Princeton University Library
32101 064054826

Digitized by Google

ANNEX LIB.

Library of

Dei Sub Numine Viget

Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Ein und dreißigſter Jahrgang.

1837.

Januar.

Wenn Geiſt mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie ſchlummernde Funken nährt,
Dann werden ſelbſt der Apollona
Eifrigſte Prieſter euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1837.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Ueberſicht des Zuſtandes derſelben in Deutſchland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufſätze über ſchöne Wiſſenſchaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neueſten belletriſtiſchen Schriften: der Romane, Schauſpiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus ſeltenen intereſſanten Werken. — Reviſion einzelner Recenſionen aus den beſten kritiſchen Blättern. — Nachricht vom Zuſtande der ausländiſchen ſchönen Literatur, beſonders der Franzöſiſchen, Engliſchen, Italieniſchen, Holländiſchen, ꝛc. — Ueberſetzungen als Proben.

II. Kunſt. Kurze Abhandlungen über Gegenſtände der Kunſt. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunſt, Gartenkunſt ꝛc., Auszüge. — Kunſtnachrichten: Theater. Periodiſche Ueberſicht des Zuſtandes der vorzüglichſten Schaubühnen in Deutſchland, Frankreich u. ſ. w. Scenen aus ungedruckten Schauſpielen. Muſik. Nachricht von neuen muſikaliſchen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geſchichte einzelner Städte und Völker. Geſelliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Univerſitäten, Meſſen, Bäder, Carnevals; zuweilen intereſſante topographiſche Schilderungen.

IV. Biographiſche Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben intereſſanter Menſchen. — Beiträge zur Bildungs-Geſchichte vorzüglicher Schriftſteller, Künſtler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handſchrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beſchäftigungen der Gelehrten, ihren Reiſen ꝛc.

V. Kleine Reiſebeſchreibungen. Auszüge aus intereſſanten größern Werken dieſer Art; kleinere Original-Aufſätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländiſchen und deutſchen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satiriſche Aufſätze. Kleine leichte Erzählungen in Proſa und Verſen; Räthſel, Charaden und dergleichen.

VIII. Beſondere Beilagen enthalten die Ueberſicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erſcheint ein Blatt. In beſondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte ſo wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren ſind im „Morgenblatt“ Aufſätze und Nachrichten über Gegenſtände der bildenden Künſte geliefert worden. Zur beſſeren Ueberſicht für Kunſtfreunde wurde ſpäter eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunſtblatts“ für dieſen Zweck beſtimmt, die jedoch in ungleichen Friſten erſchien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote ſtand.

Die Liebe zur Kunſt hat ſich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politiſchen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und geſteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen ſich davon bedeutende Wirkungen, und laſſen den erfreulichſten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitſchrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erſcheinungen im Gebiete der bildenden Kunſt gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn ſie unternimmt, das „Kunſtblatt“ in ſolcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erſcheinen zu laſſen, daß es, dieſem Bedürfniß entſprechend, den Leſern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und intereſſante Zugabe ſey, für Künſtler und Kunſtfreunde aber auch abgeſondert eine ſelbſtſtändige Zeitſchrift bilde.

Man wird zu dem Ende ſich beſtreben, zunächſt in zwei, wöchentlich erſcheinenden Blättern ſo viel möglich vollſtändige Nachrichten über das Merkwürdigſte zu ertheilen, was in Deutſchland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunſt, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur ſich ereignet, Beurtheilungen von Kunſtwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunſtgegenſtände zu liefern, und Beiträge zur Geſchichte der ältern und neuern Kunſt zu ſammeln. Hiermit ſollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunſt betreffenden Werken, ſo wie eine Ueberſicht der neueſten artiſtiſchen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendſten Schriften dieſes Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht ſeyn, das Blatt mit Umriſſen in Kupferſtich oder Steindruck befriedigend auszuſtatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfaſſer der Schrift über die Studien der griechiſchen Künſtler, übernommen.

Wir ſtellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunſt die Bitte, unſer Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufſätzen und Nachrichten kräftigſt zu unterſtützen. Beſonders erſuchen wir auch Künſtler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entſtehenden Kunſtwerken Notizen einzuſenden, damit die Ueberſicht möglichſt vollſtändig werde. In allen Beziehungen wird man ſtets den Grundſatz ſtrenger Unpartheilichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendſten kritiſchen Zeitſchriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterſchrift oder anerkannter Chiffre zu verſehen, auch für unſer Blatt feſtſtellen zu müſſen. Dies wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemeſſenen Lobes oder Tadels ſchützen, und dazu beitragen, unſrer Zeitſchrift den edlen und anſtändigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und beſonders, wo von den höchſten Fähigkeiten und Gütern des menſchlichen Geiſtes die Rede iſt, beobachtet werden ſollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunſt-Blatt“ beſtimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieſes ſo intereſſante Fach dasjenige geleiſtet werden ſoll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben ſo iſt es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum iſt zu beengt. — Wir ſehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch dieſem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unſere Leſer mit den neueſten Erſcheinungen der Literatur, die, ohne zu den ſtrengwiſſenſchaftlichen zu gehören, von allgemeinem Intereſſe ſind, bekannt machen zu können.

Dieſe gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt ſind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabſichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheiſcht natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, dieſem Zweig beſtimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichſt bereit ſind, ſo können wir dieſes bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweiſen, daß wir bloß auf die Hälfte deſſen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anſpruch machen, und für dieſe Ausdehnung mit dem kleinen Aufſchlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künſtler und Kunſtfreunde das „Kunſt-Blatt“ einzeln halten wollen, ſo wird dieſen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlaſſen. Das Gleiche gilt für einzelne Beſtellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunſt-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünſchen, koſtet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einſchluß des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“, würde alſo koſten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunſt-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Poſtamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Neujahr. 1.
Die Schwaben im Winkel. 3.
Die Vergeſſene, von Seeger. 7.
Poeſie des Dampfes, von A. Grün. 8.
Der Stellplatz, von A. Knapp. 15.
Lebensloos von Nic. Müller. 23.
Sonette zur Feier Juſtus Möſer, von A. Peters. 25.

Homonyme.

Strauß. 6.

Räthſel.

Luftſchloß. 12. — Schlotterapfel. 18. — Das Hollundermännchen. 24.

Erzählung.

Stephanie. 11 — 20.

Länder- und Völkerkunde.

Italieniſche Städtebilder. 9. 10.
Die Dampfſchiffe des amerikaniſchen Waſſers. 12 — 15.
Die Theater in Liſſabon. 21 — 26.

Reiſen.

Briefe aus der Provence im Sommer 1836. 1 — 6.

Naturgeſchichtliches.

Natur- und gewerbwiſſenſchaftliche Berichte, von Dr. Nürnberger. 7 — 11. — 20 — 23.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Das Jahr 1836 in —. 2 — 7.
Aus der Tagesgeſchichte. Die Parapluie-omnibus. 12. — Die Omnibus-reſtaurans. 18.
Einiges zur Geſchichte des engliſchen Parlaments. 16 — 19.
Das Neujahr in Paris. 24 — 26.

Korreſpondenz.

London. 1. 2. 3. 4. 5. 6. — Florenz. 2. — Dresden. 4. 5. — 25. 26. — Hamburg. 7. 8. 9. 10. 11. — Paris. 9. 10. 11. 12. 13. — 19. 20. 21. — Stuttgart. 13. 14. 15. 16. 17. — Algier. 16. 17. 18. 19. 20. — Rom. 22. 23. 24.

Kunſt-Blatt.

Nro. 1.

Landſchaften aus der Odyſſee, von Fr. Preller. — Der Triumphbogen de l'Etoile zu Paris. — Malerei. — Kunſtausſtellungen. — Muſeen und Sammlungen. — Akademien und Vereine.

(RECAP)
0902
.653
v.31, pt.1
834642
Digitized by Google

Nro. 2.

Das Pentelikon bei Athen und ſeine Marmorbrüche, von Dr. Roß. — Landſchaften aus der Odyſſee. (Fortſ.) — Nekrolog. — Akademien und Vereine. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 3.

Landſchaften der Odyſſee. (Schluß.) — Das Pentelikon bei Athen und ſeine Marmorbrüche. (Fortſ.) — Alterthümer und Ausgrabungen. — Neue Kupferſtiche, Lithographien, Holzſchnitte ꝛc.

Nro. 4.

Neue Kupferwerke. 1) La Reale Gallerie di Torino etc. — 2) E' Imp. e Reale Gallerie Pitti etc. — 3) Illustrations of modern Sculpture etc. — 4) Gallerie zu Shakeſpeare's dramatiſchen Werken. — 5) Die Schachſpieler. — Das Pentelikon bei Athen und ſeine Marmorbrüche. (Schluß.) — Aphorismen. — Literatur.

Nro. 5.

Kunſtgeſchichte. 1) An historical Essay on Architecture, by the late Thomas Hope. — 2) Geſchichte und Beſchreibung des Domes zu Mainz, von F. Wetter. — Neue Kupferſtiche. — Neue Lithographien. — Aphorismen.

Nro. 6.

Archäologie. Ueber die Gorgonentafel oder Erklärung eines etruriſchen Bronze-Reliefs in der Glyptothek zu München, von Dr. Streber. — Kunſtgeſchichte. Geſchichte und Beſchreibung des Domes zu Mainz. (Fortſ.) — Aphorismen.

Nro. 7.

Kunſtgeſchichte. Geſchichte und Beſchreibung des Domes zu Mainz. (Fortſ.) — Archäologie. Ueber die Gorgonentafel ꝛc. (Schluß.) — Perſönliches. — Akademien und Vereine.

Nro. 8.

Kunſthiſtoriſches aus Italien. — Kunſtgeſchichte. Geſchichte und Beſchreibung des Domes zu Mainz. (Fortſ.) — Akademien und Vereine. — Muſeen und Sammlungen. — Bauwerke.

Nro. 9.

Kunſtgeſchichte. Geſchichte und Beſchreibung des Domes zu Mainz. (Schluß.) — Kunſthiſtoriſches aus Italien. (Schluß.) — Nachträgliches zu der Abhandlung über den Pallaſt von Urbino. — Bauwerke. — Bildnerei. — Denkmäler. — Medaillenkunde. — Malerei.

Literatur-Blatt.

Nro. 1.

Lyriſche Dichtkunſt. 1) Geſammelte Gedichte von Fr. Rückert.

Nro. 2.

Lyriſche Dichtkunſt. 2) Gedichte von Julius Moſen. — Biographie. Karl von Hohenhauſen. Untergang eines Jünglings von achtzehn Jahren.

Nro. 3.

Biographie. Karl von Hohenhauſen. (Schluß.) — Lyriſche Dichtkunſt. 3) Gedichte von Karl Jacht.

Nro. 4.

Lyriſche Dichtkunſt. 4) Shakeſpeare-Almanach, herausgegeben von G. Regis. — 5) Poetiſche Reiſetabletten aus Italien, Tyrol, Deutſchland, dem Elſaſſe und der Schweiz, von J. B. Rouſſeau. — 6) Gedichte von Chriſtian Wurm.

Nro. 5.

Lyriſche Dichtkunſt. 7) Geſchichte der osmaniſchen Dichtkunſt bis auf unſere Zeit. Mit einer Blüthenleſe aus 2200 Dichtern, von Hammer-Purgſtall.

Nro. 6.

Lyriſche Dichtkunſt. 7) Geſchichte der osmaniſchen Dichtkunſt bis auf unſere Zeit. (Schluß.) — 8) Duftkörner aus perſiſchen Dichtern, geſammelt von Hammer-Purgſtall. — 9) Fünfzig alte und neue deutſche Volkslieder und ihre Singweiſen, mit Klavier- und Harfen-Begleitung verſehen und herausgegeben von Sophie Plath, geb. Krauſe.

Nro. 7.

Orientaliſche Literatur. Ueber die Länderverwaltung unter dem Chalifate, von J. v. Hammer. — Lyriſche Dichtkunſt. 10) Gedichte von Heinrich Wenzel.

Nro. 8.

Lyriſche Dichtkunſt. 11) Schutt. Dichtungen von Anaſtaſius Grün. — 12) Lyriſche Blätter von Johann N. Vogl.

Nro. 9.

Lyriſche Dichtkunſt. 13) Adam Mickiewicz ſämmtliche Werke. — 14) Saggio d'una versione italiana delle poesie di Uhland dell abate Nicola Negrelli. — Geſchichte. Sanchuniathons Urgeſchichte der Phönizier, in einem Auszuge aus der wiederaufgefundenen Handſchrift von Philos vollſtändiger Ueberſetzung. Nebſt Bemerkungen von Fr. Wagenfeld. Mit einem Vorwort von Dr. G. F. Grotefend. — Die Sanchuniathoniſche Streitfrage, nach ungedruckten Briefen gewürdigt von Dr. C. L. Grotefend.

Nro. 10.

Geſchichte. 1) Martin Luthers Leben, von G. Pfizer. — Lyriſche Dichtkunſt. 15) Gedichte von Heinrich Beitzke.

Nro. 11.

Geſchichte. 2) Das Leben Johann Calvins, des großen Reformators. Mit Benutzung der handſchriftlichen Urkunden von Paul Henry. — 3) Hieronymus Savonarola und ſeine Zeit. Aus den Quellen dargeſtellt von A. G. Rudelbach. — 4) Johann Weſſel, ein Vorgänger Luthers. Zur Charakteriſtik der chriſtlichen Kirche und Theologie in ihrem Uebergange aus dem Mittelalter in die Reformationszeit, von Prof. Ullmann. — 5) Geſchichte des Tridentiniſchen Conciliums von Cardinal Sforza Pallavicini. Aus dem Italieniſchen überſezt von Th. Fr. Klitſche. — Lyriſche Dichtkunſt. 16) Venetianiſche Nächte, von Ida Gräfin Hahn-Hahn. — 17) Neue Gedichte, von Derſelben.

Digitized by Google

№ 1.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 2. Januar 1837.

Sehet, das Neue
Findet uns neu!
Goethe.

Neujahr.

Neujahr iſt herangekommen,
Und die Herzen ſchlagen neu,
Neue Hoffnung iſt erglommen,
Jeder ſtille Wunſch wird frei.

Wunderlich ſind wir gefahren
Auf des Jahres Strom dahin,
Mühe durfte Keiner ſparen,
Mußten oft den Nachen ziehn.

Winde tobten, Wogen ſchäumten,
Segel riß, es brach das Tau;
Wenn wir uns verloren träumten,
Ward der Himmel wieder blau.

Aber wenn an grünen Fluren
Prangend bunt im Blumenkleid
Wir im Flug vorüberfuhren,
Da vergaß ſich alles Leid.

Bäume nickten her von ſchönem
Strand ſich wiegend klein und groß,
Warfen launig Dem und Jenem
Goldne Aepfel in den Schoß.

Und da weinten wohl die Einen,
Wenn die Andern hell gelacht;
Wollte Dem kein Glück erſcheinen,
Hat es Jenen froh gemacht.

Die da weinen, die da lachen,
Stehn nun all an Einem Ziel,
Und es rüſtet ſich der Nachen,
Neu zu gehn in's Wellenſpiel.

Neues Jahr und neues Leben,
Neue Fahrt und neuer Strand,
Neues Forſchen, wem gegeben,
Wem verſagt das goldne Pfand.

Laßt das Forſchen, laßt das Fragen,
Keinem wird es doch bekannt,
Keiner hat mit Wunſch und Klagen
Sich das Glück in's Haus gebannt.

Werfet, was die Fahrt verſtöret,
Ohne Schonen über Bord,
All der Wuſt hinausgekehret
Sey mit Einem kecken Wort!

Digitized by Google

Neuen Maſt und neue Segel,
Neuen Anker, neues Tau!
Fröhlich, wie des Himmels Vögel
Steuern durch das lichte Blau,

Ohne Furcht vor Felſenriffen,
Kraft im Arm für jede Fahr,
Neu erfriſcht, gerüſtet ſchiffen
Wir hinein in's neue Jahr!

Briefe aus der Provence im Sommer 1836.

Wir hatten uns botaniſirend und mineralogiſirend einen Monat in der Auvergne herumgetrieben, und wollten nun wieder unſeres Lebens froh werden; deßhalb wandten wir uns weder nach Lyon noch nach Paris, ſondern in die ſonnige Provence, die freilich auch arg ausgeartet iſt, an die man aber doch nie ohne eine gewiſſe Sehnſucht denken kann.

Bei der kleinen Stadt Tournon, gegenüber dem weltberühmten Weingelände der Ermitage, unter einer Eiſendrahtbrücke erwarteten wir das von Lyon die Rhone herabkommende Dampfboot, das uns mitnehmen und in die Provence führen ſollte. Bei dieſer Einſchiffung iſt kein Augenblick zu verlieren. So wie man in der Ferne den Rauch erblickt, muß in einen Kahn geſtiegen und ſchief mitten in den Strom hineingefahren werden. Im Nu iſt das Dampfſchiff da, hält einen Augenblick an und wirft uns einen Strick zu; kaum aber ſind wir hinaufgeſtiegen, ſo brauſen und ſauſen die Räder wieder herum, und die Doppelkraft, die Gewalt des Stroms und des Dampfs, reißt uns ſo ſchnell fort, daß uns Tournon bald aus den Augen iſt. Das Boot geht Morgens von Lyon ab, fährt an acht Departements vorüber und kommt Abends bei guter Zeit in Arles an, macht alſo in dieſer Zeit ſiebenzig Poſtlieues. Mit ungemeiner Keckheit wagt es ſich in die Mitte des reißenden Stroms, als wenn da keine Hinderniſſe und Gefahren zu fürchten wären. Freilich iſt ein Pilot an Bord, der alle bedenklichen Oertlichkeiten des Fluſſes kennt und das Boot raſch bald rechts, bald links leitet; ſo vermeidet es Klippen, Sandbänke und ſeichte Stellen, und wenn ſich der Strom theilt, ſo fährt es in den tiefſten Arm. Um die Schnelligkeit zu ermeſſen, mit der es fortſchießt, braucht man nur einen Baum oder Strauch am Ufer in's Auge zu faſſen; ein kurz vorher noch entfernter Punkt kommt mit Macht heran und ſchießt im Nu vorbei. Es iſt, als würde man nur von dem Gedanken, weiter zu eilen, fortgetrieben; Alles gehorcht einer unſichtbaren Macht. Da wo Kahnüberfahrten ſind, legt ſich das mächtige Kamin immer mehr zurück, und endlich fährt das Boot mit unglaublicher Schnelligkeit unter dem von einem Ufer zum andern ausgeſpannten Seil weg; man meint, dies Seil werde von einem Orkan getrieben. Nichts ſonderbarer, als wenn dem pfeilſchnellen Dampfboot Züge von Kähnen begegnen, die Waaren in die ſüdlichen Departements geführt haben und nun zurückkommen; ſie werden mühſam von zehn, zwölf, zwanzig bis fünf-und-zwanzig Pferden gezogen, und nebenher gehen ſchreiend, fluchend und peitſchend die Fuhrleute bald am Ufer, bald im Fluß ſelbſt.

So fuhren wir an Valence und Montélimart, an der Mündung der Iſère und der Drôme vorüber, und glücklicherweiſe auch ſchnell an dem armſeligen, ſteinigten rechten Ufer. Die Brücke von St. Esprit iſt eine Epiſode dieſer ſchnellen Reiſe, die ohne Dampfboote ſo lang und ſo langweilig wäre. Da ſieht man auf einmal eine Reihe geſchmackvoller, aber ſo enger Schwibbögen, daß ſie eigens dahin geſtellt ſcheinen, um alle Schifffahrt auf der Rhone unmöglich zu machen; auf keinen Fall ſind ſie gebaut, um Dampfſchiffe hindurch gehen zu laſſen. Glücklicherweiſe iſt bei der Geſchicklichkeit der Piloten hier nie ein Unfall geſchehen, es wäre aber doch möglich, und bei der reißenden Schnelle der Fahrt läßt ſich denken, wie das Boot zertrümmert werden würde, wenn es die Durchfahrt nicht recht träfe und von den überdies reißenden Wellen gegen einen Pfeiler getrieben würde. Jedermann ſieht dies ein, darum eilt Alles auf das Verdeck und richtet lautlos die Augen nach der Prora des Schiffs, bis es glücklich unter der Brücke weg iſt, dann athmet man wieder freier und froher.

Da wo die Rhone eine Biegung macht, ſahen wir auf einmal Avignon vor uns liegen. Die mittägliche Sonne läßt die alten Mauern und Thürme hell glänzen, ebenſo den großen, herrſchenden Pallaſt. Das Volk eilt in Menge an's Ufer, Packträger mit braunen, ſüdlichen, ausdrucksvollen Geſichtern klettern von allen Seiten auf das Boot, als wollten ſie es durch Entern nehmen, ſie bemächtigen ſich auch unſerer Perſonen und Gepäcke, ſie ſprechen und ſchreien entſetzlich viel, ſind aber doch ſo ehrlich, alle Augenblicke auf der Straße ſtille zu ſtehen, um uns zu erwarten; endlich wollen ſie uns in ihre reſpektiven Gaſthöfe bringen, denn Jeder hat den ſeinigen; darüber entſteht aber Streit, denn wir wollen zuſammen bleiben und uns nicht trennen laſſen, am wenigſten von dieſen Lazzaronis. Die Sache ging aber nicht ohne Schwierigkeiten ab, denn an einem Gaſthof hatte der Garçon unten an der Hausthüre auf die ankommenden Fremden gewartet und bereits meinen Mantelſack in Empfang genommen, dieſen mußte er nun aber wieder

Digitized by Google

herausgeben, da unſer Sinn nach einem andern Gaſthof ſtand, den man uns auf dem Dampfboot empfohlen hatte.

Avignon, das durch den Traktat von Tolentino vom Pabſt an Frankreich abgetreten wurde, zeigt wenig Spuren ſeiner ehemaligen Wichtigkeit. Unter der Regierung der päbſtlichen Legaten zahlte die Grafſchaft Venaiſſin faſt gar keine Steuern, war aber dafür in einen todähnlichen Zuſtand verſunken, in dem Alles darnieder lag. Jezt zahlt das Land viel Steuern, erfreut ſich aber dabei eines thätigen Handels und einer regen Induſtrie, wobei die Bevölkerung bedeutend zunimmt und auch der Ackerbau gedeiht. Die Seidenfabrikation und der Krappbau bringen viel Geld in Umlauf, beſonders lezterer. Der Krapp aus dem Comtat (Grafſchaft Venaiſſin) iſt von beſſerer Qualität als der in Elſaß und Holland, darum geht er die Rhone hinunter und wird nach allen Theilen Europas verſchickt. Die in ihre Geſchäfte und Korreſpondenzen verſunkenen Kaufleute, die ſich an der Seidenzucht und am Krappbau bereichernden Einwohner bekümmern ſich wenig um die Erinnerung an Clemens V., an alle Päbſte und Gegenpäbſte, die Avignon bewohnten, ja eben ſo wenig um Petrarka und Laura, von denen nur gar wenige hieſige Einwohner einige traditionelle Kenntniß haben und ſich gar komiſch über Beide äußern, wenn Fremde darnach fragen. Mir erwiderte eine ziemlich anſehnliche Kaufmannsfrau, an deren alterthümlichen Haus, ganz in der Nähe des weiland päbſtlichen Pallaſts, Petrarka gewiß oft vorbeiging: „Je suis bien aise, que vous connoissiez Mr. Petra; c'est un excellent homme, il fait dans les draps, mais il ne nous a jamais amené Madame. Elle s'appèle Laure? Quelle drôle de nom pour une Dame! est elle aussi de Beaucaire?“

Bekanntlich bewog der Einfluß Philipps des Schönen von Frankreich die Päbſte, Rom zu verlaſſen und in Frankreich ihren Wohnſitz aufzuſchlagen; hier kauften ſie Avignon von der Königin Johanna von Neapel und ließen ſich da nieder. Rom war nun faſt ganz verlaſſen und regierte ſich ſelbſt; Rienzi's Unternehmen konnte ihnen auch ſchwerlich Luſt machen, dahin zurückzukehren. Endlich aber drangen die Italiener auf dieſe Rückkehr, und da ihnen dies nichts half, ſo ernannten ſie einen Italiener zum Pabſt, dem die Cardinäle in Avignon einen andern entgegenſezten. So entſtanden denn zwei päbſtliche Linien, wo einer immer auf den andern folgte. Dieſe beiden Linien theilten ſich in Europa. Der zuerſt in Avignon zum Pabſt gewählte Cardinal hatte freilich verſprochen, er wolle ſeine Würde niederlegen, wenn es das Wohl der Chriſtenheit erheiſche; gar bald hatte er aber ſeine Zuſage vergeſſen. Die Unordnung und der Scandal ſtiegen auf den höchſten Grad, als gar ein dritter Pabſt aufſtand und die ſchon ſo beſtrittene Würde für ſich in Anſpruch nahm, wodurch dann eine dritte Pabſtlinie entſtanden wäre. Endlich kam das Concilium von Conſtanz und warf alle Nebenpäbſte über den Haufen. Durch große Strenge ſtellte es die Einheit der damals ſchon zerfallenden katholiſchen Kirche wieder her, und verzögerte die Reformation, die ſich ankündigte.

Der alte päbſtliche Pallaſt iſt jezt eine Kaſerne; in ſeinen weiten Hallen und Gemächern ſieht man keine langen, weiten, faltigen Gewänder, keine viereckigen Mützen, keine Kardinalshüte und Biſchofsmützen mehr, wohl aber knappe, bunte franzöſiſche Uniformen, zuſammengeſtellte Flinten, Tſchakos, mit viel Wind und Lärm. Die wenigen Traditionen, die ſich bei den Lohnbedienten über den päbſtlichen Hof in Avignon erhalten haben, ſind dieſem keineswegs günſtig. So führte man uns in einen Saal, der noch jezt salle brulée genannt wird; denn darin ſoll ein Pabſt — welcher, konnten wir nicht erfahren — mehrere Familien zu einem Gaſtmahle vereinigt, und um ſich an ihnen zu rächen, mit einem Theil des Pallaſts verbrannt haben. Und doch zeigte man uns dieſen Saal! In einem andern Theil des Pallaſtes wurden wir in einen Saal geführt, in dem die Inquiſition ihre Sitzungen gehalten haben ſoll, und wo die Angeklagten der Tortour unterworfen wurden. Nicht weit davon iſt ein Ort, wo man ſie hinrichtete: hier öffnet ſich ein unterirdiſcher Gang, der — ein päbſtlicher Tunnel — unter dem Rhonebett weg nach dem Flecken Villeneuve-des-Avignon führte, wo in einem gewiſſen Hauſe alles aus- und eingelaſſen wurde, was ſich nicht überall im Pallaſte des Pabſtes ſehen laſſen durfte, und doch war dort die Frechheit weit gediehen.

Am Abend gingen wir über die Brücke nach einer Inſel, die gegenüber von der Rhone gebildet wird. Hier ſieht man recht das ungeheure päbſtliche, über die Stadt herrſchende Schloß. Der Widerſchein der untergehenden Sonne ſezte die großen gothiſchen Fenſter des Pallaſtes in Gluth, wo Clemens V., Innocens und die Urbane gewohnt hatten, von wo aus ſo viel Bullen in die Welt geſchleudert, wo über ſo viel geiſtliche und weltliche Fragen geſtritten worden war, als noch die ganze chriſtliche Welt die Augen auf jenen Hof heftete, den Petrarch und ſo viel gleichzeitige Schriftſteller als den Sitz des Luxus und der tiefſten Sittenverderbniß bezeichnen und mit dem Namen des neuen Babylons belegen. Auch aus der neuern Zeit knüpfen ſich traurige und gehäſſige Erinnerungen an dieſe Mauern. Ein Thurm des Pallaſtes hieß la Glacière, wo der wilde Jourdan ſo viele unſchuldige Opfer ſchlachten ließ, und noch ſieht man an den Wänden Spuren von den damals hier vergoſſenen Blutſtrömen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, December.

Mißhandlung des Buchhändlers Fraſer.

In derſelben Stunde, wo ein groſser Theil der loyalen Preußen — man würde in England nach hier gebräuchlicher, charakteriſtiſcher Claſſifikation ſagen, der Adel, der Reichthum und der Verſtand des Königreichs — auf die Geſundheit ihres guten Königs aß und trank, am diesjährigen dritten Auguſt, trug ſich auf hieſiger Regentſtraße in einem ſtattlichen Buchhändlergewölbe etwas zu, was ich, trotz des Aufſehens, das es damals gemacht, bis heute unerwähnt gelaſſen habe, weil ich den Erfolg der Sache abwarten wollte. — Ein gewiſſer Herr Grantley Berkeley fand ſich bewogen, um zwei Uhr Nachmittags dem Buchhändler Fraſer in ſeinem Gewölbe auf der Regentſtraße einen Beſuch abzuſtatten. Beſucher und Beſuchter kannten ſich gegenſeitig gar nicht, wenigſtens nicht von Perſon, und jener hatte die genannte Stunde wahrſcheinlich deßhalb gewählt, weil er irgendwie erfahren, daß zu ſolcher Fraſers Leute ihr Mittagsmahl zu halten und daher Fraſer meiſt allein zu ſeyn pflege. Er war von ſeinem Bruder, Craven Berkeley, und einem Freunde begleitet, und hatte als Anführer der Compagnie ein Armaturſtück, dergleichen bei der engliſchen Armee, die bekanntlich auf derbe Correctionsmittel hält, die Pferdebändiger führen. Das Ding hat ganz das Ausſehen einer langen Reitgerte, iſt aber eindringlicher, als die biegſamſte Birkenruthe, hat einen Griff, der, gleich einem Schulſattel, hinten und vorne erhaben gepolſtert iſt, um deſto feſter in der umſpannenden Hand zu liegen, und iſt vom Stiele nach der Spitze mit dick anfangendem und in allmählicher Abſtufung ſchwach endigendem Drahte umflochten, während die ſogenannte Schwippe, bei anſtändigen Reitpeitſchen ein ſeidenes Schnürchen, hier aus einer beliebigen Zahl dünner, in Knoten gebundener Lederriemen beſteht. Dieſe Annehmlichkeit hatte Berkeley unter den Rock geknöpft. Als Offizier mit taktiſchen Anordnungen vertraut, poſtirte er, ſo wie er vor Fraſers Gewölbe angekommen war und ein Blick durch die hohen, polirten Fenſter ihm die kleine, einſame Geſtalt des Buchhändlers zeigte, ſeine Begleiter vor die Thüre und trat ein. Ehe noch der friedliche Fraſer von einem Ueberfalle die entfernteſte Ahnung hatte, legte ihm Grantley Berkeley ſeine ſchwere Fauſt ſo unſanft auf die rechte Schläfe, daß er augenblicklich zu Boden ſtürzte. Ueberraſcht zwar, doch nicht ohne Geiſtesgegenwart, wollte Fraſer wieder aufſtehen; allein der Feind über ihm packte ihn gewaltig mit der Linken beim Kragen, hielt ihn nieder und ohrfeigte ihn mit der Rechten. Sey es, daß Berkeley plötzlich ſeine adelige Hand durch die Berührung eines Bürgerlichen zu entweihen fürchtete, oder daß er ſich jezt erſt des genannten Inſtruments erinnerte, mit raſchem Griffe zog er die Drähterne hervor und ließ ſie in ſchnellen Schwingungen auf den bereits blutenden Gegner niederfallen; gleichviel, ob aus Uebereilung oder mit Vorbedacht, hatte er das Werkzeug ſeiner Rache am ſchwachen Ende gefaßt, und die ſchweren Schläge des harten Griffs raubten dem Mißhandelten die Beſinnung. Grantley eilte, ſie ihm zurückzugeben; er drehte die Peitſche um, faßte ſie beim Griffe und hieb auf den am Boden Liegenden ſo wirkſam ein, daß der erſte Hieb den rechten Backen von der Schläfe bis an's Kinn aufriß. Das Mittel wirkte: Fraſer ſtieß einen gellenden Schmerzensſchrei aus, und vielleicht weniger, weil er die Gefahr ſah, die ſeinen Augen drohte, als weil ein natürlicher Inſtinkt ſie ihn fühlen ließ, bedeckte er das Geſicht mit ſeiner linken Hand. Das Licht ſeiner Augen wurde dadurch gerettet, aber in die Hand zeichnete die fortwährend geſchwungene Peitſche tiefe, blutige Schnitte. Wenn London das iſt, was in London voll heißt, ſo zeigt ſich ſolches in keinem Theile der Stadt mehr, als in der Regentſtraße. Da drängen ſich Reihen von Wagen auf und nieder, und die breiten Trottoirs ſind für die Maſſe der Fußgänger zu ſchmal. Am lezten dritten Auguſt aber war London noch immer voll, und ſo mußte der Vorfall in Fraſers Gewölbe von den Vorübergehenden ſogleich wahrgenommen, ſein Schmerzensruf von ihnen gehört und die Zahl der ſtehen Bleibenden mit jedem Augenblicke größer werden. Bald fanden ſich auch barmherzige Seelen, welche der Anblick entrüſtete, der Anblick eines ſchwachen, zu Boden geworfenen Menſchen und eines mitleidslos ihn geiſelnden Rieſen. Der gewöhnliche Ausruf des Engländers, wenn ein öffentliches Ungebührniß ihn empört, der Ruf: shame! shame! ging von Mund zu Mund, und Einige, die dem Mißhandelten mit ihren Fäuſten nützlicher zu ſeyn meinten, als mit paſſiver Theilnahme, wollten durch die Thüre ihm zu Hülfe. Doch da ſtand der Nachtrab, die eingeſtemmten Arme tapfer zur Abwehr gebrauchend. Zwei, drei wurden kräftig zurückgewieſen; da bat ein handfeſter Wagenfabrikant höflich, ihn in's Gewölbe zu laſſen: Antwort ein Fauſtſchlag, der ihn aus dem Gleichgewichte auf die Knie brachte. Damit nicht zufrieden, warf der Wache haltende Freund ſich in Boxerattitüde und forderte männiglich zum Kampfe. Das iſt für jeden Engländer, der boxen kann, und in der Regel können das die Meiſten, eine verführeriſche Lockung. Doch der Wagenbauer widerſtand ihr, ſprang auf, ſchleuderte den, ſo kunſtwidrigen Angriff nicht erwartenden Vorluſtigen auf die Seite, warf die Thüre und zugleich den dahinter ſtehenden Craven Berkeley zurück und fiel dem andern Bruder in den vibrirenden Arm. Wäre Fraſer nicht von Schmerz und Blutverluſt erſchöpft geweſen, ſo hätte es ihm nicht verargt werden können, wenn er den Moment, wo ſein Peiniger von ihm ablaſſen mußte, dazu benuzt hätte, ihm die nächſte Papierſcheere in den Leib zu rennen, auch würde er für den Fall der Tödtung wahrſcheinlich ohne Strafe davon gekommen ſeyn; allein zu erſchöpft oder betäubt, dachte er nur an Flucht, und während ſein Retter mit Grantley Berkeley rang, ſuchte er die Thüre zu gewinnen. Dieſe aber hatte Craven inzwiſchen wieder geſchloſſen, und als Fraſer ſich ihm näherte, faßte er ihn bei der Bruſt und rief, ihn zurückſtoßend, ſeinem Bruder zu: damn him, Grantley! give it him, give it him well! Der Skandal endigte, wie in gut polizirten Staaten dergleichen immer zu enden pflegt, durch Einmiſchung der Polizei und mit Verhaftung der drei Herren. Es iſt wahr, ſie ergaben ſich ohne den geringſten Widerſtand einem einzigen Polizeidiener; doch kann ihnen dies nicht als Loyalität angerechnet werden. Abgeſehen, daß die geringſte Widerſetzlichkeit den Diener des Geſetzes berechtigt haben würde, ſeinen kurzen Stab — truncheon genannt, eine eben ſo praktiſche, als furchtbare Waffe — mit ihren Köpfen in Berührung zu bringen, wäre es doch auch in der That zu arg geweſen, wenn zwei Männer, wie die beiden Berkeley, die Offiziere auf halbem Solde und wohlbeſtallte Friedensrichter ſind, ſich gegen die Handhaber der Gerechtigkeit aufgelehnt und ſich der Gefahr ausgeſezt hätten, bei ihrer nächſten Continentalreiſe als geprügelte Offiziere aus allem militäriſchem Umgange verſtoßen zu werden. Außerdem wußten ſie, daß der Polizeidiener, ſobald er ſich in der Minorität ſah, nur ſeine Schnurre raſſeln zu laſſen brauchte, um in wenigen Minuten durch ſie die Majorität zu erhalten, und was ſie gethan, konnte ja nach engliſchem Rechte mit Geld gebüßt werden. (Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 2.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienstag, den 3. Januar 1837.

Wer fertig iſt, dem iſt nichts recht zu machen,
Ein Werdender wird immer dankbar ſeyn.

Goethe.

Das Jahr 1836 in . . . .

N. in Deutſchland. December.

Man wundert ſich hier ſehr, daß in Ihren Blättern ſo äußerſt ſelten von unſerer guten Stadt die Rede iſt, und doch können Sie aus jeder guten Statiſtik der deutſchen Bundesſtaaten erſehen, daß bei uns die Kultur in allem utile et dulce die Durchſchnittshöhe erreicht hat; wir ſelbſt meinen allerdings, es in Manchem noch etwas weiter gebracht zu haben. Wir beſitzen Wohlthätigkeitsanſtalten und Vereine zu ſchönen Zwecken aller Art: für Geſang und entlaſſene Sträflinge, für Denkmäler und Armenſuppen; wir haben Kunſt- und Gewerbevereine und Ausſtellungen, wir greifen der Kunſt unter die Arme durch Verlooſung von Gemälden, der Armuth durch Verlooſung von Geldbörſen und Ofenſchirmen; wir haben in Kunſt und Wiſſenſchaft hochſtehende Männer, Poeten und Schriftſteller; wir machen aber nach beſcheidener deutſcher Weiſe nicht viel aus ihnen und leſen ihre Werke nicht; wir bauen Häuſer in allen Stylen und in gar keinem, wir verſchönern Kirchen, Plätze und Promenaden und verſichern jedem Fremden, wenn er vor zehn Jahren hier geweſen wäre, würde er die Stadt gar nicht mehr kennen; wir haben endlich eine Kunſtanſtalt, einen „Tempel Thaliens,“ in welchem der Himmelstochter nicht allein auf das Anſtändigſte, ſondern auf eine allen billigen Anſprüchen vollkommen genügende Weiſe geopfert wird, eine Bühne, deren Intendant kein Opfer ſcheut und mit dem rühmlichſten Eifer darnach ſtrebt, es zu machen wie alle andern. Sie ſehen, wir böten ſo gut als jede andere der ausgezeichneteren Städte Deutſchlands hie und da Stoff genug zu einem der Berichte, welche, ſo treu als anziehend, Bilder aus dem deutſchen öffentlichen Leben Laterna-magica-artig vor den Blicken des Leſepublikums vorüberführen. Es drängt mich wirklich, die Lücke auszufüllen, und ich faſſe in einer kurzen Ueberſicht zuſammen, was uns in dem eben ablaufenden Jahre vorzugsweiſe bewegt hat.

Ein reiches Jahr! Wir haben auf unſerer Bühne mehrere neue Stücke geſehen, die nicht direkt aus dem Franzöſiſchen gezogen waren, wir haben die Vorzeichen einer bedenklichen Revolution in der weiblichen Kleidung erlebt, wir haben an Eiſenbahnen gedacht und dabei Manches nicht bedacht, wir ſind es müde geworden, den Märſchen und Gegenmärſchen der kriegführenden Parteien in Spanien auf der Karte zu folgen, und haben ſie ihrem Schickſal überlaſſen, wir haben noch immer nicht recht verſtanden, was das junge Deutſchland eigentlich bedeuten ſoll, wir haben uns vor der Cholera gefürchtet und den Anſteckungsglauben aufgegeben, wir haben an Sir John

Herſchels Entdeckungen im Mond geglaubt und nicht gewußt, ob wir an die Homöopathie glauben ſollen.

A Diis initium! zuerſt vom Theater. — O ſüßes „O, oder vielmehr □, von Holz" in meiner Vaterſtadt, da ich noch jung war! O Phantaſie der Jugend, du nur zu früh getrübter Zauberſpiegel! Nie mehr genieße ich der ſüßeſten, der mächtigſten Kunſt wie damals, da ihre geringſten Diener in Beſcheidenheit, in Naivetät, und im ernſtlichſten Beſtreben, ſich für den gütigen Zuſpruch dankbar zu erweiſen, an meinen regen Sinnen, an meinem jungen Herzen die Stücke vorüberführten, welche jezt der Spott der Gebildeten ſind, oder nur noch um einer ſogenannten dankbaren Rolle willen von einem vornehmen Mimen aus der Polterkammer gezogen werden. Ich ſchwärmte für die Kunſt, aber auch die Künſtler beſchäftigten mich bedeutend, und nun vollends die Schauſpielerinnen! Ich ſah hie und da eine bei Tag am Fenſter — bleich, hohläugig, und doch wie myſtiſch-anziehend! Tagsgeſpenſter, denen erſt Abends hinter den Lampen das Herz ſchlug, das warme Blut in die Wangen ſchoß und das Feuer aus den Augen ſprühte. Noch weiß ich, mit welcher Ehrfurcht ich der Directrice, wenn ſie mit rothen Wangen, mit prächtig geſchwungenen Augbraunen und in unbeſchreiblichem Koſtüm an der Kaſſe ſtand, meine Groſchen in die weiße Hand drückte. Der Beſuch des Theaters war indeſſen ein ſelten geſtatteter Genuß; immer aber umſchwärmten wir das Bretterhaus, und ſuchten wenigſtens einen Lichtſchimmer aus dem Innern oder ein Stück halbverklungenes Pathos zu erhaſchen. Oft überwog der Muthwille den Reſpekt; wir ſprizten durch die Aſtlöcher Waſſer in's Heiligthum oder ſtachen die zwiſchen den Couliſſen und der Wand eng rangirten, zum Auftritt bereiten Schauſpieler mit ſpitzem Holze in die ſpaniſch bekleideten Beine. Wurde es dann zu arg, ſo machte wohl der Direktor mit dem Stock in der Hand einen Ausfall, und nahm ſich, wenn er ſo in Rittertracht, mit hochrothem Geſicht und pechſchwarzem Bart an Gottes helle Sonne herausfuhr, höchſt ſeltſam aus; wir flohen, lachten ihn aus und bewunderten ihn, und wenn er wieder hineinging und die Thüre ſchloß, war mir, als ob der Himmliſchen einer wieder zum Olymp entſchwebte. — Jezt aber, da ich des Glücks genieße, faſt täglich den glänzenden Vorſtellungen einer der erſten Bühnen beizuwohnen, wo mehrere Heroen in den verſchiedenen Kunſtfächern auf dunkler Folie in prachtvollem Lichte glänzen, jezt nehme ich eine Priſe aus der Doſe unſeres erſten Helden ohne die geringſte Emotion, und denke nicht das Mindeſte dabei, wenn ich unſere Primadonna frage, wie ſie nach der Anſtrengung in Robert dem Teufel geſchlafen habe. Und wie oft, Gott verzeihe mir, wenn ich läſtere! habe ich mich in die armſelige Bude gewünſcht, wo ſich links hinter der erſten Couliſſe ſtets die Hand ſammt Buch des Souffleurs präſentirte und den Takt zu der Vorſtellung ſchlug! Die Schauſpieler des ärmſten Impreſario im deutſchen Reich rührten, entzückten, täuſchten mich, und waren gewiß keine „denkenden Künſtler." Und jezt — bin nur ich jezt ein Anderer, oder iſt die dramatiſche Kunſt in der kurzen Spanne eines halben Menſchenlebens ſchwach und ſtumpf geworden?

(Die Fortſetzung folgt.)

Briefe aus der Provence im Sommer 1836.

(Fortſetzung.)

Vor unſern Augen ſtand die alte Brücke, von der einige Schwibbögen zerſtört ſind, und die ausſieht wie ein Monument aus lang vergangener Zeit. Bei ihrem Anblick vergißt man gern das neue Avignon, ſeine Seide, ſeinen Krapp, ſeine Fabriken und ähnliche Anſtalten, um wenigſtens für einen Augenblick den Erinnerungen an die Scenen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert zu leben. Ueber dieſe jezt zerſtörte Brücke zogen die päbſtlichen Legaten, wenn ſie von ihren Geſandtſchaftsreiſen in allen Theilen Europas zurückkamen, darüber zogen die vielen Fürſten und hohen Herrn, die nach Avignon eilten, um dem Pabſte ihre Huldigung darzubringen. Sein Pallaſt wimmelte von Geiſtlichen jeden Rangs, aller Farben und aller Länder, von vornehmen und geringen Intrikanten, Sollicitanten und müſſigen Prälaten. Was mußte der Herr des Hauſes nicht alles thun, um alle dieſe Könige, Fürſten und Herrn an ſich zu feſſeln, um ſie in Gehorſam zu erhalten und ſeinen Nebenbuhlern mit Erfolg entgegen zu arbeiten.

Bei dieſem Zurückverſetzen in eine längſt entſchwundene Zeit wurde ich nicht froh; da fiel es mir ein, auszukundſchaften, ob Avignon noch den alten Ruf wegen ſeiner ſchönen Frauen und Mädchen verdiene? In den Straßen, auf den Spaziergängen, an den Fenſtern ſah ich einmal nichts als franzöſiſches Mittelgut, wie in Paris und Lyon: hübſche, feine Züge, aber weder in Form noch in Farbe und Ausdruck etwas Bedeutendes, Hinreißendes, wie in Rom, Venedig und Genua. Darauf ging ich in meinen Anſprüchen herunter und verlangte nichts mehr zu ſehen, als ein niedliches Thümmelſches Klärchen. Aber auch ſo wohl ſollte mir nicht werden, nur am Abend im Theater lächelte und winkte mir ein ſchönes Geſicht auf ſchöner Büſte aus einer der obern Logen zu; ich erkundigte mich und erfuhr, daß die Odaliske aus — Spanien ſey, und zwar aus Barzellona, das viel ähnliche Artikel in das ſüdliche Frankreich und nach Paris liefert.

In unſerm Gaſthof war eine artige Table d'Hôte, die in der Provinz in Frankreich eine ganz eigene Phyſiognomie hat, und wohl einige Bemerkungen verdient.

Hier findet man eine Art improviſirter oder Stegreif-familie. Das Angenehme, Behagliche und Unbegreifliche daran iſt eine Zuthulichkeit und Vertraulichkeit ohne allen Rückhalt, ein „wie zu Hauſe ſeyn,“ nach dem ſich jeder neu Angekommene richtet, das Jeder benuzt, das aber doch keine der vielen Unannehmlichkeiten des eigentlichen „Zuhauſeſeyns“ in Frankreich hat. Es iſt eine Heimath ohne Hund und Kaze, ohne Hausfreund, ohne Hauspoeten, ohne Nachbar, ohne Portier, ohne Bonne und ohne Wachbillets. Außerdem ſieht man nirgends die Welt offener, richtiger gezeichnet und richtiger gefärbt als hier, wenn man nur ein Bischen Beobachtungsgabe und Beobachtungsluſt hat. Den altherkömmlichen Vorſchneider und etwa einen Reiſecommis ausgenommen, der ſchon einige Zeit hier iſt, erneut ſich hier alle Tage das Eß- und Trinkperſonal. Jeder anfahrende Wagen ladet ſeine Sammlung von Eſſern aus und ein, lauter Leute, die einander nicht kennen, die zuſammen in den Rollkaſten eingeſchachtelt werden, ſich ſchnell nähern und wieder verlaſſen, unterwegs ab- und zugehen, ſich vermindern, Neue aufnehmen und nach ihrer gegenſeitigen Vertraulichkeit alte, vertraute Freunde und Bekannte ſcheinen. Unmöglich iſt's, eine Table d'Hôte im Einzelnen zu beſchreiben, weil dieſes Amalgam alle Augenblicke wechſelt; aber ſie hat einige ſtereotype Charaktere, die ich hier auffaſſen will.

Vorerſt ſizt an jeder gut eingerichteten Wirthstafel ein Mann, der gleichſam eine Stiftung iſt, unentgeldlich vom Wirth geſpeist wird und dafür die Honneurs am Tiſche und den offiziellen Höflichkeitsmann bei Allen und gegen Alle machen muß. Er iſt zugleich ſeit langen Jahren Vorſchneider und hat es darin zu einer bewundernswürdigen Fertigkeit gebracht, die nicht allein den Gäſten ſehr angenehm, ſondern auch dem Wirth ſehr vortheilhaft iſt, denn durch ihn wird viel geſpart und alle Verſchwendung verhindert. Wenn er einem Gaſt vorſchneidet, ſo muß er ihm auf ein Haar am Geſicht anſehen, wie viel er wohl eſſen mag, und ob er ſich wohl mit einem kleinen, einem Haut-, Muskel- oder Knochenſtückchen begnügen wird. Wenn neue Gäſte ankommen, ſo muß er mit einem Blick weghaben, ob die ſchon aufgetragenen Speiſen, klug vertheilt, nicht auch für ſie hinreichen, und wie viel ſie wohl in der ihnen bis zum Abgang der Diligence oder des Dampfboots gegebenen Zeit verzehren können; gewiß ein ganz eigenes Studium. Für jede glücklich vor ihnen gerettete bedeutende Schüſſel bekommt er von dem Wirth eine Prämie; er iſt hiernach der geſchworene Feind des Reiſenden. Nach dieſem ſtereotypen Verſchneider und Honneursmacher, der gewöhnlich auch der offizielle Liebhaber und Spazierenführer der Frau Wirthin iſt, kommen einige Tiſchabonnenten aus der Stadt, gewöhnlich unverheirathete Angeſtellte. Dies ſind für den Fremden gleichfalls gefährliche Miteſſer, denn ſie kennen auf ein Haar die Qualität der Schüſſeln. So wie ſie im Haus ankommen, gehen ſie in der Küche zu ihrem guten Freund, dem Chef de cuisine, dem ſie zum Neujahr immer ein gutes Geſchenk geben und der ihnen dafür genaue Nachweiſung ertheilt über die guten oder ſchlechten Eigenſchaften dieſer oder jener Schüſſel, über die Friſche, Saftigkeit der Braten und dergleichen. Auch der Vorſchneider-Hausfreund darf es mit ihnen, als den ſtehenden Kunden der Hausfrau, nicht verderben, darum verſteht er ihren Wink und bedient ſie bei den guten Schüſſeln auf's Beſte, zum großen Nachtheil der Fremden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, December.

Gäſte. Theater. Kunſt. Verſchönerungsplane.

Nach der Abreiſe des Herrn Thiers iſt Dr. Bowring der berühmteſte Gaſt geweſen, den wir hier geſehen haben. Dieſelbe freundliche Aufnahme, welche er in Livorno bei ſeinen engliſchen Landsleuten fand, ward ihm hier nicht allein in Privatcirkeln, ſondern auch von Seiten des Hofes zu Theil. Bowrings edle Geradheit machte ihn des ganzen Vertrauens würdig, wodurch der Großherzog ihn bei mehrmaligen Zuſammenkünften ausgezeichnet hat. Er erhielt zulezt die Einladung, den Großherzog auf einem Ausflug in die Maremmen zu begleiten und dort die neueſten Arbeiten in Augenſchein zu nehmen. — Florenz füllt ſich mit Fremden; die Winterſaiſon ſcheint glänzender als je werden zu wollen. Was aus Neapel fliehen konnte, kehrt nach einem kurzen Aufenthalt in Rom, wo man die Cholera noch dieſen Winter erwartet, hieher oder nach Oberitalien zurück. Man hofft alſo, daß das geſellſchaftliche Leben ſich zu ſeinem frühern Glanze erhebe, als noch der Fürſt Borgheſe, Demidoff, Poniatowsky und Andere hier ein Haus machten. Dabei wäre denn zu wünſchen, daß das Theater billigen Erwartungen entſpräche. Die Herbſtſaiſon ſchloß zu Anfang dieſes Monats mit der „Lucrezia Borgia“ von Donizetti, welche hier mit außerordentlichem Erfolge gegeben ward. Es rührt dies namentlich von der Beſezung und dem ungewöhnlich guten Enſemble her; denn die Oper ſteht im Ganzen und Einzelnen bedeutend unter Marino Faliero. Muſikaliſche Motive zu einem ſeltenen und ungeheuern Werk liegen in dem franzöſiſchen Torſo; es braucht aber Genie, um ſie herauszufinden und zu einem Ganzen umzugießen. Mit der bloßen, wenn auch geſchickten Handhabung des Gegebenen iſt es hier nicht gethan. — Man hat einen neuen „Fauſt“ mit ſehr traurigem Erfolg verſucht. Den Goethe hatte man ſich zurecht geſchneidert und Gordigiani dies in Muſik geſezt. Die gebildetſten Italiener finden ſich nicht in Goethe hinein; wie kann man erwarten, daß ein Publikum eine ſchlechte Bearbeitung und eine gewöhnliche Muſik goutire! — Für die bildenden Künſte beginnt hier jezt eine eigentlich goldene Aera. Anatoli Demidoff, der von ſeinen Reiſen zurück iſt, ſcheint das Andenken ſeines Vaters namentlich durch einen angemeſſenen Aufwand ehren zu wollen. Man trägt ſich hier mit dem Gerücht, daß das Denkmal für den alten Demidoff, welches Bartolini unter Händen hat, in ein

kuppelförmiges Gebäude komme, deſſen Inneres mit Malachit auszulegen, deſſen Aeußeres mit Bronzethüren von der Hand des Fräuleins von Fauveau zu verzieren ſeyen. Gewiß iſt, daß zunächſt Bartolini's ziemlich mißliche Lage durch ſolche Liberalität ſich bedeutend verbeſſert hat. Bei Bezzuoli iſt von Demidoff ein Bild beſtellt worden, deſſen Größe und Gegenſtand ganz dem Ermeſſen des Künſtlers anheimgeſtellt iſt; andere Aufträge haben minder bedeutende Künſtler erhalten. — In dieſem Augenblick iſt wieder ſtark davon die Rede, daß die Via Calzajuoli, die belebteſte, aber unbequemſte Straße von ganz Florenz, erweitert werden ſolle. Die Realiſirung dieſes Planes wird von allen Seiten gewünſcht; ſollte er ausgeführt werden, wird man ſich nur zu bald wundern, wie es ſo lange möglich geweſen, die Verbindung zwiſchen den zwei Hauptplätzen von Florenz durch eine ſo dunkle, enge Gaſſe zu führen. Die Franzoſen hatten das großartige Projekt, nicht allein dieſe Erweiterung vorzunehmen, ſondern die Piazza del Granduca bis zur Loggia des Mercato Nuovo zu vergrößern, und Poſtgebäude nebſt Zubehör niederzubrechen. Ihre kurze Herrſchaft ließ hier dieſen Plan eben ſo wenig verwirklichen, als in Rom die Ausdehnung des St. Petersplatzes bis an die Engelsbrücke. Hier nun ward dies Bedürfniß ſeit Jahrhunderten gefühlt; es iſt nicht allgemein bekannt, daß der Großherzog Coſimo im ſechzehnten Jahrhundert Aehnliches bezweckte, und außerdem um die ganze Piazza die Bogen der berühmten Loggia des Orcagna fortſetzen wollte. Ihn, dem bis dahin keine Koſten irgend ein Unternehmen verleidet hatten, ſchreckte die ungeheure Summe, welche die Inhaber der Häuſer für die Abtretung derſelben verlangten. — Die heilige Cäcilie (von Rafael), durch Mauro Gandolfi geſtochen, iſt neulich von deſſen Sohne publicirt worden. — Der Beachtung des Auslandes iſt ein italieniſches Journal zu empfehlen, das unter dem Titel l'Italiano in Paris erſcheint (heftweiſe), und außer italieniſcher Literatur und Kunſt namentlich das Treiben der Italiener im Auslande zur Aufgabe hat. In den ſechs Heften, die vorliegen, verkündet ſich bedeutend mehr Geiſt, als man in den meiſtens ſehr ſterilen italieniſchen Journalen begegnet. Der troſtloſe Zuſtand der jetzigen italieniſchen Literatur und Kunſt wird offen eingeſtanden, und der wohlverſtandene Rath gegeben, nicht von den Akademien und dem ganzen Roccoco arkadiſcher Poeſie, ſondern von einem tüchtigen Studium der Geſchichte, von einem tiefern Eindringen in fremde, namentlich in deutſche Literatur eine wiſſenſchaftliche Wiedergeburt zu hoffen. Die deutſche Muſik wird wenigſtens inſofern anerkannt, daß man ihre unendliche Tiefe und Eigenthümlichkeit, der jetzigen italieniſchen gegenüber, mit Enthuſiasmus hervorhebt. Da die Zeitſchrift namentlich für Italien berechnet iſt, und die Herausgeber nach allen Seiten hin Rückſichten zu nehmen haben, wird eine eigenthümliche Färbung, eine ſyſtematiſche Haltung des Ganzen faſt unmöglich gemacht.

London, December.

(Fortſetzung.)

Engliſcher Proceßgang und engliſche Vorurtheile.

Das Höchſte, was in England ein Friedensrichter für die Störung des öffentlichen Friedens an Strafe diktiren darf, ſind fünf Pfund Sterling. Werden dieſe und die bei polizeilichen Verhandlungen ſehr unbedeutenden Koſten erlegt, ſo kann er höchſtens noch dem Unruheſtifter Caution für ſein künftiges friedliches Verhalten abverlangen. Die beiden Berkeley konnten daher im Voraus die etwaigen Koſten ihrer Verhaftung und Befreiung berechnet und mit den nothwendigen Geldmitteln ſich verſorgt haben, und der Erfolg zeigte, daß ſie ſolches wirklich gethan. Aus der polizeilichen Haft wurden ſie ohne Verzug vor den betreffenden Diſtriktsrichter geführt, und da ſie ihr Vergehen allenthalben eingeſtanden, ihnen von dieſem die Wahl geſtellt, die zuerkannten Geldſtrafen zu bezahlen, oder in's Gefängniß zu gehen: ſie wählten das Erſtere und waren frei. Nicht einmal zur Bürgſchaftsleiſtung wurden ſie angehalten, warum? weil Fraſer die Erklärung abgab, daß er ſeine Entſchädigungsanſprüche gegen ſie im Wege des Rechts geltend machen werde, und eine ſolche Erklärung, wenn nicht beſondere, dem Kläger Lebensgefahr drohende Umſtände vorwalten, die Bürgſchaftsleiſtung beſeitigt. Dies zeigt, daß der Nachtheil, für ein polizeiwidriges Ungebührniß vom Friedensrichter um Geld geſtraft zu werden, nicht der einzige iſt, welchem die Frevler ſich ausſetzen. Die Verhandlung vor dem Friedensrichter iſt eine rein polizeiliche. Weist er den Gegenſtand an die Aſſiſen über, ſo verfällt ſolcher damit der criminellen Unterſuchung. Aber die Anſprüche des Verletzten auf Entſchädigung werden weder von den Aſſiſen, noch von dem Friedensrichter berückſichtigt, denn auch die von Letzterm diktirten Geldſtrafen gehören nicht dem Beſchädigten, ſondern dem Könige, und das von Rechtswegen; die Buße iſt eine Buße für den Bruch des öffentlichen Friedens, und des Friedens Herr ſind Seine Majeſtät der König. Die Anſprüche des Beſchädigten ſind civilrechtlicher Natur und müſſen daher vor den geeigneten Gerichtshöfen angebracht und durchgeführt werden. Alles das iſt ganz vernünftig, nicht ſo die Verhältniſſe, die ich jezt berühren will. Ich kann mich nie eines ſtillen Lächelns erwehren, wenn ich die Engländer ſich ihr Lieblingsbeiwort, das der Free-born, der Freigeborenen, geben höre. Sie ſind frei, beneidenswerth frei durch manche ihrer politiſchen Inſtitutionen; aber ſie ſind auch Sklaven, eiſern gefeſſelte Sklaven durch viele ihrer geſellſchaftlichen Satzungen, und das eben iſt der Widerſpruch, daß die Nation, die für politiſche Freiheit fühlt und an deren Erhaltung mit Freuden ihr Herzblut ſetzen würde, abgeſtumpft erſcheint gegen die Ungebührniſſe und Dornen geſellſchaftlicher Bedrückung. Fraſer iſt ſeines Standes ein Buchhändler, und Buchhändler können ehrenwerthe Leute ſeyn. Er ſteht außerdem nach engliſchen Begriffen in der oberſten der zwei Buchhändlerclaſſen, iſt nicht ein bloßer Sortimentsbuchhändler, ein bookseller, ſondern ein Verlagsbuchhändler, ein publisher. Was er von Geburt iſt, weiß ich nicht, darauf kommt aber auch nichts an. Da er nicht einmal ein Sir vor ſeinem Taufnamen führt, ſo iſt das ein deutlicher Beweis, daß er weder aus adeligem Blute entſproſſen, noch des Königs Degen ihn zum Ritter oder Baronet geſchlagen hat. Wichtiger iſt es, daß er von Allen, die ihn kennen, als Mann von Ehre gerühmt, und in der merkantiliſchen Welt für einen wohlhabenden Mann gehalten wird. Aber obgleich er ein publisher und ein Mann von Ehre und ein wohlhabender Mann iſt, ſo rangirt er doch tief unter dem Edelmanne, der ſich ſchämen würde, etwas Anderes als ein Müßiggänger, ein fruges consumere natus zu ſeyn, und auch auf Fraſers beide leztgenannten Eigenſchaften keinerlei Rechtstitel vorzubringen vermag. Deſſenungeachtet würde die öffentliche Stimme nicht bloß Fraſern einen Unverſchämten nennen, wenn er einen ſolchen Edelmann wegen von ihm erfahrener Kränkung zum Zweikampfe forderte, ſondern auch den Edelmann, der die Ausforderung annähme, als einen Menſchen betrachten, der ſich ſelbſt erniedrigt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 3.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 4. Januar 1837.

Die ſüddeutſchen Dichter, welche im ſchwäbiſchen Winkel ſitzen. —

Deutſcher Kritiker.

Die Schwaben im Winkel.

Kommt her, die ihr mit feinen Witzen,
Mit Nadelſpitzen euch bewehrt!
Die Schwaben, „die im Winkel ſitzen,“
Erwarten euch am frommen Herd!

Kennt ihr auch wohl den ſchnöden Winkel,
Das düſtre Haus, das uns umzirkt? —
Smaragdnes Weinlaub, goldner Dinkel
Hat Wand und Eſtrich ihm durchwirkt.

Und wenn der Flocken trüb Gewimmel
Noch lang verfinſtert eure Luft,
Spannt ſchon ein frühlingsblauer Himmel
Sein Dach aus über Blüthenduft.

Die Donau ſpielt auf unſrer Schwelle,
Der Jüngling Rhein träumt ſchon vom Strand;
Der Dichtung volle Wunderquelle
Schießt auf und eilt in's deutſche Land.

Stromgötter tauchen aus den Fluthen,
Der Sänger und der Seher naht,
Im Munde Klang, im Auge Gluthen;
Nicht Winkelzüge ſind ſein Pfad:

Hier Schiller, mit der Donnerſtirne,
Durch deſſen Wort das Schickſal braust —
Er ſtieß das Puppenvolk am Zwirne
Von eurer Scene mit der Fauſt;

Dort Hölderlin — zu breiter Mündung
Er, Pindars Bruderſtrom, entwallt —;
Hier Schelling, deſſen Lichtverkündung
Dem dunklen Ungrund gab Geſtalt;

Dort Uhland — ſein Gemüth verſunken
In tiefer Zeiten heil'ges Lied —
Ein Schwan, deß Ton, gehöhnt von Unken,
Hoch über Land und Meere zieht.

Aus dieſem Winkel ſchritt auch Hegel,
Verdeckter Blöße ſtolzer Schild,
Von deſſen Blut manch dürſt'ger Egel,
Für Augenblicke trunken, ſchwillt.

Nicht ſpotten ſollt ihr unſres Strebens:
Auch unſer Strahl entſprang dem Quell,
Dem keuſchen Born des Dichterlebens,
Und lauter will er bleiben, hell.

Den weiten Erdkreis füllt Gemeinheit,
Groß war ſie, frech, zu jeder Zeit;
Das Gute bleibt an Zahl die Kleinheit,
Und ihr, ihr ſcheltet's „Kleinlichkeit?“

Heißt kleinlich der euch, der die Gruben
Unſaubern Lügentrödels ſcheut,
Nicht ſeine Hand dem Lotterbuben,
Dem feilen Muſeheuchler beut?

So mag, wer will, im Sumpfe ſpritzen
Bei aller Fröſche grüner Brut;
Wir Schwaben, „die im Winkel ſitzen,“
Wir tauchen uns in reine Fluth;

Wir ſchwingen uns, wie unſre Seher,
Die Adler, auf zu Sonn' und Blitz;
Werft uns in's Blaue nach, ihr Schmäher,
Den Diſtelblumenſtaub, als Witz!

Das Jahr 1836 in . . . .

(Fortſetzung.)

Es gibt bekanntlich Kritiker, die dies behaupten, und hinweiſend auf die gegenwärtige Geſchichte der Bühne faſt aller Nationen, eine fatale Parallele ziehen: die Bühne des Terenz, und die Bühnen Schröters, Garriks, Talmas — Gladiatorenkämpfe und das Ballet — Thierhetzen und die große Oper. Setzt ſich die Parallele ſtreng fort, ſo haben wir weit dahin, bis vielleicht jenſeits der civiliſirten Dampfbarbarei, aus dem Schooße eines erneuerten Glaubens, mit neuen Myſterien und Moralitäten eine neue Kunſt entſpringt, eine Kunſt, die wieder an das entzückte Ohr appellirt, ſofern es der Trichter der Gedanken und kein bloßer Reſonanzboden iſt, die dem Auge wieder die Menſchengeberde als eigentlichen Zielpunkt anweiſt und es an's Ignoriren gewöhnt.

Es wäre lächerlich, wollte man der Intendanz unſerer Bühne zum Vorwurf machen, daß ſie nicht gegen den Strom ſchwimmt, daß ſie Alles auf die Bretter bringt, was unſere gereiſten Leute anderswo geſehen haben, und es „nach den Anforderungen der Zeit ausſtattet.“ Wir dramatiſchen Malcontenten klagen nicht die Menſchen an, wir beklagen das Fatum, das der klugen Jeztwelt den edelſten Genuß getrübt, freilich ohne daß die Mehrzahl es gewahr wird, wie das Individuum, dem das vorrückende Alter ein ſchönes Gefühl um's andere aus dem Herzen nimmt, ſich in jedem Augenblick für einen ganzen Menſchen hält und es am Ende auch iſt.

Jene „Ausſtattung,“ das Trouſſeau Thaliens, vom unvorſichtigen Vormund ſchlecht nach den Renten des Mündels bemeſſen, iſt auch bei uns glänzend genug; aber ich kann des Glanzes nicht froh werden, weil er nach meinem innigſten Gefühle die Kunſt geradezu aufhebt. Wenn ich ſehe, wie viel man es ſich koſten läßt, um die Geſetze des Lichts und des Schattens, der Vegetation und der Baukunſt gründlich zu verletzen, glänzende Anachronismen zu begehen und mit großer Prätenſion hiſtoriſche Böcke zu ſchießen, ſo muß ich immer jenes Schauſpiels meiner jungen Jahre gedenken; — man ſieht, ich bin ein laudator temporis acti und nicht vom jungen Deutſchland. — Einmal — Schillers Räuber waren auf den Brettern — in dem haarſträubenden Auftritt, wo Hermann, der Rabe, dem elenden Greiſe im Verließ Speiſe bringt, fing auf einmal der Mond dicht über Hermanns Kopf Feuer, und das Oelgeſicht unſeres Trabanten warf bedrohliche Runzeln und aus ſeinen Augen ſchoſſen bedenkliche Lichtbündel; da drehte ſich Hermann um, nahm kaltblütig den Hut ab, klatſche den Mondſchein aus und fing behend ſein Stichwort auf. Man lachte, aber keinem Menſchen fiel es ein, daß dadurch die Illuſion geſtört worden ſey. Und wenn heute im prächtigen Schauſpielhauſe die Alpen im roſigen Licht, ſammt Vorbergen, blitzenden Seen und auftauchenden Thurmſpitzen, zwiſchen Erde und Himmel hängen bleiben, gleich einer Fata Morgana, oder die Mirmidonen in glänzendem, antikem Waffenſchmuck superne, die Beine turpiter in weite Beinkleider geſteckt — woher ſo viele Tricots als Lucullus Purpurmäntel hatte! — ein's! — zwei! anmarſchirt kommen, ſo hat man das Aeußerſte und Ueberflüßigſte gethan, um es genau ſo weit zu bringen, wie an jenem Tage, wo der Mond auf einmal aufhörte, des alten Moors Elend zu beſcheinen. „This lantern doth the horned moon present,“ und der frappanteſte Mondſchein in der Oper iſt halt Laternenſchein.

Es geht der Bühne heutzutage wie einer heruntergekommenen Familie, welche bei immer ſteigendem Luxus der Erhaltung der Standesehre unnatürliche Opfer bringt, die prächtig wohnt, ſich koſtbar kleidet, und dabei darbt und es den Ihrigen am beſten fehlen läßt, an dem, was Leib und Seele zuſammenhält. Es gab eine Zeit, da war das Theater ein tüchtiger Mann, der es ſich ſauer werden ließ, aber ſein Auskommen fand; er hatte einen Gott und einen Rock, aber ein herzliches oder munteres Wort für jeden Beſuchenden, und vor Allem ein gutes Glas Wein; ſeine Töchter waren froh, wenn ſie die Toilette ein für allemal abgemacht hatten, und griffen überall in der Wirthſchaft an, und ein wenig Schmutz — äußerlicher, meine ich, Küchenſchmutz — machte ihnen wenig Kummer. Jetzt iſt es ein vornehmer Herr, geplagt von Nahrungsſorgen, Spleen und Noten — keinen Banknoten — voll Items; er ißt Kartoffeln, um den Schneider zu bezahlen, und im Bedürfniß, ſeine Lebensgeiſter

für den Salon zu befeuern und ſeine Stirne zu glätten, hat er ſich an den Branntwein gewöhnt, und jezt kann er den poetiſchen Wein gar nicht mehr leiden, und ſchüzt gar vor, er ſey ihm ungeſund; die Fräulein aber kleiden ſich dreimal im Tage um und eſſen Opium — pour se donner de l'esprit. Genug — dergleichen heißt unter Tiber auf dem Markte die ſchönen Zeiten der Republik beſingen; gottlob iſt es nicht ſo gefährlich, und leider eben ſo fruchtlos. Es fällt mir zudem ein, daß ich vom hieſigen Theater etwas ſagen wollte und es über dem Allgemeinſten ganz vergeſſen habe. Ich wäre gerne über dieſen Punkt weg; ſtatt ſelbſt weiter zu ſchreiben, ſtehle ich daher lieber und ſeze zu Charakteriſirung unſerer Bühne einige Stellen eines Berichts her, der, aus der Feder eines unſerer erſten Faiſeurs, vor Kurzem in einem weitverbreiteten Unterhaltungsblatt zu leſen war.

(Die Fortſezung folgt.)

Briefe aus der Provence im Sommer 1836.

(Fortſezung.)

Unter den ausheimiſchen Gäſten bemerken wir zuerſt den reiſenden Handelsdiener oder Commis-Voyageur, etwas mager, gut gekleidet, mit großer Vorſtecknadel. Eine Menge Opernarien fängt er halb pfeifend, halb ſingend an, ohne ſie zu endigen; ſie ſind wie die Fragmente ſeiner Muſterkarte. Er fragt laut nach der Wohnung angeſehener Leute, eilt dann an's Fenſter, wenn ein hübſches Mädchen vorüberzieht und thut als ob er ſie grüße. In ſeiner Nähe ſizt ein wohlgenährter runder Mann zwiſchen vierzig und fünfzig, ein Fabrikant, Kaufmann, Grundeigenthümer oder ſonſt etwas der Art. Sein volles Geſicht iſt roth mit langen Augenbrauen, dreifachem Kinn, und auf dem in's Kahle übergehenden Kopf trägt er eine ſchwarzſeidene Müze. Er ißt wenig, trinkt aber viel, ſagt kein Wort, lacht jedoch in einem fort, und manchmal ſehr laut. Wenn die Diligence mit ihrem obligaten Luſtigmacher ankommt, denn jede hat einen, ſo lacht er über alle ſeine Wize. Jener iſt oft ein Advokat aus der Umgegend, der zu einem Termin geht, wenigſtens trägt er einen ſchwarzen Rock, ſpricht viel und laut, erzählt luſtige Anekdoten und weiß gut mit dem Diligencen-, Kaffee- und Gaſthauswirth umzugehen.

Endlich kommt der Nachtiſch, und mit ihm die brillante Zeit für den Commis-Voyageur, der während des eigentlichen Mittageſſens faſt ganz ſtill geblieben iſt; beim Klappern der Teller, Meſſer und Gabeln konnte ſeine Beredſamkeit ihre rechte Stelle nicht finden, darum begnügte er ſich damit, etwa fünf Duzend Calembourgs und Wortſpiele zwiſchen drei oder vier ſcandalöſen Geſchichten — in der Kunſtſprache heißen ſie facéties diverses — anzubringen. Wie hätte er auch mehr leiſten können? er mußte ja eſſen, oder vielmehr verſchlingen; das Pferd frißt, der Ochs kaut wieder, der Menſch ißt, der Commis-Voyageur verſchlingt. Nun aber iſt endlich der rechte Zeitpunkt gekommen, wo er alle ſeine Talente loslaſſen kann, als Spaß-, Wiz- und Schnurrenmacher, Taſchenſpieler, Plaſtiker, Bauchredner und Virtuos. Kaum wird das Deſſert aufgeſezt, ſo beginnt ſeine Vorſtellung.

Zuerſt läßt er Brodkugeln verſchwinden, verſchlingt ſie, bringt ſie wieder zum Vorſchein, macht dann kleine Lafayette's-, Louis-Philipps-, Fieschi's- oder Louis Napoleons-Büſten daraus. Dieſen Büſten kann man es gleich anſehen, ob der Commis-Voyageur für oder gegen ſie iſt, ob er gut oder übel von der Regierung denkt, ob er vom Mouvement oder der Reſiſtance, ob er Republikaner, Monarchiſt, Radikaler oder Juſte-milieu iſt. Im Allgemeinen aber haben die Commis-Voyageurs ſeit der Julirevolution keine politiſche Meinung, und bei der Heze von politiſchen Syſtemen und Farben ſeit dieſer Zeit in Frankreich haben ſie noch nicht zu ſich ſelbſt kommen, noch nicht klar ſehen können. Sie brauchen wenigſtens noch einige Jahre Ueberlegung. Indeſſen behauptet er kühn, Bonaparte ſey ein großer Mann geweſen, nur ein Bischen zu ehrgeizig; der Commis-Voyageur verabſcheut noch immer wie vor ſieben Jahren die frères ignorantins, wiewohl es keine mehr in Frankreich gibt, und ſchimpft entſezlich auf die Jeſuiten. Gleich darauf produzirt er ein anderes Stückchen: er ſchneidet kleine Brodwürfel, legt ſie hintereinander auf den Rücken der linken Hand, gibt dieſer dann einen kleinen Schlag mit der rechten und ſchnellt ſich die Brodwürfel ſämmtlich in den Mund, zur allgemeinen Beluſtigung, zum allgemeinen Beifall, worauf die Commis-Voyageurs ſehr halten. Iſt er damit fertig, ſo nimmt er ein Glas, gießt etwas Waſſer hinein, hält es mit der linken Hand feſt auf den Tiſch, mit der Rechten aber fährt er leiſe auf dem Rand herum, woraus ein ſchneidender, durchdringender Ton entſteht, der Einem durch Mark und Bein geht. Die Damen bitten ihn beſonders und inſtändig, aufzuhören, der Commis-Voyageur aber fährt doch fort und lacht dabei fein. Der Mann iſt der wahre Peiniger und Scharfrichter der Damen, und warum wohl? Er behauptet — und daran iſt allerdings etwas Wahres — es gebe kein ſichereres Mittel und Recept, von ihnen geliebt zu werden, als ſie zum Zähneknirſchen zu bringen: darin beſteht ſein Philtrum. Wenn nun alle Frauenzimmer, Alt und Jung, tüchtig mit den Zähnen geknirſcht haben, ſo geht der Commis-Voyageur zu andern Künſten, nämlich zur Bauchrednerei über. Er hält die Hand vor den Mund und ſpricht hinter ihr. Gewöhnlich macht er die Scene zwiſchen dem Schornſteinfeger in der Eſſe und ſeinem Meiſter unten, der ihn fragt und ihn dann

ausſchilt, weil er ihm hat Ruß in die Augen fallen laſſen, als er gerade hinaufſah. Allerdings eine höchſt dramatiſche Situation. Hierauf erzählt er zum Ausruhen einige Schnurren, z. B. von Mayeur.

Nun beginnen die muſikaliſchen Künſte; bittet man den Mann nicht, einzuhalten, ſo iſt er im Stande, alle Arien des Feydeautheaters zu ſingen. Sein Triumph iſt: Vainement Pharaon dans sa reconnaissance, oder: J'ai long-temps parcouru le monde, oder: Viens, gentille dame, oder: Ah! quel plaisir d'être soldat! oder: C'est la princesse de Navarre; aber beſonders ausgezeichnet iſt er in der ſüßen und graziöſen Art: Cent esclaves ornaient ce superbe festin et dans des vases d'or faisaient couler le vin. Andere Lieder und Romanzen ſingt er mit obligatem Accompagnement von Meſſer und Gabel; zulezt kommen die zweideutigen Lieder nach allen Graden, je nachdem die Geſellſchaft iſt. Sind lauter Männer am Tiſch, ſo ſingt er ohne Ueberſpringen und Lücke, iſt aber ein beau sexe da, ſo läßt er die zu ſtarken Stellen weg und erſezt ſie mit einem tra la la, für die anſtößigen Reime aber weiß er die Zuhörer auf andere Art ſchadlos zu halten; er ſteckt nämlich den Zeigefinger in den hohlen, angeſpannten Mund und ſchnellt ihn auf der Seite hinaus, worauf denn ein metalliſches „Poff“ erſchallt, das übrigens weſentlich zu ſeinem Verführungsſyſtem gehört. Dies iſt der Commis-Voyageur, der dieſen entſetzlichen Aufwand von Liebenswürdigkeit nur macht, um Andern gefällig zu ſeyn, ihren Beifall und ihren Dank zu erhalten. An ihm iſt allerdings viel Lächerliches, es wäre aber ſehr zu wünſchen, daß ſolch uneigennütziges Bemühen, Andern Vergnügen zu machen und ſie zu unterhalten, in andern Ländern auch zu finden wäre, beſonders in Deutſchland.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, December.

(Fortſezung.)

Fraſers und Sir G. Berkeley's Proceß.

Der Menſch iſt ein ſo bengſames Geſchöpf, daß er ſich an Alles gewöhnt: der Orientale an den Gedanken, das Bauchgrimmen ſeines Gebieters mit ſeinem Kopfe zu büßen, der bürgerliche Engländer an die Unwahrſcheinlichkeit, von dem Edelmanne, der ihn beleidigt, eine andere als eine Geldentſchädigung zu erhalten. Da es ſich nun fügte, daß Herr Grantley Berkeley, wenn auch nicht von edelm, doch von adeligem Blute war, ſo blieb natürlich dem ſchrecklich mißhandelten Fraſer nichts übrig, als entweder die erlittene Mißhandlung ſchweigend hinzunehmen, oder ſie zum Grunde einer Entſchädigungsklage zu machen. Ich habe bereits geſagt, daß er ſich zu Leztern entſchloſſen, und wünſche um ſeines Gefühls willen, daß es ihm keine Anſtrengung gekoſtet haben möge, ſich an das Herkommen und das Geſez eines Vaterlandes zu erinnern.

Daß Grantley Berkeley zu dem, was er Fraſern gethan, eine Veranlaſſung gehabt haben müſſe, leuchtete ein, und ſie blieb auch nicht lange Geheimniß. Grantley hatte zu der genommenen Rache durch die im Auguſthefte des Fraſer'ſchen Magazins enthaltene Beurtheilung ſeiner Novelle, Schloß Berkeley, ſich bewogen gefunden, und wie ungeſäumt er dieſer Bewegung Folge gegeben, erhellt aus ſeiner eigenen Verſicherung, die fragliche Kritik am Morgen des dritten Auguſt, alſo nur wenige Stunden vor ſeinem militäriſch geordneten Ueberfalle, zum erſten Male erblickt zu haben. Berkeley gehört demnach zum reizbaren Autorengeſchlechte, und der gewaltig tiefe Eindruck, welchen die Anzeige ſeiner Novelle auf ihn gemacht, würde ſchon allein die Conjectur rechtfertigen, daß er entweder ein von der Kritik ganz ungewöhnlich verhätſchelter oder ein angehender Schriftſteller ſeyn müſſe. Nun, er iſt Lezteres, und daß er mit klopfendem Herzen nach dem, ſeine Novelle beſprechenden Aufſaze griff, iſt daher ſo wenig zu verwundern, als daß der ausgeſprochene Tadel ihn ärgerte. Indeſſen war es laut Berkeleys Verſicherung keineswegs die Kritik ſeiner Dichtung, was ihm die Peitſche zur Züchtigung des Herausgebers in die Hand gedrückt, ſondern einzig und allein —; am beſten, ich überſeze ein paar der Stellen, die den Dichter ganz vorzüglich in Harniſch gejagt haben ſollen, und die ſein Sachwalter vor Gericht zu Rechtfertigung ſeines Elternten aushob. „Auf dem Schreibetiſche vor uns liegt Schloß Berkeley,“ hebt der Recenſent an. „Zuvörderſt denn, welch furchtbar ſchlechter Geſchmack von Seiten des Herrn Grantley Berkeley, ein Buch unter ſolchem Titel zu ſchreiben! Das muß Ekel erregen. Unter Allen, die da athmen, hätte er einer der Lezten ſeyn ſollen, die Geſchichte ſeines Hauſes zum Gegenſtande öffentlicher Beachtung zu machen. Dürfen wir ihn ergebenſt fragen, warum ſein älteſter Bruder als Lord Segrave in das Oberhaus eingeſchoben worden iſt? warum er dort nicht als Graf Berkeley ſizt? — Wir ſind ſehr weit entfernt, gleich dem erbärmlichen Verfaſſer vorliegenden Buchs, den weiblichen Charakter zu ſchmähen. Wenn aber Dinge feierlich in offenen Gerichtshöfen verhandelt worden ſind, da kann es nicht unzart heißen, zu bemerken, daß Herrn Grantley Berkeley's Mutter mit Herrn Grantley Berkeley's Vater als deſſen Maitreſſe lebte, und daß ſie wenigſtens ein Kind hatte, ehe ſie den alten, ſehr einfältigen Lord dahin bringen konnte, daß er ſie heirathete. Alles das ſteht in den Journalen des Oberhauſes. Doch genug, es iſt ja rein verlorene Mühe, einen Kellerwurm, wie den Verfaſſer, auf das Rad zu flechten. — Daß der Verfaſſer die Kunſt oder das Talent beſizt, aus dem Gemüthe jedes Weibes, das der Liebe eines Mannes von Geſchmack, von Ehre oder Verſtand würdig iſt, das Juwel hervorzulocken, wie er ſich ſehr dumm ausdrückt, davon liefert die Novelle, Schloß Berkeley, mehr als einen Beweis. Es iſt auch möglich, daß er von den Stubenmädchen, nach deren Betragen und Gefühlszuſtande er das ganze weibliche Geſchlecht beurtheilt, ſich einige Male etwas höher gewagt, etwas höher ſtehenden Frauen ſeinen übel riechenden Weihrauch vorgehalten hat. Doch halten wir ſolchen Falls jede Wette, daß, wenn die betreffende Dame deßhalb aus irgend einem Grunde keinen Lärm hat machen wollen, ſie wenigſtens dem Bedienten geklingelt, oder, wenn ſie einen Herrn herbeigerufen, dieſer den Verfaſſer von Schloß Berkeley zum Hauſe hinaus getreten hat. Ja, ja, es iſt die höchſte Zeit, daß dieſe an den engliſchen Frauen verübten Beſtialitäten aus unſerer Literatur hinausgeworfen werden.“

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 4.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 5. Januar 1837.

O they have lived long in the alms-basket of words!
Shakespeare.

Das Jahr 1836 in . . . .

(Fortſetzung.)

„Die Oper,“ ſagt das authentiſche Aktenſtück, „iſt jezt bei uns die Hauptſache und wird dem Drama weit vorgezogen. Dieſes iſt aber doch einmal auch ein Kunſtzweig, und wenn auch den Forderungen des Publikums und dem herrſchenden Geſchmack nach Kräften entſprochen werden muß, ſo kann doch das Drama, wenn gleich untergeordnet, in gleichen Schritt mit der Oper gebracht werden: das Wollen darf nur mit dem Vollbringen erſcheinen. Dies ſind freilich nur fromme Wünſche, die wir aber der anerkannten Umſicht unſerer Intendanz vertrauensvoll an's Herz legen . . . Wir ſprechen geradezu die Ueberzeugung aus, daß größere dramatiſche Meiſterwerke nur darum bei uns ſo ſelten zur Erſcheinung kommen, weil es an der ausreichenden Beſetzung fehlt, und ein paar ſtarke Säulen nach architektoniſchen Geſetzen den Muſentempel doch nicht ſo ganz zu tragen im Stande ſeyn möchten. Es wäre ein großes Unglück, wenn das trefflichſte Inſtitut zu Bildung des Geiſtes und Herzens in's Sinken gerathen ſollte. Die ganze, ſich doch ſonſt ſo auffallend raſch perfectionirende Menſchheit ſollte die würdige Aufrechthaltung ſolcher Anſtalten ſich zur heiligen Aufgabe machen . . . Aus der neueſten Zeit kann ich Ihnen ein ganz außerordentliches Ereigniß melden. Die hochgefeierte Künſtlerin, welche noch vor wenigen Wochen die Kaiſerſtadt entzückte, erwies uns die ſeltene Auszeichnung, daß Sie unmittelbar von dort unſerer Stadt die unſchätzbaren Gaben Ihres Genius zuwandte. Brauche ich zu ſagen, daß die mit den ſeltenſten, über den Verein in ihr ſelbſt verwunderten, auf ſo beſcheiden natürliche Weiſe benüzten Gaben ausgeſtattete Künſtlerin unſer Publikum entzückte? Jezt noch, da Sie ſchon längere Zeit unſerer Mitte entſchwebt iſt, ſcheinen wir noch immer von einem mächtigen Zauber umſchwebt. Die hinreißendſte Anmuth, der lebendigſte Geiſt, das tiefſte Gefühl, und dabei auch nicht im Geringſten die Grenzen des Natürlichen überſchreitend, laſſen ſich viel ſchöner gar nicht denken, als die Gefeierte ſie in Spiel und Geſang hinreißend entwickelte, die als eigenthümliche Charakteriſtik auß allen ihren Kunſtgebilden bezaubernd hervorleuchten, ja dieſen dadurch erſt eigenthümliches Leben und Seele verliehen wird . . (Folgen Analyſen ihres Spiels in ſieben Rollen: in geometriſcher Progreſſion ſich ſteigernder, am Ende ſich überſchreiender Enthuſiasmus.) Wie Sie in der lezten ihrer Gaſtrollen, Alice, das Publikum durchſchütterte, verdient im vollen Sinne des Worts erſtaunlich genannt zu werden. Die höchſte Kunſt, die äußerſte Natur, das durchdachteſte Spiel, der gefühlvollſte, mächtigſte Geſang wanden ſich zu einem wunderbaren, tiefſinnigen

Selam. Das außerordentliche Gemälde trübte auch nicht der leiſeſte Fleck, und der Eindruck wird in den Gemüthern der Hörer ein ewig unvergeßlicher bleiben. Hatte ſchon das wiederholte Herausrufen während der Oper den Charakter eines Sturms angenommen, ſo brach der Ocean des Jubels am Ende vollends alle Dämme: Maſſen von Blumenkränzen und Lorbeerkronen wurden von der toſenden Brandung auf die Küſte der Bretter geſchleudert, welche die Welt bedeuten, und der hunderſtimmige Ruf: Wiederkommen! Dableiben! ſichtbar tiefem Gefühl entſpringend, klang wahrhaft erſchütternd. Leider wird er wohl frommer Wunſch bleiben: uns blühen keine ſolche Roſen! Mit der ſichtbarſten Rührung ſchied Sie, nachdem Sie in wenigen, aber herzlichen Worten verſichert, wie unmöglich es Ihr ſey, Ihrem tiefgefühlteſten Dank Worte zu geben.“

Heiliger Genius der deutſchen Sprache! du haſt uns ſo überſchwenglich reich gemacht; aber ſieh! gleichwie gerade das Volk, welches die Natur am verſchwenderiſchſten mit Schätzen und Macht geſegnet, die ſchlimmſten Bettler in ſeinem Schoße hegt, ſo haſt auch du der dürftigen Kinder viele, welche deine abgegriffenſte Scheidemünze, auf der dein königliches Bild kaum mehr kennbar iſt, aus allen Taſchen zuſammenſuchen, um einer reiſenden Ambubaja einen plumpen, geſchmackloſen Kranz nachwerfen zu können! Glückſeliges Alterthum, das ſo Vieles hatte, was uns fehlt, und keine gefeierten Künſtlerinnen hatte! Aber das Schlimmſte iſt, daß ich, was ich eben erſt bemerke, mit dieſem Plagiat weder unſere Lokalkritik, noch unſere Lokalbühne charakteriſirt habe. Es will mir überhaupt bedünken, als ob dies ein unmögliches Werk wäre, wenn man nicht anders in den mehr oder minder ſonoren Namen von Berichterſtattern, Mimen, Machiniſten und Schneidern Charakteriſtik ſieht. Ich muß daher auch daran verzweifeln, mit den folgenden Bemerkungen unſere gute Stadt beſonders zu bezeichnen.

Wenn hier einmal die Frage zur Sprache kommt, warum in dem ſonſt ſo reichen, wenn auch im Augenblick etwas verwilderten Garten deutſcher Poeſie die edelſte, würzigſte Blüthe, das Drama, das „bühnengerechte“ Drama ſo gar nicht gedeihen wolle, ſo zeigt es ſich, daß unter den Leuten, welche mitſprechen können, die Anſpruchsvollſten mit der Weltgeſchichte und ihrer abſoluten Vernünftigkeit den uneigennützigſten Frieden geſchloſſen haben, und die deutſche Nachahmungsſucht als ein nothwendiges Element des in den Schickſalen, dem Geiſt und der Sitte der Nationen zur Erſcheinung kommenden Weltplans betrachten: wir haben keine Tragiker, gerade wie wir keinen deutſchen Kaiſer mehr haben; unſere Komiker wollen nicht geboren werden, gerade wie die Hofnarren ausgeſtorben ſind. — Wir haben äſthetiſche Iſraeliten — faſt hätte ich geſagt Juden — die meinen, es ſey nun einmal nicht viel und ſchofle dramatiſche Poeſie auf dem Platz; warum? das gehe ſie nichts an, und ſogar ſie könnten ſie nicht beſſer machen; unter dieſen Umſtänden ſey aber ein zwangloſes Anlehen von Frankreich die vernünftigſte Operation: das Kapital dürfe gar nicht heimbezahlt werden, und Deutſchland koſte es nichts, als ein paar Procent Zinſen aus dem Grundſtock der Nationalehre, und ſie, Gott ſey Dank! gar nichts. Wir haben Philiſter, welche nicht begreifen, warum nicht, wenn doch einmal die Regierungen über dem Nationalglück nicht an den Nationalſpaß denken können, und man dergleichen abſolut haben müſſe, wohlhabende patriotiſche Männer zur Hervorrufung von Bühnenoriginalpoeſie einen Aktienverein bilden, deſſen Dividende auf dem Altar des Vaterlands niedergelegt würde.

(Die Fortſetzung folgt.)

Briefe aus der Provence im Sommer 1836.

(Fortſetzung.)

Der Commis-Voyageur iſt auch dem Offizier weit vorzuziehen, den regelmäßig jede Table d'Hôte aufzuweiſen hat. Es ſind wahre Offiziere der komiſchen Oper, ſüßblutige Oberſten in Urlaub, die ihr ganzes Leben nichts Anderes thun, als zu ihrem Regiment zurückreiſen, wo ſie nie ankommen. Dieſe nomadiſchen Helden haben etwas Sultaniſches in den Manieren und etwas Tamerlaniſches in den Geſichtszügen. Im Allgemeinen ſind ſie von Mittelſtatur und zum Starkwerden geneigt; ſie nennen ihre Geſundheit à l'épreuve du canon, ihr ziemlich rothes Geſicht iſt rund, voll und wohlgenährt, im Kinn ſind kleine Grübchen; überdies ziemlich kurzer Hals, rothe Ohren, ſchwarzer, dünner Schnurrbart, auf den viel Kunſt und Sorgfalt gewendet wird, über der weißen und hohen Stirn hübſche, ſeidenartige, etwas lockige Haare. Ihre Kleidung beſteht in Folgendem: ein Pantalon-fantaiſie, ein enger, grüner, über die Hüften weit ausbeugender Oberrock, bis oben zugeknopft, mit Schnüren und Borden, die man in Frankreich Brandebourgs nennt, wohlverſehen, eine ſchwarzſammtne Halsbinde und ein problematiſches Hemd, da man nichts davon zu ſehen bekommt, ein rothes, koket aufgeſeztes Käppchen mit langer ſilberner Klunker. Merkwürdig iſt ihre kleine, zarte, von keinen Strapazen gebräunte, wohlgeformte Hand mit Ringen an allen Fingern, um die Eroberungen und Trophäen anzuzeigen; dazu eine kleine Reitpeitſche, mit der ſie oft auf die ſchöngewichsten Stiefeln ſchlagen, um auf den kleinen Fuß aufmerkſam zu machen; an dieſen Stiefeln tragen ſie Sporen, ſelbſt im Wagen. Uebrigens ſprechen dieſe Leute wenig, trällern aber viel, trinken oft

ein ganzes Glas auf einen Zug aus, und wenn ſie dann huſten, geſchieht es immer ſo laut und überkräftig, daß man ſich über ihre Bruſt wundern muß.

Aus dieſen Elementen beſtehen mit einigen Modificationen alle Tables d'Hôtes in den franzöſiſchen Provinzen. Engländer ſieht man ſelten daran, und da ſie für ihre jungen Leute, ihre Mädchen und Frauen ſehr auf Sitte und Anſtand halten, ſo haben ſie ganz recht, immer beſonders und einzeln zu eſſen. Man ſieht ſie, Vater, Mutter, Söhne und Töchter, alle lang, hager, mit Kamaſchen, Regenſchirmen und grünen Schleiern, theilnahmlos und kalt durch das große Eßzimmer in ein Seitenkabinet ziehen, ohne ſich nur umzuſehen, was den Commis-Voyageur und den Offizier ſehr verdrießt. Sie haben Unrecht, dies Sauvagerie oder Sparluſt zu nennen, denn der jezt immer rechnende und handelnde Engländer weiß recht gut, daß er an einem beſondern Tiſch, in einem beſondern Zimmer, mit beſonderer Bedienung mehr für ſein Mittagsmahl bezahlen muß, als an der Table d'Hôte. Einzelne Engländer kommen auch an den Tiſch und nehmen Theil an Eſſen und Trinken, jedoch ſelten an der Unterhaltung. Auch uns war ſie am dritten Tag ſchon unerträglich, und wir reiſten ab.

Von der Stadt Arles führt jezt ein Kanal nach dem Hafen Bouc. Napoleon fing ihn zwar an, um für den Handel eine innere Communikation und zugleich einen Ablauf für die Moräſte zu bilden, durch die er geht, er wurde aber erſt unter der Reſtauration vollendet. Bei der jetzigen Freiheit der Meere hat er den Nutzen nicht mehr, wie in der Zeit, wo er angefangen wurde; die Schiffer fahren bei ſchönem Wetter auch viel lieber auf der Rhone und auf dem Meer, denn dadurch vermeiden ſie bedeutende Abgaben. Auf dieſem Kanal geht täglich von einem Ende bis zum andern eine Poſtbarke, oft das einzige Fahrzeug auf dieſer in Friedenszeit wenig benuzten Communikation, der freilich an Leichtigkeit und Bequemlichkeit, aber auch an eintöniger Langweiligkeit nichts gleich kommt. Wählt man es zum Fortkommen, ſo ſieht man bald ein, daß man in einer Art von Gefängniß iſt. Der Kanal ſelbſt zieht ſich in gerader Linie unabſehbar in die Länge, nur hie und da gehen Brücken darüber, die geöffnet werden, um die Waſſerkutſche durch zu laſſen; rechts und links erheben ſich hohe, von der ausgeworfenen Erde entſtandene Terraſſen, über die man nicht wegſehen kann, und alſo nichts erblickt, als den Himmel. Der Poſtillon führt ſeine vier Pferde, die in immer gleicher Geſchwindigkeit die Barke an einem Seil ziehen, unter dem ſich das Gras auf immer gleiche Weiſe biegt, hie und da eine Frau, die auf der Brücke erſcheint, um ſie aufzuziehen: darin beſteht die ganze Unterhaltung der Fahrt, die um ſo unausſtehlicher iſt, wenn man reist, um Land und Leute kennen zu lernen. Nur manchmal werden die Terraſſenwände niedriger oder verſchwinden ganz, dann wird ordentlich freiaufgeathmet, und welche Freude! Man gewahrt den Rauch irgend eines Dampfſchiffs, ſpäterhin auch das Meer, das immer näher rückt. Auf der andern Seite breiten ſich die unermeßlichen Wieſen der Crauebene aus; zwiſchen den Geſträuchen liegen Schäferhütten, von Zeit zu Zeit auch ein Bauernhaus; in der Nähe Kühe und weiterhin unzählige Heerden weißer Schafe, die ausſehen wie im Gras liegende Steinblöcke. Hier treiben ſich auch eine Menge Pferde in wildem Zuſtand herum. Zur Zeit der Ernte fängt man ſie mit Schlingen; dann müſſen ſie zwei Monate lang das Korn in großen Scheunen austreten, eine Arbeit, die ſie ſehr angreift und abmagert; hierauf werden ſie wieder in Freiheit geſezt. Nur einige wenige werden zum Dienſt abgerichtet: ſie ſind ganz unanſehnlich, aber an Kraft und Stärke allen übrigen Pferden überlegen, ja dieſe Pferde allein haben Ausdauer für das in der Sonnenhitze ſo anſtrengende Ziehen der Waſſerkutſche.

Endlich endigt unſere Gefangenſchaft, denn wir ſind am andern Ende des Kanals angekommen. Vor uns liegt das Meer, ein Schloß vertheidigt die Küſte und große Fiſcherbarken mit ausgeſpannten Segeln ſchaukeln ſich am Horizont. Die Landdiligence erwartet die Reiſenden hier, um ſie nach Marſeille zu führen. Es waren ihrer aber diesmal ſo viele, daß wir keinen Platz darin finden konnten; wir mußten alſo einen Kahn nehmen, um über einen Meeresarm nach les Martigues, einer kleinen Stadt auf einer Landzunge, überzuſetzen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

Concerte. Cholera. Der Landtag.

An **Concerten** kann es dem tonkunſtliebenden Publikum kaum fehlen in einer Stadt, die ſchon durch die eigenen Sängerinnen und Sänger und die ausgezeichneten Virtuoſen der auch in ihrem Enſemble als trefflich anerkannten Kapelle des Königs die reichlichſten Mittel dazu gewährt. Eben darum aber entbehren zuweilen recht vorzügliche Leiſtungen durchreiſender Muſikkünſtler einer dem Gegenſtande angemeſſenen Zuhörerverſammlung. Dieſes war der Fall bei dem Kammermuſikus **Eisner** aus St. Petersburg, deſſen Virtuoſität auf dem Waldhorne übrigens die Anweſenden volle Gerechtigkeit widerfahren ließen. **Morandi's** gefühlvolle Harfenkünſte fanden ebenfalls nicht ſo viel Hörer, als Beifall. Schwerlich würde auch der Zuſammenfluß von Theilnehmern bei dem Violiniſten **Lipinski** aus Warſchau (welcher überdies den gewöhnlichen Concertpreis um ein Viertheil erhöht hatte) ſo ſtark geweſen ſeyn, wäre nicht lange zuvor der Ruf erklungen, daß er einen zweiten Paganini abgeben könne. In Kunſtſtücken laſſe dieſer ihn allerdings hinter ſich, dagegen aber ſey Lipinski dem violiniſtiſchen Halbgotte vielleicht gar voranzulociren. Viele ſeiner erſtaunten Zuhörer

ſollen auch wirklich dieſer Meinung beigetreten ſeyn. Einer großen geiſtlichen Muſik zum Beſten armer Wittwen und Waiſen von Volkslehrern, welche in der Neuſtädter Kirche ſtattfand, fehlte es zwar nicht an vielem Beſuche, aber er hätte doch noch ſtärker ſeyn können. Uebrigens wohnten dieſer ſehr gelungenen Aufführung mehrerer werthvoller Compoſitionen von Diabelli, Reiſſiger und Julius Otto auch alle ſo eben anweſenden Glieder unſers Königshauſes bei. Wohlthätige Einrichtungen wie dieſe leztere, auf eine jährliche Wiederholung berechnete, die im vorigen Jahr begründet wurde, zeugen von einem ſchönen Sinne für echte Humanität, deſſen ſo lebendiges, oft erfreuliches Daſeyn ſich neuerlich immer überzeugender darthut. Dahin gehört auch die, vor Kurzem vom Könige beſtätigte Caſſe zu Unterſtützung der Wittwen und Waiſen von Aerzten und Apothekern. Die größere oder geringere Beiſteuer der Theilnehmer an dieſem nüzlichen Inſtitute regulirt ſich nach den Anſprüchen, welche jeder Theilnehmende an eine höhere oder geringere Penſion für ſeine Nachgelaſſenen macht. Nicht minder verdienſtlich iſt gewiß auch das ernſte Streben der hieſigen jüdiſchen Gemeinde, ihre Schul- und kirchlichen Einrichtungen mit den Fortſchritten der Zeit immer mehr in Einklang zu bringen. Der neuerlich erſt ihr gewonnene Oberrabiner, Dr. Fränkel, ſcheint ſich dieſem Zwecke fortdauernd mit dem lobenswürdigſten Eifer hinzugeben. Unter ſeiner Leitung iſt die Erbauung eines neuen Gotteshauſes auf Actien beſchloſſen und ein Plaz dazu bereits für 5500 Thaler erkauft worden. Auch ein Frauenverein zu wohlthätigen Zwecken hat ſich unter dieſer Gemeinde gebildet. – Hatten die gedruckten öffentlichen Nachrichten ſchon ſeit einiger Zeit den melancholiſchen Gedanken, daß die aſiatiſche Cholera uns doch endlich einmal heimſuchen werde, mächtig angeregt, ſo mußte wohl ein amtlicher Bericht aus dem im ſächſiſchen Gebirge gelegenen Fabrikorte Oberwieſenthal, daß ſie dort mit all ihren Schreckniſſen angelangt ſey, unſere Beſorgniſſe verdoppeln. Im Augenblick geſchahen auch von Seiten der Regierung durch Abſendung von Aerzten und aller zur Erleichterung des in ſolchen Fällen eintretenden Elends erforderlichen Dinge zweckmäßige Vorkehrungen. Zum Glück milderten die nachherigen ärztlichen Anzeigen die Schrecken der erſten Notiz ungemein, und jezt weiß man, daß die eingetretenen Todesfälle ſchwerlich von dem eigentlichen aſiatiſchen Uebel herrührten. Uebrigens hat man alles Mögliche gethan, um dem Verbreiten der Krankheit in Oberwieſenthal kräftig entgegenzutreten. Zufolge der neueſten genauen Erörterungen ſcheint ſich überhaupt ſo viel als gewiß herauszuſtellen, daß im Königreiche Sachſen, weder früher, noch jezt, jene furchtbare Krankheit überhaupt Fuß gefaßt habe. – Ein beſonderes Leben verſpricht dieſen Winter der Stadt Dresden der wieder begonnene Landtag. Des Königs Thronrede bei dieſer Gelegenheit hat, beſonders auch durch die herzgewinnende Art ſeines Vortrags, allgemein angeſprochen. Aus den bereits gehaltenen Sizungen zu ſchließen, wird der ſchöne Geiſt der Milde und Beſonnenheit, ohne welchen dergleichen Verſammlungen ihre Würde gänzlich gefährden, wie bei dem lezten Landtage vorherrſchend ſeyn. Zwei Blätter beſtehen wieder, wie damals, welche den weſentlichen Inhalt der Diskuſſionen, das eine ausführlicher, das andere in gedrängter Kürze geben wollen. Erſteres erſcheint unter dem Titel: „Mittheilungen vom Landtage.“ und iſt als offiziell zu betrachten, das zweite, „Landtagsblatt“ genannt, hat wieder die Arnoldiſche Buchhandlung unternommen. Das Mitwirken einer ziemlichen Anzahl geſchickter Stenographen gibt Hoffnung auf authentiſche Nachrichten. – Obſchon bereits bei dem lezten Landtage die Zulaſſung des zweiten Geſchlechts auf die Tribünen verweigert wurde, ſo iſt doch der damalige Antrag diesmal wieder aufgenommen worden, hat aber, wie damals, aus erheblichen Gründen kein Gehör gefunden. Wirklich ſcheint auch ein Graziengeſicht durchaus nicht geeignet, um ſogar den kleinſten politiſchen Zug darin aufzunehmen. Wie die Poeſie alle Staatskunſt als ein für ihr ätheriſches Reich wahrhaft unheiliges Apokryphum von ſich ausſchließt, ſo auch Schönheit und Grazie, ſo lange wenigſtens, als es der ſogenannten Emancipation noch nicht gelungen iſt, die Frauen aus dem höhern in ein mit ihrem Weſen ganz unvereinbares, niederes Gebiet herunterzuziehen.

(Der Beſchluß folgt.)

London, December.

(Fortſezung.)

Fraſers und Sir G. Berkeley's Proceß.

Man braucht weder das Blut eines Spaniers, noch das eines Gallſüchtigen, ſondern nur überhaupt Blut in den Adern zu haben, um es recht begreiflich zu finden, daß bei Stellen, wie die ausgehobenen – und ich habe bei meiner Wahl das Zartgefühl der Leſerinnen berückſichtigt – dem Novellendichter die Zornesader ſchwellen mußte. Aber was ſollte aus der Ruhe der Welt werden, wenn es männiglich erlaubt wäre, dem erſten Impulſe zu folgen, den Erſten Beſten, der uns etwas Unangenehmes bringt, nach Herzensluſt auszupeitſchen? Wer wollte dann Zeitungsträger, wer Briefbote ſeyn? Nein, nein, Ruhe und Beſonnenheit vor allen Dingen. Niemand überſprungen und zulezt Jedem das Seine! Berkeley konnte Fraſern zürnen, weil er Derartiges gegen ihn in ſein Journal aufgenommen; aber Hauptgegenſtand ſeines Zornes mußte doch in erſter Inſtanz der Recenſent ſeyn. Berkeley kannte dieſen nicht, allerdings, denn auch die engliſchen Kritiker tourniren meiſt mit geſchloſſenem Viſir; allein es war Hundert gegen Eins zu ſetzen, daß Fraſer den geſchloſſenen Helm kannte, weil die Verleger für das unter ihrer Firma Erſchienene verantwortlich ſind, ſehr ſelten aber die Verantwortlichkeit übernehmen, ohne den Rücken vollkommen gedeckt zu wiſſen; am wenigſten wird ſolches der Verleger eines kritiſchen Blattes thun, da die Empfindlichkeit der Autoren und die Geneigtheit der Geſchwornengerichte, hohe Geldentſchädigungen zuzuerkennen, in England alltägliche Dinge ſind. Anſtatt alſo Fraſern mörderiſch zu überfallen, hätte Berkeley ihn nach dem Namen des gehäſſigen Kritikers fragen ſollen, und hätte Fraſer die Antwort verweigert und Berkeley in ritterlicher Hize dem Arme der Gerechtigkeit vorgegriffen, ſo wäre mindeſtens Eine Entſchuldigung auf ſeiner Seite geweſen. Seine raſche, übereilte Handlung erſcheint dagegen um ſo ſtrafbarer, weil ſchon Tags nach dem Ueberfalle der Recenſent ſich öffentlich nannte, öffentlich die Verſicherung niederlegte, daß er Fraſern ermächtigt, Jedem, der ſeinen Namen zu wiſſen begehren würde, ſolchen zu nennen, und Berkeley eingeſtehen mußte, daß er Fraſern mit keiner Sylbe darnach gefragt. In Parentheſe ſchalte ich übrigens ein, daß der Recenſent gleichzeitig an den Novellendichter ſchrieb und für die, Fraſern zugefügte Mißhandlung ſich die Genugthuung erbat, die er, darum gebeten, zu keiner Zeit verweigert haben würde, daß, da der Recenſent Berkeley'n ebenbürtig war, dieſer keinen äußern Beweggrund haben konnte, die Ausforderung abzulehnen, und daß nach zwei- oder dreimaligem Kugelwechſel die Duellanten zwar unverwundet, aber auch unverſöhnt den Kampfplaz verließen.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 5.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 6. Januar 1837.

— Es warten die Flotten,
Die in der Fremdlinge Land tragen den heimiſchen Fleiß;
Andre ziehen frohlockend dort ein mit den Gaben der Ferne.
Seltſamer Sprachen Gewirr brauſt in das wundernde Ohr.
Auf den Stapel ſchüttet die Erndten der Erde der Kaufmann,
Was dem glühenden Strahl Afrikas Boden gebiert,
Was Arabien kocht. —

Schiller.

Briefe aus der Provence im Sommer 1836.

(Fortſetzung.)

In Martigues gibt es wahrſcheinlich nur einen einzigen Wagen auf Federn, und zwar nur zu zwei Pläzen, unſerer aber waren drei. Uns graute, die Nacht in dieſem elenden Städtchen zuzubringen, deßhalb nahmen wir einen Karren, ſezten uns mit unſerm Gepäck auf Stroh und ließen uns tüchtig ſtoßen. Links hatten wir den großen Teich Berre, aus deſſen Mitte ſich der dicke Rauch einer Sodafabrik erhebt. Rechts zieht ſich eine Reihe unfruchtbarer und einförmiger Anhöhen hin. Im Thal ſtehen verkrüppelte Olivenbäume, elende Weinſtöcke und ſchlecht angebaute Aecker. Hierauf ſenkt ſich der Weg und geht durch wüſtliegende, einſame Vertiefungen. Darüber wurde es dunkel und immer dunkler. Bald aber kommt mehr Bewegung, mehr Häuſer, Wagen und Staub, was uns beweißt, daß wir auf die große Straße in der Nähe einer großen Stadt gelangt ſind. Wir erblicken am Horizont das Licht eines Leuchthurms, das uns aber die dazwiſchen liegenden Gegenſtände manchmal wieder entziehen. Endlich kommen wir in Marſeille an. Glücklicherweiſe war es Nacht und man ſah das armſelige Gefährt nicht, das uns in die Phozäerkolonie geführt. So kamen wir an dem ſchönen Hotel Beauvau an.

Es gibt Städte, in denen der Fremde Anfangs ſeine liebe Noth hat, um eine Ueberſicht zu gewinnen und ſich zurecht zu finden. Dies machen die engen, ſchiefen, gewundenen und dunkeln Gaſſen und Gäßchen unmöglich, zumal wenn ſie alle Augenblicke von andern ähnlichen unterbrochen werden. Dadurch wird z. B. in Genua eine Ueberſicht ganz unmöglich. So iſt es aber nicht in Marſeille: hier ſind die Straßen breit, gerade, regelmäßig und ziehen ſich weit hin. Die Vorderſeiten der Häuſer ſind geſchmackvoll und die Luft hat freien Spielraum in den weiten Straßen und Baumgängen, die angenehmen Schatten gewähren. Die feſtliche Pracht des Frohnleichnamfeſtes, die bunten ſeidenen, zu den Fenſtern heraus und über die Balkone gehängten Flaggen, mit deren großen Falten die Luft ſpielte, gaben der Stadt am folgenden Tag noch ein günſtigeres Ausſehen.

Eins aber fällt dem Reiſenden am meiſten auf, wenn er Marſeille zum erſten Mal ſieht, nämlich der Hafen, der tief in die Stadt geht und deſſen Maſte gar maleriſch über die Häuſer hinausragen, während der Kiel über den Kellern ſteht, die unter dem Hafen weglaufen. Seit ungefähr fünfzehn Jahren iſt Marſeille auf Koſten Livornos ſo ſehr in die Höhe gekommen und in ſeinem Gedeihen geſtiegen, daß ſich ſelbſt die Einwohner darüber wundern; jezt iſt es unter allen Häfen des Mittelmeers der beſuchteſte, und ſchon lange iſt der Hafen für die

ankommenden Schiffe zu eng, ſo daß ſie manchmal mit dem Kiel darüber hinausgehen. Sie ſind ſo dicht aneinander gedrängt, ſie haben ſo wenig Platz zum Ein- und Ausfahren, daß es ſich gar nicht begreifen läßt, wie dieſe ungeheuren Maſchinen ſich von einander los, wieder frei und beweglich machen, aus der Linie herauskommen und flott werden können. Aber alle ihre Bewegungen gehen langſam, regelmäßig und ohne Unglücksfälle vor ſich. Jetzt wird an einem großen Becken für das Kalfatern und Ausbeſſern der Schiffe gearbeitet, ein ſicheres Auskunftsmittel, um viel Platz zu gewinnen.

Auf dem Kay um den Hafen liegen die Produkte aller Welttheile bunt durch einander, wie im Hafen ihre Schiffe, die aus- oder einladen. Neben dem Getreide liegen Eiſenſtangen, Blei, Kohle und Holz, nicht weit davon Fäſſer mit Krapp, Meubeln und Handarbeiten aus allen Ländern. In den benachbarten Laden werden lebende Schildkröten, Schalthiere aller Art, Früchte und Samen aus dem Süden, Kokosnüſſe, luſtige Affen, aus Aloefaden gewebte Stoffe, Papagaien, Arrahs und andere Vögel Indiens von allen Farben und Größen verkauft, für die Marſeilles Sonne faſt nicht warm genug iſt. Am Hafen gehen die Einwohner aus allen Welttheilen und meerumflutheten Ländern umher: Mauren, Neger, Türken, griechiſche Kapitäne, die durch ihr häufiges Hierherkommen in Marſeille wie zu Hauſe ſind. Die Erwerbung Algiers und die neuen Verhältniſſe mit dieſer Stadt haben den ſüdlichen Charakter Marſeilles noch vermehrt und mannichfaltiger gemacht. Leute vom afrikaniſchen Jägerregiment laſſen ihre Sporen durch die Straßen klirren, andere Offiziere kommen eben von der Tafna an und erzählen Jedem davon, wer ſie nur anhören will. Vor wenigen Tagen waren ſie noch mitten unter Arabern. Die Küſte der Barbarei, dies ungaſtliche, ſchreckliche Land, lag einſt wie tauſend Meilen weit von uns entfernt, jetzt aber iſt ſie ein Nachbarland. Ueber einem Magazin lieſt man: Ici on arrête des places pour Bone, Oran und Bougie, wie anderwärts: Voitures pour Lyon, Paris, Genèves, Bruxelles. Frankreich hat freilich die Seeräuber im Mittelmeer vernichtet und damit der Menſchheit einen nicht genug zu dankenden Dienſt erwieſen, den Romanſchriftſtellern iſt aber dadurch gar kein Gefallen geſchehen; ſie haben ſo eine wahre Schatzgrube verloren, denn nun kann nicht mehr die Rede ſeyn von wilden, grauſamen Seeräubern, von auseinander geriſſenen Gatten oder Geliebten, von entſetzlichen, blutdürſtigen Paſchas, die aber von ſchönen, thränenfeuchten Augen erweicht werden. Der Marſchall Bourmont hat wirklich einen Zweig der Literatur zerſtört.

Hätte man Zeit, ſo wäre auf dieſen ſchwimmenden, jetzt aber ſo ruhig, feſt und eingekeilt ſtehenden Häuſern eine reiche Sammlung von Scenen des Laut- und Stilllebens zu machen. Hier kauern Matroſen beim Eſſen, dort ſitzen welche auf den Marsſtangen im Gleichgewicht wie Seiltänzer, oder auf dem Bugſpriet, um Segel und Tauwerk auszubeſſern; die Leute ſind wie verloren in einem Gewirr von Segeln, Tauen und Maſten, und man begreift kaum, wie ſie da wieder herauskommen ſollen. Anderwärts machen die Leute ihr Schiff zur Abfahrt fertig. Die Schiffer und was dazu gehört wiſſen auf den erſten Blick an der Stellung ſeiner Maſten, ob es ankommt, morgen, übermorgen oder erſt in einigen Tagen abgeht. Eine hübſche Skizze ließe ſich von den Matroſen machen, die mit einer Winde den Anker aus dem tiefſten Schlamm heraufziehen; um bei dieſer Arbeit ihre Kräfte zuſammen und im ſelben Augenblick anzuwenden, haben ſie dabei einen monotonen, faſt wehmüthigen, klagenden Geſang.

(Der Beſchluß folgt.)

Das Jahr 1836 in . . . .

(Fortſetzung.)

Wir haben gute, verſtändige Männer, welche ſich juſt keine Rechenſchaft darüber zu geben wiſſen, weßhalb der deutſche Genius keine Nationalbühne gebähren will, weßhalb alle Verſuche dazu mehr oder weniger den Charakter der Künſtlichkeit trugen, worüber die Kunſt ausblieb; allein ſie können nicht vergeſſen, daß ihre Väter und zum Theil noch ſie ſelbſt vor einer Bühne ſaßen, auf der Deutſchland, allerdings oft mit wunderlicher Geberde und in barocker Tracht, aber doch Deutſchland weinte und lachte, fühlte und ſpottete, Tiraden und Fratzen ſchnitt, wobei immerhin zwiſchendurch der Franzoſe mit der tragiſchen Lorbeerperrücke und dem komiſchen Anſtandshaarbeutel, der Britte mit der poetiſchen Zauberlaterne und der plumpen Natürlichkeit, der Welſche mit ſeinen Trillern und Purzelbäumen willkommene Gäſte waren, weil der angeſtammte Kosmopolitismus, der Trieb, das Fremdartige in ſich aufzunehmen, ſich von jeher geltend machte. Es iſt ihnen unbegreiflich, durch welchen meteoriſchen Einfluß der dramatiſche Acker, der in frühern Generationen, Gott weiß! keine üppigen, aber doch einige geſunden Früchte getragen, jetzt gar nichts mehr tragen will als Unkraut, nicht einmal wucherndes, nein, armſeliges Unkraut, nicht einmal Klatſchroſen und Kornblumen und Ritterſporn, nein

Raden, Ruß, am meiſten aber
Schwindelhaber, Dippelhaber.

Sie wollen ſich durchaus nicht überzeugen laſſen, daß das, was ſich mit ſo viel Pomp und Geklingel allen Sinnen

als wirklich aufdringt, eine Forderung der Zeit und ſomit vernünftig ſey.

Wir haben Politiker, die zum Ueberfluß auch aus dem Zuſtand der Kunſt Gift ſaugen: wenn man ſie hört, ſo fühlen ſie ſich gedemüthigt, daß die große deutſche Nation, deren Literatur eben jezt Franzoſen und Britten wie eine ungeahnte Offenbarung anſehe, daß die Mutter der Erfindung, die Zauberin, welche alle Höhen des Geiſtes mit ihrem Blicke meſſe, in alle ſeine Tiefen mit ihrer Lampe leuchte, daß die Meiſterin der Geſchichte, ſofern es ſich darum handelt, ſie zu ſchreiben, ſich vor der Schaubühne mit derſelben Bettelkoſt in goldenen Schüſſeln begnüge, welche tiefgeſunkene Völker ohne Ruhm und Zukunft dem Dünkel auf eine entweihte große Vergangenheit, der Sehnſucht nach den entzogenen Kloſterſuppen und dem gegenwärtigen Elende auf Augenblicke entreiße; ſie bemerken es mit bitterem Spott, daß das hochgebildete Publikum deutſcher Hauptſtädte ſich mit demſelben Abhub der Académie royale de musique und des Vaudevilles bedienen laſſe, wie der lombardiſche, ſpaniſche, portugieſiſche Pöbel; ſie rufen: ihr lacht, wenn ihr hört, wie die Italiener, Pulcinellas und Pantalones vergeſſend, im Circus zu Verona über Menſchenhaß und Reue heiße Thränen weinen, und ſolltet weinen, daß ihr nur noch mit den Herren Scribe, Bayard und Melesville lacht! Sie vergeſſen, daß man über noch etwas lacht: über ſie ſelbſt.

Wir haben dramatiſche Dichter -- doch nein! nichts von ihnen! ſie wiſſen nicht, was ſie thun; aber wir haben poetiſche Enthuſiaſten, die in ihrer Gutmüthigkeit meinen, zu einer deutſchen Schaubühne fehle es zufällig nur an deutſchen Dichtern; ſie harren täglich der Ankunft eines dramatiſchen Meſſias, ſie finden alle Jahre im Meßkatalog ſeinen Johannes und rufen, wie der Hirſch nach friſchem Waſſer, nach einem deutſchen Molière, einem deutſchen Garrick.

„Ei ja, das kann ich auch, das kann ein Jeder:
Doch kommen ſie, wenn ihr nach ihnen ruft?“

Ei ja, ſage ich, um auch einmal wieder das Wort zu nehmen, und zu was ſollten ſie dienen, wenn ſie kämen? Laßt einen neuen Pygmalion eine deutſche Muſe bilden, laßt ihn ihrer zwei bilden, eine tragiſche und eine komiſche; die eine großartig, voll Majeſtät, den Mund zum Orakel geöffnet, das Auge im ſüßen Wahnſinn gen Himmel geſchlagen; die andere voll Liebreiz und Schalkheit, den lachenden Blick gerade vorwärts gerichtet: wo wäre die Göttin, von der der Künſtler die Beſeeligung der Statuen erflehen könnte, auf daß ſie von ihren Fußgeſtellen ſtiegen, und unter uns wandelten, und uns durch Rede und Blick und die Geberde des Lebens entzückten? Ein deutſcher Molière! O wünſcht es nicht! ihr wünſchtet den bitterſten Schmerz in eine Dichterbruſt, einen Schmerz, an den kein Menſch glauben möchte, wo es ſo viel erlogenen Poetenſchmerz gibt! Die Zeiten ſind vorbei, lange vorbei, wo ein Ludwig der Große Spaß verſtand. Warum und wie ſie vorbei ſind, könnte Jedermann wiſſen; es iſt aber gut, daß es nicht Jedermann weiß, und die Wenigſten darüber nachdenken. Und ſo bleibt denn der große Hauſe bei uns, wenn ja einmal in dieſem oder jenem „Salon“ die Einſprache eines Deutſchthümlers gegen das beſtehende Regime laut wird, naturgemäß, in unbewußter Demuth und Reſignation bei der Schneiderraiſon ſtehen; ſie finden nichts dabei zu denken, viel weniger zu tadeln, daß man aus demſelben Lande, das uns ſeit unvordenklicher Zeit im Fache der Kleidertracht den Unkoſten der Erfindung überhebt, auch die première matière des dramatiſchen Genuſſes bezieht. Schlimm nur, bemerken ſie, indem ſie ſich kritiſch über die Erſcheinung ſtellen, daß den deutſchen Marchandes de modes die Poeſie des Schnitts, und den dramatiſchen Zuckerbäckern, welche franzöſiſche Luſtſpiele und Melodramen in deutſche Model drücken, der Esprit an den ungewaſchenen Fingern hängen bleibt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, December.

(Fortſetzung.)

Heirathsverhältniſſe der engliſchen Ariſtokratie.

Grantley Berkeley's Benehmen gegen den Buchhändler und die vom Recenſenten eingemiſchten Perſönlichkeiten wurden in den öffentlichen Blättern gleich lebhaft und derb getadelt. Den ſchwerſten Stein verdiente unſtreitig die Art, wie Lezterer von Berkeley's Mutter geſprochen, und gerade, weil er der Lüge nicht gezeiht werden konnte, mußte die Erinnerung an ein im Publikum ſo ziemlich vergeſſenes Aergerniß den Sohn deſto tiefer verwundet haben. Auch hätte der Recenſent, wenn er für gut fand, einen in der Familie Berkeley vorgekommenen menſchlichen Fehltritt zu erwähnen, die Gerechtigkeit üben ſollen, eines von einem andern Gliede derſelben Familie bewieſenen ungewöhnlichen Edelmuths gleichfalls zu gedenken. Graf Berkeley, der Vater, verliebte ſich in die ſchöne Tochter eines Fleiſchhauers. Das ſchöne Mädchen erwiderte ſeine Liebe, und vor Gott ihm angetraut, gebar ſie ihm einen Sohn. Bald nachher führte der Graf ſie zum Altar, und Wunder über Wunder! das beſcheidene Mädchen wurde eine beſcheidene Gräfin. Es gibt Länder, wo dergleichen Heirathen auf franzöſiſch més alliances, auf deutſch Mißheirathen genannt werden. England kennt zu ſeinem Heil dieſen Begriff nicht, weiß nichts von den Nachtheilen, welche in den betreffenden Ländern eine mißgenannte Mißheirath dem Stammbaum und den nächſten Sprößlingen bringt. Die Vermählung eines Edelmanns mit einer Bürgerlichen verunziert dort den

Stammbaum und macht die Kinder unfähig zu Bekleidung von Stellen, deren Inhabern Alles fehlen darf, nur nicht eine ununterbrochene Reihe von ſo und ſo viel Ahnen. Hie und da, z. B. in Mecklenburg, werden die aus ſolchen Bündniſſen entſprungenen Töchter ſogar in kein Fräuleinſtift zugelaſſen. Vielleicht exiſtiren auch noch Höfe, an denen die bürgerlich geborene Gemahlin eines Edelmanns nicht courfähig iſt und zurückbleiben muß, während ihr Gemahl von ſeiner Pflicht zu Gallatagen und Hofbällen gefordert wird. Von allen dieſen Satzungen weiß man in der engliſchen Adelswelt und am engliſchen Hofe nichts. Keine Rückſicht der Art kann hier die Wahl des Barons wie des Herzogs beſchränken. Die Krone, die er trägt, gehört zur Hälfte ſeiner Gemahlin, und die Kinder, mit denen der Himmel ſie beſchenkt, ſind von gleich echtem Adel, ob das Blut ihrer Mutter ſchon in den Adern eines der normänniſchen Ritter gefloſſen, die den Eroberer nach England begleitet, oder ob es ihr aus den Adern eines Schneiders zugekommen. Bei dem ungeheuern Stolze des engliſchen Adels und bei der Starrheit, mit welcher er von untergeordneten Ständen ſich abſondert, muß dieſe Humanität auffallen; doch erklärt ſie auch zugleich den mit jenem Stolze und jener Starrheit merkwürdig contraſtirenden Umſtand, daß kein europäiſcher Adel häufiger ſolche Ehebündniſſe ſchließt, als der engliſche. Bulwer, der Novellenlieferant, Geſchichtſchreiber, Theaterdichter, Volksrepräſentant und Staatsökonom, findet die Haupturſache dieſer Erſcheinung darin, daß in England die Liebe der Herzen der Liebe zum Gelde zu folgen und deshalb der Adel kein Bedenken zu tragen pflege, Dünger auf ſeine Aecker zu führen. Allein abgeſehen davon, daß der Reichthum des engliſchen Adels im Allgemeinen ſolche Rückſicht zu einer minder gebieteriſchen macht, zeigt ein Blick auf derartige Wahlen, daß den meiſten kein Geldintereſſe unterliegt, und es dürfte daher gewiß wahrer ſeyn, daß die Erſcheinung ihren Grund eben in der Abweſenheit der nachtheiligen Folgen hat. Unter den Frauen des höchſten Adels befinden ſich gegenwärtig mehrere, die früher Schauſpielerinnen und Sängerinnen geweſen oder vom Erwerbe ihrer Nadel ſich genährt haben, während nur die ältliche Gemahlin des jugendlichen Herzogs von St. Albans, die von der Bühne in die Arme eines der reichſten hieſigen Banquiers überging, bei ihrer Verbindung mit dem Herzoge deſſen Schulden bezahlte und ihm ein fürſtliches Jahrgeld ausſezte. Es iſt aber ſicher eine eher zu verneinende, als zu bejahende Frage, ob jene armen Mädchen geworden wären, was ſie ſind, wenn in der engliſchen Adelswelt und am engliſchen Hofe andere Geſetze herrſchten. Dort gleicht der Altar den Mangel der Geburt aus, am Hofe hat die Königin über den Zutritt zu entſcheiden, und ſie darf ſich bei der Entſcheidung nicht an die Abſtammung, ſie muß ſich an den guten Ruf halten.

(Der Beſchluß folgt.)

Dresden, December.

(Beſchluß.)

Die Schröder-Devrient. Tragiſches Ereigniß. Audienzen.

Bei dem Gedanken an Grazie fällt uns in Dresden Lebenden häufig ſogleich die anmuthige Schröder-Devrient ein. Die 70,000 Thaler, welche, laut öffentlicher Blätter, ihr vom Drurylanetheater in London für dreijährigen Geſang geboten worden, ſind allerdings eine verführeriſche Summe; gleichwohl behaupten verſchiedene, wohl unterrichtet Scheinende, ſie werde ein minderes Honorar vorziehen, das ſich mit ihren jetzigen Verhältniſſen vertrage, ſo daß ſie den ihr contraktmäßig zugeſtandenen jährlichen Urlaub, ich glaube von drei Sommermonaten, zum Aufenthalt in London verwendete und Dresden jederzeit ihren Winter widmete. — Ein tragiſches Ereigniß nahm mehrere Tage lang die Aufmerkſamkeit eines großen Theils der Stadt in Anſpruch, weil zwei junge, friſche, die beſte Hoffnung gebende Menſchen ſeine Opfer waren. Zwei Lehrlinge einer hieſigen Kramhandlung finden Abends beim Eintritt in ihre Wohnſtube dieſe noch von der während ihrer Abweſenheit vorgenommenen Scheuerung des Fußbodens etwas feucht, glauben durch Heizung der Stube mit Steinkohlen nachhelfen zu müſſen, und legen ſich ſpäter in die nicht weit vom Ofen ſtehenden Betten ſchlafen. Entweder iſt das Oeffnen der Ofenklappe nicht gehörig erfolgt, oder die zu locker geweſene Klappe von ſelbſt zugefallen; genug, am Morgen findet man die Lehrlinge erſtarrt. Der herbeigerufene Arzt wendet alle Mittel, ſie in das Leben zurückzubringen, fruchtlos an. Nach ſeiner Ausſage ſind ſie nicht ſowohl am Kohlendampfe, wovon ſich keine Spur in dem Gemache gefunden, als an dem entbundenen Kohlenoxyd erſtickt. — Von den ſeit dem Oktober d. J. ſtattfindenden Audienzen, welche unſer König an dazu feſtgeſezten Tagen, monatlich zweimal, Jedem ertheilt, der etwas bei ihm unmittelbar anbringen zu müſſen glaubt, wird nicht wenig Gebrauch gemacht. Ein Theil der Anſuchenden beſteht aus Einwohnern der Stadt, die Mehrheit aber gehört den untern Claſſen des Landes außer Dresden an. Es iſt in dieſem Monate bereits die fünfte Audienz vorgekommen. Die Einrichtung hat weſentlichen Nutzen, ſchon durch den Troſt, welchen aus dieſer Zugänglichkeit zu der Perſon des Monarchen gar viele Unglückliche ſchöpfen mögen. Ganz aus eigener Bewegung von ihm ausgehend, zeigt ſie dem Volke, daß es dem über daſſelbe erhöhten Manne ernſtlich darum zu thun iſt, keine Scheidewand zwiſchen ſich und dem Allergeringſten haben zu wollen, vielmehr auch Lezterm ſo gut, wie dem ihm zunächſt Stehenden, ſein volles Recht widerfahren zu laſſen, und wenn es nicht geſchehen, ihm dazu zu verhelfen. Allerdings könnte wohl in der Folge einmal auch die boshafte Verleumdung unter der Maske verfolgter Unſchuld, oder wohl gar des Patriotismus den Bittſtellern ſich einmiſchen, wenigſtens iſt die Möglichkeit des Falles nicht zu leugnen. Beiſpiele ſind bei ähnlicher Gelegenheit anderwärts vorgekommen. Daß aber hier die vergifteten Pfeile gewiß, ſtatt den Verwundeten zu ſchaden, nur auf den frechen Schützen ſelbſt zurückfallen würden, dafür bürgt die Scharfſicht und Beſonnenheit des wohlwollenden Regenten vollkommen. Kurz, das Land iſt ihm für dieſen abermaligen Beweis ſeiner Huld jedenfalls von Neuem beſonders verpflichtet. Ueberhaupt gibt der König auf alle Weiſe zu erkennen, wie ſehr ihm alles, das gemeine Beſte Betreffende am Herzen liegt. Auch ſeine Gemahlin beurkundet, daß ſie ein gleicher Geiſt der Huld und Liebe beſeelt. Kaum war das für die Antonsſtadt ſo wohlthätige Gelingen des vom Zimmermeiſter Siemen unternommenen arteſiſchen Brunnens erfolgt, ſo erſchien auch der König mit ihr bei dem Unternehmer, ihm ſeine Theilnahme zu bezeigen und die nähern Umſtände zu erforſchen. Auf ähnliche Weiſe unterrichtet ſich der König ſo genau als möglich von der Beſchaffenheit anderer, auf den Vortheil des Publikums berechneter Anſtalten, und ſucht ſich überhaupt von Allem gern durch eigene Anſicht zu überzeugen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 6.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 7. Januar 1837.

La mode a son language a elle, language mystérieux et poétique qui dejoue l'erudition de l'Institut, mais que l'homme de tact est habile à saisir.

Le livre des cent-et-un.

Das Jahr 1836 in . . . .

(Fortſetzung.)

Dieſe lezte Bemerkung bietet mir den leichteſten Uebergang vom Trödel Thaliens zu der Garderobe der Göttin Mode, vom Schauplatz, wo die ſchöne Welt ihre Begeiſterung holt, zu dem, wo ſie ſelbſt Schauſpieler iſt und Andere begeiſtert. Habe ich es gerühmt, wie unſere Bühne mit Glück bemüht iſt, feſt vor dem Winde der Zeit zu ſegeln, ſo verdient es gleiche Anerkennung, daß unſere ſchöne Welt, daß unſere Damen und die Elite unſerer Herrn — (warum haben wir keinen Pendant zu „Gentleman?“ das Wort „Herr“ in dieſer Verbindung erinnert immer höchſt fatal an die Figuren im Modejournal, wo zu leſen iſt: der Herr rechts erſcheint in einem Oberrock zum Frühling, oder der Herr links trägt einen polniſchen Rock von der Erfindung des Pariſer Künſtlers Guichard) in ihrem Aeußern ſo gewiſſenhaft auf Faſhion halten, als unſer Intendant auf Strenge des Koſtüms. Nicht als ob hier im Fache der Toilette etwas wirklich erfunden würde; ach nein! das Genie unſerer Putzmacherinnen, wie unſerer Dramatiker, arbeitet nur mit den Händen, und auch das Reich der Mode iſt ja ein „aufgeklärter“ Deſpotismus, in deſſen Schooße man nicht einmal in Gedanken raiſonnirt. Aber darum iſt uns die Sorge des Nachdenkens keineswegs erſpart, ſo wenig als den Anordnern unſerer theatraliſchen Genüſſe. Der Menſch, ſogar wenn er ſtiehlt oder borgt, ſoll einmal nicht mühelos genießen, noch Andern zum Genuß verhelfen. Nur iſt auf der Bühne nicht der Dichter derjenige, der den Kopf anſtrengt, ſondern der Intendant und Requiſitenmeiſter, und im Departement der äußerlichſten Angelegenheiten nicht derjenige, welcher das Kleid macht, ſondern der, der es beſtellt. Dort bedarf es der reiflichſten Ueberlegung, ob mit den platten Dächern das Bedürfniß nach Lokalwahrheit gehörig abgefertigt ſey, wenn eine Anſicht von Venedig, Shakeſpeariſchen Andenkens, für die Stumme von Portici zu Neapel umgetauft werde, oder ob es ſich mit dem hiſtoriſchen Gewiſſen vertrage, die beſterhaltenen Jacken und Beinkleider aus Robert dem Teufel in der „Jüdin“ im zweiten Glied auftreten zu laſſen; hier müſſen die bedenklichſten Umſtände abgewogen werden, bis man zum beruhigenden Reſultat gelangt, daß eine paſſirte Frühlingsrobe noch einen paſſabeln Herbſtüberrock abgeben müſſe.

Auch im Reiche der Mode haben wir unſere Helden und Primedonne, Chevaliers, ſtrenge Väter und edle Mütter, Corps de Ballet und mitleidswerthe Comparſen. Den erſten Partien, den auf Lebenszeit von der Mode engagirten Perſonnagen kommt es zu, die von den

unſichtbaren Obern in der Toilette angeordneten Reformen dem Troß zur Nachachtung zu verkündigen, und ſie haben dann die Gefälligkeit, ſich als lebende Modelle durch die Stadt und an öffentlichen Orten zu bewegen. Ihnen gegenüber geht es dem Corps und Chor — sans comparaison — wie dem Pariſer Lumpenſammler, der, vor dem in der Trunkenheit zu Boden Geſunkenen in Betrachtung vertieſt, endlich in den philoſophiſchen Ausruf ausbrach: voilà comme je serai dimanche! — das heißt für die Meiſten über ein Jahr um dieſe Zeit!

Die Geſchichte der Moden gleicht, wie allerdings am Ende jede Entwicklung menſchlicher Zuſtände, der Geſchichte der Erde ſelbſt. Auch in den Phaſen der Kleidertracht laſſen ſich bei aller ſcheinbaren Regelloſigkeit ſtill wirkende Geſetze entdecken, welche ſie mit dem auf den erſten Blick Disparateſten organiſch verknüpfen. Eine hiſtoriſche Ueberſicht der Moden in einem längern Zeitraum würde viel Aehnlichkeit mit einem geologiſchen Profil haben, und die Methode, welche gegenwärtig die verſchiedenen Bildungen der Erdrinde nach den in ihnen begrabenen Thier- und Pflanzenformen einander unterordnet und auf einander bezieht, wäre als Vorbild für eine zu ſchaffende Philoſophie des Koſtüms zu empfehlen. Freilich, ſo wenig die Geologie von Minirern und Juwelieren bearbeitet wird, ſo hoch läge dieſe neue Wiſſenſchaft über dem Horizont der Schneider und Dandys, aber die wiſſenſchaftlichen Reſultate müßten ſich am Ende doch auch für die nur vom blinden Triebe befangenen Claſſen erſprießlich erweiſen.

Wenn in der Erdrinde ganze Schichtenreihen dieſelben, oder nur wenig modificirte Foſſilien führen, zum Beweis, daß in langen Zeiträumen, im ruhigen Zuſtand der Erde, viele Generationen von Thieren und Gewächſen in's Daſeyn traten, lebten und ſtarben; wenn dann aber plötzlich in den weiter nach oben gelagerten Gebilden fremdartige, den bisherigen ganz unähnliche organiſche Geſtalten auftreten, zum Beweis, daß eine raſche Umwälzung die Oberfläche umgewühlt und abgefegt, und der Garten der Schöpfung ſich friſch beſaamt, ſo zeigt ſich ganz Analoges in der Geſchichte der äußerlichen Lebensformen des Menſchen. Lange Jahre hindurch blüht und vergeht ruhig eine ganze Vegetation von Hüten, Roben, Gilets, Friſuren und Toupets, welche, nebſt den übrigen conſtituirenden Pertinenzſtücken des Geſellſchaftsmenſchen, gleichſam die Geſchlechter vorſtellen. Der Grundtypus aller bleibt ſich gleich, und er wird vom Wechſelnden nur ſo umſpielt, daß ſich zahlreiche Arten, Varietäten und Baſtarde bilden. Dann kommt man aber in der Geſchichte häufig zu einem Punkt, wo das behagliche Spiel des Werdens und Vergehens verwandter Formen plötzlich abbricht, und der Menſch, der ideale Modemenſch, ſofort einen ganz andern Schatten wirft, eine ganz verſchiedene geometriſche Figur auf den Blättern jener Urkunden beſchreibt, in welchen die Frivolitäten des Tags mit ſo komiſchem Ernſt eingetragen werden.

Dieſe Umwälzungen entſprechen natürlich meiſtens gleichzeitigen Veränderungen im Staatsleben, und ob jene mehr oder minder raſch, mehr oder minder allgemein erſcheinen, hängt häufig damit zuſammen, ob leztere mehr den Charakter einer Reform oder einer Revolution hatten. So, um bei dem Modernſten ſtehen zu bleiben, war durch die definitive Zähmung des Adels zu Hausthieren und die Einführung der Etikette unter Ludwig XIV. der Tracht Franzens und der Heinriche zwar nicht plötzlich, aber doch raſch genug ein Ende gemacht und Puder und Perrücke zum Symbol einer langen, höchſt charakteriſtiſchen Periode erhoben worden. Aus dem leiſe gährenden Sumpf der Geſellſchaft ſchoß hier eine wuchernde, in hundert Farben ſpielende, in einem Chaos kleinlicher Formen ſich erſchöpfende Flora auf; aber bei allem bizarren Wechſel im Detail haben die Porträts aus der zweiten Hälfte des ſiebenzehnten und dem achtzehnten Jahrhundert eine ſo entſchiedene und untrügliche Familienähnlichkeit als die Schaalthiere aus dem Muſchelkalk. Jene ganze liebenswürdige, ſchnörkelhafte Schöpfung ging bekanntlich durch den ausbrechenden Vulkan der Menſchenrechte faſt mit Einem Stoße unter; der Sturm wehte den Schönen nicht nur den Puder aus den Haaren, er riß ihnen ſogar auf eine Zeitlang die Strümpfe von den Beinen, und die Geſtalten nach und vor der Sündfluth waren nicht mehr kommenſurabel.

Das Natürliche und Nothwendige dieſes Zuſammenhangs zwiſchen politiſchen Reformen und dem, was im weiteſten Sinn das Koſtüm einer Zeit ausmacht, konnte ſchon längſt, wenn man den Gegenſtand hätte philoſophiſch betrachten mögen, Winke über die „Portée“ mancher Staatsveränderungen in Frankreich an die Hand geben; denn wenn von Moden die Rede iſt, erſcheint es kaum nöthig, die Geſchichte eines andern Landes als Frankreichs zur Betrachtung zu ziehen. Wer im Auguſt 1830 Zeit gehabt hätte, an ſolche Aeußerlichkeiten zu denken, würde es, in der nie erlöſchenden Erinnerung an den Vorgang von 1792, ganz wahrſcheinlich gefunden haben, daß die europäiſche Menſchheit, oder vielmehr zunächſt wieder der Pariſer ſeine nochmalige Entpuppung zur dreifarbigen Chryſalide auch äußerlich, durch Verleugnung der bisherigen Formen conſtatiren werde. Jede hohe Dame in Europa hätte ſich der Thatſache unterworfen, ſobald die Pariſerin von 1831 die Robe der Mutter Heinrichs V. ſo wenig mehr tragen mochte, als die von 1795 die Friſur Marie Antoinettens, und kein Legationsſekretär hätte mehr als ſonſt gedacht, wenn der ganze Modekram der Reſtauration im Hafen von Cherbourg eingeſchifft worden wäre. Aber dem war nicht ſo: der Juliuskämpfer,

nachdem er ſich den Pulverruß abgewiſcht, deckte Bruſt und Hals, die er im Gefechte gelüftet, mit dem alten Halstuch, der alten Chemiſette. Die jeune France erfand nur Worte, keine Carmagnole; der braune Frack Ludwig Philippe's iſt die beſte Bürgſchaft für Aufrechthaltung der Verträge von 1814, und der flaumleichte Gigot wiegt, indem er ſiegreich die Julirevolution überdauert hat, bleiſchwer in der Wagſchale des parceque Bourbon.

(Die Fortſetzung folgt.)

Briefe aus der Provence im Sommer 1836.

(Fortſetzung.)

Am beſten iſt's, um dies Alles im Hafen zu ſehen, man nimmt einen kleinen Kahn und fährt damit um die vielen Schiffe herum, die hier in engem Raum bei einander liegen. Sie gehören den verſchiedenſten Nationen an und werden ſich in einigen Tagen oder Wochen nach allen Weltgegenden, über alle Meere zerſtreuen. Da liegt der Oeſterreicher zwiſchen dem Holländer und Sardinier, und dieſer ſtößt wieder an den Engländer, deſſen reinliches Schiff ſich die Nähe eines türkiſchen gefallen laſſen muß, das ein wahrer Sudelloch iſt; ihm kommt darin ein griechiſches aus Hydra faſt gleich. Alle liegen Bord an Bord, und um auf eines in der Mitte zu gelangen, muß man über die andern weggehen. Und doch ſind ſich die Schiffsleute ganz fremd in Sitten, Gebräuchen und Sprache. In welche Breiten, in welche Meere, an welche Küſten werden ſie nächſtens ſegeln? Werden ſie ſich je wieder begegnen, und wo? auf welchem Meer oder in welchem Hafen? Wir erkundigten uns bei unſerm Führer nach den Schiffen, an denen wir vorüber kamen, und er erkannte ſie alle leicht an ihrer Bauart, ihrem Takelwerk. Neben einem Spanier lag ein Franzos, dann ein Engländer und einer von den vielen Amerikanern, die Schmuggelei treiben und auf dieſe Weiſe die Handelsaufträge der europäiſchen Nationen ausführen; die Matroſen auf dieſem Schiff aus Carolina trugen rothe Weſten. Jene Ruſſen ſind an ihren langen Haaren kenntlich; die Orientalen haben braune Geſichter und gewöhnlich weite Kleider, wenn ſie nicht zu der türkiſchen Kriegsmarine gehören. Es lagen da auch mehrere Schiffe, die nach der Inſel Bourbon und nach Indien gehen.

Bis der neue Hafen fertig iſt, liegen die Schiffe zum Kalfatern und Ausbeſſern in einem beſondern Theil des alten; ſie liegen ſchief und ſehen dabei mit ihren langen Maſten gar ſonderbar aus. Am Eingang des Hafenbeckens liegen die Schiffe, die nur eine kurze Quarantäne zu halten haben, gegenüber ſteht das Sanitätsgebäude. Vor dem eiſernen Gitter halten einige Kähne mit Reiſenden, denen die Erlaubniß ertheilt worden iſt unter Aufſicht eines Wächters ſich in geſetzlicher Entfernung mit ihren Verwandten oder Freunden zu unterhalten. In dieſem Sanitätsgebäude wird nächſtens ein ſchon angekommenes Basrelief von Puget nebſt einigen Gemälden von guten Meiſtern aufgeſtellt werden, die ſich auf die Beſtimmung des Gebäudes beziehen, nämlich die Peſt in Marſeille, die drei Perioden oder Stadien dieſer Krankheit, von David, und der Ausbruch der Cholera auf der Fregatte Melpomene. Die furchtbare Wahrheit der Sterbenden und der Todten, die Vereinigung ſo vieler traurigen Gegenſtände machen einen peinlichen Eindruck. Beſonders fiel mir der Ausdruck einer Mutter auf, die ihren ſterbenden Sohn unterſtüzt. Wahrſcheinlich hat man mit alle dem die Beamten des Lazareths an die Wichtigkeit ihrer Pflichten erinnern wollen, denn es iſt nur Eine Stimme in Marſeille über die Nachläſſigkeit und Beſtechlichkeit der Geſundheitsbeamten.

Wir haben auch einige von den Dampfbooten beſtiegen, die an feſtgeſezten Tagen nach den Häfen Italiens und des Mittelmeers abgehen, z. B. den Baléare, der eben nach Barcellona abgeht, um der Königin Chriſtine eine Million zu bringen. Handelsdiener werfen mit aller Anſtrengung Geldſäcke voll Thaler hinauf, die hernach als Ballaſt im unterſten Raume aufgehäuft werden: ein koſtbarer Ballaſt! Der franzöſiſche Pharamond iſt dem ſpaniſchen Espagnol an Größe und Einrichtung der Säle, wie in der Beherbergung der Reiſenden weit überlegen. Drei Wochen vor unſerer Ankunft war der Phocéen von hier abgegangen, um ſeine erſte Fahrt um das Mittelmeer zu machen. Ihm ſoll kein anderes Dampfboot in Pracht, Luxus und Bequemlichkeit der Einrichtung verglichen werden können. Ohne einige Ermüdung und Entbehrung trägt er die Nachkommen und Landsleute Peters des Eremiten, Richards Löwenherz und des heiligen Ludwig nach Griechenland, Jeruſalem, Egypten und Algier. Sie folgen der Spur der alten Kreuzfahrer, freilich mit weniger Begeiſterung, dafür aber im Vollgenuß aller Erfindungen der heutigen Civiliſation und Gaſtronomie.

Am Abend beſtiegen wir Notre-Dame de la Garde. Da ſieht man unten Stadt und Hafen, wie ſich der Nebel darüber herzieht. Auf der Landſeite ſtehen eine Menge kleiner weißer Häuſer in einer noch nicht ganz von der Sonnenhitze verſengten Ebene. Nichts aber gleicht dem ſchönen, grenzenloſen Meer. Wundervoll ſchön und zauberiſch iſt's, wenn die Sonne untergeht und ihre lezten Strahlen auf die kahlen Felſen der Inſeln If, Pommègue und Ratoneau wirft, ſo daß ſie wie goldene Zaubereilande aus dem bläulichen Meer hervorragen. Im Hintergrund zeigen ſich Schiffe mit vollen

Segeln, die vielleicht von einem entlegenen Welttheil kommen, und auf denen Mancher gerührt, ungeduldig nach dem lange nicht geſehenen Vaterlande blickt. In Häfen wie Marſeille ſieht man oft die ergreifendſten Auftritte des Schmerzes und der Verzweiflung, aber auch der Freude und des Entzückens: Thränen und Wehmuth beim Trennen und Scheiden, grenzenloſe Freude beim Wiederſehen. Dieſe Flügelhäuſer tragen ſo oft zerriſſene Herzen in's Weite, aber auch manche erfüllte Hoffnung wieder in die Heimath.

(Schluß des erſten Briefs.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, December.

(Beſchluß.)

Engliſche Erbfolge. Fraſer und Berkeley.

Weil dem ſo iſt, kann es nicht Härte des Geſetzes, ſondern muß vielmehr Schutz der Moralität genannt werden, daß nach engliſchem Rechte der Makel unehelicher Geburt durch das nachfolgende Ehebündniß der Eltern nicht ausgelöſcht wird, und das vor der Ehe geborene Kind der Anſprüche verluſtig bleibt, welche nicht einmal der Vater ihm hätte entziehen können, wenn der Segen der Kirche ſeiner Geburt vorausgegangen wäre, und die nun weder Vater, noch Mutter ihm zu ſichern vermag. Der Erſtgeborene iſt in England überhaupt ſeiner Eltern alleiniger geſetzlicher Erbe. In Bürgerfamilien und wo das Vermögen ein bewegliches iſt, kann teſtamentariſche Verfügung das Geſetz nach Belieben abändern und ohne Nennung eines Grundes den enterben, der außerdem alleiniger Beſitzer des ganzen Nachlaſſes geworden ſeyn würde. In Adelsfamilien und wo das Vermögen in Landeigenthum beſteht, iſt der Erſtgeborene ebenfalls alleiniger geſetzlicher Erbe von ſeines Vaters Titel und Gütern; doch iſt ſein Recht darauf ein angebornes, das keine leztwillige Verordnung ihm nehmen kann. Hier aber tritt nun das Erforderniß ehelicher Geburt in vollſter Strenge ein, und der geſetzliche Anſpruch auf Titel und Güter erlöſcht, wenn auch nur erwieſen wird, daß die Mutter früher Mutter geworden, als Gattin geweſen iſt. Als daher nach dem Hinſcheiden des alten Grafen Berkeley ſein Erſtgeborener den väterlichen Titel annahm (denn es iſt bekannt, daß in England nicht wie in Deutſchland die Söhne eines Edelmanns ſchon bei Lebzeiten des Vaters deſſen Rang und Titel theilen, ſondern entweder andere Titel, oder nur den titelloſen Namen führen), wurden ſchnell Stimmen laut, die ihm ſeine Berechtigung auf den Grund ſeiner vorehelichen Geburt abſprachen. Lebte ein anderer in der Ehe geborener Sohn, ſo fiel das Erſtgeburtsrecht dieſem zu, und da ein ſolcher wirklich vorhanden, derſelbe aber noch minderjährig war, ſo machten ſeine Vormünder den Anſpruch ihres Mündels geltend. Die Gräfin Mutter hatte ihren Gemahl überlebt, und je inniger ſie an ihren Kindern und dieſe an ihr hingen, und je höher der Standpunkt war, auf welchen Werth und Würdigkeit ſie in der öffentlichen Achtung hoben, um ſo ſchmerzlicher war es für ſie und um ſo empfindlicher für ihre Kinder, als der Grund, der das Recht des Erſtgeborenen auf den Zweitgeborenen übertragen ſollte, vor dem Hauſe der Pairs gerichtlich erörtert wurde. Das Urtheil entſchied für den Antrag der Vormünder, und auf dieſes Urtheil deutete der Recenſent von Schloß Berkeley in der Frage: warum Grantley Berkeley's älteſter Bruder nicht als Graf Berkeley im Oberhauſe ſitze? Wenn es indeſſen für das verwundete Gefühl des Weibes und der Mutter einen Balſam geben konnte, ſo fand ſie ihn darin, daß das öffentliche Aergerniß ihr nicht die Liebe ihrer Kinder ſchmälerte, und daß, als der Zweitgeborene volljährig geworden war, er die Annahme des ihm zugeſprochenen väterlichen Titels „aus Achtung gegen ſeine Mutter“ verweigerte. Solcher Edelmuth iſt in Israel ſelten, und deßhalb meinte ich, daß der Recenſent, der für dienlich befunden, den Fehltritt der Mutter zu erwähnen, auch der Großmuth des Sohnes hätte gedenken ſollen. Alle dieſe Dinge wären durch den Aufſatz in Fraſers Magazin Einigen in's Gedächtniß zurückgerufen worden, oder er hätte einigen damit Unbekannten eine neugierige Frage abgelockt. Das Aufſehen, welches Berkeley's Ueberfall erregte, und Fraſers Klage friſchten die vergeſſenen Dinge allgemein auf und brachten ſie in den Mund des großen Publikums. Hätte Berkeley nach dem Leſen der Kritik dieſe nothwendige Folge ſeines raſchen Entſchluſſes bedacht, ſo würde er ihn wahrſcheinlich unausgeführt gelaſſen haben. Ein gewandter Sachwalter legte Fraſers Entſchädigungsanſpruch, gehörig colorirt, den Geſchworenen vor, und ein nicht minder gewandter Redner erinnerte die Geſchworenen an den Gefühlsſturm, welcher den Novellendichter ergriffen und in betäubendem Wirbel zu unverzögerter Züchtigung des Herausgebers einer ſo empörenden Schandſchrift fortgeriſſen haben müſſe, und verſuchte, das Unrecht des Einen gegen das Unrecht des Andern aufzuwägen. Das gelang ihm nun allerdings nicht und konnte ihm rechtlich nicht gelingen. Wären indeſſen die Geſchworenen verpflichtet, ihr Verdict mit Zweifels- und Entſcheidungsgründen zu begleiten und aus lezteren zu rechtfertigen, ſo würde es ſich wohl gezeigt haben, daß ſie in die Schale für den Verklagten die Aufreizung des Sohnes, und in die Schale gegen den Kläger die Schuld des Aufreizers geworfen. Fraſers Mißhandlung war ſo groß, daß nur eine bedeutende Geldſumme, nicht ihn dafür entſchädigen, ſondern der Größe derſelben entſprechen, nur eine dem eigenmächtigen Frevler ſchmerzlich fühlbare Ausgabe eine angemeſſene Buße heißen konnte. Aber ſelbſt wenn Berkeley die zuerkannte Buße aus eigener Taſche zahlen müßte, und es nicht wahrſcheinlich wäre, daß ſeine reiche Familie ihren Ritter ſchadlos halten würde, könnte jene für keine verhältnißmäßige gelten. Nach einer, wenige Minuten dauernden Berathung gab der Vormann der Geſchworenen ihren Ausſpruch in den Worten ab: für den Kläger einhundert Pfund Sterling. W. S.

Geographiſche Homonyme.

Im Süden weit iſt es ein Wild,
Sein Fell ſo koſtbar beſezt, ſo mild;
Im Oſt ein luſtiger Muſikus,
Nach deſſen Pfeife man tanzen muß;
Im Norden klingender Theolog,
Doch hier zu Land ein Neolog.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 7.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 9. Januar 1837.

— Ich
Sah rings umher und ſah nur Sternenglanz,
Und ſah auch meine Erd', ein kleiner Ball,
Mit ihrem Mond.

Herder.

Natur- und gewerbwiſſenſchaftliche Berichte. *

Von

Dr. Nürnberger.

Wir können unſern diesmaligen Bericht, den ſympathetiſchen Wünſchen der meiſten unſerer Leſer gemäß, wieder mit dem Himmel beginnen, und zwar ſind es Sir John Herſchels Entdeckungen am ſüdlichen Fixſternhimmel, worüber uns eine Mittheilung vorliegt und womit wir unſern Vortrag würdig zu eröffnen gedenken. Dieſer vortreffliche Beobachter, bekanntlich Sohn des im Jahre 1822 verſtorbenen berühmten Aſtronomen Friedrich Wilhelm Herſchel, hat des Vaters mächtige Teleſkope zur Durchmuſterung der in Europa nicht zu Geſicht kommenden ſüdlicheren Himmelsgegenden jezt nach dem Kap der guten Hoffnung verpflanzt und an einem zur Beobachtung beſonders bequem gelegenen Orte daſelbſt, mit Namen Feldhauſen, aufgeſtellt. Eine große Heiterkeit der Luft, welche dem Kap eigen iſt, * begünſtigt ihn bei dieſen Beobachtungen, und alſo entfaltet ſich ihm das ſchönſte, wunderbarſte Himmelsſchauſpiel. Der allgemeine Anblick des ſüdlichen Firmaments in der Nähe des Pols iſt nämlich, nach ſeinen Beſchreibungen, über allen Ausdruck reich und prächtig, wozu beſonders der größere Glanz und die breitere Entwicklung der Milchſtraße beiträgt, welche hier vom Sternbilde des Orion bis zu dem des Antinous nur als ein einziger glänzender Lichtſtreifen erſcheint. Gleichwohl zeigt ſich dieſer Streifen bei näherer Betrachtung ſeltſam durchbrochen von leeren, ſternloſen Flecken, vorzüglich in den Sternbildern des Scorpions und Kreuzes; gegen Norden hin wird die Milchſtraße dünner und bläſſer. Es iſt hiernach wohl ausgemacht, daß unſer Sonnenſyſtem nicht im Mittelpunkte der Kreisebene liegt, welche der Ring der Milchſtraße umgibt, ſondern daß wir eine excentriſche Stellung dagegen haben,

* Vergl. den vorlezten dieſer Berichte in Nr. 288 u. ff. vom vorigen Jahrgang unſerer Blätter.

Wir ſind zwar nicht gewohnt, dieſe Berichte einander ſchnell folgen zu laſſen, allein die Reichhaltigkeit und Wichtigkeit der Materien erlaubt uns diesmal nicht, die Mittheilung länger zu verſchieben.

Anm. d. Red.

* Herſchel bemerkt über dieſe, auf dem Kap ſtattfindende außerordentliche Heiterkeit der Luft, daß man die Venus meiſtens noch Morgens gegen neun Uhr bei vollem Sonnenſchein mit bloßem Auge wahrnehme, und daß es ihm dort gelinge, beim Mondſchein ohne Glas die feinſte Schrift zu leſen.

und uns dieſem Ringe ſelbſt da viel näher befinden, wo die Sternbilder des Schwans, Adlers, Pfeils u. ſ. w. in demſelben glänzen, und wo er ſich daher viel breiter, heller und mit ſcheinbar weiter aus einander gerückten Sternen zeigt, als in den diametral gegenüberliegenden Stellen des Fuhrmanns, der Zwillinge u. ſ. w.

Die erſte und natürlichſte Frage, die ſich uns bei Betrachtung der Milchſtraße, dieſer prachtvollen Zone, aufdrängt, welche Klopſtock „dem Unendlichen die Straße voll Glanz“ nennt, iſt die: warum ſich die Sterne hier auf einmal ſo dicht zuſammengedrängt zeigen, daß der übrige Himmel dagegen faſt verödet erſcheint? Wir finden uns gleichſam gezwungen, eine gewiſſe Symmetrie im Himmelsbau, in der Vertheilung der Geſtirne durch die Unendlichkeit der Himmelsräume anzunehmen; — und dieſer ſo natürlichen Annahme widerſpräche die herrliche Milchſtraße durch das Uebermaß der dort, im Vergleiche zum übrigen Himmel, zuſammengedrängten Sterne? Dieſe ſo dringende Frage haben aber auch ſchon Kant, Lambert, Herſchel aufgeworfen, und nach der übereinſtimmenden Meinung dieſer Weltweiſen ſtehen die Sterne in der Milchſtraße nicht wirklich, ſondern nur ſcheinbar dichter beiſammen als an den übrigen Himmelsſtellen. Der uns zu Geſicht kommende Theil des Firſternhimmels hat nämlich nach der ganzen Kreisrichtung der Milchſtraße hin bloß eine größere Ausdehnung, gleichſam als wenn das Sterngewölbe platt gedrückt und dadurch nach gedachter Richtung hinausgerückt wäre, dergeſtalt, daß die Sterne dorthin, zwar immer in gleichen Entfernungen, aber in längeren Reihen und alſo in größerer Zahl hinter einander ſtehen. Wenn wir z. B. in einem Walde ſolche Bäume betrachten, welche in langen Alleen hinter einander angepflanzt ſind, ſo erſcheinen uns dieſe Bäume, trotz ihrer reſpektiven gleichen Entfernung von einander, durch eine optiſche Täuſchung gleichwohl auch dichter; eben ſo ergeht es uns mit der Milchſtraße, in welcher die Sterne ebenfalls nicht dichter beiſammen, ſondern nur in längeren Reihen hinter einander ſtehen. — Es iſt ferner zu bemerken, daß ſich unſer Sonnenſyſtem auch nicht einmal in der Ebene der Milchſtraße ſelbſt befindet, welches daraus folgt, daß uns dieſer Sternring nicht völlig als ein größter Kreis der eingebildeten Himmelshohlkugel erſcheint. Denn der Beobachter wähnt ſich immer im Mittelpunkte jener eingebildeten Himmelshohlkugel, und folglich auch im Mittelpunkte ſämmtlicher in ihr gedachten größten Kreiſe, deren Ebenen demnach alle durch ſein Auge gehen; und wenn ihm alſo ein Kreis, wie hier die Milchſtraße, nicht als größter erſcheint, ſo iſt dies, wie geſagt, ein Beweis, daß der Beobachter ſich nicht in der Ebene deſſelben befindet. Die Milchſtraße geht aber dem Südpol um zehn Grad näher als dem Nordpol vorbei, da doch, wenn ſie größter Kreis wäre, ihre Entfernung von beiden Polen gleich groß ſeyn müßte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Jahr 1836 in . . . .

(Fortſetzung.)

Wenn der ewige Wechſel der Moden, beſonders der weiblichen Tracht, nur denen furchtbar iſt, deren Börſen er compromittirt, ſo erſcheint er nur denen ſo bedeutend und genial regellos, welche ein Lebensintereſſe darin finden. Ein Auge, das ſich ein wenig in die hiſtoriſche Vogelperſpektive zu ſtellen weiß, findet den durchgreifenden Grundtypus leicht heraus. So befinden wir uns fortwährend, trotz alles launiſchen Zerrens und Kräuſelns, Uebertreibens und Beſchneidens an dieſem oder jenem Ende, in der großen Periode des Koſtüms, welche der amerikaniſche Freiheitskrieg vorbereitet und die franzöſiſche Revolution ſchnell herbeigeführt hat. Wie man hin und wieder in der Politik fruchtloſen Beſtrebungen begegnet, Geſpenſter aus einem untergegangenen Staatsleben mit dem Fleiſch und den Farben der Wirklichkeit zu umkleiden, ſo wird man auch im cykliſchen Wechſelſpiel der Moden durch Rückgriffe auf die Formen früherer Perioden überraſcht; aber ſolche Verſuche erſcheinen bloß als nie ausbleibender Widerſpruch gegen den Zug der Natur, und dadurch rein epiſodiſch, ja oft pathologiſch. Bei ſolchen Erſcheinungen faſelt dann der Schwache von Jeſuiten und lettres de cachet, und der Eiteln blickt aus ihrem Spiegel eine leibhafte Marquiſin von Pompadour entgegen, mit Allem, was ſich an dieſe Erinnerung knüpft. Dergleichen ſind nur Klippen im Strome, an denen er ſich dort murrend, hier murmelnd bricht und dann ruhig weiter zieht: unaufhaltſam geht die Geſchichte ihren Gang, ihr parallel die Entwicklung der äußern Lebensformen, und leztere kann und wird noch lange dem Impulſe folgen, der ſie auf Verbürgerlichung der Tracht, negativ auch Verwiſchung alles deſſen, was Stände, Kaſten, Gewerbe unterſchied, poſitiv auf das hintreibt, was Allen anſtändig und bequem iſt.

Für das weibliche Geſchlecht ſchien ſeit einer Reihe von Jahren das leztere Ziel gewiſſermaßen ſchon erreicht, und zwar durch den benedeiten Gigot und den übrigen Harniſch der leztverfloſſenen Zeit. Schwerlich iſt je eine Combination dem ſchönen Geſchlecht ſo vortheilhaft geweſen und daher mit ſo viel Liebe feſtgehalten worden. Es iſt als ob Atropos in einem Augenblick guter Laune das Muſter zugeſchnitten hätte: die Tracht machte Alle gleich, wie das ernſtere Spiel ihrer Scheere. Es war

damit ein conventionelles Schema, ein ſtereotyper Umriß der weiblichen Geſtalt gegeben, in den ſich Jede nach Erforderniß hineinbauen konnte. Die Tyrannei der Schönheit, welche bekanntlich unter dem Direktorium und noch unter Napoleon eine unerträgliche Diktatur ausgeübt hatte, ſchien auf lange, wenn nicht auf ewig geſtürzt; derjenigen, welche bei der bequemen Tracht ihren Vortheil fanden, waren unendlich viel mehr, als deren, welche verloren, wenn Alles gewann, und der nivellirte weibliche Demos rechnete keck darauf, daß der Apparat, ſtatt das Abſtraktionsvermögen der Männer zu üben, ihnen nur etwas weiß machen würde. Und ſo war es auch: in unſerer Phantaſie wurde nachgerade eine ungemeine Entwickelung der Schultern ein natürlicher Zug der weiblichen Geſtalt, und ältere weibliche Bilder, um nicht zu ſagen ſogar Statuen, erſchienen uns als monstra per defectum.

Wenn ich nicht irre, ſo datirt ſich das Avenement des Gigot etwa vom Jahr 1824 her, und er iſt demnach ein wahres langes Parlament im Reiche der Mode. Schwerlich hat je ein ſo ausgeſprochener Typus ſo lange regiert; Mode, die launiſche Herrſcherin, ſchien ganz vergeſſen zu haben, ernſtlich mit ihrem Kriegsminiſter zu arbeiten und einmal wieder ein neues, umgeſtaltendes Uniformirungsreglement für ihr getreues weibliches Heer zu erlaſſen, und man mäkelte zehn Jahre und länger an den kleinen Montirungsſtücken. Auch unſere Damen lebten ruhig unter dem kleidſamen, duldſamen Regime, ſeiner Segnungen in Dankbarkeit genießend, und auch bei uns iſt ohnedem die Miliz der Mode ſo gut disciplinirt, daß vielleicht kaum Einer unter den Höchſtſtehenden die Gleichheit vor dem Geſetze des Gigot beſchwerlich dünkte. Aber die Conſtruction eines Ermels und eines Bruſtſtücks, ſelbſt die comfortabelſte, kann einmal nicht ſo lange dauern als ein Bauſtyl, und ſo mußte der unbefangene, unparteiiſche Beobachter, wenn auch mit Schmerz, die Zeit kommen ſehen, wo all die pompöſen Frieſe und Ausladungen der weiblichen Büſte auf den Abbruch würden verkauft werden.

Vielleicht noch nie, ſeit man ſich in hieſiger Stadt rationell kleidet, war eine bevorſtehende Reform in der Toilette als ein Uebel betrachtet worden; diesmal aber durchzuckte es wohl die große Mehrheit des ſchönen Geſchlechts mit einem nicht angenehmen Gefühl, als man auf einmal erfuhr, wie zu Paris die überladene Wolke des Gigot geplazt ſey und die weibliche Büſte negativ elektriſch, kahl und armſelig zurückgelaſſen habe. Man ahnete Intriguen der Schönheitsariſtokratie, die ſich unbegreiflicherweiſe ſo lange ruhig verhalten, man ging ſo weit, daß man die enge, knappe Bekleidung von Arm und Schulter und den ehrlichen Umriß der Natur für unanſtändig erklärte; aber man wußte leider nur zu gut, daß, wenn es mit der Reform Ernſt wurde, ſie unausbleiblicher zu unſern Thoren einziehen würde als die Cholera. Ich habe eine Nichte, die geht ſeitdem nie durch das Vorzimmer, ohne ſeufzend zum Porträt ihrer Urgroßmutter aufzuſehen, in dem ſie das Bild ihrer eigenen bevorſtehenden Verärmlichung erblickt; und doch ſteckt in ihr ein ſo herrliches Weib, als Natur je deutſchem Boden entſpringen ließ, und jezt ſchon könnte ſie durch die gefürchtete Neuerung nur unendlich gewinnen; wer kennt und hat aber im ſechzehnten Jahr alle ſeine Vortheile?

Beteten wir noch an Altären der Grazien, unſere Weiber und Töchter wären proceſſionaliter hingezogen und hätten einen Rieſengigot ex voto zur Abwendung der Gefahr im Heiligthume aufgehängt. Vor Monaten, als nur erſt der roſenfarbige Postillon de modes den Ausbruch des Uebels im Pariſer Infektionsherd gemeldet hatte, konnte man ſich immer noch der Hoffnung hingeben, daß es gewiſſe Grenzen nicht überſchreiten, daß es etwa nur die höchſten, am meiſten dazu disponirten Stände heimſuchen würde. Denn Gottlob! *alle* die kindiſchen Krankheiten, die dort ausgebrütet werden, müſſen wir denn doch nicht *alle* durchmachen. Scharfblickende wollten allerdings bald alle Symptome einer Weltſeuche erkennen, aber im Allgemeinen fing man wieder an ſich zu beruhigen, und konnte ſich wieder deſto ungeſtörter vor der Cholera fürchten. Da auf einmal kamen auf einem Caſinoball unter Frauen mittlern Standes mehrere ſehr bedenkliche Fälle vor. Vor wenigen Tagen, ja Stunden, noch ſtattliche Weiber, deren Nacken ſich ſtolz über der reichen Blätterkrone gewiegt, welche Schultern und Buſen umrauſchte, und jezt — wie unnatürlich natürlich! heruntergekommen! ein entlaubter Stamm! „O piteous spectacle! woeful day!“ Seit dieſem Tage iſt am allgemeinen Ausbruch kaum mehr zu zweifeln; ich breche aber hier ab, um der erſchreckten Phantaſie Ruhe zu gönnen, denn mein nächſter Brief ſoll von einem nicht minder ernſten Gegenſtand, von der Cholera, handeln.

Die Vergessene.

Urahne ſchleicht durch's ganze Haus
Und murmelt den Abendſegen,
Sucht emſig jeden Winkel aus,
Bevor ſie ſich mag legen.

Im Lehnſtuhl hinterm Ofen ſieht
Sie nach dem alten Gatten:
Sie find't ihn nicht, ihr überzieht
Das Aug' ein dunkler Schatten.

Sie geht die Kammern aus und ein,
Herum an allen Betten,
Hält über die Kiſſen die Ampel herein
Der leeren Lagerſtätten;

Horcht, wie ihr Tritt im öden Raum
So hohl, ſo einſam knarret;
Sie ſchüttelt ſich in wirrem Traum,
Sinnt vor ſich hin und ſtarret.

„Herr Gott im Himmel! Alle fort!
Die Kinder in ihren Gruben,
Sie gingen ohn' ein Abſchiedswort,
Und ließen mich in der Stuben.

Ach Herr, du nahmſt ſie all zu dir,
Sie ſind wohl lang vermodert;
Wo war ich denn, da du von hier
Mein Häuflein abgefodert?

O Gott! haſt mich vergeſſen!“ Stumm
Schleppt ſie ſich zu dem Hacken
Und ſchlingt den Todesſtrick ſich um
Den hundertjährigen Nacken.

Ludwig Seeger.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, December.

Volksbilder in aufſteigender Linie.

Ich ſetze die in meinem vorigen Brief abgebrochene Gallerie von Volksbildern fort, und hoffe ſie zu Ende zu bringen, wenn mir nicht anders der Stoff unter den Händen wächst.

Die männlichen Dienſtboten zerfallen in Lakaien und Hausknechte; erſtere werden nur von ganz reichen Familien gehalten, einen Hausknecht aber muß jedes Comptoir haben. Wie in andern großen Städten, ſind die Lakaien ein ziemlich verderbtes, müßiggängeriſches und genußſüchtiges, überdies auch oft impertinentes Volk, während der brave Hausknecht ſein Brod in Ehren und durch angeſtrengten Fleiß verdient. Nur Sonn- und Feſttags vertauſcht er die kurze blaue Jacke und das lederne Schurzfell gegen einen guten Rock, eine elegante Weſte und ditto Pantalons; dann ſtreicht er ſein Haar reichlich mit duftender Pommade, hängt eine breite, ſauber geputzte Bronzekette mit ungeheuern Uhrſchlüſſeln und Pettſchaften an die ſilberne Uhr, und führt in dieſem Staate ſein Liebchen, eine ehrbare Köchin oder ein luſtiges Klein- (Stuben-) mädchen, in Peter Ahrens, Dargerlohs oder Fuchs Tanzſalon. Im Sommer begeben ſich dieſe Paare häufig nach Tivoli und andern Theatern vor den Thoren, wo im Freien geſpielt wird. Im Ganzen gehören die Hausknechte zu den ehrenwerthen Leuten, da man ſie, indem man ihnen viel anvertrauen muß, nur dann in ſeinen Dienſt nimmt, wenn ſie ganz vorzügliche Zeugniſſe aufzuweiſen haben. — Die weiblichen Dienſtboten liegen größtentheils im Argen, und ſelbſt die neue, ſo lange ſehnlichſt erwartete Geſindeordnung hat bisher noch wenig Einfluß auf die moraliſche Beſſerung dieſes Standes ausgeübt. Die leidige Putzſucht iſt das Verderben aller weiblichen Dienſtboten in Hamburg, und wenn ſie gar hübſch ſind, was nicht ſelten der Fall iſt, ſo gibt es keine Rettung für ſie. Dies wird nicht eher beſſer werden, als bis wir auch eine Kleiderordnung für die Dienſtboten haben. Jezt kleidet ſich das Dienſtmädchen ganz nach der herrſchenden Mode, und iſt von der Dame des Hauſes nur durch die ſeltſam geformte Mütze mit einem breiten, ungeheuer weiten Strich zu unterſcheiden, an Sonn- und Feſttagen aber, wo ſie alle Moden auf eine oft lächerliche und übertriebene Weiſe nachäffen, gar nicht, außer an der ſchlechten Haltung, dem plumpen Gang und den ſchlotternden Armen mit rothen, groben Händen.

Ich komme jezt zu den Juden. Es iſt kaum glaublich, daß im neunzehnten Jahrhundert der Name Jude noch als ein Schimpfwort gelten kann, und doch iſt dem wirklich ſo, wenigſtens bei uns. Der Jude mag beginnen, was er will, er mag ſich durch Reichthum, Tüchtigkeit, Großthaten, Verſtand oder Talente auszeichnen, es hilft ihm Alles nichts, und wieder und immer wieder wird man den Spruch hören: „Er iſt doch nur ein Jude!“ Der Judenhaß, oder vielmehr die Judenverachtung ſtreift hier wirklich an's Unglaubliche, und wenn chriſtliche Familien ſich auch von dem Verkehr mit reichen Juden nicht ganz losmachen können, ſo wird es doch ſtets den Anſchein haben, als ob man ſich zu dieſen herablaſſe, ſelbſt wenn man Vortheile von ihnen zieht oder gar Wohlthaten von ihnen empfängt. Nie wird eine hieſige chriſtliche Familie es ſich zur Ehre rechnen, mit einem geiſtreichen, trefflichen oder reichen Juden umzugehen; ja, man entſchuldigt ſich wohl gar deßhalb und ſchüzt die Macht der Verhältniſſe u. ſ. w. vor. Dieſer Haß dehnt ſich ſelbſt auf diejenigen aus, die zu uns übergetreten ſind, und dann heißt es: „Ihm iſt zwar ein wenig Waſſer über den Kopf geſchüttet, aber er bleibt doch ein Jude!“ Und das in unſerer Zeit, wo man ſo eifrig darauf ausgeht, das ganze Chriſtenthum über den Haufen zu werfen, wo eine jüdiſche Geldmacht ſich nicht nur au niveau mit andern Mächten geſtellt, ſondern ſie ſich gar dienſtbar gemacht hat, in unſerer Zeit, wo Alles Toleranz predigt! Dieſe Stimmung hat ſich in der neueſten Zeit hier wieder mehrere Male Luft gemacht, indem man die Juden aus verſchiedenen Vergnügungsorten mit Gewalt vertrieb, wobei es arge Schlägereien gab, denn die Juden vertheidigten ſich muthig. Befragt man die Chriſten nach der Urſache dieſes unnatürlichen Haſſes, ſo erhält man zur Antwort: „Sie ſind arrogant, unverſchämt und wucheriſch, meinen es überdies mit keinem Chriſten ehrlich.“ Man ſehe aber nur den Sohn eines reichen chriſtlichen Hauſes, den kaum dem Knabenalter entwachſenen Sohn eines Senators oder Bürgermeiſters an, und ſage mir, ob ſich die höchſte Arroganz in ſeinen aufgeblähten Mienen, ja in ſeiner ganzen Erſcheinung einen Augenblick verkennen läßt? Ja iſt ſelbſt der Mittelſtandsmann nicht arrogant, wenn er, indem er mit Stolz die hier ſo oft vorkommende Redensart hören läßt: „ich bin Hamburger Bürger!“ ſich ſelbſt Ungerechtigkeiten und Unterdrückungen gegen ſolche Perſonen erlaubt, die nicht, wie er, Bürger des kleinen Staates ſind? Was den Vorwurf des Wuchers betrifft, ſo gibt es wohl wenige chriſtliche Kaufleute, die einen ſich ihnen darbietenden Vortheil von ſich weiſen; mehr thun aber auch die Juden nicht, denn der eigentliche Wucher iſt ihnen durch die Geſetze ſtreng verboten, und ſie ſind zu furchtſam, um gegen dieſe zu verſtoßen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 8.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 10. Januar 1837.

Greis: Wie oft durch's Morgenlicht
Hat der Rappe mich getragen!
Knabe: Das braucht man jezt nicht,
Dort kommt der Dampfeilwagen!

Guſt. Schwab.

Poesie des Dampfes.

Ich höre Lieder, ehrenwerthe, klagen,
Seh' edle Angeſichter ſich verſchleiern,
Prophetiſch trauernd, daß in unſern Tagen
Der Proſa Weltreich ſeinen Sieg will feiern;

Daß Poeſie, entſezt, nun fliehen werde,
Auf ſchnurgerader Eiſenbahn entjagen,
Entführt auf Dampffregatten unſrer Erde,
Auf Dampfkaroſſen ferne fortgetragen.

Ei, wart ihr denn ſo hold den krummen Wegen,
Daß ihr ſo ſehr die graden ſcheuen könnet?
Und iſt euch's Poeſie, auf Holperſtegen
Zu kriechen, wenn zu fliegen euch vergönnet?

Wohl mag das Lied der Nachtigall ſeit Jahren
Als legitime Poeſie euch klingen;
Wie doch, begänn' ein Chor von jungen Aaren
Urplötzlich heut im Sonnenduft zu ſingen? —

So macht euch auf, wohlan, auf alten Gleiſen
Der Poeſie, der flücht'gen, nachzujagen,
Und knebelt mit Gebiß, mit Strang und Eiſen
Das Roß, das edle, freie, vor den Wagen!

Die Heid' entlang! Laßt eures Leib's Gebeine
Des Auferſtehungstages Rütteln ahnen!
Der Roſſe Schnauben, Peitſchenknall und Steine
Im Staubgewölk euch der Entflohnen mahnen!

Springt doch in's Boot! Laßt rudern ſtromhernieder!
Zu ſeinem Schweiß den Schiffer laßt nicht zagen!
Ob euch die Ruderknechte, eure Brüder,
Von der verlornen Poeſie nicht ſagen?

Beſteigt ein Schiff und fangt die Launenſpende
Des wind'gen Windgott's auf im Segeltuche,
Als ob ein Bettler mit dem Hut behende
Des Wandrers milden Sold zu haſchen ſuche!

Will er's, ſo ruht windſtill mit ſchlaffem Segel,
Seyd feſtgefroren in den Sommertagen!
Vielleicht daß Delphin euch und Seegevögel
Von jener, ſo ihr ſuchet, weiß zu ſagen. —

Ich will indeß hinab die Bahn des Rheines
Auf ſchwarzem Schwan, dem Dampfſchiff, ſingend ſchwimmen,
Den Becher ſchwingend voll des goldnen Weines,
Dir, Menſchengeiſt, den Siegeshymnus ſtimmen!

Wie dir der Feuergeiſt die Flammenkrone
Herab vom ſtolzen Haupt hat reichen müſſen,
Wie du dem Erdengeiſte, ſeinem Sohne,
Das ehrne Herz kühn aus der Bruſt geriſſen!

Wie du zu beiden ſprachſt: Ihr ſollt nicht raſten!
Daß fürder Menſch nicht Menſchen dingen möge,
Geh, Feuer, du und trage ſeine Laſten!
Leb', Eiſen, du und wandle ſeine Wege!

Ich weiß, daß deines Wandelns Feuergleiſe
Kein Blümchen im Poetenhain bedrängen,
So wie des Heil'genſcheines Glutenkreiſe
Kein Löckchen am Madonnenhaupt verſengen.

Nein, Amt der Poeſie in allen Tagen
Iſt's, hoher Geiſt, dein Siegfeſt zu verſchönen,
Wie der Victoria Goldbild über'm Wagen
Des Triumphators ſchwebt', um ihn zu krönen. —

Schon ſeh' ich dort entlang des Gaues Straßen
Die dampfgetriebnen Wagenburgen fliegen,
Wie ſcheugewordne Elephantenmaſſen
Thürm' und Geſchwader trugen fort zu Siegen.

Der ſchwarzen Rüſſel Schlötte hoch erhoben,
Dampfſchnaubend, rollend wie die Wetterwolke,
Die Mannen, ſiegestrunken, jauchzend oben,
Weitum gelichtet alle Bahn vom Volke!

Wenn auch aus ſeinem alten Lindenfrieden
Sie dort den Dorfeepatriarchen ſtören,
Nicht ſchadet's, muß er, was der Geiſt beſchieden,
Die Mütze lüftend, ſtaunend jezt verehren;

Und wenn er muß, was er vorbei ſah toſen,
Als wandelnden Altar des Geiſt's erkennen,
Wenn er im Rauchkoloß, dem flücht'gen, loſen,
Die Glut, die ew'ge, die ihn zeugt, ſieht brennen;

Und wenn er betend fleht, daß die Minerve,
Die jüngſt des Volks olympiſchem Haupt entſprungen,
Nie gen den Vater die Geſchoſſe werfe,
Nie ſey von ſeiner Dränger Sold gedungen;

Und wenn er ahnt, daß ſie in ſchönern Tagen,
Wofür er ſelbſt einſt feſt ſtand im Gefechte,
Dem Enkel werde zu erſiegen wagen:
Ein freies Vaterland und heil'ge Rechte! — —

Laßt beten ihn und ahnen ſo im Stillen,
Bis ſich geſenkt vor uns des Dampfes Wolke,
Als heil'ger Tempelvorhang zu verhüllen
Der Zukunft Schickungen dem jetz'gen Volke!

Anaſtaſius Grün.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

Die zwei magellaniſchen oder Kapwolken (Nubecula major und minor), zwei dort zu Geſicht kommende Sterngruppen in der Nähe des Südpols, ſchildert Herſchel als unendlich merkwürdig. Die größere iſt eine Anhäufung von bereits gebildeten Sternen, von runden und unregelmäßigen Sternhaufen und von Nebelflecken verſchiedener Ausdehnung und Dichtigkeit; zwiſchen dieſem Allen zeigen ſich aber große Haufen ſolchen Nebels, welchen auch die ſtärkſten Inſtrumente nicht in wirkliche Sterne aufzulöſen vermögend ſind, und welchen unſer Beobachter daher „Sternſtaub“ * nennt. Im Herſchelſchen fünf-und-zwanzigfüßigen Teleſcop ſtellen ſich leztere Haufen bloß als eine allgemeine Erleuchtung dar, welche gleichſam nur einen hellern Hintergrund für die darüber hin zerſtreuten, ſchon beſtimmter ausgeprägten Gebilde abgibt. Unter dieſen Gebilden ſelbſt aber finden ſich Dinge, deren räthſelhafte Form alle und jede Erklärung auszuſchließen ſcheint: ſo gewahrt man z. B. darunter eine, wenn wir ſo ſagen dürfen, aus Weltenſtoff gewobene Roſette von Schleifen. Wahrſcheinlich iſt hier die ſonſt gewöhnliche Kugelformation des ſich zuſammenballenden Weltenſtoffs durch irgend einen, uns unbekannten Umſtand beeinträchtigt worden. Man würde aber nicht fertig werden, wenn man alle die wunderbaren Einzelnheiten der Nubecula major beſchreiben wollte. Die Nubecula minor iſt ein nicht ganz ſo auffallender Gegenſtand, indem in ihr der Lichtnebel, den, wie geſagt, auch unſere ſtärkſten Inſtrumente in Sterne aufzulöſen nicht vermögend ſind, vorherrſcht. Doch enthält ſie einen der reichſten und prächtigſten Sternhaufen. — Außer den „magellaniſchen Wolken“ aber hat Herſchel dem großen Sternnebel im Orion, über den wir uns in dieſen Blättern kürzlich ausführlich verbreitet haben, eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit geſchenkt, und er verſpricht von dieſem Gebilde, welches vielleicht problematiſcher iſt, als irgend ein anderer Himmelsgegenſtand, eine neue Zeichnung, die von der früheren, wohl den meiſten Leſern bekannten Abbildung von Meſſier viel voraus haben wird. — Auch den Halley'ſchen Kometen hat Herſchel auf dem Kap nach dem Durchgange durch die Sonnennähe bis in den Mai beobachten können. Er zeigte ihm gar keinen Schweif mehr, ** dagegen aber gewann der Kopf

* Weltenſtoff? diejenige Materie, von welcher das ganze Univerſum erfüllt ſcheint, und durch deren fortgeſezte Zuſammenballung der Akt der Schöpfung gleichſam ein dauernder wird?

** Man vergleiche, was wir in unſerm vorlezten Berichte mit aller Umſtändlichkeit darüber beigebracht haben.

ſo ſichtbar an Volumen, daß die Zunahme der linearen Dimenſionen an einem Tage innerhalb drei Stunden ein Sechzehntel des Ganzen betrug.

Von dieſen Herſchel'ſchen Himmelsbeobachtungen gehen wir zu einem andern, unendlich merkwürdigen Phänomen über, deſſen aſtronomiſche Natur gegenwärtig ebenfalls außer allen Zweifel geſezt ſcheint, und auf deſſen regelmäßiges Wiedereintreffen wir daher auch ſchon früher (vergl. Nr. 99 v. J. dieſer Blätter) aufmerkſam gemacht haben, wir meinen die *Meteornächte vom 12ten zum 14ten November*. Den Leſern iſt nämlich aus jenem frühern Berichte bekannt, daß ſchon ſeit einer Reihe von Jahren immer um die Mitte des Novembers, eine ganz ungewöhnliche Menge von Sternſchnuppen und Feuerkugeln beobachtet worden iſt, und zwar mit einer ſolchen Regelmäßigkeit, daß ſich mehrere Aſtronomen durch die ſo oft ſtattgefundene Wiederkehr deſſelben Ereigniſſes genau zur ſelben Zeit haben beſtimmen laſſen, die Vermuthung auszuſprechen: die Erde treffe in ihrer Bahn auf eine, mit ſolchen Meteoren ganz beſonders reich erfüllte Himmelsgegend. * Natürlich war daher im diesjährigen November die Aufmerkſamkeit vieler Himmelskundigen auf dies wieder zu erwartende Phänomen ſehr geſpannt, und der verdienſtvolle Conſervator der Breslauer Sternwarte, Hauptmann v. *Boguslawski*, lud ſchon früher zur ſorgfältigſten Beobachtung deſſelben ein. Die Reſultate dieſer Beobachtungen liegen nun in vielfachen Berichten vor uns, und die Hauptſache: die Erſcheinung *ungewöhnlich vieler* Sternſchnuppen und Feuerkugeln gerade wieder um die nämliche Zeit, nämlich in den Nächten vom 12ten bis 14ten November, findet ſich dadurch merkwürdigerweiſe neuerdings vollkommen beſtätigt. Ganz beſonders wichtig iſt dabei aber die gleichzeitige Beſtätigung des von *Enke* und *Olmſted* (Profeſſor der Mathematik zu New-Haven in Nordamerika) bei den früheren Erſcheinungen hervorgehobenen Umſtandes: daß die Meteore in den betreffenden Novembernächten allermeiſtens von der Himmelsſtelle ausgehen wo der Stern Geba (γ im *Löwen*) ſteht. Nach einer mit beſonderer Aufmerkſamkeit angeſtellten Beobachtung zu Frankfurt a. M. war dieſe Stelle auch diesmal wieder der Anfangspunkt faſt aller Sternſchnuppen. Dieſer Hauptpunkt der Erſcheinung aber liegt in der Richtung, welche die Erde um dieſe Zeit in ihrer Bahn verfolgt, und es wird daher höchſt wahrſcheinlich, daß die Erde dann auf eine, mit der Subſtanz der Sternſchnuppen beſonders erfüllte Gegend im Weltraume treffe. * Die Meinung einiger Naturforſcher, als wenn das Ereigniß, aller dieſer angeführten beſondern Umſtände unerachtet, doch nur von zufälligen Veranlaſſungen herrühre, ſcheint in dem Maaße an Wahrſcheinlichkeit zu verlieren, als man das Detail der Beobachtungen ſorgfältiger vergleicht. So wurden z. B. in la Chapelle bei Dieppe während der betreffenden Nächte wohl *zwanzig* Mal mehr Sternſchnuppen als gewöhnlich beobachtet, und *Arago*, der die in Frankreich angeſtellten Beobachtungen geſammelt hat, führt eine Menge ſolcher Fälle an. Auch dort aber ergab ſich, daß das Sternbild des Löwen der gemeinſame Anfangspunkt der Meteore war, und die beſtändige Vereinigung beider Momente: der Menge und des Urſprungs, ſchließt demnach die Annahme einer bloßen Zufälligkeit ſchlechterdings aus. Gleich wenig zuläſſig erſcheint die, in unzähligen öffentlichen Blättern verbreitete Hypotheſe des Profeſſors *Benzenberg* zu Düſſeldorf, der in dieſen Meteoren nur Produkte der vulkaniſchen Thätigkeit des Mondes ſieht; und man hat, zur Widerlegung, bloß gefragt: welcher Umſtand wohl die Mondcrater beſtimmen ſollte, ihre Thätigkeit vorzugsweiſe immer in den Meteornächten vom 12ten zum 14ten November zu entwickeln, und ihren Auswürfen ſämmtlich die bezeichnete gemeinſame Richtung anzuweiſen?

(Die Fortſetzung folgt.)

* Wir erinnern daran, daß in der von *Arago* für die *Bonite* ertheilten Inſtruktion (vergl. Nr. 79 ff. v. J. dieſer Blätter) die Beobachtung dieſes Phänomens in den betreffenden Meeren, unter dem obigen Geſichtspunkte ganz beſonders empfohlen wird. Der Eingang dieſes Berichts iſt alſo jedenfalls noch abzuwarten. Uebrigens ſcheint die von uns früher beharrlich verfochtene Hypotheſe vom telluriſch-*atmoſphäriſchen* Urſprunge der Sternſchnuppen, Feuerkugeln u. ſ. w. durch dieſe neue Beobachtung nicht weſentlich beeinträchtigt zu werden. Dieſe Meteore ſind gewiß ein atmoſphäriſches Excrement, wodurch aber die Möglichkeit ähnlicher Erzeugungen in der den Himmelsraum erfüllenden luftförmigen Flüſſigkeit (Aether?) gar nicht ausgeſchloſſen wird. Die Himmelsgegend, auf welche die Erde bei Durchlaufung ihrer Sonnenbahn gegen die Mitte Novembers trifft, ſcheint nur mit der zur Bildung dieſer Meteore geeigneten Materie beſonders erfüllt zu ſeyn.

* Genau ſechs Monate ſpäter, den 11ten, 12ten und 13ten Mai, befindet ſich die Erde bekanntlich in den, dieſer Sternſchnuppenregion diametral gegenüber liegenden Punkten ihrer Bahn (leztere als *kreisförmig* vorausgeſezt). Gerade dann aber fallen mit der nämlichen Regelmäßigkeit die drei kalten Tage: Mamertus, Pancratius und Servatius. Auf dieſes merkwürdige Moment eines cosmiſchen Zuſammenhanges zwiſchen beiden Erſcheinungen macht zunächſt Profeſſor *Wild* in Hannover aufmerkſam. Nun ſcheint zwar die Regelmäßigkeit des Eintreffens lezterer kalten Tage eng mit der Regelmäßigkeit des Eintrittes der Sonnenwirkung auf die nördliche Polarzone zuſammenzuhängen, wie wir dieſes in unſern frühern Berichten hinreichend auseinandergeſezt haben; allein dies hebt die Möglichkeit eines *cosmiſchen* Miteinfluſſes auf jene Erſcheinung nicht auf, und die Natur combinirt vielleicht leztern cosmiſchen Impuls mit der oben bezeichneten, rein telluriſchen Urſache. In jedem Falle verdient alſo die Bemerkung des Profeſſors Wild ſorgfältige Berückſichtigung.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, December.

(Fortſetzung.)

Volksbilder in aufſteigender Linie.

Zu den Detailliſten rechnet man alle Perſonen, welche den Kleinhandel treiben. Zu bewundern ſind der unermüdliche Fleiß, die Betriebſamkeit und der Spekulationsgeiſt dieſer Leute, die wohl die geplagteſten in der ganzen Stadt ſind, indem ſie ſelbſt an den Sonn- und Feſttagen ihren Laden nicht ganz ſchließen dürfen und ihn vom früheſten Morgen bis ſpät in die Nacht offen halten müſſen. Man findet bei dieſer, in der Regel achtungswerthen Claſſe eine große Höflichkeit und Beſcheidenheit; nur Sonntags, wenn die Ladenjünglinge ſich in ihren beſten Putz werfen und mit der Badine in der Hand, dem Hut auf Einem Ohre und der brennenden Cigarre im Munde — dieſe leztere darf nie fehlen — zu den öffentlichen Beluſtigungsorten hinauseilen, erlauben ſie ſich wohl hie und da einen kleinen Exceß, zur Entſchädigung für die troſtloſe Sklaverei der Woche. So beſcheiden ſie an den Wochentagen hinter ihrem Ladentiſche, ſo wortkarg ſie dort ſind, deſto unbeſcheidener und lauter geberden ſie ſich, ſobald ſie den Sonntagsrock an und die Cigarre im Munde haben. Wahrlich, dieſes Völkchen iſt höchſt ergötzlich, und ich verdanke der Beobachtung deſſelben manche heitere Stunde. Kenntlich ſind ſie an der wohlgeſchonten Kleidung, den zurückgekrempten Ermelaufſchlägen und dem glatt gebürſteten, ſchief ſitzenden Hute. — Bei den Fruchthändlern, einer eigenthümlichen Hamburger Claſſe, werden auch die Auſtern, dieſe Lieblingsſpeiſe der Hamburger, gekauft und größtentheils auch genoſſen. Hier iſt es, wo ſich nicht nur die Feinſchmecker der Stadt, ſondern auch Fremde gern verſammeln, um von Allem zu genießen, was die verſchiedenen Welttheile an Leckerbiſſen hervorbringen und uns ſenden. Hier ſieht man auch an den Tiſchen jene rothen, vollſaftigen, behaglichen Geſichter ſitzen, deren kleine Augen, in Erwartung des kommenden Genuſſes, vor Luſt blinzeln, deren breite, genußſüchtige Naslöcher ſich dehnen, um den Duft von Dieſem oder Jenem ſchon vorher einzuathmen, die mit Augen, Naſe und Mund zugleich genießen. Die meiſten Fruchthändler wohnen in Kellern, die aber natürlich geräumiger und eleganter ſind, als die von der Armuth bewohnten, oft wahrhaft ſcheußlichen Höhlen, in denen es nie Tag wird, in denen Feuchtigkeit und verderbliche Miasmen die Geſundheit untergraben. Die Fruchthändler ſind artige, geſcheite Leute, die ſich beſonders trefflich darauf verſtehen, die von ihnen verkauften Leckerbiſſen appetitlich auszuſtatten und dadurch die Genußluſt zu födern. — Der Reſtaurateurs gibt es unzählig viele in Hamburg, und man kann zu allen Preiſen bei ihnen eſſen. Die Reſtaurationen, welche für die untere Volksclaſſe beſtimmt ſind, für Handwerksgeſellen u. ſ. w., ſind nach Verhältniß gut und äußerſt billig: für zwei Groſchen kann ſich ein fleißiger Handwerker behaglich ſatt eſſen, und hat dafür, freilich ſchwachen, Bouillon, ein gutes Stück kräftigen Fleiſches, ein Zugemüſe und Brod. In den feinern Reſtaurationen ißt man nach der Charte und größtentheils ſehr gut und nach Verhältniß billig. Das treffliche Fleiſch, welches bei uns zu Hauſe iſt, bildet den Hauptbeſtandtheil unſerer Nahrung; Fiſche ſind ſchon theurer, doch werden einige Arten derſelben, namentlich Seefiſche, oft unbegreiflich wohlfeil am Markte.

Metzger und Bäcker ſind bei uns noch zünftig; dieſe Gewerbe nähren ihren Mann vortrefflich, wie überall, und ſehr reiche Metzger und Bäcker gehören nicht zu den Seltenheiten. Jeder haut ſein Fleiſch zu, wie er will, jeder backt ſein Brod ſo groß oder klein, als es ihm gefällt und ſeine Kunden es zulaſſen wollen; die Konkurrenz muß dieſe Uebelſtände ausgleichen. Dieſe wohlhabenden Leute, die an Sonn- und Feſttagen gerne etwas drauf gehen laſſen, füllen die zahlreichen Vereine und Clubs mit ihren Familien, und legen bei dieſen Gelegenheiten einen unglaublichen Luxus an den Tag. Geſundheit, Fröhlichkeit und Wohlleben ſind, bei regem Fleiße, bei ihnen zu Hauſe, und der Metzger und Bäcker lebt weit beſſer, als mancher Beamter, der eine nicht unbedeutende Stelle bekleidet. — Auch unter den übrigen Handwerkern, namentlich unter den Schneidern und Schuſtern, gibt es ſehr reiche Männer. Wenn ein Schneider das Glück hat, daß einige junge Modeherren bei ihm arbeiten laſſen, ſo iſt ſein Glück geſichert, und er darf darauf rechnen, in vier bis fünf Jahren ein wohlhabender, in zehn Jahren ein reicher Mann zu ſeyn. Eben ſo geht es mit dem Schuhmacher. Die übrigen Handwerker aber haben Mühe, ſich durchzuſchlagen, da die Konkurrenz ſo ungeheuer iſt, und faſt noch größer der Luxus und die Genußſucht dieſer Menſchen, die oft mit ihren Familien an einem einzigen Sonn- oder Feſttage in öffentlichen Lokalen mehr durchbringen, als ſie die ganze Woche bedurft hätten, um gemächlich zu leben. Sie ſind es vorzüglich, welche die verrufenen Säle von Fuchs, Dargerloh, Peter Ahrens ꝛc. füllen, ſie, die in Tivoli und den andern Sommertheatern viel mehr aufgehen laſſen, als ihre Umſtände erlauben, ſie, deren hübſche, an Putz und Vergnügen von Jugend auf gewöhnte Töchter ſo leicht dem Laſter in die Arme ſinken, nur um ferner noch, wenn die Eltern ſich ſchon ruinirt haben, ihrer Putz- und Vergnügungsſucht fröhnen zu können. Für die Frauen und Töchter der Handwerker ſind auch die ſogenannten Sommertheater eine wahre Peſt, indem ſie gleich nach dem Eſſen in Schaaren zu denſelben hinausziehen und bis zum Thorſchluſſe dort ſitzen, dem Spiele auf der Bühne zuſehen, ihren Thee trinken, den ſie zu Hauſe weit wohlfeiler haben könnten, und mit den Nachbarinnen plaudern, ſtatt im Hauſe ihren Geſchäften obzuliegen. Die unglaublich wohlfeilen Abonnementspreiſe befördern das Uebel; die Aufmerkſamkeit der Behörden ſoll indeß bereits auf dieſe Uebelſtände gerichtet und es im Werke ſeyn, die Sommertheater, wenigſtens für die Wochentage, zu ſchließen. — Die Krämer, bei uns ſeltſam genug Krautkrämer genannt, treiben den Kleinhandel mit Colonialwaaren, gelangen aber ſelten zum Wohlſtande und noch ſeltener zum Reichthum, da es in den größern Familien Brauch iſt, ſich mit den benöthigten Colonialwaaren im Großen zu verſehen. Dieſer Umſtand drückt dieſe gewerbthätige Claſſe, die, nur auf den „geringen Mann“ beim Verkaufe beſchränkt, oft viel Credit geben, und, der ſtarken Konkurrenz wegen, die Waare ſo billig als möglich liefern muß. Deßhalb falliren ſo viele Gewürzkrämer, und nur einige wenige — meiſt ſehr alte, berühmte Häuſer — gelangen zum Reichthum.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 9.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 11. Januar 1837.

— Einförmiger Kreislauf,
Den ſchlaftrunken Italien träumt!

Platen.

Italieniſche Städtebilder.

Dritter Brief.

Ich habe in meinem vorigen Briefe die italieniſche Geſellſchaft des vorigen Jahrhunderts zu ſchildern geſucht, und ſtelle nun dieſem Bilde das der jetzigen Zeit gegenüber; vorher aber ein paar Worte von den Frauen.

Dieſe ſind im Ganzen noch immer, was ſie vor vierzig Jahren waren; ſie halten in Italien mehr als anderswo zäh am Alten, und je weniger in den verſchiedenen Provinzen das politiſche Leben durch fremden Einfluß beſtimmt wurde, je mehr hat ſich in ihren Profilen die antike Form, in ihren Gewohnheiten die hergebrachte Bildung überliefert. Sie werden heute wie ehemals im Allgemeinen in Klöſtern erzogen, in denen ſie auch jetzt noch nicht viel mehr erlernen als nothdürftiges Schreiben und Leſen, etwas Franzöſiſch, ein geringes Maaß von Handarbeiten und die unerläßliche Gewohnheit, an Sonn- und Feſttagen in die Meſſe zu gehen. Zeichnet außer dieſen Pflichtſtudien irgend etwas eine Italienerin aus, ſo iſt dies meiſtens ihrem natürlichen Talent zuzuſchreiben, dem ſie es auch verdanken, daß ein italieniſches Mädchen den Uebergang aus der klöſterlichen Behauſung in die Welt auf ſehr ungezwungene Weiſe macht, und ſich den Formen des geſellſchaftlichen Lebens leicht und mit Hingebung anſchmiegt. Das unverheirathete Mädchen wird noch fortwährend ſtreng bewacht. Freilich iſt es außer Rom allmählig ſehr ſelten geworden, daß dem werbenden Jüngling der Eintritt in's Haus bis zum Tage der aktenmäßigen Verlobung verſagt bleibt; er hat nicht mehr von Ave Maria bis ein Uhr in der Nacht auf der Straße zu ſtehen und mit ſeiner Schönen im zweiten oder dritten Stock die geheimöffentliche Converſation zu halten. Bei irgend ernſtlichen Abſichten iſt ihm der Zutritt in das elterliche Haus ſeiner Braut geſtattet; er wird von nun an als Glied der Familie angeſehen, ohne daß jedoch das Mädchen, wenn auch nur auf Minuten, allein mit ihm gelaſſen würde. Dies hat, wie früher angedeutet, die Folge, daß beide Partien ſpäter im ehelichen Leben ſich ſchadlos zu halten ſuchen, und namentlich jetzt in Zerſtreuungen aller Art ſich theilen. Um die Erziehung der Kinder bekümmerte bis auf die allerlezten Jahre (die auch endlich dieſes Bedürfniß zur Sprache gebracht haben) die italieniſche Mutter ſich gar nicht, oder höchſtens um den materiellen Theil derſelben ſo lange, bis ein bequemes Frauenkloſter ſie auch dieſer Sorge überhob. Was von innerem Leben, von Herz, von Gefühl bei ſolchen Zuſtänden noch übrig blieb, erſchöpften die ſentimentalen Opern Bellinis und die Verzweiflungsliteratur des modernen Frankreichs, welche die Damen neueſten Tons mit den geſunden, aber etwas

derben Comödien vertauſchten. Es mag dadurch zu erklären ſeyn, daß die herzliche Fröhlichkeit, die ein eigenthümliches Naturgeſchenk der an ſich kräftigen italieniſchen Frauen zu ſeyn pflegte, mit jedem Jahre, namentlich in den höhern Kreiſen, ſeltener wird. Der unwillkührliche Ausbruch eines herzlichen Lachens kann ſie jezt in Gegenwart eines Fremden ſchamroth machen. Auch dürfte es bald ſehr ſchwer ſeyn, zu ſagen, wie auf dieſen Geſichtern, deren Feuer jezt durch die ganze Langeweile der modernen Muſik und durch den waſſerreichen Strom neuerer Tragiker bis zum Verlöſchen gedämpft wird, ſich noch ein geſunder, das Laſter mit ſeinem wahren Namen nennender Witz eines Molière oder Goldoni ausnehmen könnte.

Der junge Florentiner von 1836 (ich wähle die Florentiner, weil ſie, den Süditalienern noch immer an Bildung voraus, hinter den Lombarden jezt zurück ſind, und ſo den beſten Durchſchnitt liefern) hat nach dem Aufſtehen um zehn Uhr Morgens nichts Eiligeres zu thun, als zu ſeinen Pferden in den Stall ſich zu begeben, und gründlich und genau zu unterſuchen, ob ſein Pferd von dem geſtrigen Ritt in die Caſcinen nicht dieſen oder jenen Schaden genommen. Die eigene Familiarität, welche im Süden überhaupt zwiſchen Herrn und Dienern allgemein iſt, erlaubt ſeinem adeligen Blut, das ganze Regiſter von Thierkrankheiten mit ſeinem Stallknecht durchzuſprechen und auf dieſe erbauliche Weiſe die erſte Morgenſtunde zu weihen. Nach dem Frühſtück ſchlägt er den Weg nach der Piazza St. Trinita ein, um dort im Caſſino dei Nobili den geſtrigen Tag im Geſpräch mit ſeines Gleichen nochmals an ſich vorübergehen zu laſſen. Alle ſchlechte oder gute Pferde, die man in den Caſcinen, alle Kutſchen und Hunde, die man am Arno oder auf der Piazza del Granduca geſehen, müſſen herhalten; kaum daß im Vorbeigehen von Abenteuern, von Damen überhaupt die Rede iſt.

Das Caſſino dei Nobili, deſſen ich Erwähnung gethan, hat außer ſeinen Meubeln und Kaminen, ſeinen Billards und Karten nichts, was irgend Unterhaltung gewähren könnte; kein einziges italieniſches oder fremdes Blatt wird hier gefunden. Man nimmt alſo am hellen Tage zu den Karten ſeine Zuflucht, während, als Reliquien einer frühern Zeit, drei bis vier alte „Marcheſen von den getrockneten Kaſtanien“ ſich ums Kamin gruppiren, und dieſe Stille zu einer wahren Klatſchmetzelei benutzen. Die junge italieniſche Welt hält es unter ihrer Würde zu klatſchen; ſie kennt die Moral des weiblichen Geſchlechts zu genau, als daß ſie an das punctum movens aller Klatſcherei, an die Möglichkeit einer Täuſchung noch irgend glauben könnte. Nicht einmal aus bloßer Neugier fragt ſie: wer iſt der Freund jener Signora? ſondern bedient ſich eines Ausdrucks, den wir nicht einmal italieniſch herſetzen mögen.

Nun kommt gegen halb ein Uhr die Zeit heran, zu Prinoth zu gehen. Ein Deutſcher denkt bei dieſem Namen an ein Leſekabinett, an einen Conditorladen, ein Kaffeehaus u. dergl. Der Italiener von heute iſt aber bei Weitem nüchterner, und begnügt ſich, bei dieſem Galanteriehändler, dies iſt Herr Prinoth, Modewaaren neueſten Styls zu bewundern und dabei anderthalb Stunden zu verplaudern. Auf dieſe Weiſe gelangt man bis zum Mittageſſen, und man ſchlendert mit einem kleinen Umweg über die Piazza del Granduca nach Hauſe. Wie die Tafel einer ſolchen Familie beſtellt iſt, kann ein Fremder nur von Hörenſagen wiſſen; man ſcheut das fremde Auge ſo ſehr, daß nur in äußerſt ſeltenen Fällen eine Einladung erfolgt. Kaum glaubt man, daß es dem Italiener bei ſolchen Mahlzeiten behaglich ſeyn kann, denn man trennt ſich zu ſchnell und eilt wieder aus einander, weil alle Stunden des Tags in Beſchlag genommen ſind. Man hat noch in dem Caſſino das unterbrochene Kartenſpiel wieder aufzunehmen oder ein neues vor drei-und-zwanzig Uhr zu beginnen. Um dieſe Stunde pflegt dann die Mutter oder die Frau vorzufahren, um unſere jungen Helden nach den Caſcinen zu entführen.

Wer dieſen wundervollen Garten, dem links der Arno, rechts die ſchöngeformten Berge von Fieſole zur Einfaſſung dienen, an einem klaren Sommerabende von bunten Menſchen und ſtattlichen Equipagen belebt geſehen hat, wird es den jungen Florentinern zu gute halten, daß ſie jeden Tag denſelben Gang wiederholen, und ohne ihn mit dem Gedanken: „diem perdidi“ ſich ſchlafen legen. Hier hält die Dame auf dem Platze vor dem großherzoglichen Pavillon jeden Abend an derſelben Stelle, um, umgeben von ihren Troubadours, die zu Roß oder zu Fuß herbeizueilen pflegen, den erſten Akt ihrer Hofhaltung zu beginnen. Mit der Dämmerung jagt man die ſchnurgerade Allee zurück, übergibt das Pferd dem Diener und eilt, um eine Erfriſchung zu nehmen und eine Zeitung zu leſen, in den Ka é delle Colonne, ſeltener gleich für die erſte Abendſtunde (la prima sera) in eine Converſation. Es bleibt noch eben Zeit übrig, die Toilette zu machen, um im Theater oder in dem genannten Hof der Minne gratis ſeine Rolle zu ſpielen und ſo würdig den langen, mühevollen Tag zu beſchließen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

Enke's oben mitgetheilte Anſicht, der auch der Königsberger Aſtronom Beſſel, mit dem wir uns über das merkwürdige Phänomen mündlich unterhalten haben,

weſentlich beitritt: daß es nämlich im Weltraume eine, mit der Subſtanz der Sternſchnuppen beſonders erfüllte, oder der Erzeugung dieſer Meteore vorzüglich günſtige Region gebe, und daß die Erde, bei Durchlaufung ihrer Jahresbahn um die Sonne, gegen die Mitte Novembers dieſe Region berühre, ſcheint daher die meiſte Aufmerkſamkeit zu verdienen. * Da ſich aber, wenn, wie wir nicht zweifeln, dieſe Erklärung die richtige iſt, die Erſcheinung ſchon ſeit Jahrtauſenden, immer zur nämlichen Zeit, wiederholt haben muß, ſo fragt man ſich mit Beſtürzung, wie ſie der Aufmerkſamkeit der Naturforſcher ſo lange habe entgehen können? Wäre denn dem Jahrhunderte, in dem wir das Glück oder Unglück haben zu leben, Alles vorbehalten?

Wir müſſen dies in der That zu glauben anfangen, indem wir ſo eben durch Pariſer Blätter die Beſtätigung der, mit dem Verſprechen, darauf zurück zu kommen, vorläufig bereits in unſern frühern Blättern erwähnten wichtigen, oder vielmehr unerhörten Entdeckung des franzöſiſchen Naturforſchers Thilorier erhalten, die fixe Luft (das kohlenſaure Gas) nicht nur in einen tropfbar flüſſigen, ſondern ſelbſt in einen, wenn wir ſo ſagen dürfen, eisähnlichen feſten Körper zu verwandeln. Luft zum feſten Körper zu verdichten — hat man ſo etwas jemals gehört? Auch erregten die Experimente Thiloriers, welcher ſich während der betreffenden Sitzung der Pariſer Akademie (am 3ten Oktober) in einem Nebenzimmer befand und mit ſeinem höchſt einfachen Inſtrumente in Blitzesſchnelle ſo viel Luft feſt machte, als die Herren Akademiker nur immer verlangen mochten, ſelbſt bei dieſen Männern vom Fach das größte Erſtaunen. Die Hauptſache beim Experiment, welches wir übrigens, ſobald uns eine genaue Beſchreibung jenes Thilorier'ſchen Inſtruments zugekommen ſeyn wird, genau erläutern werden, beſteht darin, daß man die luftförmige Kohlenſäure, wie ſie uns z. B. aus muſſirendem Weine, aus Bier u. ſ. w. überall in Menge entgegen tritt, einem ſehr bedeutenden Drucke ausſezt, wodurch man ſie augenblicklich in eine tropfbare, alſo waſſerähnliche Flüſſigkeit verwandelt. Leztere läßt man ſodann durch ein Ventil ſpringbrunnenartig ſpringen, wo ſie dann in Schnee- oder Eisgeſtalt niederfällt. Die alſo zum feſten Körper verdichtete fixe Luft hat einen außerordentlichen Kältegrad. Queckſilber in eine Höhlung ſolcher eisförmigen fixen Luft gebracht, gefriert augenblicklich (welcher Umſtand allein ſchon eine Kälte von 32° Reaumur ankündigen würde), und Thilorier wies ein Stück ſolchen Lufteiſes vor, in deſſen Mitte ein ganzes Pfund Queckſilber lag, welches ſo feſt gefroren war, daß es mit Hammerſchlägen zertheilt werden mußte, und dabei einen cryſtalliniſchen Bruch zeigte. Es erregte, heißt es wörtlich in unſerm Berichte, ein ganz eigenes Gefühl, Luft in feſten Stücken in der Hand zu halten; jeder konnte ſie berühren, ſchmecken, die Kälte fühlen, die gefrorene Luft in die Finger nehmen und dieſes Eis auf der Hand wieder verdunſten und ſeine urſprüngliche luftförmige Geſtalt neuerdings annehmen ſehen. Aether darauf gegoſſen, bildete damit eine halbflüſſige Maſſe gleich ſchmelzendem Schnee; Alkohol gefror ſogleich zu glänzendem Eiſe, jedoch nur in unmittelbarer Berührung mit dieſer gefrorenen Luft, nicht aber, wenn er z. B. in einem ſilbernen Gefäſſe auf oder in das Lufteis geſezt wurde. — Gleichzeitig hat Thilorier dargethan, daß die Kohlenſäure bei dieſen Metamorphoſen eine außerordentliche Zuſammendrückung und nachher wieder eine eben ſo ungemeine Ausdehnung erleidet, welcher Umſtand auf eine praktiſche, aus allen dieſen Entdeckungen zu ziehende Anwendung hinzuweiſen ſcheint. Die Sache iſt noch in ihrer Kindheit, aber irren wir uns nicht, ſo wird ſie von den allerwichtigſten Folgen nicht nur für die Wiſſenſchaft, ſondern auch für das Leben werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

* In einer Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris hat der bekannte Aſtronom Biot zu erweiſen verſucht, daß ſich die Erde am 15ten November in demjenigen Punkte ihrer Bahn befindet, wo ſie den unter dem Namen des Zodiakallichts hinreichend bekannten Sonnennebel berührt, der eine Menge mikroſkopiſcher Planetengebilde enthalte, welche bei ihrer Aehnlichkeit mit den beobachteten Meteoren die Erſcheinung verurſachen ſollen. — Man ſieht, welche Aehnlichkeit dieſe Hypotheſe mit der oben entwickelten Entſtehung hat, und daß die Periodicität des Vorgangs aus dieſer Modifikation gleich ſehr folgt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Guizots Aufnahme in die Akademie.

Die königlichen Akademien haben in dieſem Monate zwei öffentliche Sitzungen gehalten, und ſo etwas iſt in Paris ſtets eine Tagesbegebenheit, beſonders wenn ein berühmter Mann, wie diesmal Guizot, in der Académie française ſeine Antrittsrede hält. Nun unterlag zwar Guizots Beredſamkeit keinem Zweifel, denn auf der Rednerbühne der Deputirtenkammer hatte er Proben genug davon abgelegt, und zwar bei den wichtigſten Erörterungen, welche je die Volksrepräſentanten beſchäftigt haben. Auch als Profeſſor der Geſchichte hatte Guizot bewieſen, wie meiſterhaft er vorzutragen verſtehe; aber einen Miniſter zu hören, welcher den Akademikern wegen ſeiner Ernennung zu ihrem Collegen danken muß, hat immer für die Pariſer etwas Anziehendes. Vor zwei Jahren befand ſich Thiers in dieſer Lage, und nun kam die Reihe an Guizot. Die Doktrinärs bringen gern überall ihre ſtrengen Grundſäze an; deßhalb zweifelte man kaum, daß er auch die Antrittsrede dazu benutzen würde, um ſeinem Syſtem zu huldigen und das Lob deſſelben auf geſchickte

Weiſe in die akademiſche Rede einfließen zu laſſen. Dieſe Vermuthung iſt denn auch durch die That beſtätigt worden. Indeſſen kann man es einem Miniſter nicht verargen, wenn er auf der Rednerbühne der Deputirtenkammer ſowohl, als der Akademie behauptet, man beſitze jezt in politiſcher Hinſicht alle Vortheile, wornach man ſich ehemals geſehnt habe. Und wenn der Mann zu einer Partei, oder wenn man lieber will, zu einer Claſſe gehört, welche nicht mehr *erwerben*, ſondern bloß das Beſtehende *erhalten* will, und dieſe Tendenz in ihren Tageblättern beſtändig predigt, ſo iſt es ja natürlich, daß er in der Akademie nicht anders redet, als in den Journalen und in den geſezgebenden Kammern. Die Rede Guizots war ſchon am Abend in einer miniſteriellen Zeitung gedruckt, und ging von da am folgenden Tage in die andern Blätter über; Jeder kann alſo darüber urtheilen. Daß das Streben der aufgeklärten Philoſophen, zu denen de Tracy, ſein Vorgänger, gehörte, darin meiſterhaft geſchildert iſt, erkennt man allgemein an, und ſicher wird ſich außer Frankreich auf dem Feſtlande kein Miniſter ſo freiſinnig ausdrücken, als es hier geſchehen. Noch muß ich bemerken, daß der Mißmuth, welcher, wie Guizot zeigt, den tiefſinnigen Denker de Tracy überfallen hatte, als nicht Alles ſich ſo herrlich geſtaltete, wie er es von der Julirevolution erwartet hatte, keine einzelne Erſcheinung iſt, ſondern an mehreren andern, eben ſo tiefſinnigen und erfahrungsreichen Männern bemerkt wird, welche zu der erſten Revolution beigetragen haben, und nun von der zweiten alle die Früchte hofften, welche in der vorigen nicht reif geworden waren. Wir werden ſogleich ein anderes Beiſpiel davon ſehen. Freilich ſind dieſe Männer nun alt und können nicht mehr hoffen, alle die edeln Gebilde ihres Geiſtes in's Leben treten zu ſehen; denn was im Jahr 1830 nicht geſchehen iſt, wo dem Anſcheine nach ſo leicht das Beſte zu bewerkſtelligen war, wie könnten ſie hoffen, es ſo bald entſtehen zu ſehen! Hätte de Tracy der Rede zuhören können, welche ſein Nachfolger Guizot zu ſeinem Lobe und einigermaßen zu ſeiner Entſchuldigung hielt, vielleicht hätte er ihn mit den Worten unterbrochen: „Ach! du biſt auch einer derjenigen, welche ſich der völligen Entwickelung der von uns ſeit langer Zeit entworfenen Staatseinrichtungen widerſezt haben! Wie ſollten alte Männer nicht muthlos werden, wenn ſie ſehen, daß diejenigen, welche durch ihre großen Geiſtesfähigkeiten am meiſten zur Einführung der beſten Regierungsform beitragen könnten, alle ihre Kräfte aufbieten, um etwas Anderes, Unvollkommeneres herbeizuführen!“ — In der folgenden Woche fand im königlichen Inſtitute eine andere öffentliche Sizung ſtatt, welche im Grunde viel merkwürdiger war, als die Aufnahme Guizots, aber, weil hier kein ſo berühmter und mächtiger Mann auftrat, doch bei weitem nicht ſo viele Zuhörer herbeigezogen hatte. Es war die öffentliche jährliche Sizung der Akademie der politiſchen und moraliſchen Wiſſenſchaften, einer Akademie, die wieder eine der nüzlichen und freiſinnigen Einrichtungen iſt, welche man der erſten Revolution verdankt, und die bekanntlich erſt nach der Julirevolution wieder hergeſtellt worden iſt. Eine ſolche Akademie kann nur in einem Staate beſtehen, wo völlige Preßfreiheit herrſcht und wo Alles auf Oeffentlichkeit beruht. Unter einer uneingeſchränkten Regierung würde eine politiſche Akademie entweder eine ganz unnüze Anſtalt ſeyn, oder ein Werkzeug in den Händen der Machthaber zur Durchſezung ihrer Plane werden. Welche wichtige Stellung jene Akademie in Frankreich ſich verſchaffen kann, läßt ſich bereits aus den von ihr in dieſem Jahr aufgeſtellten Preisfragen abnehmen, welche einige der wichtigſten Angelegenheiten für den Staat und die bürgerliche Geſellſchaft betreffen, z. B. die Urſachen des im Volk herrſchenden Elends und die Mittel, demſelben abzuhelfen, die freie Einfuhr fremder Produkte, die Folgen der Vervielfältigung der Verkehrmittel zwiſchen den Völkern durch Dampfſchifffahrt und Eiſenbahnen. In England leiſten freilich zum Theil freie Vereine, was hier von der Akademie der politiſchen und moraliſchen Wiſſenſchaften geleiſtet wird; allein da hier dem Staat vor den politiſchen Vereinen bange iſt, weil ſie in der erſten Revolution viel Unheil geſtiftet haben, ſo muß die Akademie dieſelben erſezen, und kann, da ſie die öffentlichen Angelegenheiten nur im Allgemeinen und ohne eigentliche Rückſicht auf gegenwärtige oder lokale Umſtände in Unterſuchung zieht, noch mehr Nuzen ſtiften, denn ſie muß mitten unter den Parteien ſtets ruhig bleiben. Sie hatte diesmal keinen Preis ertheilt; ein Beweis, daß die von ihr geſtellten Aufgaben ſchwer zu löſen ſind, und in der That gehören einige davon zu den Fragen, über welche ein Staatsmann lange nachdenken kann, ohne zu einem klaren Reſultate zu gelangen.

(Die Fortſezung folgt.)

Hamburg, December.

(Fortſezung.)

Volksbilder in aufſteigender Linie.

Die Kaufleute bilden mit Recht den ehrenwertheſten und ehrenvollſten Stand in unſerm Handelsſtaate. Zwar ſind jene wackern, zum Theil etwas derben Handelsherren der alten Hanſe zum größten Theil ausgeſtorben, allein Bravheit, Rechtlichkeit und beſonders lobenswerther Fleiß nicht zugleich mit ihnen. Ein Kaufmann jeziger Zeit darf nicht mehr, wie früher, unwiſſend ſeyn und all ſein Wiſſen ſich auf Rechnen und Schreiben beſchränken: er muß im Gegentheil *viel* wiſſen, muß vor Allem Sprachkenntniſſe beſizen, und weder in der Geographie, noch Politik unerfahren ſeyn. Wie kommt es aber, daß troz dem ſeine Unterhaltung meiſt trivial und wenig belebt iſt? Man darf wohl behaupten, ohne der Uebertreibung bezüchtigt zu werden, daß eine Geſellſchaft von lauter Kaufleuten dem faſt unerträglich erſcheint, der höhere Anſprüche an die Geſellſchaft und an eine geſellige Unterhaltung zu machen berechtigt iſt. Freilich werden in ſolchen Geſellſchaften die großen Fragen der Zeit berührt, aber auch *nur* berührt, und niemals wird erſchöpfend darüber verhandelt; das iſt für den, der zu denken gewohnt iſt, eine ſolche Pönitenz, daß er ſich bald veranlaßt fühlt, die Unterhaltung auf Gegenſtände zu lenken, in denen der Kaufmann eigentlich zu Hauſe iſt, auf den Handel, und da kann der Uneingeweihte manches Intereſſante erfahren. Der Hamburger Kaufmann hat dagegen viele ſehr achtungswerthe Eigenſchaften: er iſt großmüthig, ja oft ſogar großſinnig, gerecht gegen ſeine Untergebenen und von dem lebhaften Wunſche beſeelt, daß es Allen, die ihn umgeben, behaglich ſey. Seine Wohlthätigkeit iſt mit Recht berühmt; er iſt außerdem in der Regel — einzelne Ausnahmen zählen ja überhaupt nicht — ein zärtlicher Gatte und guter Vater, und vor allen Dingen Patriot. Wehe dem Fremdlinge, der dieſem Patriotismus durch irgend einen Tadel des einmal Beſtehenden zu nahe träte! Freilich läßt der Hamburger ſelbſt es ſich nicht nehmen, dieſes oder jenes an den Einrichtungen des Staates zu tadeln; allein dies darf kein Fremder ſich unterſtehen, und wie in der Anekdote von den zankenden Eheleuten, werden alle diejenigen zur Thüre hinausgewieſen, die ſich in den Zwiſt des Staats mit ſeinen Söhnen miſchen wollen.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 10.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 12. Januar 1837.

— Immortal man hath glow'd
With all kinds of mechanics, and full soon
Steam-engines will conduct him to the moon.

Byron.
Don Juan.

Natur- und gewerbwiſſenſchaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

In das nämliche Gebiet des Unerhörten gehört die in dieſen Tagen ausgeführte Luftreiſe der drei Engländer Green,* Holland und Maſon, die weiteſte, welche bis jezt noch ſtattgefunden hat. Die drei Luftſchiffer ſtiegen Montag den 7ten November, Nachmittags zwei Uhr in London im Vauxhallgarten auf, kamen um fünf Uhr Abends nach Dower, paſſirten, durch eben eintretenden günſtigen Wind unterſtüzt, den über fünf deutſche Meilen breiten Kanal** in nicht mehr als zehn Minuten, ſahen ſich kurz vor ſechs Uhr über Frankreich, um 11½ Uhr über dem Diſtrikt von Namür, hatten am andern Morgen nach fünf Uhr, bei einem Barometerſtande von zwanzig Zoll, die größte Höhe (beiläufig von einer halben deutſchen Meile) erreicht, und ließen ſich zwei Stunden ſpäter, Dienstag den 28ſten November, Morgens nach ſieben Uhr, an der Lochmühle zwiſchen Dillhauſen und Niederhauſen, im herzoglich Naſſauiſchen Amte Weilburg, nieder. Die Entfernung von London beträgt, in gerader Linie, etwa hundert Meilen, welche hiernach in wenig über ſiebenzehn Stunden zurückgelegt worden ſind. — Der Ballon beſteht aus rothem und gelbem Taffent, überzogen mit einer von Green eigends hiezu ausgedachten, die Haltbarkeit ſehr vergrößernden Maſſe; derſelbe hat eine ovale Form, ſein großer Durchmeſſer hält 60, der kleinere 50 und der Umfang 160 Fuß. Dieſer Ballon iſt ganz von einem Netze umgeben, an welchem ein, von Holz und dem ſtärkſten Sohlleder verfertigter Ring hängt, der die, mittelſt geflochtener Seile befeſtigte, aus Weiden und Rohr geflochtene und mit rothem Baumwollendamaſt überzogene Gondel trägt. Die Höhe vom Boden dieſer Gondel bis zu der ganz oben am Ballon angebrachten Klappe, welche, wenn man, um die Maſchine ſinken zu machen, Gas entlaſſen will, durch einen Zug geöffnet werden kann, beträgt 80 Fuß. In der Mitte der Gondel befindet ſich eine Winde, an welcher der fünfzahnige Anker, gehalten von einem 1000 Fuß langen, zum Theil aus gummi elasticum beſtehenden, und dadurch viel dehnbareren und haltbareren Seile, herabgelaſſen wird. Zu dem nach dem Bedürfniſſe des Steigens zu vermindernden Ballaſte gehören auch kupferne, mit Waſſer gefüllte Cylinder, welche mit Ventilen und Schnüren verſehen ſind, ſo daß man

* Green iſt Mechanikus in London und hat ſchon über zweihundert Luftreiſen gemacht; das hier angewendete Luftſchiff gehört ihm und macht auch ſchon die ſechste Reiſe. Die beiden andern Herrn ſind reiche Partikuliers. Bei dieſer Fahrt ſoll eine große Wette zu Grunde gelegen haben.

** Wir entlehnen dieſe für unſern Zweck hinreichenden ſummariſchen Angaben über die Fahrt der Reiſenden dem, von einem derſelben (Holland) in der Gondel ſelbſt geführten und bereits veröffentlichen „Lufttagebuche.“

ſie, wenn ſie entleert ſind und man über Waſſer kommt, hinein ſenken und neuerdings füllen kann. Ueber der Gondel hängt eine Lampe von ſehr dickem Glaſe und ſolcher Einrichtung, daß ſie nicht leicht erlöſchen kann. Um die Feuersgefahr zu vermindern, ſind Gefäſſe mit ungelöſchtem Kalk vorhanden, auf welchen man, wenn Speiſen oder Getränke erwärmt werden ſollen, Waſſer gießt. * Die ganze Maſchine wog gefüllt 1205 Pfund, der Ballaſt 1874, die Proviſionen 400, die drei Perſonen zuſammen 450 Pfund, Total 3929 Pfund. Die Aufſteigungskraft eines ſolchen Ballons beſtimmt ſich bekanntlich durch das Verhältniß der ſpecifiſchen Schwere der atmoſphäriſchen Luft, in der er ſchwimmen ſoll, und des Gaſes, mit dem er gefüllt wird. ** Zum lezteren iſt bis jezt noch immer Waſſerſtoffgas gewählt worden, welches man erhält, wenn man z. B. mit Waſſer verdünnte Schwefelſäure auf Eiſenfeile gießt, und welches dreizehn Mal leichter als die atmoſpäriſche Luft iſt. Da dieſe Art von Füllung aber bei der Größe des diesmaligen Ballons ſehr theuer zu ſtehen gekommen ſeyn würde, ſo hat man, und zwar zum erſten Male, was in wiſſenſchaftlicher Hinſicht beſonders hervorgehoben zu werden verdient, Steinkohlengas (Kohlenwaſſerſtoffgas, wie es durch trockene Deſtillation der Steinkohle gewonnen wird) angewendet, welches zwar viel ſchwerer, aber auch um das Sechsfache wohlfeiler iſt. In der That hat die ſolchergeſtalt bewirkte Füllung nur etwa 800 Rthlr. gekoſtet; die Koſten für die ganze Ausrüſtung ſollen aber doch über 10,000 Rthlr. ſteigen. Da das ſpecifiſche Gewicht dieſer lezteren Gasart ſehr verſchieden iſt, ſo können wir eine genaue Berechnung der Aufſteigungskraft des Ballons nicht anſtellen.

(Die Fortſezung folgt.)

* Dieſer Vorſorge ohnerachtet, hatten die Reiſenden unterwegs viel von Kälte gelitten. Einer von ihnen war ſogar nachher an den Folgen erkrankt.

** Ein ſchwimmender Körper verdrängt bekanntlich ein ſo großes Gewicht des Fluidums, in dem er ſich befindet, als er ſelbſt beſizt. Da nun der Luftballon angeführtermaßen mit einer Gasart gefüllt wird, welche viel leichter iſt, als die atmoſphäriſche Luft in ihren unterſten, dichteren Schichten, ſo ſteigt er bis zu Luftſchichten auf, wo das Gewicht des verdrängten Volumens Luft nur noch ſeinem eigenen ganzen Gewicht gleich iſt. Die Differenz zwiſchen dieſem ſeinem eigenen ganzen Gewichte und dem Gewichte einer Maſſe Luft aus jener tiefſten atmoſphäriſchen Schicht, deren Volumen dem ſeinen gleich iſt, bildet alſo offenbar die „Aufſteigungskraft des Ballons.“

Italieniſche Städtebilder.

(Fortſezung.)

So iſt in flüchtigen Umriſſen der junge Adelige vom Jahr 1836; ſo iſt im Allgemeinen auch der Bürgerliche, den übrigens ſeine geringeren Mittel zwingen, ſich mit mehr Kenntniſſen zu verſehen und auf dieſe Weiſe vor der völligen Apathie gegen höhere Intereſſen bewahren. Die Noth lehrt ihn Zeit gewinnen und ſchätzen. Iſt er bei dem ſchlechten Schulunterricht weit genug gekommen, um an geſunder Lectüre, an Geſchichte, Statiſtik und Nationalökonomie einmal Gefallen zu finden, ſo gibt er ſein ganzes Leben lang dieſe Studien nicht mehr auf. Was ein ſolcher Italiener in dieſer Beziehung aus ſich macht, gehört ihm erb- und eigenthümlich; von außen wird er in keiner Weiſe unterſtüzt. Wird ſeine Liebe zu den Wiſſenſchaften lebendig und feurig, ſo führt ſie gewöhnlich zu ausgezeichneten Reſultaten. Fachgelehrte, Fachwiſſenſchaften ſind eben ſo unbekannt, als der deutſche Buchhandel; alle Schwierigkeiten, die dadurch entſtehen, können nur durch eine ſich opfernde Liebe zur Sache überwunden werden. Botta und Sismondi führen ihn in die italieniſche Geſchichte ein und leiten ihn an, ſein Volk mit andern Völkern zu vergleichen. Iſt er auch im Stande, Franzöſiſch mit Leichtigkeit zu leſen und zu ſprechen, mit Hülfe eines Dictionärs den Galignani zu verſtehen, ſo gibt dies ihm, ſchlecht beſchlagen in allgemeiner Geſchichte und Geographie, wie er iſt, doch nicht Material genug an die Hand, um bei ſolch vergleichendem Studium zu andern, als oberflächlichen Reſultaten zu kommen. Ein ſolcher fürchtet den Franzoſen, weil er in dieſem ſein kräftigeres, entſchiedeneres Selbſt ſieht, das Original von allem, deſſen bloße Andeutung, deſſen verblichene Kopie er ſelber iſt. Zum Engländer ſieht er mit einer Art von innerlicher Verehrung hinauf; ihm imponirt in der Nation die beſonnene, kräftige Haltung, im Individuum die klingende Münze und die glatte Nettigkeit (la pulizia) der äußern Erſcheinung, während die Eigenthümlichkeit John Bulls ihm total unbegreiflich bleibt und ſchlechtweg als „Narrheit“ bezeichnet wird. Der Italiener, welcher Shakeſpeares Größe begriffe, ſoll noch geboren werden. — Deutſchland iſt ihm noch immer eine terra incognita. Die Abneigung, welche gegen alles Deutſche ſich eingeſchlichen hatte, fing ſich zu verlieren an, als plötzlich die Begebenheiten von 1831 ſie von Neuem und heftiger als zuvor hervorrufen mußten. Die öſterreichiſchen Truppen, die Prigioni von Silvio Pellico, Filippis Grammatik waren bisher faſt das einzige Medium, durch welches man ſeinen Blick in jene ultramontanen Gegenden richtete. Seitdem nun die Franzoſen angefangen haben, ſich mit deutſcher Literatur zu beſchäftigen, ſeitdem Maffei's Ueberſetzungen der Schiller'ſchen Tragödien über ganz Italien verbreitet ſind, und alles, was die öſterreichiſche Regierung in der Lombardie für Handel und Verkehr, für Belebung des Volksunterrichts und für Bildung überhaupt gethan hat, zu den merkwürdigſten, in Italien durchaus einzigen

Reſultaten geführt hat, ſcheint auch dem Italiener die Zeit gekommen, wo er Oeſterreicher und andere Deutſche genauer ſcheiden, dem deutſchen Volk noch etwas anderes als Phlegma und Gelehrſamkeit einräumen, und neben die in Berühmtheit ſtereotypen Namen eines Friedrichs des Großen und Leibnitz noch andere deutſche Männer erſten Ranges ſtellen muß. Wie dankenswerth auch alle Verſuche der Lombarden ſind, die deutſche Literatur bei ihren Landsleuten einzuführen, die politiſche Stellung beider Nationen, die Verſchiedenheit des Volkscharakters, die wirkliche, aber übertriebene Schwierigkeit der deutſchen Sprache für einen italieniſchen Kopf und eine italieniſche Zunge, laſſen das tiefere Verſtändniß des deutſchen Volks von Seiten der Italiener nur noch in weiter Ferne erblicken.

Das Reſultat des angedeuteten hiſtoriſchen Studiums bleibt für den jetzigen Italiener in Bezug auf ihn ſelber dieſes, daß Rom der Welt Geſetze vorgeſchrieben, daß die geiſtliche Macht, welche im Mittelalter alle chriſtlichen Völker beherrſchte, in Italien ihren Sitz hatte, daß endlich Napoleon ein Corſe, ein Italiener war. Kaum wird dabei noch ein Verfall der Gegenwart eingeräumt, oder, wenn dieſer auch zugegeben wird, doch unmittelbar wieder durch die Hinterthür eines Ma zu den Glanzperioden der Vergangenheit zurückgekehrt. Nur wenige hochgebildete Männer vermögen es über ſich, im Gegenſatz zu dieſen politiſchen Schwätzern, alle dunkeln Schatten der Gegenwart gegen das glänzende Licht einer großen Vergangenheit zu halten. Leopardi, der den moraliſchen Muth hatte, in ſeinen Canti einen Schrei über das Elend Italiens auszuſtoßen, findet im Buſen ſeines Volks geringen Widerhall. Und doch, ſo lange man nicht den Muth hat, mit ſich über die Gegenwart wahr zu ſeyn, werden alle Verſuche, welche jezt für die Erziehung kleiner und großer Kinder beſprochen und theilweiſe gemacht werden, nur künſtliche Erſcheinungen bleiben, und die drei Worte: nazione italiana, progresso, incivilmento, welche ſeit einigen Jahren wie neu erfunden im Munde aller liberalen Italiener leben, immer nur einen hohlen Klang haben.

Zum Schluß iſt es intereſſant, ſich zurückzurufen, wie zwei Männer erſten Ranges, beide reiche Naturen, die Wehen dieſer alten und neuen Zeit auf ganz verſchiedene, beide aber auf merkwürdige Weiſe zu beſtehen hatten. Alfieri wurzelte mit ſeinem ganzen Weſen, mit Allem, was ethiſch an ihm genannt werden kann, in der Zeit von 1750; in ſeiner proſaiſch-politiſchen Poeſie, in der ſchroffen Sprödigkeit ſeines Charakters, in ſeiner Begeiſterung für England und Italien, in der beſchränkten, eitel zur Schau getragenen Verkennung Deutſchlands anticipirte er das ganze junge Italien. Auch im Grafen Cicognara lebte als Element der neuern Zeit, als edelſte Lebensflamme die Liebe zu ſeinem Vaterlande, die ſich nicht darin kund gab, daß ſie die Helden aller Nationen zu Republikanern von 1792 umgeſtaltete, ſondern in einem umfangreichen Werk über die Geſchichte der italieniſchen Bildnerei, in der werthvollen Arbeit über die Nielli und in der durch ihn hervorgerufenen größern Unternehmung über die venetianiſchen Gebäude auf weniger glänzende, aber auf ſolidere Weiſe ſich bethätigte. Dabei verging kein Tag, daß er nicht da oder dort zur Tafel geladen, und mehrere Stunden durch Viſiten, die er zu machen und zu empfangen hatte, und durch die Toilette ſeiner zweiten Frau, welche für ihn ernſtlichſte Beſchäftigung blieb, in Anſpruch genommen ward. Sah man ihn dann, wie er ganze Morgen die mechaniſchſten Niellоverſuche mit der peinlichſten Sorgfalt anſtellen konnte, dann, wie er als der beſte Reiter auf Pferden aller Art ſich zu tummeln, als einer der ſchönſten Männer ſeiner Zeit in geſellſchaftlichen Cirkeln zu glänzen wußte, ſo erkannte man den Mann nicht wieder, der während der franzöſiſchen Herrſchaft einſt eine ſehr bedeutende Stellung ſeiner politiſchen Ueberzeugung geopfert hatte. Für Venedig ſchien er geboren, in Venedig ſo heimiſch zu ſeyn, daß jede Trennung von dort einem Andern unmöglich geworden wäre. Die Elaſticität des Charakters aber, welche Cicognara beſaß, führte ihn in ſeinen frühern Jahren durch mehr als die Hälfte des gebildeten Europas, feſſelte ihn dann plötzlich oft Tage, nicht ſelten Monate lang an einen elenden, unbedeutenden Ort, wo die Augen einer ſchönen Frau ihn Venedig und die Welt vergeſſen ließen, und machte endlich auch ſeinem vorgerückten Alter eine größere oder kleinere Reiſe durch Italien, einen längern Aufenthalt in Florenz, Rom oder Neapel zum eigentlichen Herzensbedürfniß. Gegen ſeine nächſte Umgebung herzlich und ungebunden, in der Unterſtützung von Kunſt und Künſtlern freigebig, liberal und edel, hatte er den Schein, auf äußerliche Formen zu halten, und mit ſich ſelber mehr, als begreiflich war, beſchäftigt zu ſeyn. Stifter der venetianiſchen Akademie, unbegrenzter Verehrer Canovas, ſchrieb er gegen die Akademien (in der Antologia) einen der heftigſten Artikel. — Die Memoiren dieſer encyclopädiſchen Natur würden nicht allein an ſich intereſſant, ſondern auch für die Auffaſſung der alten und neuen Zeit in Italien eines der wichtigſten Dokumente ſeyn.

(Schluß des dritten Briefs.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, December.

(Fortſetzung.)

Volksbilder in aufſteigender Linie.

Die Damen — ich ſchreibe dieſes Wort mit einem Seufzer nieder, denn dem ritterlich geſinnten Manne fällt es ſchwer, ſelbſt der Wahrheit zu Ehren ungalant ſeyn zu

ſollen — unſere Damen ſind weder der ſchönere, noch der liebenswürdigere Theil unſerer Bevölkerung. Woher mag das kommen? und iſt die Schule oder die häusliche Erziehung Schuld daran, daß man ſo wenig geiſtreiche, ſo wenig liebenswürdige Frauen unter uns antrifft? Ich glaube, daß beide gleiche Schuld tragen. Das Kind wird, ſo wie es zu denken beginnt, in Schulen geſchickt, deren Vorſteherinnen oft ſelbſt ſo wenig Bildung beſizen, daß ſie auch den mäßigſten Anſprüchen nicht zu genügen vermögen. Stirbt ein Kaufmann, ohne Vermögen zu hinterlaſſen, ſo errichtet ſeine nachgebliebene Gattin oder deren Tochter eine Schule oder gar eine Penſionsanſtalt, und iſt ſie nur aus guter, d. h. angeſehener Familie, ſo darf ſie faſt mit Sicherheit darauf rechnen, ihr Inſtitut bald gefüllt zu ſehen, gleichviel, ob ſie zur Menſchenbildung befugt iſt oder nicht. Ich kenne ſolche Schuldamen, die noch mit der Grammatik und Orthographie ihrer Mutterſprache im Streite liegen, ſie haben aber troz dem eine gefüllte Schule. Für den wiſſenſchaftlichen Unterricht der armen kleinen Mädchen wird dann durch Candidaten geſorgt, und zwar meiſt durch Candidaten der Theologie, die bei uns, wie wohl anderer Orten auch, gleichſam das Privilegium haben, geiſtlos zu ſeyn. Dieſer Unterricht ſelbſt iſt ſehr mangelhaft; am meiſten wird noch für Sprachkenntniſſe und Muſik gethan, eben weil die Lehrer fremder Sprachen und der Muſik keine Candidaten ſind. Mit dem fünfzehnten Jahr hört nun ſelbſt dieſer mangelhafte Unterricht auf, und das Kind wird durch die Confirmation zum Fräulein. Dann iſt es gänzlich unter die Aufſicht einer Mutter geſtellt, die, eben ſo erzogen und gebildet wie die Tochter, ſich wohl um den Kleiderſchnitt ihres Töchterchens bekümmert, aber nicht im Stande iſt, für die geiſtige Ausbildung deſſelben auch nur das Geringſte zu thun. Die Unterhaltungen jüngerer und älterer Damen ſind meiſtens der Art, daß man mit eben der Sehnſucht nach dem Kartentiſche blickt, wie der Wanderer in der Wüſte nach der Oaſe. Wenn es hoch kommt, unterhält man uns vom Theater oder von dem, was wir ſchon in den Tageblättern geleſen. Ein Mann, zumal ein Fremder, bringt faſt immer die Wirkung auf den weiblichen Theil der Geſellſchaft hervor, daß dieſer gänzlich verſtummt oder unter ſich flüſtert.; jeder Verſuch, ein beſſeres Geſpräch auf die Bahn zu bringen, ſcheitert an dem abſoluteſten Schweigen der ganzen Geſellſchaft. Ich habe mich oft des Lächelns nicht erwehren können, wenn ich einen jungen geiſtreichen Fremden ſich abmühen ſah, dieſen Statuen Leben und Bewegung einzuſtößen; man hörte ihm erſt mit vornehm-kalter Miene, am Ende aber gar nicht mehr zu, und die älteſte und angeſehenſte Dame der Geſellſchaft machte wohl gar ſeiner Beredſamkeit durch die Frage an eine jüngere plözlich ein Ende: „Mein Deeren (meine Dirne), wo wohnt deine Schneidermamſell? Ich will ſie künftige Woche gerne haben.“ — Wenn man es Häuslichkeit nennen kann, daß die Hausfrau um neun, zehn, ja um eilf Uhr Morgens aufſteht, Kaffee trinkt, ihre Morgentoilette macht, dann den Schlüſſelkorb ergreift und der Köchin ausgibt, was dieſe den Tag über bedarf, oder der Wäſcherin die Wäſche zuzählt, und endlich ſich zum zweiten Frühſtück um zwölf Uhr nochmals ankleidet, ſo ſind die reichen Hamburgerinnen häuslich. Die Kinder gehen in der Regel um acht oder neun Uhr zur Schule, ohne die Mutter vorher geſehen zu haben, und der fleißige Mann auf ſein Comptoir, nachdem er ſeinen Kaffee allein geſchlürft hat. Zwiſchen zwei und vier Uhr werden dann von der Dame des Hauſes entweder Viſiten gemacht oder empfangen; um vier Uhr wird zu Mittag gegeſſen und um ſieben Uhr fährt man entweder in's Concert oder Theater, oder puzt ſich auch zur Geſellſchaft. Dies iſt das Leben einer Hamburger Dame, dies das Eldorado, nach dem ſie ſich ſehnt, ſo wie ſie confirmirt iſt, und das ſie mit der Ehe betritt. Man rühmt den ſogenannten gebildeten Hamburgerinnen, ſowohl Frauen, als Mädchen, ſtrenge Sittſamkeit nach, und irrt, ſo weit meine Erfahrungen reichen, hierin nicht. Die jungen Mädchen ſind von einem Schimmer echter Jungfräulichkeit umfloſſen, der ihnen einen großen Reiz verleiht, und von den Lippen einer verheiratheten Frau wird man nie eine Frivolität vernehmen; dies wäre nun recht ſchön, wenn eben dieſe Lippen nur ſonſt etwas redeten.

(Der Beſchluß folgt.)

Paris, December.

(Fortſezung.)

Sizung der Akademie der politiſchen und moraliſchen Wiſſenſchaften.

Graf Simeon, der ehemalige Miniſter im Königreich Weſtphalen und dann in Frankreich, hatte in der Sizung der Akademie der politiſchen und moraliſchen Wiſſenſchaften den Vorſiz. In ſeiner Einleitungsrede zu den Preisaufgaben ſagte er, da die Oeffentlichkeit jezt eine Hauptbedingung der Staatsverfaſſung ſey, huldige auch die Akademie derſelben durch dieſe Sizung und durch die Erörterung wichtiger politiſcher Aufgaben. Dann wurden drei Aufſäze verleſen, die ſämmtlich verdienen, hier etwas näher beachtet zu werden. Sie ſtreifen ſämmtlich in das politiſche Gebiet über; allein wenn man bloß aus dieſer Rückſicht ihrer nicht erwähnen wollte, ſo müßte man von den Leiſtungen dieſer Akademie ganz ſchweigen. Von dem Sekretär der Akademie, Charles Comte, einem der freiſinnigſten Deputirten und ehemaligem Mitverfaſſer des bekannten Censeur européen, rührte die Lobrede auf den Engländer Malthus her. Comte behauptete gleich Anfangs, kein Schriftſteller der neuern Zeit ſey häufiger mißverſtanden und angegriffen, ja ſogar verleumdet worden, als der Verfaſſer des Verſuches über die Bevölkerung. Die Grundlage dieſes Werkes beruhte auf der von dem Verfaſſer gemachten Erfahrung, daß in Gegenden, wo es weder an Raum, noch an Nahrungsmitteln fehlt, die Bevölkerung in Zeit von 25 Jahren ſich verdoppelt, alſo in geometriſchem Verhältniſſe wächst, wogegen die Nahrungsmittel nur in arithmetiſchem Verhältniſſe vermehrt werden können, ſo daß dadurch eine große Noth entſtehen kann, welche dem Wohle des Staates und der bürgerlichen Freiheit gefährlich wird, wie denn Malthus auch bemerkt hatte, daß hauptſächlich nach Mißwachs und in Zeiten der Theuerung die Werber viele Rekruten bekommen, und alſo die Regierungen in Stand geſezt werden, Krieg zu führen, oder die Freiheit in ihrem Lande zu unterdrücken. Der Verfaſſer hatte eine ſo innige Ueberzeugung von der Richtigkeit ſeines Grundſazes, daß nichts vermögend war, ſie im Geringſten zu erſchüttern, und dabei beſaß er einen ſolchen Gleichmuth und einen ſo ſanften Charakter, daß auch die heftigſten Angriffe nicht im Stande waren, ihn aus ſeiner gewöhnlichen Faſſung zu bringen. Leute, die fünfzig Jahre lang mit ihm gelebt haben, ſagen aus, daß ſie ihn nie im Zorn geſehen haben. Comte meinte, Malthus ſey doch zu weit gegangen, und habe ſeine Behauptungen ein wenig übertrieben, aber im Ganzen habe er doch Recht gehabt. Say bekämpfte ſeiner Zeit den engliſchen Schriftſteller; doch that dieſer Streit keineswegs ihrer gegenſeitigen Achtung Eintrag. Comte ſagte, er wolle ſich über dieſen Streit nicht entſcheidend ausſprechen; Say war nämlich ſein Schwiegervater; jedoch ſchien Comte Malthus Recht zu geben.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 11.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 13. Januar 1837.

Blick' ich hinauf, hierher, hinüber,
Allunverändert iſt es, unverſehrt.

Goethe.

Stephanie.

Eine Erzählung.

Der Jubelruf im Schloßhofe von Feldheim war verſtummt, die verſammelten Vaſallen ſtanden noch in einzelnen Gruppen, die erleuchteten Schloßfenſter und die brennenden Pechkränze betrachtend und ſich dabei von ihrem jungen Gebieter unterhaltend, der ſo eben, nach achtjähriger Abweſenheit, wiederum in ihrer Mitte angelangt war. Das durch Hoffnung, Furcht und Erwartung geſchärfte Auge des Untergebenen überſieht auch die kleinſte Einzelheit nicht und zieht, nach Maßgabe der eigenen Befähigung, daraus die verſchiedenartigſten Schlüſſe. Gleich die Art und Weiſe, wie der Graf aus dem Reiſewagen geſtiegen, hatte Stoff zur Beſprechung an die Hand gegeben: wenn er denſelben früher raſch und eilig verlaſſen, mit einem flüchtigen, der Verſammlung zugewandten Gruße, ſo waren jezt ſeine Bewegungen langſam und bedächtig geweſen. Sinnend hatte er die Menge überblickt, wie um die Perſönlichkeit jedes Einzelnen dem Gedächtniß wiederum zurück zu rufen, und alsdann, mit einem herzlichen Danke für ihre Theilnahme, die Aeußerung verbunden, wie er von jezt an in ihrer Mitte zu leben gedenke und die Hoffnung habe, daß ihnen daraus Freude und Zufriedenheit erwachſen werden. „Er iſt vernünftiger geworden," bemerkte einer; „Verſtand kommt nicht vor Jahren," ein Anderer; „er ſieht noch immer eben ſo hübſch aus," meinte eine der Frauen, wogegen eine zweite bemerkte: „und eben ſo gutherzig." Den Männern war der Schnurrbart und die etwas militäriſche Haltung ihres Gebieters nicht entgangen, ſie zogen daraus den Schluß, daß er jezt ernſter, geſezter, aber vielleicht auch ſtrenger ſeyn werde.

Der Gegenſtand ſo mannichfacher Gedanken hatte ſich indeſſen in ſeine Zimmer verfügt. Als die Thüre geſchloſſen und der Hut bei Seite gelegt war, blieb er einen Augenblick ſinnend ſtehen, ſchaute umher, wie in der Hoffnung, irgend ein Liebesgruß werde ihn empfangen, ſchüttelte dann wehmüthig das Haupt und überflog mit ſeinen Blicken die Reihe der erleuchteten Zimmer, eines ſo wohnlich, ſo angenehm, ſo einſam und verlaſſen wie das andere. Aus tiefem Sinnen erwachend, ging er in den Gemächern umher und ein Lächeln der Anerkennung flog über das Antliz: Alles war, ſeinem Befehl zufolge, unverändert geblieben. In der Mitte des eigentlichen Wohnzimmers ſtand noch der Tiſch mit den zum Theil aufgeſchlagenen Büchern, in welchen er vor acht Jahren am Abend ſeiner Abreiſe geleſen. Noch ſtand der Lehnſeſſel, wie er ihn damals geſchoben, halb abgerückt vom Tiſche, die Stellung und Anordnung des Geräths war die alte, man erkannte, daß liebevolle Sorgfalt über das

Ganze gemacht haben mußte. Der Graf nahm ein Buch nach dem andern in die Hand, ſchlug einige lächelnd wieder zu und ſezte ſich endlich in den Seſſel, um ein offen daliegendes näher zu betrachten. Es war Taſſos befreites Jeruſalem, und eine zierlich getrocknete Blume deutete auf nachſtehende Strophen:

> Anmuth'ger Vögel ſüße Töne bringen
> Wetteifernd aus der grünen Nacht empor,
> Auch lockt die Luft mit ihren leiſen Schwingen
> Aus Laub und Wellen manchen Ton hervor.

Eine liebliche Erinnerung ergriff mit Blitzesſchnelle die Seele des Grafen. Verwundert und nachdenklich betrachtete er die Blume, man ſah, daß ſein Sinnen darauf ging, ob dieſelbe von ihm dorthin gelegt worden ſeyn könnte; endlich, das Haupt ſchüttelnd, las und blätterte er weiter, mit dem Wunſche nach neuen Zeichen fremder Huld und Erinnerung; da trat Joſeph ein, ſein junger Inſpektor, ein Mann von einnehmendem Aeußern. Eine arme Waiſe in's Schloß gekommen, hatte er ſich zu ſeinem jetzigen Beruf vortrefflich herangebildet, und der Graf, welcher ihn außerordentlich liebte, nannte ihn immer nur bei ſeinem Taufnamen. Freundlich ſtreckte er dem Eintretenden ſeine Hand entgegen, die derſelbe mit dem Anſtande eines Menſchen erfaßte, bei welchem der Takt des Herzens die Stelle feinerer Bildung vertritt. „Mein guter Joſeph,“ ſagte der Graf herzlich, „du freuſt dich meiner Rückkehr. Verwalte nun wieder dein früheres Amt, bereite den Thee, und erzähle, was ſich während meiner Abweſenheit begeben hat. Ich will dir die Mittheilung erleichtern und Alles abfragen.“

Die Unterhaltung wurde lebhaft geführt, endlich äußerte der Graf: „Nun haſt du noch der feindlichen Occupation zu gedenken; zu meiner Verwunderung gewahre ich, daß meine Zimmer unberührt geblieben ſind.“ Joſeph ertheilte Auskunft über Alles und fügte hinzu: „Es war ein Leben, von welchem Sie ſich ſchwerlich eine Vorſtellung machen. Ein paar Mal waren auch Damen hier einquartirt.“ Der Graf lächelte: „Hübſch?“ — „So ſo, bis auf Eine — o, Herr Graf, ich dachte oft, ſo müßten Engel ausſehen! Eine ſo anmuthige Dame habe ich niemals, weder vor, noch nachher erblickt. Sie war die Frau eines franzöſiſchen Oberſten. Gerne hätte ich ihr jeden Wunſch an den Augen abſehen, ja mein Leben für ſie hingeben mögen!“ Der Graf lächelte abermals: „Siehſt du, Joſeph, bei ſolchen Aeußerungen verdrießt es mich, daß du früher ſo viel mit mir gelebt haſt. Wenn du ganz deinem Stande und deinen einfachen, tüchtigen Anſichten getreu geblieben wäreſt, würdeſt du weder denken noch ſagen, daß du dein Leben für eine Unbekannte hätteſt hingeben mögen. Das iſt vornehmer Unſinn.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Natur- und gewerbwiſſenſchaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

Eben ſo wenig iſt bis jezt über die, durch dieſe neue Luftreiſe erreichten wiſſenſchaftlichen Zwecke etwas Näheres bekannt geworden. Green ſoll namentlich die Abſicht gehabt haben, eine ſehr bedeutende Höhe zu erſteigen, in der Hoffnung, dort auf Luftſchichten zu treffen, in welchen, wegen wegfallender telluriſcher Rückwirkungen, die Luftſtrömung auf lange Zeit gleiche Richtung behalte. Dies wenigſtens mag nicht gelungen ſeyn, denn, ſo viel wir wiſſen, iſt die Ausdehnung und Richtung der Fahrt bis in's Naſſauiſche nicht freiwillig geweſen. Auch ſind unſere Reiſenden nicht die erſten, welche das Wageſtück der Ueberfliegung des Kanals verſuchen. Blanchard, in Begleitung des Amerikaners Jefferies, hat denſelben Flug von der engliſchen Küſte aus ſchon im Jahre 1785 ausgeführt. * In der Hauptſache ſcheint die Luftſchifffahrt alſo während der ſeitdem verſtrichenen fünfzig Jahre keine Fortſchritte gemacht zu haben, und Green, dem ein Urtheil zuſteht, ſoll auch die Meinung ausgeſprochen haben, daß ſie in praktiſcher Hinſicht nie eine ausgedehntere Anwendung erlangen werde. ** Indeß denke ich, indem ich dies Urtheil des engliſchen Mechanikers und Luftſchiffers niederſchreibe, auch wieder an Mephiſtopheles: „Ein tiefer Blick in die Natur!“ Unſer Jahrhundert führt gar zu beſondere Sachen im Schilde. ***

Es iſt in unſerm vorlezten Berichte die Rede von den ganz außerordentlichen Vervollkommnungen geweſen, welche die Conſtruction der Dampfwagen in Nordamerika erfahren hat, und in der That ziehen auch dieſe

* Dieſe Luftfahrt hatte am 7ten Januar des gedachten Jahres Statt. Die Reiſenden liefen dabei große Gefahr, indem ihr Ballon ſchnell ſank, ſo daß ſie, zur Erleichterung, ſelbſt ihre ganze Kleidung auswerfen mußten. Indeß landeten ſie doch endlich wohlbehalten im Walde von Guiennes. Blanchard erhielt für dieſe kühne Unternehmung vom Könige von Frankreich 12,000 Livres und eine jährliche Penſion von 1200 Livres.

** Es ſey denn, muß ich einſchränkend bemerken, daß die horizontale Direktion des Luftballons erfunden werde. In dieſem Augenblicke kündigt ein Herr Godin zu Lagrange bei Arcueil dieſe Erfindung an. In engliſchen Blättern wird der Streit darüber ſehr ernſthaft geführt, und der Courier behauptet ſteif und feſt, daß das Gewicht des Ballons eine hinlängliche Gravitation gegen die Luftſtrömung darbiete.

*** Wir erfahren eben, daß dieſe gelungene Luftfahrt unter den übrigen engliſchen Luftſchiffern einen großen Wetteifer erregt hat. Die Herren Gye und Hugues, Verfertiger eines noch größern Ballons als der Green'ſche, und dem ſie den Namen Vauxhall gegeben haben, kündigen eine Auffahrt zu Paris an, wozu den dortigen Akademikern zwei Gratisplätze in der Gondel angeboten worden ſind. Dieſe Gondel bietet Raum für acht-und-zwanzig Perſonen und alle Bedürfniſſe.

durch Gillingham und Winans in Baltimore für die Baltimore- und Ohioeiſenbahn erbauten Dampfwagen bereits die Aufmerkſamkeit aller Eiſenbahngeſellſchaften auf ſich, da deren Leiſtungen, nach den übereinſtimmenden Berichten ſachkundiger Augenzeugen, „bei weitem Alles übertreffen, was England, die Wiege der Eiſenbahnen, in dieſer Beziehung bis jezt hervorgebracht hat, und da mit dieſen Dampfwagen Steigungen überwunden werden, die außerdem wohl manches Bahnprojekt ganz unausführbar gemacht haben würden.“ (Eigene Worte eines vor uns liegenden ſachreichen Berichts über dieſe kaum verhoffte Vervollkommnung der Dampfwagenconſtruktion). Indeß klang doch dasjenige, was namentlich amerikaniſche Blätter darüber vorbrachten, ſo außerordentlich und widerſprach allen bisherigen Erfahrungen und Annahmen über die Grenzen der Dampfwagenwirkung bei Anſteigungen des Terrains ſo gänzlich, daß viele Leſer an der Zuverläſſigkeit der Angaben zu zweifeln anfingen, oder doch große Uebertreibung vorausſezten. Nun ſind aber alle dieſe Zweifel und Bedenklichkeiten gegenwärtig durch ein Schreiben des ſächſiſchen Konſuls Braun zu Baltimore gehoben, aus deſſen Entwicklungen hervorgeht, daß die Leiſtungen der neuen Baltimore-Locomotiven in der That dem davon verbreiteten Rufe vollſtändig entſprechen. Als Grenze der Steigung hat man nämlich bis jezt 1 auf 96 (alſo z. B. 1 Fuß auf 96 Fuß) angenommen; allein es iſt eine Thatſache, daß die Baltimoredampfwagen Steigungen von 1 auf 25 mit Leichtigkeit und Sicherheit, wenn auch etwas verminderter Schnelligkeit überwinden. Dieſes außerordentliche Reſultat, welches mehr als die doppelte Kraft der beſten jezigen engliſchen Dampfwagen vorausſezt, wird durch Vervollkommnung der Dampferzeugung,* durch vergrößerten Durchmeſſer der Cylinder, größeren Kolbenhub und eine Einrichtung bewirkt, vermöge welcher die Dampfkraft auf beide Räderpaare wirkt. — Wie wir erfahren, hat das Direktorium der Leipzig-Dresdner Eiſenbahn bereits zwei dieſer verbeſſerten Dampfwagen beſtellt, und wird ſich dadurch das Verdienſt erwerben, dieſelben zuerſt nach Deutſchland zu verpflanzen. Indeß iſt aber in den Werkſtätten des Ingenieurs Norris zu Philadelphia ſchon wieder eine andere Locomotive erbaut worden, welcher man, wie unglaublich es klingt, noch ausgezeichnetere Leiſtungen nachrühmt. Auf der Bahn von Philadelphia nach Columbia nämlich befindet ſich, nahe bei erſterer Stadt, eine Anhöhe, wo die Steigung gar 1 Fuß auf 14 Fuß, alſo $^1/_{14}$ beträgt. Dieſe Steigung ward bis jezt durch eine, auf der Höhe angelegte, ſtehende Dampfmaſchine überwunden. Nunmehr aber ſteigt Norris Locomotive dieſe ſchiefe Ebene regelmäßig, ohne weitern Beiſtand, hinan, und leiſtet alſo, wenn ſich, wie wir glauben müſſen, Alles bewährt, wiederum mehr, als die Baltimore-Maſchine, welche, wie oben angeführt, als das Aeußerſte nur Steigungen von $^1/_{25}$ bewältigt. Natürlich ermuthigen ſolche Erfolge der fortſchaffenden Mechanik alle Eiſenbahnunternehmungen in der neuen Welt. Die Eiſenbahn von Neuyork an den Erieſee, welche zu zehn Millionen, und die Eiſenbahn durch die ſüdlichen Grafſchaften, welche zu ſieben Millionen Dollars veranſchlagt iſt, ſollen beide noch in dieſem Jahr fertig werden, und ſind es in dieſem Augenblick wahrſcheinlich ſchon. Dabei ſteigen Verkehr und Bevölkerung in dem nämlichen rieſenhaften Verhältniſſe. — Armes Europa!

* Nach dem erwähnten Berichte beträgt die Anzahl der Röhren dieſer neuen Dampferzeuger 400, die engliſchen Maſchinen enthalten deren dagegen ſelten mehr als 120. — Die engliſchen Maſchinenbauer, wie demüthigend es für ſie ſeyn mag, werden dieſe neue Conſtruktion alſo nur ſchnell nachahmen müſſen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, December.

(Beſchluß.)

Volksbilder in auſſteigender Linie.

Unter unſern Gelehrten zeichnen ſich die Aerzte in der Regel vortheilhaft aus. Die meiſten von ihnen ſind nicht nur gelehrt, ſondern auch red̄ſam und geiſtreich, und obendrein im höchſten Grade ehrenfeſt. Sie ſondern ſich aber, in geſelliger Hinſicht, vielleicht zu ſehr ab, denn eben durch ſie könnte die Geſelligkeit gehoben werden; indeß iſt es ihnen auch wieder nicht zu verdenken, daß ſie ihre wenigen Mußeſtunden nicht einer einſylbigen Unterhaltung aufopfern mögen, und ſo bleiben ſie meiſt für ſich, mit Ausnahme der jüngern Aerzte, die der Praxis wegen ſchon ein Opfer bringen müſſen. Völlig unerträglich ſind aber die angehenden Geiſtlichen, hier Candidaten genannt, wovon überdies ein großer Theil ſich zum Myſticismus hinneigt. Der gemeſſene, ſchulmeiſterliche Ton dieſer Leute, womit ſie Gemeinplätze vortragen, der unverkennbare geiſtliche Hochmuth, der Abſcheu, den ſie gegen Alles unverholen ausſprechen, was die neueſte Zeit geboren hat — und wovon ſie freilich am meiſten bedroht werden — hat mich ſchon oft beluſtigt, wenn es mich nicht zu Tode langweilte. Zwiſchen den Aerzten und den Candidaten und Predigern in der Mitte ſteht der Rechtsgelehrte, der nicht ganz ſo geiſtreich und belebt wie jene, aber auch lange nicht ſo flach und abgeſtanden wie dieſe iſt. Es ſind meiſt recht praktiſche, oft ſehr beredte Leute, die ſich indeß mehr auf der Oberfläche der Dinge umhertummeln, als daß ſie ſich die Mühe gäben, in die Tiefe zu dringen; doch wären ſie, wenn ſie nur wollten, durch ihre Bildung dazu befähigt. Doktoren der Philoſophie gibt es hier, wie aller Orten, eine Menge; dieſe Herren ſind ſchwer zu claſſificiren, indem man die geiſtreichſten und die flachſten Männer darunter antrifft; ſie widmen ſich häufig dem Unterrichte, gleich den Candidaten der Theologie. Man erlaſſe es mir, über die Prediger etwas zu ſagen; ſie ſind hier, wie überall, und ſie flößen mir wahrhaftes Mitleid ein, wenn ich die Angſt ſehe, mit der ſie auf die Beſtrebungen der neueſten Zeit blicken, die den durch ſo viele Jahrhunderte mühſam von

ihnen errichteten und erhaltenen Bau gänzlich zu untergraben drohen. Man nennt hier nur einen einzigen bedeutenden Redner, den Doktor und Hauptpaſtor Schmalz, den man aus Dresden hieher berief, als Böckel uns verließ. Er iſt als ein ſehr aufgeklärter, freiſinniger Mann den Myſtikern ein Greuel.

Literatur und Kunſt. Der Literaten gibt es hier, im Verhältniſſe zu andern großen Städten, wenige, und ſelbſt dieſe wenigen zählen kaum. Töpfer ſchreibt eine Menge bühnengerechter Luſtſpiele; A. Schoppe verſieht die Welt zugleich mit Romanen und Jugendſchriften, und erregt durch ihr Vielſchreiben Erſtaunen; Bärmann überſezt aus fremden Sprachen; Georg Loz redigirt ſeine meiſt aus Ueberſezungen beſtehenden „Originalien“ und läßt dann und wann ein Bändchen Erzählungen oder Gedichte erſcheinen; aber alles dieſes zählt wenig oder gar nicht. In der neueſten Zeit iſt Oettinger von Berlin herübergekommen, und da wird es bald Zank und Hader in Fülle in unſerer Gelehrtenwelt geben, da dieſer Literat allein davon lebt. Indeß dürfte Oettinger hier ſchwerlich ſeinen Boden finden, denn ſo wie er es zu arg treibt, weist man ihn aus, wie man es ſchon mit ähnlichen Leuten früher gethan hat. Der politiſchen Zeitſchriften haben wir jezt vier: den in früherer Zeit ſo berühmten, jezt ziemlich geſunkenen „Korreſpondenten,“ der jezt wieder einen neuen Aufſchwung zu nehmen bemüht iſt, die „Neue Zeitung,“ die „Börſenhallenliſte“ – die beiden leztern ſind Abendblätter – und die „Wöchentlichen, beſſer täglichen, Nachrichten,“ die eine Reihe von Jahren zum bloßen Intelligenzblatte herabgeſunken waren, jezt aber wieder Gebrauch von ihrem Rechte machen, auch politiſche Artikel liefern zu dürfen. Alle dieſe Zeitungen haben eine liberale Tendenz, müſſen aber, durch eine ſehr ängſtliche Cenſur beengt, leiſe und vorſichtig auftreten. Der Cenſoren haben wir zwei, einen für die politiſchen Blätter, jezt Syndikus von Sienen, einen zweiten, Doktor Hoffmann, für die Belletriſtik; außerdem gibt es noch ein Obercenſurcollegium, deſſen Präſes allemal der Oberpolizeiherr iſt. Laſſen Sie mich über dieſen Gegenſtand nichts mehr ſagen, denn es geht in dieſem Punkte jezt hier wie überall im Vaterlande. Ein Stempel, der ſeit einigen Jahren auch auf die nichtpolitiſchen Blätter gelegt worden, ohne dieſen dafür das Vorrecht der ſogenannten privilegirten, Anzeigen aufnehmen zu dürfen, zu gewähren, hat viel Geſchrei und Mißmuth erregt, und drückt vollends Alles zu Boden, was einen literariſchen Aufſchwung nehmen möchte. Man hatte vielleicht gehofft, durch dieſe Maßregel einige höchſt unbequeme Organe zum gänzlichen Schweigen zu bringen, allein man hat ſich darin geirrt, und das Publikum bezahlt den Stempel für die Volksblätter, die es nicht entbehren kann, noch mag. – In Hinſicht der Kunſt iſt hier ſeit einigen Jahren ein Aufſchwung zu bemerken, ſeit einige kunſtliebende, wenn gleich nicht kunſtübende Männer aus den erſten Familien eine Kunſtausſtellung bei uns in's Leben gerufen haben. Es fehlt uns nicht mehr an jungen, ſtrebſamen Malern, wohl aber noch immer an einem Kupferſtecher von Bedeutung, der ſicher hier eine angemeſſene Beſchäftigung finden würde, wenn er ſich einiges Rufs zu erfreuen hätte. Die Anlegung einer Malerakademie iſt projektirt worden, doch nur als Privatunternehmung. – Die dramatiſche Kunſt hat hier, wie faſt überall, einen ſchweren Stand; das gute Alte will man nicht mehr ſehen und hören, und gutes Neues taucht nirgends auf; die Bühne kann alſo nur unter Noth, Sorge und großen Bedrängniſſen ihr Daſeyn friſten, zumal jezt, wo aller Orten Sommertheater entſtehen und die Einnahme beſchränken, ohne daß dadurch die Anſprüche des Publikums verringert würden. Man muß der Direktion das Verdienſt laſſen, daß ſie, wie ein geſchickter und umſichtiger Pilot, das lecke Bühnenſchiff zu lenken und über Waſſer zu halten bemüht iſt, und mehr kann man nicht von ihr fordern. – Ich glaube jezt meinen Bericht ſchließen zu können, nachdem ich Alles berührt, was in der Weltſtadt – denn ſo kann man Hamburg mit Recht nennen – in meinem geiſtigen Bereiche war.

Paris, December.

(Fortſezung.)

Sizung der Akademie der politiſchen und moraliſchen Wiſſenſchaften.

Nachdem Comte's Rede vorgeleſen war, trat Couſin auf und entſchuldigte ſich, daß er der Verſammlung ſchnell aufgeſchriebene Bemerkungen über die von ihm auf ſeiner Reiſe nach Holland gemachten Erfahrungen über das Schulweſen mitzutheilen wage; er hoffe, das Publikum werde nur die Wichtigkeit des Gegenſtandes beachten. Ich war um ſo geſpannter auf dieſe Reiſebemerkungen, da ſie bereits nach einer Vorleſung derſelben in einer Privatverſammlung der Akademie Aufſehen erregt, und in den Tageblättern lebhaft beſprochen worden waren, weil ſie der in Frankreich von allen Freiſinnigen ſo ſehr begünſtigten Methode des wechſelſeitigen Unterrichts das Urtheil ſprechen ſollten, was denn von Seiten eines im öffentlichen Unterrichtsweſen ſo hoch geſtellten Mannes als ein wahres Kriegsmanifeſt gegen den Verein zu Beförderung des Volksunterrichts anzuſehen war. Aber entweder hat er dieſen Ausfall unterdrückt, oder man hatte ihn mißverſtanden, und die Zeitungen hatten, was nicht ſelten geſchieht, die Sache unrecht dargeſtellt. Couſin erzählte, wie er zu Rotterdam viel Thätigkeit, Reichthum, Handelsgeiſt, aber wenig Neigung zu Kunſt und Literatur bemerkt, jedoch die Volksſchulen in einem vortrefflichen Zuſtande gefunden habe. Zwei vom Eifer für das allgemeine Beſte beſeelte Männer, Delprat und Mackaer (wenn ich recht gehört habe), dienten ihm zu Führern. Rotterdam beſizt eine Schule für kleine Kinder, welche neben der Zwollſchen und der Deventerſchen die einzige in Holland iſt. Hier werden hundert Kinder gehalten; eine ſolche „Wartſchule,“ meint Couſin, ſollte mit jeder Armenſchule verbunden werden; nur ſollte ſie auch unentgeltlich ſeyn. Außerdem beſteht zu Rotterdam eine große Armenſchule für tauſend Kinder, welche in mehrere Claſſen abgetheilt iſt, und worin eine Kleinigkeit (wöchentlich ungefähr vier Sous) entrichtet wird. So etwas, ſagt Couſin, fehle in Frankreich gänzlich. Zwiſchen den unentgeltlichen Schulen und den von Privatleuten gehaltenen theuern Schulen fehle eine Mittelgattung, in welche die minder Begüterten ihre Kinder ſchicken könnten, ohne ein großes Opfer zu bringen. In den von Privatlehrern gehaltenen Schulen fehle es aber oft an Zucht, Aufſicht und guter Unterrichtsmethode; man ſolle alſo das Beiſpiel der Rotterdamſchen Schule zum Muſter nehmen; dieſe falle der Regierung ſo wenig zur Laſt, daß ſie ſogar noch Gewinn abwerfe, und daß gerade durch dieſen Gewinn die Koſten obengenannter Wartſchule beſtritten werden. Im Allgemeinen hat Couſin wohl Recht; allein darin irrt er, daß er glaubt, es gebe keine wohlfeilen Privatſchulen in Paris; dergleichen beſtehen in allen Stadtvierteln; in Paris kann man Alles zu beliebigen Preiſen haben, es gibt wohlfeile und theure Anſtalten, und die Konkurrenz richtet ſich nach der Verſchiedenheit der Glücksgüter.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 12.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 14. Januar 1837.

Gewalt'ge Ströme, drauf des Dampfſchiffs Wolke
Durch Urwaldswüſten und Savannen ſteigt,
Und, wie die Säule Rauchs einſt Jakobs Volke,
Die Bahn zu neuem, ſchönern Eden zeigt!

A. Grün.

Die Dampfſchiffe des amerikaniſchen Weſtens.

Nach Michel Chevalier.

(ſ. Nr. 309. 1836.)

Ohne Widerſpruch iſt wohl die Leichtigkeit, mit der man nun eine Reiſe unternehmen kann, ein Hauptpunkt, wodurch ſich die Lebensweiſe der neuern Zeit von der der alten unterſcheidet. Nur den höhern Ständen war früher die Möglichkeit zu reiſen gegeben, denn um ſelbſt als Philoſoph zu reiſen, mußte man reich ſeyn. Die Kaufleute zogen in Karavanen und bezahlten Tribut, ſey es nun an die Beduinen der Wüſte, an die Tataren der Steppen oder an die kleinen Herren, die von ihren an Gebirgspäſſen erbauten Raubſchlöſſern gleich den Habichten herabfielen. Statt der Diligence bediente man ſich der Sänfte, heute noch das Transportmittel in Aſien und Südamerika, oder des Schiffs der Wüſte, des Kameels, oder des vierſpännigen Ochſenwagens; am gewöhnlichſten aber beförderte das Pferd den reiſenden Bürger wie den eiſenbekleideten Krieger. Statt der ſchwimmenden Palläſte, des Paketbootes und des Dampfſchiffes, hatte man ſonſt nur die unſichere, gebrechliche Barke, ſtets von Piraten auf Flüſſen und Meeren verfolgt. Die Straßen waren elende Fußpfade, gefährlich durch Stegreifritter wie durch Abhänge. Ohne Maſſen von Mundvorräthen, Waffen, Dienern und Geleite wurde keine Reiſe unternommen. Wäre die bei Weitem größte Mehrzahl der Menſchen nicht an ſich ſchon glebae adscripti geweſen, ſo wären ſie es dadurch geworden, daß ſie an den Boden, der ſie geboren, durch die Schwierigkeit jeden Verkehrs gefeſſelt waren. Die Verbindungsmittel in einen beſſern Zuſtand zu verſetzen, war daher wohl der natürlichſte und praktiſchſte Weg, das Menſchengeſchlecht zu entfeſſeln.

Es gibt ein Land, wo ganz allein die Vervollkommnung der Transportmittel zu Waſſer eine Revolution hervorgebracht hat, die noch in der Gährung begriffen iſt und deren Folgen für die wachſende Macht der neuen Welt unberechenbar ſind. Dies iſt das große Miſſiſſippithal, das zwar ſchon vor Fultons Erfindung den Rothhäuten und dem Rothwild abgekämpft war, das ſich aber wohl ohne das Genie dieſes Mannes nie mit reichen Staaten bedeckt und bevölkert haben würde. Nachdem die Eroberung Canadas der ſterilen Herrſchaft der Franzoſen über den Ohio und Miſſiſſippi ein Ende gemacht hatte, begannen die Angloamerikaner ſich dort auszubreiten. Ihre erſten Anſiedler ließen ſich in Kentucky nieder und ergriffen Beſitz vom Boden, indem ſie dieſen zu bearbeiten anfingen, und bald waren die geringen Spuren ihrer Vorgänger, der Franzoſen, die ſich faſt ausſchließlich

mit der Jagd beſchäftigt hatten, verſchwunden. Die neuen Ankömmlinge vermieden es, ſich, wie ihre Vorgänger, mit den Indianern zu vermiſchen, und ſtatt der aus dieſer Vermiſchung hervorgegangenen unkräftigen, unruhigen und unfleißigen Race entſtand eine, ganz den üppigen Erzeugniſſen des dortigen fruchtbaren Bodens entſprechende kräftige, thätige Bevölkerung, wie ſie in dem Kentuckier, Tenneſſeer und Virginier des Weſtens charakteriſtiſch hervortritt. Ihre ewigen Kämpfe mit den Indianern ſind bekannt, und noch jezt ſieht man ſie nie ohne ihr Gewehr.

Im Jahre 1811 hatten die Amerikaner, obgleich der furchtbare Tecumſeh und ſein Bruder, der Prophet, damals noch nicht durch General Harriſon beſiegt waren, bereits unbeſtritten ihre Herrſchaft über die reichſten Kantone des Weſtens ausgedehnt. Hier und dort ſah man neuerbaute Orte auftauchen; kein Wald war mehr zu finden, in deſſen Mittelpunkt nicht ein „Squatter“ oder ein Anderer, der auf geſetzlichere Weiſe in den Beſitz des Bodens gelangt war, eine Rodung vorgenommen und ſich aus den Baumſtämmen ſein Blockhaus erbaut gehabt hätte. Auf dem linken Ohioufer waren Kentucky und Tenneſſee, die zuſammen 700,000 Einwohner zählten, zu eigenen Staaten erhoben worden, und Weſtvirginien fing an ſich zu bevölkern. Die Induſtrie des Neuengländers hatte einen Strom von Auswanderern auf das rechte Ohioufer entſendet, und der Staat Ohio konnte ſich mit faſt 250,000 Einwohnern conſtituiren. Indiana und Illinois waren zwar damals noch bloße Territorien, berechtigten aber zu den ſchönſten Hoffnungen. Der Vertrag vom Jahr 1803 hatte Louiſiana, das bereits einen Staat und mehrere organiſirte Territorien mit einer Bevölkerung von mehr als 160,000 Seelen zählte, mit der Union verbunden. Der Weſten hatte ſchon damals eine Geſammtbevölkerung von nahezu anderthalb Millionen aufzuweiſen.

Dieſes weite Gebiet hatte nun zwar reißende Fortſchritte gemacht, da es aber von dem mexikaniſchen Meerbuſen durch die Sümpfe und Krümmungen des Miſſiſſippi und von den Städten des Oſtens durch die ſieben oder acht Gebirgsrücken der Alleghanys abgeſchnitten war, ſo mangelte es ihm an Abſatzwegen, und ſeine Fortſchritte mußten ſtilleſtehen. Der Embryo, dem die Kanäle verſchloſſen waren, durch die er ſeine Nahrung erhalten ſollte, konnte ſich nur langſam entwickeln. Nun ſind aber von allen Seiten Verbindungswege zwiſchen den Flüſſen des Weſtens und dem Littoral des Oſtens, auf dem die Handelshauptſtädte Boſton, Neuyork, Philadelphia, Baltimore, Richmond und Charleston gelegen ſind, entſtanden oder im Entſtehen begriffen. — Aller Verkehr des Weſtens wurde ſonſt auf dem Ohio und Miſſiſſippi betrieben, was noch jezt der natürlichſte und wohlfeilſte Weg iſt und wohl auch bleiben wird. Mehl und geſalzenes Fleiſch gingen mit den Reiſenden auf flachen Schiffen, denen ähnlich, auf denen die Kohlen nach Paris kommen, die Ströme hinab. Die Waaren Europas und der Antillen kamen dagegen auf Segel- oder Ruderſchiffen ſtromaufwärts, und bedurften zu ihrer Fahrt hundert, ja ſogar zweihundert Tage, in welcher Zeit man von Neuyork um das Kap Horn nach Canton fährt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Stephanie.

(Fortſetzung.)

Joſeph erwiderte erröthend: „Möglich, aber ich war nun einmal völlig in ſie verliebt. Die Zimmer hier habe ich ihr auch gezeigt, damit ſie ſelber ſich Bücher wählen möge, um welche ſie mich erſuchte. Sie ſezte ſich eben in die Ecke, in welcher Sie jezt ſich befinden, und drückte den Kopf, das ſchöne, liebreizende Geſicht in die Kiſſen und weinte bitterlich. Ich ſtand ganz ſtumm und erſchrocken da und blickte ſie an. Endlich richtete ſie ſich empor, ſchob die ſchönen blonden Locken aus den Augen, an welchen die Thränen wie Perlen hingen, und ſagte freundlich wie ein Engel: „Hier iſt Alles ſo wohnlich, ich weine, weil ich an die Heimath und an meine Mutter denke; ſeit fünf Jahren habe ich keine Heimath mehr.“ — „Sprach ſie deutſch?“ — „Sie war eine Deutſche, aus Südtyrol, ihre Sprache lautete wie Geſang. Hernach ſtand ſie auf und ſezte ſich in den Lehnſeſſel dort am Tiſche.“ Der Graf blickte unruhig und bewegt hin. „Sie las in dem aufgeſchlagenen Buche, legte beide Hände darauf, beugte ihr Haupt herab und weinte ſo lange und ſchmerzlich, daß es mir faſt das Herz brach. Ich hätte ſie in ihre Heimath tragen mögen! Vor Ihrem Bilde ſtand ſie lange, ſtreckte die Hand empor und ſagte leiſe, unverſtändliche Worte. Später erſchien ſie noch einmal in dieſen Zimmern mit ihrem Manne; ich wurde abgerufen und gewahrte wiederkehrend, durch die halb offene Thür, daß ſie die Arme um des Oberſten Hals geſchlungen hatte; ihr Kopf ruhte an ſeiner Bruſt und ſie weinte wieder. Er küßte ihre Locken und ſchien ſie zu tröſten; ſie ſtanden vor Ihrem Bilde.“ — „War der Oberſt jung?“ — „Jung und von ſehr angenehmem Aeußern, ein Corſe, ſein Name Freire.“ Der Graf bedeckte die Augen mit der Hand und ſagte nach einer Weile: „Dank für deine Mittheilung, guter Joſeph; ich habe Kopfſchmerz und möchte jezt allein ſeyn. Gute Nacht, und ſey überzeugt, daß es mir Freude gewährt, dich nun jeden Tag ſehen zu können.“

Sobald der Graf ſich allein befand, ſprang er haſtig auf, eilte dem Tiſche zu und küßte, den Kopf herabbeugend,

die Strophen, die Blume, welche dieſelben halb bedeckte. Schade, daß Joſeph dieſen Ausbrüchen des Gefühls nicht zuſehen konnte, er würde ſich überzeugt haben, daß der Lehrling den Meiſter noch nicht erreicht habe. — Dann ſtand er auf, ging lebhaft umher und zündete zuletzt die Kerzen an, welche auf Wandleuchtern neben dem Bilde einer ſchönen Frau befeſtigt waren. Lange, lange war der Graf in dem Anblick deſſelben verſunken. „Verloren! für immer verloren!“ ſagte er endlich mit faſt erſtickter Stimme; „dich, und Alles durch dich verloren!“ Seine Augen benezten ſich, er lehnte die Stirne, wie Kühlung ſuchend, gegen die Wand und richtete ſeine Blicke endlich wieder, ernſt und gedankenvoll, dem Bilde zu. Dieſes war ſeltſamer und doch höchſt anziehender Art. Es ſtellte eine junge Dame in der Blüthe des Lebens dar, mit ſchwarzen Augen, ſchwarzen Locken, welche in großer Fülle auf den ſchön und edel geformten Hals ſich ſenkten. Ein ſchwarzes Gewand, die Entäußerung von allem, ſelbſt dem geringſten Schmucke, gaben dem Ganzen einen düſtern Anſtrich, nur gehoben durch die jugendliche Geſtalt der Dargeſtellten. Der etwas ernſte Mund war feſt geſchloſſen, wie man ihn bei Beſiegung tiefen Leides zu ſchließen pflegt, aber in dieſen großen, dunkeln Augen lag ſelbſt im Bilde eine Welt von Gedanken, ſo viel Schmerz, ſo viel Ernſt, ſo viel Ergebung, als ausreichen würden, das Leid eines ganzen Lebens auszudrücken.

Die Geſchichte dieſes Bildes enthielt auf gewiſſe Weiſe die des Grafen, und ſeine früheren wie ſpäteren Schickſale waren auf's Engſte darin verwebt. — Reich und unabhängig, ließ er ſich frühe aus Vorliebe im preußiſchen Heere anſtellen und nahm nach einigen Jahren unbeſtimmten Urlaub, um auf Reiſen die ſchönſten Länder Europas kennen zu lernen. Während einer Reiſe in der Schweiz wurde ihm die Bekanntſchaft zweier Damen zu Theil, der Frau von Sarry und ihrer Tochter, welche Beide ſeine Aufmerkſamkeit erregten und feſſelten: die Mutter durch eine angenehme, höchſt geiſtreiche Unterhaltung, durch jenen, nur ſolchen Perſonen eigenen Anſtand, welche in der beſten Geſellſchaft gelebt haben, die Tochter durch alle Reize der Jugend und des lieblichſten Gemüthes. Der Graf wußte auf geſchickte Weiſe die Reiſeplane der Damen zu erforſchen; er hatte andere Ideen gehabt, aber änderte ſie ſchnell, um ihnen folgen und ſie begleiten zu können. Nachdem man eine Weile in jedem Gaſthofe wieder zuſammengetroffen, der Graf den Damen bekannter geworden war, fand die Geſellſchaft es angenehmer und bequemer, mit einander abzufahren. Der feine, liebenswürdige Begleiter erhöhte den Reiz der ſchönen Reiſe. Die Geſchichte der Schweiz hat ſtets ein natürliches, nahe liegendes Intereſſe gehabt, und der Graf war in derſelben völlig bewandert. — Nicht ohne einige Selbſtgefälligkeit benuzte er alle Vortheile, welche eine glückliche Bildung jeder Art ihm verlieh, um den angenehmſten Eindruck hervorzubringen, und ſeine große Einfachheit, der anſcheinend geringe Werth, den er auf ſeine ausgezeichneten Eigenſchaften legte, erwarben ihm ſchnell Vertrauen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus der Tagesgeſchichte.

Die Parapluie-omnibus.

Es iſt unterhaltend, zu betrachten, wie ſelbſt die ſcheinbar einfachſten Erfindungen des Menſchen ihre verwickelte Geſchichte haben; Werkzeuge, die zum Comfort des täglichen Lebens gehören, ohne die wir uns das Menſchengeſchlecht nur mit einiger Anſtrengung der Phantaſie denken können, Vorrichtungen, bei denen uns jezt mit der erſten Idee alle Conſequenzen gegeben ſcheinen, mußten ſich mühſam durch eine Reihe von Metamorphoſen zur Verfeinerung des Tages herausbilden, und ſo wiederholt ſich in jedem Inventarſtück des civiliſirten Menſchen die ganze Culturgeſchichte. Man denke an die von Lichtenberg ſo artig beſchriebenen Evolutionen der Lichtputze; man denke an den Regenſchirm, wie viele Wandlungen er durchzumachen hatte, bis er ſich aus der Rohr- und Wachstuchbarbarei zum Reifrock von Fiſchbein und der ſeidenen Robe verfeinerte, bis er aus einem Arm voll Ueberlaſt, die höchſtens dazu diente, bei Sonnenſchein einen Bologneſer darauf zu ſetzen, ein handhierbares Mittelding zwiſchen Pike und Keule wurde, bis er ſich auf den Kopf ſtürzte und den albernen Henkel oben zur praktiſchen Stockzwinge unten machte, bis ſich endlich der immer noch plumpe, metallene, klappernde Stockſchirm zum zephyriſchen Schirmſtock herausbildete. Immer aber blieb bis jezt dem Städter der Verdruß, ſich bei gutem Wetter mit dem Regenſchirm zu ſchleppen, und beim Regen keinen zu haben. Eine Pariſer Actiengeſellſchaft, die ſich ſo eben ankündigt, verſpricht dieſem Uebelſtand, vorläufig für Paris, abzuhelfen, und damit ſcheint der Parapluie in eine neue Phaſe ſeiner Vervollkommnung oder, wenn das Wort erlaubt iſt, Verbequemlichung zu treten. Die Ankündigung lautet folgendermaßen:

„Société en commandite des parapluies-omnibus. — Dieſe Unternehmung, welche alsbald in's Leben treten wird, bietet zwei bedeutende Vortheile: ſie nüzt dem Publikum und bringt den Actienträgern Gewinn. Man wandelt fortan bei jeder Witterung durch Paris, und weiß gewiß, daß man bei eintretendem Regen überall einen eleganten Regenſchirm findet gegen ein jährliches Abonnement von $1\frac{1}{2}$ Franken. Dreißig bis vierzig Häuſer auseinander, je nach der Frequenz der Straßen, ſind an beſtimmten Standpunkten Leute aufgeſtellt, welche die Schirme abgeben und wieder in Empfang nehmen. Das Publikum kann ſie nach Belieben beim nächſten Angeſtellten oder beim Portier abgeben. Morgens und Abends werden ſie von eigens dazu beſtellten Leuten abgeholt. — Der Proſpektus thut auf's Ueberzeugendſte dar, daß im ungünſtigſten Falle die Actien 57 Procent Dividende tragen, ungerechnet 5 Procent Zinſen.“

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortſezung.)

Sizung der Akademie der politiſchen und moraliſchen Wiſſenſchaften.

Sehr ſtark ſprach ſich Couſin gegen diejenigen Schulen aus, worin die Armen unentgeltlich und die nicht Armen gegen ein Honorar Unterricht bekommen. Solche Schulen, meinte er, haben große Nachtheile: die Armen ſollten abgeſondert unterrichtet werden; und nun kam die Stelle, welche wahrſcheinlich die Veranlaſſung zu dem Aufſehen geweſen war, das Couſins Vorleſung ſchon vorher erregt hatte. Er wolle, fuhr er nämlich fort, und hier war die Aufmerkſamkeit des Publikums ſehr geſpannt, ſeine Meinung unumwunden ausſprechen, und zwar auf ſeine eigene Gefahr. Er glaube, zu Lehrern der unentgeltlichen Volksſchulen in Frankreich eigne ſich Niemand beſſer, als die ſogenannten Frères de la doctrine chrétienne; denn erſtlich verbiete ihnen das Statut ihres Ordens, Geld anzunehmen; der unentgeltliche Volksunterricht ſey gerade der einzige Zweck ihres Inſtituts, und dann habe das Volk Zutrauen zu ihnen, und ihr etwas unbehülfliches, ſchwerfälliges Weſen bringe ſie dem Volke näher. Nun iſt es freilich ſonderbar, daß ein Mitglied der jezigen Regierung dieſelbe Einrichtung in Schuz nimmt, welche während der Reſtauration den Lehrern der Schulen des wechſelſeitigen Unterrichts entgegengeſezt und ganz beſonders begünſtigt wurde. Auch bedenkt Couſin wohl nicht, daß dieſe geiſtlichen Brüder noch von dem alten Mönchsſinne beſeelt ſind, und daher auf kleinliche Andachtsübungen ein ſehr großes Gewicht beim Unterrichte legen; aber allerdings können ſie da, wo es an andern Schulen fehlt, gute Dienſte leiſten. Ferner hatte Couſin in dem Zuchthauſe zu Rotterdam die dort geſtiftete Schule für junge Delinquenten beſucht, und rühmte dieſelbe ſehr. Es iſt ein Glück für die Stadt, daß ſich ein junger, von Menſchenliebe beſeelter Lehrer gefunden hat, welcher ganz allein die ſechzig jungen Delinquenten unterrichtet, und auch nach ihrer Entlaſſung mit ihnen in Verbindung bleibt und ſie zu nüzlichen Bürgern umzubilden ſucht. Dies gab Couſin wieder Anlaß, ſich über die Gefängnißſchulen auszuſprechen. Er behauptete nämlich, ſolche Schulen müßten auf Volksſchulen geſtüzt werden, und nur in Ländern, wo gute Volksſchulen vorhanden ſeyen, könnten ſie Nuzen ſtiften. Nur was in Volksſchulen gelehrt werde, bleibe haften, und eine Gefängnißſchule müſſe bloß die Eindrücke, welche man in den Elementarſchulen erhalten, wieder zu erneuern ſuchen. Bei dieſer Gelegenheit behauptete der Verfaſſer, den guten Volksſchulen zu Rotterdam ſey es beizumeſſen, daß dort ſo wenig Verbrechen begangen werden. Ich glaube aber, dem holländiſchen Volkscharakter kommt etwas von dieſem Verdienſte zu; der Holländer iſt phlegmatiſch, denkt vorzüglich auf den Handel und arbeitet unabläſſig; dies reicht ſchon hin, um manche Verbrechen, welche aus Müßiggang, hizigem Charakter und Armuth begangen werden, zu verhindern. Da, wo Jeder ſeinem Fleiße oder dem Fleiße ſeiner Vorfahren das Vermögen verdankt, das er genießt, und wo Jeder durch Arbeit und Nüchternheit auch reich werden kann, muß Neid und Bosheit geringer ſeyn, als an Orten, wo der Arme neben dem praſſenden Reichen wohnt, mit der Ueberzeugung, daß er, er mag anfangen, was er will, doch immer ein elender Proletarier bleiben werde, ohne Hoffnung, je die Vorrechte ſeines üppigen und ſtolzen Nachbarn zu erringen. – Die beſte Vorleſung in der öffentlichen Sizung der Akademie der politiſchen und moraliſchen Wiſſenſchaften war mit Recht für das Ende aufgeſpart, nämlich die Lobrede auf Sieyes, wenn man anders ſolch einen Aufſaz, worin die Leiſtungen eines berühmten Mannes unpartheiiſch geſchildert werden, eine Lobrede nennen kann. Ich erinnere mich nicht, je eine beſſere Notiz über einen verſtorbenen Akademiker gehört zu haben, ſelbſt von dem gewandten und gelehrten Cuvier nicht, welcher in dergleichen Reden eine wahre Meiſterſchaft beſaß, als dieſe Notiz Mignets über den großen Staatsmann Sieyes: ſie war der Akademie, in welcher ſie gehalten wurde, der aufgeklärten Zeit, worin wir leben, und des Mannes, dem ſie galt, würdig. Mignet hat noch den etwas harten, oder vielmehr ſcharf bezeichnenden Ton des mittäglichen Frankreichs beibehalten; dies vergißt man aber bald über dem bündigen, gehaltreichen Styl und dem Intereſſe des von ihm Vorgetragenen. Sieyes iſt einer der Männer, welchen Frankreich die Abſchaffung ſeiner alten Staatsmißbräuche und ſeine neue Geſtaltung verdankt. Seine merkwürdige Schrift über den Tiers-etat erhob den Mittelſtand wieder auf die ihm gebührende Stufe, und trug dazu bei, die von Adel und Geiſtlichkeit erzwungenen Vorrechte zu vernichten. Er war es, der die Eintheilung Frankreichs in Departements bewirkte, und dadurch den alten Provinzialgeiſt und den Lokalegoismus aufhob. Auf dieſes lezte Verdienſt war er ſtets mit Recht ſtolz geblieben; denn in der That hat dieſes weſentlich dazu beigetragen, Frankreich diejenige Einheit und Gleichheit zu geben, welche es in Stand ſezte, allen ſeinen Feinden im Innern und Aeußern zu widerſtehen.

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung der geographiſchen Homonyme in Nr. 6:

Strauß.

Räthſel.

O Räthſelmuſe, beſteige dein Roß
Und fliege mit hin in's verzauberte Schloß,
Das, aufgebaut auf dem weichſten Grunde,
Mehr Herren zählt auf dem Erdenrunde,
Als je ein adliges Schloß beſeſſen,
Wenn hundert Erben darin gegeſſen;
Doch jedem der Herren gehört es ganz
Und alle beglückt ſein hoher Glanz.

Hat einer lange zu ſeiner Qual
Umſonſt geſucht nach dem Ideal,
Das ſeine Thränen verkehrt in Lachen,
Weiß all ſein Sehnen zu Glück zu machen,
So laß er ſich rüſtig und ohne Zagen
Auf bahnloſem Weg nach dem Schloſſe tragen:
Wie Eva dem weiland Erdenkloß,
Erfüllt ſein Wünſchen das Zauberſchloß.

In ſeinen Hallen iſt Allen ſo leicht,
Als hätten ſie ſchon ihr Ziel erreicht,
Als hätten ſie wirklich des Lebens Zweck
Mit dem Meiſterſchuſſe getroffen keck.
Doch wenn einſtürzen die prächtigen Hallen,
So ſind die Herrn wie vom Himmel gefallen,
Doch ſind ſie körperlich nicht verlezt,
Und eher geſcheiter geworden jezt.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 13.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 16. Januar 1837.

— Now my love is thaw'd,
Which, like a waxen image 'gainst a fire,
Bears no impression of the thing it was.

Shakespeare.
Two gentlemen of Verona.

Stephanie.

(Fortſezung.)

Frau von Sarry, unfähig, jede Beſchwerde der hin und wieder unumgänglich nothwendigen Fußreiſen zu ertragen, geſtattete mit großer Ruhe, daß ihre Tochter, nur von dem Grafen, ihrem Mädchen und einem Führer begleitet, Wege verfolgen durfte, welche ſie oft erſt nach Stunden zu dem Punkte zurückführten, wo ſie ausruhte. Der Graf ſtuzte über das Vertrauen, welches man ihm bewies, aber nur augenblicklich. Es iſt, wie Feßler ſagt, der wahren Reinheit eigen, daß ſie ihren Glanz um ſich her verbreitet, und wer ſich lange in ihrem Umkreiſe aufhält, der ſchämt ſich ſchlimmer Gedanken. So erging es ihm, ſein ganzer Sinn läuterte ſich, er fühlte ſich näher, inniger durch das angezogen, was zu tadeln er Anfangs ſich nicht hatte enthalten können, und empfand zum erſten Male, welch ein wunderſames Band Vertrauen zu knüpfen im Stande iſt. — Halb abſichtlich, halb durch unbewußte natürliche Liebenswürdigkeit getrieben, that er Alles, Fräulein von Sarry's Herz zu gewinnen. — Briefe aus der Heimath, aus Südtyrol, veranlaßten indeſſen die Damen bald zur Abkürzung der Reiſe. Man trennte ſich wehmüthig, aber mit der angenehmen Ausſicht, im Spätherbſte in einer Hauptſtadt des ſüdlichen Deutſchlands wieder zuſammen zu treffen.

Eine unendliche Oede im Herzen, ſezte der Graf ſeine Reiſe allein weiter fort; ſeine Gedanken überſprangen die ſchöne, blühende Gegenwart zu Schnee und Eis, die ihn ihr wieder nahe bringen ſollten, welche ihn ſo ganz beſchäftigte. Sein Gemüth verlor ſich in Erinnerungen aller Art, und jede derſelbe zeigte ihm Stephanie im willkommenſten Lichte. — Kaum begriff er ſich ſelber: unabhängig, in der glücklichſten Lage, hatte er ein Weſen gefunden, welches in jeder Beziehung ihn feſſelte; weßhalb zögerte er denn, ſein Glück zu ſichern, inſofern es von ihm abhing? — Unzufrieden, nicht ohne Beſorgniß für die nächſte Zukunft, beſchloß er, ſogleich beim erſten Wiederſehen einen entſcheidenden Schritt zu thun.

Schon im September verfügte ſich der Graf an den genannten Ort. Seine Empfehlungsbriefe und ſein eigenes Auftreten verſchafften ihm die erwünſchteſte Aufnahme. Zerſtreuungen jeder Art nahmen ihn völlig in Anſpruch. Bei einem ſehr ſchönen Feſte wurde ihm die Bekanntſchaft der jungen Prinzeſſin von H. zu Theil, auf deren Anblick er ſeit lange geſpannt geweſen. Der erſte Eindruck war überraſchend, aber nicht genügend. Des Grafen Blick traf auf ein Paar dunkler Augen, die ihn ernſt und kalt betrachteten. Das Lächeln erſtarb auf ſeinen Lippen, auch er ſah unwillkührlich ernſt und länger in dieſe ſchönen

Augen, als er ſich deſſen bewußt ſeyn mochte. Die Prinzeſſin war von mittlerer Größe, aber die ſchöne, faſt ſtolze Haltung ihres Halſes, die vortreffliche Biegung der Schultern ließen ſie größer erſcheinen; das Würdevolle ihres Benehmens verlieh ihr eine geiſtige Größe, welche man unbewußt der körperlichen hinzufügte. — Sie redete den Grafen höflich an und gab ihm Anlaß, Einiges von ſeinen Reiſen mitzutheilen. Das Geſpräch war kurz, aber es beſchäftigte ihn in der Erinnerung gleich dem Ergebniſſe von Jahren. Das Kalte im Benehmen der Prinzeſſin hatte ihn unwiderſtehlich angezogen, er konnte ſich von dem Wunſche nicht losſagen, einmal, einmal nur von dieſen ernſten Augen freundlich angeblickt zu werden.

Von nun an ging ſein Beſtreben darauf aus, der Prinzeſſin überall zu begegnen. Seine Blicke folgten den ihren, und wie der Magnet widerſtandslos das Eiſen anzieht, ſo ſchien auch endlich ihre Kälte vor der Glut ſeiner Huldigung zu ſchmelzen. Eines Abends gewahrte er, daß ſie, ſchnell das Haupt von ihm abwendend, ein liebliches, unwillkührliches Lächeln nicht zu unterdrücken vermochte. Auch er lächelte; nach einer Weile blickten ſie ſich abermals an, und von dem Augenblicke beſtand ein ſtummes, aber vollſtändiges Einverſtändniß. Der Graf trat jezt, wenn gleich beſonnen, doch dreiſter hervor, und ohne ſeine Huldigung zu verhehlen, gab er derſelben den Anſtrich des ganz gewöhnlichen Verkehrs. Ob es ihm gelang, über dieſes Verhältniß ſo viel Dunkel zu verbreiten, als er wünſchte, ſteht ſehr zu bezweifeln; denn die Augen der Menge ſehen gewöhnlich ſchärfer, als die Betheiligten begreiflich finden. Für die Welt gibt es kein Liebesgeheimniß, da ſie ein ſolches zu errathen und vorauszuſetzen pflegt, ehe den Liebenden ſelber das Bewußtſeyn aufgegangen.

Es war jezt Anfang Decembers und der Graf verfügte ſich mit den angenehmſten Erwartungen zu einem großen Ball, welchem die Prinzeſſin gleichfalls beiwohnen ſollte. Sie befand ſich bei ſeinem Eintritte bereits dort, und da es ihm nicht gelingen wollte, gleich durchzudringen, ſo ſtellte er ſich in geringer Entfernung ihr gegenüber. Sie grüßte ihn im kaum merklichen Hinſtreifen des Blicks, und er ſtand in ihrem Anſchauen verſunken, als ein leiſes Gemurmel des Beifalls, von ſeinen nächſten Nachbarn ausgehend, auch ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Er drehte den Kopf und erblickte mit einer Ueberraſchung, welche halb Freude, halb Erſchrecken war, Fräulein von Sarry. — Auch ſie gewahrte ihn und beugte ihr Haupt freundlich und erröthend. Der Graf vergaß faſt, den Gruß zu erwidern; erſt in dieſem Augenblick wurde ihm deutlich, wie gänzlich er ſeine Liebe in den Schweizerbergen vergeſſen habe. Der gewandte Mann verlor jede Faſſung; bald aber ſiegte ein beſſeres Gefühl: er nahte ſich Frau von Sarry und ihrer Tochter und bezeigte ſeine Freude, ſie wieder zu ſehen. Die Mutter richtete die Augen ſtutzend und forſchend, Stephanie den unſchuldigen Blick freudeſtrahlend zu ihm hinauf. In ſeiner Seele wechſelten ſeltſame Empfindungen, die Vergangenheit ſtand vor ihm, er war gerührt, ergriffen, mehr von Stephanies Ausdruck und Anblick, als von der Regung des eigenen Herzens. Wunderbar wirken auch äußere Umgebungen auf die Stimmung, auf das Urtheil. Der Graf hatte Fräulein von Sarry faſt nur unter freiem Himmel oder in den Zimmern der Gaſthöfe geſehen, im Reiſekleide, mit dem leichten, oft durch ihn mit friſchen Blumen geſchmückten Strohhute, oder ganz einfach gekleidet, im Schmuck ihres ſchönen, blonden Haars. Jezt ſah er ſie in einem prächtig eingerichteten und erleuchteten Lokale, den Verhältniſſen angemeſſen geputzt, mit einem Benehmen, welches, obwohl es immer fein und weiblich war, hier doch abgemeſſen erſchien. Augenblicklich mochte er ſie für die ſüße Stephanie nicht mehr halten, welche ihn ſo ſehr entzückt hatte. Und doch war ſie ſo ganz die nämliche; hier in dem Gewühle und Gedränge ihr ganz fremder Menſchen richtete ſie den Blick zutrauensvoll, wie beruhigt auf den Grafen. Es überſah es nicht, und es gemahnte ihn an die gefahrvollen Wege der Schweiz, wo ſie, ſo oft ein bedrohliches Hinderniß ſich darbot, den Blick zu ihm wandte, und ſelbſt dann, wenn er keine Hülfe zu leiſten im Stande war, durch ſeinen Anblick getröſtet und ermuthigt, ruhig weiter ging. Sein Herz wallte bei dieſer Erinnerung über, aber es war mehr ein Gefühl, welches der Vergangenheit angehörte; die Gegenwart hielt ihn in andern Banden gefeſſelt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Dampfſchiffe des amerikaniſchen Weſtens.

(Fortſetzung.)

Da die Bewohner des Weſtens von der übrigen Welt ſo abgeſchnitten waren, ſo nahmen ſie auch die Rohheit ihrer Wälder an, und daher kommt es, daß man vom Kentukier ſagt, er ſey halb Roß, halb Alligator. Die Zahl der Schiffe, die einmal des Jahrs die Fahrt die Flüſſe hinab und hinauf machten, überſtieg kaum zehn, die im Durchſchnitt hundert Tonnen laden konnten. Kleinere Schiffe mit dreißig Tonnen Laſt betrieben den Detailhandel auf den Gewäſſern des weiten Gebiets. Die Fracht von Neuorleans nach Louisville oder Cincinnati betrug ſechs, ſieben und ſelbſt neun Cents für das engliſche Pfund (700 bis 1100 Fr. für die Tonne). Heutiges

Tags wird die Reiſe von Louisville nach Neuorleans in der Regel in acht bis neun Tagen hin, und in zehn oder zwölf zurück gemacht; und die Fracht beträgt von Neuorleans bis nach Louisville oder Cincinnati oft noch weniger als einen halben Cent für das Pfund (60 Fr. für die Tonne). Dies iſt mit den Krümmungen der Flüſſe eine Entfernung von etwa fünfhundert fünfzig Poſtmeilen, und in Frankreich würde die Fracht 550 bis 600 Fr. betragen.

Im Jahre 1811 ging das erſte, von Fulton gebaute Dampfſchiff von Pittsburg nach Neuorleans ab; es trug den Namen lezterer Stadt. Die Schwierigkeiten der Beſchiffung des Ohio und Miſſiſſippi und die Unvollkommenheit dieſes Schiffes waren aber ſo groß, daß faſt ſechs Jahre abliefen, ehe ein Dampfboot herauf fuhr, und zwar nur bis Louisville, das noch zweihundert und fünfzig Meilen unterhalb Pittsburg liegt. Dieſe erſte Fahrt wurde in fünf-und-zwanzig Tagen zurückgelegt und erregte im Weſten allgemeines Aufſehen, ſo daß man dem Kapitän Shreve, der das Problem gelöst hatte, ein feierliches Mahl veranſtaltete. Von hier an datirt die Revolution im Weſten und der Sturz der Hunderttagsbarken. Im Jahre 1818 belief ſich die Zahl der Dampfſchiffe bereits auf zwanzig, mit einem Tonnengehalt von 3612 Tonnen. Im Jahre 1821 waren ihrer bereits zwei-und-ſiebzig, und in demſelben Jahre fuhr der Car of Commerce von Neuorleans nach Shawnee-Town, einer nicht ſehr weit unter Louisville gelegenen Stadt, in zehn Tagen. Im Jahre 1827 fuhr der Tecumſeh von Neuorleans nach Louisville in acht Tagen und zehn Stunden. Im Jahre 1829 belief ſich die Zahl der Dampfſchiffe auf zweihundert, mit einem Gehalt von 35,000 Tonnen, und gegenwärtig ſind ihrer bereits zweihundert und vierzig, mit 64,000 Tonnen Gehalt. Nach den mir aus den zuverläßigſten Quellen gewordenen Verſicherungen beläuft ſich der Handel, den ſie vermitteln, auf nicht weniger als 140,000 Tonnen, und dies iſt nur der Verkehr zwiſchen Neuorleans und dem Oberlande. Der Handel zwiſchen den Ohiothälern, Teneſſee und dem Obermiſſiſſippi bildet ein weitere, nicht unbeträchtliche Maſſe. Um ſich einen Begriff von dem Verkehr auf den Gewäſſern des Weſtens zu machen, muß man zu der genannten Summe noch weitere 160,000 bis 180,000 Tonnen an Lebensmitteln und verſchiedenen andern Gegenſtänden rechnen, die nach Neuorleans auf Flachbooten (flat boats) herabgeführt werden. Dies iſt eine ungeheure Summe, deſſenungeachtet aber iſt ſie bloß ein kleiner Theil deſſen, was die Flüſſe des Weſtens in zwanzig Jahren verſchiffen werden. Durch den Eriekanal, der dem Miſſiſſippi und Ohio gegenüber nur eine ſekundäre Linie iſt, ſind im Jahr 1833 auf einem einzigen Punkte, in Utika, in der Zeit von ſieben und einem halben Monat 120,000 Tonnen paſſirt.

So mächtig iſt der Einfluß dieſer Verbindungsmittel, welche Geſchwindigkeit mit großer Billigkeit vereinigen. Die Dampfſchiffe des Weſtens gleichen den ſogenannten Bädern Vigier auf der Seine in Paris, und ſtellen ſomit ein großes Haus mit einem Erdgeſchoß und einem erſten Stockwerke vor. Der Homer, ein berühmtes Schiff, hat ſogar noch ein Stockwerk mehr. Zwei große Kamine ſtrömen ihren ſchwarzen Dampf und ihre Funken aus, und ein drittes entläßt kreiſchend eine weißlichte Wolke, den überflüſſigen Dampf. Das Innere hat jenen koketten Anſtrich, der die amerikaniſchen Gebäude überhaupt charakteriſirt. Sie ſind ſämmtlich prachtvoll möblirt, und ſehen überhaupt ſehr hübſch aus. Sie führen oft 500 bis 600 Tonnen, gewöhnlicher aber nur 200 bis 300. Ihre Länge wechſelt von 35 bis 50 Metres. Troz ihrer Größe und der Pracht der Einrichtung ſind die Koſten der Erbauung ſehr unbedeutend; gegenwärtig koſten die größten Dampfſchiffe höchſtens 40,000 Dollars (213,000 Franken). Ein Dampfſchiff von derſelben Größe würde bei uns 500,000 Fr. koſten; und dieſe Wohlfeilheit läßt ſich nur durch die geringen Holzpreiſe, die oberflächliche Arbeit an den Maſchinen und die ausnehmende Gewandtheit der Arbeiter erklären; denn der Amerikaner excellirt in allen Holzarbeiten. Ein hübſches Schiff, 35 Metres in der Länge, das geſetzlich 100 Tonnen zu laden hat und auch 150 führen kann, koſtet nicht mehr als 7000 bis 8000 Dollars.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Januar.

Die Oper und der dramatiſche Geſang.

Man iſt bekanntlich, beim gegenwärtigen Zuſtand des deutſchen Schauſpiels, darauf beſchränkt, die Erſcheinungen einzelner großer Talente oder Genies zu bewundern, und ihnen mit Selbſtverleugnung zuzuſehen, wie ſie eben durch die eigenſte Entfaltung ihrer Perſönlichkeit theils die Kluft zwiſchen ſich und den Leuten vom Handwerke immer mehr erweitern, theils die Hoffnung auf Einheit mehr und mehr in die Ferne rücken. Man ſollte zwar denken, daß in dieſer Hinſicht die Oper weit weniger anzuklagen wäre, als das Schauſpiel; allein beim Lichte beſehen, iſt es hier eben ſo ſchlimm, wenn nicht noch ſchlimmer, ſo wie man den Begriff der Oper, als eines dramatiſchen Kunſtwerks, feſthält. Denn allerdings iſt nicht zu leugnen, daß der bloße Muſikfreund immer mit verhältnißmäßig größerer Befriedigung aus dem Theater gehen wird, als der Freund des recitirenden Schauſpiels. Schon ein gutes Orcheſter vermag rückſichtlich der Erſcheinung des Kunſtwerks als eines Ganzen Wunder zu thun. Ueberhaupt iſt die mathematiſche Gebundenheit der Tonverhältniſſe für die Unterordnung des Eigenwillens der Darſtellenden ungemein förderlich. Wer

denn auch nicht mehr als ein Concert verlangt, mag ſich mit unſern gewöhnlichen Operndarſtellungen zufrieden geben. Soll nun aber nicht mehr gefordert werden, ſo iſt es doch wahrlich mehr als überflüſſig, die guten Leute, die nichts zu thun haben, als auswendig zu ſingen, mit ſo vielen bunten Lappen zu behängen. Warum dann eine Scene, warum eine Handlung? Allein ich fürchte, jene bloßen Muſikfreunde möchten eben nicht den rechten Sinn haben für die Kunſt, der ſie ſich zugethan bekennen. Wenn freilich nur von ſolchen Opern die Rede wäre, die ſelbſt nur zuſammengeſtickte Concertſtücke ſind, ſo wäre nicht mit ihnen zu rechten; allein es handelt ſich hier um ſolche, die ihrem Begriffe genug thun. Man denke nur an die unerreichbaren Muſter echter, ganz und gar dramatiſcher Muſik, an die Gluckſchen Opern. Daß ſie nicht mehr aufgeführt werden, möchte wohl mit ein Beweis dafür ſeyn, daß die Kunſt, ſie aufzuführen, verloren gegangen iſt. Im Grunde eben ſo verhält es ſich aber mit Mozarts Opern, ja ſelbſt mit den beſten Roſſini's. An Beethovens Fidelio braucht kaum erinnert zu werden, da dieſe Oper der beſte Prüfſtein des dramatiſchen Geſangs iſt. Wer hier die Schröder geſehen hat, überläßt es gern Andern, dieſe Rolle von bloßen Sängerinnen mißhandeln zu ſehen. Ich will zugeben, daß das Spiel in der Oper noch weit ſchwieriger iſt, als im recitirenden Drama, daß eine ganz eigenthümliche Conſtitution dazu gehört, denn das Spiel muß hier, wie im Ballette, wenn auch auf eine geiſtigere Weiſe, zugleich dem Rhythmus folgen, es muß von den Tönen getragen erſcheinen. Wenigſtens darf es ſich nicht ſelbſtſtändig nur neben dieſe ſtellen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Paris, December.

(Beſchluß.)

Sitzung der Akademie der politiſchen und moraliſchen Wiſſenſchaften.

Mignet fragte einmal Sieyes, ob er nicht *einer* der Urheber der Departementsorganiſation geweſen ſey? „Nicht *einer* derſelben, ſondern der *einzige*,“ erwiderte Sieyes mit feſtem Tone. Aber ſpäter ſah der Revolutionsmann mehrere ſeiner politiſchen Vorſchläge verwerfen, und von nun an beobachtete er in den Volksverſammlungen ein unverbrüchliches Schweigen, obſchon ihn einmal Mirabeau im Namen der Verſammlung der Volksrepräſentanten und im Namen des Vaterlandes feierlich aufforderte, ſein Gutachten über eine wichtige Frage abzugeben. Später zog er ſich zurück, und überließ die Wüthriche, welche ſich des Staatsruders bemächtigt, ihrem Unſinne. Als ihn Jemand nachher fragte, was er während der Zeit gethan habe, antwortete er: „ich habe gelebt,“ und dies war damals freilich keine Kleinigkeit. Nach der Schreckenszeit kam er als Mitglied des Direktoriums an die Spitze der Regierung, und ſah nun ein, daß es eines handfeſten Mannes bedürfe, um die Ordnung wieder herzuſtellen. „Ich habe ein Schwert nöthig,“ ſagte er in ſeiner bündigen und geiſtreichen Sprache, und dachte an den jungen General Joubert. Dieſer fiel aber in Italien, und nun hofften Sieyes und Andere auf Bonaparte. Der damalige Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Reinhard (jezt auch Mitglied der Akademie), mußte an den General in Egypten ſchreiben; aber kaum war der Brief abgegangen, als Bonaparte ſchon in der Provence landete. Mignet ſagt, ſein Genie habe den Zuſtand der Dinge errathen; der Geſchichtsſchreiber vergißt dabei, daß Bonaparte's Brüder und ſeine vertrauten Freunde ihn von der Lage der Angelegenheiten gehörig unterrichtet hatten. Allerdings aber errieth er wohl Manches, was man ihm nicht gemeldet hatte. Nun half Sieyes zu der Staatsumwälzung vom 18ten Brumaire; allein ſchon Tags darauf ſah er ein, daß der Conſul weiter gehen würde, als er, Sieyes, wollte. „Dieſer Mann,“ ſagte er, „will Alles, weiß Alles und kann Alles.“ Man wollte Sieyes zum zweiten Conſul machen, er wollte aber nicht; er hatte den Plan zu einer neuen Verfaſſung entworfen; Bonaparte nahm daraus, was ſeinen eigenen Planen entſprach, und verwarf das Uebrige. Sieyes zog ſich wieder zurück und ließ den neuen Gebieter walten, ohne den geringſten Antheil an der Regierung zu nehmen. Noch muß ich eines merkwürdigen Zeitpunkts in ſeinem Leben erwähnen, nämlich ſeiner Sendung nach Berlin im Jahr 1798; hierüber gab Mignet einige Aufſchlüſſe, die er als Direktor des Archivs der auswärtigen Angelegenheiten beſſer mittheilen konnte, als irgend ein Anderer. Die Sendung hatte den Zweck, Preußen von der neuen, eben damals entſtandenen Coalition abzuhalten, und wo möglich dieſe Macht in eine Gegencoalition hineinzuziehen, welche Frankreich, Holland und einige andere Mächte bilden wollten. Dies ſchlug zwar fehl, jedoch vermochte Sieyes den jungen König leicht zur Neutralität. Er hatte zu Berlin mit einem Miniſter zu thun, den Sieyes ſcherzhaft den Miniſter des ajournemens nannte, und der, wie Mignet bemerkte, alle Händel gewonnen zu haben glaubte, die er in die Länge ziehen konnte. Ueber den Aufenthalt Sieyes am preußiſchen Hofe ſind Briefe vorhanden, die eben ſo geiſtreich als ſcharfſinnig den damaligen Zuſtand dieſes Hofes ſchildern ſollen. Wahrſcheinlich ſind es die amtlichen Berichte, die Sieyes ſeiner Regierung einſchickte, und hoffentlich werden ſie einmal durch den Druck veröffentlicht werden. Nach der Rückkehr der Bourbonen wurde Sieyes aus Frankreich verbannt, und mußte fünfzehn Jahre im Auslande leben. Die Julirevolution ſchenkte ihm endlich ein Vaterland wieder; aber der Mann blieb verſchloſſen und unthätig; er gehörte zu den Männern, von denen ich vorhin ſprach, und die wie de Tracy mit Unmuth ſahen, daß nicht alle ihre Hoffnungen und Erwartungen in Erfüllung gingen. Und ſo endete Sieyes ſein Leben, nachdem er wenigſtens die Freude erlebt hatte, ſeine Hauptideen in's Staatsleben eingewebt zu ſehen. Mignet beſchloß ſeinen Vortrag mit einer kurzen Charakterſchilderung des berühmten Mannes. Seinem Urtheil zufolge war Sieyes vielmehr ein politiſcher Denker (Metaphysicien, wie ſich M. ausdrückte), als ein Staatsmann, mehr ein Theoretiker, als ein praktiſcher Beamter. Auch fehlte es ihm an dem nachgiebigen Weſen, das dem Staatsmann unentbehrlich iſt. Immer ſollte man entweder ſeine Ideen, oder ſeine Entlaſſung annehmen. Er war ein geiſtreicher Mann, und hatte Gewandtheit und Würde als Diplomat. In ſeinen Schriften hatte er mehr Verſtand und Scharfſinn, als Glanz und Feuer. Er rechnete zu ſehr auf die durchdringende Gewalt der Ideen, und berückſichtigte nicht hinlänglich die Hinderniſſe, welche einer gänzlichen Umgeſtaltung der Staatsverfaſſung im Wege ſtehen. Er gehört zu den vielen Männern, welche ohne die durch ſie bewirkte Revolution nie groß geworden wären; denn er war Canonikus geweſen, und als ſolcher würde er ſchwerlich berühmt geworden ſeyn. Er war einer der erſten Geiſtlichen, welche ſich gegen die Vorrechte ihres Standes erhoben. Die Pariſer Gemeinde, welche dreißig Deputirte zu ernennen hatte, beſchloß, keinen Geiſtlichen und keinen Adeligen zu wählen, und nachdem ſie neun-undzwanzig Bürgerliche ernannt hatte, widerrief ſie ihren Beſchluß und ernannte nun Sieyes zu ihrem dreißigſten Volksvertreter.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 14.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 17. Januar 1837.

— Luſtig himmelan
Stürmt der Gigante Yankee-Jonathan.
A. Grün.

Die Dampfſchiffe des amerikaniſchen Weſtens.

(Fortſetzung.)

Man darf nicht außer Acht laſſen, daß, wenn dieſe eleganten Fahrzeuge wenig koſten, ſie auch deſto kürzere Zeit dauern. Wenn man auch in der Auswahl des Materials und in der Erhaltung des Ganzen noch ſo ſorgfältig iſt, ſo dient doch ein Schiff im Weſten ſelten länger, als vier bis fünf Jahre. Erſt kürzlich ſagte mir ein alter Kapitän von ſeinem Schiffe, auf deſſen Conſtruktion er alle mögliche Sorgfalt verwendet hatte, mit einem tiefen Seufzer: „es ſtarb nach drei Jahren (she died at three years)!“ Die prächtige Vegetation des Weſtens erzeugt ſo gewaltige Bäume, daß die Eichen Europas Zwerge dagegen ſind, aber ſo ſchnell ſie auf dem durch das häufige Austreten der Flüſſe in dieſem großen Thale erzeugten Marſchboden emporſchießen, ſo ſchnell ſterben ſie auch wieder ab.

Die Zahl der Perſonen, welche auf dieſen Schiffen reiſen, iſt ſehr bedeutend, und faſt immer ſind ſie überfüllt, ob es gleich deren gibt, welche, wie der Henry Clay, der Homer und der Mediterranean, zweihundert Schlafſtellen zählen. Die Preiſe ſind ſehr niedrig; man fährt von Pittsburg nach Neuorleans für 50 Dollars (266 Fr.), Alles mit eingerechnet, und von Louisville dahin für 25 Dollars oder fünf bis ſechs Sous die Meile. Noch weit billiger ſind die Preiſe für die zahlreiche Claſſe der Schiffer, welche die Flachboote nach Neuorleans herabführten und nun ohne dieſe wieder zurückreiſen. Ihrer werden oft fünf bis ſechshundert in einem abgeſonderten Raum des Schiffes, gewöhnlich im untern, zuſammengepfropft; hier haben ſie Schutz gegen das Wetter, Platz zum Schlafen und Feuer, und bezahlen hiefür bis nach Louisville vier bis ſechs Dollars. Dagegen ſind ſie verbunden, das Holz herbeizuſchaffen, ſo oft man deſſen bedarf. Die Schnelligkeit, mit der dieſe Leute nun ihren Weg zurück zu machen im Stande ſind, hat nicht wenig dazu beigetragen, den Verkehr des Weſtens ſo ungemein zu heben; denn gegenwärtig können ſie in einer Jahrszeit drei bis vier Fahrten machen, während ſie ſonſt nur Eine machten; ein Umſtand, der in einem Lande, dem es an Händen fehlt, von größter Wichtigkeit iſt. Bei der Hinabfahrt iſt der Raum, den dieſe Leute bei der Rückfahrt einnehmen, mit Pferden und Rindvieh angefüllt, das nach dem Süden geführt wird, auch mit Sklaven, dem menſchlichen Vieh, das den Boden des Südens mit ſeinem Schweiße düngen, den Abgang in den Zuckerpflanzungen von Louiſiana erſetzen und den Baumwollenpflanzern zum Reichthum verhelfen ſoll. Virginien iſt der Hauptſtapelplatz

dieſes Handels; das Geburtsland Waſhingtons, Jefferſons, Madiſons iſt gegenwärtig, mit Schmerz ſage ich's, das Guinea der Vereinigten Staaten, und in Waſhington ſelbſt wird bedeutender Sklavenhandel getrieben.

So ſchön aber auch dieſe Fahrzeuge ſeyn mögen, und ſo wichtige Dienſte ſie Amerika leiſten, ſo hat doch, wenn einmal die erſte Neugierde befriedigt iſt, der Aufenthalt auf denſelben für Einen, der auf Bildung und feinere Sitte Anſpruch zu machen hat, gar wenig Anziehendes. Es wird wenige Europäer und ſelbſt Bewohner der Hauptſtädte des Oſtens von Amerika geben, welche nicht, wenn ſie endlich dieſen ſchwimmenden Kaſernen den Rücken kehren, im Paroxysmus ihrer üblen Laune einſtimmig die Schilderung der Miſtreß Trollope von der Geſelligkeit der Leute im Weſten vollkommen beſtätigen möchten. In dieſem Weſten herrſcht eine Art Gleichheit, die mit derjenigen, über die auf dem Papier gefabelt wird, oder über die man ſich luſtig macht, nichts gemein hat. Jeder, der nur einen einigermaßen anſtändigen Rock auf den Schultern trägt, iſt ein Gentleman; ein Gentleman wiegt ſo viel als der andere, und er glaubt ſich alſo vor ſeines Gleichen nicht geniren zu dürfen. Er beſchäftigt ſich bloß mit ſich ſelbſt, er nimmt nicht die geringſte Rückſicht auf ſeinen Nachbar, und denkt gar nicht daran, daß es dieſem nur einfallen könne, von ihm irgend eine Aufmerkſamkeit zu erwarten. Wohl zu merken iſt übrigens, daß mit dieſer Rohheit keine Spur von Bösartigkeit, ſondern im Gegentheil eine, den Gegner entwaffnende Gutmüthigkeit verbunden iſt. Der Mann des Weſtens iſt roh, aber nicht zankſüchtig; er iſt empfindlich, ſtolz auf ſich ſelbſt, ſtolz auf ſein Land, er iſt es im Uebermaß, aber ohne Geckenhaftigkeit und ohne Affectation. Man ziehe ihm den Mantel der Eitelkeit und der Eigenliebe ab, und man wird ihn mit einem reichen Kapital von Dienſtfertigkeit, ſelbſt von Demuth ausgeſtattet finden. Er iſt ein großer Rechenmeiſter, und doch nichts weniger als kalt, ja ſelbſt des Enthuſiasmus fähig. Er liebt das Geld mit Leidenſchaft, und iſt doch nicht geizig, ja zuweilen gar verſchwenderiſch. Wenn er grob iſt, beklagt er ſich doch wenigſtens über keine Grobheit; er wünſcht ſich für beſſere Geſellſchaft heranzubilden, aber er hat viel zu viel mit der Kultur des Bodens zu thun, als daß er an ſeine eigene kommen könnte. Es iſt natürlich, daß ſich in der erſten Generation der Einfluß ihrer rauhen Lebensweiſe nicht ſo leicht verwiſchen läßt; wenn ſich aber auch für die Zukunft bedeutende Verbeſſerungen in dieſer Hinſicht hoffen laſſen, ſo iſt doch die Gegenwart keineswegs geeignet, demjenigen, der einigen Werth auf Zuvorkommenheit und feine Sitte legt, das Leben auf den Dampfſchiffen des Ohio und Miſſiſſippi angenehm zu machen. Zudem iſt eine Fahrt auf dem Miſſiſſippi ſehr gefährlich, ja viel gefährlicher als ein Fahrt zur See, und zwar nicht etwa bloß von Europa nach Amerika, ſondern von Europa nach China. Man muß der Exploſion der Maſchine, man muß eines Brandes gewärtig ſeyn, und nicht geringere Gefahr droht ſtromaufwärts vom Treibholz, wobei ſich ganze Baumſtämme mit den Wurzeln auf dem Flußbett aufſtemmen und die Spitze dicht unter dem Waſſerſpiegel den herauffahrenden Schiffen entgegenkehren. Ferner iſt ſehr zu beſorgen, daß man in einer neblichten Nacht mit einem entgegenkommenden Schiffe zuſammenſtößt, der Unannehmlichkeit, auf einer Sandbank ſitzen zu bleiben, gar nicht zu erwähnen. Rechnet man hiezu noch die Einförmigkeit des Fluſſes, die Oede der flachen, ſumpfigen Ufer, den unangenehmen Anblick des ſchmutzigen Waſſers, die ungeſchliffenen Sitten der größern Hälfte der Paſſagiere, mit denen man in demſelben Käfigte zuſammengeſperrt iſt, ſo iſt es wohl zu begreifen, daß dies auf die Länge eine nichts weniger als angenehme Fahrt iſt. Es machen deßwegen auch die Pflanzer Louiſiana's, die während der Sommerhitze im Norden reinere und friſchere Luft ſuchen, ihre Tour an Bord der zwiſchen Neuyork und Neuorleans ſtets hin und her gehenden ſchönen Paketboote zur See.

Die Exploſionen der Maſchinen kommen, ſey nun die ſchlechte Conſtruktion der Keſſel oder die Nachläſſigkeit der dabei Angeſtellten Schuld, häufig vor; und immer gibt es dabei große Unglücksfälle, da die Schiffe ſtets mit Menſchen überfüllt ſind. Erſt vor wenigen Tagen wurden auf dem Majeſtic ſechzig Perſonen theils getödtet, theils verwundet. Man muß übrigens ſagen, daß man von ſo ſchrecklichen Unfällen an Bord wohl beaufſichtigter Schiffe, bei deren Ausrüſtung weder am Mechanismus, noch an der Belohnung der Mechaniker geſpart worden iſt, nichts weiß. Ein guter Mechaniker hat auf einem der größern Schiffe des Weſtens monatlich 100 Dollars (533 Fr.) Gehalt, und deren ſind zwei angeſtellt. Eben ſo häufig kommt Feuer an Bord der Dampfſchiffe aus, und es iſt ſchon vorgekommen, daß ſelbſt bei niedrigem Waſſerſtande Menſchen und Güter zu Grunde gegangen ſind. Ich erinnere nur an das Unglück des „Brandywine," der im April 1832 bei Memphis mit etwa 110 Perſonen vom Feuer verzehrt wurde. Es iſt eine bekannte Sache, wie ſchrecklich unvorſichtig die Amerikaner mit dem Feuer ſind, und daß in den größern Städten kaum ein Tag ohne Feuerlärmen vergeht; dieſelbe Unvorſichtigkeit trifft man auf den Steamboats des Miſſiſſippi. Sie rauchen ganz gemüthlich mitten unter den zum Theil halb offenen Baumwollenballen, mit denen das Schiff angefüllt iſt, ſie ſchiffen Pulver mit ſo wenig Vorſicht ein, als ob es Mais oder Salzfleiſch wäre, und laſſen mit Stroh umwickelte Ballen ganz frei im Funkenregen der Kamine liegen.

(Der Beſchluß folgt.)

Stephanie.

(Fortſetzung.)

Die Muſik begann und der Graf fühlte, daß er nicht umhin könne, Stephanie um den erſten Tanz zu erſuchen. Unter andern Umſtänden würde dieſes mit tauſend Freuden geſchehen ſeyn, nun aber kam die Beſorgniß auf, wie andere ſchöne Augen theils die Unterredung, theils nach derſelben das Bewerben um den erſten Tanz aufnehmen möchten. — Daß Fräulein von Sarry leicht und zierlich tanzen müſſe, war ihm offenbar geworden, nachdem er ſie die hohen Berge hatte erſteigen ſehen, dennoch befriedigte es ihn höchſt angenehm, als ſie, wahrhaft ſchwebend, dem Takte folgte, ſo daß er nicht umhin konnte, nach Beendigung des Tanzes ihr ſeine Bewunderung auszudrücken und auf eine längere Unterhaltung einzugehen.

Während einer Pauſe ſuchte des Grafen Blick die Prinzeſſin, welche zufällig ihm faſt gegenüber ſtand. Auch ihr Auge war auf ihn gerichtet, mit einem kalten, ernſten, beinahe verachtenden Ausdrucke, und in dem plötzlich darauf folgenden Wegwenden des Hauptes ſchien ſich Geringſchätzung und Ueberdruß auszuſprechen. Mehr bedurfte es nicht, den Grafen in die äußerſte Unruhe zu verſetzen; Fräulein von Sarry richtete eine Frage an ihn, wobei ſie freundlich zu ihm auſſah; er antwortete kurz, mit einem eiskalten, faſt unwilligen Blick, mit dem Weſen eines Menſchen, welcher dem Himmel danken würde, aus ſeiner augenblicklichen Stellung erlöſt zu ſeyn. Gekränkt und verwundert über eine ſo jähe Veränderung, verſank Stephanie in Gedanken, und da der Graf ſich ihr im Laufe des Abends nicht wieder nahte, ſo brachte dieſe gänzliche Vernachläſſigung ſeine Ausſöhnung mit der Prinzeſſin zu Stande.

Zu Hauſe, ſich ſelbſt überlaſſen, gedachte der Graf des verfloſſenen Abends, des ſchon begonnenen, vor ihm liegenden Tages mit tiefem Unmuthe, mit einer Unruhe, welche nur zu ſehr der Gewiſſensunruhe glich. Was ſollte er nun beginnen? Fräulein von Sarry und ihre Mutter gänzlich vernachläſſigen, ſie gar nicht aufſuchen? Wie konnte er es bei ſeinem Herzen, ſeiner Ehre verantworten? Suchte er ſie dagegen auf, ſo mußte ſich ſehr natürlich das frühere zutrauliche Verhältniß wieder ergeben, welches er der Prinzeſſin auf alle Weiſe zu verbergen wünſchte. Dem Charakter des Grafen lagen ſehr ſchöne Eigenſchaften zum Grunde, doch erlitten ſeine Grundſätze in Beziehung auf Frauen Modifikationen, welche er in jeder andern Rückſicht lebhaft verworfen und mißbilligt haben würde. Das Ergebniß ſeiner Betrachtungen war der Entſchluß, Frau von Sarry aufzuſuchen; er vertraute auf ſein gutes Glück und ſeine Gewandtheit, wobei vielleicht ein wenig Sehnſucht, ein wenig Eitelkeit, etwas von den tauſend Triebfedern menſchlicher Handlungen ſich mit in's Spiel miſchte.

Frau von Sarry empfing den Grafen mit der eigenthümlichen Weiſe, welche man Weltanmuth nennen könnte; aber die Kälte, welche ſie zu verbergen nicht im Stande war, machte ſich ihm deſſenungeachtet fühlbar, und gab ſeiner Haltung eine Unſicherheit, welche ihn lebhaft verdroß. Stephanien nahte er mit geringerer Beſorgniß; ſie begrüßte ihn freundlich, und er blickte forſchend, mehr neugierig, als liebevoll, in die klaren Augen, in deren Tiefe er zum erſten Male einen Anſtrich von Trübſinn gewahrte. Fragen, die Vergangenheit betreffend, boten nahe liegenden, willkommenen Stoff zum Geſpräche. Er lauſchte den Antworten flüchtig, und ein aufmerkſamer Beobachter hätte leicht gewahren können, wie wenig ihm daran gelegen war; dann aber, ſeiner Reiſen von dem Zeitpunkte ihrer Trennung an gedenkend, gab er einen intereſſanten, maleriſchen Umriß derſelben, und ſprach ſich ſo wieder in eine Art Vertraulichkeit hinein. Stephanie hatte, wie früher, die Augen auf ihn gerichtet, während er ſprach, und Frau von Sarry hörte ihm mit dem Wohlgefallen zu, welches Geiſt und Bildung immer hervorrufen. Wohl hätte man augenblicklich denken können, nichts Störendes liege zwiſchen Vergangenheit und Gegenwart.

Mit dem Rechte eines alten Bekannten nahm der Graf ein Buch, welches neben Fräulein von Sarry lag; er hatte daſſelbe gleich am Einbande erkannt: es war Taſſo's befreites Jeruſalem, ein Buch, welches die Damen auf ihrer Schweizerreiſe mit ſich geführt, und woraus er ihnen häufig einzelne Strophen und Capitel vorgeleſen, wobei zugleich ſpielend kleine Blumen und Blätter, als eben ſo viele Andenken, von ihm hineingelegt worden waren. Nachläſſig ſchlug er jezt das Buch auf; ſeine Eitelkeit wünſchte lebhaft, dieſe kleinen Zeichen bewahrt zu finden. Befriedigt in dieſer Erwartung, aber eben dadurch gleichgültig, legte er das Buch wieder weg, mit einem Gefühle faſt wie Verdruß über ſo unverdiente Treue. Eine augenblickliche Pauſe entſtand; der Zufall kam dem Grafen abermals zu Hülfe. Das Kammermädchen der Frau von Sarry ging durch das Zimmer, und bei dem Anblick derſelben flog ein Lächeln über ſeine Züge, welches, ſobald ſie die Thüre wieder geſchloſſen, einem herzlichen Lachen Platz machte. — Das arme Mädchen war, des Anſtandes halber, Stephanien und dem Grafen auf allen Fußtouren zur Begleitung mitgegeben worden; wie faſt alle Perſonen ihres Standes nicht ſehr an weite Gänge gewöhnt, hatte ſie bisher nur in den Straßen oder auf wohlgeebneten Wegen und im ſchönſten Putze ihr hübſches Geſichtchen zur Schau getragen, und

jene meilenlangen, von ſo vielen Gefahren und Beſchwerden umgebenen Wege erregten ihr nun den äußerſten Abſcheu. Sobald Ungebildete beſtimmten Widerwillen gegen eine Sache empfinden, pflegt ſich auch in ihrem äußern Benehmen großes Ungeſchick zu offenbaren. So auch hier: jedes Hinderniß, welches Stephanie leicht überflog, erſchien ihrer Begleiterin völlig unbeſiegbar, und ſie bewegte ſich mit einer Ungelenkheit, als ob alle ihre Gliedmaßen zuſammengeliehen wären. Da der Führer voran ging, ſo wurde immer dem Grafen die Aufgabe, ihr beizuſpringen. Wie unbequem dieſes auch mitunter ſeyn mochte, ſo war doch das Mädchen zu hübſch, als daß er Verdruß hätte zeigen ſollen, und die Erinnerung an dieſe Situationen war es, was ihn jezt ſo munter ſtimmte. Stephanie, welche ihn ſogleich errieth, ſtimmte fröhlich in das Gelächter ein; unzählige kleine Ereigniſſe kamen zur Sprache, und als der Graf endlich Abſchied nahm, wurde er freundlicher entlaſſen, und er ſchied mit einem Gefühl der Befriedigung, welches er beim Kommen für unmöglich gehalten hätte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Januar.

(Fortſetzung.)

Der dramatiſche Geſang. Fräulein Schebeſt.

Zugleich ſoll das Spiel doch vollkommenſte Wahrheit haben, es ſoll doch jede unbedeutende Bewegung entfernt bleiben. Der Charakter ſoll ſich vollſtändig bis in die kleinſten Züge entfalten, der Geſang ſoll keine Lücke hervorbringen, vor und hinter welcher mit den Händen gefochten wird, um ſie dann, wenn die Arie beginnt, kreuzweis über die Bruſt zu legen oder wie Meilenzeiger auszuſtrecken. Es ſoll gehandelt, und nichts als gehandelt werden, wie im recitirenden Schauſpiele, aber gehandelt im Medium der Muſik, unter dem Geſeze gleichmäßig getragener Töne. Dazu reicht denn freilich weder das bloße muſikaliſche Talent aus, noch auch die Gabe, einen Charakter darzuſtellen, an und für ſich. Beide Fähigkeiten müſſen vielmehr völlig ſich durchdrungen haben und zu einer einzigen geworden ſeyn. Der Geſang muß nichts ſeyn, als Sprache der Leidenſchaft, die Bewegung nichts, als lebendige Muſik. Je ſeltener nun aber dieſe beneidenswerthe Kunſt iſt, um ſo lebhafter iſt ihre Wirkung, und um ſo dringender die Aufforderung an die Kritik, ſolche Erſcheinungen nicht vorübergehen zu aſſen, ohne ihren hohen Vorzug rühmend anzuerkennen. Wir wollen jedoch nicht lobhudeln, ſondern, je mehr im Uebrigen die Theaterkritik ſich auf die ſchärfſte Negation beſchränkt ſieht, um ſo mehr wollen wir ſtreben, an der Erſcheinung, welche wir hier vorzuführen haben, das weſentlich Gute, Treffliche, Nachahmungswürdige mit einfachen Worten aufzuzeigen.

Fräulein Schebeſt hat ſich uns im vorigen Monate in den Rollen der Norma, Alice, des Romeo, Tancred und Othello gezeigt; ſodann hat ſie in einem der Concerte der Hofcapelle eine Arie aus der Semiramis, ſo wie eine Arie aus dem Titus geſungen. Ich habe ſie als Norma und Alice nicht geſehen, hörte aber von gewichtigen Stimmen rühmen, daß ſie mit ſicherer Schärfe in beiden Rollen das Eigenthümlichſte hervorzukehren gewußt habe, daß das Bild der leidenſchaftlichen Prinzeſſin eben ſo vollkommen in ſich abgerundet geweſen ſey, als die Geſtalt des einfachen, ſchüchternen franzöſiſchen Landmädchens. Man brauchte die charakteriſtiſche Bezeichnung, jede dieſer Rollen ſey ſo durchaus wie für ſie gemacht erſchienen, daß man über der einen die Darſtellung der andern vergeſſen oder gar nicht für möglich gehalten habe. Namentlich hoben auch Kenner der bildenden Kunſt bei der Ausführung der Norma den großen Reichthum an plaſtiſcher Phantaſie heraus. So war man denn freilich auf etwas Ungewöhnliches gehörig vorbereitet, wagte aber doch noch nicht, ſich einen ſo überwältigenden Eindruck zu verſprechen, als ihn die Darſtellungen des Romeo und Othello machten. In dieſen beiden Rollen hat ſich die Künſtlerin auf dem Gipfel ihrer Kunſt gezeigt. Die des Tancred dürfte mehr mit ihrem Concertgeſange zuſammengeſtellt werden; denn der matte Gang des Stücks, die lederne Perſönlichkeit des Helden erlaubten ihr nur ſeltener, mit voller Kraft, wie man ſagt, loszulegen. Wenn ſie dann aber einmal mit vollen Segeln ſteuerte, ſo gilt für dieſe Momente Alles, was ſogleich bei Gelegenheit des Othello und Romeo geſagt werden ſoll. Was nun den Concertgeſang betrifft, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß das eigenthümliche Talent unſerer Künſtlerin, welche eben eine rein dramatiſche Sängerin nach der obigen Schilderung iſt, ſich hierin nicht mit der Kraft und ſchlagenden Größe entfalten konnte, wie in der Oper. Ja es war zu erwarten, daß ſie ſich gebunden fühlen würde, wie wir an manchem vortrefflichen Schauſpieler, wenn er bloß recitiren ſoll, zu bemerken Gelegenheit gehabt haben; allein die Aufgabe wurde dennoch ſehr gut gelöst. Schon in der Wahl der Stücke zeigte ſich der richtige Verſtand der Künſtlerin; denn ſowohl die Arie des Arſaces: Eccomi al fine in Babilonia (man denke an die Stelle: Schiuse il ciglio, mi guardo etc.), als die aus Titus (in F dur) boten eine reiche Gelegenheit für mannichfaltigſte Modulation des Ausdrucks dar. Die Recitative wurden mit größter Kühnheit ausgeführt. Die ſeelenvollen Mittel- und die tiefen Glockentöne wurden herrlich durch den gutgebauten Saal getragen, und die hohen Töne hatten nichts von dem Schneidenden, das denſelben in Momenten der Leidenſchaft oft bei zu emphatiſchem Einſaze anklebte. Die größere Ruhe erlaubte, die verſchiedenen Stimmregiſter ſchön zu verſchmelzen; und wenn in den Recitativen hie und da der dramatiſche Genius mit Wetterſchlägen vorüberzuckte, ſo floß in dem ſchönen Thema aus F dur die Seele der Künſtlerin vollkommen mild und ruhig gleich einem Schwane auf der ſanfttragenden Begleitung dahin. Wenn denn alſo auch Anfangs ein gewiſſes Ringen des lebhaften Geiſtes nach Ruhe und Faſſung bemerklich wurde und im Hörer ein bängliches Gefühl erzeugte, ſo gab eben dieſer Kampf dem Ganzen einen eigenthümlichen Reiz, und dem Siege doppelte Schönheit.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur: Hauff.

№ 15.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 18. Januar 1837.

Hier auch iſt ein Orient,
Wo die deutſche Liebe brennt,
Hier auch iſt ein Platz der Thränen.

Schenkendorf.

Der Stellplatz.

Droben auf dem mächt'gen Kulme, wo er ſich gen Oſten kehrt,
Iſt ein Räumchen Hohenſtaufens noch ein wenig unverſehrt.

„Stellplatz“ nennen ſie die Stätte, kaum noch ſichtbar ausgedämmt,
Denn jahrhundertlanger Regen hat die Erde fortgeſchwemmt.

Dort auf jenem hellen Vorſprung, vom Naturſpiel hingeſchanzt,
Haben einſt die Staufentöchter ihren Reigen friſch getanzt.

Dort, wann ſich der Mai aus Wolken goldbeſchimmert niederließ,
Schwangen ſie ſich in den Wonnen, die der Schöpfer wehen hieß.

Staufen iſt die ſchönſte Höhe, die ein Lorbeerkranz umlaubt;
O wie glänzten jene Roſen lieblich auf dem Lorbeerhaupt!

Ach, die Blumen ſind verblühet, wie das Gras im Abendblick,
Und die Tänze ſind getanzet, und ſie kehren nicht zurück.

Alles iſt gleich einer Sonne, die im Meere längſt verſank,
Gleich dem Segler, der vor Jahren in der wilden Flut ertrank.

Aber wo die Jungfrau'n führten mit den Schweſtern ihren Reih'n,
Ruhet doch noch leiſeleuchtend heiliger Erinnrung Schein.

Hier auch ſtand der alte Friedrich, wann er von dem Kirchenthor
Drunten nach dem Abendſegen in die Höhe ſtieg empor.

Hier mit feiernden Gedanken ſtand der hohe Kaiſergreis,
Und im Abendwinde flogen ſeine Locken ſilberweiß.

Oſtwärts blickte dann ſein Auge, drang, dem frohen Adler gleich,
Weithin über Berg' und Wälder in ſein liebes deutſches Reich.

Oſtwärts, oſtwärts ging es weiter über Ström' und Meere fort,
Dorthin, wo Du einſt gewandelt, menſchgewordnes Gotteswort!

Oſtwärts ſpannt' er dann die Segel, glühend von Begeiſterung,
Und die alten Kaiſeradern ſchlugen alle wieder jung.

Oſtwärts ging ſein tiefes Lieben, ſeiner Seele höchſter Flug;
Golgatha und Zion waren ihm alleine recht genug!

Dortherüber drang ein Athem ew'ger Sehnſucht in ſein Herz,
Und ſo ließ er gern den Süden, ſtrebte freudig morgenwärts.

Iſt ſein Leib auch hingeopfert in des Kalykadnus Flut,
Wiſſen wir auch nicht die Stätte, wo ſein Sterbgebeine ruht:

Dennoch hat, nach ſeiner Weiſe, er ſein großes Kaiſerthum
Kindlichſtark dir hingegeben, ſüßes Evangelium!

Und ſo bleibt der Hohenſtaufen, wo Er hin nach Morgen ſah,
Ewig Dir im Geiſt verbrüdert, Zion, Oelberg, Golgatha!

Seine Burgen ſind zertrümmert, ſeine Kronen eingeſchmelzt,
Felſenlaſten der Vernichtung über Büren hingewälzt.

Aber hier vor allen Roſen blüht die Glaubensroſe doch,
Und der ew'gen Sehnſucht Flamme lodert auf dem Kulme noch.

Und der alte, hehre Stellplatz ſey von Keines Fuß gedrückt,
Der nicht geiſtlichhehr nach Oſten mit dem Kaiſer hingeblickt!

Albert Knapp.

Stephanie.

(Fortſetzung.)

Der Januar verging unter rauſchenden Feſten aller Art; faſt auf jedem derſelben trafen der Graf, die Prinzeſſin und Fräulein von Sarry zuſammen, aber in des Erſteren Herzen war jede Ungewißheit getilgt und ſeine Neigung völlig der Prinzeſſin zugewendet. Auch konnte bei einem eiteln Manne die Entſcheidung kaum anders ausfallen. Die Prinzeſſin erſchien als gefeierte Schönheit des Tages und durch ihre Perſönlichkeit für glänzende Feſte wie geſchaffen; ſie mochte der prachtvollſten Gartenblüthe verglichen werden, neben welcher Stephanie mit ihrem feinen, einfachen Weſen einer Feldblume glich. Wohl gab es eine Zeit, wo der Graf die beſcheidene Blume weit vorgezogen hätte, aber dieſe Zeit war vorüber. Er hatte die Prinzeſſin über ſein erſtes Zuſammentreffen mit Fräulein von Sarry aufgeklärt. Sie blickte während ſeiner etwas gezwungenen Mittheilung anſcheinend gleichgültig vor ſich hin und bemerkte nach einer Weile: „Fräulein von Sarry iſt ſehr hübſch.“ — „Sehr unbedeutend,“ entgegnete der Graf, und die Röthe, welche ſich bei dieſen Worten über ſein Antlitz ergoß, legte wenigſtens ein ehrenvolles Zeugniß für ſeine ſonſtige Wahrheitsliebe ab.

Eines Tags erfuhr der Graf faſt zufällig, daß Frau von Sarry nach zwei Tagen in ihre Heimath zurückzukehren gedenke. Er erhielt dieſe Nachricht von ſeinem Vetter Lysperg, der Stephanien mit einer Anbetung huldigte, welche ihn verdroſſen hätte, wäre dieſer junge Mann nicht ein vollendeter Geck geweſen. Vor dem Spiegel abwechſelnd mit Halsbinde und Haar ſich beſchäftigend, theilte er dem Grafen ſeine Abſicht mit, dem Plane der Damen durch ſeine Bewerbung eine andere Richtung zu geben. Der Graf lächelte: „Da die Abreiſe ſo nahe iſt, wird die Richtung ſchwerlich verändert werden; wäre ſie weiter hinausgeſchoben, dann möchte es möglich ſeyn.“ Herr von Lysperg hatte Verſtand genug, das Doppelſinnige dieſer Antwort zu fühlen. „So viel ich Gelegenheit gehabt habe zu bemerken,“ entgegnete er ſpitz, „fehlt es Fräulein von Sarry weder an Einſicht noch Geſchmack.“ — „Eben deßhalb,“ hätte der Graf erwidern mögen, da indeſſen zu ſolcher Unhöflichkeit kein beſonderer Grund vorlag, begnügte er ſich damit, ſeinem Vetter das beſte Glück zu ſeinem Vorhaben zu wünſchen. Ihm ſelber ſtand nun der Abſchied bevor, den zu nehmen er ſich nicht entheben konnte, und mit höchſt unerfreulichen Gefühlen betrat er die Wohnung ſeiner ihm früher ſo wohlgeneigten Freundinnen.

Mit halb empfundener, halb erkünſtelter Rührung äußerte er ſeine Ueberraſchung durch den ſo plötzlich gefaßten Entſchluß der Abreiſe. Frau von Sarry erwiderte kalt, aber äußerſt höflich einige Worte, in welche ſich, vielleicht gegen ihre Abſicht, eine feine Ironie miſchte. Helle Röthe übergoß des Grafen Antlitz, und tief gereizt, beſchloß er, ſich zu rächen. Mit großer Gewandtheit leitete er das Geſpräch auf allgemeine Gegenſtände, bis es ihm gelang, ſeinen Zweck zu erreichen, indem er, bei anſcheinend ſchicklicher Veranlaſſung, ſolcher Perſonen erwähnte, welche auf läſtige Weiſe unbegründete Anſprüche geltend zu machen ſuchten. Frau von Sarry begriff ihn augenblicklich und ging mit ſo großer Feinheit in das Geſpräch ein, daß es ihm zu ſeinem Verdruſſe ziemlich zweifelhaft blieb, ob er verſtanden worden ſey oder nicht. Während dieſer ſeltſamen Unterredung wandten ſeine Blicke ſich Stephanien zu. Sie arbeitete ruhig fort, dem Anſcheine nach ging keine Veränderung in ihren ſonſt ſo beweglichen Zügen vor; aber trotz dem weckte der erſte Blick auf die ſanfte Geſtalt lebhafte Reue im Herzen des Grafen. Der Gedanke, daß ſie ihn verſtanden haben könnte, erfüllte ihn mit Abſcheu gegen ſich ſelbſt; denn wie hatte ſie es verdient, ihre Huld gegen ihn ſo erwidert zu ſehen? Ton und Benehmen ändernd, war er während der übrigen Dauer ſeines Beſuches emſig bemüht, jeden ungünſtigen Eindruck wo möglich zu vertilgen. Endlich mußte Abſchied genommen werden, und der Graf würde dies ſchon früher gethan haben, wäre es ihm nicht aufgefallen, daß Stephanie jede ſeiner Bewegungen ängſtlich beobachtete. Die leiſeſte Hindeutung auf den Abſchied ſchien ſie mit Schauer zu erfüllen, und ſo blieb er, halb unſchlüſſig, halb ſelber ergriffen, länger, als es ſeine Abſicht geweſen. — Seine Wahrnehmung war richtig und unrichtig, wenigſtens der Auslegung nach: Stephanie wünſchte keineswegs ihn zu halten, ſah aber dennoch mit innerem Beben dem Augenblicke entgegen, wo ſie Faſſung genug haben müſſe, ihm, wahrſcheinlich für immer, Lebewohl zu ſagen. — Endlich ſtand er auf; Frau von Sarry hatte Mitleid mit ſeiner Befangenheit, ſie richtete, nicht eben freundlich, aber doch mit ruhiger Güte den Blick auf ihn und ſagte mild: „Wenn ich Ihrer gedenke, ſo wird immer der ſorgſame und liebenswürdige Reiſegefährte meiner Erinnerung

vorſchweben.“ Eine ſeltſame Bewegung ging über des Grafen Züge. „Gedenken Sie meiner nicht auf dieſe Weiſe,“ ſagte er gerührt; „Sie möchten dadurch auf Vergleichungen kommen, die mir nicht günſtig ſeyn können.“ Frau von Sarry blickte ihn überraſcht an, dann reichte ſie ihm ſchweigend die Hand, welche er lebhaft küßte. Zögernd trat er jezt auf Stephanien zu: „Und Sie, werden auch Sie meiner mit Güte gedenken?“ Stephaniens Wangen glühten von innerer Erregung, ſie hob die Augen zu ihm auf und ſagte mit weicher, bebender Stimme: „Gott laſſe es Ihnen wohl gehen!“ Dieſer einfache Wunſch erſchütterte ihn tief, Thränen drangen ihm in's Auge, er grüßte noch einmal, eigentlich ohne Jemanden zu ſehen, und verließ raſch das Zimmer. Die Damen reisten am beſtimmten Tage, woraus der Graf einen, für ſeinen Vetter nicht ganz günſtigen Schluß zog, der durch deſſen finſtere Mißlaune Beſtätigung erhielt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Dampfſchiffe des amerikanischen Westens.

(Beſchluß.)

Die durch das Treibholz veranlaßten Unfälle waren bisher ſehr häufig; die Stämme werden nach ihren verſchiedenen Lagen im Strombett logs, snags und sawyers genannt. Man ſieht ſich aber nun beim Bau der Schiffe dagegen vor, indem man die Schiffswände verſtärkt, und beſonders am Vordertheile eine doppelte Wand (buckhead) anbringt; und das Gouvernement hat zwei eigene Schiffe ausgerüſtet, um mittelſt eines ſehr zweckmäßigen Mechanismus den Lauf des Ohio und Miſſiſſippi von dieſen Hinderniſſen zu ſäubern, wofür die dieſen Strömen entlang gelegenen Staaten bisher keinen Heller aufgewendet haben. Durch die Vorrichtung des Kapitän Shreve auf den beiden Schiffen Heliopolis und Archimedes wurden die Flüſſe ſchon ſehr geſäubert, es bleibt aber immer noch viel zu thun übrig.

Wenn ſich in Europa ſo bedeutende Unfälle häufig wiederholten, ſo würde man allgemeine Klagen hören. Die Polizei und die geſetzgebenden Körper würden ſich alsbald in's Mittel legen; die Dampfſchiffe würden der Schrecken der Reiſenden, das Publikum thäte ſie in den Bann, und ſie könnten leer ihren Lauf fortſetzen. In den Hauptſtädten des Oſtens von Amerika, wo ſich nach und nach ein regelmäßiges Geſellſchaftsleben bildet und das Menſchenleben nachgerade einigen Werth erhält, wäre es bis zu einem gewiſſen Grade eben ſo. Anders iſt es im Weſten; die Maſſe der Auswanderer, die über die Alleghanys gegangen ſind, überflutet dort die Ebenen, und treibt den Indianer, den Büffel und den Auerochſen vor ſich her. Unter ihren Händen ſinken die gigantiſchen Forſte ſo raſch, wie das trockene Gras der Prairien unter der Brandfackel des Wilden. Sie ſind für die Civiliſation das, was Gengis-Khans und Attila's Heere für die Barbarei waren. Sie ſind eine Invaſionsarmee, bei der das Kriegsrecht herrſcht. Die Maſſe iſt Alles, der Einzelne Nichts; wehe dem, der ſtrauchelt! er wird zertreten und zermalmt; wehe dem, der an einen Abhang kommt! die vorwärts drängende Maſſe ſtößt ihn hinab, und er iſt vergeſſen. Jeder hat nur für ſich zu ſorgen: help yourself, sir! Das Leben des wahren Amerikaners iſt ein Soldatenleben; er iſt ſtets im fliegenden Lager, heute da, in einem Monate fünfzehnhundert Meilen weit weg. Wie im Lager, werden im Weſten alle Händel ſummariſch und auf der Stelle durch einen Zweikampf geſchlichtet, ſey es mit dem Dolch, mit der Büchſe oder der Piſtole. Es iſt ein ſteter, raſcher Wechſel von Glück und Mißgeſchick; heute elend, morgen reich, und vielleicht übermorgen wieder arm, je nachdem der Wind der Spekulationen von der einen oder andern Seite bläst; aber der Geſammtreichthum des Landes wächst dabei in fortſchreitender Progreſſion. Des Amerikaners Loſungswort iſt wie das des Soldaten: vaincre ou mourir! nur verſteht er unter dem Siege Dollars erobern, ohne einen Heller Vermögen ein reicher Mann werden, in Cleveland, Chicapo oder Saint Louis Bauloofe kaufen und ſie mit tauſend Procent Gewinn wieder verkaufen, Baumwolle nach Neuorleans führen, wenn das Pfund zwanzig Cents koſtet, und dergleichen. Schlimm für den, der den Kürzern zieht, der auf den Dampfſchiffen zu Grunde geht! Was liegt daran, ob ein paar Individuen verunglücken, wenn nur der große Haufen ſicher anlangt! Was die Dampfboote betrifft, ſo müſſen ihrer recht viele ſeyn, das iſt die Hauptſache: ob ſie dauerhaft ſind oder nicht, gut oder ſchlecht geführt, darauf kommt es nicht an, wenn ſie nur raſch und wohlfeil fahren. Dieſe Cirkulation der Dampfſchiffe iſt dem Weſten ſo nothwendig, als der Blutumlauf dem menſchlichen Organismus; daß man ſich aber hiebei an Vorſchriften binde, dazu iſt die Zeit noch nicht gekommen.

Der Weſten Amerika's, der zur Zeit, als die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten erklärt wurde, eine weite Einöde war, woran Niemand dachte, als die Hauptſtadt Waſhington gegründet wurde, wird ſich bei der nächſten Volkszählung als die mächtigſte der drei Territorialſectionen der Union ergeben. In Kurzem wird er die beiden andern an Seelenzahl überragen, er wird die Majorität auf dem Congreß für ſich haben, er wird die neue Welt beherrſchen. Bedenkt man nun, daß das ſichtbare Werkzeug dieſer ungeheuern Fortſchritte allein das

Dampfſchiff iſt, ſo begreift man, daß es Menſchen gibt, für welche die ganze Politik in materiellen Verbeſſerungen und den daraus entſpringenden Intereſſen beſteht.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Januar.

(Fortſetzung.)

Fräulein Schebeſt als Othello.

Der Concertgeſang konnte ſich, wie geſagt, zu dem dramatiſchen nur wie der Kupferſtich zum Gemälde verhalten. Und die beiden obengenannten Rollen waren eben ſolche, welche den Löwen: Genius, nicht bloß aus der Klaue, ſondern in voller Pracht und Majeſtät zu erkennen, die reichſte Gelegenheit darboten. So wenig in beiden Opern von Shakespeare's Werk unmittelbar mag ſtehen geblieben ſeyn, dieſer Unergründliche iſt ewig unverwüſtlich, und noch der Schatten ſeines Bildes iſt von einer dramatiſchen Lebenskraft geſättigt, die manchen vornehmen Bettler reich machen könnte. Allein die goldene Ader liegt in beiden Opern nicht eben offen zu Tage, ſondern es bedarf der Wünſchelruthe des Genies, um ſie aufzuſchlagen. Beide Rollen gehören zwar zu denen, die gar nicht verdorben werden können; allein um ſo tiefer ergreift diejenige Darſtellung, die von Anfang an den Zauber des Dichters in der Urſprache enthüllt. Man könnte nun allerdings über die Wahl des Othello mit der Künſtlerin ſtreiten wollen, und in der That, die Einwürfe dagegen liegen auf platter Hand. So die Einwendung, daß die muſikaliſche Oekonomie des Stücks eine in der Tiefe hauptſächlich durchgreifende Männerſtimme erfordere, daß die berühmten Effektſtellen des zweiten Akts, von einem weiblichen Organe geſungen, gar zu ſehr in's Grelle fallen, daß überhaupt in dieſer Rolle Saiten anklingen, zu rauh und zerreißend für ein weibliches Gemüth, und daß, wenn ſie auch der Darſtellung gewachſen wäre, es dem Weibe kaum gebühre, auf dieſe Schwindelklippe, vor der ein Mann ſchaudert, ſich hinauszuwagen, daß das Weib hier in's Detail zu malen genöthigt ſey, wo ein Mann mit einigen derben Pinſelſtrichen abkomme, u. dgl. Man könnte dies Alles und noch mehr zugeben, und müßte dennoch die ausdauernde Kraft bewundern, womit unſere Künſtlerin ihren kecken Gedanken ausführte; allein ich vermag nicht einmal jene Einwürfe ſämmtlich als ſtichhaltig anzuerkennen. Wenn in gewiſſen Stellen die tiefe Fülle des Tenors vermißt wird, ſo wirkt dagegen in andern die leidenſchaftliche Kraft des Soprans ſo ſchmetternd, daß die Rolle dadurch ein ganz neues, überraſchendes Schlaglicht erhält. Die Glanzſtellen des zweiten Akts aber ſind mir allerdings unter allen und jeden Umſtänden zu grell erſchienen. Was ſodann die Einwendungen betrifft, die von der weiblichen Natur hergenommen werden, ſo ſind ſie für die Regel vollkommen zuzugeben; dennoch aber muß dem Genius das Recht gewahrt werden, auch einmal gegen den Strom zu ſchwimmen. Vermag er uns nur für den Augenblick vergeſſen zu machen, daß er das Unerlaubte thue, ſo mögen wir wohl hinterdrein mit ihm ſchmollen und uns morgen auf's Neue begeiſtern laſſen; in keinem Falle haben wir das Recht, ihm ſchon mit Vorurtheilen entgegenzutreten, wozu wir Deutſche freilich beſonders geneigt ſind. Selbſt ſein Mißgriff iſt noch edler und königlicher, als unſere laue Kritik, die ſich zum Voraus entſchließt, mit offenen Augen blind zu ſeyn. In Gottesnamen alſo ſelbſt den Mißgriff zugegeben, den ich jedoch nicht zugeben kann, ſo darf von unſerer Künſtlerin gerühmt werden, daß ſie auf der einmal betretenen Bahn mit einer bewundernswürdigen Conſequenz fortſchritt, und daß, wer ihr von Anfang an mit uneingenommener Seele folgte, dem Bilde, das ſie aufſtellte, die lebhafteſte Theilnahme ſchenken mußte. Ja man könnte verſucht ſeyn, zu behaupten, daß eben die geiſtreiche Bizarrerie dem weiblichen Othello in jedem Auge, das nicht in den Feſſeln blinder Angewöhnung liegt, ein ganz eigenthümliches Intereſſe gegeben habe. Eben nämlich, weil die weibliche Empfindung weniger maſſenhaft hervorbricht, wird der großen Scene des zweiten Akts ein unendlicher Reichthum an einzelnen Motiven geſichert, der, wenn mich nicht Alles trügt, ſowohl der mauriſchen Natur ſelbſt, als der Shakespeare'ſchen Gedankenfülle weit eigenthümlicher entſpricht, als das derbpathetiſche Spiel unſers beſten männlichen Othello's. So dürfte denn wohl geſagt werden, daß gerade der weſentlichſte Punkt der Rolle, nämlich die ſchauerliche Selbſtquälerei der eiferſüchtigen Liebeswuth, die jammervolle Unerſchöpflichkeit dieſer furchtbarſten von allen Empfindungen, jenes glänzende Elend der tiefſten Seelenarmuth, unmöglich lebendiger, reicher und treffender entwickelt werden konnte. Eben ſo wurde der dritte Akt durchaus meiſterhaft gegeben. Die ſchauerlichen Minuten, in welchen der gereizte Tiger vor der ſchlafenden Desdemona ſteht und ſie beleuchtet, waren eben von jenem geheimnißvollen Grauen erfüllt, das der große Dichter in dieſe Scene gelegt hat. Dies eben iſt ja der höchſte Triumph des Genius, nicht bloß einzelne Blitze zu ſchleudern, ſondern ganzen Scenen jenes dumpfe Entſetzen, jenen allgemeinen Schauer einzuhauchen, von dem Niemand ſagen kann, durch welche unſichtbare Kette von kleinſten Nüancen er hervorgebracht werde, den jede Bruſt wie ein dumpfes Geheimniß auf ſich laſten fühlt, ohne ihn von ſich ſchütteln zu können, unter dem, wie unter einer dunkeln Schickung, jedes einzelne Wort, jede einzelne Geberde doppelt grauenhaft dahinbebt. Alles Einzelne wird hier zum bloßen Zeichen, das noch Erhabeneres im Hintergrunde ahnen läßt; denn das Genie gibt ſich niemals ganz aus, wie dies oft das bloße Talent thut. Es ſcheint unter einem unheimlichen Götterbefehle zu ſtehen, der uns nicht unmittelbar kund wird, und jeder einzelne Wetterſchlag zeigt die ſchwarze Tiefe des Himmels, woraus er hervorbricht, noch bodenloſer und geheimnißvoller. Die Würgeſcene ſelbſt wurde mit löblichem Maße behandelt, und die Künſtlerin wählte ſtatt des gräßlichen Erwürgens einen raſchen Dolchſtich. Dies gab Gelegenheit, noch einen trefflichen Zug anzubringen. Nachdem Desdemona neben der Harfe niedergeſunken iſt, reißt Othello im unbehülflichen Wahnſinn ein rothes Tuch ab, das er um den Leib trägt, um den Leichnam zu verhüllen. Allein das Tuch iſt nur klein, und er wirft noch zitternd ſeinen Mantel darüber; erſt dann öffnet er den Pochenden. Wie ihm nun Brabantio ſeiner Tochter Hand anbietet, macht der ſchauervoll wiederholte Ausruf: „Deiner Tochter Hand!“ wobei Othello die Leiche aufdeckt, in der That einen unbeſchreiblichen Eindruck. Nicht um die Künſtlerin zu loben, ſondern bloß der Seltenheit wegen möge noch angeführt werden, daß ſie auch bei der Wahl des Coſtüms die Rückſichten der Eitelkeit durchaus dem Intereſſe der Kunſt unterordnete. Daß ſie deſſenungeachtet faſt zu artig für einen mauriſchen Kriegsmann ausſah, konnte ſie nicht verhindern.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 16.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 19. Januar 1837.

> There's nothing in the world like „etiquette"
> In halls or chambers. —
>
> Byron.

Einiges zur Geſchichte des engliſchen Parlaments.

Die näheren Umſtände liegen zwar noch im Dunkel, doch das Faktum hat ſeine Richtigkeit, daß die ſogenannte Mace, die Keule, das Scepter, das Machtzeichen des Sprechers im Hauſe der Gemeinen, dieſem vor einigen Tagen abhanden gekommen war, aber glücklicherweiſe wieder beigebracht worden iſt. Ja wohl, glücklicherweiſe, denn das Parlament ſoll ungewöhnlich früh im Jahre, am 31ſten Januar zuſammentreten, und was hätte das Haus der Gemeinen ohne die Keule ſeines Sprechers anfangen ſollen? Ein Ausländer, ich weiß nicht ob es von Raumer iſt, hat über die Allongeperrücken der engliſchen Richter und Advokaten ſich luſtig gemacht, und ein engliſcher Recenſent des deutſchen Buchs hat klar und deutlich erwieſen, daß, wenn es da etwas zu lachen gebe, ſolches nur die Unwiſſenheit des Ausländers ſey, indem aus den und den Gründen ein engliſcher Gerichtshof viel eher der Rechtsgelehrten, als die Rechtsgelehrten der Allongeperrücken entbehren könnten; ebenſo iſt es mit des Sprechers Keule. Jedermann weiß, daß das Haus der Gemeinen eines der drei, und in mehrfacher Hinſicht das ſtärkſte und mächtigſte der drei Glieder iſt, welche den Körper der engliſchen Verfaſſung bilden. Man weiß ferner, daß es kein Haus der Gemeinen gibt ohne den Sprecher, und wie nun, wenn es keinen Sprecher gibt ohne Keule? — Eine Menge Menſchen treibt die Neugier in die Vorhalle des Unterhauſes, um dort nach ſtundenlangem Warten die Volksvertreter und den Sprecher an ſich vorübergehen zu ſehen, und ſie ſehen den Sprecher vorübergehen in ſeiner ſtattlichen Perrücke und in ſeinem unbeſchreiblichen Ornate, und ſehen vor ihm her einen großen, ſtarken Mann ſchreiten, einen breiten Haarbeutel auf dem Kragen, einen ſchmalen Degen an der Hüfte und einen ſchwer vergoldeten Knüttel, ſtatt des Knopfes mit einer Krone geſchmückt, kurz, des Sprechers Keule auf der Schulter; und von den Vielen, die das ſehen, haben die Wenigſten einen Begriff von dem wichtigen Einfluſſe dieſes anſcheinenden Spielzeugs auf den Organismus des Hauſes. — So erfahre man denn, daß es ohne Keule kein Unterhaus gibt, daß die Anweſenheit der Keule bei den Berathungen des Unterhauſes ſo unerläßlich iſt, als die Anweſenheit des Sprechers, und daß, wie das Haus ohne den Sprecher keine Verhandlung eröffnen, ſo der Sprecher ohne die Keule ſeinen Präſidentenſtuhl nicht einnehmen darf. Jeder erſte Zuſammentritt beginnt bekanntlich mit der Wahl des Sprechers. Während des Wählens führt der Sekretär den Vorſitz, und ſo lange

die Wahl dauert, liegt das koſtbare Zeichen von des Sprechers Macht und Würde unter der Tafel, an welcher der Sekretär ſeinen Platz hat. So wie jedoch die Wahl entſchieden iſt, wird die Keule aus ihrem Schlupfwinkel hervorgezogen und auf die Tafel gelegt, und hier muß ſie liegen, ſo oft und ſo lange das Haus ſitzt. Sobald das Haus aufſteht, das heißt, die Sitzung geſchloſſen iſt, nimmt der Sprecher die Keule mit ſich hinweg und behält ſie ſtets in eigener Verwahrung.

In wie weit der Sprecher hiezu berechtigt iſt, wurde im Jahr 1763 ſehr ernſthaft erörtert und durch Abſtimmung entſchieden. Damals war Sir John Cuſt Sprecher des Hauſes. Eines Tags ließ er durch den Sekretär anzeigen, daß Krankheit ihn verhindere, den Vorſitz zu führen, und ſofort erhob ſich eine lebhafte Debatte, ob nicht bei Ueberbringung dieſer hochwichtigen Botſchaft die Keule hätte anweſend ſeyn ſollen. Daß ſie auf der Tafel hätte liegen ſollen, wagte Keiner zu behaupten; das hingegen behaupteten Viele, daß der Anſtand des Hauſes ihre Gegenwart unter der Tafel erfordert hätte. Nach mehreren langen und glänzenden Reden kam es zur Abſtimmung; die meiſten Stimmen entſchieden, der Sprecher habe vollkommen recht gethan, ſich nicht von ſeinem Machtzeichen zu trennen, und demgemäß vertagte ſich das Haus mit dem ausdrücklich in das Protokoll aufgenommenen Beiſatze: „wegen Abweſenheit der Keule." Auch muß dieſer vergoldeten Gewalt Reſpekt bezeugt werden. Tritt ein Mitglied zwiſchen die Keule und den Stuhl, ſobald der Mann in Haarbeutel und Degen, der serjeant-at-arms, erſtere von der Tafel aufgehoben hat, ſo muß ihm ſolches, nach dem Geſetze des Hauſes, der Sprecher auf das Nachdrücklichſte verweiſen. Geſchieht es ferner, daß ein Verhafteter vor den Schranken erſcheint, wobei der serjeant-at-arms ihn begleitet, die Keule auf der Schulter, ſo kann ein Mitglied es noch ſo nothwendig erachten, dem Gefangenen perſönlich eine Frage vorzulegen, das Mitglied darf es nicht; warum? die Keule liegt nicht auf der Tafel. Alſo muß es ſeine Fragen, ehe der Arreſtant erſcheint, dem Sprecher ſchriftlich übergeben und ſie durch dieſen ſtellen laſſen, denn ſobald die Keule von der Tafel entfernt iſt, darf in der ganzen Verſammlung nur ein einziger Mund ſprechen, und zwar der des Sprechers. Verwandelt ſich das Haus in ein Comité, ſo verläßt der Sprecher ſeinen Sitz und die Keule wird unter die Tafel geworfen; kurz, ein großer Theil der Verhandlungen des engliſchen Unterhauſes wird durch den Ort beſtimmt, wo, und durch die Lage, in welcher des Sprechers Knüttel ſich befindet. Man kann ſagen, und das in parlamentariſchen Ausdrücken: liegt die Keule auf der Tafel, iſt es ein Haus; liegt ſie unter der Tafel, iſt es ein Comité, befindet ſich die Keule außerhalb des Hauſes, kann keine Verhandlung Statt haben, befindet ſie ſich innerhalb des Hauſes auf der Schulter des Serjeanten, beſorgt der Sprecher Alles allein.

Ein anderes Curioſum bei den Verhandlungen des engliſchen Parlaments geht beide Häuſer an; es betrifft die Art und Weiſe, wie das Oberhaus mit dem Unterhauſe, und dieſes mit jenem communicirt. Die Art der Communication iſt verſchieden, obſchon beide Häuſer als geſetzgebende Körper ſich gleich ſind, und der Gegenſtand hat im Augenblick doppeltes Intereſſe, indem beim nächſten Zuſammentritte des Parlaments von Seiten des Unterhauſes die Aufhebung dieſer Ungleichheit beantragt werden und aus dem, was wieder als eine Lächerlichkeit erſcheint, ein verhängnißvoller Kampf zwiſchen beiden Häuſern entſtehen dürfte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Stephanie.

(Fortſetzung.)

An dem Tage, wo der Graf von Mutter und Tochter Abſchied genommen, ward zwiſchen dieſen Beiden kein Wort über ihn gewechſelt. Frau von Sarry ertheilte ihrer Tochter Aufträge, welche deren Zeit genügend in Anſpruch nahmen, und zog ſich dann in ihr Zimmer zurück. Nach ihrem Grundſatze mußte man jedem Menſchen Zeit laſſen, den Schmerz in ſeiner ganzen Tiefe und Bitterkeit zu ergründen, und erſt, wenn dieſes vollſtändig geſchehen, mit Troſtgründen Eingang zu finden ſuchen. Sie blieb demſelben auch bei dieſer Veranlaſſung treu und ließ Stephanien ruhig gewähren, ohne des Grafen mit einer Sylbe zu gedenken. Im Reiſewagen jedoch, bereits einige Meilen von der Stadt entfernt, redete ſie ihre Tochter an: „Wir eilen nun wieder der Heimath zu, Stephanie; ich hoffe, es iſt dir nicht unlieb?" Stephanie ſchlug die Augen ruhig auf: „Ich kehre gerne zurück." — „Gerne, aber nicht freudig, ich weiß es. Du haſt die glücklichen Tage nicht gefunden, auf welche du zählteſt. Glaube mir, Stephanie, daß ich es ſo tief gefühlt habe wie du, tiefer vielleicht, wenn das möglich iſt. Ich wünſchte, du wäreſt ganz offen und ſagteſt mir, welches Gefühl in deinem Herzen vorherrſchend iſt?" — „Demüthigung," entgegnete die Tochter leiſe. — „Wie iſt das möglich? Stephanie, wie kann das ſeyn? Kann ein Unrecht, welches man dir zufügt und welches du ſchuldlos trägſt, dich in deinem Sinne herabwürdigen? ſtellt es dich nicht vielmehr hoch über denjenigen, von welchem es ausgeht? Ich war auf eine andere Antwort gefaßt." Stephanie erwiderte: „So viele Empfindungen haben meine Seele beſtürmt, daß ich

ihnen ſelber kaum Namen zu geben weiß, ſchmerzlich waren alle. Soll ich aber ſagen, was mich am tiefſten gekränkt hat, ſo war es die Aeußerung des Grafen am lezten Tage, worin er uns vorwarf, Anſprüche an ihn gemacht zu haben.“ — „Ich hoffte, dieſe Anſpielung ſey von dir völlig unbeachtet geblieben.“ — „O nein, ich nahm nur alle Kraft meiner Seele zuſammen, jede äußere Bewegung zu verbergen, denkend, wie ſehr es ihn bei ruhigem Nachſinnen beſchämen müſſe, mir einen Vorwurf gemacht zu haben, den ich ſo wenig verdiene.“ Frau von Sarry blickte auf die Landſchaft, um ihre Thränen zu verbergen, und ſagte nach einer Pauſe: „Ich kann dir dein Geſchick nicht vorher ſagen, meine Tochter; es iſt möglich, daß noch manche Stürme über dein junges Leben hinziehen. Eines kann ich ſagen: du verdienſt glücklich zu ſeyn. Denke aber nicht zu viel daran, daß du es werden willſt. Das Glück iſt keine Pflanze von dieſer Welt, die Knoſpe ſehen Manche, die Blüthe Wenige. Es iſt eine höchſt ſeltene Vergünſtigung des Himmels, wenn man dem Gegenſtande ſeiner erſten Neigung zu Theil wird; dir iſt ſie nicht beſchieden geweſen. Aber kann der Segen einer zärtlichen Mutter Heil bringen, ſo wirſt du einſt glücklich ſeyn; deine Seele wird ſich allmählig wieder emporrichten, Geiſtesruhe und Thätigkeit werden dir Troſt bringen; nur der Schmerz der Schuld iſt ewig, unvergänglich.“ Aehnliche Geſpräche beruhigten nach und nach Stephaniens tief aufgeregtes Gemüth, und die Heimath ſah bei ihrer Rückkehr zwei ſanft ergebene, wenn auch nicht glückliche Menſchen wieder.

Während deſſen hatte der Graf ſeinerſeits die ſchmerzlichſten Gefühle zu bekämpfen. Die Prinzeſſin, welche zum Beſuch bei ihrer Tante, der Fürſtin von H. ſich befunden, war jezt veranlaßt, zu ihrem Vater zurück zu kehren. Als waltete die Nemeſis, wurde ihm auch dieſe Kunde ſehr zufällig. Er war in Verzweiflung und zeigte dieſelbe der Prinzeſſin unverholen. Sie ſah ihn ruhig, aber nicht ohne Theilnahme an. „Wie kann,“ ſagte ſie gelaſſen, „ein ſo lange vorher zu ſehendes Ereigniß Sie auf ſolche Weiſe erſchüttern? Wer den Sonnenſchein des Lebens genoſſen, muß auf die Wolken gefaßt ſeyn. Die dankbare Anerkennung der Vergangenheit gibt mir den Muth, die Gegenwart zu ertragen.“ Dieſe und ähnliche Aeußerungen mußten ihre Wirkung auf den Grafen verfehlen; beruhigender war ihr Blick, der ihm beim Abſchiede ſchweigend die Erlaubniß gab, ſie wieder zu ſehen.

Zwei Monate ſpäter traf der Graf in der kleinen Reſidenz des Fürſten ein; die reizende Lage derſelben, die Nähe berühmter Heilquellen boten einen Vorwand für ſeinen dortigen Aufenthalt. Auf ſolche Weiſe verfloſſen beinahe zwei Jahre, welche der Graf faſt unausgeſezt dort zubrachte. Ueber ſein Verhältniß zur Prinzeſſin während derſelben waltete tiefes Dunkel. Nach Ablauf der gedachten Zeit ſah der Graf ſich zur Rückkehr in ſeine frühern Dienſtverhältniſſe genöthigt, welche ihn über ſechs Monate entfernt hielten. Das Gerücht von einer beabſichtigten Vermählung der Prinzeſſin erreichte ihn in der Ferne, und erfüllte ſein Herz mit Qual und Beſorgniß. So ſehr er ſeine Reiſe auch beſchleunigen mochte, er hörte es beſtätigt, bevor er die Reſidenz erreichte. Seine eiferſüchtige Verzweiflung überſtieg alle Grenzen. Nichts machte jezt die Fortſetzung ſeiner Reiſe nothwendig, er hätte umkehren können, dennoch trieb es ihn raſtlos vorwärts. Er mußte ſich überzeugen, weßhalb, für wen er geopfert ſey.

Tief empfundenes Weh läßt auch äußere Spuren zurück, und ſo bemerkte die Prinzeſſin nicht ohne innere Bewegung die Veränderung in dem Ausſehen des Grafen, als er ſich ihr zuerſt wieder vorſtellte. Sein Blick, aus welchem ſehr entgegengeſezte Leidenſchaften ſprachen, war während ſeines Glückwunſches durchdringend auf ſie gerichtet. Sie wich demſelben nicht aus, ihre Augen ruhten ernſt auf den ſeinigen, und dieſer Ernſt ging gegen das Ende ſeiner unzuſammenhängenden Rede in jenen dunkeln, tiefen, unergründlichen Blick über, den er ſpäter in ihrem Bilde wieder fand.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Algier, Ende Decembers.

Minorka. Majorka.

Es iſt ſchwerlich ein Ort der Welt, welcher dem Reiſenden heutiges Tages einen anziehendern Aufenthalt bieten könnte, als dieſe frühere Hauptſtadt des berüchtigten Korſarenvolkes. Lange Jahrhunderte war Algier für uns ein myſteriöſer Ort, eine Lieblingsheimath romanenhafter Sagen, troz ſeiner geringen Entfernung vom civiliſirten Europa. Jezt lockt das dreifarbige Banner eine Menge neugieriger Beſucher nach dem Strande der Barbarei; die meiſten, um Geld zu gewinnen und ihr Glück zu machen, wenige, um Numidiens antike Denkmäler, um die Naturgeſchichte, Völker und Völkerſitten eines noch ſo wenig bekannten Erdſtrichs zu ſtudiren. Hier iſt die Beute für Alle reich. Der kluge Spekulant verdoppelt ſein Capital in wenigen Jahren, der Raritätenſammler findet Waffen, Münzen und alte Steine mit Inſchriften, den Naturforſcher lockt des Landes reiche Flora und ſeine wunderbare Inſektenwelt nach der Ebene von Metidſchah, an die Ufer der Aratſch und die Vorgebirge des Atlas. Doch darf er ſich dort nicht allzu weit verirren, denn die Kabylen, ſtets bemüht, ihre Schädelſammlung zu bereichern, ſchneiden ihm ohne Gnade den Hals ab. — Eine ſchöne Skizzenſammlung machen in dieſem Augenblicke zwei Maler. Der eine, ein Landſchaftmaler, zeichnet Gegenden, Gebäude und Ruinen, der andere, ein Genremaler, treibt ſich auf den Straßen umher, ſkizzirt dabei die Verſammlungen in Kaffeehäuſern und Barbierſtuben, die Marktſcenen und

Beduinenſpiele. Dieſer merkwürdige Ort verbindet mit dem bewegten Leben eines europäiſchen Seehafens und dem kriegeriſchen Geräuſche eines großen Waffenplatzes das bunt-phantaſtiſche Gemälde einer afrikaniſch-muſelmänniſchen Stadt. Seine Bevölkerung, aus den verſchiedenartigſten und zum Theil ſeltſamſten Exemplaren des Menſchengeſchlechts zuſammengewürfelt, feſſelt den Blick des Fremden faſt bei jedem Schritte, während das reiche Grün der Landſchaft ſeinem Auge lacht und ihm lockend winkt unter eine wunderbare Tropenvegetation voll Paradiesbäumen und gekrönten Palmen.

Sehr ſchade iſt es nur, daß ſich noch immer keine Unternehmer gefunden haben, um eine Dampfſchiffverbindung zwiſchen Marſeille und Algier herzuſtellen. Die Kauffahrteiſchiffe bleiben gewöhnlich acht Tage, und bei ſchlimmer Witterung häufig einen Monat lang unterwegs. Auf den Staatsdampfſchiffen aber, welche die Ueberfahrt bei günſtigem Winde in drei Tagen machen, iſt der Reiſende ſehr ſchlecht untergebracht und muß die elende Nahrung zu einem enormen Preiſe bezahlen. Selbſt der Speiſetiſch der Offiziere, an welchem ich durch die Generoſität des franzöſiſchen Gouvernements Platz nehmen durfte, iſt keineswegs ſehr reichlich beſtellt, und da die heftigen Stürme uns neun Tage lang auf dem Meere zurückhielten, ſo wurden die Portionen gegen das Ende unſerer Fahrt ziemlich karg. Die Entfernung von Toulon bis Algier beträgt 165 Stunden. Auf der Hälfte Weges liegen die baleariſchen Inſeln, freundliche, grüne Eilande, die von einer ziemlich armen, aber ungemein liebenswürdigen, hübſchen, reinlichen Bevölkerung bewohnt ſind. Das Dampfſchiff verweilt in der Regel nur eine Stunde vor Mahon, der Hauptſtadt Minorka's, um ſeine Depeſchen abzugeben. Wenn das Meer aber ſehr ſtürmiſch iſt, finden die Schiffe in dem ſo bequemen Hafen einen äußerſt ſichern Ankerplatz. Uns hielt das ſchlechte Wetter einen vollen Tag in Mahon zurück; ich war damit, wie die übrigen Paſſagiere, ſehr zufrieden. Ich benuzte dieſe Zeit, die ungemein freundliche, ſaubere, ſchön gebaute Stadt zu beſichtigen, welche im Verhältniß zu ihrer anſehnlichen Größe eine ſehr geringe Bevölkerung beſizt. Faſt die Hälfte der Bewohner iſt nach Algier ausgewandert. Die Sprache auf den baleariſchen Inſeln iſt eine angenehm klingende ſpaniſche Mundart, nicht ſo ſchön zwar, wie das Caſtilianiſche, doch nähert ſie ſich dieſem mehr, als dem Patois der Catalonier. Die Tracht gleicht der andaluſiſchen; die Mantilla ſchmückt die ſehr ſchönen jungen Inſulanerinnen auf das Reizendſte. Man bemerkt unter ihnen viele Phyſiognomien, welche an die Maurinnen Algiers erinnern. Da der Tag unſers Aufenthalts in Mahon gerade das Namensfeſt der Königin von Spanien war, ſo hatten wir Gelegenheit, einen Ball mit anzuſehen, welcher von allen anweſenden franzöſiſchen und amerikaniſchen Marineoffizieren beſucht wurde. Man tanzte dort den Fandango und den Walzer, vorzugsweiſe leztern. Ueberall bemerkte ich unter Minorka's Bevölkerung ultraliberale Geſinnungen. Das Terrain dieſes Eilandes iſt nicht ſehr geſegnet und ſteht dem in jeder Hinſicht blühendern Majorka bedeutend nach. Palma, die Hauptſtadt Majorka's, welche ich bei meiner frühern Ueberfahrt zu ſehen Gelegenheit hatte, liegt noch weit maleriſcher im Hintergrunde einer felſigen Bucht. Rieſenhaft ragt dort die ſchöne gothiſche Cathedrale aus der Mitte der Stadt heraus. Am Ufer des Meers gewährt die Menge von Windmühlen einen wunderlichen Anblick. Die Berge der Umgebung bedecken Wälder von Orangen- und Citronenbäumen; faſt all die ſchönen Orangen, die man zu Marſeille findet, kommen von Majorka.

(Die Fortſetzung folgt.)

Stuttgart, Januar.

(Fortſetzung.)

Fräulein Schebeſt als Romeo.

Wenn Othello voll afrikaniſcher Gluth, in einer Siroccoatmoſphäre, ſtets in Begleitung der Furien erſchien, in wilder, zuckender Lebendigkeit, in jeder Bewegung die innerliche Zerriſſenheit wiederſpiegelnd, ſo ſchien Romeo unter einer ganz andern Sonne geboren zu ſeyn. Heiter, lebenskräftig, mit angenehmem Stolze, einen Zug von Schwärmerei in Antliz und Haltung, edel vom Wirbel bis zur Zehe, trat er auf. Wie ganz anders ward hier der rührende Zorn dargeſtellt, nachdem die Bitte um Frieden höhniſch abgewieſen worden iſt! Unnachahmlich ſchön ward die Arie vorgetragen: La tremenda ultrice spada, beſonders die Stelle, wo das Hauptthema im zweiten Theile wieder eintritt. Hier ſchien die Stimme in bitterer Wehmuth zu verſagen, und brach dann, nach einer leiſen Dehnung des d, mit einem ſolchen Jugendtroze wieder hervor, daß man auf's Lebhafteſte an die Scene des Trauerſpiels erinnert wurde, wo Romeo den Tybalt erſchlägt. Das Wunderbarſte aber war die gleich darauf folgende Scene mit Julietta. Hier kam das Geheimniß der Jünglingsbruſt, jene kecke, ſchwelgeriſche, wehmuthsvolle, ahnungsreiche, ſtolze und im Bewußtſeyn ihres Rechtes ſelbſt trozig aufbrauſende Liebe auf das Ueberraſchendſte zu Tage. Die Knabenungeduld, der zärtliche Unmuth, und dann wieder das überſtrömende Gefühl, die hinreißende Beredtſamkeit der Sehnſucht wurden in zahlloſen Nüancen ausgedrückt. Hier war Alles Leben, kein ruhiger Augenblick. Troz, Hingebung, Abweiſen, Anſchmiegen, Alles wird verſucht, um die Geliebte zur Flucht zu bereden. Vom ſchönſten plaſtiſchen Effekte iſt der Anfang des Allegro's. Romeo ſchreitet, das Auge feſt auf Julien gerichtet, das Haupt ſanft zur Bitte geneigt, langſam aus dem Hintergrunde hervor, und wie er nun die Geliebte berührt und, überwältigt von Sehnſucht, umfaßt, iſt die lezte hinſterbende Bewegung am Ziele kein Kniefall mehr zu nennen, vielmehr im lezten Schritte ſcheint die ganze Geſtalt, übermannt vom Gefühl, unwillkührlich nur ſanft dahinzufließen. Die Stelle: „du liebſt mich nicht.“ und „ſo fühlſt du nichts für mich.“ kann nicht ergreifender vorgetragen werden. Eben hier zeigte die Künſtlerin am unabweisbarſten, wie trefflich ihr der geiſtreiche Diebſtahl an dem eigenſten und geheimſten Leben der ahnungsvollen Jünglingsſeele gelungen iſt. So waren denn auch die Umarmungen grundverſchieden von jenen gewöhnlichen Gliedermannsbewegungen, vielmehr ſtets keck, raſch, und in jeder der verſchiedenſten Modifikationen äußerſt bezeichnend. Der belebende Hauch in dieſer Scene ſchien das Wort des Dichters zu ſeyn: „So thue denn ſein Aeußerſtes der Liebeswürger Tod!“ Der zweite Akt hält ſich größtentheils in der Sphäre allgemeinerer Leidenſchaftlichkeit. Wenn hier nicht einzelne Momente ausgezeichnet werden, ſo glaube man nicht, daß nicht ſolche mannichfach zu nennen wären; allein da hier auch das geringere Talent Wirkung thut, möge nur angedeutet werden, daß unſere Künſtlerin ſich bei aller verzehrenden Gluth der mächtigen Aufwallung ſtets auf's Sicherſte in den Grenzen edler Schönheit hielt. Der Schlußmoment, jener ſüße Triumphgeſang der Liebe, die einzige muſikaliſch große Stelle des Stücks, bot, wie ſich von ſelbſt verſteht, der begeiſterten Spielerin eine Kette von Triumphen dar.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 17.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 20. Januar 1837.

You must be purged too, your sins are rank.

Shakespeare.
Love's labours lost.

Stephanie.

(Fortſetzung.)

Wenige Tage nach dieſer Unterredung wurde dem Grafen ein Kiſtchen mit einem Briefe zugeſtellt. „Es iſt mir jezt vollkommen einleuchtend,“ hieß es in lezterem, „daß unſere Anſichten völlig von einander abweichen. Immer habe ich gedacht, daß man in der Welt lebe, um ſeinen Pflichten, ſeinem Berufe, ſeinem Wirkungskreiſe getreu zu ſeyn und demſelben zu folgen. Sie ſcheinen Glück für den einzigen Zweck des Daſeyns zu halten. Unſere Lebenswege trennen ſich; ſollen auch unſere Geſinnungen uns ſcheiden? — Fühlten Sie nicht, als Sie mich zuerſt erblickten, daß Ihre Neigung hoffnungslos ſeyn müſſe, in dem Sinne, wie die Welt es verſteht? Und, wenn Sie es fühlten, worüber beklagen Sie ſich jezt? — Nur ein Traum konnte Sie beglücken, aber es war ein Traum voll goldener Mährchen, und Sie haben ſeinen Zauber empfunden. Nun iſt er vorüber, und ich habe ihn verſcheucht, weil ich es mußte. Ich war die Fee Ihrer Träume; gedenken Sie meiner ſtets in dieſem Sinne. Trennen Sie mich auf ſolche Weiſe von der Wirklichkeit, die nicht in das Gebiet der Phantaſie gehört. — Ich ſende Ihnen mein Bild, als ſichtbare Erinnerung an eine Zeit, welche war und niemals wiederkehren kann. Leben Sie wohl, ich fühle die ganze Bedeutung dieſes Worts, aber ich habe den Gedanken daran in den Tagen des Glückes nicht aus den Augen verloren.“

Nach einem im Sturm der widerſprechendſten Leidenſchaften durchkämpften Tage ſtand beim Grafen der Vorſatz feſt, ungeſäumt abzureiſen. Er konnte, er wollte es nicht über ſich gewinnen, Zeuge des Glücks eines verhaßten und liebenswürdigen Nebenbuhlers zu ſeyn. Raſtlos trieb ihn der Schmerz in die Weite, und er befand ſich in Italien, ehe er ſich nur etwas geſammelt hatte. Träumeriſch hing er ſeinem Schmerze, der Erinnerung an ſeine Liebe nach, und nachdem er, gleich bei Beginn ſeiner Reiſe, das ſchöne Bild an Joſeph geſchickt hatte, mit einer genauen Anweiſung, wie und wo daſſelbe angebracht werden ſolle, war er auf ſeinen lange fortgeſezten Wanderungen im Süden ſtets von der phantaſtiſchen Erinnerung an eine Vergangenheit begleitet, welche ſein Daſeyn beraubt und beglückt hatte. Doch der Aufenthalt in England, der großartige Eindruck des reellen Lebens führte endlich den allmählig ruhiger und älter gewordenen von der Poeſie des Lebens zu der unausbleiblichen Proſa deſſelben über.

Jezt auf ſeine Beſitzungen zurückgekehrt, mit ernſteren, männlicheren Anſichten, eines zweckloſen Daſeyns völlig müde, begann der Graf ſich mit Eifer und Ausdauer den Geſchäften zu widmen, welche ſeiner Stellung

als Landeigenthümer am würdigſten waren. Ernſt blickte er auf die Verirrungen ſeines Lebens zurück, wozu er manche verkehrte Anſicht zählte, manche Anordnung, die mehr dem Schein als dem Nutzen gegolten haben mochte, und Beſchämungen dieſer Art nicht verleugnend, überzeugte er ſich bald, daß der feſte Rückblick auf eigene Irrthümer das belehrendſte aller Studien ſeyn möchte. Für ihn ging aus demſelben ein thätiges Leben, ein beſonnenes Wirken, ein richtiger Haushalt mit der Zeit hervor.

Zu den nach und nach auf Schloß Felsheim ſich einſtellenden Gäſten gehörte auch Herr von Lysperg. Der Graf empfing ihn mit einem Anfluge von guter Laune, und obwohl er der Narrheit ſeines Vetters die vollkommenſte Gerechtigkeit widerfahren ließ, gewährte es ihm doch Befriedigung, daß die Schönheit ſeines Schloſſes bei demſelben volle Anerkennung fand. Lysperg war in ſolchen Dingen ein Kenner, und es hielt ſchwer, ſeinen hochgeſtellten Anſprüchen zu genügen; er erſchöpfte ſich in Abhandlungen über Stoffe, Geräthe und Formen, welche ſein Wirth, am Ende doch gelangweilt, mit der Bemerkung unterbrach: „Bei den vortrefflichen Verhältniſſen, in denen wir Beide uns befinden, iſt es mir eigentlich doch unbegreiflich, daß wir als Junggeſellen uns wiederſehen. Warum haben Sie nicht geheirathet, Lysperg?“ Der alſo Befragte ſtutzte, warf die Lippe auf und ſagte mißlaunig: „Ich hatte allerdings einmal die Idee.“ — „Wenn ich mich recht erinnere,“ entgegnete der Graf, „haben Sie mir vor Jahren den freilich damals noch unausgearbeiteten Entwurf zu der zierlichſten Bewerbung mitgetheilt.“ — Lysperg erröthete: „Wäre mir damals bekannt geweſen, was nachher zu meiner Kunde gelangte, ſo würde ein, den Umſtänden nach ſo thörichter Plan nie in meinen Sinn gekommen ſeyn; hatte ich doch weder einen Grafentitel noch ein Schloß in die Wagſchale zu legen. Die Schöne hat freilich mit noch Geringerem vorlieb nehmen müſſen, als ich ihr zu bieten hatte.“ — „Lieber Freund,“ entgegnete der Graf ernſthaft, „wir thäten vielleicht Beide beſſer, bei dieſer Erinnerung nicht zu verweilen. Ich war damals ein ſinnloſer Thor, aber die Strafe iſt nicht ausgeblieben. War ich ſo glücklich, Fräulein von Sarrys Neigung zu beſitzen, ſo laſſen Sie ihr und mir die Gerechtigkeit widerfahren, daß nicht äußere Vorzüge mir dieſelbe erworben.“ Lysperg lächelte mit unverhaltener Ironie: „Ich bin,“ ſagte er höflich, „weit entfernt, Ihnen die Art und Weiſe ſtreitig machen zu wollen, wie Sie zu dieſer Eroberung gelangt ſind. Nur in Einer Beziehung war ich vielleicht glücklicher als Sie, denn mir iſt der Vorzug zu Theil geworden, Fräulein von Sarry wiederholt im Laufe dieſer Jahre wieder zu ſehen: zuerſt auf einer Reiſe nach Italien, in dem reizenden Botzen, im Hauſe ihrer Mutter; ſpäter traf ich ſie in Spanien, als die Gemahlin des Oberſten Freire. Der Oberſt war ein Verwandter der Frau von Sarry und die Ehe ſchien mir außerordentlich glücklich.“

Der Graf ſchwieg nachdenklich, und nach einer Pauſe, während welcher Lysperg forſchend im Zimmer umherblickte, bemerkte dieſer: „Ich habe ein Auge für alles Angenehme, ſo wie für jeden Uebelſtand, und geſtehe Ihnen demnach, daß die ſeltſame Auswahl der Gemälde an den Wänden umher mir nicht ganz begreiflich iſt. Wir Kenner,“ fügte er nicht ohne Selbſtgefühl hinzu, „pflegen jedes Fach ſtrenge zu ſondern, und billig ſollte der Hiſtorienmaler ſich nie mit dem Landſchaftsmaler in zu naher Berührung befinden.“ Des Grafen Auge überflog die Bilder. „Das Wohnzimmer des Menſchen,“ ſagte er, „muß in etwas das Gepräge des Bewohners tragen. In meinem Sinne iſt nicht Alles geregelt und geordnet, Manches iſt darin wunderlich durcheinander geworfen, und ſo finden Sie es auch hier in meiner Umgebung: Ordnung, aber keine Pedanterie, das Schöne neben dem Mittelmäßigen, nicht weil es dahin gehört, ſondern weil es mir Erinnerungen bietet, welche ich mit meinen Augen wie mit dem Herzen feſthalten möchte.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Einiges zur Geschichte des englischen Parlaments.

(Fortſetzung.)

Zu Botſchaftern des Oberhauſes an das Unterhaus ſind durch verjährtes Herkommen die zwölf Richter des Königreichs — the Judges of the land, oder auch ſchlechtweg Judges — beſtellt, wie der Lord Kanzler, der Lord Chief Justice u. ſ. w., der Oberkanzleidirektor — the master of the rolls — der Generalfiscal und Generalprokurator — attorney und solicitor general — die königlichen Sachwalter — the king's sergeants — der Sekretär des Hauſes — the clerk of the parliaments — und die Kanzleibeiſitzer — the masters in chancery. Sobald einige dieſer würdigen Herren den Auftrag erhalten haben, dem Hauſe der Gemeinen eine Mittheilung zu machen, wie z. B., daß das Oberhaus die Ausſage eines Mitglieds zu vernehmen wünſcht und deßhalb um ſein Erſcheinen bittet, oder daß es einen verhandelten Geſetzvorſchlag zurückſendet, melden ſie ſich zuvörderſt bei dem sergeant-at-arms, dieſer meldet ſie dem Sprecher und der Sprecher meldet ſie dem Hauſe, wobei letzterer zugleich die Frage ſtellt: ob ſie eingelaſſen oder abgewieſen werden ſollen? Die Pflicht der Artigkeit befiehlt, die Frage einſtimmig zu bejahen. Deſſen beſcheidet hierauf der Sprecher den Sergeant, der Sergeant meldet

es den Botſchaftern und führt ſie ein. Fügt es ſich, daß beim Eintreten des Sergeanten das Haus im Comité ſitzt, ſo ſchweigt der Sergeant ſo lange, bis der Sprecher den Präſidentenſtuhl eingenommen hat, und ehe die Botſchafter eintreten dürfen, muß die allbedeutende Keule aus ihrem Schlupfwinkel unter der Tafel hervorgelangt und auf die Tafel gelegt worden ſeyn. Bei ihrem Erſcheinen machen die Botſchafter dem Sprecher drei tiefe Verbeugungen, richten dann ihren Auftrag aus und ſchwenken demnächſt ohne Verzug rechts nach der Vorhalle ab, hier die Antwort zu erwarten. Fällt ſolche bejahend aus, ſo wird ihnen das geſagt, beſteht die Antwort in einer Verneinung, ſo werden ſie um die Meldung erſucht, daß das Haus der Gemeinen die Antwort durch ſeine eigenen Botſchafter überſenden wolle.

Es iſt Vorſchrift, daß jede vom Oberhauſe dem Unterhauſe beſtimmte Mittheilung durch wenigſtens zwei Botſchafter überbracht werden muß, und obgleich daher einer der zwölf Richter oder ſogar ein einziger Kanzleibeiſitzer dem Auftrage vollkommen gewachſen wäre, ſo würde doch das Unterhaus ſich etwas zu vergeben glauben, wenn es eine von weniger als mindeſtens zwei Abgeordneten überbrachte Mittheilung entgegen nähme. Es geſchah einmal im Jahre 1641, daß eine ſolche Mittheilung durch eine einzige Perſon überſendet wurde, und ſofort beſchwerte ſich das Unterhaus gegen das Oberhaus in ſehr ſtarken Ausdrücken über das, was es einen „himmelſchreienden" Verſtoß nannte. Auch ſäumte das Oberhaus nicht, ſeinen Fehler demüthig zu geſtehen, und ſowohl mit der Haſt der Sendung als ſich damit zu entſchuldigen, daß es im Augenblicke nur einen einzigen Botſchafter bei der Hand gehabt. Um aber das Verſehen nach Kräften gut zu machen, überſendete es dieſelbe Mittheilung noch einmal durch drei Abgeordnete, womit denn auch das Unterhaus ſich für befriedigt erklärte. Gleichergeſtalt würde lezteres es ſich nicht gefallen laſſen, wenn etwa die Botſchafter ſo frei wären, vor Empfang der Antwort abzuziehen. Davon enthält die Parlamentsgeſchichte aus dem Jahre 1601 ein Beiſpiel. Zwei unglückliche Botſchafter, des Wartens in der Vorhalle müde und überdrüßig, machten ſich auf und davon, ehe es ihnen geheißen wurde, und augenblicklich ging deßhalb eine Beſchwerde an die Lords ab, in deren Folge dieſe, wie ſie ſich ausdrückten, den Irrthum ihrer Botſchafter mit tiefem Schmerz anerkannten.

Die Lords ihrerſeits nehmen ſchlechterdings keine Mittheilung vom Unterhauſe an, die ihnen nicht wenigſtens von acht Deputirten überbracht wird. Das Unterhaus hat keine, durch Geſetz oder Herkommen eigens beſtimmten Botſchafter. Wenn daher ein Geſetzvorſchlag oder eine ſonſtige Botſchaft an das Oberhaus gelangen ſoll, wählt der Sprecher zwei oder drei Mitglieder zu Ueberbringern, und fordert zugleich das Haus auf, dieſen zu folgen. Fänden weniger als die Zahl acht voll machende Perſonen ſich hiezu bereit, ſo könnte die Botſchaft nicht abgehen; doch zeugt es von der Courtoiſie des Unterhauſes, daß ein ſolcher Fall nie vorgekommen iſt. Im Gegentheil, es finden ſich in der Regel mehr als acht, und die Zahl wächst mit der Wichtigkeit der Botſchaft. Sobald nun die Deputirten an der Thüre des Oberhauſes angekommen ſind, melden ſie ſich bei dem usher of the black rod, dem Thürſteher mit dem ſchwarzen Stabe, oder deſſen Stellvertreter. Beſagter vornehmer Herr hat ſich ſofort an die Schranke zu verfügen und daſelbſt ſehr laut zu rufen: My Lords, a message from the Commons. Hierauf fragt der Lord Kanzler oder wer eben den Vorſitz führt, ob es den Herren Lords gefällig, die Botſchafter vorzulaſſen, und wird das, wie immer, bejaht, ſo erhält der Anmeldende Weiſung, die Deputirten einzuführen. Jezt fliegen die Flügelthüren auf und herein ſtürzt das posse comitatus, jeder Einzelne begierig, die Botſchaft auszurichten. Das erſchreckt jedoch den Mann mit dem ſchwarzen Stabe nicht. Er, wohlerfahren im Ceremoniell des Hauſes, ſtellt die Abgeordneten in Reih und Glied und ſich an ihre Spitze, heißt ſie thun, wie er thue, und marſchirt unter drei Verbeugungen an die Schranke vor, gefolgt von den Deputirten, die alle ſeine Bewegungen wiederholen. Inzwiſchen verläßt der Lord Kanzler den Wollſack, nähert ſich der Schranke und pflanzt daſelbſt ſeinen großen Beutel vor ſich auf, indem er zugleich die Verbeugungen der Herren aus dem Hauſe der Gemeinen mit ähnlichen Bücklingen erwidert. Nach Empfang ihrer Botſchaft verfügt er ſich wieder auf den Wollſack und die Deputirten gehen rückwärts ab, unter augenſcheinlicher Gefahr, ſich gegenſeitig auf die Hühneraugen zu treten, und unter dreimaligem Verbeugen, nach dem Vorbilde des Mannes mit dem ſchwarzen Stabe.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Januar.

(Beſchluß.)

Fräulein Schebeſt als Romeo.

Vom dritten Akte möge angeführt werden, daß Tebaldo's Spiel als Folie das des Romeo doppelt hob, ſo daß die mit edlem Stolze und großer Lebendigkeit geſungene Stelle: „Ich verachte dich!" beinahe eine ſchalkiſche Nebenbeziehung erhielt. Das ſtumme Spiel beim Vorüberziehen des Leichenconducts, ſo wie die nachherige, in wildem Entſetzen einherrollende Anklage waren wiederum mehr der Tragödie würdig, als die Oper dieſes Spiels. Unmöglich aber erſcheint es, von der Grabſcene, die eine Kette ſchlagender Blitze war, eine getreue Relation zu geben. Hier ſcheint jede Bewegung von der Hand der Liebe ſelbſt geleitet zu

ſeyn. Mit welcher innigen, in Schauer zerbrochenen Zärtlichkeit werden die Worte geſungen: „Oeffnet des Sarges Deckel!“ wie lieblich und des trefflichſten Malers würdig iſt das Hinſchmelzen der ganzen Geſtalt auf die todtgeglaubte Julietta! Bei der Abweiſung der Genoſſen wäre wieder an jene Kunſt zu erinnern, die, ohne ſich in einzelnen Tönen oder Geberden zu erſchöpfen, einen allgemeinen Zauberhauch unendlicher Wehmuth über das Ganze auszugießen verſteht. Der Triumph des dramatiſchen Geſangs ſcheint aber die darauf folgende berühmte Scene zu ſeyn. Hier iſt wieder als einer jener Momente, die man ſich nie als möglich gedacht hat, die aber, ſobald ſie einmal vom Genius erſchaffen ſind, ewiges Leben in ſich tragen, die Stelle herauszuheben: „Wie ſteh' ich einſam und verlaſſen auf der Erde!“ Im Niederſchreiten vom Sarge ſcheint Romeo bei dieſem Gedanken, der ihm das Mark durchſchauert, zermalmt in den Boden zu wurzeln. Welche Mannichfaltigkeit liegt hier im Ausdruck der Stimme! Wehmüthig klagend beginnt ſie und ſtirbt auf dem Halte völlig dahin; nun erfolgt das krampfhafte Zucken, und bitter ſchneidend wälzt ſich die jammervolle Klage, immer hohler rollend, in die Tiefe hinab, als wollte und müßte ſie ſich nach dieſen Klängen in ewiges Schweigen begraben. Aber nun bricht die Geſtalt zuſammen, ſie ſezt ſich auf die Stufen und ſingt das Thema aus C mit einer ſo herzzerſchneidenden Wahrheit der Verzweiflung, mit ſo zerriſſenen, ſchickſalanklagenden Wehlauten, daß man ſich keinen ergreifendern Commentar zu den Worten des Dichters denken kann: O here will I set up my everlasting rest etc. Wen hat nun nicht, auch in der geiſtloſeſten Darſtellung, das Trinken des Giftes gerührt? Unſere Künſtlerin läßt hier das Orcheſter pauſiren. Vor und nach dem Trinken küßt ſie Julietta, und ſchreitet dann über das Theater, um ſich an einen Grabſtein zu lehnen. Welcher Reichthum nun aber in den wenigen Momenten liegt, wo ſie, Juliettens Stimme hörend, ſich wendet, ſie für einen Geiſt, ein Bild der erhizten Phantaſie hält, dennoch haſtig, voll Zärtlichkeit und voll Schauer auf ſie zueilt, ſie befühlt, und nun die ganze Seele in einem Schrei aushaucht, dieß vermag nur der Dichter darzuſtellen. So ſagen wir denn auch nichts mehr von dem lezten Duette, als daß auch hier ein unerſchöpflicher Reichthum an plaſtiſcher Phantaſie, mit dem höchſten Zauber des dramatiſchen Geſangs vereint, eine Reihe von Momenten hervorbringt, welche, ſo wie die ganze Darſtellung, beweiſen, daß unſere Künſtlerin nur mit Einer ihrer Genoſſinnen, mit der trefflichen Schröder-Devrient, verglichen werden könne. — Das Publikum hat ihr Ehren angethan, wovon die Annalen unſers Theaters bisher nichts Aehnliches aufzuweiſen hatten. Nur wäre das lächerliche Qui pro quo am Schluſſe des Othello wegzuwünſchen geweſen. Von unſerer würdigen Canzi wurde die Künſtlerin mit dem beſten Erfolge unterſtüzt, und es wäre zu wünſchen, daß alle Damen, denen die ſchwere Aufgabe wird, neben einer ſo außerordentlichen Erſcheinung aufzutreten, es für eine größere Ehre achteten, von ihr zu lernen, als in ſelbſtgefälligem Stropen eine gewiſſe Befriedigung wohlgegründeter Eiferſucht zu ſuchen.

Algier, Ende Decembers.

(Fortſetzung.)

Der Felſen Cabrera. Anblick von Algier.

Das Ungefähr, oder vielmehr der wüthende Orkan wollte, daß ich bei meiner diesmaligen Ueberfahrt Gelegenheit haben ſollte, noch eine dritte baleariſche Inſel zu betreten, wohin ſich gewiß nur ſelten ein Reiſender verirrt, nämlich den Felſen Cabrera, drei Meilen ſüdlich von Majorka gelegen, welcher durch die Leiden der unglücklichen franzöſiſchen Gefangenen im ſpaniſchen Kriege eine ſo traurige Berühmtheit erhalten hat. Hier war bekanntlich das Gefängniß und zugleich das Grab der meiſten jener beklagenswerthen Tapfern. Dieſes Felſeneiland beſizt einen trefflichen natürlichen Hafen, an deſſen Eingang ein kleines Fort ſteht mit einer Beſazung von zwölf Mann. Die Bevölkerung beſteht aus wenigen armen Fiſchern. Da die Vegetation dieſer Inſel höchſt arm iſt, folglich der Aufenthalt für mich kein naturwiſſenſchaftliches Intereſſe darbot, ſo beſchäftigte ich mich, die vielen Namen und Verſe in franzöſiſcher Sprache zu leſen, welche auf allen Klippen und Geſteinen umher eingegraben oder geſchrieben ſtehen. Das Meiſte iſt kaum mehr zu leſen. Die Wetterſtürme haben die Buchſtaben, wie die blutigen Thränen der Unglücklichen, die hier erbarmungslos verſchmachten mußten, längſt von dem Geſteine gewaſchen. Nur hie und da ſieht man noch die Spuren einiger Gräber, die Mehrzahl der Leichen mögen die Fluthen verſchlungen haben. Auf der ganzen Inſel wächst nicht ſo viel Holz, um einen einzigen Sarg davon zu zimmern; der Bauch der Haifiſche war wohl die Ruheſtätte der meiſten und ihr Grabgeſang das Aechzen des Uhus. Meine Reiſegefährten ſchenkten Anfangs den wenigen Spuren ihrer verweßten Landsleute große Aufmerkſamkeit; aber es iſt dem franzöſiſchen Charakter nicht angemeſſen, ſich lange mit ſo traurigen Bildern der Vergangenheit zu beſchäftigen. Der Franzoſe liebt das Luſtſpiel mehr, als die Elegie. Während ich daher immer noch vertieft war, die halbverwiſchten Buchſtaben zu entziffern, waren meine Gefährten längſt ſchon nach einem andern Theile der Inſel auf die Entenjagd gegangen, und da ihre Beute anſehnlich war, ſo kehrten ſie in der beſten Laune von der Welt auf unſer Schiff zurück.

Das Dampfſchiff verließ nach einem 24ſtündigen Aufenthalte den Felſen Cabrera. Das Wetter war heiter und der Wind günſtig geworden. Die Entfernung zwiſchen Cabrera und Algier beträgt 18 Stunden, welche wir in 17 zurücklegten. Als wir in die Bucht von Algier einliefen, war es dieſelbe ſchöne Mondſcheinnacht, wie bei meinem frühern Beſuche im Frühjahr 1835. Man muß den Anblick eines mondbeſtrahlten Meeres, wenn jene Geiſterlampe ſchräge ihren Schein über das unermeßliche Wogengetümmel wirft, ſelbſt erlebt haben, um die erhabene Schönheit dieſes wundervollen Naturſchauſpiels zu begreifen. Selbſt die zerlumpten Soldaten, welche, etwa hundert an der Zahl, für die afrikaniſchen Disciplincompagnien beſtimmt, auf dem Vordertheil unſers Dampfſchiffes zuſammengekauert ſaßen und bisher an der Seekrankheit arg gelitten hatten, ſchienen darüber in poetiſchen Enthuſiasmus zu gerathen. Sie ſangen allerlei Lieder und jubelten und jauchzten, daß ſie nun bald Afrika betreten ſollten. Die von Luft und Rauch geſchwärzten Geſichter dieſer Menſchen, welche während neun Tagen ſich weder gewaſchen, noch raſirt hatten, ihre zerſezten Uniformen und muskulöſen Geſtalten repräſentirten eine Horde von Corſaren; ſo fehlte auch dieſes Bild der frühern Zeit in der Nähe des Piratenlandes nicht. Man denke ſich zu dieſem Gemälde noch die immer deutlicher werdende Küſte Afrika's, den kleinen Atlas und den Jurjura, deſſen weiße Gipfel im Südoſten über das kleine Atlasgebirge hervorſpringen, im Weſten endlich den coloſſalen Leuchtthurm und im Mittelgrunde das ungeheure weiße Amphitheater der Stadt Algier.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 18.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 21. Januar 1837.

— Sie laſſen
Kein Jota nach vom hergebrachten Brauch.

Shakeſpeare.
Coriolan.

Einiges zur Geſchichte des engliſchen Parlaments.

(Fortſetzung.)

Ich ſagte, der Lordkanzler trete an die Schranke, daſelbſt die Mittheilungen aus dem Hauſe der Gemeinen entgegen zu nehmen. Folgere jedoch hieraus Niemand, daß er gegen alle herüberkommenden Botſchafter zu gleicher Artigkeit verpflichtet iſt. Keineswegs: wenn z. B. das Unterhaus eines ſeiner Mitglieder abfertigt, dem Oberhauſe Papiere oder Documente zu überbringen, welche eine an daſſelbe eingelegte Berufung oder eine ſonſtige, dort obſchwebende Verhandlung betreffen, iſt der Empfang bei Weitem weniger artig. Angemeldet von dem Thürſteher mit dem ſchwarzen Stabe, tritt der Beauftragte ein, und die Schriften in der Hand, nähert er ſich unter drei Kratzfüßen der Schranke. So wie der Lordkanzler ihn anſichtig wird, ſchreit er, ja, um der Würde des Hauſes willen iſt es Vorſchrift, daß er ſchreie, und zwar in einem Tone, als wäre er eben durch das Eintreten ſeines Bedienten in einer tiefen Meditation geſtört worden — er ſchreit alſo vorſchriftmäßig: what have you got there? — was bringt Ihr da? Der angefahrene Deputirte vermeldet die Urſache ſeines Kommens, legt ſeine Papiere nieder, richtet das Erforderliche aus und wird dann vom Lordkanzler wieder in demſelben Tone bedeutet, ſich zu entfernen. Das thut er, ſo ſchnell er kann, und er könnte es ſchneller thun, wenn er ſich nicht dreimal verbeugen und dabei rückwärts abgehen müßte. Ich habe einmal Gelegenheit gehabt, O'Connell in dieſer Rolle zu ſehen, und was ich bei ſeinem Kommen und Gehen auf ſeinem Geſichte las, war ein Gemiſch von Schauer vor dem Tribunal, das die Macht hatte, ihn ſo verächtlich zu behandeln, von Verlangen, den ihn anfahrenden Lordkanzler in der Perſon des Lord Lyndhurſt dafür zu ſchütteln, und von Vorſatz, es recht bald, wenigſtens figürlich, zu thun.

Es geſchieht ſelten, und dann nur in ſehr wichtigen Fällen, daß das Unterhaus wegen einer einzigen Mittheilung eine Deputation abordnet. Die Herren ſuchen in der Regel mehrere Fliegen mit Einem Schlage zu treffen, mehrere Geſetzvorſchläge auf einmal zu überbringen. Das iſt jedoch wider die Vorſchrift, laut welcher jede einzelne Sache Gegenſtand einer beſondern Botſchaft ſeyn ſoll. Die Art, wie dieſe Vorſchrift umgangen wird, macht die Komödie vollſtändig. Sobald die Abgeordneten ihren Auftrag Nummer Eins ausgerichtet haben, treten ſie vier oder fünf Schritte von der Schranke zurück; der Lordkanzler verfügt ſich auf ſeinen Wollſack und theilt dem Hauſe die empfangene Botſchaft mit; darauf nähert ſich der Thürſteher mit dem ſchwarzen Stabe abermals der

Schranke und ruft: meine Herren Lords, eine Botſchaft von den Gemeinen! Dem folgt die Frage an das Haus wegen Vorlaſſung oder Abweiſung; dann kommt die Erlaubniß des Einlaſſes, dann ſchreit der Lordkanzler, gleich als ob er weder wiſſe noch ſehe, daß die Deputirten bereits vor ihm ſtehen: let the messengers be called in! dann ſchreit ein Diener des Hauſes, wo möglich noch lauter als der Lordkanzler: gentlemen of the House of Commons! und wieder treten dieſe unter dreimaligen Verbeugungen an die Schranke, wieder verläßt der Lordkanzler den Wollſack, ſchleppt ſich wieder mit dem ſchweren Beutel, pflanzt ihn wieder auf der Schranke vor ſich auf und empfängt nun die Meldung Nummer Zwei. Und ſolches wiederholt ſich mit dem größten Ernſte und ohne die geringſte Abweichung, bis die lezte Nummer der beabſichtigten Mittheilungen in die Hände des Lordkanzlers übergegangen iſt.

Wie die hohe Bedeutung, welche der Keule des Sprechers anklebt, und die ängſtlichen Formen, an welche die Communicate beider Parlamentshäuſer gebunden ſind, zu den nicht allgemein bekannten Dingen gehören dürften, ſo iſt ſolches vielleicht auch hinſichtlich der im Druck erſcheinenden Verhandlungen beider Häuſer der Fall. Manche verwundern ſich, wie es möglich ſey, daß bogenlange Reden ſchon wenige Stunden, nachdem ſie gehalten worden, von den öffentlichen Blättern mitgetheilt werden können, ſie bewundern die Schönheit der aus dem Stegreiſe geſprochenen Reden, ſie äußern ihr Mißtrauen gegen die Glaubwürdigkeit des Mitgetheilten, wegen der politiſchen Farbe, welche jedes Blatt trägt. Aber die Verwunderung muß aufhören, die Bewunderung ſich mäßigen und das Mißtrauen ſchwinden, ſobald man mit den Einzelnheiten des intereſſanten Inſtituts der parlamentariſchen Berichterſtatter bekannt geworden iſt. Dieſes Inſtitut hat ſich den ſcherzhaften Beinamen des vierten Standes, des vierten Gliedes am dreigliedrigen Körper der engliſchen Conſtitution erworben, und es geht dieſem Scherze wie manchem andern, er enthält mehr Wahrheit als er zu enthalten ſcheint. Der Einfluß der Berichterſtatter auf das große leſende Publikum dieſſeits wie jenſeits des Kanals muß unberechenbar groß ſeyn; ich ſage ihr Einfluß, weil Alles, was ihre Mittheilungen betrifft, lediglich Sache ihres eigenen Ermeſſens iſt. Kein Eigenthümer, kein Herausgeber der verſchiedenen Zeitungen, für welche ſie arbeiten, inſtruirt ſie, über was und über was ſie nicht berichten ſollen, und ihre geſchloſſenen Berichte gehen aus ihren Händen unverzüglich in die Hände der Setzer über, ohne daß irgend Jemand ein einziges Wort daran ändert, der Herausgeber etwas wegläßt oder hinzuſezt. Obgleich daher ihr Einfluß auf die öffentliche Meinung groß ſeyn muß und ſie verhältnißmäßig Mißbrauch damit treiben könnten, ſo iſt doch Lezteres glücklicherweiſe faſt nie der Fall. Es iſt unerhört, daß ein Berichterſtatter bei Ausübung ſeiner öffentlichen Obliegenheit von einer Partei ſich hätte beſtechen laſſen. Sie meſſen regelmäßig die Länge ihrer Mittheilungen nach dem Grade des Anſehens, in welchem der Redner bei dem Publikum ſteht, und nach dem Intereſſe des Gegenſtandes ab, über welchen er ſpricht, und ihr Takt iſt in der That merkwürdig: ſie wiſſen ſtets auf ein Haar, welche Redner das meiſte Gewicht haben, und wie viel oder wie wenig Werth die Maſſe des Publikums dieſem oder jenem Gegenſtande beilegt. Das Syſtem der Theilung der Arbeit hat ſich überall bewährt, und auf ihm beruht auch die Trefflichkeit des Inſtituts der parlamentariſchen Referenten in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt.

(Der Beſchluß folgt.)

Stephanie.

(Fortſetzung.)

Während der Graf ſo redete, waren ſeine Blicke auf einige Schweizerlandſchaften gerichtet, und er fragte, nachdem er eine Weile nachdenklich geſchwiegen: „Wann ſahen Sie Fräulein von Sarry zulezt? — ich kann ſie nun einmal nicht anders nennen.“ — „Ich habe,“ entgegnete Lysperg, „ſeltſam genug, ſie in drei verſchiedenen Epochen ihres Lebens geſehen, als Mädchen, Frau und Wittwe; als leztere ſah ich ſie vor drei Monaten in Botzen wieder.“ — „Als Wittwe?“ fragte der Graf bewegt. — „Oberſt Freire iſt im ruſſiſchen Feldzuge geblieben und ſeine Frau lebt wieder mit ihrem allerliebſten Kinde bei der Mutter. Ich wußte es, und der unbeſiegbare Wunſch, ſie wieder zu ſehen, zog mich dorthin. Ich habe längſt jede Hoffnung aufgegeben und würde,“ fügte er ſtolz hinzu, „jezt jede verwerfen, welche man mir geben würde.“

Der Graf war aufgeſtanden und ging lebhaft im Zimmer auf und nieder, nach einer Weile ſagte er, indem ein flüchtiges Lächeln ſeine Züge überflog: „Sie und ich, Lysperg, ſind vielleicht die zwei verſchiedenſten Menſchen, welche es geben mag. Unſer Geſchmack, unſere Lebensanſichten weichen faſt durchgängig von einander ab. Ich könnte vielleicht eine juridiſche Abhandlung ſchreiben, würde es aber ſchlecht verſtehen, die kunſtgemäße Beſchreibung einer Draperie zu liefern, worin Sie wahre Meiſterſchaft erlangt haben. Eben ſo wenig bin ich in alle Abſtufungen des guten Tons und derjenigen Toilettenkünſte eingeweiht, welche Sie für unumgänglich nothwendig halten. Eigentlich gibt es nur Einen Berührungspunkt zwiſchen uns, und der iſt, daß Sie ein braver Mann ſind, und daran halte ich mich. Früher konnte

ich nicht offen gegen Sie ſeyn; ich machte keine Anſprüche an Fräulein von Sarrys Hand und mußte es Ihnen überlaſſen, Ihr gutes Glück zu verſuchen. Stand ich Ihnen dabei im Wege, ſo war dieſes auf jeden Fall ein Glück ohne Verdienſt. Wie aber auch damals meine Geſinnung geweſen ſeyn mag, ich dachte früher anders: es gab eine Zeit, wo ich mir zu erwerben bemüht war, was ſpäter von mir gering geachtet worden. Wer hätte in ſeinem Leben nicht einmal Aehnliches zu beklagen gehabt? — Jezt aber — manche Frauen haben mich augenblicklich gefeſſelt, aber nur zwei haben den Gedanken in mir erregt, mein Leben mit ihnen zubringen und beſchließen zu wollen: — die Eine war Fräulein von Sarry. — Die Nachricht, daß ſie Wittwe iſt, hat mich tief ergriffen. Sehen muß ich ſie auf jeden Fall; ob noch eine Stimme für mich in ihrem Herzen ſpricht, ob ich bei ihrem Anblick vergeſſen kann, daß ſie einem Andern angehört, ihn ſehr muthmaßlich geliebt hat, das Alles weiß ich nicht; nur der Augenſchein kann mich darüber belehren. Haben Sie in Wahrheit jeden Anſpruch aufgegeben, ſo wird meine freimüthige Erklärung Sie nicht verletzen.“ Lysperg ſchwieg eine Weile und erwiderte dann lächelnd: „Ich will mir einbilden, Ihnen zu gönnen, was von mir als die höchſte Seligkeit des Lebens betrachtet worden wäre.“

Zwei Monate ſpäter befand ſich der Graf an einem wundervollen Herbſtabende in Botzen. Er war zum erſten Male dort; ſein Auge faßte mit Entzücken die Schönheit dieſer reichen Gegend auf. Bewegt blickte er in die blaue, duftig verhüllte Gegend; das Entfernte zeigte ſich in ungewiſſen, verſchwommenen Umriſſen: ein Bild ſeines und jedes menſchlichen Schickſals. Ahnend dachte er ſich das Beſte, aber nebelverhüllt lag die Zukunft vor ihm. Noch einmal überflog er die Vergangenheit: wenn eigener Schmerz, wenn Reue Verſöhnung herbeiführen konnten, ſo mußte ihm Vergebung werden.

Die Wohnung der Frau von Sarry war leicht erfragt; ſeufzend betrat er das reizend gelegene, mit Weingehängen und ſchönen Schlingpflanzen bekleidete Haus. Seine Abſicht, ſich anmelden zu laſſen, wurde durch das unerwartete Entgegentreten der Frau von Sarry vereitelt. Dieſe bewillkommte ihn herzlich und liebreich; nur kleinlich geſinnte Menſchen gedenken nach langer Trennung des Störenden, welches vielleicht bei derſelben obgewaltet, während der beſſere Sinn einzig für die Freude des Wiederſehens offen iſt. Von ihr geleitet, betrat der Graf einen Gartenſaal, wo ſich Stephanie befand. Sie ſaß bei einer Arbeit, den Kopf niedergebeugt; die unvergeßlichen ſchönen Locken verdeckten in dieſer Stellung ihr Antlitz; zu ihren Füßen ſpielte ein kaum fünfjähriger Knabe, mit blondem, gelocktem Haar. Stephanie hob das Geſicht, erröthete vor Ueberraſchung und behielt ihren Platz, ohne zu grüßen, wortlos, in ſtummem Erſtaunen. Obgleich vorbereitet, war die Lage des Grafen nicht viel wünſchenswerther. Am Ende faßten ſich Beide, ſo gut es gehen wollte. Stephanie beugte ſich nach der erſten Begrüßung zu ihrem Kinde nieder: „Stehſt du nicht auf, Stephan, und ſagſt guten Abend?“ Der Knabe gehorchte, und der Graf nahm die kleine, dargebotene Hand, ſich im ſchnellen Hinblicke überzeugend, wie ganz er das Ebenbild ſeiner reizenden Mutter ſey.

Das Geſpräch drehte ſich zunächſt um die wundervolle Lage Botzens, als nach einer Weile Frau von Sarry abgerufen wurde. Der Graf benuzte die augenblickliche Pauſe, welche nach ihrer Entfernung entſtand, und ſich etwas zu Stephanien beugend, ſagte er bewegt: „Meine Lage iſt ſeltſam; ich kann keine Verzeihung erbitten, keine Erläuterung geben, keine Reue äußern, aber ich wollte, Sie ſagten mir nur mit einem Blicke, daß Sie mir vergeben haben.“ — Stephanie ſah ruhig, aber nicht ohne Gefühl zu ihm auf. „Ich habe Ihnen längſt vergeben,“ entgegnete ſie mild. In dieſer Aeußerung lag jede Befriedigung, welche er wünſchen konnte, und dennoch fühlte er ſich halb durch dieſelbe verlezt. So hätte eine Schweſter dem Bruder ſagen können: ich habe dir längſt vergeben; keine merkliche Erſchütterung, kein ſchnelleres Pochen des Herzens war in den einfachen Worten vernehmbar. Gedankenvoll lehnte er in ein Fenſter, Beide ſchwiegen, bis die Rückkehr der Frau von Sarry dem Geſpräche neuen Schwung gab.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus der Tagesgeschichte.

Die Omnibus-restaurans.

Die Leſer kennen längſt den Vicomte Botherel, deſſen Rieſenunternehmung ſogar die Phantaſie der ſanguiniſchen Pariſer erſchreckt hat. Wie der Gott der Juden ſein ganzes Volk in der Wüſte Sin mit Manna und Wachteln ſpeiſte, ſo wollte der Mann alle ſeine Mitbürger Tag für Tag mit ihrer Julienne, ihren Cotelettes und ihrem Carafon verſorgen, oder vielmehr, er will es immer noch, troz des bisherigen ſchlechten Fortgangs der Sache und des großen Aufwandes, den er aus eigenen Mitteln gemacht. Dies geht aus einem wunderlichen Schreiben hervor, das er vor Kurzem an die Actionäre erlaſſen. Er beklagt ſich darin auf's Bitterſte, daß man ſein Unternehmen von Anbeginn mit Spott und Epigrammen und ſchwarzer Verleumdung verfolgt habe, und daß in ganz Paris kein Menſch ſo vernünftig geweſen ſey, ihm auf ein ſchuldenfreies unbewegliches Eigenthum von 400,000 Fr. im Werth Geld vorzuſtrecken. — „Aber,“ fährt er fort, „mit unſäglicher Mühe und Aufopferung von meiner Seite ſind jezt endlich alle Schwierigkeiten beſiegt, Alles iſt fertig, und in wenigen Tagen fangen wir an. Die Sachen ſtehen ſo, daß die Geſellſchaft, ſtatt das ungeheure Glück zu machen, das ich ihr ganz beſtimmt verſpreche, jeden Monat 12,000 Fr. verlieren dürfte, und ich dennoch die Unternehmung vier Jahre lang fortführen

könnte. Darum Vergebung den Spöttern und Neidern! und die Großmuth wird uns leicht, denn durch ſie hat die Geſellſchaft ihr Glück gemacht. Sie haben es ſo laut und ſo oft ausgeſchrieen: aus der Unternehmung könne nimmermehr etwas werden u. dgl., daß ganz Paris, Freund und Feind, in unſern Cafés-reſtaurans wird ſpeiſen, frühſtücken, ſoupiren, Kaffee und Punſch trinken, daß Alles rohe Nahrungsmittel bei uns wird kaufen wollen; unſer Wahlſpruch iſt: gut, viel, ökonomiſch; man findet Anfangs Alles gut, dann immer beſſer, und ſo kommt Jeder wieder. — Wie Sie wiſſen, meine Herren, zerfällt die Unternehmung in vier große Abtheilungen: 1) Verſendung der beſten Weine zu den billigſten Preiſen durch ganz Paris, und zwar auf hängenden Wagen nach Art der Berlinen; 2) Verſendung roher Nahrungsmittel aller Art, auf ähnlichen Wagen; 3) die Cafés-reſtaurans in den verſchiedenen Stadttheilen; 4) endlich die Küchenwagen mit Oefen, welche Speiſen aller Art von Haus zu Haus führen. Da der erſte Verſuch mit leztern Fuhrwerken nicht ganz gelungen iſt, ſo werden wir zum Anfang in der Umgegend der Straße Neuve-Vivienne Diners und Frühſtücke in der gewöhnlichen Weiſe abgeben; mein urſprünglicher Plan iſt deßhalb keineswegs aufgegeben. — Jedermann wird leicht einſehen, daß bei einem ſo ausgedehnten Geſchäft Alles baar bezahlt werden muß, daß man in die Häuſer weder Tafelzeug, noch Silber abgeben kann, und daß es grauſam wäre, unſere Leute lange warten zu laſſen. — Indeſſen, ich ſage es mit tiefem Bedauern, wird ſich das Publikum noch etwas gedulden müſſen; man klage noch ſo ſehr, daß unſere gebratenen Hühner und Seefiſche immer noch nicht durch ganz Paris wandern wollen, nichts in der Welt ſoll mich von der weiſen Zögerung abbringen, die ich in einer ſo wichtigen Sache für Pflicht halte.“

Korreſpondenz-Nachrichten.

Algier, Ende Decembers.

(Fortſetzung.)

Ankunft in Algier. Die Biskaris.

Ich habe mit Reiſenden geſprochen, welche faſt alle merkwürdigen Orte des Abendlandes und des Orients geſehen. Nach ihrer Behauptung gibt es manche Städte, deren Lage noch ſchöner und maleriſcher, deren Umgebung noch paradieſiſcher iſt, aber ſie geſtehen dabei, daß von allen Orten keiner einen ſo fremdartigen, ſo unendlich eigenthümlichen, einzigen Anblick gewähre, als das ungeheure Gebirgschaos von weißgrauen Terraſſengebäuden dieſer ſeltſamſten aller Städte. Denjenigen meiner Reiſegefährten, welche Algier noch nie geſehen, ging es eben ſo, wie mir bei meinem erſten Beſuche, ſie wollten, ſo lange die dämmernde Mondbeleuchtung die Gegenſtände nicht gehörig unterſcheiden ließ, nicht glauben, daß der weiße Berg vor ihnen eine Stadt ſeyn könne. Sie hielten ihn für einen Steinbruch oder Kreidefelſen, und die ſchimmernden Laternen für die Grubenlichter arbeitender Bergleute. Erſt als die Sonne aufging und Meer und Küſte verklärte, begriffen ſie, daß ſie wirklich Algier, das altberühmte Raubneſt, vor ſich hatten.

Wir ankerten auf der Rhede zwiſchen zwei andern Kriegsſchiffen öſtlich von dem Hafen. Dieſer iſt klein, ſeicht und gegen Nordoſten hin völlig offen, alſo allen Windſtößen von dorther ausgeſezt. Dieſer ſchlimme Umſtand, dem nur mit unermeßlichen Koſten abzuhelfen wäre, vernichtet alle Ausſicht, aus Algier je einen bedeutenden Stapelplaz für den Handel zu machen. Wenn ſich Unglücksfälle, wie der im Januar 1835, wo die Hälfte der dort liegenden Schiffe ſcheiterte oder Schaden nahm, öfters zutragen, welcher Kaufmann oder Schiffseigenthümer wollte dann noch ſein Eigenthum dem tückiſchen Meereswinkel anvertrauen? Und wahrlich! beim Anblick dieſes elenden Hafens muß man ſich noch wundern, daß dergleichen Ereigniſſe ſich nicht alle Monate wiederholen. Deſſenungeachtet iſt der Hafen in dieſem Augenblick mit Kauffahrteiſchiffen gefüllt und die Kais ſind mit aufgeſchichteten Waaren bedeckt. Es ſind Fahrzeuge von faſt allen Seeſtaaten Europa's, auch Dänen, Griechen, Deutſche, aber die franzöſiſchen Flaggen bilden bei weitem die Mehrzahl.

Unſer Dampfſchiff war bald wie gewöhnlich von den Kähnen der Biskaris umſchwärmt, welche kamen, uns mit unſerm Gepäcke nach den Kais zu rudern. Die Biskaris ſind die Tagelöhner in Algier und bilden hier eine ganz eigene Menſchenclaſſe. Die Franzoſen, wenig um die Abſtammung und Sprache der Völker ſich kümmernd, welche ſie beherrſchen, nennen ſie „Bedouins,“ wie die Mauren, Kabylen und Araber auch. Von der Oberflächlichkeit der franzöſiſchen Autoren gibt ein unlängſt in Paris erſchienenes Werk: „Guide du voyageur et du colon en Algérie, par Armand Pignel,“ einen Begriff. Der Verfaſſer ſagt darin, „Biskari“ bedeute in mauriſcher Sprache „Commissionaire.“ Der Verfaſſer bildete ſich dies deßhalb ein, weil die Biskaris ſich für Geld zu Allem brauchen laſſen. Die Biskaris ſind nach den genauen Nachforſchungen, die ich über die verſchiedenen Volksſtämme der Barbarei anſtellte, und nach dem, was ich von ihnen ſelbſt und den Mauren über ihren Urſprung erfuhr, Auswanderer aus dem Lande Zab, welches zwiſchen dem Atlas und der Sahara liegt. Sie haben ihren Namen von Biskara, der Hauptſtadt deſſelben. Es wundert mich ſehr, daß ſelbſt Wilhelm Schimper in ſeiner ſonſt ſo gründlich geſchriebenen Reiſe nach Algier über Urſprung, Heimath und Namen der Biskaris noch ganz zweifelhaft iſt. Ganz ſicher ſind dieſe Menſchen einerlei Stammes mit den Mauren, doch mögen ſie wohl ſchwerlich Nachkommen jener Mauren ſeyn, welche einſt Spanien bewohnten, denn leztere ſind ſämmtlich civiliſirter, von edleren Phyſiognomien, und ihre Sprache enthält eine Menge ſpaniſcher Wörter.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 12:
Luftſchloß.

Räthſel für alle fünf Sinne.

Von mir ſollſt du loben,
Sind reif nur die Proben,
Die Röthe ſo ſchön,
Und der Klapper Getön
Und den lieblichen Duft.
Dann magſt du mich ſpeiſen,
Den Wohlgeſchmack preiſen;
Oder wirf in die Luft
Und fange den Ball,
Und fühle den Fall.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 19.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, den 23. Januar 1837.

— Leb' wohl!
Zerſchlagen iſt die Urne, die ſo lang
Der Liebe Freuden und der Liebe Schmerzen
In ihrem Buſen willig faßte; raſch
Entſtürzet das Gefühl ſich der Verwahrung.

Goethe.

Stephanie.

(Fortſezung.)

Zu Stephaniens Verwunderung verweilte der Graf ruhig in Botzen: er kam jeden Tag und hatte wiederholt lange Unterredungen mit ihrer Mutter. Gegen ſie war ſein Benehmen durchaus ungleich, launiſch, leidenſchaftlich, kalt, und alles dieſes im ſeltſamſten Wechſel, obgleich ihre freundliche, gehaltene Ruhe dazu wenig Anlaß bot. Bei kleinen Ausflügen in der Umgegend verſuchte er zuweilen, den Ton früherer Zeit geltend zu machen, aber ihm fehlte die Zuverſicht, welche die Ueberzeugung, geliebt zu ſeyn, einzig zu verleihen im Stande iſt.

Eines Tags, als der Graf in's Zimmer trat, lief eben Stephan in demſelben umher, nach Kinderart den Kopf lebhaft hin und her ſchüttelnd, wodurch ſeine Locken in maleriſcher Unordnung das liebliche Geſicht umſpielten. Ergriffen vom Anblick, faßte der Graf ihn in die Arme und ſezte ſich nieder, abſichtslos, auf die unbefangenſte Weiſe mit dem Kinde ſpielend. Stephan ſchlang endlich mit herzlicher Liebe die Arme um ſeinen Hals; überraſcht, liebkoſte der Graf das Kind und fühlte entſchieden, daß es ihm möglich ſeyn werde, daſſelbe väterlich zu lieben. Frau von Sarry theilte noch an demſelben Abend ihrer Tochter die Wünſche und Plane des Grafen mit. Gedankenvoll hörte Stephanie ihr zu. „Wie ſeltſam und traurig!“ ſagte ſie nach einer Pauſe; „er entzog mir ſeine Neigung zu der Zeit, wo ſie mich beglückt haben würde, und mein ganzes Leben bekam dadurch eine andere Richtung. Ich gab meine Hand dem theuern, unvergeßlichen Freunde, weil ich die Möglichkeit einſah, ihm gut ſeyn zu können, weil es Ihr Wunſch war. Nie habe ich dieſen Schritt bereut, obwohl das Geſchick meines Mannes mich in Bahnen fortzog, für welche ich nicht geſchaffen bin. Durch faſt alle Länder Europas ihm folgend, habe ich nie das Glück gekannt, unter dem eigenen Dache ſein Leben verſchönern, für ihn ſorgen, ihn erheitern zu können. Immer war ich für ihn eine geliebte Laſt, welche ihn mit Sorge erfüllte, und von welcher er gleichwohl weder laſſen konnte noch wollte. — Freudig darf ich auf die Vergangenheit zurückblicken, inſofern nur von meinem Bewußtſeyn die Rede iſt, aber ach! welch ein anderes Glück wähnte ich einſt zu finden! — Wie entzückend lag das Leben vor mir, und wie bin ich getäuſcht worden durch den, welchen ich zuerſt und über Alles geliebt! Früher, wie ſchlug mir das Herz, wenn er nahte, wie öde und endlos erſchien mir jede Zeit, welche ich ohne ihn verlebte! — Jezt — kein lebhafteres Pochen meines Herzens verkündet mir ſeine Nähe; ich erfreue mich ſeines liebenswürdigen Umgangs, aber ſein Gehen und Kommen hat keinen Einfluß auf das Glück meiner Tage. Das iſt vorüber. — Ich war hier

ſo in Ruhe, ſo ohne allen weiteren Wunſch für das Leben, und wieder muß er es ſeyn, der den Frieden meiner Tage trübt! Die Seinige kann ich nicht werden; der frühere Traum war zu ſchön, das Erwachen zu ſchmerzlich! Ich dachte, er ſey ein Engel; jezt, da ich nur zu ſehr weiß, daß menſchliche Schwächen ihm nicht fremd ſind, würde ich vielleicht dieſelben mit eben ſo viel Ungerechtigkeit beachten, wie ich ſie früher mit ſchwärmeriſcher Vorliebe überſah. Wie mag er nur daran denken, ein Band wieder anknüpfen zu wollen, welches er ſelber mit ſo viel Härte zu zerreißen im Stande war?“ — „Jahre liegen dazwiſchen,“ ſagte die Mutter, „er rechnet auf deine Vergebung.“ — „O, die hat er längſt, aber kein Wunſch, kein Wille kann das Gefühl mir zurückgeben, mit welchem ich früher an ihm hing. Manchmal wünſchte ich mir nur eine Spur der ſüßen Täuſchung, der liebevollen Bewunderung, des grenzenloſen Vertrauens zurück: das iſt Alles vorbei und kommt nicht wieder!“ — „Gedenke der Zukunft, Stephanie, gedenke der Zeit, wo ich nicht mehr ſeyn werde! dann ſtehſt du ganz allein.“ — „Nein, an die Zeit mag ich nicht denken, und habe ich nicht Stephan? Beſitze ich nicht in ihm einen theuern Lebenszweck? Daß mein Entſchluß einer Vergeltung ähnlich ſieht, das allein iſt es, was mich betrübt, aber meine Härte iſt unfreiwillig. Sagen Sie ihm in meinem Namen ein wehmüthiges Lebewohl, denn wiederſehen kann ich ihn nun nie mehr; es iſt unmöglich!“

Der Graf reiſte am folgenden Morgen ab. Die rauhere Jahreszeit war bereits eingetreten, die Tage wurden kurz und unfreundlich, und manchmal war es beiden Damen, als müßte der liebenswürdige Freund am Abend eintreten und durch ſeine Unterhaltung den Gang der ſchleichenden Stunden beflügeln. Aber Stephanie war dennoch völlig ruhig, nie zeigte ſich in ihrem Benehmen die geringſte Reue über den gefaßten Entſchluß; fortgeſezte Thätigkeit und zärtliche Sorgfalt für Stephan verliehen ihrem Leben Zweck und Reiz. So kam der Frühling heran. Die Gegend ſchmückte ſich wieder in ihrer vollen Herrlichkeit, und mit dem bunteren Leben der Jahreszeit trat auch das Bild des Entfernten tiefer in den Hintergrund. Er ſelber aber ſorgte dafür, es aufzufriſchen.

(Der Beſchluß folgt.)

Einiges zur Geſchichte des engliſchen Parlaments.

(Beſchluß.)

Bis vor zwanzig und dreißig Jahren, und zurück bis zum Jahre 1780 hatte jede in London erſcheinende Zeitung einen einzigen Berichterſtatter. Er mußte die ganze Verhandlung über im Hauſe anweſend ſeyn und dann vom Anfang bis zum Ende Bericht davon geben. Da ihm nicht erlaubt war, nachzuſchreiben oder auch nur Notizen zu nehmen, und er daher einzig und allein auf ſein Gedächtniß vertrauen mußte, ſo war dies nicht bloß eine ermüdende und mühſelige Arbeit, ſondern auch das Referat wenig mehr als eine unvollkommene Skizze. Alles das ſieht jezt ganz anders aus. Jezt beläuft ſich die Zahl der bei ſämmtlichen Londoner Zeitungsexpeditionen angeſtellten Berichterſtatter auf ungefähr achtzig. Davon ſind gegen ſechzig bei den Morgens, die Uebrigen bei den Abends erſcheinenden Tageblättern beſchäftigt. Die Corps der Berichterſtatter für die geleſenſten Zeitungen ſind zwölf bis fünfzehn Mann ſtark. Der Reihe nach wohnt Jeder der Parlamentsſitzung in der Regel fünf-und-vierzig Minuten lang bei. Sobald dieſe Zeit abgelaufen iſt, verläßt er die Galerie, denn bekanntlich haben beſagte Corps in beiden Häuſern ihre abgeſperrten Sitze, und während der Nächſte an der Reihe ſeinen Platz einnimmt, verfügt er ſich in die Expedition, bei welcher er angeſtellt iſt, ſchreibt hier ſeine Notizen leſerlich nieder und behändigt das aus ſchmalen, bloß auf einer Seite beſchriebenen Papierſtreifen beſtehende Manuſcript dem Oberdruckaufſeher, der die Papierſtücke an die Setzer vertheilt. Das Beſchreiben bloß einer Seite erleichtert dem Setzer die Arbeit, und durch das Zerſchneiden der Handſchrift in einzelne Streifen können zu gleicher Zeit fünf oder ſechs Setzer beſchäftigt werden, von denen Jeder ſeinen mit möglichſter Schnelligkeit zuſammengeſtellten Satz dem Druckaufſeher zum Einlegen in die Form übergibt. Hat nun der eingetretene nächſte Berichterſtatter ſeine Dreiviertelſtunden abgeſeſſen, ſo löst ihn ein Anderer ab, und er ſelbſt thut gleich ſeinem Vorgänger, begibt ſich in die Expedition und bringt ſeine Zeichenſprache in leſerliche Worte. Auf ſolche Weiſe geht es die ganze Nacht hindurch in alphabetiſcher Ordnung fort, bis ſämmtliche Berichterſtatter an der Reihe geweſen ſind. Von dem, was ich hier als Regel genannt, gibt es zwei Ausnahmen: die eine, wenn das Haus ſeine Sitzung ſchließt, ehe das Corps durch iſt, und die andere, wenn dieſer Fall früher eintritt als jener. Bei erſterer Ausnahme fängt die Reihe morgen da an, wo ſie heute aufgehört hat; bei lezterer iſt der betreffende Fall entweder vorauszuſehen oder nicht. Iſt er es, ſo nimmt jeder Berichterſtatter eine ganze Stunde oder noch länger, und tritt der Fall unerwartet ein oder reicht die Verlängerung nicht aus, ſo beginnt die Reihe wieder von vorne. Daß dies aber während einer ſechs und ſiebenmonatlichen Parlamentsſitzung kaum einmal zu geſchehen pflegt, beweiſt den richtigen Geſchäftsblick ſämmtlicher Corps.

Beim Reinſchreiben ſeiner Zeichenſprache ſezt der Referent über den erſten Papierſtreif ſeinen Namen und den ſeines Vorgängers, gewöhnlich ſo: Jowers folgt Born, oder wie die Herren ſonſt heißen, und am Schluſſe des

lezten Papierſtreifens ſezt er wieder ſeinen Namen und den ſeines Nachfolgers, z. B. Sharpe folgt Jowers. Hiedurch wird es dem Druckaufſeher möglich, die von mehreren Berichterſtattern ihm gleichzeitig zugehenden Streifen gehörig zu ordnen. — Was ein Referent in einer Stunde notirt, koſtet ihn meiſt fünf Stunden, um es leſerlich abzuſchreiben, und der Druck füllt dann ungefähr zwei Spalten des Formats, in welchem jezt die Times und einige andere Zeitungen erſcheinen. Jene Zeitbeſtimmung modifizirt ſich allerdings nach der individuellen Fähigkeit des Schreibenden; gleichwohl erfordert es ſchon eine fertige Hand, einen fertigen Kopf und ununterbrochene Anſtrengung, eine der genannten Spalten in drittehalb Stunden zu concipiren, und es ſind nur wenige Beiſpiele bekannt, daß die Arbeit in zwei Stunden gethan worden iſt. Aus dem Geſagten folgt von ſelbſt, daß es zwar unerläßliche Pflicht des Berichterſtatters iſt, jeden Falls den Sinn und Geiſt der gehaltenen Reden aufzufaſſen und, wo möglich, auch die von den Rednern gebrauchten Worte und Phraſen wieder zu geben, jedoch durchgängige Treue in lezter Beziehung geradehin zu den Unmöglichkeiten gehört. Man kann hievon ſich am beſten überzeugen, wenn man ſich die Mühe nimmt, den Text einer nicht ganz kurzen Rede aus zwei verſchiedenen Zeitungen neben einander zu ſtellen. Den Sinn und Geiſt des Redners wird man ſtets, ſeine Worte nur Ausnahmsweiſe übereinſtimmend finden. Ich hebe dies vorzüglich deßhalb heraus, weil eine deutſche Ständeverſammlung ihren Schnellſchreibern anſann, alle aus dem Stegreif geſprochenen Worte und Reden „verbatim“ zu liefern, und die Proteſtirenden an die vermuthete überlegene Geſchicklichkeit der engliſchen Berichterſtatter verwies. Kein Parlamentsglied denkt daran, daß die gedruckte Rede ſeiner geſprochenen Wort für Wort entſprechen ſoll, und Mancher iſt der Unähnlichkeit herzlich froh. Diejenigen aber, die ein hohes Gewicht auf ihre Worte legen oder jeder Verfälſchung ihrer Reden vorzubeugen wünſchen — und das ſind in der Regel diejenigen, die ſelten ſprechen — arbeiten dieſelben vorher aus, memoriren ſie, weil das Ableſen verboten iſt, und ſenden zum Behuf des Abdrucks Copien an die verſchiedenen Zeitungsexpeditionen. Daß aber ſolches geſchehen, wird dann vom Berichterſtatter jedesmal ausdrücklich erwähnt, und in dieſen Fällen iſt es keine ungewöhnliche Erſcheinung, daß der Leſer etwas ganz Anderes zu leſen bekommt, als was der aus dem Concept gefallene Redner geſagt hat. Die Referenten ſind bisweilen boshaft genug, dieſe Wahrnehmung ſelbſt einzuſchalten. Wenn nun aber das eigene Concipiren der Berichterſtatter die Leſer und die Redner um die wörtliche Mittheilung rhetoriſcher Schönheiten bringt, ſo gleicht ſich dieſer Nachtheil vollkommen dadurch aus, daß der Leſer weniger verwirrtes Zeug zu leſen bekommt und dem Redner manche Verſpottung erſpart wird; denn es iſt Grundſaz der Referenten, Sprachverſtöße nicht zu rügen, und andere, dem Sprechenden zu Gute zu haltende Verſehen ſtillſchweigend zu verbeſſern. Ehe die Redner das inne wurden, beſchwerten ſich manche darüber, daß die Referenten ihnen andere Worte in den Mund legten. Dieſer Beſchwerde angeblich abzuhelfen, in der That aber, das Unkluge derſelben darzuthun, ſtellte Dr. Stoddart, gegenwärtig Sir John Stoddart, als er die Herausgabe der New-Times übernahm, einige Schnellſchreiber ausdrücklich zu dem Zwecke an, die gehaltenen Reden wörtlich aufzunehmen. Und was war die Folge? Daß er von vielen Seiten um's Himmelswillen gebeten wurde, die wörtliche Mittheilung zu unterlaſſen. Die unſinnigſten Dinge kamen zum Vorſchein: der Druck hielt feſt, was an den Ohren der Hörer flüchtig vorübergeſtreift war, und was ſchlimmſten Falls hundert Hörer belacht hatten, das belachten nun tauſend und abertauſend Leſer. Lord Caſtlereagh zeigte ſich, „fußfällig ſtehend am Throne der Majeſtät“ und „unverwandten Auges vorwärts ſchreitend mit ſich ſelbſt zugekehrtem Rücken.“ Zu denen, die über die ſogenannte Verſtümmelung ihrer Reden am lauteſten und bitterſten klagten, gehörte vorzüglich ein iriſcher Deputirter, Sir Frederick Flood, ein heftiger, excentriſcher Mann, von welchem es ein ganzes Buch voll Anekdoten gibt. Ihn beſchwichtigte Dr. Stoddart durch den wörtlich treuen Abdruck einer einzigen ſeiner kürzeſten Reden. Sie lautete folgendermaßen, und ich wiederhole bloß, daß ein Irländer ſpricht: „Mr. Spaker, as I was coming to the house to perform my duty to the country and o u l d Irelant, I was brutally attacked, Sir, by a mob, Mr. Spaker, of ragamuffins, Sir. If, Sir, any honourable gintlemin is to be assaulted, Mr. Spaker, by such a parcel of s p a l s p e e n s, Sir, as were after attacking me, Mr. Spaker, then I say, Mr. Spaker, if you do not, Mr. Spaker, be after protecting gintlemin, like myself, Sir, we cannot be after coming to the house of Parliament at all, at all, Mr. Spaker. And, Sir, may I be after axing you, Sir, what, Sir, would become, Sir, of the bisness of the country, Mr. Spaker, in such a case, Mr. Spaker? Will you, Sir, be after answering myself that question, Mr. Spaker? It's myself that wou'd like an answer, Sir, to the question, Sir, as soon as convanient, Sir, which I have asked you, Mr. Spaker.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Sizung der geographiſchen Geſellſchaft.

Mehrere gelehrte Geſellſchaften hielten in dieſem Monat öffentliche Sizungen. Zuerſt die geographiſche, wobei ein ſehr langer Bericht über die Arbeiten des Vereins im lezten Halbjahr verleſen wurde, zum Beweis, daß die

Thätigkeit deſſelben nicht erſchlafft, obwohl er mehrere ausgezeichnete Mitglieder verloren hat. Auf dem Tiſche lagen manche neue und ſchöne Geiſtesprodukte, Landkarten und geographiſche Werke, unter andern eine Ueberſetzung alter und ſeltener Reiſebeſchreibungen aus verſchiedenen Sprachen von Ternaux, wovon bereits vier Bände erſchienen ſind. Ich habe neulich von der Sammlung alter und ſeltener Reiſebeſchreibungen berichtet, welche Ternaux veranſtaltet hatte, und die hier verſteigert worden iſt. Jezt iſt wohl die dem Akademiker Walckenaer gehörende Sammlung von Reiſebeſchreibungen die vollſtändigſte Privatſammlung, welche Paris beſizt. Dieſer Gelehrte hatte auch eine koſtbare Bibliothek philologiſcher Werke; dieſe hat er aber verſteigern laſſen, um ſeine geographiſche Bibliothek vervollſtändigen zu können. General Pelet, Direktor des Kriegsdepots und Vorſtand der geographiſchen Geſellſchaft, ſprach von der ſchönen Landkarte Frankreichs, welche unter ſeiner Leitung von den Offizieren des Generalſtabs verfertigt wird, und wovon jährlich zehn bis fünfzehn Blätter erſcheinen. Es wird aber noch lange dauern, bis ſie vollſtändig iſt, und dann werden nicht viele Privatleute im Stande ſeyn, ſie ſich anzuſchaffen; allein man kann einzelne Blätter bekommen, und die Hauptſachen werden in andere Karten übertragen, beſonders in diejenigen einzelner Departements. Die Leiſtungen der Berliner und beſonders der Londoner geographiſchen Geſellſchaft wurden in dem Berichte des Sekretärs rühmlich erwähnt, und dabei gezeigt, welch wichtigen Einfluß die Bemühungen aller drei Vereine auf die Fortſchritte der Erdkunde ausüben können. Unter den franzöſiſchen Reiſeunternehmungen wurde der nunmehr glücklich beendeten Expedition nach Island vorzüglich erwähnt. Dieſe Inſel iſt von der franzöſiſchen Regierung beinahe als eine Terra incognita behandelt worden, und einer der Gelehrten, Marmier, ein junger, in Deutſchland gebildeter Literator, hatte ſich den beſondern Auftrag geben laſſen, „alte Sagas aufzuſuchen.“ Natürlich hat ſich keine unedirte Saga den Forſchungen des jungen Gelehrten dargeboten, und er hat die Reiſe bloß zu ſeinem Unterrichte benuzt, wovon ein kleiner Band zeugen wird, den er über Island herausgeben will. Auch die Naturforſcher haben auf einer bereits von mehreren Gelehrten durchreisten und unterſuchten Inſel nicht viel Neues aufgefunden; allein ſie haben die hieſige Naturalienſammlung mit manchen ihr fehlenden Stücken, auch lebenden Thieren verſehen, und da ihnen die größten Hülfsmittel zu Gebote ſtanden, wie ſie kein Privatreiſender beſizen kann, ſo waren ſie im Stande, ältere Beobachtungen entweder zu berichtigen, oder zu beſtätigen. Wahrſcheinlich werden keine Koſten geſpart werden, um die von ihnen gelieferten Erfahrungen durch den Druck auf ſplendide Weiſe bekannt zu machen, wie denn überhaupt alle auf Staatskoſten unternommenen Reiſen zu ſehr glänzenden und im Allgemeinen befriedigenden typographiſchen Werken Anlaß geben; beſonders wird auf die Abbildungen viel Fleiß verwendet, und eine Menge von Künſtlern bekommt dadurch Beſchäftigung und Aufmunterung. Nachdem der Sekretär des geographiſchen Vereins ſeinen Bericht verleſen hatte, trat ein Offizier des Generalſtabs auf und erſtattete Bericht über die von franzöſiſchen Offizieren in Griechenland angeſtellten Höhenmeſſungen; das wichtigſte, oder wenigſtens das auffallendſte Reſultat war, daß der Parnaß um ſeinen Ruhm als höchſter Berg gekommen iſt, indem ſich aus den neuen Meſſungen ergibt, daß ihm bloß die dritte Stelle unter den höchſten Bergen Griechenlands gebührt; alſo wiederum ein degradirter Berg, wie vor einigen Jahren der Montblanc erniedrigt wurde, bis ihn ſpäter Jemand wieder auf ſeine vorige Höhe brachte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Algier, Ende Decembers.

(Fortſetzung.)

Die Biskaris.

Die Biskaris ſind hier ein ſehr unglücklicher Menſchenſchlag; die Armuth ihrer Heimath bietet ihnen nicht Brod genug, und ſie ſind daher zur Auswanderung nach den fruchtbareren Gegenden gezwungen, wo ſie als freiwillige Sklaven arbeiten, etwa wie in Europa die Savoyarden. Um ſich hier durch tägliche Arbeit ein Sümmchen Geld zu erübrigen und dann heirathen zu können, müſſen ſie immer fünfzehn bis zwanzig Jahre lang unermüdet arbeiten, dabei ſchlecht eſſen und auf der Straße ſchlafen, was während der kalten Regenzeit gewiß ein höchſt trauriges Loos iſt. Obwohl längſt an den Anblick gewöhnt, kann ich mich doch nie einer tiefen Regung des Mitleids enthalten, wenn ich dieſe armen Teufel bei froſtiger Nacht, in ihren zerlumpten Bernuß gewickelt, auf den harten Steinen liegen ſehe. Die über einander vorſpringenden Stockwerke der Häuſer ſchützen ſie freilich vor dem Regen, doch mag der kalte Sturmwind und hie und da auch der leere Magen die Unglücklichen oft aus ihren Träumen rütteln. Wahrhaftig, auch der Bettler in meiner Heimath würde bei dem Anblicke dieſer Menſchen vergeſſen, mit dem Himmel zu hadern. Für die Biskaris iſt die Ankunft eines Dampfſchiffes ſtets ein Ereigniß von Wichtigkeit. Wer ſo glücklich iſt, ſich zuerſt des Gepäckes eines Reiſenden zu bemächtigen, gewinnt leicht Brod für eine Woche. Daher ſezt es auch immer eine gute Portion Püffe und Rippenſtöße unter ihnen, ſo oft eine Paſſagiergondel an den Kais landet. Gewöhnlich ſtürzen ſich ſchon Einige dem Fahrzeug entgegen in das ſchmuzige Hafenwaſſer, und ſuchen dadurch bei dem Reiſenden das Recht geltend zu machen, ſeinen Koffer nach dem Gaſthofe tragen zu dürfen. Bei aller Philanthropie kann man ſich hier manchmal nicht enthalten, Stockſchläge links und rechts unter dem unbeſchreiblich zudringlichen Geſindel auszutheilen, denn dies iſt das einzige Mittel, ſie wenigſtens einen Schritt weit vom Leibe zu halten. Die Biskaris ſind treffliche Laſtträger von wahrhaft herkuliſcher Stärke. Es gewährt einen komiſchen Anblick, dieſe gelbbraunen Geſtalten, je zwei und zwei, mit einer Stange quer über den Schultern, an deren beiden Enden die Laſten feſtgebunden ſind, im Trotte auf und ab laufen zu ſehen, wobei ſie die Vorübergehenden faſt umrennen und immer „Welak! Welak!“ (d. h. Achtung! Achtung!) ſchreien. Alle dieſe Menſchen tragen Arme, Bruſt und Beine bloß. Ihr weiter Anzug in morgenländiſchem Schnitt iſt dergeſtalt mit Schmuz bedeckt, daß man die urſprüngliche Farbe des Stoffes nicht mehr erkennen kann. Das Haupt iſt kahl geſchoren und ein rothes Müzchen bedeckt den Haarbüſchel auf dem Wirbel. Es herrſcht in den Phyſiognomien dieſes niedern Volkes ein ſo widerlicher Zug thieriſcher Sinnlichkeit, daß man den Blick bald mit Ekel von ihnen abwendet. Doch darf man ſich dem ſchlimmen Eindrucke, welchen dieſe erſte Bekanntſchaft mit den Afrikanern macht, nicht hingeben. Am Hafen ſieht man gewöhnlich nur den niedrigſten Theil der Bevölkerung, die ſchmuzigſte Pöbelhefe verſammelt, weil ſich dort am erſten Gelegenheit zeigt, durch einige Arbeit das tägliche Brod zu verdienen. Geht man eine Strecke weiter nach dem obern Theile der Stadt, ſo wird man eben ſo ſehr durch die impoſante Schönheit der Eingebornen und den Reichthum ihrer maleriſchen Coſtüme, als kurz zuvor durch die Häßlichkeit des Hafenpöbels überraſcht.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 20.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 24. Januar 1837.

— Ihr ſollt nicht raſten!
Daß fürder Menſch nicht Menſchen plagen möge,
Geh, Feuer, du und trage ſeine Laſten!
Leb', Eiſen, du und wandle ſeine Wege!

A. Grün.

Natur- und gewerbwiſſenſchaftliche Berichte.*

Von

Dr. Nürnberger.

(Fortſezung von Nr. 10.)

Wir haben früher Zweifel über die induſtrielle Löſung des Problems einer Dampfſchiffverbindung zwiſchen Europa und Amerika geäußert und uns dabei auf die über dieſen Gegenſtand vom franzöſiſchen Phyſiker Chevalier im Journal des Débats angeſtellten ausführlichen Berechnungen bezogen, aus welchen hervorzugehen ſcheint, daß die zur Ueberſchiffung des atlantiſchen Oceans mitzuſchleppende Kohlenproviſion einen zu bedeutenden Raum des Fahrzeuges in Anſpruch nehmen dürfte, als daß ſich ein Gewinn von der Unternehmung hoffen ließe (was wir eben unter „induſtrieller Löſung des Problems" verſtehen). Zwar ſoll ſich nun von der, in unſern Blättern auch ſchon erwähnten Anwendung der Anthracitkohle eine Erſparung an Feuerungsmaterial erwarten laſſen; indeß fehlen über dieſen leztern Gegenſtand noch beſtätigende Verſuche. Gleichwohl aber will, wie wir eben erfahren, die engliſch-amerikaniſche Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft zu London noch einen Verſuch zu einer regelmäßigen Dampfſchiffverbindung zwiſchen London und Neuyork machen, und läßt zu dieſem Zweck jezt ein Liniendampfſchiff, das erſte dieſer Art, bauen, welches alſo drei Verdecke und 1700 Tonnen Gehalt haben wird. Zwei Maſchinen, jede von 225 Pferdekraft, ſollen dieſes rieſenmäßige Dampfgebäude in Bewegung ſetzen; es iſt aber außerdem und vorzugsweiſe ſo eingerichtet, daß die Vortheile der Segelfahrt mit denen des Dampfes verbunden werden können. Auf dieſen Umſtand ſcheint, hinſichtlich der Kohlenerſparung, wohl beſonders gerechnet zu ſeyn; und wir wollen nun ſehen, in wie weit dieſer neue Verſuch geeignet ſeyn wird, unſern und Chevaliers oben geäußerten Zweifel zu entkräften.

Während ſich die Dampfkraft aber ſolchergeſtalt des Oceans bemeiſtert und bald auch die höchſten Gebirge zu überſteigen droht, iſt ſie auf dem beſcheidenen, aber vielleicht noch ſegensreicheren Gebiete der Ackerfläche nicht weniger thätig, und wir finden, mit aufrichtiger Theilnahme, im Morning Chronicle eine Mittheilung über endliche wirkliche Darſtellung und gelungene praktiſche Anwendung von Dampfpflügen. Man verdankt dieſe vortreffliche Erfindung den raſtloſen Beſtrebungen eines gewiſſen Heathcoat,

* Wir mußten gegen unſere Gewohnheit dieſen Bericht abbrechen, und eilen jezt, ihn vollends mitzutheilen.

A. d. R.

Parlamentsglied für Tiverton, in der engliſchen Grafſchaft Devon, welcher ſich ſchon früher durch Angabe einer Maſchine zur Verfertigung der Spitzen Anſprüche auf die Dankbarkeit der Menſchheit erworben hat. Der auf den erſten Blick ſonderbar erſcheinende, aber darum nicht minder große Gedanke einer ausſchließlichen Dampfwirthſchaft, welche die Anwendung aller thieriſchen Kräfte überflüſſig machte, ſcheint dadurch ſeiner Realiſation einen bedeutenden Schritt näher gebracht zu ſeyn. Wenn aber der Dampf ſolchergeſtalt der Schiffahrt das pittoreske Segel und dem Pfluge das muntere, wiehernde Roß raubt, ſo läßt ſich andernſeits nicht ableugnen, daß der hier in Rede ſtehende Dampfpflug auf ſeine lebloſe, proſaiſche Weiſe für das rein materielle Bedürfniß faſt Unglaubliches leiſtet. Dieſe Maſchine, in einen noch nie beackerten Moor gebracht, arbeitete, nach der Verſicherung von Augenzeugen, mit der Geſchwindigkeit einer halben deutſchen Meile in der Stunde, und warf Furchen von achtzehn Zoll Breite und neun Zoll Tiefe auf, wobei die ganze Oberfläche vollſtändig umgekehrt wurde. „Der vollkommene Mechanismus dieſes Pfluges,“ heißt es wörtlich in dem vor uns liegenden Berichte, „die Wirkung des arbeitenden Pflugeiſens und der Vorſchneidemeſſer, welche alle im Wege ſtehenden Wurzeln des Moors augenblicklich zertheilen, die Breite und Tiefe der umgeſtürzten Furche, die Anwendung eines neuen, bewundernswürdigen (zu unſerm Bedauern nicht näher angegebenen) Zugmittels an der Stelle von Ketten und Seilen, verbunden mit der Leichtigkeit der Anwendung der treibenden Kraft, überraſchten alle anweſenden Landwirthe auf das Angenehmſte.“ Was aber vorzüglich die Bewunderung der competenten Zuſchauer erregte, war der Umſtand, daß ein Locomotiv von ſolcher Größe und ſolcher Kraft ſo zuſammengeſezt werden konnte, um ſich mit Leichtigkeit über rauhen Moorgrund hin zu bewegen; und die anweſenden Irländer waren der Meinung, daß kein Rothmoor (Red-moss), womit ein großer Theil der Oberfläche ihres unglücklichen Vaterlandes bedeckt iſt, den Wirkungen dieſes Dampfpfluges widerſtehen werde. Es ſcheint ſich mit demſelben alſo eine ganz neue Ausſicht für die Kultur namentlich dieſes ſo ſehr vernachläſſigten Landes zu eröffnen.

Wir können das Dampf- und Gaskapitel * für diesmal mit der intereſſanten Nachricht beſchließen, daß ſich in Cöln * eine eigene Gasfabrik etablirt hat, in welcher aus Oel und Oelſtoffen portatives Gas bereitet wird, ſo daß ſich, wie wir dieſen Erfolg in unſern frühern Berichten vorhergeſagt haben, Jeder ſeinen Bedarf an Leuchtgas in dazu eingerichteten Gefäſſen aus dem Kramladen ſelbſt holen kann. Die mit dieſem Gaſe in eigends zu dieſem Zwecke conſtruirten Lampen erzeugte Flamme übertrifft die Oel- und Talgflamme an Intenſität, und kommt dabei wohlfeiler zu ſtehen. Dieſe neue Art von Beleuchtung ſoll bereits in vielen Häuſern eingeführt ſeyn, und man hofft, daß die Stadtlaternen bald nachfolgen werden. Dies wäre ein außerordentlich wichtiger Fortſchritt in der Gasinduſtrie.

(Die Fortſetzung folgt.)

* Die Gasarten unterſcheiden ſich von den Dämpfen durch die Unmöglichkeit einer Verdichtung mittelſt der Kälte: Dämpfe, z. B. Waſſerdämpfe, werden durch Kälte zu tropfbaren Flüſſigkeiten verdichtet; Gas bleibt luftförmig, welcher Kälte man es auch ausſetze. — Nur für das kohlenſaure Gas ſcheint Thiloriers früher erwähnte Entdeckung eine Ausnahme von dieſer Regel zu machen.

* Der Name des wackern Entrepreneurs findet ſich in dem uns eingeſendeten Berichte zu unſerm Bedauern ganz unlesbar geſchrieben; vielleicht Stroob oder Strooß.

Stephanie.

(Beſchluß.)

Unerwartet trat der Graf eines Tags zu Stephanie ein, welche ihn überraſcht, doch nicht erſchrocken empfing. „Wie ſehr,“ ſagte er nach dem erſten Gruße, und nachdem er ſeinen Platz ihr zur Seite genommen hatte, „wie ſehr begünſtigt mich das Glück, daß ich Sie allein treffe, denn ich habe Ihnen unendlich viel zu ſagen. Hören Sie mich gütig an; zur Verſtändigung über das Mitzutheilende gehört von Ihrer Seite ein milder Rückblick auf die Vergangenheit, die Erinnerung an eine Zeit, welche mir unvergeßlich geblieben iſt. Es geht mit dergleichen Erörterungen immer wunderlich; denn wie ſoll ein Mann Worte finden, zart genug, um ein Frauenherz nicht zu verletzen? — Zur richtigen Würdigung deſſen, was ich ſagen werde, gehört die menſchlich einfache Anſicht, daß es im Laufe des Lebens unmöglich iſt, ſich der Zuneigung zu erwehren, daß der entſchiedenſte Wille dazu nicht ausreicht. — Nach dieſer Einleitung hoffe ich ſagen zu dürfen, daß es meiner Beſtrebung gelang, mir Ihr Herz zu erwerben; Sie erwiederten eine Zuneigung, welche ſich ihnen ſo unverſtellt, glühend und wahr zeigte. — Ihr Geſchlecht iſt ſo ſehr über das unſrige erhaben, daß man es ſelten des Wankelmuths beſchuldigen darf. Kann man Frauen einen ſolchen Vorwurf machen, ſo pflegt ſie Geringſchätzung zu treffen, während bei uns ein Vergehen dieſer Art milder gerichtet wird. Dieſe gänzlich verſchiedene Stellung macht es uns leichter, dem Hange nach Veränderung nachzugeben. Ich ward Ihnen untreu, nachdem ich Alles gethan

hatte, Ihr Herz mit tauſend Banden an das meinige zu knüpfen. Glauben Sie wenigſtens, daß ich während dieſer ſeligen Zeit mit unendlicher Liebe an Ihnen hing. Ich habe für die Prinzeſſin eine Leidenſchaft empfunden, welche mir vielleicht zur Entſchuldigung dienen könnte: es war eine verzehrende Flamme, deren Entſtehen man kaum beachtet, deren Fortſchritte man nicht zu hemmen vermag. Hätte ich damals das Ziel meiner Wünſche erreicht, hätten wir uns damals verbunden, wer weiß, ob unſer Glück dadurch begründet worden wäre? Der Uebergang von der glühendſten Leidenſchaft zum ruhigen Seyn des häuslichen Lebens mag leicht Klippen darbieten, an welchen das verwöhnte Gefühl ſcheitert. Daß ich unendlich tiefes Weh erfahren habe, wiſſen Sie; auch darin hat Uebereinſtimmung zwiſchen uns obgewaltet. Sie empfanden die erſte und bitterſte Täuſchung, welche ein junges Herz zu erſchüttern vermag, ich die Strafe eigener Thorheit. Ich trug verſchuldeten, Sie verrätheriſch über Sie verhängten Schmerz; wie viel glücklicher waren Sie! Jahre liegen zwiſchen ſo Unerfreulichem, und ich laſſe Ihr Geſchick, welches Sie gänzlich von mir ſchied, unberührt. — Nur zwei Frauen habe ich jemals geliebt: Sie ſind die Eine, Sie mit der ſtillen und doch lebendigen, ſtets wieder erwachenden Neigung, welche mir Glück verheißt. Zeit und Verhältniſſe haben Ihr Bild nicht aus meiner Erinnerung getilgt: Ihr Reiz hat ſelbſt meine Eiferſucht beſiegt, und mit ruhiger Ueberlegung wird das Verſprechen von mir gegeben, daß Stephan nicht Ihr Sohn, daß er in Wahrheit unſerer ſeyn würde. — Kann das Alles mir kein milderes Urtheil zu Wege bringen? — Ich habe ſechs Monate fern von Ihnen zugebracht, nicht in Verzweiflung, denn mir blieb Hoffnung, aber in unendlicher Sehnſucht. — Sie ſollten Zeit haben, ſich zu rächen; das iſt doch nun wohl vollſtändig geſchehen? — Ein nützliches, thätiges Leben liegt vor mir, aber dazu bedarf es Ihrer Gegenwart. Ein Aufenthalt ohne Sie ſcheint mir unmöglich, und nur ein raſtloſes Umhertreiben in der Welt würde mir übrig bleiben. Können Sie das verantworten? — Wenn ich,“ ſezte er mit einnehmendem Lächeln hinzu, „damit zufrieden bin, daß „kein ſchnelleres Pochen Ihres Herzens mich begrüßt, kein Sehnen nach dem Entfernten Sie ergreift,“ was haben Sie dann noch gegen mich einzuwenden?“

Stephanie erröthete: „O wie bin ich verrathen!“ Der Graf faßte ermuthigt ihre Hand und wollte bittende Worte hinzufügen, aber Stephanie wendete in dem Augenblicke das Antlitz ganz zu ihm hin, ſie betrachteten ſich mit unendlicher Rührung, und als Frau von Sarry ſpäter in's Zimmer trat, ſpielten Beide mit dem Knaben, wobei Stephanie das Haupt an des Grafen Schulter lehnte.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Algier, Ende Decembers.

(Beſchluß.)

Franzöſiſche Gaſthöfe. Neubauten. Märkte.

Es gibt jezt in Algier eine Menge franzöſiſcher Gaſthöfe, wo man dieſelbe reichbeſezte Table d'hôte, dieſelben bequemen Betten und hübſchen Aufwärterinnen im neueſten Modecoſtüme findet, wie zu Paris, Lyon oder Marſeille. Bei dem unglaublichen Zuſtrömen von Reiſenden ſtehen ſich ihre Unternehmer vortrefflich; ihre Zimmer und Speiſetafeln ſind ſtets mit Gäſten beſezt. Ich erwähne unter den erſten Gaſthöfen das Hôtel Belvédère und Hôtel du nord. Lezteres hat einen prächtig dekorirten Spiegelſaal in franzöſiſchem Geſchmack, wo auch Table d'hôte gehalten wird. In den übrigen Gaſthäuſern wird noch in den innern Höfen, die nach der alten mauriſchen Bauart von ſchönen Säulengalerien umgeben ſind, gegeſſen. Mir gefällt dieſe leztere Einrichtung beſſer. Der mauriſche Bauſtyl behagt in dem erſten Momente dem an andere Formen gewöhnten Auge nicht ſehr; ſobald man aber das Innere geſehen, jene viereckigen Höfe mit der magiſchen Beleuchtung von oben, jene freundlichen Galerien mit den reichen Marmorcolonnaden und die luſtigen Terraſſen, wo eine Abendpromenade durch den Anblick eines glänzenden Himmels und der unverſchleierten mauriſchen Damen in der Nachbarſchaft, welche die milde Abendkühle trinken, ſo große Reize bietet, da vergißt man gerne unſere europäiſchen Palläſte, welche zu dieſer Himmelszone ohnehin ſchlecht paſſen würden. Unendlich iſt in dieſem Augenblicke die Regſamkeit im Bauen. Marſchall Clauſel hat in ſeiner Proklamation die Wahrheit geſagt: man wird bald gezwungen ſeyn, die Mauern Algiers niederzureißen, um Plaz für ſeine anwachſende Bevölkerung zu gewinnen. Die Straße Bab-el-Wad beſizt ſchon eine Reihe Arkaden mit den prächtigſten europäiſchen Magazinen. Die Hälfte ihrer Häuſer iſt in europäiſchem Style mit Fenſtern, die auf die Straße gehen; in wenigen Jahren wird man da kein mauriſches Gebäude mehr ſehen. Die Straße Baba-zun, die längſte und anſehnlichſte, welche nach dem Thore gleiches Namens führt, iſt jezt faſt geſperrt durch die Maſſe von Baugerüſten und Trümmern abgebrochener Häuſer. Statt der ſchönen Moſcheen, die man zu zerſtören im Begriffe ſteht, werden dort in kurzer Zeit ſtattliche Kaufläden, Wirthshäuſer und Liqueurbuden erſtehen; leztere finden ſich wegen der ſtarken Garniſon in beſonders großer Zahl. Die Rue de la Marine iſt ganz europäiſch, mit Ausnahme der beiden großen Moſcheen, welche von dem franzöſiſchen Gouvernement begnadigt wurden. Die eine derſelben erhält jezt ſogar noch eine Verſchönerung durch eine Säulenreihe von weißem Marmor, Ueberreſte der abgebrochenen Tempel. Das franzöſiſche Gouvernement hat dieſen Bau auf ſeine Rechnung unternommen, und der Herzog von Nemours legte den Grundſtein bei ſeiner jüngſten Anweſenheit. Auf dem großen Plaze endlich wird durch Privatunternehmer ein rieſenhaftes Gebäude aufgeführt, welches für den Bauplaz allein eine Rente von 15.000 Franken zu bezahlen hat. Dieſes coloſſale Haus wird auf der ſchönſten Stelle der Stadt erbaut und hat die Ausſicht auf den Hafen, das Meer, die Landſchaft und den großen Marktplaz, wo jeden Morgen ein ungeheures Gewühl von Eingebornen und Europäern durcheinander wogt. Dieſes Schauſpiel eines arabiſch-europäiſchen Marktes hat etwas unendlich Originelles. Man erblickt da täglich irgend eine neue intereſſante Gruppe. Die Araber bringen ihr

ungeſäuertes Brod, Wild, Geflügel, hie und da auch ein Pferd oder Kameel zum Verkauf, die Mauren ihre Gemüſe und Gartenfrüchte, die Spanier ihre Fiſche, die Franzoſen ihre Quincailleriewaaren. Dieſe Leute haben ſich bereits ſo an einander gewöhnt, daß ſie ſich ohne Dolmetſcher verſtehen. Einen noch viel eigenthümlichern Anblick gewährt der Markt vor dem Thore Baba-zun. Derſelbe ſtellt ein echtes Beduinenlager vor. Dort ſind die Käufer und Verkäufer lauter Eingeborne, und die fränkiſche Tracht ſtört die Originalität der wilden Verſammlung nicht. Die Kinder der Wüſte und des Atlas, ſo verſchieden in Sitten, Sprache und Phyſiognomie, lagern dort auf dem Abhange eines Hügels. Feuer lodern ringsum, ſchwarze Weiber kochen und verkaufen den Kuskuſu, vier blinde Kabylen machen Muſik mit Tamburin und Rohrpfeifen, Araber unterhalten ſich mit ihren ſeltſamen, ſchwer zu erlernenden Spielen. Alles erinnert dort an den merkwürdigen Markt von Buſſarik. Doch Sie ſollen hierüber eine ausführlichere Schilderung in meinem nächſten Briefe erhalten. Der Ramadan iſt in wenigen Tagen zu Ende, wo dann der Bairam, das Freudenfeſt der Muſelmänner, beginnt. Zu dieſer Zeit ſollen dann dieſe Marktſcenen noch unendlich fröhlicher, belebter und origineller ſeyn.

Paris, December.

(Fortſezung.)

Der philotechniſche Verein. Die Malibran. Guichard. Bouilly.

Vielleicht ſteht dem Parnaſſusberge ein ähnliches Schickſal bevor; vor der Hand aber iſt ihm die erſte Stelle genommen, und der Dichterberg gehört nunmehr zu dem untergeordneten Volke der Gebirgswelt. Nachdem dieſe Entthronung vorgenommen war, blieb keine Zeit zu weitern Vorleſungen übrig, und dieſen Abend wenigſtens wurde kein Berg mehr ſeiner hohen Würde entſezt. Unter den Zuhörern befand ſich Monk-Maſon, einer der kühnen Luftſchiffer, welche neulich aus England in Deutſchland herabfielen; wenn ich recht gehört habe, ſo wurde in der Sizung des geographiſchen Vereins angekündigt, er beabſichtige eine Reiſe nach Amerika. Eine Luftreiſe dahin wäre ſo kühner Leute, wie Green und er ſind, völlig würdig; ſie werden dieſelbe auch antreten, ſobald die Luft angenehm zu bereiſen ſeyn wird. — Einige Zeit nach der Sizung des geographiſchen Vereins hielt auch die philotechniſche Geſellſchaft ihre halbjährliche öffentliche Sizung, die wie gewöhnlich aus Vorleſungen und Muſik beſtand. Es wurde ein Aufſaz von Berville: Züge aus dem Leben der gefeierten, neulich in England verſtorbenen Sängerin Malibran, verleſen. Sie war eines der liebenswürdigſten, reizendſten, gefühlvollſten Geſchöpfe; Wohlwollen beſeelte ſie, und man kennt die edelſten Züge von ihrer Wohlthätigkeit. So berichtete Berville, ein Freund habe ihr gerathen, von dem Gelde, welches ſie als Primadonna an der italieniſchen Oper erhielt, monatlich ein Gewiſſes bei Seite zu legen, damit ſie ſich auf ihr Alter ein Vermögen ſichere. Sie fand den Rath gut, und brachte ihm einige Monate lang ihr Spargeld; aber mitten im Winter kam ſie nicht wieder. Als der Freund ſie endlich wieder ſah, erinnerte er ſie an ihr Verſprechen. „O Freund,“ unterbrach ſie ihn, „es iſt dieſen Winter ja ſo grimmig kalt geweſen!“ Man erfuhr nachher, ſie habe in dieſem einzigen Winter an die Armen 10,000 Franken verſchenkt. Auch ſcheute ſie ſich nicht, die Armen in ihren elenden Dachſtuben aufzuſuchen, um ihr Elend zu erleichtern. — Der Dichter Viennet las mehrere ſogenannte politiſche Fabeln vor. Eigentlich gehören die politiſchen Fabeln beſſer in die Länder, wo die politiſchen Meinungen nicht frei ausgeſprochen werden dürfen. In Frankreich bedarf es keines Verhüllens durch Fabeln. Er erzählte z. B. den bekannten Zug aus dem Leben Kaiſer Karls V., welcher nach ſeiner Abdankung in einem ſpaniſchen Kloſter zum Zeitvertreibe Uhren machte, welche ſeine kaiſerliche Majeſtät nie in ganz gleichförmigen Gang zu bringen vermochte. Seitdem, ſchloß der Dichter, hat die Uhrmacherkunſt bedeutende Fortſchritte gemacht; Breguets Kunſt hat es dahin gebracht, den Uhrwerken die größte Präciſion zu geben; aber für die politiſchen Uhrwerke wird noch ein Breguet erwartet. Dies könnte der Dichter auf jede andere Art von Meinungen anwenden; denn in welchem Fache ſind alle Menſchen gleichen Sinnes, außer in den Grundſäzen des allgemeinen Rechts und der Billigkeit? — Bouilly las wieder ein Bruchſtück aus ſeinen Memoiren oder Recapitulations vor; es betraf den Dichter Guichard, einen gutmüthigen, obwohl auch im Nothfalle ſehr epigrammatiſchen Gelehrten dieſes Jahrhunderts, den man ſo ziemlich vergeſſen hat, weil er eigentlich nichts hervorbrachte, als Fabeln und Erzählungen, zwei Gattungen, worin ſich beinahe alle Dichter Frankreichs verſuchen, und welche daher mit Originalität behandelt werden müſſen, wenn der Dichter durch dieſelben Aufſehen erregen will. Guichard führte gerne ein unabhängiges, eingezogenes Leben, und da ihm ſeine Gedichte wenig einbrachten, wie denn überhaupt das Dichten eben nicht das einträglichſte Gewerbe iſt, wenn man ſich nicht V. Hugo oder Lamartine nennt, ſo gerieth er dadurch in Mangel. Um ihm nun in ſeinen lezten Jahren aus der Noth zu helfen, ohne dadurch ſeine Eigenliebe zu beleidigen, beſchloſſen ſeine Collegen in der philotechniſchen Geſellſchaft, durch freiwillige Beiträge ihm einen Gehalt auszuſezen, und ihm dieſen als Ertrag ſeiner Gedichte im Namen des Buchhändlers einhändigen zu laſſen. Der Mann hatte alſo die Freude, zu wähnen, ſeine Gedichte gehen ſehr gut und werfen ihm ſeinen jährlichen Unterhalt ab. In dieſem Wahne iſt der Mann auch geſtorben, und erſt jezt macht Bouilly den ſchönen Zug ſeiner Collegen bekannt. Von den Bouilly'ſchen Memoiren iſt kürzlich der zweite Theil erſchienen, worin der Verfaſſer die Fortſezung der Geſchichte ſeiner dichteriſchen Laufbahn und ſeines Verkehrs mit der Pariſer Welt mittheilt. Unter andern erzählt er, wie er zur Dichtung des Vaudevilles Panchon la Vielleuse gekommen, das in Frankreich und auch in Deutſchland ſo großen Beifall gefunden hat. Er wohnte bei einer Tante ſeiner Frau, einem geiſtreichen Frauenzimmer, welche ſehr gut erzählte, und viele Anekdoten aus der alten Zeit wußte. So erzählte ſie ihm zuweilen von einem ſavoyiſchen Leiermädchen, welches einſt jeden Abend auf dem Boulevard du Temple erſchien, und durch ihren reizenden Geſang auf dieſem Spaziergang, wo ſich damals der beau monde der Stadt Paris zu zeigen pflegte, ſtets eine Menge von Zuhörern um ſich her ſammelte. Dieſes Mädchen gewann viel Geld, empfing hohe Beſuche, und führte ſich ſehr gut auf. Dabei war ſie wohlthätig, wie die Malibran, und rettete einmal einen Spezereihändler, vor deſſen Hauſe ſie zu ſingen pflegte und der ihr jedesmal ein Zweiſousſtück gab, vom Untergang, indem ſie durch Vorſtreckung einer bedeutenden Geldſumme ſeine Gläubiger befriedigte, ohne daß er erfuhr, welche wohlthätige Hand die Gefahr eines Falliſſements von ihm abgewendet habe. Dieſe Erzählung entzückte den Dichter, er idealiſirte das Bild vollends, und ſo entſtand ſeine Fanchon.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 21.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 25. Januar 1837.

Iſt nicht da drinnen Luſt genug,
Im dichten, bunten Hofgedränge
Gelegenheit zu Spaß und Trug?

Goethe.

Die Theater in Liſſabon.

Erſter Brief.

Eine genügende Anſicht von den innern und äußern Verhältniſſen des Liſſaboner Theaterweſens zu geben, iſt mir darum nicht möglich, weil mein Aufenthalt in der ſchönen Hauptſtadt von Portugal zu kurz war, um dieſelben mit gehöriger Gründlichkeit auffaſſen und durchſchauen zu können. Denn erwägt man die unendliche Mannichfaltigkeit der Gegenſtände, die Fülle neuer, mir durchaus fremdartiger Erſcheinungen, die ſich mir bei der Landung in jener Hauptſtadt entgegendrängten; die Lebensformen, ſo vollkommen verſchieden von allen mir bis jezt bekannten; denn Portugals Boden und Himmel, ſeine Menſchen, Sitten und Pflanzen bilden eine Welt für ſich, deren Elemente den Fremdling auf ganz eigene, wunderbare Weiſe umfangen; erwägt man eine ſehr geringe Vorkenntniß dieſer ſeltſamen, halb afrikaniſchen Landesſprache von meiner Seite, und endlich, daß die Theaterzuſtände, meiner Stellung zu Folge, nur nebenbei Gegenſtand meiner Aufmerkſamkeit werden durften, ſo wird man es begreiflich finden, daß ich in zwei Monaten kein vollſtändiges Bild davon in mir aufzunehmen im Stande war. Um jedoch dem Wunſch der Redaktion dieſer Blätter nachzukommen, will ich hier von meinen Theaterbeſuchen in Liſſabon erzählen und dabei bemerken, was mir von jedem einzelnen Theater, deren es fünf in der Hauptſtadt gibt, bekannt geworden iſt.

Das erſte, welches den Namen führt: Real Theatro de San Carlos, iſt das größte und vornehmſte, und zugleich die italieniſche Oper. Ich betrat es zum erſten Mal an dem Abend, wo die Königin mit ihrem jungen Gemahl den Tag nach ihrer Vermählung dort erſcheinen ſollte. Es war ein Sonntag und die Bevölkerung der Hauptſtadt von den eben geſehenen Feſten und feierlichen Aufzügen noch ſehr bewegt und erregt. Die Menge wogte laut lärmend auf den Straßen, Plätzen und auf den prachtvollen Terraſſen von Alcantara, Campolidos, Bemboſta und andern, die ſo entzückende Ausſichten bieten, daß ſie hierin vielleicht einzig in der Welt ſind.

Es koſtete mich in der That ein wenig Ueberwindung, aus dieſer ſüßen, weichen Luft auf den Höhen der Stadt, von dem Aroma der Granatblüthen geſchwängert, niederzuſteigen und die vollkommene Schönheit dieſer Natur gegen die, vielleicht ſehr unvollkommene einer theatraliſchen Vorſtellung zu vertauſchen. Indeſſen Alles zog nach San Carlos, und der neue Bekannte, der mich nebſt meinem Gefährten begleitete, ein Eingeborner Liſſabons, hätte uns nicht begriffen, wenn wir keine Luſt bezeigt hätten, die Königin im Theater erſcheinen zu ſehen. So fügte ich mich denn; es war etwa ſieben Uhr, und wir gingen

dem Strom der Menge nach über den Platz do Loreto zwiſchen den beiden Kirchen durch, die dieſen ſchmücken, von wo die niederſteigende Calcada beginnt, welche zu dem tiefgelegenen Platz des Pallaſtes von San Carlos führt. Er erſchien mir als ein großes, in edlem Styl, jedoch ohne architektoniſchen Luxus aufgeführtes Gebäude mit vielen Zugängen und einer Vorhalle, welche jetzt dicht mit Menſchen angefüllt war. Der Platz wimmelte von jenen zweirädrigen, mit Maulthieren beſpannten Fuhrwerken, Sejas genannt, den eigentlichen Liſſaboner Equipagen, von Pferden, Eſeln, Sänften, Liteiras (eine von Maulthieren getragene Sänfte), Soldaten, Gallegos und neugierig Herzuſtrömenden. Da nur unſer Begleiter mit einem Billet verſehen war, die Kaſſe aber keine mehr verkaufte, ſo hätten wir an den Pforten des Tempels wieder umkehren müſſen, wenn Jener nicht ein Auskunftsmittel gefunden hätte, das ich erzähle, weil es ein charakteriſtiſcher Zug iſt, der einen Blick in die Polizei des Theaters San Carlos werfen läßt. Garrido, ſo hieß unſer Freund, ließ ſich von Jedem von uns einige Cruſados geben, hieß uns ihm auf wenige Schritte folgen und führte uns ſo durch verſchiedene Corridors, bis er plötzlich zu einem der Schließer trat und einige Worte leiſe zu ihm ſprach, wobei er ihm die Hand drückte. Der ehrliche Mann ſchüttelte zwar den Kopf ein wenig, ließ ſich jedoch den Handdruck gefallen und warf einen Seitenblick auf uns, die wir unſer Schickſal von ihm erwarteten. Alemaos? fragte er unſern Führer, und auf deſſen Bejahung ging er zur Thür, die er bewachte, öffnete ſie und ließ uns eintreten.

Wir befanden uns im Parket des Hauſes bei den geſperrten Sitzen und konnten uns nach Gefallen Plätze unter dieſen wählen. Sie waren numerirt und hatten, obgleich die meiſten noch leer waren, Jeder ſeinen berechtigten Eigenthümer, weßhalb ich die Bemerkung nicht unterlaſſen konnte, daß mir unſere ungerechte Beſitzergreifung leider nur von kurzer Dauer ſcheine, denn wir würden genöthigt ſeyn, ſie aufzugeben, ſobald der wahre Beſitzer mit ſeinem Billet erſcheine. „Vielleicht zu anderer Zeit," entgegnete der Portugieſe, „heute aber nicht. Wer heute hier im Beſitz iſt, iſt im Recht. Mögen jene ſehen, wo ſie Platz finden, wir weichen nicht; auch reſpektirt man Sie als Alemaos, die zum Prinzen gehören." Dem war auch ſo, und ich fand nun Zeit, mir das Haus zu betrachten. Es war groß, prächtig dekorirt und erleuchtet. Vier oder fünf Logenreihen liefen in weiten Halbbogen über einander. Die königliche Loge befand ſich in der Mitte. Der Eindruck, den das Haus machte, war im Ganzen großartig und ſteigerte ſich von Minute zu Minute, je mehr die Räume ſich füllten, je mehr prächtig geſchmückte Damen und Herrn in Gallauniformen in den beiden erſten Logenreihen ſichtbar wurden. Garrido, der Jedermann kannte und gern ſprach, war mir hier ſehr nützlich, denn er nannte mir alle Erſcheinenden mit Namen, darunter manchen berühmten. „Sehen Sie die Dame dort, die ſo eben eintritt?" — „Es ſind ihrer zwei: die rechts etwas blaß, aber ſchöne, ſprechende Augen, ein langer Hals; aber, guter Garrido, welch ein Diadem! Die Krone der Königin war ja kaum prachtvoller: es iſt eine Sonne von Juwelen!" — „Nun, die Marqueza de Lanlé kann dergleichen ſchon tragen. Iſt ſie nicht eine ſchöne Frau? ſie ſieht Dom Miguel ähnlich. Betrachten Sie, mit welcher Grazie ſie das Glas hält!" — „Auch ihre Begleiterin iſt hübſch und prachtvoll geſchmückt." — „Das iſt ihre Buſenfreundin, die Herzogin von Terceira. Ja, ſie gilt nach ihr für eine der ſchönſten Damen Liſſabons. Links geſchaut! die Herzogin von Palmella mit ihren Töchtern und jetzt — in dieſer rothen, goldgeſtickten Loge die Familie des Grafen Farrobo, dem das Haus gehört. Man hält ihn für den reichſten Fidalgo in Portugal. Sehen Sie die Gräfin; ſie iſt eine Spanierin aus Andaluſien, und die ſchönen Knaben ſind ihre Söhne. Im Ganzen werden ſpaniſche Frauen gern hier geſehen, was aber unter uns bleibt, denn es iſt keine Schmeichelei für unſere Damen."

So plauderte der muntere junge Mann, und keinem tauben Ohre, denn ich war ſein aufmerkſamſter Zuhörer. Wir hatten Zeit zu allerlei Bemerkungen und Beobachtungen, denn die Ankunft des Hofes war erſt um neun Uhr beſtimmt, und natürlich zog denn auch der Vorhang der Bühne am Ende meine Blicke auf ſich. Er war ſehr bunt, und ich glaubte hier abermals jenem Ungeſchmack zu begegnen, der ſich in Portugal bei allen Leiſtungen der Kunſt ſo häufig ausſpricht, beſonders aber in der Malerei. Ein plumper Sonnengott auf ſeinem Wagen war in der Mitte des Vorhangs zu ſchauen, die Zügel von Roſſen haltend, die ein Boshafter füglich für Maulthiere hätte anſprechen können; zu beiden Seiten dieſes Apolls ſchwebten Genien des Ruhms, welche die Charte des „immortal Dom Pedro" (zu jener Zeit der Stereotypausdruck der Journale) entrollten; außerdem noch verſchiedene Namenszüge, Kränze, Allegorien auf die ſo eben vollzogene Vermählung, genug, ein großer, bunter Bilderbogen, der eine wahrhafte Kindheit der Ideen, wie der Ausführung beurkundete. Er war eine Schöpfung der jüngſten Zeit, ſo wie man denn der ganzen Ausſchmückung des Hauſes, der Draperie der Logen, der Malerei der Decke und der Brüſtungen das Neue, ſo eben erſt fertig Gewordene deutlich anſah. Dies ſtörte etwas die Großartigkeit des Eindrucks; man fühlte ſich nicht ſo gemüthlich, wie in den alten, ſolid-prächtigen Schauſpielſälen von London oder Paris, die immer gleich ausſehen, ob Könige hineinkommen oder nicht; hier war etwas Ungewöhnliches, Aufgeputztes.

(Die Fortſetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

In einer der lezten Sitzungen der Royal Society zu London wurde ein Schreiben unſeres A. v. Humboldt an den Präſidenten der Geſellſchaft, den durch die edelſte Neigung für die Wiſſenſchaft ſo ausgezeichneten Herzog von Suſſex, vorgeleſen, die Einladung enthaltend, zur Anſtellung von Beobachtungen über die Variation der Abweichung und Neigung der Magnetnadel an möglichſt vielen Punkten der Erdoberfläche mitzuwirken. In dieſem Schreiben empfiehlt Humboldt, Behufs der genaueſten Anſtellung ſolcher Beobachtungen der Magnetnadel, den von uns ſchon mehrfach erwähnten Apparat von Gauß. Neuere Beobachtungen mit dieſem, ſehr genaue Reſultate gewährenden Apparat haben nämlich für die entfernteſten Orte, z. B. Mailand und Kopenhagen, eine ganz unerwartete, früher gar nicht geahnete Uebereinſtimmung in der Zeit und dem Gange der magnetiſchen Veränderungen ergeben, ſo daß ſich darauf die Hoffnung der wirklichen endlichen Entdeckung der Geſetze des Erdmagnetismus gründen läßt, unter welchem Geſichtspunkte es dann freilich unendlich wichtig erſcheint, das Netz gut gewählter magnetiſcher Stationen über die ganze Erdoberfläche auszudehnen.

Um aber den heutigen Stand dieſer wiſſenſchaftlichen Angelegenheit in ihrem ganzen Zuſammenhange zu überſehen, dürfen wir zunächſt die Kenntniß des Verhaltens des Magnets zum Eiſen und der Magnetnadeln unter einander als allgemein bekannt vorausſetzen. Die Erde zeigt ſich uns indeß zugleich ſelbſt als ein Magnet, gleichſam als mit einer nur auf die magnetiſirten Körper wirkenden eigenthümlichen Kraft begabt, wodurch im Allgemeinen auf der nördlichen Halbkugel der nach Norden, auf der ſüdlichen dagegen der nach Süden zeigende Pol der Magnetnadel angezogen wird. Daß ſich dabei die allercomplicirteſten Anomalien veroffenbaren, daß die angegebene allgemeine Richtung der Nadel in längeren oder kürzeren Perioden, ja tägliche, ſtündliche, allaugenblickliche, und außerdem ſehr bedeutende örtliche Veränderungen erleidet, dem zufolge die magnetiſche Erſcheinung als der eigentliche Proteus in der Natur auftritt, den Humboldt, ein zweiter Ariſtäus, nun eben gefangen nehmen will, dies iſt unſern Leſern aus den mehrfachen früheren Auseinanderſetzungen unſerer Blätter darüber gleichfalls erinnerlich. Sie erinnern ſich eben daher, daß die ältere Theorie des telluriſchen Magnetismus, wie beſonders Halley dieſelbe aufgefaßt hat, den Grund dieſes verwickelten Vorganges im Innern der Erde ſucht, und daß man daſelbſt einen oder mehrere große Magnete angenommen und ihnen eine periodiſche Bewegung beigemeſſen hat, welcher alſo die Bewegung der Nadel ſelbſt folgen müſſe. In unſerm Jahrhundert war es ſodann ganz beſonders Chriſtopher Hanſteen, Profeſſor zu Chriſtiania, der ſich in ſeinem großen Werke: „Unterſuchungen über den Magnetismus der Erde,“ Chriſtiania, 1819, um Erklärung dieſes ſchwierigen Problems bemüht hat. Auch dieſer Forſcher nimmt, im Sinne der obigen Halley'ſchen Hypotheſe, Magnetpole und eine Bewegung derſelben um die Erdpole, zugleich aber „magnetiſche Stäbe“ oder ſogenannte Axen an, durch welche die magnetiſchen Pole der nördlichen und ſüdlichen Halbkugel verbunden ſeyn ſollen.

Wir gehen indeß auf das Detail dieſer Vorſtellungsart deſto weniger ein, da die neueſte Anſicht über das Weſen des telluriſchen Magnetismus ſich gänzlich davon unterſcheidet, und durch die Beobachtungen, deren Fortſetzung und Ausdehnung Humboldt nun eben deßwegen mit ſolchem Eifer empfiehlt, gleichwohl täglich ſo ſehr an Wahrſcheinlichkeit gewinnt, daß ſich ſelbſt Hanſteen bewogen gefunden hat, auf die fernere Haltbarkeit ſeiner, übrigens mit den wichtigſten andern Erfahrungen genau übereinſtimmenden Hypotheſe zu verzichten. Lezterer neueſten Anſicht vom Erdmagnetismus zufolge, iſt der Grund der Erſcheinung nämlich nicht ferner im Innern der Erde zu ſuchen, ſondern die Erde wird vielmehr durch das Sonnenlicht unmittelbar, oder durch die vermittelſt deſſelben erzeugte Wärme mittelbar, auf ihrer Oberfläche magnetiſch; und in der That ſtimmen wenigſtens die täglichen Variationen der Declination und Inclination der Magnetnadel ſo augenfällig mit dem Laufe der Sonne und dem Gange der durch ihr Licht bewirkten Erwärmung der Erdoberfläche überein, daß man nicht umhin kann, einen Cauſalnexus zwiſchen lezterer und dem Erdmagnetismus anzunehmen. Nach einem ſo bedeutenden Ergebniſſe darf man ſich aber allerdings ſchmeicheln, endlich auch das übrige Detail des verwickelten Phänomens auf dieſelbe Grundurſache zurückgeführt zu ſehen, und die von Humboldt empfohlenen vervielfältigten Beobachtungen mit dem Gauß'ſchen magnetiſchen Apparate ſollen, bei der davon zu erwartenden Genauigkeit, nun eben dazu dienen, dieſe allgemeine Erklärung begründen zu helfen. Dieſen Gauß'ſchen magnetiſchen Reflexionsapparat, ſo genannt, weil die Vibration der Nadel in einem Spiegel, alſo durch Reflexion geſehen wird, haben wir ſchon früher genau beſchrieben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Beſchluß.)

Bouilly. Literariſche Cirkel. Mode.

Eben ſo idealiſirte Bouilly einen Zug aus dem Leben des berühmten Taubſtummenlehrers Abbé de l'Epée, welcher

bekanntlich einem ſeiner Zöglinge zu ſeinem Erbtheil verhalf, das ihm habſüchtige Verwandte rauben wollten. Bouilly erzählt, bei der Vorſtellung dieſes Stücks, welcher Napoleon beiwohnte, habe das Publikum im Theater laut und einſtimmig den Wunſch ausgeſprochen, der Nachfolger des Abbé de l'Epée, Abbé Sicard, welcher damals noch verhaftet war, möchte in Freiheit geſezt werden, ein Wunſch, der auch bald erhört wurde, worauf denn ſogleich der Abbé in ſeinem Taubſtummeninſtitute eine öffentliche Sizung veranſtaltete, worin der Vorſteher dem Dichter öffentlich dankte. Auch die Zöglinge des Inſtituts kamen zu ihm, und bezeugten ihm durch rührende Geberden, wie dankbar ſie dafür ſeyen, daß der Dichter ein ſo ſchönes Bild eines Taubſtummen dem Publikum vorgeführt habe. Etwas Aehnliches widerfuhr Bouilly, als er mit Cherubini den „Waſſerträger oder die beiden Tagwerke“ gegeben hatte, wobei er wieder ein Ereigniß, das während der Revolution in ſeiner Provinz, der Touraine, vorgefallen war, benuzt hatte. Diesmal waren es die Pariſer Waſſerträger, meiſtens Auvergnaten von Geburt, welche ihm einen Blumenſtrauß zur Dankbarkeit für die Darſtellung eines edeln Waſſerträgers überreichten, und ſich dabei in ihrer Volksſprache erboten, ihm ein Jahr lang unentgeltlich mit Waſſer zu verſehen. Alle dieſe dramatiſchen Stücke waren etwas weinerlichen Inhalts, und hatten dem Dichter den Beinamen le Larmoyant zugezogen, wie er ſelbſt geſteht. Man hatte über die Thränen geſpottet, die bei ſeinen Stücken wie ein Regen von den Logen herabfielen. Auch Mehül, der mehrere ſeiner Operetten in Muſik geſezt hatte, war nicht ohne Tadel geblieben. Man warf ihm in den Feuilletons der Journale den Ernſt, ja ſogar die Rauheit und das Wilde ſeiner Muſik vor, was den Tonkünſtler ſehr verdroß. Bouilly ſchlug ihm vor, ſie wollen ſich an den Kritikern rächen, und zwar dadurch, daß ſie Beide zeigten, daß ſie auch wohl etwas Luſtiges zu dichten und zu ſezen vermöchten. Dieſer Vorſchlag gefiel Mehül; der Dichter nahm ihn mit ſich auf's Land zu der Tante ſeiner Frau, und hier, in einer heitern Landſchaft und einer muntern Geſellſchaft, ſezte Mehül jeden Auftritt einer Operette in Muſik, ſo wie der Dichter ihn vollendet hatte. In Kurzem war das Stück une Folie fertig; das Schauſpielercomité des Feydeautheaters erſtaunte nicht wenig, als Bouilly nicht allein den fertigen Text zeigte, ſondern Mehül auch die bereits fertige Partitur hervorzog. Die beſten Schauſpieler nahmen Rollen in dem Stücke an, das mit großem Beifall gegeben und ein Lieblingsſtück des Publikums ward. Jezt wird une Folie nur noch ſelten gegeben; aber in den Provinzialſtädten ſpielt man das Stück noch häufig, und mancher junge debütirende Schauſpieler ſucht ſich in einer Rolle deſſelben hervorzuthun. — Noch andere gelehrte Geſellſchaften hielten gegen Ende des Jahrs öffentliche Sizungen, z. B. das Athénée des arts und die Société d'encouragement, welche beide auch Damen zu Mitgliedern aufnehmen. Die Zunft der ſchreibenden und dichtenden Damen iſt jezt außerordentlich groß in Paris, und mich wundert, daß ſie noch nicht eine beſondere Akademie für ſich errichtet haben. Auf der Bühne, in den Muſenalmanachen, in den Leihbibliotheken, überall trifft man ſie an. Neulich war eine glänzende Soirée bei einer ehemaligen Schauſpielerin, welche jezt Frau Gräfin heißt, ein Titel, der ſie nicht ſo ſehr ziert, als ihr erſter berühmter Name. Hier gab es der gelehrten Damen und Herren eine Menge. Die Frau vom Hauſe machte in einem mit großer Eleganz verzierten Salon die Honneurs auf äußerſt zuvorkommende Art, ſo auch der Graf, ihr Gemahl. Ich ſah hier die Herzogin von Abrantes mit ihren beiden großen Söhnen, die aber nichts Herzogliches in ihren Zügen haben, wofern ſich das Herzogliche im Geſichte ausdrücken kann. Die Herzogin iſt jezt eine der notabeln Perſonen in Paris, die man in den meiſten großen Cirkeln antrifft, beſonders da, wo berühmte Leute aus der gelehrten Welt zuſammenkommen. Oft hat man ſie auch auf dem Privattheater des Grafen von Caſtellane auftreten ſehen, auf welchem im Winter häufig geſpielt wird. Dieſer Graf beſizt ein ſchönes Hotel in der Vorſtadt St. Honoré, und vereinigt daſelbſt eine geiſtreiche Geſellſchaft, wozu auch die Theater- und Romanendichterin Gay gehört; dieſe ſoll ebenfalls gut ſpielen. Die Herzogin von Abrantes hat einen ziemlich rauhen Ton, was denn wiederum nicht ſehr herzoglich iſt. Uebrigens bedeutet, wie man weiß, Herzog, Graf u. dergl. nicht viel in Paris, und manche Leute, denen dieſe Titel gebühren, legen ſie ganz ab. In der oben erwähnten Soirée ſah ich auch Madame Waldor, ebenfalls eine Dichterin und Romanſchreiberin, welche leider häßlich iſt, ſich ſonderbar kleidet und nicht die geringſte Blödigkeit ſich vorzuwerfen hat. Die Frau vom Hauſe las ein neu von ihr gedichtetes Luſtſpiel in einem Aufzuge vor, ein elegantes Converſationsſtück, welches ſie vortrefflich vortrug. Dann traten mehrere Dichter auf; ein junger Mann, welcher, wie ich hörte, ein Journal herausgibt, das im Ausland mehr Abonnenten haben ſoll, als in Frankreich, ſagte ein Sonett her auf den wandernden Juden. Was für ein Einfall, über dieſe Sage ein kurzes Sonett zu dichten! Hernach recitirte er etwas Beſſeres über das ewige Streben der Menſchheit. Ein anderer junger Dichter hatte Verſe auf das Aufſteigen des Greenſchen Luftballons gedichtet, und ſagte ſie mit vieler Zuverſicht her. Er ſprach darin den Wunſch aus, mit einer Geliebten in einem ſolchen Ballon über die Wolken bis zum Himmel zu ſteigen und die „Liebe der Engel“ mit ihr zu genießen. Ich zweifle aber, ob ſich eine Geliebte bereitwillig finden würde, der Liebe halber ſo hoch zu ſteigen. Madame Waldor recitirte ſodann recht arge Strophen auf einen treuloſen Liebhaber; es wurde nicht geſagt, ob dies Wahrheit oder Dichtung ſey; Verſe waren es aber ſicher, und zwar ſehr kraftvolle. Den jungen Damen in der Geſellſchaft war mit den vielen Verſen nicht hinlänglich gedient; ſie wollten auch tanzen. Dieſem Wunſche waren der Herr und die Frau vom Hauſe zuvorgekommen, und ein paar Muſikanten waren in Bereitſchaft gehalten, um gegen Mitternacht zum Tanze aufzuſpielen. Hier konnte man das Abgeſchmackte der jezigen Moden nach dem Zuſchnitt der aus dem Zeitalter Ludwigs XV. wieder hervorgeſuchten Trachten bemerken. Bliebe das Nachahmen jener alten Trachten noch in den gehörigen Schranken, ſo ließe es ſich dulden; aber manche Damen übertreiben dieſe Alterthumsſucht auf die geſchmackloſeſte Weiſe, und ſicher haben ſich ihre Urgroßmütter beſſer gekleidet, als ſie. Als während der franzöſiſchen Revolution die antiken Trachten wieder aufkamen, und die Damen ſich als Griechinnen oder Römerinnen kleideten, war die Uebertreibung eben ſo arg, und manche machten ſich durch allzu ſklaviſche Nachahmung der Alten lächerlich; aber ſelbſt in dieſer Uebertreibung zeigten ſie doch claſſiſchen Geſchmack, und der Künſtler konnte ſie nicht tadeln. Was hat aber die Kunſt mit der abgeſchmackten, wieder vorgenommenen Damentracht von Anno 1750 zu thun? Man traut kaum ſeinen Augen, wenn man eine junge Dame in einem Reifrock, in herabhängenden, ſchlotternden Ermeln und einer langen Taille tanzen ſieht.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 22.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 26. Januar 1837.

Der Menſch mag die Elemente noch zu manchem ſchweren und zierlichen Dienſt abrichten und immer mehr ſeinen Haushalt von allzeitfertigen Sklaven vergrößern, aber —

Lichtenberg.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

Im Maſchinenweſen,* auf welches wir jezt einen Blick werfen, hat die Erfindung eines Nordamerikaners Aufſehen erregt, die Ebbe und Fluth als Bewegungskraft zu nutzen. Dieſer Mann wendet ſeine Maſchine, auf welche ihm bereits ein Patent ertheilt worden iſt, zunächſt zur Ausziehung der ſtärkſten Pfähle aus Meeresgrunde an, indem er die gedachte Maſchine bei eingetretener Ebbe an die Pfähle befeſtigt und ſofort die keinerlei Widerſtand duldende Kraft der ſteigenden Fluth darauf wirken läßt. Nach dem vor uns liegenden Berichte darüber iſt der Erfolg bewundernswürdig. Gleichergeſtalt benuzt derſelbe Mann bei eintretender Ebbe die zugleich mit dem Waſſer ſinkenden Schiffe als Gegengewicht für zu hebende große Laſten. — Ebbe und Fluth ſind nun ſchon ſeit ſo vielen Jahrtauſenden thätig; aber es war wieder erſt unſerm merkwürdigen Jahrhundert vorbehalten, induſtrielle Anwendung von den rohen Naturkräften zu machen. Wozu wird es die lezteren noch zu zwingen verſtehen?

Auf dem nämlichen Gebiete begegnen wir einem Senkblei von neuer, höchſt ſinnreicher Conſtruction, als deſſen Erfinder ein Däne Ericſohn genannt wird, über welches uns aber erſt eine vorläufige Nachricht mitgetheilt iſt, ſo daß wir darauf werden zurückkommen müſſen. Die Grundidee beſteht indeß in Vermeidung der bei den bisherigen Einrichtungen unumgänglichen Meſſung der Senkleine, um die bis zum Meeresgrunde ſtattfindende Tiefe zu beſtimmen, wogegen in Ericſohn's Inſtrumente, welches aus einem hohlen, mit Ventilen verſehenen Cylinder beſteht, die Luft im Verhältniſſe der erreichten Waſſertiefe comprimirt und der Grad dieſer Compreſſion zugleich durch ſich ſelbſt angemerkt wird.

Endlich bemerken wir, als hieher gehörig, aus einem uns von München zukommenden Schreiben, daß ſich in dem dortigen optiſchen Atelier der Herren Wörle* und

* Wir dürfen, auf Veranlaſſung dieſer technologiſchen Auseinanderſetzungen, eines hieher gehörigen Werkes, der „Bauſteine," von Preusker. Leipzig, Hartmann. 1855. 3 B. Erwähnung thun, welches unter dieſem bedeutungsvollen Titel die vortrefflichſten Andeutungen zur Förderung des Gewerbfleißes enthält, und in geſchickter Popularität die technologiſchen Kenntniſſe und die Mittel zu ihrer ſchnellſten Erwerbung entwickelt. Von Werken dieſer Art laſſen ſich nur ſegensreiche Folgen erwarten, und Preuskers Arbeit verdient daher die Empfehlung, die wir demſelben hier gewähren.

* Wörle iſt ein würdiger Schüler des großen Optikers Frauenhofer.

Rued orffer ein ſchönes induſtrielles, der Wiſſenſchaft unendliche Vortheile verſprechendes Streben kund gibt. Das erforderliche Flint- und Crownglas wird, unter Wörle's Aufſicht, in ganz vortrefflicher Qualität auf der Hütte Kohlgrub bei Murnau fabricirt, und zwanzig bis dreißig geſchickte Schleifer ſind daſelbſt beſtändig mit Verfertigung neuer Objectivgläſer beſchäftigt, woraus auf den Umfang des Geſchäfts geſchloſſen werden mag. Wörle denkt jezt zunächſt auf eine Vervollkommnung der von Littrow zu Wien angegebenen, und zuerſt vom dortigen Optikus Plößl ausgeführten dialytiſchen Fernröhren, von denen in unſern frühern Berichten ausführlich die Rede geweſen iſt.

Den Schluß unſeres diesmaligen Berichts machen wir mit einer Beſchreibung des merkwürdigen Nordlichts vom 18ten Oktober, welches in ganz Deutſchland, in Frankreich (nur nicht in Paris, wo ein dicker Nebel die Obſervation verhinderte), ja ſelbſt in Italien geſehen worden iſt. * In beſonderer Pracht aber zeigte ſich daſſelbe zu Königsberg in Preußen, und über die dortige Erſcheinung liegt uns eine Mittheilung des trefflichen Beſſel vor. Bald nach dem Untergang der Sonne gedachten Tages zeigte ſich daſelbſt, weſtlich von Norden, eine beſondere Helligkeit des Himmels, welche man ſogleich einem Nordlicht beimeſſen konnte, da ihre Mitte in der Richtung der Magnetnadel lag, und da einige Tage vorher auch ſchon Nordlichter, wenn gleich in viel ſchwächerem Grade erſchienen waren. Denn die Nordlichter haben ihren Mittelpunkt meiſtens in dieſer magnetiſchen Richtung (eine Bemerkung, auf welche wir unten zurückkommen werden), und es iſt nicht ungewöhnlich, daß ſie ſich kurz hinter einander wiederholen. ** So waren dieſen Herbſt, und zwar wenige Tage vorher, ſchon zwei Nordlichter, den 11ten und 12ten Oktober, beobachtet worden, von denen das leztere ebenfalls zu den ſchöneren gehörte, indem es häufig Strahlen bis zum Polarſtern hinauf trieb. Das am 18ten Oktober erſcheinende entwickelte ſich aber ſo vollſtändig, daß es, wenigſtens für unſere Gegenden, zu den ſehr ſeltenen Erſcheinungen gehörte und an die ſchöne Beſchreibung von Maupertuis erinnerte, den die Pracht der Nordlichter in Tornea entzückte, als er ſich, jezt gerade vor hundert Jahren, daſelbſt befand, um eine denkwürdige wiſſenſchaftliche Unternehmung * rühmlich auszuführen.

(Der Beſchluß folgt.)

* Ich habe dieſes Nordlicht auch beobachtet und außerordentlich ſchön gefunden. Profeſſor Struve aus Dorpat meldet ebenfalls, daß er nie ein ſchöneres geſehen habe.

** Auch dieſer Umſtand ſcheint für die von uns ſchon mehrmals erwähnte Kaſtnerſche Hypotheſe über die Natur der Nordlichter zu ſprechen, der zufolge die Polarlichter nämlich die den magnetiſchen Erdpolen periodiſch entſtrahlende Erdelektricität ſind, ſo daß die mehrtägige Wiederholung, wenn der Proceß einmal eingeleitet iſt, weiter nichts Beſonderes hat.

* Nämlich die unter den Auſpicien des damaligen franzöſiſchen Miniſters der Marine, Maurepas, von franzöſiſchen Gelehrten, namentlich Maupertuis, 1736, alſo gerade vor hundert Jahren, ausgeführte und von Lezterm in ſeinem Werke: De la figure de la terre. Paris. 1738. beſchriebene Gradmeſſung in der Nähe des nördlichen Polarkreiſes. Seite 60 fgg. dieſes Werkes gibt Maupertuis eben die oben erwähnte reizende Beſchreibung der von ihm beobachteten Nordlichter. Wir haben derſelben ſchon einmal erwähnt.

Die Theater in Liſſabon.

(Fortſezung.)

Ich habe vergeſſen zu ſagen, daß ſämmtliche Logen des erſten Ranges ganz nach portugieſiſcher Weiſe mit Vorhängen, zum Theil prächtigen und reichen, verſehen waren, wie man denn ſolche überall antrifft, in den Kirchen, den Palläſten, an Kutſchen und Sänften. Alle Thüren und Fenſter ſind mit Vorhängen bedeckt, welche ſehr häufig von goldgeſticktem Sammt ſind und die Wappen ihrer Beſitzer tragen. Von blauem Sammt, reich mit Silber belegt, war das ſchöne Gehänge, welches die königliche Loge den Augen der zahlloſen Zuſchauer noch verbarg. Endlich deutete die Uhr im Periſtyl der Bühne auf die neunte Stunde; die Spannung des Publikums wuchs, alle Rücken waren der Bühne, alle Antlitze und Hände der Loge zugekehrt. Da ertönte innerhalb derſelben ein leiſes, ſonderbares Pfeifen, das ſich bald darauf wiederholte, und nun rauſchte der Vorhang, nicht der Bühne, ſondern der Loge, welche jezt auch eine Bühne war, empor, und gewährte einen Anblick, der ohne Zweifel eine Art von Vorbereitung bedurft hatte, wie die Gruppirung der Schauſpieler, bevor die Gardine ſich hebt. Die Königin ſtand in reichem Schmuck dicht an der Brüſtung, am Arm ihres jungen Gemahls, neben dieſem zu ſeiner Linken die Kaiſerin von Braſilien; Herren und Damen in reichſter Hoftracht zeigten ſich hinter ihnen aufgeſtellt in faſt maleriſchen Gruppen; das Ganze mußte ſo geordnet worden ſeyn, um gerade ſo erſcheinen zu können. Ein rauſchender Zuruf, der viermal wiederholt und jedesmal mit huldvoller Verneigung von Seiten der königlichen Perſonen erwidert ward, brach nun los; das Orcheſter begann die portugieſiſche Hymne zu ſpielen, und während dem hatte ſich, in der That vollkommen unbemerkt, der Vorhang der wirklichen Bühne gehoben, die Muſik ging in die Ouvertüre der Oper über, welche gegeben werden ſollte, und man kann annehmen, daß die

Hälfte des erſten Aktes ſchon durchgeſpielt und geſungen war, bevor das Publikum ſich nach und nach bequemte, der Darſtellung einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken.

Mit mir war es aus verſchiedenen Urſachen derſelbe Fall; ich ſah Anfangs nur mit halbem Auge, hörte nur mit halbem Ohre, bis denn endlich meine Aufmerkſamkeit ſich ganz der Bühne zuwendete. Ich erblickte als Dekoration eine prachtvolle antik-römiſche Straße, das Forum in der Ferne, eine Dekoration, die jedem Theater Ehre gemacht haben würde. Den Namen der Oper und ihres Componiſten habe ich nie recht erfahren, und wenn es wäre, hätte ich Beides vergeſſen, da ſie nur dieſen einen Abend gegeben ward und dann nicht wieder, und ich überdies nichts von Muſik verſtehe. Ich glaube jedoch, ſie hieß l'Esigliato in Egitto. Die Sänger und Sängerinnen (Italiener) waren brav, beſonders die Primadonna und der Baſſiſt. Ihre Action möchte ich vollendet nennen; ſie war leicht, unbefangen, edel und leidenſchaftlich. Ueberhaupt ging die Darſtellung vortrefflich, und Alles griff harmoniſch in einander. Bei Veränderung der Bühne ward das Signal durch das nämliche Pfeifen gegeben, das vorhin in der königlichen Loge vor dem Aufrollen ihres Vorhangs ertönte. Am Schluß des erſten Aktes fiel nicht der Apollovorhang mit der Charte und dem immortal Dom Pedro, ſondern zu meinem größten Erſtaunen ſenkte ſich ein Landſchaftsgemälde herab, das alle Blicke durch einen ganz eigenthümlichen Zauber überraſchte und feſſelte. Das entzückende Grün einer paradieſiſchen Landſchaft lachte und duftete uns an: ein Thal in der reichſten Blätterpracht des Südens, mit Hainen und Gärten voll herrlicher Bäume mit goldenen Früchten, Hütten, zwiſchen Pomeranzen- und Oelbäumen verſteckt, das üppige, breite Cactusgeſträuch am Wege, mit der Weinrebe um den Platz ringend, die ſchlanke Aloeſtaude mit ihren ſpitzen Rieſenblättern, nackte Felſen, ein ſtürzender Bach; und über dieſe glückliche, entzückende Natur hinweg wölbte ſich ernſt und majeſtätiſch, wie ein großer Gedanke, ein in weite Ferne fortlaufender Bogengang von ſo ungeheurer Höhe und außerordentlichen Dimenſionen, daß Felſen und Berge, Bäume und Hütten nur klein unter ihm erſchienen. Er verband die gegenüber liegenden Berge, indem er eine Bahn durch die Luft von einem Gipfel zum andern zu führen ſchien, während der Fuß ſeiner Rieſenbogen unten im Thal ruhte. Durch ſie hin erblickte man weiße Segel in der Ferne. Garrido bemerkte mein freudiges Erſtaunen. „Welch ſchönes Gemälde!“ ſagte ich, „und wie reich die Phantaſie des Malers, die es erſchuf!“ Da zuckte es ſtolz um den Mund des jungen Portugieſen. „Nichts von Phantaſie,“ ſprach er, „hier iſt Wirklichkeit! Morgen führe ich Sie in dieſes Thal dort und dann auf den Aquäduct. Es iſt das Thal von Alcantara, zwei Leguas von der Stadt, und dieſe Bogen bilden die Leitung der Agoas libres aus der eſtremaduriſchen Sierra.“ — Ich habe es ſpäterhin geſehen, das Original des Vorhangs in San Carlos, dieſes ſchöne, berüchtigte Thal von Alcantara, in deſſen Schluchten und Schatten die wilden Ziegenhirten ihre Morde begehen, das man nur in Geſellſchaft und bewaffnet betreten kann, wenn man ſeines Lebens ſicher ſeyn will. Ich habe die Luft dieſes kleinen Paradieſes geathmet, welche von Blüthenaroma, wie vom Todesröcheln Ermordeter geſättigt iſt. Doch zum Theater zurück!

Nach dem zweiten Akt folgte das Ballet, das, wie ich ſpäter erfuhr, hier immer der Oper eingeſchaltet wird. Beim erſten Erſcheinen der Tänzer und Tänzerinnen ſah jedoch auch ein nur wenig geübtes Auge ſogleich, daß hier keine italieniſchen Füße, keine portugieſiſchen, keine ſpaniſchen, ſo graziös die lezteren ſind, ſich bewegten, auch wahrhaftig! keine engliſchen, und auch deutſche nicht: dieſes Schreiten, dieſe Bewegungen, dieſe unnachahmliche Körpermuſik, ſie gehörten dem Lande jenſeits der Pyrenäen, aus welchem Eliſabeth Valois ihre Bürgen kommen laſſen wollte, dem ſchönen Frankreich, das nur derjenige haſſen kann, der es nie geſehen hat. Sämmtliche Mitglieder des Ballets waren Franzoſen, und zum Theil reich bezahlt, wie man mir ſagte.

Etwas nach Mitternacht war die Vorſtellung zu Ende; ich verließ das Haus ſehr befriedigt von dem erſten Eindruck, den eine theatraliſche Darſtellung in Portugal auf mich gemacht hatte, indem ich mir vornahm, San Carlos oft zu beſuchen. Dieſer Vorſatz kam nicht zur Ausführung, aus Gründen, die ich hier übergehen will, wovon aber einer war, daß das Nachhauſegehen aus dem Theater in ſpäter Nachtzeit für den Fremden äußerſt gefährlich iſt.

Was ich nun über das Theater San Carlos in Erfahrung gebracht habe, beſteht in Folgendem. Es iſt königliches Inſtitut; das Perſonal der Oper wie des Ballets erhält Beſoldungen von der Regierung und ſteht unter einem Oberintendanten. Das Haus aber iſt Eigenthum des Grafen v. Farrobo, eines ſehr reichen Privatmannes, der auch Antheil an der Leitung des Ganzen zu nehmen und bei den ökonomiſchen wie artiſtiſchen Verhältniſſen der Bühne betheiligt zu ſeyn ſcheint. Das Perſonal iſt bedeutend, da es jedoch äußerſt ſchwer hält, einen Theaterzettel zu erhalten, die in ſehr großem Format nur an die Straßenecken geklebt, niemals ausgegeben werden, ſelbſt nicht für Geld an der Kaſſe, ſo habe ich die Namen der Angeſtellten nicht erfahren können. Dekorationen und Koſtüm waren, wie geſagt, anſtändig und einer großen Stadt würdig. Ueber das Orcheſter will ich nicht urtheilen, es war aber ſehr zahlreich und die Muſik, was in Portugal ſo ſelten iſt, volltönend und ſchön. — Nicht wie auf deutſchen Bühnen, ſucht man in San Carlo

das Publikum durch Abwechslung zu reizen und anzuziehen. Vielmehr bleibt eine Oper, die berühmt iſt oder gefallen hat, ſo lange auf dem Repertoire und wird jeden Abend ohne Ausnahme gegeben, bis man ihrer allmählig ſatt wird und das Haus leer bleibt. Dies iſt bekanntlich italieniſche Sitte. Auf dieſe Weiſe ſind faſt ſämmtliche Werke Roſſini's, Bellini's, Aubers und Anderer den Portugieſen vorgeführt worden. Sie wiſſen wohl, was gut und ſchön iſt, und haben viel natürlichen Sinn dafür, wenn ihre Nation ſelbſt auch keine Künſtler mehr erzeugt, die wie Blüthen eines Baumes ſind. Ein ſterbender Baum bringt keine Blüthen mehr.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, Januar.

Das Monument Leo's XII. Thorwaldſen.

Am Weihnachtsfeſt wurde das Monument Pabſt Leo's XII. in der Peterskirche aufgedeckt. Der regierende Pabſt ließ es ſeinem Vorgänger ſezen, und übertrug die Ausführung dem Bildhauer Fabris, einem Venetianer, der lange in Canova's Schule war. Im rechten Seitenſchiff der Kirche, dem Denkmal der Schwedenkönigin Chriſtine gegenüber, und an der Stelle, wo man früher das ſchmuckloſe Grabmal Innocenz XIII. ſah, ſteht das neue Werk, in ziemlich beengtem Raume, zwiſchen zwei der gewaltigen Säulen, welche die Wölbung unterſtüzen; unten ſieht man eine Thüre, über derſelben öffnet ſich eine Loggia, und in ihr ſteht der Pabſt, in Pontificalkleidung, die dreifache Krone tragend, ein wenig nach vorne geneigt und die Hand zum Segen erhebend. Im Hintergrunde, zu beiden Seiten des Stuhls, hinter welchem die großen Fächer von Pfauenfedern angebracht ſind — eine unglückliche Aufgabe für die Sculptur — erblickt man vier Cardinäle (oder richtiger, man ſollte ſie ſehen, wozu aber bei der Höhe, welche das Denkmal einnimmt, und der bedeutenden Tiefe keine Möglichkeit vorhanden iſt); unter ihnen iſt Cardinal Cappellari, der jezige Pabſt, welchem Leo XII. den Purpur verlieh. Ueber der Loggia ſieht man die ſizenden Figuren der Religion und der Gerechtigkeit in Relief, und in der Mitte das Wappen der Familie della Genga. Die Inſchrift heißt: Memoriae Leonis XII. P. M. Gregorius XVI. P. M. Der Kopf Leo's ſoll ähnlich ſeyn; dies iſt aber auch ſo ziemlich das einzige Verdienſt der ganzen Arbeit, welche die ſchon übergroße Zahl der mittelmäßigen und ſchlechten Monumente der Peterskirche um eines vermehrt. Ueberhaupt möchte Fabris leichtlich derjenige unter den hieſigen Bildhauern ſeyn, welcher, während im Allgemeinen ein merklicher Fortſchritt zu bemerken iſt, am wenigſten Talent, wie Geſchmack zeigt, und die ihm zu Theil werdenden, zum Theil ſehr bedeutenden Aufträge ſo handwerksmäßig ausführt, daß an irgend eine höhere Auffaſſung durchaus nicht zu denken iſt. Ein trauriges Beiſpiel davon iſt das höchſt geſchmackloſe und dabei auf unangenehme Weiſe ruhmredige Denkmal Torquato Taſſo's, welches in der Kloſterkirche von S. Onofrio, wo der Sänger der Geruſalemme in einfacher Zelle, vor ſich das Panorama der gewaltigen Stadt, ſeine Unterhaltung mit dem Himmel begann, die Stelle des gutgemeinten, aber höchſt unbedeutenden, welches Bonifaz Cardinal Bevilacqua ſezen ließ, einnehmen ſoll, und zu welchem eine Menge von Theilnehmern beigetragen haben. Man lacht und raiſonnirt in unſern Tagen ſo viel über die ſogenannte Perrückenzeit, der wir keineswegs das Wort reden wollen; um ſo trauriger iſt es, daß man nicht aufhört, mit großen Koſten Werke hervorzurufen, die um kein Haar beſſer ſind, als jene. Die römiſchen Kirchen können Zeugniß davon geben.

Wenden wir uns nun zu erfreulichern Erſcheinungen. In Thorwaldſens Werkſtatt geht es ſehr rührig zu. Er ſelbſt arbeitet bald an Basreliefs, zu welchen ihn eine gewiſſe Vorliebe zu ziehen ſcheint, und in denen er ſich den ſchönſten Muſtern des griechiſchen Alterthums, im Geiſt, wie in der Form, genähert hat wie Keiner, bald an Modellen größerer Werke, z. B. der Statue Conradins, welche er im Auftrage des Kronprinzen von Baiern verfertigt, der dieſelbe in der Carmeliterkirche zu Neapel aufſtellen laſſen will, wo der Lezte der Hohenſtaufen nebſt ſeinem Freunde und Unglücksgefährten hinter dem Hochaltare ruht. So werden die Bildſäulen der Mutter und des Sohnes einander nahe ſtehen, und den Bewohnern des Südens die tragiſche Geſchichte von dem nordiſchen Königshauſe erzählen. Vollendet ſtehen die Modelle der Denkmale Schillers und Gutenbergs für zwei ſüddeutſche Städte. Einer der Schüler, Namens Galli, führt unter des Meiſters Augen ein großes Relief aus, Apollo unter den Hirten, welches für eine bei Caſtel Gandolfo gelegene Villa des Kommandeurs Don Carlo Torlonia beſtimmt iſt. Zu Thorwaldſens neuern kleinern Arbeiten gehören u. a. die Jahrszeiten, vier Basreliefs in kreisförmiger Umſchließung, ſo wie ein länglich-viereckiges, Rafael, von Reſten des Alterthums umgeben, auf einer Tafel zeichnend, die ein Liebesgott mit der Rechten unterſtüzt, während er ihm mit der Linken Roſe und Mohn darbietet, zwiſchen zwei Genien, von denen der eine, weibliche, die Palme trägt und im Begriff ſteht, einen Lorbeerkranz auf ſein Haupt zu drücken, während der andere, männliche, eine brennende Fackel emporhält. — Unter dem Titel: Anacreonte nuovissimo del commendatore Alberto Thorwaldsen, iſt eine Sammlung von Umriſſen nach den kleinern Basreliefs dieſes berühmten Künſtlers erſchienen, ein-und-dreißig an der Zahl, mit poetiſchen Erläuterungen von Angelo Maria Ricci. Ohne der urſprünglichen Intention nach einen Cyclus zu bilden, reihen dieſe zu verſchiedenen Zeiten vom Jahr 1809 an, großentheils aber 1830 entſtandenen, anmuthigen Darſtellungen, welche den Liebesgott in den verſchiedenſten Situationen, und ſo recht in ſeiner über Alles ſich erſtreckenden, Alles unterwerfenden Macht vorführen, ſich vortrefflich aneinander, und es iſt um ſo erfreulicher, ſie hier vereinigt zu ſehen, da die Originale im Norden und Süden zerſtreut ſind. Die Erläuterungen beſtehen in Gedichten, welche großentheils Themata griechiſcher Lyriker behandeln, und in melodiſcher Sprache die Situation meiſt gut auffaſſen und gewandt wiedergeben, wenn auch hie und da die reizende Einfachheit der griechiſchen Dichtkunſt in dem etwas hochtrabenden Ton und Wortſchwall, von dem die italieniſche Lyrik ſich noch nicht recht frei machen kann, untergegangen ſeyn ſollte. Die wenigſten der Reliefs bedürfen übrigens einer ſolchen Erklärung, und darin ſcheint uns ein Hauptvorzug des Künſtlers zu liegen, daß bei ihm die Geſchichte ſo gut erzählt, die Abſicht ſo gleich deutlich gemacht wird.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 23.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 27. Januar 1837.

Notre gloire est sans seconde:
Français, où sont nos rivaux?
Nos plaisirs charment le monde!

Béranger.

Die Theater in Liſsabon.

(Fortſetzung.)

Ich muß eines Ballets noch erwähnen, von dem ich in der lezten Zeit meines Aufenthalts viel reden hörte, und das ich mich endlich zu ſehen entſchloß. Es hieß: Ludowiska, ou a Regicida, Espectaculo com à Dança. Die Handlung dieſes Tanzſpektakels ſpielte in Polen, und das Publikum Liſſabons ſah mit geheimem Grauen beſchneite Gegenden, und Hütten, von Schnee belaſtet und halb erdrückt. Dann kam ein beeister Strom vor, auf deſſen Spiegel Schlittſchuh gelaufen wurde. In der That führten die ſüdlichen Darſteller dieſes Kunſtſtück, auf kleinen Rollen unter den Füßen, recht hübſch aus, ſo daß ein Ruſſe ihnen Beifall geklatſcht haben müßte. Ich konnte mich nicht enthalten, die Geſichter meiner portugieſiſchen Nachbarn im Parkett dabei zu beobachten. Alle hatten den Ausdruck jenes lächelnden Wohlgefallens, mit dem man etwas Wunderbares, Mährchenhaftes hört oder betrachtet. Manches Haupt ſchüttelte ſich leiſe und ungläubig und ſchien an den Tajo zu denken, deſſen Rücken noch niemals eine ſchmähliche Eisſcholle, geſchweige einen Schlittſchubläufer getragen hat. Auch der Schnee iſt in den ſchönen Ebenen von Eſtremadura ein Fremdling, oder liegt es ja weiß auf den Moosdächern der Hütten, ſo ſind es die Blüthen der Pomeranzenbäume, der Maçaos, der Limonien, der Citronen. Dazu iſt der Norden, Deutſchland ſogar, dem Portugieſen eine terra incognita, von der er wohl dann und wann hört, aber ohne recht zu wiſſen, ob und wo dieſe Länder eigentlich exiſtiren.

Die zweite Bühne, dem Range nach, iſt das Théâtre français, in der Rua das Condes. Wer die große Ausdehnung Liſſabons kennt, wird wiſſen, wie weit dieſe Straße von dem Largo do Loreto, an welchem San Carlos liegt, entfernt iſt. Man ſteigt die lange Rua nova de Almada und die Straße do Chiado bis zu dem breiten, prächtigen Roscioplatz hinab, der zu überſchreiten iſt. Am ehemaligen Inquiſitionspallaſt wird man franzöſiſche Comödienzettel angeklebt finden. Dieſe Zettel ſind eine wahre Luſt zu leſen, denn da ſie in einer portugieſiſchen Druckerei erſcheinen, wimmeln ſie von naiven Sprachſchnitzern. Da heißt es: Henri IV. et sa Courte, au B'énefice de . . . cette piex sera pr'ec'de'e, und dergleichen mehr. Oft aber machten dieſe Zettel, daß ich ſtille ſtand und den Inquiſitionspallaſt anlächelte. Nun ſage noch Einer, daß Frankreichs ſüße Heiterkeit nicht allmächtig iſt! Ich, mit einem Herzen voll Inquiſitionshaß, vielleicht dem einzigen gerechten Haß, den es gibt, ſtehe vor einem der Tempel dieſer furchtbaren hiſtoriſchen Gottheit, woran jeder Stein ein vollzogenes Todesurtheil iſt; meine Seele blutet, und ich muß lachen, und dazu

zwingt mich, dreihundert Meilen von Frankreich, ein ellenlanger Zettel, mit franzöſiſchen Worten bedruckt. Henri IV. et sa courte, an den Inquiſitionspallaſt von Liſſabon geklebt, darin liegt die ganze Ironie der Weltgeſchichte.

Vom Inquiſitionspallaſt rechts herum führt eine kurze Straße auf den großen Vorplatz des Paſſeio publico, neben welchem die Rua Oriental nach der Rua das Condes hinabläuft, eine unanſehnliche Traveſſa, in welcher ſich der unanſehliche Eingang des Theaters befindet. — Es iſt weder groß noch ſchön, hat nur zwei Logenreihen über einander, und darf ſich ſeinem Aeußern nach keinem Provinzialtheater zweiter Claſſe in Frankreich, z. B. dem von Havre de Grace, Rouen, Breſt, Orleans, an die Seite ſtellen. Doch iſt es mehr noch, als San Carlos, der Vereinigungspunkt der vornehmen Welt, des diplomatiſchen Corps, der Fremden. Die Königin und ihr junger Gemahl beſuchen es faſt täglich. Man ſieht hier nach und nach alle neuen dramatiſchen Erſcheinungen von Paris an ſich vorüberführen, unter der verſtändigen und geſchmackvollen Leitung des Regiſſeurs Meriel, der zugleich erſter tragiſcher Held iſt; die erſte tragiſche Heldin iſt Dem. Charton.

Ein eigenthümliches Unglück, welches der Director während meiner Anweſenheit erlebte, war Schuld, daß ich ſeine Bühne nicht in dem glänzenden Zuſtand geſehen habe, in welchem ſie ſich nunmehr ohne Zweifel befinden wird. Er hatte nämlich einen neuen Vorhang, prächtige neue Dekorationen, einen neuen Luſtre von Paris verſchrieben, Gegenſtände, auf welche das Publikum, ſchon ſeit lange vorbereitet, mit Spannung wartete. Da gaben die Zeitungen Kunde von einer franzöſiſchen Handelsbrigg, la Constance, die angekommen und wegen Defraudation und Contrebande von der Douane mit Embargo belegt worden ſey. Das heißt ſo viel, die ganze Ladung war confiscirt und der Kapitän in eine Strafe von dreißigtauſend Cruſados verfallen. Was aber befand ſich mit auf dem unglücklichen Schiffe? Monſieur Meriels neue Dekorationen, Vorhang, Luſtre, die nun nicht eher ausgeliefert werden ſollten, als bis jene Geldbuße erlegt war. Da ich eben den Tajo zum lezten Male befuhr, um an Bord meines Schiffes beim Thurm von Belem zu gehen, kam ich noch unter dem Spiegel der armen Conſtance vorbei, welche mit gekappten Maſten und portugieſiſchen Douanenwachen auf ihrem Verdeck ganz traurig dalag. Die Matroſen in den Luken ſehen beſchämt aus, und es gibt keinen wehmüthigeren Anblick, als einen beſchämten Franzoſen. Ich nahm im Stillen ihre Partie, verwünſchte die Douane und fuhr weiter. Hoffentlich wird bald der Zeitpunkt erſchienen ſeyn, wo leztere die confiscirten Wälder, romantiſchen Gegenden und Thronſäle Monſieur Meriels herausgeben mußte.

Dies wäre ſo ziemlich Alles, was ich vom franzöſiſchen Theater in Liſſabon zu ſagen weiß, und ich gebe nun zu dem portugieſiſchen über, dem Theater des Volks, welches an den beiden erſten Bühnen nur ſehr beſchränkten Antheil nimmt. Ich fühle, daß meine Aufgabe hier an Intereſſe gewinnt, zugleich aber auch ſchwieriger und bedeutender wird, weil ich es hier nicht mit den Forderungen und dem Geſchmack der vornehmen Welt, die ſich mit wenigen Nüancen überall gleich iſt, zu thun habe, ſondern mit dem Charakter eines fremden Volks. Wenn nun das, was ich hier darüber ſagen werde, keineswegs genügen wird, ſo muß ich an die zu Anfang erwähnten Umſtände entſchuldigend erinnern.

(Die Fortſetzung folgt.)

Natur- und gewerbwiſſenſchaftliche Berichte.

(Beſchluß.)

Unſer Nordlicht zeigte zunächſt einen röthlichen Schimmer, welcher einen Theil des nördlichen Himmels bedeckte, aber nicht ſehr lebhaft und von kurzer Dauer war. Dann aber ſtrömte die ganze Gegend um den urſprünglichen Mittelpunkt der Erſcheinung her plötzlich häufige Strahlen aus, welche, wie dies bei Nordlichtern gewöhnlich iſt, in wenigen Augenblicken entſtanden, faſt bis zum Zenith aufſchoſſen, wieder verſchwanden, und immer wieder durch neue erſezt wurden. Dieſe Strahlen ſind geraden Kometenſchweifen durchaus ähnlich; oft drängen ſich deren ſo viele zuſammen, daß ſie an die dicht gedrängten Stämme eines Tannenwaldes erinnern. Bis dahin zeigte indeß der Vorgang noch nichts beſonders Hervorſtechendes: allein um 7 Uhr 15 Minuten erſchienen zwei Strahlen, welche ſich ſowohl durch ihre ganz außerordentliche Lebhaftigkeit, als durch den Ort, den ſie einnahmen, auszeichneten. Beide entſtanden nämlich an entgegengeſezten Punkten des Horizonts, der eine etwa 15 Grad nördlich von Oſten, der andere eben ſo weit ſüdlich von Weſten. Sie ſchoſſen in Richtungen aufwärts, welche ſüdlich vom Scheitelpunkte vorbeigingen, und hatten die Helligkeit hoher, weißer, durch ſtarkes Mondlicht erleuchteter Strichwolken. Man ſah deutlich, daß die „Ausſtrömung,“ welche ſie erzeugte, kräftig unterhalten wurde, denn ihre Formänderungen waren ſtark und ſchnell. Als dieſe Strahlen kaum entſtanden waren, zeigte ſich am nördlichen Rande eines jeden derſelben gleichſam ein Auswuchs; dieſe beiden Auswüchſe verlängerten ſich und näherten ihre Enden, ſo daß ſie bald zuſammenſtießen und nun einen Bogen bildeten, welcher beide Strahlen mit einander verband und deſſen höchſter Punkt

etwa 30° nördlich vom Zenith lag; dieſer Bogen ſammt den Strahlen, von welchen er ausging, erſchien im lebhaften weißen Lichte, deſſen Glanz indeß vom eben ſcheinenden Monde etwas geſchwächt wurde. Der Bogen verblieb aber nicht lange in der angegebenen Stellung, ſondern rückte allmählig dem Scheitelpunkte zu, und dann, durch denſelben hindurch, über 40° nach Süden, wo er ſich verlor. Ehe dies aber geſchah, nahm er auf der Weſtſeite eine unregelmäßige Krümmung an, indeß er auf der Oſtſeite regelmäßig gekrümmt blieb. Der Himmel zeigte jezt nur noch überhaupt eine auffallende Helligkeit, bis das Schauſpiel bald nach neun Uhr plötzlich überaus prächtig wurde. Die ganze Nordhälfte des Firmaments bedeckte ſich zu dieſer Zeit mit einer tiefen Carminfarbe, deren Glanz zugleich ſo ſtark wurde, daß er, trotz dem Mondlichte, ſichtbare Schatten warf. Dies tiefe Carmin ging aber im Norden nicht bis zum Horizont hinab, ſondern ein etwa 30° hoher, bogenförmiger Raum blieb davon unbedeckt, über welchem gleichſam ein Vorhang von hochrothem, durchſichtigem Stoffe ſchwebte.* Hinter dieſem Vorhange ſchoſſen blendend weiße, ſchimmernde Lichtſtrahlen hervor. Einige glänzende Sternſchnuppen, die ſich am verhängten Theil des Himmels zeigten, vermehrten noch die Pracht und Abwechſelung der Scene. Etwa nach einer Viertelſtunde trennte ſich dieſer herrliche Vorhang, der farbloſe Raum vergrößerte ſich allmählich nach beiden Seiten, und bald war nur noch einige Helligkeit am nördlichen Saume des Horizonts zu erblicken.

Der merkwürdigſte wiſſenſchaftliche Gewinn, den die Beobachtung dieſes ausgezeichnet ſchönen Nordlichts gewährt hat, iſt die Beſtätigung des Zuſammenhanges der Nordlichter mit dem Magnetismus geweſen. In Paris, wo, wie geſagt, eines dicken Nebels wegen die Erſcheinung ſelbſt gar nicht wahrgenommen worden war, hatten die Aſtronomen nach den, bei ſolcher Gelegenheit immer eintretenden Schwankungen der Magnetnadel das Meteor gleich angekündigt. In Berlin wurden dieſe Schwankungen ebenfalls beobachtet und ſehr bedeutend gefunden: die nach Norden gekehrte Spitze der Nadel folgte dabei ſichtbar dem Gange des Meteors, wich demgemäß von ihrer dortigen gewöhnlichen nordweſtlichen Richtung erſt bedeutend nach Norden ab und kehrte dann langſam nach Weſten zurück; auch machte ſie am folgenden Tage noch auffallende Schwingungen, welche man doch nur der Fortdauer der in der Natur einmal eingetretenen magnetiſch-elektriſchen Aufregung beimeſſen kann.

Der innige Nexus zwiſchen Elektricität und Magnetismus, wie ihn (vergl. unſere frühern Berichte) Oerſted auch im Experiment ſo auffallend gezeigt hat, und die elektriſch-magnetiſche Natur des Nordlichtes ſelbſt, wahrſcheinlich im obigen Kaſtnerſchen Sinne, erhalten hiedurch, wie geſagt, eine neue, unabweisbare Beſtätigung. Aber mit dieſem Ausdrucke iſt nur das Allgemeinſte angedeutet, und man ſteht ſtarren Auges vor der geheimnißvollen, ſchwankenden Nadel, und fragt ſie vergeblich um das Detail ihres tiefen Myſteriums.

* So iſt dieſe prächtige Phaſe des Vorgangs auch in meinem dermaligen Wohnſitze (Landsberg a. d. Warthe in der Neumark) beobachtet worden.

Lebensloos.

Der Pflanze gleich' ich, die ein Fels begraben
In früher Jugend ſchon mit ſchwerer Laſt,
Dran ſich die Stengel vorgedrungen haben,
Und deren Wurzel kennet keine Raſt.

Sehnſüchtig ſchmachtend unter ſeinem Drucke,
Treibt Blüthen aus ihr qualbeängſtigt Herz,
Die zieren noch den Stein mit heiterm Schmucke,
Der ſie darnieder hält in ſtummen Schmerz.

Hinaus zum Felſen will ſie Samen ſtreuen,
Damit er aufgeh' in dem Boden frei,
Sie möchte junger Keime ſich erfreuen,
Von ihr gezeugt in ihrer Sklaverei.

Wohl kommen Viele, die die Blüthen loben,
Doch nach dem Stamme fragen ſie nicht viel;
Noch Keiner hat den Felſen weggehoben,
Sie zu befrein in treuem Mitgefühl.

Wohl hört betrübt ſie Manchen freudig ſagen:
„Ein Wunder, ſehet unter dieſem Stein!“
Sogar noch Früchte kann ſie endlich tragen,
Und doch iſt ſie gedrückt von harter Pein.

„Ja, wäre ſie, verpflanzt, in beſſrer Erden!“
Spricht wieder vornehm eines Andern Mund;
Doch Keiner denkt, was ſie noch könnte werden,
Vom Drucke frei in ihrem eignen Grund.

Nic. Müller.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, Januar.

(Fortſetzung.)

Thorwaldſen. Tenerani. Finetti. Bienaimé. Rinaldi.

Wenn wir hier manchen Darſtellungen begegnen, die uns ſchon aus frühern Ausgaben von Thorwaldſens Werken

bekannt und liebgeworden ſind — wir rechnen dazu namentlich das eben ſo geiſtreich aufgefaßte, wie vortrefflich ausgeführte Relief, welches den menſchlichen Lebenslauf darſtellt, und der Liebe Aufkeimen und Seligkeit, Unbeſtand und Ueberdruß in wenigen Gruppen ſchildert; Amors nächtlichen Beſuch bei Anacreon, Amor und Pſyche, Amor, von einer Biene geſtochen, ein Gegenſtand, der auch in Italien im Liede volksthümlich geworden iſt, u. a. m. — ſo finden wir daneben viele neue, die nicht minder anziehend ſind als jene, und den beſten Beweis geben, wie auch in vorgerückteren Jahren die Phantaſie dieſes großen Künſtlers ihre Jugendlichkeit und Schöpferkraft, ſein Gemüth ſeine ganze Liebenswürdigkeit bewahrt hat. Die kleinen Gruppen, welche den Liebesgott darſtellen, wie er den Löwen, den Aar, den Delphin, den Cerberus zähmt, wie er das Netz flicht, u. ſ. w., gefallen namentlich, und wenn man den ganzen Cyclus überblickt, ſo muß man über die große Mannichfaltigkeit ſtaunen, welche der Künſtler in die einzelnen Situationen zu bringen gewußt hat, wenn uns auch dünkt, daß einige Gegenſtände ſich weniger als die andern zur plaſtiſchen Darſtellung eignen. Daß ein reiner Styl bewahrt, daß Spielerei ſelbſt da, wo in ſie zu verfallen leicht geweſen wäre, ferne gehalten worden iſt, dies bedarf bei denen, welche Thorwaldſen kennen, keiner Verſicherung. Ein paar Blätter ſcheinen der Sammlung nicht eigentlich anzugehören, z. B. das Basrelief der Nemeſis (1833), deſſen Original dem Herrn Mylius in Mailand gehört, und welches den Band beſchließt. Wir glauben nicht zu viel zu ſagen, wenn wir es zu den großartigſten Werken dieſer Art rechnen. Auf einer Biga, deren Räder im wechſelnden Umſchwunge Glück und Unglück, Ueberfluß und Mangel bezeichnen, und die von zwei ſchönen Roſſen gezogen wird, von denen das eine gemeſſen und ruhig einherſchreitet, das andere ungehorſam ſich bäumt, den Kopf zurückwirft und von der Geißel bedroht wird, ſteht die geflügelte Göttin, mit ernſtem Blicke, im Zodiacus über ihrem Haupt die Wage. Vor dem folgſamen Pferde ſchreitet der Hund der Treue, dem Wagen folgen zwei Genien, deren einer mit ſchmerzvollen, Unheil blickenden Zügen das Schwert der Strafe in der Rechten hält, der andere, geflügelte, heitere, in ſeinen Händen das Horn des Ueberfluſſes und den Caduceus, am Arme Ruhmeskränze trägt. In dieſer edeln Darſtellung erkennen wir die Gottheit, die urgebürtige, von welcher der Dichter ſingt:

> La sovrana de' numi tu sei
> Che la ruota avvicendi del mondo,
> Premio ai buoni, flagello de' rei,
> Dea tremenda, che hai Giove secondo
> E ministro a' tuoi cenni il destin.

Die Umriſſe in dieſem Bande ſind ſauber und ſorgfältig ausgeführt, und ſo iſt das Ganze ein erwünſchter Anhang zu den frühern Ausgaben von Thorwaldſens Werken, der römiſchen, wie der deutſchen, und ein Vorläufer einer neuen Sammlung, welche ſeine in den lezten Jahren entſtandenen Arbeiten aufnehmen ſoll.

Unter den italieniſchen Bildhauern in Rom iſt Pietro Tenerani jedenfalls der ausgezeichneiſte. Seine frühern Arbeiten, auf welche ſein Lehrer Thorwaldſen nicht geringen Einfluß gehabt haben mag, ſeine am Fuß verwundete Venus und die ſitzende Pſyche (bei Mme. Medici-Lenzuoni zu Florenz und anderwärts), ſind auch auswärts ziemlich allgemein bekannt geworden, und haben ihm mit Recht einen bedeutenden Ruf erworben. Weibliche Geſtalten gelingen ihm vorzugsweiſe. Seine zweite Pſyche, in dem Moment dargeſtellt, wie ſie die Unterwelt verläßt und ohnmächtig hinſtürzt, ſteht vielleicht der frühern nach, iſt aber dennoch ein anmuthreiches Werk. Sein neueſtes, noch nicht vollendetes, iſt ein Hautrelief für den Altar der Capelle, welche die Familie Torlonia in der Laterankirche einrichten läßt, und in welcher das Grabmal des verſtorbenen Herzogs von Bracciano, Marino Torlonia (von einem Modeneſer Namens Mainoni), aufgeſtellt werden ſoll, welches Anfangs für die kleine Kirche S. Pantaleo beim Pallaſt Braschi beſtimmt war. Die erwähnte Arbeit Tenerani's iſt eine Pietà. Vier Figuren bilden dieſelbe, und wir erkennen darin eine weiſe Mäßigung des Künſtlers, der ſich auf das zur Handlung Unerläßliche beſchränkt und alles Ueberflüſſige weggelaſſen hat. Joſeph von Arimathia ſteht noch auf der an's Kreuz gelehnten Leiter und hält den ſchon herabgenommenen Leichnam des Heilandes, deſſen Kopf und rechter Arm auf der Schulter Maria's liegen, welche die eine Hand ſanft an die Bruſt des geliebten Sohnes legt, während Johannes ſtehend die Füße umfaßt und unterſtützt. Die Gruppe iſt harmoniſch componirt, die Köpfe ſind ſchön, der Ausdruck der Phyſiognomien in den verſchiedenen Abſtufungen ſehr lobenswerth; namentlich muß der Attitüde der Madonna Erwähnung geſchehen, welche äußerſt zart gedacht iſt. In dem Ganzen ſpricht ſich ein inniger, tief empfundener Schmerz aus, weit entfernt von dem lärmenden, zur Schau getragenen mancher deklamatoriſchen Produktionen. Tenerani's Vorzüge möchten übrigens minder in einer kräftigen, ſchöpferiſchen Phantaſie beſtehen, als in einer edeln Auffaſſung und höchſt ſorgfältigen Wiedergebung der Natur und in einer vortrefflichen Ausführung. — Nicht ohne Eigenthümlichkeit iſt Finetti, zu deſſen beſten Arbeiten eine Gruppe der Horen und eine andere, Amor und Pſyche darſtellend, gehören. Auch in coloſſalen Werken verſucht er ſich nicht ohne Glück. Anſprechender vielleicht iſt Bienaimé, ein Carrareſe, deſſen Gruppen eines Schutzengels mit einem Kinde, der Diana u. ſ. w., vielen Beifall gefunden haben. Das Canova'ſche Element ſpricht ſich mehr aus bei Rinaldi, der eben eine Statue der Jungfrau von Orleans vollendet hat, wie ſie in voller Rüſtung, ihre zuſammengelegte, mit der Lilie geſchmückte Fahne in der Linken haltend, die Rechte auf die Hüfte gelegt, den Blick halb aufwärts gerichtet, in Betrachtung verloren ſteht. Die Behandlung des Ganzen iſt nicht ohne Geſchick, der Ausdruck des Kopfes ſchön, der Gliederbau ſchlank; die Stahlkleidung gibt aber doch der Figur etwas Steifes. Manche andere Arbeiten ſtehen halb vollendet in der Werkſtatt des Künſtlers, welcher ein großes Relief für das Giebelfeld der vor der Porta Pia gelegenen Villa Don Aleſſandro Torlonia's geliefert hat, den Triumphzug des Bacchus darſtellend, mit ſehr vielen Figuren und etwas verworrener Gruppirung. Die erwähnte Villa gehört dem jüngſten der Brüder, dem Bankier, welcher dieſelbe, ſo wie ſeinen am Corſo gelegenen Pallaſt auf eine großartige Weiſe ausſchmücken läßt (in lezterm werden u. a. Statuen der griechiſchen Gottheiten in den Niſchen des großen Saales aufgeſtellt werden), und den meiſten hieſigen Bildhauern von Ruf bedeutende Aufträge gegeben hat. Von den Arbeiten Rinaldi's und anderer Künſtler für die im Aufbau begriffene Paulskirche werden wir wahrſcheinlich bald Gelegenheit haben, in einigen Bemerkungen über dieſes rieſenhafte Unternehmen zu reden.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 24.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 28. Januar 1837.

Insignis annus hieme gelida ac nivosa fuit, adeo ut viae clausae.

Livius.

Das Neujahr in Paris.

I.

Der heilige Chriſt hat den Pariſern den Winter beſcheert; ſeit dem erſten Weihnachtstage ſind die Straßen und Dächer der Hauptſtadt mit Schnee bedeckt, und die ziemlich ſtrenge, anhaltende Kälte verſchafft den Reichen und Vornehmen das außerordentliche Vergnügen, auf den Boulevards, in den Champs-Elyſées und im Bois de Boulogne Schlitten zu fahren und einen neuen Luxus zu zeigen, während die Armen und Unbemittelten in ihren luſtigen Speichern und Dachſtuben ſich auf ihren Strohſäcken zuſammenkauern oder ein Krankenbett im Hoſpital als die höchſte Gnade erflehen, um die von Froſt gelähmten Glieder zu wärmen. Es iſt ſeit vier Jahren das erſte Mal, daß ich Paris in dieſem Winterkleide ſehe, und ich muß geſtehen, die Hauptſtadt bietet gegenwärtig ein phantaſtiſches Gemälde dar. Paris ohne Lärm und Tumult kommt Einem wie ein Traumgebilde vor; der gellende Ruf jener Hunderte von ambulirenden Kleinkrämern, welche ihre Waaren ausſchreien, iſt verſtummt, die Drehorgel ſchweigt, das Wagengeraſſel iſt kaum vernehmbar und gelangt nur in dumpfen Tönen an unſer Trommelfell; faſt traut man ſeinen eigenen Ohren nicht, man meint, man ſey taub geworden. Wenn wir aus dem Hauſe treten und einen Gang durch die Stadt machen, bietet ſich uns vollends ein ungewöhnliches Schauſpiel. Alle Augenblicke gleitet Jemand aus und fällt in den Schnee, und von Zeit zu Zeit fallen wir ſelbſt, indem wir dem Gefallenen aufhelfen wollen. Die Cabriolets und Fiaker fahren wider einander; da die meiſten Straßen nur Eine Goſſe haben und das Pflaſter von den Häuſern abwärts läuft, rutſchen die Wagen, weil die Räder ſich nicht drehen, ſtets nach der Mitte zu; die armen Pferde ohne geſchärfte Stollen an den Hufeiſen ſtürzen hundertmal des Tags; die Omnibus ſind gezwungen, faſt an jeder Brücke und in den Stadttheilen, wo es nur ein wenig bergig iſt, Vorſpann zu nehmen, und trotz dem verſehen ſie ihren Dienſt nur den kleinſten Theil des Tags; die ſchweren Fuhrwerke können gar nicht fort; jezt mehr als je darf man ſagen: Paris iſt eine Hölle für die Pferde. Ganz luſtig iſt es, mit anzuſehen, wie dieſe froſtigen Pariſer über die Trottoirs eilen, denn zu Hauſe können ſie einmal platterdings nicht bleiben; die Damen mit rothen Augen und blauen Wangen, ganz in Pelz gehüllt und mit koſtbaren Caſhmirſhawls vermummt; die Männer dicht in ihre Carbonaris gewickelt, die Mantelkrägen in die Höhe geſchlagen und das Geſicht mit einem Shawl oder Tuch ſo verbunden, daß man oft nichts als zwei Augen zwiſchen einem Hute und einem Foulard herausblicken ſieht. Die Stutzer und Badauds glauben nach Petersburg verſezt zu ſeyn; die Illuſion wird zur

vollſtändigen Wirklichkeit, wenn das Schellengeklingel auf den Boulevards die Ankunft eines Schlittens verkündet; die Spaziergänger bleiben dann in Maſſe ſtehen, die Portiers erſcheinen mit Frau und Kindern vor der Hausthür, ſelbſt die friedlichſten Bewohner der anliegenden Häuſer reißen ſich vom warmen Kamin los und eilen an's Fenſter, der Kaufmann vergißt, den Kunden ſeine Waare anzupreiſen, die Gäſte in den Kaffeehäuſern legen ihre Zeitungen aus der Hand, kurz Alles, Groß und Klein, Arm und Reich, drängt ſich herbei, um jene außerordentliche, fabelhafte Erſcheinung anzuſtaunen.

Es kommt nun noch ein beſonderer Umſtand hinzu, dieſen wunderlichen Anblick, den die Straßen von Paris im Augenblicke gewähren, noch ſtärker hervorzuheben. Acht Tage vor und nach dem Beginn des neuen Jahrs herrſcht hier ein ungemein reges Leben, welches ſich vorzüglich in induſtrieller Hinſicht beurkundet und für den Handel von beſonderer Wichtigkeit iſt. In der lezten Decemberwoche ſezt mancher Pariſer Kaufmann und Fabrikant einen größern Vorrath von Waaren ab, als ſonſt im Laufe des ganzen Jahrs; ja die Einnahme eines einzigen Tags überſteigt oft die Summe, womit der gewöhnliche Gang der Geſchäfte ſeine Kaſſe in mehreren Monaten anfüllt. Um dieſe Zeit machen gewöhnlich die Bewohner der Hauptſtadt und der 83 Departements ihre Einkäufe zu Neujahrsgeſchenken, wofür hier alljährlich unermeßliche Summen verſchwendet und in Umlauf geſezt werden. Bei ſo bewandten Umſtänden iſt es gleichſam ein Muß, in dieſen Tagen, troz der bittern Kälte, auszugehen und die Neujahrsausſtellungen in den Läden zu beſuchen. So ſehen wir das regſte Leben in allen Straßen, und die rauhe Witterung bringt eine Miſchung von Emſigkeit und Schweigen hervor, welche für den Beobachter des menſchlichen Treibens nicht ohne Intereſſe iſt. Die Leute ſchreiten raſch zu, die Frauen trippeln ſo geſchäftig, als wenn ſie zu ſpät zum Tanze kämen, die Männer machen ab und zu einen kleinen Dauerlauf, um ſich zu wärmen, und faſt Jeder hat ein Palet unterm Arm. Der Eine trägt einen papiernen Eſel, deſſen indiskrete graue Ohren aus der Schachtel oder aus der Hülle hervorgucken, worin er eingepackt iſt; ein Anderer ſchleppt ſich mit einem hölzernen Pferde; dieſer hat eine Puppe in Lebensgröße, jener einen Hund oder ein Lamm unterm Mantel, Alle rennen wie beſeſſen oder wie wenn das Lebensglück eines geliebten Kindes von ihrer Nachhauſekunft abhinge; dabei theilen ſie nicht ſelten tüchtige Rippenſtöße und Püffe mit den Ellenbogen aus, und unterlaſſen ſogar die weit und breit gerühmte Pariſer Höflichkeit, indem ſie weiter eilen, ohne um Verzeihung zu bitten.

Die Boutiken ſind mit Käufern angefüllt, viele ſogar zum Erdrücken und Erſticken voll. Dem Fremden, welcher dieſen Zeitpunkt zu einer Reiſe nach Paris gewählt, wird ohne Zweifel die außerordentliche Pracht vieler Kaufläden auffallen, die zwar in der Regel das ganze Jahr hindurch reich und luxuriös ausgeſtattet ſind, während der lezten Tage vor Neujahr jedoch die größten Koſtbarkeiten und Seltenheiten zur Schau auslegen, um Kaufluſtige anzulocken. Dieſe ganze Neujahrsherrlichkeit kann man umſonſt in Augenſchein nehmen; man iſt keineswegs gezwungen, beim Eintritt etwas zu hinterlegen oder aus Delikateſſe für eine Kleinigkeit den vierfachen Werth zu bezahlen; ein ſolches Verlangen an das Publikum zu ſtellen, dazu iſt der Pariſer Krämer viel zu ſchlau, ſpekulativ und human. Er ſchleppt mit unermüdlicher Gefälligkeit und ſtets heiterer Laune alle ſeine Artikel herbei, lobt ſie, bittet, ſie anzuſehen, und vergißt nie, ſo oft als möglich zu wiederholen, wie geſchmackvoll und verhältnißmäßig billig Alles ſey. Wenn man auch troz dem nichts kauft und nur beim Weggehen nicht zu ſagen unterläßt: Monsieur, je suis fâché de votre peine, ſo macht er eine ganz freundliche Miene dazu und begleitet Einen unter Complimenten bis an die Ladenthür, gleich viel, ob man das Ausſehen eines Millionärs oder eines kleinen Rentiers hat; denn er weiß wohl, daß die mit ſolcher Höflichkeit verabſchiedeten Kunden ſchon ein anderes Mal wieder einſprechen und die feſtgeſchürzten Knoten ihrer Geldbörſe löſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Theater in Lissabon.

(Fortſetzung.)

Geht man durch die hohen, grauen, von Volk wimmelnden Straßen Lisboa's, ſo wird man an den Ecken der Palläſte, über den mannichfaltigen Zetteln und Anſchlägen, die da zu leſen ſind, große, bunte Bilder erblicken, die ungemein in's Auge fallen und die ſeltſamſten Dinge darſtellen. Hier zeigt ſich eine Folterſcene in einem Kloſterkerker, wobei dicke Mönche thätig ſind, dort legt ein Ritter die Hände Liebender zuſammen; hier wird eine Stadt mit Sturm erobert, dort ſieht man die ſieben Mädchen in Uniform exerziren. Alle dieſe Bilder ſind nicht etwa Holzſchnitt oder Steindruck, ſondern gemalte Originale, die täglich wechſeln und zu den Anſchlagezetteln der drei Volkstheater gehören, womit dieſe ihr Publikum blenden, locken, bezaubern und zugleich über den Inhalt des zu gebenden Stücks belehren. Denn die großgedruckten Theaterzettel ſind doch zulezt nur für ſolche verſtändlich, die in ihrer Jugend ſo glücklich waren, leſen zu lernen; deren ſind aber nicht Viele, es mußte alſo für die große Mehrzahl eine Sprache erfunden werden, und ſo prangen jene Gemälde über den Affichen, oft von der

beträchtlichſten Größe und zuweilen mit Talent componirt und entworfen. Ohne es zu wiſſen, genießen daher die meiſten, in das Portugieſiſche übertragenen Dramen aus Frankreich, England und Deutſchland die Ehre, in Liſſabon in Reihen von Gemälden, die vielleicht der Rambergſchen Galerie zu Schiller und Goethe an die Seite geſezt werden dürften, bildlich dargeſtellt zu werden. Ich war begierig, den Künſtler kennen zu lernen, denn ſie ſchienen ſämmtlich von Einem und demſelben abzuſtammen; dem Manne war Phantaſie, Erfindung und Geſchick nicht abzuſprechen, und da die Malerei in dem maleriſchen Portugal in ihre Kindheit zurück geſunken iſt, ſo war ein ſolches Genie immer beachtenswerth; aber es gelang mir nicht, ſeinen Namen zu erforſchen.

Als ein beſonderes Zeichen der Zeit verdient bemerkt zu werden, daß dieſe Gemälde es wagten, alle erdenklichen Kloſtergreuel den Augen des Volkes zu enthüllen, wobei die Regierung die Hand im Spiele haben mochte. Da ſah man: Os Atrocidades dos Frades Dominicanhos, As crudelas Acaos dos Frades do Coracao de Jezus (die Barbareien der Brüder Dominikaner, die Grauſamkeiten der Brüder vom Herzen Jeſu), und Anderes dergleichen in Grauſen erregenden Bildern dargeſtellt, und die Zettel darunter verkündeten für den Abend die dramatiſche Darſtellung derſelben auf dem Theatro Nacional do Salitre, oder im Circos Olympicos auf dem Praça do Salitre, oder im Campo Santa Anna, den ehemaligen Schauplätzen der Stiergefechte. Obgleich es mir Mühe koſtet, will ich dennoch einen portugieſiſchen Theaterzettel, den einzigen, deſſen ich habhaft werden konnte, getreu copiren.

Theatro Nacional do Salitre. Domingo 29 de Maio de 1836. Em Benefico do primo Actor: Joaquim Joze de Barros. Se ha de expôr em Scena o novo e appacotoso Espectaculo seguinte. Principiará o divertimento por huma escolhida Symphonia e representando-se hum Prologo do Drama abaito annunciado e que lhe servo de fundamento, intitulado: Huma Manha em Trianon (ein Morgen in Trianon). Seguira-seha logo a Representacao do grande Drama, divido em tres Epocas e cinco quadros que tem per titulo: Latude, ou Trinta e cinco annos de Captiveiro ect. etc. etc.

Weit am öſtlichen Ende der Stadt, unfern des Chafarir von Andaluſia, liegt der Platz und das Theater Salitre mit dem damit in Verbindung ſtehenden Circus. Das Haus iſt groß, aber unfreundlich und ohne allen architektoniſchen Schmuck. Ich habe ſein Parterre nur einmal betreten, denn mich langweilte die Darſtellung in einer Sprache, von der ich ſo viel als nichts verſtand; dazu klingt dieſe Sprache, ſo herrlich ſie geſchrieben oder gedruckt ſich ausnimmt, von Portugieſen geredet, nicht angenehm. Sie verſchlucken die Fülle prächtiger Vokale und Dyphthongen, aus denen ſie zuſammengeſezt iſt, ſelbſt im feierlichſten Bühnendialog, auf die unverantwortlichſte Weiſe, und ziſchen dabei ihr s in der Mitte oder am Ende der Worte, ſo daß etwas herauskommt, das nicht viel beſſer und melodiſcher klingt, als das Engliſche, was doch in der That ſehr viel geſagt iſt; denn es gibt für ein mit lezterer Sprache unbekanntes und folglich unparteiiſches Ohr keine größere Disharmonie, als das Geſpräch zweier Britten: es iſt die Theorie der Seekrankheit. Nun iſt es gewiß eine kecke Behauptung, daß ein ſüdliches, mit dem Spaniſchen ſo nahe verwandtes Idiom Aehnlichkeit mit jenen Sumpf- und Nebellauten habe, wie ſie das Amphibium von ſich gibt. Aber man gehe nach Salitre und höre dort die hohe Lingoa dos Portuguezas. Uebrigens heimelte mich die Action der Schauſpieler an. Früher hörte ich ſchon, daß die ſpaniſche Darſtellungsweiſe ſich, namentlich in Tragödien, am meiſten der deutſchen nähere. Inwiefern nun die ſpaniſche und portugieſiſche Tragik einander verwandt ſind, will ich nicht entſcheiden; ſo viel aber iſt richtig, daß, wenn ich die Ohren zuhielt, ich mich der ſüßen Täuſchung vollkommen hingeben konnte, in einem deutſchen Schauſpielhaus dritter Claſſe zu ſeyn, in einer recht anſtändigen Stadt Thüringens oder Frankens, die jeden Winter eine wandernde Truppe kommen, ſpielen und bankerott werden läßt, um doch in dramatiſcher Rückſicht mit der Zeit fortzuſchreiten. Dieſelbe Art von Pathos, jenes Fechten mit den Armen, jenes Abgeben der Helden und Heldinnen mit Eclat, alles dies längſt Gewohnte und Beſpöttelte fand ich in Salitre wieder. Das Publikum dagegen war ganz ein anderes, als ein deutſches oder das in San Carlos oder dem Théâtre français. Hier war nicht die Elite der Geſellſchaft, hier war das Volk mit ſeinem laut ausgeſprochenen Beifall, ſeinem tumultuariſchen Tadel und Lob. — Galerie, Logen, Parket und Parterre fand ich dicht beſezt. Die Stücke, welche ich ſah, waren die auf dem obigen Zettel angezeigten. Im Ganzen mißfiel mir nichts, aber ich verſtand auch nichts. Die Marqueza de Pompadour, Favorita de Luiz XV. mochte noch ſo zärtlich, noch ſo intriguant ſeyn, Latude, der arme, 35 Jahre eingekerkerte Mann noch ſo verzweiflungsvoll ſich gebehrden, mir war Alles eins. Das Publikum aber lärmte, tobte, nahm Theil an der Handlung. Vielleicht daß die Kerker von Belem und St. Juliao vor ſeine Erinnerung traten. Aber immer blieb es intereſſant, ein ſüdliches Publikum zu beobachten, und zwar ein portugieſiſches. In Paris, in London, in Rom und Neapel gibt es zwar auch ein lautes, gebieteriſches, heftig verlangendes Volk; aber hier iſt Braſilien und Afrika mit im Parterre, und wer dies nicht verſtehen oder nicht glauben will, gehe ſelbſt nach Salitre.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, Januar.

(Beſchluß.)

Byſtröm. Fogelberg. Wolff. Gibſon. Wyatt.

Unter den ausländiſchen Bildhauern müſſen wir neben J. M. Wagner, der neuerdings mehr für das gelehrte Fach thätig geweſen iſt, namentlich der Schweden Byſtröm und Fogelberg, Emil Wolffs aus Berlin, und der Engländer Gibſon und Wyatt gedenken. Byſtröms meiſte Arbeiten ſind nach ſeinem Vaterlande gewandert, ſowohl in die königlichen Schlöſſer, als in den Beſiz von Privatperſonen. Er verweilt jezt in Carrara, wo er mehrere coloſſale Bildſäulen ſchwediſcher Monarchen beinahe vollendet hat. Am gelungenſten dürften ſeine Gewandfiguren ſeyn; auch in Monumenten iſt er glücklich. In ſeinem Atelier ſieht man u. a. eine Hero mit der Fackel, ſo wie eine ſchlafende Juno, an deren Bruſt der kleine Herkules liegt, eine Figur, die das Verdienſt einer ſchönen Ausführung hat, und durch ihre vollen, üppigen Formen Manchen gefallen mag, welche aber eben nicht ſehr von einem Eingehen in den Geiſt der Antike zeugt. Mehr iſt dies bei Fogelberg der Fall, welcher ſeinen Landsmann vielleicht an kräftigem, ſchaffenden Geiſte nicht erreicht, ihn aber an ernſtem Studium und reinem Geſchmack gewiß übertrifft. Er hat einen die Leier haltenden Apollo ausgeführt, und eine Venus mit dem Apfel, nach welchem der kleine Amor langt, beinahe vollendet: beide Statuen, voll Grazie, ohne ſüßlich zu ſeyn, edel gedacht und glücklich ausgeführt, und von denen wir der leztern den Preis zuerkennen möchten, ſind für das Schloß zu Stockholm beſtimmt, wo ſich von demſelben Künſtler bereits eine coloſſale Bildſäule König Carls XIII. und eine andere Odins befindet, ein moderner Verſuch einer plaſtiſchen Darſtellung ſcandinaviſcher Gottheiten, der ſeine großen Schwierigkeiten hat, dem man aber eine gewiſſe Originalität nicht abſprechen kann, wenn man auch gegen das ganze Unternehmen Einwendungen zu machen geneigt ſeyn ſollte. Ein ſehr freundliches Figürchen iſt ein kleiner, ſchalkhafter Liebesgott, auf dem Rand einer großen, von einem Delphin getragenen Muſchel ſizend, die ihm zugleich als Schirm dient. Der Marmor befindet ſich bei Herrn Björkman in Stockholm. — Wolff, welcher gleich den Obengenannten ſchon ſeit Jahren in Italien lebt, gefällt ſich häufig in Statuen und Gruppen mittlerer Größe, welche genreartig ſind, wozu z. B. ſein Fiſcher, ein heimkehrender Jäger, eine Hirtin, Telephus mit der Hindin (das Motiv von einem pompejaniſchen Gemälde entlehnt) u. a. gehören, die namentlich das Verdienſt der Natürlichkeit und des gelungenen Ausdrucks des Charakters beſizen. Daneben hat er auch andere Darſtellungen geliefert, welche ſchon vermöge ihres Gegenſtandes höhere Anſprüche machen. Unter dieſen bemerken wir eine anmuthige Gruppe der Thetis mit den Waffen Achills, auf dem Rücken eines Delphins die Fluth durchſchneidend, wovon das Original ſich im Beſiz der Gräfin Wielhorski (aus dem Hauſe Biron-Wartenberg) zu Petersburg befindet, und einen Amor mit den Attributen der Stärke, die Löwenhaut über den Kopf gezogen, die auf den Boden geſtüzte Keule in der Rechten, eine ſchöne Knabengeſtalt von den ausgebildetſten, kräftigſten Verhältniſſen, die ſich auf der lezten Berliner Kunſtausſtellung befand und dort blieb. Gegenwärtig iſt Wolff mit dem Modell eines großen Werkes beſchäftigt: es ſtellt eine an der Bruſt verwundete, auf's Knie hingeſunkene Amazone dar, welcher Helm und Waffen entfallen ſind, und welche ſchmerzvoll zu einer andern aufblickt, die ihr zu Hülfe eilt und mitleidig ſie zu halten ſucht. In allen dieſen Werken erkennen wir mit Vergnügen reine Formen, ungezwungene Stellungen und ſorgfältige Ausführung. — John Gibſon, aus Liverpool gebürtig, verdankt ſeinen Ruf namentlich der coloſſalen Statue Huskiſſons, welche vollkommen das Lob verdient, das ihr in England gezollt worden iſt. Die Gegenſtände ſeiner Werke ſind ſonſt meiſt mythologiſche. Zu den beſten gehören Hylas, von den Nymphen in die Fluth hinabgezogen, und Pſyche, von den Winden getragen, für Sir George Beaumont ausgeführt, jezt für Aleſſ. Torlonia wiederholt. Die beiden ſchlanken, leicht einherſchreitenden, mit Roſen bekränzten Jünglinge haben das zarte Mädchen von dem Felſen, auf welchem ſie ausgeſezt war, auf ihre Schultern emporgehoben, und halten ſie ſorgſam, den Blick auf ihre holde Laſt gerichtet. Pſyche, deren Gewand auf Schooß und Hüften herabgefallen iſt, blickt, etwas vorwärts geneigt, ängſtlich zu Boden, und legt beide Hände auf Nacken und Schulter ihrer Träger. Die Gruppe iſt höchſt graziös, in der Compoſition, wie in der Ausführung. Die Schmetterlingsflügel der Zephyrn tadelt man vielleicht nicht ohne Grund; Pſyche iſt ungeflügelt. Sehr lobenswerth iſt auch eine Statue Amors, mit lockigem Haar, für Lord Selſey beſtimmt. Das neueſte Werk Gibſons (noch unvollendet) iſt eine Amazone, welche den Kampf verlaſſen hat und den linken Schenkel entblößt, um nach einer Wunde zu ſehen, die ſie eben erhalten hat. Die Arbeiten dieſes Künſtlers ſind, ſo viel wir wiſſen, meiſt in England. Wenn die größere Zahl derſelben der Gattung des Anmuthigen und Zierlichen angehört, ſo hat er ſich in der zu Liverpool aufgeſtellten Statue Huskiſſons von einer ernſtern und großartigern Seite gezeigt. — Ein ſchönes Talent iſt auch Wyatt. Eine ſeiner gelungenſten Statuen iſt eine Nymphe, die in's Bad ſteigen will, und mit höchſt naiver Geberde und vortrefflicher Haltung des Körpers den Fuß vorwärts ſezt, um die Tiefe des Waſſers zu unterſuchen. Auch ſieht man bei ihm eine andere Nymphe, welche ſich zum Baden entkleidet, Diana, welche ihrem Lieblingshunde einen Dorn aus dem Fuße zieht, einen Jäger mit einem Hunde, eine Hebe, Zephyr und Flora, ſämmtlich Werke von Verdienſt, graziös und mit vieler Liebe ausgeführt, die aber wohl dabei gewinnen würden, wenn im Ausdruck mehr Wechſel und Mannichfaltigkeit vorwaltete. Wyatt ſcheint übrigens durch ſeine Individualität und Richtung ſo ſehr auf dieſes etwas eng begrenzte Feld hingewieſen, auf dem er ſich indeß mit Leichtigkeit und Glück bewegt, daß er vielleicht nicht wohl daran thun würde, es zu verlaſſen, um heroiſche oder andere ernſtere Gegenſtände zu wählen, bei denen man ſchon von vorne herein die Forderung eines ſtrengern Styls machen würde.

Rt.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 18:
Der Schlotter (Klapper-) Apfel.

Räthſel.

Es iſt ein Mann, und doch kein Mann,
Ein Zwerg, doch ohne Knochenmark;
Sein Kopf iſt leicht, ſchwer iſt der Fuß,
Und ſchief, auf dem er ſtehen muß;
Und böteſt du ihm einen Siz,
Das wäre nur Bajazzowiz.

Das Liegen auch verſteht er nicht,
Und mit dem Fuße geht er nicht,
Sonſt reget er ſich gar geſchwind,
Sein Sprung erfreut ein manches Kind,
Doch bleibt er ſtehn auf ſeinem Kopf,
So iſt er hin, der arme Tropf. J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 25.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 30. Januar 1837.

Du Lieb' und Stolz für's Vaterland,
Erfandſt, was kein Betrug erfand,
Unſterblichkeit! — Zu Luft verwehn
Die Helden und in Moder gehn
Die Thatenväter? Nein!

Herder.

Sonette zur Feier Juſtus Möſers.

1.

Du großes Deutſchland, wie die Nacht mit Sternen,
Dicht überſä't mit goldnen Geiſteslichtern,
Gekrönt mit Glanz von Denkern und von Dichtern,
Durchirrt von Diogenen mit Laternen:

Du ſchauſt in alle Tiefen, alle Fernen!
Wir weiſen ſtill, mit Seherangeſichtern
Stets neue Schätze wie berufnen Richtern
Den Völkern, welche nahn, von uns zu lernen.

Unendlich keimt und blüht der Geiſterſame;
Kaum noch der ſeltnen Blume kannſt du achten,
Und manche, ſchön und einzig, muß verſchmachten.

Doch wieder auf taucht jeder große Name,
Und endlich weckt den Würd'gen ein Erlöſer:
So ſtrahlt jezt, neu gefeiert, Juſtus Möſer.

2.

Der Schulgelehrſamkeit papierner Veſte
Entſprang er früh und folgte den Geſchicken
Der deutſchen Vorzeit mit verjüngten Blicken,
Warf goldnes Licht auf dunkler Kunden Reſte.

„So wurden wir, ſo werden wir auf's Beſte,
„So mindern wir die Bürden, die uns drücken,
„So wird uns Recht, Natur und Wahrheit ſchmücken,
„So ſind wir unſers Bodens weiſe Gäſte.“

Dies lehrt' er uns, der Kröſus an Erfahrung,
Der raſtlos handelnd ihre Schätze nuzte
Zu ſeines Heimathlandes Wohl und Wahrung.

Ein Meiſter in der höchſten Kunſt: zu leben,
War er's, der ſiegreich jedem Unrecht truzte,
Gleich treu dem Fürſten und dem Volk ergeben.

3.

Seht dieſe Stirn, die ewig wolkenloſe,
Umgaukelt von der Laune buntem Flügel!
Seht dieſen Mund, erblüht am Muſenhügel,
Umſcherzt von loſer Genien Gekoſe!

Er lockt, der Schalk, euch mit der Anmuth Roſe
Und führt euch lächelnd vor den Sittenſpiegel,
Zum Blumenband wird ſeiner Weisheit Zügel
Und Poeſie die leichtbeſchwingte Proſe.

Ob auch umringt von düſtern Actentiſchen,
Mit allen Grazien tauſcht' er holde Rede
Und wußte frohen Lebenswein zu miſchen.

Als Harlekin mit Spaß und Scherzen blöde
Aus Leipzig floh, von Gottſched plump beleidigt,
Hat Möſer ihn getröſtet und vertheidigt.

4.

Verborgen brannte Deiner Liebe Feuer,
Getreues Osnabrück, das nicht vergeſſen
Des größten ſeiner edlen Söhne, deſſen,
Der Dein vor Allen war, Weſtphalen, Euer!

Es brachten Tauſend ihrer Liebe Steuer,
Sein Standbild weihend, Lorbeern und Cypreſſen
Dem Manne, der im Götterrath geſeſſen,
Dem Menſchenfreunde, Helfer und Erfreuer.

Dank für den Dank Euch! Ehre für die Ehre!
Denn Preis auch heiſcht der Genius, der hehre,
Und nicht genügt des Moslem's: „Groß iſt Allah!“

Kehrt, all' ihr großen Deutſchen, heim aus Eden,
Laßt euer Antlitz laut zum Volke reden,
Sey, Deutſchland, bald ein einzig groß Walhalla!

Adolf Peters.

Das Neujahr in Paris.

(Fortſetzung.)

Das Neujahr in Paris führt nun aber regelmäßig nicht bloß eine commerzielle, ſondern auch eine vollſtändige ſociale Revolution herbei. So lange dieſe Revolution dauert, iſt einem, als ſey gleichſam ein Wohlgeruch von allgemeiner Friedfertigkeit und Leutſeligkeit um einen verbreitet. Wenn Kant und Fichte um dieſe Zeit in Paris gelebt hätten, wären ſie überzeugt geweſen, der ewige Friede und das allgemeine Entwaffnungsſyſtem laſſe ſich auf die Wohnungen der Menſchen nieder. Das Pariſer Neujahr ſargt alle gehäſſigen Unarten, alle Verläumdungen, böſen Meinungen und widerwärtigen Grobheiten ein. Man ſieht nur lächelnde Geſichter, man hört nur Worte chriſtlicher Nächſtenliebe und Verträglichkeit. Leute, die Einen ſonſt das ganze Jahr nicht anſehen, grüßen freundlich; wo man hinkommt, wird man mit der größten Zuvorkommenheit behandelt. In den Häuſern, wo man eingeführt iſt, ſpringen Einem die Kinder ſchon von Weitem entgegen und rezitiren Lafontaine's Fabeln; der Bediente nimmt uns den Mantel ab und bürſtet ihn ſogar aus, die Bonne leuchtet uns beim Weggehen mit ſchelmiſcher Miene die Treppe hinunter, was ſonſt nie geſchieht. Die Garçons in den Reſtaurationen und Kaffeehäuſern ſind über alle Maßen höflich; erſtere wärmen einem die Teller und nehmen ohne Weiteres die Gerichte wieder fort, an denen man etwas auszuſetzen hat; Leztere ſchenken einem die hal e Taſſe und das petit verre voller als gewöhnlich und bringen unaufgefordert die Abendjournale herbei u. ſ. w. Wenn es allen Leuten ſo geht, wie mir, müſſen alle Leute gegenwärtig glücklich und zufrieden ſeyn, mögen ſie nun auf dem Throne, in glänzenden Palläſten oder in niedrigen Hütten leben. Seit vierzehn Tagen iſt meine Exiſtenz wie von einem ſchweren Alp befreit. Mein grober Portier erkundigt ſich nach meinem Befinden, wenn ich ihm den Schlüſſel bringe; meine Journale, welche ich ſonſt nur um eilf Uhr, und zwar zerleſen, beſchmuzt, kurz jämmerlich zugerichtet erhielt, liegen ſchon um ſieben Uhr, noch ganz friſch und feucht, ganz unberührt und jungfräulich in meinem Vorzimmer; der Briefträger bringt mir die Briefe ſelbſt herauf und hat mir mit einem Glückwunſch zum neuen Jahr einen prächtigen Wandkalender geſchenkt; meine Bücher, meine Meubeln werden ſorgfältig abgeſtäubt, mein Zimmerfußboden glänzt, daß man ſich darin ſpiegeln kann; meine Stutzuhr wird aufgezogen, ohne daß ich das Mindeſte zu ſagen brauche, und wenn ich nach Mitternacht Einlaß begehre, klopfe ich nicht erſt, wie ſonſt, zehn Minuten, ſondern beim erſten Schlage wird mir aufgemacht.

Die Löſung dieſes Räthſels ſind die ſogenannten Etrennes; ihnen zu Liebe kehrt ſich hier die Welt auf vierzehn Tage um. Schade, daß dieſer kurze ſociale Frieden nur ein Ergebniß unſeliger Spekulation und eine faule Frucht der Civiliſation iſt. Schon freut man ſich, daß mit dem denkwürdigen Jahr 1837 die Hegira des menſchlichen Geſchlechts begonnen habe; und nach den erſten acht Tagen wird man inne, daß das große Jubel- und Erlöſungsjahr doch nicht angebrochen, vielleicht noch, wie Fichte meint, über Billionen Jahre hinausgerückt iſt. Von dem 8ten Januar an geht Alles wieder den alten ſocialen Schlendrian, und man fällt aus ſeinen vierzehntägigen Glückſeligkeiten und Freuden plump in die ſchnöde Wirklichkeit eines neuen Jahrs hinein, das ganz ſo anfängt, wie das alte, wenn nicht noch ſchlimmer. Der Portier behält unſere Briefe wieder drei Stunden lang unten, er erneuert ſein Anrecht auf unſere Journale, die Milch wird wieder wäſſeriger, die ſauertöpfiſchen Mienen nehmen wieder überhand; kurz, die Welt iſt wieder in's Gleichgewicht gebracht und man lebt, nach wie vor, zwiſchen Undank und Verrath, jenen Zwillingsgeſchwiſtern des Egoismus. Alle Schafe haben ihren Pelz abgeworfen und ſind wieder Wölfe, die Maske fällt von allen Geſichtern, und man ſcheut ſich, ſie genauer zu unterſuchen. Bis dahin nämlich hat man allen dieſen Leuten zu Neujahr beſcheert. Die Kinder unſeres Freundes, welche ſich ſchon auf die Chokolatflinten und Kanonen von Debauve und Gallois geſpizt hatten, ſind mit den unſchuldigen Bonbons

und Zuckermandeln von Berthellemot nicht zufrieden; der Portier, welcher zehn Franken bekommen, erwartete vielleicht einen Napoleon; mit einem Wort, man hat es Niemanden recht gemacht.

Glücklich, dreimal glücklich iſt der Sterbliche zu preiſen, welcher die Kunſt zu geben zu allſeitiger Zufriedenheit auszuüben verſteht! Mich wundert, daß noch kein franzöſiſcher Dichter, der zugleich Millionär iſt, wie es deren bekanntlich in Paris gibt, auf den Einfall gekommen iſt, ein Werk zu ſchreiben über die „Kunſt zu geben," als Gegenſtück zu der ovidiſchen „Kunſt zu lieben." Ich halte dieſe leztere Kunſt für lange nicht ſo ſchwierig, als jene; die eine betreibt man mit Freuden, die andere übt man mit Mißvergnügen, zum Glück nur einmal im Jahr.

Die Sitte der Neujahrsbeſcheerung iſt ſehr alt; in Deutſchland findet ſie nicht, wie hier, am erſten Tage des neuen Jahrs, ſondern am heiligen Abend vor Weihnacht Statt. In einem großen Theile von Norddeutſchland, wie in Mecklenburg, Pommern und Holſtein, werden die Geſchenke am Chriſtabend mit dem Ruf „Juulklapp" auf die Hausflur geworfen, weßhalb man auch in jenen Gegenden die Weihnachtsbeſcheerungen gewöhnlich Juulklappen nennt. Die Familien ſind alsdann um einen runden Tiſch verſammelt, auf dem der Chriſtbaum mit ſeinen Lichtern brennt, und die myſteriöſen, von unbekannter Hand in's Haus geworfenen Pakete werden unter großen Ceremonien geöffnet, wobei es Stoff genug zum Lachen und zu ausgelaſſener Freude gibt. In Frankreich iſt der kindlich-lyriſche Chriſtbaum unbekannt, die uralte Sitte der Etrennes wird jedoch ſtreng in Ehren gehalten. Nach Feſtus kannten ſchon die Römer dieſe Feierlichkeit unter dem Namen Strenae, woraus die Franzoſen ihr Subſtantiv étrennes gebildet haben. Wenn ein armer Client ſeinem reichen Patron das Neujahrsgeſchenk überbrachte, mußte er demſelben noch eine Silbermünze beifügen, wie es ſeine Mittel erlaubten. Der Senat, die Ritter und das Volk ermangelten nie, mit dem Anfang des neuen Jahrs dem Kaiſer Auguſtus die Etrennes zu bringen; wenn er abweſend war oder gerade Beſuche machte, ließen ſie ihre Gaben auf dem Kapitol zurück, was damals, wo man die Thür- und Fenſterſteuer noch nicht kannte, eine höfliche Manier war, Contribution zu bezahlen. Das Neujahrsgeſchenk, welches man den Nachfolgern des Auguſtus zu geben pflegte, beſtand in einem goldenen Buch, 72 Solidi an Werth; das iſt wenigſtens die Anſicht des gelehrten Gronovius. Dieſer gegenſeitige Austauſch von Complimenten, Beglückwünſchungen und Geſchenken geſchah an den Kalenden des Januars, womit das neue Jahr anfing. — Die erſten chriſtlichen Biſchöfe erhoben ein gewaltiges Geſchrei gegen dieſe Sitte; aber ihre Nachfolger befanden ſich ſo wohl dabei, daß die frommen geiſtlichen Herren, gleichwie die alten Heiden, die Neujahrsgeſchenke in Ehren erhielten. So hat ſich dieſer Brauch von Hand zu Hand bis auf unſere Tage vererbt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Theater in Liſſabon.

(Fortſetzung.)

Agoa! Agoa! Agoa dor! (Zuckerwaſſer) Agoa gelata! (Eis) iſt der Ruf, den in den Zwiſchenakten wunderſchöne Knaben, mit Körben voll der genannten Erfriſchungen ſich zwiſchen den Bänken durchdrängend, ertönen laſſen; denn man behauptet nicht zu viel, wenn man ſagt, der größte Theil des männlichen Geſchlechts in Portugal ſey ſchön, auf Koſten des weiblichen. Wie viel kräftige männliche Geſtalten, mit den dunkeln, ausdrucksvollen Geſichtern, den ſchwarzen Locken, den blendend weißen Zähnen zwiſchen purpurnen Lippen, und wie ſelten ein Weib, das alle dieſe Vorzüge in ſich vereinigt! Eine zwar habe ich gekannt, die ſchöne Mariquinha, aber ſie gehört nicht hieher.

Von einem Akt portugieſiſcher Gerechtigkeit war ich in Salitre Zeuge. Auf einer Bank vor mir hatte ein junger Menſch von fünfzehn bis ſiebzehn Jahren Platz genommen, der während der Vorſtellung auf das Muthwilligſte laut und ſtörend wurde. Neben ihm ſaß ein Schwarzer von ungefähr gleichem Alter, der ſich vollkommen ſtill und ruhig verhielt. Plötzlich erhielt dieſer Unſchuldige von einem Nationalgardiſten an meiner Seite über mehrere Bänke hinüber einen derben Schlag auf den Kopf mit der Säbelſcheide. Verwundert, mit einer Miene des Schmerzes, ſah ſich der Schwarze um; auch ſein Nachbar, der Ruheſtörer, blickte nach der Urſache des Donnerſchlags, der neben ihm niedergefallen war, und der Soldat erhob lächelnd die Hand. Hierauf ward der junge Menſch ganz ſtill, der Neger ſagte auch nichts, ich aber wandte mich beſcheiden zum Gardiſten und bemerkte ihm, der Schwarze ſey unſchuldig geweſen. „Si, Senhor," war ſeine lachende Antwort, „ma esta Nero è o outro esta Fidalho." (Ja doch, mein Herr; aber er iſt ein Neger und der Andere iſt ein Adeliger.)

Wenn ich nun zum Circus von Salitre übergehe, ſo beſchreibe ich damit zugleich den von Campo Santa Anna und auch den kleinern in der Rua Formoſa bei Alcantara. Alle drei dienten noch vor wenigen Jahren unter der Regierung Dom Miguels zu Stiergefechten, und man darf nur in den ungeheuern Raum des Circo von Salitre eintreten, um ſogleich zu erkennen, mit welcher Vorliebe Volk, Adel und Hof dieſen Schauſpielen vor allen andern beizuwohnen pflegten. Hier iſt portugieſiſche oder ſpaniſche Gemüthlichkeit, die Nationalpracht der pyrenäiſchen Halbinſel. Fünf Logenreihen über

einander, in der Mitte die königliche Tribüne, mit den reichſten Sammtdraperien geſchmückt, nehmen den einen Halbkreis des Circus ein; ihnen gegenüber läuft der Sole oder die amphitheatraliſchen Sitze, ohne Abſonderung und Baldachin, für das Volk. Wahre Kühnheit gehört dazu, auf kleinen Treppen hier bis auf die oberſten Bankreihen zu gelangen. Der ſehr große Raum, der unterhalb dieſer Bänke, wie auch unterhalb der Logen ſich befinden muß, iſt theilweiſe zu Ankleidezimmern für die Taureiro's (jezt Schauſpieler und Kunſtreiter), zu Ställen für die Roſſe, Bären, Löwen, großen Hunde und andern Thiere, die etwa zur Aktion gebraucht werden, und endlich zu Erfriſchungsſälen für die Zuſchauer benuzt. Die Mauer, welche den ganzen Circus einſchließt und die außerordentlich hoch iſt, prangt auf ihrem oberſten Rand, von zehn zu zehn Schritten, mit coloſſalen Waffentrophäen, Fahnen und Standarten, was in der That ſtattlich und prachtvoll ausſieht. Die Decke dieſes wunderlichen Kreiſes iſt blau, immer tiefblau, obgleich ſehr hoch geſpannt: es iſt der ſchöne, geliebte, unvergeßliche Himmel von Luſitanien, der immer mit gleicher Milde herabſchaut, ob er kämpfende Stiere, Blut und Sterbende, oder geputzte Seiltänzerinnen, ob er Mönche, oder Coburgiſche Kammerjunker in dieſen Räumen erblickt.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

Der vergrabene Schatz. Gemälde aus Düſſeldorf.

Vor Kurzem gewährte die glänzende Hoffnung eines nach vieljährigem Aufenthalte im Auslande Zurückgekehrten manchen Stoff zur Unterhaltung. In einem ſpaniſchen Lazareth mit einem todtkranken Franzoſen bekannt geworden, hatte er vom Sterbenden erfahren, wie dieſer während des Kriegsjahrs 1813 nahe bei Dresden ein anſehnliches Capital in Goldſtücken vergraben habe, welches ohne allen Zweifel noch unberührt dort liegen werde. Da der ſterbende Franzoſe dem Sachſen dieſen Schatz abgetreten, auch den Ort deſſelben ſehr genau und umſtändlich bezeichnet hatte, ſo zeigte er ſolches der hieſigen Behörde an, mit der Bitte, Nachgrabungen anſtellen zu dürfen. Dieſes wurde ihm zugeſtanden, jedoch ſo, daß dieſelben unter dem Auge der Obrigkeit geſchähen. Wirklich fand ſich ungefähr eine Stunde von der Stadt, in der Nähe einer von Wald umgebenen Förſterwohnung ein Platz, ganz der Beſchreibung des Sterbenden ähnlich. Beſonders entdeckte man auch an einem der Bäume das Merkzeichen, deſſen er dabei gedacht hatte. Die zuweilen etwas gutherzige, jederzeit aber ungemein geſchwätzige Fama war wiederholt bemüht geweſen, enorme Summen auszuſprechen, welche wirklich aufgefunden ſeyn ſollten. Allein nach ſichern Nachrichten haben, trotz jenes hoffnungsreichen Anſcheins, wiederholte Nachgrabungen bis jezt nicht den mindeſten Erfolg gehabt. — Allgemeine Anerkennung findet das verdienſtliche Streben des Ausſchuſſes des hieſigen Kunſtvereins, ſeine Wirkſamkeit beſonders auch durch Herbeiziehung und Aufſtellung von Gemälden ausländiſcher Meiſter gemeinnützig zu machen. Seiner Uebereinkunft mit mehreren der bedeutendſten ausländiſchen Kunſtvereine hinſichtlich eines wechſelſeitigen Austauſches neuer Kunſtprodukte zur Expoſition, verdankt das hieſige Publikum ſo eben den großen Vortheil, in dem jezt zu den Proſpekten des Canaletto und mehreren andern Tableaux benuzten Raume einen wahrhaften Schatz ausgezeichneter Kunſtwerke der Düſſeldorfer Kunſtakademie ſchauen zu können. Schon die zuerſt angelangten vier Bilder: die Huſſitenpredigt von Leſſing, Jeremias auf den Ruinen Jeruſalems von Bendemann, Chriſtus Leichnam in Mariens Schooße von Schadow, und der zu Canoſſa vor dem Pabſte ſich demüthigende Kaiſer Heinrich IV. von Begas, ſtellten unſerer Zeit ein köſtliches Zeugniß darüber aus, daß in ihr, trotz der mannichfachen Irrungen und Zerwürfniſſe, die heitere Region der Kunſt nicht nur ungetrübt geblieben, ſondern ſogar Früchte gezeitigt, wie ſie immer ſeltener geworden waren. Leſſing löst mit ſeiner Huſſitenpredigt das verroſtete Schloß vom Sarge einer längſt untergegangenen Periode mit einem Zauberſchlage. In völliger Jugendfriſche und Farbenfülle ſteigt ſie aus dem dumpfen Moder herauf vor das Auge des klaren, freien Himmels. Auf erhöhtem Platze unter einem Baume ſteht der eifernde Prediger, die Herzen der um ihn Verſammelten jedes Standes und Alters mit ſeiner ſo wilden, als frommen Rede ergreifend. Weit entfernt von idealer Körperſchönheit, tragen ſeine wohlgewählten Geſichtszüge die ganze, gewaltthätige Leidenſchaft der ſchrecklichen Zeit eines Religionskrieges. Die Flamme des Heils, welche ihm aus Auge, Mund und Geberden lodert, hängt genau zuſammen mit dem Feuer, in dem man ſo eben ein benachbartes Kloſter aufgehen ſieht. Als ſey der von ihm hoch empor gehaltene goldene Kelch ein heiliges Unterpfand der ewigen Seligkeit, ſo krampfhaft umſchlingt ſeine Rechte das dem Laien entzogene Gefäß. Aus jedem Zuge, jedem Muskel ſeines leidenſchaftvollen Körpers zuckt ihm der Wahlſpruch: Sterben mit dieſem Kelche, ja, aber nie mehr ohne ihn leben! Und höchſt verſchieden, wie die ihn Umgebenden an Geſtalt, Stand, Alter und Gewohnheiten ſind, eben ſo verſchieden ſpiegelt ſich der Spruch auf dem Antlitz und in der Geberde jeder der dargeſtellten Perſonen. Tage lang könnte man vor dem ſinnvollen Kunſterzeugniſſe ſtehen, und doch würde man ſich bei einer künftigen Wiederkehr immer von neuen Schönheiten überraſcht fühlen. — Von gleicher geiſtiger Gewalt iſt der Eindruck vor dem bereits viel beſprochenen Gemälde des Jeremias auf den rauchenden Ruinen. Die edle Geſtalt des, eine Papyrusrolle in der Rechten, die Mitte des Gemäldes ſitzend einnehmenden greiſen Sehers ſcheint der innern Qual beim Schauen der von ihm vorausverkündeten Zerſtörung erliegen zu wollen. Und welch ein unauflöslicher Verein von Natur und Kunſt in den das über der ſchönen Stadt ausgeſprochene Weh verſinnlichenden Menſchengruppen! Der glänzendſte Triumph einer für untergegangen geachteten Kunſthöhe ſtellt ſich beſonders in der Mutter zur Rechten des Propheten heraus. Die unendliche Schönheit dieſes Geſichts mit dem Ausdrucke des bereits in Wahnſinn übergehenden Seelenleidens iſt erſchütternd. Man zittert, daß ſie über dem Tode des Kindes, welches bereits zu ihren Füßen liegt, alles Bewußtſeyn verlieren, und damit auch der noch übrige einzige Schatz, der Säugling, ihr aus den bebenden Armen fallen könne, dem vielleicht ihr entſetzlicher Zuſtand die Nahrung verweigert.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 26.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 31. Januar 1837.

Quatuor aut plures aulaea premuntur in horas,
Dum fugiunt equitum turmae, peditumque catervae;
Esseda festinant, pilenta, petorrita. –

Horat:

Die Theater in Liſſabon.

(Beſchluß.)

Ich muß frei bekennen, daß die Darſtellungen auf dieſen Circos, ganz nach Art und Weiſe der Franconiſchen in Paris, für mich mehr Reiz hatten als San Carlos und das Théâtre français. Ein San Carlos durfte ich in jeder großen Stadt wieder zu finden hoffen; dieſe Circos ſind ſo nur in Liſſabon oder in Madrid. Wie geſagt, hier iſt Spanien und Philipps Zeit, und nimmer werde ich glauben, daß die geputzten Leute, die ſich da unten herumtummeln, und deren Federn und goldene und ſilberne Schärpen flattern, franzöſiſche Kunſtreiter ſind. Es ſind Taureadores oder portugieſiſche Toareiros; ich höre das Schnauben der Stiere, ihr Brüllen, ihr Todesröcheln, und dieſes wilde Geſchrei des Volkes auf dem Sole, dieſes lärmende Händeklatſchen in den Logen, es begleitet den Sturz eines Matadors, nicht die Bewegungen des berühmten Monſieur Avrillon, der eben den immortal Dom Pedro zu Pferde darſtellt.

Was die Vorſtellungen ſelbſt betrifft, ſo waren ſie höchſt mannichfach und in der Regel immer ergötzlich. Jeder Geſchmack, vom roheſten bis zum feinſten, fand hier Befriedigung. Gewöhnlich begann das Schauſpiel um fünf Uhr Nachmittags und dauerte bis zur Dunkelheit. Tanz auf dem Seil, Productionen zu Pferde und Thierkämpfe wechſelten mit jener hübſchen Art von militäriſchen Schauſpielen und Scenen, die franzöſiſche Erfindung ſind, und in der That alle Sinne beſtechen. Da ſah man Evolutionen, Cavallerieattaken, Erſtürmungen; Kanonen, ganze Batterien donnerten, vermiſcht mit dem Knattern der Kartätſchen, und dann wieder Lagerſcenen und andere Auftritte aus dem Soldatenleben. Der kaum beendigte Kampf gegen den Uſurpator war in Salitre die unerſchöpfliche Quelle ſolcher Darſtellungen, und bei jeder erſchien ein ſchöner, großer Mann mit ſtarkem Bart, der die erſtaunlichſten Heldenthaten verrichtete, und endlich nach vielem wilden Umherjagen, Reiten, Commandiren, Säbelſchwingen nach Verdienſt triumphirte. Dieſer Triumph ward in der Regel durch ein Feuerwerk verherrlicht.

Ein anderes Stück, welches ich auf dem Campo Santa Anna ſah, hieß: A Tomada do Argel. Gewiß wird man nur ſchwer darauf kommen, daß Argel Algier heißt — alſo der Sturm von Algier. Hier ſah man den Dey mitten unter ſeinen Odaliſken auf einer prächtigen Bühne, dann erblickte man das franzöſiſche Lager und darüber — ein kleiner Irrthum in der Zeit — die dreifarbige Fahne; es traten auf Marſchall Bourmont und ein mächtiger Generalſtab in Schärpen von Tricolor; nun erſchien Artillerie und die hohe Kaſauba, eine wahrhaft ſchöne Dekoration, wurde beſchoſſen. Zur Beluſtigung der

Zuſchauer ſah man Türken und Franzoſen in grimmem Kampfe, verſchiedene Gefangene wurden geköpft, geſpießt, von den Thürmen herabgeſchleudert. Endlich zog die Armee ſiegreich in Argel ein, wozu die Pariſienne und Marſeillaiſe geſpielt ward. Dieſe kleinen, naiven Zeitverrechnungen um wenige Monate fand ich höchſt beluſtigend, gewiſſermaßen für mich die einzige Würze der Tomada do Argel.

Was nun die Thiere betrifft, die in den Circos zuweilen als Hauptperſonen auftreten, ſo muß ich vorzüglich einiger Pferde gedenken, die außer den gewöhnlichen Kunſtſtücken, zu welchen dieſe Thiere in dergleichen Akademien abgerichtet zu werden pflegen, doch auch deren von höherer Bedeutung zeigten. In der That, Spiel kann man es nennen, was ich ein Pferd executiren ſah, das die Titelrolle in der Pantomime: das Pferd des Trompeters, gab. Denn der Ausdruck von Furcht, von Trauer in dieſem ſchönen Thier, als ſein Herr, der Trompeter, verwundet aus ſeinem Sattel ſinkt und zu ſeinen Füßen ſtirbt, war mehr zu nennen als bloßes Abrichten. Welches Entſetzen in den Augen des guten Thieres, als es ſich endlich vom Tode des Reiters überzeugt, welches Schnauben der Nüſtern, welches Umblicken nach Hülfe! Dieſes Pferd ſowohl, als ein anderes Thier, das bei anderer Gelegenheit hier figurirte, malte Gefühle. Es war dies der Hund des Regiments (O Cam do Regimento), der in einem langen Stück in hundert Situationen eine wahrhaft ſchwierige Rolle durchzuführen hatte. Zulezt ſteht er auf der Leiche ſeines Freundes und Herrn, den ſeine Kameraden zu Grabe tragen; hinter ihm geht traurig ſeine Geliebte, eine Markedenterin. Wie der Hund dieſe anblickt, wie er ihre Wangen leckt, als wolle er Troſt geben und empfangen, die Wehmuth, der Seelenſchmerz im Auge dieſes verdammten Hundeacteurs — man hätte weinen können darüber.

Ich ſchließe mit der Bemerkung, daß nur an Sonntagen in den ſämmtlichen hier erwähnten Schauplätzen zugleich Vorſtellungen gegeben werden. San Carlos iſt die Woche über vier oder fünf Mal, das Théâtre français eben ſo oft geöffnet, Salitre dreimal, und die drei Circos wechſeln an den Wochentagen mit einander. Sonntags dagegen haben die Straßenecken kaum Raum für alle Zettel und erklärenden Gemälde. Da ſtehen denn in ihren ſchmucken Sonntagskleidern die braunen Söhne des Meers, die vielleicht geſtern erſt aus einer entfernten Weltgegend kamen und kein Wort portugieſiſch verſtehen, und ergötzen ſich an den vielverſprechenden Bildern, indem ſie heimlich den Entſchluß faſſen, dieſe Herrlichkeit Abends näher zu betrachten. Ich ſehe immer gern dieſe Matroſengeſichter mit ihren Seegedanken. Auf dem Schiff — ich muß es der Wahrheit gemäß bekennen — haben ſie wenig Poetiſches, ſondern ſind geplagte, unreinliche Sklaven, aber auf dem Land, das ſie mit einer gewiſſen Geringſchätzung betreten, und wo ſie oft ſo ſtürmiſch glücklich ſind, erſcheinen ſie intereſſant, liebenswürdig, poetiſch.

Sehenswürdigkeiten und Schauſtellungen, wie ſie die Jahrmärkte und Meſſen unſerer geehrten deutſchen Städte zu verherrlichen pflegen, kommen in dem hohen, ernſten Liſſabon niemals zum Vorſchein. Es liegt zu weit von den beglückenden Beſitzern der Wachskabinette, Zwerge und großen Guckkaſten, die jezt Panoramen genannt werden, um dieſe Herrn hinzulocken. Denn der Weg führt entweder durch das gebirgige und gefährliche Spanien, oder über die Wogen des atlantiſchen Meeres, das auch wenig Spaß verſteht. — Zum Erſatz für jene nördlichen Herrlichkeiten hat Liſſabon ſeinen Himmel, ſein Cintra, ſeinen Tajo, ſeine Rua's und Terraças, ſeine öffentlichen Erzähler, ſeine lauſchenden, hingelagerten Lazzaronis, und Alles, was es zu dem macht, was es wirklich iſt.

Das Neujahr in Paris.

(Fortſetzung.)

Heutzutage ſind die Etrennes in Frankreich eine wahre Plage und Frohne geworden, die ſich Jeder vom Halſe zu ſchaffen ſucht, ſo gut er kann, nicht ſo wie er will. Ich für mein Theil möchte es wenigſtens machen können, wie der Abbé Dubois, welcher ſich am wohlfeilſten aus dieſer Affaire zog. Jener Apothekersſohn aus Brives-la-Gaillarde hatte einen Intendanten, deſſen Spitzbübereien und Veruntreuungen ihm haarklein bekannt waren. Als daher dieſer geſchmeidige Intendant ſeinem Herrn, dem vertrauten Günſtling Ludwigs XV., zum neuen Jahr gratulirte, gab der geſcheite Abbé anſtatt der Etrennes die einfache Antwort: „Ich ſchenke Euch Alles, was Ihr mir geſtohlen habt.“ — Dieſer ökonomiſche Ausweg iſt den reichen Herrn ſehr anzurathen; wir armen Bürgersleute aber können dies Auskunftsmittel nicht in Anwendung bringen, und wir müſſen Neujahrsgeſchenke geben und zahlen ohne Gnade, wofern wir es nicht, was ich nicht rathen möchte, jenem Unbekannten in Rennes nachthun wollen, auf deſſen Grabſtein man folgende Inſchrift lieſt:

Ci-gît dessous ce marbre blanc
Le plus avare homme de Rennes,
Qui mourut tout exprès le premier jour de l'an,
De peur de donner des étrennes.

Die egoiſtiſchen Betrachtungen über unſer eigenes illuſoriſches Glück und die hiſtoriſchen Nachweiſungen über den Urſprung der Etrennes haben nun aber das eigentliche Ziel, welches wir uns urſprünglich vorgeſteckt, unſern Augen entrückt; es lag nämlich in unſerer Abſicht, mit dem Leſer einige der glänzendſten Neujahrsausſtellungen

in Paris zu beſuchen; wenn es beliebt, treten wir jezt ohne Verzug die Wanderung an. — Das uns zunächſt gelegene und zugleich faſhionabelſte von allen Magazinen der Hauptſtadt iſt der reiche Bazar der Herrn Alphonſe Giroux und Comp. in der Rue de Coq Saint-Honoré. So wie wir auf dem Platz vor dem Louvre anlangen, ſehen wir zwei Munizipalgardiſten zu Pferde, welche lediglich damit beauſtragt ſind, den Equipagen der Vornehmen und den Fiakern der gewöhnlichen Bürgersleute, welche bei Giroux abgeſtiegen ſind, die zu beobachtende Rangordnung anzuweiſen. An der Eingangsthür des Ladens ſelbſt ſtehen zwei andere Munizipalgardiſten zu Fuß, um den Zudrang der Menge abzuwehren und den herbeiſtrömenden Käufern die Treppe zu zeigen, welche allein zum Hinaufgehen in die Gemächer beſtimmt iſt, damit kein läſtiges Gedränge entſtehe. Wir treffen hier bei Giroux zwar keine ſo prächtige Vorhalle, wie im Diorama der Gebrüder Gropius in Berlin, wo eine kleine Fontaine, aus einem Marmorbecken hervorſprudelnd, und ein in ſeinem Ringe ſich wiegender, ſchnatternder Papagai die Eintretenden angenehm überraſchen; aber wir begegnen hier einem Schauſpiel anderer Art. Auf der Hausflur wimmelt es von grünen Jägern mit Hirſchfängern, Federbüſchen und Cocarden, von ſchwarzen und weißen Lakaien, von bordirten und unbordirten Domeſtiken, welche die Mäntel der Damen auf dem Arm und die Möpſe der Herrſchaft an ſeidenen Schnüren halten. Vom wohlgeheizten und vermittelſt einer Glasthür geſchloſſenen Periſtyl aus führt eine ſchmale, aber elegante Treppe, mit gußeiſernem Geländer und Blumenvaſen geſchmückt, in den Entreſol, wo der Beſitzer ſeit vergangenem Jahre vielfache Veränderungen und Verbeſſerungen vorgenommen hat. Der erſte Saal iſt ganz im Geſchmacke der franzöſiſchen Renaiſſance meublirt und dekorirt; Tapeten, Spiegelrahmen, Armſeſſel, Fenſterbekleidungen, Wandzierrathen, Karniſſe, Kamine — Alles trägt das Gepräge jener Kunſtepoche, und wir müſſen geſtehen, verräth eine geſchmackvolle Anordnung. Welche Maſſe von allerliebſten, unendlich mannichfaltigen Gegenſtänden, wie ſie das Zeitalter Franz I. liebte! und das Alles iſt hier nicht bloß zum Anſchauen, ſondern zum Auswählen. In den übrigen Stockwerken ſeines Hauſes hat Giroux noch zwölf Säle eingerichtet, worin wir die wunderbarſten Kunſtſchöpfungen in ſo buntem Gemiſch und in ſo reichem, koſtbaren Vorrath erblicken, daß ſelbſt einem Kröſus die Wahl ſchwer fallen würde. Jene echten Porzellanvaſen von Sèvres mit vergoldeten Henkeln und ſchönen Gemälden, jene Bücherſchränke mit gewundenen Säulen und künſtlichem Schnitzwerk, jene zierlichen Hand- und Arbeitskörbe, jene eleganten Schreibmappen, Agenda's, Schriftſtellernecaſſaires und Wirthſchaftsbücher für Herrn und Damen, jene geſchmackvollen bronzenen Dintenfäſſer und Briefbeſchwerer in hunderterlei Formen und Figuren, jene Papiermeſſer mit elfenbeinerner Klinge und agatnem Griff, welche für Königinnen gearbeitet ſcheinen, jene hölzernen fantaſtiſchen Männchen, wie ſie nur die Phantaſie eines Hoffmann träumen kann: kurz dieſe ganze Welt von theuren Kleinigkeiten und Nichtigkeiten — möchte man nicht einen Theil davon beſitzen oder wenigſtens kaufen können, um guten Freundinnen, Kindern und Erwachſenen eine angenehme Ueberraſchung zu bereiten?

Die Säle mit Kinderſpielzeug ſind in der That erſtaunlich reich und mannichfaltig. Jener kleine Mylord hält gerade einen mechaniſchen Tänzer, der bei jedem Kortelzuge, unter Begleitung eines vollen Orcheſters, die ſeltſamſten, ſchwierigſten Touren ausführt; mit dieſen Puppen hier kann Jeder, wer Gefallen daran findet, dieſelben künſtlichen Menſchenpyramiden conſtruiren, welche die dreizehn Beduinen voriges Jahr auf dem Theater der Porte St. Martin, unter dem rauſchenden Beifall eines entzückten Publikums, aufgebaut haben; mit dem Inhalt jener Schachtel kann Jeder, wer auch vom Brücken- und Waſſerbau nicht das Mindeſte verſteht, den Pont des arts zuſammenſetzen und wieder auseinandernehmen; dieſe Mühle klappert und mahlt wirklich, wenn man den Behälter daran mit Waſſer füllt und dann die Schleuſen aufzieht. Dort in der Ecke ſteht ein Schenktiſch mit mittelalterlichen Humpen, und daneben liegen Schwerter, Lanzen, Helme, Küraſſe, kurz vollſtändige Rüſtungen für kleine Ritter von drei bis vier Schuh. An jenen Lichtſchirmen kann man die ſchönſten Dekorationen der Hugenotten vor ſich vorüberziehen laſſen und die Lebensgeſchichte Napoleons ſtudiren; dieſe Unterhaltung iſt für Kinder vielleicht angemeſſener, als ein Beſuch in der großen Oper und eine fade Geſchichtsſtunde in der Schule. Mit den Kinderpuppen wird hier ein wahnſinniger Luxus getrieben; ich habe bei Giroux eine Puppe in den reichſten Kleidern nach der Mode des vorigen Jahrhunderts geſehen, die mich in Erſtaunen ſezte: ſie ſaß auf einem prächtigen Sopha ihres vollſtändig möblirten Boudoirs, worin nichts, ſelbſt die Klingelſchnur nicht vergeſſen war; auf dem Tiſche vor ihr ſtand ein Korb mit Hochzeitgeſchenken. Dieſe wächſerne Braut nebſt ihrem Boudoir koſtete tauſend Franken; ich war wie vom Schlage gerührt; ich dachte mit Schrecken an die Mutter, welche eine ſo liebe, verzogene kleine Tochter hat, die dieſe Puppe durchaus zu beſitzen wünſcht. — Wer ſeinen Sohn zu einem Admiral bilden will, kaufe jene Seehäfen mit Baſſins voller Maſten und Schiffe, in denen man bequem das Manöver einer Seeſchlacht einüben kann; alle Fregatten ſind complet bemannt, und am Takelwerk fehlt kein einziges Segel; den kleinen künftigen Artilleriſten ſchenke man ein Polygon, jenes franzöſiſche Lieblingsſpiel, welches darin beſteht, daß man in einiger Entfernung ein Faß als

Kugelfang, an eine Stange gebunden, aufſtellt, und nun mit einem aus einem Mörſer geſchoſſenen Gummiball in die Oeffnung hineinzutreffen ſucht. Erwachſene Leute, vorzüglich Soldaten, ſtellen dieſe Uebung ſehr häufig in den Champs élysées an, wo ſolche Polygone zu Dutzenden im Sommer aufgeſchlagen ſind; drei Schüſſe koſten einen Sou; wer in das Faß hineintrifft, gewinnt einen Blumenſtrauß, der unten mit dem Balle zugleich herausfällt.

Außerdem bemerkte man noch ſehr hübſch gearbeitete Bauernhäuſer, ländliche Zimmer mit Kukuksuhren, kleine Diorama's, großartige Hanswürſte u. ſ. w. Beſonders amüſant waren zwei Bären, aus deren Köpfen, wenn man auf eine geheime Feder drückte, die beiden Koryphäen der Pariſer Eulenſpiegel, Odry und Alcide Touſez, hervorſprangen; überhaupt ſah man hier alle franzöſiſchen Bühnencelebritäten in ihren vorzüglichſten Rollen als kleine mechaniſche Mannequins ausgeſtellt. — Den Aquarellen, Handzeichnungen und Albums war ein eigener Saal eingeräumt; außer einer italieniſchen Hütte in Aquarell von Giroux ſahen wir jedoch nichts Ausgezeichnetes; in dieſem Fache hat Giroux ſeinen Meiſter gefunden, den wir im nächſten Briefe kennen lernen werden.

(Schluß des erſten Artikels.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

(Beſchluß.)

Gemälde aus Düſſeldorf. Landtag. Denkmal König Antons.

Die ſpäter angekommenen Gemälde ſtehen wegen ihres verhältnißmäßig kleinern Umfangs beim Zuſammentreffen mit den früher eingelangten im Nachtheil. Darum ergözt man ſich aber doch an ihnen ebenfalls, um ſo mehr, da ja auch ſie im Allgemeinen das erſte Erforderniß des echten Kunſtwerks, ein beſonderes inneres Leben beurkunden. Das Geſicht von des Goldſchmieds Töchterlein hat Blank mit gar ſorgſamer Liebe gepflegt. Uhlands köſtliche Romanze hat der wackere Künſtler in ihrer ganzen Tiefe erfaßt, um das Eigenthümliche für dieſes ſüße Antliz herauszufinden. Kretſchmars in Sinnen verſunkenes Aſchenbrödel, Ruſtigers Einquartirungsſcene und die Elfen nach Tieck von Steinbrück, welche freundliche Erſcheinungen! Steinbrück hat ſich in den muntern, ſchelmiſchen Geiſt der kleinen, luſtigen Weſen auf das Anmuthigſte hineingedacht. Daß er das Ganze ſkizzenhaft behandelte, gibt den nebuliſtiſchen Geſtalten einen beſondern Reiz. „Der Knabe auf dem Berge, nach Uhland;“ unter dieſer Bezeichnung iſt ein höchſt anſprechendes Gemälde von Müller mit ausgeſtellt. Sollte es der Knabe aus des herrlichen Sängers Gedichte: „Des Knaben Berglied“ ſeyn, ſo könnte man den ſchönen, gelblockigen, von den Roſen des Morgens verklärten Jungen recht wohl dafür hinnehmen. Dieſe und mehrere andere der ausgeſtellten Tableaux ſprachen das im Ganzen für ſo ſchönen Kunſtgenuß recht empfängliche Publikum vorzüglich an.

Die Landtagsverhandlungen behaupten ihren gehaltenen, würdigen Gang. Uebrigens würde man der als wahrhaft aufgeklärt ſich erweiſenden Verſammlung gewaltig Unrecht thun, wollte man die Urſache der anſtändigen Ruhe in irgend einem überwiegenden Einfluſſe ſuchen. Am beſten beweiſen das die beiden von den Verhandlungen Bericht erſtattenden öffentlichen Blätter. Alle darin geſchilderten Diskuſſionen ſtellen die Freimüthigkeit überzeugend heraus, mit der die vorkommenden Gegenſtände von allen Seiten beleuchtet werden. Unter andern haben die Debatten über das neue Strafgeſezbuch, und hauptſächlich die Gründe für und wider die Todesſtrafe und körperliche Züchtigung zu den intereſſanteſten Anſichten und Bemerkungen Veranlaſſung gegeben. — Zu den Feſtlichkeiten, welche den 27ſten December 1835, den lezten Geburtstag, welchen König Anton erlebte, ſo ganz ungemein auszeichneten, gehörte auch die Legung des Grundſteins zu ſeiner coloſſalen Büſte. Die Einwohner der Friedrichſtadt hatten nämlich beſchloſſen, ihm ein Denkmal dieſer Art auf einem dazu paſſenden Plaze zwiſchen der dortigen Allee und dem Weiſerizfluſſe zu errichten. Nachdem in dem verfloſſenen Jahr 1836 der Guß des vom Profeſſor Rietſchel gefertigten Kunſtwerks in der benachbarten Eiſengießerei zu Burgk im Plauenſchen Grunde, und ſodann hinter einem Verſchlag ihre Aufſtellung auf einem hohen Poſtament von Granit bewirkt worden, ſo erfolgte am 27ſten December vorigen Jahrs die feierliche Hinwegnahme der Hülle im Beiſeyn des jezigen Königs und des geſammten königlichen Hauſes, unter dem Zudrange einer außerordentlichen Menge von Schauluſtigen. Der Bürgermeiſter und ein zahlreicher, von Marſchällen geleiteter Zug hatte ſich auf dem Plaze eingefunden. Mehrere Reden und Geſänge bezeichneten die Würde des der dankbaren Erinnerung an den abgeſchiedenen Monarchen gewidmeten Feſtes. Die Freude, ihn gerade an ſeinem Geburtstage in treuem Abbild, als eine bleibende Erinnerung, wieder zu ſehen, war um ſo größer, da auch Büſte und Poſtament auf die von allem Prunk entfernte Einfachheit in des Vollendetem ganzem Sinne und Weſen hindeuteten. Nach antiker Weiſe faltet ſich ein Gewand über der Bruſt des Dargeſtellten. Die Inſchrift hält ſich ebenfalls feſt an ſeinen ſo einfachen, als liebevollen Charakter. Sie lautet: Anton, dem Gütigen, von den Bewohnern der Friedrichſtadt, den 27ſten December 1835.

„Das Fräulein vom Lande,“ ein neues Luſtſpiel in fünf Akten von der Verfaſſerin des Drama's „Lüge und Wahrheit,“ erſchien auf unſerer Bühne. Im Verein mit dem unverkennbaren, rühmlichen Wetteifer der das Stück darſtellenden Künſtler erregte es einen außerordentlichen Beifallsrauſch unter den zahlreichen Zuſchauern. Das Herausrufen nahm kein Ende. Gleicher Beifall wird dem vor Kurzem unter dem Titel: „Originalbeiträge zur deutſchen Schaubühne“ von der Verfaſſerin zum Vortheil der wohlthätigen Zwecke des hieſigen Frauenvereins herausgegebenen erſten Theil ihrer dramatiſchen Werke. Er enthält die Schauſpiele: Lüge und Wahrheit, die Braut aus der Reſidenz, und der Oheim. — Der Winter faßt ſeit Weihnachten feſten Fuß. Unſere ganze Gegend iſt in ein dickes Gewand von weißer Unſchuld eingehüllt; und damit leztere nicht unſcheinbar werde, hört der Himmel beinahe nicht auf, mit neuen Flocken immer nachzubeſſern. Die Schlitten fliegen luſtig hin und her. Um daher wenigſtens die menſchliche Unſchuld vor körperlicher Züchtigung ſicher zu ſtellen, hat die Polizei ſich mit Recht bewogen gefunden, das alte Verbot der Knallpeitſchen beim Schlittenfahren in der Stadt zu erneuern.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 25:

Das Hollundermännchen.

Beilagen: Kunſtblatt Nr. 9 u. Monatsregiſter Januar.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Ein und dreißigſter Jahrgang.

1 8 3 7.

Februar.

Wenn Geiſt mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie ſchlummernde Funken nährt.
Dann werden ſelbſt der Apollona
Eifrigſte Prieſter euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1837.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Ueberſicht des Zuſtandes derſelben in Deutſchland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufſätze über ſchöne Wiſſenſchaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neueſten belletriſtiſchen Schriften: der Romane, Schauſpiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus ſeltenen intereſſanten Werken. — Reviſion einzelner Recenſionen aus den beſten kritiſchen Blättern. — Nachricht vom Zuſtande der ausländiſchen ſchönen Literatur, beſonders der Franzöſiſchen, Engliſchen, Italieniſchen, Holländiſchen, ꝛc. — Ueberſetzungen als Proben.

II. Kunſt. Kurze Abhandlungen über Gegenſtände der Kunſt. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunſt, Gartenkunſt ꝛc., Auszüge. — Kunſtnachrichten: Theater. Periodiſche Ueberſicht des Zuſtandes der vorzüglichſten Schaubühnen in Deutſchland, Frankreich u. ſ. w. Scenen aus ungedruckten Schauſpielen. Muſik. Nachricht von neuen muſikaliſchen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geſchichte einzelner Städte und Völker. Geſelliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Univerſitäten, Meſſen, Bäder, Carnevals; zuweilen intereſſante topographiſche Schilderungen.

IV. Biographiſche Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben intereſſanter Menſchen. — Beiträge zur Bildungs-Geſchichte vorzüglicher Schriftſteller, Künſtler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handſchrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beſchäftigungen der Gelehrten, ihren Reiſen ꝛc.

V. Kleine Reiſebeſchreibungen. Auszüge aus intereſſanten größern Werken dieſer Art; kleinere Original-Aufſätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländiſchen und deutſchen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satiriſche Aufſätze. Kleine leichte Erzählungen in Proſa und Verſen; Räthſel, Charaden und dergleichen.

VIII. Beſondere Beilagen enthalten die Ueberſicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erſcheint ein Blatt. In beſondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte ſo wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren ſind im „Morgenblatt“ Aufſätze und Nachrichten über Gegenſtände der bildenden Künſte geliefert worden. Zur beſſeren Ueberſicht für Kunſtfreunde wurde ſpäter eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunſtblatts“ für dieſen Zweck beſtimmt, die jedoch in ungleichen Friſten erſchien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote ſtand.

Die Liebe zur Kunſt hat ſich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politiſchen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und geſteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen ſich davon bedeutende Wirkungen, und laſſen den erfreulichſten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitſchrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erſcheinungen im Gebiete der bildenden Kunſt gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn ſie unternimmt, das „Kunſtblatt“ in ſolcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erſcheinen zu laſſen, daß es, dieſem Bedürfniß entſprechend, den Leſern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und intereſſante Zugabe ſey, für Künſtler und Kunſtfreunde aber auch abgeſondert eine ſelbſtſtändige Zeitſchrift bilde.

Man wird zu dem Ende ſich beſtreben, zunächſt in zwei, wöchentlich erſcheinenden Blättern ſo viel möglich vollſtändige Nachrichten über das Merkwürdigſte zu ertheilen, was in Deutſchland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunſt, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur ſich ereignet, Beurtheilungen von Kunſtwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunſtgegenſtände zu liefern, und Beiträge zur Geſchichte der ältern und neuern Kunſt zu ſammeln. Hiermit ſollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunſt betreffenden Werken, ſo wie eine Ueberſicht der neueſten artiſtiſchen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendſten Schriften dieſes Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht ſeyn, das Blatt mit Umriſſen in Kupferſtich oder Steindruck befriedigend auszuſtatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfaſſer der Schrift über die Studien der griechiſchen Künſtler, übernommen.

Wir ſtellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunſt die Bitte, unſer Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufſätzen und Nachrichten kräftigſt zu unterſtützen. Beſonders erſuchen wir auch Künſtler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entſtehenden Kunſtwerken Notizen einzuſenden, damit die Ueberſicht möglichſt vollſtändig werde. In allen Beziehungen wird man ſtets den Grundſatz ſtrenger Unpartheilichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendſten kritiſchen Zeitſchriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterſchrift oder anerkannter Chiffre zu verſehen, auch für unſer Blatt feſtſtellen zu müſſen. Dies wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemeſſenen Lobes oder Tadels ſchützen, und dazu beitragen, unſrer Zeitſchrift den edlen und anſtändigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und beſonders, wo von den höchſten Fähigkeiten und Gütern des menſchlichen Geiſtes die Rede iſt, beobachtet werden ſollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunſt-Blatt“ beſtimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieſes ſo intereſſante Fach dasjenige geleiſtet werden ſoll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben ſo iſt es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum iſt zu beengt. — Wir ſehen uns daher

genöthigt, auch dieſem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unſere Leſer mit den neueſten Erſcheinungen der Literatur, die, ohne zu den ſtrengwiſſenſchaftlichen zu gehören, von allgemeinem Intereſſe ſind, bekannt machen zu können.

Dieſe gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt ſind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabſichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheiſcht natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, dieſem Zweig beſtimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichſt bereit ſind, ſo können wir dieſes bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweiſen, daß wir bloß auf die Hälfte deſſen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anſpruch machen, und für dieſe Ausdehnung mit dem kleinen Aufſchlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künſtler und Kunſtfreunde das „Kunſt-Blatt“ einzeln halten wollen, ſo wird dieſen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlaſſen. Das Gleiche gilt für einzelne Beſtellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunſt-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünſchen, koſtet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einſchluß des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“, würde alſo koſten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunſt-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Poſtamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Wirtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Des Schmieds Tagewerk. 28. 29.
Lieder eines Autodidakten. 33.
Die Roſe meiner Schweſter. von Schuler. 35.
Abſchluß, von Güll. 38.
Gelegenheitszeilen von Schiller. 42.
Gedichte von J. G. Seidl. 43. 45. 50.
Barbaroſſa's Kirchenthüre. 48.

Charaden.

Maultrommel. 30. — Brieftaſche. 48.

Räthſel.

Der Dichter. 36. — Der Cavalleriſt an der Krücke. 42.

Erzählung.

Liſardo. 27 — 50.

Länder- und Völkerkunde.

Die Heirathsgebräuche der romaniſchen Bauern in der Wallachei. 42 — 45.

Geſchichtliches.

Die burgundiſchen Schlachtfelder. — Grandſon. 39. 40. 41. — Murten. 47. 48. 49. 50.

Naturgeſchichtliches.

Die Himmelsbegebenheiten des Jahrs 1837. von Dr. Nürnberger. 36. 37. 38.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Ein Neujahrsgedanke über England. 27.
Das Neujahr in Paris. 30 — 35.
Unſere Tänze. 46.

Aus der Tagesgeſchichte. Der Entrepreneur de Succès. 32. — Sheep und Mutton. 33. — Die drei Generationen. 40. — Die Bälle in den Tuilerien. 44.

Korreſpondenz.

Athen. 27. 28. 29. 30. — Berlin. 28. 29. 30. 31. — 39. 40. 41. — London. 31. 32. 33. 34. 35. — 47. 48. 49. 50. — Florenz. 34. 35. 36. — Breslau. 36. — Paris. 37. 38. 39. — 45. 47. — Baſel. 42. 43. 44. 45. 46.

Kunſt-Blatt.

Nro. 10.

Die öffentlichen Bauten in Paris. — Der Tod des heiligen Florian. — Malerei.

Nro. 11.

Der hörnerne Altar des Apollon auf Delos. — Die öffentlichen Bauten in Paris. (Fortſ.) — Alterthümer und Ausgrabungen. — Kunſtausſtellungen. — Verſteigerungen.

Nro. 12.

Die öffentlichen Bauten in Paris. (Fortſ.) — Der hörnerne Altar des Apollon auf Delos. (Schluß.) — Verſteigerung. — Statiſtik der Kunſt. — Techniſches. — Artiſtiſcher Verkehr. — Perſönliches.

Nro. 13.

Die öffentlichen Bauten in Paris. (Fortſ.) — Nekrolog. Carl Vernet. — Perſönliches. — Nekrolog. — Literatur. — Neue Kupferſtiche.

Nro. 14.

Berlin. — Die öffentlichen Bauten in Paris. (Fortſ.) — Aufforderung des rheiniſchen Kunſtvereins.

Nro. 15.

Zur Kenntniß der alten Lithochromie. — Die öffentlichen Bauten in Paris. (Fortſ.) — Aphorisme. — Aufruf an die Freunde der Tonkunſt zu Mozart's Denkmal in Salzburg.

Nro. 16.

Berlin. — Akademien und Vereine. — Muſeen und Sammlungen. — Bauwerke.

Nro. 17.

Berlin. (Fortſ.) — Bauwerke.

Literatur-Blatt.

Nro. 12.

Theologie. Die Offenbarung des Lichts im Freudenwort der vier Evangeliſten. Erklärungen der Evangelien vom erſten Wort bis zum lezten, für jeden Freund des Lichts, von Fr. H. K. Laſinsky. — Lyriſche Dichtkunſt. 18) Gedichte von Heinrich Looſe. — 19) Gedichte von Agnes Franz.

Nro. 13.

Lyriſche Dichtkunſt. 20) J. G. von Herders Gedichte, herausgegeben durch J. G. Müller. — 21) Adelbert von Chamiſſo's Werke. — 22) Gedichte von Ernſt Freiherrn von Feuchtersleben. — 23) Balladen von W. Alexis. — 24) Mythiſche Gedichte von Dr. S. Daxenberger. — 25) Gedichte von Chr. Ulr. Beccau.

Nro. 14.

Lyriſche Dichtkunſt. 26) Gedichte von Ludwig Bechſtein. — 27) Pommerſche Sagen in Balladen und Romanzen, von C. H. Freyberg. — Volksſagen. Der Sagenſchaz und die Sagenkreiſe des Thüringer Landes, herausgegeben von L. Bechſtein.

Nro. 15.

Lyriſche Dichtkunſt. 28) Alſa-Bilder. Vaterländiſche Sagen und Geſchichten mit Anmerkungen von den Brüdern Auguſt und Adolf Stöber. — Epiſche Dichtkunſt. Rappoltſtein. Eine Wunderſage aus dem Mittelalter, dichteriſch bearbeitet von G. D.

Nro. 16.

Neueſte Schriften über Belgien. 1) Hiſtoriſch-diplomatiſche Darſtellung der völkerrechtlichen Begründung des Königreichs Belgien von Nothomb. Nach dem Franzöſiſchen bearbeitet mit Anmerkungen und Zugaben von Prof. Dr. Michaelis. — 2) Vom Königreiche der Niederlande, durch den Freiherrn von Keverberg. — 3) Der Abfall der belgiſchen Provinzen von Oeſterreich, von Louis Lax. — Lyriſche Dichtkunſt. 29) Gedichte von Valentin Baur, Bauern in Hailfingen. — 30) Elegiſche Gedichte von W. Junkmann.

Nro. 17.

Geſchichte. 6) Geſchichte der Vorläufer der Reformation, von Prof. Dr. L. Flathe. — 7) Leben des h. Karl Borromäus. Aus dem Italieniſchen des Giuſſano von Th. F. Klitſche. — 8) Johann von Botzheim und ſeine Freunde. Ein Beitrag zur Reformations- und Gelehrtengeſchichte von Südſchwaben, von K. Walchner.

Nro. 18.

Biographie. Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785. — Geſchichte. 9) L. T. Frhr. von Spittlers ſämmtliche Werke, herausgegeben von Karl Wächter. — 10) Handbuch der Kirchengeſchichte von Dr. Engelhardt. — 11) Chriſtliche Religions- und Kirchengeſchichte, dargeſtellt für gebildete Familien und Lehrer der Volksſchulen, von K. L. Sackreuter. — 12) De impostura religionum breve compendium, seu liber de tribus impostoribus. Nach zwei Manuſcripten und mit hiſtoriſch-literariſcher Einleitung herausgegeben von F. W. Genthe.

Nro. 19.

Lyriſche Dichtkunſt. 31) Gedichte von Iſidor Bürger. 32) Gedichte von Ignaz Weinberg. — Geſchichte. 13) Geſchichte der geiſtlichen Bildungsanſtalten. Mit einem Vorwort, enthaltend: acht Tage im Seminar zu St. Euſeb in Rom, von Dr. A. Theiner. — 14) Lehre und Leben des Königsberger Theoſophen J. H. Schönherr. Ein Beitrag zur neueſten Kirchengeſchichte, von Dr. Olshauſen.

Nro. 20.

Lyriſche Dichtkunſt. 33) Jens Baggeſens poetiſche Werke in deutſcher Sprache, herausgegeben von den Söhnen deſſelben, Carl und Auguſt Baggeſen. — 34) Langbeins ſämmtliche Werke. — Jugendſchrift. Die reinſte Quelle jugendlicher Freuden, oder 260 Spiele zur Ausbildung des Geiſtes, Kräftigung des Körpers ꝛc., von J. A. L. Werner.

Nro. 21.

Vermiſchte Schriften. 1) Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. — 2) Gallerie von Bildniſſen aus Rahels Umgang und Briefwechſel, herausgegeben von Varnhagen von Enſe.

Nro. 22.

Lyriſche Dichtkunſt. 35) Altſchwediſche Balladen, Mährchen und Schwänke ſammt einigen däniſchen Volksliedern, überſezt von Gottlieb Mohnike. — Vermiſchte Schriften. Rahel. (Schluß.)

№ 27.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 1. Februar 1837.

Seht ihr die neckiſche Fortuna nicht
Aus jener goldnen Wolke niederlauſchen?
Sie ſchaut das Schiff im heitern Morgenlicht,
Sie hört die muntern Ruderſchläge rauſchen.
Denn wird ein Anker irgendwo gelichtet,
Dahin iſt gleich Fortunens Blick gerichtet.

Uhland.

Liſardo.

Novelle.

Ein dichter Schwarm Lazaroni ſammelte ſich am Ufer um die Barke, in die ſo eben ein Jüngling von faſt mädchenhafter Schönheit einſtieg. Seine reiche Kleidung zeugte eben ſo ſehr von der äußern, als ſeine ſelbſtbewußte, etwas trotzige Miene von der innern Sicherheit ſeines Daſeyns; aus ſeinen ſchwarzen Augen leuchtete ein hoffnungsvoller Jugendübermuth, der über die ganze Welt, ja ſelbſt über die Zukunft gebieten zu können ſchien; ein blauer Mantel und ein Federbarett vollendete das Idealiſche ſeiner Erſcheinung. Er wandte ſich gegen die zerlumpte Menge und rief: „Lebt wohl, meine Freunde, und nehmt hier noch ein Andenken.“ Mit dieſen Worten warf er ihnen eine volle Börſe zu, die alsbald einer der Vorderſten auffing, offenbar zu nachheriger allgemeiner Vertheilung, denn keiner machte ihm ihren Beſitz ſtreitig; derſelbe, der einen angeſehenen Rang in dieſem Bettlerſtaate zu bekleiden ſchien, ſchwenkte die Börſe klingelnd in der Luft und rief als Sprecher der Andern: „Guten Wind und glückliche Fahrt! Es lebe Don Liſardo, unſer großmüthiger Gönner, der flottſte und wackerſte Student in ganz Neapel!“ Ein donnerndes Lebehoch erſcholl aus dem Haufen, den der Begrüßte lächelnd und mit verſchränkten Armen muſterte; endlich ſchwang er ſeine Barett gegen die Stadt und rief: „Nun, ſo lebe denn wohl, Neapel, du Stätte meiner fröhlichen Jugendjahre! und möge der Gruß in Erfüllung gehen: guten Wind und glückliche Fahrt in's Leben hinein!“

Er winkte dem Schiffer, abzuſtechen, dieſer aber trat etwas verlegen zu ihm heran und ſagte: „Um Vergebung, Herr! Ihr werdet es nicht übel nehmen, daß ich gewagt habe, Euch einen Reiſegefährten zu verſchaffen. 'S iſt ein wohlanſtändiger Herr, der wünſcht, die Fahrt mitzumachen.“ Liſardos ſchönes Geſicht verfinſterte ſich: er antwortete nichts und blickte forſchend gegen das Ufer. Nach einer Pauſe ſagte er: „Wie kamſt du dazu? Ich habe die Barke für mich allein gemiethet!“ — „Ich bitte Euch,“ erwiderte der Schiffer, „Ihr werdet's gewiß nicht bereuen. Ihr habt dann doch eine Unterhaltung.“ — „Unterhaltung!“ ſagte Liſardo verdrießlich, „ich unterhalte mich am beſten mit mir ſelbſt.“

Eben wollte er ernſtlich den Aufbruch befehlen, als die gaffende Menge ſich theilte und einen Mann in gewöhnlicher anſtändiger Kleidung durchließ, der alsbald in's Boot eilte, um Entſchuldigung ſeines langen Ausbleibens bat und ſich mit ſchicklichen Worten zur Mitfahrt einlud. „Ein Zufall,“ ſagte er, „führte mich gerade zu dieſem Schiffer, von dem ich erfuhr, daß ſeine Barke bereits nach Salerno vermiethet ſey; nun dachte ich, zu zweien reiſt man

angenehmer und auch wohlfeiler. Wenn Ihr derſelben Anſicht ſeyd, Signor, ſo bin ich ſo frei, Euch zu begleiten." Das Wort wohlfeil klang verletzend für Liſardos ſplendiden Sinn. Er ſagte mit einer Verbindlichkeit, durch welche jedoch ein ſtolzer Ton durchklang: „Was die Koſten betrifft, ſo habe ich die bereits übernommen, und ſchätze mich daher um ſo glücklicher, die Annehmlichkeiten dieſer Fahrt ganz allein Eurer Begleitung zu verdanken, wozu ich Euch hiemit freundlich eingeladen haben will." — „Verzeiht," erwiderte der Fremde etwas gemeſſen, „es würde mir zum Vorwurf gereichen, Euch ſo dreiſt angegangen zu haben, wenn Ihr mir nicht erlauben würdet —" — „Macht nicht ſo viele Umſtände, Signor Petronio," unterbrach ihn der Schiffer, „das läßt ſich Alles unterwegs in's Reine bringen." — Ingeheim dachte er: „für mich fällt jedenfalls dabei was ab."

Nach einigen höflichen Redensarten, die noch gewechſelt wurden, befahl Liſardo dem Schiffer, abzufahren. Während dieſer die Barke losband, erhoben die Lazaroni, die indeſſen der Verhandlung ſtillſchweigend zugeſehen hatten, ein abermaliges Lebehoch. „Wir ſehen uns vielleicht nicht ſo bald wieder!" rief ihnen Liſardo zu, „da, nehmt noch was und trinkt auf mein Wohlſeyn." Er griff in ſeine Börſe und zog eine Handvoll Goldſtücke heraus, die mit dem unbändigſten Jubel empfangen wurden. Petronio ſah ihn verwundert an und ſchien eben nicht ſehr erfreut über den Vorgang, dem er es Ehrenhalber nun auch nachthun mußte. Er warf eine Münze unter die Bettler, und ſchien es nicht zu bemerken, daß keiner Miene machte, ſie aufzuheben. Es bedurfte eines ſtrengen Blicks von Liſardo, den dieſe ſtillſchweigende Juſtiz innerlich ſehr ergözte, um eine laute Ausübung derſelben zu verhindern.

Indeſſen war das Fahrzeug flott geworden und glitt ſchnell über die blaue, ruhige Fläche hinweg, immer in der Nähe des Landes, hinter deſſen Ecken und kantigen Vorſprüngen die Hauptſtadt bald verſank. Liſardo ſtand nachdenklich und halb verſtimmt. Er betrachtete ſeinen Gefährten, der ſich's auf einem Sitze bequem gemacht hatte, prüfend von der Seite: „Hol der Henker dieſe Fahrt," ſagte er zu ſich, „und dieſes langweilige, vom Arbeiten gebleichte Geſchäftsgeſicht! Er ſcheint kaum vier Jahre älter zu ſeyn als ich und iſt ſchon ſo eine ölige, ausgetrocknete Citrone. Möge die Peſt mich treffen, ehe ich ſo mit der Welt capitulire!" Er fühlte die Pflicht der Höflichkeit und wandte ſich an den Fremden: „Seyd Ihr ſchon mehr in Salern geweſen?" — „Nein, ich bin nur einmal von Neapel nach Rom gekommen, ſonſt nirgends hin." — „Das verlohnt ſich ſchon eher der Mühe, aber Salern iſt ja ſo nahe." — „Man läßt oft das Nächſte liegen und wählt das Fernere, wenn es einen näheren Zweck hat." — „Dies iſt wahr. Ueberhaupt geſchieht es oft, daß man eine Stadt oder Gegend in der Nähe unbeachtet liegen läßt, welche von Andern aus weiter Ferne beſucht wird. So war ich zum Beiſpiel noch nie auf Capri." — „Ihr reiſt alſo nicht zum erſten Male nach Salern?" — „Es iſt meine Vaterſtadt, in die ich nach vollendeten Studien zurückkehre." — „Ah, ich habe mir's doch gedacht," ſagte Petronio mit einer vielleicht nicht abſichtlichen Ironie, „daß Ihr gerade von der Univerſität kommt. Die Lazaroni haben einen bedeutenden Gönner verloren." — „Ich weiß nicht," erwiderte Liſardo ruhig, „ob man gerade Student ſeyn muß, um ſich mit dieſen abzugeben. Das drollige, charaktervolle Weſen der Burſche hat mich ſehr angezogen, ich ließ ihnen etwas zu Gute kommen wo ich konnte, und ſie leiſteten mir gelegentlich auch wieder einen Dienſt."

(Die Fortſetzung folgt.)

Ein Neujahrsgedanke über England.

Es iſt der erſte Tag des Jahrs. Der hellſte Nebeltag, der in dieſer Jahreszeit von der Londoner Atmoſphäre geſpendet werden kann, ſcheint mir durch's Fenſter auf's Papier, die ſchmiegſamſte Feder, die je aus der Stahlfabrik des erfinderiſchen Perry in den Detailhandel gekommen iſt, eine echte Patent Perryian under Spring pen liegt an ihrem elaſtiſchen Halter mir zwiſchen Daumen-, Zeige- und Mittelfinger, und es drängt mich, meinem Vaterlande einen Neujahrsgruß zu ſenden.

Man hat geſagt, der Deutſche lerne ſein Vaterland erſt in der Entfernung lieben, und einer der ausgezeichnetſten engliſchen Schriftſteller hat geſagt, England müßte das ſchönſte Land von der Welt ſeyn, wenn es nicht von Engländern bewohnt wäre. Jenes iſt ein charakteriſtiſch deutſches, dieſes ein charakteriſtiſch engliſches Wort, und was hat zu beiden die Veranlaſſung gegeben? Kaum etwas Anderes, als daß England mehr ſcheint als es iſt, Deutſchland mehr iſt als es ſcheint. England hat glänzende Inſtitutionen, und Glanz iſt geeignet zu blenden, wie äußerer Schimmer immer Mängel zu verdunkeln pflegt. Achtung vor Englands freier Preſſe! Gewöhnt an ſie, weil er unter ihr aufgewachſen, erkennt der Engländer in ihr ſein freies, angebornes Eigenthum. Achtung vor Englands Jury! Mag auch ein Vormann, nachdem er im Namen und Auftrage ſeiner Mitgeſchworenen den Angeklagten für nichtſchuldig erklärt, einmal den Finger gegen dieſen aufheben und ihn warnen, das Gethane nicht wieder zu thun — es gibt Fälle, wo das mildeſte Geſetz zu ſtreng und wo, weil das Geſetz ſtrafen muß, es die Pflicht der Menſchlichkeit iſt, das Geſetz nicht ſtrafen zu laſſen. Achtung vor Englands Volksvertretung! Vieles dabei iſt Wahn; aber ein Wahn, der den Menſchen beglückt, iſt eine Wahrheit

werth, die ihn zu Boden drückt. Achtung vor dieſen drei Palladien von Englands bürgerlicher Freiheit; ſie ſind eine untrennbare Trias. Ohne Volksvertretung kein Glaube an die Gerechtigkeit des gegebenen Geſetzes, ohne geſchworene Gerichte kein Glaube an die gerechte Anwendung des Geſetzes, ohne freie Preſſe kein Glaube an gleichmäßige Vollſtreckung des Geſetzes, ohne Glauben kein Vertrauen, ohne Vertrauen kein Beſtand, ohne Beſtand keine Freiheit, und ohne Freiheit kein Glück. Jene drei Palladien ſind Englands Glanz, und die Strahlen, welche ſie um das Haupt der Britannia flechten, reichen weiter als der Schatten und hindern deßhalb die Fernſtehenden, den Schatten zu ſehen, welcher die Bewegungen der Britannia in der Nähe begleitet.

Der Engländer hat recht zu jauchzen im Wonnegefühl ſeiner bürgerlichen Freiheit; aber er hat auch recht zu ſeufzen unter dem Drucke ſeiner geſellſchaftlichen Sklaverei. Sein Geſellſchaftsleben kennt keine andern Unterſcheidungszeichen als den Maßſtab der Geburt und die Abſchätzung des Reichthums; Geltung hat nur, wer hochgeboren oder reich iſt; Reichthum öffnet viele, hohe Geburt öffnet alle Pforten; und den dritten Stand, der über Geburt und über Reichthum ſteht und den England in voller Zahl beſizt, den Stand der Intelligenz — ihn vermiſcht es mit dem Stande der Dienſtbarkeit, weiſt ihm in ſeinem geſellſchaftlichen Leben die unterſte Stelle an. Die Werke der Künſte und Wiſſenſchaften werden vielleicht nirgends theurer bezahlt als in England, aber eben weil ſie käuflich ſind, gelten ſie mehr nach den Summen, die ſie koſten, als nach den Namen, die ſie tragen; die Produkte werden nach dem Marktpreiſe, die Produzenten für Lohnarbeiter geachtet, und der Künſtler, der nichts mehr zu erſchaffen, und der Gelehrte, der nichts mehr zu ſchreiben vermag, kann ſich ruhig in den Tod legen. Seinem Andenken wird wahrſcheinlich ein glänzendes Monument geſtiftet, aber den Lebenden ehrt keine Auszeichnung, ſchüzt ſelten ein karges Jahrgeld vor dem lezten, bitterſten Schmerze. Heißt denn, die Erzeugniſſe der Kunſt und Wiſſenſchaft bezahlen, die Erzeuger ehren? Heißt es Kunſtſchätze ſammeln, wenn die Sammlungen unter Schloß und Riegel gelegt, nur der Geburt und dem Reichthum ſich zeigen? Wie das einer großen Nation unwürdig iſt, ſo durchdringen auch die nachtheiligen Folgen der Geringſchätzung derer, die in engliſcher Phraſe nichts werth ſind, das innerſte Mark der Nation, vergiften ihr edelſtes Blut. Kein Verbrechen wird in England härter gezüchtigt, als das England eigenthümliche Verbrechen der Armuth. Wozu geiſtige Speiſen für den Armen, der doch nur geboren iſt, mit ſeinem Körper zu arbeiten als Handlanger für die Reichen und Vornehmen? In natürlicher Folge gibt es keine Volkserziehung, keine Volksbildung. Wie könnte es dieſe geben, da es keine Schulgeſetze, wie Schulgeſetze, da es keine Volksſchulen gibt! Alſo wachſen von dreißig Kindern, welche in England geboren werden, neun-und-zwanzig in Unwiſſenheit, in Rohheit, in einem durch die Verfeinerung der höhern Stände verpeſteten Naturzuſtande auf. Der Plantagenbeſitzer pflegt ſeine kranken Sklaven, nicht weil er ſie liebt, ſondern weil er mit ihrem Leben ſein Kaufgeld verliert. Eigennutz tritt an die Stelle der Menſchenpflicht; aber dem Sklaven, der zu geneſen wünſcht, kann es gleich gelten, ob Eigennutz oder Menſchenpflicht ihm Arzt und Arzeneien ſendet. Warum ſollte man in England für die Geſundheit der Armen Sorge tragen, da ja die Vornehmen und Reichen ſie nicht zu kaufen brauchen, da ſie ihnen aus freier Hand zuwachſen? Daher gibt es in England weder Medizinalordnung, noch Medizinalbehörden. Die Vornehmen und Reichen vermiſſen Beides nicht. Für die Guinee, mit welcher ſie jeden Beſuch des Arztes lohnen, ſind ſie wohlerfahrener Hände und kunſtgeübter Köpfe ſtets verſichert, und ſorgfältig ſtößt der Apotheker für den Reichen das Pulver und miſcht bedachtſam für ihn den Trank, denn nicht um Erhaltung des Patienten, ſondern um Erhaltung des Kunden iſt es ihm zu thun. Aber die Armen! Jedem Apotheker iſt ärztliches Practiziren geſtattet, und Jeder iſt Apotheker, der es ſeyn will, d. h. der Geld oder Credit hat, einen Laden mit Flaſchen und Schachteln, mit Kräutern und Salben anzufüllen, der vor ſeiner Thüre eine Laterne aushängt, durch deren grün und gelb, blau und roth gefärbte Gläſer das Licht die längſte Straße hinableuchtet, und der Gewiſſensſtärke genug beſitzt, mit ſeiner Unwiſſenheit Lebensproben anzuſtellen, und Arſenik und Blauſäure Jedem zu verabreichen, der es begehrt. Wo die Apothekerkunſt ein *freies* Gewerbe iſt und keine Controle den Verkauf der Gifte beſchränkt, da verſteht es ſich von ſelbſt, daß das Geſetz keine Verantwortlichkeit verhängt und Quackſalber ſich überall ihre Gerüſte bauen dürfen. Keine Fürſorge alſo von oben für des armen Volkes geiſtiges und leibliches Wohl, und, ſtatt in die Schulen, gehen die Kinder in die Branntweinladen, ſtatt Liebe und Anhänglichkeit knüpft Furcht und Selbſtſucht das Band zwiſchen Diener und Herrn, ſtatt friedlicher Ehen prügelt der Mann ſeine Frau, die Frau ihren Mann, ſtatt den ſauer verdienten Lohn zu Ernährung und Bekleidung der Seinen zu verwenden, vergeudet der Arbeiter ihn in Völlerei und taumelt er am Sonntag zerlumpt und ſchmutzig der Hütte des Elends zu, die Verbrechen häufen ſich und der Selbſtmord hält reiche Ernten.

An alles dies iſt der Engländer gewöhnt, wie er an ſeine freie Preſſe gewöhnt iſt, und an ſeine Jury und an die Wahl ſeiner Repräſentanten für das Haus der Gemeinen. Anders der Deutſche, der nach England

hinüberzieht. Erſt bewundert er, dann vergleicht er, dann ſtellt er neben den Glanz das Elend, den Glanz hat er gekannt, das Elend lernt er kennen, und wenn er die Rechnung ſchließt, ſo findet er, daß England mehr ſcheint als iſt, Deutſchland mehr iſt als ſcheint, daß der Deutſche den Werth ſeines Vaterlandes erſt in der Entfernung verſteht, und England das ſchönſte Land der Welt ſeyn würde mit ſeiner bürgerlichen Freiheit, ohne ſeine geſellſchaftliche Sklaverei, mit ſeinen politiſchen Tugenden, ohne ſeine geſelligen Laſter, mit ſeiner Achtung des Bürgers, ohne ſeine Verachtung des Menſchen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Athen, Januar.

Memoiren aus dem griechiſchen Befreiungskriege.

Unter dem Titel ἀπομνημονεύματα πολεμικά iſt kürzlich hier der erſte Band eines neuen Werkes des Oberſten der königlich griechiſchen leichten Truppen und Ritters des Erlöſerordens, Chriſtophoros Perrhäbos, erſchienen, der ſich ſchon früher durch ſeine Geſchichte von Suli und der Sulioten rühmlich bekannt gemacht hat, und von unſerm großen Niebuhr, vielleicht zu ſchmeichelhaft, mit dem Namen eines zweiten Thukydides geehrt worden iſt. Perrhäbos will in dieſen Memoiren keine vollſtändige Geſchichte des griechiſchen Aufſtandes geben, ſondern erzählt nur die Gefechte, Unternehmungen und Begebenheiten, bei welchen er mithandelnd oder als Augenzeuge zugegen geweſen, und flicht von den übrigen Vorgängen, an denen er nicht unmittelbar Theil genommen, nur ſo viel ein, als zur Herſtellung des Zuſammenhangs unerläßlich iſt. Der erſte Band umfaßt nur die Vorgänge bis zu Ende des Jahrs 1822, bis zur Niederlage der Sulioten und ihrer Flucht nach den joniſchen Inſeln, und behandelt vorzugsweiſe die Kämpfe in Epeiros, da ſich der Verfaſſer ſelbſt bei dem Heerhaufen der Sulioten befand. Perrhäbos findet ſich alſo hier in Rivalität mit Pouqueville, deſſen Geſchichte ebenfalls vorzugsweiſe die Begebenheiten auf dieſem Theile des Kriegsſchauplatzes zum Gegenſtande hat; und eine gerechte Beurtheilung muß bekennen, daß in Hinſicht auf Schreibart, dramatiſche Behandlung und wirkungsvolle Darſtellung der Franzoſe dießmal den Griechen hinter ſich zurückläßt, während die ungeſchminkte Erzählung des Griechen häufig vielleicht der Wahrheit näher kommt, als das kunſtvolle Epos ſeines Vorgängers. Indeß die genauere Abwägung des hiſtoriſchen Werthes beider Schriften gegen einander mögen die Geſchichtsforſcher anſtellen; hier nur einige Auszüge aus den Kriegserinnerungen des greiſen Oberſten, zur Ankündigung dieſer erfreulichen Erſcheinung. Wir geben zuerſt das erſte Capitel, wo Perrhäbos als Augenzeuge die Stimmung im Peloponnes unmittelbar vor dem Ausbruche des Aufſtandes ſchildert.

Perrhäbos, der ſich im Jahr 1820 in Sparta * unter der Herrſchaft des Petros Mavromichalis aufhielt, ging nach Konſtantinopel und von dort nach Dacien, Beſſarabien und Odeſſa, wo er A. Hypſilantis und G. Kantakuzenos fand, welche die höchſten Grade der Hetärie bekleideten, und mit unbeſchreiblichem Enthuſiasmus ſich rüſteten, gegen den Sultan in's Feld zu ziehen. Faſt dieſelbe Begeiſterung ſah man nicht allein in jenen Gegenden, ſondern über ganz Griechenland, ſowohl bei den Vornehmeren, als bei den Griechen aller Stände, in Städten, Flecken und Dörfern. * „Ich ſchäme mich nicht,“ ſagt er, „zu bekennen, daß ich gegen den Aufſtand war; nicht als ob ich die Freiheit meines Volkes nicht gewünſcht hätte, ſondern weil mir das Unternehmen noch unreif ſchien, da die Griechen ohne Kriegsübung und die meiſten ohne Waffen, die Gefahren aber groß waren.“ — Nach einer zehnmonatlichen Reiſe kam Perrhäbos auf's Neue durch Konſtantinopel und ſchiffte von dort nach Sparta, wo er ſich kaum drei Monate im Schooße ſeiner Familie ausgeruht hatte, als durch die innern Gährungen der Hetärie der Aufſtand die Maske abzulegen anfing. Die peloponneſiſchen Osmanlis erlangten die Gewißheit, daß die Hellenen die Waffen zu ergreifen im Begriff ſtänden; Tag für Tag wuchs der Haß und die Abneigung der Hellenen gegen ſie, und äußerte ſich unverholen; doch konnten ſie ſich nicht vorſtellen, daß die Griechen wagen würden, allein dieſe große und gefahrvolle Bahn zu betreten, ſondern ſie wähnten, daß ſie die Europäer, und vor Allen die Ruſſen zu Bundesgenoſſen hätten. Dies iſt die Urſache, welche die Ottomanen in Furcht hielt, und weßhalb ſie nicht mit gewaffneter Hand den aufrühreriſchen Bewegungen der Peloponneſier zuvorkamen. Unter dieſer Lage der Dinge ſammelten ſich die angeſehenſten Türken in Tripolis, um ſich zu berathen, was zu thun ſey; und ſie beſchloſſen gemeinſam, die Biſchöfe und Vornehmſten des Peloponnes dorthin zu berufen, ſie zu ergreifen und in Haft zu ſetzen, um jeden Funken des geargwohnten Aufſtandes ſofort zu erſticken. Dieſe Zuſammenkunft ſchreckte die Peloponneſier ſehr. Der Metropolit von Monembaſia, der Biſchof von Chriſtianupolis und der angeſehenſte Bürger von Lakedaimon, P. Krevatas, kamen, im Einverſtändniß mit vielen Andern, nach Kalamata, und luden Petros Mavromichalis und Perrhäbos ein, ſich mit ihnen über die Gefahren der damaligen Lage zu berathen; ihr eigentlicher Zweck aber war, daß, wo möglich, für jezt die Begeiſterung der Griechen gelöſcht und unterdrückt, und aus den Gemüthern der Türken jeder Verdacht getilgt werde, um zu einer andern, geeignetern Zeit das Unternehmen mit größerer Klugheit und Energie zu beginnen. Die Meinung der Biſchöfe und des Primaten war nicht unvernünftig und ohne Grund; denn ſie ſahen deutlich die Gefahr vor Augen, der ſie entgegengingen. Den Griechen mangelte Alles, was zu einem ſo großen und waglichen Unternehmen nöthig war, ſie waren nur höchſt dürftig mit Waffen verſehen, und hatten keinen gemeinſamen Plan, wo, wann und wie ſie den Krieg zuerſt beginnen ſollten, ſondern jede Provinz, jede Stadt ſpornte die andere an, den Anfang zu machen und ein Beiſpiel zu geben. Kurz, die Sache war auf einen ſolchen Grad von Begeiſterung und Aufregung gelangt, daß ſelbſt wer die Beredſamkeit des Demoſthenes zehntauſendfach beſeſſen und ſie angewandt hätte, um den Aufſchwung der Hellenen zu hemmen, nicht allein ſich vergebens bemüht, ſondern ſelbſt ſein Leben auf's Spiel geſezt haben würde; denn einen ſolchen hielt das Volk für einen Türkenfreund, und vorzüglich waren die Biſchöfe und Demogeronten dieſer Gefahr ausgeſezt, da ſie als Repräſentanten ihrer Provinzen beſtändige Verbindungen mit den Türken zu unterhalten genöthigt waren.

(Die Fortſetzung folgt.)

* Sparta nennt man jezt die Mani, das Land der Maniaten.

* Nur das griechiſche Feſtland war, aus Furcht vor Ali Paſcha, nicht ſehr tief eingeweiht.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 28.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 2. Februar 1837.

Die Eiſenſtange glüht in hellem Glanz,
Vom lauten Hammer ſpringt der Funkentanz.

Nic. Lenau.

Des Schmieds Tagewerk.

Aus ſchwarzem Schlot
Steigt's feuerroth
Zur Nacht;
Doch Frühluft weht,
Der Haushahn kräht:
Erwacht!
Die Kohle glüht,
Der Funken ſprüht;
An's Werk!
Komm, Knabe, ſchnell
Heran zur Stell',
Und merk':
Wie Meiſters Hand
Mit Schick und Kraft
Der Eſſe Brand
Den Stoff entrafft,
Und dann
Troz Widerſtand,
Kühn mit ihm ringt,
Und wohl gewandt,
Ihn formend zwingt.
Das kann
Wer früh mit Luſt
Dem Schweren trozt,
Bis Arm und Bruſt
Von Stärke ſtrozt,
Der Mann!
Der Nerv' erſchlafft
Im Ruheſchooß,
Doch kleine Kraft
Zieht Uebung groß.
Wohlan!
So ſchön erklingts
Rundum im Kreis,
Wie Sternlein ſpringts
Vieltauſendweis!
Schlag an! —
Da hebt der Junge des Hammers Wucht
Und keucht;
Der Meiſter lächelnd zu zürnen ſucht
Und reicht
Dem ſchmächtigen Knäblein ein Hämmerlein
Gar leicht,
Und ruft den Junggeſellen herein;
Der gleicht
Vulkans Cyclopen, und greift im Nu
Raſch zu!
Und klopft
Rüſtig drauf
Ab und auf.

Hin und her,
Kreuz und quer. —
Da ſtopft
Die Morgenpfeife der Meiſter recht
In Ruh,
Und ſchmaucht und ſchaut dem haſtigen Knecht
So zu;
Der hämmert, daß das Herz ihm pocht,
Wie Glut
Die Wange brennt, und ſiedend kocht
Sein Blut. —
Der Meiſter ſchaut, und ſchweigt, und nickt —
Kein Lob,
Der Jüngling ärgert ſich, erſchrickt
Darob.
Und heftiger ſchmettert des Hammers Gewicht
Auf's Erz,
Das, ach! unförmlich gedehnt, zerbricht.
O Schmerz!
Doch hämmert — verwirrt, erſchöpft und bleich
Er fort;
Da winkt der Meiſter, und ſpricht zugleich
Dies Wort:
Es blickt der Mann mit Lächeln auf den Knaben,
Deß Ohnmacht ſich vermißt, ihm vorzugreifen;
Ihn freut ſolch früher Muth; er ahnet Gaben
Und Kräfte, die allmählig wach en, reifen;
Doch wenn ſich Jünglingskräfte ſelbſt zernichten —
Sich und ihr Werk — das muß er ernſtlich richten.

Daß dich dein eigen Thun belehrend ſchrecke! —
Ob will'ger Muth, doch ohne Ziel und Schranken,
Ob üpp'ge Kraft, doch ſinnlos, ohne Zwecke,
Nicht unterthan dem herrſchenden Gedanken,
Bis zur Erſchlaffung ſich vergeudend ringen —
Doch wird kein Werk und kein Gebild gelingen.

Nur wo die Kraft mit edlem Geiz geſparet,
Mit klugem Vorbedacht beſonnen waltet,
Nur wo das Maaß ſie ehrt und treubewahret,
Nur da wird Aechtes, Tüchtiges geſtaltet.
Was ſolche Kraft vermag, mit Kraft im Bunde,
Das ſollſt du ſchauen, Jüngling, gleich zur Stunde.

Da naht der Altgeſell; gedrungen
Iſt ſeine Stärke, feſt ſein Gang;
Schon fernher hat ſein Tritt erklungen
Und, aus gewölbter Bruſt, Geſang.

Urplötzlich tönen hochgeſchwungen,
Die Hämmer eines Taktes Klang;
Der Ambos dröhnt, die Funken ſpritzen;
Wie Donner ſchallts; es ſtrahlt wie Blitzen.

Der Knabe ſtaunt den Rieſenſchlägen,
Der Seherkraft und der Fauſt Gewalt;
Der Jüngling ſinnt, ein innres Regen
Bewegt die ganze Kerngeſtalt.
Er zeigt durch ernſtliches Erwägen
Was ihm des Meiſters Rede galt;
„Dem Muſter folg' ich, ſey's beſchloſſen,
Des Meiſters und des Altgenoſſen."

(Der Beſchluß folgt.)

Liſardo.

(Fortſetzung.)

„Darf ich fragen, was Ihr ſtudirt habt?" fragte Petronio einlenkend. Liſardo erwiderte nach einer kleinen Pauſe: „Meine Fakultät war die juriſtiſche." — „Da ſind wir Kollegen!" rief jener freundlich. Liſardo verbeugte ſich und ſagte: „Ich weiß nicht, ob ich dieſe Ehre mit gutem Gewiſſen in Anſpruch nehmen darf; ich habe mich eigentlich mehr mit Philoſophie und ſchönen Künſten abgegeben und auch in der Rechtswiſſenſchaft meine Richtung mehr auf's Allgemeine genommen." — „Das iſt nicht gut!" rief Petronio mit einem faſt gar zu ſtrengen Ernſt: „es iſt ſchädlich, ſich nur auf's Allgemeine zu wenden. Das Leben weist uns überall auf's Einzelne, da muß Hülfe, da muß Rath geſchafft werden; das Allgemeine iſt eine Erkenntniß, die ſich erſt auf dieſem Wege bildet. Wer im Detail bewandert iſt, der ſchreitet ſicher vor und läßt gewöhnlich die Philoſophen hinter ſich, die nicht einmal im Stande ſind, einen Riegel aufzuſtoßen, ohne mit den Begriffen Cauſalität, Wechſelwirkung und weiß der Himmel was noch mehr angezogen zu kommen, während ſie am Ende doch wie jeder andere Sterbliche die Hand dazu nehmen müſſen." — „Unerträgliches Geſchwätz!" murmelte Liſardo vor ſich hin.

Petronio bemerkte ſeinen Aerger nicht und fuhr in dieſem Tone fort, ſeinem Enthuſiasmus für ein ſtrenges Geſchäftsleben Luft zu machen. Man hätte den Schluß ziehen mögen, dieſe Erkenntniß ſey ihm ſelbſt noch etwas neu und treibe ihn deßhalb ſo ſehr in's Feuer. Auch geſtand er, einmal warm geworden, daß er nach einer ziemlich leichtſinnig verbrachten Jugend ſich plötzlich an einer Grenzſcheide befunden habe, wo ihm der ſchwere Entſchluß, den Weg der Beſchränkung und Unterordnung einzuſchlagen, nothwendig geworden ſey. Dieſe Lebensänderung verſchaffte ihm bedeutende Gönner, die ihm nach einigem geduldigen Harren zu einem Amte verhalfen, deſſen Hauptertrag darin beſtand, daß es die Ausſicht zu den wünſchenswertheſten Ehrenſtellen eröffnete, eine Ausſicht, die, wie er behaglich merken ließ, durch ſeine gegenwärtige Reiſe ſehr in die Nähe gerückt wurde. Liſardo

dachte: Eine leichtſinnige Jugend beweiſt den ſelbſtſtändigen Geiſt noch nicht. Wie leicht wird es doch dieſen Leuten, ſich der herrſchenden Geſinnung anzuſchließen! Sie halten es für eine Umkehr, und in der That iſt es nur die Offenbarung ihres eigentlichen Charakters, mit Aufopferung einiger äußerlichen Bequemlichkeiten ſich die geiſtige Behaglichkeit, die Freiheit von allem eigenen Denken, Streben und Drängen, die müheloſe Erreichung eines hölzernen Zieles zu erkaufen. — Indeſſen ging der vertrauliche Ton, womit der Andere ſprach, nicht an ihm verloren, die Unterredung blieb in einem freundlichen Gang, und unvermerkt ſchlich ſich in Liſardos Seele das Gefühl ein, daß es ſich doch mit Jedermann leidlich leben laſſe. Als er ſich nach der Gegend umſah, waren ſie zu ſeiner Verwunderung ſchon an Sorrent vorübergeſegelt und hatten Capri vor Augen.

„Es wird mir immer ſchauerlich zu Muthe!“ rief Liſardo, „wenn ich an dieſe Inſel und ihren einſtigen Bewohner denke. Ein Gefühl von Zerſtörung, ein Athem der Verweſung kommt über mich bei dieſem Namen! Welch eine Zeit muß es geweſen ſeyn, als hier ein Fürſt, der Krone und des Lebens überdrüſſig, ſich in die trüben Wellen der verzweifeltſten Genüſſe begrub, indeß ſein Reich, aller lebendigen Säfte beraubt, langſam zerbröckelte.“ — „Und doch,“ fuhr Petronio fort, „erregt keine andere Zeit ſo ſehr unſere Bewunderung als eben dieſe. Gibt es einen erſtaunlicheren Anblick, als eine Macht, die von der Geſchichte ſchon längſt zum Tode verdammt und ſo zu ſagen hingerichtet iſt, noch Jahrhunderte lang ſich erhalten zu ſehen, von nichts geſtützt, als von der rieſenhaften Großartigkeit ihrer Formen? Ich wünſchte, damals gelebt zu haben, damit ich ſo Vieles, was mir jezt unerklärlich iſt, in der Nähe hätte ſehen und begreifen können!“ — „Das wünſche ich nicht,“ ſagte Liſardo. „Der Geiſt findet ſeine Rechnung nicht in einer ſolchen Zeit.“ — „Nun,“ erwiderte Petronio, „ich bin nicht unzufrieden, daß mein Leben in dieſes Jahrhundert gefallen iſt. Wir haben in der Welt ungeheure Ereigniſſe geſehen, und in unſerm eigenen Reiche eine Entwicklung von Staatsformen, die es ſich wohl der Mühe verlohnte, mit zu durchleben. Wer unſern Zuſtand, wie er vor dreiſſig Jahren war, mit dem jetzigen vergleicht, dem darf es wohl ſcheinen, als hätte eine Zeit der Barbarei und Verwilderung einer goldenen Aera den Platz geräumt. Wie viel iſt zur Verbeſſerung geſchehen, und wie viel wird noch geſchehen, wenn unſer junger König mit ſeinem trefflichen Willen, ſeiner unwandelbaren Thatkraft ſo lang, als dieſes Land es bedarf, am Leben und an der Regierung bleiben wird!“ Petronio ſprach dies mit großer Wärme; er ging in eine genaue Schilderung der früheren Landesverfaſſung und aller der wohlthätigen Veränderungen, welche ſie erlitten, ein, und Liſardo fühlte den Unterſchied zwiſchen einer allgemeinen Kenntniß und der Ueberzeugung, welche aus dem Prüfen und Vergleichen der einzelnen Thatſachen, aus dem Durchforſchen des ganzen Geäders eines Staatshaushalts entſpringt. Er mußte ſich geſtehen, daß dies mehr werth ſey, als nur obenhin die Phyſiognomie der Zuſtände zu kennen, er empfand Achtung vor Petronios Erfahrung, und fühlte in ihm eine Tüchtigkeit, der es mit allem Guten Ernſt ſey; er gewann ein großes Vertrauen zu ihm und ſagte bei ſich: „Ich wäre fähig, dem wackern Manne meine zeitlichen Angelegenheiten in die Hände zu legen und ihm für's ganze Leben verbunden zu bleiben, da es ihm nun einmal nicht gegeben iſt, meine geiſtigen Intereſſen zu theilen. Uebrigens,“ dachte er hinzu, „ſehe ich nicht ein, warum Jeder ſo ſeyn ſollte: auch er befolgt ja nur ſeine eigenthümliche innere Richtung, und ſo würde ich mich keineswegs ſchämen, auf meine Weiſe zu leben und den braven Weltmenſchen für mich ſorgen zu laſſen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

Weihnachtsmarkt.

Das Weihnachtsfeſt gewinnt mit jedem Jahr an quantitativer Bedeutung. Vor vierzig Jahren war es eine beſcheidene Budenreihe, die, mit dünnen Wachslichtern erhellt, in der Brüderſtraße die Freude der Kinderwelt ausmachte. Ludwig Tiecks kleine Novelle: das Weihnachtsfeſt, liefert unſern Nachkommen eine vortreffliche Urkunde darüber, wie es dazumal in Berlin war und nicht wiederkehren wird. Es würde ſich nicht lohnen, eine Geſchichte davon zu ſchreiben, wie es allmählich anders geworden iſt; in einem halben Jahrhundert möchte Glanz und Pracht von heute, wenn der Weihnachtsmarkt in dem Verhältniß fortſchreitet, nur wie ein dämmernder Anfang erſcheinen. Jezt ſchon iſt nicht allein die lange Brüderſtraße überfüllt mit Buden: ſie quellen, dicht an einander gebaut, auf zwei Pläze und in mehrere kleine Winkelſtraßen aus, und der große, freie Schloßplaz iſt von mehreren parallel laufenden Budenreihen ſo dicht bedeckt, daß die Fahrſtraße auf einen ſehr geringen Raum beſchränkt wird. In jener kommenden Zeit wird vielleicht die ganze Königsſtraße, der Luſtgarten und die Linden (wohl der geeignetſte Raum dafür) ein Markt flimmernder Buden werden. Wenn nur auch eine Zunahme an qualitativer Bedeutung ſichtlich würde; aber die Erfindung für die Kinderluſtbarkeit ſchreitet für ſich nicht fort, und die Produktionen halten nur Schritt mit den allgemeinen induſtriellen Progreſſen. Daher denn auch hier viel Fabrikwaare, aber nichts überraſchend Neues, auch nur für den Schönheitsſinn der Kinderwelt. Unſere Bilderbücher, unſere bleiernen Soldaten ſind nicht hübſcher geworden, ja bei weitem nicht mehr ſo charakteriſtiſch, als um Anfang dieſes Jahrhunderts. Die Puppenwelt iſt zwar in vollem Flor; aber ſie verliert ſich in's Gebiet der Mode, und an erquicklichen Nußknackern, Hampelmännern, Däumchen u. dergl. gebricht es. Verſchwinden doch auch mehr und mehr die uralten Formen der Pfefferküchler, die dem Antiquar noch manchen Stoff böten, und es kommt dafür nichts Neues auf. Die Blechbuden der

Klempner ſtimmern, aber mehr von ſchönen Lackfarben, als von ſchönen Formen. Glas, Cryſtall, Stoffe brilliren zwar anders als in jener Zeit, aber ſie ſind nicht eigentliche Waare des Weihnachtsmarkts. Auch in den ſogenannten Ausſtellungen ſind die Fortſchritte mißlich. Vordem waren es die Hände erwachſener Kinder, die hierin allein für die Jüngern ſchafften; das Material war Moos, Glas, Birkenrinde, Tannenreiſer, Kork, höchſtens etwas Licht und Waſſer dabei. Welchen Jubel konnten die ſogenannten „Krippel,“ aus der katholiſchen Zeit ſtammend, verurſachen! Als es aus den Familien in die Oeffentlichkeit überging, übernahmen Buchbinder und Zuckerbäcker die Arbeit. Es gab ſchwindliche Ritterburgen, ſchauerliche Verließe und ſüße Karrikaturen, und während vorne ſteife Püppchen ihre Glieder ausſtreckten, ſchien auf der bemalten Hinterwand der Mond, oder gar verſuchte die Sonne aufzugehen; aber die Natur ſpielte noch mit, vermöge wirklichen Sandes, Fichtenzweige und Moos. Nun aber hat die Kunſt gemeint, ſie müſſe den Kindern und den Buchbindern das Geſchäft abnehmen, und ſie producirt unter himmliſcher und irdiſcher Beleuchtung herrliche gemalte Gegenden aus allen Welttheilen, die es mit der Kritik zu thun haben, aber nicht mit den Kindern. Die Kritik will nicht immer damit zufrieden ſeyn — ſie hat Unrecht, denn es iſt Weihnachten — aber den Kindern wäre ein Fels von Moos und Kieſelſteinen lieber, und ein transparenter Mond mit einem Mannsgeſichte mehr werth, als der täuſchendſt gemalte Mondſchein. Allein Kinder ſind da, um mit der Bildung fortzuſchreiten, nicht um ſie zu machen. Bei den Zuckerbäckern fehlt es wohl nicht an Luſt, im alten Geleiſe zu bleiben; aber dem Leben fehlt es an Karrikaturen, und die es ſind, wollen ſich nicht in Zucker ſehen, und eine gewaffnete Hülfe ſteht ihnen ſofort zur Hand, wenn ſie Beſchwerde führen. Die thätigen Gebrüder Gropius haben wohl den Willen, Humor und Luſt aus dem bunten Volksleben zu ſchöpfen, und eine Ehe, wenn auch nur zur linken Hand, mit der Kunſt zu vermitteln, aber mit beſtem Willen und größtem Geſchick läßt ſich aus einem verſchütteten Brunnen nichts ſchöpfen. Außerdem, wie tauſendfältig ſind ihnen die Hände gebunden! Sonſt brannten Wachslichter, jezt Gas- und Spiritusflammen; das wäre der kürzeſte Unterſchied von dem Weihnachten ehemals und heute. Nach einer alten Berliner Tradition muß um Weihnachten gutes, klares Froſtwetter ſeyn; iſt es die Tage vorher nicht, ſo tritt es am Heiligabend ein. Die Zuverſicht hat auch in dieſem Jahr nicht getäuſcht. An dieſem Abend wird bis in die Nacht hinein verkauft; der Weihnachtsabend für die Kinder der Kaufleute und Fabrikanten iſt auf den Morgen des nächſten Feſttages verlegt. Nur Ein Stand iſt unzufrieden mit dem Weihnachtsfeſt: die unglücklichen Poſtbeamten. Mit Jahr zu Jahr mehrt ſich die überwältigende Arbeit, die Berliner Weihnachtsgeſchenke in die Provinzen zu verſenden. Pferde, Menſchen, Wagen und Speicherräume reichen nicht mehr aus, und das Poſthaus, um dieſe Zeit im Gewirr der abgehenden und der abgeforderten Collis, ſteht keinem in einer Welthandelsſtadt nach.

(Die Fortſezung folgt.)

Athen, Januar.

(Fortſezung.)

Memoiren aus dem griechiſchen Befreiungskriege.

Die Peloponneſier fürchteten nicht ſo ſehr die eingebornen Türken, als einen neuen Einfall der türkiſchen Albaneſen, welche früher, zur Zeit des Alexis Orlof im Jahr 1769, und des Lampros Kazonis im Jahr 1790, wie Bergſtröme hereinbrechend, Viele ermordet oder in Knechtſchaft geſchleppt und den größten Theil des Peloponneſes verheert hatten. Solche ſchreckliche Beiſpiele verſezten ſie in Unruhe und verminderten ihre Hoffnungen; aber die Beſorgniß wurde ſchnell gehoben, und Furchtloſigkeit trat an ihre Stelle, als Petros Mauromichalis, damals Fürſt von Sparta, ihnen die Verſicherung gab, daß er alle Spartiaten in den Waffen bereit halte, und zuerſt gegen die angrenzenden Türken losbrechen werde, dann aber überall, wohin die Stimme des Vaterlandes ihn rufe, ſeine Bürgerpflichten zu erfüllen gelobe; wie er wirklich ſein Verſprechen bis zu Ende gehalten hat, ohne je vor den zahlreichen Opfern ſeiner Söhne, Brüder, Verwandten und Landsleute zurückzubeben; Perrhävos aber benahm ihnen die Furcht vor den türkiſchen Albaneſen, indem er ihnen verſprach, ſelbſt nach Suli zu gehen, und durch Herbeiführung beſtändiger Fehden in jenen Gegenden jeden Ausmarſch der Albaneſen gegen den Peloponnes zu verhindern. Drei Tage darauf reiste er mit ſeiner Familie nach Suli ab.

Kriegführung und Kampfweiſe in jenen Gegenden weichen ſo ſehr von den europäiſchen Sitten ab, daß man es dem Verfaſſer Dank wiſſen muß, wenn er manche charakteriſtiſche Züge zu ihrer Schilderung mittheilt. Bei der Belagerung von Variades, einer verſchanzten Ortſchaft in Epeiros, beſchreibt er die Kampfweiſe der Sulioten. „Sie bekämpften die Belagerten weniger bei Tag als bei Nacht, vorzüglich wenn die Nacht recht finſter war. Dann näherten ſie ſich leiſe und ohne Geräuſch ringsum dem Graben und den Verſchanzungen; jedoch hielten ſie ſich immer Einer von dem Andern zwei Schritte entfernt, ſowohl beim Hinausrücken, als im Fall der Noth beim Rückzuge. Alle bewegten ſich gleichmäßig mit demſelben Schritte, indem ſie auf einander Acht gaben, daß Keiner verwundet oder getödtet werde, und aus Unachtſamkeit in den Händen der Feinde bleibe, weßhalb der Nebenmann von den Kampfgenoſſen angeklagt und getadelt wird. Bruſt und Rücken bieten ſie dem Feinde nie dar, ſondern die ſchmale linke Seite, weßhalb ihr Gang dem der Krebſe gleicht; ihr kurzes Gewand (die Fuſtanelle) und ihr Hemde müſſen ſo ſchmuzig als möglich ſeyn, damit der Feind ſie bei Nacht nicht unterſcheiden kann.“ — Da die Belagerung von Variades ſich in die Länge zog, ſo verſuchten die Sulioten und ihre Verbündeten eine Kriegsliſt. „Zwei Schritte von dem Eingange der Verſchanzung lag ein Brunnen, aus welchem die Belagerten während der Nacht ihr Trinkwaſſer ſchöpften; die Belagerer beſchloſſen daher, das Waſſer zu verunreinigen, ob jene vielleicht, durch den Durſt gezwungen, ſich zur Uebergabe neigen möchten. Damit ihre Erfindung zum Zwecke führe, näherten ſich in einer nach Wunſch finſtern Nacht fünfhundert von ihnen der Verſchanzung, und eröffneten ein ununterbrochenes Feuer, die Seite aber, wo der Eingang war, ließen ſie frei, um die ganze Aufmerkſamkeit der Belagerten auf die Angreifer zu ziehen, und damit jene Seite nicht von dem Gewehrfeuer beleuchtet werde. Unterdeß ſchlichen ſich fünf ihrer Mitſtreiter ohne Geräuſch an den Brunnen, und warfen eine drei Tage alte türkiſche Leiche und zwei Schweine, in vier Stücke zerhauen, mit allen ihren Eingeweiden hinein. Von dieſen Fünfen wurden zwei verwundet, aber ohne Gefahr.“ Dies unſaubere Strategem hatte den gewünſchten Erfolg; die eingeſchloſſenen Türken capitulirten, jedoch nicht ohne bittere Vorwürfe gegen ihre, im Intereſſe des Ali Paſcha, damals mit den Sulioten verbündeten Glaubensgenoſſen.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 29.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 3. Februar 1837.

> Der Ruderſchlag verſtärkt den Schlag der Herzen,
> Freundſchaft und Lieb' erwacht.
>
> G. Schwab.

Liſardo.

(Fortſezung.)

Wie im engen Raum eines Wagens oder einer Barke die Körper genöthigt werden, ſich an einander zu ſchmiegen, ſo geſchieht es auch den Seelen: es gibt kein ſichereres Mittel, die verſchiedenartigſten Gemüther zu vereinigen, als das Zuſammenreiſen. Die beiden Jünglinge konnten einander ihre Neigung nicht verbergen; der Wunſch, ſo mit einander verbunden über die Lebenswellen hinwegzugleiten, ward in ihnen rege, und ſo kam es denn bald, daß der aufgeſchloſſene Liſardo ſeinem Freunde die Geſchichte ſeines Glücks und ſeiner Hoffnungen mittheilte. „Wenn es erlaubt iſt,“ ſagte er, indem er ſich niederließ und den Mantel zum Schutze vor dem friſcher werdenden Abendwind über die Schultern zog, „wenn es erlaubt iſt, ein Leben vollendet zu nennen, dem der gerade Weg von Sehnſucht zur Befriedigung, von Freude zu Freude bis an die äußerſte Grenze vorgezeichnet iſt, ſo darf ich mich füglich ſchon jezt bei lebendigem Leibe unter die Abgeſchiedenen, unter die ſeligen Geiſter zählen. Denn da, wo andere erſt ihre Rechnung mit der Welt anzufangen pflegen, bin ich ſchon fertig mit ihr: ſie iſt nur der Planet, auf den ich zufällig geſezt bin und der, wenn er mich auch in ſeinem Laufe mitnimmt, mich doch nicht hindern kann, auf ihm meinen eigenen, ja den entgegengeſezten Weg zu gehen, der mir nur dazu dienen ſoll, auf ihm meine Hütte zu bauen und der Geliebten zu rufen: „Komm, hier wollen wir wohnen!“ — „Ach!“ rief Petronio, „jezt merke ich erſt, warum Ihr ein ſeliger Geiſt ſeyd. Ihr ſeyd alſo ſchon Bräutigam?“ — „Da läßt mich der Planet gleich einen ſeiner Einflüſſe vernehmen,“ ſagte Liſardo lächelnd, „dieſe Formen ſtehen mir freilich noch bevor und ich werde es der Welt mit vielen Beſchwerlichkeiten zahlen müſſen, daß ſie mich losgibt. — Nein, mein Freund! Bräutigam bin ich noch nicht, ſonſt würde ich mich nicht ſo ſehr auf den Kuß meines Liebchens freuen. Jezt muß das Geheimniß freilich verrathen werden, das bis jezt noch keinen Mitwiſſer hatte.“ — „Nun, ſo laßt mich den Erſten ſeyn, der es erfährt. Ihr könnt keinen Theilnehmenderen finden.“

„Namen thun nichts zur Sache,“ entgegnete Liſardo, „laßt mich alſo davon vorerſt noch ſchweigen. Und jezt fällt mir noch überdies ein,“ fuhr er fort, nachdem er ſich ein wenig beſonnen hatte, „daß ich Euch vom Uebrigen auch nicht viel erzählen kann, denn es iſt gar nichts Verwickeltes an der Geſchichte. Während ich mich auf meine akademiſchen Studien vorbereitete, etwa ein Jahr ehe ich nach Neapel ging, kam ich oft in ein Haus, mit dem ich verwandt bin. Die Verwandtſchaft ſchlug ich freilich bloß deßwegen ſo hoch an, weil ſie mir den Zutritt zu

meiner ſchönen Baſe erleichterte. Eigentlich müßte ich jezt, wenn ich den Anfang unſerer Liebe betrachte, dieſe eine literariſche nennen, aber mit Unrecht: unſere Herzen hatten ſich längſt im Stillen verwandt gefühlt, und es bedurfte nur der äußern Veranlaſſung, um ſie zu vereinigen. Dies war der Krieg zwiſchen den Claſſikern und Romantikern, der eben damals unſere Literatur in eine ſo heftige Bewegung ſezte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir Beide von ganzem Herzen romantiſch waren. Der Graf Carmagnola war unſer Loſungswort, Manzoni unſer Liebling. Ihr werdet Euch wohl vorſtellen können, daß der gemeinſame Zug unſerer Herzen dabei Nahrung und Befeſtigung genug erhielt. Die literariſche Fehde, die auch in unſern Kreis herüberſpielte, that das Ihrige, um den Roman zu vollenden: ein angeſehener Arzt, der ebenfalls in das Haus kam, machte den Claſſiker und ſezte mir um ſo heftiger zu, da er zugleich ſein claſſiſches Auge auf meine romantiſche Bundesgenoſſin geworfen zu haben ſchien; aber eben dies verdarb ihm das Spiel, ihr Widerwille gegen die Partei wurde durch die Abneigung vor dem Manne verſtärkt, und als er mit ſeinen Hoffnungen entſchiedener hervorzutreten begann, flüchtete ſie ſich in meine Arme, wir ſchloſſen ein Schutz- und Trutzbündniß, und die Romantik hatte auch hier, wie überall, geſiegt. Als ich auf die Univerſität ging, erhielten wir das Bündniß durch die zärtlichſten Briefe aufrecht, und jezt habe ich an das Leben keinen Anſpruch weiter, als ſie zur Meinigen zu machen und unſere Zukunft ihrem Willen anheim zu ſtellen: dazu bin ich auf dem Wege und — das Lied iſt zu Ende, die unbedeutendſte aller Liebesgeſchichten, die ich Euch hätte erzählen können.“ — „Sie iſt ja noch nicht zu Ende,“ warf Petronio ein. „Und doch!“ rief Liſardo, „ſie iſt es, denn von allen Hinderniſſen, die ich mir denken könnte, habe ich keines zu fürchten, kein einziges paßt auf meinen Fall.“ — „Man kann aber nicht wiſſen,“ ſagte Petronio, „was noch dazwiſchen kommen kann. Nichts iſt zu Ende, ehe es ganz fertig iſt. Jedenfalls wünſche ich Euch, daß das Schickſal Euer gutes Zutrauen rechtfertigen möchte. Merkwürdig iſt es aber doch, daß wir Beide zuſammengetroffen ſind, denn wir haben denſelben Weg und, daß ich's Euch nicht verhehle, auch denſelben Zweck.“ — „Wie?“ rief Liſardo erſtaunt, „das hätte ich mir nicht vermuthet! Alſo auch Euch führt die Romantik über dieſe Wellen?“ — „Die Romantik nun eben nicht,“ erwiderte der Andere lachend, „ich muß faſt befürchten, Ihr möchtet mich einen Claſſiker ſchelten. Ich bin ebenfalls auf dem Wege, mir eine Frau zu holen, die mir meine Gönner in Neapel zugedacht haben: die Verſchwägerung mit dem bedeutenden Hauſe, von dem ſie ſtammt, wird, wie man mir Hoffnung gemacht hat, meinen Planen ſehr förderlich ſeyn.“ — „Alſo eine gewöhnliche Convenienzheirath?“ rief Liſardo mit Unwillen. „Wie man es nennen will, wenigſtens iſt keine Leidenſchaft dabei im Spiel.“ — „Und Ihr habt Eure künftige Gattin noch nicht einmal geſehen?“ — „Nein. Uebrigens bin ich in dieſem Punkt beruhigt: ſie ſoll ſchön ſeyn. Schön, reich, von angeſehenem Hauſe, was will ich mehr?“ — „O der geiſtigen Dürftigkeit!“ rief Liſardo verächtlich, „mehr alſo gibt es nicht zu wünſchen? Gibt es keine innern Schätze? keinen Bund der Seelen? Doch ich verſchwende meine Worte. Wenn Ihr glücklich ſeyn könnt mit einem Weibe, die Ihr nur zum Werkzeug Eures Ehrgeizes braucht, ſo gönne ich Euch Euer Glück von Herzen, aber —“

Das Aufſtoßen der Barke unterbrach ihn, er ſah auf und fand ſich zu Salern. „Wir ſind zur Stelle!“ rief der Schiffer. Petronio befahl ihm, ſein Gepäck in einen anſtändigen Gaſthof zu ſchaffen, wo er ſeinen Lohn erhalten ſolle. Dann wandte er ſich zu Liſardo und dankte ihm für die erwieſene Gunſt. „Wo können wir uns wieder treffen?“ fragte er. „Die Geſellſchaft,“ erwiderte dieſer mit höflicher Zurückhaltung, „wird uns von ſelbſt zuſammenführen. Als Gaſt eines angeſehenen Hauſes beſucht Ihr dieſelben Cirkel wie ich. Indeſſen lebt wohl und möge es Euch wohlergehen.“ Petronio folgte dem Schiffer, Liſardo blieb ſtehen und ſah unmuthig in's Meer hinaus. Als er ſich endlich wandte, um die langentbehrte Heimath wieder zu ſehen, wiederholte er ſeinen Schwur und rief mit heftiger Stimme: „Möge die Peſt mich treffen, ehe ich ſo mit der Welt kapitulire!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Des Schmieds Tagewerk.

(Beſchluß.)

Der Knabe nach des Herrn Geheiße
Regiert der Blaſebälge Zug;
Der Jüngling lenkt nach Meiſters Weiſe
Im Dreiklang nun des Hammers Flug;
Und jener ſpricht, dem ſteten Fleiße
Zum ſeltnen Lob, das Früchte trug:
„Glückauf, ſolch' ein'ger Kraft von Dreien
Muß auch das Schwerſte wohl gedeihen.“

Und wohl gelang's. Die Stunden flogen,
Geſell'ge Arbeit kürzt die Zeit. —
Schnell wölbt ſich für den Rieſenbogen
Des Rheinweinfaſſes, hoch und weit
Der Reiſe Kreis, und angezogen
Wird ihm das knappe Panzerkleid;
Und eh' noch Feierabend dämmert
Iſt ſchon das Tagwerk ausgehämmert.

Drauf ſpricht der Meiſter: „Lieben Söhne!
Für eure Mühe ziemt mein Dank;
Drum nach der Hämmer Lärm ertöne
Der Becher, und zum Rebentrank
Ein Lied, das unſre Luſt verſchöne.
Gelagert auf der Ruhebank
Laßt uns der Tonne Schmuck von Eiſen
Ja, laut die Kunſt der Eſſe preiſen.“

Da riefen: „So ſey es beſchloſſen!“ —
Die luſtigen durſt'gen Genoſſen.
Bald klangen die winkenden Becher;
Da ſangen die rüſtigen Zecher:

I.

Erſt preiſen wir hoch was von oben ſtammt,
Was die Tiefen der Erden durchglühet,
Was aller Erſchaffenen Leben entflammt,
Was uns aus dem Weine jezt ſprühet:
Das Feuer, die furchtbare ſegnende Kraft,
Die Alles zerſtöret und Alles erſchafft.

Das Feuer iſt recht des Schmieds Element;
Der hält es zum Segen in Schranken,
Daß der Menſch ſich den Herrſcher der Erde nennt,
Das hat er dem Schmied nur zu danken;
Der zwingt ihm das Eiſen in jede Geſtalt
Durch der Fäuſte Macht und des Feuers Gewalt.

Ob Gold und Edelſtein glänzet und blizt,
Der Preis doch gebühret dem Eiſen.
Was da bindet und löſet, und ſchirmet und ſchüzt,
In tauſend Formen und Weiſen —
Aus Eiſen ſchafft es und ſchuf es die Hand,
Eh die Welt noch geblendet des Goldes Tand.

Draus ſchmieden wir, härtend, den kräftigen Stahl,
Und den Hebel, den Anker zum Retten;
Ja kühnlich die Feſſel dem Blitzesſtrahl,
Und die Art und gelenkige Ketten,
Ja Ketten dem Sklaven, dem Böſewicht,
Für den Bruder, den freien Bürger, nicht.

Der ehrt das Geſetz, den bindet die Pflicht;
Dem ſchmieden wir Wehren und Waffen,
Womit er fremde Ketten zerbricht,
Um frei, wie Gott ihn geſchaffen,
Zu ſterben, oder mit neuer Luſt
In rühmlicher Freiheit zu heben die Bruſt.

Und iſt's ihm gelungen: darf frei und frank
Der Bürger ſich wiederum regen;
So jauchzen wir Alle mit Jubel und Dank
Dem Kämpfer für Freiheit entgegen:
„Nun ſchmieden wir fortan den friedlichen Pflug
Aus dem Schwert, das den Würger der Völker ſchlug.“

So ſangen die eifrigen Zecher;
Geſangesluſt quillt aus dem Becher. —
Und kräftiglich, wie es verklungen
So ward auch der Tonne geſungen.

II.

Du ſtattliche Tonne, du Bacchuspallaſt,
Gezimmert aus rieſigen Eichen,
In kühner Wölbung gefugt und gefaßt,
Wohl Heidelbergs Faß zu vergleichen:
Wie ſchmückt dich der Reiſe gediegenes Band,
Womit kundige Stärke dich heute umwand!

Bald ſtrömet des Moſtes ſchäumende Glut
In die felſenfeſte Rotunde;
Drin ſänftigt ſich mählig das junge Blut
Zur Labſal für Krank' und Geſunde;
Erſt berauſcht — einſt beſeligt es Jung und Alt;
Erſt raſt es; ihm trozt nur der Ringe Gewalt.

Drum, lädt uns der Himmel nach Jahren zu Tiſch
Zum Zeichen göttlicher Gnade,
Daß Gaumen und Athem im Nektargemiſch
Im zweiten Eilfer ſich bade:
Dann gießt mit Vertrauen das heilige Naß
In das eichene, ehernumgürtete Faß.

Und brauſte und tobte und göhr' er ſchon,
Als wär' ihm auf Erden zu enge;
Laßt brauſen und träumen den Flammenſohn,
Daß die alte Feſſel er ſprenge; —
Doch hält ſie den Jüngling in ſicherer Acht,
Bis der Träumer, zum Manne gereift, erwacht.

So lobet das Werk einſt den Meiſter, den Knecht,
Und das Faß iſt ein Denkmal für Beide;
Draus ſchöpfet ein glückliches Enkelgeſchlecht
Noch Stärkung und jauchzende Freude,
Wenn längſt, vom grünenden Raſen bedeckt,
Uns Schläfer kein irdiſcher Jubel mehr weckt.

Doch wohlauf und wohlan! der Wein, der Wein
Verſüßt und verlängert das Leben;
Die Stunde iſt unſer; und käme Freund Hain,
Und träf' uns beim Safte der Reben —
Er blieb auf der Schwelle; er ginge fürbaß. —
So trinkt denn, lobpreiſend den Wein und das Faß!

F. W.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Fortſetzung.)

Orakelnde Puppe. Bindocci. Valentini. Schadowſtraße.

Die Weihnachten brachte wenigſtens eine ſeltſame Neuigkeit: eine Holzpuppe, welche auf alle Fragen Antwort gab. Das Automat hieß Precioſa, und wurde von zwei angeblichen Mechanikern, die es verfertigt haben wollten, gezeigt. Für fünf Silbergroſchen konnte jeder Beſuchende ſo viel

fragen, als er Luſt hatte, und kurze Antworten ſchallten zurück, die, zwar dunkel, ſich doch nicht ſchlimmer bewährten, als die aller Orakel. Die Holzpuppe wußte z. B. anzugeben, was für Wetter war, wie viel Perſonen im Zimmer ſich befanden, ſie wußte ſogar, daß Humboldt der berühmteſte Mann in Berlin ſey, und half ſich mit beachtungswerther Geiſtesgegenwart auf der Stelle bei verfänglichen Fragen. Bisweilen irrte ſie freilich, und als ſie auf die Frage eines Mannes mit ſchwarzem Haar und hochgebogener Naſe: wie er heiße? antwortete: „Wie du getauft biſt,“ ſo wäre es von einer Holzpuppe zu viel verlangt geweſen, zu wiſſen, daß der Fragende gar nicht getauft war. Ueberraſchend ſogar war es, die Maſchine mehr antworten zu hören, als ihr Herr und Meiſter ſie gelehrt hatte und ſelbſt wußte. Z. B. erklärte der Magier, als man Precioſen fragte: wer vor Friedrich Wilhelm III. in Preußen regiert, das könne man von ſeinem Machwerk nicht verlangen, da er es ſelbſt nicht wiſſe; allein die Puppe, die angeblich doch nur einige hundert Antworten erlernt haben ſollte, antwortete ſofort: Friedrich Wilhelm II., was zu eben ſo viel Heiterkeit, als die Antwort auf jene andere Frage Anlaß gab. Damit hätte es ſein Bewenden haben und die Kritik nicht zu ſtreng forſchen ſollen. Es gab in den Zeitungen zu Diskuſſionen Anlaß, welche dieſes neueſte Automat nicht als einen Weihnachtsſcherz, ſondern als ein Beireisſches Kunſtwerk antaſteten, was es gar nicht zu ſeyn prätendirte. Um dieſen verwickelten Forſchungen, die aller Magie unerſprießlich ſind, zu entgehen, hat der Magier es für das Beſte gehalten, plözlich zu verſchwinden. Er ſoll einige Fragen in Geldangelegenheiten unerledigt, aber was ebenſowohl von ſeiner Klugheit zeugt, die hölzerne Puppe zurückgelaſſen haben. Die Puppe wird unter der Leitung eines gewandten Vormundes alle Sprachen lernen (was läßt ſich nicht aus Puppen machen!), engliſch und italieniſch. Ja ich zweifle nicht, daß, wenn ein Bindocci dahinter ſteckt, ſie auch im beſten florentiniſch improviſirt. Daß dieſer berühmte Improviſator im vorigen Monate hier zwei Abendunterhaltungen gab, vergaß ich Ihnen im lezten Berichte zu melden. Er gehört nicht zur Claſſe der Charlatane, wenn er gleich, mit unſern Sitten nicht bekannt, ſeine erſte Ankündigung an die Straßenecken klebte, und dadurch faſt kein Publikum hatte; denn unſere Eckenſteher verſtehen troz der Bildung, die unſere Lokaldichter ihnen einimpfen wollen, noch kein Italieniſch. Dafür war ſeine zweite ordnungsmäßig berufene Verſammlung deſto glänzender, und der geiſtvolle Mann befriedigte die Erwartungen ſeiner gebildeten Zuhörer. Vorgearbeitet war ihm durch die vor Kurzem hier vom Profeſſor Valentini geſtiftete italieniſche Geſellſchaft, welche unter unſern Societäten noch zu den lebendigen gehört, und unter der großen Zahl angeſehener älterer und jüngerer Künſtler, die in Rom waren, lebenvolle Theilnehmer findet. Es wird nur italieniſch geſprochen und italieniſch gegeſſen, zwei tüchtige und ausſchließende Bindemittel. Dennoch hält ſich keine Geſellſchaft der Art, troz der trefflichſten republikaniſchen Geſeze, ohne einen monarchiſchen Agens, der ſtets für panis und circenses ſorgt. Herr Valentini, deſſen römiſches Feuerblut in unſern Nebeln nicht verdampft iſt, wird der Mann dazu ſeyn. — Dem Veteranen unſerer Künſtler, dem Direktor Schadow, hat des Königs Majeſtät aus ganz eigener Anregung eine hier noch nicht vorgekommene Ehre erwieſen, indem er der Straße, wo des Bildhauers Haus, in eigenthümlich edlem Geſchmacke von demſelben ausgeſchmückt, ſteht, den Namen Schadowſtraße beigelegt hat. Selbſt längſt verſtorbenen und von der Glorie der Erinnerung umſchwebten Künſtlern iſt dieſe Ehre hier noch nicht geworden. (Die Fortſ. folgt.)

Athen, Januar.

(Fortſezung.)

Memoiren aus dem griechiſchen Befreiungskriege.

Einer der gelungenſten Abſchnitte iſt die Schilderung des Gefechtes von Baſilika im fünfzehnten Capitel. Wir laſſen den Verfaſſer ſelbſt ſprechen. „Ehe ich den Zug gegen Arta beſchreibe, halte ich für paſſend, hier die Schlacht von Baſilika einzuſchalten, die zu Ende Auguſts in demſelben Jahr (1821) geliefert wurde. Baſilika iſt vier Stunden von den Thermopylen und acht Stunden von Lebadeia entfernt: ein enger, bewaldeter, auf beiden Seiten von Bergen eingeſchloſſener Paß, der ein langes Thal bildet. Dort beſchloſſen die Griechen den Bairam Paſcha anzugreifen, der mit einem Heere von 9000 Mann, faſt lauter Reiterei, hier durchziehen mußte, und viele Mund- und Kriegsvorräthe auf Wagen, Kameelen und einer Menge von Laſtthieren mit ſich führte. Er ſelbſt (denn er hatte großen Kriegsruhm), mit ſeiner perſönlichen Tapferkeit und Tüchtigkeit prahlend, hatte dem Großherrn verſprochen, ihm Lebadeia, Theben und Athen zu unterwerfen. Die Hellenen, gegen zweitauſend an der Zahl, theilten ſich in drei Corps; das erſte, aus fünfhundert Saloniten beſtehend, nahm ſeine Stellung an dem Eingange in das Thal, wo es ſich in dem dichteſten Gebüſch verbarg; es hatte zum Führer den hochwürdigen und tapfern Prieſter Andreas aus dem Dorfe Kokoviſta. Das zweite Corps, von gleicher Zahl mit dem erſten, und unter der Führung des Baſileios Buſtos und Konſtantin Kalyvas, beſezte den Mittelpunkt des Thals, und verſteckte ſich wie das erſte im Dickicht. Tauſend Mann endlich, geführt von Nakos Panurias und Johann Guras, nahmen eine Stellung vor dem Ausgange des Thals; ſie ſollten, nach der Verabredung, zuerſt die Vorhut des Feindes angreifen und ſein Entkommen verhindern; dann ſollten auch die andern Corps das Feuer beginnen, um die Türken in Verwirrung und Rathloſigkeit zu bringen, ſo daß ſie, weder zur Rechten, noch zur Linken einen Rettungsweg findend, faſt Alle in jener Schlucht hätten geopfert werden müſſen. Unterdeß fing der Feind in ſeinem gewohnten prahleriſchen Aufzuge an in das Thal einzurücken, mehr als ob es zum Feſt, als zur Schlacht ginge; denn jeder berittene Streiter ſchleppte zwei bis drei mit Mundvorräthen und andern Dingen beladene Laſtthiere, überdies noch einen Stallknecht und einen griechiſchen oder türkiſchen Sklaven hinter ſich her. In das Thal eingerückt, ſammelten ſie ſich auf einer ebenen Fläche, die vor dem Eingange des eigentlichen Engpaſſes liegt, verrichteten nach Gewohnheit ihr Gebet, ſchoſſen zuerſt vier Kanonen ab, und begannen dann ein Kleingewehrfeuer, begleitet von unordentlichem Geſchrei. Ihr Zweck dabei war (da ſie ſowohl über die Stärke, als die Kriegsliſt der Griechen in Unkunde waren), daß, wenn Griechen in dem Paſſe verborgen wären, ſie entweder vor Furcht fliehen, oder zum Kampfe ſich ſtellen ſollten, ehe ihre Streitmacht ſich in Bewegung ſeze. Aber je mehr die Türken ſchoſſen und ſchrien, deſto tiefer verbargen ſich die Hellenen in das Dickicht. Daher glaubten jene außer Gefahr zu ſeyn, fingen an ihre Pauken zu rühren und ſtellten ſich in Marſchordnung. Als ihre Vorhut ſich dem Ausgange des Paſſes näherte, kamen plözlich die Griechen aus dem Gebüſch hervor, und ſperrten Anfangs den Weg mit ihrer Bruſt, bald aber machten ſie ihn durch ihr wohlgenährtes und wohlgerichtetes Feuer unzugänglich durch die übereinander gehäuften Leichen und den verwirrten Knäuel der herrenlos gewordenen Pferde.“

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 30.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 4. Februar 1837.

Paris, enclin
Au trait malin!
Béranger.

Das Neujahr in Paris.

II.

Im vorigen Briefe hatte ich den Leſer in das faſhionabelſte der Pariſer Magazine geführt, das nur die höhern und höchſten Claſſen beſuchen, und wo die Königin der Franzoſen und ihre Prinzeſſinnen jährlich bedeutende Einkäufe machen. Wir verlaſſen nun Giroux und ſetzen unſere Wanderung fort, bleiben aber ſchon nach wenigen Häuſern vor Martinets Bilderladen ſtehen, den Horace Vernet und Charlet während der Reſtauration berühmt gemacht haben. Es lohnt ſich ſchon der Mühe, einen Augenblick zu verweilen. In dem erſten Glaskaſten ſehen wir die Porträts der lebenden literariſchen Notabilitäten von Frankreich; in der Mitte hängt Victor Hugo, bei deſſen Anblick es kaum möglich iſt, nicht an ſo etwas, wie ſträubende Haare, ſtarr vor ſich hinbrütende Verzweiflung, Nervenzuckungen, romantiſche Galgenideen und mittelalterliche Spukgeſchichten zu denken. Warum nur der Verfaſſer der „Lucrèce Borgia“ ſeinem Maler eine ſo finſtere, grämliche, miſanthropiſche Miene gezeigt hat? Im gewöhnlichen Leben habe ich an Victor Hugo nur eine ſehr heitere, menſchenfreundliche Phyſiognomie bemerkt. Wie freundlich nimmt ſich dagegen ſein Kollege, Alexander Dumas, aus! wie ſeine kleinen, lebendigen Mulattenaugen wetterleuchten, wie ſorglos ſeine Stirn unter dem krauſen Wollenhaar hervortritt! Neben jenen beiden Dramaturgen erblicken wir das Porträt des doppelten J., wie Jules Janin jezt allgemein heißt, des Feuilletoniſten des Journal des Débats, mit dem Ausdruck des koſtbarſten Schmunzelns. Er hat ſich behaglich auf die Rücklehne ſeines Arbeitsſtuhls à la Voltaire hingeſtreckt, beide Hände in den Hoſentaſchen und mit gefälliger Selbſtapprobation alle Welt belächelnd; das Mäulchen, von der Zufriedenheit ſelbſt geſpizt, ſcheint eine Anekdote von der Pompadour zu erzählen; er bläst ſeine vollen Backen auf, als wolle er eben eine ſchwülſtige Lobhudelei gegen 10,000 Franken baare Bezahlung in die Welt poſaunen.

Hinter den Ladenfenſtern bei Martinet ſind verſchiedene Sujets von *Raffet* ausgelegt, welche auf die erſten Zeiten der franzöſiſchen Republik Bezug haben: zehn von Laune, Witz und charakteriſtiſchen Zügen jener Epoche überſprudelnde Blätter. Auf dem einen ſehen wir ein Bataillon jener republikaniſchen Eiſenfreſſer hinter einem Hügel bis über die Knie in Sumpf und Moraſt ſtehen; ihr Anführer ſagt eben: es iſt jezt ſieben Uhr, morgen früh um vier brechen wir aus unſerm Hinterhalt hervor und überraſchen den Feind, der uns hier nicht geborgen glaubt. Zugleich bemerkt er den Soldaten, es ſey verboten *zu rauchen*, aber ſie dürfen ſich *ſetzen*. Ein anderes

Blatt zeigt uns einen Volksrepräſentanten zu Pferde vor der Fronte eines ganz zerlumpten Regiments ohne Fußbekleidung: er liest ein Dekret des Nationalconvents ab, welches jedem Mann des 63ſten Regiments wegen ſeiner Bravour in der lezten Schlacht und zur Belohnung ſeiner Verdienſte um das Vaterland ein Paar Holzſchuhe bewilligt. Auf einem dritten Blatt trägt ein alter Sergeantmajor ſeinen vor Froſt mit den Zähnen klappernden Kameraden folgenden Beſcheid vor: le représentant a dit, avec du pain et du fer on peut aller en Chine; il n'a pas parlé de chaussures. Die meiſten Köpfe jener Krieger ſind höchſt ausdrucksvoll; die Bedeutung ihrer Blicke und die Geſten ihrer Hand bedürfen keines Commentars; die Galerie der Raffet'ſchen Blätter hilft jene Revolutionsepoche deutlicher erklären, als manches gute Geſchichtswerk.

Ein anderes Fenſter iſt mit neuen Tagescarrikaturen behängt; ſeitdem der franzöſiſche Grabſtichel keine Geißelhiebe gegen gewiſſe Perſonen mehr richten darf, iſt er darauf beſchränkt, ſich über Sitten und Zuſtände des häuslichen und bürgerlichen Lebens luſtig zu machen. Hier glänzen Daumier und Bouchot vor allen übrigen Künſtlern dieſes Fachs; erſterer in ſeinen Robert-Macairiaden, lezterer in ſeinen Tribulationen der Nationalgarde, zwei Sammlungen von Carrikaturen, welche reich an Beziehungen auf die ſocialen Verhältniſſe der Gegenwart ſind.

Unter den neuen Carrikaturen gemiſchter Art kommt viel Schlechtes und Grobes zum Vorſchein; einzelne machen ſich jedoch durch launigen Spott bemerkbar. Dort ſehen wir den Affen Jack im Krankenbette; ein Neger fühlt ihm den Puls, auf dem Tiſche ſtehen Arzneigläſer und kriechen Blutegel herum. Mitten in der Stube ſehen wir Herrn Geoffroy Saint Hilaire und einen zweiten Arzt; jener beugt ſich gerade über einen bekannten myſtiſchen Topf hinüber, wozu ihn ſein weiſer Kollege auffordert, indem er ſagt: examinez le vase et vous êtes sûr de mettre le nez sur le mal. Mit dieſem Orangoutang treibt man in der That Affenſchande; als er krank war, hat man ſoviel Umſtände mit ihm gemacht, daß es ein öffentliches Aergerniß gab; neulich zeigte ſogar der Moniteur an, daß Herr Jack wegen ſeines fortdauernden Unwohlſeyns keinen Beſuch annehmen könne. — Eine andere Carrikatur zeigt uns zwei alte Weiber vor dem Obeliſken von Luxor, worauf eine menſchliche Figur mit einem Thierkopfe, ein Vogel und ein Wagenrad mit einer Deichſel abgebildet ſind. Die eine der Frauen ſagt zur andern: Moi qu'a servi chez feu Mr. Champoignon, je vais vous expliquer les nieroglyphes de l'Obelixque: d'abord ce grand flaneur que vous voyez-là bas c'était leur roi Ze-Sostris; le moineau c'était leur bon dieu O-Ziris; la chose là-haut c'était leur omnibus, et puis le reste c'est des bêtises. Neben dieſen Damen ſteht ein Pariſer Stutzer in gelben Handſchuhen und im luxorfarbnen Frack mit Metallknöpfen, wie man dergleichen jezt in Soiréen trägt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Liſardo.

(Fortſetzung.)

Als Liſardo die wohlbekannte, mit Lava gepflaſterte Straße gegen die Cathedrale hin wandelte, wo das Haus ſeiner Väter lag, ſchimmerte ihm dieſes in feſtlicher Beleuchtung entgegen, und Muſik empfing ihn unter der Thüre. Es waren ſeine vorausgeſandten Diener, die den Tag ſeiner Ankunft gewußt und dieſe Feier bereitet hatten. Mit wenigen herzlichen Worten nahm er ihre Huldigung auf, da trat der alte Lorenzo, der ihn noch als Kind auf den Armen getragen hatte, mit bedeutungsvollem Blicke zu ihm und überreichte ihm eine Einladung in die Vecchia zum Gouverneur. „Wie? heute noch?“ fragte Liſardo. Der Diener nickte. „Ich danke dir, mein Alter!“ rief der glückliche Jüngling; „du hatteſt von jeher ſtets das Beſte für mich. Geſegnet ſey dieſe Stunde, geſegnet meine Ankunft in der Heimath! Wie verſchwenderiſch empfängt mich das ungeduldige Glück und ſchüttet mir, da ich kaum die Schwelle betrete, das ganze Füllhorn ſeiner reichen Gaben auf das Haupt.“ Er wandte ſich grüßend gegen die Dienerſchaft, drückte dem Alten die Hand und eilte hinweg; Lorenzo aber ſah ihm kopfſchüttelnd nach.

Durch die glänzend hellen Säle, in welchen ſich die Geſellſchaft durch einander trieb, eilte Liſardo, von Ungeduld geſtachelt. „Wie iſt mir doch?“ ſagte er zu ſich, „mit einem Herzen voll Hoffnung und jauchzender Luſt kam ich hieher, und nun iſt mir zu Muthe, als wäre ich bei einem Leichenbegängniß! — Nur keine böſen Ahnungen! nur kein unnützes Bangen! Iſt es ja doch meine alte Wunderlichkeit, daß mich eine glänzende Beleuchtung trübe ſtimmt. Muth, du klopfendes Herz, für dich ſoll es heute keine Geſpenſter geben! Vor Octavias Anblick müſſen alle Nachtgeſichte verſchwinden!“

„Wenn mich meine alten Augen nicht trügen, ſo iſt das Vetter Liſardo!“ rief ein ſtattlicher Greis und faßte ihn am Arm. Es war der Gouverneur. „Immer noch der alte Träumer, immer noch der alte Phantaſt!“ fuhr er fort. „Vetter! Vetter! wer wird denn in dieſem mittelalterlichen Anzug in eine wohlerzogene Geſellſchaft kommen? Habt Ihr Euch denn immer noch nicht in's Leben fügen gelernt?“ Liſardo fiel aus allen ſeinen

Himmeln: er hatte ſo eben den Verwandten freudig begrüßen wollen; nun aber wandte er ſich halb von ihm ab und ſagte: „Es iſt eine unverzeihliche Sünde, Herr Gouverneur, daß ich Eure Hausordnung nicht beſſer beobachte. Ich weiß mich nicht anders zu beſtrafen, als indem ich die wohlerzogene Geſellſchaft ſogleich verlaſſe und nicht eher wieder in Eurem Haus erſcheine, bis ich den modernſten Schneider in Salerno gefunden habe.“ — „Und der alte Hitzkopf iſt er auch noch!“ rief der Gouverneur. „Unartiger Junge! glaubt Ihr denn, ich werde meine Gäſte hofmeiſtern wollen? Ich bin ſchon zufrieden, wenn man mir die Ehre erweiſt, zu mir zu kommen. Aber auf Euch — macht nur ein recht trotziges Geſicht! — auf Euch erneure ich meine alten Anſprüche: Ihr habt ſonſt gern ein väterlich Wort von mir gehört, und das müßt Ihr Euch nun ſofort gefallen laſſen. Doch dazu iſt morgen noch Zeit; für jezt laßt Euch Euern Bekannten vorſtellen, lieber Vetter!“

Hiemit ergriff er ſeine Hand, und ehe Liſardo ein Wort ſprechen konnte, ſtand er ſchon vor einem Kreiſe; der Gouverneur entſchuldigte ihn wegen ſeiner Kleidung mit der Reiſe und dankte ihm für die liebreiche Eilfertigkeit, womit er ſich ihm vorgeſtellt habe. So war dem Anſtand Genüge geleiſtet. Liſardo konnte der Herzlichkeit des alten Mannes nicht widerſtehen, er ſah im Stillen ſein Unrecht ein und fühlte ſich bald behaglich in der Geſellſchaft, die ihn freundlich bewillkommte.

„Aber warum fragt Ihr denn gar nicht nach meiner Nichte? Ihr wart ja immer Ein Herz und Eine Seele!“ ſagte der Gouverneur zu ihm, nachdem die nöthigen Redensarten gewechſelt waren. Er wollte noch weiter reden, Liſardo unterbrach ihn. „Mein Gott!“ rief er, „ich habe ja noch gar nicht zu mir kommen können! Wo iſt ſie denn? Ach! dort ſehe ich ſie!“ Mit dieſen Worten riß er ſich los und eilte in das anſtoßende Zimmer, wo ein Theil der Geſellſchaft in eifrigem Geſpräch ſaß. Als er auf das Sopha zuging, auf dem er *Octavien* erblickt hatte, ſah er ſeinen Reiſegefährten von heute im Kreiſe einiger Herrn, ſämmtlich von der Juſtiz und Verwaltung; er warf ihm einen flüchtigen Gruß zu und eilte zu der Geliebten. War es wieder eine geſpenſtiſche Ahnung, oder waren die Lichter daran ſchuld? ſie kam ihm bleicher vor als in den glücklichen Tagen, von welchen er Petronio erzählt hatte. Sie erröthete flüchtig, als er auf ſie zutrat, und hieß ihn willkommen; die allgemeine Unterhaltung, die ſie führen konnten, war bald zu Ende, und Octavia ſtellte ihn ihren Nachbarinnen vor. Liſardo wählte ſich einen Platz, wo er ſie im Auge behalten konnte, und das unterbrochene Geſpräch ſtellte ſich wieder her.

„Ihr wolltet uns noch Einiges über dieſe furchtbare Krankheit ſagen, Signor *Tiſano*,“ wandte ſich Octavia gegen einen jungen Mann, der ungern das Wort verloren zu haben ſchien. — „Ich beehre mich,“ fuhr dieſer fort, „der Geſellſchaft eine Hypotheſe über die Entſtehung dieſer Hydra mitzutheilen. Ich habe mit vieler Wahrſcheinlichkeit ausgemittelt, daß ſie im eigentlichen Sinne weder contagiös, noch miasmatiſch iſt, ſondern gewiſſermaßen Beides zuſammen. Sie wird nämlich durch kleine, dem gewöhnlichen Auge unſichtbare Inſekten fortgepflanzt, welche, gewiſſen Dispoſitionen der Atmoſphäre folgend, ſich feſt an die Haut anhängen, und ſo dem Körper das anſteckende Gift mittheilen.“ — „Wovon iſt denn die Rede?“ fragte Liſardo ſeinen Nachbar, „und wer iſt der gelehrte Sprecher?“ — „Die Rede,“ ſagte dieſer ſeufzend, „iſt von der Cholera, und der gelehrte Sprecher iſt ein junger Arzt, der ſeine Ungeduld nicht bezähmen kann, irgend eine abgeſchmackte Theorie, die er in einem mediziniſchen Journale geleſen haben wird, brühwarm als ſeine eigene Weisheit vorzutragen.“ — „Aber woher kommt ſie denn eigentlich?“ fragte den Redner ein reizendes, noch ſehr junges Mädchen, das neben Octavien ſaß. — „Die Cholera,“ erwiderte Signor Tiſano, „iſt aus dem fernſten Indien gebürtig, ſchöne Lucrezia, und ſcheint vor etwa fünfzehn Jahren die Idee einer allgemeinen Völkerwanderung gefaßt zu haben, die ſie nun mit großer Beharrlichkeit auszuführen entſchloſſen iſt. Das heißt, ſie will bei den Völkern herumwandern und die Völker will ſie in's Grab wandern laſſen.“ — Die geiſtreiche Bemerkung fand den verdienten Beifall. — „Nachdem ſie viele Jahre gebraucht hatte,“ fuhr Tiſano fort, „um über den Kaukaſus zu kommen, bürgerte ſie ſich endlich im aſiatiſchen Rußland ein — bei den Kirgiſen, Mongolen und Perſern,“ ſezte er gegen Lucrezien hinzu, „und von dort iſt ſie ohne Zweifel durch den polniſchen Krieg nach Europa verſezt worden.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Athen, Januar.

(Beſchluß.)

Memoiren aus dem griechiſchen Befreiungskriege.

„Als die beiden andern Corps das Krachen des Gewehrfeuers hörten, ſtürzten ſie ſogleich mit derſelben Begeiſterung auf den Feind. Das Unerwartete des Angriffs, die Enge des Paſſes, das unabläſſige Geſchrei der Verwundeten und Sterbenden, das angſtvolle Jammern der Troßbuben und Sklaven, und die aus der Menge der Laſtthiere entſtehende Unordnung verſezten die Türken in eine ſolche Beſtürzung und Rathloſigkeit, daß ſie faſt eine Viertelſtunde lang zu Pferde halten blieben, nicht wiſſend, was zu thun ſey. Endlich fingen ſie an mit ſolcher Angſt und Eile zu fliehen, daß die Stärkeren die Schwächeren zu Boden rannten und mit Füßen traten; die griechiſchen Sklaven aber verbargen ſich zu ihrer Rettung im Gebüſch. Als die Hellenen die Feinde in ſolcher Auflöſung und Verwirrung ſahen, ſtürzten ſie

von allen Seiten rückſichtslos auf ſie ein, mordend und ſchlachtend, und gewiß wäre Keiner von den dreitauſend entkommen, die ſchon in den Engpaß eingerückt waren, wenn ſich die Sieger nicht über die Beute hergemacht hätten, vorzüglich über die Waffen, da Viele von ihnen nur halb bewaffnet waren. Dennoch ſchlachteten ſie zweitauſend vierhundert Aſiaten, die Verwundeten ungerechnet, und Alle, die ſie lebend fingen, außer einigen griechiſchen Sklaven, tödteten ſie ebenfalls. Von den Siegern aber fielen nur drei und fünf wurden verwundet. Sie nahmen auch viele Mund- und Kriegsvorräthe, zwei Geſchütze, vierzehn Fahnen, eine reiche Beute und über fünfzehnhundert Pferde. Das Gemetzel dauerte länger als drei Stunden; den Plan zu dieſem Hinterhalt hatte der Kapitän Jannis Dyovuniotis entworfen, den wegen ſeines hohen Alters, ſeiner Kriegserfahrenheit und Tapferkeit Alle verehrten. Alle Griechen und ihre Anführer zeigten ſich ohne Ausnahme tapfer; der Preis aber gebührt dem Prieſter Andreas, der mit zweihundert Streitern den Feind zwei Stunden weit verfolgte, noch Viele tödtete, und mit doppelter Beute ſiegreich zu ſeinen Kampfgenoſſen zurückkehrte."

Das ſind freilich Kämpfe, die ſich nur mit den Schlachten der Schweizer gegen Oeſterreich und Burgund, oder mit den blutigen Siegen der Dithmarſcher über die Fürſten und Herren vor Dänemark und Holſtein vergleichen laſſen. Alles wirkte hiebei nur durch höhere Fügung auf Ein Ziel zuſammen: Unvorſichtigkeit, Ungeſchick, Unbeholfenheit und verachtender Stolz auf Seiten der Uebermacht, kluge Benutzung der Vortheile des Terrains, Ausdauer und Begeiſterung auf Seiten der ſchwächern Sieger. Aber der Verfaſſer bemerkt ſelbſt, daß dieſe glänzendſten Waffenthaten in die erſten Jahre des Aufſtandes fallen, „als noch Ein gleicher und unbegrenzter Enthuſiasmus das ganze Volk beſeelte, die Gefahr nicht überlegt wurde und die Kriegsthaten und Siege ein Gemeingut waren; im Verlaufe der Zeit," fährt er fort, „welkte die Begeiſterung hin, man ſcheute ſich vor der Gefahr. Tapferkeit und Sieg wurden nur denen zugeſchrieben, die als Kriegshauptleute anerkannt waren, ſich kriegserfahren zeigten, und von Anfang bis zu Ende in einem patriotiſchen Sinne handelten; denn Viele ermatteten in den Kämpfen für das Vaterland. Dies Erkalten des Eifers fing ſeit 1825 an."

Berlin, Januar.

(Fortſetzung.)

Staatsaktionen und Hoffeſte ſonſt und jezt.

Was bedeuteten Staatsaktionen und Hoffeſte noch vor fünfzig Jahren! Ein großes Capitel der Sittengeſchichte ließe ſich darüber, und wie es anders geworden, ſchreiben. Wenn heute ein ſolches Feſt ſtatt finden muß, betrachten ſelbſt die, welche daran Theil nehmen und es arrangiren müſſen, daſſelbe nur als einen Tribut, dem Decorum gebracht, und freuen ſich der überſtandenen Laſt, wenn es vorbei iſt, während vordem überall der Sinn von Hohen und Niedern in ſo frohen Ereigniſſen aufging. Während in den ſchwerbeweglichen Tagen unſerer Vorväter weite, koſtſpielige Reiſen unternommen wurden, um dem Schaugepränge von fürſtlichen Hochzeiten und Begräbniſſen beizuwohnen, freut man ſich heute, wenn man nicht nöthig hat, dabei zu ſeyn, und bedauert daher die, deren Stellung es fordert. Und dies iſt kein Symptom unzufriedener, abgünſtiger Geſinnung, denn eben wie in jenen ariſtokratiſchern Zeiten gerade das Volk durch den Anblick jener Feierlichkeiten, von denen es doch abgeſchloſſen blieb, am meiſten ſich beſeligt fühlte, ſo ſcheint in unſern mehr demokratiſchen die Bürde am meiſten von denen gefühlt zu werden, welche darin glänzen müſſen. Bei der Maſſe iſt aus der Theilnahme eine ſtumme Neugier geworden. Es würde eben ſo vergebene Mühe ſeyn, dieſer Sinnesänderung, die in der Zeit liegt, entgegen zu wirken, als thöricht, ſie anzuſchuldigen. Die Familie des Prinzen Wilhelm, des königlichen Bruders, iſt hier ſo verehrt und geachtet, wie man es nur ſeyn kann, und Jeder wünſcht der liebenswürdigen Tochter einer ſo vortrefflichen, durch würdige Geſinnung und Wohlthätigkeit hoch ausgezeichneten Mutter das reinſte Glück bei ihrer Vermählung mit einem edeln Prinzen; aber es iſt außer unſern Gefühlen, in der Staatsaktion der fürſtlichen Hochzeit, wie unſere, nicht mehr loyalen Väter als wir, es gethan hätten, ein hochfrohes Staatsereigniß mitzufeiern. Sentimental-loyale Gemüther bedauern vielleicht im Gegentheil den formellen Zwang, dem eine zarte Prinzeſſin, ein beglückter Prinz und edle Eltern ausgeſezt ſeyen, die das frohe Ereigniß mehr und wahrhafter im ſtillen Familienſchooße genoſſen hätten. — Aehnlicher gewiß iſt ſich das Gefühl der Trauer als das der Freude in den verſchiedenen Zeiten geblieben; und doch wird eingeſtändlich und bewußt von allen Seiten darauf hingearbeitet, die Symbole derſelben zu vermindern und die Dauer abzukürzen. Während noch jüngſt jener freie lettiſche Bauer ſich überglücklich fühlte, als zum großen feierlichen Schmauſe bei der Beerdigung ſeines Sohns die vornehmen Gäſte vier Meilen weit herbeikamen, und durch Eſſen und Trinken mit ihm des Sohnes Angedenken feierten, ſtirbt hier eine der höchſten und ausgezeichnetſten Frauen, die Stammmutter eines edeln Fürſtenhauſes, unſerm königlichen nahe verwandt, und der tiefe Schmerz der Nächſtſtehenden weiß doch jeden Pomp zu beſeitigen. Die Symbole ſtimmen nicht mehr mit dem Gefühl, und lezteres hat geſiegt.

(Der Beſchluß folgt.)

Charade.

1.

Du Zerrbild eines feineren Organes,
Du Inſtrument des häßlichen Geſahnes,
Du Apparat, der beſſer taugt zum Malmen,
Als zum Geſang von Arien oder Pſalmen:
Dein tüchtig Maß bezeichnet den Philiſter.
Denkt er auch wenig, um ſo ſtärker ißt er;
Du paſſeſt herrlich für den Ochſenkopf.
Zart biſt du auch, doch allererſt im Kopf.

2. 3.

Ein andres Inſtrument, womit die Zahmen
Den Kriegeslärm der Wilden gut nachahmen.
Du Jubelton für Straßenjungenohren.
Für mich haſt du den Reiz ſchon längſt verloren;
Du taugſt am beſten, Bären zu dreſſiren,
Und Eſelsfelle ſind es, die dich zieren.
Dein ganz Verdienſt, wenn man dich tüchtig plackt,
Beſteht in deinem äußerſt groben Takt.

1. 2. 3.

Dies rohe Paar in Ein Werkzeug verbunden,
Muß, meint ihr, greulich Ohr und Herz verwunden?
O nein! ihm ſind mit reinen Engelzungen
Die ſchönſten Himmelslieder ſchon gelungen;
Wenn ſeine feinen Glockenklänge bimmen,
Wenn ſeine Harmonieen ſanft verſchwimmen,
So finden ſie den Weg in eure Bruſt,
So ſchwimmt das Herz in ſel'ger Götter Luſt.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 31.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 6. Februar 1837.

> So nahe glaubt' ich mich dem ſichern Hafen,
> So feſt vertraut' ich auf des Glückes Pfand,
> Und alle Stürme glaubt' ich eingeſchlafen —
> Da kommt ein Sturm, aus heitrer Luft geſandt!
>
> Schiller.

Liſardo.

(Fortſetzung.)

„Für Strafgerichte Gottes,“ ſagte Liſardos Nachbar, „hält man zwar die Krankheiten nicht mehr, wenigſtens nicht unter den Gebildeten, aber ich kann doch nicht umhin, in dieſer eine politiſche Nemeſis zu ſehen.“ — „Es iſt nicht der Beruf des Gelehrten,“ ſprach Tiſano lächelnd, „moraliſche Folgerungen zu ziehen, ich beſchränke mich auf Thatſachen. Alſo die Cholera,“ fuhr er fort, „die iſt nun einmal in Europa, mag ſie gekommen ſeyn auf welche Akt ſie will. Sie ging aus Rußland nach Polen, von da nach Preußen und an die Oſtſee, was uns nicht zu bekümmern braucht, denn das iſt für uns die ultima Thule. Aber nun iſt ſie auch in England und Frankreich, und was uns am nächſten angeht, ſogar in Wien ausgebrochen, und da wäre es doch möglich, daß auch bei uns die Aerzte Veranlaſſung erhielten, ſich mit dieſer intereſſanten Krankheit in der Nähe bekannt zu machen.“ — „O pfui!“ rief Lucrezia, „ich glaube, das könnte Euch noch Freude machen!“ — „Wen ſollte es nicht freuen,“ ſagte der Arzt mit ſtolzem Lächeln, „ſein Vaterland, ja die ganze Welt von einer ſolchen Plage zu befreien?“ — „Signor Tiſano ſcheint ein gutes Zutrauen zu der vaterländiſchen Medizin zu haben,“ rief Petronio herüber. „Wie ſollte ich nicht?“ erwiderte der Angeredete; „die italieniſchen Aerzte dürfen kühnlich jede Vergleichung aushalten. Und,“ fügte er hinzu, indem er ſich rings verbeugte, „und was Salerno betrifft, ſo habe ich die verehrte Geſellſchaft nur zu erinnern, daß von dieſer Stadt im Mittelalter die mediziniſche Wiſſenſchaft ausging und ganz Europa durchdrang; ich will doch hoffen, die berühmte Civitas hippocratica werde bei herannahender Gefahr noch einige Spuren ihres alten Glanzes aufzeigen können.“

Liſardo ſah während dieſer Reden verſtohlen zu Octavien hinüber, ſein Auge begegnete dem ihren, er traf auf einen vollen Blick der Liebe und verſank in die ſeligſten Träume. Aus dieſen weckte ihn Petronio, der ihn etwas laut anrief: „Nun, Signor Liſardo, was haltet Ihr von der Sache?“ Liſardo entgegnete unbefangen: „Ich muß geſtehen, ich fühle mich zu glücklich, als daß ich im Augenblick fähig wäre, auf ſo düſtere Gegenſtände einzugehen.“ Die Geſchäftsmänner ſahen einander bei dieſer offenherzigen Aeußerung bedenklich an; doch ehe Jemand etwas äußern konnte, ertönte eine lebhafte Tanzmuſik aus dem Innern der Säle; zugleich trat der Gouverneur herein und lud die junge Welt auf den Ball. Das Zauberwort verwiſchte alle traurigen Eindrücke, die glänzend geputzten Damen erhoben ſich, die

Herren folgten, und bald waren die ſo eben vom tiefſten Jammer durchſchütterten Herzen in den rauſchenden Wirbel der Freude hingeriſſen.

Liſardo tanzte mit Octavien. „Endlich, Geliebte,“ ſagte er, indem er ſie feſt an ſich drückte, „endlich iſt es uns vergönnt, in dieſem Menſchenſtrudel einander frei in die Augen zu ſehen. Nun iſt unſere Sehnſucht gekrönt, ich bin wieder da und bringe dir meine Treue, mein Herz, mein Leben. Hier haſt du mich, mache aus mir, was du willſt.“ — „O Liſardo!“ entgegnete ſie und ihre Augen blinkten von Thränen, „das Leben meint es anders mit uns, als wir in den morgenrothen Träumen unſerer Jugend uns vorgeſpiegelt haben.“ — „Wie?“ rief er, „was muß ich hören? Treten mir nun die Geſpenſter wirklich entgegen, die mein ahnendes Herz beim Eintritt in dieſes Haus umſchwebt haben?“ — „Lieber Liſardo,“ ſprach ſie, mit bebender Stimme nach Feſtigkeit ringend, „laßt es einen Traum geweſen ſeyn! Die Träume ſind ja immer ſchöner als das Wachen. Ich werde ewig an dieſe Träume denken.“ — „Aber was iſt denn ſo plötzlich zwiſchen unſer Glück getreten?“ — „In den Feenmährchen,“ erwiderte ſie, „die wir in der Jugend laſen, war es gewöhnlich ein Dämon, ein Rieſe, der die treue Liebe trennte und ihrer Vereinigung Gefahren in den Weg legte, die ſie doch zulezt überwand. Hier iſt von nichts dergleichen die Rede: eine nüchterne Wirklichkeit trennt uns, die ſich auch durch die tapferſte Ritterlichkeit nicht entzaubern läßt. Deßhalb, mein edler Freund, hört meine lezte Bitte: ſucht nicht gegen die Nothwendigkeit zu kämpfen, bleibt ruhig, wie es nun einmal das Leben will, und vergeßt einen Traum, der mir mein ganzes Leben lang nachklingen wird!“ — „Und wer iſt denn der Rieſe,“ fragte Liſardo, „der ſo ſchnell unſere Feenträume zerſtört hat? Ich verſtehe dich wohl, Octavie, und es lüſtet mich, ſeine Kraft auf die Probe zu ſtellen. Ich ergebe mich nicht ſo ſchnell wie du, ich will nicht ſo umſonſt gehofft und geträumt haben. Sage mir, geliebtes Herz, an wen will man dich verkaufen?“ — „O fragt nicht, Liſardo; ergebt Euch geduldig, es iſt nicht zu ändern.“ — „Nun, man wird doch fragen dürfen,“ rief er bitter, „wer der Glückliche iſt, dem man zu Octaviens Beſitze Glück wünſchen darf?“ — „Ihr kennt ihn ſchon,“ ſagte ſie; „er erzählte mir, daß er die Reiſe hieher in Eurer Geſellſchaft gemacht habe.“ — „Wie? der? der gemeine Glückmacher? So ſeyd verflucht, geſellige Tugenden, und verflucht ich ſelbſt, wenn ich je wieder ein Wort aus meiner Seele an einen Menſchen verſchwende, dem das Siegel der Ebenbürtigkeit nicht an der Stirne ſteht! So? das iſt die glänzende Partie, die ihm ſeine Gönner verheißen haben? Und du, Octavie, du willſt dich einer gemeinen Seele opfern, die nichts aus dir machen will, als die Leiter zu irgend einem elenden Amte, das viel Quälerei, viel Niederträchtigkeit und — viel Ehre bringt?“ — „O faßt Euch, Liſardo!“ entgegnete das zitternde Mädchen, „es war mir ſehr bang auf dieſes Zuſammentreffen, aber ich bitte, beſchämt mich nicht öffentlich! Faßt Euch, fügt Euch in das Unabänderliche! Euch ſteht die ganze Welt offen.“ — „Die Welt!“ rief er mit gedämpfter Stimme, „was geht die Welt mich an! bei dir iſt meine Welt, außer dir iſt der leere Raum, der Tod, das Nichts! Kannſt du denn ſo gleichmüthig deine Hand aus der meinigen reißen? kannſt du mich ſo ruhig verlaſſen, Octavie? Thuſt du es freiwillig?“ — „O Liſardo, wie wenig kennſt du mein Herz!“ — „Und warum thuſt du es?“ — „Aus Dankbarkeit! es iſt der Wille meines Oheims, der Vaterſtelle an mir vertreten hat. Es iſt meine Pflicht, ihm zu gehorchen: mein Entſchluß iſt unerſchütterlich.“ — „Weiß er um unſere Liebe?“ — „Ich glaubte es manchmal, dann ſchien es mir aber wieder, er habe nichts entdeckt. Geſprochen hat er nie davon.“ — „Nun, ſo iſt es noch nicht zu ſpät,“ ſprach Liſardo aufathmend. Ich verlaſſe dich ſogleich, zu trägen Seufzern iſt jezt nicht die Zeit, es muß gehandelt werden. O Gott! noch kann Alles gut gehen!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Neujahr in Paris.

(Fortſetzung.)

Doch es iſt Zeit, daß wir den Bilderladen bei Martinet verlaſſen, damit wir uns nicht in die Erklärung der Kupferſtiche vertiefen. Beſuchen wir zunächſt Monſieur Leſage, welcher den reichen Baronen der hohen Finanz bei der Meublirung ihrer Hotels ſeine weiſen Rathſchläge zu geben pflegt. Der Laden des Herrn Leſage iſt in der Rue Grange-Batelière und hat die Ueberſchrift: à l'union des arts. Die Künſte haben bei ihm freilich ein etwas ſonderbares Bündniß geſchloſſen, ein Bündniß nach der Mode. In dieſen Sälen finden wir Alles, was unſere Großeltern ſo hoch in Ehren hielten; Alles, was es in jenen Tagen Koſtbares an Meubeln und werthvollen Luxusgegenſtänden in den Salons gab, iſt hier zuſammengetragen und aufgeſpeichert; es fehlen bloß noch die Perrücken, Haarbeutel und Schminkpfläſterchen. Ich bemerke insonderheit eine reiche Sammlung von ausgewählten japaniſchen und chineſiſchen Porzellanvaſen, welche mit aller nur erſinnlichen Pracht überladen waren; ein Paar davon ſollte 3000 Franken koſten; außerdem aber hatte man noch die Wahl zwiſchen einer Menge von Kunſtgegenſtänden aus demſelben Porzellan, welche ungleich billiger zu ſtehen kommen und als Neujahrsgeſchenke viel gekauft wurden. Als ich dieſe Ausſtellung beſuchte, kaufte

eine ſchöne, reichgekleidete Frau ein chineſiſches Theeſervice, welches der Kaufmann Tſaou-ſan nannte; es war aus einem wunderlich geformten Theetopf, ditto Zuckerdoſe, Milchnapf und ſechs Taſſen zuſammengeſezt; anſtatt auf einem Präſentirteller ſtanden dieſe Gegenſtände auf einer Art Schenkbrett in Form eines Bücherbretts, das man an der Wand befeſtigen konnte. Die Dame legte dafür ein Bankbillet von 500 Franken auf den Zahltiſch; ich weiß nicht, wie viel ſie zurück bekommen hat. Die Mode der Reichen hat ſich auf's Beſtimmteſte für die „Chinoiſeries“ erklärt. Ich begreife nicht, wie ſich die groben, unförmlichen Kunſtwerke des nordöſtlichen Aſiens als Ornamente in die Pariſer Salons haben eindrängen können; erſt neulich ſah ich den Sims eines im Styl der Renaiſſance koſtbar gearbeiteten Kamins mit dickbäuchigen chineſiſchen Götzen und Magots verunſtaltet. Wie iſt es möglich, daß Leute mit großem Vermögen und feiner Bildung einen ſo gänzlichen Mangel an Schönheitsſinn verbinden! Leſage hatte dies Jahr direkt aus Pecking eine große Sammlung ſolcher Chinoiſerien erhalten; darunter war auch merkwürdiges Kinderſpielzeug, z. B. kleine mechaniſche Puppen, welche ganz allein auf und ab marſchirten, wie erwachſene Mädchen auf der Promenade; es fehlte ihnen nichts als die Sprache. Aus der Maſſe der vernünftigeren Gegenſtände bei Leſage führen wir noch an: ſchöne Büffets, Schenk- und Sophatiſche, Jardinières, Gueridons, Damenfauteuils, Kaminſchirme mit Paliſſanderholz ausgelegt, der tauſenderlei andern koſtbaren Meubeln gar nicht zu gedenken.

In vielen Pariſer Läden ſieht man eine Maſſe von Verkaufsgegenſtänden ſo durch einander gewürfelt, daß oft ein widerlicher Contraſt entſteht, ſo ſehr die kunſtreiche Hand nnd das geübte Auge des Kaufmanns denſelben zu verbergen ſucht. Dieſen Vorwurf kann man aber Monſieur **Chaulin** in der Rue Saint-Honoré nicht machen. Die ſtrenge Auswahl ſeiner Artikel, die Gewiſſenhaftigkeit, mit der er ſich nur innerhalb ſeiner Specialität bewegt, zeugen hinlänglich für ſeinen guten Geſchmack. Das Meiſte in ſeinem Laden iſt ſchön, Manches zugleich nützlich und angenehm, zwei bekanntlich ſehr ſchwer vereinbare Eigenſchaften. Alles, was nur das Kabinet eines reichen Kunſtliebhabers, eines äſthetiſirenden Dandy's, eines romantiſchen Bankiers und eines Dichters, der 50,000 Franken Renten hat, verſchönern kann, bietet ſich hier unſern Blicken dar: geſchnittene Steine, Petſchafte, die beliebten Timbres secs, Preſſen zum Papierſtempeln, welche die Wappen und Namenszüge der Beſitzer ſo ſchön ausdrücken und daher zu einem nothwendigen Meubel für die hieſigen literariſchen oder bloß ſchlechtweg ariſtokratiſchen Notabilitäten geworden ſind; ferner die Polygraphes, Maſchinen, welche für vielbeſchäftigte Geſchäftsleute von ſo unberechenbarem Nutzen ſind und womit die modernen Don Juans vom Boulevard de Gand zwei, drei Liebesbriefe auf einmal ſchreiben können; florentiniſche Kunſtſachen in Bronze, allerlei zierliche Figuren von Elfenbein und carrariſchem Marmor; endlich eine große Auswahl von Gegenſtänden, um Arbeitspulte, Sekretäre, Kamine zu ſchmücken, elegante Brieftaſchen, Kirchen, Feſtungen und alte Schlöſſer, in Kork geſchnizt, und was weiß ich ſonſt noch Alles. Dagegen aber weiß ich ſehr wohl, warum die Damen ſo zahlreich dieſen Laden beſuchen; es iſt nämlich daſelbſt für ſie ein wahrer Schatz, ein unglaublich ſchöner Pelzkragen von Kolibri- und andern aus Meriko gebrachten Vogelfedern, der inwendig mit Eyderdunen gefüttert iſt. Wie glücklich wird die große Dame ſeyn, der es vergönnt iſt, dieſe Regenbogenpracht eines andern Welttheils um ihren ſchönen Nacken auszubreiten!

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Januar.

Eduard Lytton Bulwer als Dramatiker.

Vor zwei oder drei Monaten erklärte ich am Schluſſe eines Theaterberichts, daß ich auf längere Zeit von der Bühne Abſchied nehme, und ſolches war mein entſchiedener Vorſatz. Ich bin ihm auch treu geblieben, troz einiger mir in den Weg getretenen Lockungen zur Untreue. Am ſiebten November ſtarb in ſeinem ſieben-und-ſiebzigſten Jahr John Banniſter, und kein Wort habe ich von ihm geſagt, obgleich er einen ganzen Bogen verdient hätte. Er iſt derſelbe Mann, deſſen Sir Walter Scott in ſeinen vermiſchten Schriften erwähnt hat. „Da iſt Jack Banniſter, der ehrliche Jack,“ heißt es dort, „er, der im Privatleben wie auf der Bühne den Nationalcharakter Alt-Englands ſo trefflich darzuſtellen verſtand, Jack Banniſter, dem ein Leid zuzufügen, ſelbſt die Strauchdiebe nicht über's Herz bringen konnten; denn als eines Abends zweie ihn anfielen, hatten ſie ihn kaum erkannt, ſo baten ſie ihn um Verzeihung und wünſchten ihm eine gute Nacht. Da ſizt er, um das Haupt die edeln Locken, die, jezt mit Schnee überſtreut, nicht minder ſchön ſind, als es die ſchwarzen Locken auf der männlichen Stirne waren, und ſingt ſeinen Enkeln die Lieder, die einſt vollgeſtopfte Häuſer mit Entzücken hörten und mit donnerndem Beifalle lohnten.“ Sieben-und-dreißig Jahre war er eine Zierde der engliſchen Bühne; er war der Lezte, der mit Garrick geſpielt, und derſelbe, für den Garrick in ſeiner Maid of the oaks eine Rolle geſchrieben. Dann erſchien auf dem Drurylanetheater und gleichzeitig im Buchhandel ein fünfaktiges Schauſpiel von James Sheridan Knowles, dem geachteten Verfaſſer des Virginius und des Hunchback. Der gedruckte Titel nannte es die Tochter, der Comödienzettel des Strandersꝰ Tochter — the wreckers daughter —; die Kritik erklärte es des Dichters würdig, die Theaterwelt für ein Phänomen, für eine Oaſe in der dramatiſchen Wüſte; aber um meines Vorſatzes willen ſagte ich nichts davon. Ferner trat Charles Kemble von der Schaubühne ab — nicht von der des Lebens,

ſondern vor der Hand bloß von der bretternen, und wie viele Perioden hätten ſich abrunden laſſen über das Abtreten des lezten Kemble von der durch ſeine Familie reich geſchmückten engliſchen Bühne! Nicht eher wollte ich wieder von den hieſigen Theaterereigniſſen ſchreiben, als bis ich im Stande ſeyn würde, die große Neuigkeit zu verkünden, daß ein zweiter Shakespeare für Englands Bühne erſtanden ſey in der Perſon Eduard Lytton Bulwers, und das ließ ſich vor Anfang der hieſigen Seaſon gar nicht, eigentlich nur in ihrer Blüthenzeit erwarten. Wer hätte glauben ſollen, daß Bulwer die erſte Frucht ſeiner theatraliſchen Muſe dem Publikum zu einer Zeit aufſchüſſeln werde, wo London leer heißt, weil die ariſtokratiſche Seite der Oxfordſtraße leer iſt, daß er nicht vielmehr die erſte Vorſtellung ſeines erſten Drama's verzögern werde, bis die in allen faſhionabeln Novellen figurirenden adeligen Gebäude von Hannover-ſquare und Grosvenor-ſquare ihre vier- bis fünfmonatlichen Bewohner aufgenommen haben, um dann auf der guten Seite der Oxfordſtraße die neue Erſcheinung beſprechen zu hören und ſich als friſchen dramatiſchen Löwen bewundert zu ſehen? Obgleich daher ſchon ſeit einem halben Jahr oft genug die Buchhändleranzeige in den öffentlichen Blättern ſtand, daß ein Drama Bulwers unter der Preſſe ſey, daß es an demſelben Tage ausgegeben werden ſolle, an welchem es über eine der beiden Nationalbühnen gehen werde, und daß man deßhalb ja die Beſtellung von Exemplaren beeilen möge — wer Bulwers Eigenthümlichkeit kannte, glaubte nicht daran, und brachte die Anzeigen unter das weitläufige Capitel vom „Humbug.“ Nur wer England kennt, wie es iſt, verſteht die volle Bedeutung dieſes Wortes, und in ihm drückt ſich viel von dem aus, was gegenwärtig dem engliſchen Charakter angehört; das deutſche „Aufſchneiderei“ iſt keine erſchöpfende Ueberſezung. Das Wunderbarſte hieran iſt aber keineswegs der Widerſpruch mit dem, was England früher war, wenigſtens laut allen Erzählungen geweſen ſeyn ſoll, das Land der Solidität und der Wohnſiz eines ſich einfach kleidenden und einfach handelnden Geſchlechts, ſondern das, daß der in Wahrheit über England herrſchende Humbug daſelbſt mehr gehaßt zu werden ſcheint als die ſieben Todſünden. Humbug! iſt jezt das dritte Wort im Munde des Engländers, und keiner ſpricht es aus ohne alle Zeichen des höchſten Abſcheus in Ton und Geberde, ſo bitter und giftig, wie meiſt nur alte Jungfern vom Betruge der Liebe ſprechen. Doch was beweist gerade der ſo gehäufte Gebrauch dieſes Wortes? Daß man keinen Schritt gehen und keine Zeile leſen kann, ohne Humbug zu erblicken und zu leſen. In mehr als einer Hinſicht eine der erſten Nationen des Erdballs, darf das engliſche Volk ſich jezt auch des Vorrangs rühmen in der Aufſchneiderei. So viel Marktſchreierei, ſo viel Wortgepränge und Charlatanerie als in England, und zwar durch alle Stände, in allen Handelszweigen, in allen Künſten und Wiſſenſchaften, zu Tage zu fördern, würde zwei andere der civiliſirteſten Völker gemeinſchaftlich Anſtrengung koſten. So viel Cymbelgeklingel und Pauken- und Trompetenſchall wie in England ertönt in keinem andern Lande von der doppelten Zahl ſeiner Quadratmeilen, und könnten in England die zwei Claſſen der Täuſchenden und Getäuſchten auf den Kopf genau gezählt werden, ſo müßte am Ende die Summe der Bevölkerung ſich daraus von ſelbſt ergeben. Solches mag vielleicht das unvermeidliche Reſultat des Handelsgeiſtes ſeyn, einer ungeheuern Nationalſchuld, der Uebervölkerung, des Reichthums Weniger und der Armuth Vieler, aber ich rede nur von dem, was iſt, nicht davon, warum es ſo iſt.

(Die Fortſezung folgt.)

Berlin, Januar.

(Beſchluß.)

Die Fürſtin Radziwill. Mordthat.

Die Fürſtin Louiſe Radziwill, geborne Prinzeſſin von Preußen, hat in ihrer ſtillen, wohlthätigen Wirkſamkeit ſich ein unvergängliches Denkmal geſezt. Es ſtritte gegen den ſchönen Sinn ihrer Thätigkeit und das Princip ihres Lebens, nach ihrem Tode es auszupoſaunen. Eine glückliche Gattin und glückliche Mutter, trafen die erlauchte Verſtorbene doch während ihres Lebenslaufes ſo viel bittere Erfahrungen und tief ſchmerzliche Ereigniſſe, wie ſie in bürgerlichen Familien ſelten ſind, und vielleicht in dem Maße ſich nicht häufen können. Welche tragiſchen Conflicte müſſen ſich nicht in dieſer edeln Familie zwiſchen Doppelneigung und Doppelpflicht während des lezten polniſchen Krieges gedrängt haben! Die Fürſtin wußte mit dem ſchönen Takt edler Frauen beiden zu genügen. Durch ihre Vermittelung gingen die großen, ſchmerzſtillenden Beiträge von hier nach dem unglücklichen Lande. Ein herber Todesfall nach dem andern bereitete darauf die Dulderin zu dem lezten erſehnten Schritte vor, zur Vereinigung mit ihren vorausgegangenen Lieben. In nächtlicher Stille ward ihr Leichnam zuvörderſt nach Schleſien gebracht, um von da in der noch nicht vollendeten Familiengruft der Radziwills zu Antonin bei Gneſen beigeſezt zu werden. Der Raum der Radziwillſchen Gruft in Poſen war ſchon ganz und gar angefüllt.

Ein trauriger Exceß in einer benachbarten Stadt hat hier die allgemeinſte Theilnahme und den tiefſten Unwillen erregt. In Frankfurt an der Oder hat ein Fähndrich, in prämeditirter Rache für eine verdiente Disciplinarſtrafe, ſeinen vorgeſezten Offizier meuchelmörderiſch um's Leben gebracht. Man weiß nicht, ob man mehr über die kaltblütige Frechheit des Mörders erſtaunen, oder das verhängnißvolle Unglück des Ermordeten bedauern ſoll. Der Leztere wird als einer der trefflichſten und durchgebildetſten jüngern Offiziere der Armee gerühmt. Er war überdies Bräutigam, und die Braut mit ihren Eltern zu der in den nächſten Tagen angeſezten Hochzeit eben nach Frankfurt gekommen. Um das Gräßliche dieſes Balladenſtoffes noch zu erhöhen, muß der Verbrecher, über deſſen frühere Aufführung die Nachrichten ſehr ungünſtig lauten, an die blutende Leiche geführt werden, weil man meint, der Anblick werde doch ſein jugendliches Gemüth erſchüttern; aber er bleibt in ſeiner frechen Ruhe, und ſingt im Gefängniß leichtfertige Lieder und liebäugelt mit vorübergehenden Schönen. Die theilweiſe Begnadigung eines ähnlichen Verbrechers hatte dem Unſeligen den Glauben eingegeben, auch er könne für eine ſolche Blutſchuld mit einer leichten Haft davon kommen. Es iſt gewiß ein beklagenswerthes Anzeichen von übelbegründetem Mißtrauen im größern Publikum, wenn man am Orte der That fürchtet, es werde auch hier eine Begnadigung, wenigſtens eine bedeutende allmähliche Milderung eintreten, weil der Meuchelmörder einer adeligen Familie angehört, der Ermordete aber ein Bürgerlicher iſt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 32.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 7. Februar 1837.

Aeraque et artes
Suspice, cum gemmis tyrios mirare colores.
Horat:

Das Neujahr in Paris.

(Fortſetzung.)

Die beiden Magazine von Suſſe, wovon das eine in dem Paſſage des Panoramas, das andere am Börſenplatze befindlich, hatten auch dies Jahr, wie gewöhnlich, einen großen Zuſpruch. Suſſe nennt ſich papélier (Papierhändler), ich weiß nicht warum; man kauft bei ihm alles Mögliche, nur kein Papier, das engliſche Briefpapier mit durchbrochenen Rändern etwa ausgenommen, wovon jedes Quartblättchen zwanzig Sous koſtet. Da man natürlich eine Enveloppe in demſelben Genre dazu nehmen muß, welche eben ſo theuer iſt, ſo kommt das bloße Schreibmaterial für einen einzigen Brief auf vierzig Sous. Dies Jahr ſah man bei Suſſe auch karliſtiſches Briefpapier mit ſchwarzen, künſtlich ausgezackten Rändern, linker Hand oben mit einer goldenen Krone oder drei goldenen Lilien geſtempelt; dieſe ſchwarze und goldene Einfaſſung war in der That ſehr geſchmackvoll; ich habe nie eleganteres Briefpapier geſehen; ſechs Blätter koſteten fünf Franken. Dieſe Läden des Herrn Suſſe ſind nun aber, wie ſchon bemerkt, keine Papierhandlungen, ſondern vielmehr brillante Kunſtkammern. Die Neujahrsgeſchenke, welche man dort kauft, ſind faſt ausſchließlich Kunſt- und ausgeſuchte Induſtriegegenſtände. Viele hieſige Künſtler pflegen einzelne Erzeugniſſe ihres Pinſels und Meißels zur Ausſtellung hieher zu ſchicken; Charlet, Decamps, die Gebrüder Johannot, Camille Roqueplan, Paul Delaroche, Bellangé und mehrere andere ausgezeichnete Maler laſſen von Suſſe ihre Aquarelle und kleineren Genrebilder verkaufen. Dieſe Aquarelle ſind hier außerordentlich geſucht und werden gut bezahlt, weßhalb auch die erſten Maler dieſem Genre ihre Thätigkeit und ihr Talent zuzuwenden nicht verſchmähen. Die Damen beſonders, welche hier in nicht geringer Anzahl die Malerei üben, tragen viel dazu bei, dem Handel mit Aquarellen eine große Ausdehnung zu geben. Es gehört zum guten Ton, ein Album mit Aquarellgemälden zu beſitzen und es bei Soiréen herum zu reichen; ihren Hauptabſatz finden jedoch dieſe Kunſtgegenſtände im Ausland.

Sehr hübſche Sachen hatten dies Jahr die Bildhauer bei Suſſe ausgeſtellt. Eine bronzene Statuette der Fanny Elsler, wie ſie den Cachucha tanzt und ſich mit den Caſtagnetten ſelbſt dazu begleitet, fand viele Liebhaber; der Künſtler Barre ſagte mir, daß binnen kurzer Zeit mehrere tauſend Exemplare davon abgeſezt worden ſeyen. Desprez hatte eine Statuette der Malibran angefertigt, und Antoine Moine zeigte uns dieſelbe Künſtlerin als Desdemona. Sie hat ſo eben die ſchöne Romanze: Assisa al pie d'un salice beendet und das Geräuſch von kommenden Schritten gehört; ſie ſtützt ſich auf ihre Harfe und

ſcheint aufzuhorchen, ob es Othello ſey, der nahe. Ihre Phyſiognomie iſt wunderbar ausdrucksvoll, die Falten ihres langen Nachtgewandes fallen weich herab; kurz, es iſt nicht wohl möglich, in einem kleinen Kunſtwerke eine glücklichere Auffaſſung und Ausführung zu beurkunden. Derſelbe Bildhauer hat ferner einen Bonaparte und einen Donquixotte in gelungenen Statuetten abgebildet; der Sieger bei Arcole iſt im Koſtüm eines republikaniſchen Generals dargeſtellt; der Held von la Mancha hat den Mambrinohelm auf und iſt von Kopf bis zu Fuß gewappnet; mit der Rechten faßt er ſeine Lanze, und die Linke in die Seite geſtemmt, ſchaut er ſtolzen, gravitätiſchen Blicks in die Welt. Ueberhaupt iſt der irrende ſpaniſche Ritter in neuerer Zeit der Lieblingsgegenſtand der franzöſiſchen Künſtler; Dekamps zeigte ihn und ſeinen getreuen Knappen voriges Jahr in einem trefflichen Aquarell, welches, nebenbei geſagt, mit 1000 Franken bezahlt wurde, und Tony Johannot führt in dieſem Augenblick die Kupferſtiche zu Viardot's Ueberſetzung des Donquixotte aus, wo wir den Helden in allen Scenen ſeines Lebens dargeſtellt ſehen.

Die Galerie der Danton'ſchen Gypscarrikaturen aller lebenden Pariſer Celebritäten figurirt ebenfalls hinter den Spiegelfenſtern bei Suſſe. Zu den neueſten grotesken Porträts dieſes genialen Zerrbildners gehört der berühmte Clavierſpieler Lizſt, der Vertraute Lamennais und der Madame Düdevant; einmal ſehen wir ihn, wie er, mit zehn Fingern an jeder Hand, Clavier ſpielt, während ſeine langen Haare auf den Taſten herumfahren; das zweite Mal hat ihn der Künſtler als eine lange, hagere Geſtalt abgebildet, welche den Erzengeln gleicht, die man in den Hallen der gothiſchen Münſter erblickt. Der Ingenieur Lebas konnte natürlich wegen ſeines geſchickt ausgeführten Manövers zur Aufrichtung des Obelisken der Ehre der Abkonterfeiung nicht entgehen: Danton zeigt uns Lebas, wie er mit dem Obelisken unterm Arm auf dem Seile tanzt.

Von Bildhauerſachen bemerkte ich ſonſt noch bei Suſſe die Sammlung der bronzenen Thiere von Fratin; nicht bloß einzelne Hirſche, Pferde, Hunde, Bären u. ſ. w., ſondern ganze Thiergruppen, z. B. eine Kampfſcene zwiſchen einem Tiger und einer Schlange, Fanghunde, die einen Eber ſtellen u. ſ. w. hat dieſer Künſtler in gelungenen Darſtellungen ausgeführt; ſie eignen ſich ganz vortrefflich zu Ornamenten auf Kaminen oder Arbeitstiſchen. Merkwürdig iſt bei Suſſe eine Art Viſitenkarten, wovon das Dutzend 100 — 200 Franken koſtet. Wer nur einigermaßen auf den Ruf eines Faſhionable Anſpruch macht, der darf ſich hier nicht erlauben, weiße Viſitenkarten abzugeben, worauf als einziger Schmuck der bloße Namen in gothiſchen oder engliſchen Charakteren gravirt iſt. Das kann man ſich wohl erlauben, wenn man ſchlicht bürgerlich gekleidet iſt und bürgerliche Anſtandsbeſuche zu machen hat; wer aber einen luxorfarbenen Frack mit goldbeſponnenen Knöpfen, ſammtnem Kragen und Aufſchlägen, eine weiße Cravatte und ſtrohgelbe Handſchuhe, eine damaſtene Weſte, ſchwarze Caſimirhoſen und Glanzwichsſtiefeln ohne Abſätze trägt und zu dieſem Anzuge eine jährliche Rente von 40,000 Franken hat, darf bei ſeinen Viſiten natürlich nur Karten abgeben, wie wir ſie bei Suſſe ſehen. Dieſelben ſind nämlich mit einem zierlich durchbrochenen Rande eingefaßt und auf der einen Seite mit Landſchaften oder Genreſcenen in Aquarell bemalt. Auch gibt es eigene Viſitenkarten für Damen, worauf dieſe allerlei Stickereien machen oder machen laſſen, um ſie dann ihren Freundinnen zu verehren. Danton hat voriges Jahr angefangen, bei ſeinen ſpeziellen Bekannten ſeine eigene Porträtcarrikatur in Gyps als Viſitenkarte zurückzulaſſen, und man verſichert, dieſer ſpaßhafte Einfall habe ihm zahlreiche Beſtellungen für dieſes Jahr zugezogen, welche er natürlich ablehnte. — Man kann nicht wohl köſtlichere papierne Blumen ſehen, als bei Suſſe; ſie ſind ſo zart und fein, daß ſie den Morgenthau fürchten; ſie liegen in Körben von täuſchend nachgeahmten Weidenzweigen, deren Rinde und Knoten ſo natürlich und ſo graziös ſind, als wären ſie eben aus dem Gebüſch geſchnitten und von der Hand eines kunſtfertigen Fauns zuſammengeflochten.

Brechen wir auf; folgen wir nur jener Dame, welche ihrem Kammermädchen eben einen ganzen Pack der artigſten Sachen zum Nachhauſetragen übergibt und ſie nach Verlauf einer halben Stunde wieder in die Rue des Saints-Pères beſtellt, um dort die übrigen Einkäufe in Empfang zu nehmen. Doch nein, gehen wir noch nicht; wir haben unter dieſem tauſendfach funkelnden Kram gerade das Beſte zu betrachten verſäumt. Wir finden nämlich bei Suſſe außer den Aquarellen, geſtickten Viſitenkarten und papiernen Blumenkörben auch eine Sammlung von alten und neuen Gemälden, unter denen ſich die paſſendſten, allerdings auch die unpaſſendſten Neujahrsgeſchenke befinden. Wir haben hier eine ziemlich reiche Auswahl: Anſichten von Granet, Landſchaften von Cobat, Genrebilder von Steuben, muſicirende Affen und Affen als Köche von Dekamps, niederländiſche platte Cochonnerien, italieniſche Heiligenbilder, Madonnen und feine Obſcönitäten hängen hier friedlich neben einander.

(Die Fortſetzung folgt.)

Liſardo.

(Fortſetzung.)

Liſardo drückte Octavien die Hand und eilte hinweg. Im Corridor ſtieß Petronio auf ihn und fragte: „Iſt Eure Donna auch in der Geſellſchaft? Ich habe alle Damen

nach der Reihe gemuſtert, und wäre ſehr begierig, die Auserwählte zu ſehen.“ — Das Schickſal gibt mir einen Wink, dachte Liſardo und ſagte: „Kommt mit mir auf die Seite, wir haben etwas Wichtiges zu reden. Wie ich Euch heute auf der Fahrt erkannt habe, halte ich Euch für einen Mann, der ſich in vorkommenden Fällen treu und zuverläſſig, auch edel beweiſen kann. Gebt mir nun eine Probe! Die Braut, um die man von Neapel aus für Euch geworben hat, iſt meine Geliebte.“ — „Wie?“ rief Petronio, „Octavia ſelbſt?“ — „Sie iſt es, von der ich erzählt habe. Wollt Ihr nun, da Ihr mein Geheimniß wißt, die treuſte Liebe verrathen, Octavien unglücklich machen und Euch ſelbſt nicht glücklicher? denn ſie reicht Euch die Hand nur aus Zwang, ihre Liebe werdet Ihr nie gewinnen!“

Petronio ſtrich ſich verdrießlich durch die Haare und zuckte die Achſeln. Nachdem er einige Male auf und ab gegangen war, blieb er vor Liſardo ſtehen und ſagte: „Das iſt ein wunderlicher Fall; ich wollte ich wäre anders wohin gerathen. Die Sache iſt ſchon zu weit gediehen. Wenn es ſich bei mir bloß um eine Neigung, eine Leidenſchaft handelte, ſo würde ich mich ſchwerlich lange beſinnen, Euch den Gefallen zu thun. Aber meine Ausſichten! meine Exiſtenz! Und Ihr habt auch eine vermaledeite Art, einen zum Edelmuth aufzufordern! Sezt Euch einmal an meine Stelle: Ihr könntet ſo edelmüthig ſeyn, mir zu Liebe auf eine reiche Frau, auf eine angeſehene Familie zu verzichten?“ — „O wie gerne, wenn es nur das wäre! Gebt mir Octavien, und ich will Euch ihren Rang, ihren Reichthum mit Freuden überlaſſen!“ — „Das iſt bald geſagt, und wenn auch eine ſolche Sonderung möglich wäre, ſo will ich nicht hoffen, daß Ihr im Ernſte redet, denn handeln laſſe ich nicht gerade mit mir. Damit Ihr übrigens ſeht, daß Ihr nicht mit Unrecht zu mir Vertrauen gefaßt habt, will ich Euch einen Vorſchlag thun. Wir wollen Beide zum Gouverneur gehen, ich gebe mein bereits erworbenes Recht in ſeine Hand zurück, und er ſoll zwiſchen uns Beiden von Neuem wählen. Seyd Ihr das zufrieden? iſt es nicht ein ehrlicher Handel?“ — „O ja, es iſt ein ehrlicher Handel!“ erwiderte Liſardo, das lezte Wort bitter betonend. „Und das müßt Ihr mir auch noch verſprechen,“ fügte Petronio hinzu, „wenn Ihr das Spiel gewinnt, ſo verpflichtet Ihr Euch, Euer ganzes Anſehen bei Euerm Schwiegervater geltend zu machen, daß er ſich in Neapel weiter für mich verwendet. Man kann nicht genug thun, um in der Welt vorwärts zu kommen.“ — „In Gottes Namen!“ rief Liſardo, „ich verſpreche Alles, ſogar das, was ſich von ſelbſt verſteht.“

Die beiden Gegner gingen zuſammen und ließen den Gouverneur, der bei einer Spielpartie ſaß, um eine geheime Unterredung bitten, worin ihm Petronio nach ſeiner Weiſe den Gegenſtand vortrug. „Wenn,“ ſo ſchloß er, „meinem Nebenbuhler das Glück zu Theil wird, ſo gönne ich's ihm von Herzen, und bitte nur um Eines, nämlich den Hergang der Sache in Neapel ſo darzuſtellen, daß mein Zurücktreten nicht ungünſtige Folgen für mich hat.“ Dieſe lezten Worte machten auf den Gouverneur ſichtlichen Eindruck; er ſah wohl ein, daß er, um den jungen Mann zu entſchuldigen, alle Schuld auf ſich nehmen müſſe, und fürchtete ſich, dies zu thun. Deßhalb ſprach er: „Es thut mir leid, lieber Liſardo, aber Ihr kommt wahrhaftig zu ſpät; es iſt ſchon Alles unwiderruflich ausgemacht, und man würde eine Aenderung meines Entſchluſſes in Neapel nicht begreifen können. Ich müßte doch eine Urſache angeben, warum mir Petronio nicht gefiele, und das kann ich nicht, ohne ihm das größte Unrecht anzuthun.“ — „Und iſt denn Octavia's Liebe, Octavia's Schmerz keine Urſache?“ rief Liſardo verzweifelnd. — „Ach! das ſind jugendliche Galanterien!“ ſagte der Gouverneur; „ich weiß ja, wie das iſt. Ich bin auch einmal verliebt geweſen und habe nicht reuſſirt. Ihr werdet Beide die Sache bald vergeſſen, glaubt mir's! und zumal Octavia wird mir, wenn ſie ſich nur einmal an ihr Glück gewöhnt hat, nicht genug danken können. Deßhalb gebt Euch in Gottes Namen zufrieden, die Sache iſt nicht mehr zu ändern.“ — Liſardo trat dicht vor ihn und fragte mit ſchneidendem Tone: „Iſt der Handel unwiderruflich geſchloſſen?“ — „Ja,“ erwiderte der alte Mann ärgerlich; „macht jezt nur, daß die Comödie einmal zu Ende kommt.“ — „Nun, ſo ſoll Gott mir helfen!“ rief der Jüngling und ſtürzte hinaus. — „Solch tolles Weſen iſt mir in den Tod zuwider!“ ſagte der Gouverneur zu Petronio. „Ich hätte ihm meine Nichte wahrſcheinlich auch ſonſt nicht gegeben; er iſt viel zu ungeſtüm und paßt nicht recht in die Welt. So war er von jeher, er wußte ſich nie in die Umſtände zu fügen.“ — „Doch dauert er mich,“ ſprach Petronio; „wir könnten wenigſtens die Rückſicht beobachten, die Hochzeit nicht hier in der Stadt abzuhalten. Ich wünſchte nicht gern unter ſeinen Augen zu triumphiren.“ — „Das iſt wacker geſprochen,“ erwiderte der Gouverneur, „und ich bin auch Eurer Meinung. Wir können ja die Ceremonie auf meiner Villa am Meere vornehmen.“ — „So ſey es!“ ſprach Petronio, und folgte ſeinem Gönner in's Spielzimmer.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus der Tagesgeſchichte.

Der Entrepreneur de succès.

In Deutſchland hört man wenig von Stücken, welche durchfallen, und folgerecht auch wenig von ſolchen, welche

groſsen Enthuſiasmus erregen. Der Anſtand zügelt bei uns die dramatiſchen Leidenſchaften und läſst kein Extrem aufkommen. Zu dieſer Bemerkung veranlaſst uns ein Artikel der Gazette des Tribunaux, der an ſich merkwürdig genug iſt, und uns zudem das angenehme Gefühl gegeben hat, daſs an der Pariſer Dramatik wenigſtens etwas iſt, was wir nicht nachzuahmen brauchen: mögen immerhin franzöſiſche Dramen unentbehrlich ſeyn, eine entrepriſe générale du succès desdites pièces wird ewig entbehrlich bleiben. — Der Artikel des Pariſer Journals lautet wie folgt:

„Eine kürzlich anhängig gemachte Klage hat folgenden, zwiſchen einem Entrepreneur de succès (der Ausdruck iſt Gottlob! unüberſezbar) und einem der beſuchteſten Theater abgeſchloſſenen Vertrag zu Tage gefördert: — Zwiſchen den Unterzeichneten ꝛc. — Der Direktor des — Theaters überläſst mit allen Garantien, vom — an, dem Herrn Y. ausſchlieſslich die Entrepriſe, die von beſagtem Datum an auf obgenanntem Theater aufzuführenden Stücke auf der Bühne aufrecht zu halten, ſammt allen mit beſagter Entrepriſe verknüpften Emolumenten und Rechten, wie folgt: 1) Haben auſser ihm ſelbſt zwei ſeiner Leute freien Eintritt, ſo lange die Entrepriſe dauert. 2) Erhält er für jedes Stück, das am Tage aufgeführt wird, vier Parterrebillets, welche die Autoren zu liefern haben und wofür die Intendanz haftet; nie ſollen weniger als zwölf Billets der Art abgegeben werden, die er nach Willkühr auf ſeine Rechnung verwerthen kann. 3) Gleicherweiſe erhält er fünf-und-zwanzig Billets auf das Parterre und ſechs auf das Amphitheater, über die er im Intereſſe ſeiner Entrepriſe ganz nach Gutdünken verfügt. — Der Unternehmer, Herr Y., übernimmt ſeinerſeits folgende Verbindlichkeiten: 1) Er wird thun, was in ſeinen Kräften ſteht, um die neuen Stücke, welche während der Dauer ſeines Vertrags auf dem Theater gegeben werden, aufrecht zu halten. 2) Er richtet ſich durchaus in Allem nach dem Herkommen der Intendanz, und ſpricht demgemäſs täglich um vier Uhr Nachmittags bei der Intendanz vor, um die nöthigen Inſtruktionen für den Abend einzuholen. 3) Er wohnt den Hauptproben der neuen Stücke bei, und benimmt ſich mit dem Direktor über das bei der Aufführung beſagter Stücke zu befolgende Verfahren. 4) Er nimmt die Schauſpieler und Schauſpielerinnen, welche die Intendanz zum erſten Male auftreten läſst, in ſeinen Schuz und unterſtüzt diejenigen, die man ihm zu dieſem Zwecke empfiehlt. 5) Er nimmt nur anſtändig gekleidete Perſonen in ſeinen Dienſt. — Endlich bezahlt er dem Direktor die Summe von 20,000 Fr. für die Dauer ſeiner Unternehmung. — Der Direktor ſeinerſeits macht ſich verbindlich, daſs, falls er ſelbſt die Leitung des Theaters aufgeben ſollte, die neuen Direktoren beſagten Herrn Y. in ſeinem Amte belaſſen werden; ferner kann er Herrn Y. unter keinem Vorwande entlaſſen, ohne zur Rückzahlung obgenannter Summe von 20,000 Fr. gehalten zu ſeyn, ſo lange Herr Y. den von ihm eingegangenen Verbindlichkeiten nachkommt. Ferner garantirt er ihm bei der erſten Vorſtellung von Stücken in drei Akten das ganze Parterre, bei den andern, ein- und zweiaktigen Stücken dagegen 100 — 200 Billets, und macht ſich anheiſchig, ſich bei den zwei nächſtfolgenden Vorſtellungen der genannten Stücke nach dem Herkommen zu richten; endlich ſteht ihm gegen Herrn Y., auf den Grund, daſs eines der auf dem Theater gegebenen Stücke kein Glück gemacht habe, keinerlei Reklamation zu, es wäre denn, daſs Herrn Y. ein Verſtoſs oder Fahrläſſigkeit in ſeinem Amte nachgewieſen würde.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Fortſezung.)

Bulwers Herzogin von la Vallière.

Kenntniſs des allgemeinen Humbugſyſtems führte zu der Vermuthung, daſs das angekündigte Drama keineswegs unter dem Preſsbengel, ſondern noch im Kopfe des Dramatikers liege, und der Erfolg hat die Vermuthung inſofern gerechtfertigt, als ſich die Erſcheinung über ſechs Monate verzögerte. Nach Bulwers Charakter war es übrigens auch jezt noch nicht, ſondern erſt in der Blüthe der Seaſon, etwa im Mai, zu erwarten, und es überraſchte daher, als plözlich am vierten Januar The Duchess de la Vallière im Buchladen und in Coventgarden zu ſehen war. „Mr. Bulwer's the Duchess de la Vallière — five and sixpence!" riefen, nahe am Theater, fünf oder ſechs in zweckmäſsiger Entfernung von einander ſtationirte Männer, jeder eine Laſt Bücher unter dem linken Arme und ein geöffnetes in der rechten Hand, jeder über die Herzogin und ihren ausländiſchen Namen raſch hinwegſchlüpfend, dagegen allen Nachdruck auf Bulwer und den Preis ſeines Drama — einen Thaler zwanzig Groſchen — legend, und jeder das aufgeſchlagene Titelblatt jedem anſtändig gekleidet Vorübergehenden vor die Augen haltend. Dieſe Schachermethode iſt indeſſen keineswegs etwas Ungewöhnliches; ſie iſt vor den hieſigen Theatern durchaus gebräuchlich. Der Hauptgrund, warum Ausgabe und Vorſtellung des Stücks auf einen und denſelben Tag angeſezt worden, beſtand unſtreitig darin, daſs der Kritik die voreilige Naſeweisheit verleidet und dadurch jede nachtheilige Wirkung derſelben vermieden werden ſollte. Wozu leſen, was der Recenſent viel kürzer erzählt? Wozu um ein Urtheil ſich bemühen, das ohne Mühe ſich dem Recenſenten nachreden läſst? Die Journale hatten allerdings Urſache, damit nicht zufrieden zu ſeyn; ihnen ſchadete, was dem Verleger nüzte. Doch lieſs nur ein einziges, und zwar das ſehr geachtete Athenäum, ſeinen Unwillen darüber, daſs die Verlagshandlung diesmal von der Sitte abgewichen, vor der öffentlichen Ausgabe eines Buchs den Journalinſtituten Exemplare zuzuſtellen, in einer ſeiner kurz vorhergehenden Nummern in der lakoniſchen Bemerkung aus: „As to the Duchess de la Vallière Mr. Bulwer, we suppose, must be held responsible for tempting a publisher to reprint such a tissue of maudlin immorality." Das Athenäum verſteht indeſſen den menſchlichen Charakter ſehr ſchlecht, wenn es durch eine Aeuſserung ſolcher Art vom Leſen des Buchs und vom Beſuche der Vorſtellung hat abhalten wollen. Man kann wetten, daſs von hundert Leſern dieſer Stelle neun-und-neunzig zu ſich geſagt: ein Gewebe trunkener Unſittlichkeit — ei, das wollen wir uns denn doch betrachten.

Es thut mir leid, daſs ich den deutſchen Frauen in Bulwer nicht einen zweiten Shakespeare vorzuſtellen vermag, es thut mir leid um der engliſchen Bühne willen, die an guten dramatiſchen Dichtern bis zur Nacktheit arm iſt. Aber die deutſchen Frauen mögen ſelbſt entſcheiden, ob der von Bulwer für ſeine erſte dramatiſche Dichtung gewählte Gegenſtand ein lobenswerther genannt werden darf. Das engliſche Gefühl hat ihn bereits wegen ſeiner Unſittlichkeit verworfen, und will lieber gar keine Bühne haben, als eine unreine.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 33.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 8. Februar 1837.

Die Bruſt, das Herz —
In Reim und Leben
Liegt dicht daneben
Die Luſt, der Schmerz.

Fr. Haug.

Lieder eines Autodidakten.

Schmerz und Luſt.

Und wenn ich ewig ſänge,
Und ſänge nur von Schmerz,
Wenn ſtets darauf nur klänge,
Als Reim, das arme Herz:

Es wäre doch geſungen
Mit Wahrheit im Gemüth,
Es wäre doch entſprungen
Dem Buſen, der geglüht,

Und würde tief empfunden
Von jedes Menſchen Herz,
Das auch in trüben Stunden
Hat heimgeſucht der Schmerz.

Auch könnt' ich ewig ſingen
Und ſingen nur von Luſt,
Und laſſen drauf erklingen,
Als ſüßen Reim, die Bruſt.

Der Dichter fühlet Schmerzen,
Wenn er die Welt erblickt,
Und fühlet Luſt im Herzen,
Vom Himmel ihm geſchickt.

Drum ſteigen dieſe Töne
Ihm gern aus Herz und Bruſt;
Dran knüpfen ſich zwei ſchöne
Gedanken: Schmerz und Luſt.

Der verſunkene Denkſtein.

Du grauer Denkſtein, längſt vergeſſen,
Und doch geſezt zum Angedenken,
Lang hat die Zeit an dir gefreſſen,
Nun willſt du müde dich verſenken.

Was ſollſt du auch hier länger treiben,
Ein Schrecken nur bei Nacht den Leuten?
Kein Kundiger weiß zu beſchreiben,
Was deine Stelle zu bedeuten.

Von Moos und Rinde überzogen,
Iſt deine Schrift nicht mehr zu leſen;
Das Alter hat dich krumm gebogen,
Man ſieht nicht mehr, wie du geweſen.

Die Elemente ſelbſt begraben
Dich nach und nach in ihrem Gange,
Denn Wetter, Wind und Regen haben
An dir gedeckt jahrhundertlange.

Doch eh' du ganz hinabgegangen,
Laß mich in dich mein Schickſal klagen
Mit tiefer Schrift wie mein Verlangen,
Und nimm mit dir hinab die Plagen!

Und wenn ſie dich einſt wiederfinden,
Ein Alterthum aus fernen Zeiten,
Mög' ihnen dieſe Schrift verkünden,
Wie ich mit Schmerzen mußte ſtreiten.

Dann lieg' ich, auch hinabgeſunken,
Schon lang in meiner Todentruhe,
Und all mein Leiden iſt ertrunken
Im ſtillen Meer der ew'gen Ruhe.

Nic. Müller.

Liſardo.

(Fortſetzung.)

Indeſſen wagte Liſardo den lezten Verſuch und beſtürmte Octavien noch einmal. Er hatte keine geringere Abſicht, als ſie zur Flucht zu bereden, aber ſeine Kraft ſcheiterte an ihrer frommen Entſchloſſenheit. „Es iſt kein Glück," ſagte ſie, „das man durch ein Verbrechen erkauft. Der Himmel hat uns frühe prüfen wollen; vielleicht bedarf er zerkniſchter Herzen, um eine edle Saat darin zu pflanzen. Nicht im Uebermuth des Glücks, in demüthiger Unterwerfung unter die Laſten dieſes Lebens reift der edlere Theil des Menſchen heran. Mir gebeut mein Herz, gehorſam zu ſeyn: würden wir im Troz eine eigenwillige That begehen, ſie brächte uns keine Roſen. So laßt uns freiwillig ſcheiden, theurer Freund, und vergebt mir den Kummer, den ich über Euch gebracht habe." — „Ach, Octavia," ſeufzte Liſardo, „ich habe dir nichts zu vergeben! was kannſt du dafür, daß du nicht ſtark genug biſt, mich zu lieben?" — „Nicht ſo! mein Freund, kränkt mich nicht im lezten Augenblick, ich verdiene dieſe Bitterkeit nicht. Laßt uns in Lieb' und Frieden ſcheiden und Jeder ſein unvermeidlich Geſchick ertragen. Und ſo lebt wohl! wir ſehen uns doch zum lezten Male heute? lebt wohl! Man wird mir nicht verbieten können, an Euch zu denken." — „Fahr hin, mein Glück, mein Alles!" rief der Unglückliche mit dumpfer Stimme; „fahre wohl, du Licht meines Lebens! Du gehſt unter und läſſeſt mich in ewiger Nacht zurück."

Mit ſchwindelndem Haupt, mit wankendem Fuße trat er in die Nacht hinaus. Bewußtlos irrte er durch die ſtillen Straßen und ſtand endlich vor der alten, prächtigen Kirche. Die Thüre war offen, er ging hinein. „Da ſuchen ſie Troſt!" rief er, daß es in den weiten Hallen wiederdröhnte, „ich finde keinen! So wenige Stunden reichen hin, ein Urtheil auszuſprechen und zu vollziehen? Zu den Abgeſchiedenen habe ich mich gezählt, und ſiehe, es iſt eingetroffen: aber nicht unter den Seligen bin ich, ich gehöre zu den ſtummen Todten, die keine Hoffnung, keine Freude, kein Schmerz mehr bewegt. Den ſchäumenden Becher des Glücks ſezt' ich an die Lippen, ein Windſtoß reißt ihn mir aus der Hand — und die Scherben liegen mir vor den Füßen." Nun lag er auf dem kalten Marmorboden hingeſtreckt, das lautloſe Rauſchen der Nacht umfing ihn, durch die Porphyrſäulen hindurch glitt das zitternde Licht der ewigen Lampe und verbreitete eine matte Dämmerung durch den öden, nächtlichen Raum.

Der alte Lorenzo trat mit geſenktem Kopf in das Zimmer, worin ſein Herr ſchon ſeit drei Tagen, ohne ein Wort zu ſprechen und faſt ohne einen Biſſen zu ſich zu nehmen, ſaß. „Befehlt Ihr nichts, gnädiger Herr?" fragte er ihn. Liſardo ſchüttelte ſchweigend den Kopf, ohne ihn anzuſehen. Nach einer geraumen Weile richtete er ſich auf und fragte: „Wie heißt der Diener, der mir vorhin Speiſe gebracht hat?" — „Stephano," erwiderte der Alte. „Laß ihn kommen." Beide erſchienen. „Höre Stephano," hub er an, „du haſt ein luſtiges Liedchen getrillert, als du eben gegen meine Thüre kamſt, und die Freude leuchtete dir aus den Augen, als du in's Zimmer tratſt. Was macht dich ſo vergnügt?" — „Gnädiger Herr," antwortete Stephano verlegen, „warum ſollte ich nicht vergnügt ſeyn? ich bin ja noch ſo jung." — „Mach keine Ausflüchte!" fuhr Liſardo mit gütigem Tone fort; „es lag etwas ganz Beſonderes in deinem Blick, du mußt einen außerordentlichen Anlaß zur Freudigkeit gehabt haben. Geſteh, was es war." — „Nun, wenn Ihr's befehlt, Herr," ſagte der Burſche erröthend, „ſo will ich's Euch ſagen: ich hatte ſchon ſeit einem Jahre mein Auge auf die kleine Ninetta drüben geworfen, die des alten Fiſchers Lucio Tochter iſt, aber ſie war immer ſchnippiſch gegen mich und ſagte, ich ſolle ſie nicht ſo anſehen, ich habe den böſen Blick; nun heute hat ſie mir endlich bekannt, daß ſie mich leiden könne, und darum bin ich ſo vergnügt." — „Wann willſt du ſie heirathen?" fragte Liſardo weiter. „Ach, gnädiger Herr! das geht nicht ſo geſchwind," erwiderte Stephano, „da muß ich mir immer noch ein gutes Schock Denare zuſammenſparen, bis ich ein Weib erhalten kann." — „Geh ſogleich zum Haushofmeiſter," gebot Liſardo, „und laß dir geben, ſo viel du dazu brauchſt." Der Burſche ſah ihn ganz erſtaunt an; der ſtrenge Ton, mit dem ſein Herr redete, hinderte ihn, ſeine Bewegung laut ausbrechen zu laſſen. „Alſo ſoll ich Ninetten auf der Stelle heirathen?" fragte er faſt kleinlaut. Liſardo nickte. „Und Ihr nehmt ſie noch zu mir in den Dienſt?" fragte Stephano weiter. „Im Gegentheil!" rief Liſardo.

Du ſelbſt biſt von nun an daraus entlaſſen.“ — „Gnädiger Herr!“ ſtammelte Stephano betreten, „warum denn?“ — „Weil ich keine verheiratheten Leute im Hauſe haben mag. Kurz und gut! du haſt jezt die Wahl: entweder heiratheſt du dein Mädchen und verläſſeſt mich mit der Ausſtattung, die du bedarfſt, oder du thuſt es nicht; in dieſem Falle kannſt du bleiben, und es iſt dir unbenommen, betrübt auszuſehen, ſo oft du willſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Neujahr in Paris.

(Fortſetzung.)

Es iſt wirklich merkwürdig, wie viel verrätheriſche Schlingen um dieſe Zeit überall ausgeworfen ſind, um die Frivolität, Koketterie und Leckerei zu fangen, welch verführeriſche Künſte das induſtrielle, bewegliche Genie der Pariſer Kaufleute aufgeboten hat, um alle die zu berücken, welche nach den Meiſterwerken des Luxus und Glanzes Verlangen tragen. Mit beſonderer Perfidie ſind die reichen Erzeugniſſe der Mode ausgeſtellt, welche den Mädchen und Frauen die Köpfe verdrehen, und vor denen jeder nur irgend galante Ehemann die Knoten ſeiner Börſe aufſchnüren muß, ohne ſich die mindeſte Einwendung gegen den hohen Preis des gewünſchten Gegenſtandes zu erlauben.

Zunächſt wollen wir jezt einige Chokolatefabrikanten und Zuckerbäcker beſuchen, welche jedesmal um dieſe Jahreszeit in Reichthum und künſtlicher Verarbeitung ihres Materials einander den Rang ſtreitig machen. Die Kunſt — weiß der Himmel, wo ſich die Kunſt am Ende noch einniſten wird! — erzeugt hier auch Meiſterwerke in Zucker und Chokolate und ſchafft wunderbare Sachen, welche ſowohl dem Gaumen als dem Auge angenehm ſind. Unter den Chokolatefabrikanten ſind die Herren Debauve und Gallois in der Rue des Saints-Pères 26 die berühmteſten. Dieſe beiden Namen verdienen in der That den koloſſalen Ruf, welchen ſie errungen haben; was Chevet für die Gaſtronomen, ſind Debauve und Gallois für die Chokolateeſſer und Trinker. Ihre Chokolate iſt zart, fein, ſchmackhaft, kurz vortrefflich. Es gibt ſo leicht Niemand in Paris und in ganz Frankreich, der die Erzeugniſſe dieſer Fabrikanten nicht gekoſtet hätte. Dieſelben haben ſich nun aber keineswegs damit begnügt, den Liebhabern überhaupt ein ſtärkendes Labſal zu bereiten, ſondern dahin geſtrebt, ihre Chokolatearten wirklich in's Unendliche zu variiren. Wir wollen einmal die Hauptſorten aufzählen: ſtärkende Chokolate mit perſiſchem Salep, beſänftigende Chokolate mit Mandelmilch, ſogenannter Théréobrome oder Chocolat à la minute, Chokolate mit indiſchem Tapirka, toniſche Chokolate mit gummiartigem, gewürzhaltigem japaniſchen Saft, Chokolate mit Mokkaaroma, Magenchokolate, Chocolat au roconusco, welcher die Verdauung befördert, krampfſtillende Chokolate, mit Orangenblüthe vermiſcht, ſehr beliebt bei nervöſen Damen, weiße Chokolate mit Arrow-root, graue, ambraduftende Chokolate, welche die Stutzer in der Taſche zu tragen pflegen, und noch ſo viele andere Sorten, welche es gewiß mit der Ambroſia der Olympier aufnehmen würden, wenn das Recept jener famöſen Götterſpeiſe nicht für ewig verloren gegangen wäre. — Doch dies Alles ſind nur reizende Gegenſtände für Feinſchmecker; nun betrachte man aber jene Vaſen, Kiſten und Kaſten, Wirthshäuſer, Sennhütten, Schweizermädchen, ländliche Tanzplätze, Neceſſaires, Maieur's, Robert Macaire's und Bertrands; jene Thermometer, welche beſtändig ſchönes Wetter andeuten, jene federleichten Fangſpielbälle, jene geſchmackvoll eingebundenen Bücher, jenes vollſtändige Arſenal von Feuerſchlünden großen und kleinen Kalibers, denen man ſich mit Freuden entgegenſtürzen möchte, jene aufgefahrenen Batterien von Kanonen mit brennenden Lunten, welche gewiß Jedermann ſich anheiſchig macht, einzunehmen; endlich jene Neufoundländer von ganz echter Race, jene engliſchen Rennpferde pur sang, d. h. pur caraque; — das Alles iſt aus Chokolate, reiner Vanillechokolate verfertigt. Da widerſtehe Einer der Verſuchung zu kaufen, wenn er Geld bei ſich hat.

Von den Zuckerbäckern wurden dies Jahr beſonders zwei beſucht, nämlich Terrier in der Rue Saint-Honoré, 251, und Lemoine in der Rue des Lombards, 30. Zwei prächtige vergoldete Palmbäume tragen den Periſtyl des graziöſen Tempels der Leckerei in der Rue Saint-Honoré, deſſen innere und äußere Ausſtattung einen wahrhaft orientaliſchen Luxus, eine Feenpracht verräth, die allein mehr als hinreichend wäre, um den Zuckerbäckerladen Terriers weit und breit berühmt zu machen. Im Innern deſſelben erſtaunen wir jedoch noch mehr über die große Mannichfaltigkeit der Formen, der Farben und des Geſchmacks, welche dieſer geſchickte Kunſtbäcker ſeinen Bonbons zu verleihen gewußt. Wer könnte die Maſſe von kleinen reizenden Gegenſtänden in Zucker nennen, welche man in „den beiden Palmbäumen“ (ſo lautet das Aushängeſchild des Ladens) bewundert: jene mit Palliſanderholz ausgelegten Körbchen, voll des ausgeſuchteſten Naſchwerks, jene chineſiſchen und japaniſchen Fratzen und Götzen, jene köſtlichen boites anglaises, jene zierlichen deutſchen Binſenkörbe, welche man hier corbeilles de Hongrie nennt, jene ſchildpattenen, mit Perlenmutter ausgelegten Handſchuhſchachteln u. ſ. w. — Alles das iſt von Zucker und lieblich zu ſchauen, noch lieblicher zu beſitzen, und am lieblichſten zu ſchmecken. Terriers Blumen, vorzüglich ſeine Roſen,

Nelken und Camelien von Zucker ſcheinen in der That mit der Morgenröthe aufgebrochen zu ſeyn; Frühling und Herbſt haben ſich hier unter den Palmbäumen Rendezvous gegeben. Wer geräth nicht in Verſuchung, jene Johannisbeeren, Aprikoſen, Mirabellen, jene ſaftigen Trauben, jene königlichen Bergamottes, jene fetten poires de beurrée blanche zu pflücken, jene Wallnüſſe aufzuknacken, jene Himbeeren, Citronen und Orangen zu koſten? Ganz vorzüglich ſind die bonbons à thé zu empfehlen, welche einen ſo herrlichen Wohlgeruch um den verbreiten, der ſie trägt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus der Tagesgeschichte.

Sheep und Mutton.

Die zahlreichen Fälle, wo der Buchſtaben der engliſchen Geſetzgebung lebendig macht, das heißt, Spitzbuben auf freien Fuß ſezt, ſind kürzlich durch einen vermehrt worden, der in ſprachlicher Beziehung Erwähnung verdient. — Zwei Burſche, welche ein Schaf geſtohlen, und bei deren jedem man eine Hälfte des entwendeten Thiers gefunden hatte, wurden vor den Aſſiſen der Grafſchaft Wilt freigeſprochen, einzig und allein, weil zu der Sprache und dem geſellſchaftlichen Zuſtand des jetzigen Englands mehrere Völker ihren Beitrag geliefert haben. Spricht der Engländer von ſeinem lebendigen Schlachtvieh, ſo iſt er Sachſe, Bauer und Viehzüchter; er ſpricht deutſch und ſagt: ox, Ochſe, sheep, Schaf, calf, Kalb. Handelt es ſich aber vom Fleiſch der Thiere, alſo in der Küche und bei Tafel, iſt er Normann und ſpricht franzöſiſch, beef, mutton, veal (veau). — Nun waren die Diebe angeklagt, Schaffleiſch, mutton, geſtohlen zu haben, und aus den Verhandlungen ergab ſich, daß ſie ein lebendiges Schaf, ein sheep, entwendet hatten. Das „Indictment“ war unabänderlich, und ſo erklärte der Präſident ſelbſt den Geſchwornen, daß ſie die Angeklagten freiſprechen müßten.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Fortſetzung.)

Bulwers Herzogin von la Vallière.

Der Inhalt des fraglichen Drama's iſt folgender. Mademoiſelle de la Vallière, die ſchöne Tochter eines verſtorbenen Veteranen, iſt, ehe noch die Knoſpe ihres Lebens ſich entwickelt, dem Marquis von Bragelone verlobt worden, einem vertrauten Freunde ihres Vaters und einem tapfern, ritterlichen Edelmann. Er liebt ſie um ihrer ſelbſt willen, innig und rein; aber ihr iſt es unmöglich, ſeine Liebe zu erwidern. Dazu dünkt ihr ſchon der Abſtand ihres Alters zu groß, und dann hat ſie Romane geleſen und ſich ein Liebhaberideal geſchaffen, eine ſtolze Geſtalt, welcher die Natur das Wort *Herrſcher* auf die Stirne gezeichnet. Als daher die Pflicht des Kriegers den Marquis in's Feld ruft, koſtet die Trennung der Braut keine Thränen, und es braucht keine lange Ueberredung, ſie während ſeiner Abweſenheit an den Hof Ludwigs XIV. zu ziehen. Ihre Reize erobern ihr hier ſofort den jungen König. Allein ſchwerer als der König iſt Mademoiſelle de la Vallière zu erobern. Obſchon leidenſchaftlich glühend für den, ihrem Ideal entſprechenden Ludwig, nährt ſie doch mit ſiegreicher Kraft die keuſche Flamme der Tugend, und vereitelt jeden wider ſie entworfenen Verführungsplan. Alles das bleibt natürlich am Hofe kein Geheimniß. Ludwigs markirte Aufmerkſamkeiten werden das Tagesgeſpräch, und kommen endlich dem Marquis von Bragelone zu Ohren. Er zweifelt an der Wahrheit; doch treibt der Zweifel ihn aus dem Feldlager nach Verſailles, wo er in einer Unterredung mit Mademoiſelle allerdings ihre Liebe zum König, aber auch zugleich erfährt, daß ihre Tugend bisher über alle ſeine Lockungen den Sieg erkämpft. Lezteres freut den Marquis ſo ſehr, daß er darüber das Geſtändniß ihrer Liebe zum König ſtillſchweigend verzeiht. Weil er indeſſen in Betreff fernerer Tugendſiege eigene Bedenken hat, ſo erlaubt er ſich, der jungen Dame das äußerſt Gefährliche ihrer Lage zu Gemüthe zu führen und ſie von der Nothwendigkeit einer Ortsveränderung zu überzeugen. Mademoiſelle ſchwankt zwiſchen ihrer Liebe zum König und der Sorge für ihren guten Ruf, und nachdem ſie eine Zeit lang geſchwankt hat, wirft ſie ſich dem Marquis in die Arme, der ſie ohne Zeitverluſt in den Schutz eines Kloſters führt. Wie der König von der Flucht Kunde erhält, droht er raſend zu werden. Gefolgt von einer Zahl gefälliger Hofleute, eilt er flugs nach dem Kloſter, ſtürzt wüthend in die Kapelle, findet daſelbſt Mademoiſelle de la Vallière, wie ſie vor dem Bilde des Heilands mit Inbrunſt das Kreuz umklammert, und erneuert ſeine Anträge. Der Aufruhr widerſtreitender Gefühle und Empfindungen überwältigt Mademoiſelle; es wird ihr ſchwach, und in der darauf folgenden Ohnmacht trägt der König mit ſeinen Genoſſen ſie von dannen. Nach Beendigung des Zwiſchenakts erſcheint Mademoiſelle wieder bei Hofe als Herzogin, jedoch traurig und unglücklich inmitten aller ſie umgebenden Pracht und Herrlichkeit. Ihr ſteter Trübſinn mißfällt dem luſtigen König, und mißfällt ihm um ſo mehr, je ſchärfer er bereits einen andern Gegenſtand auf's Korn gefaßt hat: Madame de Montespan. Momentan in vollem Beſitze von Ludwigs wandelbarer Gunſt, bietet ſie, in Verbindung mit dem Herzog von Lauzun, ihren ganzen Einfluß auf, ihre Nebenbuhlerin, die Frau Herzogin, zu entfernen. Der Plan gelingt: bei einer öffentlichen Feierlichkeit wird das arme, einer heißen Phantaſie und einem weichen Herzen zum Opfer gefallene Weib ſchmählich inſultirt; ihrer Rivalin wirft der franzöſiſche Sultan ſein Schnupftuch zu, und niedergeſchlagenen Auges hebt die ſtolze Rivalin es lächelnd auf. Der Herzog von Lauzun, der den König kennt, bittet ihn jezt um Erlaubniß, ſich der Herzogin de la Vallière zum Gatten anbieten zu dürfen. Der König genehmigt es. Lauzun wirbt und wird mit Verachtung abgewieſen. Jedermann begreift, daß alle dieſe Begebenheiten den Raum mehrerer Jahre einnehmen, und ſo ſtellt es ſich als ſehr natürlich heraus, daß der Marquis von Bragelone dieſe ganze Zeit über für todt gegolten hat. Aber der Mann lebt und erſcheint zu Verſailles in derſelben Stunde, in welcher Lauzun ſich den Korb holt, jedoch nicht, wie früher, in der Rüſtung des tapfern Kriegers, ſondern in der ſchmutzigen Kutte eines Bettelmönchs. Er ſchleicht um den Pallaſt und gewinnt Einlaß; er verſchafft ſich Zutritt zur Herzogin, und ſie erkennt ihn nicht, denn Zeit und Schmerz haben ſein Aeußeres beträchtlich verändert.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 34.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, den 9. Februar 1837.

— Tanta est quaerendi cura decoris;
Tot premit ordinibus, tot adhuc compagibus altum
Aedificat caput. —

Juvenal.

Das Neujahr in Paris.

(Fortſetzung.)

Bei Lemoine erblicken wir wiederum neue Wunder der Zuckerbäckerkunſt. Die Bonbons dieſes Conditors ſind gleichfalls wegen ihrer außerordentlichen Feinheit und Delikateſſe bekannt; außerdem ſehen wir hier in der That ſo reizende Nachbildungen in Zucker, daß wir ſie kaum anzutaſten, geſchweige denn zu zerſtören und aufzueſſen wagen; unter anderm weiße oder roſafarbene Atlasſchuhe, für ſo kleine, zierliche Füßchen gearbeitet, wie ſie nicht einmal die Pariſerinnen, höchſtens die Nixen und Elfenköniginnen aufzuweiſen haben; ferner kleine Kinder in Windeln mit allerliebſten Zuckermäulchen zum Küſſen oder zum Davonlaufen, denn mehrere greinen auf's Natürlichſte; auch hübſche Zimmerverzierungen, Vogelbauer, Porzellanpfeifen, Tabaksdoſen und Cigarren liegen in bunter Auswahl da; dort vor dem Fenſter kriecht eine ungeheure Schildkröte, welche eben in Begriff ſcheint, ihr ſchweres Schilderhaus in Marſch zu ſetzen; kurz, das Magazin zur „Königin von Frankreich“ iſt ein Heiligthum aller Pariſer Zuckerneuigkeiten. Wenn man z. B. jene dort aufgeſtellte Vogelreihe von der ſanften, girrenden Turteltaube an bis zum blutgierigen, kreiſchenden Lämmergeier ſieht, glaubt man ſich in den Jardin des Plantes vor die geräumigen Vogelkäfige verſezt; alle jene Vögel ſind getreu der Natur nachgezeichnet und wirklich ſchön; die Kenner und Gutſchmecker ziehen ihnen aber doch die Bonbons mit Mandelmilch und die vergoldeten Paſtillen vor, wovon Lemoine einen unermeßlichen Vorrath abſezt.

Jezt iſt es Zeit, uns von den Süßigkeiten zu trennen und uns nach dem Börſenplatz zu begeben, um von da aus den Weg durch die Rue Vivienne nach dem Palais-royal einzuſchlagen. So durchſchneiden wir zu guter Lezt gerade das Hauptquartier der Mode. Die lezten Tage des Jahrs ſind für die Putzmacherinnen, was die Blüthezeit für die Bienen iſt; jedoch unterſcheiden ſie ſich von dieſen dadurch, daß ſie nicht ausfliegen, um zu ſchwärmen und ſüße Nahrung einzuſammeln, ſondern daß ſie ruhig in ihren Körben, das heißt Boutiken, ſitzen bleiben und die Blumen ausſaugen, welche ſich an dieſen Tagen zu Hunderten in ihre brillanten Läden drängen, um mit den dort eingekauften prächtigen Farben die reichen Beete der Salons in den Tuilerien und in den Hotels der Chauſſée d'Antin während der Winterſaiſon zu ſchmücken. Die Pariſerinnen leihen unter ihren beiden großen Putzmacherinnen, Natur und Kunſt, der leztern das geneigteſte Ohr, und dieſe iſt hier eine ſo freundliche, plauderhafte Hexe, daß ſie bald Herrin in allen Häuſern wird, und wenn jene ſich zurückzieht und abtrünnig wird, weiß dieſe mit ihrem Flitterwerk alle Flecken und Mängel auf

eine ſo unendlich feine Weiſe zuzudecken, daß ſie die Natur im eigentlichſten Sinne des Worts zu Schanden macht.

Ich will es doch nicht unterlaſſen, Einiges über den neueſten Pariſer Damenputz zu melden; man erwarte aber keine Einzelnheiten und weitläuftige Details, in welcher Hinſicht ich auf das Modejournal verweiſe; es genüge, die Hauptartikel der in die Augen ſpringenden Moden zu beſprechen. Sollte auch noch ſelbſt in dieſen Stücken meine Beſchreibung mangelhaft ausfallen, woran ich keinen Augenblick zweifle, ſo bitte ich, dieſen Umſtand den unzureichenden Kenntniſſen und Erfahrungen eines in dieſem Zweige der ſchönen Künſte unbewanderten Laien freundlichſt zu Gute halten zu wollen. Ich fange von oben an, d. h. mit dem Kopfputze.

Die Hüte, welche hier von jüngeren Damen bei Morgenbeſuchen, von Matronen über die Tag- und Nachtgleiche eines Säculums hinaus aber auf Soiréen getragen werden, ſind dies Jahr viel größer als ſonſt, nach oben zu weit ausgeſchnitten, faſt ausgeſchweift, und unten nach den Backen hin feſt anſchließend. Die hochrothen Hüte ſind ganz abgekommen und dafür die weiß- und ſchwarzſammtnen an die Stelle getreten; außerdem bemerkt man auch die braunrothen, kaſtanienfarbigen Nüancen; Damen, welche nicht fürchten, ein zu cavaliermäßiges Ausſehen zu haben, verſchmähen auch die dragonergrüne Farbe für ihre Hüte keineswegs. Blumen ſieht man wenig an Hüten, dafür deſto mehr Federn; gewöhnlich ſteckt man zwei etwas große oder drei mittelgroße an. Von unten auf bis ohngefähr zur Mitte hat die Feder dieſelbe Farbe wie der Hut, von da an ſpielt ſie in zwei und mehreren Nüancen, welche mit den Farben der Bandſchleifen harmoniren. Ich brauche wohl kaum zu bemerken, daß ich dieſe hübſchen Hüte weder auf der Straße noch im Tuileriengarten geſehen; die unaufhörlichen Waſſerſtröme, welche der Himmel über Paris ausſchüttete, ſo wie die garſtigen Windſtöße, welche faſt unabläſſig durch die Straßen pfiffen und brauſten, verhinderten die öffentliche Erſcheinung dieſes Kopfputzes; denn eine Elle Taffet, am Ende eines Stocks über den Kopf gehalten, iſt bald durchweicht, und Federn und Sammet können einem Sturme nicht widerſtehen, der im Stande war, die dickſten Leinwandſegel einer Fregatte auf hoher See zu zerreißen. Ich habe die Form und den Schnitt dieſer Hüte in der neueröffneten Kirche Notre-Dame de Lorette ſtudirt, welche in Zukunft das Rendezvous der eleganten Welt zu werden verſpricht. Letzten Sonntag hielt eine Menge glänzender Equipagen auf dem Platze vor der Kirche, und der Zudrang andächtiger und gläubiger Seelen war ſo ſtark, daß man, wie vor dem Theater, Queue machen mußte, um Eintritt zu erlangen. Hier werden die Pariſerinnen künftig ihre Morgentoiletten, wie in der großen Oper ihren Abendſtaat zur Schau tragen, was um ſo bequemer angeht, da die große Oper und Notre-Dame de Lorette als gute Nachbarn beiſammen liegen. Uebrigens iſt dieſe neue Kirche ſo recht, was man in den Salons allerliebſt, charmant nennt; im äußern Bauſtyl und der innern Ausſchmückung haben Koketterie und Geſchmackloſigkeit mit einander gewetteifert. Die griechiſchen Säulen des Eingangs erinnern an die Zeit Aſpaſiens, die innern Zierrathen an die Boudoirs der Damen während der Regentſchaft, oder an die Kaffeehäuſer und Reſtaurationen des Palais-royal mit ihrem Luxus von Vergoldungen und Malereien. Was auf den erſten Blick in dieſem katholiſchen Gotteshaus überraſcht, ſind die vielen Beichtſtühle, welche in den Seitengängen angebracht worden; die Geiſtlichkeit dieſes Kirchſprengels iſt offenbar der Meinung, daß es in der Chauſſée d'Antin und Rue Lafitte viele Sünderinnen gebe. Sie ſind grün angeſtrichen, mit goldenen Zierrathen und ſammtnen Polſtern ausſtaffirt, ſo daß es eine wahre Luſt ſeyn muß, darauf hinzuknieen.

(Der Beſchluß folgt.)

Liſardo.

(Fortſetzung.)

Lorenzo gab dem verblüfften Diener einen Wink und verließ mit ihm das Zimmer. Nach einiger Zeit kam er zurück und ſagte: „Ihr ſolltet nur das Glück mit anſehen, das Ihr geſtiftet habt, gnädiger Herr. Der gute Stephano geberdet ſich wie ein Trunkener. Ich begleitete ihn zum Haushofmeiſter, damit er nicht zu wenig verlangte, denn er hatte ſeine fünf Sinne nicht mehr bei einander. Als er nun das Geld empfing, eilte er zu Ninetten hinüber, und jezt ſingen und tanzen ſie mit einander, wie wenn ſie von Taranteln geſtochen wären. In ſeiner Freude wollte er ſie zu Euch bringen, damit ſie ſich mit ihm bedanken ſollte; ich hab's ihm aber unterſagt. Oder ſoll ich ſie hereinlaſſen?“ Liſardo machte eine abwehrende Bewegung. „O ſeyd nicht ſo niedergeſchlagen!“ ſprach der Greis mit rührender Stimme weiter. „Gönnt einem alten, treuen Diener ein vertrauliches Wort! Sagt, kann ich denn gar nichts thun, was Euch zu Gefallen wäre?“ — „Nichts,“ erwiderte Liſardo. „Oder wenn du durchaus beſchäftigt ſeyn willſt,“ fuhr er mit einem ſchweren Seufzer fort, „ſo geh, nimm eine Kohle und ſchreibe über meine Thüre: Per me si va nell' eterno dolore!“ — „O laßt Euch rathen, lieber Herr!“ ſprach Lorenzo und beugte ſich zu ihm herab; „bleibt nicht ſo in der Einſamkeit, hängt Eurem Kummer nicht ſo hartnäckig nach! Sucht Euch zu vergeſſen, macht eine Reiſe!“ Liſardo ſchüttelte den Kopf. „Oder thut wie Eure Vorfahren, und verſucht es mit der Jagd. Glaubt mir, ich bin oft dabei geweſen! Wenn die Hörner ſchmettern, die Schüſſe krachen, dann geht dem Menſchen ein anderes Leben auf, ein neuer

Sinn erſteht in Euch, und was Euch vorher gequält und gepeinigt hat, das ſchwindet mit dem fliehenden Gewild hinweg. Kommt, laßt den alten Lorenzo nicht vergeblich bitten!“ — „Nun,“ rief Lorenzo und erhob ſich unmuthig, „daß du ſiehſt, wie viel du giltſt, will ich dir diesmal nachgeben. Wenn die Probe aber mißlingt, ſo iſt es mit deinem Rathgeben aus. Merke dir die Bedingung! Nimm zwei Gewehre und folge mir.“

Im verbiſſenen Schmerze liegt der Keim zum Böſen. Liſardo ſchritt ſo heftig in die Berge hinein, daß ihm der arme Lorenzo kaum folgen konnte. Mühſam keuchte er hinter ihm her, und das mehrere Stunden lang, da ſich nirgends ein Wild zeigen wollte. Endlich ſtieß ihnen in der Ferne ein Reh auf. Liſardo näherte ſich ihm leiſe, da es noch außer der Schußweite war. Das aufgeſchreckte Thier entfloh und Liſardo folgte ihm in ſchnellem Laufe, die Kreuz und Quere durch die Berge ſtreichend, über Felſenſtücke, die ſteilſten Höhen hinan. Auf dem höchſten Gipfel machte das Thier plötzlich Halt und ließ ſeinen Verfolger zu deſſen Verwunderung ganz nahe an ſich heran kommen. Aber indem er anlegte, that es einen Satz und war verſchwunden. Er eilte auf die Stelle zu und fand ſich am Abhang einer Felſenwand, die viele hundert Fuß tief jäh in's Meer hinabſtürzte. E rſah trüb in die Tiefe hinunter; „armes Thier!“ rief er, „das war alſo der einzige Ausweg für dich, dem einen Tode durch den andern zu entgehen!“ Er ſpähte nach dem heldenmüthigen Thiere, aber er konnte nichts erblicken, als die weißen Schaumkronen, unter denen die Wellen gegen den Felſen heranſtürmten. Die Brandung toste dumpf herauf. So ſtand er lange, in die gähnende Tiefe hinunterblickend, wirre Gedanken jagten ſich durch ſein Haupt und umnebelten ihm die Beſinnung, er neigte ſich gegen den Abgrund hin. „Schützt uns, ihr Heiligen!“ rief Lorenzo, der ihn in dieſem Augenblick erreichte und von hinten kräftig in die Arme faßte. Die Flinte, die ſeinen Händen entfallen war, ſtürzte, an den Felſenkanten aufſchlagend, in's Meer hinunter. Liſardo bewegte ſich nicht, Lorenzo zitterte ſo ſehr, daß er nicht von der Stelle konnte, aber er hielt ihn fortwährend gefaßt. Nach langer Zeit war er endlich im Stande, ihn von dem unglücklichen Platze hinweg zu führen. „Was war das, Herr?“ rief er, mit einem Blicke des Vorwurfs ihm in das grauenhaft erbleichte Antlitz ſchauend. „Ein Schwindel,“ erwiderte Liſardo ruhig; „laß uns nach Hauſe gehen.“ — „Unverzüglich,“ rief Lorenzo; „und verhüte es Gott, daß ich Euch je wieder zur Jagd berede.“

Sie ſtiegen abwärts und befanden ſich bald auf den Bergen, die über die Stadt hereinragen. Ueber ihnen ſtieg die alte Feſte ſchroff aus dem Boden. Liſardo blieb, den Blick auf ſie gerichtet, ſtehen und ſagte: „Hier liegen Trümmer einer wilden, grauſamen Zeit. In dieſen Mauern hauste ein ſteinherziges Geſchlecht: hier gebot Tancred, hier der unbeugſame Robert Guiſcard. Was meinſt du, Lorenzo? würdeſt du die heutige Welt jenen Tagen vorziehen?“ — „Gewiß!“ erwiderte der Diener und betrachtete forſchend ſeinen Herrn. — „Du haſt Unrecht, mein Freund!“ fuhr dieſer fort, und klopfte ihm auf die Schulter. „Sieh, damals war Freund und Feind offenherzig: wer mich beleidigte, gegen den zog ich das Schwert, und wenn ich unterlag, ſo war es meine Schuld. Jetzt gilt ein feiges Fauſtrecht, wo der Feigſte immer der Sieger bleibt, wo man unter der Maske des Geſetzes, der Ordnung und der Gerechtigkeit dem Armen ungeſtraft ſein einziges Lamm ſtehlen kann. Komm weiter, mein Kopf ſchmerzt mich.“

Aus dem Thale trugen die Lüfte den Klang einer Tanzmuſik herauf. Liſardo wandte ſich nach jener Seite. „Wem gehört die erleuchtete Villa dort rechts gegen das Meer hin?“ fragte er gleichgültig. — „Dem Gouverneur,“ antwortete Lorenzo mit gezwungener Faſſung. — Liſardo wurde aufmerkſam. „Was wird hier für ein Feſt begangen?“ fragte er. — „Ich weiß es nicht,“ erwiderte Lorenzo leiſe. — „Rede, Menſch!“ rief Liſardo, und faßte ihn krampfhaft am Arme; „was wird für ein Feſt begangen?“ — „Eine Hochzeit,“ ſagte Lorenzo furchtſam, mit zitternder Stimme. — Liſardo ließ ihn los und ſchritt gegen den Rand des Berges vor. Dort warf er ſich vor einem Steine nieder, ſtützte die Arme darauf und ſchaute lang mit unverwandten, ſtarren Blicken hinunter. Endlich löste ſich die grauſame Spannung in ſeinem Innern, er verbarg ſein Geſicht in den Händen, und ein wohlthätiger Thränenſtrom brach ihm aus den Augen. Der greiſe Diener kniete ſeitwärts und ſprach ein ſchmerzliches Gebet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Januar.

Brief einer Mailänderin an Franz I. Italieniſche Plaſtik.

Unter den im Laufe des vergangenen Jahrs von Molini herausgegebenen Dokumenten zur italieniſchen Geſchichte befindet ſich ein Brief ſo merkwürdiger und ſeltener Art, daß er zur allgemeinen Kunde des Auslandes gebracht zu werden verdient. Dies Schreiben, welches eine italieniſche Freundin an den ritterlichen König von Frankreich, Franz I., richtet, beſtätigt in einem unglaublich naiven Patois das Gerücht, welches dem Monarchen Vorliebe für italieniſche Schönheiten Schuld gibt. Es lautet in der Ueberſetzung alſo: „Sire, ich benachrichtige Ew. Majeſtät, daß ich mit einem braven Mann geſprochen habe, der mich verſichert, daß das Unternehmen, welches Ew. Majeſtät vor hat, ſiegreich und ruhmvoll ſeyn werde; denn ſo iſt der Wille Gottes. Sie ſollen uns von dieſer äußerſten Noth erlöſen. Keine menſchliche Zunge wäre im Stande, all die ungeheuern Dinge auszuſprechen, welche jeden Tag hier geſchehen. Wenn Ew. ſüße (dolza) Majeſtät Ihr Mailand ſehen wird, wird Sie weder die Menſchen, noch das Land wieder erkennen, ſo übel iſt ihm mitgeſpielt worden, und

Digitized by Google

täglich noch geht es ſchlimmer. Die armen Unglücklichen bitten Gott, daß er uns unſern allergnädigſten König von Frankreich ſende, daß er uns erlöſe. Gott gebe es, und ſchenke Ihm Alles, was Sein Herz begehrt! Jezt gibt es keine Schwarzen und keine Weißen mehr (mailändiſch ſprichwörtlich für „keine politiſchen Parteien“). Alle haben denſelben Wunſch: ſie verlangen nach unſerm großherzigen Könige. Kommt Ew. Majeſtät nach Mailand, ſo wird Sie ſehen, daß alle Welt Sie anbetet; denn jeden Tag höre ich ſo freundliche Worte, daß, wenn ſie hingehen, Sie auf die Schultern nehmen und nach Mailand tragen könnten, ſie es von Herzen gerne thun würden, denn ſie haben ihre große Unwiſſenheit einſehen lernen. Ich für meinen Theil weiß, daß die kleine Franzöſin (la franza pizinina) nie ſo wohl gelitten und ſo gehätſchelt ward, als jezt; ſie kann ſagen, was ſie will, Alles iſt wohl geſagt; denn ſie erkennen jezt, daß ſie damals den Verſtand verloren hatten. Und Perſonen genug haben mich um Vergebung gebeten, und geſagt, daß ſie ihr Glück nicht kannten, und daß Gott ſie deßhalb hart genug gezüchtigt habe. — Ich ſende Ewr. Majeſtät einige Verſe, die mir jener brave Mann gegeben hat, von welchem ich obbenannte Sachen weiß. Er und die andern Diener Gottes beten unaufhörlich für Ew. Majeſtät, und wenn ſie etwas Beſſeres thun könnten, würden ſie es von Herzen gerne thun. Sonſt empfehle ich mich unterthänigſt Ewr. ſüßeſten Majeſtät. Gegeben im Fegefeuer den 10 Januar 1527. Unterthänige und ergebene Dienerin von ganzem Herzen. Ew. kleine Franzöſin.“ — Der verſprochene Sieg jenes braven Mannes ging nicht in Erfüllung, die Freundin harrte im Fegefeuer vergebens auf Erlöſung. Franz I. ſah weder ſein Mailand, noch ſeine kleine Franzöſin wieder.

Was ich Ihnen neulich über den Bau eines kuppelförmigen Grabdenkmals für den verſtorbenen Demidoff meldete, iſt nicht bloß Gerücht, ſondern Wahrheit geweſen. Bartolini's für dieſes Gebäude beſtimmte Miſericordia iſt ſchon bedeutend vorgerückt. Sie ſtellt wieder eine Mutter dar, die ihrem kranken Kinde, das ſie auf den Armen trägt, zu trinken gibt. Da dies nun an ſich proſaiſch ſcheinen, und Deutſche im Allgemeinen in dieſem, wie in den früher in dieſen Blättern beſchriebenen Werken dieſes Künſtlers zunächſt Erfindung vermiſſen dürften, ſo iſt zu bemerken, daß die italieniſchen Künſtler von Verdienſt, namentlich die Bildhauer, ſich eine ganz andere Aufgabe ſtellen. Sie wollen, daß die jedesmalige Figur in ſich feſtſtehe und ruhe, und ſuchen dies, wie es nicht anders ſeyn kann, durch das ſorgfältigſte Studium des Knochengebäudes, durch Zeichnung und durch die liebevollſte, eigenhändige Ausführung in Marmor zu erreichen. Man wird vom artiſtiſchem Standpunkt aus dies nur zu billigen, und in dieſer Anſicht einen Reſt jenes antiken, plaſtiſchen Sinns zu erkennen haben, der den Italienern alle maleriſchen Verſuche, Basreliefs u. dgl., erſchweren wird. Was in der neueſten Zeit den Italienern glückte, waren immer nur einzelne Figuren; fortlaufende Compoſitionen fielen dagegen im Allgemeinen höchſt ungenügend aus. In dieſer Beziehung verhält ſich der Maler Canova zum Bildhauer Canova wie 1 zu 10 oder zu 100, wenn man will.

(Die Fortſetzung folgt.)

London, Januar.

(Fortſetzung.)

Bulwers Herzogin von la Vallière.

In rührenden Worten zeigt Bragelone der Herzogin die Mutter auf dem Todenbette, an gebrochenem Herzen ſterbend, und ſchildert ihr den Edelmuth des verſtoßenen Bräutigams, wie er den Fluch, welchen die Mutter gegen ihr Kind hat ausſtoßen wollen, auf der blaſſen Lippe feſtgehalten und in einen Segensſpruch verwandelt. Die Herzogin weint Thränen der Rührung und der Reue, und in ihrem aufrichtig zerknirſchten Gemüthe beſchließt ſie, im Kloſter der Carmeliterinnen den Schleier zu nehmen, was der Mönch außerordentlich billigt. Der Morgen des zu Ausführung des Entſchluſſes beſtimmten Tages bricht an, und Frau von Montespan rüſtet ſich, Augenzeuge des lezten Triumphs über ihre Nebenbuhlerin zu ſeyn; aber Lauzun verdirbt ihr die Freude. Der boshafte Menſch hat den König plözlich ſo ſehr wider ſie eingenommen, daß dieſer ihr am ſelben Morgen den ſchriftlichen Befehl ſendet, augenblicks den Palaſt zu verlaſſen. Indeſſen ſchreitet die Ceremonie der Einkleidung vor. Die Herzogin iſt heiter und glücklich, denn Bragelone hat ſich ihr entdeckt, und ſie fühlt ſich nun befreit von dem furchtbaren Vorwurfe, die Urſache ſeines Todes geweſen zu ſeyn. Während indeſſen die heiligen Gebräuche verrichtet werden, erſchallt des Königs Stimme. Aus ihrem Schlummer iſt ſeine Leidenſchaft für die Herzogin mit verdoppelter Heftigkeit erwacht. Wieder bricht er herein in das Heiligthum, und wieder würde er, wenn nichts Schlimmeres thun, gewiß ſein Opfer von dannen tragen, wenn nicht Bragelone, der Mönch, den Frevel verhinderte, indem er das Kreuz gegen den König aufhebt und, dafern er nicht abſteht von ſeinem Beginnen, mit dem Fluche der Kirche ſein ſchuldiges Haupt zu beladen droht. Das ſchreckt den König, und als auch die Herzogin ihm in's Gewiſſen redet und endlich rund heraus erklärt, daß ſie ſchlimmſten Falls ſich beſſer wie früher gegen ihn zu vertheidigen wiſſen werde, da durchſchauert den König die Reue des Büßenden, und ſo ſchnell er nur immer kann, ſtürzt er von der Bühne ab, wahrſcheinlich in die Arme der Frau von Montespan. Unter Muſik und Geſang wird nun die feierliche Handlung fortgeſezt, und ſobald Bragelone der neuen Schweſter ſeinen lezten Segen ertheilt hat, fällt der Vorhang und das Stück iſt aus.

Man möchte fragen, wo Bulwer ſeinen Kopf gehabt, als er dieſen Stoff aufgriff und während er ihn bearbeitete? hat er Moral predigen wollen, und wem? In Bulwers Drama tritt das Unmoraliſche weit ſchärfer und deutlicher hervor, als die moraliſche Lehre. Ein anderer böſer Umſtand iſt das immerwährende Einmiſchen politiſcher und religiöſer Dogmen. Nun ja, die Welt weiß es, daß Bulwer die Ehre hat, die Stadt Lincoln im Parlamente zu vertreten. Pardon, daß die Stadt Lincoln die Ehre hat, in Herrn Eduard Lytton Bulwer einen ihrer zwei Repräſentanten im Hauſe der Gemeinen zu beſitzen; allein er ſollte lieber da über Politik ſprechen, wo er meiſt politiſch ſchweigt, im Unterhauſe. Was Bulwers religiöſe Anſichten ſind, iſt der Welt aus einigen ſeiner Novellen bekannt; ihm aber hätte bekannt ſeyn ſollen, daß die Welt nicht erwartet, das Weitere von der Bühne herab zu erfahren, und daß Religion ein Gegenſtand iſt, der dort nicht zu ſelten und dann nicht zart genug berührt werden kann. Auf ſolchem Grunde ſcheint eine große Stimmenzahl ſich in dem Glauben zu vereinigen, daß nur ein Mann, deſſen rege Eitelkeit in dem Kreiſe ſeiner Coterie ungeheuer geſchmeichelt worden, und der alle Achtung gegen die, wahrhaftig nicht überſtrengen Regeln der bienséance, welche zur Zeit noch im geſelligen Verkehre gelten, aus den Augen verloren, die Keckheit gehabt haben könne, ein Drama auf die Bühne zu ſenden, das nichts Anderes beſpricht, als die Laſter eines berüchtigten Monarchen und ſeines zügelloſen Hofes.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 35.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, den 10. Februar 1837.

— Es iſt
Mein dringendes Bedürfniß, iſt mein lezter,
Verzweifelter Verſuch — —
Jezt laſſen Sie mich von ſich unerhört!

Schiller.

Liſardo.

(Fortſetzung.)

Der Gouverneur von Salerno ſaß am Fenſter und las ein von Neapel gekommenes Schreiben. Waren es die Schatten der abendlichen Beleuchtung, die über ſeine Züge fielen, oder hatte eine innere Bewegung ſein faltiges Geſicht mehr als gewöhnlich zuſammengezogen? Er legte den Brief langſam auf die Seite und ſah nachdenklich gegen die Berge hinaus. „So kurz ſchreibt ſeine glückliche Frau,“ ſagte er vor ſich hin; „der vergnügte Ton kommt mir gezwungen vor, und wenn irgend etwas in dem Schreiben aufrichtig iſt, ſo iſt es ihre Zärtlichkeit für mich. Es iſt nicht richtig, es muß irgendwo fehlen.“ Ein Diener trat herein und ſagte: „Hier iſt noch ein Brief; er iſt mit dem andern Schiffe gekommen.“ — „Nun werden wir ja ſehen!“ rief der Greis und riß begierig das Siegel auf. Es war ein Schreiben eines Freundes, den er um Nachrichten über die beiden Neuvermählten gebeten hatte. Es waren keine fröhlichen. „Man würde,“ hieß es, „ſehr Unrecht thun, wenn man dieſe Ehe eine unglückliche nennen wollte, denn der Gemahl Eurer Nichte läßt es weder an Freundlichkeit noch Aufmerkſamkeit fehlen; nur will man wahrgenommen haben, daß in ſeinem Weſen eine gewiſſe Kälte liege, und daß überhaupt dem ganzen Verhältniſſe die Herzlichkeit abgehe. Wie ich Octavien kenne, muß ich fürchten, daß ſie dieſen Mangel tief empfinden möchte. Uebrigens wenn nur einmal die erſte Jugend verflogen und das Gemüth etwas abgedämpft iſt, darf man mit Zuverſicht hoffen, daß ſich eine recht verſtändige Zuneigung zwiſchen den beiden Gatten feſtſetzen werde. Petronio iſt ein Mann, der ſeinen Weg machen muß, und das ihm bevorſtehende glänzende Loos, das ihm zugleich eine freiere, ſogar in Betreff des Aufwandes weniger bedächtliche Stellung erlauben wird, kann die Wirkung auf ſeine Gemahlin mit der Zeit nicht verfehlen.“ — „In einem Eurer früheren Schreiben,“ ſo lautete die Nachſchrift, „habt Ihr mich nach dem jungen Liſardo gefragt. Erſt jezt war ich im Stande, vollſtändige Erkundigungen über ihn einzuziehen. Man ſchildert ihn als einen jungen Mann von trefflichen Gaben und anziehendem, zuweilen ſelbſt liebenswürdigem Benehmen, ſchreibt aber ſeinem Temperament etwas Ungewiſſes und Unſtätes zu. Mit ſeinen Studien waren ſeine Lehrer nicht zufrieden, ſie ſollen keine ſolide Richtung gehabt haben; Beſchränkungen ſey er auf eine hochfahrende, ja verletzende Weiſe entgegengetreten. Ueberhaupt ſoll er, wie ſich Jemand, der ihn näher kannte, ausgedrückt hat, ſeine Hörner noch bedeutend abzuſtoßen haben. Raſch und entſchieden, wie er iſt, könnte er, wenn er ſeine Talente in Anwendung bringen wollte, ein ſehr brauchbarer,

oder auch ein ſehr ſchädlicher Menſch werden. So aber iſt von ihm weder etwas zu hoffen noch zu fürchten, da er keinen Plan und keinen Zweck für's Leben hat.“

„Lupus in fabula!“ unterbrach ſich der Gouverneur im Leſen, als ihm Liſardo gemeldet wurde. „Willkommen, Signor Liſardo!“ rief er dem Eintretenden entgegen; „es freut mich, freut mich herzlich, Euch zu ſehen! Ich ſchließe daraus, daß Eure Freundſchaft zu mir keinen Stoß erlitten hat, wie ich faſt befürchten mußte.“ — „Mein Herr und Freund,“ erwiderte der Jüngling, indem er die dargebotene Rechte ergriff, „mich führt ein wichtiger Entſchluß zu Euch, und wenn Eure Freundſchaft noch die alte iſt, ſo gewährt mir dazu Euren Beiſtand. Laßt mich von dem Ereigniß ſchweigen, das mich ſo plötzlich um mein ganzes Glück, um meine Hoffnungen, meinen Lebensmuth gebracht hat. Ich war völlig in mir gebrochen und vernichtet und lebte viele Tage in dumpfer, regungsloſer Stille hin. Hätte ich in dieſem Scheintod, in dieſem Pflanzenleben verharren können, ich wäre glücklich geweſen; aber es ſoll nicht ſo ſeyn: die innere Lebenskraft läßt ſich nicht unterdrücken, mein Geiſt arbeitet gewaltſam in mir, ich muß die Einſamkeit und die herben, wilden Gedanken fliehen, die ſie gebiert. Nur Eines bleibt mir übrig: die beſchwichtigende, raſtloſe Thätigkeit. Da ich mit meinem eigenen zu Ende bin, ſo will ich für der Andern Wohl bemüht ſeyn. Auf welche Weiſe, iſt mir gleichgültig: ich will nur Eines, Arbeiten und Vergeſſen. Dazu nun ſeyd mir behülflich und weiſt mir irgend einen mühſeligen Poſten in Eurer Verwaltung an.“

Wie oft tritt ein Fall im Leben ein, wo man wünſchen möchte, ein theilnehmender, verſtändiger Freund möchte unverſehens dazwiſchen kommen, einen guten Vorſatz deutend zu fördern, einen peinlichen Knoten zu ſchlichten und Alles die rechte Straße zu weiſen. Aber ſo gut wird es uns nicht, der Deus ex machina läßt vergebens auf ſich warten, die Verwicklung geht ihren Gang und fordert ihre ſchmerzlichen Opfer. Der Gouverneur hatte den Bittſteller Anfangs etwas verwundert angehört, nach und nach aber, wie er zu merken glaubte, wovon die Rede ſey, wurde er freundlich, rieb ſich vergnügt die Hände und ſagte, als jener geendet hatte: „Freund, Ihr habt einen ſehr vernünftigen Entſchluß gefaßt, und ich freue mich aufrichtig darüber. Ja, das iſt es, was ein junger Menſch nöthig hat, Thätigkeit, Fleiß und Ordnung! Ein nützliches Mitglied des Staats und der Geſellſchaft zu werden, das iſt beſſer als all die unnütze Träumerei und Schwärmerei, und belohnender obendrein; denn es iſt doch auch nicht zu verachten, wenn man ein angeſehener Mann iſt und die Achtung ſeiner Mitbürger genießt.“

Liſardo hatte dieſe Ueberſetzung ſeiner Gedanken etwas unmuthig an ſich ergehen laſſen; wie erſtaunte er aber, als der Gouverneur fortfuhr: „Nun, an mir ſoll's nicht fehlen, ich will gern das Meinige thun, damit Ihr ſeht, wie gut ich's mit Euch meine. Eben heute iſt ein Poſten vakant geworden, den ich Euch ſogleich übertragen will; er iſt in meiner Regiſtratur und wird Euch ſo ziemlich im Athem erhalten.“ Liſardo trat zwei Schritte zurück und ſagte: „Es ſcheint, wir haben einander nicht recht verſtanden, Herr Gouverneur!“ — „Nun?“ — „Ich habe mir unter der Thätigkeit etwas anderes vorgeſtellt. Ich will doch hoffen, daß ich noch mehr leiſten kann, als ein Abſchreiber. Wenn mir darum nur zu thun wäre, ſo könnte ich's zu Hauſe und zu meinem Privatvergnügen treiben. Eine öffentliche Thätigkeit aber habe ich mir ein wenig höher gedacht.“ — „Der Ehrgeiz übermannt Euch zur unrechten Zeit, Signor!“ ſagte der Gouverneur mit kaltem Tone; „man muß von unten anfangen, wenn man etwas werden will.“ — „Gott ſey mein Zeuge,“ rief Liſardo, „ob ich ehrgeizig bin! das iſt's ja eben, daß ich gar keine Laufbahn im Sinne habe! ich will bleiben was ich bin, nicht tiefer anfangen und es nicht höher bringen.“ — „Das verſtehe ich nicht,“ ſagte der Gouverneur; „es iſt mir noch kein vernünftiger junger Mann vorgekommen, der nicht in aller Ordnung ſeine Carriere machen wollte, und anders geht's auch nicht. Im Geringen muß man geprüft werden, um zum Größeren tüchtig befunden zu werden.“ — „Ich möchte doch wiſſen,“ lächelte Liſardo, „ob man's einem am Abſchreiben anſehen kann, weß Geiſtes Kind er iſt. Uebrigens rede ich unnütze Worte, wir werden uns nicht verſtehen.“ — „Ich weiß auch gar nicht, was Ihr wollt!“ rief der Gouverneur verdrießlich. „Am Ende meint Ihr gar, ich ſolle Euch meine Provinz auf ein paar Wochen leihen, um Experimente damit zu machen!“ — „So etwas wär's beinahe geweſen,“ entgegnete Liſardo freundlich; „aber wir ſind in unſern Gedanken ſo weit auseinander, daß ich Euch unmöglich mehr ſagen kann, was ich eigentlich wünſche. Das Einzige kann ich Euch zum Schluß vertrauen, daß ich nicht Regiſtrator werden mag.“ Er verbeugte ſich und ging hinweg. Der Gouverneur ſah ihm lange nach und fuhr ſich dann bedenklich über die Stirne. „Der arme Schelm!“ ſagte er, „den hat der Kummer um den Verſtand gebracht; wenn ich ihn nur überreden könnte, die Stelle anzunehmen, vielleicht würde er über der trockenen Arbeit wieder zu ſich kommen. Ein Anderer wäre froh daran.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Neujahr in Paris.

(Beſchluß.)

Als Kopfputz auf Soiréen, Bällen und bei andern Feſtlichkeiten ſind die Turbans ſehr en vogue; in den

Modeläden der Rue Vivienne ſieht man viele ausgeſtellt. Im Magazin „der drei Sultaninnen“ ſteht ein Turban vor dem Fenſter, der ſich durch ſeinen wahrhaft orientaliſchen Luxus auszeichnet. Er iſt aus einem koſtbaren Caſchemirſhawl gewunden und mit Perlen und einem ganzen Paradiesvogel geziert. Mit Damenhauben wird ebenfalls großer Aufwand gemacht. Die ſchönſten und neumodiſchſten ſah ich in der Opera comique und bei der Aufnahme Guizots in die franzöſiſche Akademie; beſonders gefielen mir die Hauben von rothem oder blauem Sammt, mit Perlen oder auch einfach mit Blonden und Spitzen verziert; ihre Form glich faſt den Hauben à la Marie Stuart. Die meiſten ſind mit Blumen geſchmückt, doch ſieht man auch viele mit Blonden, und anſtatt der Blumen mit Marabouts geziert, noch andere mit Spitzen in Form eines Diadems; dieſe ſind mit roſenfarbenen, blauen oder ſtrohgelben, in tüllene Schalen gehüllten Sammtbändern, jene mit gleichfalls in Gaze eingeſchloſſenen Sammtblumen geſchmückt. Die allerneueſten Hauben endlich nennt man à l'Italienne. Zwei Schmetterlinge von Seidenſpitzen, welche über die Wangen herunterfallen, während die Spitzen auf der Stirne platt anliegen, verleihen dieſen Hauben eine eigenthümliche Grazie, und die gefälteten Spitzenſtreifen, welche das Geſicht wie ein ſchöner, gleichmäßiger Backenbart einrahmen, werden in der Mitte von einer goldenen Aehre zuſammengehalten, was die Eleganz dieſer Hauben nur noch vermehrt. Was aber dieſem Kopfputze unwiderſtehlichen Reiz gibt, iſt ein Roſenzweig mit Knoſpen und Blättern, der ebenfalls von einer goldenen Aehre gehalten und ſo befeſtigt wird, daß die Blätter und Knoſpen ſich auf die Wangen herabneigen und mit ihnen vermählen, wie jene beſcheidenen Blumen, welche, anſtatt den Blick ſtolz gen Himmel zu erheben, ihn demüthig zur Erde ſenken und ſich mit dem Grün der Wieſen vermiſchen.

Die beliebteſten Stoffe für Damenkleider ſind ſchwarzer, violetter, himmelblauer, granat-, kirſch- und levkoienfarbiger Sammt, Sammt auf Caſchemir und Atlas, weißer oder roſenfarbener afrikaniſcher Sammt; ferner die orientaliſchen Atlasarten, Salomonsatlas, Zebraatlas. Kleider von Atlasdamaſt, mit Gold, Silber oder Seide durchwirkt, finden vielen Beifall. Wie dieſe Kleider ausgeſchnitten und beſezt ſind, will ich unerwähnt laſſen; ich bemerke nur noch, daß die platten Ermel unbedingt über die weitbauſchigen Gigots geſiegt haben. Die wichtigſte Neuerung in den weiblichen Kleidermoden iſt aber unſtreitig, daß die Pariſer Damen anfangen, Röcke von demſelben Tuch, wie wir Männer zu tragen. Das iſt ſtark; nachdem ſie ſich hier mit Madame Düdevant des Romans und der Revuen, mit Mademoiſelle Püget der komiſchen Oper, mit Mademoiſelle Bertin der großen Oper und mit Madame Ancelot des Théâtre français bemächtigt, ſtehlen ſie den Männern auch noch einen Stoff, der bis auf den heutigen Tag ihr alleiniges Erbtheil war, und ihnen das Recht gab, alle weiblichen Kleidungsſtücke mit dem Titel „Flitterſtaat“ zu bezeichnen. Die königs- und juſtemilienblauen Damenüberröcke waren dieſen Winter ſehr zahlreich auf Promenaden zu ſehen; vorne an der Bruſt ſind ſie zugeknöpft und mit geſtickten Schnüren geſchloſſen; die Ermel ſind oben ein wenig bauſchig und werden nach der Hand zu enger; am Handgelenke knöpft man ſie mit zierlich geformten und ſeidengeſponnenen Knöpfchen zu. Zu dieſem Anzuge trägt man kleine Halbſtiefeln, ebenfalls mit Seidenknöpfchen. Dieſe Halbſtiefeln ſind ein zweiter Eingriff in die Männerrechte: jezt fehlt bloß noch, daß die Damen hier das ſpaniſche Rohr in die Hand nehmen. — Damit ſchließe ich meinen heutigen Bericht, kann aber nicht umhin, nochmals die Bitte zu wiederholen, alle Verſtöße gegen genaue Beſchreibung weiblicher Toilette verzeihen zu wollen.

Die Rose meiner Schwester.

Roſe meiner Schweſter!
Sie allein hat dich getränkt,
Vor dem Froſte dich geborgen,
Deiner Blüthen Luſt gelenkt
Und geſonnet jeden Morgen.

Roſe meiner Schweſter!
Als ſie blühend dein gepflegt,
Blühteſt du mit ihr ſo ſelig;
Als man ſie in's Grab gelegt,
Welkteſt du, wie ſie, allmählig.

Roſe meiner Schweſter!
Bliebeſt, wie die Schweſter, todt,
Kam nicht mehr dein milder Schimmer;
Ach, der Wangen mildes Roth
Kam auch meiner Schweſter nimmer!

Roſe meiner Schweſter!
Trau' ich meiner Augen Treu'?
Fängſt ja an zu blühen wieder?
Blüth' und Blätter werden neu,
Mooſig friſch wird dein Gefieder!

Roſe meiner Schweſter!
Pflegt ſie dein als Engel dort?
Sollſt du wieder Blüthen tragen,
Weil ſie blühet immerfort?
Und ſollſt du's uns Lieben ſagen?

K. J. Schuler.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Beſchluß.)

Bulwers Herzogin von la Vallière.

Weil Bulwer den Stoff ſeines Dramas Allem nach einer franzöſiſchen Novelle entnommen, hat er es vermuthlich conſequent erachtet, ihn auch im Geſchmacke der neuern franzöſiſchen Romantiker zu bearbeiten, und wenig fehlt, er hätte ſich als vollendeten Schüler dieſer verworfenſten aller Geſchmacksſchulen bewieſen. In der Scene, wo Mademoiſelle de la Vallière das Kreuz umklammert, iſt dem Könige ein ſo ſtürmiſches Verhalten vorgeſchrieben, daß ich einige für ihre und ihrer Töchter Augen beſorgte Mütter die Logen verlaſſen ſah, und von der Galerie, *ſogar* von der Galerie, wo das Viergroſchenperſonal ſich nicht leicht aus der Faſſung bringen läßt, eine Baßſtimme ein zweimaliges: shame, shame, hören ließ. Bulwer iſt in Paris geweſen, und weil er dort ähnliche Scenen den Beifall der Menge ſich hat gewinnen ſehen, ſcheint er nicht den geringſten Zweifel gehegt zu haben, daß die Londoner Welt dem Beiſpiele der Pariſer folgen werde. Das iſt aber ein Fehlſchuß, der dem ſcharfen Schützen, zu welchem Bulwer in ſeinem „England und die Engländer" ſich aufgeworfen hat, wenig Ehre macht. *Noch* hält man in England etwas auf die altväteriſche Sitte des Erröthens, und die Frage, ob, wenn Bulwer ſich etwa vorgenommen hat, ſeine Landsleute durch das Organ der Bühne franzöſiſch zu romantiſiren, ihm das gelingen werde, dürfte wohl verneint werden.

Die Sprache des Drama's iſt zierlich und niedlich, überall, wo der Strom der Rede ruhig fließt, emphatiſch und beredt in zwei oder drei der bedeutenderen Scenen, aber ihrem allgemeinen Charakter nach ſchwächlich; manche hübſche Phraſe, manches gefällige Bild in einem ungeheuern Schwall von Worten, aber nur wenige Zeichen tiefen oder geſunden Denkens. Die zwei erſten Akte dürften die beſten ſeyn; es zeigt ſich hier mehr Kraft und Feuer, als in den andern dreien. Der dritte iſt qualvoll langweilig, und die langen Reden, welche im vierten und fünften vorkommen, verrathen zu deutlich die Urſache ihres Daſeyns, den Zweck, fünf Akte und den Theaterabend zu füllen. Alle Charaktere ſind entweder ſchwach, oder laſterhaft, oder Beides; ſelbſt der ritterliche Bragelone iſt von dem Vorwurfe ſtrafbarer Schwäche nicht frei, und die Herzogin — zwei redliche Gefühlsausbrüche abgerechnet, thut die gute Dame fünf lange Akte hindurch faſt nichts als weinen. Bei ſo bewandten Umſtänden hatte Bulwer nur der zahlreichen Anweſenheit ſeiner Freunde, wie der Courtoiſie des hieſigen Theaterpublikums und dem nach Kräften guten Spiele der Repräſentanten ſeiner Charaktere die Aufnahme zu danken, welche der erſten Vorſtellung zu Theil wurde. Wo mit dem geringſten Scheine von Rechtfertigung ein Applaus ſich anbringen ließ, da erſchallte einer, zwar dünn, doch ohne durchdringenden Widerſpruch. Am folgenden Abend wurde die Herzogin wiederholt, bei einem vollen Hauſe, mit demſelben Erfolge. Tags darauf zeigte die Theaterdirektion in den öffentlichen Blättern an, daß der Dichter das Stück einer ſorgfältigen Sichtung unterworfen, und deßhalb die hiemit für den Abend angekündigte Vorſtellung eine durchaus veränderte ſey. Bedeutende Schnitte haben das Stück beträchtlich abgekürzt: die dritte Vorſtellung ging eine halbe Stunde früher zu Ende, und das war gut, oder claſſiſcher mit Shakespeare zu reden: for this relief much thanks. Das Haus war aber leer, und das Publikum ſo kalt, daß die Direktion dienlich erachtet hat, mit dieſer dritten Vorſtellung das Stück bei Seite zu legen. Solches iſt das tragiſche Ende von Bulwers erſtem dramatiſchen Aufſluge. Das Fegefeuer der Bühne hat ihm die wächſernen Flügel geſchmolzen. Wird die Kritik ihn veranlaſſen, ſich dauerhaftere zu fabriziren?

W. S.

Florenz, Januar.

(Fortſetzung.)

Fräulein v. Fauveau. Ein Antonello de Meſſina.

Daher mag auch zu erklären ſeyn, daß die Bildnerei jezt der Malerei bedeutend vorausgeeilt iſt; wie ebenfalls, daß die Arbeiten fremder, auch verdienſtvoller Künſtler hier ſo wenig geſchäzt, und dagegen die Werke Canova's immer noch als capodopera angeſehen werden. Es heißt ſeinem patriotiſchen Sinn gar zu gütlich thun, wenn man, wie dies oft und noch neulich wieder geſchehen, von einer europäiſchen Kunſt träumen, und hier und in Frankreich einen Einfluß durch, oder eine Annäherung an deutſches Kunſtleben erkennen will. Es ſind immer die ſchwächern, unbedeutendern Künſtler in beiden Ländern geweſen, welche dem germaniſchen Streben huldigten; die bedeutendern haben theils nie auf die Lockungen ſolcher Stimmen gehört, theils, nach einem kurzen Umwege, ſpäter nur deſto feſter und ſicherer in ihrer eigenen Natur ſich ausgebildet. Achte Liebe zur Kunſt wird auf den Ruhm verzichten, über alle Länder der Welt eine Woge deutſchen Lebens hinrauſchen zu ſehen, und nie müde werden, dem reichfließenden Strome deutſcher Erfindung das Machwerk romaniſcher Nationen entgegenzuſtellen. Hat man doch nach Schlegel lange genug, und mit nicht zu berechnendem Schaden für deutſche Literatur, die dramatiſche Poeſie der Franzoſen und Italiener als nuzlos und abgethan angeſehen. — Dem Fräulein von Fauveau, jener eifrigen Carliſtin, welche die Herzogin von Berry in die Vendée begleitete, und ſeit jenem verunglückten Ritterzuge hier im Exil die Fahne des Aufruhrs mit dem Meißel vertauſchte, waren wirklich die zwei Bronzethüren zu dem oben genannten Denkmal angetragen worden. Sie ſollten ſechs Basreliefs mit Vorſtellungen aus dem Leben des verſtorbenen Demidoff und die Höhe von neun Fuß haben. Die Künſtlerin rechnete auf ſechs Jahre Arbeit, und verlangte für Mühe, Material, Guß und Reinigung, Alles in Allem, die Summe von 115,000 Franken. Das hieß aber den Beſteller wenig kennen. Demidoff, der ſich freigebig, ja glänzend zu zeigen pflegt, und ein Bild, das zu 8000 Franken bedungen war, bei der Ablieferung mit 20,000 belohnte, fand die Forderung ungeheuer, und brach die ſchon eingeleitete Unterhandlung plözlich wieder ab. Und doch wird die Summe Keinem, der die Koſten eines ſolchen Unternehmens zu berechnen im Stande iſt, außerordentlich ſcheinen. Um bei glücklicher Beendigung des Ganzen verhältnißmäßig ſplendid ſeyn zu können, hätte es freilich wenigſtens 300,000 Franken bedurft. — Die berühmte Galerie der Uffizi, welche ſeit langer Zeit um kein erhebliches Bild reicher geworden, hat neulich ein wahres Juwel aus der Sammlung des hier anſäßigen Venetianers Cellotti acquirirt. Dieſes Bild, an ſeinem frühern Plaz und auch noch jezt als *Antonello de Meſſina* bezeichnet, iſt das Porträt (faſt en face) eines Mannes in ſchwarzer Gewandung von mehr als mittlern Jahren, auf deſſen Haupt aber noch das dicke, etwas buſchige Haar wie dämmernde Nacht ruht, während der gelbliche Ton des Carnats dazu in vortrefflicher Harmonie ſteht.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 36.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 11. Februar 1837.

Es ſcheint, was ſich am ſchnelleſten bewegt,
Für uns zu ruhn; es ſchweiget unſerm Ohr
Der lautſte Sternenklang. —

Herder.

Die Himmelsbegebenheiten des Jahrs 1837.

Dargeſtellt

von

Dr. Nürnberger.

Das begonnene Jahr 1837, über deſſen Himmelsbegebenheiten wir den gewöhnlichen Rapport abzuſtatten eilen, wird ſich nicht beſonders reich an ausgezeichneten Himmelserſcheinungen beweiſen. Zwei im April und im Oktober zu erwartende totale Mondfinſterniſſe, auf welche wir an ihrem Orte ſpeciell zurückkommen werden, ſind wohl das Auffallendſte. Indem wir uns ſo ausdrücken, beziehen wir uns aber freilich nur auf unſer Planetenſyſtem und einige wenige der glänzendſten, unſern Beobachtungen zugänglichſten Firſterne. In den unergründlichen Tiefen des Firmaments können ſich zahlloſe wichtige aſtronomiſche Ereigniſſe zutragen, wovon uns ſelbſt unſere gewaltigſten Ferninſtrumente keinerlei Kunde geben. Nur eine Ahnung ſolcher entfernten Vorgänge in den weiter abſtehenden Firſternregionen erwecken die Andeutungen der neueſten Aſtronomie, beſonders über die Natur der Doppel-, Trippelſterne u. ſ. w., wie wir uns im vorigen Jahrgange unſerer Blätter ausführlich darüber erklärt haben; und wir bezeichnen daher auch als eine Himmelsbegebenheit des anhebenden Jahrs, daß in demſelben die Vollendung des großen Werkes über ſolche Doppelſterne erwartet werden darf, an welchem der berühmte Dorpater Aſtronom Struve ſeit langer Zeit arbeitet, und deſſen Druck jezt auf Koſten der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg ausgeführt wird. Aus dieſem Werke wird dann erſehen werden, daß es in jenen Tiefen der Himmel Sonnen gibt, welche andere Sonnen in Perioden umkreiſen, die nach Jahrtauſenden zählen, und daß die Bildungen des Firmaments nicht auf die einzige Form von Sonnen mit einem Gefolge von Planeten und Nebenplaneten eingeſchränkt ſeyen.

In den engeren Grenzen unſeres Himmels dagegen, wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen, iſt zunächſt eine Oppoſition Jupiters mit der Sonne zu bemerken, welche in der Nacht vom 1ſten auf den 2ten Februar eintritt. Beide Geſtirne ſind dann in Länge genau um eine Himmelshälfte von einander entfernt, ſo daß Jupiter durch die obere Hälfte des Meridians geht, wenn ſich die Sonne in der untern Hälfte befindet, d. h. wenn wir Mitternacht haben. Der Planet in ſeinem herrlichen, gelblichen Lichte leuchtet dann alſo die ganze Nacht hindurch und wird ſich, wenn die Witterung günſtig iſt, vortrefflich beobachten laſſen. Dies iſt um ſo intereſſanter, da ſich, wie Gruithuiſen anführt, jezt große Veränderungen

in den Streifen zutragen, die die Oberfläche dieſes Weltkörpers auszeichnen, und welche auch diejenigen Leſer, die nicht ſelbſt Beobachter ſind, auf jeder Abbildung deſſelben wahrgenommen haben werden.* — Wenige Tage ſpäter (den 6ten Februar) ereignet ſich eine ſolche Oppoſition auch für den Mars, und es liegen dann alſo die Mittelpunkte des Mars, der Erde und der Sonne in einer und derſelben Ebene (obwohl nicht unbedingt in derſelben geraden Linie). Am 18ten Februar, ganz kurz vor Mitternacht (11 Uhr 58′ 36″ mittlere Berliner Zeit) beginnt eine Bedeckung des Mars durch den Mond, welcher leztere faſt voll iſt und hoch im Meridian ſteht. Die genaue Beobachtung dieſes Ereigniſſes kann wichtig für die Entſcheidung der Frage nach der größeren oder geringeren Höhe und Dichtigkeit der Mondsatmoſphäre werden, da ſich der Glanz des Planeten beim Eintritt in dieſe Atmoſphäre ſchon etwas verdunkeln muß, ehe er ſelbſt hinter dem eigentlichen Mondkörper ganz unſichtbar wird. Umgekehrt muß es ſich eben ſo bei ſeinem Wiederhervortritte verhalten, welcher um 1 Uhr 12′ 12″ (derſelben Zeit) erfolgt. Wir empfehlen dieſe intereſſante, allenfalls auch mit bloßen Augen anzuſtellende Beobachtung allen unſern Leſern ganz beſonders.

In den vorlezten Tagen des Februars erlangt der veränderliche Stern Mira im Wallfiſch ſein größtes Licht. Dieſer Stern nämlich, den ſchon ältere Aſtronomen deßwegen auch den wunderbaren (Mira ceti) genannt haben, iſt einer eigenthümlichen Lichtabwechslung unterworfen, deren Periode etwa 11 Monate dauert, binnen welcher ſein Licht bis zum völligen Verſchwinden abnimmt und nachher ziemlich mit der nämlichen Regelmäßigkeit wieder zurückkehrt. Der ſchwediſche Aſtronom Wargantin hat dieſen Stern einmal ſo glänzend als den Aldebaran (α Tauri) geſehen, dann war er wieder, ſelbſt mit Fernröhren, gar nicht aufzufinden. Es gibt mehrere dergleichen veränderliche Sterne am Himmel, unter denen wir nur noch Algol im Meduſenhaupte (β Persei) nennen, deſſen Periode beſonders regelmäßig iſt; und man hat dieſen wunderbaren Vorgang von einer Axendrehung dieſer Sterne und der gleichzeitigen Annahme abhängig machen wollen, daß ihre eine Halbkugel viel glänzender als die andere ſey. Alle Umſtände der Erſcheinung werden aber durch dieſe Hypotheſe noch nicht erklärt und die vollſtändige Aufklärung bleibt einer ſpätern Aſtronomie vorbehalten.

(Die Fortſetzung folgt.)

* Dieſe merkwürdigen Streifen der Jupiteroberfläche laufen bekanntlich dem Aequator dieſes Planeten parallel, und ſind ohne Zweifel atmoſphäriſche Verdichtungen. Was jenen Parallelismus betrifft, ſo verdient als Vergleichung berückſichtigt zu werden, daß die tropiſchen Regen in einerlei Parallelkreiſen der Erde ziemlich gleichzeitig entſtehen, und dem entfernten Beobachter alſo auch als ſolche dunkle, dem Erdäquator parallel um die Erde laufende Gürtel erſcheinen müſſen. Die Verdichtungen in der Jupitersatmoſphäre ſind wahrſcheinlich nur intenſiver.

Liſardo.

(Fortſetzung.)

Liſardo war in den lezten Tagen ein ganz Anderer geworden. Sein dumpfer Gram hatte einer andern, eben ſo einförmigen Stimmung Platz gemacht, einer völligen Menſchenverachtung. „Zuerſt haben ſie mich beſtohlen,“ ſagte er, „und nun, da ich ihnen doch etwas ſeyn will, ſtoßen ſie mich von ſich. So will ich ihnen denn auf ewig fremd werden.“ Er konnte nicht mehr zu Hauſe bleiben, das Umhergehen in ſeinen Gemächern war ihm zuwider, die Bitterkeit, die ſich ſeiner Seele bemächtigt hatte, ließ ihm keine Ruhe, ſie trieb ihn hinaus in die Berge, wo er oft ganze Tage herumſchweifte, ohne dem alten Lorenzo, ſo inſtändig er darum bat, das Mitgehen zu erlauben.

Eines Abends ſtieg er, erhizt und ſehr müde, eine Seitenbiegung des Bergkeſſels herab. Das herrliche Thal, das ſich vor ihm ausbreitete, konnte ihm keinen Blick der Freude abgewinnen. Dies lag ſchon urſprünglich in ſeinem Weſen: die Natur war ihm von jeher gleichgültig und der Menſch der Gipfel aller ſeiner Beobachtungen und Beſtrebungen. Nun hatte ihn ein feindliches Schickſal mit dem Menſchengeiſt entzweit: wie hätte er da noch den Couliſſen eine Aufmerkſamkeit ſchenken können, nachdem ihm der Held von der Bühne geſchwunden war! Er folgte einem ſchmalen Fußſteig, und an den Rand eines Berghanges gekommen, ſah er plötzlich eine unerwartete Scene unter ſich. Eine fröhliche Menſchenmenge ſaß an wohlbeſezten Tiſchen umher oder trieb ſich im Grünen lachend und ſchäkernd durch einander. Liſardo war überraſcht und ſah lange hinab; ein dicker Mann und ein ſchlankes, junges Mädchen trugen Speiſen und Getränke zu. Endlich gewahrte er das Dach eines Hauſes, das halb hinter dem Berge, halb zwiſchen Bäumen verſteckt lag. Nun war ihm das Räthſel gelöſt; er wußte, daß hier eine Schenke war, urſprünglich zur Einkehr der Landleute beſtimmt, die ihre Erzeugniſſe nach Salerno brachten, ſpäter aber wegen ihrer bequemen Lage von der ganzen Nachbarſchaft zum Schauplatz ihrer Vergnügungen erwählt. Eine lärmende Muſik, bei deren Schall ein lebhafter Tanz auf dem Raſen begann, überzeugte ihn, daß die Taverne auch heut ihre Beſtimmung pflichtlich erfüllte. „Macht euch nur einen guten Tag,“ dachte er, „und vergnügt euch, wie die Fliegen in der Sonne ſchwärmen! euer Elend wird euch doch nicht verlaſſen, es

folgt euch wie der Schatten dem Körper folgt!“ Er wandte ſich ab und ging in den Krümmungen des ſchmalen Pfades fort, der in entgegengeſezter Richtung lief. Wie es aber bei Bergpfaden häufig der Fall iſt, der Fußſteig beſchrieb einen Bogen und Liſardo befand ſich, ehe er ſich's verſah, unten in dem luſtigen Gewühl. Während er auf einen Ausweg bedacht war, kamen ihm einige junge Männer von Stand entgegen, die er in der Vecchia beim Gouverneur getroffen hatte. Beide Theile waren etwas verwundert, ſich hier zu finden, jene aber, in der Vorausſetzung, unſer Wanderer habe, ſo gut wie ſie, luſtige Geſellſchaft aufſuchen wollen, luden ihn zu ſich ein, und Liſardo konnte ſich nicht entziehen. Bald war eine übermüthige Unterhaltung angeſponnen, an welcher der Jüngling, aufgeregt und verwildert in der langen Einſamkeit, lebhaften Antheil nahm. Seine Geſellſchafter ließen merken, daß ſie gern aus der langweiligen Vornehmheit der Stadt hieher zu fliehen pflegten, um ein ungebundenes Vergnügen zu genießen, und Liſardo, dem der Ton neu war, pflichtete ihnen aufrichtig bei; die Bitterkeit gegen jene Kreiſe, wo ihm die tödtlichſte Kränkung zugefügt worden war, überwältigte ihn, und er ließ es nicht an Spottreden fehlen, die mit dem lauteſten Beifall aufgenommen wurden. Er fühlte ſich nach und nach behaglich und gefiel ſich in einer ausgelaſſenen Luſtigkeit. Ein Improviſatore, woran es bei ſolchen Gelegenheit nie fehlte, unterbrach das Geſpräch und ſang Verſe, die von witziger Zügelloſigkeit überſprudelten. Liſardo, der nun einmal im Zuge war, antwortete ihm in der gleichen Manier, und um nur etwas zu ſagen, mußte er ihn überbieten. Das Glück, das ſeine Scherze machten, ſteigerte ihn, er warf eine Tollheit um die andere hin, ohne zu wiſſen, wo er ſie hernahm, und riß ſeine Umgebung zu einer ſchrankenloſen, trunkenen Poſſenhaftigkeit fort, an der das Landvolk, wiewohl in ehrerbietiger Entfernung, Antheil nahm.

„Nicht wahr, Mattheo, ſo arg iſt's lange nicht bei dir zugegangen?“ rief einer der Jünglinge dem dicken Wirthe zu. — „Das will ich meinen,“ erwiderte dieſer; „aber ich wollte nur, es wäre alle Tage ſo! Ja, wenn uns ein ſolcher Herr mit ſeinem Beſuche beehrt!“ — „Was? du Wallfiſch! ſind wir denn gar nichts?“ rief ein Anderer. „O, meine Herren —“ entgegnete Mattheo und verbeugte ſich; dann brach er aber ſchnell ab und ſtieß das junge Mädchen, das neben ihm ſtand, mit dem Ellbogen an und rief: „Siehſt du nicht, daß Signor Liſardo ein leeres Glas hat? Wart, träge Dirne, ich will dir hinſtehen und gaffen!“ Das hübſche Mädchen hüpfte eilig herbei und ſchenkte ihm ein. Sie ſah ihn dabei mit einem Blicke an, daß die andern Geſellen in ein lautes Gelächter ausbrachen. „Pippa,“ rief einer, „ſieh den Herrn nicht ſo an! ich glaube, du haſt etwas Böſes im Sinn. Nimm dich in Acht, ſonſt wirſt du als Hexe verbrannt.“ — Pippa zog ſich beſchämt zurück, aber der Auftritt hatte eine Spur in Liſardo's Gemüth zurückgelaſſen. Es wurde Abend und die Schenktiſche leerten ſich nach und nach. Liſardo's Geſellſchaft blieb zurück, um ſich in ſtürmiſchen Tänzen auszutoben. Ein paar ländliche Schönheiten hatten ſich herzu gefunden, Liſardo zog die hübſche Pippa an ſich und hatte, ehe er daran dachte, ihr Herz in ſeiner Gewalt. Grimm und Trunkenheit ſtachelten ihn auf, und von den widerſtreitendſten Gefühlen durchſtürmt, ſtürzte er ſich in den wilden Taumel des Genuſſes.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Breslau, Januar.

Zeitungskorreſpondenten. Hoffnungen.

„Bin ſo frei, grad' herein zu treten,“ wie Mephiſtopheles, auf die Gefahr hin, Vielen meine Sache nicht recht zu machen. Eine Korreſpondenz zu führen, iſt keine Kleinigkeit, erſtens dem großen deutſchen Publikum gegenüber. Soll man nichts berichten, als was das ganze große deutſche Vaterland intereſſirt, ſo findet ſich wenig Stoff, beſonders im Gebiete des Unpolitiſchen, und beſonders in unſerm guten Breslau. Was unſere lange und breite Provinz mit ihrer nicht unbedeutenden Hauptſtadt für Deutſchland Intereſſantes liefert, wird am früheſten und ausführlichſten in den politiſchen Zeitungen abgehandelt, die ſich natürlich jeglichen Gegenſtandes aus dem öffentlichen Leben bemächtigen. Nur in der Anſicht, in unverſtellter, aufrichtiger Darſtellung kann einem Korreſpondenten von hier noch Selbſtſtändigkeit vorbehalten ſeyn. Und zu dieſer Selbſtändigkeit gehört Muth, denn die Breslauer ſind ſehr empfindlich, wenn ſie von einer öffentlichen Korreſpondenz berührt werden. Was ſie in fremden Blättern aus Breslau leſen, ſoll mit allen den Rückſichten geſchrieben ſeyn, die ſie in dem ſpießbürgerlichen Schlendrian des Alltaglebens gegen einander beobachten. Dazu kommt, daß ſie allerdings Urſache haben, mit mehreren ihrer Korreſpondenten nach auswärts unzufrieden zu ſeyn. Der in unſerer neueſten Unterhaltungsliteratur verbreitete Hang, Perſönlichkeiten abzuhandeln, iſt für manche hieſige Berichterſtatter zu verlockend, als daß ſie ihm nicht nachgeben ſollten. Da leſen wir denn z. B., daß Der oder Jener gerne ſchläft, oder funkelnde Augen hat und wenig Haare, oder gerne ſpricht, oder gerne Glühwein trinkt, oder einen Ziegenbart trägt, und dergleichen; zuweilen ſind ſogar die Namen genannt. Aber ich begreife troz dem nicht, wie ſich Jemand über ſolche Korreſpondenzen ärgern kann. Wer ſie ſchreibt, zeigt, daß er nicht weiß, was er ſchreiben ſoll, und daß er weder guten Ton, noch guten Geſchmack beſizt. Dieſes Unweſen beweißt aber, daß ein Korreſpondent mit dem Beſtreben, das auswärtige Publikum zu unterhalten, noch die Abſicht verbinden kann, auf das einheimiſche zu wirken. In der That läßt ſich aus vielen Gründen bei der beſten Geſinnung und dem beſten Willen über Oertliches (ich rechne dazu auch das Provinzielle) am Orte kaum ſchreiben, ſchon um der Cenſur willen; denn wenn die Cenſur auch in allen deutſchen Staaten gleich wäre, ſind es doch die Cenſoren nicht. Ferner liegt es in dem Intereſſe des Journals, für welches man

ſchreibt, auf das Publikum, aus deſſen Mitte man ſchreibt, Eindruck zu machen; und Korreſpondenzartikel werden nirgends begieriger geleſen, als an dem Orte, aus welchem ſie kommen. Der Korreſpondent kann alſo in ſeiner Gegend für die Verbreitung des Journals arbeiten, oder er kann wenigſtens den einmal gewonnenen Leſerkreis erhalten und befeſtigen helfen. Er kann aber auch das Gegentheil, und dies ſollten diejenigen bedenken, welche mit ihren unſchicklichen Berichten ſich und die Blätter compromittiren, mit denen ſie in Verbindung ſtehen.

Aus dem alten Jahr nehmen wir zwei Hoffnungen hinüber in das neue: die Hoffnung, die Cholera wieder loszuwerden, und die Hoffnung, ein neues Theatergebäude zu bekommen. Erſtere dürfte zunächſt realiſirt werden, wie überhaupt die aſiatiſche Brechruhr diesmal weit weniger um ſich greift, als früher. Auch der Charakter der Krankheit ſcheint ſich bei uns geändert zu haben. Ihr Verlauf iſt raſch und tödtlich, aber äußerlich weniger ſchrecklich. Erbrechen und Durchfall ſind minder heftig, auch bedeckt die Kranken jene entſetzliche Marmorkälte nicht, wie früher; dagegen treten gewaltige Congeſtionen nach dem Kopfe ein und der Tod erfolgt apoplektiſch. So ſagt mir ein Arzt, der eine Anzahl ihrer jüngſten Opfer zu beobachten Gelegenheit hatte. Die Hoffnung auf ein neues Theatergebäude ſchimmert nur bleich. Vor zwei Monaten war die öffentliche Meinung ſehr damit beſchäftigt. Der Freiherr v. Baerſt, Beſitzer der Breslauer Zeitung, unterzog ſich dem alten Projekte. Er ließ ſich die Unterſtützung der Lokalbehörden, einiger Häupter des ſchleſiſchen Adels und einiger reichen hieſigen Kaufleute zuſichern, ſuchte bei der Bauverordnetenverſammlung einen Bauplatz nach, der ihm auch bereitwillig angewieſen wurde, und reiſte nun nach Berlin, um das Wichtigſte zu holen: die Conceſſion. Anfangs glaubten Viele dieſe Angelegenheit in Kurzem erledigt, jetzt zweifeln Viele an dem glücklichen Erfolge überhaupt; denn man ſieht es für ein böſes Omen an, daß Herr. v. Baerſt Berlin bereits wieder verlaſſen hat und nach Paris gegangen iſt. Ob ſich das Publikum über dieſe Wendung betrüben oder damit zufrieden ſeyn ſolle, anzudeuten, behalte ich mir auf den Augenblick der Entſcheidung vor.

Florenz, Januar.

(Beſchluß.)

Kunſt. Copieen. Literatur.

Es iſt unmöglich, ſich eine ſtrenger gezeichnete und zugleich gefühltere Linie vorzuſtellen, als die iſt, welche auf der rechten Seite von der Schläfe bis an's Kinn hinunterläuft. Der dunkelblaue Ton der Luft, die einzelnen, dick- und engbelaubten Bäume, das ganze Anſehen des Bildes ſtehen in der nächſten Beziehung zu Hemmling, zur niederrheiniſchen Schule überhaupt, ſo daß es für die Kunſtgeſchichte intereſſant ſeyn müßte, den Meiſter dieſer einzigen Schöpfung zu ermitteln. Für die, welche ſolche Studien intereſſiren, kann hier bemerkt werden, daß aus derſelben Sammlung in den Beſitz des Herrn von Portalès in Paris ein ähnliches, wie es heißt, beſſer beglaubigtes Bild deſſelben höchſt unbekannten Meiſters gekommen iſt. Ein anderes Bild des Antonello, das hier in Florenz Namen und Jahrzahl trägt, ſteht mit einer ganz andern Schule in Verbindung. Das Porträt wäre, als Antonello außer Zweifel geſtellt, ſchwerlich je an ſeinen jetzigen Platz, wohl aber längſt in eine auswärtige Sammlung gekommen. Aus derſelben Kunſthandlung iſt ferner der große, längſt feilgebotene Tizian (?), Chriſtus in Emaus vorſtellend, nebſt einigen kleinern Tafeln für die nicht unbedeutende Summe von 6000 Scudi in die Sammlung Demidoffs übergegangen. Dies, und daß der bekannte Pampeloni an einer ſchreitenden Venus arbeitet, iſt ungefähr alles, was aus der hieſigen Kunſtwelt in dieſem Augenblick intereſſiren kann. Durch zwei Worte aber dürfte das Ausland vor Copien zu warnen ſeyn, die hier aus der in ſolcher Nachahmung ſehr glücklichen Hand eines Florentiners hervorgehen, und als Originale in die Welt geſchickt werden. So kam vor Kurzem eine Wiederholung jener wundervollen Madonna del Granduca von Rafael zum Vorſchein, welche in einzelnen Retouchen, in ſtellenweiſen Abblätterungen, in einer kleinen, im Rafaelſchen Styl entworfenen Landſchaft ein ſehr altes Anſehen hatte. Bartolini, der ſelbſt hinter's Licht geführt ſeyn mochte, mit vielen andern berühmten Künſtlern, erklärte das Bild für ein Originalwerk Rafaels, während Andere ſich genügſamer zeigten und es für eine alte Copie ausgaben. Durch andere Werke aus derſelben Fabrik ſind bei Weitem vorſichtigere Leute als Bartolini hintergangen worden. Es übertreffen dieſe Arbeiten durchaus jene Verſuche, welche in ähnlicher Weiſe in Bologna und im Wiedergeben venetianiſcher Originale in Venedig angeſtellt werden. Die Leichtigkeit und Feſtigkeit, womit namentlich die Tafeln nach der erſten Manier Rafaels beſchafft ſind, iſt für die kurze Zeit, welche der Maler auf ſie verwendet, und für die immer große und wirklich nicht geiſtloſe Aehnlichkeit durchaus merkwürdig. Auch einträglich könnte dies Gewerbe werden, wenn der Künſtler nicht glücklicherweiſe eitel genug wäre und zulezt ſelbſt ſein Geheimniß ausplauderte. — Vom literariſchen Leben ſpürt man ſehr wenig. Niccolini iſt ſtark mit einer Darſtellung der ſizilianiſchen Geſchichte des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts beſchäftigt, von der man ſich allgemein viel zu verſprechen ſcheint. Seine neue Tragödie: Roſamunde, dürfte der Beendigung nahe ſeyn. — Ueber Dante werden hier von Centofanti ſtark beſuchte Vorleſungen gehalten.

Auflöſung der Charade in Nr. 50:

Maultrommel.

Räthſel.

Wie heißt der Herr Papa,
Der ſeine Kinder nicht allein gezeuget
Mit einer Frau, vor der er tief ſich beuget,
Der ſeine Kinder auch mit Luſt geboren,
Oft mehr als eins bei Einem Tanz der Horen.

Er puzt ſie, wie ein Bär
Die kaum geworfnen, ungeleckten Jungen,
Doch manches iſt aus wilder Eh' entſprungen;
Erkennt die Frau ſie nicht an als die Ihren,
So wird er Malz und Hopfen wohl verlieren.

Ein manches echte Kind
Wird lange ſeinen Vater überleben,
Indeß die wilden bald den Geiſt aufgeben,
Der nur von außen ihnen angeflogen
Und nicht als Gaſt bei ihnen eingezogen.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 37.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 13. Februar 1837.

— Von Freud' iſt nicht die Rede:
Dem Taumel weih' ich mich, dem ſchmerzlichſten Genuß,
Verliebtem Haß, erquickendem Verdruß.

Goethe.

Liſardo.

(Fortſetzung.)

Als Liſardo am andern Morgen in einem Zimmer der Schenke erwachte, war ihm das Vergangene wie ein Traum. Aber der Traum wurde lebendig vor ihm; mit ſtarren Augen ſah er die Bilder des Geſchehenen aufſteigen, er konnte ſie nicht abwehren, und bald fühlte er die nagende Pein des Geiers im Herzen. „Dein Syſtem iſt fertig,“ ſprach er höhniſch zu ſich ſelbſt; „geſtern war es noch unvollkommen. Du haſt die Menſchen verachtet, aber Einen vergaſſeſt du, dich ſelber! Das kannſt du jezt nachholen. Fühlſt du nun hinlänglichen Ekel vor der Menſchheit?“ In dieſen Gedanken trat ihm plötzlich ein Bild vor die Augen, das unſchuldige, trauernde Antlitz Octaviens, und durchzuckte ihn mit einer Erſchütterung, die durch Mark und Bein ging. Er glaubte einen Wehſchrei zu hören und ſah wild um ſich her. Endlich faßte er ſich, drückte die Hände auf's Herz und ſagte: „Ich weiß ſchon! da wird es weh gerufen haben!“

Wir gehen über einen langen Zeitraum kurz hinweg. Reue war jenes Morgengefühl Liſardo's nicht eben geweſen, wenigſtens nicht unvermiſcht; dies zeigte der Erfolg. Einige Tage verſtrichen ihm in dumpfer Stille, die durch nichts unterbrochen wurde, als durch den Kampf, jede Erinnerung an Octavien aus ſeiner Seele auszuwurzeln. Wie hätte ſie auch neben dem Andenken an die Scenen jenes Abends beſtehen können! Er zwang ſich, den bittern Troz, der ſein ganzes Innere durchdrungen hatte, gegen die Geliebteſte zu kehren. „Sie hat mich verrathen,“ ſagte er zu ſich, „aus Schwäche iſt ſie mir treulos geworden! Thor, der du in verzweifelnder Treue dich zu mönchiſcher Abgeſchiedenheit verdammen wollteſt, gehe nur aus deiner Nacht hervor an's bunte, luſtige Tageslicht! Den Abgrund, dem du verfallen biſt, findeſt du überall: weide dich an den brennend rothen Blumen, die dich locken, ſtürze dich blind auf ſie zu, der morſche Boden wird dich nicht lange tragen, bald wird ſich die gähnende, willkommene Tiefe aufthun, die ſie lügneriſch überkleiden. Du folgſt nur den Geſetzen der verzweiflungsvoll aus ihrer Bahn geſtoßenen Kraft, und übſt an ihr eine Rache, deren Grauſamkeit nicht auf deine Rechnung kommt.“

Wir würden Unrecht thun, dieſe Wendung, die es mit Liſardo's Leben nahm, andern Einflüſſen als dem brauſenden Drang in ſeiner Bruſt zuzuſchreiben. Wohl wird ſich Niemand erwehren können, an den Märtyrer des Zweifels zu denken, wie er „dem Taumel ſich, dem ſchmerzlichſten Genuſſe“ weiht, an die quälende Selbſtzerfleiſchung des brittiſchen Dichters, der, den Süden

perſönlich berührend, um ſo eher hier als Vorbild angeſehen werden könnte, an die poetiſche Krankheit, die bei uns zum ſpottenden Sprichwort wurde. Wohl kreist in allen, die das Leben und die Gemeinſamkeit ihrer Epoche theilen, ein verwandtes Blut; aber Jedem ſtrömt es doch aus dem eigenen Herzen, das allein die Kraft wie die Schwäche des Pulsſchlages bedingen kann, und für ein verwundetes oder zerriſſenes Herz ſind die Heilmittel leicht anzugeben, aber ſchwer anzuwenden.

Liſardo war bald ein täglicher Gaſt in Mattheo's Hauſe, und ſtand an der Spitze einer geiſtreichen, unbändigen, mißvergnügten Jugend, die, wie die Geächteten aus den Ghibellinenzeiten, einen förmlichen Krieg, aber mit den Waffen des Friedens, gegen alle friedliche Bürgerlichkeit führten. Verhöhnung aller hergebrachten Formen, auffallende Lebensart, zügelloſe Streiche, wobei der gewandte Wirth häufig die Ausführung übernahm, dies war das Feldgeſchrei, wodurch ſie bald zum Schrecken aller geſezten und ruhigen Perſonen in Salerno wurden. Die Verachtung wurde mit Verachtung erwidert, und durch die furchtbare Waffe des Witzes, worin ſie immer das Recht des Stärkern geltend machten, im Zaum gehalten. Die Behörden hatten Anfangs ein wachſames Auge auf ſie, beruhigten ſich aber, als ſie ſahen, daß ſie nur mit moraliſchen Rebellen zu thun hatten. In dieſer Einſicht wurden ſie beſtärkt, als ſie in's Geheim erfuhren, daß Liſardo die Anträge einer politiſchen Geſellſchaft mit herber Entſchiedenheit abgelehnt hatte. Einige in Neapel gemachte Bekanntſchaften mochten die erſte Veranlaſſung gegeben haben, daß man von jener Seite die Aneignung ſeiner Perſon, vielleicht auch ſeines Vermögens beabſichtigte. Aber der Plan war auf eine falſche Berechnung ſeines Charakters gebaut. „Ihr könnt mich nicht brauchen," antwortete er dem Emiſſär, „und ich eben ſo wenig euch. Wenn ich wüßte, daß ihr die Ungerechtigkeit, die Unterdrückung, die rechtſchaffene Schurkerei aus der Welt verbannen könntet, ſo würde ich mit Freuden beitreten, und koſtete es auch Ströme von Blut. Aber ihr könnt die Schlechtigkeit nicht abſchaffen, der Eigennutz ſteckt tief in euern eigenen Abſichten; denn was ihr wollt, wollt ihr nicht um der Welt, ſondern um eurer ſelbſt willen, und wenn ihr eure Plane durchſezt, ſo wird der zweite Betrug ärger als der erſte ſeyn." — Er gab ihm eine Summe Reiſegeld und entließ ihn.

Die diſſolute Lebensart, der ſich Liſardo und die Seinen ergaben, konnte durch nichts zuſammengehalten werden als durch eine ſprudelnde Quelle von Geiſt und Witz, und daran gebrach es ihnen nie. Es gäbe ein langes Kapitel, wenn man die Geſchichte ihrer genialen Thorheiten ſchreiben wollte. Ein gelegentlicher Einfall Liſardo's gab der Geſellſchaft den Namen. Der alte Lorenzo, der es ſich ausgewirkt hatte, daß er beſtändig um ſeinen Gebieter ſeyn durfte und deſſen demüthige Einſprache manche Uebertreibung verhinderte, trat einſt herein und fragte ihn mit ſeinem gewöhnlichen kummervollen Ton: ob er ihm nichts aufzutragen habe? Liſardo erinnerte ſich unwillkührlich an jenen früheren Befehl und ſagte lachend: „Du kannſt ja wieder zur Kohle greifen, trübſeliger Menſch, und über die Thüre ſchreiben: Per me si va tra la perduta gente!" Auf dieſe Worte erhoben die Andern ein ausgelaſſenes Beifallsgeſchrei, ſtießen an und ließen ſich leben als verlorene Höllenbrände, arme Seelen, reiche Geiſter, und dergleichen. Liſardo genoß, wie in alten Zeiten die Hauptleute der Geächteten, als Fürſt der gente perduta, der unbeſchränkteſten Anhänglichkeit ſeiner Genoſſen, und empfand oft einen, wiewohl flüchtigen Schimmer von Glück, oder wenigſtens von Behaglichkeit. Pippa entfaltete neben ihm eine Poeſie des Leichtſinns, wie ſie nur bei einem warmen Weib des Südens denkbar iſt.

Während ſo in Salerno eine unblutige, aber ernſtliche Fehde geführt wurde, traf plötzlich wie ein Donnerſchlag die Nachricht ein, daß die *Cholera* in Neapel herrſche. Dieſe Botſchaft machte auf die beiden Parteien, wie ſich denken läßt, den entgegengeſeztesten Eindruck: die eine ließ, von Furcht gelähmt, die Hände ſinken und harrte der Dinge, die da kommen ſollten, der andere beſchloß, den ſchäumenden Lebensbecher noch vorher bis auf den Grund zu leeren, ehe er von ſelbſt auf die Neige ginge.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Himmelsbegebenheiten des Jahrs 1837.

(Fortſetzung.)

Zu Anfang des März kann *Merkur* wahrſcheinlich in der Morgendämmerung, kurz vor Sonnenaufgange, wahrgenommen werden, ein Umſtand, welchen wir darum auszeichnen, weil dieſer der Sonne nächſte Planet unſeres Syſtems ſelten einen der Beobachtung günſtigen Stand hat. — Am 20ſten April Abends findet ſodann die *erſte* der beiden, von uns vorläufig ſchon oben erwähnten *totalen Mondfinſterniſſe* Statt. Kurz vor drei Viertel auf 8 Uhr fängt der Mond an in den Schattenkegel einzutreten, den die Erdkugel der ſie beſtrahlenden Sonne gegenüber hinter ſich wirft, und gerade eine Stunde ſpäter hat er ſich gänzlich in dieſen Erdſchatten eingetaucht. Gleichwohl dürfte er auch dann noch mit Fernröhren in einem trüben, röthlichen (kupferfarbenen) Lichte wahrzunehmen ſeyn, was durch die in der Erdatmoſphäre gebrochenen, und alſo in den Schatten gelangenden

Sonnenſtrahlen verurſacht wird.* Aus demſelben Grunde ſchwindet auch den Mondbewohnern die Erde während der totalen Finſterniß nicht ganz aus den Blicken: der Rand der im Schatten liegenden, ihnen zugekehrten Halbkugel zeigt ſich von der Dämmerung umgeben. Kurz vor $10\frac{1}{2}$ Uhr fängt der Mond wieder an, aus dem Erdſchatten hervorzutreten, d. h. die totale Finſterniß hört dann, nachdem ſie etwa anderthalb Stunden gedauert hat, auf, und beinahe eine Stunde ſpäter iſt der Mond wieder völlig aus dem Erdſchatten getreten, und die ganze Finſterniß iſt damit, nach beiläufig $3\frac{3}{4}$ſtündiger Dauer** beendet. — Am 4ten Mai kommt Saturn mit der Sonne in Oppoſition, ſteht alſo um Mitternacht im Meridian und leuchtet die ganze Nacht; ſein prächtiger Ring wird gut zu ſehen ſeyn, und wir empfehlen dieſe Beobachtung, da kein anderer Planet Aehnliches zeigt. Einer in dieſelbe Zeit fallenden kleinen Sonnenfinſterniß erwähnen wir gleich einer früheren, eben ſo kleinen, gar nicht, da beide für uns ganz unſichtbar bleiben.

Der Monat Juni iſt vollkommen leer an erwähnenswerthen aſtronomiſchen Ereigniſſen. — Am 2ten Juli erreicht die Erde ihr Aphelium, d. h. denjenigen Punkt ihrer elliptiſchen Bahn (in deren einem Brennpunkte die Sonne liegt), wo ſie von der Sonne am weiteſten entfernt iſt. Die Differenz zwiſchen dieſer weiteſten und der kürzeſten Entfernung der Erde von der Sonne beträgt 700,000 Meilen, die ganze mittlere Entfernung aber etwa 21 Millionen Meilen, aus welchen Angaben deutlich erhellt, daß die elliptiſche Erdbahn doch nur wenig von der Kreisgeſtalt abweicht, und daß man dieſe Abweichung in den Zeichnungen nach kleinerem Maßſtabe nur ſchwer erkennt. — Am 9ten Auguſt hat der ſchon oben erwähnte Stern Mira ſein kleinſtes Licht und verſchwindet bald völlig. — Am 1ten September gelangt Veſta, bekanntlich eine der vier ſogenannten Planetoiden, mit der Sonne in Gegenſchein (Oppoſition); ſie wird aber dem Himmel, ihrer außerordentlichen Kleinheit wegen, keine beſondere Zier verleihen, da ihre Oberfläche kaum den eintauſendſten Theil der Erdoberfläche beträgt. — Am 2ten Oktober erſcheint Venus nahe neben der ſchmalen Mondsſichel, was gewöhnlich einen ſehr prächtigen Anblick gewährt, da der ſtarke Glanz dieſes Planeten, welchen man vielen, auf ſeiner Oberfläche befindlichen weißen Felſen, die das Sonnenlicht beſonders ſtark reflectiren, beimißt, dann vorzüglich auffällt.

Am 13ten Oktober findet die von uns ebenfalls ſchon erwähnte, zweite diesjährige totale Mondfinſterniß ſtatt. Sie beginnt um 10 Uhr 24 Minuten (mittlere, hier überall gemeinte, Berliner Zeit) Abends, und endigt um 1 Uhr 57 Minuten nach Mitternacht (alſo ganze Dauer 3 Stunden 33 Minuten); völlig in den Erdſchatten verſenkt bleibt der Mond dagegen nur von 11 Uhr 24 Minuten bis 12 Uhr 56 Minuten, mithin 1 Stunde 32 Minuten, was demnach die Dauer der totalen Verfinſterung iſt. Dieſe Mondfinſterniß wird übrigens ziemlich den Anblick der oben ausführlich beſchriebenen, im April ſtatt findenden Finſterniß gewähren; wir gehen alſo nicht nochmals auf dies Detail ein, ſondern benutzen die Veranlaſſung lieber zur Anführung einiger hieher gehörigen allgemeinen, aber ſeltener vorkommenden Bemerkungen über Finſterniſſe. Die Erſcheinungen dieſes Jahrs beſtätigen nämlich zunächſt den längſt bekannten Satz, daß, je größer die Mondfinſterniſſe in einem Jahr ſind, deſto kleiner die Sonnenfinſterniſſe ausfallen: wir haben, angeführtermaßen, im beginnenden Jahr zwei totale Mondfinſterniſſe, aber nur zwei kleine Sonnenfinſterniſſe zu erwarten. Der Grund davon liegt in der reſpectiven Stellung der Mondbahn mit ihren Knoten, und der Bahn der Erde um die Sonne, gleichwie im Verhältniß der Bewegungsgeſchwindigkeiten beider Weltkörper. Die Anzahl aller, in einem Jahr vorkommenden Mond- und Sonnenfinſterniſſe kann ferner höchſtens bis auf ſieben ſteigen, und alsdann treffen dieſelben im Januar, Juni, Juli und December ein; ein Beiſpiel gibt das Jahr 1787 mit vier Sonnen- und drei Mondfinſterniſſen. Dagegen können ganze Jahre vorkommen, in denen Mondfinſterniſſe gänzlich fehlen (wie z. B. 1788); Sonnenfinſterniſſe aber, größere oder kleinere, bei uns ſichtbare oder unſichtbare, müſſen in jedem Jahre wenigſtens zwei eintreten.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Neujahrsſatiren. Hofbälle. Dramatiſche Statiſtik des vorigen Jahrs.

Die kleinen Theater waren auch diesmal dem alten Gebrauche treu geblieben, und hatten zu Neujahr kleine Vaudevilles oder ſogenannte Revües gegeben, um die Modenthorheiten durchzuhecheln und die Tagesbegebenheiten von der lächerlichen Seite darzuſtellen. Die Pariſer haben im lezten Jahr manche auffallende Geſchöpfe auftreten ſehen, welche ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen. Da war z. B. der Orang-Outang, welcher bei der ſtrengen Kälte am Ende des Jahrs verſchieden iſt, vielleicht mit einem ſchmerzlichen Rückblick auf die Gewürzinſeln, wo er das Licht der Welt

* Indeß verſchwindet der Mond, zumal wenn die Finſterniß mit der Erdferne zuſammentrifft, zuweilen auch gänzlich, wie Hevelius z. B. in der Selenographia, S. 117, eines merkwürdigen ſolchen Falls erwähnt. In unſern Tagen ward der Mond ganz unſichtbar bei der Finſterniß vom 10ten Juni 1816.

** Die äußerſte Dauer der totalen Mondfinſterniß, wenn ſie zugleich central iſt, kann auf $1\frac{3}{4}$, und der ganzen Finſterniß auf vier Stunden ſteigen.

erblickt. Guzikow mit ſeiner Strohfibel hat nur eine Weile das Glück gehabt, ein Gegenſtand des Tagesgeſprächs zu ſeyn. Die Reichern hat der Zwerg Gulia eine Zeit lang beluſtigt, denn dieſen mußte man tüchtig bezahlen, und das Journal des Débats hatte hierüber keinen Zweifel gelaſſen, indem es das Publikum benachrichtigte, daß der Zwerg die Ausſteuer ſeiner künftigen Frau und jezigen Geliebten beitreibe. Da die loſen Vaudevilledichter in dieſen dramatiſchen Ueberſichten auch die berühmten Leute nicht ſchonen, ſo hatten ſie auch Madame Dudevant mit einer Cigarre im Munde, aber freilich nicht unter ihrem Namen, auftreten laſſen. Einige ernſthafte Journale haben dieſen Spaß ſehr übel genommen, und behauptet, eine Dame, welche in der neuern franzöſiſchen Literatur ſo ſehr glänze, verdiene zu viel Achtung, als daß ſich das Theater ſolchen ariſtophaniſchen Scherz erlauben dürfte. Warum aber ſollte das Theater, wenn es auf Koſten ſo vieler andern Perſonen ſich luſtig macht, nicht auch einen Zug aus der ſonderbaren Lebensart einer berühmten Schriftſtellerin aufgreifen, wenn dieſer Zug nicht entehrend iſt? Emile de Girardin, der auch ein wenig durchgehechelt wurde, hat ſich nicht beklagt, und die Tageblätter, das ſeinige, la Presse, etwa ausgenommen, auch nicht. Die Darſtellung dieſer kleinen ſatiriſchen Vaudevilles pflegt gegen die Mitte Januars aufzuhören, und es iſt dann weiter keine Rede davon. Dieſe Stücke ſind alſo ganz ephemerer Art, und das Witzigſte daran pflegen die eingelegten Couplets zu ſeyn, welche wahre Epigramme auf Perſonen und Begebenheiten ſind. Ferner wird der Neujahrstag durch die vielen Glückwünſchungsreden bezeichnet, welche bei Hofe gehalten und beantwortet werden. An dieſem Tage iſt es nicht gut König ſeyn; denn läßt ſich etwas Langweiligeres für den Fürſten denken, als Stunden lang alle dieſe Reden anzuhören und auf dieſelben aus dem Stegreif zu antworten? Diesmal hatte man jedoch ein Mittel gefunden, die lange Ceremonie bedeutend abzukürzen. In Rückſicht auf den neuen Mordanſchlag hatte man für dienlich erachtet, die freien Vereine, gelehrte ſowohl, als philanthropiſche und religiöſe, welche ſeit der Julirevolution zugelaſſen wurden und eine Menge von Bürgern dem Könige näher brachten, nicht mehr vorzulaſſen. Unter dieſen Vereinen befanden ſich freilich manche bloße Subſcriptionsvereine, das heißt ſolche, in welche man vermittelſt eines jährlichen Beitrags ohne irgend eine Prüfung und ohne alle moraliſche oder literariſche Garantie aufgenommen wird, deren Mitglieder alſo einander nicht einmal kennen, geſchweige denn für einander verantwortlich ſeyn können. Wie leicht hätte ſich da ein Mörder einſchleichen können, da man doch nun einmal den Mordfanatismus zu fürchten hat? Man hatte daher nur den Dikaſterien und den vom Staate anerkannten und zum Theil beſoldeten Vereinen den Zutritt geſtattet. Es iſt allerdings ſchlimm, daß die Umſtände eine ſolche Verfügung erheiſcht haben. Der Hof hatte ſonſt durch das Erſcheinen ſo vieler freien Vereine ein ganz anderes Anſehen, als jezt, wo faſt nur Militär- und Civiluniformen daſelbſt zu ſehen ſind. In einem großen Reiche ſteht der Regent ohnehin ſehr fern von den Bürgern, und iſt nur von Wenigen näher gekannt; verlieren ſie nun auch noch die ſeltenen Gelegenheiten, die ſie hatten, ſich ihm zu nähern, ſo iſt zu fürchten, daß er ihnen vollends fremd werde. Auch die Bälle bei Hofe haben jezt das bunte Anſehen nicht mehr, das ſie in den erſten Jahren des neuen Königthums hatten. Damals war es ein Leichtes, Zutritt zu bekommen; man hatte große Achtung vor der Nationalgarde, und die Uniform dieſes Bürgercorps war ein hinlänglicher Schmuck; jezt ſpricht man wieder von habit habillé, und gibt in den Modejournalen die Trachten an, die bei Hofbällen gebräuchlich ſind. Auch ergehen die Einladungen meiſtens nur an Beamte oder durch Namen oder Talente ſehr ausgezeichnete Bürger. Die legitimiſtiſchen Blätter können nicht mehr über die Frau Tuchhändlerin oder Mezgerin ſpotten, welche ihren Mann, den Bürgergardiſten, nach Hofe begleitet; denn wenn auch ſolche Damen nicht ganz ausgeſchloſſen ſind, wenn ihre Männer Offizierſtellen bei der Bürgergarde haben, ſo werden ſie doch weit ſeltener eingeladen, und die Hofbälle bekommen nunmehr ein glänzenderes Anſehen und gleichen allen Hofbällen Europa's, oder wenigſtens ſolchen, wo ſogenannte Hoffähigkeit keine unerläßliche Bedingung des Eintritts iſt. Es iſt zu bedauern, für das neue Königthum ſowohl, als für Frankreich, daß die häufigen Mordanſchläge ſo große Vorſicht und eine Kluft zwiſchen Fürſt und Volk nöthig gemacht haben.

Nach jährlichem Gebrauche hat man in den hieſigen Tageblättern die Theaterſtücke zuſammengezählt, welche im Laufe des Jahrs 1836 auf den vielen Bühnen von Paris neu gegeben worden ſind, und da hat man denn die Zahl 293 herausgebracht, und dies iſt wohl mehr als je. Im vorigen Jahr waren derſelben 72 weniger. Eigentlich aber kann man die neuen Stücke faſt nicht mehr berechnen; denn die Blätter, welche die 293 Stücke zuſammengezählt haben, ſind zu dem Geſtändniſſe genöthigt, daß ſie die auf mehreren kleinen Bühnen neu aufgeführten Stücke außer Acht gelaſſen. Hätte man ſämmtliche dramatiſchen Produkte, große und kleine, addirt, ſo würde die Summe die Zahl 300 weit überſtiegen haben. Es kann alſo noch einmal dahin kommen, daß ſo viel neue größere Stücke gegeben werden, als Tage im Jahr ſind; denn je mehr Theater entſtehen, deſto fleißiger müſſen ſie ſeyn, und deſto mehr Novitäten müſſen ſie dem Publikum bieten, wenn ſie ihren Nebenbuhlern den Rang ablaufen und das Publikum herbeilocken wollen. Man ſollte nun glauben, nirgends ſeyen die dramatiſchen Dichter glücklicher, als in Paris, und nirgends ſey es ihnen leichter, ihre Stücke aufführen zu laſſen, als hier. Vaudevilles freilich bedarf man in Menge, und in dieſer Gattung iſt der Verbrauch ſo ſtark, daß es wohl nicht ſchwer fällt, auf irgend einem der vielen Vaudevilletheater ein neues derartiges Produkt ſpielen zu laſſen. Wenn es aber darauf ankommt, eine neue Operette, ein großes Luſt- oder Trauerſpiel anzubringen, ſo iſt die Noth der Dichter außerordentlich groß. Wenigſtens klagen ſie ſo, und behaupten, ohne die Errichtung eines zweiten Théâtre français und einer zweiten Opera comique können ſie nicht beſtehen. So hörte ich neulich in einer Geſellſchaft einen bereits durch mehrere Luſt- und Schauſpiele bekannten Dichter jammern, daß drei oder vier Dichter ſich des Théâtre français ausſchließlich bemächtigt hätten (wahrſcheinlich meinte er damit Caſimir Delavigne, Scribe u. ſ. w.), ſo daß für Andere gar kein Aufkommen möglich ſey, und daß dieſe Monopoliſten, wie er ſie nannte, bereits einen Vertrag mit dem Unternehmer des zweiten Théâtre français geſchloſſen, ſo daß ſie auch hier wieder dreihundert Tage im Jahr mit ihren Stücken beſezt haben werden, wenn das Unternehmen zu Stande komme. Dem Miniſter des Innern ſollen ſo dringende Klagen von Seiten des Comité dramatique, das heißt des Vereins der Theaterdichter, vorgelegt worden ſeyn, daß er zulezt ganz ungeduldig die zudringlichen Dichter abgewieſen habe, mit den Worten, ſie möchten ſehen, wie ſie fertig werden, er wolle mit dem Unternehmen nichts weiter zu ſchaffen haben, und auf Geldunterſtüzung von Seiten der Regierung dürften ſie nicht rechnen.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 38.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 14. Februar 1837.

— Respirons au bout de la carrière
Ce calme avantcoureur de l'éternelle paix.

Lamartine.

Abschluſs.

Ich hab' mich längſtens ſchon gewöhnt,
Mit Gleichmuth Luſt und Leid zu tragen,
Bin mit dem Schickſal ausgeſöhnt,
Mag's Wunden heilen oder ſchlagen.

Was iſt ein froher Augenblick,
Der mich mit Grauen nur durchſchauert,
Weil hinter ihm das Mißgeſchick
Mit ſeinem langen Hader lauert? —

Drum jauchz' ich nicht bei Tanz und Schmaus,
Wo Andre ſich vor Luſt nicht kennen,
Weil auf dem Wege oft nach Haus
Schon wieder Dorn und Neſſeln brennen.

Ich jauchze nicht dem Morgenroth,
Weil hinter ihm der Glutball glühet,
Und mit den Feuerſtrahlen droht
Zu Staub zu ſengen, was noch blühet.

Nur Eines wünſchet ſich mein Herz,
Daß, wenn der Tod mir ſchließt das Auge,
Ich unter einem leichten Schmerz
Aus meinen lezten Seufzer hauche;

Daß einen Kranz mein treues Weib
Von Perlen auf die Stirn mir thaue,
Und nach des Vaters ſtarrem Leib
Sein Kind mit einem Lächeln ſchaue.

Fr. Güll.

Liſardo.

(Fortſetzung.)

Liſardo kehrte mit einigen ſeiner Genoſſen von einer langen Jagdpartie zurück. An der Normannenburg, wohin wir ihn ſchon früher einmal begleitet haben, machten ſie Halt und genoſſen den Reſt des mitgenommenen Weins. Indem wendete einer den Blick auf's Meer hinaus und machte die andern durch einen Ruf der Verwunderung aufmerkſam. Ein Fahrzeug ſchwamm langſam von Norden her über die windſtille, ſpiegelglatte Fläche, auf ſeiner Spitze wehte eine ſchwarze Flagge; es war etwas Feierliches in ſeinem leiſen Dahergleiten, ein Gefühl von Ernſt und Träuer ſchien ſelbſt den todten Kiel durchdrungen zu haben. Endlich lief es in den Hafen ein, wo es zwiſchen den andern Schiffen verſchwand.

„Was hat das zu bedeuten?“ rief einer. „Es muß etwas Beſonderes in Neapel vorgegangen ſeyn. Iſt am

Ende der König —?" — „Unmöglich," ſagte Liſardo; „das wäre nicht durch ein ſo kleines Schiff gemeldet worden." — „Es könnte aber doch ein königliches geweſen ſeyn," entgegnete ein Anderer. Sie redeten eine Zeitlang über Vermuthungen hin und her, bis endlich Liſardo rief: „Was zum Henker! ihr fallt ja ganz aus der Rolle! wer wird denn von Todesfällen, von Haupt- und Staatsactionen ſprechen? Was geht das uns an? Vorwärts über die ſchwanke Lebensbrücke, wer auch links und rechts hinunterfallen mag! Vorwärts! das Gewimmel nimmt deßwegen doch nicht ab. Wenn wir ſelbſt einmal aus den Reihen hinausgedrückt werden, dann iſt's Zeit genug, daran zu denken." — „Bravo!" fiel einer ein, „es lebe die Sorgloſigkeit!" — „Es lebe der Gleichmuth!" rief ein Anderer. „Es lebe die Gleichgültigkeit!" rief Liſardo und ſtieß mit ſeinem Glas an die andern. Alle tranken aus und ſchleuderten die leeren Becher an das alte Gemäuer. „Wer keucht denn da den Steinweg herauf?" ſagte einer. „Wenn ich nicht ganz irre," rief Liſardo, „ſo iſt's mein Alter; was hat der Eiliges zu bringen?"

Alle ſahen aufmerkſam hin und erkannten den alten Lorenzo. Er erreichte den Rand der Gipfelplatte, ſah ſich um und eilte athemlos auf ſeinen Gebieter zu. „Was haſt du? was gibt's?" fragte dieſer. „Kommt mit mir auf die Seite!" rief Lorenzo und faßte ihn an der Hand. Sie umgingen das Schloß. „Wißt Ihr, wer angekommen iſt?" fragte der Alte, als ſie weit genug von den Andern weg waren. — „In dem Schiff mit dem ſchwarzen Wimpel? Rede, um Gottes Willen! der Anblick hat mir das Herz zuſammengeſchnürt!" — „So habt Ihr's alſo geahnet?" — „Iſt ſie's? ſprich, Lorenzo! iſt ſie's ſelbſt?" — „Sie iſt's und trägt Trauerkleider," erwiderte der Greis. „Eine Wittwe! Und Petronio?" — „Die Peſtilenz hat ihn weggerafft." — „Requiescat in pace!" ſprach Liſardo dumpf. Eine lange Stille trat ein, dann wandte er ſich zu Lorenzo und rief: „Geh, Alter, geh und entſchuldige mich bei den Andern, du kannſt vorbringen, was du willſt, nur entſchuldige mich! Ich kann mich jezt nicht vor ihnen ſehen laſſen, ich kann nicht mit ihnen reden. Fort! hinab! zu Hauſe triffſt du mich." Er winkte zum Abſchied und eilte den Berg hinab.

Die Sonne war kaum aufgegangen, ſo ſtand Liſardo ſchon in ſeinem Zimmer und ging unruhig auf und ab. Sein trübes, brennendes Auge zeigte, daß er die Nacht wenig oder gar nicht geſchlafen hatte. „Unverzeihliche Thorheit!" rief er und ſchlug ſich vor die Stirne, „unbändige Raſerei, mein Leben zu vergeuden und beim erſten ſchiefen Blick meiner Sterne ſo alle Hoffnung aufzugeben! Wenn mir geahnet hätte, daß es ſo gehen würde! Octavia! Octavia! habe ich dich zum zweiten Male verſcherzt? Mein Name iſt ſtinkend geworden vor den Leuten, mit der ganzen Welt bin ich in Feindſchaft — und doch! darf ich nicht hoffen, daß ihr klares Auge durch all den Nebel hindurch mich erkennen werde, wie ich von jeher war, wie ich noch immer bin? Hat ſich mein Herz im Staub und Schmutz des Lebens geändert? Wird nicht meine Verzweiflung für mich ſprechen? Wie gerne werfe ich alle die abgeſchmackten, erzwungenen Freuden weg! Sie wird, ſie muß mich verſtehen! Sie hat die leere Welt kennen gelernt, ſie weiß, daß ich nicht aufhören kann, Liſardo zu ſeyn! Ich muß zu ihr, die Unglückliche hat der Liebe ſo lang entbehrt, ich muß ihr ſagen, daß ich der Alte bin, ſie muß mein werden, und ich will mich in ihren Willen, in jeden Aufſchub geduldig fügen!"

Er bereitete ſich zu dem Gange vor; im Gefühl, daß nichts Nachläſſiges, nichts Unordentliches in ſeiner Erſcheinung ſeyn dürfe, trat er vor den Spiegel. Er fuhr zurück; er hatte ſich lange nicht geſehen. „Wie grau!" rief er, „wie iſt aller Schmetterlingsſtaub abgewiſcht! O meine Jugend! Was wird Octavia zu dieſem bleichen, fahlen Antlitz ſagen? Wird ſie mir nicht vorwerfen, ich habe ſie um mich betrogen? Nein, ich fühl's! meine Jugend hat ſich nach innen geflüchtet: ich bin noch reich, Geliebte! du wirſt nicht vergebens bei mir ſuchen, ich kann noch immer deinem Herzen Nahrung geben. Muth, Muth! ſey ſtolz, verzagtes Herz! hoffe, trau auf dich ſelbſt! Noch kann Alles glücklich werden."

Ein leiſes Klopfen unterbrach ihn, Lorenzo erſchien an der Thüre. „Was bringſt du mir, alter Freund?" rief Liſardo. „Wollt Ihr mir verzeihen, gnädiger Herr," ſagte der Greis, „was ich ungeheißen that? Ich war dieſen Morgen ſchon bei der Dienerſchaft des Gouverneurs." — „Was hörteſt du dort?" — „Allerlei confuſe Reden. Im Allgemeinen konnte ich ſo viel merken, daß die Signora durch ihre Wittwenſchaft nicht ſehr unglücklich geworden iſt. Die Bedienten, die ſie mitgebracht hat, ſind den ganzen Tag beſchäftigt geweſen, ihren Hunger und Durſt zu ſtillen, und behaupten, es ſey ihnen lange nicht ſo gut geworden. Alle ſagen, ſie ſey ihrem Oheim mit Freudenthränen in die Arme geeilt. Das will ich nun dahin geſtellt ſeyn laſſen, das Volk ſchwazt viel dummes Zeug, wenn's Muße hat. Was ich ſelbſt von ihr ſagen kann —" — „Wie? du haſt ſie geſehen?" unterbrach ihn Liſardo. „Ja, von Weitem." — „Nun, wie ſieht ſie aus?" — „Nicht betrübt, ſo viel ich ſehen konnte, aber ſehr ernſthaft." — „Kleide mich an, und zwar ſorgfältig, hörſt du? Ich gehe zu ihr, ſobald es ſchickliche Zeit iſt, und du mußt mich begleiten."

Von dem Alten gefolgt, ſchritt Liſardo auf den Pallaſt des Gouverneurs zu und durch die erſtaunte Dienerſchaft hindurch, die ihn nicht zurückzuhalten wagte, die breite Marmortreppe hinauf. Eine Zofe, die er oben nach

Octavien fragte, gab ihm zur Antwort, ſie ſey allein und nehme keine Beſuche an. „Ich habe der Signora etwas Wichtiges zu ſagen,“ entgegnete er und eilte an dem Mädchen vorbei in das Zimmer, aus dem ſie gekommen war. Octavia erhob ſich raſch und unwillig über den ſtörenden Beſuch; als ſie ihn aber erkannte, ſchlug ſie mit einem Ausruf des Zorns und Jammers die Hände zuſammen und wandte ſich von ihm ab.

Liſardo näherte ſich. „Vergebung, Octavia!“ rief er und faßte ſie bei der Hand. Sie entzog ihm die Hand und antwortete nicht. Er blickte ihr von der Seite in's Antlitz: ſie war ſchöner als je. Der Gram, der ihre Augen beſchattete und ihre Stirn mit einer leiſen Linie befurchte, gab den ſeelenvollen Zügen einen unendlichen Reiz. „Octavia,“ hob er an, „wir ſehen uns anders wieder als damals, wo wir ſchieden. Vieles iſt anders geworden ſeitdem. Laßt mich ſchweigen von mir! ich habe gehandelt wie ein Thor, und meine Schuld iſt ſchwer. Die Erinnerung an Euch, meine Octavia, hat mich zu Zorn und Grimm getrieben, ach! und ſie hätte mir Frieden bringen ſollen! Iſt noch ein Friede möglich? Kann dein liebebedürftiges Herz, das in eine kalte Welt verſtoßen war, kann es noch etwas hoffen von dem meinigen? Ja, nenne du es einen vergrabenen Schatz, den du nur ſuchen darfſt und wie leicht wieder finden wirſt! Laß uns da fortleben, Octavia, wo wir Beide zu leben aufgehört haben; können wir nicht die Zwiſchenzeit vergeſſen? Ach, es war ja keine! es war keine Zeit, kein Leben! es war nur ein unſeliger Traum, der jezt vor einem holden Erwachen verſchwindet. — Ich will dein ſchwarzes Gewand nicht beleidigen, Octavia! ich will nicht unzart in dich dringen — nur einen Blick der Hoffnung gewähre mir, nur Einen! ſprich ein einziges Wort, das mir eine holde Zukunft eröffnet, ſey ſie auch noch ſo fern! Ich will dein Antlitz meiden, bis du mir es wieder zu ſehen vergönnſt.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Himmelsbegebenheiten des Jahrs 1837.

(Beſchluß.)

Außer dieſen Sonnenfinſterniſſen aber, welche unſern Planeten unmittelbar betreffen, müſſen wir auch noch derjenigen Erwähnung thun, welche ſich auf den übrigen Planeten unſeres Syſtems zutragen; denn da Jupiter, Saturn und Uranus bekanntlich mehrere Monde haben, ſo werden ſich auf dieſen Planeten in ähnlicher Art, und wegen der Mehrheit der Monde noch viel öfter Mond- und Sonnenfinſterniſſe ereignen. Für Saturn und Uranus iſt indeſſen die Beobachtung derſelben, bei der großen Entfernung, kaum ausführbar; Jupiter dagegen mit ſeinen vier Monden gewährt das Schauſpiel ſehr oft. Dieſe vier Jupitermonde laufen nämlich außerordentlich ſchnell um ihren Hauptplaneten. Der dem Jupiter nächſte von ihnen (der erſte) umläuft ſeinen Hauptplaneten gar ſchon in 42 Stunden, wogegen der (ſynodiſche) Umlauf des Erdmondes, wie bekannt, 29½ Tag dauert; ihre Bahnen ſind nur unter ſehr kleinen Winkeln gegen die Bahn des Jupiters um die Sonne geneigt; ihre Entfernungen vom Hauptplaneten ſind klein, der leztere, und alſo auch ſein Schattenkegel, iſt dagegen überwiegend groß, und ſo geſchieht es, daß die drei, dem Jupiter zunächſt ſtehenden Monde bei jedem Umlaufe, und auch der vierte ſehr oft verfinſtert werden. Man ſieht ſie auch wirklich ganz deutlich in den Schattenkugel des Jupiters eintreten, ihr Licht darin verlieren und wieder daraus hervorkommen, parfaitement comme chez nous. Gehen, umgekehrt, dieſe Monde zwiſchen dem Jupiter und der Sonne hindurch, ſo werden ſie, wenn ihr Schattenkegel den Planeten noch erreicht, Sonnenfinſterniſſe auf demſelben verurſachen; und in der That ſehen wir in dieſem Falle den Schatten des Trabanten als einen runden, ſchwarzen, aber verhältnißmäßig kleinen Fleck über die hellglänzende Jupiterſcheibe rücken. Der Jupiter hat alſo dieſe Erſcheinung, nur in größerer Ausdehnung, vollſtändig mit der Erde gemein, und der intereſſante Schluß, daß er noch manches Andere, aber auch in größerm Maßſtabe, mit ihr gemein habe, liegt demnach ganz nahe. — Ich hoffe mir mit dieſen Auseinanderſetzungen und Andeutungen, welche ſich in andern Ankündigungen der zu erwartenden Himmelsbegebenheiten wohl nicht finden dürften, der Leſer Dank erworben zu haben.

Am 17ten Oktober tritt Pallas mit der Sonne in Oppoſition, zeigt ſich alſo zu dieſer Zeit um Mitternacht im Meridian, und wird die ganze Nacht hindurch geſehen werden können. Im November kommt der ſchöne Planet Venus als Abendſtern immer mehr hinter der Sonne herum; im folgenden Monate December wird ihr Licht noch glänzender, und ſie kann bis gegen acht Uhr Abends beobachtet werden. Jupiter aber iſt gegen Ende dieſes Monats und des Jahrs die ganze Nacht hindurch zu ſehen, wird ſich, auch ohne nähere Ortsbezeichnung, an ſeinem ſchönen hellgelblichen Lichte leicht erkennen laſſen, und zeigt dann wohl einen Theil ſeiner oben erwähnten Mondserſcheinungen, wiewohl die Quadraturen, aus leicht zu überſehenden Gründen, ſchicklichere Momente zur Beobachtung derſelben ſind. Mehr läßt ſich im anhebenden Jahr für unſere Beobachtung vom Sternenhimmel nicht erwarten.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortſetzung.)

Die Oper und die franzöſiſchen Tonſetzer. Scribe's Camaraderie.

Was das Opernweſen betreffe, fuhr der unzufriedene Erzähler fort, ſo habe ſich Folgendes zugetragen. Ein junger Tonkünſtler, Namens R**, welcher 100,000 Franken jährliches Einkommen von Haus aus beſitze, ſey vor einiger Zeit aus Italien zurückgekommen und habe für's Theater zu arbeiten verlangt. Die große Oper habe ihn kurz abgefertigt, nicht viel beſſer ſey er von der Direktion der komiſchen Oper behandelt worden, worauf der junge Mann dem Miniſter des Innern ſein Erſtaunen darüber bezeigt habe, daß es einem jungen franzöſiſchen Tonkünſtler nicht möglich ſey, eine Oper aufführen zu laſſen, wogegen deutſche und italieniſche Tonſetzer an beiden Singtheatern das ausſchließliche Vorrecht zu haben ſcheinen, für dieſelben Opern zu ſetzen, und außerdem eine italieniſche Oper ebenfalls italieniſche Tonkünſtler beſchäftige, obſchon das Geld zur Unterſtützung aller dieſer drei Opern aus franzöſiſchen Taſchen komme und zur Aufmunterung franzöſiſcher Talente hergegeben werde. Der Miniſter habe den jammernden Tonkünſtler mit der baldigen Errichtung einer zweiten Opéra comique getröſtet. Nachher habe jedoch das Miniſterium bedacht, daß der junge Mann zu einer einflußreichen Familie gehöre, welche leicht zur Oppoſitionspartei übergehen könnte, wenn man ihr gerechte Urſache zur Unzufriedenheit gebe, worauf dem Operndirektor Duponchel angekündigt worden ſey, er ſolle für den jungen Mann etwas thun. Duponchel habe nun dem Tonkünſtler erlaubt, eine Oper zu ſetzen, aber nur eine kleine, in einem Aufzuge, weil zu größern unmöglich Raum und Zeit vorhanden ſey. So ſtehen alſo die Sachen, und natürlich rufen alle jungen Tonkünſtler: „Ihr Herren Miniſter, errichtet eine zweite Operettenbühne, damit wir, die wir Preiſe im Muſikconſervatorium erhalten und auf Staatskoſten uns in Italien ausgebildet haben, auch in Stand geſezt werden, euch zu zeigen, was wir vermögen.“ Aber natürlich zaudert das Miniſterium, und wagt es auch kaum, einem Privatmanne die Erlaubniß zu einem ſolchen Unternehmen zu ertheilen, weil alsdann die ältere Operettenbühne dadurch in ihrer Einnahme beträchtlich geſchmälert werden und ganz dem Staate zur Laſt fallen würde. Ueberhaupt koſten alle großen Theaterunternehmungen den Staat bedeutende Summen, und nicht immer entſpricht der Erfolg den Aufopferungen, welche die Nation zu ihren Gunſten macht. Das Unglück der Dichter und Tonſetzer, die nicht dazu kommen können, daß man ihre Stücke ſpielt, rührt aber großentheils daher, daß das Publikum ſeine Lieblingsſchriftſteller hat, deren Geiſtesprodukte es immer gerne ſieht, wogegen es gegen die neu auftauchenden Talente ſich ſehr mißtrauiſch zeigt. Die Schuld liegt alſo weit weniger an den Theaterdirektoren, als am Publikum, nach deſſen Geſchmack und Launen die Direktionen ſich richten müſſen. Wenn alſo gewiſſe Dichter und Tonſetzer beinahe im ausſchließlichen Beſitze der Bühnen ſind, ſo iſt es der Wille der Zuſchauer, die allzu oft durch unreife Verſuche unbekannter Dichter und Künſtler mißmuthig geworden ſind, und ſich daher lieber an die Geiſtesprodukte bewährter Männer halten, auf deren Verdienſt ſie beſtimmt rechnen können. Iſt es ihnen auch wohl zu verdenken, wenn ſie z. B. Scribe's Stücke lieber ſehen, als die Mißgeburten ſo vieler jungen Dichter, welche die abſcheulichſten Dinge erſinnen, um nur originell zu ſcheinen? Was können Direktionen, Miniſter und Staat dafür, daß überall ſein Name auf den Anſchlagzetteln erſcheint, und daß zuweilen an einem Abend auf fünf oder ſechs Theatern ſeine verſchiedenen Stücke, Opern, Operetten, Luſtſpiele und Vaudevilles dargeſtellt werden? Das Publikum findet Gefallen daran, weil ſie witzig und geiſtreich ſind. Dafür iſt aber auch Scribe jezt ein Millionär unter den Dichtern; ich habe ſein Einkommen auf 80,000 Franken anſchlagen hören, und man meint, es könne ſich wohl noch höher belaufen. In der That vermehrt es ſich mit jedem Jahr, denn beſtändig kommt Scribe mit etwas Neuem zum Vorſchein. Erſt in den lezten Tagen wurde die Operette l'Ambassadrice auf dem Théâtre de l'opéra comique, und la Camaraderie auf der Bühne des Théâtre français zum erſten Male gegeben und mit großem Beifalle aufgenommen. In erſterm Stücke hatte er als Tonſetzer ſeinen gewöhnlichen Gehülfen Auber genommen, und da bisher alle Operetten dieſer beiden Freunde in's Deutſche übergegangen ſind, ſo wird auch die Frau „Geſandtin“ nicht ermangeln, in deutſchem Gewande eheſtens auf der Bühne zu erſcheinen. Das Luſtſpiel la Camaraderie ſchildert ganz franzöſiſche oder eigentlich nur Pariſer Sitten, Charaktere und Zuſtände; an dieſem Stücke würde ſich daher ein auswärtiges Publikum nicht ſehr ergötzen; ja es möchte daſſelbe ohne einen Commentar nicht einmal verſtehen. Obſchon überall Ränkeſucht das zu erlangen ſtrebt, was nur dem Verdienſte gebührt, ſo äußert ſich doch die Intrigue in dem großen Gewühle der Hauptſtadt auf eigenthümliche Weiſe, und dieſe muß im Auslande höchſt fremdartig erſcheinen. Die Mittelmäßigkeit und Schlechtigkeit nimmt hier zu Ränken ihre Zuflucht, um Deputirter, königlicher Beamter, Akademiker, Ritter der Ehrenlegion, Maire u. ſ. w. zu werden, ſogar um den Tugendpreis bei der Académie française zu erhalten oder einem Begünſtigten zuzuwenden. Der Bewerber gibt es ſo viele, und eine einträgliche Stelle iſt ſo ſchwer zu erlangen, daß Manche ſich heimlich einſchleichen, wo die Andern offen voranſchreiten, oder ſich mit andern Intriguanten verbinden, um ſich gegenſeitig zur Erreichung ihrer Zwecke zu verhelfen. Solch einen Intriguantenverein hat Scribe in ſeinem neuen Luſtſpiele ſchildern wollen, und zwar in den höhern Sphären, wo es ſich um Pairs- und Deputirtenſtellen handelt. Jules Janin hat es im Feuilleton des Journal des Débats dem Dichter vorgeworfen, daß er allen Anſtand bei Seite geſezt und die Nichtswürdigkeit ſogar in die Pairskammer verſezt habe. Der ariſtokratiſchen Anmaßung jenes Journals muß ſo etwas natürlich mißfallen; allein darin beſteht eben der hohe Beruf des Theaterdichters, daß er die Untugenden bis in die höhern Regionen verfolge, wenn ſie dort einheimiſch zu werden drohen, und das Laſter ohne Anſehen des Standes geißele. Nur hat Scribe mehr Nichtswürdigkeit in ſeinem „Kameradenvereine“ aufgehäuft, als man wohl beiſammen zu finden pflegt; allein auf der Bühne kann man ſchon die Farben ein wenig ſtark auftragen, ohne deßhalb in's Unnatürliche zu fallen. Auch der Tartüffe, wie ſie Molière geſchildert hat, gibt es wohl wenige; dies verhindert jedoch nicht, daß man ſtets das Molière'ſche Luſtſpiel als ein treues Gemälde der abſcheulichen Scheinheiligkeit angeſehen hat. Es mußte ſehr ſchwierig ſeyn, der politiſchen Ränkeſucht eine komiſche Seite abzugewinnen; allein Scribe beſizt in dieſem Fache eine ſo bewährte Gewandtheit, daß man im Voraus verſichert ſeyn konnte, er werde ſich mit Geſchick aus allen Schwierigkeiten ziehen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 39.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 15. Februar 1837.

You are „the best of cut-throats:“ — do not start;
The phrase is Shakspeare's, and not misapplied: —
War's a brain-spattering, windpipe-slitting art,
Unless her cause by right be sanctified.
If you have acted o n c e a generous part,
The world will decide. —

Byron.

Die burgundiſchen Schlachtfelder.

Grandſon.

Es iſt in der neueſten Zeit bei den Streitigkeiten der Schweiz mit Frankreich ſo oft von den Heldenkämpfen der Schweizer gegen Burgund laute und rühmende Rede geweſen, daß es ſich wohl der Mühe verlohnt, meinem früher, bei Gelegenheit meines Ausflugs in den Jura gegebenen Verſprechen zufolge, jene Geſchichten einmal wieder beim Licht zu betrachten, um darin Recht vom Unrecht zu trennen.

Von dem Umfang des alten Königreichs Burgund, von ſeiner Eintheilung in das cis- und transjuraniſche Burgund, wie ſich lezteres ſpäter vom alten Königreich losgeriſſen und ein eigenes Land unter eigenen Fürſten gebildet, davon habe ich eben damals (ſ. Nr. 267 ff. v. J.) geſprochen, und ich brauche hier nur darauf zurückzuweiſen. Karl der Kühne war der erſte Herrſcher des Landes, der alle Eigenſchaften vereinigte, um an die Wiederherſtellung jenes alten Burgunds denken zu können; er dachte auch daran, und wer mag ihm dies verargen? Hoffe doch das jetzige Deutſchland auch ſein Hochburgund, Elſaß und Lothringen einmal wieder zu bekommen und mit Belgien und der Schweiz wieder in nahe Verbindung zu treten wie ehemals. Geſchichtlich ſteht feſt, daß Karl der Kühne den Kampf nicht anfing und den Schweizern auch keine Urſache zum Krieg gegeben hatte; denn daß einige Züricher und Berner Kaufleute von dem burgundiſchen Commandanten des Forts Ferrette angehalten worden waren, und ähnliche Beamtenanmaßungen, dies kann doch gewiß nicht als eine Urſache des Kriegs angeführt werden. Aus dem heroiſchen und edeln Volk des vierzehnten Jahrhunderts, das ſeinen Herd und ſeine Freiheit mit Heldenmuth vertheidigte, waren die Schweizer des fünfzehnten Jahrhunderts ſchon anmaßliche, habſüchtige und grauſame Eroberer geworden, die günſtigen Umſtände und die Schwäche der Nachbarn benutzend, um Länder an ſich zu reißen, auf die ſie gar kein Recht hatten. Sie fingen den Krieg gegen Burgund an, weil König Ludwig IX. von Frankreich, der Herzog Renatus von Lothringen und der Herzog Sigismund von Oeſterreich die Kriegsluſtigen und Beutegierigen dazu aufforderten und ihnen Geld gaben. So fielen ſie und mit ihnen die verbündeten Friburger, Basler, St. Galler und Schaffhauſer ſengend, brennend, plündernd und verwüſtend in Hochburgund ein. Den Grafen von Savoyen und die waadtländiſchen Ritter ließen ſie ihre Anhänglichkeit an das Haus Burgund ſchwer entgelten. Damals fielen heldenmüthig ihre Burgen, unter andern Clées und Orbe, und nichts wurde im Lande verſchont, denn die Eidgenoſſen wütheten dergeſtalt auch gegen die Einwohner, daß hinter ihrem Heere nur ausgeplünderte und

rauchende Einöden lagen. Die Berner nahmen Murten (Morat) und belagerten Grandſon, das ſich ihnen auch ergeben mußte. Als aber eine ſehr begreifliche Staatskunſt Ludwig IX. und dem Kaiſer Sigismund rieth, aus der Verbindung mit einem ſo mächtig, grauſam und vernichtend um ſich greifenden Volke zu treten, um es ſich nicht über den Kopf wachſen zu laſſen, als die Schweizer nun lediglich auf ſich verwieſen waren und Karl von Burgund mit einem mächtigen Heer gegen ſie angerückt kam, da ſank ihnen auf einmal der Muth und ſie ſchickten ihm Geſandte, die den erzürnten Fürſten ſogar kniend um Frieden baten, aber umſonſt. Bis hieher war Glück und Ehre auf burgundiſcher Seite; ſo aber ſollte es nicht bleiben.

Karl beging gleich im Anfang einen großen ſtrategiſchen Fehler, daß er nicht mit ſeinem, beſonders an Geſchütz und Reiterei reichen Heere, alle engen Päſſe vermeidend, von Jougne, wo er mit ſeinem Heer über den Jura gezogen kam, nach Orbe und in die reichen Ebenen Freiburgs, Berns und Solothurns rückte, wodurch der Krieg wahrſcheinlich zu ſeinem großen Vortheil einen andern Charakter angenommen hätte, wie ſpäter die Gigantenſchlacht bei Marignano bewies. Kleinlich hielt er ſich an die Einnahme einiger feſten Schlöſſer, die er nur hätte einſchließen und mit kleinen Truppencorps aushungern ſollen, wo ſie dann bald in Folge größerer Kriegsereigniſſe ohne Entſatz von ſelbſt gefallen wären. Er vergaß ganz das Beiſpiel von Morgarten und die Lieblingsſtrategie der Schweizer, herrſchende Höhen dicht an Seen zu beſitzen, den Feind in Engen einzukeilen, dadurch ſeine Reiterei zuerſt in's Stocken und dann in große Unordnung zu bringen, zuletzt aber den geſchlagenen Feind in den See zu treiben. Karln ſchien es von der größten Wichtigkeit, Grandſon zu nehmen, das Montbovon mit ſeinen Schweizern tapfer vertheidigte.

So rückte er denn mit einem ſiebenzigtauſend Mann ſtarken Heer über Beſançon, Pontarlier, Jougne, Orbe, Yverdun gegen Grandſon an und umging es, ſo daß ſeine nördlichen Poſten in Vaurmarcus, einem Fort am See, ſtanden. Das Heer der Eidgenoſſen war ſechs Stunden davon bei Neuchatel gelagert. Das burgundiſche Heer beſtand aus den beſten und kriegsgeübteſten Truppen der damaligen Zeit, mit zahlreicher Reiterei, Geſchütz und andern Kriegsmaſchinen, unter der Anführung tüchtiger und erfahrener Offiziere und unter einem Haupt wie Karl. Darum ſchien auch dem Herzog der Sieg gewiß, die Demüthigung und Unterwerfung der ſtolzen Schweizer ganz unzweifelhaft. Es ſollte dieſer Feldzug ein Triumphzug ſeyn; darum hatte Karl ſeinen ganzen prächtigen Hof mit ſich geführt. Burgund ſollte in morgenländiſcher Herrlichkeit erſcheinen und kein Königshof ihm gleich kommen. Man zählte über dreitauſend, großentheils ſehr ſchöne Frauenzimmer, die in Sammt- und Seidenkleidern und goldenen Ketten im Lager zwiſchen den vierhundert rothſeidenen Zelten der Offiziere umhergingen. Nachts ſchien hier dann ein großer Ball aufgethan, ja einige Chroniken berichten von einer Mummerei, wobei die Mädchen Soldatenkleider anlegten und dieſe ſich in die Weiberröcke bequemten. Das Zelt des Herzogs war ganz von Goldbrocat, und ſeine innern Wände glänzten von Perlen und Edelſteinen. Die gewöhnlichſten Gegenſtände waren darin von Silber und manche ſogar von Gold. Um all dies Geräth fortzubringen, waren vierhundert Wagen im Gang. Der Herzog ſelbſt, ſonſt ſo ſtolz und vornehm, fand doch großes Vergnügen an Muſik und Geſang der Jongleurs, an den rohen Scherzen ſeiner Soldaten und Offiziere. Hätten die Eidgenoſſen dieſen Zuſtand des burgundiſchen Lagers gekannt, ſo würden ſie es gewiß in einer Nacht überfallen haben, ehe noch Grandſon fiel. So gingen mehrere Tage verloren, wo es hätte gerettet werden können.

(Die Fortſetzung folgt.)

Liſardo.

(Fortſetzung.)

Liſardo hatte Octaviens Hand nochmals ergriffen und kniete neben ihr, mit flehenden Blicken emporſchauend. Sie ſchwieg lange, gleich als hörte ſie noch immer zu. Als es ſo ſtill wurde, ſchrack ſie zuſammen, entwand ihm die Hand, kehrte ihm ein Geſicht voll ſtrengen Ernſtes zu und rief mit ſchneidendem Ton: „Ihr wagt es noch, vor mir zu erſcheinen! Glaubt Ihr, durch ein paar ſchöne Worte laſſe ſich jedes Vergehen wieder gut machen? Wenn Ihr gegen Sitten und Geſetze, gegen alles, was den Menſchen hoch gilt, gefrevelt habt, ſo nennt Ihr das einen böſen Traum, aus dem man nach Belieben aufwachen kann? Mir iſt es kein Traum geweſen, mit offenen Augen habe ich Euer jammervolles Leben anſehen müſſen. Ja, ich wollte, ich hätte geträumt; wie würde ich mich geſchämt haben beim Erwachen, daß ein böſer Geiſt mir ſolche Gedanken in die Seele ſtoßen konnte und Liſardo, den edlen Liſardo herabwürdigen zum Bunde mit der Gemeinheit und Verworfenheit! Nun reibe ich mir erſtaunt die Augen aus und ſage: es iſt kein Traum, es iſt wache, unſelige Wirklichkeit! es iſt Liſardo! er iſt es, das verſtümmelte, beſchmutzte Götterbild, das ich vor mir ſehe! — Glaubt Ihr denn, ich könne das Vergangene ſo leicht vergeſſen wie Ihr? Nein, Ihr ſelbſt ſeyd daran ſchuld! Euer Bild hat ſich mir ſo tief in die Seele geprägt, daß ich keinen Zug davon verlor: rein und unentſtellt wohnt es in meiner Erinnerung und will zu der neuen Geſtalt, die Ihr mir zeigt, nun und nimmermehr paſſen. Ich liebte den alten Liſardo, der neue iſt nicht

für mich da. Liſardo, Liſardo! wie konnteſt du dich ſo vergeſſen? — Entſchuldigt Euch nicht! kein Grund reicht auf dieſe Tiefe Eures Falls hinab! Meint Ihr denn, ich hätte keinen Anlaß gehabt, der Tugend abzuſagen? meint Ihr, ich hätte nicht gelitten? o mehr als Ihr: ein tiefes, nagendes, ſtilles Leiden, ein tägliches Unrecht! Meint Ihr, es habe mir an Gelegenheit gefehlt, mich zu rächen? Wenn nun ich, ein ſchwaches Weib, den böſen Geiſt überwinden und mein Gewiſſen rein erhalten konnte, wie viel mehr Ihr, der Ihr die Stärke des Mannes und den wohlthätigen Anlaß, in ehrenvolle Thaten Euch zu verſenken, für Euch hattet! An Euch hielt ich mich aufrecht in Kummer und Anfechtung, Euer edles Bild leuchtete mir vor auf den Steppen meines Lebens, und nun, da ich gerettet wieder komme, nun finde ich mein Heiligthum geſchändet und den wilden Thieren Preis gegeben! O, es iſt ein Jammer, den keine Zunge auszuſprechen vermag! Entfernt Euch! beleidigt dieſe reine Stätte nicht länger durch Eure unreine Gegenwart! Aus meinen Augen! und wenn Ihr noch einen Funken Freundſchaft für mich habt, ſo ſorgt, daß ich Euch nie wieder erblicke!“

Liſardo war bei den erſten Worten zurückgefahren, Schrecken und Zorn auf dem Geſichte; nach und nach aber faßte er ſich wieder und hörte die übrige Rede ſo ruhig an, als ob ſie einem Andern gegolten hätte. Als Octavia geendet hatte, trat er dreiſt vor ſie hin, ſah ſie feſt an, ſo feſt, daß ſie die Augen vor ſeinem Blicke niederſchlug, und ſagte gelaſſen: „Ich danke Euch, Signora, Ihr habt mir eine Beichte erſpart, die mir ſehr unbequem geweſen wäre. Was Ihr mir geſagt habt, war eigentlich Alles in meinen Worten enthalten, und ſogar noch mehr. Ich brauche deßhalb nichts hinzuzuſetzen. Nur Eines vergönnt mir noch ſchließlich zu ſagen: um alle meine Sünden, die zwar groß und viel ſind, möchte ich das Schwert nicht ſo geführt haben, wie Ihr. Es gebührt keinem Menſchen gegen den andern, dieſes Schwert! Hütet Euch, daß ſich ſeine Schneide nicht gegen Euch ſelber kehre!“ Er wandte ſich und ging ſtill zur Thüre hinaus. Octavia fiel in ihren Seſſel zurück und rief mit ſtrömenden Augen: „O Gott! konnte ich denn anders reden? aber es bricht mir das Herz!“

„Fahre hin, kleinlich-große Tugendheldin!“ rief Liſardo, indem er der Treppe zuging, mit übereinandergebiſſenen Zähnen: „ich hätte mir's voraus ſagen können; wer einen Petronio heirathet, muß ſich gewaltig in die Moralität verbeißen. Uebrigens könnte man den boshaften Schluß ziehen, ihre Tugend habe ihr viele Mühe gekoſtet, ſonſt hätte ſie mich's nicht ſo arg büßen laſſen. Fluch über eine ſolche Civiliſation, wo ſo ein ſchwaches Geſchöpf ſeine Nadel zum Maßſtab machen darf für einen Mann! Aber hier ſey's geſchworen,“ fuhr er wüthend fort, „feierlich ſey's geſchworen, daß ich dem ganzen Geſchlecht den Krieg ankündigen will!“ Er war in einem Aufruhr, daß er kaum wußte, was er ſagte. In dieſem Augenblick begegnete ihm Lucrezia, die wir in jener Abendgeſellſchaft kennen gelernt haben, auf der Treppe. „Das iſt die Erſte,“ dachte er; „friſch auf, Don Giovanni!“ Er redete ſie an, ſezte ihr mit den zierlichſten Worten zu, und ehe er ſie ganz die Treppe herausgeleitet hatte, war ihr ſchon eine feurige Liebeserklärung in's Ohr gedrungen. Das erſtaunte Mädchen ſtammelte einige verlegene Worte, entſchuldigte ſich mit dem ungeeigneten Ort und ging zögernd in Octaviens Zimmer. „Der Teufel lenkt mir die Zunge!“ rief Liſardo zurückkehrend, „die hat ſchon Feuer gefangen!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

Lebrun und Cerf. Vindication geiſtigen Eigenthums.

Eine Rechtsſache intereſſirt in dieſem Augenblick hier die juriſtiſchen und literariſchen Kreiſe. Der Gegenſtand iſt nicht bedeutend; um ſo bedeutender dürften die Folgen der endlichen Entſcheidung für Dichter, Schriftſteller und Künſtler aller Art ſeyn, die ihre Schöpfungen der Oeffentlichkeit widmen. Der ehemalige Theaterdirektor Lebrun in Hamburg hat nämlich die Geſchichte ſeines Rechtshandels mit dem Direktor des hieſigen Königsſtädtiſchen Theaters, Cerf, und die drei darin ergangenen Urtheile durch den Druck bekannt gemacht. Das faktiſche Reſultat iſt, wie geſagt, unbedeutend, und man könnte behaupten, daß der Kläger um des Kaiſers Bart ſtritt; allein es handelte ſich um ein Recht, und durch den Ausſpruch unſers höchſten Tribunals iſt ein Grundſatz feſtgeſtellt, welcher einem weſentlichen Mangel unſerer Geſetzgebung mit einem Male auf einfache Weiſe abhilft, und den von unſern Juriſten mit ſo ängſtlicher Hartnäckigkeit beſtrittenen Begriff eines geiſtigen Eigenthums feſtſtellt. Lebrun hatte ſeine Bearbeitung des franzöſiſchen Drama's: „die eiſerne Maske,“ an das Theater zu Magdeburg und die hieſige Hofbühne zur Aufführung verkauft. Herr Cerf wünſchte dieſelbe für das Königsſtädtiſche Theater, und ſchrieb deßhalb an Lebrun. Dieſer verweigerte ihm die Zuſendung des Manuſcripts aus ſpeciellen Rückſichten gegen das Hoftheater. Nichtsdeſtoweniger erſchien plötzlich die eiſerne Maske auf dem Königsſtädtiſchen Theater, und zwar nach der Lebrun'ſchen Bearbeitung. Sie ward mehrere Abende mit Succeß gegeben. Die Art und Weiſe der Erwerbung des Herrn Cerf blieb nicht verborgen. Derſelbe hatte an die Direktion des Magdeburger Theaters geſchrieben, ſich eine Abſchrift des betreffenden Stückes auf ſeine Koſten erbeten, und hinzugefügt, er werde ſich wegen des Honorars mit dem Autor einigen. Dieſer, keineswegs damit einverſtanden, kam nach Berlin und ſezte Herrn Cerf wegen einer Handlung, die ihm im mildeſten Lichte als unerlaubte Selbſthülfe erſchien, zur Rede. Herr Cerf ſelbſt ſchien von einer Verſchuldung ſeinerſeits keine Ahnung, und genug gethan zu haben, wenn er Lebrun irgend ein beliebiges Honorar anbot. Dieſer aber, damit keineswegs zufrieden, forderte eine ſchriftliche Erklärung des Königsſtädtiſchen Theaterdirektors, des Inhalts, daß derſelbe ſich unrechtmäßiger Weiſe in den Beſitz des Manuſcripts geſezt und unrechtmäßiger Weiſe das betreffende

Stück zur Aufführung gebracht habe. Als Herr Cerf ſich dazu nicht verſtehen wollte, erhob Lebrun gegen ihn beim hieſigen Stadtgericht Klage, und trug darauf an: 1) daß er das Manuſcript herausgebe, 2) daß ihm die fernere Aufführung des betreffenden Drama's interdicirt und er zur Deponirung einer beſtimmten Geldſumme, als Caution für den Fall der Uebertretung des Verbots, verurtheilt werde, 3) daß er über die Einnahmen bei den bisherigen ſieben Vorſtellungen Rechnung ablege, um eine gewiſſe Quote davon als Honorar und Schadenerſaz dem Autor zu zahlen. In zwei Inſtanzen, ſowohl vom Stadtgericht, als vom Kammergericht, wurde der Kläger vollſtändig mit ſeinen Anträgen abgewieſen, und zu Tragung der Koſten und der herkömmlichen Succumbenzſtrafe verurtheilt. Dieſes Urtheil, gegen welches Gefühl und geſunder Menſchenverſtand ſich ſträuben wird durch den Buchſtaben der Geſeze gerechtfertigt, und iſt es noch jezt, nachdem ein reformatoriſches Erkenntniß der höchſten Inſtanz erfolgt iſt, in den Augen der großen Mehrzahl unſerer Juriſten; denn eine Vindication, eine eigentliche Zurückforderung von Eigenthum könne deßhalb nicht ſtattfinden, weil nach der buchſtäblichen Erklärung der Geſeze über das Eigenthum hier kein ſolches vorhanden war.

(Die Fortſezung folgt.)

Paris, Januar.

(Beſchluß.)

Scribe und V. Hugo. Coſta. Bertini. Deutſche in Paris.

Die verſchiedenen Intriguen in Scribe's Camaraderie durchkreuzen ſich ohne Verwirrung, das geiſtreiche und heitere Element ſchimmert ſtets durch, und das Ganze findet, da es vortrefflich geſpielt wird, großen Beifall. Scribe iſt der erſte Dichter, welcher es wagt, auch das, was die Deputirtenkammer Lächerliches oder Fehlerhaftes darbietet, ſcharf zu zeichnen. Es iſt kein Grund vorhanden, weßhalb die Bühne für dieſen Staatskörper mehr Nachſicht haben ſollte, als für andere. Im Gegentheil erweist der Dichter durch dieſe ſcharfe Zeichnung ſeinem Vaterlande einen Dienſt; denn wichtig iſt es, die ſich einſchleichenden Fehler zu rügen, ehe ſie unverbeſſerlich geworden ſind, und nur durch gänzliche Umgeſtaltung des Staatskörpers ausgerottet werden können. Dieſes Stück, welches man dem Scribe'ſchen Bertrand und Raton zur Seite ſtellt, wird wahrſcheinlich eine Menge von Darſtellungen erleben. Victor Hugo würde ſich glücklich ſchäzen, wenn ſeine Esmeralda an der großen Oper eben ſo viel Beifall gehabt hätte, als Scribe's Ambassadrice. Sicher iſt zehnmal mehr Poeſie in der V. Hugo'ſchen Oper als in der Scribe'ſchen Operette, und dennoch muß die Oper jezt ſchon bei Seite gelegt werden, ſo wenig hat ſie gefallen. Dies beweist, daß erſtlich zur guten Aufnahme eines muſikaliſchen Stückes reine Poeſie nicht hinreicht, und zweitens, daß der arme Dichter bei einer großen Oper ganz von dem Tonkünſtler abhängt. V. Hugo ſoll geäußert haben, er habe den Text zu der Oper Esmeralda aus wahrem Mitleid und aus keinem andern Beweggrunde geſchrieben. Er hatte nämlich die bedauernswürdige Dlle. Bertin in ihrem krüppelhaften Zuſtande geſehen, wie ſie, dieſer Körperſchwäche ungeachtet, doch ganz für die Muſik glühte, und es als das größte Glück ihres Lebens anſah, zu einem echt poetiſchen Texte eine großartige Oper componiren zu können. Dieſes edle Vorhaben glaubte er durch ſeine Bereitwilligkeit unterſtüzen zu müſſen, und hatte ſo aus ſeinem Romane Notre-Dame de Paris ein lyriſches Stück zu machen verſucht, in der Hoffnung, dem muſikaliſch glühenden Mädchen dadurch manche ſelige Stunden zu verſchaffen. Wie mag aber jezt dem armen Mädchen zu Muthe ſeyn, da ſie ſieht, daß das Publikum zwar einigen Nummern ihrer Partitur Beifall ſchenkt, das Ganze aber mißfällig aufgenommen hat! wie lange mag ſie ſich mit dieſer großen Arbeit abgegeben haben, die nun in Vergeſſenheit ſinken ſoll! Zwar wird die Partitur nun geſtochen; es iſt aber faſt ohne Beiſpiel in Paris, daß eine auf der Bühne verworfene Oper ſich durch die Bekanntmachung der Partitur wieder in der öffentlichen Gunſt gehoben hätte. Nicht beſſer als der Dlle. Bertin iſt es dem neapolitaniſchen Tonſezer Coſta ergangen, deſſen Oper Malek-Adel, troz der meiſterhaften Darſtellung an der Opéra italien, als ein ſehr mittelmäßiges Stück und eine ſchwache Nachahmung des Belliniſchen Styls einſtimmig von den Theaterkritikern verworfen worden iſt. Warum hat Bellini ſo früh ſeiner Kunſt entriſſen werden müſſen! Dieſer Künſtler hätte ſich hoch emporſchwingen können. Coſta wird Mühe haben, ein zweiter Bellini zu werden. Jezt iſt auch die Zeit der Concerte. Deutſche Virtuoſen treten in Menge auf, doch habe ich nicht gehört, daß irgend einer außerordentliches Aufſehen erregt hätte. Es gehört ſchon eine ſehr große Virtuoſität dazu, um in Paris unter den Künſtlern erſten Ranges zu glänzen. Indeſſen hat man doch dem Talente der fremden Tonkünſtler völlige Gerechtigkeit widerfahren laſſen. In einem Privatconcerte bei Lemoine hatte ich auch Gelegenheit, den berühmten Tonſezer Bertini, welcher öffentlich faſt niemals auftritt, auf dem Fortepiano zu hören; ich nenne ihn berühmt, da ſeine in Bonn und Mainz nachgeſtochenen Oeuvres beweiſen, daß er auch in Deutſchland beliebt iſt. Kunſtliebende Damen ſprechen hier mit Entzücken von ihm, und in der That iſt ein von ihm componirtes und vorgetragenes Stück das Lieblichſte, was man hören kann. Es iſt Alles ſo anmuthig und graziös, daß ich wohl begreife, wie die Damen beſonders dieſem Meiſter ſo hold ſind. Lemoine, bei welchem das Concert ſtattfand, iſt der Verleger der Bertiniſchen Compoſitionen; den Winter hindurch werden bei ihm äußerſt angenehme Matinées musicales gegeben, bei denen man nur durch beſondere Vergünſtigung Zutritt erhält, und wo ſich außer Bertini noch andere Tonkünſtler hören laſſen, deren Werke Lemoine verlegt, z. B. Thenard, welcher oft ſchöne Romanzen vorträgt, ehe ſie noch im Druck erſcheinen. Ich ſprach vorhin von deutſchen Virtuoſen, welche ſich dieſen Winter hier hören laſſen. Glücklich ſind diejenigen, welche mit Talent ausgerüſtet hieherkommen, und wenn ſie auch nur wenigen Beifall einernten, doch wieder in ihre Heimath zurückkehren können und dort Freunde, Verwandte, Gönner und einträgliche Stellen wieder finden. Solch eines Glückes können ſich manche Ausgewanderte nicht rühmen, welche in hülfloſem Zuſtande hier ankommen, zum Theil nicht wieder zurückkehren können, und zwar aus verſchiedenen Gründen, und wenn ſie keine ihrer übertriebenen Erwartungen befriedigt finden, in Verzweiflung gerathen und häufig ein trauriges Ende nehmen. In einer einzigen Woche hat ſich hier ein deutſcher Jüngling auf dem Vendomeplaze erſchoſſen und ein anderer in die Seine geſtürzt, und manche Andere flehen bei ihren Landsleuten um ſchleunige Hülfe, da ſie von Allem entblößt ſind. Was geht denn jezt in Deutſchland vor, daß ſo viele junge Menſchen, welche ihrem Vaterlande nüzlich ſeyn könnten, ohne alle Hülfsmittel in ein fremdes Land flüchten, wo ſie gar keine Ausſicht haben? Fehlt es an gutem Willen von unten, oder an Nachſicht von oben, oder etwa an Beidem, und iſt es nicht möglich, mit beiderſeitigem Nachgeben ſich mit einander zu verſtändigen? Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 40.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 16. Februar 1837.

— Now breathless wrong
Shall sit and pant in your great chairs of ease,
And pursy indolence shall break his wind
With fear and horrid flight!

Shakespeare.
Timon.

Liſardo.

(Fortſetzung.)

Liſardo ſaß mit ſeinen Geſellen in Mattheo's Hauſe und zechte wilder als jemals; er hatte ſeinen Arm um Pippa geſchlungen, er betrachtete ſie lange, endlich fragte er: „Höre, Pippa, ſage einmal ehrlich, was hältſt du von mir?“ — „Was ich von dir halte?“ erwiderte ſie, „nun wahrlich, das iſt eine ſeltſame Frage! Ich denke, du ſeyſt ein großer Sünder.“ — „Und du ſcheuſt dich nicht, deine Seele an einen ſolchen Sünder wegzuwerfen?“ — „Nein, gewiß nicht! Darnach habe ich gar nicht zu fragen, das iſt deine Sache, du biſt mein Herr und Gebieter, und wenn du in die Hölle gehſt, ſo begleite ich dich, ohne mich viel zu beſinnen.“ — „Bei Gott!“ rief Liſardo bitter lachend, „ſolchen Glauben habe ich nicht gefunden in Iſrael. Du ſollſt leben, Pippa!“ — „Trinke nur nicht ſo haſtig, du wilder Menſch!“ rief ſie und hielt ihm den Arm. Da eilte Mattheo herein und ſchrie mit erzwungener Luſtigkeit: „Was Neues, ihr Herren!“ — „Nun, was gibt's?“ — „Wißt ihr, was dem Becker Giuſeppe in der Stadt fehlt, an was der Fleiſcher Tobi krank liegt und an was der Fiſcher Cola ſo eben geſtorben iſt?“ — „Cholera? Cholera?“ riefen alle durcheinander. „Errathen!“ ſchrie Mattheo; „jezt müſſen wir auch dran.“ „Vortrefflich!“ riefen die Andern, „jezt wird's einen Lärm geben! Auf, Brüder, laßt uns die kurze Spanne Zeit noch benutzen! Raſch gelebt und herzhaft geſtorben! Was kümmern wir uns um die Cholera!“ — „Wer wagt's, ihr einen Willkomm zuzutrinken?“ rief Liſardo. „Ich, ich!“ antworteten alle einſtimmig. „Es lebe die Cholera, die unſere Lebensgeiſter noch einmal auf's Höchſte ſpannt!“ — „Sie lebe,“ rief Liſardo, „die einmal wieder ſäubernd durch den Schlamm der Menſchheit fährt!“ — „Es lebe die demagogiſche Krankheit, die Alles gleich macht, vor der Alles ſich beugt!“ — „Möge ſie uns Alle ausrotten,“ fügte Liſardo hinzu, „und über unſern Trümmern ein beſſeres Geſchlecht erſtehen laſſen!“

Wir befinden uns wieder vor der alten Veſte, wohin wir unſern Freund ſchon mehrmals begleitet haben. Er ſtand allein, an einen hervorſpringenden Pfeiler gelehnt, das graue, verwitterte Geſtein trug die Farbe ſeiner Stimmung. Er ließ einen trüben Blick in das paradieſiſche Thal hinab fallen, wo in kurzer Zeit das Elend mit ſtürmender Hand eingezogen war. Als hätte jene Beſchwörung, im trunkenen Muthe ausgerufen, eine zauberhafte Wirkung gehabt, war die Seuche plötzlich zu einem reißenden Strom angeſchwollen, der die Stadt überfluthete und Leben um Leben in ſeinen Strudel ſchlang. Und wie leicht wurde dem Feinde das Vordringen!

er ſtieß faſt auf keinen Widerſtand: in der allgemeinen Erſchlaffung dachte Niemand daran, etwas Geeignetes vorzukehren, die Aerzte zeigten einen lauen Berufseifer, der bald ganz erkaltete, da einige von ihnen als Opfer ihrer Pflicht gefallen waren; die nöthigen Vorbereitungen waren gänzlich verſäumt worden, und als die umliegenden Ortſchaften ſich gegen die Hauptſtadt der Provinz abzuſperren begannen, drohte eine Hungersnoth auszubrechen; das Volk wurde ſchwierig, die Behörden wußten ſich nicht zu helfen, einige davon ergriffen die Flucht, andere rüſteten ſich, ihnen nachzufolgen. Der alte Gouverneur, der in Ehren grau geworden war, kam ſeinem Amte mit redlichem Eifer nach, er bot Allem auf, die erſchrockenen Aerzte anzufeuern, die erhizten Gemüther des Volkes zu beſchwichtigen, aber im Frieden einer ruhigen, täglich gleichen Geſchäftsführung gealtert, vermochte er nicht den nahenden Sturm zu dämpfen. Dies Alles bedachte Liſardo an jener einſamen Stelle und konnte ſeine Bewegung über das öffentliche Unglück nicht unterdrücken; doch zwang er ſich zu einer finſtern Ruhe und ſagte: „Was kann ich dafür, daß die Vergänglichkeit auf einmal über ſie Meiſter geworden iſt! mögen ſie winſeln, die armſeligen Menſchen! ich kann's nicht ändern. So wie ſie nur ein wenig wieder nach Luft ſchnappen können, gleich wird's beim Alten ſeyn.“

Er hörte Tritte den Felſen herauf nahen und bog ſich vor, nach den Ankommenden zu ſchauen. Es war ein Mann, in einen Mantel gehüllt, dem ein anderer in geringerer Kleidung folgte; Beide ſchienen etwas zu tragen. „Wenn mich meine Augen nicht belügen,“ rief Liſardo, „ſo kommt da die Civitas hippocratica den Berg herauf. Was hat die hier oben zu ſchaffen?“ Er hatte richtig geſehen; es war jener Arzt Tiſano, mit dem er in der verhängnißvollen Vecchia beim Gouverneur zuſammengetroffen war. „Nun bin ich doch begierig, was der hier zu ſchaffen hat?“ dachte Liſardo, als jene Beiden um die andere Seite der Burg herumbogen und im Hintergrunde zum Vorſchein kamen.

„Hier, däucht mir, ſey der paſſendſte Platz,“ wandte ſich der Arzt zu dem Diener, der ihm folgte, und blieb ſtehen. „Ja, Herr,“ erwiderte dieſer, „hier ſpürt Euch keine Ratte aus. Wer wird in dem alten Eulenneſte noch nach Schätzen ſuchen?“ — „Es wäre aber doch hübſch, Marco,“ entgegnete der Arzt, „wenn wir bei unſerm Eingraben auch noch etwas ausgrüben.“ — „Wie meint Ihr das?“ fragte Marco. — „Nun, wenn wir noch auf ein älteres Depoſitum in guter Münze ſtießen und dann die beiden gute Geſellſchaft zuſammen halten ließen.“ — „Glück zu!“ rief der Andere; „Ihr ſeyd ſtark in der Hoffnung, wie ich ſehe; aber wenn Ihr etwas findet, ſo will ich mich in daſſelbe Loch zu den Goldvögeln verſcharren laſſen. Was hier zu finden war, iſt gewiß ſchon längſt herausgeholt worden, und eben deßwegen iſt der Platz zu unſerm Vorhaben ſo geeignet, weil hier Niemand mehr etwas ſucht.“ — „Du haſt Recht,“ erwiderte Tiſano; „geben wir an die Arbeit.“

Liſardo hatte ſeine Stellung unverändert beibehalten, der Pfeiler deckte ihn, ohne daß er eine Bewegung machte, ſich zu verbergen. Er konnte jedes Wort vernehmen. „Daß ich doch ein Narr wäre,“ rief Tiſano, indem er Hacke und Spaten unter dem Mantel hervorzog und mit ſeinem Diener in die Wette zu graben begann, „daß ich doch ein Narr wäre, in der verfluchten Stadt länger zu bleiben; da hat man nichts als Mühe und Laſt, und keinen Dank obendrein — und was das Aergſte iſt, die vermaledeite Krankheit reſpektirt ſelbſt unſer Einen nicht.“ — „Die greift's ſchlau an,“ meinte Marco; „zuerſt nimmt ſie die Aerzte, dann wird ſie mit den Patienten um ſo leichter fertig.“ — „Das Schiff iſt alſo beſtellt?“ unterbrach ihn Tiſano.“ — „Heilige Jungfrau!“ rief der Diener, „faſt hätte ich's vergeſſen, Euch zu melden: der Schiffer kann erſt morgen fort; er habe noch etwas an der Barke machen zu laſſen, ſagte er.“ — „Es iſt doch, als ob's nicht ſeyn ſollte,“ ſagte Tiſano verdrießlich; „wenn ich das gewußt hätte, ſo würde ich mir mit dem Eintreiben des Gelds nicht ſo viele Mühe gegeben haben. Habe ich mich doch außer Athem gelaufen, bis Alles, was mir ausſtand, zuſammengebracht war. Nun, dafür iſt's jezt bei einander, und heute Nacht wird mir die Cholera auch nicht gerade auf den Leib kommen. Alſo noch eine Nacht, und dann guten Morgen, Salern! Wenn's wieder ſauber iſt, ſo kommt man von Sicilien zurück und bedauert, auf einer Vergnügungsreiſe durch Krankheit feſtgehalten worden zu ſeyn. Gott ſegne mir die Ausreden! — Nun, altes Steinwerk!“ fuhr er fort, während ſie die Grube zuſchütteten und mit ein paar großen Steinen bedeckten, „verwahre mir den Schatz ehrlich und redlich! Zwölftauſend Scudi! das iſt keine Kleinigkeit. Ich muß geſtehen, es wäre mir doch lieber, wenn ich von der Mauer eine Quittung darüber haben könnte.“ — „Laßt's nur ohne Quittung!“ rief der Diener, „da iſt's ſicherer, als wenn Ihr die beſten Scheine aus Menſchenhänden empfinget, oder ſelbſt wenn Ihr's auf der Reiſe baar mit Euch trüget.“ — „Gut denn,“ entgegnete Tiſano, „und jezt geſchwind von dannen!“ Sie eilten ängſtlich hinweg, ohne in der Haſt den Zuſchauer zu bemerken, der Zeuge des ganzen Vorfalls geweſen war. Tiſano rannte voraus, der Diener blieb eine Weile ſtehen, ſah ſich noch einmal um und folgte ihm mit einem ſchlauen, höhniſchen Lächeln.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die burgundischen Schlachtfelder.

(Fortſetzung.)

Endlich kam im Lager der Eidgenoſſen bei Neuchatel ein Schweizerſoldat athemlos und mit verſtörten Zügen

an und berichtete: „Ihr Herren, Grandſon iſt verloren, ich bin der Einzige, der lebend daraus entkommen. Seit drei Tagen beſchoſſen die Burgunder mit ihren furchtbaren Donnerbüchſen die Stadt, ein Stück Mauer ſtürzte nach dem andern zuſammen, und bald hatte ſie keinen andern Schutz mehr als unſere Leiber, denn die Gräben waren mit Todten ausgefüllt und der Feind ſtürmte mit ſeinen immer erneuten Reihen unausgeſezt an. Der Unſrigen wurden immer weniger durch Tod und ſchwere Verwundung; aber doch dachten wir nicht an Ergebung, wir hofften auch nicht auf Erſatz, da die Stadt von allen Seiten von dem großen burgundiſchen Heer umgeben war. Konnten wir nicht ſiegen, ſo wollten wir doch muthig ſterben. — Ein neuer, furchtbarer Sturm mit friſchen Truppen begann, die Kanonenkugeln wütheten überdies ſchrecklich in unſern Reihen; in dieſem Augenblick zeigte ſich ein einzelner burgundiſcher Ritter mit weißer Fahne, der Sturm hörte auf, die Kanonen ſchwiegen und er ſprach: „Mein Herzog Karl bewundert euren kühnen Muth und unterbricht für einen Augenblick ſeine den Eidgenoſſen für Angriff und Verwüſtung in Hochburgund geſchworene Rache. Warum wollt ihr doch ohne allen Nutzen ſterben? Nehmt ſeine Vorſchläge zur Uebergabe an: den Einwohnern Grandſon's ſoll kein Leid geſchehen, die eidgenoſſiſche Beſatzung aber zieht frei aus mit Fahnen, Waffen und Gut, und kann Zuflucht ſuchen, wo ſie will." Unſer Commandant Montbovon war kurz vorher tödtlich verwundet worden und lag blutend hinter einer halbzerſchoſſenen Mauer; hier unterzeichnete er den Vertrag zur Uebergabe, ſagte noch zu uns: „ich rette euer Leben, zieht aus in Frieden, denn ihr könnt dem Vaterland noch anderwärts nützlich ſeyn, ich aber bleibe hier," und bei dieſen Worten verſchied er. Bald darauf rückten die Burgunder in dichten Schaaren in die Stadt. — Während wir unſere wenigen Sachen zuſammenpacken, um fortzueilen, entſteht in der Stadt Lärm, burgundiſche Reiſige, Bürger, Frauen und Kinder ſchreien wild durcheinander; unſer kleines, waffenloſes Häuſchen wird umzingelt, ſie fallen wüthend über uns her, fünf bis ſechs über jeden Mann, und wenn Einer endlich niedergeriſſen iſt, werden ihm Ketten angelegt. — Wir berufen uns auf den Vertrag, man lacht uns in's Geſicht. Der Herzog ſelbſt kommt herbei und befiehlt, uns Alle hinzurichten, ohne Gnade; dann eilt er wieder in die Stadt, wo das Gemetzel ſchon fürchterlich begonnen. Aber dies genügt ihm nicht: Frauen und Mädchen werden vor ſeinen Augen die Kleider vom Leibe geriſſen, ſie dann gebunden und in den See geworfen; gleiches geſchieht den Kindern und Greiſen. Die Männer wurden alle in der Stadt niedergemetzelt, dann kam die Reihe an uns. Henker und ihre Knechte erwarten uns Gebundene auf den Mauern, und an ihnen wird Einer nach dem Andern aufgehängt; eben kam an mich die Reihe, da erſcheint der Herzog wieder, lacht unmäßig über die lange Reihe der Gehängten und ruft: ſie ſind nun frei; dieſer allein ſoll am Leben bleiben und zu den Seinigen gehen, damit er ihnen berichte, was geſchehen und was aus Grandſon geworden. — So bin ich hier."

Anziehend iſt, was eine ungedruckte Neuchateler Chronik in ihrem alten Franzöſiſch über Alles dies ſagt: A grandes chevauchées venoit le Duc Charles avec moult gendarmes de pied et de cheval espandant la terreur au loin par son ost innombrable. Là étoient cinquante mille, voire plus, hommes de guerre de toutes langues et contrées, force canon et autre engins de nouvelle facture, pavillons et accoutrements tous luisans d'or et grandes bandes de valets, marchands et filles de joyeux amour. Semblable multitude brayoit de loin, et bailloit épouvantement aux confins ... Le grand Duc Charles ayant chéminé par Jougne vint poser son ost devant Grandson, où par vanitude et superbie fit montre de ses puissances et richesses si grandes que pareilles ne furent oncques par deça. Les seigneurs des Ligues avoient huit cent des leurs dans la chétive Grandson; enjoint à iceux de la tenir et défendre à outrance, à quoi ne faillirent. Assauts un dessus l'autre, tours et murailles jà dépiécées ne peuvent abbattre le courage des assaillis. Ainsi se ruent ils comme lions dessus les assaillans ... Le Duc Charles désirant passer outre, se corrouce jurant en sa coutume par St. Georges que si incontinente tradition ne se fait, pendus seront les vivans. Ceux du dédans repondent que portes ni portelles ouvertes ne seront sans exprès vouloir de Messieurs des alliances ... Le Bourguignon oyant ça, les trompe par traitreuse faintise leur promettant vie et bague sauve. Ceux-ci décrus plus de moitié et la nourriture non loin de défaillir baillant créance à la parole du Bourguignon, viennent à lui qui par horrible méchanceté fait pendre ces gens de bien, aimant mieux conquester par abjecte tromperie que selon Dieu et raison.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus der Tagesgeſchichte.

Die drei Generationen.

„Du warſt nicht zehn Jahre alt, da bekamſt du die Peitſche von Henkers Hand, weil du deiner Mutter vier Pence aus der Taſche geſtohlen, da ſie eben deinen Vater aufhängen ſah;" mit dieſem derben Zuge ſchildert Walter Scott in ſeinem „Herz von Midlothian" zwei Generationen derſelben Familie, neulich aber ſtanden ihrer drei vor dem Pariſer Zuchtpolizeigericht: gewiß eine Seltenheit, denn nach den Statiſtikern erreichen Spitzbuben durchſchnittlich bei weitem kein ſo hohes Alter als Philoſophen, Dichter, Aerzte

und Todtengräber. — Da iſt zuerſt der Großvater, Hermann Meuel; der ehrwürdige Alte ſtammt aus Preußen und nennt ſich Spazierſtockhändler; in den Verhören hatte er keinen Dolmetſcher gebraucht, jezt bei der öffentlichen Verhandlung verlangt er einen. Zweitens ein Mann im beſten Alter, Hermann Samuel, der Sohn des Erſtern; er nimmt keinen Dolmetſcher, wohl abſichtlich, damit ſeine Antworten ſo unklar als möglich erſcheinen; er hatte ſich Anfangs ſchlechtweg „Künſtler“ genannt, jezt bezeichnet er ſich näher als imitateur du chant des oiseaux. Schon ſeit geraumer Zeit hört man ihn auf den Boulevards ſchlagen wie die Wachtel, ſingen wie die Nachtigall, heulen wie der geſchlagene Hund. Drittens und viertens die Söhne des Leztgenannten, Hermann Compaiſe, fünfzehn Jahre alt, imitateur d'animaux, bereits drei- oder viermal verurtheilt, und Hermann Iſaak, neun Jahre alt; dieſer debutirt vor der Juſtiz, die Polizei hat aber längſt ſeine Bekanntſchaft gemacht. — Die Hexe dort unter den Zuſchauern, mit dem gekrümmten Rücken, den langen, ſchmuzigen Nägeln und dem geſchmuggelten bunten Seidentuch auf den grauen Locken, iſt die Großmutter; neben ihr das noch junge, aber abgefallene, ſchmuzige Weib mit dem Säugling auf den Armen iſt Compaiſe's und Iſaaks Mutter; hinter ihnen drängen ſich Onkel und Tanten, Vetter und Baſen, ganz Iſrael, und es erſcheint wirklich als ein Eingriff in die Freiheit der Gottesverehrung, daß man all dieſe guten Leute juſt am Sabbath hiehergeſprengt. Im Vorzimmer quicken, weinen und lachen ſechs oder ſieben Kinder beiderlei Geſchlechts, der Reſt der liebenswürdigen Familie Hermann, des Augenblicks gewärtig, wo ſie die Großmutter hereinholen wird, um des Richters Herz zu rühren. — Eines Tags im verfloſſenen December begafften ein paar Damen die in einem Laden der Straße St. Martin ausgelegten Herrlichkeiten. Die Familie Hermann, die juſt drei Generationen ſtark vorüberzog, hatte flugs ihren Operationsplan entworfen: Samuel mußte thun, als könnte er die Nummern nicht leſen, und die Damen bitten, ihm die Preiſe mehrerer Artikel anzugeben; allermittelſt bearbeitete Iſaakchen die Taſche der einen, der ehrwürdige Großvater deckte die Operation des Enkels mit ſeinem breiten Rücken und Compaiſe bewachte die Blicke der Umſtehenden, aber ſchlecht: ein paar Polizeiagenten hatten Alles mit angeſehen; es fand ſich, daß der Dame zwanzig Franken weggekommen waren, und die drei Generationen wurden feſtgenommen. Bei der Verhandlung leugneten Alle bis auf Iſaakchen; dieſer geſtand edelmüthig ſeinen Fehltritt. „Das Beutelchen,“ ſagte er, „hat aus der Taſche herausgeſehen, und da hab' ich's vollends herausgezogen; der Bruder hat's nicht gewußt, und Papa und Großpapa auch nicht.“ — Das Publikum bewunderte dieſes neue Opfer Iſaaks, und das Gericht fand es ſehr begreiflich: dem neunjährigen Ehrenmann konnte man ungeſtraft Alles aufbürden. — Nun kam der dramatiſche Moment: die Großmutter führte den Chor der ſieben Kinder ein und ließ ſie ſich vor dem Tribunal niederwerfen; aber die mise en scène verfehlte ihre Wirkung: der Präſident verwies die kleinen Comparſen hinter die Couliſſen, gab Samuel ungeleſen zwei ſauber gebundene Bücher zurück, welche franzöſiſch und deutſch 250 Zeugniſſe enthielten, ſprach wegen mangelnden Beweiſes den Großvater und den ältern Enkel frei, verurtheilte Samuel zu ſechsmonatlichem Gefängniß und that den Ausſpruch, daß Iſaakchen bis zum ſiebzehnten Jahr in einem Beſſerungshauſe zu verweilen habe. — Und es war groß Heulen und Schreien, als Juda fortgeführet wurde.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Fortſezung.)

Das deutſche Recht und das geiſtige Eigenthum.

Wäre das Papier, die Dinte, womit die Copie geſchrieben, der Zwirnsfaden, womit ſie zuſammengeheftet, der Buchbinderkleiſter, womit der Deckel verklebt worden, zufällig Eigenthum des Herrn Lebrun geweſen, ſo hätte er ein Recht gehabt zu ſeiner Klage, aber ſeine geiſtige Arbeit und Errungenſchaft gilt für nichts, weil die Geſeze nicht von ihr ſpeciell ſprechen. Nun ſind zwar einige Juriſten der Meinung, daß die Geſeze, welche auf das mit Händen greifbare Eigenthum ſich beziehen, ſich ohne alle gewaltſame Auslegung auch auf ein nicht betaſtbares Eigenthum übertragen laſſen, ſofern man im Sinn der Geſeze den Begriff des Eigenthums erweitert und auf alle die Species ausdehnt, welche jezt unleugbar von den cultivirten Nationen als Eigenthum anerkannt, und in ihren Geſezbüchern — mit Ausnahme der deutſchen — geſchüzt ſind. Wenn in den römiſchen Geſezen, auf denen die unſern vom Eigenthum beruhen, nichts von einem geiſtigen Eigenthum erwähnt wird, ſo geſchah es nur, weil die Römer es noch nicht kannten. Es haben ſich viele Begriffe, von denen die Römer nur geringe Ahnung hatten, ſeitdem erweitert, und die Geſeze haben ſie anerkennen müſſen. Dieſe Juriſten meinen, es ſey nun nicht allein erlaubt, ſondern auch Pflicht des Richters, eine ſolche Erweiterung und Ausdehnung eines nur zufällig in der Vorzeit eng umſchränkten Begriffes herbeizuführen, da das Geſez nicht ſtagniren, ſondern mit den erweiterten intellektuellen Begriffen des Volkslebens fortleben und ſich entwickeln ſoll. Je mehr ſich die Geſeze abſchließen von dem allgemein Gültigen und als Recht in der allgemeinen Meinung Angenommenen, je mehr ſie die organiſche Kraft fortzuwachſen und zu bilden verlieren, um ſo drohender wird die Gefahr eines willkührlichen Eingriffs der Geſezgebung, die auf den Impuls einer klar gewordenen Nothwendigkeit plözlich und raſch ihren ganzen Organismus zerſtören kann. In dieſem einen Punkte begegnen ſich unſere hiſtoriſchen und wiſſenſchaftlichen Juriſten. Aber obgleich das preußiſche Landrecht ſelbſt beſtimmt, daß, wenn der Richter kein Geſez findet, welches zur Entſcheidung des ſtreitigen Falls dienen könnte, er nach den im Landrecht angenommenen allgemeinen Grundſäzen, ſeiner beſten Einſicht gemäß, erkennen ſolle, ſind unſere Richter bis jezt noch nicht dazu zu bewegen geweſen, einen kühnen Schritt über die Schranken des Buchſtaben zu thun. Menſchliche Entſchuldigungsgründe walten freilich dafür ob. Wer unſer ganzes bisheriges Rechtsverfahren beobachtet, ich meine nicht das preußiſche allein, ſondern das geſammt deutſche, erkennt darin das leider von der Nothwendigkeit diktirte Verfahren: ſtatt die drückenden Sachen gründlich und erſchöpfend zu erledigen, die Laſt, die ſich über die Häupter der einzelnen Arbeiter wälzt und mit jedem Tage größer wird, abzuwerfen und für den Augenblick von ſich zu wälzen. Die abgeſchobene Laſt rollt zwar immer wieder und mit verſtärkter Macht heran, aber um leben zu können, genügt es oft, wenn man wenigſtens für einen Augenblick Athem ſchöpft.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 41.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 17. Februar 1837.

Zwar furchtbar knallte Karls Geſchütz,
Man gab darum nicht viel;
Man achtete nicht in der Hitz,
Ob der und jener fiel.
Der Welſche kämpfte kurze Zeit,
Der Knecht und Ritter lief;
Das weite Feld war überſtreut
Mit Speeren Knies tief.

Bodmer
nach Veit Weber.

Die burgundiſchen Schlachtfelder.

(Fortſetzung.)

Nach dem Bericht des Grandſoner Reiſigen war im Lager der Eidgenoſſen nur Ein Schrei des Entſetzens und der Rache, und die Hitzigſten wollten gleich fort; man hielt ſie aber zurück, denn es wurden noch andere Eidgenoſſen erwartet, und dieſe trafen auch zum Theil ein, ſo daß das achtzehntauſend Mann ſtarke Heer am 3ten März 1476 gen Grandſon aufbrach. Ungefähr fünf Stunden von Neuchatel lag damals auf Felſen nahe am See das Caſtell Vaurmarcus, und an deſſen Fuß zog ſich der Weg hin. Hier hatte Herzog Karl am Morgen, wo die Schweizer anrückten, ſein Hauptquartier aufgeſchlagen, und hier ſtanden die Kanoniere mit brennenden Lunten neben den auf die Straße gerichteten Geſchützen. Eine Abtheilung Reiterei war aus dem Lager in den engen Weg oder Paß gerückt, der ſich damals unter dem Schloß Vaurmarcus und der Karthauſe Lance am See hinzog. Hier trafen die Eidgenoſſen mit den Burgundern zuſammen, und das Handgemenge begann. Der ungleiche Boden in dieſem Engpaß war der Reiterei ſehr ſchädlich, und von Fußvolk war ſie nur gering vertheidigt, denn es ſtanden da nur hundert Armbruſtſchützen unter der Anführung eines jungen Edelmanns. Der Herzog verließ ſich beſonders auf ſeine Reiterei und die Kanonen des Schloſſes. Er hatte ſich aber geirrt, denn die Eidgenoſſen ließen ſich durch die Kanonenkugeln nicht irre machen, ſondern rückten mit ihrem gewöhnlichen Ungeſtüm vor und waren auch in Kurzem des Engpaſſes Meiſter. Von da nahmen ſie die Höhen von Conciſe und Bonvillars, und ſahen nun unten die ganze burgundiſche Reiterei in Reih und Glied weit hin ausgebreitet. Dieſer drohende Anblick ergriff ſie, und ſie fühlten, daß hier Gott helfen müſſe; ſie knieten alſo nieder, um mit kurzem, inbrünſtigem Gebet ſeinen Beiſtand anzuflehen. Der Herzog ſah die langen knieenden Reihen, er ſah die geſenkten Häupter und lachte laut auf, denn weder er noch ſeine Haupt- und Hofleute begriffen dieſen frommen Sinn, und in ſeinem frechen, der Strafe ſo nahen Uebermuth glaubte er, die Eidgenoſſen knieten vor ihm und flehten um Gnade. Darum rief er dem Geſchütz haſtig zu: „Feuer, Feuer! Kanoniere, auf ſie! auf daß auch nicht Einer entkomme.“

Aber der Herr der Heerſchaaren hatte es anders beſchloſſen. Wohl rückte Ludwig von Château-Guyon hinan, aber die knieenden Eidgenoſſen ſtanden nun auf und ſchaarten ſich mit feſt vorgehaltenen Lanzen in gedrängte Vierecke. Umſonſt verſuchten mehrmals die Geharniſchten einzudringen, und alle von den Kanonenkugeln geriſſenen Lücken wurden auf der Stelle von den Zurückſtehenden wieder ausgefüllt. Der burgundiſche Ritter

wollte ſelbſt nach dem Banner von Schwyz greifen, ſank aber auf der Stelle von einer Lanze durchbohrt nieder; ſie führte der Berner Hauſen. Die Eidgenoſſen durchbrachen unwiderſtehlich die Schaar und rückten immer mehr vor. Ganz verwundert über das Zurückweichen ſeiner Vorhut, rief der Herzog: „Was ſoll aus uns werden, wenn wir nicht einmal dieſe Handvoll Leute werfen können?“ Der Kampf wurde nun allgemein. Die Burgunder verloren mit jedem Augenblick mehr Muth, dieſer aber ſtieg bei den Eidgenoſſen, zumal ſie ſahen, daß jene gar nicht an ſolche Art zu kämpfen gewöhnt waren. In offenem Feld und gegen Reiter, wie ſie, hatten ſich die Burgunder oft geſchlagen; dies war aber hier ganz anders, denn dieſe Gebirgsleute waren wie eine eherne Mauer, die nicht wich und wankte. Schon von fern litt das Heer ſtark durch ihre nie fehlenden Armbrüſte und in der Nähe durch die furchtbaren, mit Leichtigkeit gehandhabten Hellebarden und Morgenſterne. Das burgundiſche Kriegsgeſchrei beantworteten die Eidgenoſſen nur mit dem Ruf: Grandſon! Grandſon! und unter ihm ſanken immer mehr Reiter und Pferde nieder. Nie hatten die Burgunder früher eine ſolche Unerſchrockenheit geſehen, denn die Eidgenoſſen gaben und empfingen den Tod, als ſey es ein leichtes Kampfſpiel. Unter den furchtbaren Schlägen der langen Schlachtſchwerter, Keulen, Morgenſterne und Hellebarden krachten und brachen ſtählerne Helme und Harniſche zuſammen, die Pferde, welche nicht auch unter dieſen Rieſenſtreichen fielen, wurden wild, bäumten ſich, warfen ihre Reiter ab und zertraten ſie mit dröhnenden Hufſchlägen. Wer fiel, brauchte nicht mehr an's Aufſtehen zu denken. In den furchtbaren Todesruf: Grandſon, klang der **Stier** von Uri und das **Landhorn** von Unterwalden, dieſe den Burgundern ſo ſchrecklichen Todeshörner; durch ſie wurden auch die burgundiſchen Pferde immer wilder und unbändiger. Als ſo die vordern Burgunder mächtig zurückgedrängt waren, warfen ſie ſich ſtürmiſch und in Unordnung auf die Zurückſtehenden, ſo daß nur kurze Zeit verging, bis ſich Schrecken und Angſt des Heers bemeiſterten, und von dieſer Stimmung bis zur entſchiedenen, allgemeinen Flucht war nur ein Augenblick. Dadurch allein und durch die große Eile, womit ſie flohen, läßt ſich erklären, daß von Burgundern, Lombarden, Savoyern und Genfern nur tauſend umkamen, von den Eidgenoſſen aber gar bloß fünfzig.

Als die Schweizer in dem prächtigen, reichen Lager des Herzogs ankamen, war ihr Erſtaunen und ihre Luſt ſo groß, daß ſie nicht weiter an die Verfolgung des Feindes dachten. So konnte Karl mit ſeiner Reiterei und einigem Geſchütz den nächſten Jurapaß von Joigne gewinnen, von wo er ſtolz und zuverſichtlich vor Kurzem hergekommen, und von da nach Hochburgund gelangen. Die Eidgenoſſen waren wie durch Zauberei in das burgundiſche Lager gebannt, denn dergleichen Pracht und Reichthum war den einfachen Landleuten früher nie vorgekommen. Da trug ſich nun gar Wunderliches zu. Vor den aufgeputzten, geſchminkten Mädchen, die ihnen ganz ängſtlich entgegen kamen, hatten ſie gewaltigen Reſpekt und neigten ſich tief, denn ſie hielten ſie für vornehme Ritterfrauen, wagten ſie auch nicht anzureden. Von vielem Geräth begriffen ſie auch gar den Gebrauch nicht, gingen tölpiſch damit um und zerbrachen es; Gold hielten ſie für Meſſing, Silber für Zinn, Diamanten für Glas, denn die Meiſten hatten dergleichen nie vorher geſehen. Hier verkauften Einige für ganz geringes Geld die prächtigen Silberſchüſſeln von der herzoglichen Tafel, Andere ſchnitten ſich den Gold- und Silberbrokat oder die ſchweren Seidenzeuge der Zelte zu Hoſen und Wämſern zurecht, und die prächtigen Federhüte mit Reiherbuſchen, die ſie ſtatt ihrer einfachen Mützen, Barette und Hüte aufſezten, nahmen ſich über ihrer ſonſt ärmlichen und groben Kleidung gar wunderlich aus; Sammtmäntel mit feinem Pelzwerk, Stickerei und Goldborden wußten ſie nicht recht anzuthun, verkauften ſie alſo für ein ganz Geringes an die aus der Umgegend herbeigekommenen Weiber, die gleich damit nach Haus gingen und in dieſem Koſtüm noch lange in der Kirche und Sonntags erſchienen; ja wenn man in den benachbarten Jurathälern recht nachſpürt, ſo kann man noch jezt Bruchſtücke von jenen Trophäen bei den Einwohnern finden. So fielen ſechshundert große ſeidene, goldgeſtickte Fahnen, vier Centner Tafelſilber, die goldenen Siegel des Herzogs und ſein mit reichen Edelſteinen gezierter Orden des goldenen Vließes, mit einer Menge anderer koſtbarer Juwelen, Reliquien u. ſ. w. den Eidgenoſſen in die Hände. Darunter war auch jener berühmte Diamant, der, nach der Erzählung des Comines, einem Schweizer in die Hände fiel, welcher ihn für einen Gulden an einen Geiſtlichen verkaufte; dieſer ſendete ihn an die „Herren“ in Bern, ſoll aber dafür nur drei Franken von ihnen erhalten haben. Von da kam er nach Florenz und dann, wie man glaubt, in veränderter Geſtalt in die ſpaniſche Krone. Den niedrig angeſchlagenen Werth der Beute berechneten gleichzeitige Schriftſteller zu einer Million Gulden, was jezt wenigſtens drei betragen würde, wenn man auch annimmt, daß Edelſteine, Gold, Silber und Seidenzeuge jezt geringeren Werth haben als damals.

Aber dieſe Reichthümer waren ein Unglück bringendes Geſchenk für die Schweizer, denn durch ſie geblendet, legten ſie die Einfalt ihrer Sitten ab, wurden dem Geld, der Gewinn- und Habſucht ergeben. Von nun an betrachteten ſie den Krieg als das beſte Mittel, ſich zu bereichern; die jungen Leute ergriffen die Waffen, nicht um ihr Vaterland, ihre Heimath, die Freiheit und Ehre ihres Vaterlands zu vertheidigen, ſondern um Geld zu erwerben. Bis hieher war die Schweizergeſchichte frei von allem

Schmuck geweſen, nun aber begann die ſchmähliche Vermiethung der Schweizertruppen an ausländiſche Mächte, die bald darauf dem Meiſtbietenden zulieſen, bald Frankreich, bald dem Kaiſer, bald Mailand.

Das nächſte Mal beſuchen wir das noch berühmtere Schlachtfeld von Murten.

Liſardo.

(Fortſetzung.)

„Ich danke dir, Zufall,“ rief Liſardo, „als ihm die Beiden aus den Augen waren, „ich danke dir, daß du mich die Menſchheit wieder in ihrer ganzen liebenswürdigen Nacktheit haſt ſehen laſſen. Das iſt nun ein Mann, der das Vertrauen der halben Stadt genießt und ein rechtſchaffener Mann obendrein, denn was kann er dafür, daß er zwölftauſend Scudi beſitzt? Iſt es nicht natürlich, daß er ſich und ſein Gut erhalten will? Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte: das iſt das erſte Gebot aller rechtſchaffenen Leute. O, ich hätte Luſt, wann er wieder zurückkommt, ihm Octavien zu kuppeln!“

„Jezt will ich etwas thun, das alle beſſern Gemüther empören ſoll,“ ſagte Liſardo, als er zu ſeinen Freunden kam; „macht, daß ihr einige Inſtrumente zuſammenbringt und kommt mit.“ Alle folgten ihm. Die Nacht war bereits angebrochen, als ſie die Stadt erreichten. Sie hatten einen ſchauerlich ſtillen Weg durch die todten Straßen; eine matte Helle ging von den Lichtern aus, die, da und dort in den Fenſtern aufgeſtellt, einen Todesfall im Hauſe anzeigten. Als ſie um eine Ecke bogen, begegnete ihnen ein Wagen, langſam und geräuſchlos dahinfahrend; bei ſeinem Anblick ſchauderten auch die wildeſten Herzen unter den luſtigen Brüdern. Es war der Todtenwagen, der ſeine nächtliche Runde machte. Nur Liſardo ſchritt dem Anſcheine nach ſorglos weiter. „Leben und Tod,“ murmelte er vor ſich hin, „die zwei kommen wunderlich mit einander aus. Heute ſoll einmal das Leben ein Epigramm auf den Tod machen, morgen vielleicht iſt's umgekehrt.“ Endlich hielt er an und ſagte zu den andern: „Hier, Brüder, wohnt meine Schöne. Friſch, das Ständchen! Vielleicht ſingen wir die Cholera gar weg; ſie wird ſich wenigſtens wundern, daß man ihr ſo wenig Reſpekt erweiſt.“

Hierauf folgte ein Lied, das ſie an luſtigen Abenden oft zuſammen geſungen hatten: es hielt die Mitte zwiſchen Zärtlichkeit und Neckerei. Das Ständchen galt Niemand Anderm, als der jungen Lucrezia. Wäre Liſardo aber auch berechtigt geweſen, auf ihre Zuſtimmung zu bauen, ſo hatte er doch ganz vergeſſen, an ihre ſtrengen Verwandten, und vor Allen an ihre ſtolzen Brüder zu denken, die eine nächtliche Muſik unter ſolchen Umſtänden nicht dulden konnten. Kaum waren die Sänger mit ihrem Liede fertig und wollten eben ein anderes beginnen, als ſie Flüche vernahmen und vor ihren Augen bloße Klingen funkeln ſahen. Es war nicht lange Zeit zum Beſinnen, ſie zogen ebenfalls, und es entſpann ſich ein heftiger Kampf, der ſich, wie Jeder einen Gegner traf, zu lauter Einzelgefechten zerſplitterte. Liſardo, auf welchen gleich Anfangs Einer wüthend eingedrungen war, ließ ſich nicht aus der Faſſung bringen, und trieb ſeinen Feind mit gewaltigen Stößen von ſich weg. So waren ſie eine ziemliche Strecke von den Uebrigen abgekommen und hatten einen etwas freiern Platz erreicht, wo ſie mit erbitterter Hartnäckigkeit gegen einander rangen, ohne daß einer dem andern weichen wollte. Eben war Liſardo im Begriff, einen entſcheidenden Ausfall zu machen, als er ſich plötzlich von hinten feſtgehalten fühlte; im ſelben Augenblick entfloh ſein Gegner, er wandte ſich um und fand ſich in den Händen der Polizei. „Gebt Euch gutwillig gefangen!“ rief der Anführer; „Ihr ſeht, Ihr ſeyd übermannt, und Gegenwehr würde zu nichts Gutem führen.“ Liſardo, der die Polizei hinlänglich kannte, bot ihm eine Beſtechung an, aber der Häſcher ſagte: „Thut mir leid, Signor, wahrhaftig, es thut mir leid, aber jezt iſt eine Zeit, wo dergleichen nicht angehen will: es iſt uns bei harter Strafe verboten, ſelbſt den geringſten Tumult paſſiren zu laſſen.“ Als der Jüngling ſah, daß keine Ueberredung anſchlug, ließ er ſich geduldig hinwegführen. „Wo geht's hin?“ fragte er. — „Ihr werdet heute Nacht in einem Zimmer beim Gouverneur verwahrt werden,“ antwortete der Anführer der Polizei. — „Da wird ja der Spaß doppelt groß!“ lachte Liſardo; nun denn, drauf zu!“

Die Häſcher nahmen mit ihrem Gefangenen den nächſten Weg; in einer engen Straße fiel ihm beim Fakkelſchein ein Häuschen auf, das, niedlich und neugebaut, gegen die benachbarten alten, zum Theil hohen und düſtern Gebäude auffallend abſtach; in den Fenſtern, die, ſpiegelblank, mit ihren neuen rothen Kreuzſtöcken wie rothgeweinte Augen ausſahen, brannte das verhängnißvolle Licht. Liſardo blieb ſtehen, ſeine Führer umgaben ihn. „So iſt in der kleinen Hütte da, die wohl für eine beſchränkte Glückſeligkeit beſtimmt war, auch ſchon der Jammer eingezogen!“ rief er. — „Ja, Signor,“ erwiderte der Anführer, „und zwar iſt's ein recht trauriger Fall. Ein junger Mann — ich weiß ſeinen Namen und ſein Gewerbe nicht — hat vor nicht langer Zeit dieſes Häuschen gebaut; als es fertig war, zog er mit ſeinem jungen Weibe ein, die ihm bald darauf ein Kind gebar.“ — „O ich kannte ſie wohl,“ unterbrach ihn einer der Häſcher; „es war ja des alten Lucio, des Fiſchers, Tochter, der vor einem halben Jahr am Schlage ſtarb.“ —

„Ja, 's iſt wahr,“ rief ein Anderer; „und Ninetta hieß ſie, ein ſchmuckes, nettes Weibchen.“ — „Wie?“ rief Liſardo und wurde aufmerkſamer; „dann hieß ihr Mann wohl gar Stephano?“ — „Stephano, ja, Stephano hieß er,“ antwortete Jener; „er ſoll von einem vornehmen Gönner das Geld zu ſeiner Haushaltung empfangen haben. Armer Schelm! jezt hat er's nicht mehr nöthig.“ — „Iſt er an der Cholera geſtorben?“ fragte Liſardo. — „Heute Morgen ſtarb er,“ ſagte der Anführer theilnehmend, „den Nachmittag ſein Weib, und heute Abend folgte ihnen das arme Würmchen nach, und das war das Klügſte, was es thun konnte.“

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Beſchluß.)

Anerkennung des geiſtigen Eigenthums von Seiten des Obertribunals.

Die Geſetze ſelbſt erbarmen ſich der menſchlichen Schwäche, wenn ſie die Gültigkeit vieler Verträge an beſtimmte Formen knüpfen, und z. B. alle mündlichen Nebenabreden bei ſchriftlichen Contrakten für ungültig erklären: eine faktiſche Ungerechtigkeit gegen die Rechtſuchenden, eine große Erleichterung für die Rechtſprechenden! Von einem geplagten Unterrichter, der vom dämmernden Tage bis in die Nacht unter den currenten Aktenſtößen ſeufzt, verlangen, daß er rechtsſchöpferiſch noch die ſchwierige Materie vom geiſtigen Eigenthum erſt für ſich durchdringe und dann Andern klar mache, wäre daher zu viel gefordert. Es wäre die Sache unſerer Obergerichte geweſen; leider haben aber auch dieſe ſich in nur zu vielen beklagenswerthen Erkenntniſſen hinter den Worten der Geſetze verſchanzt, und ſtatt der Sache auf den Grund zu gehen und das urſprüngliche Recht der Künſtler und Schriftſteller zu ſuchen, deren Rechte nach dem einen, ausnahmsweiſe von unſern Geſezgebern berührten Verlagsrechte betrachtet. Wo dies nicht vollſtändig paßte, gab es kein Recht. So ſtanden die Sachen, und bei dem offenkundigen, ſchreienden Mißverhältniß zwiſchen dem, was das Publikum für Recht hielt, und dem, was der Richter als Recht gab, ſchien eine neue Geſezgebung darüber um ſo dringender und unvermeidlicher, als bei den vielen Erkenntniſſen zu Gunſten derer, welche einen unrechtmäßigen Vortheil durch unrechtmäßige Erwerbung geiſtigen Eigenthums zogen, die Moralität ſelbſt gefährdet wurde. Denn von der Unzulänglichkeit der Geſeze aufgefordert, hat ſich ſchon eine Art Gewerbe gebildet, und mit frecher Unverſchämtheit wird der ſogenannte Manuſcriptendiebſtahl betrieben. Während nun, wie verlautet, in dieſem Augenblick ein umfaſſendes Geſez über das geiſtige Eigenthum präparirt wird, hat ein Erkenntniß des geheimen Obertribunals in dem Lebrunſchen Proceſſe in die dunkle Sache ein neues Licht gebracht, und auf eine einfache und geiſtvolle Weiſe die ſchwierige Frage faſt erledigt. Durch dieſes Erkenntniß des höchſten Tribunals ſind nämlich beide frühern Urtheile reformirt, und im Weſentlichen iſt dahin zu Gunſten des Klägers erkannt, daß dem Cerf bei fünfzig Ducaten Strafe für jeden Contraventionsfall die fernere Aufführung des Stückes: „die eiſerne Maske,“ unterſagt, und dem Lebrun das Recht vorbehalten iſt, ſeparat ſeine Klage auf Entſchädigung anzuſtellen. Ob er dies thun wird, und was dabei herauskommt, iſt für dieſen Fall gleichgültig; auch hat Herr Lebrun den Proceß nur im Intereſſe der Schriftſteller mit rühmlicher Aufopferung durchgeführt, wofür man ihm Dank ſchuldig iſt, den alle Literaten ihm auf die zweckmäßigſte Weiſe durch Ankauf der wichtigen Broſchüre abſtatten. Es führte hier zu weit, die Gründe des Erkenntniſſes der dritten Inſtanz auszuziehen; Juriſten und Schriftſteller finden darin reiche Belehrung, und dürfen nicht unterlaſſen, ſie gehörigen Orts nachzuleſen. Aber den Hauptmoment, den der geiſtvolle Richter in's hellſte Licht ſezt, kann ich nicht umhin, hier anzuführen. Er führt nämlich aus, daß, wie ſchwankend auch noch Begriff und Grenzen eines geiſtigen Eigenthums ſeyen, und die Juriſten, welche es leugnen, ſich im Rechte befinden, ſo lange daſſelbe noch keine deutlich erkennbare Geſtaltung gewonnen, daſſelbe doch alsdann in's Leben trete und vom Geſeze anerkannt und geſchüzt werden müſſe, ſobald es die Geſtalt und den Charakter der „Waare“ gewonnen. Wenn ein Schriftſteller und Künſtler aus ſeiner Ideenwelt eine Schöpfung ſo weit fertig gemacht, daß er ſie zum Verkauf auf den Markt bringe und Erwerb damit beabſichtige, ſo müſſe ſein geſchriebenes, gemaltes, geformtes Produkt als Sache in dieſelben Rechte treten mit den Gegenſtänden des Eigenthums, die man mit den Händen faſſen kann. Dieſe feine Diſtinction iſt vielleicht nicht ganz erſchöpfend, da einige Zweifel über die Fälle übrig bleiben, wo ein Autor nicht an Erwerb dachte; jedenfalls iſt es aber ein Rieſenſchritt zur Erkenntniß, und für unſere Richter ein Fingerzeig, welcher ein neues Geſez faſt aufwiegt. Auch werden unſere Juriſten, die zur Beſchönigung ihres Verfahrens vor dem Publikum ſich wohl hinter philoſophiſche oder gar ſentimentale Gründe verſchanzten: daß nämlich, wenn ein geiſtiges Eigenthum vor dem Geſeze gelten ſolle, am Ende jedes flüchtige Wort, jedes Spiel des Wizes, jede geſellſchaftliche Aeußerung als ſolches reklamirt werden dürfe, und die Freiheit der Rede dadurch gehemmt, oder daß es des Geiſtes unwürdig ſey, wenn man ihn als Waare ſtemple, — durch dieſe Diſtinction völlig aus ihrer Schanze geſchlagen. Die Kunſt muß nach Brod gehen, es iſt nun einmal ſo in unſerer ſublunariſchen Welt, und wird nie anders werden. Das Geſez überlaſſe es alſo dem Gewiſſen der Künſtler, ob ſie ihre Produkte ſelbſt als Waare betrachten, und wenn dies iſt, ſo ſchüze es ſie. Nicht minder wichtig iſt, daß der erkennende Richter wenig Gewicht auf das eine geſezlich anerkannte Beiſpiel eines geiſtigen Eigenthums, das Verlagsrecht, und die noch ſo unvollſtändigen Verfügungen über den Nachdruck gelegt, ſondern das urſprüngliche, davon unabhängige Recht des ſchaffenden Künſtlers in ſeiner Weſenheit ergründet und klar dargelegt, dabei aber ausgeführt hat, wie es allerdings in eines Richters Befugniß liege, wo er kein Geſez findet, nach allgemeinen Grundſäzen und beſter Einſicht ein Urtheil zu fällen. Selbſt das römiſche Recht hatte hier vorgearbeitet, wo es von der Erwerbung von Eigenthum durch Formation ſpricht, und es iſt eine Merkwürdigkeit, daß erſt im Jahr 1836 ein Richter in unſerm Lande ein geiſtiges Eigenthum anerkannte. — Gegen das Urtheil des geheimen Obertribunals gibt es keine Appellation, ſeine Entſcheidungen werden Geſez. Alſo haben Künſtler und Schriftſteller jezt die Ausſicht auf Schuz für die Produkte ihres Geiſtes, wenn ſie auch für die nächſte Zeit noch den ſauern Gang durch drei Inſtanzen darnach durchmachen müſſen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 42.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 18. Februar 1837.

Mutter, ſieb' Mehl!
Unerwartete Gäſte,
Unbekannte kommen,
Gäſte zu dir,
Freier zu mir.

P. v. Goetze.
Ruſſiſche Volkslieder.

Die Heirathsgebräuche der romuniſchen Bauern in der Wallachei.

Mitgetheilt von W. Alexis.

Bei den romuniſchen Landleuten der Moldau und Wallachei herrſchen noch viele alte Sitten, die gleich ihrer Sprache an ihre römiſche Abkunft erinnern und wenig bekannt ſind. Nachfolgende intereſſante Züge über ihre Heirathsgebräuche verdankt der Referent den Mittheilungen des jungen Bojaren, Herrn Michael Kogalnitſchan, der ſich gegenwärtig in Berlin zur Vollendung ſeiner Studien aufhält und mit lebendigem Eifer die Dokumente über die Eigenthümlichkeiten eines alten Volksſtamms ſammelt, der ſo viele Jahrhunderte vom europäiſchen Bildungsprozeſſe unberührt geblieben iſt.

* * *

Wenn ein junger Bauer einem Mädchen begegnet, das ihm gefällt, ſo muß er ſich an die Brautwerber wenden, welche auf romuniſch pelitori heißen, und ihnen ſeine Herzensangelegenheiten vortragen. Deren Geſchäft iſt es nun, ſich von der Lage der Dinge zu unterrichten, und namentlich, vorausgeſezt, daß ſie die Verhältniſſe des Bräutigams kennen, genaue Nachrichten über die Familie der Braut einzuziehen. Sind ſie bei ſich im Reinen, daß die Partie ſich ſchicken würde, ſo wenden ſie ſich an die Eltern des Mädchens. Durch indirecte Fragen werden ſie ausgeforſcht, wie es mit ihrem Vermögen ſteht, ihren Geſinnungen gegen die Tochter, und was ſie ihr wohl mitgeben möchten. Vor Allem aber wird an ſie die Frage geſtellt: ob ſie auch echter romuniſcher Abkunft ſind? denn kein Bauer heirathet eine Frau aus einem andern Stamme als dem ſeinigen. Das wallachiſche Sprichwort ſagt: „Wenn du eine Frau nimmſt, ſo kenne zuvor ihren Stamm und Samen.“

Merken die Werber, daß Vater und Mutter nicht abgeneigt ſind, ſo gehen ſie fort, kommen aber nach einigen Tagen, und zwar dann in Begleitung des jungen Mannes und ſeiner Eltern wieder. Einer von ihnen richtet nun folgende feierliche Rede an den Vater des Mädchens: „Unſere Vorfahren, als ſie auf die Jagd gingen, haben das Land entdeckt, welches wir jezt bewohnen. Jezt nähren wir uns von ſeiner Milch und ſeinem Honig. Als nun der werthe Herr hier nach ihrem Beiſpiele auch jagen ging, traf er auf eine Hindin, die, voller Scham und Sitte, die Flucht ergriff. Wir ſind ihrer Fährte gefolgt und die Fährte hat uns hieher geführt. Euch fordern wir nun auf, dieſe Hindin uns herauszugeben oder uns den Ort zu zeigen, wo ſie ſich verſteckt hat.“

Die Eltern antworten nun, es ſey kein Wild der Art in ihr Haus gekommen; aber die Brautwerber dringen, und um ſie los zu werden, führen ſie ihnen irgend eine alte Jungfer, mit Lumpen behangen, vor und fragen, ob es die ſey, die ſie ſuchen? Die Petitori verneinen das und erklären, die Jungfrau, welche ſie ſuchten, habe: „Haare, blond wie Gold, Augen wie ein Falke, Zähne weißer als Perlen, Lippen röther als Kirſchen, den Leib einer Löwin, die Kehle einer Gans, den Hals eines Schwans, Finger zarter als Wachs, und ein Geſicht, ſtrahlender als Sonne und Mond." Die Eltern verharren beim Leugnen: eine ſolche Hirſchkuh habe ſich nie zu ihnen verirrt. Aber die Werber erwidern, ſie haben die beſten Spürhunde, welche ihnen die ſicherſten Zeichen gegeben, daß eine ſolche Hirſchkuh ſich im Hauſe verſteckt halte. Wenn endlich Alles umſonſt iſt, drohen ſie mit Gewalt der Waffen. Da erſt müſſen die Eltern nachgeben, und ſie führen die Tochter vor, welche gewiß heut ſo vortheilhaft als möglich gekleidet iſt.

Wenn ſie erſcheint, ſo ſchreit Alles augenblicklich auf: „das iſt die Hindin!" Auf der Stelle wird nun der Prieſter herbeigeholt, und in ſeiner Gegenwart wechſelt man die Ringe. Iſt dies geſchehen, muß das junge Mädchen die Stube verlaſſen. Die andern Alle ſetzen ſich zu Tiſch, und ſtehen nicht eher auf, als bis der Hochzeittag beſchloſſen iſt. Am nächſten Montag vor dieſem Tage (es iſt in der Regel ein Sonntag) verſammeln ſich die Verwandten ſowohl beim Bräutigam als bei der Braut. Muſikanten begleiten ſie, und unter Geſang und Spiel wird ein großes Familieneſſen abgehalten. Iſt dies vorüber, ſo gehen ſämmtliche Frauen und Mädchen an das Sieben des Mehls, das zum Hochzeittag beſtimmt iſt. Dieſer Tag heißt deßhalb der Siebetag. Wenn fertig geſiebt iſt, tanzen die Jungen bis in die Nacht hinein, die Alten trinken und plaudern.

Sind die Häuſer der beiden Verlobten in ein und demſelben Dorfe, oder doch nur durch einen Tagmarſch getrennt, ſo fängt der Hochzeitſchmaus beim Bräutigam am Donnerstage an und dauert bis nächſten Sonntag. Während dem darf der Tiſch von Morgen bis Abend nicht leer werden, und jeden Abend gibt es Tanz. Wohnen die Brautleute aber in größerer Entfernung von einander, ſo beginnt das Feſt ſchon am Montag Abend und dauert, bis es an der Zeit iſt, ſich auf den Weg zu machen, um am Sonntag zur Braut zu kommen. Am Abend vor der eigentlichen Hochzeit erſcheint einer der nächſten Anverwandten des Bräutigams mit Muſik vor dem Brauthauſe, um der Braut die Geſchenke deſſelben zu bringen. Dieſe beſtehen in der Regel in allerlei Stoffen, Bändern, bunten Tüchern, Dukaten und Rupien. Dieſe müſſen jedoch durchlöchert ſeyn, damit die junge Frau ſie als Halsband tragen kann. Wie geſagt, wenn der junge Bauer nicht zu weit entfernt von der Braut wohnt, ſo beſcheidet er die Seinigen erſt zum Sonntag Morgen, um den Zug zur Braut anzutreten, wohnt ſie aber in einem entfernten Dorfe, ſo rückt er ſchon am Mittwoch oder Donnerstag mit dem Troſſe aus. Zu Pferde muß natürlich dieſer feierliche Aufzug ſeyn, nur ſeine Eltern dürfen fahren. Einige ſprengen voraus, um die Ankunft zu melden. In manchen Orten herrſcht nun folgender Gebrauch.

Die Verwandten der Braut reiten dieſen Abgeſandten entgegen, und es iſt ihre Aufgabe, Alles daran zu ſetzen, daß ſie nicht bis zur Braut dringen. Gelingt es, ſie zu faſſen, ſo bindet man ihnen gewöhnlich die Hände und läßt ſie verkehrt auf's Pferd ſetzen, oder führt ſie zu Fuß, immer aber wie Gefangene in's Haus. Hier fragt man ſie, was ſie zu ſagen haben? Ihre Antwort lautet nun in der Regel: ſie ſeyen ausgeſchickt, um den Krieg zu erklären, und die Soldaten würden bald nachkommen, um das Schloß anzugreifen. Auf dieſe Weiſe bindet man ſie wieder los und nöthigt ſie, einige Gläſer Wein zu leeren. Dann führen die nämlichen Perſonen, welche ſie gefangen nahmen, ſie wieder auf den Weg zum Bräutigam zurück und geben ihnen, ſobald ſie in ſeine Nähe kommen, die Freiheit. Aber wohl müſſen ſie ſich vorſehen und ſelbſt alsbald Kehrt machen, denn ihnen widerfährt daſſelbe Schickſal, wenn das Gefolge des Bräutigams ſie einfangen kann.

(Die Fortſetzung folgt.)

Liſardo.

(Fortſetzung.)

„Armer Stephano!" ſeufzte ſein ehemaliger Gebieter und winkte zum Weitergehen. Bald hatten ſie den Pallaſt erreicht. Ein vergittertes Zimmer im Erdgeſchoſſe wurde ihm eingeräumt. Er warf ſich auf das einfache Lager und verſuchte zu ſchlafen, aber vergebens: immer traten ihm wieder die Bilder jenes häuslichen Glücks vor Augen, das ſo ſchnell vernichtet worden war. Beſtändig mußte er ſich vorſagen: „Morgens der Mann, Mittags das Weib und Abends das Kind! Alle, alle weggerafft aus dem ſüßen, unſchuldigen Traum des Lebens und der Liebe!" Ein menſchliches Gefühl zog in ſeinen Buſen ein, die edelſte Wehmuth durchzitterte ſein Herz und benezte ſein Lager mit einer Fluth von langentbehrten Thränen.

Aus einem ſpäten Morgenſchlummer weckte ihn die Wache, die ihn vor den Gouverneur zu führen kam. Er ſah ſich verwundert um, beſann ſich auf ſeine Lage und folgte, ſchnell angekleidet, dem Diener der Juſtiz in einen Saal, wo der Gouverneur zu Gerichte ſaß. Die lezten

Wochen hatten die Falten in ſeinem Geſicht um viel vermehrt; er maß den Jüngling mit traurigem Ernſt und begann das Verhör. Aber kaum waren die erſten Fragen geſtellt, als man von fern ein wirres Getöſe vernahm, das immer wachſend ſich näherte. Der Gouverneur brach ab und trat an's Fenſter, zugleich ſtürzten einige Diener herein und meldeten, das Volk verſammle ſich und drohe mit einem Aufſtand; einer der mit Oeffnung der Kornmagazine beauftragten Beamten, ſo murren die Unzufriedenen, habe das Mehl mit Staub vermiſcht oder gar vergiftet, die Nahrungsmittel ſeyen ungeſund und Niemand mehr ſeines Lebens ſicher. Man hörte den Tumult ganz in der Nähe, die Meuterer waren bis vor den Pallaſt gedrungen und riefen nach dem Gouverneur; ſie verlangten, der Schuldige, den ſie herbeigeſchleppt hatten, müſſe ſogleich vor ihren Augen hingerichtet werden.

Der Gouverneur griff erſchüttert nach einem Stuhl und ſtüzte ſich auf die Lehne. „Kornmagazine!" rief er, „mein Gott, ich weiß ja wohl, daß ſie nicht gehörig verſehen ſind, und wenn meine Beamten noch Unterſchleif treiben, dann weiß ich freilich nicht, wo ich Rath ſuchen ſoll. Ich armer, alter Mann! iſt das der Lohn für ſo lange, treue Dienſte? ſoll ich jezt noch in Schande gerathen, nachdem ich meine Provinz ſo viele Jahre lobenswürdig verwaltet? Ich weiß nicht, was hier zu thun iſt! für ſolche Zeiten bin ich nicht geſchaffen!" Er fiel in den Seſſel und ſchlug die Hände vor's Geſicht. Liſardo trat vor und ſprach in beſcheidenem Tone: „Erlaubt mir ein wohlgemeintes Wort, Herr Gouverneur! Hier ſind ſchnelle, durchgreifende Maßregeln von Nöthen: an Eurer Stelle würde ich den Verbrecher der Volkswuth opfern und zugleich die Rädelsführer des Aufſtandes feſtnehmen laſſen. Wenn man ihnen auf der einen Seite nachgibt, ſo kann man auf der andern deſto ſtrenger gegen ſie ſeyn." Der Gouverneur richtete ſich auf und ſah den Jüngling zornig an. „Ihr vergeßt, Signor," rief er, „welche Rolle Ihr hier zu ſpielen habt! Ihr ſteht wegen Eurer zuchtloſen Aufführung vor Gericht und habt es weniger als irgend einer nöthig, dem Richter in ſein Amt zu reden. Entfernt Euch, ich habe jezt nicht Zeit, mich länger mit Euch abzugeben." Er winkte, und Liſardo wurde wieder in ſein Gefängniß abgeführt.

Obgleich ſeine Fenſter nach der entgegengeſezten Seite gingen, ſo hörte er doch den ganzen Tag über, bald näher, bald ferner, ein rauſchendes Getöſe, wie wenn das Meer über ſeine Ufer getreten wäre und mit unbändiger Kraft ſich der Stadt entgegen wälzte. Liſardo ſchwebte in der grauſamſten Ungewißheit: kein Menſch kam zu ihm, um Speiſe oder einen Aufſchluß über ſein Schickſal zu bringen. Er rief durch die verſchloſſene Thüre hinaus, Niemand antwortete. Der Abend kam, und jezt verging ihm die Geduld. „Hinaus muß ich," rief er, „und wenn ich durch die Wand fahren müßte!" Er probirte die Gitter vor den Fenſtern, eines nach dem andern; ſie waren wohl alt und hatten zum Theil loſe Stäbe, aber ſie ließen ſich doch nicht ſo leicht hinausdrücken. Als Liſardo eine gute Stunde an ihnen geſchüttelt hatte, ſtand er von der vergeblichen Arbeit ab und näherte ſich der Thüre. „Da habe ich mir einmal recht unnütze Mühe gegeben," ſagte er, „und hätte es doch viel wohlfeiler haben können: mit einem Fußtritt iſt das Schloß geſprengt." Aber ach! als er näher hinſah, fand er, daß die Thüre nach innen aufging; das Schloß war alſo nicht zu ſprengen. „So tret' ich die Bretter hinaus," dachte er, und ſezte der Thüre mit gewaltigen Stößen zu, mußte ſich jedoch bald überzeugen, daß ſie nicht von ſo leichter Arbeit ſey, und daß er eher ſeine Füße aus dem Gelenk, als die Thüre aus ihren Fugen treten würde. Eben wollte er mißmuthig von ſeiner Anſtrengung abſtehen, als ſich eilige Tritte näherten und eine Stimme rief: „Was ſoll das bedeuten? was iſt denn hier für ein abſcheulicher Lärm? paßt das auch für einen Todtkranken?" — „Läßt man auch einen Gefangenen den ganzen Tag über ohne Speiſe und Trank?" rief Liſardo hinaus. — „Ach Gott! Ihr ſeyd's, Signor?" rief die Stimme entgegen; „verzeiht, daß man Euch ſo ganz vergeſſen hat; aber es geht im Hauſe drunter und drüber. Habt nur einen Augenblick Geduld, Ihr ſollt ſogleich bedient werden." — Nach wenigen Minuten drehte es am Schloß, die hartnäckige Thüre ging auf und ein Diener trat herein mit Wein und Erfriſchungen. „Wie ſteht's in der Stadt?" rief ihm Liſardo haſtig zu. — „Man weiß noch immer nicht, was es werden will." — „Wie iſt's mit dem Beamten?" — „Sie haben ihn erdroſſelt und ſind jezt ruhiger." — „Und der Gouverneur?" — „Der hat einen Anfall bekommen und wird keine Stunde mehr leben." — „Wenn der Gouverneur vollends ſtirbt, ja, dann geht Alles in Trümmer. Sie haben doch mindeſtens an ihn geglaubt. Wie verhalten ſie ſich denn jezt?" — „Die Nachricht von ſeiner Krankheit hat Eindruck auf ſie gemacht; ſie ſtehen beiſammen, berathen und ſtreiten." — „Wo ſind ſie verſammelt?" — „Auf dem Marktplatz." — „Höre, Freund," ſagte Liſardo, „du wirſt einſehen, daß es jezt keine Zeit iſt, einen Gefangenen zu verwahren; die Umſtände ſind zu dringend, als daß man ſich mit Kleinigkeiten zu ſchaffen machen könnte. Vielleicht bin ich draußen beſſer am Platz, als hier. Nimm dieſe Börſe und laß mich gehen; ich gebe dir mein Wort, nicht aus der Stadt zu weichen; Gott befohlen!" — Mit dieſen Worten drückte er dem Diener eine Börſe in die Hand, und war verſchwunden, ehe Jener ſich beſinnen konnte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Einige Gelegenheitszeilen von Schiller.

Folgende Zeilen ſind von Schiller eigenhändig in ein Exemplar des Don Karlos eingetragen worden, welches er der Tochter des Geheimeraths Schmidt in Weimar, Carolinen, ſpäter verehlichten Swaine, überreichte. Wir hoffen uns durch Mittheilung derſelben den Dank mancher Leſer zu verdienen, obgleich der Dichter weder die Abſicht noch die Ahnung hatte, daß ſeine kleinen Epiſteln je ſollten veröffentlich werden.

Kein Lebender und keine Lebende
Saß dieſem Bild, der ſüßen Sympathie
Und Freundſchaft aufgeſtellt. Aus nicht vorhandenen Welten
Entlehnte es — ich kannte dich noch nie —
Ein volles Herz und warme Phantaſie.
Wenn das, was ich für Schatten hier empfunden,
In deinem Herzen mächtig wiederklingt,
Aus deinem Auge ſchöne Thränen zwingt,
Wenn es in ſtillen ſchwärmeriſchen Stunden
Zu ſanfter Rührung dich erweicht,
So weißt du, was der Dichter dann empfunden,
Hätt' er ein lebend Bild gefunden,
Das deinem, Caroline, gleicht.

S.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Baſel, Februar.

Skizzen aus der alten und neuen Schweiz.

Die Zeit iſt nun, Dank ſey es dem Himmel! vorüber, wo wir unſern lieben Landsleuten ſo intereſſant erſchienen, daß ſie es für der Mühe werth hielten, mit uns und unſern Siebenſachen ſich beinahe ausſchließlich und mehr noch als mit ihren eigenen Angelegenheiten zu beſchäftigen. Kaum gedenkt jezt noch die eidgenöſſiſche Preſſe unſerer Stadt, aus dem eben ſo einfachen als triftigen Grunde, daß in ihr Alles wieder, ſcheinbar wenigſtens, in ſein früheres Geleiſe zurückgetreten iſt, Alles wieder in ſeiner alten Ordnung ſich bewegt oder ſtehen bleibt. Warum ich das Wort ſcheinbar gebrauche, wird weiter unten zur Genüge klar werden. In der That hat die ſtürmiſch bewegte Zeit viel weniger Spuren zurückgelaſſen, als man es hätte erwarten ſollen, und dieſe Spuren tragen überdies eher einen negativen, als poſitiven Charakter. So ſind z. B. aus dem vor der Revolution (wir Baſeler haben eben ſo gut das Recht, von einer Revolution zu ſprechen, als Engländer und Franzoſen; wir hüten uns aber, die unſrige eine glorreiche zu nennen, welches Beiwort eigentlich keine Umwälzung verdient) angeſammelten Schaz von einer Million Franken anderthalb Millionen Schulden geworden; was Viele übrigens, und wir denken mit Recht, als ein wahres Glück betrachten, nicht etwa, weil dieſe Leute in dem Staat einen ſichern Schuldner für ihre Capitalien ſehen, ſondern weil ſie, einer Wiederverſchmelzung mit den Raurachern entſchieden abhold, die Schuld als eine Art von Vogelſcheuche betrachten, welche den Landſchäftlern für immer die Luſt benehmen werde, ſich mit uns wieder zu vereinigen. Wir unſererſeits befürchten aber, bei der großen Sparſamkeit unſerer Finanzmänner, nicht nur eine baldige Tilgung der Staatsſchuld, ſondern ſogar die Wiederanhäufung eines öffentlichen Schazes, größer noch, als der erſtere war. Ein ſolcher Umſtand dürfte und müßte dann freilich unſern frühern Brüdern auf dem Lande wieder freundſchaftlichere Geſinnungen gegen uns einflößen, und in ihnen die Luſt rege machen, uns die Hand zur Verſöhnung zu bieten, beſonders wenn wir uns geneigt zeigten, mit ihnen wieder eben ſo brüderlich zu theilen, als wir es vor einigen Jahren unter den Auſpicien des berühmten Juriſten Dr. Keller aus Zürich thaten. Eine andere negative Folge unſerer Revolution iſt, daß die beiden Standeshäupter, will ſagen Bürgermeiſter, aufgehört haben, Weisheiten zu ſeyn, wie ſie dies doch ſeit undenklichen Zeiten geweſen. Dieſelben ſind jezt bloße „hochgeachte“ (nicht hochgeachtete) Herren, wie jeder Großrath, deren es hier über hundert gibt. Auswärts ſtehen wir, ſicherlich mit Unrecht, in dem Rufe, antiradikal zu ſeyn, ariſtokratiſchen Grundſäzen zu huldigen; denn wie würden wir ſonſt, ohne daß uns irgend Jemand dazu gezwungen hätte, Hand gelegt haben an hundertjährige Einrichtungen, und uralte Titel abgeſchafft, die ſchon durch ihren bloßen Wortlaut Ehrfurcht und Reſpekt einflößten. In der Art und Weiſe, wie man zu verſchiedenen Zeiten unſere Bürgermeiſter behandelt hat, kann man in der That die Geſchichte unſerer Republik leſen. In dem goldenen Zeitalter, das vor fünfzig Jahren noch nicht ganz abgeſtoſſen war, da fuhren z. B. unſere höchſten Magiſtratsperſonen noch in einer Staatskaroſſe in den Rath, einer Karoſſe, die gewiß in ihrer Art eben ſo merkwürdig war, als die weltbekannte Kutſche des Lordmayors von London. Da es in jener goldenen Zeit vier Standeshäupter gab, eines an Würde und Rang dem andern vollkommen gleich, und dieſe hohen Perſonen gemeinſchaftlich in dem beſagten Staatswagen nach dem Rathhauſe ſich zu begeben hatten, ſo war es natürlich von der allergrößten Wichtigkeit, dieſem Vehikel der Weisheiten eine ſolche Einrichtung zu geben, daß jeder Unterſchied in der Dignität der Size ſorgfältigſt vermieden war. In den Archiven unſers Rathhauſes ſollen noch voluminöſe Protokolle von den Berathungen des kleinen Rathes über die dem beſprochenen Wagen zu gebende Einrichtung vorhanden ſeyn. Wie unſere Voreltern in Dingen dieſer Art immer höchſt ſinnig und naiv waren, ſo auch in dem in Rede ſtehenden Fall; doch brauchte es lange Zeit, bis über die hochwichtige Sache eine allgemeine Verſtändigung erzielt war.

(Die Fortſezung folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 37:

Der Dichter.

Räthſel.

Nach dem Lateiniſchen des Pincierus.

Sechs Füße hab' ich mit fortgenommen,
Mit dreien bin ich wieder gekommen,
Und wollte noch lieber, es wären zwei,
Als dieſe heilige Zahl von drei.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 43.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 20. Februar 1837.

Auf wolkenloſer Höh' ruft mir's noch lauter zu:
Wie groß iſt die Natur, wie klein, o Menſch, biſt du!

Haller.

Gedichte von J. G. Seidl.

Auf der Alpe.

Wenn ich im tiefen Thale ſtehe,
Und ſchwindelnd auf zur Alpe ſehe,
Die weiß hineinragt in das Blau,
Dann will es drückend mich beengen,
Dann drängt mich ein unendlich Drängen
Empor aus dieſem Nebelgrau.

Dort, wo in unermeßner Weite,
Nichts über mir, nichts mir zur Seite,
Nichts höher gegenüber ſteht;
Wo all' die Höh'n, die ich erſtiegen,
Demüthig mir zu Füßen liegen,
Dort möcht' ich hinknien im Gebet.

Dort über'm düſtern Thalgewimmel,
Dort fühlt' ich näher mich dem Himmel,
Nichts liegt mehr zwiſchen ihm und mir;
Kann's irgendwo im Erdenleben,
So muß ſich dort das Herz erheben,
Dort bin ich groß, klein bin ich hier! —

Und in der Seele den Gedanken
Macht' ich mich auf, klomm ohne Wanken
Den ſteilen Schwindelpfad hinan,
Sezt' über ſchwarze Todesſchlüfte,
Und grub mir in den Schnee der Klüfte
Mit ſichrem Fuß die ſchmale Bahn.

Jezt auf des Kammes höchſter Spitze,
Schon weithin über'm Wolkenſitze
Stand ich im Morgenſonnenſchein;
Die Berge, die mir Rieſen ſchienen,
Wenn ich vom Thal aus ſah zu ihnen,
Sie ſchrumpften hier zu Zwergen ein.

Rund um mich her das luft'ge Freie,
Von mir bis in des Himmels Bläue
Nicht eine Zwiſchenſtufe mehr! —
Doch herbe Täuſchung! Statt erhoben,
Fühlt' ich gedrückter bald mich oben,
Und höhnend hing der Himmel her.

Mir war's, als hört' ich zürnend rufen:
„Herab! hier fehlen dir die Stufen;
Glaubſt du, der Himmel ſey ſo nah'?
Bleib' du in deiner Tiefe drunten,
Denn fühlt dein Herz ſich klein dort unten,
Noch kleiner wahrlich fühlt ſich's da!“

Traumfahrt.

Oft träumt es mir, mein Zimmer
Das wär' auf einem Schiff,
Und ſchwämme mit mir weiter,
Weit über Klipp' und Riff,

Weit über Sund' und Meere
Wohl hundert Meilen fort,
Bis wir gelandet wären
In einem fernen Port.

Voll Neugier ſtieg' ich endlich
Aus der Kajüt' empor,
Und trät', als in der Fremde,
An's Ufer ſcheu hervor.

Und ſieh! da kränzten Häuſer
Gar heimathlich den Plan,
Und auch die Berge ſähen
So wohlbekannt mich an.

Sogar die Leute wären,
Wie ich ſie nicht gedacht:
Sie ſprächen meine Sprache
Und trügen meine Tracht.

Und ſüßes Heimweh faßte
Mein Herz mit einem Mal,
Und zur Kajüte lief' ich
Zurück in banger Qual.

Da ſäß' ich dann und ſänne —
Bis ich vom Traum erwacht,
Recht froh, daß ich die Reiſe
Im Traume nur gemacht.

Liſardo.

(Fortſetzung.)

Auf dem Marktplatze ging es bunt durch einander. Eine wogende Menſchenmenge füllte den beträchtlichen Raum, Gruppen bildeten und trennten ſich wieder, Jeder ſuchte das Wort zu nehmen, ſo daß keiner den andern verſtand, heftige Redner eilten von einer Stelle zur andern, um überall die Meinung für ſich zu gewinnen, das Geſchrei und Getöſe war ungeheuer. Als die Nacht eingebrochen war, ohne daß das Volk zu einem Entſchluß hätte kommen können, wurden Fackeln herbeigebracht, ſo daß die Beleuchtung mit den grellen Lichtern und tiefen Schatten ein wunderbares, ſchauerliches Nachtſtück bildete.

Die Gährung war auf's Höchſte geſtiegen. Ein dicker Mann, deſſen Geſicht im Fackelſchein blutroth glänzte, ſchrie mit einer markerſchütternden Stimme: „Was brauchen wir länger zu warten? wozu die unnützen Reden und Rathſchläge? Drauf! zugeſchlagen! die Vornehmen haben uns in's Unglück gebracht; jezt ſollen ſie's auch büßen mit Gut und Blut! Die Häuſer aufgebrochen, geplündert, was zu plündern iſt, das iſt meine Meinung!“ — „Nein, Nachbar, man darf's nicht ſo arg machen,“ eiferte eine hagere Perſon, die einen Krämer vorzuſtellen ſchien; „Ihr greift die Sache viel zu grob an mit Euren Fleiſcherhänden. Bedenkt, was würden die Herrn in Neapel zu unſern Gewaltthaten ſagen?“ — „Pah!“ ſchrie der Andere, „die haben genug mit ſich ſelbſt zu thun, uns laſſen ſie ſtecken, und ſomit müſſen wir uns ſelber helfen.“ Da er eine gewaltigere Stimme beſaß als der Krämer, ſo drang er auch weiter damit durch, und während in der Nähe ſich manche Vota für ein gemäßigtes Benehmen geltend machten, hörte man von den entfernteſten Seiten ein wildes Geſchrei: „Drauf! zugeſchlagen! Mord und Brand! Sie ſollen's büßen! büßen ſollen ſie's!“

In dieſem Augenblick drängte ſich ein hoher Mann durch die Menge und ſchob Alles, was ihm im Wege ſtand, auf die Seite, bis er das Centrum des Aufſtandes erreicht hatte: es war Liſardo. Viele ſahen den kecken Jüngling trotzig an, aber Andere wichen ihm ehrerbietig aus oder griffen freundlich nach den Mützen; er war unter einem großen Theile des Volkes bekannt, und ſeine Lebensart hatte ihm, je nachdem ſie aufgefaßt wurde, bei den einen Verachtung, bei den andern, als eine Fehde gegen die Ariſtokratie, Bewunderung und Theilnahme zugezogen. Ueberdies hatte er ſich Manchen durch Wohlthaten oder Herablaſſung verpflichtet. „Meine Freunde,“ hob er mit lauter, weittönender Stimme an, und ein dichter Kreis ſammelte ſich um ihn, aus welchem mehrere ſeiner Genoſſen ermunternd und zum Beiſtande bereit hervorragten, „meine Freunde, ihr habt vollkommen Recht, und Recht muß euch werden. Man hat ſich ſchwer an euch verſündigt; faſt Alles, was bei dieſem öffentlichen Unglück zur Abwendung oder wenigſtens zur Linderung geſchehen ſollte, iſt verabſäumt worden; ja man hat gewiſſenlos gehandelt, und es muß anders werden! Die Ordnung muß hergeſtellt werden um jeden Preis. Aber ich frage euch, Bürger, kann dies auf unordentliche Weiſe geſchehen? durch Morden, Plündern, Sengen und Brennen? Wenn Keiner mehr dem Andern trauen darf, Keiner ſeines Lebens mehr ſicher iſt, das iſt der kürzeſte Weg, unſere arme Stadt mit Einem Streich zu Grunde zu richten. Nein, ſo ſoll es nicht ſeyn! Euer geſunder Verſtand hat euch ſchon längſt geſagt, was ich hier nur wiederhole, um es zu beſtätigen. Wir wollen die Ordnung herſtellen auf eine gemäßigte und vernünftige Weiſe. Wir ſind verlaſſen, wir ſind eine Heerde ohne Hirten, wir habe keine Regierung mehr. Die Schlechten ſind entflohen, die Beſſern geſtorben, und unſer

ehrwürdiger Gouverneur iſt vielleicht in dieſem Augenblicke ſchon dem allgemeinen Feind erlegen. Wir können nicht warten, bis Neapel uns hilft; wohlan! ſo regiere Salerno ſich ſelbſt, bis Neapel ſich erholt hat; ſetzen wir eine ſelbſtgewählte Regierung ein, die dafür ſorgt, daß Jeder der allgemeinen Noth ritterlich entgegentrete, der Eine mit ſeinem Vermögen, der Andere mit ſeinem Muth und ſeiner Klugheit. Die Reichen aber ſollen verpflichtet ſeyn, je nach dem Maßſtab ihres Eigenthums eine Contribution zur Anſchaffung von Lebensmitteln und zur Verpflegung der Kranken zu leiſten."

Dieſer Vorſchlag, den der Redner klüglich bis zulezt aufgeſpart hatte, verfehlte ſeine Wirkung nicht. Es entſtand ein lebhaftes Beifallsgemurmel, das aber bald von der Stentorſtimme des ehr- und raubſüchtigen Fleiſchers unterbrochen wurde. Er ſuchte die Glut des Aufruhrs wieder anzuſachen, und ſchalt auf Liſardo, ſchrie, man ſolle ihm nicht trauen, er habe eigennützige Abſichten. Liſardo dagegen rief: wer wie dieſer auf Unordnung ſinne, ſey ein Verräther, ein Feind des Vaterlandes und habe ein unſägliches Unglück zu verantworten. Die beweglichen Meinungen des Volks waren getheilt, der Fleiſcher mit einigen andern wilden Geſellen war im Begriff, auf den Jüngling einzudringen, als zufällig ein Ereigniß eintrat, das, unvorhergeſehen und erſchütternd, unſerm Helden den ſchnellſten Sieg errang.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Heirathsgebräuche der romuniſchen Bauern in der Wallachei.

(Fortſetzung.)

Wenn der Zug des Bräutigams durch ein Dorf kommt, oder vor dem Hauſe der Braut anlangt, feuern ſie Piſtolen und Flinten ab und ſchreien beſtändig: Nuntalaſſi! Nuntalaſſi! Dieſes Wortes wegen wird auch die ganze Sippſchaft des Bräutigams Nuntalaſſi genannt.* Bei dieſem Schießen und Schreien tummeln ſie galoppirend ihre Pferde im Kreiſe. Die Hochzeitgäſte im Brauthauſe ſtürzen heraus und antworten ihnen durch Schüſſe und daſſelbe, Allen unverſtändliche und doch ſo bedeutungsvolle Wort. Dann findet wohl unter den vereinten Hochzeitgäſten ein großer Wettlauf zu Pferde ſtatt, und der Sieger empfängt aus den Händen der Braut ein geſticktes Schnupftuch. Das Pferd wird mit einem Blumenkranze geſchmückt.

Am Abend nach der Veſper beginnt der Zug der Verlobten nach der Kirche mit allem nur möglichen Pomp. Die Braut iſt ganz bedeckt mit einem gold- und ſilberdurchwirkten Schleier, der nach allen Seiten in großen Falten herabfällt. An andern Orten trägt ſie nur reiche goldene Franſen, die vom Kopfe bis zum Knie ſich ſenken. Jedenfalls aber muß ſie mit einem Gürtel angethan ſeyn, den nur der Gatte das Recht hat zu löſen. Ihr voran geht eine Muſikbande, zwei Brautjungfern führen ſie. Hinter ihr kommt der Bräutigam, ebenfalls von zwei Brautführern begleitet. Die Eltern und Freunde ſchließen den Zug. In der Mitte der Kirche bleiben die Verlobten auf einem Teppich ſtehen, den man mit Geldſtücken beſtreuen muß, die nachher dem Prieſter und den Sängern zufallen.

Bei den Hochzeiten der orthodoxen Kirche müſſen jedesmal ein Mann und eine Frau in gewiſſen Jahren die Brautleute während aller Ceremonien begleiten. In der Regel ſind dieſe Anſtandsperſonen von höherm Stande, denn unter ihrem Schutze treten die jungen Verheiratheten ſelbſtſtändig in die Welt ein. Daher ſtehen ſie in der Kirche auch dicht hinter ihnen und halten die Hochzeitfackeln in ihren Händen. Der Prieſter ſpricht nach verſchiedenen Gebeten das conjungo vos aus, und wechſelt hierauf nicht weniger als dreimal ihre Ringe; eben ſo oft geſchieht dies mit den Kränzen, die beide auf dem Kopfe tragen. Darauf faſſen ſich der Prieſter, die Getrauten und die beiden Ehrenperſonen an der Hand und machen dreimal die Runde um den zum Altar geweihten Tiſch. Während dem ſingen die beſtellten Sänger einen Pſalm, und die Eltern und Anverwandten werfen kleine Paraſtücke und Nüſſe für die Kinder aus, ganz nach Sitte der alten Römer. Bedeuten ſoll es, daß die jungen Eheleute nunmehr die Spiele der Kindheit aufgeben. Nun hält der Prieſter den Verheiratheten — in der Kirche während der heiligen Handlung! — einen Honigkuchen vor den Mund, daß ſie zubeißen ſollen, aber wenn die Lippen daran ſind, zieht er ihn ſchnell zurück. Dies Spiel dauert, unter allgemeinem Gelächter, ſo lange, bis Einer doch glücklich zuſchnappt, oder der Prieſter ſich endlich erbarmt und ihnen das ſüße Brod in den Mund ſteckt. Was es bedeutet, darüber ſind die Meinungen verſchieden.

Die Kirche wird in der nämlichen Ordnung, wie man ſie betrat, verlaſſen; voran die Muſikanten, die ein Hochzeitlied ſpielen, und hinterher alle Einwohner des

* Hier iſt abermals ein ſprachliches Merkmal der römiſchen Abkunft der romuniſchen Wallachen. Das Nuntalassi wird nämlich vom lateiniſchen Talassius oder Nunc Talassio abgeleitet. Bei ihren Hochzeitfeſten riefen die Römer im feſtlichen Tanze: Talassio oder Nunc Talassio! Nach der Legende, die Livius (Lib I. c. 9) mittheilt, rührt der Name vom Sabinerraube her. Talaſſius hatte ſich die Schönſte gegriffen; als ſie ihm zugeführt wurde, fragten die Römer: für wen? und erhielten zur Antwort: für den Talaſſius.

Dorfs, die ihr Nuntalaſſi ſchreien. In einigen Dörfern ſtellt ſich die junge Frau, wenn ſie nach Hauſe gekommen iſt, auf die Schwelle und beſprengt Alle, die zum Glückwünſchen kommen, mit Roſenwaſſer. An andern Orten ſtellt man vor das Haus einen Tiſch mit Blumen, Brod, Wein, Salz und Korn. Die junge Frau tritt hinauf und wirft Weizenkörner, mit Salz vermiſcht, nach Norden, Süden, Weſten und Oſten. Iſt dies geſchehen, ſteigt ſie wieder herunter und wäſcht ihrem Schwiegervater die Füße. Hiemit iſt ihr Geſchäft dieſes Tages vollbracht. Sie ſezt ſich auf einen erhöhten, von Kiſſen gebauten Sitz zwiſchen ihre Mutter und Schwiegermutter, und darf nun den ganzen Abend zu Niemand ſprechen, als ihren beiden Nachbarinnen; die andern jungen Leute tanzen. Beim Abendtiſch hat der Prieſter den erſten Platz, muß aber zuvor über alle Schüſſeln den Segen ſprechen. Die jungen Eheleute ſitzen ihm zunächſt, dann die Schwiegereltern. Auf der Hochzeittafel dürfen eine ſaure Suppe und Kohl mit Speck, die Lieblingsſpeiſen der romuniſchen Wallachen, nicht fehlen. Dieſe Mahlzeit dauert bis gegen drei Uhr Morgens. Dann bringen die Köchinnen einen gebratenen Hahn, der noch mit ſeinen Federn geſchmückt iſt. Einer der Gäſte iſt vorher unter den Tiſch gekrochen, und kräht, im Namen des ſtummen Gaſtes, ſo gut er kann, den neuen Tag an. Die Köchinnen bekommen ein Geſchenk, und mit einem Gebet für das Wohlergehen der Neuvermählten ſchließt die Mahlzeit. Nun nimmt der junge Ehemann ſeine Frau bei der Hand und tritt mit ihr in die Mitte der Stube. Der Kirchenſänger oder eine andere geiſtliche Perſon verlieſt hierauf mit lauter Stimme die Liſte der geſammten Mitgift der Frau. Dieſe hat bis dahin frei ausgelegen, daß Alle ſie beſichtigen können. Jezt wird ſie auf Wagen gepackt und in das Haus des Mannes geführt.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Baſel, Februar.

(Fortſezung.)

Skizzen aus der alten und neuen Schweiz.

Das ſchwierige Problem wurde endlich dadurch gelöst, daß man die Karoſſe einem doppelten modernen Char à banc ähnlich conſtruirte, das heißt ſo, daß je zwei Sitze an den Seiten des Wagens zwiſchen den Vorder- und Hinterrädern angebracht wurden, alſo immer die einen zwei Standeshäupter den andern zweien den Rücken bieten mußten. Unſer heutiges reſpektloſes Geſchlecht hat keine Vorſtellung mehr von dem Eindruck, den das Erſcheinen dieſes Staatswagens, mochten die Standeshäupter in ihm ſitzen oder nicht, jedesmal in den Straßen hervorbrachte. Vom Münſterplatz an, durch die ganze freie Straße hinab bis zum Rathhauſe hin, blieb Alles ſtehen, das Haupt entblößend und tief gegen die Karoſſe ſich verneigend. Wie anders ſind nun die heutigen Zeiten und wie armſelig der puritaniſch-politiſche Geſchmack unſerer Tage! Nichts mehr hat dieſer unſern Bürgermeiſtern gelaſſen, als eine rieſenhafte Kopfbedeckung, eine Art preußiſchen Hutes nämlich, welchen auf eine würdevolle Weiſe vom Kopfe zu nehmen, eine nicht ganz leichte Sache iſt, wenn der Träger von der Natur nicht mit ganz beſonders langen Armen bedacht worden. Von einem Staatswagen für ſie iſt keine Rede mehr, und wie jeder gewöhnliche Rathsherr müſſen dieſelben zu Fuß in den Rath gehen. Damit ſie jedoch das Portefeuille nicht ſelbſt zu tragen haben, was zu thun freilich noch republikaniſcher wäre, ſo folgen ihnen in der Entfernung von drei Schritten die Weibel, auch Herrendiener genannt. Dieſelben ſind in Mäntel gehüllt, zur Hälfte aus ſchwarzem, zur Hälfte aus weißem Tuche beſtehend, und mit Hüten bedeckt, welche ebenfalls die preußiſche Form und bedeutende Dimenſionen haben, die ſie aber anders als ihre Herren tragen müſſen. Der bürgermeiſterliche Hut ſizt nämlich ſo, daß deſſen zwei untern Ecken beinahe über den Schultern ſtehen, während die Richtung des weibelſchen Hutes mit der des bürgermeiſterlichen genau einen rechten Winkel bildet. Wenn alſo ein Fremder nach Baſel kommt und ſieht vier Männer in beſchriebener Kleidung, je zwei und zwei, einherſchreiten, ſo richte er ſeinen Blick auf die vordern, falls es ihn intereſſiren ſollte, die beiden Bürgermeiſter unſerer Stadt zu ſehen. Bis zu unſerer lezten politiſchen Wiedergeburt (wir haben nämlich deren ſeit vier Jahrzehnten nun wenigſtens ſchon ein halbes Dutzend gehabt) gab es auch einen Staatsherold. Hatten ſich nämlich die Standeshäupter oder ſonſtige Geſandten der Republik in Staatsangelegenheiten von hier hinauf in die Schweiz zu begeben, z. B. auf die Tagſatzung, ſo trabte ihrem Wagen voran, auf mächtigem Roſſe, der Herold, in unſerer Sprache Standesreiter genannt. Derſelbe war Sommer und Winter angethan mit einem weiten Mantel von ſchwarz und weißer Farbe, welcher beim Vorreiten immer hoch aufflatterte und dem Träger ein ganz beſonders imponirendes Anſehen gab. Verſteht ſich von ſelbſt, daß zu dem wichtigen Amte eines Herolds einzig und allein nur eminentes und unbeſtrittenes Reitertalent empfahl. Mein vortrefflicher Nachbar und Freund, Schloſſermeiſter Münch, in der langen, Jahrhunderte umfaſſenden Reihe von Standesreitern der lezte, war dies gewiß nicht in Beziehung auf Reitkunſt, und unvergeſſen ſind immer noch die kühnen Kabriolen, die er ſein Roß machen ließ, wenn die Geſandtſchaft vom Münſterplatz abfuhr. Heutzutage fährt dieſelbe wie jeder Privatmann in einfacher Poſtchaiſe, und man erkennt ihre Beſtimmung höchſtens noch an dem Weibel, der in ſeinem ſchwarz-weißen Mantel und preußiſchen Hut auf dem Bock ſizt. Der ſolide Wagen, in dem ſo mancher unſerer Staatsmänner ſeine Reiſen nach der Tagſatzung machte, wurde bei unſerer Theilung unvergeßlichen Andenkens im Aufſtreich verkauft und von den Lieſtallern erſtanden. Wie man vernimmt, befahren jezt deren Regenten damit die hohe Tagſatzung, woran ſie ſehr wohl thun, denn dieſer Staatswagen zwingt ſie, während des Reiſens in demſelben ernſthafte Betrachtungen über den Wechſel menſchlicher Angelegenheiten anzuſtellen, und liefert ihnen reichen Stoff zum Nachdenken über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 44.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 21. Februar 1837.

— Take
The captainship: thou shalt be met with thanks,
Allow'd with absolute power, and thy good name
Live with authority.

Shakespeare.

Liſardo.

(Fortſetzung.)

Während der Streit in blutige Thätlichkeiten auszubrechen drohte, entſtand im Hintergrunde der Volksmaſſe eine Bewegung und mehrere Stimmen riefen: „Platz! Platz! der Todtenwagen kommt!“ — „Was hat der hier zu thun?“ rief's aus der Mitte. „Er ſoll durch eine andere Straße fahren!“ Aber jede Stimme wurde auf einmal verſchlungen durch ein mächtiges Lebehoch und Beifallsgeſchrei, das von hinten hervordrang. Das ganze Volk wurde aufmerkſam, endlich unterſchied man wieder einzelne Stimmen, welche riefen: „Wackerer Arzt! gebenedeit ſey ſeine Seele! er hat ausgehalten in ſeinen Pflichten, wie's ihm zukam! — Redlicher, treuer Diener!“ riefen andere, „Muſter eines Dieners! Vorbild und Exempel der Treue! Macht ihm Platz, laßt ihn durch, den wackern Marco!“

Liſardo trat dem Zug entgegen, und ein Gedanke fuhr ihm durch den Kopf. Der Wagen näherte ſich langſam, ein Menſch in Trauerkleidern folgte ihm, abwechslungsweiſe ſchluchzend und die Menge anredend. „Ja, ein wackerer Arzt war mein Herr!“ ſo rief er mit einer widerwärtig klingenden Stimme; „herzhaft war er wie Keiner, und nun hat er ſich aufgeopfert für ſeine Mitbürger. Wie oft habe ich ihm geſagt, er ſolle ſich ſchonen, die Seuche laſſe nicht mit ſich ſpaßen, aber er ſagte immer: ſchweig! ein guter Chriſt und rechtlicher Arzt muß ſeine Pflicht erfüllen, koſte es was es wolle! Geſtern noch wollte ich ihn zur Flucht bereden und ein Schiff für ihn miethen, aber da kam ich ſchön an: daß er mich nicht ſchlug, war alles. Ich weiche nicht von meinem Platze! rief er; mein Leben iſt meinen Mitbürgern gewidmet, und wenn ich's in ihrem Dienſt verliere, ſo habe ich nur meine Pflicht gethan. — Ach, jezt iſt es ſo gekommen! auch dieſer Redliche mußte unterliegen! Aber nicht nur ſein Leben, auch all ſein Vermögen hat er im Dienſte der Menſchheit zugeſezt. Er hinterläßt nicht einen Scudo, Alles hat er der nothleidenden Menſchheit geſchenkt.“ Allgemeiner Beifall folgte dieſer erbaulichen Leichenrede und viele Perſonen ſchloſſen ſich ihm an, der Leiche um ſeinetwillen die lezte Ehre zu geben. Liſardo nahm eine Fackel zur Hand, gebot mit lauter Stimme dem Geleite, ſtille zu ſtehen, riß dem Menſchen, der ſich ſchluchzend wieder die Augen verhüllt hatte, das Tuch vom Geſicht und beleuchtete ſeine widerlichen Züge. „Ich habe mich nicht geirrt!“ rief er. „Du heißeſt Marco, nicht?“ — „So heiße ich, ja, ich Unglücklicher,“ ſchluchzte jener. — „Und Tiſano war dein Herr?“ — „Signor Tiſano, ja, der vortreffliche, edle Tiſano.“ — „War er das? nun ſo

will ich dir ſagen, was du biſt.“ Er hielt ihm die Fackel dicht vor die Augen und rief mit donnernder Stimme: „Du biſt ein Lügner, ein Heuchler, ein Meuchelmörder!“ Der Burſche zuckte zuſammen, faßte ſich aber wieder und ſchrie trotzig: „Wie könnt Ihr das behaupten? Wie könnt Ihr einen ehrlichen Mann beſchuldigen, ein Mörder zu ſeyn? beweist mir das!“ — „Du biſt ein Giftmiſcher!“ rief Liſardo. „Nehmt die Leiche aus dem Wagen und unterſucht ſie; ihr werdet Spuren von Vergiftung finden.“ Der Fleiſcher, der hier Gelegenheit gefunden zu haben glaubte, Meiſter über ihn zu werden, brüllte ihn an: „Nehmt Euch nur nicht gar zu viel heraus! Das dulden wir nicht, daß Ihr einen ehrlichen Menſchen in übeln Verdacht ſtürzt. Wie könnt Ihr's denn ſo gewiß wiſſen, und woher?“ — „Unterſucht den Leichnam, und ihr werdet finden, daß er ermordet iſt,“ erwiderte Liſardo feſt.

Keiner wagte der Aufforderung Folge zu leiſten, bis endlich ſein hartnäckiger Gegner ausrief: „Und wenn mich's das Leben koſtete, ich muß den jungen Menſchen da zum Schweigen bringen! Den Tiſano habe ich gekannt, er hat mich einmal vom Fieber kurirt, alſo werde ich ihn gleich herausfinden.“ Er nahm eine Fackel und öffnete den Wagen, die Menge trat zurück und ſtarrte von fern auf das grauenhafte Schauſpiel, das ſich vor ihren Augen aufthat. Unter den nackten Leichen, auf die der Fackelſchein gleichſam zögernd fiel, lag eine einzige in voller Kleidung. „Der iſt's!“ rief er, „zwar etwas entſtellt im Geſicht, aber doch noch ganz kenntlich.“ Er zog ihn herunter und legte ihn auf die Erde. Mit einem Riß hatte er ſein Gewand zertrennt, und nun leuchtete Liſardo über ihn hin. „Seht ihr da?“ rief er; „er hat die Untreue gegen ſeinen Beruf theuer büßen müſſen! ſeht ihr die rothen und blauen Giftflecke?“ — „Das iſt von der Cholera!“ ſagte der Fleiſcher und lachte höhniſch. „Es iſt nicht von der Cholera!“ entgegnete Liſardo. „Ihr ſeyd ſonſt immer geneigt, bei einer Seuche an Vergiftung der Lebensmittel, ja der Brunnen zu glauben, und in dem einzigen Falle, wo ihr wirklich Recht hättet, wollt ihr's leugnen? — Marco,“ rief er, gegen den Diener des unglücklichen Tiſano gewendet, „Marco, wirſt du geſtehen, daß du deinen Herrn vergiftet haſt? daß er heute im Begriff war nach Sicilien zu entfliehen? und daß du geſtern ihm ſein Geld vergraben halfſt? Wirſt du geſtehen, Schurke!“ donnerte er und faßte ihn heftig an der Bruſt. Jezt brach der Frevler zuſammen und krümmte ſich zu ſeinen Füßen auf dem Boden. „Ihr ſeyd ein Prophet!“ heulte er, „o erbarmt Euch meiner! o rettet mich!“ — „Geſtehſt du deine That?“ — „Ja, ich will's geſtehen, ich hab's gethan!“ — „Seines Schatzes wegen, nicht wahr?“ — „Ja! Euch iſt nichts verborgen! Ihr wißt Alles!“ Eine Todtenſtille erfolgte. Der Fleiſcher wich entſezt zurück. Liſardo riß den Burſchen vom Boden auf, ſchleuderte ihn dem Volke zu und rief gebieteriſch: „Macht kurzen Proceß mit dem Verbrecher!“ Marco wurde weggeſchleppt und der Leichenwagen fuhr weiter.

„Dieſen Arzt!“ rief Liſardo, „hat ſein verdientes Schickſal erreicht: er wollte euch im Stiche laſſen, wie ſo viele andere, und wurde ein Opfer des Schurken, der ihm bei ſeiner Schandthat half. Uebrigens hat er euch ein Vermächtniß hinterlaſſen, das euch reichlich entſchädigt und das gleich die Grundlage für unſere neuen Einrichtungen geben kann. Sendet ſogleich einige ſichere Männer zum alten Schloſſe hinauf, wo ſich zwölftauſend Scudi finden werden.“ Er bezeichnete den Ort genau; Furcht und Staunen vor einer überirdiſchen Macht hielt die Menge gefeſſelt, und als die Abgeſandten mit dem Gelde zurückkamen, fühlte Liſardo, daß er Herr von Salerno war. Das anweſende Militär, das ſich zu ſchwach gegen den Sturm des Volkes fand, trat mit Freuden unter ſeine Befehle. Mehr um die Bürger zu beſchäftigen, als eines weſentlichen Nutzens wegen, bildete er aus ihnen eine Miliz, deren Commando er einem ſeiner Freunde übergab. Dann ſchritt er zur Ernennung von Commiſſionen, welche die Lebensmittel unterſuchen, für die Kranken ſorgen und die Gerichtsverwaltung übernehmen ſollten. Alle gehorchten willig. Seine lezte Anordnung in dieſer Nacht war ein Gebot, den erzbiſchöflichen Pallaſt, der in den lezten Tagen leer geworden war, in ein Krankenhaus zu verwandeln. Als gegen Morgen die Nachricht von dem Tode des alten Gouverneurs eintraf, war die neue Regierung eingeſezt und befeſtigt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Heirathsgebräuche der romuniſchen Bauern in der Wallachei.

(Fortſetzung.)

Eine ernſtere Ceremonie folgt. Irgend ein Freund der Neuverheiratheten nimmt für ſie das Wort: er zählt alle die Wohlthaten auf, welche ſie im elterlichen Hauſe genoſſen, und endet ſeine Dankadreſſe damit, daß er die Eltern bittet, der Tochter noch ihren Segen mitzugeben. Vater und Mutter thun dies, indem ſie ſie umarmen. Jezt ſchließt ſie auch der Gatte in die ſeinigen, und man rüſtet ſich zum Aufbruch. Noch reicht man ihnen einen Becher Wein zum trinken, er heißt: der Trunk auf den weißen Weg. Aber an der Hausthür werden die Scheidenden noch einmal von den Brüdern oder andern Verwandten aufgehalten. Man hat mit Aexten und Hacken die Thür verrammelt. Der junge Mann muß ſich loskaufen durch das Verſprechen irgend eines Geſchenks, gewöhnlich eines weißen Pferds. Nun endlich kann der junge Mann ſich auf ſeines ſchwingen. Die Frau ſteigt

in den Wagen, wo Mutter, Schweſter oder eine der Hochzeitfackelträgerinnen ſie begleiten; denn ſonſt darf weder ein Verwandter noch ein Diener aus dem elterlichen Hauſe ſie in das ihres Gatten begleiten. Nur wenn dieſes ſo weit entfernt iſt, daß ſie es vor Sonnenaufgang nicht erreichen können, wird das Hochzeitbett im Hauſe des Schwiegervaters aufgeſchlagen. Für dieſen Fall führt der Gatte die Frau erſt am nächſten Morgen nach Haus.

In andern Dörfern iſt noch eine andere Sitte der alten Römer in Kraft geblieben. Wenn der junge Mann ſeine Frau fortführen will, ſperren ihn die Verwandten in eine Kammer und geben ihm irgend eine alte Frau zur Geſellſchaft. Der Mann pocht nun an die Thür und fordert, man ſolle ſie öffnen. Man ſchlägt es ihm ab; er bittet, er droht. Wenn er ſieht, daß Alles umſonſt iſt, erbricht er die Thür, dringt in's Zimmer, nimmt ſeine Frau in die Arme und verſchafft ſich mit Gewalt einen Weg durch die Verwandten, welche es verhindern wollen. Als Grund für dieſe Komödie wird angeführt, es ſolle der Sittſamkeit wegen den Anſchein haben, als würde die Tochter mit Gewalt zur Heirath gezwungen. Iſt ſie endlich in's Haus des Gatten gelangt, ſo wird ſie von allen Frauen umringt, die ihr Wein bieten und was ſonſt zu ihrer Erholung nöthig iſt, bevor ſie ſie in's Brautgemach führen. Hier an der Schwelle nimmt ſie entweder der Schwiegervater oder die Schwiegermutter in die Arme und ſchwingt ſie über die Schwelle, ſo daß ihre Füße dieſelbe nicht berühren dürfen. Der Gebrauch kommt ſchon bei den Römern vor. Entweder iſt es eine Erinnerung an den Sabinerraub, oder überhaupt eine Manifeſtation, daß die junge Frau gezwungen werde. Uebrigens war die Schwelle der Göttin Veſta geheiligt; ſie durfte nicht beleidigt werden. Am Abend nach der Hochzeit finden ſich alle verheiratheten Perſonen, die zum Feſt gehören, bei den Neuvermählten ein; die Junggeſellen und Jungfrauen ſind davon ausgeſchloſſen. Bei dieſer Verſammlung wird der Kopf der jungen Frau mit einem Tuche oder Schleier umwunden; denn nur die Jungfrauen gehen im bloßen Schmuck der Haare.

Bei den Bojarenhochzeiten, wie ſie jezt ſind, finden weit weniger Feierlichkeiten Statt. Leider aber ſind dieſe Ehen durchgängig nichts als Geldſpekulationen. Die Mitgift der Töchter iſt ein Ehrenpunkt der Familie, fällt alſo ganz unverhältnißmäßig groß, und in der Regel ſo aus, daß die Söhne faſt leer ausgehen. Um ſich und ihre Familie im Glanz zu erhalten, iſt es alſo wieder deren Aufgabe, ſich nach einer möglichſt reich ausgeſtatteten Bojarentochter umzuſehen. Neigung und Achtung kommen nie in's Spiel.

Sobald die Tochter das dreizehnte oder vierzehnte Jahr erreicht hat, ſind es ihre Eltern, welche ſich nach einer ſchicklichen Partie umſehen. Sie wird zwei oder drei Männern zugleich angeboten, denen man den Betrag ihrer Ausſteuer angibt. Häufig erfolgt nun ein Handeln, die Käufer fordern mehr, und man ſchlägt die Tochter am Ende an den Mindeſtfordernden los. So wenig als dabei die Neigung des jungen Mädchens, kommen die übrigen Verhältniſſe des Bräutigams in Betracht; oft wird ein Kind mit einem ganz alten Manne verheirathet. Das Mädchen hat noch kein Urtheil, und ſie fügt ſich mit Gleichgültigkeit in die Sache. Seit dem lezten Kriege zwiſchen Ruſſen und Türken hat ſich indeſſen die Lage der Bojaren ſehr verbeſſert. Dies fängt auch ſchon an, auf ihre moraliſchen Zuſtände zurückzuwirken, und alle Reiſenden, welche in den lezten Jahren die Moldau und Wallachei beſucht, ſind des Lobes voll über die freundliche Aufnahme. Ein ſtärkerer Verkehr mit dem gebildeten Europa wird immer vortheilhafter auf dieſe vernachläſſigten Länder zurückwirken.

(Der Beſchluß folgt.)

Aus der Tagesgeſchichte.

Die Bälle in den Tuilerien.

Les anciens préjugés renaissent:
On va quitter les pantalons.
Vieux habits! vieux galons!

Wenn ein glänzender Hof Achtung vor dem Königthum erzeugte, wenn habit français und kurze Beinkleider auf einem Hofball Gegengifte gegen den demagogiſchen Fanatismus in andern Kreiſen der Nation wären, ſo hätte Louis Philippe ſehr Unrecht gehabt, wenn er auf Allbaud und Meunier wartete, um ſeinen Thürſtehern Inſtruktionen zu geben, welche man in Europa unten belachen und oben nachahmen wird. Die Doktrinärs geben ſich große Mühe, ſich mit den hiſtoriſchen Traditionen des europäiſchen Feſtlands in's Gleichgewicht zu ſezen; ſie ſind aber zu gute Hiſtoriker, um zu glauben, daß ein in den Tuilerien erlaſſenes Feſtprogramm ein Mittel hiezu iſt, obgleich dieſes günſtigere Aufnahme und Nachachtung finden dürfte, als ihre dringendſten Noten. — Auf den lezten Bällen in den Tuilerien konnte man glauben, die ſogenannte Hoftracht ſey nach der langen Reihe von Umwandlungen, die ſie im Laufe mehrerer Jahrhunderte erfahren, wieder zu ihrem Urſprung, zu ihrer alten Würde zurückgekehrt. Ehemals kleidete ſich jeder Hoffähige ſo prächtig, als es ſein Rang erforderte, ſein Vermögen geſtattete; jezt hat Mancher, deſſen ganzer Anzug nicht hundert Thaler werth iſt, wenn er mit der Frau des Bankiers oder des Juden tanzt, „all the ladies in his arm;“ damals aber ſchmückte ſich nicht nur die edle Dame mit Gold und Steinen: die brillantene Kette des goldenen Vließes am Halſe des vornehmen Mannes war eine Grafſchaft werth. Damals aber gab es noch einen Thron in einem andern als figürlichen Sinn, König und Königin ließen ſich mit der Krone auf den Häuptern darauf nieder und der Hof hatte eine ſichtbare Gottheit. Bald aber verwiſchte ſich dieſe Abſtufung des Coſtüms nach Titel und Rang, es verſchwanden die geſtickten Wappen von Wamms und Mantel, das fürſtliche Diadem und die Grafenkrone von den weiblichen Stirnen,

und dem Hofmanne im allgemeinen Staatskleide blieb nichts als der wohlhergebrachte Reſpekt. Später, im Zeitraume vor der Revolution, unterſchied ſich die Hoftracht vollends gar nicht mehr von dem ſogenannten Costume de ville. Alle Standesabzeichen fielen weg, die Königin ſelbſt ſchnitt ſich die Schleppe ab und verwarf die Poſchen. Wohl trugen die Männer noch Puder und Degen, aber immer und überall, und das geſtickte Kleid war nicht mehr Hoftracht, ſondern Tracht des homme comme il faut, des Gentleman, des Herrn im antediluvianiſchen Sinn des Worts. — Es iſt bekannt, wie

Un tems fameux par cent batailles
Mit du galon sur bien de tailles.

Aber nicht nur den größten Aufwand überhaupt machte Napoleon, im Intereſſe des franzöſiſchen Gewerbfleißes, ſeinen Hofleuten zur Pflicht; er führte förmlich wieder das habit français ein, und damit Sammt, diamantene Knöpfe und Spitzenmanchetten. Von dieſen Herrlichkeiten war nun ſchon lange nicht mehr die Rede; aber in der neueſten Zeit, da das Leben des Königs immer ernſtlicher bedroht und die Geſellſchaft in den Tuilerien immer faſhionabler wurde, machte ſich daſelbſt auf einmal wieder die „pensée de l'habit habillé“ in vollem Maße geltend, und Jabot, Federhut und kurze Beinkleider haben mit Pomp ihren Einzug gehalten. Ein ernſthafter, ſehr gehaltreicher Bericht ſagt hierüber Folgendes: „Die männliche Tracht iſt nach Erfindung und Ausführung ſo frei, daß ſich keine beſtimmte Form herausſtellt. Indeſſen liegt derſelben im Allgemeinen eine und dieſelbe Idee zu Grunde, und die Uniform deren, die keine haben, beſteht in einem Tuchkleid mit einer zarten Stickerei am Kragen, vorne herab und an den Schößen; an leztern bleibt ſie beſſer weg. Die Weſte von weißem Tuch oder Atlas hat vier kleine goldene Knöpfe mit der Titularkrone; das weiße Halstuch iſt in einen kleinen Knoten geknüpft, und das Hemd mit gefälteltem Jabot iſt ohne Nadel mit linnenen Knöpfen geſchloſſen. Höchſt elegant ſind hiezu weiße Pantalons mit goldenen Streifen. Der dreieckige Federhut und der ganz einfache Degen haben den Charakter freier Phantaſie, wie er allerdings nicht der militäriſchen Tracht, wohl aber dieſen Beiwerken des habit habillé wohl anſteht.“ — Sogar Reminiscenzen an die alten Standestrachten tauchen auf. So hat ein Faſhionable vom Richterſtand eine Tracht erfunden, die ſeine eleganten deutſchen Collegen vielleicht nicht nachahmen, aber bewundern werden: ſchwarzes Sammtkleid, auf allen Nähten mit ſchwarzer Seide geſtickt, Weſte, kurze Beinkleider, Strümpfe, Alles ſchwarz, nichts weiß als Halstuch und Handſchuhe: gravitätiſch und äußerſt nobel. — Beim lezten Hofball erſchien an der Pforte der Tuilerien ein Engländer mit ſeiner Einladungskarte in der Hand. „Mylord,“ hieß es, „vous n'êtes pas assez habillé.“ — „Comment, pas assez habillé?“ rief der Engländer und blickte beſtürzt an ſeinem, ſeiner Idee nach höchſt eleganten Anzug hinab. Man ſezte ihm auseinander, was eigentlich ein habit habillé ſey, er nickte und ging von dannen. Nach einer Stunde erſchien er wieder, prachtvoll gekleidet: braunes, geſticktes Sammtkleid, flatternde Spitzen, kurze Caſimirhoſen mit goldenen Knöpfen, Schnallenſchuhe mit rothen Abſätzen; kurz, prächtig und — lächerlich im höchſten Grade. „Messieurs,“ fragte er unter der Thüre, „me croyez-vous assez habillé?“ — „Vous êtes magnifique, Mylord.“ Stolzen Schritts betritt er die Galerie, und Alles blickt ihn erſtaunt an. So etwas kann man thun, wenn man Geld, Witz und zwanzig Schritte in's Palais-royal hat.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Baſel, Februar.

(Fortſetzung.)

Skizzen aus der alten und neuen Schweiz.

Sonſt rühmte man uns mit Recht nach, daß wir an dem Alten hängen, und uns namentlich die Vermächtniſſe unſerer Vorväter über Alles theuer ſeyen. Leider verdienen wir dieſes Lob nicht mehr. Von unſerm Kirchenſchatze, der, durch hundert Schlöſſer und Riegel verſchloſſen und der Menge unbekannt, Jahrhunderte lang in dunkeln Gewölben ſicher ruhte, will ich gar nicht reden; denn ſo oft ich nur an deſſen unverantwortliche Verſchleuderung denke, geht mir ein Stich durch's Herz. Für tauſend lumpige Louisd'or, deren es Gottlob doch ſo manche innerhalb unſerer Mauern gibt, hätten die intereſſanteſten Reſte mittelalterlicher Baſeler Kunſt für unſere Stadt erhalten werden können; aber man überließ ſie den Lieſtallern, welche ſie natürlich genug an die ganze Welt für Geld verſchacherten. Wer iſt je in Baſel geweſen und hat den Lällikönig, das Wahrzeichen unſerer Stadt, von der Rheinbrücke aus nicht bewundert? Dem Throne dieſes Königs, der für die Ewigkeit gebaut zu ſeyn ſchien, droht nun Umſturz und Vernichtung; denn man geht jezt ernſtlich mit dem wahrhaft vandaliſchen Gedanken um, blos bequemerer Zufahrt halber das Rheinthor, dieſe Zierde der Brücke, den Sitz des Lällikönigs, niederzureißen, und es iſt kaum daran zu zweifeln, daß dieſer Plan bald ſeine Ausführung erhalte. Nicht eine Spur von Sympathie für das alte ehrwürdige Königshaupt zeigt ſich mehr unter unſerer jüngern, leider nun herrſchenden Generation, und: „weg mit dem alten Plunder!“ iſt ihr Wahlſpruch geworden. Nur einige alte Herren noch ſeufzen mit mir im Stillen über die immer weiter gehende Neuerungs- und Nützlichkeitsſucht des heranwachſenden Geſchlechts, das es gewiß mit Baſel dahin bringen wird, daß man daſſelbe nach zwanzig Jahren gar nicht mehr als ſolches erkennen kann. In frühern und noch nicht lange vergangenen Zeiten trug unſere Obrigkeit mit Recht väterliche Sorge dafür, daß jeder Baſeler Bürger beim Eintritt der Nacht in der Stadt ſey und nicht auswärts im Wirthshauſe zu lange ſitzen bleibe. Um dieſe Zeit wurden daher die Thore geſchloſſen und vor Tagesanbruch nicht wieder geöffnet, und damit man der abſoluten Sperre ſicher ſey, wurden die Thorſchlüſſel ſammt und ſonders jeden Abend in die höchſteigenen Hände von Ihro Weisheit überliefert, wo ſie die ganze Nacht über auch verblieben. Wegen eines einmal vorgekommenen Mißbrauches ſoll ein Bürgermeiſter die Schlüſſel immer unter ſein Kopfkiſſen gelegt haben. Jahrhunderte lang fand dieſe löbliche und Zucht und Sitte ſo ſehr fördernde Einrichtung ſtatt, ohne daß Jemand daran dachte, etwas daran auszuſetzen. Endlich aber fiel es einigen Leuten ein, das Sperrſyſtem unzweckmäßig, ja ſogar läſtig zu finden. Anfänglich war die ganze Stadt erſtaunt über die Vermeſſenheit ſolcher Aeußerungen, und noch immer erinnere ich mich mit Vergnügen der allgemeinen Entrüſtung, die ſich auf unſerer alten Leſegeſellſchaft ausſprach, als dort ein Mitglied es wagte, einige Zweifel über die Zweckmäßigkeit und Annehmlichkeit einer hermetiſchen Verſchließung Baſels während der Nacht zu äußern.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 45.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 22. Februar 1837.

We will have rings, and things, and fine array,
And kiss me, Kate, we will be married o' Sunday.

Shakespeare.

Die Heirathsgebräuche der romuniſchen Bauern in der Wallachei.

(Beſchluß.)

Einige Tage vor der Hochzeit ſenden ſich beide Brautleute ihre Hochzeitgeſchenke zu, wobei natürlich der Bräutigam den Anfang macht. Was nur aus Paris Koſtbares, Zartes und Neues angekommen iſt, muß darunter ſeyn. Die Braut erhält Caſchemire, Diamantenſchmuck, Lyoner Seidenſtoffe, Stickereien, Perlen, Hüte, Bänder; kurz Schmuck und Putz jeder Art, was aufzutreiben iſt. Am Abende vor dem Hochzeittage finden ſich die jungen Leute von Stande bei der Braut ein. Die Damen arbeiten an den goldenen Franſen, welche die Braut am Morgen tragen wird, und die Cavaliere leiſten dabei hülfreiche Hand. Dies Geſchäft kann übrigens nur von Unverheiratheten beſorgt werden, doch wird es meiſt von zwei bejahrteren Tanten der Braut geleitet. Iſt es fertig, wird ein franzöſiſcher oder deutſcher Tanz aufgeführt. Dieſer Abend heißt in der Landesſprache die *poteala*. Am andern Tage um vier Uhr Nachmittags findet die Trauung Statt, aber bei den Bojaren nicht in der Kirche, ſondern im Hauſe der Braut. Bei Bojaren der erſten Claſſe verrichtet der Erzbiſchof, bei Kleinbojaren der Biſchof die Einſegnung. Dieſe Prälaten erſcheinen immer im Gefolge reich geſchmückter Diakonen. Wenn die Ceremonie beginnen ſoll, treten der Bojar und die Ehrendame, welche die Fackeln tragen ſollen, hervor und die Eltern der Verlobten treten ihnen gegenüber. Zwei reichgekleidete Diener an den Thüren beſprengen mit wohlriechendem Waſſer, das ſie in ſilbernen Weihkeſſeln halten, die Ankommenden. Sind Alle verſammelt, ſo überreicht der Biſchof dem Bojaren und der Dame die Fackeln. Zwei Brautführer und zwei Brautjungfern führen die Verlobten vor einen zum Altar zugerichteten Tiſch, wo ſich die lezteren auf einen Teppich ſtellen, der hier mit Dukaten für die geringen Geiſtlichen beſtreut ſeyn muß. Der Prälat, in vollen Pontificalibus, liest den Segen ab und gibt den Brautleuten dabei aus einem Glaſe Wein zu trinken. Es iſt der Trank gegenſeitiger Liebe und Eintracht, und das Glas Wein vertritt hier die Stelle des Honigbrodes der Bauern. Im Uebrigen endigt die Ceremonie wie bei den Hochzeiten der lezteren. Statt der Nüſſe und Paras aber ſtreut ein Secretär des Mannes Bonbons und Goldſtücke aus einem reichgeſtickten weißen Schnupftuche aus.

Nach der Einſegnung folgt Geſang und Tanz, einheimiſcher und europäiſcher. Darauf geht es in den Speiſeſaal, und die Verheiratheten nehmen die erſten Plätze ein. Nach dem Eſſen von Neuem Tanz, der bis

Tagesanbruch dauert. Am andern Morgen weckt eine Muſikbande die Neuverheiratheten mit einem Liede, das anhebt: „Steh auf! ſteh auf, Geliebte mein!“ Am nächſten Abend iſt wieder Geſellſchaft bei den jungen Ehegatten. Man tanzt den ſogenannten Bräzeltanz, indem die ganze Geſellſchaft, Alt und Jung, ſich bei der Hand faßt und die Runde macht. Während deſſen hält ein Anverwandter beider Familien ein verknüpftes Band, in welches mehrere Zuckerbräzeln eingehängt ſind, und hängt es als eine Art Halsband erſt dem einen, dann dem andern Schwiegervater, endlich auch den beiden Schwiegermüttern nach der Reihe um den Hals. Am dritten Tage nach der Hochzeit beginnen die Beſuche der jungen Eheleute bei allen Verwandten und Freunden nach der Reihe. Die junge Frau trägt dabei, wie auch auf den Bällen, immerfort ihr Hochzeitkleid. Es fügt ſich daher wohl, daß auf manchem Balle mehrere Brautkleider zugleich geſehen werden. Bei ſehr bedeutenden Familien tragen wohl der Fürſt und die Fürſtin ſelbſt die Hochzeitfackeln; alsdann iſt aber auch die Hochzeit auf dem Schloſſe. Die Hofequipagen holen die Braut, und dem Bräutigam werden die Leibpferde des Fürſten geſchickt, beides mit allem möglichen Pomp. Beſonders ſind alsdann die Pferdeköpfe und die Inſtrumente der Muſiker mit ſtrahlenden, weißen, goldgeſäumten Tüchern geſchmückt. An reichen Hochzeitgeſchenken des Fürſten fehlt es nicht, und ein großer Fackelzug geleitet die Getrauten in ihre Wohnung zurück.

Liſardo.

(Fortſetzung.)

Nach kurzer Ruhe erwachte Liſardo, ermuntert durch das Gefühl der rieſenhaften Laſt von Pflichten, die er auf ſich genommen hatte, und während ein Schiff mit dem noch in der Nacht gefertigten Bericht über das Vorgefallene die Anker lichtete und mit vollen Segeln nach Neapel ſteuerte, ging er auf den Marktplatz hinab, wo das Volk noch immer unruhig und neugierig in Maſſen ab- und zulief. — „Liebe Mitbürger,“ redete er ſie an, „ihr habt nun nach eurem eigenen Willen eine Regierung erhalten, jezt müßt ihr aber auch Vertrauen zu ihr haben. Gewiß, wir werden Alles thun, um eure Wünſche zu befriedigen. Deßhalb gebt euch jezt zur Ruhe und geht nach Hauſe, damit man auch ſieht, daß es wirklich Friede geworden iſt.“ — „Gerne, Herr Gouverneur,“ antwortete einer aus dem Volke. „Nicht ſo!“ unterbrach ihn Liſardo mit ſtrengem Tone, „ich bin nicht Gouverneur! wer mich ſo nennt, der macht mich zum Aufrührer. Gebt mir meinen gewöhnlichen Namen, und damit iſt's genug.“ — „Wie Ihr befehlt, Signor!“ entgegnete Jener; „ich wollte Euch nur ſagen, daß wir daheim nichts zu beißen und zu brechen haben.“ — „Ja!“ ſchrie ein zerlumpter Haufe und drängte ſich um Liſardo, „deßhalb wollen wir lieber hier bleiben, da fühlen wir den Hunger nicht ſo ſehr wie zu Hauſe.“ Liſardo winkte der Wache, welche ſich ſogleich in einem Halbkreis um ihn aufſtellte, und ſagte freundlich: „Liebe Kinder, wenn ihr ein klein wenig Geduld haben wollt, ſo ſoll Alles nach eurem Wunſch geſchehen. Das verſteht ſich doch von ſelber, daß ihr nicht hungern werdet, ſo lang ich lebe. Hört, was ich für einen Plan ausgedacht habe: eine Commiſſion, an deren Spitze ich mich ſelber ſtellen werde, muß von Haus zu Haus bei allen Eigenthümern herumgehen und den Zuſtand ihres Vermögens unterſuchen; je nachdem wir nun einen Ueberſchuß bei einem finden, werden wir denſelben an uns nehmen und zu eurem Vortheil verwenden. Darunter ſind vornämlich Lebensmittel, Speiſen und Getränke zu verſtehen, die euch dann augenblicklich zu Gute kommen ſollen. Ich ſelbſt habe bereits zu Hauſe meinen eigenen Beitrag rüſten laſſen.“

Ein unermeßliches Freudengeſchrei und Lebehoch unterbrach ihn. „Nur vorwärts mit der Unterſuchung! bravo!“ riefen einige der zerlumpten Burſche; „nur zu, edler Herr! wir wollen Euch begleiten!“ — „Nein, Freunde!“ entgegnete Liſardo mit unzerſtörbarer Ruhe, „das ſollt ihr nicht. Seht, dazu iſt die Regierung da, die ihr ja ſelber eingeſezt habt und die alſo Alles, was ſie thut, in eurem Sinn und nach eurem Willen thut. Ihr erſtes Geſetz iſt, eure Noth zu bedenken; wißt ihr aber, wie das zweite lautet? Ordnung zu erhalten, und wäre es mit der äußerſten Strenge. Deßhalb wird fortan Jeder, der ſich auch nur mit einem Wort ungehorſam zeigt, ſogleich ergriffen werden, und ſo gewiß ihr in einer Stunde zu beißen und zu brechen haben ſollt, ſo viel ihr für den Augenblick wünſchen möget, ſo gewiß ſoll ein ſolcher in etwas beißen müſſen, das ihm nicht gut bekommen wird, nämlich in den S t r i c k. Ordnung und Gehorſam iſt eure erſte Pflicht, merkt euch das! Alſo in einer Stunde, wie ich geſagt habe, kann Jeder, dem es an Lebensmitteln fehlt, deren zur Genüge in Empfang nehmen; er mag ſich an der Cathedrale einfinden, wo die Austheilung vor ſich gehen ſoll. Ferner, wer ſeine Kranken nicht daheim verpflegen kann, der darf ſie dieſen Nachmittag in den erzbiſchöflichen Pallaſt bringen, wo man gegenwärtig die nöthigen Anordnungen trifft. Ich bin auf dem Wege, Alles das in Augenſchein zu nehmen. Ihr aber geht jezt ſogleich nach Hauſe und haltet euch ſtill!“

Er grüßte mit der Hand und ging, von der Wache begleitet, mitten durch die Menge hindurch, die ihm ehrfurchtsvoll Platz machte. Hier ſtieß er auf Mattheo,

der ſchluchzend und händeringend ihm entgegen eilte. „Ach Herr!“ rief er, „wißt Ihr's ſchon? Pippa, mein armes, ſüßes Täubchen, iſt dieſe Nacht geſtorben. O meine Tochter! wehe mir, wehe, daß ich das erleben mußte!“ Liſardo ſtrich ſich über die Stirne, faßte den gebeugten Mann an der Hand und ſagte: „Es thut mir herzlich leid, armer Mattheo, aber jezt iſt nicht Zeit zum Klagen und Jammern. Du wirſt wiſſen, wie viel ſich in der vergangenen Nacht geändert hat.“ — „Ich weiß, edler Herr, ich weiß!“ — „Nun, ſiehſt du, jezt habe ich den Kopf von tauſend Sorgen voll und kann nicht an die arme, gute Pippa denken. Auch dir will ich ſogleich eine Thätigkeit anweiſen, in der du deinen Schmerz vergeſſen kannſt. Die Lebensmittel, die jezt in der Stadt eingetrieben und vertheilt werden ſollen, werden nicht lange reichen. Es fehlt an Getreide, und die andern Ortſchaften wollen nichts mit uns zu thun haben. Nun bedürfen wir eines gewandten Mannes, der uns irgend einen Handelsweg zu eröffnen vermag. Du biſt der Mann, den ich ſuche, Mattheo, du biſt mit der ganzen Nachbarſchaft bekannt und auf gutem Fuße; ſieh zu, wie es ſich machen läßt, ich überlaſſe Alles deinem Verſtande. An Geld ſoll dir's nicht fehlen, das werden wir im Ueberfluß bekommen, und die Lebensmittel, hoffe ich, reichen wenigſtens für den erſten Anlauf aus. Komm mit mir, ich will dich ſogleich in dein neues Amt einführen.“ Mattheo folgte ohne Widerrede und betrachtete erſtaunt den Jüngling, mit dem eine ſo große Veränderung vorgegangen war. Sonſt hatte er ihn nur in müdem Verdruſſe oder zwangvoller Luſtigkeit geſehen, jezt aber war die natürliche Spannkraft wieder da, und ſein ganzes Weſen ſtrozte von Thätigkeit, Muth und Ausdauer.

(Die Fortſetzung folgt.)

Entfeſſelung.

Das goldne Ringlein mit dem Herzen,
Das ich dir einſt zum Pfande gab,
Du zogſt es, als wir kalt uns trennten,
Vom Finger, boshaftlächelnd, ab.

Ich hielt es lang in meinen Händen,
Und dacht' an manches Wort dabei,
Vor Allem dacht' ich, wie verſchwendriſch
Die Lieb' in ihren Eiden ſey.

Sonſt legten Sklaven ihre Ketten,
Als Opfer, mit zerknirſchtem Sinn,
Der neuen Freiheit froh ſich rühmend,
Auf eines Altars Stufen hin.

Ich will ein Standbild Amors ſuchen,
Mein goldnes Ringlein in der Hand,
Und dankbar es zu ſeinen Füßen
Verſcharren in den tiefen Sand.

Iſt's doch ein Ring der goldnen Kette,
Die ſchlau mir deine Liebe ſchlang,
Und die — ſo feſt ſie auch geſchienen —
Nun, wie ein ſpröder Faden, ſprang.

J. G. Seidl.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Bicêtre.

Am Ende des lezten Jahrs fand ein eigener Umzug in Paris ſtatt, die Gefangenen zu Bicêtre bezogen nämlich das für ſie von unſerm Landsmann Gau erbaute Gefängniß, das ſehr zweckmäßig eingerichtet ſeyn ſoll. Daß man die armen Greiſe und die Wahnſinnigen, welche bisher in dem großen Jammerhauſe Bicêtre, eine halbe Meile von Paris, beiſammen waren, von den Verbrechern ganz getrennt hat, iſt gewiß lobenswerth, und war längſt vorgeſchlagen worden; nur weiß ich nicht, warum die Behörde darauf beſtanden hat, leztern ein Gefängniß in Paris anzuweiſen, anſtatt außerhalb der Stadt eines anzulegen, wo ſie beſſere Luft hätten und auch geräumiger wohnten. Da ſie erſt nach ihrer Verurtheilung in dies Gefängniß kommen, ſo konnte die Nähe der Gerichtshöfe hier nicht in Betracht kommen. Vielleicht iſt die Bewachung in Paris leichter und minder koſtſpielig, als auf dem Lande. Somit hat Bicêtre nun auf immer eine der drei Claſſen ſeiner Bewohner verloren, iſt kein Gefängniß mehr, ſondern ein Hoſpiz, zum Theil von dürftigen Männern, zum Theil von Verrückten bewohnt. Zuvor ſchlug man die Bevölkerung dieſes von einer Abtheilung alter Soldaten oder Veteranen bewachten ungeheuern Gebäudes zu 3800 Seelen an, alſo zu ſo viel, als manche kleine Stadt enthält. Bicêtre wird künftig gerade das Seitenſtück des ebenfalls ſehr ſtark bevölkerten Hoſpizes in Paris, der Salpêtrière ſeyn, in welcher bloß Weiber aufgenommen werden, und zwar, wie zu Bicêtre, entweder geſunde Nothdürftige, oder Verrückte. Für einen Seelenkundigen iſt hier viel zu beobachten; auch hat unlängſt in einer Zeitſchrift ein gewiſſer Henri Berthoud ſehr anziehende Beobachtungen über die in dieſem Armenhauſe lebenden ſonderbaren Menſchen bekannt gemacht. So z. B. erzählt er die Geſchichte eines daſelbſt verpflegten Taubſtummen, welchen das Unglück traf, auch blind zu werden, ſo daß der bejammernswerthe Menſch gar kein Mittel mehr hatte, Eindrücke von der äußern Welt zu empfangen und mit andern Menſchen in Verkehr zu bleiben. Anfangs wollte er faſt verzweifeln, daß es ihm nicht glückte, ſich mit Jemand zu verſtändigen. Es war ihm eingefallen, mit einem Stück Kreide, oder was er dafür hielt, auf den Boden zu ſchreiben, man ſolle ihm Buchſtaben, Sylben und Worte in die Hand zeichnen, ſo wolle er ſchon verſtehen, was man ihm ſage. Allein acht Tage lang gab Niemand Acht auf ſein Gekritzel, oder konnte nicht klug daraus werden; endlich aber merkte ein Wärter, daß er etwas zu ſagen habe, und führte ihn in ein Zimmer, in welchem ſich eine ſchwarze Tafel mit Kreide befand. Nun

ſchrieb der ſeiner zwei vornehmſten Sinne und der Sprache beraubte Mann, was er wünſchte. Man zeichnete mit dem Finger Worte in ſeine Hand, und ſiehe! er verſtand ſie und antwortete ſchriftlich darauf. Seitdem kann er ſich mit den Leuten im Hauſe und mit Beſuchen unterhalten, und iſt nicht ganz fremd mehr in der Welt, wie er es in den erſten Tagen ſeiner Blindheit war. Läßt ſich etwas Schrecklicheres denken, als die Lage eines ſolchen Unglücklichen während dieſer erſten Tage, da er fürchten mußte, künftighin, ohne alle geiſtige Berührung mit ſeinen Mitmenſchen, ein bloß vegetatives Leben führen zu müſſen? Ferner befinden ſich zu Bicêtre zwei unzertrennliche Menſchen, ein Blödſinniger und ein Blinder; Beide ſind Findelkinder, man hatte ſie zur ſelben Stunde ausgeſezt, und ſeitdem ſind ſie ſtets beiſammen geblieben; ſie eſſen, ſpazieren und ſchlafen zuſammen; der Blinde denkt für den Blödſinnigen und dieſer ſieht für den Blinden; Beide zuſammen beſitzen nur die Fähigkeiten eines einzigen Menſchen und machen gleichſam zwei Hälften deſſelben aus. Ein Anderer hat ſo zu ſagen nur Einen Gedanken und Ein Wort: „O Boulogne!“ welches er beſtändig ausruft; dort ſcheint ſeine Mutter zu wohnen. Die Sehnſucht nach dem Aufenthalte derſelben iſt die einzige Empfindung dieſes Verrückten. An eingebildeten Kaiſern, Königen, Feldherren und berühmten Männern fehlt es zu Bicêtre eben ſo wenig, als in einem andern Irrenhauſe. Der ſchrecklichſte Verrückte iſt ein wüthender Bauer, welcher in ſeiner Mordluſt ſeine Frau und ſeine beiden Kinder, dann im Hôtel-Dieu einen Kranken und zu Bicêtre einen Wärter in der Nacht umgebracht hat. Die Wärter müſſen ſich vor dieſem Wütheriche wie vor einem wilden Thiere hüten. Dieſer Menſch iſt ein Scheuſal, aber ein bemitleidenswerthes. Auch verfolgt ihn immerwährend die Angſt vor eingebildeten Verfolgungen; ſogar die von ihm ermordete Frau und Kinder ſtehen ihm vor Augen und drohen ihn umzubringen. Es iſt, als ob die Furien den Unglücklichen umhertrieben und ihm keine Ruhe ließen.

(Der Beſchluß folgt.)

Baſel, Februar.

(Fortſetzung.)

Skizzen aus der alten und neuen Schweiz.

Leider faßte der angeregte Gedanke immer tiefere Wurzel, und troz des kräftigſten Widerſtandes von Seiten der Vertreter des erprobten Alten kam es dahin, daß man den Forderungen des zügelloſen Zeitgeiſtes wenigſtens in ſo weit nachgab, die Spätlinge noch einige Stunden nach erfolgtem Thorſchluſſe für die Kleinigkeit von ſechs Batzen aus und einzulaſſen. Wie billig und recht, wollte aber die hohe Obrigkeit auch wiſſen, wer denn noch zur nächtlichen Stunde außerhalb der Mauern ſich befunden habe. Zu dieſem Behuf mußte daher jeden Morgen dem regierenden Standeshaupte ein Verzeichniß aller derer eingereicht werden, die Abends zuvor die Thore paſſirt hatten. Da bekanntermaßen ein Zugeſtändniß, einmal gemacht, immer nur zu neuen Forderungen führt, ſo auch in dieſem Falle. Kaum waren die Nachtläufer im Beſiz beſagter Vergünſtigung, ſo ſchimpften ſie über das Aufſchreiben ihrer Namen, und verlangten die Abſchaffung dieſer, wie ſie es nannten, inquiſitoriſchen Maßregel. Da man in ihr Begehren nicht ſogleich einging, ſo ſuchten ſie ehrenwerthe Bürger, die immer pünktlich nach der Thorglocke bei Weib und Kind zu Hauſe ſaßen, dadurch in Mißkredit zu bringen, daß ſie deren Namen anſtatt der ihrigen angaben, wenn ſie aus benachbarten Wirthshäuſern ſpät in die Stadt zurückkehrten. Ja, ihre Bosheit ging einmal ſo weit, daß ſie den Familiennamen von Ihro Weisheit ſelbſt auf die erwähnte Weiſe mißbrauchten. Anſtatt nun nach ſolchen Erfahrungen das alte Geſez wieder in Kraft treten zu laſſen, war man ſchwach genug, den neuen Forderungen nachzugeben, und den Leuten nicht nur die Angabe ihres Namens zu erlaſſen, ſondern ſogar die Sperrtaxe zu ermäßigen. Man zahlte in der erſten Stunde einen, in der zweiten zwei und in der dritten und lezten Sperrſtunde nur vier Batzen, und für jedes Stück Vieh eben ſo viel; die Hunde ließ man ſogar ganz frei ein und aus. Jezt hätte man glauben ſollen, für ewige Zeiten ſeyen die Thorangelegenheiten geordnet; aber nein! Heute nun verlangt das unerſättliche Geſchlecht erſtens, daß man zu jeder Stunde in der Nacht in die Stadt kommen und aus derſelben gehen könne, und zweitens, daß man die ganze Nacht hindurch nicht mehr als einen Batzen Schließgeld zu bezahlen haben ſolle. Leider haben andere ſonſt ſo ehrenwerthe Städte unſers Vaterlandes und Deutſchlands, wie z. B. Zürich und Frankfurt, in neueſter Zeit ein äußerſt nachtheiliges Beiſpiel durch die gänzliche Aufhebung der Thorſperre gegeben, ſo daß ich fürchte, daſſelbe werde hier einen ſehr übeln Eindruck hervorbringen, das heißt, weſentlich dazu beitragen, die Unzufriedenen in ihren Forderungen noch zu ermuthigen. Ein anderer Beweis, wie man bei uns immer mehr an alten Einrichtungen rüttelt und ſchüttelt, iſt das jezt laut werdende Verlangen, daß außerhalb der Thore Wirthshäuſer ſollen beſtehen dürfen. Seit nun Baſel Baſel heißt, war aus höchſt weiſen Gründen eine ſolche Freiheit nicht geſtattet: einmal, weil die Obrigkeit glaubte, ſie könne in der Stadt eine beſſere Aufſicht über die Wirthshäuſer führen, dann, weil ſie nicht durch neue Gelegenheiten das Wirthshauslaufen begünſtigen wollte, und endlich auch, weil die Wirthe der Stadt es für paſſend hielten, daß das Geld der Bürger nicht auswärts verzehrt werde. Aller dieſer triftigen Gründe ungeachtet gewinnen doch hier die Leute immer mehr Geſchmack am Wirthshausbeſuch außerhalb der Thore, und die ſchlauen Landſchäftler, hievon Nutzen ziehend, bauen nun jenſeits der Birſe, ganz nahe an der Stadt, ein Wirthshäuschen nach dem andern, ſo daß wir bald ein ganzes Dorf, aus lauter Schenken beſtehend, in unſerer unmittelbaren Nachbarſchaft haben werden. Dieſes Uebel wird nun ein anderes gebären, und ich werde noch in meinen alten Tagen es erleben müſſen, daß meine Vaterſtadt von öffentlichen Gärten und Wirthshäuſern umgeben ſeyn wird. Das Geſagte reicht, denke ich, hin, um zu zeigen, daß Baſel in vielen Dingen leider den Ruf nicht verdient, als hänge es hartnäckig am Alten und halte mit der übrigen Welt hinſichtlich der Neuerungsſucht nicht gleichen Schritt. Um indeſſen der Wahrheit ihre ganze Steuer zu geben, muß ich auch einiger alten Tugenden erwähnen, welche der Alles zerfreſſende Zeitgeiſt unter uns noch nicht hat zerſtören können. Die Cardinaltugend Baſels iſt unſtreitig Sparſamkeit, eine Tugend, die noch durchgängig ſtrenge geübt wird, und der wir hauptſächlich, und nicht blindem Glücke etwa, wie man auswärts allgemein glaubt, unſern Wohlſtand verdanken. Jemand, der ſeine jährlichen Zinſen oder ſonſtigen Gewinn verbraucht, gilt bei uns als Verſchwender, und vor nichts fürchtet man ſich ſo ſehr, als in den Ruf eines ſolchen zu kommen. Daher kommt es nun auch, daß unſere allerreichſten Leute nicht einmal die Zinſen aus ihren Zinſen verzehren, und die reichern immer noch einen beträchtlichen Theil ihrer Einkünfte zur Vermehrung des Hauptcapitals zurücklegen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 46.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, den 23. Februar 1837.

Sie ſpringen ſo hoch und drehn ſich ſo geſchwind,
Daß ſie in eigner Gluth wie Schnee im Thauwind ſchmelzen,
Und jedes zappelnde Herz bis an die Kehle ſchlägt.
Des Ritters Menſchlichkeit erträgt
Den Anblick länger nicht: er denkt, es wäre Schade
Um all das junge Blut, und fleht für ſie um Gnade.

Wieland.

Unsere Tänze.

Wenn ein Kauz zwiſchen ſeinen vier Wänden, in ſeinem häuslichen Thun geſchmacklos iſt, wenn ein Anderer laſtthiermäßig ſich abjagt, abhezt, wo er es ſich bequemer machen könnte, ein Dritter im Schweiße ſeines Angeſichts Spreu und Schwindelhaber driſcht, was geht das die Welt an? Wenn aber die zur Erholung und Freude Verſammelten die Luſt wie ein ſtrapazirendes Geſchäft behandeln und ſie in ihrem eigenen Uebermaß erſticken, ſo muß man ſie thöricht ſchelten. Es iſt die Societät, die unter dem Unſinn der Tonangeber leidet, und ihrer Indignation darf man öffentlich das Wort leihen. In unſerer Zeit geſchieht faſt nichts Allgemeines mehr aus natürlichem Bedürfniß, ſondern nur aus Mode. Es läßt ſich aber der Fall denken, daß durch wiederholte vernünftige Beſprechung auch einmal das Rechte wieder Mode würde. Ich lebe im alten Schwaben, und von hier aus rede ich, was ich auf dem Herzen habe.

Die guten Tänzer und Tänzerinnen ſollten eigentlich die Regel ſeyn, und ſind es wohl auch bei recht vom Innern aus tanzluſtigen Nationen, wie die Bayern, Oeſterreicher, Böhmen, Ungarn, dann die welſchen Schweizer, die Italiener, Spanier und andere Südländer es ſind. Hier zu Lande iſt es eine Seltenheit, ein Paar exemplariſch gut und ſchön walzen und galoppiren zu ſehen. Der Volksſtamm iſt weniger muſikaliſch und rhythmiſch als jene Völker. Die Liederkränze, ein lobenswerthes Inſtitut für geſellige, würdige Unterhaltung und eine bildende Schule, haben doch eine allgemeine Neigung zum Detoniren eher zur Anſchauung gebracht, als ſie zu beſeitigen vermocht. Dies kommt neben einer Schwäche des muſikaliſchen Gehörs zugleich von der Art der Einübung her, welche entweder ohne Inſtrument, oder mit dem ungeſchickteſten, einem Klavier, vorgenommen wird. Den Tanz meinen nun auch Manche nach unzureichender Schule und Uebung dennoch unternehmen zu können, uneingedenk des Schillerſchen:

„Nur aus vollendeter Kraft quillet die Anmuth hervor.“

Man ſieht zuweilen unmündige Kinder gleichſam inſtinktmäßig walzen; es iſt aber dennoch Schule, Wirkung einer vielfachen, ſpielenden Uebung. Ein Hauptfehler liegt aber in dem zu ſchnellen Tempo der Muſik. Wir wollen nicht auf jenes langſame, enge Walzen unſerer Altvordern zurückkommen, welches Spaßvögel ein „Kaffeemahlen“ genannt haben. Aber jedes Ding hat ſein Maaß, namentlich Alles, was Reiz, Grazie, Anmuth, Schönheit offenbaren ſoll. Hier ſcheidet gewöhnlich eine Linie das Rechte vom Falſchen, das Gemäßigte vom Uebertriebenen, das Schöne vom Häßlichen.

Mir ſchien das Tempo des Walzerdichters Strauß weniger beſchleunigt zu ſeyn als das unſrige. Bei ſeinem trefflich eingeübten Orcheſter trat die kleinſte Verzierung

und muſikaliſche Mücke wohl vernehmbar hervor. Mit Vergnügen erinnere ich mich, als eines in ſeiner Art Vollkommenen, der naiven, naſeweiſen Diavolini, die ſeinen Inſtrumentiſten nicht leicht ein Anderer nachmacht; es war Alles bis in's kleinſte Glied in ſich gerundet. Die allgemeine Beſchleunigung des Tempos iſt aber eine Influenza des Zeitgeiſtes, eine Steigerung der Reizmittel, eine Gier nach Stoff, eine Inſurrektion gegen die Regierungsgeſetze der Form, und deutet auf eine zunehmende Geſchmackloſigkeit der jüngern Welt in Sachen des Tanzes, wie wir ſie auch in andern Regionen des Schönen bemerken können. Sie ſucht Letzteres bloß in Häufung des Materiellen, der Maſſen; ſie ſucht die Kunſt außerhalb der Kunſt.

In meinen frühern Jahren ſah ich vielen Tänzen in Bayern, Oeſterreich, Oberſchwaben, Franken und am Rhein ꝛc. zu. Da waren Takt, Rhythmus, Einheit die Regel. Die Stümper und Pfuſcher waren, wie beim Metier, die Ausnahmen, die bald merkten, daß ſie noch eine beſſere Schule zu machen haben. Wie es jetzt an dieſen Orten mit dem Tanze ſteht, weiß ich nicht. Gereiste behaupten, daß in München und Wien wenigſtens eben ſo ſchnell als hier zu Lande getanzt werde. Wir ſtehen dennoch im Nachtheil, denn die Bayern, Oeſterreicher ſind luſtiger, muſikaliſcher, rhythmiſch-beweglicher als wir. Vor dem Erſcheinen Straußens bei uns wurden zwar ſeine Walzer ſchon geſpielt, aber ſein Styl war nicht darin, und ſie ſchienen oft ganz gegen den Fuß zu ſeyn. Seit man geſehen, wie er ſein treffliches Orcheſter dirigirt, geht es beſſer, iſt aber immerhin nur ein Schatten von ihm. Zur Abwechslung und als Gegenſatz dürften wohl auch die ſchönſten der frühern Walzer wieder auf das Tanzrepertorium kommen. Was wirklich ſchön iſt, bleibt ewig ſchön. Sie waren großentheils unſern Orcheſtern mehr angemeſſen und weniger mit einem einzigen verwachſen, als die Straußiſchen. Aber ſo ſind wir! wenn wir uns einmal in etwas verbiſſen haben, ſo reiten wir es zu todt.

Beim Tanze beſteht die Hälfte der Luſt in der Darſtellung ſeiner ſelbſt, im Sehen und Geſehenwerden. Weßhalb wäre man denn ſo geſchmückt im vollen, hellerleuchteten Saale? — Nun ſehen aber die keuchenden, dampfenden Paare nicht, wie ſie auch nicht geſehen werden. Was ſollten auch Ausgeraſte an noch Raſenden ſehen? Iſt ihr Tanzen nicht ein bloß aufgehaltenes, ewiges Hinſtürzen? Kaum das zehnte löst die Aufgabe — anmuthige Bewegung — leidlich; die andern haben mit dem bloßen Statiſchen und Mechaniſchen ſo übermäßig zu ſchaffen, daß an Grazie gar nicht zu denken iſt. Aber auch jenes leiſten ſie nicht und ſind, wie gebundene Noten, ſtets hinter dem Taktſtriche. Unſer Geſchlecht iſt darin gewöhnlich viel unbeholfener als das weibliche, und es gibt nichts Tragikomiſcheres, als ſolch einen langaufgeſchoſſenen, ungelenken Tanzzögling mit glockenſchwengelartig herumgeworfenen Beinen, den Angſtſchweiß auf der Stirne, ſich ſelbſt und ſeine geduldige Schöne herumtrillen zu ſehen. Im Walzer ſchätzt man jetzt die Strapaze. Je größer das Keuchen, je ärger das Klopfen der Bruſt, je ſtärker das Dampfen, deſto höher die Luſt. Finden ſich aber einige kunſtreichere Paare zu einer Françaiſe zuſammen, und das eine oder andere Frauenzimmer macht einen ordentlichen, ſchulgerechten Pas, ſo ſagen die Tanzgenoſſen, während ſie nachläſſig, wie in Pantoffeln herumſtreifen: Die greift ſich gewaltig an!

Die Griechen wußten mit reinem Sinn und kunſtgeübtem Auge durch ein leiſes Abwägen des Mehr und Weniger, durch ein feinfühlendes Balanciren der Maſſe den wahren Typus des Schönen zu finden. Wenn ſie die ſchönſte Linie im Ruhenden und Bewegten gefunden, ſo hielten ſie die ſo gewonnene Form, das Ergebniß einer unendlichen Geſchmacksforſchung, feſt. Wir ſcheinen alles Schöne nur darum zu ſuchen, um das Gefundene, wie Kinder, je eher je lieber wieder zu verlaſſen. Unſere Mode, das ewige Unduliren zwiſchen zwei Extremen von Geſchmackloſigkeit, iſt Zeuge davon. Kommen wir auch hiebei zufällig durch die rechte Mitte des Einfachen, Wohlgefälligen, Zweckmäßigen, ſo verharren wir dabei gewiß am kürzeſten. Denn was eben recht und naturgemäß iſt, das macht keinen Effekt, ſchlägt Niemand in's Auge, glänzt, flammt, knallt nicht, macht wenig redens, zeichnet ſich nicht aus, fällt nicht auf.

Was will nun aber der läſtige Geſchmacks- und Sittenrichter? Wie ſoll man denn z. B. im Walzen das rechte Maaß finden, da die Linie des Rechten ſo gar fein iſt und die jetzige Tanzluſt ſo gar grobfühlend ſeyn ſoll? Auf eine ſehr einfache Weiſe. — Man laſſe eine Anzahl fähiger Tanzzöglinge bloß nach laut mit den Händen gegebenen Taktzeichen walzen, ſteigere dann das Tempo, bis man merkt, daß ſie nicht mehr mit innerm Behagen tanzen, daß die Grazie der Anſtrengung weicht, und komme dann auf das Maaß zurück, in das ſie mit unverkennbarer Luſt und Liebe einfallen. Ein Mälzelſcher Taktmeſſer wird dieſes Normalmaß genau angeben.

Wie ſchulfüchſiſch, die wogende Laune der Luſt an einen pedantiſch ſchwingenden Pendel zu knüpfen! — Und doch, es iſt meine innigſte Ueberzeugung, würde eine Hauptergötzung der gebildeten Welt durch dieſes mechaniſche Inſtrumentchen, als Geſetzgeber der muſikaliſchen bei dem Muſikdirektor ſtehend, merklich erhöht, ja erſt zur wahren Luſt werden, während jetzt jede Ballgeſellſchaft die Närrin des rappelköpfiſchen Vorgeigers wird, der eine Freude daran findet, die Tänzer in den Koller zu geigen, jede Galoppade zur Initiative der galoppirenden Schwindſucht, jeden Ball zum Veitstanz zu machen.

Die neuliche Nähe der Cholera galt uns für Annäherung, was ſie aber, Gott ſey Dank! nicht war. Man

ſollte vielleicht nicht ſowohl die geographiſch-räumliche und die zeitliche Nähe dieſer egyptiſchen Plage fürchten, als vielmehr die Annäherung ſeiner eigenen heimiſchen, diätetiſchen und übrigen Sanitätsverhältniſſe an jene, bei welchen ſie ſich wie eine giftige Schlange einſchleicht, oder auf welche ſie ſich, wie ein Tiger, mit einem Sprunge hinwirft. Man kann ſich in ihren tödtlichen Rachen hineinleben. Wären wir ſo gelegen, wohnten, lebten, gehabten wir uns wie die Bewohner der heimgeſuchten Länder und Städte, die Seuche wäre uns bei der größten Entfernung ſtets nahe. Dieſe Anſicht ſcheint den ſorgfältigen Maßregeln unſerer wie der auswärtigen Sanitätsbehörden zum Grunde zu liegen. — Tanz und Cholera! Wie kommen ſie doch hier ſo nahe zuſammen? Nun ja! Holbein hat ſie auch copulirt, und in einer leichtſinnig durchlebten Nacht kann der luſtigſte Tanz recht wohl ein Basler Todtentanz werden.

Liſardo.

(Fortſetzung.)

Die Hausſuchung war zu Ende und hatte eine für die nächſte Zeit hinlängliche Ausbeute an Lebensmitteln nebſt einer alle künftigen Bedürfniſſe ſichernden Summe von Geld eingetragen, welches ſogleich an den neuen Proviantmeiſter überwieſen wurde, mit dem Auftrage, die Landſchaft zuerſt in Gutem, dann aber, wenn dies nichts fruchten ſollte, mit einer drohenden Erinnerung an ihre Abhängigkeit von der Provinzialregierung anzugehen. Von den Eigenthümern, die dieſe Mittel liefern mußten, hatten freilich manche ſcheel dazu geſehen, doch waren ſie theils durch den Anblick der Gewalt eingeſchüchtert, theils durch die Nothwendigkeit zur Milde geſtimmt worden; überdies hatte Liſardo's perſönliche Gegenwart verhütet, daß das Verfahren nichts Gehäſſiges bekam. Mit derſelben Billigkeit war auch die Hinterlaſſenſchaft der Entflohenen, die in manchem Hauſe nicht wenig betrug, decimirt worden; doch hatte Liſardo dafür zu ſorgen gewußt, daß Lucreziens Haus, das, wie er erfahren hatte, in der vergangenen Nacht von allen ſeinen Bewohnern geräumt worden war, und, was ſich von ſelbſt verſtand, der Pallaſt des Gouverneurs unberührt blieben. Er ſelbſt hatte aus ſeinem ziemlich herabgeſchmolzenen Vermögen eine beträchtliche Beiſteuer gegeben. Das Volk, welches an der Kirche diesmal den leiblichen Segen empfangen hatte, um den es vor Allem Noth that, war zur Ordnung zurückgekehrt, und man konnte jezt in Ruhe an das Dringendſte, an die Krankenpflege denken.

Liſardo war geſonnen, ein Allen vorleuchtendes Beiſpiel zu geben, und ſprach den Entſchluß aus, bei ſämmtlichen Kranken in der Stadt die Runde zu machen. Einige tüchtige Männer ſchloſſen ſich ihm ſogleich an; auch ſein alter Lorenzo, der unzertrennlich von ihm war und ſeinen Adjudanten zu machen ſchien, war im Gefolge. Ein unſcheinbares, von der Dürftigkeit bewohntes Häuschen empfing den erſten Beſuch. Die kleine Schaar, von Liſardo angeführt, ſtieg herzhaft die Treppe hinauf, und wollte eben zur geöffneten Thüre hineintreten, als ihnen eine ſchauerlich vermummte Perſon im ſchwarzen Talar entgegenkam; ſie trug eine Maske, an welcher große Gläſer vor den Augen angebracht waren, und funkelte die Kommenden ſeltſam damit an. Liſardo fuhr entſezt zurück, aber der Gedanke an ſein Amt gab ihm augenblicklich die Faſſung wieder, und er wendete ſich mit einem Scherz an ſeine Begleiter. „Ich glaube, da treffen wir die Cholera in eigener Perſon,“ rief er. — „Verzeiht, Herr Gouverneur,“ antwortete einer derſelben, „es iſt der Arzt.“ — „Wie? der Arzt?“ ſagte Liſardo verwundert. „Was ſoll denn der Aufzug?“ — „Der dient gegen die Anſteckung.“ — „Da haben wir wieder die Civitas hippocratica!“ rief Liſardo höhniſch; „alſo auf dieſe Weiſe habt Ihr ſeit dem Ausbruch der Krankheit Euern Beruf erfüllt?“ — „Ja, edler Herr, und unſere Herrn Collegen in Neapel machen es eben ſo.“ — „Neapel hin, Neapel her!“ fuhr ihn Liſardo an, dem ſich die Galle heftig regte; „jezt ſind wir in Salerno, und da ſollt Ihr gleich erfahren, wie es hier gehalten werden muß. Werft augenblicklich Eure Vermummung weg, Signor, und begleitet uns auf unſerer Runde!“ — „Ich bitte tauſendmal um Vergebung, Herr Gouverneur,“ wimmerte der Aesculap, der ſich kaum noch auf den Füßen halten konnte; „ich fühle mich ſehr unwohl, die Alteration iſt mir in den Leib geſchlagen.“ Er ſah wirklich zum Erbarmen aus, ſeine Glieder ſchlugen klappernd gegen einander. Liſardo's Begleiter baten für ihn, und ſo wurde er denn entlaſſen. „Feige Memme!“ rief Liſardo, und ſah ihm verächtlich nach.

Ueberall wurde er wie eine überirdiſche Erſcheinung angeſtaunt, wo er mit ſeinem edeln, theilnehmenden Antlitz vor die Betten der Leidenden trat. Er tröſtete, ermunterte, gab Anordnungen und reichte Erquickungen. „Die größte Erquickung,“ ſagten die biedern Männer, die ihm furchtlos folgten, „iſt Eure Gegenwart; ſie iſt eine Arznei für die Kranken und ein Sporn für die Geſunden.“ Abends enthielt das Krankenhaus bereits eine beträchtliche Anzahl von Bewohnern.

Den folgenden Tag brachte Lorenzo ſeinem Gebieter die Nachricht, daß der Arzt, dem er geſtern ſolchen Schrecken eingejagt, gleich darauf die Cholera bekommen

habe und geſtorben ſey. „Nun iſt er doch in ſeinem Beruf und im Felde ſeiner Pflicht geſtorben,“ fuhr er fort; „aber der kleine Reſt von Aerzten, Chirurgen und Barbieren, kurz, was nur von Ferne zum Handwerk gehörte, iſt durch dieſen Vorfall in ſolche Beſtürzung gerathen, daß ſie faſt Alle, zum Theil verkleidet durch die Thore, zum Theil ſogar, wie man wiſſen will, mit Lebensgefahr über die Mauern die Flucht ergriffen haben. Wenn die Cholera auch nur ein wenig Ehrgefühl hat, ſo wird ſie jezt von wehrloſen Leuten abſtehen.“ — „Wenigſtens,“ ſagte der neue Regent, „können unſere Kranken jezt in Ruhe ſterben und ſind von den Quackſalbereien der edlen Gilde befreit. Ich habe das vorausgeſehen, und meine That reut mich nicht; auch haben wir gar nichts an ihnen verloren: ſie waren bei ihrer Feigheit nicht bloß unnütz, ſondern ſogar gefährlich. Die Hauptſache iſt jezt, zu beobachten, wie das Volk die Nachricht aufnehmen wird. Ich fürchte faſt, es wird ſich dadurch entmuthigen laſſen. Wenigſtens muß man auf irgend etwas denken, das man in die Wagſchale legen kann.“ — „Das wäre auch nicht ſo unmöglich,“ verſezte Lorenzo. „Wenn Ihr mir Euer Vertrauen ſchenken wollt, gnädiger Herr — ein Verſuch wäre ja immerhin der Mühe werth.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Baſel, Februar.

(Beſchluß.)

Skizzen aus der alten und neuen Schweiz.

Von der koſtſpieligen Unſitte, die man anderwärts „ein Haus machen“ nennt, weiß man bei uns glücklicherweiſe noch gar nichts, und hoffentlich wird dieſelbe auch nie einheimiſch in Baſel werden. Uns genügt der Familienkreis und gute Freunde, die immer mit herzlicher Gaſtfreundſchaft empfangen werden. Dadurch ſparen wir nicht nur und entheben uns mancher Unannehmlichkeit und Laſt, ſondern, und dies iſt der ſte wichtigſte Nutzen unſerer Einſchränkung, wir verhindern eine Veränderung unſerer einfachen häuslichen Sitten, welche ein häufiger Verkehr mit Fremden nothwendigerweiſe herbeiführen müßte. Unſere Sparſamkeit iſt es auch, der wir es verdanken, daß man das verderbliche Vornehmthun, das heißt das mehr Scheinenwollen, als man iſt, in Baſel gar nicht kennt; eine Sache, die in kleinen deutſchen Reſidenzen ſo allgemein ſeyn ſoll. Gewiß iſt Niemand hier, der z. B. koſtbare Möbel kaufte, ohne ſie bezahlen zu können, der Geſellſchaften gäbe, und dem es am Nothwendigen mangelte, der Silbergeſchirr auf ſeinen Tiſch ſtellte, ohne daß es ihm angehörte, der Bediente hielte, ohne im Stande zu ſeyn, dieſelben zu bezahlen, der in einer Equipage führe, und dem es ſchwer fiele, den nöthigen Haber für ſeine Pferde zu kaufen, der einen feinen Leibrock trüge, und kein gutes Hemd auf dem Leib hätte. Eine Familie, die hier eine ſolche Rolle ſpielen, oder, wie man ſonſt auch die Sache nennt, Wind machen wollte, würde Gegenſtand des allgemeinen Spottes ſeyn. Daß ein vermögensloſer Beamter mit 1600 Franken Einkommen nicht leben kann wie ein Mann, der eben ſo viele Louisd'or jährlich einnimmt, iſt hier eine ſelbſt verſtandene Sache; er hat daher keine gepolſterten Seſſel, Sopha's, Pendeluhren, koſtbare Spiegel; ſeine Frau und Töchter tragen keine ſeidenen Kleider, Shawls, Schleier, goldene Ketten und dergleichen Dinge mehr; er beſucht mit denſelben keine Bälle, Concerte und Theater, ſondern lebt hübſch beſcheiden zu Hauſe und ſtreckt ſich in allen Dingen nach ſeiner Decke. Wie anders habe ich dies in deutſchen Reſidenzen bei Leuten gefunden, von denen Jedermann wußte, daß ſie außer einem magern Einkommen nichts hatten, und daß ſie mit Nahrungsſorgen kämpften!

Sparſamkeit, um noch einmal auf dieſen Gegenſtand zurückzukommen, iſt eine Tugend, die lange geübt werden muß, wenn man ihrer ganz theilhaftig werden ſoll. Eine weiſe Sitte will es daher, und man befolgt ſie hier auf das Genaueſte, daß die Eltern ihren Kindern ſo wenig als nur immer möglich in die Ehe geben. Dies zwingt die jungen Leute, thätig und ſparſam zu ſeyn; bald wird eine ſolche Lebensweiſe zur zweiten Natur, und kommen ſie einmal in den Beſitz des elterlichen Vermögens, ſo darf man ſicher ſeyn, daß von demſelben kein Mißbrauch mehr gemacht wird. Daher rührt es auch hauptſächlich, daß hier herabgekommene Familien eine äußerſt ſeltene Sache ſind, jedes Jahr aber die Zahl der notabeln ſich vermehrt. Daß dieſe unſere ökonomiſchen Grundſätze auf die wichtigſten Lebensverhältniſſe einen bedeutenden Einfluß ausüben, werde ich wohl nicht zu ſagen brauchen; aber bemerken muß ich doch, daß derſelbe durchſchnittlich ein ſehr wohlthätiger iſt. Bei Heirathen z. B. läßt man ſich von denſelben vorzugsweiſe, wo nicht ausſchließlich leiten. Paſſen junge Leute hinſichtlich ihrer Vermögensverhältniſſe zuſammen? iſt daher eine der erſten Fragen, welche bei einem Eheprojekte in Erörterung kommt. Und iſt ſie bejahend beantwortet, ſo ſind alle weitern Rückſichten, die in einem ſolchen Falle noch zur Sprache kommen könnten, nur von ſehr untergeordneter Bedeutung. Meßalliancen, dieſe Quelle ſo vielen Uebels, kennt man deßhalb hier gar nicht. Daß die ſtrenge Herrſchaft ſolcher Grundſätze aber auch noch manchen andern Uebeln vorbeugt, iſt leicht einzuſehen. So z. B. iſt bei uns dasjenige, was man weibliche Gefallſucht und Koketterie nennt, eine völlig unbekannte Sache; natürlich aus dem ganz einfachen Grunde, weil dieſelbe zu keinem Zwecke und am allerwenigſten zu einem Manne führen könnte, und weil jedes Mädchen recht wohl den Maßſtab kennt, nach welchem ſie gewerthet wird. Ganz fremd unter uns ſind auch die in der Welt ſo viel Unheil und Herzleid anrichtenden Liebſchaften, und ſo delikat fühlt man in dieſem Punkte hier, daß man ein ſolches Verhältniß an und für ſich ſchon für unanſtändig halten würde, und doppelt ſo, wenn die Vermögensumſtände der Liebenden ſehr ſtark diskondiren ſollten. Was das gefährliche Ding, Liebſchaft, iſt, kennen wir daher glücklicherweiſe gar nicht, oder höchſtens nur aus Büchern, und eben, weil überlegender Verſtand und nicht blinde Leidenſchaft unſere Ehen ſchließt, ſind dieſe auch im Durchſchnitt genommen ſo muſterhaft und werden ſo äußerſt ſelten aufgelöst. Die gewöhnliche Dauer des Verlobtſeyns iſt ein Vierteljahr; von jahrelangen Brautſchaften, wie ſie anderwärts ſo häufig ſind, weiß man nichts; denn Niemanden fällt es ein, ſich zu verſprechen, der nicht in der Lage iſt, eine Frau zu erhalten.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 47.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 24. Februar 1837.

Du, Löwe, hüte dich vor dieſen Bären;
Ein rechter Bär ſcheut deine Mähnen nicht.
Th. Körner.

Die burgundiſchen Schlachtfelder.

Murten.

Karl von Burgund ſchien bei Grandſon, ſeine Schätze und ſein Geſchütz ausgenommen, eben nicht viel verloren zu haben, denn es waren ihm nur tauſend Mann erſchlagen worden; aber ſein militäriſches Uebergewicht, ſein Kriegsruhm, ſein Anſehen bei Untergebenen, Nachbarn und Alliirten, Alles dies hatte nun einen mächtigen Stoß erlitten, und dieſer zeigte bald einen großen Einfluß auf ſein ganzes Schickſal. Comines, der von Allem Augenzeuge war, erzählt, durch jene unglückliche Schlacht ſey Karls Gemüth ſo niedergeſchlagen worden, als wenn ihn eine Krankheit ergriffen hätte. Melancholie änderte ſein Temperament und ſchwächte ſeinen Verſtand. Die nachtheiligen Folgen der Schlacht blieben nicht lange aus. Der Herzog von Mailand war zwar ein Alliirter Burgunds und ſeine Leute waren mit deſſen Heer bei Grandſon geſchlagen worden; deſſen ungeachtet zeigte er ſich ſehr froh über Karls Niederlage. Renatus Graf von Provence hatte zwar kurz vorher beſchloſſen, Karln zum Erben zu ernennen, jezt aber änderte er ſchnell ſeine Meinung und ſöhnte ſich wieder mit Frankreich aus. Der tückiſche Ludwig XI. verheimlichte nun nicht länger ſeine Abneigung gegen Karln. Dieſer aber ſchien in ſeiner Entmuthigung und Demüthigung kein Lebenszeichen mehr von ſich zu geben, als er ſich auf einmal wie ein ſchlummernder Löwe wieder aufraffte und an nichts mehr dachte als an blutige, furchtbare Rache; er wollte ſein ehemaliges Anſehen und den Glanz der Waffen wiedergewinnen und dabei die Schweizer hart für ihren Triumph bei Grandſon beſtrafen.

Zu Noceroy in Hochburgund auf der waadtländiſchen Grenze, gar nicht weit von dem ominöſen Grandſon, ſtellte er ſein Hauptquartier auf, und da begann nun eine mächtige Thätigkeit. Glocken, Gefäße und allerlei kupfernes Geräthe wurde zu Kanonen umgegoſſen, um das verlorene Geſchütz zu erſetzen. Nach allen Seiten ſchickte der Herzog Befehl, Truppen zu werben. Aber auch hier konnte er bemerken, daß die vorigen Zeiten nicht mehr ſeyen, denn in mehreren Provinzen der Niederlande wurde ihm auf ſeine Befehle erwidert: „wenn der Herzog für ſeine Perſon oder in ſeinem Länderbeſitz bedroht werde, werden alle waffenfähigen Einwohner zu ſeiner und des Landes Vertheidigung herbeieilen, nicht aber für einen unnützen Krieg, denn für einen ſolchen hätten ſie weder Gut noch Blut.“

Von Noceroy ging der Herzog nach Lauſanne, der Hauptſtadt des damals ſavoyiſchen, ihm treu verbündeten Waadtlands, und hier wartete er, bis ſein Heer hinlänglich

mit Waffen und Munition verſehen war. Er gab ſich alle Mühe, der Leute Muth mit großen Worten zu beleben, und bei ſeinen Verbündeten ſparte er keine Verſprechungen.

Das wackere Bern benachrichtigte die Eidgenoſſen von der drohenden Gefahr. Sie beſchloſſen auch, eine Beſatzung von tauſend Mann nach Freiburg zu legen, und verſprachen überdies zur Vertheidigung Berns zuſammenzuwirken. Nun wandten ſich die Berner an König Ludwig XI. von Frankreich, um ſich bei ihm zu beklagen, daß er dem Herzog von Savoyen, ſeinem nahen Verwandten, und ſeiner Schweſter, der Herzogin, erlaube, Karls Ehrgeiz und Eroberungsſucht gegen die Schweizer zu dienen und offen auf ſeiner Seite zu ſtehen. Ludwig antwortete wie immer, d. h. mit ſchönen Worten und wohlwollenden Verſprechungen, an deren Erfüllung er nicht im Geringſten dachte, wohl aber an das Gegentheil; denn es war ſeine hergebrachte Staatskunſt, ſtill zuzuſehen, wie ſich ſeine mächtigen Nachbarn gegenſeitig bekämpften, ſchwächten oder gar aufrieben, wobei er dann immer an Macht und Anſehen gewann. So blieb es denn den Bernern allein überlaſſen, Murten zu vertheidigen. Dazu ſchickten ſie fünfhundert Mann unter der Anführung Hadrians von Bubenberg, eines der tapferſten Kriegshelden ſeiner Zeit, der mit Recht der Berniſche Camillus genannt wird. Er war aus ſeiner Vaterſtadt ungerechterweiſe verbannt worden, entzog ſich ihr aber nicht, als ſie in der Gefahr ſeine Hülfe brauchte und verlangte. Die Städte Vevey und das nahe Tour-du-Pyl am Genfer See hatten den Durchzug einiger lombardiſchen Miethtruppen nach dem Lager des Herzogs Karl bei Lauſanne erlaubt; dafür wurden ſie ſtreng gezüchtigt, denn Zinkinden, der Berniſche Baillif vom obern Simmenthal, kam eilig in der Nacht über die Berge und ſteckte die Orte in Brand. Die Walliſer hingegen waren ihren Bundesgenoſſen treuer, denn ſie ſchlugen die lombardiſchen Abenteurer zurück, die der Herzog in Sold genommen hatte und die in's Lager bei Lauſanne ziehen wollten. Alles brannte von Kriegsluſt in den Schweizerthälern und auf den Alpen. Von dieſen wolkenumzogenen, einſamen Höhen, wo ſie den Frauen und Knaben die Sorge für ihre Heerden übertragen hatten, kamen zahlreiche Hirten herab. Sie holten wieder von der Wand die Keulen und Morgenſterne, die ſchon bei Sempach, Laupen, Morgarten und Grandſon die Stahlharniſche und Helme zerſchlagen, Pferde und Reiter niedergeſchmettert hatten. Im Thale ſtießen ſie zu den Bewohnern der Ebenen, die regelmäßiger bewaffnet waren und zum Theil ſelbſt zu Pferd dem Feind entgegen zogen. Wie der Rhein in Graubündten mit jedem Augenblick durch die Bäche wächst, die ihm von allen Seiten zuſtrömen, und bald ein anſehnlicher Strom wird, ſo ſtießen aus allen Thälern der Waldſtädte, aus Luzern, Bern und Rhätien tapfere Fähnlein zuſammen.

Aber Herzog Karl hatte ein viel zahlreicheres Heer zuſammengebracht, denn immer der ſechste Mann aus ſeinen Ländern, die Beſatzungen aus den Feſtungen, die er unbeſonnen leer und vertheidigungslos ſtehen ließ, Werbungen in der Lombardei und andern Ländern Italiens mußten ihm dazu dienen; durch die drückendſten Steuern, Beraubung der Kirchen und Wohnungen war Kriegsmaterial angeſchafft worden. So hatte er ſein Heer auf mehr denn ſechzigtauſend Mann mit hundert und fünfzig Kanonen gebracht; dazu kamen noch nach damaliger Sitte unzählige Kaufleute, Diener und Dirnen, die großentheils von Grandſon hieher gelaufen waren, denn die Eidgenoſſen hatten dieſen Damen kein Leids gethan. Beim Heere waren allein zweitauſend Edelleute.

(Die Fortſetzung folgt.)

Liſardo.

(Fortſetzung.)

„Was meinſt du?“ fragte Liſardo. — „Ihr wißt,“ erwiderte der alte Diener, „ich bin in Eurem Hauſe aufgewachſen. Eure Frau Mutter, geſegneten Andenkens — Ihr habt ſie nicht mehr gekannt — war eine treffliche Dame und that Gutes, wo's ihr nur menſchenmöglich war. Beſonders aber widmete ſie ſich den Armen und Kranken, und zwar ſchenkte ſie ihnen nicht etwa bloß Almoſen, ſondern gab ſich auf eine wahrhaft exemplariſche Weiſe mit ihrer Pflege und Wartung ab. Zu dieſem Behufe hatte ſie ſich auf die Arzneikunde gelegt, und nach den Zeugniſſen ſachverſtändiger Leute recht ſchöne Fortſchritte darin gemacht. Wenn ſie noch lebte, ſie wäre ſchon längſt die Schutzpatronin dieſer armen Stadt. Was nun mich betrifft, ſo beehrte ſie mich immer mit einem Zutrauen, das mir noch in meinen alten Tagen wohl thut; ich durfte ſie auf ihren heimlichen Gängen in die Höhlen des Elends begleiten und in der Linderung der Noth und des Leidens unterſtützen, lernte ihr auch dabei Manches ab, was mir und Andern nachher oft zu Gute gekommen iſt. Ich lernte die edlen Eigenſchaften mancher unſcheinbaren Pflanze kennen, lernte manches einfache, aber treffliche Heilmittel zubereiten, und Euch ſelber, wie Ihr nun hochgewachſen und rüſtig vor mir ſteht, Euch ſelber habe ich als ein zartes Kind, nachdem alle Bemühungen der Gelehrten fruchtlos geblieben waren, mit einer Arznei Eurer Mutter vom Tod errettet. Nun war freilich dazumal die Cholera noch nicht im Schwange, aber ich ſehe doch, daß ſie ſich auf allerlei Arten äußert, denen ich ſonſt auch ſchon beigekommen bin, und ſo iſt's vielleicht nicht ganz unmöglich, daß ich den Einen oder den Andern aus ihrem Rachen

reiſe, zumal ich hoffe, daß Gott und die heilige Jungfrau ein Einſehen haben werden, wie ich nicht muthwillig und zudringlich, ſondern von der höchſten Noth gedrängt, den Aerzten in's Handwerk greife, und mir gewiß ihren Segen vergönnen werden bei meinen redlichen Abſichten und Anſtrengungen." — „Nun denn, in Gottes Namen, alter Medikaſter!" rief Liſardo gerührt und klopfte ihm auf die Schulter; „doktre drauf los, ſo gut es gehen will! von mir haſt du alle Vollmacht. Wir wollen gleich den erſten Verſuch wagen."

Und er fiel glücklich aus, dieſer Verſuch. Mit einem einfachen Hausmittel und durch ſorgfältige Behandlung gelang es dem wackern Pfuſcher, eine Frau in kurzer Zeit wieder herzuſtellen, und mit dieſem erſten glücklichen Wurfe war Alles gewonnen. Zwar mißlang die nächſte Kur, die dritte ſchlug ebenfalls fehl, dagegen hatten ein paar andere deſto beſſern Erfolg, und, wie es häufig in ſolchen Fällen geht, nur die Geneſungen wurden auf Lorenzos Rechnung geſchrieben, für die Sterbefälle hatte man tauſend andere Urſachen. Lorenzo erlangte beim Volk ein unbegrenztes Zutrauen, er verbreitete ſeine Mittel, und ſein Verfahren wurde in und außer dem Krankenhaus eingeführt. Liſardo gab dieſem durch einige glückliche Combinationen mehr Haltung, und ſo ſehr er ſich eingeſtehen mußte, wie unſicher es im Allgemeinen ſey, ſo war er in einzelnen Fällen doch oft ein erſtaunter Augenzeuge der günſtigſten Wirkungen. Jedenfalls konnte man die ſich ſelbſt überlaſſene Stadt glücklich preiſen, denn die Krankheit, mochte ſie ſich auch auf der gleichen Höhe erhalten, nahm doch nicht weiter zu: es waren ihr mächtige Dämme in den Weg gelegt worden, eine ſtrenge Zucht vor allem, dann Reinlichkeit, geſunde, hinreichende Koſt, und endlich der Wunderglaube an Lorenzo's Kuren. Die Provinz, deren Speicher durch eine kluge Behandlung für die Hauptſtadt geöffnet worden waren, hatte keine Urſache zur Reue; mit Ausnahme einiger Krankheitsfälle, welche der Cholera glichen und einen ephemeren Schrecken verbreiteten, blieben ſie von der Seuche verſchont.

Den wohlthätigſten Einfluß auf dieſe Geſtaltung der Dinge hatte die Krankenanſtalt. Hier war nichts verſäumt, was den Körper erhalten, den Geiſt aufrichten konnte. Schon die äußerliche Umgebung mußte den Leidenden zuträglich ſeyn: es war, wie wir bereits erzählt haben, der Pallaſt des Erzbiſchofs, der dieſe Umwandlung erlitten hatte; hier ſtanden nun in den großen, bequemen Zimmern die Betten umher, die Augen der Kranken, deren viele ihr Lebenlang nur nackte Wände, ärmliche Strohmatten erblickt hatten, ſchauten hier auf prächtige Tapeten, reiche Fußteppiche, köſtliche Verzierungen; das Gefühl der Vornehmheit, das in dieſem Hauſe herrſchte, gab manchem Kranken eine unvermuthete Kraft, dem Uebel zu widerſtehen. Liſardo mußte lächeln, ſo oft er das neugeſchaffene Krankenhaus betrat; er konnte ſich nicht ableugnen, daß es eine kleine Bosheit geweſen war, was ſeine Gedanken gerade hieher gelenkt hatte. „Ich bin nur begierig," ſagte er einmal zu ſeinem Alten, „wo der hochwürdige Kirchenfürſt nach ſeiner Rückkehr all das Räucherwerk hernehmen wird, das er braucht, um dieſe Zimmer wieder ohne Furcht betreten zu können." Für Betten war hinlänglich geſorgt: aus jedem Hauſe waren die überflüſſigen requirirt worden, die meiſten aber rührten von den geflüchteten Familien her, und ſo ſtanden auch in dieſem Stücke, wenn man die Reihen der Darniederliegenden durchging, die tiefſte Noth und die höchſte Eleganz in einem tragiſch ſeltſamen Gegenſatze. An Pflege mangelte es den Kranken nicht: Anfangs waren es vor Allen Liſardo's ehemalige Zechfreunde geweſen, welche ein leichtſinnig weggeworfenes Leben hier wiederum, aber auf die würdigſte Weiſe verſchwendeten. Nachher jedoch machten edle Frauen aus allen Ständen, die in Zeiten allgemeiner Aufregung immer der größten Opfer fähig ſind, ihre Rechte geltend, und übernahmen mit liebevoller Sorgſamkeit bei Tag und Nacht den regelmäßigen Dienſt im Krankenhauſe. Manche büßte ihren treuen Muth mit dem Leben, und die Ueberbliebenen ehrten in großartiger Geſinnung die Todten durch das paſſendſte Monument, durch verdoppelten Eifer in den übernommenen Pflichten. Die niedern Geiſtlichen, welche ebenfalls zurückgeblieben waren, beſonders die Brüder vom Kapuzinerorden, ſtanden den Frauen als tapfere geiſtige Krieger zur Seite, und gewährten den Kranken und Sterbenden unermüdlich die Tröſtungen der Religion.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Die Spielhäuſer der Geſetzgebung gegenüber.

Dieſe Blätter haben vor Kurzem eine intereſſante Schilderung der hieſigen Spielhäuſer gegeben (ſ. Nr. 301 — 306, 1836); namentlich iſt darin Crockfords Anſtalt, „die große Hölle in St. James," vielſeitig beleuchtet und ihre ganze Abſcheulichkeit aufgedeckt worden. Der Verfaſſer bemerkt ſelbſt, die Spielhäuſer ſeyen in England geſetzlich verpönt. Da es nun hier zu Lande für einmal verbotene Dinge keine ausdrücklichen Licenzen gibt, ſo iſt auch Crockfords, trotz der angenommenen Form einer geſchloſſenen Geſellſchaft, nur geduldet, und mancher Leſer hat ſich deßhalb wohl gewundert, daß das Geſetz noch nie gegen Crockford aufgerufen und der Club von Rechtswegen geſchloſſen worden iſt. Hunderte und Tauſende haben ja mehr als zu viel Anlaß gehabt, neben ihrem Leichtſinn jener großen Hölle zu fluchen, und wer ſich nicht berufen fühlte, für das Heil Anderer zu ſorgen, den konnte doch wohl Rache oder Hoffnung auf Gewinn zu gerichtlicher Anzeige bewegen. Ich will als Supplement zu

jener Schilderung angeben, wie es ſich hiemit verhält. — An Verſuchen, Crockford durch Denunziation zu ſtürzen, hat es keineswegs gefehlt, und wer ſich die Mühe geben will, nur die von den öffentlichen Blättern mitgetheilten Londoner Gerichtsverhandlungen der lezten Jahre nachzuſehen, wird mehr als einer gegen Crockford angebrachten Denunziation, zugleich aber auch dem nichtigen Ergebniſſe derſelben begegnen. Daran iſt nicht das Geſez, ſondern die Möglichkeit, Geſeze zu umſchiffen, nicht die engliſche Gerichtsverfaſſung, ſondern die Schlechtigkeit der Menſchen Schuld. Das Geſez verbietet alle Spielhäuſer und alles Hazardſpiel, und bedroht diejenigen, die erſtere halten und an lezterem Theil nehmen, mit Strafen, welche von ſchweren Geldbußen bis zur beſchwerlichen Tretmühle anſteigen. Weil aber das engliſche Recht ſogenannte Unterſuchungen von Amtswegen, die der Richter auf den Grund eigener Wiſſenſchaft anſtellt, durchaus nicht kennt, ſondern ſtets dem Angeklagten gegenüber den Ankläger fordert, ſo folgt, daß auch das Spielgeſez nur nach vorhergegangener Anzeige in Wirkſamkeit treten kann. Um ſolche Anzeigen zu vermehren, ſpricht das Geſez dem Denunzianten einen Theil der erhobenen Geldbußen zu. Erwägt man indeſſen, daß es noch keinem Staate der alten wie der neuen Zeit gelungen iſt, durch Belohnung der Angeber aus der Angeberei ein ehrenvolles Gewerbe und aus dem gereichten Solde einen Ehrenſold zu prägen, daß vielmehr der Angeber, den nicht Amtspflicht dazu macht, überall gleich einem Ausſäzigen gemieden und gleich einem Nichtswürdigen verachtet wird, und daß der Richter ſelbſt in den meiſten Fällen den Angeber nur hört, weil er ihn hören muß, und das Werkzeug verabſcheut, das er nicht verwerfen darf, ſo kann ſchon das nicht überraſchen, daß der Anzeigen wider Crockford verhältnißmäßig wenigere ſind, als im Allgemeinen ſich vermuthen laſſen ſollte. Warum aber auch von dieſen wenigen bisher noch keine den ſcheinbar beabſichtigten Erfolg gehabt hat, dürfte theils aus den übrigen Eigenthümlichkeiten der engliſchen Gerichtsverfaſſung, theils aus Crockfords Vorſicht und der üblichen Denkweiſe der Angeber ſich erklären. Jeder Denunziant iſt Partei, nicht Zeuge. Leugnet daher der Beklagte die Richtigkeit der Anzeige, indem er, wie die engliſchen Juriſten ſagen, die Einrede der Unſchuld vorſchüzt — defendant pleads not guilty — ſo muß der Denunziant ſein Anbringen beweiſen, und hat im Unterlaſſungsfalle zu erwarten, daß entweder der Angeklagte freigeſprochen, oder die Fortſtellung der Unterſuchung vertagt wird. Jenes geſchieht, wenn der Denunziant den Beweis zwar antritt, aber nicht vollführt, dieſes, wenn er am anberaumten Gerichtstage ſich außer Stand erklärt, ſeine Beweismittel vorzubringen, ohne deßhalb die Anzeige fallen zu laſſen; denn auch das verdient Bemerkung, daß nach engliſcher Gerichtsverfaſſung es weder für den Ankläger einen Erfüllungs-, noch für den Angeklagten einen Reinigungseid, weder eine bedingte Freiſprechung, noch eine bedingte Verurtheilung gibt.

(Die Fortſezung folgt.)

Paris, Februar.

(Beſchluß.)

Die Schädellehre.

Bei der angeführten Geſchichte erinnere ich mich der Erzählung eines Reiſenden, welcher während einer Reiſe in Italien auf der römiſchen Landſtraße einen Bettler ſah, welcher mit verhülltem Antlize um Almoſen bat. Der Reiſende erkundigte ſich nach der Urſache dieſer Verhüllung, und erfuhr, daß der Bettler ehemals in einem Anfalle von Wuth ſeinen eigenen Vater ermordet habe, und gerichtet werden ſollte, wie jener Bauer zu Bicêtre; da man aber ſeinen Wahnſinn erkannte, ſchonte man ſein Leben, und ließ ihn ſpäterhin wieder los. Während ſeiner Gefangenſchaft war er von einem krebsartigen Uebel angegriffen worden, und zwar mit ſolcher Heftigkeit, daß beinahe ſein ganzes Geſicht und ſeine Bruſt zerſtört wurden. Natürlich wurde dies vom Volke als eine Strafe Gottes angeſehen, und man nannte ihn, als er ſich auf's Betteln legte und in der Gegend bekannt wurde, nicht anders als Il maledetto di Dio. Um bei den Vorübergehenden keinen Abſcheu zu erwecken, hatte er ſich genöthigt geſehen, Kopf und Bruſt ſtets zu verhüllen, und in dieſer Vermummung ſtellte er ſich auf die Landſtraße und ſprach die Reiſenden um Almoſen an. — Natürlich hat Dr. Galls Lehre von den ſichtbaren Organen beſonderer Anlagen, Tugenden und Laſter, unter den vielen Aerzten in Paris einen nicht unbedeutenden Anhang; auch beſteht bekanntlich ein phrenologiſcher Verein hier, der, wenn ich nicht irre, eine Sammlung von Abhandlungen herausgibt und jährlich eine öffentliche Sizung hält. Dr. Galls Schädelſammlung iſt großentheils für das hieſige anatomiſche Muſeum im Pflanzengarten angekauft worden, und man ſieht noch an den verſchiedenen Stücken derſelben die Zettelchen, auf welchen Gall Bemerkungen über die Leute, denen die Schädel oder die Bruchſtücke zugehört hatten, in ſeinem treuherzigen, gutmüthigen Style geſchrieben. Im vorigen Jahr hat man jedoch hinſichtlich dieſer Bemerkungen eine Erfahrung gemacht, welche den Gallſchen Ausſagen etwas von ihrer Glaubwürdigkeit benimmt. Er hatte nämlich auf den an drei Schädelbruchſtücken befeſtigten Zetteln die Organe verſchiedener Geiſtesanlagen bemerkt und angegeben, welchem Individuum jeder Schädel zugehört, und durch welche beſondere Handlungen alle drei Menſchen die Richtigkeit der Schädellehre beſtätigt haben. Nun hatte aber Jemand den Einfall, die drei Bruchſtücke zuſammenzufügen, und fand, daß ſie genau in einander paſſen und nur zu einem und demſelben Schädel gehört haben können. Daß Gall die Abſicht gehabt, Jemand zu täuſchen, läßt ſich nicht vermuthen, dazu war er zu ehrlich; aber dann muß man annehmen, daß er ſich hat täuſchen laſſen, und wie oft mag dies wohl noch geſchehen ſeyn? Was wird aber nun aus den Erhöhungen und Vertiefungen des Schädels und ihrer Bedeutung? Die Entdeckung dieſer Thatſache hat zu einem Streite in mediziniſchen Zeitſchriften Anlaß gegeben. Eifrige Phrenologen leugnen dieſelbe; ſie iſt mir aber von einem Arzte, welcher zur Aufdeckung derſelben beigetragen, auf's Heiligſte verſichert worden. Uebrigens kann dieſe Wiſſenſchaft, wofern es eine Wiſſenſchaft iſt, was noch von Vielen geleugnet wird, in Frankreich leicht ſtudirt werden; denn nicht allein beſizt das anatomiſche Muſeum und die mediziniſche Schule jezt eine bedeutende Anzahl von Schädeln, ſondern es werden auch auf die leichteſte Art Abgüſſe davon veranſtaltet, und die Köpfe vieler merkwürdigen Perſonen werden ſogleich nach ihrem Tode modellirt; ferner kommen die Schädel hingerichteter Verbrecher meiſtens in die anatomiſchen Sammlungen; die Wiſſenſchaft müßte alſo gar keinen wahren Beſtand haben, wenn ſich aus der Unterſuchung von ſo vielen Muſtern keine allgemeinen Grundſäze abſtrahiren ließen. Auch iſt es gerade dieſes, was gegenſeitig behauptet und verneint wird. Wer ſoll nun aber Schiedsrichter ſeyn?

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 48.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 25. Februar 1837.

Altes, ſtolzes Kaiſerhaupt,
Deine Kraft, dein Waffenſegen,
Wird uns nimmermehr geraubt!

Max v. Schenkendorf.

Barbarossa's Kirchenthüre.

Wißt ihr nimmermehr zu finden jenen alten, lieben Pfad,
Den die Andacht Barbaroſſa's Morgens, Abends einſt betrat?

Nein! der alte Kaiſer trägt nun ſeiner Seele tiefes Glüh'n
Nimmer in das Kirchlein nieder, ſondern durch die Him=mel hin.

Und da drunten iſt vermauert lange Jahre ſchon das Thor,
Wo der alte Schwabenkaiſer einging in das ſtille Chor.

Alle ſeine Hochgedanken für des Reiches Herrlichkeit
Gingen mit ihm durch die Pforte, dem Allmächtigen geweiht.

Alle Majeſtätsgefühle, die er hegte für ſein Land,
Legt' er auf die Stufen nieder, drauf ſein Fuß vor Chriſto ſtand.

Alle ſeine Schlachtenkeile, jedes hohe, ſüße Lied
Warf er hin auf jene Steine, drauf er betend hingekniet.

Wo er ſonſt hindurchgeſchritten, hebt nun ein Gemälde ſich,
Das den Kaiſerfürſten zeiget, wohlbewehrt und feierlich.

Deutet nicht das bleiche Bildniß noch auf rechte Celtenart,
Augen, blau und feurigſchimmernd, und der reiche, blonde Bart?

„Hier hindurch ging einſt der Kaiſer,“ ſteht zu leſen an der Wand,
Und drei Löwen ſteh'n zur Rechten, und ein Aar zur linken Hand.

„Aller Guten Liebling, aller Böſen Schreckniß,“ Freunde, ſeht,
Solcher Titel eines Kaiſers zeugt von echter Majeſtät!

Und ſo ſtehet er im Kirchlein als das ält'ſte Beichtkind dort;
Buß' und Geiſtestaufe predigt noch ſein Bildniß ohne Wort.

Wann die Mitternachtsgewölke donnernd über'm Thurme ſteh'n,
Wann die blauen Maienlüfte freudenreich vorübergeh'n,

Hebt „der Guten Liebling“ immer noch das ſcharfe Schwert empor,
Steht er als des Rechtes Hüter ſtets vor dem verſchloſ=ſ'nen Thor.

Jede Predigt hört er ſchweigend; leiſe mahnt er: „pred'ge gut,
Pfarrer! daß die Seelen grünen durch des Mittlers Geiſt und Blut!

Bring' herein, was ich entbehret in des Mittelalters Nacht!
Zeuge, bis der Lebensfrühling wieder in den Geiſtern lacht!“ —

Und in alle Kinderlehren ſtreckt er warnend her ſein Schwert:
„Kinder! höret Gottes Worte! bleibt vom Argen unverſehrt!“ —

Hoher Kaiſer! ſollſt du werden nun ein Kirchenwächter gar,
Du, deß Schwert die Blitzesleuchte ſonſt durch zehen Länder war?

Stehe nur, und hilf den Kindlein! denn die Seraphim ja ſteh'n
Armen Kindern auch zur Seite, daß ſie Gottes Wege geh'n!

Mahne, ſtrafe, hilf im Bilde noch zum vollen Glaubenslied,
Daß dein Geiſt uns hier umwehe, drin du betend hingekniet.

Dann, wenn Berg' und Felſen ſtürzen, wenn der lezte Tag erſcheint,
Führe deine Bergbewohner aufwärts zu dem Seelenfreund,

Dann durch die geſprengte Pforte ziehe ſie im Siegeslauf
Ueber deine Staufenſpitze froh zu Salems Thor hinauf!

Albert Knapp.

Liſardo.

(Fortſetzung.)

Liſardo fühlte ſich im innerſten Herzen ergriffen, als ihm um dieſe Zeit durch Lorenzo die Bitte Octavia's gemeldet wurde, im Hoſpitale dienen zu dürfen. Er ließ ihr die Aufſicht über die geſammte Krankenpflege übertragen, welche unter ihrer Leitung an entſchiedener, geiſtiger und leiblicher Wirkſamkeit raſch zunahm, und obgleich er von da an ſeine Beſuche verminderte, ſo geſchah es doch oft genug, daß er die edle Geſtalt, ihre demüthige Herrſchaft ausübend, in tiefen Trauerkleidern die vielfach Verwaiste an ſich vorübergehen ſah. Bei ſolchen Begegnungen wurden ſtumme, ernſte Grüße gewechſelt, die amtlichen Mittheilungen gingen durch Lorenzo's Hand. Und während alles Volk Liſardo als den Vater der Stadt, Octavien als die Mutter der Leidenden pries, ſtanden die Beiden in einem kaum vernehmlichen geiſtigen Verkehr; Liſardo aber mußte, wenn er mit der Vorſteherin des Hoſpitals ſo leiſe zuſammentraf, immer an die alten Rittergeſchichten denken, die den Schluß einer unglücklichen Liebe ſo rührend ſchildern, wo der Ritter zum Mönch, die Dame zur Nonne wird, und Beide, in demüthiger Hingebung, entſagender Aufopferung ihr Lebenslicht verzehrend, nur bei ſeltenem Wiederſehen ſtille Blicke gegen einander wenden.

Aber dieſe zarte Berührung wurde grauſam unterbrochen. Als Liſardo eines Tags in das Hoſpital kam, trat ihm Lorenzo mit der Schreckensbotſchaft entgegen, die Vorſteherin ſey plötzlich und mit ſolcher Heftigkeit von der Seuche ergriffen worden, daß man auf das Schlimmſte gefaßt ſeyn müſſe. Er ſchrack zuſammen, als hätte ihn eine Schlange gebiſſen, kaum konnte er ſich halten, daß er nicht laut aufſchrie. „Das ſoll nun das Ende von Allem ſeyn?“ ſagte er mit ſinkender Stimme; „o Lorenzo, hilf! rette ſie! biete alle deine Kräfte auf, nenne das ſeltenſte Mittel, das auf Erden gefunden werden kann! ich will es dir bringen, und wenn ich's einer Viper aus den Zähnen reißen müßte! Rette ſie, Lorenzo, und ich will dich knieend als meinen Vater verehren!“ — „Was ich vermag, daran ſoll gewiß nichts fehlen,“ ſagte der Greis beklommen und ging hinweg.

Liſardo war nicht im Stande, das Haus zu verlaſſen; zum erſten Mal heute betrieb er ſeine Regierungsgeſchäfte nachläſſig. Er ging in einer Kapelle, die an die Krankenzimmer ſtieß, unruhig auf und nieder; bald ſtützte er ſich auf den Altar, wo die Bilder der Heiligen wehmüthig auf ihn herabſahen, bald fuhr er auf und eilte der Thüre zu, um die Nachrichten, die ihm Lorenzo von Viertelſtunde zu Viertelſtunde ſandte, in Empfang zu nehmen. Sie lauteten immer niederſchlagender, endlich ganz hoffnungslos. Zulezt kam der Alte ſelbſt und blieb mit traurigem Blick an der Thüre ſtehen. „Iſt ſie todt?“ rief Liſardo ihm entgegen. — „Noch nicht, aber bald wird ſie es ſeyn. Ich habe ſie aufgegeben, die Krämpfe waren nicht zu ſtillen, und als ich ihr eine Ader öffnen wollte, floß das Blut nicht mehr. Alles Leben ſtockt in ihr.“ — „Hinweg! ich muß ſie noch einmal ſehen! noch einmal!“ rief Liſardo und zog den Greis am Arme mit ſich fort.

In einem kleinen, bequemen Kabinet lag Octavia auf einem Ruhebette, deſſen fürſtliche Pracht in dieſem hülfloſen Augenblick etwas Schauerliches hatte. Durch die ſchweren Vorhänge an den hohen Fenſtern fiel ein gedämpftes Licht auf die Sterbende, die mit geſchloſſenen Augen dalag. Man hätte ſie für todt halten können, aber ein leiſer Athemzug, der ihr von Zeit zu Zeit die Bruſt etwas hob, bewies, daß noch ein Reſt von Leben in ihr ſey, und die Nachwirkungen der tückiſchen Krämpfe, plötzliche Zuckungen, die den Körper durchliefen und die edlen Züge des reinen Antlitzes entſtellten, verkündeten, daß auch dieſer Reſt bald aufgezehrt ſeyn werde; man ſah an den eingeſunkenen Wangen, den abgemagerten Händen, wie unerbittlich die Krankheit in ihrem Marke gewühlt haben mußte. Wir wenden den Blick von dem traurigen Bilde weg: wie gerne hätte es Liſardo gethan! aber er fühlte ſich wie gebannt; neben dem Bett in die Knie geſunken, mußte er unaufhörlich in das theure Antlitz ſchauen, deſſen tödtliche Bläſſe durch die ſchönen, ſchwarzen Locken, die es beſchatteten, grauenhaft erhöht wurde. „Es iſt vergebens!“ ſagte Lorenzo nach langem Stillſchweigen,

„Ihr ſeht, das Blut will nicht mehr fließen und der Puls ſteht ſtill. Es wird bald vorüber ſeyn; laßt uns für ihre Seele beten.“ — „Es kann nicht ſeyn!“ rief Liſardo, „ich ſage dir, es kann nicht ſeyn! ſie darf nicht ſterben! Beſinne dich, ſie muß wieder in's Leben kommen, und wäre es auch nur durch ein Wunder möglich!“ Er hob ihr das Haupt auf, ſchlang den Arm um ihren Nacken und drückte ſie feſt an ſich. Lorenzo ſah vor ſich hin. Nach einer Weile ſagte er: „Nun, wenn ich durchaus noch ein Mittel ſagen ſoll, da fällt mir eines ein, ich weiß ſelbſt nicht recht, woher ich's habe. In jüngern Jahren meine ich gehört zu haben, daß es vor Alters Brauch geweſen ſey —“ — „Rede, rede!“ rief Liſardo ungeduldig drängend. „Es iſt aber ſeltſam,“ ſagte der Diener zögernd. „Heraus damit!“ rief Liſardo, „du ſiehſt ja, ſie ſtirbt uns unter den Händen.“ — „Ehemals,“ verſezte Lorenzo, „ſoll es bei den Aerzten gebräuchlich geweſen ſeyn, ganz entkräftete Perſonen, denen es am Blut fehlte oder deren Blut verdorben war, geſundes Blut von irgend einem lebenden Weſen in die Adern einzuſtößen. Gewöhnlich nahm man Thiere dazu.“ — „Mein eigenes,“ unterbrach ihn Liſardo, „mein eigenes! nimm davon, ſo viel du willſt.“ — „Bedenkt aber,“ ſagte der Diener, „ich weiß ja nicht, ob's damals geholfen hat.“ — „Nichts bedenken!“ rief der verzweifelte Jüngling, „kein Verſuch iſt mir zu gering, es iſt doch Hoffnung drin! das Abgeſchmackteſte iſt mir willkommen! Nur ſchnell, ehe es zu ſpät iſt!“ — „In Gottes Namen denn, es gehe wie es wolle!“ ſagte Lorenzo; „ich will nur ſchnell irgend einen nothdürftigen Apparat in Stand ſetzen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Die burgundiſchen Schlachtfelder.

(Fortſetzung.)

Der Herzog hielt ſich auch diesmal überzeugt, der Sieg könne ihm nicht entgehen. So beſchloß er mit ſeiner Uebermacht an Mannſchaft und ſeinem überlegenen Geſchütz Murten zu belagern; er meinte, dies ſey eine leichte Eroberung, und nicht bloß an ſich wichtig, ſondern auch das Mittel, die eben nicht muthigen Lombarden, Italiener und Flamänder in ſeinem Heer wieder mit Vertrauen auf ihn zu beleben, denn dies war ihnen ſeit der Niederlage von Grandſon ſehr ausgegangen. Bubenberg verkannte die Gefahr nicht, die ihm und ſeiner kleinen Mannſchaft von außen und innen drohte; denn die Einwohner waren ihm abgeneigt und gehorchten nur ungern. Darum ließ er in Murten bekannt machen: zum Tod ſolle gebracht werden, wer von den Einwohnern nur die geringſte Furcht zeige. Um ſeinen Leuten Muth zu machen, that er mit dreihundert Mann einen Ausfall und trieb die burgundiſche Vorhut fünf Stunden weit bis Payerne zurück. Am 11ten Juni 1476 ſchlug Herzog Karl ſein Lager unter den Mauern von Murten auf.

Fünftauſend Berner waren bereits bis Gümminen vorgedrungen, hier aber machten ihnen die Burgunder lange den Uebergang über die Sarine ſtreitig, denn die Brücke hatten ſie bereits abgebrochen. Während ſie hier von großer Ueberzahl aufgehalten wurden, war Murten in großer Gefahr. Schon hatte das burgundiſche Geſchütz in den zehn Tagen der Belagerung eine große Breſche in die Mauer geſchoſſen, es wurde auch ein Sturm unternommen, und er wäre faſt gelungen. Nur Bubenbergs und der kleinen Beſatzung Tapferkeit rettete die Veſte, von der das Schickſal der ganzen Schweiz abhing. Am folgenden Tag ſtieß von allen Seiten Verſtärkung zu den Bernern. Zuerſt kamen die tapfern und ſtarken Gebirgsmänner aus Unterwalden und dem Entlibuch, nach ihnen trafen die Andern ein, auch der Herzog Renatus von Lothringen, deſſen einzige Hoffnung nach dem Verluſt ſeines Landes nur noch auf dem Ausgang dieſes Kriegs beruhte, und der mit zweihundert Gensd'armen zu den Eidgenoſſen ſtieß. Der Graf Thirſtein kam mit zweihundert öſterreichiſchen Reitern, denn in den burgundiſchen Kriegen kämpften die Oeſterreicher tapfer in den Schweizerſchaaren. Das Contingent von Straßburg beſtand aus vierhundert Reitern und dreihundert Arkebuſiren unter dem Grafen von Oettingen; Baſel ſandte den Ritter Peter von Roth mit zweihundert Mann. Der Graf von Gruyères kam an der Spitze ſeiner Vaſallen von Château d'Oex, Ormond und Charmey. Auch das kleine Biel, Solothurn, Schaffhauſen und andere Schweizer Städte ſandten Hülfe, ja wenige Stunden vor dem Anfang der Schlacht, noch in der Nacht, kamen beſtaubt und faſt athemlos dreitauſend Züricher unter dem unerſchrockenen Hans Waldmann herbeigeeilt. Alles in Allem belief ſich aber doch das Heer der Eidgenoſſen noch nicht auf die Hälfte des burgundiſchen, denn es zählte nur ſechsundzwanzigtauſend Mann Fußvolk mit viertauſend Pferden. In der Vorhut ſtanden unter der Anführung Hans Hallwils von Bern die Fähnlein von Thun, des Entlibuchs und der Beſatzung von Freiburg; im Centrum commandirte Hans Waldmann aus Zürich. Die Banner des ganzen Heers flatterten in der Mitte, umgeben von einem Wald von Hellebarden, mächtigen Schwertern und Lanzen. Der Luzerner Kaspar von Hertenſtein, ſchon ein greiſer Mann, führte das Hintertreffen. Tauſend Mann waren ausgeſandt worden, um die Stellung des Feindes zu beobachten. Bei Karls Armee war auch ſein Bruder Anton und der Graf Romont mit ſeiner bedeutenden ſavoyiſchen Schaar. Das burgundiſche Heer war nach der damaligen Taktik ſehr verſtändig in ſtarken Colonnen aufgeſtellt, die Reiterei auf den beiden Flügeln,

vor ihr ein tiefer Graben, ein Zaun und furchtbares Geſchütz, dem überdies ein geſchickter, kunſtfertiger Meiſter vorſtand. Der Graf Romont ſtand mit ſeinem Corps bei Murten, um die Eidgenoſſen im Rücken zu bedrohen. Dieſe waren noch in der Nacht und vor Tagesanbruch in den Murtner Wald gezogen und hatten ſich da aufgeſtellt, ſo daß Herzog Karl nur wenig von ihrer Stärke und ihrer Stellung wußte. Mit langem Schlaf nach der Ermüdung beſchwerlicher Märſche und mit Abkochen hatten ſie nicht viel Zeit verloren; denn Nahrung nahmen ſie nur im Marſchiren von den Tiſchen, die vor die Häuſer geſtellt waren, und wo ſie von denen bedient wurden, die nicht mit ausziehen konnten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Fortſetzung.)

Die Spielhäuſer der Geſetzgebung gegenüber.

Schuldig oder unſchuldig, lautet das Verdict der Jury, und wie ſolche nicht Einſperrung des Angeklagten bis zum Erweiſe ſeiner Unſchuld fordern, ſo kann ſie auch ihr Schuldig nicht von dem, ſeine Anzeige bekräftigenden Eide des Denunzianten, oder ihr Unſchuldig von dem, ſeine Schuldloſigkeit betheuernden Eide des Beklagten abhängig machen. Demnach muß der Denunziant bei Fortſtellung ſeiner Anzeige alle zur Ueberführung nöthigen Beweiſe zur Hand haben, nämlich Zeugen und Dokumente. Wie behutſam Crockford iſt, leztere nicht gegen ſich ſprechen zu laſſen, möchte ſchon aus der Zeichenſchrift abzunehmen ſeyn, die er, wie im erwähnten Aufſatz bemerkt wurde, in ſeinem Schuldbuche gebraucht, und Zeugen — es iſt faſt unmöglich, als Augenzeuge wider Crockford aufzutreten, ohne an ſeiner Bank geſpielt zu haben, unmöglich, wider ihn und ſeinen Club zu zeugen, ohne dem Haſſe und der Verfolgung von Hunderten zu verfallen, und, wenn nicht von England, doch aus der Geſellſchaft zu ſcheiden, zu welcher man gehören muß, um bei Crockford Eintritt zu erhalten. Alles dies zuſammengenommen, mußte einem Manne von Crockfords angeborener Schlauheit, ſelbſt wenn er minder klug von Männern berathen geweſen wäre, welche die Rechte ſtudirt haben, damit ſie erforderlichen Falls Andern ſagen können, wie man ungeſtraft unrecht thun darf, das Verhalten bei wider ihn vor Gericht gemachten Anzeigen ſich ohne Kopfanſtrengung bieten. So oft er von einer ſolchen Denunziation, wenn nicht früher, durch die gerichtliche Vorladung Kenntniß erhielt, pflegte ſie meiſt eine zu ſeyn, mit der man ihm bereits zum Zwecke einer Gelderpreſſung gedroht hatte, und dann kannte er ſowohl den Kaufpreis, als den Werth der Denunziation, oder das Vorbringen war ihm neu, und dann fehlte es nicht an Mitteln, Werth und Kaufpreis zu erfahren. Zeigte es ſich, daß die Anklage ohne Werth, d. h. für den Angeklagten ohne Gefahr ſey, ſo ließ Crockford ruhig den Gerichtstag herankommen, und trat entweder freigeſprochen, oder mit der Gewißheit aus der Schranke, daß das Ende der vertagten Unterſuchung ſtets in ſeiner Hand liege. Hatte ſie hingegen Werth für den Ankläger, folglich Gefahr für den Angeklagten, ſo löste dieſer Beides mit Geld ab; die Anzeige wurde nicht fortgeſtellt und die Gefahr war beſchworen. Dergleichen Verhandlungen gehören ihrer Natur nach zu den Geheimniſſen, und es iſt deßhalb vielleicht mehr Vermuthung als Wahrheit, daß es Crockford — mit Ausnahme eines einzigen Falles — nur unbedeutende Geldopfer gekoſtet haben ſoll, der Beurtheilung einer Jury diejenigen Anzeigen zu entziehen, die er nicht erörtert zu ſehen wünſchte. Das jedoch ſteht feſt, denn ſpätere Umſtände haben die Beweiſe geliefert, daß es viel Geſchicklichkeit und große Geldſummen erfordert hat, jenen einzigen Fall zu einem für Crockford und die Crockfordianer günſtigen Schluſſe zu bringen. Vier Ausländer, den Namen nach vornehme Polen, hatten mehrere Male den Sitzungen der Tafelrunde beigewohnt und bedeutend verloren. Einige Aeußerungen, die ſie über die Art des Spiels ſich erlaubt und durch welche der Club ſich beleidigt gefunden, hatten unter Anderm den Befehl an den Thürſteher zur Folge, den Ausländern ferner den Eintritt zu verſagen. Es kam zwiſchen zwei derſelben und dem Portier zu einer ärgerlichen Scene, und von dieſer zu Anrufung des Geſetzes wider die große Hölle in St. James. Die vorgefallenen Handgreiflichkeiten hatten Aufſehen erregt; die angekündigte Unterſuchung erweckte lebhafte Theilnahme. Der Arm der Gerechtigkeit ſollte nicht gegen Crockford allein, er ſollte zugleich gegen Clubmitglieder ſich erheben, deren Namen auf jeder faſhionabeln Einladungsliſte obenan und ſelbſt bei Hofe in Achtung ſtanden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 42:
Der Kavalleriſt an der Krücke.

Charade.

1.

Von Sappho ſchon ein Bote genannt,
Und längſt als Amors Bote bekannt,
Werd' ich zum Danke doch nur zulezt
Von ſanften Gebietern ſogar verlezt.

Selbſt manches Mädchen, ſo lieb und mild,
Zerbricht in Stücke mein Botenſchild,
Und reißt mir wild und nicht ohne Neid
Selbſt Lappen herunter von meinem Kleid.

Und hat ſie mich dann zum Troſte geküßt,
Weil ihr das Leben mein Wort verſüßt,
So ſchickt ſie den Brüdern mich, o der Schmach!
In dunkles und enges Gefängniß nach.

2. 3.

Ich bin ein Verwalter von allerlei Gut,
Doch nicht gehörig auf meiner Hut;
Denn ſtehlen laſſ' ich mir, wehre mich nicht,
Was meinem Herrn doch oft ſchwer gebricht.

1. 2. 3.

Ich bin das Gefängniß des Boten dort,
Verwahr' ihn freundlich an ſchönem Ort;
Ich werde zur Zierde von Mädchen geſchmückt,
Oft hab' ich als Liebesgeſchenk beglückt.

Und wer die Boten bei mir entdeckt,
Die mein geheimſtes Gemach verſteckt,
Dem wird ein manches Geheimniß kund;
Denn ſelten halten ſie reinen Mund.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 49.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 27. Februar 1837.

Cerimon. — See how she 'gins to blow
Into life's flower again!
Gentleman. — The heavens, Sir,
Through you increase our wonder.

Shakespeare.
Pericles.

Liſardo.

(Fortſezung.)

Nach kurzer Abweſenheit kam Lorenzo zurück und trug eine Röhre in der Hand, an der er vermittelſt einer Blaſe eine einfache Pumpe angebracht hatte. Liſardo hielt fortwährend mit dem rechten Arm Octavien umſchlungen und ſtreckte ihm den linken hin. Lorenzo entblöste ihn und legte Octaviens Arm zurecht. Dann trat er hinter ihn und über Liſardo's Schulter gebeugt, brachte er den engern Theil der Röhre in die bereits geöffnete Ader der Kranken, den weitern näherte er Liſardo's Arm, den er zugleich mit der Lanzette verwundete. Ein mächtiger Blutſtrahl ſchoß aus der jugendlich vollen Ader und beſprengte alle drei reichlich mit Purpur. Schnell preßte Lorenzo die Mündung der Röhre an den Arm und leitete durch den Druck der Pumpe den rauchenden Lebensbach in die todten Gefäße, denen er wieder Leben bringen ſollte. Bald ſahen ſie unter der weißen Fläche bläuliche Linien ſchimmern, die ſeinen Kreislauf andeuteten. „Der Anfang wäre einmal gelungen,“ ſagte Liſardo aufathmend. „Jetzt nur rüſtig fortgemacht!“ ermunterte ihn der Jüngling und betrachtete mit zärtlichen Blicken das lebloſe Bild, das er nun bald einen Theil ſeiner ſelbſt nennen konnte; „werde nur nicht müde, mein Alter! Beharrlichkeit iſt jezt das Nöthigſte. Spare mein Blut ja nicht, ich habe genug für ſie.“

Während Lorenzo unermüdlich mit der Pumpe beſchäftigt war, ging auf einmal die Thüre des Kabinets auf, ein ſtattlicher Mann trat herein und ſah erſtaunt auf die ſeltſame Gruppe. Die fremdartige Phyſiognomie und die blonden Haare verriethen den Ausländer; er war ziemlich beleibt, aus ſeinem runden Geſicht und aus den kleinen, lebhaften Augen glänzte freundliche Behaglichkeit, welche ihn auch bei dem überraſchenden Anblick dieſer Scene nicht verließ. Nach einer kleinen Pauſe faßte er ſich, trat näher und ſagte mit einem ausländiſchen Accent: „Hier ſcheint eine verzweifelte Kur im Werke zu ſeyn.“ — „Seyd Ihr ein Arzt?“ rief Lorenzo haſtig. „Zu dienen, ja,“ erwiderte der Fremde. — „Nun, ſo ſagt mir um Gotteswillen, ob es etwas helfen kann?“ Der Fremde zuckte die Achſeln und erwiderte: „Dies Verfahren iſt ſchon längſt auf die Seite geworfen worden. Ob's je etwas geholfen hat, weiß ich nicht, ob's unter dieſen Umſtänden etwas helfen kann, das möchte ich eher verneinen als bejahen. Doch mit Gewißheit läßt ſich nichts ſagen, wir Aerzte ſind ja keine Mathematiker. Jedenfalls iſt die Krankheit hier in ein Stadium getreten, wo jeder Verſuch erlaubt iſt. Vielleicht,“ ſezte er lächelnd hinzu, indem er die Augen mit einem ſchlauen Ausdruck von dem Jüngling auf die Ohnmächtige gleiten ließ, „vielleicht

thut hier der pſychiſche Einfluß ein Wunder; der phyſiſche wird ſich auf das beſchränken, was wir mit Eurer Erlaubniß die thieriſche Wärme nennen. Haltet alſo nur die Dame feſt umfaßt, Signor, und drückt ſie ſo nahe als möglich an Euch.“ Liſardo blickte ſeltſam vor ſich hin. „Thieriſche Wärme!“ dachte er, „hat ſie nicht einſt von wilden Thieren geſprochen? — Doch nein! weg mit ſolchen Erinnerungen!“ Er legte ſein Haupt neben das ihre und drückte ihr lebenswarme Küſſe auf die bleichen Lippen.

Lorenzo hatte den Puls gefaßt, er fuhr zurück, faßte ihn wieder, beugte ſich herunter, dann winkte er dem Fremden und deutete darauf. „Lebt ſie?“ rief Liſardo mit erſtickter Stimme. Der Fremde hielt ihren Arm lange mit prüfendem Blick. Endlich legte er ihn wieder auf die Decke, richtete ſich in die Höhe und ſagte: „Heiliger Paracelſus, ich bitte dich demüthig um Verzeihung: ſie iſt gerettet!“

Liſardo bedeckte in ſtummem Entzücken Octaviens Antlitz mit tauſend Küſſen, Lorenzo pumpte in ſeiner Freude ſo haſtig, daß das Blut nach allen Seiten hinausſprizte, der Arzt griff wieder nach ihrem Arm, und als er fühlte, daß der Puls immer raſcher und voller ging, ſagte er: „Jezt iſt's genug, abgeſezt!“ Lorenzo warf ſein Inſtrument weg und verband Octaviens Arm. Während er ſeinem Herrn den gleichen Dienſt erwies, ſchlug die theure Verlorene die Augen auf und ſah verwundert um ſich. Der Greis ſtürzte auf die Knie nieder und ſtimmte ein Loblied an; Liſardo, der ſich aus Entkräftung an die Wand lehnen mußte, ſah mit einem unwillkührlichen Schamgefühl zu Boden, denn er konnte ſich denken, daß Octavia augenblicklich Alles, was geſchehen war, errathen mußte. „Was war das?“ flüſterte Octavia mit matter Stimme. „Still! ſtill!“ rief der Fremde gebieteriſch, „jezt wird nicht gefragt noch geantwortet! Ihr, Signor, habt die Güte, uns jezt zu verlaſſen; legt Euch zu Bett und nehmt Stärkungen zu Euch; Ihr habt's nöthig, Ihr ſeyd um ein paar Pfunde leichter geworden. Ihr könnt Euch ganz beruhigt entfernen, ich gebe Euch mein Wort, die Donna iſt in Sicherheit; der brave Alte da ſoll Euch führen, hernach mag er wieder kommen und mich unterſtützen; denn die Nachkur iſt *meine* Sache. Ja, das können wir zur Noth, wir armen Herrn vom Handwerk: vorher abwenden und nachher aufhelfen. Gegen die Gefahr ſelbſt vermögen wir wenig, und Wunder geſchehen nicht alle Tage. Hier aber, hier, ſage ich, iſt ein Wunder geſchehen.“ — „Alle Heiligen ſeyen geprieſen!“ jubelte Lorenzo. Liſardo ſchritt, auf ihn geſtüzt, langſam zur Thüre hinaus und warf noch einen Blick auf Octavien, die, nun den Zuſammenhang begreifend, liebevoll die Arme nach ihm ausſtreckte.

(Die Fortſezung folgt.)

Die burgundiſchen Schlachtfelder.

(Fortſezung.)

Seit vielen Stunden regnete es, die Eidgenoſſen aber berechneten den Vortheil dieſes Umſtandes und blieben länger in dem Wald, als wohl außerdem geſchehen wäre. Vor Anbruch des 22ſten Junius 1476 waren der Eidgenoſſen Hauptleute verſammelt und hielten Kriegsrath, wie das Heer aufzuſtellen und in welcher Schlachtordnung der Feind anzugreifen ſey. Der tapfere Waldmann beſtand darauf, die Burgunder müſſen nicht bloß beſiegt, ſondern aufgerieben werden, deßhalb müſſe man ihnen den Rückzug nach Payerne und Moudon abſchneiden und ihnen keinen andern Weg laſſen, als entweder den Streichen der Eidgenoſſen zu unterliegen, oder ſich in den See zu ſtürzen. Seine Meinung war dabei, die beiden äußerſten Enden des Halbmonds zu gleicher Zeit anzugreifen — ſo hatte Herzog Karl ſein Heer aufgeſtellt — um ſie zu zwingen, ſich auf das Centrum zurückzulehnen. Dieſer Plan wäre bei jedem andern Feldhauptmann als Waldmann, und bei andern Kriegsleuten als die Eidgenoſſen verwegen, tollkühn und unausführbar geweſen; nicht ſo hier, im Gegentheil, er ward von Allen gebilligt und Waldmann dafür zum Generaliſſimus gewählt.

Dunkles, dichtes Grau hing am Horizont; ſchon ſechs Stunden lang goß der Regen in Strömen auf den Halbmond des burgundiſchen Heers und auf die Eidgenoſſen, die ſtill und lautlos daſtanden. Nur hie und da drang ſcheu ein Sonnenſtrahl durch die Wolken und färbte ſie am Saume purpurroth wie mit Blut. Alle Krieger waren niedergeſchlagen, es ſchwiegen Trommeln, Hörner und Poſaunen, nicht einmal ein Pferdewiehern ward vernommen. Da knieten die Eidgenoſſen zum Gebet nieder; es war kurz, inbrünſtig und für Viele das lezte im Leben. Da donnerte es heftig, und gleich darauf theilten ſich die Wolken und es drang daraus ein Sonnenſtrahl auf die knieenden Reihen der Eidgenoſſen. Da rief Halwyl den Seinigen zu: „Gott iſt mit uns! Bedenkt's, heute gerade iſt der Jahrestag der Schlacht von Laupen; vor euch ſtehen dieſelben Burgunder, die unſere Brüder in Grandſon umgebracht haben; dafür ſind ſie ſchon einmal beſtraft worden, ſo mögen ſie denn heute vollends gedemüthigt werden!“ Bei dieſen Worten ſtanden die Eidgenoſſen wieder auf und ließen einen einmüthigen, furchtbaren Ruf hören. Darauf aber wurde es einen Augenblick ganz ſtill, wie vor dem erſten Schlag eines Wetters. Doch bald waren die vordern Streiter von beiden Seiten nicht mehr zu halten, ſie rückten ſich immer näher, ſchon fallen Einige, zufällig von Bolzen und Pfeilen getroffen, bis ſie ſich ganz nahe in's Auge faſſen können und Jeder ſeinen Mann wählt, um mit

ihm auf Leben und Tod anzubinden. Die Stimmung im burgundiſchen Heer war viel männlicher und muthiger als in der Schlacht von Grandſon, der lange Ausartung und Verweichlichung der Armee vorhergegangen war. Karl ſelbſt, der wohl fühlte, was von dieſem Tage abhing, war muthvoll, ritterlich, verwegen und zum Aeußerſten entſchloſſen. Aehnliche Stimmung theilten ſeine Hauptleute, in gewiſſer Ueberzeugung, die Erinnerung an jene ſchimpfliche Niederlage durch den Ruhm eines großen, glänzenden Siegs zu verwiſchen.

In der Schweiz ſieht man oft dichte Wolken um die hohen Bergzacken ziehen, ſich daran ſtoßen, zurückprallen und wieder kommen, um abermals den hohen Häuptern zu weichen, die ruhig und unerſchüttert zwiſchen den Blitzen ſtehen. So war die Schlacht von Murten. Die Burgunder drangen noch ſchneller und heftiger an als jene Wolken; aber die Eidgenoſſen waren wie die Felſen. An ihrer Feſtigkeit prallten alle Angriffe des überlegenen Feindes ab. Waldmann glich dem Naturgeiſt, der Wolken, Nebel und blitzſprühende Gewitter mit einem Hauch von ſich wegbläſt. Seine furchtbare Stimme herrſchte noch über Sturm und Gewitter, und mitten aus dem Heer, wo er auf einer Erhöhung ſtand, ſah er nach allen Seiten, ſah er, wie ſich die feindlichen Haufen bildeten, näherten, andrangen, ſich brachen, trennten und zerſtäubten; ſeine Stirn ſtand wie in Feuer und ſein Fuß im Blut. Aber auch Herzog Karl war prächtig anzuſehen, denn an Ungeſtüm, Stolz und Kühnheit zeigte er ſich dem ruhig beſonnenen Waldmann überlegen; auch ſtrahlte er in ſeiner prächtigen Rüſtung von Stahl und Gold, die freilich bald von Regen, Schmutz und Blut verdunkelt wurde; es war als verſchlinge und ſpeie er Feuer.

Von allen Seiten ertönt furchtbares Geſchrei, manchmal wie das Donnern zweier Lawinen, die zuſammenſtürzen. Den Belgiern ſtanden die Luzerner gegenüber, den italieniſchen Miethtruppen die rieſigen Gebirgsmänner aus den Waldſtädten. Karl ſtürzt ſich ſelbſt wüthend mit ſeinen Leuten auf die von Zürich und Bern. Unter dieſen war auch der Herzog von Lothringen, der, um ſich für lange Unbilden an Karln zu rächen, mit unſäglicher Tapferkeit kämpfte. So ſtritten die Eidgenoſſen mit einem Heer von ungefähr vier-und-dreißigtauſend Mann gegen die burgundiſch-ſavoyiſche Armee, die um das Doppelte ſtärker war. Verſtändig hatte ſie Herzog Karl aufgeſtellt, und zwar in ſtarken Colonnen, die Reiterei auf beiden Flügeln; vorne ſtand das furchtbare Geſchütz, und vor ihm lag ein breiter Graben; bei Murten war der Haufen der Savoyer unter dem Grafen von Romont aufgeſtellt, um die Eidgenoſſen im Rücken zu bedrohen. — Nichts war den Schweizern günſtiger, als der viele Stunden anhaltende, heftige Regen, denn durch ihn kam die burgundiſche Artillerie größtentheils außer Gebrauch; als ſich daher Halwyl auf die Seite wendete, um ſie zu umgehen, drang Waldmann mit unaufhaltſamem Ungeſtüm gegen den Graben in der Fronte vor, und es gelang ihm auch, ihn zu erſteigen, da, wie geſagt, das naß gewordene Geſchütz nicht gehörig wirken konnte, auch das meiſte Pulver unbrauchbar geworden war und nicht zündete. Unordnung und Haltloſigkeit kam überdies auch dadurch in die burgundiſche Artillerie, daß ſie ihren Obermeiſter verloren hatte. So ward es den Eidgenoſſen möglich, raſch über den Graben zu dringen, das Geſchütz zu nehmen und gegen den Feind zu richten; dabei zeigten ſich die ſtarken Männer aus dem Berner Oberland und dem Entlibuch in ihrer ganzen Herrlichkeit, denn die tief im naſſen Erdreich verſunkenen, ſchwerfälligen Kanonen hoben ſie leicht heraus, drehten ſie wie Flintenläufe um, trockneten ſie mit ihren Fahnen, wendeten auch die Kanonenkugeln und das Pulver in den Kaſten und ſchoſſen nun mit beſſerm Erfolg auf die Burgunder, die überdies von den ſchweren Büchſen der Eidgenoſſen viel zu leiden hatten; denn ſie ſchoſſen zwar langſam, aber jeder Schuß traf.

Bald war es aus mit dem Zuſammenhalt des burgundiſchen Fußvolks, es neigte ſich immer mehr zum Weichen und dann zum Fliehen, denn ſonſt ſahen ſie kein Heil mehr. Der Herzog bemerkte dies bald mit ſeinem militäriſchen Scharfblick; den Gedanken, ſein Geſchütz dem Feinde wieder abzunehmen, gab er nun auf; denn für's Erſte mußte er verſuchen, ſein Fußvolk wieder zum Stehen zu bringen und zu ordnen; er ſprengte alſo mitten hinein, wurde aber bald ſo von ſeinen eigenen Leuten umwickelt, daß er in augenſcheinliche Gefahr gerieth; all ſein Zureden, Ermuntern, Mutheinſprechen, Drohen und Toben half nur für Augenblicke. Es wurde aber bald ganz umſonſt und ſelbſt gefährlich, als Bubenberg einen Ausfall aus Murten that und dabei die lombardiſchen Küraſſiere ſprengte, ſo daß ſie auf die ſchon in große Unordnung gebrachte burgundiſche Hauptmaſſe ſtießen, was neue Verwirrung und Hemmung verurſachte. Das Schlimmſte aber ſollte noch kommen, denn Hertenſtein, der die Nachhut kommandirte, erſchien den Burgundern im Rücken, um ihnen den Rückzug abzuſchneiden.

(Der Beſchluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Fortſetzung.)

Die Spielhäuſer der Geſetzgebung gegenüber. Brief eines Braminen über England.

Die liberale Preſſe jauchzte, daß es wieder einmal etwas ariſtokratiſchen Skandal geben ſollte, und die juriſtiſche Welt vereinigte ſich in der Anſicht, daß eine größere Gefahr

Crockford und die Crockfordianer nie bedroht habe. Zwei Ankläger von reſpektabler Geburt und zwei unverwerfliche Zeugen — wenn dieſe Sache nicht in Güte abgemacht wird, ſagte mehr als ein Juriſt, ſo dürfte keine Beredſamkeit Crockford von der Tretmühle, die edeln Cumpane von der öffentlichen Schauſtellung, dieſe wie jenen von ſchwerer Geldbuße und den ganzen Club wenigſtens vom nominellen Untergange retten. Die Geldbußen wurden beiläufig auf 162,000 Pfund Sterling berechnet. Endlich erſchien der mit geſpannter Neugier erwartete Gerichtstag, und vor der Schranke erſchien mit zwei Rechtsbeiſtänden Crockford, erſchienen, ähnlich berathen, die vornehmen Angeklagten, erſchien ein erleſenes Publikum; die Referenten der Tageblätter nahmen ihre Plätze und ſpizten Ohren und Bleifedern, die Geſchworenen beſezten ihre Bänke, neugierig umherſchauend, und Niemand grüßend trat der Oberrichter ein. Alle, die zugegen ſeyn ſollten, waren es, nur die Ankläger nicht und nicht die Zeugen. Ein Diener überreicht dem Oberrichter ein verſiegeltes Schreiben. Der Oberrichter öffnet es, lieſt es und lächelt. Das Lächeln geht auf Crockford und deſſen Rechtsbeiſtände und auf die vornehmen Angeklagten über. Der Oberrichter zeigt den Verſammelten an, Ankläger und Zeugen ſeyen geſtern nach Frankreich abgereiſt und wollen, wie ſie ſich ausgedrückt, das goldene England nie wieder betreten. Seiner Weiſung gemäß ſpricht die Jury, ohne ſich zu entfernen, durch ihren Vormann die Angeklagten los; triumphirend gehen dieſe heim, und alles das iſt die Wirkung guter, den vier Polen auf Paris übergebener Wechſelbriefe für den Betrag des dritten Theils der genannten Geldbuße, wovon, wenn ſie die Anklage fortgeſtellt und den Beweis vollführt hätten, ihnen der vierte Theil zugekommen ſeyn würde. — Man ſpricht von Abänderung des Spielgeſezes, von Schärfung des Verfahrens; doch was menſchlicher Scharfſinn erſchafft, weiß auch menſchlicher Scharfſinn zu vernichten.

Oliver Goldſmith, der längſt todt, deſſen ausführliche Biographie aber erſt vor wenigen Wochen erſchienen iſt, hat bekanntlich Briefe eines Chineſen an einen Freund in der Heimath über England und engliſche Sitten herausgegeben. Der Chineſe iſt Fiction, wiewohl eine eben ſo glücklich erſonnene, als geiſtreich durchgeführte. Der Brief hingegen iſt keine Fiction, den ein jezt in England reiſender Bramin an ſeinen Freund Hafid Hell in Calcutta gerichtet, wovon eine Abſchrift — gleichviel wie — in die Hände eines der hieſigen Direktoren der oſtindiſchen Compagnie gekommen und von dieſem bei einem Mittagsmahle ſeinen Gäſten vorgeleſen, der von mir — mit Erlaubniß — copirt worden, und meines Erachtens vollkommen geeignet iſt, den Leſern ein wahr ſkizzirtes Bild von Englands Gegenwart zu geben. Für ſie unterziehe ich mich der ungewohnten Mühe des Ueberſezens. Der Bramin hat alſo geſchrieben wie folgt: Mein theurer Freund, ehe ich den Oſten verließ, um England zu beſuchen, den heimiſchen Boden jenes wunderbaren Volks, das unſer Herr und Meiſter geworden iſt, verſprach ich Euch einen gedrängten Bericht über Alles, was meine Aufmerkſamkeit vorzüglich beſchäftigen werde. Mein Verſprechen war ein großes, weitſchichtiges. Ich erwartete, daß Alles, was ich ſehen und hören würde, wunderbar ſeyn werde, und ſo habe ich es auch gefunden. Wenn die Kräfte eines Volkes durch das Organ einer Geſellſchaft von Kaufleuten — und Kaufleute ſtehen ja tief unter der höchſten Kaſte — in ſolcher Entfernung Millionen zu Sklaven zu machen und auf den Trümmern anderer Reiche ein eigenes Reich mit unermeßlichen Hülfsquellen zu gründen vermochten, und das in Ländern, viele tauſend Meilen fern von dem heimiſchen Herde, welche Entwickelung von Kraft und Weisheit mußte in dem eigenen Lande herrſchen, welcher Friede, welcher Ueberfluß, welche Pracht, welche Zufriedenheit, welche Stärke: Ich verſichere Euch, mein Geiſt erlag im Voraus dem Gefühle ſeiner Schwäche, und ich war mir der Unfähigkeit bewußt, meine Wahrnehmungen zu ſchildern. Ein engliſcher Dichter ruft aus: Ungeborene Zeiten, drängt euch nicht vor meinen Blick, Ruhmerſcheinungen, ſchont mein ſchmerzendes Auge! und ſo rief ich, als ich der lang erſehnten Küſte nahte. Der Schleier iſt gefallen, mein Freund; ich habe den Teppich aufgehoben und mir die Fäden der linken Seite betrachtet. Nichts von den hieſigen Gebäuden, Brücken, Palläſten und Tempeln. Die beigefügten Zeichnungen und Stiche werden Euch von dem Allen einen deutlichern Begriff geben, als meine Feder es vermöchte. Ich will von den Sitten und Gewohnheiten dieſes eigenthümlichen Volks erzählen; doch auch da können Worte nicht Alles erſchöpfen, was ich geſehen, und könnten ſie es, ich fürchte, Ihr würdet es nicht verſtehen. Jezt erſt begreife ich die volle Schönheit unſers religiöſen Glaubens, der Mäßigkeit in Eſſen und Trinken vorſchreibt und der Seele Muße und Mittel zum Nachdenken gewährt; denn was ich hier erblicke, iſt Alles wild und toll, gleich dem Gebrülle der Biſone in der Wüſte. Es ſcheint, Niemand hat Ruhe und Raſt; Alles brüllt und Alles ſtößt. Die grüne Weide liegt verödet, die Leiber ſind dürr und die Augen verdrehen ſich bis zur Starrheit. Ohne Metapher, ich ſehe nichts als Sorge, und höre nichts als Schmähung. Es iſt auch bei uns keineswegs ungewöhnlich, daß eine Kaſte die andere ſchmäht; aber ſonderbar, hier ſchmähen diejenigen ſich am meiſten, die zu derſelben Kaſte gehören; weſſen Anſehen auf derſelben Meinung ruht, der beſtrebt ſich ganz beſonders, den Gleichgeſtellten in der öffentlichen Meinung zu kränken, und wird einer zum Lord gemacht — denn merkwürdig genug, mein Freund, macht man hier Lords und ſchafft hier Kaſten noch nach der Geburt — ſo iſt es die größte Wonne des hoch geſtellten Mannes, durch die bitterſten Dinge, die er zu ſagen weiß, ſeine eigene Kaſte zu erniedrigen. Die Großen ſchmähen ſich gegenſeitig, und die hohen Prieſter ihres Glaubens zu verleumden, iſt der Glanzpunkt ihres Wizes und ihrer Satire. Täglich erſcheinen gedruckte Bogen mit Verkaufsanerbietungen und was ſonſt ſich an Neuigkeiten zuträgt; aber ihr Hauptzweck ſcheint dahin zu gehen, die Menſchen jedes Standes und Ranges, vorzüglich die Angehörigen der höhern Stände, herabzuſezen und zu begeifern. Man gibt öffentliche Gaſtmähler, und dabei ſo viel zu eſſen und zu trinken, daß das allein hinreicht, das Blut zu erhizen; doch ohne einen Aufguß von Schmähungen — und darin liegt die allgemeine Tendenz jener Gaſtmähler — würde man die Erhizung nicht für vollſtändig halten. Ich eſſe zwar fortwährend nur meinen Reis, nehme indeſſen alle dergleichen Einladungen an, denn ich verſtehe im Allgemeinen, was man ſpricht, und die individuellen Anzüglichkeiten pflegt mir Lord Holland zu erklären. In den engliſchen Büchern ſteht geſchrieben, die Lords ſeyen achtbare Männer und von Amtswegen Geſezgeber. Gleichwohl iſt nichts gewöhnlicher, als ſie mündlich und gemalt verhöhnt und lächerlich gemacht zu ſehen. Man lobt hier, wenn man die Hände zuſammenſchlägt, und tadelt, wenn man ziſcht, und das Ziſchen klingt juſt, als würde heißes Eiſen in's Waſſer getaucht. Erſcheint der König im Publikum und hat dieſer König, vor deſſen Glanz meine Augen zu erblinden fürchteten, dem großen Haufen mißfallen, ſo empfängt ihn der große Haufe mit jenem Geziſch.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 50.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 28. Februar 1837.

Im weiten Kreiſe blizt das Schwert,
Auslangt der lange Spieß:
Blut dürſtete das breite Schwert,
Blut trank der lange Spieß.
Der floh zum Strauch, der floh zum Hain,
Vorm hellen Sonnenlicht;
Viel ſprangen in den See hinein
Und durſteten doch nicht.

Bodmer.
Nach Veit Weber.

Die burgundiſchen Schlachtfelder.

(Beſchluß.)

So weit war es alſo gekommen! Die ganze Stellung des Feindes hatten die Eidgenoſſen bereits tournirt und in ihrer Gewalt; an ein Standhalten der Armee war durchaus nicht mehr zu denken, und nur an Einer Stelle ging es noch hart her, nämlich um den Herzog, den die tapfern engliſchen Hilfstruppen und ſeine Leibwachen vertheidigten und allen Andrang der Schweizer abwehrten, ſo gewaltig dieſe auch anſtürmten. Bald verloren aber die Engländer ihr tapferes Haupt, den Herzog von Sommerſet, wodurch den Seinigen der Muth ſank. Immer größer und unentwirrbarer ward die Unordnung, Reiter und Fußknechte drängten und traten ſich untereinander und behandelten ſich bald feindlich, um nur fortzukommen, zumal ſie ſich durch Vaterland und Sprache ganz fremd waren: Engländer und Lombarden, Niederländer und Savoyer, wie konnten ſie ſtehen gegen das eine anſtürmende, durch Vaterlandsliebe hochbegeiſterte Volk der Eidgenoſſen, deren Rieſenkraft überdies noch durch die Ausſicht auf den nahen Sieg und die nahe Beute von Neuem angeſpornt war.

Nur einen Augenblick hatte es übel um die Schweizer geſtanden; denn als Herzog Karl und die Seinigen noch voll Kraft, Muth und Ungeſtüm waren, drangen ſie mitten in die eidgenoſſiſchen Reihen, ſo daß die burgundiſche Fahne dicht bei der ſchweizeriſchen wehte. Da aber ſtürmte Waldmann herbei, die Gefahr der Seinigen erkennend, und rief ihnen mit ſeiner furchtbaren Stimme zu: „Eidgenoſſen! ſterben wir als freie Männer! wer unter uns möchte noch als Beſiegter leben?“ Mit dieſen Worten ſtürzt er ſelbſt mit Ungeſtüm in die feindlichen Reihen, treibt ſie wie ein großer eiſerner Keil auseinander und öffnet dadurch den Seinigen eine Straße; Alles weicht vor dem Löwen zurück, ſo dringt er bis zur burgundiſchen Fahne und führt, ſein großes Schwert in beiden Händen, einen ſo mächtigen Streich darauf, daß ſie ſank und ſich nicht mehr erhob. Unaufhaltſam und in immer breiteren Reihen drangen nun die Eidgenoſſen vorwärts und mähten wie Schnitter die blutige Saat; immer näher kamen ſie dem Herzog, der nun wohl einſah, daß Alles verloren und ſeines Bleibens nicht mehr ſey. Er glich dem großen Maſt eines ſturmbewegten Schiffes, um den das losgeriſſene Tau- und Segelwerk herumflattert, ſich ſtößt und immer mehr bei des Windes Toben verwickelt; fällt aber der Maſt, ſo reißt er Alles mit ſich nieder in die Wellen, in die er ſtürzt, und die ſchäumend über ihm zuſammenſchlagen. So lange des Herzogs hoher Helmbuſch noch zu ſehen war, drängten ſich Burgunder und Fremde um ihn, ſo daß ſein Pferd ſich kaum bewegen konnte. Manchmal

gelang es ihm auch, durch mächtigen Ruf die Seinigen wieder für einen Augenblick zum Stehen zu bringen, beſonders als er ihnen das furchtbare Wort zurief: „Ihr habt zu wählen: vor euch der Feind, hinter euch der See, Flucht iſt unmöglich.“ In dieſem Augenblick erſchien aber der Herzog Renatus von Lothringen auf der nahen, ſo eben mit Sturm erſtiegenen Anhöhe, und gleich darauf wüthete das genommene burgundiſche Geſchütz in den Reihen des Fußvolks, ja einige Kugeln ſchlugen dicht bei Karln ein und riſſen ſeine Getreuſten nieder. Da verlor er alle Hoffnung, ſpornte ſein mächtiges, faſt wüthend gewordenes Roß, ſprengte mit ihm in den See, und kräftiger als die andern Pferde, trug es ihn ſchwimmend hindurch auf's andere Ufer, wo er faſt allein ankam, denn von der ganzen Reiterei, beſonders von den zweitauſend lombardiſchen Küraſſiren, die ihm gefolgt waren, hatten ſich nur dreißig mit ihm gerettet. Die Uebrigen verſanken im See.

In furchtbarer Stimmung, todtenbleich und ſtumm ritt er Tag und Nacht bis nach Lauſanne. Nach ſeiner Flucht von der Wahlſtatt ward dort das Schlachten immer ärger, denn die Eidgenoſſen, gewitzigt durch ihren bei Grandſon begangenen Fehler, ſchonten kein Leben. Bis gen Avenches hin lagen die burgundiſchen Leichen; ihrer mochten ungefähr fünfzehntauſend ſeyn, und mehrere tauſend Lombarden waren im See umgekommen. Auch der ſavoyiſche Graf Romont war mit den Seinigen geflohen, ſein Korps aber erreichten gleichfalls die Eidgenoſſen und tödteten die Meiſten. Nur wenige Tauſende entkamen von dem mächtigen burgundiſchen Heer, das am Morgen noch bei ſechzigtauſend Mann ſtark geweſen war. Die Flüchtlinge zerſtreuten ſich in den nahen und fernen Ländern, beſonders in Hochburgund, dem ſavoyiſchen Waadtland, und die Italiener retteten ſich durch Wallis über den großen St. Bernhard nach Piemont und dann weiter in ihr lombardiſches Vaterland. Ihrer aber waren nur Wenige.

Diesmal dachten die Eidgenoſſen nicht eher an's Beutemachen, als bis vom Feind Alles vernichtet war, was ſie nur hatten erreichen können. Die Beute war jedoch nicht ſo reich als bei Grandſon. Als man damit im Reinen war, dachte man auch an das Begraben der Todten. Viel ſpäter, als die Fäulniß gewirkt hatte, ſammelten die Eidgenoſſen die Gebeine aus den Gräben in ein Beinhaus und ſetzten die herrliche Inſchrift darauf: „D.O.M. Caroli, inclyti et fortiſsimi Burgundiae ducis exercitus, Moratum obsidens, ab Helvetiis caesus, hoc sui monumentum reliquit. A. D. MCCCCLXXVI.“ Damals ſchon waren die Berner nahe daran, das Waadtland von Savoyen zu erobern, denn gleich nach der Schlacht bewogen ſie zwölftauſend Züricher, Freiburger und Solothurner, ihnen bei dieſer Expedition zu helfen und — die reiche Beute mit ihnen zu theilen. Kaum aber waren ſie bis zu dem nahen Moudon vorgedrungen, ſo kamen ihnen Genfer und ſavoyiſche Geſandte mit Friedensanträgen entgegen. Die Berner und Eidgenoſſen würden ſich jedoch nicht darauf eingelaſſen haben, wenn nicht ein franzöſiſcher Geſandter den Antrag kräftig unterſtützt und ſeine Vermittlung angeboten hätte. So kam denn ein Vertrag zu Stande. Genf mußte ein Bedeutendes an Geld zahlen, noch mehr aber Savoyen, nämlich ſämmtliche Kriegskoſten und Erſtattung alles an deutſchen und eidgenöſſiſchen Kaufleuten verübten Raubes; außerdem mußte Savoyen ſeine meiſten Städte in der Nähe des Jura der Eidgenoſſenſchaft abtreten, die ſie dann Bern und Freiburg überließ. In allen Städten Süddeutſchlands und der Schweiz war Jubel über den Sieg bei Murten, und nicht wenig freute ſich darüber König Ludwig XI. von Frankreich, denn ſein gefährlichſter Nachbar lag nun darnieder und ſeine Macht war gebrochen.

Liſardo.

(Fortſetzung.)

Nach wenigen Stunden erhielt Liſardo einen Beſuch von dem Fremden, der ihm meldete, daß die Kranke, an deren Wohl er ſo großen Antheil nehme, ſich nicht nur außer Gefahr, ſondern ſogar bereits auf dem Wege der Geneſung befinde. „Die Cholera, fügte er hinzu, hat trotz ihrer malitiöſen Natur eine anerkennenswerthe Eigenſchaft: ſie macht's kurz, im guten wie im böſen Fall.“ Liſardo dankte ihm und hieß ihn neben ſich Platz nehmen. „Nun ſagt mir, Signor,“ ſprach er, „wer Ihr denn eigentlich ſeyd und was Euch ſo unvermuthet hieher geführt hat? Ihr ſeyd mir erſchienen, wie die Götter in den alten Mythen aus dem Nebel hervortreten, und ich habe noch gar nicht Zeit gehabt, mich nach Euren Perſonalien zu erkundigen.“ — „Verzeiht, Herr Gouverneur —“ begann der Gaſt, aber Liſardo unterbrach ihn mit einem mißtrauiſchen Blick. „Das bin ich nicht,“ ſagte er, „Niemand hat mir dieſe Würde übertragen.“ — „Nun, ſo erlaubt,“ ſagte der Andere lächelnd, „daß ich Euch Diktator nenne; wer entſchiedene Schritte im Felde des Handelns gethan hat, der muß ſich wohl auch einen Titel gefallen laſſen. Ich komme zwar von Neapel, aber meine Sendung geht ganz allein von mir aus.“ Liſardo betrachtete ihn aufmerkſam. „Ich bin,“ ſagte der Fremde, „ein deutſcher Arzt und befand mich anderer Angelegenheiten wegen in Rom, als ich die Kunde vom Ausbruch der Cholera in Neapel erhielt. Eure Erfahrungen berechtigen Euch zum Erſtaunen, wenn ich Euch ſage, daß ich

bloß aus dieſem Grunde die Reiſe nach dem ſüdlichen Italien unternahm; eine wiſſenſchaftliche Neugierde, oder wie Ihr es heißen wollt, mag aber dem Drange, hülfreich zu werden, ſo ziemlich die Wage gehalten haben." — „Sind alle deutſchen Aerzte ſo?" fragte Liſardo mit einem ſcharfen Tone. „Ich kenne ſie nicht alle Mann für Mann," erwiderte der Andere, „doch kann ich Euch mindeſtens hundert aufzählen, die ich, durch perſönliche Bekanntſchaft berechtigt, zu meinem Schlag und noch zu einem höheren rechnen darf." — „Gut, und wie ging es Euch in Neapel?" fragte der Regent. „Laßt mich kurz darüber hinweggehen," verſezte der Deutſche; „die Kollegen, an die ich mich wandte, hatten außer dem gewöhnlichen Brodneid noch eine beſondere Feindſchaft gegen mich, weil ich ihrer Meinung nach meine Haut tollkühn zu Markte trug; denn meine einfache Abſicht war, meine Studien recht gründlich in der Nähe zu machen. Da ſie nun fürchteten, mein Beiſpiel möchte einen gewiſſen Zwang für ſie herbeiführen, ſo ſtanden ſie nicht lange an, mir mancherlei Hinderniſſe in den Weg zu legen, die mich ſehr beläſtigten. Die Polizei wußte mich in meiner Eigenſchaft als Fremder vielfach zu quälen, und als ich vollends erfuhr, daß der Militärarzt Domenico Dara wegen einer glänzenden Kur, aus Furcht, er möchte die Cholera unter den Soldaten verbreiten, zu zwanzigtägigem Arreſt verurtheilt wurde, ſah ich mich nach einem Entſchluß um. Die Nachricht von der Revolution in Salerno, wie man das Ereigniß allgemein betitelte, führte denſelben herbei, und obgleich ich gerne noch gewartet hätte, ob den Soldaten nicht etwa die Cholera förmlich bei Strafe des Füſilirens verboten würde, wollte ich doch nicht länger zögern, packte deßhalb meine Siebenſachen zuſammen und ging unter Segel hieher; denn, dachte ich, mit Eurem gütigen Wohlnehmen, neue Beſen kehren ſcharf, und ſo habe ich's denn auch gefunden."

„Ich bin Euch für Eure freundliche Meinung von uns verpflichtet," ſagte Liſardo; „wollt Ihr mich aber nicht näher belehren, wie man von unſerer ſogenannten Revolution in Neapel ſprach? Ich habe Euch dahin kennen gelernt, daß ich Euch wohl bekennen darf, wie ich mit der Regierung ſtehe: ich habe auf meine regelmäßigen Berichte noch keine Sylbe zur Antwort erhalten, und regiere unterdeſſen in Gottes Namen ſo fort." — „Damit füllt Ihr auch die Bedeutung eines Diktators vollkommen aus," entgegnete der Deutſche, „und erweist dadurch den Herren in Neapel den größten Dienſt. Ich kann Euch aus zuverläſſigen Quellen über Euer Verhältniß zu der Regierung reinen Wein einſchenken. Euer erſter Bericht über die hieſige Kataſtrophe erregte eine nicht eben ſehr günſtige Senſation, und man dachte bereits darauf, Truppen hieher zu ſenden; dann machte ſich aber die Anſicht geltend, beſagte Garniſon könnte von hier die Cholera zurückbringen, welche zwar freilich dazumal ſchon ſtark in Neapel graſſirte. Dieſem glücklichen Umſtande habt Ihr's zu danken, daß die Sache nicht eine ganz böſe Wendung genommen hat. Die vernünftigſten Stimmen gaben zulezt den Ausſchlag, und es wurde ein Beſchluß gefaßt, der echter Staatsmänner würdig war, nämlich Euch vorerſt den neuen Teig auf gut Glück kneten zu laſſen, und je nachdem er ausfiele, das Verfahren gegen Euch einzurichten. Wie es damit werden wird, könnt Ihr Euch ohne Mühe ſelbſt prognoſticiren, und ich brauche nicht erſt hinzuzufügen, daß Eure weitern Berichte mit gehörigem Reſpekt aufgenommen worden ſind." — „Ihr habt mich durch Eure Mittheilungen ſehr verbunden," ſagte Liſardo, indem er ihm die Hand ſchüttelte, „und ſo erlaubt mir, daß ich Euch willkommen heiße. Ein Mann wie Ihr iſt eine hülfreiche Erſcheinung für unſere verlaſſene Stadt. Aber ſagt mir doch, werther Freund, ich kann's noch immer nicht begreifen: dieſe Krankheit war ein ehrenvolles Schlachtfeld für unſere Aerzte, das ſie ſchmählich verlaſſen haben, dieſe Abkömmlinge der alten Weltbeherrſcher. Hier war reiche Gelegenheit, das Beiſpiel eines Decius, eines Curtius wieder aufzufriſchen, und ſie ſind ſchmachvoll geflohen, den Ruhm einem Fremden, einem Germanen zur Beute laſſend." — „Die Zeiten wechſeln," erwiderte der Deutſche aufſtehend, und entfernte ſich.

(Die Fortſetzung folgt.)

Brand und Nordlicht.

Da hat ein Nordlicht jüngſt geglühet,
Und morgenroth die Nacht behaucht,
Als ob die Sonne wär' zerſprühet,
Bevor ſie ſich in's Meer getaucht.

Die Leute liefen rings zuſammen
Und rüttelten die Glocken wach,
Als ſtänd' ihr halbes Land in Flammen,
Als gält' es bald ihr eignes Dach.

Ein andermal vor wenig Jahren
Da ward die Nacht auch mächtig hell;
Vom erſten Schlaf emporgefahren,
Lief alles Volk in Haſt zur Stell'.

Und ſtaunend ſahen ſie das Feuer,
Das zuckend brannt' am Firmament,
Und ſchrie'n bewundernd: „Ungeheuer!
Das iſt's, was man ein Nordlicht nennt!"

Am andern Morgen aber kehrte
Die Kunde jammerweckend ein,
Daß Brand die Nachbarſtadt verzehrte,
Und rauchend röſte Stein auf Stein.

O blöde Ruh', o toll Gerenne!
Klug eben ſind die Menſchen nicht:
Wo's licht iſt, glauben ſie, es brenne,
Wo's brennt, da ſchrei'n ſie gaffend: »Licht!«

Johann Gabriel Seidl.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Beſchluß.)

Brief eines Braminen über England.

Man titulirt den König den Großmächtigſten und nennt ihn Herrſcher; das hindert aber nicht, daß die Zeitungsſchreiber jede ſeiner Handlungen ſchmähen und die Künſtler ihn in Zerrbildern darſtellen. Die Krone iſt das Emblem ſeiner Würde; und wie hat man es öffentlich ausgehängt? unter dem Unterrocke der Königin. Kurz und gut, von den vielen mir unbegreiflichen Dingen iſt mir das das unbegreiflichſte, warum er der Großmächtige und der Herrſcher heißt; denn nicht er beherrſcht den großen Haufen, der große Hauſe beherrſcht ihn. Auch weiß ich ſchlechterdings nicht zu ſagen, noch hat mir zur Zeit irgendwer deutlich machen können, was man hier unter dem Volke verſteht. Die Lords ſind nicht das Volk, die Herren im Hauſe der Gemeinen ſind nicht das Volk, die Kaufleute ſind nicht das Volk, die Armee und die Flotte ſind nicht das Volk, die Geiſtlichkeit und die Univerſitäten ſind nicht das Volk, wer reich iſt, gehört nicht zum Volke; gleichwohl werden König und Miniſter bloß um des Volkes willen geſchmäht. Nun, wer iſt denn das Volk? — Ich ſah vor Kurzem einen großen Haufen Steine werfen und todte Hunde und todte Katzen, und dabei ziſchte der große Hauſe ganz ungeheuer. Mein zufälliger Nachbar ſagte mir, das ſey das Volk. Ich bin geneigt, ihm zu glauben, denn der große Hauſe beſtand ſichtbar nur aus armen Leuten, und wer Vermögen beſizt, gehört bemerktermaßen nicht zum Volke. Als ich die großartigen Palläſte und die großartigern Hoſpitäler, die ſtolzen Schiffe, die rieſigen Dampfmaſchinen, die ſchönen Wagen und, mir das Liebſte, die herrlichen Roſſe zum erſten Male erblickte; als ich ſah, daß Alle, denen ich auf der Straße begegnete, in feine wollene Stoffe gekleidet waren, die reizenden Frauen ſogar in die luſtigen, von tauſend Farben ſchillernden Baumwollenzeuge des Orients, und als mir die Augen ſchmerzten von dem ewigen Anſtaunen der Reichthümer und Schönheiten dieſer bewundernswürdigen Nation, da drückte ich die Augen zu und ſagte zu meinem Begleiter: wie traurig, daß bei ſo vielen Segnungen die Menſchen hier in beſtändiger Angſt vor Erdbeben leben! — Vor was? vor Erdbeben? rief mein Freund. Selbſt das Geräuſch eines Erdbebens wird in England ſelten vernommen, und noch hat keines eine unſerer Städte verwüſtet. — Nun, wie erklären Sie denn da, verſezte ich, das allgemeine ängſtliche Ausſehen? Auf jedem Geſichte liegt ja Sorge und Angſt; ein heiterer Blick iſt eine Seltenheit, und wer am meiſten Urſache zu haben ſcheint, ſich des Lebens zu freuen, ſieht am trübſeligſten aus. — Wahr, ſehr wahr, erwiderte mein Freund; das iſt Folge der tief gewurzelten Idee, daß unter der Regierung des gegenwärtigen Königs Niemand glücklich ſeyn dürfe, und da, politiſch geſprochen, der gegenwärtige König niemals ſtirbt, ſo ſind die Leute auch feſt entſchloſſen, niemals glücklich zu ſeyn. — Die öffentlichen Redner, mein theurer Haſib, ſind hier Männer von Talent, und das ſind auch die hieſigen Journaliſten. Beide nähren ſich von Ernährung der Unzufriedenheit und vom Vergiſten alles deſſen, was eine Quelle der Freude und der Luſt ſeyn ſollte. Ein Edelmann würde allerdings nicht unter den großen Haufen gehen, um in ſeiner Geſellſchaft mit todten Hunden und todten Katzen zu werfen; aber ſeine Standesgenoſſen bewirft er mit dem ekelhafteſten Geifer, und das iſt Futter für die Journaliſten. Dann loben ſie ihn, und ihr Lob freut ihn mehr als ſein Park und ſeine Gärten, als ſein Pallaſt und ſeine Schätze, denn ihr Lob macht ihn mächtig beim Volke, und es könnte ja keine ſolche einflußreiche Macht geben, wenn das Volk zufrieden wäre. — Ein anderes Mal beſuchte ich das Haus der Lords. Gleich Anfangs verfiel ich hier in einen Irrthum. Ich nahm die Herren auf der Galerie für die Lords und die Lords im Saale für Menſchen, die jenen etwas vordeklamirten. Es bedurfte einer ausführlichen Erklärung, ehe ich begreifen konnte, daß die Zänker die Verſammlung ſeyen. Das Parlament macht die Geſetze und die Parlamentsmitglieder brechen ſie. Ein reicher Mann, von edler Geburt und Parlamentsmitglied, erklärte, wenn die Geſetze nicht gemacht würden, wie er wolle, ſo werde er keine Steuern bezahlen. Mir ſcheint, eine ſolche Erklärung eines Parlamentsmitglieds könnte zu viel Elend führen und vielen Menſchen das Leben koſten. Vier Männer zündeten in Briſtol einige Häuſer an; warum? weil die Geſetze nicht waren, wie ſie dieſelben haben wollten. Die vier Männer wurden gehangen; ich ſollte meinen, von Rechtswegen. Nun begreife ich nur nicht, warum die Erklärung jenes großen Mannes beim König gar kein Mißvergnügen erregt hat, zumal er ein königlicher Beamter iſt. Vielleicht liegt der Grund darin, daß die gehängten Männer dumme, einfältige Männer waren, der Beamte hingegen ein Mann von Geiſt und Verſtand iſt. Ich vermuthe das um des in England üblichen Sprichwortes willen, daß es für den Einen minder gefährlich ſey, ein Pferd zu ſtehlen, als für einen Andern, über eine Hecke zu gucken. Ja, das erklärt einen großen Theil der europäiſchen Geſetze, Sitten und Gebräuche. Glaubt mir, lieber Haſib, die engliſche Nation iſt eine bewundernswerthe, aber eine ſehr unglückliche, und ich ſehne mich zurück nach den Bädern des Ganges und in meine Gärten, dort in der Sonne zu liegen und aller trüben Gedanken quitt zu ſeyn u. ſ. w. W. S.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 48:

Die Brieftaſche.

Beilagen:

Kunſtblatt Nr. 17 u. Monatsregiſter Februar.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Ein und dreißigſter Jahrgang.

1837.

März.

Wenn Geiſt mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie ſchlummernde Funken nährt.
Dann werden ſelbſt der Apollona
Eifrigſte Prieſter euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1837.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Ueberſicht des Zuſtandes derſelben in Deutſchland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufſätze über ſchöne Wiſſenſchaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neueſten belletriſtiſchen Schriften: der Romane, Schauſpiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus ſeltenen intereſſanten Werken. — Reviſion einzelner Recenſionen aus den beſten kritiſchen Blättern. — Nachricht vom Zuſtande der ausländiſchen ſchönen Literatur, beſonders der Franzöſiſchen, Engliſchen, Italieniſchen, Holländiſchen, ꝛc. — Ueberſetzungen als Proben.

II. Kunſt. Kurze Abhandlungen über Gegenſtände der Kunſt. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunſt, Gartenkunſt ꝛc., Auszüge. — Kunſtnachrichten: Theater. Periodiſche Ueberſicht des Zuſtandes der vorzüglichſten Schaubühnen in Deutſchland, Frankreich u. ſ. w. Scenen aus ungedruckten Schauſpielen. Muſik. Nachricht von neuen muſikaliſchen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geſchichte einzelner Städte und Völker. Geſelliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Univerſitäten, Meſſen, Bäder, Carnevals; zuweilen intereſſante topographiſche Schilderungen.

IV. Biographiſche Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben intereſſanter Menſchen. — Beiträge zur Bildungs-Geſchichte vorzüglicher Schriftſteller, Künſtler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handſchrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beſchäftigungen der Gelehrten, ihren Reiſen ꝛc.

V. Kleine Reiſebeſchreibungen. Auszüge aus intereſſanten größern Werken dieſer Art; kleinere Original-Aufſätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländiſchen und deutſchen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satiriſche Aufſätze. Kleine leichte Erzählungen in Proſa und Verſen; Räthſel, Charaden und dergleichen.

VIII. Beſondere Beilagen enthalten die Ueberſicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erſcheint ein Blatt. In beſondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte ſo wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren ſind im „Morgenblatt“ Aufſätze und Nachrichten über Gegenſtände der bildenden Künſte geliefert worden. Zur beſſeren Ueberſicht für Kunſtfreunde wurde ſpäter eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunſtblatts“ für dieſen Zweck beſtimmt, die jedoch in ungleichen Friſten erſchien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote ſtand.

Die Liebe zur Kunſt hat ſich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politiſchen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und geſteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen ſich davon bedeutende Wirkungen, und laſſen den erfreulichſten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitſchrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erſcheinungen im Gebiete der bildenden Kunſt gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn ſie unternimmt, das „Kunſtblatt“ in ſolcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erſcheinen zu laſſen, daß es, dieſem Bedürfniß entſprechend, den Leſern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und intereſſante Zugabe ſey, für Künſtler und Kunſtfreunde aber auch abgeſondert eine ſelbſtſtändige Zeitſchrift bilde.

Man wird zu dem Ende ſich beſtreben, zunächſt in zwei, wöchentlich erſcheinenden Blättern ſo viel möglich vollſtändige Nachrichten über das Merkwürdigſte zu ertheilen, was in Deutſchland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunſt, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur ſich ereignet, Beurtheilungen von Kunſtwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunſtgegenſtände zu liefern, und Beiträge zur Geſchichte der ältern und neuern Kunſt zu ſammeln. Hiermit ſollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunſt betreffenden Werken, ſo wie eine Ueberſicht der neueſten artiſtiſchen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendſten Schriften dieſes Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht ſeyn, das Blatt mit Umriſſen in Kupferſtich oder Steindruck befriedigend auszuſtatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfaſſer der Schrift über die Studien der griechiſchen Künſtler, übernommen.

Wir ſtellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunſt die Bitte, unſer Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufſätzen und Nachrichten kräftigſt zu unterſtützen. Beſonders erſuchen wir auch Künſtler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entſtehenden Kunſtwerken Notizen einzuſenden, damit die Ueberſicht möglichſt vollſtändig werde. In allen Beziehungen wird man ſtets den Grundſatz ſtrenger Unpartheilichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendſten kritiſchen Zeitſchriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterſchrift oder anerkannter Chiffre zu verſehen, auch für unſer Blatt feſtſtellen zu müſſen. Dies wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemeſſenen Lobes oder Tadels ſchützen, und dazu beitragen, unſrer Zeitſchrift den edlen und anſtändigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und beſonders, wo von den höchſten Fähigkeiten und Gütern des menſchlichen Geiſtes die Rede iſt, beobachtet werden ſollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunſt-Blatt“ beſtimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieſes ſo intereſſante Fach dasjenige geleiſtet werden ſoll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben ſo iſt es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum iſt zu beengt. — Wir ſehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch dieſem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unſere Leſer mit den neueſten Erſcheinungen der Literatur, die, ohne zu den ſtrengwiſſenſchaftlichen zu gehören, von allgemeinem Intereſſe ſind, bekannt machen zu können.

Dieſe gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt ſind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabſichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheiſcht natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, dieſem Zweig beſtimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichſt bereit ſind, ſo können wir dieſes bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweiſen, daß wir bloß auf die Hälfte deſſen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anſpruch machen, und für dieſe Ausdehnung mit dem kleinen Aufſchlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künſtler und Kunſtfreunde das „Kunſt-Blatt“ einzeln halten wollen, ſo wird dieſen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlaſſen. Das Gleiche gilt für einzelne Beſtellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunſt-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünſchen, koſtet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einſchluß des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“, würde alſo koſten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunſt-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Poſtamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Dichterleben, von A. v. Stolterfoth. 57.
Diſtichen. 60.
Gedichte von J. N. Kutſchelt. 61. 64.
Kloſter Nothgottes, von A. v. Stolterfoth. 70.
Aus dem Gedicht „Ahasver“, von Julius Moſen. 71.

Räthſel.

Schwalbenneſt. 54. — Die Kunkel. 60. — Nordlicht. 66.

Erzählungen.

Liſardo. (Fortſ.) 51 — 55.
Der junge Arzt. 59 — 62.
Verlegenheit und Hülfe, ein Mährchen vom Grafen Mailath. 72. 73. 74.

Reiſen.

Briefe von den griechiſchen Inſeln, von Dr. Roß. 75. 76. 77.

Länder- und Völkerkunde.

Der Ramadan und Beiram in Algier. 58. 59. 60.

Naturgeſchichtliches.

Foſſile Augen. 57.
Natur- und gewerbwiſſenſchaftliche Berichte von Dr. Nürnberger. 68 — 74.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Die Pariſer Maskenbälle. 51 — 56.
Der Faſtnachtdienstag und Aſchermittwoch in Paris. 62 — 66.
Jugenderinnerungen eines Zöglings der hohen Karlsſchule in Beziehung auf Schiller. 56. 57. 58.
Das Leben ein Traum. 63. 64. 65.
Der häusliche Comfort der Engländer. 66 — 70.
Römiſche Briefe. 67.
Typen unſerer Zeit. 76. 77.
Aus der Tagesgeſchichte. Der Todtentanz. 54. — Eine Schachpartie. 65.

Korreſpondenz.

Rom. 51. 52. 53. — 73. 74. 75. 76. — Prag. 52. 53. — München. 54. 55. 56. — Berlin. 55. 56. 57. 58. — 76. 77. — Paris. 59. 60. 61. — 69. 70. 71. 72. — London. 61. 62. 63. — Dresden. 62. 63. 64. — Stuttgart. 64. 65. 66. 67. 68. — Florenz. 66. 68. 69. — Mannheim. 71. — Nürnberg. 72. 73. 74. 75.

Kunſt-Blatt.

Nro. 18.

Ueber die Statuen auf dem Pont de la Concorde zu Paris. — Neue Kupferſtiche. 1) Die Anbetung der heiligen drei Könige, gem. von Raphael, gez. und geſt. von E. Eichens. — 2) La Vierge au livre. — 3) Spanish Mendicants. — Aphorismen. — Der Würtembergiſche Kunſtverein.

Nro. 19.

Berlin. — Bekanntmachung.

Nro. 20.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunſtwiſſenſchaftlichen Inhalts aus den Gemäldeſammlungen von Berlin und Dresden, von E. Förſter. 1ſter Brief. — Berlin. (Fortſ.) — Denkmäler.

Nro. 21.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunſtwiſſenſchaftlichen Inhalts. 2ter Brief. — Da Vinci's Schlacht von Anghiari. — Malerei.

Nro. 22.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunſtwiſſenſchaftlichen Inhalts. 3ter Brief. — Bildnerei. — Kunſtausſtellungen. — Alterthümer.

Nro. 23.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunſtwiſſenſchaftlichen Inhalts. 4ter Brief. — Aphorismen. — Statiſtik der Kunſt. — Neue Kupfer- und lithographiſche Werke. — Literatur.

Nro. 24.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunſtwiſſenſchaftlichen Inhalts. 5ter Brief. — Köln. — Perſönliches. — Nekrolog.

Nro. 25.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunſtwiſſenſchaftlichen Inhalts. 6ter Brief. — Preisbewerbung. — Statiſtik der Kunſt. — Artiſtiſcher Verkehr. — Verſteigerung. — Akademien und Vereine.

Nro. 26.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunſtwiſſenſchaftlichen Inhalts. 7ter Brief. — Akademien und Vereine. — Muſeen und Sammlungen. — Perſönliches. — Nekrolog.

Literatur-Blatt.

Nro. 23.

Lyriſche Dichtkunſt. 36) Ein hundert deutſche hiſtoriſche Volkslieder. Geſammelt und in urkundlichen Texten chronologiſch geordnet herausgegeben von Fr. L. v. Soltau. — 37) Eidgenöſſiſche Liederchronik. Aus Handſchriften, Chroniken ꝛc. zuſammengetragen von E. L. Rochholz. — — 38) Poetiſche Geſchichte der Deutſchen. Vorzüglich für den Unterricht in der deutſchen Sprache und Geſchichte, herausgeg. von Dr. K. Wagner. — 39) Schwäbiſche Liederchronik für Schule und Haus.

Nro. 24.

Lyriſche Dichtkunſt. 40) Hesperiden von Joh. Fr. von Meyer. — 41) Lyriſches Schatzkäſtlein der Deutſchen, herausgegeben von O. F. Gruppe. — 42) Athenäum. Auserleſene Gedichte der neueſten Zeit, zu Redeübungen für Deutſchlands Jugend, herausgegeben von A. Cosmar. — 43) Blumenleſe von 101 deutſchen Dichtern neuerer und neueſter Zeit. — 44) Theomele. Eine Sammlung auserleſener chriſtlicher Lieder und Geſänge.

Nro. 25.

Lyriſche Dichtkunſt. 45) Purpurviolen der Heiligen, oder Poeſie und Kunſt im Katholicismus, herausgeg. von Hofr. Dr. J. B. Rouſſeau. — 46) Chriſtliche Gedichte von Chr. G. Barth. — 47) Des Kaiſers Schatten, von A. J. Büſſel.

Nro. 26.

Schriften über Heilkunde. 1) Leben des königl. preuß. Geh. Rathes und Doctors der Arzneiwiſſenſchaft Ernſt Ludwig Heim. Aus hinterlaſſenen Briefen und Tagebüchern herausgeg. von G. W. Keßler. — 2) Dr. E. L. Heims vermiſchte und mediciniſche Schriften. Im Auftrage des Verfaſſers nach hinterlaſſenen Papieren geſammelt und herausgeg. von Dr. Pätſch. — Lyriſche Dichtkunſt. 48) Chriſtuslieder. Paſſions- und Oſtergeſänge von G. Rapp. — 49) Herzenserhebungen in religiöſen Geſängen von C. G. J. Hunbeiker. — 50) Blüthen aus den Weiheſtunden meines Lebens von G. W. Freudetheil.

Nro. 27.

Schriften über Heilkunde. 3) Verſuche für die praktiſche Heilkunde, von F. Jahn. — 4) Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin, als Erläuterungen zu dem Lehrbuche der gerichtlichen Medicin von A. Henke. — 5) Mediciniſcher Almanach für das Jahr 1836. — 6) Worin iſt die unnatürliche Sterblichkeit der Kinder in ihrem erſten Lebensjahre begründet, und wodurch kann dieſelbe verhütet werden? Von Dr. Rau. — 7) Woher rührt die natürliche Sterblichkeit der Kinder im erſten Lebensjahre, und wie iſt dieſem Uebel vorzubeugen? Nach Erfahrungsſätzen beantwortet von Dr. Bodenmüller.

Nro. 28.

Schriften über Heilkunde. 8) Ueber den Zuſtand der Heilkunde und über die Volkskrankheiten in der europäiſchen und aſiatiſchen Türkei. Ein Beitrag zur Kultur- und Sittengeſchichte von Dr. Oppenheim. — 9) Grundzüge der Dipſobioſtatik ꝛc., von Dr. Lippich. — 10) Nouvelles recherches sur les secours à donner aux noyés et asphyxiés par Dr. C. G. H. Marc. — 11) Neue Unterſuchungen über die Hülfe bei Scheintodten, von Dr. C. H. Marc. Deutſch bearbeitet von Dr. G. Weyland. — Geſchichte. Die Sage vom Schuß des Tell. Eine hiſtoriſch-kritiſche Abhandlung von Dr. J. L. Ideler.

Nro. 29.

Freimaurerſchrift. Mittheilungen über die Freimaurerei von Br. Fr. Heldmann. — Schriften über Heilkunde. 12) Darſtellungen und Anſichten zur Vergleichung der Medicin in Frankreich, England und Deutſchland, von Dr. Mühry. — 13) Ueber das Seebaden und das Norderneyer Seebad, von Demſelben. — 14) Taſchenbuch für gebildete Kurgäſte, von Dr. Brück.

Nro. 30.

Altdeutſche und nordiſche Literatur. 1) Deutſche Mythologie, von J. Grimm. — 2) Aegypten in Deutſchland, oder die germaniſch-ſlaviſchen, wo nicht rein germaniſchen Alterthümer an der ſchwarzen Elſter, von Dr. Wagner. — 3) Theuerdank. Herausgegeben und mit einer hiſt.-krit. Einleitung von Dr. Haltaus. — 4) Altdeutſche Blätter von Moriz Haupt und Heinrich Hoffmann. — 5) Horae belgicae, studio atque opera H. Hoffmann. — Schriften über Heilkunde. 15) Des Magnetiſeurs K. F. Meißner Heilvermögen gegen gichtiſche und rheumatiſche Krankheiten von Dr. Lutheritz. — 16) Diätetik für Frauenzimmer und Kinder im geſunden und kranken Zuſtande, von K. Lehr.

Nro. 31.

Altdeutſche und nordiſche Literatur. 6) Sagenforſchungen von Ludwig Uhland. — 7) Snorri Sturluſons Weltkreis (Heimskringla), überſezt und erläutert von Dr. Wachter. — 8) Leben und Dichten Wolframs von Eſchenbach, herausgegeben von San-Marte.

Nro. 32.

Altdeutſche und nordiſche Literatur. 9) Anzeiger für Kunde der deutſchen Vorzeit, herausg. von J. F. Mone.

Nro. 33.

Altdeutſche und nordiſche Literatur. 9) Anzeiger für Kunde der deutſchen Vorzeit. (Schluß.) — 10) Li romans des sept sages. Nach der Pariſer Handſchrift herausgegeben von H. A. Keller. — 11) Der Roman von Rollo und den Herzogen der Normandie, von Robert Wace, normänniſchem Dichter des 12ten Jahrh. Nach der Ausgabe von Fr. Pluquet metriſch bearbeitet von Franz Freiherrn Gaudy.

№ 51.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 1. März 1837.

Geputztes Volk du, Flitterſchau!
Sie kommen roh, ſie kommen rauh,
In hohem Sprung, in raſchem Lauf,
Sie treten derb und tüchtig auf.

Goethe.

Die Pariser Maskenbälle.

Je länger man in der franzöſiſchen Hauptſtadt verweilt, deſto mehr überzeugt man ſich von der Wahrheit des ſo vielfach ausgeſprochenen Satzes, daß die Franzoſen die beweglichſte, ſanguiniſchſte und leichtſinnigſte Nation der Welt ſind, und daß es kein vergeßlicheres, tanzluſtigeres Volk auf Erden gibt, als die Pariſer. Regelmäßig, wenn der Carneval herankommt, geräth ganz Paris, wie von einer Tarantel geſtochen, in eine fieberhafte Aufregung und dreht ſich wie ein losgeſchnellter Kreiſel in wirbelndem Umſchwung. Wir athmen gegenwärtig in einer von Lärm, Licht, Freude, Gelächter und Muſik erfüllten Atmoſphäre. Die Nacht und der Schlaf ſind abgeſchafft; Krankheit, Elend und Kummer ſind bis zu den Iden des März vertagt; *cras seria!* lautet in dieſem Augenblick der allgemeine Wahlſpruch; die ernſten Dinge, wie die Perſil'ſchen Geſetzvorſchläge und der politiſche Tagesjammer kommen den nächſten Monat wieder an die Reihe; heute, morgen und übermorgen ſind attiſche Nächte und bacchantiſche Feſte in ſtrahlenden Sälen an der Tagesordnung. Alles, was nur noch irgend erträgliche Beine hat, eilt auf die Bälle; man tanzt vor den Barrièren, in den Salons der Chauſſée d'Antin, bei Hofe, in den Manſarden, in den Theatern, überall. Fünfzig, ſechzig große, geräumige Säle, im Glanze unzähliger Wachskerzen ſchimmernd und von den Schwingungen eines oft gegen hundert Mann ſtarken Orcheſters erzitternd, ſtehen ſeit vierzehn Tagen und darüber jeden Abend oder vielmehr die ganze Nacht hindurch dem Schwarm der Tanzliebhaber offen. Fürwahr, wenn dieſe Tanzwuth drei Monate lang anhielte, ſo könnte ſie ſehr bedenkliche Folgen haben; ich glaube, ganz Paris würde an der Auszehrung ſterben, und man dürfte auf die Thürme von Notre-Dame eine Trauerfahne pflanzen mit der Inſchrift jenes Verſes der Hugoſchen Orientales: *Elle aimait trop le bal; c'est ce qui l'a tuée.* So oft ich dieſe tolle, ausgelaſſene Freude ſehe und das ſataniſche Gelächter der Menge ſich mit den hölliſchen Tönen der tauſend Orcheſter des Pariſer Carnevals vermählen höre, war es mir immer, als werde das lärmende Getöſe von der warnenden, unheimlichen Stimme des *père sournois* in den *petites Danaides* überſchrien:

> Amusez-vous,
> Tremoussez-vous,
> Il n'est pas certain
> Que vous vous amusiez demain!

Die Pariſer Maskenbälle beginnen mit dem zwölften Glockenſchlage um Mitternacht; dieſe in der ganzen Welt der Ruhe und dem Schlaf geweihte Stunde iſt hier das Signal zu Lärm und Unruhe. So wie die vernünftige

Bevölkerung, die kranken, verheiratheten und geſezten Leute in Paris, welche man heutzutage das „alte Frankreich“ nennt, ſich die Schlafmütze feſt über's Ohr gezogen und die Bettgardinen hinter ſich geſchloſſen haben, erhebt ſich das „junge Frankreich,“ d. h. die Bevölkerung der geſunden, heiraths- und tanzluſtigen Junggeſellen vom Lager, ſegnet die Eltern, Geſchwiſter und Penaten und ſchleicht frohen Muths aus dem Hauſe, um ſich dahin zu begeben, wo die Fiedel ertönt und das Jagdhorn ſchallt. Nach einer Weile ſieht man ſie, in wunderlichen Staat gehüllt, in groteske Verkleidungen vermummt, aus den Läden der Koſtümverleiher Babin und Sanktus herauskommen; dann gibts keine Studenten der Medizin oder Jurisprudenz, keine Griſetten und Modiſtinnen, keine Ladendiener und Apothekergehülfen, keine Offiziere und Civilperſonen, keine Diplomaten und Künſtler mehr, ſondern in dem noch wachenden, lebendigen Paris ſieht man um dieſe Stunde nur Cadet Buteur's und Poſtillone von Longjumeau, Kärner und Tyroler, Robert Macaire's und Bertrand's, Pierrots und Pierretten, Harlekins und Polichinelles, Matroſen und Matroſenweiber, algieriſche Piraten und griechiſche Seeräuber, neapolitaniſche Fiſcher und ſpaniſche Banditen, Türken und Hidalgo's, Roſenmädchen und naſſauiſche Beſenhändlerinnen.

In einem ſolchen Augenblick muß man Paris ſehen, da iſt es auf ſeiner rechten Höhe. Dieſe eilen in die Variétés oder in's Palais-royal, jene nach dem Ball im Saal Ventadour oder in der Rue neuve Vivienne; Jeder geht ſeiner Laune, ſeinen Gewohnheiten, ſeinem Geſchmacke nach. Die Majorität liebt die bacchiſchen Tänze mit fliegendem, aufgelöstem Haar, wobei man ſich alle möglichen Freiheiten geſtatten darf; die kleinere Anzahl zieht den anſtändigen Tanz vor, wobei man Gott, die Moral, die Menſchen und die Obrigkeit fürchtet. Die Ruheſtörer meiden die Orte, wo die Polizei wachſam, mürriſch, verdrießlich iſt und Jeden, der Händel ſucht, in den Saal Saint Martin ſchickt; die Liebhaber des Chahut und Cancan beſuchen vorzugsweiſe die Bälle, wo die Wächter des öffentlichen Anſtands nachſichtig, gutmüthig, geduldig ſind und mit ſich ſprechen laſſen. Einige gehen zu Jullien, weil er Orgelton und Glockenklang in ſeine Quadrillen miſcht, Andere tragen ihr Geld zu Beaudouin, der ſein Orcheſter mit Artillerieſalven begleiten läßt, noch Andere tanzen am liebſten bei Muſard nach Peitſchengeknall und dem Gekrach berſtender Stühle.

Während des Carnevals meint man wahrhaftig, die Parteien des römiſchen Cirkus ſeyen in Paris wieder aufgelebt. In Rom zogen ſie die Schwerter und tränkten den Boden mit Blut, in Paris verſammelt ſich jede Faktion unter dem Oberbefehl ihres Anführers Muſard, Jullien oder Beaudouin zum Contretanz, Walzer oder Galopp.

Nichts Ueberraſchenderes, als der Moment, wenn die Thüren eines Ballſaals geöffnet werden und die Menge ſich in den innern Raum hineindrängt; die ſchäumenden Wogen eines reißenden Stroms können ſich nicht mit größerem Ungeſtüm durch die aufgezogenen Schleuſen ſtürzen. In einem Nu iſt das wilde Heer der Carnevalsgäſte Meiſter des Terrains und tollt wie beſeſſen im ganzen Hauſe herum. Das Hohngelächter von tauſend neckiſchen Kobolden ſchallt wider die Decke, und wenn man von einer Loge herab in den Saal ſieht, glaubt man ein lebendiges Kaleidoſcop vor Augen zu haben. Noch tanzt dieſe ungeduldige Menge nicht, ſondern treibt ſich bloß in chaotiſchem Wirrwarr durcheinander, ſchreit, ſchlägt mit Händen und Füßen um ſich, kugelt ſich auf dem Boden herum und macht die poſſierlichſten Bockſprünge. Endlich beginnt die Muſik, man ſchickt ſich zum Tanze an, aber der Lärm dauert fort und die gellenden Töne des Jagdhorns und die donnernden Schläge der türkiſchen Trommel vermögen allein, einige Harmonie in dieſes übermäßige Getöſe zu bringen.

Da man im Palais-royal, in den Variétés, im Theater Ventadour, ſo wie an allen andern Orten die ganze Nacht hindurch tobt und tanzt, ſo haben wir einſtweilen Muße, in die große Oper zu gehen, auf deren Maskenbällen gar nicht getanzt wird. Wir verfahren ſo ſtufenweiſe, und können, wenn wir die Nacht aufbleiben und durchmachen wollen, unſer Vergnügen von der ledernſten Langeweile bis zum ausgelaſſenſten Freudentaumel ſteigern.

(Die Fortſetzung folgt.)

Liſardo.

(Fortſetzung.)

Liſardo hatte das rechte Wort genannt. So ſcheel der deutſche Arzt Anfangs ſeines in Verachtung gekommenen Standes wegen angeſehen wurde, ſo großes Vertrauen errang er ſich in kurzer Zeit durch ſeine, den Salernern kaum begreifliche Unbefangenheit im Krankenbeſuch, durch ſeine Sicherheit, ſein ruhiges Selbſtbewußtſeyn, und, was Alles dieſes rechtfertigte, durch die bedeutenden Folgen ſeines Wirkens. Wenn auch die Cholera, die ſich nicht weiter ſteigern konnte, natürlichen Geſetzen zufolge in's Abnehmen gerieth — denn eine anſteckende Krankheit hat mit jedem individuellen Organismus die Aehnlichkeit, daß ſie ein Wachsthum und eine Periode vollendeter Kraft hat, dann aber, beim einzelnen Auftreten wie in ihrem allgemeinen, jahrhundertlangen Daſeyn ſich allmählig wieder verzehrt — ſo war in ganz Salerno doch nur Eine Stimme, daß der blonde,

ſtattliche Fremdling dem weichenden Feind mit ſeinen gründlichen Kenntniſſen, ſeinen reichen Erfahrungen noch wacker zuſetze und ihn Schritt für Schritt mit Macht aus den Mauern hinaus befördere; ſelbſt ſein verdrängter Nebenbuhler, der alte Lorenzo, geſtand ohne Neid, ſeit der deutſche Arzt angelangt ſey, habe die Krankenpflege und Heilmethode ein ganz anderes Geſicht bekommen. Das Volk, das nach ſeiner Weiſe Bewunderung und Witz durch einander mengte, pflegte ihn den korpulenten Engel zu nennen. Liſardo mußte ihn oft verwundert betrachten und konnte ſich's kaum erklären, wie er, ein Hauptſchauſpieler in der Tragödie des Erdenlebens, ſich ſeine friſche Heiterkeit ſo unverwüſtlich zu erhalten vermochte; er hätte an ſeiner Menſchlichkeit gezweifelt, wenn nicht rührende Züge von Mitgefühl und Erbarmen, immer in derſelben gleichmüthigen und faſt herzlos ſcheinenden Manier geäußert, ihn davon überzeugt hätten. Nebenher verlebte er genußreiche Stunden in ſeiner Unterhaltung, welche die farbigen Lichter des geiſtreichſten Humors über der Tiefe einer wohlbegründeten Bildung aufſteckte.

Octavia hatte, längſt wieder hergeſtellt, auf den gemeſſenen Befehl des Arztes das Krankenhaus verlaſſen und jene Villa am Meere, einen Theil der reichen Hinterlaſſenſchaft ihres Oheims, bezogen. Liſardo hatte ſie ſeit ihrer Geneſung nicht mehr geſehen.

Mehrere Monate waren verfloſſen, der Deutſche hatte Salerno verlaſſen und Liſardo konnte ſeinen Schlußbericht in die Reſidenz ſchicken, worin er meldete, daß die Kriſis vorüber, die Cholera verſchwunden ſey, und daß er, da ſonach ſein Amt zu Ende ſey, um Einſetzung einer definitiven Regierung bitte. Er hatte eine kurze Rechenſchaft über ſeine Amtsführung beigelegt, aber, ſo ſehr er ſich auch geſtehen mußte, daß es eine ſchickliche Formlichkeit ſey, um keinen Preis konnte er ſich zu einer Entſchuldigung wegen der eigenmächtigen Uebernahme des Amts entſchließen. Die Flüchtlinge kehrten nach und nach zurück. Die widrigen Abenteuer, die gewaltthätigen Mißhandlungen, die ſie durch Sperre und Quarantaine, beſonders in Sicilien erlitten hatten, wo man die Furcht vor der Anſteckung ſo weit trieb, ihnen ihre Schiffe ſammt der Ladung geradezu zu verbrennen, alle dieſe bittern Erfahrungen konnten ſie mit dem, was in ihrer Abweſenheit zu Hauſe vorgefallen war, wohl verſöhnen. Aber es gab noch vieles zu ordnen und zu ſchlichten; mit der allgemeinen Noth war auch eine mächtige Schranke verſchwunden, das Band, das ſie um die Menſchen geſchlungen hatte, war gelöſt, Jeder trat wieder eigenſüchtig in ſeine Stelle zurück; Händel und Proceſſe brachen aus, und vor allen wälzte ſich eine Fluth von Erbſchaftsſtreitigkeiten über den müden Diktator, deſſen Tribunale, mit der Ehre zufrieden, die Laſt der Geſchäfte auf dem Oberhaupte liegen ließen. Hier hatte nun Liſardo freilich hinreichende Gelegenheit, die Menſchen in dem Lichte wieder zu ſehen, in welchem ſie ihm eine feindſelige Laune vordem gezeigt hatte. „Sie bleiben die Alten,“ ſagte er; „von den Cypreſſen, die auf den Gräbern der Ihrigen wachſen, ſchneiden ſie Ruthen, um einander zu geißeln.“ Er fühlte, daß das Großartige, was ſein Amt in jenen Tagen der Gefahr und Verzweiflung gehabt hatte, verſchwunden war; mit bitterm Scherze ſprach er zu ſich: „Ich hätte nicht geglaubt, daß ich ſo ein recht normaler Altenmenſch werden könnte. Und wäre ich nur ganz normal; aber ich fühle, daß mein Anſehen wankt. Eine proviſoriſche Regierung, eine Diktatur taugt nur für Kriegs- und Peſtzeiten; im Frieden kann ſich der überlegenſte Geiſt nicht halten ohne Legitimität. Jezt habe ich lange genug Schildwache geſtanden, und wünſche ſehnlich abgelöſt zu werden.“

Er fühlte ſich immer mehr verödet. Niemand war um ihn, als ſein unentbehrlicher Lorenzo. Von Octavien war er ſeltſam getrennt: die übermächtige Aufwallung an ihrem Krankenlager hatte ſich nothwendig legen müſſen, ſobald dem Tode ſeine Beute entriſſen war und die zagende Hoffnung zur ruhigen Gewißheit wurde. Beide waren abgeſpannt, in unentſchiedenen Empfindungen ſchwankend; halb beſchämt ſtanden ſie ſich gegenüber und zögerten, einander ſich zu nähern; der zündende Moment war vorbei, und die raſtloſe Zeit höhlte bald eine tiefe Kluft zwiſchen ihnen aus.

Eines Abends, als die böſe Stimmung eben ſchwer auf Liſardo laſtete, kamen die erſehnten Depeſchen an. Er brach ſie voll Erwartung auf, einige Ordenszeichen fielen heraus und zugleich hielt er ein Schreiben in der Hand, das die ehrenvollſten Lobſprüche und — ſeine Ernennung zum Gouverneur enthielt. Seine Ueberraſchung war keine freudige, er hatte dieſen Ausgang weder gehofft, noch gewünſcht. Er las das Schreiben unmuthig durch: nachdem alle ſeine bisherigen Schritte gutgeheißen und beſtätigt waren, wies man ihn an, ſein Amt nunmehr als ein neues und geſetzliches anzutreten, die während der öffentlichen Calamität locker geweſene Verbindung der Provinz mit ihrer Hauptſtadt wieder zu befeſtigen, und ſtellte ihm die Beſetzung ſämmtlicher ihm untergebenen Kollegien frei; eine Kommiſſion, hieß es ſchließlich, werde ſpäter nachkommen, um ſeine Verfügungen an Ort und Stelle in Augenſchein zu nehmen. Liſardo lächelte trübſelig über die Papiere hin: „ſo ſind die Menſchen,“ ſagte er; „zum Dank dafür, daß ich mich einer herrenloſen Stadt auf einige Zeit angenommen habe, wollen ſie mich jezt für immer in's Joch ſpannen. Iſt doch Alles wieder im Gleiſe; jezt kann Jeder Gouverneur

werden.“ Das Volk theilte die Geſinnung ſeines Oberherrn nicht. Es brach in einen ungetheilten Jubel aus, als die Nachricht von ſeiner Beſtätigung ſich verbreitete. Alle Fenſter wurden erleuchtet, und noch am ſpäten Abend zogen die Deputationen der Bürger in Liſardo's Haus, um ihm zu huldigen. Sie wurden aber ſämmtlich abgewieſen, mit dem Bedeuten, er ſey nicht zu ſprechen und es ſey noch unentſchieden, ob er die angebotene Würde annehmen werde. Octavia war in die Stadt gekommen und pflog eine angelegentliche Berathung mit dem alten Lorenzo, der ſofort ihre Aufträge eiligſt auszurichten ſich bemühte. Die ganze Nacht hindurch war die Stadt in einer geſchäftigen Bewegung.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Februar.

Der Carneval und die Cholera.

Es gibt zwei Dinge, welche das römiſche Volk außer ſich zu bringen im Stande ſind: ein regnichter Oktober und das Verbot des Carnevals. Glücklicherweiſe trifft Beides nicht oft ein; denn der Oktober iſt gewöhnlich ein Wonnemond, der auf dieſen Namen mehr Anſpruch hat, als meiſtens der Mai in Deutſchland, und wenn nicht etwa ein Pabſt ſtirbt, oder eine Revolution droht, ſo wird auch der Carneval nicht unterſagt. Pabſt Leo, ſeligen Andenkens, hätte den Haß, welchen er ſich, verdient oder unverdient, zugezogen, und zu welchem das bekannte Verbot an die Weinſchenken, das man durch Trinken an den Cancelli auf eine freilich etwas unbequeme Weiſe zu umgehen ſuchte, Anlaß gab, durch nichts ſo ſehr befeſtigen und allgemein machen können, als durch „morir nel carnevale per esser pianto,“ welches ihm in einem Pasquins-Epigramm als das dritte der großen Uebel angerechnet wurde, die er dem Volke zugefügt: die Tiara angenommen und ſo lange gelebt zu haben, waren die beiden andern. Im Jahr 1831, als Pius VIII. ſtarb und das Conclave ſich etwas lange hinzog, war man wieder wegen des Carnevals in Aengſten; glücklicherweiſe einigten die Eminenzen ſich noch zu rechter Zeit; aber die böſen Bologneſer revolutionirten und wollten Seine Heiligkeit abſetzen, und da man in Rom ſelbſt Spuren unruhigen Geiſtes entdeckt haben wollte, unterſagte die Regierung Corſo und Vermummung, weil ſie in dem durch die Maskenfreiheit gewöhnlich veranlaßten Gewirre etwaigen Unordnungen, womit man ſich bedroht glaubte, mit dem wenig zahlreichen Militär nicht begegnen zu können fürchtete. Im gegenwärtigen Falle war die Veranlaſſung verſchieden, die Wirkung die nämliche. Pabſt Gregor erfreut ſich einer guten Geſundheit und denkt nicht an's Sterben, nachdem ein deutſcher Arzt ſeine Kunſt auf glänzende Weiſe an ihm erprobt; Oeſterreicher, Franzoſen und Schweizer halten Legationen und Mark in Ruhe. Die Verhinderung iſt von einer andern Seite her gekommen. In Ober-Italien, Lombardei, Piemont, Genua hatte im verfloſſenen Jahr die Cholera Verheerungen angerichtet; im Kirchenſtaat hatte ſie einen vereinzelten Punkt, Ancona, angegriffen, und ſich dann plötzlich auf Neapel geworfen, zwar nicht ſo bösartig, als die dicht zuſammengedrängte Maſſe von beinahe 400,000 Einwohnern und deren Lebensweiſe hätte vermuthen laſſen können, aber doch einige Tauſende hinwegraffend und große Furcht verbreitend. Seit Ende Novembers erwartete man jeden Tag der Krankheit im päbſtlichen Staate zu begegnen: ſie rückte bis an die Grenze, wo Cordons aufgeſtellt und Contumazen eingerichtet waren, nach Sora, Arpino, Gaeta; bis jezt iſt ſie nicht weiter gegangen. Der erſte Schreck in Rom ließ allmählich nach: von Auswanderung und Flucht nach Toskana war weniger die Rede; im December fanden ſich nach und nach die Fremden ein, welche Anfangs ausbleiben zu wollen Miene machten, und je mehr, zur Erheiterung der troſtloſen Wirthe, die leeren Gaſthöfe und Quartiers garnis ſich füllten, deſto mehr beruhigten ſich die Römer. Vorkehrungen und Maßregeln wurden unterdeſſen nicht vernachläſſigt: Damen vom vornehmſten Stande, Principeſſen und Marcheſa's, gingen von Haus zu Haus, um Beiträge zu ſammeln, und bedeutende Summen wurden zuſammengebracht, um die im Falle des Auftretens der Seuche nöthig werdenden großen Ausgaben beſtreiten zu können. Wir wollen nicht ſagen, daß die Vorkehrungen hinreichend ſeyen: es ſind noch unendlich viele Deſiderata, aber man hat doch einen Anfang gemacht und wird nicht völlig all' improvviso überfallen werden. Unterdeſſen kam der Carneval heran, und der bedrängten Zeit ungeachtet hoffte man, er werde ſtattfinden; aber eines Morgens machten Edicte, die an allen Straßenecken zu leſen waren, jeder Hoffnung ein Ende. Corse dei barberi wurden freilich geſtattet, aber keine Masken. Ma cosa è un carnevale senza maschere? Der Eine ſagte, man habe das Verbot erlaſſen, um den gewaltigen Zuſammenlauf und die unvermeidlichen Exceſſe nicht ſtattfinden zu laſſen, und der Cholera keinen Vorwand zu geben, die heilige Stadt heimzuſuchen, der Andere, man fürchte den Carneval zu erlauben, während faſt alles Militär zum Cordon an der neapolitaniſchen Grenze verwandt ſey. Einige Fromme meinten auch, die Zeit ſey zu Bußübungen geeigneter, als zu Vergnügungen. Kurz, die Römer, welche ſich, ihres lebhaften Temperaments ungeachtet, leichter fügen als man glauben ſollte, kamen um ihr Hauptgaudium und die Scudi, welche der Faſching in Umlauf zu ſetzen pflegt, und mancher engliſche Traveller um den Hauptzweck ſeines Continental-tour. Nachdem die Barberroſſe einige Male gerannt, kam der Moccoliabend heran; die Moccoli hatte man nicht verboten: eine ſeltſame Inconſequenz, weil es gerade an dieſem Abend am tollſten zugeht. Aber es ſcheint beinahe, als habe man darauf gerechnet, das Volk werde zu übler Laune ſeyn, um ſich zu amüſiren, und ſo war's. Um Ave-Maria ſah man hie und da ein brennendes Kerzchen an einem Fenſter oder an einem Wagen — mehr eine Satire auf die Moccoli als etwas anders; das Volk ließ ſich aber die Satire nicht gefallen. Dichte Haufen durchzogen den Corſo, ſchrieen, ziſchten, pfiffen ſo lange, bis jedes Lichtchen verſchwand, kletterten an den Eiſenſtäben der Erdgeſchoſſe hinauf und brauchten Gewalt, wo man ſich nicht fügte, machten es ſelbſt in Buden und Cafés dunkel, vertrieben alle Equipagen vom Corſo, und ſahen ſich endlich allein gelaſſen mit dem an den Ecken aufgeſtellten Militär, welches zulezt die lange, lange Straße fegte. Ernſtliche Unordnungen fielen nicht vor: es blieb beim Geſchrei und Laufen, und die einzige Beute, welche auf dem Kampfplatze gelaſſen ward, ſoll eine Menge von Hüten und Mützen geweſen ſeyn, die im Gedränge verloren gingen. Dieſe Corpora delicti wurden zum Buon governo geſchafft, um Unterſuchungen über ihre ſpektakulirenden Beſitzer anzuſtellen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 52.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 2. März 1837.

Timon. — Lend me a fool's heart, and a woman's eyes,
And I'll beweep these comfords, worthy senators.
Shakespeare.

Liſardo.

(Fortſetzung.)

Als am andern Morgen Lorenzo ſeinen Gebieter ankleidete, ſagte dieſer: „Ich weiß nicht, Alter, was dir heute einkommt; warum kleideſt du mich denn ſo ſorgfältig an? Du haſt meine koſtbarſten Kleider gewählt, und nun kommſt du vollends gar mit den Orden! Willſt du mich denn wie ein Mädchen mit meinem neuen Putze zur Schau führen?“ — „Nicht anders, gnädiger Herr,“ entgegnete der Diener, der ſeine freudige Unruhe kaum verbergen konnte. — „Und was haſt du denn im Sinn?“ — „Ihr müßt's den guten Leuten nicht abſchlagen!“ ſagte Lorenzo bittend; „die Bürgerſchaft hat ſich verſammelt und will Euch ein Feſt geben.“ — „Was? daraus wird nichts! weißt du denn nicht, daß ich feſt entſchloſſen bin, die Würde abzulehnen?“ — „Ach, es iſt nicht deßwegen,“ verſezte Lorenzo, „es ſoll keine Einweihungsfeier werden, ſondern ein allgemeines Dankfeſt wegen der überſtandenen Noth. Ihr ſeyd die Hauptperſon beim Leide geweſen, nun ſollt Ihr auch die erſte Stelle einnehmen bei der Freude. Die Stadt läßt Euch inſtändigſt einladen; zu dieſem Behufe ſteht eine Geſandtſchaft draußen und bittet um Einlaß. O zwingt Euch, ſeyd freundlich gegen die guten Leute! Gewiß, Ihr werdet heute manches erleben, was Euer Herz zur Rührung ſtimmen wird.“ — „Guter Gott!“ ſeufzte Liſardo, „wie ſchlecht paſſe ich zu ſolchen Auftritten! Wie kann doch ſelbſt die Liebe eine Laſt ſeyn! Aber ich will ſie nicht betrüben, ſie meinen's ja gut. Laß ſie in Gottes Namen herein, Lorenzo! O ich möchte einſam bleiben, einſam! und ewiges Schweigen um mich her!“

Die Deputation trat in's Zimmer, ſie beſtand aus lauter Männern, die in den Tagen der Anfechtung treulich zu ihm gehalten hatten. Er begrüßte ſie als ſeine alten Kampfgenoſſen, und als ſie ihre Einladung mit wenigen ſchlichten Worten vorbrachten, da ward es ihm warm um's Herz. Er erklärte ſich bereit, ſie nahmen ihn in ihre Mitte und führten ihn fort; Lorenzo folgte. So wie ſie unter dem Haus erſchienen, wurden ſie mit Glockengeläute, Kanonendonner und einem rauſchenden Jubel des Volks empfangen, das in Feſtkleidern alle Straßen erfüllte. Der Held des Tages fühlte ſich beklommen, er winkte zur Ruhe und ſchritt ſtillſchweigend mit ſeinen Begleitern weiter. Sie näherten ſich dem Gebäude, wo Liſardo ſo verhängnißvolle Stunden zugebracht hatte. „Wie?“ rief er, „in den Pallaſt des Erzbiſchofs führt Ihr mich?“ — „Ja, gnädiger Herr,“ erwiderte einer der Abgeſandten, „hier auf dem Schauplatz Eurer ruhmwürdigſten Thaten ſoll das Feſt beginnen; hernach, wenn es Euch ſo beliebt, ziehen wir zur Kirche.“

Liſardo gab ſtillſchweigend nach und wurde in einen großen, feſtlich geſchmückten Saal geführt, wo die angeſehenſten Männer aus der Bürgerſchaft, Geiſtliche, Frauen und Jungfrauen in Feierkleidern verſammelt waren. Als er eintrat, begrüßte ihn der hundertſtimmige Ruf: „Es lebe der Held, der Erretter!“ Trompeten und Pauken fielen betäubend ein, das Innerſte ſeiner Seele durcheinander wühlend. Dann ertönte ein lieblicher Geſang zu ſeiner Ehre, von einem Chor von Jünglingen und Jungfrauen vorgetragen. Während deſſelben beſah ſich Liſardo die Zierrathen des Saals: Blumen, Kränze und Fahnen bedeckten die Wände, der Thüre gegenüber erblickte er ſein Bildniß, von blendend hellen Lampen umgeben. Er erkannte es ſogleich, es war ein Andenken an die glücklichen Zeiten der erſten Jugend, ein Geſchenk, das einſt die Geliebte von ihm empfangen hatte; ſein Anblick ſchnürte ihm das Herz zu. Als der Geſang zu Ende war, faßte er ſich und ſchritt mit würdiger Haltung in die Mitte des Saals, wo ihm zu ſeinem größten Staunen Octavia entgegentrat. Sie hielt in der einen Hand einen Lorbeerkranz, in der andern eine Myrthenkrone und redete ihn feierlich an:

„Edler Herr und hoher Freund! wenn unſere Dankbarkeit in gar keinem Verhältniß zu ſtehen ſcheint mit dem Großen, was Ihr vollbracht, mit dem Guten, das Ihr uns erwieſen habt, ſo nehmt, ich bitte Euch im Namen Aller, nehmt dieſes Wenige mit Nachſicht auf und ſchreibt den Mangel nicht unſerer Kargheit, ſondern der unerreichbaren Größe Eurer Thaten zu. Kann ſie doch nicht durch äußern Lohn vergolten, ſondern nur mit dem Herzen, mit der innerſten Geſinnung würdig empfunden werden, und ſo ehren wir in Euch mit nie verſiegendem Danke den Retter der Vaterſtadt, in Euch den Schutzengel von Salerno. Was aber von uns zur äußern Anerkennung Eurer Tugend geſchehen kann, das ſey Euch geboten. Vor Allem reiche ich Euch daher den Lorbeer, den Schmuck des Helden, zum Zeichen, daß wir Euch den Beſten, den Erſten unter uns Allen preiſen, unſer ruhmgekröntes Haupt Euch nennen, und nun, nachdem Ihr eine lange, trübe Zeit uns abgewendet waret, uns Eurer Rückkehr als eines unſchätzbaren Gewinns erfreuen. Gewiß, noch Keiner hat die Schlacken der Menſchheit in einer ſolchen Feuerprobe abgewaſchen, und Ihr ſteht wie ein Heiliger vor uns. Als einen ſolchen werden wir Euch ewig denken, wenn wir uns erinnern, wie Ihr den wilden Sturm der Empörung beſchwort, wie Ihr Troſt und Segen bringend an die Lager der Leidenden, der Sterbenden eiltet. Wir verſichern Euch unſerer unbegrenzten Ergebenheit, und wie hierin die Gewährung jedes Wunſches, der Euch Freude macht und den wir erfüllen können, ausgeſprochen iſt, ſo bin auch ich vielleicht im Stande, meine Beiſteuer zu dem allgemeinen Tribut zu geben; denn,“ ſetzte ſie mit ſinkender Stimme hinzu, auf die Myrthenkrone blickend, „wenn ein Wunſch Eures Herzens noch derſelbe iſt wie ſonſt, ſo trage ich die Erfüllung in meiner Hand und preiſe mich ſelig, daß ich ſie nicht länger mit widerſtrebendem Herzen verſagen darf: ja, nicht nur jenes Gemälde bewahrt mir ein reines, edles Bild, auch hier ſehe ich wieder den alten Liſardo vor mir.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Pariser Maskenbälle.

(Fortſetzung.)

Wer alt, ſchwach, gichtbrüchig, lendenlahm, Pair de France, Seinepräfekt oder geheimer Legationsrath iſt, geht hier zu Lande auf den Ball in der großen Oper; dort findet Jeder abgemeſſene, ernſte und für ſeinen Stand wie für ſein Alter paſſende Vergnügungen, d. h. noble Langeweile, welche der gute Ton unter ſeine ſchützenden Fittige genommen und mir nichts dir nichts gezwungen hat, unter den Carnevalsluſtbarkeiten zu figuriren. Der feine Ton hat vorgeſchrieben, daß jedes Jahr in Paris von der Direktion der großen Oper vier Bälle veranſtaltet werden, wo, trotz eines zahlreichen Orcheſters und aller möglichen Zurüſtungen zu einem Balle, dennoch keine einzige Quadrille getanzt wird, wo die Damen erſcheinen, ohne den zauberiſchen Reiz ihrer Gegenwart mitzubringen, wo kein ſchönes Geſicht, kein weiblicher Nacken, keine zarte Mädchenhand den traurig herumirrenden Ritter daran erinnert, daß er in dieſer unermeßlichen, mit Menſchen bevölkerten Einöde nicht allein ſey. In allen andern Stadttheilen lacht, tanzt und berauſcht ſich der Carneval mit Lärm, jubelnder Freude und mouſſirendem Champagner; in der großen Oper ſpielt er den Enthaltſamen, den Schweigenden; er faſtet und ſchreitet ernſt, gravitätiſch im Saale einher, zeigt ſich in gelben Handſchuhen, ſchwarzem Frack und düſtern Dominos, und die einzigen Freiheiten, welche er ſich erlaubt, beſtehen darin, daß er nach dem Wechſelcours fragt und Neuigkeiten vom Hofe erzählt.

Um in dieſe monotone Promenade von ſchwarzen Leibröcken und düſtern Dominos einige Abwechslung und Mannichfaltigkeit zu bringen, hatte der Operdirektor Duponchel dies Jahr ſpaniſche Tänzer und Tänzerinnen beſtellt, und es läßt ſich nicht leugnen, die Damen Dolores Serral und Manuela Dubinon haben den lezten Samstagsball in der großen Oper aufgethaut und allein verhindert, daß die Gäſte nicht vor Kälte und Langeweile umgekommen ſind. Als die ſpaniſchen Tänze begannen, als die

Söhne und Töchter der Halbinſel ihre Thyrſusſtäbe ſchwangen, auf den Zehenſpitzen pirouettirten und ihre originellen, üppigen Stellungen produzirten, erfüllte reges Leben den Saal, und einſtimmiger Beifall erſcholl aus allen Kehlen, welche noch länger und ſtärker geſchrien haben würden, wenn nicht einige Dutzend von den überfüllten Kronleuchtern herunterfallende Wachslichter die allgemeine Bewunderung unterbrochen hätten. Viele Röcke erhielten dadurch ein höchſt pittoreskes Ausſehen; jedoch war Niemand verdrießlich über dieſen kleinen Unfall, man hatte ja die ſpaniſchen Tänze geſehen. Wie groß iſt die Kraft des Fandango, des Bolero und der andaluſiſchen Beine! Was die Taglioni, der Schutzgenius des franzöſiſchen Ballets, das ganze Jahr hindurch für die große Oper vermittelſt ihrer züchtigen Grazie, ihrer griechiſchen Stellungen und keuſch-wollüſtigen Tänze bewirkt, das haben während des Carnevals jene hüpfenden Töchter Andaluſiens mit ihren glühenden, hinreißenden Nationaltänzen geleiſtet. Und welcher Contraſt beſteht zwiſchen der Taglioni und dieſen ſpaniſchen Tänzerinnen! Die Taglioni hebt ſich, die Spanierinnen ſchwingen ſich in die Höhe; jene ſtellt ſich, dieſe laſſen ſich ungeſtüm zurückfallen; jene hält nach den lebhafteſten Bewegungen plötzlich inne und kreuzt gelaſſen die Arme über ihrer Bruſt, wie eine antike Statue, dieſe ſtürmen unaufhörlich fort und ruhen nur eine kurze, brennende Pauſe, um mit erneuter Heftigkeit wie ſchwärmende Bachantinnen zu raſen. Körper ſchmiegt ſich an Körper, Männer und Frauen verfolgen einander mit Hand, Fuß und Blick. Es iſt ein wahres Glück, daß die Frauenzimmer in der großen Oper nicht unmaskirt erſcheinen dürfen, denn die muthigſten Pariſerinnen würden dieſe Pas, dieſe Geſten und Bewegungen der ſpaniſchen Tänzerpaare nicht ohne Schamröthe mit anſehen können, und der beſte Fächer iſt immer ein ſchlechter Verlegenheitsaushelfer.

Um drei Uhr hörten die Bolero's auf und jezt gewann der Ball ein neues Ausſehen. Die Logen und der Saal leerten ſich allmählig und Alles, was noch an Ballgäſten zurück blieb, ſtrömte in den Foyer. Hieher drängte ſich ſofort die myſteriöſe Truppe der weiblichen Dominos, welche eine verabredete Intrigue zu Ende führen oder eine neue anſpinnen wollten, denn im Foyer allein wagen die Damen hinter dem Verſteck ihrer Sammt- oder Atlasmasken einige ihrer geheimſten Gedanken zu offenbaren und ſich einmal für alle Mal von dem Zwange und dem Stillſchweigen zu befreien, welche der Anſtand ihnen auferlegt. Gewöhnlich ſieht man ſie zu zwei oder von einem ältlichen Manne begleitet, um den ſie ſich wenig bekümmern; ihr Hauptaugenmerk iſt darauf gerichtet, den Gegenſtand ihres Haſſes oder ihrer Neigung im Gedränge zu erkennen. So wie ſie denſelben gewahr werden, überſchütten ſie ihn mit ſpitzigen oder frivolen Redensarten. Das iſt ein unausgeſeztes Kreuzfeuer von Fragen und Antworten, von Bitterkeiten und Süßigkeiten, von ſarkaſtiſchen Einfällen und galanten Vorſchlägen. Die Bosheit der Damen kennt keine Schranken, die Neugierde der Herren iſt unerſättlich. Da die meiſten Männer unmaskirt erſcheinen, ſo ſind ſie bedeutend im Nachtheil, und werden daher auch in der Regel myſtifizirt. Man hat ſich hier ſehr luſtige Geſchichten von den Opernbällen erzählt; manche davon ſind jedoch ſchon ſtereotyp geworden und abgedroſchen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Februar.

Carneval. Menſchen- und Affentheater.

Unſer Carneval hat ſeine Stereotypen, ſo gut wie Roſſini und Bellini, und wer ihn einmal beſchrieben, hat in den folgenden Jahren wenig nachzutragen. Jene heißen: Societätsbälle, die militäriſchen Reunionen, die Mediziner- und Juriſtenbälle, Schützenbälle und andere Tanzgeſellſchaften, Bälle zum Vortheil wohlthätiger Anſtalten, dann Hausbälle und Picknicks, ferner die militäriſchen Compagniebälle und endlich die ſonntäglichen Tanzunterhaltungen in dem Convikt-, Bad- und andern Sälen für die niedern Claſſen der Bevölkerung Prags. Societätsbälle ſind heuer keine abgehalten worden, und auch der Juriſtenball in die Brüche gefallen, da es der ſtudirenden Jugend im Allgemeinen unterſagt ſeyn ſoll, Bälle zu geben; doch haben die Mediziner dieſes Jahr noch eine Ausnahme von der Regel bewirkt, und ihr Ball hat eine charakteriſtiſche Eigenheit dargeboten. Es waren nämlich ſehr wenige Perſonen vom hohen Adel da, welcher, dem Vernehmen nach, gar nicht dazu eingeladen wurde. Wenn dies wahr iſt, ſo kann man es nur Charakter von den jungen Leuten nennen, und ein Bewußtſeyn ihrer Stellung in der Welt; denn der geſchickte Arzt wird von allen Ständen geſucht, er mag ſich vorher ihre Gunſt erworben haben oder nicht. Auf den glänzenden Militär-Reunionen verſammelt ſich nebſt den höhern Bürgerclaſſen der ganze Prager Adel, und dies iſt vielleicht der einzige Punkt, wo man die elegante Welt in Maſſe verſammelt ſieht. Redouten wurden (im Theater) nur zwei abgehalten, die ganz wieder in ihren alten Charakter verfallen ſind, den ein Humoriſt einmal ſehr treffend bezeichnete; als er nämlich gefragt wurde, was er hier mache? entgegnete er: „Ich klage mit den Masken!“ Die Maskirten, wie die eigenen Geſichter und Larven gehen langſam und gravitätiſch im geſchloſſenen Zuge hintereinander herum, und nur ſelten intriguirt ein Spaßvogel die Masken, meiſt mit gar zu wenig Geiſt und Humor. Getanzt wird gar nicht, und das hat die Masken um ihren beſten ſtehenden Witz gebracht, um die Frage: „Warum tanzeſt du nicht?“ Es iſt ihnen nur noch die geiſtreiche Phraſe: „Ich kenne dich!“ geblieben, welche ſie dem Unverlarvten zukreiſchen, zuquiken oder vormiauen. Man vermißte in dieſem Carneval ſchmerzlich einen jungen Schöngeiſt, der in den verfloſſenen Jahren die Redouten in vielfacher Geſtalt durch

Geiſt und Wiz belebte, und ſich nebenbei Feinde machte, wie Sand am Meere. Einem hieſigen Literator, der mitunter, nebſt der Bühne, dem Circus und andern Gegenſtänden, auch über Bälle und Redouten referirt, bot eine Maske in der erſten Redoute einen Faſchingskrapfen und ſprach dazu: „Da, nimm, aber ſage morgen, ich ſey eine geiſtreiche Maske geweſen.“ — Friedrich Halms „Adept“ iſt auf unſerer Bühne gegeben worden; doch hat dieſes zweite Werk des geiſtreichen Pſeudonymen den Erwartungen nicht entſprochen, welche das erſte erregte. In der „Griſeldis“ war es vorzüglich die Charakterzeichnung, welche Manche verleitete, ihn ſchon über Grillparzer zu ſtellen, und dieſe fehlt hier ganz. Das Stück wurde in den meiſten Theilen ſehr ſchlecht geſpielt, und war ziemlich ärmlich in die Scene geſezt; es dürfte ſich daher kaum auf dem Repertoire erhalten. „Poeſie und Proſa oder der Hausverkauf,“ von Lebrun, iſt nichts als die moderniſirte Bearbeitung eines ältern franzöſiſchen Luſtſpiels, das Frau v. Weiſſenthurn ſchon vor ein paar Decennien überſezt hat. Ein hieſiger Referent will es von Kozebue kennen. Herr Deſſoir vom Breslauer Stadttheater hat bisher hier fünf Gaſtrollen gegeben. Er iſt ein recht wackerer, denkender Schauſpieler, und fand Beifall, wenn gleich ſein Unſtern wollte, daß er gerade auf mehrere der beſten Rollen des Herrn Moriz verfallen war, in welchen dieſer Liebling des Publikums troz eines Zwiſchenraums von anderthalb Jahren noch in friſchem Andenken ſteht. Von dem bekannten Herrn Johann Neſtroy, dem Verfaſſer des Lumpacivagabundus, der ſeit einiger Zeit eine Art von Monopol auf die Wiener Poſſe ſich angeeignet zu haben ſcheint, ſahen wir in kurzer Zeit zwei himmelweit von einander verſchiedene Produkte: „dreißig Jahre aus dem Leben eines Lumpen,“ eine der erbärmlichſten Poſſen, die uns je vorkam (und das will viel ſagen, denn wir haben im Weichbilde der Stadt ſelbſt ein Vierteldutzend Poſſenreiß—, nicht doch, Poſſendichter), und „der Affe und der Bräutigam,“ eine Poſſe, die in Erfindung und Durchführung unter die beſten Erzeugniſſe dieſer Gattung gezählt werden muß.* Der Anſchlagzettel der leztern verkündigte: Herr Kliſchnig, erſter Mimiker (?) der Theater zu Paris und London, wird die Ehre haben, als Affe Mamok aufzutreten. Wahrlich, viel Beſcheidenheit bei großem Verdienſt! Doch hat Kliſchnig auch anderweitig bewieſen, daß er unerhört beſcheiden iſt und nicht über ſich hinausſtrebt, da er mit ſo rieſenhaftem Studium keine höhere Forderung vereinigt, als ſich unter die Menſchheit herabzulaſſen. Ueberhaupt hatten wir vom 24ſten Januar bis 14ten Februar faſt nur ein Affentheater, und ſahen Kliſchnig vierzehnmal in drei ſeiner Parade- und Reiſerollen, als: Affe Mamok, Affe Muri und Froſch Buri.

(Der Beſchluß folgt.)

* Dem Vernehmen nach hat Herr Kliſchnig dieſe Poſſe aus Paris mitgebracht, und Neſtroy dieſelbe nur in das Oeſterreichiſche überſezt.

Rom, Februar.

(Fortſezung.)

Pallavicini's Beſchreibung der Peſt i. J. 1656.

Wie anderwärts, hat auch in Italien die Fluth der Choleraſchriften begonnen, und wenn man den ſtagnirenden Zuſtand der Literatur in Anſchlag bringt, muß man ſich über ihre Menge wundern. Die meiſten italieniſchen Aerzte ſind Advokaten des Contagiums, und ihre Anſicht theilen die Regierungen, welche allerwärts koſtſpielige Cordons eingerichtet haben. Selbſt Toskana, welches Anfangs anderer Meinung zu ſeyn ſchien, hat ſtrengere Maßregeln für nöthig gehalten. Unter ſolchen Umſtänden kann man einige vor Kurzem hier gedruckte Blätter als eine Gelegenheitsſchrift betrachten, obgleich ihr Inhalt von dem berühmten Hiſtoriker des Tridentiner Concils, dem Cardinal Sforza Pallavicini, herrührt. Es iſt bekannt, daß derſelbe eine Lebensbeſchreibung Pabſt Alexanders VII. handſchriftlich hinterließ. In dieſem Werke, von welchem ſich mehrere Copien in römiſchen Bibliotheken, bei Chigi, Albani, Barberini u. ſ. w. vorfinden, iſt die Geſchichte der Peſt, welche im Jahr 1656 in Rom wüthete, ausführlich erzählt, wobei die damals getroffenen Anſtalten genau erläutert werden. Dieſes Fragment iſt jezt gedruckt worden, dem Biſchof von Ancona, Cardinal Nembrini Gonzaga, gewidmet, und nicht ohne Intereſſe. Von Neapel aus, wo die Krankheit lange herrſchte, kam ſie durch Schiffer nach Nettuno und Civita vecchia, und obgleich man beide Orte abſperrte, zeigte ſie ſich doch in Rom, zuerſt, wie es heißt, bei einem neapolitaniſchen Fiſcher, dann bei Mehreren in Traſtevere. Sogleich traf der Pabſt Anſtalten, die Ausbreitung des Uebels zu verhindern. Rom wurde gewiſſermaßen vom Staate getrennt, Verkehr mit dem Lande nur mittelſt öffentlicher Beamten erlaubt. Auf der Tiberinſel, die einſt dem Aeſculap heilig, wurde im Minoritenkloſter bei St. Bartolommeo ein Lazareth eingerichtet, zugleich der Rione von Traſtevere mittelſt einer Mauer von der übrigen Stadt abgeſchieden, eine Arbeit, bei welcher drei „hand- und kopffeſte“ Cardinäle, Barberini, Imperiali und d'Haſſia, mit Soldaten und Werkleuten neun Stunden lang ausharren mußten, ſo wenig waren die Traſteveriner geneigt, ſich einſperren zu laſſen. Die Communikation mit Neapel war indeſſen unterſagt worden, und vier Prälaten waren mit Beaufſichtigung der Grenzcordons beauftragt. Die Briefe wurden geräuchert oder in Eſſig getränkt. Keinem Fahrzeug wurde erlaubt, zu landen, bevor man ſich überzeugt hatte, daß es aus unverdächtigen Gegenden kam. Da deſſenungeachtet auch in Seſſa und Rieti Krankheitsfälle ſich zeigten, wurden dieſe Orte ebenfalls abgeſperrt. Daſſelbe war in Rom mit dem Judenquartier der Fall, wo man große Verheerung unter der dicht zuſammengedrängten Menſchenmaſſe befürchtete; aber die Krankheit zeigte ſich daſelbſt nicht heftig, und „überlieferte nur wenige dieſer unglücklichen Opfer in die Klauen des Satan.“ Die Sanitätscongregation wurde von vier auf zehn Mitglieder vermehrt, und hielt jeden Morgen ihre Sizungen im Pallaſte; der Governatore, der Staatsſekretär, der Uditore della Camera, der Teſoriere, der päbſtliche Leibarzt u. A. wohnten denſelben bei. Jeden Tag ließ der Pabſt 160 Scudi Almoſen unter die Bedürftigen vertheilen. Geſchärfte Befehle wurden erlaſſen, daß Jeder die Erkrankenden anzeigen ſolle; die großen Kirchenfeſte fanden nicht ſtatt; alle Verſammlungen, ſo wie Anhäufung von Gäſten in Wirthshäuſern wurden unterſagt, für Straßenpolizei, Reinlichkeit der Gefängniſſe, gutes Brod und andere Nahrungsmittel, Beerdigung der Todten auf dem Felde bei St. Paolo geſorgt, der Verkauf von Kleidungsſtücken u. ſ. w. verboten. Die Gerichtsſizungen unterblieben, mit Ausnahme jener der Conſulta und der Inquiſition, „deren Geſchäfte keinen Aufſchub geſtatten.“

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 53.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 3. März 1837.

Totam hodie Romam circus capit et fragor aurem
Percutit.

Juvenal.

Die Pariser Maskenbälle.

(Fortſetzung.)

Was die Maskenbälle der großen Oper endlich noch vor allen übrigen auszeichnet, iſt die Gegenwart zahlreicher Notabilitäten aller Art; die Politik, Literatur und Kunſt pflegen regelmäßig ihre Coryphäen dahin abzuſenden. Auf dem lezten Balle am Samstag ſah ich Berryer in tiefer legitimiſtiſcher Trauer mit einem ſchlanken, reichgekleideten Domino auf und ab gehen, deſſen geiſtvolle Neckereien ihm eine Beredſamkeit entlockten, die er auf der Tribüne noch nicht kundgegeben. Einen Augenblick ſpäter bemerkte ich den ſtrengen, einfachen Republikaner Garnier Pagès, welcher an jedem Arm eine köſtliche Maske führte, und in dieſem Aufzuge eher das Anſehen eines ſanften Cavaliers als eines wilden Tribuns hatte; da er nicht wußte, auf welche von ſeinen Begleiterinnen er ausſchließlich hören ſollte, drehte er ſeinen ſchönen, ausdrucksvollen Kopf bald auf dieſe, bald auf jene Seite; ich fürchte ſehr, daß er einen ſteifen Hals davon bekommen hat. So viel aber haben mich meine eigenen Augen und Ohren gelehrt, daß Garnier Pagès, als Präſident eines Freiſtaats, unſchuldigen Intriguen einen großen Spielraum geſtatten würde. Bald darauf feſſelte Balzac meine Aufmerkſamkeit; er ſprach ſo angelegentlich mit einer eleganten Maske, daß er kaum zu bemerken ſchien, was um ihn her vorging. Man ſagte mir, jene Maske ſey eine Engländerin, welche ſeit länger als drei Jahren in den fruchtbarſten Romanſchreiber neueſter Zeit verliebt ſey, deren Namen und Wohnung Herr von Balzac aber nie habe erfahren können. So wie es vier Uhr ſchlägt, entſchlüpft ſie ſeinem Arme und verſchwindet im Gedränge, ohne alle Spur; auf dem Balle des nächſten Jahrs erſcheint ſie wieder und erneuert ihre alte Taktik; keine Bitten und Betheurungen ſind im Stande, ſie von dieſem Manöver abzubringen; Balzac kann dieſer fantaſtiſchen Erſcheinung nicht auf den Grund kommen. In der Zwiſchenzeit erhält er von der Unbekannten eine getreue, zierlich geſchriebene Ueberſetzung ſeines lezten Romans, aber ſeine Neugierde bleibt unbefriedigt. Was ſich ſonſt noch von Celebritäten auf dem Balle befindet, haben wir keine Zeit mehr zu muſtern; wir müſſen jezt in eines der kleineren Pariſer Theater gehen, wo der Carneval weniger Umſtände macht als in der großen Oper. In der Porte Saint Martin, in den Variétés, in der Opera comique, im Palais-royal, im Odeon u. ſ. w. kann er thun und laſſen was er will, und dort tummelt er ſich daher in ſeiner ganzen Freiheit, d. h. Rohheit. Dort tanzt man noch tollere, ausgelaſſenere Tänze als den Fandango und Bolero, dort ſind der Chahut und Cancan einheimiſch, fantaſtiſche Nationaltänze, grotesk in ihren Figuren, wie

die Metaphern von Rabelais. Wenn auf jenen Bällen der Contretanz anfängt, ſagt der Orcheſterdirektor nicht: Messieurs, prenez vos dames! ſondern: Mesdames, prenez vos Messieurs! Wollen wir nun aber nicht angepackt ſeyn und mit in den Strudel der Galoppade hineingezogen werden, ſo eilen wir an den genannten Orten vorüber und begeben uns in den Saal Ventadour.

Dies Theater, welches das ganze Jahr über ſchweigend und lautlos mitten im lärmenden Paris dageſtanden, iſt in dieſem Augenblick kein ſtilles, verſchloſſenes Grab mehr. Gleich jenen geheimnißvollen, verwünſchten Schlöſſern, welche ein böſer Geiſt bewohnt, und welche ſich nur öffnen und ſchmücken, wenn der böſe Dämon einen armen Sterblichen berückt und ihn als einen unglücklichen Gaſt mitbringt, wie wir es in den Feengeſchichten leſen, hat der Saal Ventadour dieſen Winter ſeine Eingänge geöffnet und ſeine Girandolen angezündet, um die jubelnden Carnevalsgäſte würdig zu empfangen. Und ſiehe, ſie ſind zu Tauſenden herbeigeeilt. Ueberſchreiten wir die Schwelle dieſes Heiligthums, wir langen gerade zur rechten Zeit an. Platz da! der Galopp beginnt, die unermeßliche Menge ſezt ſich nach den Tönen einer wildharmoniſchen, donnernden Muſik in Bewegung; die Reihen vermiſchen ſich, und wir ſind Zeugen einer bacchiſchen Scene von der wunderbarſten Wirkung. Der Orcheſterdirektor Beaudouin hält, ein zweiter Aeolus, die Harmonie im Sack, er beruhigt oder entfeſſelt nach Belieben den muſikaliſchen Sturm, und ſein Taktſtock iſt der Talisman, welcher die hüpfende Menge bezaubert. Beaudouin iſt nämlich der glückliche Nebenbuhler der beiden größten jezt lebenden franzöſiſchen Kapellmeiſter, die wir ſogleich kennen lernen werden; wenn er auch keine ſo ſchönen Haare wie Jullien, keine ſo gebieteriſche Stirn wie Muſard hat, ſo iſt er doch gleichfalls Schöpfer einer eigenen Quadrille, wie jene beiden großen Quadrillendrechsler und Contretanzzuſchneider; was Kühnheit der Auffaſſung und Durchführung anbelangt, ſo übertrifft Beaudouin vielleicht ſeine Meiſter und Vorbilder. Es ſteckt etwas von Liſt und Berlioz in dieſem Manne, aber von Lißt und Berlioz zur fünften Potenz erhoben. Jene beiden Componiſten wollen bekanntlich in der Muſik malen und durch ihren Vortrag entweder ſtürmiſche Bewegungen der Seele oder großartige Natureffekte ausdrücken. Beaudouin iſt noch weiter gegangen, er hat die Tugend des Numa Pompilius, den Tod des Kapitän Cook, die Siege der großen kaiſerlichen Armee, die Schiffer der Themſe, den Wettlauf der Atalante, die niederländiſchen Kirmeſſen, die Pariſer Koketten, und was weiß ich ſonſt noch Alles in Quadrillen geſezt. Seine koloſſalſte Schöpfung iſt und bleibt die grande armée, quadrille triomphale avec accompagnement de mousqueterie, dédiée à la France; ſo lautet wörtlich das Programm. In dieſer Quadrille wird der Triumphbogen vor der Barrière de l'Etoile in fünf Figuren getanzt, unter der Begleitung eines achtzig Mann ſtarken Orcheſters, das, in Pulverdampf eingehüllt, eine ſo mordbrenneriſche Muſik macht, daß eine ganze Compagnie Pompiers im Vorſaale aufgeſtellt iſt, um beim erſten Feuerlärm herbeizuſpringen und alles weitere Unglück zu verhüten. Wenn die lezte Figur ausgeführt iſt, zerſchlägt Beaudouin ſeinen Fiedelbogen und verſchwindet in den Wolken des Orcheſters, um ſich dem Enthuſiasmus der Menge zu entziehen. — Wir wollen hier einige Details dieſer merkwürdigen Quadrille herſetzen, wie ſie auf dem Anſchlagzettel angegeben waren: Chaine des dames: Bataille d'Austerlitz. — En avant deux: Mürat entſcheidet durch ſeine brillante Cavalleriecharge die Schlacht an der Moskowa. Chaine anglaise: Einzug der franzöſiſchen Armee in Berlin. Dos à dos: Napoleon nimmt von ſeinen Braven in Fontainebleau Abſchied und drückt den beſiegten Adler an ſeine Bruſt. Außerdem hat Beaudouin für den diesjährigen Carneval noch eine Quadrille: le Corsaire rouge betitelt, componirt, welche nichts anderes iſt, als der Cooperſche Roman in Contretänze überſezt. Es kommt darin ein Seegefecht, ein Sturm mit Windgebraus, mit Donner, Blitz und Matroſengefluch vor. Alles das und noch vieles Andere wird getanzt, gewalzt und galoppirt, daß einem vom bloßen Zuſehen und Zuhören die Sinne vergehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Liſardo.

(Fortſetzung.)

Liſardo ſchwieg und ſah unbeweglich zu Boden. Eine lange, peinliche Stille trat ein. Octavia ließ die Kränze, die ſie gegen ihn erhoben hatte, ſinken und blieb beſtürzt vor ihm ſtehen. Zur böſen Stunde war dieſes Feſt angeordnet worden. Octavia hatte eine unglückſelige Saite berührt. Der alte, finſtere Dämon, den ſie aus dem Schlummer gerüttelt hatte, wachte mächtig in ihm auf und funkelte drohend aus ſeinen Augen. Liſardo trat einige Schritte zurück und ſagte mit einem leichten Neigen gegen die Verſammlung: „Meine Freunde und Mitbürger, ich danke euch für eure freundliche Geſinnung, aber ihr ſeyd wahrhaftig gar zu verſchwenderiſch gegen mich. An ſo etwas habe ich nicht gedacht, als ich mir damals herausnahm, ein Wort in unſern Angelegenheiten mitzureden. Nennt es ein Spiel meiner Laune, in der That, es war nicht mehr, und erſpart euch den Dank, ich habe ihn nicht verdient. Was den Wunſch betrifft, den Eure Güte in Anregung gebracht hat, Madonna,“

fuhr er gelaſſen gegen Octavien fort, „ſo glaube ich mich zu erinnern, daß unſer leztes Geſpräch darüber nur zwiſchen uns Beiden geführt wurde. Vergönnt mir, es eben ſo zu halten; dergleichen zarte Gegenſtände müſſen ohne Zeugen verhandelt werden.“

Octavia ſchwankte vernichtet hinaus, von einer ihrer Frauen geleitet, Liſardo folgte ihr ſchnell, ohne einen Blick auf die Verſammlung zu werfen. Sie trafen in jenem Kabinet zuſammen, das einſt ein Zeuge ſo ganz anderer Scenen geweſen war und deſſen Anblick Beide jezt bis in's innerſte Mark erſchütterte. Liſardo fühlte, daß er feindlich gegen ſein eigenes Blut wüthe, aber er konnte nicht anders, es war, als ob ein böſer Geiſt ihm die Worte in den Mund legte.

„Ich bin Euch Antwort ſchuldig,“ ſagte er, „und möchte ſie nicht vor dem Volke geben. Ihr habt Euch in mir geirrt, damals wie heute, aber ich will nicht von damals reden, ich will mich nicht kleinlich rächen. Was ich gethan habe, Octavia, das habe ich gethan, weil ich mich unwillkührlich dazu getrieben fühlte, und nicht um der Tugend willen, nicht um mich von Schlacken rein zu waſchen. Es iſt geſchehen, und ich bin dadurch nicht beſſer, nicht ſchlimmer geworden, ich bin derſelbe, der ich von jeher war. Ihr aber habt mich dargeſtellt als einen, der ein ärmliches Spiel um Tugendkränze ſpielte, als einen, der wie in einer ſchlechten Komödie dem Teufel abſagt und als ein reuiger Sünder, als ein wiederkehrendes Schaf zum Ergötzen der Zuſchauer mit allen möglichen Leckerbiſſen belohnt wird. So iſt's nicht gemeint! ich kann nicht den Komödianten machen! Oder vielmehr, ich bin entſchloſſen, den Vorhang fallen zu laſſen und wieder mit dem erſten Akt anzufangen. — Lorenzo!“ rief er. Der Alte, der furchtſam an der Thüre geſtanden, kam näher. „Lorenzo, du gehſt ſogleich zu meinen ſämmtlichen Freunden und bitteſt ſie auf heute Abend in mein Haus; ſage ihnen, die alten Zeiten kehren wieder und die politiſch-moraliſche Komödie ſey zu Ende; fort!“ Der Greis ſchlich in ſtummem Jammer hinaus. Liſardo entfernte ſich raſch und ließ Octavien ohnmächtig in den Armen ihrer Dienerin. Er ſchloß ſich den ganzen Tag zu Hauſe ein. Das Feſt war zerſtört und die Theilnehmer entfernten ſich, verlegen und unruhig durch einander flüſternd.

Die Geſellſchaft war beiſammen, aber die alten Zeiten wollten nicht wiederkehren. War es die Erinnerung an lebensfriſche Geſellen, die als Opfer des Würgengels aus dem einſt ſo fröhlichen Kreiſe geſchieden waren, oder der Ernſt der durchlebten und durchlittenen Zeit, an der Alle männlich ihren Antheil genommen hatten — Keiner konnte den alten, leichten Ton wieder finden. Auch Liſardo mußte erfahren, wie ſchwer es ſey, aus dem lezten Akt eines Drama's in den erſten zurückzuſpringen. Er wollte wie ſonſt mit kecken Witzen nach allen Seiten werfen, aber die Worte erſtarben ihm auf den Lippen, und mehr als einmal trat ein tödtliches Stillſchweigen ein. Seine Gäſte betrachteten ihn bange. „Wie übel er ausſieht!“ ſagte der eine zum andern. — „Er hat ſich unſäglich angeſtrengt, Tag und Nacht; ſeine Nerven müſſen furchtbar angegriffen ſeyn.“ — „Wie haſtig er trinkt!“ — „Wenn dieſes reiche Leben auf die Neige ginge!“ — „Nun, ihr Herren!“ rief Liſardo und ſtieß ſein Glas auf den Tiſch, „was kriechen euch denn für Spinnen über's Geſicht? Ich glaube, ihr ſeyd recht alt und grau geworden in der kurzen Zeit! Kommt! die alten Zeiten ſollen leben! ſtoßt an und ſingt ein munteres Lied! Friſch auf!“

Nie wurde ein Lied mit minderer Luſt begonnen: Alle ſangen matt und tonlos, nur Liſardo's Stimme drang durch mit ihrem kräftigen Metall. Ein paar Verſe waren geſungen, da öffnete ſich die Thüre und ein Zug ehrwürdiger Greiſe trat herein. Die ganze Geſellſchaft ſchauderte, als ſähen ſie Schatten aus dem Grabe ſteigen; aber als jene näher traten, erkannten ſie in ihnen die älteſten Bürger von Salerno. Liſardo warf einen zornigen Blick auf ſeinen treuen Alten, der mit hereingekommen, denn er wußte wohl, daß dieſer in die Verſchwörung verwickelt war. Lorenzo wich demüthig auf die Seite. „Lasciate ogni speranza voi ch' entrate!“ rief ihnen Liſardo entgegen. Sie reihten ſich um ihn auf, und der Sprecher bat ihn in einer beweglichen Rede, wie er in den Tagen des Schreckens und der Verwirrung ein helfender Engel ſeinem Volk erſchienen ſey, ſo jezt in der Zeit des Friedens und der Ruhe ſich nicht von ihnen abzuwenden, ſondern die Früchte jener Mühſal und Widerwärtigkeiten mit ihnen gemeinſam zu genießen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Februar.

(Beſchluß.)

Pallavicini's Beſchreibung der Peſt i. J. 1656.

Außer dem ſchon erwähnten Lazareth auf der Tiberinſel, welches für die eigentlichen Peſtkranken beſtimmt war, richtete man vier andere für die Geneſenden ein, und ſtellte ſie unter die Aufſicht des Cardinals Gaſtaldo, deſſen Eifer und Aufopferung in dieſen unglückſeligen Tagen, eben ſo wie das Betragen des Cardinals Barberini, alles Lob verdienen. Für raſche ärztliche Hülfe wurde beſtens Sorge getragen. Sogleich Anfangs war den Aerzten und Wundärzten bei Todesſtrafe verboten worden, Rom zu verlaſſen. Acht derſelben wurden mit bedeutendem Gehalt in den Spitälern

Digitized by Google

angeſtellt, dieſer und jener auch wohl zur Strafe hingeſandt, weil er entweder Peſtkranke der Obrigkeit nicht angezeigt, oder die Maßregeln der Regierung als Kunſtgriffe geheimer Politik dargeſtellt hatte. Als die Ausbreitung der Seuche vermehrten ärztlichen Beiſtand nöthig machte, entwarf man eine Liſte ſämmtlicher Medizinalperſonen, beſtimmte die zwölf berühmteſten zum gewöhnlichen Krankenbeſuch in der Stadt, und wählte aus den übrigen, etwa 150 an der Zahl, nach dem Looſe diejenigen, welche auf eine gewiſſe Zeit den Spitaldienſt verſehen mußten. War die Friſt um, ſo wurden ſie in Quarantäne geſteckt, bevor man ihnen die gewöhnliche Praxis wieder erlaubte. Seine Heiligkeit ſelbſt zog die Looſe. Geiſtliche von den regulären Orden tröſteten die Kranken durch den Beiſtand der Religion: ſie boten ſich freiwillig in ſo großer Menge an, daß man unter ihnen wählen mußte. „Der Pabſt verordnete, man ſolle nur ſolche nehmen, deren robuſte Conſtitution den Anſtrengungen, ſo wie der Einwirkung der Krankheit Widerſtand zu leiſten verſprach, und deren Geiſtesgaben nicht von der Art waren, daß ihr Verluſt dem Orden und dem Staate zu empfindlich geweſen wäre.“ Viele davon unterlagen. Um zum Schluſſe zu kommen, ſo währte die Seuche, welche als orientaliſche Bubonenpeſt geſchildert wird, vom Mai bis Ende Decembers des genannten Jahres, und raffte an 8000 Individuen weg, meiſt aus der niedrigſten Volksclaſſe. Rom zählte damals etwas über hunderttauſend Einwohner. Verkehr und Ruhe in der Stadt ſelbſt wurden niemals geſtört. Der Pabſt gab die gewöhnlichen Audienzen, und ließ ſich von Zeit zu Zeit in den Straßen ſehen, im Tragſeſſel, wie zu Fuße. Auch ertheilte er vom Hügel von St. Pietro in Montorio, von wo man Rom in ſeiner ganzen Herrlichkeit und Majeſtät zu ſeinen Füßen ausgebreitet erblickt, dem Volke den Segen. Aber ſelbſt von der päbſtlichen Dienerſchaft fielen mehrere als Opfer der Seuche, und einige der Vornehmſten aus der Umgebung des h. Vaters, u. A. ſein Neffe Auguſtin Chigi, ſahen ſich genöthigt, Quarantäne zu halten. Im April 1657 fanden endlich wieder die päbſtlichen Kapellen und andere Feſte und Zuſammenkünfte ſtatt. Vom ganzen übrigen Kirchenſtaat war nur das Städtchen Monteſiascone von der Seuche heimgeſucht worden. Cardinal Pallavicini, welcher Alles, was Alexander VII. bei dieſer Gelegenheit gethan, unbedingt gutheißt und rühmt, läßt mehrmals merken, wie groß die Oppoſition von Cardinälen und Andern, welche die erwähnten Maßregeln für unnöthig hielten, geweſen, und welch ungeheure Koſten dem Staate aus dieſem Abſperrungsſyſteme erwachſen ſeyen. Bei Leſung der von ihm entworfenen Schilderung ſagt übrigens ohne Zweifel Mancher: Tout comme chez nous!

Rt.

Prag, Februar.

(Beſchluß.)

Menſchen- und Affentheater. Muſik.

Es iſt natürlich und verzeihlich, daß ein Privatbühnendirektor auf ſeinen finanziellen Vortheil ſieht; doch ſollte er auch ein wenig auf Kunſt und Publikum bedacht ſeyn, und dem leztern wenigſtens jeden zweiten Tag etwas Menſchliches ſerviren. „Tagesgeſpräche“ und „Referate“ in der „Bohemia“ eiferten fruchtlos gegen die Thiercomödien, und würden eben ſo wenig ausgerichtet haben, wenn jene mehr Geiſt und Witz gehabt, dieſe minder nüchtern geweſen wären; aber endlich ſchloß das Publikum mit der Influenza einen Bund, uns von Affen und Fröſchen zu erlöſen. Das erſtere wurde durch ein zweites Affenluſtſpiel: „der Affe und der Froſch, oder Hubelwubri's Zauberfluch.“ Zauber-Lokalpoſſe mit Geſang in zwei Aufzügen von Told, Muſik von Kapellmeiſter Ott, in ſo weit abgekühlt, daß dieſes wahrhaft erbärmliche Machwerk nicht nur ganz mißfiel, wenn gleich Herr Kliſchnig als Surrogat für Witz und Laune, für Erfindung und Menſchenverſtand ſehr viele — Künſte machte, ſondern auch der „Affe und der Bräutigam“ wurde von dieſem Tage an immer weniger beſucht, und es ſchien dem Laubfroſch vorbehalten geweſen zu ſeyn, den Zauber zu löſen, welcher die Prager in ſeinen Banden befangen hielt. Der grasgrüne Erlöſer blieb nun beſcheiden hinter den Couliſſen verborgen, und nur der „Affe und der Bräutigam“ ſpukte noch jeden dritten Tag wie ein Wechſelfieber auf unſern Brettern, bis die mächtige Herrſcherin, deren Namen wir bereits oben ausgeſprochen und — weil man den Teufel nicht an die Wand malen darf — keineswegs wiederholen wollen, ein Dutzend Herren und Damen unſers Perſonals zugleich auf das Krankenlager werfend, die Aufführung des perſonenreichen Thierſtücks unmöglich machte, und da der Affe ein ungeduldiges Thier iſt, ſo hoffen wir, er werde ſo ſchleunig als möglich in ſeine Engagements nach Paris und London zurückkehren, und auf unſerer Bühne den Menſchen Platz machen, die vor ihm die Flucht ergriffen zu haben ſchienen. — Durch fremde Blätter iſt die Nachricht verbreitet worden, „die Vormundſchaft“ werde hier bereits einſtudirt. Das iſt aber keineswegs gegründet; unſere Direktion pflegt ſich in ſolchen Fällen nicht zu übereilen, und wird auch hier ſchwerlich eine Ausnahme machen. Der Referent der „Bohemia“ ſagte ſchon im Schlußblatt des Jahrs 1836: „Wir können der Direktion nur recht viele ſolcher Neuigkeiten wünſchen, die, wie der „Pariſer Taugenichts,“ einen ſo günſtigen Einfluß auf den Beſuch des Theaters äußern. Es müßte uns Alles täuſchen, wenn dies nicht auch mit Halms „Adept“ und mit dem gekrönten Luſtſpiele der Herren Gerle und Horn der Fall wäre. Je früher uns dieſe beiden Novitäten gebracht werden, deſto vortheilhafter wird es für die Frequenz ſeyn.“ Der „Adept“ iſt ſeitdem erſchienen, und hat die Hoffnungen getäuſcht. Sollte „die Vormundſchaft“ noch lange nicht gegeben werden, ſo dürfte dieſe Zögerung entweder die Theilnahme an dem Siege zweier Compatrioten erkälten, oder die Erwartungen zu hoch ſpannen. Beides kann dem Erfolge des Luſtſpiels nur nachtheilig ſeyn. — Das erſte Concert der Zöglinge des Conſervatoriums fiel, mit Ausnahme des Enſembleſpiels, etwas ſchülerhaft aus, Hoboe, Waldhörner und Violinen waren noch etwas unreif, und der Glanzpunkt des Ganzen eine nicht eben ſehr originelle, aber deſto lebendigere Ouvertüre von dem Zögling Sokol. Daß zwiſchen der Krommerſchen Symphonie und dem erſten Concertante eine ſehr lange Pauſe erfolgte, weil eine vornehme Dame den Direktor und Dirigenten zu ſich rief und viel mit ihm zu ſprechen hatte, war gleichfalls ein Uebelſtand. — Der berüchtigte Räuber Babinsky machte einen Fluchtverſuch aus dem hieſigen Criminalarreſte, und hatte ſich bereits an einem Seile vom Dache herabgelaſſen und die Straße gewonnen, allein die Polizei verfolgte ihn und brachte ihn zurück. Ein zweiter Arreſtant, der mit ihm fliehen wollte, brach ein Bein bei dieſer Expedition. Unter dem gemeinen Volke bedauert man ſehr, daß ſeine Flucht nicht gelungen iſt, und behauptet, er habe nie einen Menſchen getödtet, und meiſt nur reichen Leuten das Geld weggenommen, die Armen aber damit unterſtützt. Babinsky hat bisher feſt behauptet, er ſey ein Anderer, und ganz unſchuldig, wahrſcheinlich nur durch eine Aehnlichkeit in dieſe Haft gekommen; doch ſoll er ſich oft widerſprochen haben.

Beilage: Literaturblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 54.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, den 4. März 1837.

Er öffnet halb die Lippen, leis und ſchwach,
Und miſchet in das Klaggeſeufz der Schönen,
Mit noch geſchloßnem Aug', ein mattes Stöhnen.

Taſſo.

Liſardo.

(Fortſetzung.)

Liſardo ließ den Mann nicht ausreden, er fuhr wüthend auf und ſchrie: „Könnt ihr denn nicht aufhören mich zu verfolgen? Was habe ich mit euch zu ſchaffen? Eure Dankbarkeit iſt mir zuwider, eure Ergebenheit iſt mir zur Qual! Ich habe nie etwas mit euch gemein gehabt, und euern Frieden will ich nicht theilen! Eure Noth hat mich bewegt, eure Freude rührt mich nicht. Mein Geſchäft iſt zu Ende, ihr habt mich nicht mehr nöthig. Geht und ſezt die Mittelmäßigkeit wieder auf den Thron, die ihr ſo lang und ſo ungern entbehrt habt, die gleißneriſche, tugendhafte Mittelmäßigkeit. Damit werdet ihr wohl fahren. Glück zu!“ — Er erhob ein volles Glas, um es hinunter zu ſtürzen, ließ es aber, ehe er's an den Mund gebracht hatte, fallen, griff krampfhaft nach der Bruſt und ſank den Umſtehenden in die Arme. „Um Gotteswillen!“ rief Lorenzo und eilte herzu, „mein Herr, mein armer Herr! Rechnet ihm nicht an, was der Wahnſinn aus ihm geſprochen hat!“ — „Ich fürchte er iſt todt,“ ſagte der Führer der Deputation. „Laßt uns ihn zu Bette bringen!“ rief Lorenzo mit gebrochener Stimme. Seine Freunde trugen ihn hinweg.

Den andern Tag glich Salerno einer Kirche, in welcher die ewige Lampe verlöſcht iſt. Nicht als ob es ſo ſtill hergegangen wäre, aber eine hoffnungsloſe Trauer herrſchte durch die ganze Stadt; lautweinend ſtrömte das Volk nach dem Hauſe Liſardo's und klagte um ſeinen Freund, ſeinen Vater, der, wie man ihnen gemeldet hatte, am Morgen unter furchtbaren Krämpfen und heftigen Phantaſien verſchieden war. Die Cholera hatte ihr leztes, theuerſtes Opfer gefordert. „Der mächtigſte Bekämpfer der tückiſchen Hyder,“ ſo jammerte das Volk, „iſt ihr ſelbſt zum Raube geworden, unſer Schutz, unſer Retter iſt todt!“ Ein tiefer, aufrichtiger Schmerz hatte die Bürgerſchaft ergriffen. Alles wallfahrtete zu dem Saal in ſeinem Hauſe, wo die Leiche ausgeſtellt war, um, ſeiner edlen Eigenſchaften eingedenk, ihm den Zoll gerechter Thränen zu weihen. Die bittern, verletzenden Reden von geſtern waren vergeſſen, man ſchrieb ſie nicht ihm zu, ſondern der Krankheit, die ſchon längſt, eine Folge ſeiner unermüdlichen, ausdauernden Thätigkeit für das öffentliche Wohl, ſeine Kräfte unterwühlt habe. Jeder Gedanke an ſeinen Stolz ging in der allgemeinen Klage um ſeinen Verluſt unter.

Es war Nacht, die Kerzen brannten düſter um Liſardo's Sarg; er lag, in weiße Tücher eingehüllt, mit unverändertem Antlitz; noch immer war ſeine Stirn in

finſtere Falten zuſammengezogen, ein trotziger Zug ſpielte um ſeine Lippen. Jeden Augenblick konnte man erwarten, er werde ſich erheben, um einem Feinde die Fehde anzukündigen. Zu ſeinen Füßen auf dem Boden ſaß ſein treuer, alter Diener; ſein graues, auf das Knie geſtütztes Haupt trug eine Welt von Gram. Durch die Säulen hindurch in der ungewiſſen Dämmerung blizte das Licht einer Fackel. Ein Knabe trat hervor, der ſie trug; ihm folgte in einem langen, weißen Gewande, die ungebundenen dunkeln Locken herabwallend, mit ſtarren Blicken, einer Nachtwandlerin gleich, Octavia. Eine Bewegung ihrer Hand entfernte den Greis, der Knabe leuchtete ihm vor.

Einſam mit dem Leichnam, warf ſie ſich über ihn hin und küßte ſchluchzend ſeine ſtillen Lippen. „Liſardo!“ rief ſie, „blicke nicht ſo drohend! kannſt du mir nicht vergeben? Ich will es ja bekennen, mein iſt alle Schuld: ich habe dich gereizt, dich in Verzweiflung getrieben. Frevelnd habe ich armes Weib gewagt, dein Thun zu richten, zu ſtrafen oder zu belohnen; vergieb mir, ich büße hart durch deinen Tod. An deinem Sarge will ich, ſeliger Geiſt! dir bekennen, daß ich dich geliebt habe, mehr denn Gott. Seit dem erſten kindiſchen Kuſſe warſt du Herr über mein ganzes Weſen; als ich von dir geriſſen wurde, beging ich ſtündlich einen Treubruch, denn von dir war meine ganze Seele voll, und als ich dich wieder ſah, als ich dich ſchalt, o welche Lüge lud ich auf meine Seele! Es kam nicht von mir, Liſardo, nicht von mir! ich habe nur eingelernte Regeln nachgeplaudert, im innerſten Herzen habe ich immer deine Größe angeſtaunt! Kann dieſes Bekenntniß dich verſöhnen, oder vernimmſt du es auch nur in der ſeligen Gemeinſchaft, der du jezt angehörſt? Nein, es iſt nicht genug! Ich, ich habe dich ermordet! ſo will ich es denn über deinem Sarge büßen, als deine Wittwe! Dein Blut fließt in meinen Adern, ich bin ſeiner nicht länger würdig, hier nimm es hin!“ Sie riß einen Dolch hervor und richtete ihn gegen ihr Herz, da fühlte ſie ſich eiskalt an der Hand gefaßt, die Sinne vergingen ihr, ſie ſank ohnmächtig über die Leiche hin.

Als ſie aus einer ſchweren Betäubung wieder zu ſich kam, fand ſie ſich in Liſardo's Armen. Er ſaß aufgerichtet im Sarg und hatte ſich mit ſeinen Leichentüchern um ſie geſchlungen; ſie ſah ihn wie träumend an. „Komm zu dir, meine Octavia!“ rief er, „erhole dich, ich lebe, ein neues Leben iſt mir aufgegangen!“ — „Du biſt nicht todt?“ ſtammelte ſie, immer noch halb im Nebel ihrer Ohnmacht befangen. „Nein!“ rief er, „nicht einmal bewußtlos war ich! Ich habe Alles gehört, was um mich vorging; o es war ein namenloſes Grauen!“ Er klammerte ſich, vom Froſt geſchüttelt, an ihr feſt, wie um ſich des Lebens zu verſichern. Sie blickte ihn an, ſchloß die Augen, blickte ihn wieder an und rief endlich mit einem herzzerreißenden Ton: „Du lebſt, Liſardo?“ — „Auf ewig für dich!“ antwortete er; „der bange, ſchwere Traum iſt zu Ende, wir ſind fröhlich aufgewacht, ein unausſprechliches Glück zu genießen. Nicht wahr, Octavia, jezt darf ich ſagen, es war ein Traum?“ — „Bin ich im Himmel oder auf der Erde?“ rief ſie. „Auf der Erde ſind wir, Geliebte!“ ſagte er lächelnd; „denn hier, wo doch Alles unvollkommen iſt, fühle ich meine Sterblichkeit empfindlich, ich friere.“

Octavia fuhr in die Höhe und rief die Dienerſchaft herbei, welche aus ihrem anfänglichen Entſetzen in den lauteſten Jubel überging. Liſardo wurde zu Bette gebracht, während Jubelruf und Freudenfeuer verkündeten, daß die Stadt von dem wunderbaren Ereigniß unterrichtet ſey. Nun endlich, als er der Ruhe und Wärme genoß, war es Zeit zu näheren Erklärungen.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Pariser Maskenbälle.

(Fortſetzung.)

Jezt aufgebrochen und nach dem Ball in der Rue Saint-Honoré. Auf dem Wege dahin will ich den Leſer mit den beiden vorhin erwähnten Kapellmeiſtern bekannt machen, deren Maskenbälle wir ſofort beſuchen werden. Muſard und Jullien ſind die Helden des Tags, die größten Männer der Gegenwart; ihre Namen ſind in aller Leute Mund und prangen in koloſſalen Lettern an allen Mauern der Hauptſtadt. Der Eine hat das unſterbliche Verdienſt, die Inſtrumentalmuſik mit dem Effekt berſtender Stühle und dreifachen Peitſchengeknalls bereichert zu haben; dem Andern iſt das Unmögliche gelungen, rothe und grüne Flammen, Lampenguirlanden, Choralgeſang und Glockengeläute in eine einzige Harmonie zu verſchmelzen; dieſer zeichnet ſich durch ſeinen ſchönen, reichen Haarwuchs und die langſam-feierliche, abgemeſſene, pathetiſche Haltung aus, womit er ſein Orcheſter dirigirt; jener macht ſich durch ſeine hohe, freie Stirn und das krampfhafte Taktſchlagen bemerklich, vermittelſt deſſen er ſeine Leute elektriſirt. Beide verdanken ihr Glück und Daſeyn jenem unſeligen Spekulationsgeiſte, der Alles Allen ſo wohlfeil und ſo leicht zugänglich als möglich machen will, der in unſern Tagen nicht bloß die Tendenzen der Induſtrie, ſondern auch den Genius der ſchönen Künſte leitet und namentlich in Paris ſeinen Culminationspunkt erreicht hat.

Das Grundprincip dieſes Verfahrens iſt an und für ſich nicht verdammungswerth; man hat Recht, wenn man gute Bücher in Lieferungen zu zehn Sous verkauft, wenn

man populäre Wahrheiten in Journalen zu herabgeſeztem Preiſe verbreitet, wenn man Kleidermagazine einrichtet, wo ein fertiger Anzug nur die Hälfte von dem koſtet, was die Schneider fordern; denn je mehr dieſe induſtrielle Thätigkeit an Umfang und Ausdehnung gewinnt, deſto eher kann man ſich mit der Hoffnung ſchmeicheln, daß vermöge der Maſchinen bald alle Welt glücklich, gebildet und anſtändig gekleidet ſeyn werde. Ich halte den Engländer James Watt für einen ſchrecklichern, gründlichern Nivellirer, als ſeine berühmten Vorgänger Prokruſtes, Danton und Robespierre. Wenn Watt die Gleichheit aller Menſchen auch nicht ausdrücklich und laut verkündet hat, ſo iſt er doch allein derjenige, der ſie in der Wirklichkeit begründen wird. Dies unermeßliche Reſultat ſeiner Erfindung mögen Andere näher unterſuchen, was mich anlangt, ſo billige ich, wie geſagt, ohne Rückhalt jeden Verſuch, der dahin zielt, das materielle Wohlſeyn und das poſitive Wiſſen der Maſſe zu erweitern, und allen denen Kleidung und Nahrung zu verſchaffen, welche weder das Eine noch das Andere erſchwingen können; aber ich mißbillige das Streben derjenigen, welche die ſchönen Künſte in den Bereich der Induſtrie ziehen wollen und ein Raphael'ſches Gemälde für zehn Franken, und eine Beethoven'ſche Compoſition für zwanzig Sous verſprechen; denn es iſt eine ausgemachte Wahrheit, daß Jedermann im Stande iſt, Hunger und Kälte zu empfinden, während unter tauſend immer nur zehn ſeyn werden, welche die Sixtiniſche Madonna und die Symphonie in Bmoll wahrhaft zu ſchätzen wiſſen. Dieſe Wahrheit beſtreiten Muſard und Jullien; ſie tragen nach allen Kräften dazu bei, daß die Traditionen der alten klaſſiſchen Muſik ſich ganz verlieren. Das arme Gymnase dramatique hat in kurzer Zeit Bankerot gemacht, weil es weder Galoppaden noch Contretänze, ſondern Mozart'ſche und Weber'ſche Ouvertüren angekündigt, und nicht einmal den Einfall gehabt hat, einen frommen Choral auf der Orgel mit Jagdhörnern begleiten zu laſſen. Dank ſey es Muſard und Jullien, die Pariſer lieben gegenwärtig die Muſik, aber nur ſolche, die ſie auf ihre Art amüſirt. Wir wollen den Franzoſen gerne mancherlei vortreffliche Eigenſchaften einräumen, z. B. daß ſie geiſtreich, tapfer, witzig u. ſ. w. ſind, aber muſikaliſches Gefühl, der Sinn für Muſik fehlt ihnen gänzlich. Man hat zwar in der lezten Zeit oft geſagt, ſie haben in dieſer Hinſicht ſeit einigen Jahren Fortſchritte gemacht; ich ſelbſt war Anfangs der Meinung, aber ein längerer Aufenthalt in Frankreich hat mich von der Unhaltbarkeit dieſer Anſicht überzeugt, und ich behaupte, daß die Franzoſen ſeither nicht allein keinen Fortſchritt in der Muſik gemacht haben, ſondern daß ſie auch in der Folge keinen machen werden, wofern der gütige Schöpfer ihre Organiſation nicht total umändert. Die Muſik iſt heutzutage hier eine Manie, eine Mode geworden, wie früher die Pferde und Hunde; das iſt der einzige Fortſchritt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus der Tagesgeschichte.

Der Todtentanz.

Vor Kurzem ereignete ſich ein Vorfall, der beſſer in einen Pariſer Roman, als auf einen Ball in einer kleinen Stadt der Bretagne gepaßt hätte. — In Port Louis bei Lorient war glänzender Ball. Während einer Walzertour fühlt ein junges Frauenzimmer auf einmal, wie die Hand ihres Tänzers eiskalt wird; ſie blickt auf: Todtenbläſſe bedeckt ſein Geſicht, ſein Blick iſt ſtier, ſeine Züge ſind ſchrecklich verzerrt; ſie ſtößt einen lauten Angſtſchrei aus und verliert das Bewußtſeyn. Sie fällt rechts, der Tänzer links zu Boden; man hebt ſie auf und bringt ſie wieder zu ſich; man hebt auch den Tänzer auf, aber dieſer iſt eine Leiche. Das arme Mädchen iſt außer ſich; ſie behauptet auf's Beſtimmteſte, der Mann ſey bereits ein paar Sekunden todt geweſen und ſie habe einen wahren Todtentanz getanzt. — Das Leben bringt Ereigniſſe, wie ſie die Phantaſie der modernen Romanſchreiber nicht ſeltſamer oder ſchauerlicher erfinden könnte, und verdammt eben damit, ſtatt ſie zu rechtfertigen, die Motive dieſer draſtiſchen Poeten. Meiſtens iſt auch an ſolchen Zufällen irgend ein Zug, der wie Parodie und Verſpottung dieſer poetiſchen Schule der wahnſinnigen Leidenſchaft, des Laſters und der Verzweiflung erſcheint. Der todte Tänzer hauchte wohl mit ſeinem lezten Seufzer glühende Worte einer wahnſinnigen „Flamme" aus? oder der Wurm verſchmähter Liebe hatte ihm am Herzen genagt, daß es nur noch an einem Faden hing? oder die durch Eiferſucht und Selbſtſucht überladene Batterie der Leidenſchaften hatte es ihm abgeſchlagen? Ach nein, der Ritter war am Ende nichts als ein ſogenannter Ehrentänzer — Krämer, Wähler, Nationalgardiſt, Gatte und Vater.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Februar.

Die Cholera.

Es iſt eine betrübte Zeit für einen Korreſpondenten, wie für eine Stadt, wenn eine Krankheit Epoche macht. Zum Leben der Stadt gehört freilich auch das Sterben, aber wenn der Korreſpondent bedenkt, daß die Nacht, die Jeder kennt, keiner Beſchreibung bedarf und keine verdient, ſondern nur die wenigen Sterne, die hin und wieder aus ihren Schatten und Wolken hervorquellen, mit Einem Wort, wenn der Korreſpondent ein Herz im Leibe hat, ſo wird er nicht Herz genug haben, ſeine Leſer mit Jammer und Noth zu bewirthen. Dieſem Umſtand haben Sie mein langes Stillſchweigen beizumeſſen. Die Cholera iſt ein Weltereigniß, kein Wunder alſo, daß ſie auch für München ein Ereigniß war. Die Cholera, und wieder die Cholera füllte vom Tage ihres Ausbruchs an, wie Särge und Leichenäcker, ſo auch Converſation und Zeitungen; eben die Cholera aber war es, womit wenigſtens ich Ihre Blätter nicht anſtecken

wollte. Endlich iſt, einer allerhöchſten Bekanntmachung zufolge, die man ſeit acht Tagen an allen öffentlichen Plätzen angeſchlagen findet, die Cholera ſelbſt Todes verblichen. Da darf ich mir denn einen Rückblick auf die lezten drei Monate und eine gedrängte und heitere Darſtellung dieſes kurzen, aber für München bedeutungsvollen Zeitraums erlauben.

Es läßt ſich an der furchtbaren Geheimnißvollen wenig rühmen, doch gereicht's ihr zur Ehre, daß ſie ſich nur verſchleiert, nicht verſtellt. Mag ſie dem grübelnden Arzte immerhin ein Myſterium bleiben, und dem Einen ein verſchmizter Luftgeiſt, dem Andern eine boshafte Waſſernixe, dem Dritten gar ein geflügeltes Inſekt ſcheinen: ſie iſt nicht zu *erkennen*, aber auch nicht zu *verkennen*, und weiß Niemand, was ſie iſt, ſo weiß doch Jeder, wie er mit ihr daran iſt. Dennoch, wie der Menſch denn überhaupt ein Ungeheures, das ihm mit Geiſterſchritten nahe tritt, ſo lange von ſich abwehren zu können glaubt, als er ſich die Keckheit, es zu ignoriren, erhält, dauerte es geraume Zeit, bis wir Münchener — es iſt natürlich nur vom größern Publikum, dieſem immer ungläubigen Thomas, die Rede — uns überwinden konnten, ſie als die wirkliche Frau Geheimeräthin von Cholera anzuerkennen und als ſolche in unſere Fremdenliſte aufzunehmen. Vergebens deutete ſie, ſtolz und ſchweigend, auf ihr Creditiv, den Kirchhof; wir konnten ihr den Sieg nicht ſtreitig machen, aber die Ehre des Siegs ſprachen wir der gewöhnlichen Brechruhr und einem Duzend anderer Uebel zu, als ob es, wie bei einem Turnier in alten Zeiten, nur darauf angekommen wäre, den Stammbaum der Fremden zu verdächtigen, um ſie ohne viel Federleſens aus den Schranken zu verweiſen. Am Standhafteſten beharrte auf ihrer vorgefaßten Meinung meine alte Aufwärterin; ſie wiederholte mir's bei jeder Gelegenheit, beſonders aber dann, wenn ſie mich beim Wechſeln der Leibbinden ertappte, wie lächerlich ſie all die Vorſichtsmaßregeln finde, die man gegen ein gar nicht vorhandenes Uebel anzuwenden furchtſam genug ſey, und den Grund, auf den ſie ihre Ueberzeugung ſtüzte, konnte freilich keine Logik erſchüttern. „Ich lebe noch,“ ſagte ſie, „und bin doch auch nicht von Eiſen.“ — Wenn der Tod ſich einmal recht breit zu Tiſche ſezt, ſo wird's den Lebendigen ſchwül um's Herz. Ich wüßte nichts Schöneres am Leben, als daß es den Gedanken an's Sterben eigentlich gar nicht aufkommen läßt. Wir können leichter Alles, als unſer kleines, dürftiges Ich wegdenken aus der großen, unendlichen Kette, und beſchwören wir wirklich in irgend einer Stunde die Erinnerung an die lezte herauf, ſo ſchaudern wir nicht vor ihr zurück, wir genießen ſie, wie Eis im Sommer, zur Erfriſchung. Das iſt aber ganz anders in Zeiten, wo die Menſchen nicht langſam erlöſchen, wie Lichter in verſchloſſenen Laternen, ſondern wo ſie unheimlich ſchnell ausgehen, wie Lampen im Zugwind. Da glauben wir in jedem Hauch, der uns etwas rauh oder kalt anweht, den Gruß des Todes zu ſpüren, und eben wenn die Pforten der Ewigkeit doppelt aufgeriſſen ſind, fühlt Jeder, wie viel und wie Werthvolles er auf Erden zurücklaſſen müßte, wär' es auch nur ein in Thränenwaſſer geſtellter Blumenſtrauß der herrlichſten Hoffnungen. — Als ich den Todtenwagen — abſcheuliche Kaſten — immer häufiger und faſt bei jedem Gang durch die Straßen begegnete; als ſie, wie auf ein Monitum der höchſten Poſtdirektion, in raſcherm und immer raſcherm Trott gefahren wurden; als das Leichenglöcklein mit ſeiner hellen, ſchneidendſcharfen Stimme gar nicht mehr aufhörte, gleich einem hungrigen, unerſättlichen Raben, nach Futter zu ſchreien — da erhielt in meinen Augen die geringſte Erkältung, der kleinſte Anſaz zu einer Unterleibsbeſchwerde und dergleichen Uebeln, die man ſonſt kaum zu den Uebeln rechnet, Bedeutung, und zum erſten Male fühlte ich mich aufgelegt, durch die unfruchtbare Lektüre von Hufelands Kunſt, das menſchliche Leben zu verlängern, mein Leben zu verkürzen. Das gräßlichſte memento mori gaben Abends die vor den Häuſern der Choleraärzte ausgeſteckten Laternen, deren Gläſer, der Abzeichnung wegen, *blutroth* gefärbt waren. Doch unmittelbar aus dem Leben ſelbſt, aus jeglichem ſeiner verworrenen Zuſtände, entwickelt ſich der Stein der Weiſen, der nicht die Dinge, aber uns verwandelt, und uns unter den ſchwierigſten Bedingungen die Exiſtenz Anfangs als Laſt erleichtern hilft, zulezt als noch immer wünſchenswerthes Gut ſchäzen lehrt: das iſt die Gewohnheit. So gewöhnte man ſich denn auch nach und nach an die Cholera. Ich für meine Perſon beſchwichtigte mich dadurch, daß ich ſie, wenn ich eben die neueſten Nachrichten aus Konſtantinopel las, im Stillen mit der Peſt verglich, wo ſie mir denn ordentlich wie ein unſchuldiges Kind vorkam, das Niemandem ſonderliches Leid zufüge. — Ergreifend war für mich am Tage aller Seelen ein flüchtiger Beſuch des Leichenackers. Die Polizei hatte mit Recht vor dem Aufenthalt bei den Gräbern, wegen der ſchlechten Luft, die ſich dort entwickelte, gewarnt. Dennoch fand ſich faſt kein einziges Grab, wo ich nicht einen Kranz, ein Gebet oder eine Thräne opfern ſah; ſtieß mir doch eines auf, ſo dachte ich nicht: „das wird vergeſſen,“ ich dachte: „die ſind ſchon Alle beiſammen,“ und ging mit um ſo größerer Ruhe weiter. Dies iſt ein ſchönes Feſt der katholiſchen Kirche, aus einem tiefen Bedürfniß der Menſchennatur hervorgegangen; ſchwerlich würde irgend ein Proteſtant proteſtiren, wenn auch ſeine Kirche es adoptirte. Ueberhaupt ſollte jede Kirche nicht ſowohl Heilige creiren, als das Heilige ſanktioniren.

(Die Fortſezung folgt.)

Räthſel.

Ein Luftſchloß, aber wohl gemauert,
Worin oft Herr und Herrin kauert,
Drin ſchlafen bis zur Oſtermeſſ'
Der Erbprinz und die Erbprinzeß
In einem harten, weißen Bette,
Warm zugedeckt auf weicher Stätte,
Und wenn das harte Bett zerbricht,
So kommen ſie an's Tageslicht.

Dann geht es auf die Jagd mit Lärmen,
Man fängt ſich Wild aus ganzen Schwärmen,
Das Schloß bleibt ohne Wache leer,
Denn Diebe fürchten ſie nicht ſehr.
Auch wäre drin nicht viel zu holen;
Doch wird das Schloß wohl ſelbſt geſtohlen,
Ja mit Gewalt ſogar geraubt,
Wenn unbequem ein Menſch es glaubt.

Es wird nicht allzu lange dauern,
So werden ſie ein neues mauern,
Und ſind ſie von der Jagd zurück,
So blüht in ihm ihr häuslich Glück;
Und weil ſie drin ſo warm geſeſſen,
Daß ſie den Ofenbau vergeſſen,
Droht ach! der Winter: ſie mit Schmerz
Ziehn, und behelfen ſich anderwärts.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 55.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 6. März 1837.

Hat den Geſell'n ein Kanonier erzeugt?
Er ſpricht Kanonen, Feuer, Dampf und Knall,
Das Ohr wird ausgeprügelt. —

Shakespeare.
König Johann.

Die Pariſer Maskenbälle.

(Fortſetzung.)

Wer einen Beweis davon haben will, braucht nur einige Male die Conzerte in der Rue Saint-Honoré und Rue neuve Vivienne zu beſuchen, wo die beiden Antichriſte der wahren muſikaliſchen Religion ihre heidniſchen Tempel aufgeſchlagen haben. Schon auf der Schwelle ergreift den Deutſchen ein peinliches Gefühl, wenn er auf dem Programm des Conzerts zwiſchen den erhabenſten Meiſterwerken unſerer vaterländiſchen Componiſten franzöſiſche Galoppaden und Contretänze figuriren ſieht, und der Schmerz übermannt ihn vollends, wenn er, im Innern des Heiligthums angelangt, nach einem geheimnißvollen Beethoven'ſchen oder Spohr'ſchen Fragmente ſpaniſche Quadrillen und Straußiſche Walzer anhören muß. Trotz des ſtrahlenden Glanzes der Kronleuchter und Vergoldungen, trotz des magiſchen Eindrucks, welchen der Anblick einer ſchimmernden, prächtigen Umgebung unwillkührlich auf den Zuſchauer hervorbringt, merkt man doch gleich, daß Mozart und Beethoven hier nicht an ihrem Platze ſind; der Teufel hüllt ſich vergebens in die Kutte eines frommen Klausners, man entdeckt doch bald ein Stück von ſeinem Pferdefuß und ſeinen Hörnern. Gegen das Muſard'ſche und Jullien'ſche Orcheſter iſt nichts zu ſagen; es iſt vollſtändig, trefflich eingeübt und ſpielt mit ſeltener Präciſion; unter den Inſtrumentiſten deſſelben befinden ſich mehrere ausgezeichnete Künſtler, welche unter der Leitung Habeneks in den wunderbaren Conzerten des Conſervatoire mitwirken; aber ſie ertheilen denſelben Werken, welche ſie in der Rue Bergère und in der Rue Saint-Honoré ausführen, einen ganz verſchiedenen Charakter, weil ſie wiſſen, daß ſie an beiden Orten nicht gleich fühlende Zuhörer haben, und daß unter der geputzten Menge, welche im Muſard'ſchen oder Jullien'ſchen Saale, von Börſenſpekulationen und Miniſterkriſen plaudernd, auf und ab geht, auch nicht eine einzige Seele iſt, welche die Harmonie der Saiten erzittern macht. Den Contretänzen allein ſchenkt man geneigtes Ohr, und dieſe allein ſind auch hier angebracht. Es läßt ſich nicht leugnen, daß Muſard und Jullien in dieſem Compoſitionsgenre excelliren und oft originelle und pikante Orcheſtereffekte anbringen. Wir meinen damit nicht etwa die Piſtolenſchüſſe und das Kleingewehrfeuer und andere Verirrungen, welche ſie als Lockſpeiſen für's harthörige Publikum in ihre Quadrillen eingeſtreut haben; aber mitten unter dem Gekrach und Getöſe des Contretanzes entdecken wir häufig eine conzentrirte harmoniſche Arbeit, glückliche Combinationen und Inſtrumentationseffekte, welche einer beſſern Sache würdig wären.

Die höhere Muſik der Maſſe näher zu bringen, wird Muſard eben ſo wenig gelingen als Jullien; auf dieſe Weiſe, wie ſie es ſeither angefangen haben, können ſie ihren Landsleuten nur Unheil und Verderben bereiten. Wenn einmal die Conzerte zu einem Franken Entrée und die Orcheſter der Maskenbälle die Pariſer an die Accorde der türkiſchen Trommel, der Trompete und des Jagdhorns gewöhnt haben, ſo wird man an einer weniger ſtark gewürzten Harmonie bald keinen Geſchmack mehr finden und beim Clavierſpiel vor Langeweile einſchlummern. Dieſes Uebel bedroht in der That jenen zahlreichen Theil des Pariſer Publikums, der ſich mit Ungeſtüm in die Muſard'ſchen Conzerte drängt und für die Muſik nichts anderes mitbringt als ſeine Ohren.

Was nun auch daraus entſtehen möge, ſo ſoll uns das nicht abhalten, heute Nacht den Maskenball in der Rue Saint-Honoré zu beſuchen. Wir ſtehen vor dem Eingange des Jullien'ſchen Ballſaals; treten wir heimlich in jene Ecke, um von da aus das Schauſpiel zu betrachten, welches ſich ſofort unſern erſtaunten Augen darbieten wird. Der Ball naht ſich ſeinem Ende, denn eben gibt Jullien von ſeinem Throne das Zeichen, die Hugenottenquadrille zu beginnen. Die Tanzpaare ſind geordnet, Alles iſt bereit, und die Menge in Carnevalskleidern beſchreibt ſofort die einzelnen Figuren des Contretanzes nach den Tönen eines rauſchenden Orcheſters. Allmählig wird die Muſik immer wilder, immer raſcher, die Gaslichter des Saals erlöſchen und machen einem dunkelrothen Scheine Platz, welchen Tauſende von Lampen im ganzen Saale verbreiten; nach drei donnernden Schlägen des Tam-Tam geht der Contretanz in eine wüthende Galoppade über; das Läuten der Sturmglocke, das Gekrach eines von Zeit zu Zeit ſich erneuernden Gewehrfeuers, frommer Kirchengeſang, das Aechzen und Wimmern von Gemordeten, das Hohngelächter der Mordenden, kurz alle Greuel des Bürgerkriegs begleiten das Orcheſter; die ganze Geſellſchaft, durch dieſe barbariſche Muſik in eine taumelnde Bewegung geſezt, ſtürzt kolonnenweis durch den Saal, auf deſſen matterleuchteten Wänden alle die barocken Geſtalten und Verkleidungen wie Fantome eines chineſiſchen Schattenſpiels vorüberziehen; die Menſchenwoge fluthet auf und nieder, rauſcht hinüber und herüber, und ſcheint nimmer inne halten zu wollen; — da plötzlich verſtummt die hölliſche Muſik, der Flammenſchein erliſcht und die anbrechende Tageshelle beleuchtet dieſe fantaſtiſche Scene des modernen Babels.

E morto il carnevale! ſo lautet der Klageruf, womit jammernde Stimmen in der Nacht des giovedi grasso die Straßen von Rom erfüllen, und man kann es in der That den Italienern nicht verdenken, wenn ſie den Tod und das Ableben des Carnevals betrauern, weil bei ihnen zu Lande jene Volksfeſte, welche den vierzig Tagen der Buße und Entbehrung vorangehen, unleugbar einen freundlicheren Charakter und ein lieblicheres Kolorit als irgend ſonſt wo haben. Prächtige Fahnen und farbige Teppiche wehen längs des Corſo von allen Fenſtern und Balkonen, das Straßenpflaſter iſt mit feinem Sand beſtreut, zu beiden Seiten in zwei unabſehbaren Reihen rollen die Caroſſen, worin bald die Schönheit der Frauen, bald die Pracht der Gewänder unſere Aufmerkſamkeit feſſelt; zwiſchen den Wagen, vom Obelisken des Platzes an bis zum venetianiſchen Pallaſt und zum Fuß des Kapitols hinab, rauſcht und wimmelt eine tobende Menge von Menſchen in mannichfach reizenden, maleriſchen Trachten und Masken. Profeſſoren und Doktoren aller Fakultäten in rieſenhaften Perrücken und mit gewaltigen Folianten preiſen und bieten ihre enorme Gelehrſamkeit an; grimmige Zahnärzte fallen die Leute an, unterſuchen den Mund und wollen ihnen platterdings die hohlen Zähne ausreißen; geſchwätzige Advokaten drohen Jedem, der ein ernſthaftes Geſicht macht, einen Proceß an den Hals zu hängen. Hunde, Katzen, Bären, kurz eine ganze Menagerie von Thieren geht Arm in Arm ſpazieren und bewirft die Vorübergehenden mit Witzen und Confetti, einer Art unſchuldiger Wurfgeſchoße, welche eigens für dieſe Bürgerkriege bereitet werden, woran ſelbſt die eleganteſten und zarteſten Damen Theil nehmen. Allerliebſte Mädchen, als Schäferinnen gekleidet, ſo leicht und ſchwebend wie Sylphen, theilen Veilchen- und andere Blumenſträuße unter die jungen Burſche aus, ſchlagen ſich auch wohl ein wenig mit ihnen, ſpotten ſie aus oder ſagen ihnen freundliche Grüße und flüſtern ihnen verliebte Worte in's Ohr. Hunderte von Harlekins und Polichinells tanzen unter Schellengeklingel und Tamburinſpiel auf und ab, veranſtalten hie und da eine luſtige Scene, ſchwingen ſich auf die vorüberfahrenden Wagen und äffen und necken Jedermann. Flinke Gärtner legen ohne weitere Umſtände ihre zuſammengefalteten Leitern (scaletti) an die Mauer, klettern bis in den zweiten, dritten Stock hinauf und überreichen den Schönen ein Roſen- oder Myrthenbouket, mit einem Liebesbriefchen umwickelt, worin ſie um ein leztes Rendezvous vor der ſtrengen Faſtenzeit bitten. Galanterie und Liebe ſind die Hauptbeſtandtheile des römiſchen Carnevals.

(Die Fortſetzung folgt.)

Liſardo.

(Beſchluß.)

„Mein Tod," erzählte Liſardo, „war nur ein Starrkrampf. Ohne ein Glied bewegen zu können, vernahm ich Alles, was um mich geſprochen wurde, ich hörte die

Anſtalten zu meiner Leichenfeier machen, ich hörte Lorenzo um mich klagen. Ich fühlte, daß ich mit dem leiſeſten Zeichen mich retten könnte, aber keines war mir möglich, ich lag wie mit eiſernen Klammern an den Sarg gefeſſelt. Auch nur der Verſuch einer Anſtrengung, mich zu befreien, war mir verſagt, mein Körper war völlig todt, ich vermochte nichts als zu denken, und was zu denken? ich will es nicht beſchreiben: vor dieſer Schilderung müßte auch das friſcheſte Leben in Aſche zerſtäuben. Mein Wunſch iſt mir gräßlich gewährt worden: ich hatte mich immer nach einer ſtummen, ewigen Einſamkeit geſehnt, und nun ſah ich ſie vor mir, unabſehbar, unbeſieglich! Jezt habe ich die Menſchen lieben gelernt, der geringſte meiner Diener war mir ein Gott, wenn er ſich an meinem Sarge zu ſchaffen machte und mich von der Nähe eines lebenden Weſens überzeugte. Aber es war ein leerer Troſt. Keiner kam, mich zu retten, und ich ſah voraus, wie ich lebend, grauſam von Allen verlaſſen, verſenkt werden würde in die verzweiflungsvolle Einſamkeit, in die ſchwer laſtende Nacht. Da ſtandeſt du an meinem Sarg, Octavia, und ehe ich einen Laut von dir vernahm, empfand ich ein leiſes Zittern des Lebens in meinem Herzen. Nun hörte ich dich reden, deine Worte drangen pulſirend durch alle meine Nerven, und als du endlich den Tod anriefſt, als du mein eigenes Blut in dir an die Spitze des Stahls locken wollteſt, da fühlte ich's auch wieder durch meine Adern rieſeln, ein elektriſcher Schlag durchzuckte mich, ich konnte die Hand bewegen und faßte die deinige; allmählig kehrte mir das Leben in die Glieder zurück, ich richtete mich auf und hielt dich in den Armen. So haſt du mich, Wunderthäterin, zu einem neuen Leben erweckt. Ich bin nicht mehr derſelbe, wie ich ſonſt ſo gerne zu ſagen pflegte: ich bin ein Anderer geworden. Meinen Trotz, meinen Stolz habe ich im Sarge zurückgelaſſen, in der grauenhafteſten Einſamkeit, die ich zu meinem Heil gekoſtet habe. Sie war ein Bild meines Innern: ich habe ſo lange in mir gelebt und dort öde Wüſteneien gefunden. Laß mich jezt zu bevölkerten Stätten, zu blühenden Menſchenauen verwandelt wiederkehren! Und du, meine Octavia, kannſt du mir vergeben, was ich an dir verbrochen habe?" Sie ſchloß ihm den Mund mit Küſſen, und er ſchlummerte in den Armen der holden Wärterin, die nicht von ſeinem Lager wich, einer ſeligen Zukunft entgegen.

Die Salerner ſtrömten in die Kathedrale, um der Trauung ihres Gouverneurs beizuwohnen. An der Stelle des Erzbiſchofs, der noch immer nicht zurückgekommen war, ſtand einer jener Diakonen, die einſt das Krankenhaus bedient hatten, am Altare. Zwei bleiche, hohe Geſtalten traten herzu und reichten einander die Hände: wohl war, wie Liſardo vordem von ſich geſagt, der Schmetterlingsſtaub von ihren ernſten Zügen abgewiſcht, aber über dem Grabe einer trüben Vergangenheit grünte tiefwurzelnd der Baum des Lebens mit den Früchten einer nimmer wankenden Liebe wieder auf. In dieſem Bunde, konnte man wohl ſehen, war nichts Spielendes, Unſtätes mehr, hier war Alles abgeſchloſſen, geſichert, auf eine ewige Dauer gegründet. Auch der Niedrigſte aus dem Volk, der dieſe Feier mit anſah, war kein gewöhnlicher Zeuge einer gleichgültigen Verlöbniß: Alle hatten mit einander gelitten und waren durch den gemeinſamen Genuß der Friedenspalme, deren Werth ſie durch theure Opfer ſchätzen gelernt hatten, gleich erhoben. Der treue Lorenzo ſtand hochgeehrt dem Brautpaare zur Seite am Altare.

Den Abend brachten die Neuvermählten einſam auf ihrer Villa am Meere zu. Da ſaßen ſie in ſeligen Geſprächen am Fenſter und blickten über die Wellen hinaus, in denen ſich der Stern der Liebe ſpiegelte. „Mir iſt," ſagte Liſardo, „als hätten wir uns aus einem Schiffbruch gerettet auf eine Inſel der blühendſten Glückſeligkeit." — „Und ich," erwiderte Octavia, „ich fühle, daß wir uns recht thöricht mißverſtanden haben, wir unklugen Kinder. Wenn das Weib den Mann nicht meiſtern, der Mann das Weib nicht in ſeine Ungebundenheit herüberziehen wollte, dann wären wir viel früher glücklich geworden." — „Aber unſer Glück wäre nicht ſo vollendet," ſagte Liſardo.

„Worüber denkſt du nach? was iſt dir?" fragte ihn Octavia, als er lange ſtumm in das Meer hinausſchaute, und lehnte ſich auf ſeine Schulter. Liſardo ſah ſie lächelnd an. „So Vieles hat ſich in unſern Schickſalen wunderbar gefügt," ſagte er; „nun fällt mir zulezt noch eine Prophezeiung ein, die ich mir einſt unwillkührlich ſelber gab. Auf dieſen Wellen war es, wo ich nach einer Unterredung, die mir das Leben in ſeiner dürrſten und unfruchtbarſten Geſtalt erſcheinen ließ, den Schwur ausſprach: Möge die Peſt mich treffen, ehe ich ſo mit der Welt kapitulire!" — „Die Peſt!" ſagte Octavia ſchaudernd: „die iſt freilich nicht ausgeblieben!" — „Siehſt du? und mit der Welt habe ich kapitulirt!" rief er, indem er ſie liebevoll an das Herz drückte; „ja, mit ſchwerer Mühe habe ich die Kunſt erlernt, ein Menſch unter Menſchen zu ſeyn!"

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

Godwin Caſtle.

Troz der Grippe, die eigentlich alle ſchönen Gefühle abſorbirt und den äſthetiſchen Neigungen, die etwa noch en vogue wären, Abbruch thut, curſiren zwei äſthetiſche Produkte

in unſerer feinen Welt, und erfreuen ſich in gedämpſtem Maße ungefähr der Theilnahme, die vor Jahren die Briefe eines Verſtorbenen hier erregten. Es iſt ein Roman und eine Gedichtſammlung, zwei Genres, die eigentlich nicht mehr auf dem Schaume obenauf tanzen, von dem unſer geſellſchaftliches Intereſſe naſcht; alſo muß das übrige mit Perſönlichkeiten verſtrickt ſeyn, und dieſe zarten Fäden ſind es denn auch, welche dem Roman Godwin Caſtle und Carl Heinzelmanns Elyſium in einer Epoche phyſiſcher Erſchlaffung elaſtiſche Kraft geben. Der Unterſchied zwiſchen beiden wäre, daß man den Verfaſſer von jenem nicht, von dieſem aber wohl kennt; es iſt aber nur ein ſcheinbarer, denn in dem Intereſſe für die vermuthete Perſönlichkeit beim erſtern und die wohlbekannte beim leztern liegt eben der Reiz, welcher ſelbſt über die Grippe ſiegt. Unter dem Schleier des tiefſten Geheimniſſes will man an der Filigranarbeit jenes Romans weiße, zarte Hände erkennen, und die Schatten eines Diadems ſollen zuweilen über das Papier ſpielen. Man theilt das Diadem vielen ſchönen Stirnen zu; denn gewiß iſt, daß das Beiſpiel der Prinzeſſin von Sachſen anlockend und ermuthigend in hohen Sphären gewirkt hat, und der Literatur vielleicht ein Umſchwung bevorſteht, durch den ſie plözlich aus den Reihen des Demos, der ſie an ſich geriſſen, wieder in flimmernde Regionen erhoben wird. Sogar vaterländiſch hocharistokratiſche Dramen werden uns angekündigt. Die Literatur kann ſich nur freuen, und dem Publikum ſteht viel Genuß bevor. Unſere neueſte populäre Aeſthetik fragt ja nicht nach dem „Was“ und „Wie,“ ſondern „wer ſchrieb's?“ Nur iſt anzurathen, daß der neue Autor, oder die neue Autorin den Schleier recht dicht um das Haupt ziehe; je tiefer das Geheimniß iſt, je mehr die Ahnung zu thun hat, um ſo mehr wächſt das Intereſſe. Der Verleger des genannten Romans hat bei einem Todtenkopfe ſchwören müſſen, die Verfaſſerin nicht zu nennen, und um es ihm noch unmöglicher zu machen, hat man ſie ihm ſelbſt nicht genannt. Dieß hat ſo außerordentlich gewirkt, daß man jezt in keiner Leihbibliothek den Roman erhält, wenn man nicht Monate lang warten will. Nebenbei hat ein ſolches Luſtre den Vortheil, daß der Inhalt darüber ganz verſchwindet, und es thöricht wird, Unterſuchungen über den innern Werth anzuſtellen, wo der äußere alle Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt. Doch darf ein pflichtgetreuer Korreſpondent nicht verſchweigen, wie der Roman Godwin Caſtle auch einer Dame, welche kein Diadem trägt, zugeſchrieben wird, und die Annahme ſoll Wahrſcheinliches für ſich haben. Ob es recht iſt, ſolch ſchöne Illuſionen zu zerſtören? Ich kenne zarte, ſchöne Leſerinnen, welche ſich in ihrer Entrüſtung ſogar mit den Waffen der Kritik gegen jene vernichtende Behauptung wehren: denn nimmermehr könne eine Dame, die nur dem höhern Bürgerſtande angehört, mit ſo entzückendem Glanze die magiſchen Lüfte malen, die um die Teppiche eines Thronhimmels rauſchen.

(Die Fortſezung folgt.)

München, Februar.

(Fortſezung.)

Die Cholera.

Noth lehrt beten, ſagt das Sprichwort, und die Cholera hat während ihres lezten Feldzugs zur Vermehrung der Gebetbücher rühmlichſt beigetragen, und ſich in Bayern um dieſen ſchon ſehr beliebten Literaturzweig unbeſtrittene Verdienſte erworben. Den mit der Geſundheitspolizei der Stadt beauftragten Kollegien muß das ſie gewiß erhebende Zeugniß gegeben werden, daß mehr als irgendwo Alles, was in menſchlichen Kräften ſtand, aufgeboten ward, um baldmöglichſt wieder einen beſſern Geſundheitszuſtand herbeizuführen. Um ſo auffallender war es mir, daß die wohlgemeinte und gewiß von ihm hinlänglich geprüfte Eingabe eines in den Ruheſtand verſezten patriotiſchen Beamten völlig unberückſichtigt blieb. Der Mann ſchlug in einer Eingabe an das königliche Miniſterium vor, man möchte, der Luftreinigung wegen, von Zeit zu Zeit die ganze Garniſon, Tabak rauchend, durch die Stadt führen. Er wurde verlacht; nun, er wird an Columbus, an Samuel Hahnemann und den Erfinder der Dampfſchifffahrt gedacht und auch gelacht haben. Aufſehen erregte eine kleine heftige Schrift: „Die Cholera oder Brechruhr, nach ihrer allopathiſchen und hydropathiſchen Behandlung vergegenſeitigt von Profeſſor Oertel in Ansbach.“ „In dieſem Schriftchen,“ ſagt der Herr Verfaſſer, „habe ich bewieſen, was mir Keiner wird widerlegen können: a) daß die herkömmliche Arzneikur mit all ihren Vorbau- und Heilmitteln wider die Cholera ſeit 1830 im Ganzen viel zu wenig geleiſtet, und daher über die Hälfte der Kranken hingeopfert, oder doch bei den Geretteten Nachkrankheiten hinterlaſſen hat, weil ihre Natur nicht völlig ausgereinigt worden war. b) Daß dagegen die Waſſerkur, als einziges und einfachſtes Vorbau- und Heilmittel, überall, wo ſie unvermiſcht, innerlich und äußerlich zugleich, angewandt wurde, im erſten und lezten Stadium dieſer Weltſeuche Wunder gethan, und Sterbende, ja Scheintodte neu belebt und alle Nachkrankheiten verhütet hat.“ Wie man vernimmt, iſt der zweite Beweis nicht völlig ſo gut geglückt, als der erſte. Aus Anlaß dieſer Schrift wurde der Profeſſor Oertel von Seiten der Regierung nach München requirirt, um hier an dazu geneigten Cholerakranken mit ſeinem Univerſalmittel Wunder zu thun. Wie ſie ausgefallen ſind, weiß ich nicht; ich habe nur einmal in irgend einem Blatt eine von ihm erlaſſene Bekanntmachung geleſen, worin er es zur öffentlichen Kunde brachte, daß zwei aus der allopathiſchen in ſeine hydropathiſche Behandlung übergegangene Kranke — geſtorben ſeyen. — Eine aus dem freiwilligen Verein homöopathiſcher Aerzte hervorgegangene homöopathiſche Heilanſtalt, worin auf Verlangen auch Cholerakranke aufgenommen wurden, ſoll ſich, namentlich auch in Bezug auf dieſe, bereits als ſegensreich ausgewieſen haben. Beſonders lobenswerth ſcheint es mir, daß ſie fortlaufende getreue Berichte über ihr ärztliches Wirken geben will. Der Praxis gebührt am Ende doch in allen Dingen das lezte Wort. — Aus all dieſen Einzelheiten ermeſſen Sie, daß die Cholera hier, wie allenthalben, dieſelbe war. Als eine Eigenthümlichkeit ihres Auftretens bei uns iſt herauszuheben, daß ſie weniger ſchonend mit den höhern Ständen umging, wie wohl anderswo; Börne kann mit ihr zufrieden ſeyn. Wie die Regierung in dieſer Periode ihre hohe Miſſion auf's Trefflichſte zu erfüllen wußte, ſo verleugnete auch der Bayer in dieſer bedenklichen Periode ſeinen Charakter nicht: eine gedrückte Stimmung kam nicht auf; er begann nicht ſchon drei Tage vor der Krankheit zu ſterben, er klammerte ſich an's Leben, ſo lange es ging, und ſog begierig den lezten Tropfen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 56.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 7. März 1837.

As boy I thought myself a clever fellow —
Now my sere fancy falls into the yellow
Leaf and Imagination droops her pinion,
And the sad truth which hovers o'er my desk
Turns what was once romantic to burlesque.

Byron.

Jugenderinnerungen

eines

eines Zöglings der hohen Karlsſchule

in Beziehung auf Schiller.

Der Redaktion liegen mehrere Memoiren vor, welche ſich unmittelbar oder mittelbarer auf verſchiedene Lebensepochen Schillers beziehen. Wir werden ſie nach und nach mittheilen. Die Blätter, welche hier zunächſt folgen, haben einen vertrauten Jugendfreund Schillers, den vor Jahren in würtembergiſchen Dienſten geſtorbenen General von Scharffenſtein, einen gebornen Elſäßer, zum Verfaſſer. Herr v. Scharffenſtein war, abgeſehen von ſeinen Leiſtungen als Soldat, vorzüglich wegen ſeiner Menſchenfreundlichkeit und ſeines, auch praktiſch von ihm ausgeübten Talents für die bildende Kunſt ſehr beliebt und hochgeachtet. Die kleinen Denkwürdigkeiten, die man leſen wird, ſind Allem nach kurz nach dem Tode des Dichters geſchrieben und tragen nicht nur den allgemeinen Stempel jener Zeit, ſondern verrathen auch den eigentlichen Deutſchfranzoſen; wir glaubten ſie aber gerade deßhalb unverändert mittheilen zu müſſen. Sie enthalten heitere Bilder und kleine, für Schiller und ſeine damalige Umgebung bezeichnende Züge, welche nicht nur den Verehrern des großen Mannes, ſondern auch ſeinen künftigen Biographen willkommen ſeyn werden.

* * *

Anno 1773 kam ich im eilften oder zwölften Jahre in die damalen ſo genannte Militärpflanzſchule des regierenden Herzogs Karl auf dem Schloſſe Solitude. Schiller war ſchon da. Es waren meiſtens Jünglinge von dieſem Alter, außer einigen ältern Patronen, vor welchen wir entſetzlich viel Reſpekt hatten. Damalen waren noch keine wiſſenſchaftliche Fächer fixirt; das Ganze war in zwei Klaſſen oder vielmehr Kaſten eingetheilt: Cavaliers- oder Offiziersſöhne, und Eleven, leztere meiſtens Soldatenkinder, außer einigen Individuen aus guten bürgerlichen Familien. Die erſte Klaſſe war vorläufig dem Militär beſtimmt, der größte Theil der Eleven aber den Künſten; Maler, Bildhauer, Architekten, Muſiker, Stuccatoren, Gärtner ꝛc. Es gab auch eine Abtheilung von Schneidern und Schuhmachern. Gewiſſe Corveen, z. B. das Einheizen im Winter, gingen nach der Tour. Der Anzug war für gewöhnlich ſo: die Offiziersſöhne hatten hellblaue commistüchene Weſten mit Ermeln; der Kragen- und Ermelaufſchlag war von ſchwarzem Plüſch; die Hoſen waren von weißem Tuch, der Kopfputz war ein kleiner Hut, zwei Papilloten an jeder Seite, ohne Puder. Alles trug ſehr lange, falſche Zöpfe nach einem beſtimmten Maaße. Der Paradeanzug hatte mehrere Gradationen, und zum

größten Putz trug Alles Uniformen. Es gab z. B. eine Parade von geringerem Grade, wo zwar der gewöhnliche Anzug Statt fand, aber mit vier Papilloten an jeder Seite in zwei Etagen und Puder. Da ſah mein Schiller komiſch aus: er war für ſein Alter lang, hatte Beine beinahe durchaus mit den Schenkeln von Einem Caliber, ſehr langhalſig, blaß, mit kleinen, rothumgrenzten Augen. Er war einer der unreinlichen Burſche und, wie der Oberaufſeher Nies brummte, ein Schweinpelz. Und nun dieſer ungeleckte Kopf voll Papilloten mit einem enormen Zopf! Ich könnt' ihn noch malen. Dieſer Oberaufſeher Nies, aus der Klaſſe der Sergeanten, und die andern Aufſeher aus der der gemeinen Soldaten, waren in ihrem Fach gewiß ſehr exemplariſche Männer; Nies beſonders hatte eine Ueberſicht, einen Esprit de detail, und eine Betriebſamkeit ohne gleichen, er führte aber auch ein Commando, daß man in ſeiner Nähe kaum athmete. Die militäriſche Form war übrigens bei der Organiſation dieſer ganzen Anſtalt nothwendig, und dieſer Terrorism hörte nach und nach um Vieles auf, als das Inſtitut eine höhere Tendenz erhielt, Oſſiziere vorgeſezt, Profeſſoren angeſtellt und überhaupt Fakultätsfächer und Lehrſtunden beſtimmt wurden.

Es vergingen etwa zwei Jahre, ehe ich das Deutſche ſo lernte, daß ich die deutſchen Dichter nicht allein verſtehen, ſondern auch in Saft und Blut verwandeln konnte. Dieſer prädominirende, durch Hinderniſſe (denn dieſe Beſchäftigung war eine Art Contrebande) geſchärfte Sinn verband mich genauer mit Schiller, der ſchon damalen dem Ungeſtüm des ſeinigen in einigen verſtohlenen Gedichten Luft gemacht hatte. Dieſe Produkte waren nicht, wie ſonſten gemeiniglich in dieſem Alter debutirt wird, von weicher, ſentimentaler Art, keine Expreſſion einer von den Schönheiten der Natur ergriffenen jugendlichen Phantaſie, ſondern ſie kündigten ſchon ein ſtarkes, mit den Conventionen bereits in Fehde begriffenes Gemüth an. Kraftäußerung begeiſterte ihn vorzüglich, und ich erinnere mich, daß er ein gewiſſes, damals Aufſehen erregendes Benehmen von mir gegen unſern Intendanten, das wirklich etwas Feſtes hatte und ich jetzo noch nicht als Petulanz anſehe, in einer Ode beſang, die er für ſein Meiſterſtück hielt. Von dieſer Epoque an datirt ſich auch unſer intimer Anſchluß und der völlige Wechſel unſers Innerſten. Dieſe Freundſchaft wurde auch eine geraume Zeit der Lieblingsgegenſtand ſeiner Lieder, wobei, wie ich mich dunkel erinnere und jetzo urtheile, die natürliche ungeduldige Glut des Herzens wenig poetiſche Bearbeitung zuließ. Ich weiß nicht, wo dieſe Stücke hingekommen ſind. Schiller ſelbſt, als er lange ſpäter ſeine Gedichte zur Auswahl ſammelte, forſchte vergebens darnach.

Sonſten hatte ſich um dieſe Zeit eine Art von äſthetiſcher Aſſociation zwiſchen Schiller, Hoſen, Peterſen und mir errichtet; man träumte ſchon von drucken laſſen, Jeder ſollte etwas machen. Schiller machte ein dramatiſches Stück tragiſchen Inhalts, Hoſen einen Roman à la Werther, Peterſen auch ein weinerliches Schauſpiel, ich ein Ritterſtück. Wir recenſirten uns nachher ſchriftlich, wie natürlich, auf das Vortheilhafteſte. Unſer ganzer Kram taugte aber im Grunde den Teufel nichts, und es war ſchwerlich eine Stelle, ein des Aufbehaltens werther Zug darin anzutreffen, wahrſcheinlich weil es gar zu ſchön ſeyn und paradiren ſollte. Ich beſonders, obgleich ich von den Andern ſehr präconiſirt wurde, lieferte ein erbärmliches Ding, wo nichts als nachgepfuſchte Phraſeologie des Götz von Berlichingen anzutreffen war. Goethe war überhaupt unſer Gott.

Wir ſtanden noch in dem gar ſüßen Wahn der Autorſchaft, als eine grobe, nicht ohne Witz erfundene Poſſe des franzöſiſch gebliebenen Kameraden Maſſon erſchien, worin Jeder von uns in dem angenommenen Gewand tüchtig und plump verklopft wurde. Wir ſahen uns etwas kleinlaut und verblüfft an, und unſere Efferveſcenz von Autorſchaft hatte vor jezt ein Ende.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Pariser Maskenbälle.

(Fortſetzung.)

Ein angebornes Gefühl für das Schöne, ein lauterer Sinn für Sitte und Wohlanſtändigkeit leiten die allgemeinen Aeußerungen der römiſchen Luſt, und die Verwirrung, welche an jenen Tagen die Ausgelaſſenheit und momentane Beſinnungsloſigkeit in einem ſo engen Raume nothwendig hervorbringt, begünſtigt nur die geheimen Liebensintriguen und beeinträchtigt nicht im geringſten die öffentliche Sittlichkeit, noch wird dadurch die Delikateſſe beleidigt. Jeder nimmt ein beſonderes Intereſſe an dem allgemeinen Lärm und Jubel. Vollkommene Gleichheit herrſcht in allen Reihen; Witz, Geiſt und Schönheit verleihen einzig und allein die Privilegien und Standeserhöhungen, welche anerkannt werden. Iſt es daher ein Wunder, wenn die Italiener in der Nacht des giovedi grasso jammern und wehklagen: è morto il carnavale! il carnavale è morto!

Die Pariſer haben weniger Urſache, das Aufhören ihrer Carnevalsfreuden zu bedauern; ſchon durch das Nichthalten der nachfolgenden Faſten verliert der hieſige Carneval einen großen Theil ſeines Reizes und ſeiner Bedeutung, und bei der Februarkälte erfrieren die Späße auf den Lippen. Der franzöſiſche Volkscharakter äußert ſich bei dieſer Feſtlichkeit nicht ſowohl in muthwilliger Lebensluſt, toller Laune und närriſcher Kinderfreude, als

in plumper Parodie und garſtiger Rohheit. Das feine Gefühl für Wohlanſtändigkeit, die geiſtreiche Ausgelaſſenheit, die drollige Jovialität, welche ſelbſt den ernſteſten Denker und Weltweiſen zum Lachen zwingt, fehlen durchaus dem hieſigen Carneval. Troz dem beſteht der Faſching in Paris als alte Tradition noch fort, und lebt jedes Jahr am Dienstag vor Faſten wieder auf. Einige Stunden nach Mittag wimmeln die Boulevards von einer ungeheuren Menſchenmenge, welche zwiſchen zwei unabſehbaren Wagenreihen von der Magdalenenkirche bis zum Baſtilleplaz auf und ab wogt. Elegante Kutſchen und Equipagen, beſcheidene Fiacker und Cabriolets, leichte Landau's und Tilburys, ſchwerfällige Charabancs und Tapiſſières fahren langſam, wie Leichenwagen, auf der einen Seite hin und auf der andern wieder zurück; in der Mitte tummeln ſich die Reiter und auf den beiden Trottoirs drängt ſich ein ſchreckliches Gewirre von Fußgängern. Kein anderes Feſt, ſelbſt keine große Truppenrevue wirft zahlreichere Maſſen von Spaziergängern auf das Pflaſter der Hauptſtadt und der Banlieue, als der Faſtnachtsdienstag; er iſt die allgemeinſte der Volksbeluſtigungen, welche Jung und Alt, Vornehm und Gering, Arm und Reich in Bewegung ſezt, und woran alle Stände, alle Klaſſen und alle Meinungen ohne Unterſchied Theil nehmen. Die Kranken und die Geiſtlichkeit fehlen allein bei dieſem Feſte. Und ſchon, glaube ich, bin ich zu weit gegangen, die Kranken auszunehmen; ich berufe mich z. B. nur auf die Grippe, welche an jenem Tage hier wie verſchwunden war, denn man hörte weder huſten noch ſchnäuzen, ſondern nur ſchrillen, lachen, jubeln und ſchreien. Die ganze Bevölkerung von Paris hat ſich aufgemacht und iſt zu Fuß, zu Wagen oder zu Pferde auf die Boulevards geeilt; dort treibt man ſich ein paar Stunden im furchtbarſten Gewühle herum und thut, was Alle thun: man ſieht und läßt ſich ſehen, man iſt zugleich Zuſchauer für ſein eigenes Vergnügen und Schauſpieler in den Augen Anderer. Das gilt ſowohl vom erſten Botſchafter als vom lezten Chiffonnier. Man kann ſogar behaupten, daß die fremden Geſandten in Paris integrirende Beſtandtheile des Faſchings ausmachen, inſofern Equipagen mit gemalten Wappen am Kutſchenſchlage, mit galonnirten Jägern hinten drauf, mit zwei Mohren auf dem Bock und vier Apfelſchimmeln höchſt ſehenswerthe Gegenſtände für die Neugierigen ſind. Das Sonderbarſte bei dieſem Faſchingsvergnügen iſt, daß Jeder denkt, der Andere werde eine Maskerade veranſtalten, und ſo Niemand oder nur ſehr Wenige maskirt erſcheinen. Alle nur einigermaßen geſezte Leute ziehen vor, zuzuſehen, wie Andere ſich beluſtigen, als ſich ſelbſt zu beluſtigen; ſelbſt der kleinſte Spezereihändler hält ſich für viel zu gut, als daß er ſich ſo weit erniedrigen ſollte, eine Stunde närriſch zu ſeyn, wie es der Faſching doch eigentlich mit ſich bringt. In Folge dieſer eigenſinnigen Zurückhaltung entſteht eine allgemeine Täuſchung, und die dichteſten Menſchenmaſſen, welche man nur ſehen kann, drängen ſich demnach vor einem Theater, das keine Vorſtellung gibt, und keine andern Schauſpieler hat, als die, welche der Vorſtellung beiwohnen wollen.

Ich kann daher dem Leſer nur wenig von den Maskenzügen und Verkleidungen, welche ſich dieſes Jahr auf den Boulevards zeigten, mittheilen; im Verhältniß zu der herbeigeſtrömten Menge von Wagen, Reitern und Fußgängern ſah man nur äußerſt wenige Masken, und unter dieſen kamen weder ſehr originelle, noch ſehr ſinnreiche vor. Die Poſtillone von Longjumeau waren beſonders zahlreich; die Kärrner, Pierrots und die als alte Jungfern verkleideten wanſtigen Kerls präſentirten ſich auch diesmal, wie immer, mit demſelben Coſtüme und denſelben Manieren. Die wahnſinnigen Lumpen Robert Macaire's und Bertrands fehlten natürlich nicht; ihre Späſſe aber ergözten eben ſo wenig mehr, als hundertmal wiedererzählte Anekdoten. In den Equipagen der Chauſſée d'Antin ſah man ſchöne, reichgekleidete Damen; der hohe Adel des Faubourg St. Germain hatte dieſes Jahr bloß ſeine Kareſſen nach den Boulevards geſchickt, worin meiſtens Bonnen und Erzieherinnen mit einigen Kindern ſaßen. Die Bürgerfrauen ließen ſich wie gewöhnlich in Fiakern herumführen, und die Charabancs waren in der Regel mit betrunkenen Türken und Wilden angefüllt, die ein ihrem Coſtüm entſprechendes Geſchrei ausſtießen. Außerdem hat der diesjährige Faſching noch einige Anſpielungen auf die Gegenwart hervorgebracht.

Doch ich bemerke, daß ich mich in ein Kapitel hineinſchreibe, auf das die Ueberſchrift dieſes Artikels nicht mehr paßt; ich breche daher ab und verſpare, was ich noch über den diesjährigen Faſtnachtsdienstag und Aſchermittwoch zu ſagen habe, auf das nächſte Mal.

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, Februar.

(Beſchluß.)

Menagerie. Schäfflertanz.

Mitten in der bedrohlichſten Zeit traf die Frau van Aken mit ihrer Menagerie hier ein, und ſtellte hohe und höchſte Herrſchaften der Wüſte ohne Scheu der Gefahr der Anſteckung bloß. Sie (die Menagerie) iſt ſehenswerth. Man trifft dort einen Leuen, der in London zwanzigmal Alexanders Triumphwagen gezogen hat, und ſich jezt ein Vergnügen daraus macht, das Publikum zu überzeugen, daß des Löwen Rachen für den Kopf des Menſchen einen völlig ſichern Aufenthaltsort darbietet; ferner einen Eisbären, der mit dem Mann, der ihn füttert, verliebte Küſſe wechſelt und Zucker aus ſeinem Munde naſcht; einen ſchäzbaren Waldteufel, der ſich ſelber dem Trunk ergeben hat; eine

Löffelgans, die den untern Löffel ihres Schnabels mit ſeltener Bereitwilligkeit zu einer Schlafhaube hergibt, und während der Procedur göttlich dumm dreinſchaut; eine Hyäne, die die Menſchen liebt, aber nicht — und darin ſteckt die Tugend — zum Freſſen; philanthropiſche Tiger, Wölfe, eine Boaſchlange, die ſich liebkoſen läßt, genug, Geſellſchaft, wie man ſie nicht auf der Straße findet. Vorzüglich Abends, wo bei brillanter Beleuchtung offene Tafel gehalten wird, lohnt ſich ein Blick in dieſen Familienkreis der Mühe.

Als heiteres Nachſpiel ſchließt ſich an die Cholera der *Schäfflertanz*. Die Schäfflergeſellen durchziehen in rothen Fracks, ſchwarz-mancheſternen Hoſen, weißen Strümpfen und Schuhen, Guirlanden in den Händen, zwei Hanswürſte und ein Muſikchor an der Spitze, die Stadt und führen vor den Wohnungen der Honoratioren, ſo wie vor Brauhäuſern und Weinſchenken einen abenteuerlichen Tanz auf. Dies iſt eine Volksluſtbarkeit, die nur jedes ſiebende Jahr ſtatt hat. Vor langen, langen Jahren, heißt es, als eine furchtbare Krankheit — man nannte mir die Peſt — München verheert und die übriggebliebenen Lebendigen durch Angſt und Entſetzen ſo feſt in ihre Wohnungen gebannt hatte, wie die Todten in ihre Gräber, wagten es die Schäffler zuerſt wieder, den unterbrochenen Reigen des Lebens auf's Neue zu eröffnen. Sie durchzogen tanzend, mit luſtiger Muſik, die Straßen; das entzündete in jedem Herzen die zurückgedrängten, faſt erloſchenen Flammen der Hoffnung und des Lebensmuthes; Mädchen und Frauen traten ſchüchtern an die Fenſter, Männer öffneten die verriegelten Thüren. Der ſchöne Tag zieht, wenn ich mir ihn recht lebhaft denke, in Gluth und Farbenſchmelz an mir vorüber, als ob ich damals ſelbſt Antheil gehabt hätte an der allgemeinen Auferſtehung. Da wurde denn zu ewigem Andenken der ſogenannte Schäfflertanz geſtiftet: alſo, wie Alles, was heutzutage Feſt heißt, ein Vermächtniß alter Zeit. Der Schäfflertanz iſt ehemals wohl anders geweſen, friſcher, heller, freudiger; jetzt tanzen vernünftige Leute mit ernſthaften Geſichtern, wie man auf dem Theater tanzen ſieht, nämlich für Geld; Hanswurſt iſt ein triſtes, ja ſchauerliches Geſpenſt, das ſich aus der Gruft heraufgeſtohlen und nichts als ſein altes, buntes Narrenkleid mitgebracht hat, das Ganze ein nachgemachtes Feuer, an dem man ſich nicht wärmen kann. Nun, dies trifft nicht den Münchener Schäfflertanz allein; unſere Zeit hält ſich freilich für den abgezogenen, reinen Spiritus aller Vergangenheiten, mir aber ſcheint ſie eine eingemachte, ſaftloſe Frucht, deren Fleiſch nicht mehr ſchmackhaft iſt und deren Kern nicht mehr treibt.

Berlin, Februar.

(Fortſetzung.)

Heinzelmann.

Ob Herr Heinzelmann nicht auch richtig ſpeculirt hätte, wenn er ſeine Gedichte ohne ſeinen Namen in einer vornehmen Buchhandlung erſcheinen, eine myſteriöſe Vorrede dazu drucken und unter der Hand ausſprengen laſſen, ſie rühren von einer Prinzeſſin her, will ich nicht unbedingt entſcheiden. Vieles hätte gewiß anders gewirkt; dennoch iſt es gerade das eigenthümliche Ich, die markante Stellung ihres in ganz Berlin wohlbekannten Verfaſſers, was ſeinen Gedichten einen ſubjektiven Werth leiht, welcher nicht von außen kommen kann. Heinzelmann iſt, wie man weiß, einer der unternehmendſten Cafetiers in Berlin, der die große Eigenſchaft beſitzt, daß er, wie auch vom Unglück verfolgt, nie den Muth verliert. Auch auf ihn läßt ſich anwenden, wie ein berühmter Philolog die lateiniſche Biographie eines noch berühmtern Leipziger Profeſſors (Reiske) beginnt: omnis vitae Heinzelmannianae ratio fuit, non cedere malis, sed audentiorem contra ire. Zu ſeinen Unternehmungen fehlte ihm nur etwas: ein Publikum; denn Berlin iſt nicht groß genug für die umfaſſenden Vergnügungsplane, die ſtets verjüngt und in vergrößertem Maßſtabe, wahre Phönixe aus der Aſche, in Heinzelmanns Kopfe entſtehen und in's Leben treten. Er hatte das Unglück, daß ſein Elyſium abbrannte, und das Elyſium war ein großer Garten, worin alle Elementarvergnügungen mit den geiſtigen gepaart waren: Spaziergänge, Waldeinſamkeit, blumige Wieſen, Waſſerfahrten, Fiſchfang, Jagd, Schaukeln, Rutſchbahnen, Carouſſel, Buffets und gedeckte Tafeln in freier Luft und in Orangeriehäuſern, magnifike Feuerwerke und unterhaltende Sommertheater. Noch glimmte die Aſche und es erhob ſich ſchon wieder. Böſe Feinde verdrängten ihn aus ſeinem irdiſchen Paradieſe, und ſogleich hat er ein anderes gefunden, wo der Nachtigallengeſang unter hohen Laubwipfeln ihn tröſtet und die mahnenden Unkenrufe ſeiner Verfolger übertönt. Daß er ein Geſchick beſaß, ſeine induſtriellen Unternehmungen mit poetiſchen Reden beim Publikum einzuführen, bewieſen ſeine Zeitungsannoncen. Daß er aber mitten in einer commerziellen Thätigkeit, ſelbſt in Stricken und Banden, den Eingebungen ſeiner Muſe lauſchte, und was ſie ihm diktirte, niederſchrieb, ja daß faſt auf jeden Tag ein Gedicht fällt, erklärt ſich nur aus dem allgemeinen lyriſchen Drange unſerer intellectuellen Atmoſphäre. Gedichte werden nicht mehr gemacht; ſie müſſen heraus, wo das Gefühl zu mächtig wird, und dann ſtehen ſie da und üben ihr unzerſtörbares Recht. Wer unter unſern Dichtern könnte, wenn er auch dazu die feſte Abſicht hätte, ein Lied *machen* wie folgendes, „die Fröſche" überſchrieben:

Es befindet in meines Gartens Bereich
Sich ein romantiſch gelegener Teich:
Da ſangen die Fröſche im rauſchenden Chor
Ein nie empfundenes Lied in mein Ohr.

Ich lauſchte dem Liede die halbe Nacht,
Es wirkte auf mich mit gewaltiger Macht;
Die Töne, ſie ſchienen in Blumen gehüllt,
Aus denen der Duft mit dem Klange entquillt.

Je länger ich lauſchte dem Wundergeſang,
Je reiner harmoniſche Schönheit er ſchwang:
Dem Fittich der Geiſter in himmliſcher Schaar,
Dem glich er im Schwingen der Lüfte ſogar.

Und als der Mond den flimmernden Schein
Durch die fliehenden Wolken zum Teich warf hinein:
Da hüpften die geiſtigen Töne der Luſt
Wie reizende Horen auf blumigtem Duft.

Und als ich noch ſaß, im Staunen verwirrt,
Da hat mich die ewige Liebe umſchwirrt,
Ich wollte ſie faſſen: o weh! meine Bruſt!
Sie iſt noch zu eng für die ewige Luſt.

Die Fröſche verſtehen harmoniſch im Sang
Dem ewigen Vater zu ſenden den Dank;
Doch ach! der Menſch, der beſſer ſollt' ſeyn,
Er iſt für Gefühle des Himmels nicht rein.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 57.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 8. März 1837.

Es ſinge, wer da ſingen kann!
Denn nie war ich um Kunſt bemüht,
Nur aus dem Herzen quillt mein Lied.

Herder.

Dichterleben.

Oft ſtand ich hoch auf Felſenklippen
Und ſchaut' empor zum Himmelsdom,
Und Lieder quollen von den Lippen
Mir unbewußt, ein voller Strom.
Ich ſchlang den Kranz mit duft'ger Blüthe,
Den Rebenkranz in's dunkle Haar,
Und fühlte, daß mein Herz erglühte
Vom Strahl des Gottes wunderbar.

Oft fuhr ich auch im Wettergrauen
Auf ſchwankem Schiff durch Wellenſchaum,
Und ſchaute nach den altergrauen
Gebrochnen Burgen wie im Traum;
Und ruhte gern auf freien Höhen,
Weit von der niedern Fläche Staub,
Nur von den Wolken angeſehen,
Umflüſtert nur von Eichenlaub.

Am waldumgrünten Römermale
Harrt' oftmals ich dem Elfentanz,
Und ſtreifte furchtlos durch die Thale
Gleich einem Geiſt beim Sternenglanz.

Ich ließ gelöst die Locken wallen
Zum leichten Spiele mit dem Sturm,
Als Diadem hat mir gefallen
Der leuchtende Johanniswurm.

Vom Berge jagt' ich auf den Geier
Beim kaum erwachten Morgenſchein,
Da dienten Nebel mir zum Schleier,
Mein Mantel mußten Wolken ſeyn.
Ich ſang hinunter meine Lieder
Zum Rhein, der brauſend vor mir lag,
Sie hallten aus der Dämm'rung wieder
Und mich umglühte goldner Tag.

Doch ob die Menſchenkinder hörten,
Was ich geſungen und geſagt,
Und ob nach mir die Weltbethörten
In Ungunſt oder Gunſt gefragt —
Es bracht' mir weder Luſt noch Schmerzen,
Frei ſang ich wie die Nachtigall,
Und hab in wenig treuen Herzen
Geſunden ſchon den Wiederhall.

Adelheid v. Stolterfoth.

Jugenderinnerungen
eines
Zöglings der hohen Karlsſchule
in Beziehung auf Schiller.

(Fortſetzung.)

Es war ohnehin um die Zeit, wo die Zöglinge ſich beſtimmten Fächern widmen mußten und genug zu thun hatten, in den Penſis nicht zurück zu bleiben. Schiller wurde Mediziner, ich Soldat. Man kann nicht ſagen, daß Schiller dieſen Stand aus Vorliebe wählte; es war mehr ein Raptus, oder weil er ihn für liberaler und freier hielt, oder hauptſächlich, weil die darin angeſtellten Lehrer ihm beſſer behagten. Es war aber das Urtheil ſeiner reifern Jahre, daß es auch für den Dichter gut ſey, irgend ein wiſſenſchaftliches Fach abſolvirt zu haben, ſey es was es wolle. Ich wurde Soldat aus jener ungeprüften Vorliebe, die beinahe alle jungen Leute für dieſen Stand hegen, und wenn ich ſchon meine Stelle in der Welt mit Ehre ausgefüllt habe, ſo geſtehe ich mit Ueberzeugung, daß ich weit ausſchließlicher für die bildende Kunſt gemacht war. Alle meine beſten freien Stunden waren auch meiſtens dem Umgang mit den hervorſtechendſten Künſtlern unter meinen Kameraden gewidmet, mit Scheffauer, Heideloff, Hetſch, Dannecker; ſie ſchäzten mein Urtheil, und vorzüglich mit Dannecker, (dem mein Gemüth eine eigene Rubrik in meinen Erinnerungen weiht) ſtiftete ſich ein intimeres, nie aufgelöstes und ſelbſt in meinen Feldzügen ſtets angefriſchtes Verhältniß. Dieſem Hange zur bildenden Kunſt iſt es wohl zuzuſchreiben, daß mein äſthetiſches Gefühl überhaupt früher reifte und Takt erhielt. Allmählig wurde ich der Theilnahme an den Beſtrebungen und Produktionen meiner poetiſchen Kameraden abtrünniger, und in der That war ja auch Schiller damals noch nichts anderes als ein ungeſtümer Vulkan, der rohe, unförmliche Schlacken auswarf.

Hier iſt der Platz, des Vorfalls zu erwähnen, der uns bis zu meinem vorangegangenen Austritt aus dem Inſtitut entzweite. In einer nach der beſten Bedeutung des Worts treuherzigen Stunde legte ich Schiller ein Bekenntniß ab, verbreitete mich nicht nur mit Wärme über die Schönheiten einiger bekannten Gedichte, ſondern hatte auch die unglückliche, aber argloſe Maladreſſe, eine für die ſeinigen nachtheilige Parallele anzuſtellen, ja ſogar diejenigen anzugreifen, die mir gewidmet waren, welche die Freundſchaft für mich inſpirirt hatte. Das traf ſein Gemüth; ich ſage ſein Gemüth, denn gewiß wurde dieſes mehr verlezt als der poetiſche Egoiſm. Schiller wurde nicht kalt, denn kalt konnte er nicht ſeyn, aber er zog ſich mit einer zerknirſchten Empfindung von mir ab, an die ich noch jezt mit einer ſehr ſchmerzhaften denke; denn was einſt ein Herz kränkte, iſt in keiner nachfolgenden Zeit für kindiſch und unbedeutend zu halten. Schiller ſelbſt, der übrigens im Grunde nur eine kurze Zeit ſeines Lebens ſeinem Herzen, die übrige nachher mehr ſeinen Lorbeeren gelebt hat, würde mir gewiß immer geſagt haben, wenn dieſes Vorfalls zwiſchen uns wieder erwähnt worden wäre: du thateſt meinem Herzen ſehr wehe. Er ſchrieb mir einen ſehr langen Brief, worin ſeine ganze Seele in Aufruhr war; nie iſt eine totale Brouillerie zwiſchen Verliebten ſo affektvoll geſchrieben worden (dieſer Brief nebſt mehreren andern iſt mir auf eine recht heilloſe Art abhanden gekommen). Ich antwortete verweiſend, daß er meine Meinung falſch ausgelegt ꝛc.; aber ſeye es gegenſeitige mauvaise honte oder ſonſten was für eine Trutzerei geweſen, ſeye es, daß die Freundſchaft in dieſen Jahren mehr in der warmen Phantaſie als tief im Herzen ſteckte, die Verſtimmung blieb, ohne je ein Wort mehr mit einander zu ſprechen, bis zu meinem kurz nachher erfolgten Austritt aus der Akademie. Ich wurde als Lieutenant bei einem Infanterieregiment angeſtellt. Bei den Beſchäftigungen, auch Verirrungen meiner neuen Exiſtenz blieb mein Herz leer, und eine unbeſchreibliche Sehnſucht nach meinen ehemaligen Umgebungen, vorzüglich nach Schiller erwachte in mir; der Gedanke, mit ihm entzweit zu ſeyn, wurde mir unerträglich. Ich ſchrieb an ihn, er antwortete in gleicher Stimmung, und alle Wolken verſchwanden, Alles war rein vergeſſen. Inzwiſchen waren wir durch unſere Lage getrennt und hatten beinahe keine Communikation.

Nach ohngefähr anderthalb Jahren kam er ſelbſt aus der Akademie und wurde als Regimentsmedicus angeſtellt. Die Stunde, wo er auf der Parade ſich präſentirte, war auch die erſte des Wiederſehens. Wie gram war ich dem Decorum, das mich hinderte, den lang Entbehrten zu umfaſſen! Aber wie komiſch ſah mein Schiller aus! Eingepreßt in der Uniform, damalen noch nach dem alten preußiſchen Schnitt, und, vorzüglich bei den Regimentsfeldſcherern, ſteif und abgeſchmackt; an jeder Seite hatte er drei ſteife, vergipste Rollen, der kleine militäriſche Hut bedeckte kaum den Kopfwirbel, in deſſen Gegend ein dicker, langer Zopf gepflanzt war, der lange Hals war in eine ſehr ſchmale, roßhärene Binde eingezwängt. Das Fußwerk vorzüglich war merkwürdig: durch den den weißen Kamaſchen unterlegten Filz waren ſeine Beine wie zwei Cylinder von einem größern Diameter als die in knappen Hoſen eingepreßten Schenkel. In dieſen Kamaſchen, die ohnehin mit Schuhwichs ſehr befleckt waren, bewegte er ſich, ohne die Knie recht biegen zu können, wie ein Storch. Dieſer ganze, mit der Idee von Schiller ſo contraſtirende Apparat war oft nachher der Stoff zu tollem Gelächter in unſern kleinen Kreiſen.

Nun beginnt die für Schillers Charakteriſtik als Dichter, als Menſch reichhaltigſte Epoque, von der ich aus

dieſem Grunde zwar vollſtändig, aber nicht mit biographiſchem Zuſammenhang ſprechen könnte. Ich erſtaunte und mein Geiſt beugte ſich vor der imponirenden Superiorität und den Fortſchritten, die ich bei Schiller antraf. Nicht allein, daß er ſeine Räuber ſchon ganz und Fiesco halb im Manuſcript hatte, war er in der Geſchichte, in den theoretiſchen philoſophiſchen Wiſſenſchaften nicht nur Profeſſormäßig bewandert, ſondern ſein tiefer Sinn hatte ihren Gehalt für's Leben gewürdigt. Die Wärme ſeines Gemüths war weniger brauſend zwar, aber wahrer, concentrirter, einhelliger mit der Phantaſie. Sein Herz hatte mit dem Geiſt den Takt gefunden. Dieſer kurzen Epoque, wo der Freund mein Lehrer war, verdankt meine Entwicklung und Bildung ſehr viel. Schillers Philoſophie hatte ein ſtoiſches Gepräg; man findet in ſeinen Werken prononcirt genug, weß Geiſtes Kind er war. Den für's Leben ſo praktiſchen, ſtählenden Satz, Glückſeligkeit ſey mehr eine perſönliche Eigenſchaft, urgirte er mit ſchwellender Bruſt und pfropfte er in die meinige. Wäre Schiller kein großer Dichter geworden, ſo war für ihn keine Alternative, als ein großer Menſch im activen öffentlichen Leben zu werden; aber leicht hätte die Feſtung ſein unglückliches, doch gewiß ehrenvolles Loos werden können. Die Räuber ſchrieb er zuverläſſig weniger um des literariſchen Ruhmes willen, als um ein ſtarkes, freies, gegen die Conventionen ankämpfendes Gefühl der Welt zu bekennen. In jener Stimmung hat er oft zu mir geäußert: „Wir wollen ein Buch machen, das aber durch den Schinder abſolut verbrannt werden muß!“

Nun ſollten die Räuber edirt werden; eine hochwichtige Angelegenheit, bei der es manche Debatten gab. Zuerſt wurde über eine Vignette deliberirt und ſolche ohne Mühe erfunden: ein aufſteigender zorniger Löwe mit dem Motto: in Tyrannos, was gratis von einem Kameraden aus den Kupferſtechern radirt wurde. Nun ging's an den Accord mit einem ſubalternen Buchdrucker, der, dem Ding nicht trauend, es nicht anders als auf Schillers Unkoſten übernahm. Dieſe Edition, faſt Fließpapier, ſah aus wie die Mordgeſchichten und Lieder aus Reutlingen, die von Hauſirern herumgetragen werden. Unbeſchreibliche Freude machten die erſten Exemplare; inzwiſchen, da der Kram, der in Gottes Namen und ohne alle Kundſchaft veranſtaltet worden war, wenig Abgang hatte, ſah Schiller nachgerade den Wachsthum des Haufens mit komiſch bedenklichen Augen an.

(Der Beſchluß folgt.)

Foſſile Augen.

Nach Buckland.

In den älteſten Schichten der Erdrinde, in welchen bisher verſteinerte Reſte von Thieren gefunden wurden, kommt ein merkwürdiges Thiergeſchlecht vor, die ſogenannten Trilobiten. Sie gehörten der Claſſe der Kruſtenthiere an, und waren ſomit in der allgemeinen Bildung den jetzigen Krebſen und Krabben verwandt. Sie kommen, und zwar in ſehr zahlreichen Arten, in den verſchiedenſten Ländern vor, im ganzen nördlichen Europa und in Nordamerika, in den Anden, am Cap der guten Hoffnung. Man hat ſie bis jezt bloß in Schichten gefunden, welche älter als die große Steinkohlenformation ſind, und da man neben ihnen nur ſehr wenige Spuren von andern Kruſtenthieren entdeckt, ſo erſcheinen ſie in der langen Periode zwiſchen dem Niederſchlag der älteſten, Verſteinerungen führenden Schichten und dem Ende der Kohlenformation als die vornehmſten Repräſentanten einer Thierclaſſe, welche ſpäter, nachdem jene Urformen von Seekrebſen längſt ausgeſtorben waren, in zahlreichen neuen Familien auftraten. — Dieſe Trilobiten ſind ſonderbar und zwar im Allgemeinen ſo gebildet: das vordere Körperſtück beſteht aus einem halbmondförmigen Schild, der eigentliche Körper aber aus zahlreichen, übereinandergelegten Segmenten, wie ein Krebsſchwanz, und meiſtens iſt er durch zwei der Länge nach verlaufende Furchen in drei Lappen getheilt: daher der Name Trilobiten; bei manchen Arten findet ſich noch ein dreieckiger oder halbmondförmiger Schwanz.

Das Bisherige war vorauszuſchicken, wollten wir eines der größten Wunder, das die Geologie an's Licht gezogen, näher betrachten. Bei dieſen Thieren finden ſich nämlich nicht ſelten die Augen vollkommen erhalten, das heißt in cryſtalliniſche Maſſe, meiſtens in Kalkſpath verwandelt. Die Bildung der Augen bei Inſekten und Kruſtenthieren iſt im Allgemeinen bekannt: eine Anzahl kleiner Facetten oder Linſen ſizt am Ende gleich vieler koniſcher Röhren oder Mikroſcope, die dicht aneinandergedrängt ſind, ſo daß das Auge äußerlich als ein einfaches Organ erſcheint. Bei manchen Schmetterlingen z. B. beläuft ſich die Zahl der Augenfacetten auf dreißig und mehr tauſend. An den verſteinerten Exemplaren der Trilobiten ſieht man nun dieſe kleinen Linſen noch in ihren Faſſungen auf der Hornhaut aufſitzen. Bei einem Thier dieſer Art, dem Asaphus caudatus, beſteht jedes Auge aus wenigſtens vierhundert faſt kugelförmigen Linſen, die in beſondern Fächern auf der Hornhaut liegen. Das ganze Auge iſt ganz für ein Thier berechnet, das beſtändig auf dem Grunde des Waſſers lebte. Abwärts zu ſehen, brauchte es unter dieſen Umſtänden nicht, dagegen beherrſchte es mit ſeinen Augen den ganzen Horizont: jedes der oben auf dem Kopf liegenden Augen ſtellt nämlich ſo ziemlich einen abgeſtuzten Kegel vor.

Dieſe Augen der Trilobiten ſind das älteſte, ja faſt das einzige Beiſpiel, daß ſo äußerſt zarte Organe von Thieren, welche vor vielen tauſend, ja wohl vor Millionen Jahren ausgeſtorben ſind, ſich ſo vollkommen erhalten

Google

haben, daß wir ſie mit den analogen verwandter, jezt lebender Thiere auf's Genaueſte vergleichen können. Mit ganz eigenem Gefühl betrachtet man dieſe Organe, wenn man bedenkt, daß wir dieſelben Geſichtswerkzeuge in der Hand haben, durch welche einer der früheſten Bewohner unſers Planeten das Himmelslicht einſog. Was aber das Intereſſanteſte und Wichtigſte iſt, dieſe verſteinerten Augen geben uns deutliche Winke über den Zuſtand der alten See und der alten Atmoſphäre, und das Verhältniß beider zum Licht in einer ſo fern liegenden Zeit, wo die früheſten Seethiere mit Augen verſehen waren, welche ganz nach demſelben Princip gebaut ſind, wie die Augen der Kruſtenthiere, welche noch jezt auf dem Boden der See leben.

Was das Waſſer betrifft, in dem die Trilobiten während der ganzen Uebergangsperiode lebten, ſo konnte es unmöglich jene trübe, chaotiſche Flüſſigkeit ſeyn, aus der manche Geologen das eigentliche Material der jetzigen Erdrinde ſich niederſchlagen laſſen; denn die Augen dieſer Thiere ſind ſo gebaut, daß das Waſſer, auf deſſen Grund ſie ſich aufhielten, jedenfalls ſo rein und durchſichtig ſeyn mußte, daß die Lichtſtrahlen noch zu ihnen dringen konnten. Ferner hinſichtlich der Atmoſphäre ſchließen wir, daß, wäre ſie von der jetzigen materiell verſchieden geweſen, ſie auf die Lichtſtrahlen einen Einfluß hätte äußern müſſen, der ſich in einer entſprechenden Verſchiedenheit zwiſchen den Augen jeztlebender und denen jener älteſten Kruſtenthiere offenbarte. In Beziehung auf das Licht ſelbſt ſagt uns die Uebereinſtimmung dieſer uralten Organe mit jetzigen Augen deutlich und unmittelbar, daß das Wechſelverhältniß zwiſchen Licht und Auge und umgekehrt damals daſſelbe war, wie jezt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Fortſezung.)

Heinzelmann. Humor. Die Grippe. v. Raumer.

Dieſe Eigenthümlichkeit ſollte man, es iſt im Ernſt geſprochen, anerkennen. Es kommt ſo etwas nicht in jedem Decennium vor. Sind auch viele ſeiner Gedichte nur Nachklänge von dageweſenen Weiſen, geglättete Imitationen, ſo ſpricht ſich doch die urſprüngliche Naivität des Verfaſſers in den meiſten zu deutlich aus, als daß man nicht um deßwillen aus dem angedeuteten Standpunkt auf die ganze Sammlung literariſche Rückſicht nehmen müßte. Wer z. B. hat ſeine Balladen und Romanzen ſo eingeleitet:

> Die Balladen und Romanzen,
> Wie ſie mir im Herzen tanzen,
> Möcht' ich ſie in eure pflanzen. —

Man beachte den Anfang der Romanze: „Die beiden Jungfrauen:“

> Am frühen Morgen, die Sonne lag zu Bett',
> Da kamen zwei Jungfraun, wie Lilien weiß,
> Vom Kopf bis zum Fuße ſauber und nett,
> Die machten mein Herzblut wie Feuer ſo heiß.

oder die Ballade: „Die Ruine:“

> Nah an der Nordſee Strande,
> In dichtem Wald verſteckt,
> Steht eine Schloßruine
> Mit thränenſchwerer Miene,
> Daß Wehmuth ſie erweckt,

die in ihrer draſtiſch plaſtiſchen Entwickelung nur von der: „Das gebrochene Herz“ betitelt, überboten wird:

> Ein Offizier, der bei der Garde ſtand,
> Der freit' um der einzigen Tochter Hand,
> Bis er die Blüthe der Lieb' ihr entwand.
> Doch bald erfuhr ſie, von Schreck ganz erſtarrt,
> Daß er um die Hand der Reicheren warb,
> Worauf am Herzbruch das Mädchen dann ſtarb.

Das Wort Unſinn iſt leicht ausgeſprochen; aber die Aufgabe: Unſinn zu machen, überſteigt das Talent, einen nüchternen Sinn in glatten Verſen gefällig auszudrücken. Wo Heinzelmann nicht mehr will, als was er ſelbſt gedacht und gefühlt, in den Worten und Bildern, die ihm zunächſt liegen und ihm gangbar ſind, ausſprechen, wird er Poet in ſeiner Art, und jede Art hat ihre Geltung; ſeine iſt, was noch mehr iſt, eine bewußtloſe. — Aber der Humor will in ähnlicher Weiſe auch hie und da bewußter ſich geltend machen. So hat eben ein Weinhändler einen humoriſtiſchen Weinkeller eröffnet. Seine pathetiſche Ankündigung ſagt: er wolle praktiſch beweiſen, was jüngſt in einem Artikel der Voſſiſchen Zeitung hiſtoriſch erörtert worden: wie alt die Kunſt des Weinſchmierens in Deutſchland ſey. Er hat ungeheuern Zulauf, was freilich auch auf Rechnung der rothen Hoſen ſeiner Kellner zu ſchreiben iſt.

Eben ſo ſtill, als der Carneval ſich angekündigt, iſt es unter unſern literariſchen Notabilitäten. Die Grippe mag wohl noch tiefer als phyſiſch auf die Produktionskraft des Augenblicks influenziren. Dr. Steffens arbeitet an einem Roman; aber er arbeitet ſchon ſehr lange daran. Auch von W. Alexis ſagt man es, er ſelbſt will es aber nicht recht Wort haben. Profeſſor Gans war ernſtlich krank, iſt jedoch wieder in der Geneſung; eben ſo darf man ſich jezt der Hoffnung überlaſſen, daß Herr v. Chamiſſo's Geſundheitszuſtand wieder hergeſtellt iſt. Während Fr. v. Raumer an den erbeuteten N.chrichten aus den engliſchen Archiven ſichtet (aber keine zweite Reiſebeſchreibung herausgeben will), hat ihn ein unbekannter Freund mit einer wörtlichen Ueberſezung der feindlichen Kritik des Quarterly Review ſeines „England im Jahr 1835“ überraſcht. Sie ward, ſeparat gedruckt, mehreren Staatsbeamten gratis in's Haus geſchickt. Er ſelbſt iſt ſolche Zuſendungen gewohnt; denn es verging kein Vorfall, bei dem er kräftig ſeine Anhänglichkeit an die Grundſäze des großen Staatsmannes (des Fürſten Hardenberg), unter dem er wirkungsreich gearbeitet, ausgeſprochen, ohne daß nicht eine finſtere Denunciation oder eine bittere Schmähung von den im Finſtern Seufzenden und Hoffenden ihm in's Haus geſchickt ward. Iſt dies ein Zug aus dem alten oder aus dem jungen Deutſchland? Sein Verleger gibt dafür eine Ueberſezung der Kritiken über das Werk heraus, welche in den achtungswertheren engliſchen Journalen enthalten ſind. Die königliche Akademie in London hat Herrn von Raumer bekanntlich durch unanimes Votum zu ihrem Mitgliede ernannt.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 58.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 9. März 1837.

Que la religion est terrible et puissante!

Voltaire.
Mahomet.

Der Ramadan und Beiram in Algier.*

Die Religion übt ewig ihre räthſelhaften Wunder. Auch der hartnäckigſte Zweifler müßte ihr die noch heute wirkende zauberhafte Gewalt zugeſtehen, fände er Gelegenheit, die Völker des Islam zu beobachten, unter denen die Wunder noch nicht aufhörten, weil der Glaube noch lebendig iſt. Welch andere irdiſche Gewalt vermöchte ſonſt dieſe Barbarenhorden zu bändigen, die keinen Gebieter und keine Geſetze kennen, und in ihrer Wildniß ſo frei wie der Löwe ſind? Der Marabut ſpricht ihnen von den Geboten des Koran, und das Kampfgeheul verſtummt, der racheſchnaubende Araber verſöhnt ſich mit ſeinem mitgläubigen Todfeinde, gibt ihm das geraubte Eigenthum wieder, opfert der Moſchee die Silberſtücke, die er wie ſeine Augen liebt; er, der rauhe, wilde Barbar wird wehmüthig, poetiſch, wenn ihn die Rede auf den Propheten führt und die verheißene Welt jenſeits des Grabes.

Ich habe eine ſeltſame Zeit in dieſem ſeltſamen Lande verlebt: die dreißig Tage des Ramadan, jener religiöſen Feier, während welcher der orthodoxe Muſelmann inbrünſtiger betet als je, und von Sonnenaufgang bis zu Sonnenniedergang des Eſſens und Trinkens ſich enthält. Der Ramadan zu Algier zeigte mir eine Reihe neuer, nie geſehener Scenen. Den Beginn deſſelben verkündigen hier 101 Kanonenſchüſſe. Eine Menge von Lampen werden alsbald auf den Minarets der Moſcheen aufgepflanzt, und der Marabut ſchreit betend das Lob des Schöpfers zum Himmel empor. Hierauf wird es ganz ſtille in der Stadt, alle Mauren und Araber murmeln leiſe Gebete, während die Franzoſen, ein Gefühl nicht begreifend, dem ſie längſt fremd geworden, dieſe andächtigen Gruppen mit Neugierde und Verwunderung betrachten. Dreißig Tage lang erneuert ſich jeden Abend daſſelbe Schauſpiel. Sobald die Sonne hinter dem Atlas verſunken, donnert ein Kanonenſchuß, worauf die Mauren mit Begierde über ihre Speiſen herfallen, die ſchon lange bereit ſtanden, die aber Niemand vor dieſem Signale zu berühren wagte. Ich habe ein ſonderbares Beiſpiel von dieſer Gewiſſenhaftigkeit in der Befolgung dieſer religiöſen Ceremonie erlebt. Auf meinen Ausflügen in das innere Land hatte ich einmal einen Biskari auf einige Tage in meine Dienſte genommen. Durch einen unglücklichen Zufall verloren wir unſere Lebensmittel und brachten in den öſtlichen Gegenden der Ebene von Metidſchad vier-und-zwanzig Stunden ohne die geringſte Nahrung zu. Als wir Algier wieder erreichten, war es früh Morgens; ich bezahlte meinen Biskari und eilte zu Tiſche. Eine Stunde ſpäter ſah ich ihn wieder in eine Ecke des Hafens gekauert. Ich fragte ihn, ob er gegeſſen; er ſchüttelte ernſt den Kopf, mit dem

* Von unſerm Korreſpondenten in Algier. A. d. R.

Ausrufe: „Allah amehr ſahm!“ d. h. „Gott befiehlt mir noch zu faſten.“ Er harrte mit dem leeren Magen und dem Brode in der Kapuze bis zum Abend aus. Der Hunger quälte ihn ohne Zweifel arg, dies drückten ſeine blaſſen, magern Züge deutlich aus, aber er hätte um keinen Preis gegeſſen. Als der Kanonenſchuß ertönte, riß er das Brod aus ſeiner Kapuze und verſchlang die Biſſen gierig wie ein Wahnſinniger.

Haben die Mauren ihr frugales Mahl verzehrt und ihr Täßchen Kaffee geſchlürft, ſo begeben ſie ſich in Schaaren nach den Moſcheen, deren Minarets und innere Säulenhallen die Nacht hindurch erleuchtet ſtehen. Es gefällt mir an den Mauren, daß ſie den Chriſten den Beſuch der Moſcheen nicht verwehren, nur verlangen ſie, daß leztere der allgemeinen Sitte ſich fügen, die Schuhe vor dem Eintritte auszuziehen und die geheiligten Teppiche nur mit bloßen Füßen zu berühren. Bei der Anweſenheit des Herzogs von Nemours machte der Mufti den jungen Prinzen auf dieſe unerläßliche Ceremonie, welche ſelbſt der Dey nie zu verletzen wagte, aufmerkſam. War es aber, daß der Prinz den Mufti nicht verſtand oder ſich als Königsſohn zu hoch dünkte, einem ſolchen Gebrauche ſich zu fügen, er und ſein militäriſcher Schweif ſchritten mit Stiefeln und Sporen, die finſtern Mienen der Mauren verachtend, in den mahomedaniſchen Tempel ein.

Das Innere der großen Moſchee iſt impoſant durch ſeine Größe und Einfachheit. Die einzige prächtige Ausſchmückung derſelben beſteht in den rothſammtnen Teppichen, welche den Boden in der Nähe des Allerheiligſten decken. Das ungeheure Säulengewölbe wird während des Ramadan von zahlloſen Lampen verklärt. Die Höhe des Gebäudes iſt unbedeutend, aber in ſeinen weiten Räumen könnte man ſich verirren. Dieſelben ſchließen zwei große Höfe ein, wo ſchöne Marmorfontainen mit geweihtem Waſſer rauſchen und Pomeranzenbäume und rieſenhafte Trauerweiden die Schatten ihrer dichten Zweige darüber breiten. Das Allerheiligſte beſteht in einer Wandvertiefung, über welcher eine halbkreisförmige Kuppel ſich wölbt; die Mauren nennen dieſelbe Marabut, weil der Prieſter hier ſteht und ſeine Gebete ſpricht. Arabiſche Inſchriften, Sprüche aus dem Koran enthaltend, ſchmücken die Wände über dem Allerheiligſten; man gewahrt auch in der Nähe einige Moſaiken, die von den Ruinen der römiſchen Stadt Rusgenia kommen ſollen.

Ich brachte oft ganze Abende in den Moſcheen während der Gebete des Ramadan zu. Es war ein eigenthümlicher Genuß für mich, den myſteriöſen Gottesdienſt dieſer intereſſanten Völker zu belauſchen. Gewöhnlich ſaßen drei Reihen von Betern, das Geſicht dem Marbaut zugewendet, in den Säulengängen mit gekreuzten Beinen. Darunter erblickte ich Mauren, Türken, Kuloglis, Araber, Kabylen, Mo'abiten, Biskaris und Neger; jeder dieſer Volksſtämme hatte ſeine Repräſentanten geſchickt. Der Türke in bunter, prächtiger Kleidung kauerte nieder an der Seite des ſchmutzigen, halbnackten Biskari, der bleiche Maure mit edelgeformten, ſchönen Zügen neben der abſcheulichen, mißgeſtalteten Orangoutanglarve des Negers, alle mit denſelben Gefühlen frommer Andacht jenem Weſen zugewendet, von dem das Räthſel der Farben und Geſtalten ausgegangen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Jugenderinnerungen

eines

Zöglings der hohen Karlsſchule

in Beziehung auf Schiller.

(Beſchluß.)

Schiller wohnte in einem kleinen Zimmer Parterre mit dem mit ihm aus der Akademie gekommenen Lieutenant Kapff (in Oſtindien geſtorben). Wir waren arm und hatten meiſtens gemeinſchaftliche frugale, aber durch jugendliche gute Laune ſehr gewürzte Abendmahlzeiten, die wir ſelbſt bereiten konnten, denn eine Knackwurſt und Kartoffelſalat war alles. Der Wein war freilich ein ſchwieriger Artikel, und noch ſehe ich des guten Schillers Triumph, wenn er uns mit einigen Dreibätznern aus dem Erlös ſeines Magazins überraſchen und erfreuen konnte; da war die Welt unſer.

So blieb es eine gute Weile, doch fing nach und nach das Meteor am literariſchen Himmel zu zünden an. Ich erinnere mich, daß einige Reiſende Beleſprits in ſchöner Equipage vor das Quartier angefahren kam, z. B. Leichſenring. So ſchmeichelhaft ein ſolcher Zuſpruch nachher dünkte, war er doch im erſten Augenblick nicht ſehr erbaulich, denn man befand ſich in dem größten, nichts weniger als eleganten Négligé, in einem nach Tabak und allerhand ſtinkenden Loche, wo außer einem großen Tiſch, zwei Bänken und an der Wand hängenden ſchmalen Garderobe, angeſtrichenen Hoſen ꝛc. nichts anzutreffen war, als in einem Eck ganze Ballen der Räuber, in dem andern ein Haufen Kartoffeln mit leeren Tellern, Bouteillen u. dgl. unter einander. Eine ſchüchterne, ſtillſchweigende Revue dieſer Gegenſtände ging jedesmal dem Geſpräch voran.

Um dieſe Zeit gab eine poetiſche Neckerei mit dem Dichter Stäudlin, dem Herausgeber des ſchwäbiſchen Muſenalmanachs und Anführer der poetiſchen Zunft im Lande, Schillers Anthologie des Daſeyn, weniger (nach Schillers Sinn) um zu rivaliſiren, als vielmehr den Almanach zu zermalmen; auch wollte man es mitunter hinſichtlich des Lucrativen mit etwas Anderem probieren. Das ſchwäbiſche Repertorium kam ſpäter, und als man

ſchon von den Räubern mit Bedeutung ſprach, heraus. Für Schiller ſollte dieſe periodiſche Schrift dienen, kritiſche Anſichten über ſeine andern Produkte an den Mann zu bringen. Die meiſten Gedichte in der Anthologie ſind von Schiller, denn ſeine Fahne hatte etwas Unheimliches, Energiſches, das ſentimentale, weichliche poetiſche Rekruten eher abſchreckte als anzog.

Die gehalt- und gluthvollen Gedichte an Laura ſchlummerten ſchon lange in Schillers Bruſt; es war die Liebesmyſtik dieſer jugendlichen, erſt aufſtiegenden Feuerſeele, und nichts weniger als eine Laura gab dieſer Flamme den Durchbruch. Schiller wohnte in dem Hauſe einer Hauptmannswittwe; ein gutes Weib, das, ohne im mindeſten hübſch und ſehr geiſtvoll zu ſeyn, doch etwas Gutmüthiges, Anziehendes und Pikantes hatte. Dieſes, in Ermanglung jedes andern weiblichen Weſens, wurde Laura. Schiller entbrannte, und abſolvirte übrigens dieſen ohnehin nicht lange dauernden platoniſchen Flug ganz gewiß ehrlich durch.

Endlich ging Schillers Sonne auf; man weiß aber, wie ihn gerade dies aus dem Vaterland vertrieb. Er ging, und ſo wurde er eigentlich in ſeine nachherige glänzende Laufbahn verſtoßen. Schillers Stimmung war bei dieſen Umſtänden ſehr gefaßt und männlich. Unvergeßlich bleibt mir eine, dem Gefühl ganz ausſchließlich geweihte Nacht, die er bei mir auf der Wacht zubrachte. Der zweite Morgen ſah ihn nicht mehr in Würtemberg; ſeine Bücher hatte er mir vermacht. Von der Senſation, die dies Verſchwinden machte, iſt nicht der Mühe werth zu ſprechen. Die Meiſten ſahen hierin ein Pendant zu den Räubern. — Schiller ſchrieb mir von Mannheim, ihm Abſatz zu verſchaffen, und um ein Porträt von ihm in Miniatur, das ich ſchon angefangen hatte; denn es war im Werke, daß Schiller eine Tochter des ſpekulativen Herrn Schwan heirathen ſollte, aber es wurde nichts.

Schillers frühere, ihn am meiſten anziehende Lektüre waren Shakeſpeare und Plutarch. In der Akademie hatten wir eine ſo zu ſagen mechaniſche, monotone Berührung mit andern Menſchen, entweder trockenen Aufſehern oder jungen Schwärmern. Dieſe Iſolirung mit ideellen Vorſtellungen währte auch eine geraume Zeit außerhalb der Akademie aus Blödigkeit und Unkenntniß der Geſellſchaft und ihrer Verhältniſſe fort. Dieſe Umſtände erklären, deucht mich, viel die Richtung und Ausbildung Schillers. Dieſer große Geiſt planirte ſo zu ſagen über den höchſten Höhen und Tiefen des Menſchen in einem ideellen Flug. Wie ein höheres Weſen erfaßt er den Menſchen in ſeinen größten Momenten, er weiß die geheimen, mächtigen Hebel zu regieren, des Menſchen Herz und Nieren zu rühren, zu erſchüttern; aber Andere haben vielleicht den ganzen Menſchen in Saft und Blut, in ſeiner durch Modifikationen der Verhältniſſe ausgebildeten Individualität und Identität beſſer geſchildert. — Von den Epoque machenden neuern Dichtern war Goethe ſein Liebling. Hier verdient bemerkt zu werden, daß, während Werther (nach meinem Gefühl jetzo noch einer der vorzüglichſten deutſchen Romane) uns ganz feſſelte, Schiller mehr an andern Produkten des großen Dichters Behagen fand. Vorzüglich weidete er ſich an der Rolle des Beaumarchais in Clavigo. — Einige kräftige Gedichte Schubarts machten bei ihrer Erſcheinung ſtarken Eindruck auf Schiller, vorzüglich die Fürſtengruft. Er wallfahrtete deßwegen ein paar Mal auf den Asperg, um den damalen noch ſcharf Surveillirten kennen zu lernen. Aber bei der Gegenwart eines ſteifen, aufpaſſenden Sergeanten oder des Feſtungskommandanten konnte die Mittheilung nur flach ſeyn. Schiller hatte kein fortgeſeztes, etablirtes Verhältniß mit Schubart. — Außer Klopſtock war Uz von Schiller vorzüglich und beinahe mehr als Erſterer goutirt. — Schiller trieb Anfangs ſein Fach als Arzt mit Ernſt und nicht als Nebenſache. Er wollte übrigens auch hier Kraftſtücke liefern, die aber weder geriethen, noch zum Beſten recenſirt wurden. Das degoutirte ihn völlig vom Handwerk.

Schiller war von langer, gerader Statur, lang geſpalten, langarmig, ſeine Bruſt war heraus und gewölbt, ſein Hals ſehr lange; er hatte aber etwas Steifes und nicht die mindeſte Eleganz in ſeiner Tournure. Seine Stirne war breit, die Naſe dünn, knorplich, weiß von Farbe, in einem merklich ſcharfen Winkel hervorſpringend, ſehr gebogen, auf Papageienart, und ſpitzig. Die rothen Augenbrauen über den tiefliegenden, dunkelgrauen Augen inclinirten ſich bei der Naſenwurzel nahe zuſammen. Dieſe Partie hatte ſehr viel Ausdruck und etwas Pathetiſches. Der Mund war ebenfalls voll Ausdruck, die Lippen waren dünn, die untere ragte von Natur hervor, es ſchien aber, wenn Schiller mit Gefühl ſprach, als wenn die Begeiſterung ihr dieſe Richtung gegeben hätte, und ſie drückte ſehr viel Energie aus; das Kinn war ſtark, die Wangen blaß, eher eingefallen, als voll, und ziemlich mit Sommerflecken beſät; die Augenlieder waren meiſtens inflammirt, das buſchige Haupthaar war roth, von der dunkeln Art. Der ganze Kopf, der eher geiſtermäßig als männlich war, hatte viel Bedeutendes, Energiſches, auch in der Ruhe, und war ganz affektvolle Sprache, wenn Schiller deklamirte. Aber Schillers Stimme war kreiſchend, unangenehm, er konnte ſie eben ſo wenig beherrſchen, als den Affekt ſeiner Geſichtszüge; dieſes hätte Schiller immer gehindert, ein erträglicher Schauſpieler zu werden. Dannecker hat dieſen Kopf unverbeſſerlich aus Marmor gehauen.

Schillers Vater war von einem ganz verſchiedenen äußern Schlag, als der Sohn. Schillers Mutter hingegen war ganz das Porträt ihres Sohnes in der Statur und Geſichtsbildung, nur daß das liebe Geſicht ganz

weiblich mild war. Nie habe ich ein beſſeres Mutterherz, ein trefflicheres, häuslicheres, weiblicheres Weib gekannt. Wie oft ſind wir zu ihr gewallfahrtet, wenn wir einen guten Tag haben wollten! Was wurde dort für das liebe Wunderthier von Sohn und ſeine mitgebrachten Kameraden gebacken und gebraten!

Unter Schillers Lehrern wurde der engelgleiche Mann, der Profeſſor der Philoſophie, Abel, Schillers Freund, Aufmunterer und ſehr genereuſer Unterſtützer in der Noth. Während unſerer erſten Trennung, als Schiller noch in der Akademie blieb, ſcheint ein Mann auf deſſen Fortſchritte, nicht nur in der ſpekulativen Philoſophie, ſondern im Erwerb reiner praktiſcher Grundſätze den größten Einfluß gehabt zu haben: das war ſein Mitzögling Lempp.* Schiller ſprach während unſerer Wiedervereinigung oft und mit einer Art von Cult von ihm. In jener lezten Nacht, die ich mit Schiller zubrachte, war es auch für Schillers ſehr gerührte Seele das Tröſtendſte, Genügendſte, mir dieſen, mir noch unbekannten Freund vermachen zu können. Es hat ſeine Zinſen getragen; ohne dieſes Kapital wäre ich ſehr arm geblieben.

* Geſtorben 1819 als Geheimerath in würtembergiſchen Dienſten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Beſchluß.)

Injurienproceſſe. Grippe. Eiſenbahnen.

Es hatte ſich das Gerücht verbreitet, daß auch die Stadt Potsdam mit einer Injurienklage gegen den Schriftſteller Rellſtab einkommen wolle, weil derſelbe in einer humoriſtiſchen Reiſe die Ehre der Stadt gekränkt haben ſollte. Obſchon es in verſchiedene Zeitungen wie eine Wahrheit übergegangen, kann Ihr Referent doch zur Ehre der Potsdamer verſichern, daß es ein unbegründetes Gerücht iſt. Der Ausfall, unbeſonnen und ungelegen, auch in ſeinem Detail unwahr, hätte mehrere achtungswerthe Individuen und namentlich einige Veteranen aus dem lezten Kriege allerdings verletzen können, wenn nicht mehr geſunder Sinn in jedem alten Militär vorauszuſetzen wäre, als daß ein hoher Offizier, der die Kugeln des Feindes nicht geſcheut, ſich mit einem reizbaren italieniſchen Muſiker auf dieſelbe Anklägerbank ſetzen würde, um ſich durch die ſchwerfälligen Waffen der Geſetze gegen die flüchtigen Angriffe einer Feder vertheidigen zu laſſen. Doch iſt das Lächerliche an der Sache allerdings wahr; nur trifft es Potsdam nicht, wo, bei einer ernſtern Bildung, der Spaß wohl verſtanden wird, ſondern eine kleine Stadt an der ſchleſiſchen Grenze, wo dies nicht der Fall ſeyn mag, und die ich deßhalb aus Schonung nicht nennen will. Der dortige Magiſtrat hat von einer andern Reiſeſkizze Rellſtabs offizielle Notiz genommen, und ſich auf's Tiefſte verlezt erklärt, weil ein Student in ſeinem Tagebuche der Stadt einen Spitznamen beilegt — wenn ich nicht irre, nennt er es gar ein „Spitzbubenneſt“ — und im dortigen Wirthshauſe geprellt ſeyn will. Ob nun ſchon, gleich dahinter, ein zweiter Student in ſein Tagebuch nur Rühmliches von bemeldeter Stadt einträgt, will doch Magiſtratus den dramatiſchen Witz nicht verſtehen, ſondern beſteht darauf, wie der ſelige Dupperig, er will abſolut ein — Injuriirter ſeyn. Kaum ſollte man es für möglich halten, aber es iſt ſo: er hat eine förmliche Denunciation beim Kammergericht eingereicht und auf Unterſuchung gegen den Schriftſteller propter crimen laesae urbis angetragen. Daß Kläger per decretum ab und zur Ruhe verwieſen worden, brauche ich Ihnen nicht erſt zu melden. Gehört es aber zu den betrübenden, oder zu den wohlthätigen Symptomen der Zeit, daß noch 1836 ein ſolcher Spaß als baare Wirklichkeit vorkommen kann, den wir in den alten Komödien ſchon als verbraucht und unwahrſcheinlich hinnehmen?

Die Grippe greift noch immer ſtörend in alle geſelligen Vereine und Vergnügungen ein. Daß die Sterblichkeit größer ſeyn ſoll, als zur Zeit der Cholera, gehört wohl zu jenen Berechnungen, die ſich dem Willen des Rechners fügen müſſen, um ein voraus verlangtes Reſultat zu liefern. Beim großen Ordensfeſte hatte der bisherige geiſtliche Redner, Biſchof Eylert, dem Biſchof Neander Platz gemacht. Wenn man die Theaterzettel lieſt, fällt zuerſt in's Auge die lange Liſte krank gemeldeter Schauſpieler und Schauſpielerinnen; an Neuigkeiten, die meldenswerth wären, gebricht es daher gänzlich. Doch wird mir eine Extemporation, die hier nicht häufig vorfällt, im Augenblicke, wo ich dieſes ſchreibe, angezeigt. Eine mit einer ſchönen Stimme begabte Sängerin des Königsſtädtiſchen Theaters, Dlle. Linidach, iſt plötzlich aus dem Contrakt mit dem Direktor Cerf auf und davon gegangen. Um dem ſeltenen Vorfall noch einen romanhaftern Beiſchmack zu geben, hatte ſie ſich den Tag vorher heimlich, und doch in der Kirche, ihrem Bräutigam antrauen laſſen. Der Direktor liebt nicht die Ehebündniſſe unter ſeinen Schauſpielern, und ertheilt daher nur ſelten die Erlaubniß, zu heirathen. Da er auch dieſer Ehe entgegen geweſen, hat die junge Sängerin kurzen Proceß gemacht, und einen Gatten und den Abſchied zugleich genommen, was ihr hier Niemand verdenkt. Dafür hat dies Theater in einer Dlle. Dickmann eine angehende Sängerin gewonnen, welche, aus einer guten Schule, bei ihrem erſten Debut ſehr große Erwartungen erregt hat.

Erfreulich iſt es mir, Ihnen zum Schluß berichten zu können, wie jezt alle Schwierigkeiten, die wirklichen wie die fingirten, welche gegen unſere preußiſchen Eiſenbahnplane erhoben worden, beſeitigt erſcheinen, und das große Werk, wohl vorbereitet, ſchon im kommenden Frühjahr begonnen werden dürfte. Es gereicht unſern Behörden zum Ruhm, daß ſie im Anfang nicht zu leicht mit der Ertheilung von Conceſſionen verfahren ſind, und dadurch dem Aktienſchwindel keinen Vorſchub geleiſtet haben. Deßhalb ſind auch unſere Papiermänner auf der Börſe weniger als anderwärts dieſen großartigen Unternehmungen geneigt, und bemühen ſich noch immer, Zweifel gegen die Realiſirung unſerer Hoffnungen und den Ertrag der Bahnen zu nähren. Feſt ſteht aber jezt, daß eine Bahn über Potsdam bis Riſa, zur Verbindung mit der Leipzig-Dresdener Bahn, ausgeführt wird; demnächſt eine direkte von Berlin nach Stettin, welche den Flor einer unſerer ergiebigſten, aber vom Verkehr allzu getrennten Provinz, Pommerns, bedeutend heben dürfte, und eine von Berlin nach Frankfurt an der Oder, welche ſpäterhin ſich an die Breslau-Berliner anſchließen ſoll.

Berichtigung.

In Nr. 56 des Morgenblatts Sp. 1 Z. 5 beliebe man eines zu ſtreichen, und Sp. 2 Z. 1 leſe man Verehrern.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 59.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 10. März 1837.

— Die Angſt
Erſtickt mich und die Kniee zittern mir. —
— Sprecht, gute Frau; was habt Ihr mir zu ſagen?

Schiller.

Der junge Arzt.

Nacherzählt * von Dr. Woldemar Seyffarth.

Vor dreißig und einigen Jahren ſaß ein junger Mann, der ſeit Kurzem als ausübender Arzt ſich in London niedergelaſſen und Namen und Beruf an die Hausthür angeſchlagen hatte, eines ſpäten Decemberabends in ſeiner kleinen Unterſtube neben dem hellen Kaminfeuer. Die Nacht war kalt, in plätſchernden Tropfen ſchlug der Regen an's Fenſter und der Wind heulte im Schornſtein. Der junge Arzt hatte ſich den ganzen Tag durch Dick und Dünn herumgetrieben, fühlte ſich deßhalb doppelt gemächlich in dem warmen Schlafrocke und den bequemen Pantoffeln, und gab, halb wachend, halb ſchlummernd, ſeinen unſteten Gedanken Audienz. Erſt lauſchte er dem Regen und dem Winde und bedachte, wie unfreundlich die ſcharfen, kalten Tropfen ihm in's Geſicht ſchlagen würden, wenn er nicht gemächlich daheim ſäße beim heitern Kaminfeuer. Dann trat er im Geiſte die jährliche Weihnachtsreiſe in die Heimath an und zu ſeinen liebſten Freunden; er bedachte, wie ſie alle ſich freuen werden, ihn wieder zu ſehen, und wie glücklich es Roſa machen werde, wenn er ihr ſagte, daß er endlich einen Patienten bekommen, daß er gerechte Hoffnung habe, deren mehr zu bekommen, und daß er ſich bald einfinden werde, ſie heimzuholen, um dann nicht mehr einſam am Kaminfeuer zu ſitzen, ſondern in ihrem Blicke Aufmunterung zu leſen zu immer neuem Eifer. Dabei verlangte ihn, zu errathen, wer wohl ſein erſter Patient ſeyn, wann er bei ihm anklopfen und ob er ihn herſtellen, oder ob es ihm vielleicht aus beſonderer Fügung der Vorſehung beſchieden ſeyn werde, nie einen Patienten zu bekommen. Und dann dachte er wieder an Roſa und ſchlummerte ein und träumte von ihr, bis er den eigenthümlichen Wohllaut ihrer luſtigen Stimme vernahm und ihre kleine, weiche Hand auf ſeiner Schulter fühlte.

Es lag eine Hand auf ſeiner Schulter, doch war ſie weder klein noch weich, ſondern das beträchtliche Eigenthum eines wohlgenährten, dickköpfigen Waiſenhausknaben, welchen der Kirchſpielvorſteher gegen freie Koſt und einen Wochenlohn von einem Schilling dem jungen Arzte vermiethet hatte, ſeine Arzneien und ſeine Botſchaften auszutragen, der aber, weil jene nicht in Nachfrage und dieſe nicht vonnöthen waren, ſeine ganze freie Zeit — ohngefähr vierzehn Stunden täglich — damit zubrachte, Pfeffermünze zu deſtilliren, ſeines Leibes zu pflegen und zu ſchlafen.

* Nacherzählt den eigenen Worten des Arztes, gegen deſſen Wahrhaftigkeit kein Zweifel beſteht und der ſeit dem die Erzählung begründeten Vorfall einer der geachtetſten Aerzte Londons geworden iſt. W. S.

„Herr Doktor, eine Dame! eine Dame, Herr Doktor!“ raunte der Burſche ſeinem Herrn zu, indem er ihn etwas unſanft ſchüttelte. „Was für eine Dame?“ rief der junge Arzt, raſch auffahrend, halb ungewiß, ob ſein Traum Täuſchung, und halb vermuthend, daß die Angemeldete Roſa ſey; „was für eine Dame? und wo, wo?“ — „Da, dort!“ verſezte der Burſche, auf eine Glasthür zeigend, welche nach dem chirurgiſchen Zimmer führte, und mit einem Ausdrucke von Angſt in Miene und Gebehrde, wie ſolcher wohl die Folge einer erſten Patientenerſcheinung ſeyn konnte. Aber auch der junge Arzt ſchauderte unwillkührlich, als er den unerwarteten Beſuch erblickte. So nahe der Thüre, daß ihr Geſicht faſt die Glasſcheibe berührte, ſtand eine ungewöhnlich große Frau, in tiefer Trauerkleidung. Der Obertheil ihres Körpers war ſorgſam in einen ſchwarzen Shawl gehüllt, und ein dichter ſchwarzer Schleier bedeckte das Geſicht. Sie ſtand kerzengerade, offenbar in ihrer vollen Größe, und obgleich der junge Arzt *fühlte*, daß die Augen unter dem Schleier auf ihm hafteten, verrieth doch keine Bewegung, kein Zucken, daß ſie ihn ſich nähern ſah.

„Sie wünſchen mich um Rath zu fragen?“ redete der junge Arzt, nicht ohne einiges Bangen die Geſtalt an, nachdem er die Thür aufgethan, und da dieſe gegen ihn ſich öffnete, war die Geſtalt zu keiner Veränderung ihres Standpunktes genöthigt; auch blieb ſie regungslos. Der Arzt wiederholte ſeine Frage, und wie zum Zeichen der Bejahung ſenkte jene jezt den Kopf. „So bitte ich einzutreten,“ ſagte der Arzt. Die Geſtalt trat einen Schritt vor, wendete dann den Kopf nach dem dicken Laufburſchen hin und ſchien, während dieſen ein kalter Schauer überrieſelte, in ihrer Bewegung zu ſtocken. „Geh hinaus, Tom!“ befahl der Arzt dem ihn anglotzenden Burſchen; „zieh den Vorhang zu und ſchließ die Thür.“ Der Laufburſche that, wie ihm geboten, zog einen grünſeidenen Vorhang über das Glasfenſter, verfügte ſich in das chirurgiſche Zimmer und ſchloß die Thür, kniete dann aber ungeheißen nieder, um ohne Verzug ſein rechtes Auge mit dem Schlüſſelloche in Berührung zu bringen. Der junge Arzt rückte inzwiſchen einen Stuhl an's Kamin und machte die Pantomime der Bitte, Platz zu nehmen. Die geheimnißvolle Geſtalt näherte ſich langſam, und bei dem hell auf ihren ſchwarzen Anzug fallenden Feuerſcheine ſah jener, daß der untere Rand des Kleides von Schmutz und Waſſer triefte.

„Sie ſind ſehr naß,“ ſagte er. „Das bin ich,“ verſezte die Fremde mit hohler Stimme. „Und Sie ſind krank?“ fragte der Arzt, voll Mitleid für eine Frau, deren Ausdruck heftigen Schmerz verrieth. „Ich bin ſehr krank,“ war die Antwort, „nicht körperlich, ſondern geiſtig. Nicht um meinetwillen komme ich zu Ihnen. Wäre Krankheit des Körpers mein Leiden, ſo würde ich allein, zu dieſer Stunde, in ſolcher Nacht nicht aus ſeyn, und fühlte ich vier-und-zwanzig Stunden ſpäter mich zum Tode krank, Gott weiß, wie gern ich mich niederlegen und ihn bitten würde, mich ſterben zu laſſen. Nein, für einen Andern flehe ich Sie um Beiſtand, Herr Doktor. Es mag Wahnſinn ſeyn, daß ich für ihn darum bitte — ich glaube, es iſt Wahnſinn; aber Nacht für Nacht, in den langen, traurigen Stunden des Wachens und Weinens hat der Entſchluß mich nie verlaſſen; und obgleich ich einſehe, daß menſchliche Hülfe für ihn verloren iſt, ſo macht doch der bloße Gedanke, ihn ſelbſt ohne einen Verſuch in's Grab zu betten, mir das Blut erſtarren.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Ramadan und Beiram in Algier.

(Fortſetzung.)

Bald begann der Mufti, oder in ſeiner Abweſenheit einer der Marabuts das Gebet durch eine Art von Geſchrei, welches mich verblüffte und betäubte. Es waren die gewöhnlichen, Gott rühmenden Ausrufe aus den Suraten des Koran. Die Stimme des Marabut wurde bald durchdringend und grell, bald fiel ſie wieder in ein dumpfes Murmeln herab; das fromme Geſchrei hatte etwas Banges, Unheimliches. Es war ſo kläglich-demüthig, ſo erſchütternd, ſo herzzerreißend, daß man die Wehetöne der Verdammten aus dem Pfuhle ihrer Qual zu hören wähnte. Auf mich machte dieſer Gottesdienſt einen ſchauerlichen, befremdenden Eindruck, beſonders wenn ich vor mir die Reihen der ſonderbaren betenden Figuren in ihren verſchiedenen Koſtümen überblickte. Dieſe Menſchen verfielen in die ſeltſamſten Zuckungen, warfen ſich alle auf einmal mit dem Geſichte zur Erde nieder, blieben eine Weile bewegungslos und fuhren dann wieder convulſiviſch in die Höhe, ſich krümmend wie die Würmer. Es iſt ein merkwürdiger Anblick, den ſtolzen Muſelmann vor ſeinem Allah ſich ſo beugen zu ſehen, mit der zitternden Demuth eines ſündigen Sklaven. Hat er ſich müde gebetet, ſo erhebt er ſich, rüttelt zum lezten Male an ſeinem Roſenkranze, neigt das Haupt auf die Bruſt und murmelt dem heiligen Orte die Abſchiedsphraſe zu. Im Hofe badet er ſich Hände und Füße in dem geweihten Waſſer, zieht dann ſeine Sandalen wieder an und verläßt die Moſchee mit der gewöhnlichen Gravität. Jedes Individuum der verſchiedenen Völker kehrt von dieſem allgemeinen Vereinigungspunkte, wo der Unterſchied der Stände aufhört, zu ſeinem gewöhnlichen Leben und Treiben wieder zurück; der Maure in ſein ſteinernes Haus, wo in der prächtigen Säulengalerie die Gattin ihn mit zärtlichen

Küſſen empfängt, der Araber in ſeine Wildniß, der Kabyle auf ſeine Berge. Auf ihrem Heimwege machen ſich dieſe andächtigen Beter keinen Skrupel daraus, das Eigenthum ihrer Glaubensbrüder zu plündern oder dem erſten Chriſten, den ſie in der Einſamkeit ertappen, die Kehle abzuſchneiden.

Einen merkwürdigen Einfluß übt übrigens zu jeder Zeit der Marabut über dieſe Völker. Sein Wort ſchlichtet die Fehden der kriegführenden Stämme und verwandelt ihren Haß bald in die brüderlichſte Einheit. Was die Marabuts über die Araber und Berber vermögen, davon erzählt der gelehrte mauriſche Schriftſteller Sidi-Hamdan-Ben-Othman-Kodſcha, ein Mann, der die Berberei, ſein Vaterland, gründlich kennt, ſo manche merkwürdige Beiſpiele. Wenn die Marabuts dieſe Völker im Namen ihrer Religion zu den Waffen rufen, ſo kennt ihr Fanatismus keine Grenzen, und ſie verachten dann Bajonette und Kanonenkugeln, die ihnen bei Kämpfen, wo die Begeiſterung fehlt, ſo groſſen Schrecken einſtößen. Ueberall, wo die Kabylen auf das Tapferſte ſich ſchlugen, war es gewiß in der Nähe des Grabmahls eines jener Heiligen, oder ein lebender Marabut ſtellte ſeinen greiſen Bart an die Spitze ihrer Horden. Selbſt die Scheikhs und die Stammälteſten gelten bei ihren Stämmen nichts, im Vergleiche mit den Marabuts.

Der dreißigtägigen Feier des Ramadan folgt der Beiram, ein dreitägiges Feſt der Freude und Verſöhnung, wo der Muſelmann für die lange Faſtenzeit ſich ſchadlos hält. Obgleich dieſe Feier in die gewöhnliche Regenzeit, den Januar fiel, ſo begünſtigte doch diesmal ausnahmsweiſe das ſchönſte, köſtlichſte Wetter die drei Freudentage. Es war ein merkwürdiges Schauſpiel, ſo viele Tauſende von Eingebornen vor dem Thore Bab-el-Wad im Sonnenſcheine ſich luſtig tummeln zu ſehen. Alle Mauren waren auf das Prächtigſte gepuzt, namentlich die Knaben, die in den reichen, goldgeſtickten Jacken und den weiten Seidenhoſen, mit den holden, roſigen Geſichtern als die hübſcheſten morgenländiſchen Stutzer erſchienen. Die mauriſche Jugend vertrieb ſich vor dem Thore Bab-el-Wad die Zeit mit den mannichfaltigſten Beluſtigungen. Ein alter Türke dirigirte ein groſſes Schaukelrad, das mit kleinen Mauren bedeckt war; andere vornehmere Kinder wurden von den Negern und Biskaris in groſſen Schubkarren geführt. Die ſonſt ſo ernſten Männer ſahen dieſem luſtigen Treiben ihrer Kinder mit groſſer Zufriedenheit zu und ſtrichen ſich in behaglichſter Laune die Bärte. Das Faſten war zu Ende, und während der drei Tage des Beiram wurde fröhlich geſchmaußt. Alle Bekannten, die ſich begegneten, umarmten ſich und berührten mit den Lippen die rechte Schulter des Freundes. Einen auffallenden, komiſchen Anblick gewährten an dieſem Tage die muſicirenden Negertruppen. Von frühester Morgenſtunde an durchſtreiften ſie mit Trommeln und eiſernen Klappern die Straſſen, ſtanden vor jedem Hauſe ſtill und machten mit ihren Inſtrumenten ein ſolches Getöſe, daß bald alle Hausbewohner aus dem Schlafe aufgeſchreckt wurden. Die ſchwarzen Plagegeiſter blieben ſo lange vor der Thüre, bis ſie einige Sous erhielten, und man gab ſie gerne, um den hölliſchen Lärm los zu werden.

Während der Tage des Beiram boten die mauriſchen Kaffeehäuſer ein originelleres Schauſpiel als je. Sie waren alle mit Kaffee ſchlürfenden Mauren angefüllt. Dieſe Kaffeehäuſer, deren es in Algier eine Unzahl gibt, beſtehen aus langen, finſtern Gemächern, auf deren beiden Seiten ſich Bänke, mit rohrgeflochtenen Decken belegt, befinden. Hier ſitzen die Mauren, Kuloglis und Araber mit gekreuzten Beinen, aus dem Rohre der roththönernen, langen Pfeife graugelbe Dampfwolken blaſend. Ein Neger- oder Maurenknabe reicht den Kaffee in einer kleinen Taſſe mit ſilbernem Geſtelle. Der Kaffee iſt in der Regel gut, ſtark und ſehr heiß; ein Drittheil der Taſſe füllt der Kaffeeſatz, der immer mit hineingegoſſen wird. Der überaus langen Pfeife, die man dazu erhält, fehlt das Mundſtück, und die Oeffnung iſt unverhältnißmäßig groß; dennoch ſchmeckt der treffliche Tabak, der aus den Thälern des Atlas kommt, wo die Kabylen ihn pflanzen, aus den langen Pfeifen auf das Beſte. Da die Taſſe Kaffee mit Tabak nur zwei Sous koſtet, ſo finden ſich auch ziemlich viele Europäer in dieſen Etabliſſements ein; viele aber führt mehr Neugierde als Sparſamkeit hin.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Börne. Gérard.

Den Deutſchen in Paris kam Börne's Tod unerwartet, obſchon er ſeit langer Zeit ſchwach und leidend war. Am lezten Sylveſterabend fehlte er im Kreiſe, welcher eine liebenswürdige deutſche Familie in Paris an dieſem Abend zu verſammeln pflegt, und wo man ihn ſonſt zu ſehen gewohnt war. Den Sommer pflegte er zu Auteuil neben Paris zuzubringen. Er war etwas taub; dies benahm ſeinem geiſtreichen Geſpräche viel von ſeinem Reize. In den lezten Jahren hatte er ſich durch eine ſonderbare Kur von ſeinen Leiden zu befreien geſucht, indem er ſich mit kaltem Waſſer den Körper übergießen ließ; dadurch hoffte er ſich zu ſtärken und abzuhärten; allein das Uebel lag in ſeiner Bruſt, und kein Waſſer konnte ihn davon befreien. Das Bruſtübel ſcheint aber erſt in den lezten Jahren bei ihm ſich entwickelt zu haben. Als er im Jahr 1825 nach Paris kam, war er voller Luſt und Leben; damals ſchrieb er eine Menge geiſtreicher Aufſäze für das Morgenblatt; damals ſagte er in einem derſelben: „Es gibt nichts Angenehmeres auf der Welt, als in Paris zu ſterben; denn kann man dort ſterben, ohne auch dort gelebt zu haben?“ Dieſe Freude iſt ihm

auch zu Theil geworden, aber nicht ganz wie er es ſich vorſtellen mochte. Uebrigens ſagte er auch damals ſchon: „Siedle dich mit deinem Glücke an, wo du willſt, die Trauer iſt deine Nachbarin.“ Sein blaſſes, geiſtreiches Geſicht mit den lebhaften, ſtets umherrollenden Augen und den pechſchwarzen, herabhängenden Haaren machte auf Jeden einen Eindruck, den man nicht wieder vergeſſen konnte. Damals machte er viele Beſuche, und man ſah ihn häufig. In den lezten Jahren legte ihm ſeine ſchwache Geſundheit die Pflicht auf, ſtill und ruhig zu leben. Sein lebhafter Geiſt konnte aber nicht unthätig bleiben: an Allem, was in Deutſchland vorfiel, nahm er den innigſten Antheil; beſtändig bekam er Beſuche von ankommenden Deutſchen. Er hatte das Glück, in einer deutſchen Familie zu leben, welche ihn ſehr liebte, und der er auch ſeit lange innig anhing. Er unternahm eine franzöſiſche Zeitſchrift unter dem Titel la Balance, als Fortſezung ſeiner ehemaligen Wage; aber dieſe kleinen Heftchen, meiſtens über deutſche Politik, konnten in Frankreich wenig anſprechen, und für Deutſchland hätten ſie nicht franzöſiſch geſchrieben ſeyn ſollen. Früher hatte er Lamennais Worte eines Gläubigen in's Deutſche überſezt und in Frankreich drucken laſſen. Er wollte eine Geſchichte der franzöſiſchen Revolution für Deutſche ſchreiben; ich weiß nicht, ob er dieſen Vorſaz ausgeführt hat. Sein leztes Werk iſt ſeine polemiſche Schrift gegen Menzel; am Ende derſelben legt er ſein politiſches Glaubensbekenntniß ab, und faßt gleichſam in Einem Punkte die Grundſäze zuſammen, die er ſtets behauptet und für welche er gekämpft hat. Er mochte fühlen, daß er keine Gelegenheit mehr haben werde, ſich mit dem Publikum zu unterhalten. Dieſe Schrift kann alſo als ſeine Abſchiedsrede angeſehen werden; ſie iſt auch nur wenige Wochen vor ſeinem Tode erſchienen. Er ſelbſt ſagte zu ſeinen Freunden: „Es iſt Zeit, daß mich Jemand ablöſe, ich kann nicht mehr!“ Doch war ſein Geiſt noch immer ſo thätig, daß er an einem Tage, da der Arzt fürchtete, er werde den Geiſt aufgeben, gegen einen Freund, der ihn beſuchte, den Wunſch äußerte, Schach mit ihm zu ſpielen. Jemanden, der ihn fragte, wie es mit ihm ſtehe, antwortete er: „Flau, wie mit der Literatur des heil. römiſchen Reichs.“ Zulezt ward er aber ſo ſchwach, daß er nicht mehr ſprechen konnte, und am 12ten, ſpät Abends, verſchied er. Es wurde ihm von der Familie, in deren Hauſe er geſtorben, ein ziemlich ſtattliches Leichenbegängniß veranſtaltet. Auch benachrichtigte ſie die in Paris wohnenden Deutſchen, und am 15ten Morgens früh fand ſich eine Menge derſelben in ſeiner Wohnung ein. Von da ging der Zug geradewegs nach dem Gottesacker du Père Lachaiſe, anſtatt ſich erſt nach einer Kirche zu begeben, wie in Paris üblich iſt. Gegen hundert Deutſche und einige wenige Franzoſen folgten dem Leichenwagen. Die Deutſchen waren faſt lauter Jünglinge, großentheils Studenten und Handwerker, von denen Manchen Frankreich eben das iſt, was es Börne war, eine Zufluchtsſtätte. Der Zug ging über die Boulevards und dann durch die Tempelvorſtadt, wo er ſich nach der Barrière de la Roquette hinaufwandte; erſt nach einer Stunde langte er hier an, und nun ging es durch den großen Eingang des weitläufigen Friedhofs zwiſchen langen Reihen von Gräbern die Anhöhe hinauf. Als der Leichenwagen ſtillehielt, wurde der Sarg von den deutſchen Jünglingen herabgenommen und noch eine Strecke weit hinaufgetragen zu dem für den Todten beſtimmten Grabe. Venedey, welcher vor einigen Jahren in Paris eine deutſche Zeitſchrift: der Geächtete, angefangen hatte, hielt eine wohlabgefaßte Rede, worin er beſonders die politiſchen Leiſtungen Börne's hervorhob; ihm folgte Berly, welcher unter andern ſagte, man werde einſt aus Deutſchland nach Börne's Grabe wallfahrten. Auch ein Franzoſe, Raspail, welcher einige Aufſäze Börne's aufgenommen hatte, als Raspail noch das Tageblatt le Reformateur herausgab, hielt eine Rede, die bereits gedruckt erſchienen iſt. Dann wurde der Sarg mit Erde bedeckt. Das Grab befindet ſich auf einem Vorgebirge der Anhöhe, worauf der Friedhof liegt, und man kann von da einen beträchtlichen Theil von Paris überſchauen. Seitdem iſt eine Subſcription eröffnet worden, um Börne ein Denkmal zu errichten, das auch ohne Zweifel zu Stande kommen wird. Seine deutſchen Landsleute verlieren an ihm einen überaus geiſtreichen und an allen öffentlichen Angelegenheiten den lebhafteſten Antheil nehmenden Geſellſchafter, den man gerne ſeine Meinungen entwickeln hörte, man mochte nun ſeine politiſchen Anſichten theilen oder nicht.

Nun iſt auch der einzige, noch übergebliebene, oder wenigſtens unter den Uebriggebliebenen der beſte Schüler aus der Davidſchen Malerſchule, Baron Gérard, verſchieden, und zwar in einem Alter, das ſich noch bedeutend hätte verlängern können. Ob ſein Künſtlerruhm dadurch gewonnen haben würde, iſt freilich zweifelhaft; denn die lezten Arbeiten Gérards ſtanden augenſcheinlich den frühern nach; allein er hätte ſein Leben ruhig genoſſen und auf ſeinen Lorbeern ausgeruht, ganz verſchieden von dem Schickſale ſeines Lehrers David, welcher in der Verbannung geſtorben iſt, und ſeines Kollegen Gros, welcher aus Verzweiflung darüber, daß das jezige Geſchlecht ſein Talent verkannte, ſich ſelbſt das Leben genommen hat. Dem Anſcheine nach war kein Künſtler glücklicher als Gérard; er hatte arm und hülflos ſeine Künſtlerlaufbahn betreten, aber nach den erſten Schwierigkeiten bahnte ſich allmählich der Weg für ihn; als Geſchichtsmaler fand er bei der Regierung verdiente Anerkennung, als Porträtmaler nahmen eine Menge reicher Perſonen, Könige, Fürſtinnen und Privatleute, ſein großes Talent in Anſpruch. Große Künſtlerarbeiten waren ihm vom Staate aufgetragen worden; an einer derſelben, den Seitengemälden der Kuppel des Pantheons, arbeitete er noch acht Tage vor ſeinem Tode. Die Regierung belohnte ihn mit freigebiger Hand, von den Reichen ließ er ſich theuer bezahlen, und ſo konnte er in ſeinen ſpätern Jahren ein gemächliches, genußreiches Leben führen, ein Haus in der Stadt und eines auf dem Lande (zu Auteuil) halten, als begüterter Privatmann leben und zahlreiche Geſellſchaft empfangen. Obſchon er ſich ſeine Gemälde gut bezahlen ließ, ſo war er doch nichts weniger als eigennüzig. Seinen Gehalt als königlicher Maler wollte er nicht beziehen, weßhalb der jezige König ihn einmal fragte, ob er mit ihm ſchmolle. Vor wenigen Jahren wünſchte die Stadt Marſeille ein Gemälde, „die Peſt im Jahr 1720,“ von ihm zu haben. Er vollendete dieſes große Gemälde, ſchlug aber die Bezahlung aus. Die Stadt konnte ihn bloß dazu bewegen, eine ſilberne Vaſe als Beweis ihrer Dankbarkeit anzunehmen. Sie ließ durch einen geſchickten Künſtler das Gemälde lithographiren und wollte ihm die Zeichnung ſchenken; Gérard gab ſie dem Künſtler, der ſie verfertigt, und dieſer verkauft ſeitdem die lithographiſchen Blätter für ſeine Rechnung. Von einigen ſeiner Gemälde hat Gérard ſelbſt Zeichnungen veranſtalten laſſen, und die Platten ſind noch das Eigenthum ſeiner Wittwe.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 60.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 11. März 1837.

— Fruantur
Vocibus obscoenis omnique libidinis arte!
Juvenal.

Der Ramadan und Beiram in Algier.

(Beſchluß.)

Während des Beiramfeſtes traf ich einen Maler, der mit mir die Ueberfahrt von Toulon gemacht hatte, in dem großen mauriſchen Kaffeehaus der rue de l'état major. Dieſer Künſtler hatte einen vortrefflichen Augenblick gewählt. Statt der gewöhnlichen drei mauriſchen Muſiker waren fünf anweſend, und an ihrer Seite zwei unverſchleierte Maurinnen, Mädchen aus der gemeinſten Klaſſe. Die Violine mit den vier Saiten, die mauriſche Cyther und das Tamburin begleiteten den halb redenden, halb ſingenden Troubadour, welcher den ganzen Tag ſeine unendlich komiſch klingenden Lieder ableierte. Dieſelben ſind meiſtens ſo obſcönen Inhalts, daß ich nicht wage, auch nur einen Vers wiederzugeben. In ſeltſamem Contraſte hörte ich dagegen bei den Arabern in der Regel Geſänge ernſter Art, wie Kriegsgeſänge, Mährchen und religiöſe Lieder. Die beiden mauriſchen Schönen ſtimmten von Zeit zu Zeit in die zärtlichen Gurgeltöne des alten Liedermannes ein und liebäugelten dabei mit den umherſitzenden Gäſten. Während dieſer Scene arbeitete der an der Thüre ſitzende Künſtler an ſeiner Zeichnung fort, ohne ſich durch die zudringliche Neugierde der kleinen Mauren, die gar zu gerne ihre netten Figuren auf dem Bilde ſehen mochten, irre machen zu laſſen. Ich habe bei dieſer Gelegenheit keineswegs bemerkt, daß dieſe Mahomedaner Furcht oder Abneigung vor dem Porträtiren zeigten. Die Alten waren dabei völlig gleichgültig und die Jungen neugierig. Dem unermüdlichen Skizzenzeichner ſehr gelegen, ereignete ſich in dieſem Augenblick ein ſeltener Auftritt. Ein betrunkener Araber trat ein, ſezte ſich wie die übrigen mit gekreuzten Beinen auf die Rohrdecke und verlangte mit lallender Stimme Kaffee. Er warf hierauf ſeinen Bernuß zur Erde und ſaß faſt ganz nackt unter den übrigen, wobei er zugleich ſo komiſche Grimaſſen ſchnitt, daß wir Europäer mit den Maurenknaben uns des lauten Lachens nicht enthalten konnten. Die alten Mauren dagegen behaupteten ihren gewöhnlichen Ernſt und ſahen auf den Verletzer ihrer Religionsgebote mit der Miene des Abſcheus.

Ein anderer Ort, der während des Beiramfeſtes zahlreiche Beſucher von Eingebornen und Europäern hatte, war das mauriſche Volkstheater Gharaguß. Daſſelbe befindet ſich in einem der ſchmutzigſten Winkel der Stadt. In einem finſtern Gewölbe ſieht man dort eine Menge von Eingebornen, namentlich Biskaris und mauriſche Knaben, auf der Erde gekauert ſitzen. Die Blicke Aller ſind dem Hintergrunde zugewendet, wo, ganz ähnlich unſern chineſiſchen Schattenſpielen, auf einer erleuchteten, ölgetränkten Papierplatte die ſchwarzen, redenden Figürchen

erſcheinen. Unter dieſen zeichnet ſich denn Gharaguß, der mauriſche Hanswurſt, durch ſeine rieſenhafte Größe, ſeine drolligte Figur und ſeine derben Späße aus. Es geht hier gerade zu wie auf den deutſchen Marionettentheatern und bei den Polichinells des ſüdlichen Europa. Man prügelt ſich von Anfang bis zu Ende, und Gharaguß, ein echter Beduine, iſt der Held, welcher die meiſten Schläge bekommt und austheilt. Es wird bald arabiſch, bald franzöſiſch geſprochen, denn der Theaterdirektor iſt ein angeſtellter Dolmetſcher, welcher, um die anweſenden Europäer nicht zu langweilen, auch franzöſiſche Phraſen einmiſcht und franzöſiſche Soldaten auftreten läßt, welche mit Gharaguß ſich zanken und herumbalgen. Um durch das ewige Einerlei der Prügelſcenen die Zuſchauer nicht zu ermüden, miſchen die Schauſpieler eine Reihe von obſcönen Epiſoden ein, die ſo ſcheußlicher, unnatürlicher Art ſind, daß jeder Menſch, der nicht unter die Klaſſe der verworfenſten Wüſtlinge gehört, hier das Auge bald mit Ekel abwenden muß. Wahrlich, die Mauren können ihre Kinder in keine fürchterlichere Laſterſchule ſchicken, als in dieſes beliebte Volkstheater. Wundert man ſich da noch, daß dieſes Volk ſo tief in Entartung, Feigheit und Knechtſchaft geſunken iſt, wenn man ſeine Jugend das ſchmutzigſte Gift einſaugen ſieht, welches alle Energie und Geiſtesfreiheit zerſtört? Die franzöſiſche Regierung ſieht ſolchem Skandal mit wohlgefälliger Toleranz zu, und ſie hat nichts gethan, dieſe und ähnliche Orte der ſchreiendſten Unmoralität zu ſchließen. Leztere befinden ſich im Gegentheile ſeit der Anweſenheit der Franzoſen beſſer als je, ſie bezahlen keine Auflagen mehr, wie früher zu den Zeiten des Dey, und daher mehren ſich dieſelben noch beträchtlich. Frankreich hingegen lieferte dazu ein Heer von Mädchen, deren Anzahl die der Koloniſten gewiß um das Dreifache überſteigt.

Der junge Arzt.

(Fortſetzung.)

Ein Schauder, wie keine Verſtellung ihn zu erkünſteln vermag, zuckte bei dieſen Worten über die Geſtalt der Sprechenden, und in ihrem ganzen Weſen lag ein Ernſt der Verzweiflung, der dem jungen Manne das Herz krampfhaft zuſammendrückte. Er war noch Neuling in ſeinem Berufe, hatte von dem Elende, das allen Aerzten täglich vor Augen tritt, noch nicht genug geſehen, um gegen menſchliches Leiden verhältnißmäßig abgeſtumpft zu ſeyn. „Wenn der Kranke, von dem Sie ſprechen," ſagte er, haſtig aufſtehend, „ſo ohne Hoffnung darnieder liegt, iſt jede Minute koſtbar. Ich werde Sie unverweilt begleiten; doch — haben Sie ſich bereits ärztlichen Rathes bedient?" — „Nein," antwortete die Fremde, wehmüthig die Hände faltend, „es wäre früher nutzlos geweſen — es iſt auch jezt nutzlos."

Der junge Arzt ſtarrte den ſchwarzen Schleier an, gleich als wolle er die darunter verborgenen Züge entziffern, aber der Schleier war zu dicht. „Sie ſind krank," entgegnete er mit ſanfter Stimme, „Sie ſind es, ohne es zu wiſſen. Das Fieber, das Ihnen die Kraft gab, die Anſtrengung nicht zu empfinden, welcher Sie offenbar ſich unterzogen haben, brennt jezt in Ihren Adern. Trinken Sie das," fuhr er fort, ihr ein Glas Waſſer füllend; „beruhigen Sie ſich und ſagen Sie mir dann, ſo gefaßt wie möglich, woran der Kranke leidet und ſeit wie lange er gelitten hat. Ich muß das wiſſen, wenn mein Beſuch ihm nützen ſoll, und dann laſſen Sie uns unverzüglich gehen."

Die Fremde führte das Glas zum Munde, ohne den Schleier zu heben, ſezte es aber unberührt nieder und brach in Thränen aus. „Ich weiß," ſchluchzte ſie laut, „daß, was ich Ihnen jezt zu ſagen habe, Ihnen Fieberwahnſinn dünken muß. Man hat mir das bereits angedeutet, wiewohl minder freundlich als Sie. Ich bin nicht jung, und man behauptet, je näher das Leben ſeinem Schluſſe komme, deſto theurer werde dem Menſchen der lezte, kurze, in den Augen Anderer werthloſe Ueberbleibſel, theurer als alle vergangenen Jahre, obſchon an ſie die Erinnerung ſich knüpft an alte, längſt verſtorbene Freunde, und an jüngere, vielleicht an Kinder, die von uns abgefallen ſind und uns ſo ganz vergeſſen haben, als wären ſie auch geſtorben. Das natürliche Ziel meines Lebens kann nicht über viele Jahre hinaus ſtehen, und das Leben ſollte mir alſo lieb ſeyn. Aber ohne Seufzer — mit Freuden — mit Entzücken wollte ich es von mir legen, wäre das, was ich Ihnen jezt zu ſagen habe, unwahr oder eingebildet. Er, von dem ich ſpreche — ich weiß das, obgleich ich gern ein Anderes glauben möchte — er wird morgen früh außer dem Bereiche menſchlicher Hülfe ſeyn, und dennoch, wiewohl er in tödtlicher Gefahr ſchwebt, dürfen Sie ihn heute nicht ſehen, könnten Sie ihn heute nicht retten."

„Ich will Ihren Kummer nicht vermehren," erwiederte der junge Arzt nach einer kurzen Pauſe, „und enthalte mich daher über das, was Sie ſo eben geäußert haben, jeder Bemerkung. Auch verlange ich nicht Mittheilung eines Geheimniſſes, das, wie es ſcheint, Sie abſichtlich zu bewahren wünſchen. Doch liegt ein Widerſpruch in Ihren Worten, den ich ſelbſt mit der Wahrſcheinlichkeit nicht zu einigen vermag. Er, von dem Sie ſprechen, kämpft dieſe Nacht mit dem Tode, und ich darf ihn nicht ſehen, während mein Beiſtand ihm vielleicht nützen könnte. Morgen, vermuthen Sie, wird jede

menſchliche Hülfe nutzlos ſeyn, und dann, ſcheint es, wünſchen Sie, daß ich ihn ſehe. Iſt er Ihnen wirklich ſo werth und lieb, wie Ihre Worte, wie Ihr ganzes Benehmen es andeuten, warum nicht ſein Leben zu retten ſuchen, ehe Verzug und fortgeſchrittene Krankheit es unmöglich machen?“ — „So helfe mir Gott!“ rief die Fremde, heftig weinend. „Wie kann ich hoffen, daß Andere mir glauben ſollen, was mir ſelbſt unglaublich iſt! Sie wollen ihn alſo *nicht* ſehen?“ fragte ſie, raſch aufſtehend. „Das habe ich nicht geſagt,“ entgegnete der Arzt; „allein *das* muß ich Ihnen ſagen, daß, wenn Sie bei dieſer — außergewöhnlichen Verzögerung verharren und er, von dem Sie ſprechen, ſterben ſollte, Sie eine furchtbare Verantwortung trifft.“ — „Die Verantwortung wird irgendwen ſchwer treffen,“ erwiderte die Fremde, „die mich treffende werde ich im Stande ſeyn zu tragen.“ — „Mir,“ verſezte der Arzt, „kann, weil ich Ihrem Wunſche mich füge, keine zur Laſt fallen. Ich will alſo den, von dem Sie ſprechen, morgen früh beſuchen. Laſſen Sie mir ſeine Adreſſe. Und um welche Stunde ſoll ich kommen?“ — „Um neun,“ antwortete die Fremde. — „Verzeihen Sie eine zweite Frage,“ fuhr der Arzt fort; „befindet er ſich jezt unter Ihrer Pflege?“ — „Nein,“ war die Antwort. „Geſezt alſo,“ ſagte Jener, „ich gäbe Ihnen Anweiſung, wie Sie ihn während dieſer Nacht behandeln ſollten, Sie könnten davon keinen Gebrauch machen?“ Ein abermaliges Nein war die von einem heftigen Thränenſtrom begleitete Antwort.

Ueberzeugt von der Fruchtloſigkeit des Verſuchs, durch fortgeſeztes Geſpräch ſich genügendere Auskunft zu verſchaffen, und in der Abſicht, das Gefühl der Fremden zu ſchonen, das, Anfangs mit Gewalt unterdrückt, jezt unwiderſtehlich hervorbrach, erneuerte der junge Arzt ſein Verſprechen, ſich am folgenden Morgen um die beſtimmte Stunde einzufinden, erhielt die Adreſſe nach einem entlegenen Theile von Walworth und ſah dann die Fremde das Haus eben ſo geheimnißvoll verlaſſen, wie ſie es betreten hatte.

Es iſt leicht zu glauben, daß ein ſo ſeltſamer Beſuch im Gemüthe des jungen Arztes einen tiefen Eindruck hinterließ, und daß er lange und eben ſo lange vergebens die vorwaltenden Umſtände ſich zu erklären ſuchte. Gleich vielen Andern hatte auch er von einzelnen Beiſpielen gehört und geleſen, wo ein Vorgefühl des Todes den lezten Tag, ja die lezte Minute voraus verkündet und die Prophezeihung ſich erfüllt hat. Einen Augenblick war er geneigt, den gegenwärtigen Fall dahin zu zählen; doch dann fiel ihm bei, daß alles diesfalls Gehörte und Geleſene immer nur von ſolchen gegolten, die ihren eigenen Tod vorausgeſehen, und die Fremde hatte ja nicht von ſich, hatte von jemand anders, von einem Manne geſprochen. Es war nicht anzunehmen, daß ein bloßer Traum, eine bloße Verirrung der Phantaſie ihr Veranlaſſung gegeben haben ſollte, von ſeiner nahen Auflöſung mit ſo furchtbarer Gewißheit zu ſprechen. Oder ſollte es im Plane ſeyn, morgen früh Jemand zu ermorden, die Frau darum wiſſen, durch einen Eidſchwur ſich zum Schweigen verpflichtet haben, jezt Reue fühlen, und unfähig, die That zu hindern, doch vielleicht durch den ſchnellen Beiſtand ärztlicher Kunſt den Tod des Schlachtopfers verhüten wollen? — Unſinniger Einfall, ſagte der junge Arzt zu ſich ſelbſt, ſo etwas in der nächſten Umgebung der Hauptſtadt, in einer Entfernung von kaum zwei Meilen zu vermuthen! — Und er verwarf die Minuten lang genährte Idee und kam wieder auf ſeine urſprüngliche Meinung zurück, daß der Verſtand der Fremden gelitten habe. Die Unmöglichkeit, das anſcheinende Räthſel auf andere Art einigermaßen genügend zu löſen, verwandelte bald ſeine Vermuthung in Ueberzeugung, obſchon es während der langen, ſchlafloſen Nacht, wo er ſich vergebens abmühte, den ſchwarzen Schleier aus ſeinen Gedanken zu verbannen, an immer neuen, widerſprechenden Zweifeln keineswegs fehlte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Diſtichen.

„Immer ſtrebe zum Ganzen.“

Jeglicher Tag ſey ein Bild, ein freundliches Lebensgemälde,
Jeden bezeichne ein Werk, Jeden die rüſtige That.
Hebſt du auch *Einen* Stein nur auf, gefugt und gemeißelt,
Paſſend zum Ganzen geformt, ſieh', du vollendeſt den Bau.
Herrlich gleichet des Lebens Vereinzelung dann ſich zur Form aus,
Und es erfreut dich ſein Bild, hehr wie die Hallen des Doms.

Hexameter ſind leicht.

„Meine Kinder, ich wünſche euch eine geſegnete Mahlzeit.“ *
Dank dir, trefflicher Voß, daß du die Kunſt uns gelehrt.
Leicht ſind Hexameter, ſieh, wir zählen mit flüchtigem Finger,
Dactylus hüpfet von ſelbſt, trozten Spondäen nur nicht.

Hölty.

Hier ſind Hölty's Gedichte: wer Sehnen und Schmerz in der Bruſt trägt,
Glühend von Liebe das Herz, dennoch kein Liebchen errang;
Wer die Welt voll Blumen erblickt, voll duftiger Blüthen,
Ach! und keine gepflückt, weine und klage mit ihm.

* Luiſe v. Voß, I. Id. V. 56.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortſezung.)

Gérard. Kunſtausſtellung.

Es hatte Gérard ſehr geſchmeichelt, daß die Regierung einen großen Saal im Louvre neben der Gemäldegalerie zur Aufſtellung zweier ſeiner Meiſterſtücke hatte einrichten laſſen. Dieſe beiden Malereien waren die Schlacht bei Auſterliz und der Einzug König Heinrichs IV., alſo ein Gemälde aus der Kaiſerzeit und eines aus der Reſtaurationsperiode. Erſteres hatte er ſeitdem ſogar etwas verlängert und überarbeitet, um es zu einem ſymmetriſchen Pendant des zweiten zu machen. Schmeichler (denn auch ein großer Künſtler hat Schmeichler, wie ein Machthaber) nannten den Raum, wo die beiden Gemälde aufgehängt waren, den Gérardſchen Saal. Allein in der lezten Zeit ließ der König die beiden Gemälde, als hiſtoriſche Stücke, dem Verſailler Muſeum einverleiben. Dies verdroß den Mann außerordentlich; er ſagte, er könne das Louvre nicht mehr betreten. Vergebens ſtellte man ihm vor, in Verſailles würden ſeine Meiſterſtücke ſo gut bewundert werden, als im Pariſer Louvre; der Gedanke, einen eigenen Raum im Louvre einzunehmen, hatte etwas ſo Anziehendes für ihn, und er hatte ſich dergeſtalt an dieſen Lieblingsgedanken gewöhnt, daß die Entfernung der beiden Gemälde den Mann ſchmerzte, als ob man ihn von innigen Freunden getrennt hätte. Gérard litt ſchon lange an hypochondriſchen Anfällen; dieſer im Umgange mit der großen Welt ſo heitere, ſo geiſtreiche, ſo beleſene Künſtler war höchſt unglücklich, wenn er ſich allein befand und von ſeinem Spleen überfallen wurde. Jemand, der ihn vor zehn oder zwölf Jahren auf einer Reiſe nach England begleitete, hat mir hievon Züge erzählt, die ſich mit dem ſonſt ſo einnehmenden, gefälligen Betragen Gérards kaum in Uebereinſtimmung bringen laſſen. Dazu kam, daß Gérard einen verſchwenderiſchen Bruder hatte, deſſen Schulden zu bezahlen er ſich aus Redlichkeit verpflichtete. Alles dies blieb der glänzenden Geſellſchaft unbekannt, welche ſich am Mittwoch Abend, oder vielmehr in der Nacht bei ihm verſammelte. Nach ſeinem heitern Weſen und nach ſeiner Theilnahme an allen merkwürdigen Geiſtes- und Kunſtprodukten des In- und Auslandes zu ſchließen, hätte man nimmer vermuthet, daß ein Kummer an Gérard nage; auch war ſein Geiſt ſtark genug, um demſelben nicht zu unterliegen; er iſt an einem Schlagfluſſe nach einer Krankheit von wenigen Tagen geſtorben. Was die Kunſt in Paris durch ſeinen Tod verliert, wird allgemein anerkannt. Seinen angenehmen Umgang, ſeine Mittwochvereine werden Einheimiſche und Fremde lange vermiſſen. Berühmte Gelehrte, Künſtler, geiſtreiche Männer und Frauen trafen hier zuſammen; ein Fremder fand ſich mitten im Kreiſe von Menſchen, deren Namen ihm die Zeitungen oft vor Augen gebracht hatten, deren Werke und Leiſtungen ihm längſt ſchon bekannt waren. Auch gab ihm dieſe Geſellſchaft ein getreues Bild von den großen Cirkeln in Paris, wenn ſie allen denjenigen geöffnet ſind, welche ſich durch Talent und Wiſſenſchaft, oder durch geiſtreiche Unterhaltung auszeichnen. An dem Hausherrn war die große Beleſenheit und ſein ſcharfſinniges Urtheil über neue Geiſtesprodukte auffallend. Man hatte Mühe, zu begreifen, wie dieſer für die Kunſt lebende Mann, dem auch die geſellſchaftlichen Verhältniſſe viele Zeit raubten, doch noch Muße finden könne, ſich mit den neuen literariſchen Erſcheinungen genau bekannt zu machen. Es heißt, er habe nur wenige Stunden dem Schlafe gewidmet und einen Theil der Nacht ſich vorleſen laſſen. Seine Lebensumſtände und ſeine Malereien ſind bei Gelegenheit ſeines Todes ſo umſtändlich in den hieſigen Journalen beſprochen worden, daß ich mich hier nicht darauf einzulaſſen brauche. An den öffentlichen Kunſtausſtellungen nahm Gérard ſchon lange keinen Antheil mehr, wie die meiſten ältern Maler zu thun pflegen, welche ſich nicht der Vergleichung mit jüngern, die zum Theil ihre Schüler ſind, ausſezen wollen. Ihr Ruf iſt einmal begründet, und ihre Stellung eben ſo; ſie haben alſo nicht mehr nöthig, um die Volksgunſt zu buhlen, und überlaſſen den Tummelplaz der Louvregallerie jüngeren Leuten. Eine ſolche Ausſtellung wird nun in wenigen Tagen wieder ſtattfinden; bereits ſind die alten Gemälde im Louvre bei Seite geſezt, um einſtweilen den neuern Plaz zu machen. Wahrſcheinlich werden wieder einige tauſend Stücke zu ſchauen ſeyn, wie bei den lezten Ausſtellungen; denn weder Fleiß, noch Zahl der Künſtler hat abgenommen, und bei der Ueberfüllung aller Stände in der langen Friedenszeit kann es auch nicht fehlen, daß die Künſtler jezt einen ſehr zahlreichen Stand ausmachen, ohne noch die Vielen mitzurechnen, welche aus Liebhaberei die Kunſt treiben, und wovon Einige es ziemlich weit bringen. Die Künſtler haben ihre Vereine, ihre Journale, und eine Menge von Kunſthandlungen geben ſich mit dem Verkaufe der neuen Kunſtprodukte ab, welche nicht von der Regierung oder von Privatleuten beſtellt worden ſind.

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 54:

Das Schwalbenneſt.

Räthſel.

Ich trage die Krone ſeit alter Zeit,
Und kleide mich gerne mit wolligem Kleid,
Das ohne Reſpekt vor der Krone zumeiſt
Man mir muthwillig vom Leibe reißt.

Und, wie ſonſt Schlöſſer zu ihrem Schuz,
Umzieht mich ein Graben, doch mir zum Truz,
Weil meinen Räubern er neue Kraft
Mit ſeinem Waſſer im Bade ſchafft.

Mein Kleid, mit farbigem Bande geſchmückt,
Hat Manchen zu Nachtgedanken entzückt,
Die doch höchſt ſelten ſo frommen Schwung
Genommen haben, als die von Young.

Und ungeachtet ich Dreifuß bin,
Zieht kein Orakel doch durch mich hin,
Spektakel aber erlebt' ich genug,
Eh' man mich endlich nach Hauſe trug.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 61.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 13. März 1837.

Singe, wem Geſang gegeben,
In dem deutſchen Dichterwald!
Das iſt Freude, das iſt Leben,
Wenn's von allen Zweigen ſchallt.

Uhland.

Gedichte von Joh. Val. Kutscheit.

Introitus.

Lockend ſingt die Nachtigall,
Feierlich die Lerche;
Doch wir Andern ſind darum
Eben noch nicht Störche.

Jeder ſingt ſo ſeinen Ton,
Seine eigne Weiſe:
Einer ſingt, wie Bach und Buſch,
Liebeslieder leiſe;

Andrer laut, wie Waſſerfall,
Wetter in den Lüften,
Und ein Dritter dumpfig hohl
Nachtgeſang aus Grüften.

Doch im Einklang ſind es gar
Süße Symphonien,
Die, wie Blumenketten, weich
Unſer Herz umziehen.

Geht denn, Lieben, geht auch ihr
Liederchen und Lieder;
Tönt mir aus dem vollen Chor,
Wie ſich's ziemet, wieder.

Die Grabblümchen.

Blümchen, als dem Herbſt zum Raube
Euch des Sturmes Hauch zerweht,
Sprach's zu mir aus eurem Staube:
„Was da Schönes lebt, vergeht!“

Als beſchneit die Gräber ruhten,
Schnee den Augen euch verbarg,
Sprach es: „So umfängt die Guten
In dem Erdenſchoß der Sarg.“

Nun in friſcher Lebensſchöne
Euch der Lenz uns wiedergab,
Liſpelt's mir, wie Harfentöne:
„Immer deckt ſie nicht das Grab!“

Die fortziehenden Schwalben.

In die Ferne, o wie gerne
Zög' ich mit euch, ſchnelle Schwalben!
In die blüthenreiche Ferne,
Wo die Wälder nimmer falben;

In des rothen Goldes Länder,
Wo des Moslems Feuerſöhnen
Dicht in faltige Gewänder
Sich verhüllen zarte Schönen;

Wo vor ſeinem Zelt im reichen
Kaftan auf dem grünen Raſen,
Dem beſchatteten, dem weichen,
Ruht der König der Oaſen.

Hoch um Palmen und um Cedern,
Um die Minarets, die ſchlanken,
Fliegen mit den leichten Federn
Seh' ich dort euch in Gedanken.

In den Katakomben baut ihr,
Ew'gen Wohnungen des Friedens,
Und von Pyramiden ſchaut ihr
Auf die Ueppigkeit des Südens.

Sitzen in der Hindu Kreiſen
Könnt ihr vor den Bambushütten,
Und bei ihres Brahma weiſen
Enkeln ſeyd ihr wohl gelitten.

Dennoch habet ihr im Norden
Die verlaſſ'nen Neſter lieber,
Von den ewig grünen Borden
Zieht ihr bald zu uns herüber.

Kehret bald zurück von jenen
Sonnenreichen Frühlingsküſten,
Und den Mai, den blütheſchönen,
Bringet mit, den vielbegrüßten!

Anakreontikon.

Der Diamanten Feuer,
Des eitlen Goldes Blinken
Und klarer Perlen Glänzen
Hat niemals mich gerührt.

Doch ſchöner Augen Feuer
Und lieber Augen Winken,
Drin helle Thränen glänzen,
Hat manchmal mich verführt.

Der junge Arzt.

(Fortſetzung.)

Früh am folgenden Morgen begab der junge Arzt ſich auf den Weg nach Walworth. Noch heutzutage iſt der von London entlegenſte Theil dieſes Ortes ein elender, aus vereinzelten Häuſern beſtehender Platz, aber vor dreißig und einigen Jahren war das Ganze kaum beſſer als eine traurige Wüſtenei, wo nur wenige, und nur Menſchen von zweideutigem Charakter wohnten, die entweder zu arm waren, um in einer beſſern Nachbarſchaft ſich anzuſiedeln, oder deren Lebensweiſe und Lebenserwerb gerade dieſe Einſamkeit ihnen beſonders lieb und angenehm machten. Von den Häuſern, die jezt nach allen Richtungen hin ſich zeigen, ſind die meiſten erſt ſeit den lezten Jahren entſtanden, und von denen, die damals in unregelmäßigen Zwiſchenräumen exiſtirten, war die bei Weitem größere Zahl von der roheſten Bauart und der erbärmlichſten Einrichtung.

Ein ſolcher Ort war ſchlecht geeignet, den jungen Arzt bei ſeiner Wanderung aufzuheitern oder auch nur das bange, trübe Gefühl zu bewältigen, welches der ſeltſame Beſuch des vergangenen Abends in ihm geweckt hatte. Die ihm angegebene Richtung führte ihn von der Hauptſtraße auf krummen, oft abgebrochenen Querpfaden über eine ſumpfige Gemeindetrift: hier und da eine durchlöcherte, in Trümmer fallende Hütte, ein verkrüppelter Baum oder ein Waſſertümpel, der in Folge des lezten ſtarken Nachtregens ſich in einer Art langſam kriechender Bewegung zu befinden ſchien, zeigte ſich gelegentlich am Fußpfad, und hier ein armes Stück Gartenland mit ein paar morſchen, zu einer Sommerwohnung zuſammengeſchlagenen Bretern, dort ein altes Pfahlwerk, mühſelig ausgebeſſert mit einigen, aus den benachbarten Hecken geſtohlenen Stöcken, gaben, wie von der Armuth der Bewohner, ſo von der Gewiſſensleichtigkeit, mit welcher ſie das Thema vom fremden Eigenthume behandelten, vollgültiges Zeugniß. Bisweilen trat ein ſchmutziges Weibsbild vor die Thür einer noch ſchmutzigeren Hausflur, um entweder den Inhalt irgend eines Geſchirrs auszugießen oder einem kleinen, baarfüßigen Mädchen nachzuſchreien, das mit einem ziemlich gleich großen, blaß und ſchmutzig ausſehenden Kinde auf dem Arme ſich ein halbes Dutzend Schritte weit von der Thür entfernt hatte. Mit dieſen Ausnahmen war Alles ſtill und leblos, und der kalte, feuchte Nebel, der jede Fernſicht verſperrte, diente nur dazu, die Einöde noch einſamer zu machen.

Nach einer Menge bald widerſprechend, bald ungenügend, häufig aber gar nicht beantworteter Fragen, und nachdem er knöcheltief durch Schlamm und Schmutz ſich matt und müde gewadet, ſtand der junge Arzt endlich vor dem Hauſe, das ihm als der Ort ſeiner Beſtimmung angedeutet worden. Es war ein kleines, niedriges Gebäude mit einem Stockwerk, ſeinem Aeußern nach öder und verdächtiger als irgend eines, an dem er vorüber gekommen. Hinter dem einzigen Fenſter des Stockwerks hing ein alter, gelber, dicht zugezogener Vorhang, und die Fenſterladen des Erdgeſchoſſes waren zwar zugemacht, aber nicht verſchloſſen. Uebrigens ſtand das Haus ganz allein und ſo, daß von ihm aus kein anderes zu ſehen war. Der junge Mann verweilte erſt einige Augenblicke

vor dem Hauſe und ging dann einige Schritte um daſſelbe, ehe er den Muth faſſen konnte, anzuklopfen. Und Niemand darf ihn deßhalb der Haſenherzigkeit beſchuldigen. Die Londoner Polizei war damals ſehr verſchieden von dem, was ſie jezt iſt; Bauluſt und Sinn für Verſchönerung hatten die Vorſtädte noch nicht eng mit der Hauptſtadt verbunden; in vielen, und ganz vorzüglich in Walworth, ſammelten ſich die ſchlechteſten, verworfenſten Menſchen, und während ſelbſt die lebhafteſten Straßen Londons nur dürftig erleuchtet waren, blieben die Vorſtädte bloß der Gnade des Mondes und der Sonne empfohlen. In natürlicher Folge war es den Verbrechern leicht, ſich hier zu verbergen, den Dienern der Gerechtigkeit ſchwer, ſie hier zu entdecken, und das von täglicher Erfahrung genährte Bewußtſeyn verhältnißmäßiger Sicherheit vermehrte mit der Zahl auch die Kühnheit der Verbrechen. Alles dies war dem jungen Arzte bekannt, dazu kam, daß er längere Zeit in den öffentlichen Heilanſtalten Londons gearbeitet und, obgleich weder Burke noch Biſhop damals ſchon ihre fürchterliche Berühmtheit erlangt, doch von den Greueln, welchen Erſterer ſeitdem ſeinen Namen gegeben, mehr als genug geſehen hatte, um von der Leichtigkeit überzeugt zu ſeyn, mit welcher ſie verübt werden konnten. Sey es, daß dies oder ſonſt etwas ihn zögern machte, er beſann ſich wenige Augenblicke. Dann gewann ſein ſtarker Geiſt und ſein perſönlicher Muth das Uebergewicht, raſch trat er an die Thüre und klopfte leiſe an. Sogleich vernahm er ein halblautes Flüſtern. Es klang, als ob Jemand von der Flur aus zu Jemand die Treppe hinauf ſpräche. Dann hörte er ein Paar ſchwere Stiefeln über die ungedielte Hausflur ſchleifen. Jezt wurde die Kette von der Thür weggenommen, die Thür geöffnet und ein hoher, fatal ausſehender Mann ſichtbar, dem dickes ſchwarzes Haar über die Schultern hing und deſſen blaſſes, hageres Geſicht weniger einem Lebenden als einem Todten anzugehören ſchien. „Treten Sie ein,“ ſagte der Mann mit gedämpfter Stimme. Der Arzt that es; jener hing wieder die Kette ein und führte ihn dann nach einer engen Unterſtube am Ende der Hausflur. „Komme ich zeitig genug?“ fragte der Arzt. „Zu zeitig,“ antwortete der Andere, und unwillkührlich hemmte der junge Arzt den Schritt in einem Gefühle des Erſtaunens und der Ueberraſchung, das er nicht zu beherrſchen vermochte, obgleich er es gern unterdrückt hätte. Auch ſchien der Andere den Grund ſeiner Bewegung zu errathen. „Wenn Sie hier eintreten wollen,“ ſagte er mit grinſendem Lächeln, „ſo gebe ich Ihnen mein Wort, Herr Doktor, Sie ſollen keine fünf Minuten aufgehalten werden.“ Unverzüglich trat der junge Arzt ein. Der Mann verließ ihn und ſchloß die Thüre.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Ob Lord de Roos ein falſcher Spieler?

Seit mehreren Monaten iſt die Frage, ob Lord de Roos ein falſcher Spieler ſey, in den faſhionabeln Cirkeln Englands, am meiſten vielleicht in den Londoner Clubs bald für, bald wider beſprochen, bald verneint, bald bejaht worden. Seit der erſten Hälfte des laufenden Februars hat ein hieſiges Geſchwornengericht die Frage feſtgeſtellt, feſtgeſtellt inſofern, als eine Jury überhaupt auf den Grund vorgebrachter Zeugniſſe eine Beſchuldigung feſtzuſtellen vermag, deren Wahrheit der Beſchuldigte leugnet. Ehe aber noch die Entſcheidung und die, ſie rechtfertigenden Zeugenausſagen bekannt waren, würde der Umſtand, daß der edle Lord ſelbſt die Sache vor Gericht gezogen, die Präſumtion zu ſeinen Gunſten geſtimmt haben, wenn es nicht zugleich geſchienen, als ob die Macht der Verhältniſſe ihn zu dem Schritte gedrängt, wenn es nicht bisweilen unvermeidlich wäre, das Aeußerſte zu wagen, um nicht das Lezte zu verlieren, und wenn nicht oft genug verwegene Spieler ihrem guten Glücke zu blind vertrauten. Erwägungen ſolcher Art traten der günſtigen Vermuthung entgegen und trugen nicht wenig zu Steigerung eines Intereſſe bei, welches in dem ariſtokratiſchen England an den Namen des edeln Lords, und zufolge eines überall geltenden Ehrencodex an die Natur des ihm beigemeſſenen Vergehens ſich von ſelbſt kettete. Die Sache iſt, wie geſagt, durch das Verdict der Jury abgethan, doch eben deßhalb jezt erſt zur Veröffentlichung reif. Statt vager Gerüchte liegen beſchworene Zeugniſſe, ſtatt parteiiſcher Anſichten liegt reiner Stoff zu eigenem Urtheile vor. Keinem Heraldiker iſt das Wappen der Lords de Roos fremd, und manche vornehme Engländerin würde es verzeiblicher finden, nicht den Unterſchied zwiſchen Whig und Tory, als nichts von der Familie und Abkunft des beſagten Lords zu wiſſen. Er hat die Ehre, Erſtgeborener des Lord Henry Fitzgerald und der Lady de Roos zu ſeyn, welche dieſen alten, aus der Regierung Heinrichs III. datirenden Titel laut angeſtammten Rechtes eigenthümlich erbte, und deßhalb Lady de Roos war und blieb, obſchon ihr Gemahl Lord Fitzgerald hieß. Vor ungefähr ſechs Jahren ſtarb der Vater, zwei Jahre ſpäter die Mutter. Beide hinterließen dem älteſten Sohne beträchtlichen Reichthum, und leztere einen Namen, der unter den adeligen Namen Englands einer der adeligſten iſt. Gebildet auf der Schule zu Eton, dann auf der Univerſität Oxford, endlich durch Reiſen auf dem Continente, ſteht der gegenwärtige Lord de Roos im Rufe des Beſitzes ungewöhnlicher Fähigkeiten und ſeltener Kenntniſſe. Daß er dabei das Spiel liebt, iſt kein Widerſpruch; die klügſten Köpfe und die größten Staatsmänner haben am Spieltiſche Erheiterung und Unterhaltung geſucht. Daß er ſich den Ruhm gewonnen, einer der beſten Whiſtſpieler Englands zu ſeyn, iſt nichts Ueberraſchendes; hochbegabte Männer haſſen jede Mittelmäßigkeit. Daß er hoch ſpielt, kann nicht auffallen; in den Clubs von White, Boodle, Brookes und Graham, von denen der edle Lord Mitglied iſt, wird in der Regel hoch geſpielt. Daß er ſpielt, um zu gewinnen, läßt ſich nicht annehmen; kein Gewinn kann ihm gewähren, was er ohne denſelben bei ſeinen reichen Einkünften ſich verſagen müßte. Daß er glücklich ſpielte, ſelten verlor, oft große Summen gewann, konnte keinen Verdacht gegen die Ehrlichkeit ſeines Spiels erregen; es war die leicht erklärliche Folge ſeiner vom Glück begünſtigten Geſchicklichkeit.

(Die Fortſetzung folgt.)

Paris, Februar.

(Beſchluß.)

Notre-Dame de Paris. Der Erzbiſchof. Der Obeliſk.

Als ein neues, von der Kunſt reichlich ausgeſtattetes Monument iſt die neulich eröffnete Kirche Notre-Dame de Lorette zu erwähnen. Sie ſteht in der Vorſtadt Montmartre, am Ende einer ſchnurgeraden, neu eröffneten Straße, welche zum Boulevard führt, ſo daß man vom Boulevard aus die Hauptfaçade der Kirche erblickt. Auf dieſe perſpektiviſche Anſicht iſt die Façade auch berechnet, weßhalb ſie nicht breiter iſt, als die Straße, das heißt ziemlich ſchmal, wie denn überhaupt die Kirche nur zu den kleinern gerechnet werden kann. Sie hat wieder das Anſehen eines alten Tempels, mit Colonnade und ſtatuariſchem Giebelfelde. Mehrere Stufen führen zu der von Säulen geſtützten Vorhalle hinauf. Auf den Seiten hat man diesmal wegen Mangel an Raum keine Säulen anbringen können. Ein erbärmliches hölzernes Thürmchen wird von dem Giebelfelde, wenn man die Kirche von vorne anſieht, ganz verſteckt. Die hieſigen Baumeiſter fürchten ſo ſehr, man möchte ihre Kirchen für keine griechiſchen Tempel anſehen, daß ſie lieber den Glockenthurm ganz weglaſſen, oder wenn doch einer angebracht werden ſoll, ihn ſo klein machen, daß man ihn kaum bemerkt. An der großen Magdalenenkirche, die nun vollends dem Theſeustempel ähnlich ſieht, wird auch nicht der geringſte Thurm angebracht werden; es heißt, die Glocken ſollen hinter dem großen Giebel unter dem Dache verſteckt werden. Aber das Merkwürdigſte an der kleinen Lorettokirche iſt die innere Verzierung, an der wahrlich nichts geſpart worden iſt; im Gegentheil iſt Malerei und Vergoldung hier verſchwendet. Die Wände ſind mit Freskogemälden bedeckt und die platte Bedeckung der Kirche iſt reich vergoldet. Die Urtheile über ſo reichliche Verzierung ſind getheilt. Einige billigen, daß man einmal allen Luxus zu Hülfe rufe, um ein Gotteshaus zu verzieren. Daß die Kirche überladen ſey, wollen ſie nicht zugeben; während eine große Kirche in einem edeln und einfachen Style gebaut und verziert ſeyn müſſe, ſagen ſie, könne man ſich ſorgfältiges und kleinliches Ausſchmücken bei einem kleinen Gotteshauſe erlauben, gerade wie man die Kapellen ſtets mehr mit Schmuck belade, als die Kirche ſelbſt. Strengere Kunſtrichter wollen aber dieſe Ueberladung keineswegs loben, ſondern verweiſen ſie in die Theater, Concertſäle und Salons, und meinen, man habe ſich geirrt und einen Ballſaal ſtatt einer Kirche auszuſchmücken geglaubt. Indeſſen nimmt ſich doch alle dieſe Malerei und Vergoldung gut aus, wenigſtens ſo lange ſie neu iſt. In der Folge aber, wenn die Zeit Beides etwas geſchwärzt haben wird, möchte die an der Ausſtattung verſchwendete Kunſt wohl nicht leicht mehr zu erkennen und zu würdigen ſeyn. Die Kirche verdient aber wirklich niedlich genannt zu werden, und gehört nunmehr zu den Sehenswürdigkeiten von Paris. In einiger Entfernung von dieſer bleibt nun noch eine ſchon ſeit vielen Jahren begonnene Kirche, St. Vincent de Paula, zu vollenden, die größer angelegt iſt, und wahrſcheinlich auch mit großer Kunſt ausgeſchmückt werden wird. Ich muß jedoch bemerken, daß der Prunk der kleinen Lorettokirche zum Theil nur ſcheinbar iſt. Die Kirche prangt mit Säulen, welche wie weißer Marmor glänzen, es iſt aber nur Stukkatur; der Predigtſtuhl ſieht aus, als wenn er von tüchtigem Eichenholze verfertigt wäre, er hat aber nur den Anſtrich davon; eben ſo ſoll es ſich mit andern Zierrathen verhalten, die wie Skulptur ausſehen, aber nur Carton-pierre ſeyn ſollen, woraus jezt in vielen Kirchen, beſonders in den Provinzen, Verzierungen, ja ſogar Bildſäulen, Predigtſtühle und Kronleuchter verfertigt werden. Was liegt auch am Ende daran, ob die Verzierungen in Stein gehauen und in Erz geſchnitten, oder bloß aus einer weichen Materie in Formen gegoſſen und hernach gehärtet worden, wenn ſie nur dauerhaft ſind? Die äußere Wirkung iſt dieſelbe; wer es nicht weiß, bewundert die Sachen als Meiſterſtücke des Bildhauers oder Schnitzers, und die Geiſtlichkeit erſpart ein Bedeutendes an Koſten. — Bei Veranlaſſung der Einweihung der neuen Kirche hat der Erzbiſchof von Paris ein ſonderbares Mandement erlaſſen, worin man das beſtändige unbedachtſame Streben dieſes Mannes, der öffentlichen Meinung entgegenzuwirken, wieder erkennt. Er kündigt nämlich an, die neue Kirche ſolle beſonders dem Cultus der unbefleckten Empfängniß Mariä gewidmet werden. Dieſer Cultus ſey zwar vom römiſchen Stuhle nicht vorgeſchrieben, aber auch nicht verboten, ſondern im Gegentheil mehrmals empfohlen worden, weßhalb die Gläubigen wohl thun würden, Antheil daran zu nehmen. Nun hätte der Erzbiſchof unter einer Menge von Gegenſtänden der Verehrung ſicher weit zweckmäßigere und dem Zeitgeiſte angemeſſenere auffinden und wählen können, als gerade dieſen, den ehemals die Dominikaner mit wahrhaft furchtbarem Eifer vertheidigten, und der von Seiten des andern Clerus eben ſo eifrig verworfen wurde. — Die Regierung fürchtet den Erzbiſchof und vermeidet, ihm zu mißfallen. So hatte er ſich in einem Mandement von 1835, wie ich damals erwähnt habe, ſtark wider die Errichtung der großen Statue der Fama auf der Zinne des Pantheons ausgeſprochen, auf welcher unter der vorigen Regierung, als das Pantheon die Genovefenkirche war, ein großes Kreuz ſtand. Obſchon nun dies Pantheon, ſeitdem es in ein weltliches Gebäude verwandelt worden, den Erzbiſchof nichts mehr angeht, ſo ſcheint doch die Regierung ſich das herbe Mandement zu Gemüthe geführt zu haben; denn einige Zeit hernach wurde die Fama mit ihrer Trompete wieder herabgenommen. Allerdings ſollte dieſelbe nur ein Verſuch ſeyn, um zu ſehen, wie ſich eine Statue auf der erhabenen Kuppel ausnehmen würde; die Bildſäule ward auch von Künſtlern nicht mißbilligt, allein ſeitdem Herr de Quelen ſie in ſeinem Mandement verdammt hat, wird ſie wahrſcheinlich nicht mehr auf dem Pantheon erſcheinen. Dafür lobt aber auch der Erzbiſchof die Regierung in ſeinem lezten Mandement, daß ſie die neue Lorettokirche mit ſo vieler Pracht und Kunſt geſchmückt habe. An den neuen Denkmälern der Baukunſt ſpart die jezige Regierung allerdings weder Koſten, noch Zeit, um ſie reichlich auszuſtatten, und dennoch hat ſie 1.500.000 Franken erübrigt, um den Obelisken aufzurichten, obſchon derſelbe auf dem geräumigen Platz ſehr mager ausſieht. Für eine ſo ungeheure Summe hätte ſie ja ein ganz neues Gebäude oder irgend eine nützliche Anſtalt errichten können; aber die Regierung kannte den Sinn der Pariſer: ſie wollen von Zeit zu Zeit etwas ganz Neues haben, und ein Obelisk war noch nie in Paris erſchienen. Die Errichtung eines ſolchen hat der öffentlichen Aufmerkſamkeit beinahe ein Jahr lang Nahrung gewährt. Alle Pariſer, von den Höchſten bis zu den Niedrigſten, ſind zu dem Concordeplatz gewallfahrtet, auf welchem er errichtet werden ſollte, haben ihre Meinung darüber öffentlich oder privatim abgegeben, die Vorkehrungen mit angeſehen und beurtheilt, und ſich mit eigenen Augen verſichert, daß er ohne Beſchädigung aufgerichtet worden, und dann haben Alle gemeint, ein Obelisk ſey zwar etwas ſehr Theures, aber es ſey doch gut, einen daſtehen zu haben. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 62.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 14. März 1837.

Carnaval, dont chacun pâtit,
Dis-nous qui t'a fait si petit.

Béranger.

Der Fastnachtdienstag und Aschermittwoch in Paris.

In meinem vorigen Briefe habe ich bereits den hieſigen Carneval, wie er ſich am Faſtnachtdienstag auf den Straßen zeigt, im Allgemeinen charakteriſirt. Ehe wir zu der Hauptſache, zu den Freuden der Nacht, übergehen, iſt noch Einiges nachzutragen.

Wie ſchon erwähnt, war unter den zahlreichen Masken wenig Originelles zu bemerken. Am meiſten Aufſehen machte, neben dem als Bediente hinten auf einem Wagen ſtehenden Obelisken von Luxor, die Verſpottung der Grippe. In einem hübſchen, zurückgeſchlagenen Landau lagen auf einer Matratze vier junge Leute ausgeſtreckt, welche, die Hälſe mit vielen Tüchern umwickelt, gewaltig ſtöhnten und dabei fortwährend Tiſane de Champagne aus Theetaſſen tranken. Ueber dem Wagen wehte eine Fahne mit der Inſchrift: Mort à la grippe! Wie die Journale berichten, ſo hat die Grippe ſich an dieſen kühnen Wagehälſen gerächt und ſie ſämmtlich bei der Kehle gepackt; ſie haben ſich zu Bett legen und Tiſane trinken müſſen, die nicht von Ai kam; ich habe nicht erfahren können, ob die Grippe die Nachahmung und die Rache ſo weit getrieben, daß ſie auch auf die Vorhänge der Krankenbetten: Mort aux railleurs! geſchrieben. Im Vorbeigehen und zur Warnung ſey es hier übrigens geſagt, daß gerade diejenigen, welche die Grippe mit Karrikaturen und Spottreden verfolgt haben, am ärgſten davon heimgeſucht worden ſind. So iſt z. B. der Vicomte Charles Delaunay, welcher die Krankheit in einem ſeiner wöchentlichen Donnerstagsfeuilletons der „Preſſe“ als eine „Landplage dritter Ordnung“ bezeichnet, auf ſeine eigene Koſten inne geworden, daß die Grippe ganz füglich im Stande ſey, mit den Landplagen erſter und edelſter Qualität zu wetteifern; denn, wie man mir verſichert, iſt Madame Sophie Gay, die Gemahlin Herrn Emile de Girardin's, welche unter dem Pſeudonamen des Vicomte Delaunay jeden Donnerstag ein Feuilleton in dem Journal ihres Mannes ſchreibt, ſehr gefährlich krank geweſen. — Ferner lachte man noch über einen Karren, der ſich durch die übertriebene Häßlichkeit und barocke Zuſammenſtellung ſeiner Masken auszeichnete; unter andern befand ſich dabei eine normänniſche Amme von wahrhaft koloſſalem Leibesumfang und der Dey von Algier mit einem Hut von würfelförmiger Geſtalt, deſſen Seiten mit Augen bemalt waren. Franconi und Lord Seymour hatten dies Jahr keine Reiterzüge veranſtaltet; die Cavalcade des Jokeyclubs that ſich weder durch Glanz der Koſtüme noch durch Schönheit der Pferde beſonders hervor. Auch der Boeuf gras war heuer keineswegs durch ſeine außerordentliche Größe ausgezeichnet; ſchon am zweiten Tag iſt er

auf ſeinem 72ſtündigen Triumphzuge durch die Straßen der Hauptſtadt in der Rue Bergère vor Mattigkeit zuſammengeſunken, bei welcher Gelegenheit ihm das ganze Gefolge von wilden Männern, römiſchen Liktoren, griechiſchen Opferprieſtern und andern fantaſtiſchen Begleitern die rührendſte Sorgfalt und Pflege bewieſen haben ſoll. Als er am Dienstag Nachmittag etwa gegen drei Uhr über die Boulevards kam, war er ſichtlich angegriffen und ſchwankte ſehr melancholiſch dem Abattoir von Montmartre entgegen. Der kleine Amor in dem nachfolgenden Triumphwagen machte übrigens eine eben ſo wehmüthige Miene als der Triumphator; er ſchien ſehr zu frieren, und der alte, beflügelte Wagenlenker, welcher die Zeit vorſtellte, hatte ſeine Sichel bei Seite gelegt und war eben im Begriff, ſich eine Pfeife anzubrennen und die Naſe daran zu erwärmen.

Rechtes Leben, tolle Laune war nirgends zu bemerken. Nichts deſto weniger blieb die Menge bis gegen fünf Uhr auf den Boulevards und wogte in furchtbarer Unordnung zwiſchen Wagen und Pferden hin und her. Schlägereien und Balgereien ſind nicht vorgefallen, und obſchon man in dieſem ſchrecklichen Gedränge keinen Augenblick ſeines Lebens ſicher iſt, habe ich doch von keinem einzigen Unglücksfalle ſprechen hören; man muß die Pariſer bewundern, mit welch unglaublicher Sicherheit und Gewandtheit ſie ſich durch die Maſſe von Pferden und Wagen hindurchzuwinden wiſſen. Sobald es dunkel geworden, verloren ſich die Leute von den Boulevards nach allen Richtungen der Stadt; in den angrenzenden Straßen begegnete man muthwilligen Haufen von Straßenbuben, welche die Masken mit ſchallendem Hohngelächter und ohrzerreißendem Gekreiſch verfolgten.

Mit dieſer vier- oder fünfſtündigen Nachmittagspromenade iſt nun aber der Pariſer Faſching keineswegs zufrieden; das ganze Treiben und Wogen auf den Boulevards iſt eine bloße Vorfeier der Faſtnacht; um acht Uhr geht das Getümmel in den Straßen erſt recht an, und von Stunde zu Stunde mehren ſich die Masken, welche, mit Pechfackeln bewaffnet, vor die Barrièren hinausfahren oder ſich nach den verſchiedenen Tanzplätzen der Hauptſtadt begeben.

Das wichtigſte Ereigniß des Faſchings von 1837 iſt ohne Widerrede der große Muſard'ſche Maskenball, welcher in der Nacht vom Faſtnachtdienſt auf den Aſchermittwoch in der großen Oper Statt gefunden. Von ſieben Uhr Abends bis nach Mitternacht waren die Zugänge des Theaters von mehreren Tauſenden völlig belagert; ein Fünffrankenball in der großen Oper, und noch dazu ein Muſard'ſcher Ball, war mehr als hinreichend, einen ſolchen Zudrang zu veranlaſſen. Dazu kam noch der beſondere Umſtand, daß Niemand recht gewiß wußte, ob der den Tag über in allen Theilen von Paris angekündigte Ball Muſard zu Stande kommen werde. Das Journal des Débats hatte angezeigt, die Direktion der großen Oper wiſſe nichts von einem Muſard'ſchen Ball, der in ihrem Lokale veranſtaltet werden ſolle, und es durchkreuzten ſich in dieſer Rückſicht die widerſprechendſten Gerüchte, welche ganz natürlich nur eine deſto größere Menge herbeilockten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der junge Arzt.

(Beſchluß.)

Das Gemach, in welchem der Arzt ſich jezt befand, war eng und kalt, zwei Stühle und ein Tiſch von weichem Holze das einzige Geräthe. In dem mit keinem Vorſetzer verſehenen Kamine brannte eine Handvoll Feuer, das nicht ſowohl zum Wärmen, als zum Flüſſigmachen der Feuchtigkeit diente; in langen, kanalähnlichen Streifen rieſelte das Waſſer an den Wänden nieder. Das einzige Fenſter, halb zerbrochen, halb verklebt, ließ in einen kleinen Hof blicken, der faſt ganz unter Waſſer ſtand. Weder in noch vor dem Hauſe das geringſte Geräuſch. Mit etwas ſchneller klopfenden Pulſen ſezte der Arzt ſich neben den Kamin, hier den Erfolg ſeines erſten ärztlichen Beſuchs zu erwarten. Er hatte nur kurze Zeit geſeſſen, als er etwas rumpeln hörte. Es klang, als nähere ſich ein Fuhrwerk. Jezt ſtand es ſtill, die Hausthür wurde geöffnet, mehrere Stimmen ſprachen leiſe durch einander, Fußtritte ſchlürften längs der Flur und klapperten die Treppe hinauf; es war, als ob zwei oder drei Männer etwas Schweres in's obere Stockwerk trügen. Bald nachher verrieth das Knarren der Treppe, daß die Angekommenen wahrſcheinlich ihr Werk verrichtet und das Haus verließen. Die Thür wurde wieder geſchloſſen, und es war wieder ſo ſtill wie vorher.

Nach Verlauf weiterer fünf oder ſechs Minuten ſtand der Arzt im Begriff, das Zimmer zu verlaſſen und Jemand im Hauſe aufzuſuchen, dem er die Urſache ſeiner Anweſenheit mittheilen könne, als die Zimmerthür aufging und ſein Beſuch von geſtern Abend eintrat, genau in derſelben Kleidung und, wie geſtern, im ſchwarzen, tief über's Geſicht fallenden Schleier. Ein Wink mit der Hand forderte ihn auf, zu folgen. Das Schweigen und die ungewöhnliche Höhe der Geſtalt erregten in ihm den momentanen Gedanken, daß die Eingetretene ein verkleideter Mann ſey; aber das heftige Schluchzen, das unter dem Schleier hervorbrach, und die krampfhaften Zuckungen des Schmerzes, welche die ganze Geſtalt erſchütterten, bewieſen ſofort das Thörichte der Vermuthung, und ohne Verzug folgte er.

Die Fremde führte ihn die Treppe hinauf nach dem Vorderzimmer, blieb an der Thüre ſtehen und winkte ihm einzutreten. In dem Zimmer ſtand eine alte Lade, ein paar Stühle und eine Bettſtelle ohne Vorhänge mit einer gewirkten Decke. Durch den von außen bemerkten Vorhang war das Licht ſo gedämpft, daß der Hauptgegenſtand, der bald die ganze Aufmerkſamkeit des jungen Arztes beſchäftigen ſollte, ſich ihm erſt zeigte, als die Fremde mit dem Ausdrucke des wildeſten Schmerzes an ihm vorüberſtürzte und ſich neben dem Bette auf die Knie warf. Ausgeſtreckt, in einen linnenen Umſchlag gehüllt und mit wollenen Tüchern bedeckt, lag hier eine menſchliche Geſtalt, ſteif und ohne Regung. Kopf und Geſicht, offenbar die eines Mannes, waren unbedeckt, eine Binde ausgenommen, die über den Kopf und unter dem Kinn wegging. Die Augen waren geſchloſſen, der linke Arm ruhte ſchwer auf dem Bett, und die herabhängende Hand hielt die Fremde gefaßt. Der Arzt ſchob ſie ſanft bei Seite und nahm die Hand aus der ihren in die ſeinige. „Großer Gott!“ rief er, indem er die ergriffene unwillkührlich fallen ließ, „der Mann iſt ja todt!“

Augenblicklich ſprang die Frau auf, ſchlug ihre Hände zuſammen und ſchrie mit den Lauten des Wahnſinns und der Verzweiflung: „Nicht ſo, ſagen Sie das nicht! Ich kann's nicht tragen, bei Gott, ich kann's nicht! Menſchen ſind in's Leben zurückgebracht worden, die man für todt gehalten, und Menſchen ſind geſtorben, die durch geeignete Mittel hätten wieder belebt werden können! O, laſſen Sie ihn nicht hier liegen, nicht hier verſcheiden, ohne einen, einen einzigen Verſuch, ihn zu retten! In dieſer Sekunde vielleicht reißt das Leben ſich los! Um Gottes — Gotteswillen, nur einen einzigen Verſuch!“ — So rufend, rieb ſie mit zitternder Haſt erſt die Stirne, dann die Bruſt der entſeelten Geſtalt und drückte die kalten Hände zwiſchen den ihrigen. Aber kaum ließ ſie die Hände los, ſo fielen ſie ſchlaff und ſchwer auf die Bettdecke zurück.

Der Arzt hatte inzwiſchen ſeine Hand auf des Mannes Bruſt gelegt und ſagte jezt beſänftigend: „Ich fürchte, es iſt Alles vergebens. Doch halt!“ fuhr er ſchnell fort, indem er ſeine Hand wegzog, „den Vorhang dort auf!“ — „Warum?“ hauchte die Frau und bebte. „Den Vorhang dort auf!“ wiederholte der Arzt gebieteriſch. Die Frau ſtand bewegungslos. Aber ſo wie der Arzt den Fuß hob, ſich dem Fenſter zu nähern, ſtürzte ſie vor ihm nieder, umklammerte ſeine Knie und ſagte: „Ich habe das Zimmer abſichtlich verdunkelt; o haben Sie Barmherzigkeit mit mir! Und wenn es nutzlos, wenn er wirklich kalt und todt iſt, ſo laſſen Sie die Leiche unentblößt.“ — „Dieſer Mann iſt weder eines natürlichen, noch eines leichten Todes geſtorben,“ verſezte der Arzt; „ich muß den Körper ſehen!“ — Und ehe die Frau es zu hindern vermochte, riß er den Vorhang weg; das volle Tageslicht fiel in's Zimmer und der Arzt trat an's Bett zurück. „Hier iſt Gewalt geübt worden!“ ſagte er nach einer kurzen Pauſe, indem er auf den Leichnam wies und einen durchdringenden Blick auf das Geſicht warf, welches jezt zum erſten Mal der ſchwarze Schleier nicht bedeckt.

In der Aufregung des vorhergegangenen Moments hatte die Frau Hut und Schleier von ſich geworfen und ſtand jezt dem Arzte gegenüber, Auge in Auge. Sie mochte ungefähr fünfzig Jahre alt und ihr Geſicht mußte einſt ſchön geweſen ſeyn; Kummer und Thränen hatten Furchen darin gezogen, wie die Zeit allein ſie nimmer hätte ziehen können. Die Farbe war todtenbleich, die Lippen zuckten krampfhaft und ein unnatürliches Feuer loderte in den Augen: es war deutlich, daß Körper und Geiſt unter einer ungeheuern Laſt von Elend erlagen. „Hier iſt Gewalt geübt worden!“ wiederholte der Arzt, ohne den forſchenden Blick abzuziehen. — „So iſt es!“ antwortete die Frau. — „Dieſer Mann iſt ermordet worden!“ rief der Arzt. — „Ja, bei Gott, den ich zum Zeugen anrufe, das iſt er!“ ſchrie die Frau in durchbrechender Leidenſchaft; „mitleidslos, unmenſchlich iſt er gemordet worden!“ — „Und von wem?“ verſezte der Arzt, die Frau beim Arme faſſend. — „Schau auf das Wahrzeichen des Schlächters und dann frage mich!“ erwiderte ſie mit klangloſer Stimme. — Der junge Arzt beugte ſich über den Leichnam, der jezt in vollem Lichte lag, und zog die Kopfbinde ab. Der Hals war geſchwollen, ein blauer, ſchwarzgelber Streif umgab ihn. Die Wahrheit blizte in dem Arzte auf, und mit Schauder ſich wegwendend, ſagte er: „Das iſt einer von den heute Morgen Gehenkten!“ — „So iſt es!“ ſagte die Frau, kalt vor ſich hinſtarrend. — „Und wer iſt er?“ fragte der Arzt. — „Mein — Sohn,“ hauchte die Frau, und ſank leblos zu Boden.

*

Die veranlaſſenden Umſtände dieſes ſchmerzlichen Ereigniſſes ſind in wenigen Zeilen geſagt. Früh ihres Gatten beraubt und nur im Beſitze eines kleinen Vermögens, hatte die Mutter des Unglücklichen oft gerne die Nothwendigkeiten des Lebens gemißt, um ihn, ihr einziges Kind, den Liebling ihres Herzens, zu einem guten und tüchtigen Menſchen zu bilden. Warmes Blut hatte ihn in ſchlechte Geſellſchaft, dieſe zur Theilnahme an Verbrechen geführt. So ſtarb er von der Hand des Henkers, ſeine Mutter mehrere Jahre ſpäter im Irrenhauſe.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Februar.

Winter. Redouten. Vorleſungen.

Der Winter hat die ſchon mehrere Jahre beobachtete Methode auch diesmal beibehalten. Nachdem er wiederholt

mit gewaltigen Schneemaſſen aufgetreten; in deren Gefolg recht intereſſante Schlittenfahrten zu Stande gekommen waren, verließ er ſeine feſten Poſitionen und behauptete beinahe den ganzen vorigen Monat und immer noch ſein etwas unſauberes Incognito im grauen Regenrocke. An Rutſchberge kein Gedanke; die Unternehmer des im vorigen Jahr am Teiche des großen Gartens aufgeführten wollten vermuthlich dem Wankelmuthe der neueſten Winter keine nochmaligen Opfer darbringen. Deſto munterer gaukeln die Schlittſchuhläufer auf dem gefrornen Teiche herum, den ſie häufig nur über die Achſel anſehen, wenn die Eisbrücke des Elbſtroms ihren Wünſchen mit einer viel umfangreicheren Bahn entgegenkommt. — Die Maskenbälle gedeihen und gedeihen auch nicht, weil ſie in der Regel nur als das Caput mortuum einer verſchwundenen Zeit, als die traurige Leichengeſtalt der vormaligen Luſt ſich darſtellen. Oeffentliche Redouten haben keine ſtattgefunden. Nur durch Privatgeſellſchaften, die aber, vermöge ihres Umfangs, mit öffentlichen eine auffallende Familienähnlichkeit haben, ſind Maskenbälle in hieſigen Hotels veranſtaltet worden. An andern Bällen iſt kein Mangel zu bemerken, von denen die bei Hofe gegebenen ſich ſchon des Landtags wegen beſonderer Auszeichnung erfreuen ſollen. — Die in benachbarten Ländern zum Theil recht ungeſtüm hauſende Grippe macht ſich auch hier unausſtehlich. Zum Glück wirft ſie die Menſchen in der Regel nur ſo nieder, daß ſie des Wiederaufſtehens nicht vergeſſen. Wie anderwärts, iſt auch hier das Theaterperſonal ihren Neckereien am meiſten ausgeſezt, ſo daß es nicht ſelten Kunſt ſeyn mag, ein leibliches Schauſpiel leiblich zu beſehen. — Am 19ten vorigen Monats fand für dieſen Winter die erſte Vorleſung im Lokal des Kunſtvereins vor einer ſehr zahlreichen Verſammlung ſtatt. Zuerſt trug der Ceremonienmeiſter Baron von Frieſen (welcher vor Kurzem auch der Commiſſion zu Regeneration der hieſigen Kunſtakademie mit beigeſezt worden) mehrere mit Geſchmack und Anmuth aus Venedig und Dresden geſchriebene Briefe vor, die hauptſächlich den Unterſchied zwiſchen Natur und Manier in der Malerei zum Gegenſtande hatten. Dabei gedachte er beſonders auch der ausgeſtellt geweſenen trefflichen Gemälde aus der Düſſeldorfer Kunſtſchule mit verdienter Auszeichnung. Dieſelben Kunſtwerke benuzte hierauf der geniale Hofrath Dr. Carus zu einem ſehr intereſſanten beſondern Vortrage. Er entfaltete Anſichten von der Malerei im Allgemeinen ſowohl, als von deren hauptſächlichſten Zweigen. Mit unverkennbarer Wärme ſprach er ſeine Freude aus über den tiefen Eindruck, welchen zunächſt die beiden Hauptgemälde jener Ausſtellung, Bendemanns Jeremias und Leſſings Huſſitenpredigt, auf Kenner und Nichtkenner gemacht haben, und daß zufolge dieſes Eindrucks in der Künſtlerregion die Anregung zu einem neuen Aufſchwunge ſich wahrnehmen laſſe. Nachdem er den hohen Gehalt beider Gemälde auf eigenthümliche Weiſe beleuchtet hatte, wendete er auch ſeine Aufmerkſamkeit den übrigen ausgeſtellten Kunſterzeugniſſen zu, mehrere als beſondern Lobes würdig bezeichnend. Zu dieſen gehörte namentlich eine Winterlandſchaft von K[illegible]. Die ungemeine Empfänglichkeit der Verſammlung für die Kunſt hatte ſich ſchon früher in einer freudigen Aufwallung dargethan, als zwei vom Prinzen Johann überſendete Zeichnungen von Bendemann und Begas mit der durch Carus ausgeſprochenen Bemerkung anlangten, daß ſie acht Tage lang im Lokal des Kunſtvereins ausgeſtellt bleiben ſollten.

(Die Fortſetzung folgt.)

London, Februar.

(Fortſetzung.)

Ob Lord de Roos ein falſcher Spieler?

So ſtand Lord de Roos, beneidet vielleicht, doch ohne Makel, bis zu ſeinem Aufenthalte in Brighton während der Winterſeaſon $18^{35}/_{36}$. Er beſuchte dort ein, nur den Mitgliedern der genannten Clubs zugängliches Spielzimmer, ſpielte, gewann und erweckte den erſten Argwohn, falſch geſpielt zu haben. Der ſolchen gefaßt, ſchwieg zwar in der Stunde der Wahrnehmung, theilte ſie jedoch bald darauf bei ſeiner Rückkehr nach London drei oder vier Gliedern des Grahamsclubs mit, und als einige Zeit nachher Lord de Roos ſich hier einfand, beſtätigten ſorgſam wiederholte Beobachtungen die Richtigkeit der erſten Bemerkung. Es ſtellte ſich heraus, daß alle Karten, mit denen der edle Lord Whiſt geſpielt, jedesmal nach beendigtem Spiele gezeichnet, daß alle Honneurs, welche in die Hand des edeln Lords gekommen, auf der innern Seite mit einem Nagelſtriche markirt waren, welcher natürlich von außen eine Erhöhung verurſachte, woran das ſcharfe Auge des Spielers, von ſeinen Mitſpielern unbemerkt, im Fortgange des Spiels leicht erkennen konnte, wo die fraglichen Honneurs ſaßen. Nächſtdem entdeckte fernere Beobachtung am edeln Lord die üble Gewohnheit, das zu thun, was die ſprachgewandten Franzoſen sauter la coupe nennen, wofür — ich ſage es ohne Scham — mir der deutſche Ausdruck fehlt, was aber ſo viel heißt, als ein Vertauſchen der Auflegekarte. Mit dem Reſultate der dem Lord de Roos, wenn er bei Grahams ſpielte, zugewendeten Aufmerkſamkeit nicht zufrieden, beobachteten die im Geheimniß ſich Befindenden ſein Verhalten in andern Clubs, namentlich im Club der Reiſenden, und als ſie hier daſſelbe wahrgenommen, beriethen ſie ſich über das geeignetſte Mittel, den edeln Lord von ſeiner Verirrung zurückzubringen. Alle mehr oder weniger ſeine Freunde, beſorgt für ſeine öffentliche Ehre und deßhalb der Erregung öffentlichen Skandals abgeneigt, vereinigten ſie ſich zu dem Entſchluſſe, ihn mittelſt anonymen Briefs zu warnen. Das geſchah zu Ende Aprils 1836. Die Warnung fruchtete; obgleich der edle Lord, ohne den Empfang des Briefs zu erwähnen, ſein Spiel bei Grahams fortſezte, zeigte ſich doch mehrere Wochen lang keine Spur ſeiner frühern Manöver, und ſeine Freunde fingen ſchon an, ihn für geheilt zu achten und ihre Aufmerkſamkeit zu vermindern, als am Abend des erſten Juli einer derſelben, am Whiſtſpieltiſche mit ihm, wieder in der beſchriebenen Weiſe markirte Honneurs bemerkte, und mit der Aeußerung: „Nein, das iſt zu arg, die Karten ſind gezeichnet!" den Aufwärter herbeirief und ihm befahl, die Karten in Verwahrung zu nehmen. Am folgenden Tage erklärte Lord de Roos ſeinen Austritt aus dem Club und vier Wochen ſpäter verließ er England. Der Vorfall hatte Anfangs außerdem keine andere Folge, als daß er lebhaft beſprochen wurde. Aber am 25ſten September gab ein hieſiges Zeitungsblatt, der Satiriker, einen Paragraphen, worin der Vorfall, unter Nennung der vier Whiſtſpieler, ſehr zum Nachtheil des edeln Lords entſtellt erſchien. Dieſer befand ſich damals in Baden-Baden. Geſchäftige Freunde ſendeten ihm Abdrücke des Satirikers, mit der beigefügten Vermuthung, daß der betreffende Paragraph in Grahams Club geſchmiedet worden ſey. Der edle Lord antwortete in edelm Zorne, daß er unverzüglich nach England zurückkehren, und ſowohl den Herausgeber des Satirikers, als den Verfaſſer des fraglichen Artikels und jeden Urheber der ſchmählichen Verläumdung gerichtlich belangen werde. (Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 63.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 15. März 1837.

Wir ahnen, wir genießen kaum
Des Lebens kurzen Traum.
Die zarteſte der Freuden
Stirbt wie der Schmetterling,
Der hangend an der Blume
Verging, verging.

Herder.

Das Leben ein Traum.

Unſere Zeit hat ſich mit ſo entſchiedener Vorliebe demjenigen zugewandt, was man das Reale und Wirkliche nennt, daß ein Gedanke wie der, das Leben ſey Traum, ſelbſt als Träumerei erſcheint. Mehr als zu irgend einer Zeit hat gegenwärtig die Mehrzahl der Menſchen mit der Materie ſich befaßt, die materiellen Intereſſen ſind die Loſung unſerer Zeit geworden, die Induſtrie ſcheint alles Ideelle verſchlingen zu wollen, und ſolchem praktiſchen Materialismus liegt, mehr oder minder bewußt, eine materialiſtiſche Weltanſicht zu Grunde. Die Dinge ſind es, welche faſt alle Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen; daneben achtet man etwa noch auf die Menſchen, aber den Menſchen hat man aus dem Auge verloren. Und doch iſt und bleibt in Ewigkeit der Menſch der einzig wahre Gegenſtand des menſchlichen Intereſſes.

The proper study of mankind is man.
Pope.

Darum ſey hier der Menſch oder, was daſſelbe iſt, das menſchliche Leben in's Auge gefaßt, und zwar von einer Seite, welche der herrſchenden Lebensanſicht geradezu entgegenſteht. Mag auch unſer Satz noch ſo verkehrt, ja frevelhaft und verderblich ſcheinen: es iſt doch gewiß ſchon darum der Mühe werth, eine Ausführung deſſelben im Ganzen zu verſuchen, weil derſelbe ſchon ſo tauſend Mal im Einzelnen ausgeſprochen worden iſt.

„Das Leben vergeht mir wie ein Traum!“ das iſt eine Aeußerung, wie man ſie nicht ſelten hören kann, zumal von ſolchen, welche an die handgreifliche Wirklichkeit glauben und ſich daran halten. Der allgemeinen Erfahrung gemäß erſcheint der Traum in der Erinnerung des Erwachenden nur als die Sache eines Augenblicks, und darum wird Alles, was nur einen Moment gedauert zu haben ſcheint, dem Traum verglichen, ſogar das ganze Leben, und zwar mit vollem Recht; denn ſo gewiß im Verlauf ſelbſt die Linie der Zeit eine ewige Länge zu haben ſcheint, ſo gewiß ſchrumpft ſie in der Erinnerung in einen Punkt zuſammen. Daher das uralte Bild vom Menſchen als einem Traum: „Du raffſt den Menſchen weg, er iſt ein Traum!“ Pſalm 90, 5. Und je ſchöner und beglückender Etwas geweſen iſt, um ſo eiliger ſcheint es verſchwunden zu ſeyn; das iſt die ewige Klage der Dichtung, daß die hellſten Lichter des Lebens am ſchnellſten erlöſchen, daß das Vollkommenſte am früheſten zerfalle. Alſo das Schönſte im Leben am meiſten, wie das Leben überhaupt, gleicht an Flüchtigkeit dem Traume, und ſo weit gibt wohl Jeder vom Leben zu, daß es ein Traum, und von ſich, daß er ein Träumer ſey.

Freilich wird der leztere Name in der Regel nur ſo gebraucht, daß er eine bittere Rüge enthalten ſoll, ſofern

man damit einen unpraktiſchen, unbrauchbaren Menſchen bezeichnen will. Aber wie es bei manchen Schimpfnamen, welche für gewiſſe Menſchenklaſſen und Parteien aufkamen, ſich ereignet hat, daß die Benannten ſich dieſelben haben gefallen laſſen, d. h. Wohlgefallen daran gefunden haben — freilich nur ſo, daß ſtatt der von den Gegnern gemeinten Schattenſeite des Worts eine Lichtſeite an demſelben hervorgekehrt wurde — ſo iſt es auch dieſem von Philiſtern erfundenen Spottnamen des Träumers ergangen: das Wort iſt als Ehrennamen acceptirt worden. Und ſo wollen wir denn ſehen, ob nicht wirklich dieſer verrufene Namen, beim Licht betrachtet, einen Ehrentitel abgeben kann.

Im Traum iſt es, wo die Seele, vermöge der geringen Störung durch den Körper, losgeriſſen von der äußern Welt, ſich ſelbſt eine Welt von Geſtalten und Bildern ſchafft; kurz, der Traum iſt ein Zuſtand, in welchem die innere, die ideelle Welt recht lebendig wird und die Seele füllt. Wenn man demnach Einen als Träumer bezeichnet, ſo iſt die Meinung dieſe: er halte ſich nicht an die Realität, ſondern an das Ideelle, nicht an das wirkliche Seyn, ſondern an den Schein, und man hält alle diejenigen für Träumer, welche nicht an der handgreiflichen Gegenwart ihr eigentliches Lebenselement haben, ſondern an Dingen, welche ideal ſind, d. h. nur ideellen Gehalt haben.

Dahin gehören Erinnerung und Hoffnung. Dieſe „lieblichſten Würzen der Welt“ ſind Träume, denn ſie ſind Ideelles, das iſt nicht zu ſtreiten. Schöne Stunden glänzen viel goldener in der Erinnerung, als man ſie erlebt hat, und die Zukunft ſchimmert viel farbiger in der vorausgreifenden Hoffnung, als ſie ſich wirklich darſtellen wird. Und warum das? Weil die Seele in die genoſſene Freude, in die erwartete Stunde Etwas von ihrer geiſtigen Natur und göttlichen Kraft, etwas Ideelles hineinträgt. In der Entfernung, ſey's nach vorwärts oder nach rückwärts, legt ſich dem Gegenſtand der zarte, köſtliche Duft auf, den die Gegenwart abſtreift. Das iſt das Träumeriſche der Erinnerung und der Hoffnung: die Seele wird durch die Entfernung entfeſſelt und kann nun ungehindert ihr ideales Weſen in die Anſchauung der Dinge ergießen.

Doch es gibt auch Momente der Gegenwart, welche mit Erinnerung und Hoffnung jene Eigenſchaft theilen, träumeriſch zu ſeyn; Zeiten, wo die ideelle Welt befreit iſt und ſich geltend macht. Ich frage euch, ob ihr nicht ſchon Augenblicke erlebt habt, in denen euch, wo nicht das Wort in den Mund kam, ſo doch das Gefühl zu Theil ward: „mir iſt's als wie ein Traum!“ Daß dies der Fall geweſen ſeyn möge, wünſche ich aus einem eigennützigen Grund: weil ihr mir dann gewiß beiſtimmt, doch auch aus einem uneigennützigen Grund: weil ich denjenigen nicht beneiden kann, der nie ein Träumer in dieſem Sinn geweſen iſt; denn ſo träumeriſch erſcheinen uns nur ſelige Momente, d. h. ſolche, in welchen Alles Seele, die Seele Alles iſt, wo die Wirklichkeit der Seele nicht mehr äußerlich und fremd, ſondern für ſie völlig durchſichtig und ganz von ihr durchdrungen iſt.

Wie bekannt iſt der Ausdruck: „Jugendträume!“ — Und in der That iſt in der Jugend nicht bloß Vergangenheit und Zukunft idealiſch: die Contrebande der Idealität wird frech genug in die Gegenwart ſelbſt hereingeſchmuggelt. Wer der Muſik ſeines jugendlichen Herzens lauſcht, der vernimmt die Harmonie der Sphären, die Töne der Welt klingen ihm wie himmliſche Melodien, die ganze Welt iſt ihm ein erhabenes Konzert; „die Welt iſt Himmel ihm, der Menſch ein Gott.“ Und warum erſcheint ihm Alles ſo ſinnig und ſchön? Weil, wie im Traum die Seele das Ein und Alles iſt, ſo hier die ganze Exiſtenz von Seele geſättigt iſt; dieſes Seelenvolle der Jugend iſt eben ihr träumeriſches Weſen. Zu dieſem Träumeriſchen der Jugend gehört weſentlich die Liebe. Daß die Liebe ein Traum ſey, kann man oft genug hören, und ſonderbar, das ſagen nicht nur die altklugen Leute, welche ſo wenig Liebe fühlen, als die Philiſter das Volk Gottes ſind, ſondern gerade auch Liebende geſtehen, es ſey ihnen, wie wenn ſie träumten. Und wenn über einen Satz zwei ſo ſchroff ſich entgegenſtehende Parteien einverſtanden ſind, ſo ſollte er doch wohl wahr ſeyn. Aber, was noch mehr iſt, beide Parteien ſind ſogar auch über den Grund einverſtanden, aus dem ſie die Liebe für einen Traum erklären, nämlich, weil ſie Idealität ſey; nur daß mit dieſem Wort der Philiſter das Albernſte, der Liebende das Schönſte bezeichnet und ausgeſprochen zu haben glaubt. In der That, wenn alles das träumeriſch iſt, worin die Seele befreit iſt, d. h. von der Wirklichkeit ſich in ſich ſelbſt zurückgezogen hat, oder die Wirklichkeit durchdringt und beſeelt, ſo iſt die Liebe ein Traum; und wenn Etwas träumeriſch iſt, ſo ſind es die ſeligen Augenblicke des gegenſeitigen Erkennens der Gemüther.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Faſtnachtdienstag und Aſchermittwoch in Paris.

(Fortſetzung.)

Die Sache hatte nämlich folgende Bewandtniß: der Mann, dem der Operdirektor Duponchel die Direktion der jährlichen Maskenbälle in der großen Oper übertragen, war mit Muſard übereingekommen, am Faſtnachtdienstag einen populären Maskenball für fünf Franken, d. h. ſehr wohlfeil, zu veranſtalten. Muſard ließ daher die Ankündigung deſſelben an allen Mauern anſchlagen, wodurch

die oberſte Behörde zuerſt Kunde von dem abgeſchloſſenen Vertrage erhielt. Es konnte nicht fehlen, daß ein Fünffrankenball in dem ausſchließlich der eleganten Welt angehörenden Theater höhern Orts allgemeine Mißbilligung erregte, und der Miniſter des Innern erließ daher den Befehl an Duponchel, den Ball abzubeſtellen. Allein wie es ſcheint, haben ſich mächtige Gönner für Muſard verwendet und dem Miniſter endlich nach langem Widerſtande die Ballerlaubniß aus den Händen gerungen; die Vorſtellung, daß im Weigerungsfalle ſicher eine Emeute ausbrechen würde, bewog hauptſächlich zum Nachgeben. Und in der That, ich zweifle keinen Augenblick, die wüthende Menge hätte an jenem Abende die Pforten des Theaters geſprengt und das Heiligthum der Muſik und des Tanzes mit Sturm erobert. Was lag jenen Wahnſinnigen daran, ob ſie den Boden entweihten, worauf die Taglioni und die Fanny Elßler tanzen? Wenn die graziöſe Sylphide und die Houri des Cachuha in eigener Perſon als jammernde Nymphen gekommen wären und die Belagerer mit bittenden Händen und auf den Knieen angefleht hätten, ihren Tempel nicht zu beflecken, ſie wären ohne Erbarmen mit in den hölliſchen Galopp hineingeriſſen worden. Es blieb daher dem Miniſter füglich nichts anderes übrig, als den Muſard'ſchen Ball zu erlauben, welches große Ereigniß man ſofort den Bewohnern der Hauptſtadt verkündete. Da es inzwiſchen über den hin und her gepflogenen Unterhandlungen Nacht geworden war und man ſich der gewöhnlichen Bekanntmachungen durch gedruckte Maueranſchläge nicht mehr bedienen konnte, erſann man andere künſtliche Mittel. Man beorderte nämlich ſogleich mehrere Hundert Eckenſteher, welche transparente Affichen auf den Boulevards und in allen Quartieren der Stadt herumtragen mußten; an den Hauptplätzen, in der Rue Vivienne, auf dem Börſenplatz und in der Umgegend des Palais-royal wurden Pfähle in die Erde eingerammt, welche große Transparente trugen, worauf von weitem zu leſen war: le bal Musard est à l'opéra!

Auf dieſe Anzeige hin ſah man die ganze jeunesse dorée von 1837 herbeiſtrömen, nicht etwa im Ballanzuge, mit gelben Handſchuhen und bas à jour, ſondern in den Lumpen des Robert Macaire, in den Rieſenperrücken der Poſtillone von Longjumeau und in den Blouſen der Frachtfuhrleute, welche ſie den Tag über auf den Boulevards zur Schau getragen hatten. Binnen kurzer Zeit waren 6000 Billete ausgegeben, und da der Saal und der Foyer der großen Oper nicht mehr als 5 bis 6000 Perſonen faſſen, mußten die übrigen Tauſende von herbeigelaufenen Carnevalsfreunden abgewieſen werden. Die Nachfrage nach Eintrittsbilleten war ſo groß, daß den glücklichen Beſitzern derſelben dreißig, ja fünfzig Franken geboten wurden. Nachdem endlich gegen ein Uhr Morgens die ungeduldige Menge unter unſäglichen Anſtrengungen und mit einem fürchterlichen Gebrüll in den Saal gedrungen war und die Logen, die Corridors, den Foyer, kurz das ganze Opernhaus, ſelbſt die königliche Loge in Beſitz genommen hatte, entſtand eine Unordnung, eine Verwirrung, ein Tumult, wie ſie vielleicht nie ein menſchliches Auge geſehen. Ueber dem bloßen Anblick dieſes rieſenmäßigen Getümmels und Gewimmels konnte man von Sinnen kommen.

In der feenhafteſten Beleuchtung ſtrahlen Galerien und Logen, aus denen eine Ueberfülle farbiger, buntgeſchmückter Figuren in den Saal hinabblickt, wo dichte Schaaren von tollen Masken mit wahrhaft ſataniſchem Entzücken herumraſen, und unter dem furchtbaren Stürmen einer barbariſchen Muſik ohne Takt und Anſtand durch und wider einander tanzen. Das ganze Haus iſt wie von Beſeſſenen erfüllt; faſt ſollte man glauben, alle Narren von Bedlam und Charenton haben ſich freigemacht, alle Teufel und Kobolde der Hölle ſeyen losgelaſſen, und der Hexenſabbath des Blocksbergs werde zu Paris in der großen Oper gefeiert. Man tanzt im ganzen Hauſe herum; im Saale, im Foyer, in den Corridors, im Veſtibül, überall wird getanzt, überall, wo die Beine, welche von krampfhafter Zuckung beſeſſen ſcheinen, nur ein Plätzchen finden, um feſten Fuß zu faſſen, und in einigen der vornehmſten Logen wird — Caporal geraucht!

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Beſchluß.)

Ob Lord de Roos ein falſcher Spieler?

Von dem Vorhaben des Lords de Roos unterrichtet, erließen am zweiten December vier Mitglieder von Grahams Club ein Schreiben an ihn, worin ſie ihm ſagten, die üble Nachrede ſey weder von ihnen erfunden, noch verbreitet worden; ungeachtet ihrer Ueberzeugung von der Schuld des edeln Lords ſeyen ſie aus bewegenden Gründen entſchloſſen geweſen, die Sache ruhen zu laſſen, und ſie haben zwar an dem unwahren Artikel des Satirikers keinen Theil, fühlen jedoch durch die öffentliche Drohung des edeln Lords ſich verpflichtet, in ihren Namen ihm diejenigen zu nennen, die von ſeinem Vergehen geſprochen. „Demgemäß,“ heißt es im Schreiben, „beſchuldigen wir nunmehro Euer Gnaden hiemit auf das Beſtimmteſte, ſowohl in Grahams Club, als anderwärts beim Kartenſpiele betrogen zu haben, und ſind wir bereit, vor Männern von unbefleckter Ehre und makelloſem Rufe unſere Behauptung zu erweiſen.“ — Lord de Roos erwiderte, er brauche ſich den Weg nicht vorſchreiben zu laſſen, auf welchem er Genugthuung zu ſuchen habe, verwarf den Vorſchlag zu erwählender Privatſchiedsrichter, wiederholte, daß er gegen den Satiriker Klage erheben werde, und forderte die Briefſteller auf, bei dieſer Gelegenheit wider ihn hervorzutreten, indem es ja überdies bekannt ſey, daß die in jenem Blatte enthaltene Verläumdung ſich

auf dasjenige gründe, was die vier Briefſteller unverzüglich nach ſeiner Abreiſe aus England ſich ſo angelegen hätten ſeyn laſſen, im Publikum hinter ſeinem Rücken zu verbreiten. Hierauf antwortete einer der genannten Vier: da eine Klage wider den Satiriker ihm nach engliſcher Gerichtsverfaſſung keine Gelegenheit biete, ſeine ausgeſprochene Behauptung durch Zeugen zu erweiſen, und er die Wahrheit derſelben einem ihm völlig Fremden nicht zur Vertheidigung anheimgeben könne, ſo würde es dem Zwecke des edeln Lords, in den Augen des großen Publikums ſich zu reinigen, beſſer dienen, wenn er ihn der Verleumdung, als wenn er den Satiriker einer von allen Seiten zugeſtandenen Entſtellung vor Gericht bezüchtigte. Nachdem noch einige Briefe gewechſelt worden, ging Lord de Roos oder mußte er vielmehr auf dieſen Vorſchlag eingehen; die Klage wider den Satiriker unterblieb, die wegen Verleumdung wurde angeſtellt. Es iſt klar, daß, obgleich der edle Lord hier als Kläger erſchien, doch der Ausgang der Klage über ſeine fernere öffentliche Stellung entſcheiden mußte. Fand die Jury ein Verdict für ihn, ſo war es Nebenſache, in welche hohe oder niedrige Entſchädigungsſumme ſie den Verklagten verurtheilte; materielle Hauptſache war die darin liegende Befreiung von der die Verleumdung begründenden Schuld. Fand ſie hingegen ein Verdict wider ihn und für den Verklagten, ſo war die Abweiſung der Klage und Verurtheilung in die Koſten Nebenſache, das aber Hauptſache, daß die Jury mittelbar den edeln Lord für einen falſchen Spieler erklärte. Die gerichtliche Verhandlung dauerte den zehnten und eilften Februar von früh bis Abend. Der Gerichtsſaal war ein Sammelplatz der vornehmſten Welt; die berühmteſten Sachwalter Englands ſtanden ſich gegenüber und ihre Beredſamkeit rang redlich um den Sieg. Mehr als zwanzig Zeugen wurden von jeder Partei gerufen, und darunter waren viele hohe Namen. Während aber natürlich die Zeugen des Klägers für wenig mehr zu ſprechen vermochten, als für ſeine Ehrenhaftigkeit, beſchworen die Zeugen des Verklagten ſelbſt geſehene Thatſachen des Gegentheils und wurden die in der angegebenen Weiſe markirten Karten vorgelegt. Die Einrede des Verklagten beſtand darin, daß die in ſeinem Briefe vom zweiten December vorgebrachte Beſchuldigung wahr ſey. Wurde das bewieſen, ſo fiel die Anklage der Verleumdung zu Boden, und nachdem die gegenſeitige Verhandlung geſchloſſen und vom vorſitzenden Lord Oberrichter in ein gedrängtes Ganze zuſammengefaßt worden war, erklärte die Jury den Beweis für vollführt, indem ſie nach kurzer Berathung ihr Verdict — für den Verklagten abgab. Demnach wäre der edle Lord de Roos — ein falſcher Spieler.

W. E.

Dresden, Februar.

(Fortſetzung.)

Ueberſetzung des Dante. Enthauptung.

Die eingeſandten Zeichnungen ſind, nebſt einer noch hinzugekommenen dritten von Julius Schnorr, ſehr werthvolle Blätter aus Dante's Fegefeuer und Hölle. Höchſt intereſſant iſt die von Bendemann dem zehnten bis zwölften Geſange des Fegefeuers entlehnte Darſtellung der Strafe des Hochmuths, der belohnten Demuth in dem Bilde des Engels gegenüber, welcher der „Magd des Herrn“ die ihr gewordene hohe Beſtimmung verkündigt. Bekanntlich iſt die deutſche Bearbeitung von Dante's unſterblichen Dichtungen ſchon ſeit langer Zeit eine auf das tiefſte Studium gegründete Lieblingserholung des Prinzen Johann. Schon ſeit Jahren verdankt man ſeinen Anſtrengungen eine metriſche Ueberſetzung der Hölle, die ſich durch die muſterhafteſte Treue auszeichnen ſoll. Dem Vernehmen nach hat er neuerlich auch die Verdeutſchung des Fegefeuers beendigt.

In den vorletzten Tagen nahm die Enthauptung eines bereits bejahrten Liebespaares die Aufmerkſamkeit eines großen Theils der Stadt und Umgegend um ſo mächtiger in Anſpruch, da dieſes, eines gemeinſchaftlich verübten Mordes überwieſene Paar die gegenſeitigen Beſchuldigungen im Laufe der Unterſuchung während des Transports auf einem Wagen nach dem Richtplatze ganz vergeſſen zu haben und in das frühere, trauliche Verhältniß zurückgetreten zu ſeyn ſchien. Die 52 Jahre alte Wittwe des Häuslers Albrecht in dem benachbarten Braunsdorf hatte mit ihrem wohl um neun Jahre jüngern Buhler, einem Zimmergeſellen Namens Petrick, einen Futterſchneider umgebracht, der zuvor die Liebhaberrolle bei der Alten geſpielt und ſie aus Eiferſucht nunmehr inſultirte und verfolgte. Nachdem die Albrecht bereits eingezogen worden, war ein alter Verdacht, daß ihre beiden verſtorbenen Ehemänner wohl ebenfalls ermordet geweſen, von Neuem zur Sprache gekommen. Der ausgegrabene Leichnam des erſt vor wenigen Jahren geſtorbenen zweiten beſtätigte wirklich dieſen Verdacht. Es fand ſich im Magen eine Subſtanz, die nach erfolgter chemiſcher Analyſe für Arſenik erklärt wurde. Der gleichfalls unterſuchte Leichnam des erſten Mannes lag jedoch zu lange im Grabe, als daß die Unterſuchung zu einem gewiſſen Reſultate hätte führen können. Zwar glaubte man Anfangs in einem Stück Holz, welches durch den untern Theil des Kopfes getrieben war, die Beſtätigung des präſumirten gewaltſamen Todes zu ſehen, allein die Leichenwäſcherin erklärte, daß die Zuſammenhaltung des Mundes der Leichname an manchen Orten auf dieſe Weiſe bewirkt zu werden pflege. Uebrigens ſchien ſich bei der ganzen Unterſuchung wegen des ermordeten Futterſchneiders die Albrecht als die Hauptſchuldige herauszuſtellen. Sie hatte dem Gehülfen des Verbrechens nicht nur keine Ruhe gelaſſen, bis er daſſelbe vollbracht, ſondern ihm auch dabei geholfen. Dieſer Futterſchneider mag unſtreitig von der Vergiftung ihres zweiten Ehemanns unterrichtet und ſie daher beſorgt geweſen ſeyn, er werde, wenn er am Leben bleibe, noch aus Rache dieſes Verbrechen der Obrigkeit anzeigen. Bei der Heftigkeit der überhaupt als beſonders bösartig erſcheinenden Frau mochten Viele noch auf dem, Beide zuſammen zur Hinrichtung abführenden Wagen einem Skandal entgegenſehen. Deſto größer waren aber auch Verwunderung und Staunen der diesmal ungemein zahlreichen Menſchen- und vorzüglich auch Weibermaſſe, als die gegenſeitige alte Zuneigung in dieſe Theilnehmer Eines Schickſals zurückgekehrt ſchien. Den ganzen, langen Weg über ſprachen ſie nicht nur in größter Eintracht mit einander, ſondern ſie bezeigten ſogar durch Küſſe einander ihr Wohlwollen. Beim Abſteigen am Fuße des Schaffots wiederholten ſie ſich dieſes Liebeszeugniß. Auch noch in den letzten Momenten ſcheint Beide, der allgemeinen Verſicherung nach, die vollkommenſte Faſſung nicht einen Augenblick verlaſſen zu haben. Obſchon die ſeither bewieſene Unfehlbarkeit des Richtſchwertes in der Hand des, ſo viel mir bekannt iſt, in der letzten Zeit zu allen dergleichen traurigen Fällen in Sachſen gebrauchten Scharfrichters ſich auch bei dieſer Hinrichtung wieder völlig bewährte, ſo iſt doch bereits vor einiger Zeit, bei Gelegenheit der ſtändiſchen Verhandlungen über das neue Strafgeſetzbuch, der Vorſchlag zur Einführung der noch untrüglichern Köpfmaſchine geſchehen, und es ſoll bereits das Modell zu einer ſolchen eingereicht ſeyn.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 64.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 16. März 1837.

Das drängt und ſtößt, das rutſcht und klappert!
Das ziſcht und quirlt, das zieht und plappert!
Das leuchtet, ſprüht und ſtinkt und brennt!
Ein wahres Hexenelement!

Goethe.

Der Fastnachtdienstag und Aschermittwoch in Paris.

(Fortſetzung.)

Steigen wir, wenn's beliebt, auf's Amphitheater, in's Paradies hinauf, um von da aus das Gewühl zu muſtern. Kaum haben wir uns über das Geländer gelehnt, um in den Saal hinunter zu blicken, ſo flimmert's uns vor den Augen. Die unfaßliche Menge von Bildern, welche flüchtig und magiſch an uns vorüberziehen, überwältigt uns dergeſtalt, daß wir Alles, was wir ſehen, Menſchen, Kleidungen, Geſichter, Thun und Treiben für einen bloßen ſchweren Traum halten. Uns gerade gegenüber im Hintergrunde des Saals, von einer ſchwarzen Draperie eingefaßt, grollt das aus hundert Muſikanten beſtehende und von Muſard dirigirte Orcheſter, deſſen unheimliche Töne wie aus einem Leichengewölbe zu uns heraufrauſchen; in der Mitte beſchreiben zwölf ſtrahlende Kronleuchter einen weiten Feuerkreis und darunter dreht ſich ein wirbelnder Reigen in raſendem Umſchwung. Meint man nicht den Zauberkeſſel zu ſehen, den ein Schwarm von Höllengeiſtern umtanzt? Meint man nicht, einem jener Feſte in Ninive oder Babylon beizuwohnen, wie ſie der engliſche Maler Martin dargeſtellt, wo ein ganzes Volk in Maſſe herbeiſtrömt, um die Saturnalien ſeines Herrſchers mitzufeiern? Alle Leidenſchaften des Pariſer Carnevals ſind in dieſem Augenblick im Saale der großen Oper conzentrirt, und entladen ſich in dieſem viel zu engen Raume, wie ein lange unterdrückter Vulkan, in ſchrecklichen Ausbrüchen. Wie die blaue, rothe, weiße, grüne menſchliche Lava, alle Farben aller Metalle im Schmelztiegel annehmend, ſich in unaufhaltſamen Strömen durch den Saal fortwälzt; wie die jauchzende Menge ihr unſauberes Kriegsgeſchrei, ihr Montjoie Saint Denis: ohée les voleuses! erſchallen läßt; mit welcher beſtialiſchen Wohlluſt die Mitglieder des Jokeyclubs die Ballgäſte der Courtille in ihren Stellungen und Wendungen zu überbieten ſuchen; mit welcher Nonchalance der reinſte Cancan von der Chaumière und der klaſſiſche Chahut von der Barrière du Maine ſich auf der erſten Bühne von Europa anſiedelt!

Welch ein unerhörter Skandal! und das iſt bei weitem noch nicht Alles. Die Gelegenheit iſt zu günſtig, als daß man die Raſerei nicht auf den höchſten Grad treiben ſollte. Zum erſten Male, ſo lange die große königliche Oper beſteht, iſt das Aſyl der Etikette und des Dekorums, das Rendezvous der vornehmen Welt dem Walzer, dem Galopp, dem Contretanz und dem Schwarm der tollen Carnevalsgäſte eröffnet; der gefeierte Heros des Contretanzes, des Galopps und des Walzers, der Orpheus des Faſchings, Muſard mit einem Wort, der

„unvergleichliche Muſard,“ hat mit ſeinen 10,000 Braven, deren Freund, Vater und Generaliſſimus er iſt, dieſes prächtige Terrain erobert: darf es uns da noch wundern, wenn jene anbetende, vergötternde Menge beim Anblick Muſards ihr Entzücken nicht länger zurückhalten kann? Siehe da! 200 Poſtillone von Longjumeau, 300 Robert Macaire's, 500 Harlekins und eben ſo viele Matroſen und Matroſenweiber ſtürzen über den Kapellmeiſter her, reißen ihn von ſeinem erhöhten Sitze herunter und tragen ihn auf den Armen im Saale herum; überall, wo der Triumphator naht, zertheilt ſich die bunte Menge, kniet nieder und empfängt gnädigen Blick oder huldreichen Händedruck von dieſer improviſirten Majeſtät. Das Orcheſter ſpielt eine Siegeshymne und aus tauſend und aber tauſend Kehlen dringt der Ruf: Vive Musard! Vive le Napoléon de la contredanse! Der Triumph Muſard's war vollſtändig, koloſſal. Seit der Ovation Voltaires, der bei der Vorſtellung ſeiner Irene im Théâtre français unter Roſen begraben ward, iſt kein Zeitgenoſſe mit ſo viel Lärm, Bewunderung, Beifallsgeſchrei, Spektakel, kurz Allem, was ſonſt noch erforderlich, um das zu begründen, was wir in unſerer ſublunariſchen Welt Ruhm und Ehre nennen, gefeiert worden.

Von Freude ſtrahlend, aber bleich von dem eben überſtandenen Triumph, beſteigt Muſard die Eſtrade des Orcheſters und gibt ſeinen Leuten das Signal, den berühmten Galopp zu ſpielen. Von dieſem berühmten Galopp Muſard'ſcher Kompoſition vermag ich aber beim beſten Willen dem Leſer keine deutliche Vorſtellung beizubringen; Worte reichen nicht aus, um denſelben zu ſchildern. Ein Wirbelwind in der Wüſte, der Alles weit und breit verſengt und verheert, ein Wolkenbruch, der auf ſeinem Wege Häuſer, Wälder, Herden und Menſchen mit ſich fortreißt — das Alles erſcheint nur als eine ſchwache Parodie des Muſard'ſchen Galopps. Das Echo von mehreren tauſend unmenſchlich durcheinander kreiſchenden Stimmen ſchallt wider die Decke, die Kronleuchter klirren und drehen ſich im Kreiſe, der Fußboden kocht, die Wände erzittern von dem convulſiviſchen Stampfen der Füße. Ein mit einem hölzernen Säbel bewaffneter Türke tanzt vorauf und führt dieſe unermeßliche Runde an, deren gigantiſcher Lärm das donnernde Orcheſter überheult. Endlich verſtummt die Muſik und die brandenden Wogen dieſes aufgeregten Menſchenmeers fluthen über und reißen Alles fort, was ihnen entgegentritt oder ſtillſteht; man erklimmt die Logen, man klammert ſich an die Pfeiler, um nicht fortgeſchwemmt, zerdrückt, zerquetſcht zu werden. — Es iſt ſechs Uhr Morgens, der muſikaliſche Sturm ſchweigt, die Wellen ſind allmählig wieder in ihre Ufer zurückgetreten, der falbe, ungewiſſe Schein eines anbrechenden Februartags dringt durch verſchiedene Oeffnungen in den Saal der großen Oper und beleuchtet gemeinſchaftlich mit den verglimmenden Wachskerzen dieſe Scene des Jammers und des Elends; die Kleider hängen in Fetzen am Leibe herunter, die Haare fliegen in wilder Unordnung um den Kopf, die Lippen ſind ſtarr, die Augen matt und erloſchen, von den Wangen trieft die Schminke und von den Stirnen rinnt der Schweiß der Orgie. Welches Futter für die Grippe!

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Leben ein Traum.

(Fortſetzung.)

Wie die Liebe, ſo gehört auch die Poeſie zu dem Träumeriſchen der Jugend, und wie die Jugend weſentlich poetiſch iſt, ſo iſt die Poeſie jugendlich, „ſie erhält dem Leben den Jugendſchein.“ Alle Dichter bekennen frei und offen, Dichten ſey nichts anderes als ein Träumen der ſeligſten Art:

„Dem Dichter iſt's beſtändig
Als wär' es ſo nur recht,
Sein Bild der Welt lebendig,
Sein Traum nur wahr und echt.“

Poeſie iſt ein Hervortreten der Idealwelt, eine Befreiung des Ideellen, das ſonſt durch den Stoff, durch die Wirklichkeit gebunden iſt.

Schreiten wir weiter, ſo überzeugen wir uns, daß in der Gemeinſchaft des Träumeriſchen Thaten des Geiſtes ſich vereinigen, die ſonſt oft genug einen ſchroffen Gegenſatz bilden: Poeſie und Philoſophie, Philoſophie und Religion. Philoſophie iſt Bewegung des Geiſtes im freien Gedanken. Indem die Welt im Begriff erfaßt wird und Gedanken als das Weſen und der Grund der Dinge aufgezeigt werden, iſt der denkende Geiſt in allem Gegenſtändlichen doch nur mit ſich ſelbſt beſchäftigt. Indem alſo Alles als Geiſt, als Gedanke gefaßt wird, iſt es auch in der Philoſophie die ideelle Welt, welche lebendig wird, ja ſich als das Weſentliche erweiſt. Inſofern gehört allerdings auch die Philoſophie zur Familie der Träume. In dieſer Beziehung iſt auch die Religion zu nennen; Byron ſagt:

„Lebt doch der Erde Räumen
Entrückt, der Fromme ganz in ſeinen Träumen;
Nicht Zeit, nicht Welt ficht den Verzückten an,
Zum Himmel flog ſein Geiſt dem Staub voran.“

Das ſchönſte, ſeligſte Thun des Geiſtes iſt Träumen; darum wird auch die Seligkeit eines künftigen Lebens vorgeſtellt als ein Träumen; dies iſt im Schluß eines Kirchenlieds von Gottfr. Arnold ſchön ausgeſprochen:

Führ' in's Paradies uns ein!
Doch wohlan, du wirſt nicht ſäumen,
Möchten wir nicht läßig ſeyn!
Werden wir doch als wie träumen,
Wenn die Freiheit bricht herein.

Alſo Erinnerung und Hoffnung, Jugend und Liebe, Poeſie — kurz alle Lichtpunkte des Lebens ſind Traum, Idealität, d. h. nach der gewöhnlichen Lebensanſicht Illuſion, Nichtigkeit; denn nur das wird als Wirklichkeit anerkannt, was handgreiflich iſt. Jedoch dieſes Urtheil beruht auf einer bloßen Vorausſetzung. Muß denn Alles, dem die Ehre widerfahren ſoll, als legitim anerkannt zu werden, nachweiſen können, daß es nichts Ideelles, kein Fünkchen Geiſt und Seele an ſich habe, daß es ſich auch nicht eine Linie über das Niveau der ordinären Proſa des Lebens erhebe? Nein! im Gegentheil iſt das allein das Wirkliche, was Seele und Gedanke iſt; die eigentliche Subſtanz des Lebens, das Leben des Lebens iſt das Ideelle, der Traum. — Aber wird nicht damit ein einſeitiger Idealismus aufgeſtellt, der nur den Geiſt anerkennt und dem Fleiſch ſeine Urrechte verſagt? Wird nicht, dem Zeugniß des geſunden Bewußtſeyns zuwider, alle Wirklichkeit zu einem Schattenſpiel herabgeſezt? Nein! der Traum iſt immer an die Sinnenwelt gekettet, als an ſeinen unentbehrlichen Grund und Boden; jeder Traum hat eine wirkliche Beziehung zur Außenwelt. Empfindung, ſey's eine früher gehabte oder eine im Schlaf eintretende, iſt die erſte Veranlaſſung eines Traums. Nur das innere Gefühl, das die Seele durch eine äußere Einwirkung bekommt, wird dem Traum eingewoben, und die Traumbilder ſind in der Regel nichts anderes als Deutung der Empfindungen. Frieren wir, ſo führt uns der Traum auf unabſehliche Eisfelder, aus denen wir den Rückweg nicht mehr finden. Wir empfinden einen Druck auf die Bruſt — und es wird ein Bergkoloß auf uns gewälzt; eine krampfhafte Zuckung — und wir ſtürzen in einen endloſen Abgrund. Wir können ſagen, der Traum ſey eine Deutung der Dinge; ja: „Träume deuten uns die Welt!"

Die Wirklichkeit iſt dabei nothwendig vorausgeſezt, als der Text, der gedeutet werden ſoll, ſie iſt das Buch, das in die Sprache der Seele erſt überſezt werden muß, um Genuß zu gewähren, und hier tritt alſo das Ideelle ein; die innere Welt kehrt ſich hervor und beleuchtet die Dinge mit ihrem Licht. Wie im Traume Jeder ſeine eigene Welt hat, ſofern jeder Traum in der Individualität des Träumenden begründet iſt: ſo ſind die Weltanſchauungen verſchieden, weil ſie in dem innerſten Kern des Menſchen wurzeln, und das eigentliche Weſen eines Menſchen, eines Volkes liegt eben in der Deutung, die ſie den Dingen geben. Wenn wir Deutſche namentlich als ein träumeriſches Geſchlecht charakteriſirt werden, ſo nehmen wir dies gerne an, inſofern damit, wenn auch unbewußt und unwillkührlich, das ausgeſprochen iſt, daß das Seelenvolle und Geiſtige unſer Element ſey. Eine Zeit unterſcheidet ſich von der andern im tiefſten Grunde durch ihre Deutung der Welt, durch ihr ſo oder ſo geſtaltetes ideelles Erfaſſen des Seyns, d. h. durch das in ihrem Leben, was Traum iſt. Und wenn wir von der Mitte der gegenwärtigen Weltzeit aus rückwärts und vorwärts ſchauen, ſo ſehen wir am Anfang wie am Ende der Weltgeſchichte einen Traum: das verlorne und das wiederzufindende Paradies und goldene Alter. Das iſt die Erinnerung und die Hoffnung der Menſchheit, und indem die Geſchichte, in der Wiederbringung der Dinge, zu dem Urzuſtand zurückkehrt, bildet ſie einen in ſich geſchloſſenen Kreislauf, deſſen treibende und bewegende Kraft eben der ideale Traum iſt, welcher in der Form der Erinnerung und der Hoffnung erſcheint.

(Der Beſchluß folgt.)

Reisefrucht.

„Πολλῶν δ' ἀνθρώπων ἴδεν ἄστεα καὶ νόον ἔγνω."

Städte? — Nein, die ſah ich nicht,
Bin nur ſo hindurchgezogen;
Menſchenſitt' erkannt' ich nicht,
Bin vorüber nur geflogen.

Aber Mägdlein ſah ich viel,
Braun und blond und ſchwarzer Locken,
Und der Liebe ſüßes Spiel
Lernt' ich ſpielen ohne Stocken.

J. V. Kutſcheit.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, im März.

Allgemeines.

Um ſich über das Leben der hieſigen Stadt, ihre äußere und innere Entwickelung öffentlich ausſprechen zu können, muß man es nicht bloß in bürgerlicher und weltbürgerlicher Behaglichkeit mitleben, ſondern Allem nachgehen, ſich erkundigen, ſich zudrängen, auf die Lauer legen u. dergl. mehr, zu was ich mich nicht leicht bringe. Je älter man wird, deſto mehr beſchränkt man ſich, wenn man kein Geck iſt, auf das, wodurch man in ſeinem Weſen zulegt; man meidet die Wiederholungen, die natürlich mit den Jahren wachſen. Es gibt freilich auch Leute, man heißt ſie Philiſter, die ſich gerade im Identiſchen am wohlſten fühlen, gerade dem Intereſſanteſten aus dem Wege gehen und am liebſten thun, was ſie ſchon tauſendmal gethan. — Von einzelnen Erſcheinungen will ich reden, welche mir eine beſondere Theilnahme abdrangen. Noch lebendiger wäre dieſe ohne Zweifel geweſen, hätte ich Analogien derſelben von andern Reſidenzen oder bedeutenden Städten vergleichend vor der Seele gehabt.

Contraſte ſchärfen den Sinn, Vergleichung läßt tiefer in das Unterſcheidende hineinſchauen, und manches an ſich Gleichgültige wird durch Parallelisiren pikant. So aber lebe ich nun hier in einem gewohnten Element, wie der Fiſch im Waſſer, dem ſein Organismus homogen geworden iſt. Deßhalb bitte ich um Nachſicht.

Einige herumſpringende Bemerkungen über Dinge, die Stuttgart nicht gerade beſonders charakteriſiren, die ich aber doch berühren wollte, mögen vorangehen. Um einige Zeilen mehr oder weniger; das Auge wird in unſerer Zeit durch Dampfboote und Eiſenbahnen an Flüchtigkeit gewöhnt; es fliegt darüber weg. — Wir genießen einer tiefen politiſch-bürgerlichen Ruhe. Das Publikum lebt in einer publiciſtiſchen Windſtille, nachdem gewiſſe Windsbräute ausgetobt haben. Wollte man hohnlächelnd ſagen, dem ſey nicht zu trauen, es ſey nur eine aufgenöthigte Ruhe, ein darniederhaltender Zwang, ſo möchten wir erwidern, das ſey überall und immer ſo geweſen und werde auch ſo bleiben. In der Menſchheit, in der civiliſirten am meiſten, iſt eine ſolche Anhäufung von Hoffnungen, Wünſchen, Planen, Entſchlüſſen, Gelüſten, Phantaſtereien, wohlwollenden und kühnen Geſinnungen, nützlichen und verwegenen Spekulationen, daß, nach dem geregelten Organismus des Ganzen und wegen des Gegendrucks der beſtehenden Einrichtungen und der proſaiſch langſamen Entwickelung der Verhältniſſe, nur der allerkleinſte Theil derſelben durch das enge Pförtchen der Gelegenheit in's wirkliche Leben herausdrängen kann. In einem ſatiriſchen Kupfer könnte man dieſe gepreßten Tendenzen als die eingeſperrten Winde des Aeolus darſtellen, die mit Pausbacken ſtets hervorzubrechen drohen. Iſt ja auch in der Natur Alles bewegungsſüchtig, und nur der geordnete Lauf der Proceſſe widerſteht dem Losbrechen einer allgemein chaotiſchen Gährung und zerſtörenden Auflöſung. — Während man in einem Nachbarreiche dem Oberhaupte nicht verzeihen kann, daß es ſelbſt regiert, iſt man bei uns mit dieſem Gedanken ganz vertraut. Daß ſich auch der junge Adel im Gegenſatz gegen ſein früheres mittelalterliches Weſen oder Unweſen immer mehr anſtellig macht, iſt ein Werk der Aufnöthigung und der Freiheit, das aber unſerm Lande nicht allein eigen iſt. Bloß Kindern kann es auffallen, daß ſich die Dienerſchaft in prunkenden Livréen ſpreizt und gröber iſt, als die Herrſchaften, die ſich einfach kleiden und zuvorkommend benehmen. Daß die Mägde ſich untereinander „Frauenzimmer“ tituliren, daß das „höre Sie! höre Er!“ wie vielmehr das „Du“ gegen Untergeordnete immer mehr verſchwindet, daß die Frauen und Töchter wohlhabender Bürger und mancher als Hausväter zu nachſichtigen Angeſtellten ſich wie die erſten Damen kleiden, daß überhaupt ſich die Bewohner in allen Dingen mehr uniformiren und eine gewiſſe Gleichheit und Freiheit die Unterſchiede jährlich mehr aufhebt, das iſt der Zeitgeiſt, der immer Kluges und Thörichtes, Gewinnſte und Verluſte zugleich herbeiführt.

Es wird viel gebaut, und die verlängerten Straßen zeigen großentheils hübſche Gebäude, die öffentlichen Bauten einen ausgeſprochenen würdigen Styl. Aber — woher der Wind weht, was zu wiſſen doch in allen Beziehungen ſo erſprießlich iſt, das ſieht man von Jahr zu Jahr weniger, denn die guten alten Wetterfahnen und Hähne werden immer ſeltener, und man blickt oft Straßen auf und ab vergebens nach einem ſolchen Windzeiger. Die Ausgabe für einen beweglichen Pfeil auf dem Wetterableiter ſollte doch kein Hausbeſitzer ſcheuen. — Kommt nun bald der Frühling mit ſchönen Morgen, ſo muß der ſentimentale Naturfreund ſein Schnupftuch nicht vergeſſen mitzunehmen, denn er begegnet den Trägern derjenigen Eſſenzen, welche den Teppich der Natur begrünen helfen, und deren Aroma mit dem Moſchus das gemein hat, daß es in ganzer Maſſe übel riecht, in ſtarker Verdünnung aber, alſo durch Regen und einſaugende Pflanzengefäße, Wohlgerüche verbreitet. Die Nothwendigkeit der Sache liegt in dem ökonomiſchen Leben der von 4600 Morgen Baufeld umgebenen und mit keinen Cloaken verſehenen Stadt; ein Stein des Anſtoßes für alle fremde Naſen, und darum ein ſolcher, weil die Heimlichkeiten der Göttin Cloacina ſo à jour gefaßt ſind.

(Die Fortſetzung folgt.)

Dresden, Februar.

(Beſchluß.)

Kunſtreiter. Beigel.

Mit der Guerra'ſchen Reitergeſellſchaft iſt die „Kunſt zu Pferde“ glorreich hier eingezogen. Außer einer beſondern Eleganz des Ganzen rühmt man hauptſächlich den Paillaſſe, Namens Viool. Man erzählt, es ſey ihm, als er ſich um Engagement gemeldet, vom Unternehmer eine abſchlägige Antwort ertheilt worden, weil dieſer bereits mit einem brauchbaren Luſtigmacher verſehen. Da jedoch habe Viool, ſeinen Mißmuth hierüber auszudrücken, ſich mit der Zehe des rechten Fußes hinter dem Ohre gekratzt, und hierauf Guerra ſogleich voll Enthuſiasmus gerufen: „Sie ſind engagirt!“ Die Leiſtungen des Mannes in ganz unglaublichen Stellungen ſind in der That außerordentlich. Man fragt einander, worin wohl der jezt zu Wien in gleicher Kunſt ſolch ungeheures Aufſehen erregende Kliſchnig es dieſem zuvorthun würde? Als Affe, worin Kliſchnig einzig ſeyn ſoll, hat Viool bereits einen ſolchen Lorbeer ſich um das Haupt gewunden, daß man hofft, er werde auch als Froſch (bekanntlich eine zweite Forcerolle von Kliſchnig) der Virtuoſität ſeines glücklichen Wiener Nebenbuhlers keinen allzugroßen Vorſprung laſſen. — Der Tod eines wackern und dabei wahrhaft gelehrten Mannes, des emeritirten Oberbibliothekars, geheimen Legationsraths Beigel, würde einen weit tiefern Eindruck hervorgebracht haben, hätte ihn nicht das hohe Alter der geiſtigen Kraft ſchon ſeit einiger Zeit beraubt. Er ſtand im 84ſten Lebensjahr. Das freundliche Wohlwollen, womit der Verewigte während ſeines Amtes als Oberbibliothekar die Bemühungen der die Bibliothek Benutzenden zu unterſtützen und zu fördern ſuchte, war gewiß den Meiſten derſelben noch lange in dankbarem Andenken geblieben, als der edle Veteran, bereits von ſeinem Gedächtniſſe ganz verlaſſen, noch von Zeit zu Zeit auf der Straße oder im freien Felde geſehen wurde, und man ihm wohl anmerkte, daß die Freundlichkeit, mit der er die ihm beſtimmten Grüße aufnahm und erwiderte, von einiger Verlegenheit darüber begleitet erſchien, daß er ſich der Perſonen, die ihm ſo ihre Aufmerkſamkeit bewieſen, nicht mehr erinnern konnte. In der lezten Zeit ſoll er zuweilen darüber ſehr in Zorn gerathen ſeyn, daß man es bedenklich fand, ihn die frühern, zum Theil ziemlich weiten Spaziergänge fortſetzen zu laſſen, da er ſich zur Mitnahme eines Begleiters nicht entſchließen, und eben ſo wenig einen ſeine Schritte von Weitem Beobachtenden dulden wollte. Bode's aſtronomiſche Jahrbücher, Zachs monatliche Korreſpondenz, Adelungs Mithridates, von Hammers encyclopädiſche Ueberſicht der Wiſſenſchaften des Orients, und andere wiſſenſchaftliche Werke enthalten bleibende Denkmale ſeines mannichfaltigen Studiums und Forſchens.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 65.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 17. März 1837.

— Flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterſcheinung iſt entflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird ſich füllen.

Schiller.

Das Leben ein Traum.

(Beſchluß.)

Wir haben noch einige Anſtöße und Bedenken wegzuräumen. Als ſchlagender Grund gegen den Satz: „das Leben iſt Traum,“ wird nämlich geltend gemacht, daß er die verderblichſten ſittlichen Folgen haben müßte. Solche Beſorgniß iſt jedoch völlig grundlos und voreilig, denn ſie beruht auf einer bloßen Conſequenzenmacherei. Die Erfahrung bezeugt, daß der Traum das geheime Gericht des Menſchen iſt. Recht erquickliche und erhebende Träume kommen nur dem, deſſen Inneres rein und ſchuldlos iſt, ſo wie andernſeits der Böſe ſeine ſchreckhaften und ſtrafenden Träume hat. Iſt das Leben ein Traum, nun ja, dann iſt es ſelbſt das Gericht des Menſchen: je reiner die Seele von Schuld, je mehr dem Ewigen und Göttlichen zugekehrt das Leben des Geiſtes, deſto glücklicher und lohnender der Traum, den wir träumen. Alſo der Traum, welcher das Leben iſt, hat ſein Gericht nicht außer ſich, ſondern in ſich ſelbſt, und das iſt am Ende doch das alleinwahre Gericht. Und ſollte man davor noch mehr erſchrecken, daß ſelbſt das andere Leben als Traum angeſehen werde, ſo hat dieſe Vorſtellung in der That nichts Verführeriſches, im Gegentheil:

Sterben — ſchlafen,
Schlafen — vielleicht auch träumen! — Ja da liegts:
Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,
Wenn wir den Drang des Ird'ſchen abgeſchüttelt,
Das zwingt uns, ſtill zu ſteh'n.

„Aber Träumerei iſt einmal ein unpraktiſches und täuſchungsvolles Weſen!“ Wir wollen offen zugeben, daß es allerdings auch eine Träumerei gibt im ſchlimmen Sinn, d. h. ein in leeren und falſchen Einbildungen ſchwelgendes, that- und fruchtloſes Sinnen und Schwärmen. Aber wie überhaupt das Böſe nur neben dem Guten, das Falſche nur neben dem Wahren iſt, ſo ſezt auch dieſe krankhafte Erſcheinung Geſetze der Geſundheit voraus. Solch eitles Träumen hat nämlich ſeinen Grund in der zügelloſen Willkühr des innern Thuns, und dieſe falſche Freiheit weist auf die wahre Freiheit der ideellen Welt hin. Und die wahre Freiheit iſt eben diejenige, welche ihren Gegenſatz, die Nothwendigkeit, d. h. das Geſetz, in ſich ſelbſt hat, während die Willkühr nichts anderes iſt als die geſetzloſe, d. h. die ſchlechte Freiheit. Darum darf die ideelle Richtung weder als leere Phantaſterei betrachtet werden, denn ſie hat ihr inneres Geſetz, noch als müßige Schwärmerei, denn das Handeln iſt ihre nothwendige Frucht:

„Die ihr ſo nüchtern und geſchäftig
Dem Sänger ſeine Luſt vergällt,
Wißt: dichtend wird die Seele kräftig,
Und Träume deuten uns die Welt.“

Und ein rechtes Handeln iſt ſogar unmöglich, ohne durchgebildetes Wiſſen und Schauen. Erſt muß der Gedanke ſeine Macht gegründet haben, erſt muß der Geiſt in ſich ſelbſt heimiſch geworden, das Gemüth entzückt ſeyn von dem träumeriſchen Zauber der idealen Welt, ehe durch wahrhaft menſchliches Handeln der Stoff beſeelt und der Stempel der Seele und des Geiſtes der realen Welt aufgedrückt werden kann. Aber wenn einmal die Begeiſterung des idealen Traums die Seele ergriffen hat, dann muß beſonnene Ueberlegung hinzutreten und beharrliche Kraft, um in der Außenwelt zu wirken und das Ideelle zu realiſiren: „ein ſtarkes Streben macht den ſchönen Traum gewiß.“ Mit der Taubeneinfalt einer kindlich träumeriſchen Seele muß die Schlangenklugheit eines erfahrenen Weltkindes ſich verbinden, um etwas Geſundes und Tüchtiges zu ſchaffen. Und ſo iſt die ideelle Welt des Traums die Macht, welche das Leben und die reale Welt bildet und regiert; damit kehren wir zu der anfänglichen, nur jezt inhaltsvolleren Anſchauung zurück: das Leben ein Traum!

G. V. Lechler.

Der Faſtnachtdienstag und Aſchermittwoch in Paris.

(Fortſetzung.)

Mit dieſem Muſard'ſchen Balle hat die Académie royale de Musique die Sansculottentaufe empfangen; zu den Zeiten der Regentſchaft, während des franzöſiſchen Direktoriums kann es nicht anders hergegangen ſeyn als auf dem lezten Faſtnachtsballe in der großen Oper. Zwar hat die Direktion wegen dieſer toll durchraſten Nacht ſofort Buße gethan und die Mänaden des Carnevals durch die graziöſe Sylphide, die Muſard'ſchen Quadrillen durch Mozarts himmliſche Melodien in Vergeſſenheit zu bringen geſucht; aber ich zweifle ſehr, ob alle dieſe Mittel im Stande ſeyn werden, die beſudelten Räume je wieder zu reinigen. Den Muſardiſten wünſche ich, daß nächſtens ein neuer Jeremias oder heiliger Chryſoſtomus im Lande aufſtehe und ſeine unheilverkündenden Klagelieder und niederſchmetternden Flüche gegen eine Geſellſchaft ſchleudere, welche ſich mit gebrochenem Aug, ſchwankendem Fuß und lallender Zunge von einem unfläthigen Bacchanal zum andern begibt. Möge ein zweiter Juvenal oder Barbier ſich erheben und mit den Ruthen der Satire bis auf's Blut jene Muſard'ſchen Braven peitſchen, welche die Gemeinheit und das Laſter mit ſo viel Frechheit zur Schau tragen, daß ſie ſich unter einander mit dem höchſt poetiſchen Titel: voleurs, beehren. Und man glaube ja nicht etwa, daß auf jenem Balle bloß die Hefe des Volks zuſammengefloſſen; jene Kärrner und Poſtillone ſind edle Grafen und Herzoge, jene Robert Macaires ſind nicht alle Schuhputzer und Commis-voyageurs, ſondern ſehr häufig Söhne von Pairs de France und Notabilitäten der hohen Finanz.

Für den denkenden Beobachter des gegenwärtigen Treibens in Frankreich hat dieſer öffentliche Skandal noch eine andere, ernſtere Bedeutung; er beweiſt, daß ein großer, angeſehener Theil der civiliſirteſten Nation der Welt an nichts mehr glaubt, mit den heiligſten Dingen Spott treibt und nicht einmal mehr in ſeinen geſelligen Vergnügungen die Grazie, Zurückhaltung und Liebenswürdigkeit zu retten gewußt hat, welche jedem Feſte gerade den größten Reiz verleihen und ſeither die Würze der höhern Geſellſchaftskreiſe in Frankreich ausmachten. Anſtatt mit angenehmen Erinnerungen und Eindrücken vom Balle der großen Oper fortzugehen, hat man ihn mit Beulen am ganzen Körper und von Kopf bis zu Fuß mit Staub bedeckt verlaſſen.

Während jenes wahrhaft cyclopiſche Feſt in der großen Oper gefeiert wurde, ging es in den übrigen Theatern nicht minder arg zu; denn in der Nacht vom Faſtnachtdienstag auf Aſchermittwoch hat ſich in Paris Niemand ſchlafen gelegt. Alles was in der großen Oper keinen Platz finden konnte, ſtürzte auf die andern Bälle, namentlich zu Jullien in der Rue Saint-Honoré, von dem ich ſchon neulich geſprochen. Ich verzichte darauf, das erſchreckliche Gewirre des Jullienſchen Balls an dieſem Abende zu beſchreiben. Hier wird ohne Aufhören getanzt; die Geſellſchaft theilt ſich bald in Quadrillen ab, bald rauſcht ſie in Galoppaden durch den Saal. Dieſe Tänze ſind ſo ausgelaſſen, als die Nachſicht und Moralität der Munizipalgardiſten nur immer dem Carneval zu gut halten kann. Beſonders die Damen, welche dieſem Balle den Reiz ihrer Gegenwart leihen, kennen keine Schranken mehr und gerathen wirklich auf betrübende Abwege und in eine unbeſchreibliche Exaltation; es fehlt ihnen nur der Thyrſusſtab und das aufgelöste Haar, um die Prieſterinnen der bekannten antiken Feſte getreu darzuſtellen. Ich war mit zwei Engländern auf dem Jullien'ſchen Balle; dieſe in Sitte und Zucht aufgewachſenen Söhne Großbrittanniens äußerten unverholen ihren Abſcheu; es war aber auch wirklich nicht auszuhalten. Zu all dieſer Brutalität denke man ſich noch ein Orcheſter, das zur Hervorbringung tieferer Eindrücke den Donner mit dem Tam-Tam nachahmt, Flintenſchüſſe abfeuert und ſieben große Glocken in Bewegung ſezt, dann hat man ohngefähr

eine Idee von den übrigen Volksfeſten, welche am Faſchingdienstag außerhalb der großen Oper in Paris gefeiert worden ſind.

Einen vollſtändigen Begriff davon wird jedoch der Leſer erſt bekommen, wenn er es nicht verſchmäht, einen Augenblick mit mir vor die Barrièren zu gehen. Die Maskenbälle der großen Oper und der übrigen Pariſer Theater ſind wegen des hohen Eintrittspreiſes für die arbeitenden Klaſſen unzugänglich, und man ſieht daher an den genannten Orten innerhalb der Stadt nie oder höchſt ſelten die Lumpen der Vorſtädte figuriren. Am mardi gras muß aber vollauf gelebt ſeyn, wenn auch morgen kein Sou übrig bleibt, um den Hunger zu ſtillen; am mardi gras müſſen die Lumpen ſowohl als die ſchwarzen Fracks, die ſchwieligen Hände ſowohl als die gelben Handſchuhe ihr Tanzvergnügen haben. Vor der Barrière von Belleville iſt am Faſtnachtdienstag das allgemeine Rendezvous der arbeitenden Volksklaſſen; eine Menge von mehr oder weniger erleuchteten Tanzſälen zu beiden Seiten der Straße öffnen heute für zehn Sous ihre Pforten und laſſen den ſchwarzen Ameiſenhaufen der Kohlenträger und Vorſtädter herein. Die Ile d'Amour, der Coq gaulois und die Folies de Belleville ſind am beſuchteſten. Bevor man in den Tanzſaal gelangt, tritt man in eine weite, geräumige Küche, wo die Zurüſtungen wirklich gigantiſch ſind, wie es der unermeßliche Zudrang der Gäſte erfordert. Ganze Ochſenviertel, viele Dutzende von wälſchen Hahnen, Gänſen und Hühnern drehen ſich dort an dreißig Fuß langen Bratſpießen vor einem ungeheuren Feuer. Wer einen Dinde, ein Poulet, eine ziemliche Quantität Rinderbraten oder eine Fleiſchpaſtete kauft, braucht keine zehn Sous Eintrittsgeld zu bezahlen. Was die Tanzſäle anlangt, ſo ſind es kreisförmige, von hölzernen Schranken eingeſchloſſene Räume, in welche etwa vierzig Tanzpaare eingepfercht werden; hinter den Schranken iſt eine Reihe von Bänken und Tiſchen, welche abwechſelnd von den Ballgäſten, d. h. von betrunkenen Tänzern und Tänzerinnen verlaſſen oder beſezt ſind.

(Der Beſchluß folgt.)

Distichen.

Kein Uebel allein.

Nimmer bedrängt uns Ein Uebel allein, geſchaart, wie die Geier,
Unter dem Wolkengewühl, drohen ſie drängend der Bruſt.
Aber das Glück auch liebt das Gefolg; kaum bläut ſich der Himmel,
Und der Genien Schaar ſchüttet dir Blüthen in's Herz.

Vergeſſen.

Stürme durchtobten die Tage; nun weckt ein heiterer Morgen
Himmelsbläue und Duft, lieblicher Vögel Geſang;
Und vergeſſen iſt Gram, es öffnet das Herz ſich der Freude:
O, wie iſt glücklich der Menſch, wenn er genießt und vergißt!

Zuruf.

„Froh auf, es blühet dein Glück!“ Du ſpotteſt, die Wetter umdrohn mich
Rundum. „Eben deßhalb künd' ich dir Himmel und Glück.“

Aus der Tagesgeschichte.

Eine Schachpartie.

Es gibt in unſerm Jahrhundert weder ſo viele, noch ſo große Schachſpieler wie im vorigen. Während in dem ſublimirten Materialismus des lezten Jahrhunderts von den höhern Ständen das Spiel des Lebens als ein Hazard- oder als ein leichtes Commerzſpiel geſpielt werden konnte, hat es jezt mehr den Charakter des ernſten, kopfzerbrechenden Schachs angenommen, und ſchon der Umſtand, daß jezt die ſonſt alle Verhältniſſe durchdringende Förmlichkeit die Menſchen weniger peinigt, mußte den Trieb vermindern, im Nachdenken vom Nichtsdenken auszuruhen. Indeſſen bemühen ſich einige Schachclubs, namentlich der Londoner und Pariſer, die Traditionen dieſer Geiſtesgymnaſtik aufrecht zu erhalten. Der ſtärkſte Schachſpieler iſt gegenwärtig in Frankreich der Marquis v. Labourdonnais, daher von ſeinen Landsleuten le Napoléon de l'échiquier genannt, und vor Kurzem hat er einen Sieg gefeiert, welcher an die ſchönſten Zeiten des großen Philidors erinnert, der bekanntlich einmal mit verbundenen Augen drei Partien gegen drei Meiſter zugleich ſpielte und gewann. Vor einiger Zeit hatte Labourdonnais, den Rücken dem Schachbrett zugekehrt, eine Partie mit dem Akademiker Jouy geſpielt und gewonnen. Diesmal warf er den Handſchuh zwei der erſten Meiſter hin und machte ſich anheiſchig, die zwei Partieen zugleich zu ſpielen, ohne eines der Spiele zu ſehen, bloß mittelſt ſeines koloſſalen Gedächtniſſes. Die vornehmſten Schachſpieler waren eingeladen worden und hatten ſich zahlreich eingefunden. An jedem Ende eines Billards war ein Schachbrett aufgeſtellt und Labourdonnais ſaß in einem Winkel des Zimmers, mit dem Geſicht gegen die Wand. Die Partieen dauerten anderthalb Stunden, und der Marquis folgte mit erſtaunlicher Sicherheit den ſich tauſendfach kreuzenden Zügen auf beiden Schachbrettern. Die Leiſtung war deſto bewundernswürdiger, da ſich die Verſammlung nichts weniger als ganz ſtill verhielt: bei Allen war der Drang, dem Enthuſiasmus wenigſtens durch Beifallsgemurmel Luft zu machen, ſo wenig zu unterdrücken, als bei den Meiſten der Reiz zum Huſten in Folge des lezten Stadiums der Grippe. Als aber einmal Labourdonnais aus ſeinem Winkel hervor einen ſeiner Gegner lachend zurechtwies, weil er ſeiner Dame nicht Schach geboten, war lauter Applaus ſehr verzeihlich. Labourdonnais gewann beide Partieen, beim lezten Matt brach der Beifall in den lauteſten Sturm aus, und der Sieger wurde im Triumph fortgeführt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, im März.

(Fortſetzung.)

M u ſ i k.

Die Muſikfreude hat ſich ſeit dem Herbſt aus den öffentlichen Gärten in die Stadt zurückgezogen, wo ſie nun als Tanzluſt aktiv wird. Wie lohnend für die Muſiker ſelbſt jene muſikaliſchen Gartenabende ſeyen, kann man daraus abnehmen, daß eine ſolche Geſellſchaft zuweilen 50 — 70 fl. Eintrittsgeld bezieht. — Der vierſtimmige Kirchengeſang ſcheint in der Natur der Sache oder in dem Naturell unſers Volkes eine hemmende Schranke gefunden zu haben; er hat ſich der Gemeinde noch nicht recht mittheilen können. Bloß bei feſtlichen Gelegenheiten vernimmt man ihn von der Orgel aus, wo ſich die jungen und erwachſenen Liebhaber deſſelben eingefunden haben. Er ſollte ſich niemals ganz ohne Begleitung hören laſſen, weil ein merkliches Detoniren eben bei bloßen Muſikfreunden faſt unvermeidlich iſt. Nur Künſtler vom Fach und ausgezeichnete Dilettanten halten ſcharf und feſt den Ton ohne Begleitung, niemals aber ein ſo gemiſchter Chor, der nur von der Orgel, von Poſaunen oder einem Orcheſter unterſtüzt, auf der feinen Linie des Wohllauts gehalten wird. Ein Gutes ſtiftet der Kirchengeſangsverein auf jeden Fall: er iſt eine fortgeſezte Choral- und Figuralgeſangsſchule, und hier ſind denn auch, wie ſo oft im Leben, Lehre, Probe, Vorübung für die Theilnehmenden ſo genuß- und ſegensreich, als die Ausführung ſelbſt. Ein weiteres Verdienſt deſſelben iſt, daß die entſezlichen Schnörkeleien und Arabesken, mit welchen ſonſt die guten Chriſten alten Schlages, und zwar Jeder nach ſeinem Kunſtenthuſiasmus und innern Drange, der Weingärtner z. B. ganz nach Art ſeiner Weinranken, die ausgehaltenen Noten verzierten, immer mehr zum Schweigen gebracht werden. Im Allgemeinen hört man jezt außer dem melodieführenden Sopran einen natürlichen Second und einen männlichen Baß, womit freilich die vierſtimmige Orgelbegleitung nicht immer harmonirt, was jedoch keine zu merklichen Kakophonieen herbeiführt.

Von den gewöhnlichen Abonnementsconzerten ſind ſechſe vorüber. Sie werden zum Beſten des Wittwen- und Waiſenfonds der königlichen Hofkapelle und nun auch der Hofbühne gegeben, ſo daß der Chor der leztern, der ſeine Beihülfe geraume Zeit verweigerte, nun wieder beigezogen werden kann. Beethoven lernten wir im vorigen und dieſem Concertlaufe vielſeitig kennen. Auffallen möchte aber, daß mittlerweile keine einzige Symphonie von Mozart, keine von Haydn zu hören war.

Außer unſern anerkannten Matadoren vernehmen wir zuweilen die Produktionen junger Talente, namentlich der Söhne von unſerm Krüger und Schunke, auf dem Fortepiano, der Harfe, Violine, dem Horn, und zwar troz ihrer Jugend in einer Virtuoſität, die einen ernſten Blick in die wunderbare Einrichtung der menſchlichen Natur wecken kann. Was man ehedem nur von reifern Jahren erwarten konnte, das geſchieht hier durch entſchiedene Richtung des Talents auf Eines, durch richtige Anleitung, unausgeſezte Uebung und Dreſſur in einer faſt beängſtigenden Frühe. Es hängt wohl viel davon ab, daß ein Kind in einer Künſtlerfamilie erzeugt und erzogen werde. Dennoch ſehen wir, daß auch ſonſt in allen Ständen die verſchiedenartigſten Talente geboren werden, die jedoch häufig unbeachtet leben und ſterben. Man könnte hierüber klagen, und hätte inſoweit recht, als es an rechten Künſtlern gebräche und andererſeits unzulängliche Talente, halbe Organe in die Kunſt hineingelockt oder genöthigt würden, welche ſich dann mit ewiger Halbheit abquälen und die Welt mit krampfhaften Leiſtungen ärgern. Uebrigens iſt jedem vollen Organ auch ein Drang zur Ausbildung inwohnend, und gelingt ihm dieſe nicht auf dem Weg einer klaſſiſchen Schule zur rechten Kunſthöhe, nun, ſo erfreut es vielleicht in einem beſchränkten Kreiſe Bürger und Bauern durch volksthümliche Leiſtungen. Wollte man ſich noch allgemeiner und kälter über die Sache ausdrücken, ſo könnte man ſagen: wie die Bienen ſich aus gemeinen Larven Königinnen, aber nicht mehr, als ſie brauchen, erziehen, ſo bildet das Zeitalter ſich ſeine Künſtler aus den vorhandenen Talenten nach Bedarf und überläßt die übrigen ſich ſelbſt.

Die Concerte erhalten ſich in ihrem modernen Charakter. Orcheſterſtücke wechſeln mit Inſtrumentalvirtuoſitäten und Geſangpartien, wobei mehr Soli als Chöre. Auch Deklamationen und Melodramatiſches treten dazwiſchen. Vierſtimmigen Männergeſang hört man nie. Käme er, wie das ganze Publikum wünſcht, vor, ſo ſollte gerade hiebei am wenigſten der Kunſtariſtokratismus die Wahl der Sänger beſtimmen, ſondern die am meiſten ſich harmoniſch bindenden Kehlen ſollten ſich hören laſſen. Auch Enſembleſtücke aus Opern, die man ſelten gibt oder im bewegten Lauf der Darſtellung weniger beachtet — Sextette, Septette von Mozart, Cimaroſa ꝛc., ſchweben mir vor — würden gewiß mit großem Dank aufgenommen werden, wie es immer bei Theilen von Opern geſchieht, die nicht auf's Repertoire kommen. Von alter Muſik iſt nichts zu vernehmen, und ſo lange nicht, bis einſt ein Enthuſiaſt, wie Heidelberg, Frankfurt, Berlin ꝛc. dergleichen haben oder hatten, eine Anzahl von Liebhabern um ſich verſammelt, und mit ihnen die Meiſterwerke der frühern Jahrhunderte einübt, und dann vielleicht öffentlich zum Mitgenuß gibt. Es wird übrigens in dankbarem Andenken bleiben, was unter unſers verdienten Kapellmeiſters Lindpaintner Leitung mit Händel geſchehen iſt. Ein Concert, von einer Anzahl ganz alter Muſikſtücke, wenn auch des ernſteſten religiöſen Styls, erfüllt, würde ohne Zweifel ein großes Auditorium herbeiziehen, und man könnte wohl eine um die Hälfte erhöhte Einlage zu beſtimmen wagen. Der Beſuch deſſelben würde als eine Ehrenſache des muſikaliſchen Publikums betrachtet werden, und welcher halbwegs Gebildete würde ſich davon ausſchließen?

Theaterberichte kann ich nicht geben, doch will ich dreier Erſcheinungen aus der muſikaliſchen Künſtlerwelt gedenken, ſowohl wegen der Leiſtungen der Künſtlerinnen an ſich, als auch wegen der verſchiedenen Aufnahme, welche ſie im Publikum fanden. Mozarts „Figaro“ war angekündigt, und Madame Pollert, erſte Sängerin des kaiſerlichen Hoftheaters zu Petersburg, als Gaſtſpielerin in der Rolle der „Suſanne.“ Sie trat zum lezten Male auf; ich hörte ſie zum erſten Male. Bei ihrem erſten Auftreten in Roſſini's „Figaro“ als „Roſine“ war ſie zwar vielfach beklatſcht und am Ende mit allgemeinem Antheil gerufen worden; dann aber ward es ſtille. Man ſprach von übertriebenem Spiel, von Affektation, von Unſchicklichkeit der Geſten, von Detoniren ꝛc. Dies reizte meine Neugier. Mozarts wundervolle Muſik, die Leiſtungen einer „Haus,“ eines „Dobler“ gewann ich jedenfalls; auch zwei jüngere Talente traten auf. Ich war voll Erwartung und im Ganzen in der beſten Stimmung. Ein ſparſamer Genuß findet leicht ein dankbares Gemüth. Die Ouvertüre rückte in meinem Innern vollends Alles zurecht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 66.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 18. März 1837.

England shall repent his folly and see his weakness.

Shakespeare.

Der häusliche Comfort der Engländer.

Die Engländer haben ſo gut wie kein Wort für das deutſche Moſt. Die Wörterbücher überſetzen es allerdings durch must oder new wine not fermented. Allein abgeſehen, daß lezteres eine Umſchreibung iſt, verſteht auch jeder Engländer in der Regel unter must ungegohrenes Bier. Und warum fehlt der engliſchen Sprache ein Wort, das jedem Eingeborenen den Begriff des deutſchen Moſt ausdrückt? aus dem einfachen Grunde, weil England zwar herrliche Treibhäuſer beſizt und darin vortreffliche Weintrauben zieht, aber die Trauben verzehrt, nicht keltert, und Moſt ein dem trinkenden England unbekanntes Getränk iſt. Wenn einer Nation die *Sache* fehlt, mangelt ihr häufig auch das *Wort* dafür, und mit der Sache kommt das Wort. Dieſer Annahme gemäß ſollte der engliſche Comfort recht eigentlich in England zu Hauſe ſeyn. Die worterfinderiſchen Franzoſen haben ſich vergebens um ein nationales Wort bemüht, den Sinn des engliſchen Comfort zu bezeichnen. Gern oder ungern haben ſie comfort und comfortable adoptirt. In Deutſchland hat die angeſtammte Vorliebe für *alles* Ausländiſche den Adoptionsproceß ohne Mühe gewonnen. Selbſt die von der altdeutſchen *Gemächlichkeit* und von der neudeutſchen *Gemüthlichkeit* dawider erhobenen Einreden ſind ab und zur Ruhe verwieſen worden: diesmal von Rechtswegen, denn geſezt auch, es ließe ſich ſagen, was für ein Zuſtand ein gemüthlicher iſt, wer die Bedeutung des engliſchen Comfort *fühlt*, muß fühlen, daß ſogar eine gemächliche Gemüthlichkeit oder eine gemüthliche Gemächlichkeit ſie keineswegs erſchöpft. Wie das Wort in England geprägt worden, ſo iſt es hier auch ganz beſonders im Umlauf, und wenn man auch die Sache allenthalben liebt, nirgends wird der Ausdruck verſchiedener angewendet. Der erſte Miniſter bedauert beim Antritte ſeines Amtes nichts ſchmerzlicher, als daß er deßhalb manchem Comfort entſagen muß. Der Kaufherr ängſtigt und müht ſich die ſechs Wochentage, um am Sonntage erſt comfortabel in ſeinem Kirchſtuhle und dann comfortabel vor ſeinem Rinderbraten ſitzen zu können. Der Fußbekleider, in deſſen Stiefeln oder Schuhen man uncomfortabel iſt, erhält keine zweite Beſtellung, und während nach genommenem Maße der deutſche Schneider verſpricht, daß der Rock wie angegoſſen ſitzen ſolle, und der franzöſiſche betheuert, daß man wie ein Engel gekleidet ſeyn werde, gibt der engliſche die Zuſage, einen comfortabeln Rock zu liefern. Eine Wittwe ohne Kinder — without encumbrance, lautet der ſtehende, abſcheuliche Ausdruck — bietet ſich einem unverheiratheten Manne als Haushälterin an, und ein comfortabler Aufenthalt iſt ihre einzige Bedingung. Ein Mädchen vom Lande wünſcht

in London ſich als Hausmagd zu verdingen, und außer daß ſie nur da einen Dienſt annehmen will, wo ein Bedienter gehalten wird — weil ſie ſonſt Stiefeln, Schuhe und Meſſer putzen müßte — erwartet ſie, daß der Dienſt comfortabel ſey. Der Sommer wäre doppelt angenehm, wenn die Hitze nicht ſo uncomfortabel, und der Winter gar nicht zu überleben ohne ein comfortables Kaminfeuer. So reduzirt ſich Alles auf den affirmativen Zuſtand des vorhandenen und auf den negativen des abweſenden Comfort, und wenn das in England geſchieht, was Wunder, daß die den Continent bereiſenden Engländer für alle dortigen Einrichtungen nur Einen Maßſtab haben, den des Comfort? Der Ausländer meint ganz natürlich, England ſey nicht nur das Geburtsland des Wortes, ſondern auch die Heimath der Sache, und in ſolcher Ueberzeugung ſchifft er nach der comfortablen Inſel. Ob er ſie mit derſelben Ueberzeugung verläßt, hängt von ſeinen Anſprüchen und Erwartungen, vorzüglich aber von der Dauer ſeines Aufenthalts ab. Iſt lezterer kurz, ſind ſeine Anſprüche beſcheiden und ſeine Erwartungen nicht überſpannt, ſo begegnet er einer ſolchen Menge wichtigerer, ſeine ganze Aufmerkſamkeit beſchäftigenden Dinge, daß er wohl erſt bei ſeiner Heimkehr durch Fragen nach dem engliſchen Comfort an dieſen überſehenen Gegenſtand erinnert wird, und dann entſinnt er ſich, comfortabel genug geweſen zu ſeyn, um die Fragen im Geiſte ſeiner frühern Ueberzeugung beantworten zu können. Aber ein längeres, Jahre umfaſſendes und dabei häusliches Leben in England dringt unfehlbar ſogar dem, mit ernſten Dingen beſchäftigten und an die Gemächlichkeiten des Luxus nicht gewöhnten Ausländer, das verſchwiegene oder offene Bekenntniß ab, daß es dem gerühmten engliſchen Comfort geht wie dem Ruhme der Ehrlichkeit, mit welchem manche Menſchen jede Verſicherung einleiten — je öfter auf der Zunge, deſto ſeltener im Herzen, je größer das Geſchrei, deſto weniger Wolle.

Nur häusliches Leben in England kann zu dieſer Wahrnehmung führen. Ein ſelbſt mehrjähriges, unſtetes Wandern aus einem Hotel, aus einem boarding-house in das andere macht mit engliſcher Häuslichkeit nicht vertraut, und an das Urtheil beſtechenden Aeußerlichkeiten iſt die engliſche eine der reichſten Nationen. Gleichwohl, wenn ein Land für vorzugsweiſe reich an dem gilt, was unter dem Worte Comfort geht, wo ſollte der berechtigende Titel klarer und deutlicher vorliegen als gerade in den Zuſtänden ſeiner häuslichen Einrichtung, ſeines häuslichen Lebens? Und wenn er hier fehlt, wie ſteht es dann um den vorzüglichen Beſitz? Können die Eingebornen die Richtigkeit der hier zu erwähnenden Thatſachen nicht ableugnen, ſo kommt es wenig darauf an, ob ſie zu der Folgerung die Köpfe ſchütteln würden, wenn ſie ſolche hier im Morgenblatte läſen. Die Gewohnheit iſt ein herriſcher Gebieter über Körper und Geiſt, und was bisweilen der Verſtand des verſtändigſten Eingebornen nicht ſieht, das erkennt in Einfalt — ein Ausländer.

Nirgends in den drei vereinten Reichen iſt ſtädtiſches Leben comfortabler als in London; das bekennt jeder Engländer, der Gelegenheit zum Vergleichen gehabt hat. Auch muß das aus dem einfachen, unbeſtreitbaren Umſtande folgen, daß in London alle Comforts des Lebens zuſammenfließen, daß man hier jeder Grille ſchmeicheln, jeden Geſchmack, jede Leidenſchaft befriedigen, ganz nach Wunſch und Willen, bemerkt oder unbemerkt, in jedem Style leben kann. Wenn wir daher die häusliche Einrichtung, wie man ihr in London begegnet, unſern Behauptungen zu Grunde legen, ſo iſt dies wohl die günſtigſte Wahl für England.

Wer weiß, daß London bei einer, jezt auf zwei Millionen angeſtiegenen Bevölkerung in ſeinen zehntauſend Straßen, Gäßchen und Durchgängen an zweimalhundert und fünfzigtauſend Häuſer zählt, dem wird es nicht einfallen zu glauben, daß ein Haus wie das andere gebaut, eins wie das andere eingerichtet ſey. Es gibt, wie überall, Hütten und Palläſte; nicht ſelten trennt eine Entfernung von wenigen Schritten dieſe von jenen, und ſelbſt die häusliche Einrichtung des reichen Geſchäftsmanns unterſcheidet ſich von der des reichen Müſſiggängers. Gleichwohl ſind gerade in den Theilen Londons, wo die faſhionable Welt und mit ihr das comfortable Leben ganz vorzüglich ihre Wohnſitze haben, die Häuſer im Innern und Aeußern ſich auffallend ähnlich. Eins beſchreiben, heißt die Beſchreibung von tauſenden geben, und die aufgedeckten Mängel eines ſogenannt comfortablen Hauſes zeugen für den innern Zuſtand des engliſchen Hausweſens im Allgemeinen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Fastnachtdienstag und Aschermittwoch in Paris.

(Beſchluß.)

Der Wein von Surèsne wird hier dem Volke als Falerner geſchenkt; er muß eine noch ätzendere Kraft als der berüchtigte Grüneberger beſitzen, denn er läßt blaue Flecken auf dem Tiſchtuch zurück, welche mit Vitriolöl eingebeizt zu ſeyn ſcheinen. Der Charakter der hier ſtattfindenden Volksbeluſtigungen geht ziemlich deutlich aus jener Inſchrift hervor, welche wir in allen vier Ecken des Saals auf ſchwarzen Tafeln in zwei Zoll großen, weißen Lettern leſen, und die wörtlich alſo lautet: Ces Messieurs

et ces Dames sont invités à observer la décence en dansant (Art. 330 du Code pénal.) Jedoch iſt dieſe höfliche Einladung und Hinweiſung auf den Strafcoder nicht im Stande, den unwiderſtehlichen Hang der Vorſtädter zu gewiſſen Lieblingstänzen des Carnevals zu zügeln; die Bewohner der Pariſer Faubourgs würden eher das Branntweintrinken, als das Tanzen des Cancans verlernen.

Der Faſchingdienstag erreicht endlich den höchſten Gipfel ſeines Glanzes in dem Augenblick, wenn ſein unmittelbarer Erbe und Nachfolger, der Aſchermittwoch, zur Welt kommt, um ihm das Grabgeleite zu geben. Wenn nämlich die erſte Morgendämmerung die grauen Mauern aller Kneipen vor der Barrière in einen feuchten, halb durchſichtigen Schleier hüllt, ſo beginnt das einzige und famöſe Schauſpiel der descente de la Courtille. Hier zeigt ſich der Faſching matt und müde, ohne Maſke vor dem Geſicht und in ſeiner ganzen Beſtialität. In einem unbeſchreiblichen Gewirre von Türken, Schäferinnen, Colombinen, Polichinells, Mamelucken, Pierrots und Matroſen, welche die Cabarets von allen Seiten ausſpeien, wälzt er ſich von der Höhe von Belleville nach der Hauptſtadt zu. Bevor die Völkerwanderung angeht, trifft die Regierung militäriſche Vorſichtsmaßregeln, um etwaige blutige Balgereien zu verhindern; der Faubourg du Temple wird mit Truppen beſezt und in allen Straßen blinken Helme und Bajonette, wie wenn ein feindlicher Angriff auf die Stadt zurückgeſchlagen werden ſollte. Wenn aber die Deſcente im vollen Gange iſt, entſteht ein ſolches Gewühl, daß man weder Helme, noch Bajonette ſieht. Gegen ſieben Uhr kommen noch zahlreiche Wagen mit und ohne Maſken von den Boulevards her, und ſuchen mit Mühe die Anhöhe von Belleville zu gewinnen, um dann in zwei Reihen wieder hinunterzufahren und auf dieſe Weiſe den Carneval zu beſchließen. Nun beginnt das Todesröcheln der Faſchingsſaturnalien. Maſken zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß ſchieben ſich unter heiſerem Gebrüll zwiſchen zwei Häuſerreihen fort, aus denen ein abſcheulicher Geruch von Wein und Völlerei hervordringt. Man reizt und ſchmäht ſich nach Kräften, und die ausgeſchrieenen Kehlen erſchöpfen ſich noch vollends in den ſonorſten Liebesergüſſen, welche man nur im Wörterbuch der Fiſchweiber und der Damen von der Halle findet; man traktirt ſich gegenſeitig mit den gröbſten Schimpfreden und wirft ſich Zoten und Mehl an den Kopf; Manche nehmen auch in Ermangelung des Mehls den Gaſſenunrath, um ihren Worten mehr Nachdruck zu geben. In dieſem Paroxysmus der Carnevalstollheit iſt Alles erlaubt. Das unſinnigſte Treiben hat hier freies Spiel, und hinter den Fenſtern und auf den Balkonen der Reſtaurants im Faubourg du Temple ſieht man, in ihre Mäntel gehüllt, die blaſſen Herrn und Damen der Chauſſée d'Antin, welche ſich zwar nicht mit dem Plebs gemeinſchaftlich in dieſem Kloak herumwälzen, aber doch gerne Augen- und Ohrenzeugen dieſer unfläthigen Volksbeluſtigung ſeyn wollen. So wie das Schauſpiel zu Ende iſt, nehmen die Incroyables von 1837 mit ihren petites maitresses ein ſtärkendes Dejeuner in den Vendanges de Bourgogne und begeben ſich von da in ihre üppigen Salons zurück, während das arme Volk mit leerem Magen auf einem Strohſack in kalter Dachſtube den kurzen Sinnenrauſch verſchläft und den folgenden Tag mit Weib und Kind in die Hoſpitäler wandert.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Florenz, März.

Ueber Rom im 15ten Jahrhundert. Oper.

Neben den neulich mitgetheilten Brief der Franza pisinina will ich nun noch einen andern eben ſo unbekannten ſtellen, in welchem Eduard Alberti, ein florentiniſcher Reiſender und Dandy des fünfzehnten Jahrhunderts, ſeinem Freunde Johannes von Medicis eine kurze, aber intereſſante Beſchreibung von Rom entwirft. „Die Zuſtände dieſer Stadt wirſt du von Andern erfahren haben; doch wiederhole ich ſie dir in aller Kürze. Viele Gebäude, als da ſind Triumphbögen, Palläſte, Gräber, Tempel und andere Zierden gibt es hier, und in unendlicher Anzahl, aber alle drohen den Einſturz. Porphyr und Marmor, Ueberbleibſel jener antiken Sachen, hat es die Menge; aber den Marmor zerſchlägt man tagtäglich, um Kalk zu gewinnen, daß es eine Schande iſt. Die neuern Sachen, d. h. das Gemäuer, befinden ſich in dem traurigſten Zuſtande; das Verfallene iſt es, was die Schönheit Roms ausmacht. Die Männer, welche jezt hier leben und ſich Römer heißen, ſind in ihrer ganzen Gehabung und in allen ihren Uebungen von den alten Römern durchaus verſchieden. Um kurz zu ſeyn, Alle kommen mir wie Kuhhirten (vachari) vor. Ihre Frauen ſind von Geſicht im Durchſchnitt ſchön, übrigens aber ſehr wenig ſauber, und dies, wie ich höre, deßwegen, weil ſie ſelber die Küche beſorgen. Reizend ſcheinen ſie mir, aber ſie laſſen ſich ſelten ſehen. Auch Spaziergänge gibt es hier nicht; höchſtens gehen ſie, um ſich Ablaß zu holen, der in zahlloſer Menge vertheilt wird, und namentlich jezt in der Faſtenzeit ſind ſie zu dieſem Zweck Alle in Bewegung. Wir, die wir hier nichts anders zu thun haben, bringen damit unſere Zeit hin. Aus der zerriſſenen (delacerata) Stadt, den 22ſten März 1445.“

Der Carneval iſt ſeiner Kürze unerachtet nicht lebendiger als gewöhnlich geweſen. Wie unbedeutend und ungenießbar auch die meiſten Vorſtellungen ſeyn mochten, ſo waren doch faſt alle Theater regelmäßig ſtark beſezt. In der Pergola gab man den „Furioſo“ von Donizetti, und ſpäter den „Edoardo di Scozia,“ beide Opern auf ausdrücklichen Wunſch der Boccabadati. Chöre und Haltung des Ganzen waren ſo mäßig, als dieſe Saiſon es nur irgend zuläßt; Ronconi allein vermochte und verdiente die öffentliche Aufmerkſamkeit zu feſſeln. In Italien iſt er jezt ohne Vergleich der erſte Bariton; ſeine Stimme, in Mittel- und Höhentönen unendlich klar und rein, iſt in der Tiefe

verhältnißmäßig ein wenig ſchwächer, aber immer friſch, voll und kräftig. Spiel und Vortrag verrathen die beſte Schule, von italieniſcher Ueberladung und Karrikatur ſind kaum die Keime vorhanden. Ronconi iſt ſo jung, und, wie es ſcheint, mit ſo geſundem Takt begabt, daß er ſicher dereinſt die Stelle des alternden Tamburini bei der italieniſchen Oper in Paris einnehmen wird. Es wird dies lediglich von ihm abhängen; der hieſigen Kritik aber, welche ihn kalt findet, und ihm anräth, ſich an der Lektüre Dante's, Schillers und Byrons zu *begeiſtern*, mit andern Worten, auf neuitalieniſch zu ſingen und zu agiren, darf er alsdann vor allen Dingen kein Ohr leihen. — Während der Faſten hat man uns *zwanzig* Vorſtellungen von „Marino Faliero“ verheißen. Obwohl die Oper zu den beſten von Donizetti gehört, auch die Beſetzung durch die Ungher, durch Coſelli, Duprez und Bareſi für die Pergola kaum etwas zu wünſchen übrig läßt, ſo wären zwanzig Vorſtellungen Einer und derſelben, hier während des ganzen Sommers gehörten Oper des Guten doch zu viel. An den erſten ſechs Abenden war das Haus überfüllt. Man hat auch keine Wahl; außer den Marionetten in Ogniſanti und dem Volkstheater Giglio iſt ſonſt Alles geſchloſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Stuttgart, im März.

(Fortſetzung.)

Muſik. Mad. Pellert. Roſe Stuart.

In der erſten Scene ſah und hörte ich ſogleich „Suſanne“ in ihrem ganzen natürlichen und künſtleriſchen Weſen. Eine reizende Figur, eine jugendliche, höchſt zarte Fülle der ſchönſten, decent ſchaubaren Formen, ein intereſſant belebtes Geſicht, eine ſehr reine, an's Herz ſprechende, metalliſche Stimme, kein leerer Hohlklang, eine Beigabe von Individualität des Tons, aus lebendiger Bruſt kommend. Ihr Spiel war allerdings ſehr belebt, rührig; ihr feuriges Auge, nie hinſtarrend, richtete ſich ſtets nach dem Punkte der Handlung; die Bewegungen der ganzen Geſtalt dünkten mir ſehr anmuthig, namentlich waltete in den Wellenlinien ihrer Arme, ihrer Hände ein angebornes und ausgebildetes Gefühl der Schicklichkeit. Die ganze Rolle ſchien mit ihrem eigenen perſönlichen Weſen zu harmoniren; man konnte ihr den Beifall nicht verſagen. Ich war begierig, ob ſie nicht im Tragen des Tons hie und da wanke. Keineswegs! Es war mir nicht ſtörend, daß ſie ein paarmal ſtrauchelnd auf den Kapellmeiſter hinblickte. Die Partie mochte ihr nicht ſo geläufig ſeyn, wie einem Vogel ſein Geſang. Die wundervoll einfache letzte Arie aus F in der Laube, einen Probirſtein der feſten Intonation, haben wir von der berühmten Heinefetter nicht ſchöner gehört. Ich lauſchte auf ihren Athem und ahnte, wie gute Schule, kunſtberechnendes Bewußtſeyn und tiefes Gefühl zugleich dieſen ſchönen Moment ſchufen. Die Künſtlerin hätte für dieſe einzige Arie jede Auszeichnung verdient. Die wenigen Coloraturen, die Mozart hineingelegt, gab ſie mit reizender Leichtigkeit, und wußte auch ihre künſtleriſchen Zuthaten ſtets mit Geſchmack zu wählen, und durch Neuheit und Friſche das Ohr zu erfreuen.

Eine zweite intereſſante Erſcheinung war Dem. Roſa *Stuart*, eine Engländerin, jedoch unſerer und auch der franzöſiſchen, ſo wie der italieniſchen Sprache mächtig. Ueber ihre dramatiſche Leiſtung als „Desdemona“ in „Othello“ habe ich kein Urtheil. Die Anſichten des Publikums ſchienen mir ſich dahin zu vereinigen, daß ſie in Spiel und Geſang ein noch in der Ausbildung begriffenes, jedoch Etwas verſprechendes Talent ſey. Hievon kam wohl Einiges auf ihre ausländiſche Nationalität, deren Befremdendes kein Künſtler ganz überwindet. Sie hatte ſich geneigt finden laſſen, im Abonnementconcert Mehreres zu ſingen. Eine Bravourarie von Pacini galt für eine Ausſtellung von Kunſtſchwierigkeiten, die ſie mit einem jugendlich friſchen, gelenkſamen, klangreichen Organ gewandt löſte, etwa bis auf ein paar chromatiſche Läufe, die ſie ſich accomodirte. Auch hier hörte ich von „noch mehr Schule und Uebung“ reden, obgleich ihr dieſe Arie nicht eben leicht nachzuſingen war. Als die Künſtlerin aber darauf eine Barcarole von Donizetti und franzöſiſche Romanzen vortrug, da ſchwiegen dieſe beſchränkenden Urtheile. Hier zeigte ſie ſich als vollendete lyriſche Geſangskünſtlerin. In den franzöſiſchen Liedern erſchien ſie ſo national, ſo deklamatoriſch-melodiſch, daß ſie das Publikum durch Kunſtgewalt zum lauteſten Beifall hinriß. Wieder eine Genugthuung! Noch niemals hatte ich ein ſolches Geltenlaſſen des Textes in ſeinen feinſten Nüancen und pikanteſten Accenten bei ſo gefühltem Vortrage vernommen; es war wie geſprochen und doch zugleich der reinſte Klang. Man fühlte ſich, beſonders bei einem gewiſſen Capriccio von Refrain, wie am Herzen gekitzelt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auflöſung des *Räthſels* in Nr. 60:

Die Kunkel.

Räthſel.

Auf weißem Pfühle geträumet,
  Glanzvoll ein göttlicher Traum,
Von Oſt und Weſt umſäumet,
  Sein Zenith kennſt du kaum.

Sein Nadir iſt das Bette,
  Darauf er unruhig ruht;
Ich wollte wohl, ich hätte
  Von ſeiner innern Gluth.

Wie blitzen die Roſen der Auen,
  Wie weidet wollig ein Heer
Von Schäflein, weißen und blauen,
  Am Ufer von ſeinem Meer!

Ich ſähe von ſeinen Säulen
  Einen Tempel gebauet gern,
Darinnen möchte verweilen
  Die Herrlichkeit des Herrn.

Dort könnte der Prieſter träumen
  Einen ſchönen, menſchlichen Traum
Von neuen Geſchöpfen und Bäumen
  An der Welt entlegenſtem Saum,

Von neuen purpurnen Flammen
  Zu ſenden in unſre Welt,
In welcher den Geiſtesammen
  Das heilige Feuer fehlt.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. *Cotta*'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: *Hauff*.

№ 67.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 20. März 1837.

Sind Britten hier? Sie reiſen ſonſt ſo viel.
Das wäre hier für ſie ein würdig Ziel.

Goethe.

Römiſche Briefe.

Im Februar 1837.

Engländer. — Das Forum.

Die ſogenannten rauſchenden Vergnügungen ſind mit dem Carneval zu Ende; an die Stelle der großen Bälle ſind muſikaliſche und unmuſikaliſche Abendunterhaltungen getreten; man tanzt auch wohl (bei ketzeriſchen Fremden, verſteht ſich) nach dem Piano, da man das Tanzen denn doch einmal nicht laſſen kann, und je ſtiller der Faſching war, welcher ſich nur durch abendliche Mord- und Raubanfälle und Plünderung der Brodkörbe der Bäckergeſellen auszeichnete, um deſto weniger merkt man den Unterſchied der Faſten, wenn's nicht etwa des mangelnden Theaters wegen iſt. Um von Lezterem ein paar Worte zu ſagen, ſo machte in Tordinona Donizetti's Beliſario kein Glück, Bellini's Beatrice Tenda hingegen ſehr großes, was Niemand erwartete, da die Oper faſt nirgends gefallen hat und ſo ziemlich allgemein für Bellini's ſchwächſtes Werk gilt. Hier ſchreibt man dem Geſange und mehr noch dem Spiel der Dem. Ungher, die ſonſt nicht gerade zu den Lieblingen der Römer gehört, während man ſie anderwärts auf den Händen trägt, ſo wie den Chören das Verdienſt zu. Leztere waren auch beſſer als gewöhnlich: denn wer an Chor und Orcheſter einer guten deutſchen Bühne gewöhnt iſt, muß ſich meiſt in Italien die Ohren zuhalten. Doch, um wieder auf die Fremden zu kommen: die meiſten ſind noch hier, was ſonſt ſelten Statt zu finden pflegt, da ſie gewöhnlich am Aſchermittwoch Poſtpferde nach Velletri nehmen und am Palmſonntag zurückkehren, um der heiligen Woche beizuwohnen. Aber nach Neapel zu gehen, fürchten ſich die Meiſten, da die Sperre vielleicht in Ewigkeit fortdauert, wie das Beiſpiel des Jahrs 1835 gezeigt hat, und in Florenz iſt's wiederum zu kalt. Wenn auch kein Dr. James Clark in einem Buche: On the influence of climate, bewieſen hätte, daß das Klima von Florenz eigentlich Niemanden zuſagt, ſo würde doch die Translocation im Februar aus der lauen Temperatur Roms in die unbeſtändige Apenninenluft dies bald thun. So bleibt in dieſem Jahre nichts anders übrig, als ruhig zu verweilen, wo man ſich einmal befindet. Da treibt denn nun die engliſche Colonie ihr Weſen untereinander; denn mit den Römern — die im Durchſchnitt nicht gaſtfreundlich und, mit geringen Ausnahmen, eben nicht ſehr communicativ ſind, denen man's übrigens kaum übel nehmen kann, wenn der ewige Wechſel, die unaufhörliche Fluth und Ebbe von Beſuchern, die heute kommen, morgen gehen, ſie nicht einladet, ſich in nähere Verbindung mit denſelben einzulaſſen — kommen ſie nur bei außerordentlichen Gelegenheiten zuſammen, etwa bei einem Botſchafterball, wo fünf- bis ſechshundert Leute einander drängen.

Man erſtaunt über die gewaltige Liſte der Engländer, bekannte und unbekannte Namen und Titel aller Art: Lord So and So, Sir John oder James Nobody, Lady Howdoyoucallher, Mr. and Mrs. Everywhere, und die unendliche Schaar der blondlockigen Miſſes ſind allüberall zu ſehen, im Korſo, in der Siſtina, auf der Peterskuppel, in Villa Borgheſe und Pamfili, kurz, überall wo es nur Leute gibt. Es ſind curioſe Exemplare darunter: ſelbſt Altenglands und ſeiner Kinder enthuſiaſtiſche Verehrer müſſen es geſtehen. Neulich gab auch einmal wieder ein Stockbritte dem guten Pabſt, der ihn bei einer Audienz fragte, ob er ſchon Manches in Rom geſehen, zur Antwort: Gar Vieles, aber leider noch kein Conclave. — Daß die Engländer nach Italien reiſen, ohne eine andere Sprache zu reden, als ihr own English, iſt ganz in der Ordnung. Es hindert ſie auch nicht im Geringſten, ſich überall vorſtellen zu laſſen und bei jeder Gelegenheit den vorderſten Platz zu erobern. Freilich kommen dann bisweilen Converſationen vor, wie neulich eine beim Fürſten B. zwiſchen dieſem und einem Admiral. Do you speak English? war die Frage des Sir Charles Weatherbeaten, als er dem Fürſten präſentirt wurde, est-ce que vous parlez français, Monsieur? die Antwort. Verneinende Kopfbewegung auf beiden Seiten. Leider machten eintretende Gäſte dem intereſſanten Geſpräch ein Ende.

Die Arbeiten auf dem Forum haben einen ungeſtörten, aber ziemlich langſamen Fortgang. Für die Alterthumskunde, namentlich für die Topographie des alten Roms, ſind dieſe Ausgrabungen ſehr erfreulich und haben ſchon zu bedeutenden Aufſchlüſſen Veranlaſſung gegeben, wie man beſonders aus der Vergleichung der frühern Arbeiten Fea's, Nibby's, Canina's u. ſ. w. mit dem ſchönen, großen Plan des Forum-romanum und ſeinen Umgebungen erſieht, welchen der Geh. Leg. Rath Bunſen entworfen hat, und welcher nächſtens in den Kupferheften des archäologiſchen Inſtituts herausgegeben werden wird. Die genauere Kenntniß der Localität iſt dadurch ſehr befördert, und wenn auch noch Manches zweifelhaft bleibt, und römiſche und ultramontane Archäologen ſich in einzelnen Fällen, und bisweilen ſelbſt in Hauptſachen, nicht einigen können. ſo liegt dies in der Natur der Sache, und hindert nicht, daß die Topographie des römiſchen Forums mit ſeinen Hauptgebäuden für den Unbefangenen deutlicher und überzeugender dargeſtellt worden iſt, als man noch vor einigen Jahren zu erreichen hoffen durfte. Auf der einen Seite iſt nun der Gewinn in die Augen fallend, auf der andern aber hat das Forum ſein pittoreskes Ausſehen darüber eingebüßt, und die aus der Tiefe heraufſteigenden Gebäude und Säulen mit ihren bloßgelegten Subſtructionen, von Mauern und Steingeländern eingeſchloſſen, die zwar der Sicherheit der Fahrenden und Gehenden ſehr dienlich, indeß ſo unmaleriſch als möglich ſind, machen eine nichts weniger als angenehme Wirkung. Die Baumreihen der Via sacra ſind ſo ziemlich das Einzige, was ſich gut ausnimmt; denn das neugebaute Kloſter der Santa Francesca Romana, welches einen Theil des Platzes einnimmt, worauf Hadrians Doppeltempel der Venus und Roma ſtand, wird wohl Keiner loben.

Sträflinge arbeiten auf dem Forum wie an der Paulskirche; eine zahlreichere Klaſſe jedoch bilden die Haufen freiwilliger Kärrner, die man hier und auf dem nahen Palatin erblickt. Die ſogenannten Lavori di beneficenza ſind eine urſprünglich gute und wohlthätige Inſtitution: jeder Arme, der ſonſt keine Arbeit findet, kann daran Theil nehmen. Man muß aber ſehen, auf welche Weiſe dieſe Lavoranti, deren Zahl ſich gegenwärtig auf einige Hundert beläuft, das Privilegium benutzen. Daß man unter ihnen die mannichfaltigſten Phyſiognomien und Koſtüme ſieht, braucht kaum geſagt zu werden. Alle Lebensalter finden ſich, vom vierzehnjährigen Buben bis zum müden Greis, der ſich kaum fortzuſchleppen vermag. Heute hindert der ſtarke Regen — der uns in dieſem Winter ſo über alle Maßen heimgeſucht hat, daß das engliſche Sprichwort: It never rains but it pours, nicht übel Anwendung findet — morgen die heiße Sonne. An den wärmſten Tagen erblickt man die Hälfte in Mänteln; Ausruhen ſcheint die Hauptbeſchäftigung, und wenn ja einmal die Hände an's Werk gelegt werden, ſo ſchleicht man ſchneckenähnlich mit einem Schubkarren einher, der einige Zoll hoch mit Erde angefüllt iſt, und den man höchſtens zwanzig Schritte weit ſchleppt, um ſich von Neuem auf ſeinen Rand niederzuſetzen. Zu allen Tagesſtunden kann man den Ort beſuchen, und jedesmal wird man die Hälfte der Leute in Gruppen ſtehen oder ſitzen ſehen, die Arme übereinandergeſchlagen, den leeren Karren am Boden. Und dies iſt nicht bloß bei abgelebten Alten der Fall, deren es freilich viele darunter gibt, die ſo ſchwach ſcheinen, daß man fürchtet, ſie jeden Moment hinſtürzen zu ſehen: ein großer Theil ſind kräftige Kerle, die aber eben nicht mehr thun, als die Uebrigen. Der Genremaler würde hier manches Motiv finden. — Victor Hugo hätte ſie trefflich in ſeiner Cour des Miracles brauchen können; es iſt eine wahre Bettlerwelt, zum Theil gleichſam kokettirend mit ihrem Schmutz und Elend, die mannichfaltigſten Attitüden, die abenteuerlichſten Phyſiognomien, hie und da ſelbſt eine Elegantcarrikatur mit langen, friſirten Locken, ſchief aufgeſtülptem Hut, hoher Halsbinde, die Cigarre im Munde, der indiſpenſable Mantel maleriſch drapirt. Der Wanderer, welcher ſich nach den geringen Reſten des Tempels der Eintracht und der Stelle, wo die Baſilica Julia ſtand, umgeſehen hat, kann wohl einen Augenblick ſtehen bleiben und dieſe buntſcheckigen, ſeltſamen Haufen mit Verwunderung betrachten, aber

bald erregt das Schauſpiel Ekel, und er iſt froh, wenn er den antik-modernen Titusbogen hinter ſich gelaſſen hat und auf das glorreiche Coliſeum zuſchreitet, deſſen Einſamkeit und Stille nur durch den Tritt des bei jedem neuen Gange von Neuem überraſchten Beſuchers geſtört wird, oder an Nachmittagen durch Geſang und Gebet der Prozeſſionen von Vermummten und Frauen, welche vor dem großen Kreuz in der Mitte und den ringsumher aufgeſtellten vierzehn Altären in dem einſt durch das Blut der Bekenner geheiligten Raume ihre Andacht der Via crucis verrichten. Rt.

Der häusliche Comfort der Engländer.

(Fortſetzung.)

In der Regel hat jedes zu erſterer Klaſſe gehörende Haus in London — und die vom Sprachgebrauche noble mansions getauften Häuſer verlieren ſich in kaum bemerkbaren Ausnahmen — zwei oder drei Stockwerke, eine Breite von zwei oder drei, ſelten von vier Fenſtern, und entweder ein ſo flaches Dach, daß eine Fallthür in der Decke des oberſten Stockwerks unmittelbar dahin führt, oder eines, das nur für ein niedriges Verhältniß Raum gewährt. Küchen — faſt jedes Haus hat zwei an einander ſtoßende Küchen, eine front- und eine back-kitchen, jene weſentlich zum Kochen, dieſe zum Waſchen beſtimmt — Keller, Kohlenbehälter und andere Wirthſchaftlichkeiten befinden ſich im Souterrain, und damit weder die Dienerſchaft, noch die Lieferanten der häuslichen Bedürfniſſe bei ihrem Aus- und Eingehen die Hausflur zu paſſiren brauchen, verbindet eine Thür die vordere Küche mit der Area — dem ummauerten freien Platze vor derſelben — und eine beſondere Treppe dieſe mit der Straße, während ein eiſernes Geländer den Platz oben von der Straße ab- und eine darin angebrachte Thür die Treppe verſchließt. Die Wände der Hausflur pflegen mittelſt einer hellbraunen Oelfarbe ſpiegelblank übertüncht zu ſeyn, und die ganze Breite des Fußbodens bedeckt ein feines, durch ſein Muſter bald mehr, bald weniger vertheuertes Wachstuch. Auf dieſem liegen zum Reinigen der Füße mindeſtens drei Matten, ſelten von Stroh, Binſen und anderm gemeinen Geflechte, meiſtens grün oder roth gefärbte, oder ſchneeweiß glänzende Fließe. Eines nimmt die Füße ſofort beim Eintritte in Beſchlag, ein zweites liegt vor der Thür des Unterzimmers, und das feinſte am Fuße der Treppe.

Meiſtens ſind zu ebener Erde zwei Zimmer, front and back parlour. — Das eine dient der das Haus bewohnenden Familie zum Frühſtücks- und Speiſezimmer, das andere wird zu verſchiedenen Zwecken, meiſt als abgeſondertes Wohn- oder Arbeitszimmer eines Familienmitglieds benutzt. Das Parlour iſt in der That in vielen Häuſern das einzige Zimmer, das zu ſolchem Gebrauche ſich eignet. Ein Brüſſeler Teppich, die Elle nicht unter zwei rheiniſchen Gulden, und auf jeder Stufe mittelſt eines polirten, metallenen Stabes befeſtigt, deckt ziemlich die ganze Breite der in das erſte und von hier in das zweite Stockwerk führenden Treppe. Gibt es einen dritten Stock, ſo pflegt da, wo der Brüſſeler Teppich aufhört, ein wohlfeilerer, venetianiſcher Teppich anzufangen. Das erſte Stockwerk beſteht aus zwei Zimmern, dem front- und back drawing-room, und es liegt in der Bedeutung des Wortes, daß hier nicht bloß Fremde empfangen und Geſellſchaften gegeben werden, ſondern auch die Bewohner des Hauſes ſich zuſammenfinden, ſobald ſie überhaupt zu Hauſe und weder mit Schlafen, noch mit Ankleiden, weder mit dem Frühſtück, noch mit Luncheon und Mittagsmahl beſchäftigt ſind, denn den üblichen Abendthee oder Kaffee im drawing room zu trinken, iſt herkömmliches Statut. Die Zahl der Zimmer des zweiten Stocks hängt natürlich, nächſt der Räumlichkeit des Hauſes, davon ab, wie viel Schlafzimmer die Bewohner bedürfen, und reicht der gegebene Raum nicht aus, ſo wird der dritte Stock in Requiſition geſetzt, der außerdem unter dem Namen der attics — was unrichtig durch Dachſtuben verdeutſcht worden iſt — der Dienerſchaft angehört.

Ein Haus dieſer Art nimmt ſich auf den erſten Anblick ganz allerliebſt aus. Die Reinlichkeit und Zierlichkeit ſeines Innern machen es zu einem niedlichen Pappenkäſtchen, in welchem jeder Fremde bei Gelegenheit eines Beſuchs ſich wohl und behaglich fühlt. Von der Hausſchwelle an betritt ſein Fuß keine Diele, und über die weichen Teppiche geht es ſich ſo ſanft und geräuſchlos. Dann hat dieſe Einrichtung auch den Vortheil, daß das, in Deutſchland manchen ehelichen Frieden bitter ſtörende Stubenwaſchen wegfällt. Ich verlor vor einigen Jahren in Deutſchland einen theuren Freund, einen edlen, braven Mann; hätte er in London gewohnt, ſo lebte er wahrſcheinlich noch. Er ſtarb in Folge der ſonnabendlichen Scheuermanie ſeiner Gattin, einer übrigens wackern Frau, die wenige Monate ſpäter derſelben unbezwinglichen Leidenſchaft zum Todesopfer fiel. Demnächſt verbreitet das lebendige Kohlenfeuer der hellpolirten Kamine an kühlen Herbſtabenden eine wohlthuende Wärme, und ſelbſt in kalten Winternächten, wenn von frühem Morgen an ein mächtiges Feuer ſorgſam unterhalten worden iſt, ſitzt es ſich einigermaßen comfortabel um die lodernde Flamme.

Alles das iſt wahr, und daher Jammerſchade, daß die Engländer in der Kunſt des Comfort, gleich den Chineſen in mancher andern ſchönen Kunſt, ſeit Jahren unverrückt ſtehen geblieben ſind. Für geſelligen Verkehr

gibt es nichts Hübſcheres, als ein Kaminfeuer. In weitem Kreiſe ſizt die Geſellſchaft umher, Aller Augen ſind auf das Feuer gerichtet, ſo oft die Unterhaltung ſtockt, hilft das Feuer aus. Dem Einen iſt es zu warm, ſeine Nachbarin fröſtelt: alſo wird debattirt, ob des Feuers zu wenig oder zu viel ſey, und wenn der Diener mit dem Kohlenſchütter — coal-scuttle — erſcheint, entſpinnt ſich ſofort ein Streit: ſollen friſche Kohlen aufgeſchüttet werden oder nicht? das iſt die Frage. Wie ſteht es nun aber um das hübſche Kaminfeuer jenſeits des geſelligen Verkehrs, im ſtillen, häuslichen Leben? Aufrichtig geſtanden, herzlich ſchlecht. Es wärmt, wenn die Witterung ſo mild iſt, daß man die Wärme miſſen könnte, und es erwärmt das Zimmer nicht, wenn Eis die Fenſterſcheiben bedeckt, oder auch nur das liebliche Gemiſch von Schnee und Regen an die Außenſeite ſchlägt. Dann bleibt die Wahl zwiſchen halb Verbrennen, halb Erfrieren und gänzlichem Nichtsthun. Zu Verſchlimmerung dieſes Uebelſtandes trägt zweierlei weſentlich bei: die Beſchaffenheit der Thüren und der Fenſter.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, im März.

(Fortſezung.)

Muſik. Dem. Schebeſt.

Ich hielt bei mir ſelbſt eine Apoſtrophe an Dilettantinnen, die, vom Himmel mit einem ſchönen Organ geſegnet, ſich auf falſchem Bildungswege befinden, auf dem man, ſtatt ſie aufmerkſam zu machen, mit ihnen liebäugelt. „Schade für die Gottesgabe!“ ſagte ich. „Ihr ſeyd Nachtigallen, die ohne Text ſingen, aber weniger natürlich als ſie. Ob ihr Worte unterlegt, ob deutſche oder italieniſche, laßt ihr uns im Zweifel. Von Conſonanten zu ſchweigen, vernehmen wir nicht einmal den auch im fremden, in ſeiner Bedeutung nur geahnten Text wohlthuenden Wechſel von Vokalen, die Melodie der Sprache. Dabei zieht ihr in ſüßlichter Charakterloſigkeit die Töne hinſchmachtend auf und ab ineinander, macht die Tonleiter mit Stufen zur auf- und niederſchwebenden Tonſchaukel und unſer Ohr zum Leibgefährten eurer affektirten Sentimentalität. Warum ſparet ihr dieſe Ausdrücke des Hinſchmachtens und Schmerzgefühls nicht für die ſeltenen Fälle, wo Liebe oder Jammer am höchſten ſind? Ihr ahmt irgend ein Vorbild in ſeinen Fehlern nach. Warum gehen ſolche Beiſpiele des rechten Vortrags ſpurlos an euch vorüber?“ — Dem. Roſa Stuart hatte mehrere Rollen zugeſagt, trat aber nicht wieder auf und beſchleunigte ihre Abreiſe.

Auf dieſe zwei Gäſte folgte Dem. Schebeſt vom Theater zu Peſt. Die öffentlichen Blätter ſind voll ihres Lobes, und ich kann um ſo kürzer ſeyn. Bei ihrem erſten Auftreten als „Romeo“ in der Belliniſchen Oper ward ihr ein beiſpielloſer Beifall zu Theil; ſie wurde ſogleich im erſten Akte, alſo unmittelbar nach der Expoſition ihres Kunſtvermögens, und dann noch einige Mal gerufen. Das ſezte ſich bei ihren folgenden Leiſtungen fort, und dem erſten Beifallsſturm war bei der allgemein gewünſchten Wiederholung jener Oper vor ihrer Abreiſe nach Karlsruhe der lezte gleich. Am Karlsruher Theater trat ſie aber nach öffentlichen Berichten ſogleich wieder in einen Lorbeerwald von Beifall. Das iſt den größten Sängerinnen nicht geworden, und Dem. Schebeſt iſt nicht einmal eine große. Ihr Organ iſt in der mittlern und untern Region kräftig, angenehm, ſie beſizt Schule, Fertigkeit, Geſchmack, Gefühl, aber ſie erreicht als Sängerin weder die vorgenannten Gäſte, noch unſere Haus, Piſtrich, Canzi. Woher nun die Bezauberung des Publikums? Sie iſt eine treffliche Schauſpielerin; ſie beſizt alle Vorzüge einer ſolchen in einem Grade, wie uns ſeit der Schröder-Devrient noch keine Geſangskünſtlerin vorgekommen. Ihr durchgefühltes, durchdachtes Spiel, unterſtüzt durch jugendliche Wohlgeſtalt, ein belebtes, theatraliſch wirkſames Geſicht und eine ſeltene körperlich-geiſtige Energie laſſen faſt vergeſſen, daß ſie ſingt, oder vielmehr, jene Vorzüge ſind eine hebende Folie ihres Geſanges. Ihre Darſtellungen, künſtleriſch ſchön, ja vorbildlich, und nach den Aeußerungen unſerer erſten Schauſpieler von der kleinſten Bewegung bis zu der großartigen Mimik der Leidenſchaft normal und muſterhaft, erſcheinen dennoch als wahre Natur, ſind auch wohl dies, ihre Natur. Empfindliche Ohren ſchmerzt ihre Höhe, welche in leidenſchaftlichen Momenten ein durchdringendes Schreien wird. Ich will gerne zugeben, daß ich hierin leicht verlezbar bin, und daß das Ohrdurchſchneidende, Markdurchdringende ihrer Töne, während es mich faſt zur Verzweiflung brachte, Andern vielleicht muſikaliſch nicht ſo beſchwerlich fiel, weil ſie es nicht als eigentlichen Geſang, ſondern als Schmerzensrufe ꝛc. hinnahmen, deren Maſſivetät ihnen vielleicht die Stärke und Wahrheit des Gefühls der Künſtlerin bekräftigen half. Einer weniger guten Actrice, einer Kammer- und Concertſängerin wollte ich aber dennoch nicht rathen, mit ſolchen Tönen zu debütiren. Warum nun mäßigt ſie ſich nicht? Wäre es möglich, daß ſie beifallsſüchtig den ſtürmiſchen Applaus auf ſolche Weiſe provociren, kommandiren wollte? Kaum glaublich von einer Künſtlerin, die durch gelindere Mittel das höchſte Wohlgefallen der Gebildetſten zu erringen weiß. Goethe hat oft darauf hingedeutet, daß unſere Fehler mit unſern Tugenden, unſere Schwächen mit unſern Vorzügen meiſtens organiſch verwachſen ſeyen. Könnten wir ſie nur wie Flecken ausbürſten, auswaſchen; aber ſie ſind die eine Seite unſerer Natur, ein Zuviel oder Zuwenig, ein Gegengewicht, ein Ballaſt oder wie wir dasjenige nennen wollen, was wir an uns nicht in Harmonie mit unſerm beſſern Weſen zu bringen wiſſen. Damit iſt aber eben die tägliche Selbſtkorrektion und Reinigung nur um ſo mehr geboten, weil der Fehler in jede Thätigkeitsäußerung eindringen will, und was nicht abſolut und radikal zu heben iſt, das ſoll doch relativ gemäßigt werden. — Dem. Schebeſt kann wahrſcheinlich ihren Vortrag deklamatoriſch-melodiſch nur unter einem vollkräftigen Ertönenlaſſen ihrer Stimme leiſten. Jenes Zuviel iſt alſo wohl nicht eigentlich Manier, falſche Bildung, ſondern Behikel. Daß bei ihr der Text in ſeiner ganzen Geltung vernommen werde, kann man ſich denken, und ſie iſt ein leuchtendes Beiſpiel, was Deutlichkeit des Vortrags vermag. Ohne dieſes Verſtandenwerden ließe ſich die Wirkung auf's Publikum gar nicht begreifen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 68.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 21. März 1837.

Es wird! die Maſſe regt ſich klarer!
Die Ueberzeugung wahrer, wahrer!
Was man an der Natur Geheimnißvolles pries,
Das wagen wir verſtändig zu probiren,
Und was ſie ſonſt organiſiren ließ,
Das laſſen wir kryſtalliſiren.

Goethe.

Natur- und gewerbwiſſenſchaftliche Berichte.

Von

Dr. Nürnberger.

Wir haben in einem unſerer neueſten naturwiſſenſchaftlichen Vorträge über die äußerſt wichtigen galvaniſch-mineralogiſchen Entdeckungen des engliſchen Landwirths und Naturforſchers Andrew Croß * Bericht erſtattet und die Leſer auf dieſe Veranlaſſung in die geheimſten unterirdiſchen Werkſtätten der Natur geführt,

* Durch die außerordentlichen Fortſchritte, welche alle Naturwiſſenſchaften in den lezten Generationen gemacht, iſt die höhnende Skepſis und die mathematiſche Hochweisheit der encyklopädiſchen Zeit durch eine Stimmung verdrängt worden, welche vor dem Außerordentlichſten nicht erſchrickt und mit Entſagung zuſieht, wie der Bliz einer einzigen Entdeckung ein ganzes wiſſenſchaftliches Gebäude in Brand ſteckt. In dieſer Beziehung iſt es bezeichnend, daß ſo unerhörte Dinge, wie die Croß'ſchen Entdeckungen, die allgemeinſte Theilnahme finden und verhältnißmäßig ſo wenig Widerſpruch und Spott aufregen. Einer unſerer Korreſpondenten, ein Mann vom Fach, ſchreibt uns indeſſen doch darüber unter Anderm Folgendes: — „Seit einiger Zeit laſſen die öffentlichen Blätter einen Engländer Namens Andrew Croß aus Somerſetshire auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften ſo außerordentliche Entdeckungen machen, daß die Welt glauben muß, beſagter Croß vermöge mit Salzwaſſer, Kupfer, Zink und Platindrähten, den Elementen der Volta'ſchen Säule, die Gebilde der todten und lebendigen Natur nachzuahmen. Vor einigen Monaten noch ließen die Zeitungen den engliſchen Wunderphyſiker Bergkryſtalle und Erze verſchiedener Art mit ſeinen rieſenhaften Säulen hervorbringen, und erklärten, daß zum erſten Male ſolche Wunder von einem Menſchen bewirkt worden ſeyen. Jezt hat Croß es bereits dahin gebracht, mit ſeinen elektriſchen Apparaten lebendige Weſen zu ſchaffen. Und damit dieſe Entdeckungen doch nach einer gewiſſen Ordnung, vom Niedrigen zum Höhern, fortſchreiten, begnügte ſich der Engländer zuerſt mit der Erzeugung von madenähnlichen Geſchöpfen. Wir werden aber ohne Zweifel bald berichtet werden, daß er nicht nur Inſekten, Fiſche, Vögel und vierfüßige Thiere nach Belieben hervorbringen könne, ſondern daß er ſelbſt in den Beſiz der uralten, aber längſt verloren gegangenen Kunſt gelangt ſey, der Kunſt, einen Homunculus zu deſtilliren. Bekanntlich praktizirten die Alchemiker dieſe admirable Kunſt und wußten gar viel darüber zu ſchreiben. Wenn ich nicht irre, ging ſie mit dem weltberühmten Theophraſtus Paracelſus Bombaſtus Aurelius ab Hohenheim zu Grabe. Folgendes Hiehergehörige iſt vielleicht nicht Jedermann bekannt. Als Paracelſus das Herannahen ſeines Endes fühlte, rief er ſeinen alten Diener an das Bett, übergab demſelben ein kleines, mit rubinrother Flüſſigkeit gefülltes Fläſchchen und befahl ihm, nach ſeinem (Paracelſi) Tod den Leichnam wie Sauerkraut einzuſchneiden, dieſe Reſte in eine Kufe zu bringen, auf dieſelben den Inhalt des Fläſchchens zu gießen, das Ganze luftdicht zu verſchließen und nach neun Monaten die Kufe wieder zu öffnen. Pünktlich wurden die Vorſchriften des Meiſters befolgt, mit

um ſie die Bildung der Kryſtalle und anderer Mineralien aus ihren Atomen, unter beſtändiger Mitwirkung des galvaniſchen Stromes, ſelbſt ſchauen zu laſſen. Noch ſind nur wenige Schritte in dieſe neue Welt geſchehen: wir ſtehen erſt am Eingange eines ganz ungeahnten Wunderlandes; aber, wie wir ſchon neulich prophezeiht haben, dieſer von Croß eingeſchlagene Weg kann ſehr weit führen, und was wir ſo eben von einer abermaligen hochwichtigen Entdeckung unſeres unterirdiſchen Columbus erfahren, beſtätigt unſere Vermuthung auf das Vollkommenſte.

Im November v. J. nämlich bereitete Croß eine kieſelerdehaltige Flüſſigkeit zur Kryſtalliſation vor. Er erhizte zu dieſem Zwecke Feuerſteine, welche bekanntlich faſt ganz aus reiner Kieſelerde beſtehen, und warf ſie dann in Waſſer, um ſie ſo bequemer zu pulveriſiren. Das ſolchergeſtalt gewonnene Pulver (die Kieſelerde) wurde demnächſt mit Salzſäure übergoſſen, und dieſes Gemiſch von Kieſelerde und Salzſäure in ein kleines Gefäß gethan. In lezteres hing Croß einen Streifen Flanell, dergeſtalt, daß das eine Ende über den Rand hervorragte und die aufgeſogene flüſſige Miſchung in einen Trichter überführte, aus dem ſie tropfenweiſe auf ein Stück Eiſenerz fiel. Wir müſſen des Folgenden wegen hier noch ausdrücklich bemerken, daß gedachtes Eiſenerz vorher ausgeglüht war, und alſo unmöglich irgend einen Lebenskeim enthalten konnte. Mit dieſem Eiſenerz waren nun die Leitungsdrähte vom obern und untern (poſitiven und negativen) Pole einer mächtigen galvaniſchen Säule in unmittelbare Verbindung gebracht, indem, wie wir erinnern, durch die von uns erwähnten früheren Verſuche ſchon feſt ſtand, daß der durch dieſe Drähte fließende elektriſche Strom eine ſchnelle Kryſtallbildung aus Elementen gleich den hier in der Salzſäure und Kieſelerde gebotenen zu bewirken im Stande iſt. Aehnliches erwartete der Experimentator auch diesmal nur, und er unterſuchte daher das Eiſenerz und die Drähte täglich, um nachzuſehen, ob ſich noch keine Spur von Kryſtalliſation offenbare. Am vierzehnten Tage ward er einige kleine weiße Flecke auf dem Erze gewahr, welche er als Zeichen der nun wirklich beginnenden Kryſtalliſation betrachtete. Vier Tage ſpäter hatten ſich dieſe Flecke vergrößert und eine ovale Form angenommen; Croß hielt ſie noch immer für Kryſtallanfänge. Aber ſein Erſtaunen war ſehr groß, als er am zwei-und-zwanzigſten Tage gewahrte, daß aus jedem dieſer weißen Körper acht Schenkel hervorragten; doch wagte er noch nicht zu glauben, daß hier die Bildung lebender Weſen durch den elektriſchen Strom unter ſeinen Augen erfolgen könne.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ausnahme einer einzigen. Nach acht Monaten war die Neugierde in dem Diener ſo ſtark geworden, daß er ihr nicht mehr zu widerſtehen vermochte; er hob den Deckel der Kufe ab und ſah zu ſeinem großen Erſtaunen, daß die Reſte ſeines Herrn zu einem kleinen, zierlichen Männlein zuſammengewachſen waren, das, obgleich noch ſalb und bleich, die Gliedmaßen bereits bewegte. Kaum hatte jedoch der erſte Lufthauch daſſelbe berührt, ſo ſank es leblos zuſammen.... Daß auf ſo außerordentlichem Wege entſtandene Weſen, wie die Croß'ſchen Maden, ganz anders genaturt ſeyn müſſen, als die nach der gemeinen Ordnung der Dinge erzeugten Thiere, verſteht ſich von ſelbſt; und ſo vernehmen wir denn auch aus den ſo wohlunterrichteten Zeitungen, daß unſer neues Thier weder ein pflanzen- noch fleiſchfreſſendes, ſondern ein ſteinverſchlingendes ſey, und daß es ganz beſonders gern den Stoff freſſe, aus dem es entſtanden, nämlich Kieſelerde. Was es trinke, darüber haben uns die Journaliſten noch keine näheren Angaben gemacht; wir vermuthen aber, daß des Thieres Lieblingsgetränk Salzſäure, Scheidewaſſer und Vitriolöl iſt."

Anm. der Redaktion.

Der häusliche Comfort der Engländer.

(Fortſetzung.)

Die Unentbehrlichkeit, aber Koſtſpieligkeit der Teppiche empfiehlt ſolche im Allgemeinen jedem Hausweſen zur Schonung, und es begreift ſich, daß, wenn die nach innen öffnenden Stubenthüren ſo feſt aufſäßen, daß ſie beim Oeffnen und Schließen den Teppich rieben, dieſer in raſchem Uebergange vom Unſcheinbaren zur Unbrauchbarkeit begriffen ſeyn müßte; ſomit gewährt der Tiſchler in der Regel dem freien Luftzuge zwiſchen dem untern Rand jeder Thüre und dem Teppiche einen ſehr bedeutenden, für den Nichtengländer höchſt ärgerlichen Spielraum. Dies erklärt und entſchuldigt einigermaßen, obſchon es den Ausländer keineswegs damit verſöhnt, die nationale, Groß und Klein, Vornehm und Gering anhängende Gewohnheit, beim Verlaſſen eines Zimmers das Schließen der Thür für unnöthig zu achten. In manchen, und das in nicht wenigen Häuſern herrſcht dieſe Angewöhnung ſo unbeſchränkt, daß vom erſten Januar bis zum lezten December die Hausthür die einzige geſchloſſene Thür iſt, und ein Ausländer, der engliſche Dienerſchaft hält, wird Alles von ihr erlangen können, nur nicht, daß weiblich und männlich ohne jedesmaliges Erinnern die Zimmerthür hinter ſich zumacht. Zu den ſeltenen, mit dieſem nationalen Gebrauche unzufriedenen Eingeborenen gehörte, berühmten Andenkens, der Dechant Swift. Wer in ſeine Dienſte trat, mußte ihm auf das Heiligſte verſprechen, ſich des Thürenzumachens zu befleißigen, und es war unverletzlicher Vertrag, daß die erſte diesfallſige Vergeßlichkeit die Abgabe des Lohns für einen Monat an die Hausarmen, die zweite unverzügliche Entlaſſung zur Folge

hatte. Eines Tages bat ſeine Haushälterin um Erlaubniß, den Jahrmarkt einer benachbarten Stadt zu beſuchen. Er ertheilte ſie, und als die Haushälterin, zu ihrem Ausgange auf das Schönſte geſchmückt, ſein Zimmer verließ, fügte es ſich, daß ſie, die in mehrjährigem Dienſte nie gegen das Verbot geſündigt, aus unbeſonnenem Jahrmarktseifer die Thür zu ſchließen vergaß. Der Dechant ſchwieg und blieb bei offener Thüre ſitzen, bis er Grund hatte, die Haushälterin auf halbem Wege nach dem Orte ihrer Beſtimmung zu glauben. Dann ſendete er durch einen Diener zu Roß ihr den gemeſſenen Befehl nach, ſtehenden Fußes zurückzukehren. Athemlos kam die Haushälterin an. Sie fand die Zimmerthür gerade ſo, wie ſie ſolche gelaſſen, und als der Dechant bei ihrem Eintreten die Frage nach ſeinem Befehl kurzweg mit dem Geheiße beantwortete, die Thür zuzumachen, da gab die Haushälterin ein unerhörtes Beiſpiel weiblicher Seelenſtärke: ſie ſchloß die Thür nur ein klein wenig lauter als gewöhnlich. Swift verſichert aber, daß ſelbſt dieſe ſtarke Lection ſeine übrigens untadelhafte Haushälterin vor einem zweiten ähnlichen Vergehen nicht bewahrt habe.

Nicht minder ärgerlich und dabei ein, den Menſchenfreund betrübender Beweis von Unachtſamkeit der engliſchen Geſetzgebung iſt der Zuſtand der engliſchen Fenſter. Was man hier franzöſiſche Fenſter nennt, die entweder nach innen oder nach außen ſich öffnen, ſich zurücklegen, mit leichter Mühe geöffnet und geſchloſſen, ausgehängt, gewaſchen und wieder eingehängt werden können, ſolche Fenſter gehören in London zu den größten Seltenheiten. Wer ſie wünſcht, muß ſie aus Frankreich oder Deutſchland verſchreiben, und nächſt der Unbequemlichkeit und den Koſten ſich noch darauf gefaßt machen, daß ſie von den hieſigen Arbeitern zerbrochen werden. Sonderbar genug erklärt jeder engliſche Fenſterfabrikant, es ſey ihm unmöglich, franzöſiſche Fenſter zu fertigen, und gleichviel, ob er eine moraliſche oder eine künſtleriſche Unmöglichkeit meint, der Erfolg iſt derſelbe. Ausgenommen alſo, wo hie und da die Fenſter der erſten Stockwerke in Glasthüren beſtehen, welche den Austritt auf die ſehr üblichen, jedoch nach dem Gebot der guten Sitte nie betretenen, und nur der Blumenzucht gewidmeten Balkons öffnen, ſind die Fenſter im Allgemeinen, die hohen wie die niedrigen, quer in zwei gleiche Hälften zerſchnitten, von denen eine über die andere hinauf oder herab gezogen wird. Dieſes Manöver erfordert häufig Anſtrengung, und eine plötzliche Desorganiſation des complicirten und aus Rückſichten der Eleganz verdeckten Rollwerks bedroht jeden guillotinenmäßig, der ſeinen Kopf unterhalb des Fenſterrahmens in die freie Luft hinaus wagt, und dies iſt vielleicht einer der Gründe, warum, zum Fenſter hinaus zu ſehen, in London für eine Art Frevelmuth gilt. Aber abgeſehen von dem allen, wird durch die von der Conſtruction erheiſchten Ein- und Ausſchnitte ein beſtändiger Luftzug erhalten. Selbſt bei ganz ruhiger Atmoſphäre brennt kein, in die Nähe eines Fenſters geſtelltes, mit keinem Windglaſe verſehenes Licht ohne unbequemes Flackern, und der lieblichſte, durch die Luft ſäuſelnde Zephyr iſt ſtark genug, das Licht auszublaſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Florenz, März.

(Fortſetzung.)

Kunſtwerke.

Die Amerikaner hatten ſich hier während des Winters, namentlich zur Carnevalszeit, in großer Menge eingefunden. Ihre Anweſenheit iſt den hieſigen Künſtlern fruchtbringend geweſen. Einer von ihnen hat die Venus von Pampeloni mit 500 Louisd'or bezahlt, ein Anderer beim jungen Sabatelli drei große Bilder beſtellt, von denen eines die römiſche Cornelia darſtellen wird, wie ſie als ihren höchſten Schatz ihre Kinder zeigt, ein anderes Taſſo, ſein befreites Jeruſalem der Prinzeſſin Leonore vorleſend; die Wahl des dritten iſt dem Gutdünken des jungen Künſtlers anheimgeſtellt. — Die Venus von Pampeloni hat beſonders ihrer Nacktheit wegen Beifall gefunden. Darſtellungen dieſer Art, wären ſie fertig geweſen, würden um jeden Preis erſtanden und nach Amerika befördert worden ſeyn. Es ſteht zu erwarten, daß die italieniſchen Bildhauer ſich dies nicht zweimal ſagen laſſen, und aus dieſer Vorliebe in Zukunft ihren Nutzen ziehen werden. Es iſt eigen genug, daß die Amerikaner ſich gerade in dieſer Beziehung von engliſchen Vorurtheilen emancipiren wollen. — Beim Kupferſtecher Jeſi war dieſer Tage ein Bild ausgeſtellt, das manchen Deutſchen von Mailand her erinnerlich ſeyn wird. Es ſtellt Chriſtus vor (halbe Figur), das Kreuz auf der rechten Schulter tragend und vorne unter der Bruſt mit beiden Händen haltend, im Begriff, zuſammenzuſinken, und daran von dem rechts ſtehenden Schergen verhindert, welcher mit ſeiner Rechten das Ende des Kreuzes ſtützt, und auf dieſe Weiſe Kreuz und Träger zugleich aufrechthält. Chriſtus trägt ein graublaues Gewand; dickes, ſchwarzes, etwas lockiges Haar hängt auf ſeine Schultern herab; die Augen, nach unten gerichtet, erſcheinen dem Beſchauer wie geſchloſſen, die Haltung des Körpers iſt vorgebogen. Ueber ihm iſt noch der Kopf eines römiſchen Soldaten ſichtbar, in der linken Ecke in der Ferne die Schädelſtätte, zu welcher der Zug in verkleinerten Figuren hinanſzieht, im Hintergrunde am Horizont ein Abendroth in venetianiſchem Farbenton. Das Bild galt, und gilt auch hier wieder für Sebaſtian del Piombo. Da Werke dieſes Meiſters zu den Seltenheiten gehören, hätte man in Deutſchland ſich dieſe Gelegenheit nicht nehmen laſſen und ein Werk von ſolcher Schönheit (das längere Zeit feil war) acquiriren ſollen, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß die Darſtellung deſſelben Gegenſtandes von demſelben Meiſter in England als noch ausgezeichneter befunden würde. Hier iſt es jezt dem Großherzog angetragen; man hofft, daß es in Pitti neben einem der allerſchönſten Sebaſtian del Piombo (Martirio di Sta. Agata) ſeinen Platz finden wird. Jeſi iſt jezt im Begriff, die Raphaelſche Madonna aus dem Hauſe Tempi (jezt in der Münchener Pinakothek) von Neuem zu beendigen. Der erſte Stich, welcher vor mehreren Jahren

erſchien, genügte ihm ſelbſt nicht mehr; er begann alſo das ganze Werk zum zweiten Male. Daneben ſchreitet ſein Leo X., den er ſeit längerer Zeit unter den Händen hat, raſch fort; für die in Turin erſcheinende königliche Galerie iſt er mit einem kleinen Van Dyk beſchäftigt.

(Der Beſchluß folgt.)

Stuttgart, im März.

(Beſchluß.)

Muſik. Mad. Fiſcher-Maraſſa.

Ich bin bei meinem Bericht etwas in der Zeit zurückgegangen. Nur ſo entſtand eine vergleichende Zuſammenſtellung. Wenn wir es genau betrachten, ſo ſind eigentlich die wenigſten Dinge an ſich uns intereſſant, ſie werden es erſt durch Vergleichung. Sonderbar iſt, daß wir bei Lokalnachrichten von den Tageblättern immer nur das heutige Neueſte verlangen und das Geſtrige ſchon veraltet finden, während wir in der Geſchichte und Biographie vor Anſichten und Nachrichten, die nicht ein halbes Jahrhundert alt ſind, als ſolchen, die von zu nahe auf der Sache Stehenden kommen, gewarnt werden. Ueber die großen Notabilitäten, Intelligenzen, Berühmtheiten der nächſten Vorzeit ſey, ſagt man, noch gar kein unparteiiſches Urtheil möglich. Und doch, wie oft wird ſpäter ein ſolches den frühern Tageblättern entnommen? Man ſollte denken, die Mitwelt, wenigſtens die einſichtigen, nicht parteiwüthigen Beobachter der Zeit müſſen in der Regel ihre großen Zeitgenoſſen am beſten verſtehen. Einiger Rückhalt, Rückblick iſt hiebei immer räthlich; nur möchte das „nonum prematur in annum“ nicht eben pedantiſch abſolut, ſondern relativ zu nehmen ſeyn. Das iſt aber faſt eine zu ernſte Betrachtung bei Erwähnung einiger weiblichen Virtuoſinnen.

Ich bringe die neueſte muſikaliſche Neuigkeit nach. Mad. Anna Fiſcher-Maraffa, erſte Sängerin der großen italieniſchen Oper zu Cadiz, gab ein Concert. Ein Kunſtfreund hatte in einer Form darauf aufmerkſam gemacht, welche eine bedeutende Erſcheinung und hohe Leiſtungen erwarten ließ. Das iſt immer gefährlich; denn unſere Erwartungen werden leicht ſchrankenlos, und das größte Kunſttalent iſt doch ſtets auf einen gewiſſen Umfang beſchränkt. Mad. Maraſſa, eine Deutſche, eine hier Geborne, gehört ohne Zweifel unter die erſten Bravourſängerinnen der italieniſchen Schule. Sie bewegt ſich noch in voller Kunſtkraft und ihre Stimme hat wohl wenig von der erſten Jugendfriſche verloren. Ihre mittlere Tonſphäre iſt ſo vollklingend, als wir es nur bei einer Milder-Hauptmann und Catalani gefunden haben; ihre Höhe iſt ſanft, und man könnte es, ſtatt bedeckt, duftig nennen. Ihre Rouladen perlen, obwohl in meiſterlicher Abrundung, doch nicht gerade wunderbar leicht aus der Kehle hervor; es ſcheint die Art ſolcher volltönigen Organe zu ſeyn, daß ſie zu der Vibration ein gewiſſes Kunſtaufgebot erheiſchen, wenn die Läufe rund und klar tönen ſollen. Hat doch die Kehle einer Milder ſich zu gar keinen Coloraturen bequemen wollen. Die Künſtlerin ſang eine Arie von Pacini, ein Rondo mit Chor aus „Cenerentola“ von Roſſini und ein Rondo mit Variationen von Vaccai. Mad. M. glänzt in den Haupteigenſchaften einer bedeutenden Sängerin. Sie weiß ihre metallreiche, ſonore Stimme im Moment von der größten, Chor und Orcheſter durchdringenden Stärke zur anmuthigſten Milde zu mäßigen, ſie gibt den Text in der größten deklamatoriſchen Deutlichkeit, ſie trägt jedes muſikaliſche Glied charakteriſtiſch, belebt vor. Man merkt das Walten der klug austheilenden Kunſt, die Sorgfalt, die jedes Notenpünktchen im Auge hat, und bewundert doch daneben die Abrundung und Vollendung. Solche heroiſche Sängerinnen kommen ſelten, namentlich in einem Concert, dazu, den einen oder andern ſentimentalen Muſikfreund durch ſeelenvolle Stellen, wo des Tondichters Gemüth, nach Goethe's Ausdruck, aus hellen Augen blickt, zu rühren. Der ganze Umfang ihrer Kunſt wäre eigentlich nur aus einer Reihe von Opern zu ermeſſen. Immerhin ſind auch Stimmen, denen eine tiefe Seele inwohnt, die, kaum vernommen, uns das innerſte Herz bewegen, ſehr ſelten. Mad. M. iſt alſo nicht univerſell, und ich hätte gleich nach ihr gern die früher erwähnte Mozartſche Arie von Mad. Pollert oder die Romanzen von Roſa Stuart wieder gehört. Aber auch dieſe flüchtige Erſcheinung konnte namentlich für anſtrebende Talente inſtruktiv werden, wenn dieſe ſich dazu bringen, Styl für Manier einzutauſchen. Das Concert, dem der König mit den beiden ältern Prinzeſſinnen und der Bruder der Königin beiwohnten, war überhaupt ausgezeichnet. Eine Ouvertüre von Lindpaintner und eine von Meyerbeer waren voll Feuer und Leben. Mlle. Stubenrauch deklamirte „Hero und Leander“ von Schiller, mit Muſikbegleitung von Lindpaintner. Die Folge von Situationen iſt mit einer Reihe von Tongemälden durchwoben. Eine frühere Geſchmackstheorie hat nicht nur alle Melodramen verdammt, ſondern iſt auch kritiſch auf jede muſikaliſche Malerei losgefahren. Man ſoll, ſagte ſie, nur die Empfindungen, die eine bedeutende ſichtbare oder hörbare Naturerſcheinung in unſerm Gemüth erweckt, darſtellen, keineswegs aber leztere ſelbſt nachahmen. Das iſt nun aber nicht leicht recht auseinander zu halten. In unſerm Innern iſt das Gefühl bei einem Sturm mit der lebendigen Anſchauung deſſelben innigſt verwebt, und der Schrecken bei einem ſtarken Donner wird nicht viel anders, als der Schlag ſelbſt, muſikaliſch auszudrücken ſeyn. Wäre aber ein Gefühl dem Naturereigniß ganz entgegengeſezt, beim Sturme z. B. Ergebung in Gottes Willen, alſo choralartig, ſo bliebe die Bedeutung der Muſik unklar. Außerdem erweckt ja auch ein muſikaliſch angedeuteter Sturm ein dem wirklichen analoges Gefühl. Die emancipirte Muſik darf Alles in Töne ſetzen; ſie ſoll aber nie vergeſſen, daß ſie ein ideales Spiel mit Tönen iſt, ſoll möglichſt ſubjektiv und auf der Gefühlsſeite ſich halten, und die Klippe des Materiellen, Stoffartigen vermeiden, ſo gut ſie kann. Herr Moritz ſprach das ſchöne Gedicht: „Tſchitoſch Jury's Tod“ von Alexander Graf von Würtemberg, deſſen neu an's Licht getretene Erzeugniſſe ſich die Anerkennung des gebildeten Publikums gewinnen werden. Herr Beerhalter blies Variationen auf dem ſanft eindringenden Baſſethorn. Herr Molique trug vor ein Violinconcert in Form einer Geſangsſcene von Spohr. Wir empfanden auf's Neue, mit welchem Recht ſein Spiel in Paris und anderswo hochgeprieſen worden. Es war Geſang, menſchenſtimmen-ähnlich, ſeelenvoll, dann wieder auf die höchſte Höhe der Bravour gehoben. Was den intereſſanten, durchgebildeten, liebenswürdigen Menſchen zu einem ſolchen macht, daß er nämlich ſeine Vollkraft zu offenbaren, jeden Moment des Daſeyns auf's Beſte zu beleben, ſeine Energie aber ſogleich wieder bis zur höchſten Anmuth und Lieblichkeit zu mäßigen weiß, daß er jede Aufgabe mit ſpielender Fertigkeit löst, entſchieden und doch leicht beſtimmbar, tüchtig feſt und doch beweglich iſt, und, aus einer reichen Fülle immer Neues ſchöpfend, unſere Bewunderung erregt, das macht auch den Dichter, den bildenden, den dramatiſchen Künſtler, das macht auch den darſtellenden Virtuoſen. Man horcht mit frohem Erſtaunen der Kunſt, die das Gefühlteſte, wie das künſtlich Gewagteſte mit einer Unfehlbarkeit löst, der auch nicht ein einziger Strich mißglückt.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 69.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 22. März 1837.

Est ubi plus tepeant hiemes? ubi gratior aura?
Horat.

Der häusliche Comfort der Engländer.

(Fortſetzung.)

Auf ſolche Art wird jeder, häuslich in ſeinem Zimmer ſitzende Menſch, Sommer und Winter über, bei anſcheinend geſchloſſenen Thüren und geſchloſſenen Fenſtern unaufhörlich von Zugluft umweht. Geſund iſt das zu keiner Jahreszeit, und während die Engländer ſich einbilden, daß ihre unbeſtändige Witterung ihnen die Pflicht auflege, ſich in Flanell zu kleiden, iſt es in der That die beſtändige Bewegung ihrer Stubenluft, was das Unterlaſſen jener Fürſorge mit Schnupfen, Rheumatismen und Gicht beſtraft. Minder unangenehm iſt die Zugluft allerdings im Sommer als in den kalten Wintertagen. Aber ſelbſt wenn ſie im Sommer angenehm wäre, könnte das im Winter kein Erſatz ſeyn für die um ſo ſchärfer contraſtirende Unbehaglichkeit. Durch das Fenſter herein und unter der Thüre hervor ſtrömt die Luft nach dem Kamine und beſchränkt den ohnedies kleinen Wirkungskreis des hellſten Kohlenfeuers. Sodann, je ſparſamer die Sonne während des größern Theils des Jahrs den Londonern ihr Licht zumißt, und je häufiger es geſchieht, daß vom Oktober bis zum März die Sichtbarkeit des Tages kaum wenige Stunden dauert, deſto erfreulicher, deſto begehrenswerther ſind kryſtallhelle Glasſcheiben. Dieſen Comfort aber kann man bei der gegenwärtigen Beſchaffenheit der Fenſter gerade in der Stadt, wo in Folge des ewigen Kohlenrauchs Alles und Jedes dreimal ſchneller ſchmutzig wird als in den meiſten Städten des Continents, ſich nur mit Zittern und Zagen gewähren; — ja, es wäre keineswegs zu verwundern, wenn ſtreng gewiſſenhafte Menſchen ihre Fenſter nie reinigen ließen, denn es iſt eben ſo wahr als gräßlich, daß dieſe anſcheinend ſo ſchuldloſe Operation in London jährlich zwiſchen zwei- und dreihundert Perſonen das Leben koſtet, und das kann nicht anders ſeyn.

Die ſogenannten franzöſiſchen Fenſter werden zum Behuf der Reinigung ausgehoben, gewaſchen, wieder eingehängt und ſomit jede Gefahr beſeitigt. Aber die äußere Seite der hieſigen Fenſter kann nur von außen, nur von Jemand gewaſchen werden, der außerhalb des Fenſters ſteht oder ſitzt; der dazu vergönnte Raum iſt der gewöhnliche handbreite Sims, und der einzige Halt der glatte Fenſterrahmen. Dieſe Arbeit iſt hier zu Lande Sache der Glaſer, und ſie beſitzen hiezu eine Vorrichtung, die, innerhalb des betreffenden Zimmers befeſtigt, das Geſchäft eben ſo gefahrlos macht wie die mit Stroh unterbundene Leiter die halsbrecheriſche Aufgabe des Schieferdeckers. Würden daher bloß Glaſer vor die Fenſter geſtellt und gehängt, ſo würden ſchwerlich viele Unglücksfälle vorkommen; aber die Glaſer, gleich allen andern hieſigen Profeſſioniſten,

thun gern wenig für vieles Geld, müſſen, um ſo gut leben zu können, wie ſie in der Regel leben, ihre Arbeit ſich theuer lohnen laſſen, und machen es dadurch mancher Haushaltung ſchlechterdings unmöglich, ſich ihrer zu bedienen. Das braucht kein großes Fenſter zu ſeyn, für deſſen Reinigung ein Glaſer acht gute Groſchen fordert; zwanzig und einige Fenſter zählt jedes mittelmäßige Haus, und das iſt nun kein ſchweres Exempel, wie viel ein Hausvater am Ende des Jahrs für das wöchentliche Reinigen derſelben ausgegeben haben würde. Demnach bleibt einer Menge Menſchen bloß die Wahl, hinter beſchmuzten, ohne Waſſer bald völlig ſchwarz gefärbten Fenſtern zu ſitzen oder der Dienerſchaft die Reinigung aufzutragen, und da die Hausfrauen ſich meiſt für Letzteres entſcheiden, ſo erklärt das die traurige Thatſache, daß ſo ſehr häufig Dienſtleute auf das Steinpflaſter oder in die Spitzen der eiſernen Geländer ſtürzen und hier den Tod finden. Die dem Ober- und Unterhauſe anvertraute Macht der Geſetzgebung äußert ſich oft in lumpigen Kleinigkeiten. Eine vor zwei Jahren durchgegangene Parlamentsakte verbot den unglücklichen Schornſteinfegerjungen, ihre Anweſenheit ferner durch den ſonſt üblichen Ruf: sweep, sweep, zu verkünden. Aber das iſt noch keinem Parlamentsmitgliede eingefallen, ſeinen Scharfſinn zu befragen, wie dem menſchentödtenden Fenſterungebührniſſe wirkſam geſteuert werden könne. Ein populärer Miniſter trug bei einem deutſchen Landtage darauf an, daß alle Dachziegel nach einer und derſelben Form geſtrichen und gebrannt und gewiſſe Staatsdiener ermächtigt werden ſollten, die Brennereien von Zeit zu Zeit zu revidiren und die der vorſchriftmäßigen Form zuwider geſtrichenen und gebrannten Ziegel ſofort zu zerbrechen. Gäbe es in England einen gleich aufmerkſamen Miniſter, der Antrag auf Abſchaffung der engliſchen und Einführung franzöſiſcher Fenſter hätte bis jezt nicht vergebens auf ſich warten laſſen.

Ein geringer Grad von Phantaſie kann Jedem, wenn er auch London nie betreten hat, den Zuſtand vergegenwärtigen, der hier das unvermeidliche Loos eines, den größern Theil des Jahrs hindurch auf ſein Zimmer beſchränkten Menſchen iſt, und er wird ſich leicht die Frage beantworten, ob der Aufenthalt in einem, während jeder Jahreszeit von Zugluft durchfächelten und während des Winters nur gegen Schnee und Regen, nicht gegen die Kälte und kaum gegen die äußerſte Macht des Windes einigen Schutz bietenden Zimmer ein comfortabler genannt werden kann. Die ganze Einheizezeit — und ſie dauert ſelten unter ſechs Monate — iſt für jeden ſolchen Menſchen eine ſchwere Prüfung ſeiner Geduld und ſeiner Geſundheit. Hat ſein kräftiger Geiſt und ſein kräftiger Körper ſie glücklich überſtanden, ſo fühlt er während der nächſten ſechs Monate ſich außerordentlich comfortabel, nicht weil er eigentlich comfortabel, ſondern nur weil er etwas weniger uncomfortabel iſt. Uebrigens würde man ſich ſehr irren, wenn man meinte, die geſchilderten Gebrechen häuslicher Gemächlichkeit in London ſeyen die einzigen dieſer Art. Sie reichen zwar aus zu Begründung der Wahrheit, daß der gerühmte engliſche Comfort in einem ſehr weſentlichen Theile ein ſehr lückenhafter iſt; aber die einzigen ſind ſie keineswegs. Wir berührten vorzugsweiſe dieſe nur deßhalb, weil ſie ſo leicht zu beſeitigen wären und es uns daher billig Wunder nehmen muß, ſie bei den Erfindern des Wortes Comfort, bei den Menſchen anzutreffen, die immer und ewig von den, jedes Land überflügelnden Comforts eines engliſchen Hausweſens ſprechen. Es gibt noch ganz andere Mängel, die zwar ebenfalls höchſt unangenehm ſind, jedoch durch die Lokalität und die Unmöglichkeit der Abhülfe entſchuldigt werden.

(Der Beſchluß folgt.)

Natur- und gewerbwiſſenſchaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

Croß's Ueberraſchung erreichte den höchſten Grad, als er ſich am ſechs- und zwanzigſten Tage unwiderleglich überzeugte, daß die vermeinten Kryſtallanfänge vollkommene Inſekten geworden ſeyen, welche ſich bewegten und von den kieſelerdigen Theilen der Miſchung fraßen. Eine Menge von Perſonen haben ſie geſehen, wußten ſie aber keinem andern, ihnen bekannten Inſekte zu vergleichen: ſie ſind von der Form einer Made, haben acht Füße, vier Borſten am Steißende und außerdem mehrere Borſten an den Rändern des Leibes. Später zeigten ſich, bei fortdauernder Wirkung des galvaniſchen Stromes, welcher nach meiner Ueberzeugung die causa efficiens des Vorganges iſt, noch gegen zwanzig dergleichen Inſekten. Die Sache erſcheint aber um ſo wunderbarer, wenn man erwägt, daß dieſes Inſekt in der Salzſäure ausdauert, welche ſonſt jeden Lebenskeim tödtet. Daß daſſelbe jedoch nicht aus dieſer Säure, ſondern aus der mitangewendeten Kieſelerde entſteht, zeigt ein zweiter Verſuch von Croß. Er verſezte nämlich Kieſelerde ohne alle Anwendung von Säuren (wahrſcheinlich durch Lauge, worin ſie ſich vermittelſt bloßen Kochens auflöst), in einen gallertartigen Zuſtand, und tauchte in dieſe Maſſe die Poldrähte ſeiner Säule dergeſtalt, daß die Maſſe ununterbrochen von einem elektriſchen Strome durchzogen (brauchen wir nur lieber gleich den rechten Ausdruck: belebt) wurde; nach drei Wochen zeigten ſich auch in dieſem Kieſelerdegallert dergleichen ſonderbare Inſekten. — Croß, deſſen außerordentliche Beſcheidenheit wir ſchon im erſten Berichte

über ſeine Entdeckungen gerühmt haben, hat nicht gewagt, eine Erklärung des Vorgangs aufzuſtellen, wiewohl vielleicht Niemand mehr dazu berufen war, als gerade er; er hat ſich begnügt, das nakte Faktum dem Profeſſor **Buckland** mitzutheilen. Es ſteht nun zu erwarten, welche Anſicht dieſer darüber ausſprechen wird. Indeß erinnern ſich die Leſer der kürzlich vom deutſchen Naturforſcher **Ehrenberg** gemachten Entdeckung, welcher zufolge kieſelerdige Mineralien zum Theil aus Ueberreſten antediluvianiſcher Inſekten beſtehen.* Man wird verſucht zu glauben, daß bei den Verſuchen von Croß der gewaltige galvaniſche Strom dergleichen Lebenskeime aus einem Schlafe von mehreren Jahrtauſenden aufgeweckt habe. Vielleicht aber inhärirt das Leben auch der Materie ſelbſt, und das Hervorrufungsmittel iſt nur erſt jezt in der Macht jenes elektriſchen Stroms entdeckt worden. Sey dem wie ihm wolle, ſo gehören Croß's Entdeckungen ſchon jezt zum Wichtigſten und Außerordentlichſten, was in den Naturwiſſenſchaften je geleiſtet worden iſt, und ſie eröffnen uns, wie geſagt, die Abgründe einer neuen, unterirdiſchen Welt, deren Tiefe ſich noch gar nicht abſehen läßt.

In den lichten Höhen der Himmel dagegen ſind es vorzugsweiſe noch immer die **Doppelſterne**, welche den Blick der beobachtenden Aſtronomie feſſeln. Wir haben zwar über dieſen erhabenen Gegenſtand kürzlich ausführlich in unſern Blättern geſprochen, erinnern aber, Behufs leichterer Ueberſicht, gegenwärtig daran, daß man unter **Doppel- und vielfachen Sternen** ſolche ihrer Natur nach erſt durch die neuere Sternkunde beſtimmten Syſteme von nahe bei einander erſcheinenden Firſternen oder Sonnen verſteht, wo eine oder mehrere Wandelſonnen, nach Analogie der Planetenſyſteme, eine durch ihre Größe und ihr helleres, weißeres Licht ausgezeichnete Centralſonne umkreiſen. Der ganze Inbegriff der Entdeckungen, welche bis jezt über dieſe wunderbaren Sterngruppen gemacht worden ſind, wird ſich in einem Werke des Dorpater Aſtronomen **Struve** vereinigt finden, auf deſſen baldige Erſcheinung wir bereits aufmerkſam gemacht haben, an welchem aber ſeitdem, unter Aufſicht der kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften zu St. Petersburg, ununterbrochen fortgedruckt worden iſt. Die Leſer werden daraus erfahren, daß die Anzahl ſolcher Doppelgeſtirne, die man in den fünfzig Jahren, ſeit man ſich mit ihnen beſchäftigt, kennen gelernt hat, bereits weit über 6000 beträgt, und ſich noch täglich vergrößert. Die Topographie des Firſternhimmels iſt — und wir können gerade dieſen Umſtand nicht oft genug hervorheben — durch Aufklärung des eigentlichen Bezuges zwiſchen den verſchiedenen, ein Doppelgeſtirn conſtituirenden Firſternen um einen ganz außerordentlichen Schritt weiter gebracht worden; und wie erhaben die Idee erſchien, in jedem der zahlloſen Firſterne, welche das Firmament zieren, eine eigene Sonne mit zugehörigem Planetengefolge zu erblicken, ſo wird ſie doch von der in dieſen wunderbaren Sterngruppen gebotenen Conception wandelnder Sonnen, welche eine höher organiſirte Centralſonne umringen, unendlich überboten. Worauf wir aber die Aufmerkſamkeit der Leſer in dieſer Hinſicht nicht genug richten zu können glauben, das iſt die außerordentliche Dauer der Umlaufszeiten mancher dieſer Wandelſonnen. Während der äußerſte Wandelſtern unſers Syſtems, Uranus, ſeinen Umlauf um unſere Sonne in 84 Jahren vollendet, braucht die Wandelſonne 61 Cygni 452 Jahre zur Umkreiſung ihrer Centralſonne; und wir erdreiſten uns, vorherzuſagen, daß es einer ſpätern Aſtronomie gelingen wird, Wandelſonnen zu entdecken, deren Sonnenjahr viele Tauſende unſerer Jahre faßt, und deren bisher angenommene Firität nur in der Langſamkeit ihrer Bewegung einerſeits, und der Jugend unſerer Beobachtung anderſeits ihren Grund gehabt hat. — Beſchränkte Sterbliche alſo, die ihr ängſtlich über dem, mit eurem jetzigen Denkvermögen nicht durchdringbaren Geheimniſſe der Ewigkeit brütet, wird euch die Sache nicht annähernd im Bilde dieſer Wandelſonnen geboten, auf denen Ein Jahr euern Jahrtauſenden gleicht?

(Die Fortſetzung folgt.)

---

* Wir kommen unten auf dieſe Entdeckung des deutſchen Naturforſchers, über welche uns eben weitere Mittheilungen gemacht werden, ausführlicher zurück.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Die Omnibus.

Obgleich es der fehlgeſchlagenen Spekulationen weit mehr gibt, als der gelungenen, ſo verſuchen es doch fortwährend viele Spekulanten, die mehr Plane als Geld haben, die Leute zum Abnehmen von Aktien zu bewegen und ſich dadurch die zur Ausführung ihrer Projekte nöthigen Kapitalien zu verſchaffen. Die Equipagenunternehmung, welche ich vor einiger Zeit als ein bloßes Projekt ankündigte, iſt nun wirklich in's Leben getreten, und jede begüterte Familie in Paris kann nun elegante Equipagen ſtunden-, halbtage- und tageweiſe miethen, auch in der Umgegend von Paris damit herumfahren, als ob es ihre eigenen wären; ſie kann ſich auf den Monat und auf's Jahr abonniren, und alſo einer eigenen Equipage, die oft mehr eine Laſt, als eine Bequemlichkeit iſt, füglich entbehren. Nun hat es zwar auch zuvor nicht an Miethwagen gefehlt; aber ſie ſahen nicht ſo glänzend aus, wie die neuen, mit denen man einen in Livrée gekleideten Bedienten, oder wie man jezt in Paris ſagt, einen groom bekommt, der aber freilich beſonders bezahlt werden muß. Ich wüßte wahrlich nicht, was die Pariſer hinſichtlich des Fahrens noch zu wünſchen hätten, denn ſie haben nun alle Bequemlichkeit, die ſich nur denken läßt. Hunderte von

Landkutſchen fahren zu verſchiedenen Stunden des Tages in die Umgegend von Paris, nach Verſailles und St. Germain ſogar jede halbe Stunde eine. Nach lezterer Stadt wird die Eiſenbahn angelegt, welche auch der erſtern zu Gute kommen wird. Auf allen öffentlichen Pläzen ſtehen Fiacres und Cabriolets bereit, um die Pariſer zu beſtimmten Preiſen nach einem beliebigen Orte der Hauptſtadt zu führen. Außerdem halten noch eine Menge Cabriolets unter den Einfahrtthoren mancher Häuſer, um diejenigen aufzunehmen, welche ſich ihrer bedienen wollen. Eine außerordentliche Ausdehnung aber hat das Unternehmen der Omnibus oder gemeinſchaftlichen Wagen in Paris erhalten. Es gehört ein beſonderes Studium dazu, um ſich mit dem Gange derſelben vertraut zu machen; hat man aber das Ganze einmal inne, ſo kann man für eine Kleinigkeit weit in Paris herumkommen. Erſtlich fahren dieſe Omnibus alle zehn Minuten oder ſpäteſtens alle Viertelſtunden von einem beſtimmten Punkte zu einem andern, der zuweilen eine halbe deutſche Meile entfernt liegt, ſo daß man für ſechs Sous (dem gewöhnlichen Preiſe der Omnibusfahrten) beinahe die ganze Stadt durchfahren kann. Was ihnen aber noch mehr Wichtigkeit gibt, iſt, daß ſie Verzweigungen unter einander haben, was ſie Correſpondances nennen, und diejenigen Paſſagiere, welche z. B. nicht von Süden nach Norden, ſondern öſtlich oder weſtlich fahren wollen, an gewiſſen Orten abſezen, wo ein kleines Lokal mit einem Aufſeher für ſie offen ſteht; hier warten ſie, bis ein Wagen, der öſtlich oder weſtlich fährt, vorbeikommt und ſie aufnimmt; und dennoch bezahlen die Paſſagiere nicht mehr, als ob ſie die einfache Fahrt des erſten Omnibus mitgemacht hätten. Dieſe Verzweigung der Omnibus iſt von außerordentlichem Nuzen; denn dadurch gelangt man für die Kleinigkeit von ſechs Sous in alle Stadtreviere beinahe eben ſo gut, wie vermittelſt einer dreißig Sous koſtenden Miethkutſche; daher bedienen ſich denn auch die mittlern Stände allgemein der Omnibus, und dieſe Unternehmungen werfen zum Theil den Actieninhabern bedeutenden Gewinn ab. Es gibt Omnibusbüreaux in verſchiedenen Stadttheilen, wo drei bis vier Wagen aus verſchiedenen Richtungen zuſammentreffen, und wo alſo ein beſtändiges Ein- und Ausſteigen der Paſſagiere, ein unaufhörlicher Wechſel der Reiſenden von früh Morgens bis ſpät in den Abend hinein ſtattfindet. Welch einen ungeheuern Bedarf an Pferden die Omnibusunternehmungen haben, kann man aus dem Umſtande abnehmen, daß das Zweigeſpann eines Omnibuswagens nach jeder Fahrt und Rückfahrt gewechſelt wird. Da nun beſtändig ſechs bis zehn Wagen nach derſelben Richtung in Bewegung ſind, und auf jeden Wagen zehn bis vierzehn Fahrten und Rückfahrten im Tage gerechnet werden, ſo muß eine Omnibusanſtalt über fünfzig Pferde ſtets in Bereitſchaft halten, vorausgeſezt, daß die nämlichen Pferde nach der gehörigen Ruhe von Neuem verwendet werden. Dann gehört zu jedem Wagen ein Kutſcher und ein Conducteur, und es müſſen überzählige Leute da ſeyn, um beide im Nothfall zu erſezen; ferner die Aufſeher in den Büreaux und endlich das Hauptbüreau.

(Die Fortſezung folgt.)

Florenz, März.

(Beſchluß.)

Literatur. Sismondi. Linari's Entdeckung am Zitteraal.

Von den durch Molini in Paris copirten Documenti di storia italiana iſt vor einem Monat der zweite Band erſchienen. Er iſt noch reicher als der erſte zu nennen, und gibt 195 Briefe vom Jahr 1528 — 1572; die Noten vom Marcheſe Gino Capponi enthalten einen Schaz der trefflichſten Bemerkungen, und namentlich über Andrea Doria und ſeine Zeit viel Neues. Capponi beabſichtigt jezt zunächſt die Herausgabe des für die florentiniſche Geſchichte des fünfzehnten Jahrhunderts ſo überaus wichtigen Giovanni Cavalcanti. Der Vorwurf, welchen Gervinus in ſeiner florentiniſchen Hiſtoriographie den Florentinern macht, daß ſie lieber Redensarten für die Cruſca zuſammenleſen, als ein ſo bedeutendes Werk publiciren — ein Vorwurf, ſo gerecht, als erklärlich — wird dadurch beſeitigt. Die Italiener räumen gerne ein, daß die abenteuerlichen Züge deutſcher Kaiſer ſich jezt in eben ſo viele wiſſenſchaftliche Streif- und Eroberungszüge verwandelt haben; ſie ſind bereit, anzuerkennen, daß ihnen ſowohl, als Deutſchland auf dieſem Wege manches bedeutende Werk entſtanden iſt; nur für gar zu indolent und unwiſſend möchten ſie nicht gehalten werden. Und wirklich kann man in dieſer Beziehung nicht leicht vorſichtig genug zu Werke gehen. Im Einzelnen iſt für alle Zweige italieniſcher Geſchichte ſo unendlich viel geſchehen, daß ein ſehr langer Aufenthalt und Begünſtigungen beſonderer Art erforderlich ſind, um Unbekanntes und Neues aufzufinden. Größere Arbeiten in ihrer Geſchichte unternehmen die Italiener nicht bloß aus dem Grunde nicht, weil ſie überhaupt wiſſenſchaftlich jezt wenig thätig ſind, ſondern auch deßwegen, weil ſie immer noch beſſer als Andere die Lücken kennen, welche bei ſolchem Vorhaben nicht ausgefüllt werden können. Wenn einmal Alles erſcheinen wird, was jezt noch begraben und verborgen da liegt, wird ſich deutlicher zeigen laſſen, wie Vieles, was Deutſche für neue Entdeckungen hielten und halten mußten, ſchon vor langer Zeit den Italienern bekannt war. Vom genannten Cavalcanti gab Moreni ſchon vor Jahren das achte und neunte Buch heraus, welches Verbannung und Zurückberufung des alten Coſimo enthält. In der Vorrede wird auch hier ſchon, aber in bei Weitem weniger wiſſenſchaftlicher Weiſe darauf aufmerkſam gemacht, daß Cavalcanti eine von Machiavells Hauptquellen geweſen. — Vor einigen Monaten wurde hier ein Roman in vier Bänden: „die Belagerung von Florenz im Jahr 1529,“ in Paris gedruckt, eingeführt. Man hatte das Werk ſeines Titels wegen wenig beachtet, und ſuchte es ſpäter, weil es ſeiner mehr oder minder revolutionären Tiraden wegen ſehr geleſen war, vielleicht mit zu großer Aengſtlichkeit zu unterdrücken. Die Folge war, daß das Werk Allen bekannt ward, welche ſich dafür intereſſirten, und daß ſeitdem die aus der Fremde kommenden Bücher einer ſtrengern Cenſur unterworfen werden. Es iſt zu bedauern, daß gerade die unbedeutenderen Produktionen das Bischen wiſſenſchaftlichen Lebens, das noch vorhanden iſt, erſchweren müſſen. Als Verfaſſer nennt man einen jener Leute, welche die Italiener kurzweg „heiße Köpfe“ nennen, in Livorno. — Sismondi hat ſich hier längere Zeit in unſerer Nähe auf ſeinen Beſizungen bei Peſcia aufgehalten. Er, für ſein Alter noch ſehr jugendlich, kräftig und munter, hat dort ſein Werk über die jezigen ſocialen Zuſtände beendigt, und ſich darauf zum Carneval nach Rom begeben. — Zum Schluß füge ich Ihnen bei, daß der Profeſſor Santi Linari in Siena die für die Phyſik wichtigſte, oft verſuchte, aber immer wieder aufgegebene Entdeckung gemacht, und nach vielen Experimenten aus dem Zitteraal einen wirklichen elektriſchen Funken gezogen hat. Im Decemberheft des in Siena erſcheinenden Journals Indicatore sanese iſt das Verfahren, nebſt den dabei angewandten Inſtrumenten ausführlich beſchrieben.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 70.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 23. März 1837.

Why do you make such faces? When all's done,
You look but on a —

Shakespeare.

Kloster Nothgottes. *

Ein Schwank.

Einſt ging ich nach Nothgottes aus,
Denn dorten bin ich wie zu Haus,
Und eine Zelle, ſchmal und klein,
Lädt mich in ihren Frieden ein.
Da hab' ich denn manch Lied gemacht,
Und oft der Welt nicht mehr gedacht,
Wenn ich vom ſchweigenden Gemach
Hinüber ſah auf's Kirchendach,
Und in den Kloſterhof hinab
Mit manchem eingeſunknen Grab.
Einſt alſo ging ich wieder hin,
Mit friſchem Muth und heiterm Sinn,
Doch ſehnte ſich beinah mein Herz
Nach einem Schauer oder Schmerz.
Und ſiehe! nach dem heißen Tag,
Der ſchwer auf meinen Nerven lag,
Entſchlief ich ſchnelle
In meiner Kapuzinerzelle.
Indeſſen zog von Weſten her
Ein Ungewitter, ſchwarz und ſchwer,
Und plötzlich weckte mich
Ein Donnerſchlag, ſo fürchterlich,
Als hätt' er mir auf's Haupt geſchlagen,
Weil ich's vielleicht zu hoch getragen.
Blitz folgt' auf Blitz, und ein Orkan
Fing grauenvoll zu wüthen an.
Auf fuhr die Thüre mit Gekrach,
Durch's Fenſter ſauſt' er in's Gemach,
Und riß von der beſtäubten Wand
Ein Heil'genbild mit rauher Hand.
Da ſah ich denn mit ſtillem Schauer
Tief eine Höhlung in der Mauer
Und drin ein Buch und — einen Todtenkopf? —
Ach nein! zum Glück nur einen Suppentopf.
Ich nahm das Buch, und hörbar ſchlug mein Herz,
Lang ſah ich denkend himmelwärts:
Mir ſchien's, als hätt' ich einen Schatz gefunden
Von alten, längſt verhallten Kunden,
Vielleicht die ganze Wundermähr·
Aus Ritter Brömſers Tagen her,
Von ſeinem Zug in's heil'ge Land,
Wo er ſo manchen Strauß beſtand,
Von ſeinem Kampfe mit dem Drachen,
Und wie er, um ſich frei zu machen

* Kloſter Nothgottes, welches in der Geſchichte des Rheingaus eine große Rolle ſpielte, wurde 1806 aufgehoben, und gehört nun zu den Beſitzungen des Baron von Zwierlein. Es iſt Dreiviertel Stunden von Geiſenheim entfernt und liegt in einem kleinen Wieſenthal, von waldigen Hügeln umgeben.

Von Türkenwuth und Kerkergrauen,
Gelobt, ein Kloſter aufzubauen,
Wie aber an des Rheines Borden
Sein alt Gedächtniß ſchwach geworden,
Und endlich ſeines Ochſen Horn
Von ihm gewendet Gottes Zorn,
(Noch ſteht im Bild das fromme Vieh,
Das dreimal laut „Nothgottes!“ ſchrie),
So daß alsbald im Wieſengrund
Herrn Brömſers Kloſter hier entſtund.
Dies, und noch mehr hofft' ich zu leſen,
Auch wie's vor Alters einſt geweſen,
Als zu dem wunderthät'gen Bild
Viel tauſend Pilger, fromm und wild,
Und gut und bös hiehergekommen
Und Troſt und Buße mitgenommen;
Drum bebte meine Hand
Bis ich das erſte Blatt herumgewandt,
Da las ich denn im halben Traum —
Ich traute meinen Augen kaum —
„Die Schwabenköchin,
Ein nützlich Buch für Jedermann.
Gehört dem Bruder Cyprian,
Der Koch in dieſem Kloſter iſt.
Ihm helfe Gott zu jeder Friſt,
Daß niemals er das Salz vergißt.“

Adelheid v. Stolterfoth.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

Während ſich ſo die Pracht und Herrlichkeit des Fixſternhimmels dem bewaffneten Auge mehr und mehr enthüllt, beut der diesjährige Winterhimmel auch den unbewaffneten Blicken ein kaum minder überraſchendes Schauſpiel dar: wir meinen die Nordlichter, an denen ſelten ein Jahr ſo reich geweſen iſt als das jetzige. Dr. Edmonſtone, Bewohner der Shetländiſchen Inſeln und Verfaſſer eines geſchätzten Werks über dieſelben, ſchreibt von dort zu Anfang des laufenden Jahrs, daß der diesjährige Winter durch Erſcheinungen von Nordlichtern einer der außerordentlichſten geweſen ſey, deren ſich die älteſten Bewohner jener hohen Breiten zu erinnern wüßten. Dieſe prachtvolle Erſcheinung habe ſich in allen möglichen Verſchiedenheiten des Glanzes, der Geſtaltung, der Bewegungen, und in einer ſolchen Dauer gezeigt, daß in drei Monaten beinahe keine Nacht vergangen ſey, während welcher das Nordlicht nicht faſt ununterbrochen habe beobachtet werden können. — Die Leſer erinnern ſich aber, daß der vorige Sommer dagegen verhältnißmäßig ſehr arm an Gewittern geweſen iſt. Nordlichter und Gewitter ſcheinen alſo in einer ſolchen Reciprocität zu ſtehen, daß das Ausbleiben des lezteren Naturvorgangs durch die größere Häufigkeit des erſteren ausgleichend erſezt werden kann. Wenn nun ſolchergeſtalt die elektriſche Natur der Nordlichter ſchon ſehr wahrſcheinlich wird, ſo fallen alle Zweifel dagegen durch die immer mehr conſtatirte Einwirkung dieſer Erſcheinung auf die Magnetnadel, welche bekanntlich gegen elektriſche Proceſſe ſehr empfindlich iſt, vollkommen hinweg. Der franzöſiſche Phyſiker Arago hat kürzlich, nach Mittheilungen unſeres Humboldt, eine ganze Reihe von Beobachtungen ſolcher Einflüſſe des Nordlichtes auf die Magnetnadel, ſelbſt an Orten, wo daſſelbe gar nicht ſichtbar wird, zuſammengeſtellt, und wir führen z. B. an, daß Gauß am 7ten Februar 1835 zu Göttingen außerordentliche Schwankungen der horizontalen Nadel beobachtete, daraus ſogleich auf ein Statt gefundenes, wiewohl ihm nicht zu Geſicht gekommenes Nordlicht ſchloß, und hernach auch wirklich die Beſtätigung erhielt, daß ſich zur ſelbigen Zeit ein ſchönes Nordlicht zu Braunsberg in Oſtpreußen gezeigt habe.

In die Kategorie der farbigen Lufterſcheinungen, wenn gleich aus ganz andern Urſachen herſtammend, gehört auch ein ſchöner Mondregenbogen, der am 17ten Januar dieſes Jahrs Abends gegen ſechs Uhr zu Paris beobachtet worden iſt, und deſſen prismatiſche Farben den Glanz und die Lebhaftigkeit der Farben eines Sonnenregenbogens erreicht hatten, was als ein außerordentlich ſeltener Umſtand betrachtet werden muß. Da Mondregenbogen überhaupt zu den ziemlich ungewöhnlichen Vorgängen gehören, ſo wird es angemeſſen ſeyn, hier etwas Näheres darüber zu ſagen, und die Leſer werden mir hoffentlich für die Mittheilung einiger, nicht ohne Mühe zuſammengeſuchten Notizen darüber Dank wiſſen. Zuvörderſt alſo iſt bekannt, daß den Namen des Regensbogens derjenige farbige Kreisbogen führt, der ſich in den regnenden Wolken zeigt, wenn ſie von der Sonne (oder dem Monde) unter einem gewiſſen Winkel beſchienen werden, und der Zuſchauer, welcher die Sonne im Rücken hat, das Geſicht gegen jene regnende Wolke kehrt. Er iſt bekanntlich eine der ſchönſten Erſcheinungen in der Natur, und für den Naturforſcher beſonders wichtig, weil er ſich aus den erwieſenen Geſetzen der Brechung, Zurückwerfung und Farbenzerſtreuung der Sonnenſtrahlen, wenn ſie aus Luft in Waſſertropfen und hiernächſt wieder in Luft übergehen, mit Hülfe der Mathematik vollſtändig erklären läßt, was leider von den wenigſten Naturerſcheinungen geſagt werden kann. Auf dieſe vollſtändige mathematiſche Erklärung können wir uns nun hier nicht einlaſſen; es muß uns genügen, zu bemerken, daß der Zuſchauer, welcher, angegebenermaßen, eine ganze Fläche oder Wand von Regentropfen vor und das leuchtende Geſtirn (Sonne

oder Mond) hinter ſich hat, nicht, wie man auf den erſten Blick glauben ſollte, dieſe ganze Regenwand im Glanze des zerſtreuten farbigen Sonnenlichtes erblickt, ſondern auf derſelben, eben nach den bezeichneten Geſetzen, nur da dieſen Glanz wahrnimmt, wo die Geſichtslinien mit den Sonnen- oder Mondſtrahlen einen Winkel von etwa 42 Grad einſchließen. Stehen Sonne oder Mond alſo höher als 42 Grad am Himmel, ſo kann es keinen Regenbogen mehr geben; ſtehen dagegen dieſe Geſtirne eben im Horizont, ſo ſieht man völlig einen Regenbogenhalbkreis von beiläufig 42 Grad. Mondregenbogen, welche, wegen Schwäche des Mondlichtes, doch nur beim Vollmonde vorkommen,* müſſen alſo ſehr ſelten ſeyn, da es ſich ſelten trifft, daß, während der Vollmond beim angegebenen nicht zu hohen Stande am Himmel hell ſcheint, ihm gegenüber ein Regen fällt. Uebrigens entſteht der Mondregenbogen ganz nach den nämlichen Geſetzen, wie der Sonnenregenbogen. Die erſte Erwähnung dieſes ſchönen Phänomens findet ſich bei Ariſtoteles, im dritten Buche ſeines Werkes de coelo; er bemerkt aber, wie wir oben angeführt haben, ausdrücklich, daß ſich der Mondregenbogen nur beim Vollmonde zeige, weil ſonſt das Mondlicht zu ſchwach ſey. Dieſer Schwäche des Mondlichts muß man es auch zuſchreiben, daß die Mondregenbogen insgemein ſehr blaß ſind, ja zuweilen die prismatiſchen Farben gar nicht zeigen. Der bekannte ſpaniſche Reiſende de Ulloa beſchreibt (Voyage au Pérou. 1. 368) drei von ihm im April 1738 beobachtete ſolche Bogen, welche aber alle drei nur weißgelblich erſchienen. Dagegen finden wir in Nr. 331 der Phil. Transact. eines Mondregenbogens erwähnt, der an Glanz der prismatiſchen Farben dem oben beſchriebenen Pariſer gleichgekommen ſeyn mag. Es wäre bei künftigen Beobachtungen wohl Aufmerkſamkeit auf den Umſtand zu wünſchen, ob das Mondlicht gerade ſehr hell oder trübe geweſen ſey, und ob der Unterſchied davon abgehangen habe. Ich erinnere mich ſelbſt eines Mondregenbogens, welcher bei hellem Vollmondſcheine die prismatiſchen Farben doch nur ſehr matt zeigte. Wer noch mehrere Notizen über dieſes anmuthige Naturſchauſpiel wünſcht, den verweiſen wir auf Montucla hist. des mathématiques II. 545 und v. Zachs Corresp. astron. X. 542.

(Die Fortſetzung folgt.)

* Indeß finde ich doch einen Fall eines Mondregenbogens im erſten Viertel. Phil. Magaz. 1835. S. 517.

Der häusliche Comfort der Engländer.

(Beſchluß.)

Was kann im Ganzen uncomfortabler ſeyn, als trotz des mühſamſten Beſtrebens, ſein Zimmer im Stande der Reinlichkeit zu erhalten, ſich doch ſtets von Schmutz umgeben zu ſehen? Man hat die oft in's Lächerliche fallende Säuberlichkeit der Holländer, um ſie auch dieſer unbeſtreitbar guten Eigenſchaft zu entkleiden, eine nothwendige Folge ihres ſumpfigen Landes genannt; — wären die Holländer nicht reinlich, hat man geſagt, müßten ſie, ehe die Welt zwölf Monate älter würde, ſammt und ſonders in ihren ſchmutzigen Sümpfen verſunken ſeyn. Mit gleichem Rechte könnte man die Reinlichkeitsliebe der Engländer dem Triebe der Selbſterhaltung beimeſſen; denn ohne unabläſſiges Fegen und Kehren müßte ein Londoner Haus nach Verlauf von zwölf Monden einem Aſchenhaufen ähnlicher ſeyn als einer menſchlichen Wohnung. Jedermann weiß, daß dieſer Uebelſtand vom Mangel an Holzfeuer, von der Nothwendigkeit der Kohlenfeurung herrührt. Doch muß man ſich häufig lebhaft an das Unvermeidliche dieſer örtlichen Eigenthümlichkeit erinnern, um den von der beſtändigen Zugluft ſtets aufgewirbelten Staub unverdroſſen alle fünf Minuten von dem Papiere zu ſtreichen, auf welchem man ſchreibt, von dem Buche zu wiſchen, in welchem man lieſt, von jeder Geräthſchaft abzuſäubern, deren man bedarf. Sodann müſſen die Schornſteine ſehr häufig gefegt werden, und was iſt ein deutſches Waſchfeſt gegen einen Londoner Schornſteinfegerbeſuch? — Dort hat die männliche Hälfte des Hausweſens mindeſtens das erquickende Bewußtſeyn, daß der ihm verloren gehende Theil der gewohnten häuslichen Ruhe und Ordnung der weiblichen Hälfte des Hausweſens in der Geſtalt geſteigerten Wohlbefindens zuwächſt, und das iſt ein ſchönes, freudiges, mit dem größten Ungemache verſöhnendes Gefühl. Hier fehlt ſolcher Erſatz; der Schornſteinfeger macht hier den Hausherrn und die Hausfrau in gleichem Grade elend. Ehe er erſcheint, muß in dem betreffenden Zimmer alles Bedeckbare bedeckt, alles werthvolle Eigenthum verwahrt und demgemäß das ganze Zimmer verändert werden. Das Muß gründet ſich darauf, daß der in den Kamin niederfallende Ruß ſich mit unziemlicher Vertraulichkeit allen Gegenſtänden nähert, daß die Schornſteinfeger im unvertilgbaren Geruche der Dieberei ſtehen und daß die engliſchen Diener und Dienerinnen in recht ſonderbar übereinſtimmender Anſicht durch aufmerkſame Sorge für das Eigenthum ihrer Herrſchaft dieſe in einen Verdacht zu bringen fürchten, vor welchem jeder gute Dienſtbote ſchaudert, in den Verdacht eines der größten Verbrechen, das es in England gibt, in den Verdacht der Armuth. Meiſt benuzt man dieſe Gelegenheit zugleich zum Aufheben und Auspochen der Treppenteppiche, da ſie während der Anweſenheit des Schornſteinfegers doch bedeckt werden müßten. Das füllt bis zum Rande den Becher des häuslichen Ungemachs. Eine weiſe Verordnung unterſagt das Ausſtäuben der Teppiche innerhalb Londons; die Erlaubniß würde den Einwohnern die lezten Ueberbleibſel

reiner Luft verkümmern. Alſo werden die Teppiche vor die Stadt hinausgeſendet und dort im freien Felde von eigens dieſem Geſchäfte ſich widmenden Männern ihres Ueberfluſſes entledigt. Aber die Leute ſind vielfach in Anſpruch genommen; es geſchieht nicht ſelten, daß die Teppiche zwei und mehrere Tage ausbleiben, und dann begreift man erſt, welch unentbehrliches Bedürfniß dieſer anſcheinende Luxus der Londoner Häuſer iſt. Die hölzernen, hohl liegenden Treppen gleichen eben ſo vielen Reſonanzboden, das beſcheidenſte Nieſen erſchüttert das ganze Haus, und das leiſeſte Auftreten im dritten Stock erſchallt mit donnerndem Gekrach bis in die Flur herab; um Ruhe und Stille iſt es bis zur Rückkehr der Teppiche geſchehen. Doch auch dieſe Uebelſtände dürfen dem gegenwärtigen Geſchlechte nicht zur Laſt geſchrieben werden. Wenn es einmal Kaminfeuer geben muß, ſo muß der Schornſteinfeger in die Zimmer Einlaß und der Ruß Erlaubniß haben, ſeiner flüchtigen Natur zu folgen. Der leichte Bau der Häuſer aber, der es nöthig macht, ihre Schallverhältniſſe durch Teppiche zu neutraliſiren, entſchuldigt ſich durch die engliſche Gewohnheit der Grundbeſitzer, den Boden, auf welchem Jemand ein Haus zu errichten wünſcht, ihm gegen einen mäßigen Zins auf eine beſtimmte Anzahl Jahre zu überlaſſen, nach deren Ablauf das Haus an den Grundbeſitzer fällt, und durch den hieraus reſultirenden, ganz vernünftigen Gebrauch der Erbauer, nicht mit großem Koſtenaufwande zum Vortheil des Grundbeſitzers, ſondern nur für die Dauer der Zeit zu bauen, deren Ende zugleich ihren Beſitzſtand endigt. Alles das wird willig zugegeben; iſt es aber deßhalb wohl weniger wahr, daß die Londoner Häuſer nicht den Ruhm verdienen, alle Comforts des Lebens in ihrem Innern zu vereinigen? W. S.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortſetzung.)

Omnibusreſtaurant. Hundefabrik.

Manche große Poſterpedition iſt nicht ſo wichtig und bedeutend, als eine ſolche Omnibusanſtalt. Alle haben freilich nicht gleichen Erfolg: die beſten Richtungen ſind gleich Anfangs von den erſten Unternehmern gewählt worden. Die ſpäter Gekommenen haben dagegen Courſe durch wenig bevölkerte Stadttheile wählen müſſen, die bei Weitem nicht ſo einträglich ſind, als die erſtern. So z. B. bringen die Fahrten, welche neben den Theatern vorbeigehen, mehr ein, als andere, weil die Pariſer gerne ſechs Sous ausgeben, um ſich nach dem Schluß der Vorſtellung wieder in die Gegend ihrer Wohnung führen zu laſſen. Kurz, die Omnibus ſind ein allgemeines Bedürfniß geworden, und man begreift kaum, wie die Sache erſt ſo ſpät aufgekommen iſt. Einige Straßen ſind durch die vielen durchziehenden Omnibus freilich ſehr geräuſchvoll und für Fußgänger gefährlicher geworden; allein da der Trottoirs längs der Häuſer immer mehr angelegt werden, ſo wird dadurch die Gefahr der Fußgänger vermindert. — Der bekannte Vicomte Botherel hat den Glauben an den guten Erfolg ſeiner Omnibus-Reſtaurans noch nicht verloren, und dies iſt das Lobenswerthe an dem Manne, daß, obgleich er längſt eine Million in die Spekulation geſteckt hat, und Zeitungen und Theater ſich über ihn luſtig gemacht haben, er immer noch überzeugt iſt, daß er durch die Ausführung ſeines großartigen Plans einen wichtigen Dienſt leiſten werde, und Alles anwendet, um ihn leiſten zu können. Vor wenigen Monaten ſchrieb er an die Zeitungsredaktionen, die Aktien ſeines Unternehmens würden ſicher bald ſteigen, wenn nur erſt ſeine Omnibus in Gang kämen, und er verzichte keineswegs auf ſein Unternehmen, wie die Rede davon umgehe. Indeſſen waren doch die Leute hartgläubig und wollten keine Aktien kaufen. Die prächtigen Küchen, in denen für Kaiſer und Könige gekocht werden konnte, blieben leer und todt, und kein Feuer belebte die fünfzig Herde der großartigen Anſtalt. Um nun aber doch etwas zu thun, fiel Vicomte Botherel darauf, einen großen Reſtaurant in einem ſtark bevölkerten Stadttheil, nämlich in der neuen Viviennestraße anzulegen. Dieſer Reſtaurant iſt nun ſeit ſechs Wochen im Gange und mit vieler Pracht angelegt. Ein Vicomte bedient hier alſo die Speiſeluſtigen, was, wenn noch die alten Vorurtheile beſtänden, eine gewaltige Herabwürdigung des Adels wäre; allein in dieſer ſpekulativen Zeit, wo derjenige, der am meiſten Geld zuſammenhäuft, ſich über die adeligen und nichtadeligen armen Schlucker luſtig macht, ſcheint es ganz natürlich, daß ein Mann, der ungeheure Summen an ein Projekt geſezt hat, welches er nicht ausführen kann, einigen Vortheil aus ſeinen Küchen zu ziehen ſucht. Allein damit ſcheint er ganz von ſeinem Projekt abgekommen; denn das Eigene deſſelben waren die Wanderküchen, welche in ganz Paris zur Eſſenszeit den Speiſeluſtigen zu Dienſten ſtehen ſollten. Anſtatt derſelben hat der Mann nun eine ſtehende Anſtalt eröffnet, wie es deren eine Menge in Paris gibt, und wozu es keiner Aktien bedurfte. Warum hat er nicht lieber, ſeinem Plane zufolge, erſt eine kleine Anzahl von Wanderküchen vom Stapel laufen laſſen? Er hätte ein beſchränktes Stadtrevier zum Ziel genommen und hier ſeine Garküchen herumrollen laſſen. Fand dies Beifall, ſo konnte er ja die Zahl ſeiner Küchenwagen vermehren und ihren Wirkungskreis ausdehnen. — Ein anderer Spekulant hat etwas ganz Neues als Gegenſtand einer Aktienunternehmung erſonnen, nämlich die **Bildung von Jagdhunden**. Sobald eine gewiſſe Zahl von Aktien abgeſezt und eine bedeutende Summe (ich glaube eine halbe Million, denn alle Projektmacher kennen nur das Wort **Million**) in die Kaſſe gefloſſen ſeyn wird, ſoll eine Anſtalt in's Leben treten, wo Hunde zur Jagd abgerichtet und gebildet und dann verkauft werden. Es ſoll eine Hundefabrik im Großen werden, woraus ſich die ganze Welt mit echten Jagdhunden verſehen kann. Dieſer ſonderbare Plan hat auch ſchon ein kleines Tageblatt veranlaßt, ein Contreprojekt, nämlich eine Katzenfabrik vorzuſchlagen, worin Katzen für allerlei Zweck, zum Mäuſefangen, zur Unterhaltung der Damen, zur Rattenjagd in Montfaucon neben Paris (wo man bekanntlich neulich, bei Verlegung des Schindangers, einen feindlichen Einbruch der Ratten fürchtete) u. ſ. w. gebildet werden ſollen. Da gute Jagdhunde von leidenſchaftlichen Jägern ſehr theuer bezahlt werden und oft ſchwer zu bekommen ſind, ſo könnte es mit der Hundefabrik im Ganzen doch wohl nicht ſo übel gehen, als es Anfangs ſcheinen möchte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 71.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 24. März 1837.

Die Ruh haſt du dem Menſchenſohn verſagt,
Auch dir ſey ſie, Unmenſchlicher, verſagt,
Bis daß er kommt!

Schubart.

Strophen aus dem noch unvollendeten Gedichte „Ahasver.“

Von

Julius Moſen.

Zum grünen Oſterfeſt mit jungen Palmen
War ſchon gerüſtet ganz Jeruſalem
Und ſchlug die Harfe an zu Jubelpſalmen.

Ein einzig Haus, das lezte von der Reihe,
Die Thüre Ahasvers, des grollenden,
Blieb ohne Feſteszierde, ohne Weihe.

Und fremder Menſchen Tauſende an Tauſend
Aus Näh' und Ferne walleten einher
Gleich Meereswogen unter'm Winde brauſend.

Da kam herab, das Lezte zu erfüllen,
Zu ſeiner Opferung der Gottesſohn
In ſeiner Demuth auf geringem Füllen.

Und alles Volk ſtürzt jauchzend ihm entgegen
Und breitet die Gewänder vor ihm hin
Und ſtreut ihm grüne Reiſer auf den Wegen.

Nur einer, gegen ſich empört und wüthend,
Nur Ahasver ſaß ſtill in ſich gekehrt,
Ein ſchwüler Tag, Gewitter heimlich brütend.

Und: Hoſianna! hört er tauſendſtimmig;
Er aber fluchte heimlich in ſich ſelbſt,
Doch ſprach er nicht, das Herz war ihm zu grimmig.

Still waren nun des Judenvolkes Horden,
Und überall war's Nacht, o eine Nacht
Voll bittrer Leiden, herber Qual geworden.

Es gibt wohl Nächte, ſo geheimnißvolle,
Wo einem iſt, als ob ſie die Natur
In ſchmerzlichem Gebet verwachen wolle.

Da kann ſich keines Weſens Auge ſchließen,
Ob fromm, ob gottlos, keine Seele kann
Des Schlafes, des erquickenden, genießen.

In ſolcher Nacht ward Gottes Sohn verrathen
Der Bosheit und der Schlechtigkeit der Welt,
Und preisgegeben ihren Miſſethaten.

In ſolcher Nacht fühlt' Ahasver ein Schauern,
Ein Fieberfröſteln ging ihm durch's Gebein,
Und er begann zu ſprechen und zu trauern:

„Wo hat ein Volk ſo Gräßliches erduldet,
Als du, o Iſrael, von Anbeginn?
Mit Gottesfurcht haſt Alles du verſchuldet.

Deßhalb ſo machtlos, kraftlos, feig und nichtig!
Denn jedem dient ſtumpfſinnig wie das Thier,
Der einem erſt zum Sklavendienſte pflichtig.

So haben wir gefröhnt auf allen Straßen,
So in Egypten, Babel, Ninive,
So Einem Gott gedienet übermaßen.“

Und wie die Sonne tief zu Nebelſeen,
Verſank in ſich jezt wieder Ahasver
In endlos, unermeßlich tiefe Wehen.

Doch wie von unterirdiſchen Gewalten
Zuweilen wird die Erde bis zum Kern,
Ihr zuckendrothes Herz entzwei geſpalten,

So plötzlich ſah er in ſich ſelber drinnen
Des Uebels Urſach', o, ein ewig Leid!
Und weiter ſprach er nun im tiefen Sinnen:

„Die arme Erde, kurze, ſel'ge Stunden
Hielt ſie in ihren Armen einen Gott,
Verſtoßen iſt ſie nun und Gott verſchwunden.

Die Erde, vom treuloſen Gott betrogen,
Mit Liebe und mit Thränen hat ſie treu
Ihr armes Kindlein redlich groß gezogen.

Ihr Kind, der Menſch, den freundlich ſie ernähret,
Was drängt er ſich dem ſtolzen Gotte nach?
Dem Baſtard iſt der Weg zu ihm verwehret.

So von mir werfen will ich ſein Gedächtniß,
Ausreißen aus der Bruſt den Drang zu ihm,
Das väterliche, ärmliche Vermächtniß.

Aus Erde iſt der Menſch, und auf der Erde
Und von der Erde lebt er, daß er einſt
Wie ſeine Mutter wieder Erde werde!“

Jezt ſchwieg er. Bleich und trauernd wie die Blume,
Die in ſich trägt die heil'ge Paſſion,
Blüht auf der Tag zum großen Martyrthume.

Und alles Volk, gewickelt wie zum Knäule
Hat ſich zum Richthaus lärmend hingedrängt,
Wo oben ſtand der Heiland an der Säule,

Auf ſeinem Haupt die blut'ge Dornenkrone,
Im Purpurmantel, in der Hand ein Rohr,
So königlich geſchmückt zum Spott und Hohne.

Und Ahasver hört ein unendlich Schreien:
An's Kreuz mit ihm! den König an das Kreuz!
Und immer mehr das Schreien ſich erneuen.

Und immer wüthiger hört er es rufen:
Er hat das Volk verführt, hinweg mit ihm!
Da tritt er vor zu ſeines Hauſes Stufen.

Es zog herauf das Volk. Es ſchien, als quölle
Mit Hohngelächter an die Oberwelt
Der Teufel Pöbel aus der lezten Hölle,

Um tödtlich den verrathnen Gott zu ſchlagen,
Der mitten unter ihnen wankt einher,
Der ſich zur Qual das eigne Kreuz muß tragen.

Ein Jubelruf ſchallt gräßlich, tauſendtönig:
Er hat das Volk verführt, hinweg mit ihm!
An's Kreuz, an's Kreuz von Iſrael den König!

Tod dieſem Nazarener, Gott und Allen!
Schrie Ahasver; da war es todtenſtill,
Und vor ihm Chriſtus unter'm Kreuz gefallen.

Und wie die Knechte ihn vom Kreuz entlaſten,
Da flehet Chriſtus auf zu Ahasver:
Laß mich an deiner Schwelle wenig raſten.

Doch dieſer warf ihm zu dies Wort des Spottes:
„Hilft dir dein Vater in dem Himmel nicht,
Und nennſt dich doch den Eingebornen Gottes?

Ich ſtoße dich hinweg von meiner Schwelle,
Ob wahr dein Wort, ob du gelogen haſt;
Dir keine Ruhe! keine an der Stelle!“

Dir keine Ruhe! Keinen, keinen Frieden!
Entgegnet ihm der Herr — ſo lebe denn
Das ew'ge Leben ruhelos hienieden!

Kaum hat der Herr dies ſchwere Wort geſprochen,
So fiel im jähen Schrecken Ahasver
Auf ſein Geſicht; es war ſein Geiſt gebrochen.

Geheimnißreiche, ſchmerzensvolle Kunde,
An Ahasver, an mir zieh' jezt vorbei,
Vorbei, vorbei, gewalt'ge Opferſtunde!

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortſezung.)

In unſerm vorigen Berichte iſt ausführlich die Rede von Green's Luftfahrt geweſen; wir müſſen aber, hinſichtlich der eigentlichen wiſſenſchaftlichen Ausbeute dieſer großen und kühnen äronautiſchen Unternehmung, nochmals darauf zurückkommen. Dieſe beſteht in der gewonnenen Ueberzeugung, daß die Strömungen in den verſchiedenen, über einander lagernden Luftſchichten entgegengeſezte Richtungen befolgen, demgemäß ſich alſo das

ganze Manöver des Luftſchiffers künftig darauf beſchränken würde, den Ballon durch Auswerfung von Ballaſt ſo lange ſteigen, oder durch Entlaſſung von Gas ſo lange ſinken zu machen, bis diejenige Luftſchicht erreicht wird, in welcher eine dem Reiſeziele entſprechende Windrichtung ſtattfindet. Auf den Grund dieſer Entdeckung hält ſich Green, wie er in Paris geäußert haben ſoll, überzeugt, nächſtens die Reiſe über den atlantiſchen Ocean nach Amerika machen, ja ſogar die ganze Erde umſchiffen zu können, wozu wir ihm von ganzem Herzen Glück wünſchen. Soviel hat die lezte Reiſe wenigſtens mit Gewißheit gezeigt, daß die angeführtermaßen dabei angewendete Füllung des Ballons mit Steinkohlengas dem ſonſt gebrauchten reinen Waſſerſtoffgas unendlich vorzuziehen iſt, indem das erſtere den Einwirkungen der atmoſphäriſchen Luft widerſteht, das leztere aber ſehr bald entweicht. * Es iſt auf Veranlaſſung dieſer neuen Green'ſchen Luftſchiffahrtsplane noch viel über die Höhe geſtritten worden, in welcher der Luftſchiffer bei zunehmender Schwierigkeit des Athmens in der immer dünner werdenden Luft noch überhaupt ausdauern könne. Da man Berge von beiläufig einer (deutſchen) Meile ſenkrechter Höhe hat erſteigen können, ohne das Athmen auf ihrem Gipfel unmöglich zu finden, ſo ließ ſich annehmen, daß eine ſolche Höhe auch für den Luftſchiffer noch zugänglich ſey, und in der That ſehen wir auch, daß Gay-Lüſſac bei ſeiner Aufſteigung am 16ten September 1804 nach barometriſchen Meſſungen in der Gondel eine Höhe von 3600 Toiſen (zu 6 Fuß), alſo 330 Toiſen mehr als die Höhe des Chimborazo, erreicht hat. ** Indeß will ich damit die allgemeine Möglichkeit der Erreichung größerer Höhen nicht durchaus in Abrede ſtellen, indem dabei allerdings ſehr viel von der Perſönlichkeit des Luftſchiffers, der Beſchaffenheit ſeiner Athmungswerkzeuge u. ſ. w. gleichwie vom augenblicklichen Zuſtande der Atmoſphäre abhängen kann. — Für jezt bemerke ich zur Vervollſtändigung des Gegenſtandes nur überhaupt noch, daß Dr. Mekorsky zu Wien neuerdings eine Conſtruction des Luftſchiffes erfunden haben will, um daſſelbe in nur geringer Höhe horizontal beliebig zu lenken. Wir zweifeln daran; Green, der denn doch gewiß competent iſt, hat jenes Problem der beliebigen horizontalen Lenkung des Ballons als verzweifelt aufgegeben und hält das Aufſuchen einer Luftſchicht, in der gerade der rechte Wind weht, durch Erheben oder Senken, wie wir es oben beſchrieben haben, für das einzige Mittel. *

* Freilich iſt anderſeits das Steinkohlengas viel ſchwerer als das reine Waſſerſtoffgas. Ich ſehe eben, daß Green früher einen Probeballon, mit Steinkohlengas gefüllt, 11 Unzen, mit Waſſerſtoffgas aber 17 Unzen leichter fand als mit atmoſphäriſcher Luft.

** Dieſe Angabe verdient alles Vertrauen, da Gay-Lüſſac ein wackerer und zuverläßiger Phyſiker iſt. Dagegen zweifle ich an Blanchards Behauptung, welcher zu Gent (20ſten Nov. 1785) eine Höhe von 5000 Toiſen erreicht haben will.

Aus den Regionen der Luftſchiffahrt begeben wir uns auf das Gebiet der Optik, um unſere Leſer einen Augenblick von den Beugungserſcheinungen des Lichts zu unterhalten, welche kürzlich in einem beſonders darüber erſchienenen Werke, ** und gleichzeitig in mehreren öffentlichen Blättern beſprochen worden und ſolchergeſtalt Gegenſtand der Converſation geworden ſind. Wir bemerken zuvörderſt, daß dieſe höchſt zuſammengeſezten, prachtvollen Erſcheinungen, welche man auch mit dem Namen der Inflexion oder Diffraction des Lichtes belegt, zwar ſchon die ältern Weltweiſen, beſonders Newton, beſchäftigt haben, jedoch erſt in der neueſten Zeit, namentlich durch den unermüdlichen Optiker Frauenhofer, auf ihre wahren Grundſätze zurückgeführt worden ſind. Um hiernächſt einen allgemeinen Begriff von der Sache ſelbſt zu geben, wählen wir einen leicht anzuſtellenden Verſuch. Man betrachte nämlich durch ein mäßig vergrößerndes Fernrohr irgend einen hellen Firſtern, ſo erſcheint derſelbe als eine kleine, von mehreren concentriſchen Lichtringen umgebene, planetariſche Scheibe. Dieſer ſcheinbare Durchmeſſer des Firſterns geſtattet aber keineswegs einen Schluß auf den wirklichen Durchmeſſer, ſondern iſt vielmehr nur eine optiſche Täuſchung, von der wir eben ſprechen wollen; denn wenn man ſtärkere, ja die allerſtärkſten, uns zu Gebote ſtehenden Ferninſtrumente anwendet, ſo zeigt ſich der Firſtern vielmehr in dem nämlichen Verhältniſſe als ein immer kleinerer, reinerer, ganz untheilbarer Punkt, was zugleich einen Beweis für die unermeßliche Entfernung dieſer Himmelskörper abgibt, wogegen alſo die äußerſte Kraft unſerer gewaltigſten Teleſkope geradezu verſchwindet.

(Die Fortſetzung folgt.)

* Indem ich dieſen Bericht ſchließe, erhalte ich die Nachricht, daß ſich in London eine eigene „Luftſchiffahrtsgeſellſchaft“ gebildet hat, welche den größten bis jezt geſehenen Ballon verfertigen laſſen und denſelben ausſchließend zu wiſſenſchaftlichen, beſonders geographiſchen Zwecken (Planaufnahme in der Vogelperſpektive) benutzen will. Die erſte Aufſteigung ſoll in Afrika ſtattfinden. Relata refero.

** Die Beugungserſcheinungen, in Bildern dargeſtellt. Mit illuminirten Tafeln. Von Schwerd. Die Würdigung des eigentlichen gelehrten Verdienſtes dieſes Werkes müſſen wir natürlich andern Blättern überlaſſen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Mannheim, März.

Grippe. Theater.

Wohin flüchten, um dem Geſpräche über die Grippe zu entgehen, die in unſerer ohnehin ungeſunden Gegend natürlich eine arge Wirthſchaft treibt? Auch hier iſt beinahe kein Haus von ihrem läſtigen Beſuche frei geblieben; leider gibt

ſie auch im Theater ſo viel Gaſtrollen, daß die Sänger und Schauſpieler lieber zu Hauſe bleiben, als mit ihr auftreten wollen. Es iſt, als ob die Kunſt vollends ganz eingehen wollte, nachdem ſchon längſt die Tage vorüber ſind, wo unſer Theater, prangend in Schönheit und jugendlicher Kraft, eine der erſten Zierden Deutſchlands war. Das Streben einiger wenigen wackern Mitglieder unſerer Bühne, jene Zeit wieder zu erneuern, ſcheitert an der Indolenz und Kabale von der andern Seite. Welch trauriges Gefühl für einen Mann, der ſich mit wahrer Liebe ſeiner Kunſt widmet, der die Meiſterwerke der dramatiſchen Muſe in vollendeter Geſtalt dem Publikum vorführen und daſſelbe an edlere, feinere Genüſſe gewöhnen und zu ſich heraufbilden möchte, mit andern Leuten die Bühne betreten zu müſſen, die keine Ahnung von dem Geiſt ihrer Aufgabe haben oder haben wollen, die mit *einer* jedesmal wiederkehrenden, eckigen Armrichtung oder Fußſtellung den ganzen Abend über ausreichen und mechaniſch um den Tagelohn ihr Penſum herſagen! Muß da nicht der Künſtler alle Luſt und allen Muth verlieren, wenn er ſo allein daſteht und in die Wüſte ruft, oder ihm ein Komödiant die ganze Rolle verderbt? Vorleſungen über Shakespeare, die unſer eifrige Schramm für das Winterſemeſter angekündigt hatte, mußten aus Mangel an Theilnehmern unterbleiben; hätte der Theatermaſchiniſt über Flugmaſchinen, Sonnentempel, Feuerregen, todte Nonnen und Teufel Vorleſungen angekündigt, mit praktiſchen Uebungen verbunden, er hätte gewiß größeres Glück gemacht. Das Hauptübel iſt der Mangel eines tüchtigen Intendanten; ſeit dem Austritt des Grf. v. L. und Freih. v. H. blieb dieſe Stelle unbeſezt. Da ſie hier mit keinem Gehalte verknüpft iſt, ſo wird ſie wenig Bewerber finden, denn jährlich einige tauſend Verdrießlichkeiten ſtatt einiger tauſend Gulden ſind eine ſchlechte Lockſpeiſe. Der künftige Intendant muß alſo entweder Zeit und Vermögen genug beſizen, um eine ſolche Stelle bekleiden zu können, oder ſonſt eine mit einer bedeutenden Beſoldung verbundene andere Anſtellung haben; im erſtern Falle fehlt es aber meiſtens an wahrem Eifer für die Kunſt, an Geduld und Kenntniſſen, im zweiten Falle kann dem ſo undankbaren Geſchäfte nicht genug Zeit gewidmet werden; Immermanne ſind ſelten. Wir haben aber feingebildete Gelehrte genug in Deutſchland, welche eine ſolche Stelle würdig ausfüllen könnten, und ich glaube, daß mit einem einigermaßen anſtändigen Gehalt leicht ein ſolcher Mann für unſere Bühne, die doch gewiß die Mittel dazu hat, gewonnen werden könnte. Durch die Abberufung unſers genialen Kapellmeiſters Lachner hat auch die Oper einen großen Verluſt erlitten, und bald wird auch unſer trefflicher und rühmlichſt bekannte Tenor *Diez* ihm nach München folgen. — Die Arbeiten am Rheinhafen werden, ſo viel es der Winter geſtattet, auf's Thätigſte betrieben; möge die Prophezeihung eines Kunſtverſtändigen, daß der Bau, als ganz fehlerhaft angelegt, am Ende doch ſeinen Zweck nicht erfüllen könne, nicht in Erfüllung gehen. Schon mehrere Streitſchriften in ziemlich beißendem Tone cirkulirten über dieſen Gegenſtand im Publikum. — Mit der Einführung des deutſchen Zollvereins, die gewiß im ganzen Lande nirgends ſo feierlich und feſtlich begangen worden iſt, wie hier, begann auch für den hieſigen Handel eine neue Aera. Dieſen zur ſchönſten Blüthe zu entfalten, ward der Grundſtein zum Freihafen gelegt; die Ausmeſſungen für das Terrain der Eiſenbahn von hier bis Karlsruhe wurden ſchon vor geraumer Zeit unternommen, und der Plan zu einer ſteinernen Brücke über den Neckar, wodurch eine Haupt- und direkte Verbindung mit Frankfurt bewerkſtelligt wird, iſt vorgelegt und ſoll bald ausgeführt werden. Und ſo wird ein immer regeres Leben, unter den Rauchflaggen der bereits fertigen Dampfmühle und der beiden Zuckerraffinerien, Mannheim durchſtrömen, und wenn auch die Kunſt für den Augenblick ein weniger behagliches Daſeyn genießt, ſo kann ſie doch, wenn die materielle Grundlage des bürgerlichen Wohlſtandes ſich vollends befeſtigt hat, wieder die Früchte tragen, womit der in ſeiner Wurzel kerngeſunde, nur äußerlich vernachläſſigte Baum früher ſo geſegnet war.

Paris, März.

(Fortſetzung.)

Gelungene Aktienunternehmungen.

Was die Projektmacher in Paris anſpornt, iſt das glänzende Gelingen mehrerer Aktienunternehmungen, denen man urſprünglich auch keinen guten Erfolg weiſſagte, über die man ſogar ſpottete, und deren Aktien jezt zehn- bis dreißigmal theurer verkauft werden, als da ſie ausgegeben wurden. Z. B. als das kleine Palais-royal-Theater angelegt wurde, mußte man fürchten, ein neues Vaudevilletheater werde ſich neben ſo vielen ältern und größern nicht halten können, und der Poſſen habe das Publikum ſchon genug in andern kleinen Theatern. Dennoch iſt dieſes Theater jezt das blühendſte von allen; jeden Abend iſt es voll, wöchentlich iſt es im Stande, eine oder mehr Neuigkeiten dem Publikum zu geben, und die Aktien deſſelben, welche zu 1000 Franken ausgegeben wurden, koſten jezt 50,000. Zwar behaupten Spottvögel, es ſey eigentlich nur die Verdauung, welche dem Theater ſeinen glänzenden Erfolg ſichere; da nämlich das Theater im Palais-royal liegt, wo ſich ſo viele Reſtaurants befinden, ſo ſey es dem Publikum bequem, vom Reſtaurant in's Theater zu gehen und für zwanzig und etliche Sous daſelbſt das Eſſen zu verdauen. Dieſes mag allerdings etwas zum guten Erfolge der Unternehmung beitragen; wenn die Direktion aber nicht für eine große Mannichfaltigkeit ſorgte und in den vielen Poſſen dem Geſchmacke der jungen Leute huldigte (weßhalb das Palais-royal auch nicht zu den moraliſchen gerechnet wird), ſo würde es mit dem bloßen Verdauen ſein Glück nicht machen. Wie wenig aber dieſes Theater auf ſtrenge Zucht Anſpruch machen kann, erſieht man aus einem Vorfalle vor dem Polizeigerichte. Ein junger Menſch wurde beſchuldigt, ſich dort ſehr unanſtändig betragen zu haben. „Lieber Gott!“ rief Wollis, ſein Anwalt, „wer wird denn guten Anſtand im Theater des Palais-royal ſuchen?“ Einen eben ſo guten Erfolg hatte die Gazette des Tribunaux. Auch dieſer Unternehmung war kein großer Beifall geweiſſagt worden. Wie wird ein Tageblatt, das bloß mit gerichtlichen Verhandlungen angefüllt iſt, der Leſewelt ſo gefallen können, daß es ſich neben den großen politiſchen Zeitungen, welche ebenfalls die wichtigſten gerichtlichen Vorfälle geben, halten kann? Allein der Unternehmer hatte es den Londoner Blättern abgemerkt, wie ſich die mannichfaltigen Auftritte vor den Polizeigerichten, welche das Leben der untern Stände ſo ſchlagend bezeichnen, wizig und dramatiſch darſtellen laſſen. Er ahmte dieſes Verfahren nach, es fanden ſich geiſtreiche Schriftſteller, welche in dieſer Hinſicht die Londoner noch übertrafen, und bald wurde die Gazette des Tribunaux eines der geleſenſten Blätter in Paris. Andere Blätter können nichts Beſſeres thun, als daß ſie der Gazette des Tribunaux die anziehenſten Artikel abborgen, ſo daß in den Pariſer Blättern faſt keine andern Darſtellungen der gerichtlichen Vorfälle mehr zu leſen ſind, als diejenigen, welche ſie aus der Gazette des Tribunaux entlehnt haben. Sie erſparen dadurch die Beſoldung eigener Gerichtsreferenten.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 72.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 25. März 1837.

Ein Mährchen, durch das Sie an nichts und an Alles erinnert werden ſollen.

Goethe.

Verlegenheit und Hülfe.*

Ein Mährchen, durch einen geſellſchaftlichen Scherz entſtanden.

Von Johann Grafen Mailáth.

Es war einmal eine Frau, die war ſo liebenswürdig, daß ſie wenige ihres Gleichen hatte, vielleicht gar keine. Sie überglänzte die anmuthigſte Umgebung, wie Gold die übrigen Metalle. Sie war auch ganz und gar dem Golde zu vergleichen: ihr Verſtand war eben ſo gediegen, ſo klar, ihr Gemüth eben ſo weich wie reines Gold; und wie dies Metall, ſelbſt in kleinen Gaben ausgetheilt, hinreicht, die größten Erdengüter aufzuwiegen, ſo mußte, wer ihr nahte, ſein Beſtes aufbieten, um nur ihrem gewöhnlichen Seyn gleich kommen zu können, und immer war es doch ſie, die den verſchönernden Geiſt ausſandte, ſo ſehr ſich auch die andern mühten, witzig, gemüthlich oder liebenswürdig zu ſeyn. Sie war es, die das Silber vergoldete. Dieſe Frau nun hatte im Jahre 1823 am Weihnachtsabend einen Theil ihrer Freunde und Bekannten zu einem Chriſtbaum bei ſich verſammelt. Alle warteten der Dinge, die da kommen würden, denn das Zimmer, in welchem ſich der Chriſtbaum und die Gaben aufgeſtellt befanden, war noch geſchloſſen. Aber unter den Anweſenden war wohl kein Einziger, der ſich ſo lebhaft gefreut hätte, als einer von jener Zunft, die Herz und Schmerz, Jugend und Tugend, Freud und Leid, Salz und Schmalz auf einander reimen, nämlich ein Poet. Er hatte noch nie einen Chriſtbaum geſehen, denn in ſeinem Lande hat man ſie nicht. Er freute ſich wie ein Kind. Endlich ging die Thür auf und Alles ſtrömte hinein in das Zimmer der Verheißung. Ein großer Tannenaſt war mit hundert und hundert Wachslichterchen erleuchtet; Zuckerchen in allen Arten gefärbten Papiers hingen zwiſchen den kleinen Zweigen, und ſchwere Pomeranzen glänzten aus dem ernſten Grün heraus; an beiden Seiten ſtanden lange Tiſche, auf dieſen die Geſchenke für jeden der Anweſenden.

Das bunte Gewühl wurde immer krauſer; Jeder und Jede ſuchte das Zugedachte und ergözte ſich an dem, was die Andern erhielten, und den ſinnreichen komiſchen oder gemüthlichen Verſen, die ſie begleiteten. Auch der Poet fand zulezt eine allerliebſte Zündmaſchine, die ihm galt. Es war ein Lampenanzünder mit dem Käſtchen für die Lampen und einer Straßenlaterne; hiebei war folgender Spruch:

* Dieſes Stück wird der von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung angekündigten zweiten, ſtark vermehrten Auflage der Magyariſchen Sagen, Mährchen und Erzählungen von Johann Grafen Mailáth, einverleibt werden.

Sieh', die Lampe erglüht in nächtlicher Stille,
Tag wird es Nachts in der Seele dunkeln Tiefen,
Sternengekrönt steht die Muſe vor dir.
Auf denn! ſchütte den glühenden Strom
Hin auf gefäll'ges Papier.

Er verwahrte das ihm überaus werthe Geſchenk in ſeinem Hut, während die übrige Geſellſchaft ſich wieder in den Salon zurück begab und die Heiterkeit des Abends, die ſinnige Wahl der Geſchenke, überhaupt das Ganze beſprach, mit Einem Wort, ſich des Geſchehenen und Geſehenen erfreute. Es war Zufall, daß in einer Weile der Poet in einer Fenſteröffnung neben einem Fräulein ſtand, welches wir Adelheid nennen wollen. Was ſich von dieſem Fräulein Gutes und Liebes ſagen läßt, geht in's Mährchenhafte, ſtünde alſo hier an ſeinem Platz; aber da wir, Dank ſey es unſerm gütigen Schickſal! im Stande ſind, jezt manches Wunderbare zu erzählen, ſo erſparen wir uns das, was hier zu ſagen wäre, bis zu einer Zeit, wo wir mit unſerer Phantaſie nicht auskommen, und eine dem Grab entgegenſchleichende Sage oder Novelle durch eine weder geſchmeichelte noch vollendete Schilderung, wie Goethe irgendwo ſagt, retten wollen. Genug alſo, Beide ſtanden in einer Fenſteröffnung, und Adelheid ſprach: „Sehen Sie das Fenſter da drüben? dort ſehe ich immer Licht. Ich mag noch ſo ſpät zu Bette gehen, noch ſo früh aufſtehen, immer brennt das Licht. Wer mag dort wohnen? Vielleicht ſind es ſehr unglückliche Menſchen.“ Johannes antwortete (denn Johannes iſt der reimloſe Name des Reimers): „Wahrſcheinlich iſt es ein Poet oder ein Schneider, wie denn überhaupt zwiſchen dieſen beiden Handwerkern viel Aehnliches obwaltet.“

Er wollte eben dieſe etwas ſonderbare, aber wahre Handwerksverwandtſchaft durchführen, als eine hohle Stimme neben ihm ſprach: „Er iſt todt, ich ſage es Ihnen, er iſt der 214te auf meiner Liſte. O Sie müſſen ihn gekannt haben, er war oft hier.“ Johannes blickte zurück und traf auf eine ganz wunderliche Geſtalt. Ein hoher, magerer Mann, beinahe wie ein Lineal, dem man einen Todtenkopf aufgeſezt, in einem alterthümlichen Frack und Kappenſtiefeln, hatte dieſe Worte zu einem Andern aus der Geſellſchaft geſprochen, und verlor ſich mit dieſem in das Nebenzimmer. Adelheid, die den ſtaunenden Blick des Poeten bemerkte, ſprach: „Das iſt unſer Chevalier; er kommt ſeit undenklichen Zeiten zu uns und führt ein Regiſter über Alle, die das Haus beſuchen und ſterben; es iſt ihm eine Art Freude, wenn er erzählen kann, daß ſeine Todtenliſte ſich vermehrt hat.“ Johannes fühlte ſich durch dieſen Todtenvogel aufgeregt und ging ihm nach, wie wir denn immer durch alles Räthſelvolle, Grauenhafte uns angezogen fühlen; er fand ihn beim Ofen ſitzen. Es ſchien, als betrachte er eine weibliche Figur, die auf der Außenſeite des Ofens abgebildet war; als aber Johannes näher trat, bemerkte er, daß der Leichenanſager ſchlief. „So ſchläft er alle Tage nach Tiſch,“ ſagte einer der Anweſenden, als Johannes ſeine Verwunderung hierüber äußerte.

Indeß hatte ſich die Geſellſchaft nach und nach verloren, auch der Poet nahm ſeinen Hut und ſeinen Laternenanzünder und entfernte ſich. Die neue Zündmaſchine erhielt ihren Platz an ſeinem Bette. Seltſame Träume zogen an ihm vorüber, wie ſie ſich oft bei Menſchen einſtellen, deren Phantaſie lebhafter iſt, oder wie ſie ruhigen Menſchen erſcheinen, wenn ſie fremdartig aufgeregt werden. Aber von Nacht zu Nacht wurden die Träume wunderbarer, ſo daß er regelmäßig gegen Mitternacht in einen Mittelzuſtand zwiſchen Schlaf und Wachen verſank und die verworrenſten Bilder ihm vor das Auge traten. Endlich — es war die geheimnißreiche Sylveſternacht — war es ihm, als höre er ſich rufen; Johannes horchte auf, deutlich flüſterte es nun: „Schlafen Sie, Herr Graf?“ Er blickte um ſich. Der kleine Laternenanzünder hatte ſeinen Platz auf der Zündmaſchine verlaſſen und ſich auf das Kopfkiſſen geſtellt, und ſprach nun mit leiſer, aber anmuthiger Stimme, etwa wie ein Theatertenoriſt ſingt, wenn er ſeine Stimme verloren und doch noch als Othello dem Publikum eine Ahnung deſſen gibt, was es eigentlich hören ſollte. Er ſprach alſo: „Mein lieber Herr Graf, empfangen Sie meinen lebhaften Dank für die höfliche Art, mit der Sie mich bedacht. Ich fühle mich durch Sie angezogen, und dadurch, daß ich am Weihnachtsabend in Ihrem Hut verſteckt war, kam ich mit Ihnen in magnetiſchen Rapport; ſo kam es, daß ich endlich wieder meine Sprache erhielt, die ich ſchon längſt verloren; ſo will ich Ihnen denn auch erzählen, wer ich bin und was ich Ihnen für Dienſte leiſten kann. Da ich ſo ziemlich ſehe, was in Ihrem Kopfe vorgeht, ſo wird Ihnen mein Anerbieten willkommen ſeyn.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Natur- und gewerbwiſſenſchaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

Jene optiſche Täuſchung der Ausdehnung des Firſternbildes und der daſſelbe umringenden concentriſchen Kreiſe wird durch eine „Beugung,“ „Inflexion,“ oder, wie wir es auch genannt haben, „Diffraction“ der Lichtſtrahlen veranlaßt, welche dann erfolgt, wenn dieſe Lichtſtrahlen am Rande feſter Körper, wie hier am Rande der Faſſung des Objectivglaſes unſeres Fernrohrs, vorbeigehen. Daß dieſe Faſſung den Grund der Erſcheinung abgibt, davon kann man ſich überzeugen, wenn man vor das

Objectiv z. B. ein Stück Pappe ſezt, in welches eine dreieckige Oeffnung geſchnitten iſt: die vorherigen concentriſchen Ringe verwandeln ſich dann in einen ſchönen, ſechsſtrahligen Stern, deſſen Mitte das kleine Firſternbild abgibt. Noch prachtvoller aber wird dieſe Verwandlung, wenn man vor das Objectiv ein ſchachbrettartig geordnetes Gitter bringt, da ſich denn ein Stern mit vier gegen einander rechtwinklichen Strahlen zeigt, welche ein Kreuz von unbeſchreiblicher Schönheit bilden. Die Mannichfaltigkeit der anmuthigen Bilder, welche ſich auf dieſe Weiſe darſtellen laſſen, entſpricht übrigens der Menge von Geſtalten, welche man der Oeffnung der vor das Objectiv zu ſezenden Pappe geben kann; — es kam nur noch darauf an, eine vollkommen ausreichende Erklärung des Grundes dieſer wunderbaren Effekte zu geben. Dieſes nun ſcheint gegenwärtig gelungen zu ſeyn, indem man, ſtatt der in der Naturlehre bisher benuzten ſogenannten *Emiſſionstheorie* des Lichtes, eine andere, dieſer entgegengeſezte, nämlich die *Undulationstheorie* aufgeboten hat; und da dieſe beiden Ausdrücke jezt häufig gehört werden, ſo müſſen wir hier ihre eigentliche Bedeutung im allgemeinſten Bezug auf den vorliegenden Gegenſtand entwickeln. Jene Emiſſionstheorie nämlich, als deren eigentlicher Begründer *Newton* zu betrachten iſt, ſieht die Lichtſtrahlen als die Wege *materieller*, aus den leuchtenden Körpern wirklich ausgeſtoſſener Theilchen an: das Licht iſt ihr ein zwar ſehr feiner, aber doch wirklich körperlicher Stoff, welcher ſich, vom ſelbſt leuchtenden Körper ausgehend, durch den Raum verbreitet; ſie nimmt an, daß die Lichttheilchen der Sonne z. B. durch eine beſondere Kraft fortgetrieben werden, in gerader Linie (Strahlen) den Weltraum durcheilen und uns, indem ſie alſo unſer Auge treffen, die Empfindung des Lichtes gewähren. Dagegen macht die früher ſchon von *Euler* angegebene Undulations- oder Vibrationstheorie auf eine gewiſſe Uebereinſtimmung aufmerkſam, welche zwiſchen dem Lichte und dem Schalle ſtattfindet, und will darnach eben ſo wenig von körperlichen *Lichttheilchen* wiſſen, als man die Exiſtenz von *Schalltheilchen* zu behaupten wagen werde. Sie behauptet vielmehr, daß das Licht gar nichts Materielles, vom leuchtenden Körper wirklich „Emittirtes“ ſey, ſondern nur in einem, von demſelben ausgehenden, den Schallſchwingungen ähnlichen Wogen (Unduliren) oder Zittern (Vibriren) beſtehe, wodurch die betreffende Empfindung in unſerm Sehorgane erregt werde. Dieſe leztere Hypotheſe nun iſt es, welche ſich, wie geſagt, mit größerer Leichtigkeit zur Erklärung unſerer ſchönen Beugungsphänomene herleiht, da man, wenigſtens im Allgemeinen, leicht überſieht, daß der unendliche Formenwechſel dieſer Phänomene eher durch ein Vibriren von Lichtwellen als durch ſtarrere, wirkliche Lichtausflüſſe veranlaßt werden könne. — Meine Abſicht war hier nicht, gelehrt zu erſchöpfen, ſondern nur für das Bedürfniß der Unterhaltung anzudeuten.

Eine andere Frage, welche durch den bedenklichen Geſundheitszuſtand eines großen Theils von Europa in der lezten Zeit beſondere Bedeutung erlangt hat, iſt die Frage nach der eigentlichen *Natur der Miasmen*, von welchen man, mit großem Scheine der Berechtigung, jenes traurige Verhältniß hat abhängig machen wollen. Der franzöſiſche Naturforſcher *Bouſſingault*, welcher über dieſen Gegenſtand während eines längern Aufenthalts im tropiſchen Amerika, einem Hauptſize von Miasmen und Epidemien, ſorgfältige Beobachtungen angeſtellt hat, iſt kürzlich in den Annales de Chimie et de Physique mit einem ſachreichen Aufſaze darüber hervorgetreten, aus welchem wir einige Notizen ausheben, und an dieſelben Beziehungen zum gegenwärtigen Verhältniſſe unſers eigenen Welttheils knüpfen wollen. Bouſſingault macht zuerſt auf den allgemeinen Einfluß aufmerkſam, den große Feuchtigkeit oder Trockenheit, heftige Kälte und übermäßige Hitze, überhaupt aber raſche Gegenſätze auf den Geſundheitszuſtand einer Gegend ausüben müſſen: ſie kündigen einen gewaltſamen, abnormen, krankhaften Zuſtand der Atmoſphäre ſelbſt an; wie könnte derſelbe ohne Reaktion auf die in dieſer Atmoſphäre athmenden Weſen bleiben, von denen die Menſchen beſonders empfindlich dafür ſind?

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Nürnberg, März.

Erſter Eindruck.

Ein friſcher, ſchöner Morgen war es, an dem wir das Rezatthal verließen, um das Ziel langer Wünſche zu guter Zeit zu erreichen. Der Weg windet ſich langſam die einförmigen Hügel hinauf und hinab, die Ausſicht iſt beſchränkt durch dunkle Tannen- und Föhrenwälder. Doch bot auch dem Auge ſich äußerlich keine Befriedigung, ſo ſchwelgte der Geiſt im Rückblick auf Deutſchlands vergangene Tage, und das innere Auge trank in raſchem Vorblick all das Grün des friſchen Lebens, das die deutſche Stadt in ſchönem Nachflor bieten müßte. *Heilsbronn*, das Kloſter, bildet mit ſeinen Denkmalen alter deutſcher Kunſt in Stein und Farbe eine ſchöne Vorhalle, in der man ſich gerne ergehen und an der Ausſicht laben mag, die eine ganz neue Welt verſpricht. Bald breitet ſich auch die mächtige Ebene vor uns aus, deren Zierde das faſt tauſendjährige *Nürnberg* iſt. Nördlich im Hintergrund umſchließen blaue Gebirge den unermeßlichen Kreis, links begrüßeſt du die alte Feſte, auf der einſt Wallenſtein dem Rieſenmuth des Schwedenkönigs getrozt, weiter rechts zeigt ſich nahe dabei Fürth, und vor dir erhebt ſich Nürnberg, deſſen alte Kaiſerburg ſich im warmen Strahle ſonnt, während ein ſpizes Zwillingspaar von Thürmen nach dem andern dem Duft entſteigt. Aber lange hat man das Ziel im Auge, und erſt nach Stunden trittſt du

ein in die gewaltigen Thore, an denen Rieſenthürme Wache halten. — Ich habe Frankfurt geſehen, üppig hingegoſſen am luſtigen Main, ich ſah, wie aus dichtem Nebel Straßburgs Münſter majeſtätiſch einſam ſich vor mir erhob, ich habe manche Stadt in deutſchen Gauen betreten, habe ihr Leben und Treiben geſehen, bin in ihren vollen und dumpfen, neuen und ſteifen Straßen gewandelt, aber frei und freudig athmete das beklommene Herz erſt wieder auf, wenn es aus dieſen ſchönen Wüſten, aus dem Druck von Giebeln und Dächern, aus der Straßen quetſchender Enge, aus der Plätze kalter Pracht entflohen war in die lebendige Natur, „da Gott die Menſchen ſchuf hinein. — hier war ich Menſch, hier durft' ichs ſeyn.“ Doch Nürnberg, das mit ſo mancher lieben Spende unſer Leben erfreut, mit hehren Erinnerungen an deutſche Größe ſo traulich unſern Geiſt umſchwebt, wie freudig betreten wir dieſe Stadt! Heiter und freundlich umfängt uns die ſchöne breite Straße mit den Reihen ihrer alten, aber einfach und ſolid gebauten Häuſer. Luftig ſchweben die zierlichen Erker überall da oben, lieblich nickt der blumige Schmuck von den Häuſern den Gruß herab. Es iſt nicht die Dumpfheit alter Städte, es hat nicht der Krämergeiſt mit dem Himmelslichte ſelbſt gemarktet, und vor dem Strahl der Sonne ſich in die dunkeln Vorſprünge hoher Giebelhäuſer verkrochen. Selbſt engere Straßen ſind meiſtens belebt, hell, ja freundlich und wohnlich gegen jene Winkel anderer Städte, die nie vom Tag beſchienenen Gräber der Lebendigen. — Und dann Alles wie aus Einem Guß: nichts Mißgeſtaltetes ſtört den harmoniſchen Eindruck, den der Anblick dieſer Welt bietet, wo es faſt überall ſproßt und blüht, und das üppige Geranke des Steins hinanſtrebt zu einer Welt des Geiſtes und Gemüthes, von der das Alterthum kaum eine Ahnung hatte. Wer fühlt ſich nicht fremd in den Tempeln, verlaſſen auf den Plätzen Roms oder Griechenlands, unbefriedigt in der Fülle jener ſonſt ſo ſättigenden Objectivität? Und wie proſaiſch gähnen uns die langen, ſchnurgeraden modernen Verſtandesſtraßen an, farb- und leblos wie der Tod! Aber hier blüht im eigentlichen Sinn Stein und Farbe; und dieſe Blumen leben und ſproſſen im angeſtammten Boden, der ſie nährt mit ſeiner alten Fülle, wo ſie liebend gepflegt werden von dem jungen Geſchlecht. Wahrlich, hier ſteigen jene Gebilde nieder in des Lebens bunte Reihen, und die Kinder der frühern Zeit lächeln von ihrer ernſten Höhe herab in die rege Gegenwart, und es iſt, als ob die Knoſpen jugendlich aufſprängen, um den Umkreis mit ihrem ſüßen Dufte zu erfüllen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Paris, März.

(Beſchluß.)

Aktienunternehmungen. Gazette des Tribunaux. Depots. Theater.

Die Wahrheit kommt dabei freilich oft übel weg: von den launigen Aeußerungen der Leute aus dem Volke vor Gericht iſt zuweilen kaum Eine wahr. Was macht dies aber der Leſewelt? Sie findet die Berichte ergötzlich, und wird ſich nicht die Mühe nehmen, Tage lang den gerichtlichen Verhandlungen beizuwohnen, um ſich von der Wahrheit der Berichte der Gazette des Tribunaux zu überzeugen. Vielleicht würde ſie es gar übel nehmen, wenn man ihr bewieſe, daß aller Witz und alle Laune, die in den Berichten ſo ergötzlich ſcheinen, gar nicht vorgebracht worden ſind, ſondern von dem Referenten herrühren. Freilich iſt es eben nicht ſehr moraliſch, in den Vergehen, welche ſo viele Menſchen vor die Gerichte bringen, nur etwas Komiſches zu ſehen und Stoff zu poſſierlicher Darſtellung darin zu ſuchen; aber, wie geſagt, die Leſewelt nimmt es nicht ſo genau; man beluſtigt ſich, und das Blatt hat ſein Glück gemacht. — Nicht ſo erfolgreich ſind andere Unternehmungen in Paris geweſen, die ebenfalls auf Aktien gegründet worden waren, und von denen man etwas Anderes erwartet hätte. Dahin gehören vorzüglich die beiden Waarendepots. Der Handelsſtand hatte ſeit langer Zeit verlangt, die von außen kommenden Waaren hier in Magazinen niederlegen zu können, und nur dann die Mauth bezahlen zu dürfen, wenn er, der Waaren bedürftig, ſie aus den Depots ziehe. Nach langen Debatten iſt vor mehreren Jahren dieſer Vorſchlag endlich durchgeſezt worden, nachdem die Seeſtädte vergebliche Vorſtellungen dagegen eingereicht hatten. Große Handelshäuſer vereinigten ſich nun zur Errichtung geräumiger Depots auf Aktien. Es wurden in zwei von einander weit entfernten Stadttheilen, nämlich zu Chaillot neben der Seine und in der Tempelvorſtadt neben dem St. Martinkanal, welcher auch mit der Seine in Verbindung ſteht, große Magazine angelegt, und die Spekulanten meinten, aus den beiden Anſtalten werde ſich ein bedeutender Gewinn ziehen laſſen. Aber der Erfolg hat der Erwartung bisher nicht entſprochen; entweder wird nicht ſo viel niedergelegt, daß ſich ein bedeutender Gewinn daraus ziehen ließe, und die Kaufleute finden es minder koſtſpielig, die Waaren in den Häfen liegen zu laſſen, bis ſie derſelben bedürfen, oder die Pariſer Anſtalten ſind mit zu vieler Verſchwendung angelegt. In der That ſollen zu viele Beamte angeſtellt und die Verwaltung allzu koſtſpielig ſeyn. Dies iſt leider der Fehler mancher neuen Anſtalten in Paris; man legt Büreaux an, beſoldet ein Heer von Commis und Beamten, nimmt ein prächtiges Lokal, muß ungeheure Miethe dafür zahlen, und ſo wird aller Gewinn von den Ausgaben verſchlungen. Bei den Theaterunternehmungen ſind es andere Urſachen, welche den Erfolg hindern. Wenn ein einziges Theater, das kleine Palais-royal-Theater, goldene Geſchäfte macht, ſo haben dagegen andere viele Mühe, ſich vor dem Untergange zu bewahren. Das Ambigu-comique, eines der älteſten Volkstheater, bietet jezt allen Kaufluſtigen ſeine Aktien an, ein Beweis, daß ſie nicht geſucht werden. Der Cirque olympique hat ſchon zweimal ſeine Zahlungen einſtellen müſſen, und dennoch haben ſich jezt wieder Kapitaliſten gefunden, um dieſes Schauſpiel zum dritten Male flott zu machen. Aber es gehören zur Truppe dieſes Theaters viele Pferde, und wenn das Heu theuer iſt, geräth das Schauſpiel in Verluſt, zumal neben den Pferden auch eine bedeutende Zahl von Menſchen unterhalten und beſoldet werden muß. Dann hat dieſes Theater Napoleons Ruhm und die Feldzüge der grande armée ſo ziemlich abgenuzt, und da die Luſt an Feldzügen beim jezigen friedfertigen Geſchlecht abgenommen hat, ſo fängt der Stoff an zu mangeln. Dg.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 66:
Das Nordlicht (18ten Februar 1837.)

Logogriph.

Mit —f ein Hüter für Geiſt und Wein,
Mit —erz ein Dichter mit Schalkslatein;
Mit —os kommt's immer zu rechter Friſt,
Wenn A ſein glücklicher Anfang iſt;
Mit —ſt ein behaglicher geiſtlicher Mann,
Mit —bet oft kündet' es Zukunft an.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 73.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 27. März 1837.

Why all these things change from their ordinance,
Their natures and preformed faculties,
To monstrous quality?

Shakespeare.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

Außer dieſen climatiſchen Einflüſſen exiſtirt aber noch eine andere, allgemeinere und kräftigere Urſache, welche ſich beſtändig an Orten entwickelt, wo abgeſtorbene Pflanzentheile den Wirkungen der Wärme und Feuchtigkeit ausgeſezt ſind; und daß es beſonders ſolche verwitternde Pflanzentheile ſind, welche die tödtlichſten Miasmen aushauchen, geht daraus hervor, daß ſich die lezteren zur Zeit großer Urbarmachungen allemal am beſtimmteſten hervorthun. Solche Unternehmungen ſind daher in der heißen Zone, wo alle dieſe Proceſſe einen energiſcheren Charakter annehmen, auch allemal ein Todeskampf zwiſchen dem animaliſchen und dem Pflanzenleben; es ſcheint dann, als wenn die Natur nicht Kräfte genug beſitze, um beide vitale Thätigkeiten gleichzeitig zu begünſtigen. Die entſetzlichſte Sterblichkeit herrſcht aber da, wo das Meerwaſſer ſich mit ſüßen, ſtehenden Gewäſſern miſcht und durch dieſe Vermiſchung und Ausdünſtung die Luft mit noch gefährlicheren Miasmen ſchwängert. Der ſogenannte Sack des Golfs von Maracaibo bietet ein beſonders auffallendes Beiſpiel davon dar; und im Dorfe Caita, auf der Küſte des Littorals von Venezuela, dürfen die Neger, wenn ſie ihre Schulden nicht bezahlen wollen, nur zu Hauſe bleiben, wohin ihnen kein Gerichtsdiener zu folgen wagt, da Perſonen, welche an die Miasmen, die dort die Luft erfüllen, nicht gewöhnt ſind, oft in wenigen Stunden eine Beute des Todes werden. Bouſſingault hat verſucht, durch vergleichende Analyſen der Luft zu Paris, Lyon und in den genannten Gegenden des tropiſchen Amerika die eigentliche Subſtanz dieſer Miasmen auszumitteln, und er hat ſehr wahrſcheinlich gemacht, daß eine Gegend um ſo ungeſunder ſey, einen je größern Antheil von Kohlenwaſſerſtoff die dortige Atmoſphäre enthalte. Es gibt alſo wenigſtens krankhafte Miſchungsveränderungen der Luft, welche als die nächſte Urſache hervortretender Epidemien bezeichnet werden können: die irdiſche Atmoſphäre, und wahrſcheinlich auch der von ihr umfloſſene Erdkörper kranken ſelbſt und ziehen dadurch die Krankheit der darauf lebenden Geſchöpfe nach ſich, gleichwie Inſekten, welche auf einen thieriſchen Körper angewieſen ſind, unter dem Erkranken dieſes Körpers mit leiden. Zu dieſen, in ihren Folgen auf das thieriſche Leben ſo wichtigen krankhaften atmoſphäriſchen Affectionen muß aber unſtreitig auch ein abnormer Zuſtand der Luftelektricität gerechnet werden, welcher, im weiteſten Sinne des Wortes, auch als ein Miasma, * oder doch wenigſtens als eine ſchädliche Luftbeſchaffenheit überhaupt

* Ich bitte, mich nicht falſch zu verſtehen.

bezeichnet werden kann; und es iſt in dieſem Bezuge höchſt merkwürdig, daß der würtembergiſche Oberamtsarzt Dr. Buzzorini zur Zeit der in München herrſchenden Epidemie bei einer Reiſe nach dieſer Hauptſtadt, je mehr er ſich lezterer näherte, immer mehr freie, negative Elektricität beobachtete, und zwar in einer Menge, wie er vorher niemals wahrgenommen hatte. Die Urſache des epidemiſchen Erkrankens ſcheint daher, wir wiederholen es, allerdings in einem gleichzeitigen abnormen (krankhaften) Zuſtande der Atmoſphäre geſucht werden zu müſſen, welcher ſich entweder durch Miasmen, zu deren Zerſetzung es ihr augenblicklich an vitaler Kraft gebricht, oder aber durch ein geſtörtes Gleichgewicht der in ihr fungirenden Naturkräfte, wie hier der Elektricität, ankündigt. — Weiter gehen wir auf den geheimnißvollen Gegenſtand, wie viel wir noch darüber auf dem Herzen hätten, für jezt nicht ein.

Ueber die Entdeckung des deutſchen Naturforſchers **Ehrenberg**, betreffend das Vorkommen **mikroſkopiſcher Thier- und Pflanzenreſte vorweltlicher Zeit im Feuerſteine**, wovon zu Anfang dieſes Berichts vorläufig die Rede geweſen iſt, findet ſich jezt ein Bericht in den eben an das Licht tretenden Verhandlungen der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin im December des vorigen Jahrs. Ehrenberg weist daſelbſt in den bei Delitſch (unſern Leipzig) gefundenen Feuerſteinen **Algen** (eine zu den kryptogamiſchen Gewächſen gehörende Pflanzenfamilie) als Begleiter der angegebenen Infuſionsthierchen nach. Er beſtimmt ferner die eigentlichen Gattungen dieſer Feuerſteinthierchen, wenn wir ſo ſagen dürfen, genauer, und lehrt uns unter denſelben namentlich drei, wie es ſcheint, noch lebend vorkommende Arten der Panzerinfuſorien, und eine andere, lebend nicht aufgefundene Art kennen. Mit dieſen Infuſorien gleichzeitig fanden ſich ferner in den Feuerſteinen oft ſehr wohlerhaltene Fragmente von Salzwaſſerpflanzen und von ſolchen unleugbaren Seethieren, die noch nie außer dem Meere entdeckt worden ſind. Um dies Alles auf eine ganz augenſcheinliche, keine Einwendung zulaſſende Weiſe darzuthun, läßt Ehrenberg den Feuerſtein zu ſo dünnen Plättchen ſchleifen, daß dieſelben den feinſten mikroſkopiſchen Beobachtungen unterworfen werden können, und die ſorgfältigſte Unterſuchung von Hunderten ſolcher Täfelchen hat gezeigt, daß meiſtens die ganze Maſſe aus Infuſorien und Meerespflanzen beſteht. — Verſuchen wir es nun, durch Anſtrengung unſerer Einbildungskraft uns in die Urzeit zurück zu verſetzen, welche wir die heroiſche in Bezug auf die damals waltenden Naturkräfte nennen möchten, und wo Revolutionen eintraten, wobei ſich Fluthen und Gluthen vereinigten, um eine Welt von Infuſionsthierchen und Meerespflanzen zu einem nachherigen Gebirge von Feuerſtein zuſammenzuſchwemmen und zu ſchmelzen. In der That, wir haben jezt, wo die Naturgewalten ihren furchtbaren Charakter abgelegt zu haben ſcheinen, gar keinen Begriff mehr von einem ſolchen Vermögen, und nur zuweilen geben noch außerordentliche Phänomene eines Erdbebens, eines Orkans u. ſ. w. ein ſchwaches Bild von jenem früheren Zerſtörungskampfe der Elemente.

(Der Beſchluß folgt.)

Verlegenheit und Hülfe.

(Fortſetzung.)

Während dieſer Rede war der Graf von ſeinem Erſtaunen etwas zurückgekommen; da überdem die Poeten das Privilegium haben, mit Geiſtern umzugehen, als ob ſie ihres Gleichen wären, worin ſie ſich aber oft irren, ſo bot er ihm einen Stuhl an, fragte, ob er einer Taſſe Thee bedürfe, und was ſolche höfliche Redensarten mehr ſind. Der Kleine aber antwortete: „Sie ſind viel zu artig, es iſt Alles zu viel, laſſen Sie mich nur ausreden, das iſt die Hauptſache.“ — Der Graf ſchwieg und der Kleine fuhr fort: „Ich bin der Geiſt der Mährchen. Einſt war ich ein angeſehener Mann, überall willkommen bei Großen und bei Kleinen, es war eine ſchöne Zeit! Nach und nach wurden die Menſchen geſcheidter, oder glaubten es wenigſtens zu ſeyn; ſie ſchämten ſich meiner und verwieſen mich in die Kinderſtube. Sie glauben nicht, mein Lieber, wie gut es mir dort manchmal ging. Die Ammen und Kinderfrauen ſtuzten mich oft recht zierlich zu, ſo daß ich mich ſelbſt über meine Schönheit wunderte. Da kam aber einmal einer, der ſagte: „Alle dieſe Sachen tragen nichts ein, ſie hindern nur die Kinder im Rechnen, wir leben im Zeitalter des Verſtandes, hinaus mit den Mährchen!“ Der Mann, der das ſagte, war nun eben nicht der Repräſentant des Verſtandes, aber die Andern gaben ihm Recht. Mein Vetter Phantaſus ward gebunden; Sie haben ſeine wahrhafte, aber klägliche Geſchichte gewiß im Tieck geleſen; ich mußte mich als Straßenbettler forthelfen. Meine Koſt ward täglich ſpärlicher. Grimm und Houwald warfen mir manchmal einen Biſſen zu; ſo nährte ich mich kümmerlich. Ich ſchrumpfte täglich mehr ein. Den vorigen Winter ſtand ich einſam auf der Straße; ich war ſchon ſo klein, wie Sie mich jezt ſehen. Die Kälte war groß, ich erſtarrte. Ein Handwerker, der für einen Galanteriehändler arbeitet, fand mich und ſezte mich auf die Zündmaſchine. So ſtand ich beinahe ein Jahr regungslos, bis mich die Frau, durch die ich zu Ihnen kam, aus dem Gewölb erlöste. Schon als ſie eintrat und mich anblickte, wurde mir ganz wohl um's Herz, und wie ein elektriſcher Schlag durchzuckte es mich, als ſie mich berührte: wie

Sie wiſſen, Rapport, oder wie man das ſonſt nennt. Ich ſchwieg aber, um mich im Gewölbe nicht neuen Verwicklungen auszuſetzen. Abends kam ich in Ihre Hände. Seither habe ich mich immer mehr und mehr erholt, und weil Sie ſich gegen mich artig benehmen und die Kinder lieben wie ich, will ich Ihnen einen Dienſt erweiſen. Sie möchten gern ein Mährchen ſchreiben, wiſſen aber nicht, wie dies anzufangen ſey, mit Einem Wort, Sie ſind in Verlegenheit, ſo biete ich Ihnen meine Hülfe an; ich will Ihnen beiſtehen. Es wird zwar nicht viel herauskommen, Sie haben keinen rechten Mährchenzuſchnitt, aber verſuchen wollen wir's.“ Johannes erwiderte: „Mein Liebſter! Sie ſind mir im höchſten Grade willkommen, ich will mich gleich an den Schreibtiſch ſetzen, belieben Sie dann nur zu dictiren. Der Titel heißt Verlegenheit und Hülfe.“ — „Verzeihen Sie,“ entgegnete der Laternenanzünder, „ſo iſt es nicht gemeint. Ich will Sie in die Fabrik der Erzählungen führen, dort werden Sie das Weitere erfahren.“

Während ſich nun Johannes ankleidete, lief der Kleine an den Wänden auf und ab, wie eine Fliege, und immer ſtellten ſich neue Gegenſtände dar: bald Gärten, die ſich in's Unendliche ausdehnten, mit den herrlichſten Bäumen und rauſchenden Gewäſſern, dann Palläſte, ſo ſchön, wie ſie nirgend auf der Welt anzutreffen ſind, und Prinzeſſinnen und Mohren, Ritter und Zwerge im bunteſten Gewirr, und ſo wechſelte es immer, bis Johannes ganz ſchwindlicht wurde und ſprach: „Ich bitte Sie, mein lieber Freund, dieſe Tollheiten bei Seite zu laſſen, ich werde ganz confus und kann gar nicht mehr vernünftig denken. Erzählen Sie mir lieber, was es für eine Bewandtniß hat mit der Erzählungsfabrik, die Sie erwähnt.“ Augenblicklich verſchwanden die Bilder von der Wand. Der Kleine ſtand neben Johannes und begann: „Die Kunſt geht nach Brod, die Menſchen auch; da iſt nun Einer derſelben auf die Idee gekommen, eine Erzählungsfabrik anzulegen, und ſie hofft auch ein ausſchließliches Privilegium auf die Dauer von fünf Jahren zu erhalten. Der Vorzug der Fabrikerzählungen iſt, daß ſie in keinem öffentlichen Blatt getadelt werden, weil der Eigenthümer der Recenſirmaſchine der Muſe den Hof macht; und Sie wiſſen, daß die Recenſenten immer nur nach ihrer perſönlichen Zu- oder Abneigung und nicht nach dem Werth des Werkes urtheilen.“ — „Was iſt denn die Taxe für eine Erzählung?“ — „Das werden Sie ſchon hören,“ gab der Kleine zur Antwort. „Sind Sie ſchon angezogen?“ — „Ja, mein kleiner Freund!“ — „Als ein rechter Laternenanzünder will ich Ihnen vorleuchten, mein Lieber!“ ſprach der Kleine und griff auf den Tiſch nach einem Buch. Es war ein Werk, auf welches ſich jeder Schriftſteller beruft, wenn er den Mangel eigener Phantaſie durch erzwungene Luftſprünge zu erſetzen ſucht, mit Einem Wort, es waren Hoffmanns Serapionsbrüder. Der Kleine riß ein Blatt heraus, und dieſes leuchtete alſobald in wunderbarer Helle; ſie traten auf die Gaſſe.

Als ſie eine Weile gegangen waren, bemerkte Johannes, daß Hoffmanns Blatt bald düſterer, bald heller brannte. Der Kleine, den er darum befragte, erwiderte: „Dies hängt von den Leuten ab, die in der Gaſſe wohnen, durch die wir ziehen. Haben ſie viel romantiſchen oder kindlichen Sinn, ſo brennt die Lampe hell; ſind ſie ſehr geſcheidt oder Kritiker, ſo verdüſtert ſich der Schein.“ Kaum hatte er dieſe Worte geredet, als das Licht ganz ausloſch. Der Kleine faßte Johannes am Arm und zitterte, wie von Fieberfroſt geſchüttelt; der Angſtſchweiß brach ihm auf der Stirne aus, er war ganz klein zuſammengeſchrumpft. „Verbergt mich, ich bitt' Euch, und lauft, was Ihr könnt.“ Johannes ſteckte den Kleinen in die Taſche und lief bis auf den Platz, der das Ziel ihrer Wanderung ſeyn ſollte. Dort wollte er den Kleinen wieder aus der Taſche ziehen, aber der war indeſſen ſchon wieder ſo gewachſen, daß ſein Kopf aus dem Sack herausguckte. „Sag mir nur, Kleiner, was iſt dir denn geſchehen?“ ſprach Johannes. — „Dort wohnt die Polizeihofcenſurſtelle,“ erwiderte dieſer, „und wenn man der in die Nähe kommt, iſt es um Phantaſie und Licht geſchehen. Doch ſeht, wir ſind zur Stelle.“

Johannes blickt auf; das Licht, von welchem Adelheid geſprochen, flimmerte und eine Geſtalt ſchien ſich zu bewegen. „Die Muſe iſt da,“ ſprach der Kleine. „Kommt herauf. Ihr ſeht,“ ſprach er auf der Treppe, „daß ich Euch nicht getäuſcht, Alles iſt ſo unordentlich, wie es nur im Haus einer gelehrten Frau möglich.“ Sie pochten; keine Antwort. „Sie iſt gewiß mit ihrer Toilette beſchäftigt. Tretet nur ein.“ Johannes gehorchte. „Richtig putzt ſie ſich,“ ſprach der Kleine. „Wo iſt ſie denn?“ fragte Johannes. „Seht Ihr ſie nicht am Fenſter?“ Eine dicke Frau ſtand am Fenſter; ihr Alter mochte zwiſchen ſechzehn und ſechzig Jahren ſeyn, ſie neſtelte in ihren Haaren. „Das iſt die Muſe,“ ſprach der Kleine. Dem Poeten erſtarb das Wort im Munde.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, März.

Gemäldeausſtellung.

Seit einiger Zeit iſt eine **Gemäldeausſtellung** in dem von Pabſt Pius VII. zu dieſem Zweck beſtimmten Lokale an der Porta del Popolo eröffnet. Wenn man in Anſchlag bringt, daß Rom noch immer für den Mittelpunkt der Kunſtbeſtrebungen gilt, ſo wundert man ſich ſehr über den geringen Belang dieſer Ausſtellung. Es würde indeß unbillig ſeyn, wenn man verneinen wollte, daß ſich einige ſehr lobenswerthe Werke vorfinden. Von dem alten, noch immer jugendkräftigen **Reinhart** iſt eine ſchöne Landſchaft vorhanden. Im Vordergrunde ein kleiner Strom, welchem langſam Vieh ſich nähert; große Bäume breiten ein Laubdach aus,

zu beiden Seiten liegen Felſenmaſſen, rechts ein einſamer doriſcher Tempel. Hirten und Heerden erblickt man im Mittelgrund, hinter ihnen eine flache Strandgegend mit wenigen Wohnungen, während das blaue Meer den Horizont bildet. Es liegt in dieſer Landſchaft, in ihrer Ruhe etwas, was den Beſchauer in das klaſſiſche Alterthum verſezt. Im landſchaftlichen Fache iſt auch ſonſt noch Tüchtiges geleiſtet, namentlich von einem Ruſſen, Namens Lebedeff, welcher eine überaus heitere und farbenreiche Anſicht des Albanerſees mit Caſtel Gandolfo, und eine Partie aus der untern Gallerie von Albano mit einem Blick auf das Thal gegeben hat, die von großem Talent und Farbenſinn zeugen, und von einem Ungar, Marco, deſſen kleine Bilder ſich durch eine bewundernswürdige Ausführung und große Wahrheit des Details bemerklich machen. Catel hat eine Anſicht der Gegend um Viareggio im Herzogthum Lucca und eine andere der benachbarten Carrariſchen Gebirge geliefert, in denen man ſeine gewohnten Vorzüge der Naturtreue und vorzüglich pittoresken Auffaſſung wiederfindet, die aber für italieniſche Landſchaften etwas kalt ſind. Vielen Beifall findet ein ſehr hübſches Genrebild von Lindau aus Dresden. Die Scene bildet der Strand von Nettuno. Eine Segelbarke iſt auf's Trockene gezogen, zwei Fiſcher befinden ſich auf dem Deck mit Mandolinen, der vordere ſizende, ein blonder, noch jugendlicher Kerl mit blizendem Auge und lebhafter Geberde, ſingt eine Stanza oder ein Lied, während ſein Gefährte, eine braune Seemannskutte über den Kopf gezogen, halbgebückt, ihn auf der Mandoline begleitet. Ein Dritter, ein junger Burſche, nichts tragend als Leinwandbeinkleider und ein Amulet um den Hals, ſteht an die Barke gelehnt, einen Pfeifenſtumpf im Munde. Eine ganze weibliche Geſellſchaft hört zu. Zwei hübſche Mädchen, in dem reichen, farbenheitern Coſtüm der Gegend, ſtehen ganz vorne, ſie haben einander umſchlungen und halten in der Hand das Tamburin, wahrſcheinlich vom Tanze ruhend, um dem Geſange zu lauſchen. Sie ſcheinen die Hauptperſonen zu ſeyn, zu denen der Vortragende ſich wendet. Ein junges Weib, dicht vor der Barke ſizend, ſäugt ihr Kind, eine andere iſt mit dem Rocken beſchäftigt. Rechts vom Beſchauer iſt eine andere Gruppe. Eine Frau, auch noch mit jugendlichen Zügen, hält einen kleinen Knaben, der mit einem Burattino ſpielt; eine zweite neben ihr ſteht mit dem einen Fuß auf einem Block und hört aufmerkſam zu, indem ſie das Kinn auf die Hand ſtüzt und ihr blondes Köpfchen nach vorne neigt. Eine dritte trägt einen Waſſerkrug auf dem Haupte. Vorne ſizt ein etwas älterer Fiſcher mit einem Strohhute, übrigens in dem höchſt einfachen Coſtüme, welches oben beſchrieben worden, braun gebrannt von der Sonne, auf dem Boden; vor ihm wälzt ſich, ein echtes Muſter des dolce far niente, im Sand ein Knabe, eine Orange haltend, deren er ſchon einige verzehrt zu haben ſcheint. Hinten ſieht man das Meer und das Städtchen; ſeitwärts eine Oſterie, aus welcher man eine Schüſſel mit dampfenden Maccaroni und Anderes herbeiträgt. Der Ton des ganzen Bildes iſt äußerſt heiter und anmuthig, und die maleriſche Tracht iſt der geſchickten Gruppirung zu Hülfe gekommen, ein ſehr gelungenes Ganze zu liefern.

(Die Fortſezung folgt.)

Nürnberg, März.

(Fortſezung.)

Heideloff. Die altdeutſche Kunſt.

Kommt hier die Schwäche des Alters über die Steingebilde, bald begrüßt der neue Frühling den jungen Flor, der üppig nachwächst unter der Pflege eines ſinnigen Gärtners, der aus ſeinem Heimathlande ausgezogen iſt, um hier das heimiſche Feld ſeines reichen Geiſtes anzubauen. Unter ſeiner Künſtlerhand entſtehen immer wieder neu und ſchön die ſinnvollen Werke alter Kunſt, und ſegenvoll waltet in ſeiner Schöpfung ſein wahlverwandter Geiſt im Bund mit jungen Kräften, die er ſich heranbildet. Sieh dort das grüne Haus, umrankt von blumigen Gebilden, die der geſtrige Tag erſt wach geküßt zu haben ſcheint; und jenes dort, das bis hinauf zur Kapelle, die ſeinen Giebel krönt, ſo reich geſchmückt iſt mit Blumen und Arabesken, welche in holder Verwirrung die zierlichen Wappenſchilder und die bedeutſamen Gruppen umſchlingen — erſt heute ſcheint es der Hand des Meiſters entwachſen zu ſeyn. Und dort in der Lorenzerkirche ſiehſt du das Meiſterwerk von Veit Stoß, dem unvergleichlichen Künſtler in Holz, wie es von dem mächtigen Gewölbe herniederſchwebt, um der Erde aus Engelsmund den Gruß des Himmels zu bringen. Es war herabgeſtürzt und lag vor kurzer Zeit noch in Splitter zerſchmettert; aber neu verjüngt ſchwebt es nun in ſeiner goldenen Glorie. Fragſt du nach dem Meiſter, es iſt derſelbe, der daneben jenes himmelhohe Gerüſt erklettert, um dem Werke Adam Krafts — der die Kunſt beſeſſen haben ſoll, Steine zu erweichen, ſie, wie der Töpfer ſeinen Thon, in dieſe kühngeſchwungenen Formen zu ſchlagen und wieder hart zu machen — dieſem wunderſamen Sakramentshäuschen, das tauſendgliedrig ſich an dem mächtigen Säulenbüſchel emporrankt, ſeine Sorge zu widmen, es iſt derſelbe, der dort der künſtlich ausgelegten Fenſterroſe ſeine Zierde wiedergibt. Karl Heideloff aus Stuttgart iſt es, der dieſe Schöpfungen der deutſchen Vorzeit ſorgſam erhält. Schwerlich iſt Jemand ſo tief in die Geheimniſſe der deutſchen Baukunſt eingedrungen, ſelbſt Boiſſerée nicht. Was Viele geahnt und geſucht, hat er durch reiches Quellenſtudium gefunden; er hat den Archimedespunkt erforſcht, aus dem ſich der ganze reiche Schaz gothiſcher Kunſt heben läßt, wo ihre Räthſel ſich löſen, die Myſtik ihrer Verhältniſſe ſich offenbart, und die heilige Siebenzahl der alten Baukünſtler ihre bedeutſamen Geheimniſſe verkündet. Was er bereits geleiſtet, was er der Welt noch ſchenken wird, ſeine „Beiträge zur Geſchichte der gothiſchen Kunſt,“ ſein „ikonologiſches Lexikon,“ ſeine „Geſchichte des Altars,“ werden ſeinem Namen auch in der Ferne die Verehrung ſichern, welche ihm ſeine Perſönlichkeit und ſeine Wirkſamkeit als Lehrer und Meiſter bei denen, die ihn kennen, längſt erworben hat. Schade, daß es uns nicht vergönnt iſt, das Theater Nürnbergs nach ſeinem Plan in gothiſchem Styl erbaut zu ſehen. Es hätte ſich dann, ebenbürtig ſeinen Nachbarn, den großartigſten Denkmalen der deutſchen Kunſt anreihen können, während es ſo, in modernem Gewande, bei größern Koſten, verfehlt in der innern Conſtruction, auch im Aeußern den harmoniſchen Eindruck ſtört, den die reiche Umgebung macht. Mögen ſich andere Städte ihrer Moderniſirung rühmen; aber hier wurzelt die deutſche Kunſt noch im angeſtammten Boden, hier ſollte ſie vor Allem gepflegt werden. Wir erinnern uns hiebei lebhaft der Worte Uhlands: „Ein Baum, der nicht im groben Volksboden ſich genährt, nein! einer, der nach oben ſogar die Wurzeln kehrt.“ Will man dieſen auch hieher verpflanzen? Nur was in ſich ſelber die Nothwendigkeit ſeiner Exiſtenz hat, mag beſtehen; Laune und Machtſpruch vermögen hier nichts. Wie wahr iſt der Gedanke, welcher Heideloffs würdigem Streben zu Grunde liegt: Wir haben eine deutſche Kunſt, warum ſollen wir griechiſch bauen? Warum die Hallen des heitern Süden in unſern wolkigen Norden verſezen?

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 74.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, den 28. März 1837.

If we shadows have offended,
Think but this — and all is mended —
That you have but slumber'd here,
While the vision did appear.

Shakespeare.

Verlegenheit und Hülfe.

(Beſchluß.)

Es war ſeltſam anzuſehen, wie die Muſe zum Fenſter hinaus griff und einen Stern nach dem andern vom Himmel nahm und ſich in die Haare flocht. Da gedachte Johannes des Spruchs, den er am Chriſtabend erhalten:

„Sterngekrönt ſteht die Muſe vor dir;“

er zweifelte nicht mehr, daß er die Muſe vor ſich ſehe, und daß er nun auch das gefällige Papier zu ſeinem Mährchen finden werde. — „Was will der Herr?“ fragte die Muſe, indem ſie eben den zweiten Stern aus dem großen Bären nahm und als Sevigné über die Stirn heftete. „Gnädiges Fräulein,“ ſprach Johannes, „ich wünſche ein Mährchen aus Ihrer Fabrik zu haben.“ — „Sollen bedient werden, mein Lieber, ſollen bedient werden,“ rief die Muſe. „Wärmen Sie nur die Dinte am Kamin, das gibt dann einen glühenden Strom, ich hole indeſſen den Schreiber.“ Während nun Johannes die Dinte wärmte, zog die Muſe aus einem Hängekaſten einen Frack hervor nebſt ein paar Handſchuhen und legte alles auf einen Stuhl. Sogleich richtete ſich der Frack auf, die Handſchuhe ſchloſſen ſich an die Aermel an und die Finger faßten die Feder. „Das iſt der Schreiber,“ ſprach ſie. „Der hat ja keinen Kopf!“ rief Johannes aus, als er die Dinte auf den Tiſch ſtellte. „Ein Schreiber braucht keinen,“ erwiderte die Muſe. Im ſelben Augenblick ging die Thür auf und derſelbe Chevalier, den Johannes am Chriſtabend geſehen, trat ein, grüßte Niemand, öffnete das Fenſter und hing ſogleich als Barometer zwiſchen den Doppelfenſtern; ſeine Naſe war der Zeiger für das Steigen und Fallen des Queckſilbers; die Todtenliſte wandelte ſich zur Tafel um, auf welcher ſchönes Wetter, Regen und ſo weiter zu ſtehen pflegt, die Kappenſtiefeln und der Frack in die Holzverkleidung.

„Die Geſchichte dieſes Mannes will ich haben!“ rief Johannes. „Gleich ſollen Sie bedient ſeyn,“ erwiderte die Muſe und rief dem Laternenanzünder: „Laß doch geſchwind den Schwan heraus.“ Der Kleine öffnete die Steige, wie man ſie hat, um Kapaunen und Gänſe zu ſtopfen. Sogleich flög eine Gans heraus, ihre Federn aber waren umgekehrt und ſchon geſchnitten. „Sehen Sie,“ ſprach die Dame, „ſo hat die Zeit den Schwan Apollo's zugerichtet. Manchmal laß ich dies Thier fliegen, und wo es an ein Haus anſtreift, entſtehen wunderbare poetiſche Träume — dummes Zeug, wie die Leute ſagen. Schauen Sie ihm nur zu.“ Der cidevant Schwan flatterte an der Wand auf und ab, und wie die Federn die Mauer berührten, entſtanden ſeltſame Buchſtaben, wahrſcheinlich arabiſche; der Frack aber begann emſig nachzuſchreiben. Je länger Johannes der Gans zuſah, um

ſo deutlicher wurde ihm die Schrift, und endlich las er Folgendes:

„Es war einmal ein Kaiſer in China; dieſer hieß Tſchion-Tſchau. Er war ein großer Zauberer und liebte die Mädchen; wo er eine hübſche wußte, ließ er ſie fangen und in ſeinen Pallaſt ſperren. Sein vornehmſter Gehülfe hiebei war ein Mandarin. Dieſen ſtellte er auf den höchſten Berg, woſelbſt er Telegraphendienſte verrichtete. Da geſchah es aber, daß der Mandarin ſelbſt in Liebe entbrannte zu einem chineſiſchen Mädchen, Kiong-gru geheißen; er durfte aber ſeinen Berg nicht verlaſſen, weil der Zauberer eben der wunderſchönen Roſagialla, Tochter der Blumenkönigin, auflauerte, und der Mandarin ihm das Zeichen geben ſollte, wann die Blumenkönigin ihr Land verlaſſe, damit er, Tſchion-Tſchau, alsdann die ſchöne Roſagialla rauben könne. Nun erfuhr aber die Blumenkönigin dieſen Anſchlag, denn ſie war auch eine Fee, und ſammelte ein Heer. Der Mandarin aber bemerkte dies nicht, ſo ſehr beſchäftigte ihn ſeine Liebe zu Kiong-gru; und als die Armee der Blumenkönigin ſchon in China war, wollte er zwar telegraphiſch anzeigen: „Der Feind iſt da!“ ſtatt deſſen aber deutete er: „Kiong-gru, ich liebe dich!“ So geſchah es, daß der Zauberer überfallen und jämmerlich geſchlagen wurde und ſchwören mußte, Roſagialla nie zu rauben. Dafür aber ließ er ſeinen Zorn am Mandarin und Kiong-gru aus. Den Mandarin knüpfte er an eine eilende Wolke, ſo daß er in vier-und-zwanzig Stunden durch alle Klimate getrieben wurde und an dieſem Temperaturwechſel ſtarb. Die Königin jedoch erbarmte ſich ſeiner; weil ſie durch ſeine Nachläſſigkeit geſiegt, verwandelte ſie ihn in ein Barometer und ſchenkte es ihrer Freundin. Dieſe war auch eine Fee und zwar Fürſtin im Land der Freundlichkeit, der Anmuth und des Geiſtes, hatte aber aus Phantaſie ſich unter den Menſchen angeſiedelt, als ob ſie ihres Gleichen wäre, und gab ſich für eine Baronin aus. Dieſe Baronin Fee nun verbarg das Barometer lange vor den Nachſtellungen des Zauberers Tſchion-Tſchau. Endlich in einer günſtigen Zauberſtunde bewirkte ſie dem Mandarin auf ſieben Monate ſeine frühere menſchliche Geſtalt, aber nur auf zwölf Stunden täglich, die andern zwölf Stunden muß er Barometer ſeyn. Wenn in ſieben Monaten einer jener Geiſter erliſcht, die die Baronin Fee in ihren magiſchen Kreis gezogen, lebt der Chevalier neue ſieben Monate, darum führt er ſein Sterbeprotokoll. Als Barometer zeigt er nun auch nicht mehr die Witterung, ſondern ſeine eigene Lebenskraft. Als er zum erſten Male in den Salon trat, zog es ihn unwillkührlich zum Ofen hin, und ſeine Augen ſtarrten feſt auf ein Gebild, welches die verzierende Hand des Töpfers darauf angebracht zu haben ſchien. Ach, ſein Herz ſagte es ihm ja, dies ſey die liebliche Kiong-gru, und ſo iſt es. Der grimmige Zauberer Tſchion-Tſchau hatte ſie hiezu verurtheilt, um ſie durch die Ofenhitze zur Mumie ausdörren zu laſſen. Die unerlöſchliche Liebe des Mandarins rührte ihn; er ſchickt ihm täglich, wenn er am Ofen ſitzt, einen erquickenden Schlummer und gaukelnde Träume künftiger Glückſeligkeit. Gern hätte Tſchion-Tſchau den ganzen Zauber gelöst, weil er aber dies nicht unbedingt vermochte, ſo beſtimmte er, daß die Verzauberung enden ſolle, wenn einer aus den Angehörigen der Baronin Fee den Mandarin zum Univerſalerben einſetzen und der Mandarin ſtandhaft den Verlockungen widerſtehen wird, die eine geiſtreiche Nymphe gegen ſein Herz im Schilde führt.“ — „Nun bezahlen Sie, mein Herr, für jede Zeile einen Groſchen, wie die Inſertionsgebühren bei Zeitungen,“ ſprach die Muſe. „Das Mährchen liegt ſchon bei Ihnen auf dem Tiſch.“ Der Laternenträger nickte, der Poet bezahlte und ging. Weil ſchon der Morgen graute, ſteckte er den kleinen Vorleuchter in die Taſche. Zu Haus ſtellte ſich der Kleine auf die Zündmaſchine und ſprach: „Jezt rühre ich mich nicht bis zur nächſten Geiſternacht; führen Sie ſich indeſſen geſcheidt auf, Herr Johannes.“ Der Poet aber ging zu ſeinem Sekretär und fand dort das Mährchen: Verlegenheit und Hülfe, welches ſo eben geleſen worden.

Natur- und gewerbwiſſenſchaftliche Berichte.

(Beſchluß.)

Es ſcheint faſt, als ob bei jener Revolution ſogar das ganze climatiſche Verhältniß der Erdkugel in Folge einer Verrückung der Are * eine totale Umgeſtaltung erlitten habe. Allem nach hatte der jezt unter ewigen Eismaſſen vergrabene Nordpol damals ein heißes Clima, und dieſe Polarregion war ein Hauptſitz gigantiſcher Thiere von der ungeſchlachten Form, welche den Typus der antediluvianiſchen Zeit bildet. Daß ſich dies ſo verhalten habe, davon zeugen die daſelbſt täglich mehr und mehr zum Vorſchein kommenden Thier- und Pflanzenreſte tropiſcher Länder. So fördert faſt jeder Sturm, jeder wärmere Sommer ganze Maſſen von Stoßzähnen des vorweltlichen Elephanten aus dem Nordpoleiſe hervor; und in den Jahrtauſenden der neuen Schöpfung ſind dieſe Reſte in der Polarregion ſo wenig erſchöpft worden, als an den Küſten des baltiſchen Meers ein anderes vorweltliches Produkt, der Bernſtein. Das nördliche Sibirien

* Je tiefer man in das Detail dieſer Verhältniſſe eindringt, je geneigter wird man dieſer Annahme, wie viel ich auch aus aſtronomiſchen Gründen früher ſelbſt dagegen einzuwenden gehabt habe. Es ſind mir die Gründe, welche beſonders Laplace im Syſtème du monde dawider vorbringt, ſehr wohl bekannt; aber gleichwohl, ſchöpft mir eine andere Erklärung.

liefert fort und fort ein vortreffliches Elfenbein in Mammuthszähnen, die dort oft von erſtaunlicher Länge gefunden werden; und wir erinnern daran, daß daſelbſt noch im Jahre 1799 im Ufereiſe der Lena, unfern ihres Ausfluſſes in das Eismeer, ein vollſtändiger gefrorener Mammuthskörper von den coloſſalſten Dimenſionen entdeckt wurde. Wir bemerken, um jedem Zweifel zu begegnen, daß dieſes unſchätzbare Denkmal antediluvianiſcher Thierwelt auf Befehl des ruſſiſchen Gouvernements an Ort und Stelle genau unterſucht, und daß das Skelett nach Petersburg abgeführt worden, wo es im Muſeum noch täglich zu ſehen iſt. Eines der merkwürdigſten Reſultate jener ſorgfältigen Unterſuchung beſtand darin, daß das eine noch erhaltene Auge des Ungeheuers von kryſtallhellem Glanze gefunden wurde; beim Abſterben aber ſinkt immer der Augapfel verlöſchend ein, und man muß alſo, zur Erklärung dieſes ſonſt unbegreiflichen Umſtandes annehmen, der Tod dieſes Thiers ſey durch eine ſo plötzlich eingetretene Kälte veranlaßt worden, daß die gewöhnlichen Folgen des Todes nicht eintreten konnten. Man wird nicht müde, über dieſen Gegenſtand nachzudenken, aber es ſcheint, als ob die verwegenſte Einbildungskraft auf der jetzigen Erde nicht hinreiche, um ſich einen auch nur allgemeinen Begriff von der eigentlichen Beſchaffenheit der Vorgänge auf der früheren Erde zu machen, wie unzählige Spuren davon auch offen vor unſern Augen daliegen. So viel aber geht aus dem hier Angeführten wenigſtens ganz gewiß hervor, daß es mit dem damaligen polariſchen Klima und Jahreszeitenwechſel durchaus anders geweſen ſeyn muß: unter beſtändigem Eis und Schnee konnte ſich der üppige Pflanzenwuchs nicht finden, deſſen ein Elephant zu ſeiner Ernährung bedurfte, und die jetzige halbjährige Polarnacht ſcheint ſich auch mit der Exiſtenz dieſer Ungeheuer nicht zu vertragen. Nun könnte man zwar noch einwenden, und hat eingewendet, daß die Polarregion wirklich nicht der urſprüngliche Wohnſitz des Mammuths geweſen, und daß die dort vorgefundenen Reſte ſolcher Thiere nur durch diejenige allgemeine Fluth dorthin geſpült worden ſeyen, welche wir vorzugsweiſe mit dem Namen des „Diluvium“ bezeichnen. Allein dieſer Hypotheſe widerſetzen ſich eine Menge von Umſtänden, wohin namentlich die oben von uns angeführte urplötzliche Erſtarrung des aufgefundenen Mammuthexemplars gehört, welche ſich mit einem allmähligen Anſchwemmen des Cadavers aus den fernen tropiſchen Landen nimmermehr verträgt. Noch hat — wir ſind der Wahrheit und unſern Leſern dies aufrichtige Geſtändniß ſchuldig — kein Geolog alle dieſe Zweifel befriedigend beantwortet: die Thatſachen des urweltlichen Vorganges liegen in ungeheuern Maſſen vor uns da, die Natur des Vorganges iſt immer unerklärt geblieben; und faſt möchten wir behaupten, daß der Menſch, auf der Stufe der Intelligenz, auf welcher er, als ſolcher, ſteht, weniger zur vollen Löſung des Problems, als zum Grübeln darüber, welchem Reize Niemand widerſteht, berufen ſey. Es verhält ſich mit vielen andern Naturgeheimniſſen bekanntlich nicht beſſer, und am Ende bleibt nichts übrig, als die denſelben entgegenzuſetzende Reſignation auch noch auf dieſen Fall auszudehnen.

Um alſo bei jenen Thatſachen ſtehen zu bleiben, ſo bemerken wir, daß ſich, außer dem beſchriebenen Petersburger, ein zweites vollſtändiges Mammuthgeripp in Peale's Muſeum zu Baltimore in Maryland befindet, welches von nicht weniger koloſſalen Dimenſionen iſt; die Schulterhöhe deſſelben beträgt über eilf Fuß. Bei der Emſigkeit und Sorgfalt der jetzigen Naturforſchung werden wir aber bald noch reicher an ſolchem Beſitze ſeyn. Dieſer Emſigkeit verdankte man z. B. kürzlich die Auffindung eines andern vorweltlichen Thierreſtes, worüber Geoffroy St. Hilaire in der Sitzung der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften vom 10ten Januar einen lehrreichen Vortrag gehalten hat. Es iſt dies der Kopf eines im Himalayagebirge entdeckten foſſilen Thieres, des sivatherium giganteum, und der Berichterſtatter verweiſt dies Geſchöpf der Urwelt in dasjenige Geſchlecht der wiederkäuenden Thiere, von welchem die jetzige Erde nur eine einzige Species, nämlich die Giraffe, beſitzt. — Außerdem hat ein Dr. Schulz der Petersburger Akademie in dieſen Tagen die Abbildung eines bei Smolensk ausgegrabenen foſſilen Rhinoceroskopfes überſendet, deſſen Plumpheit auch an die groben Formen der antediluvianiſchen Periode erinnert. Ueberhaupt — und damit wollen wir unſern diesmaligen Bericht, dem wir Anziehenderes nicht weiter hinzuzufügen wiſſen, beſchließen — geht aus der Vergleichung der jetzigen und der vorweltlichen Natur, als erhabenes Reſultat, die Gewißheit hervor, daß die neue Schöpfung, bei Verkleinerung der Formen, ſtets das Princip der Veredlung feſtgehalten habe. Die rieſigen Ungethüme jener Wunderzeit, die wir die barbariſche im äußerſten Sinne des Worts nennen möchten, ſind verſchwunden, und aus dem Untergange ſelbſt haben ſich nur edlere und zierlichere Formen entwickelt. Geſtützt auf dieſes gewichtige Argument, muß man die Zerſtörung als eine planmäßige betrachten, und der Untergang einer ganzen Welt ſtellt ſich alſo nur als der Schöpfungsakt einer neuen, ſchönern Welt dar.

Korrespondenz-Nachrichten.

Nürnberg, März.

(Fortſetzung.)

Mittelalterliche und moderne Kunſt.

Welch ein jämmerlicher Anblick um jene Kirchen in klaſſiſchem Styl, deren Glockenthürme da ſtehen, hinten

angeklebt, einſam, bitter klagend über ihr trauriges, gottverlaſſenes Daſeyn. Und ſiehe da am Eingang in das deutſche, proteſtantiſche Nürnberg jenes mächtige Gebäude, deſſen koloſſale Kuppel ſchon von ferne die Augen auf ſich zieht. Haſt du die Höhe der Säulen, die Mächtigkeit der Verhältniſſe bewundert und fragſt nach dem Zweck dieſes Gebäudes, ſo heißt man es das deutſche Haus, denn einen Zweck hat es nicht. Welches Volk verhöhnt ſo ſehr ſich ſelbſt, wie wir Deutſche? Ein deutſches Haus in griechiſcher Bauart, mit korinthiſchen Säulen, mit antikem Giebel, mit der Kuppel einer Rotunde; dieſes griechiſche Haus ſollte ein chriſtkatholiſcher Tempel werden! Doch der deutſche Genius, deſſen Größe eine Lorenzer-, Sebalder-, Liebfrauenkirche verkündigt, war mächtiger, als der aus dem Alterthum heraufbeſchworene Schatten. Feſtgebannt muß dieſer Wache halten vor dem Thore deutſcher Kunſt; innerlich hohl und verlaſſen vom Geiſte, der ſie tragen und ſtützen ſollte, ſtehen die Mauern da. Vermauert iſt das mächtige Portal, halb zugemauert ſind die hohen Fenſter, eine trauernde Ruine wendet ſich der kaum ausgebaute Tempel an ſeine ungetreuen Götter, die ihn verlaſſen haben, nachdem man ihn hereingelogen in die fremde Welt, da ſeines Bleibens nicht iſt. Er ſteht leer, ſelbſt zu einem Magazin untauglich. Das iſt nicht die Zauberformel, mit der man den Geiſt verſchwundener Zeiten erwecken mag zu neuem Leben, wenn man ſeine Werke nachäfft. Schlimm iſt es aber auch, wenn man ſich abkehrt von der Zeit, die da geweſen iſt, und nicht fortbaut auf dem Grunde der Jahrhunderte. Wir haben eine deutſche Kunſt gehabt; warum haben wir ſie nicht mehr? Die moderne Philoſophie und Poeſie iſt das gemeinſame Kind des klaſſiſchen Alterthums und des germaniſchen Mittelalters; warum ſollte nicht in gleicher Verſchmelzung eine moderne Baukunſt Natur und Seele zur lebendigen Einheit des Geiſtes verklären? Nirgends zeigt ſich frappanter und widerlicher das Verſtandesprincip, das namentlich in unſer praktiſches Leben noch ſo tief hineinreicht, als in der Architektur. Ueberall gähnt einen froſtig und kalt dieſer Verſtand an, wie er trennend und ſcheidend nicht mit dem warmen Athem des Lebens erquickt, ſondern mit dem Hauch des Todes alles Lebendige erſtarren macht. Ihm iſt es gleich: Geiſt oder Materie, wenn nur der Nützlichkeit gedient wird; er braucht und will nur Eines, und erhält darum gar keines; denn nur die Einheit beider iſt die Wahrheit. Vor dem Eiseshauche des Verſtandes mußte freilich die phantaſtiſche Blume des Mittelalters erſtarren, ihm war es ein Leichtes, ſie zu knicken. Er hat ſie zerſtört, dieſe ſchöne Welt, wir klagen über die verlorene Schöne; doch die Trümmer haben ſich zu uns herübergerettet, und an den Genius der neuen Zeit, der im Reich der Dichtung und des Gedankens das Werk der Verſöhnung begonnen hat zwiſchen Himmel und Erde, Geiſt und Natur, an ihn ergeht der Ruf: baue ſie wieder, ſchöner baue ſie auf! Oder iſt der Stein nun ſchwerer zu handhaben, das Holz härter geworden in den weichen Händen der Jeztwelt?

(Der Beſchluß folgt.)

Rom, März.

(Fortſetzung.)

Gemäldeausſtellung. Archäologiſches Inſtitut.

Von Foltz aus Bingen ſind drei Gemälde da: eine Madonna mit dem Kinde in einer Landſchaft, eine junge Griechin, welche bei einbrechendem Abend eine das Meer überragende Klippe erſtiegen hat, und, beide Hände aufſtützend, ſich nach einem erſehnten Segel umſieht, endlich ein armes blindes Mädchen, eingeſchlafen neben einer Kirchenthüre, die Almoſenbüchſe umgefallen, auf dem Schooße eine Münze, welche eine mildthätige Hand hingelegt hat. Es iſt eine poetiſche Innigkeit und Zartheit des Gefühls in dieſen Compoſitionen, welche aber in Hinſicht der Ausführung und des Colorits viel zu wünſchen übrig laſſen. Lezteres iſt auch mit Naborps Kindern Eduards, im Augenblick des Nahens der Mörder, der Fall, die mit andern Darſtellungen deſſelben Gegenſtandes die Vergleichung nicht aushalten können. Naborps Talent paßt am meiſten für das Phantaſtiſche. — Cavalleri aus Turin malte eine Odaliske, die vor dem Spiegel das Haar ordnet, während ein ſchwarzer Sklave einen Mann im Turban einläßt; ein kokettes Bild, aber kräftig und gut in der Farbe. Von dem Venetianer Caffi iſt der Moccoliabend (nur nicht der von 1837), ein hübſches und lebendiges Bildchen. Von den übrigen iſt nicht viel zu ſagen. Unter den Bildniſſen verdient nur eines Beachtung, und dies in hohem Grade; es iſt von einem jungen Engländer Salter gemalt, und ſtellt einen hieſigen Diplomaten dar. — Von den berühmteren unter den römiſchen Malern, Camuccini, Minardi, Agricola, Podeſti, Coghetti, hat keiner etwas geliefert; ſie ſind meiſt mit großen Arbeiten und mit Fresken beſchäftigt. Auch von den Fremden fehlen Viele, und im Allgemeinen macht ſich die Ausſtellung ärmlich, namentlich wenn man ſie mit denen in andern Hauptſtädten vergleicht.

Auf demjenigen Theile des Capitoliniſchen Hügels, welcher nach dem Palatin und Aventin hinblickt, und deſſen unklaſſiſche Benennung des Monte caprino, die ein paſſendes Gegenſtück zu Campo vaccino bildet, man neuerdings gerne mit Rupe Tarpea vertauſchen möchte, hat der geſchickte deutſche Architekt Knapp ein Gebäude aufgeführt, welches den großen Vortheil einer freien und geſunden Lage mit dem einer herrlichen Ausſicht über Alt-Rom verbindet. Ein Theil deſſelben iſt zu einem Spital für kranke Ausländer beſtimmt, ein Bedürfniß, welches hier ſehr fühlbar war; den Reſt bilden Privatwohnungen. Ein abgeſondertes Lokal im Erdgeſchoſſe dient zur Bibliothek, zum Muſeum und zu den Sitzungen des Inſtituts für die archäologiſche Korreſpondenz, welches ſeit ſeiner Begründung im Jahr 1828 immer mehr Kräfte und Ausdehnung gewonnen hat. In einem kleinen Vorhofe finden ſich eine Menge von Sculpturfragmenten und Inſchriften eingemauert; ein paſſendes Relief von Terracotta (von E. Wolff) ſchmückt das Giebelfeld. Der lange Saal ſelbſt hat Wand- und Deckenverzierungen im antiken Geſchmack, und man ſieht in ihm die Büſten berühmter Alterthumsforſcher und Künſtler, Winkelmann, Ennio Quirino Visconti, Fea, Thorwaldſen u. A., neben jener des Protektors des Inſtituts, des Kronprinzen von Preußen. Wöchentlich einmal finden Verſammlungen ſtatt; außerdem während des Winters dreimal in der Woche Vorleſungen in franzöſiſcher Sprache über einzelne Zweige der Archäologie: im laufenden Jahr liest der Geh. Legationsrath Bunſen über römiſche Topographie, Prof. Gerhard, Archäolog des königlichen Muſeums zu Berlin (der ſich auf einer Reiſe nach Griechenland einſtweilen hier befindet) über Vaſenkunde, Dr. Lepſius über Hieroglyphen, womit er ſich ſeit längerer Zeit in Deutſchland, Frankreich und Italien mit großem Eifer und vielem Glück beſchäftigt hat.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 25.

№ 75.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 29. März 1837.

Florentemque Cythnon.

Ovid. Metamorph.

Briefe von den griechiſchen Inſeln.

Von Dr. Roß.

Kythnos (Thermia), 28ſten Dec. 1836.

Der Himmel Griechenlands bewährte auf unſerer Ueberfahrt ſeine ganze ſüdliche Milde. Wir waren nach Mitternacht aus dem Peiräeus geſegelt, nach einem ſtarken, durch Südwind (νοτιά) herbeigeführten und von Donner und Bliz begleiteten Regen, der uns als Gegenwirkung einen friſchen Boreas hoffen ließ; aber bei Sonnenaufgang am 21ſten December befanden wir uns unter dem Eilande Phlevás * und ſegelten bei herrlichem Sonnenſchein mit einem ſchwachen, vom Lande herwehenden Lüftchen langſam an der Küſte von Attika hinunter, das anſehnliche Gebirge Paneion, ** welches zwiſchen dem Hymettos und den lauriſchen Bergen ſich quer durch die attiſche Halbinſel zieht, zu unſerer Linken. Die leztgenannten ſilber- und eiſenhaltigen Berge haben nur eine mäßige Höhe, aber ſehr ſchöne Profile und hin und wieder einige Fichtenwaldung; vorzüglich ſchön geformt ſind einige ſpitzige Piks, in welchen das lauriſche Gebirge gegen Sunion hin endigt. Um die Mittagszeit befanden wir uns hart unter der Inſel des Patroklos, * jezt Gaidaroniſi oder die Eſelsinſel genannt. Die ziemlich lang geſtreckte Südküſte dieſer Inſel iſt nackt und ſchroff; gegen Norden aber, gegen die Küſte von Attika hin, dacht ſie ſich flacher ab, und hier muß daher das Lager der Egyptier und des Patroklos geweſen ſeyn, dem die Klippe ihren Namen im ſpäteren Alterthume verdankte, während die egyptiſche Flotte in der kleinen Bucht zwiſchen der Inſel und dem Lande vor Anker lag.

Mit Mühe wand ſich unſer kleiner Kutter durch angeſtrengtes Rudern aus einer Windſtille hinaus, in welche wir unter der Patroklosinſel gerathen waren; und als wir ſie glücklich im Rücken hatten, ſchimmerten uns zu unſerer Linken die weißen Säulen des Athenentempels auf Sunion entgegen, und zugleich faßte uns ein friſcher Nordwind, der uns ſchnell an dem Vorgebirge und an der Inſel Helene ** vorüberführte. Dabei aber blieb die Luft ſo mild und der Sonnenſchein ſo warm, daß wir nicht allein ohne Mäntel auf dem Verdecke uns aufhalten,

* Αἱ φλέβιες, wahrſcheinlich Phädra, Strabon 9, S. 244 Tchn.

** Strabon, ebend.

* Ptolemäos, Sohn des Lagos, ſchickte dieſen Patroklos den Athenäern gegen Antigonos zu Hülfe: Pauſan. 1, 1, 1; Strabon, ebendaſ. Die Inſel hieß von ihm Πατρόκλου νῆσος oder Πατρόκλου χάραξ.

** Wo nach einer Angabe Paris ſein Beilager mit Helena hielt; jezt Makroniſi. Vergl. Pauſan. 1, 35, 1; Strabon 9, S. 245 Tchn.

ſondern mein Reiſegefährte auch durch Zeichnen einiger Matroſen ſo wohl ſich ſelbſt, als noch mehr die Schiffsmannſchaft ergötzen konnte, die an dieſer verteufelten Kunſt (διαβολημένη τέχνη), welche ihre ſchönen, markirten Geſichter ſo ſchnell in wenigen Strichen auf dem Papier wiederzugeben wußte, ihr herzlichſtes Wohlgefallen hatten. So kam der Abend heran, mit ihm ein conträrer öſtlicher Wind, der uns erſt nach langem Kreuzen in dem Kanal zwiſchen Keos und Kythnos erlaubte, das nördlichſte Vorgebirge dieſer Inſel, das Kap Kephalos, zu umſchiffen und in den kleinen Hafen von Hagia Irene einzulaufen, wo wir um drei Uhr nach Mitternacht landeten.

Die Ortſchaft H. Irene beſteht nur aus einer gleichnamigen Kapelle und vier oder fünf Häuſern, die an dem ſüdlichen Arme einer gabelförmigen Bucht liegen, welche ſich gegen Nordoſten, gegen die Inſeln Gyaros und Andros öffnet, und an deren nördlichem Arme ſich die warmen Quellen befinden, von welchen Kythnos ſeinen heutigen Namen Thermia (τὰ Θερμιά) erhalten hat. Mit Tagesanbruch gingen wir nach der eine ſtarke Stunde vom Hafen entfernten Hauptſtadt Meſſaria (ἡ Μεσσαρία) hinauf, die ohngefähr in der Mitte der Inſel liegt und gegen achtzehnhundert Einwohner zählt. Man quartierte uns bei einem der Archonten des Ortes, in einem großen, unwohnlichen Zimmer ein, das ſtatt der Fenſter, wie alle übrigen Häuſer der Inſel, nur hölzerne Läden hatte, und mit einigen wurmſtichigen hölzernen Stühlen, Kiſten und Kaſten aus dem ſiebenzehnten Jahrhundert möblirt war. Hier ſollten wir überdies mit der Familie pêle mêle wohnen und ſchlafen, was, trotz der wohlgemeinteſten Gaſtfreundſchaft, doch keine ganz angenehme Ausſicht gewährte. Da man uns aber höflichſt, wenn gleich mit einiger Unwahrheit, verſicherte, daß es durchaus keine beſſere Wohnung gebe, und überdies ein heftiger Regen eintrat, der den ganzen Tag anhielt, ſo ergaben wir uns vor der Hand in unſer unbequemes Schickſal. Allein als unſer Bedienter gegen Abend ein Haus ausfindig machte, wo wir ein beſonderes Zimmer mit Glasfenſtern und einem bretternen Fußboden — das einzige in der ganzen Stadt — für uns allein erhalten konnten, glaubten wir es uns ſelbſt ſchuldig zu ſeyn, uns dieſen Luxus nicht zu verſagen, brachen etwas barſch die kaum angeknüpfte Gaſtfreundſchaft ab und bezogen froh wie die Könige unſere gegenwärtige Reſidenz.

Am Morgen des 23ſten Decembers hatte der Regen aufgehört und wir ritten auf Mauleſeln nach dem Thal der warmen Quellen hinunter, auf welche H's. Miſſion eigentlich gerichtet war. Ganz Kythnos iſt ein großer und ziemlich hoher, nur durch eine Menge enger Thalſchluchten oder vielmehr Ravins zerklüfteter Felsrücken von Glimmer- und Marmorſchiefer, mit großen, hin und wieder eingeſprengten Quarzblöcken untermiſcht. Die Inſel gleicht daher in ihrem Anſehen wie in ihrer Naturbeſchaffenheit den meiſten Theilen von Tenos und Jos; doch nähert ſich die Formation der Berge mehr der von Melos. Die Wege ſind über alle Beſchreibung holpricht, wie die von Tenos, dafür aber auch die Maulthiere eben ſo gewandt und ſicher wie die Teniſchen im Hinauf- und Hinabklimmen dieſer Wege. Auffallend und eigenthümlich iſt die Bauart der Steinwälle, mit welchen die ſchmalen Pfade eingefaßt ſind; um ſich die Arbeit leichter zu machen und zugleich ihnen mehr Feſtigkeit zu geben, richtet man von je einem bis zu drei oder vier Schritten von einander eine große Schieferplatte ſenkrecht auf und füllt die Zwiſchenräume mit kleinen, horizontal über einander geſchichteten Bruchſtücken aus. In einer Stunde hatten wir die Quellen erreicht und beſchäftigten uns den ganzen Tag mit der Ausmeſſung und Aufnahme des Terrains.

Dieſe warmen Waſſer (τὰ Θέρμα, mit zurückgezogenem Accente), welche ſich in einer kleinen Thalbiegung am nördlicheren Arme des Hafens von H. Irene finden, entſpringen nur etwa zweihundert Schritt vom Ufer, am Fuße einer mäßigen Anhöhe aus Schieferfelſen. Die Ebene von hier bis an's Ufer iſt durch die überfließenden Waſſer mit einer feſten Kruſte von einer poröſen, leicht zerbrechlichen Steinart überdeckt worden, die durch die ſich abſetzenden Eiſentheile eine röthliche, hin und wieder ſchreiend rothe Farbe angenommen hat. Doch münden die Abzugskanäle ſich nicht unmittelbar in's Meer, ſondern fallen in eine kleine Salzlagune am ſüdlichen Rande der Ebene, welche einen Abfluß in's Meer hat.

(Die Fortſetzung folgt.)

Klopstok an Angelika Kauffmann.

À Monsieur Monsieur Schönborn, Secrétaire d'Ambassade de Sa Majesté le Roi de Danemarc à Londres.

Hamburg, den 11ten März 1780.

Dieſer Brief, liebſter Schönborn, iſt an Angelika; ich ſchicke ihn indeß an Sie, weil ich nicht weiß, ob Angelika noch in Golden-Square wohnt, und ich ſehr ungerne ſähe, wenn er verloren ginge.

Meinen wärmſten, beſten Dank, liebſte Freundin, daß Sie Zeichnungen zum Meſſias machen wollen. Ich mochte Ihnen das nur nicht ſagen, weil ich glaubte, daß Sie zu viel zu thun hätten, ſonſt hatte ich es lange vor. Wenn ich jemals lebhaft gewünſcht habe, Sie zu ſehen, ſo iſt es jezt. Was würden wir uns da in kurzer Zeit über die Sache ſagen, und wie wenig werde ich Ihnen davon in einem langen Brief ſchreiben! — Die Engel alſo mit Flügeln? meinen Sie? Können Sie ſechs Flügel

ſchön zeichnen? So ſah der Prophet die Engel, und ich möchte wohl, daß Eloa und Gabriel ſo gezeichnet würden. Aber die Engel müſſen auch ohne Flügel kennbar ſeyn: etwas Leichtes, Schwebendes, Helles, kaum Körper; ſo auch die auferſtandenen Heiligen, aber doch von den Engeln verſchieden, nicht bloß dadurch, daß ſie keine Flügel haben. Das Alles, Angelika, müſſen Sie erſt noch erfinden, denn es iſt noch nicht da. Raphael ſelbſt (ich rede freilich nur von Kupferſtichen) hat bis auf St. Michael noch keine Engel gemacht. — Und nun Chriſtus! Unter allen Chriſtusköpfen, die ich geſehen habe, hat mir nur Einer von Guido gefallen; allein auch der war noch zu ſanft; das Erhabene muß hier über das Sanfte hervorragen. Ich zittere vor der Schwierigkeit der Sache, aber Sie brauchen nicht zu zittern, wenn Sie ſich die Vereinigung: erhaben und ſanft, das erſte herrſchend, nur recht beſtimmt denken. Nun der zweite große Punkt: dieſer Chriſtuskopf, bei allen verſchiedenen Empfindungen immer wieder, immer, der Bildung und dem Charakter nach eben derſelbe. Sie ſind über alle Berge weg, Liebſte, ſo bald Sie die Ideale von Chriſtus, den Engeln und den Auferſtandenen lebhaft und feſt in Ihrer Seele haben. Indeß ſind um das Kreuz auch Seelen noch Ungeborner mit ätheriſchen Körpern. Aber können Sie dieſe im Zeichnen nicht mehr unterſcheiden, ſo mag es ſeyn. Ich unterwerfe dies Alles natürlicherweiſe Ihrem Urtheile. Von den Menſchen Petrus, Johannes, Judas u. ſ. w. ſagen Sie mir Ihre Meinung; vielleicht kann ich Ihnen einige nicht ganz überflüſſige Anmerkungen darüber machen. Aber die Hölle! Hier zittern Sie nicht vor der Schwierigkeit der Vorſtellung, ſondern vor der Sache. Erholen Sie ſich, Liebſte: nichts Scheußliches! aber Schreckliches, ſehr Schreckliches! Sehr Schreckliches, ſagen Sie, kann ich nicht zeichnen, ich mag es nicht denken. Keine Hülfe, Beſte, Sie müſſen! Ich will Ihnen indeß einen guten Moment geben, den, da Abbadona Satan widerſpricht (wir wollen immer die Verſe des gewählten Augenblicks darunter ſetzen). Aber hier müſſen Sie ſich viel noch Schrecklicheres für einen andern Auftritt der Hölle, den, da ſich die böſen Engel für Todtengerippe halten, aufſparen. Sie erlauben mir, Ihnen die Entwürfe zu machen; Sie ſagen mir dann, was Sie zeichnen und nicht zeichnen können, ich meine, was, gezeichnet, Wirkung hervorbringt. Ich ändere dann an meinen Entwürfen, und zuletzt kommen wir über jede Miene und Stellung überein. Wie viel könnten wir in kurzer Zeit thun, wenn Sie über Hamburg nach Italien reiſten? Sie wählen das Format; mich däucht, es muß groß Folio ſeyn, damit Sie Raum haben. Wie viel Kupfer? Die Zahl der Geſänge beſtimmt hier nichts: wenn gewiſſe Sachen vorgekommen ſind, ſo müſſen gewiſſe andere auch vorkommen. So nur kann die Sammlung zu einem verhältnißmäßigen Ganzen werden. Ich ſehe gegen funfzig Kupfer voraus. Ich denke, wir geben es ſtückweiſe heraus, auf Subſcription. Ich mag nicht noch einmal auf den Meſſias ſubſcribiren laſſen. — Sie thun es alſo? Ich laſſe an Zeichnungen neuer deutſcher Lettern arbeiten. Mein Satz dabei iſt: ohne alles Ueberflüſſige, das Eckigte ſtumpf und die eiförmigen Züge (dieſe herrſchen in unſern Lettern) ſo ſchön, wie möglich. Sie ſollen aber Alles vorher ſehen. Haben Sie gute Formenſchneider in England? Ich kenne in Deutſchland keinen recht guten. Haben Sie mehr gute, deſto beſſer, ſo können wir die Lettern vertheilen, und bekommen ſie deſto eher. Es iſt eine langſame Arbeit. — Ich kann Ihnen nicht ſagen, Liebſte, wie ich mich zu dieſer Ausgabe des Meſſias freue. Man hat mir immer von Kupfern vorgeſagt, und ich habe immer geantwortet: ich will keine. Aber wenn ſie Angelica zeichnet, ſo will ich ſie. Allein wer ſoll ſie ſtechen? Mehr als Einer, denn ſonſt währt es mir unendliche Zeit. Ich weiß nicht, ob Sie von Preislern, dem Kopenhagner, etwas kennen, von Willen gewiß. Beide wünſchte ich als Mitarbeiter. Preisler, mein alter Freund, wollte vor langer Zeit drei Kupfer zum Meſſias machen, und dabei wollte er ſo weit gehen, daß er, nach völlig berichtigter Zeichnung, die Figuren in Thon bilden, ſie vor ſich hinſtellen und darnach ſtechen wollte. Sie ſehen, daß der Mann ſeine Kunſt kennt und liebt. — Machen Sie mir die Freude, mir bald über dieſe Sache, die mir ſo ſehr am Herzen liegt, zu ſchreiben. Ich würde Ihnen viel eher darüber geſchrieben haben, wenn ich Ihnen nicht ſchon jetzt Entwürfe hätte mitſchicken wollen. Aber ſo weit bin ich noch nicht, und das, was ich Ihnen jetzt geſagt habe, wollte ich nicht länger aufſchieben. Könnten Sie doch nach Hamburg kommen, ſo würde unſere Unternehmung in wenigen Tagen Rieſenſchritte thun. Ich umarme Sie von ganzem Herzen.

Der Ihrige

Klopſtok.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, März.

(Fortſetzung.)

Archäologiſches Inſtitut. Die römiſche Handelsmarine.

Die ausgebreitete und an erfreulichen Reſultaten reiche Thätigkeit des Inſtituts, welchem es immer mehr gelingt, einen Mittelpunkt für cis- und transalpiniſche Beſtrebungen zu bilden, verdient um ſo größere Anerkennung, da es ganz von Privatmitteln abhängig iſt, und überdies hier mit manchen Rivalitäten zu kämpfen hat. Man wird unter ſolchen Umſtänden gerne glauben, daß es nicht ohne uneigennützige Opfer von Seiten derjenigen, die es begründet und geleitet,

ſich auf ſeinen gegenwärtigen Standpunkt erheben konnte. An der Spize der Genannten ſteht noch immer der preußiſche Geſandte; die Geſchäfte des Sekretariats und der Herausgabe der Annalen, Monumente, Bülletins u. ſ. w., welche früher von den HH. Gerhard und Panofka in Rom und Paris beſorgt wurden, ſind, nachdem dieſe einen neuen Wirkungskreis in Deutſchland erhalten, an die Doktoren Lepſius und Braun in Rom übergegangen. Bei der Herausgabe einer Sammlung von Abdrücken geſchnittener Steine, von dem in dieſem Fache ſehr geſchickten Th. Cadès in Rom beſorgt, iſt namentlich der hannöverſche Geſchäftsträger, Legationsrath Keſtner, thätig. Das, was vorliegt — die bedeutenden Arbeiten über griechiſche, etruskiſche, römiſche Alterthümer, namentlich über die reichen Erwerbungen, Reſultate neuerer Ausgrabungen, die dankenswerthen Aufſchlüſſe über die alte Topographie der Stadt Rom ſowohl, als anderer Gegenden, die vielen Erläuterungen von Inſchriften, die reichhaltige Chronik alles deſſen, was im Gebiete der Alterthumswiſſenſchaften vorgeht, endlich die Bekanntmachung ſo vieler wichtigen und ſchönen Denkmale antiker Kunſt durch getreue Abbildungen — alles dies gibt den beſten und erfreulichſten Beweis einer Wirkſamkeit, welche den Mitgliedern zur größten Ehre gereicht, und deren Reſultate auf allgemeine Berückſichtigung Anſpruch haben.

Wenn man die geographiſche Lage des Kirchenſtaats in Betracht zieht, der mit einem ausgedehnten Küſtenſtrich zwei Meere berührt und gute Häfen beſizt, ſo kann man nicht umhin, ſich über die geringe Bedeutung des Seehandels dieſer Provinzen zu wundern. Am auffallendſten iſt dies im Mittelmeer. Ohne Grund wäre die Behauptung, daß der gänzliche Mangel einer Kriegsmarine hier hemmend einwirke: eine Goelette vor Civitàvecchia und einige Schaluppen, deren Hauptbeſtimmung zu ſeyn ſcheint, im Hafen zu verfaulen, ſind die einzigen bewaffneten Fahrzeuge; aber dieſer Umſtand kann kaum einen Einfluß haben, wo es auf den Verkehr mit den Küſten Italiens oder Griechenlands ankommt. Um nicht von Oeſterreich, von Neapel und Sardinien zu reden, ſelbſt von einem weit kleinern Staate, dem nur das eine Littoral zu Gebote ſteht, von Toskana, ſieht der Kirchenſtaat ſich übertroffen. Es muß alſo einerſeits an der geringen Aufmunterung liegen, welche die Regierung dem Handel überhaupt zu Theil werden läßt, an einem Abgabenſyſtem, bei welchem kaum an irgend eine Blüthe zu denken iſt, andernſeits aber auch an einem Mangel an Thätigkeit bei den Küſtenbewohnern. Daß die Seite des Mittelmeers der adriatiſchen ſo ſehr nachſteht, iſt leicht begreiflich: die Ausdehnung der Küſte iſt bei weitem geringer, und es fehlt an Orten und Menſchen, der ungeſunden Luft wegen, welche die Niederungen gegen den Strand hin verpeſtet. An den großen Unterſchied zwiſchen dem Bewohner des Patrimonio und dem der Mark und der Romagna braucht hier nicht einmal erinnert zu werden. Daß aber beinahe der ganze Küſtenverkehr in den Händen von Fremden iſt, und nur eine höchſt geringe Zahl von kleinen Handelsſchiffen und ſelbſt von Fiſcherböten die Landesflagge führt, iſt eine Erſcheinung, welche ſehr gegen die Betriebſamkeit zu reden ſcheint. Die Kaufmannſchaft ſieht ſich meiſt genöthigt, ſich der neapolitaniſchen, toskaniſchen und ſardiniſchen Fahrzeuge zu bedienen, und man berechnet die Zahl der erſtern im Durchſchnitt jährlich auf 500; auch der Fiſchfang wird faſt ausſchließlich von den Neapolitanern betrieben, deren Barken man überhaupt bei den Inſeln des mittelländiſchen und ſelbſt des joniſchen Meeres ſehr häufig begegnet. Während die übrigen italieniſchen Staaten Dampfſchiffe bauen laſſen, und ſowohl in Hinſicht der Reiſenden, als für den Waarentransport ihren Vortheil dabei finden, iſt hier nicht die Rede davon, und ſardiniſche, toskaniſche, neapolitaniſche, mit jedem Jahr an Zahl, wie an Eleganz zunehmend, verſehen den Dienſt neben den franzöſiſchen. Alles läßt vorausſehen, daß dieſem Zweige binnen Kurzem eine bedeutende Erweiterung bevorſteht. So gering iſt die Thätigkeit, daß Waaren nicht ſelten beinahe eben ſo viele Zeit brauchen, um von Livorno über Fiumicino nach Rom zu gelangen, als zu einer Fahrt von London nach Livorno erforderlich geweſen iſt.

(Der Beſchluß folgt.)

Nürnberg, März.

(Beſchluß.)

Mittelalterliche und moderne Kunſt.

Wir haben eine deutſche Kunſt; warum entwickeln wir ſie nicht? Glaubt ihr, ſie ſey zu ſpröde, neue Verbindungen einzugehen, ſie, die ſich in Metall und Stein zu den zarteſten Blüthen erſchloß? Ihr verſtändigen Meiſter, bringt nur Vernunft zu dem Werk. Sie verbindet, ſie einigt, ſie iſt die Mutter der Schönheit, in welcher ſich alle Widerſprüche ausgleichen und alle Gegenſätze aufheben. Am Schönen hat der Verſtand keinen Theil, und ſeine Einheit iſt keine; aber die Vernunft, der Genius vereinigt auch das Fernſte und Entgegengeſezteſte innerlich und wahrhaft; er befeſtigt mit dauernden Gedanken, was in ſchwankender Erſcheinung ſchwebt, und bringt das Einzelne zur allgemeinen Weihe. — Auch die Baukunſt muß ihren Genius finden, der ſie dem Winterſchlaf entreißt, in welchen ſie der Verſtand geworfen; es wird die Knoſpe ſich öffnen und Leben athmend das Herz erquicken. Dann wird ſie wieder Charakter und Ausdruck gewinnen, wenn die Feſſeln des Verſtandes endlich gefallen und die Jahrhunderte verſöhnt ſeyn werden. Aber umgelernt muß werden, und wo ließe ſich ſo leicht der Lebensfaden einer modernen deutſchen Kunſt an die verblühte anknüpfen, als in der Stadt, in welcher der Sinn für die heimiſche Art ſo lebendig, die Muſter und Meiſterwerke ſo zahlreich und rein erhalten, der Totaleindruck ſo wenig geſtört iſt durch Anhängſel modernen Ungeſchmacks? Nürnberg wäre würdig, die Geburtsſtätte einer neuen deutſchen Baukunſt zu werden, denn ſie hat die alte am treueſten bewahrt. Möge nur der Modernismus, der an den lieblichen Erkern bereits die verſtändige Naſe angeſtoßen hat, nicht weiter gehen, als für ihn ſelbſt zu einem abſchreckenden Exempel nöthig iſt. — Nürnberg iſt wirklich die Hauptſtadt der deutſchen Städte, weil ſie die deutſcheſte iſt. Keine hat den deutſchen Charakter im Aeußern beibehalten, wie ſie, und das Aeußere iſt nur der Ausdruck des Innern. Wo könnte jezt noch ein Heideloff Gebäude in gothiſchem, in deutſchem Styl aufführen, wie in Nürnberg? Das iſt kein Zufall, keine Convenienz oder Gewohnheit, nicht Mode, wenn ein Haus nach dem andern ſich verjüngt, und der Kunſt der Vergangenheit die Friſche und Farbe der Gegenwart leiht. Es iſt kein Renaiſſance-Enthuſiasmus, ſondern natürliche Fortentwickelung. Ein Blick in Nürnbergs Gewerbsgeſchichte zeigt, daß hier keine Kluft zwiſchen jezt und vorher befeſtigt iſt, und einige Betrachtungen hierüber werden uns im nächſten Briefe beſchäftigen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 76.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 30. März 1837.

Das ſind Artigkeiten, das ſind Humore, das fängt ſpröde Dirnen, und das bringt Männer in Anſehen.

Shakespeare.
Verlorne Liebesmüh.

Typen unſerer Zeit.

Die engliſche Geſellſchaftsſprache iſt ſehr reich an ſtehenden Spottnamen für gewiſſe Zuſtände und Charaktere. Sie ſind häufig, mehr oder minder witzig, dem Thierreich entnommen, und die engliſchen Humoriſten haben eine große Gewandtheit darin, die verſchiedenen Spezies der alſo aufgeſtellten anthropologiſchen Genera ſcharf zu charakteriſiren. Wir entnehmen die folgenden Skizzen dem New monthly-magazine, und überlaſſen es den Leſern, die deutſchen Spielarten des hier beſchriebenen, über die ganze Erde verbreiteten Geſchlechts zu zählen.

* * *

Eines der merkwürdigſten Stücke in der Menagerie menſchlicher Charaktere iſt der Tiger. Er kommt aller Orten vor, iſt aber, gleich dem Löwen, vorzüglich von den Britten im Schoße ihrer neueſten Civiliſation nach ſeinen zoologiſchen Merkmalen beobachtet und benannt worden. Der Tiger iſt in mancher Hinſicht intereſſanter als der Löwe, ſchon weil er ſich nicht ſo leicht definiren läßt. Der Löwe iſt der berühmte Mann, das Individuum an der Tagesordnung, der Fremde, den Jedermann geſehen haben muß; eine zweibeinigte naturhiſtoriſche Merkwürdigkeit, ein afrikaniſcher Prinz, ein polniſcher Held, ein Häuptling der Esquimaux; ſey nun ein Ring durch die Naſe, ein ſtruppiges Haar, ein tatowirtes Geſicht, ein wunderlicher Name, der Umſtand, daß er der Geliebte einer Königin iſt, oder der Heiligenſchein des Ruhms um ſein Haupt das eigentlich Merkwürdige an ihm — gleichviel, er iſt willkommen, iſt ein Löwe. Auf dieſe Weiſe haben wir Cuvier und Bosco, die Königin der Sandwichinſeln und Herrn v. Raumer, Ugo Foscolo und das gelehrte Schwein bei uns geſehen. Lezteres machte ſolches Aufſehen, daß der ſelige König es ſehen wollte. Es ſchlug Karten, gab Farben an und ſpielte Domino. Der Löwe wurde in das ganz mit Spiegeln ausgelegte Boudoir Georgs IV. gebracht; als er ſich nun hier zum wenigſten verzehnfacht ſah, meinte er, er ſey unter ſeines Gleichen, fing an zu grunzen, ſich zu wälzen, und war durchaus nicht dazu zu bringen, vor dem Monarchen ſeine Künſte zu zeigen.

Dies wäre der Löwe; aber der Tiger — wie iſt dieſer vielſeitige Charakter eigentlich zu definiren? Zum Löwen macht einen das Geſchick, zum Tiger macht man ſich ſelbſt. Alles Geſuchte, Affektirte, Uebertriebene, gewählter Anzug, auffallende Farben, gezierte Sprache, Sucht ſich zu zeigen, Komödianteneitelkeit — all dies ſtempelt zum Tiger, und das Geſchlecht zerfällt in tauſend foſſile und noch lebende Arten und Spielarten, vom Haustiger an, dem Bedienten, der mit unſerm Uhrgehänge ſpazieren geht, bis zum Königstiger, Georg IV.,

der ſeinen Kopf zum feurigen Buſche machte und dritthalb Stunden unter den Händen ſeines Haarkräuslers blieb.

Der gegenwärtig lebenden Arten des Tigers ſind ſehr viele, wohl acht bis neun hundert, und ihre Claſſifikation iſt ſehr ſchwierig. Jeder Parvenu ſchließt ſich auf dieſe oder jene Weiſe der Familie an. Das Geſchlecht hat übrigens im Laufe der Generationen mancherlei Umwandlungen erlitten, und in jedem Zeitalter ſpricht ſich derſelbe Grundzug, die Sucht zu glänzen, in gewiſſen charakteriſtiſchen, die Zeit repräſentirenden Formen aus. So trug das bezeichnete Geſchlecht in Frankreich einmal rothe Mützen und ſchmutzige Wäſche, unter Bonaparte ſodann ungeheure Jabots und die prachtvollſten Diamanten, unter Louis Philippe endlich lange Haare, ſpitze Hüte und Sammtkittel. Die Tigerin zur Zeit des Directoriums trug gerade ſo viel auf dem Leibe, daß man ſah, ſie ſey faſt unbekleidet, und die jezt lebende hüllt ſich in ſo viel Ellen Seide und Mouſſeline, daß den Mann der überflüſſige Stoff, den ſeine Frau an ſich hat, mehr koſtet als das Fuhrwerk, in dem ſie fährt. Dieſe Sucht nahm im Lauf der Geſchichte alle nur erdenkliche Richtungen. Unter Ludwig XIV. iſt die ungeheure Perrücke der hervorſtechende zoologiſche Charakter; Jakob I. führt die gelben Manchetten ein, und der engliſche Georg ſieht die Elegans ſeines Hofs in der ſteifſten, geſchmackloſeſten Tracht, die ſich erſinnen läßt. Wir haben heutzutage ein prachtvolles Exemplar des eleganten Tigers am Grafen Dorſay: unter allen Dandys trägt er die Klappen ſeines Fracks am weiteſten zurückgelegt; das Kleidungsſtück ſcheint weder an Bruſt noch an Schulter anzuliegen.

Aus Irland, gewöhnlich aus Connaught oder Munſter, kommt eine ſchöne, merkwürdige Spezies zu uns: laute Sprache, gedrechſelte Phraſen, bouteillengrüner Frack, der Hut auf einem Ohr, das Haar in zwei ungleiche Hälften abgetheilt: die eine unter dem Hut, die andere daneben einen ungeheuren Buſch bildend; jagt nach Ehren und Aemtern, vorzugsweiſe aber nach Erbinnen. Weit über ihm ſteht aber der Kirchentiger: weißes Halstuch mit zierlicher Roſette, breitrandiger Hut mit ſeidener Schnur, blendend weiße Wäſche und ein Paar ſilberne Schuhſchnallen von prächtiger Arbeit; Einfachheit, Nettigkeit, eine gewiſſe Koketterie, ein gewiſſer Luxus, der nicht ſowohl in die Augen ſpringt als ſich vielmehr nur errathen läßt, die unter dem abſichtlich feſt aufgeſezten Fuße krachenden Schuhe — Alles kündigt den Mann an, der auf beſcheidenem Wege glänzenden Effekt machen will. Die alten franzöſiſchen Abbés waren nicht raffinirter im äußern Anſtand als unſere Kleinmeiſter der Hochkirche im Genfer Kragen.

(Der Beſchluß folgt.)

Briefe von den griechiſchen Inseln.

(Fortſetzung.)

Der Quellen ſind im Ganzen drei. Die am höchſten gelegene und am wenigſten warme (nur 32 bis 33° Reaumur) iſt in ein Baſſin gefaßt und mit einem Gewölbe überbaut, nach Ausſage einer Inſchrift über der Thür, im Julius 1782, durch den Flottendragoman Nikolaos Mavrogenes von Paros, der nachmals Hoſpodar der Wallachei und als ſolcher enthauptet wurde. Dies iſt bis jezt die einzige Quelle, welche von den Kranken benuzt wird. Die beiden andern entſpringen fünfzig bis ſechzig Schritt weiter ſüdlich und nur drei Schritte von einander. Troz dieſer großen Nähe enthält ihr Waſſer doch, nach den Unterſuchungen des Herrn Profeſſor Landerer, * nicht ganz dieſelben Beſtandtheile; auch haben ſie einen verſchiedenen Wärmegrad, und zwar hat die obere abwechſelnd 36 bis 38, die untere bis zu 41° Reaumur. In der That waren einige Eier, die wir in die heißeſte Quelle legten, in weniger als zehn Minuten weich geſotten. Dieſe beiden Quellen, vorzugsweiſe die leztere, heißen bei den Eingebornen ὁ Κάκαβος, eine Benennung, die wahrſcheinlich in ununterbrochener Tradition noch aus dem Alterthume ſtammt ** und von καίω (κάω, καύω) durch Reduplication der erſten Sylbe abgeleitet werden zu müſſen ſcheint. Beide haben eine geringe Tiefe und werfen von ihrem Boden, in regelmäßigen Zwiſchenräumen von etlichen Sekunden, Blaſen in die Höhe. Ihr Waſſer hat einen ſtarken Salzgeſchmack und iſt ſehr eiſenhaltig. Die Quellen des Kakabos blieben bis heute unbenuzt, weil es an Baulichkeiten fehlt.

In den alten Schriftſtellern ſcheint ſich keine Erwähnung der warmen Waſſer von Kythnos erhalten zu haben. Doch läßt ſich nicht bezweifeln, daß ſie bereits im Alterthum vorhanden waren und benuzt wurden. Jenſeits des kleinen felſigen Vorgebirgs, welches das Thal der Quellen gegen Norden begrenzt, zeigte uns ein Bauer am Ufer, von den Wellen überſpült, einige Ueberreſte von Mauern und Fundamenten, und in dem daran ſtoßenden Acker hatte er vor zwei Jahren mehrere alte Gräber gefunden. Fünf andere alte Gräber hat man, nur fünfzig Schritte von der obern Quelle, am Fuße der Höhen entdeckt; wie es ſcheint, von Kranken, welche ſtatt der Heilung den Tod an dieſem Badeorte fanden. Ohne Zweifel würde man auch an den Quellen ſelbſt antike Fundamente entdecken können, wenn man die ſich ſtets fortbildende und

* Περὶ τῶν ἐν Κύθνῳ θερμῶν ὑδάτων, παρὰ Ξαυερίου Λάνδερερ, Βασιλικοῦ φαρμακοποιοῦ. Ἐν Ἀθήναις 1835. 16.

** Vergl. Möris Atticiſta u. d. W. κακκάβη Ἀττικοί κάκκαβος, Ἕλληνες. Das Wort findet ſich noch im Gebrauch, in der Diminutivform τὸ κακάβι, der Keſſel.

mehr erhöhende Steinkruſte durchbrechen und tiefer nachgraben wollte. Jezt ſieht man keine andern Ruinen, als einige unbedeutende Ueberbleibſel eines aus gebrannten Steinen gebauten und mit dem erwähnten Steinniederſchlag der Waſſer ganz inkruſtirten Baſſins, vielleicht aus römiſcher Zeit, welches, wie ſich aus ſeiner Lage ergibt, nicht aus dem Kakabos, ſondern aus der obern Quelle ſeinen Zufluß erhielt. Tournefort, der im Jahre 1700 hier war, erwähnt dies Baſſin ſchon als eine Ruine; über der obern Quelle ſtand auch zu ſeiner Zeit ein Haus, allein die Waſſer hatten, wie er ſagt, ſchon ihren Kredit verloren.* Noch mehr ſcheint dies ſpäter der Fall geweſen zu ſeyn, denn der Graf Paſch van Krienen, in ſeiner Beſchreibung des Archipelagos,** erwähnt die Bäder gar nicht. Erſt durch den Neubau des Dragomans Mavrogenes ſcheinen ſie wieder in einige Aufnahme gekommen zu ſeyn; ſeit dem Ende des griechiſchen Freiheitskampfes aber iſt ihr Ruf und ihre Frequenz fortwährend im Steigen, und die Zahl der aus Griechenland, aus der europäiſchen und aſiatiſchen Türkei hier Heilung ſuchenden Kranken überſteigt jeden Sommer bereits vier- bis fünfhundert. Früherhin pflegten ſie unter Zelten oder in Erdhütten zu wohnen; der zunehmende Beſuch hat einige Bürger von Kythnos veranlaßt, ſeit einigen Jahren hier ein Logirhaus zu bauen, wenn es anders einen ſolchen Namen verdient. Dies Gebäude beſteht aus drei niedrigen, mit dem Rücken an den Berg gelehnten und ſich terraſſenförmig über einander erhebenden Stockwerken; die Zimmer ſind außerordentlich klein, mit hölzernen Läden ſtatt der Fenſter; der Fußboden beſteht aus der bloßen, nicht einmal geebneten und feſtgeſtampften Erde, und das flache Dach, welches zugleich die Decke der Zimmer bildet, aus dünnen, mit einem Rohrgeflechte überdeckten und mit einer dünnen Erdſchicht beſtreuten Balken. So iſt das gegenwärtige Logirhaus des erſten Badeorts Griechenlands beſchaffen! Das ganze Gebäude hat weder Küche noch Herd; jeder Gaſt muß für ſich ſelbſt ſorgen und ſich durch ſeinen Bedienten, wenn er überhaupt einen hat, auf der bloßen Erde im Freien oder in einem Kohlenbecken auf der Terraſſe vor ſeinem Zimmer ſein Eſſen kochen laſſen.

Eine Folge dieſer ſchlechten Einrichtungen und der Feuchtigkeit der Zimmer iſt, zumal da obendrein das Logirhaus dreißig bis fünfzig Schritte von dem Bade entfernt liegt, und im Sommer hier faſt immer heftige Nordwinde herrſchen, daß die Kranken, wenn ſie erhizt aus dem Bade in ihre Wohnung zurückkehren, durch den kalten Wind oder die Feuchtigkeit ihres Zimmers ſich häufig erkälten und an Fiebern leiden, oder denſelben Rheumatismus wieder bekommen, von dem ſie ſich hier zu heilen ſuchten. Die Regierung hat daher, auf den Vorſchlag des Medizinalkollegiums, beſchloſſen, dieſen Uebelſtänden abzuhelfen, und hart an den Quellen ein Gebäude mit beſondern Badekammern und geſunden und zuträglichen Wohnzimmern aufführen zu laſſen; und den Plan zu einem ſolchen zu entwerfen, war eben der Zweck der Sendung meines Reiſegefährten. Es iſt vorherzuſehen, daß, wenn die geringen zu Gebote ſtehenden Mittel erlauben, dieſen Plan auszuführen, die erleichterte Benutzung dieſer ſo wirkſamen Heilquellen die Zahl der Beſucher vermehren, und eine Quelle des Wohlſtandes für die Inſel werden wird. Möge nur in dem geſteigerten Wohlſtande und dem lebhaftern Verkehr mit Fremden nicht zugleich auch die glückliche Ruhe und die patriarchaliſche Einfachheit ihrer Sitten ihren Untergang finden.

(Die Fortſetzung folgt.)

* Tournefort, Reiſe. Th. 2. S. 14. 15 der deutſ. Ueberſ.

** Breve Descrizione dell' Arcipelago, dal conte Pasch di Krienen, Livorno 1773 in 8.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Verſchwinden eines Studenten.

Grippe, Todesfälle, Hinrichtungsgeſchichten, grauenvolle Verflüchtigungsproceſſe, dramatiſche Vorleſungen und viele heitere und kritiſche Theaterabende nehmen das öffentliche Intereſſe in Anſpruch. Der Februar hat an Begebenheiten die Lücken eines ganzen Winters gefüllt, und Ihr Referent iſt diesmal, ein ſeltener Fall, in Verlegenheit, bei dem Reichthum an Stoff nicht zu wiſſen, womit er anfangen ſoll. Billig indeſſen gebührt dies Vorrecht den tragiſchen Partien, welche für ſich allein leicht einen Brief füllen mögen.

Um Mitternacht des vorlezten Tages des Januars geht ein Student, der hier Philoſophie ſtudirt, in Geſellſchaft einiger akademiſchen Freunde aus einer Weinſtube. Heiter trennt er ſich von ihnen, aber nichts ſpricht dafür, daß er überheitert war, und iſt von dieſem Augenblicke an ſpurlos verſchwunden. Das Publikum erfuhr die erſte Nachricht von dieſer Begebenheit, welche ſich nach allen Nachforſchungen in ein immer myſteriöſeres Dunkel hüllt, durch eine öffentliche Bekanntmachung von Seiten des Oheims des Verſchwundenen, eines hieſigen Schlächtermeiſters. Derſelbe forderte ſeinen geliebten Neffen, Helmuth Helm aus Mecklenburg, wenn er noch am Leben, auf, ſelbſt Nachricht von ſich zu geben, oder Alle, die von ihm wüßten, und in den lezten Tagen mit ihm in Berührung gekommen, der bekümmerten Familie Mittheilungen zu machen, welche auf irgend eine Spur leiten könnten. Verſchwunden iſt ſchon Mancher, und ſelbſt in unſerer polizeireichen Zeit, allein noch nie ſo ganz ohne Spur eines Grundes. Der Student Helmuth Helm ſcheint, ſynonym mit ſeinem Namen, heitern Sinnes geweſen zu ſeyn, in erträglicher Lage und friſcher Jugendkraft. Man vermuthet nichts von politiſchen Verbindungen, die von irgendwoher ihm Verfolgungen zugezogen hätten, und er war weder von Reichthum, noch unglücklichen Leidenſchaften geplagt, die dem Teufel in irgend einer Geſtalt über ihn Macht gegeben hätten. Nur ſo viel wurde ermittelt, daß er an jenem Abend mit der Pfeife im Munde vor einem

Gensdarmen betroffen ward. Rauchen auf offener Straße iſt bekanntlich hier, wenn auch kein Staatsverbrechen, doch ein Stadtverbrechen, welches die Pfeife koſtet und eine Geldbuße. Ja leztere ſoll ſogar künftig in eine Leibesſtrafe umgewandelt werden, weil der verbrecheriſche Sinn der Berliner in dieſer Beziehung immer zunimmt, und man eine Auflehnung gegen die öffentliche Ordnung in der Wurzel erſticken will, von der man nicht weiß, wohin ſie einſt führt. Auch der Gensdarme wollte das Seinige dazu thun; aber in der Handhabung der Gerechtigkeit wurde er durch den Klang der Stimme des Studenten betroffen. Helmuth ſprach plattdeutſch, der Gensdarme deßgleichen; auch er war ein Mecklenburger. Das Pflichtgefühl kam in Colliſion mit der patriotiſchen Theilnahme für den Landsmann. Jenes unterlag, und er ließ den Leztern die Pfeife auslöſchen und einſtecken. Aus Dankbarkeit, und um mit ihm über vaterländiſche Angelegenheiten zu ſprechen, beredete Helmuth den Gensdarmen, mit ihm ein Glas trinken. Wein ſchlug dieſer aus, weil es zu ſehr gegen ſeine Pflicht verſtoße, aber ein Glas Bier nahm er in einem Keller an – es ſchien ihm nur eine halbe Verſündigung – aus dieſem ſtiegen Beide heraus und trennten ſich. Der Gensdarme ward nach Helms Verſchwinden zur Unterſuchung gezogen. Glücklicherweiſe konnte er ſich aber ausweiſen, daß er von ihm in Gegenwart Anderer Abſchied genommen hatte. Auch von dieſen hatte ſich der Student wieder, ohne irgend Verdacht erregende Umſtände, getrennt. Troz dem, daß der Gensdarme, als er in Freiheit geſezt war, es als einen Ehrenpunkt betrachtete, dem Verſchwundenen auf die Spur zu kommen, troz unſers genialen Polizeiinſpektors Duncker, der in Entdeckung von Verbrechen durch Mauern ſieht, iſt nichts ermittelt.

(Der Beſchluß folgt.)

Rom, März.

(Beſchluß.)

Die Handelsmarine.

Beſſer ſieht's im adriatiſchen Meere aus, wo die Handelsmarine weit zahlreicher und den Bedürfniſſen genügender iſt. Hier iſt indeſſen der Kreis natürlicherweiſe beſchränkt, und überdies befindet ſich der Fiſchfang, der nicht unbeträchtlichen Erwerb liefert, großentheils in den Händen der Küſtenbewohner des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs, welche überhaupt in dieſem Striche bei Weitem das Uebergewicht haben. Die päbſtlichen Fahrzeuge beſuchen die Häfen Iſtriens, Dalmatiens, Albaniens, der joniſchen Inſeln und Morea's, am meiſten aber Trieſt und Venedig. Nach erſterem Hafen mögen jährlich etwa 400 Barken gehen, die aber nur zum Theil päbſtliche Flagge führen. Die ſogenannten Trabaccoli, wie die größern dieſer Fahrzeuge heißen, welche nach Dalmatien und Griechenland fahren, ſind nicht eben als beſonders gute Segler berühmt; ſie bleiben nach altergebrachter Sitte ſo viel wie möglich an der Küſte, und ſuchen bei dem geringſten drohenden Anzeichen von ungünſtigem Wetter und Winde den Hafen zu erreichen, wo ſie ruhig liegen bleiben, ſo lange irgend eine verdächtige Welle ſich zeigt, ſo daß ſie nicht ſelten vier Wochen zur Fahrt nach Corfu brauchen, eine Strecke, die man in 48 Stunden zurücklegen kann. Die Ausfuhr beſteht in Käſe, geſalzenem Schweinefleiſch, Lammfellen, Hanf, Wein, Schwefel, gewöhnlichem Töpfergeſchirr und einigen wenigen andern Induſtrieprodukten; die nach den neapolitaniſchen Küſten iſt von ſehr geringem Belange. Von Trieſt und einigen andern nördlichen Häfen kommen jährlich im Durchſchnitt 400 Fahrzeuge, großentheils nach Ancona; aus Apulien etwa 200. Eine nur etwas regelmäßige Verbindung zwiſchen den adriatiſchen und mittelländiſchen Küſten des Kirchenſtaats mittelſt nationaler Fahrzeuge findet nicht ſtatt, ſo ſehr ſie auch zu wünſchen wäre, und ſo bedeutenden Vortheil ſie auch den diesſeitigen, wie jenſeitigen Provinzen verſpricht. – So ungenügend im Allgemeinen für Hafeneinrichtung u. ſ. w. geſorgt iſt, ſo kann Ancona ſich doch in Einer Hinſicht mit den größten Häfen meſſen. Es iſt dies der Fall mit der Quarantäneanſtalt. Das ſchöne und bequeme Lazareth, ein völlig iſolirtes, geräumiges Fünfeck bildend, in der Mitte ein Hof, in welchem eine Kapelle ſich erhebt, wurde im Jahr 1752 von dem bekannten Architekten Banvitelli gebaut, und kann auch noch in unſern Tagen zum Muſter dienen. – Man iſt vielfach zu der Einſicht gelangt, wie nachtheilig die obenberührten Verhältniſſe ſind, und welchen geringen Nutzen man aus der ungemein günſtigen Lage des Landes, aus der Neigung der Küſtenbewohner des adriatiſchen Meeres zum Seeleben und aus andern Vortheilen zu ziehen verſteht, die ebenfalls ein Gewicht in die Wagſchale werfen, wie der Reichthum an vortrefflichem Schiffbauholz, an gutem Hanf für die Verfertigung von Segeltuch und Stricken u. ſ. w. Man kann ſich eben ſo wenig verhehlen, daß die Thätigkeit des Seehandels im Vergleich mit frühern Jahren ſehr abgenommen hat. Noch gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts zählte man in den Häfen des adriatiſchen Meeres über 400 Barken von 500 Rubbien, und eine weit bedeutendere Zahl kleinerer, die unter päbſtlicher Flagge fuhren; jezt findet man nur 285 größere und 562 Fiſcherbarken. Unmittelbarer Verkehr mit andern als Nachbarländern findet nicht mehr ſtatt, und ſchon dadurch gehen die Hauptvortheile verloren. Zwiſchen Ein- und Ausfuhr beſteht kein Verhältniß, namentlich was Produkte der Induſtrie betrifft, in einem Lande, welches ſo wenig fabrizirt und ſo Vieles aus dem Auslande kommen laſſen muß. Es iſt von Vielen bemerkt worden, daß die ſehr hohen Zölle, welchen die Fahrzeuge, ohne Unterſchied, ob nationale oder fremde, in den Häfen des Staates unterworfen ſind, dem Aufſchwung der Schifffahrt unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg legen. Eine Zeitlang genoſſen die Einheimiſchen des Vortheils, daß man ihnen den ſechsten Theil an dieſen Abgaben erließ, und man verſichert, der günſtige Einfluß dieſer Maßregel ſey ſogleich in vermehrter Thätigkeit, namentlich im Schiffbau, ſichtbar geweſen, während die Zahl der fremden Schiffe ſich verhältnißmäßig vermindert habe. Aber dieſe Vergünſtigung wurde bald zurückgenommen. Die Abgaben und Gebühren, die eine Menge Namen haben, wie Ankerzoll, Sanitätsrechte, Hafenpolizei, Paß, Patente, Kommandobriefe, namentlich aber eine Gemeindeabgabe, Collatico genannt, ſind viel zu hoch, namentlich in Civitàvecchia, deſſen Handel, jezt faſt nur ein indirekter mit den italieniſchen Mittelmeerhäfen und mit Marſeille, im Vergleich mit ſeinem Beſtande zu Ende des vorigen Jahrhunderts auf weniger als die Hälfte geſunken iſt. Viele Fahrzeuge, welche Waaren für Rom und das Inland führen, laufen gar nicht mehr dort ein, ſondern ſegeln ſogleich nach Fiumicino oder Ripagrande. – Wenn ſogar einflußreiche Perſonen alles dies nicht leugnen können, wenn ſelbſt der große Haufen durch die unverhältnißmäßige Theurung mancher Gegenſtände täglichen Bedürfniſſes auf die Erkenntniß der Wahrheit hingewieſen wird, ſo muß es um ſo trauriger erſcheinen, daß kein Verſuch zur Abhülfe vielfacher und complizirter Uebel gemacht wird.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 77.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 31. März 1837.

— Lang ſchon einſam ſteht ihr, o Stolz der Welt,
Die nicht mehr iſt, ihr ſchönen
Inſeln Joniens!

Hölderlin.

Briefe von den griechiſchen Inſeln.

(Fortſetzung.)

Wir kehrten am folgenden Morgen zu den Thermen zurück, um die Ausmeſſung des kleinen Thales zu beendigen, und brachen gegen Mittag von hier nach dem ſogenannten Paläokaſtron auf. Der Weg ſteigt den ziemlich hohen und langen Bergrücken hinan, welcher die Nordweſtſeite der Inſel bildet und gegen Nordoſten in das Vorgebirge Kephalos ausläuft. Auf dem Rücken dieſes Berges, eine Stunde von den Thermen, liegt das Kloſter h. Georgios, jezt, in Folge der Aufhebung der meiſten Klöſter, verlaſſen, was unſern Maulthiertreibern wiederholte fromme Stoßſeufzer auspreßte. Zehn Minuten nordweſtlich von dem Kloſter liegt Paläokaſtron, auch das Schloß der Schönen, τῆς ὡριᾶς τὸ κάστρο genannt, auf dem ſchmalen Gipfel eines furchtbar ſchroffen Felſens, der in die See hinaus hängt und nur durch einen ſchwer zugänglichen Iſthmos mit dem Berge verbunden iſt, den Ruinen von Karthäa auf Keos gerade gegenüber. Es iſt die Ruine eines wohlbefeſtigten Städtchens aus den lezten Jahrhunderten des Mittelalters, und ſcheint damals der Hauptort der Inſel geweſen zu ſeyn. Die Mauern, ſo viel von ihnen noch an den Felſen klebt, ſind von fränkiſcher Bauart und haben Schießſcharten; im Innern ſind nur unförmliche Trümmerhaufen. Von dem Gipfel des Felſens hat man eine weite Ausſicht; man entdeckt den Peloponnes, Hydra, Aegina, die Gerania bei Megara, Belbina, Sunion, Keos, Karyſtos, Andros, Gyaros, Tenos und Syros. Der Umfang der Feſtung iſt gering, und ſie kann höchſtens 1500 bis 2000 Seelen enthalten haben. Dennoch hat dies Schloß der Schönen auch ſeine Ilias, ſeine Ἰλίου πέρσις, gehabt, in einem Volksliede, das ſeinen Untergang beſang; allein die Führer verſicherten uns, daß die lezten alten Leute, welche es noch auswendig gewußt, bereits geſtorben wären. Hier hausten — ſo erzählte das Lied — vor Jahrhunderten arge Seeräuber, welche das Meer bis Keos (acht bis zehn Seemeilen weit) vermittelſt einer langen Kette zu ſperren und ſo viele Schiffe zu fangen pflegten. Die großen Schätze und Reichthümer, welche ſie geſammelt hatten, lockten die Türken, und ſie kamen mit großer Macht hieher; allein ſie belagerten das unzugängliche Felſenneſt ein Menſchenalter lang vergebens, oder, wie das Lied ſagt:

Χρόνους δώδεκα τὸ πολεμοῦσανε,
καὶ ἄλλους δεκατεσσάρους δὲν ἐμποροῦσανε.

Endlich verkleidete ſich ein junges Türklein * als eine ſchwangere Frau, nahm noch einen Säugling in die Arme

* Ich fand ſpäter in der Stadt ein altes Mütterchen, welches noch einige Bruchſtücke dieſes kythniſchen Nationalepos

und begehrte ſo Einlaß, als ein unglückliches, von dem Feinde verfolgtes Weib. Die Tochter der Pförtnerin öffnete aus Mitleid das Thor, und die in einem Hinterhalt verſteckten Belagerer drangen ein, metzelten die Vertheidiger nieder und legten das Städtchen in Aſche.

Etwas Wahres muß wohl dieſer Geſchichte zu Grunde liegen, zumal da eine Familie in Meſſaria noch ein auf Holz gemaltes Marienbild beſizt, deſſen eine Ecke angebrannt iſt, und von dem ſich eine Tradition erhalten hat, daß es aus den Flammen von Paläokaſtron gerettet worden ſey, als die Türken die Stadt verbrannten. Wahrſcheinlich wurde Kythnos, wie die meiſten Inſeln, von Barbaroſſa im vierten Decennium des ſechzehnten Jahrhunderts erobert und unterworfen; der Rhapſode aber, der das Lied gedichtet, erweiterte die Begebenheit und ſchmückte ſie nach ſeinem Bedürfniß aus. Indeß weiß ich nicht, ob die Geſchichtſchreiber jener Zeit die Eroberung von Kythnos dem Barbaroſſa beilegen.

Wir kehrten von hier auf demſelben Wege nach Meſſaria in unſere Wohnung zurück und gingen am folgenden Morgen, den 25ſten December, nach Hebräokaſtron an der Weſtſeite der Inſel. Die Entfernung beträgt etwa fünf Viertelſtunden. Der Weg liegt größtentheils längs dem Rande eines langen und gewundenen, gegen N.W. ſich öffnenden fruchtbaren Thales, in welchem viele Weingärten ſind, aber nur wenige und verkrüppelte Feigen- und Maulbeerbäume. Auf der Hälfte des Weges ſteht eine Kapelle der Panagia mit einigen kleinen Triglyphen aus pariſchem Marmor, einem kleinen joniſchen Kapitell und einigen andern unbedeutenden Bruchſtücken. Hierunter ſind auch zwei cannelirte Weihbeckenfüße aus ſchwarzem vulkaniſchen Stein, wie man ſie von derſelben Form und aus dem nämlichen Material (häufig jedoch auch aus Marmor) über ganz Griechenland in Menge findet. Dieſe Säulchen aus ſchwarzem vulkaniſchen Stein müſſen offenbar ein gemeinſames Vaterland haben, wo ſie fabrikmäßig zu Hunderten oder gar Tauſenden gefertigt wurden; und zwar halte ich dafür Aegina, wo dieſelbe Steinart häufig vorkommt.

---

im Gedächtniß bewahrte. Eines der bedeutendſten darunter iſt Folgendes:

Ἕνα Τουρκὶ Τουρκάκι χήρανε γίνηνε,
μαῦρα φορέθηνε·
»Ἀνοίξτε μοῦ κὐμένα τῆς βαρειόμοιρης,
»ποῦ ’μαι ἐγγαστρωμένη καὶ ’ς τὸν μῆνά μου.«
Τῆς πορταριᾶς ἡ κόρη ἐθελεάσθηνε.
’Σὰν ἄνοιξ’ ἡ πόρτα, χίλιοι ἐμβήκανε,
Κ’ὅσον νὰ καλανοίξῃ, δὲν ἐμετριούντανε.

Ich muß hiezu bemerken, daß das Anhängen der müßigen Verlängerungsſylbe νε nicht allein an Zeit- ſondern auch an Hauptwörter (z. B. χήρανε) auf Kythnos und einigen andern Inſeln vorzüglich weit getrieben wird.

Hebräokaſtron, auch Ῥηγόκαστρον oder das Königsſchloß genannt, war die alte, gleichnamige Hauptſtadt von Kythnos und lag ungefähr an der Mitte der Weſtküſte der Inſel auf dem Gipfel, und an dem gegen das Meer gewandten Abhange eines wenigſtens ſechshundert Fuß hohen Berges. Ihr Hafen wurde durch eine kleine, vorliegende Klippe gebildet. Gleich nördlich von der Stadt iſt die große und bequeme Hafenbucht Phykiada,* die gegen Weſten durch das Felſeneiland des h. Lukas geſchützt wird, und nördlich über dieſem Eilande iſt wieder eine Bucht, die von einer dort ſtehenden Säule Kolonna oder Kolonnaki heißt. Hier iſt hart am Ufer eine ähnliche warme Quelle, wie die oben beſchriebenen, die jedoch im Sommer gewöhnlich verſiegt, im Winter aber bei Südwinde häufig von den Wellen überdeckt wird.** Auf der Südſeite der alten Stadt ſind zwei andere Häfen, genannt Episkopi (ἡ Ἐπισκοπή) und Merchas (ὁ Μέρχας oder Μέρχας). Die Vortheile dieſer von den alten Kythniern gewählten Lage für ihre Hauptſtadt ſind ſo überwiegend und einleuchtend, daß auch die heutigen ſchon wieder darauf denken, ſich hier anzuſiedeln.

Im nächſten Briefe ſtelle ich zuſammen, was man von der Geſchichte der alten Stadt weiß, und was ſich von ihr erhalten hat.

---

* Ἡ φυκιάδα, von der Menge des hier wachſenden Seetangs (φῦκος).

** Paſch van Krienen a. a. O. S. 104. — Landerer a. a. O. S. 9.

Typen unſerer Zeit.

(Beſchluß.)

Die Medizin hatte vormals ſehr ſchöne Tiger aufzuweiſen, aber dieſe Zeiten ſind leider vorüber. Wie herrlich nahm ſich der Doktor aus im rhabarberfarbigen Kleide und der Alongeperrücke, den Stock mit dem goldenen Knopf in der Hand! Heutzutage ſieht man ein Paar blank gewichste Schuhe, knapp ſitzende ſeidene Strümpfe, ein ſchwarzes, zierliches, auf's ſorgfältigſte gebürſtetes Kleid aus einem Cabriolet ſteigen, und ſieht man nun den Mann, dem Alles dies angehört, gravitätiſch fein lächeln, wie eine Kammerfrau in einem vornehmen Hauſe, ſo weiß man, es iſt der Hausarzt. — Ich könnte auf dieſe Weiſe noch unzählige Spielarten bezeichnen, den Groom, den Disputirer, den Weinkenner, den Dandy, den Reiter u. ſ. f. Der Leztgenannte z. B. iſt unzertrennlich von ſeinen Sporen und ſeiner Reitpeitſche, kommt aber nie auf ein Pferd; der Disputirer trägt einen breitrandigen

Hut, einen Regenſchirm und eine Brille. Sogar der Schreiber von Bloomsbury-ſquare, wo ſich kein Menſch von gutem Ton blicken läßt, weiß ſich in das Tigergeſchlecht einzuſchwärzen: als Zeichen ſeines Rangs und ſeiner Anſprüche legt er goldene Ketten, glänzende Uhrgehänge, einen prächtigen Jabot und eine ſchreiend bunte Weſte aus; nie trug ein Menſch Handſchuhe von herrlicherem Gelb, und nie war ein Hemd in wunderlichere Falten gelegt; auf dem Ball trägt er nur Beinkleider von ſchwarzem Atlas, und ſein ganzer Anzug iſt eine Carrikatur der Tracht im Weſtende der Stadt.

Auch im Hausrath zeigt ſich dieſes Unweſen: beim wahren Tiger müſſen gegenwärtig Möbeln, Malereien, Verzierungen, Tapeten à la Rococo ſeyn; nicht den Geſchmack des Herrn, ſeinen Reichthum, ſeine Originalität ſoll man bewundern. Wenn er ſo recht häßlich iſt, ſo gefällt er ſich in einem Schlafzimmer, das dem Boudoir einer Modedame gleicht, und ſein Satyrsgeſicht ruht auf weißen Atlaskiſſen. Nichts dünkt ihm abgeſchmackter als die alte Maxime des guten Tons und des guten Geſchmacks: ſich nicht breit und nicht viel Lärm machen.

In fünfzig Jahren weiß vielleicht kein Menſch mehr, was ein Tiger war. So tauchen in jeder Generation neue Spottnamen auf, um in der folgenden wieder unterzugehen. In welchem Wörterbuch findet man z. B., daß Ratte lange Zeit einen Menſchen bedeutet hat, der von der beſiegten Partei zur ſiegenden übergeht; daß Leute, die ſich, was ſo häufig geſchieht, um gewiſſen Zudringlichkeiten zu entgehen, auf's Land oder nach Boulogne zurückziehen, Lerchen heißen; daß Quitz eine Eigenheit bezeichnet, welche auf die geſellſchaftlichen Verhältniſſe unſerer Zeit den bedeutendſten Einfluß gehabt hat? Die Franzoſen, Meiſter im Quitz, haben das Wort perſiflage erfunden, das ſo ziemlich dem engliſchen Quitz entſpricht. Wo ſind die Grenzen der Sprache? wer kann zu ihr ſagen: bis hieher und nicht weiter? Wir, die Erfinder des Gaſes, des Kaoutſchuks, der Eiſenbahnen, der Luftkiſſen, der hydrauliſchen Lampen, der Kamine aller Art, der falſchen Toupets und der Dampfmaſchinen, ſollten uns mit einer eng begrenzten Sprache begnügen? Für neue Entdeckungen braucht es auch neue Worte. So mußte die kalte, ſchneidende Myſtifikation im Schooße einer geſellſchaftlichen Welt voll Langeweile, Förmlichkeit und Bosheit entſtehen, wo Jeder den Kitzel hat, ſich über ſeinen Nebenmann luſtig zu machen, und dabei ganz ernſthaft und moraliſch auszuſehen. Der Quitz iſt ein in Eis geſtähltes, ſcharf geſchliffenes Meſſer. Voltaire war der eigentliche Dämon deſſelben, und er hat ſich in ſiebzig Bänden über die Welt luſtig gemacht. Das liebenswürdigſte, graziöſeſte Mitglied der Brüderſchaft der Quizzers war Lord Cheſterfield, während Horace Walpole als der Dandy und Bollingbroke als der Philoſoph derſelben erſcheinen. Georg IV. brachte ſein Leben unter ausgelernten Spöttern zu; der eine brachte ihn dahin, daß er ſeinen Park mit Minarets und Kuppeln beſpikte, ein anderer, daß er ſich im fünfzigſten Jahr als ſchottiſcher Häuptling mit nakten Beinen kleidete, ein dritter, daß er einen Bach anlegte und Tauſende von Pfunden verſchwendete, um Goldfiſche darin zu hegen. Die ernſthafte Perſiflage iſt wohl nirgends ſo häufig als in England, und dies hängt mit dem Weſen der Verfaſſung zuſammen. Gar oft iſt die königliche Thronrede nichts anderes, und die Antwort der Gemeinen gleichfalls. Canning hat ſein Lebenlang die beiden Häuſer perſiſtirt, und beim glühendſten Feuer ſeiner Beredſamkeit lauerte im Hintergrunde ein feiner Spott, der dem ſcharfen Beobachter nicht entging. Auch Bonaparte hat ſich in ſeinen Bulletins gar oft dieſer Form bedient, welche bei den Menſchen immer ihr Glück macht, und deſto mehr, je ernſter und feierlicher man dabei auftritt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Beſchluß.)

Verſchwinden eines Studenten. Luſt an Hinrichtungen. Die Grippe. Das Feſt der Freiwilligen.

An einen Raubmord, an ein Vergraben des Leichnams iſt unter dieſen Umſtänden kaum zu denken, obwohl man jezt darauf Gewicht legt, daß Helm eine kleine Geldſumme von Hauſe erhalten, und ſie an dem Abend bei ſich getragen haben ſoll. Auch iſt kaum denkbar, daß er unvorſichtig in einen der Kanäle geſtürzt ſey, die allerdings in der Nähe des Terrains, wo er verſchwand, liegen. Denn geſezt auch, daß er in einem trunkenern Zuſtande ſich befand, als man irgend Grund hat anzunehmen, ſo ſind dieſe Gräben durch Gitter wohl verwahrt. Wäre er aber mit Gewalt hinabgeſtürzt worden, etwas, was in Berlin, ſo viel man weiß, noch nicht vorkam, ſo müßte der Körper innerhalb der vielen Schleuſen aufgefunden ſeyn; auch iſt die Spree kein ſo reißendes Waſſer, daß ſie nicht innerhalb eines Monats jeden verſenkten Körper wieder an ihre Oberfläche brächte. — Da man aller Vermuthungen baar iſt, die auf einen gewöhnlichen Mord oder Tod ſchließen laſſen, ſo griff die Phantaſie nicht ungerne zum Außergewöhnlichen, und man ſah den Akt eines Vehmgerichts, wie gegen den Studenten Leſſing in Zürich, dämmern. Gerüchte ſind leicht gemacht. So mußten die Studenten, mit denen er erwieſenermaßen aus der Weinſtube gekommen, am grauenden Morgen des nächſten Tages Berlin verlaſſen haben, und in Bonn angekommen, ward der Eine, in der erſten Stunde ſeines Daſeyns, ermordet. Dies alles iſt erfunden; aber ſeltſam genug iſt, daß acht Tage nach dem Verſchwinden durch einen anonymen Brief der Behörde die ſilberne Uhrkette, welche Helm um den Hals getragen, überreicht wurde; die dafür angegebenen Gründe ſind unzulänglich. Alle andern Gründe, politiſche Motive

hinter dem Schleier zu ſuchen, fehlen. Das Faktum aber, daß ein Student mitten in Berlin, in einer Nacht, die Gaslaternen erhellen und Nachtwächter durchziehen, ſpurlos verſchwinden kann, iſt ſo eigenthümlicher Art, daß die allgemeine Aufmerkſamkeit, die es erregt, wohl begründet erſcheint. Auch eine Moral kann man daraus ziehen. Wenn der Gensdarme ſtreng ſeine Pflicht geübt und dem Studenten die Pfeife genommen, oder ihn gar arretirt hätte, ſo wäre der Student vielleicht nicht verſchwunden. Ich weiß aber nicht, zu weſſen Nutzen ſie wäre.

Blutdürſtig iſt ein norddeutſches Publikum nicht, und doch eine ſo unwiderſtehliche Begier nach Hinrichtungen! Ich rechne nicht dazu eine durch die Umſtände gerechtfertigte Furcht des gebildeten Publikums vor einer Begnadigung, durch welche jener Portepéefähnrich in Frankfurt a. d. O., welcher mittelſt intendirten, kaltblütigen Meuchelmords ſeinen Vorgeſezten umgebracht, dem Tode entzogen würde, eine Begnadigung, welche, wenn ſie erfolgte, unüberſehbar traurige Folgen haben könnte. Ich meine die rohe Luſt in einem gutmüthigen Volke, öffentlichen Executionen beizuwohnen. Alljährig ein oder ein paar Mal iſt der Platz am Rathhauſe von Menſchen überfüllt, weil es heißt, es werde Jemand am Pranger ſtehen. Jezt erwartet man die öffentliche Hinrichtung, durch das Rad an einer Gattenmörderin vollzogen. Vorher bekannt gemacht wird es nicht, um den Andrang des Volkes nicht zu vermehren; aber die eiferſüchtige Begier, daß der Tag ja nicht verfehlt werde, iſt immer wach, und man ziſchelt ſich einen Termin um den andern zu, wo es beſtimmt geſchehen werde. Dann umſtehen dichte Volksmaſſen das Gefängniß, und es iſt unmöglich, ſie zu beſchwichtigen und zum Auseinandergehen zu bewegen. So war kürzlich an einem Freitag der ganze Molkenmarkt, auf dem die Stadtvogtei und das Polizeigebäude liegt, überfüllt mit Menſchen, welche abſolut die Verbrecherin zur Richtſtatt geführt ſehen wollten. Vergebens predigen die Polizeikommiſſäre, ihre Hoffnung ſey thöricht. Ein höherer Beamter, Einige nennen den Präſidenten ſelbſt, muß vortreten und ihnen daſſelbe ſagen. Auch ſeine Rede klingt zu tauben Ohren, er gibt ſein Wort darauf, die Frau werde heute nicht abgeführt. Ein, vermuthlich von der Diplomatie ſchon öfter getäuſchter Spießbürger ſchüttelt den Kopf zum Nachbar: „Ja, es kann ſind, und kann auch nicht ſind!“ Da läuft plötzlich das Gerücht durch die Menge: „Was ſteht ihr hier und wartet noch? Sie ſind längſt fort und ſchon draußen!“ Augenblicklich ſchmilzt, wie Schnee an der warmen Frühlingsſonne, der unermeßliche Volkshaufe. Der Galgen vor dem Oranienburger Thore iſt über eine Stunde entfernt, und ein unendlicher Zug wallt da hinaus. Neue Unruhe: es iſt zu ſpät. Dunkle Figuren ſind ſchon in Bewegung auf dem Galgen. Athemloſes Stürzen; bald darauf ſchallendes Gelächter. Welcher Spaßvogel die Menge dort auf dem Molkenmarkt getäuſcht, wird nicht bekannt; aber auf dem Galgen ſind es ein paar Gaſſenbuben, die, hinaufgeklettert, an den Pfeilern ihre Kurzweil treiben! relata refero. Ob ſolche Züge, und in anderer Form kommen ſie überall vor, mit dem Humanitätsfortſchritt ſtimmen, der die Abſchaffung der Todesſtrafe zur Nothwendigkeit machen ſoll?

Die Grippe nimmt, ſtatt zu weichen, auch hier eine ernſtere Geſtalt an, wie denn der verdrießliche Winter Unglücksfälle mancherlei Art in ungewöhnlicher Zahl mit ſich führt. Nie hörte man von ſo vielen Armbrüchen, Beinbrüchen nambafter Perſonen. Auch ſcheint der atmoſphäriſche Luftdruck auf die Stimmungen influenzirt zu haben: mehrere Selbſtmorde ſind in angeſehenen Familien vorgefallen. Ein achtungswerther Staatsbeamter, der Präſident des kurmärkſchen Pupillenkollegiums, v. Schere, iſt mit Andern jener Krankheit als Opfer gefallen. Der Präſident eines ausgebreiteten Vormundſchaftsgerichts iſt in unſerm Lande eine bedeutende Perſon. Bei großer Verantwortung hat er auch vielen Einfluß auf alle Familienangelegenheiten. Er kennt den Kredit aller großen Häuſer, und muß oft vermittelnd auftreten und Vaterſtelle vertreten. Es iſt daher wichtig, daß dieſer Poſten von einem Manne bekleidet wird, deſſen Perſönlichkeit ſchon Vertrauen einflößt. Dies war bei Herrn v. Schere der Fall. Bei einem ſehr wohlthätigen Sinn und Leben bewahrte ſich der alte Mann bis zulezt eine rege Theilnahme für die Kunſt, und hat ſelbſt für ſie zwei junge Sängerinnen erziehen laſſen, auf deren ſchöne Stimme er, da ſie noch Waiſenmädchen waren, aufmerkſam wurde. Die eine iſt die berühmte Dlle. Carl, die als deutſche Sängerin ihre Triumphzüge von Cadix bis Petersburg macht, ohne, wie es oft geſchieht, in der eigenen Vaterſtadt den vollen Lorbeerkranz zu erringen.

Auch in dieſem Jahr iſt das Feſt der Freiwilligen von 1813 — 1815 wieder feſtlich begangen worden. Wie Manche auch ſchon für immer aus den Reihen der „Kameraden,“ wie ſie ſich nennen, ausgeſchieden ſind, bleibt der Andrang doch ſo groß, daß noch immer Viele von denen, welche ſich zu ſpät gemeldet haben, zurückgewieſen werden müſſen. Es iſt ein ſchönes Feſt, und beſonders wichtig, daß in dieſem Augenblicke auf die Erinnerung der That gehalten wird, wo man von der einen Seite ſie gerne vergeſſen, von der andern ihren Werth verringern möchte. Daß Trinkſprüche, kräftige Reden, Symbole aller Art vorkommen, auch alte Lieder aus jener Epoche geſungen werden, bei denen einſt das deutſche Herz ſchwoll und alle Mühſeligkeiten vergeſſen wurden, iſt billig. Strotzen leztere auch von einem Franzoſenhaß, der den jüngern Generationen ſeltſam klingt, ſo ſind ſie ja nicht Produkte von heute, ſondern unwillkührliche, naturgemäße Eruptionen eines Gefühls, das zu den reinſten und ſchönſten gehörte, deren wir uns in der deutſchen Geſchichte rühmen. Sie ſind hiſtoriſch geworden, über die Kritik hinaus. Wenn von Einigen aber noch heute dergleichen Lieder nachgedichtet werden, deren einziger Refrain iſt: „Schlagt die Franzoſen todt, denn ſie ſind unſre Feinde,“ ſo iſt dies ein Fehlgriff, der wenigſtens von den Ordnern des Feſtes nicht geduldet werden ſollte. Auch die, welche 1813 ihr Blut vergoſſen haben und 1837 noch leben, werden, trotz der ſchönſten Erinnerung an dieſe Blüthezeit ihrer Jugend, heute als Männer wenigſtens einigen modificirenden Gedanken Raum gegönnt haben. Jene neuen alten Lieder wurden geſungen und belacht, aber als der Wein ſchon die Köpfe aufgeräumt hatte. Durch den Druck ſie in's Publikum bringen, iſt ein zweiter Mißgriff, den das Publikum weniger verzeiht, als eine heitere Geſellſchaft, wo Sang und Klang den Sinn leicht verdeckt. Eine Rede des Profeſſors Klenze erregte eine beſondere Theilnahme. Indem er auf die bekannten Verunglimpfungen des preußiſchen Militärs durch Wellington kam, äußerte er: dem edlen Herzog ſey es damit nicht Ernſt geweſen; der conſervative Held habe wohl nichts Anderes damit bezweckt, als den freien Britten ihre Schläge zu erhalten. Die Rede wird in einer Beſchreibung des ſehr würdig gehaltenen Feſtes beſonders publicirt werden. — Im nächſten Briefe, der unverzüglich folgen ſoll, vom Theater.

Beilagen:

Literaturblatt Nr. 33 und Monatsregiſter März.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Ein und dreißigſter Jahrgang.

1 8 3 7.

April.

> Wenn Geiſt mit Muth ihr einet, und wenn in euch
> Des Schweren Reiz nie ſchlummernde Funken nährt,
> Dann werden ſelbſt der Apollona
> Eifrigſte Prieſter euch nicht verkennen.
>
> Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1837.

Das „**Morgenblatt für gebildete Stände**“ enthält folgende Artikel:

I. **Schöne Literatur.** Ueberſicht des Zuſtandes derſelben in Deutſchland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufſätze über ſchöne Wiſſenſchaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neueſten belletriſtiſchen Schriften: der Romane, Schauſpiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus ſeltenen intereſſanten Werken. — Reviſion einzelner Recenſionen aus den beſten kritiſchen Blättern. — Nachricht vom Zuſtande der ausländiſchen ſchönen Literatur, beſonders der Franzöſiſchen, Engliſchen, Italieniſchen, Holländiſchen, ꝛc. — Ueberſetzungen als Proben.

II. **Kunſt.** Kurze Abhandlungen über Gegenſtände der Kunſt. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunſt, Gartenkunſt ꝛc., Auszüge. — Kunſtnachrichten: **Theater.** Periodiſche Ueberſicht des Zuſtandes der vorzüglichſten Schaubühnen in Deutſchland, Frankreich u. ſ. w. Scenen aus ungedruckten Schauſpielen. **Muſik.** Nachricht von neuen muſikaliſchen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. **Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geſchichte einzelner Städte und Völker.** Geſelliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Univerſitäten, Meſſen, Bäder, Carnevals; zuweilen intereſſante topographiſche Schilderungen.

IV. **Biographiſche Skizzen.** Einzelne Züge aus dem Leben intereſſanter Menſchen. — Beiträge zur Bildungs-Geſchichte vorzüglicher Schriftſteller, Künſtler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handſchrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beſchäftigungen der Gelehrten, ihren Reiſen ꝛc.

V. **Kleine Reiſebeſchreibungen.** Auszüge aus intereſſanten größern Werken dieſer Art; kleinere Original-Aufſätze.

VI. **Gedichte.** Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländiſchen und deutſchen Gedichten.

VII. **Miszellen.** Anekdoten. Satiriſche Aufſätze. Kleine leichte Erzählungen in Proſa und Verſen; Räthſel, Charaden und dergleichen.

VIII. Beſondere Beilagen enthalten die **Ueberſicht der Literatur.**

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erſcheint ein Blatt. In beſondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte ſo wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren ſind im „**Morgenblatt**“ Aufſätze und Nachrichten über Gegenſtände der bildenden Künſte geliefert worden. Zur beſſeren Ueberſicht für Kunſtfreunde wurde ſpäter eine eigene Beilage unter dem Namen des „**Kunſtblatts**“ für dieſen Zweck beſtimmt, die jedoch in ungleichen Friſten erſchien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote ſtand.

Die Liebe zur Kunſt hat ſich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politiſchen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und geſteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen ſich davon bedeutende Wirkungen, und laſſen den erfreulichſten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitſchrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erſcheinungen im Gebiete der bildenden Kunſt gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn ſie unternimmt, das „**Kunſtblatt**“ in ſolcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erſcheinen zu laſſen, daß es, dieſem Bedürfniß entſprechend, den Leſern des „**Morgenblatts**“ eine bedeutende und intereſſante Zugabe ſey, für Künſtler und Kunſtfreunde aber auch abgeſondert eine ſelbſtſtändige Zeitſchrift bilde.

Man wird zu dem Ende ſich beſtreben, zunächſt in zwei, wöchentlich erſcheinenden Blättern ſo viel möglich vollſtändige Nachrichten über das Merkwürdigſte zu ertheilen, was in Deutſchland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunſt, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur ſich ereignet, Beurtheilungen von Kunſtwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunſtgegenſtände zu liefern, und Beiträge zur Geſchichte der ältern und neuern Kunſt zu ſammeln. Hiermit ſollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunſt betreffenden Werken, ſo wie eine Ueberſicht der neueſten artiſtiſchen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendſten Schriften dieſes Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht ſeyn, das Blatt mit Umriſſen in Kupferſtich oder Steindruck befriedigend auszuſtatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. **Schorn**, Verfaſſer der Schrift über die Studien der griechiſchen Künſtler, übernommen.

Wir ſtellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunſt die Bitte, unſer Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufſätzen und Nachrichten kräftigſt zu unterſtützen. Beſonders erſuchen wir auch Künſtler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entſtehenden Kunſtwerken Notizen einzuſenden, damit die Ueberſicht möglichſt vollſtändig werde. In allen Beziehungen wird man ſtets den Grundſatz ſtrenger Unpartheilichkeit befolgen, **und wir glauben deßhalb** die bereits in den bedeutendſten kritiſchen Zeitſchriften angenommene **Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterſchrift oder anerkannter Chiffre zu verſehen,** auch **für unſer Blatt feſtſtellen zu müſſen.** Dies wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemeſſenen Lobes oder Tadels ſchützen, und dazu beitragen, unſrer Zeitſchrift den edlen und anſtändigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und beſonders, wo von den höchſten Fähigkeiten und Gütern des menſchlichen Geiſtes die Rede iſt, beobachtet werden ſollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „**Kunſt-Blatt**“ beſtimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieſes ſo intereſſante Fach dasjenige geleiſtet werden ſoll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben ſo iſt es der Fall mit dem „**Literatur-Blatt.**“ — Der bisher ihm gewidmete Raum iſt zu beengt. — Wir ſehen uns daher

genöthigt, auch dieſem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unſere Leſer mit den neueſten Erſcheinungen der Literatur, die, ohne zu den ſtrengwiſſenſchaftlichen zu gehören, von allgemeinem Intereſſe ſind, bekannt machen zu können.

Dieſe gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt ſind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabſichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheiſcht natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, dieſem Zweig beſtimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichſt bereit ſind, ſo können wir dieſes bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweiſen, daß wir bloß auf die Hälfte deſſen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anſpruch machen, und für dieſe Ausdehnung mit dem kleinen Aufſchlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künſtler und Kunſtfreunde das „Kunſt-Blatt“ einzeln halten wollen, ſo wird dieſen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlaſſen. Das Gleiche gilt für einzelne Beſtellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunſt-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünſchen, koſtet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einſchluß des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“, würde alſo koſten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . . 3 fl.
das „Kunſt-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Poſtamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Der Hausgeiſt, von Gläſel. 78.
Alte Weisheit, neu gereimt von J. A. Seuffert. 79. 81.
Diſtichen. 80.
Des Wikings Tod, von Kutſchelt. 82.
Die Dienerin, von Reinhold. 85.
Lieder eines Verbannten, von Wihl. 88.
Die Rheinfahrt, von Schmidlin. 92.
An den Thronfolger Mai, von Kurz. 99.
Die Erde, von Emma v. N. 100.

Räthſel.

Glasflaſche. 78. — Horn. 84. — Nebel. 90. — Die Liebe. 96.

Erzählungen.

Spiegelfechterei der Hölle, ein Bild aus der Reformationszeit. 87. 88. 89.
Die beiden Gefangenen. 95 — 102.

Länder- und Völkerkunde.

Italieniſche Städtebilder. 4ter Brief. 78 — 83.

Reiſen.

Briefe von den griechiſchen Inſeln. 83 — 86.

Naturgeſchichtliches.

Ueber die Bildung der Gebirge, von F. Fiſcher. 93 — 97.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Etwas über menſchliche Nahrung. 79 — 82.
Jena zur Zeit Schillers. 84 — 88.
Rom und Conſtantinopel, von A. Reumont. 89. 90. 91.
Gretna Green, von einem deutſchen Reiſenden. 90 — 94.
Plan zu Capitän d'Urville's Reiſe um die Welt. 91.
John Kockerills Etabliſſement zu Seraing bei Lüttich, von A. Poppe. 98 — 102.
Die türkiſche Muſik in Deutſchland. 101.

Korreſpondenz.

London. 78. 79. 80. — 86. 87. 88. — 97. — Dresden. 80. 81. — Berlin. 81. 82. 83. — 100. 101. 102. — Prag. 84. 85. 86. — Stuttgart. 87. — Marſeille. 89. 90. 91. — Paris. 92. 93. 94. 95. — 98. 99. — Mainz. 93. — Rom. 95. 96. 97.

Kunſt-Blatt.

Nro. 27.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunſtwiſſenſchaftlichen Inhalts aus den Gemäldeſammlungen von Berlin und Dresden, von E. Förſter. 3ter Brief.

Nro. 28.

Bemerkungen über die Bilder Düſſeldorfer Schule, ausgeſtellt in Dresden im December 1836. — Nekrolog. — Bauwerke.

Nro. 29.

Bemerkungen über die Bilder Düſſeldorfer Schule. (Fortſ.) — Bauwerke. — Sculptur. — Denkmäler. — Medaillenkunde. — Malerei. — Glasmalerei. — Kunſtausſtellung. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 30.

Bemerkungen über die Bilder Düſſeldorfer Schule. (Schluß.) Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 31.

Nekrolog. Carle Vernet. — Alterthümer und Ausgrabungen — Kupferſtiche. — Neue Kupfer- und lithographiſche Werke.

Nro. 32.

Berlin. — Nekrolog. (Schluß.) — Neue Kupfer- und lithographiſche Werke.

Nro. 33.

Nekrolog. François Gérard. — Berlin. (Fortſ.)

Nro. 34.

Berlin. (Fortſ.) — Nekrolog. (Schluß.) — Neue Kupfer- und lithographiſche Werke. — Literatur.

Literatur-Blatt.

Nro. 34.

Altdeutſche und nordiſche Literatur. 12) Sant Oswalds Leben. Ein Gedicht aus dem 12ten Jahrhundert, herausgegeben von L. Ettmüller. — 13) Nibelungennoth und Klage. Nach älteſter Geſtalt in ungebundener Rede überſezt von A. Zeune. — 14) Véland le forgeron. Dissertation sur une tradition du moyen age avec les textes islandais, anglo-saxons, anglais, allemands et français-romans, par B. G. Depping et Fr. Michel. — 15) Wieland der Schmied. Deutſche Heldenſage von Karl Simrock. — 16) Reineke Fuchs. — 17) Neues Jahrbuch der Berliniſchen Geſellſchaft für deutſche Sprache und Alterthumskunde, herausgegeben von F. v. d. Hagen.

Nro. 35.

Länder- und Völkerkunde. 1) Adelbert von Chamiſſo's Werke. Reiſe um die Welt.

Nro. 36.

Länder- und Völkerkunde. 2) Reiſe durch Nordamerika bis zur Mündung des großen Fiſchfluſſes an den Küſten des Polarmeers ꝛc., von Cap. G. Back. Aus dem Engl. von Dr. Andrée. — 3) Das Feſtland Auſtralien, eine geographiſche Monographie. Nach den Quellen dargeſtellt von C. E. Meinicke.

Nro. 37.

Länder- und Völkerkunde. 4) Reiſen und Länderbeſchreibungen der älteren und neueſten Zeit, herausgeg. von Dr. Widenmann und Dr. Hauff. Siebente Lieferung: Alexander Burnes' Reiſen in Indien und nach Bukhara. — 5) Achte Lieferung: Ein Beſuch auf der Inſel Island über Tronyem im Sommer 1835, von John Barrow jun.

Nro. 38.

Länder- und Völkerkunde. Reiſen und Länderbeſchreibungen. Ein Beſuch auf der Inſel Island über Tronyem im Sommer 1834. (Schluß.) — 6) Neunte Lieferung: Südafrikaniſche Skizzen von Thomas Pringle. Aus dem Engliſchen. — 7) Zehnte Lieferung: Mexikaniſche Zuſtände aus den Jahren 1830—1832.

Nro. 39.

Länder- und Völkerkunde. Reiſen und Länderbeſchreibungen. Mexikaniſche Zuſtände aus den Jahren 1830—32. (Schluß.) — 8) Eilfte Lieferung: Montenegro und die Montenegriner. Ein Beitrag zur Kenntniß der europäiſchen Türkei und des ſerbiſchen Volks. — 9) Handbuch der allgemeinen Staatenkunde von Europa, von Dr. F. W. Schubert. — 10) Die Fahrten und Abenteuer des Cap. John Roß auf ſeinen Entdeckungsreiſen nach den Gegenden des Nordpols.

Nro. 40.

Lyriſche Dichtkunſt. Lieder von Niclas Müller. Eingeleitet von Guſtav Schwab. — Länder- und Völkerkunde. — 11) Kurzgefaßte Lebensbeſchreibungen der merkwürdigſten evangeliſchen Miſſionäre, nebſt einer Ueberſicht der Ausbreitung des Chriſtenthums durch die Miſſionen, herausgegeben von C. Ch. G. Schmidt.

Nro. 41.

Länder- und Völkerkunde. 12) Alphons von Lamartine's Reiſe in den Orient in den Jahren 1832 und 1833. Aus dem Franzöſiſchen von Guſtav Schwab und Franz Demmler. — 13) Geographiſch-hiſtoriſche Beſchreibung des Landes Paläſtina, von F. G. Crome. — 14) Handbuch der Geographie, von Dr. Volger. — 15) Lehrbuch der allgemeinen Erdkunde für höhere Gymnaſial- und Realklaſſen, ſo wie für Hauslehrer und zum Selbſtunterricht von Dr. Karl Andrée. — Unterhaltungsſchrift. Die neueſte Blumenſprache. Ein Taſchenbuch für Liebende von Guido Reinhold.

Nro. 42.

Länder- und Völkerkunde. 16) Die Erdkunde von Aſien, von K. Ritter. — 17) Aſia von Dr. Heinrich Berghaus. — 18) Allgemeine Länder- und Völkerkunde. Nebſt einem Abriß der phyſikaliſchen Erdbeſchreibung. Ein Lehr- und Hausbuch für alle Stände, von Dr. H. Berghaus. — 19) Edinburger Cabinets-Bibliothek für geſchichtliche, geographiſche, naturhiſtoriſche und biographiſche Kenntniſſe. Aus dem Engliſchen von Dr. Diezmann, Sporſchil ꝛc. — 20) Iter Italicum. Von Dr. Fr. Blum. — 21) Die toskaniſche Inſel Pianoſa und deren Coloniſirung, von Zuccagni-Orlandini. Herausgegeben von Alfred Reumont. — 22) Der Kanton Schwyz, hiſtoriſch, geographiſch, ſtatiſtiſch geſchildert, von G. Meyer von Knonau. — 23) Zürich im Jahre 1837. Nach den natürlichen und geſelligen Verhältniſſen geſchildert für Einheimiſche und Fremde. — Kunſtgeſchichte. Handbuch der Geſchichte der Malerei von Conſtantin dem Großen bis auf die neuere Zeit, von Dr. Franz Kugler.

Nro. 43.

Länder- und Völkerkunde. 24) K. von Spruners hiſtoriſch-geographiſcher Handatlas. — 25) Deutſchland und ſeine Bewohner, von K. Fr. Vollrath Hoffmann. — 26) Neues Handbuch für Reiſende in Deutſchland und nach den wichtigſten Städten der Nachbarſtaaten, von Dr. Streit. — 27) Das maleriſche und romantiſche Deutſchland in 10 Sektionen. — 28) Wegweiſer für die ſächſiſch-böhmiſche Schweiz für Reiſende. — 29) Hiſtoriſch-topographiſches Taſchenbuch von Jena und ſeiner Umgebung, herausgegeben von J. C. Zenker. — 30) Führer durch Köln, von J. C. Vulpius. — 31) Taſchenbibliothek für Reiſende. Wegweiſer durch die Rheingegenden von Mainz bis Köln. — 32) Wegweiſer durch Stuttgart und die Umgegend. — 33) Geographiſche Beſchreibung von Würtemberg, von L. Völter. — 34) Rippoltsau und deſſen Heilquellen, von Freiherrn von Fahnenberg. — 35) Topographiſch-ſtatiſtiſches Wörterbuch der preußiſchen Monarchie, von F. W. Helbmann. — 36) Statiſtik und Topographie des Regierungsbezirks Düſſeldorf, von Dr. J. G. v. Viebahn. — 37) Der preußiſche Staat, entworfen und gezeichnet von R. v. Bennigſen-Förder. — Mährchen. Tauſend und ein Tag. Morgenländiſche Erzählungen. Aus dem Perſiſchen, Türkiſchen und Arabiſchen überſezt von J. F. von der Hagen.

Nro. 44.

Pädagogik. 1) Ideen zu einer Reviſion des geſammten Schulweſens, von J. P. E. Greverus. — 2) Die Mädchen- und Frauenwelt, von Leontine Günther. — 3) Erziehungslehre für gebildete chriſtliche Mütter. In Vorleſungen von Dr. Sickel. — Länder- und Völkerkunde. 38) Reiſehandbuch durch das Königreich Ungarn mit den Nebenländern und Dalmatien, nach Serbien, Bukareſt und Conſtantinopel, von A. Schmidt.

№ 78.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, den 1. April 1837.

Weh! ich erblicke
Der Elfen Tücke!
W. Scott.

Der Hausgeiſt.

Lieb Emma! rück nahe — noch näher mir zu,
Es iſt mir ſo kalt und mich hungert dazu;
Ich zittre vor Froſt, auch iſt mir ſo bang,
Wo bleibet die Mutter nur heute ſo lang?
Sie ließ uns nicht Brod, nicht Lampenſchein,
Wir Armen ſitzen im Finſtern allein. —
Und der weiße Mondmann
Sieht traurig durch das Fenſter.

So rück ich — ſo ſitz ich, klein Wilhelm, doch gut?
Halt du dich nur ſtill und faſſe dir Muth:
Daß wir hier ſo frieren, das iſt uns ganz recht,
Ich glaube es ſelbſten, wir ſind oft recht ſchlecht.
Jetzt ſing ich ein Lied dir, das kürzet die Zeit,
Vom Olof, der reitet ſo ſpät und ſo weit. —
Aber der Knabe war blond
Und liebte ſeine Mutter ſehr.

„Herr Olof, der reitet ſo ſpät und ſo weit,
„Zu laden die Gäſte zur Hochzeit bereit,
„Da tanzten“ — Halt ſtille und ſey mal ganz Ohr,
Es pocht Jemand unten, ſo kam es mir vor;
Jetzt iſt es, als wenn ich es gehen hört'.
So ſieh doch, ob Mutter ſchon heime kehrt!
Und der weiße Mondmann
Sieht traurig in das Fenſter.

Wie Emma es will, ſo geht auch der Knab
Und ſchaut von der Treppe in's Dunkel hinab:
„Ach Emma, ſo komm doch und ſieh dir mal an,
„Da unten da geht ein ganz kleiner Mann,
„Der blitzt und funkelt wie lauter Glut,
„Im rothen Habit und im Treſſenhut.“
Aber der Knabe war blond
Und liebte ſeine Mutter ſehr.

Drauf Emma: „Herein in die Stube geſchwind,
Daß uns das kleine Männchen nicht find!
Das iſt dir ſicher der böſe Kobold,
Der des Nachts ſo giftig im Schornſtein dollt.
Er weiß, daß Mutter nicht helfen kann,
Drum thut er uns Beiden ein Leides gar an.
Und der weiße Mondmann
Sieht traurig durch das Fenſter.

Da gebet klein Wilhelm ſein Lächeln aus,
Er ſieht einen Geiſt, er fühlt ſeinen Graus,
Und wie in die Stub er zur Schweſter will gehn,
Da iſt er gefeit, er muß feſte ſtehn.

Er bittet ſo kläglich: ich bin ja gebannt,
Lieb Emma, komm hilf mir, gieb mir deine Hand.
Aber der Knabe war blond
Und liebte ſeine Mutter ſehr.

Doch Emma bleibt ſtill in der Stube drin,
Und horcht nach dem Spuk nur nach Außen hin —
Es gehen gemeſſene Schritt durch die Nacht,
Als hielt man draußen beſoldete Wacht;
Dann räuſpert es ſich, ſcharrt hin und her,
Als wenn's nun müde zu warten wär. —
Und der weiße Mondmann
Sieht traurig durch das Fenſter.

Jezt wird es ſtill — — es iſt ſpäte Nacht —
Und draußen weint ſchon Wilhelm ſacht.
Kömmſt du nicht, komm ich — jezt Jemand ſprach —
Klein Emma hält den Odem ſich nach — —
Gepolter und Haſpeln die Treppe hinan — —
Dann hat's einen ſchweren Fall gethan. —
Aber der Knabe war blond
Und liebte ſeine Mutter ſehr.

Die Mutter kommt ſorgend nach Mitternacht:
Nur loſe, nur leiſe, daß Niemand erwacht! —
Sie tritt auf den Zehen zum Flure ein,
Da lieget ihr blutender Knab auf dem Stein,
Da findet ſie endlich um's Morgenroth
Unter'm Bett klein Emma gekauert und todt.
Und der weiße Mondmann
Sieht traurig in das Fenſter.

Und wie man die Beid' zu Grab hat gebracht,
Da hat die einſame Mutter geſagt:
Ach wenn ich doch auch noch begraben wär,
Dann ſtänd' ihm das Haus ja räumig und leer!
Denn weil er das Lezte genommen hat,
Dran merket ſie, daß es der Kobold that.
Aber der Knabe war blond
Und liebte ſeine Mutter ſehr.

A. Gläſel.

Italieniſche Städtebilder.

Siena.

Vierter Brief.

Nachdem mein lezter Brief den im Ganzen wenig erfreulichen Umweg über das geſellſchaftliche Leben des jezigen Italiens genommen, möchte ich Sie nun nochmals nach Siena zurückführen und aus der Schwüle italieniſcher Converſationsſäle in jene Zeit verſetzen, wenn hier im Auguſt die ſchönſten Volksfeſte begangen werden. Südlich, ja orientaliſch feſſellos iſt an dem Roſalienfeſt in Palermo die Freude des ſicilianiſchen Volks; ſein Schreien und Toben um den himmelhohen Karren der h. Roſalia, verbunden mit dem unaufhörlichen Kanonendonner, den zahlloſen, merkwürdig geordneten Lichtern an der Marine laſſen kaum eine dauernde Empfindung, viel weniger einen Gedanken aufkommen. Man vergißt die dort in der heißen Zeit klarer blinkenden Sterne, den Stahlhimmel, der auf Palermo und ganz Sicilien in einem Farbentone liegt, dem nur das Meer im Golf von Sorrent zu vergleichen iſt; die Ausſicht auf die See, der links abgrenzende, wundervoll ſich aufthürmende Berg der h. Roſalie verſchwinden einem; man wird, wie das Volk ſelber, gedankenlos, fortgeriſſen, ſich ſelber unbekannt. Es iſt der einzige Moment, in welchem auch dem nordiſchen Herzen der Leichtſinn jener ſicilianiſchen Töchter als afrikaniſche Glut, dieſe Art, das Daſeyn zu genießen, als ein Vorrecht beglückter Naturen, ja, wenn man will, als eine Tugend erſcheinen mag. Iſt aber der Rauſch mit der Nacht dahin, fragt man ſich am folgenden Morgen nach dem ganzen Inhalt dieſes Feſtes, nach der Rolle, welche das Volk dabei geſpielt, ſo bleibt man ſich die Antwort gerne ſchuldig, um die Erinnerung an einzelne ſchöne Augenblicke ſich ungetrübt zu bewahren. — Zu dieſer Ausgelaſſenheit ſteht das Blumenfeſt in Genzano (bei Rom) im merkwürdigſten Contraſte. Alles trägt hier einen künſtleriſchen, durch und durch ſchönen Charakter, der, begünſtigt durch die reizende Lage des Fleckens, in den großartigen Formen der Albanerinnen, in der Zeichnung der auf die Straße hingebreiteten Blumenteppiche, in der Decenz, mit welcher ſpät Abends die Prozeſſion begangen wird, zu dem herrlichſten Ganzen ſich geſtaltet. Aber auch hier findet der, welcher nach eigentlichen Volksfeſten in Italien ſich umſieht, nur theilweiſe Befriedigung. — Man kommt endlich zu den berühmten Johannisfeſten nach Florenz, und findet hier in den Aeußerlichkeiten der kirchlichen Feier, in dem Wettkampf vor St. Maria Novella Reſte einer wahrhaft großen Vergangenheit, aber ſo durch Zeit und Gegenwart entſtellt, daß man durch einen längeren Aufenthalt in Italien ſchon ſehr genügſam geworden ſeyn muß, um hier ſich nicht abermals in ſeinen Erwartungen getäuſcht zu finden. Man wird wieder auf den Tag des h. Ranieri in Piſa und auf den fünfzehnten Auguſt in Siena vertröſtet. Und (um das Piſaner Feſt hier zunächſt zu übergehen) nach Siena bringe man alle Erinnerungen mit, welche aus Bildern und Beſchreibungen italieniſcher Feſte des fünfzehnten Jahrhunderts ſich bilden können: die Form des wie zu dieſem Feſte eigens entworfenen Platzes, die

religiöſe und hiſtoriſche Bedeutung, welche dem Ganzen zu Grunde liegt, die Freude und Begeiſterung des in ſolchen Momenten in ſeiner ganzen Liebenswürdigkeit erſcheinenden Völkchens ſind die Farben zu einem Bilde, in welchem die Wirklichkeit Poeſie wird, und die langgequälte, oft verſtimmte Erwartung endlich die ſchönſte Befriedigung findet.

Um dies Feſt in ſeiner Eigenthümlichkeit zu verſtehen, iſt es nöthig, die Beſchützerin der Stadt, die Piazza und die hiſtoriſch alte Eintheilung der ſaneſiſchen Bevölkerung ſich zu vergegenwärtigen. Es iſt auffallend, daß die Philologie nicht längſt in den örtlich ſo verſchiedenen Heroen des Alterthums den ſo zu ſagen concentrirten Volksgeiſt der verſchiedenen Provinzen hat erkennen wollen, um für Geſchichte und Mythologie eins durch das andere zu erklären. In dem italieniſchen Mittelalter wird ſich bei einiger Umſicht nachweiſen laſſen, daß die einzelnen Städte in einer meiſt dunkeln Vergangenheit ſich namentlich ſolche Heilige zu Beſchützern wählten, in denen die Elemente ihres eigenen Lebens vorgebildet und angedeutet waren. Wie man ſich zu Perugia und Aſſiſi nicht leicht einen andern Kultus als den des h. Franz vorſtellen kann, und man bei dem Bilde Johannes des Täufers in der florentiniſchen Geſchichte die größte Zeit des Werdens, des herben Kampfes, der ſprödeſten, in ſich wurzelnden Durchbildung, die Zeit des Dante ſich vergegenwärtigen kann, ſo wird man an den Thoren Siena's, und überall, wo es darauf ankommt, das Palladium der Stadt geltend zu machen, die *erhöhte Madonna* (assunta) finden wollen. Die Worte: „cor magis tibi Sena pandit," welche dieſes Bild auf dem nach Norden gerichteten Stadtthore begleiten, ſcheinen gegen Florenz gerichtet, um der ruhigen, beſonnenen Haltung des reflectirenden Florentiners den um eine Octave höher geſpannten Schwung der Saneſen entgegenzuſtellen. Und dazu wenigſtens hat man das vollſte Recht. Wärme des Gemüths, Offenheit, Hingebung, Enthuſiasmus, perſönliche Liebenswürdigkeit aller Art hat der Saneſe vor dem Florentiner voraus. Es iſt die künſtleriſche, die eigentlich poetiſche Natur, welche der Höhe zuſtrebt und die Wirklichkeit darüber aus den Augen verliert, es iſt das *deutſche* Weſen, das, nach dem Lieblingsausdruck der Italiener, „in Luft wandelt" (va in aria), es iſt auf Erden das, was im Kreis der Heiligen die der Erde entrückte, erhöhte Madonna iſt. Sie nur iſt die Beſchützerin der Stadt, und ihr zu Ehren wird der fünfzehnte Auguſt am feierlichſten in ganz Italien begangen.

Die Eintheilung der ſaneſiſchen Bürger in *Contrade* dürfte, wie andere wenig beachtete Inſtitute des Mittelalters zu andern des Alterthums, zu der Eintheilung der athenienſiſchen Bürger in Phratrien ein Gegenſtück bilden. Siena zerfällt in drei Drittel, Camullia, St. Martino und die eigentliche Citte, alle drei wieder in ſiebzehn Unterabtheilungen, welche *Contrade* benannt werden. In ihnen ſpricht ſich die politiſche Geſinnung der Bürger aus; ſie haben jede ihre Fahne mit dem Wappen (Thurm, Gans, Schildkröte u. ſ. w.), ihre verſchiedenen Farben, ihre eigene Kirche, ihre beſondern Feſttage, Capitani u. dergl. Gegen andere Ortſchaften und Städte halten ſie zuſammen und ſtehen für Einen Mann; unter ſich zanken und balgen ſie ſich um's Supremat weidlich herum.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, März.

Entdeckung eines Schatzes ausländiſcher Goldmünzen.

In einigen deutſchen Badeorten, vorzüglich in den böhmiſchen, Töplitz und Karlsbad, achten die Hausbeſitzer, die zu vermiethen, und die Gaſtwirthe, die Fremde einzunehmen wünſchen, es keineswegs für hinreichend, den ankommenden Gäſten gedruckte Zettel in die Wagen zu werfen und geſtochene Karten in die Hände zu drücken; ſie thun mehr: Stunden weit vor den reſpektiven Badeorten beſetzen ſie auf allen Heerſtraßen und Nebenwegen jegliche Poſtſtationen, Zollämter und Kneipen mit Kommiſſionärs, die den gedruckten Empfehlungen mündliche beifügen, und von ihren Committenten nach Maßgabe des guten Erfolgs honorirt werden. Etwas Aehnliches, obſchon auf andere Manier, findet in der Umgebung Londons ſtatt. Abſatz und Umſatz heißt das Verlangen, das Tag und Nacht durch die Adern der eifrigen Londoner Handelsleute pulſirt und pulſiren muß, wenn ſie da beſtehen wollen, wo die eng an einander gereihten Kaufläden unwillkührlich die Beſorgniß erwecken, daß ſie nicht alle beſtehen können. Abſatz alſo und Umſatz zu erzielen, werden Avertiſſements in die Zeitungen eingerückt, wird jede, durch kein Verbot beſchützte Wand mit ellenlangen Anſchlägen überkleiſtert, werden Männer im verſchiedenartigſten Coſtüm, bisweilen in langen Proceſſionen mit klingendem Spiel durch die Straßen geſchickt, jeder eine Stange auf der Schulter, und an der Stange ein Brett und das Brett hinten und vorne mit der Verkaufsanzeige beklebt, fahren Karren durch die Stadt, auf allen Seiten mit groß gedruckten Lobpreiſungen der ausgebotenen Waare behangen, figuriren gelbe, grüne und rothe Zettel, den Ausverkauf ungeheurer Vorräthe mit unermeßlichem Verluſte beſagend, in den Fenſtern, über der Thüre und bis hinauf unter's Dach. Die Männer mit den Stangen und die Karren mit den Lobpreiſungen durchziehen wohl auch die Nachbarſchaft Londons, und rieſige Anſchläge zieren auch dort unbeſchützte Mauern und unbewohnte Häuſer. Aber ein beſonderer Zweig des Induſtrieaſtes öffentlicher Bekanntmachungen, für welchen London keinen Raum gewährt, grünt nur in ſeiner Umgebung: das Aufpinſeln eines Handelsartikels und der Adreſſe in ungeheuern Buchſtaben mit weißer Farbe an langen Bretterwänden und Mauern. Die Schuhwichſe von Warren, deſſen ſpiegelnden Namen Byron in einer geharniſchten Vorrede eines ſeiner Werke unſterblich gemacht, empfiehlt ſich

auf dieſe Art Meilen weit rings um London, und viele andere, minder unſterbliche Namen thun es dem ſeinigen gleich. Weil indeſſen dieſe Methode, Kunden anzulocken, meiſt ſolche Gegenſtände betrifft, die zu den Bedürfniſſen des Landmanns oder auf ihren Landhäuſern reſidirender Städter gehören, ſo mußte es vor einiger Zeit jedem aufmerkſamen Wanderer in Londons Umgegend ſonderbar dünken, daß plötzlich längs aller beſchreibbaren Wände und Mauern eine Anzeige zum Vorſchein kam, die, menſchlicher Vermuthung zufolge, weder die Maſſe der Landleute, noch die zurückgezogenen Städter hinlänglich intereſſiren konnte, um den Anzeiger für Mühe und Aufwand zu belohnen. Es war die Meldung eines Ortes in London, wo für ausländiſche Münzen angeblich die höchſten Preiſe gezahlt würden. Nirgends jedoch muß man mit dem Verlachen einer Spekulation, mit dem Prophezeihen ihres Fehlſchlagens vorſichtiger ſeyn, als in der Weltſtadt London, wo die Intereſſen der Handelswelt oft an unſichtbaren Fäden hängen, und kein Adlerblick die Beweggründe mancher Unternehmung zu erkennen vermag. So tief lag aber in gegenwärtigem Falle die Wurzel nicht. Ein aufgefundener Schatz im Werthe von mehreren tauſend Pfund Sterling, in ausländiſchen Münzen beſtehend und unter vierzig und einige Menſchen vertheilt, hatte ſie in's Daſeyn gerufen. Ein Schatz im Werthe einiger tauſend Pfund Sterling iſt etwas; aber die damit in Verbindung ſtehenden Umſtände ſind auch für das Ausland von Intereſſe, und die hier mitzutheilenden ruhen auf dem ſichern Fundamente gerichtlicher Erörterung.

Es geſchah zu Anfang des Jahrs, daß zwei im Dienſte des Pfarrers Chauvell in dem unweit London gelegenen Dorfe Great Stanmore ſtehende Männer, Jeffkins, der Kutſcher, und Reeves, der Gärtner, in einem Graben wenige Fuß unter dem Boden zufällig dreihundert und zwei-und-achtzig Goldſtücke fanden, die blank und bloß hier lagen, ohne daß von Papier oder irgend einem Behältniſſe die geringſte Spur ſich zeigte. Sämmtliche Münzen trugen ausländiſches Gepräge. Die Beiden theilten den Schatz und vereinigten ſich in dem Entſchluſſe, ihr Glück für's Erſte zu verſchweigen, ſelbſt gegen ihre Weiber. Jeffkins, der Kutſcher, blieb der Abrede getreu und ſchwieg. Für Reeves hingegen, den Gärtner, war das zu viel; er war der Freude zu voll, als daß er ſie ſeiner Ehehälfte nicht hätte mittheilen ſollen, und that es unter dem Siegel unverbrüchlichen Schweigens. Frau Reeves verſprach, gegen keinen Fremden ein Sterbenswort davon zu äußern, ausgenommen, wie ſie im Geiſte ſich vorbehielt, gegen Frau Jeffkins, die ja bei dem Vorfall gleich ſtark betheiligt und daher keine fremde Perſon war. Dieſe hatte demnach bald die ganze Sache erfahren, und vermochte ihren Mann, nach geziemenden Vorwürfen über ſeinen Mangel an Vertrauen, ihr den goldenen Schatz zu zeigen. Während nun Jeffkins und ſeine Frau die hervorgeholten Goldſtücke mit beſonderem Vergnügen durch die Finger ſpielen ließen, kam Reeves, ſeinen Fundantheil in der Taſche und mit der Bitte an Jeffkins, ſolchen für ihn zu verwahren, weil ſelbiger, wie er ſagte, in ſeiner Wohnung vor der Hausfrau nicht ſicher ſey. Am Sonntag Abend hatte Frau Jeffkins mit der Frau Paſtorin zu ſprechen. Jeffkins war ſeit zehn Jahren Kutſcher im Hauſe und die Frau Paſtorin gegen ihn und ſie immer ſo gütig geweſen. Ihr alſo das Geheimniß mitzutheilen, konnte keine Gefahr haben, und da die Frau Paſtorin einige Zweifel hegte, ob auch wohl die vermeinten Goldſtücke wirklich Goldſtücke ſeyen, ſchlug Frau Jeffkins, von dem Zweifel geängſtigt, vor, ihr am nächſten Morgen den ganzen Fund zur Beaugenſcheinigung vorzulegen. Ob die Frau Paſtorin den Herrn Paſtor hievon in Kenntniß geſezt oder nicht, findet in den Akten ſich nicht angegeben. Das hingegen ſteht feſt, daß der Herr Paſtor bald nach Mitternacht den Kutſcher und den Gärtner rufen ließ und Beide mit dringenden Aufträgen unverzüglich nach einem kleinen Orte ſendete, von wo die größte Eile ſie vor Abend nicht zurückbringen konnte, und ſie auch wirklich um Vieles ſpäter zurückkamen. Frau Jeffkins, eingedenk ihres Verſprechens, trug früh am folgenden Morgen, nach der erſten ſchlafloſen Nacht, die ſie ſeit lange gehabt, ſämmtliche Goldſtücke zur Frau Paſtorin, und freute ſich hier zwar nicht wenig, von derſelben zu hören, daß ihre Zweifel ungegründet und die Münzen echte Goldmünzen ſeyen, blieb aber mehrere Minuten lang voll Erſtaunen mit offenem Munde ſtehen, als die Frau Paſtorin hinzufügte, daß Schätze nach engliſchem Rechte nicht das Eigenthum des Finders, ſondern desjenigen ſeyen, auf deſſen Grund und Boden ſie gefunden worden, daß demnach die Goldſtücke, da ſie auf einem, zum Pfarrgute — glebe-land — gehörigen Felde gelegen, nicht den Findern, ſondern dem dermaligen Herrn Paſtor als Beſitzer des Feldes gehörten, und daß mithin die Goldſtücke nicht wieder von Frau Jeffkins hinweggenommen, ſondern gefälligſt im Pfarrhauſe gelaſſen werden ſollten. Frau Jeffkins war troſtlos, und bat wenigſtens um einige Goldſtücke, zum Andenken, wie ſie ſagte. Allein die Frau Paſtorin erklärte hiezu ſich nicht ermächtigt, und der nächſte Kummer, der nun der armen Kutſchersfrau auf's Herz fiel, war der Gedanke an ihr erſtes Zuſammentreffen mit ihrem Manne und dem Gärtner; an Frau Reeves getraute ſie ſich gar nicht zu denken. Wie alles das ablief, iſt ebenfalls nicht zu den Akten gekommen, wohl aber der Umſtand, daß Kutſcher und Gärtner, nachdem ſie einen Advokaten um Rath gefragt und von dieſem die Verſicherung empfangen, daß die Rechtstheorie der Frau Paſtorin falſch ſey und das engliſche Geſetz ihnen, den Findern, den Schatz zuſpreche, der Herr Paſtor aber die Rückgabe der Goldſtücke verweigert, ohne Weiteres ſeinen Dienſt verließen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Räthſel.

Mein Kopf iſt offen, weit mein Bauch,
Und lang mein Hals zum Schlucken auch;
Mein Fuß ein hoher und runder Hügel,
Oft auch ein ebener, glatter Spiegel.

Bald glänz' ich, wie des Winters Schnee,
Bald grün' ich, wie der friſche Klee;
Wie adelt meiner Schweſtern eine
Das dunkle Blau mit goldnem Scheine!

Stiefſchweſtern hab' ich, hölzern Volk,
Darunter mancher rohe Tolk,
Und wenn ſie mit Metall auch glänzen,
So wird ſie doch kein Menſch bekränzen.

Mein Lob ſang manch beredter Mund,
Auch ſtift' ich manchen Freundſchaftsbund,
Wenn meinem Kopf der Geiſt entquillet,
Der manches heiße Sehnen ſtillet.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 79.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 3. April 1837.

> Während der Magnet nur auf Eine Art von Speiſe, auf das für ſeinen Lebensſtrom empfängliche Eiſen angewieſen iſt, ſo hat dagegen das Oxygen der Luft einen Nahrungstrieb, welcher die mannichfaltigſte Speiſe, Metalle der verſchiedenſten Art und alles Brennbare erfaßt und aufnimmt. So iſt auch der menſchliche Leib, vor jenem aller andern Thiere, zu dem Aufnehmen und Aneignen der verſchiedenſten Nahrungsmittel geſchickt.
>
> G. H. Schubert.

Etwas über menſchliche Nahrung.

Curiosities of medical Experience, by J. G. Millingen D. M., surgeon to the forces, ſo heißt der Titel eines ſo eben in London erſchienenen Werkes, das eine große Anekdotenſammlung aus dem Alterthum, aus den mittlern und neuern Zeiten darſtellt, als Compilation zwar nichts Neues enthält, aber populär und meiſtens unterhaltend iſt. Dem folgenden daraus entnommenen Artikel haben wir eine Faſſung zu geben geſucht, in der er die Leſer intereſſiren dürfte.

* * *

Der Menſch iſt von der Natur dazu beſtimmt, über die ganze Erde zu wandern und in allen Climaten zu leben, und er erſcheint darum ſeinem Weſen nach als Alles eſſendes Thier. Seine Nahrung iſt völlig verſchieden, je nach der natürlichen Beſchaffenheit des Landes, das er bewohnt, und ſeiner ganzen Lebensweiſe. Die Bewohner kalter, unfruchtbarer Striche am Meeresufer werden Ichthyophagen; Fiſche in aller Geſtalt, friſch, getrocknet, geräuchert, geſalzen, ſind ihre einzige Nahrung. Der kühne Jäger lebt vom Wild, das er erlegt, der nomadiſche Hirte, der über unermeßliche Steppen zieht, nährt ſich von der Milch ſeiner Heerden. In heißen Climaten ſind Früchte, Vegetabilien überhaupt, des Menſchen vornehmſte Nahrung, während ein Gemiſch von Milch und Blut, nach Sidonius Apollinaris, die Lieblingsſpeiſe der alten Scythen und Geten war, und Fiſchthran, das warme Blut der Robben und ihr im Winter gefrorenes, im Sommer halb verfaultes Fleiſch für den Bewohner der Polarländer die köſtlichſten Leckerbiſſen ſind. Nur in den gemäßigten Climaten entwickelt der Menſch ſeine Fähigkeit, Alles zu genießen, und hat ſie in alter wie in neuer Zeit oft zur höchſten Meiſterſchaft geſteigert. Hier iſt ſowohl thieriſche Nahrung als vegetabiliſche Speiſe aller Art zur Hand; je weiter man aber von da gegen die Pole kommt, deſto mehr ſchlägt thieriſche Nahrung vor, je weiter gegen den Aequator, deſto mehr hält ſich der Menſch an nährende Wurzeln und Kräuter und erfriſchende Früchte.

All dies, neben der Allgemeinheit der Kochkunſt zu allen Zeiten, wodurch die Mannichfaltigkeit der Speiſen noch unendlich geſteigert wird, weist darauf hin, daß die Natur, während ſie jedes Thier auf eine beſtimmte Nahrung beſchränkt, ihrem Liebling alles Eßbare zu Lehn gegeben hat, und es gab von jeher Philoſophen, welche darthaten, wie der Menſch ein und daſſelbe ausſage, ob er ſich das vernünftige oder ob er ſich das kochende Thier nenne, und lezteren Titel für den anſprechendſten erklärten. Man war lange und iſt zum Theil wohl noch jezt der Anſicht, als ob Fleiſchnahrung vorzugsweiſe

geeignet ſey, dem Menſchen Körperkraft und Muth zu ertheilen; die Erfahrung beſtätigt dies aber keineswegs. Die elenden, körperlich und geiſtig ſo ſchwachen Eingebornen des nördlichſten Europas und Aſiens leben beinahe ausſchließlich von rohem Fleiſch und Fiſchen, während die athletiſchen Schotten und Irländer, die ihren engliſchen Nachbarn gewiß nichts nachgeben, nur ſehr wenig Fleiſch genießen. Wie kräftig und gewandt die Neger ſind, iſt allgemein bekannt, und die Inſulaner der Südſee nehmen es, was Muskelkraft betrifft, mit den derbſten europäiſchen Seeleuten auf. Allem nach lebten in den glorreichſten Zeiten der griechiſchen Staaten und Roms die Heere vorzugsweiſe von Brod, Früchten und Vegetabilien überhaupt.

Die Beobachtung des Körperbaus des Menſchen, dem der Thiere gegenüber, entſcheidet die Frage vollends. Nur dieſer Bau, in ſeiner Paarung mit dem göttlichen Funken der Vernunft, der ihn lehrt, ſeine Nahrung zweckmäßig zu wählen und zu miſchen, ſezt ihn in Stand, als kriegeriſcher oder wiſſenſchaftlicher Abenteurer unter dem Polareis zu überwintern, als Koloniſt ſeine Hütte unter dem Aequator aufzuſchlagen, überhaupt in Landſtrichen auszudauern, wo die kräftigſten Thiere unvermeidlich zu Grunde gehen. Aeltere Philoſophen und Naturforſcher haben ſich viele unnütze Mühe gegeben, um auszumachen, was eigentlich die dem Menſchen von der Natur angewieſene Nahrung ſey; es kamen dabei die abgeſchmackteſten Hypotheſen zu Tage, und das Reſultat war meiſtens, der Menſch ſey keineswegs als animal omnivorum geſchaffen. Durch die vergleichende Anatomie, welche überhaupt die Menſchheit mehr aufgeklärt hat, als ſie ſelbſt weiß, iſt auch dieſer Streit definitiv entſchieden worden. Der Menſch ſteht organiſch, durch ſeine Kauwerkzeuge und ſeinen ganzen Verdauungsapparat, zwiſchen den fleiſchfreſſenden und den grasfreſſenden Thieren juſt in der Mitte. Am augenfälligſten iſt dies bei den Zähnen. Bei Fleiſchfreſſern ſpringen die Zähne in ſcharfen Spitzen und Kanten vor, zum Packen und Zerreißen der Beute, und die der obern und die der untern Kinnlade ſchließen genau ineinander. Den Grasfreſſern fehlen ſolch furchtbare Waffen, ihre Zähne bilden dagegen breite Flächen mit ſenkrecht eingelegten Schmelzſchichten wider die zu ſchnelle Abnützung. Bei den Fleiſchfreſſern kann der Unterkiefer bloß vorwärts und rückwärts geſchoben werden, bei den Grasfreſſern dagegen iſt die Bewegung ſeitlich, wie man am wiederkäuenden Vieh bemerkt. Die Raubthiere zerreißen ihr Futter und verſchlingen es maſſenweiſe, bei den andern aber muß es, bevor es in den Magen gelangt, ſorgfältig verkleinert, durchgekaut werden. Die Zähne des Menſchen gleichen nun denen der Fleiſchfreſſer darin, daß ſie nicht mit Schmelzplatten durchſezt, ſondern nur außen mit Schmelz überzogen ſind; aber die freie ſeitliche, kauende Bewegung hat der menſchliche Kiefer mit dem der Grasfreſſer gemein.

(Die Fortſetzung folgt.)

Italienische Städtebilder.

(Fortſetzung.)

Für die Scenerie des Ganzen iſt nun noch der Ort zu erwähnen, wo das Schauſpiel vor ſich geht. Es iſt dies der öffentliche Platz, den Siena wie eine Naturnothwendigkeit mit allen andern Städten Italiens gemein hat, und deſſen jeder Ort nicht minder als ſeines Heiligen bedarf. Hierauf gründet ſich ein lokaler Stolz, der ſich bei einer Vergleichung mit Florenz immer dahin ausſpricht, daß, wie ſchön auch Florenz ſey, man doch eben ſo wenig die Piazza del Granduca mit der von Siena, als den h. Zenobio mit der erhöhten Madonna vergleichen könne.* In Form eines italieniſchen Mantels (ferrajuolo), wie ein geiſtreicher Maler ſagte, oder in der Weiſe eines Fächers lagert ſich dieſer Platz hin, indem das von der Natur gegebene Terrain einer Bergſtadt künſtleriſch ſo einzig benuzt ward, daß er von manchem durch Pracht der Gebäude und Zahl der Monumente, von keinem im Plan übertroffen wird. Gegen Weſten, Süden und Norden ſchließen die Häuſer ihn in einer mehr oder minder runden Form ein, welche von dem auf dieſen Seiten ſich erhebenden Boden einfach bedingt wird. Außer dem immer noch in mittelalterlichem Styl prangenden Pallaſt der Familie Sanſedoni, ſchmückt dieſe Seite unter dem Caſino bei Nobili der ehemals prächtige, jezt weniger durch die Zeit, als durch Vandalismus verunſtaltete Brunnen des Giacomo della Quercia, Fonte Gaja genannt; während auf der entgegengeſezten öſtlichen Seite der Palazzo pubblico (Rathhaus) mit ſeinem ſchmalen, himmelanſtrebenden, mehr denn dreihundert toskaniſche Fuß hohen Thurme die bedeutendſte Maſſe, und in der geraden Linie gleichſam die Scenenwand des Theaters bildet. Zeigen auch die Anſichten aus dem ſiebzehnten Jahrhundert außer der nach dieſer Seite gerichteten Façade des Caſino noch einen großen Theil der nach St. Martino ſich hinziehenden Häuſer im gothiſchen Styl, mag auch die Phyſiognomie dieſes maleriſchen Ganzen in den lezten zwei Jahrhunderten ſehr an Charakter verloren

* Der Italiener ſteht mit ſeinen Heiligen auf Du und Du. In Siena, wo vom niedern Volk oft darüber geſtritten wird, ob die Madonna von Provenzano oder die des Doms den Vorrang verdiene, kommen bei einiger Aufregung zu Gunſten der erſtern Ausdrücke zum Vorſchein, die nichts weniger als ehrerbietig genannt werden können.

haben, immer iſt in der Form und in vielen Einzelnheiten ſo Bedeutendes geblieben, daß Siena ſich in dieſer Beziehung mit Recht das italieniſche Nürnberg nennen kann. Dieſer Platz iſt eigentlich das A und O des ſaneſiſchen Volks, das an Werktagen hier Markt zu halten, und an kalten Wintertagen während der ſorgenfreiſten Stunden des Sonntags hier die Sonne aufzuſuchen pflegt, wenn ſie ihnen dies „Kamin der Spanier“ (ſo nennt man dies Baſſin) bei heiterem Himmel heizen will. Wie dem Neapolitaner ohne ſeinen Golf, dem Florentiner ohne ſeine Kuppel, ſcheint dem Saneſen ohne ſeine Piazza das Daſeyn unerträglich. Die Seite, welche an den Häuſern ſich entlang zieht, iſt mit den vortrefflichſten Quadern regelmäßig und in ſolcher Breite gepflaſtert, daß außer zwei Reihen von Kutſchen auch noch für Fußgänger ein weiter Spielraum bleibt; an der innern Seite dagegen, in der eigentlichen Niederung, hat man, wie in den Nebengaſſen dieſer Stadt, immer noch von den ſehr unregelmäßig gelegten Backſteinen nicht wenig zu leiden. Backſteine waren ehemals überall in der Stadt, und die ſaneſiſchen Frauen entſchuldigen dadurch ihre großen Füße.

Wer das ganze Feſt genießen und gar nichts einbüßen will, wird wohlthun, wenigſtens am Morgen der Vigilie, den vierzehnten Auguſt, in Siena einzutreffen. Da man in dieſer Jahreszeit nur Nachts zu reiſen pflegt, wird man z. B. den Abend vorher von Florenz aufbrechen und früh Morgens gegen acht Uhr in dem Augenblick anlangen können, wenn der Cero nach dem Rathhauſe gebracht wird. Es iſt dies eine große, gewöhnlich bemalte Wachskerze, und als Ueberbleibſel einer früheren Zeit immer deßwegen merkwürdig, weil ſie jezt die einzige iſt von vielen, welche ehemals alle Siena untergebenen Städte und Ortſchaften zum Zeichen ihrer Ergebenheit an dieſem Tage einzuſenden hatten. Auch in Florenz und in andern Städten Toskanas fand ſich dieſer Gebrauch, ohne daß die Mediceer, denen doch ſonſt Alles daran lag, das Andenken an republikaniſche Sitte zu vernichten, ihn aufheben oder ſtören wollten. Er beſtand, bis die franzöſiſche Herrſchaft auch in dieſem Funken hiſtoriſchen Lebens Gefahr witterte, und den langen Zug verbot, der in Florenz alljährlich von der Loggia dei Lanzi nach dem Battiſterium St. Giovanni, in Siena von dem Rathhauſe nach dem Dom ſich hinabzubewegen pflegte. Und als etwas ſpäter die milde und edelgeſinnte Schweſter Napoleons die Johannisfeſte in Florenz in ihrer alten Herrlichkeit feiern ließ, hatten die Florentiner die Freude und das Leid, dieſe Fahnen und dieſe Kerzen zum lezten Male an ſich vorüberwallen zu ſehen. Viele kleine Figuren, welche gewöhnlich Gegenſtände aus dem alten oder neuen Teſtament darſtellen, umgeben dieſen Cero, der im Jahr 1835 auf einer Baſis ruhte, welche die Form eines Schiffes hatte. Die drei Engel vor Abraham hatte man gewählt, und in der Weiſe herausgeputzt, wie man es auf Bildern des ſiebzehnten Jahrhunderts ſo oft ſehen kann. — Da die Hauptfreude des ganzen Feſtes ſich um ein Wettrennen dreht, das auf der eben genannten Piazza gehalten wird, und dieſes bei der eigenthümlichen Form derſelben, und namentlich wegen der Biegung und der Senkung des Bodens bei St. Martino merkwürdigen Schwierigkeiten unterliegt, ſo pflegt man, um Gefahren vorzubeugen und um Reiter und Pferde an das Terrain zu gewöhnen, ſchon einige Tage vorher Proben anzuſtellen. Da der Wettkampf an dem Feſttage ſelbſt ſo ganz momentan iſt, wird man die nicht verſäumen wollen, welche an der Vigilie gegen neun Uhr gehalten wird. Es geht dabei ſchon ſo wild und ſo eigentlich ſaneſiſch her, daß man dadurch allmählig in die nöthige Feſttagslaune verſezt wird. — Man ſieht am Vorabend des Feſtes, und doch ſieht es auf der Piazza noch wüſt genug aus. Die wenigen Sitze aus grauem, ſchmutzigem Holz, die man aufzuſchlagen anfängt, und die mit den reinlichen, blaugefärbten Bänken vor St. Maria Novella in Florenz ſo arg contraſtiren, ſcheinen nur auf ein untergeordnetes Feſt in der Provinz zu deuten. Nun aber fängt die Hitze an, ſo arg in dieſem Keſſel zu brennen, daß man froh iſt, Sitze, Bänke, Platz und Sonne hinter ſich zu bekommen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Alte Weisheit, neu gereimt

von F. A. Seuffert.

Der Weiſe hofft ein Glück, ſo wie es Gott gefiel;
Was hofft der Thor? — Das Glück — an ſeiner Wünſche Ziel.

Von welcher Seite auch das Schickſal möchte kommen,
Es findet nicht die Thür im reinen Haus des Frommen.

Es wieget die Vernunft jedwelchen Gram in Schlummer,
Doch nicht, den ſelbſt ſie zeugt, der Reue bittern Kummer.

Mehr brennet Fiberglut, als Hundsgeſtirnes Hitze:
So tiefer bohrt der Schuld, als größten Unglücks Spitze.

Nicht ſagen kann der Menſch: „dies Unglück trifft mich nimmer,“
Wohl aber: „frei von Lüg' und Unrecht bleib' ich immer.“

Wie Gott geringen Werth den ird'ſchen Gütern ſchenket,
Erſiehſt du an dem Volk, das er damit bedenket.

Das Glück wohl einmal klopft an eines Jeden Thüre;
Doch Wen'ge wiſſen, welch ein Gruß dem Gaſt gebühre

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, März.

(Fortſetzung.)

Entdeckung eines Schatzes ausländiſcher Goldmünzen.

Es zeigte ſich bald, daß dieſer Fund keineswegs der ganze Schatz war. Kaum hatte der nächſte Morgen gedämmert, ſo ſammelten ſich nach und nach um die Stelle, wo Jeffkins und Reeves den erſten Theil des Schatzes gehoben, vierzig und einige Perſonen — ein Beweis, wie ſorgſam das Geheimniß bewahrt worden — ſämmtlich mit Hacke und Spaten, und die Vorſichtigſten ſogar mit Säcken verſehen, die Meiſten aber hoffend, allein, und ſehr verwundert, es nicht zu ſeyn. Während alle Hände ſich fleißig rührten, kam auch der Herr Paſtor herbei, ſonderbar genug ebenfalls mit einem Grabſcheite gerüſtet, wahrſcheinlich alſo auch einer von denen, die ſich keiner Geſellſchaft gewärtigten. Anſtatt nun aber von ſeinem Werkzeuge, machte er von ſeiner Beredſamkeit Gebrauch, den verſammelten Beichtkindern die Nutzloſigkeit ihrer Bemühungen vorzuſtellen, indem, was ſie auch immer finden möchten, nicht ihr, ſondern ſein Eigenthum ſey. Doch ſein Vortrag war eben ſo nutzlos; Niemand ſah, Niemand hörte auf ihn. Alles grub und hackte, und als plötzlich eine große blecherne Kiſte entdeckt wurde, ein paar kräftige Axthiebe den Deckel ſpalteten und blanke Goldſtücke hervorblizten, da ſtürzten Alle zumal darauf zu, es entſpann ſich ein wüthendes Gefecht, und erſt nachdem Einige ihre Taſchen gefüllt und Manche aus tiefen Wunden bluteten, kam der Vertrag zu Stande, den Reſt gleichmäßig zu theilen. Das geſchah, und gleich darauf ließen die Meiſten den Anſpruch des Pfarrers ſich eine Warnung ſeyn, eilten nach London und ſezten hier die fremden Goldſtücke um, die theils in Louisdor, theils in Napoleonsdor, theils in ſpaniſchen Dublonen beſtanden. Viele der ſchnell reich Gewordenen wendeten ſich an einen und denſelben Wechsler, die Geſchichte vom gefundenen Schatze kam ſchnell in Umlauf, wo ein Schatz gefunden worden iſt, da werden mehr Schätze vermuthet, und dies erklärt die Spekulation eines pfiffigen Kopfes, die Finder mittelſt der an Wände und Mauern aufgepinſelten Adreſſe in ſeine Hände zu bringen. Der Herr Paſtor, von ſeinem Rechte auf den zerſtäubten Schatz überzeugt, verlor keine Zeit, den Sekretär der Schatzkammer um ein Zeugniß anzugeben, daß der Schatz ihm gehöre. Gleiche Geſuche gelangten an dieſen von Jeffkins und Reeves, von einem Dutzend der andern Finder und zulezt ſogar vom Herzoge von Buckingham als Lord of the manor, als Erb-, Lehn- und Gerichtsherr zu Great Stanmore. Da nun aber die Lords der Schatzkammer der Meinung waren, daß Alle ohne rechtlich begründete Anſprüche ſeyen, und in vorliegendem Falle ein altes Geſetz zur Anwendung komme, vermöge deſſen jeder verborgen gefundene Schatz — treasure trove — dem Könige als Theil ſeiner Einkünfte zuwachſen ſoll, ſo befehligten ſie den betreffenden Coroner, den Vorfall an Ort und Stelle zu erörtern und zur Entſcheidung einer Jury zu bringen. Sobald dieſe Maßregel in Stanmore bekannt wurde, glaubte man ziemlich allgemein, daß die Geſchworenen nach Anleitung jenes vermoderten Geſetzes entſcheiden und dann die glücklichen Finder ohne Weiteres zu Herausgabe ihres Beſitzthums gezwungen werden würden. Dem möglichſt vorzubeugen, eilten alle diejenigen — und das war die Mehrzahl — die dem Grundſatze vertrauten, daß, wo nichts iſt, nichts genommen werden kann, ihres Beſitzſtandes auf die eine oder die andere Art ſich zu entäußern. Während daher bei der Unterſuchung jeder Vorgerufene, anſcheinend außerordentlich gewiſſenhaft, den Betrag des ihm zugefallenen Geldes auf den Heller genau angab, verſicherten die Meiſten, daß ſie mit dem Gelde theils Schulden bezahlt, theils ſich gute Tage gemacht, und die ganze, als noch vorhanden eingeräumte Summe — natürlich mit Ausnahme des Depoſitums im Pfarrhauſe — belief ſich auf kaum hundert Pfund Sterling. Nach Feſtſtellung aller einſchlagenden Umſtände erklärte der Coroner, da das vorgefundene Geld unter den rechtlichen Begriff eines Schatzes falle, haben nun die Geſchworenen zu entſcheiden, ob es ein Schatz der Art ſey, wie jenes alte Geſetz ihn durch den Ausdruck treasure trove beſchreibt, ein verborgen gefundener Schatz, a treasure found hidden. Hievon hing natürlich die Anwendung des Geſetzes ab; es trat in Kraft und der Schatz fiel dem Könige zu, wenn die Geſchworenen in dem gefundenen einen treasure trove, es litt keine Anwendung und der Schatz gehörte den Findern, wenn ſie in ihm nicht die Kennzeichen eines treasure trove erblickten. (Der Beſchluß folgt.)

Berichtigung.

Die Verfaſſer des Luſtſpiels „die Vormundſchaft,“ welchem der von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung für das beſte kleine Luſtſpiel ausgeſezte Preis zuerkannt worden, und das in der diesjährigen Theaterrevue abgedruckt iſt, erſuchen Jedermann, der ſich für ihr Stück intereſſirt, beſonders aber die Vorſteher deutſcher Bühnen, den Schluß folgendermaßen abzuändern:

Zweiter Aufzug, vierzehnter Auftritt.

Nach:

Hasper. Unglück?

folgt:

Adlerhorſt (zu Julius). Mein Sohn, wir reiſen in die Reſidenz, und ich werde dich dem Miniſter präſentiren.

Julius. J'en suis content!

Adlerhorſt. Meine Herren, ich empfehle mich! (Mit Julius ab.)

Morgenſtern (ihr nachrufend). Submiſſeſter! (Zu den Andern.) Aber nun, Kinder, kommt mit mir! Wir fahren Alle nach Morgenſtern und feiern dort die Verlobung. (Faßt Thomas unter den Arm und geht mit ihm ab.)

Georg (zu Emilien, auf Hasper deutend). Was glauben Sie, was ſtellt der vor?

Emilie (lachend). Ich ahne faſt.

Georg (mit komiſchem Pathos). Einen Bräutigam aus der Reſidenz. (Sich ſchüttelnd.) Brr! (Mit Humor.) Da bin ich, dächte ich, doch vorzuziehen.

Emilie (ſchalkhaft). Von Außen gewiß.

Hasper (zu Adam). Domine patrone! der Herr Profeſſor haben mir, nebſt dem Vergnügen, Sie kennen zu lernen, noch ein anderes Vergnügen verſprochen — uxorem promisit — eine ehr- und tugendſame Jungfrau —

Georg (zu Emilien). Das ſind Sie.

Adam (deutet ſchmerzhaft auf Emilien). Die iſt hin!

Hasper (ſieht auf ſie, ſehr ſtupid). Hin?

Adam (wie oben). Ein Sauſewind hat ſie Ihnen geſtohlen.

Emilie (zu Georg). Das ſind Sie.

Hasper (wie oben). Geſtohlen? Aber warum denn?

Georg (faßt Emilien an der Hand, geht komiſch feierlich auf Hasper zu, mit komiſchem Pathos).

Was geſchieht, iſt hier nur klar,
Das Warum wird offenbar,
Wenn die Todten auferſtehn.

(Schlingt ſeinen Arm um Emilien und hüpft mit ihr ab. Adam und Hasper bleiben ganz verblüfft in einer komiſchen Gruppe ſtehen und ſehen einander ſtarr an. Der Vorhang fällt.)

Beilage: Litteraturblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 80.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 4. April 1837.

La nation italienne paraît mille fois plus distinguée dans ses jeux que dans son histoire d'aujourd'hui.

Mad. de Staël.

Italieniſche Städtebilder.

(Fortſetzung.)

Jezt hat man Zeit ſich zu erholen und kann in Ruhe bis vier Uhr warten, um dann die Prozeſſion des Senats zu ſehen, welcher, mit ſeinen Gonfalonieren an der Spitze, den Cero aus dem Palazzo pubblico nach dem Dom geleitet. Dort bleibt die Kerze alsdann während der Feſtzeit ausgeſtellt. Der Magiſtrat trägt hier die lange, ſchwarze Gewandung mit den glatt anliegenden Staatsmützen, deren Form noch an die Zeit des alten Coſimo erinnern mag; die bunten Farben ſind hier, wie überall in Italien, meiſt nur noch den Livreen vorbehalten. Mit wiederkehrender Abendkühle folgt nun eine neue Probe für den Wettkampf, der ſchon viele Zuſchauer herbeizuziehen und Wetten und Vermuthungen über den Sieger des morgenden Tages zu veranlaſſen pflegt. Nun wird es auf den Straßen lebendiger; nicht allein, weil die heißen Stunden vorüber ſind, ſondern weil von jezt an auch der Ruhigſte in die Bewegung hineingezogen und die Tagesarbeit aufzugeben gezwungen wird. Die Kutſchen, welche aus der Umgegend in Menge herbeieilen, vermehren in den ſchmalen und ſchattigen Straßen das Gedränge, das ſo lange fortdauert, bis der große Haufen die Lizza gewonnen hat. Dies iſt neben und mit der Feſtung jener bequeme, mitten in der Stadt gelegene Spaziergang, der Monte Pincio, die Caſinen von Siena, zu Winterszeit in der Mittagsſtunde, im Sommer eine Stunde vor Sonnenuntergang der Sammelplatz der eleganten Welt. Heute aber, wie während des ganzen Feſtes, hört die Sonderung in Kaſten auf; der Handwerker iſt hier neben dem erſten Signore froh. Die Feſtung ſelbſt iſt abgetragen und, wie die Inſchrift ſagt, von Peter Leopold, „nachdem er die Treue der Saneſen erprobt hatte,“ mit dieſem Garten vereinigt und ebenfalls dem Publikum geöffnet worden. Noch in der Nacht kommen Viele hier herauf, um das Feuer auf Monte-Amiate zu ſehen. Es iſt dies im Südoſten der höchſte und bedeutendſte Berg in der ganzen Umgegend, deſſen langhingeſtreckten, allmählig ſich herabſenkenden Linien auf gleichen Urſprung mit Aetna und Veſuv deuten. Als die Republik Siena vor vielen Jahrhunderten ſich zur Herrin über jene Gegenden aufwarf, legte ſie zur Verherrlichung ihres ehrwürdigſten Nationalfeſtes den Bewohnern von St. Salvadore die Pflicht auf, an der Vigilie der Aſſunta gegen ein Uhr in der Nacht auf dem Gipfel des Berges ein Feuer anzulegen. Obwohl die Wenigſten in Siena jezt auf dieſen Gebrauch achten dürften, ſo iſt er doch ſeitdem nie ausgeſtorben. Die Commune von St. Salvadore, das dem Gipfel am nächſten liegt, verdingt dieſe Sorge den Hirten jener Gegenden.

Den Tag der Aſſunta ſelber nun kann kein ehrenwerther Saneſe anders begehen, als daß er früh Morgens im Dom die Meſſe hört. Sie pflegt an dieſem Tage natürlich feierlicher als je zu ſeyn; der Biſchof hat in Perſon zu fungiren, die Domherrn für die beſte Muſik zu ſorgen. Nicht allein zwiſchen den Säulen hängen die buntfarbigen, ſeidenen Vorhänge herab, die Säulen ſelber ſind roth und gelb umwunden. So ſucht man die maleriſche Wirkung dieſes Gebäudes noch zu ſteigern, die doch ſchon in dem Plan, in den mit einander wechſelnden ſchwarz und weißen Marmorſtreifen, in den wundervoll bemalten Rippen des Gewölbes, in reichlich angebrachter Vergoldung ſehr unzweideutig ſich verkündigt. Heute iſt auch der prächtige Fußboden in ſeiner ganzen Ausdehnung enthüllt, von dem man ſonſt den Theil ſorgfältig zu verdecken pflegt, an welchem die in Ornamenten ſtets kunſtgerechte Hand des Beccafumi in bunt- und vielfarbigem Marmor jenes den Saneſen eigenthümliche Marmorniello vervollkommnete und zu einer größern Reihe von bibliſchen Darſtellungen verwandte. Freier Zutritt iſt noch während der drei Tage dieſes Feſtes zu der berühmten Bibliothek der Canonici, in welcher der Pabſt Pius III. die Geſchichte ſeines großen Ahnherrn, des edlen Pius II. (Piccolomini) durch die lebendigen, in ihrer ganzen Friſche erhaltenen Farben eines Pinturicchio verewigen ließ. — Nach geendigter Funktion gibt der Hof, wenn er zugegen iſt, im großherzoglichen Pallaſt feierliche Audienz.

Während man der Hitze wegen nach Tiſch gerne bis vier Uhr zu Hauſe verweilt, findet das Volk ſich ſchon im Corſo und nach dem römiſchen Thore hin in großer Anzahl ein, um den zwei Reihen der Kutſchen, welche ſich hier langſam neben einander hinbewegen, den Raum ſo eng als möglich zu machen. Ohne Piazza kein Siena, ohne Corſo kein italieniſches Feſt. Dies an ſich magere Vergnügen laſſen ſich die Signori nicht nehmen; es iſt die Theaterſcene, welche ſie an hellem Tage gratis aufführen. Sie erſcheinen hier in ihrem Glanz und geben dadurch dem Volk bis auf die über's Jahr wiederkehrende Feier Stoff zur Unterhaltung. Heute aber hält man noch zurück; es ſoll bloß ein Vorſchmack von dem gegeben werden, was morgen allein in ſeiner ganzen Herrlichkeit ſich zeigen darf. Dieſer Aufzug mag gegen zwei Stunden dauern; dann werden die Straßen für den Wettlauf der ledigen Pferde geſäubert.

Dieſer Corſo à la lunga, wie er genannt wird, geht von dem römiſchen Thor nach dem Dom, und kann wegen der Enge der Straßen und wegen der gewaltſamen Wendung, welche die Pferde beim Eintreten in den Corſo zu nehmen haben, in weiter nichts als dem einen Moment beſtehen, in welchem die Thiere geſtreckten Laufes an einem vorüberrauſchen. Da man ihnen nicht nachſehen und alſo für die Wahrſcheinlichkeit des Sieges ſich nicht intereſſiren kann, kümmert ſich Niemand weiter um den Erfolg. Dazu gibt es Erinnerungen aus Italien, die man ſein Leben lang, auch zu ſeiner Qual nicht wieder los wird. Unter dieſe iſt die Oſterfeier, ferner der Carneval in Rom zu zählen. Wer dort auf den Sitzen bei der Porta del Popolo jene kleinen Renner herbeiführen ſieht, die, an ſich feurig und wild, durch künſtliche Mittel noch bis zur Kampfwuth gereizt werden; dann die Kühnheit jener verwegenen Römer, die, in dieſen Augenblicken aus ihrer traditionellen Indolenz aufgerüttelt, ſich eher bis zum Eingang in den Corſo fortſchleppen, als ihre Roſſe vor dem gegebenen Zeichen laufen laſſen; dazu endlich den im eigentlichſten Sinn des Worts faſt bis zur Erde geſtreckten Lauf, den man weit in den Corſo hinein verfolgen kann — wer dies ſieht, hat die Pferdebändiger der Alten, die Koloſſe vom Quirinal, das Jauchzen des gladiatoriſch geſinnten Volks in Leben und Wirklichkeit, im jetzigen Italien zugleich das Beſte von ſolchem, ſonſt überall in verkleinertem Maßſtab wiederkehrenden Wettlauf geſehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Etwas über menschliche Nahrung.

(Fortſetzung.)

Dieſer Eigenſchaft, faſt alles Organiſche in ſein Fleiſch und Blut zu verwandeln, verdankt der Menſch ſeine Herrſchaft über die Erde, aber auch viele ſeiner Laſter und Krankheiten. „Multos morbos multa fercula fecerunt," ſagt Seneca; indeſſen iſt der civiliſirte Menſch gegenwärtig im Allgemeinen weit mäßiger als während der höchſten Blüthe der Kultur im Alterthum und während des Mittelalters. Man weiß, welchen Luxus die Alten mit dem Eſſen getrieben haben. Die Adepten der modernen Kunſt der Gaſtronomie ſind ſchnell bei der Hand, jenen Luxus als halb barbariſch zu bezeichnen und die ganze Koſtkunſt der Römer als unwiſſenſchaftlich zu verurtheilen. Dieſes Vorurtheil war uns immer ein Beweis, wie ſehr die klaſſiſchen Studien in den höhern Sphären der Geſellſchaft abgenommen haben. Wir ſind überzeugt, die Schriften der Alten enthalten die koſtbarſten Elemente für eine Philoſophie des Geſchmacks, Schätze, die nur gehoben ſeyn wollen. Freilich ſind philologiſche, antiquariſche und culinariſche Kenntniſſe ſelten in Einer Perſon vereinigt; was hindert aber z. B. Roſſini, der für einen gelehrten Gaſtronomen gilt und keine Opern mehr componirt, ſtatt ſich nach einem Poeten und einem Libretto umzuſehen, ſich mit einem Profeſſor der klaſſiſchen Literatur zu verbinden, der ihm antike Schüſſeln componiren hälfe, die geſchmackvoller und erſprießlicher ſeyn dürften als ſo viele Nachahmungen des Alterthums? Es käme

nur darauf an, umſichtiger, weniger tumultuariſch zu Werke zu gehen als der Arzt in Smollets Peregrine Pickle. Die folgenden zerſtreuten Bemerkungen ſollen nur im Allgemeinen darauf aufmerkſam machen, wie viel in dieſer Beziehung von den Alten zu lernen ſeyn möchte, und wenn ſie auch nur Einen Gourmand, der durch die Schule gelaufen, veranlaſſen, ſeine halb vergeſſenen Claſſiker wieder vorzunehmen, ſo kann man nicht wiſſen, was dadurch Gutes geſtiftet wird.

Ochſenfleiſch galt bei den Alten für die kräftigſte Speiſe, daher es auch das vornehmſte Nahrungsmittel ihrer Athleten war. Das Fleiſch des Kamelsund Dromedars wurde ſehr geſchätzt, beſonders die Füße. Noch beliebter war Eſelsfleiſch; nach Plinius aß es Mäcenas beſonders gerne, und der wilde Eſel, der aus Afrika kam, galt für delikates Wildpret. Das Schwein, das zähme und das wilde, ſtand nach Verdienſt ſehr hoch in der Achtung der Kenner, und es hieß bei den Römern: animal propter convivia natum; aber die Weiſe, wie das Thier getödtet wurde, zeugt eben ſo ſehr von großer Rohheit als von raffinirtem Epikuräismus: das trächtige Schwein wurde förmlich zu todt getreten, und gab ſo, nach Plutarch, ein Gericht für Götter. Die Ferkel wurden mit glühenden Spießen erſtochen, damit das Blut im Körper bleibe. Ein mit verſchiedenen kleinen Thieren und Aſa fötida gefülltes Ferkel hieß „porcus trojanus,“ wie man ſieht, eine Anſpielung auf die im trojaniſchen Pferd verſteckten Krieger. Auch junge Bären, Hunde und Füchſe wußten die Römer gebührend zu ſchätzen, die Füchſe beſonders dann, wenn ſie mit Trauben gemäſtet waren. Vom Geflügel waren ſie ohnehin große Liebhaber, und manche conſulariſchen Familien nannten ſich nach ihren Lieblingsvögeln. Catius lehrt uns, wie man Hühner in Falerner Wein erſticken muß, um ſie zarter und ſchmackhafter zu machen. Faſanen kamen nach Rom aus Colchis, und waren zu einer gewiſſen Zeit noch ſo ſelten, daß einer der Ptolemäer höchlich bedauerte, noch nie einen gekoſtet zu haben. Pfauen wurden mit großer Sorgfalt auf der Inſel Samos gezogen und ſo theuer bezahlt, daß ſie dem Unternehmer jährlich über 24,000 Gulden einbrachten. Das Perlhuhn galt für höchſt delikat, den welſchen Hahn aber kannten die Römer nicht, und wer möchte ſie deßhalb nicht bedauern? Dieſer Juwel der jetzigen Gaſtronomie iſt trotz ſeiner orientaliſchen Namen: kalekuttiſcher Hahn, Turkey u. ſ. w. ein Eingeborner der neuen Welt, und ſeine Einführung iſt den Jeſuiten zum unſterblichen Verdienſt zu ſchreiben. Dafür verſchmähten die Römer den Strauß nicht; Apicius gibt Rezepte, ihn zuzurichten, und Heliogabalus aß beſonders gern ſein Gehirn. Der Phönikopterus oder Flamingo wurde gleichfalls gegeſſen, und ſeine Zunge galt für einen beſondern Leckerbiſſen. Dieſer Vogel hatte aber auch nach der Mahlzeit eine Rolle zu ſpielen: wenn die römiſchen Gourmands, welche die Völlerei noch etwas weiter trieben, als die unſrigen, zu viel gegeſſen hatten, ſo ſteckten ſie eine der langen ſcharlachrothen Federn des Vogels in den Hals, um ſich zu erleichtern. Welcher Gaſtronom denkt heutzutage daran, daß er die köſtlichen fetten Enten- und Gänſelebern, die einzigen foies grasses Frankreichs, ohne Zweifel den Römern zu danken hat? Horaz ſagt: pinguibus et ficis pastum jecur anseris albi. Auch der Schwan wurde von den Römern gemäſtet, zu welchem Zweck ſie ihn blendeten, und ſelbſt Kraniche wurden von Kennern nicht verſchmäht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Distichen.

Die flüchtige Zeit.

Wie du das Leben gewinnſt? Sorg', daß du auf Thaten zurückſchauſt,
Auf ein belebtes Bild, nicht auf umdüſterten Traum.
Stecke dem Tag ein Ziel, mit Ernſt und Luſt, ſo dem Jahre,
Und vollendet und ganz bildet das Leben ſich dir.

Licht.

Erde, wie wäreſt du öde und kalt, wie lägeſt du farblos,
Wenn dich nicht ſonniges Licht blühend und liebend umzög'.
Leben, wie wäreſt du dunkel und matt, wie wäreſt du freudlos,
Hätte nicht Rythmus und Lied freundlich der Gott dir geſellt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, März.

Kreuz- und Quergedanken. Kunſtverein.

Das reizvolle Andenken an einen vor Kurzem hier ſtattgefundenen Kunſtgenuß wirkt noch immer auf mannichfache Weiſe wohlthätig fort. Unter dem Titel: Kreuz- und Quergedanken eines Ignoranten, erſchien ganz neuerlich eine kleine gedruckte Abhandlung über die hier ausgeſtellt geweſenen Gemälde aus der Düſſeldorfer Malerſchule „und manches Andere.“ Sie iſt jedoch nicht käuflich zu haben, da ſie ausdrücklich nur „zur Erinnerung für Freunde“ verfaßt wurde. Nach der ziemlich ſtarken Verbreitung zu ſchließen, ſcheint übrigens das Wort Freund im weiteſten Sinne genommen zu ſeyn, ſo daß ſogar ein ſolcher, der ſich von vielen darin vorkommenden Gedanken freundlich angeſprochen findet, wohl meinen kann, es ſey auch ihm ein lautes Wort über dieſe Schrift vergönnt. Die Urtheile über Gegenſtände der Malerei und Sculptur ſtammen hauptſächlich aus dreierlei Quellen her: der Kunſtkennerſchaft, der Kunſtkennerei und der Kunſtliebhaberei. Die erſte iſt eine vornehme Dame, mehr oder weniger mit dem ausgerüſtet, was dazu gehört, die richtige Anſicht über den beurtheilten Gegenſtand, ſowohl in Betracht der techniſchen, als der höhern Vollkommenheit, verſtändig darzulegen. Die zweite dagegen läßt ſich einer Kammerjungfer vergleichen, welche,

ihre Naſe gerne nach den Wolken hinaufſtreckend, in den Gemächern jener Dame, deren Wir ſie vergebens nachzuahmen ſucht, manches herumliegende gelehrte Wort, wie Colorit, Carnation, Correktheit, Tinten, Mitteltinten, Helldunkel u. ſ. w., heimlich aufrafft und mit Pathos als eigenen Zuwachs unter die Leute bringt. Die dritte endlich iſt eine harmloſe Perſon, die über ihr anziehend vorkommende Kunſterſcheinungen ihre Meinung gern und beſcheiden ausſpricht. Dahingeſtellt laſſend, ob der Künſtler den Kunſtregeln allenthalben Genüge leiſtete, überſieht ſie gewöhnlich ihm gern kleine Verſtöße gegen Zeichnung, Färbung und das Techniſche überhaupt, und traut in Fällen, wo ſie ſich hierin nicht mit ſeiner Darſtellung befreunden kann, lieber *ſeinem* kunſtgeübteren Auge, als dem *ihrigen*. Gewöhnlich iſt ſie zufrieden, wenn er nur ihren Geiſt oder ihr Gefühl durch ſeinen Plan oder deſſen Ausführung angenehm zu beſchäftigen verſtand. In dem Grade nun, als dieſer Geiſt und dieſes Gefühl geſund und ausgebildet erſcheinen, wird auch das Wohlgefallen an dem Urtheile der parteiloſen Kunſtliebhaberei größer oder geringer ſeyn. — Der Verfaſſer der „Kreuz- und Quergedanken,“ oder wie man allgemein glaubt: die Verfaſſerin, ſcheint ſchon darum bloß das Prädikat: *Kunſtliebhaber*, in Anſpruch zu nehmen, weil ſie, allzubeſcheiden, die Maske der Ignoranz vorgenommen hat, obſchon die mancherlei in dem Werkchen enthaltenen Beweiſe von Kenntniſſen und auf leztere baſirten Ausſprüche ſie Lügen ſtrafen würden, wenn der Ausdruck „Lügen ſtrafen“ überhaupt nicht zu rauh ſeyn ſollte, um gegen eine Dame in Anwendung kommen zu dürfen. Das bekannte vielſtimmige Recenſenten-*Wir*, wenn ſie von ſich redet, thut freilich jener Maske ſchon auf der erſten Seite großen Eintrag, auch verſteigt ſich ihr Urtheil der *Kunſtliebhaberei* mitunter offenbar in das Gebiet der *Kunſtkennerſchaft*, wo ſie der ſelbſtgewählten Maske ſo ganz vergißt, daß ſie den von ihr bewunderten Meiſtern ſogar Zeichnungsfehler vorwirft. Uebrigens enthält die mit nicht gemeinem Scharfſinn, in anziehender Weiſe, abgefaßte kleine Schrift, bei manchem darin vorkommenden Irrthume und mancher Seltſamkeit, ſo viel wahrhaft Schätzbares, Künſtlern und Kunſtfreunden gewiß wie aus der Seele Genommenes, daß ſie die Verbreitung im Wege des Buchhandels gewiß verdienen würde. Die in ihr mit vorkommenden Ermahnungen an *Kunſtvereine*, daß ſie „ihre Mittel nicht in planloſem Ankauf von unbedeutenden Verſuchen unbedeutender Talente zerſplittern möchten,“ ſind an ſich allerdings zu billigen, aber in der Anwendung hat ſich die Verfaſſerin doch wohl geirrt. Die angeführten Beiſpiele von erkauften Genrebildern waren ſichtbar Anſpielungen auf den hierin mit großer Vorſicht und Sorgfalt zu Werke gehenden *ſächſiſchen* Kunſtverein. Der Inſpektor der hieſigen Antiken- und Münzſammlung, Hofrath *Haſe*, nahm daher auch bei einem kürzlich im Lokal des Kunſtvereins gehaltenen Vortrag über den Urſprung und Nutzen der Kunſtvereine, und beſonders auch des ſächſiſchen, Veranlaſſung zur Berückſichtigung dieſes Tadels. Mit Gründlichkeit rechtfertigte er das Verfahren des Vereinsausſchuſſes als vollkommen zweckmäßig. Ueberhaupt regte ſeine Vorleſung durch ihr Weſen und ihre Anmuth die Aufmerkſamkeit der zahlreichen Verſammlung in hohem Grade an. Viel Theilnahme bewies die leztere auch den am nämlichen Abend vom Oberbibliothekar Hofrath *Falkenſtein* vorgetragenen hiſtoriſchen *Aphorismen* über *Leonardo da Vinci*, und der Fortſetzung der mit großer Feinheit ausgearbeiteten Briefe über Kunſtgegenſtände zu Venedig, vom Ceremonienmeiſter Baron v. *Frieſen*. — Einen recht gewählten Zuhörerkreis und vielen Beifall findet Dr. *Fortlage* aus Heidelberg mit ſeinen Vorleſungen über die *Entwickelung der Poeſie* in ihrer *welthiſtoriſchen Bedeutung*, ſowohl wegen der geiſtvollen Auffaſſung und Darſtellung des Gegenſtandes, als wegen des angemeſſenen und einnehmenden Vortrags.

(Der Beſchluß folgt.)

London, März.

(Beſchluß.)

Entdeckung eines Schatzes ausländiſcher Goldmünzen.

Eine viertelſtündige Berathung genügte den Geſchwornen zu ihrem Verdict, das, obgleich die Jury nur aus einfachen Landleuten beſtand, der Weisheit hochſtudirter Appellations- oder Kammergerichtsräthe Ehre gemacht haben würde. Der Ausſpruch lautete: nur das am Montag ausgegrabene Geld iſt ein treasure trove. Wie hätte auch das ein *verborgen* gefundener Schatz heißen können, was Jefſkins und Reeves *unverborgen* fanden? In England wird nun einmal jedes Geſetz ſtreng wörtlich genommen, und wenigſtens in Fällen wie dieſer läßt ſich dagegen nichts einwenden. Anfangs bemerkte zwar der Sachwalter des Paſtors, wie daraus, daß das von Jefſkins und Reeves gefundene Geld nicht dem Könige gehöre, noch keineswegs folge, daß es den Findern, und nicht vielmehr dem Herrn Paſtor gehöre. Doch iſt die Sache ſpäter von beiden Parteien klüglich in Güte verglichen worden. Wer war nun aber wohl lezter Beſitzer des Goldes, welches das engliſche Recht jezt für herrenloſes Gut erklärt hat? Die Frage hat Intereſſe für das Ausland, weil der Umſtand, daß *ſämmtliche* Goldmünzen ausländiſche ſind, den bei der Unterſuchung geäußerten Glauben unterſtüzt, daß auch der lezte Beſitzer ein Ausländer geweſen. Es hat ſich nämlich durch Zeugenverhöre herausgeſtellt, daß vor ungefähr achtzehn Jahren ein Fremder — wenigſtens dem Namen und der Sprache nach kein Engländer, obſchon der eigentliche Namen nicht zu ermitteln — mehrere Wochen ſich in Great Stanmore aufgehalten, Tag für Tag einſam und tiefſinnig die Gegend durchwandert und dann plözlich den Ort verlaſſen hat, ohne daß man ihn je wieder geſehen oder auch nur erfahren, wohin er gegangen oder was aus ihm und ſeinem mitgebrachten Gepäcke geworden. Zwei Jahre nach dieſem räthſelhaften Verſchwinden iſt ein anderer Ausländer — Name und Nation ebenfalls unbekannt — in's Dorf gekommen, iſt das Feld, wo der Schatz gelegen, nach allen Richtungen auf und niedergegangen, und nach Verlauf von zwei oder drei Tagen wieder abgereist, nachdem er bei ſeiner Wirthin angefragt, ob vielleicht ſeit Kurzem Jemand im Dorfe oder in der Nachbarſchaft plözlich reich geworden, und, nach Verneinung dieſer Frage, ihr geſagt, daß der frühere Fremde in einem gewiſſen Felde eine bedeutende Summe Geld vergraben und auf ſeinem Todbette ihm einen Plan des Feldes eingehändigt habe, wo die Stelle genau angezeigt ſey, er jedoch weder das Feld, noch die Stelle aufzufinden vermocht habe. An dieſe unzweifelhaften Thatſachen knüpfen die Zeugenausſagen mehrere Gerüchte, die damals in Folge jener Mittheilung ſich im Dorfe verbreitet. Die übereinſtimmendſten ſind die, daß eine andere, gleich große Summe auf einer andern Seite des Dorfes verſcharrt, daß das Geld einem Bankier im Auslande geſtohlen, und der erſte Fremde von dem lezten ermordet worden ſey. Aber alle Fragen, woher dieſe Vermuthungen, ſind unerledigt geblieben, und es ſteht demnach dahin, ob der alte Spruch, daß des Volkes Stimme Gottes Stimme, auf gegenwärtigen ſpeciellen Fall Anwendung leiden darf oder nicht. Entſcheide, wer ſich dazu berufen fühlt.

M. S.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 81.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 5. April 1837.

Der Arzt betheuerte, im Gericht befinde ſich nichts, was eine empfindliche Naſe beleidigen könnte, indem die Fülle eine Miſchung von Pfeffer, Liebſtöckel und Aſa=fötida, oder ſogenanntem Teufelsdreck ſey, und die Brühe aus Wein und Heringslake beſtehe, die er ſtatt des geprieſenen Garum oder der koſtbaren Fiſchtunke der Römer gebraucht habe.

Smollet.

Etwas über menschliche Nahrung.

(Fortſetzung.)

Wenn ſomit das Geflügel auf den Tafeln der Alten eine große Rolle ſpielte, ſo lieferten ihnen Meer und Ströme einen noch weit köſtlicheren Tribut. Die Muräne wurde in Menge in großen Weihern gehegt und ſo zahm gemacht, daß ſie auf ein Zeichen mit der Glocke oder auf den Ruf des Herrn herbeikam und ſich fangen und tödten ließ. Natat ad magistrum delicata muraena, ſagt Martial. Hirtius lieh Julius Cäſar bei ſeinem Triumph ſechstauſend Stück Muränen, und Kaiſer Vitellius liebte vorzüglich ihren Rogen. Die Lamprette, die mustela des Auſonius und Plinius, ſtand in verdienter Achtung, und der köſtliche Stör, acipenser sturio, wurde unter Trompetenſchall aufgetragen. Aber die Steinbutte (rhombus) vollends galt für das herrlichſte Geſchenk der Götter, und Jedermann kennt die Anekdote von Domitian, dem „kahlen Nero,“ wie er, als er von Ankona eine rieſige Steinbutte zum Geſchenk bekommen, den Senat verſammelte, damit er über die Zubereitung des Ungeheuers deliberire. Auch die Sohlen (solea) wurden ſo hoch geſchätzt, daß man ſie mit einem Calembourg soles deorum, Götterſonnen hieß; der Goldbraßen, sparus auratus, war der Venus heilig, der labrus scarus hieß das Gehirn Jupiters, und Apulejus behauptet, ſchon ſeine Eingeweide müßten im Olymp ein Leckerbiſſen ſeyn. Ein beſonders vergnügliches Spiel trieben die Römer mit der ſehr wohlſchmeckenden Meerbarbe oder dem Rothbart — dies war ohne Zweifel ihr mullus —: er wurde lebendig auf die Tafel gebracht und in der berühmten Brühe, dem Garum, wovon wir unten ein paar Worte ſagen, langſam erſtickt; im Sterben wechſelt der Fiſch die Farben wie der Delphin, und an dieſem Schauſpiel weideten nun die Gäſte ihre Blicke, im angenehmen Vorgefühl, wie gut ſofort der Fiſch ſchmecken werde. Hierauf bezieht ſich Senecas Vorwurf: oculis quoque gulosi sunt, ſelbſt mit den Augen ſind ſie Gourmands!

Grashüpfer, Heuſchrecken und manche andere Inſektenarten lieferten unſern großen Vorgängern, leider können wir kaum ſagen Lehrern, in der Gaſtronomie ſehr leckere Schüſſeln. Auch Landſchnecken waren eine große Delikateſſe; Fulvius Hirpinus wurde faſt in den Himmel erhoben, weil er die Kunſt erfunden, ſie mit Kleie und andern Subſtanzen zu mäſten; nach Horaz wurden ſie, auf ſilbernem Roſte gebraten, zum Wein gegeben, der beſonders gut dazu ſchmeckte. Jeder Gourmand müßte die Römer bemitleiden, wenn ſie nicht die Auſter gehörig zu ſchätzen gewußt hätten; ſie verdienen aber auch in dieſer Beziehung die höchſte Achtung von Seiten unſerer Gutſchmecker, vielleicht nur den Umſtand ausgenommen,

daß bei ihnen gefrorene Auſtern ein Kapitalſtück waren. Die beſten Auſtern wurden nach Rom von den britanniſchen Küſten gebracht, vorzüglich, wie man vermuthet, aus der Gegend von Sandwich. Athenäus erzählt, Apicius habe die Kunſt erfunden, die Auſtern ſehr lange aufzubewahren, und auf dieſe Weiſe Trajan, als er, viele Tagereiſen von der Küſte, gegen die Parther zu Felde lag, mit einer Sendung friſcher Auſtern überraſcht. Wie fein die Zunge und wie ſcharf das Auge der alten Bonvivans geweſen ſeyn muß, beweiſt ein Zug bei Juvenal: er ſagt von Montanus, er habe beim erſten Biſſen geſchmeckt, woher eine Auſter komme, und es einem Seeigel mit Einem Blick angeſehen, an welcher Küſte er gefiſcht worden.

Daß auch Krabben und Seegarnellen ſehr beliebt geweſen, und mit Recht, beweiſt eine Geſchichte bei Athenäus: Apicius hörte in Minturnä, wo er ſich gewöhnlich aufhielt, die afrikaniſchen Krabben ſeyen weit größer als die in Campanien. Unverzüglich, trotz des ſtürmiſchen Wetters, ging er nach Afrika unter Segel; mit Mühe und Noth erreichte er das Land der Verheißung, die Fiſcher legten ihm ihre größten Krabben vor, aber, gräßliche Täuſchung! ſie waren nicht einmal ſo groß wie die in Minturnä! Unverzüglich hieß er den Steuermann die Rückfahrt antreten und kehrte Afrikas Küſte voll Verachtung den Rücken.

Vom Garum, der berühmten Fiſchbrühe der Römer, welche faſt bei allen Speiſen, über deren Zubereitung Andeutungen auf uns gekommen ſind, eine große Rolle ſpielt, wiſſen wir nicht viel mehr, als daß es aus ſehr verſchiedenen Fiſchen bereitet wurde, namentlich aus der Makrele und der sciaena umbra. Die Hauptſache ſcheinen dabei Eingeweide und Blut der Fiſche geweſen zu ſeyn, die in Salzlake aufgelöſt wurden. Nach den Beſchreibungen der Römer erſcheint der ganze Proceß ziemlich ekelhaft; allein man weiß ja, daß man auch in der neuern Kochkunſt bei manchen der köſtlichſten Produkte nicht nach der Geneſis fragen darf, und wir möchten das noch ziemlich dunkle Kapitel vom Garum oder Liquamen als eines empfehlen, in welchem vielleicht noch mehr als eine gaſtronomiſche Perle zu fiſchen wäre. Kein heutiger Gutſchmecker kann mit größerer Achtung von der Trüffel ſprechen als der Römer von ſeinem Garum, und Martial erzählt, daß man davon in Riechfläſchchen aus Onyx bei ſich trug. Die feinſten Sorten waren dabei ſo theuer, daß nach Galen etwa drei Pinten zweitauſend Silberſtücke koſteten.

Von Vegetabilien als eigentlichen Speiſen, in Geſtalt von Gemüſen, ſcheinen die Alten keine große Auswahl gehabt zu haben; deſto größer war ihr Verbrauch an ſcharfen und aromatiſchen Kräutern und Gewürzen zur Reizung der Eßluſt. Ein Hauptingrediens ihrer hunderterlei Brühen, Paſteten und Füllungen war die noch heutzutage im Orient als Gewürz beliebte Aſa-fötida. Manche Naturforſcher beſtritten es, daß das Laser der Römer wirklich der als Arzneimittel aus der Levante zu uns kommende, im gemeinen Leben ſogenannte Teufelsdreck ſey; allein es iſt wohl kaum daran zu zweifeln: Plinius ſagt, das Laſer werde häufig mit Sagapenum verfälſcht, und dieſes Gummi hat auch wirklich große Aehnlichkeit damit. Nach Theophraſt wurde das Laſer, wie noch heutzutage die Aſa-fötida, in Häuten aufbewahrt. Neben dieſer durchdringenden Würze ſpielen Coriander, Kümmel, Sumach, Safran, Zimmt, Thymian, verſchiedene Pfefferarten die größte Rolle, und neben gemeinem Salz ward auch Salmiak gebraucht.

(Der Beſchluß folgt.)

Italieniſche Städtebilder.

(Fortſetzung.)

Nach dieſem Moment ergießt ſich die ungeheure Volksmaſſe auf den Platz, wohin die ſieben bis acht Straßen, wie eben ſo viele Vomitorien eines Theaters hinabführen. Wer ſich von dieſem Heranwälzen der Maſſe und davon einen Begriff machen will, wie nun in einem Nu der bis dahin menſchenleere Platz plötzlich von vielen Tauſenden angefüllt wird, ſuche an einer dieſer Straßen zu ſtehen und eher unten zu ſeyn, als die Maſſe ſich in Bewegung ſezt. Hat die Volksmenge einmal angefangen ſich zu regen, ſo bemüht man ſich vergebens; Jeder weiß, wie überraſchend das Schauſpiel iſt, Jeder ſucht es von dieſer Mitte aus zu genießen. Die lezte Probe der Fantini, welche jezt gehalten wird, iſt dabei nur Nebenſache; man weiß recht wohl, daß ſie ihre Pferde für morgen ſchonen und daß aus dem jetzigen Ritt kein Omen für den Kampf ſelber zu entnehmen iſt. — Wer darauf noch nach italieniſcher Muſik lüſtern iſt, kann im geräumigen und ſehr hübſchen Stadttheater eine Oper hören, ſo wohlbeſezt und ſo glänzend ausgeſtattet, als die im Ganzen nicht unbeſchränkten Mittel es nur irgend zulaſſen.

Am Morgen des ſiebzehnten Auguſt macht ſich zunächſt Alles nach St. Domenico auf den Weg, wo das nahgelegene Univerſitätsgebäude ſchon vor Jahren in die Akademie der ſchönen Künſte und in die Stadtbibliothek verwandelt worden. Für heute und die zwei folgenden Tage ſind hier nicht allein Zeichnungen und ausgeführte Bilder eigentlicher Künſtler ausgeſtellt, auch Stickereien und andere ſorgfältige Arbeiten von geübter Frauenhand finden hier ihren Platz. Man darf an eine ſolche Ausſtellung natürlich nur ſolche Anſprüche machen, welche eine Provinzialſtadt von verhältnißmäßig geringer Bedeutung

erregen kann; dem billigen Blick eines unbefangenen Beobachters dürfte dann aber manches Erfreuliche begegnen, und das Reſultat einer Vergleichung mit andern Städten für Siena keineswegs unvortheilhaft ſeyn. So fällt es namentlich auf, wie hübſch noch in Holz geſchnitten und wie allerliebſte Ornamente in Thon modellirt werden; die Holzarbeiten zeigen eine Präciſion und Nettigkeit der Ausführung, welche ſelbſt bei größern Werken der Art in Italien nur ſelten anzutreffen iſt. Daneben ſind denn auch die Säle geöffnet, welche die Bilder der ältern ſaneſiſchen Meiſter in einer ſchönen Reihenfolge uns vorüberführen. Und dies ſey dem patriotiſchen Sinn der Saneſen zur Ehre nachgeſagt: obwohl die neuen Produktionen den geräumigſten und hellſten Saal einnehmen, ſo verſäumt doch Niemand, durch die ziemlich engen und dunkeln, mit Bildern überhäuften Gänge zu wandeln, wo die Meiſter der ältern Schule in ihrer ganzen Anſpruchsloſigkeit aufgereiht ſtehen. Dabei iſt es immer hübſch, daß das Volk, namentlich der Mittelſtand, ſich in ſo großer Menge einfindet; man will in dieſer Zeit eben ſo wohl die Ausſtellung als das Wettrennen ſehen. Es iſt dann ebenfalls das Intereſſe für alles Saneſiſche, was nach St. Agoſtino treibt, wo man in den reinlichen Zimmern des nun aufgehobenen Kloſters ein Naturalienkabinet errichtet hat. Da Alles, was man in dieſen drei Tagen ſieht und hört, einen ſo eigentlich lokalen Stempel trägt, fällt das Streben, Seltenheiten aus verſchiedenen Gegenden Europas zuſammenzubringen, unangenehm auf; nicht allein deßwegen, weil dafür die ſehr beſchränkten Mittel des Inſtituts unzureichend ſeyn müſſen, ſondern weil Siena, die nächſte Umgegend und die Maremma Materialien zu einem ganz eigenthümlichen und werthvollen Kabinet liefern würden. Daß doch die italieniſchen Städte einmal dahin kämen, auf vernünftige und erſchöpfende Weiſe den ihnen ſo nahe gelegten Reichthum auszubeuten.

Nach der nöthigen Pauſe beginnen nun gegen vier Uhr die einzelnen Contrade mit Trommeln und Pfeifen, ihren Fahnen und Pferden nach St. Agoſtino hinaufzuziehen, um ſich auf der angrenzenden Wieſe zu verſammeln und ſpäter zum Zuge anzuſchicken. Das Volk ſtrömt dort für einen Augenblick zuſammen, eilt dann aber ſchnell nach der Piazza hinunter, um den Wagencorſo nicht einzubüßen. Alles hat hier nun ein verändertes Anſehen; nicht allein alle Sitze ſind aufgeſchlagen und mit Tauſenden von Menſchen ſo mannichfach, ſo maleriſch beſezt, daß von dem noch geſtern ſichtbaren Holzgerüſte gar keine Spur mehr übrig ſcheint; alle Fenſter der Palläſte ſind mit grünen und rothen Teppichen verziert, an und über denen die buntgepuzten Menſchen wie ſo viele Blumen erſcheinen. Was der eigentliche Keſſel des Platzes faſſen kann, füllt das Volk aus; andere, die etwas ſpenden können, miethen um einige Crazien Plätze auf den erwähnten Sitzen; die vornehmeren beſetzen die Balkone der Häuſer. So iſt Raum für Alle, Alle finden den natürlich gegebenen, rechten Augenpunkt, ohne daß, wie bei den florentiniſchen Johannisfeſten, das Volk gezwungen wäre, die Dächer der Häuſer zu ſuchen. Die Klage über Hitze, welche die Florentinerinnen ſchon im Juni durch ihr ſtets wiederholtes „che caldo, che caldo!“ durch das ewige Wedeln mit ihrem Fächer und durch ihr Taſchentuch, das dann keinen Augenblick ruht, ſich zu erleichtern ſuchen, hört man hier in dieſer Stunde und im Auguſt wirklich ſelten. Und wenn die Männer einige Augenblicke ſpäter bei dem Wettkampf noch Kraft genug übrig haben, um ſich auf raſende, bacchiſche Weiſe zu begeiſtern, wie ſollten die an ſich kräftigen Gebirgsfrauen, beſchäftigt durch den vorüberziehenden Corſo, durch die Muſik des Zuges, welche man nun ſchon in der Ferne hört, hinlänglich aufgeregt, durch die Hoffnung und die Sorge für den Sieg ihrer Contrade auf's Aeußerſte geſpannt — wie ſollten dieſe, ſage ich, in ſolcher Stimmung das Drückende der Hitze noch fühlen?

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Holtei. Raupachs die alte und die junge Gräfin.

Karl v. Holtei, von deſſen Rückkunft hieher ich in einem vorigen Briefe ſchrieb, ſteht, wie verlautet, abermals auf dem Punkt, Berlin zu verlaſſen. Wenn es wirklich geſchieht, ſo folgt er vermuthlich einem vortheilhaften und inſofern für ihn lockenden Rufe, als derſelbe ihm abermals eine bedeutende Bühne eröffnet, welche ihm hier verſchloſſen blieb. Dies wäre aber auch das Einzige, worüber er zu klagen hätte. Es iſt allerdings hart für ihn, da ſein ganzes Sinnen darauf ſteht, als Dichter und Schauſpieler zugleich zu wirken, daß man ihm, aus Furcht vor einem Einfluſſe, den er gewinnen möchte, die Bühnen ſeiner zweiten Vaterſtadt verbarrikadirt. Aber er hat ſich ſelbſt eine andere Bühne erbaut, auf welcher er allein und deſto mehr wirkt, und für welche er ein großes, ihm ganz ergebenes Publikum gewonnen hat. Als dramatiſcher Vorleſer nämlich iſt er nicht allein mit der frühern Theilnahme, ſondern mit neuem Glanze aufgetreten. Hunderte von Abonnenten mußten abgewieſen werden, und dennoch war der Andrang in der Regel ſo groß, daß man in den Vorzimmern auf die einzelnen Worte lauſchte, welche über die Köpfe der Glücklichen herüber drangen. So hat er bereits zwei Cykeln gehalten, und ein dritter und mehrere würden ſich füllen, wenn er ſelbſt hier bliebe und die Ausdauer nicht verlöre. Nach aller competenten Stimmen Urtheil hat ſein Vortrag, ſo wie ſein Organ durch die praktiſche Uebung auf der wirklichen Bühne ſehr gewonnen. Doch iſt auch jezt noch ſein Vortrag der komiſchen Partien den tragiſchen bei weitem vorzuziehen.

Drei neue Theaterſtücke, welche auf nähere Betrachtung Anſpruch machen, kamen, eine ſeltene Erſcheinung, bald

nach einander bei der Hofbühne zur Darſtellung: „die alte und die junge Gräſin“ von Raupach, „die Venetianer“ von Rellſtab, und „die Iſolirten“ von einem Pſeudonymus, der ſich Karl Weißhaupt nennt. Das Raupach'ſche Stück iſt eine ältere Arbeit des Verfaſſers, welches längere Zeit gelegen hatte, weil der Streit über die Beſetzung des Alt und Jung in die herkömmliche Intriguenchronik eines jeden Theaters eingriff. Zum Beſten des Verfaſſers hätte es ganz unterbleiben mögen; denn wiewohl es ſeine ganze Schärſe im Spiel geiſtreicher Antithesen bekundet, ſo wie die andern damit eng verbundenen Vorzüge der Raupach'ſchen regelrechten Dramen, wirkt es doch unanmuthig und unerquicklich. Das beſonnene Abwägen eines gewiegten Ehrenmannes, ob er die junge oder die alte Gräſin heirathen ſolle, und das durchdachte Spiel, welches er mit Beiden treibt, verlezt das Gefühl, wie moraliſch auch der Ausgang ſey, der die Leichtſinnige mit einer frappanten Täuſchung beſtraft und die Tugendhafte durch eine kaum erwartete Anerkennung ihrer Verdienſte und das Geſchenk der Hand eines Miniſters belohnt. Solche Paris-Gerichtshöfe vor den aufmarſchirten Hülfstruppen des Theaters gehören nicht mehr in unſere Zeit, wenn auch Raupach mit mehr Feinheit und Geiſt das Urtheil ſprechen läßt, als in den alten Komödien zum erbaulichen Schluße geſchieht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Dresden, März.

(Beſchluß.)

Grippe. Theater. Concerte. Magnetismus. Jugendliche Diebe.

Daß die **Grippe** im Ganzen die hieſige Gegend, gegen manche andere gehalten, mit Todesfällen weniger beläſtigte, ſtellt ſich immer beſſer heraus. Gleichwohl verlängerten ſich die wöchentlichen Sterbeliſten auffallend. Statt der ſonſt gewöhnlichen einigen und vierzig Leichen gab es das eine Mal 79, das nächſte Mal 89 und eine Woche ſpäter gar 91. Der größte Theil der das gewöhnliche Todtenquantum überſchreitenden Zahl beſtand jedoch aus hochbejahrten Perſonen. Zu den jüngern, vom Todeslooſe Betroffenen gehörte unter andern der 39 Jahre alte, bei dem Sekretariat der hieſigen Bühne mitangeſtellte Johannes **Mickſch**, Verfaſſer mehrerer dem Auslande durch gute deutſche Bearbeitungen abgewonnenen und hier wie anderwärts auf dem Theater wohlaufgenommenen kleinen Luſtſpiele. Namentlich läßt auch bei der Bühne die Grippe immer mehr nach, ſo daß die meiſten Stücke wieder gegeben werden können. Zu den ausgezeichneten neuen gehören: „die gefährliche Tante“ von **Albini**, und „der Adept“ von **Halm**, deſſen Werthe man zwar Gerechtigkeit widerfahren läßt, der aber doch der Griſeldis dieſes Verfaſſers den Vorrang nicht ſtreitig zu machen vermochte. Der fortdauernden beſondern Gunſt des Publikums genießt unter den neuern Luſtſpielen hauptſächlich der nach dem Franzöſiſchen von **Töpfer** bearbeitete „Pariſer Taugenichts,“ der aber freilich auch nicht überall eine Darſtellerin finden wird, wie unſere treffliche **Devrient**, geborne **Böhler**. — Einheimiſche und fremde Muſikvirtuoſen fahren fort, in Concerten uns mit ihren Tönen zu erfreuen. Adolph **Henſelt** aus Bayern entzückte ganz beſonders durch ſeine faſt beiſpielloſe Fertigkeit auf dem Pianoforte. Bekanntlich ſpielt dieſes Inſtrument beinahe Jedermann, weßhalb denn auch äußerſt geſchickte Künſtler auf demſelben ſelten ein recht anſehnliches Publikum für ihre Leiſtungen finden. Es gibt aber eine Geſchicklichkeit, ſo groß, daß man ſich davon ergriffen und wie bezaubert fühlt. Dieſe iſt es auch, welche dem Künſtler Henſelt wohl überall einen ſo weiten, als auserwählten Hörerkreis verſchaffen wird. Dazu kommt noch bei ihm die Kunſt, ein recht angenehmer Tonſetzer zu ſeyn, und gerade in Exekutirung ſeiner eigenen melodievollen Compoſitionen glänzt er am Vollkommenſten. Uebrigens hat die alte Kunſtſchule gegen diejenigen Enthuſiaſten, welche dem noch ſehr jungen Virtuoſen die Siegeskränze von Bach und Beethoven reklamirten, laute Proteſtation erhoben. Sein Concert und das vom hieſigen Kammermuſikus Franz **Schubart** gegebene hatte den zahlreichſten Beſuch, wozu unſtreitig die an beiden mit Geſang theilnehmende Schröder-Devrient beigetragen hat. Die immer näher rückende Zeit ihrer Abreiſe nach England, wo ſie den ganzen Sommer bleiben wird, macht, daß Alles eilt, um ſo viel als nur möglich von ihren hinreißenden Tönen noch zu genießen. Auch dem Concert des ſehr wackern, blinden Clarinettiſten **Wohllebe**, eines Zöglings aus hieſigem Blindeninſtitute, hatte ſie gewiß durch ihre Geſangesunterſtützung einen großen Theil des zahlreichen Beſuches gewonnen.

Die beabſichtigte Verbeſſerung des **bürgerlichen Zuſtandes der moſaiſchen Glaubensgenoſſen** gehört mit zu den vielen höchſt intereſſanten Gegenſtänden der Berathung unſerer jetzigen Ständeverſammlung. Der gewaltige Conflikt zwiſchen den Gerechtſamen und der Gerechtigkeit deutet noch auf manchen geſprochenen, geſchriebenen und gedruckten Sturm in dieſer Angelegenheit hin. — Ungemeine Senſation machte hier der erſt in der neueſten Zeit vorgekommene magnetiſche Schlaf eines Knaben zu **Apolda** im Weimar'ſchen, Namens **Görnitz**. Und wirklich ſtellen ſich die in der Abendzeitung vom 10ten und 11ten v. M. von ſeinem Bruder darüber erſchienenen Mittheilungen als ein äußerſt wichtiger Beitrag zur Kenntniß jenes geheimnißvollen Zuſtandes heraus. Unter mehreren Propphezeihungen des Somnambülen hat ſich das vollkommen beſtätigt, daß zwar der zur Zeit ſeines magnetiſchen Schlafes gefallene ſtarke Schnee bald wieder zerrinnen, aber ſpäterhin noch Schlittenbahn genug eintreten werde. Jezt im März, wo ſonſt ſelten der Schnee von Dauer zu ſeyn pflegt, iſt ſolches wirklich der Fall.

Daß die beſondere Sorgfalt, mit der man neuerlich bei Errichtung und Vermehrung der Anſtalten zur Ausbildung der Jugend der untern Volksklaſſen zu Werke geht, gewiß keine zweckloſe und überflüßige Mühe iſt, das beweist unter andern die bereits ſeit einiger Zeit ſtattfindende Zunahme des oft in eigentliche Vergehungen und Verbrechen ausartenden Unfugs in der Kinder- und Knabenwelt. So eben ſteht, dem Vernehmen nach, vor hieſigem Stadtgericht ein Verein von etwa neun jungen Leuten, deren mehrere vielleicht das vierzehnte Jahr noch nicht erreicht haben. Hauptſächlich ſind ſie unter dem Vorwande des Einſammelns von Glasſcherben und Knochen in die Häuſer gekommen, um bei dieſer Gelegenheit, wo möglich, irgend etwas zu entwenden. Seit Weihnachten vorigen Jahrs hat dieſe ehrſame Compagnie, die bald gemeinſchaftlich, bald einzeln wirkte, 140 verſchiedener Diebſtähle ſich ſchuldig gemacht. Allerdings mag ein großer Theil davon kaum der Rede werth ſeyn; denn der Werth des bedeutendſten, an dem Verkaufsladen eines Drechslers verübten ſoll nicht mehr als vier Thaler betragen. Von Seiten der Moral betrachtet, verringert das jedoch die Schuld der jungen Induſtrieritter um ſo weniger, da wohl zu vermuthen iſt, daß ſie zu werthvollern Gegenſtänden noch lieber gegriffen, wenn ſich ſolche ihnen dargeboten hätten.

Beilage: Literaturblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 82.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 6. April 1837.

Wie ſich der Sonne Scheinbild in dem Dunſtkreis
Malt, eh ſie kommt, ſo ſchreiten auch den großen
Geſchicken ihre Geiſter ſchon voran,
Und in dem Heute wandelt ſchon das Morgen.

Schiller.

Des Wikings Tod.

I.

Wackre Frieſenmänner lauern
Hinterm Bug des Felſenriffes.
Niederſteigt der alte Häuptling
In den untern Raum des Schiffes.

Unten iſt ihm, als ob gläſern
Wären all des Schiffes Wände,
Als ob dunkler Tiefe Geiſter
Nach ihm reckten ihre Hände.

Todte Meereshelden ſieht er
Tummeln muthige Delphinen,
Und wie andre zärtlich koſen
Mit den Meerfräulein, den grünen.

Andre ſieht er, wilde Jäger,
Ungethümen Kraken hetzen,
Und noch andre allerunterſt,
Hüter bei verſunknen Schätzen.

Der allein gen ſieben Dänen
Kämpfte, ſteht von Furcht durchgoſſen.
Fromm bekreuzigt ſich der Wiking,
Und die Geiſter ſind zerfloſſen.

II.

Lugend in die blaue Weite
Steht der Alte auf dem Decke.
„Danemannen! Danemannen!“
Ruft er, hallt's aus jeder Ecke.

Schlagbereit im Augenblicke,
Kolb' und ſchweres Beil zu Handen,
Harren ſeines Winkes fünfzig
Söhn' aus beiden Frieſenlanden.

Alle Segel vor dem Winde
Sind die Felſen flugs im Rücken.
„Werft die Enterhaken!“ donnert's,
„Haut die Dänenhund' in Stücken!“

Hei! wie ſind ſo bald zerriſſen,
Dänen, eure dichten Glieder,
Und wie ſchmettern Beil und Kolben
Tod auf eure Häupter nieder.

Leichen ſind die Danemannen,
Und die Sieger ruh'n vom Streite;
Aber an den Preis des Kampfes
Denket keiner, an die Beute.

Denn der Alte, der nun volle
Sechzig Jahre ungebrochen
Ihre Kraft in Schlacht und Sturm war,
Liegt am Dänenbord erſtochen.

Erſt die Dänen, dann den Wiking
Senken ſie in naſſe Tiefe,
Daß der alte Frieslandsrecke,
Sieger auf Beſiegten, ſchliefe.

J. B. Kutſcheit.

Italieniſche Städtebilder.

(Fortſetzung.)

Iſt der Platz auf ein gegebenes Zeichen von Menſchen und Kutſchen geſäubert worden, ſo kommen die Trompeter des Zuges in der Straße unter dem Corſo allmählig ſo nahe, daß aller Augen ſich nach jener Gegend richten. Wie man die erſten farbigen Röcke erblickt, ruft Alles wie auf ein gegebenes Tempo: eccoli! eccoli! Dabei ſind die hellen Knabenſtimmen ſehr vernehmlich durchzuhören. Von der linken Seite her bewegt nun der ganze Zug ſich über den Halbkreis des Platzes. Voran ſchreiten die Stadtmuſikanten mit kriegeriſchem Klang, hier, wie überall in Italien bei feſtlichen Gelegenheiten, durch den großen Hut mit buntem Federbuſch, durch die farbige, gewöhnlich etwas altfränkiſche Tracht ſorgfältig herausgeputzt. Ihnen folgt das Corps der ſiebzehn Contraden, zuerſt durch eben ſo viele Fahnen repräſentirt, deren jede ihr Wappen trägt. Die Geſchicklichkeit, womit dieſe, ihrer bedeutenden Größe ungeachtet, gehandhabt und geſchwenkt werden, deutet auf eine von Vater auf Sohn in einer und derſelben Familie übergegangene Kunſt. Wie ihr Geſchäft es fordert, tragen dieſe Fähnriche leichte Sommerkleidung, weiße Jacken und Beinkleider nebſt kleinem ſpaniſchen Federhut. Trommeln und Trompeten trennen nun die Capitani der einzelnen Contrade von einander, welche im Barett mit Federn, in den ſpaniſchen Sammtröcken, den engen Hoſen und kurzen, ſilberbeſezten Stiefeln eher an das ſiebzehnte Jahrhundert als an die für Siena ruhmvolleren Tage des Mittelalters erinnern. Da die Wahl dieſer Trachten ihnen freigegeben und von Zufall und Laune bedingt iſt, hätten auch in dieſer Beziehung die doch ſonſt ſo eiferſüchtigen Patrioten auf Muſter halten können, welche das vierzehnte Jahrhundert, oder die Schlacht von Monteaperto an die Hand gaben. Durch die Erinnerung an jenes hier durchaus populäre Faktum würde Freude und Begeiſterung nur auf paſſende Weiſe geſteigert werden. — In einer Reihe mit dieſen Capitani, die das gezückte Schwert in der Rechten tragen, gehen ihre Untercapitani und Pagen, an ähnlichen, etwas weniger prächtigen Sammtröcken erkennbar. Ehemals, als es ein Vorrecht der Adeligen war, dieſe Chargen zu bekleiden, wurde bei dem Aufzuge ſelbſt natürlich weit mehr Pracht und Aufwand entwickelt; jezt, da die Capitani aus dem niedern Volk genommen werden, mag es im Aeußern etwas beſcheidener, vielleicht aber deßhalb nur um ſo fröhlicher und enthuſiaſtiſcher hergehen. Den Capitani ſchließen ſich zunächſt nun die Reiter an, die eigentlichen Helden des Tages. Ihrer ſind gewöhnlich zehn, da die ſieben andern bei dem Julifeſte, das zu Ehren der Madonna von Provenzano ſeit mehr denn ſechs Jahrhunderten auf dieſe Weiſe in Siena gefeiert wird, ihre Kunſt zu erproben pflegen. Bunt, wie die Farben ihrer Contraden, ſind ihre Trachten, deren Schnitt dem Antiken verwandt iſt. Dies und die Helme, welche ſie ſpäter beim Kampf mit eng anliegenden Kappen vertauſchen, gibt ihnen ein nicht weniger ritterliches als carnevaleskes Anſehen. Sie reiten noch harmlos und ruhig in einer Reihe neben einander, und gerathen nur hin und wieder einmal durch den ungebändigten Muth ihrer Thiere in Unordnung. Unmittelbar nach ihnen erſcheinen die Palafrenieri mit den eigentlichen Kampfroſſen, jedes mit einer weiten Decke und dieſe wieder mit Zeichen und Farbe der Contrade geſchmückt. Der Siegeswagen, welchem zwei Läufer voraneilen, beſchließt endlich den ganzen Zug. Dieſer Wagen iſt ein einfacher, vierrädriger Karren, hellgrün bemalt, mit Löwenköpfen paſſend verziert, von vier Pferden gezogen. Auf ihm erhebt ſich, wie eine colonna rostrata, ein Maſt, um den in der Mitte die Siegesfahne (pallio) mit einem ſilbernen Teller, dem Kampfpreiſe, und ringsum die ſieben Fahnen der Contraden angebracht ſind, welche diesmal keine Kämpfer zu ſtellen haben. Vier Trompeter in Staatslivree verkünden die Ankunft des Pallio an verſchiedenen Stellen durch Trompetenſtöße. Bei der Scalinata, etwa in der Mitte des Platzes angelangt, übergibt einer von ihnen die Siegesfahne den dort ſitzenden Richtern. — Und was will man nun dieſem Anblick vergleichen, wenn man dieſen ſchönen Platz, ſeine charakteriſtiſchen, großartigen Gebäude, die Hunderte von bunten Teppichen, dieſe ewige Bewegung der flatternden Fahnen, die bunt aufgezäumten, prächtig geſchirrten Roſſe, die fantaſtiſchen Trachten der Fantini, den Siegeswagen, und was mehr iſt als Alles dieſes, die Freude und Begeiſterung ſich vergegenwärtigt, womit die Farben der einzelnen Contraden von ihren buntgeputzten, maleriſch gruppirten Bürgern durch Händeklatſchen, Bravorufen und Wehen mit den Taſchentüchern begrüßt werden? Und dazu nehme man noch den wundervollen Himmel, der um dieſe Stunde und in dieſem Monat in den prächtigſten Farben ſpielt, am Horizont goldgelb beginnt, dann in ein weithin ſtrahlendes Violett übergeht, endlich in das durchſichtigſte

Blau ſich verliert, das friſche Carnat der saneſiſchen Jungfrauen, ihre eigenthümlich kräftigen Geſtalten, das weite Oval ihrer Geſichter, ſie iſt allem dieſen die ewigen Vorbilder der Sodoma und Beccafurni, die Unbefangenheit und naive Energie, womit ſie, die ihnen natürliche Schüchternheit vergeſſend, nur im Gedanken ihres Feſtes leben, das ſo ganz auf einem religiöſen und ſtädtiſchen Intereſſe ruht — wo in ganz Italien, wo überhaupt wird ein Volksfeſt zu finden ſeyn, würdig, neben dieſem hier einen Platz einzunehmen?

(Der Beſchluß folgt.)

Etwas über menſchliche Nahrung.

(Beſchluß.)

Den alten Köchen ſcheint es mit ihrer Kunſt weit mehr Ernſt geweſen zu ſeyn als den unſrigen, und ſie erhielten häufig fruchtbare Inſpirationen von den größten Männern der Zeit. Neben den Schulen der Aerzte und Grammatiker gab es Schulen von Köchen, und einer der vornehmſten Patrone derſelben war Apicius. Wenn auch das auf uns gekommene wunderliche römiſche Kochbuch keineswegs von dem Apicius herrühren mag, der unter Tiberius lebte, ſein ungeheures Vermögen verpraßte und ſich entleibte, weil er mit der ihm übriggebliebenen Million nicht leben zu können meinte, ſo hat doch dieſer berühmte Schlemmer viele Speiſen erfunden, die nach ihm benannt wurden. Philoſophen und Poeten brüſteten ſich mit ihren Kenntniſſen in der Kochkunſt, und die Tafelfreuden wurden von ihnen nicht nur im täglichen Leben, ſondern auch in ihren Schriften beſprochen. Archeſtratus führt mit großem Behagen aus, wie man zwar manche Leckerbiſſen nur in gewiſſen Jahrszeiten genießen, dafür aber das ganze Jahr hindurch mit wäſſerndem Mund davon ſprechen könne.

Die ſinnreichen Schlemmer ließen nichts unverſucht, was den Genuß ſteigern konnte. Manche übten ſich, heißes Waſſer zu ſchlucken, damit ſie über ſiedend heiß aufgetragene Speiſen herfallen konnten, bevor minder feuerfeſte Gäſte davon zu koſten wagten. — Von der unſinnigen Verſchwendung der Römer in den glänzendſten Tagen der Republik und beim beginnenden Verfall ihres Reichs hat unſere ökonomiſche Zeit gar keinen Begriff. Wir geben nur einige Beiſpiele. Kaiſer Vitellius brauchte täglich für ſeine Tafel gegen 40,000 fl., und manche ſeiner Mahlzeiten koſteten eine halbe Million; bei einer derſelben wurden nach Sueton 7000 Stück Geflügel und 2000 Fiſche aufgetragen. Aelius Verus bezahlte 600,000 Seſterzien für eine einzige Schüſſel, und Heliogabalus gab häufig 50,000 fl. für eine.

Im Fache der Getränke, ſcheint es, haben wir die Alten weit weniger zu beneiden. Nicht nur beſitzen wir wohl eine weit größere Auswahl von feinen Weinen und gebrannten Waſſern; der Umſtand, daß ſie ſo vielerlei Subſtanzen mit ihren Weinen miſchten, gibt uns, nach unſern Vorſtellungen, einen wunderlichen Begriff von ihrem Geſchmack. Wenn der franzöſiſche Koch, den Smollets Arzt zu ſeinem antiken Bankett gedungen, über den hölliſchen Recepten den Verſtand verlor und auf's Beweglichſte flehte: „Um der Wunden Jeſu willen, erſparen Sie mir das Aergerniß mit dem Honig und Oel!“ ſo würde ein jetziger Kellermeiſter wenigſtens fatale Geſichter ſchneiden, wenn er hörte, daß die Alten Salz und Meerwaſſer in ihren Wein thaten, daß ſie Maſtix und Myrrhen darin auflösten und ihren beſten Falerner mit Wermuth verſetzten. Ein Harzgeſchmack und Geruch ſcheint am Wein ſehr beliebt geweſen zu ſeyn; Martial ſagt: „resinata bibis vina, falerna fugis.“ Gleich modernen Weinſchmeckern verſtanden ſie es aber, das Bouquet des Weins durch Erwärmung zu entwickeln; ſie goſſen zu dieſem Zweck heißes Waſſer hinein.

Das Laſter der Trunkenheit iſt wohl ſo alt, als die Erfindung der gegohrnen Getränke. In den heiligen Büchern der Juden iſt häufig davon die Rede, nach Tacitus waren ihm die alten Germanen ſehr ergeben, und in Griechenland und Rom war es nicht nur verbreitet, Unmäßigkeit im Trinken wurde ſogar häufig als Körper und Geiſt erſprießlich, als eine wahre Arzenei gerühmt. Nach einer bekannten Aeußerung des Horaz verſchmähte es ſelbſt Cato, der ehrwürdige Cenſor, nicht, ſich hin und wieder dem erheiternden Einfluſſe des Weins hinzugeben. Nach Seneca und Andern übernahmen ſich ſelbſt die römiſchen Damen bei manchen Gelegenheiten, und zwar keineswegs erſt in den ſittenloſeſten Zeiten des Reichs. Daß übrigens auch bei den Griechen Frauen und Jungfrauen der mäßige Genuß des Weines nicht verſagt war, ſehen wir bei Homer an Nauſikaa und ihren Geſpielinnen. — Die angebliche Vorſchrift des Hippokrates, man ſolle einmal im Monat über Durſt trinken, iſt wohl apokryph; aber der römiſche Arzt Celſus ſagt, ganz geſunde Menſchen ſollen nicht zu ſtreng in der Diät ſeyn, ſollen das eine Mal faſten, und zu andern Zeiten ſich auch einmal gehen laſſen. Ueber den gedachten Ausſpruch des Hippocrates iſt in den mittlern Zeiten von Seiten der Aerzte und Theologen viel verhandelt worden. Friderich Hoffmann behauptete, den Poeten müſſe man in dieſer Beziehung viel nachſehen, und er ſchrieb den geiſtigen Verfall der neuern Griechen großentheils dem Umſtand zu, daß die Türken ihnen die Weinreben ausgeriſſen. Auf den mythologiſchen Bildwerken der Alten ſieht man allerdings ſehr häufig Bacchus neben Minerva. Ueberhaupt ſind die Anſpielungen der griechiſchen Mythologie auf die Trunkenheit, auf die Wirkungen des Weins und die Mittel, ſie zu mäßigen, ſehr intereſſant. So war Silen, der Lehrer

des Bacchus, obgleich er als beſtändig betrunken vorgeſtellt wird, ein Philoſoph, der ſeinen Zögling auf ſeinem Zuge nach Indien begleitete, und ihm mit dem beſten Rath an die Hand ging. Bei Virgil entwickelt er die Grundſätze der epikuräiſchen Philoſophie über die Entſtehung der Welt und die Natur der Dinge; bei Aelian fängt ihn Midas in trunkenem Zuſtand und läßt ſich mit ihm in ein tiefſinniges philoſophiſches Geſpräch ein. Die Nymphen in ſeinem Gefolg ſtellen das Waſſer vor, mit dem er ſein Getränk hätte verdünnen ſollen, und die Macht der Liebe in Verhinderung von Unmäßigkeit.

Daß die Sitte, den Wein mit Waſſer zu verdünnen, im Alterthum allgemein verbreitet war, iſt bekannt. Die Lacedämonier nannten einen, der puren Wein trank, einen Scythen, ſeit Cleomenes, der Spartaner, dieſe Kunſt bei den Barbaren gelernt. Auch den Thraciern warf man dieſen Brauch vor, ein Beweis, daß er nicht allgemein war. Nach dem Mythus lernte Amphictyon, König von Athen, von Bacchus ſelbſt den Wein mit Waſſer miſchen. Die Lacedämonier ſotten ihren Wein um ein Fünftheil ein, in der Meinung, er verliere dadurch ſeine ſpirituoſen Eigenſchaften. — Indeſſen fehlte es im Alterthum auch nicht an Mitteln, die berauſchende Kraft des Weins zu ſteigern. Von den Römern wurde namentlich der Myrrhe dieſe Eigenſchaft zugeſchrieben, und hierauf bezieht ſich die bekannte Stelle im Evangelium des Markus (K. 15. v. 23). Man pflegte den Verbrechern vor der Hinrichtung Myrrhenwein zu reichen.

Die ſchrecklichen Nachwehen der Trunkenheit ſuchten Griechen und Römer mit den verſchiedenſten Waffen zu bekämpfen, fanden aber ſo wenig als wir ein Univerſalmittel. Das beſte Gegengift iſt noch der Kaffee, und den kannten ſie nicht. Dagegen waren ſie ſehr reich an Mitteln, welche der Berauſchung vorbeugten, oder ſie doch weit hinausſchoben; nur wiſſen wir nicht, ob ſie viel geholfen haben. Am meiſten wurden gerühmt Oliven und Olivenöl, Wermuth und Safran. Die Griechen bedienten ſich zu dieſem Zweck einer Salzauflöſung, noch jetzt bei ſeefahrenden Nationen ein allgemeiner Brauch, und die Römer kränzten ſich das Haupt mit mancherlei kühlenden Kräutern.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Fortſetzung.)

Neue Stücke. Die Venetianer. Die Iſolirten.

Das Rellſtabſche Drama: „die Venetianer.“ iſt das gerade Gegenſtück zu dem Raupachſchen Luſtſpiele. Wie dieſes regelrecht, feſt und gemeſſen iſt, erſcheint jenes, trotz des feſten Kernes, in Willkührlichkeiten zerfließend. Dafür quillt und ſpringt aber das Gefühl und die Empfindung, wo ſie irgend Platz finden, heraus, und dieſe lyriſche Mitgift beſticht Viele, welche jenes Luſtſpiel, weil es daran baar und bloß iſt, zurückſtößt. Rellſtab läßt in ſeinem, ſo ernſt gehaltenen Drama, daß es an die Tragödie nahe anſtreift, viel handeln und noch mehr geſchehen. Das Publikum findet eine Buntheit von Vorgängen, an die es bei der Magerkeit der Erfindung, welche in den meiſten neuern Stücken herrſcht, nicht gewohnt iſt. Dieſer Reiz des äußern Intereſſes, nebſt Madame Crelingers vortrefflichem Spiel haben den Venetianern einen ungewöhnlichen Succeß zuwege gebracht. Auch mag an der Theilnahme ein dunkles Gefühl im Publikum mit Theil haben, daß es dem Verfaſſer einigen Erſatz für die Leiden ſchuldig ſey, welche er in dem Kampfe mit Spontini eben erduldet hatte. Deſſenungeachtet möchte der Verfaſſer ſelbſt vielleicht am wenigſten mit dieſem ſo bedingten Beifall zufrieden ſeyn. Seine Intention war gewiß, ein Drama von großartiger Haltung und pſychologiſcher Entwickelung zu ſchreiben. Er hatte auch dieſe Entwickelung bereits in einer Erzählung, die bekannt geworden, niedergelegt, aber bei der Umarbeitung der Erzählung in das Drama gingen die feinen Adern und Fäden, wie das oft geſchieht, verloren. Für ihn ſelbſt und die, welche die Erzählung geleſen hatten, war alles motivirt, wo das Publikum nur Willkührlichkeiten erblickte. Daß das Drama mit dem dritten Akte in Romanbegebenheiten überſchlägt und ſich zerſplittert, iſt um ſo mehr zu bedauern, als die dramatiſche Steigerung, bis dahin großartig gehalten, das vollſte Intereſſe in Anſpruch nimmt. Von da ab wird es für das nicht unterrichtete Publikum ein bunter, intereſſanter Roman, voll erſchreckender, ſpannender Begebenheiten und Verwandtſchaftsentdeckungen, die bald unklar bleiben und doch nichts zur Erhöhung des Intereſſes wirken. Ein neuer Beleg der alten Wahrheit, wie ſchwierig es iſt, aus fertigen Erzählungen gute Dramen zu geſtalten.

Die „Iſolirten“ ſind ein ganz unſcheinbares Stück, was Effekte, dramatiſche Handlung, ja ſelbſt pſychologiſch durchgeführte Entwickelung der Charaktere anlangt. Das große Publikum ſagt: wenn es nicht ſo ungewöhnlich gut geſpielt würde, könnte man es nicht ausſehen. Ich ſtimme nicht dem Urtheil des großen Publikums bei; aber wenn dies Tadel iſt, füge ich noch den einer unglücklichen Tendenz und einer nicht zeitgemäßen Auffaſſung der Verhältniſſe hinzu, und doch halte ich das Stück für vortrefflich, und bekenne, ſeit längerer Zeit von keinem Drama auf ähnliche Weiſe gefeſſelt worden zu ſeyn. Die Iſolirten bringen uns nur Zuſtände; handelnd tritt eigentlich nur eine alte Dame auf, die, meiſt von ihrem Sopha herab, gutmüthig für die Unglücklichen ſorgt und Brücken zu bauen ſucht über die Riſſe der Verhältniſſe, durch die edle Neigungen getrennt ſind. Alle Andern ſtehen iſolirt, unglücklich da, und wiſſen nicht ſich, nicht den Andern zu helfen. Sie vereint dieſe Iſolirten zu gemeinſamer Thätigkeit, zu Liebesopfern, deren Ertrag den Gebern am meiſten zu ſtatten kommt; denn durch ihre Thätigkeit entſtehen nicht allein glückliche Brautpaare, ſondern auch glückliche Eltern und Kinder, wenn es gleich nur Adoptivverhältniſſe ſind. Nur die ganz Incorrigibeln, die ihr Glück in der Iſolirtheit ſuchen, bleiben zurück. Es ſpricht ſich aus, daß ein ſelbſt Iſolirter der ſcharfblickende Dichter dieſes Schauſpiels iſt. Er erkennt die Wohlthat der Kreiſe, in die Geburt und Beruf jedes Individuum ſetzte, und predigt mit Recht dagegen, daß Jemand ohne Noth, in willkührlicher Laune ſich ſelbſt aus dieſen Kreiſen verſtoße, in denen einzig und allein er wirken könne. Die Welt draußen ſey die Fremde.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 83.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 7. April 1837.

> Ab Anthro Cythnum trajecerunt; ibi dies aliquot obpugnanda urbe nequidquam absumti, et quia vix operae pretium erat, abscessere.
>
> Livius.

Briefe von den griechiſchen Inſeln.

Kythnos, den 30ſten December 1836.

Ich fahre ſort, die Ausbeute unſerer Unterſuchungen auf Kythnos mitzutheilen.

Von der Geſchichte und den Zuſtänden der Inſel im Alterthum iſt uns faſt gar nichts bekannt. Was zuerſt die Identität der Inſel betrifft, ſo kann dieſelbe nicht zweifelhaft ſeyn: denn Dikäarchos und Strabon ſetzen ſie zwiſchen Keos und Seriphos an,* welche beide ihre Namen bewahrt haben. Bei Salamis hatten die Kythnier eine Triere und einen Fünfzigruderer.** Kythnos kam nach den Perſerkriegen mit den übrigen Inſeln in die Bundesgenoſſenſchaft der Athenäer und zahlte ihnen um die Zeit des peloponneſiſchen Kriegs einen Tribut.*** Aber aus allem Uebrigen ergibt ſich ſchon, daß die Inſel weder reich noch mächtig war. Auch werden die Kythnier von Demoſthenes**** mit Geringſchätzung erwähnt, an einer Stelle, wo er ſagt: wenn er zu Siphniern oder Kythniern oder einem andern ähnlichen Völkchen zu reden hätte, ſo würde er ihnen nicht ſo hohe Geſinnungen anempfehlen, wie den Athenäern. Dennoch hatte Ariſtoteles auch ihre Staatsverfaſſung nicht überſehen,* während andere Alte keinen namhaften Kythnier anzuführen wiſſen, als den Maler Kydias, und nichts von der Inſel zu rühmen haben, als daß ſie guten Käſe hervorbrachte,** was ſich aus den gewürzreichen Weiden ihrer waſſerhaltigen Schieferberge wohl erklärt. Um das Jahr 200 v. Chr., während des Kriegs zwiſchen Rom und Philipp dem Dritten, hatte Kythnos makedoniſche Beſatzung. Nach der Eroberung von Andros ſezten Attalos und die Römer nach Kythnos über und belagerten die Stadt etliche Tage lang vergebens, ſtanden aber dann von der Belagerung ab, weil ihre Einnahme kaum der Mühe werth ſchien.*** In der Geſchichte des ſpäteren Alterthums wird Kythnos vielleicht nur noch einmal erwähnt, als nach Neros Ermordung ein falſcher Nero, man weiß nicht woher, plötzlich auftauchte, und durch Sturm nach Kythnos verſchlagen, hier eine kleine Macht zu ſammeln, die Kaufleute zu plündern und die Sklaven zu bewaffnen anfing, während

* Dikäarchos im *βίος Ἑλλάδος*. — Strabon 10, S. 388 Tchn.

** Herodot 8, 46.

*** Unedirte Inſchrift auf der Akropolis. Die Zahl iſt leider nicht deutlich.

**** Demoſth. *π. συντάξεως* S. 176.

* Harpokration u. d. W. *Κύθνιοι*.

** Stephan. Byz. u. d. W. *Κύθνος*. — Euſtath. zum Dionyſ. Pering. V. 526.

*** Livius 31, 15 und 45.

die Nachricht, der Kaiſer lebe noch, ſich immer weiter verbreitete. Da landete zufällig Calpurnius, den Galba mit zwei Triremen nach Galatien und Pamphylien ſchickte. Der falſche Kaiſer ſucht die Trierarchen zu gewinnen, und ſie geben ihm ſcheinbar Gehör; aber auf ein Schiff gelockt, wird er von Calpurnius überfallen und getödtet.* — Ob auch Kythnos, gleich andern Inſeln, unter den Kaiſern als Verbannungsort diente, iſt ungewiß, aber ſehr wahrſcheinlich.**

So viel von der Geſchichte der alten Stadt. Ihre faſt ganz zerſtörten Mauern ſchloſſen, wie ſchon bemerkt worden iſt, den Rücken und den Gipfel des Berges ein und zogen ſich dann weſtwärts an das Meer hinab. Sie ſind, wie die Mauern von Tenos und Jos, aus Schieferquadern gebaut, und haben daher horizontale Schichten, aber von ungleicher Dicke, und die aufrechten Fugen ſind nicht alle perpendiculär, ſondern meiſtens ſchräg. Nach dem Umfange zu ſchließen, kann die Stadt acht- bis zwölftauſend Seelen enthalten haben. Gegen Süden hat der Bergrücken einen etwas erhöhten Gipfel, welcher die Akropolis bildete. Nordwärts unter derſelben, wo der Rücken flacher iſt, war vermuthlich die Agora. An dem weſtlichen Rande dieſes Plateaus, gegen das Meer hin, ſind zwei große rechtwinklichte Subſtructionen aus mächtigen Schieferquadern, neben einander, und nur durch einen drei bis vier Schritte breiten Gang von einander getrennt. Auf den beiden Subſtructionen ſtanden wahrſcheinlich zwei öffentliche Gebäude, vielleicht Tempel; ſo wie der Tempel des Apollon Pythios und der Artemis Soteira in Anaphe auf einer ganz ähnlichen Plateform auf dem höchſten Punkte der dortigen alten Stadt ſtand.*** Der ſüdlichere Unterbau iſt achtzehn Meter lang, und der größere Theil ſeiner Oberfläche iſt noch mit einem ſehr feſten Paviment aus Marmormörtel bedeckt, in welchen kleine, weiße Flußkieſel eingeſtampft ſind. In der Nähe liegen noch einige große Quadern, ein bogenförmig behauener Stein und eine Ciſterne. Ich fand hier einen kleinen Arm aus pariſchem Stein, und nur fünfzehn bis zwanzig Schritte unterhalb dieſes Unterbaus, am Abhange des Berges liegt eine herabgerollte, ſehr beſchädigte weibliche Statue aus penteliſchem Marmor, ohne Kopf und Arme.

Von dem eben erwähnten Gange, durch welchen man von dem Plateau der Agora zwiſchen den beiden Unterbauten hinabſtieg, ſcheint eine größtentheils in den natürlichen Schieferfelſen ausgehauene, hin und wieder durch künſtliche Stufen ergänzte Treppe in gerader Richtung an das Meer hinuntergeführt zu haben. Auf einem Drittheil der Höhe derſelben, vom Ufer an gerechnet, und rechts von der Treppe finden ſich neben einander drei in den Felſen ausgehauene, ſpitzgewölbte und mit einem ſehr feſten und glatten Stuck ausgekleidete Höhlen.† Sie haben drei Meter Höhe, acht Meter Länge und zwei bis drittehalb Meter Breite, und ſind an ihrem hintern Ende der Quere nach durch einen gemeinſamen Gang verbunden. Ich erinnere mich nicht, eine ähnliche Anlage geſehen zu haben. Gräber ſcheinen dieſe Höhlen nicht geweſen zu ſeyn, denn ſie haben weder Grabniſchen noch ſonſt etwas, was darauf hindeutete; vermuthlich alſo irgend ein Heiligthum. Der dreifache Eingang war von Außen ohne Zweifel mit einer marmornen Façade verkleidet; der Platz vor demſelben iſt durch eine Terraſſenmauer aus großen Steinen geſtützt, und einige Stufen führten auf dieſe Plateform.

(Die Fortſetzung folgt.)

* Tacit. Hiſtor. 2, 8 und 9.

** Derſ. Annal. 3, 69, wo die Lesart ſchwankt, aber wegen der Nachbarſchaft von Gyaros wahrſcheinlich Cythnum die richtige Schreibart iſt.

*** Vergl. Kunſtblatt 1836, Nr. 19, S. 74.

† Tournefort 2, S. 16, erwähnt dieſe Höhlen.

Italieniſche Städtebilder.

(Beſchluß.)

Hat der Zug Platz genommen, die Capitani und Pagen vor dem Palazzo pubblico und neben ihnen auf der andern Seite die Muſikchöre, ſo wird der Siegeswagen in die Mitte zwiſchen beide geſtellt. Die Dragoner ſäubern langſam vorüberreitend den Platz, während die zehn Reiter nun auf dem bloßen Rücken ihrer Kampfroſſe mit einer kleinen Gerte und der eng anliegenden Kappe an der Barriere vor den Richtern erſcheinen. Obwohl der Strick dort hoch genug gezogen iſt und den Pferden bis an die Weichen zu reichen pflegt, ſo fallen doch in dieſem Moment nicht ſelten Unordnungen vor. Die Pferde ſind einmal aufgeregt, das Volk lärmt und hezt ſchon ſo gewaltig, unter ſich treiben die Reiter die Thiere ſchon ſo unbarmherzig an, daß oft der Reiter durch das gewaltige Anſpringen ſeines Pferdes über den Strick hinübergeſchleudert wird, oder wider Willen ſchon zu rennen beginnt, weil ſeinem Roß der Satz über die Barriere gelungen iſt. Dies iſt das Schlimmſte, was einem Fantino begegnen kann; für ihn iſt keine Möglichkeit des Sieges mehr vorhanden. Die größte Kunſt des gewandten Reiters beſteht darin, hier zurückzuhalten und dann im Moment, wenn auf ein an der Fonte Gaja gegebenes Zeichen der Strick fällt, einen ſolchen Vorſprung hart an der rechten Seite zu gewinnen, daß man ihn weder einholen noch von dort herausreiten kann.

Diesmal ging Alles vortrefflich vor ſich. Die Pferde ſtanden ziemlich ruhig neben einander aufgereiht; aber in dem Moment des Anſprengens that das Pferd des Buckligen (il Gobbo) einen ſo gewaltigen Satz, daß an kein Einholen mehr zu denken war. Dieſer Bucklige iſt das

Idol ſeiner Contrada, la torre, aber der Schrecken aller Fantini nicht allein in Siena, ſondern auch in andern benachbarten Städten. Will Viterbo oder Orvieto einen guten Reiter auf die großen Feſte nach Perugia ſchicken, läßt man dieſen Gobbo aus Siena kommen, der alle Kniffe und Schliche eines ſolchen Kampfes kennt, und ſich weder durch Schimpfen und Hetzen, noch durch Prügel in ſeiner Kaltblütigkeit irre machen läßt. Es iſt eine von den kleinen, abgetragenen Mißgeſtalten, welche die den Italienern gegen ſolche Gebrechen eigene Schadenfreude ſo lange neckt und höhnt, bis ſie äußerlich und innerlich gleichſam vertrocknen. Ich habe den Gobbo oft reiten, aber nur ein einziges Mal ſeine ſtechenden Augen entflammt, ſeine eingefallenen Wangen geröthet geſehen, als er in Perugia ſich um den Sieg betrogen glaubte und vor dem Kampfrichter immerfort über Betrug ſchrie und nicht eher ſich zur Ruhe geben wollte, als bis Freunde ihn mit Gewalt vom Kampfplatz führten. Hier in Siena kann über Betrug keine Klage geführt werden; Alles, was zum Siege verhelfen kann, iſt erlaubt. Ja um Schikanen aller Art Thor und Thür zu öffnen, läßt man die Straße nach St. Martino unbeſezt, gerade da, wo auf dem gefährlichſten Punkt der ganzen Bahn raſch umzuwenden und hinabzulenken iſt. Von gewandten Reitern wird dies auf mannichfache Weiſe benuzt. Es geſchieht nicht ſelten, daß der, welcher voraus iſt und die Wahrſcheinlichkeit des Sieges für ſich hat, von hinten ergriffen, in dieſe Straße hineingeführt und ſo den übrigen Kämpfern ein neuer Spielraum eröffnet wird. Ueberhaupt iſt hier von Alters her Alles erlaubt, Schlagen, Feſthalten, was man nur will und kann. Die Hauptränke drehen ſich darum, den Gefährlichſten, d. h. jezt den Gobbo, unſchädlich zu machen. Dafür bietet man Alles, aber häufig ſehr vergeblich auf, weil der Gobbo dies weiß und klein genug iſt, um ſich hinter den Hals ſeines Thiers verkriechen zu können. Als er im Juli von einem andern im Nacken gefaßt und ſo hintenübergezogen worden war, blieb er noch lange hingeſtreckt auf dem Rücken des Pferdes liegen, bis er auch von dort in den Staub hinabgeworfen wurde. Ein Dritter eilte unterdeſſen Beiden voraus. Damals warf auch ein Pferd ſeinen Reiter ab und eilte ohne ihn ſeine Bahn; bei St. Martino ward es von einem Fantino ergriffen, den man diesmal nicht hatte haben wollen; er ſchwingt ſich in ſeiner ſchmutzigen Kleidung hinauf und rennt mit den andern fort. Der Beifall des Volks über dieſe Ueberraſchung war grenzenlos; einmal macht er die Runde, als er aber wieder nach St. Martino hinunterlenken will, ſtürzt er auf's Pflaſter und wird für todt hinweggetragen. Nach der Herſtellung ſchickte die Polizei ihn noch auf einige Wochen in's Gefängniß. Ein anderes Mal rennen zwei lange neben einander, der eine mit einem kleinen Vorſprung; der andere, merkend, daß er ihn nicht überholen könne, ſchwingt ſich hinten auf das Pferd des Gegners, hält es ſo mit Gewalt im Zügel und treibt zugleich das ſeinige, los und ledig, wie es iſt, zum Siege.

Die Theilnahme des Volks iſt unbeſchreiblich; es iſt ein Heulen, Schreien und Pfeifen, von dem Niemand einen Begriff geben kann. Es kann ſich nicht halten, und ſtürzt von allen Seiten in die Bahn, um die Pferde noch anzutreiben und fortzujagen. Obwohl dies gar nicht ohne Gefahr iſt, ſo denkt doch Niemand in ſolchem Augenblick daran; man weicht nur ganz wenig zurück, wenn die Thiere ſich Platz machen, und ſchreit und heult dann wieder wie raſend hinterdrein. Und was hier tobt, iſt nicht allein das Volk; die jungen Adeligen, und ſie mehr als alle Uebrigen, werden auf dieſe Weiſe hingeriſſen. Es gibt unter ihnen ruhige, gebildete junge Leute aus den erſten Familien Siena's, denen es unmöglich wäre, während des Feſtes bei ihren Arbeiten in Florenz auszuhalten. Sie müſſen nach Siena und dort fünf Minuten lang mit einer Stentorſtimme, die ſie ſonſt an ſich ſelber nicht kennen, ihr „passi! passi!" ſchreien, ſelbſt wenn der Sieg, wie diesmal, ganz unzweifelhaft wäre. Einem Nordländer erſcheint ſolches Brüllen (denn es iſt kein Schreien mehr) ſo unnatürlich, daß man darin Abſicht zu erkennen geneigt iſt. Und doch iſt dies keineswegs der Fall; ſie ſelber wiſſen, wenn man ſie fragt, nichts weiter zu antworten, als: „non si sa, ma non si puo far di meno."

Iſt der Kreis zum dritten Male umritten, fällt bei den Richtern der entſcheidende Schuß. In einem Nu war es bekannt, daß die Torre geſiegt hatte, und nun ſtrömte die ganze Contrada herbei, um Gobbo und Pferd zu herzen und zu küſſen. Die alten Weiber namentlich ſind wie beſeſſen; man läßt den Gobbo wie aus einer Hand in die andere gehen, und trägt ihn im Triumph auf den Schultern von dannen. Er ſelbſt behauptet auch in ſolchen ſchwierigen Augenblicken ſein Phlegma, und verzieht höchſtens ſein ſpöttiſches Geſicht zu einem friedlichen Lächeln, wenn Einer ihm zu laut das „e bravo il nostro Gobbo! e viva il nostro Gobbo!" unter die Naſe ſchreit. Wenn dann aber Weiber und Kinder ſich an den Hals ſeines armen Pferdes hängen, und dieſes aus bloßem Enthuſiasmus niederreißen und erdrücken wollen, fährt er mit großartigen Flüchen und mit ſeiner Reitgerte einige Male dazwiſchen. Es iſt aber umſonſt, man erduldet Alles von ſeinem Helden, und läßt ſich in ſeiner Freude nicht ſtören. „E viva il Gobbo! e viva il Gobbo!" ſchreit man ihm nur deſto ärger entgegen, während die Gaſſenbuben der andern Contraden ſo grell dazu pfeifen, daß man kein Wort mehr vernehmen kann. Acht Tage nach dieſem Feſte zieht der Sieger mit ſeinem Fähnrich in ſeiner Contrada und bei andern Gönnern umher, und läßt vor den Häuſern die Fahne ſchwenken. Für dieſe Ehre pflegen die Reichern Geſchenke an Geld

zu machen, womit theils die Koſten zu einem frohen Mahle für die Contrada, theils die Ausgaben für die Feier des Feſtes beſtritten werden.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Beſchluß.)

Die Iſolirten.

Iſt dies ſo? Will der Verfaſſer nicht anerkennen, daß alle Kreiſe ineinandergreifen, jedes Glied des einen auch Glied eines andern Kreiſes iſt? So war es von Uranfang, als die Stände noch ſchroff geſchieden waren; denn ohne dieſe Kreisvergliederung gäbe es keine Weltordnung, und ſo iſt es jezt, wo augenfälliger, unabwendbar die Kettengliederung der Stände ſich löst. Der Dichter erſcheint als ein milde geſinnter, edler Ariſtokrat. Ich glaube auch Ariſtokrat zu ſeyn; ich halte einen Adel für nothwendig, einen mächtigen, mit Grundbeſiz begabten Adel für das Heil jedes europäiſchen Staates, nicht für eine Hemmkette gegen die Fortſchritte des Geiſtes und der Kultur, ſondern ſogar für ein Bollwerk gegen äußere temporäre Mächte, welche dieſen Fortſchritten aus Furcht und Laune willkührlich entgegen arbeiten. Aber was hat dieſe Ariſtokratie mit der Miſere der Hofetikette gemein? Die Geſeze gegen Mesalliancen, das Phantom von der Reinheit des Blutes ſind ſpätere Erfindungen, die das Adelsinſtitut nicht gehoben, ſondern, indem ſie es iſolirten, geſchwächt haben. Gerade da, wo ſie nicht gelten, ſteht die wahre Ariſtokratie am unerſchütterlichſten feſt gegen die heftigſten Stürme der Zeit. Die Schranken der Kaſten ſind längſt gefallen, die geſonderten Stände haben darin ihre Hauptbedeutung, daß das ſtockende Blut des einen Kreiſes durch Vermiſchung, durch Heirathen mit andern ſich auffriſche. Wie die Individuen, ſollen auch die Kreiſe ſich nicht iſoliren. Der geiſtvolle Verfaſſer iſt bei der erſten Aufgabe ſtehen geblieben, vor der zweiten iſt er zurückgeſchreckt. Die Riſſe und Spalten ſcheinen ſeinem Auge ſo tief, ſo gefährlich, daß er keinen ſeiner Helden einen Anſaz nehmen läßt, um, der eigenen Kraft vertrauend, hinüber zu ſpringen. Noch weniger ſind herkuliſche Kräfte da, die mit einigen Fußtritten und Schaufelſtößen von beiden Seiten den Riß zu ebnen ſuchten. Er erbarmt ſich der getrennten Herzen, die ſich hülflos gegenüber ſtehen, und läßt für ſie in dunkler Stille kleine Nothbrücken bauen, Stege, auf denen Einer mit knapper Noth zum Andern kommt. Ein Cavalier von altem Adel liebt eine Bürgerliche, die, trefflich erzogen, als Pflegekind bei einer würdigen Standesdame lebt. Aber heirathen ſoll er ſie abſolut nicht können, weil — ſie keinen Namen hat. Iſt dies an der Zeit? Doch hier ſpricht ein anderes Argument ad hominem, welches zu allen Zeiten gelten wird: er iſt ein Lieutenant und hat kein Geld, ſie iſt eine arme Waiſe. Alſo iſt es ſchön und vortrefflich, daß die alte Dame das Kind adoptirt und ihr die Erbſchaft ihres ganzen Witthums verſchafft. Aber es iſt auch ein Aſſeſſor Schmidt da. Schmidt iſt freilich kein Name; allein er iſt ein ausgezeichneter Kopf, accreditirt in der haute volée, die ſchönſten Ausſichten eröffnen ſich ſeinem Verdienſte, und er liebt und wird geliebt von einer ſchönen jungen Wittwe, welche, von ihren gräflichen Verwandten einem Avanturier und Spieler verkauft, von dieſem, da er durchgegangen, verlaſſen und auf dem Punkte iſt, wegen ihrer ſcheinbaren Leichtfertigkeit und Verſtöße gegen die Sitte aus der — guten Geſellſchaft verſtoßen zu werden. Aſſeſſor Schmidt iſt in jeder Beziehung ein Mann. Wo in aller Welt iſt da das Hinderniß einer ehelichen Verbindung zwiſchen dem Aſſeſſor und der Frau von Roſen? Wo würde nicht ein Jeder es für ein Glück anſehen, wenn die verlaſſene Frau eines durchgegangenen Spielers einen dermaßen qualificirten Gatten erhielte! Mit beiden Händen zuzugreifen, würde alle Welt ihr rathen, ihr, die ſelbſt drauf und dran iſt, ihren Namen zu verlieren, und noch dazu einen ihr verhaßten. Wenn kein Geld da iſt, können ſie etwas warten, bis er in ſeinem Poſten vorgerückt ſeyn wird. Nein, es geht nicht — nämlich im Stücke — denn er hat keinen Namen, und ein großmüthiger Edelmann muß ihn adoptiren wollen, was Herr Schmidt hier mit gerechtem Stolze — früher erſcheint dieſer etwas krankhaft — ausſchlägt. Ueber dieſe Adoptionen ließe ſich vielleicht, aus einem gewiſſen Standpunkte, wegſehen. Dieſe conventionellen Hofverhältniſſe ſind für den Verfaſſer Natur; dieſe Natur, an die er gewöhnt iſt, läßt ſich nicht ſo leicht aufgeben. Nimmt das gutmüthige Publikum es von Victor Hugo als Natur hin, wenn er ſeine Königinnen und Fürſtinnen handeln, denken und reden läßt, wie die Dirnen der Pariſer Gaſſen, wo er ſeine Naturſtudien gemacht hat, was iſt es bei einem hochgeſtellten Dichter zu verargen, wenn auch er die conventionelle Denkweiſe der engen Schranken, in denen er ſich bewegt, für Natur nimmt und gibt. Adoptio imitat naturam, heißt es, wo keine wirkliche iſt, wird ſie durch Fiction erſezt, damit die Harmonie der Geſellſchaft nicht geſtört werde. Aber nein, das iſt nicht genug. Auch dem Phantom des Blutes muß geopfert werden. Bei der Adoption ergibt es ſich, daß beide bürgerliche Eindringlinge adeligen Blutes ſind, die eine ein Baſtard, der andere ein Kind aus einer cachirten Ehe. Nun iſt Alles gut, in der alten Ordnung. Und doch wäre es ungerecht, nach dieſem ſittlichen Mißgriff den ſittlichen Werth des Stückes zu bezweifeln. Der Verfaſſer, wie er vor uns ſteht, iſt nicht anzuklagen, nur zu bedauern, daß ihm, beim beſten Willen, bei der reinſten Anſicht, Kreiſe von Natur iſolirt ſcheinen, die es nicht ſind. Das Gemüth erhebt ſich durchaus über den Kaſtenzwang, und trägt in ſeiner Art einen ſo vollſtändigen Sieg davon, daß das Publikum dieſe hier angedeuteten Mißklänge gar nicht merkte. Es war zufrieden, daß die Liebenden zum Schluß ſich bekommen, unbekümmert über die Art wie es geſchieht, und ſeine Unzufriedenheit iſt nur gegen den undramatiſchen Stillſtand gerichtet, der durch vier Acte herrſcht. Und gerade dieſer that Ihrem Referenten ungemein wohl. Endlich einmal kein Haſchen und Jagen nach epigrammatiſcher Entwickelung, ſondern ein ruhiges, geiſtvolles Verweilen in Zuſtänden; eine gehaltreiche und elegante Converſation, die wie Oel fließt und doch ihren Fall hat; man bringe nur eine feinere Aufmerkſamkeit mit: wie fein verſchlungen ſind alle dieſe Kreiſe innerhalb des einen, und wie iſt da allerdings Handlung wie in einem Uhrwerk. Kein Sandkorn, kein Stäubchen kommt in die Räder, und Herz und Verſtand können ſich von Anfang bis zum Ende befriedigt finden, inſofern ſie ſich ſelbſt zu beſchränken wiſſen, und aus dem Rahmen des Verfaſſers nicht auf die Welt draußen hinausblicken. Ich halte die Iſolirten für die bedeutendſte dramatiſche Arbeit, welche ſeit längerer Zeit auf unſerer Bühne zur Aufnahme kam. Ihr Verfaſſer hat ſich in einen Schleier verhüllt, den aber das Publikum lüften zu können meint, indem es einen geiſtvollen Prinzen in der Nähe des Throns darunter erblickt, der hier nicht zum erſten Male als Autor auftritt. Möge es nicht das lezte Mal geweſen ſeyn.

Beilage: Literaturblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 84.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 8. April 1837.

Pastillos Rufillus olet, Gorgonius hircum.
Horat.

Jena zur Zeit Schillers. *

Wir bedauern, daß wir weder den Verfaſſer der folgenden Notizen nennen, noch das, was uns von ſeiner Hand vorliegt, dem ganzen Umfange nach geben können. Manche der Perſonen, welche die kleine Denkſchrift berührt, leben noch; dieſe, ſofern ſie uns bekannt waren, haben wir ſorgfältig aus dem Spiel gelaſſen. Wir hoffen in dieſer Beziehung keine Indiscretion begangen zu haben; im Uebrigen gehört beim raſchen Lauf des Jahrhunderts die Zeit, in der Schiller zu Jena lebte, bereits der Geſchichte an.

* * *

...Gerne erzähle ich von den ſchönen Zeiten, die im Nachgenuſſe noch reizender für mich ſind, als ſie mir in der Wirklichkeit ſchienen und mir manche ſüße Stunde heiterer Rückerinnerung gewähren. Es ſind aber nur Fragmente, ohne ſichtbaren Zuſammenhang, einzelne abgeriſſene Erzählungen, die erſt mit der Zeit zu einem Ganzen reifen können. — Auch wird nicht vermieden werden können, manche andere Begebenheiten jener Zeiten mitzuerzählen und ſo zugleich den Schauplatz zu beſchreiben, auf dem Schiller lebte, und die Menſchen, mit denen er zu thun hatte.

Jena iſt ſeit Jahrhunderten eine Univerſität, die ſich durch philoſophiſche Freimüthigkeit und durch die Freiheit, welche Studenten und Profeſſoren daſelbſt genießen, immer ausgezeichnet hat. Deßwegen wird man auch auf keiner Univerſität die abſtechenden Contraſte ſo grell antreffen als da, wo es einem Jeden freiſteht, zu ſeyn und zu handeln wie er es für gut findet, wenn er nur nicht alle Geſetze der Geſellſchaft muthwillig mit Füßen tritt. Dies zeigt ſich ſchon in der Wahl der Lebensweiſe und dem Benehmen der Profeſſoren und Docenten auf eine für den fremden Beobachter höchſt auffallende Art. Eine größere Verſchiedenheit in Manier, Kleidung, wiſſenſchaftlicher und ſittlicher Kultur wird ſchwerlich in London und Paris angetroffen werden, als in Jena. Vom Wilden in Sitte und Unreinlichkeit bis zur widerlichen Ueberfeinerung in Sitten und Kleidung, von der beſchränkteſten Anſicht der Wiſſenſchaften, nach welcher z. B. ein Doctor legens die Diplomatik als das non plus ultra, als das Eine, was noth iſt, als den Mittelpunkt alles Wiſſens anſah und ſeinen Zuhörern vorſtellte, bis zur edelſten Ueberſicht und zur heiterſten Anſicht trifft man alle Mittelſtufen gleichſam als ewige Formen, als Repräſentanten in Jena an. Es mögen hier einige Porträts, wie ich ſie kennen lernte, ſtehen.

* ſ. Nr. 56. 1837.

Doctor Legens à Gerstenbergh, eine hagere, ausgehungerte, bleiche Figur, las als ein guter Mathematiker Fortifikation. Seine Kleidung war ſo lumpigt und alles an ihm ſo unreinlich, daß man ſeine Nähe gern vermied. Sein Adel war ſein Steckenpferd. Seine Schüler, deren er einige Mal mehrere hatte, ließen ihm aus Dankbarkeit und Mitleiden eine neue Kleidung machen. Dieſe beſtand in einem Federhut, ſcharlachrothem Rock mit goldnen Treſſen, weißſeidnen Strümpfen ꝛc. In dieſem Anzuge gefiel er ſich unausſprechlich wohl. Aber die ſeidnen Strümpfe waren bald ſchmutzig und zerriſſen, die Wäſche verſchwärzt, und nun trug er zu dem beſchriebenen Anzug ſchwarzwollene, zerlöcherte Strümpfe, einen ſchwarzen Strumpf um den Hals und ein zerriſſenes, ſchmutziges Hemd auf dem Leibe. Er hatte ſehr oft im ſtrengſten Sinne des Worts keinen Biſſen Brod.

Adjunctus Facultatis philosophicae Haller, ein kleines, breitſchultriges, grobknochiges, ſchwarzes Männchen, gab Privatunterricht in orientaliſchen Sprachen und hatte eine Aufwärterin geheirathet. Der Mann war das gedrückteſte Geſchöpf unter der Sonne, ſein ſchlechtes Weib herrſchte unumſchränkt über ihn und mißhandelte ihn öffentlich. Eine unerſchöpfliche Hiobsgeduld war ihm von der freundlichen Natur zum Gegengift gegeben; das erſchien auch in ſeiner Figur, die lächerlich und traurig zugleich war. Er trug ſeinen einzigen weißen, abgeſchabenen Rock nach dem alten Schnitt, wo das Hemd im Nacken herausſah, eine ſchwarzrothe mohrne Weſte, die ihm die kurzen Schenkel mehr als zur Hälfte bedeckte und den bedenklichen Zuſtand der ſchwarzzeugnen Beinkleider in etwas verbarg, ſchwarze Strümpfe in einem traurigen Zuſtand, und Schuhe, die ihm um einen Zoll zu lang waren, ſo daß hinten am Ferſen noch Raum genug übrig blieb, und er genöthigt war, ſie mit den Zehen zu halten. Dadurch wurde ſein Gang mehr ein Rutſchen. Dazu kam ein Stock mit einer Quaſte, der ihm bis über die Naſe ging und den er in der Mitte der obern Hälfte gefaßt hatte. Sein borſtiges, ſchwarzes, ungepudertes Haar war in eine Vergette geſchnitten und ſtand ſtark in die Höhe; das Hinterhaar war in einen großen, alten Haarbeutel gefaßt, welcher durch einen Poſtillon d'Amour mit dem Hemdſtrich zuſammenhing. So rutſchte er oft an unſerm Hauſe vorbei ſpazieren. Herrenhuthiſches, ſelbſtgefälliges Inſichhineinlächeln und Proviſorsſeligkeit ſtrahlten aus ſeinem Geſichte. Wenn er im Vorbeigehen grüßte, ſo blieb er ſtehen und zog den Hut an ſich hinunter, daß er auf den Bauch zu liegen kam. Die Aufgabe, gehend den Hut abzuziehen, wäre für ihn unlösbar geweſen. Es war dringende Gefahr, entweder einen Schuh zu verlieren, oder die Beinkleider, die mehr durch Gleichgewicht als durch Knöpfe am Körper zu hängen ſchienen, über die Gebühr ſinken zu laſſen. Deßwegen bückte er ſich auch nie. Armer Wurm! — Eine Art von Wilden war der Proſektor beim anatomiſchen Theater. Nur wenige Züge zur Bezeichnung ſeines Weſens. Er beſuchte die gemeinſten Bierhäuſer und ließ ſich von den Studenten frei halten. Wenn ihm einer eine Pfeife Tabak bot und ihm ſeinen Tabaksbeutel reichte, um zu ſtopfen, ſo ſtopfte er zugleich in den Vorderermel ſo viel er konnte und ließ das nachher unbemerkt in ſeine Rocktaſchen fallen. In dieſen befand ſich gewöhnlich ein wenig Butter in einem Papier, ein Stück Käſe, Brod, und gelegentlich auch wohl ein anatomiſches Präparat.

(Die Fortſetzung folgt.)

Briefe von den griechiſchen Inſeln.

(Fortſetzung.)

Außer dieſen geringen Reſten ſieht man in dem Umfange der Stadt nur wenige zerſtreute Marmorſplitter, Ziegel- und Vaſenſcherben; denn da der Boden ſehr fruchtbar iſt, ſo hat die lange Zeit Alles weggeräumt, um Platz zu Aeckern zu gewinnen. Einige Ciſternen verdienen keine Erwähnung. Doch hat man hier früher von Zeit zu Zeit Statuen gefunden, die in Gott weiß weſſen Hände übergegangen ſind; nur eine derſelben iſt im Muſeum auf Aegina. Ich konnte keine Münzen von Kythnos zu Geſicht bekommen; was man mir zeigte, waren ſchlechte römiſche Kaiſermünzen. Eine hier gefundene Inſchrift, die einzige, welche ich auf der ganzen Inſel auftreiben konnte, entdeckte ich durch beharrliche Nachforſchungen erſt geſtern in der Kirche der h. Barbara in Meſſaria, an welche ſie durch den lezten Beſitzer geſchenkt worden war und wo ſie jezt als Stufe vor dem Tabernakel diente. Es iſt ein Piedeſtal, welches die Statue der Selino getragen hat; aber die Schrift war ſo mit Kalk übertüncht, daß es mir eine halbe Stunde koſtete, ſie zu reinigen. Sie lautet: *Πυθίλλα Γλαύκωνος τὴν θυγατέρα, καὶ Γλαύκων καὶ Ἴσαρχος οἱ Ἰσάρχου τὴν ἀδελφὴν Σελινὼ Ἰσάρχου.* Dieſe Inſchrift mit der noch unbedeutenderen Grabſchrift eines Sidoniers,* ſind die beiden einzigen von Kythnos bekannten Monumente dieſer Art. Beide geben keine geſchichtliche Ausbeute.

Nach Meſſaria zurückgekehrt, machten wir, da es eben Sonntag Nachmittag war, beim Demarchen und in einigen andern Häuſern Beſuch. Die Männer und jüngeren Frauen tragen die gewöhnliche Kleidung ihres Geſchlechts; die älteren Frauen kleiden ſich aber noch in die alte, höchſt eigenthümliche Tracht. Auf dem Kopfe haben

* Im C. J. Gr. II., n. 2373.

ſie einen wunderlichen, aus Pappe oder dünnem Rohr gebildeten und mit buntem Seidenzeug überzogenen Aufſatz, das Fremdhaar (τὰ ξενόμαλλα) genannt; um dieſen ſchlingen ſie einen gelbbraunen, über den Rücken lang herabhängenden Schleier (ἡ βόλια). Das Hauptkleidungsſtück iſt aber eine bis faſt an die Knie reichende und nur den Rücken bedeckende Jacke, mit bunter Seide und wo möglich auch mit Gold geſtickt, welche das Buchaeri (τὸ μπουχαίρι) heißt. Sie wird durch zwei untergelegte Kiſſen oder Pochen geſtützt, ſo daß ſie ſteif vom Körper abſtarrt und dem Oberleibe der Frauen, von hinten geſehen, das Anſehen eines Dreiecks gibt. Unter dem Buchaeri tragen ſie ein um eine gute Spanne längeres Hemde, die ſogenannte κρομοποδιά, * das unten einen breiten, geſtickten Rand hat, und über dem Buchaeri eine um eine Spanne kürzere, mit Aermeln verſehene dunkelfarbige Jacke, das κοντογούνα, die allenfalls vorn geſchloſſen werden kann. Die Bruſt bedeckt ein über's Kreuz gefaltetes Tuch (τὸ σαυρομάνδυλο); um den Leib legen ſie einen breiten Gürtel (τὸ ζωμαχικό), und unter dem Gürtel hängt die Schürze (ποδιά) herunter. Schwere ſeidene, geſchmackvoll geſtickte, aber, um das Bein dicker zu machen, mit Tüchern ausgeſtopfte Strümpfe und gelbe Schuhe vollenden den Anzug, deſſen Pracht noch bei den Wohlhabenden durch hin und wieder, namentlich auf der Schürze und dem Gürtel angebrachte vergoldete Schildchen erhöht werden kann. Das Koſtſpielige und Unbequeme dieſer Tracht ſind mehr noch als ihre Geſchmackloſigkeit die Urſachen ihrer Abſchaffung geworden, wie ja auch Europa ſeine Alongeperrücken und Reifröcke, ſeine goldbordirten Weſten und Haarbeutel abgelegt hat. Noch ein Menſchenalter, und man wird auf Kythnos ſelbſt kein Kleidungsſtück dieſer Art mehr finden.

Auch der Dialekt der Kythnier hat einige Eigenthümlichkeiten. Außer dem bereits erwähnten angehängten νε hört man hier, wie auf Chios und Pſyra, ἴντας und ἴντα, ſtatt τίς, τί und τίνα, z. B. ἴντα σοῦ εἶπενε, was hat er dir geſagt? Das Verbum ἔρχομαι hat im Aoriſt ἤρχα (ἤρχες, ἤρχενε) ſtatt ἦλθα, und φῶς macht im Plural τὰ φώτια. Dagegen endigt die dritte Perſon der Mehrheit ſich noch auf ουν und αν, während ſchon auf Siphnos, Naros und Thera die Pluralsformen ουσι und ασι anfangen.**

Am 26ſten December ging ich allein nach dem einzigen Dorfe Silakka, welches eine ſtarke Stunde ſüdlich von Meſſaria liegt, und faſt eben ſo groß iſt, wie dieſe ſogenannte Stadt. Der Weg dahin iſt ſehr rauh und uneben. Von dem höchſten Punkte deſſelben ſieht man ſüdlich von der Inſel das Eiland Serphogula, und noch näher an Kythnos die Klippe Piperi, wo der Profeſſor Bardalachos im Jahr 1829 durch Schiffbruch umkam. Silakka ſelbſt liegt in einem artigen Bergkeſſel, und hat keine andere Merkwürdigkeit, als eine große Höhle, τὸ καταφύγι, auf der Südſeite des Dorfes. Ich ſtieg mit vier Führern in dieſelbe, weil hier, ſtatt Fackeln, nur dünne Wachskerzen zu bekommen waren. Man kann in den Hauptgang der Höhle mit Bequemlichkeit drei- bis vierhundert Schritte weit vordringen, und zu beiden Seiten gibt es noch Nebenarme. Dieſe Grotte iſt, da der Berg aus Sandſtein und Glimmerſchiefer beſteht, die reinlichſte und trockenſte, welche ich in Griechenland kenne. Der Boden iſt ein vollkommen ebener Sandeſtrich, ſo daß am erſten Oſtertage (τὴν μεγάλην λαμπράν) die Bewohner des Dorfes ſich hier zu verſammeln pflegen, um bei Lampenſchein zu tanzen. Nur an zwei oder drei Stellen, wo Kalk- und Marmorſchichten den Berg durchziehen, haben ſich ſchöne Stalaktiten gebildet. Alle übrigen Theile der Höhle ſind ausgewaſchener Schieferfels, und einzelne von dieſem Material in der Mitte ſtehen gebliebene Pfeiler, Pyramiden und Obelisken haben nicht weniger barocke Formen, als ſonſt die Tropfſteinbildungen. Dieſe Beſchaffenheit der Grotte, welche offenbar ihr Daſeyn der Auswaſchung des Berges durch einen ſtarken Waſſerſtrom verdankt, ſo wie der Name und die Lage des Dorfes, erklären ſich gegenſeitig auf das Befriedigendſte. Silakka (τὰ Σίλακκα) heißt augenſcheinlich nichts Anderes, als οἱ λάκκοι τοῦ Διός, der See oder die Höhlen des Zeus; der Keſſel, in welchem das Dorf liegt, war einſt ein Bergſee, deſſen Waſſer ſich durch die Grotte verließen und ihre Wände glatt ſchliffen. Als das Thal bewohnbar geworden war, und ſich Menſchen dort anſiedelten, dauerte noch die Erinnerung an ſeinen urſprünglichen Zuſtand, und ſo entſtand der Name τὰ Σίλακκα. Schade, daß die Regierung in der Nomenclatur der neuen Gemeinden dieſen echt helleniſchen, gewiß uralten Namen durch den Namen Dryopis zu verdrängen geſucht hat. In dem ſüdlichen und ſüdweſtlichen Theile der Inſel, namentlich bei dem Hafen Nauſſa, * ſind alte Eiſenbergwerke, welche ich jedoch nicht beſuchte. Die zu Tage ausgehenden Adern ſollen heute nur geringe Ausbeute verſprechen. Man hofft auch Steinkohlen zu finden.

(Die Fortſetzung folgt.)

* Durch Umſtellung, ſtatt κορμοποδιά, von κορμός, wie γρωνίζω ſtatt γνωρίζω, Ἀγρανώστης ſtatt Ἀναγνώστης, δειδινόν ſtatt δειλινόν, τρεπνός ſtatt τερπνός, τράφος ſtatt τάφρος, und hundert andere Umſtellungen im täglichen Gebrauche ſind.

** Vergl Morgenblatt 1856, Nr. 265.

* Gleichnamig und offenbar von gleicher Etymologie mit dem Städtchen Nauſſa (ἡ Νάουσσα) auf Paros. Vergleiche Morgenblatt, 1856, Nr. 140.

Alte Weisheit, neu gereimt

von F. A. Seuffert.

Beneid' nicht Andrer Glück; wohl biſt du oft nicht weiſe,
Wenn du daſſelbe Glück begehrſt — zu gleichem Preiſe.

Wer unabhängig iſt, der kann nicht größer werden;
Drum wünſchet ſich der Mann kein höher Ziel auf Erden.

Will ab ein Reiz dich ziehn von deinen Lebensregeln,
So fahre raſch vorbei, als wie mit vollen Segeln.

Zum erſten Wunſche nein zu ſagen, wird dem Willen
Viel leichter ſeyn, als, die ihm folgen, zu erfüllen.

Unrecht geſtehen, ſagt mit andern Worten an,
Daß heute weiſer du als geſtern häſt gethan.

Wer Unrecht eingeſteht, dem zoll' ich gern Verehrung;
Doch glaub' ich nicht ſo leicht an plötzliche Bekehrung.

Wohl freue dich, wenn Gott Vorzüge dir verleiht,
Doch ſey die Freude Dank, ſonſt iſt ſie Eitelkeit.

So viel hat Eitelkeit im Kopfe Jedermann,
Als von dem Raume ſein Verſtand nicht füllen kann.

Wer voll Vertraun ſich ſelbſt zum Lehrer ſich erkoren,
Hat in der Regel wohl zum Schüler einen Thoren.

Bis ſich ein Knoten ſchürzt, magſt du die Weisheit ſparen,
Und deine Tapferkeit, bis uns bedrohn Gefahren.

Durch Gold und Purpur glänzt ſo Mancher, wenn er ſchweiget;
Er iſt der Kinder Spott, ſobald ſein Witz ſich zeiget.

Der hat ein ſchlimm Geſchick, wer einen Freund verloren,
Noch ſchlimm'res, wer gewann den Beifall eines Thoren.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Prag, März.

Grippe. Induſtrie. Literatur.

Das Menſchengeſchlecht hat in den lezten Jahrzehnten ein paar Gäſte wieder kennen gelernt, denen man nachrechnet, daß ſie — wenn nicht Familienähnlichkeiten vielleicht irre führen — ſchon vor Jahrhunderten da geweſen ſind, und denen es ſo wohl zu gefallen ſcheint, daß ſie in kürzeren oder längeren Intervallen immer wiederkehren, die Cholera und die Grippe. Kaum hatte uns jene verlaſſen, ſo ſtattete uns dieſe einen abermaligen Beſuch ab, und war Anfangs ſo beſcheiden in ihren Forderungen, daß die von ihr befallenen Kranken immer läſſiger in den Hülfsmitteln gegen dieſelbe wurden, und im Verlaufe ihrer Anweſenheit durch Vernachläſſigung häufige Bruſt- und Lungenkrankheiten entſtanden, ſo daß manche Tage der Todten nicht weniger zählten, als in der Zeit der Cholera. Jezt iſt ſie bedeutend im Abnehmen, und hoffentlich wird ſie mit dem erſten Frühlingsſtrahl ganz geſchwunden ſeyn. — In unſerm Vaterlande wirkt nicht allein die Regierung zur Erhöhung der Gewerbsinduſtrie, ſondern ſelbſt Privatperſonen begünſtigen dieſelbe auf die bemerkenswertheſte Weiſe. So hat unlängſt der Engländer Pariſh, Freiherr von Senſtenberg, ein Darleben von 100.000 Gulden C. M. zu 3 pCt. Zinſen gegen annehmbare Sicherheit als Vorſchuß zur Errichtung von Fabrikunternehmungen, welche viele Hände beſchäftigen, demjenigen angeboten, der ſich einer ſolchen Unternehmung auf ſeiner Herrſchaft Senſtenberg unterziehen wollte, welche eine zahlreiche Population, hinreichende Gebirgswaſſer, Holz in gehöriger Menge und gute Communikation mit dem In- und Ausland hat, ferner wohlfeilen Lebensunterhalt gewährt, und wo der Taglohn zu den niedrigſten im Lande gehört. — In der J. G. Calve'ſchen Buchhandlung, welche ſich nebſt der Zeitſchrift: „Oekonomiſche Neuigkeiten und Verhandlungen,“ ſchon durch ſo manches Verlagswerk in dieſem Fache ein Verdienſt um die landwirthſchaftliche Literatur des Vaterlandes, wie der übrigen deutſchen Staaten erworben hat, erſcheint ein „Landwirthſchaftliches Converſationslexikon für Praktiker und Laien,“ herausgegeben von Dr. Alexander von Lengerke, deſſen Name ſich durch ſo manche ökonomiſche Werke und einzelne Abhandlungen in periodiſchen Schriften, neuerlich aber durch ſeine „Anleitung zum praktiſchen Wieſenbau“ einen guten Klang erworben, und der bewieſen hat, daß er der Mann ſey, dasjenige zu geben, was den meiſten, ſelbſt bändereichſten ökonomiſchen Werken fehlt, insbeſondere die lehrreichen und intereſſanten Nachweiſungen über die landwirthſchaftliche Statiſtik, Geographie und Topographie, über die Politik der Landwirthſchaft, die ökonomiſchen Inſtitute und Geſellſchaften, die wichtigſten Erzeugniſſe der landwirthſchaftlichen Literatur und biographiſche Notizen ihrer Heroen. Von dieſem Werke ſind bereits zwei Hefte erſchienen, und erregen ſowohl durch ſyſtematiſche Ordnung und guten Styl, als durch Vollſtändigkeit, Fülle und Gedrängtheit die ſchönſten Hoffnungen für die folgenden. Das Ganze wird aus drei Bänden in zwölf bis fünfzehn monatlichen Heften beſtehen, und etwa im Laufe eines Jahres vollendet ſeyn. In derſelben Buchhandlung iſt (aus den Abhandlungen der k. böhmiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften beſonders abgedruckt) ein kleines biographiſches Werkchen erſchienen: „Leben Franz Joſeph Ritters von Gerſtner,“ beſchrieben von Dr. Bernard Bolzano, welches durch ſeinen Gegenſtand nicht minder intereſſant iſt, als durch den Verfaſſer, da Beide in der Culturgeſchichte Böhmens — wenn gleich auf ganz verſchiedene Weiſe — eine wichtige Rolle ſpielen. — Im Auftrage und auf Koſten des k. k. oberſten Kanzlers und Studienhofkommiſſions-Präſidenten Grafen Mitrowsky iſt bei L. W. Seidel in Brünn ein wichtiges hiſtoriſches Werk: „Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae ab annis 396 — 1306 studio et opera Antonii Boczek,“ erſchienen, welches, bei der unzertrennlichen Verzweigung der Geſchichte und der Nation Mährens und Böhmens, für Böhmen als ein Hauptquellenwerk um ſo mehr zu betrachten iſt, da die mähriſchen Archive, in ſo vielen Kriegsſtürmen glücklich erhalten, zur böhmiſchen Geſchichte in der vorhuſſitiſchen Zeit wunderbar aushelfen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 78:
Die Glasflaſche.

Räthſel.

Was iſt Morgenſtern und Spieß,
Schmettert rauh und tönt ſo ſüß,
Iſt ein männlich ſtolzer Schmuck,
Und im Bild ein böſer Spuk?

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 85.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 10. April 1837.

— It were all one,
That I should love a bright particular star,
And think to wed it: he is so above me.
Shakespeare.

Die Dienerin.

Du beiſſeſt in die Zügel,
O Roß, du freuſt dich ſchon.
Leicht ſchwingt ſich in die Bügel
Meiner Herrſchaft ſchöner Sohn.

Er ſtreichelt dir freundlich die Mähne;
Wie lächelt der liebliche Mund!
Im Dorfe krähen die Hähne,
Im Schloßhof knurret der Hund.

Davon darfſt du ihn tragen,
Gehorſam dem kühnen Geiſt,
Der fort zu glänzendem Wagen
Mit ſicherem Stolze dich reißt!

Und fort, durch des Morgenwinds Wogen,
Den freudig rauſchenden Hain,
Fliegt er, wie ein Pfeil vom Bogen,
In die blendende Sonne hinein.

Dahin! Und hinter ihm ballt ſich
Der Staub, und begräbt meinen Blick.
Wer ſagt mir, ob die Geſtalt ſich,
Die liebe, noch beugte zurück?

Wohl lang ſchon ſtand ich am Garten
Das Tüchlein zum Wehen bereit.
Thörin, du! Sollt' er abwarten
Deiner Scham, deiner Liebe Streit?

Tüchlein, ſo will ich dich weinen
Voll Thränen bitterlich,
Wenn nächtlich der Mond wird erſcheinen —
Bei Tage, da ſchelten ſie mich.

Ach, hinter den Bergen da drüben,
Da hat er wohl, was ihm gefällt.
Zeig du oder birg dein Lieben —
Du biſt ihm nicht in der Welt!

Doch, wenn dir ein Wort nur entglitte,
Du würdeſt mit Hunden verjagt.
Still in den Staub ſeiner Tritte
Begrabe dich, liebende Magd!

C. Reinhold.

Briefe von den griechiſchen Inſeln.

(Fortſetzung.)

Geſtern machten wir eine längere Jagdpartie durch den Norden der Inſel; denn es wimmelt hier von

Rebhühnern, die freilich das einzige Wildpret ſind. Zwanzig Minuten nördlich von der Stadt fanden wir auf einer kleinen Erhöhung in einem Thale die Ruine eines antiken runden Thurmes von etwa 25 Fuß im Durchmeſſer und aus großen Schieferquadern erbaut, aber nur in einer Höhe von zehn bis zwölf Fuß erhalten. Nördlich unter demſelben entſpringt ein kleiner Bach, an deſſen Quelle die Weiber zu waſchen pflegen und der ſich während der Regenzeit in den Hafen Phykiada bei Alt-kythnos ergießt. Die Inſulaner meinen, der Thurm ſey erbaut worden, um den waſchenden Weibern gegen plötzliche Ueberfälle zum Schutze zu dienen, und dieſe ſcheinbar einfältige Erklärung dürfte vielleicht die richtige ſeyn; denn es iſt nicht wohl abzuſehen, welche andere Beſtimmung ein ganz iſolirter und zwiſchen Höhen verſteckter Thurm gehabt haben könne. * Später zeigte man uns noch — und hiemit iſt das Verzeichniß der kythniſchen Antiquitäten geſchloſſen — zehn Minuten ſüdlich von dem Hafen h. Irene an dem Abhange eines Hügels eine antike Ruine, welche der Tholos (ὁ θόλος) genannt wird. Es iſt dies ein halb in den Felſen gegrabenes Gebäude, welches urſprünglich aus zwei der Länge nach überwölbten Kammern beſtand, von denen die vordere aber demolirt iſt, während die hintere noch ihr Gewölbe hat. Wahrſcheinlich war das Ganze nur eine zur Aufbewahrung von Feldfrüchten dienende Vorrathskammer. Wir haben weitere alterthümliche Reſte auf Kythnos weder erfragen noch auf unſern, den größern Theil der Inſel umfaſſenden Excurſionen auffinden können, ſo daß Kythnos in archäologiſcher Hinſicht die ärmſte aller Kykladen iſt. Sehr ermüdet kamen wir geſtern zurück, und während ich heute dieſes ſchreibe, zeichnet H. eine alte Dame in dem oben beſchriebenen ſeltſamen Koſtüm; denn bei den anhaltenden Weſtwinden hat unſer Schiff noch nicht von Syros zurückkommen können.

Die Inſel hat gegenwärtig etwa 3200 Einwohner, von denen 1400 in Silakka, die übrigen in der ſogenannten Stadt Meſſaria wohnen, und welche ſämmtlich vom Ackerbau leben; denn obgleich Kythnos ringsum mit großen und kleinen Häfen verſehen iſt, beſizt es doch kaum drei oder vier eigene Fiſcherbarken. Der Boden iſt, wenn gleich an ſich mager, doch nicht gerade unfruchtbar zu nennen, da das Schiefergeſtein die Feuchtigkeit feſthält und an vielen Stellen kleine Quellen und ſelbſt eigene Bäche entſtehen läßt. Man baut ſehr wenig Weizen, größtentheils Gerſte, von der im verfloſſenen Jahre 40,000 Kila (das Kilon zu 22 Okken oder 44 Pfund) erzeugt worden waren. * Doch iſt dies nicht mehr als für die Conſumtion der Inſel erforderlich; denn die Einwohner eſſen faſt nur Gerſtenbrod. Das zweite Hauptprodukt iſt Wein. Man gewinnt jährlich etwa 1500 Fäſſer, von denen die größere Hälfte auf Kythnos ſelbſt getrunken, die kleinere Hälfte ausgeführt wird. Dieſer Wein iſt ſehr ſtark und wird größtentheils von den Hydrioten und Spezioten abgeholt, weßhalb man, da ſie den gepechten Wein vorziehen, ſeit etwa zehn Jahren den Gebrauch des Reſinirens angenommen hat. Zum Dritten beſizt Kythnos acht- bis neuntauſend Schafe und Ziegen (γιδοπρόβατα) und einige Tauſende kleiner, ſchwarzer, leicht fett werdender Schweine, und führt von dieſen Heerden Wolle, Käſe, Borſten und Schlachtvieh aus. Endlich hat die Inſel Honig, der von weißlicher Farbe iſt und dem berühmten Honig von Skyros und der Landſchaft Mani gleichgeſchäzt wird.

(Der Beſchluß folgt.)

* Tournefort ſah dieſen Thurm nicht; Graf Paſch van Krienen a. a. O. S. 104 erwähnt ihn, aber unter der eigenen Benennung Caſtella. Er heißt ὁ παλαιόπυργος. Auch liegt er nicht auf einem Berge, ſondern nur auf einem Hügel.

* Der Werth des Gerſtenzehntens allein belief ſich mithin auf dreizehn bis vierzehn Tauſend Drachmen.

Jena zur Zeit Schillers.

(Fortſetzung.)

Der Geheimerath ***, einer der gelehrteſten Aerzte, beſaß eines der ſchönſten Häuſer in Jena. Er bewohnte aber nur ein einziges Zimmer des großen, ſchön meublirten Hauſes, weil es ſeine Frau nicht anders wollte. Die übrigen Zimmer ſtanden unbewohnt. Er hatte ſeine Magd geheirathet, und dieſe war ſo eiferſüchtig, daß er ſeine Praxis aufgeben mußte, weil auch Frauenzimmer krank werden und man in allen Krankenſtuben wenigſtens weibliche Aufwärterinnen antrifft. Er durfte nicht ohne ſie aus dem Hauſe, und zwar nur in ſeinen Garten — in ein anderes Haus nie — auch nicht in die Kirche. Er durfte nicht einmal mit irgend einem weiblichen Weſen reden. Im Hauſe durften Mannsperſonen ihn conſuliren, wurden aber vorher von der Frau Geheimeräthin examinirt. In der Wohnſtube war die Bibliothek mit dem Küchengeſchirr vermiſcht auf Brettern aufgeſtellt. Er ſtudirte unter ſeiner Kinder Geſchrei und war in ſeinem häuslichen Anzug äußerſt nachläſſig. Als ich nach Jena kam, war er Prorektor. Meine Begriffe von einem Profeſſor, der den Titel Geheimerath führt, waren von Tübingen hergenommen. Als ich mit meinem Eleven, der mit mir an Frankfurtiſche Eleganz gewöhnt war, ihm aufwarten wollte, trafen wir auf dem Vorplatz eine

Magd an, die den Boden kehrte. Ich ſagte zu ihr: „Will Sie ſo gut ſeyn und uns dem Herrn Geheimerath melden?“ Sie lächelte, examinirte uns, wer wir ſeyen, und ſagte endlich: „Gehen Sie nur hinein, mein Mann iſt drinnen.“ Da fanden wir ihn unter ſeinen ſchmutzigen Kindern in der ſchon beſchriebenen Stube. — Er war ſo verſunken in dieſe Knechtſchaft gegen ſeine Frau, daß er in den Kollegien ſeinen Studenten davon erzählte. Er hatte ſein Uhrglas einſt zerbrochen, nun nahm ihm die Frau die Uhr ganz. „Meine Herrn,“ ſagte er den Studenten in der Lektion, „ich weiß nicht, wie viel Uhr es iſt; meine Frau hat mir die Uhr genommen, weil ich das Glas zerbrochen habe.“ — Wenn er zu einer Zeit las, wo im Hauſe Kaffee getrunken wurde, ſo ſchickte die Frau eines ihrer Kinder, um ihn rufen zu laſſen; kam er nicht gleich, ſo kam ſie ſelbſt und holte ihn mit Schimpfreden ab. „Sie ſehen ſchon, meine Herren,“ ſagte er den Zuhörern, „daß ich folgen muß.“

Dieſe Galerie ließe ſich noch mit mehreren Bildniſſen vermehren, wenn es zu meiner Abſicht nöthig wäre, um die lächerlichen Contraſte zu bezeichnen, unter die man ſich verſetzt ſah. Aus allen Theilen von Deutſchland waren Profeſſoren mit ihren Frauen da verſammelt, und ſo allerlei Provinzialſitten mit dem feinern Ton verſchmolzen. Wer muß z. B. nicht lächeln, wenn er in einem Hauſe, wo er die erwachſenen Töchter mit großen Stücken Brod in der Hand angetroffen hat, Abends von einem Bedienten mit kreuzweis gelegten Wachslichtern die Treppe herunterbegleitet wird? ꝛc.

Steigt man von dieſen Erſcheinungen hinauf zu dem Grade von hoher Geiſtesbildung, Anſpruchsloſigkeit, Unbefangenheit und edlem Sinne, den man im Umgange von Schiller, Goethe, Paulus antraf, betrachtet man die Mittelſtufen von Rechtlichkeit und Pedanterei, von Armuth und Luxus, von Einſeitigkeit und Anmaßung, ſo iſt das Gemälde vollendet. Die Freiheit, nach welcher Jeder leſen darf, wozu er Zuhörer bekommt, nach einigen leicht zu erfüllenden Bedingungen, veranlaßt oft eben ſo lächerliche Erſcheinungen. Bekanntlich dürfen nur wirkliche Profeſſoren ſich bei Ankündigung ihrer Vorleſungen des Ausdrucks: publice — privatim leget, bedienen. Für Doctores oder Magistros legentes iſt der Kunſtausdruck für publice: gratis. Ein M. Legens kündigte an: frustra leget. Ein anderer erbot ſich im Ernſte, Vorleſungen über Kants Kritik zu halten, wenn ihm Jemand das Buch leihen wolle.

Dies Wenige zu einiger Schilderung von Jena, wie es damals war. Es laſſen ſich daraus manche Erſcheinungen erklären, die dem fremden Beobachter äußerſt auffallend ſind. So die Studentenunruhen, die ſo vieles Aufſehen machten. Die Veranlaſſung war ſehr unbedeutend. Wer mit Extrapoſt durch Jena kommt, bleibt in der Vorſtadt am Wirthshauſe zum halben Mond, und läßt ſich dahin die Pferde bringen. Ein Graf von Beuſt war in dieſem Falle, und ging, weil er mit dem Poſtmeiſter etwas zu reden hatte, ſelbſt in die Stadt, wohin ihm ſein Bedienter folgte. So ſaß alſo die junge, liebenswürdige Gräfin Beuſt mit ihrer Kammerjungfer allein in dem ausgeſpannten Wagen vor dem halben Mond. Ein Student von der beſten Aufführung war mit einigen Landsleuten im nämlichen Wirthshauſe geweſen und hatte ſich mit ihnen luſtig geſchwazt und getrunken; es war aber keiner berauſcht. Als ſie herausgingen, machte ihn einer ſeiner Kameraden aufmerkſam auf die Gräfin, und munterte ihn auf, ſie um einen Kuß zu bitten. Der junge Menſch ging höflich an den Wagen und trug dieſe Bitte vor. Die Gräfin antwortete ſehr freundlich, daß es ihr eine Ehre ſeyn würde, daß ſie aber ihren Mann vorher fragen wolle. Der Student fuhr fort zu bitten, die Gräfin zog das Glas am Wagen in die Höhe; daran klopfte der Student mehrere Male und bat mit dem Hut in der Hand, bis ſeine Freunde ihn von dem Gedanken abbrachten. Dieſe Geſchichte wurde dem damaligen Prorektor Hofrath Ulrich bekannt, und da der Student ohne Vermögen war und ein ſächſiches Stipendium genoß, ſo war hier ein Beiſpiel der Strenge zu geben, das wenig Mühe und Aufopferung koſtete. Ulrich unterſuchte die Sache weitläufig, berichtete ſie nach Weimar und trug daſelbſt auf Relegation an, unerachtet der Graf Beuſt, als er die Sache erfuhr, nur lachte und erklärte, er habe nie geklagt und wolle durchaus nicht klagen. Eine Deputation von Studenten, welche dem Prorektor dringende Vorſtellungen machten und ſich auf den Fleiß, das allgemein gute Zeugniß des Studenten und auf den Schaden ſtützte, den Relegation einem Armen zufügen würde, erhielt ein freundliches Gehör und das Verſprechen, die Sache unter milderen Umſtänden nach Weimar zu berichten und ein gelinderes Urtheil von dort zu erbitten. Dieſes Verſprechen aber ſoll Ulrich nicht nur nicht gehalten, ſondern ſogar durch ſeinen Bericht die Sache dadurch verſchlimmert haben, daß er die Deputation als Aufruhr vorzuſtellen ſuchte. Kurz, der Student wurde relegirt, und nun war allgemeine Unzufriedenheit unter den Studenten. Ein Feſt, das die Ungarn die Erlaubniß erhalten hatten, öffentlich zu feiern, gab Gelegenheit zum Ausbruch ſchrecklicher Unruhen. Ulrich wohnte in ſeinem Garten; dahin zog die theils betrunkene, theils exaltirte Schaar, die unterwegs immer neuen Zuwachs erhielt, warf alle Fenſter ein, ſtürmte das Haus, zerſchlug die Meubeln, erbrach die Schränke, zerſtörte den Garten, riß und hieb die Bäume um und befeſtigte Röcke, Hemden und andere Kleidungsſtücke an langen Stangen. So zog die Rotte unter lautem Geſchrei im Triumph durch die Stadt. Dieſe Begebenheit machte natürlich großes Aufſehen, und

ſchon am andern Tage erſchien eine halbe Compagnie Huſaren in Schlachtordnung und zwei Compagnien Fußjäger als Executionstruppen. Das Uebrige gehört nicht hieher; nur die Deliberationen des akademiſchen Senats, ob man den Studenten, die in corpore ausgezogen und nach Erfurt gegangen waren, als ſie um Erlaubniß, zurückkehren zu dürfen, und um Amneſtie baten, entgegengehen und ſie empfangen ſolle, wobei ein Profeſſor den Grund angab, daß ja aus einem Studenten Alles werden könne, führe ich darum noch an, weil Schiller durchaus dagegen war und antwortete: das ſey eben ein Beweis, daß die Studenten noch nichts ſeyen. Man werde beſſer thun, wenn man das Anſehen und die Würde des akademiſchen Senats ſtreng behaupte, durchaus nicht nachgebe, und den Studenten nur unter der Bedingung einer beſcheidenen Aufführung Erlaubniß zur Rückkehr gebe. — Aber der Eigennutz der Profeſſoren, deren Collegien ſtark beſucht wurden, drang durch. Dr. Döderlein, an der Spitze mehrerer Profeſſoren, ging den Studenten entgegen, und ſämmtliche Bürgerſchaft holte ſie zu Pferde und zu Fuße ein. Schiller ſprach damals laut über das Benehmen Ulrichs und für beſſere Beſetzung des Prorektorats.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, März.

(Fortſetzung.)

Reform der Intelligenzblätter. Literatur.

Das „Panorama des Univerſums“ iſt bekanntlich den Holzſchnitten, welche drei Jahre lang ſeine inſeparabeln Begleiter und Beſchützer waren, untreu geworden; es erſcheint nunmehr mit Stahlſtichen, und ſcheint die Produkte der böhmiſchen Xilographie den „Anzeigen der allgemeinen Privatgeſchäftskanzlei“ cedirt zu haben. Hier werden Looſe des Eſterhaziſchen Anlehens mit einer Hand angetragen, welche einen gefüllten Geldbeutel hält, eine andere Hand, rüſtig mit der Feder manipulirend, zeigt einmal einen verarmten Familienvater an, der eine Canzelliſtenſtelle ſucht, ein andermal einen jungen Mann, der gerne Compagnon eines einträglichen Geſchäftes oder Zeichner werden will; ein gut zugerittenes Reitpferd, das ſehr preiswürdig zu verkaufen iſt, ein verlaufener Vorſtehhund oder eine Reiſekaleſche ſtehen jedesmal in Effigie nebenan. Ein praktiſcher renomirter Forſtmann, der in allen Zweigen der Forſtwiſſenſchaft excellirt, empfiehlt ſich durch das Contrefey eines Waidmanns, der, hinter einem Buſche knieend, eben ſeine Büchſe losdrückt, während ſein Hund bellend aufſpringt; ein aufgeſchlagenes Buch meldet, daß man einen Amtsſchreiber oder Hauslehrer ſucht; eine Pachtung von Weizenboden wird durch einen wohlconditionirten Pflug verſinnlicht; Looſe von Güterlotterien verkündet ein blaſender Poſtillon; ein Pianoforte zeigt an, daß ein ausgezeichneter Pianiſt, der unter die eleganteſten Spieler gehört, einige Unterrichtsſtunden zu vergeben habe; ein Individuum mit einem Schiebkarren rekommandirt einen braven und ehrlichen Hausknecht, und ein gebückter Mann, der Blumen begießt, thut kund: ein Hausmeiſter, der zugleich ein geſchickter Gärtner iſt, ſucht einen Platz. — Wir haben uns in früherer Zeit oft und vielmals über die Intelligenzblätter ausländiſcher Zeitungen luſtig gemacht, welche z. B. nebeneinander ein „Concert und friſche Wurſt“ u. ſ. w. ankündigten, weil bei uns durchaus nur Gegenſtände von größerem Werthe auf dieſe Weiſe ausgeboten wurden. Mit der ſteigenden Betriebſamkeit der Gewerbsleute aber hat ſich dies auch bei uns verändert, und wir finden jezt in dem Intelligenzblatte der Prager Zeitung neben- und hintereinander das deutſche Bundesheer, in charakteriſtiſchen Gruppen nach dem Leben entworfen, und einen Butterverkauf, echte bayeriſche Lagerbiere und die Compoſitionen von J. Thalberg, une gouvernante und Blutigel, die byroniſch-athletiſch-olympiſch-herkuliſche Akademie von Karl Rappo und Officium defunctorum cum conductu, Eyperwein und Triumph der Heilkunſt mit kaltem Waſſer, Weſtphaler Schinken und baare 4000 fl. C. M. zur Anlegung auf Pupillarhypothek, oder bearbeitete Rindshäute, rothen Czernoſeker und Grabkreuze und meſſingene Handſchlauchſpritzen, alte Seidenſtoffe zu Kirchenornaten, oder Selterſerwaſſer und die wohlgetroffenen Porträts der Madame Schröder-Devrient als Fidelio, Norma und Romeo, die neuerrichtete Molkenkuranſtalt am Sauerbrunnen zu Andersdorf und Blasbälge und Fenſterſtöcke; wäre unſere Cenſur etwas nachſichtiger, Menzel würde ſo friedlich an Gutzkows und Laube's Seite ſtehen, wie Karoline Pichler neben Grillparzer oder Deinhardſtein.

Es iſt ſchon oft die Bemerkung gemacht worden, daß der intereſſanten Vorzeit Böhmens noch immer ihr Walter Scott fehle; das iſt nicht recht, da ſie wirklich reich an den vielverſprechendſten Geſtaltungen iſt; doch noch ſchlimmer iſt es, daß die ihr entnommenen Stoffe meiſt von den ungeſchickteſten Händen zu Grunde gerichtet werden. Wir erinnern uns noch nicht einer einzigen Novelle aus der böhmiſchen Geſchichte, die man gelungen nennen könnte, dagegen aber ſpukten ſchon in früherer Rittergeſchichtenzeit ein Hans von Bleileben, ein Nachtwächter von Saatz u. ſ. w. in der Literatur, und neuerdings iſt ein Dr. Ewald Dietrich aufgetreten, um böhmiſche Stoffe zu zermalmen. Er hat ſich die Werſchowitze (Wrſſowec) zum Opfer auserkoren, und wenn wir gleich dieſen Gegenſtand für keinen günſtigen anerkennen, ſo hat doch die Familie für alle Rebellionen, Fürſtenmorde und Greuel, die ſie verübt, die furchtbare Strafe nicht verdient, in ſolche Dichterfäuſte zu fallen. Schon die Titel erregen ein Vorgefühl ihres Werthes; die erſte Abtheilung des Werkes heißt nämlich: „Größe und Fall des Geſchlechts in grauer Vorzeit;“ auch unter dem Titel: „Der Racheſchwur in den Todtengrüften des Schreckenſteins.“ Volksſagen aus Böhmens früheſter Vorzeit, hiſtoriſch-romantiſch verwebt. Eine Fortſetzung aus dem romantiſchen Mittelalter, deren erſter Band ſo eben erſchienen iſt, heißt: „Die hochherzigen Räuber der Paskopole.“ Ritter- und Räubergeſchichte aus dem Ende des 15ten Jahrhunderts. (Der Werſchowitze zweite Abtheilung. Wiedererhebung dieſes Geſchlechts. Erſter Band.) Der zweite und lezte Band (dritter des Ganzen) wird im Herbſt erſcheinen, „ungefähr unter dem Titel: „Der Einſiedler des Lochotins und Pilſens Bürgertreue und Tapferkeit.“

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 86.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 11. April 1837.

— Er lebt' gelobt, geliebt von Allen,
Vorbild den Jüngſten, den Gereiſteren
Ein Spiegel, der ſie ſchöner macht', der Gattin —
Ihr eigner Werth bezeugt, wie ſie ihn ſchätzt.

Shakespeare.
Cymbeline.

Jena zur Zeit Schillers.

(Fortſetzung.)

Die wenige Zeit, in der Schiller öffentliche Vorleſungen über die Geſchichte hielt, wurde er von den Studenten, die, ſelbſt die roheren, ein tieferes Gefühl für das Beſſere haben, als man gewöhnlich glaubt, vortheilhaft ausgezeichnet. Es war damals die ſonderbare und durchaus böotiſche Gewohnheit, daß der Profeſſor beim Anfang des Curſus, in den erſten Lectionen, die er gab, mit allgemeinem Stampfen empfangen wurde. Dies war ein Zeichen des Beifalls. Je heftiger das Stampfen und Getümmel bei ſeinem Eintritt war, deſto größer die Ehre; ſo wurde er auch wieder entlaſſen. Hatte er aber mißfallen oder mißfiel er während des Curſus irgend einmal, ſo wurde mit den Füßen geſcharrt. Das Gefühl für Schillers hohen Werth war unter den Studenten ſo groß, daß er mit der größten Stille und ohne jenes pöbelhafte Zeichen des Beifalls von dem überfüllten Auditorium empfangen und entlaſſen wurde. Dieſe Ehre widerfuhr in ſpäteren Zeiten den beſſern Profeſſoren, z. B. dem Juſtizrath Hufeland, und ſie fühlten ſich durch dieſe Auszeichnung ſehr geſchmeichelt. Wie ſehr auch bald das Beſſere die Oberhand gewann, und wie wirkſam ſchon die bloße ſtille, unbemerkte Gegenwart edlerer Naturen auf das Ganze iſt, das erſchien auf mancherlei Weiſe, z. B. auch dadurch, daß die Studenten anfingen, in den Collegien mancher Profeſſoren laut zu ſcharren, ſobald dieſe ſchmutzige Späße in ihren Vortrag miſchten, was bei vielen Ton war und in der Abſicht geſchah, Zuhörer herbeizulocken. Ueberhaupt ſtellt man ſich ſo gerne unter Studenten eine rohe Maſſe ungebildeter Menſchen vor, während der edelſte, offenſte Sinn für das Heilige und Gute ſogar bei der größern Menge zu finden iſt, wenn ſie nicht mißgeleitet und muthwillig verderbt wird. Ich habe dieſe Erfahrung während eines ſechsjährigen Aufenthalts in Jena und eines faſt anderthalbjährigen in Marburg gemacht. Die Menſchen werden erſt in der bürgerlichen Geſellſchaft ſchlecht und gemein. O wie viel Edles und Gutes wird nicht mit Gewalt durch unſere bürgerlichen Verhältniſſe im Keim erſtickt!...

Profeſſor Fiſchreich, Kammerherr von Stein und ich ritten einſt mit Schillern ſpazieren. Schiller ritt auf einem Fußpfade, und wir erreichten eine Geſellſchaft von Landleuten, die des Wegs nach Hauſe gingen. Es mochte dieſen unangenehm ſeyn, von uns aus dem Wege getrieben zu werden, oder mochte Einer oder der Andere zu viel Bier getrunken haben, kurz, einer der Bauern fiel plötzlich Schillern, der etwas voraus war, in den Zügel. Wir kamen ſchnell herbei, Schiller wehrte ſich wie ein Löwe, es gelang ihm, den Zügel ſeines Pferdes los zu

machen, und er ritt nun dem Angreiſer, auf den er mit der Peitſche losſchlug, einen Rain hinauf nach und verfolgte ihn lebhaft. Die andern Bauern ſahen ruhig zu, und ich fing an, den Angreiſer zu examiniren, aus welcher Macht er Schillern in den Zügel gefallen ſey. Er gab keine Antwort, ſondern retirirte ſich ſchnell. Ich mußte mich nachher oft von Schiller darüber necken laſſen, daß ich, ſtatt zuzuſchlagen, immer nur zu dem Kerl geſagt habe: „Wer iß Er?“ Indeſſen war durch unſere Dazwiſchenkunft der Streit bald entſchieden geweſen und keine wahre Gelegenheit mehr vorhanden, Muth zu zeigen. Schiller hatte ſeinen Hut, der ihm entfallen war, wieder erhalten, der Angriff war zurückgeſchlagen, die Uebermacht war auf unſerer Seite, um ſo mehr, als die übrigen Landleute keinen Theil an der Sache nahmen. Wäre der Kampf fortgeſezt worden, ſo würden wir, ſobald ſich die Gegenpartie verſtärkt und Steine oder Erdſchollen gegen uns gebraucht hätte, nicht zu unſerm Vortheil aus der Sache gekommen ſeyn. — Alle dieſe Vorſtellungen halfen nichts. Schiller empfing mich oft mit der Anrede: „Wer iß Er?“ Wir hatten nun oft Streit über den Muth, und ich beſtand feſt auf meiner Behauptung, daß es ſtudentenhafte Renommiſterei geweſen wäre, wenn ich oder ein anderer aus der Geſellſchaft den Streit aufgenommen und weiter getrieben hätte. Herr von Humboldt behauptete mehrmals gegen Schiller, daß der Muth durchaus nicht Sache der Uebung, ſondern bloß ein Werk der Nerven ſey, alſo nichts Willkührliches, ſondern bloß Folge einer zufälligen Stimmung, die man ſich nicht ſelbſt geben könne. Schiller hingegen betrachtete ihn als Reſultat der innern moraliſchen Kraft, die geübt, durch Uebung verſtärkt und auch von phyſiſch Schwächlichen auf einen hohen Grad gebracht werden könne...

Die angenehmſte und intereſſanteſte Geſellſchaft für Madame Schiller war die Frau von Humboldt, Gattin des preußichen Geſandten in Rom: ein liebenswürdiges, idealiſches Bild ſchöner Weiblichkeit, die in allen ihren Handlungen, Bewegungen und Reden eine ungeſuchte Anmuth hatte, ohne es ſelbſt zu wiſſen. Sie war nicht, was man nach Regeln ſchön heißt, aber ſie beſaß einen Reiz in ihrem Umgang, der, von allen Männern erkannt, bei der größten Unbefangenheit ihr die Achtung Aller ſicherte. Schade nur, daß ſie nicht lange genug in Jena blieb... Eine leichtſinnige, nach ſinnlichen Freuden haſchende, Zerſtreuung liebende Gattin hätte für Schillern nicht getaugt. Er ſchien mir oft ein zu ſtrenger, unbilliger Richter ihrer Handlungen zu ſeyn. Sie tanzte nicht, war aber einmal mit einigen ihrer Freundinnen auf einem Balle im akademiſchen Hauſe in Jena. Es konnte Jahre anſtehen, bis ſie ſo etwas unternahm. Gros und ich hatten uns Abends nach Tiſche mit Schiller in ſeinem Hauſe zum Spiel geſezt, und ſpielten fort, bis ſie kam. Es war Morgens um drei Uhr. Ich vergeſſe die Kälte und den mißbilligenden Ton, womit er ſie empfing, in meinem Leben nicht. Sie hätte mit großem Rechte antworten können: „Und du, deſſen Geſundheit ſo ſehr geſchwächt iſt, ſpielſt die ganze Nacht fort und zerſtörſt ſie vollends?“ Sie nahm den Verweis über ihr ſpätes Kommen ſehr ſanft auf und ſchwieg, als ihre freundlichen Entſchuldigungen nichts halfen, ganz.

Am weimarſchen Hofe war es zur damaligen Zeit Mode, ſo leiſe zu ſprechen, daß der Ungeübte den Redenden nicht verſtehen konnte. Dies war denn auch unter dem Adel allgemeiner Ton, und man ſprach mit einander etwa ſo, wie man in einer größern Geſellſchaft ſeinem Nachbar etwas ſagen würde, um nicht von Andern gehört werden. Lautes Reden gehörte deßwegen im Schillerſchen Hauſe zu den Zeichen einer ſchlechten Erziehung. Es gab dadurch oft lächerliche Auftritte. Z. B. Profeſſor Ilgen, der ohnehin gewohnt war, ſehr laut zu reden, erzählte einſt Madame Schiller die Geſchichte zweier Holzbauern, die ſich auf dem Markte zankten, ganz in dem Tone und mit der Stimme, die bei ſolchen Gelegenheiten vorkommen. Madame Schiller wußte ſich um ſeines Geſchreies willen faſt nicht zu faſſen, und wir lachten über ſie und über die unintereſſante Geſchichte, die Niemand hören wollte. Ilgen nahm das für Beifall und gefiel ſich immer mehr in der Nachahmung der Bauernſtimmen, ſo daß es am Ende auch uns unausſtehlich wurde. Als Ilgen fort war, ſagte ſie mit einem tiefen Seufzer: „Das iſt ein garſtiger Mann, der Profeſſor Ilgen,“ und erzählte nachher mit allen Zeichen des Abſcheus gegen ein ſolches Geſchrei ihren Bekannten die Geſchichte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Briefe von den griechiſchen Inſeln.

(Beſchluß.)

Die übrigen Produkte von Kythnos ſind unbedeutend. Es gibt kaum etliche Hundert ſchlechter Oelbäume; die Seidenerzeugung, die in Tourneforts Tagen noch 1000 bis 1200 Pfund jährlich betrug, iſt auf 50 bis 60 Okken heruntergeſunken, die Baumwolle reicht nicht für das Bedürfniß der Inſel aus, und Südfrüchte (Citronen, Orangen, Mandeln) hat man gar nicht. Nur Feigen gewinnt man in ziemlicher Menge und macht davon gute Wintervorräthe. Doch haben die Einwohner den großen Nachtheil dieſer Vernachläſſigung der Baumzucht eingeſehen und machen alljährlich neue Anpflanzungen. Die Wahrheit iſt, daß der heftige, im Sommer herrſchende Nordwind auf dem Rücken der Berge keine Bäume

gedeihen läßt; allein in den vielen engen und tief eingeſchnittenen Ravins, die gegen den Boreas geſchüzt ſind, kommen ſie recht gut fort.

Ueberhaupt iſt die Kultur von Kythnos im Steigen. Tournefort gibt der Inſel im Jahre 1700 ſechstauſend Einwohner, Paſch van Krienen um's Jahr 1773 nur fünfzehnhundert. Die Angaben ſind, ſo weit ich dies habe in Erfahrung bringen können, ziemlich richtig. Vor der Revolution pflegten beſtändig drei- bis vierhundert Männer in Konſtantinopel, Smyrna und Kleinaſien abweſend zu ſeyn, um als Handelsleute, als Handwerker, Bediente und Arbeiter etwas zu verdienen, und die Bevölkerung ſo wie der Anbau der Inſel waren in beſtändiger Abnahme. Der Aufſtand hat die Kythnier wieder in ihrem Vaterlande concentrirt, und Anfangs die Noth, dann bei der Nähe von Hermupolis auf Syros und von Athen der leichte und ſchnelle Gewinn machte ſie arbeitſam. Noch mehr würde der Ackerbau gewinnen, wenn die in zwei Ortſchaften zuſammengedrängte Bevölkerung ſich mehr über die Inſel zerſtreute; denn der Uebelſtand, daß die meiſten Aecker zwei bis drei Stunden von dem Wohnſitze des Eigenthümers entfernt ſind, macht ſich ſehr fühlbar. Jeder Bauer hat daher auf ſeinem Acker eine aus Schieferſteinen erbaute und mit großen Schieferplatten bedeckte Hütte (τὸ κελλί), wo er zur Zeit der Ausſaat und Ernte einige Wochen ein Obdach finden kann.

Die Kythnier, ein ruhiges und geiſtig aufgewecktes Völkchen,* ſind doch in hohem Grade bigott. Eine Frau der beſſern Stände erzählte uns mit Schaudern, daß ihre beiden jezt erwachſenen Töchter einſt vor vielen Jahren am lezten Tage der Faſten, am Oſteriamstage (τὸ μεγάλο σάββατον), durch kindliche Unwiſſenheit und Eßbegierde verleitet, einen Mundvoll ungeſalzenen Käſe ſich zu ſtehlen gewußt hatten; und die gute Alte ſchien zu fürchten, daß dieſe ſchwere Sünde noch nicht im Himmel vergeſſen worden ſey. Uebrigens gelang es uns leicht, einige Männer zu verleiten, troz der Faſten, mit uns Fleiſch zu eſſen, was ihnen zu Hauſe ihre Frauen nicht vergönnten. — Die Induſtrie der Inſel beſchränkt ſich auf Verfertigung grober baumwollener Tücher, Schlafmützen und Strümpfe.

Bei den Müttern und Mutterſöhnchen herrſcht in dieſem Augenblick große Beunruhigung, da ſich das Gerücht verbreitet hat, daß nächſtens ein Conſcriptionsgeſetz erlaſſen werden ſoll. Der kecke, tollkühne Muth der griechiſchen Seeleute iſt auf den Blättern der Geſchichte verzeichnet, und die friedfertige Abneigung der nicht durch das Seemannsleben abgehärteten Inſulaner gegen jeden Kampf mit einem größeren Thiere als einem Rebhuhn tritt eben durch den Gegenſatz nur um ſo lächerlicher hervor. Der Demarch ſagte uns, daß nur aus dieſem Grunde eine ungewöhnliche Menge von Heirathen nach den Faſten ſtattfinden würde, weil die Verheiratheten hofften, dadurch der gefürchteten Trommel und dem noch ſchrecklicheren Bajonnet zu entgehen.

Und nun genug von Kythnos; der Abend naht und wir müſſen in den Hafen hinuntereilen.

* Paſch van Krienen S. 104 ſchmäht ihren Charakter mit derjenigen Unkunde und Ungerechtigkeit, in welche Reiſende ſo leicht verfallen, wenn ſie der Landesſprache nicht mächtig ſind.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, März.

Die Galerie des Hauſes der Gemeinen.

Vor längerer Zeit habe ich mich mißbilligend über die Art und Weiſe ausgeſprochen, wie die Fremdengalerien in beiden Parlamentshäuſern angelegt ſind; ſie ſchien mir ein gewaltiger Verſtoß gegen den Begriff der Oeffentlichkeit. Ich bemerkte, daß es für den Fremden im Hauſe der Lords nur ein und im Hauſe der Gemeinen nur zwei Mittel gebe, auf die Galerien zu gelangen: dort nämlich brauchte man eine von einem Pair des Reichs ſchriftlich ausgeſtellte, ſogenannte Order, und hier entweder eine ähnliche Anweiſung von der Hand eines Deputirten oder ein Silberſtück, mindeſtens eine halbe Krone. Es leuchtete ein, daß ſich die Ordermethode kaum, die Geldmethode gar nicht vertheidigen ließ, und dem Thürſteher mußte natürlich die nichts eintragende Order minder wichtig erſcheinen, als ein Silberſtück. Die Sache, die ſo lange geruht, kam endlich gegen den Schluß der vorjährigen Sitzung zur Sprache. Einer der zwei Abgeordneten der kleinen, jedoch, weil London in ihr liegt, in parlamentariſcher Beziehung ſehr einflußreichen Grafſchaft Middleſex, der den Tories außerordentlich unangenehme Hume, beantragte die Vorlegung der, die Gehalte der ſämmtlichen Diener des Hauſes betreffenden Papiere, und als ſich daraus ergab, daß unter Anderm die Thürſteher überſchwenglich bezahlt waren, mancher mit einer jährlichen Summe von faſt tauſend Pfund Sterling, ſo hielt es nicht ſchwer, die Mehrheit der Verſammlung, in welcher wohl hie und da ein ſtiller Seufzer, wenn nicht nach dem Amte, doch nach dem Einkommen eines ſolchen Thürſtehers aufſteigen mochte, zu dem Beſchluſſe zu vereinigen, daß alle im Laufe der Zeit ungebührlich eingeſchlichenen Accidenzien und namentlich jene halben Kronen wegfallen ſollten. Hume wäre vom neugierigen Publikum in die Wolken erhoben worden, wenn er die Anordnung des Sprechers hätte verhindern können, daß fortan ohne Order eines Deputirten Niemand in die Fremdengalerie eingelaſſen werden ſolle. So hatten es die Feinde des Beſtechungsſyſtems nicht gemeint, und was der Sprecher auch zu Rechtfertigung ſeiner Maßregel vorbrachte, es fehlte nicht an öffentlichen Stimmen, welche jene Verordnung einen Hochverrath gegen das Publikum nannten und erklärten, daß dadurch die Oeffentlichkeit der Verhandlungen des Unterhauſes bis auf den lezten Schein vernichtet werde. Alles vergeblich; es blieb bei der Verordnung: wie im Hauſe der Lords öffnet jezt auch im Hauſe der Gemeinen bloß die Willfährigkeit eines Mitglieds den Weg auf die Fremden-

galerie. Zugegeben, daß die ſchmähliche Rohheit der niedern engliſchen Volksſtände eine Maßregel der Art nicht bloß empfiehlt, ſondern auch zu Verhütung grober Ungezogenheiten ſchlechterdings nothwendig macht, folgt nicht aus der gegenwärtigen Einrichtung, daß alle auf der Galerie erſcheinenden Fremden zu den Mitgliedern des Hauſes im Verhältniſſe eingeladener Gäſte ſtehen, und gegenſeitige Höflichkeit ſich alſo von ſelbſt verſtehen ſollte? Aber von Artigkeit des Benehmens gegen ihre Gäſte ſind die Herren Parlamentswirthe weit entfernt, und wenn auch früher der wenigſtens ſcheinbar freie Zutritt eine gewiſſe Strenge der Aufſicht erheiſchen mochte, warum hat man mit der Aufhebung des Einen nicht auch das Andere aufgehoben? Das hat aber der Sprecher nicht gethan; das bezahlende Publikum hat er ausgeſchloſſen, und die Grobheit, mit welcher die Fremden früher behandelt wurden, hat er fortbeſtehen laſſen. Dieſe Grobheit iſt wirklich ſo arg, daß man glauben ſollte, ſie müſſe es jedem Manne von nicht ganz ſtumpfem Ehrgefühle zeitlebens verleiden, die Galerie zum zweiten Mal zu betreten. Auch habe ich Deutſche und Franzoſen mehrere Male darüber ſich bitter beklagen hören; Engländer habe ich über dergleichen Aeußerungen lachen ſehen, und man könnte ſich leicht verſucht fühlen, daraus einen Mangel an Gefühl unter den Engländern im Allgemeinen zu folgern. Aber dieſer Schluß könnte gleich manchem andern irre führen. Das Ehrgefühl der Engländer iſt nicht ſtumpfer als das aller civiliſirter Menſchen, und wenn ein Schlag für eine Beleidigung die Regſamkeit deſſelben beweiſen könnte, ſo möchten Beweiſe der Art bei keiner europäiſchen Nation häufiger ſeyn, als gerade bei der engliſchen; allein dieſes Ehrgefühl beugt ſich vor dem Geſetze, wohlverſtanden, dem *engliſchen* Geſetze, weil in der Regel jeder Engländer ſolches als einen Ausfluß ſeines, im Parlamente vertretenen Willens betrachtet; denn *ausländiſche* Geſetze — ja, das iſt etwas Anderes, *die* überſpringt kein Fremder häufiger, als der engliſche Reiſende. Was in England das Geſetz befiehlt, das thut der Engländer, dem unterwirft er ſich, vielleicht innerlich murrend, doch ohne äußern Widerſtand, und weil das Geſetz ſeiner Quelle nirgends näher liegt, als gerade im Unterhauſe, ſo kann das, was dort Ordnung und Gebrauch iſt, in ſeinen Augen nur Gehorſam verdienen, und eine gleiche Behandlung Aller den Einzelnen nicht verletzen. Wohl möglich daher, daß ihm ſelbſt die Behandlung mißfällt; doch lacht er deßhalb nicht weniger über diejenigen, die ſich ſolche zu Herzen nehmen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Prag, März.

(Beſchluß.)

Theater. Die Prager Claque.

Ein dramatiſches Gedicht in fünf Akten von J. H. Wilke: „Uncas, der lezte Mohican,“ (nach Coopers bekanntem Roman verfertigt) wurde auf unſerer ſtändiſchen Bühne zum Vortheil des Herrn Bayer bei nicht ſehr gefülltem Hauſe aufgeführt. Bayer hat ſich ſeit einer Reihe von Jahren den Ruf erworben, daß er zu ſeinem Benefiz die ſchlechteſten Stücke bringt, die nur immer aufzufinden ſind, was das Publikum bereits ziemlich mißtrauiſch gegen ihn gemacht hat. Auch heuer entſprach er dieſem Ruhme, denn ein Hurone, eine Art Laſarra, deſſen Wildheit an das Komiſche ſtreift, ein ſehr tapferer Obriſt, der ſtets davonläuft, ein berühmter Schütze, der durch vier Akte nichts trifft, und erſt um zehn Uhr ſeinen Tellſchuß macht, damit das Stück doch endlich aus wird, viele Schimpfworte in fünffüßigen Jamben und faſt eben ſo viele Flintenſchüſſe, das ſind die Hauptingredienzien eines Stückes, welches eigens dazu gewählt ſchien, um den Uebergang von den *Affenſtücken* zu *menſchlichen* Dramen zu bilden. Es hat im höchſten Grade mißfallen, wenn gleich bezahlte Claqueurs den Beneficianten und einen Schauſpieler mehrmals hervorriefen, der als ein „handfeſter, haarbuſchiger Geſelle ſeine Leidenſchaft in Fetzen und rechte Lumpen zerriß,“ und ſtatt zu ſprechen, eigentlich nur heulte, bellte und brüllte. Und dieſen Schauſpieler hat ein reiſender Skizzenſchreiber mit Seydelmann verglichen! Der Beifall, der hier fortwährend gegen das Ziſchen der getäuſchten Zuſchauer ankämpfte, und, wenn eben ein Fremder anweſend war, ihn gegen den geſunden Menſchenverſtand der Bewohner Prags natürlich ſehr mißtrauiſch gemacht haben muß, zwingt uns, einen Unfug zu beſprechen, welcher der Entfaltung der dramatiſchen Kunſt bei uns großen Eintrag thut. Wir haben nämlich auch ein *Claque*, ſo gut wie Paris — doch nein, nicht ſo gut, denn ſie hat mit der Pariſer nichts gemein, als die Niedrigkeit der Geſinnung, die Gemeinheit der Form iſt ihr ganz eigenthümlich. Unſre Claqueurs — die ſich in zwei Claſſen theilen, die bezahlten und die Volontairs — wiſſen nicht, wo der Moment iſt, um eine Dichtung zu unterſtützen, und haben gar keinen Einfluß auf die Meinung des Publikums, das gewöhnlich eine offenbare Oppoſition gegen ſie bildet; dagegen iſt die erſte Claſſe ſehr wohlfeil. Wenn ein Schauſpieler ein Benefiz hat, bei dem es ihm vor dem Erfolg bangt, ſo vertheilt er nur durch gewiſſe Colporteurs (Kleiderputzer, Friſeurs u. ſ. w.) eine hinlängliche Anzahl Freibillets in den vierten Stock — denn von dieſem höchſten Gerichte geht bei uns „Lob und Tadel“ über die dramatiſche Kunſt gewöhnlich aus — und gibt den Anführern noch ein kleines Biergeld, die ſich dann an die Spitze ihrer Legion ſtellen und die Operationen leiten, ſo gut ſie es verſtehen. Die freiwilligen Claqueurs werden meiſt dann laut, wenn ein Stück von einem Profeſſor gegeben wird, und ſind an ihren dünnen Stimmen zu erkennen, womit ſie die ſpielenden Schauſpieler und den Dichter hervorrufen. Das Gegenſtück zu dieſem Unfuge bilden die Ziſcher (wenn es gleich oft dieſelben Perſonen ſind), welche, gewöhnlich gegen alle geſunde Vernunft, ſich dem gerechteſten Beifall kühn entgegen ſtellen und denſelben zu unterdrücken ſuchen, was ihnen manchmal auch gelingt. So ſahen wir vor einiger Zeit den Fall, daß ein ſehr wackerer Schauſpieler, der in allen ſeinen Gaſtrollen die unzweideutigſten Beweiſe von Zufriedenheit und Anerkennung des Publikums empfangen hatte, in der lezten vom Anfang bis zu Ende von den Ziſchlauten der oberſten Galerie accompagnirt wurde, ohne daß es möglich war, einen Grund dieſer Mißhandlung aufzufinden, als die Furcht, daß er engagirt werden möchte. Ob man errathen, wer das fürchten konnte, da es der herzliche Wunſch des Publikums war, mögen ſich die Anſtifter dieſes lächerlichen Complotts ſelbſt beantworten. Gegen den erſten Unfug iſt leider nichts zu thun, da jedem Beſucher des Theaters das Recht zuſteht, ſeinen Beifall — klug oder dumm — kund zu geben, die leztern Ruheſtörer zum Schweigen zu bringen, wäre eigentlich Sache der Polizei, und es dürfte ihr nicht einmal ſchwer werden, die Unruheſtifter, deren Treiben leicht einmal einen Skandal veranlaſſen könnte, auszumitteln, einzupacken, und ihre Schlangenlaute auf immer verſtummen zu machen.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 87.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 12. April 1837.

Der Fürſt dieſer Welt,
Wie ſaur er ſich ſtellt,
Thut er uns doch nicht:
Das macht, er iſt gericht,
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Luther.

Spiegelfechterei der Hölle.

Ein Bild aus der Reformationszeit.

Auf einen Tag ſaß Doctor Martinus Luther an ſeiner Hausorgel, zu ſeiner Rechten ſtand ſeine getreue Hausfrau Catharina, zu ſeiner Linken die kleine Maria, ſein Lieblingskind, das ihm bald hernach zu großem Leide durch den Tod entriſſen wurde; die andern Kinder ſtanden hinter ihm in einem Kreis umher, und Alle ſangen mit lieblicher Stimme zuſammen ſeinen Leibchoral: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott,“ den er einſt bei einer ſchweren Trübſal gedichtet und in Muſik geſezt hatte und von nun an als eine geiſtliche Waffe gegen alle Anfechtungen gebrauchte. Eben vollendete die Orgel das Nachſpiel zum zweiten Verſe, das Zimmer dröhnte noch von Luthers kräftigem Baß, und eben wollten ſie einfallen: „Und ob die Welt voll Teufel wär,“ da klopfte es beſcheidentlich an der Thüre und herein trat Herr Doctor Gregorius Bruck, der hochgeehrte Kanzler des Kurfürſten Johann.

„Ich bitte um Verzeihung, hochwürdigſter Herr Doctor,“ ſagte er, „daß ich Euch in Eurem ſchönen Liede geſtört habe. Ich ſtand ſchon lange draußen und habe mit herzlicher Andacht zugehört; ich mochte während des Geſangs nicht anklopfen, aber es iſt eine grimmige Kälte, die mir bei meinem Alter ſchwer zu ertragen fällt.“ — „Mit Nichten,“ unterbrach ihn Luther mit freundlicher Demuth, „mit Nichten habt Ihr uns geſtört, hochgelehrter Herr; Ihr bezeigt mir gar große Ehre, daß Ihr mich auch wieder einmal aufſucht in meiner niedrigen Hütte. Kommt, ſezt Euch hier zum warmen Ofen, und du, Käthe,“ wandte er ſich zu ſeiner Frau, „geh eilends und bringe dem edlen Herrn einen Becher Weins. Das erwärmt die Glieder, gibt fröhlichen Muth und ſtärkt zu guten Gedanken. Stelle zugleich ein Licht auf, denn der Tag hat ſich geneigt und es will dunkel werden.“

Der Kanzler ſezte ſich lächelnd am Ofen nieder, Frau Catharina rückte einen Tiſch herzu und ſtellte zwei ſilberne Pokale, Geſchenke von Fürſten und Herrn, darauf. Luther nahm den einen und trat zu ſeinem Gaſte. „Seine kurfürſtliche Gnaden!“ rief er, indem er den Becher hob; „wie iſt es mit dem theuren Herrn?“ Der Kanzler entblößte ſein weißgelocktes Haupt und ſprach, nachdem er getrunken hatte: „er iſt wohl auf und guter Dinge und hat erſt heut erklärt, daß er, wie auch der Kaiſer dräuen möge, in ſeines Glaubens Feſtigkeit nicht weichen und wanken werde.“ — „Dann ſteht es wohl mit uns!“ rief Luther fröhlich; „der Herr ſegne den frommen Fürſten! Auch ich gedenke nicht laß zu werden und will mein angefangenes Werk mit Gottes und meines Kurfürſten Hülfe zu einem guten Ende führen. Wiewohl, leider! es ſind

der Hinderniſſe und Anfechtungen ſo gar viele, und iſt mir's doch oft, als ſollte es nicht ſeyn. Der Fürſt dieſer Welt iſt allezeit geſchäftig, wie er böſen Samen ſtreue in meine Saat; denn er iſt mir ganz aufſäſſig und will's nicht haben, daß ich dem Pabſt ſo hart mitſpielen ſoll. Da kommt er nun oft über mich und ſucht mich zu quälen, hat mich auch wohl ſchon in Verzweiflung gebracht, daß ich nicht gewußt, ob auch ein Gott wäre, und an unſerm lieben Herrn Gott ganz und gar verzagte; aber mit Gottes Wort habe ich mich ſeiner wieder erwehrt, denn das iſt der beſte Schild wider ſeine Ränke und Tücke. Und dann die edle Muſica, das iſt auch ein trefflich Mittel, ihn zu vertreiben, denn die hört er nicht gern. Wenn David jetzund auferſtände von den Todten, ſo würde er ſich ſehr verwundern, wie doch die Leute ſo hoch ſind kommen mit der Muſica; ſie iſt nie höher kommen als jezt. Wenn David wird auf der Harfe geſchlagen haben, ſo wird's nicht höher gangen ſeyn, als das Magnificat anima mea; und dennoch hat der Teufel dieſe Einfalt nicht leiden können, hat auch dieſer müſſen Platz geben!"

„An Euch, Herr Doctor," ſagte Kanzler Bruck, „wird er ſich doch nicht wagen; Ihr ſeyd ihm zu feſt gewappnet." — „O, er hat's auch ſchon probirt!" rief Luther lebhaft; „ich kenne ihn wohl; er hat mir oft ſo hart zugeſezt, daß ich nicht wußte, ob ich todt oder lebendig wäre. Als ich Anno 1521 zu Wartburg im Patmo auf dem hohen Schloß mich aufhielt, da ſaß ich fern von den Leuten in einer Stube, und konnte Niemand zu mir kommen denn allein zwei Edelknaben, die mir des Tags zweimal Eſſen und Trinken brachten. Nun hatten ſie mir einen Sack mit Haſelnüſſen gekauft, die ich zu Zeiten aß, und hatte denſelben in einen Kaſten verſchloſſen. Als ich des Nachts zu Bette ging, zog ich mich in der Stube zuvor aus, löſchte das Licht aus, ging in die Kammer und legte mich zu Bett. Da kommt mir ein Poltergeiſt über die Nüſſe und hebt an und quizt eine nach der andern an die Balken, mächtig hart, rumpelt mir am Bett, aber ich fragte nichts darnach; wie ich nun ein wenig einſchlief, da fängt's draußen ein Poltern an, als würfe man ein Schock Fäſſer die Treppe hinab, und ich wußte doch wohl, daß die Treppe mit Ketten und Eiſen wohl verwahrt war, ſo daß Niemand herauf konnte. Ich ſtehe auf und gehe auf die Treppe, will ſehen, was da ſey, da war die Treppe wohl verſchloſſen; da ſprach ich: „Biſt du es, ſo ſey es!" und befahl mich dem Herrn Chriſto, von dem im 8. Pſalm geſchrieben ſtehet: Alles haſt du unter ſeine Füße gethan! und legte mich wieder nieder zu Bett. Eben um jene Zeit kam Hans von Berlepſchs Frau gen Eiſenach; die hatte gehört, daß ich auf dem Schloſſe ſey und wollte mich gern geſehen haben, es konnte aber nicht ſeyn; da brachten ſie mich in ein anderes Gemach und legten die Frau von Berlepſch in meine Kammer; da hat's die ganze Nacht ein ſolches Gerumpel gehabt, daß ſie meinte, es wären tauſend Teufel drin." — „Das iſt vielleicht ein alter Schloßgeiſt geweſen, der gerne rumoret," verſezte Doctor Bruck. — „O nein," entgegnete Luther, „es war ein Stärkerer! ich habe ihn wohl gekannt; denn weil ich gerade dazumal das Wort Gottes zu überſetzen anhub, ſo war's ihm leid und bitter, und trachtete allezeit darnach, wie er mich ſtören möchte, damit's am Ende gar unterbliebe. Aber ich habe mich nicht anfechten laſſen, ſondern im Gegentheil ihm auch wieder weidlich zugeſezt, habe ihn verachtet und höhniſch angeredet mit Anrufung Chriſti: Biſt du ein Herr über Chriſtum, ſo ſey es! Und als er einmal über meine Nüſſe kam und zu poltern anhub, da rief ich aus dem Bette: „Ei, welch eine ſchöne Muſicam machſt du wieder! Weißt du was? ſingſt du die Noten, ſo will ich den Text ſingen!" und intonirte ein ſchönes geiſtliches Lied; da ſchwieg er gleich ſtille. Ein andermal, als ich über der Bibel an einer ſchweren Stelle ſaß, kam er über mich mit Anfechtungen und wollte mir keine Ruhe laſſen; da nahm ich das Dintenfaß und warf's ihm an den Kopf, ſprechend: „Wohlan, Teufel! haſt du ſo großen Durſt, ſo will ich dir hie einen Starken zutrinken! ich will dich ſchwarz machen, wenn du noch nicht ſchwarz genug biſt." Da trollte er ſich alsbald und ließ ſich lange nicht wieder ſehen; denn er iſt ein ſtolzer Geiſt, läßt ſich nicht gern veriren."

(Die Fortſetzung folgt.)

Jena zur Zeit Schillers.

(Fortſetzung.)

Daß ſie von Adel war, zeigte Madame Schiller durch die Art, wie ſie ihre Kammerjungfer behandelte. Sie war hübſch und ſchien gutmüthig, auch waren ihre Sitten unanſtößig. Sie wurde aber immer mit einem gewiſſen ſpöttiſchen, herabwürdigenden Ton behandelt, der uns oft empörte; ſie konnte nichts recht machen und wurde immer mit Bitterkeit zurecht gewieſen, auch wo keine Urſache dazu da war. Ich habe, was meine Verhältniſſe mit dem Adel betrifft, nur Gutes und Erfreuliches erfahren, und weiß den Unterſchied zwiſchen Geldadel und dem erhebenden Gefühl eines ausgezeichneten Geſchlechts, zum großen Vorzug des lezteren, aus vielen Erfahrungen. Aber überall, wo ich beobachten konnte, wurden die Kammerjungfern, beſonders wenn ſie hübſch und etwa Pfarrers- oder Amtmannstöchter waren (was kann denn dieſer Miſère Großes begegnen?), ſchnöde behandelt. —

Die wiederkehrende Geſundheit Schillers wurde von uns auf mancherlei Weiſe gefeiert. Ich gab einſt der vertrauten Geſellſchaft ein Abendeſſen in unſerm Hauſe. Wir hatten ein ſehr ſchönes Beſuchzimmer, und das Ganze gerieth ſo gut, daß wir Alle ſehr heiter wurden. Wir ſangen und tranken alle Brüderſchaft miteinander. Wir duzten uns den ganzen Abend, Frau von Wollzogen, Madame Stein, Fiſchreich, mein Eleve, Schiller und ich. — Am andern Morgen zeigte ſich unſere Verlegenheit. Trotz aller innigen Vertraulichkeit, fühlten wir doch tief, daß es ſich nicht ſchicke, Damen dieſer Art und auch Schiller zu dutzen. Stein fühlte dies eben ſo lebhaft; er kam, machte ſich bei uns etwas zu thun und vermied, die dritte Perſon zu gebrauchen. Ich lächelte, und da ich merkte, daß er mit uns gleich fühle, ſo beſchloſſen wir, wenn wir zu Tiſche kommen würden, die Brüderſchaft zu vergeſſen und im alten Ton zu reden. Man ſchien es uns Dank zu wiſſen, und wir verloren dadurch in der Meinung der intereſſanten Menſchen nichts. . . . .

Die Unbefangenheit und Frugalität in Hinſicht auf Eſſen und Trinken ging oft ſehr weit. Einſt hatte Schiller Beſuch von dem jetzigen Adjudanten des Königs von Sachſen, dem General Funk. Er war damals Hauptmann unter der Garde. Schiller war in unſerm Garten zum Kegelſpiel und lud den Hauptmann zum Abendeſſen ein. Wir hatten die Koſt bei Schiller, wußten aber von der Einladung nichts. Da wurden ein paar ungleiche alte Tiſche zuſammengeſtellt, ein Tiſchtuch darüber geworfen, und es erſchien ein Stück Fleiſch mit ein wenig Salat als die ganze Gaſtmahlzeit, und dabei waren Alle ganz unbefangen, unerachtet es ſogar an hinlänglichem Geſchirr und Servietten fehlte. . . . .

Ein paar verwandte alte Fräulein, die aber wohlhabend waren, kamen durch Jena, beſuchten Schillers und waren im halben Mond abgeſtiegen, einem Bierhauſe, wo nur Fuhrleute übernachteten. Das geſchah aus Oekonomie. Schiller machte ſich darüber luſtig, und Madame Schiller ſchämte ſich darüber. Es wurde ausgemacht, daß einige von der Geſellſchaft ſich betrunken ſtellen, zu dieſen Fräulein auf das Zimmer kommen und ihnen ſpöttiſch zu erkennen geben ſollten, man halte ſie für ſchlecht, weil ſie in dieſem Wirthshauſe logiren. Es war Schillers Idee, die er mit uns ſehr lebhaft auszumahlen wußte, auch theilte er die Rollen aus. Da aber ich meinen Eleven zu dieſem Scherz nicht gerne hergeben wollte und auch Stein keine große Luſt bezeugte, ſo unterblieb die Sache, ſo leid es Schillern war. Auch Frau von Wollzogen hatte ſich in der Hoffnung, daß der Scherz ausgeführt werden würde, ſehr ergözt. Dies mag auch zum Beweis der Freiheit dienen, die in Jena und unter uns herrſchte. Schiller konnte überhaupt jede Idee mit Lebhaftigkeit ergreifen und reizend darſtellen. So verfiel er einſt darauf, wir ſollten uns eine Uniform machen laſſen, die wir immer tragen wollten. Er machte dieſen Vorſchlag dem Profeſſor Fiſchreich, dem Herrn von Stein und mir; er beſtimmte blauen Frack mit himmelblauem Futter, das um einige Linien über das Dunkelblaue hervorſah, und ſilberne Knöpfe. Lange trugen Schiller, Fiſchreich und ich dieſe Uniform, die eben nicht geſchmackvoll war, und ich brachte ſie noch in's Land. Stein hatte ſich entſchuldigt, weil er Hofuniform tragen müſſe.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, April.

Die Vormundſchaft von Gerle und Horn.

Vor einigen Tagen kam hier das Luſtſpiel „die Vormundſchaft“ von W. A. Gerle und Uffo Horn zur Aufführung. Dieſem Stück iſt, wie man weiß, der von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung für das beſte kleinere Luſtſpiel ausgeſezte Preis zuerkannt worden. Es kann einem nicht einfallen, durch Preiſe auf die dramatiſche Poeſie in der Weiſe wirken zu wollen, wie etwa auf die Landwirthſchaft; allein immerhin vermehrt man dadurch die Wechſelfälle, für das da und dort träumende Talent, ſich zu ermuntern und durchzubrechen, für uns, ein erträgliches Stück zu gewinnen. Auf jeden Fall iſt es ſtatiſtiſch intereſſant, wenn man von Zeit zu Zeit in dem am Parnaß hängenden Gehölz der deutſchen Dramatik eine Sulze anlegt und ſieht, wie viel Wild herbeikommt, und die Enden der Hirſche zählt. Ich weiß nicht, ob der Herausgeber der Theaterrevue ſich ohne Indiscretion weiter, als er gethan hat, über Form und Gehalt der nicht gekrönten Stücke auslaſſen konnte. Die Namen der Schiedsrichter bürgen uns dafür, daß unter dem halben Hundert der eingegangenen Stücke das gekrönte wirklich das bühnengerechteſte, dasjenige war, von dem man am eheſten erwarten konnte, daß es bei gewandtem Spiel das Publikum unterbalten werde. War aber der Zweck der Preisaufgabe allein, ein aufführbares Stück für die deutſche Bühne zu erzielen? Ich weiß es nicht, ſie konnte aber als in die deutſche poetiſche Atmoſphäre gehängtes Barometer dienen, um die allgemeine Spannung der vis comica, und als Hygrometer, um den Waſſergebalt der Luft zu meſſen oder doch ungefähr zu ſchätzen. Die Reſultate dieſer Beobachtungen wären nun eben das Intereſſanteſte, aber vielleicht nur mit Vorſicht mittheilbar geweſen. Wir glauben recht gerne, daß ſich keines der eingegangenen Stücke mit dem gekrönten meſſen konnte, wenn es ſich darum handelte, ſofort Gebrauch davon zu machen; wir hätten aber gar gerne erfahren, ob unter den Produkten keine waren, wo ein edler, vielverſprechender Keim der Poeſie in unreifer, ungeſtalter Fruchthülle ſaß, ob die endloſe Reihe deutſcher Luſtſpiele ungemiſcht den Eindruck der Wehmuth zurückließ, ob Deutſchland gar keine Ausſicht hat, einmal wieder über ſich ſelbſt lachen zu können, und definitiv die Entrepriſe des Witzes und der Satire den Franzoſen zuſchlagen muß? — Daß es den Verfaſſern der Vormundſchaft an dramatiſchem Talent nicht fehlt, wird unter den vorliegenden Umſtänden Jeder glauben, wenn er auch das Stück weder geleſen, noch auf der Bühne geſehen

hat; wer es bloß geleſen, kann über das Maß dieſes Talents im Zweifel ſeyn, wer es aufführen geſehen, wird nicht umhin können, daſſelbe hoch anzuſchlagen. Deſto mehr bedauert aber derjenige, den Deutſchlands Unfruchtbarkeit verſtimmt, daß eben auch dieſes Stück ſo gar viel, im Inhalt von der traditionellen Situations- und Verkehrsroutine, in Form und Geiſt von der neufranzöſiſchen, namentlich Scribe'ſchen Kupferſtichmalerei hat. Es gehört übrigens — und man ſpricht an ſich damit keinen Tadel aus — ſeinem ganzen Weſen nach dem Genre an, das die Engländer zum Unterſchied vom eigentlichen Luſtſpiel Farcen nennen, das im vorigen Jahrhundert von Foote, Fielding, Garrick und unzähligen Andern ausgebildet wurde, und manche werthvolle und ſehr viele äußerſt ergötzliche Produkte zählt; die Hauptmerkmale dieſer Gattung ſind: anekdotiſcher Stoff, leicht geſchürzter Knoten, Ueberwiegen maskenartiger, faſt ſtehender Figuren — der iriſche Kapitän, der verſchwenderiſche Nobleman, der Landjunker, John Bull, der ſpitzbübiſche Bediente u. ſ. w. — über individualiſirte und dann nur ſkizzenhaft gezeichnete Charaktere, die Hauptträger der Komik die burleske, ohne Rückſicht auf die Wahrſcheinlichkeit angelegte Situation, und die Zote. Es braucht hier nicht ausgeführt zu werden, welchen Einfluß das Auseinanderhalten dieſer Gattung und des eigentlichen, des höhern, des Charakterluſtſpiels, oder wie man es ſonſt nennen will, auf das neuere engliſche Schauſpiel gehabt hat. Man glaubt oft nicht, wie viel ein Begriff, und wäre er logiſch oder äſthetiſch nicht ganz feſt begründet, reinigend und abwehrend, erhebend und beſcheidend wirken kann, und es wäre vielleicht für die deutſche Bühne ſehr erſprießlich geweſen, wenn auch ſie jenen Unterſchied gemacht und feſtgehalten hätte. Jedenfalls hätte dann die Preisaufgabe, von der es ſich hier handelt, beſtimmter geſtellt werden können. — Es ſollte mir leid thun, wenn ich hiemit nur ein eigenſinniges Urtheil und nicht zugleich die Anſicht wenigſtens eines bedeutenden Theils des urtheilenden Publikums ausgeſprochen hätte. Beim gegenwärtigen Zuſtand der deutſchen Bühne iſt es einem übrigens kaum übel zu nehmen, wenn man etwas hypochondriſch wird und es einem nicht gegeben iſt, an einem Stück, das uns als das relativ beſte vorgeführt wurde, die poſitiven Vorzüge mit Achtſamkeit und Liebe aufzuſuchen. — Was die Aufführung des Stücks auf der hieſigen Bühne betrifft, ſo glaubte ich unſere Schauſpieler zu beleidigen, wenn ich viele Worte davon machte. Daß ein ſo bühnengerechtes Stück von gewandten Künſtlern raſch, ineinandergreifend gegeben wurde, und ſich ſo von der beſten Seite darſtellte, verſteht ſich von ſelbſt.

London, März.

(Fortſetzung.)

Die Galerie des Hauſes der Gemeinen.

Das im Hauſe der Gemeinen gegen Fremde ſtattfindende Benehmen, ſagt der Engländer, iſt durch Geſetz oder durch ein zum Geſetz gewordenes Herkommen geregelt, und was im geſelligen Leben für Beleidigung gelten würde, hört auf, eine zu ſeyn, ſobald die betreffende Handlung auf geſetzlichem Grunde ruht. Kalt erwogen, hat der Engländer recht. Doch folgt daraus, daß Deutſche und Franzoſen, weil ſie anders denken und fühlen, im Unrechte ſind? nein, es folgt bloß, daß ſie nicht das kalte Blut, nicht die Geſetzlichkeit des Engländers beſitzen, und daß ſie ihr Gefühl nicht einer Vorſchrift gefangen geben, deren Fehler juſt darin beſteht, daß ſie ein Verſtoß gegen die Artigkeit iſt. Gleichviel, ob die Order, mit welcher man ſich verſehen hat, von einem Peel oder einem O'Connell, von einem Hume oder dem allerunbedeutendſten M. P. ausgeſtellt ſey, man merkt ſchon beim Betreten des Hauſes, daß die eine beim Thürſteher netto ſo leicht wiegt, wie die andere. „Wohin?" fragt ein Mann mit einem Stabe, den Weg vertretend, und mit einer Stimme, als leſe er die Taubheit des Angeredeten in deſſen Augen. — „Auf die Fremdengalerie, wenn's erlaubt iſt," antwortet man recht artig. — „Haben Sie eine Order?" fragt der Andere, ohne ſcheinbar auch nur daran zu denken, daß das Weglaſſen des Sir außerhalb der Grenzen vertraulichen Geſprächs eben ſo grob iſt, wie das des franzöſiſchen Monſieur. Man will die Order vorzeigen; aber der Mann mit dem Stabe läßt den Willen nicht zur That werden. Er fährt fort: „Die Galerie iſt noch nicht offen, und hier können Sie nicht bleiben." — „Wann wird die Galerie wohl geöffnet werden?" erwidert man recht artig. — „Weiß nicht, und machen Sie, daß Sie hier fortkommen," ſchreit der Thürſteher. — „Darf ich nicht zur Seite treten? Ich ſollte meinen, ich ſtände dann Niemand im Wege." verſezt man. Auf dieſe Gegenrede erfolgt eine indirekte Antwort. Smith, Walter, oder wie ſonſt die zunächſt ſtehenden Diener des Mannes mit dem Stabe heißen mögen — ſie ruft er und ſagt: „Weist dem da die Treppe!" Man gebraucht natürlich die Vorſicht, ſich die Treppe nicht weiſen zu laſſen, geht in die Halle hinab und verläßt entweder unmuthig das Haus, oder erwartet ſanftmüthig die Nachricht vom Oeffnen der Galerie. In lezterem Falle eilt man, ſobald das Zeichen erſchallt, ſich einen guten Platz zu ſichern. Es ſcheint, daß man darauf mit Gewißheit rechnen darf, denn ſollte man auch der Lezte ankommen, die mit uns Eintretenden könnten die Galerie unmöglich füllen. Je näher man aber der Thüre kommt, deſto trüglicher droht der Schein zu werden, und in der That, wäre man auch der Erſte, man würde doch wahrnehmen müſſen, daß Andere ſchneller geweſen. Ein großer und der beſte Theil der Galerie iſt voll, ihn beſetzen bereits die vom Thürſteher freundlich, obſchon pflichtwidrig Begünſtigten. Langſam werden die aus der Halle Anlangenden eingelaſſen; innerhalb der Thüre ſteht ein Mann mit ſchwerer, über ſein ſchwarzes Kleid herabhängenden goldenen Bruſtkette, jede vorgezeigte Order und jeden Vorzeiger ſtreng prüfend, mit Macht und Gewalt verſehen, jene zu verwerfen, dieſen abzuweiſen und ſeiner Entſcheidung Nachdruck zu geben. Endlich durch alle dieſe Prüfungen in die Galerie auf einen Steh- oder Sitzplatz gelangt, wird man, nebſt allen Anweſenden, unaufhörlich vom Thürſteher gehofmeiſtert. In ſeinen Augen iſt ihm Alles, den Fremden ſchlechterdings nichts erlaubt, was das Geräuſch des leiſeſten Athemholens überſteigt. Er räuſpert ſich mit einem Donner, der den falſchen Haarſchmuck des Sprechers verwirren könnte, aber ſobald er einen der Anweſenden nur das Taſchentuch ziehen ſieht, ſchreit er ihm ein herriſches silence zu. Plagt ihn der Huſten, ſo glaubt er es ſeiner Geſundheit ſchuldig zu ſeyn, nach Kräften auszuhuſten. Huſtet aber ein Fremder und vermag das zugeherrſchte silence nicht, einen zweiten Anfall zu unterdrücken, ſo befiehlt der Thürſteher, daß der Huſtende ſofort die Galerie verlaſſe, und beim geringſten Zögern bahnt er ſich Weg zu ihm und zerrt ihn zum Gehorſam. Wer nach ſtundenlangem Sitzen einmal aufſteht, um des Starrkrampfs ſich zu erwehren, dem ſendet der Thürſteher ſofort mit gebotener Stimme das Geheis zu, ſich entweder niederzuſetzen, oder zu entfernen, ſchlechtweg: sit down or go!

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 88.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 13. April 1837.

Verbannt vom Vaterlande,
Leb' ich ihm dennoch ganz:
Wo gäb' es ſüßre Bande,
Als die des Vaterlands?

Weſſenberg.

Lieder eines Verbannten.

Von Ludwig Wihl.

1.

Vaterland, o ſüßer Klang,
Jedes Herz ergreifend,
Deiner denk' ich traurigbang,
In der Fremde ſchweifend.

Fremde Laute hört mein Ohr
Nur von fremden Leuten;
Nie hab' ich gefühlt zuvor,
Sprache, dein Bedeuten!

Trüb ſcheint hier der Sonne Blick,
Bleich und matt die Sterne —
Ach, wie ſehn' ich mich zurück
Nach dir, aus der Ferne!

2.

Kommſt du aus dem deutſchen Land,
Jüngling, deutſch gekleidet,
Reich' ich dir die deutſche Hand!
Biſt doch, hoff' ich, nicht verbannt?
Weißt nicht, was man leidet.

Glaube nicht, daß dir die Zeit
Und des fremden Landes Schöne
Mindert deiner Sehnſucht Leid,
Wenn vom Vaterlande weit
Du nicht hörſt bekannte Töne.

3.

Auge, daß du leider nicht
Meinem Sehnen gleicheſt,
Nicht mit Blicken reicheſt
Bis zum Vaterland,

Wenn du unermüdet ſtets
Nach der Ferne trachteſt
Und auf Wolken achteſt
Aus dem Vaterland!

4.

Siehſt, o Schwalbe, du vielleicht
Eltern und Geſchwiſter
In der Heimath thränenfeucht,
Trüb und gramesdüſter,

Baue dich bei ihnen an,
Grüße ſie vom Sohne! —
Ach, daß ich nicht fliegen kann
Und nicht dorten wohne!

5.

Laß nicht die Blätter hangen,
O Baum, auf fremdem Grunde! —
Fühlſt du dich auch gefangen
Seit meiner Abſchiedsſtunde?

Fühlſt du mit mir ein Sehnen
Nach deutſcher Lüfte Wehen?
Sind es der Sehnſucht Thränen,
Die auf den Blättern ſtehen?

Laß nicht die Blätter hangen!
Ich pflege liebend deiner;
Nur ich bin hier gefangen,
Denn Keiner pfleget meiner.

6.

Ein ſüßer Traum
Hielt mich die Nacht umwoben:
Ich ſah den Baum
Ausbreiten ſich nach oben.

Am Baumesfuß
Da ſaß ich bei den Meinen —
Das war ein Gruß
Von Küſſen und von Weinen.

Jena zur Zeit Schillers.

(Beſchluß.)

Der Unfug, den Herr Friedrich Nicolai, der wahre Waſſerſtoff des Zeitalters, wie Schelling ſagt, durch ſeine Reiſebeſchreibung trieb und anrichtete, iſt hinlänglich bekannt. Beſonders ſtachen ihm Schiller, Goethe und Cotta, als Leute, die nichts bei ihm verlegt und ihn über ihre Arbeiten vorher nicht um Rath gefragt hatten, und der Leztere durch ſeinen tiefen Blick in das Weſen des Buchhandels, und als Süddeutſcher, der ja ſchon als ſolcher einem Berliner nichts recht machen konnte, in die Augen. Es war nun lange von nichts die Rede, als von der Gemeinheit Nicolai's und ſeiner niedrigen Denkungsart. Ich hatte ihn in Pyrmont kennen gelernt und war täglich in ſeiner und Asmus Geſellſchaft geweſen. Er war im Umgange für diejenigen, die nicht ſelbſt gerne ſprachen, ſehr angenehm, denn er ſprach unaufhörlich fort und urtheilte mit frivoler Leichtigkeit über alles, was er verſtand und nicht verſtand. Das fand ich leicht, daß unſer Vaterland bei ihm durch würtembergiſche Magiſter, welche die grand tour über Berlin machten und alles Ausländiſche anſtaunten, verläumdet worden war. Es iſt für den Würtemberger im Anfange faſt nicht anders möglich: man lobt ihm im Auslande alle Anſtalten übermäßig, er ſucht hinter dem übertriebenen Lob reine Wahrheit, und wähnt überall Alles beſſer, edler, aufgeklärter als in ſeinem Vaterlande, bis der Schein vergeht und er hinter den ſchönen Worten wenig oder nichts, und in der Regel alles ſchlechter findet als im Vaterlande. — Viele kommen zurück, ehe der Schein vergangen iſt. — Einſt trafen Nr., Sg. und ich auf der Leipziger Meſſe an der Table d'Hote mit Nicolai zuſammen. Ich kannte ihn wohl, aber jene nicht, noch er ſie; dies freute mich, denn ſie hätten, wie ſie damals waren, gewiß Streit mit ihm angefangen und dadurch Aufſehen erregt. Schiller war es leid, daß es nicht zum Ausbruch gekommen war, denn er war ſehr empfindlich gegen alle Widerſprüche, beſonders wiſſenſchaftliche und ſo öffentliche, als Nicolai ſich erlaubt hatte.

Hier noch einige Anekdoten, die in dieſe Zeit fallen. Der Prinz von Auguſtenburg hatte auch Wieland beſucht, ſich ihm aber nicht zu erkennen gegeben. Wieland ſagte nachher: er habe bald gemerkt, daß es ein Fürſt ſeyn müſſe, mit dem er rede, denn noch nie habe Jemand, den er ſcharf angeſehen habe, ſeinen Blick aushalten können (!); aber dieſer habe ihn nicht nur ausgehalten, ſondern ihn auch genöthigt, den ſeinigen niederzuſchlagen.

Goethe machte eine kleine Reiſe mit dem bekannten Maler, Rath Krauſe von Weimar. Als ſie in die Gegend von Wörlitz kamen, ſtiegen ſie aus und gingen zu Fuße. Schon mehrere Tage vorher war das Geſpräch zufällig oder abſichtlich auf übernatürliche Künſte und ihre Möglichkeit gefallen, und Goethe baute darauf einen Plan. Er war in der Gegend auf's Genaueſte bekannt und fing nun an, dem Rath Krauſe im Vertrauen zu ſagen, daß es wohl ſolche Kräfte gebe und daß er auch mehrere beſitze; wenn er ihn nicht verrathen wolle, ſo wolle er ihm einige zeigen, wenn es einmal Gelegenheit gebe. Krauſe war es zufrieden. „Zum Beiſpiel,“ ſagte nun Goethe, „es iſt heute ein ſehr heißer Tag, es wäre wohl gut, wenn wir etwas zur Erfriſchung hätten. Laſſen Sie mich ſehen, was ich vermag.“ Er führte ihn zu einer Felſenquelle, murmelte einige Worte und ging auf einen Stein los, den er hinwegſchob. Hier fanden ſie herrlichen Wein und Früchte, die ſie mit großem Appetit genoſſen. Krauſe war ſehr erſtaunt; Goethe wußte ihn hinzuhalten bis an den Abend, ſo daß es zu ſpät war, in's Logis zu kommen. „Nun will ich Ihnen noch mehr zeigen,“ fuhr er fort. „In dieſem Pavillon wollen wir zu Nacht eſſen und ſchlafen.“ Der Pavillon war nicht bewohnt; Goethe pochte an, es ließ ſich kein Menſch ſehen noch hören, aber die Thüre öffnete ſich und der Vorſaal war erleuchtet; ſie gingen durch mehrere Zimmer und fanden in einem ein paar hübſche Betten mit allen Bequemlichkeiten. „Das iſt gut,“ ſagte Goethe, „aber wir ſollten auch unſere Nachtkleider und ein gutes Abendeſſen

haben.“ Er führte ihn in ein anderes Zimmer, wo ſie eine Tafel mit zwei Couverts gedeckt antrafen und herrlich beſetzt, und als ſie ſatt waren, fanden ſie ihre Nachtkleider in dem Schlafzimmer und ſchliefen bis an den Morgen, wo ſich wieder ein Déjeuné fand, von unſichtbarer Hand im Nebenzimmer bereitet. — Krauſe war einige Zeit eigentlich myſtificirt, und ich weiß nicht, wann er erfahren hat, wie natürlich alle dieſe Zauberei zuging. . . . .

Der berühmte Wolf in Halle hatte bekanntlich bei ſeiner neuen Ausgabe des Homer eine Hypotheſe über die Homeriden aufgeſtellt, die äußerſt ſcharfſinnig und mit einem großen Aufwand von Gelehrſamkeit unterſtützt iſt. Herder benutzte dieſe Abhandlung und lieferte einen Aufſatz in die Horen, worin die ganze Hypotheſe als ſeine eigene Anſicht, die er von Jugend auf gehabt habe, dargelegt und Wolfs auch nicht weiter gedacht wird. Wolf hatte dieſen Aufſatz kaum geleſen, als er Feuer und Flammen ſpie, und nicht nur in öffentlichen Blättern, ſondern auch in einem Briefe an Schillern ſich beklagte, daß man ſeine Hypotheſe, deren Darlegung und Unterſtützung mit Beweiſen ihm ſo viele Zeit und Mühe gemacht habe, nun als etwas angebe, was man ſich ohne Weiteres von Jugend auf ſo denken könne und gedacht habe. Herder und Schiller kamen darüber in Verdruß, und Herder gab von dieſer Zeit an keinen Aufſatz mehr in die Horen.

Spiegelfechterei der Hölle.

(Fortſetzung.)

„Herzlieber Herr,“ ſagte Frau Catharina, die inzwiſchen ab- und zugegangen war, „vielleicht iſt's doch nicht alſo, daß er ſich an Euch gewagt hat: Ihr ſeyd ſo heftig in Eurem Gemüth, und wenn Ihr Euch Gedanken macht, daß Euch ſo Viele in der Welt zuwider ſind, ſo meint Ihr vielleicht etwas zu ſehen, was doch nicht iſt.“ Aber damit war ſie übel angekommen. Luther wandte ſich zornig herum und rief: „Schweig ſtill, Käthe, das verſtehſt du nicht in deiner weltlichen Eitelkeit, denn es muß geiſtlich gerichtet ſeyn! — Ja, Phantaſey!“ fuhr er gelaſſener fort, „ich weiß beſſer, wie das iſt! Iſt es auch Phantaſey, wenn der Teufel einem Bruder wider den andern mordliche Gedanken eingibt, wie kürzlich dem Diazio, den er überredete, ſeinen leiblichen Bruder von hinten mit dem Beile niederzumachen, weil er von den Irrthümern der Papiſten ab und zum lautern Evangelio übergegangen war? Iſt's auch Phantaſey, wenn er einem Menſchen in den Sinn gibt, ſich ihm zu verſchreiben mit einer klaren Obligation und Chriſto aufzukünden mit dieſen Worten: „Ich ſage dir, Chriſte, meinen Dienſt und Glauben auf, und will einen andern Herrn annehmen, nämlich den Fürſten dieſer Welt!“ ſo doch Jedermann bekannt, daß ſolche Ruchloſigkeit gar ſehr im Schwange geht, und mir ſelbſt erſt an dieſem heutigen Tag ein Beiſpiel eines ſolchen verlorenen Lammes aufgeſtoßen iſt, das ich aber alsbald dem brüllenden Löwen aus dem Rachen geriſſen habe; will auch nicht hoffen, daß es ſich wieder in dieſen Abgrund verirren wird.“

„Iſt's möglich? was ſagt Ihr da?“ rief Herr Bruck erſchrocken, während Weib und Kinder ſich angſtvoll um Luther drängten. — „Ja, es iſt ſo, edler Herr!“ entgegnete dieſer. „Ein Junger von Adel, ich will ſein Geſchlecht nicht nennen, ob zwar ich es wohl thun könnte, dieweil ich durch keinerlei Ohrenbeichte gebunden bin, dieſer hat ſich vor fünf Jahren dem Teufel verſprochen, auch ſeitdem ein überaus ruchloſes Leben geführt, davon ſein Präceptor, mit dem er Studirens halber hieher nach Wittenberg gekommen iſt, viel Aergerniß und Noth hat leiden müſſen. Dem hat er nun heute, da er plötzlich durch ein göttliches Wunder in ſich gegangen, ſeine ſchwere Schuld und Todſünde gebeichtet, darauf ihn dieſer zu mir geführt und ich, nach vorangegangenem reu- und wehmüthigen Bekenntniß, in der Kirche in Beiſeyn ſeines Präceptoris und der Diakonen ihn abſolvirt habe. Ich ſchalt ihn hart und fragte mit Ernſt: ob's ihm auch leid wäre und er ſich wiederum zum Herrn Chriſto bekehren wollte? Da er nun Ja ſagte und hielt emſig und fleißig an mit Bitten, da legte ich die Hände auf ihn, kniete mit den Andern, ſo da waren, nieder und betete inbrünſtiglich für ihn zu Gott, daß er dieſen verlorenen Sünder nach ſeiner väterlichen Gnade wieder annehmen ſolle, ſpürte auch bald, daß dieſes mein Gebet erhöret ſey. Darauf mußte er mir ſein nunmehriges Glaubensbekenntniß, wie daß er hinführo des Teufels abgeſagter Feind ſeyn und Gott ſeinem Herrn willig dienen wolle, Wort für Wort nachſprechen, und entließ ich ihn mit Vermahnung zur Buße und Gottesfurcht, daß er hinfort wolle leben in Gottſeligkeit, Ehrbarkeit und im Gehorſam, auch des Teufels Eingebungen widerſtehen im Glauben und Gebet, und wenn der Teufel ihn mit böſen Gedanken würde angreifen, ſolle er flugs zu ſeinem Präceptor gehen, ihm ſolches offenbaren und den Teufel mit ſeinen Rathſchlägen verklagen.“

„O Jugend,“ ſeufzte der Kanzler, „übermüthige Jugend, die du ohne Zaum und Gebiß in's Verderben rennſt!“ — „Seht, hochgelehrter Herr Doctor,“ fuhr Luther fort, „das waren meine Gedanken, und als der Tag ſich zu neigen begann, da iſt's mir ſchwer auf's Herz gefallen, wie der Böſe Fleiß ankehrt und in der Welt hin- und herwandelt, auf daß er die armen Seelen, ſo nicht im Glauben feſt ſind, auf ſeine Seite bringe und vom Wort Gottes abwendig mache. Derhalben rief

ich mein Weib und meine Kindlein herbei, auf daß ſie zu Gottes Preis und Lob ſängen ein Lied, das mein Herz wieder fröhlich und meinen Sinn wacker machte; denn es geht doch nichts in dieſer Welt über die edle Muſicam, ſo ſie fein ausgeübt wird zu Gottes Ehre; die hat mich ſchon oft aufrecht gehalten in böſen Stunden."

Der Kanzler ſaß eine Zeitlang nachdenklich da; endlich ſagte er: „Es iſt betrübt, wie die Welt im Argen liegt, und ſonderlich die Jugend, und unter dieſer zumeiſt der Adel." — „Ja," rief Luther mit bitterem Tone, „Niemand hat mich in meinem Werk ſo ſehr geſtört, wie der Adel, der da vermeint hat, das ſey Waſſer auf ſeine Mühle, und unſerm Herrn Gott nichts, aber dem leidigen Satan Alles zu Lieb thun wollen. Ich kann Euch wohl ſagen, Herr Kanzler, daß ich den Bauern Anfangs gern geholfen hätte gegen die ſchnöden weltlichen Abſichten des Adels, denn es hat auch die Engel Gottes empört, wie grauſamlich ſein Ebenbild in die Klauen der Diebe und Räuber gegeben war, ſo nicht dieſe armen, unwiſſenden Leute über alle Grenzen menſchlicher und göttlicher Gerechtigkeit hinausgegangen wären; denn als der Münzer zu ihnen kam, da iſt der Teufel in ſie gefahren, und haben ärger gehauſt, als die Heiden und Türken." — „Aber der Adel hat die erſte Schuld davon," ſagte Doctor Bruck, „und hat es mit Recht gebüßt, wie verdammlich und gottesläſterlich es auch iſt, daß ſie den von Helffenſtein und die Andern bei Weinsberg ſo unſchuldigerweiſe niedergemacht haben. Nun, ſie haben ihren Lohn dahin! Bei der Geſchichte von dem Studenten, die Ihr vorhin erzählt habt, Herr Doctor, iſt mir eine andere eingefallen, die einer bei Hof heute angeführt hat, eine gar ſeltſame und greuliche Hiſtorie, auch von zweien Adeligen, die durch des Teufels Blendwerk und Tücke einen böſen Ausgang erlangt haben." — „Erzählt, Herr Kanzler!" ſagte Luther; „es verlangt mich, Eure Hiſtorie zu hören." Frau Catharina ſtellte ſich einen Stuhl hinter den Ofen und die Kinder ſtanden lauſchend umher. Der Kanzler nahm einen Schluck Wein und begann:

„Der nunmehr in Gott ruhende Kaiſer Maximilian hatte an ſeinem Hofe zwei Edelleute, Namens von Trotta und von Purgſtall. Dieſelben waren als Junkherren mit einander aufgewachſen und immerdar in Frieden und in der beſten Freundſchaft mit einander geſtanden. Als ſie aber älter wurden, erregte ſich zwiſchen ihnen ein leidiger Neid und Eiferſucht, dieweil ſie gleicher Weiſe nach Ehre und Hoffahrt ſtrebten, alſo daß immer einer meinte, der andere habe vor ihm in kaiſerlicher Gunſt einen guten Schritt voraus, und entzweiten ſich derhalben mit einander, wurden einander todtfeind und ſchwuren einer gegen den andern hoch, daß er ihn wollte aufreiben und erwürgen."

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, März.

(Beſchluß.)

Die Galerie des Hauſes der Gemeinen.

Wagt ein im Hintergrunde gegen die Wand Gedrängter durch Bedecken ſeines Hauptes ſich einige Luft und ſeinen, vom Halten des Hutes müden Armen einige Erholung zu verſchaffen, da iſt der Grimm eines vom Honigbaume kommenden Bären Kindeslächeln gegen die Wuth des Thürſtehers. Ich weiß nicht, was er thun würde, wenn Jemand ſich ſo weit vergäße, ſeinem Gebote des Hutabnehmens nicht ſchnurſtracks Folge zu leiſten; aber man verſichert, daß er ſolchen Falls angewieſen ſey, den Uebelthäter in die Verwahrung des Serjeant-at-arms zu bringen, von wo ſolcher vor die Schranke des Hauſes geführt, einer ſogenannten Verletzung des Privilegiums — breach of privilege — angeklagt und mit willkührlicher Einſperrung in Newgate beſtraft werden würde. Seinem Nachbar — während ein unbändiger Lärm in der geſetzgebenden Verſammlung wohl dazu verlocken kann — vom Thürſteher unbemerkt und von ihm unverwieſen, ein Wort zuzuflüſtern, hoffe Keiner. Der Mann mit der goldenen Kette hat die feinen Ohren eines Muſikus und die beweglichen Augen eines Auctionators. Um ihn jedoch im vollen Glanze ſeiner Herrlichkeit, in der ganzen Würde ſeines Amtes zu ſehen, muß man Zeuge des großen Momentes ſeyn, in welchem der Sprecher bei eintretender Abſtimmung den Befehl ertheilt, die Galerie zu räumen; denn bekanntlich — obſchon der bewegende Grund nicht deutlich einleuchtet — werden die Fremden alsdann befehligt, ſich zu entfernen. Ordered, befehligt, das iſt der Ausdruck, welchen der Sprecher gebraucht, in deſſen Geiſte der Thürſteher handelt und welchen der nächſte parlamentariſche Bericht wiederholt. Daß aber der Sprecher befiehlt, anſtatt zu erſuchen, zeugt recht klar für das in dieſem Hauſe ſo ſeltſame Verhalten der Wirthe gegen ihre Gäſte. Sage man nicht, daß am Ende nichts darauf ankomme, welches der beiden Worte über die Lippen des Sprechers gehe. Wenn wirklich nichts darauf ankäme, warum nicht das ſanftere Wort dem harten vorziehen? Aber an der Klaue erkennt man den Löwen, und mit den Krallen des Sprechers kratzt der Thürſteher. Kaum hat er von Jenem den Befehl erhalten, die Galerie zu räumen, ſo ſezt er ſich in Bewegung, ſie befehlshaberiſch auszuräumen. Wer für das Gleichbedeutende der Worte befehlen und erſuchen ſtreitet, der wird wahrſcheinlich auch behaupten, daß Jemanden die Thüre zum Hinausgehen öffnen und ihn zur Thüre hinauswerfen, ſobald es ſich einmal um die Nothwendigkeit handelt, das Zimmer zu verlaſſen, zwei gleichbedeutende Actionen ſeyen. Wer indeſſen durch den Nachdruck des Thürſtehers nur ein einziges Mal von der Fremdengalerie hinausgeräumt worden iſt, der dürfte ſchwerlich jener Behauptung beiſtimmen. Nicht als ob die Anweſenden anſtändige Freunde und Bekannte der Herren Deputirten wären, denen ein Wink genügen würde, um das zu thun, was das Statut des Hauſes von ihnen fordert, ſondern gleich Nachzüglern, die an für ſie nicht gedeckten Tafeln ſo lange ſchmauſen, bis der Gensdarme ſie davon wegfuchtelt, und ſelbſt dann noch hie und da einen Augenblick zögern, hier, um ein leztes Glas auszuſchlürfen, dort, um einen lezten Biſſen zu verſchlingen, herrſcht der Thürſteher ihnen erſt den Befehl zu, ſich zu entfernen, und begibt ſich dann an die Vollſtreckung, ehe jene noch Zeit gehabt haben, dem Geheiße zu gehorſamen. Und das iſt doch arg. W. S.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 39.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 14. April 1837.

So ſind dieſe beiden Städte in ihrem Verfall, für den rückwärts gerichteten Blick die beiden merkwürdigſten Flecke der Erde.

Gibbon.

Rom und Konſtantinopel.

Von Alfred Reumont.

Europa hat der alten Welt zwei Metropolen gegeben, beide mit dem ſtolzen Namen die Stadt bezeichnet. Die eine löste die andere ab in der Herrſchaft, und dieſer Wechſel trug mit dazu bei, das Schickſal des Occidents zu beſtimmen. Beide haben mannichfache Revolutionen durchgemacht, bevor ſie dieſe ſpäten Zeiten erlebten; beide ſind noch groß nach Jahrhunderten, und wenn ein Orakel der einen, die ſchon mehr denn einmal am Rande des Abgrundes ſtand, verkündet hat, ſie werde nimmer durch Menſchenhand verderben, ſo ſcheinen glückliche Umſtände der andern, wenn ſie auch nicht ſo heilig iſt, wenigſtens ein langes Leben zu verſprechen.

Wer die Hauptſtadt des osmaniſchen Reichs beſucht hat, iſt auch nach dem Eski-Serai gegangen und hat den Thurm des Seraskiers beſtiegen. Für ihn brauchen wir die Scene nicht zu beſchreiben. Wer ſie aber nicht geſehen, dem würde jede Schilderung nur ein farbloſes Bild geben. Zwei Welttheile reichen ſich hier die Hand zu zauberiſcher Vereinbarung, zwei Meere bieten ihre unüberſehbaren Waſſermaſſen dem Himmel zum Rieſenſpiegel dar, der Olymp Bithyniens und die Berge Thraziens bilden eine ferne Grenze, und von unten herauf erſchallt der dumpfe Ton des Treibens von Achtmalhunderttauſenden. Der Beſchauer iſt erſtaunt, verwirrt, geblendet. — Einer größern Menge iſt es vergönnt, auf den Dom Sanct Peters zu ſteigen. Zu ihren Füßen liegt eine rieſige Stadt, nicht volkreich, nicht bewegt, wie jene, faſt zur Hälfte öde und mit Trümmern bedeckt, aber glorreich durch Erinnerungen und groß durch geiſtiges Einwirken; eine Welt in ſich umſchließend und die Geſchichte einer Welt erzählend; zur Wiege eines großen Volks angewieſen durch die Natur, die ihr den reinſten, begeiſterndſten Himmel, eine gewaltige Ebene, das Meer in der Nähe und ein ſchönes Gebirge gab, eines und das andere in langgedehnter Linie den Horizont bildend.

Wenn man die Namen beider Städte zuſammenhält, und die Schilderung ihrer Bewohner, ſo würde man beim erſten Anblick kaum glauben, daß ſie viele Vergleichungspunkte bieten, und doch iſt's der Fall: der Beobachter wird einerſeits überraſcht durch manche Aehnlichkeit, anderſeits durch eine Verſchiedenheit, welche ſo diametrale Gegenſätze bildet, daß man durch abſichtliches Suchen keine in die Augen fallenderen hätte erſinnen können. Wir wollen ſehen, wie es mit lokalen Gegenſtänden und Verhältniſſen ausſieht. Sieben Hügel tragen beide Städte, und dieſer Eigenthümlichkeit der Lage verdankt die eine wie die andere in hohem Grade ihr maleriſches Erſcheinen. Die Straßen ſteigen und fallen, zu geringem Ergötzen

und zu großer Ermüdung deſſen, der viele Gänge zu machen hat und ſich mehr um die Anſtrengung der Beine kümmert, als um die Schönheit der Ausſicht. Konſtantinopel, wo die Anhöhen bei weitem bedeutender ſind, und welches keinen Pabſt Nicolaus und Sixtus gehabt hat, um das Oberſte zu unterſt zu kehren, und die Symmetrie gerader Linien widerſtrebenden Lokalitäten aufzudringen, gleicht dem alten Rom mehr als dem jetzigen durch die Menge der ſchmalen, dunkeln, ſteilen Gaſſen, in welchen das leichteſte Fuhrwerk zu ziehen auch das kräftigſte Viergeſpann unvermögend ſeyn würde. Aber das kümmert den Türken wenig, welcher in puncto Wagen dem Römer nicht gleicht. Wenn auch ein Blick in ein türkiſches Hausweſen ſchwerer iſt als in ein italieniſches (obgleich ſelbſt hie und da in Italien ein dichter Schleier Alles verhüllt, was ſich auf das Innere bezieht), und man alſo dort nicht ſo viele Scandale aus Haus und Wirthſchaft vernimmt wie hier, ſo möchten wir doch darauf ſchwören, daß noch niemals in einem türkiſchen Ehecontrakte die Equipage expreß ausbedungen worden iſt, um auf dem Atmeidan oder nach St. Stephano ſpazieren zu fahren.

Aber um auf unſere ſieben Hügel zurückzukommen: hier wie dort ſind ſie vortrefflich benuzt, der Stadt, auch unabhängig von ihrer räumlichen Ausdehnung, Größe und Majeſtät zu geben. Auf den Höhen Konſtantinopels thürmen ſich die gewaltigen Moſcheen empor, rieſige Maſſen von weißem Marmor, von den ſchlanken, zierlichen Minarets umringt, von Kuppeln überwölbt, zu denen Sancta Sophia das Muſter gab. Dieſe ſieht man in Rom ſpärlicher, und mit Ausnahme einiger großen Maſſen, wie die der Peterskirche, des Lateran, der Maria Maggiore ſind, können überhaupt die römiſchen Kirchen in Hinſicht des impoſanten Aeußern den konſtantinopolitaniſchen bei Weitem nicht die Wage halten. Alles, was den Osmanen noch von arabiſcher und griechiſcher Baukunſt geblieben iſt, hat ſich in den Moſcheen conzentrirt, während man in Rom beſſere Palläſte als Kirchen gebaut hat. Dort bewundert man auch jezt noch das vortreffliche Mauerwerk von mächtigen Quadern, die geſchmackvolle Bildhauerarbeit an den Baluſtraden, die Symmetrie und Kühnheit der ſchön geſpannten Bogen. Und wie man in Roms Kirchen, wenigſtens in den ältern, Reihen auf Reihen alter Säulen findet, die aus den vorchriſtlichen Zeiten ſtammen und Tempel und Baſiliken ſchmückten, ſo ſieht man in Stambuls Moſcheen die prachtvollſten Colonnen der Stadt Konſtantins, marmorne, granitne, porphyrne, vereinigt mit dem Raube Griechenlands und Kleinaſiens. Ueberhaupt hat Konſtantinopel immer der Erzeugniſſe der Fremde bedurft, ſich zu ſchmücken. Nicht durch eine innere, nothwendige Entwicklung hervorgerufen und herangebildet, ſondern durch Einwirkung von außen, durch einen Machtſpruch der Politik plötzlich groß geworden und Herrſcherin, entbehrte ſie des organiſchen Lebensprinzips, und alle ſpäteren Zeiten trugen nur dazu bei, Fremdes auf Fremdes zu häufen. Iſtambul iſt ein großes Lager, in dem der Islam ſeinen Sitz aufgeſchlagen hat, in einem Welttheil, der ihm nicht gehört, und wo er ſich von einer zwar unterworfenen und knechtiſchen, aber im Grunde des Herzens ihm entgegenſtrebenden nationalen Bevölkerung umgeben ſieht. Wenn auch unter ganz verſchiedenen Verhältniſſen, iſt Rom ebenfalls eine Stadt von Fremden. Seine Einwohnerſchaft, ab- und zufluthend ſeit Jahrhunderten, kann auch jezt die widerſprechenden Elemente ihres Urſprungs nicht verleugnen, und einem großen Theil der Bewohner, vom Herrſcher herab bis zum Bettler, iſt es oft nur ein angenommenes Vaterland. Rom hat ſich durch äußeres Zuthun aus dem tiefen Verfall im vierzehnten Jahrhundert erhoben. Die Erſcheinung, die uns in den Weg tritt, wenn wir ſeinen geringen ſelbſtſtändigen Antheil an Italiens Beſtrebungen beim Wiederaufleben der Bildung und der Kunſt betrachten, dürfte leicht in dieſem Umſtande ihre Erläuterung finden.

Sehen wir nun weiter nach, welche Eigenthümlichkeiten beide Orte als Städte mit einander gemein haben, ſo fällt uns zuerſt das Syſtem der Waſſerverſorgung auf. In der ſonneverbrannten Campagna, welche des Winters, wo ein grüner Teppich den ungleichen Boden deckt, von den Heerden bewohnt wird, die im Spätherbſt aus den Abruzzen herniederſteigen, des Sommers von böſer Luft und fiebererzeugenden Dünſten, in dieſer mit niedern Höhenzügen und gedehnten Schluchten abwechſelnden, faſt ganz verlaſſenen Ebene ſtehen rieſig die langen Bogenlinien der Waſſerleitungen, zum Theil in Ruinen, zum Theil auch heute noch dem trockenen Boden, auf welchem die Stadt liegt, meilenweit den belebenden Quell zuführend. Waſſerlos iſt die Erdzunge zwiſchen dem Marmorameer und dem Chryſokeras, welche Stambuls Pracht und Elend trägt. In Belgrads dichten Waldungen, in den ſtillen Thälern am Ausgange des Balkangebirges, ſammeln ſich die zerſtreuten Quellen in gewaltigen Behältern und ſtrömen auf dem Rücken von ſieben Aquäducten und in Röhren unter der Erde durch eine unangebaute Ebene der Stadt zu. Und wie fließt, wie ſprudelt, wie rauſcht in beiden die labende Fluth hervor aus Tauſenden von Brunnen, zierliche Seen bildend wie Trevi's Fontäne, brauſende Waſſerfälle wie die Paolina, Mährchenpalläſte belebend wie in Top-hana und auf dem Serailplatze. Kein Tempel, kein Haus ſoll darben: Straßen, öffentliche Plätze, Höfe, Corridors, Gärten ſind verſehen; alle haben Theil an dem verſchwenderiſch ausgegoſſenen Reichthum, der zur Befriedigung des Bedürfniſſes dient wie zur Zierde, in phantaſtiſcher, hundertfach wechſelnder Geſtaltung.

(Die Fortſetzung folgt.)

Spiegelfechterei der Hölle.

(Beſchluß.)

„Eines Nachts,“ fuhr der Kanzler fort, „als der von Purgſtall in ſeinem Bette lag, träumte es ihm und däuchte ihm nicht anders, als ob er aufſtände, nähme ſein Schwert und ginge in die Kammer des von Trotta und erſtäche ihn; dann war es ihm, als ob er in ſeinem Blut ſich badete, und erwachte auch bald darauf ſchweißtriefend über und über. Wie er ſich nun beſann und dem Herrn dankte, daß er eine ſolche erſchreckliche Miſſethat nicht begangen habe. wurde es darüber Morgen und kam ſein Reitknecht vor ſein Bett, meldend, daß ſein Pferd im Stall die ganze Nacht getobt und geraſt habe, ſich in der Streu gewälzt, gewiehert, dann wieder ſtill geſtanden, gezittert und geſchwizt. Indem ſie ſo mit einander redeten und nicht wußten, was das bedeuten ſollte, ging die Thüre auf und die Gerichtsdiener traten herein, den von Purgſtall zu verhaften, mit Weiſung, er hätte heute Nacht den von Trotta, ſeinen alten Todfeind, in ſeinem Bett erſtochen, und hätte deſſelben Knecht ihn bald nach Mitternacht leibhaftig aus ſeines Herrn Kammer gehen ſehen. Der von Purgſtall war ſehr erſchrocken, betheuerte ſich ſeiner Unſchuld und ſchwur, daß er nicht aus ſeinem Bett gekommen wäre. Da führten ſie ihn in die Kammer des von Trotta, wo derſelbige lag, mitten durch's Herz geſtochen, und zu ſeinen Häupten lehnte das Schwert des von Purgſtall, das er ſelbſt für ſein eigenes bekennen mußte, in die Scheide geſteckt, und als man's herauszog, da war es ganz blutig. Niemand wußte, was er dazu denken ſollte, aber der von Purgſtall ward in's Gefängniß gelegt und hart verſchloſſen. Und als man ihn verhörte, da beſchwur er mit theuren Eiden, daß er wiſſentlich dieſen Mord nicht begangen habe, und konnte auch beweiſen mit ſtattlichen Zeugen, daß er die Nacht über aus ſeiner Herberge nicht kommen war; da ward es ausfindig gemacht, daß der Teufel dieſen Mord begangen und dem von Purgſtall nächtlicher Weile ſein Schwert entwendet hatte, ſonderlich weil kein Blut aus des Ermordeten Wunde floß, da der, ſo als Thäter gehalten war, vor ſein Bett geführt wurde. Doch aber, weil man wußte, daß er dem von Trotta Mord und Tod geſchworen, auch im Traum ihm vorgekommen war, daß er jenen erſtäche, ward er zum Tod verurtheilt; denn ob es wohl vom Teufel geſchehen, war er doch des Todſchlags ſchuldig. Alſo ward hochnothpeinliches Halsgericht gehalten über ihn und er hinausgeführt zur gemeinen Richtſtätte, um allda Leib und Leben zu laſſen. Nun hatte ſich eine große Menſchenmenge verſammelt, um ſein leztes Stündlein zu ſehen, dazu alle Herrn vom Hofe, die Richter und Rechtsgelehrten, und unter ihnen hielt auch der Kaiſer zu Pferde; an dieſen ritt Kunz von der Roſen, ſein kluger Rath, heran und fragte, was es da gäbe? Als er nun den ganzen Proceß, auch des von Trotta Todesart erfahren, ſprach er: „Mit Nichten gebühret ihm alſo zu ſterben, ſondern merket auf meinen Rath, Herr Kaiſer! Weil der Delinquent beweiſen kann, daß er in jener Nacht ſeine Herberge nicht verlaſſen habe, auch kund und offenbar iſt, daß der Teufel an ſeiner Statt die Mord- und Miſſethat vollbracht hat, ſo achte ich, daß derſelbe zu dieſem Frevel des Delinquenten Larvam angenommen und mit dieſer die That ausgerichtet habe, derwegen nicht er, da er doch über die ganze Zeit ruhig in ſeinem Bett gelegen, ſondern einzig ſein Schatten, mit dem der Teufel hanthiert, des Todes ſchuldig ſey.“ Als nun eben der Henker ſich anſchickte, ſein Amt zu verrichten, gebot der Kaiſer einen Stillſtand, und ward noch einmal auf der Blutſtätte über den von Purgſtall Gericht gehalten, auch Kunzens Rath befolgt und der Delinquent gegen die Sonne geführt und hinter ihm die Erde ſeines Schattens weggeſtochen; darauf ward er zum bürgerlichen Tod verdammt, weil er einen Andern zu ermorden war Willens geweſen, und ward alſo des Landes verwieſen für ewige Zeiten.“

„Sey ruhig, Maria, mein Kind!“ rief Luther und küßte ſein Töchterlein, das ſich mit Thränen der ſchmerzlichſten Angſt an ihn ſchmiegte, „ſey ruhig! wie kannſt du dich nur in unſerer hellerleuchteten, warmen Stube eine ſolche Furcht ankommen laſſen! So lang ich bei dir bin, magſt du guten Muth haben; da wird dir nichts Böſes widerfahren. Käthe, bring das arme Würmchen zu Bett! Und du, Hänschen,“ ſezte er hinzu, als er gewahrte, daß der Kanzler im Aufbruch begriffen war, „leuchte vor, auf daß ich meinen geehrten Gaſt geleite. — Ja,“ ſagte er zu dieſem, indem er mit ihm die Treppe hinunterging, „ſo geht es denen, die mit dem Teufel einen Bund machen, und ſich in Sünden ſtürzen und in böſe Luſt und Begierde führen laſſen; dieſe hält er eine Zeitlang wohl, kunzelt mit ihnen und läßt ihnen ihren Willen, daß ſie machen, was ſie nur gelüſtet, aber zulezt bezahlt er ſie redlich und lohnet ihnen, wie der Henker ſeinem Knecht. — Nun ſchlaft wohl, hochgelehrter Herr Doctor,“ beſchloß er, indem er unter der Hausthüre Herrn Gregorius Bruck die Hand zum Abſchied ſchüttelte; „Gott behüte Euch, daß ich Euch bald geſund wieder ſehe, und ſchütze uns Alle vor den Ränken und Anläufen des leidigen Teufels, ſonderlich aber den Kurfürſten, meinen gnädigen Herrn; ſagt ihm, daß ich für Seine Gnaden Gott mit Gebet anliege Tag und Nacht.“

Korreſpondenz-Nachrichten.

Marſeille.

Briefe eines Soldaten der Fremdenlegion. Die Rhonefahrt. Avignon.

Wir ſchifften uns auf der Rhone ein, um nach Avignon zu fahren. Ein herrliches Wetter begünſtigte dieſe Fahrt auf dem breiten, dunkeltiefen Strome, der hier an jenen trübgelben, ſeine ſchäumenden Waſſer auf jäher, felſiger Bahn dem Leman zuführenden Gletſcherbach des Wallis nicht von ferne erinnert. Die Rhone iſt hier rein und anmuthig; ſie ſchlängelt ſich weich, obgleich raſch dahin, ſie umfängt in ihren Krümmungen bald eine Baumgruppe, bald einen Rebgarten, bald eine Hütte, dann kehrt ſie um und ſpielt mit den niederhängenden Zweigen der Trauerweide, die ſich einſam in ihrem Spiegel beſchaut. Mag ſie an andern Tagen wilder, finſterer ausſehen, mag ſie auch an manchen Stellen in ihren jugendlichen Ungeſtüm zurückfallen, wovon ſchon Petrarca ihren Namen ableitete:

Rapido fiume, che d' alpestra vena
Rodendo intorno onde il tuo nome prendi,

an dem Tage, da ich auf ihr hinabfuhr, ſtrömte ſie ſanft unter blauem Himmel. Die großartigen romantiſchen Anſichten des Rheins, die Menge alter Burgen und Schlöſſer, welche ein deutſches Gemüth in eine deutſche Vorzeit verſetzen, fehlen der Rhone; ihre Ufer haben aber einen eigenthümlichen, wenn auch fremdartigeren Reiz: jene Dörfer mit ihren graulichten Dächern und zugeſpizten Thürmen, jene Städte mit ihren ſchwarzen Mauern und alten Erinnerungen, jene hie und da zerſtreuten Burgruinen, wo vor Alters der Troubadour ſeine Leier gerührt, jene eleganten, ſchwebenden Eiſendrahtbrücken, die kühn und leicht in den Lüften ſchaukeln, jene reichen Rebhügel von Hermitage, St. Peray und andere, deren Namen kein Weintrinker ohne tiefe Verehrung ausſpricht. In den Ebenen längs dieſer Ufer hat das Alterthum ſchöne, großartige Erinnerungen zurückgelaſſen, und der Alterthumsforſcher und der Hiſtoriker müßten in den Denkmälern von Vienne, Valence, Orange, an denen ich vorübergehen mußte, reichen Stoff der Forſchung finden. Die römiſche Säulenhalle erhebt ſich hier der mittelalterlichen Ringmauer gegenüber, und zwiſchen ihnen ſchwebt die moderne Brücke von Eiſendraht, die bewundernswürdige Frucht der Induſtrie, der Königin unſers Jahrhunderts: ſo ſind drei Zeiträume in Einer Gruppe zuſammengefaßt. Zudem hört man auch noch hie und da im Munde des Volkes, und an eine alte, zerfallende Ruine geknüpft, eine jener Sagen, welche wie Träume aus der Nacht der Vorzeit herüberſchweben. Jenſeits Valence, der altrömiſchen Stadt, gewährt die Natur, bis dahin lachend und fruchtbar, einen düſterern, ernſthaftern Anblick. Das Land iſt oft nicht viel mehr als eine grauſlichte, unbebaute Steppe. Große Felsmaſſen erheben ſich ganz nackt; kein Bäumchen ſchmückt ſie, keine Pflanze legt ihre Blätter aus, und die auf dieſe weiße Oberfläche fallenden Sonnenſtrahlen geben ihr eine blendende Weiße, die das Auge nur mit Mühe erträgt. Indeſſen ſind die Ufer ſehr belebt; zahlreiche Schiffe ſegeln auf und ab und bringen Wechſel in das Ganze; Städte und Dörfer liegen ziemlich luſtig auf die Straße hingeſtreut, und die Gartenvierecke und grünen Gehege ſtechen pittoresk gegen die Trockenheit der umgebenden Felder ab.

Endlich ſahen wir mit ihren weißgrauen Mauern und viereckigen Thürmen Avignon vor uns liegen, Avignon, „dieſes Zelt des Pabſtthums, das der Pabſt — nach dem Ausdruck eines geiſtreichen Schriftſtellers — bei ſeinem Abzug abzuheben vergeſſen.“ Bis dahin konnte der Menſch des Nordens ſich noch nicht ganz außerhalb ſeines Landes verſezt glauben. Die Ufer der Rhone in Lyon fallen ihm nicht auf, und die Fahrt von Lyon nach Avignon geht ſo ſchnell vor ſich, daß er unterwegs nicht viel mehr bemerkt, als eine ziemlich auffallende Veränderung des Wärmeſtandes. Avignon iſt die erſte Stadt, wo er mit Verwunderung ſich umſieht, die wahre Pforte des Mittags. Indem ich meinen Blick auf dieſe ſteinigten Flußufer, auf dieſe magern, zerſtreuten Bäume, die der Staub, wie bei uns im Winter der Schnee, weißt, und auf die Stadt ſelbſt mit ihrer weißlich grauen, eintönigen Färbung richtete, dachte ich an meine dunkelgrünen, ewig friſchen Tannenwälder des Schwarzwalds, an die ſchattigen Obſtgärten des Neckarthals, hinter denen zahlreiche, freundliche Dörfer mit röthlichen Ziegeldächern und weißem Kirchthurm ſich bergen, an die Straßen des Heimathlandes, wo im Schatten der überhängenden Aeſte der muntere Geſell und die ſingende Dirne, den Rechen nachläſſig auf die Schulter geworfen, vorüberziehen. Und als dieſe und andere theure Bilder an meiner Seele vorübergingen, da ſprach ich ein wehmüthiges: lebet wohl! In Avignon, wo wir einige Tage blieben, fand ich eine ganz andere Phyſiognomie, eine andere Sprache, andere Sitten, als im bisherigen Frankreich. Das Volk ſpricht nur noch jene Provençalmundart, die in allen ihren ſo vokalreichen Wörtern die ſtarke Betonung, die Anmuth und Harmonie des Italieniſchen, und in der Mehrzahl ihrer Ausdrücke die Natürlichkeit einer Sprache hat, die nicht in klaſſiſche Formen gezwängt worden und volksthümlich geblieben iſt. Die Geſichter haben einen ovalen, regelmäßigen Zuſchnitt, ſchwarze, wohlgeſpaltene Augen und mattweiße Farbe. Die Köpfe der Männer insbeſondere ſind von bemerkenswerther Schönheit. Die Weiber des Volkes ſind im Allgemeinen auch hübſch, aber man muß allzu häufig den Ausdruck der Geſichtsbildung, die Regelmäßigkeit der Züge unter ſchmuzigen Hauben und unordentlichen Haaren ſuchen. Die Geberden machen einen weſentlichen Theil der Volksſprache aus; oft ſpricht der Mann des Volkes gar nicht, er geſtikulirt nur, das Wort iſt zu langſam für ihn, die Bewegung ſeiner Arme iſt raſcher, und die ihn umgeben, nehmen gerne eine Pantomime ſtatt einer Rede an. — Was in Neapel die Lazzaroni, das ſind hier die Laſtträger (porte-faix), eine halb thätige, halb unthätige kaſtenartige Bevölkerungsklaſſe, von der andere Reiſende wohl mehr zu erzählen wiſſen mögen, als ich, der ich meinen Bündel auf höchſteigenem Rücken trug. Indeſſen ſah ich ſie bei der Ankunft des Dampfſchiffes über die mit Gepäck verſehenen Reiſenden wie Raubvögel über ihre Beute herfallen, um vielleicht fünfzig Mann hoch ein Gepäcke wegzutragen, wofür zwölf genügt hätten.

Das Merkwürdigſte in Avignon bleibt immer der alte, päbſtliche Pallaſt, der Zeuge des achtzigjährigen Schisma, jener ſturmvollen Tage des Pabſtthums, wo das alte Rom zum erſten Male entthront ſchien. Dieſes Gebäude, das in neuerer Zeit — ironiſch genug — in Kaſernen umgeſchaffen wurde, trägt noch das Gepräge der Zerriſſenheit und Spaltung jener Zeit, ſo wie des Miſchmaſchs ſoldatiſcher und geiſtlicher Regierung. Man darf auf dieſe je nach der Phantaſie oder dem Bedürfniß des Augenblicks bald in der Geſtalt eines Pavillons, bald in der einer Schanze an einander angelehnten Bauten, dieſe ſchlecht zuſammengeordneten, aber majeſtätiſchen, zugleich großartigen und bizarren Gebäudemaſſen nur einen Blick werfen, um zu erkennen, daß ein Prieſter, der ein ſchlechter Soldat, und ein Soldat, der ein ſchlechter Prieſter war, zugleich daran bauten.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 90.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 15. April 1837.

Sir Oliver Mar-text, you are well met! Will you dispatch us here under this tree, or shall we go with you to your chapel?

Shakespeare.
As you like it.

Gretna Green.

Von einem deutſchen Reiſenden.

Es war ein heller, friſcher Auguſtmorgen, an welchem ich von Carliſle * dem romantiſchen Schottland zufuhr. Der Wagen hielt auf der andern Seite des kleinen, von einer ſtattlichen Brücke überſpannten Sarkfluſſes auf ſchottiſcher Erde vor dem erſten ſchottiſchen Hauſe, und der erſte Schotte, den ich im Lande ſeiner Heimath erblickte, lehnte, nichts oder viel denkend, in der Thür. Sein Anzug, eine hellfarbige Zeugjacke mit ähnlichem Undſowetter, und der breitrandige Hut ſchienen eher einen wohlhäbigen Pachter als einen wohlbeſtallten Straßengeldeinnehmer, am wenigſten das anzudeuten, was er vermuthlich noch lieber war als Zöllner, einen Pfuſcher im geiſtlichen Traugewerbe. Hier alſo athmet das liebende Paar, das ſeinen Bund unter den Schirm einer nationalen Satzung zu ſtellen eilt, zum erſten Male frei auf nach quälender Angſt vor Verfolgung, Einholen und Trennung. Das Land iſt flach, weit zurück kann das Auge die Straße überſchauen. Wirbelt Staub in der Ferne oder donnert Hufſchlag heran — es können die Verfolger ſeyn! — der in der Thür lehnende Mann verſteht den Wink und zieht gelaſſen den Schlagbaum nieder. Aus dem Wagen ſpringt er, hebt, führt, trägt ſie, und in drei Minuten mag der Schlagbaum wieder aufrollen, die Ceremonie iſt beendet, die Verfolger kommen zu ſpät. Wirbelt aber kein Staub in der Ferne, läßt kein Hufſchlag ſich hören, ſo iſt es anſtändiger, in Gretna-Hall ſich trauen zu laſſen; die Entfernung beträgt kaum eine halbe Wegſtunde, und ſelbſt das nach Gretna flüchtende zarte Geſchlecht kennt und achtet die Modifikationen des Anſtandes. Fort raſſelt der Wagen, und ehe die Pulſe Zeit gehabt haben, in raſchern oder langſamern Takt ſich zu finden, iſt Gretna Green erreicht, der grüne Gemeindeplatz, der die Dörfer Graitney und Springfield ſcheidet. Ein breiter, glatter Fahrweg geht zur Rechten nach Graitney oder vielmehr bis vor die Thür von Gretna-Hall ab, wie in dem elenden Dorfe der ſtattliche Gaſthof heißt, deſſen auf ein großes Brett in gewaltigen Buchſtaben geſchriebener Name bei der Wendung des Weges die Eilenden begrüßt, während der ausgeſtreckte Zeigefinger der darunter gemalten Hand ſie der Nähe des Aſyls verſichert. Kaum ſteht der Wagen ſtill, ſo empfängt der Beſitzer des Hauſes die Angekommenen, und da er, gleich dem Zöllner, in ſeiner Perſon zwei Functionen vereinigt, die des Gaſtwirths

* Carliſle iſt auf einer der Hauptſtraßen, welche den Norden Englands mit Schottland verbinden, ungefähr zehn Meilen — engliſche, vier und drei Viertel auf eine deutſche Meile — von der gemeinſamen Grenze, die lezte engliſche Stadt.

und Trauers, ſo pflegt es nicht an ihm zu liegen, wenn die Ceremonie des Ehebündniſſes nicht unverzüglich ihren Anfang nimmt.

Höchſt wahrſcheinlich gibt es in ganz Europa keinen Gemeindeplatz, der einen verbreiteteren Ruf genießt als Gretna Green. Um ſo wunderbarer erſcheinen in den Tagen gediegenen Wiſſens, wie die des neunzehnten Jahrhunderts ſind und ſeyn wollen, die vielfachen Irrthümer, die in Betreff jenes vielbeſprochenen Platzes ſowohl in geſelligen Kreiſen als in gedruckten Schriften die Runde gehen.* Gretna Green gilt ziemlich allgemein für ein ſchottiſches Dorf unweit der engliſchen Grenze, wo ein unſterblicher Grobſchmied wohnt, zu welchem alle engliſchen Liebespaare flüchten, deren Väter oder Mütter, Verwandte oder Vormünder die Einwilligung zum ehelichen Bunde verweigern. Daß er die Macht und bisweilen Veranlaſſung habe, auch Nichtengländern, die nach den Freuden des ehelichen Lebens Sehnſucht tragen, den Weg dahin zu bahnen, erfuhr ganz Europa, als der neapolitaniſche Prinz von Capua und die irländiſche Miß Penelope Smyth der Gewalt des Königs beider Sicilien die Gewalt des ſchottiſchen Grobſchmieds ſiegreich entgegenſtellten, und in Gretna Green, wie öffentliche Blätter berichteten, der Bund geſchloſſen wurde, gegen deſſen kirchliche Vollziehung der König von Neapel beim oberſten geiſtlichen Gerichtshofe Englands Widerſpruch erhoben. Und woher die Macht des Grobſchmieds? mit der Antwort iſt die Phantaſie ſchnell fertig. Es hat ſchottiſche Könige gegeben, die jenſeits und dieſſeits der Grenzen ihres Reichs blutige Schlachten gegen England geſchlagen und, verfolgt von den Siegern, in den Klüften ihrer Heimath und in den Hütten ihrer treuen Schotten Schutz und Obdach gefunden haben. Da iſt denn einer dieſer Könige vom Hufſchmiede in Gretna Green gaſtfrei aufgenommen und mit Gefahr des eigenen Lebens den Feinden entrückt worden. Nach königlicher Sitte war der Gerettete dankbar und verlieh dem edeln Grobſchmiede und allen künftigen Beſitzern ſeiner Hütte das, folglich auf der Schwelle ruhende Privilegium, Trauungsakte ſonder Aufgebot und Licenz zu vollziehen. So erklärt ſich das Geheimniß, und zwar zum Ruhme legitimer Macht: was ein König gab, ſoll kein König nehmen. Und die Erklärung ſchmeichelt den Liebenden das Bedenken weg, daß es heißen werde, ihr Bund ſey von einem Grobſchmiede anſtatt von einem Diener der Kirche geweiht. In eines Königs Vollmacht und mit des Geſetzes Bewilligung handelt der Grobſchmied. Warum er nicht ſeine Hütte zum Pallaſte baut und Ambos und Hammer aus der eingeriſſenen Werkſtatt in ein Adelswappen verſezt? Nur der Hütte, nur dem arbeitenden Grobſchmiede gehört das Privilegium. — Alles das erzählt die Sage, und der Glaube an die Fabel wandert über ganz Europa.

(Die Fortſetzung folgt.)

* Ich meine hier nicht bloß England und das flüchtige Frankreich, ſondern ſelbſt das, Gründlichkeit über Alles ſchätzende Deutſchland. Das Brockhausſche Converſationslexikon läßt Gretna Green unerwähnt; im Kollmannſchen oder Wolffſchen neuen, eleganteſten Converſationslexikon heißt es aber: „Gretnagreen, ein ſchottiſches Dorf an der engliſchen Grenze, mit 1900 Einwohnern, wurde von allen den Engländern beſucht, die in ihrem Lande mit ihren Geliebten nicht ſo leicht verbunden worden wären; hier wurden ſie Eheleute ohne weitere Umſtände, als daß der Friedensrichter ſie fragte: ob ſie noch ledig und nicht zu nahe mit einander verwandt ſeyen? Verbannung ſteht jezt auf ſolchen Heirathen.“ — Was von alle dem zu glauben, möge der Leſer oben aus dem Texte entnehmen.

Rom und Konstantinopel.

(Fortſetzung.)

Setzen wir unſere Wanderung fort durch beide Städte. — In der einen wie in der andern gelangen wir in Gegenden, die ausgeſtorben ſcheinen, wo nicht allzuoft eines Menſchen Fuß die Wege betritt, und Geräuſch eine unbekannte Erſcheinung iſt, während es in andern deſto lebhafter zugeht. Hier wie dort begegnen wir den mit Hieroglyphen bedeckten Denkmalen Egyptens, den Ehrenſäulen, deren Statuen herabgeſchmettert ſind, den Plätzen, deren Form noch jezt an ihre ehemalige Beſtimmung erinnert, wie Hippodron und Stadium oder Circus agonalis, heutiges Tags Atmeidan und Piazza Navona genannt, und beide mit kuppelbedeckten Häuſern des Gebets und Obelisken geſchmückt. Und trägt die Stadt an der Tiber tauſendfältig den Sieg davon durch ihre großartigen Reſte des Alterthums, ſo zeigt auch die am Bosphorus ihre Bauten aus der Kaiſerzeit, ihren konſtantiniſchen Pallaſt und die unterirdiſchen Säulenwälder ihrer Piscinen. Hier wie dort ſtrebt aus den Gärten die ſchlanke Cypreſſe hervor, trauernd neben Trümmern und Denkmalen, ein Relief bietend dem weißen Minaret. Beide bewahren einen Ring von Schutzwehren, der eine tauſendjährige Geſchichte berichtet, und an dem Jahrhundert nach Jahrhundert gebaut, niedergeriſſen, erneuert hat, bis er auf unſere Tage gekommen iſt, die ſich ſehr wenig um ſein Daſeyn zu kümmern ſcheinen. Konſtantinopels Mauerkreis iſt, im Ganzen genommen, mehr der alte als es der römiſche iſt; beiden hat es im Laufe der Zeiten nicht gefehlt an Belagerungen und Stürmen. Beide Städte, von Campagnen umgeben, die gar nicht oder nur ſchlecht bebaut und dünnbevölkert ſind, würden Hungers ſterben, wenn die Provinzen ihnen nicht zu

Hülfe kämen. Umbrien ſendet Rom, die weſtlichen Länderſtriche Konſtantinopel ihre Hauptnahrungsmittel. Weil Getreide und Heerden aus der Ferne kommen müſſen, iſt Alles theuer. Die Gegenſtände des täglichen Bedürfniſſes geben den Maßſtab an. Aus den Ländern des Occidents muß Rom wie Konſtantinopel ſein Wollentuch, ſeine Leinwand und ſo manches andere Induſtrieerzeugniß beziehen.

So iſt es mit Oertlichem beſchaffen. Blicken wir nun auf Verwaltung, auf Volk und Leben. Hier wie dort vereinigt die Regierung die höchſte geiſtliche und weltliche Macht. Wie aber in der chriſtlichen Kirche die mannichfaltigſten Häreſien herrſchen, und der armeniſche Katholikos zu Sis ebenſowenig wie der griechiſche Patriarch zu Konſtantinopel die Oberherrſchaft des römiſchen Biſchofs anerkennt, ſo lehnt ſich der Sultan von Marocco, ein direkter Nachkomme von Fatimah der Perle, gegen die Orthodoxie des Türken auf, und der ſchiitiſche Perſer ſchilt dieſen einen ſunnitiſchen Ketzer. Eintracht herrſcht alſo weder im Morgen- noch Abendland. Pabſt und Sultan ſind von Pallaſtwachen umringt, deren Koſtüm eine Reliquie der tempi passati und im Widerſpruch mit der überall überhand nehmenden hausbackenen Proſa der modernen Männertracht iſt. In Rom und Konſtantinopel denkt man: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verſtand dazu, und dieſem fataliſtiſchen Grundſatz treu zu bleiben, ernennt der Sultan zum Großadmiral einen Mann, deſſen Kunde von Schiff und See ſich auf eine Fahrt im Kaick von der Serailſpitze nach Dolmabagdſche oder den Prinzeninſeln beſchränkt; in Rom macht man zum Kriegsminiſter einen Prälaten, der einen Huſaren für einen Dragoner hält, und zum Finanzminiſter einen, der höchſtens ſubtrahiren kann. Durch beharrlich fortgeſezte Manöver dieſer Art iſt es nun freilich dahin gekommen, daß keiner dieſer Staaten ſo recht auf eigenen Beinen zu ſtehen vermag, und beide in ihren politiſchen Schickſalen in neueſter Zeit große Aehnlichkeit haben, was hier nicht weiter ausgeführt zu werden braucht. Während man aber in Rom ſich nur dadurch zu helfen gewußt hat, daß man eine Anleihe nach der andern macht, hat man in Konſtantinopel Bedenken getragen, ſich in dieſen Schlund zu ſtürzen, obgleich man es dem Divan mehr denn einmal recht nahe gelegt hat. Sollte übrigens die Noth dort einmal ſehr an den Mann gehen, ſo bleibt ja dem Sultan immer noch das lezte Auskunftsmittel übrig, einige ſeiner armeniſchen Torlonias um einen Kopf kürzer machen zu laſſen und ihr Vermögen als das ſeinige zu betrachten, ein Kunſtſtück, welches ſich anderswo ſchwerlich anwenden ließe, ſonſt würde ein gewiſſer ſpaniſcher Finanzminiſter es wahrſcheinlich ſchon verſucht haben. In beiden Staaten iſt das an der Tagesordnung, was in andern meiſt nur Folge einer Revolution zu ſeyn pflegt: Leute aus den unterſten Claſſen können zu den höchſten Würden gelangen. Wie mancher Cardinal iſt Servient in einem Mendicantenkloſter, wie mancher Paſcha Küchenjunge oder Ruderknecht geweſen! In Rom aber verfährt man darin mit einer Conſequenz, von der man in Konſtantinopel nichts weiß, obgleich andernſeits dort eine gewaltige Phalanx von Erbadel beſteht, wovon man hier keine Spur findet. Der arme Mönch kann ſelbſt die Tiara tragen; die Osmanen dagegen halten feſt am göttlichen Recht und am Samen Mahomeds.

Der Römer, Republikaner in der alten Zeit, Republikaner im Mittelalter, was auch die oſtenſible Form der Regierung geweſen ſeyn möge, hat noch immer einen ziemlich independenten Geiſt bewahrt, wenigſtens der Montigianer und Traſteveriner; die Konſtantinopolitaner ſind immer ein Sklavenvolk geweſen. Der willkührlichſten aller Verwaltungen zum Trotz, gibt's aber doch bei den Türken vielleicht mehr perſönliche Freiheit, als in manchem konſtitutionellen Staate. Blicken wir auf die türkiſche Gerichtsverfaſſung und Polizei, ſo würden wir ihr Unrecht thun, wenn wir ſie mit der römiſchen verglichen. Es wird nicht jedes Jahr ein neues Geſetzbuch publizirt, um einige Monate lang unter Richtern und Advokaten heilloſe Confuſion zu veranlaſſen, und dann widerrufen oder bei Seite gelegt zu werden; es werden nicht Jedem fiskaliſche Proceſſe an den Hals gehängt; die Rechtsſtreite werden nicht Vierteljahrhunderte lang durch alle Gerichtshöfe geſchleppt, um dann entſchieden zu werden, wenn die Litiganten beide ruinirt ſind. Ein türkiſcher Kadi iſt eine viel promptere Perſon, und die Polizei erträgt keinen Spaß, wenn auch keine Sbirren überall verkleidet umherlaufen und ſich einſchleichen. Der ſchurkiſche Bäcker wird mit dem Ohre an ſeine Ladenthüre angenagelt; der Dieb iſt bald eingeſteckt, und bekommt zum mindeſten nach kurzem Proceß die Baſtonade. In ruhigen Zeiten kann man in Konſtantinopel zu allen Stunden ungehindert durch Stadt und Gegend wandern, wenn auch die Bewohner Peras ſich Schreckbilder aus Bulgaren und Zigeunern machen, die freilich in Tagen allgemeiner Verwirrung, wie die der Janitſchaarenempörung, oder der griechiſchen Unruhen waren, keine angenehmen Nachbarn ſeyn mögen. In Rom fallen ſelbſt auf dem Corſo Mordthaten und Beraubungen vor. Für Reinlichkeit der Straßen wird hier nicht viel mehr geſorgt, als dort. Man läuft nicht jedesmal zum Immondezzaio, um den Kehricht loszuwerden. Und hinterläßt auch der Römer keine Vermächtniſſe für herrenloſe Hunde, ſo duldet er deren doch auf den Straßen eine Menge, welche Konſtantinopel keine Unehre machen würde.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Marſeille.

(Fortſetzung.)

Briefe eines Soldaten der Fremdenlegion. Aix. Marſeille.

Wir marſchirten jezt durch die Provence. Heiß brannte die Sonne; die magern Mandel- und abgeſtuzten Maulbeerbäume gewährten nur ſpärlichen Schatten. Ein vom Sonnenſtrahl verſengtes, gelb gebranntes Erdreich glühte unter unſern Sohlen. Unſer Durſt war hier größer, Dörfer und Brunnen ſeltener. Der köſtliche Gluthwein, an dem man ſich für ein paar Sous überſatt trinken konnte, vermehrte noch den innern Brand. Die ſchwer und reif von den Weinſtöcken niederhängenden Trauben, die nicht geſchont wurden, gaben nur augenblickliche Labung. Die Quartiere waren ſchlecht; oft nicht einmal Holz genug zur Suppe oder elend Strauchwerk, theures Fleiſch, kein Bett, nur Heu oder Stroh zum Lager; mißtrauiſches, bigottes Volk, das uns mit ſcheelen Augen anſah, und gerne den armen Soldaten um ſeine paar Sous übervortheilt hätte. — Die einzige Stadt von Bedeutung von Avignon bis zum Meere iſt Aix; aber ihre alten Tage des Ruhms ſind längſt dahin, ihr poetiſches Parfüm iſt ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert verduftet. Aix, die Hauptſtadt der Grafen von Provence, iſt der Hauptort einer Unterpräfektur geworden. Die Anmuth des Triolet, die träumeriſche Melancholie des Liebeswettgeſangs der Troubadours haben trockenen politiſchen Diskuſſionen Platz gemacht. Die Kathedrale hat ihre großen Feierlichkeiten, die Straßen haben ihre Proceſſionen, die Ebene hat ihre Turniere verloren; die Stadt hat ſich, wie alle andern, dem einförmigen Niveau der modernen Sitte gefügt. Noch ſind jedoch nicht alle Erinnerungen der Vergangenheit entflohen. Das Volk beſonders, das den Ueberlieferungen ſeiner Väter ſo treue Volk, hat den Namen des Königs René im Andenken behalten. Es ſpricht noch von ihm mit Liebe; Greiſe erinnern ſich noch, jene von ihm angeordneten lachenden, maleriſchen Spiele des Frohnleichnamsfeſtes geſehen zu haben. Die braune, ſchwarzäugige Provençalin ſingt in den ſo klangreichen Worten ihres Dialekts noch jezt die Lieder des Dichterkönigs, der ein Rebhuhn malte, als man kam, ihm den Verluſt einer Schlacht anzukündigen. Noch ſingt der Junge auf der Gaſſe das alte Lied:

Bouen René doon plus haut séjour
Gieto un coou d'auey sur la Provenço,
Regardo en aquesto beou jour,
Nouestreis cooers per tu pleno d'amour.

In der alten Kathedrale, wo der fromme Glaube aus einem der Diana geweihten Altar einen Taufſtein zu machen gewußt hat, zeigt man noch ein großes Gemälde in drei Stücken, das vom König René gemacht ſeyn ſoll. In der Mitte der Stadt hat ihm der franzöſiſche Bildhauer David eine marmorne Bildſäule errichtet, von mehr als gewöhnlicher Größe, der Körper in edler Haltung, in einen langen Mantel gehüllt, die Haare glatt über den Hals hinabrollend, die Hand nachläſſig auf eine Leier fallend, und Bücher zu ſeinen Füßen. Mehr konnte ich von Aix nicht ſehen; die benachbarten warmen Bäder — Aquae Sextiae — das Schlachtfeld, wo Marius die Cimbern ſchlug, und das berühmte Irrenhaus mußte ich unbeſucht laſſen. Wenn ich die große Menge ſchöner weiblicher Figuren mit italieniſcher Geſichtsbildung in der Kühle des Abends vor den Hausthüren ſizen ſah, ſo wunderte ich mich nicht, daß die Minneſänger ihren Hauptſiz in dieſer Stadt aufgeſchlagen.

Von Toulon nach Marſeille kommt man zu Lande durch die Schluchten von Ollioules, zwei parallelen Felsmauern, in deren Mitte die Straße mit vielen Krümmungen hinläuft. Der Anblick dieſes Engpaſſes, welchem man den Namen der Thermopylen der Provence gegeben hat, iſt ernſt und imponirend. — Marſeille zerfällt, wie Lyon, in zwei genau unterſchiedene Theile. In dem einen wohnt jene elende Bevölkerung, der das Glück kein Erbgut, die Erziehung keinen Beruf gegeben hat. Es gibt hier Hunderte von Familien, die ohne gewiſſe Subſiſtenzmittel in den Tag hineinleben, und ſich auf den Zufall und ihre improviſirte Induſtrie verlaſſen. Sie gehorchen nur dem thieriſchen Inſtinkte, der ſie treibt, ihre Kleider und Nahrungsmittel da zu ſuchen, wo ſie ſie finden; die ganze Familie ſtellt einen Bund dar, in dem Jeder die Aufgabe hat, die ſeinen Kräften, ſeinem Alter und Charakter am beſten entſpricht. Die Kinder gehen des Morgens aus und ſtreichen unter dem Vorwande, Holz zuſammenzuleſen, um Zuckerfäſſer und Baumwollenballen her, und nehmen im Vorbeigehen mit, was ſie können. Die Männer richten ihre Blicke ein wenig höher, und die Weiber halten es nicht für nöthig, bei welcher Gelegenheit es auch ſey, viele Scrupel zu zeigen. Man gehe in eines dieſer Quartiere Morgens, wenn der Karren des Straßenwiſchers noch nicht vorbei iſt: die Luft iſt mephitiſch, die Straßen ſind voll Koth, die Hausthüren laſſen, halbgeöffnet, Oerter der ekelhafteſten Unreinlichkeit und des entſezlichſten Elends ſehen, die man gerne wieder verläßt, um die ſauberern Viertel aufzuſuchen.

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 84.

Horn.

Räthſel.

Nox ego ſum facie, ſed non ſum nigra colore,
Inque die media tenebras tamen adfero mecum,
Nec mihi dant ſtellae lucem, nec Cynthia lumen.
Symposion.

Nacht, aber ſchwarz doch nicht
Bin ich von Angeſicht.
Tag iſt kein Hinderniß
Für meine Finſterniß,
Und weder Mond- noch Sternenſchein
Bringt in mein Dunkel Licht hinein.

Die Blindheit bin ich nicht;
Mit hellem Augenlicht
Siehſt du doch nichts als mich.
Eh' ich dem Feinde wich,
Der mich mit Flammen ſchnell verzehrt,
Doch nimmer in Aſche mich verkehrt.

Erſt bin ich garſtig dick,
Doch mein betrübt Geſchick
Zehrt immer mehr mich ab,
Dann ſink' ich wohl in's Grab.
Wenn aber mein der Himmel harrt,
So feyr' ich meine Himmelfahrt.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 91.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 17. April 1837.

— Rom wird dir
Den guten Willen danken, in dem Maß,
Als du es gut gemeint.

Shakeſpeare.
Coriolan.

Rom und Konſtantinopel.

(Beſchluß.)

Es iſt nun endlich Zeit, Charakter und Lebensweiſe der Bewohner etwas näher in's Auge zu faſſen. Der Türke iſt Fataliſt aus Grundſatz, der Römer aus einem gewiſſen Sich-gehen-laſſen, von dem man oft auf den erſten Blick nicht recht weiß, wie man es mit andern Zügen des italieniſchen Volkscharakters in Uebereinſtimmung bringen ſoll. Könnte man dem italieniſchen Volke im Allgemeinen einen ernſtern Rückblick und eine tiefer gehende Betrachtung zutrauen, als man an ihm gewöhnlich bemerkt, ſo möchte man geneigt ſeyn zu glauben, die Schickſale der Nation ſeyen Veranlaſſung zu dieſer Art von Ergebung. — Beide ſind mäßig, beide leben beinahe gleich abgeſchloſſen in ihren Wohnungen; doch iſt ein Unterſchied darin. Beſucht man einen Orientalen, was freilich nicht oft geſchieht, da der Berührungspunkte ſo wenige ſind, ſo bietet er dem Gaſte augenblicklich Kaffee und Pfeife, und verfehlt nicht, ihm ein Löffelchen voll Confitüre in den Mund zu ſtecken. Es gibt dagegen Leute, die lange Jahre in Rom verlebt haben, und ſich nicht erinnern, daß ihnen von einem Eingebornen ein Glas Waſſer gereicht worden iſt. Beide, die Türken freilich erſt ſeit dem Beginn der Morgenröthe der ſogenannten Civiliſation, beehren mit ihrer Gegenwart Soiréen und Diners der Fremden, ohne ſich viel um Reciprozität zu kümmern. Beide beſitzen das natürliche Talent, auch abgeſehen von dem dazu ſich eignenden Nationalkoſtüm, das leider jeden Tag bei den Türken mehr verdorben wird, unbewußt die maleriſchſten Gruppen zu bilden. Beide lieben nicht ſehr, ſich allzuviel Motion zu machen; beide können nicht ohne Kaffeehäuſer exiſtiren, deren es an allen Ecken und Enden gibt, und wo man, je nach der Landesſitte zubereitet, immer guten Kaffee findet. Beide begnügen ſich mit der einzigen ſchlechten Zeitung, die in der Hauptſtadt erſcheint und deren längſte und hervorſtechendſte Artikel aus Berichten über Thun und Laſſen des Herrſchers beſtehen. Beide liefern jetzt die erbärmlichſten Soldaten, die es in Europa gibt, und bedürfen fremder Exerziermeiſter, um die allereinfachſten Anfangsgründe ſtrategiſcher Kunſt zu lernen. Beide haben ihre luſtigen Tage, wobei die Straßen mit Gaffern gefüllt ſind: hier heißen ſie Carneval, dort Ramadan. Beide bedürfen der Juden, die ſie haſſen und verachten, zum Verkehr und weiſen ihnen ein abgeſondertes Quartier an; aber der Türke macht wenigſtens die barbariſche Mode nicht mit, ſie durch Thor und Riegel abzuſperren. In Rom wie in Konſtantinopel bieten die Judenwinkel, welche in letzterer Stadt theils innerhalb der Ringmauer, theils jenſeits des Hafens gelegen ſind, ein Bild des Elends

bar, und wer in der Levante zur Peſtzeit geweſen iſt, wo Jeder ängſtlich darauf bedacht iſt, dem Andern, wenn er ihn etwa nicht genau kennt, aus dem Weg zu gehen, um ſeine Berührung zu vermeiden, möchte ſich beinahe verſucht fühlen, dieſer Sitte treu zu bleiben, wenn er durch die engen, ſtinkenden Gaſſen des römiſchen Ghetto wandert. — Wie es mit den Damen Konſtantinopels ausſieht, die meiſt ſchwarzäugige Schönheiten ſind, gleich den Römerinnen, wiſſen wir nicht, da es nicht üblich iſt, Bekanntſchaft unter ihnen anzuknüpfen, und es für die Armen weder Bälle noch Schauſpiel gibt, wo ſie ſich bewundern laſſen können. Nur das möge hier bemerkt werden, daß ſie den Ruf genieſſen, die Kunſt zu verſtehen, ihre Tagesſtunden eben ſo geſchickt mit Nichtsthun zuzubringen wie die vornehmen Römerinnen, und daß auch ſie ihren Corſo und ihre Villa Borgheſe haben. An Freitagen wenigſtens ſind Kiahat-han und Gök-ſſu, die ſogenannten ſüßen Gewäſſer Europas und Aſiens, von Luſtwandelnden und Fahrenden eben ſo beſucht, wie jene delizie des modernen Roms.

Wir glauben, es iſt genug mit dieſer Zuſammenſtellung. Man wird vielleicht etwas darin vermißt haben, die Bewohner Pera's. Von dieſen privilegirten Perſonen, den gehorſamſten Dienern aller Nationen, den Achſelträgern aller Meinungen, die ſammt und ſonders geborene Diplomaten und Linguiſten ſind, die ſtatt eines Vaterlandes mehrere haben, wenn Zufall oder Fatum es wollen, in deren hölzernen Wohnungen die Langeweile ihr Hauptquartier aufgeſchlagen hat und die Klatſchſucht Hausfreundin geworden iſt — von dieſen perotiſchen Großen, unter denen es allerdings Ausnahmen gibt (wir wünſchen, daß jeder unſerer Bekannten ſich für eine ſolche halten möge), iſt nichts zu ſagen, als daß ihre Sitten und Gebräuche ein confuſes Gemenge von Morgen- und Abendländiſchem ſind, und man nie zu Ende kommen würde, wollte man ſich die undankbare Mühe geben, hervorzuſuchen, was ſie mit Hinz und Kunz gemein oder nicht gemein haben.

Es iſt möglich, daß man uns einwendet, die Uebereinſtimmung ſey denn doch nicht ſo ſtark, die Beweiſe nicht ſo ſchlagend. Wir können nur erwidern, daß es noch Niemanden gelungen iſt, vollkommene Parallelbiographien zu ſchreiben, wenn nicht etwa der künftige Lebensbeſchreiber der ſiameſiſchen Zwillinge dies Kunſtſtück vollbringt. Aber ſelbſt dieſer iſt ſeiner Sache noch nicht ſicher. Man hat bereits geſehen, daß Pipchen und Papchen rechts und links gegangen ſind, obgleich ihre Verſchiedenheit urſprünglich in einer einzigen Letter des Alphabets beſtand, oder daß es den zur Gleichheit Gebornen erging wie dem zuſammengewachſenen Mädchenpaare in einer Novelle des Freiherrn von Gaudy.

Gretna Green.

(Fortſetzung.)

Wiſchen wir die romantiſche Schminke ab und ſehen, wie ſich die Sache in Wahrheit verhält. — Nach einem ehrwürdigen Statut der alten ſchottiſchen Kirche erfordert die Vollziehung einer Trauhandlung weder das Ableſen einer beſtimmten Formel, noch die Function eines ordinirten Geiſtlichen, ſondern durchaus weiter nichts als ein von den zwei betheiligten Perſonen vor einem oder mehreren Zeugen abgelegtes Bekenntniß, daß ſie Mann und Frau ſeyen. Die Giltigkeit dieſes Statuts kam beim oberſten geiſtlichen Gerichtshofe Englands vor einigen Jahren zur Sprache und wurde, trotz der Bemühungen der gewandteſten Sachwalter, eine Ausnahme in einem Fall zu begründen, wo das Bekenntniß der einen Partei im Scherz und ſchlechterdings ohne die Abſicht gegeben worden war, ſich dadurch ehelich zu binden, für unverletzlich und keiner Ausnahme fähig erklärt. Zwei junge Engländer nämlich, von vornehmer Geburt und reichen Einkünften, Beide unvermählt, hatten eine gemeinſchaftliche Reiſe nach Schottland verabredet und dazu die Begleitung zweier Mädchen ohne Ehre ſich erwirkt. Der Zufall, oder was es ſonſt ſeyn mochte, führte die vier Reiſenden in das Haus eines ſchottiſchen Geiſtlichen. Ihm und ſeiner Familie ſtellten die zwei Männer in ihren Begleiterinnen ihre Gattinnen vor, und beide Mädchen gaben nicht bloß dieſelbe Erklärung, ſondern ſpielten auch während des Beſuchs die Rolle der Ehefrauen. Der Scherz war auf Seiten der jungen Männer noch vor der Rückkehr nach London vergeſſen, und ſie wurden daher nicht wenig durch das Anſinnen der Mädchen überraſcht, ſie ihrem Stande und ihren ehelichen Verhältniſſen gemäß in die große Welt einzuführen. Den Einwürfen, daß die Trauung nicht vorgenommen worden, ſetzten die Mädchen das von beiden Männern in Gegenwart des ſchottiſchen Geiſtlichen und ſeiner Familie freiwillig abgelegte, von ihnen nachgeſprochene Bekenntniß entgegen. Jedes Anerbieten gütlicher Abfindung wurde vom Eigennutze der wohlberathenen Mädchen verworfen; die Sache kam zur Entſcheidung des Gerichts, der ſchottiſche Geiſtliche und ſeine Familie bezeugten die Richtigkeit des Vorfalls, und auf den Grund des erwähnten Statuts wurden die Mädchen in allen Rechten geſetzlich getrauter Ehefrauen beſtätigt.

Jene alte kirchliche Satzung alſo, nichts anderes iſt das Privilegium, kraft deſſen der Zöllner an der Sarkbrücke wie der Wirth von Gretna-Hall die Trauhandlungen verrichten, und es erklärt ſich auch hieraus, warum die von ihnen dabei beobachtete Ceremonie ihrem Weſen nach blos in dem fraglichen Bekenntniſſe beſteht. Doch pflegen die Trauer, ſobald Zeit und Umſtände es nur

einigermaßen geſtatten, darauf ſich nicht zu beſchränken. Erfahrung oder eigener Witz hat ſie gelehrt, daß ein gewiſſes Formelweſen die ſchützendſte Hülle mancher Mängel iſt, und daß namentlich das zarte Geſchlecht ſich gern unter dem Schleier äußerer Förmlichkeiten birgt. Deßhalb beobachten ſie, wenn Verhältniſſe nicht zu ängſtlich drängen, den größern Theil des engliſchen Rituals, verleſen die vorgeſchriebenen Paragraphen, ſtellen die üblichen Fragen, ſprechen die verordneten Gebete und erſuchen das knieende Paar, die Hände in einander zu fügen.

Es wäre in der Verfaſſung eines Landes der Gipfel geſetzgebender Unvernunft, wenn das Geſetz beſtrafte, was das Geſetz erlaubt, und an wie vielen und ſchweren Gebrechen auch die engliſche Geſetzgebung krank liege, ſo weit geht der Unſinn nicht. Nirgends gilt heiliger und dem Buchſtaben treuer der von der Vernunft aufgeſtellte Grundſatz, daß in einem, von poſitiven Geſetzen regierten Staate Alles erlaubt ſeyn muß, was nicht durch ausdrückliches Geſetz verboten iſt. Daß nun kein Geſetz die ſchottiſche Traumethode verpönt, kann nicht Convenienz, nicht die Nachſicht einfältiger, ſtrafbarer Gutmüthigkeit, es muß die Folge des Anerkenntniſſes ihrer vollſtändigen Geſetzlichkeit ſeyn. Und daß dem wirklich ſo iſt, ergibt ſich vollkommen nicht nur aus dem erwähnten Spruche des oberſten geiſtlichen Gerichtshofs Englands, ſondern auch aus dem bisweilen eintretenden Umſtande, daß das Zeugniß des ſchottiſchen Trauers als Beleg vollzogener Heirath von den engliſchen Gerichten für entſcheidend geachtet wird. Deßhalb iſt es auch Regel aller derer, die an der ſchottiſchen Grenze das Trauhandwerk treiben, Regiſter gleich den von der engliſchen Kirchenverfaſſung vorgeſchriebenen zu führen, und häufig verſorgen ſich die hier Getrauten ſchon im Voraus für den Fall des Bedarfs mit den betreffenden Certifikaten. Im Irrthum ſind daher diejenigen, die in jener Traumethode eine ungeſetzliche, von den Wirkungen geſetzlichen Ehebundes in Bezug auf Vermögensverhältniſſe und Legitimität der Kinder ententblößte Ceremonie erblicken und ihren Glauben darauf bauen, daß die an der ſchottiſchen Grenze verbundenen engliſchen Paare meiſt ſobald als möglich die Feierlichkeit nach Vorſchrift und Gebrauch der engliſchen Kirche zu erneuern pflegen. Vor dem Geſetze hat dieſe Wiederholung keinen Werth und kann keinen haben, indem ja ſonſt gerade geſchähe, was nicht geſchieht, das Geſetz eine Handlung zugleich erlaubte und beſtrafte. Das Verlangen vieler Ehepaare nach kirchlicher Weiſe beruht bald auf einem ehrenwerthen religiöſen Gefühle, bald auf dem menſchlichen Wunſche, den kleinen Flecken des frühern Bündniſſes zu übertünchen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Plan zu Kapitän d'Urville's neuer Reiſe um die Welt.

Der König der Franzoſen hat vor Kurzem den Entwurf zu einer Entdeckungsreiſe um die Welt, unter dem Kommando Dumont d'Urville's, genehmigt. — Die dazu beſtimmten Fahrzeuge ſind die Kriegskorvetten Aſtrolab und Zelee. Sie laufen im nächſten September von Toulon aus, wenden ſich, nachdem ſie durch die Meerenge von Gibraltar gelaufen, ſüdwärts und gewinnen, nach kurzem Aufenthalt bei den Inſeln des grünen Vorgebirgs, zwiſchen Sandwichsland und Neuſhetland durchlaufend, das ſüdliche Polarmeer und dringen in dieſen Strichen, wo, wie es ſcheint, Weddel am weiteſten, und doch nur bis zum 74ſten Breitegrad hinauf kam, ſo weit vor, als das Eis es erlaubt. — Nach Norden umkehrend, läuft ſofort d'Urville durch Magellans Straße, wo, trotz Kings Leiſtungen, noch viel zu erforſchen iſt. Nachdem man ſodann die in wiſſenſchaftlicher, namentlich hydrographiſcher, und in kommerzieller Rückſicht wichtige Inſel Chiloë beſucht, erholt ſich die Expedition zu Valparaiſo. Man läuft zu Anfang Aprils 1838 wieder aus und verfolgt unter dem 23° ſüdlicher Breite den ganzen Strich der Inſeln Ducie, Pitcairn, Gambier, Rapa, Rouroutout, Mangia, Rarotonga, ſo daß man im Laufe des Mai nach Vavas gelangt, der beſten und für den Wallfiſchfang wichtigſten Station in dieſem Striche Auſtraliens. Hier legen die Fahrzeuge zehn Tage lang an, und d'Urville benutzt dieſe Friſt zu neuen Beobachtungen über die Vitiinſeln, als Vervollſtändigung der im Jahr 1827 von den Offizieren des Aſtrolabs unternommenen. — Man beſucht ſodann im Norden der neuen Hebriden die faſt noch ganz unbekannten Banksinſeln, legt, jedoch ohne Anker zu werfen, vor Vanikoro bei, beſucht das bei der lezten Expedition des Aſtrolabs zu la Perouſe's Andenken errichtete Denkmal und ſucht weitere Erkundigungen von den Eingebornen einzuziehen. Von hier begibt ſich d'Urville über Santa-Cruz und Nitendi zur Gruppe der Salomonsinſeln, wo er wahrſcheinlich in der Mitte Juli's anlangen wird. Dieſer Archipel iſt in wiſſenſchaftlicher Beziehung intereſſant, außerdem iſt hier aber ein beſonderer Punkt in's Auge zu faſſen, nämlich die ſogenannte Bai der Indier; nach mehreren Umſtänden zu ſchließen, haben die dem Schiffbruch vor Vanikoro entkommenen Franzoſen hier ihre Laufbahn beſchloſſen. — Erlaubt es der Zuſtand der Fahrzeuge, ſo läuft man im September durch die Torresſtraße, beſucht die neue holländiſche Kolonie am Dourgafluſſe, die Inſeln Arrou und Key und begibt ſich ſofort nach Amboina. Im gegentheiligen Fall erreicht man leztgenannte Station um das nördliche Neuguinea herum, nachdem man bloß die ſchöne, weite, 1827 vom Aſtrolab entdeckte Humboldtsbai beſucht, wo man damals nicht vor Anker gehen konnte. — In Amboina verweilt man zehn Tage, und von hier wird die Zelee nach Frankreich abgefertigt, wenn anders d'Urville dieſelbe bis dahin bei ſich behalten konnte. Sie kommt ſomit ein Jahr früher zurück als das Aſtrolab, und überbringt die bis dahin gemachten Beobachtungen und Sammlungen. Das Aſtrolab ſegelt allein in den ſtillen Ocean zurück, beſucht im November und December 1838 und im Januar des folgenden Jahrs die neue engliſche Kolonie am Schwanfluß, begibt ſich nach Hobert-Town und ſodann nach Neuſeeland. Die Monate Februar und März 1839 verwendet man zu Beobachtungen in dieſem großen Lande, beſonders aber zur Aufnahme gewiſſer Punkte in Cooks Straße, welche für den Wallfiſchfang von Bedeutung werden können.

Im April werden die Chatamsinſeln beſucht, von denen man ſeit ihrer Entdeckung durch **Brighton** im Jahr 1791 nichts mehr weiß. Nach Norden ſich wendend, beſucht ſofort d'Urville im Mai, Juni und Juli die Inſeln Niouba, Mitchel, Peiſter, St. Auguſtin, Marſhall, und mehrere der neuerlich vom Kapitän **Lütke** beobachteten Carolinen, welche in phyſikaliſcher und ethnographiſcher Beziehung noch gute Ausbeute verſprechen. Im Auguſt geht das Aſtrolab bei Mindanao, wo noch kein franzöſiſches Fahrzeug war, vor Anker, und beſucht von hier mehrere Punkte der Inſel Borneo, wie Balambangan, Pontiana oder Benjar-Maſſin. Im Oktober kann die Korvette nach Batavia gelangen, hält ſich aber nur kurze Zeit auf und zeigt ſich ſodann wenigſtens in Einem Hafen von Sumatra. Sie umſegelt das Cap der guten Hoffnung und kehrt im April oder Mai, nach 51 — 52monatlicher Abweſenheit, nach Frankreich zurück.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Marſeille.

(Beſchluß.)

Briefe eines Soldaten der Fremdenlegion. Marſeille.

Die Cannebière, der Cours, die Alleen, die Straßen von Rom und St. Ferréol bieten in der That einen des Reichthums einer großen Stadt würdigen Anblick dar. Der Handel iſt hier in voller Lebendigkeit; die Börſe wird mitten auf der Straße, auf dem Platz, an der Thüre der Café's gehalten. Die Blumenhändlerinnen haben ſich auf dem Cours eingeniſtet; Abends ſetzen ſie ſich auf einen breiten Tiſch und legen ihre Blumen, ihre Guirlanden, ihre Sträuße von Orangeblüthen aus, und das Licht, das ſie beleuchtet, der breite Schirm, der ihnen als Zelt dient, und weiter oben das Laubwerk der Bäume, das ſich im Schimmer der Laternen verſilbert, dies Alles gibt ein äußerſt frappantes Bild. Die Alleen ſind der gewöhnliche Sammelplatz der großen Welt. Man genießt daſelbſt einer ſehr ſchönen Ausſicht über die Stadt, über die Cannebière, über den Hafen, und die ſeltſame Miſchung der Coſtüme erhöht den Reiz noch um Vieles. Der intereſſanteſte Theil der Stadt jedoch, trotz des unangenehmen Geruchs, der aus dem Hafen, dem Sammelplatz alles Unraths der Stadt, aufſteigt, war mir der Quai oder die Straße, die ſich rings um den Hafen zieht: zur einen Seite die dicht zuſammengepreßte Menge von Schiffen der verſchiedenſten Form und Größe, ihr Kommen und Gehen, die Thätigkeit der Matroſen und ihre Zurufe in zehnerlei Sprachen und Dialekten; auf der andern zahlreiche Magazine, in denen die Produkte China's und der Antillen neben Pariſer Galanterieartikeln und Londoner Modearbeiten in gefälliger Abwechslung ausgelegt ſind; Kaffeehäuſer mit großen Spiegelgläſern, unter deren Baldachins der ſonnverbrannte engliſche Steuermann ſich neben den jungen, zierlichen Wechſelherrn niederſezt; Naturalienkabinette, wo der rothſchwänzige Papagei und der grinſende Affe neben ausgeſtopften Krokodillen und mächtigen Elephantenzähnen Wache halten, Kunſtkabinette, wo die Korallen der Südſee, die vielfarbigen Perlen und Muſcheln des indiſchen Meeres zu mannigfachen, künſtlichen Arbeiten verwendet ſind; mit Einem Worte, ein ſo buntes Allerlei der ſeltenſten und koſtbarſten Gegenſtände, daß das Auge nicht weiß, wo es ſich zuerſt hinwenden ſoll. Wogen von Menſchen, durch Vaterland, Kleidung und Phyſiognomie gleich heterogen, ziehen erſcheinend und verſchwindend durch die Straße; nur mit Mühe vermag der Blick die intereſſanteſten Partien zu fixiren. Langſam und ernſt wandelt ein Türke im grünen Turban und orientaliſchen Coſtüm; ihn rennt ein Mäkler an, der ſchnellfüßig, den geſenkten Kopf voll Zahlen, die Arme umherſchleudernd und nur an Procente denkend, daherläuft, wie ein römiſcher Mauerbrecher, und gibt dafür zwölf franzöſiſche Entſchuldigungen in aller Eile zum Beſten, während der Türke ihm, den er keines Blickes würdigt, eben ſo viele Flüche des Orients, durch die Zähne gemurmelt, nachſchickt. Dort ſchleichen, kaum aufzublicken wagend, ihre blaſſen Geſichter vom großen dreieckigen Hut überſchattet, und in langem, ſchwarzem Gewande zwei Prieſter um die Ecke; hier hüpfen friſche, junge Seekadetten im knappen Kleide und polirtem, goldbordirtem Cabanet mitten durch die Straße; ſchäkernde Brünetten, abgelebte Duennen, lorgnettirende Handlungsdiener, Lehrlinge mit Geldſäcken, Linienſoldaten mit Kommisbrod — Alles dies erſcheint und verſchwindet im lärmenden Gedränge ſchnell wie in einer Zauberlaterne. Ein Lärm zieht ſich durch die Straße herauf; ein Haufe Matroſen kommt ſo eben aus Martinique nach langer Fahrt an's Land. Schon von Weitem erkennt man ihre gebräunten Geſichter, ihre breitrandigen, ſchwarz lackirten Hüte, die ſaubern weißen Hemden und Beinkleider; ſie durchziehen unter Vortritt des Pfeifers die Gaſſen, um nachher in irgend einer verdächtigen Kneipe den ſchwerverdienten Lohn eines Jahrs zu verſchwelgen. Am einen Ende des Quai iſt der Schiffsbauplatz; ein paar enge Gäßchen führen vom Quai auf den Fiſchmarkt, wo Meerfrüchte aller Art, Auſtern, buntfarbige Muſcheln und Fiſche, in Körbchen zierlich ſortirt, aufgehäuft ſind. Ein eigenthümlicher Fiſchgeruch vermiſcht ſich hier mit den Pechdämpfen, die aus den kalfaterten Schiffen, und den Ausdünſtungen, die aus dem Hafen aufſteigen. Ich war am Fiſchmarkt vorbei, wo ich mich an Auſtern, deren ich für zwei Sous meine ganze Mütze voll bekam, erquickt hatte. Ich fühlte Durſt, und da ich zugleich eine Matroſentaverne ſehen wollte, ſo folgte ich dem erſten beſten, den ich durch ein Kellerloch hineingehen ſah. Ich befand mich mit einem Schritte in einem halb unterirdiſchen Gewölbe, wo mitten am Tage Lichter brannten, und wo ich in einem dichten Qualme von Tabakrauch an den beiden Wänden und im Hintergrunde aufgeſchichtete Wein- und Branntweinfäſſer, im Vordergrunde Hände mit emporgehobenen Punſch- und Branntweingläſern, rothe Köpfe und blaue Naſen, geſchwungene Hüte und geballte Fäuſte ſah, auch jubelnde Stimmen vernahm, die ihre in den abwechſelndſten Diſſonanzen gewirbelten Lieder von den Irokeſen oder Hottentotten gelernt zu haben ſchienen, und Flüche bei allen Heiligen des Kalenders ausſtießen. Auf einem langen, mit Gläſern bedeckten Tiſch ſtanden zu beiden Seiten zwei koloſſale kupferne Kannen, unter denen Spiritusfeuer flackerten. An ihm ſaß die Truppe, die ich vom Hafen hatte heraufziehen ſehen. Alle andern Tiſche waren mit Wein und Branntwein ſchon überſchwemmt und von Matroſen aller Nationen belagert, die neidiſche Blicke auf die noch wohlbeſtellten Börſen der jüngſt Gelandeten warfen. Ich forderte in dem Gewühl umſonſt etwas zu trinken, und zog mich gerne auf die Straße zurück, wo ich in einem ein paar Schritte entfernten Café meinen Durſt mit Muße ſtillen konnte.

Beilage: Literaturblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 92.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 18. April 1837.

Ich ſenke mich hinein zum Meeresgrund,
Und habe meine Liebſte im Arm.

Mohnike.
Altſchwediſche Balladen.

Die Rheinfahrt.

Auf dem ſonnbeſtrahlten Rheine
Schwimmt die Barke leicht dahin;
Bunt in traulichem Vereine
Sitzen Frau'n und Männer drin.
Ihre Wein- und Liebeslieder
Ziehen hell den Strom entlang,
Leiſe tönt das Ufer wieder
Von gefüllter Gläſer Klang.

Einer nur iſt anzuſehen
Trüben Auges, ſtumm, zerſtreut,
Gleich als könnt' er nicht verſtehen,
Was die Andern ſo erfreut.
Und die Schönſte von den Frauen
Schreitet zu des Schiffes Rand,
In die klare Fluth zu ſchauen
Und in's frohbelebte Land.

Jener, der ſo traurig blicket,
Nahet ſchüchtern. „Seht, o ſeht,“
Ruft ſie, „wie ſich Alles ſchmücket,
Wo der Hauch der Freude weht!
Aber Ihr ſeyd ſtets verdroſſen,
Euer Aug' iſt immer hohl:
Kommt und ſingt mit den Genoſſen,
Trinkt auf aller Mädchen Wohl!“

Drauf erwidert er beſcheiden:
„Nicht verdroſſen bin ich, nein;
Doch ihr kennet nicht mein Leiden,
Würdet ſonſt gerechter ſeyn.
Stimmt nicht traurig oft den Einen,
Was den Andern hoch erfreut?
Heiter will ich künftig ſcheinen,
Wenn es Euer Mund gebeut.“

Und ſie dreht ſich lachend, gleitet,
Taumelt rücklings in den Fluß,
Der die Waſſer willig ſcheidet,
Daß ſie ſchnell verſinken muß.
Doch der Jüngling, ſchreckergriffen,
Springt ihr nach in's Wellengrab;
Und die muntern Freunde ſchiffen
Weiter auf dem Strom hinab.

Endlich ſeh'n ſie um ſich, fragen
Und verſtummen, ſchau'n ſich an.
Keiner wagt herauszuſagen,
Was er ſchrecklich ahnen kann.

Lautlos wird das Schiff gewendet,
Alle ſpähen in die Fluth,
Die auch bald die Beiden ſendet —
Opfer ihrer ſtillen Wuth.

Sieh', er hat ſie feſt umſchlungen,
Arm in Arm und Bruſt an Bruſt,
Hat dem Schickſal abgerungen
Dieſe, ach! die lezte Luſt.
Minder grauſam als das Leben
Hat der Tod ihm Das gewährt,
Was er, ein allmächtig Streben,
Tief im Innerſten genährt.

Und die Freunde ſonder Weilen
Bringen ſie zum Uferſtrand,
Wo ſie zu verſuchen eilen,
Was nur Noth und Kunſt erfand.
Nach der leiſen Spur des Lebens
Forſcht begierig Hand und Blick;
Aber Alles iſt vergebens,
Und der Tod gibt Nichts zurück.

Endlich läßt der Krampf die Glieder,
Und des Jünglings Arm erſchlafft.
Hoffnungslos legt man ſie nieder,
Weh, zu früh hinweggerafft!
Männer, ſich bezwingend, ſtarren
Düſter auf das bleiche Paar;
Aber laut nach bangem Harren
Wehklagt der Geſpielen Schaar.

Sieh, ein leiſes Zucken ſchwebet
Um der Jungfrau blaſſen Mund,
Und der ganze Leib erbebet,
Neues Leben thut ſich kund.
Langſam und mit mattem Glanze
Kehrt zurück der Augen Licht,
Irrt umher im Freundeskranze,
Sieht ſie All' und ſieht ſie nicht.

Aber auf dem Jüngling neben
Ruht ihr Auge lang und tief,
Der, für ſie dahingegeben,
Nun den lezten Schlummer ſchlief.
Und ſie ſenkt die Augenlieder,
Kraftlos fällt das Haupt zurück,
Und ſie hebt es nimmer wieder,
Nimmer wieder ſtrahlt ihr Blick.

Hermann Schmidlin.

Gretna Green.

(Fortſetzung.)

Die Induſtrie der Schotten müßte eben ſo träge ſeyn, als ſie rüſtig iſt, wenn der Zolleinnehmer an der Sarkbrücke und der Wirth von Gretna-Hall im ausſchließenden Beſitze ihres einträglichen Handelszweigs geblieben wären. Dies ſind ſie nicht: nicht nur wird in zwei andern namhaften Grenzſtädten, in dem unweit von Graitney gelegenen Annan und in dem ebenfalls von einer lebhaften Heerſtraße berührten Coldſtream, das Trauhandwerk fleißig getrieben — als Lord Brougham noch Herr Heinrich Brougham war, eilte er mit der Geliebten ſeines Herzens nach Coldſtream, ſich dort von einem Gaſtwirthe copuliren zu laſſen — auch in dem ſchon genannten, kaum eine halbe Wegſtunde von Graitney entfernten Dorfe Springfield befinden ſich zwei thätige Concurrenten. Beide ſind zwar, was unentbehrliches Bedürfniß bei der Profeſſion ſcheint, nebenbei zugleich Beſitzer von Wirthshäuſern, ihre Häuſer ſtehen aber dem Gaſthof in Gretna-Hall an äußerer Eleganz und Reſpektabilität um ein Bedeutendes nach. Gleichwohl ſind die beiden Springfielder Etabliſſements die älteren: ja eines derſelben iſt das urſprüngliche Trauhaus, und das andere war einſt im Beſitze des hochberühmten oder berüchtigten Hufſchmieds David oder Daniel Laing.

Dem urſprünglichen Trauhauſe dankt Gretna Green, der grüne Gemeindeplatz, ſeinen europäiſchen Ruf. Ungefähr um das Jahr 1760 baute ſich ein Mann, Namens Joſeph Paisley, ein beſcheidenes Haus auf einem in der Mitte des Gemeindeplatzes befindlichen Hügel, der, weil einſt eine Zigeunerin oder Zauberin Unfug hier getrieben, nach ihr bis auf den heutigen Tag Megg's Hill heißt. Die Idee des Erbauers war, ſich und ſeine Familie vom Ertrage eines Tabaks- und Branntweinladens zu nähren; doch ohne ſeine Schuld blieb die ſchöne Idee unbelohnt, der Erfolg hinter der Erwartung zurück; denn das war nicht ſeine Schuld, daß eine unbezähmbare Vorliebe für Tabak und Branntwein, die Mutter ſeines Entſchluſſes, ihn zwang, von beiden Artikeln das Meiſte ſelbſt zu verzehren. Noth macht erfinderiſch, und ſo faßte er in einer guten Stunde den großen Gedanken, mit ſeinem Tabaks- und Branntweingeſchäft ein Traugeſchäft zu verbinden. Der Gedanke war neu, denn Paisley war der Erſte, der ihn in Ausführung brachte, und er war geſetzlich, denn er fußte auf der alten, jedem Schotten bekannten Satzung. Anfangs lockte Paisley die Bewohner der Umgegend dadurch an, daß er entweder dem Abnehmer einer beſtimmten Quantität ſeiner Waare die Trauung darein gab, oder daß er jedenfalls um vieles billiger traute als die benachbarte Geiſtlichkeit. Indeſſen würde wohl Paisley durch ſeine Spekulation wenig gewonnen

und ſein Wirkungskreis ſich nur auf ſeine nächſte Umgebung beſchränkt haben, wenn nicht die Geiſtlichkeit, in Würde und Einkommen ſich beeinträchtigt fühlend, ſich mit Ingrimm gegen ihn erhoben und die ſtrafende Gerechtigkeit wider ihn aufgerufen hätte. Sie leugnete nicht das Beſtehen des kirchlichen Statuts, Kraft deſſen ein von zwei erwachſenen Perſonen beiderlei Geſchlechts vor Zeugen abgelegtes Bekenntniß, Mann und Frau zu ſeyn, den beabſichtigten Ehebund giltig ſchließt; allein das behaupteten die geiſtlichen Herren, daß einer aus ihrer Mitte unter den Zeugen oder alleiniger Zeuge ſeyn und dieſem die übliche Traugebühr bezahlt werden müſſe. Der Streit erregte Aufſehen, die für Paisley ausgefallene Entſcheidung ging von Mund zu Mund, ſeine ſchottiſche Kundſchaft wuchs, und jedes engliſche Liebespaar, dem die heimiſche Kirche den Segensſpruch verweigerte, brauchte jetzt nur zu Paisley zu flüchten, um auf geſetzlich erlaubtem Wege das Ziel ſeiner Wünſche zu erreichen.

Von jener Zeit datirt ſich Europas Bekanntſchaft mit dem Namen des grünen Gemeindeplatzes an der ſchottiſch-engliſchen Grenze. Es iſt in der That überraſchend, daß, während ſo manche bei Weitem weniger verbreitete und um Vieles unintereſſantere Namen ihre Biographen und Monographen gefunden haben, Gretna Green bis jetzt keinen Geſchichtſchreiber hat. In Graitney und Springfield fragte ich vergebens nach einem gedruckten Führer, nach einer Lokalgeſchichte, nach einer Ortsbeſchreibung. Ehe ich die Reiſe nach Schottland antrat, hatte ich meinem Bücherlieferanten in London den Auftrag ertheilt, mir Alles zu verſchaffen, was über Gretna Green gedruckt worden ſey. Er legte mir einen Montblanc von Büchern vor. Und das Alles über Gretna Green? fragte ich erſtaunt. — In alle dem etwas von Gretna Green, antwortete er, und in weniger als zwanzig Minuten hatte ich die angezeichneten Stellen durchleſen. — Es kam mir ganz unglaublich vor, daß es gar nichts Eigenthümliches, Ausführliches über Gretna Green geben ſolle; ich ſprach daher in einer dreiſtündigen Runde bei fünfzig bis ſechzig, hier second-hand-booksellers, in Deutſchland Antiquare heißenden Bücherhändlern vor, und fand nichts. Wiewohl daher das Meiſte und Wichtigſte von dem, was ich über Gretna Green bereits geſagt und noch zu ſagen habe, das Ergebniß meiner, am Orte ſelbſt angeſtellten Nachforſchungen iſt, blieb ich doch in Betreff eines recht weſentlichen Hauptpunktes ſchlechterdings ohne Auskunft, und vermag deßhalb einen anſcheinend räthſelhaften Umſtand nur mittelſt Conjectur aufzuhellen.

Woher kommt es wohl, daß Niemand vom Zöllner an der Sarkbrücke, Niemand von Graitney, Niemand von Springfield, die ganze Welt von Gretna Green ſpricht? Iſt Gretna Green mit jenen Orten gleichbedeutend? Wie könnte das ſeyn, da Graitney und Springfield bewohnte Dörfer ſind, Gretna Green dagegen nichts als eine beweidete Gemeindetrift? Gibt es irgendwo ähnliche Namenverwirrung? Iſt das Marsfeld gleichbedeutend mit Paris, der Prater mit Wien, der Thiergarten mit Berlin, oder in Schottland ſelbſt, damit nicht etwa ein ſchottiſcher Gebrauch vermuthet werde, die nördliche und ſüdliche Inſel mit Perth, der grüne Plan mit Glasgow? Alle jene Plätze ſind weit und breit bekannte Wahrzeichen der Städte, denen ſie angehören. Während gleichwohl Jeder ſich lächerlich machen würde, der vom grünen Plane ſpräche, wenn er von Glasgow ſprechen wollte, würden Viele von Vielen gar nicht verſtanden werden, wenn ſie von einer Flucht nach Springfield anſtatt nach Gretna Green redeten. Woher kommt das?

Ich habe oben geſagt, Joſeph Paisley habe auf einem Hügel in der Mitte des Gemeindeplatzes ſich ein Haus gebaut. Der Hügel hieß und heißt Megg's Hill. Doch war er zu unbedeutend, um über die nächſte Umgegend hinaus gekannt zu ſeyn. Gretna Green hingegen durchſchnitt eine lebhafte Heerſtraße; auch jenſeits der Grenze war Gretna Green gekannt. Joſeph Paisley wußte das, und wußte eben ſo gut, wie ſehr es in ſeinem Vortheil liege, daß jeder Frager nach ſeiner Wohnung flugs Auskunft erhalte. So oft er daher Veranlaſſung hatte, ſchriftlich oder mündlich ſeinen Aufenthaltsort zu nennen, nannte er ihn Gretna Green. Wie er, nannte ihn bald die Nachbarſchaft, und erkundigt man ſich noch heute in Graitney oder Springfield, wo Joſeph Paisleys Haus geſtanden, ſo heißt es, in Gretna Green. Rechtfertigt dies nicht die Vermuthung, daß der bis auf die neueſte Zeit fortgeerbte Sprachgebrauch ſammt allen Irrthümern, die er erzeugt, den Tabak- und Branntweinhändler Joſeph Paisley zum Vater habe, ſo daß, obſchon von ſeinem Hauſe kaum eine Spur übrig iſt, bis zur Stunde Gretna Green mit jenem Trauhandwerke in einen und denſelben Begriff zuſammenfällt?

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Weltliche und geiſtliche Muſik. Oſterpredigten. De Pradt.

Der März war ſo voll von kleinen oder größern Tagesbegebenheiten, daß es ſchon ſchwer hält, ſie alle aufzuzählen. Eine der merkwürdigſten war die erſte Aufführung der großen Oper „Stradella," Muſik von Niedermayer, einem Tonkünſtler aus der franzöſiſchen Schweiz, der ſich bisher in der dramatiſchen Tonkunſt noch keinen Ruf erworben hatte. Ich glaube zwar, er hat ſchon eine Oper am Théâtre italien aufführen laſſen; dieſe muß aber wohl wenig Aufſehen erregt haben, denn die Pariſer erinnern ſich derſelben nicht mehr. Ich hörte neulich von dieſem Tonkünſtler in einer Geſellſchaft eine Lamartine'ſche Elegie, die er in Muſik geſetzt

hatte. Muſikaliſche Elegien haben in Paris faſt niemals groſſen Beifall gefunden, und die Niedermayerſchen ſcheinen auch nicht dazu geeignet, die Abneigung der Pariſer gegen dieſelben zu überwinden. Wie er dazu gekommen iſt, eine groſſe Oper in fünf Aufzügen darſtellen zu laſſen, mit einem ſo bedeutenden Koſtenaufwande von Seiten der Direktion, weiß ich nicht; wahrſcheinlich iſt er von einflußreichen Leuten begünſtigt worden. Die franzöſiſchen Tonkünſtler klagen bitter, daß ſie nicht zu der Ehre gelangen können, ihre Werke auf der groſſen Opernbühne aufgeführt zu ſehen, weil man die ausländiſchen Tonſetzer vorzugsweiſe begünſtige. Indeſſen hat die Oper doch neulich durch die Aufführung von Dlle. Bertins „Esmeralda“ bewieſen, daß ſie die franzöſiſchen Tonkünſtler nicht ausſchließt; auch ſoll ein bedeutendes Stück eines andern franzöſiſchen Tonkünſtlers, Berlioz, bald einſtudirt werden. Aber Berlioz hat ſich auch nicht ohne groſſe Schwierigkeiten zur Opernbühne durchgeſchlagen, und mit der excentriſchen Muſik dieſes Tonkünſtlers läuft die Direktion vielleicht mehr Gefahr, durchzufallen, als bei irgend einem andern. Niedermayers „Stradella“ hat nun zwar keinen rauſchenden Beifall erhalten, und wird daher wohl nicht lange auf der Bühne bleiben; indeſſen macht ſeine Compoſition doch Vergnügen; ſpäter wird er ſie wohl in drei Aufzüge zuſammenziehen müſſen. Hat doch ſelbſt Roſſini ſich ſolches gefallen laſſen müſſen. Nur Meyerbeer iſt es geglückt, den Pariſern hundertmal nacheinander eine fünfaktige Oper vorführen zu können. — Den ganzen März hindurch waren die Sonntagsconcerte des Muſikconſervatoriums außerordentlich beſucht. Beethovenſche Symphonien werden nur hier aufgeführt, und dieſer Meiſter findet jezt bei den echten Kennern eine Anerkennung, eine Schäzung, welche zeigt, daß der muſikaliſche Geſchmack groſſe Fortſchritte hier gemacht hat. Auch Kirchenmuſik wurde in der ſtillen und Oſterwoche mit vieler Feierlichkeit in den Kirchen aufgeführt, wiewohl der grämliche Erzbiſchof aller Harmonie in der Kirche zuwider zu ſeyn ſcheint, und glauben mag, der Gottesdienſt ſey deſto erbaulicher, je ſtrenger man ſich an den rauhen, halb barbariſchen Geſang der Vorzeit halte. Glücklicherweiſe gibt es einige Pfarrer in Paris, welche in dieſer Hinſicht anders denken, als ihr Oberhaupt, und den Kirchengeſang immer mehr zu vervollkommnen ſuchen. Um dieſelbe Zeit war auch viel von Predigten die Rede, und in der That waren manche Kirchen ganz voll, wenn ein berühmter Prediger auftrat. Zu den Faſten und zur ſtillen Woche werden immer die beſten Prediger, welche zu bekommen ſind, aufgeſucht und von den Pfarrern gleichſam beſtellt. Die geiſtliche Beredſamkeit hebt ſich wieder zuſehends; jedoch beſtanden die meiſten Predigten in Schilderung des Weltgerichts, des Todes eines Ungläubigen und in andern Gemälden, wodurch die Zuhörer erſchüttert werden ſollten. In der Kathedralkirche erſezte ein Abbé Ravignan den nach Rom gewanderten Lacordaire. In einer ſeiner ſtark beſuchten Vorträge oder ſogenannten Conferenzen zog er ſtark auf Luther los, den er den Beförderer des Ehebruchs nannte. Ein anderer Prediger klagte über die zu weltliche Ausſchmückung der neuen Kirchen, die man, wie er ſagte, zu Boudoirs umſchaffe; eine Anſpielung auf die ſo bunt und heiter bemalte und vergoldete Lorettokirche, deren Verzierung in der That beſſer zu einem Boudoir gepaßt hätte. Das Schlimmſte iſt, daß dieſe Pracht noch nicht ganz bezahlt iſt; die Stadt und das Miniſterium des Innern haben wohl auf Staatskoſten die Gemälde verfertigen laſſen; aber die vergoldeten Beichtſtühle und vieles Andere hat man der Kirche ſelbſt zur Laſt gelegt, weßhalb auch der Pfarrer neulich auf der Kanzel ankündigte, es ſeyen noch über 100,000 Fr. zu zahlen, und er rechne deßhalb auf die milde Beiſteuer der Gläubigen, beſonders der Bewohner der Chauſſée d'Antin, die, wie er ſagte, ſo glänzende Bälle und andere Feſtlichkeiten gäben. Aber auf dieſe Weltkinder wird der Herr Pfarrer wohl thun, nicht allzuſehr zu rechnen; eben weil ſie Bälle und feſtliche Soirées geben, ſind ſie nicht ſehr geneigt, zu dem überflüſſigen Zierrath einer Kirche beizuſteuern. Aber freilich wohnen in jener Gegend die reichſten Banquiers, und es wäre ihnen eine Kleinigkeit, die Schulden der neuen Kirche zu zahlen. Auf jeden Fall wird der Pfarrer nicht zu fürchten haben, daß er bankerott werde, wie es beinahe dem armen Abbé Chatel, ſogenannten Primaten und Chef de l'église française, ergangen iſt; denn dieſen haben mehrere Lieferanten wegen ihrer Geldforderungen an ihn und ſeine Kirche bereits vor Gericht gezogen. Was hilft es ihm, ſich ſelbſt zum Primaten aufgeworfen zu haben, wenn er nicht einmal die Miethe ſeines Betſaals erlegen kann? Der aus ſeiner Kirche hervorgegangene Abbé Auzou ſcheint etwas gewandter zu ſeyn, als ſein Herr Primat; denn er hat ſich von einigen reichen Gläubigen ein Kirchlein bauen laſſen, und braucht wenigſtens nicht zu fürchten, daß ihm der Hausherr die Miethe aufkündige. Abbé Chatel hat es mit der öffentlichen Meinung durch die Annahme prunkender und anmaßender Titel verdorben; denn es ſtellte ſich heraus, daß der Mann, anſtatt von Religionseifer getrieben zu werden, nur die Eitelkeit beſaß, auch etwas in der Welt ſeyn zu wollen. Schwerlich wird der neue Gottesdienſt noch lange fortgeſezt werden; denn es fehlt ihm an Anklang, an Unterſtüzung von Seiten des Volks. — Die katholiſche Kirche hat bekanntlich im lezten Monat einen ihrer, zwar nicht erbaulichſten, aber ſicher geiſtreichſten Prälaten verloren, den bekannten de Pradt, Erzbiſchof von Mecheln, wenigſtens dem Titel nach. Die glänzendſte Epoche im Leben dieſes Mannes war nicht die ſeines groſſen Anſehens am Napoleonſchen Hofe, ſeiner Geſandtſchaften nach Bayonne, nach Warſchau, und ſeines reichlich beſoldeten Almoſenieramtes in den Tuilerien; denn damals verſchloß er ſich ganz in ſeine Würden, zeigte ſich gar nicht in ſeinem Sprengel zu Mecheln, und kam mit dem Publikum in keine Berührung. Damals, als er ſchwieg, konnte man glauben, er ſey nur einer der klugen Prälaten, welche ſich an den Napoleonſchen Thron anklammerten, um deſto ſchneller und glänzender emporzukommen. Erſt während der Reſtauration, als die Redſeligkeit des geiſtreichen Mannes in Brochüren und dicken Werken ausbrach, lernte man ihn von einer Seite kennen, woran man nicht gedacht hatte. Er ſchenkte Frankreich eine bedeutende Maſſe intereſſanter, zuweilen ſogar beluſtigender politiſcher Flugſchriften, und nie war es Jemand gelungen, die Politik in einem ſo witzig heitern Gewande darzuſtellen. Man erſtaunte über den Scharfſinn und die von allem Einfluſſe unabhängige Denkungsart, und was er Sonderbares und Unhaltbares ſagte, ging bei der muntern Sprache mit dem Geiſtreichen durch. Mehrere Jahre lang war er einer der berühmteſten Schriftſteller Frankreichs, und die leidenſchaftlichen Erwiderungen, die oft von oben kamen, bewieſen, daß man die Wirkung ſolcher Flugſchriften auf die öffentliche Meinung außerordentlich fürchtete. Uebrigens konnte keine Partei ihn zu den Ihrigen zählen, denn wenn er auch im Allgemeinen liberale Geſinnungen zu Grunde legte, ſo äußerte er doch wieder Manches, was die liberale Partei nicht in ihr Glaubensbekenntniß aufgenommen haben würde; auch trat zuweilen der Geiſtliche unter der politiſchen Hülle hervor.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 93.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 19. April 1837.

Anaxagoras. Plutoniſch grimmig Feuer,
Aeoliſcher Dünſte Knallkraft, ungeheuer,
Durchbrach des flachen Bodens alte Kruſte,
Daß neu ein Berg ſogleich entſtehen mußte.
Thales. Was wird dadurch nun weiter fortgeſezt?

Goethe.

Ueber die Bildung der Gebirge.

Von Profeſſor J. Fiſcher.

Die Leſer des Morgenblatts ſind ſchon hin und wieder mit der Urgeſchichte unſeres Erdballs vor der jetzigen Schöpfungsperiode unterhalten worden, und es muß auch wohl die in den Gebirgen verſteinerte Geſchichte einer Zeit, wo noch kein Zeuge lebte, jeden Denkenden höchlich intereſſiren. Sie haben ſchon von der Entſtehung der Urgebirge durch Kryſtalliſation aus feurigflüſſigem Zuſtande gehört; es iſt die Rede geweſen von dem Niederſchlag der Flözgebirge aus wäſſerigter Auflöſung; es ſind die verſchiedenen, in den Flözgebirgen begrabenen Schöpfungen mit ihren wunderlichen, grotesken Formen beſchrieben worden. Dieſe Vorſtudien vorausgeſezt, machen wir unſere Leſer auf die verſchiedenen Phyſionomien der Gebirge aufmerkſam: wie ſie zu Berg und Thal ſich heben und ſenken, wie ſie zu Gebirgshöhen und Wänden anſtehen und abfallen, wie ſie ihre Rieſenglieder dehnen und ſtrecken, bald mit langen, breiten Rücken ſich erheben, bald wogenförmig ſich hintereinander aufthürmen, bald aderförmig auslaufen und ſich in einander verzweigen und verſchlingen, bald kuppenförmig aufſtoßen; hier breite, lange Thäler in ihrem Schoße tragen, dort nur engen, vielgewundenen und verſchlungenen Schluchten Raum laſſen, dort endlich bloß in ſenkrechte, ſchroffe Spalten zerſpringen. Die Phyſionomie eines Gebirges ſteht in innerem Zuſammenhang mit der Gebirgsart, woraus daſſelbe beſteht, ſo daß ein geübtes Auge auf Stunden weit aus der bloßen Form der Berge ihren Inhalt, aus ihrer Geſtalt die Gebirgsarten, woraus ſie beſtehen, angeben kann. Indeſſen, ſo verſchieden auch die Formen und Phyſionomien der verſchiedenen Gebirgsarten ſeyn mögen, ſo deuten ſie dennoch alle auf eine und dieſelbe Kataſtrophe, wodurch Berg und Thal entſtanden, indem dieſe Kataſtrophe nur die verſchiedenen Gebirgsarten auf verſchiedene Weiſe betroffen, und ſo jede wieder in andern Formen und Geſtalten zu Bergen aufgethürmt und zu Thälern eingeſenkt hat.

Der Begriff dieſer Kataſtrophe wird gewaltig und kühn gefaßt werden müſſen: denn man begreift wohl, daß wir mit einem gewöhnlichen, beſcheidenen Mittel nicht im Stande wären, himmelhohe Gebirge, hunderte von Meilen weit, emporzurichten, die koloſſalen Gebirgswände gleich erſtarrten Wogen aufzuthürmen und gleich Wellen an Wellen hintereinander zu wälzen, von dem Hauptzuge des Gebirges aus Zweige und Adern, Meilen weit, in den verſchiedenſten Richtungen zu treiben und ſich in einander ſchieben und verzweigen zu laſſen. Wir bedürfen einer ganz ungeheuern Gewalt, um die urſprünglich regelmäßige und horizontale Schichtung der Erdrinde, wovon noch ſo

manche ſchöne Ueberreſte zurückgeblieben ſind, zu durchbrechen und in Schluchten und Thäler zu zerſprengen, die Bruchſtücke hier himmelhoch aufzurichten, dort unter Tag zu verſenken, thurmhohe Schichtenlagen in ſchiefen Ebenen zu legen oder auch wohl geradezu auf den Kopf zu ſtellen, ganze Gebirge endlich zu zermalmen und in Schutt zu zerſplittern, dieſen abzurollen und wieder zu verkitten, mit dieſem Schutte ganze Thäler und Ebenen auszufüllen oder ihn auch wieder zu Hügeln, ja zu hohen Gebirgen aufzuwerfen. Auf der Erde — das ahnen kühnere Leſer vielleicht ſchon ſelbſt — werden wir wohl kaum den außerordentlichen, zu dieſer Kataſtrophe nöthigen Hebel finden, und unſere Hypotheſe wird ſich demnach über die Grenzen des irdiſchen Erfahrungskreiſes verſteigen müſſen. Leicht möchte ſie dadurch dem bedenklichen Geologen vom Fach zu kühn ausfallen; — daher bietet ſie der Verfaſſer zunächſt dem Laien, mehr zu ſpielender und unterhaltender Deutung der wunderlichen, ſchweigſamen Geſichter der Gebirge, mit denen der Freund der Natur ſo gerne ſich unterhält.

Der erſte gründlichere Blick, welchen die Naturwiſſenſchaft durch Werner in die Struktur der Flötzgebirge that, zeigte, daß ſie ſich aus einer waſſerflüſſigen Auflöſung in einer Reihe horizontal über einander gethürmter Schichten niedergeſchlagen haben mußten. Für den Urſprung aus wäſſerigter Auflöſung ſprachen unverkennbar die verſteinten Ueberreſte einer ungemein zahlreichen Schöpfung von Seethieren. Schon dieſer Urſprung brachte es mit ſich, daß die Flötzgebirge, wo es immer durch die Beſchaffenheit der Unterlage möglich war, ſich in horizontalen Schichten gebildet; was ſich denn auch durch den Anblick beſtätigte, indem dieſe Gebirge, wenigſtens einem großen Theile nach, langhinziehende Mauern regelmäßig übereinander gelagerter, ziemlich genau horizontaler Schichten bilden, oder, wo ſie auch von der horizontalen Lage abweichen, großentheils wenigſtens regelmäßig geſchichtet ſind. Ein zweiter Blick in die Struktur dieſer Gebirge zeigt indeß eben ſo unwiderſprechlich, daß ſie ſich nicht mehr an dem Orte ihrer urſprünglichen regelmäßigen Ablagerung befinden, ſondern durch eine gewaltſame Revolution an ihren jetzigen Ort verſezt worden ſeyn müſſen. Denn einmal bleibt es immerhin unbegreiflich, wohin die ungeheure Maſſe Waſſers gekommen ſeyn ſollte, welche die Erde wenigſtens bis zu der Höhe, welche die Flötzgebirge erreichen, und bis wohin ſich die verſteinten Ueberreſte von Waſſerthieren erſtrecken, bedeckt haben müßte. Sodann braucht man die Struktur dieſer Gebirge nur genauer anzuſehen, um, neben den umfaſſenden und ſich zum Theil weit ausdehnenden Ueberreſten ihrer urſprünglichen, regelmäßigen Ablagerung, unverkennbare Spuren einer durchgreifenden, an den verſchiedenſten Punkten hervortretenden gewaltſamen Zerſtörung und Umſtürzung der urſprünglich regelmäßigen Schichtung zu entdecken. Denn faſt eben ſo häufig, als die horizontale Erſtreckung der Schichten, kommt es vor, daß ſie ſich nach den verſchiedenſten Seiten und Richtungen hin einſenken. Bald krümmen ſich hohe Schichtenmauern und bilden ungeheure Bogen und Joche, bald bricht eine Schichtenreihe ab und ſtürzt nach einer mehr oder weniger ſenkrechten Richtung ein, bald richtet ſich eine Schichtenmaſſe auf und läuft als ein hervorragender, aufrechter Kamm an dem Gebirge aufwärts oder in Zacken und Gräten über ſeine Seiten, ſelbſt über ſeine Höhen weg, bald zerfällt das ganze Gebirge in eine Maſſe bloßer Trümmer und Schutt. Namentlich an dem Fuß hoher Gebirge erſtreckt ſich dieſer Schutt weit hin und bildet Hügel und Ebenen, welche ihre Entſtehung faſt unverkennbar einer mit dieſem Schutte von dem Gebirge abſtürzenden ungeheuren Fluth verdanken. Die Thäler der Flötzgebirge endlich ſtellen ſich nicht ſelten durch die Korreſpondenz der Schichten auf beiden Seiten als Sprünge und Spalten in der urſprünglich zuſammengehangenen Schichtenmaſſe dar. Um dieſe Widerſprüche der Flötzgebirge: einerſeits ihre einſtige Waſſerbedeckung, andernſeits ihre jetzige theilweiſe Höhe über jeder möglichen Erhebung des Meeresſpiegels, einerſeits ihre regelmäßige Schichtung, andernſeits ihre Umſtürzung und Zertrümmerung zu erklären, muß offenbar eine gewaltſame Verſetzung derſelben von dem Orte ihrer urſprünglichen Entſtehung und ihres ruhigen Niederſchlags angenommen werden.

Dieſe Widerſprüche ſind nun allerdings der neuern Geologie nicht entgangen, und die Wiſſenſchaft befindet ſich nicht mehr in Verlegenheit, dieſelben zu erklären vermittelſt der neuerdings wohl beinahe allgemein angenommenen Hypotheſe einer vulkaniſchen Erhebung der Flötzgebirge von ihrem urſprünglichen Ablagerungsorte, welcher an die Oberfläche der Erde und unter den Spiegel des damaligen Meeresſtandes verſezt wird. Dieſer gewiß ſehr ſchöne Gedanke gehört bekanntlich dem deutſchen Naturforſcher, Leopold v. Buch, dem er ſich auf ſeinen Wanderungen in den Tyroler Alpen aufgedrungen. „Schon vor vielen Jahren,“ ſo äußert er ſich ſelbſt hierüber, „kam ich zu der Anſicht, daß die ganze Kette der Alpen, zum wenigſten alle Strecken in denen Kalkgeſtein herrſcht, durch die Bildung des Augitfelſens erhoben worden, und bin überzeugt, daß Niemand dieſer Anſicht entgegen ſeyn kann, der das ſüdliche Tyrol ſorgfältig ſtudirt. Der Augitfels hat alle ſich ſeiner Erhebung entgegenſetzenden Geſteinlagen durchbrochen, und bildet ſo gewiſſermaßen einen ungeheuren Gang, deſſen Richtung die Richtung des Gebirgszuges iſt. Er erhebt zuerſt die Schichten des rothen Porphyrs, dann des Sandſteins und nach

dieſen die Kalkflötze, welche auf die auffallendſte Art umgeſtaltet, verdreht und aufgerichtet ſind.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Gretna Green.

(Fortſetzung.)

Paisley erlebte im Jahre 1790 den Schmerz, ſein Haus mit Allem, was darin, durch eine Feuersbrunſt zu verlieren, von welcher die Geiſtlichkeit behauptete, daß ſie eine Strafe Gottes, Paisley, daß ſie das Werk eines geiſtlichen Brandſtifters, und die Nachbarſchaft, daß ſie Folge der Nachläſſigkeit eines am Abende vorher von Paisley getrauten und in den Flammen umgekommenen Ehepaares ſey. Paisley rettete nebſt Frau und Magd kaum das nackte Leben und wandte ſich von der Stätte ſeines eingeäſcherten Beſitzthums nach Springfield, wo der Freund ſeines Buſens, der ſchon erwähnte David oder Daniel Laing, meiſt ſchlechtweg der alte Grobſchmied genannt, ihn gaſtfrei an ſeinem Herde aufnahm. Paisley ſetzte hier ſein Traugewerbe fort, bis er ſchon nach Verlauf von zwölf Monaten ein eigenes Haus in Springfield bezog, das er gleich dem frühern mit einem Kram ausſtattete und bei ſeinem, die Geiſtlichkeit ſagt unſeligen, ſeine Enkelin verſichert, ſanften und ſeligen Hinſcheiden im Jahre 1814 an dieſe Enkelin vererbte. Der Ehemann derſelben, John Elliott, betrieb, als ich ihn ſah, Handel und Gewerbe in der urſprünglichen Weiſe, und auch das Haus trug alle Merkmale unveränderten Beſtandes.

Paisley's Freund, der alte Grobſchmied, fand, während jener unter ſeinem Dache wohnte, am Tabak und Branntwein eben ſo viel Geſchmack als am Trauen und an den Traugebühren, und da er, ſo oft die Conſtitution ſeines Hausgenoſſen durch ein gewiſſes Mißverhältniß zwiſchen der eigenen und der getrunkenen Kraft aus dem Gleichgewichte gerückt war, deſſen Stelle zu vertreten pflegte, ſo dünkte es ihm, nach der häuslichen Trennung von Paisley, durchaus kein Verrath an der Freundſchaft, kein Eingriff in wohlerworbene Rechte, wenn er die erlernte Wiſſenſchaft auf eigene Rechnung ausübte. Auch zerriß das in der That den Bund der Freunde ſo wenig, daß vielmehr die gleichmäßige Beſchäftigung ihre verwandten Gemüther wo möglich noch enger zu einander zog. Man erzählte mir von einem Vertrage, der zwiſchen Beiden beſtanden, und — wenn ich anſcheinend unparteiiſchen Verſicherungen glauben darf — jährlich von Jedem nicht über zwei bis drei Male gebrochen worden iſt, wobei noch das Charakteriſtiſche zu bemerken, daß derlei Verletzungen von beiden Theilen in ſtillſchweigender Uebereinkunft ungerügt blieben. Artikel eins ſtipulirte unveränderliche wechſelſeitige Freundſchaft; Artikel zwei enthielt das gegenſeitige Verſprechen unentgeldlicher Hülfleiſtung, wenn der eine Theil an Betreibung des Traugeſchäftes verhindert wäre, und Artikel drei die feierliche Zuſage, man wolle nur einen Tag um den andern abwechſelnd betrunken ſeyn, dergeſtalt, daß ſtets Einer zum Behuf des Traugeſchäfts geziemend nüchtern erfunden werde. Der jezuweilige Bruch des Vertrags berührte nie einen andern als den dritten Artikel; kein Gewerbsneid fand Raum in den Herzen der Freunde, in ungetrübter Trinkluſt pilgerten ſie durch den Reſt ihres Lebens, und mit einer Sentimentalität, die von einem Grobſchmiede kaum zu erwarten, ſtarb der Alte an demſelben Tage, der ſeinen Freund in die Gruft bettete. Dieſer rührende Seeleneinklang fand jedoch bei den als Schotten abergläubiſchen Springfieldern keinen Anklang. Man hätte allerdings glauben ſollen, ſagte mir ein Senior der Gemeinde, daß erſt der Tabakshändler und gleich darauf der alte Hufſchmied eines natürlichen Todes verſtorben ſeyen, denn die Meiſten von uns ſahen ihre Leichen und wohnten den Begräbniſſen bei, aber — und der Senior nahm die blaue ſchottiſche Tuchmütze ab und faltete die Hände — aber wir müſſen Alle entweder mit blinden Augen geſehen, oder der Herr ſey bei uns! muß im Grabe die Verwandlung vorgenommen haben. Wenige Wochen nach der Beſtattung des alten Schmieds verbreitete ſich das Gerücht, ſowohl bei ſeinem, als früher bei des Tabakshändlers Ende ſey es nicht mit rechten Dingen zugegangen; unſer Herr Pfarrer ordnete die Ausgrabung an und in beiden Särgen lagen halb verweste Hunde, im Sarge des Tabakshändlers ein ſchwarzer Spitz, in dem des alten Hufſchmieds ein ſchwarzer Pudel. — Ob ehrlich geſtorben und chriſtlich begraben, oder durch Teufelsſpuk von der Oberwelt abgeholt, jedenfalls ſchied David oder Daniel Laing als kinderloſer Junggeſelle und ſein Haus kam in fremde Hände, deren Eigner durch das vermeinte Schickſal des Abgerufenen ſich ſo wenig ſchrecken ließ, daß er mindeſtens zu der Zeit, wo ich auf einem viereckigen, über der Thüre angenagelten Brette ſeinen Namen, John Lowerby, las, Eiſen und Liebespaare fortwährend zuſammenſchmiedete.

(Der Beſchluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortſetzung.)

De Pradt. Dubois.

De Pradt dachte auch daran, das Anſehen der Kirche zu befeſtigen, wiewohl er ſich kaum noch als zur Kirche gehörig anſehen konnte. Und dennoch gefielen ſeine Anſichten dem

Pabſte ſo wenig, daß einige ſeiner Schriften vom römiſchen Stuhle unter die verbotenen geſchrieben wurden. Indeſſen erhielt ſich ſein Anſehen als geiſtreicher politiſcher Schriftſteller, bis zu der Julirevolution, die ſein Untergang war, wie der der ältern Bourboniſchen Linie; denn da die Belgier bald hernach ebenfalls ihre Revolution haben wollten, und dem ehemaligen Erzbiſchofe ſeine Penſion abſchnitten, die er in der That nicht verdient hatte, ſo wurde der Mann, der mehrere frühern Revolutionen gutgeheißen hatte, grämlich und aufgebracht gegen Revolutionen, wandte ſich nun der Macht zu, und ſchrieb gegen die Polen, gegen die Liberalen, gegen die öffentliche Meinung, kurz jede ſeiner ſeitdem erſchienenen Schriften ſtand im Widerſpruch mit ſeinen frühern und mit den allgemeinen Wünſchen und Geſinnungen ſeiner Nation. Daher wurden ſie auch nur wenig geleſen, und kein Lob des geiſtreichen Erzbiſchofs erſcholl mehr in den Zeitungen. Die frühern Schriften waren auch ſchon im öffentlichen Anſehen bedeutend geſunken, da ſie Angelegenheiten betrafen, die jezt nicht mehr intereſſiren können, und der Verfaſſer darin Manches vorherſah, was nicht in Erfüllung gegangen iſt. Ein ſchlechter Prophet hat aber einen mißlichen Stand in der Welt. Abbé Lamennais urtheilt über ihn in dem Tageblatt le Monde, de Pradt ſey einer jener rührigen Geiſtlichen geweſen, die ſich in alle Welthändel miſchen wollen, und doch nichts Rechtes zu Stande bringen. Nun hat ſich zwar de Pradt gerühmt, er habe zu der Reſtauration beigetragen, und die verbündeten Mächte bewegen helfen, die ältere Bourbonenlinie anzuerkennen und wieder auf den Thron zu ſetzen. Dieſe Behauptung wird aber nicht allgemein geglaubt; dies kann man jedoch nicht leugnen, daß er bei der Berathſchlagung im Talleyrandſchen Hauſe wegen der Wiedereinſetzung Ludwigs XVIII. zugegen war, und bei ſeiner Rede- und Schreibſeligkeit muß er doch wohl etwas daſelbſt geſagt haben. Das Beſte, was man jezt zu ſeinem Ruhme thun könnte, wäre wohl, daß man die ſchönſten Stellen aus allen ſeinen Schriften herauszöge und in einer Sammlung drucken ließe; denn unſtreitig hat er, ſo flüchtig er ſchrieb, Stellen, welche den beſtgeſchriebenen in der franzöſiſchen Literatur zur Seite geſezt werden können. — Ein weit mehr betrauerter Mann, welchen Paris kürzlich verloren hat, iſt der berühmte Wundarzt **Dubois**, ein Mann, der fünfzig Jahre lang ſeine Fertigkeit im Operiren zur großen Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen ausgeübt hat. Ein geſchickter Wundarzt in einer Hauptſtadt iſt beinahe ein Halbgott; Alles ſtrömt ihm zu, Alles hofft Wunder von ſeiner Hand, und wenn keine andere Hülfe mehr wirkſam iſt, rechnet man noch auf die Wirkſamkeit ſeines kühnen Schnittes. Prinzen und Tagelöhner, Reiche und Arme flehen ihn an und hoffen auf die Wunder des Mannes. Ehrenſtellen, Titel, Vermögen, Alles fließt ihm zu, und er kann ſich als einen wahren Retter der Menſchheit betrachten. Dubois war, wie Dupuytren, wie ſo manche andere Männer, die ſeitdem berühmt geworden ſind, arm, ſchutzlos aus der Provinz gekommen, hatte ſich troz aller Hinderniſſe emporgeſchwungen und ſich durch ſein großes Talent und ſeinen ausdauernden Fleiß eine höchſt ehrenvolle Stellung erworben. Er war Profeſſor an der medizinischen Fakultät, hatte ein außerordentlich zahlreiches Auditorium, und faſt alle ausgezeichneten Wundärzte in und um Paris, ja ſogar in den entfernten Provinzen ſind ſeine Schüler. Auch ſtrömten ſtets fremde Studenten, aus England beſonders, zu ſeinen Vorträgen und zu ſeinen Operationen im Hoſpitale herbei; Alle ſind ſeine Bewunderer geworden und ihm mit warmer Anhänglichkeit zugethan geblieben. Er war allgemein geachtet, reich und konnte ein ſehr bequemes Leben führen. In den Zeitungen hat man, bei Erwähnung ſeines Todes, gerühmt, daß er täglich Morgens die Armen empfing, ihnen unentgeltlich Rath ertheilte und ſie auch operirte. Das iſt allerdings ſehr löblich, aber glücklicherweiſe kein einzelner Fall. Es gibt hier wohl keinen ausgezeichneten Arzt oder Wundarzt, der nicht wöchentlich den Armen einige Stunden ausſchließlich widmete. Ich habe klagen hören, daß Dubois etwas rauh in ſeiner Sprache geweſen ſey. Wenn die Leute ihm ihr Leid geklagt und ihren Schaden gezeigt hatten, ſagte er manchmal: „Abſchneiden! kein anderes Mittel mehr!“ oder auch wohl: „Ihr kommt zu ſpät, dem Uebel iſt nicht mehr abzuhelfen;“ und wenn ſich Leute an ihn wendeten, die, ohne gerade arm zu ſeyn, doch in ihrem Aeußern keinen Wohlſtand verriethen, pflegte er auch wohl zu fragen: „Wer wird mich aber bezahlen?“ Aehnliche Vorwürfe von Härte, Unempfindlichkeit und Eigennuz hat man faſt allen großen Wundärzten gemacht; ſie laſſen ſich durch ihren Stand entſchuldigen. Ein Mann, dem jährlich einige tauſend Menſchen durch die Hände gehen, muß, wenn er fünfzig Jahre lang ſein Amt geübt hat, gegen alle Leiden abgeſtumpft ſeyn, und würde bei großer Empfindlichkeit nicht ſo ſicher operiren. Und was den Eigennuz betrifft, ſo bedenke man, daß ein geſchickter Wundarzt Tag und Nacht beſtürmt wird; er kann ſich doch nicht Allen unentgeltlich hingeben; er ſteht den wirklich Armen bei, dies iſt genug, von Andern iſt er völlig berechtigt, Honorar zu verlangen; denn wenn ſie nur wenig aufbringen können, warum wollen ſie gerade von dem erſten Operateur bedient werden, zu dem die Reichen oft nur mit Mühe gelangen? warum wenden ſie ſich nicht an minder berühmte und auch weniger fordernde Wundärzte? Aber freilich wäre ein Wundarzt, der mit einer ungemeinen Fertigkeit und Wiſſenſchaft unerſchütterliche Geduld, große Leutſeligkeit und echte Humanität verbände, beinahe mehr, als was ich oben ſagte, ich meine mehr als ein Halbgott. Ich zweifle, ob ein ſolcher Wundermann je erſcheinen wird. — Doch nun iſt es Zeit, zu andern Tagesbegebenheiten überzugehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Mainz, April.

Inſchrift zu Gutenbergs Denkmal.

Die Gutenbergskommiſſion hat ſich endlich entſchloſſen, am 24ſten Juni dieſes Jahrs das Monument aufzurichten, und jezt definitiv die von Hofrath Dr. Müller in Göttingen verfaßte Inſchrift gewählt. Es gab, ehe man über leztern Punkt zur Entſcheidung kam, und auch noch nachher gar Mancherlei zu berathen und zu bedenken. Die Inſchrift lautet folgendermaßen:

Vorderſeite.

Joannem Gensfleisch de Gutenberg
Patricium Moguntinum
Aere per totam Europam collato
Posuerunt cives
MDCCCXXXVII.

Rückſeite.

Artem, quae Graecos latuit latuitque Latinos,
Germani soleis extudit ingenium.
Nunc, quidquid veteres sapiunt sapiuntque recentes,
Non sibi, sed populis omnibus id sapiunt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 94.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 20. April 1837.

— Liberty plucks justice by the nose.

Shakespeare.
Measure for measure.

Gretna Green.

(Beſchluß.)

Wie ſehr indeſſen auch die nah bei einander gelegenen vier Trauungsanſtalten in Bezug auf Eleganz und Reſpektabilität ſich unterſcheiden, die weſentlichen Requiſiten haben ſie unter ſich gemein. In jeder gibt es Fremdenzimmer; beim Zöllner an der Sarkbrücke zwei, in Gretna-Hall ſechs, bei Elliott und Sowerby bei Jedem eins; und der Witz derer, die hier gehaust, hat allenthalben in gereimter und ungereimter Rede an Fenſtern und Wänden ſich ausgelaſſen; Lob des betreffenden Wirths und myſteriöſe Anſpielungen bilden den Hauptinhalt. Dann führt jeder Wirth, wie ſchon angedeutet, ein genaues Trauregiſter, und da die Parteien ſich eigenhändig einſchreiben, ſo würde die Durchſicht gewiß unterhaltend und der Beſitz eines ſolchen Buchs für einen Autographen- oder Curioſitätenſammler von unermeßlichem Werthe ſeyn, wenn nicht alle vier Wirthe ihre Trauregiſter als heilige Geheimniſſe bewahrten. Endlich hat Jeder erforderlichen Falls einen Stellvertreter, der Zöllner in der Perſon eines Schneiders, der Wirth von Gretna-Hall in ſeinem Sohne, Elliott in einem Schuhmacher und Sowerby in ſeinem Schmiedgeſellen. Wider dieſe Subſtitutionen iſt durchaus nichts einzuwenden, denn alle Betheiligten ſind dabei im Gewinne; die Subſtituten empfangen einen Theil der Traugebühren, und preßhaft geängſtigte Paare entſchlüpfen vielleicht unerſetzlichem Verluſte, dem der lezten rettenden Minuten; in der Hauptſache aber gilt es gewiß ganz gleich, ob die Trauung von einem Straßengeldeinnehmer oder von einem Schneider, von einem Schmiede oder deſſen Geſellen verrichtet wird. Das Kluge dieſer Maßregel hat jedoch erſt ſeit einigen Jahren eingeleuchtet, und wahrſcheinlich, weil der Gedanke ſehr nahe liegt, hat er aus der Ferne herüber kommen müſſen. Wenn bis dahin ein Trauer durch Krankheit oder Abweſenheit ſeinem Gewerbe entzogen war, von wem ließ er ſich vertreten? Von dem Kutſcher oder Poſtillon, der die Flüchtigen überbracht hatte. Da geſchah es eines Tags, daß eine, bei dem Zöllner vorgefahrene Engländerin in dem, zum Behufe des Trauens eingetretenen Manne ihren Poſtillon erkannte. „Nein! nimmermehr!“ rief ſie, und kein begütigendes Wort des Geliebten machte ihren Entſchluß wanken. „So laſſen Sie ſich von einem Schneider trauen,“ ſagte der Poſtillon, deſſen verlezte Würde den geziemenden Reſpekt übermeiſterte, und dem der Abſtand vom Könige zum Bettler nicht größer dünkte als der zwiſchen einem Poſtillon und einem Schneider. — „Lieber von einem Schneider!“ verſezte die Dame. Der Schneider war zufällig zur Hand und vollzog ſeine erſte Trauhandlung mit ſo viel Geſchick, daß der Zöllner, die

Erfahrung nutzend, ein Abkommen mit ihm traf, welches in den drei andern Trauungsanſtalten ſchnell die erwähnte Nachahmung fand.

Daß nicht bloß engliſche, ſondern auch ſchottiſche Liebespaare den Bund ihrer Herzen in Graitney oder Springfield beſtätigen laſſen, verſteht ſich ſo gut von ſelbſt, als daß nicht alle Trauluſtigen zu Wagen, ſondern bei Weitem mehrere beſcheiden und unverfolgt zu Fuße ankommen. Gleichwohl ſind es nur dieſe Umſtände, was die Zahl der jährlich im Durchſchnitt dort Getrauten glaublich macht, ohne von dem in Heirathsangelegenheiten allerdings ſtarken Eigenwillen der ſchönen Engländerinnen etwas zu ſtark zu zeugen. Eine ſtatiſtiſch genaue Angabe iſt nicht möglich; das folgt ſchon aus dem Geheimhalten der Traueregiſter. Die mündlichen ungefähr Soundſoviel der einzelnen Trauherrn ſind verdächtig, weil ſpezielle Rückſichten ſie veranlaſſen können, die Anſätze zu ſchmälern oder zu ſteigern. Soll indeſſen eine Zahl genannt werden, ſo entfernt man ſich ſchwerlich weit von der Wahrheit und ſagt eher zu wenig als zu viel, wenn man auf die vier Trauinſtitute jährlich achthundert Ehepaare annimmt. In Betreff der zu entrichtenden Gebühr findet natürlich keine Beſtimmung Statt. Zu Wagen Ankommende zahlen als Standesperſonen nach Belieben; doch erwartet der Trauende nicht unter zwei Guineen. Der geſprächige Wirth von Gretna-Hall ſagte mir, der Prinz von Capua habe ihm eine Banknote von einhundert Pfund Sterling überreichen laſſen, und der gleichgültige Ton, mit welchem er das ſagte, berechtigt zu der Vermuthung, daß der Mann entweder verwöhnt oder unbeſcheiden iſt. Wer keine Eile hat und nicht übertheuert zu werden wünſcht, pflegt wegen des zu entrichtenden Betrags ſich im Voraus zu verſtändigen, und da Viele aus der Nachbarſchaft bloß um der Erſparniß willen hier einſprechen, ſo ſehe ich keinen Grund, die Verſicherung zu bezweifeln, daß in Springfield — denn dem Zöllner und dem Wirthe von Gretna-Hall habe ich ſolches nicht nachreden hören — für manche Trauung die Valuta einiger Gläſer Whisky bezahlt worden ſey.

Nur der leichtfertigſte Frevler an den heiligſten Intereſſen der Menſchheit wird das Unweſen, wie ich es hier geſchildert, belachen können. Der einzige Vertheidigungsgrund ruht in der alten kirchlichen Satzung, und obſchon es wahr iſt, daß, ſo lange dieſe beſteht, auch jenes vom ſtrengen Rechte geſchützt werden muß, die Richter daher keinen Tadel verdienen, die für Paisley gegen die Geiſtlichkeit entſchieden — warum denn die kirchliche Satzung beſtehen laſſen und mit der Urſache nicht die Wirkung vernichten? Oder wenn die Satzung zu ehrwürdig iſt, als daß die Art der Gegenwart ſie fällen dürfte, warum nicht wenigſtens die Aeſte abhauen, in deren dunkelm Schatten der Mißbrauch jedem Angriffe trozt? — Wen nach Beantwortung dieſer Fragen verlangt, ſuche ſie in den betreffenden Verhandlungen der ſchottiſchen Geiſtlichen bei Gelegenheit ihres Zuſammentritts — ihrer General-Aſſembly — vom Jahre 1826. Er ſuche ſie, ſage ich, denn das Finden will ich nicht verbürgen. Auch haben in der That die verſammelten Geiſtlichen ſelbſt die auf Abänderung des Statuts dringenden Gründe entweder nicht gefunden oder nicht finden mögen: — für unantaſtbar erklärten ſie die Satzung, für gotteslaſterlich den damit getriebenen Mißbrauch.

Ueber die Bildung der Gebirge.

(Fortſetzung.)

Eine ſolche unterirdiſche Erhebung und Aufrichtung der urſprünglich horizontal geſchichteten Flötzgebirge verſpricht allerdings eine umfaſſende Löſung der obbemerkten Widerſprüche. Indem ſich die Urgebirge in der durch die Gebirgszüge bezeichneten Linie emportrieben, richteten ſie die ihnen aufgelagerten Flötze an ſich in die Höhe, welche nun zum Theil mantelförmig an ihnen emporſtehen, zum Theil übereinander ſtürzten, auf das Mannichfachſte zuſammengebrochen und zertrümmert.

Jedenfalls hat eine gewaltſame Erhebung der Urgebirge bei der Bildung der jetzigen Erdoberfläche unleugbar eine ſehr große Rolle geſpielt. Sämmtliche Urgebirge, wo ſie zu Tage gehen, erſcheinen wellen- und kuppenförmig emporgetrieben; die Flötzgebirge der Schweizer wie der Tyroler Hochalpen ſind ſichtbar durch unterirdiſche Erhebung der Urgebirgsmaſſe aufgerichtet; ſelbſt die reinen Flötzgebirge, wie der Jura, ſind theilweiſe, nämlich da, wo ſie Kuppen bilden, vulkaniſch gehoben; daher ſie denn auch dort vielfach geſchmolzen und kryſtalliſirt oder in dolomitiſche Maſſe verwandelt ſind, wobei die Talkerde wohl aus keiner andern Quelle in den Kalk kommen konnte, als aus dem glühenden Urgeſteine.

Auf eine höchſt eclatante Weiſe beſtätigt ſich dieſe v. Buchſche Hypotheſe in der Bildung der Berner Hochalpen, wie ſie Profeſſor Hugi von Solothurn in ſeiner 1830 im Druck erſchienenen naturhiſtoriſchen Alpenreiſe beſchreibt. Die Stelle des aus der Tiefe Emporſteigenden und die Flötzgebirge Emporhebenden vertritt in den Schweizergebirgen der Granit. Wo der Kalk unmittelbar auf Granit aufliegt, erleiden ſeine untern Schichten eine äußerſt auffallende Veränderung: die ſonſt dunkle Farbe des Geſteins wird weiß und der ſonſt flachmuſchlige Bruch ſehr beſtimmt körnigt, mannichmal ſogar blaſig und zellig; die Farbe wird gewölkt, der Kalk geht in Dolomit über. — Merkwürdiger noch iſt die Thatſache, welche Hugi als conſtantes, durch die Berniſchen Hochalpen hindurchgehendes Vorkommen beobachtet haben will: daß über dem Flötzgebirge, welches auf Urgebirg ruht, noch einmal Urgebirge, eine Art Granit erſcheint, welcher den Kalk

deutlich überlagert und ſich über demſelben nicht ſelten noch über 1000 Fuß aufthürmt und meiſt die höchſten Hörner formirt. Oft erſchien das Urgebirge über das Kalkgebirge überhängend und von ihm ſo weit abſtehend, daß zwiſchen beiden Klüfte entſtehen, worin ſich Hugi mit ſeinen Begleitern, auf Kalk ruhend und von Granit gedeckt, gegen den Regen ſchützen konnte. In dieſem aufgelagerten Hochgranite erſcheinen nun wieder Stöcke oder Lager von Kalk, welche aber bloß in dem Urgebirge aufgerichtet ſtecken und ſich darin auskeilen. Die Schichtungs- und beſonders die Außenflächen dieſes Kalks erſcheinen mit quarzigen Zellen bedeckt. — Man wird kaum umhin können, dieſen Hochgranit als eine aus der Tiefe emporgeſtiegene Maſſe zu betrachten, welche ſich über das durchbrochene Kalkgebirge her ergoſſen und darüber aufgetrieben, den Kalk ſelbſt in der unmittelbaren Berührung geſchmolzen, dadurch ſeine Struktur in's Kryſtalliniſche umgeſezt, ihm an manchen Stellen Talkerde mitgetheilt und ihn dadurch in Dolomit verwandelt, an andern Stellen dagegen Trümmer des Kalkgebirges mit ſich in die Höhe geriſſen. Eine ähnliche Erſcheinung, welche eben ſo deutlich für vulkaniſche Erhebung ſpricht, zeigt ſich im Jura. Wo hier der Muſchelkalk regelmäßig und ungeſtört, mehr oder weniger horizontal ſich hinlagert, zeigt er keine Veränderung; wenn er aber zerbricht und ſenkrecht ſich auftreibt, dann über- und umlagert ihn Gyps und er ſelbſt erleidet eine Veränderung in's Blaſigte und Körnigte, und zwar ſo, daß ungefähr die drei nächſtangrenzenden Schichten gradweiſe von der Umänderung ergriffen ſind, die erſte im höchſten Grade ergriffen, porös und zellig, die zweite körnig und kryſtalliniſch wird, die dritte bloße Spuren anfangender Veränderung zeigt.

Beſonders ſchön und klar ſpringt dieſe feurigflüſſige Erhebung der Urgebirge bei reinen, nicht durch Flötzgebirge verdeckten Urgebirgsformationen in die Augen. Mancher unſerer Leſer iſt wohl auch ſchon auf einer dominirenden Höhe des Schwarzwaldes geſtanden. Wenn er das ihn umringende Gewimmel der ſich gegen das Rheinthal vorſchiebenden Gebirgszüge überblickte, ſo konnte er nicht wohl ein treffenderes Bild für den wunderbaren Anblick finden, als das eines von Oſten herangedrückten Wogenzuges, der gegen das Rheinthal hin erſtarrt ſtillgeſtanden und ſich aufgethürmt. Wie die Wellen einer großen Woge, drängen ſich die Gebirgszüge hinter- und aufeinander, ihre Thäler als tiefe Furchen zwiſchen ſich. Im Allgemeinen korreſpondirt der Zug der Hauptthäler den Querfurchen des von Oſten herangedrückten Wogenzuges, und ſie erſtrecken ſich demgemäß ihrer größern Länge nach von Norden gegen Süden, oder umgekehrt. Nur die Ausläufer der Gebirgszüge gegen das Rheinthal zu brechen in der Richtung des Wogenzuges von Oſten nach Weſten ab und ſchieben ſich bunt durcheinander, wie ſie eben in allſeitiger Begegnung Raum gefunden. Steigt man herab in ihre Thäler, ſo ſieht man, wie ſich die Wellen der Gebirgsmaſſe rechts und links in einander geſchoben, wie die Krümmungen und Windungen der Thalwände genau einander korreſpondiren, jeder vorſpringenden Ecke ein einſpringender Winkel gegenüber ſteht und umgekehrt; wie, wo noch ein freier Raum geblieben, die gepreßten Adern der Gebirgsmaſſe ſich aufgeworfen. Die ſchönen, rundlichten Kuppen, welche den Abfall des Schwarzwaldes gegen das Rheinthal zieren, ſind Wellenköpfe, die bauchigten Formen der einzelnen Berge gleichen Aufwürfen eines örtlich in's Stocken gerathenen und angeſammelten unterirdiſchen Fluſſes; die Reihen bauchigt aufgetriebener Berge, woraus die gegen das Rheinthal auslaufenden Gebirgszüge beſtehen, ſtellen eben ſo viele Pulſationen der unter ſteten Hemmungen vordringenden Gebirgsadern vor; die ſanft ausgeſchweiften, vor- und zurückſpringenden Thalwände bilden Wellenlinien, wie ſie ſich nur auf flüſſigem, wogendem Grunde erzeugen konnten.

Es dürfte eine eben ſo gewagte als undankbare Mühe ſcheinen, bei der allem Anſchein nach ſo befriedigenden und ſo glänzend ſich beſtätigenden Hypotheſe einer allgemeinen vulkaniſchen Erhebung der Urgebirge, wodurch die Flötzgebirge emporgerichtet worden, ſich nicht beruhigen zu wollen. Der Verfaſſer iſt auch weit entfernt, an den von L. v. Buch und Andern beobachteten Punkten eine vulkaniſche Erhebung des Urgebirgs bezweifeln zu wollen. Er könnte es ſogar dahingeſtellt ſeyn laſſen, ob die Hypotheſe einer vulkaniſchen Erhebung allgemein zureicht, um die jetzige Geſtaltung der Flötzgebirge durchgängig zu erklären, wiewohl ſich ſehr gegründete Bedenken dagegen erheben ließen. So ſcheinen namentlich die Juragebilde mit langgeſtreckten Bergrücken, im Gegenſatze der kuppenförmigen, insbeſondere aber die Juragebilde mit weitausgedehnten Hochebenen, wie die ſchwäbiſche Alp, kaum vulkaniſch erhoben ſeyn zu können. Wir geſtehen wenigſtens, uns keinen Begriff von einer vulkaniſchen Gewalt bilden zu können, welche einen ſo weit ausgedehnten Gebirgsſtock, wie die ſchwäbiſche Alp, ſo gleichförmig und ruhig, faſt ohne alle Spur vulkaniſcher Zerſtörung und Umwandlung des Gebirgs, hätte heben können; auch fehlen alle Spuren der ſonſt die Erhebungen des Urgebirgs bezeichnenden kuppen- und wellenförmigen Aufwürfe. Die örtlichen Durchbrüche vulkaniſcher Maſſen am Fuße der ſchwäbiſchen Alp können wegen ihrer Unbedeutenheit nicht als Spuren jener vulkaniſchen Erhebungsgewalt angeführt werden, denn dieſe hätte, wenn ſie einmal einen Durchbruch gefunden, wohl ganz andere Spuren hinterlaſſen. Sie werden ſich wenigſtens viel leichter als Folgen, denn als Urſachen der Ablagerung jener Flötzgebirge erklären.

Eben ſo unerklärlich ſcheint die Bildung der Nagelflühgebirge innerhalb der Grenzen der vulkaniſchen Erhebungstheorie zu ſeyn. Der Rigi z. B., ſo wie der nahe Roßberg beſtehen durchaus aus Flötznagelflüh, die, ſehr regelmäßig geſchichtet, ihre Gebilde ſüdöſtlich einſenkt. Im Allgemeinen ſind die Gerölle vollkommen abgerundet, wie es nur nach langer Reibung möglich iſt. Sie liegen in einem kalkigten Bindemittel, das meiſt ſelbſt wieder aus gerollter feiner Maſſe zu beſtehen ſcheint. In den verſchiedenen Geröllſchichten ſind Bruchſtücke der verſchiedenartigſten Flötzformationen durcheinander gemiſcht. Wir finden Alpenkalke von den verſchiedenſten Abänderungen in Farbe und Korn; dann finden ſich, jedoch ſeltener, Sandſteine, Grauwacke und Rogeneiſenſtein; häufiger iſt wieder der Liaskalk, dann der Liasſchiefer, Mergel und Mergelkalk, und endlich der neuere Kalk des Jura. Mit Einem Worte: der Rigi umſchließt die ganze Suite der Flötzformationen durch- und untereinander. Vom Urgebirge iſt ſelten ein Stückchen eingemiſcht, und wo ein ſolches vorkommt, gleicht es merkwürdigerweiſe keiner der Urgebirgsformationen aus der Umgegend.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortſetzung.)

Schluß der italieniſchen Oper. Komiſche Oper. Chollet.

Die italieniſche Oper iſt pünktlich am lezten März geſchloſſen worden, wie ſie auch pünktlich am erſten Oktober ſich wieder öffnet. Kaum iſt die lezte Vorſtellung zu Ende, ſo reiſen die Virtuoſen auch ſchon nach England, um dort ſogleich zu Anfang Aprils die Seaſon hindurch ſingen zu können. Seit einigen Jahren hat London und Paris nur Eine italieniſche Truppe, und die beiden Hauptſtädte ſenden ſich alle halbe Jahre ganz ſchweſterlich die vortreffliche Truppe zu, welche dadurch ungeheure Gehalte bekommt, und gar keine Unterbrechung zu ihrem Nachtheil zu fürchten hat. Um neue Stücke hat ſich der Direktor Laurent im lezten Halbjahr nicht ſehr bemüht, und ſchwerlich wird er geneigt ſeyn, ſich künftig ſehr nach denſelben umzuſehen; denn die beiden Opern Marlianis und Coſtas, die er auf die Bühne gebracht, haben nicht gefallen, und das Publikum hat lieber ältere Opern von Roſſini, Bellini und wenigen Andern hören wollen. Ueberhaupt geht man nicht der Abwechslung wegen in dieſes Schauſpielhaus. Es iſt unter den Reichen Sitte, Logen im Théâtre italien zu haben, und dort dreimal in der Woche ſich in großem Putze zu zeigen und den vollkommenſten Geſang zu hören, den es gibt. Da die Königin, aus Italien gebürtig, mit ihrem Hauſe dieſe Oper ziemlich oft beſucht, ſo trägt auch dieſes zum Flor der Unternehmung bei, und kein Fremder verſäumt, den Vorſtellungen beizuwohnen, ſo viel es ihm Zeit und Vermögen erlauben; denn nirgends kann er ein vollkommeneres Ganze, ein in allen ſeinen Theilen beſſer ausgeführtes Opernſtück hören, als hier. Zuweilen haben ſparſame Volksdeputirte über den großen Aufwand geklagt, den dieſe Oper dem Staate verurſache; allein ich glaube, es gibt viel ſchlechter angewendete Summen; ſolch eine vortreffliche Truppe, von einem gleich vortrefflichen Orcheſter unterſtützt, iſt eine wahre Schule des Theatergeſanges, und übt ſicher großen Einfluß auf die einheimiſchen Virtuoſen. Wie manche ſchöne Stimmen, die man in Pariſer Concerten, öffentlichen ſowohl als häuslichen, zu hören das Vergnügen hat, haben ſich nach der italieniſchen Oper und durch dieſelbe gebildet! Durch das Abtreten der italieniſchen Truppe hat nun die franzöſiſche große Oper freien Spielraum; aber dieſelbe wird wieder durch die komiſche Oper beſchränkt, welche in der lezten Zeit außerordentlich fleißig war, obſchon ſie eine Zeit lang von ihrem Poſtillon de Longjumeau zehren konnte, der nun beinahe achtzigmal gegeben worden, obſchon weder Scribe noch Auber daran gearbeitet haben, und der ohne Zweifel die hundertſte Darſtellung erleben und wahrſcheinlich ein bleibendes Bühnenſtück werden wird. Der Poſtillon wird von dem Sänger Chollet vortrefflich gegeben. Von dieſem Sänger erzählte neulich ein kleines Tageblatt folgende Anekdote, die aber nicht ſehr wahrſcheinlich iſt; indeſſen tragen ſich oft ſehr unwahrſcheinliche Dinge zu. Zu Anfang der Reſtauration war Chollet, damals noch ſehr jung, Muſikant bei der Nationalgarde und Serpentbläſer in der Kirche St. Germain l'Auxerrois, welche das Volk ſeitdem ſo übel zugerichtet hat, und die nun allmählig verfallen wird, wenn die Regierung nicht bald ſie reſtauriren läßt. Einſt wohnte Ludwig XVIII. mit ſeinem Hofſtaate einem feierlichen Gottesdienſt in jener Kirche bei. Die Nationalgarde bildete das Spalier vom Schloſſe bis zur Kirche, und die Muſik der Legion, wozu Chollet gehörte, kam nahe am Eingange der Kirche zu ſtehen. Hier ſtieg der König mit großer Beſchwerlichkeit aus ſeinem Wagen, und wurde vom Paſtor an der Spitze der Geiſtlichkeit unter einem Thronhimmel empfangen, wobei der Pfarrer, der alten Etikette zufolge, eine lange Anrede an den Monarchen hielt. Dieſem fiel nichts ſo beſchwerlich, als lange ſtehen zu müſſen. Er wandte ſich deßhalb an ſeinen Neffen, den Herzog von Berry, und ſagte leiſe zu ihm: „Berry, das dauert mir zu lange.“ — „Wenn Ew. Majeſtät wollen,“ antwortete dieſer, „ſo ſoll es gleich aus ſeyn.“ — „Ja, thue, was dir gut dünkt,“ verſezte der König. Sogleich raunte der Herzog einem Adjutanten etwas in's Ohr; dieſer entfernte ſich, und alsbald erſcholl die Militärmuſik mit großer Trommel, Trompeten und Trombonen, ſo daß an kein Anreden mehr zu denken war. Der König wurde proceſſionaliter auf's Chor geführt, wo ein wohlgepolſterter Seſſel für ihn bereit ſtand. Als der Muſiklärm nicht mehr nöthig war, verließ Chollet ſeine Reihe und begab ſich in die Sakriſtei der Kirche, um dort eine Alba überzuwerfen und im Chore das Amt eines Serpentbläſers während des Gottesdienſtes zu verrichten; denn damals hatten alle Kirchen noch Serpens; jezt überläßt man die hölzernen, rauh ſchnarrenden Inſtrumente den Landſtädten und Dörfern, und hat die ſo gelehrt benannten Ophicleides, auch wohl Bäſſe, um den Geſang zu unterſtützen. Chollet hatte aber in der Eile vergeſſen, ſeinen Degen abzuſchnallen, und ließ daher, als er mit ſeinem Serpent über das Chor ſchritt, ein ſonderbares Geklirre hören, welches großes Aufſehen unter den Polizeibeamten erregte, welche um des Königs Perſon wachten. Einige wollten ſogar eine Degenſpitze unter dem Chorhemde haben hervorragen ſehen. Die Beamten flüſterten einander ihre Beſorgniß zu, der unbekannte Serpentbläſer habe einen Mordanſchlag auf den König; es wurde beſchloſſen, ihn nicht aus dem Auge zu verlieren und in aller Eile einen Polizeikommiſſär herbeizurufen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 95.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 21. April 1837.

O ſüße Zeit herzinniger Gefühle
Der Kindlichkeit!
Wie denk' ich dein ſo gern im Weltgewühle,
Du ſüße Zeit!

Salis.

Die beiden Gefangenen.

Eine Novelle.

Viele Leſer erinnern ſich wohl noch einer kleinen Erzählung, welche wir unter dem Titel: des Onkels Bibliothek, vor mehreren Jahren (1832, Nr. 95—103) mitgetheilt haben. Einer unſerer Mitarbeiter hatte aus Laune das der Genfer Bibliothèque universelle entnommene franzöſiſche Original, ſowohl was Gedanken, als was Situationen betrifft, in ein deutſches Gewand gekleidet und dem geiſtreichen Franzoſen wirklich mit Glück nachgedichtet, indem die Novelle, ſo viel wir wiſſen, von den Meiſten als deutſches Produkt hingenommen wurde. Vor Kurzem enthielt nun das Genfer Journal ein anderes ähnliches Stück deſſelben Verfaſſers, das ſich jenem genau anſchließt, ſofern darin die kleinen Jugendbegebenheiten erzählt werden, welche den in „der Bibliothek des Onkels“ ſo anziehend und lebendig geſchilderten vorangehen. Eine Bearbeitung, wie die frühere Erzählung ſie erfahren, wäre bei der neuern ungleich ſchwieriger; allein abgeſehen davon, beſchränken wir uns ſchon deßhalb auf eine bloße Uebertragung, um den Leſer beobachten zu laſſen, auf welch intereſſante Weiſe in einem Schriftſteller, der wahrſcheinlich der Abſtammung nach beiden Nationen, der franzöſiſchen und der deutſchen angehört — er heißt Topfer — der Geiſt beider verſchmolzen iſt.

* * *

Ich kenne Leute, die vor der Ladenthüre ihres Vaters aufgewachſen ſind; von dieſer Lebensweiſe her iſt neben dem, daß ſie ihnen zu einer gewiſſen praktiſchen Menſchenkenntniß verholfen hat, ein gewiſſer Hang zum Gaffen, die Vorliebe für das Straßenleben, eine eigenthümliche Trivialität der Ideen, ſind Moral und Vorurtheile des Stadtviertels an ihn hängen geblieben. Sie ſind jezt Advokaten oder Pfarrer; was auch aus ihnen geworden, ſie haben von der Ladenthüre gute und ſchlimme, in jedem Fall unvertilgbare Eindrücke in ihren Beruf herübergenommen. Andere lebten um dieſelbe Zeit, das heißt um das fünfzehnte Jahr, in einem kleinen Stübchen, das auf einen ſchweigſamen Hof, auf kahle Dächer ſah. Bei dieſen entwickelte ſich ein Hang zum Nachdenken; auf der Straße wußten ſie wenig Beſcheid, deſto genauer hatten ſie ein paar Nachbarsleute beobachtet, und ſich eine nicht ſo ausgebreitete, aber dafür tiefere Menſchenkenntniß erworben. Und wie oft, wenn ihnen die Außenwelt gar nichts bot, lebten ſie mit ſich und in ſich ſelbſt, während der andere, der Straßenjunge, vor beſtändiger Zerſtreuung weder Luſt noch Zeit hatte, mit ſich ſelbſt Bekanntſchaft zu machen. Werde er Advokat oder Pfarrer, der Junge

im Stübchen bleibt ein anderer Menſch als der vor der Ladenthüre. — Und nun nehme man noch, was der junge Menſch von ſeiner Wohnung aus Alles vorgehen ſieht: die Leute, die vorbeiwandeln, das Geräuſch an der Tagesordnung, die täglichen heitern oder unangenehmen Auftritte, und die Nachbarſchaft, und was zufällig vorfällt — o welch ein verwickelter Proceß iſt die Erziehung! Der Vater ſucht nach wohl erwogenem Plane, mit Ernſt und Liebe Geiſt und Herz ſeines Sohnes eine gewiſſe Richtung zu geben; aber die ganze Außenwelt, das Geräuſch, die menſchliche Umgebung, was zufällig paſſirt, verſchwört ſich wider ihn oder unterſtüzt ihn, je nachdem es kommt, und er kann dieſe Einflüſſe weder aufheben, noch ihrer Mitwirkung entrathen. — Später allerdings, nach dem zwanzigſten, fünf-und-zwanzigſten Jahr macht die Lokalität wenig mehr aus. Die Wohnung mag heiter ſeyn oder düſter, reich oder armſelig, ſie iſt fortan keine Schule mehr. In dieſem Alter hat der Menſch ſeine eigentliche Laufbahn bereits betreten, er iſt mitten in der Wolke, die ihm ſo eben noch fern am Horizont der Zukunft zu ſchweben ſchien; die Seele nimmt nicht mehr Alles auf als Stoff ihrer träumeriſchen Thätigkeit, die Außenwelt ſpiegelt ſich darin, läßt aber keinen Eindruck mehr zurück.

Ich wohnte zu Genf in einem abgelegenen Quartier, hinter St. Peter, dicht beim Gefängniß, de l'Evêché genannt. Ueber den Wipfel einer Achazie weg ſah ich ein Stück der gothiſchen Kirche, den Untertheil des großen Thurms, ein Mauerloch am Gefängniß, und dahinter durch eine Oeffnung den See mit ſeinen Ufern. Was war Alles hier zu lernen, wenn ich nur wollte! Wie viel hatte ich hiemit vor andern Jungen meines Alters voraus! Ich bin ſtolz auf dieſe Schule, wenn ich ſie auch ſchlecht genüzt: ſie iſt edler als die Schwelle der Ladenthüre, ſie iſt reicher als das einſame Stübchen ohne Ausſicht; aus ihr hätte müſſen ein Dichter hervorgehen, wenn der Stoff meines Gehirns dazu geſchaffen geweſen wäre.

In ſolcher Umgebung verlebte ich in tiefem Frieden die köſtliche Zeit der erſten Jugend, wenig mit meinem Lehrer, mehr mit mir ſelbſt, gar viel mit Eucharis, Galathea, vor allem aber mit Eſtella beſchäftigt. Es gibt eine Zeit im Leben — ſie kommt nur einmal und geht ſchnell vorüber — wo Herrn von Florians Eclogen einen ganz eigenthümlichen Zauber haben: ich war juſt in dem Alter. Wie liebenswürdig erſchienen mir jene jungen Schäferinnen, wie naiv ihre koſtbaren Redensarten und nach Roſenwaſſer riechenden Gefühle, wie entzückend ländlich ihre zierlichen Mieder, ihre hübſchen Schäferſtäbe mit flatternden Bändern! Die artigſten Mädchen in der Stadt waren in meinen Augen nicht halb ſo geiſtreich und grazios, nicht halb ſo gefühlvoll — und dies war die Hauptſache — als meine geliebten Schäferinnen. Auch herrſchten ſie unbeſchränkt in meinem Herzen, und meine jugendliche Einbildungskraft getraute ſich, ihnen die Treue zu bewahren. O Liebesgefühl der erſten Jugend, erſter, lieblicher, ſpielender Schimmer eines Feuers, das ſpäter ſo oft bis auf das Leben brennt und frißt! Welch unendlicher Reiz, welch reiner, himmliſcher Genuß in den Regungen eines Gefühls, das ſo viele Stürme in ſeinem Schoße birgt!

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber die Bildung der Gebirge.

(Fortſetzung.)

Wie ſollten ſich innerhalb der Theorie einer vulkaniſchen Erhebung der Flötzgebirge dieſe Geröllſchichten erklären, namentlich ihre Anhäufung am Fuße der Haupterhebung, zum Theil ferne von ihrem Muttergeſteine, zu den ungeheuern Maſſen 4 — 5000 Fuß hoher Berge? — Sollten ſie etwa der Schutt von Gebirgen ſeyn, welche bei der allgemeinen Erhebung in Trümmer gegangen, von der Höhe der Alpen herabgerollt und unten zuſammengebacken? Allein wie konnten bei einer noch ſo gewaltſamen Erhebung ganze Gebirge in-ſo kleine Bruchſtücke zerſchmettern! Wie konnte ſich die ungeheure Schuttmaſſe, wenn ſie auch von der höchſten Höhe der Alpen herabſtürzte, auf dem kurzen Wege ſo durchgängig und allſeitig abrollen! Schon die Maſſe mußte die Trümmer vor ſchneller Abſchleiſung ſchützen. — Wollte man die Gerölle nach und nach durch Gebirgswaſſer herabführen und ſo einzeln abrollen laſſen, ſo geben wir die Maſſe der Nagelflühgebirge, ſo wie die Miſchung ganz verſchiedenartiger Gerölle, deren Muttergeſteine großentheils gar nicht in der Nähe liegen, zu bedenken; wobei erſtere Schwierigkeit zwar durch beliebige Millionen von Jahren, leztere dagegen wohl ganz und gar nicht zu heben iſt. — Wie konnten ſich endlich dieſe Schuttmaſſen aus den Schlünden, worin ſie ſich geſammelt haben müßten, wieder zu dieſen hohen Bergen anthürmen? Etwa wieder durch eine vulkaniſche Erhebung? die aber erſt nach Millionen von Jahren auf die große vulkaniſche Hauptrevolution gefolgt wäre; ein Vulkanismus, deſſen ungeheure Gewalt, wenn nicht ſchon das erſte Mal, doch wenigſtens in der Wiederholung an Unbegreiflichkeit grenzt.

Dieſe Unzulänglichkeiten der Erhebungstheorie wären vielleicht Grundes genug, um, wenn auch nicht an der *örtlichen* Wahrheit derſelben für gewiſſe Punkte, wie die von L. v. Buch beobachteten, doch an ihrer *allgemeinen* Wahrheit für die geſammte Flötzformation zu zweifeln.

Allein der Verfaſſer fühlt ſich nicht berufen, in Widerſpruch mit geologiſchen Autoritäten, wie ſie die Erhebungstheorie für ſich hat, zu treten, und läßt demnach dieſe Hypotheſe in jedem beliebigen Umfange, den man ihr geben will, beſtehen. Er geht einen Schritt weiter hinter die erſte Vorausſetzung jener Theorie, eben die vulkaniſche Erhebung des Urgebirges, zurück und fragt nach der Urſache derſelben. Wie und wodurch entſtand jene wellenförmige Erhebung des Urgebirges, welche nach einer vielleicht mehrere Meilen tief gegangenen Erſtarrung der Oberfläche des Urgebirges eingetreten? Welche Gewalt vermochte das in horizontaler Ebene, auf mehrere Meilen hinab erſtarrte Urgebirge in ſeinem durch eine feſte Kryſtallrinde gedeckten, glühend flüſſigen Grunde zu erregen, daß es örtlich einſank bis zur Tiefe des Meeresgrundes, an andern Stellen dagegen wellenförmig emporſtieg, die Flötzgebirge durchbrach und an ſich emporrichtete, ſie in ſich zerſprengte und zuſammenſtürzte?

Dieſe wohl unabweisliche Frage nach der von L. v. Buch nachgewieſenen Erhebung des Urgebirges zu den ungeheuren Wogen des Alpenzuges, zudem aber auch die nicht durch vulkaniſche Erhebung erklärbare Geſtalt und Beſchaffenheit anderer Flötzformationen brachten den Verfaſſer auf den Gedanken: die Flötzgebirge möchten wohl **kosmiſchen** Urſprungs ſeyn und erſt durch ihren Herabſturz auf die oberflächlich erſtarrte Erde einerſeits die Urgebirgsrinde eingebrochen, andernſeits dagegen die in der Tiefe noch glühendflüſſige Urgebirgsmaſſe ſammt den Trümmern der oberflächlichen Rinde wellenförmig emporgetrieben haben. Vermöge dieſer Hypotheſe wäre der Ort der regelmäßigen Ablagerung und Schichtenbildung der Flötzgebirge gar nicht auf der, erſt bis zu den Urgebirgen fertigen Erde, ſondern in dem Himmelsraume gelegen geweſen, und die Flötzgebirge wären als fertige Gebilde von dem Himmel gefallen und über die Urgebirgsrinde hergeſtürzt.

So erklärte ſich wenigſtens die widerſprechende Struktur der Flötzgebirge ganz einfach. Die enorme Gewalt des Stoßes, welchen ſie beim Auffallen auf die Urgebirgsrinde erlitten, reicht hin, um die mannichfachſte Zertrümmerung und Einſtürzung ihrer Schichten zu erklären, wie auf der andern Seite einzuſehen iſt, daß die urſprüngliche Schichtung, namentlich in der Mitte größerer Maſſen, ſelbſt den furchtbarſten Stoß mannichfach überdauern konnte. Es wird ſich beſonders einleuchtend vorſtellen laſſen, wie die oberflächlich erſtarrte Urgebirgsrinde an einigen Stellen eingedrückt und dafür an andern Stellen wellenförmig emporgetrieben werden konnte, wie die, über ſolchen empordringenden Urgebirgswellen entzweibrechenden Flötze ſich auf beiden Seiten mantelförmig herabſenken mußten. Es ſtellen ſich die emporſtehenden Zacken und Kämme als die hervorragenden Trümmer und Enden ſenkrecht eingeſunkener Schichten dar. Es wird begreiflich, wie das Flötzgebirge das eine Mal in ein von ihm eingedrücktes Urthal hinab zuſammenbrechen, das andere Mal über einem von ihm aufgetriebenen Urkamm auseinander reißen konnte. Es wird überhaupt anſchaulich, wie es durch den Stoß des Aufſturzes in weithin auslaufende Schluchten zerſpringen konnte, welche ſich durch Abfall von oben und Ausfüllung von unten zu Thälern formirten, in feſterem Geſtein hingegen, wie z. B. bei Pfäfers, noch ganz als die Urſchluchten daſtehen.

Der Gedanke, die Flötzgebirge als vom Himmel gefallen zu betrachten, dürfte höchſt parador erſcheinen; um ihn in ſeinem ernſtlichen Sinne und ſeiner wahren Bedeutung erſcheinen zu laſſen, iſt nöthig, auf die muthmaßliche Entſtehung der Erde und des Sonnenſyſtems überhaupt zurückzugehen.

Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, ſondern darf als ausgemittelter Grundſatz der Geologie vorausgeſetzt werden, daß die Erde ſich aus flüſſigem Zuſtande herausgebildet hat. Dafür ſpricht, außer der kryſtalliniſchen Beſchaffenheit der Urgebirge, welche immer einen vorausgegangenen flüſſigen Zuſtand vorausſezt, die runde Geſtalt der Erde überhaupt, namentlich aber ihre Abplattung unter den Polen und die Anſammlung und Erhebung ihrer Maſſe gegen den Aequator: eine Wirkung der durch die Schwungkraft der Rotation verminderten Schwere, welche ſich indeſſen nur in flüſſigem Zuſtand der Maſſe realiſiren konnte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, April.

Girandola. Kunſt und Künſtler. Gemäldeausſtellung.

Die Fremdenwelt beginnt Rom zu verlaſſen. Villen und Campagna ſchmücken ſich wieder mit hellem Grün; die Wohnungen werden gelüftet, man beeilt ſich, Häuſer in Albano und Frascati zu miethen. Die **Girandola**, welche am Oſtermontage von der Engelsburg abgebrannt wurde, und mit ihren, dem Ausbruch eines Vulkans ähnelnden, ganz Rom in blendender Beleuchtung zeigenden Feuergarben, ihrem Funkenregen und ihren Rädern, welche das alte, imposante Gebäude in allen Formen umſpielten und ſich glänzend im Tiberſtrome ſpiegelten, in der ſchwarzen Nacht einen magiſchen Effekt hervorbrachte — die Girandola war eine Art Signal zum Abzuge derer, welche es auf eine weitere Reiſe oder gar ein Lebewohl abgeſehen haben; und wenn die Deſertion bis jezt nicht ſtärker geweſen iſt, ſo iſt die Witterung daran ſchuld, welche unter andern Seine Heiligkeit verhinderte, am Oſtertage die Benediction von der großen Loggia der Façade der Peterskirche herab zu ertheilen, und welche uns überdies um die Kuppelbeleuchtung brachte. In Neapel hat die Cholera gänzlich aufgehört, und wenn die Quarantänen noch nicht aufgehoben ſind, ſo können ſie um

ſo weniger lange mehr beſtehen, da das ganze Volk murrt, und man im geſammten Staate die Folgen der Abſperrung empfindlich ſpürt. Es unterliegt alſo keinem Zweifel, daß die Verbindung bald wieder hergeſtellt ſeyn wird. Rom iſt diesmal wunderbarerweiſe von der Seuche verſchont worden, wie Florenz vor drittehalb Jahren, als im nahen Livorno eine große Sterblichkeit herrſchte. Auch die Grippe iſt noch nicht zu uns gelangt, während ſie in der Hauptſtadt Toskana's die Hälfte der Bevölkerung auf's Krankenlager geworfen hat. — Unter denen, die bald von uns zu ſcheiden denken, nennt man Thorwaldſen und Wagner. Beide wollen ihr Vaterland wieder beſuchen: der Erſtere, um ſein oft beſprochenes Muſeum einzurichten, der Andere, um für die Aufſtellung ſeines vor Kurzem vollendeten großen Frieſes für die Walhalla ſelbſt thätig zu ſeyn. Von dem Feſtmahle, welches Wagnern neulich gegeben ward, iſt ſchon anderwärts die Rede geweſen; bei der Abreiſe des Profeſſors Gerhard, welcher vor ſeiner beabſichtigten Rückkehr nach Deutſchland eine Reiſe nach Griechenland unternommen hat, verſammelten ſeine zahlreichen Freunde ſich zu einer ähnlichen Feier. — Der ungünſtigen Zeitverhältniſſe ungeachtet, welche einen empfindlichen Mangel an Aufträgen herbeigeführt haben, ſind unſere Künſtler unermüdet thätig. Engliſche Bildhauer ſind namentlich mit Büſten beſchäftigt, worunter manche lobenswerthe ſind. Das Modell zu der früher erwähnten Gruppe von Wolff, eine verwundete Amazone darſtellend, die von einer andern gehalten wird, iſt vollendet, und die ſchon früher erregten Erwartungen ſind in hohem Grade in Erfüllung gegangen. Es iſt eine Compoſition von ernſter und großartiger Schönheit, ausgezeichnet durch edle Einfachheit, und gleich gelungen im Ausdruck, wie in der Gruppirung. Je mehr dies Werk dazu beiträgt, den Ruhm des Künſtlers zu vermehren, um ſo ſehnlicher muß man wünſchen, daß es, in Marmor ausgeführt, im deutſchen Vaterlande eine ſeiner würdige Stelle und die Anerkennung finde, die ihm nirgends fehlen kann. Auch Tenerani's Kreuzabnahme iſt beinahe vollendet; ſeine Pſyche, ohnmächtig hingeſunken, gelangt nach Florenz in den Beſitz des Fürſten Conti. — Die Gemäldeausſtellung (bei deren Erwähnung in einem frühern Briefe, Nr. 75, irrthümlich Nettuno für Neapel geſchrieben wurde) ward vor ihrem Schluſſe noch durch einige Bilder bereichert, unter denen ein Seeſtück von Gmelin, eine große Gebirgslandſchaft im Sturme von Marko, und ein Blumenſtück von Senff zu nennen ſind. Der geringen Zahl der Werke ungeachtet, brachte übrigens dieſe Ausſtellung Dinge zum Vorſchein, bei denen man ſich billig fragen mußte, wie es möglich ſey, daß man ſo etwas machen, und, wenn es in einer unglücklichen Stunde entſtanden, den Muth haben könne, es irgend einem Menſchen vorzuzeigen? Einige Sepiablätter, römiſche Veduten, namentlich architektoniſche, von einem Neapolitaner, Namens Vianelli, erinnerten zwar ſehr an franzöſiſche und engliſche Muſter, erfreuten aber durch große Leichtigkeit und Geſchmack in der Auffaſſung, wie in der Ausführung.

(Die Fortſetzung folgt.)

Paris, April.

(Beſchluß.)

Chollet. Nourrit. Das Theater Caſtellane.

Der Polizeikommiſſär kam, ſetzte ſich in der Sakriſtei mit ſeinem Aktuar vor einen Tiſch und befahl, den muthmaßlichen Conſpirator ohne Aufſehen aus dem Chore zu rufen. Man ging alſo auf Chollet zu und bat ihn, in die Sakriſtei zu kommen, wo man ihm etwas Wichtiges zu ſagen habe. Chollet weigerte ſich mit der Aeußerung, er könne mitten im Gottesdienſte, wo ſeine Gegenwart unentbehrlich ſey, unmöglich die Cantoren ſitzen laſſen. Dies erregte noch mehr Argwohn; zuletzt bedeutete man ihm, wenn er nicht gutwillig komme, müſſe man Gewalt brauchen. Nun gab er nach, und erſtaunte nicht wenig, als er einen Mann in ſchwarzem Kleide hinter dem Tiſche ſitzen ſah, vor welchen er geführt wurde. Ihm ahnte gar nicht, was man von ihm wolle. Der Polizeikommiſſär fragte nach Namen und Stand, und ſagte dann: „Ihr ſeyd beſchuldigt, mit böſen Anſchlägen umzugehen.“ — „Böſe Anſchläge? nein wahrlich, ich habe keinen einzigen!“ — „Weßhalb ſeyd Ihr auf's Chor gegangen?“ — „Je nun, um meine Pflicht als Serpentbläſer zu thun.“ — „Ihr wolltet noch etwas Anderes, denn Ihr tragt heimliche Waffen.“ — „Keine außer meinem Gardiſtendegen.“ — „Nun ja, dieſer Degen iſt es gerade, was Euch verdächtig macht. Was wolltet Ihr damit thun?“ Er hatte viele Mühe, der Polizei zu beweiſen, daß er ganz unſchuldigerweiſe ſeinen Degen hängen laſſen, um gleich bei der Muſik zu ſeyn, wenn der König aus der Kirche träte. Man begriff es endlich und ließ ihn lachend wieder los. Als er ein geſchickter Sänger geworden war, verließ er die Kirche und widmete ſich der Bühne, auf welcher er nun als der beſte Sänger der komiſchen Oper glänzt. — Von der großen Oper iſt dagegen der beſte Sänger, Nourrit, ſo eben abgetreten, nachdem er durch eine prachtvolle und wahrhaft feierliche Benefizvorſtellung vom Publikum Abſchied genommen hatte. Dies war eine bedeutende Tagesbegebenheit; denn an dem Abtreten eines beliebten Virtuoſen nimmt ganz Paris Antheil; es läßt ſich daher nicht zweifeln, daß der Saal gedrängt voll war. Nourrit iſt noch in ſeinem beſten Alter, und man ſieht nicht ein, was den gefeierten Sänger bewogen hat, ſo früh die Bühne zu verlaſſen, welche Mühe haben wird, ihn zu erſetzen. Wahrſcheinlich hatte er ſeine Forderungen zu hoch geſpannt, und iſt daher vom Direktor entlaſſen worden. In Robert dem Teufel hatte er die Hauptrolle, und er iſt in dieſem Stücke über 140mal aufgetreten. Meyerbeer hat der Direktion eine neue Oper zugeſagt; wann ſie aber fertig wird, weiß er wohl ſelbſt nicht. Zuweilen läßt Meyerbeer Monate vergehen, ohne das Geringſte in Muſik zu ſetzen. Kommt aber einmal der muſikaliſche Geiſt über ihn, ſo geht es Tag und Nacht fort, bis die unternommene Arbeit vollendet iſt. — Die Privatdarſtellungen in dem Caſtellane'ſchen Hotel werden immer ſtärker beſucht, und die Zeitungen fangen ſchon an, von denſelben Bericht zu erſtatten, als ob es öffentliche Schauſpiele wären. Anfangs begnügte man ſich mit Luſtſpielen und Vaudevilles; jetzt wird ſchon von Opern geſprochen, die einſtudirt werden. Zuletzt wird vielleicht ein förmliches Theater aus dieſer Privatbeluſtigung. Nicht minderes Aufſehen hat das von der ſchönen Prinzeſſin Belgiojoſo veranſtaltete Concert ſammt Lotterie und Markt zu Gunſten der armen Italiener in Frankreich erregt. Wenn ſich eine junge, reizende Prinzeſſin an die Spitze eines Wohlthätigkeitsvereins ſtellt, ſo muß die Sache gelingen; auch iſt die Einnahme beträchtlich geweſen. Warum hat das Schickſal keine mitleidige deutſche Prinzeſſin nach Paris geführt, um auch den vielen darbenden Deutſchen hier aus der Noth zu helfen? Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 96.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 22. April 1837.

Sey's Ergreifen, ſey es Raffen,
Wenn es ſich nur faßt und hält!
Allah braucht nicht mehr zu ſchaffen,
Wir erſchaffen ſeine Welt.

Goethe.

Ueber die Bildung der Gebirge.

(Fortſetzung.)

Nicht nur unſere Erde, ſondern auch unſer geſammtes Sonnenſyſtem ſcheint ſich urſprünglich in aufgelöſtem und flüſſigem Zuſtande befunden zu haben. Dafür ſpricht einmal das, ſich bei allen Weltkörpern deſſelben wiederholende Moment kugelförmiger Geſtalt mit polariſcher Abplattung, ſodann die merkwürdige Zuſammenſtimmung aller Bewegungen ſämmtlicher planetariſcher Körper unſeres Sonnenſyſtems faſt in einer Ebene und in einerlei Richtung. Es laufen alle Planeten in einer und derſelben Richtung um die Sonne, in welcher dieſe ſich ſelbſt um ihre Axe dreht. In der nämlichen Richtung rotiren die Planeten je um ihre eigene Axe. Es iſt dieſelbe Richtung, in welcher die Nebenplaneten um ihre Hauptplaneten und mit dieſen um die Sonne laufen. Die merkwürdige Zuſammenſtimmung dieſes verwickelten Syſtems der mannichfaltigſten Bewegungen kann kein Zufall ſeyn, ſondern muß ihren Grund in einem urſprünglichen Zuſammenhange haben, in welchem die Weltkörper unſeres Sonnenſyſtems einſt miteinander geſtanden und worin ſie dieſe gemeinſchaftliche Bewegung angenommen haben. Ein ſolcher Zuſammenhang läßt ſich aber wohl kaum anders denken, als daß dieſe Weltkörper vermöge einer allgemeinen Auflöſung ihrer Maſſe einſt ein zuſammenhängendes Ganzes ausgemacht haben, welches ſich um den Aequator der Sonne in der Ebene der Ekliptik als eine ſcheibenförmige Atmoſphäre angelagert haben mag; wenn man nicht noch weiter zurückgehen und ſelbſt die Sonne in dieſes allgemeine Chaos auflöſen und ſich als Mittelpunkt des Syſtems erſt daraus niederſchlagen laſſen will.

Eine glänzende Wahrſcheinlichkeit geben dieſer Annahme einer urſprünglichen chaotiſchen Auflöſung unſeres Sonnenſyſtems die intereſſanten Beobachtungen der ſogenannten Nebelſterne durch Schröter und Herſchel. Dieſe räthſelhaften leuchtenden Maſſen, welche ſich zum Theil durch keinerlei Vergrößerung in einzelne leuchtende Punkte auflöſen laſſen, ja deutliche Expanſionen und Contraktionen zeigen, ſcheinen in der Bildung begriffene Embryonen von Weltſyſtemen zu ſeyn; ſo daß die weltlichen Dinge nicht nur im Kleinen, ſondern auch im Großen, ſelbſt als Weltkörper, einem Werden unterworfen zu ſeyn ſcheinen, auf deſſen verſchiedenen Stufen das eine Syſtem von Weltkörpern jezt erſt ſich entwickelt, das andere ſeine Blüthezeit feiert, das dritte vielleicht baldigem Tode entgegen geht. Eines der merkwürdigſten Gebilde dieſer Art iſt der Nebelfleck im Orion. Seine unregelmäßige Geſtalt iſt veränderlich, und man hat ihn ſchon innerhalb weniger Tage ſich nach einigen Seiten ungeheuer ausdehnen, nach andern ſich zuſammenziehen geſehen. Die

Stellen, innerhalb welcher ſolche plötzliche Veränderungen vor ſich gehen, übertreffen öfters an Umfang unſer ganzes Planetenſyſtem. Endlich hat man ſchon ſolche ungeheure Strecken mit einem ungewöhnlichen Licht aufflammen ſehen. Manche dieſer Lichtnebel zeigen in ihrer Mitte bereits eine Verdichtung, den Anfang des künftigen Centralkörpers. Unter dieſen in der Mitte ſehr verdichteten Nebeln fand Herſchel viele, welche nicht rund erſchienen, ſondern ein ſehr abgeplattetes, linſenförmiges Sphäroid vorſtellten. Dieſe Geſtalt kommt zu oft vor, als daß man ſie für zufällig halten könnte, zumal da eine faſt genaue Gleichheit beider Hälften für die Vermuthung ſpricht, daß wir den Querſchnitt eines runden, ſehr abgeplatteten und der Scheibenform ſich annähernden Körpers ſehen. Eine ſolche Abplattung zur Scheibe um den Aequator des Centralkörpers müßte in einer flüſſigen Maſſe durch einen ungeheuern Grad von Rotationsgeſchwindigkeit hervorgebracht werden. Es iſt alſo wahrſcheinlich, daß manche jener Nebel bereits einen Centralkörper formirt, mit ihm eine gemeinſame Axenumdrehung angenommen und ſich dadurch um ſeinen Aequator ſcheibenförmig angelagert haben, während andere ſich noch in ganz chaotiſchem Zuſtande befinden.

Dieſe Gründe und Analogien ſetzen es wohl faſt außer Zweifel, daß die Weltkörper unſeres Sonnenſyſtems ſich urſprünglich in chaotiſcher Auflöſung befunden und daraus niedergeſchlagen haben. Dieſen Niederſchlag haben wir uns wohl ungefähr ſo vorzuſtellen, daß zuerſt die Hauptmaſſe ſich zur Sonne concentrirte und nun eine gemeinſame Rotation der Sonne mit der übrigen Maſſe begann, welche mit ungeheurer Geſchwindigkeit zu denken iſt. In Folge dieſer Rotation ſammelte ſich die übrige Maſſe ſcheibenförmig in der Aequatorialebene des Centralkörpers, außer den wenigen Ueberreſten, welche nun als Kometen umherirren. Jene in der Aequatorialebene der Sonne angelagerte ſcheibenförmige Maſſe zerfiel in eben ſo viele Bahnen, als wir jezt Hauptplaneten zählen. In jeder Bahn bildete ſich einer oder mehrere Mittelpunkte der Anziehung, welche die geſammte Materie derſelben nach und nach aufſammelten. Gelingt es einem der anziehenden Punkte, eine überwiegende Maſſe um ſich aufzurollen, ſo tritt er als Hauptplanet auf; gelingt dies dagegen mehreren gleichermaßen, ſo entſtehen coordinirte Planeten oder Aſteroiden.

Kehren wir zur Erde und zu unſerm Gegenſtande zurück, ſo wird uns, um zuerſt einen Blick auf die Urgebirge zu werfen, ihre Struktur nicht in Zweifel laſſen, auf welche Stufe des kosmiſchen Bildungsproceſſes der Erde wir ihren kryſtalliniſchen Niederſchlag zu verſetzen haben. Die durchgreifende, übrigens in einander gleichſam zerdrückte kryſtalliniſche Bildung der Urgebirge läßt wohl kaum einen Zweifel zu, daß ſie ſich in einem zähen, feurigflüſſigen Zuſtand formirt haben. Die Urſache dieſes ihres feurigflüſſigen Zuſtandes iſt auch unſchwer zu errathen: es war die Verbrennung ihrer metalliſchen Grundlagen in Sauerſtoff. In dem Momente, als das Flötzgebirge auf die Erdrinde niederſtürzte und die Urgebirge emportrieb, war die Urgebirgsmaſſe bereits oberflächlich erſtarrt und feſt geworden. Dies ſpringt deutlich an den zerſpaltenen und durcheinander geworfenen, übrigens regelmäßig gebildet geweſenen Schichten der aufgetriebenen Urgebirge in die Augen. Indeſſen konnte dieſe Erſtarrung und Feſtwerdung der Urgebirgsrinde auf der andern Seite noch nicht beſonders tief gegangen ſeyn, denn an andern Stellen, wie z. B. auf der Höhe der Berner Hochalpen, ſo wie in den durch Spalten des Flötzgebirges heraufgedrungenen vulkaniſchen Gebilden, ſtieg noch flüſſige Urgebirgsmaſſe aus der Tiefe herauf, die doch wohl höchſtens einige Meilen tief ſich befunden haben konnte. Halten wir den lezteren Punkt feſt, ſo werden wir darin leicht einen Grund zu der nunmehr apodiktiſch auszuſprechenden Behauptung finden, daß der Ort der Bildung und des Niederſchlags der Flötzgebirge aus wäſſerigter Auflöſung gar nicht auf der Oberfläche der Erde und der oberflächlich erſtarrten Urgebirgsrinde liegen konnte; und zwar aus dem einfachen Grunde, weil dieſe noch ſo glühend ſeyn mußte, daß ſich gar kein Waſſer in tropfbarem Zuſtande an der Oberfläche der Erde hätte halten können.

(Der Beſchluß folgt.)

Die beiden Gefangenen.

(Fortſetzung.)

Meine Leidenſchaft machte mich ſelig und unglücklich: lezteres, weil ich mich ihr nicht unbeſorgt überlaſſen konnte, und zwar in Folge eines ſehr ernſten Auftritts, den ich vor Kurzem mit meinem Lehrer gehabt. Anlaß dazu gab Telemachs edles Benehmen auf der Inſel der Calypſo, wo er, der Regung der Tugend folgend, von Eucharis ſcheidet, welches Benehmen wir eben mit einander in ſchlechtes Latein überſezten. Da heißt es: „Et il précipita Télémaque dans la mer.“ Et Telemachum in mare praecipitavit; ſo hatte ich überſezt, da fiel es Monſieur Ratin, ſo hieß mein Lehrer, bei, mich zu fragen, was ich von dieſem Verfahren Mentors denke? Dieſe Frage ſezte mich nicht wenig in Verlegenheit; wußte ich doch ſchon ſehr gut, daß man vor ſeinem Lehrer dem weiſen Mentor nichts Schlimmes nachſagen darf. Ich dachte in mir nicht anders, als Mentor ſey hier einmal recht brutal zu Werk gegangen, gab aber zur Antwort: Telemach ſey gut davon gekommen, daß er die ſalzige

Woge nur habe koſten müſſen. „Sie haben meine Frage nicht gefaßt,“ erwiderte Monſieur Ratin: „Telemach liebte die Nymphe Eucharis; nun iſt aber die Liebe die verderblichſte, verächtlichſte, mit der Tugend unverträglichſte Leidenſchaft. Ein Jüngling, der liebt, verfällt der ſchlimmſten Weichlichkeit; er taugt zu nichts mehr als zu ſeufzen, wie Herkules zu den Füßen der Omphale. Der weiſe Mentor konnte daher zu keinem trefflicheren Mittel greifen, wollte er Telemach vom Rande des Abgrunds zurückreißen. Sehen Sie wohl, dieſe Antwort hatte ich erwartet.“

So erfuhr ich denn auf mittelbarem Wege, daß mein Zuſtand ſehr bedenklich, daß ich ſchon gewaltig vom Pfad der Tugend gewichen ſey; denn das ſah ich klar ein, ich liebte Eſtella ſo innig als Telemach ſeine Eucharis. Ich beſchloß alſo in meinem Innern, ein ſo ſündhaftes Gefühl zu bekämpfen, das mir früher oder ſpäter ein Unglück über den Hals bringen konnte, weil Monſieur Ratin das Heilmittel des weiſen Mentor ſo gar admirabel fand.

Des Lehrers Worte hatten übrigens einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, indeſſen weit weniger ſo weit ich ſie verſtand, als ſofern ſie mir dunkel, myſtiſch waren. Während ich, um nicht in den Abgrund zu ſtürzen, ein höchſt unſchuldiges Gefühl unterdrückte, grübelte meine Einbildungskraft über den bedeutungsvollen Worten Monſieur Ratins. Dies war meine erſte Liebe. Sie hatte, als ein reines Luſtgebilde, weiter keine Folgen, aber die Art und Weiſe, wie Monſieur Ratin hemmend in ihre Entwicklung gegriffen, ertheilte meinen folgenden Liebſchaften einen eigenthümlichen Charakter, wie aus dem Folgenden zu erſehen ſeyn wird.

Das Gefängniß, von dem ich geſprochen, hat gegen meine Wohnung nur ein einziges vergittertes Fenſter in einer ſchwarzen, ſchauerlichen Mauer. Ich erinnere mich noch wohl, daß der Anblick dieſes Lochs mir damals nur das Gefühl von Schrecken und Entrüſtung gab: nach meinen Begriffen beſtand die Geſellſchaft aus lauter ehrlichen Leuten; der Gedanke, daß Jemand ſtehlen oder gar einen umbringen könne, war mir gräßlich, und die Gerechtigkeit, welche die Guten vor Ungeheuern ſchützte, erſchien mir wie eine hehre Matrone, die gar nicht furchtbar genug ſtrafen konnte. Seitdem habe ich freilich anders denken gelernt. — Die Kinder ſind in ihrem Urtheile abſolut, eben weil es ein beſchränktes iſt. Die Fragen haben für ſie nur Eine Seite und ſind darum ganz einfach: die Löſung erſcheint ihrem richtigen, aber einſeitigen Urtheilsvermögen leicht und unwiderſprechlich. Daher kommt es, daß man von den ſanfteſten oft harte Worte hört und die weichmüthigſten nicht ſelten grauſame Gedanken äußern. Von den Weichmüthigſten war ich nun eben nicht, aber dergleichen begegnete mir oft, und wenn ich einen Menſchen in's Gefängniß führen ſah, ſo fühlte ich inniges Bedauern mit den Schergen, während ich den Verbrecher auf's Aeußerſte verabſcheute. Dies war nicht Grauſamkeit, nicht niedrige Geſinnung, es war nur Unſchuld. Eines Tags ſah ich einen vorbeiführen, gegen den ſich vollends mein ganzes Herz empörte, den Mitſchuldigen eines abſcheulichen Mörders. Sie hatten mit einander einen alten Mann umgebracht, um ihn zu berauben, und, als ſie bemerkten, daß ein Kind zugegen geweſen, auch dieſen ſchuldloſen Zeugen auf die Seite geſchafft. Der eine war hingerichtet, der andere, wegen mildernder Umſtände oder dergleichen, nur zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt worden. Während er, im Begriff, ſeinen Kerker zu betreten, unter meinem Fenſter wegging, betrachtete er aufmerkſam die Häuſer umher. Sein Auge begegnete dem meinigen, und er lächelte, als kennte er mich! Dieſes Lächeln machte einen tiefen, ſchrecklichen Eindruck auf mich. Den ganzen Tag brachte ich es nicht aus dem Kopfe; ich beſchloß, mit meinem Lehrer davon zu reden, und er ergriff die Gelegenheit, mir vorzuſtellen, wie viel Zeit ich damit verderbe, aus dem Fenſter zu ſehen.

Mein Lehrer war, wenn ich daran denke, eine wunderliche Figur: ſtreng von Sitten und pedantiſch, achtungswürdig und lächerlich, gravitätiſch und komiſch, ſo daß der Eindruck, den er auf mich machte, imponirend und burlesk zugleich war. Sittlich ſtrenge Grundſätze üben aber, wenn der Mann ihnen im Leben conſequent treu bleibt, eine ſolche Gewalt über die Gemüther, daß Monſieur Ratin, ſo komiſch er mir erſchien, ungleich ſtärker auf mich einwirkte, als wenn er weit geſchickter oder vernünftiger geweſen wäre, aber die Lehren, welche er mir predigte, ſelbſt minder ſtreng befolgt hätte. — Er war ganz ausnehmend züchtig. Im Telemach überſprangen wir ganze Seiten als unmoraliſch, und er ſuchte äußerſt ängſtlich zu verhindern, daß ich mich für die verliebte Calypſo intereſſirte; ich würde, hieß es immer, in der Welt nur zu viel gefährlichen Weibern begegnen, die ihr auf ein Haar glichen. Vor dieſer Calypſo hatte er, trotz ihrer Eigenſchaft als Göttin, einen tiefgefühlten Abſcheu. Die meiſten lateiniſchen Autoren laſen wir nie anders als in den vom Jeſuiten Jouvency gereinigten Texten, und wir überhüpften noch manche Stellen, welche der züchtige Jeſuit hatte paſſiren laſſen. So kam es, daß ich mir von gar vielen Dingen ſchreckliche Begriffe machte, und dabei vor Monſieur Ratin auf's Aengſtlichſte meine unſchuldigſten Gedanken verbarg, wenn ſie auf's Entfernteſte an Liebe und an Calypſo erinnerten. — Es ließe ſich viel hierüber ſagen. Dieſe Methode wirkt vielmehr aufreizend als mäßigend, nicht ſowohl vorbeugend als comprimirend, ſie erzeugt ſtatt Grundſätzen nur Vorurtheile,

Digitized by Google

und was das Schlimmſte iſt, ſie befleckt faſt nothwendig die Unſchuld, jene zarte Blume, die von einem Hauche welkt und nie zweimal blüht.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, April.

(Fortſezung.)

Heilige Woche. Kirchenmuſik.

In der heiligen Woche feiert die Kirchenmuſik ihren Triumph in der Sixtiniſchen Kapelle. Ein Vorgeſchmack ernſterer Tondichtung war ſchon während der Faſten gegeben worden. Zuerſt wurde in den großen Räumen des venetianiſchen Pallaſtes, welchen der öſterreichiſche Botſchafter bewohnt, die Schöpfung in einer Weiſe ausgeführt, welche an die Leiſtungen deutſcher Muſikfeſte erinnerte; hierauf im Pallaſt Torlonia im Borgo — der ſchönen Wohnung, welche Bramante für den Cardinal Hadrian von Corneto baute, und die ſich unter den ſo oft überladenen und ſchwerfälligen römiſchen Palläſten durch ihre edle Eleganz auszeichnet — das Miſerere des Marcello, eine der vorzüglichſten unter den zahlreichen Compoſitionen dieſer Art im weniger ſtrengen Style. — Einem Wetter zum Troz, das mit dem Großfürſten Michael von den Ufern der Newa hergekommen zu ſeyn ſchien (am Morgen des Gründonnerſtags waren alle Dächer mit Schnee bedeckt), füllte eine zahlloſe Menge den Vatican und die Peterskirche, welche leztere man erſt dann in ihrer ganzen überwältigenden Größe und Majeſtät verſtehen und bewundern lernt, wenn man ſie bei Feſten, wie am Oſtertage, geſehen hat. Die Rieſengeſtalten Michel Angelo's ſchauten von Deke und Wand der Siſtina ernſt herab wie Geiſter längſt vorübergegangener Jahrhunderte, bald von einzelnen Sonnenblicken vorübergehend, aber hell erleuchtet und wie in runden Formen hervortretend, bald geſpenſtiſch verſchwindend im Halbdunkel. Es iſt nicht möglich, einen Ort zu finden, wo Alles ſo gleichmäßig und ſo mächtig zuſammenwirkt, einen gewaltigen Effekt hervorzubringen, wie hier der Fall iſt: Lokal, Ausſchmückung, Coſtüme, Ceremonien und Muſik bilden ein großes Ganze, in welchem die bewunderungswürdigſte Harmonie waltet. In dieſen Räumen muß man die Lamentationen, die Improperien Paleſtrina's, das Stabat mater Pergoleſi's, das Miſerere Allegri's und Bai's hören, begleitet und unterſtüzt von dem einfach-großartigen Gregorianiſchen Geſang, und von den ergreifenden Compoſitionen der Paſſion, welche am Palmenfeſt und am Charfreitage von verſchiedenen mit einander abwechſelnden Stimmen vorgetragen werden. Je mächtiger man von der Schönheit und Würde dieſer Muſik durchdrungen und angeregt wird, und je bereitwilliger man ſich ſelber geſteht, ſie ſey die einzige, deren Charakter vollkommen übereinſtimmt mit den Empfindungen und der Stimmung, welche der Gottesdienſt in uns erwecken ſoll, um ſo mehr wird man überraſcht, wenn man findet, daß dieſe Muſik verhältnißmäßig neuern Zeiten angehört, und daß ſie im 15ten und 16ten Jahrhundert in einem Zuſtande war, der mit dem Weſen dieſer muſterhaften Compoſitionen den grellſten Gegenſaz bildet. Das Tridentiniſche Concil wollte den mit ausſchweifenden Künſteleien überladenen Canto figurato völlig aus der Kirche verbannen; Giovanni Pierluigi von Paleſtrina war es, deſſen reines, frommes, melodiſches Gemüth denſelben rettete. Die Lebensbeſchreibung dieſes großen Mannes, ein Werk des würdigen Abate Baini, deſſen Bemühungen um Aufrechthaltung der Reinheit der Tonkunſt nicht genug geprieſen werden können, enthält einen Schaz von Bemerkungen, die uns ein lebendiges Bild des Unweſens geben, welches um die Mitte des 16ten Jahrhunderts in Italien herrſchte, eine Zeit, wo der Katholicismus, dem Untergange naheſtehend, nach langer Lethargie zu einer gewaltigen, eben ſo tief eingreifenden, wie nachhaltigen Regeneration ſich ermannte, und Allem, was mittelbar oder unmittelbar mit ihm in Berührung ſtand, einen neuen, ernſten Charakter aufdrückte. Ein paar Angaben mögen hinreichen, das damalige Treiben zu bezeichnen. Die Worte der Liturgie waren ganz vernachläſſigt; man hörte das Kyrie, Sanctus, Agnus nicht mehr, die Componiſten nahmen auf die Worte ſelbſt keine Rückſicht; die Meßmuſik wurde geſchrieben, wie eine Inſtrumentalſymphonie; der Text konnte dann zuſehen, wo und wie er ein Unterkommen fand. Man ließ endlich die Worte wohl ganz weg, und bezeichnete nur den erſten Theil mit Kyrie, den zweiten mit Chriſte und ſo weiter bis zum lezten Agnus. Auch wurden mit der Liturgie andere Texte vereinigt. Man ſchrieb z. B. eine Meſſe, deren Thema die Melodie des Ave-Maria des Gregorianiſchen Geſanges war: drei Theile ſangen nach obenangeführter Weiſe das Kyrie, Gloria, Credo, der vierte das ganze Ave-Maria. So ſind zwei Meſſen von Criſt. Morales, und ſelbſt Paleſtrina's erſte gedruckte Meſſe: Ecce Sacerdos magnus. Das Archiv der Vaticaniſchen Kapelle beſizt eine Menge Werke dieſer Art.

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 90.

Der Nebel.

Räthſel.

Roth or braun, or ſchwarz or weiß,
Gilt mir ziemlich gleich;
Weib or Mann — auf mein Geheiß
Füllen ſie mein Reich;
Nord or Süd, or Weſt or Oſt,
Ich bin überall,
Augenlicht iſt meine Poſt,
Bote mir der Schall.
Jung or alt,
Warm or kalt,
Alle weiß ich zu durchdringen,
Geiſt und Mark,
Schwach or ſtark,
Unter's Joch zu bringen.

J. G. M.

*) Ob die deutſche Sprache ſtatt des langen „oder"
Nicht ein kurzes Wörtchen ſchon ſeit lange fodert,
O ihr Ariſtarchen! mögt ihr nun entſcheiden,
Aber mich einſtweilen um dies „or" beneiden,
Das, ein engliſch Wörtchen, doch von deutſchem Stamme,
Wieder an den Buſen flieget ſeiner Amme.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 97.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 24. April 1837.

— Ein ſchlimmer Burſche!
Keck, raſch, verſtändig, naſeweis, geſchickt.

Shakespeare.
Richard III.

Die beiden Gefangenen.

(Fortſetzung.)

Uebrigens war Monſieur Ratin, ſo voll er von Latein und Alterthum ſtak, im Grunde ein guter Mann und nicht ſowohl ſtreng als wortreich. Bei Gelegenheit eines Dintenflecks citirte er Seneca, hatte ich einen leichtfertigen Streich gemacht, ſo ſtellte er mir Cato von Utica als Muſter vor; aber etwas war ihm in den Tod verhaßt, etwas vergab er nie, das Lachen ohne ſichtbaren Grund. Im Gelächter erblickte er die ſeltſamſten Dinge, den Zeitgeiſt, das frühreife Laſter, den ſichern Vorboten eines ruchloſen Lebens. Ueber dieſen Punkt konnte er ewig lang, auf's Leidenſchaftlichſte fortpredigen, und ich ſchrieb dies einer Warze zu, die er auf der Naſe hatte.

Dieſe Warze war von der Größe einer Kichererbſe, und darauf ſaß ein kleiner Büſchel ſehr zarter und äußerſt hygrometriſcher Haare; denn ich hatte die Bemerkung gemacht, daß ſie je nach der Witterung ſteif oder kraus waren. Ich konnte ſie oft während des Unterrichts höchſt naiv, als eine Curioſität, ohne einen Gedanken an Spott betrachten; dann wurde ich aber barſch angefahren und wegen meiner Zerſtreuung geſcholten. Zuweilen wollte ſich durchaus eine Mücke darauf ſetzen, trotz des zornigen Abwehrens meines Lehrers, und er erklärte dann raſch darauf los, damit ich in den Text ſehen und den wunderlichen Zweikampf nicht bemerken ſollte. Aber juſt dies ſagte mir, daß etwas vorging, und in unbezwinglicher Neugier ſchlug ich verſtohlen die Augen nach ſeinem Geſichte auf. Je nachdem ich nun etwas ſah, kam mich das Lachen an, und wenn die Mücke nicht bald abzog, ſo platzte ich los. Dann donnerte Monſieur Ratin, ohne im Geringſten zu thun, als merkte er den Anlaß des Aergerniſſes, gegen das unvernünftige Lachen im Allgemeinen und ſtellte mir vor, welch ſchreckliche Folgen das haben müſſe.

Und herzliches Lachen iſt doch ein ſo großer Genuß! eine verbotene und darum köſtliche Frucht! Die Zeit hat es mir entleidet, nicht die Predigten meines Lehrers. Um aber ſo recht genußreich zu lachen, muß man Schüler ſeyn und, wo möglich, einen Lehrer haben, dem eine Warze mit ein paar neckiſchen Härchen auf der Naſe ſitzt. Dieſe Warze iſt mir ſeitdem oft in den Sinn gekommen, und ich bilde mir ein, alle ſehr reizbaren Leute haben ſo ein phyſiſches oder moraliſches Gebrechen, eine verborgene oder zu Tag liegende Warze, weßhalb ſie meinen, ihre Nebenmenſchen wollen ſich über ſie luſtig machen. Man lache nicht vor Leuten der Art, man lacht ſie aus; man ſpreche nicht von Finnen oder Linſen, das ſind Anſpielungen;

nicht von Cicero, von Scipio Naſica und dergleichen, man bekommt Händel mit ihnen.

Es war die Zeit der Maikäfer. Sie hatten mir ſonſt vielen Spaß gemacht, aber jezt intereſſirten ſie mich nachgerade nicht ſehr; man wird ſchnell alt! Wenn ich aber ſo, allein in meinem Zimmer, in tödtlicher Langeweile an meinem Penſum arbeitete, war mir die Geſellſchaft eines Maikäfers ſchon recht. Allerdings war nicht mehr davon die Rede, ihn am Faden fliegen zu laſſen oder an einen kleinen Wagen zu ſpannen; für ſolch kindiſchen Zeitvertreib war ich ſchon zu erwachſen; läßt ſich aber mit einem Maikäfer ſonſt nichts anfangen? Ei, nein doch: zwiſchen jenen Kinderſpielen und dem ernſten Studium des Naturforſchers hat man noch manche Stufen zu überſteigen.

Ich hatte einen unter einem umgeſtürzten Glaſe. Der Maikäfer kroch mühſam hinauf, fiel wieder herab, und ſo immer fort. Zuweilen fiel er auf den Rücken, und dies iſt, wie Jedermann weiß, ein großes Unglück für einen Maikäfer. Bevor ich ihn aufrichtete, ſah ich zu, wie er mit Engelsgeduld langſam ſeine ſechs langen Beine im leeren Raum herumſchwenkte, in der unerfüllbaren Hoffnung, ſich an etwas anklammern zu können. Die Maikäfer, dachte ich, ſind doch entſetzlich dumm! — Einmal half ich ihm dadurch, daß ich ihm meine Feder hinſtreckte, und dies brachte mich auf die herrlichſte Erfindung. Mein Maikäfer hatte ſich an den Federbart angehängt, und hier ließ ich ihn ſich erholen, während ich eine Zeile ſchrieb und dabei mehr bei ſeinen Evolutionen war als bei denen Julius Cäſars, aus dem ich gerade überſezte. Fliegt er auf, oder läuft er an der Feder herab? An welch zarten Fäden hängt alles Geſchick! Entſchloß er ſich zum Erſteren, ſo war es um meine Erfindung geſchehen, ohne daß ich etwas davon ahnte. Zum Glück machte er ſich auf den Weg abwärts; als er der Dinte näher kam, hatte ich Vorboten, eine Ahnung, daß ſich etwas Großes vorbereite. So ahnte Columbus ſein Amerika, noch ehe er die Küſte erblickte. Jezt iſt der Maikäfer am Schnabel der Feder, jezt taucht er ſeinen Rüſſel in die Dinte — Schnell ein weißes Blatt! — geſpannte Erwartung! — Der Rüſſel drückt ſich auf's Papier und zieht, während das Thier vorſchreitet, einen Dintenſtreif aus. Zuweilen, ob aus Genialität, oder weil ihm der Vitriol ſchlecht zuſagt, hebt und ſenkt der Maikäfer im Gehen wechſelnd den Rüſſel und bildet dadurch eine Reihe von Punkten und die wunderbarſten Zeichnungen. Ein andermal macht er einen Bogen und dann, ſich anders beſinnend und umkehrend, noch einen: da ſteht ein S! Dies ſehen und von einem Blitzſtrahl geblendet werden, war Eins! Ich ſetze das Wunderthier, den Rüſſel wohl mit Dinte geladen, auf die erſte Seite meines Schreibhefts, nehme einen Strohhalm, ſteure damit ſorgſam und kunſtreich ſeinen Lauf und zwinge ihn ſo, ſelbſt meinen Namen zu ſchreiben. Ich brauchte zwei Stunden dazu, aber welch ein Meiſterſtück!

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber die Bildung der Gebirge.

(Beſchluß.)

Während der Erdkern in dem einen Theile der Erdbahn ſich nach und nach bis zu den Urgebirgen anſammelte und aufrollte — ein Zeitraum, auf welchen wir Jahrhunderte oder Jahrtauſende in willkührlicher Zahl rechnen können — und noch geraume Zeit nachher, während welcher die Oberfläche des Urgebirgs erſtarrte, bildete ſich in verſchiedenen andern Theilen der Erdbahn das Flötzgebirge, aus wäſſerigter Auflöſung in ebenen Schichten ſich niederſchlagend. Es durchſchiffte die Erdbahn in langen und breiten Flötzen, bis dieſe nach und nach mit dem indeß zum Planeten herangewachſenen Erdkern zuſammentrafen und von ihm aufgeſogen wurden, was um ſo eher ſich einmal treffen mußte, weil ſie eine ungleich größere, nicht durch Rotation um ſich ſelbſt verlangſamte Geſchwindigkeit hatten.

Allein, wird man einwenden, die Flötzgebirge, wenn ſie ſich unabhängig vom Erdkörper formirten, mußten kugelförmige Körper bilden und die Flötzformationen müßten daher ſchaaligt gekrümmt erſcheinen, während ſie ſich als lange und breite, gerade geſtreckte Flötze darſtellen. Wir glauben indeß nicht, daß dieſe Einwendung mehr für ſich hat, als die bloße, aber nicht einmal conſtante Analogie der übrigen Weltkörper unſeres Sonnenſyſtems; denn der Ring des Saturns macht offenbar eine Ausnahme von dem allgemeinen Geſetz, wonach ſich die kosmiſche Materie in kugelförmige Körper concentriren ſoll. Der Ring des Saturns hat in ſich ſelbſt keinen Mittelpunkt der Gravitation, die erſte Bedingung der Kugelbildung gefunden, ſondern er hat denſelben in ſeinem nächſten Centralkörper. Ganz analog dem Ringe des Saturns laſſen wir nun die Flötzgebirge ſich niederſchlagen. Wie dieſer fanden ſie in ſich ſelbſt keinen dominirenden Mittelpunkt und ſchlugen ſich nun, der einzig in ihnen wirkſamen Gravitation gegen die Sonne folgend, ſo nieder, daß ſie gleichſam Segmente eines in der Ebene der Erdbahn um die Sonne ſich anlagernden Ringes bildeten.

Die verſchiedenen Flötzformationen mögen ſich bei ihrer Bildung im Himmelsraume in der von den Geognoſten beobachteten Reihenfolge niedergeſchlagen haben, denn der Ort des Niederſchlags ändert hieran nichts. Nur dürften manche geognoſtiſche Anomalien in der gewaltſamen,

durch unſere Hypotheſe gebotenen Procedur des Niederſturzes und deſſen Zufällen eine erwünſchte Löſung finden. Auch wird, wenn mehrere in verſchiedenen Himmelsgegenden gebildete Flötze angenommen werden, das relative Alter der Formationen etwas zweifelhaft. Was die verſteinten Ueberreſte einer organiſchen Schöpfung anbelangt, ſo konnte auch dieſe nur ferne von der glühenden Rinde des Urgebirges exiſtiren. Uebrigens muß die größere Maſſe der Seegeſchöpfe bereits in dem aufgelöſten wäſſerigten Urzuſtande der Maſſe gelebt haben, denn ſie ſchlugen ſich gleich mit den älteſten Formationen der Flötzgebirge in ungeheurer Menge nieder. Ein großer Theil dieſer mariniſchen Schöpfung rettete ſich jedoch durch mehrere Niederſchläge hindurch und zieht ſich in die organiſche Schöpfung der ſpätern Formationen hinein, welche ſich in den beliebig groß zu denkenden Zwiſchenräumen der ſpätern Niederſchläge gebildet.

Die Flötzgebirge mußten eine ungeheure Maſſe Waſſer, aus welchem ſie ſich niedergeſchlagen, mit ſich führen, welches ſich theils in eingeſchloſſenen Keſſeln erhalten, theils atmoſphärenartig um ſie her gelagert haben mochte. Es konnte nirgends hin von ihnen abfließen, da es durch ſeine Schwungbewegung ſo wie durch die mit der Maſſe der Flötzgebirge wachſende Anziehung derſelben an ſeinen Niederſchlägen feſtgehalten war. Uebrigens mußte dieſe freie Waſſermaſſe auf's Mannichfachſte zerſtörend und zertrümmernd die ungeheuren Flötze umſtrömen, ganze Schuttgebirge mit ſich führen und dieſe zu feinerem und gröberem Gerölle abrunden. Bei dem Niederſturze der Flötzgebirge auf die Erde mußte dieſes in der freien Waſſermaſſe ſchwebende Schuttgerölle theils unter die Trümmer des nachſtürzenden Gebirges begraben, theils zu den Flötznagelflühgebirgen, deren Entſtehung ſich hiemit erklärt, emporgetrieben und gepreßt werden. Jene in Keſſeln eingeſchloſſene Seen mußten ihre Gebirgewände mannichfach durchbrechen und den Fuß der Gebirge weithin mit Gerölle und Trümmergeſtein überſchwemmen.

Endlich reiht ſich die Erhebungstheorie in unſere Hypotheſe, in der ſie zugleich ihre Begründung findet, natürlich und nothwendig ein. Denn nehmen wir an, daß das Urgebirge zur Zeit des Niederſturzes der Flötzgebirge oberflächlich zwar erhärtet war, hingegen in ſeiner Tiefe ſich noch in glühendem, zähflüſſigem Zuſtande befand, ſo mußte, wenn der ungeheure Flötz auf die Erde niederſtürzte, die Urgebirgsrinde, da wo er zuerſt auffiel, tief eingedrückt, ihre noch flüſſige Grundlage ungeheuer comprimirt und gezwungen werden, an andern Orten wellenförmig anzuſteigen und das Flötzgebirge zu heben oder wenigſtens ſich durch ſeine Riſſe und Sprünge einen Ausweg zu ſuchen. Die Erhebungstheorie wird indeſſen folgende weſentliche Modifikationen erleiden: die Erhebung des Flötzgebirges durch emporgeſtiegenes Urgebirge wird örtlich beſchränkt auf die Stellen, wo jenes ſichtbar an dieſem emporgerichtet oder ſelbſt vulkaniſch aufgetrieben iſt; an allen andern Stellen dagegen, wo vulkaniſche Spuren fehlen, liegt in dem Niederſturze des Flötzgebirges ſelbſt die zureichende Erklärung ſeiner Formen. Sodann kehrt ſich das Cauſalverhältniß zwiſchen der Ablagerung des Flötzgebirges und der Erhebung des Urgebirges um, indem das Gewicht der Flötzgebirge im Allgemeinen das Urgebirge emporgetrieben und nur örtlich wiederum das leztere jenes gehoben hat. Endlich iſt der Ausdruck einer vulkaniſchen Erhebung nur noch in dem allgemeinen und unbeſtimmteren Sinne feurig-flüſſiger Durchbrüche zu verſtehen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, April.

Der Charfreitag.

Schwerlich hat ein Buch die Preſſe verlaſſen, das in Form von Briefen oder Beiträgen, von Bildern oder Anſichten engliſche Gewohnheiten und Gebräuche, Sitten und Geſetze beſpricht, ohne daß die Trübſeligkeit des engliſchen Sonntags einige Seiten füllt. Das alſo iſt bekannt, daß es in England an Sonntagen, Kraft des Geſetzes, weder Bälle, noch Concerte, weder Theater, noch irgend eine Art öffentlicher Luſtbarkeiten gibt. In ſeinen vier Pfählen iſt der Engländer Herr, und er könnte da ungeſtraft ſingen und geigen, tanzen und ſpringen; aber er thut es nicht, einmal, weil ſeine Großväter und Großmütter es nicht gethan haben, und die Klette nicht feſter am Rocke hängt, als der Engländer an dem väterlichen Herkommen, und zweitens, weil jeder Vorübergehende und die ganze Nachbarſchaft ſich darüber ſcandaliſiren würden, und der praktiſche Engländer jedes Aergerniß ſcheut. Daß Religioſität kein nationales Gefühl heißen darf, möchte ſchon daraus folgen, daß die größere Hälfte der Londoner Volksmaſſe Sonntags die Branntweinladen beſucht. Jeden Abend an Wochentagen iſt es in der Ordnung, alle fünf Minuten einem oder einer Betrunkenen zu begegnen; Sonntags begegnet man der doppelten Zahl. Indeſſen ſind auch alle Kirchen voll, und würden übervoll ſeyn, wenn nicht in den meiſten eine Art Entrée an den Schließer oder die Schließerin von Allen bezahlt werden müßte, die daſelbſt keinen eigenen Platz beſitzen. Ein Viergroſchenſtück iſt das Wenigſte, was ein anſtändiger Menſch geben kann. In einigen, auf Spekulation gebauten Kapellen bekommt man für vier Groſchen bloß einen Stehplatz, und muß acht Groſchen zahlen, wenn man ſitzen will. Am theuerſten iſt die Eintrittsgebühr da, wo der Eintritt vollends frei ſeyn ſollte: in der königlichen Kapelle des St. Jamespallaſtes. Mindeſtens eine halbe Krone muß hier der goldbordirte Thürſteher in der Hand fühlen, ehe er Einlaß gewährt. Der engliſche Ausſchließungsſinn rechtfertigt alles dies durch die Nothwendigkeit eines Mittels, die Klaſſe der Armen von der der Reichen, die Zerlumpten von den Gutgekleideten abzuſondern. Iſt das chriſtlich? Die Londoner geben zu, daß es das nicht iſt; aber ſie ſehen hierin das kleinſte von zwei Uebeln, und wollen lieber dem chriſtlichen, als ihrem Ausſchließungsſinne entſagen. Inzwiſchen

hat man doch neuerlich begriffen, daß es ſonderbar iſt, zwanzig gute Chriſten mit ihrer ſonntäglichen Unterhaltung auf die Kirche und nur Einem der Zwanzig Platz in der Kirche anzuweiſen, denn ſo ſteht das Verhältniß der Londoner Bevölkerung zu der Räumlichkeit der Kirchen, und deßhalb werden ſeit einiger Zeit auf dem Wege der Subſcription Fonds geſammelt, die Hauptſtadt Großbritanniens mit fünfzig und einigen neuen Kirchen zu bereichern. Das Geſagte muß es doppelt auffallend machen, daß, während London an zwei-und-fünfzig Sonntagen kein Volksfeſt kennt, es etwas dergleichen am Charfreitage beſizt. Der Charfreitag und der Weihnachtstag ſind nach engliſchem Geſetze das ganze Jahr hindurch die zwei alleinigen Feiertage, an denen Handel und Gewerbe – mit Ausnahme der Branntweinſchenken, der Obſthändler und der Zuckerbäcker vor und nach dem Gottesdienſte – ihre Laden ſchließen müſſen. Der Charfreitag iſt das ganze Jahr hindurch der einzige Tag, an welchem ſogar viele proteſtantiſche Engländer ſich zum Faſten verpflichtet fühlen und ihre ſaftigen Fleiſchſpeiſen gegen Eierkuchen und Salzfiſche vertauſchen. Gleichwohl finden ſich gerade am Charfreitage die zahlreichen Mitglieder zweier Clubs, der ſogenannten Weſtmoreland- und Cumberland-Ringervereine – wrestling societies – auf den Wieſen eines als gewöhnliches Stelldichein der Duellanten unter dem Namen Chalk-farm bekannten Wirthshauſes zuſammen, um hier ihre große jährliche Preisbalgerei zu halten. Das geſchah denn auch am lezten Charfreitage, und da das Wetter von der Art war, wie Balgluſtige es beſſer ſich nicht wünſchen können, der Boden trocken und die Luft zum Frieren friſch, ſo waren die Mitglieder ſehr vollzählig und daneben eine große Volksmenge auf dem Platze. Das Ringen dauerte mehrere Stunden; dann wurden die Preiſe vertheilt. Der erſte beſtand, wie gewöhnlich, in einem ſchweren ſilbernen Pokal, die übrigen in goldenen und ſilbernen Tabatièren. Hierauf ließen die Ringer mit geſegnetem Appetite ſich zu dem in der Chalk-farm für ſie bereiteten Mahle nieder, und aßen und tranken, bis die Nacht längſt aufgehört hatte, ſich zum Charfreitage, und die Ringer, ſich zu den nüchternen Menſchen zu rechnen. Ihrem Beiſpiele folgten Tauſende von Zuſchauern, und in welcher andern chriſtlichen Stadt wird wohl der Charfreitag auch nur von dem kleinſten Theile der Bewohner mit dergleichen öffentlichem Unfuge begangen? Aber nichts iſt daran ſchuld, als die Strenge der engliſchen Sonntagsfeier, dieſes wahrhaften Landesgebrechens, das die niedern Volksklaſſen demoraliſirt und die höhern zur Scheinheiligkeit zwingt. Seltſam genug, daß die Majorität des Parlaments in dieſer Beziehung mit einer Art negativer Blindheit geſchlagen iſt. Die Mehrzahl ſieht vollkommen ein, daß es thöricht wäre, die Sabbathfeier noch ſtrenger zu machen, aber ſie ſieht nicht ein, wie gut es wäre, die betreffenden Kirchengeſetze aufzuheben. Das Parlament beſizt bekanntlich in einem Maſter Agnew ein Mitglied, das bei jeder Sitzung auf Schärfung der Sabbathsfeier anträgt. Ginge es ihm nach, ſo dürfte des Sonntags kein Wagen fahren, kein Reitpferd aus dem Stalle, kein Schornſtein rauchen und kein Menſch etwas Anderes thun, als dreimal zur Kirche gehen und die übrige Zeit zu Hauſe beten. Auch während der jetzigen Sitzung hat er ſeinen Antrag bereits wiederholt und iſt wie immer damit durchgefallen. Doch zählt er eine ziemliche Zahl Gleichgeſinnter, und bei einem, ihm zu Ehren vor Kurzem gegebenen Gaſtmahle trieben die Verſammelten den Unſinn wirklich ſo weit, den Beſchluß zu faſſen, daß das Parlament unermüdlich angegangen werden ſolle, die verfallende Ehre Gottes aufrecht zu erhalten. Gott beſſere es! und dürfen die Cumberland- und Weſtmoreland-Ringerclubs einen Sonntagnachmittag zu ihrer jährlichen Preisbalgerei wählen, ſo werden ſie hoffentlich nicht länger den Charfreitag entweihen.

W. S.

Rom, April.

(Beſchluß.)

Kirchenmuſik. Santa Filomena.

Man hielt ſich keineswegs an bibliſche oder andere fromme Texte; Gaſſenhauer und Volksmelodien jeder Gattung wurden benuzt. In einer Meſſe von Hobrecht ſingt beim erſten Kyrie der Tenor: Je ne vis oncques la pareille, beim Chriſte: Bon temps, beim zweiten Kyrie: Ou le trouveray, beim Sanctus: Gracieuse gente monnyere, beim Hoſannah: Quand je vous dys le secret de mon coeur, und beim Benedictus: Madame, faites moy sçavoir. Die Verſchiedenheit der Texte findet ſich auch in den Motetten. In einem Muſikſtücke von Jusquin del Prato ſingt eine Stimme: Ave regina coelorum, die zweite: Regina coeli, die dritte: Alma redemptoris mater, die vierte: Inviolata, integra et casta. Dies wurde von Vielen nachgeahmt; es entſtand dadurch eine ſolche Confuſion, daß man nicht ein Wort, nicht eine Sylbe verſtehen konnte. So kam es, daß, als Pabſt Nikolaus V. einmal den Cardinal Dominicus Capranica um ſein Urtheil über den Geſang ſeiner Kapelle befragte, er von dieſem zur Antwort erhielt: „Es iſt mir, als hörte ich eine Heerde junger Schweine, die aus allen Kräften grunzen, ohne auch nur einen articulirten Laut, geſchweige denn ein Wort hervorzubringen.“ Wir lachen vielleicht, wenn wir ſolche Dinge leſen; was aber ſollen wir dazu ſagen, wenn in unſern Tagen Kirchen- und Opernmuſik im Bunde ſtehen, wenn erſtere in heilloſer Verweichlichung untergegangen iſt? Man trete in die erſte beſte römiſche Kirche: man wird „Cari luoghi vi trovai“ aus der Somnambula, und „Da che ti viddi fatal giovinetto“ aus der Pariſina und hundert andere Melodien von Bellini und Donizetti als Intermezzo's hören, nachdem „Di tanti palpiti“ ſchon aus der Mode gekommen. Eine ſentimentale Arie aus der heute gegebenen, neueſten Oper wird morgen zu einem Walzer arrangirt, übermorgen zu einem Orgelpräludium, und der Unfug wird geduldet. Wundern muß man ſich, daß die Gemeinde nicht mitpfeift. Meſſen und Litaneien ſcheinen bisweilen von der Tarantel geſtochen; aber kein Tridentiner Concil ſchreitet ein, die Profanation zu ſtören. Solche Erſcheinungen zeigen ſich denn natürlich nicht allein, ſie gehen Hand in Hand mit andern, welche die Zeit charakteriſiren helfen. Auch jenſeits der Alpen hat man von dem Scandal vernommen, welcher ſich von den tauſend Mirakeln der Santa Filomena herſchreibt. In den römiſchen Kupferſtichbuden wird gegenwärtig das ächte Porträt der neuen Heiligen ausgeboten, das von den bisher zum Vorſchein gekommenen bedeutend verſchieden iſt. Es iſt nichts anders als ein Stich nach der reizenden Flora des Titian, die ſich in der florentiniſchen Galerie befindet. Das etwas leichtfertige Coſtüm iſt beibehalten; zu den Blumen, die das Original in der Rechten hält und welche die Benennung veranlaßt haben mögen, hat man ihr einen Pfeil, in die Linke eine Märtyrerpalme gegeben, und darunter ſteht: „Santa Filomena vergine e martire.“ Und gläubige Perſonen blicken andächtig auf zu dem metamorphoſirten Bilde der blonden Geliebten des venetianiſchen Malers.

Nt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 98.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 25. April 1837.

Erſtaunenswürdiges ſoll gerathen,
Ich fühle Kraft zu kühnem Fleiß.
Goethe.

John Kockerills Etabliſſement zu Seraing bei Lüttich.

Von Dr. A. Poppe.

Es iſt zu bedauern, daß wir von dieſem induſtriellen Etabliſſement, welches in koloſſaler Größe und Ausdehnung und ungeheurem Aufwande mechaniſcher Kräfte in ganz Europa ſchwerlich ſeines Gleichen finden dürfte, noch keine nähere, in die Details der Induſtrie und Technik gehende Beſchreibung beſitzen. Den einzigen Aufſchluß über dieſe intereſſante Fabrik verdanken wir dem Franzoſen Niſard, welcher in ſeinen, der Revue de Paris einverleibten „souvenirs de voyage" in lebendiger, poetiſcher Sprache eine äußerſt anziehende Beſchreibung davon gibt und den Leſer ſpielend in die rauchende, feuerſpeiende Cyklopenwerkſtätte einführt. Ohne auf die nähere Unterſuchung der verſchiedenen techniſchen Operationen und der dazu verwendeten Maſchinen, ſo wie auf numeriſche Angaben einzugehen, gewährt dieſe Beſchreibung einen Ueberblick über das Ganze, welcher die Größe dieſes Rieſenwerks ahnen läßt. Es dürfte vielleicht denjenigen, welche Niſard's Artikel über Kockerill und ſeine Fabrik in der Beilage zu einer Nummer der allgemeinen Zeitung geleſen haben, nicht unintereſſant ſeyn, wenn ich die Notizen, welche ich mir im November des verfloſſenen Jahrs über dieſes Etabliſſement durch eigene Anſchauung verſchafft habe, gleichſam als Supplement jener Beſchreibung anſchließe.

Der Eintritt in Kockerills Fabrik wird ſeit neuerer Zeit den Fremden ſehr erſchwert, und Mancher, wenn auch mit den beſten Empfehlungsbriefen verſehen, mußte ſeitdem unverrichteter Dinge abziehen. Der überhandnehmende ſtörende Zudrang der Fremden, und die Kunſtgriffe, durch welche der Eintritt nicht ſelten erſchlichen wurde, haben Kockerill veranlaßt, eine Beſchränkung hinſichtlich des Einlaſſes in ſein Etabliſſement zu Seraing eintreten zu laſſen. Er machte ſeinen Entſchluß öffentlich bekannt, daß kein Fremder, wer es auch ſey, Zutritt erhalte, wenn er ſich nicht perſönlich bei ihm ſelbſt gemeldet und ihm ſeinen Stand und den Zweck ſeiner Reiſe mitgetheilt habe. Hat John Kockerill dem Fremden die Erlaubniß, die Fabrik in Augenſchein nehmen zu dürfen, ertheilt, ſo wird dieſer in der Regel von einem Commis ſo ſchnell wie möglich durch die Maſchinenſäle und Werkſtätten hindurchgeführt. Die Annahme von Trinkgeldern iſt den Arbeitern und Aufſehern bei Strafe der Entlaſſung verboten. Da Kockerill eben in Geſchäften auf längere Zeit verreist war, ſo mußte ich auf die Hoffnung, den intereſſanten Mann perſönlich kennen zu lernen, verzichten. Ich wandte mich daher an ſeinen Schwiegerſohn Paſtor, directeur en chef, welcher auf die Empfehlungsſchreiben von zwei ſehr achtungswerthen Häuſern keinen Anſtand

nahm, mir die geſuchte Erlaubniß zu ertheilen. Der Führer, welchem Paſtor mich anvertraute, war weder ein auf dem Comptoir noch in der Fabrik ſelbſt arbeitender Mann, ſondern zu meinem Vergnügen ein junger Deutſcher, welcher, von dem preußiſchen Miniſterium an Kockerill empfohlen, ſich bereits ſeit einem halben Jahr ſeiner techniſchen Ausbildung wegen in Seraing aufhielt.

John Kockerills Etabliſſement in Seraing umfaßt: eine große Maſchinenfabrik, beinahe ausſchließlich für Dampfmaſchinen, eine Dampfkeſſelfabrik, eine Dampfwagenfabrik, große Stab- und Blechwalzwerke, ein Eiſenbahnſchienenwalzwerk, einen Hochofen, ſechzehn Puddlings- und viele Flammenöfen, eine Schmiedewerkſtätte mit 80 Feuereſſen, eine Modellirwerkſtätte, ein Atelier für die Zeichner, eine beſondere große Werkſtätte zur Ausbeſſerung der Werkzeuge und Geräthe, zwei Steinkohlenbergwerke, eine Erzgrube, und endlich eine Kratzen- oder Krempelfabrik. Die Anzahl der in dem ganzen Etabliſſement unmittelbar beſchäftigten Arbeiter beläuft ſich auf 2100. Zwei-und-zwanzig Dampfmaſchinen von 12 bis zu 250 Pferdekräften ſind zum Betriebe der Maſchinerie auf dem ganzen Werke in Thätigkeit, und repräſentiren zuſammengenommen die Kraft von beinahe tauſend Pferden. Die Dampfmaſchine, welche auf einer der Kohlengruben das in der Tiefe ſich ſammelnde Waſſer zu Tage fördert, wird wohl an Größe von keiner andern in der Welt übertroffen; ſie hat 400 Pferdekräfte, arbeitet aber in der Regel nur mit der Hälfte dieſer Kraft; der an der Ausgußmündung des Pumpwerks ſich ergießende Waſſerſtrom iſt ſo reichlich, daß er ein Waſſerrad bequem in Umdrehung ſetzen und eine Mühle betreiben könnte.

Die ganze Anlage, aus vielen einzelnen maſſiven Gebäuden beſtehend, iſt, die Kohlengruben ausgenommen, von einer hohen Mauer in Form eines Vierecks eingeſchloſſen, und macht durch die Unzahl ihrer rieſigen Schornſteine, durch die aus denſelben herausſchlagenden Flammen, durch die dicken, unaufhörlich emporwirbelnden Rauch- und Dampfwolken, welche in einiger Höhe über dem Etabliſſement ſich zu einer einzigen ſchwarzen Wolke vereinigen, und durch das ungeheure Getöſe, welches Tag und Nacht aus dieſen Mauern hervordringt, einen unvergeßlichen Eindruck. Die Entfernung des Werkes von den Ufern der Maas beträgt etwa 1000 Schritt. Um nun für den Waarentransport eine bequeme Verbindung mit der Maas herzuſtellen, hat Kockerill einen Kanal angelegt, welcher ſich in dem Hofraume der Fabrik in ein weites Baſſin endigt. So werden die Waaren unmittelbar in der Fabrik ſelbſt eingeſchifft. Man kann ſich von der ungeheuern Conſumtion an Brennmaterial einen Begriff machen und von dieſer wieder auf die enorme Produktion ſchließen, wenn man bedenkt, daß die zwei großen, mit dem Etabliſſement in Verbindung ſtehenden Steinkohlengruben den Bedarf der Kohlen für dieſes einzige Werk nicht erſchwingen können, ſondern daß Kockerill genöthigt iſt, dieſelben noch überall aus der Umgegend zu beziehen. Deßgleichen liefert ihm ſein Hüttenwerk in Charleroi nur einen, allerdings großen Theil des Roheiſens. Jeder der ſechzehn Puddlingsöfen producirt wöchentlich 300 Centner. Bei Nacht ſieht man in Lüttich in der Richtung nach Seraing den Himmel beſtändig wie von einer fernen Feuersbrunſt geröthet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die beiden Gefangenen.

(Fortſetzung.)

Ich war dieſer Operation wegen an die Helle zum Fenſter gerückt. Eben ſchrieben wir am lezten Buchſtaben, da rief eine Stimme in gedämpftem, dringendem Tone: „Guter Freund!“ Ich ſah ſchnell auf die Straße und bemerkte Niemanden. „Hier!“ rief es wieder. „Wo?“ fragte ich. — „Im Gefängniß.“ — Ich merkte jezt, daß der Böſewicht, deſſen ſchauerliches Zulächeln mich ſo erſchüttert, mir aus dem Mauerloch gegenüber zurief; ich fuhr zurück bis hinten in mein Zimmer. — „Fürchten Sie ſich nicht,“ ſprach die Stimme weiter; „ich bin ein ehrlicher Mann.“ — „Spitzbube!“ rief ich jezt, „wenn du nicht ſchweigſt, rufe ich der Schildwache unten!“ — Es blieb eine Weile ſtill; bald aber fing er wieder an: „Als ich damals vorbei kam, ſahen Sie heraus, und ich dachte, der junge Herr hat gewiß ein gutes Herz, hat Mitleid mit einem unglücklichen Schlachtopfer ſchlechter Menſchen.“ — „Schweige!“ rief ich hinüber, „du Spitzbube haſt einen alten Mann, ein Kind umgebracht!“ — „Ach! ſo glauben auch Sie, was die böſe Welt mir Schuld gibt! und ſind noch ſo jung! Gott und der ehrwürdige Herr Paſtor wiſſen, daß ich unſchuldig bin!“ — Er brach ab, weil unten Jemand vorbei ging: es war ein Polizeidiener. Ich beſann mich einen Augenblick, ob ich ihm rufen ſolle; aber bereits hatte ſich meine Leichtgläubigkeit gefangen gegeben, und ich unterließ es. Es war mir überdies, als beginge ich damit einen Verrath, weil ſich der Gefangene auf mein gutes Geſicht verlaſſen; ich hätte eine Aeußerung Lügen geſtraft, die meiner Eitelkeit ſchmeichelte. — Da der Menſch nichts mehr ſagte, ſah ich herein und wandte mich wieder zu meinem Maikäfer.

Guter Gott! ich fühlte es, ich erblaßte. Schreckliches, unerſetzliches Unglück! Vor Allem ergriff ich den Uebelthäter und warf ihn zum Fenſter hinaus, ſodann betrachtete ich mit Entſetzen das gräßliche Unheil, das er angerichtet. Ueber das vierte Kapitel des dritten Buchs de bello gallico zog ſich ein langer Dintenſtrich an den linken Rand des Buchs; hier war es dem Maikäfer zu ſteil geweſen, hinabzuſteigen, er hatte ſich daher nordwärts

gewandt, war vom Buch auf das Schreibzeug gekrochen und hier in den Abgrund, in die Gehenna, in die Dinte gefallen, zu ſeinem und meinem Unglück. Hier mußte er leider inne geworden ſeyn, daß ſo nicht fortzukommen ſey, er war daher umgekehrt und in voller Trauertracht wieder über das vierte Kapitel de bello gallico hergezogen, wo ich ihn fand und in den Boden zu ſinken meinte. Gigantiſche Kleckſe, ganze Dintenſeen und Ströme, eine lange Reihe furchtbarer Kataſtrophen, ohne eine Spur von Genialität! ſchwarzer, ſchrecklicher Anblick! Denn man wiſſe, das Buch war der Elzivir meines Lehrers, ein Elzivir in Quart, ein ſeltener, koſtbarer, unerſetzlicher Elzivir, mir mit den dringendſten Warnungen anvertraut und auf die Seele gebunden. Ich war verloren.

Ich trocknete die Dinte mit Fließpapier auf und dachte ernſtlich über meine Lage nach. Ich fühlte mehr Angſt als Reue, und der furchtbarſte Gedanke dabei war mir, die Geſchichte mit dem Maikäfer geſtehen zu müſſen. Was mußte mein Lehrer dazu ſagen, daß ich meine Zeit auf ſo ſchmähliche Weiſe tödtete, mit gefährlichen und, gewiß genug, unſittlichen Kindereien tödtete! Ich zitterte; da flüſterte mir Satan Troſtſprüche in's Ohr: Satan iſt ja immer um den Weg in der Stunde der Verſuchung. Er ſchlug mir eine ganz kleine Lüge vor: in meiner Abweſenheit mußte die ſchlimme Katze der Nachbarin in's Zimmer gekommen ſeyn und das Dintenfaß auf den Julius Cäſar geworfen haben; da ich zwiſchen den Lehrſtunden nicht auszugehen hatte, ſo wollte ich ſagen, ich habe fort müſſen, um eine Feder zu kaufen; da die Federn im Schranke lagen, ſo wollte ich geſtehen, daß ich den Schlüſſel geſtern beim Baden verloren; da ich geſtern nicht hatte baden dürfen und auch nicht gebadet hatte, ſo wollte ich ſagen, ich habe es ohne Erlaubniß gethan; das Geſtändniß dieſes Fehlers machte das Ganze ſehr wahrſcheinlich, und diente zugleich, meine Gewiſſensbiſſe zu lindern; ich geſtand ja großmüthig einen Fehltritt ein, und damit war ich in meinen Augen ſo gut als gerechtfertigt. — Dieſes ſpekulative Meiſterſtück war eben fertig, da hörte ich Monſieur Ratin die Treppe heraufkommen. In der Verwirrung machte ich das Buch zu, wieder auf, wieder zu, ſchnell wieder auf: ich beſann mich, daß die Beſcheerung für ſich ſelbſt ſprechen und mich der ſchrecklichen Verlegenheit überheben würde, davon anzufangen.

Monſieur Ratin legte, ohne das Buch zu bemerken, ſeinen Hut ab, rückte einen Stuhl zu, nahm Platz und ſchneuzte ſich. Nach Faſſung ringend, ſchneuzte ich mich gleichfalls; da ſah mich Monſieur Ratin ſtarr an, denn die Naſe war im Spiel. Ich merkte nicht, daß er ſondirte, warum ich mich zugleich mit ihm geſchneuzt; ich meinte, er habe das Unheil entdeckt und ſchlug die Augen nieder; ſein Schweigen und ſein forſchender Blick waren mir ſchrecklicher, als wenn er mich mit Fragen beſtürmt hätte, worauf ich gefaßt war. Endlich, in feierlichem Tone: „Monſieur, ich leſe auf Ihrem Geſicht —“ — „O nein, Monſieur.“ — „Doch! ſage ich Ihnen —“ — „Gewiß nicht,“ unterbrach ich ihn; „die Katze hat's gethan!“ Monſieur Ratin wechſelte die Farbe; dieſe Antwort ſchien ihm denn doch gar zu reſpektwidrig, und er wollte eben losbrechen, da fiel ſein Blick auf den ungeheuern Klecks, und er fuhr auf, und ich inſtinktmäßig mit. Jetzt galt es, den Sturm zu beſchwören: „Während ich fort war — die Katze — ich mußte eine Feder kaufen — die Katze — ich hatte den Schrankſchlüſſel verloren — geſtern im Bad — die Katze —“ Während ich ſo ſtotterte, wurde Monſieur Ratins Blick ſo ſchrecklich, daß ich es nicht mehr aushielt und ohne Uebergang das Bekenntniß meines Verbrechens vom Herzen ſchüttete. „Es iſt nicht wahr, Monſieur Ratin — ich hab's gethan!“ — Langes Stillſchweigen. — „Wundern Sie ſich nicht,“ ſprach er endlich mit feierlicher Stimme, „wenn der Unwille mich ſprachlos macht; ja, wo ſoll ich Worte finden, um auszudrücken —“ Da kam eine Mücke herbei — ein Lachwölkchen ſtrich über mein Geſicht. Wiederum langes Schweigen. Endlich erhob ſich Monſieur Ratin: „Sie hüten zwei Tage lang das Zimmer, um über Ihre Aufführung nachzudenken, und ich ſelbſt werde mich beſinnen, was bei ſo bewandten Umſtänden zu thun iſt.“ Sprach's, ging, ſchloß ab und nahm den Schlüſſel mit.

Das aufrichtige Geſtändniß hatte mich erleichtert, ſein Abzug nahm die Laſt der Scham von mir, und ſo glichen die erſten Augenblicke meiner Gefangenſchaft ſo ziemlich einer glücklichen Befreiung; und ohne die Verpflichtung, zwei Tage lang an meine Sünden zu denken, wäre mir ganz wohl zu Muth geweſen, wie einem immer nach einer überſtandenen ſchweren Kriſis iſt. Ich machte mich alſo daran, nachzudenken, aber die Gedanken wollten nicht kommen. Ich beſah meinen Fehltritt um und um, konnte aber nichts ſo Schlimmes daran entdecken, die Lüge ausgenommen, und dieſe hatte ich ja durch das Geſtändniß, durch das, wie ich mich beredete, freiwillige Geſtändniß gutgemacht. Indeſſen der Ordnung wegen hätte ich ihn gerne bereut, und da mir dies ſo gar ſauer geſchah, ſo fürchtete ich nachgerade, ich könnte doch ſchon recht verdorbenen Herzens, recht unſittlich ſeyn, wie Monſieur Ratin ſagte, und nahm mir feſt vor, fortan nicht mehr zu lachen.

So weit war ich, da ging unten der Kuchenmann vorbei; es war ſeine gewöhnliche Stunde. Ganz natürlich kam mich die Luſt an, Törtchen zu ſpeiſen; ich nahm aber Anſtand, dieſer Verſuchung des Fleiſches gerade jezt nachzugeben, da ich an meinem Seelenheil arbeiten ſollte, und ſo ließ ich den Mann warten und ſchreien und blieb ruhig ſitzen. Wer aber dergleichen Handelsleute kennt, weiß, wie zudringlich ſie gegen ihre Kunden ſind. Der

meinige ließ ſich dadurch, daß ich mich nicht am Fenſter zeigte, nicht abſchrecken; im Gegentheil, im feſten Vertrauen auf meine Leckerhaftigkeit, ſchrie er in einem fort; nur hing er an das Subſtantiv *Törtchen* das verführeriſche Adjektiv *ganz warm*, und dieſes Adjektiv rüttelte allerdings an meiner Moralität. Zum Glück wurde ich das gewahr und war auf meiner Hut. — Indeſſen war es nicht recht, daß ich dem guten Mann ſeinen Irrthum nicht benahm und ihn um ſeine Zeit brachte; ich ging daher an's Fenſter, um ihm zu ſagen, ich wolle heute keine Törtchen. „Geſchwind!“ rief er herauf; „ich habe Eile!“ — Ich habe bereits geſagt, er kannte mich ungleich beſſer, als ich ſelbſt. „Nein,“ erwiderte ich, „ich habe kein Geld.“ — „Ich borge.“ — „Und ich mag keine.“ — „Glaub's nicht.“ — „Und ich habe viel zu thun.“ — „Raſch!“ — „Und ich bin eingeſperrt.“ — „Ei! das wird mir zu lang!“ ſprach er und griff nach ſeinem Korb, als wollte er fortgehen. Dieſe Pantomime machte einen gewaltigen Eindruck auf mich. „Halt!“ rief ich, und in wenigen Augenblicken ſchwebten in einer kunſtreich an eine Schnur befeſtigten Mütze zwei Törtchen — ganz warm. — „Dummer Maikäfer!“ dachte ich im Eſſen; „vier Flügel haben und in ein Dintenfaß fallen! Ohne dieſe unbegreifliche Dummheit hätte ich ruhig am Penſum fortgeſchrieben, wäre vernünftig geweſen, Monſieur Ratin zufrieden, und ich auch; ich log nicht, wurde nicht eingeſperrt — dummer Maikäfer!“ — Glücklicher Einfall! ich hatte jezt einen Sündenbock; ich lud ihm allgemach alle meine Vergehen auf, und ſo kam wieder köſtliche Ruhe in mein Gewiſſen. Etwas, denke ich, trug der Umſtand dazu bei, daß Monſieur Ratin im Uebermaß ſeines Zorns ganz und gar vergeſſen hatte, mir eine Arbeit aufzugeben. Zwei Tage vor mir, und nichts zu thun, zwei Feiertage — konnte ich mir eine willkommenere Strafe denken?

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Zeitungsinduſtrie.

Ich habe vor einigen Monaten der Verſchwörung (einer bloß merkantiliſchen, verſteht ſich) Meldung gethan, welche die neuaufgekommenen Tageblätter gegen die ältern angezettelt. Indem ſie ſich als Vierzigfranken-Blätter ankündigten, ſezten ſie die großen Herren unter den Journaliſten in nicht geringen Schrecken; denn das Publikum, dem es nicht gleichgültig iſt, jährlich vierzig Franken an Zeitungsabonnement ſparen zu können, beſonders das Publikum in der Provinz, dem es nur um Thatſachen zu thun iſt, und welches ſich um das Parteiweſen und um eine geſchicktere literariſche Redaktion oft ſehr wenig bekümmert, verließ in Menge die Achtzigfranken-Blätter und nahm Abonnements bei den Vierzigfranken-Blättern; dies ſchien ihm der klarſte Gewinn, den es machen konnte. Vergebens bewieſen die vornehmen ältern Tageblätter, daß es nicht möglich ſey, ein großes Tageblatt für ein jährliches Abonnement von vierzig Franken zu liefern. Die Abonnenten dachten: die Unternehmer der neuen Journale mögen zuſehen, wie ſie beſtehen können; unſere Sache iſt dies keineswegs; ſo lange die neuen Blätter beſtehen, ſind wir ſo klug und ſparen jährlich vierzig Franken. Auch ſuchten die Unternehmer der neuen Tageblätter ihre Leſer in Hinſicht der Solidität ihrer Unternehmungen zu beruhigen. Sie behaupteten, die Koſten würden größtentheils durch die vielen bezahlten Intelligenznachrichten und kaufmänniſchen Anzeigen beſtritten, ſo daß ſie keineswegs verlieren, ſondern im Gegentheil viel gewinnen müßten, indem ſolche Intelligenznachrichten theuer bezahlt werden. Die großen und vornehmen Tageblätter mußten nun doch in etwas nachgeben, wenn ſie nicht in allzu nachtheiligem Lichte gegen ihre jungen, muthigen und wohlfeilen Nebenbuhler ſtehen wollten. Zu vierzig Franken herabſinken, konnten und wollten ſie nicht; denn dadurch hätten ſie den neuen Unternehmern Recht gegeben und ſich einen bedeutenden Schaden zugefügt. Sie beſchloſſen daher, die Preiſe der bezahlten Ankündigungen bedeutend herabzuſetzen, und um deren deſto mehr aufnehmen zu können, vergrößerten einige ihr Format, der Temps beſonders, der zu einer ungeheuern Ausdehnung angewachſen und jezt unſtreitig das größte aller franzöſiſchen Tageblätter iſt. Wahrſcheinlich wird dies Beiſpiel von den andern Achtzigfranken-Blättern nachgeahmt, ſo daß die ältern Tageblätter größer und theurer, die jüngern kleiner und wohlfeiler ſeyn werden. Das Herabſetzen des Preiſes der Ankündigungen war aber ein Meiſterſtreich, den die Vierzigfranken-Blätter tief empfinden müſſen; ſie können unmöglich ihre Ankündigungen wohlfeiler geben, ſonſt könnten ſie gar nicht beſtehen, denn auf die Ankündigungen hatten ſie ja, ihrem eigenen Geſtändniſſe zufolge, am meiſten gerechnet. Sie ſind auch ganz verduzt über den unerwarteten Streich; an Vergrößerung können ſie nicht denken, denn für vierzig Franken ein Blatt, ſo groß als le Temps, geben zu wollen, iſt gar nicht denkbar. Vielleicht erſinnen auch ſie wieder etwas zu ihren Gunſten; vielleicht auch entſchädigt ſie wirklich zulezt die große Anzahl der Abonnenten. Bereits gibt es Druckanſtalten in Paris, wo mehrere Journale zugleich gedruckt werden. Dies muß minder koſtſpielig ſeyn, als wenn jedes Tageblatt ſeine eigene Druckerei hätte. Das Publikum gewinnt aber bei dieſer ſtarken Concurrenz, wie immer. Wie leicht und wohlfeil läßt ſich jezt in Frankreich reiſen! Wie ſehr hat die allgemeine Betriebſamkeit manche Artikel herabgeſezt und den wenig Begüterten zugänglich gemacht, die ſonſt nur mit großen Koſten dergleichen ſich anſchaffen konnten, und ſie folglich entbehren mußten. Ich führe nur als Beiſpiel das künſtliche Selterſerwaſſer an, welches ſonſt nur bei den Apothekern oder in großen Fabrikanſtalten zu haben war, und jezt bis in die geringſten Schenken gedrungen iſt, wo man ſich dieſes Waſſer für eine Kleinigkeit verſchafft. Beinahe eben ſo geht es mit dem Zucker, dem ſogenannten ſeltiſchen Waſſer und einer Menge anderer Fabrikate. Es iſt ein ſo reges Leben unter den Unternehmern, daß faſt täglich neue Proſpektus erſcheinen, wodurch man den Beutel des Publikums in Anſpruch zu nehmen ſucht, und Aktien zu vielverſprechenden Unternehmungen anbietet. So iſt kürzlich eine Geſellſchaft entſtanden, welche es ſich zum Zwecke macht, liegende Güter wohlfeil anzukaufen und dieſelben theuer wieder abzuſetzen. Es fehlt ihr nur noch an hinreichenden Kapitalien, um ihre Geſchäfte zu beginnen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 33.

Verlag der *J. G. Cotta'ſchen* Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: *Hauff*.

№ 99.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 26. April 1837.

Komm, ſchick dich, Lenz, mit frohem Recken
Zu all den Streichen an,
Die du auch ſonſt dem alten Recken,
Dem Winter angethan.

Lenau.

An den Thronfolger Mai.

17ten April 1837.

Deines hochgebornen Vaters launenhafte Gnaden ſind,
Daß ich's unterthänigſt ſage, nachgerade wie ein Kind.
Ganz unwürdig ſeines Namens zeigt ſich Sereniſſimus,
Alſo daß es jeden wahren Patrioten kränken muß.
Mit des Windes ſcharfer Geißel peitſcht er ſeine Unterthanen,
Schadenfrohen Beifall kräht ſein Hoflingsſchwarm, die Wetterhahnen.
Seine zügelloſe Garde rauſcht wie ein Koſakenheer,
Zu der ruhigen Bürger Schrecken über Haus und Pfad einher;
Sind des Grüns geſchworne Feinde: wie ein Halm hervor ſich ſtreckt,
Mit dem weißen Leichentuche plötzlich iſt er zugedeckt. —
Bängliche Gerüchte gehen und man ziſchelt ſich in's Ohr,
Die Verfaſſung umzuſtürzen hab' Miniſter Blaſius vor.
Hofkabalen unterlegen iſt der Sonne Excellenz,
Und das Land will man verbieten ſelber dem durchlaucht'gen Lenz.
Kein Gefühl beweist dein Vater, keins für ſeines Volkes Schmerz,
Und man ſieht, in ſeinem Buſen ſchlägt ein lieblos, kaltes Herz.
Ja er heuchelt ſüße Mienen, bis er uns an ſich gelockt,
Und mit winterlichem Gruße höhniſch wieder überflockt.
Seine Großen hüllen ſich in Wolken bis herab zum Knie,
Ueberall iſt dumpfe Gährung, überall iſt Anarchie.
Dringend muß ich dich beſchwören: Kronprinz, wahre deinen Thron,
Komm zu Hülfe der bedrängten, lecken Conſtitution!
Ueberflügle den Tyrannen, ſchmilz ihm ſeines Buſens Eis,
Und entwölke der Magnaten finſtern, unzufriednen Kreis!
Wenn du nichts vermagſt mit Güte, o ſo komm mit Heeresmacht,
Zeuch mit Lanzen, Fahnen, Glocken in die große Freiheitsſchlacht!
Lad' in deinen Bund die Sonne, ſchick' ſie vor mit Siegsgewalt,
Daß vor ihrem Schild der Feinde Trotz erſchreckt zurückeprallt!
Freudethränen werden thauen, jeder ruft: Viktoria!
Der Tyrann muß ſchmählich enden und der echte Fürſt iſt da!
Alle Herzen an dem Throne, hoch in Lieb' und Luſt erhöht,
Huld'gen deiner königlichen, lang erſehnten Majeſtät.

Hermann Kurz.

John Kockerills Etabliſſement zu Seraing bei Lüttich.

(Fortſetzung.)

Der erſte Saal, in welchen ich geführt wurde, iſt für die Fabrikation kleinerer Dampfmaſchinen von ſechs bis zu vierzig Pferdekräften, von Pumpwerken und hydrauliſchen Preſſen beſtimmt. Hier ſind eine Menge von Maſchinen zum Abdrehen und Ausbohren der Cylinder in Thätigkeit; beſonders fällt eine ganze Reihe eben ſo einfach als zierlich gebauter ſenkrechter Bohrmaſchinen zum Bohren von Löchern bis zu einem Zoll Durchmeſſer in die Augen. Am meiſten überraſchte mich die Bemerkung, daß von dieſen vielen Bohrapparaten, deren Zweck einer und derſelbe iſt, dennoch keiner dem andern der Conſtruktion nach gleicht, obgleich ihnen einerlei Prinzip zu Grunde liegt. Mein gefälliger Begleiter gab mir hierüber folgenden Aufſchluß. Jeder Arbeiter hat hier Gelegenheit und Freiheit, ſein mechaniſches Talent auszubilden; dieſe Fabrik iſt für ihn eine Schule, worin er ſich zum künftigen Mechaniker heranbildet; macht er eine Erfindung, oder leitet ihn ſein Nachdenken auf eine Verbeſſerung an der zu ſeiner Unterſtützung ihm zugewieſenen Maſchine, wodurch er ſeine Arbeit zu erleichtern oder zu vervollkommnen hofft, ſo ſteht ihm nichts im Wege, dieſe Erfindung praktiſch auszuführen, und Kockerill ſelbſt begünſtigt den Arbeiter in ſeinem Vorhaben. So kommt es, daß jene Bohrmaſchinen in ihrer Einrichtung variiren, indem jeder Arbeiter den unentbehrlichen Apparat, welcher ihm ſeine Löcher bohrt, als ſein Eigenthum betrachtet, mit welchem er nach ſeiner Bequemlichkeit jede Veränderung vornehmen kann, die ihm gutdünkt. — Die Bohrapparate, wohl zwanzig an der Anzahl, ſind an ſchlanken Pfeilern angebracht und nehmen kaum den Raum von einem Quadratfuß in Anſpruch. Sie erhalten, ſo wie die Drehbänke, ihre Bewegung von der Dampfmaſchine. Braucht der Arbeiter an dem Metalle, welches er gerade bearbeitet, ein Loch, ſo begibt er ſich an ſeine Bohrmaſchine, ſucht die paſſende Bohrſpitze aus und befeſtigt ſie an das Ende der umzudrehenden Spindel. Dieſe Bohrſpindel geht durch die eigentliche Bewegungsaxe, welche zu dem Ende hohl iſt, ſo hindurch, daß ſie zwar mit dieſer Axe rotiren muß, ohne jedoch der Freiheit, ſich auf und nieder zu bewegen, beraubt zu ſeyn. Nachdem der Arbeiter die Maſchine in's Geſchirr gerückt, d. h. mit dem umlaufenden Triebwerk in Verbindung geſezt hat, legt er das zu durchbohrende Metall auf ein kleines Tiſchchen unter die Spitze des mit unglaublicher Schnelligkeit umlaufenden Bohrers. Er hat die Wirkung des Bohrers ganz in ſeiner Gewalt; indem er nämlich ſeinen Fuß auf eine Art Tretſchemel ſezt, ſenkt ſich der Bohrer, vermöge eines einfachen, mit dem lezteren verbundenen Mechanismus, herab und greift in das Metall ein, und dies um ſo kräftiger, je nachdem der Arbeiter den Druck ſeines Fußes auf den Tretſchemel verſtärkt. Iſt das Loch fertig, ſo zieht er ſeinen Fuß zurück, ſtellt die Maſchine, und der Bohrer ſteigt, durch ein Gegengewicht gehoben, von ſelbſt in die Höhe. Ein Loch von ſechs Linien Durchmeſſer iſt innerhalb drei Minuten durch eine einen Zoll dicke Metallplatte gebohrt.

In den folgenden Sälen, welche ich durchwanderte, erregt die Fabrikation der Dampfmaſchinen vom größten Kaliber und der ſchönen engliſchen Cylindergebläſe beſonderes Intereſſe. In dieſen Räumen werden jene furchtbar kräftigen Koloſſe erbaut, welche man in den Steinkohlenbergwerken aus den tiefſten Gruben das Verderben drohende Waſſer ſaugen und oben in Strömen von ſich geben ſieht. Ein ungeheurer Aufwand mechaniſcher Kräfte concentrirt ſich in dieſen Sälen; man iſt überraſcht, verhältnißmäßig nur wenige Arbeiter zu erblicken, und doch gehen aus dieſen Räumen rieſenmäßige Werke hervor, welche auf die Anſtrengung von tauſend Menſchen ſchließen laſſen. Eine Maſchine erzeugt die andere.

Auf einer großen Drehbank wurde eben die fünf Zoll im Durchmeſſer haltende Kolbenſtange zu einer Dampfmaſchine von 150 Pferdekräften abgedreht. Der Körper läuft um ſeine Axe, während das Schneidewerkzeug an einer langen Schraube mittelſt einer Schraubenmutter der Länge der Maſchine nach langſam, aber ſicher ſich fortbewegt. Man kann die Geſchwindigkeit dieſer Seitenbewegung durch Verſetzung des Räderwerks bis auf einen gewiſſen Grad erhöhen, während die Geſchwindigkeit des rotirenden Cylinders unverändert bleibt; in dieſem Falle ſchneidet der Stahl Schraubengewinde in die cylindriſche Stange, anſtatt ſie glatt zu drehen, und die Drehbank verwandelt ſich in ein Schraubenſchneidzeug.

Ich zählte fünf Maſchinen zum Hobeln des Metalls; vier derſelben ſind beſtimmt, um ebene Flächen bis zu ſechs Fuß Länge, und eine fünfte, um Flächen bis zu ſechzehn Fuß Länge zu bilden. Dieſe Metallhobelmaſchinen ſind ein Triumph des menſchlichen Scharfſinns. Der zu bearbeitende Gegenſtand iſt auf einer Art Schlitten befeſtigt, welchem eine langſame, aber durchaus gleichförmige und ruhige Bewegung ertheilt wird, wobei die Metallplatte unter dem ſenkrechten, feſtſtehenden Schneideſtahl hinwegſtreift. Hat der Schlitten einen Weg von der Länge des zu hobelnden Metallſtücks zurückgelegt, ſo kehrt er von ſelbſt wieder zurück; während dieſer Bewegung ſchneidet jedoch der Stahl nicht, ſondern gleitet in der eben geſchnittenen Bahn erfolglos, und weicht ſogar zurück, wenn etwa Spähne ſeine angenommene Lage hemmen. In dem Moment aber, wo die Bewegung von Neuem

wechſelt, rückt der Schneideapparat, um an einer andern Stelle angreifen zu können, um die Breite des Schnittes zur Seite. Mit Bewunderung betrachtete ich das ruhige und ſichere Spiel dieſer Maſchine, welche kaum eines Aufſehers zu bedürfen ſchien, den langſamen, aber unaufhaltſamen Gang des Schlittens, die präciſen und ſubtilen Seitenbewegungen des Schneideſtahls; mit dem Gefühle der Achtung vor der Größe des mechaniſchen Genies betrachtete ich die Kunſtgriffe und den Scharfſinn, womit der geniale Erfinder jene mannichfaltigen und heterogenen Bewegungen zu erzeugen wußte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die beiden Gefangenen.

(Fortſetzung.)

Entzückendes Gefühl! ſchlafen können nach Herzensluſt, nichts zu thun haben, träumen! und das in jenem Alter, wo der Menſch ſo gerne mit ſich ſelbſt umgeht, wo das Herz ſo liebliche Selbſtgeſpräche hält, wo der Geiſt ſo gar nicht ekel iſt im Genießen; wo Luft, Himmel und Land zu uns ſpricht, wo jede Mauer uns etwas ſagt, wo eine Achazie eine Welt iſt, und ein Maikäfer ein Schatz! Warum kann ich ſie nicht noch einmal leben, jene ſeligen Stunden! Wie bleich ſcheint jezt die Sonne, wie langſam ſchleichen die Stunden, wie ſchaal iſt die Zeit der Muße! Ich beſitze mehr, als ich zu hoffen berechtigt war, aber ich ſehne mich zurück in die Jahre der Sehnſucht. Ihr köſtlichen Frühlingsmorgen, du blauer Himmel, du herrlicher See, ich weiß, ihr ſeyd die alten; aber wo iſt der Schimmer, der euch umfloß, wo iſt jener unausſprechliche Zauber, die Luſt, die Hoffnung, das ſüße Geheimniß? Wohl ergözt ihr meine Augen, aber meine Seele füllt ihr nicht mehr aus; ſo lachend, ſo herausfordernd tretet ihr mir entgegen, und ich bleibe kalt; ſoll ich euch wieder lieben wie einſt, muß ich rückwärts in den Jahren — und was dahin iſt, kehrt nicht wieder! Bitteres Gefühl! Aber dieſes Gefühl zieht ſich durch alle Poeſie hindurch, iſt wohl gar eine Hauptquelle derſelben. Kein Dichter zehrt nur von der Gegenwart, alle greifen zurück; ja noch mehr, durch die Täuſchungen des Lebens werden ihnen jene Erinnerungen ein Bedürfniß, und ſie verlieben ſich in dieſelben; ſie umkleiden ſie mit einem Zauberſchein, wie ihn die Wirklichkeit nicht hatte, ſie ſchaffen ſich ein glänzendes Phantom und beweinen, was ſie nicht beſeſſen.

Die Jugend iſt das poetiſche Lebensalter, ſofern ſie dasjenige iſt, wo der Menſch ſich Schätze ſammelt, keineswegs aber, wie Manche meinen, die Zeit, wo man dieſelben nützen kann. Mit dem reinen Gold, das die Jugend aufhäuft, weiß ſie nichts anzufangen. Kommt aber die Zeit, wo es ihr Stück für Stück entriſſen wird, dann geht ihr die Ahnung auf, wie viel ſie beſeſſen; durch den Verluſt lernt der Menſch ſeinen Reichthum, durch die Sehnſucht ſeine entſchwundenen Freuden ſchätzen. Dann ſchwillt das Herz, die Einbildungskraft entzündet ſich, der Gedanke ſchwingt ſich in die Wolken, und Virgil ſtimmt ſeinen Geſang an. — Wie iſt es nun aber mit jenen unbärtigen Poeten, welche überlaut in einem Alter ſingen, wo ſie, wenn ſie wahre Dichter wären, übrig genug zu thun hätten, in der Stille zu genießen und zu empfinden, ganz leiſe die köſtlichen Düfte einzuſaugen, die ſie ſpäter in ihren Schöpfungen wieder von ſich geben ſollen? Frühreife Mathematiker gibt es — man denke an Pascal; aber Dichter nimmermehr! Ein Homer mit ſechzig und mehr Jahren iſt begreiflicher als ein Lafontaine, der hinter den Ohren noch nicht trocken geworden. Vor dem zwanzigſten Jahre mag das Genie einige Blitze werfen; vor dieſer Friſt und geraume Zeit nachher hat nie ein Dichter ſeinen Höhepunkt erreicht. Aber wie viele entfalten ihre Schwingen weit früher! Wie geht es aber? ſie flattern eine Weile, liegen bald am Boden und verkriechen ſich ſofort in Journale und Coterien. Lafontaine lernte ſich ſehr ſpät, vielleicht gar nie kennen; und macht ihn nicht gerade dies zum Dichter? Man leſe nur ſeine Vorreden: fällt es ihm von Weitem ein, er ſey mehr als andere Leute? Und dies iſt nicht Beſcheidenheit; er iſt nicht einmal eitel genug, um beſcheiden zu ſeyn; es iſt reine, unmittelbare Natur. Er ſingt, weil es ihm Genuß iſt; an Beruf oder Tendenz denkt er dabei gar nicht. Er war, wie man weiß, ein recht einfältiger Menſch: machte er ſich doch weiß, Phädrus ſey ſein Lehrmeiſter, und vergaß, Ludwig den Großen zu loben! Er ſtieß die Marquis vor den Kopf und ſtrachte ſich um einen Jahrgehalt, und wußte gar nichts davon. Ein rechter Gimpel gegen ſo viele geiſtreiche Poeten!

Indeſſen wußte ich doch nicht recht, was ich eigentlich mit meinen Feiertagen anfangen ſollte. Eben beſann ich mich deßhalb, da hörte ich ein Geräuſch im Nebenzimmer. Ich ſah durch das Schlüſſelloch: der Nachbarin Katze und eine ungeheure Ratte waren hintereinander. Im erſten Augenblick nahm ich Partie für die Katze, die eine gute Freundin von mir war, und ich ſah auch gleich, daß ſie gute Wünſche wohl brauchen konnte: denn ſie blutete bereits am Maule und drang nur ſchüchtern auf den verzweifelten Feind ein. Nachdem ich dem Kampf eine Weile zugeſehen, begann der Muth und die Gewandtheit des ſchwächern Theils, einem ſo furchtbaren Feind gegenüber, mich zu intereſſiren, und ich beſchloß, ſtrenge Neutralität zu beobachten. Dies wurde mir aber ſchwer, da ich bemerkte, daß die Ratte und ich hinſichtlich der Elzivire in gleicher Verdammniß waren: ſie hatte ſich in

einem Loch verſchanzt, daß ſie in einen dicken, am Boden liegenden Folianten genagt. Ich war raſch entſchloſſen, ſie zu retten: ich gab der Thüre einen tüchtigen Fußtritt, um die Katze zu verſcheuchen, und machte meine Sache ſo gut, daß die Thüre aus dem Schloſſe ſprang.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Beſchluß.)

Unternehmungen auf Aktien.

So ſehe ich eine Ankündigung eines andern Unternehmens, welches in Herausgabe eines Intelligenzblattes: l'Echange, beſtehen ſoll, deſſen Unternehmer den Leuten das Ueberflüſſige abnehmen und ihnen dagegen das gewünſchte Nöthige in's Haus ſchaffen wollen. Geſezt, ſie haben ſchöne Gemälde, möchten aber lieber ſtattliche Reitpferde dafür haben, ſo brauchen ſie ſich nur an l'Echange zu wenden, und bekommen, was ſie verlangen. Auch gibt l'Echange ſogleich ein Probeblatt, worin unter andern eine Aktie des Echange gegen Waaren angeboten wird; ſicher ein recht vernünftiger Einfall von dem Unternehmer. Auch Abbé's ſieht man in dergleichen Unternehmungen verwickelt. So habe ich eine Ankündigung vor mir mit großen Buchſtaben, Conservateur de la Foi, eine Art Kirchenzeitung, die von lauter Abbé's abgefaßt werden ſoll, und wozu man ein Kapital von 150.000 Franken verlangt; da dieſe nun, nach der geringſten Berechnung, über zwei Millionen eintragen werden (denn der Ertrag wird immer beſtimmt ausgerechnet), ſo erhellt aus dem Proſpektus, daß die Leute, welche aus purer Andacht oder auch aus etwas Gewinnſucht Geld dem Conservateur de la Foi zuwenden wollen, daſſelbe vierzehnfach wieder einnehmen. Bei dieſer Aktienſucht iſt es einem ſpekulirenden Kopfe eingefallen, ein eigenes Blatt für Ankündigung und Beſprechung der Aktienunternehmungen zu gründen, und daraus kann ſicher etwas Gutes, oder doch etwas Intereſſantes entſtehen, wenn nämlich der Verfaſſer die Schickſale ſo vieler auftauchenden Spekulationen genau angeben, und das Publikum dadurch belehren, warnen oder aufmerkſam machen will. Bereits hat auch l'Actionnaire ſeine Laufbahn begonnen, und gibt in einem der erſten Hefte eine Ueberſicht von einigen hundert, auf Aktien betriebenen Unternehmungen in Frankreich, mit Angabe des gegenwärtigen Preiſes der Aktien, woraus ſich ſogleich das Glücken oder Verunglücken der Unternehmen erſehen läßt. Da findet man denn, daß eine Aktie des Constitutionnel, die urſprünglich nur 5000 Fr. koſtete, zu 178,000 Fr. verkauft wird, wahrſcheinlich das beſte in Frankreich beſtehende Unternehmen. Ein anderes Tageblatt, le Courrier français, das ſeine Aktien zu demſelben Preiſe ausgegeben hatte, wie der Constitutionnel, hat ſie nur auf 8400 Fr. bringen können, was aber noch immer ein ſchöner Gewinn iſt. Noch glänzender iſt der Erfolg der Gazette des Tribunaux, deren Aktien zu 1000 Fr. jezt 26.000 Fr. werth ſind. Ein Journal des Notaires hat ſeine Aktien von 7000 Fr. bis zu 15,500 emporgetrieben, ein Beweis, daß es viele Notarien in Frankreich gibt; denn wer ſollte ſonſt ein ſo ſpecielles Blatt halten? Auch ein Pfennigmagazin, das ſogenannte Magasin pittoresque, hat Glück gemacht; denn ſeine Aktien zu 1000 Fr. ſtehen auf 2600. Es war aber auch das erſte und beſte von allen. Dagegen hat ein Nebenbuhler, Musée des familles, den Verdruß gehabt, ſeine Aktien von 1000 Fr. auf 550 herabſinken zu ſehen. Eine ſonderbare Rolle ſpielen unter dieſen Unternehmungen die Chateaubriandſchen Memoiren, die erſt künftig erſcheinen ſollen. Die Aktien dazu werden ſchon an der Börſe verkauft, alſo etwas, was noch nicht da iſt, und deſſen Erſcheinen durch einen Zufall leicht verhindert werden kann. Ich wundere mich daher auch gar nicht, daß die zu 500 Fr. ausgegebenen Aktien vor der Hand nur 400 werth ſind. Dagegen beſteht ein Verein, der Gerüſte da aufſchlägt, wo ſie verlangt werden. So etwas begreift Jedermann; daher ſind auch die Aktien der Echaffaudages-machines ſchon von 500 auf 650 geſtiegen, haben alſo mehr Kredit in der Welt, als die Chateaubriandſchen Memoiren. Die Omnibus, eine ſcheinbar ſo blühende Unternehmung, haben ihre Aktien an Werth doch bloß verdoppelt. Neben der neuen und prächtigen Magdalenenkirche hat man vor wenigen Jahren einen ſehr gut eingerichteten, bedeckten Markt angelegt. Die Verkäufer genießen hier die größte Bequemlichkeit, und das Publikum kann gemächlich im Trocknen handeln und kaufen; dennoch wirft das Unternehmen nicht allein keinen Gewinn ab, ſondern bringt Verluſt: die Aktien zu 1000 Fr. des Magdalenenmarktes werden nur zu 550 abgeſezt, ſo wie die des Entrepôt du Marais, wovon ich neulich ſprach, nur 625 Fr. koſten. Nicht beſſer iſt es einer Compagnie ergangen, welche die großen Heiden in der Umgegend von Bordeaux urbar machen und bepflanzen wollte, und welche ihre 5000 Franken ſtarken Aktien zu 3600 hat herabſinken ſehen. Ein ähnliches Schickſal iſt dem Unternehmen der Eiſenbahn zwiſchen Lyon und St. Etienne widerfahren, woraus man ſieht, daß die nüzlichen Unternehmen nicht immer diejenigen ſind, welche am beſten gelingen. Freilich iſt die Eiſenbahn zwiſchen Lyon und St. Etienne, die erſte beträchtliche, in Frankreich angelegte, ſehr mangelhaft ausgefallen. Es fehlte damals an nöthiger Erfahrung und Geſchicklichkeit, und es iſt daher nicht zu verwundern, daß der Handelsſtand dieſer Eiſenbahn ſeine Waaren nicht gern anvertraut. Da nun, wie geſagt, täglich neue Unternehmungen emporkommen, ſo wird der Actionnaire vollauf zu thun haben, wenn er das Publikum mit allen dieſen oft ſonderbaren Spekulationen bekannt machen will. Indeſſen möchte ich Niemand rathen, den Actionnaire als einzigen Führer in dieſem Wirrwarr von Spekulationen zu nehmen. Allerdings gibt es unter den vielen Planen einige, die einem Bedürfniſſe abhelfen, und wenn ſie mit Umſicht und Sparſamkeit ausgeführt werden, gelingen müſſen; allein die Mehrzahl der Plane iſt das Werk müßiger Leute, welche auf Koſten der Aktionnäre zu leben und wo möglich ſich zu bereichern gedenken, oder von Dummköpfen, welche Alles vorherſehen und Alles berechnen, ausgenommen die unüberſteiglichen Hinderniſſe, die ſich ihrem Unternehmen nothwendig in den Weg ſtellen müſſen, oder die nicht einmal ſo viel Verſtand haben, daß ſie das Unnüze ihres Plans einſehen. Wenn z. B. Vorſchläge zum Anlegen eines neuen Theaters in Paris gemacht werden, ſo müßte das Publikum wahrlich große Luſt haben, ſein Geld wegzuwerfen, wenn es an dergleichen Unternehmen Theil nehmen wollte; denn wenn auch das einzige Beiſpiel des Palais-royal-Theaters die Aktionnäre locken kann, ſo gibt es zehn andere Beiſpiele von Theatern, die ſich nur mit großen Aufopferungen aufrecht halten. Nun hat man freilich bei der lezten Volkszählung gefunden, daß die Bevölkerung bedeutend zunimmt; aber mit zwanzig Theatern ſcheint doch dem Schaubedürfniſſe der Pariſer Bevölkerung bis zur nächſten Volkszählung hinreichend abgeholfen zu ſeyn.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 100.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 27. April 1837.

Als ich noch ein Knabe war,
Sperrte man mich ein —
Doch du warſt mein Zeitvertreib,
Goldne Phantaſie,
Und ich ward ein warmer Held,
Wie der Prinz Pipi,
Und durchzog die Welt.

Goethe.

Die beiden Gefangenen.

(Fortſetzung.)

Nur der Foliant lag noch am Boden; der Feind hatte ſich geflüchtet, mein Alliirter war verſchwunden, ich aber hatte einen ſchlimmen Streich begangen. Dieſes Zimmer war eine Polterkammer meines gerade verreiſten Onkels, voll alter Bücher und beſtaubten Geräthes: in der Mitte eine baufällige Elektriſirmaſchine, ein paar Kaſten mit Mineralien, am Dachfenſter ein alter, zerriſſener Kanapé. Der Bücher wegen, damit ich nicht darüber käme, war dieſe Kammer beſtändig abgeſchloſſen, und Monſieur Ratin ſprach von ihr immer nur in zweideutigen, myſtiſchen Ausdrücken, wie von einem verdächtigen Ort. Der Zufall war ſomit meiner Neugier trefflich zu ſtatten gekommen. Ich wollte phyſikaliſche Experimente anſtellen, aber die Maſchine ging nicht; ich trieb eine Weile Mineralogie und nahm dann den Folianten auf. Die Ratte hatte im Großen daran gearbeitet; auf dem Titel las man nicht viel mehr als Dictio.. „Ein Dictionär!“ dachte ich; „nun, das iſt kein gefährliches Buch. Aber was für ein Dictionär?“ — Ich ſchlug das Buch auf: oben an der Seite war ein Frauenname zu leſen, darunter ein altväteriſcher Text, mit Latein vermiſcht, ganz unten Noten. Und von was war die Rede? von Liebe! Ich wunderte mich nicht wenig. In einem Dictionär! wer hätte das gedacht! Liebe in einem Dictionär! Aber die Folianten ſind gewaltig ſchwer; ich ließ mich daher auf dem Kanapé am Dachfenſter nieder, der herrlichen Landſchaft, die es einrahmte, gleichgültig den Rücken kehrend.

Der Name, auf den ich geſtoßen, hieß Heloiſe. Eine Frau, die Latein ſchrieb! eine Aebtiſſin, die einen Liebhaber hatte! Ich wußte nicht, wo mir der Kopf ſtand. Heloiſe lebte im Mittelalter; Klöſter, düſtere Zellen, Glockenthürme, hübſche Nonnen, bärtige Mönche, ernſte Gebäude auf bewaldeten Höhen über See und Thal, wie Pommiers mit ſeiner Abtei am Fuß des Salève: das war mein ganzes Mittelalter. Heloiſe, das ſchöne, fromme Kind, feſſelte mich ganz, ſowohl durch ihre natürlichen Reize als durch die Nonnentracht, die ich ihr gab. Ich hatte zu Chambery die Schweſtern vom heiligen Herzen Jeſu geſehen, und darnach bildete ich alle meine Nonnen, im Nothfall ſelbſt die Päbſtin Johanna. — Aber eine Nonne und verliebt! Ich merkte, daß ich an ein recht ſchlechtes Buch gerathen war, und der Gedanke, daß ſich ein Wörterbuch mit dergleichen Geſchichten befaſſe, that meinem Reſpekt vor dieſer ſonſt ſo achtungswürdigen Bücherclaſſe großen Abbruch. War es doch, als ſänge auf einmal Monſieur Ratin, oder der weiſe Mentor von Wein und Liebe und Lieb' und Wein!

Ich legte indeſſen das Buch nicht weg, wie ich hätte ſollen; im Gegentheil, durch die erſten Sätze angelockt, las ich den ganzen Artikel, und immer weiter gelockt, las ich Noten, Latein und Alles. Es kamen ſonderbare Sachen vor, bald unendlich rührend, bald wieder ganz eigen geheimnißvoll. Aber die Ratte hatte die Geſchichte vielfach verſtümmelt, und ich meinte nachgerade ärgerlich, die Katze habe doch ganz Recht gehabt. In nicht completen Büchern möchte man juſt das am liebſten leſen, was fehlt. Die Lücken reizen die Neugier ungleich mehr als die Blätter ſie befriedigen. Selten kommt mich die Verſuchung an, ein Buch aufzuſchlagen, aber die Düten mache ich alle auf und leſe ſie. Und beim Gewürzkrämer das Zeitliche ſegnen, iſt gewiß kein ſo hartes Loos, als beim Buchhändler elendiglich ſchmachten.

Längſt hatte ich die Geſchichte ausgeleſen, und noch war ich ganz darin verſunken.

— Fürwahr, höchſt ſeltſam, wunderſeltſam!
Und rührend war's, unendlich rührend war's!

Das Buch auf den Knien, den Blick der von der Abendſonne vergoldeten Landſchaft zugekehrt, war ich nach Paraclet verſezt; ich wandelte durch die Mauern, ich ſah im finſtern Kreuzgang die trauernde Heloiſe, ich war verſchmolzen mit Abälard und betete die unglückliche Geliebte an. Dieſe Bilder floſſen bald mit den Eindrücken der Außenwelt zuſammen, und ich fühlte mich auf dem alten Kanapé in eine glänzende Welt voll poetiſcher, ſchwärmeriſcher Gefühle verſezt. — Aber außer dem, was ich geleſen, außer der Abendluft und der herrlichen Landſchaft, die ich am Dachfenſter überblickte, ſchlichen ſich noch andere Eindrücke in mein Gemüth, als Nahrung für die geſchäftige Phantaſie. Durch den Straßenlärm, durch das Hämmern der Handwerker und das Geſumme im Hafen klangen fern her, vom Abendwind getragen, die erſterbenden Töne einer Drehorgel an mein Ohr. Da wurden mit einem Mal alle Gefühle inniger, die Bilder lebendiger, der Abendhimmel reiner, glänzender; in zauberhafter Friſche lag die ganze Schöpfung vor mir, und in ätherblauen Höhen umdufteten mich tauſend Blumen. — Heloiſe war allgemach in den Hintergrund getreten; ihr Schatten verſchwand unter den alten Buchen, hinter den gothiſchen Pfeilern; Jahrhundert um Jahrhundert wich zurück, die blauen Kuppen der Vergangenheit tauchten unter am Horizont, ich kam herauf zu bekannteren Ufern, verwandteren Zeiten, befreundeteren Weſen; die Orgel brach ab, und ich erwachte zur Wirklichkeit. Das große Buch, das mir ſchwer auf den Knien lag, war mir gleichgültig geworden, und ich legte es ruhig auf das Brett.

Wie ſchaal iſt die Welt nach ſolchen Augenblicken der Verzückung! wie wehe thut der Fall aus den lichten Höhen der Phantaſie auf den öden Boden der Wirklichkeit! Der Abend erſchien mir trübſelig, mein Zimmer jezt ein wirkliches Gefängniß, meine Muße eine drückende Laſt. — Armer Junge! der du gerne in dieſer Himmelsluft der Poeſie athmen, empfinden, lieben möchteſt, und kraftlos zurückſinkſt, ich bedaure dich! Manche Täuſchung ſteht dir noch bevor; noch oft wird deine Seele im ſüßen Wahnſinn von der Erde weg ſich gen Himmel ſchwingen wollen, noch oft, eben ſo oft, wird die ſchwere Kette ihren Flug hemmen, bis ſie endlich, dem Joche ſich fügend, ruhig den Pfad des gemeinen Lebens verfolgt. — Doch ſo weit war ich zum Glück noch nicht, und juſt auf dem Pfade des gemeinen Lebens war mir ein Weſen entgegengetreten, an das ſich in mir alle jene ſüßen Regungen knüpften, für das ich ſchwärmen konnte, wann und ſo lange ich wollte. Dieſes Weſen wurde zur Stunde meine Heloiſe, nicht die unglückliche, nein, nur die liebende, nicht die Sünderin, nein, ſo himmliſch rein als himmliſch ſchön; und als ſtände ſie vor mir, richtete ich glühende Worte der Sehnſucht und Begeiſterung an ſie.

(Die Fortſetzung folgt.)

John Kockerills Etablissement zu Seraing bei Lüttich.

(Fortſetzung.)

Die Hobelmaſchine liefert eine ebene Fläche, welche ſich mittelſt Meißel und Feile in dieſer Vollkommenheit und mathematiſchen Genauigkeit unmöglich darſtellen läßt. Man zeigte mir den Krummzapfen einer Dampfmaſchine, welcher ſo eben die Hobelmaſchine verlaſſen hatte; ich bemerkte wohl auf beiden bearbeiteten Grundflächen die parallelen Streifen, Spuren des Schneidzeugs; ein nach allen Richtungen an die Fläche gelegtes Lineal ließ aber nicht die geringſte Unebenheit wahrnehmen.

Unter den Maſchinen zum Ausbohren der großen gußeiſernen Dampf- und Gebläſecylinder machte mich mein Begleiter auf einen ganz neuen, in ſeiner Conſtruktion von der gewöhnlichen Art abweichenden Apparat aufmerkſam. Es iſt die ſchönſte Maſchine im ganzen Etabliſſement und die einzige auf dem Continent. Sie bohrte in dieſem Augenblick einen 72 zölligen Dampfmaſchinencylinder aus. Der leztere iſt in horizontaler Lage an ein ſolides Geſtell befeſtigt, während in ſeinem Innern ein Rad, auf deſſen Peripherie vier oder fünf ſchmale Meißel vom feinſten Stahl vertheilt ſind, langſam umläuft und die Cylinderwand bearbeitet. Dieſes Rad bewegt ſich nicht nur um ſeine Axe, ſondern es ſchreitet zugleich der Axe entlang weiter, aber ſo unmerklich langſam, daß der angreifende Stahl während einer ganzen Umdrehung kaum um eine Linie vorgerückt iſt. Der Mechanismus, welcher dieſe

ſubtilen, ſanften und dabei ſo ſicheren Bewegungen erzeugt, iſt eben ſo eigenthümlicher als ſinnreicher Art, und läßt ſich durch bloße Worte nicht beſchreiben; durch die Anwendung des ſogenannten Sonnenrades und der Planetenräder gewinnt das Ganze ein beſonderes Intereſſe. Die Maſchine bedarf keiner Aufſicht; hat man ihr das Tagwerk angewieſen, ſo geht ſie unbeachtet ihren ruhigen Gang fort, bis ſie eines Tags ihre Arbeit vollbracht hat.

Schon glaubte ich durch die Dreh- und Cylinderbohrwerke, durch die Löcherbohrmaſchinen und Hobelmaſchinen alle möglichen Fälle der Bearbeitung, deren das Metall auf mechaniſchem Wege fähig iſt, erſchöpft, als man mir noch eine andere merkwürdige Maſchine zeigte, welche prismatiſche Löcher, Schlitze oder Rinnen in das Metall arbeitet. Ich ſah ſie leider nicht im Gange. Das Prinzip dieſer Maſchine iſt einfach, und ſie hat hinſichtlich ihrer Bewegungen einige Analogie mit einer gewöhnlichen Sägmühle. Ein ſtählerner Meißel, welchem mittelſt eines Krummzapfens eine auf- und niedergehende Bewegung ertheilt wird, ſticht die verlangten Vertiefungen aus. Nach jedem Niedergange des Meißels rückt das Material, welches auf einem beweglichen Geſtelle befeſtigt iſt, um ein Minimum vor, auf ähnliche Weiſe wie bei der Sägmühle der Baumſtamm nach jedem Schnitte einen Impuls erhält. Der ausnehmend ſchöne, ſolide und exakte Bau der Maſchine, die nach den richtigſten mechaniſchen Grundſätzen angeordnete Stellung der einzelnen Organe, die mit mathematiſcher Schärfe nach der Epicykloide gekrümmten Däumlinge laſſen den aufmerkſamen Betrachter, auch wenn die Maſchine ruht, auf einen eben ſo ſanften als ſichern und wirkſamen Gang ſchließen.

In das Atelier der Dampfwagen kam ich eben zu rechter Zeit, um Augenzeuge zu ſeyn, wie der äußere ſchmiedeeiſerne Reif um das große gußeiſerne Treibrad gelegt wurde. Die geſchmiedete prismatiſche Stange wurde rund gebogen, an ihren Enden zuſammengeſchweißt und ſodann in glühendem Zuſtande auf die Peripherie des gußeiſernen Rades getrieben. Dieſes wurde nun mit ſeinem noch glühenden Reif mit Hülfe eines Krahnen emporgewunden und, in horizontaler Lage ſchwebend, alsbald in ein rundes, mit Waſſer gefülltes Baſſin herabgeſenkt. Durch die plötzliche Zuſammenziehung befeſtigte ſich der Reif auf's Innigſte an das Rad. Dieſe Werkſtätte bildet nicht ein durchaus abgeſchloſſenes, für ſich beſtehendes Ganze, woraus der Dampfwagen mit allen ſeinen Details vollendet hervorgeht, ſondern ſie begreift hauptſächlich die Zuſammenſetzung und Ajuſtirung der Lokomotive, Munitions- und Transportwagen, ſo wie die Fabrikation der weniger wichtigen Theile, z. B. der Geſtelle, Rauchfänge, Tragfedern, Röhrenſyſteme u. ſ. w., in ſich. Der Dampfkeſſel kommt aus der allgemeinen Dampfkeſſelwerkſtätte, und die feineren, weſentlicheren Theile, wie Cylinder, Steurung, Kolbenſtangen, Excentrika u. ſ. w., aus der Maſchinenfabrik. Kockerill lieferte für die ruſſiſche Eiſenbahn einen Dampfwagen nebſt Munitionswagen für 40,000 Fr. frei nach Petersburg. Er mußte ihn am 28ſten Auguſt 1836, bei 100 Fr. Strafe für jeden Tag Verzug, zu Antwerpen einſchiffen. Er lieferte ferner für dieſelbe Eiſenbahn ſechzehn Untergeſtelle für Transportwagen, wozu Pawels in Brüſſel die Obertheile anfertigte.

Jenes anſehnliche Gebäude, aus deſſen Innerem ein betäubendes Getöſe hervordringt, umſchließt das Departement der Dampfkeſſel. „In dieſen Räumen,“ äußert ſich Niſard, „muß man den Annehmlichkeiten einer Belehrung und Explikation an Ort und Stelle entſagen. Es iſt ein helles, durchdringendes Getöſe, welches das Trommelfell zu zerreißen droht. Unter den unaufhörlichen Schlägen des Hammers ſeufzen dieſe hohlen, ſchmiedeeiſernen Koloſſe, und ihre Seiten hallen wider gleich denen des trojaniſchen Roſſes.“ Man ſieht hier in der That Dampfkeſſel von ſolcher Größe, daß vier-und-zwanzig Perſonen bequem darin Mittagstafel halten könnten. Sie ſind aus gewalzten, rektangulären Eiſenplatten zuſammengeſezt, welche mittelſt zahlloſer dicker, eiſerner Nägel aneinander genietet werden. Bevor das Zuſammennieten erfolgen kann, müſſen die runden, zur Aufnahme der Nietnägel beſtimmten Löcher durch die Platten geſchlagen werden. Zu dieſer Operation bedient man ſich einer einfachen und ſehr wirkſamen Durchſchlagmaſchine. In einem maſſiven gußeiſernen Geſtelle bewegt ſich eine ſtarke, ſenkrechte Schraubenſpindel, deren unteres Ende mit dem auf und nieder beweglichen, zum Durchſchneiden beſtimmten Stempel in Verbindung ſteht, während das obere Ende ein horizontales eiſernes Schwungrad von fünf Fuß Durchmeſſer trägt. Zwei Männer arbeiten an der Maſchine. Nachdem der eine die Platte, da wo das Loch durchgeſchlagen werden ſoll, unter den Stempel gebracht hat, geben beide, einen Handgriff faſſend, mit vereinten Kräften dem Schwungrad einen heftigen Impuls, worauf der niedergehende Stempel mit unwiderſtehlicher Kraft aus der untergehaltenen Metallplatte ein kreisrundes Stück von fünf Linien Durchmeſſer ausſcheidet. Die Löcher werden reihenweiſe in gleichen Diſtanzen und ſo nahe bei einander ausgeſchlagen, daß die Nagelköpfe des fertigen Keſſels nur einen geringen Raum zwiſchen ſich laſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Erde.

Die du am weichen Mutterherzen
Gewiegt mich durch den Aether trägſt,
Im Kindheitstraum von Wonn' und Schmerzen,
An's große Herz den Säugling legſt,

Nicht Frevel durfte dich entweihen,
Nicht Sündenfluch und Menſchenqual;
Du ſchwebſt dahin durch höh're Reihen,
Ein Fünkchen in dem Sternenſaal!

Du ewig ſich erzeugend Leben,
Mit Staub und Aſche neu gedüngt,
Du nimmer raſtend, kräftig Streben,
Im Blut- und Thränenbad verjüngt!

O Heimath erſter Frühlingsſpiele,
So blüthenhell für uns geſchmückt!
Vertröſtend zeigſt du Sonnenziele,
Wenn Gram die kleinen Herzen drückt.

Mit Duft und Licht und Klang und Farben
Erfreuſt du uns, du ſchimmernd Land,
Und können Wunden nicht vernarben,
So legſt du ſanft doch den Verband.

Vermagſt du Thränen nicht zu ſtillen,
Und iſt ein Herz zu ſchwer und müd,
Dann eilſt du's ſorglich zu umhüllen
Und ſingſt ein leiſes Schlummerlied.

Ja, grünend Eiland, du uns Wiege
Und Grab auf weiter Sonnenbahn,
Wohin in dir ich wohl einſt fliege
Im Aethermeer, mein flücht'ger Kahn?

An welchem Ufer darf ich landen?
Den Geiſt treibt Sehnſucht weit voraus,
Troz deinen Roſen-Dornenbanden:
Hier bin ich, dort im Vaterhaus!

Einſt grüß' ich dich vom Sonnenſterne,
Du kleines, blaſſes Nebellicht
Am Himmelsrand dort kalt und ferne,
Und deine Seufzer hör' ich nicht!

Emma v. N.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Eiſenbahnen.

Endlich regt ſich auch bei uns das Gefühl der Nothwendigkeit von Eiſenbahnen. Ich meine damit, was bis da nur Phantaſie und Verlangen einiger Wenigen war, ſcheint zum populären Bewußtſeyn geworden. Man gewöhnt ſich daran, den unbedingten Vortheil und die unbedingte Nothwendigkeit zu erkennen, wenn der Hauptimpuls bei Vielen auch nur der Gedanke iſt, daß man gegen die Nachbarn nicht zurückbleiben darf. Von den drei projektirten preußiſchen Bahnen ſtehen die Aktien derjenigen, welche Berlin mit der Leipzig-Dresdener Bahn verbinden ſoll, ſchon bedeutend über Pari, die der Stettiner Bahn ſind vollſtändig gezeichnet, und die der Frankfurt-Berliner dürften noch ſchneller vergriffen ſeyn, ſobald es zur Unterzeichnung kommt. Damit iſt freilich noch nirgends Hand an's Werk gelegt, und noch iſt man im Ringen und Kämpfen um Vorfragen, deren Beſeitigung indeſſen jezt noch zu bezweifeln, Thorheit wäre. Die eiſerne Nothwendigkeit klopft an's Thor. Die Vorurtheile und der Eigenſinn mögen ſich noch ſo lange dagegen ſtemmen, einer Naturkraft vermögen ſie nicht zu trotzen. Die ſich in ein ſentimentales Gewand kleiben: daß die kleinen Städte darunter leiden und zu völliger Unbedeutendheit herabſinken werden, daß viele Gewerbe, wie das der Hauderer und Gaſtwirthe, untergehen dürften, und wie die aus dem Winkel herbeigezogenen Argumente heißen mögen, ſind ſchon ſo durch Thatſachen und Berechnungen widerlegt, daß ſie nicht anders mehr in Betracht kommen, als wie artige Fächer, hinter denen eine wohlbekannte Phyſiognomie ſich noch einmal zu verbergen ſtrebt. Wie viel Landſtädte im ganzen Staate werden denn die drei Bahnen berühren! Und die ſie berühren und die nahe liegen, werden ſie nicht durch das Zuſtrömen aller Provinzialen nach der Eiſenbahn vielleicht mehr an Frequenz gewinnen, als je auf direktem Wege! Erinnert das nicht an den Text jener franzöſiſchen Oper, wo ein Gutsherr die Straße, die über ſein Gut führt, niemals reparirt, damit er das Vergnügen hat, recht viel umgeworfene Wagen, und demzufolge Gäſte in ſeinem iſolirten Schloſſe zu bewirthen zu haben? Und wäre das ein Nachtheil für den Staat, wenn das Geſchlecht der nautae et caupones in etwas abnähme, was aber nicht der Fall ſeyn wird? Viel ernſter und betrübender iſt die Oppoſition von einer andern Seite. Unſere Poſteinrichtung iſt ein vortreffliches Werk, und die Ehre wird ihrem Schöpfer, auch wenn ſie einem noch vollkommeneren Inſtitute gewichen ſeyn wird, nicht genommen werden. Sein Ruhm iſt um ſo größer, als dieſer Vorwärtsſchritt zu einer Zeit unternommen wurde, wo man von anderer Seite rückwärts zu gehen anfing. Aber muß nun deßhalb, weil die Poſt, wie ſie iſt, trefflich iſt, ein Inſtitut angefeindet werden, welches evident noch trefflicher iſt? Der Ruhm ſeines Begründers wird nicht verloren gehen; aber geſezt, er ſtände auf dem Spiele, wenn es ganz untergehen müßte, iſt dies nicht noch viel mehr dann der Fall, wenn der Widerſtand gegen das beſſere neue Inſtitut deßhalb hartnäckig fortgeſezt wird? Es iſt notoriſch, daß in dieſem Augenblicke nur noch die ungeheuern Entſchädigungsforderungen der Poſt die Thätigkeit zur Inswerkſetzung der Eiſenbahnen hemmen. Nur hinſichtlich der kleinen Potsdamer iſt ein Abkommen getroffen; bei den übrigen ſoll nicht allein der wirkliche Schadenerſatz gefordert, ſondern auch der mögliche, künftige Gewinn zur Liquidation gekommen ſeyn. Die hochherzige, erklärte Willensmeinung unſers Kronprinzen zu Gunſten der Eiſenbahnen hat ſchon ſehr vortheilhaft gewirkt. Doch mehr als das wirkt: Rußland geht voran. Alſo müſſen alle jene Schranken zuſammenſtürzen, und unſere Nachfolge macht ſich von ſelbſt. Herr von Gärtner, der Erbauer der Petersburger Bahn, die in ſo geringer Zeit fertig wurde und ungewöhnliche Reſultate lieferte, hat durch ſeine Anweſenheit hier nicht wenig Zweifelnde bekehrt. — Es iſt indeß, wenn auch erklärlich, doch merkwürdig und beachtenswerth, wie noch immer von einer andern Puiſſance her, als die genannten, ein wenigſtens paſſiver Widerſtand ſich kund gibt. Von unſern Börſenmännern und Papierhändlern kann noch immer ein großer Theil zu Aktien kein Vertrauen gewinnen, die, wie ſie ſagen, kein Staat garantirt hat, und deren Sicherheit zur Zeit nur in etwas zuſammengekarrtem Schutt und aufgeworfener Erde beſteht, welche ein Platzregen fortſpülen kann. Daß die Idee in dieſem Stande von feſtern Stoffen iſt, als die beſtempelten Papiere, kann dieſen freilich ſchwer begreiflich gemacht werden; aber es beweist, daß die Zeit dieſer Papiermänner auch ihrem Ende nahe iſt. Und das iſt kein Unglück.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 101.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 28. April 1837.

Im Takte pocht der Hämmer Schlag,
Und, bildſam, vor den mächt'gen Streichen
Muß ſelbſt das Eiſen ſich erweichen.

Schiller.

John Kockerills Etablissement zu Seraing bei Lüttich.

(Fortſetzung.)

Das Zuſammennieten des Dampfkeſſels ſelbſt nimmt drei geübte Männer und einen Knaben als Handlanger in Anſpruch. Zwei Arbeiter ſtehen an der äußern Seite und der dritte im Innern des Keſſels mit gewichtigen Hämmern in Bereitſchaft. Der Knabe macht einen Nagel oder eigentlich koniſchen Keil von $2\frac{1}{2}$ Zoll Länge und $\frac{1}{2}$ Zoll größten Durchmeſſer in einer kleinen tragbaren Eſſe glühend, und reicht ihn dem im Keſſelraume befindlichen Arbeiter. Dieſer ſteckt den Nagel durch das Nietloch und treibt ihn mit ſeinem Hammer gewaltſam hinein, worauf die beiden auf der Außenſeite ſtehenden Arbeiter das hervorragende Ende breit ſchlagen und zu einem Kopfe von der Form eines ſtumpfen Kegels hämmern. Iſt dies geſchehen, ſo vertauſcht der eine dieſer Männer ſeinen Hammer mit einem andern hammerähnlichen Werkzeuge, deſſen Baſis eine halbkugelförmige Vertiefung von ungefähr acht Linien Durchmeſſer enthält; dieſe Vertiefung ſezt er auf den Nagelkopf und zugleich thut der Andere, welcher indeſſen ſeinen Hammer mit einem ſchwereren vertauſcht hat, mehrere kräftige Schläge auf den Rücken des Inſtruments. So wird ein halbkugelförmiger Kopf auf der äußern Seite des Dampfkeſſels gebildet, während der Kopf auf der innern Seite cylindriſch bleibt.

Von der Dampfkeſſelwerkſtätte führte mich mein Begleiter in das Lokal der Walzwerke, zu deren Betreibung zwei Dampfmaſchinen, jede zu fünfzig Pferdekräften, aufgeſtellt ſind. Das Walzen der Eiſenbahnſchienen gehört wohl zu den intereſſanteſten Operationen im ganzen Etabliſſement. Hier vereinigt ſich die furchtbarſte Maſchinenkraft mit der bewundernswertheſten Geſchicklichkeit der Arbeiter zur Darſtellung eines Fabrikats, welchem die Reſultate der neueſten Zeit eine nationale Wichtigkeit gegeben haben. Das Eiſenbahnſchienenwalzwerk wurde von Paſtor eingerichtet; es iſt gegenwärtig für die belgiſchen Eiſenbahnen in beſtändiger Thätigkeit, und ſeine Produkte haben ſich an der Brüſſel-Antwerpener Eiſenbahn bereits bewährt. Die Schiene hat bis zu ihrer Vollendung acht Einſchnitte, welche durch eben ſo viel Paare Walzen an ihrer Berührungslinie gebildet werden, zu paſſiren. Die erſten drei Einſchnitte haben quadratiſche Form, die folgenden nähern ſich immer mehr der eigenthümlichen, zwiebelähnlichen Geſtalt des Schienenquerſchnitts. Ein prismatiſches Eiſenſtück von etwa drei Fuß Länge und fünf Zoll im Gevierte kommt in weißglühendem Zuſtande vom Puddlingshammer unter das Walzwerk und geht nach zwei Minuten als vollendete, fünfzehn Fuß lange Schiene aus demſelben hervor. Die erſte Hälfte der Einſchnitte dient

mehr zum Strecken des Metalls, die zweite Hälfte gibt ihm die dem Zwecke entſprechende Form. Der ſechste Einſchnitt bildet, vermöge der Excentricität der untern Walze, die fünf Bogen, welche der Schiene ein wellenförmiges Anſehen geben.* Im lezten Einſchnitte geht die Bildung der kaum zwei Linien tiefen und acht Linien breiten Rinnen vor ſich, welche auf beiden Seiten längs der Schiene ſich hinziehen und bei der Anlage der Eiſenbahn zur Aufnahme der eiſernen Befeſtigungskeile dienen. Auf jeder Seite des Walzwerkes hängt ein großer Haken an einer Kette herab. Die Kette endigt ſich oben in eine eiſerne Rolle, welche auf einer Art Eiſenbahn läuft. Zwei Arbeiter ſtehen auf jeder Seite des Walzenſyſtems; ſo wie die glühende Schiene hervorkommt, packen ſie dieſelbe mit ihren Zangen, legen ſie auf den Hacken und bringen ſie auf dieſe Weiſe leicht und ſchnell vor den Einſchnitt eines andern Walzenpaars. Wollen die Walzen nicht gut packen, ſo wird etwas Kohlenſtaub zwiſchen dieſelben geſtreut. Die Arbeiten am Walzwerke gehören zu den anſtrengendſten und gefahrvollſten; kurz vor meiner Ankunft war ein Arbeiter, der den umlaufenden Walzen zu nahe kam, ein Opfer ſeiner Unvorſichtigkeit geworden; ſeine beiden Hände wurden von den Walzen zugleich ergriffen, und in einem Moment, da ſich die Walzen ſehr ſchnell drehen, waren beide Arme ausgeriſſen.

Wenige Schritte von den Walzwerken ſind mehrere koloſſale Scheeren von ſeltſamer Geſtalt in furchtbarer Thätigkeit. Sie ſehen aus wie Köpfe mit ungeheuern Rachen, welche unaufhörlich nach Nahrung ſchnappen. Der lange Hebelarm, auf welchen die bewegende Kraft mittelſt einer excentriſchen Scheibe wirkt, iſt nämlich rechtwinklicht von dem ſchneidenden Kopfe abgebogen und ragt durch einen Schlitz in ein Souterrain hinab, ſo daß man nur den Kopf der Scheere in Bewegung ſieht, was beim erſten Anblick einen an das Komiſche grenzenden Eindruck macht. Dieſer Eindruck verwandelt ſich jedoch in einen beinahe unheimlichen, wenn man eine ſolche Scheere zolldicke kalte Eiſenſtangen und Platten wie Papier zerſchneiden ſieht. Meine Ueberraſchung wurde noch durch den Umſtand erhöht, daß dieſelbe Scheere, welche ſo eben vor meinen Augen eine 1½ Zoll dicke Eiſenſtange in Stücke zertheilt hatte, ein von mir hingehaltenes Blatt Papier eben ſo ſcharf wie die feinſte Papierſcheere durchſchnitt.

(Der Beſchluß folgt.)

* Der Zweck dieſer fünf Ausbauchungen jeder Schiene iſt folgender. Die Schiene wird bei Anlegung der Eiſenbahn von drei zu drei Fuß, alſo fünfmal ihrer ganzen Länge nach, unterſtützt. Nun iſt klar, daß das Beſtreben einer auf der Bahn ruhenden Laſt, die Schiene zu biegen, in der Mitte zwiſchen zwei Stützpunkten am größten iſt und gegen die Stützpunkte bin ſich vermindert; deßwegen gibt man der Schiene in der Mitte zwiſchen zwei Lagern ihre größte Höhe und läßt dieſe gegen die Lager hin allmählig abnehmen, woraus die wellenförmige Geſtalt hervorgeht. Soll jener Zweck der Unveränderlichkeit des Biegungsvermögens vollkommen erfüllt werden, ſo müſſen die Bogen, der Theorie gemäß, nach einer Parabel gebildet ſeyn.

Die beiden Gefangenen.

(Fortſetzung.)

Man ſieht, ich war verliebt; ja, ſchon ſeit acht Tagen, und ſeit ſechſen hatte ich die Geliebte mit keinem Auge geſehen. Wie es unglücklich Liebenden geht, hatte ich in den erſten Tagen gehofft und gehofft, war dann auf Zerſtreuungen verfallen, und dieſe waren mir, wie man geſehen hat, gar ſchlecht bekommen. Am Abend nun, von dem eben die Rede geweſen, war meine Leidenſchaft durch die romantiſche Geſchichte, die ich geleſen, nicht wenig geſtachelt worden; ich hatte es ſatt, meinen eigenen Schatten zu apoſtrophiren, und in dieſer Stimmung kam es mir auf einen verzweifelten Streich nicht an. — Im Zimmer über dem meinigen konnte ich nämlich, wenn ich den Muth dazu hatte, meine Geliebte ſehen; ſie war jezt eben allein. Durch die Dachlücke in der Rumpelkammer, und nur durch ſie, gelangte ich über das Dach weg hinauf.

Ich konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, um ſo weniger, da ich, ehe ich es mir verſah, auf dem Dache ſtand. Ich ſezte mich, um Muth zu ſammeln und meinen Anſchlag genau in's Auge zu faſſen; denn dieſer erſte Schritt hatte mir ſo ſtarkes Herzpochen verurſacht, daß ich im Begriffe ſtand, wieder hineinzugehen. Vorerſt aber hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als mich platt auf das Dach niederzuwerfen und mich unſichtbar zu machen; denn eben ſah ich Monſieur Ratin in der Straße unten.

Als ich mich von dieſem Donnerſchlag etwas erholt, wagte ich es, den Kopf aufzuheben und vorſichtig über den Rand des Daches hinunterzuſehen. Weit und breit kein Monſieur Ratin mehr! Gewiß genug kommt er jezt die Treppe herauf, und ehe eine Minute vergeht, ertappt er mich auf meiner verliebten Wanderſchaft! Das Gefühl der Reue und der Zerknirſchung überfiel mich mit Macht; wie leicht wurde es mir jezt, einen ſchweren Fehltritt zu bereuen! Da auf einmal erblickte ich Monſieur Ratin wieder, und die Reue war wie weggeflogen: er war durch ein Gäßchen gegangen, und jezt wandelte er weit weg ruhig ſeines Wegs, abwärts vom Hauſe. Nicht lange, ſo hatte ich ihn aus dem Geſicht verloren; ich ſah aber ein, daß ich hier nicht bleiben konnte, ohne daß ich Gefahr lief, vom Gefängnißfenſter aus geſehen zu werden, in das ich von meiner Höhe mit Schauder weit hineinblickte. Ich machte mich alſo raſch auf den Weg; zudem brach die Dämmerung ein, ich mußte eilen, wollte ich das Tageslicht noch nützen, und wenige Schritte brachten mich

wirklich vor das Fenſter, das ich ſuchte. Es war offen. Mein Herz pochte laut; ſo gewiß ich wußte, daß die Geliebte allein war, ich mußte es mir oft vorſagen, um es zu glauben. Ich zögerte; da hörte ich auf einmal mir zurufen: „Nur hinein! Sie werden nicht verrathen, junger Herr!“ Es war die Stimme des Gefangenen: ſchon beim erſten Worte verlor ich völlig den Kopf, ſprang raſch in das Zimmer, ſtieß eine reich gekleidete Dame um und fiel mit ihr in's Zimmer.

Was in den erſten Augenblicken nach dem Sturze vorging, weiß ich nicht zu ſagen; ich war bewußtlos. Als ich zu mir kam, fiel mein erſter Blick auf das Frauenzimmer, das mit dem Geſicht am Boden lag und keinen Laut von ſich gab. Faſt bis an den Boden gebückt, ſchlich ich hin. „Madame!“ ſagte ich leiſe, mit bebender Stimme. — Keine Antwort. — „Madame!!“ Alles ſtill. — Schrecklicher Zufall! Eine vornehme Frau todt, umgebracht, von einem Schüler umgebracht! Der kritiſche Leſer wird ſagen, ich huldige dem modernen Geſchmack und führe gewaltſam eine ſchreckliche Situation herbei. Nicht doch: die Dame war eine Gliederpuppe; ich befand mich im Arbeitszimmer eines Malers.

Mein Erſtes war, daß ich die Dame aufhob; ſie lächelte entſetzlich albern mit ihrem roſigen Geſicht, obgleich ihre Naſe beträchtlich Schaden genommen. Ich beſſerte ein wenig daran; aber die Sache war zu unbedeutend gegen das Unheil im Ganzen, als daß ich mich lange damit aufgehalten hätte. Denn die Dame war mit der Naſe an den Farbenkaſten gefallen, dieſer war umgeſtürzt und hatte Pinſel, Blaſen, Paletten und Oel in das Zimmer ausgeſchüttet. Ich wollte ein wenig aufräumen; aber auch dies war zu ſehr eine Kleinigkeit gegen das Unheil im Ganzen, als daß ich mich damit hätte aufhalten mögen. Denn der Farbenkaſten war wider eine hohe, wackligte Staffelei gefallen; dieſe war umgeſchlagen und hatte im Fallen einen hübſchen Herrn, der an ſeinem Nagel dem ganzen Weſen zugeſehen, gerade vor die Bruſt getroffen. Die Staffelei und der Herr waren zuſammen auf die Lampe niedergekommen, und dieſe hatte den Spiegel zerbrochen und eine Oelflaſche umgeworfen. Die Verheerung war ſchrecklich, und die Dame lächelte in einem fort.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die türkische Musik in Deutschland.

Das Folgende iſt eine treffliche Probe der franzöſiſchen Leichtfertigkeit im Auffaſſen fremder Sitten und Zuſtände, und im Wiedererzählen deſſen, was man nicht gehört. Dabei dient es als Warnungstafel gegen die Kunſtwerke äſthetiſcher und witziger Reiſebeſchreiber, die deutſchen nicht ausgenommen. Auch die geprieſene deutſche Gründlichkeit ſchlummert nicht ſelten, und unſern modernen Aeſthetikern iſt es ohnehin ſehr gut gelungen, dieſe altväteriſche Tugend ſich abzugewöhnen. Die türkiſche Muſik des Franzoſen mag ihnen ein Spiegel ſeyn, wie ſich manche ihrer Skizzen in den Augen der Einheimiſchen ausnehmen.

* * *

Auf dem Schloſſe . . . in Oberſchwaben konnte man ſchon der Mühſale in den Bivouaks vergeſſen, und die ausnehmende Artigkeit des Schloßherrn und das gute Leben bei ihm thaten gar wohl nach dem Elend in Polen. Ich lag im Standquartier beim Bruder des Fürſten, dem Grafen Ferdinand, der in einem benachbarten Dorfe Pfarrer war; faſt täglich nahm er mich zur Tafel auf's Schloß. Die deutſche Sprache iſt ausnehmend reich an Titulaturen, und man braucht oft mehrere Zeilen, um dem unbedeutendſten Titel ſeine volle Ehre anzuthun. So lange ich da war, ſprachen die beiden Brüder franzöſiſch, und ſparten damit wenigſtens zehn Seiten in der Viertelſtunde. Am Geburtstage der Fürſtin war Graf Ferdinand am frühen Morgen auf den Beinen, ſeine Dienerſchaft hatte die Gallakleider an, er ſelbſt trug ſeine Inſignien als Canonikus von Augsburg, ich war in großer Uniform. Wir brachen nach dem Schloſſe auf; „heute wird es ſehr hübſch in *** werden,“ ſagte der Graf unterwegs; „es kommen viele Leute, und heute Abend haben wir türkiſche Muſik.“ — „Was heißt dies?“ — „So iſt's alle Jahre am Geburtstag.“ — „Aber was iſt denn türkiſche Muſik?“ — „Sie werden es ſchon ſehen, Sie ſollen überraſcht werden.“ — Sämmtliche Junker aus der Umgebung hatten ſich eingefunden; es war Vorſtellung mit der vollen, in ſolchen Fällen üblichen Etikette, großes Frühſtück u. ſ. w. Eben trank man nach dem Mittageſſen den Kaffee, da erſcholl auf einmal unter den Fenſtern eine furchtbare Katzenmuſik. „Ah! die türkiſche Muſik!“ rief es im ganzen Zimmer. — „Wer iſt,“ ſo hatte ich früher einmal den Grafen Ferdinand gefragt, „der kleine Mann mit dem Schnurrbart, der ſich ſelbſt ſo wohl gefällt?“ — „Es iſt der Offizier, der damals das Contingent des Fürſten dem kaiſerlichen Heere zugeführt hat; bis Alles wieder in's alte Geleiſe kommt, dient er als Hofkavalier und Geſchichtſchreiber.“ — „Geſchichtſchreiber?“ — „Ja, wir haben ein Buch in unſerer Familie, in das alle Tage geſchrieben wird, was der Fürſt thut.“ — „Alle Tage! Wenn es aber nichts zu ſchreiben gibt?“ — „Es gibt immer etwas. Das Buch wurde zur Zeit der Kreuzzüge angelegt und bis jezt fortgeführt; Sie können leicht denken, daß wir großen Werth darauf legen. In dieſem Buche proteſtiren wir gegen den ſchnöden, an uns begangenen Raub: der Fürſt wird darin immer als Souverän behandelt, und vom König iſt ſo wenig die Rede, als exiſtirte er gar nicht.“ — „Das Buch iſt alſo ein Roman?“ — „Wie Sie wollen; aber mein Bruder iſt einmal Souverän, und muß es unter allen Umſtänden bleiben. Unſere ſpäten Enkel ſollen keine Lücke in unſerer Geſchichte merken.“ — „Aber wie iſt's mit der hiſtoriſchen Wahrheit?“ — „Was liegt daran!“ — „Die arme Nachwelt! wie wird ſie hinter das Licht geführt!“ — Der Herr Geſchichtſchreiber nun war der Maeſtro der türkiſchen Muſik; er begleitete dieſe Charge neben ſeinen übrigen Aemtern, und ſpielte zudem eigenhändig die Clarinette. Der Hofmeiſter blies die Flöte, die Jäger das Horn, und ſämmtliche Dienerſchaft, mit Cymbeln, Triangeln, Glockenſpiel, ja ich glaube gar mit Küchengeſchirr bewaffnet, machte den tollſten Lärm, der je ein Trommelfell zerriſſen hat. Sämmtliche Muſiker waren türkiſch gekleidet, in alte Fetzen, die den Sarazenen zur Zeit Richards Löwenherz abgenommen ſeyn mochten. — Ich trat zum Grafen F., einem franzöſiſchen Ausgewanderten, der früher ruſſiſcher Obriſt geweſen und

jezt Kammerherr und Oberküchenmeiſter des Königs von Würtemberg war. „Wie kann man,“ ſagte ich zu ihm, „eine ſolche Kazenmuſik in Deutſchland machen, wo die Leute, ſo zu ſagen, geborne Muſiker ſind? Wie kann der Fürſt bei ſeinem Verſtande Vergnügen daran finden? denn ſehen Sie nur ſein Geſicht an, es ſtrahlt von Wonne.“ — „Daſſelbe habe ich mich gar oft gefragt,“ erwiderte er; „ich weiß aber nur, daß man ſeit undenklicher Zeit in dieſem Schloß an Gallatagen türkiſche Muſik macht. Das muß ſich aus den Kreuzzügen herſchreiben: einer der Ahnen des Fürſten mag aus dem heiligen Land Inſtrumente heimgebracht haben, die er den Sarazenen abgenommen; man hat an ſeinem Geburtstag darauf geſpielt, und das hat ſich denn fortgeerbt, wie Alles hier zu Lande. Sehen Sie nur die Inſtrumente an: ſie ſind uralt, ſeltſam, nirgends findet man dergleichen. Der deutſche Adel hat die Manie, zu repräſentiren; aber das Sinnen und Trachten der Jeztwelt geht immer nur dahin, es den Vorfahren nachzuthun. Ich wollte wetten, über tauſend Jahre zur ſelben Stunde macht man hier im Schloſſe türkiſche Muſik mit den nämlichen Bratpfannen.“ — Der Fürſt iſt ſelbſt Muſiker, und dieſe tolle Muſik macht ihm innige Freude. Warum? Bei dieſer Muſik denkt er an nichts weniger als an Muſik, er denkt an die Großthaten ſeiner Ahnen, an die Kreuzzüge, an das lange Schwert ſeines Großvaters, den Panzer ſeines Urältervaters, den Helm ſeines Ururältervaters. Wenn er in gewähltem Kreiſe muſicirt, ſo iſt er ausübender Liebhaber; jezt iſt er nicht Muſiker, er iſt Fürſt, und an dieſem Tage iſt ihm das Höllenconcert lieber als die ſüßeſten Harmonien des trefflichſten Orcheſters.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Fortſezung.)

Droſchkenweſen. Thiergarten.

Berlin zunächſt kümmert jezt eine andere Sorge: was aus dem öffentlichen Fuhrwerk werden wird? Zu ihrer Zeit waren die Droſchken ein offenbarer Fortſchritt; aber auch ſie haben ihre zeitgemäße Vortrefflichkeit überlebt, und es iſt an der Zeit, daß ein beſſerer und freierer Verkehr eintritt. Aber hier ſteht faſt noch mehr im Wege, als den Eiſenbahnen. Daß man den erſten Unternehmern auf mehrere Jahre ein Privilegium ertheilte, war billig; das gebührte dem Rechte der Idee, der gewagten Auslage. Daß dies Privilegium erneuert wurde, nachdem die Unternehmer in wenigen Jahren außer vollkommenem Erſaz einen ungeheuern Gewinn gemacht, wurde bedauert, da die ihnen auferlegten Verbeſſerungen gegen den Vortheil, der ihnen ausſchließlich blieb, doch nur unbedeutend waren. Seitdem ſind die Stimmen, welche eine freie Concurrenz für alle Fuhrleute verlangen, ſo laut und dringend geworden, daß ſie ſich nicht mehr unbedingt abweiſen laſſen. Mit dem Herbſte erliſcht das vorliegende Privilegium, und es ſoll alsdann dieſe freie Concurrenz, wenigſtens dem Buchſtaben nach, eintreten. Doch nur mit zu viel Grund befürchtet man, daß es in der Wahrheit nicht der Fall ſeyn wird. Eine gewiſſe polizeiliche Aufſicht iſt gewiß nothwendig; die Bedingungen, welche man denen, die ſich jezt melden, auferlegt, ſollen indeſſen mehr abſchreckend als anlockend ſeyn. Dazu kommt die apathiſche Läſſigkeit, welche leider noch immer in dem Bürgerſtande herrſcht, der hiebei betheiligt iſt. Zu gewohnt an eine lange polizeiliche Bevormundung ihres Thun und Treibens, ermangeln ſie der Energie, welche erfindet und verbindet. Ohne daß Mehrere ſich zuſammenthun, werden nur Wenige begütert genug ſeyn, um die geforderte Caution leiſten und die Ausgaben beſtreiten zu können. Der induſtriellen Betriebſamkeit der Juden fällt in der Regel der Gewinn aller Unternehmungen anheim, wo mehr von einem Handel, als von einem Produciren die Rede iſt. Dies war hier der Fall, und wird es auch wahrſcheinlich noch für lange Zeit bleiben. Die Unterrichteten ſehen voraus, daß der Zuſtand des öffentlichen Fuhrwerks, wenn jenes Privilegium erliſcht, den Bedürfniſſen des Publikums nichts weniger als entſprechen wird. Unordnung, Unzuverläſſigkeit, mangelnde Controle (die bei den Droſchken das Beſte war) wird allgemeine Klagen und den Wunſch des Publikums erzeugen, daß man zur alten Ordnung zurückkehre. Welchem Wunſche wird jezt mit mehr Zuvorkommenheit gelauſcht, als dieſem? Die Droſchkenentrepreneurs werden ſich großmüthig zeigen, und man ſieht das alte gute Privilegium ſchon reſtaurirt. An künſtlichen Manövern deßhalb ſoll es ebenfalls nicht fehlen; aber man will das Publikum erſt empfinden laſſen, welche Noth bei der freien Concurrenz daſſelbe erwartet. Lange dauern kann dieſer Druck freilich nicht, auch hier pocht eine eiſerne Nothwendigkeit an's Thor, daß es beſſer werden muß; allein daß dieſe in einer Stadt wie Berlin ſo lange pochen muß, iſt beklagenswerth, und wenn die Schuld zunächſt auch unſere Mitbürger trifft, die ſich nicht zu regen verſtehen, und denen der Gemeinſinn für Unternehmungen fehlt, ſo thut ſich doch die ſehr natürliche Frage auf: woher dieſe Nichtregſamkeit im Bürgerſtande, woher dieſer mangelnde Gemeinſinn, woher dieſe ſpießbürgerliche Scheu vor dem Neuen? — In Anregung iſt bei dieſer Gelegenheit auch wieder der Vorſchlag gekommen, Omnibus in unſerer Stadt einzuführen, welche jezt groß und volkreich genug für dieſe wohlthätigen Inſtitute wäre. So dringend und einleuchtend nun auch die Vorſchläge lauten, hört man doch noch nicht, daß Kapitaliſten und Fuhrleute zuſammentreten, etwas in's Werk zu ſezen, was ſich von ſelbſt machte, wenn nur eine thätige Hand es angriffe. Der große pecuniäre Vortheil läßt ſich faſt mathematiſch berechnen. Einſt werden dieſe Communicationswagen gewiß in's Leben treten; aber es iſt Zehn gegen Eins zu ſezen, daß nicht unſere bemittelten Fuhrherren, ſondern ein israelitiſcher Spekulant, der vielleicht ohne alle Mittel iſt, die Idee ausführt, das Privilegium erhält und den Gewinn in die Taſche ſteckt.

Die frommen Wünſche eines großen Theils des Publikums für den alten Thiergarten, wie er war, ſind nicht in Erfüllung gegangen. Beil, Hacke, Karſt wütheten unabläſſig fort, um den Waldcharakter völlig auszurotten und daraus einen großen Garten zu machen. Man iſt ſchon von dem äußerſten Punkt der Faſanerie bis an das Brandenburger Thor gelangt, und wenn man aus dieſem heraustritt, ſieht man jezt eine lange Reihe Tannenbäume, welche eine der Hauptalleen einſchloſſen, abgehauen am Boden liegen. An den Bäumen iſt freilich nicht viel verloren, ſie waren, zu fern der väterlichen Bergluft, verkümmert; aber der breite neue Weg, mit Kies und Sand feſtgeſtampft und weit hinleuchtend, verſcheucht diejenigen, welche hier einen ſchattigen, dunkeln Gang gerne betraten. Der Name Thiergarten dürfte nun billig auch mit einem entſprechenderen vertauſcht werden, denn von allen Thieren, die einſt darin gehaust haben mögen, ſcheinen nun auch die lezten, welche eine Zuflucht fanden, die Eichhörnchen, angewieſen, dieſe aufzugeben.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 102.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 29. April 1837.

— As in the sweetest bud
The eating canker dwells, so eating love
Inhabits in the finest wits.
Shakespeare.

Die beiden Gefangenen.

(Fortſetzung.)

Durch dieſe Kataſtrophe, durch ſo ſchreckliche, unerwartete Eindrücke war mein Liebesfeuer etwas gedämpft worden. Während ich in großer Verlegenheit bin, was unter dieſen Umſtänden zu thun iſt, erzähle ich, in wen ich verliebt war, und wie ich es geworden.

Das Zimmer über dem meinigen war das Atelier eines geſchickten Porträtmalers. Er hatte große Gewandtheit darin, die Leute zugleich zu treffen und ſchöner zu machen. Glücklich, wer die edle Kunſt ſo treiben kann! trefflicher Köder! Karpfen und Hechte, ja Robben und Seekälber kommen munter herbei und beißen mit Luſt in die Angel, und danken noch dem Fiſcher. — Seltſamer, ewig und überall reger Trieb der Eitelkeit! Kaum hat einer etwas vor ſich gebracht, ſo iſt unter den erſten Anſchlägen, die ſie ihm eingibt, ſicher der Entſchluß, ſein intereſſantes, originelles, im Grunde recht liebenswürdiges Geſicht auf die Leinwand bringen zu laſſen. Sie flüſtert ihm zu, er ſey dieſe Ueberraſchung ſeiner Mutter, ſeiner Frau, dem Herrn Onkel, der Frau Tante ſchuldig. Sind ſie alle todt, ſo lautet es, man müſſe die Kunſt unterſtützen und einem armen Teufel etwas zu verdienen geben. Iſt der arme Teufel reich, ſo gibt es noch hundert Rubriken: man hat eine leere Wand in ſeinem Zimmer, ein Stück, zu dem man einen Pendant haben möchte u. ſ. w. Die Eitelkeit will ihn einmal auf der Leinwand haben, zuckerſüß, friſirt, mit herrlicher Wäſche und glacirten Handſchuhen; man ſoll ihn betrachten, bewundern, ſoll nicht nur ſeine bedeutenden Züge erkennen, ſondern ihm auch ſeinen Reichthum, ſeinen Adel, ſein gutes Herz, ſeinen Witz, ſeinen Wohlthätigkeitsſinn, ſeinen feinen Geſchmack anſehen, und was ihn ſonſt noch alles zu einem ganz abſonderlichen Weſen macht, das tauſend Vorzüge ſchmücken, ſeine Fehler gar nicht gerechnet, die ſelbſt Vorzüge ſind. Die Kunſt des Porträtmalers iſt durchaus auf das Prinzip der menſchlichen Eitelkeit baſirt; ein Künſtler, der dies nicht glaubt oder ſich nicht daran kehrt, und aus einem Hecht einen Hecht, aus einem Seehund einen Seehund macht, mag ein großer Maler ſeyn, aber er iſt ein erbärmlicher Porträtirer und kann im Bettelhaus ſterben.

Mein Maler nun hatte alle faſhionabeln Geſichter zu conterfeien, und es verging kein Tag, wo nicht hübſche Equipagen ihre Herrſchaften ausluden und vor unſerer Hausthüre warteten. Es war ein herrlicher Zeitvertreib für mich, die Pferde ſich die Fliegen abwehren zu ſehen, die Kutſcher pfeifen oder mit der Peitſche klatſchen zu hören. Außerdem wußte ich gewiß, daß ich die Perſonen, deren Geſichter ich von meinem Fenſter aus nicht ſah,

nach ein paar Tagen ganz bequem und ſo lange ich wollte, betrachten konnte. Der Maler pflegte nämlich zwiſchen den Sitzungen ſeine Gemälde vor das Fenſter hinaus auf eiſernen Trägern an die Sonne zu ſtellen. Ich durfte nur aufwärts ſehen, ſo befand ich mich in der allerbeſten Geſellſchaft: Milords und Baronen, Herzoginnen und Gräfinnen. Dieſe Leute am Nagel ſahen ſich an, ich ſah ſie an und wir ſahen einander an.

Am vorigen Montag nun hatte mich das Raſſeln eines Wagens an's Fenſter gerufen: eine glänzende Equipage, vier Pferde, prächtiges Geſchirr, reiche Livree. Der Wagen hielt, zwei Lakaien halfen einem ſchwachen, alten Mann heraus; ich merkte mir den kahlen Scheitel, den Kranz von Silberhaaren, um ihn wieder zu kennen, wenn er in die Galerie käme. Nach ihm ſtieg ein junges Mädchen aus; die beiden Bedienten traten jezt zurück, der Alte nahm den Arm des Mädchens, und ſie gingen langſam in's Haus; ein großer Wachtelhund hüpfte hinter ihnen her.

Dieſe Scene machte einen tiefen Eindruck auf mich, nicht etwa bloß, weil ein hübſches junges Mädchen, das einen ſchwachen Alten unterſtüzt, an ſich ein rührendes Bild iſt; nein, in meiner verliebten Stimmung hatte ich in der liebenswürdigen, von Reiz und Anmuth umfloſſenen Nymphe die Sterbliche erkannt, die mir ſo oft im Traum erſchienen; die geſtalt- und gegenſtandloſen Gefühle, die einige Zeit her mein Herz bewegten, hatten auf einmal Form und Objekt erhalten. — Etwas an der jungen Dame hatte noch einen beſondern Reiz für mich: ihr höchſt einfacher Anzug. Bei ſo unverkennbaren Zeichen großen Wohlſtands nichts als ein Strohhut, ein weißes Kleid, und doch ſo viel Eleganz, ſo hohe Grazie, daß ich mich getraute, ihr, und wäre ſie an fremdem Ort allein, ohne alle Abzeichen höhern Standes, an der Haltung, am Gang, am ganzen Weſen ihren Rang anzuſehen, ihren Reichthum, ja ſelbſt die edle Aufopferung, welche ſie über der zarten Sorge für einen Greis den Huldigungen der männlichen Welt entſagen ließ. — Und dann — ich darf es wohl ſagen — war ich durch die Geſellſchaft vor meinem Fenſter bereits verdorben: Vornehmheit, Reichthum, hoher Anſtand, feine Manieren, geſchmackvolle Kleidung, Alles dergleichen hatte einen unwiderſtehlichen Reiz für mich. Ueber dem Betrachten dieſer Figuren war mir alles Gemeine, Ordinäre, war mir mein Stand und Meinesgleichen zuwider geworden. Unter dieſen Umſtänden konnte es faſt nicht fehlen, daß ich mich urplötzlich in die junge Antigone verliebte; meine Leidenſchaft war aber ſo reiner, ſo hoher Art, daß es mir gar nicht einfiel, mich zu fragen, ob es nicht ſo eine Kalypſo ſey, von denen Monſieur Matin ſo viel zu ſagen wußte.

(Die Fortſetzung folgt.)

John Kockerills Etabliſſement zu Seraing bei Lüttich.

(Beſchluß.)

Mitten unter den großen Fabrikgebäuden ſteht abgeſondert ein von Außen unanſehnliches Gebäude. Ohne zu ahnen, welch ungeheure Kräfte in dieſem Raume wirken, tritt man ein. Vier Cylindergebläſe, durch eben ſo viele mächtige Dampfmaſchinen, von denen zwei 150 Pferdekräfte beſitzen, bewegt, fallen ſogleich in's Auge. Dieſe Blasmaſchinen verſehen den Hochofen, die Puddlings- und Flammenöfen, ſo wie auch achtzig Schmiedefeuer durch unterirdiſche, nach allen Richtungen hin divergirende Röhrenleitungen, mit Wind. Es iſt gewiß ein ſeltenes und merkwürdiges Schauſpiel, vier Dampfmaſchinen von dieſer Größe ſo dicht neben einander in Thätigkeit zu ſehen, daß man nicht ohne alle Gefahr zwiſchen ihnen durchpaſſiren kann. Wie ich die maſſiv eiſernen Schwungräder von 24 Fuß Durchmeſſer, wie durch überirdiſche Kräfte getrieben, mit Federleichtigkeit umlaufen ſah, konnte ich mich eines leichten Grauens nicht erwehren; denn kurz vorher hatte ich Gelegenheit gehabt, auf der Kohlengrube Guley bei Aachen mich von den entſetzlichen Wirkungen eines Schwungrades zu überzeugen. Wenige Stunden vor meiner Ankunft war nämlich das Schwungrad der Kohlenförderungsmaſchine, wahrſcheinlich in Folge des zu ſehr beſchleunigten Ganges oder einer ſchadhaften Diſpoſition ſeines Kranzes, zerſprungen, und die abfliegenden, viele Centner ſchweren Stücke hatten die ganze Steurung der Dampfmaſchine zerſchmettert und eine 1½ Fuß dicke Mauer eingeſchlagen; der Maſchinenwärter war mit einem Beinbruch davon gekommen und ſonſt glücklicherweiſe Niemand beſchädigt worden.

Bemerkenswerth iſt die Vorrichtung, welche Erz und Kohlen auf die Gicht des Hochofens hinaufſchafft. Es führt nämlich eine ſchiefe Fläche von 45° Neigung, worauf eine Eiſenbahn angelegt iſt, auf die Höhe des Hochofens. Auf dieſer Eiſenbahn ſteigt ein auf vier Rädern ruhendes Geſtelle, deſſen hintere Räder, um eine horizontale Plattform herſtellen zu können, bedeutend höher ſind als die vordern, auf und nieder. Erz und Kohlen werden in den Magazinen von Weibern in große Weidenkörbe gefüllt, auf kleine Karren geladen und auf ſchmalen Eiſenbahnen, welche den Hofraum nach verſchiedenen Richtungen durchkreuzen, an den Fuß der geneigten Ebene geſchoben. Auf der erwähnten Plattform haben ungefähr zwölf Körbe Platz. Ein auf der Höhe der Gicht angebrachter Mechanismus mit Aus- und Einrückvorrichtung, Bremſung u. ſ. w., welcher durch Dampfkraft in Bewegung geſezt wird, zieht den Plattformwagen mittelſt einer Kette empor; ſobald dieſer oben angekommen iſt, wird die Maſchine geſtellt, und nachdem die zwölf vollen Körbe mit eben ſo viel leeren

vertauſcht worden ſind, ſteigt der Apparat wieder die ſchiefe Fläche hinab, an deren Fuß unterdeſſen eine neue Ladung in Bereitſchaft ſteht.

Die Modellirwerkſtätte bildet einen geräumigen Saal, worin wohl ſechzig Schreiner mit der Anfertigung hölzerner Modelle beſchäftigt ſind. Auch ſie finden in der Kraft des Dampfes mächtige Unterſtützung. Ich bemerkte in dem Saale eine Menge kleiner Cirkularſägen von kaum drei Fuß Durchmeſſer, welche mit raſender Geſchwindigkeit umlaufen; ſie machen 800 Umdrehungen in der Minute. Gegen dieſe Säge drückt der Arbeiter aus freier Hand das Stück Holz, welches er durchſägt haben will, an und hat in fünfzehn Sekunden ein Brett von ſechs bis acht Fuß Länge durchſchnitten. Der Lärm, welchen dieſe Operation verurſacht, iſt ſo ohrzerreißend und Mark und Bein durchdringend, daß einer, welcher nicht daran gewöhnt iſt, wohl daran thut, ſich die Ohren zu verſtopfen.

In einem beſondern Lokale ſind die geſchickteſten Techniker und Architekten mit der Entwerfung von Maſchinenplanen und deren Details beſchäftigt. Die einzelnen Maſchinentheile werden mit rothem Stifte, ſo weit es möglich iſt, in natürlicher Größe, und mit mathematiſcher Genauigkeit auf glattgehobelte Bretter aufgezeichnet und ſo den Arbeitern in der Maſchinenfabrik übergeben. Ohne einer näheren Anleitung zu bedürfen, ohne über den Zuſammenhang des Ganzen nachzudenken, führt der Arbeiter den ihm zugewieſenen Maſchinentheil getreu nach dem Plane aus, indem er die Dimenſionen mit Cirkel und Maßſtab abmißt. So trifft es ſich, daß eine Dampfmaſchine gleichzeitig vielleicht in hundert Händen iſt; der eine bohrt den Cylinder aus, der zweite dreht die Kolbenſtange ab, der dritte verfertigt den Krummzapfen, der vierte die Schiebventile, der fünfte das Parallelogramm, der ſechste das Excentricum, der ſiebente die Steuerungsſtange und ſofort; Keiner bekümmert ſich um den Andern. Und alle dieſe Stücke, aus ſo vielerlei Händen hervorgehend, paſſen bei ihrer Zuſammenſetzung eben ſo gut, wie von einer einzigen mächtigen Hand geformt, zuſammen und bilden ein in allen Theilen vollkommen harmonirendes Ganze. Dieſe bis in die kleinſten Details gehende Arbeitstheilung kann nur einen günſtigen Einfluß auf die Güte des Fabrikats haben; denn ein Fabrikarbeiter, welchem die Ausführung einer der genannten Maſchinentheile zukommt, iſt Jahr aus, Jahr ein nur mit dieſem ſpeziellen Zweige beſchäftigt, weßwegen er auch dies Geſchäft mit bewundernswürdiger Geſchicklichkeit und Pünktlichkeit handhabt; und da Kockerill über eine große Anzahl der geübteſten Arbeiter verfügen kann, ſo iſt nicht zu verwundern, wenn die aus ſeinem Etabliſſement hervorgehenden Maſchinen mit den beſten engliſchen die Concurrenz beſtehen.

Den Beſchluß meiner Wanderung in dieſem Labyrinthe von Maſchinenſälen, Magazinen und Werkſtätten machte die Beſichtigung des für die Zuſammenſetzung und Ajuſtirung der Maſchinen beſtimmten Lokals. Hier ſieht man fertige Maſchinen in Reih und Glied aufgeſtellt, ihrer Verſendung nach allen vier Himmelsgegenden wartend; andere werden von dem eigends hiezu aufgeſtellten Perſonal, in Anweſenheit der erfahrenſten Techniker zuſammengeſezt, unterſucht und ajuſtirt. Wer den Einfluß kennt, welchen der geringſte Fehler in der Conſtruktion, eine für das Auge kaum bemerkbare Abweichung von der berechneten und vorgezeichneten Form, auf den Gang der Dampfmaſchine ausübt; wer bedenkt, wie der leiſeſte Makel in der Güte und Solidität der Produkte den Kredit einer Fabrik zu ſchwächen und ihre Concurrenz niederzudrücken im Stande iſt, wird die Genauigkeit und Schärfe, mit welcher man hier bei der Zuſammenſetzung der Maſchinen zu Werke geht, und die ſcheinbar unbedeutendſten Abnormitäten rügt, nicht für übertrieben halten. Bei meinem Eintritt in dieſes Departement der Technik fand ich eben eine für ein Steinkohlenbergwerk beſtimmte Waſſerförderungs-Dampfmaſchine von 150 Pferdekräften mit 76zölligem Cylinder unter den Händen der Ajuſteurs. Das künftige Tagewerk dieſer Maſchine war, 100,000 Kubikfuß oder 5,600,000 Pfund Waſſer innerhalb 24 Stunden auf eine Höhe von 1000 Fuß zu heben. Seitwärts lag der dreißig Fuß lange und 320 Centner ſchwere gußeiſerne Balancier noch auf der Erde.

Nach einem fünfſtündigen Aufenthalte verließ ich Seraing mit dem Bewußtſeyn, das großartigſte, über alle Concurrenz erhabene Etabliſſement dieſer Art geſehen zu haben, und mit dem Gefühle der innigſten Achtung vor dem Genie, welches dieſes Rieſenwerk gegründet hat und in ſeinen Fugen zuſammenhält. Kockerills Unternehmungsgeiſt hat ſich indeſſen nicht auf die Gründung eines einzigen Etabliſſements beſchränkt. Außer der Fabrik, über welche ich in der vorliegenden Beſchreibung einen Ueberblick zu geben verſucht habe, beſizt Kockerill in Lüttich dicht neben der École du commerce eine große Baumwollenſpinnerei in einem mächtigen Gebäude mit acht Stockwerken, eine mechaniſche Weberei, Kammgarnſpinnerei und noch eine zweite kleinere Maſchinenfabrik, woraus alle diejenigen Maſchinen hervorgehen, welche er zu dem mechaniſchen Betrieb ſeiner Fabriken nöthig hat, in Charleroi ein Eiſenhüttenwerk, in Verviers und Aachen eine Spinnerei und Merinoweberei, in Ardennes bei Namur eine Kattundruckerei mit Cylindern und eine Fabrik zur Verfertigung des endloſen Papiers, zu Kottbus in Preußen eine Streichgarnſpinnerei, in Stollberg ein Zinkwerk, zu Przedborz in Polen eine Tuchfabrik, in Barcelona eine Baumwollenſpinnerei, in Surinam ein Depot von Zuckermühlen und Dampfmaſchinen. Er richtet gegenwärtig in Algier mehrere Dampfmahlmühlen ein, und iſt damit beſchäftigt, in Belgien Flachsſpinnereien

und Webereien zu établiren. Man ſchließe hieraus, welch induſtrieller Geiſt dieſen Mann beſeelen muß.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Beſchluß.)

Thiergarten. Neubauten. Jährige Kunſtausſtellung. Raupach.

Ein Garten iſt etwas ſehr Schönes, verdienſtlich iſt es, aus Sandwüſten lachende Gärten zu ſchaffen. Auch dichte Urwälder zu lichten, wo Schlangen und wilde Thiere niſten und Räuber ſich verbergen, mag verdienſtlich ſeyn, obſchon Europa ſelten mehr zu dieſer herkuliſchen Arbeit auffordert; aber wo ein paar alte Bäume und etwas Buſchwerk in der Nähe einer großen Stadt zu einem anmuthigen Wäldchen ſeit einem Jahrhundert verwachſen ſind, ſollte man doch Reſpekt davor haben, und da es nicht für nothwendig achten, Licht hinein zu bringen, wo kaum Schatten gewachſen iſt. Platz, um engliſche Parkpartieen anzulegen, findet ſich um Berlin hinlänglich, und vom Kreuzberge bis zum ehemaligen Thiergarten hätte der Raum ſich beſonders dazu geeignet. Gewiß werden die Grasplätze, wenn der Winter wirklich einmal weichen ſollte, woran man jezt zweifeln möchte, in den erſten Sommern einen heitern, grünen Anblick gewähren, auch mögen einzelne ſchöne Bäume kommenden Geſchlechtern Schatten geben, dafür iſt aber alles Dickicht geopfert, überall Durchſicht, und das Auge mag ſich wenden, wohin es will, es trifft auf die Linien der gelben Wege, die troz ihrer Krümmungen an nichts weniger erinnern, als an natürliche. Wer weckt die Todten wieder? und die Reformatoren haben das für ſich, daß eine nächſte Generation den alten Zuſtand nicht vermißt, weil ſie ihn nicht kannte. — Ob in der Stadt ſelbſt ſo viel gebaut werden wird, als im vorigen Jahr, iſt zweifelhaft; bei dem verlängerten Winter wird noch kaum angefangen. Wenige Jahre fortgeſezte Thätigkeit wie im vorigen, und in fünf Jahren gewönne Berlin ein anderes Anſehen. Die Tendenz zum Schönbau macht, auch unter den Bürgern, erfreuliche Fortſchritte. Troz des puritaniſchen und klaſſiſchen Widerwillens dagegen, ſieht man mehr und mehr Häuſer ihre Fronten gegen die Straße zu mit Farben und Bildern ausſtaffiren, was, wenn es auch nicht immer an ſich ſchön iſt, wenigſtens die bisherige Monotonie unterbricht. Auch die Balkone werden bei neuen Häuſern beliebt, und würden, nebſt den Plattformen, welche allmählig die ſpizen Ziegeldächer verdrängen werden, der Stadt ein freundliches, ſüdlicheres Anſehen geben, wenn nicht die polizeilichen Vorſichtsmaßregeln zu ängſtlich wären. Durch die neue Erfindung des Kommiſſionsrath Dorn, Dächer mittelſt Lehm und Theer flach abzudecken, eine Erfindung, die von ungeheuern Folgen für die nordiſche Architektur ſeyn wird, deren materielle Erläuterung aber nicht in dieſe Blätter gehört, können nämlich auf leichte und wenig koſtſpielige Weiſe die Häuſer, ſtatt der unförmlichen Spizdächer, mit Altanen und Platteformen verſehen werden, ohne daß ein Durchregnen zu beſorgen iſt; denn die neue Maſſe hält weit feſter zuſammen, als die Dachziegel. Und welche Veränderung in unſern nordiſchen Städten, wenn plözlich alle Spizdächer verſchwänden!

Nach langen Kämpfen dafür und dawider iſt jezt der Beſchluß durchgegangen, daß in jedem Jahr eine Kunſtausſtellung ſtattfinden ſoll. Mit dieſem Herbſte wird der Anfang der jährigen gemacht. Der Haupteinwand dagegen war, außer dem herkömmlichen Widerſtand gegen alles Neue, der einer zu großen Arbeit, welche den akademiſchen Lehrern und Beamten dabei erwüchſe. Dies wird ſich leicht beſeitigen laſſen, beſonders da auch die Mittel bedeutend wachſen werden. Der würdige Veteran Schadow dürfte indeß, wenn man dem Gerüchte trauen darf, ſchon in dieſem Jahr ſeine durch ſo lange Jahre ehrenvoll verwaltete Direktorſtelle niederlegen. Eine Augenoperation, der er ſich unterzogen, hat ihm zwar den Gebrauch der Augen wiedergegeben, doch aber nachtheilig auf ſeine Conſtitution gewirkt. Bei einer unermüdlichen Geiſtesthätigkeit und Heiterkeit läßt ſich doch das Bedürfniß nach Ruhe nicht unterdrücken. Da ſein Sohn Wilhelm Schadow in ſeiner ganz verſchiedenen Geiſtesrichtung ſchwerlich den Aufenthalt in Berlin wünſchen dürfte, wäre unter unſern Künſtlern Rauch wohl unbedingt derjenige, welcher den nächſten Anſpruch auf dieſen Ehrenpoſten hätte, obſchon eine Obſervanz den Wechſel zwiſchen Bildhauern und Malern zu beſtimmen ſcheint; allein ein anderes Gerücht will, daß man jezt, nachdem die Kunſt zu ſo hohen Ehren gekommen, aus der Direktorſtelle eine Hofſinecure machen und einen Künſtler nur als Vicedirektor beſtellen möchte. Mögen alle Muſen die Kunſt vor dieſem Schickſal bewahren! Wir brauchen nicht bis nach Dresden zu gehen, um zu erfahren, welche Richtung alsdann die Kunſt nimmt, wir brauchen nur unſer Theater zu betrachten, um zu wiſſen, was es bedeutet, wenn, auch in der beſten Abſicht, aus einem nationalen Kunſtinſtitut ein Hofinſtitut wird.

Raupachs „Hohenſtaufen“ werden jezt auf dem königlichen Theater nach der hiſtoriſchen Reihenfolge aufgeführt. Das iſt recht und zu billigen. Man gibt dem Publikum einen hiſtoriſchen Curſus, der günſtig wirkt. Poeſie wird freilich ihm dadurch nicht eingeimpft, aber es lernt in treuen plaſtiſchen Geſtaltungen die großen Männer der größten Periode der deutſchen Geſchichte kennen, und es iſt ein Unterricht, der lebendiger, wärmer eindringt, als das beſte Geſchichtsbuch und der beſte hiſtoriſche Vortrag. Es gehört jezt zur Mode, gegen Raupach zu Felde zu ziehen. Was ihm mangelt, um ein Shakespeare, Goethe, Schiller, Heinrich Kleiſt zu ſeyn, das wiſſen und fühlen wir Alle; weßhalb in bekannten Phraſen und neuer Bitterkeit das immer wieder aufwärmen! Warum ihn nicht nehmen, wie er iſt? Eine Größe iſt er, ſeine Schwächen liegen zu Tage; es iſt an uns, das herauszunehmen, was an ihm eigenthümlich, wirkſam, zu bewundern iſt. Und deſſen iſt wahrhaftig nicht wenig. Eine ſolche logiſche Schärfe und Conſequenz, eine ſo großartige Ruhe, eine ſolche Kraft, Alles, was er ergreift, rhetoriſch zu bewältigen, iſt bewunderungswürdig. Ja, wenn dieſe Größe andere Größen tödtete, wenn aufkeimende Talente, in denen der Urquell der Poeſie friſch ſprudelte, dadurch erdrückt würden, dann möchte es Zeit ſeyn, gegen Raupachs Bewältigung der deutſchen Bühnen mit Ernſt anzukämpfen. Aber wo regt ſich nur eine Spur davon? Wenn er nicht wäre, gäbe es noch mehr Trivialitäten und Spielereien aus dem Franzöſiſchen, oder Gott weiß woher. Weder Calderon noch Shakespeare, noch Goldoni und Kleiſt, noch Goethe und Schiller würden das Repertoire füllen. Die Miſere würde ſich nur noch mehr breit machen. Er iſt der Einzige, der die Würde des Kothurns erhält. Das iſt ein Verdienſt, woran man halten ſollte, und nicht täglich, was Jeder kann, der ſeine Alten geleſen hat, ihm nachweiſen, daß dieſe Würde auf eine andere Weiſe beſſer zu erhalten wäre.

Beilage: Monatsregiſter April.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Ein und dreißigſter Jahrgang.

1837.

Mai.

Wenn Geiſt mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie ſchlummernde Funken nährt.
Dann werden ſelbſt der Apollons
Eifrigſte Prieſter euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1837.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Ueberſicht des Zuſtandes derſelben in Deutſchland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufſätze über ſchöne Wiſſenſchaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neueſten belletriſtiſchen Schriften: der Romane, Schauſpiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus ſeltenen intereſſanten Werken. — Reviſion einzelner Recenſionen aus den beſten kritiſchen Blättern. — Nachricht vom Zuſtande der ausländiſchen ſchönen Literatur, beſonders der Franzöſiſchen, Engliſchen, Italieniſchen, Holländiſchen, ꝛc. — Ueberſetzungen als Proben.

II. Kunſt. Kurze Abhandlungen über Gegenſtände der Kunſt. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunſt, Gartenkunſt ꝛc., Auszüge. — Kunſtnachrichten: Theater. Periodiſche Ueberſicht des Zuſtandes der vorzüglichſten Schaubühnen in Deutſchland, Frankreich u. ſ. w. Scenen aus ungedruckten Schauſpielen. Muſik. Nachricht von neuen muſikaliſchen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geſchichte einzelner Städte und Völker. Geſelliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Univerſitäten, Meſſen, Bäder, Carnevals; zuweilen intereſſante topographiſche Schilderungen.

IV. Biographiſche Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben intereſſanter Menſchen. — Beiträge zur Bildungs-Geſchichte vorzüglicher Schriftſteller, Künſtler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handſchrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beſchäftigungen der Gelehrten, ihren Reiſen ꝛc.

V. Kleine Reiſebeſchreibungen. Auszüge aus intereſſanten größern Werken dieſer Art; kleinere Original-Aufſätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländiſchen und deutſchen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satiriſche Aufſätze. Kleine leichte Erzählungen in Proſa und Verſen; Räthſel, Charaden und dergleichen.

VIII. Beſondere Beilagen enthalten die Ueberſicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erſcheint ein Blatt. In beſondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte ſo wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren ſind im „Morgenblatt“ Aufſätze und Nachrichten über Gegenſtände der bildenden Künſte geliefert worden. Zur beſſeren Ueberſicht für Kunſtfreunde wurde ſpäter eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunſtblatts“ für dieſen Zweck beſtimmt, die jedoch in ungleichen Friſten erſchien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote ſtand.

Die Liebe zur Kunſt hat ſich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politiſchen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und geſteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen ſich davon bedeutende Wirkungen, und laſſen den erfreulichſten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitſchrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erſcheinungen im Gebiete der bildenden Kunſt gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn ſie unternimmt, das „Kunſtblatt“ in ſolcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erſcheinen zu laſſen, daß es, dieſem Bedürfniß entſprechend, den Leſern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und intereſſante Zugabe ſey, für Künſtler und Kunſtfreunde aber auch abgeſondert eine ſelbſtſtändige Zeitſchrift bilde.

Man wird zu dem Ende ſich beſtreben, zunächſt in zwei, wöchentlich erſcheinenden Blättern ſo viel möglich vollſtändige Nachrichten über das Merkwürdigſte zu ertheilen, was in Deutſchland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunſt, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur ſich ereignet, Beurtheilungen von Kunſtwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunſtgegenſtände zu liefern, und Beiträge zur Geſchichte der ältern und neuern Kunſt zu ſammeln. Hiermit ſollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunſt betreffenden Werken, ſo wie eine Ueberſicht der neueſten artiſtiſchen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendſten Schriften dieſes Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht ſeyn, das Blatt mit Umriſſen in Kupferſtich oder Steindruck befriedigend auszuſtatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfaſſer der Schrift über die Studien der griechiſchen Künſtler, übernommen.

Wir ſtellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunſt die Bitte, unſer Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufſätzen und Nachrichten kräftigſt zu unterſtützen. Beſonders erſuchen wir auch Künſtler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entſtehenden Kunſtwerken Notizen einzuſenden, damit die Ueberſicht möglichſt vollſtändig werde. In allen Beziehungen wird man ſtets den Grundſatz ſtrenger Unpartheilichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendſten kritiſchen Zeitſchriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterſchrift oder anerkannter Chiffre zu verſehen, auch für unſer Blatt feſtſtellen zu müſſen. Dies wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemeſſenen Lobes oder Tadels ſchützen, und dazu beitragen, unſrer Zeitſchrift den edlen und anſtändigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und beſonders, wo von den höchſten Fähigkeiten und Gütern des menſchlichen Geiſtes die Rede iſt, beobachtet werden ſollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunſt-Blatt“ beſtimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieſes ſo intereſſante Fach dasjenige geleiſtet werden ſoll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben ſo iſt es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum iſt zu beengt. — Wir ſehen uns daher

genöthigt, auch dieſem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unſere Leſer mit den neueſten Erſcheinungen der Literatur, die, ohne zu den ſtrengwiſſenſchaftlichen zu gehören, von allgemeinem Intereſſe ſind, bekannt machen zu können.

Dieſe gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt ſind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabſichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheiſcht natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, dieſem Zweig beſtimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichſt bereit ſind, ſo können wir dieſes bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweiſen, daß wir bloß auf die Hälfte deſſen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anſpruch machen, und für dieſe Ausdehnung mit dem kleinen Aufſchlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künſtler und Kunſtfreunde das „Kunſt-Blatt“ einzeln halten wollen, ſo wird dieſen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlaſſen. Das Gleiche gilt für einzelne Beſtellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunſt-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünſchen, koſtet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einſchluß des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“, würde alſo koſten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunſt-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Poſtamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Oft in the still night, nach Th. Moore, von N. Müller. 107.
Nachruf an Agnes Schebeſt, von H. v. Chézy. 116.
Bitte an Ludwig Uhland, von K. Gödeke. 121.
Lieder aus Italien, von A. Grün. 126.
Friedhofblumen, von A. W. Kutſcheit. 128.
Erinnerungen an A. Grafen von Platen, von Gödeke. 129.

Charade.

Windfahne. 108.

Räthſel.

Die Orgelpfeifen. 114. — Der Gewitterſturm. 120.

Erzählungen.

Die beiden Gefangenen. 103—108.
Eine Viſion Swedenborgs. 120—125.

Reiſen.

Briefe aus der Normandie von J. W. 108—112. — 117. 118. 119.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Die Claqueurs der Pariſer Theater. 103—107.
Moden. 106. 116.
Briefe über den Pariſer Salon von 1837, von A. Detmold. 109—115. — 121—129.
Die noblen Paſſionen. Das Waidwerk, von W. v. Chézy. 113—120. — 127—129.
Mechaniſche Holzſchnitzerei, eine neue Erfindung. 114.
Ueber die Gewebe der alten Egypter. 127.

Korreſpondenz.

Mainz. 103. 104. — 123. — Prag. 104. 105. — Linz. 105. 106. 107. 108. 109. — St. Petersburg. 109. 110. 111. — Rom. 111. 112. 113. — 124. 125. 126. — Dresden. 112. 113. 114. 115. — Paris. 116. 117. 118. 119. 120. — 129. — London. 117. 118. — 122. 123. 124. 125. — Berlin. 119. 120. 121. 122. — München. 127. 128.

Kunſt-Blatt.

Nro. 35.

Berlin. (Fortſ.) — Die Eingangsthür am Ständehaus zu Kaſſel. — Akademien und Vereine. — Statiſtik der Kunſt. — Perſönliches. — Preisbewerbung.

Nro. 36.

Beſtand und Wirken des Kunſtvereins in München i. J. 1836. — Archäologie. 1) Lettres d'un antiquaire à un artiste etc. Par M. Letronne. — 2) Peintures antiques inédites précédées de recherches sur l'emploi de la peinture etc. Par M. Raoul-Rochette. — Nekrolog.

Nro. 37.

Archäologie. (Fortſ.) — Beſtand und Wirken des Kunſtvereins in München. — Nekrolog. — Kunſtausſtellungen.

Nro. 38.
Beſtand und Wirken des Kunſtvereins in München. (Schluß.) Archäologie. (Fortſ.) — Kunſtausſtellungen. — Muſeen. und Sammlungen. — Nekrolog.

Nro. 39.
Nachrichten aus Rom. — Archäologie. (Fortſ.) — Bauwerke. — Malerei. — Bildnerei. — Denkmäler.

Nro. 40.
Archäologie. (Schluß.) — Nachrichten aus Rom. (Schluß.) — Denkmäler.

Nro. 41.
Der Pariſer Salon im Jahr 1837.

Nro. 42.
Der Pariſer Salon im Jahr 1837. (Fortſ.) — Denkmäler. — Medaillenkunde. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 43.
Der Pariſer Salon im Jahr 1837. (Fortſ.) — Alterthümer. — Verſteigerung. — Literatur. — Kupferwerke. — Kupferſtich. — Lithographien.

Literatur-Blatt.

Nro. 45.
Werke über Oeſterreich. 1) Geſchichte des Hauſes Habsburg von dem Fürſten E. M. Lichnowsky. — 2) Oeſterreich unter Albrecht II., von Franz Kurz. — 3) Geſchichte der Regierung Ferdinands I. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen von F. B. v. Bucholz. Pädagogik. 4) Die Eckernförder Elementarſchulen-Einrichtung ꝛc. Dargeſtellt von M. C. M. Müller. — Länder- und Völkerkunde. 39) Ludwighs maleriſche Reiſe von Peſth über Semlin, Belgrad, Mehadia nach Orſova. Mit politiſch-hiſtoriſch-ſtatiſtiſchen Bemerkungen und vorzüglicher Berückſichtigung der Bäder von Mehadia, Sliács, Stuina, Trencſin.

Nro. 46.
Werke über Oeſterreich. 4) Die Höfe und Cabinette Europas im achtzehnten Jahrhundert, von Dr. Förſter. — 5) Hiſtoriſche Darſtellung der Allein-Regierung Joſephs II., insbeſondere der Reaction gegen den Geiſt ſeiner Anſtalten, von Dr. Groß-Hoffinger. — 6) Geiſt der Geſetze Kaiſer Joſephs II., von Demſelben. — 7) Erzherzog Carl und der Weltſtreit von 1792—1815, von Demſelben. — 8) Wiener Skizzen aus dem Mittelalter, von J. E. Schlager. — 9) Bilder und Träume aus Wien. — 10) Prag in ſeiner jetzigen Geſtalt. Humoriſtiſches Charaktergemälde.

Nro. 47.
Sternkunde. 1) Die Wunder des Himmels, oder gemeinfaßliche Darſtellung des Weltſyſtems, von J. J. Littrow. — 2) Geſchichte der Entdeckung des allgemeinen Gravitations-Geſetzes durch Newton, gemeinfaßlich dargeſtellt von J. J. Littrow. — 3) Sterngruppen und Nebelmaſſen des Himmels, von Demſelben. — 4) Die Doppelſterne, von Demſelben. — Werke über Oeſterreich. 11) Darſtellungen aus dem ſteyermärkiſchen Oberlande, von F. L. Weidmann.

Nro. 48.
Sternkunde. 5) Aufſätze über Gegenſtände der Aſtronomie und Phyſik für Leſer aus allen Ständen von H. W. Brandes, aus des Verfaſſers hinterlaſſenen Papieren von ſeinem Sohn C. W. H. Brandes. — Biographie. Fahrten eines Muſikanten, herausgeg. von L. Bechſtein.

Nro. 49.
Sternkunde. 6) Jahrbuch für 1837, herausgegeben von H. C. Schumacher. — Länder- und Völkerkunde. 40) Taſchenbuch zur Verbreitung geographiſcher Kenntniſſe. Eine Ueberſicht des Neueſten und Wiſſenswürdigſten im Gebiete der geſammten Länder- und Völkerkunde, herausgegeben von J. G. Sommer.

Nro. 50.
Sternkunde. 7) Das Weltſyſtem oder die Entſtehung und Bewegung der Sonne, der Planeten, Monde und Kometen, von Dr. F. Klee. — 8) Die zweite große Weltenkraft, nebſt Ideen über einige Geheimniſſe der phyſiſchen Aſtronomie oder Andeutungen zu einer Theorie der Tangentialkraft, von W. v. Biela. — 9) Fundamentalgrundſätze einer metaphyſiſchen Kosmologie und Bewegungslehre, von J. U. Ewertz.

Nro. 51.
Werke über Spanien und Portugal. 1) Geſchichte des Aufſtandes, Befreiungskrieges und der Revolution in Spanien, vom Grafen Toreno. — Denkwürdigkeiten aus der ſpaniſchen Revolution, geſammelt und herausgegeben von J. B. von Pfeilſchifter. — 3) Memoiren des Friedensfürſten Don Manuel Godoy. Unter den Augen des Fürſten nach dem ſpaniſchen Manuſcript ins Franzöſiſche überſezt von J. G. d'Esmenard. Aus dem Franzöſiſchen von Dr. Diezmann. — Sternkunde. (Schluß von Nr. 50.)

Nro. 52.
Werke über Spanien und Portugal. 4) Spaniens Schickſale in der neueſten Zeit, von der Rückkehr Ferdinands VII. 1814 bis zur Einberufung der conſtituirenden Cortes. Von *r. — 5) Auguſtin Chaho, Reiſe in Navarra während des Aufſtandes der Basken. Deutſch von L. v. Alvensleben. — Sternkunde. 10) Mondkarte von Beer und Mädler.

Nro. 53.
Werke über England und Irland. 1) Geſchichte der europäiſchen Staaten, herausgegeben von Heeren und Ukert. Geſchichte von England von J. M. Lappenberg. 2) Coopers Geſchichte Englands von den früheſten Zeiten bis zum Jahr 1835. Nach der 22ſten Original-Ausgabe überſezt von F. A. Rüder. — 3) Thomas Moore's Geſchichte von Irland. Aus dem Engl. überſezt von Dr. A. Schäfer. — 4) Daſſelbe Werk überſezt von Peter Klee. — 5) Aus dem Tagebuche eines in Großbritannien reiſenden Ungarn.

Nro. 54.
Werke über England und Irland. 5) Aus dem Tagebuche eines in Großbritannien reiſenden Ungarn. (Schluß.) — Werke über Spanien und Portugal. 6) Geſchichte des ſpaniſchen Volks. In gedrängter Ueberſicht dargeſtellt von Dr. B. Guttenſtein. — 7) Geſchichte der europäiſchen Staaten, herausg. von Heeren und Ukert. Geſchichte von Portugal, von Prof. Dr. H. Schäfer. — Sternkunde. 11) Populäre Himmelskunde oder allgemein faßliche Betrachtungen über die großen Wunderwerke des Weltalls, von Dr. Gelpke. — 12) Der Sternenhimmel, mit chriſtlichem Auge zur Erhebung des Herzens betrachtet, von C. H. Daub. — Biographie. Militäriſche Memoiren des britiſchen Capitäns Moyle Scherer, enthaltend die kriegeriſche Laufbahn des Herzogs von Wellington, übertragen von G. Nagel.

Nro. 55.
Römiſche Geſchichte. 1) Ed. Gibbons Geſchichte des Verfalls und Untergangs des römiſchen Reichs, aus dem Engl. überſezt von J. Sporſchil. — 2) Geſchichte Roms in ſeinem Uebergange von der republikaniſchen zur monarchiſchen Verfaſſung ꝛc., von Prof. W. Drumann. — 3) Das Römerreich vom Urſprunge des Staats bis zum Untergange der Weltherrſchaft Roms, von Dr. Erneſti.

№ 103.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 1. Mai 1837.

— Undique elegit, qui divisi in factiones plausuum genera condiscerent operamque navarent cantanti sibi.

Sueton.

Die Claqueurs der Pariser Theater.

Ich wette Hundert gegen Eins, daß es ein Claqueur war, welcher zuerſt das Sprichwort in Umlauf geſezt hat: es gibt kein dummes Handwerk, ſondern nur dumme Menſchen. Kann man ſich in der That ein ſtupideres Gewerbe denken, als dasjenige, welches einzig und allein darin beſteht, mit den Händen zu klatſchen, wenn ein Schauſpieler auf die Bühne tritt, und wenn er die Bretter wieder verläßt, nachdem er mit mehr oder weniger Kunſt einige mehr oder weniger geiſtreiche Redensarten hergeſagt hat? Und doch gewinnt man bei der Ausübung dieſes Gewerbes in Paris ein ganz anſehnliches Vermögen, wird Wähler, oft gar wählbar, und hat die Ausſicht, in die Deputirtenkammer zu kommen und zu den Hofbällen eingeladen zu werden. Die Angeführten dabei ſind die, welche auf das von den Claqueurs gegebene Lärmzeichen mitklatſchen, ohne dafür bezahlt zu ſeyn.

Der Urſprung der Claqueurs ſchreibt ſich aus einer Zeit her, wo ein ſchlechter Autor und ein mittelmäßiger Schauſpieler entweder aus Eigennutz oder Eigenliebe das Bedürfniß fühlten, einen Spießgeſellen und Gevatter zu haben, der ihnen in den Stunden der Geburtswehen hülfreiche Hand leiſte, um das Publikum über den wahren Werth und Gehalt ihres Talents zu täuſchen. Die Einrichtung einer Claqueursanſtalt wurde übrigens durch eine ganz richtige Beobachtung der im Allgemeinen etwas dickhäutigen menſchlichen Natur veranlaßt. Der Einzelne kommt nicht leicht aus dem Gleichgewicht; ſind aber zehn Perſonen beiſammen und Einer davon fängt an zu gähnen, zu lachen oder zu weinen, ſo darf man ſicher darauf zählen, daß die Andern das Gähnen, Lachen und Weinen auch nicht lange halten können.

Schon bei den alten Griechen finden wir Claqueurs. Die Geſetzgeber wollten ſie durchaus verbannen und ſtellten bei den Theatern eigene Beamte an, nämlich die ſogenannten Maſtigophoren, welche ſpeziellen Auftrag hatten, den Claqueurs und andern Ruheſtörern Stillſchweigen zu gebieten. Die natürliche Folge ſolcher Edikte und Verbote war, daß die Claqueurs allerlei Mittel und Wege erſannen, wie ſie das Geſetz umgehen könnten. Je heimlicher und verborgener, deſto mächtiger und bedeutender wurde der Einfluß der Claqueurs. — Die alten Römer, welche den Griechen Alles nachäfften, entlehnten von ihnen auch die Geſetze über die Theater. Bei den Spielen des Cirkus und bei den Vorſtellungen im Theater war es ſtrenge verboten, in die Hände zu klatſchen, Bravo zu rufen, oder die Kleider zu ſchwenken. Nachdem dieſe drei urſprünglich gebräuchlichen Arten von Beifallsbezeugungen verpönt waren, was thaten die Claqueurs? Statt der bisher üblichen Zeichen brachten ſie andere auf, feſt

überzeugt, daß das Publikum ſie maſchinenmäßig von ihnen annehmen werde. Man erhob z. B. ein mehr als leiſes Geflüſter oder ein dumpfes Gebrumm; man ſchlug mit einem Ziegelſtein oder mit einem irdenen Topfe wider die ſteinernen Stufen, worauf die Zuſchauer ſaßen. Da aber die römiſchen Maſtigophoren dieſe Arten von Beifallsbezeugung noch zu geräuſchvoll fanden und ſie bei Strafe des Stäupens unterſagten, ſo nahmen die Claqueurs ihre Zuflucht zu einer ganz einfachen Pantomime; ſie kreuzten nämlich die Daumen, und erhoben zugleich die Arme über den Kopf, oder ſie ſtanden auf, legten die Hände vor den Mund und ſchritten in dieſer Stellung auf den Künſtler zu, welchen ſie beklatſchen wollten. Da mache einmal Jemand ein Mittel ausfindig, ſo verſtockte Köpfe zu bändigen! Alle Legiſlatoren Roms hätten ihr Latein darüber verlernt. Daher geſchah es auch vielleicht in einer Art von Verzweiflung, daß die römiſche Regierung in den erſten Zeiten des Kaiſerreichs eine eigene Zunft von Claqueurs einſezte, welche das ausſchließliche Privilegium hatten, nach den beſten Ueberlieferungen der Kunſt Beifall zu klatſchen. Dieſe aus lauter kräftigen jungen Leuten gebildeten Zunftgenoſſen hießen juvenes ſchlechtweg und waren in verſchiedene Cohorten abgetheilt, deren Anführer curatores, magistri juvenum oder juventutis genannt wurden. Dieſe Claqueurszunftmeiſter haben zu einer gewiſſen Zeit bis an 400,000 Seſterzien, etwa 40,000 rheiniſche Gulden, Gehalt bekommen. Das Staatsbudget konnte wahrlich nicht zweckmäßiger verwendet werden. Als Nero auf dem Theater ſang, begnügten ſich die Claqueurs nicht mehr damit, in die Hände zu klatſchen; ſie riefen dem Kaiſer zu: wie unvergleichlich ſchön! welch göttlicher Geſang! Erhabener Auguſtus! unſterblicher Apollo! zur Bekräftigung deſſen Burrhus und Seneca den Zuſchauern ein Zeichen gaben, den Enthuſiasmus der offiziellen Klatſcher zu theilen. Da beeilte ſich natürlich Jedermann, mit Hand und Mund Beifall zu ſteuern.

Der römiſche Koloß, auf allen Seiten von den Barbaren gerüttelt und geſchüttelt, ſtürzte zuſammen und zog Künſte und Wiſſenſchaften mit in ſeinen Fall hinein. Man kann nicht ohne ſchmerzliches Gefühl an Alles denken, was in dieſem allgemeinen Brande verloren gegangen und unter dieſer ſchrecklichen Finſternißlawine begraben worden iſt. Aber mit dem größten Unglück iſt doch immer noch ein Glück verbunden: die Zunft der Claqueurs wurde mit unter den Trümmern verſchüttet. Habt Dank dafür, Barbaren! Wir ſehen die Claqueurs erſt Jahrhunderte lang nachher wieder zum Vorſchein kommen; unter der Regierung des großen franzöſiſchen Königs par excellence kriechen ſie aus ihrem Verſteck wieder an's Tageslicht hervor. Zu jener Zeit machten ſie ſich dadurch bemerklich, daß ſie dem Stümper Pradon den Sieg über Racine davontragen halfen. Als Lehrlingsarbeit war das ein Meiſterſtück, denn die Claqueurs hatten noch keine eigentliche Organiſation erhalten. Erſt mehrere Jahre nachher verwandte ein franzöſiſcher Cavalier ſein Genie darauf, die Armee der Claqueurs zu discipliniren, und erfand jene wunderbare Taktik, wozu, troz der Verbeſſerungen und Fortſchritte, welche die Kultur ſeither in allen Dingen in's Leben gerufen hat, dennoch keine weſentlichen Zuſätze mehr gemacht worden ſind.

(Die Fortſezung folgt.)

Die beiden Gefangenen.

(Fortſezung.)

Und wer meint, ein Schüler, ein angehender Jüngling liebe nicht innig, nicht mit voller Seele, weil er dabei nichts hofft und ſich nichts denkt, der irrt gewaltig. Das können nur Leute meinen, die nie jung, oder auf der Schulbank in den Partikeln und im que retranché ſehr ſtark waren; Schüler mit trefflichem Gedächtniß, geſcheitem Kopf, kühlem Herzen, zahmer Einbildungskraft, und dreimal im Jahr belobt und gekrönt; Muſterſchüler, Muſter in Monſieur Ratins Sinn, künftige Monſieur Ratins. — Sie ſind jezt Pfarrer, Sachwalter, Krämer, Poeten, Lehrer; ſie ſeyen aber wo ſie wollen, im Laden oder auf der Kanzel, in der Bank oder auf dem Parnaß, ſie ſind Muſterpfarrer, Muſterkrämer, Muſterpoeten, lauter Muſter, nichts als Muſter, und das will ſchon viel heißen. — Ich ſollte nicht herzinnig, mit unbegrenzter Hingebung geliebt haben, weil ich wußte, daß außer toller Schwärmerei nichts dabei herauskam? ich ſollte meiner Liebe nicht Alles zum Opfer gebracht haben, weil ich, im gewöhnlichen Sinn, nichts davon hatte? Nicht doch! für einen einzigen Blick des lieben Mädchens hätte ich Monſieur Ratin gegeben, für ein Lächeln von ihr hätte ich alle Elzivirs in der Welt in's Feuer geworfen.

Sie kamen die Treppe herauf; als ſie an meinem Stockwerk vorüber waren, machte ich leiſe die Thüre auf; da kam der Wachtelhund, munter, ſchmeichelnd, zu mir heran und rannte in mein Zimmer. Ein prächtiges Thier! Abgeſehen von der ſchönen Bildung und dem reinlichen, glänzenden Seidenhaar, hatte er in ſeinem Weſen, in ſeinen Bewegungen, ja in ſeinen Manieren etwas Zierliches, Liebenswürdiges, und ich ertappte mich darüber, daß ich ihn, des Unterſchieds unſerer beiderſeitigen Natur vergeſſend, ordentlich beneidete: war er doch ein vornehmer Hund, ein Hund, der ganz familiär mit Perſonen umging,

die ſo hoch ſtanden, daß ſie ſich aus meinem tiefen Reſpektsgefühle gar nichts machten, ein Hund, den das ſchöne Mädchen lieb hatte, dem ich ſo gar nichts war. Ich las, was auf ſeinem Halsbande ſtand: ich hatte richtig vermuthet, ſie war eine Engländerin.

Als der Hund fort war, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als mich auf's Horchen zu legen: ich lehnte mich zum Fenſter hinaus; über mir am offenen Fenſter ſprachen der Maler und der Alte mit einander, das junge Mädchen ſagte nichts. — „Sie bekommen da," ſagte der Alte, „ein trübſeliges Geſicht zu malen; das Original wird aber bald das Conterfei allein in der Welt laſſen, und ſo will ich freundlich gebeten haben, es ſo wenig trübſelig zu machen, als es immer angeht; ich möchte nicht gerne ein Schreckbild für meine Enkel ſeyn. — Wahrhaftig," fuhr er munter fort, „es iſt nicht Eitelkeit, wenn ich mich in dem Alter und mit ſolchem Ausſehen malen laſſe, und ich denke wohl, die meiſten, welche Ihnen ſitzen, wiſſen den Zeitpunkt beſſer zu wählen ..." — „Nicht immer, Mylord," erwiderte der Maler; „eine ſo ehrwürdige Geſtalt iſt wohl noch eine größere Seltenheit als Schönheit und Jugendfriſche." — „Sie machen mir Complimente; ich nehme ſie an: man wird mir bald keine mehr machen ... Lucie, ich thue dir wehe! aber, liebes Kind, warum kannſt du auch nicht ſo ruhig in die Zukunft blicken, wie dein Vater? Ich bitte dich: wenn wir uns trennen müſſen, wer von uns beiden verliert am meiſten? Seyen Sie Richter zwiſchen uns, mein Herr." — „Entſchuldigung, Mylord! ich denke wie Miß Lucie: eine ſolche Trennung muß für Sie beide ſo ſchmerzlich ſeyn, daß Sie wohl beſſer gar nicht daran dächten." — „Sehen Sie, juſt dies nenne ich Schwachheit, und davon möchte ich meine Tochter heilen. Dieſe Schwachheit finde ich natürlich, wenn davon die Rede iſt, daß der Menſch in der Blüthe des Alters weggerafft und um manch ſchönes Jahr, auf das er ſicher rechnete, gebracht werden kann. Ereilt einen der Tod aber erſt an der natürlichen Grenze des Lebens, erſcheint er nur wie der Schlaf nach einem mühevollen Tagewerk, hat ein Vater, der in der Liebe ſeines Kindes glücklich war bis zum lezten Augenblick, keinen Wunſch mehr, als in ſeinen Armen zu entſchlummern — iſt denn dies ein ſo trauriges Bild, daß man die Augen davon abwenden muß? ... Lucie, warum weinen? .. Entſchuldigen Sie, mein Herr, über dieſen Punkt zanken wir uns gar oft, ich und Lucie; das Porträt brachte mich darauf, ſonſt wäre ich nicht ſo frei geweſen, hier den Streit aufzunehmen . . ."

Ich behorchte mit Entzücken dieſe Bruchſtücke des Geſprächs. Wie viel ſagten ſie mir! und zudem bekam dadurch das ſchöne Mädchen einen unendlich intereſſanten Anſtrich von Schwermuth und rührender Kindesliebe. Ach! dachte ich, ſo herrliche Pferde, ſo unterthänige Lakaien, ein ſo prächtiger Wagen, ſo viel Luxus, ſo viel Anlaß zu Freude und Eitelkeit, und die Königin über dieſes Alles ſteht thränenfeuchten Auges und grämt ſich, daß ſie nicht immer um ihren alten Vater ſeyn kann!

Am nämlichen Tage noch kam das Porträt in die Galerie, freilich erſt als Skizze; aber ich erkannte ſogleich den ſchönen alten Mann. Er war links auf der Leinwand; rechts befand ſich ein großer leerer Raum, der ſich nach meiner Meinung ſchlecht ausnahm. Aber bei der zweiten Sitzung wurde das Gemälde hereingenommen, obgleich die junge Miß diesmal allein gekommen war, und dies beſtärkte mich in der Vermuthung, daß der leere Raum für ihr Bild beſtimmt ſey, und daß ich endlich ihr Geſicht zu ſehen bekommen werde.

„Sie hatten verſprochen, Miß," hörte ich den Maler ſagen, „eine Skizze des Punkts im Park zu bringen, an den Ihr Herr Vater geſezt ſeyn möchte." — „Ich habe ſie," war die Antwort; „ſie iſt im Wagen." — Sie trat an's Fenſter und rief: „John, bring me my album! — Aber," fuhr ſie munter fort, „John iſt ja nicht da!" Allerdings hatten ihre Leute einen armen Teufel bei den Pferden gelaſſen und thaten ſich in einem benachbarten Kaffeehaus gütlich. „Ich hole es," rief der Maler; aber ich war ihm zuvorgekommen, und ſchon flog ich wieder die Treppe herauf, das Album der jungen Miß an meine Lippen drückend. Ich hoffte bis zur Thüre des Ateliers zu kommen und hier im Fluge ihr Geſicht zu ſehen, aber der Maler kam mir entgegen. „Großen Dank! gibt es doch keinen artigeren Burſchen!" und damit nahm er mir das Buch aus der Hand.

Ich kehrte an meinen Lauerpoſten zurück, ruhiger als ich gegangen, und hatte damit ſehr Unrecht: ich war um Worte gekommen, deren jedes unſchätzbaren Werth hatte. — „Der artige Junge! er verſteht alſo engliſch?" — „Sehr gut; er macht gewöhnlich den Dolmetſcher zwiſchen mir und Ihren Landsleuten. Ein lieber Junge! nur Schade, daß er ſich nicht der Kunſt widmen darf, wozu er Neigung und Talent hätte." — Der Maler ſtand auf und fuhr dann fort: „Ich muß Ihnen doch etwas zeigen... Hier! eine Skizze, von ihm am Fenſter hier entworfen — der See, ein Stück des Gefängniſſes; der zerlumpte Hut hier an der Schnur, in den die Vorübergehenden ein Almoſen werfen ſollen, deutet auf den armen Gefangenen, dem der Anblick dieſer ſchönen Natur verſagt iſt." — „Recht artig componirt!" ſagte ſie, „und mit viel Gefühl! .. Warum widmet er ſich aber nicht der Kunſt, da er ſo viel Beruf dazu zeigt?" — „Seine Vormünder! ſie wollen einen Juriſten aus ihm machen." — „Vormünder? So iſt er eine Waiſe?" — „Schon lange; er hat nur einen alten Onkel, der ihn erziehen läßt." —

„Armer Junge!“ ſagte die junge Engländerin im Tone inniger Theilnahme.

(Die Fortſeʒung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Mainz, April.

Gutenberg. Kunſtverein. Eiſenbahn. Fort Hardenberg.

Die Angelegenheit des Gutenbergsdenkmals geht nachgerade zu Ende, und mit dem 24ſten Juni, dem Johannistage, wird Johann Gutenbergs Statue am Orte der Wiege des großen Erfinders enthüllt daſtehen. Dann werden wir für ein dreijähriges Harren entſchädigt werden, und große Feſte an uns vorübergehen ſehen, der Erinnerung des großen Mitbürgers geweiht. Schon trifft die Kommiſſion große Vorbereitungen; ein Feſtcomité iſt ernannt, von dem man überzeugt ſeyn darf, daß es ſeine ſchöne Aufgabe würdig löſen werde. Die Reden auf dem Plaʒe werden vom Bürgermeiſter der Stadt Mainz, vom Präſidenten des Kunſtvereins und von dem Präſidenten der Gutenbergskommiſſion gehalten, die Liedertafel nebſt andern nachbarlichen Muſikvereinen veranſtalten am Enthüllungstage ein großes Muſikfeſt, wobei Löwe's großes Oratorium: „Gutenberg,“ (Text von Gieſebrecht) zur Aufführung kommt. An den beiden darauf folgenden Tagen beginnen die Volksfeſte. Ueber das Feſtprogramm deliberirt indeſſen im Augenblicke das Comité, weßhalb noch keine weitern Details darüber angegeben werden können. Die Zeit, in welche das Feſt fällt, iſt geeignet, eine große Fremdenmenge hier zu verſammeln, da die Rhein- und Badereiſen damit zuſammenfallen, wo ohnehin unſere Stadt und Gegend das Aſyl der reiſeluſtigen Welt ſind. Außerdem iſt es gewiß, daß aus den bedeutendern deutſchen Städten Deputationen eintreffen werden. Crozatier in Paris hat den Erzguß auf ſehr würdige Weiſe vollendet, und wir finden, daß dieſe Meiſterarbeit mit 25,000 Fr., welche ausbedungen worden, nicht zu theuer bezahlt iſt. Thorwaldſen in Rom hat für die Modellirung nichts angenommen; aber dafür ſteht auch der Däne dem Deutſchen um ſo viel näher. Daß die Statue im Louvre in Paris ausgeſtellt worden ſey, wie man Anfangs beabſichtigte, um einen Ertrag für das Unternehmen zu erzielen, davon vernehmen wir nichts, und man ſcheint dieſe Idee in der leʒten Zeit aufgegeben zu haben, da man mit der Errichtung des Denkmals eilte. Wer weiß aber auch, ob die Ausſtellung etwas abgeworfen hätte! Die Franzoſen, die Männer der freien Preſſe, haben ſich für den Erfinder der Preſſe und für ſein Denkmal wenig intereſſirt. Der König der Franzoſen war der Einzige, der zu unſerm europäiſchen Unternehmen etwas beitrug. — Der Anſchluß unſers Kunſtvereins an den rheiniſchen Kunſtverband (Straßburg, Karlsruhe, Mannheim, Düſſeldorf, Darmſtadt, Mainz) kann als ein Ereigniß bezeichnet werden, das von den ſchönſten Folgen ſeyn kann und wird. Unſere jährlichen Kunſtausſtellungen werden nun Bedeutſamkeit erhalten, und nicht bloß von den Beiträgen hieſiger Künſtler abhängen; was in den Ausſtellungen jener Städte Vorzügliches zu Tage kommt, werden wir in unſerer Ausſtellung, die zuleʒt ſtattfindet, vereinigen. — Die Angelegenheit der Mainz-Frankfurter Eiſenbahn, die ſeit einem Monate ſo viel von ſich reden machte, iſt immer noch nicht in der Art entſchieden, daß man hoffen könnte, das Werk werde unverzüglich begonnen. Zwar iſt die Conceſſion der Staatsregierung da, das Expropriationsgeſeʒ iſt da, die Kapitalien ſind da, und man könnte auf der Stelle zur Nivellirung ſchreiten; doch das neue Frankfurt-Wiesbadener Projekt macht die Sache bedenklich; es kam unerwartet und ungemein ſtörend. Wird nämlich auch auf der rechten Seite des Mains eine Eiſenbahn gebaut, ſo iſt, obwohl dieſe ſich unmöglich rentiren kann, die ſchöne Ausſicht für unſere Bahn auf der linken Mainſeite zur Hälfte wenigſtens getrübt; denn es wird dieſer der wohl zu beachtende Perſonentransport nach den Taunusbädern dadurch entzogen. Dieſes Frankfurt-Wiesbadener Unternehmen, kommt es zu Stande, kann wohl in der erſten Zeit der Agiotage durch Aktienhandel (das Unternehmen geht von ſieben reichen Bankiers zu Frankfurt aus) Gewinnſt abwerfen; aber es wird ein Ruin ſeyn für die, welche ſich mit großen Summen daran betheiligen, und die Abſicht haben, auf Dividenden zu warten. Denn ſo viel leuchtet wohl Jedem ein, daß unſere Mainz-Frankfurter Eiſenbahn keine iſolirte bleiben kann, ſondern daß ſie beſtimmt iſt, dereinſt in Verbindung zu treten einerſeits mit dem Mannheim-Baſeler Unternehmen, und anderſeits mit den Bahnen, die früher oder ſpäter nach dem nördlichen Deutſchland hin gezogen werden, wodurch unſere Bahn von ſelbſt der Mittelpunkt eines großen Eiſenbahnſyſtems wird, das den Süden mit dem Norden auf die einfachſte Weiſe verbindet. Welche Vortheile, bei unſerer ohnehin ſo glücklichen Lage, unſerer Mainz-Frankfurter Bahn aus dieſem großartigen Projekte entſpringen müſſen, leuchtet Jedem ein, und nicht weniger, daß die Bahn auf der rechten Mainſeite verdammt iſt, ewig auf einen Perſonentransport zwiſchen zweien Städten (Frankfurt und Wiesbaden) beſchränkt zu bleiben, welcher noch dazu nur im Sommer bedeutend iſt. Wie nöthig es alſo im Intereſſe der Unternehmer der Bahn auf der rechten Seite wäre, daß ſie ihr Projekt mit dem unſrigen verſchmelzen, liegt am Tage. Sie haben aber einmal die Caprice, das Projekt durchzuſeʒen, und ſie werden es zu ſpät bereuen. — Einer der entfernteſten Theile unſerer Feſtung, das Fort „Hardenberg,“ hat ſeit Kurzem darum eine Bedeutung bekommen, weil die politiſchen Gefangenen des Frankfurter Attentats dahin verſeʒt worden ſind. Das Fort liegt äußerſt romantiſch, Vater Rhein fließt ruhig und freundlich daran vorbei, und man wird veranlaßt, dort oben friedlich-poetiſche Betrachtungen anzuſtellen. Uebrigens ſollen ſich die Leute äußerſt behaglich in ihrer neuen Lage befinden, wenigſtens iſt es bekannt, daß ihnen von Seiten der Militärbehörde eine ſehr humane Behandlung zu Theil wird. Es iſt ihnen erlaubt, unter Aufſicht mehrere Stunden des Tags im Hofraume ſich zu bewegen und Anverwandte zu ſehen; ſie erhalten gute Koſt, Lektüre, kurz Alles, was ſich mit ihrer Lage verträgt. — Auch mit unſerer Feſtungsgarniſon iſt eine Veränderung eingetreten. Das öſterreichiſche Regiment Langenau, das mehr als zwanzig Jahre hier in Garniſon lag, und faſt einheimiſch hier war, hat Mainz verlaſſen, und an deſſen Stelle iſt aus Oſterreich ein anderes Infanterieregiment, Fleiſcher, gekommen. Dieſer Truppenwechſel hat hier wahres Bedauern erregt; denn die hieſige Bevölkerung ſtand mit dieſen Truppen auf einem ſehr freundſchaftlichen Fuße, und man war die Leute ſchon ſo gewöhnt, daß man an Trennung nicht denken mochte. Wir zweifeln indeſſen nicht, daß bald ein ähnliches Verhältniß mit dem neuen Regiment hergeſtellt ſeyn wird; denn mit dem öſterreichiſchen Soldaten, in deſſen Charakter Gutmüthigkeit und Wohlwollen die Hauptzüge ſind, läßt ſich ſehr leicht und gut leben.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 104.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 2. Mai 1837.

Entſinnſt du dich der kleinſten Thorheit nicht,
In welche dich die Liebe je geſtürzt,
So haſt du nie geliebt;
Und haſt du nicht geſeſſen, wie ich jezt,
Den Hörer mit der Liebſten Preis ermüdend,
So haſt du nicht geliebt.

Shakespeare.

Die beiden Gefangenen.

(Fortſezung.)

Was ich da hörte, brachte mich außer mir: ſie bedauerte mich! Mehr brauchte es nicht, um mich ſtolz darauf zu machen, daß ich eine Waiſe war, um mein ärgſtes Unglück in Seligkeit zu verwandeln. O! warum konnte ich ihre Gedanken nicht an mich feſſeln! Aber das Geſpräch wendete ſich auf andere Gegenſtände, und ich erfuhr aus ein paar abgebrochenen Reden, daß ſie in acht Tagen nach England zurückreiſen wollten. Was ſollte dann aus mir werden, allein mit Monſieur Ratin! Ich war recht von Herzen betrübt. — England, reizendes Land, dem die Schiffe mit geſchwellten Segeln zufliegen, lachende Ufer, ſchattige Parks, wo die jungen Miſſes ſo ſchwermüthig luſtwandeln! Hier — wie reizlos Alles! wie fade! Ich ſah hinaus auf den See: er war gar nicht ſchön! — Wenn ſie geht — wenn andere Menſchen ſie vorbeikommen ſehen — wenn ſie zur Mittagszeit auf ſtaubiger Straße fährt und ihr Blick auf die grünen Bäume fällt, auf die friſchen Wieſen — warum ſtehe ich nicht unter dem Baum, auf der Wieſe! Schöne Miß, du fliehſt? — Warum liege ich nicht vor den Füßen ihrer Roſſe! Ich ſähe ihre Angſt, und ſie hätte wieder Mitleid mit mir!

Die Sitzung war vorüber und ich erwartete in der höchſten Ungeduld, das Gemälde in die Gallerie kommen zu ſehen; aber der Abend brach an, es erſchien nicht, eben ſo wenig die folgenden Tage. Man hat geſehen, durch welche Umſtände ich an die Dachlücke kam, und da konnte ich dem Verlangen nicht widerſtehen, in das Atelier hinauf zu klettern und die Züge der Geliebten meines Herzens zu betrachten. Ich habe erzählt, welche Kataſtrophe dies zur Folge hatte, und wie ich troſtlos das angerichtete Unheil betrachtete. Ich nehme dort meine Geſchichte wieder auf.

Diesmal fühlte ich nur zu gut, daß es rein um mich geſchehen war. Erſt einen Elzivir zu Schanden richten und lügen, dann eine Thüre erbrechen, verbotene Bücher leſen, über das Dach klettern, ein Atelier verheeren, einen Mannequin umwerfen, ein Gemälde zerreißen — eine furchtbare Kette von Verbrechen! und Monſieur Ratin wußte, was das erſte Glied derſelben war: das unvernünftige Lachen. — Was war zu thun? aufräumen? reinigen? unmöglich! der Schaden war zu groß. Eine Geſchichte erfinden? ſo eben, beim Maikäfer, hatte ich die Erfahrung gemacht, daß dies nicht ſo leicht war. Geſtehen? lieber Alles in der Welt! es wäre herausgekommen, daß ich verliebt war, und ich ſah im Geiſte, wie bei der bloßen Ahnung einer ſolchen Immoralität Monſieur Ratin alles Blut in's Geſicht ſchoß und ſchon ſein Blick

mich vernichtete. Ich beſchloß, mich auf dem Wege, auf dem ich gekommen, ſachte in mein Zimmer zurückzuziehen, die Thüre der Kammer zu ſchließen und fleißiger zu arbeiten als je, und dies ſowohl, um mir ſelbſt die gräßlichen Gedanken zu vertreiben, als um Monſieur Ratin von der Fährte abzubringen: konnte er doch kaum an meinem moraliſchen Verhalten zweifeln, wenn ich ihm als Proben meines Fleißes recht viele ſauber geſchriebene und ſorgfältig ausgearbeitete Penſen vorlegte. Da indeſſen der Abend ſtark hereinbrach, ſo glaubte ich meinen Abzug noch etwas verſchieben zu müſſen, damit es finſter wäre, wenn ich wieder über das Dach ſtieg, und der Gefangene mich nicht ſehen könnte.

Dieſe Zeit benützte ich, um meine Neugierde zu befriedigen. Ich fand bald das an die Wand gelehnte Gemälde und nahm es an die Helle. Es war beinahe vollendet: die junge Miß, in zierlicher Haltung, ſaß neben ihrem Vater, und ihre zarte Hand ruhte leicht auf dem Halſe des ſchönen Wachtelhunds. Alte Buchen beſchatteten den Sitz, und durch eine Oeffnung ſah man ein ſchönes Schloß auf einer ſanften Anhöhe und darüber weg das Meer. Das liebe Geſicht mit dem ſanften Zug von Schwermuth erregte in meinem Buſen einen Sturm der leidenſchaftlichſten Gefühle; aber nicht lange, ſo überfiel mich wieder in ſeiner ganzen Bitterkeit der Schmerz, daß ich ihr nichts war, nichts ſeyn konnte, daß ſie ſo bald von hier, von mir ſcheiden mußte. In den Blick ihres ſchönen Auges verſunken, rief ich in mir: „Warum biſt du nicht meine Schweſter? Ich wollte dir ein lieber Bruder ſeyn! wir wollten mit einander den guten alten Mann recht glücklich machen! — Wie friſch iſt das Grün, wo du biſt! zum Garten wird die Wüſte, die du betrittſt! — Lucie! meine Lucie!“ —

Die Nacht war angebrochen; traurig nahm ich Abſchied vom Gemälde und war bald in meinem Zimmer, kurz ehe man mir Licht und mein Abendeſſen brachte. Aber bei meiner heftigen Aufregung war ich weder hungrig noch ſchläfrig, und ich machte mich flugs an die Arbeit, um Monſieur Ratin, ob er mich nun früh oder ſpät überfiel, augenfällige Proben meines Fleißes und meiner aufrichtigen Beſſerung vorlegen zu können. — Erſt Virgil, dann Cäſar, dann drei Seiten Compoſition; über der vierten ſchlief ich ein.

Um Tages Anbruch ward ich durch eine Stimme aufgeſchreckt, welche aus voller Kehle ein geiſtliches Lied ſang. Ich horchte: es war der Gefangene. Er ſang etwas gedämpfter fort, endlich hörte er auf. Daß der Mann ſo fromm war, gefiel mir nicht übel. Nach einer Pauſe rief er herüber: „Sie ſind heute Nacht recht fleißig geweſen.“ — „Singt Ihr jeden Morgen ſo?“ unterbrach ich ihn. — „Von Kindheit auf. Wie wollte ich mein Unglück tragen ohne den Troſt der Religion!“ — „Aber die Religion hätte Euch auch vom Verbrechen abhalten ſollen, weßhalb Ihr im Gefängniß ſitzt.“ — „Junger Herr, ich bin unſchuldig! Gott hat es zugelaſſen, daß meine Richter falſch gerichtet, Gottes Wille geſchehe! — Und gerne ergäbe ich mich in mein Schickſal, hätte ich nur neben der leiblichen Nahrung auch die Seelenſpeiſe — aber ich habe keine Bibel.“ — „Was!“ rief ich, „man verſagt Euch die Bibel!“ — „Was verſagt man dem nicht, den man ausgeſtoßen, mit Füßen getreten ...“ — „Eine Bibel müßt Ihr haben! Ihr ſollt eine haben! Ich bringe Euch meine eigene!“ — „Guter, junger Herr,“ ſagte er mit gerührtem Tone, „zu mir kommen — das geht nicht! Und ich litte es ſchon gar nicht: ein ſo furchtbarer Anblick iſt nicht für ſo junge Augen! ... Wiſſen Sie aber, warum ich Sie eigentlich angeſprochen? Als ich Sie geſtern den Kuchen an der Schnur hinaufziehen ſah, da dachte ich: gibt es denn keine gute Seele, die ſo dem armen Gefangenen zum Brode des Lebens verhilft!“ — Wie ein Blitz durchſchoß mich da ein Gedanke: „Habt Ihr eine Schnur?“ — „Durch Gottes Zulaſſung habe ich eine; ich hob ſie einzig zu dieſem Zwecke auf.“ — „Ihr ſollt eine Bibel haben!“ unterbrach ich ihn; „Ihr ſollt eine haben!“ — Und ganz vergnügt, daß ich dem Unglücklichen Gutes thun konnte, eilte ich zum Schrank, um die Bibel zu ſuchen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Claqueurs der Pariser Theater.

(Fortſetzung.)

Es gibt gegenwärtig in Paris kein Theater, welches nicht ſeine eigene ſtehende Bande von Claqueurs aufzuweiſen hat, und es wird hier kein Stück in Scene geſetzt, ohne daß man es zuvor gegen das Auspfeifen veraſſecurirt hat. Es ſind nicht bloß die mittelmäßigen und ſchlechten Autoren, welche ſich von den Schaaren der Claqueurs unterſtützen und beſchützen laſſen; alle dramatiſchen Dichter ohne Ausnahme greifen zu dieſem Mittel künſtlichen Erfolgs. Seit der Wiedergeburt der Claqueurs hat man es auf den Pariſer Theatern allgemein ſo gehalten. Der Dichter Lemière vergaß ſich ſogar ſo weit, daß er aus dem Hintergrund einer Loge ſeine eigenen Werke beklatſchen half. Dorat wandte faſt ſein ganzes Vermögen daran, um ſeine Stücke mit Glanz durchzubringen. Man erzählt, daß er nach der erſten Aufführung ſeines Regulus den Schauſpielern noch 700 Franken für gewiſſe Auslagen ſchuldig war, bei welcher Gelegenheit Laharpe zu ihm ſagte: noch zwei oder drei ſolcher Succeſſe

und Sie ſind ein ruinirter Mann! Die beiden erſten jezt lebenden dramatiſchen Schriftſteller Frankreichs laſſen kein neues Stück zur Aufführung bringen, wenn nicht alle ihre Freunde der erſten Vorſtellung beiwohnen und die Verpflichtung über ſich genommen haben, um jeden Preis zu klatſchen. Wehe dem armen Dichter, welcher dieſe gewöhnlichen Hülfsmittel verſchmähen und das Publikum allein zum Schiedsrichter über die Vortrefflichkeit ſeines Werks beſtellen wollte; er könnte ganz ſicher darauf rechnen, eine ſchreckliche Niederlage zu erleben. Eine fein angeſponnene Kabale würde ihn bald überzeugen, daß es gefährlich iſt, als einzelner Kämpe gegen die Legionen „der Römer“ in die Schranken zu treten. Mit dieſem klaſſiſchen Namen, deſſen Urſprung ich weiter nicht anzugeben weiß, bezeichnet man nämlich die Pariſer Claqueurs; vielleicht haben ſie ihn deßhalb erhalten, weil ſie gegenwärtig Herrn der Bühnenwelt ſind, wie weiland die alten Römer Herrn der politiſchen.

Eine erſte Vorſtellung in Paris iſt in der That etwas Merkwürdiges, und der nur oberflächlich oder gar nicht in Couliſſengeheimniſſe eingeweihte Zuſchauer, welcher zufällig einer ſolchen Aufführung beiwohnt, ahnt nicht im Entfernteſten, wie viel Mühe, Sorge und Geld der Erfolg eines Dramas dem Autor koſtet, der am Ende des Stücks von dem begeiſterten Parterre mit unbändigem Geſchrei herausgerufen wird. Wenn der arme Autor nach zwei-, dreimonatlicher Anſtrengung endlich die lezte Zeile ſeines lezten Akts niedergeſchrieben hat und ſich nun mit einem tiefen Stoßſeufzer in ſeinen Lehnſtuhl, wenn er anders einen Lehnſtuhl beſizt, zurücklehnt, weil er glaubt, jezt ſey Alles abgemacht und er brauche nur in aller Ruhe den Succeß abzuwarten, ſo iſt das weit gefehlt; denn von dieſem Augenblicke geht die liebe Noth erſt recht an. Im Fall er noch unbekannt iſt, muß er zunächſt den anmaßenden Dünkel des Theaterdirektors, den ewigen Aufſchub des Leſecomités, die zahlreichen Launen der Schauſpieler und die noch zahlreicheren Capricen der Schauſpielerinnen geduldig ertragen und am Ende ſich noch auf Gnad und Ungnade in die Bedingungen des oberſten Chefs der Claqueurs fügen. Schon geraume Zeit vorher werden die Verhandlungen rückſichtlich des lezten Punktes eingeleitet. Der Chef de Claque, euphemiſtiſch entrepreneur de succès genannt, iſt bei den Privat- und Generalproben zugegen, man ſucht ihm ſo viel als möglich den Geiſt des Stücks — wenn nämlich welcher darin iſt — begreiflich zu machen; man deutet ihm die Kraftſtellen, die effektvollſten dramatiſchen Situationen, welche beklatſcht werden müſſen, und endlich den günſtigen Augenblick an, wo er mit ſeinen „Leuten“ den Erfolg des Stücks erobern ſoll. Der Schauſpieldirektor und die Akteurs ermangeln nie, dieſen Lehren und Anweiſungen des Autors noch einige beſondere Inſtruktionen und Empfehlungen beizufügen. Mit den Schauſpielern verſtändigt ſich der Chef de Claque weniger leicht, als mit dem Direktor und Autor; man predigt ihm ſehr weitläufig und ſorgfältig vor, daß er ja die Geſetze der künſtleriſchen Hierarchie beobachten müſſe; den erſten Rollen dürfen allein die gigantiſchen Beifallsbezeugungen zu Theil werden; die Nebenrollen müſſen ſich mit den Broſamen begnügen. Dieſer will gleich beim erſten Auftreten günſtig empfangen werden; Jenem liegt nicht viel daran, ob man ihn während der erſten beiden Akte beklatſcht, wenn er nur im dritten und vierten nicht vergeſſen wird; ein Anderer endlich wünſcht von Anfang bis zu Ende unter lautem Beifall zu ſpielen, und nach dem Herunterlaſſen des Vorhangs außerdem noch gerufen zu werden. Da das ungewöhnliche Mühe verurſacht, ſo gibt er auch dem Chef de Claque noch ein Extratrinkgeld à zwanzig Billets, um daraus ein eigenes Peloton „Römer“ zu ſeiner ſpeciellen Bedienung anzuſtellen. Nachdem Jedermann die feſte Ueberzeugung gewonnen hat, daß der „Chef“ alle Andeutungen begriffen und alle Empfehlungen behalten hat, ſezt der Theaterdirektor den Tag für die erſte Vorſtellung feſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Prag, April.

Erdbeben. Frühlingsfeſte. Mozarts Denkmal.

Die Erdſtöße, welche man in Wien und an andern Orten des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates am 14ten März Nachmittags bemerkte, ſind auch in einigen Gegenden Prags, insbeſondere am rechten Ufer der Moldau, doch ziemlich leicht, fühlbar geworden. In den Umgebungen der Sternwarte wurde, ſo wie in den meiſten Theilen Prags, keine Spur des Erdbebens wahrgenommen, und die aſtronomiſchen Uhren zeigten nicht die mindeſte Veränderung in ihrem Gange. Die Witterung war und blieb heiter, das Barometer vor und nach jener Zeit im Steigen begriffen, und ſtand um zwei Uhr auf 27 Zoll 7$^{6}/_{10}$ Linien, um ſechs Uhr auf 27 Zoll 8$^{1}/_{10}$ Linien Pariſer Maß, das Reaumurſche Thermometer zeigte um zwei Uhr 8$^{1}/_{10}$, um ſechs Uhr 5$^{2}/_{10}$ Grad Wärme. Auch zu Altbunzlau, dem Stift Hohenfurt und in andern Ortſchaften Böhmens wurde dieſe Erderſchütterung verſpürt. Wenige Tage nach dieſer Naturerſcheinung ſind wieder bedeutende Fröſte eingetreten, und der Frühling hat überhaupt in ſehr rauher Geſtalt, meiſt in Schnee gehüllt und von Stürmen begleitet, debütirt, und täuſchte zum großen Theil die Erwartungen der ſchönen und frommen Welt auf die erſten heiligen und Lenzfeſte und Promenaden. Das Josephsfeſt mit ſeinem Jahrmarkt vor der Kirche wurde verſchoben; aber in der Charwoche erhöhte das rauhe Wetter die Verdienſte der Andächtigen, welche die heiligen Gräber beſuchten, und unſere Longchampstage (der Oſterdienstag im Baumgarten, und der Mittwoch, der Schuhmacherzunft geweiht,

in den Umgebungen des Dorfes Nusle) waren ſo wild und ſtürmiſch, daß man kaum erwartet hätte, an beiden Tagen die Menſchen in ſo langen Zügen, den Elementen trotzend, hierhin und dorthin wandern, reiten und fahren zu ſehen. Im Baumgarten hatte ſich, wie gewöhnlich, nebſt den niedern und mittlern Klaſſen auch die geſammte faſhionable Welt verſammelt, die am folgenden Tage die große Wieſe, als den eigentlichen Tummelplaz des Volksvergnügens, nur umfuhr; denn faſt Niemand ſtieg aus, ſich in das bunte Gewühl zu mengen, das, in verſchiedene Gruppen getheilt, ſich auf mannigfaltigſte Art, doch, wie das bei böhmiſchen Volksfeſten immer der Fall iſt, ohne große Lebhaftigkeit ergözte. Zahlloſe, mehr und minder verſtimmte Leierkaſten bildeten die ambulanten Orcheſter, um welche ſich Tanzkreiſe geſtalteten, die zum Theil faſt eben ſo taktlos, wenn auch nicht ſo heftig walzten, als die elegante Jugend auf unſern Bällen und Reunionen. Dazwiſchen erhob ſich hie und da ein Kram mit Gebäck und Obſt, ſammt den Spieltiſchen und Bänken, und ſelbſt auf der Erde waren hie und da Lottobogen ausgebreitet, wo ein paar Kreuzer eingeſezt wurden, und Pomeranzen, Bäckerwaaren und Kuchen das große Loos bildeten. Das Gedränge war ungeheuer, und auf dem Fußpfade wogte die ſtillfröhliche Menge gleich dem Mühlbache dahin. Wie ein Memento aber, um der Munterkeit Sordinen aufzuſetzen, ſchien es, als habe man die Geſammtzahl der Blinden und Krüppel — darunter Figuren, die von Natur expreß dazu geformt ſchienen, an Höllenbreughels Bilder und die abenteuerlichſten Verrenkungen des erſten Mimikers der Theater zu London und Paris, Kliſchnig, zu mahnen — des böhmiſchen Königreichs zur Feier des Schuſterfeſtes verſchrieben, welche, die Erſtern mit Adjutanten, die Andern meiſt allein, mitten im Wege knieten, den Wallern gleichſam den Pfad abſchneidend, und ein Höllengeſchrei erhoben, welches als Antidotum gegen das Mitleid diente, das ihre Hülfloſigkeit in jedem wohl organiſirten Herzen erregt haben würde, wenn man ihnen nicht ſo ſehr angeſehen, daß ihnen das Betteln ein Gewerbe, ihre Gebrechlichkeit das erwünſchte Handwerkszeug ſey, das ſie ungern mit geraden Gliedern vertauſchen würden, weil man in dieſem Falle vielleicht die unverſchämte Forderung an ſie ſtellen dürfte, zu arbeiten. — Zum Vortheil des Fonds für ein Monument W. A. Mozarts in Prag hat der Verein für Kirchenmuſik bereits ein Concert gegeben, das ſehr zahlreich beſucht war, und meiſtens Mozartiſche Compoſitionen enthielt, und in den erſten Tagen des nächſten Monats ſoll ein zweites, von dem Conſervatorium der Muſik veranſtaltet, folgen; aber ſchon haben ſich Diskuſſionen über den Plaz erhoben, auf welchem das Denkmal errichtet werden dürfte. Nach der erſten Idee ſollte es in einer Kirche angebracht werden; doch ſagt man, der Erzbiſchof von Prag wolle dies nicht geſtatten, da Mozart weder ein Potentat, noch ein Geiſtlicher geweſen ſey, und die Geſinnungen, welche dieſer geiſtliche Oberhirt bisher an den Tag gelegt hat, verleihen einer ſolchen Anſicht große Wahrſcheinlichkeit. Andere haben vorgeſchlagen, man ſolle auf Koſten der Stadtgemeinde einen Saal bauen, der nie zu Bällen, ſondern nur zu Concerten verwendet werde, dieſem den Namen: „Mozartsſaal" beilegen, und darin bloß die einzige Büſte des größten deutſchen Meiſters aufſtellen. Direktor Weber ſoll überdies den guten Gedanken haben, neben dem großen Monumente eine Büſte des Tondichters in der kaiſerlichen Bibliothek aufzuſtellen, und einer vollſtändigen Sammlung ſeiner Werke nächſt derſelben ein eigenes Fach zu widmen. Sollten die eingehenden Summen nicht hinreichen, das Denkmal großartig und des Tonmeiſters würdig auszuführen, ſo thäten die Böhmen wohl beſſer, ſich dem deutſchen Mozartsverein anzuſchließen, und die Spenden ihrer Verehrung mit jenen der übrigen Staaten zuſammenzuſchmelzen.

(Der Beſchluß folgt.)

Mainz, April.

(Beſchluß.)

Meſſe. Liederbuch für die Veteranen der großen Armee.

Unſere lezte Oſtermeſſe war in commerzieller Hinſicht etwas beſſer, als man von unſern Meſſen ohne Großhandel erwartet. Die neuern Zollverhältniſſe haben günſtig und ungünſtig auf unſere Meſſen gewirkt; günſtig, weil nun wieder unſer nachbarliches Naſſau für unſern Handel nicht mehr Ausland iſt, wodurch es den naſſauiſchen Ortſchaften möglich wird, ihre Luxusbedürfniſſe von hier zu beziehen; ungünſtig aber, weil die rheinheſſiſchen Landkrämer, die ſonſt ihre Waaren meiſt von hier bezogen, dieſelben nun von Frankfurt, das auch dem Zollvereine angehört, kommen laſſen. — Wichtiger als der Meßhandel waren die Sehenswürdigkeiten, die auf unſerer Meſſe immer eine bedeutende Rolle ſpielen. Alles wurde diesmal von Loiſſets Reitkünſtlern, Pantomimen, Tänzern, Jongleurs ꝛc. überragt. Man muß geſtehen, Baptiſt Loiſſet hat eine Geſellſchaft vereinigt, die wahrhaft Großartiges leiſtet, ſey es im Circus auf den herrlichen, ungemein gut dreſſirten Pferden, ſey es auf der Bühne, wo pantomimiſche Enſembleſtücke in ſeltener Vollendung ausgeführt werden. Man ſprach aber auch während der Anweſenheit dieſer Kunſtreiter nur von Loiſſet und ſeinen genialen Produktionen; Theater und Concerte wurden darüber faſt ganz vergeſſen. Eine anſpruchsloſere Sehenswürdigkeit waren die aſtronomiſchen Apparate des Mechanikus Scharf aus Thorn in Preußen, eines Mannes, der uns auf eine ſchlichte Weiſe die Aſtronomie und ihre Räthſel beſſer veranſchaulicht, als manche gelehrte Vorträge von Männern des Faches. Es haben ſich bei Scharfs Ausſtellungen nicht viele Leute eingefunden; aber die, welche kamen, ſind gewiß befriedigt weggegangen, und haben mehr Nutzen aus ſeiner Ausſtellung gezogen, als ſie erwartet. Scharf hat vortheilhafte Zeugniſſe von den ausgezeichnetſten Aſtronomen des nördlichen Deutſchlands. Man wird ihm gewiß im ſüdlichen Deutſchland, das er jezt bereiſt, gerne dieſelben Zeugniſſe geben. — Von Profeſſor Niklas Müller dahier iſt dieſer Tage ein Liederbuch für die rheinheſſiſchen Veteranen der großen Napoleonſchen Armee erſchienen, welches Werk für unſere Provinz ein eigenthümliches Intereſſe hat. Es iſt berechnet für die Feſte und geſelligen Zuſammenkünfte jener greiſen Krieger. Der Dichter beſingt die großen Erinnerungen der Veteranen in ihrem Verhältniſſe zu dem Helden des Jahrhunderts, ferner die großen Erinnerungen der Vaterſtadt (Gutenberg, Heinrich Frauenlob u. ſ. w.), und endlich bietet er den Veteranen für alle Lagen des Lebens ein Lied. Dieſe Dichtungen zeichnet das Einfache der Gedanken und Gefühlsergüſſe aus, und man ſieht gleich, daß ſie für ernſte, bejahrte Männer geſungen ſind. Das Werk iſt nur in der Anlage etwas zu umfangreich.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 105.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 3. Mai 1837.

Ihr fühlet nicht, wie ſchlecht ein ſolches Handwerk ſey!
Wie wenig das dem ächten Künſtler ziemt!

Goethe.

Die Claqueurs der Pariser Theater.

(Fortſetzung.)

Uebrigens iſt das Amt eines Chef de Claque nicht ſo leicht zu verſehen als man glauben möchte; es iſt ſchon vorgekommen, daß unzeitig geſpendeter Beifall ein ganz gutes Stück verdorben hat. Ein Kind kann aber auch einſehen, welches Unheil daraus entſtehen muß, wenn der Chef de Claque klatſchen läßt, wo es mäuschenſtill ſeyn ſollte, oder wenn er die Stellen zu applaudiren vergißt, worauf der ganze Erfolg hauptſächlich berechnet war. Die erſte Eigenſchaft, welche ein ehrenwerther Entrepreneur de Succès beſitzen muß, iſt ein angenehmes Aeußere und höfliches Betragen, um mit Anſtand in der Geſellſchaft von Autoren und Schauſpielern, mit denen er in ſtetem Verkehr iſt, erſcheinen und ſich präſentiren zu können; ferner erfordert ſein Amt wenn auch nicht ausgebreitete Kenntniſſe, doch einigen Unterricht und einige Faſſungskraft, um alle die Weiſungen, welche ihm der Dichter ertheilt, zu begreifen und zu behalten. Ein gutes Gedächtniß darf gleichfalls nicht fehlen, damit er ſich alle Aufträge des Direktors, der Schauſpieler, des Souffleurs u. ſ. w. feſt einprägt und keine groben Böcke in der Ausführung ſchießt. Redlichkeit und Rechtſchaffenheit ſind ferner zwei für einen Chef de Claque ſehr wünſchenswerthe Eigenſchaften, weil es ihm ſonſt begegnen könnte, daß er die verſprochene, ausbedungene Anzahl von Claqueurs nicht vollſtändig lieferte, ſondern in der Zerſtreuung einen anſehnlichen Theil der Freibillette verkaufte; endlich bedarf dieſer Ehrenmann eines großen Vorraths von Geduld, Langmuth und ſogar von Philoſophie, da er mehrere Male hinter einander der Probe von fünf ewig langen Akten beiwohnen muß, ohne die mindeſte Ungeduld und Langeweile kund zu geben.

Darf man ſich unter dieſen Umſtänden noch verwundern, daß ein guter Chef de Claque ſo außerordentlich ſelten iſt, und daß es in ganz Paris höchſtens drei gute Claqueurschefs gibt, während man doch wenigſtens dreißig gute Akteurs auf den verſchiedenen Bühnen der Hauptſtadt zählt? Ein Chef de Claque, der, wie der erlauchte Robert Macaire ſich ausdrückt, „die Poeſie ſeines Gewerbes vollkommen begriffen hat,“ wird ſehr geſucht, und die Theaterdirektionen ſtreiten ſich wetteifernd um den Beſitz ſeiner Perſon und machen ihm wechſelnd die vortheilhafteſten Anerbietungen. Der fixe jährliche Gehalt, welchen er von der Direktion erhält, beläuft ſich in der Regel auf zwei- bis dreitauſend Franken baar Geld. Außerdem bekommt er täglich eine gewiſſe Anzahl Billette für's Parterre und die Galerie, wovon er einen Theil an ſeine Leute abgibt und den Reſt mit Rabatt für ſeine Rechnung verkaufen

läßt. Ferner erhebt er ſowohl von den Schauſpielern als von den Autoren eine Contribution an Billetten. Leztere fügen gewöhnlich noch kleine Trinkgelder bei, welche ſich monatlich doch leicht auf fünfzig bis ſechzig Franken belaufen mögen. Die Schauſpieler, welche ſich auf dieſelbe Weiſe in klingender Münze empfehlen, werden je nach dem Verhältniß des erlegten Handgeldes bedacht. Es koſtet mehr, wenn man ſich zu Anfang oder beim Schluß der Vorſtellung beklatſchen läßt, als wenn man bloß während des Stücks Beifall haben will. Ein Debütant, der nur bei ſeinem erſten Erſcheinen auf der Bühne applaudirt wird und nach Beendigung ſeiner Rolle ſtillſchweigend abtritt, hat ſich ſicher nur für den erſten Akt empfohlen.

Vermittelſt dieſer mannichfaltigen Contributionen iſt, wie man ſieht, das Amt eines Chef de Claque ſehr einträglich und findet daher viele Liebhaber. Um daſſelbe zu erlangen, braucht man aber nicht bloß Verſtand und Talent, ſondern auch Geld; es iſt bekannt, daß dieſe Stellen zu ſehr hohen Preiſen verkauft werden, wie die Notariate in Frankreich. So iſt z. B. Vacher für 20,000 Franken der Nachfolger Mouchette's am Theater français geworden. Oft verhandeln auch die Theaterdirektoren dieſen Platz gegen eine anſehnliche Summe; die Gazette des Tribunaux und die übrigen Pariſer Journale haben kürzlich einen ſolchen Vertrag zwiſchen einem entrepreneur de succès und einem der hieſigen Theaterregiſſeurs bekannt gemacht (ſ. Morgenblatt Nr. 52, 1837). Leblond an der Opera comique und Sauton am Gymnaſe dramatique haben ſich troz ihres hohen Einkaufspreiſes doch ein ganz hübſches Vermögen erworben; lezterer hat nach ſeinem Tode ſeinen Erben nur die beſcheidene Rente von 15,000 Franken hinterlaſſen. Leblond und Sauton waren beide lahm; ich weiß nicht, ob dieſe körperliche Schwäche eine Folge ihres Poſtens geweſen; die Geſchichte berichtet über dieſen Punkt nichts, es wäre aber nicht ganz unmöglich, denn dieſer ehrenwerthe Stand hat auch ſeine Nachtheile. Leblond z. B. widerfuhr die traurige Ehre, durch einen Befehl des Kaiſers aus Paris verbannt zu werden, weil er ganz im Widerſpruch mit ſeinen optimiſtiſchen Gewohnheiten eine Kabale angezettelt hatte und ein Stück auspfeifen ließ, das Napoleon unter ſeinen ſpeziellen Schutz genommen. Indem er ſich eines Tags dieſe Unannehmlichkeit und noch mehrere andere in's Gedächtniß rief, äußerte er ganz ernſtlich folgende Anſicht: „Unſere Kunſt iſt mit vielen Laſten und Beſchwerden verknüpft, und wenn mir der Himmel einen Sohn ſchenkt, werde ich nimmermehr meine Einwilligung dazu geben, daß er auf's Theater geht."

(Die Fortſetzung folgt.)

Die beiden Gefangenen.

(Fortſetzung.)

Während ich ſuchte, war es mir, als hörte ich vom Gefängniß herüber leiſes Wimmern. Ich horchte. „Seyd Ihr es?" rief ich hinüber. Er gab keine Antwort, aber das Wimmern dauerte fort, nur lauter noch und kläglicher. — „Was iſt's? was fehlt Euch?" rief ich ängſtlich. — „Schreckliche Schmerzen!" erwiderte er; „und mir iſt nicht zu helfen! ... Eines der Eiſen iſt zu eng für mein Bein; dieſes iſt davon hoch geſchwollen, das Eiſen drückt darauf und — Oh! Oh!" ſchrie er, ſchnell abbrechend. — „Sprecht aus, armer Mann!" — „. . . peinigt mich auf's Gräßlichſte! Kein Auge kann ich zuthun, darum ſah ich Sie auch heute Nacht arbeiten." — „Armer, armer Mann! Aber warum verlangt Ihr nicht, daß man Euch Erleichterung verſchafft?" — „Man kommt nur alle fünf Tage zu mir . . . Oh! — noch drei Tage — dann will ich's ihnen ſagen . ." — „Herzlich dauert Ihr mich! Könnte ich denn nicht . ." — „Nichts, gar nichts, gutes Kind! — Ich müßte . . . Ihre Theilnahme lindert ordentlich meine Schmerzen . . . ich müßte . . . Oh! Ah! Ah! . ." — „Ihr müßtet — was?" — „Barmherziger Gott! Blut! ... das Eiſen ein klein wenig weiter machen können —" — „Eine Feile!" rief ich, „eine Feile! — Wartet! in meiner Bibel . . ."

Ich hatte eine Feile zur Hand, ich legte ſie raſch in die Bibel, ſchnell war ſie von einem Bindfaden umſchlungen; jezt fiel es mir aber ſchwer auf's Herz, daß ich eingeſperrt war. Indeſſen fuhr der Gefangene fort auf's Kläglichſte zu winſeln; jeder Schrei war mir ein Stich in's Herz, und ſchon dachte ich daran, meine Thüre zu ſprengen, da ſah ich zu meiner großen Freude unten einen Lumpenſammler vorüber gehen. — „Halt!" rief ich ihm zu; „binde dies an die Schnur an der Mauer da drüben. Geſchwind! es iſt für einen armen Mann." — Der Lumpenſammler band das Buch an, raſch wurde es aufgezogen, und es hatte kaum das Fenſter erreicht, ſo raſſelte der Schlüſſel in meinem Schloß.

Es war Monſieur Ratin. Er fand mich an der Arbeit. „Ich habe," fing er an, „geſtern im Aerger über Ihre Aufführung vergeſſen, Ihnen für die zwei Tage etwas aufzugeben." — „Ich habe etwas ausgearbeitet," erwiderte ich zitternd. Er betrachtete die Arbeit mit einigem Mißtrauen, denn ſolches war ihm noch nicht vorgekommen. Nachdem er ſich überzeugt, daß die Aufſätze wirklich während meiner Gefangenſchaft gefertigt worden, fuhr er fort: „Es iſt lobenswerth, daß Sie ſelbſt den Gefahren des Müßiggangs aus dem Wege gegangen ſind. Ein junger Menſch, der nichts zu thun hat, kommt auf

die nichtswürdigſten Dinge, denn er iſt ganz den ſchlimmen Gedanken preisgegeben, die in Ihrem Alter im müßigen Gehirn ſpuken. Denken Sie an die Gracchen: warum machten ſie ihrer Mutter ſo große Freude? weil ſie ſchon frühzeitig fleißig und geordnet waren.“ — „Ja, Monſieur,“ ſagte ich. — „Sie haben nichts gegeſſen?“ fuhr er fort, da er mein Nachteſſen unberührt daſtehen ſah. — „Nein, Monſieur.“ — „Es ſoll mich freuen, wenn ich daraus abnehmen darf, daß Ihre geſtrige Aufführung Ihnen recht von Herzen leid thut.“ — „Ja, Monſieur.“ — „Haben Sie ernſtlich darüber nachgedacht?“ — „Ja, Monſieur.“ — „Sehen Sie jezt ein, daß Ihr unvernünftiges Lachen eine Ungezogenheit, daß es ganz reſpektwidrig war?“ — „Ja, Monſieur.“ (In dieſem Augenblick kam Jemand die Treppe herauf!) — „Wie Sie dann logen?“ — „Ja, Monſieur.“ (Die Thüre des Ateliers ging auf!) — „Wie aus dem Lügen . . .“ — „Ja, Monſieur.“ (Oben ein Schrei des Entſetzens!) — „Was bedeutet der Lärm?“ — „Ja, Monſieur.“ (Oben laute Verwünſchungen, ganze Proſopopöen; ich meinte umzuſinken!)

Ich nahm mich indeſſen gewaltig zuſammen, um Monſieur Ratins Aufmerkſamkeit von den Proſopopöen abzulenken. „Als Sie geſtern fort waren . . .“ fing ich an. — „Still!“ unterbrach er mich, auf den Lärm im Atelier horchend, der immer ärger wurde. — „Alles hin!“ ſchrie der Maler aus Leibeskräften; „es muß Jemand in's Fenſter geſtiegen ſeyn!“ — Er trat an's Fenſter und rief herab: „Julius! ſind Sie geſtern Abend immer zu Hauſe geweſen?“ — „Ja,“ ſagte Monſieur Ratin, vortretend, „und auf meinen Befehl.“ — „Denken Sie, mein Atelier iſt verwüſtet, Gemälde verdorben, die Staffelei am Boden! — und Ihr Zögling muß Alles mit angehört haben.“

„Darf ein armer Gefangener ein Wort mitſprechen?“ rief es da aus dem Mauerloch im Gefängniß herüber; „ich habe Alles mit angeſehen, ich kann Ihnen Alles ſagen.“ — „Nun, ſo ſprecht.“ — „Geſtern Abend war große Geſellſchaft auf dem Dach, gerade unter Ihrem Fenſter: nicht weniger als fünf Katzen. Sie wiſſen, wenn der Teufel der Eiferſucht in die Burſche fährt —“ — „Macht's kurz!“ rief Monſieur Ratin. — „Da gibt's Spektakel. Die Kätzin machte die Spröde —“ — „Macht's kurz, ſage ich!“ rief Monſieur Ratin noch einmal; „das gehört nicht zur Sache!“ — „Ei doch! ohne die Eiferſucht der vier Liebhaber —“ — „Julius,“ ſprach Monſieur Ratin, „gehen Sie einen Augenblick auf die Treppe hinaus.“ Das ließ ich mir nicht zweimal ſagen.

„Sie miauten zuſammen, daß es eine Luſt war,“ fuhr der Gefangene fort; „aber das Frauenzimmer ſah keinen an und puzte ſich die Schnautze mit dem Sammtpfötchen: ganz wie Penelope unter den Freiern.“ — „Weiter!“ rief der Maler; „raſch!“ — „Da auf einmal fiel es einem ein, dem andern die Pfote etwas unſanft auf die Naſe zu legen. Dieſer nahm das Ding übel; die andern kommen herbei, und jezt geht's los! Man ſah nichts mehr als einen Pelzklumpen; ein wahrer Teufelslärm! Auf einmal macht Penelope einen Satz in's Atelier, und der helle Hauf ihr nach. Weiter ſah ich nichts, aber nach dem Gerumpel dachte ich mir, ſie müſſen etwas umgeworfen haben, und dadurch müſſe wieder etwas umgeſtoßen worden ſeyn. Es war gegen acht Uhr.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Linz, April.

Die Eiſenbahn von Budweis nach Linz.

Um die bis jezt einzige deutſche Eiſenbahn von größerer Erſtreckung kennen zu lernen, zugleich auch, um auf dem nächſten Wege in's Salzburgiſche zu gelangen, ſchlug ich von Prag aus die weniger beſuchte Straße über Tabor nach Budweis ein. Die böhmiſchen Dörfer ſind jezt größtentheils ſehr freundlich und gut gebaut, und die ſchlechteſten nicht ſchlechter als in den Marken und andern norddeutſchen Provinzen; auch findet man meiſtens Reinlichkeit in den großen, von Wohlhabenheit zeugenden Gaſthäuſern, wenn ſie auch den öſterreichiſchen nicht gleichkommen. Die Farbe der Häuſer in den Dörfern und Städten iſt faſt durchgängig weiß, wie überall in Oeſterreich, außer in Tyrol, wo man namentlich im Ziller- und im Paſſeierthal in den Dörfern bunte Farben ſieht, und wo die kleinen zierlichen, ſpitzen Kirchthürme, grün, weiß und ſchwarz angeſtrichen, den Dörfern einen heitern Charakter geben. Die böhmiſchen Städte haben hohe Häuſer, und die bazarartigen Marktplätze, mit Arkaden unter den Häuſern, übertreffen an Größe und Schönheit diejenigen in den meiſten deutſchen Städten. Die auffallend vielen großen Brandſtätten in Böhmen laſſen auch dort auf die nachtheiligen Wirkungen der hohen Brandverſicherungen ſchließen. Die uralte Kreisſtadt Tabor, mit etwa 4000 Einwohnern, liegt maleriſch auf einem Bergrücken, an deſſen Fuße die Luſchnitz ſich freundlich durch das lachende Thal ſchlängelt. Die Erinnerung an den furchtbaren Cziska lebt dort noch fort, und die ſchöne Hauptkirche, wie das Rathhaus bewahren noch Waffen und andere Ueberreſte aus jener wilden Zeit; doch darf man die bigotten Einwohner nicht ohne Gefahr der Verketzerung an Cziska erinnern. An der Weſtſeite der Stadt erblickt man die Ueberreſte der alten Cziskaburg in einem alten Thurm, in welchem Grillparzer ſeine Ahnfrau hauſen läßt, deren Geiſt aber durch das treffliche Bier, das man jezt dort braut, gebannt zu ſeyn ſcheint. Von Tabor führt die ſchöne Straße über Berg und Thal nach der größern Kreisſtadt Budweis, die ſchon als Biſchofsſitz mehr Bedeutung hat, und jezt durch die von dort aus beginnende Eiſenbahn noch beſonderes Intereſſe und Leben gewonnen hat. Der große, regelmäßige Marktplatz, ringsum von hohen, weißen Häuſern umgeben, unter welchen zum Theil Arkaden fortlaufen, erinnert an die Städte in Oberitalien, Tyrol und Schleſien, wo man daſſelbe findet, nur daß dort die freundliche Heiterkeit vermißt wird, welche die böhmiſchen Städte auszeichnet, und die beſonders in

Budweis erfreut, wo der Anblick des Marktplazes wirklich großartig iſt. — Der Ritter v. Gerſtner regte zuerſt die Idee an, die Moldau mit der Donau durch eine Eiſenbahn zu verbinden, deren Bau derſelbe im Jahr 1826 begann, indem ſich eine Aktiengeſellſchaft bildete, die nach und nach immer mehr ihre Rechnung bei dem Unternehmen zu finden ſcheint, da die Eiſenbahn allmählig bedeutend verlängert worden iſt. Anfangs ward ſie nur 8½ Meilen lang fortgeführt und koſtete 920,000 fl. C. M.; doch ward ſie bald bis zu 11½ Meilen verlängert, ſo daß ſie auf 1,200,000 fl. C. M. zu ſtehen kam. In den erſten Jahren kamen die Aktionnärs nicht zu ihren Zinſen, weßhalb die Strecke von Leſt bis an die Donau, bei Linz, unvollendet blieb. Doch im Jahr 1832 ward auch dieſe vollendet, und Kaiſer Franz eröffnete die Bahn mit ſeiner Gemahlin feierlich. Später ward ſie bis Wels und 1835 bis Lambach verlängert, und iſt jezt bis nach Gmünden fortgeſezt, ſo daß nun auch die Traun mit der Donau verbunden iſt, indem die Salzſchiffe aus dem Salzkammergute von Iſchl ab auf der Traun und von Hallſtatt über den Hallſtätter und Traunſee bis nach Gmünden gehen, von wo dann das Salz auf der Eiſenbahn über die Donau, und von da weiter nach Böhmen hinein wohlfeil und ſchnell geſchafft wird. Ganz Böhmen wird auf dieſe Weiſe leicht mit dem ihm fehlenden Kochſalz aus dem unerſchöpflichen öſterreichiſchen Salzkammergut im Traunviertel verſorgt, und überhaupt hat ſich ſeitdem der Verkehr auf dieſer Straße außerordentlich vermehrt, und der Wohlſtand hebt ſich dadurch zuſehends mit jedem Jahre. Eine Menge prächtiger, maſſiver Gebäude, Magazine und Gaſthäuſer, wie auch Wohnungen für die Aufſeher ſind längs der Straße zum Theil unglaublich ſchnell aufgeführt worden, und das ganze Unternehmen dient zu einem neuen Beleg für die ſchon ſo vielfältig in andern Ländern gemachte Erfahrung, welche die ängſtlichen Berechner der Gegenwart nicht gelten laſſen wollen: daß Handel, Verkehr, Leben und Wohlſtand ſich in dem Maße vermehren, als für die Erleichterung derſelben mehr geſorgt wird, ſo daß alſo nicht der ſchon vorhandene Verkehr, der oft ſehr gering iſt, weil die Bedingungen zu ſeiner Entwicklung fehlen, ſondern der von der Zukunft zu erwartende, und ſicher von ſelbſt ſich findende zur Norm für die Berechnung bei Anlegung von Eiſenbahnen und ähnlichen Unternehmungen dienen muß.

(Die Fortſetzung folgt.)

Prag, April.

(Beſchluß.)

Theater.

Was unſere Bühne betrifft, ſo gibt es wohl in jeder Stadt manchmal Zeiträume, wo ein eigener Unſtern über allen Produktionen der dramatiſchen Muſen zu walten ſcheint, und eine Reihe von Novitäten hinter einander verunglückt. Auch hier in Prag haben wir ſchon manche dergleichen Epochen erlebt, und es iſt noch ein Glück für Schauſpieler und Direktion, wenn dieſer Guignon in die Sommermonate fällt, wo man ſich überhaupt mehr um die Naturkouliſſen bekümmert, welche die Sonne durchſchimmert, als um die lampenbeleuchteten Säle und Tempel, Boudoirs und Kerker, die der Theatermaler auf die Leinwand pinſelt; da fallen einige Stücke durch, und bis zum Herbſt oder Winter klärt ſich der Theaterhimmel auf, und eine freundliche Sonne lächelt der Bretterwelt. Heuer aber ging der Unſtern gerade mit den Wintermonaten, der Epoche der alljährlichen Benefizien, an, und da folgte denn auf das Mißfallen einiger Stücke auch das allgemeine Mißtrauen gegen die nachfolgenden, leere Häuſer und betrübte Benefizianten. Seit dem „Pariſer Taugenichts“ (der nun doch ganz verboten iſt) ſind zwei Trauerſpiele, drei Schauſpiele, drei Luſtſpiele, vier Poſſen, eine Oper und ein Ballet — alſo in Summa vierzehn Novitäten — ganz durchgefallen, und nur eine Oper („die Puritaner“) und ein paar theatraliſche Kleinigkeiten haben einen theilweiſe günſtigen Erfolg gehabt; vorzüglich reich an dergleichen ungenießbaren Bühnenfrüchten waren die lezten Wochen, welche uns nicht allein die matteſte aller Donizettiſchen Opern: „der Verwieſene aus Rom,“ ſondern auch den vielbeſprochenen „Johannes Guttenberg“ aus der Fabrik der Mad. Birch-Pfeifer brachten, die beide verdienten Fiasco gemacht haben. „Das geraubte Kind,“ Schauſpiel in zwei Akten nach Bayard von C. W. Koch, iſt wieder einmal eines der Dramen, welche uns Frankreich zuzuſenden ſcheint, um unſer Gefühl auf die Folter zu ſpannen, das aber zum Glück für unſere Nerven die Saiten ſo gewaltig ſpannt, bis ſie reißen, und man das „tiefe Gefühl“ lächerlich findet. So übertrieben als es iſt, wurde es auch in den beiden Hauptrollen geſpielt. Eine Mährchenpoſſe: „der falſche Mondbewohner,“ hat das Publikum bis zu der Aufführung recht gut unterhalten. Man nannte nämlich einen hieſigen Kaufmann, einen Schauſpieler und einen Buchhändler als deſſen Verfaſſer, man kam zu allen hieſigen Kritikern und Novelliſten und erzählte ihnen, ſie figurirten in demſelben wohlgetroffen, was die Klugen nicht glaubten, während einige junge Literaten und literariſche Dilettanten in der Stadt herumliefen und erzählten: „Morgen werde ich auf der Bühne repräſentirt.“ Endlich erſchien das Stück, die Hauptperſonen, beſtehend aus Recenſenten, Novelliſten, Redatteurs und einem Affen, ſahen Niemand gleich, und das Ganze wurde ausgeziſcht. Der Verfaſſer hat Shakespeare und Schiller, Goethe und Lichtenberg, Jean Paul und Graf Platen geleſen, aber zum Unglück auch den „Dorfbarbier“ geſehen, und aus der Epiſode mit dem afrikaniſchen Handwerksburſchen die „Idee“ zu ſeiner Mährchenpoſſe entlehnt. „Kean“ von Alexander Dumas iſt, von Dr. Wollheim überſezt, auf unſere Bühne gekommen. Der zweite Titel: „Leidenſchaft und Genie,“ war überflüſſig, denn der Repräſentant des Kean zeigte wenig Leidenſchaft und kein Genie, und es iſt ein großer Beweis für den Theatereffekt des Stücks, daß es troz einer grauſamen Verſtümmelung durch die Scheeren der Direktion, Regie und Cenſur, wie troz einer faſt in allen Theilen ungenügenden Beſezung doch ſeit langer Zeit das erſte war, welches einigermaßen anſprach. Gerle und Horns „Vormundſchaft“ iſt noch immer nicht gegeben, und das Intereſſe, welches das Publikum an dieſer dramatiſchen Erſcheinung zu nehmen ſchien, dürfte bis zur endlichen Aufführung ganz erkaltet ſeyn. — Unſer wackerer Hiſtoriker Franz Palacky hat eine Reiſe nach Rom unternommen, um in den Schäzen der Vaticaniſchen Bibliothek einige wichtige Urkunden zur Fortſezung ſeiner „Geſchichte Böhmens“ aufzuſuchen und zu benüzen. — In der Judenſtadt, worin man es mit der polizeilichen Aufſicht in Bezug auf die Hinfälligkeit der Gebäude nicht ſo genau zu nehmen pflegt, als in den chriſtlichen Stadtvierteln, iſt vor einigen Tagen um die Mittagsſtunde ein kleines Haus eingeſtürzt; obgleich kein Menſch dabei das Leben eingebüßt haben ſoll, ſo dürfte doch dieſer Vorfall eine heilſame Warnung ſeyn, und die Reparatur mancher andern ſchadhaften Häuſer zur Folge haben.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 106.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, den 4. Mai 1837.

— Ich bebe vor Sorge; da ſeh' ich
Meine Sünden vor mir, ſo viel ich deren begangen.
Niemals war ich in größerer Noth, noch ſchlimmer geängſtigt.

Reineke Fuchs.

Die beiden Gefangenen.

(Fortſetzung.)

Durch den Dienſt, den der Gefangene mir hier leiſtete, fühlte ich mich auf's Aeußerſte gedemüthigt; um ſo mehr, da die freche Lüge nach ſo frommen Aeußerungen, der leichtfertige Ton nach ſo großen Schmerzen alle Theilnahme, die der Menſch mir eingeflößt, plötzlich verwiſchte. Auch hätte ich, das traue ich mir zu, ihn auf der Stelle Lügen geſtraft und dem Maler Alles bekannt, wäre nur Monſieur Ratin nicht um den Weg geweſen; aber ſo — bei meinem Verbrechen war Liebe im Spiel!

Allermittelſt war der Wagen unten vorgefahren; bereits kamen die junge Miß und ihr Vater die Treppe herauf. — „Sie kommen, um zu ſitzen!“ rief der Maler in Verzweiflung. „Ihr da drüben, Ihr ſagt uns einfältiges Zeug vor! Das Gemälde hier hatte ich an die Wand gelehnt, und ich finde es umgedreht. Seit wann kehren Katzen Gemälde um? — Ein Menſch muß durch das Fenſter hereingeſtiegen ſeyn! — Julius, haben Sie etwas geſehen?“ — „Julius, jagen Sie den Hund hinaus!“ ſprach im nämlichen Augenblick Monſieur Ratin; denn eben ſchnopperte der hübſche Wachtelhund an ſeinem neuen Regenſchirm. Ellends jagte ich ihn bis in den Giebel hinauf, damit der Maler indeß ſeine verfängliche Frage vergäße.

Als ich wieder im Zimmer war, hörte ich, wie er ſeine Beſuche empfing und ſie bat, die ſchreckliche Unordnung in ſeinem Zimmer zu entſchuldigen. — „Wenn Sie nicht morgen abreisten,“ fuhr er fort, „ſo würde ich Sie erſuchen, mir ein andermal zu ſitzen.“ — „Leider läßt ſich unſere Abreiſe nicht verſchieben,“ erwiderte der Alte; „aber ich bitte recht ſehr, laſſen Sie ſich durch uns ja nicht abhalten, auf der Stelle die nöthigen Schritte zu thun, um dem Thäter auf die Spur zu kommen.“ — Jetzt ſtieg der Maler ſelbſt auf das Dach hinaus, um die Lokalität zu recognosciren.

Zum Glück dachte Monſieur Ratin nicht entfernt daran, daß ich im Geringſten in dieſe Geſchichte verwickelt ſeyn könnte. Nachdem er ſeinen Regenſchirm ſorgſam in den Ueberzug geſchoben, trat er wieder zum Tiſch und blätterte in meinen Büchern, um mir Penſen aufzugeben. „Da Sie,“ ſprach er, „mir Ausarbeitungen vorgelegt, und ich ſehe, daß Sie in ſich gegangen ...“ Bei dieſen Worten kam der Maler herein und ſagte: „Sagen Sie mir doch, haben Sie kein Zimmer ... Ah ja! hier! Wollten Sie wohl ſo gut ſeyn und mir aufſchließen? Nur von dort konnte man auf's Dach gelangen, und wir wollen doch ſehen, wie man in dieſes Zimmer kam.“ — „Recht

„gerne," ſagte Monſieur Ratin; er holte den Schlüſſel aus einer verſchloſſenen Schieblade und ſteckte ihn in das geſtern von mir möglichſt wieder hergeſtellte Schloß, wäh- ich, bleich vor Schreck, ſtarr in ein Buch ſah.

Während die Herren Inſpektion hielten, hörte ich Lärm im Gefängniß drüben. Mehrere Stimmen ſprachen heftig durch einander, ein paar höchſt verdächtige Worte ſchlugen an mein Ohr, die Schildwache horchte auf und die Leute auf der Straße blieben ſtehen. „Ich hab' den Strick!" ſchrie einer; — „und ich die Feile!" ein anderer; — „hier unter dem Stein!" — „Wahrhaftig!" hörte ich im ſelben Augenblick Monſieur Ratin ſagen, „das iſt ſein Schnupftuch! Wäre es möglich! . . Julius!"

Die Thüre ſtand offen; ich lief davon, bebend vor Entſetzen, ohne einen andern Gedanken, als mich für den Augenblick den Qualen der Angſt und der Scham zu entziehen. Ich hatte aber kaum hundert Schritte in der Straße gemacht, da ſah ich, umblickend, neben einem Polizeibeamten den ehrlichen Lumpenſammler, wie er gerade nach meinem Zimmer hinaufwies. Jetzt ging ich raſcher zu, und kaum war ich um die Ecke, ſo lief ich aus Leibeskräften bis in die Nähe des Thors, und durch dieſes ſchlich ich mich ſofort, ſcheu nach den friedlichen Polizeiſoldaten umſchauend, die daſelbſt Wache hielten. Im Gehen hatte ich Zeit, über meine Lage nachzudenken; ſie erſchien mir völlig troſtlos. Kehrte ich um, ſo ergab ich mich nicht nur Monſieur Ratin auf Gnade und Ungnade, ſondern fiel gewiß genug der Polizei in die Hände, und dieſer Gedanke ängſtigte mich auf's Furchtbarſte. Unter dieſen Betrachtungen, mit von der Angſt beflügelten Schritten ging ich in Einem Zuge bis zu einer Wieſe in der Nähe von Coppet, und hier, auf fremdem Gebiete, ruhte ich endlich aus. Aber ſelbſt an dieſem abgelegenen Fleck glaubte ich mich nicht ſicher vor Verfolgung. Ich ſah beſtändig auf die Landſtraße hinüber, und ſo oft ein Eſel oder ein Fuhrwerk Staub aufwirbelte, meinte ich ſchon, die ganze Gensdarmerie ſey auf den Beinen, mich aufzuſuchen. Meine Unruhe wurde immer größer, und am Ende faßte ich einen raſchen Entſchluß: nach Lauſanne wollte ich, wo ſich eben mein Onkel aufhielt, und alsbald ſchlug ich die Richtung dahin ein.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Claqueurs der Pariſer Theater.

(Fortſetzung.)

Der Claqueur en chef wohnt, wie bereits bemerkt, allein den Proben bei; bevor er ſeine Leute zum Kampfe führt, verſammelt er ſie beim Marchand de vin an der nächſten Ecke; hier hält er Muſterung über ſein H und haranguirt die Truppen. Er ertheilt ſeine Befe und fordert unbedingten Gehorſam; keiner ſeiner Unt gebenen darf ſich unterſtehen, zu applaudiren, wenn nicht das Signal dazu gegeben hat. Seine Mannſch beſteht nicht immer aus gut disciplinirten und eingeübt Leuten; wer das glaubt, iſt im Irrthum. Die Pariſ Claqueurs ſcheiden ſich in drei beſondere Abtheilunge Zur erſten Claſſe gehören alle diejenigen, welche für Klatſchen bezahlt werden; dies ſind les intimes, nicht z verwechſeln mit den ordinären „Römern," ſondern er probten Kriegern gleichzuſtellen, welche ſchon oft im Feue geſtanden und bei mehr als einer Gelegenheit Beweiſe von Bravour, Talent und Geſchicklichkeit abgelegt haben; ſie bilden die Kerntruppen, die Avantgarde; ihre Anzahl iſt aber nicht ſo beträchtlich, als man wohl glaubt. Die Majorität des Heers liefert die zweite Abtheilung der Claqueurs, welche man „Neutrale" nennt. Dies ſind die Truppen des Centrums; ihr gewöhnlicher Platz iſt im Parterre unter dem Kronleuchter, weßhalb man ſie auch mit dem Titel chevaliers du lustre beehrt. Sie erhalten noch keinen Sold in baarem Gelde, ſondern bloß eine Anzahl Freibillette; wenn ſie ſich am Abend einer erſten Vorſtellung tapfer zeigen, regalirt ſie der Chef de Claque nach dem Schluß des Theaters mit einem Litre Wein zu zwölf Sous, ſtößt mit ihnen an und macht ihnen Hoffnung auf baldiges Avancement und fixe Anſtellung. Die dritte Claſſe endlich beſteht aus claqueurs amateurs, d. h. aus ſolchen, welche, wunderbar genug, noch dafür bezahlen, um die Rolle der Claqueurs zu übernehmen. Da es nämlich in Paris viele Leute gibt, welche wahre Theaternarren ſind, aber nicht ſo viel Geld aufzuwenden haben, um jeden Abend ein Billet an der Kaſſe zu kaufen, ſo wenden ſie ſich an den Chef de Claque, welcher ihnen Billette zum vierten Theil des feſtgeſetzten Eintrittspreiſes erläßt, dabei aber die ausdrückliche Bedingung macht, das neue Stück beklatſchen zu helfen.

Nachdem nun die Muſterung beendet und die alten ſowohl wie die neuen Soldaten in Reih und Glied angetreten ſind, führt der Oberfeldherr ſein Armeecorps in die Schlacht. Wenn ein notoriſch ſchlechtes Stück durchzubringen iſt, überläßt die Direktion dieſen Hülfstruppen das Parterre, das Orcheſter, die Galerie und das Amphitheater. In dieſem Falle machen die Claqueurs auch nicht, wie ſonſt, Queue am Haupteingang des Theaters, ſondern ſie werden ſchon vor der Oeffnung der Kaſſe durch verſchiedene Nebenthüren in den Saal gelaſſen, wo ſie alsdann Zeit und Muße genug haben, ſich auf die vortheilhafteſte Weiſe zu poſtiren und ſo ein Stück „Arbeit" aus Einem Guſſe zu liefern, das ſich gewaſchen hat. Der Claque-Napoleon ordnet ſeine Brigaden gewöhnlich diviſionsweiſe, indem er unter die neuangeworbenen Truppen

immer einige Bataillone der alten Garde vertheilt, ſo daß die Rekruten der Claqueurs-Amateurs von allen Seiten umzingelt und gezwungen ſind, ihre Pflicht zu thun. Er ſelbſt bildet den Mittelpunkt des Ganzen; von ſeiner Einſicht, von ſeinem Scharfblick hängt der ganze Erfolg des Werkes ab; er leitet jede Bewegung ſeiner Soldaten, gibt die Signale, eröffnet das Pelotonfeuer der Beifallsbezeugungen, ſpornt die Trägen an, lieſt den Ungeſchickten den Text und theilt endlich nach gewonnener Schlacht Ehrenkreuze und Belohnungen an diejenigen aus, welche ſich um den Autor verdient gemacht haben. Unmittelbar unter dem Befehle des Claqueurschefs ſteht ſein Ordonnanzoffizier, welcher ſeinen Obern bei ſeinen wichtigen Funktionen thätig und eifrig unterſtützt. Nur ſtellt ſich der Ordonnanzoffizier nicht, wie ſein Oberbefehlshaber, an die Spitze der Truppenkolonnen, ſondern er hält ſich meiſtens in den hinterſten Reihen, um die Arriergarde zu befehligen und darüber zu wachen, daß die „Römer," welche der erſte Feldherr nicht überſehen kann, gleichmäßig am Gefechte Theil nehmen.

Außer den drei erwähnten Abtheilungen der „Römer" gibt es nun noch mehrere andere, welche verſchiedene Namen haben, je nach der Rolle, welche ſie für den Abend durchzuführen beauftragt ſind. Nicht alle Römer ſind Claqueurs im engern Sinn; dieſe bilden allerdings die zahlreichſte Claſſe. Worin ihr Amt beſteht, iſt allgemein bekannt; um demſelben mit Erfolg und Würde vorzuſtehen, braucht man nichts weiter, als zwei kräftige Fäuſte oder, um in der Kunſtſprache zu reden, zwei tüchtige „Waſchhölzer." Die zweite Claſſe ſind die Chuteurs, deren Amtsthätigkeit beginnt, wenn einzelne unzweideutige Zeichen des Mißfallens oder der Langeweile im Publikum laut werden; ihre Amtspflicht iſt, den Ruheſtörern Stille zu gebieten und zu verhindern, daß gepfiffen wird. Die dritte Claſſe bilden die Lacher und Greiner, les rieurs und les pleureurs, welche unter beiden Geſchlechtern gewählt werden und die ſchwierigſte Rolle haben. So oft nämlich ein Witz oder eine komiſche Situation im Stück vorkommt, müſſen die Lacher und Lacherinnen ſogleich auflachen, um dem Publikum ihre Lachlaune mitzutheilen. Sie kitzeln gleichſam die Zuſchauer und zwingen ſie faſt wider Willen zum Lachen. Ein guter Lacher, ein rieur comme il faut, iſt für einen Claqueurschef ein ſeltenes, koſtbares Meubel; das Lachen eines Rieur darf durchaus nicht einfältig ſeyn noch den mindeſten Anſchein von erkünſtelter Munterkeit haben, ſondern muß frei, herzlich und natürlich erſcheinen. Der Lacher in den Variétés und im Palais-royal muß ein unbändiges Gelächter aufſchlagen, welches die bewunderungswürdigen Dummheiten und Tölpeleien Odry's und Alcide Touſez's hervorzurufen ſcheinen; der Lacher im Gymnaſe dramatique und im Vaudeville dagegen muß ſchon ein feineres, zierlicheres Lächeln an den Tag legen, um zu beweiſen, daß er das geiſtreiche, ſtudierte Spiel Bouffé's und Arnals zu würdigen verſteht.

(Der Beſchluß folgt.)

Moden.

Der Kleidertracht geht es heutzutage gerade wie der bildenden Kunſt, der Schauſpielkunſt, der Literatur: der kritiſch-elektriſche Pol der Kulturbatterie hält den produktiven nieder. Deutſche Maler malen byzantiniſch, franzöſiſche malen raphaeliſch, ein Kritiker, der noch nie einen Claude Lorrain geſehen, findet, dieſem oder jenem Landſchafter fehle noch gar viel von Claude Lorrains Gluth, und ſeit die Maler nicht mehr Handwerksmeiſter, ſondern Profeſſoren und Hofräthe ſind, iſt unvermerkt die Kunſt abhanden gekommen. Ueber den rationellen Bemühungen, der Bühne recht feſte, würdige Grundlagen zu geben und den Schauſpielern anſtändige Penſionen für ſich und ihre Wittwen und Waiſen zu ſchöpfen, iſt die Kunſt der Darſtellung faſt zur Fabel geworden, und der Strom der ehemals ſogenannten ſchönen Literatur hat ſich in einen ſeichten See ausgebreitet, auf dem ſehr talentvolle Leute angelnd umherfahren, welche ſchon als Jünglinge die Entdeckung gemacht, ſie ſeyen bloß kritiſche Köpfe. Seit die vornehme Welt in Maſſe dem Schneider in's Handwerk greift, haben wir, das heißt erſt die Franzoſen, dann wir, nichts mehr, was den Namen einer Tracht verdient, einer äußern Sitte, nach der ſich ein Zeitalter bezeichnen läßt; ſeit man in eleganten Cirkeln Geſchichte ſtudirt, um dem einen Jahrhundert dieſe, dem andern jene Phantaſie, wie die Franzoſen es nennen, zu entlehnen und ſich mit Ueberlegung lächerlich zu machen, ſeitdem ſteckt kein Menſch mehr ſo recht mit eitler Befriedigung in ſeinem Kleide. — Die franzöſiſchen Journale ſind die fortlaufenden Digeſten, nach welchen die deutſchen Schneider beiderlei Geſchlechts Recht ſprechen; aber die Geſetzestexte ſind gegenwärtig ſchrecklich verworren, weil, zum großen Unterſchied von ehemals, der Geſetzgeber ſo viele ſind; und ſo kommt es, daß man bei uns vielleicht nie öfter als gegenwärtig beim Anblick mancher Frau in der modiſchſten Toilette zum Ausruf veranlaßt wurde: Summum jus summa injuria! — Während die engliſchen Zeitungen ſich ſelten mit Gegenſtänden des Putzes und der Toilette beſchäftigen, außer wenn ſie bei der offiziellen Beſchreibung eines königlichen Drawing-room keine Feder und keinen Brillanten vergeſſen, geben in neuerer Zeit faſt alle franzöſiſchen Journale umfaſſende, freilich meiſt ſehr ſtark mit hiſtoriſchem und anderm Eſprit verſezten, und dadurch für die Schneider deutſcher Nation ungenießbar gemachten Modeberichte. Die Berichterſtatter ſind meiſt Damen und die Sprache dieſer Artikel iſt überaus ſeltſam, kabbaliſtiſch; man meint in einem Buch über Alchemie zu leſen. Kann z. B. ein ehrlicher Mann wiſſen, was une bande seulement liserée d'un ourlet roulé au bord de la rivière de jours iſt? Auf's Genaueſte wird hier der Anzug zergliedert, in dem die Gräfin A. bei einem Morgenconcert erſchien, oder Madame B. in der Soirée der Herzogin von C., welche ihrerſeits durch dieſe oder jene „fantaisie" überraſchte. Manches kommt hier vor, was die deutſchen Schönen denn doch ſchwerlich. Eines iſt mir neulich aufgeſtoßen, was ſie gewiß nicht nachmachen. Die Marquiſin von F. hat nämlich einen Wochenklub geſtiftet, in welchem jedes Mitglied in einem costume de fantaisie erſcheinen muß, d. h. in einem

Kleide, deßgleichen keines je geſehen worden. Der ſchöne Zweck der Verbindung iſt Hebung des ſo tief geſunkenen Coſtüms. Die Toilette, welcher die Majorität den Vorzug zuerkennt, wird ſtatutenmäßig gezeichnet und im Archiv der Geſellſchaft aufbewahrt. „Ein höchſt intereſſanter Anblick,“ ſagt die Berichterſtatterin, „dieſe Maſſe origineller „Phantaſien,“ dieſer Cirkel, der nicht ſowohl einer Soirée als einem Maskenballe gleicht, dieſer Wettſtreit von ein paar Dutzend jungen Weibern, einander in Koketterie zu überbieten.“ — Durch Zufall bin ich in dieſer wunderlichen Literatur etwas beleſen. Den Leſerinnen freilich könnte ich aus dem oben berührten Grunde nichts Didaktiſches bieten, wenn es auch weniger überflüſſig wäre; für die Männer aber, welche etwas auf ſich halten, will ich gelegentlich und in möglichſter Kürze das Uniformirungsprogramm des laufenden Frühjahrs herſetzen. — Die Beinkleider bleiben anliegend und die Röcke kurz; der Ermel läßt, nach wie vor, die ganze Hand ſehen, und der ganz weiche Kragen legt ſich, vom Halſe abſtehend, auf die Schulter. Den Rock ſchließt eine Reihe ſeidener, platter, bedeutend großer Knöpfe. Die herrſchende Farbe iſt ein faſt ſchwarzes Grün, vert Gray genannt; es nähert ſich dem Myrthengrün, nur iſt es noch dunkler. Dunkelbraun, was zu Negligéüberröcken ſo trefflich paßt, geht nicht mehr. Die geſtreiften oder gerippten engliſchen Zeuge zu Morgenbeinkleidern ſind faſt wie dieſen Winter, nur heller. Blaßgrau oder röthlichgrau ſteht vortrefflich zum Graygrün und einer Chamois- oder citrongelben Weſte. — Die modiſchen Weſten von Ziegenhaar haben ſehr einfaches Deſſin und ausnehmend friſche Farben: citrongelb mit weißen Streifen, abrikoſenroth mit Rippen, ſtrohgelb mit ſchwarz oder weiß getupften Streifen. — Auf den Morgenüberröcken trägt man Krägen von velours lustré, deſſen Effekt ganz eigenthümlich iſt: er ſpiegelt wie moirirter Aſtrachan. — Die Hemden mit Jabots ſind jezt ſo allgemein, daß die andern ordentlich auffallen; die einfachſten ſind allerdings die geſchmackvollſten, indeſſen unterliegen die Details der Falten und des Jabots den Launen der Koketterie. Der Jabot darf übrigens keines Falls über zwei Finger breit ſeyn. — Die verſchiedenen Geſichtsbildungen haben die Wahl unter zwei Hutformen: die eine, à la d'Orsay genannt, iſt niedrig, die Krempe vorne etwas herabgebogen; die andere, à la française, iſt ziemlich hoch mit ganz platter Krempe. — Die Stiefeln bleiben definitiv vorne rund, obgleich die breit abgeſchnittenen beſſer ſtehen und bequemer ſind. Ueber die souliers de ville läßt ſich noch nichts mit Beſtimmtheit ausſagen. — Unter Heinrich VIII. von England fragt der Lord Kämmerer:

Is it possible, the spells of France should juggle
Men into such strange mysteries?

jezt fragt ſo weder ein Kämmerer noch ſonſt Jemand mehr, und wenn die Leſer die Fortſetzung dieſer Notizen wünſchen, ſo will ich mich einer ſo lohnenden Arbeit nicht entziehen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Linz, April.

(Fortſetzung.)

Die Eiſenbahn von Budweis nach Linz.

Die Eiſenbahn von Budweis nach Gmünden erſcheint freilich als ein ſchwacher Verſuch gegen die Rieſenunternehmungen in England und Amerika, wo freilich andere Mittel zu Gebote ſtehen, ſo daß ſelbſt die neue Eiſenbahn zwiſchen Brüſſel und Antwerpen, auf welcher in fünf Monaten über 200,000 Reiſende befördert worden ſind, da man nur jährlich auf 100,000 gerechnet hatte, nicht mit den engliſchen zu vergleichen iſt. Die Budweiſer Eiſenbahn gehört zu der Klaſſe der Schienenwege. Die Schienen ſind völlig flach, und die Räder haben gegen das Abgleiten auf ihrer Peripherie angegoſſene, an beiden Seiten hervorſtehende Ränder von drei bis vier Zoll Höhe. Zwar iſt die Reibung bei dieſer Art Eiſenbahnen ſtärker, und die Bewegung langſamer, aber auch ſicherer, weil die Räder nicht leicht aus der Bahn gehen können, wenigſtens nicht beim Gebrauch der Pferde. Die Eiſenſchienen ruhen auf hölzernen Pfählen, die horizontal auf der Bahn liegen, ſo daß nur die Schienen hervorragen. Die Reibung iſt noch immer ſehr groß, denn aus der Kiesbahn, die in der Mitte der Schienen für die Pferde geebnet iſt, werden durch die Tritte derſelben öfters kleine Steine in die Nähe der Schienen aufgeworfen, auch iſt die Verbindung der Schienen noch ſehr mangelhaft, da man jedesmal den Uebergang des Rades über die Verbindungsſtellen durch einen ſchwachen Stoß empfindet, ſo daß die Bewegung auf der Eiſenbahn der auf den Dampfſchiffen ſehr ähnlich iſt. Dazu kommt noch, daß oft die Schienen durch die Schwere der auf ſie drückenden Laſt und durch die Stärke der Reibung ſich löſen und einzelne Schienen ausſpringen, ſo daß die Auſſeher fortwährend beſchäftigt ſind, ſogleich hinter den Wagen nachzuſehen und neue Schienen einzulegen, wo es nöthig iſt. Die Bahn iſt zur Zeit nur mit einem ſchmalen Geleiſe verſehen, und zwar nur für Pferde eingerichtet, weil es in Böhmen an Steinkohlen fehlt. Große Schwierigkeiten und Hinderniſſe waren bei Anlegung der Budweiſer Eiſenbahn auf dem ſehr ungleichen, oft bergigten und felſigten Terrain zu überwinden, und der Reiſende wird auf derſelben an vielen Punkten an die Rieſenwerke erinnert, welche neuerlich die thätige öſterreichiſche Regierung hat vollenden laſſen, an die herrliche Straße über das ſtilfſer oder wormſer Joch, durch das Veltlin, nach dem Comerſee hinunter bis Mailand, ſo wie an die Straße in Tyrol über Ambezzo nach Venedig und an die über Finſtermünz, die in die ſtilfſer Straße fällt. Die beiden leztern kenne ich nicht; die erſtere Straße aber übertrifft an Kühnheit noch bei weitem Napoleons berühmte Straße über den Simplon. Auch bei Anlegung der Budweiſer Eiſenbahn, neben welcher die ſchöne Chauſſee für den gewöhnlichen Verkehr mit gemeinen Wagen fortbeſteht, hatte man mit großen, aber glücklich überwundenen Hinderniſſen und Schwierigkeiten zu kämpfen; denn ſie mußte ſo viel als möglich in gerader und horizontaler Richtung, über Berge und Thäler, durch Wälder und über Flüſſe angelegt werden, weßhalb ſie oft die bald über, bald unter ihr fortlaufenden Chauſſeen und andere Wege durchſchneidet. Dazu waren koſtbare Brücken über Flüſſe und Abgründe erforderlich, und es mußten längere oder kürzere Strecken der Bahn durch im Wege ſtehende Felſen geführt werden, deren Sprengung oder Aushöhlung unſägliche Arbeit und große Koſten verurſachte. Höchſt überraſchend iſt es nun, wenn man faſt in horizontaler Richtung dieſe Berge und Thäler paſſirt und ſich dabei bald oben, bald unten befindet, jezt hohe Berge und Felſen, dann tiefe Abgründe neben und unter ſich erblickt, oder durch dunkle Felſengewölbe ungehindert, in ſanfter, gleichmäßiger Bewegung, wie auf dem Dampfboot, fortgetragen wird.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 107.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 5. Mai 1837.

Ach, in ſchweigender Nacht ging mir die Todtenerſcheinung,
Unſre Freunde, vorbei!
Ach, in ſchweigender Nacht erblickt' ich die offenen Gräber
Und der Unſterblichen Schaar!

Klopſtock.

Oft in the still night.

Nach Th. Moore.

Oft in der ſtillen Nacht,
Eh Schlummer mich gebunden,
Erinn'rung in mir wacht
Von Tagen, die entſchwunden,
Von Luſt und Leid
Der Jugendzeit,
Liebworten, ſchon geſprochen.
Manch Aug', das ſchien,
Iſt trüb, dahin,
Manch frohes Herz gebrochen.
So in der ſtillen Nacht,
Eh Schlummer mich gebunden,
Erinn'rung in mir wacht
Von Tagen, die entſchwunden.

Wenn ich mir rufe nah
Die Freunde, treuverbunden,
Die hin ich fallen ſah
Wie Laub in Wintersſtunden,
Iſt mir's ſo weh,
Als ob ich geh
Durch öde Gaſtmahlshallen,
Wo Licht und Kranz
Erſtorben ganz,
Geblieben ich von Allen.
So in der ſtillen Nacht,
Eh Schlummer mich gebunden,
Erinn'rung in mir wacht
Von Tagen, die entſchwunden.

Nic. Müller.

Die Claqueurs der Pariser Theater.

(Beſchluß.)

Der Greiner und die Greinerin ſind das Gegenſtück des Lachers und der Lacherin; dieſe ſind die feſten Stützen des Vaudeville, jene die unerſchütterlichen Säulen des Dramas; beide aber ſind den Pariſer Theatern gleich unentbehrlich. Der Greiner gibt das Thränenſignal; bei den rührendſten Stellen des Dramas iſt er der Erſte, welcher ſein Taſchentuch herauszieht und ſich ſchnäuzt; das beſte und bequemſte Mittel, die Rührung zu erheucheln. Da die Traurigkeit eben ſo anſteckend iſt als die Freude, ſo fangen in einem Nu die Logen und Galerien auch an, ſich zu ſchnäuzen und die Thränen abzutrocknen, um hinter den Greinern, welche mit gutem Beiſpiel vorangegangen,

nicht zurückzubleiben. Wer das Amt eines Greiners gut verſtehen will, braucht gleichfalls viel Takt und Geſchmack. Eine gewöhnliche Naſe und ein gewöhnliches Schnupftuch ſind dazu nicht hinreichend; die Greiner der Boulevardstheater bilden daher auch eine eigene Specialität und haben als ſolche Titel und Beſoldung, ſo daß man ſie nicht füglich durch andere Subjekte erſetzen kann. Die erſte Vorſtellung eines neuen Melodrams in der Gaité, im Ambigu comique oder an der Porte St. Martin hat mehr als einmal um mehrere Tage hinausgeſchoben werden müſſen, weil die Greiner gerade nicht bei der Hand, ſondern den Sonntag vorher auf der Courtille bei Desnoyers dergeſtalt zerbläut worden waren, daß ſie in keiner anſtändigen Geſellſchaft ſich ſehen laſſen durften. Die Greiner des ſchönen Geſchlechts müſſen außer dem Schnäuzen und Weinen auch im Nothfalle in Ohnmacht fallen, wenn nämlich das Stück auf Hervorbringung von ſchauder- und ſchreckenerregenden Gefühlen berechnet iſt.

Die vierte und lezte Abtheilung der „Römer" ſind die Aboyeurs, die „Bölker," wie man bei mir zu Lande ſagt. Ihre Hauptbeſtimmung iſt, aus vollem Halſe zu ſchreien, und ihr Hauptverdienſt, ſtarke Lungen zu haben. Sie ſind auch verpflichtet, die Chuteurs zu unterſtützen. Läßt ſich ein ſchrillender Ton vernehmen, und können die Chuteurs der Störung nicht Meiſter werden, ſo erheben ſich die Aboyeurs in Maſſe und ſchreien: à bas le carliste! oder à la porte le républicain! je nach den Umſtänden. So wird der vernünftige, opponirende Theil des Publikums eingeſchüchtert, zum Schweigen gebracht; denn wo ſolche Argumente einem entgegengeſezt werden, thut man am klügſten, zu verſtummen. Gewöhnlich beginnt das Amt der Aboyeurs erſt am Schluß der Vorſtellung, dann brüllen ſie nämlich ſo lange l'auteur! l'auteur! bis der Vorhang in die Höhe geht und ein Schauſpieler vortritt, welcher die drei herkömmlichen Verbeugungen macht und den Namen des Verfaſſers dem begeiſterten Publikum mittheilt. Nun fangen die Aboyeurs auf das Signal des Claqueurchefs an, Bravo zu ſchreien und in die Hände zu klatſchen; denn in dieſem feierlichen Augenblick iſt das ganze Claqueurscorps ſtreng dazu angehalten, zu applaudiren; der Aboyeur, der Chuteur, der Lacher, der Greiner, alles klatſcht in die Hände, und die verſchiedenen Claſſen verſchmelzen in eine einzige, in die der Claqueurs. Der Succeß des neuen Stücks iſt im Sturm erobert und am folgenden Tage ſteht in allen Pariſer Journalen zu leſen, der Name des Verfaſſers ſey unter ſtürmiſchem Beifallsklatſchen genannt worden.

Nachdem ich den Leſer mit den verſchiedenen Ober- und Unterabtheilungen des modernen Römerheers bekannt gemacht habe, kann er ſich überzeugen, daß die Organiſation deſſelben verwickelter iſt, als das Publikum gemeiniglich glaubt. Außer den vielen Tugenden, welche einem guten Chef de Claque nothwendig ſind und welche ich weiter oben aufgezählt habe, muß er auch noch die Eigenſchaft beſitzen, ſich bei der Anwerbung ſeiner Leute als ein Mann von Takt und ſeltener Menſchenkenntniß zu zeigen, damit er Jedem das Amt zutheilt, welches ſeinen natürlichen Anlagen am beſten zuſagt. So kann z. B. mancher „Römer," welcher ſein Lebenlang ein ſchlechter, jämmerlicher Claqueur bleiben würde, einen ganz trefflichen Lacher abgeben; und mancher Andere, der ein abſcheulicher Greiner iſt, würde ſich vielleicht zum köſtlichſten Aboyeur qualifiziren. Alles das verdient ſorgfältige Berückſichtigung; denn nur ein ſcharfblickender General kann für den Sieg einſtehen.

Die Beſchaffenheit eines dramatiſchen Succeſſes hängt ganz von dem Chef de Claque ab, deſſen Hülfe jeder Dichter anſprechen muß. Es gibt nun aber mehrere Arten von Succeß, und der dramatiſche Autor kommt mit dem Chef de Claque ſo oder ſo überein, je nachdem er einen Succeß erſter, zweiter oder dritter Qualität haben will. Einen Erfolg lezter Art verbürgt der Chef de Claque mit vierzig Claqueurs, vier Chuteurs, drei Lachern, fünf Greinern und acht Aboyeurs, alſo mit einem Armeecorps von ſechzig Mann. Um einen Succeß zweiter Qualität zu erringen, iſt etwa eine Verſtärkung von vierzig bis fünfzig Mann nothwendig, ſo daß etwa 100 Köpfe mitwirken. Für einen Succeß erſter und beſter Qualität, wie ihn Herr Harel, der Theaterdirektor an der Porte St. Martin gewöhnlich arrangirt, ſind erforderlich: hundert-fünfzig Claqueurs, fünfzehn Chuteurs, dreißig Lacher, eben ſo viele Greiner, fünf-und-vierzig Aboyeurs, im Ganzen alſo 270 Mann. — Nicht bloß an Abenden der erſten Vorſtellung leiſten die „Römer" den Autoren und Direktoren ihre gefälligen Dienſte, ſondern jeden Abend iſt eine gewiſſe Anzahl davon in die Parterres aller Pariſer Theater vertheilt, um dem Publikum „einzuheizen," wie der Kunſtausdruck lautet. Selbſt die große Oper mißtraut dem Glanze und der Wunderpracht des Schauſpiels, welches ſie zum Beſten gibt, und beſoldet noch bei jeder Vorſtellung ein Peloton von Claqueurs, um Sänger und Tänzer beklatſchen zu laſſen, denen ihr Talent ohnehin den Beifall des verſtändigen, kunſtliebenden Publikums ſichert. Außer den Abenden der erſten Aufführungen iſt der Chef de Claque nie im Saale gegenwärtig; unmittelbar nach der erſten Vorſtellung überläßt er ſeinem Premierlieutenant die Leitung des Heers, und er ſelbſt beſorgt ein anderes, höchſt wichtiges Geſchäft, nämlich „das Waſchen der Billette" (le lavage des billets). Da die Leſer wahrſcheinlich nicht wiſſen, was das bedeutet, will ich dieſen Ausdruck verſtändlich machen.

Der Claqueur wird nämlich für ſeine Arbeit von der Adminiſtration des Theaters und den Dichtern bezahlt, die ſeine Mitwirkung in Anſpruch nehmen; man gibt ihm

indeſſen als Sold nicht viel baares Geld, aber deſto mehr Billette, welche er für ſeine Rechnung am Eingang des Theaters verhandeln läßt, und das nennt man hier zu Lande lavage des billets. Es ſind nun aber nicht bloß die Claqueurs, welche von den geſchenkten Billetten Vortheil ziehen, ſondern auch manche hieſige Dichter, Schauſpieler und Theaterdirektoren betreiben das Waſchen der Billette und wiſſen kleine Profite damit zu machen, welche am Ende des Monats den Wäſchern nicht unbeträchtliche Summen einbringen. Der ehemalige Regiſſeur des Theater français, Jouslin de Laſſalle, iſt gegenwärtig in Unterſuchung wegen unerlaubten Waſchens von Billetten. Auch hat der Polizeipräfekt kürzlich den Handel mit Billetten vor den Theatern verboten; allein es iſt Herrn Deleſſert mit ſeinem Verbot ergangen, wie Herrn Gisquet mit ſeiner Ordonnanz, welche den Theaterdirektionen gebot, das Schauſpiel um eilf Uhr zu ſchließen; d. h. die Vorſtellungen dauern vor wie nach bis über Mitternacht hinaus und der Handel mit Billetten vor den Theatern blüht wie ſonſt unter den Augen der Polizeiſergeanten. Dieſer Handel iſt übrigens ein ziemlich ſicherer Barometer, ob der Succeß des Stücks im Steigen oder Fallen begriffen iſt. So lange die Einnahme gut geht, bleiben die Billettverkäufer ganz übermüthig unter dem Periſtyl des Theaters und warten ruhig die Käufer ab; im Maße aber, als die Einnahme ſchmäler wird, werden die Wäſcher auch geſchmeidiger, zuvorkommender, emſiger und ausdringlicher, ſie bieten alsdann jedem Vorübergehenden ihre Waare an, und wenn die Kaſſeneinnahme ganz aufgehört hat, ſieht man ſie nach allen Seiten hin und her rennen und ihre Billette zur Hälfte des Preiſes ausbieten; ſie hängen ſich Einem wie Kletten an die Kleider und laſſen Einen nicht eher los, als bis ſie ein Billet untergebracht, d. h. „eine kleine Wäſche eingebaucht“ haben. Bei den neuen Stücken der Variétés trifft man während der Abende der erſten Vorſtellungen die Billetverkäufer vor dem Café Veron, am Ausgang des passage des panoramas; eine Woche ſpäter verrennen ſie einem ſchon den Weg in der Mitte des Paſſage, und noch acht Tage ſpäter begegnen ſie einem auf dem Börſenplatz und in der Rue Montmartre.

Die beiden Gefangenen.

(Fortſetzung.)

Verbannt ſeyn iſt immer ein trauriges Loos, aber das Kind iſt es ſchon wenige Schritte von der Schwelle des Vaterhauſes. Kaum drei Meilen lag die Vaterſtadt hinter mir, und mir war, als ſtände ich allein, hülflos in der weiten Welt. Mit recht ſchwerem Herzen ging ich das Ufer des Sees entlang, der eben noch zu Hauſe ſo lachend vor mir gelegen. Je weiter ich kam, deſto mehr überwältigten mich dieſe Gefühle, und ein paar Mal, da ich an der Straße ausruhte, überfiel mich der Jammer ſo mit Macht, daß ich beinahe umgekehrt wäre und mich meinem Lehrer ausgeliefert hätte. — Aber es war zu ſpät; zudem war ich ſo raſch gegangen, daß ich mich bald ſo nahe bei Lauſanne als bei Genf, ſo nahe bei meinem Onkel als bei Monſieur Ratin befand. Dieſer Umſtand richtete mich mächtig auf; mein Gemüth wurde nach und nach ruhiger, bereits fing ich wieder an, an die junge Miß zu denken und den Faden der verliebten Träume wieder aufzunehmen, in denen ich Tags zuvor um dieſe Zeit ſo ſelig geweſen. In dieſer zauberiſchen Natur tauchte ihr Bild noch lieblicher in mir auf; es floß zuſammen mit der herrlichen, heitern Luft, mit dem blauen Duft der Berge, mit dem friſchen Grün der lachenden Ufer, und das Gefühl, verbannt zu ſeyn, war kein bitteres mehr.

Köſtliche Naturkraft der Jugend! Habe ich hier wirklich mich geſchildert? bin ich der junge Burſche, der leichtfüßig am Ufer hinwandert und mit den ſpielenden Wellen, mit dem grünen Ufer Savoyens, mit dem uralten Schloſſe Hermance verliebte Blicke wechſelt und allen Raum zwiſchen Himmel und Erde mit dem mächtigen Gefühl in ſeinem Buſen bevölkert?

Mit Einbruch der Dämmerung ging ich von der Straße ab und bat um Obdach in einem Bauerhauſe. Ich theilte mit den Leuten ihre Suppe und das harte Lager, gab das einzige Geldſtück, das ich in der Taſche hatte, und brach mit Tagesanbruch wieder auf. Ich war ohne Mütze fortgegangen, und die aufgehende Sonne ſchien mir läſtig in's Geſicht; ich trat daher häufig unter das Vordach eines Bauerhauſes, um mich zu erholen, aber die ſonderbaren Blicke der Bewohner oder der Vorübergehenden verſcheuchten mich immer bald wieder. Ich meinte, ſie müßten mir meine Verbrechen anſehen, weil ſie mich ſo neugierig betrachteten, da doch bloß meine Jugend und mein ſonderbarer Aufzug Schuld daran waren.

Hinter dem friedlichen Dorfe Allaman ſieht man links von der Straße prächtige Eichen am Saume eines ausgedehnten Gehölzes. In ihrem Schatten liegt der ganze See vor einem ausgebreitet: gegen das Wallis hin trifft das Auge auf die majeſtätiſche Alpenwand, gegen Genf ſchweift es weithin über einen ſanften Höhenzug, der am Ende mit dem Himmel zuſammenfließt. Dieſes ſchattige Plätzchen war gar zu einladend, und ich ließ mich daſelbſt nieder, um das ſchwarze Brod zu verzehren, das ich von den Bauern erhalten.

Mit Jubel dachte ich daran, daß ich jetzt bald meinen Onkel umarmen dürfe. Es trieb mich ſo mächtig zu ihm, daß der entfernte Gedanke, mein Wunſch könnte nicht in Erfüllung gehen, mich auf's Tiefſte niederſchlug. „Onkel! guter Onkel!“ dachte ich mit ſchwellendem Herzen; „nur ſehen will ich dich! nur bei dir will ich ſeyn!“

In dieſem Augenblick kam auf der Landſtraße ein Reiſewagen mit ſechs Pferden einher, eine dichte Staubwolke hinter ſich. Die Poſtillons knallten luſtig und die Bedienten ſchlummerten ſanft auf dem Bocke. Bereits war der Wagen etwa zweihundert Schritte an meinem Platze vorüber, da hielt er an, ein Bedienter ſtieg ab und kam auf mich zu. Ich wollte mich ſchon aus dem Staube machen, da glaubte ich John, den Lakaien der jungen Miß, zu erkennen. — „Sind Sie," fragte er, „der junge Menſch, „der geſtern aus dem Hauſe hinter St. Peter durchgegangen iſt?" — „Ja." — „So kommen Sie mit mir." — „Wohin?" — „Zum Wagen. Ihr Lehrer macht ſchöne Geſichter! Ei, ei!" — „Wo iſt mein Lehrer?" — „Er ſucht Sie überall. Leichtfertiger Junge!"

Nach dieſen Redensarten argwohnte ich, Monſieur Ratin möchte ſich den Reiſenden angeſchloſſen haben; ich weigerte mich daher, mit John zu gehen, da ſah ich von Weitem ein weißes Kleid aus dem Wagen ſteigen. Sogleich ſprang ich auf und lief der jungen Miß zu, damit ſie nicht auf der ſtaubigen Straße zu gehen hätte; als ich aber näher kam, mußte ich vor Scham und Herzklopfen meinen Schritt mäßigen, und am Ende blieb ich, mehrere Schritte von ihr, ganz ſtehen. — „Sie ſind Monſieur Julius, nicht wahr?" rief ſie mir freundlich zu. — „Ja, Mademoiſelle." — „Ei! wie ſind Sie von der Sonne verbrannt! Kommen Sie doch in den Wagen. — Ihr Lehrer hat ſehr bange um Sie, und es freut mich recht ſehr, daß wir Sie getroffen haben." — „Steigen Sie ein, junger Herr," rief der Alte aus dem Schlage, „ſteigen Sie ein; wir ſprechen ein wenig von Ihrer Geſchichte. — Sie ſind wohl recht müde." — Ich ſtieg ein und der Wagen fuhr davon.

(Der Beſchluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Linz, April.

(Fortſetzung.)

Die Eiſenbahn von Budweis nach Linz.

In all dieſer Hinſicht gewährt dieſe Fahrt viel Unterhaltung und Abwechſelung, neben der großen Bequemlichkeit und Wohlfeilheit, wenn auch in Hinſicht der Schnelligkeit und ſonſt noch Manches zu wünſchen übrig bleibt. Das Geräuſch der Wagen und die ziemlich gleichmäßigen ſchwachen Stöße, welche durch den Uebergang der Räder über die Verbindungspunkte der Schienen entſtehen, erinnern, wie geſagt, an die Dampfſchiffe. Das Geleiſe der Wagen iſt noch enger, als das der gewöhnlichen, ſchon ſehr engen Wagen in Oeſterreich, die aber nach einer neuern k. k. Beſtimmung bald eine breitere Spur bekommen werden. Die für die Eiſenbahn eingerichteten Wagen haben aber dennoch einen viel größern Raum zum Transport der Perſonen und Frachten, da ſie nach allen Seiten hin weit über die Achſen hinausreichen. Das untere Geſtell iſt ganz von Eiſen; jeder Wagen kann vorne und hinten beſpannt werden, ſo daß er nicht umgewendet zu werden braucht, wenn er das Ende der Bahn erreicht hat. Doch ſind auch für dieſen Zweck an beſtimmten Stellen der Bahn, in der Nähe der Auslaufspunkte, bewegliche Kränze, mit Eiſenſchienen verſehen, angebracht, auf denen der Wagen leicht umgedreht werden kann. Das Pferd geht in einer Gabeldeichſel, und ein zweites und drittes, u. ſ. w., bei größern Frachten, aufwärts von Linz nach Budweis, eines hinter dem andern, wie vor den großen Frachtwagen der Kärrner in Frankreich und Italien. Da nur ein Geleiſe vorhanden iſt, ſo ſind an beſtimmten Stellen Ausweichungsplätze eingerichtet, wo die nach genauer Berechnung jedesmal eintreffenden Transporte die etwa zur ſelben Zeit entgegenkommenden Wagen erwarten müſſen. Doch kommt es vor, daß bisweilen auch an andern Stellen die Wagen ſich begegnen, wenn ſie die Zeit nicht genau beobachtet haben, wo denn die kleinere Zahl der Perſonenwagen, nachdem die Paſſagiere abgeſtiegen, ſeitwärts aus dem Geleiſe gehoben werden muß, bis der größere Transport der Laſtwagen vorübergefahren iſt. Dieſe Operation geht ſchneller und leichter von Statten, als man glauben ſollte, kommt jedoch nicht häufig vor, und ſoll eigentlich ganz vermieden werden, da die Laſtwagen an den Ausweichungsplätzen warten ſollen, bis die um dieſe Zeit zu erwartenden Perſonenwagen paſſirt ſind. Die Bahn ſelbſt hat, wie ſchon bemerkt, noch ihre großen Mängel. Am leichteſten ſpringen die Schienen aus an den Ausweichungsſtellen, wo auch die Wagen oft leiden, indem durch einen Stoß an den ſcharfen Kanten der Durchſchnittspunkte, auf welche die Räder nicht immer genau treffen, die eiſernen Achſen — beſonders an den ſchwerbeladenen Salzwagen, aber auch bisweilen an den Perſonenwagen — plötzlich brechen, und dadurch eine Verzögerung oder völlige Hemmung der Fahrt veranlaſſen. Dies begegnete auch mir auf der Rückfahrt von Wels nach Linz, wo die Achſe eines Salzwagens, der in der Mitte eines großen Wagentransportes ſich befand, gebrochen war, ſo daß alle nachfolgenden Wagen ſtehen bleiben mußten, weßhalb die den Transport ereilenden Perſonenwagen nicht vorbei konnten. Allen ſolchen Uebelſtänden wird aber gewiß mit der Zeit, durch größere Vervollkommnung der Bahn, der Schienen und der Wagen, abgeholfen werden. Unglücksfälle aber, wie der, daß ein Poſtillon ein paar Tage vorher aus Unvorſichtigkeit vom Wagen gefallen und von der Laſt der ſchweren Räder zerſchmettert worden, können immer nur durch Vorſicht und Aufmerkſamkeit verhütet werden. Trotz dieſer Unvollkommenheiten iſt aber doch der Verkehr auf dieſer Eiſenbahn ſchon ſehr bedeutend, da Menſchen und Laſten leicht, ſchnell und ſehr wohlfeil weiter befördert werden; denn man zahlt auf den bedeckten, ſehr bequemen und zum Theil eleganten Wagen, die der Länge nach parallellaufende, breite, gepolſterte Sitze für je neun Perſonen, alſo für ſiebenundzwanzig enthalten, etwa 2½ Silbergroſchen für die Meile, und auf den offenen, ebenfalls bequemen Wagen noch nicht volle zwei Silbergroſchen. Dabei kommt man ſo ſchnell als auf dem Eilwagen fort, und fährt weit ſanfter, gefahrloſer, und hat faſt gar keinen Staub zu leiden. Von Budweis aus fuhr ich in einer ſehr geräumigen Kutſche, mit ſechs breiten Sitzen im Innern des Wagens, der an einen größern angehakt war. Beide zuſammen wurden von zwei Pferden gezogen, welche auf dieſe Weiſe mehr als fünfzig Perſonen bequem im Trabe fortſchafften, ſo daß die achtzehn Meilen lange Strecke von Budweis bis Linz in dreizehn Stunden zurückgelegt ward, wofür man 2 fl. 16 kr. C. M. bezahlt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 108.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 6. Mai 1837.

Sie bauten deutſches Wohngemach
Auf fremden Grundes Quelle; —
Sie baueten, dem Aeußern gleich,
Sich auch nach innen Staat und Reich.

Rückert.

Briefe aus der Normandie von J. V.

12ten März 1837.

Das Land.

Seit vier Jahren — ich mußte oft nachrechnen, um zu glauben, daß es nur vier Jahre und nicht eben ſo viele Jahrzehende — hatte ich Deutſchland nicht wieder geſehen; das Geſchick, der Zufall, mein Glück oder mein böſer Stern hatten mich in Frankreichs Hauptſtadt feſtgebannt, und ich hielt oft, wie die Zeit mich zu betrügen ſchien, auch das Meilenmaß für eine Lüge. Nur hundert und etliche Stunden von Paris fließt der Rhein, und an ſeinen Ufern wohnen Deutſche, und das Land, die Berge, die Bäume, jede Quelle ſpricht die deutſche Sprache. Und hier? Wie iſt Alles ſo ganz anders! die Natur und die Menſchen blieben mir ferne, wie ſie mich auch zu ſich hinzogen, wie ich mich auch ihnen anzuſchließen ſtrebte. Ich hörte ihre Sprache, verſtand die Worte, aber ihr Weſen blieb mir fremd. Wenn es mir oft unter den kalten Menſchen zu enge wurde in der großen Stadt, floh ich wohl hinaus, in der freien Natur meinem Herzen Luft zu machen. Aber dann kam es mir ſtets vor, als ſey die Natur ſo kalt, ſo berechnend wie die Menſchen, und ich ahnete eine Wechſelwirkung zwiſchen beiden, die mich erſchütterte und mich erhob.

Was ich in der Umgegend von Paris oft geahnet, die Wechſelwirkung zwiſchen dem Menſchen und der Natur, wurde mir hier in der Normandie nur noch klarer. Die alten Normanen waren deutſchen Stammes, und es fließt des deutſchen Blutes noch viel in den Adern des heutigen Normannen. Das Land aber iſt rein deutſch: in den Städten muß man bei jedem Schritt an Deutſchland denken, und auf dem Lande lächelt uns jeder Hof und jede Hütte, der Baum und die Hecke wie alte Bekannte an, und rufen uns auf deutſch ihr: willkommen! zu. Man könnte Nürnberg oder Köln an die Stelle hinſetzen, wo Rouen ſteht, oder Nürnberg neben Rouen, und um die lezte Straßenecke Nürnbergs in die erſte Straße Rouens einbiegend, würde man ſicher nicht merken, daß man aus einer deutſchen Stadt in eine franzöſiſche eingetreten.

Der Normanne hat noch heute die Grundzüge des germaniſchen Charakters. Er iſt gutherzig und bieder, kräftig, fleißig und tapfer; und in all dieſen Eigenſchaften, die man allerdings oft genug auch bei den übrigen Franzoſen findet, unterſcheidet er ſich von dieſem durch ſeine Ausdauer. Der Franzoſe iſt leicht erregbar, zum Guten wie zum Schlimmen, und iſt gerade durch dieſe Erregbarkeit dem Wechſel ausgeſezt. Der Normanne hält feſt an dem, was er einmal recht gewollt hat, und arbeitet ſtill fort, bis er ſein Ziel erreicht. Kein Bewohner einer franzöſiſchen Provinz, mit Ausnahme vielleicht des

Elſäßers, hat eine ſolche Anhänglichkeit an ſein Geburtsland wie der Normanne. Er kennt das Heimweh wohl nicht in dem Grade wie der Schweizer und der Süddeutſche, aber doch wie der Norddeutſche, und ſein Herz pocht in lauten Schlägen, wenn er das vielbekannte Lied: La Normandie, ſingen hört. Er hängt mehr als beinahe alle andern Franzoſen an dem Beſtehenden, an der alten Gewohnheit. Wie der Schwabe, ſprach er Jahrhunderte lang von dem alten, guten Rechte, und die meiſten, wenn auch noch ſo abſoluten Regierungen in Frankreich ſahen ſich genöthigt, dies alte, gute Recht anzuerkennen, wenigſtens zum Scheine, und mit dieſem Scheine begnügte ſich der Normanne denn auch meiſt und verleugnete auch hier ſeine Herkunft nicht. Denſelben Gegenſatz zwiſchen Heimathsliebe und Wanderluſt, der ſich im deutſchen Charakter ausſpricht, findet ſich auch beim Normannen, und wie der Germane aller Stämme, ſo iſt auch der Normanne ein Abenteurer. Faſt alle Entdeckungen, die die Franzoſen in fremden Weltgegenden gemacht haben, danken ſie dieſer Eigenſchaft der Normannen, deren Seewölfe vor Zeiten der Schrecken aller Kauffahrer und ſelbſt der Kriegsflotten waren, ſo wie die Schiffe der Normannen noch heute alle Meere durchfurchen. Endlich könnte man in Frankreich eben ſo gut ſagen: querelle normande, wie man ſagt: querelle allemande; denn der Normanne iſt von allen Franzoſen derjenige, der die meiſten Prozeſſe hat und in ihnen einen wahren Genuß findet. Ich kenne in Rouen einen Mann, der mit ſeinem Neffen, ſeinen einzigen Erben, den er herzlich liebte, einen Proceß anfing wegen eines Formfehlers in einem Contrakte, den der Neffe zu vernichten und durch einen andern zu erſetzen erbötig war, worein aber der Onkel nicht willigte, um die ſchöne Gelegenheit, nach vielen verlorenen Proceſſen auch einmal einen zu gewinnen, nicht aus der Hand zu geben. Und dergleichen Beiſpiele wiederholen ſich oft genug, weßwegen denn auch der Advokatenſtand in der Normandie in ſehr blühenden Verhältniſſen lebt, und trotz der Revolution und ihren Neuerungen noch immer Küche, Keller, Schweinſtall und Hühnerhof von den Geſchenken ſeiner Clienten gefüllt ſieht.

Wie der Normanne dem Deutſchen, ſo iſt die Normandie Deutſchland nahe verwandt. Die Städte zeichnen ſich, wie die alten deutſchen, meiſt durch ihre gothiſchen Kirchen und Stadthäuſer, durch enge Gaſſen, ſo wie durch große, hohe, dunkle Häuſer mit kleinen, engen Fenſtern aus. Das Aeußere iſt ihnen beim Hauſe, wie den alten Deutſchen, Nebenſache, das Innere Hauptſache; die deutſch-normänniſche Gemüthlichkeit braucht nur ſo große Fenſter, als nöthig iſt, um Licht zu erhalten und ungeſtört im Innern des Hauſes walten zu können. Auf dem Lande ſieht man, wie in Deutſchland und England, eine Menge einzeln gelegener Höfe mit einem Erdwalle, der das Haus und den Obſtgarten umgibt und ſo den altdeutſchen Hag bildet, und wie in Deutſchland, ſieht man in der reichen Normandie viele dieſer Höfe und ihre Nebengebäude mit Stroh bedeckt. Um dieſe Höfe herum aber blühen die ſchönſten Fruchtfelder von ganz Frankreich, und normänniſcher Fleiß und Ausdauer, mit Hülfe von Geſetzen, im Geiſte des alten Germaniens, die Freiheit und Selbſtſtändigkeit ſchützen, haben hier in Mitten Frankreichs eine Inſel geſchaffen, die ein Paradies an Fruchtbarkeit und Fülle iſt.

Die Normandie iſt die reichſte Provinz von ganz Frankreich. Ackerbau, Viehzucht, Fabrikation und Handel ſtehen auf einer ſo hohen Stufe, wie, wenigſtens in dieſem Umfange, kaum irgendwo Europa. Die Oberfläche des Landes beträgt ungefähr ein Siebzehntel von ganz Frankreich; auf derſelben wohnten (1832) 2,645,798 Menſchen, etwa der zwölfte Theil der Einwohnerzahl von Frankreich, und die Territorialeinkünfte betrugen (1833) 176,200,000 Fr., was etwa den neunten Theil aller Territorialeinkünfte von Frankreich ausmacht, ſo daß hier die Erde ungefähr doppelt ſo viel einträgt, wie in den übrigen Theilen von Frankreich. Der Ertrag eines Hectars iſt im Durchſchnitte für ganz Frankreich 28 Fr. 55 Cent., für die Normandie 53 Fr. 69 Cent. In dem Departement Seine inférieure iſt dieſer Ertrag auf Ackerland 100 Fr., auf Weinbergen 112 Fr., auf Wieſen 84 Fr., auf Holzungen 108 Fr.; die Normandie liefert jährlich etwa 5,600,000 Hectolitres Weizen, 1,316,000 Hect. Roggen und Mangkorn, 1,731,000 Hect. Buchweizen, 1,475,000 Hect. Gerſte, 414,700 Hect. Kartoffeln und 2,668,000 Hect. Hafer. Die Viehzucht iſt in eben ſo blühendem Zuſtande: 89,340 Ochſen, 9144 Zuchtochſen, 302,797 Kühe, 54,673 Farſe und 311,011 Pferde (1816) ſind ein Beweis dafür. Die Normandie liefert jährlich an 2,300,000 Kilogramme Schurwolle, und zwar hievon etwa 60,000 Kilogr. Merinowolle und 540,000 Kilogr. Metiswolle. Ein einziges Arrondiſſement des Unterſeinedepartements, das von Neuchatel mit etwa 85,000 Einw., liefert 1,621,921 Hect. Apfel- und Birnenwein. In Bezug auf Handel und Induſtrie iſt die Normandie ebenfalls der blühendſte Theil von ganz Frankreich. Havre iſt ſeine erſte Handelsſtadt; Rouen, Elbeuf, Colbert ſind durch ihre Manufakturen berühmt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die beiden Gefangenen.

(Beſchluß.)

Ich war ſo überwältigt, daß ich kein Wort ſagen konnte. Heftig pochte mir das Herz vor Verwirrung, vor

Scham, vor Seligkeit, und glühende Röthe überzog mein ſonneverbranntes Geſicht. In der Hand hatte ich noch das lezte Stück meines ſchwarzen Brods. — „Sie haben, ſcheint es, keine guten Biſſen bekommen,“ ſo fing der Alte an; „in welchem Gaſthof haben Sie eingekehrt?“ — „Bauern haben mich heute Nacht beherbergt.“ — „Und wohin wollten Sie heute?“ — „Nach Lauſanne.“ — „So weit?“ fragte die junge Miß; „ohne Kopfbedeckung?“ — „Und wäre es viel weiter! fort! immer fort, bis ich bei meinem Onkel bin!“ Und die Thränen traten mir in die Augen. — „Er hat ſonſt Niemanden mehr,“ ſagte ſie zu ihrem Vater, und dabei warf ſie mir einen Blick der Theilnahme zu, ſo entzückend, wie ich es nur in meinen kühnſten Träumen am Fenſter geſehen.

„Liebes Kind,“ fuhr der gute Alte fort, „Sie bleiben bei uns bis Lauſanne, und dort übergeben wir Sie Ihrem Onkel. Aber Sie haben da einen böſen Streich gemacht! vor was war Ihnen denn ſo gar bange?“ — „Von mir, Mylord, hat der Gefangene die Feile. Ich kann Sie verſichern, er litt ſchreckliche Schmerzen; er wollte nur eines ſeiner Eiſen etwas weiter machen.“ — „Nun, das war ja nur Gutherzigkeit. In Ihrem Alter braucht man noch nicht zu wiſſen, weßhalb ein Gefangener einzig und allein eine Feile borgt. Aber wie iſt es mit dem Atelier? Sie waren es? nicht wahr?“ — „Ja, Mylord. Dem Maler hätte ich es geſagt, meinem Onkel, Ihnen; — aber ich fürchtete mich vor Monſieur Ratin.“ — „Das muß ein ſchrecklicher Mann ſeyn, dieſer Monſieur Ratin. Was wollten Sie aber eigentlich im Atelier? Haben Sie das Porträt meiner Tochter umgekehrt?“ — Ich wurde roth bis an die Augen. Er fing an zu lachen. „Ha, ha! Ei, ei! da haben wir's! denn wegen meines Geſichts geſchah es gewiß nicht. Nun, Lucie, ſo werde doch böſe!“ — „Nichts weniger, Vater,“ erwiderte ſie mit entzückendem Lächeln. „Ich weiß, Monſieur Julius iſt ein Freund der Kunſt, er zeichnet ſelbſt recht ſchön, und da iſt es wohl ſehr natürlich, daß er gerne das Stück eines guten Malers geſehen hätte.“ — „Lucie,“ ſagte der Alte mit leiſem Muthwillen,“ du brauchſt auch nicht zu wiſſen, daß, wenn man ein Bild umdreht, worauf du gemalt biſt, es einzig geſchieht, um dein Geſicht zu ſehen.“ Da er ſah, wie ich mich ſchämte, fuhr er fort: „Sie dürfen nicht roth werden, mein liebes Kind; meiner Achtung, ſeyen Sie dies verſichert, thut dies keinen Eintrag, und meine Tochter verzeiht Ihnen; nicht wahr, Lucie?“

Nach dieſen Worten trat eine verlegene Pauſe ein, doch nur ich konnte meiner Verwirrung nicht gleich wieder los werden. Nicht lange, ſo hatte ich vielerlei Fragen zu beantworten, welche die lieben Leute an mich richteten. Der Alte wurde nun noch munterer und herzlicher als bisher; die junge Miß blieb zurückhaltender, bewies mir aber nicht weniger aufrichtige Theilnahme. So oft ich ſie anſah, durchſtrömten mich berauſchend die ſüßeſten Gefühle.

Allermittelſt waren wir ganz nahe an die Stadt gekommen. „Wird Sie Ihr Onkel hart anlaſſen?“ fragte der Alte. — „O nein, Mylord, und wenn auch, ich freue mich ſo auf ihn, daß ich mich deßhalb nicht ſehr grämte.“ — „Lieber Junge!“ ſagte Lucie auf engliſch. — „Ich will Sie ihm doch ſelbſt übergeben. Rue de Chêne, ſagen Sie? — John, bei Nr. 3 Rue de Chêne vorgefahren!“

Ich fürchtete jezt nur, wir möchten meinen Onkel nicht zu Hauſe treffen; aber als der Wagen hielt, erfuhr ich von einem kleinen Kind, er ſey oben. „Er ſoll herunterkommen!“ rief ich dem Kinde zu. — „Nein, wir gehen hinauf,“ ſagte der Alte; „wohnt er hoch oben?“ — „Nur über eine Treppe,“ erwiderte das Kind. Und wie beim Maler leitete die junge Miß den Vater ſorgſam in's Haus, und ich hätte ihre Fußſtapfen küſſen mögen.

Eben war der Onkel nach Hauſe gekommen. Kaum erblickte ich ihn, ſo warf ich mich ihm an den Hals. — „Du, Julius!“ rief er; „und ohne Hut, Kind! aber in guter Geſellſchaft, wie ich ſehe. — Nehmen Sie gefälligſt Platz.“ — Ich ließ ſeine Hand los, um Stühle herbeizurücken.“ — „Wir ſind nur hier,“ ſagte der Alte, „um den Jungen ſelbſt Ihrer väterlichen Obhut zu übergeben. Er hat einen leichtfertigen Streich begangen, allerdings, aber er hat ein gutes, ſehr gutes Herz. Er ſelbſt wird Ihnen erzählen, was Alles uns das Vergnügen ſeiner Begleitung verſchafft hat, und weßhalb wir uns die Freiheit genommen, bei Ihnen vorzuſprechen. Adieu, junger Freund,“ ſagte er und ſchüttelte mir die Hand; „hier eine Karte mit meinem Namen, damit Sie wiſſen, wer ich bin, wenn Sie je einmal unſere Bekanntſchaft erneuern wollen, was mich herzlich freuen ſoll.“ — „Adieu, Monſieur Julius!“ ſagte Lucie und reichte mir die Hand. — Mit thränenſchweren Augen ſah ich ihnen nach.

So kam ich wieder zu meinem guten Onkel Tom. Nach ein paar Tagen gingen wir nach Genf zurück; er that mich weg von Monſieur Ratin und nahm mich zu ſich.

So trat ich in das erſte Jünglingsalter. In des Onkels Bibliothek erzähle ich, wie ſich drei Jahre ſpäter dieſer Zeitraum ſchloß. *

* Ich muß wegen meines nicht ganz ordnungsmäßigen Verfahrens um Entſchuldigung bitten. Des Onkels Bibliothek iſt bereits im Jahr 1832 erſchienen; ſie bildet das Mittelſtück der kleinen Geſchichte; der Anfang liegt hier vor und der Schluß ſoll nächſtens erſcheinen.

Anm. des Verf.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Linz, April.

(Fortſetzung.)

Die Eiſenbahn von Budweis nach Linz.

Auf den Laſtwagen rechnet man für jedes Pferd hundert Centner, abwärts nach Linz — da ſich die Bahn, wegen der tiefern Lage der Stadt im Donauthal, beſonders gegen das Ende zu, abwärts neigt — und für die Fahrt von Linz nach Budweis achtzig Centner; wogegen man ſonſt bei dem gewöhnlichen Laſtentransport auf ein Pferd, wenn ich nicht irre, höchſtens zwanzig Centner zu rechnen pflegt, ſo daß alſo auf der Eiſenbahn ein Pferd vier- bis fünfmal ſchwerere Laſten, mit geringerer Anſtrengung, fortzuſchaffen im Stande iſt, da es faſt nur zu laufen hat, indem der Wagen von ſelbſt fortgleitet, wenn er einmal im Zuge iſt. Man ſieht häufig Transporte von zwanzig und mehr Salzwagen, aneinandergekettet, die dann von mehreren Pferden hintereinander gezogen werden. Bis jezt beſchränkt ſich der Gütertransport faſt nur auf Salz und Eiſen, weil die Bahn noch zu iſolirt daſteht, und auch zunächſt vorzugsweiſe nur für den Salztransport eingerichtet iſt. Wird ſie aber bis Prag verlängert, und von dort bis an die ſächſiſche Eiſenbahn, die im Entſtehen iſt, fortgeführt, ſo wird dann eine Verbindung der öſterreichiſchen Staaten, wie mit dem ſchwarzen Meere, ſo mit der Nord- und Oſtſee hergeſtellt werden, wenn, wie nicht zu bezweifeln, die übrigen projektirten Eiſenbahnen zu Stande kommen. Die Folgen ſolcher Verbindungen ſind gar nicht zu berechnen, und Oeſterreich wird dann, durch die gleichzeitig ausgeführte Verbindung der Donau mit dem Rhein, bei den großen Hülfsquellen und Reichthümern des Landes, weitere Gelegenheit zur Belebung des Handels und Verkehrs finden, und vielleicht mit der Zeit dem ſchon über den größten Theil von Deutſchland ausgedehnten Zollverbande beitreten, was nur wohlthätige Folgen für die ganze Entwicklung des Staates in materieller Hinſicht haben kann. Was wird das reichbegabte Ungarn werden, wenn es in den freien Verkehr mit den übrigen Staaten hineingezogen wird! und was wird es ſchon jezt leiſten, wenn die Dampfſchifffahrt auf der Donau vollkommenen in Gang gebracht ſeyn wird. — Wie ſehr das Publikum die bequeme und wohlfeile Fahrt auf der Eiſenbahn zu ſchätzen weiß, ergibt ſich daraus, daß ſich z. B. auf der Fahrt von Linz nach Wels eine Geſellſchaft von etwa 150 auf den verſchiedenen Wagen vertheilter Perſonen befand, und daß etwa eben ſo viele uns auf andern Wagen entgegenkamen. Daſſelbe wiederholt ſich am Nachmittag, da die Wagen zweimal am Tage abgehen. Beſonders benutzen auch die fröhlichen Linzer die Eiſenbahn zur Fahrt nach dem, eine Stunde von Linz, hart an der Bahn, entzückend gelegenen Vergnügungsorte St. Margarethen, von wo aus Kaiſer Franz mit ſeiner Gemahlin im Jahr 1832 die Bahn eröffnete. Zur Erinnerung an dieſe Feierlichkeit iſt auf dem ſchönſten Punkte dieſer Gegend ein Denkmal errichtet worden. Es war gerade am Sonntag Nachmittag, als ich beim heiterſten Wetter auf der Fahrt auf der Eiſenbahn mich dieſem Glanzpunkte der Linzer Umgebungen näherte. Schon einige Meilen vor Linz wird die Fahrt immer intereſſanter. Immer höher erhoben ſich die Berge, und ſchon blickten aus der Ferne die hohen ſteiriſchen und ſalzburger Alpen herüber. Seitwärts öffnete ſich bald links, bald rechts die Ausſicht in ſchöne Gründe, mit friſchem Grün der Wieſen und des Laubholzes. Plötzlich erblickt man einen Theil des reichen, üppigen Donauthals, im Hintergrunde die Alpen, die mit der ganzen reizenden Ausſicht neckiſch eben ſo ſchnell wieder hinter Berg und Wald verſchwinden. Auf einmal aber breitet ſich auf der höchſten Höhe das ganze herrliche Landſchaftsgemälde vor den entzückten Blicken des überraſchten Reiſenden aus. Ich hatte die Lage von Linz oft rühmen hören, aber ſo reizend hatte ich ſie nicht erwartet. Es vereinigte ſich aber an jenem Abend auch Alles, um den Genuß vollkommen zu machen. Der heiterſte Himmel lag über dem weiten, in üppiger Fülle prangenden Donauthale, über welches die milden Strahlen der Abendſonne ſich ergoſſen. Im nächſten Vordergrunde die überreichen, goldenen Weizenfelder, auf denen die Garben an den Querſtäben der regelmäßig in die Erde gepflanzten hölzernen Stangen maleriſch aufgeſchichtet waren; hinter dieſem goldenen Reichthum das friſche Grün der Donauwieſen, mit üppigem Graswuchs, und die reichen Baumgruppen an den bebuſchten Ufern des ſchwellenden Silberſtroms, der, unzählige Inſeln bildend, in vielfachen Windungen mächtig dahinrauſcht. An demſelben ſah man das ſchöne Linz gelagert, das mit ſeinen großen, weißen, freundlichen Häuſern und ſchönen Kirchen, nebſt dem ſtattlichen Schloß auf der Höhe am Donauufer, ringsum im weiten Kreiſe von zweiunddreißig runden Feſtungsthürmen umgeben, einen reizenden Mittelpunkt bildet, der des ſeltenen Schmuckes einer ſolchen Umgebung würdig iſt. Rechts gegen Weſten erſchien maleriſch der nahe hohe Peſtlenberg, mit ſeiner freundlichen Kirche und einem der Feſtungsthürme; im Hintergrunde aber, gegen Süden, erblickte man ringsum die herrlichen Alpen, vom röthlichen Schimmer der untergehenden Sonne beleuchtet, was dem ganzen Gemälde erſt ſeine Bedeutung gab. Es gehörte zur Vollendung des Bildes, die Hunderte der feſtlich gekleideten Männer und Frauen aus allen Ständen, in maleriſchen Gruppen gelagert, im Genuſſe der ſchönen Natur und ihrer reichen Gaben ſchwelgen zu ſehen.

(Der Beſchluß folgt.)

Charade.

1.

Er luſtig,

2. 3.

und ſie ſo flatterhaft;
Sie immer beweglich, er voller Kraft;

1. 2. 3.

Doch wird ſie mit ihm verbunden,
Hat ſie ihre Richtung gefunden:
Sie dreht ihm ſtets den Rücken zu,
Und richtet ſich dennoch in jedem Nu
Nach ſeinen windigen Launen;
Iſt ſie nicht ein Weib zum Erſtaunen?

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 109.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 8. Mai 1837.

Adieu, débris fameux de Grèce et d'Ausonie,
Adieu, Corrège, Albane, immortel Phidias,
Adieu les arts et le génie!

Delavigne,
dévastation du musée.

Briefe über den Pariſer Salon von 1837.

Von A. Detmold.

Erſter Brief.

Wenn ich damals, im Auguſt vorigen Jahrs, als ich Ihnen auf dem alten Schloſſe zu Baden-Baden das Verſprechen gab, Ihnen Briefe aus und über Paris zu ſchreiben, ſchon gewußt hätte, wie haſtig und eilig hier die Zeit, wie kurz hier das Leben iſt, wie es einem hier unmöglich wird, ſich einmal zu beſinnen und zu überlegen — was Sie an Allem ſehen können, was hier paſſirt — und welche Schwierigkeiten es daher hier hat, Briefe zu ſchreiben, namentlich für einen Deutſchen, der ſich beſinnen muß, ſelbſt wenn er nur einen Brief ſchreiben will — wenn ich dieſes und Anderes damals ſchon gewußt hätte, ich würde jenes Verſprechen nicht gegeben haben. Ich hatte nun nicht ſowohl meinerſeits es vergeſſen, als vielmehr gehofft, Sie würden, aus der Muße des Badelebens zu Ihren Geſchäften zurückgekehrt, Ihrerſeits es vergeſſen haben. Offenherzig muß ich demnach geſtehen, daß Ihr Brief mit der Erinnerung an jenes Verſprechen und der direkten Aufforderung, Ihnen meine Anſichten über den diesjährigen Salon mitzutheilen, mir etwas ungelegen kam und daß ich mich dieſer Aufgabe eben nicht gern unterzogen habe. Ich ſage das nicht, um den nachfolgenden Mittheilungen in Ihren Augen irgend einen Werth beizulegen, ſondern nur um denſelben gleich von vornherein den Umſtand, daß ich durchaus invita Minerva ſchreibe, als Entſchuldigung vorzuhängen.

Meine Anſicht über den Salon und franzöſiſche Kunſt im Allgemeinen — ſo lautet Ihr Wunſch! — Sie wiſſen nicht, welche Aufgabe das iſt, ungefähr als wollte man eine Beſchreibung des Chaos verlangen. Und ich glaube, daß Sie, namentlich vermöge Ihrer Stellung, ſich doch noch eher vom Chaos als vom Pariſer Salon eine Vorſtellung machen können. Wahrlich, dieſe Aufgabe iſt meinen Kräften gegenüber nicht gering, wenn ich auch nur bedenke, wie ſchwer es ſchon an und für ſich iſt, über Werke der bildenden Kunſt zu reden, und wie doppelt ſchwer, da ich zu Ihnen reden ſoll, der Sie die Bilder nicht geſehen. — Was mich bei dieſer Aufgabe tröſtet, ſind die hieſigen Journalartikel über den Salon; wenn ich ſehe, wie leicht deren Verfaſſer die Sache genommen, ſie, die doch zu einem Publikum redeten, das ihre Artikel mit den Bildern vergleichen konnte, und was ſie dieſem Publikum geboten, ſo bekomme ich Muth und Leichtſinn und lache über meine deutſche Schwerfälligkeit. Legen Sie aber deßhalb meinen Anſichten nicht mehr Gewicht bei, als einem franzöſiſchen Feuilletonartikel, mit Ausnahme meiner Unparteilichkeit, wenigſtens in Betreff der Künſtler.

Dieſer Pariſer Salon iſt ein ſeltſames Ding, und mir iſt er beſonders wunderbar vorgekommen. Ich hatte mich mit deutſcher Gründlichkeit dermaßen in den Carneval vertieft, daß, als nun nach dem Ende und gerade während der Nachfeier deſſelben, dem Mi-Carême, der Salon eröffnet wurde, ich noch immer inmitten der Opernbälle und des tollſten Maskenſpaßes zu ſeyn glaubte. Wie geſagt, es war Mi-Carême, und auf den Boulevards drängten ſich die Wagen mit Masken. Ich ging nach dem Louvre, und als ich in die Räume trat, in denen ich heimiſcher war als irgendwo in Paris, weil ich ſeit fünf Monaten faſt täglich dort war — die Räume, wo ich gewohnt war, Rembrandt, Claude le Lorrain, Rubens, Tizian und Raphael an den Wänden zu ſehen — als ich in dieſe Räume trat, glaubte ich wirklich, ich ſey auf einem Maskenballe und ſehe den wahnſinnigen Galopp tanzen. Statt der wohlbekannten alten Meiſter das tollſte Gewirr neuer Bilder! Man hat nämlich hier in Paris, wo man Lokale für Alles beſitzt, keines für die alljährlich wiederkehrende Kunſtausſtellung, und da iſt man auf die ingeniöſe Idee gekommen, die alten Bilder im Louvre für die Dauer der Ausſtellung zu verhängen und auf dieſe Weiſe dieſelben Räume, wo man ſonſt die Schöpfungen alter Kunſt bewundert, für den Salon zu benutzen. So iſt es eine wirkliche Maskerade — die alten Meiſter haben neue Bilder vor ihrem ernſten Antlitze hängen. Nur iſt der wichtige Unterſchied zwiſchen dieſer und den andern Maskeraden, daß auf den letzteren unter den bunten, prächtigen Kleidern allerlei Lumpenvolk ſteckt, ſtatt daß im Louvre während des Salons gerade das Umgekehrte Statt findet. — Hier in Paris, wo alle öffentlichen Anſtalten mit einem grenzenloſen Luxus ausgeſtattet ſind, wo für das kleinſte Bedürfniß des Publikums mit einer Genauigkeit geſorgt iſt, welche zeigt, daß das Volk hier wirklich der Souverän iſt — hier hat man keine beſondern Räume für die alljährliche Kunſtausſtellung, eine der wichtigſten Phaſen im hieſigen geſellſchaftlichen und öffentlichen Leben! Meine Vaterſtadt Hannover hat auch, freilich erſt ſeit wenigen Jahren, eine Kunſtausſtellung, aber noch kein apartes Lokal dazu; als ich nun ſah, daß hier in Paris, der Hauptſtadt von Europa, daſſelbe der Fall, fühlte ich ordentlich einen Stolz als Hannoveraner, da ich eine ſo bedeutende Aehnlichkeit zwiſchen meiner Vaterſtadt und Paris entdeckte, was mir früher nicht hatte gelingen wollen. Wahrlich, es iſt bettelhaft für eine Nation, wie die franzöſiſche, und eine Stadt wie Paris, daß ein ſolches Lokal fehlt, welches ſeit einer langen Reihe von Jahren alljährlich auf's Neue nöthig iſt. Und nun welche unverantwortliche Barbarei, die herrlichen alten Bilder im Louvre mehrere Monate hindurch zu verhängen, wodurch nicht allein die Freunde wahrer Kunſt, die dieſen Genuß ſo lange entbehren müſſen, und die Künſtler, die während dieſer Zeit nicht im Louvre arbeiten können, ſondern — was weit ſchlimmer iſt — die Bilder ſelbſt bedeutend leiden, da ſie durch den Staub, der vier Monate hindurch auf ihnen liegt, nicht wenig ruinirt werden.

Beinahe ſollte man glauben, es liege dieſem Umſtande — daß die alten Bilder während der Erſcheinung der neuen ellipſiren — eine Abſicht zu Grunde, und wenn das nicht iſt, ſo iſt es wieder eine Beſtätigung der alten Wahrheit, daß den Franzoſen Alles zum Glück ausſchlägt, ſelbſt der Umſtand, daß es an einem Lokale für den Salon fehlt. Dadurch nämlich, daß man während der zweimonatlichen Dauer des Salons, einen Monat vorher und einen Monat nachher die alten Kunſtwerke nicht ſehen kann, wird eine Vergleichung unmöglich gemacht, die bei der Ausgeſuchtheit und Vortrefflichkeit der alten Bilder für die Schwachheit der neueren doch gar zu gefährlich wäre. Man ſollte wahrlich ſo etwas vermuthen, namentlich da diejenigen Räume des Louvres, wo die Antiken aufgeſtellt ſind, während der Dauer des Salons — obgleich dieſe Räume durchaus nicht für den Salon benuzt werden — dem Publikum unzugänglich ſind, aus welchem Grunde, weiß ich nicht, wenn es nicht iſt, um eine Vergleichung dieſer antiken Sculpturen mit den ausgeſtellten neuen zu verhüten. Dagegen ſind während der Dauer des Salons die Säle des egyptiſchen Muſeums (— das ſonſt geſchloſſen iſt —) dem Publikum geöffnet. Auch hievon weiß ich keinen Grund, als vielleicht weil neben den Häßlichkeiten egyptiſcher Kunſt die neufranzöſiſche denn doch labend und erquickend erſcheint.

(Die Fortſetzung folgt.)

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortſetzung.)

Der Fleiß, die Ausdauer der Bewohner der Normandie iſt unſtreitig vielfach die Quelle dieſes blühenden Zuſtands der Provinz; aber es iſt nicht zu verkennen, daß auch die Inſtitutionen, die die Normannen hieher verpflanzten, hiezu ſehr viel und wohl am Ende die Hauptſache beigetragen haben.

Die Normannen waren ein paar Jahrhunderte der Schrecken von ganz Europa, und ſeit einem Jahrtauſende wird ihr Name da, wo ſie durchzogen, mit innerem Schauer genannt; denn ſie waren furchtbar im Kampfe und ihre Siegesgeſetze oft ſchrecklich für den Beſiegten. Aber wo ſie hinkamen und lange genug blieben, um ſäen zu können, da legten ſie einen Keim in den Boden, der goldene Früchte trug, und dieſer Keim hieß: Freiheit. Sieger und Beſiegte ernteten die ſchöne Frucht, die er trieb. Schon Carl der Große ſah im Geiſte, daß dieſe kecken Söhne des Nordens zu gewaltig, zu frei, zu kräftig

für ſeine entarteten Franken waren; und als er in dem Hafen von Maguelone ihre Segel erblickte, da weinte der eiſenharte Beſieger der Mauren und Sachſen Thränen, die zu einer blutigen Prophezeihung für ſein Volk wurden. In dieſen Thränen aber lag gegen ihn ſelbſt die härteſte Anklage, und wer weiß, ob er nicht eher über ſich ſelbſt, als über ſeines Volkes zukünftiges Unglück weinte. Denn wahrlich, ohne Carl des Großen endloſe Kriege, ohne ſeine Herrſchſucht, die ſeines Volkes Kraft auffraß, wie der Röſt den geſunden Stahl, die es zwang, ſeine Freiheit zu verkaufen, um das Leben zu friſten, und die den Reſt der freien Männer auf den Schlachtfeldern nutzlos opferte, würden die Normannen nie im Stande geweſen ſeyn, die Franken ſo zu Paaren zu treiben, wie dies nach Carls Tode geſchehen iſt. Es iſt überhaupt eine eigene Sache um die großen Männer in der Geſchichte, und die meiſten ſind eher die verwöhnten Schooskinder einer Vergangenheit, die ihnen Alles vorgearbeitet hat, als die ſtarken Väter einer von ihnen geſchaffenen Zukunft. Und nur weil die Völker ein zähes Leben haben, und oft erſt ein Jahrtauſend ſpäter an den Eiterbeulen ſterben, die ihnen eine Hezjagd, wie die eines Carls des Großen, zugezogen hat, und ſie unterdeß mitunter ganz friſch ausgeſehen haben, geht man in ihrer Krankheitsgeſchichte nicht bis auf den Urſprung zurück. Wenn Carls des Großen ganzes Streben einen Sinn haben ſoll, ſo muß man ihm die Abſicht unterſtellen, die germaniſchen Völker zu einer Einheit zu zwingen, ein einiges Germanien als den Erbhalter Roms zu ſchaffen. Aber die, die ihm dieſe Abſicht wohlfeilen Kaufes unterſtellen, kümmern ſich wenig darum, daß der große Carl ſie ſelbſt Lügen ſtrafte, indem er das einige Germanien unter ſeine Söhne theilte. Aber wenn er dies nicht wollte, was beabſichtigte er denn? Man fragt ſeit einem Jahrtauſend bei der Geſchichte an, ohne daß dieſe eine Antwort gab; denn ſie ſagt uns nur, daß er die Inſtitutionen Germaniens zernichtete, indem er das Volk in den Gerichten durch beſtellte Richter erſezte, indem er ſeine Kraft brach, es zwang, ſich und ſeine Freiheit zu verkaufen, daß er endlich viele Schlachten geliefert, viele Völker unterjocht, und ein großer Kriegsheld und Herrſcher geweſen. Seine Nachfolger waren nicht mehr im Stande, den Streifzügen der Normannen ſich zu widerſetzen, denn ſie ſtritten unter ſich um das einige große Reich des Kaiſers, und fanden ein Volk vor, deſſen lezte Kraft der große Kaiſer vergeudet hatte. Ein paar tauſend Normannen reichten jezt hin, in das Herz des Frankenreichs vorzudringen, und Alles niederzuſchmettern, was ſich ihnen zu widerſetzen wagte; denn ſie waren tapfer, wie vor Carl die Franken, und ſie waren frei, was dieſe nicht mehr waren, und im Gefühle ihrer Freiheit waren ſie ſtolz, keck, gewaltig und unbeſiegbar. Im Jahr 876 eroberte Rollo Rouen; er durchzog von hier aus Frankreich mit ſeinen ſiegreichen Schaaren, und Rollo, der kecke, wilde Normann, der Führer jener ungebändigten Schaaren, von denen alle zeitgenöſſiſchen Chroniken beinahe wie von wilden Thieren, Peſt und Hungersnoth ſprechen, wurde der Geſetzgeber ſeines Volks, und dieſe Geſetze eines Barbaren waren die Urſache des ſchnellen Aufblühens und der Keim zum ſpätern Wohlſtande des Landes. Seine Geſetzgebung bekundet, daß er ſeine Normannen, ihre Freiheit und Selbſtſtändigkeit ſo hoch achtete, als ſie ſelbſt ſie ſchäzten. Jeden, der die öffentliche Ruhe ſtörte, traf nach derſelben die Verbannung, und die ſtrengſte Strafe war über den Diebſtahl verhängt. Die Wirkſamkeit dieſer Strenge, oder wohl noch mehr den rechtlichen Sinn des Volkes beweiſt eine Anekdote, welche die Geſchichte aufbewahrt hat. Rollo, ermüdet von der Jagd, legte ſich im Walde von Roumare nieder, um auszuruhen. Er hing ſein werthvolles Armband an einen Baum und vergaß es nachher wegzunehmen. Und ſo hing es hier drei Jahre lang, ohne daß Jemand es wagte, oder es über ſich gewinnen konnte, es ſich zuzueignen.

Nachdem Rollo mit dem Könige der Franzoſen Friede geſchloſſen, berief er ſeine Stände, um mit ihnen über das Beſte des Landes zu berathen, und die Verſammlung beſtand aus den Biſchöfen und Baronen, aus den Mairen und Schöffen der Städte und aus den Vorſtehern der Hundert- und Zehntgemeinden, ſo wie überdies noch aus vielen andern weiſen Männern (sages hommes). Es waren dies die Vertreter der Geiſtlichkeit, des Adels, der Städter und des Landvolkes, alſo der ganzen Bevölkerung. In Frankreich gab es zu jener Zeit kein Volk mehr, denn Carl der Große, noch mehr die nach ihm kommenden Könige hatten daſſelbe ganz aus dem öffentlichen Leben verdrängt, und erſt vier hundert Jahre ſpäter, im 14ten Jahrhundert, berief zum erſten Male wieder Philipp der Schöne den Tiers-état zu den Sitzungen der Generalſtaaten. Wie Rollo für die Vertretung des Volkes ſorgte, oder beſſer, wie ihn das germaniſche Princip, wie Herkommen und Sitte der Normannen ihn hierzu zwangen, ſo zwangen ſie ihn auch, für eine gute Rechtspflege zu ſorgen. Der Echiquier der Normandie, eine Art Geſchwornengericht, war der höchſte Gerichtshof, der bald in Rouen, bald in Caen, Bayeux, oder Falaise zu Gericht ſaß und das Volk gegen Unrecht in Schutz nahm.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, April.

Der Admiralitätsplaz im Carneval.

Seit einigen Tagen iſt unſer Carneval vorüber, während welchem die heiter-kalten Wintertage, die hier bei dieſer vorgerückten Jahrszeit eine ſeltene Erſcheinung ſind, den

Eisbergen und Schaukeln ungewöhnlich viel Volk zuführten. Der dafür beſtimmte Admiralitätsplaz wimmelte von frohen Schaaren, welche ihre Freude durch lautſchallende Geſänge kund thaten; denn ſoll der gemeine Ruſſe, gleichviel, ob bei der Erholung oder der Arbeit, froh ſeyn, ſo muß er ſingen. Nächſt zwei großen, ununterbrochen von den Volkshaufen beſezten Eisbergen und einer Menge mit den verſchiedenartigſten Zierrathen aufgepuzten Schaukeln, denen vorzüglich der weibliche Theil und die Jugend dieſer Klaſſen zuſprechen, hatte man ſechs elegante hölzerne Häuſer für die Kunſtleiſtungen der Gaukler und Jongleurs, in ziemlichen Entfernungen von einander, zur Verhütung jeder Feuersgefahr und damit die ſchreckliche Kataſtrophe des vergangenen Jahrs ſich nicht erneure, aufgebaut. Dieſe Baracken pflegen jedoch ſeit einigen Jahren vorzugsweiſe nur von den höhern Klaſſen beſucht zu werden, denn das Volk muß ſich hier in den Ausbrüchen ſeiner wilden Freude genieren, und ſpricht daher viel lieber und mit Leidenſchaft den Eisbergen und Schaukeln zu, wo es ſich zwanglos ſeiner tollen Luſt überlaſſen kann. Soll der gemeine Ruſſe den Freudenbecher der Luſt in vollen Zügen nach ſeiner Weiſe leeren, ſo müſſen keine Einflüſſe von außen ſtörend auf ihn wirken. Die höhern Klaſſen vermißten diesmal die Seele des ganzen Carnevals, die Lehmannſche Geſellſchaft, welche im vergangenen Sommer, nach mehreren erlittenen harten Unfällen, bei Nacht und Nebel von hier verſchwand. Sie hatte es wirklich in pantomimiſchen und Balletdarſtellungen zu einer außerordentlichen Kunſthöhe gebracht, und in der Carneval- und Oſterwoche drängten ſich alle Stände des hohen Publikums mit ſolcher Wuth zu ihrer Baracke, daß man oft nur mit Lebensgefahr ſie betreten konnte.

Der Nationalcharakter eines Volks ſpricht ſich am deutlichſten bei ſeinen Jahresfeſten aus. Der achttägige Carneval iſt eines der beliebteſten Nationalfeſte in Rußland, auf den ſich die Volksklaſſen ſchon Monate zuvor freuen, auf deſſen Genuß ſie ſich durch Erſparniſſe vorbereiten. Sobald nach beendigter Meſſe um zwölf Uhr Mittags die Trompeter der Baracken das Signal zum Beginn der Volksluſtbarkeiten gegeben haben, ſieht man gegen ein Uhr das Volk von allen Seiten ſchaarenweiſe, in geſonderten Gruppen, welche in der Regel aus dem Hausvater, der Hausmutter, den ältern Kindern und dem Hausgeſinde beſtehen — eine ihnen noch gebliebene Tugend ihrer Altvordern — dem Plaze zuſtrömen, der nun bis zum Einbruch der Nacht nicht leer wird. Ein Theil der Menge umringt gaffend die Baracken; ihr größtes Vergnügen iſt hier, den Fratzen des Polichinells zuzuſehen, welche derſelbe vorne auf dem Balkon unentgeltlich zum Beſten gibt. Er beabſichtigt dabei, ſie zur angehenden Vorſtellung in die Baracke zu locken; doch dies gelingt ihm troz aller Mühe nicht oft, denn unſer gemeine Mann iſt ſehr genau, obgleich er ſich meiſtens, wenigſtens in den Hauptſtädten, ein ſchönes Geld verdient. Ihm thun die zehn Kopeken Silber weh, die er für ſeinen Plaz in der Baracke opfern müßte. Verſchwender ſind in dieſer Klaſſe große Seltenheiten; ſehr häufig findet man aber in ihr Leute, die durch Enthaltſamkeit und Sparſamkeit ſich ein für ihre Verhältniſſe anſehnliches Kapital erworben haben. Die Gewinnſucht iſt überhaupt eine der vorherrſchendſten Leidenſchaften des Ruſſen.

(Die Fortſezung folgt.)

Linz, April.

(Beſchluß.)

Linz und das Donauthal.

Die Linzerinnen verdienen vollkommen den Ruf der Schönheit, und ihr ſchlanker, aber kräftiger Wuchs, und die feinen, friſchen Geſichter unter den blanken Goldhäubchen bilden den reizendſten Contraſt weiblicher Zartheit und kriegeriſcher Amazonentracht. Dieſe Häubchen von Golddraht ſind berühmt, wie die fetten Linzer Torten, und finden ſich auch in Innsbruck und andern Gegenden von Oeſterreich, und es wird mit denſelben ein großer Luxus getrieben, da ſie nicht ſelten 80 — 100 fl. Schein (20 — 25 Rthlr.) ja noch weit mehr koſten. Ueberhaupt zeugt der Reichthum und Luxus in der Kleidung von dem wirklichen Reichthum des ſchönen, glücklichen Landes, das ein fröhliches, gutmüthiges und glückliches Volk bewohnt, welches in Ruhe und Frieden die Fülle der Gaben genießt, die die gütige Hand des Schöpfers verſchwenderiſch über das herrliche Land ausgebreitet hat. Die enganſchließende Kleidung der kräftigen, ſchön gewachſenen Männer aus dem Volke, der farbige, meiſt grüne oder gelbe Federhut, wie die Tyroler ihn tragen, die bunten Bänder, die lebhaften Farben der ganzen Tracht erinnern überhaupt ſchon ſehr an den Süden. — Mit der untergehenden Sonne fuhren wir hinab in das Thal zur Stadt, wo uns ein großes, neugebautes Gaſthaus, hart an der Eiſenbahn, in der Vorſtadt vor der Donaubrücke aufnahm. Uebrigens geht die Bahn ohne Unterbrechung über die Brücke fort, und der eigentliche Abſteigeplaz iſt jenſeits derſelben, am rechten Ufer der Donau, außerhalb der Stadt.

Linz iſt auch im Innern eine ſchöne, freundliche Stadt, wo Alles auf lebhaften Verkehr und Wohlhabenheit ſchließen läßt. Die hohen, weißen Häuſer in den breiten Straßen, die großen, ſchönen Pläze, die Nähe des prächtigen Stroms, über den eine breite hölzerne Brücke führt, geben der Stadt etwas Großartiges, und Vieles erinnert unwillkührlich an Innsbruck, das aber ſchon mehr italieniſchen Anſtrich hat, beſonders durch die noch flachern Dächer, mit Altanen und Treppen, und das ringsum von den nahen, mit Schnee bedeckten Alpen umgeben iſt, deren weiße Häupter überall über die hohen Häuſer in die engen Straßen hineinſchauen. Das reiche, üppige Donauthal bei Linz gewährt einen lieblichern Anblick, wogegen das romantiſche Innthal bei Innsbruck, ungeachtet ſeiner Fruchtbarkeit, einen ernſtern Charakter an ſich trägt. — Am folgenden Morgen beſtieg ich den hohen Beſtlenberg beim heiterſten Wetter. Die reiche Gegend erſchien nun im Lichte der Morgenſonne, und der höhere Standpunkt gewährte auch nach Weſten hin, über das Donauthal bis zu den ſalzburger Alpen eine reiche Ausſicht, deſſen ungeachtet ziehe ich den vorher beſchriebenen Punkt vor. Auf dem Beſtlenberge befindet ſich neben der freundlichen Kirche, etwas tiefer, einer der zwei-und-dreißig Feſtungsthürme, die von dem Erzherzog Maximilian von Eſte neu erbaut ſind. Linz iſt durch dieſe Thürme zur Feſtung geworden, ohne in enge Mauern eingeſchloſſen zu ſeyn. Rings um die Stadt, im weiten Kreiſe, auf beiden Seiten der Donau, erblickt man die Thürme, von denen ſich drei-und-zwanzig auf dem linken und neun auf dem rechten Ufer befinden. Die Stadt ſtellt ſo ein verſchanztes Lager dar, und kann im Kriege Bedeutung gewinnen. Ein ſolcher Thurm hat achtzig Fuß im Durchmeſſer, dreißig Fuß Höhe über dem Boden und ein Souterrain von zehn Fuß, in welchem die Munition und der Brunnen befindlich ſind. Die dreißig Fuß über der Erde zerfallen in drei gleich hohe Stockwerke, deren unterſtes Vorräthe enthält; das mittlere dient zur Wohnung für die Beſazung, in dem obern befindet ſich eine Anzahl Wurfgeſchüz. Auf der Plattform ſtehen zehn ſechzehnpfündige Kanonen; ein Graben umgibt den Thurm, und jenſeits deſſelben ein Erdmantel von gleicher Höhe mit dem Gebäude.

Beilage: Literaturblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 110.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 9. Mai 1837.

Ich ſah die großen Lenkungen
Beſchloßner Völkerrettung,
Berechnete Verſchrenkungen
Zukünft'ger Weltverkettung;
Wie, für einander gegenſeits
Beſtimmt, ſich ſuchend allbereits,
Sich fand Geiſt und Gefäße,
Das ihn, der es beſäße.

Rückert.

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortſetzung.)

Die Folgen dieſer Inſtitutionen zeigten ſich ſehr bald, und während im übrigen Frankreich oft die ſchrecklichſte Hungersnoth herrſchte, während das Volk dort ſo unglücklich als möglich war, hob ſich die Normandie ſchon unter dem zweiten Herzoge, Wilhelm Langſchwert, zu einer Blüthe, die ſelbſt die ewigen Kämpfe mit den Franzoſen nicht zu vernichten im Stande waren.

Alle Herzoge haben die urſprünglichen Inſtitutionen, die ſie aus ihrem Mutterlande mitbrachten, im Allgemeinen geachtet, wenn auch Beiſpiele genug vorkommen mochten, wo ſie dieſelben im Einzelnen zu umgehen wußten. Selbſt der kecke Robert, dem der Schrecken, welchen ſein Schwert verbreitete, vielleicht ein Scherz, den er ſelbſt auf dem Sterbebette machte,* den Namen: der Teufel, erwarb, der den Adel verhöhnte, indem er Harlotte, die Tochter eines Gerbers von Falaiſe, zu ſeiner Frau und zur Mutter Wilhelm des Eroberers machte, achtete die Geſetze ſeiner Ahnen. Und derſelbe Wilhelm der Eroberer, in deſſen Adern plebejiſches und fürſtliches Blut ſich miſchten, wie in ſeinem Herzen Kraft und Stolz, der das Geſchick und deſſen Fingerzeige, als es ihn durch Stürme in Fecamp feſthielt und als er beim Ausſteigen aus ſeinem Schiffe auf Englands Boden fiel, Lügen ſtrafte; der Aebte und Prälaten in ihre Grenzen zurückwies, den Adel durch einen Gottesfrieden und das Volk durch eine geſetzliche Feierſtunde, nach welcher ſich Jeder in ſein Haus zurückziehen mußte, meiſterte — ſelbſt Wilhelm achtete dieſelben, und wagte nicht, ſeinen Zug nach England zu beginnen, ohne zuvor den Adel, die Geiſtlichkeit und den dritten Stand um Rath gefragt zu haben. Eine Anekdote aber, die die Geſchichte aufbewahrt hat, zeigt, wie auch das Volk das Andenken ſeines Rechts nicht verloren und wie es dem Fürſten ſelbſt gegenüber es zu behaupten wußte. Wilhelm, der Eroberer Englands, war geſtorben und ſollte in Caen begraben werden. Als aber ſeine Leiche bei ſeiner Grabſtätte niedergeſezt wurde, da hörte man aus der Menge hervor den H a r o r u f der alten Normannen erſchallen. Ein ſchlichter Bürger von Caen, Namens Aſſelin, trat hervor und ſagte: „Der König, den ihr begraben wollt, hat nicht allein die Nation durch ſeine Waffen unterjocht, er hat mich perſönlich verfolgt und mit dem Tode bedroht. Jezt, da er ſelbſt todt iſt und

* Er war, als er aus Paläſtina zurückkam, unterwegs krank geworden und ließ ſich von vier Mohren auf einer Bahre tragen. Ein Normann, der ihm in dieſem Aufzuge begegnete, fragte ihn, ob er keine Botſchaft in ſeine Länder mitzugeben habe. „Du ſagſt,“ antwortete Robert, „daß du mich von vier Teufeln haſt in's Paradies geleiten ſehen.“

da ich ſeine Ungerechtigkeit überlebt habe, will ich nicht, daß er mir das Friedensaſyl ſchuldig ſeyn ſoll. Die Erde, wo ihr ihn beiſetzen wollt, iſt mein Eigenthum, deſſen er mich beraubt hat. Der Urheber des Unrechts iſt nicht mehr, aber das Unrecht hat ihn überlebt. Ich berufe mich auf Rollo, auf den Gründer, auf den Vater dieſes Staats. Er hat geſagt: „Je mächtiger ein Mann, deſto mehr Unterthänigkeit iſt er dem Geſetze ſchuldig.“ Das war die Rede eines ſchlichten Bürgers, dem Erben der Macht und des Anſehens Wilhelm des Eroberers gegenüber. Und dieſer achtete das Recht des Bürgers und zahlte ihm den Preis, den er für das Grab eines Königs, ſeines Feindes, forderte. Es liegt in dieſer einzigen Anekdote mehr Stoff zu einer Würdigung des Zuſtandes des damaligen normanniſches Volkes, als in allen Geſetzen jener Zeit zuſammen.

Die Normandie übte von dem Augenblicke an, wo ſie durch Germanen zu einem eigenen Herzogthume erhoben war, den entſchiedenſten Einfluß auf das Geſchick Frankreichs aus. Schon der dritte Herzog der Normandie gab Frankreich ein neues Königsgeſchlecht, das der Capets. Richard I., Herzog der Normandie, war Hugo Capets Vormund und die Seele der Generalſtaaten von Nayon, wo (987) Lothar entſezt und der Graf von Paris als König ausgerufen wurde. Erſt von jezt an wurde Paris die Hauptſtadt Frankreichs, und in dieſem Umſtande allein liegt ein Gewicht, das nicht wieder aufhörte, ſich in den Wagſchalen der Geſchichte geltend zu machen. Robert, der Teufel, ſicherte Heinrich I. ſeine Krone gegen ſeine eigene Mutter Conſtanze und ſeinen Bruder, und ſeit Wilhelm dem Eroberer drehte ſich über anderthalb Jahrhunderte die Geſchichte Frankreichs um die Normandie wie das Rad um ſeine Achſe.

Der Einfluß der Normandie auf ganz Europa war nicht minder bedeutend, wenn man bedenkt, daß es Normannen waren, die den Pabſt in Italien ſchüzten und ihm zugleich Geſetze vorſchrieben, und daß es ein Normanne war, der durch die Eroberung Englands die Inſtitutionen dieſes Landes änderte und ſeinen Einfluß auf die Verhältniſſe des Continents begründete. Unter Johann ohne Land, dem Neffen und Nachfolger Richards Löwenherz, kam (1204, 292 Jahre nach Rollo) die Normandie wieder an Frankreich. Aber die Wiedervereinigung mit lezterem hat weder den Charakter des Volks noch die Bedeutung der Provinz in der Geſchichte des Mutterlandes geändert. Der Geiſt der Selbſtſtändigkeit, der durch die germaniſchen Inſtitutionen in's Volk übergegangen war, zwang ſchon Ludwig X. (1315), eine neue Charte normande zu geben, die ſpäter oft beſtätigt, beinahe in allen königlichen Ordonnanzen angeführt, aber allerdings noch öfter umgangen wurde; denn wie die Deutſchen ſpäterer Zeiten überhaupt, begnügten ſich auch die Normannen damit, daß man ihr Recht wenigſtens in der Form anerkenne. Später ſah das ſechzehnte Jahrhundert noch ein anderes normänniſches Geſetzbuch, die Coutume de Normandie, von dem edlen Kanzler l'Hopital verfaßt, entſtehen, und ſo mußte man noch in dieſer Zeit der allgemeinen Rechtloſigkeit den Inſtitutionen der alten Normannen Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortſetzung.)

Ich weiß, Sie lieben, vermöge Ihrer Gemüthsart als Miniſter und Mann der Adminiſtration, die allgemeinen Betrachtungen nicht ſehr — Sie wollen Thatſachen. Deßhalb will ich einige Bemerkungen und Reflexionen, die ſich mir bei Prüfung der allgemeinen Phyſiognomie des Salons ausdrängten, für einen folgenden Brief aufſparen und Sie ohne Vorrede gleich mitten in die bunten Räume führen. Zuerſt einige Blicke auf die Geographie und Statiſtik des Salons.

Da nun erſtaunen Sie zuerſt über die enorme Quantität der ausgeſtellten Kunſtwerke. Ueber drittehalbtauſend waren eingeſchickt, die Jury hat aber etwa vierhundert ausgeſchloſſen, ſo daß jezt 2130 Nummern wirklich ausgeſtellt ſind. Sie dürfen aber dieſe Quantität nicht mit dem Maßſtabe einer deutſchen Ausſtellung meſſen, wo jede Zeichnung, jedes Miniaturbildchen ſeine eigene Nummer hat: hier ſind oft zehn, fünfzehn, zwanzig Zeichnungen oder Miniaturen unter einer Nummer encadrirt. Und dann iſt es vor Allen ein anderer Umſtand, nämlich der Flächenraum, die Größe der einzelnen Bilder, was eine hieſige Ausſtellung ſo ganz verſchieden von einer deutſchen erſcheinen läßt. Wenn auf einer deutſchen Ausſtellung ein Bild von fünf oder ſechs Fuß Höhe oder Breite erſcheint, ſo iſt das ſchon etwas ſehr Großes, während hier Bilder von fünfzehn bis zwanzig Quadratfuß etwas ganz Gewöhnliches ſind. Welch ungeheure Räume ſind nun aber auch mit dieſen Arbeiten angefüllt! — Wenn Sie die prachtvolle Treppe des Louvre hinaufgeſtiegen ſind (— die nur während des Salons zugänglich iſt, da man die übrige Zeit des Jahrs zum Muſeum nur auf einer Seitentreppe gelangt —) treten Sie erſt in einen Entreeſaal, der Oelbilder und einige Zeichnungen enthält. Aus dieſem gelangt man in einen großen, herrlichen Saal, gewöhnlich „le grand salon“ genannt, der für eine Gemäldegalerie nicht zweckmäßiger, nicht ſchöner eingerichtet ſeyn kann; er iſt außerordentlich hoch und von oben erleuchtet. Sonſt (d. h. wenn nicht

Salon iſt) ſieht man hier die Hochzeit zu Cana, von Paul Veroneſe, die Schlacht bei Eylau, von Gros, die Alexanderſchlachten, von Lebrün, den Untergang der Meduſa, von Géricault, und andere Bilder von ungeheuren Dimenſionen. Aus dieſem Saal tritt man in die Hauptgalerie, in welcher man ſonſt die eigentlichen Schätze des Musée royal bewundert. Dieſe von beiden Seiten erleuchtete Galerie, welche die Tuilerien mit dem Louvre verbindet, iſt von einer wahrhaft wunderbaren Länge; gerne gäbe ich Ihnen die Maße an, mein Guide de Paris ſagt aber bloß, ſie ſey „la plus longue de l'univers.“ Und nun findet ſich außerdem noch für Zeichnungen und Kupferſtiche und dergl. eine lange Galerie und eine eben ſolche für die Skulpturen.

Betrachtet man die vorhandenen Werke in Betreff des dargeſtellten Gegenſtandes, ſo wundert man ſich — das heißt, wenn man noch nicht lange in Paris iſt, — über die enorme Anzahl von Portraits —: ein ganzes Drittel der Bilder ſind Portraits. — Unter den andern zwei Dritteln prävaliren die Darſtellungen aus der Geſchichte alter und neuer Zeit, namentlich das ſ. g. genre anecdotique. Bilder, die ihren Stoff aus der Mythologie oder dem claſſiſchen Alterthum entlehnt hätten, fehlen; die Reaktion gegen die David'ſche Schule iſt jezt ſo vollendet, daß ſich, glaube ich, kein einziges Bild findet, das auch nur ſeinem Gegenſtande nach an jene Zeit erinnerte. (Ein ungeheures Bild von Gigour, Antonius und Cleopatra, hat die Jury — ich weiß nicht recht, weßhalb — ausgeſchloſſen.) Unter dieſen geſchichtlichen Bildern iſt natürlich die größte Zahl aus der franzöſiſchen Geſchichte; die meiſten ſtellen Schlachten vor. Die Beſtellungen für das Muſeum der franzöſiſchen Geſchichte zu Verſailles haben zu einer Menge ſolcher Bilder Veranlaſſung gegeben. — Der religiöſen Bilder ſind auffallend viele vorhanden. Dagegen ſcheint es befremdlich, daß die Zahl der eigentlichen Genrebilder nicht größer iſt; ich verſtehe hier unter Genrebildern Scenen aus dem Volksleben und verwandte Darſtellungen heitern oder traurigen Inhalts, jedenfalls aber nicht ohne dieſen Inhalt — alſo nicht Pferdebilder, Interieurs u. dgl. — Die Landſchaft iſt mit ſehr wenigen Ausnahmen durchweg Proſpektmalerei.

Soll ich nun gleich von vornherein, und ehe ich zu den einzelnen Werken übergehe, den Hauptcharakterzug der jetzigen franzöſiſchen Kunſt andeuten, wie ich ihn mir aus dem, was ich im Salon und ſonſt hier geſehen (namentlich in der Sammlung der Werke lebender franzöſiſcher Künſtler im Luxemburg), abſtrahirt habe, ſo würde ich als ſolchen angeben müſſen: enorme Herrſchaft über die Technik, Geläufigkeit im Erfinden und Machen, das allerbrillanteſte und geiſtreichſte Machwerk; dabei aber Schwäche, ja Ohnmacht, Vernachläſſigung und oft gänzlicher Mangel in Betreff des geiſtigen Inhalts des Kunſtwerks. Ich komme wohl ſpäter darauf zurück, wie ſich dieſer Charakter bei den einzelnen Genre's manifeſtirt; deßgleichen in wie fern er als Ausfluß des allgemeinen Nationalcharakters gelten mag. Für jezt begnüge ich mich, ſtatt einer weiteren Ausführung dieſer meiner Anſicht vom Charakter franzöſiſcher Kunſt, ein paar Auszüge aus Journalartikeln mitzutheilen, von denen der eine vor einem Jahre, der andere erſt kürzlich erſchienen iſt, die Ihnen aber beide wohl unbekannt geblieben ſeyn werden, weil der erſte in einem Blatte ſtand, das eben kein großes Publikum gefunden hat, der zweite aber in einer politiſchen Zeitung, wo man ihn ſo leicht nicht ſuchen wird. Beide charakteriſiren die franzöſiſche Kunſt, namentlich gegenüber der deutſchen, und ſtimmen durchaus mit dem überein, was ich ſo eben als Hauptcharakterzug hieſiger Kunſt angeben zu müſſen glaubte. Der erſte Artikel iſt in den Hannöverſchen Kunſtblättern für 1836 enthalten.

„Während der Deutſche ſeine Gedanken aus dem tiefſten Grunde des Gemüths ſchöpft, und über ihrer Durchbildung bis zu einer ſchwärmeriſchen Melancholie ſich darein verſenkt, und nicht ſelten alle von Außen gegebenen Verhältniſſe darüber vergißt, denkt der ſanguiniſche Franzoſe an dieſe gerade zuerſt, vorzüglich an den éclat, und bemüht ſich nicht ſonderlich, den Stoff in ſeinen innerſten und geheimſten Beziehungen zu erfaſſen, indem ja eben dadurch auch die Wirkung eine feinere und erſt bei tieferem Eingehen in das Kunſtwerk vollkommen verſtändlich werden würde, wodurch offenbar die Wirkung auf den erſten Blick — der éclat — beeinträchtigt würde. Die Franzoſen behandeln überhaupt Alles mehr nach der Oberfläche und nach Convention und Berechnung, als aus unmittelbarem Gefühle und innerer Ueberzeugung. Sie betrachten den Stoff zu ihren Kunſtwerken lediglich aus dem ethiſchen Geſichtspunkte, unbekümmert um ſeine übrige Natur. So werden ſie in der Art der Auffaſſung einer heidniſchen Mythe und eines chriſtlichen oder bibliſchen Sujets keinen weſentlichen Unterſchied machen. Sie wiſſen ſich mit Gewandtheit in den Gegenſtand hinein zu phantaſiren, ohne ihn, wie es ſeyn ſollte, in ſich aufzunehmen und an ihn zu glauben. Namhafte Pariſer Maler geben ganz naiv als Grund ihrer Vorliebe für Sujets aus dem alten Teſtamente die Ueberzeugung an, daß dieſe bei allem Wechſel der Moden und Anſichten ſtets intereſſant blieben und hinſichtlich der Koſtüme beſonders vortheilhaft wären. Für wen aber die bibliſchen Sujets nichts weiter als intereſſant und vortheilhaft für das Koſtüm ſind, dem dürfte ihre würdige Darſtellung ſicher mißlingen. Und das bewährt ſich denn auch in der That bei den meiſten bibliſchen Gemälden der Franzoſen. Bei allen Vollkommenheiten des Effekts und des Machwerks fehlen ihnen gerade die Hauptrequiſite — Einfalt des Gemüths

und Weihe des Glaubens, — und wo dieſe ſich geltend machen wollen, ſind ſie erkünſtelt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, April.

(Fortſetzung.)

Carneval. Leiſtungen der archäographiſchen Expedition.

Wir kehren zum Admiralitätsplatze zurück. Bei den Eisbergen und Schaukeln herrſcht das regſte Leben. Dutzende von Schlitten fliegen von den erſtern hinunter, in den letztern ſitzen Männer, Weiber und Kinder gedrängt übereinander und laſſen ſich entweder durch Menſchen oder durch Pferde herumtreiben. Dieſe Vergnügungen koſten im Vergleich zum Schauſpiel in den Baracken nur eine Kleinigkeit und werden von den Volksklaſſen leidenſchaftlich geliebt. Was nicht von den Bergen rutſcht, poſtirt ſich als Zuſchauer an der Barriere, und findet hier ſtundenlang Unterhaltung. Die Kühnheit, Geſchicklichkeit, Gewandtheit, womit der gemeine Mann die ſpiegelglatte Fläche pfeilſchnell hinabfliegt, auf einem höchſt einfach conſtruirten Schlitten, wobei er ſelten allein iſt, ſondern in der Regel ſein Liebchen zwiſchen den Knien ſitzen, ja wohl gar noch einen Rivalen hinten auf dem Rücken hat, erſcheint wirklich ſtaunenswerth. Unterdeſſen haben ſich auch eine Menge Herumträger mit Nüſſen, geſottenen Eiern, gepreßtem Ikra, Kalatſchen (eine Art großer Kringel von Mehl und Waſſer), Meth und Quas eingefunden; die Volksmenge fängt an die Bedürfniſſe des Magens zu ſpüren; den ſtärkſten Abſatz finden die Nuß- und Methverkäufer, andere halten ſich an Eier, gepreßten Caviar und Quas, haben ſo ihren Mittag gehalten und ſind bis zum Nachteſſen geſättigt. Man muß ſich oft wundern, wie einfach und gering die Koſt unſers gemeinen Mannes iſt, wenn man dabei ſeine ſtets ſtarke Conſtitution und ſein blühendes Ausſehn bedenkt. Bei den meiſten hat indeſſen die karge Koſt im erwähnten Sparſamkeitstrieb ihren Grund. Daß man in den ſpätern Tagesſtunden in allen Straßen eine Menge Trunkener, theils noch auf eigenen Füßen wankend, theils von Andern geleitet, nach Hauſe kehren ſieht, fällt uns Einheimiſchen gar nicht mehr auf. Denn der gemeine Ruſſe wird von dem Wahne beherrſcht, er könne keines ſeiner Feſte würdig begehn, wenn er nicht dem Bacchus in vollem Maaße opfere. Am Montag nach der Carnevalswoche beginnen die großen, ſieben Wochen dauernden griechiſchen Faſten. Am Morgen dieſes Tages iſt der Admiralitätsplatz wie durch Zauber umgewandelt. Wo wenige Stunden zuvor noch die rauſchendſte Freude herrſchte, gewahrt man jezt allgemeine Zerſtörung, und nach drei Tagen iſt jede Spur der Zurüſtungen verſchwunden. Das Volk ſieht gelaſſen zu, wie die Gegenſtände, an welchen es ſich noch vor wenigen Stunden ſo ſehr ergözte, in Trümmer gehen; es fühlt ſelbſt keinen Trieb mehr, ſeine Luſt zu erneuern, wenn ſie ihm auch von der Regierung geſtattet würde. Die Religion hat von dieſem Tage an die Freude verpönt, und ihre Gebote zähmen es mitten in ſeiner wildeſten Luſt. Nachdem der gemeine Mann während der Carnevalswoche Sinnengenüſſen aller Art gefröhnt hat, iſt er plözlich mit dieſem Tage auf das ſtrengſte Faſten verwieſen. In der erſten Woche beſteht ſeine Nahrung faſt nur aus einigem Gemüſe, und man muß ſich wirklich wundern, wie er ſich ſo ſieben Wochen durch zu erhalten vermag, und dabei geht er in froher, gemüthlicher Stimmung ſeinen Arbeiten nach. Ein großer Troſt bleibt ihm bei ſeinen harten Entbehrungen: den Branntewein haben ihm die Faſten nicht verboten, und er darf nach wie zuvor der Flaſche zuſprechen.

Bekanntlich fertigte unſere Akademie der Wiſſenſchaften im Jahr 1829 eine beſondere archäographiſche Expedition, beſtehend aus den Herren Strojew und Berednikow, zur Bereiſung Rußlands ab, welche die Aufgabe hatte, alle alten Bibliotheken und Archive zu beſuchen, und aus ihnen die wichtigſten Denkmäler in Beziehung auf vaterländiſche Geſchichte, Diplomatik, Jurisprudenz ꝛc. zu ſammeln. Während ſechs Jahren hat dieſe Expedition 14 Gouvernements des Reichs beſucht, gegen 200 Bibliotheken und Archive, theils der weltlichen, theils der geiſtlichen Juridiktion angehörend, beſehen und für ihre Zwecke nach Möglichkeit ausgebeutet. Die Hauptbibliotheken befanden ſich in den Klöſtern. In jener Rückſicht zeichneten ſich durch Reichhaltigkeit derſelben vor andern aus: das Synodalkloſter in Moskau, das Sophienkloſter in Nowgorod, das Troizko-Sergiewſche, 60 Werſte von Moskau entfernt, das Solowezkiſche bei Archangel. In jedem fanden unſere Archäographen einige hundert Mannſcripte, die ſie benutzen konnten. Nur die wenigſten gehörten indeſſen der erſten Epoche der ſlaviſch-ruſſiſchen Literatur an, die meiſten dem 15ten, 16ten und 17ten Jahrhundert. Die Klöſter erhielten den größten Theil ihrer Büchersammlungen durch Perſonen, die zum Mönchthum übergingen und bei ihrem Abſcheiden dem Kloſter, in dem ſie ihre lezten Lebensjahre verbracht hatten, dieſelben ſchenkten. Durch die vorherrſchende Neigung der Mönche, kirchliche und andere Manuſcripte fleißig zu copiren, vermehrten ſich die Kloſterbibliotheken ebenfalls anſehnlich. Bemerkenswerth bleibt es, daß in den Kloſterarchiven ſelbſt die älteſten Urkunden ganz und unverlezt waren, während ſich bei den weltlichen Behörden keine einzige aus einer frühern Epoche als aus dem 17ten Jahrhundert vorfand. Die leztern Sammlungen waren meiſtens Ueberbleibſel der wojewodſchen Kanzleien und der Landdirectionen, die bei der allgemeinen Reform der Civilbehörden zu Anfange des 18ten Jahrhunderts außer Kraft geſezt wurden. — Sibirien, im vorigen Jahrhundert vom Akademiker Müller einer archäologiſchen Muſterung unterworfen, ſo wie die ſüdlichen Gouvernements, blieben von dieſen Forſchungen ausgeſchloſſen. Die Bereiſung der weſtlichen liegt der Expedition nun zunächſt vor, iſt aber von der Regierung vorläufig aufgeſchoben worden. Die vorgefundenen Schriften beſtanden theils in Reichsakten, Diplomen, Ukaſen, geſetzlichen Inſtructionen ꝛc., theils in Werken aus der ſlaviſch-ruſſiſchen Literatur. Die Expedition ſonderte dieſe verſchiedenartigen Materialien ſtreng ab; nächſtdem ſammelte ſie eine Menge in die kirchlichen Alterthümer, die Diplomatik, Paläographie ꝛc. einſchlagende Notizen. Die wichtigſten ihrer Aktenſtücke legte ſie im Jahr 1834 der Akademie vor. Der Kaiſer befahl, bei dem Departement der Volksaufklärung eine beſondere Commiſſion zu organiſiren, welche ohne Verzug zur Herausgabe dieſer Actenſammlung zu ſchreiten hätte. Dieſe ſupplirte die aufgefundenen Acten mit Auszügen aus Handſchriften, die ſich in den hieſigen Bibliotheken, der öffentlichen Kaiſerlichen, der der Eremitage, der Akademie der Wiſſenſchaften und des Rumänzow'ſchen Muſeums vorfanden und fügte der Sammlung noch an 110 in den genannten Bibliotheken neuaufgefundene Urkunden hinzu, welche nun überhaupt 1120 Nummern zählt und unter ſpezieller Aufſicht der Commiſſion gedruckt, in vier Bänden erſchienen und Jedermann zugänglich geworden iſt.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 111.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 10. Mai 1837.

Wie ſehr die Hervorbringungen der bildenden Künſte das geiſtige Leben der Zeit abſpiegeln, kann man beſonders bei den alljährlichen Kunſtausſtellungen ſehen. — Nicht zu verkennen iſt eine ſehr große techniſche Fertigkeit, welcher aber meiſt die Schöpferkraft, das poetiſche Princip mangelt: man wähnt zuweilen den Teufel der h. Thereſe zu ſehen, welcher Alles vermag, nur nicht zu lieben.

. . . . t

Paris im Jahr 1836.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortſetzung.)

Den zweiten Paſſus entlehne ich der Hannöver'ſchen Zeitung, Jahrg. 1837, Nr. 62. „Tiefe politiſche Bewegung iſt der Kunſtübung nie förderlich geweſen. Der Moment, deſſen Erfaſſen und Genießen, iſt Alles in den Zeiten, die ſie beherrſcht; jede geiſtige Richtung geht unter im Materiellen; Alles bewegt ſich nach Außen, und nur dahin, weil es einzig auf dieſe Weiſe ſich geltend machen, wirken und damit genießen kann. Wo aber die Bewegung ſtark iſt, da ſind es auch ihre Produktionen; wie im Guten, ſo im Schlechten, ſind ſie kräftig, vollkommen und ganz. Bei ſolcher bewegten äußeren Richtung aber kann die höhere Kunſt, die ein ſtilles, inneres Gemüthsleben als erſtes Bedingniß verlangt, nie gedeihen. Es tritt ein anderes aus ihr hervor, das ſich mit jener nie verträgt, dennoch aber, wie jede ganze Erſcheinung, aller Achtung werth iſt. Wie ein Franzoſe mit entſchiedener Sicherheit in's Leben ſchreitet, ſo geht er auch an die Kunſt. Er zweifelt nicht; er weiß, was er muß — wirken; er will — und die Wirkung iſt ſein. Dieſe Sicherheit iſt es auch vorzüglich, die ihn zum Herrn deſſen macht, was immer der kecken Kraft weicht, zum Herrn des Materials. Das iſt allerdings ein Großes, aber das Weſen der Kunſt iſt nicht allein darin begründet. — Was dem Franzoſen abgeht, das iſt einmal der zur Kunſt nothwendige tiefe Ernſt, und dann die innere Freudigkeit des Schaffens: er ſchafft nicht, weil er muß, aus innerem Drange, ſondern weil er dadurch Herr der äußern Nothwendigkeit wird und es ihn und andere vergnügt. Während ein fleißiger Deutſcher vor ſeiner Leinwand ſitzt, ſich abhärmt, faſtet und betet, jeden Strich bedenkt, den er machen könnte, oder würde, oder müßte, und vor Scrupeln nicht weiß wo aus noch ein, geht ſolch ein Franzoſe ganz zuverſichtlich an's Werk und ſtreicht gleich ein paar Fuß mit den bunteſten, ſchönſten Farben an, riskirt die halsbrecheriſchſten Pinſelſtriche, amuſirt ſich vor Allem ganz vortrefflich und läßt es ſich nicht einfallen, daß es ſpäter dem Beſchauer vor ſeinem Werke anders gehen könne; und das iſt Alles, was er verlangt. Er weiß, wie geſagt, daß es wirken müſſe — wie? das iſt ihm ſehr gleich. Darum iſt es ihm auch gleich, ob er ein Aquarellbildchen von einigen Zollen oder ein wandgroßes Gemälde macht: es iſt ihm nur im Maße verſchieden.

Daß es Ausnahmen, ſehr rühmliche Ausnahmen gibt, iſt keine Frage; aber ſie beſtätigen ja eben die Regel. Und daß die Beſſeren die Schwäche ihrer Nation fühlen und anerkennen, beweist eine Aeußerung von Gérard, einem der ausgezeichnetſten franzöſiſchen Maler, der, mit Leib und Seele ſeinem Volk angehörend, daſſelbe

gewiß nicht ohne Grund gegen ein anderes herunterſetzte. Er ſagte kurz vor ſeinem Tode einem Deutſchen: l'art est impossible chez nous; le Français est un peuple immoral, et où il n'y a pas de moralité, l'art est impossible. C'est à vous, c'est en Allemagne que l'art est allé! voilà un peuple vierge! — Daſſelbe Gefühl iſt es ohne Frage, was vielen, nicht einmal beſonders begabten Deutſchen in der neueſten Zeit große Anerkennung in Frankreich verſchafft hat. Die deutſche Tiefe war es, die ſie mitbrachten, die einem Gefühl begegnete, welches gottlob in keiner Menſchenbruſt, Zeit und Verhältniſſe ſeyen welche ſie wollen, ganz auszurotten iſt.“

Als Corollarium zu dieſen Andeutungen über den Charakter der franzöſiſchen Kunſt füge ich noch folgende aphoriſtiſche Bemerkungen bei. — Die den meiſten franzöſiſchen Malern eigene Herrſchaft über die Technik beſticht den Deutſchen Anfangs in einem ſolchen Grade, daß er die großen Mängel, für welche jene Virtuoſität denn doch keinen Erſatz leiſtet, ganz überſieht und vergißt. Im Vergleich zu den Franzoſen ſollte man glauben, daß kein Deutſcher *malen* könne. Nirgends eine Spur, daß der Maler ſich gequält hätte (das thut er auch nicht), allenthalben eine dreiſte, ſichere, breite Behandlung, nirgends Aengſtliches oder Gelecktes; im Gegentheil, die meiſten Bilder haben etwas Skizzenhaftes und Unvollendetes, das ihnen aber einen eigenen Reiz verleiht. Das Vergnügen, das man an dieſer geiſtreichen Skizzenhaftigkeit empfindet, verliert ſich jedoch bald und macht oft einem wahren Widerwillen Platz, wenn man ſieht, welch große Menge von Bildern ſo iſt, und daß dieſe Bilder doch nicht *Skizzen* ſeyn ſollen, die durch das Unvollendete, geiſtreich Hingeworfene, ich möchte ſagen Jungfräuliche der erſten Conception ſo ſehr reizen und anregen, daß es nicht ſolche Skizzen, ſondern fertige Bilder ſeyn ſollen, und daß jener Reiz deßhalb nur ein künſtlicher, ein erborgter iſt, der mangelnde Eigenſchaften verbergen ſoll, der zwar für den Augenblick beſtechen, aber nicht dauernd feſſeln kann. Sehr ſelten, daß man ein Bild fertig nennen könnte; es ſieht meiſt aus, als hätte der Maler nur recht ſchnell abkommen wollen, was auch wohl der Fall ſeyn mag. Wenn der hieſige Künſtler — ich rede von der Mehrzahl — ein ſolches halbfertiges Bild gibt, dem das Flüchtige, Skizzenhafte ein geiſtreiches Anſehen verleiht, ſo gibt er damit Alles, was er hat, was er kann; das Bild trügt aber durch jenen geiſtreichen Anſtrich dermaßen, daß man meint, wenn der Künſtler nur eben gewollt hätte, würde er etwas ganz Außerordentliches haben geben können, nur Schade, daß er gerade nicht gewollt. Man meint, er habe mit ſeinen Vermögen hausgehalten, habe nur den Leuten nicht die Luſt verderben wollen, Bilder bei ihm zu beſtellen; denn wäre das Bild ſo beſchaffen, daß man ſieht, der Mann hat ſein Beſtes gethan und gegeben, wer wollte dann bei ihm für die Folge ein Bild beſtellen, von dem man im Voraus glauben müßte, daß es ſchlechter ſeyn würde als das gegenwärtige? — Wegen der nur ſkizzirenden, flüchtigen Virtuoſität der Mehrzahl franzöſiſcher Künſtler ſind gerade ihre *Aquarelle* ſo vortrefflich und reizend; denn von dieſen erwartet und will man weiter nichts als Skizze, nichts als eine flüchtig hingeworfene geiſtreiche Compoſition, welche die inneren Bezüge des Stoffs nicht erſchöpft, nur effleurirt. Ueber die ſo häufig nur ſkizzirende und deßhalb trügeriſche Thätigkeit der franzöſiſchen Maler beklagt ſich ſchon Diderot in ſeiner Kritik des Salons von 1765. Er ſtellt dabei auf ſeine Weiſe höchſt geiſtreiche, wenn auch oft ſophiſtiſche Betrachtungen an, und erzählt dazu Geſchichten, die nicht beſſer paſſen können, die man aber nicht weiter erzählen kann.

(Die Fortſetzung folgt.)

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortſetzung.)

Der Einfluß der Normandie auf das Geſchick Frankreichs tritt auch ſpäter noch mehrere Male klar in der Geſchichte hervor; und zwar zuerſt in den Kämpfen zwiſchen England und Frankreich, die von 1339 an über 120 Jahre wütheten; dann aber beſonders zur Zeit der Reformation. Nirgends in Frankreich fand die Reformation ſo viele und ſo ergebene Anhänger als in der Normandie; der ſelbſtſtändige Geiſt des Volks, der ſich durch Jahrhunderte hindurch erhalten hatte, der blühende Zuſtand der Provinz, der dem Volke Zeit ließ, über ſich ſelbſt und ſeinen Glauben nachzudenken, der verhältnißmäßig hohe Bildungsſtand des ganzen Landes, endlich die geiſtige Verwandtſchaft mit den Ländern, die zuerſt ſich für die Kirchenreform erklärt hatten, mußten in dieſem Theile Frankreichs den Anhängern der Reformation Eingang und Schüler verſchaffen, und bald war die Mehrzahl des Volkes derſelben gewonnen. Dann aber begannen die Verfolgungen. Das Parlament zu Rouen war Marias von Medicis Mordwerkzeug, und ſchleuderte ſeine Brandfackeln in das ganze Land nach allen Seiten hin, wo ein Gedanke aufzutauchen wagte. Coligny flehte im Namen der unglücklichen Normannen zu den Füßen Franz II. um die Gnade der Geiſtesfreiheit, und die Antwort, die er erhielt, waren neue Scheiterhauſen, neues Jammergeſchrei der unglücklichen Opfer in der Normandie. Da erhob ſich das Volk, und das Parlament mußte aus Rouen fliehen und ſchlug ſeinen Sitz in Louviers auf. Rouen aber wurde von den königlichen Truppen belagert, mit Sturm genommen, und die Anhänger der

neuen Lehre beſiegelten dieſelbe abermals mit ihrem Blute. Condé und Coligny fanden die Kämpfer, mit welchen ſie bald dem Könige Geſetze vorſchreiben ſollten, in der Normandie, und der Leztere beherrſchte die ganze Provinz von Caen aus, bis der Friede von Amboiſe beide Heere vereinigte, um gemeinſchaftlich die Engländer aus Havre zu vertreiben. Die Bartholomäusnacht machte endlich Alles ſtill, und fortan wurden in Frankreich nur noch Nachklänge des Kampfs zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus gehört, die zulezt in einem größern Kampfe verhallten, der in der Schule begann und von hier aus auf die Rednerbühne, den Wahlplatz und die Guillotine überging, und wer weiß wo dereinſt endigen wird. Wie ſehr aber der Proteſtantismus in der Normandie Wurzel gefaßt hatte, beweist der Umſtand, daß nach der Aufhebung des Edikts von Nantes nicht weniger als 185,000 Normannen auswanderten und über 26,000 Wohnungen leer ließen.

Die Geſchichte der Normandie zeigt uns eine Wahrheit, auf die wir oft in der Geſchichte der neuen Zeit ſtoßen: hier vor Allem beurkundet ſich der Beruf des germaniſchen Prinzips als der Weltpropaganda dieſer Zeit. Mit Feuer und Schwert treten die Söhne des Nordens hier auf, und Anfangs ſehen wir Nichts als Zerſtörung, und die Menſchheit ſtößt einen Jammerruf aus, als ob die Geißel Gottes über ſie gekommen. Aber noch ſind die Trümmer der unter ihrem Fuße zuſammengebrochenen Städte nicht aufgeräumt, noch rauchen die niedergebrannten Wohnungen, und wir ſehen die Keime einer andern Zukunft, die Keime der Freiheit und des Wohlſtandes aus der Erde ſprießen, und der Hülferuf der geſcheuchten Menſchheit war nur der Vorbote des Freudenjubels oder des ſtillen Wohlbehagens der nächſten Nachkommen. Die Geſchichte der Normandie ſcheint aber auch die Unfähigkeit des germaniſchen Prinzips, einen bleibenden Staat zu begründen, zu beſtätigen. Allerdings verſchwand die Normandie als ſolche nach ein paar Jahrhunderten aus der Geſchichte, und tauchte in der von Frankreich unter. Bedenkt man aber, daß ihr Fortbeſtehen nur deßwegen unmöglich war, weil ſie eine Kolonie von England wurde und die hieraus entſtehenden Verhältniſſe den Blick und das Intereſſe eines großen Theils der Einwohner der Normandie von England ab und nach Frankreich hinlenkten, daß endlich die gräßliche Einfalt eines Johann ohne Land wohl mehr als Alles, was als germaniſches Prinzip in der Normandie keimte, die Urſache der Wiedervereinigung des Landes mit Frankreich iſt, ſo hört ſie auf, ein Beweis für dieſe Anſicht zu ſeyn. England dagegen iſt ein Beweis für das Gegentheil, für die ſchaffende und erhaltende Kraft des germaniſchen Prinzips. Die urdeutſchen Inſtitutionen haben hier den vollſtändigſten Sieg davon getragen, und was Fremdes in den engliſchen Geſetzen geblieben iſt, war nicht im Stande, jene aufzuwiegen oder ſie in ihrem Fortſchritte zu hindern.

In Deutſchland ſelbſt und in den zunächſt aus dem Untergange Roms hervorgegangenen germaniſchen Staaten hat nur das Schwert die Römer beſiegt, nie das germaniſche Princip bleibend das römiſche. Das Kaiſerthum, das ganze Geſetzesgebäude in Deutſchland waren ſtets mehr römiſch als germaniſch, und wenn hier ſich eine Unfruchtbarkeit gezeigt hat, ſo iſt dies nur die Folge einer Ehe zwiſchen Gattungen, die ſich fremd ſind und nicht miteinander zeugen können; nur die Folge des fortbeſtehenden Kampfes zwiſchen Rom und Germanien, der die Kräfte abſorbirt und an keine neuen Schöpfungen denken läßt. In Frankreich war dies lange ebenfalls der Fall; aber endlich beſiegte, wie die römiſche Sprache die ſpäter eingewanderte, ſo auch das römiſche Princip das germaniſche. Erſt am Ende des vorigen Jahrhunderts trat das leztere wieder in die Schranken, und es war mehr als eine Aefferei, wenn Napoleon an Carl den Großen dachte. Der Kampf dauert fort; wie er enden wird, wiſſen die unterirdiſchen Mächte, die den Faden des Geſchicks ſpinnen. Aber ſchon dieſer zweitauſendjährige Kampf zeugt wenigſtens für die innere Lebenskraft des deutſchen Geiſtes.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, April.

Literariſche Thätigkeit.

Wer die hieſigen Verhältniſſe nicht kennt, möchte ſich billig darüber wundern, daß Rom in literariſcher Hinſicht ſo gar wenig produzirt. Wir wollen die literariſche Thätigkeit in Italien im Allgemeinen nicht höher anſchlagen, als ſie wirklich verdient; wir leugnen nicht, daß ſie der in Frankreich, in England, in Deutſchland bei weitem nachſteht, daß ein großer Theil deſſen, was die italieniſchen Preſſen hervorbringen, in unaufhörlichen und bald zum Maculaturwerden verurtheilten neuen Auflagen und Nachdrücken beſteht; aber es wäre eine ſchreiende Ungerechtigkeit, wenn man das, was in der Lombardei, im Piemonteſiſchen, in Toskana, ſelbſt in Neapel geſchieht, verkennen wollte. In Rom und im Kirchenſtaate (ſeit einigen Jahren ſelbſt Bologna nicht ausgenommen) wird indeß faſt gar nichts produzirt, ſelbſt die bloß materielle Thätigkeit der Druckereien fehlt. Rom beſizt gegenwärtig nicht einen einzigen Dichter von einigem Ruf, geſchweige denn einen Mann, der ſich mit Manzoni oder Niccolini, oder auch nur mit Pellico, Groſſi, Roſſini vergleichen ließe. Auch die Hiſtoriographie iſt übel daran; zu nennen iſt der einzige Coppi, gewiſſenhaft und fleißig, aber mehr Sammler und Ordner, denn ſelbſtſtändiger Autor. Von geographiſchen und ſtatiſtiſchen Wiſſenſchaften iſt nicht die Rede. Im Fache der Naturwiſſenſchaften iſt eigentlich nur der Fürſt von Muſignano (Carl Luzian Bonaparte) thätig; er iſt ein begüterter Mann, und lithographirt und druckt auf eigene Koſten in ſeiner Villa ſein großes Werk über die Fauna Italiens. An alte claſſiſche Literatur

wird auch nicht viel gedacht, ſo wie Italien ſich überhaupt mit Nachdrücken der Autoren in usum Delphini oder den in Turin erſcheinenden behilft. Ein weißer Rabe iſt der Vitruv des Marquis Marini, ein Prachtwerk in vier Quartbänden, zu deſſen Herausgabe der Genannte eine eigene Druckerei, Kupferdruckerei und andere Ateliers im Palazzo Pio, dem alten Pompejustheater, anlegte, und mit ſeltener Aufopferung 50,000 Scudi verwandte, die ihm wohl nur zum Theil durch den Debit zurückkehren dürften. — Die Fächer, worin noch irgend etwas gearbeitet wird, ſind Archäologie und lokale Literatur. Zu lezterer hat der Italiener von jeher Neigung gehabt; in der erſtern iſt es ſeit Fea's Tode ziemlich ſtille geworden. Am fleißigſten iſt Nibby, der eben jezt ein dreibändiges Werk über die Campagna und die umliegenden Gegenden der Völker, Sabiner u. ſ. w. als Begleiter der bekannten Gell'ſchen Karte drucken läßt, von dem man erwarten darf, daß es viel Gutes enthalten und manche Irrthümer ſeines vielbenuzten Viaggio antiquario von 1819 verbeſſern werde. Der Fürſt v. Arſoli hat ein Buch über die jezt ſeiner Familie (Maſſimi) gehörende Villa Montalto-Negroni bei den Diocletianiſchen Thermen, Felix Peretti's (Sixtus V.) jezt ziemlich verwahrloste Schöpfung, geſchrieben, und darin manche intereſſante Notizen über dieſen hochliegenden Theil der Stadt, über deſſen Zuſtand vor der Zeit des großen Pabſtes, dem er ſeine Regeneration verdankt, und die von demſelben dort vorgenommene totale Umwandlung, nebſt vielen Dokumenten und Inſchriften mitgetheilt. Von Wichtigkeit iſt auch die Schrift von Promis über Alba (Antichità di Alba Fucense), den Schauplaz des lezten Kampfes der Hohenſtaufen. Kupferſtichwerke, wie die von Piſtoleſi und Guerra über den Vatican, das über die Baſiliken des Lateran, St. Maria Maggiore u. ſ. w., gehen ihren Gang fort, laſſen aber in der Ausführung gar zu viel zu wünſchen übrig. Auf Koſten der Regierung wird ein Werk über die ſämmtlichen Obelisken Roms erſcheinen, was bei dem gegenwärtigen Stande unſerer Kunde von den Hieroglyphen ſehr dankenswerth iſt, da man ſich des Zoega'ſchen Buches doch nur in einzelnen Theilen bedienen kann. — Das unüberſteigbare Hinderniß, welches ſich hier der literariſchen Thätigkeit in den Weg ſtellt, iſt die Cenſur; denn das andere, welches große Unternehmungen faſt unmöglich macht, der Nachdruck, beſteht auch im übrigen Italien. Mit der Cenſur hat man aber ſchweren Stand, ſobald es ſich von etwas Anderm als Antiquitäten handelt. So kommt es, daß z. B. die vom Grafen Alberti veranſtaltete Sammlung von Dokumenten zur Geſchichte Torquato Taſſo's und des Hofes von Ferrara anderwärts (in Lucca) gedruckt werden muß. In Toskana ſchlug man, ehe auch dort die Cenſur ſtrenger wurde (vor 1830), in zweifelhaften Fällen einen Mittelweg ein: man druckte auf den Titel die Firma: Lugano oder Capolago, oder ſchlechtweg Italia, wie auf Ausgaben des Machiavell, des Botta und andern höchſt gefährlichen Büchern. — Auf die in Rom erſcheinenden Zeitſchriften übt die Cenſur bei weitem den nachtheiligſten Einfluß aus. Wir wiſſen freilich nicht, ob das alte Giornale arcadico ohne ſie beſſer ſeyn würde; gewiß iſt, daß es jezt nur mit Mühe fortbeſteht. Das Album, eine Art Pfennigmagazin, iſt wohl eines der beſſern in ſeiner Art, namentlich was die Abbildungen betrifft. Auch zählt es unter ſeinen Mitarbeitern manche geachtete Namen; aber hier glaubt man tauſend Rückſichten beobachten zu müſſen, ehe man ſeine Meinung über etwas ausſpricht; daher die völlige Farbloſigkeit. Der Abate de Luca gibt Annali delle Science religiose heraus, denen es nicht an einzelnen gutgeſchriebenen Artikeln mangelt.

(Die Fortſezung folgt.)

St. Petersburg, April.

(Beſchluß.)

Literatur. Memoiren des Fräuleins Durow.

Ueber Diplomatik, politiſche Geſchichte, kirchliche Verfaſſung, Geſezkunde, Staatsorganiſation des alten Rußlands, vom 14ten bis zum Anfang des 18ten Jahrhunderts enthält dieſe Sammlung ſchäzbare Beiträge, die den künftigen Geſchichtſchreibern Rußlands wichtige Hülfsmittel zur Aufhellung der bisher in ſo tiefes Dunkel gehüllten alten Geſchichte dieſes Staats an die Hand geben. Mit lebhaften Farben finden ſich in derſelben die Adminiſtrativ- und Gerichtsverfaſſung, die Art der Steuererhebung, der Handel, die Induſtrie, ja ſelbſt das Volksleben geſchildert. Auch zur Kunde der alten ſlaviſchen Sprache trägt dieſe Urkundenſammlung viel bei. — Nächſtens werden nun die Herren Strojew und Berednikow ihre Reiſe in die weſtlichen Gouvernements des Reichs antreten, die in dieſer Hinſicht noch gar nicht erforſcht ſind. So wird alſo die im Miniſterium des öffentlichen Unterrichts niedergeſezte Kommiſſion für die erſten Jahre hinlänglich beſchäftigt ſeyn. Deſſenungeachtet gedenkt ſie eheſtens ein großes Werk zu unternehmen, nämlich die ſyſtematiſch geordnete Herausgabe unſerer alten geſchichtlichen Jahrbücher und aller andern vaterländiſchen Geſchichtsquellen. — Die ſeit anderthalb Jahren vom Hofrath Semenow unternommene Uebertragung aller fremden Schriftſteller, die über Rußland ſeit dem 15ten bis zum Anfang des 18ten Jahrhunderts geſchrieben haben, iſt ein zweites wichtiges Hülfsmittel zur Erweiterung unſerer Kenntniſſe über die Geſchichte, Geographie, Statiſtik und das Volksleben des alten Rußlands. Da über hundert ſolcher Schriftſteller geſammelt wurden, ſo wird dieſes Werk, welches unter dem Titel: Bibliothek der fremden, über Rußland handelnden Schriftſteller erſcheint, zwölf Bände faſſen. Der erſte Band iſt bereits erſchienen. Ihn füllen Barbaro, Kontarini, Kampenſe und Paul Jovian; ſie gehören mit zu den intereſſanteſten Schriftſtellern über Rußland. Jedem Aufſaz hat der Redakteur erläuternde Bemerkungen, die vorzüglich zur Aufklärung der von den Ausländern größtentheils ſehr verdrehten Eigennamen dienen ſollen, beigefügt. Den ſehr genauen Ueberſezungen ſind ſtets die ganz unverlezt gelaſſenen Originaltexte angehängt. — Bei der gegenwärtigen auffallenden Armuth der ruſſiſchen Literatur an gehaltvollen Erzeugniſſen, machen die Memoiren eines Fräulein Durow großes Aufſehen. Unfreundliche Lebensverhältniſſe zwangen Fräulein Durow, im fünfzehnten Lebensjahr unter dem veränderten Namen eines Herrn von Alexandrow Dienſte in der Kavallerie zu nehmen. Sie wohnte mit der ganzen Armee den Feldzügen von 1806 und 7, wie dem ungleich merkwürdigern von 1812, 13 und 14 bei, und bezeugte in mehreren Rencontres mit dem Feinde ungewöhnlichen perſönlichen Muth und Tapferkeit. Ihr Geſchlecht ward endlich erkannt. Der verewigte Kaiſer Alexander, dies vernehmend, gewährte ihr eine huldvolle Audienz, überhäufte ſie mit den ſchmeichelhafteſten Lobeserhebungen, erlaubte ihr, ſeinen Namen zu tragen, und hing ihr mit höchſteigener Hand den militäriſchen Verdienſtorden des St. Georgenkreuzes um. Nach erfolgtem Frieden nahm ſie im Range des Stabsrittmeiſters mit Verleihung einer jährlichen Leibrente ihren Abſchied. Sie privatiſirt jezt in unſerer Mitte, und zeigt ſich öffentlich nur im männlichen Coſtüme. Man kann ſich denken, daß dieſe zwei Bände umfaſſenden Memoiren für's vaterländiſche Publikum das größte Intereſſe haben, da der lezte dreijährige Feldzug reich an den wichtigſten Ereigniſſen war, und das Geſchlecht der Heldin eine Menge der ſeltſamſten Situationen herbeigeführt hat.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 112.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, den 11. Mai 1837.

— Ville roturière, ville d'hier, sans souvenirs et sans noblesse.
Jouy.

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortſetzung.)

Den 16ten März.

Havre.

Man braucht ſich nur den Plan von Havre anzuſehen, um ſich gleich zu überzeugen, daß es eine neue Stadt iſt. Die Straßen ſind meiſt nach der Schnur gemeſſen und geregelt, und ſo baut man nur in neuerer Zeit, oder beſſer, ſo baut man nur, wenn man Städte anlegt und ſie ſich nicht — um in einem mir gerade jezt nahe liegenden Bilde zu ſprechen — angeſchwemmt haben. Die alten Städte entſtanden, indem man erſt ein Haus an dieſe oder jene Stelle baute, dann wieder eines, und ſo fort, bis endlich ein Dorf, ein Flecken, eine Stadt daraus wurde. In der neuern Zeit iſt es oft der Gedanke eines Einzelnen, der eine Stadt ſchafft und dann ſie gleich in regelrechter Form baut. — Franz I. iſt der Gründer von Havre, an deſſen Stelle vorher nur einzelne Fiſcherhütten ſtanden. Er wollte in dieſer Stadt eine Vormauer gegen die Einfälle der Engländer in die Normandie errichten, was ihm auch theilweiſe gelungen zu ſeyn ſcheint, denn mehrmals wurde Havre von den Engländern vergebens beſchoſſen. Eine andere Abſicht, die er bei der Erbauung der neuen Stadt hatte, iſt dagegen gänzlich fehlgeſchlagen. Die Stadt ſollte Françoisville heißen und ſeinen Namen ſomit verewigen. Aber der Zufall und das Geſchick ſprachen veto, und ſo hieß die Stadt erſt Havre de Notre-Dame de Grace, dann Havre de Grace, eine Zeitlang gar Havre de Marat — ſo ſpielt das Geſchick mitunter: Franz I., Notre-Dame de Grace und Marat! — und endlich ſchlichtweg Havre, was wohl der bezeichnendſte Name iſt. Gegenwärtig iſt zum zweiten Male eine Vergrößerung der Stadt nothwendig geworden, und es wird ſicher nicht lange dauern, bis man wieder, wie unter Ludwig XVI., die Ringmauern niederreißt, um dem Handel größeren Spielraum zu geben. Ueberhaupt iſt es für den Handel in Havre läſtig, daß die Stadt eine Feſtung iſt.

Es gibt große und viele Bücher über die Geſchichte von Havre. Aber man braucht nur die Straßen zu durchziehen, um ſich zu überzeugen, daß dieſe glatten Häuſer und Häuschen keine Geſchichte haben. Es geht Havre wie dem ſchlichten Manne, von dem die Nachbarn nichts Gutes und nichts Böſes zu ſagen wiſſen, wie dem braven Könige, von dem die Nachwelt kaum den Namen kennt. Die Geſchichte iſt überhaupt meiſt nur die Chronique scandaleuse der Welt, ſie weiß nur, daß ſich dort ein paar Völker, von falſchen Freunden gehezt, in den Haaren gelegen haben, hier eine Maitreſſe Millionen verpraßt, dort ein Miniſter das Volk und den Fürſten in endloſes Unglück geſtürzt, und dort ein Eroberer ſich einen Triumphbogen

aus Schädeln gebaut hat. Was darüber hinaus geht, iſt ſelten der Rede werth befunden worden. Havre hat nur wenige ſolcher Scandaloſa oder ſogenannten hiſtoriſchen Ereigniſſe erlebt. Während der Hugenottenkriege wurde es von den Anhängern des neuen Glaubens, oder des übertünchten alten Glaubens — der mich ſtets an einen roth und weiß bemalten gothiſchen Dom erinnerte — an die Engländer abgetreten, was ſie aber dadurch wieder gut machten, daß ſie nach dem Frieden mit ihren Glaubensfeinden gemeinſam auf die Fremden losgingen und Havre für Frankreich wieder erobern halfen. Dann wurde Havre noch ein paar Mal belagert, und einmal wurden ein paar Prinzen in die von Richelieu gebaute Citadelle geſperrt. Das iſt aber auch ungefähr Alles, was ſich in Havre geſchichtlich Merkwürdiges ereignete. Der Reſt ſeiner Geſchichte dreht ſich um ein paar tauſend, auf ſeinen Werften gebaute Kriegs- und Handelsſchiffe, um ſo und ſo viel Ballen Baumwolle, ſo und ſo viel Kiſten Zucker, ſo und ſo viel Fäſſer Wallfiſchthran und andere höchſt friedliche, unhiſtoriſche Sachen und Ereigniſſe.

Wenn man die Straßen der Stadt durchzieht, ſo wird es einem noch klarer, daß ſie nicht alt iſt. Die lezten Jahrhunderte ſeit Franz I. waren ſo flach, ſo proſaiſch und gehaltlos, wie keine vorher. Alle großen Intereſſen, das Volk, die Kirche, der Glaube waren aus der Geſchichte abgetreten oder rangen den Todeskampf im Bauernkriege und in der Reformation. Von nun an machte nur die Laune eines Ludwig XIV., oder eines Höflings, oder einer begünſtigten Schönen Geſchichte, oder was man ſeit drei Jahrhunderten bis zu Ende des vorigen ſo zu nennen beliebte. Dieſe flache Gehaltloſigkeit aber theilte ſich der ganzen Welt mit, und was auch geſchah, was auch gedacht und geſprochen und ſelbſt gebaut wurde, trägt den Stempel dieſer Oede. In Havre ſteht er an jedem Hauſe, an den Kirchthüren und über dem Altare in unverkennbaren Zügen. Die Stadt iſt das Bild der Zeit, in der ſie entſtand, und wer dieſe Zeit kennt, kann, ohne ein Wort über die Geſchichte Havres geleſen zu haben, das Jahrzehend, oder wenigſtens das Jahrhundert angeben, über welches hinaus kein Haus in dieſer Stadt reicht. Unter allen öffentlichen oder Privatgebäuden der Stadt iſt kaum ein einziges, das in Bezug auf ſeine Architektur oder ſeine Geſchichte Erwähnung verdiente. Die Mairie, die Douane, das Arſenal, die Kirchen ſind ſo, wie man ſie aus dem vorigen und vorvorigen Jahrhundert allerwärts ſieht. Der Thurm Francois I., der den Eingang des Hafens wahrt, iſt nur durch ſeine koloſſalen Mauern merkwürdig, und nur durch ſeine ſchöne Ausſicht und einen Fahnentelegraphen, welcher mit den Schiffen und dem Obſervatorium auf der Hève korreſpondirt, intereſſant. Die Straßen ſind breit und ſchön, und beſonders die Rue de Paris, die lebendigſte, gewerbreichſte der Stadt, nimmt ſich Abends, wenn in ihr die Bewohner von Havre beim Scheine der Gasbeleuchtung luſtwandeln, ganz gut aus.

Das eigentliche Leben aber regt ſich auf den Quais der verſchiedenen Baſſins. Es gibt der leztern außer dem Avant-port drei: das Bassin de la Barre, das du Commerce und das du Roi. Das erſtere iſt das größte, das lezte das kleinſte. Jedes der beiden erſten kann ungefähr zweihundert Schiffe faſſen, und man ſieht in denſelben beſtändig mehrere hundert aus allen Theilen der Welt. Wer um die Baſſins herumgeht, kann ſich in die Zeiten der babyloniſchen Sprachverwirrung verſezt glauben. Hier flucht ein Engländer oder ein Deutſcher; dort ſingt ein Spanier oder ein Italiener ein Lied; hier wieder die kräftige Stimme eines Schweden, und dort die Nebelſprache eines Holländers. Weß Landes man auch ſey, man kann ſicher ſeyn, hier heimathliche Töne zu hören. Und wie wimmelt es auf dieſen Quais! In dem Vorhafen kommen die Fiſcherkähne und die Dampfſchiffe an oder fahren ab; da laufen die Abreiſenden hinzu, da kommen die Freunde den ankommenden Reiſenden entgegen, und haben ihre liebe Noth, ſie aus den Händen der Packträger loszuwinden. Die Fiſcher tragen ihre Netze herbei, oder laden die Frucht des Tages aus. Auf den Quais des Baſſins de la Barre wird beſtändig aus- und eingeladen, und tauſend Hände ſind beſchäftigt und regen ſich im Takte nach dem eintönigen Geſange der Matroſen. Hier ſieht man meiſt die Auswanderer, die ſchon auf dem Lande Schiffbruch gelitten zu haben ſcheinen, die Reſte ihrer Armuth in die Schiffe tragen. In dem Baſſin du Commerce werden an der Nordſeite meiſt die Wallfiſchfahrer, und weiter oben die Holzſchiffe ausgeladen, und man riecht die erſtern ſchon von Weitem, und hört bei den leztern heimathliche norddeutſche Töne. An der Südſeite iſt das Leben noch reger durch die Schiffe, die ausgebeſſert werden. Hier wird ein Schiff auf die Seite gelegt, dort hebt ſich ein anderes, ausgerüſtet zum Kampfe gegen Wellen und Wogen; aber eines der ſchönſten Schauſpiele, die man hier ſehen kann, bietet ſich dar, wenn die Schiffe gebrannt werden. Ich weiß nicht, ob das Harz, das man dazu verwendet, oder das betheerte Werg, das abgebrannt wird, oder das Meerwaſſer, das man in's Feuer ſprizt, der Flamme dieſes Farbenſpiel gibt; aber ich habe nie ſchöneres, helleres Feuer geſehen, als hier. Haushoch leckt die Flamme in den goldenen, glühenden Farben des Regenbogens an den Schiffen hinauf, wirbeln die ſchwarzen, phantaſtiſchen Dampfwolken um die Maſten. Das Feuer iſt immer eines der ſchönſten, erhabenſten Schauſpiele: es iſt Leben, es iſt Luſt, Tanz und Jubel des ſich ſeinem Körper entwindenden Feuergeiſtes; aber hier iſt die Flamme die wahre Poeſie des Feuers, und ich müßte in Flammen ſchreiben können, um ſie zu beſchreiben.

Die Quais ſind die Stadt, ſind die Seele ihres Lebens, und dort muß man ſich umſehen, dort wohnen, wenn man einen Begriff von Havre haben will. Alle Straßen ringsum ſind nur gleichſam die Vorſtädte, nur die Adern, die dem Herzen das Blut zuführen. Wir ſprechen noch oft von dem Herzen Havres; aber für heute genug.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortſetzung.)

Als Repräſentant des Charakters und der Thätigkeit der ganzen jetzigen franzöſiſchen Malerei kann man einen Künſtler anſehen, von dem ich gleich hier Einiges beibringen will, da er merkwürdigerweiſe dieſes Jahr nichts ausgeſtellt hat, ich meine Horace Vernet. Er iſt mit ſeiner ungeheuren und ſo unendlich vielſeitigen Thätigkeit in Deutſchland zu bekannt, als daß ich Sie hier noch mit Auseinanderſetzung ſeiner Vorzüge und Fehler zu behelligen brauchte. Eine immenſere Herrſchaft über die äußeren Mittel — Zeichnung wie Farbe — haben wenige Maler beſeſſen, malen kann er wie kein Lebender; aber nun producirt er auch in infinitum, er malt, was verlangt und nicht verlangt wird, religiöſe, hiſtoriſche, Genrebilder, kurz alles Mögliche. Oft ſcheint er ganz zu vergeſſen, daß ein Bild etwas mehr ſeyn ſolle als eine bemalte Leinwand in einem vergoldeten Rahmen. Selten befriedigen ſeine großen Bilder, die ſchon vermöge ihrer Dimenſion einen dieſer angemeſſenen innern Gehalt verlangen; in kleineren Bildern, namentlich Darſtellungen moderner Schlachten, iſt er unübertrefflich, gerade weil hier vielleicht ein ſolcher Gehalt am wenigſten in Anſpruch genommen wird. — Geiſtreicheres, und, wenn man einmal das Genre gelten läßt (wie denn doch das am Ende nicht anders geht), in ſeiner Art Vortrefflicheres kann man nicht ſehen, als den Kampf an der Barrière von Clichy (im Luxemburg), die Schlachten bei Valmy und Jemappes (in des Königs Privatſammlung im Palais-royal) und ähnliche Darſtellungen. Zu bemerken iſt noch, daß Vernets Bilder das unfertige Ausſehen weniger haben als Arbeiten anderer Künſtler, die freilich nicht ſo viel können als er. Vielleicht ſein beſtes Bild iſt die (durch Kupferſtiche auch in Deutſchland bekannt gewordene) Beichte des verwundeten Räubers (im Beſitz des Königs). Das Sujet iſt intereſſant und anregend, und Vernet hat es vortrefflich aufgefaßt und behandelt. Zugleich hat er aber in dieſem Bilde einen wahrhaft erſtaunlichen Beweis ſeiner Meiſterſchaft im Helldunkel gegeben. Der Räuber liegt auf einem Karren, der von weißen Ochſen gezogen wird, die Mönche, die ihn umgeben, ſind weiß gekleidet, eben ſo die Weibergruppe daneben. Und nun geht die ganze Scene in der Morgendämmerung vor ſich, die Sonne geht eben an den Bergen des Hintergrundes auf, kein einziger ihrer Strahlen beleuchtet die Handlung im Vorgrunde, wo doch Alles bis in das Kleinſte klar iſt. Und in dem Schatten des Vorgrundes nun das gehäufte Weiß der Gewänder, Ochſen, Gebäude u. ſ. w., und im Hintergrunde der anbrechende Tag. — Daß Vernet trotz, und vielleicht wegen der früheren außerordentlichen und übertriebenen Anerkennung ſeines Talents, jetzt hier bedeutend abgelehnt wird, hat theils darin ſeinen Grund, daß hier nichts lange in Gunſt bleiben kann, theils in einigen andern Umſtänden, die zu erwähnen ich wohl ſpäter beſſere Gelegenheit finde.

Da ich nun einmal von einem Künſtler geredet, von dem nichts im Salon iſt, der aber als Repräſentant der franzöſiſchen Malerei zu bedeutend iſt, als daß man ihn ignoriren dürfte (auf einige andere ausgezeichnete Künſtler, die im Salon nichts haben, komme ich wohl ſpäter), ſo will ich hier noch dieſe Einleitung benutzen, um einem großen Todten meine Ehrfurcht zu bezeugen — ich rede von Leopold Robert. Seine Werke ſind in Deutſchland hinlänglich bekannt, ich ſchweige auch deßhalb davon und erwähne ihn hier hauptſächlich nur, um Sie zu bitten, von alle dem, was ich über neufranzöſiſche Kunſt etwa Ungünſtiges geſagt habe, oder vielleicht noch ſagen werde, durchaus nichts auf Robert zu beziehen. Bei einer Technik, die nur hier in Frankreich ſo meiſterhaft exiſtirt, findet ſich in Roberts Werken ein geiſtiger Inhalt, wie er ſonſt bei keinem andern franzöſiſchen Künſtler angetroffen wird; es weht in ihnen eine Poeſie, die weder dieſem Lande, noch auch, möchte man ſagen, dieſer Zeit angehört. Es iſt in Robert ein deutſches Element, ſo daß man wohl verſucht werden könnte, ihn, den Schweizer, für Deutſchland zu vindiciren; ſeine Kunſtbildung iſt jedoch eine rein franzöſiſche. — Im Palais-royal befinden ſich mehrere kleinere Bilder von ihm (u. a. das Begräbniß des älteſten Sohnes, des Ernährers der Familie); im Louvre das Blumenfeſt (der Frühling), ſein berühmteſtes Bild: die Schnitter (der Sommer), und beim Bankier Paturle die Fiſcher (der Herbſt); in dieſem ſeinem letzten Bilde klingen in die ſüßmelancholiſche Stimmung, die ſeine früheren Werke athmeten, ſchon ſchmerzlichere Töne hinein. — Zur höchſten Ehre der Franzoſen ſey es geſagt, daß ſie Robert auf eine Weiſe anerkennen, wie ſich deſſen in Deutſchland kein Künſtler, ſelbſt der allergrößte nicht, zu erfreuen haben würde. Roberts Tod iſt ein um ſo größerer Verluſt für die franzöſiſche Kunſt, als er derſelben mit ſeinem überragenden Talente wohl ohne Zweifel beſſer als die andern Künſtler, die ſich um die Hegemonie ſtreiten, eine andere und heilſamere Richtung gegeben haben würde, welche die Mitte gehalten hätte zwiſchen dem Realismus, der in Delaroche,

Delacroix u. A. ſeine Propheten findet, und der hier in Frankreich — wo Alles ſo leicht ausartet, denn Jeder geht, um den Andern zu übertreffen, einen Schritt weiter als dieſer — ſo gefährlichen Tendenz von Ingrès.

(Schluß des erſten Briefs.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, April.

Das Hydrooxygengasmikroſkop. Die Schröder-Devrient.

Eine ſo lehrreiche als angenehme Abendunterhaltung gewährt noch immer L. Döbler mit dem von Carey in London erfundenen Hydro-Oxygen-Gasmikroſkop im hieſigen naturhiſtoriſchen Hörſaale. Das dabei angewendete Licht faßt die Leuchtkraft von achtzig Argandſchen Lampen in ſich. Sie iſt ſo gewaltig, daß man dabei den Schatten von der Flamme eines Wachslichts deutlich wahrnehmen kann. Von 20 000 bis mehrere Millionen Mal kann ein Gegenſtand mit dieſem Mikroſcop vergrößert werden. Welch unendliche Varietät an Größe und Geſtaltung unter den ſchwimmenden Bewohnern eines Waſſertropfens, wie unter den Geſchöpfen, welche unſerm Auge am Käſe wie belebter Staub erſcheinen! Durch das Mikroſkop dem menſchlichen Blicke erſt zugänglich gemacht, erſcheinen uns Weſen, auch mit Hülfe des Glaſes noch kaum erkennbar, und andere, die dem unbewaffneten Auge ebenfalls entgehen würden, in einer ſchon recht reſpektabeln Größe und zum Theil in wahrhafter Schreckensgeſtalt. Höchſt intereſſant iſt es zu ſehen, wie dieſe uns ganz unbekannten Mitbewohner der Erde und des Waſſers einander bald liebkoſen, bald bekriegen, ja wohl gar verzehren. Beſonders ergötzlich ſchießen die ſchnellen Waſſerinſekten hin und her, voll Liebe und Haß, wie die Verhältniſſe es mit ſich bringen, worein die Natur ſie zu einander ſezte. Und welch ein ungeheurer Abſtand zwiſchen den Vergrößerungen der Produkte der gewaltigen Natur und der durch die ſchwache Menſchenhand hervorgebrachten! Während Carey's Mikroſkop an einem Schmetterlingsflügel zum Probierſtein ſeiner Vollkommenheit wird, würdigt dieſes Vergrößerungsinſtrument den feinſten Spitzengrund zu einem höchſt liederlich gearbeiteten Artikel herab. Am anziehendſten ſind die Darſtellungen der Kryſtalliſation von Kochſalz, Baryt und Salmiak. Mit Blitzesſchnelle fahren die Dünſte daher, um in die regelmäßigſten, bewundernswürdigſten Kryſtallgeſtaltungen überzugehen. Des Unternehmers Zweck ſcheint lediglich dahin gerichtet, ſeinen Zuſchauern den großen Gewinn der Wiſſenſchaft durch dieſe neue Erfindung klar herauszuheben, und einen Kreis Gebildeter um ſich zu vereinen, denen es ebenfalls um den wiſſenſchaftlichen Ernſt allein zu thun iſt. Legte er es darauf an, die mehr auf angenehme Unterhaltung ausgehenden Beſucher ſeiner Darſtellungen mitzugewinnen, ſo müßte es ihm ein Leichtes ſeyn, durch größere Mannichfaltigkeit und Verſchiedenheit der leztern alle Abende eine ungleich anſehnlichere Verſammlung bei ſich zu ſehen. — Am Oſtertage legten die Seelen aller Freunde des Geſanges, der Schauſpielkunſt und der Grazie tiefe Trauer an. Der Troſt, daß troz dem beharrlichen Schnee des diesjährigen Kalenderfrühlings die Nachtigallen doch nun nicht lange mehr ausbleiben könnten, wurde den Menſchen durch den Ausflug unſerer Schröder-Devrient nach England völlig verleidet. Es gibt hier eine ziemliche Anzahl einheimiſcher und fremder Virtuoſen und Virtuoſinnen, welchen von Kennern und Liebhabern, nach dem Grade ihrer Kunſthöhe, Würdigung und Bewunderung zu Theil wird, und der gute Geſchmack, verbunden mit dem Wunſche des Genuſſes einer ausgezeichneten Kunſtleiſtung, füllt Bühne und Säle, wo eine ſolche ſtattfindet. Aber die Schröder-Devrient gehört zu den wenigen Auserwählten, deren jedesmaliges Auftreten einen allgemeinen Enthuſiasmus erregt. Und dieſer gilt zunächſt ihrem ſüßen, ſeelenvollen Geſang, dann ihrer zur hinreißendſten Natur gewordenen Schauſpielkunſt, dann der unwiderſtehlichen Grazie einer holden Geſtalt und jeder ihrer Bewegungen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Rom, April.

(Fortſetzung.)

Verkehr mit dem Auslande.

Ein großer Uebelſtand für den Fremden, welcher einen längern Aufenthalt in Rom macht, iſt die Schwierigkeit des literariſchen Verkehrs mit dem Auslande. Index und Douane tragen das Ihrige dazu bei, dies Uebel zu vergrößern. Nicht als ob die Maßregeln des erſtern verhinderten, irgend ein Buch zu leſen: die Verurtheilung erfolgt in den meiſten Fällen ſo ſpät, daß das Werk, wenn es überhaupt irgend ein Intereſſe beſizt, längſt bekannt geworden iſt. Das einzige verbotene Buch, von dem wir uns nicht erinnern, ein Exemplar geſehen zu haben, iſt Guerrazzi's toller Roman, l'Assedio di Pirenze, in Paris gedruckt, und ſelbſt von der liberalen Partei für übertrieben gehalten. Die Bücher werden aber durch die genannten Maßregeln vertheuert; denn wenn auch ein römiſcher Libraio ſich nicht ſcheut, dem Erſten Beſten eine verbotene Schrift zu verkaufen, ohne daß man eben nöthig hätte, eine Erlaubniß des Padre Maestro del Sacro Palazzo zu dieſem Behuf vorzuzeigen, ſo zieht er doch ſeinen Vortheil davon, und rechnet Einem an den Fingern vor, wie viele Nebenunkoſten er hat, um ſich zu rechtfertigen, wenn man ihm bemerkt, er fordere gerade das Doppelte von dem, was das fragliche Buch in Paris oder Brüſſel koſtet. Meiſt ſieht man in Italien wie in Deutſchland die belgiſchen Nachdrücke, und ſo faſt nichts als neue franzöſiſche Romane, oder engliſche in ſpät ankommenden Galignaniſchen und Baudryſchen Ausgaben. Geſchichtliche oder wiſſenſchaftliche Werke zu erhalten, iſt ſchwer, und gehört nicht ſelten zu den Unmöglichkeiten. Deutſche Bücher ſieht man natürlicherweiſe gar nicht, außer bei wenigen Privatperſonen. Die Herbeiſchaffung im Allgemeinen iſt mit eben ſo großem Zeitverluſt, wie mit bedeutenden Auslagen verknüpft. Ein Inſtitut von der Art des trefflichen Vieuſſeuxſchen in Florenz, wo man die wichtigſten literariſchen Novitäten des Auslandes vorfindet, und deſſen Werth man doppelt ſchätzen lernt, wenn man einige Zeit in andern italieniſchen Städten zubringt, fehlt gänzlich, wenn auch neuerdings ein etwas beſſeres Leſecabinet als das auf Piazza Sciarra eröffnet worden iſt. Hier findet man auf einem Nebentiſchchen ſelbſt das Journal des Debats, welches zum großen Leidweſen einer Menge alter Leſer aus den beiden Café's verſchwunden iſt, die es hielten, ſeit es in einem Korreſpondenzartikel ein paar Witze über die hieſigen Verhältniſſe gemacht hat. Die Kaffeehäuſer müſſen ſich nun mit den meiſt ſchlechten, zum Theil unleſbaren italieniſchen Zeitungen und der einzigen Gazette de France begnügen, die auch wohl eheſtens, ihrer legitimen Geſinnungen ungeachtet, verboten werden dürfte, weil es überhaupt gefährlich iſt, franzöſiſche Zeitungen zu leſen, namentlich ſo lange Franzoſen in Ancona ſind.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 113.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 12. Mai 1837.

On! on! you noblest, now attest,
That those, whom you call'd fathers, did beget you!
Be copy now to men of grosser blood!

Shakespeare.

Die noblen Passionen.

Von Wilhelm v. Chézy.

Einleitung.

Unter den ſo mannichfachen Neigungen und Leidenſchaften, welche der Menſchen Sinn und Gemüth bewegen, befindet ſich eine vielumfaſſende, und im geſelligen Verkehr höchſt wichtige Klaſſe, welche nicht beſſer, als mit dem einmal angenommenen ausländiſchen Namen der noblen Paſſionen ſich bezeichnen läßt, weil die darunter verſtandenen Begriffe Beſchäftigungen ausſprechen, deren Ausübung ſo Vielen als der Fürſten, Grafen und Herrn ſchönſte und angemeſſenſte Erholung erſcheint, weil ſie einem adligen Sinn überaus wohl anſtehen, und weil diejenigen von ihnen, welche etwa aus nicht ganz reinen Quellen entſprangen, gut zu einem über die niedern Sorgen des gewöhnlichen Lebens erhabenen Daſeyn paſſen, und faſt unzertrennlich davon ſcheinen. Die noblen Paſſionen können, wie alles Große, freilich ſo ſehr in's Gemeine gezogen werden, daß ſie ihres Namens nicht länger würdig ſind; um ſie alleſammt aber recht zu üben, ſo daß ſie dieſen Namen nicht ſchänden, gehört dazu: ein männliches, unerſchrockenes Herz, ein ſtarker, wehrhafter Leib, ein großmüthiger Sinn und irdiſcher Reichthum, verbunden mit Rang und Anſehen.

Die glänzendſte der noblen Paſſionen iſt diejenige, welche vor allen dieſen Namen führt und welche auch vor allen dazu dient, einen Großen dieſer Erde zu bewegen, ſogar zu nöthigen, auch ſeine minder vom Glück geſegneten Standesgenoſſen und andere wackere Leute ſeiner Luſt theilhaftig zu machen, ſo daß das Waidwerk um deſto edler wird, je mehr Gäſte und Jäger den Jagdherrn umgeben. Um das Waidwerk zu üben, wie es recht zu dem Namen paßt, muß einer, alle oben angeführten Eigenſchaften mit einander verbindend, ein echter und gerechter Cavalier * ſeyn; und in ſolchem Fall iſt auch das ſchönſte Lob der Perſönlichkeit eines hohen Herrn, wenn es von ihm heißt, er ſey ein großer Jäger, wie weiland Kaiſer Max.

Die gewöhnlichen ritterlichen Uebungen, worunter namentlich die Künſte des Reitens, Fechtens, Schießens und Tanzens verſtanden werden, ſind unter den noblen Paſſionen nicht zu überſehen. Zwar ſind ſie noch viel weniger, denn das Waidwerk, ausſchließliches Eigenthum

---

* Nach der ehemaligen Anwendung dieſes Wortes verſtehen wir in dieſen Blättern unter Cavalier ſowohl die Mitglieder des eigentlichen Adels, als auch diejenigen, welche nach heutigen Begriffen ſogar über den hohen Adel ſich dünken, während ſie nur, in Anbetracht der äußern Erſcheinung, demſelben ſich anreihen.

der Hochgeſtellten, aber eben deßhalb muß ein ritterlicher Mann ſich in ausgezeichnetem Grade ihrer befleißigen, damit er mit gutem Beiſpiel andern vorangehe und es nicht etwa von einem jungen Edelmann heiße: er ſey nicht beſſer als ein lateiniſcher Reiter, ſchieße wie ein Sonntagsſchütz, fechte wie ein Student, tanze wie ein Handwerksburſch, welche alle dieſe Künſte nur gelegentlich zu treiben pflegen, wie ihre Armuth an Mitteln, ihr Mangel an Muße es ihnen juſt geſtatten. — Ohne großmüthigen Sinn und glänzende Stellung iſt es nicht wohl möglich, Künſte und Wiſſenſchaften zu beſchirmen und zu befördern, weßhalb das *Mäcenat* vorzugsweiſe den noblen Paſſionen angehört. — Dieſen benannten Neigungen folgen noch drei, welche, obſchon ſie von Untugenden herſtammen und durchaus nicht unerläßlich ſcheinen, dennoch ſich ſchwer vermeiden laſſen, weil ein männliches Gemüth ſich allzuſehr zu ihnen hingezogen fühlt; dieſe ſind: *die Galanterie, das Spielen und das Zechen*, welche, wenn ſie nicht mit der gehörigen Nobleſſe vereinigt werden, im Stande ſind, ſelbſt aus dem hoffnungsvollſten jungen Cavalier einen höchſt ordinären Unhold zu machen.

Die Reihe der noblen Paſſionen, welche in dieſen Blättern geſchildert werden ſoll, möge das ihrige beitragen, den Hohen und Edlen einen Spiegel vorzuhalten und den in Berufsgeſchäften befangenen Leſer mittelbar zu ermahnen, ſeine beſcheidenen Anſprüche auf Theilnahme an den noblen Paſſionen ja nicht zu weit auszudehnen, ſondern fein ſeine Pflichten mit ſeinen Neigungen in Einklang zu bringen, auf daß nicht ein böſer Dorn ſein Gewiſſen ſtachle, wenn er mitten in der Luſtbarkeit ſich ſagen muß, daß er, Zeit und Mittel vergeudend, die Hoffnungen ſeiner Eltern ſchmählich täuſcht, oder den eigenen Herd untergräbt. Unſere theure Jugend aber, die, von edlen Vätern ſtammend, durch Geburt und Mittel zu hoher Stellung berufen iſt, ſollte durchgehends und allgemein die Tugenden der ritterlichen Ahnen ſich aneignen, ſie in Einklang bringend mit den *gerechten* Anſprüchen der neuen Zeit. Sie ſollte, jeglicher Gemeinheit fremd, ſelbſt ihre Schwächen zu veredeln wiſſen, wie einſt Heinrich IV., der tapfere Max Emanuel und der ſtarke Auguſt. Ihr ſollten Geiz und Habſucht, die gemeine, lichtſcheue Liederlichkeit, die brutale Rohheit, die verweichlichte Ueberfeinerung gleich fremd bleiben.

Wahrlich, der Adel trägt auch einen Theil der Schuld, wenn die neue Zeit ſeine ſtolzen Häupter unter ihren ehernen Tritt beugt; es iſt aber nicht unſere Aufgabe, den Verfall des Adels zu erörtern, ſondern wir wollen nur von Vergnügungen und Zerſtreuungen reden — von den noblen Paſſionen, denen vollkommen zu genügen, ſich Luſt, Fähigkeit, Muße und Mittel vereinigen müſſen, und an denen Theil zu nehmen jeglichem ſo weit verſtattet ſey, als er dadurch nicht ſeine Stellung in der bürgerlichen Geſellſchaft gefährdet. — Schmach und Hohn aber allen, welche reich, prahleriſch und karg zugleich, die noblen Paſſionen zu gemeinen Steckenpferden herabwürdigen! Da findet ſich ſtatt der Großmuth und Freigebigkeit ſchnöder Geiz, ſtatt ehrenvollen Aufwandes die Verſchwendung in unwürdigen Sphären, ſtatt edler Leidenſchaft die gemeine Neigung, und ſtatt des Adels nur ein Wappenſchild, öfter ſogar nur ein Pergament.

(Die Fortſetzung folgt.)

Briefe über den Pariſer Salon von 1837.

(Fortſetzung.)

Zweiter Brief.

Das klaſſiſche Prinzip Davids, das einſt eine ſo heilſame Reaktion gegen die Unnatur und Unkunſt Bouchers und der andern Künſtler aus der Zeit Ludwigs XV. bewirkt hatte, war nach allen Richtungen hin erſchöpft und mußte, abgelebt wie es war, andern Tendenzen den Platz räumen. Dieſe machten ſich denn auch bald geltend und gingen — wie ja denn die Kunſt, ſie ſey Malerei oder Poeſie, ſtets dieſelbe iſt — mit literariſchen Revolutionen Hand in Hand. Die Romantik, dieſes Lieblingskind deutſcher Poeſie, fiel in Frankreich ein; um's Jahr 1823 begannen die Kämpfe. Das klaſſiſche Prinzip unterlag, die Romantik ſiegte, in der Literatur wie in der bildenden Kunſt. Die franzöſiſchen Künſtler gewannen bei dieſem Siege ein neues, großes Terrain für ihre Schöpfungen, und außerdem viel Zeit für ihre Vergnügungen. Man brauchte nun nicht mehr die Antike zu ſtudiren, noch auch das Nackte, denn die Romantik geht, namentlich hier in Frankreich, gekleidet in Schaube, Wamms, Barett und Schnabelſchuhen. Der Sieg der Romantik iſt jezt ſo vollſtändig, daß mir auch kein einziges Bild aus der klaſſiſchen Mythologie oder Geſchichte aufgefallen iſt; dagegen iſt das Mittelalter und die neuere und neueſte Geſchichte vollſtändigſt exploitirt. Wie viel das Aeußere in Frankreich gilt, wiſſen Sie, und welche Rolle es in der Malerei ſpielt, habe ich oben ſchon angedeutet. Was nun bei Darſtellung romantiſch-hiſtoriſcher Stoffe an Gedanken abging, wurde durch Streben nach Effekt, Treue des Koſtüms und der Beiwerke und dergleichen Aeußerlichkeiten erſezt, und von dieſer Seite haben viele dieſer Bilder wirkliche Verdienſte und bedeutendes Intereſſe. Sonſt ſind ſie meiſt auf das liederlichſte componirt; von der Zeichnung Rechenſchaft zu fordern, verbietet meiſt das Koſtüm; gemalt aber ſind ſie ſtets vortrefflich. Die Bücher

mit Illuſtrationen, die hier jezt ſo ſehr an der Tagesordnung ſind, haben gewiß einen höchſt ſchädlichen Einfluß auf die Kunſt: es gilt hier, eine ſchnelle, geiſtreiche Compoſition zu geben, Flüchtigkeit iſt kein Vorwurf, ſondern nothwendig; ſie ſollen nichts, als den Leſer einen Augenblick feſſeln, wenn er das Blatt umwendet. Manier, der Fluch aller franzöſiſchen Kunſt ſeit mehr als hundert Jahren, iſt unausbleiblich, ja nöthig. Dieſe Illuſtrationen wachſen in's Unendliche; ihr Einfluß, der ſchon jezt ſichtbar iſt, wird ſich noch ſchlimmer geltend machen. Sie gehören wirklich zu den Zeichen der Zeit, die große, ernſte Kunſtwerke ablehnt: es ſoll Alles zu Scheidemünze vermünzt werden, à la portée de tout le monde. Es iſt das demokratiſche Prinzip, das Prinzip Jeremy Benthams, das Alles einreißt: nicht bloß das „Glück," auch die Kunſt wird „generaliſirt." — Die Leute haben am Ende Recht, Gott mag's wiſſen!

Sie ſehen, wie übel Sie berathen ſind, wenn Sie von mir etwas über den Salon erfahren wollen: ich komme vor lauter Vorreden, Excurſen und Reflexionen nicht zur Sache. Ich hätte nun noch manche ſolcher Betrachtungen auf dem Herzen, doch will ich ſie ſpäter einzuſchmuggeln ſuchen und nun wirklich über Bilder des Salons reden.

Bei ſolchen Elementen und Dispoſitionen zur Mittelmäßigkeit, wie wir ſie obigen Andeutungen nach nun in der franzöſiſchen Kunſt finden, ſollte man denn glauben, daß das Lob eben noch nicht abſolut, ſondern nur relativ groß ſey, wenn man ſagt, Paul Delaroche iſt der größte der lebenden franzöſiſchen Hiſtorienmaler. Ich meine das aber ohne Vergleichung und ohne Reſtriktion. Delaroche iſt ein ausgezeichneter Künſtler, und würde als ſolcher nicht bloß hier, ſondern auch in Deutſchland gelten; ja er iſt in dieſem Augenblicke (hier bleibt nichts lange in Gunſt) in Deutſchland mehr anerkannt als hier, um ſo mehr, da eine ziemlich ſtarke Partei — ich glaube die Anhänger von Ingrès — alles Mögliche anwenden, um den Ruhm Delaroches zu verkleinern.

Delaroche hat zwei große hiſtoriſche Bilder — Figuren lebensgroß — ausgeſtellt, die wohl die ausgezeichnetſten des Salons ſind; beide aus der engliſchen Geſchichte, die der Künſtler vorzugsweiſe zu lieben ſcheint, beide aus der Tragödie vom Untergange König Karl Stuarts: das erſte Karls Miniſter und Günſtling Strafford auf ſeinem Gange zum Schaffot, von ſeinem Unglücksgefährten, dem Erzbiſchof Laud von Canterbury geſegnet, das zweite Karln ſelber, in der Mitte der Soldaten, die ihn bewachen und verhöhnen, darſtellend.

Thomas Wentworth, Earl von Strafford, der mächtige Lieblingsminiſter Karls I., war ein ausgezeichneter Mann, der nur vielleicht der Conſtitution gegenüber ſeine Stellung nicht recht begriff und dem königlichen Willen ſeines Herrn zu viel nachgab. Er fiel, das erſte Opfer in dem großen Kampfe zwiſchen Volk und König, er fiel, ſeinem Poſten getreu, ein verantwortlicher Miniſter, büßend für die Fehler ſeines Gebieters. Es war im Jahr 1641, acht Jahre vor Karls Tode, als das Haus der Gemeinen den Miniſter vor dem Hauſe der Lords des Hochverraths anklagte. Troz ſeiner Schuldloſigkeit, ſeiner rührenden und beredten Vertheidigung, troz dem, daß Karl ſelbſt für ihn redete, ward er verurtheilt. Strafford wußte, wofür und weßhalb er ſterben mußte. Deßhalb ſchrieb er, als Karl zauderte, ſeine Einwilligung zu der Vollziehung des Urtheils zu geben, ſelbſt an den König und bat ihn um jene Einwilligung, denn er wußte, daß dieſelbe eine Förmlichkeit ſey; über die ſich der Parteihaß doch leicht weggeſezt hätte, deren Verweigerung aber dem König höchſt gefährlich werden konnte. Er ſchrieb, er wolle gerne ſterben, und wünſche nur, ſein Leben möge das Opfer der Verſöhnung ſeyn zwiſchen König und Volk. Karl gab darauf ſeine Einwilligung, und Straffords Kopf fiel. Seine Richter hatten die Grauſamkeit gehabt, die von ihm erbetenen geiſtlichen Tröſtungen ſeines Freundes und Kollegen Laud, Erzbiſchofs von Canterbury, zu verweigern, der, ebenfalls Liebling Karls, für die Kirche das geweſen war, was Strafford für den Staat, nämlich allzubereitwilliger Diener des königlichen Willens, und der gleich Strafford angeklagt und zugleich mit ihm im Tower eingekerkert war. Als nun Strafford auf dem Gange zum Richtplatz an dem Kerker ſeines Freundes vorbei kam, rief er: „Mylord, Ihren Segen und Ihr Gebet!"

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, April.

(Beſchluß.)

Fremde Journale. Lamennais. Mittelalterliche Kunſt.

Wenig Ausländiſches findet hier Gnade. Vor deutſchen religiöſen Journalen hat man eine geheime Furcht, denn man ſchwebt immer in der Beſorgniß, ſelbſt bei Treugeglaubten auf irgend einen Nachgeſchmack moderner Philoſophie zu ſtoßen, welche bekanntlich eine Erfindung des Satans, und ärger denn Arianismus und Pelagianismus iſt. Spuken ja doch die ärgſten Kezereien in den dogmatiſchen Schriften deutſcher Profeſſoren! Man könnte ſich aber beruhigen: im Religionsfreund und in der Athanaſia wird ſelbſt der Großinquiſitor keine Philoſophie aufſpüren. In Frankreich iſt die Gefahr noch größer, weil die Franzoſen weit größern Lärm ſchlagen, als ihre ſpeculativen überrheiniſchen Nachbarn. Glücklicherweiſe verficht der Ami de la Religion bis jezt mit gewaltigem Eifer die Intereſſen des nichtgallicaniſchen Katholizismus. Belgien iſt das Land der Verheißung.

Freilich haben die Brüſſeler Buchdrucker den T–l im Leibe, und überſchwemmen die Welt mit wohlfeilen und portativen Diebsdrücken von allem Schlechten, was die franzöſiſche Literatur produzirt; aber dabei feiert man in den ſchönen Ebenen Flanderns und Brabants einen Triumph, wie man ihn ſich anderſeits wohl kaum hätte träumen laſſen. Das belobteſte Organ dieſer andern Partei, die an Zahl, Anſehen, Einfluß immer noch ſehr bedeutend iſt, wenn auch manche Defectionen ſtattgefunden haben, und die noch immer im Siegestaumel ſchwelgt, iſt das in Lüttich erſcheinende Journal historique et littéraire, eine Reiſebeſchreibung der Wallfahrten und Miſſionen, eine Literaturzeitung der Legendenſammlungen und Brevarien. Man würde ſich ſehr täuſchen, wenn man glaubte, das Journal historique habe einen harmloſen Charakter: es führt das ſcharfſchneidende Schwert der Controverſe, es thut einen Nothſchuß nach dem andern, wenn es irgendwo Licht ſieht, es wirft den geſunden Menſchenverſtand als Ballaſt über Bord, wenn es auf raſches Fahren ankommt, es greift mit gleicher Wuth Dinge wie Perſonen an, und glaubt ſich allein berufen und auserwählt, zu wachen und zu arbeiten. Aber Leute von der Art dieſer Scribenten ſind bei all ihrem devoten Eifer und ihrer eifrigen Devotion nicht einmal im Stande, die Sophiſtik eines Lamennais zu Boden zu werfen, wenn ſie nicht von ſelber fällt. Das Buch: Affaires de Rome, hat übrigens hier im Ganzen weniger Aufſehen gemacht, als man hätte vermuthen können. Es iſt zwar nur in wenigen Exemplaren hergekommen, aber viel geleſen worden. Angriffe wie dieſer können nicht im Stande ſeyn, der päbſtlichen Macht, ſelbſt wenn ſie auf ſchwachen Füßen ſtände, was nicht der Fall iſt, ernſtlichen Schaden zuzufügen. Die Baſis des Buches, oder vielmehr des Planes, deſſen Entwicklung und Vertheidigung es enthält, iſt ſo luſtig, daß ſie mit den tollſten Hirngeſpinnſten politiſcher Schwärmer in dieſelbe Kategorie geſtellt werden muß. Und doch iſt dieſe Anſicht von dem gegenwärtigen Stande der Kirche und von der Nothwendigkeit ihrer volksthümlichen Regeneration noch bei weitem das Intereſſanteſte. Ueber Rom und römiſche Angelegenheiten iſt nicht viel darin enthalten. In allem Uebrigen, was nicht auf Frankreich Bezug hat, waltet große Oberflächlichkeit und Unkunde lokaler Verhältniſſe vor. Und — dies iſt nun einmal die eigene Schuld des Verfaſſers — auch jezt noch zweifeln Viele an ſeiner Aufrichtigkeit, Niemand aber an ſeiner Inconſequenz. Es heißt, der Abbé Lacordaire, welcher ſich noch immer unter uns befindet, ſey mit einer Gegenſchrift beſchäftigt. — Von Lamennais ehemaligen Mitarbeitern am Avenir war der Graf von Montalembert im verfloſſenen Winter längere Zeit hier. Er hat ſich neuerdings faſt ausſchließlich mit der geſchichtlichen und kunſtgeſchichtlichen Seite des Mittelalters befaßt, und ſein ſchöngeſchriebenes Buch über die heilige Eliſabeth zeugt von dem Ernſt ſeiner Studien und ſeiner Geſinnung. Auf dieſem Felde bleibt auch in Italien noch unendlich viel zu thun übrig. Ein Franzoſe, A. F. Rio, der einige Jahre in dieſem Lande zubrachte, hat es unternommen, eine Geſchichte der chriſtlichen Poeſie in ihrem Princip, ihrem Stoff und ihrer Form zu ſchreiben. Der zweite Theil, welcher die italieniſche Kunſtgeſchichte enthält, iſt zuerſt erſchienen: er umfaßt die Zeit von dem Wiederaufleben der Malerei bis zu ihrem Verfall im ſechzehnten Jahrhundert. Bedeutende Einwirkung der zum Theil in Deutſchland geltenden Anſichten iſt in dieſem Buche nicht zu verkennen. Der Verfaſſer iſt geneigt, das Abgehen vom Typiſchen, wie es bei den Florentinern ſtattfand, als Anfang des Verderbniſſes, und das Streben der Umbriſchen Schule als höchſte Blüthe der chriſtlichen Kunſt zu betrachten. Läßt ſich nun auch Manches gegen den Grundgedanken, in dieſem Umfange genommen, ſagen, und fehlt es im Detail nicht an vielerlei Irrthümern, ſo iſt dieſe Schrift doch ſehr zu beherzigen und intereſſant in ihrer conſequenten Durchführung. Rt.

Dresden, April.

(Fortſetzung.)

Abſchied der Schröder-Devrient.

Der Enthuſiasmus, welcher die zum lezten Male vor der Abreiſe auf der hieſigen Bühne in der Rolle der Euryanthe erſcheinende Schröder-Devrient empfing, verfehlte nicht, den ganzen Abend, bei jeder ſchicklichen Gelegenheit, in Händeklatſchen, Bravo und Herausrufen immer von Neuem aufzurauſchen. Im Beifallsſturme nach der Oper, als der mächtig erklungene Wunſch, ſie noch einmal zu ſehen, von ihr gewährt wurde, flatterte die reizendſte Blumenpracht ihr entgegen. Sodann erſchien Fräulein Wüſt in der ſehr vorzüglich von dieſer geſungenen Rolle Eglantinens, die Feier des Auftritts durch Recitirung des folgenden Gedichts von A. Peters noch zu erhöhen, und Euryanthen-Devrient einen Lorbeerkranz aufzuſetzen:

Vom Haſſe frei, frei von des Todes Banden,
In die ſie ſchlug das rächende Geſchick,
Kehrt Eglantine jezt zu Euryanthen,
Voll Liebe zu der Liebenden zurück,
Um huldigend im Tempel der Kamönen
Die Prieſterin, die ſcheidende, zu krönen.

Zwar iſt's die Freundin nur, durch gleiches Streben
Mit dir verwandt, und gleichen Herzensdrang,
Die ſeine Krone dem Verdienſt zu geben,
Den Lorbeerzweig für dich zum Kranze ſchlang;
Doch das Gefühl, womit ſie ihn geſchlungen,
Theilt jede Bruſt, vom Geiſt der Kunſt durchdrungen.

Denn was die Göttin, die hier thront und waltet,
Nur ſelten ihrer Freunde Blick enthüllt, —
Du haſt der Kunſt Geheimniß uns entfaltet
Und dargeſtellt in der Vollendung Bild,
Und darum ſchmückt dich an der Göttin Throne
Bewundrung Aller mit des Ruhmes Krone.

Du ſcheideſt jezt, und fern von unſrer Mitte
Wird neuer Lorbeer deine Stirn' umziehn,
Drum tönt zum Abſchiedsgruß dir nach die Bitte:
Laß in dem Kranz die Hoffnung uns erblühn,
Daß, wie dich auch das Ausland mag erheben,
Du treu uns bleibſt, wie wir dir treu ergeben.

Die dabei von der Wortführerin noch beſonders ausgedrückte Bitte freudiger Rückkehr fand den willkommenſten Nachhall in den offenbar aus tiefbewegter Seele aufwogenden Worten der Gefeierten und ihrer Zuſage. Allgemein hofft man auf die gewiſſe Erfüllung derſelben, obſchon, dem Vernehmen nach, nicht nur England, ſondern beſonders auch Frankreich Alles aufbietet, den höchſten Schmuck unſerer Oper für immer an ſich zu bringen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 114.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, den 13. Mai 1837.

Man warf ihm Staub auf ſein geweihtes Haupt,
Den ſchüttelt' er ſo mild im Gram ſich ab,
Im Antlitz rangen Thränen ihm und Lächeln,
Die Zeichen ſeiner Leiden und Geduld.

Shakeſpeare.
Richard II.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortſetzung.)

Dieſen Moment hat Delaroche gewählt. Wir ſind im Tower, in einem Gange deſſelben, zu dem eine Treppe hinaufführt. Strafford, aus ſeinem Kerker herausgetreten, kniet in der Mitte des Bildes: eine ſchöne, edle Geſtalt, das würdevolle Haupt entblößt und geſenkt, in der ſchwarzen Tracht jener Zeit, den Ordensſtern noch auf dem Mantel, über ihm ein Kerkergitter, aus dem ſein Freund Laud die Hände ſegnend herausſtreckt; etwas hinter Strafford ſein Vertheidiger oder eine Magiſtratsperſon, an den ſich ein junger Mann, wahrſcheinlich Straffords Sohn, weinend anlehnt; ganz im Vordergrunde, die Treppe hinabſteigend und deßhalb nur bis an die Knie ſichtbar, ein Offizier, der Strafford zum Tode führen ſoll, in der Hand ein Schwert und das Todesurtheil.

Das zweite Bild zeigt uns den lezten Akt der Stuartstragödie. Karl iſt Gefangener; das Parlament hat ihm während ſeines Proceſſes das Haus des Sir Robert Cotton, das nahe bei Weſtminſterhall befindlich, zum Gefängniß angewieſen; dort hat er von den Soldaten, die ihn bewachen, fortwährend die gröbſten Beleidigungen zu erdulden. — Wir ſehen in einem, im Geſchmacke damaliger Zeit verzierten Gemache Karl in der Mitte des Bildes an einem Tiſche ſitzen, umgeben von Soldaten. Er iſt gekleidet, wie ihn die Porträts von Vandyk zeigen, einfach ſchwarz, aber geſchmückt mit den Zeichen ſeiner Würde, wie er ſie in beſſern Tagen zu tragen gewohnt war, das Ordensband auf der Bruſt, den großen Stern auf dem Mantel. Karl bewahrte ſeine königliche Würde bis zum lezten Augenblick; als König keinen andern Richter denn Gott anerkennend, proteſtirte er fortwährend gegen die Competenz des Gerichtshofs. König noch im lezten Augenblicke, ſtieg er im Schmucke ſeiner Würde auf's Schaffot; ganz anders wie Ludwig XVI., in dem erſt das Königthum erniedrigt und in den Staub getreten war, ehe es an ſeine Perſon ging, der als Privatmann, zwar würdevoll, aber nur als Privatmann, als Louis Capet, nicht als König ſich vertheidigte, verurtheilt wurde und auf's Schaffot ſtieg, nicht wie Karl im königlichen Mantel, ſondern im blauen Ueberrock. Karl fiel mit dem Königthum, Ludwig erſt ſpäter.

Karl, den wir auf dem Bilde Delaroche's ganz von vorne ſehen, hat geleſen; er hält, den linken Arm auf den Tiſch geſtüzt, das Gebetbuch noch in den Händen, und hat nur einen Augenblick aufgehört, weil ihn die pöbelhaften Beſchimpfungen ſeiner Wächter ſtören. Zu ſeiner Rechten hat ſich einer derſelben über ſeinen Stuhl gelehnt und bläſt ihm den Tabaksdampf, vielleicht noch Schlimmeres, in das königliche Antlitz. (Karl rief

bekanntlich bei einer ſolchen Beleidigung eines Soldaten aus: „Poor souls, they would treat their generals in the same manner for sixpence!“) Zu ſeiner Linken ſitzt ein Anderer, die Flaſche in der einen Hand, die andere mit dem Glaſe hoch erhoben, einen Toaſt auf des Königs Feinde ausbringend. Den König kümmern dieſe Beleidigungen nicht, ruhig, unbeweglich ſchaut er vor ſich hin, zum Bilde heraus. Im Vorgrunde hat ſich einer der Soldaten über den Tiſch gelehnt und ſchläft, ohne durch des Königs Gegenwart genirt zu ſeyn. — Dieſe drei Wächter drücken durch ihre Handlungen nur den halb willenloſen, pöbelhaften Haß der rohen Menge aus, die — wie ſie geleitet wird — heute anbetet, morgen verflucht. Weiter dem Hintergrunde zu, hinter dem Tiſche ſitzt aber ruhig ein anderer Wächter, deſſen Antlitz weit gefährlichere Intentionen ausdrückt als jene durch ihre beleidigenden Handlungen; er hat die Hände in das Degengefäß gefaltet, die Beine übereinander geſchlagen, auf den Roſt des Kamins geſtützt, und wendet das Geſicht dem König zu, um zu ſehen, welchen Eindruck auf denſelben die Beleidigungen der Soldaten machen, die er vielleicht angehezt hat. In ſeinen ſtechenden Blicken malt ſich der bösartigſte Parteihaß; er weiß, was er will, und warum er haßt. An der Säule des Kamins lehnt, ein Bild der ſtillen, unterdrückten Trauer, des Königs treuer Kammerdiener, Thomas Herbert. Hinter der Hauptgruppe am Tiſche ſtehen zwei Soldaten, die beide unwillig auf die Niederträchtigen ſehen, die den König beſchimpfen, der jüngere aufrecht in kriegeriſcher Stellung, als wolle er dreinſchlagen, der Aeltere traurig und als wolle er ihn zurückhalten. Im Hintergrunde an einem Fenſter, durch das man Weſtminſter erblickt, wo des Königs Richter thronen, iſt eine Gruppe von Soldaten, ſtehend und ſitzend, die auf einen aus ihrer Mitte horchen, welcher mit heftigen Geberden, auf Weſtminſterhall zeigend, zu ihnen redet.

Beide Bilder Delaroche's verfehlen den Eindruck nicht, den der Künſtler beabſichtigte, als er uns mit dem ganzen Aufwande ſeiner Mittel würdig und ſtandhaft getragenes Unglück vor die Augen führte. Die hieſigen Kritiker haben viel Weſens davon gemacht, daß König Karl, wie er ſo ruhig die Beleidigungen ſeiner Wächter erträgt, an einen verſpotteten Chriſtus erinnere. Ich glaube, das iſt wahr, dieſe Erinnerung drängt ſich unwillkührlich auf; die Phyſiognomie des Königs und ſein langes, geſcheiteltes Haar verſtärken dieſe Aehnlichkeit noch. Vielleicht hat ſogar der Künſtler ſo etwas beabſichtigt. In meinen Augen iſt das aber kein Vorzug des Bildes, ſondern gereicht ihm eher zum Nachtheil, und vielleicht iſt das der Grund, weßhalb ich das erſte Bild, Strafford, dieſem vorziehe. Jene Erinnerung an die Verſpottung des Heilands hat etwas, was, mir wenigſtens, den Eindruck des Bildes verdirbt. Wenn Chriſtus verhöhnt wird — in keiner Darſtellung aus dem neuen Teſtamente ſpricht ſich das Prinzip des Chriſtenthums reiner aus — ſo duldet er den Hohn, weil er will; er iſt Gott, er könnte die Beleidiger vernichten, aber er erträgt ruhig, gerade weil er Gott iſt. Karl Stuart aber duldet jenen Hohn, nicht weil er will, ſondern weil er muß, weil er gar nicht anders kann.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Waidwerk.

(Fortſetzung.)

Ueberſicht.

In Germaniens Urwäldern war jeder freie Mann ein geborner Krieger und Jäger, und erfüllte in dieſer doppelten Beſtimmung ſeines Lebens Zweck und Ziel; auch waren dazumal Krieg und Jagd ſo nahe verwandt, wie ſie es heute noch ſind in Amerikas grünen Wildniſſen; denn der Bär, der Wolf und der unbändige Ur waren eben ſo gefährliche Gegner als der römiſche Soldat, oder dem Deutſchen der Deutſche. Aus der freien Leute Mitte erhoben ſich zwar, lange bevor Karl der Große das Kreuz an den Ufern der Weſer aufpflanzte, bereits ſchon Häuptlinge, aber erſt mit dem Beginn des Reiches wurden die ehemals Freien und Gleichen theils zu unmittelbaren Freiherrn, theils zu Lehensträgern der Freiherrn, und endlich zum Theil auch Unterdrückte, denen neue Edle ihre urſprünglichen Rechte entzogen, wie zum Beiſpiel die althergebrachte Freiheit des Waidwerks auf der Erde und im Waſſer. Und als im Laufe der Zeiten Herrn und Grafen für ſich nahmen und ihren Nachfolgern als Erbe hinterließen, was ihnen der König nur als ſeinen Verwaltern zu treuen Handen hatte vertrauen wollen, da wurden aus des Königs Richtern, Schaffnern und Bannerträgern erbliche Reichsfürſten, und aus den Dienern derſelben erbliche Lehensträger, ſo wie anderwärts wieder kleinere Beſitzer des Reiches Unmittelbare blieben. Unter dieſen Geſtaltungen wurden die Vorrechte, die wir im Allgemeinen Regalien zu nennen pflegen, immer beſtimmter, und die Berechtigten wachten immer ſtrenger darüber, daß ihnen keines geſchmälert werde. — Auf dieſe Weiſe ward nun die Jagd ausſchließliches Eigenthum der Edlen, auf welche die Neigungen und Pflichten der ehemaligen Freien übergegangen waren, nur daß, wenn auch immer noch der Krieg ihr Geſchäft blieb, doch die Jagd weder Nothwehr noch Erwerbsquelle mehr, ſondern vorzüglich ihre Luſtbarkeit und ihr Stolz war. Und aus dieſen Zeiten ſtammt diejenige Geſtalt des Waidwerks, welche ſeine Uebung zu einer adligen Beſchäftigung erhob.

Die neuere Art der Kriegsführung mit Fußvolk und mit Feuerwaffen veränderte durchaus die Stellung der

unmittelbaren Grundherrn zum Reiche, der mittelbaren zu den groſſen Lehensherrn, welche der Hoheitsrechte immer mehr erwarben, ſo daß endlich der Reichsverband nur ein leerer Schall war, der nach und nach verhallte. Und als der weſtphäliſche Friede einer gewaltigen Umwälzung ſein Siegel aufgedrückt hatte, näherten ſich die rauhen Sitten des Mittelalters mit ſtarken Schritten der Verfeinerung; aus dem Turnier der ſchwergeharniſchten Lanzenbrecher bildete ſich das Ringelrennen, und aus der Jagdluſt erwuchs la noble passion, bei deren fürſtlicher Ausübung kein möglicher Schmuck des Luxus fehlen durfte, wie bei der ſtolzen Jägerei des kaiſerlichen Hofes, ſo auch im Gefolge des kleinſten Freiherrn. Zwar waren Aufwand und Pracht der Jägerei in früheren Zeiten nichts weniger als unbekannt, aber in der lezten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts zeigte ſich darin eine glückliche Miſchung von ritterlicher Mannhaftigkeit, wie ſie ſich durch die Stürme des dreiſſigjährigen Krieges gerungen, und von Verfeinerung, die von da an nur zu bald in Ueberfeinerung und Haarbeutelei übergehen ſollte, aber noch auf dem rechten Punkte hielt, ſo daß wir dieſen Zeitpunkt ſehr wohl für das goldene Alter der edlen Jägerei erklären mögen, ſo wie überhaupt aus dem Geiſte jener Zeiten ſich etwas Beſſeres hätte entwickeln können, als das ſteife, pedantiſche achtzehnte Jahrhundert, wäre nicht, gleich einer Sündfluth, von Frankreich aus die Leichtfertigkeit hereingebrochen, um ſich mit der ſchwerfälligſten Schulfuchſerei zu verbinden.

Das Waidwerk zerfällt in Abtheilungen, die von Erde, Luft und Waſſer den Namen führen. Die Jagd der Thiere auf der Erde und der Vögel theilt ſich in die hohe und niedere; die Jagd im Waſſer, inſofern ſie das Fangen der Fiſche bezweckt, heiſſt Fiſcherei, während die Fiſchottern, Biber und Duckenten zwar, wie ihre Nachbarn, die Fiſche, zu den Faſtenſpeiſen gehören, aber dennoch unter die Gegenſtände der niedern Jagd gerechnet werden.

Die hohe Jagd nun iſt das eigentlich fürſtliche und adlige Vergnügen, das des Namens der noblen Paſſion ganz würdig iſt; ihre vorzüglichſten Gegenſtände ſind der edle Hirſch, der ritterliche Keuler, der Auerochs und die Gemſe, ſo wie die Vögel des Hochgebirgs, welche beim Falzen geſchoſſen werden: der Auerhahn und der Birkhahn (welcher auch Spill- und Schildhahn heiſſt), endlich von reiſſenden Thieren der Bär. — Die niedere Jagd iſt ſchon mehr allgemeiner Zeitvertreib, ſey es nun, daß ſie als Treibjagen oder mit dem Vorſtehhund ausgeübt werde. Sie erfordert nichts als einige leicht zu erwerbende Erfahrungen und durch Uebung zu erlangende Fertigkeit im Schieſſen, ſo daß die vereinzelte und nur zeitweiſe Ausübung derſelben zu den Vergnügungen des gröſſeren Publikums gehört und einer etwas ſtarken Leibesbewegung zur Beförderung des Blutumlaufs gleich zu achten iſt. Dennoch gehört auch die niedere Jagd in das Gebiet der noblen Paſſion und wird, wenn auch nicht in Hinſicht des Gegenſtandes, eben ſo edel als die hohe durch die Art der Ausübung; namentlich gehört hieher das Hetzen der Füchſe und Haſen mit dem Windhund und berittener Jägerei. Für vornehm gilt, auch unſern jezigen Begriffen nach, das uralte Vogelſtellen auf dem Herd, von dem ein Kaiſer einſt den Beinamen erhielt, obſchon ſonſt das Fangen in Netzen und Fallen nicht mehr ſonderlich hochgeachtet wird. Die Anglomanie hat auch das Angeln zu einer adligen Beſchäftigung geſtempelt; doch iſt es allein die Mode, welche dieſem ungeſelligen, nüchternen Vergnügen eine nur vorübergehende Währung gibt. Die Falknerei, welche einſt einen der edelſten Zweige des Waidwerks bildete, iſt ſeit Langem gänzlich abgekommen, ſollte aber, ſchon wegen des fürſtlichen Aufwandes dabei, wieder in Aufnahme gebracht werden, und zwar nach jenem groſſartigen Zuſchnitt, deſſen ſie ſich in frühern Zeiten erfreute, und wodurch die Hofhaltungen des Mittelalters den entſcheidenden Schritt zu derjenigen Ausbildung des Waidwerks thaten, welche im 17ten Jahrhundert, wie wir oben erwähnten, in ſolchem Glanz ſich zeigte. Die Jagd mit Stoßvögeln iſt, dem Range nach, die Zwillingsſchweſter der hohen Jagd, deren Ausübung, ohne ſie, immer noch mangelhaft bleibt, obſchon der Gegenſtand der Falknerei dem kleinen Waidwerk angehört.

In unſern Tagen wird die Jagd mit ſtets abnehmendem Glanz ausgeübt, doch können wir immerhin noch ſehr ausgezeichnete Mitglieder im Orden der noblen Paſſion finden, und auch ſolche, welche alles Waidwerk in einer weitumfaſſenden Vereinigung mit Lieb und Luſt zu betreiben wiſſen, wodurch ſie zeigen, daß die Kunde von einer noch prachtvolleren Vergangenheit mehr denn ein Mährlein ſey, ſo wenig dieſe Kunde glaublich klingt in Ländern, wo Beſitzer und Pächter durch die Jagd Geld gewinnen möchten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Mechaniſche Holzschnitzerei.

Eine neue Erfindung.

Nach einer in franzöſiſchen Blättern enthaltenen Ankündigung, welche mehr Vertrauen verdient, als ſonſt Maniſeſte der Art, weil ſie von einem ehrenwerthen Manne, dem Profeſſor Blanqui, herrührt, iſt kürzlich in Frankreich eine ſehr intereſſante Erfindung gemacht worden, die bedeutende Folgen haben kann. — Die Kunſt der Bildſchnitzerei in Holz war im Mittelalter mit gröſſter Meiſterſchaft geübt worden, die neuere Zeit hatte die mühſelige Kunſt vernachläſſigt und darüber faſt verlernt; durch die Erfindung nun, von der hier die Rede iſt, wird die ſchwierige, abſchreckende

Handarbeit der Mechanik überantwortet, ſie verſpricht ſich zur Bildnerei in Holz zu verhalten wie Kupferſtich und Kupferpreſſe zur Zeichnung, und bald ſoll die Dampfmaſchine Holz ſchnitzen, wie ſie bereits Leinwand webt und Mouſſelin ſtickt. — Mit wenigen Worten wird ſich ein Begriff von der Sache geben laſſen. — Im vorigen Jahr hatte ein Mann, Namens Grimpé, eine Methode erfunden, in wenigen Minuten und mit dem Aufwand von wenigen Pfennigen Flintenſchäfte zu ſchneiden, und die Regierung war mit ihm wegen Lieferungen für die Armee in Unterhandlung getreten. Er war aber hiebei nicht ſtehen geblieben; es gelang ihm, ſeine Maſchinerie auf alle Formen, ſelbſt die unregelmäßigſten, anzuwenden, und jezt liefert er Tiſchlerwaare und Bildſchnitzerei aller Art. Seine Maſchinen bohren Löcher nach entgegengeſezten Richtungen, machen Einſchnitte von ungleicher Länge und ſchneiden mit bewunderungswürdiger Genauigkeit und Regelmäßigkeit feines Bildwerk, bald vertieft, bald erhaben. Er getraut ſich, jede beliebige Zeichnung mit feinen Schneideeiſen auszuführen, und mittelſt derſelben verrichtet der gemeinſte Arbeiter Wunder. Zu gleicher Zeit und wunderbar ſchnell werden Holzſchuhe, Rollen, Ornamente für Meubeln, Felder für Thüren und Getäfel, Felgen und Naben fabrizirt, ſo leicht wie Schwefelhölzer. — Die verzierteſten Stücke koſten kaum etwas mehr als die einfachſten. Man kann jezt ein Paar Holzſchuhe aus einem Stück Erlenholz für ein paar Centimen ſchnitzen, und die Façon einer Rolle kommt nur auf zwei Sous. Bereits liegen über fünfzig Muſter von Getäfel mit Bildwerk vor, und die ausgezeichnet ſchöne Arbeit daran iſt die Sache weniger Stunden. Das feinſte Simswerk wird ſo raſch und ſicher gebildet, wie mit einem Hobelſtoß. — Dieſe wichtige Erfindung muß, wie immer das Wohlfeilerwerden der Bedürfniſſe, vermehrte Conſumtion zur Folge haben. Schon die Fabrikation der Holzſchuhe und Stühle wird dadurch neuen Schwung erhalten, und man wird fortan in Privathäuſern und öffentlichen Gebäuden die Zimmer, faſt zum ſelben Preiſe wie mit gemeinem Schreinwerk, mit reich verziertem Holze im Geſchmack der Renaiſſance täfeln können. Das ſeit langer Zeit ziemlich vernachläſſigte einheimiſche Holz wird wieder zu Ehren kommen, namentlich das Nußbaumholz, das ſich an alten geſchnizten Kirchenſtühlen ſo prächtig ausnimmt. Der Arme, wie der Reiche gewinnen dabei: jenem wird manches Stück Schreinwerk zugänglich, und dieſer kann ſich mit einem Schmuck umgeben, dem man wegen des Zeit raubenden und darum theuren Arbeitslohns längſt entſagt hatte.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, April.

(Fortſezung.)

Molière's Tartüffe.

Zu den hieſigen vorzüglichſten Bühnennovitäten gehörte das einem alten Mährchen entlehnte Drama von Raupach: „die Schule des Lebens.“ Als eine ganz beſondere Denkwürdigkeit aber iſt wohl der Verſuch der Aufführung von Molière's „Tartüffe“ zu betrachten. Tartüffe? riefen die Theaterfreunde beim Erblicken des Komödienzettels. Ein Kopfſchütteln geſellte ſich gewöhnlich zu dem Ausrufe. Der Eine fand unſere Zeit überhaupt wenig gelaunt, ſich Kunſtwerke aus der berüchtigten Periode der großen Puderwolken auftiſchen zu laſſen. Ein Anderer, ſchon wegen des berühmten Namens Molière toleranter, hatte nichts dagegen, wenn das Stück, wie billig, nach neuer Weiſe zugeſtuzt würde. Ein Dritter wünſchte beſonders das nicht mehr übliche Verſteckensſpiel des in der deutſchen Bearbeitung Herr v. Seelheim geheißenen Hausherrn, erſt unter einem verhangenen Tiſche, dann auf dem Sopha, daraus verbannt zu ſehen. Einem Vierten hatte man im Vertrauen geſagt, daß nicht nur dieſes Verſtecken, ſondern ſogar das ganze alte Coſtüm darin zum Vorſchein kommen werde, und dieſer prophezeihte den nahen Ruin des hieſigen und des geſammten deutſchen Theatergeſchmacks überhaupt, wenn man ſich zu ſolchen Abgeſchmacktheiten herablaſſen wolle. Ein Fünfter — doch mit Einem Worte, eine Menge Anderer noch ſtellten meiſt dem Unternehmen ein höchſt ungünſtiges Prognoſtikon. Das Luſtſpiel begann bei ſehr vollem Hauſe, und das alte Coſtüm machte gar keinen unangenehmen Eindruck, zumal die Rollen trefflich beſezt, und auch die meiſten Schauſpieler und Schauſpielerinnen bemüht waren, gleich dem genialen Maler, deſſen Pinſel die allzu herben und abſtoßenden Cruditäten der Mode in Familiengemälden zu mildern und zu dämpfen ſucht, Perrücken und Kleidungsſtücke dem modernen Auge in einzelnen Parkien etwas gefälliger zu appretiren. Das erwähnte Verſteckensſpiel blieb ebenfalls nicht weg. Ueberhaupt beſtrebte man ſich, die Zeit des alten Molière ganz unverändert wiederzugeben. Wider alles Vermuthen jener, einen troſtloſen Ausgang theils Beſorgenden, theils Hoffenden, dauerte die Empfänglichkeit und Theilnahme des Publikums vom Anfang bis zu Ende. Seine geſpannte Aufmerkſamkeit wurde durch nichts unterbrochen, als durch den lauten Beifall, den ihm bald das Stück, bald die Kunſt der Schauſpieler abzunöthigen verſtand. Man darf den Künſtlern insgeſammt nachrühmen, daß ſie das Ihrige beitrugen, dem alten Luſtſpiele mit großem Fleiß und rühmlicher Anſtrengung ſein vollkommenes Recht widerfahren zu laſſen.

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung der Charade in Nr. 108.

Windfahne.

Räthſel.

Nach Lucheſe.

Uns Schweſtern ſieht man oft in großer Zahl
An Fenſtern prangend ſtehn und auf Balkonen;
Die minder ſchönen freilich allzumal
Verſtecken ſich in hintern Regionen.

Spazieren gehen läßt man uns doch nie,
Gefangen müſſen wir zu Hauſe bleiben,
Und uns mit Harmonie und Melodie,
So gut es gehen will, die Zeit vertreiben.

Zwar mehr als Ein Narr unter dem Balkon
Seufzt auch für uns, und läßt mit Wind ſich ſtärken;
Daß man ſie aufzieht, wißt ihr andern ſchon,
Sie aber wollen nun auch gar nichts merken.

Doch Einer, der das Fingerſpiel verſteht,
Entlockt uns, wenn er will, die ſchönſten Sachen;
Es freut ihn, doch nicht lange, denn er geht,
Nicht ohne unſre Fenſter zuzumachen.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 115.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 15. Mai 1837.

Weiche, Jägerpöbel, weiche!
Nur die auserwählte Schaar
In Dianens weitem Reiche
Bringt ihr würdig Opfer dar.
Hirſchgerechte Jäger, auf!
Auf, Dianens Lieblingsſöhne!
Unſer Freudenlied ertöne
Bis zum Götterſitz hinauf.

v. Wildungen.

Das Waidwerk.

(Fortſetzung.)

Die hohe Jagd.

Der beneidenswertheſte Vorzug der Hohen und Reichen auf dieſer Welt iſt der, daß ſie von jeder Luſt des Lebens beinahe den leichten Champagnerſchaum ſchlürfen zu können ſcheinen, ohne daß der Becher mit der Hefe ſich ihnen, wider ihren Willen, zu den Lippen drängen dürfte. Vor allem bietet ihnen das Waidwerk nur das, was es von Vergnügen in ſich hegt, und verlangt dagegen allein Liebe und Luſt zu ſeinem fröhlichen Treiben, und die ritterlichen Eigenſchaften, ohne deren Beſitz ohnedies Niemand ſich ſo leicht dazu hingezogen fühlt. Die eigentlichen proſaiſchen Mühſeligkeiten, von der oberſten Anordnung und Leitung an, bis zum Geſchäft des Treibers, fallen willigen Dienern anheim, und für des Herrn Vergnügen und Luſtbarkeit allein müht ſich der Oberjägermeiſter, arbeitet und führt der Waidgeſell den Leithund und richtet die andern Hunde ab, jeglichen nach ſeinen Fähigkeiten, ſo daß er den Schweißhund lehrt, das angeſchoſſene Wild zu verfolgen, den Saufinder, des Ebers Lager anzuzeigen, den Hetzhund, die widerſtrebende Beute friſch zu packen und zu decken, den Bracken, der Fährte folgend, Laut zu geben; und der Erſte wie der Letzte des Gefolgs und der Dienerſchaft ſetzen ihren höchſten Ruhm darein, daß des Jagdherrn Luſt recht ungeſtört von Statten gehe.

Die hohe Jagd, in ihrem größten Glanz, wird auf deutſche Art als **eingerichtetes Jagen**, auf franzöſiſche als **Parforcejagd** betrieben. Das deutſche eingerichtete Jagen gilt für die prächtigſte Gattung, iſt aber minder mannhaft, ſeit die Sauſeder und der Fänger ſchier überall von dem Geſchoß verdrängt wurden; die Parforcejagd iſt gewöhnlich minder feierlich, aber um ſo ritterlicher. Beſchwerlicher noch iſt das nächtliche Anſpringen des falzenden Hahnes, aber die Pracht des Geleites und der Anordnung dabei bezieht ſich nicht auf die Augenblicke, darinnen dieſe Jagd, ſtill und vorſichtig, auf einſamen Bergeshöhen ausgeübt wird, ſondern auf das Verweilen in den unwirthlichen Wäldern, in hochgelegenen Jägerhäuſern oder Hütten, wo an jedem Tag der Jagd wenigſtens zwanzig Stunden müſſig hingebracht werden müſſen.

Ein **Hauptjagen** einzurichten, erfordert nicht wenig Kenntniſſe, Mühe, Zeit und Koſten. Wochenlang muß das Wild nach und nach aus weitem Umkreis in den abzuſteckenden Bezirk getrieben werden, unter der Leitung einer zahlreichen und wohlerfahrenen Jägerei. Eine große Menge von Leuten iſt vonnöthen, um zu treiben, zu wachen, die

Lappen zu ſtellen, und dann die Tücher. Nichts Kleines ſind die Zeuge, die Zeugwagen und die Beſpannung derſelben, ſo wie der Holzaufwand, den allein ſchon die nächtlichen Wachfeuer verurſachen.

Das Einrichten jedoch iſt die Sache der Jägerei, die belehren zu wollen, dieſe Blätter ſich nicht anmaßen; wenn ein Laie aber über die ſehr alte Art, ſolches zu bewerkſtelligen, genau ſich unterrichten will, ſo verweiſen wir ihn auf Döbels Jägerpractica. Der wackere Döbel, der älteſte Schriftſteller über die geſammte Jagd- und Forſtwiſſenſchaft, ein Mann, der als Lehrbube und Jägerburſche ſeine Laufbahn begonnen, iſt für praktiſche Jäger immer noch ein geachteter Lehrer, und viele neue Autoren (wie z. B. Honau über Zucht und Dreſſur der Jagdhunde) haben aus dem Schatz eigener Erfahrungen wenig mehr und nichts Beſſeres ſchöpfen können als aus ſeinem Werk. Und da er noch dazu den Glanz des edlen Waidwerks erlebt, obſchon den allmählichen Verfall bereits dunkel ahnend, ſo iſt es wohl um ſo verzeihlicher, wenn auch in dieſen Blättern manche ſeiner Darſtellungen und Lehren ſich wiederſpiegeln, beſonders da es ja unſer Zweck iſt, vielfach auf das Jägerleben der Vorfahren hinzudeuten, und das Bild davon nur aus ältern Ueberlieferungen uns klar machen können.

Die Meinung, welche der alte Waidmann über das deutſche eingerichtete Jagen ausſpricht, zeichnet ſo klar die Anſicht ſeiner Zeit darüber, daß wir uns das Vergnügen nicht verſagen können, die folgende Stelle aus ſeinem Werk wörtlich anzuführen. „Hauptjagen," ſchreibt er, „ſind zuweilen über die Maßen nöthig, aber auch dabei nützlich und plaiſirlich. Nöthig ſind ſie, wenn das Wildpret ſich zu ſehr mehret und den Unterthanen das Getreide, Kraut und Gras abäſet. Damit nun die Unterthanen dieſes Alles erhalten mögen, ſo ſiehet die hohe Landesherrſchaft, wenn ſie darin aller- und unterthänigſt ſuppliciren, dahin, daß die Zahl des Wildes eingezogen und vermindert werde. — Hingegen ſind ſie auch ſehr nützlich, denn dadurch wird nicht nur des Landesherrn Zehrgarten und Küche mit gutem Wildpret verſehen, ſondern es ſind Allerhöchſt- und Höchſtdieſelben auch allezeit ſo gnädigſt, das Meiſte davon zu verſchenken; die größte Nutzbarkeit aber kommt daraus, daß der Landmann die auf den Feldern liegenden Onera und Abgaben ſeiner hohen Landesherrſchaft abtragen kann. — Wie nun der Landmann den größten Nutzen davon hat, ſo laſſen ſich die hohen Landesherrſchaften daran begnügen, daß ſie den Unterthan dadurch erleichtern, und behalten einzig und allein das Plaiſir für ſich, daß ſie ſothanes Wildpret durch ein Jagen erlegen, und haben ihre Freude an dem Staate, ſo dabei gemacht wird. Ja, ein Jeder, welcher dergleichen Jagd nur geſehen, wird geſtehen müſſen, daß das Plaiſir dabei eine recht königliche und fürſtliche, dieſen Hohen der Welt eigenthümliche Luſt und Ergötzung ſey und immer bleiben werde."

(Die Fortſetzung folgt.)

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortſetzung.)

Was nun die Ausführung der beiden Bilder anbetrifft, ſo ſind dieſelben auf's Tiefſte durchdacht, vortrefflich angeordnet und gezeichnet und auf das Allermeiſterhafteſte gemalt. So vortrefflich auch die meiſten franzöſiſchen Künſtler malen, ſo übertrifft doch, wie ich glaube, Delaroche ſie alle: nicht als ob er gerade ein größerer Meiſter der techniſchen Mittel wäre, ſondern gerade weil er ſeine Herrſchaft über dieſelben auf eine Weiſe zu verſtecken weiß, die dem Gedanken hinlänglich Raum gibt, ſich geltend zu machen; er zeigt weder die enorme, meiſt kokettirende Virtuoſität, wie man ſie bei Horace Vernet findet, noch auch ſieht man, wie bei vielen Andern, zu ſehr das Material. Innerer und äußerer Reichthum ſtehen bei Delaroche in harmoniſcherem Gleichgewichte als bei den andern franzöſiſchen Hiſtorienmalern. — Die Nebenwerke, z. B. die Koſtüme u. ſ. w. können nicht maleriſcher arrangirt und zugleich treuer ſtudirt und dargeſtellt werden. Aus dieſem lezten Umſtande, dem auf die Beiwerke verwendeten Fleiß, machen Viele hier ihm einen Vorwurf: gewiß mit Unrecht, denn ſo wenig auch eine allzugroße Naturtreue in großen religiös- oder ſymboliſch-hiſtoriſchen Darſtellungen, die einen großen, erhabenen Styl erfordern, zu entſchuldigen iſt, ſo iſt ſie denn doch bei dergleichen anekdotiſch-modern-hiſtoriſchen Bildern immer mit Dank anzunehmen, um ſo mehr, da Delaroche niemals dem Studium und der Darſtellung der Beiwerke Hauptſachen unterordnet, und dieſe Nebenſachen in keinem ſeiner Bilder mehr gelten und bedeuten wollen, als ſie gerade ſollen. — Jener Vorwurf wird dem Künſtler hauptſächlich von der Ingrès'ſchen Partei gemacht. Ingrès iſt der franzöſiſche Künſtler, der dem Streben nach einem reinen und erhabenen Styl alles Andere unterordnet, und der alſo gewiß — wenigſtens dieſes Strebens wegen — die allerhöchſte Anerkennung verdient. Wie Ingrès nun hier in Frankreich, wo brillante Mittel und Effekt ſo viel gelten, dieſe Anerkennung gefunden hat, iſt beinahe räthſelhaft, und mir, der ich von Ingrès nichts geſehen habe, durchaus unerklärlich. Daß man annimmt, die Partei, welche Delaroche durch ſeinen Succeß und ſeinen Ruhm gegen ſich aufgebracht, ſey froh geweſen, in Ingrès einen Künſtler zu finden, den ſie Delaroche entgegenſtellen konnte, da namentlich die Prinzipien beider ſo verſchieden, iſt gewiß ein Unrecht gegen Ingrès, der nach dem, was

ſeine Freunde von ihm ſagen, ein großer Künſtler ſeyn muß. Wie geſagt, ich begreife die Sache nicht recht, da ich von Ingrès kein einziges Bild (nur einen Plafond im Louvre) geſehen habe, und ich ohne Autopſie hier in Frankreich, wo Alles von Parteianſichten bewegt iſt und eine feile Preſſe ſich zu Allem hergibt, auf Niemandens Urtheil trauen möchte. Daß von Ingrès hier ſo wenig oder eigentlich nichts zu ſehen iſt, rührt wohl daher, daß derſelbe bei ſeinem Streben nach hohem und erhabenem Styl — ein Streben, das bei ihm vielleicht mehr Vorſatz und Prinzip, als innere Nothwendigkeit und Beruf iſt — nicht jedes Sujet brauchen kann und daher nicht viel zu produciren im Stande iſt. Nach jenem Plafond allein ihn zu beurtheilen, würde ich für Unrecht halten, da das eine Aufgabe iſt, bei welcher ein Künſtler unmöglich alle ſeine Kräfte entwickeln kann. Eine Compoſition, die Calamatta nach ihm geſtochen, Ludwig der Heilige, dem die Jungfrau erſcheint, kommt mir eben nicht beſonders vor.

Um von dieſer Digreſſion auf Delaroche zurückzukommen, bemerke ich noch, daß derſelbe ein drittes, und zwar ein religiöſes Bild ausgeſtellt hat, eine heilige Cäcilia, die Orgel ſpielend, die ihr von zwei Engeln vorgehalten wird. Abſcheulicher als dieſes Bild kann man ſich nichts denken. Delaroche, deſſen Technik ſonſt bald an Rubens, bald an Rembrandt erinnert, hat in dieſem Bilde ſeine ſchönen Mittel verſchmäht und nun einmal durch das ganz Entgegengeſetzte zu wirken geſucht. Er hat ſich die alten byzantiniſchen Maler zu Vorbildern genommen, ſeine ſonſt ſo ſchöne, breite Behandlung hat er in die allertrockenſte verkehrt. Er ſcheint geglaubt zu haben, die Wirkung und Vortrefflichkeit mancher der alten Vorraphaelſchen Meiſter beſtehe lediglich in der Technik, und da hat er denn dieſe nachgeahmt: Innigkeit und religiöſes Gefühl hat er nicht geben können. Mit allen ſeinen Bemühungen, die z. B. bei den Verzierungen (im byzantiniſchen Geſchmacke) in das Penible gehen, hat er nichts erreicht als einen wahren Degout gegen dieſes Bild. — Das zeigt, wie weit Delaroche, trotz ſeiner vortrefflichen Darſtellung des anekdotiſch-hiſtoriſchen Genre, noch bis zur höchſten Aufgabe der Kunſt hat.

Dieſes Bild von der heil. Cäcilia war Urſache, daß ich von Delaroche, trotz der beiden andern Bilder, Anfangs viel ungünſtiger dachte als jezt. Ich hielt ihn nämlich für einen Comödianten, der im Beſitz ſchöner Mittel auf die Menge zu wirken ſucht, coûte qui coûte. Tritt er aber aus der Rolle heraus, die die Natur ihm angewieſen, ſo wird er abſcheulich. Ich ſuchte in all ſeinen frühern Bildern, die ich in Original oder Copie zu ſehen bekommen konnte, Beſtätigung dieſes Vorurtheils, und wenn man ſucht (und namentlich wenn man etwas Advokat iſt), ſo findet man. Als einen Hauptcharakterzug ſeiner Bilder glaubte ich zu entdecken, wie er durch den Contraſt zu wirken ſucht, und wie er aus der Geſchichte nur ſolche Momente wählt, wo dieſer Hebel großes Spiel hat. So die drei Bilder, die von ihm im Luxemburg ſind: Joas als Kind von ſeiner Tante gerettet, kindlich-lächelnd inmitten des Verderbens, das ihn bedroht; die Kinder Eduards, unſchuldig und harmlos dem Tode geweiht; die mächtigſte Fürſtin ihrer Zeit, Eliſabeth von England, auf dem Fußboden ſich windend in Gewiſſensqualen; dann Jane Gray, trotz ihrer Unſchuld und Schönheit auf dem Schaffot; Cromwell, der kühne Uſurpator, am Sarge ſeines geopferten Königs; die beiden Bilder von Richelieu und Mazarin: der Erſtere, alt, krank und ſterbend in prächtiger Barke, mit ſich führend als Gefangenen den jungen blühenden Cinq-Mars, ſchön und lebensluſtig, aber wie Richelieu dem Tode entgegengehend; dann Mazarin ſterbend im Bette, aber geſchminkt und umgeben von ſchwatzenden und ſcherzenden Damen, und lächelnden kartenſpielenden Hofleuten, von denen einer dem Sterbenden ſeine Karten zeigt und ihn fragt, was er ſpielen ſolle. — Alles das überdachte ich mir, und machte Delaroche den Vorwurf, er ſey ein Comödiant und ſpekulire auf die Empfindungen ſeiner Zuſchauer. Das ſchlechte religiöſe Bild diente mir dann als Beweis. Aber ich that dem Künſtler gewiß mit dieſem Vorwurf Unrecht. Die ganze moderne Kunſt — und die Poeſie noch mehr als die Malerei — ſpekulirt auf die Empfindungen der Leſer und Zuſchauer, wo die antike Kunſt ſie erzwang. Daß Delaroche aus der Geſchichte gerade möglichſt dramatiſch-wirkende Momente wählte, iſt eher ein Lob als ein Tadel, namentlich da er Franzoſen zum Publikum hat, und Jeder ſich ſeinem Publikum etwas accomodiren muß, wenn er verſtanden und goutirt ſeyn und wirken will, namentlich in jetziger Zeit, wo ein Künſtler nicht ſo leicht erwarten darf, ein Publikum nach ſich und ſeinem Willen zu bilden. Das ſchlechte religiöſe Bild beweiſt nur, daß Delaroche eben kein Genie, ſondern nur ein Talent iſt, und daß er nur zu jenen hiſtoriſchen Darſtellungen Fähigkeit hat, zu andern nicht. — Welch eigenthümliches, tief-poetiſches Talent der Künſtler aber beſizt, hat er gerade durch die Art der Auffaſſung mehrerer ſeiner Stoffe gezeigt, und durch das ungeſucht Ueberraſchende, ich möchte ſagen, die Pointe, die er denſelben gegeben hat. Ich erinnere hier an die Kinder Eduards und Cromwell, die beiden Bilder, die hauptſächlich in Deutſchland ſeinen Ruhm gegründet, gerade weil es bei denſelben nicht nöthig war, das Original geſehen zu haben, ſondern weil die elendeſte Lithographie hinreichte, um die Schönheit des Gedankens empfinden zu laſſen. — In der Regel, oder wohl immer, ſtellt der Künſtler die Handlung, den Augenblick der That dar. Nicht ſo Delaroche. Mit tiefem poetiſchen Gefühl ging er in dem einen Bilde — den Kindern Eduards — einen Schritt zurück, und gab den Augenblick vor der That, die

Erwartung derſelben, die wie Gewitterſchwüle auf dem Bilde liegt. Bei Cromwell und Karl Stuart ging er er umgekehrt einen Schritt weiter und zeigte den Moment nach der That, die Reflexion nach Vollendung derſelben, die That, die ſich noch einmal ſelbſt anſchaut und kühn das eigene ſtarre Antlitz betrachtet, um ihrer Vollendung gewiß zu ſeyn: ein Akt, in dem ſich gewiſſermaßen ſymboliſch die ganze fürchterliche Größe und die ungeheure Bedeutung des Geſchehenen ſpiegelt.

(Schluß des zweiten Briefs.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, April.

(Beſchluß.)

Molière's Tartüffe. Die grüne Bude. Neubauten.

Der Hauptcharakter in Molière's „Tartüffe“ wurde von Porth mit teufliſcher Wahrheit meiſterhaft durchgeführt. Köſtlich zeigte ſich Pauli, als Hausherr, erſt in ſeinem, durch nichts zu erſchütternden Glauben an die über jeden Zweifel erhabene Tugend und Frömmigkeit des heuchleriſchen Tartüffe, und auch nachher, wie er, durch die That überführt, zu den entgegengeſezten Empfindungen gebracht worden. Ueberaus glänzend zeigte ſich Madame Werdy als Mutter des Hausherrn. Da ſie ſogleich in der erſten Scene auftritt, ſo trug ſie unſtreitig viel dazu bei, für Molière's Werk eine günſtige Aufnahme einzuleiten. Vorzüglichen Theil an Erreichung dieſes Zwecks muß man ferner Madame Böhler-Devrient als Kammermädchen Dorine nachrühmen. So ſeltſam auch das abſolut Diktatoriſche im Munde eines Kammermädchens, ſelbſt gegen den augenſcheinlich in keiner zweideutigen Relation mit Dorinen ſtehenden Hausherrn, unſern heutigen Verhältniſſen und Gewohnheiten nach, ſich ausnimmt, gelang es doch ihrem Takt und ihrer Gewandtheit, hauptſächlich in Ton und Mienen, ein Medium herauszufinden, wodurch es glaublich erſcheint, daß ſie, ſogar bei einem ſo auffallenden Benehmen und einer ſo ſchroffen Emancipation von dem gewöhnlichen Verhältniſſe, ſich im Hauſe behaupten kann. Dem Fräulein Bauer gebührte um ſo aufrichtigerer Dank für das Angemeſſene und Abgewogene ihres Spiels als Elmire, da dieſe Rolle, obſchon als ſehr wichtig in Gang und Wendung des Stücks eingreifend, doch keineswegs zu den dankbaren ſich zählen läßt. Obſchon dem Luſtſpiele Tartüffe vielleicht, weder in der Anlage, noch in der Ausführung der eigenthümliche Meiſterſtempel des Dichters in dem Grade von Kraft und Klarheit aufgedrückt iſt, wie manchen, beſonders ſeiner kleinern Luſtſpiele, und der Tartüffe ſeine große Berühmtheit ohne Zweifel zunächſt zufälligen Umſtänden und treffenden ſatiriſchen Zügen zu verdanken haben mag, ſo gereicht es doch der Bühnendirektion zur wahren Ehre, das Stück wieder, ſeinem ganzen Weſen nach, vorgeführt zu haben. So vieles auf die Allgemeinheit der Menſchennatur Gegründete und überhaupt, dem Weſen und der Form nach, wahrhaft Tüchtige darin, das zum Theil immer mehr in Vergeſſenheit geräth, kann nicht ohne heilſame Wirkung auf das Publikum, wie auf Schauſpieler und Dichter bleiben.

Die bisher bloß „zur Erinnerung für Freunde“ beſtimmt geweſene Schrift: „Kreuz- und Quergedanken eines Ignoranten vor den Düſſeldorfer Bildern über die Düſſeldorfer Bilder und manches Andere,“ hat nunmehr, laut dem Dresdener Anzeiger, in einer zweiten, durchgeſehenen Auflage dem Buchhandel ſich anvertraut. Ob der ſich diesmal als Verfaſſer bekennende Heinrich Paris wirklich ein Mann oder nur eine ſorgfältigere Maske für das Fräulein ſey, dem man das Werkchen verdanken zu müſſen glaubt, dürfen diejenigen gerade am wenigſten zu erörtern wagen, denen Zweifel dagegen aufſteigen. Welche Indiskretion, einer abſichtlich dicht verſchleierten Dame auf öffentlicher Straße in's Geſicht ſehen zu wollen!

Den mit Linden beſezten, unter dem Namen der Neuſtädter Allee bekannten, geräumigen und angenehmen Spazierplatz, der ſich vom Ende des Marktes unſerer Neuſtadt an, durch die ganze ſtattliche Hauptſtraße bis nach der Kaſerne hinzieht, kennt Jeder, der in Dresden geweſen iſt. Er entſinnt ſich auch vermuthlich der grünangeſtrichenen Bude, die, wenn er vom Markte her durch die Allee kam, ihm zur Rechten liegen blieb. Es iſt ein kleines, im Innern recht hübſch eingerichtetes Ding, die „grüne Bude“ genannt, das ſich vor langen Jahren dort, halb aus Beſcheidenheit, halb aus Furcht, in eine Ecke drückte und ſich bis jezt, troz mancher Betrachtungen von Seiten der Freunde der Symmetrie, behauptete. Die grüne Bude gehört gewiſſermaßen zu den hieſigen Wahrzeichen der eleganten Welt. Beſonders nimmt, zumal im Sommer, die männliche Eleganz dort ihr Abſteigequartier, um bei einem Glaſe Eis oder Limonade die Nachmittags vorüberſtrömende weibliche Eleganz aus den Fenſtern zu beobachten. Wer ſich in die mancherlei Luftſchlöſſer, Spekulationen, Intriguen, in die Verwickelungen und Verſtrickungen des ſocialen Lebens nur ein wenig hineinzudenken weiß, kann daraus abnehmen, daß die grüne Bude eine vielgeſtaltige geſchichtliche Exiſtenz errungen hat; kann ich doch ſogar hinzufügen, daß einer meiner Bekannten ſich ſchon im Stillen zu ihrem Hiſtoriographen conſtituirte und nächſter Tage darüber ein eigenes Werk an das Licht ſtellen wird. Je tiefer nun die ſonach, wenn nicht auf weltgeſchichtlichem, doch auf ſtadthiſtoriſchem Grunde ruhende kleine Erfriſchungdanſtalt in die hieſigen Gewohnheiten eingewachſen iſt, deſto größer war der Unwille gegen ein in der Nacht vom 31ſten März zum 1ſten April wider ſie gerichtetes Attentat. Eine von außen, dem Vernehmen nach durch den Schornſtein hineingeworfene Petarde verurſachte eine Exploſion, welche das leichte Brettergebäude auseinandertrieb. Erſt kurz zuvor hatte die Wirthſchaft, die aus Mangel an Platz die Nacht nicht dort zubringt, ſich hinwegbegeben. Uebrigens war das luftige Gebäude ſchon am folgenden Tage interimiſtiſch wieder zuſammengeflickt. — Der unermüdeten hieſigen Bauluſt verdankt Dresden ſo eben die Hoffnung auf eine bedeutende Verbeſſerung. Die durch den Löbbauer Schlag in Friedrichſtadt nach Tharand und Freiberg führende Straße gewährte ſeither einen wahrhaft befremdenden Anblick. Während im ganzen Königreiche Sachſen neuerlich nur noch ſehr wenige nicht umgeriſſene Stücke Landes anzutreffen ſind, hatte ſich dort ein ziemlich großes dicht vor den Thoren der Reſidenz erhalten. Die Urſache war die Geringhaltigkeit des Bodens der dortigen Gemeindegrundſtücke. Dieſe ſind nunmehr einzeln an den Meiſtbietenden verkauft worden. In deſſen Verfolg entſteht ſo eben zu beiden Seiten der überaus ſtark befahrenen Straße, durch den Plan der neuen Eigenthümer, Häuſer mit Gärten anzulegen, ein ungemeines Leben. Das Baumaterial iſt zum Theil ſchon herbeigeſchafft, und man beeilt ſich, der ganzen, ſeither wenig erfreulich ſich darſtellenden Gegend die lange fruchtlos gewünſchte freundliche Umgeſtaltung nicht länger vorzuenthalten.

Beilage: Literaturblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 116.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 16. Mai 1837.

Blüthen, Blumen, wohl empfunden,
Bleiben ewig Immortellen.
Goethe.

Nachruf an Fräulein Agnes Schebest.

Thema.

Nachtigallen haben Flügel;
Ach, das iſt uns wohlbekannt,
Nun ſo fern durch Thal und Hügel
Agnes eilt zum fremden Land.

O, wie ſüß ſind Nachtigallen,
Bringen Blüthenduft und Mai;
Jeder Buſen athmet frei,
Wo die Wonnetöne ſchallen.
Eine gibt es doch vor Allen,
Die des Frühlings Wunderſpiegel,
Der entgegen Herzen wallen;
Aber ach! — die Nachtigallen —
Nachtigallen — haben Flügel!

Agnes Schebeſt heißt die Eine,
Mit den Augen wunderklar,
Die, wie Schmerz und Wonne weine,
Macht in Tönen offenbar.
Sie, die Liebliche, die Reine,
Prieſterin der Kunſt genannt,
Zeigt im huldigſten Vereine
Wie ſich Glanz und Demuth eine,
Ach! es iſt uns wohl bekannt!

Wen hat nicht ihr Strahl entzündet?
Wem ihr Leid mit Himmelsluſt
Nicht durchſtrömt die glüh'nde Bruſt?
Aller Liebe Wunder kündet
Sie der Welt, der Schleier ſchwindet,
Aller Herzenstiefen Siegel
Sprengt ihr Zauber — o, wo findet
Sehnſucht ſie, die uns entſchwindet
Nun ſo fern durch Thal und Hügel?

Bald doch wird ſie wieder kommen,
Wird auf Nachtigallenſchwingen
Uns den Frühling wiederbringen,
Mit dem Himmelsklang, den frommen,
Süßen Bildern — hoch willkommen!
Schallt ihr dann am Neckarſtrand —
Aber bald heißt's, ſchmerzbeklommen:
Wieder iſt ſie uns entnommen,
Agnes eilt zum fremden Land!

Wie der Frühling lächelnd ſcheidet
Und von Süd nach Norden zieht,
Wie ein ſüßer Klang entflieht,
Wie der Roſe Duft entgleitet
Und nach Fernen ſich verbreitet,

So von Land zu Land ſie flieht.
Einſt auch von der Newa Strande
Sagen, wie am Neckarſtrande,
Thränen, die der Wehmuth Spiegel:

„Nachtigallen haben Flügel,
„Ach! das iſt uns wohl bekannt,
„Nun ſo fern durch Thal und Hügel
„Agnes eilt zum fremden Land!“

Stuttgart, den 8ten Mai 1837.

Helmine v. Chézy,
geborene Freiin v. Klencke.

Das Waidwerk.

(Fortſetzung.)

Jene Zeit, die ſo reich war an Wild aller Art und an edlen Jägern, ſah auch Jagden, von denen die größte Zahl unſerer Mitlebenden kaum einen Begriff hat, weil faſt überall das Waidwerk ſeine einſtige Würdigkeit verloren und ihm der feierliche Ernſt fehlt, der, obſchon er nicht ohne einen gewiſſen Beiſchmack von Pedanterie war, viel dazu beitrug, den Jägern und der Jagd eine wirkungsreiche Folie zu leihen. Denkt euch einen luſtigen, freien Plan, mitten im Walde gelegen, in weitem Eirund von hohen Tüchern umſpannt; das iſt der Laufft, in den das Wild zum Schuß getrieben werden ſoll. Hier erhebt ſich ein luſtiges Bretterzelt, geſchmückt mit Laubgewinden, Zweigen und wehenden Wimpeln, welches in der Jägerſprache der Schirm heißt, an deſſen rechter Seite die geſammte Jägerei in ihren ſchönen grünen Röcken, geſchmückt mit Hirſchfänger und Hornfeſſel, ſich aufgeſtellt hat, voll ungeduldigen Stolzes den Augenblick erwartend, da die Luſtbarkeit beginnen ſoll, welche ſie mit Aufwand all ihrer Kräfte, Künſte und Erfahrungen ſeit ſo langer Zeit vorbereitet. — Da wird es mit einem Male laut auf dem Weg, der kürzlich erſt durch das Geſtrüpp des Waldes friſch gebahnt worden; zwiſchen den Stämmen hindurch blinken die gallonirten Kleider raſch einherſprengender Vorreiter; über den weichen Boden fliegen ſechs- und vierſpännige Kutſchen, oft rauſchend unter der Berührung geſtreifter Aeſte; bald neben, bald hinter den Kutſchen galoppirt auf muthigen Roſſen das zahlreiche Gefolge, eine Schaar geladener Gäſte, der Schwarm der Hofherrn, Junker und Pagen, und hinterher der Troß der Stallknechte. Plötzlich öffnet der Laufft die zu dieſem Behuf eingerichtete Pforte, durch welche der flüchtige Zug dem Schirm zueilt, begrüßt von dem Jubel der harrenden Jäger. Alsbald füllt ſich das Bretterzelt; um den Fürſten reihen ſich die vornehmſten der Gäſte, die Damen und Cavaliere, während die Büchſenſpanner die Gewehre in Bereitſchaft ſetzen, Roß und Wagen den Platz räumen und der Laufft ſich ſchließt. Endlich gibt der Oberjägermeiſter das Zeichen; die Hüte ſchwenkend und das Jagdgeſchrei ausſtoßend, zieht die Jägerei in Reih und Glied dem hinabgelaſſenen Rolltuch * zu, gefolgt von den Hunden und ihren Führern, bis am Rolltuch die Hatzhunde abſchwenken, um ſich in die Hatzſchirme neben dem Schirm zu begeben; die Jagdhunde folgen den Jägern, bis ſie, bei beginnendem Treiben, gelöst werden. Der Oberjägermeiſter begibt ſich in ſeine Loge beim Rolltuch, um anzuordnen, wann daſſelbe auf- oder zuzumachen; eben da ſtehen auch hinter einem Schirm Trompeter und Pauker, um jeden jagdbaren Hirſch, der zum Laufft kommt, anzublaſen.

Nun beginnt es, im Jagen ſich zu regen; von den Zeugen her rücken die Treibleute vor, die gelösten Hunde geben Laut auf den Fährten. Endlich ſenkt ſich das Rolltuch und in wilder Flucht zeigt ſich ein Haupthirſch, weit hinter ſich die lautenden Bracken; er verdoppelt ſeine Schnelligkeit, da urplötzlich das Schmettern der Trompeten, das Wirbeln der Pauken ihn ſchreckt und ſcheucht, bis vom Schirm her ein Pulverblitz aufgeht und unter dem Knall noch des Schuſſes der Flüchtige zuſammenſtürzt. Dem Jagdherrn gebührt der erſte Schuß, und er hat ſich dieſer Ehre würdig bewieſen; die Höflinge aber haben keine Muße, ihrer Bewunderung Worte zu leihen, denn dem erſten Hirſch folgt raſch ein zweiter, ein dritter, ein vierter, begrüßt von der grellen Muſik und dem knatternden Gewehrfeuer; der Andrang beim Rolltuch wird ſo groß, daß des Oberjägermeiſters ſcharfer und geübter Blick ſich verwirrt und er nicht mehr im Stande iſt, vor unjagdbaren Hirſchen und vor Schmalthieren den Laufft zu ſperren; dieſen folgen Rehe und Dammwild, und auch Meiſter Reinecke weiß keinen andern Ausweg vor den Hunden. Die flinken Büchſenſpanner können kaum ſchnell genug mehr laden, und mancher Schuß geht in's Blaue, ſo hitzig werden bei dem Anblick des zahlreichen Wildes die Schützen, vorzüglich aber die Damen, ſo daß die Fröhner oft in nicht geringer Gefahr ſchweben, wenn ſie die erlegten Stücke herbeiſchleppen, die Hatzhunde, wenn ſie losgelaſſen werden, um die Fehler der Schützen gut zu machen, die Waidleute, wenn ſie den Hatzhunden folgen, um die angeſchoſſene Beute abzufangen, die jagdbaren Hirſche mit dem Hirſchfänger, die ſchlechten mit dem Knicker.

* Das bewegliche Tuch, welches das umſtellte Jagen vom Laufft trennt. — Wegen einiger andern, aus dem Zuſammenhang leicht verſtändlichen Ausdrücke der Jägerſprache bitten wir den Leſer, ſie uns gelten zu laſſen, weil wir ſie nicht überall vermeiden können, obſchon wir in Anwendung derſelben uns der möglichſten Zurückhaltung befleißigen.

Unter der Niederlage des Rothwildes bietet ſich alsbald den Blicken ein neues Schauſpiel; aus dem Jagen brechen die Sauen, und mit erneuter Luſt gehen die edlen Jäger an's Werk. Aber nun gilt es nicht allein, die Kunſt des Schützen zu bewähren; hier läßt der kühne Cavalier ein Hauptſchwein auflaufen, dort verſucht ein vorwitziger Page ſeine ungeübten Kräfte an einem Friſchling, während ſein Geſpan, der Schnelligkeit und Gewandtheit ſeines Roſſes, ſo wie den kaum erlernten Künſten der Reitbahn vertrauend, mit der Saufeder ſich an einen ſchlechten (d. h. noch nicht ausgewachſenen) Keuler wagt, das Beifallslächeln der Damen zu gewinnen, die vielleicht kaum ſeiner Acht haben. Und indem die ſchwache Hand des unbärtigen Knaben an einer Seite ſicher das Ziel trifft, geſchieht es wohl, daß an der andern die ſtarke Fauſt eines ritterlichen Mannes wankt und des Keulers Hauer ihm die Seite trifft, ſo daß er, ſchwerverlezt, hinweggetragen werden muß; aber das ſtört nicht die Luſt, denn fort und fort krachen die Büchſen, ſchmettern beim Rolltuch die Trompeten, wirbeln die Pauken, geht das raſche, bunte Treiben fort, bis endlich beim linken Flügel die Jägerei ſich wieder zeigt, die Hüte mit Brüchen geſchmückt, und gegen den Schirm ziehend das Waldgeſchrei erhebt, worauf Flügel- und Hüfthörner das Jagen abblaſen; ſo wiederholt ſich noch zweimal das „Jo ho, hochdo, ho!“ wonach immer ein Satz geblaſen wird. Die Feuerrohre ſchweigen jetzo und die Büchſenſpanner athmen hoch auf; dem Jagdherrn naht der Oberjägermeiſter, um ihm den Bruch aufzuſtecken, worauf denn dieſer „allezeit ſo gnädig iſt, den Hut abziehend, für das Jagdplaiſir ſich zu bedanken.“ Nun ſtecken Herrn und Damen Brüche auf, als Ehrenzeichen von gefällten Haupthirſchen, „denn um ſchlechte Hirſche darf kein Bruch aufgeſteckt werden.“

Sobald die Ehrenzeichen des grünen Reiſes vertheilt ſind, wandelt der Oberjägermeiſter ſein freundliches Antlitz in die ſtrengſte Amtsmiene, um zu fragen, ob nicht etwa wer von Wildpret anders geſprochen als ein echter Waidmann ſoll, mit den Füßen auf und über die erlegten Stücke getreten und geſchritten, oder „ſich ſonſten unrein im Jagen verhalten?“ — So nun einer ſich etwas dergleichen hat zu Schulden kommen laſſen, wird er angezeigt, denn die Jagdgenoſſen paſſen immer einander auf, um ſich gegenſeitig zu fangen und das Blatt ſchlagen zu ſehen, was durchaus keine Beſchimpfung, „auch den Rechten nach,“ bedeutet. Das Waidmeſſer wurde nach der von Alters hergebrachten Weiſe noch im achtzehnten Jahrhundert gegeben, bis in neuern Zeiten die Gewohnheit entſtand, die Strafe durch ein Trinkgeld für die Jägerei abzukaufen. Das Verfahren war folgendes. Der Verurtheilte mußte, nachdem er ſein Seitengewehr abgegeben, ſich quer über den ſtärkſten der gefällten Hirſche legen, wobei an manchen Höfen die umherſtehenden Cavaliers und Jäger ihre Waidmeſſer ein wenig aus der Scheide zuckten, und der, welcher dies vergaß, der gleichen Strafe verfiel. Dem Liegenden wurden die Rockſchöße zurückgeſchoben, und der Oberjägermeiſter trat hinzu, oder der erſte Hofjäger, wenn der Verurtheilte kein Edelmann war. Sobald der Verwalter des Strafamtes das Meſſer zuckte, blieſen die Jäger auf ihren Hüfthörnern. Bei dem erſten „Pfund“ ſprach der Schlagende mit „wohllautender Stimme“: „Jo ho! das iſt für meinen gnädigſten Fürſten und Herrn;“ bei dem andern: „Jo ho! das iſt für Ritter, Reiter und Knecht;“ beim dritten: „Jo ho! das iſt das edle Jägerrecht.“ Worauf die Jägerei das Waldgeſchrei erhob, und der Geſtrafte mit einem Kratzfuß ſich zu bedanken hatte.

Den Schluß des fröhlichen Tages bildeten von jeher die Tafelfreuden und volle Becher; und da Waidleute bekanntlich recht wacker trinken können und wollen, ſo iſt es nicht mehr als billig, daß auch die Jägerei nicht nur mit der nothwendigen Atzung, ſondern auch mit überflüſſigem Getränk verſehen werde, damit männiglich ſich vollzechen möge nach der Väter Weiſe. Doch heutzutage pflegen meiſtens die Herrſchaften nach beendeter Jagd ſofort heimzufahren. Zu bemerken iſt noch, daß, wenn im Jagdrevier ein größeres Waſſer ſich befindet, das Wild eingeſprengt und von dem am andern Ufer errichteten Schirm oder von Kähnen aus erlegt wird. Ein See oder Teich gibt dazu die beſte Gelegenheit, und es iſt ſchön anzuſehen, wenn das Wild über die klare Fläche hinrudert; ein Fluß macht ſchon mehr Mühe, weil das Zeug querüber gezogen werden muß. — Die Waſſerjagden waren einſt ſo beliebt, daß manche Herrn irgend ein geringes Bächlein in ihrem Revier dämmen ließen, um wenigſtens einen See en miniature daraus zu bilden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Moden.

Die Tracht unſerer Zeit im weiteſten Sinn iſt der ſprechendſte Ausdruck ihrer nivellirenden, bürgerlichen, um nicht zu ſagen demagogiſchen Richtung; aber auch die Reaktion macht ſich äußerlich, jedoch nur in der Nähe, vielfach bemerkbar. Das Jahrhundert ſtrebt immer mehr dahin, die charakteriſtiſchen Unterſchiede der Stände zu verwiſchen. Ohne die Epauletten des Offiziers und ſeinen abſtechenden Kragen nähme ſich die größte Geſellſchaft auf hundert Schritte, wo die Wunder der „Recherche“ verſchwinden und der adlige Stempel auf den Geſichtern und die Goldprobe des Geſchmeides unkenntlich werden, für einen Chineſen ganz ſo aus, wie für uns ein Trupp wilder Neuſeeländer: einer iſt wie der andere, und die Cultur hat ſie in einen künſtlichen Naturzuſtand verſezt. Den wider den Geiſt der Zeit in der Aeußerlichkeit Proteſtirenden, für die wir Gottlob! kein gangbares deutſches Wort haben, und die wir unter den Titeln Elegans und Faſhionables begreifen, vertritt das Geſpenſt des guten Geſchmacks den lockenden Rückweg zu den großartigen Ausſchweifungen einer frühern Zeit; und ſo bleibt ihnen nichts

übrig, als ſich dem Detailluxus und der ſogenannten Recherche in die Arme zu werfen. Dieſe koſtbaren Feinheiten leuchten freilich nicht ſo weit hin, als ein rothes gallonirtes Kleid oder eine majeſtätiſche Schleppe; daher erweiſen die ſich mit Allem befaſſenden Pariſer Journale unſern eleganten Vorbildern den erwünſchten Dienſt, daß ſie dem Publikum vorrechnen, wie viel man ſich Dinge koſten läßt, die der gemeine Beobachter gar nicht zu ſchätzen weiß und überſieht. Ich gebe ein paar Beiſpiele, wie weit der Luxus nur in den Außenwerken der Toilette, gleichſam in den kleinen Montirungsſtücken, getrieben wird. — Was iſt ein Band? ein bloßes Beiwerk, etwas, was nie als Hauptputz auftritt, ſondern im Gegentheil ein Ganzes vorausſezt und zu ihm paſſen muß. Aber manche feine Pariſerin hat ein Inventarium von Bändern, das 800 Fr. werth iſt. Wie Manche, in Frankreich wie bei uns, wäre froh, wenn ſie einen Schmuck von dieſem Werthe hätte! Madame ſo und ſo beſizt einen Muff von Marabouts, der 25 Louis'dor gekoſtet hat; freilich mag er leicht zwei ganze Winter aushalten. Die Rechnungen der jungen Faſhionables für Stöcke und Reitpeitſchen betragen häufig 100 Louisd'or und mehr jährlich. Die Stöcke, und beſonders die Reit- und Jagdpeitſchen ſind aber auch gegenwärtig wahre Kleinode: ſie ſind von gefirnißter Seide, und die ſilbernen und goldenen Griffe, meiſtens Thierköpfe vorſtellend, ſind mit echten Steinen beſezt. Die Knöpfe der modernen, ſehr theuren Stöcke beſtehen aus Rhinoceroshorn mit guillochirtem Golde eingelegt. — Auf der lezten Fahrt nach Longchamps trug einer eine engliſche Weſte zur Schau, die 600 Fr. gekoſtet hatte. — Aber der gewichtigſte Artikel im Budget einer feinen Toilette ſind die Handſchuhe. Schon mancher Unterlieutenant hatte keinen bittereren Schmerz, als daß ihm ſeine Gage nicht erlaube „d'être bien ganté." Freilich, welch hinfälliges Ding iſt ein Handſchuh! Nicht nur iſt das Blaßgelb ausnehmend delikat, das Leder liegt ſo ſtraff an der Haut, daß die Nähte eine Soirée, in der man faſt nichts anfaßt, unmöglich überdauern. Oft braucht ein junger Herr drei friſche Paare des Tags: einmal wenn er ausreitet oder im Tilbury ausfährt, dann wenn er ſich zum Diner, endlich wenn er ſich zum Ball oder Schauſpiel ankleidet. Unter dieſen Umſtänden ſind 1600 Fr. des Jahrs für Handſchuhe nicht zu viel. Handelt es ſich aber vollends von Damenhandſchuhen, da iſt es im Augenblick um ein Bankbillet von 500 Fr. geſchehen. Fächer, Bouquet und Operngucker haben die mit Atlas beſezten Handſchuhe, welche Morgens ſechs, ſieben Franks gekoſtet, bald dienſtunfähig gemacht, und wer zu leben weiß, zieht keinen Handſchuh zweimal an.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Das Königsfeſt.

Dieſes Jahr konnte der April noch recht füglich zu den Wintermonaten gezählt werden, und es trat der ſonderbare Umſtand ein, daß am 1ſten Mai, dem ſonſt von den Dichtern ſo geprieſenen Tage, kein grüner Baum zu ſchauen war. Am 1ſten Mai, des Königs Namenstage, hatte ſich indeſſen glücklicherweiſe das bisher und auch nachher immer trübe Wetter plözlich aufgeheitert, ſo daß das Pariſer Volk an dieſem Tage zugleich das Feſt des Frühlings und des Königs feiern konnte. Die ihm gebotenen Beluſtigungen hatten nichts Beſonderes; ſie beſtanden, wie gewöhnlich, in der Vertheilung von Lebensmitteln an Hülfsbedürftige, ſtatt des ehemals öffentlichen Herumwerfens des Brodes und Fleiſches; in zwei Theatern unter freiem Himmel in den Champs elysées, auf welchen, wie in den vorigen Jahren, Gefechte mit vielem Gewehrfeuer gegeben wurden, an denen ſich Tauſende von Zuſchauern in der Sonne beluſtigten; in einer Kletterſtange mit einer Krone, an welcher ſilberne Uhren, Beſtecke und Trinkgeſchirre im Sonnenglanze den Kletterern zulächelten, aber ſchwer zu erringen waren; in mehreren Tanzorcheſtern, ferner in einem Abends im Tuileriengarten gegebenen Concerte, und dem alle dieſe Herrlichkeiten des Tages beſchließenden Feuerwerke auf dem Kay d'Orſay. Freies Schauſpiel wurde diesmal nicht gegeben; auch im vorigen Jahr war dieſes ſonſt mit allen Pariſer Volksfeſten verbundene Zubehör weggeblieben. Wahrſcheinlich iſt dabei Unfug vorgefallen, den man künftig vermeiden will. Das Angenehmſte war der Anblick, den die Champs élysées darboten: hier hatte ſich wieder unter den Baumalleen ein unabſehbarer Jahrmarkt gebildet, welcher die Regierung nichts koſtete; Hunderte von Buden und Zelten waren ſchnell aneinander gereiht worden, und außerdem boten noch eine unzählige Menge von Krämern und Gewerbsfleißigen allerlei unter freiem Himmel aus. Hier hatten wieder hundert ſpekulirende Köpfe auf den Hang der Menſchen zum Ziehen der Looſe aus dem Glückstopfe gerechnet, und boten den Vorübergehenden eine Menge kleiner Waaren, auch Naſchwerk gegen Looſe an. Ein Sou iſt eine Kleinigkeit; der Vorübergehende widerſteht ſelten der Verſuchung, die Kleinigkeit gegen die Hoffnung eines Gewinnſtes hinzugeben. Die obligate Zahl zwölf iſt bald voll, es wird gezogen, und eilf in ihrer Hoffnung Getäuſchte ſchleichen ſich davon, und auch der Zwölfte, vom Glück Begünſtigte hat eben nicht Urſache, ſich deſſelben zu rühmen; denn was er gewinnt, iſt meiſt nur verworfene Waare und von ſehr geringem Werthe. Aber die Krämer verſtehen die Kunſt, die Sachen ſo glänzend auszuſtellen, und ſtreichen ſie mit einer ſolchen Suada heraus, daß ſich Hunderte und Tauſende dadurch locken laſſen. Unter dieſen vielen Buden und Zelten ragten einige große hervor, Kaffeehäuſer und Reſtaurants, welche die Palläſte in dieſer leinenen Stadt waren. Dieſer Jahrmarkt, an dem die Regierung gar keinen Antheil hat, iſt im Grunde das Intereſſanteſte am ganzen ſogenannten Volksfeſte, und die Koſten des leztern könnten beinahe ſogar erſpart werden, ohne daß man viel dabei verlöre. Ueberhaupt iſt es ſchwer, eine ſo ungeheure Volksmenge zu beluſtigen, wenn ſie nicht ſelbſt zu ihrer Beluſtigung beitragen will. Die paarmal hunderttauſend Franken, welche ein ſolcher Tag koſtet, ſchaffen für ſich keine Volksbeluſtigung; auch iſt man genöthigt, die Herrlichkeiten zu vertheilen, und zwar an den beiden, am weiteſten von einander entfernten Enden der Stadt, damit das Volk nicht allzuweit zu gehen habe, um daran Theil nehmen zu können, und dieſes Zertheilen vermindert natürlich die Größe des Schauſpiels; zwei einzelne Feuerwerke zum Beiſpiel thun nie die Wirkung eines einzigen großen; aber wenn, wie dießmal, das Königsfeſt in eine ruhige Zeit fällt, und wenn das einzige Frühlingswetter, womit Paris in dieſem Jahr beſcheert worden, gerade einen ſolchen Tag verherrlicht, ſo iſt Jedermann zufrieden, und das Königsfeſt findet die Pariſer in der beſten Stimmung.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 117.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 17. Mai 1837.

O cives, cives, quaerenda pecunia primum est,
Virtus post nummos!

Horat.

Briefe aus der Normandie von J. V.

Den 17ten März.

Die Bewohner von Havre.

Die Kaufleute.

Die Bewohner von Havre, 30 — 35,000 Seelen, ſind ein buntes Gemiſche von Kaufleuten, Seeleuten und Arbeitern, von Franzoſen und Fremden. Der Kaufmannsſtand iſt natürlich der erſte und beſteht aus den Repräſentanten aller handelnden Nationen; Franzoſen, Engländer, Amerikaner, Italiener, Schweden, ſelbſt Ruſſen, und eine Menge Deutſcher und Schweizer treiben ſich auf der hieſigen Börſe durcheinander und radbrechen mit mehr oder weniger Glück die franzöſiſche Sprache. Die große Mehrzahl derſelben will hier nur ihr Glück ſo ſchnell als möglich machen, um ſich dann zurückziehen und von den Renten leben zu können. Sie ſind hier nicht zu Hauſe; man braucht nur die Börſe anzuſehen, um ſich davon zu überzeugen: dieſe iſt ſo klein und unbedeutend, daß ſie die Menge der gegen vier Uhr zuſtrömenden Kaufleute nicht zu faſſen im Stande iſt, ſo daß dieſelben gezwungen ſind, ſich vor der Börſe unter freiem Himmel zu verſammeln und hier dem Sturme und dem Winde — dem Winde in Havre! — Trotz zu bieten. Seit vielen Jahren ſpricht man vom Bau einer neuen Börſe, aber es ſcheint die Sache nur ſehr lau betrieben zu werden, und man wird dies natürlich finden, wenn man bedenkt, daß eben dieſe Fremden, die in ein paar Jahren Havre verlaſſen, ſich nur als momentan an die Stadt gebunden betrachten und kein beſonderes Intereſſe haben können, ein Opfer zu bringen, um die künftige Handelſchaft von Havre mit einer Börſe zu dotiren.

Wenn man die Pariſer, oder die Frankfurter, oder ſonſt die Börſen großer Handelsplätze geſehen hat, ſo muß der Contraſt zwiſchen dieſen und der von Havre, unſtreitig der erſten Handelsſtadt Frankreichs, auf den erſten Blick auffallen. In Paris iſt der Anblick der Börſe, wenn auch meiſt tief verletzend für den, der die Leidenſchaft hinter den kalten Zügen hervorleuchten ſieht, doch impoſant. Es ſtehen dort die Feldherrn und ihre Adjutanten fliegen hin und her und tragen die Ordre der Commandirenden auf die Flanken und in's Centrum und eilen zurück, um Berichte zu bringen und neue Aufträge zu erhalten. Es entſcheidet ſich dort oft das Geſchick Europas, und in dem Gewühle und Geſchrei glaubt man den Hülferuf der Völker durchzuhören. Ein Weltſclavenmarkt könnte nicht bewegter, nicht ergreifender ſeyn. Eben das Gefühl, daß es ſich hier um das Weltheil handelt, daß Miniſter ſtürzen, wenn das eine oder das andere Heer zurückweicht, daß Kronen und Throne auf dem Spiele ſtehen, daß Völker in der Wagſchale liegen, gibt uns im Tempel

Mammons einen ſchauerlichen, aber großartigen Eindruck. In Havre dagegen gleicht die Börſe nur einem Ameiſenhaufen. Alles windet ſich durcheinander, wie ein wirrer Knäuel, keiner gibt Befehle, keiner ſcheint zu gehorchen. So viel Ballen Baumwolle zu ſo und ſo viel ſind zu haben; ſo viel Kiſten Zucker liegen im Entrepot, ſo viele ſind beſtellt und ſo viele unterwegs. Es ſind dies auch Intereſſen, aber die Welt merkt nichts davon, ob 100,000 Ballen Baumwolle mehr oder weniger ankommen, und höchſtens ein Hundert Fabriken, ein paarmal hunderttauſend Fabrikarbeiter ſind dabei unmittelbar betheiligt. Man kann ganz leicht an der Börſe von Havre vorbeigehen, ohne nur zu ahnen, daß hier die ganze Handelswelt der erſten Handelsſtadt von Frankreich verſammelt iſt, und etwa glauben, man habe ſich hier nur verſammelt, um eine öffentliche Verſteigerung vorzunehmen. Die Börſe hat hier nicht das Dramatiſche des Verkehrs wie in den großen Bankſtädten, aber ſicher auch nicht das Tiefverletzende deſſelben.

Wer übrigens den Havrer Handelsſtand näher kennen lernen will, muß ſich auf dem Cercle du Commerce einſchreiben laſſen. Wenn die Börſe einen ſchlechten Begriff von der Bedeutſamkeit des Havrer Handels geben könnte, ſo macht der Cercle du Commerce dagegen einen ganz andern Eindruck. In einem der ſchönſten und größten Häuſer der Stadt ſtehen ſchöne große Säle, theils zum Leſen, theils zum Spielen, theils zur geſellſchaftlichen Unterhaltung eingerichtet und auf's Pomphafteſte möblirt, jedem Fremden offen, der durch eines der Mitglieder eingeführt wird. Man findet hier faſt alle Blätter und Zeitſchriften der Hauptſtadt, mehrere engliſche Zeitungen, auch eine deutſche, die Hamburger Börſenhalle, und eine ziemlich ausgeſuchte Bibliothek. Man braucht nicht lange hieher zu kommen, um zu merken, weß Geiſtes die hier hauſende Generation iſt. Gleich in dem Hauptſaale an dem Mittelpfeiler iſt eine ſchwarze, mit goldenen Buchſtaben beſchriebene Tafel in einem ſchönen goldenen Rahmen zu ſehen, und die goldnen Buchſtaben beſagen, daß vor zehn oder zwölf Jahren Louis Philipp, damals Herzog von Orleans, jetzt König der Franzoſen, den Cercle du Commerce mit ſeiner Gegenwart beehrt habe. Ueber dieſer Ehrentafel hängt das Bild des Königs. An derſelben Stelle hing vor nicht ſieben Jahren Ludwig XVIII., und wer weiß, wer in ſieben Jahre dort hängen wird? Vorerſt iſt aber Ludwig XVIII. in ein Nebenkabinet verbannt, wo er auf beſſere Zeiten hoffen mag. Der Havrer Kaufmann iſt ſehr gut königlich und im Augenblick philippiſtiſch geſinnt, da der König eben Philipp heißt. Er iſt ein Feind alles deſſen, was wie Bewegung ausſieht, und gehört oft zu den furieux de modération. Ich war vor zwei Jahren gerade während des Aprilproceſſes hier, und entſinne mich eines Zwiegeſprächs. „Alle (die Aprilangeklagten) ſollte man zum Tode verurtheilen!“ ſagte einer der friedſamen Kaufleute. Ein anderer, gemäßigterer antwortete: „Alle! — das wäre doch zu ſtreng, ſelbſt grauſam. Es könnten ja auch Unſchuldige darunter ſeyn.“ — „N'importe!“ erwiderte der Erſte. „Uebrigens ſind keine Unſchuldige unter ihnen, ſie ſind alle Monſtres und Brandſtifter!“ — „Aber wenn nun dennoch ein Unſchuldiger darunter wäre?“ fragte in beſcheidenem Scrupel der Zweite, und der Erſte ſchrie: „Es gibt keine Unſchuldige unter ihnen, das iſt unmöglich! Die Köpfe ab! die Galeere iſt eine wahre Kinderei für ſolche Monſtres!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Waidwerk.

(Fortſetzung.)

Minder koſtſpielig und feierlich als das große eingerichtete, iſt das Beſtätigungsjagen, aber für den gewöhnlichen Gebrauch um ſo angemeſſener, als der Jagdherr nicht wochenlang ſein Vergnügen hinausſchieben muß; denn wenn zu guter Zeit im Sommer die Jäger mit den Leithunden auszogen, ſo kann der Herr immer wiſſen, wo es etwas zu ſchießen gibt und darnach in größter Schnelle ein Jagen anordnen. Dazu gehört übrigens ein angemeſſener Wildſtand, wie er ſich nur ſelten mehr findet, und vollkommene Jäger, wie ſie heutzutage nicht überall mehr anzutreffen; denn aus den Waidleuten ſind an vielen Orten ganz und gar Holzbeſchauer geworden, die oft ſogar noch ſcheel angeſehen werden, wenn ſie mit Gewehr und Hund einherziehen, wo die Jagd nicht mehr der Herrſchaft, ſondern des Pächters iſt. Auch iſt der Leithund da, wo es weder Hirſche noch Sauen gibt, nicht wohl zu arbeiten und zu führen; doch iſt er dann auch ſehr entbehrlich.

Der Leithund iſt des hirſchgerechten deutſchen Jägers Stolz und Zier, weßhalb auch Geſell ſein gewöhnlichſter Name; und wenn zum Behuf der ſchnell einzurichtenden Jagd in einem Bezirk beſtätigt werden ſoll, ſteht großentheils des Jägers Ehre in des Hundes Macht; er erntet hier den Lohn, wenn der Hund gut, den Hohn, wenn der Hund ſchlecht gearbeitet iſt.

Auch bei dem Beſtätigungsjagen wird der Diſtrikt mit den hohen Zeugen umſtellt und das Wild in den Laufft getrieben, den kein Rolltuch ſperrt; doch wird ein minder großes Revier auf einmal in Anſpruch genommen, ſo daß die Wildbahn geſchont bleibt und das Vergnügen ſich vervielfachen läßt. Die Pracht und der Aufwand dabei können indeſſen dieſelben bleiben, wie bei einem eingerichteten Jagen. Der Schirm im Laufft des beſtätigten Saujagens muß gehörig erhöht ſeyn, um die Damen ſicher zu ſtellen, und es iſt auch gut, ihn mit einem Ofen zu verſehen, weil dieſe Jagd am beſten in der kalten

Jahreszeit anzuſtellen iſt; von den Cavalieren jedoch wäre billig zu erwarten, daß ſie zu Fuß die Hauptſchweine auflaufen ließen und darauf zu Roß die ſchlechten Keuler und Bachen. Friſchlinge ſoll man nur mit dem Hirſchfänger fangen. — Dieſe Art der Jagd iſt ſehr ritterlich und vornehm, wird aber leider bald ein Mährchen ſeyn.

Das Keſſeljagen bedarf keiner weitern Vorbereitungen, inſofern der Jagdherr ſich auf ſeine Jäger und ihre Hunde verlaſſen kann. An Zeug iſt nicht viel nöthig dabei, weil von außen nach innen zu getrieben wird, und ſogar der Leithund für den Augenblick entbehrlich, wenn der Jäger früher fleißig war und den Wildſtand auswendig weiß. Für die Schützen werden keine beſondern Schirme verfertigt. — Keſſeljagen heißt auch ein vollkommen umſtelltes, ſobald kein Laufft dabei angebracht iſt.

Nachdem wir nun von der deutſchen Jagd geſprochen, wie ſie großen Herrn und edlen Jägern wohl anſteht, wollen wir, bevor wir zur Parforcejagd übergehen, noch von einigen andern Arten des adligen Waidwerks in Kürze reden, die theils an und für ſich lobenswerth, theils auch bloß zuläſſig ſind, inſofern nur dabei die Hauptſache nicht vernachläſſigt wird.

In einem Zwinger wilde Thiere zu halten und dieſe untereinander kämpfen zu laſſen, war eine ſchon von den alten Römern hergebrachte Sitte; dieſe Thierkämpfe aber ſtehen bloß in einer ſehr fernen Beziehung zum Waidwerk, haben jedoch immer mehr Bedeutung als ihr trauriges Surrogat: Hahnen- und Wachtelkämpfe. Auch kam es nicht ſelten vor, daß mannliche Jäger ſich mit irgend einer wilden Beſtie im Zwinger in einen Kampf einließen, um dieſelbe auf gut waidmänniſch zu erlegen. — In dieſelbe Kategorie gehören die ſpaniſchen Stiergefechte. — Ein ehemaliges Hoffeſt war das Fuchsprellen, das ordentlich zu vollführen, ſtarker und gewandter Jäger Geſchäft war; manchmal wurden auch auf dieſe Weiſe Juden in die Höhe geſchnellt, doch nicht bei öffentlichen Feſtlichkeiten; heutzutage iſt dieſer gute Brauch gänzlich abgekommen. — Das Streifjagen iſt eine Luſtbarkeit, die der Jagdherr auch ganz allein ſich machen kann (mit dem gehörigen Gefolge ſeiner Jagdleute, verſteht ſich). Er zieht mit den Hatz- und Fanghunden an die Dickichte, darinnen an demſelben Morgen erſt Hauptſchweine, ſchlechte Keuler oder grobe Sauen beſtätigt worden. Dort werden die Finder gelöst, welche, ſobald ſie gefunden, das Schwein verbellen und ſtellen, worauf der Jäger möglichſt ſchnell mit den Hatzhunden nachzieht und das Wild, wie es von den Packern gedeckt iſt, abfängt, oder, nach der neueren, minder ritterlichen Art, ſchießt. Für die Hunde iſt die Saujagd ziemlich gefährlich, denn es heißt: „wer Schweinsköpfe eſſen will, muß Hundsköpfe dran wagen;“ doch kann man die Hunde durch eine Art Panzerhemd ſichern, nur daß ſie dadurch an ihrer Flüchtigkeit verlieren. — Das Treibjagen iſt die heutzutage noch beliebteſte Art; die alten Jäger hielten nicht ſonderlich viel darauf, würden aber die Hände über dem Kopf zuſammenſchlagen, wenn ſie ſähen, wie jezt auf den meiſten der verpachteten und verödeten Jagdreviere getrieben wird, ſo daß es oft ein Spott und eine Schande iſt. Dazu kommt, daß in vielen Ländern die Jagdfrohnden abgeſchafft ſind, und man den Bauern Geld und gute Worte noch obenein geben muß, damit ſie nur treiben. Wird aber ein Klopfjagen gut eingerichtet und geführt, ſo iſt es wohl die zweckmäßigſte Art, um Haſen und Füchſe zu ſchießen, und auf dem Brachfeld gar luſtig anzuſehen. Doch bemerken wir dies nur beiläufig, da wir hier von der hohen Jagd zu reden haben, wozu billig auch die Raubthiere gerechnet werden ſollten, den Fuchs etwa ausgenommen, den zu erlegen jedoch überall heilſam und lobenswerth iſt. Auf jeden Fall halten wir es für paſſend, hier dieſer intereſſanten Claſſe einige Bemerkungen zu widmen, obſchon der Bär allein von ihnen zur hohen Jagd gehört.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Greenacre.

Seit im September 1834 ein nach London übergeſiedelter Deutſcher — ſein Name war Nikolaus Steinberg und das ſchmerzliche Ereigniß iſt damals von mir berichtet worden — ſeiner Gattin, ſeinen vier Kindern und zulezt ſich ſelbſt in einer finſtern Nacht den Tod gegeben, hat in London manches Leben unter Frevlerhänden ausgeblutet und iſt manche Greuelſcene zur Kenntniß des Publikums gelangt. Aber von all dieſem menſchlichen Elende, der dunkeln Kehrſeite jedes civiliſirten Vereins, hat in der öffentlichen Beachtung nichts ſo entſchieden ſich hervorgedrängt als das, durch die politiſchen Blätter wohl überall bekannt gewordene, allerdings ſchauderhafte Verbrechen eines Mannes, Namens Greenacre, der eine Frau, mit welcher er verſprochen geweſen, ermordet, zerſtückt und die Stücke des Leichnams da und dort verſteckt hatte. Schwerlich hat ſich je die Rohheit und die Wuth des Londoner Pöbels, namentlich des weiblichen, in furchtbarerer Geſtalt gezeigt, als bei dieſem Proceß. So oft die Verbrecher in's Verhör geführt wurden, war der Volkszulauf unermeßlich. Die vom Gefängniß zum Gerichtshaus führenden Straßen waren jedesmal dicht angefüllt. Es erregte Schauder, auch nur im Vorübergehen die Ausdrücke der Wuth zu hören, die in Bezug auf die Angeſchuldigten von Mund zu Mund flogen, und die Ungeduld wuchs, je länger der Verzug dauerte, und die Gemüther erhizten ſich mehr und mehr, je mehr die Harrenden froren. Die Haufen ſtanden ſo dicht, daß es einem Reiterregiment Mühe gekoſtet haben würde, durchzubrechen, und es war oft nicht zu begreifen, wie ohne Verleſung der Aufruhrakte, vor welcher im Allgemeinen ſelbſt der roheſte Engländer Reſpekt hat, und ohne einige zur Unterſtützung herantrabende blaue oder rothe Gardekuraſſier-Eskadrons, denen Jeder es anſieht, daß ſie mehr thun können als imponiren, das Dutzend unbewaffneter Polizeidiener im Stande ſeyn ſollte, den Wagen Raum zu verſchaffen und die Gefangenen gegen die laut

angedrohten Mißhandlungen zu ſchüzen. Auf allen Straßen ſangen Bänkelſänger das Lied von der erwürgten Frau; in High-Holborn eröffnete ein Spekulant eine Schauſtellung, wo gegen Erlegung der größten engliſchen Kupfermünze, eines Penny, der Verbrecher bei der Blutarbeit gezeigt wurde, er und ſein unglückliches Opfer nach der Phantaſie des Künſtlers getreu in Wachs boſſirt und bunt genug mit den grellſten Farben bemalt; gräßliche Abbildungen des gräßlichen Beginnens wurden hoch auf Stangen umhergetragen mit Unterſchriften, die das leſende Publikum benachrichtigten, welche Zeitung die ausführlichſten Berichte liefere; ein Sonntagsblatt, Weekly despatch, beſchenkte ſeine Abnehmer am erſten Sonntage nach Greenacre's Verhaftung mit drei Holzſchnitten, der erſte ein Bruſtbild des Mörders, der zweite ein Conterfei des in Spiritus geſezten Kopfes, der dritte ein Facſimile von Greenacre's Namenszug; das Geſchenk machte in einem Abſaze von nahe an hunderttauſend Exemplaren ſich bezahlt, und die für den folgenden Sonntag hundert und fünfzigtauſend Mal abgezogene Weekly despatch wiederholte das Geſchenk und vermehrte es mit einem Bruſtbilde der verhafteten, für mitſchuldig geltenden Sarah Gale, und einer Anſicht des Hauſes, in welchem der Mord begangen worden; längs des Strandes, des Haupttummelplazes der Zeitungsexpeditionen, hingen vor und hinter den Fenſtern faſt aller dieſer Offizinen gewaltige Bogen, auf denen geſchrieben oder gedruckt die Worte ſtanden: fürchterlicher Mord, ſchaudererregende Miſſethat, gräßliche Zerſtückelung, und ähnliche, die Neugier feſſelnde Ausdrücke, kurz, ſeit Jahren iſt die Neugier des Londoner Pöbels nicht voller befriedigt oder ſein Mitleid ſchmerzlicher verwundet worden, als durch den Edgeware Straßenmord, wie die That überall kurzweg heißt, weil das erſte Stück des Körpers in jener Straße gefunden wurde. James Greenacre iſt unerwartet ein öffentlicher Charakter geworden, und ſollten die Memoiren ſeines Lebens ungeſchrieben bleiben, ſo dürfte daran wenigſtens Mangel an Stoff nicht Schuld ſeyn. Neben Materialien zu einer intereſſanten Lebensbeſchreibung liefern Zeitungen und Pamphlets genügende Incidenzpunkte zu Schaudernovellen und Schauderdramen im neueſten franzöſiſchen Geſchmacke, und ob die Materialien wahr oder erdichtet, die Incidenzpunkte möglich oder unmöglich – welcher Freund der neueſten franzöſiſchen Literatur ſtellt wohl ſolche einfältige Fragen? Wer einen Mord begangen, kann auch Räuber und Brandſtifter ſeyn, wer eine Frau in Stücken zerſchnitten, kann auch ſeine leiblichen Kinder lebendig auf dem Roſte gebraten haben, und wer das Blut Eines Menſchen über ſich gebracht, der hat wahrſcheinlich ſeit ſeiner Jugend in Menſchenblut gewühlt.

(Der Beſchluß folgt.)

Paris, Mai.

(Fortſezung.)

Feſte. Abſchied der Taglioni.

Es werden nun andere Feſte angekündigt und vorbereitet; die Feier der Vermählung des Herzogs von Orleans wird von der Regierung ſowohl, als von der Stadtbehörde abermals mit Volksfeſten, oder eigentlich mit Feſten für das Volk bezeichnet werden; aber ſchwerlich wird man etwas Anderes geben können, als was man bisher erfunden; der Jahrmarkt in den Champs elysées, welche unterdeſſen ſich beſtens mit Grün bekleiden werden, wird wieder das Beſte thun müſſen, und das Nüzlichſte wird wieder das ſeyn, was nicht in die Augen fällt, ich meine die Vertheilung von Unterſtüzungen an die Nothleidenden. Für leztere, beſonders für die Lyoner, ſorgt man eben jezt auch in der reichen Pariſer Welt. Bereits hat man zu ihrem Beſten ein prächtiges Concert gegeben, und ein Opernball wird jezt zu ihren Gunſten veranſtaltet; aber um die Reichen herbeizuziehen, müſſen ſolche Beluſtigungen mit großer Pracht angelegt werden, welche freilich dem Gewerbfleiß, aber nicht immer den Nothleidenden zu Gute kommen, und was dann in der Kaſſe an baarem Gelde übrig bleibt, iſt zuweilen leider nicht ſo beträchtlich, als man hätte erwarten ſollen. – Wenn Dichtern und Naturfreunden diesmal die Frühlingsluſt verdorben wurde, ſo hatten dagegen Theater- und Concertunternehmer deſto beſſeres Spiel; denn je ſchlechter die Witterung, deſto beſſere Ausſicht für die Theater, welche niemals voller ſind, als wenn das Wetter die Pariſer hindert, anderswo ſich umzutreiben. Der öffentliche Abſchied der Tänzerin Taglioni, das heißt ihre Benefizvorſtellung, war zu einem wahren Feſte geworden, dem die zahlreichen Bewunderer der unübertrefflichen Anmuth dieſer Tänzerin beiwohnten, und das, vom Direktor mit außerordentlicher Pracht und Mannichfaltigkeit ausgeſtattet, bis um ein Uhr nach Mitternacht währte, ſo daß die Zuſchauer hier einen Genuß hatten, wie ſie ihn kaum erwarten konnten. Geſang, Tanz und Concertſtücke wechſelten mit einander ab, und man mußte ſich hier vielmehr über das Zuviel, als das Zuwenig beklagen. Die Taglioni ſcheint auf lange Zeit, vielleicht auf immer für die franzöſiſche Bühne verloren; wenigſtens iſt ihr diesmaliges Abtreten als ein förmlicher Abſchied behandelt worden. Daß ſie ihre vortheilhafte Anſtellung an der hieſigen Oper aufgibt, iſt um ſo auffallender, da ſie als erſte Tänzerin anerkannt war, und ihr Niemand dieſen Ruhm ſtreitig machen konnte; allein es gibt in der Couliſſenwelt ſo manche Begebenheit, welche dem Publikum dunkel bleibt, daß man auch diesmal vermuthen kann, die Taglioni habe ſich nicht ſo gut geſtanden, als das Publikum glaubte. Nicht leicht zu begreifen iſt es, wie die Operndirektion faſt zu gleicher Zeit zwei ihrer glänzendſten Geſtirne, Nourrit, den Sänger, und Taglioni, die Tänzerin, hat können fahren laſſen; denn wie kann ſie hoffen, ſtarken Zuſpruch zu haben, wenn gerade dasjenige fehlt, was am meiſten das Publikum herbeizog? Nun werden zwar Nachfolger verſprochen, denen viel Rühmliches nachgeſagt wird; aber ehe dieſe den Ruhm ihrer Vorgänger erworben haben, kann lange Zeit vergehen, und ſchon oft iſt das Publikum durch ſolche vielverſprechende Ankündigungen getäuſcht worden. Uebrigens hat die Taglioni hier Beweiſe von Anerkennung und Hochachtung erhalten, die, ihrer Eigenthümlichkeit halber, ihr beſonders ſchmeichelhaft ſeyn müſſen. So hatte neulich die legitimiſtiſche Partei einen Subſcriptionsball zu Gunſten derjenigen veranſtaltet, welche einen Gnadengehalt vom Hofe Karls X. bezogen, und ſeit der Julirevolution nur noch einen geringen Theil davon beziehen. Seitdem veranſtaltet die alt-royaliſtiſche Partei faſt jährlich einen ſolchen Benefizball, und diesmal beſonders hatte ſie ihn mit vieler Pracht angelegt. Da es im Grunde auf eine wohlthätige Handlung ankam, ſo hatten auch manche hohen Beamten der jezigen Regierung ſubſcribirt, und überhaupt mehrere Perſonen, welche nicht gerade der legitimiſtiſchen Partei angehören, z. B. die italieniſche Fürſtin Belgiojoſo, welche kurz vorher, wie ich bereits gemeldet, ein glänzendes Concert mit einer Lotterie oder einem ſogenannten Fancymarkt zu Gunſten der armen Italiener in Frankreich, beſonders der verbannten und geflüchteten, veranſtaltet hatte, und zwar mit dem beſten Erfolg; denn obgleich der Eintritt vierzig Franken koſtete, war ihr Hotel doch überfüllt geweſen.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 118.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, den 18. Mai 1837.

Jede Thierart iſt gleichſam eine Charaktermaske: es gibt an ſich komiſche Thiere, ſo wie andere, die wir erhabene oder tragiſche nennen könnten. Der Bär ſteht in der Mitte zwiſchen Ernſt und Komiſchem.

C. Zimmermann.
Morgenblatt 1836. Nr. 259.

Das Waidwerk.

(Fortſetzung.)

Das vornehmſte aller europäiſchen Raubthiere iſt der Bär; jezt ein ſeltener Gaſt deutſcher Wälder auf hohen Gebirgen, doch ehmals des Jägers ſtets erwarteter Feind, noch im vorigen Jahrhundert vielfach in Bärengärten und in Zwingern gehegt, und ſogar oft genug in den Klüſten der Gebirge zu finden. Der Bär iſt ſtark und groß, friedlich, wo ihn nicht Hunger oder Zorn bewegen, in gereiztem Zuſtand aber furchtbar, dabei, troß ſeines plumpen Anſehens, ſchnell und gewandt, und, bei allem Anſchein trägen Stumpfſinns, mit ſcharfen Sinnen und guten Geiſtesgaben ausgerüſtet. Er lebt gewöhnlich gepaart mit einem und demſelben Weibchen und iſt, im gefangenen Zuſtand, ein guter Nachbar für ſeines Gleichen. — Ein junger Bär läßt ſich ſehr gut erziehen und abrichten, doch muß man ſich hüten, ihn zu reizen, damit nicht ſeine angeborene Wildheit hervorbreche, die ihn leichtlich ſogar der Dankbarkeit gegen den eigenen Erzieher vergeſſen machen könnte. So hatte der Kurfürſt von Sachſen und König von Polen, Auguſt der Starke, einen Bären eine Zeitlang um ſich, den er ſelbſt erzogen und mit dem er zu ſpielen pflegte, gleichwie mit einem Hündlein. Ein beſonderes Vergnügen fand der König daran, ſeinen Zögling auf allerlei Weiſe zu necken und ſich an deſſen ſpaßhaftem Zorn zu ergözen; aber eines Morgens, da Auguſt beim Frühſtück dem Bären eine Semmel etliche Mal vorhielt und ſchnell zurückzog, wurde der Geneckte im Ernſte wild, richtete ſich brummend empor und ging auf den König los, der mit der linken Hand den Tiſch ergriff, um die Beſtie ſich vom Leib zu halten, mit der rechten aber einen Hirſchfänger, womit er den immer ärger wüthenden Gegner endlich fällte. Unterdeſſen war, von dem Lärm gelockt, das Hofgeſinde herbeigekommen und wollte den ſchwerverwundeten Bären vollends abfangen; da gebot der König, denſelben in ärztliche Pflege zu geben und ihn wo möglich herzuſtellen. Dies gelang, und Auguſt wollte, furchtlos, wie er war, den Bären wieder zu ſich nehmen, gab aber dem Zureden zärtlich für ſeine Sicherheit beſorgter Lippen nach und ſandte denſelben nach Hohenſtein in den Bärengraben. Dort lebte der verbannte Günſtling traurig und mürriſch, ſich von ſeinen Genoſſen abſondernd; einige Augenblicke wehmüthiger Freude genoß er, wenn der König, der dies bei ſeinen Beſuchen auf Hohenſtein nie vergaß, zu ihm an's Gitter trat. Den Scheidenden begleitete der Bär ſtets mit herzzerreißendem Geheul, wobei der ſtarke Auguſt ſich kaum der Zähren ſoll erwehrt haben. Nach des unglückſeligen Bären Tod kam es erſt an den Tag, daß vor jenem verhängnißvollen Auftritt in des Königs

Kabinet ein Hofdiener dem Thier das Frühſtück geſtohlen hatte, ſo daß es grimmig geworden aus lauter Hunger.

Auch verſtehen die Bären Scherz, bis zu einem gewiſſen Grad nämlich. Sie werden nicht im Ernſte bös, wenn in den Zwingern, wo ſie jezt noch gehegt werden (wie zu Bern im Bärengraben, oder zu Paris im Pflanzengarten), das loſe Volk ſie mit Leckerbiſſen an Schnüren neckt; aber ſie ſtellen ſich, wenn ſie den Spaß merken, gar bald an, als gäben ſie auf das Spiel nicht Acht, und erhaſchen dann im Nu die Beute, bevor der Neckende von dem anſcheinend plumpen, ſchwerfälligen Geſellen ſich deſſen verſieht. So erzählen Jäger auch folgenden Zug: ihrer zwei begegneten einſt einem Bären; der erſte ſchoß und fehlte, des andern Kugel ſtreifte, worauf jener ſich niederwarf, dieſer einen Baum erkletterte. Ohne ſich um den Liegenden, der ihm nicht weh gethan, zu kümmern, kletterte der Bär dem andern nach, höher und immer höher, bis zum Gipfel, wo er die Branke hob und dem bebenden ſchlechten Schützen einen Schlag gab, der den getroffenen fleiſchigen Theil ſehr zerſezte, womit zufrieden der Bär wieder bedächtig zurückkletterte und davonging.

Weil der Bär, wenn er ſich einmal angeſiedelt hat, gerne bleibt und ſeine beſtimmten Wechſel einhält, ſo kann man ihn recht wohl mit Klotzfallen fangen, mit Selbſtſchüſſen erlegen. Auf dem Pürſchgang oder auf den Ständen beim Treiben iſt es rathſam, daß immer zwei Schützen beiſammen, und nicht nur mit Feuerwaffen, ſondern auch mit guten Seitengewehren verſehen ſeyen. Wenn der Jäger Leib gegen Leib mit dem Bären kämpfen muß und demſelben keinen Fang beibringen kann, ſoll er ihm eine Branke weghauen; von einem höhern Standpunkt aus, etwa von einem Baum, mag er den Nachklimmenden zwiſchen den Augen fangen oder auch ihm die Tatzen durchſchlagen.

Vor einigen Jahren machte ein Deutſcher eigens die Reiſe nach Polen, um dort einen Bären zu erlegen. Sein ſarmatiſcher Gaſtfreund ließ ihm zu Ehren ein Treibjagen anordnen, ſtellte aber den Gaſt, für deſſen Sicherheit beſorgt, an einen verlornen Poſten. Der Deutſche ahnte, nachdem er lange auf ſeinem Platz geſtanden, ohne nur die Treiber zu vernehmen, den Zuſammenhang und wandte ſich zu ſeinem neben ihm kauernden Begleiter, einem leibeigenen Knecht, an deſſen roſtiger Flinte das Schloß mit Draht angeflickt war. „Ich möchte wohl einmal einen Bären ſchießen.“ — „So?“ grinſte der Polak und ſchielte ſeitwärts mit verdächtigem Lächeln. — „Kennſt du dies Geldſtück?“ — „O ja! das iſt ein blanker Kaiſerthaler.“ — „Wenn ich den Bären zum Schuß bekomme, ſollſt du den Thaler haben.“ — „Das iſt Euer Spaß, Herr.“ — „Mein voller Ernſt, auf Cavaliersparole!“ Der Knecht dachte nach, erhob ſich und winkte dem Deutſchen, zu folgen, pfiffig dabei mit den Augen zwinkend. (Die Fortſ. folgt.)

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortſetzung.)

Es wurde mir überhaupt damals hier vieles klar, was mir in Paris ein Räthſel geblieben. Ich ſah, worauf Ludwig Philipp rechnen konnte oder mochte, und warum er ſo raſch zu Werk ging. Aber er ſollte bedenken, daß in der Revolution die Männer des Schreckens in Havre nicht einen einzigen Kopf abzuſchlagen für nothwendig hielten. Auch darin liegt eine Lehre, und eine beſſere als in den blutigen und ungefährlichen Worten auf dem Cercle du Commerce.

Den meiſten meiner Pariſer Freunde war, was Fonfrède, der Ultradoctrinär, ſchrieb und ſagte, unerklärlich, oder man erklärte es ſich, indem man ſagte: „c'est un fou!“ Ich war in Havre geweſen und verſtand ihn halbwegs, und ſeit ich wieder hier bin, iſt mir jedes Wort klar; denn hier fand ich, daß er wirklich mit ſeinen Anſichten der Vertreter einer Partei, und zwar der des Handels iſt. Er kommt aus einer Seeſtadt, ich glaube Bordeaux, wo ungefähr derſelbe Geiſt, dieſelben Intereſſen wie hier in Havre herrſchen mögen, und wo man daher wohl denkt wie hier. „Wir haben es lange genug mit den Kammern verſucht, und es iſt klar, daß mit ihnen nichts anzufangen. Sie haben bis jezt nichts Gutes gethan, wohl aber viel Gutes verhindert. Die ganze Deputirtenkammer iſt ſo ſtupid als möglich; nur eine ſtarke Staatsgewalt kann Frankreich retten, und die Kammer glaubt nichts Beſſeres zu thun zu haben, als dieſelbe zu ſchwächen, ihr mehr und mehr Feſſeln anzulegen. Die Advokaten herrſchen in derſelben, und dieſe ſuchen nur Chikanen. Wir aber, wir wollen Ruhe haben, und nur Ruhe; wir haben die Freiheit bis an den Hals ſatt und wiſſen vor Freiheit nicht mehr wo aus noch ein. Ein aufgeklärter Abſolutismus nur kann Frankreich retten und vor zukünftigen Gefahren ſichern.“ Das iſt ſo ungefähr das Raiſonnement, das hier im Cercle du Commerce an der Tagesordnung iſt und ſicher die Mehrzahl des hieſigen Handels für ſich hat. Nur ſcheinen ſie, wie Fonfrède mitunter ſelbſt, kein rechtes Vertrauen in dieſen aufgeklärten Abſolutismus zu ſetzen, denn am Schluſſe dieſes oft nach den verſchiedenſten Melodien abgeſungenen Liedes heißt es ſtets: ça va mal, et Dieu sait comment ça finira! Man ſieht aber aus alle dem, daß Fonfrède und mit ihm die Doctrinärs, die auf den aufgeklärten Abſolutismus mit vollen Segeln losſteuerten, nicht ſo in die Luft bauen, als man in Paris meiſt glaubt. Wie lange das Gebäude dauern würde, wenn man ſie fortbauen ließe, wen es wahrſcheinlich in ſeinem Sturze begraben würde, das ſind andere Fragen. Ich zweifle aber, ob die Mitglieder des Cercle du Commerce, wenn ſie hierüber nachdächten, etwas anders thun würden, als nur noch lauter rufen: Dieu de Dieu, ça va

mal! denn vorerſt hat das Alles noch keinen Einfluß auf den Preis der Baumwolle, des Zuckers u. ſ. w., die, wie in Paris die Rente, ihr politiſcher Wärmemeſſer, das Alpha und Omega ihres ſocialen Glaubensbekenntniſſes, die ultima ratio ihres ganzen Seyns ſind.

Seeleute.

Nach dem Kaufmannsſtande kommt in Havre der der Seeleute. Die Schiffskapitäne und Lieutenants bilden in demſelben die Ariſtokratie, die Steuermänner, die Lootſen und Fiſcher den Mittelſtand, und endlich die Matroſen das Volk, die Canaille.

Die Kapitäne haben hier eine eigene Geſellſchaft, einen cercle des capitaines, und man findet in demſelben eine cordiale Aufnahme, wenn man von einem der Kapitäne eingeführt wird. Unter dieſer Klaſſe der Seeleute findet man viele derbe Kernnaturen, oft ſehr unterrichtete und natürlich vielgereiſte Leute; oft aber tritt auch nur die Rohheit hervor. Es verlezt ſicher jedes fühlende Herz, wenn man dieſe Leute über die Matroſen ſprechen hört und wie ſie alle nur Ein Mittel kennen, mit denſelben fertig zu werden, und wie dies einzige Mittel in Prügeln mit dem Tauende beſteht. Im Jahre 1830 herrſchten in Frankreich ein paar Wochen lang des Menſchen würdige Ideen, und in Folge dieſer wurde der alte Seemannscodex, der ungefähr ſo ſtatuirte, wie hier die Kapitäne denken, abgeſchafft. Seit der Zeit iſt das Schlagen eigentlich verboten; aber wenn die Kapitäne auf dies Kapitel kommen, ſieht man bald, daß ſie ſich's als eine Art Heldenthat anrechnen, wenn ſie, dem Geſetze zum Troz, ihre Allgewalt in ein paar Fauſtſchlägen geltend gemacht haben. Und dann hört man auch mitunter die Klage, daß die Matroſen bereits in Folge der Abſchaffung dieſer Strafe in den Prügeln eine Ehrenverletzung ſehen und ſich des mißhandelten Kameraden annehmen. — Die Kapitäne ſind meiſt alle kleine Paſchas, die kein Geſetz als ihren Befehl kennen. Auf der See mag dies oft nothwendig ſeyn, aber auch ſicher oft mißbraucht werden, und ich entſinne mich einer Geſchichte, wo der Kapitän einen jungen Mann, der mit ihm zugleich einer ſchönen Reiſenden den Hof machte, in das Unterdeck conſignirte, um den läſtigen Nebenbuhler los zu werden, und daß dieſer ſo den größten Theil der Reiſe in der ſtummen Geſellſchaft der Kaffeeballen und Zuckerkiſten machen mußte, bis, auf feſtem Lande angekommen, ein paar Kugeln, die ſie wechſelten, und ein zerſchoſſener Arm, den der Kapitän davontrug, Alles wieder in's Gleichgewicht brachten. Der Mangel eines Seegeſetzes oder beſſer eines Prügelcodexes iſt das ewige Klagelied der Schiffskapitäne in Havre, und es vergehen ſicher nicht acht Tage, daß das Journal du Havre, von einem ſehr tüchtigen Seemanne, Corbier, der auch durch ſeine Seeromane bekannt iſt, redigirt, nicht einmal wenigſtens zum Echo dieſes Klageliedes wird. Alle Seeleute ſind darüber einverſtanden, daß ohne Prügel bei den Matroſen nichts auszurichten iſt. Dachten doch faſt alle Offiziere eben ſo in Bezug auf die Landſoldaten, und ſind doch noch heute die edlen Lords in England derſelben Meinung; und troz dem hat die Erfahrung in Frankreich und in Deutſchland das Gegentheil bewieſen. Freilich müßte man die Prügel durch etwas Anderes erſetzen, freilich müßte man dazu die Matroſen ſelbſt erſt entthieren, und auch die Zeit wird kommen, wenn erſt die Menſchheit und Menſchlichkeit bei der Geſetzgebung ein kräftiges Wort mitzuſprechen gelernt hat, und die legale Abſchaffung des Prügelns allein hat ſchon, wie oben angedeutet, ſehr wohlthätig gewirkt. Nur der tiefe moraliſche Standpunkt, auf dem die Matroſen ſtehen, kann dieſe Strafe nothwendig machen; aber ſind erſt die Matroſen durch Erziehung und Unterricht, die ihnen bis jezt verſagt waren, zu Menſchen geworden, ſo werden ſie ſelbſt am kräftigſten dafür ſorgen, als Menſchen behandelt zu werden. Es iſt dies aber nicht unmöglich, ſondern ſogar leicht, wenn die Regierungen Matroſenſchulen anlegen, wie viele ſchon Soldatenſchulen angelegt haben, wenn ſie nicht mehr dulden, daß unreife Knaben, wie die ältern Matroſen, ſich ſelbſt überlaſſen, was ſie auf der See erwerben, auf dem Lande verſchlemmen. Nur zehn Jahre lang brauchten ſolche Matroſenſchulen, in welchen jeder Schiffsjunge während ſeiner Anweſenheit auf dem Lande täglich mehrere Stunden Unterricht im Leſen, Schreiben, Rechnen und in dem zum Seemannsſtande Nothwendigen erhielte, zu beſtehen, und der ganze Stand wäre ein anderer. Nur wenn man die Thierheit dieſer der Verwilderung ſchutzlos preisgegebenen Menſchen an der Wurzel angreift, iſt eine Reform möglich. Der Ruf nach einem Prügelcodex iſt ein Beweis, daß man nur das Uebel ſieht, ohne ſich um ſeine Quelle zu kümmern, ohne an ſeine Heilung von innen heraus zu denken.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortſetzung.)

Die Taglioni auf dem karliſtiſchen Balle.

Auf dem Subſcriptionsballe zu Gunſten der von der Gnadenliſte Geſtrichenen ſah es nicht weniger glänzend aus, und beſonders paradirte der alte Adel aus der Vorſtadt St. Germain. Für Fremde, welche ſolche Leute jezt ſo ſelten öffentlich auftreten ſehen, da dieſe Klaſſe in ihren Hotels oder auf den Landgütern verſteckt lebt, war der Ball im Theater Ventadour eine vortreffliche Gelegenheit, die Herren und Damen kennen zu lernen, deren hiſtoriſche Namen ſonſt viel Aufſehen erregten, und die ſich ſeitdem zu einer

freiwilligen Unthätigkeit verdammt haben. Die Zeitungen haben es ihnen nachgerühmt, daß ſie ſehr glänzend ſich geſchmückt, ſehr ſchön getanzt und ſehr viel Champagner getrunken haben. Bei dieſem Balle nun hatte Dlle. Taglioni verſprochen, öffentlich aufzutreten, das heißt zu tanzen, wie ſie zu tanzen pflegt, meiſterhaft. Als ſie nun mit ihrem Vater ſich in einer Loge niedergelaſſen hatte, kamen die ſogenannten Dames patronesses und fragten an, ob es ihr beliebe, mit Jemand zu tanzen, und wem ſie dieſe Ehre zudenke. Die adeligen Damen alſo, welche in den Tuilerien zu tanzen verſchmähen, ließen ſich ſo weit herab, daß ſie eine Operntänzerin um ihre Wünſche befragten, und es als eine Ehre anſahen, wenn ſie Jemand aus ihrer Mitte als Partner auswählen wollte. Was hätten ſie für eine geborene Prinzeſſin mehr thun können? Die Taglioni aber erwiderte ſehr höflich, wie die Zeitungen verſichern, ſie wolle an den Contretänzen keinen Antheil nehmen, ſondern bloß den von ihr zugeſagten Tanz ausführen, und gegen die Mitte des Balls kam ſie von ihrer Loge herab und erſchien mit ihrem ſchön gepuderten Vater, um ein Menuet nebſt Gavotte nach altem Brauche auszuführen. Und die Damen, wovon einige vielleicht noch die Tänze des alten Hofes zu Verſailles geſehen hatten, mußten geſtehen, daß man dort niemals ein Menuet mit ſolcher Anmuth getanzt habe. Als dieſer Tanz zu Ende war, zog ſich die Taglioni zurück, und nun begannen die Soupers und das viele Champagnertrinken mit Toaſts, welche die Aufmerkſamkeit der Journaliſten auf ſich gezogen haben, da unter denſelben manches Politiſch-legitimiſtiſche mit untergelaufen ſeyn ſoll, was indeſſen als Wirkung des Champagnerrauſches leicht verziehen wird. Auch haben die legitimiſtiſchen Herren und Damen der Vorſtadt St. Germain ſeit 1830 ſo wenig Urſache und Gelegenheit zur Jovialität, daß man ihnen eine kleine Ausſchweifung bei Gelegenheit einer wohlthätigen Handlung wohl vergeben kann. Einige Tage darauf reiste Dlle. Taglioni mit ihrem Vater nach London ab, und dieſe Abreiſe war denn wieder mit beſondern Ehrenbezeugungen verbunden; denn ich weiß nicht, wie viele Verehrer ihres Talents und ihrer Perſon zu gleicher Zeit abreisten, einige, um ſie bis zur Küſte zu begleiten, andere ſogar, um ſich mit nach England einzuſchiffen und dort ſich die Freude zu machen, ſie abermals auf der Bühne glänzen zu ſehen. So etwas verdient in den Pariſer Berichten angemerkt zu werden; denn obſchon große Talente hier ſtets von allen Ständen geehrt und gefeiert worden ſind, ſo glaube ich doch nicht, daß dieſe Verehrung ſich je auf eine ſolche Art geäußert hat.

(Die Fortſetzung folgt.)

London, Mai.

(Beſchluß.)

Greenacre.

Bis vor Jahr und Tag bewies die Schnelligkeit des engliſchen Gerichtsverfahrens — bei Criminalangelegenheiten, denn wo es um Mein and Dein ſich handelt, da iſt die engliſche Juſtiz eine endloſe Schraube — ſich auch in der Kürze der Zeit, welche den Ausſpruch eines Todesurtheils von deſſen Vollſtreckung trennte. Sobald der Richter dem ſchuldig Befundenen angekündigt hatte, daß er am Halſe aufgehenkt werden ſolle, bis er todt ſey, fand die Hinrichtung meiſt ſchon am zweiten Tage ſtatt, und ohne ſehr wichtige Urſache durfte ſie nicht über den dritten hinaus verzögert werden. Das iſt jezt anders: das engliſche Criminalrecht fängt an, ſich zu humaniſiren. Aus ſeinem mit Blut geſchriebenen Geſezbuche iſt ſeit Kurzem manches Blatt geriſſen worden, und eine gänzliche Umwandlung zur Milde ſteht dem ſtarren Coder nächſtens bevor. Zu den einleitenden Schritten gehört eine Parlamentsakte, welche jedem zum Tode verurtheilten Verbrecher eine vierzehntägige Friſt gewährt, ſowohl ſich vorzubereiten auf ſeine lezte Stunde, als durch weitere Geſtändniſſe ſich das Herz zu erleichtern, oder, daſern ſeiner Verurtheilung ein Irrthum unterliegt, mittelſt einer Vorſtellung an den Staatsſekretär des Innern einen Juſtizmord zu verhindern. Dieſer Wohlthat des neuen Geſezes wurde auch der verurtheilte James Greenacre theilhaftig. Der Morgen des zweiten Mai wurde zur Hinrichtung beſtimmt, und Tauſende und Abertauſende verſammelte das gräßliche Schauſpiel. Schon am Vorabende fanden ſich die Neugierigen zahlreich ein, entſchloſſen, die Nacht auf offener Straße zuzubringen, und mit dem erſten Grauen des Morgens begann aus allen Theilen der Stadt eine kleine Völkerwanderung nach dem Newgategefängniſſe. So lange die immer dichteren Haufen in der Nähe des Executionsplazes nicht allen Verkehr ſperrten, etablirte ſich eine Art von ambulirendem Jahrmarkt, deſſen ſämmtliche Verkaufsgegenſtände Greenacre's Namen trugen. Den beſten Abſaz fanden indeſſen Greenacre-Branntewein und Greenacre-Kuchen. Schlag vier Uhr Morgens öffnete ſich das große Thor des Gefängniſſes, und die Zimmerleute traten heraus, das Schaffot zu bauen: ein lautes Hurrah hieß ſie willkommen. Bald nachher wurde die Plattform hervorgerollt, von welcher der Verbrecher aus dem Leben ſcheidet, und drei ſchauderhafte Jubelrufe begrüßten das furchtbare Brett. Daſſelbe Geſchrei wiederholte ſich ein zweites und drittes Mal, in den Augenblicken, wo der Querbalken aufgerichtet wurde und dann der Henker den Strick an die herabhängende Kette befeſtigte. Von jezt an wuchſen Lärm und Gedränge mit jeder Minute. Die Polizei hatte alle Hände voll zu thun, die ohnmächtigen Frauen aus dem Getümmel zu entfernen, und mehrere halb zerquetſchte Kinder konnten nur über die Köpfe von Hunderten hinweg in Sicherheit gebracht werden. Ein Viertel vor acht Uhr begann das Läuten des Glöckchens auf der St. Sepulchreskirche, ein Zeichen der nahenden Hinrichtung. Wie ſchrillend aber auch der Schall der Glocke, noch durchdringender war das Winſeln und Aechzen derer, die jezt von den, mit äußerſter Anſtrengung dem Mittelpunkte zudrängenden Haufen an Mauern und Brüſtungen gepreßt wurden. Schlag acht Uhr beſtiegen der Henker und ſein Gehülfe die Plattform, prüften die Feſtigkeit des Querbalkens und der Schlinge, und ſtiegen wieder hinab, nachdem ſie Alles tüchtig befunden, und der laute Jubel des Volkes folgte ihnen. Hut ab! donnerte es nun durch die Reihen; in wenigen Minuten waren alle Köpfe entblößt. Nehme dies jedoch Niemand für einen Beweis achtungsvoller Scheu; es war nichts als der Ausdruck ſchauluſtiger Neugier, denn kaum wurden die Gerichtsdiener ſichtbar, welche dem Verbrecher bei der Hinrichtung vorausſchreiten, als die Maſſe ſich in furchtbaren Verwünſchungen gegen Greenacre ergoß und mehrere Stimmen laut forderten, man ſolle ihm Glied für Glied abreißen. Noch ſtürmiſcher tobte das Geſchrei, als Greenacre erſchien. Bleichen Geſichts, aber feſten Schrittes beſtieg er das Schaffot, und ohne zu warten, bis der Henker Hand an ihn legte, überlieferte er ſich ihm. Schnell war der Knoten befeſtigt, und ehe noch der Geiſtliche das Stoßgebet beendet, wurde der verhängnißvolle Riegel weggezogen. Greenacre fiel, bloß ein Zucken der rechten Hand verrieth den lezten Kampf, dann war er todt, war die rächende Strafe des Geſezes erfüllt, war Alles ruhig bis auf das fortdauernde Jubeln der Menge. W. S.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 119.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 19. Mai 1837.

— Falſche See, du Amme rauher Tugend
Und grauſer Laſter!

Falconer.

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortſezung.)

Der Mittelſtand der Seeleute iſt, wie überall, der eigentliche Kern. Man findet unter den Steuermännern, Oberbootsmännern, Lootſen und Fiſchern oft tüchtigere Leute als in irgend einem Stande. Daß es kräftige, biedere, tapfere Naturen unter den Steuermännern gibt, glauben mir die Leſer auf's Wort, ſeit Coopers und andere Seeromane Mode geworden. Sie haben die Schule des Laſters und der Rohheit durchgemacht, ohne in ihr unterzugehen, und ſchon das iſt ein Beweis für ihren innern Werth. Die meiſten ſind unwiſſend, wenn es ſich von dem in der Schule erlernten Wiſſen handelt, ſie können ſelten geläufig leſen und ſchreiben; dagegen haben ſie auf ihren Reiſen vieles geſehen und einen Schatz von praktiſchen Kenntniſſen geſammelt, wie man ſie in jedem andern Stande nicht ſelten vergebens ſuchen würde. Sie haben überdies ein Selbſtgefühl, ein Bewußtſeyn ihrer Männlichkeit, eine Keckheit, wie man ſie nur im täglichen Kampfe mit einem gewaltigen Elemente erwirbt; ſie ſind meiſt religiös, denn ſie haben alle oft genug erfahren, daß des Menſchen Kraft nur ein Spielball in der Hand der empörten Natur iſt. Ich habe einen Steuermann und ein paar Oberbootsleute hier kennen gelernt, und geſtehe gerne, daß ich oft genug ihre Geſellſchaft der eines Pariſer Salons, wo die Notabilitäten der Tagesliteratur verſammelt ſind, vorziehen würde. Ich entſinne mich eines Zugs, der beweist, wie fein oft dieſe Männer im betheerten Wamms fühlen. Einer meiner Bekannten hier ſpeiste regelmäßig an einem Tiſche, wo ſtets mehrere Steuermänner und Oberbootsleute aßen; Joſeph hieß einer der leztern. Eines Tags, da mich mein Freund eingeladen hatte, entſpann ſich über dem Eſſen zwiſchen Joſeph und einem Handelsmanne ein Wortwechſel, in welchem Joſeph ſehr heftig wurde, dem Kaufmann, der, ich weiß nicht mehr wie, ſein Ehrgefühl beleidigt hatte, ſehr derbe Wahrheiten ſagte, endlich ſogar aufſprang, und durch einen Fauſtſchlag auf den Tiſch, der die Gläſer tanzen machte, die Kraft ſeines lezten Beweisgrundes, ſeiner ſteinharten Fauſt, zeigte. Dann aber entfernte er ſich raſch, als ob er fühlte, daß er wenigſtens in Bezug auf die andern Gäſte ſich vergeſſen habe. Es war dies das einzige Mal, daß ich an dieſem Tiſche, wo ich oft ſpeiste, und wo gewöhnlich offene Herzlichkeit und derbe Kernwitze herrſchten, etwas Aehnliches ſah, und ich lobte ſchon im Geiſte das feine Gefühl, das den aufbrauſenden Steuermann bewogen hatte, ſich zu entfernen. Aber ich wurde noch mehr überraſcht, als ich nach etwa einer Stunde aus dem Wirthshauſe hinaustrat und Joſeph, der auf mich gewartet zu haben ſchien, mich bat, mit ihm zur Seite zu treten.

Hier erklärte er mir, daß es ihm unendlich leid thue, ſeinem Gefühle nicht Schranken geſezt und ſo auch uns beleidigt zu haben, und daß er mich deßwegen um Verzeihung bitte.

Eine eigene Abtheilung unter den Seeleuten bilden die Fiſcher und die Lootſen. Leztere ſind eine eigene Claſſe von Staatsbeamten, berufen, die Schiffe in den Hafen hinein und hinaus zu führen und denſelben im Sturme, in der furchtbarſten Gefahr beizuſpringen. Und mehr als ihre Amtspflicht treibt ſie ihr Muth, ſelbſt wenn die Gefahr noch ſo drohend iſt, mit ihren kleinen Schiffchen dem Sturme Troz zu bieten und den in Todesnoth Schwebenden zuzueilen. Ich möchte ſie die Prieſter des Meeres nennen, die den Sterbenden zur Seite ſtehen, aber nicht um ihnen den lezten Segen zu geben, ſondern um ihnen Muth und Vertrauen einzuſtößen und ſie der kalten Hand des Todes, die aus dem empörten Meere nach den Geängſtigten greift, das eigene Leben wagend, zu entreißen.

Die Lootſen und Fiſcher ſind die moraliſchſten, an Körper und Geiſt geſundeſten unter allen Seeleuten. Der Grund liegt nahe: ſie haben eine *Familie*. Sie ſind Väter, Söhne, Brüder, und kehren beinahe täglich in den Kreis der Ihrigen zurück. Wer an dem hohen moraliſchen Berufe der Familie zweifeln könnte, brauchte nur hieher zu kommen und dieſe Lootſen und Fiſcher mit den übrigen Matroſen zu vergleichen. Beide Claſſen haben dieſelbe Beſchäftigung, dieſelbe Erziehung, leben auf demſelben Elemente, unter denſelben Einflüſſen, und ſind doch in ihrem innern Weſen ſo verſchieden: denn die Familie iſt der Tempel der Sittlichkeit in dieſer Welt; hier wird der Keim gelegt, der einſt eine geſunde Frucht trägt, und nur Liebloſigkeit oder Liebesſattheit können es wagen, an dieſem Heiligthum zum Frevler zu werden.

Die Matroſen ſind das Volk, die Plebs des Seemannsſtaates; ich habe geſagt die Canaille, und wahrlich nicht, weil ich Volk und Canaille für gleichbedeutend halte, ſondern weil eben das Matroſenvolk zur Canaille herabgeſunken iſt. Ich möchte bezweifeln, ob es eine tiefere Stufe auf der Leiter der Menſchheit gibt, als die, worauf der gewöhnliche Matroſe ſteht. Beim erſten Anblick fiel es mir ſchon auf, daß die meiſten kleinliche, verzwergte, ſchwächliche Geſtalten ſind. Ich hatte mir unter ihnen nach allen Seeromanen und Reiſebeſchreibungen ein Athletengeſchlecht gedacht, und fand nur krüppelhaft verkümmerte Menſchen und nur ſelten einen kräftigen Mann. Auf den erſten Blick lieſt man in den bleichen Zügen dieſer Unglücklichen, die nur durch die Glut eines wilden Auges belebt ſind, die öde Verwilderung ihres Innern. Ihr Leben iſt die gräßlichſte Strafe, die man zu erſinnen im Stande wäre, und Wehe denen, die hier helfen könnten und nicht helfen! Alles vereinigt ſich, um dieſe Menſchen als Menſchen zu vernichten. Ohne Bildung und Erziehung geht der Knabe zur See und tritt in die Schule der verworfenſten Rohheit. Dann theilt ſich ſein Leben in zwei Hälften: während er auf der See lebt, iſt er allen Entbehrungen, und dabei der gräßlichſten Verführung zum Laſter ausgeſezt, und oft der Rohheit eines Kapitäns oder eines Steuermanns hülflos preisgegeben. Aus dem Schiffe tritt er dann in ein Leben über, das für ihn keine Geſellſchaft, keine Familie hat; auf die Arbeit von mehreren Monaten folgt ein eben ſo lange dauernder Müßiggang. Das ſind Uebergänge, aus welchen ſelbſt ein erprobter Mann nicht immer ſiegreich hervorgehen möchte. Aber dieſe verlaſſenen Geſchöpfe, Schiffe im Sturm ohne Steuer und Compaß, müſſen nothwendig in demſelben untergehen. Bei ihrer Ankunft im Hafen erhalten die Matroſen die Summe, die ſie in vier, ſechs, zwölf und oft mehr Monaten auf der See verdient haben, und mit dieſem Gelde ſtürzen ſie ſich in die Arme des Laſters, bis der lezte Heller durchgebracht iſt. Ich habe welche geſehen, Thiere, oder was ſchlimmer, verthierte Menſchen, auf deren ſtieren Zügen die Sattheit ſtand, und die dennoch mit wahnſinniger Gier immer fortſchwelgten. Ich habe Scenen hier geſehen, wobei ſich mir die Haare ſträubten. Ich entſinne mich eines Proceſſes, der eines der gräßlichſten Bilder aufſtellte, die je die Geſchichte des Verbrechens aufgezeichnet hat. — Zwei Freunde eilten zuſammen nach ihrer Ankunft in eine Kneipe, und nachdem ſie mehrere Tage nicht nüchtern geworden, entſpann ſich ſpät in der Nacht zwiſchen ihnen ein Streit und ſie forderten ſich heraus. Vor dem Hauſe fielen die beiden Matroſen über einander her, und die Zeugen, die ſich bedächtig nicht herauswagten, ſagten, ſie haben mehrere Stunden den Kampf und das Geheul dieſer wilden Thiere gehört, bis endlich gegen Morgen Alles ſtille geworden. Als man auf die Straße kam, fand man Beide neben einander, Beide in ihrem Blute ſchwimmend, den Einen todt, den Andern vom Branntwein berauſcht und vom Kampfe ermattet, ſchnarchend neben der Leiche ſeines Freundes. Und dieſe Leiche bot das furchtbarſte Bild dar, das je ein Menſchenauge geſehen haben mag; denn ſie war zerriſſen wie von einem heißhungrigen Thier. Mit den Zähnen hatte der Freund den Freund zerfleiſcht, hatte ſich feſt in ihn verbiſſen, bis er ermattet von ihm abgeſunken war. — Ich wollte ich könnte das Bild mit Blutfarben malen und es denen vorhalten die hier abhelfen könnten.

Beinahe täglich kann man in Havre, wenn auch nicht ſo gräßlich endende, doch immer Kämpfe ſehen, in welchen von dem Menſchen nur das Thier übrig bleibt. Man ſpricht viel von Verbeſſerungen, von Reformen, von neuen Schulen in Frankreich; aber wenn dieſe nicht bis in die tiefſten Schachte der Geſellſchaft eingreifen, ſo werden ſie nie die Geſellſchaft ſelbſt ändern. Es iſt, als ob unſere Staatsbaukünſtler nicht ſähen, daß der Boden durch

Cloaken und Moorgrund verdorben iſt, und daß die ſchönen Gebäude, die ſie aufführen, den verpeſteten Dünſten, die aus jenen ſteigen, ausgeſetzt ſind. Nur wenn der Boden geſund, wird man in den Palläſten ruhig leben können und die Peſt nicht zu befürchten haben.

Das Waidwerk.

(Fortſetzung.)

So gelangten ſie mitten im Dickicht an eine kleine, freie Stelle, die abſchüſſig ſich an einem Bächlein erhob. „Dort kommt er heraus. Haltet Euch ſtill und laßt ihn Euch auf den Leib kommen. Fehlt Ihr, ſo treff' ich ihn; darum ohne Furcht." Der Deutſche zog ein verdrießliches Geſicht ob des Zweifels an ſeiner Fertigkeit und an ſeinem Muth und warf einen verächtlichen Seitenblick auf des Begleiters jämmerliches Geſchoß, indem er den Hahn ſeiner eigenen, glänzenden Büchſe ſpannte, aus deren ſicherem Rohr ſo manche Kugel die flüchtige Gemſe, den Edelhirſch, den falzenden Hahn und in der Luft den Raubvogel ſchon ereilt hatte. — Und horch! nicht lange, ſo brach es gewaltig durch die Aeſte und Reiſer des Geſtrüpps, der Deutſche legte ſich in's Feuer, und urplötzlich erſchien eine dunkelbraune Rieſengeſtalt, die beim Anblick der zwei Männer ſich emporrichtete; denn der Bär flieht wohl vor einem entfernten Lärm, nie aber vor dem Feind, den er ſieht. Da entſank dem überraſchten Deutſchen zugleich das Herz und das Gewehr, und er ſprang ſeitwärts; der Polak aber ſtreckte, ohne damit aufzufahren, ganz ruhig die roſtige, ſchlechtgeflickte Flinte vor ſich hin, ſo daß ſie den Bären ſchier berührte, und ſchoß denſelben durch's Herz.

Als beim Abſchied der Schloßherr des erlegten Bären Fell in des Gaſtes Schlitten zu bringen befahl, nach der Polen Brauch, ſchritt endlich der Deutſche, die unverdiente Ehre ablehnend, zum Geſtändniß des wahren Hergangs. Wir haben dies Abenteuer aus ſeinem eigenen Munde vernommen, und er brauchte ſich deſſen um ſo weniger zu ſchämen, als er ſeit der Zeit mehr als einen Bären erlegt hatte.

Der Bär wird auch mit ſchweren Hatzhunden gejagt, und ihn bei ſolchen Gelegenheiten mit dem Fangeiſen anzunehmen, iſt eine recht adlige That. Doch braucht auch kein Prinz ſich zu ſchämen, ihn dabei auf den Kopf zu ſchießen, denn es gehört viel kaltes Blut dazu, ihn recht zu treffen, und iſt gefährlich, ihn nur zu ſtreifen. In Siebenbürgen ſoll es nicht zu den Seltenheiten gehören, einen einzelnen Mann zu ſehen, der mit dem Bären ringt und ihn mittelſt eines kurzen Meſſers erlegt.

Der Wolf iſt auf dem europäiſchen Feſtland immer noch viel häufiger zu finden, als wünſchenswerth, und wird in ſehr kalten Wintern, wenn ihn der Hunger an Wohnungen und Ställe lockt, oder der Durſt von den verſiegten oder gefrorenen Waldbächen zu den großen Strömen treibt, auch angebauten und zahlreich bewohnten Gegenden gefährlich; ſeine gewöhnliche Farbe iſt grau, ſehr ſelten ſchwarz, ſeine Geſtalt vorne breit und ſtark, hinten aber ſchmal, ſo daß ſein Gang ſehr unbeholfen und kreuzlahm ausſieht. Der Wolf gehört in allen Beziehungen zum Hundegeſchlecht, und aus ſeiner Vermiſchung mit demſelben entſtehen die ſehr geſchätzten Wolfshunde; dennoch iſt er des Hundes geborner Feind, und ſo ſehr in ſeinen natürlichen Anlagen ihm entgegengeſetzt, daß er nie gezähmt wird, wäre er auch noch in den Tagen der Blindheit eingefangen und auf's ſorgfältigſte erzogen worden. Bei kaltem Wetter rotten ſich die Wölfe zuſammen, und welch Unheil ſie dann anzurichten im Stande ſind, davon geben noch aus unſern Zeiten Berichte Kunde, welche oft fabelhaft lauten, aber meiſtens nur allzuwahr ſind. — Da vernehmt ihr mit Grauſen von dem Schlitten, der auf der Schneebahn über Polens endloſe Haiden fliegt, von flüchtigen, ſchnaubenden Roſſen gezogen, ohne daß die Geißel nöthig hätte, ihre dampfenden Flanken zu treffen, denn ſie hören hinter ſich die heulenden Wölfe, die langſam dem Anſchein nach, aber dennoch mit ſicherer Schnelligkeit, wie die Strafe auf der Spur des Verbrechens, folgen, die Naſe auf der Fährte; von einem reiſigen Zug, deſſen Karabiner, Piſtolen und breite Klingen nur dazu dienten, die Beute der angreifenden Beſtien zu vermehren, denn die Wölfe zehrten nicht bloß Mann und Roß, ſondern auch ihre erlegten Brüder auf; von dem einſamen Reiter, der zur Winterszeit ſich in den Bergen der Auvergne verſpätet: ein Knabe, den auf ſeinem Lager das ferne Geheul der Raubthiere nicht entſchlummern ließ, vernimmt mit einemmal ein herzzerreißendes Hülfsgeſchrei, welches immer näher kommt, ſo daß er, trotz Angſt und Kälte, ſich nicht enthalten kann, aufzuſtehen und an's Fenſter zu treten, wo er im Mondſchein den Reiter herbeieilen ſieht, und hört, wie derſelbe vor dem Wirthshaus um Einlaß und Hülfe ſchreit, ohne daß ihm eine andere Antwort wird, als hinter ihm ein ſcheußliches Geheul, wobei das Roß ſich bäumt, wild ausſchlägt, und, von den Sporen auf's Neue getroffen, von dannen ſtiebt, während ein Rudel Wölfe um die Ecke biegt, von denen einige mit ihren unhörbaren Tritten * und die Naſen am Boden vor der Wirthshausthüre die Fährte ſuchen, und die andern heulend und bellend, die Naſen im Wind, an der Mauer unter dem hohen Fenſter des lauſchenden Knaben hinaufſtehen, bis jene die Spur wieder annehmen, und dieſe, da ſie die nahe Beute am Fenſter nicht zu erreichen vermögen, ihnen folgen, mit unheildrohender Genauigkeit

* „Pas de loup" iſt bei den Franzoſen ſogar ſprichwörtlich geworden.

die Fährte des Reiters einhaltend, der jezt rettungslos verloren iſt, denn weit und breit iſt keine Menſchenwohnung mehr, die ihn ſchirmend aufnehmen könnte. — Einzeln, und namentlich am hellen Tag, iſt der Wolf ſelten furchtbar, und es iſt ſchon vorgekommen, daß einen ſolchen ein entſchloſſener Mann mit einem derben Knittel todtgeſchlagen hat. Auch wird behauptet, daß ihn der Klang einer Geige in die Flucht treibe. In England iſt ſeit dem Beginn des 15ten Jahrhunderts, in Schottland ſeit der Mitte des 16ten kein Wolf mehr zu treffen; dagegen findet man deren noch in Frankreich und manchmal in Rheinpreußen, höchſt ſelten in Tyrol, nicht allzuoft in der Steiermark und den Gebirgen von Oeſterreich, und häufiger wieder in Ungarn, Polen, Rußland.

(Die Fortſezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

Ancillon.

Der mörderiſche Winter holt noch im Frühling ſeine Nachopfer. An Krankheiten, die alle in der Grippe ihre Wurzel haben, fehlt es in keinem Familienkreiſe, um uns die Luſt an dem endlichen und ſchnellen Grünwerden zu verkümmern. Unter den namhaften Todten der lezten Wochen ſind zwei, deren Namen in ſehr verſchiedenen Sphären glänzten, aber bedeutend jeder in der ſeinen, der Miniſter Ancillon und der Schauſpieler Schmelka. Ancillons Tod kam nicht unerwartet, obwohl er einige Monate zuvor, troz ſeiner Jahre, noch in voller Manneskraft erſchien. Bekanntlich hatte der neun-und-ſechzigjährige Staatsmann noch im vergangenen Sommer ein drittes Ehebündniß geſchloſſen, und die, welche ſeine unverwüſtete Natur kannten, ſahen ohne Verwunderung darin einen Bund, den nicht diplomatiſche Rückſichten geknüpft hatten. Was Ancillon, der Abkömmling einer altberühmten Predigerfamilie, als Geiſtlicher, als Pädagog, Philoſoph, Schriftſteller und Staatsmann geweſen, was er gewirkt und hinterlaſſen, darüber iſt hier nicht der Ort zu ſprechen. Und wenn er es wäre, ſo ſind die Rückſichten bei Männern von ſeiner Bedeutung gerade in dieſem Augenblick bedeutender als das Intereſſe, welches den Schriftſteller antreiben könnte, ſeine Anſichten über den ausgezeichneten Mann auszuſprechen. Ein Berliner Prediger von der franzöſiſchen Kolonie, welcher ſeine Laufbahn als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten beſchloß, wäre vordem ein Phänomen geweſen; aber Wunder der Art ſind jezt zwar nicht alltäglich, haben aber ihren Lüſtre verloren, ſeit auch in anderer Art die Wege zum Staatsminiſterium ihre alten Geleiſe verlaſſen haben, und die Anſichten, zu denen ſich das Individuum bequemt, über manche Klüfte des Standes und der Fachſtudien hinwegführen, welche ehedem als unüberſteigbar galten. Alſo fehlte ſeinem Aufſteigen von Anbeginn die Theilnahme, welche die leicht im Urtheil fertige Menge in der Regel durchzuckt, wenn ein Bürgerlicher zu den hohen Staatswürden erhoben wird, die gewöhnlich nur Adeligen reſervirt bleiben. Ancillon, obwohl dreimal verheirathet, hinterläßt keine Kinder. Auch ſein Vermögen erweist ſich, wider Erwarten, unbedeutend, da doch bekannt iſt, daß er, von Hauſe her wohlhabend, ſein Beſizthum durch Erbſchaften und Anfälle anderer Art ſehr vergrößert haben mußte. Auch erreichten ſeine Ausgaben ſchwerlich in lezter Zeit ſeine Einnahmen. Den Nießbrauch ſeiner Hinterlaſſenſchaft hat Ancillon ſeiner Wittwe, einer Dame, die aus einer angeſehenen belgiſchen Familie ſtammt, vermacht. Die an Klatſcherei ſtreifenden Gerüchte über die Verkümmerung der lezten Tage des ausgezeichneten Mannes, aber Gerüchte, die ſich ſo laut machen, daß ein Korreſpondent ſie nicht mit Stillſchweigen übergehen darf, ſcheinen durch die lezten Worte des Sterbenden widerlegt, der Allen, die ihn pflegten und ihm nahe ſtanden, das ſchönſte Zeugniß gab. Ancillons Begräbniß war, ſeinem Wunſche gemäß, ſehr einfach, aber würdig. Unter den königlichen Prinzen, die in Perſon ſeiner Hülle folgten, befand ſich auch unſer Kronprinz, der mit treuer Liebe durch ſein ganzes Leben ſeinem Erzieher anhing.

(Die Fortſezung folgt.)

Paris, Mai.

(Fortſezung.)

Die Oper.

Dieſe Verehrung rührt daher, weil Dlle. Taglioni ganz ihrer Kunſt lebt, und ihr Talent nicht dazu benuzt, um, wie ſo manche andern Bühnenheldinnen, ein lockeres Leben zu führen. Sie iſt eine Künſtlerin, die man zu gleicher Zeit bewundern und hochachten kann; denn über ihren Lebenswandel hat die öffentliche Meinung bisher nichts als Gutes geurtheilt. Solch eine Erſcheinung iſt eine Seltenheit, und aller Ehre werth. Seitdem nun die Taglioni abgereist iſt, fehlt dem Ballet die Hauptzierde; aber glücklicherweiſe beſizt die Oper einen ſolchen Reichthum an Balletten und Tänzerinnen, daß ſie immer noch im Stande iſt, die Zuſchauer ſehr mannichfaltig zu unterhalten. Auch hat ſie einige auftauchende Talente zu Debüts bereit, um ſogleich nach dem Abgang der größern Geſtirne dieſelbe am Opernfirmamente erſcheinen zu laſſen. So hat jezt die Oper ſtatt des abgegangenen Nourrit, welcher die Hauptrollen in den Meyerbeerſchen Opern ſo vortrefflich gegeben hat, einen Sänger Namens Duprez, welcher den beſten Willen hat, ein anderer Nourrit zu werden, und es vielleicht auch wird. Einige ſpaniſche Tänzer haben ſeit dem Carneval, wo ſie auf den Opernbällen ihre Kunſt zeigten, ſich auf den kleinern Theatern umhergetummelt, und da ſie eine ganz eigene Art zu tanzen haben, wei[illegible] mit dem künſtlichen Tanze der Oper wenig gemein[illegible], und doch nicht ohne Anmuth iſt, ſo haben ſie den [illegible]ſern wohl gefallen; ein Kunſtrichter in dem Tageblatte le [illegible]rcle behauptet ſogar, nur dieſe Spanier ſeyen echte Tän[illegible] in Paris ſehe man vortrefflich und kunſtreich hüpfen, ſich umdrehen, auf einem Beine ſich ſchwenken, aber nur dieſe Spanier tanzen. Derſelbe Kritiker hat einen ſonderbaren Einfall: er bedauert, daß man jene Tänzer nicht an der Oper behalten habe. Es wäre, meint er, höchſt intereſſant, wenn die Oper zu den Bolero's und Fandango's ſpaniſche Tänzer hätte, zu den indiſchen Tänzen Bayaderen und zu den arabiſchen und mauriſchen egyptiſche Almés. Freilich wäre dies etwas ganz Neues; allein Tänzerinnen laſſen ſich nicht ſo gut aus Indien und Egypten verſchreiben, als Baumwolle und Indigo, und dann müßte man vielleicht mit dem Tanze auch noch die Muſik aus jenen Ländern holen; dieſe aber möchte den Pariſern ſchlecht behagen, und wahrſcheinlich würde es den Bayaderen und Almés gehen, wie jezt den ſpaniſchen Tänzern: ſie würden einigemal die Reichen in der Oper ergözen, dann aber ſich zu den kleinern Theatern herablaſſen, vielleicht gar in einem Luſtgarten oder auf einer Jahrmarktbühne ihre dramatiſche Laufbahn beſchließen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 120.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, den 20. Mai 1837.

— Ich zeichne Alles auf: —
Gemälde, dies und das — das Fenſter dort —
Um's Bett der Vorhang ſo — hier auf den Teppich
Figuren ſo und ſo. —

Shakespeare.
Cymbelin.

Eine Viſion Swedenborgs.

Biſt du ſchon einmal, geneigter Leſer, in der alten Stadt Gothenburg geweſen? Dorthin will ich dich jezt führen.

Siehſt du jene engen, finſtern Gaſſen, deren jede zu einem point de vue einen alterthümlichen Brunnen hat? jene ſchmalen, ſchwärzlichen Häuſer mit den vorgebauten Giebeln, mit Spuren von alter Malerei auf den gefurchten Mauerſteinen? die breiten Steinſitze vor den gewölbten Hausthüren? Alles das iſt trübe und finſter; du hätteſt nicht den Muth, einen jener Sitze einzunehmen, und thuſt du es dennoch, ſo zwingt dich dazu das abſcheuliche Pflaſter, auf dem du dir die Füße wund getreten. Kaum aber haſt du deinen Platz eingenommen, nachdem du eine zudringliche Bettlerin und ein halbes Dutzend zerlumpter Kinder fortgetrieben, ſo fühlſt du nach und nach deinen Unmuth ſchwinden. Du ſiehſt mit einem weniger mißtrauiſchen Blick die gegenüberſtehenden Häuſer an; manche von ihnen wollen dir ſogar ſchon gefallen. Der Geiſt des Myſteriöſen kommt über dich; es iſt dir im zunehmenden Dämmerſchein, als erzählte man dir eine Geſpenſtergeſchichte und als wäre gerade dieſe dunkle Gaſſe, dieſes alte Giebelhaus dir gegenüber, mit dem Steinbilde des heiligen Georgs auf der Spitze, der halbverfallene Brunnen dort, der Schauplatz dieſer Geſchichte. Du vergißt, indem du dem unſichtbaren Erzähler zuhörſt, das ſchlechte Pflaſter und deine ermüdeten Füße. Eine tiefe, melancholiſche Träumerei erfaßt dich auf deiner einſamen Steinbank; es vergeht eine Stunde, und die ganz beſondere Anſtrengung eines kleinen, dicken Herrn, der hinter dir ſteht, iſt endlich nöthig, um dich aus deinem gefährlichen Schlafwachen zu reißen, mit dem du deinen Eintritt in die alte Stadt Gothenburg gefeiert haſt.

Der kleine, dicke Mann iſt der Herr des Hauſes, vor dem du ſitzeſt und das bereit iſt, dich als ſeinen Herrn zu empfangen. Das heißt, es iſt eines von den Häuſern, die, ſtatt der mangelnden Gaſthöfe, ſich den wenigen Fremden darbieten, welche nach Gothenburg verſchlagen werden. Du folgſt dem geſchäftigen Mann durch einen weiten Vorſaal, eine Rumpelkammer voll Waarenballen und alten Gemälden, deren einige die ganze Wand bedecken, über eine kleine Steintreppe, die du mühſam erkletterſt und dann in ein Gemach trittſt, in dem die Dämmerung, die auf der Straße herrſchte, ſchon in völlige Nacht übergegangen iſt. Dennoch merkſt du, daß du dich in einem kleinen, ſeltſam winkeligen Raume befindeſt, denn tappend geräthſt du an eine Menge vorſpringender Ecken. Der hellſte Platz iſt ein Erker; auf den flüchteſt du dich, bis der Wirth mit den zwei hohen Armleuchtern wieder erſcheint und die Kerzen alle Räthſel deines abenteuerlichen Aufenthalts dir enthüllen.

Es iſt nichts Geringeres als das Schlafgemach der Königin Chriſtine, in dem du hauſeſt. Wahrlich, eine Ehre, die du gewiß zu ſchätzen wiſſen wirſt. Dort ſieht ihr Porträt auf dich herab; es iſt gerade über der Einfaſſung von Holz angebracht, die in Mannshöhe die Wände des Zimmers umgibt und das künſtlichſte, noch wohlerhaltene Schnitzwerk zeigt. Die Hohlkehle und Decke prangen in Stuck, hie und da noch vergoldet und Spuren eines kleinen Plafondbildes zeigend. Ein Tiſch auf ſechs gedrehten Füßen ſteht mitten in der Stube, und ein altes Stück Gobelin breitet ſich in maleriſcher Draperie als Teppich über ſeine Platte; drei Stühle mit ſpitzen, hohen Lehnen und ebenfalls verblichener Stickerei reihen ſich als ſtumme Gefährten um den Tiſch. Das koſtbarſte Möbel iſt aber das Bett. Wahrlich, ein Alterthümler könnte Freudenthränen über ein Bett wie dieſes vergießen. Alle ſeine Reize laſſen ſich durchaus nicht mit wenig Federzügen ſchildern. Man müßte ein ganzes Buch füllen, und wenn dieſes geſchehen wäre, ſo brauchte es noch ein zweites, um anzuzeigen, auf welche Weiſe man in einem ſolchen Bett ſchlafen muß. Denn ein gewöhnlicher Schlaf, wie man ihn, ohne zu denken und zu überlegen, dreihundert und fünf-und-ſechzig Mal im Jahre wiederholt, würde ein ſolches Bett nur entweihen. Es iſt nicht zu viel geſagt, wenn man es ein Kunſtwerk im „großen, heroiſchen Styl“ nennt; das iſt es in der That. Es ſteht auf einer Erhöhung von zwei Stufen und hat zehn Fuß in der Länge und ſechs in der Breite. Mit ſeinem Dach, das auf die Weiſe eines chineſiſchen Pavillons ausgebogen iſt und von dem ſich ſchwere Falten grüner Seidenvorhänge, in den alten Fabriken von Lyon gearbeitet, in einem eben ſo maleriſchen als üppigen Fall herabſtürzen, bildet es ein Zimmer im Zimmer. In Paris käme ein geiziger Hauseigenthümer in Verſuchung, es apart als Stube zu vermiethen, und ein franzöſiſcher Gelehrter würde darin einziehen mit ſeinem Tintenfaß, ſeiner Katze und ſeiner Bibliothek. Dieſes koſtbare Bett, dieſes merkwürdige Zimmer und dieſen alterthümlichen Erker darin nahm ich in Beſitz im September des Jahrs 18—. Ich hoffe, mein Leſer, daß die Umgebung, die ich dir eben geſchildert, dich vollkommen in die Stimmung verſetzen wird, die günſtig iſt, um eine Viſion Swedenborgs zu hören, welche ich dir erzählen will.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Waidwerk.

(Fortſetzung.)

Die beſte Art, die Wölfe auszurotten, iſt die, ſobald ſie in einem Revier ſich zeigen, möglichſt ſchnell ein Hauptjagen einzurichten; denn Fallen, Eiſen und Gruben, ſo wie das Schießen auf dem Anſtand ſind wohl als gelegentliche Hülfsmittel gut, reichen aber nicht aus, weil die Wölfe weder beſtimmte Wechſel halten, noch an einem Orte lange weilen. Der Anfang eines Hauptjagens auf Wölfe wird eben ſo gemacht, als ſollten Hirſche und Sauen umſtellt werden; ſobald dies geſchehen, wird das im Kreis befindliche Rothwild ſo viel als möglich von den Raubthieren abgeſchieden, indem man es über durchgeſtellte Falltücher treibt, die vor den Wölfen, wenn ſie nahe kommen, ſtets aufgezogen werden; die Sauen treibt man hinaus, indem man ſie unter den Zeugen durchbringt; keineswegs jedoch iſt es rathſam, einen Lauft anzulegen, ſondern die Schützen ſollen ſich in's Jagen ſtellen, und darinnen die rege gemachten Wölfe ſchießen. Für die Jäger iſt dabei ſo wenig Gefahr, daß davon zu reden nicht der Mühe lohnt; doch ſollen ungeübte Schützen davonbleiben, weil die Wölfe, ſo lahm ſie ausſehen, dennoch ſehr flüchtig und nicht leicht zu treffen ſind. — Sie werden wohl auch eingelappt und unmittelbar darauf getrieben, mit Hunden zum Schuß gebracht oder gehezt, zuweilen auch in aufgeſtellte Garne geſprengt und darinnen mit zweizinkigen Gabeln, gleich den Heugabeln, erlegt, oder, wie die Waidleute ſagen, todtgeſchlagen. Da übrigens mehr daran liegt, die Wölfe zu vertilgen, als ſie zum Jagdvergnügen aufzubewahren, wie mit dem Wildpret geſchieht, oder doch geſchehen ſollte, ſo iſt es gut, in Gegenden, wo ſie ſich öfters zeigen, alle Nebenhülfsmittel zu ihrer Ausrottung anzuwenden, und namentlich auch die Wolfsgärten nicht zu vergeſſen, die wohl mehr noch nützen, als Gruben, Fallen, Eiſen, Selbſtſchüſſe und Schießhütten, wenn ſie zweckmäßig angelegt und verſehen werden.

Der Luchs und die wilde Katze ſind faſt überall ſehr ſelten und ſtets nur gelegentliche Gegenſtände der Jagd; der Fuchs hingegen gibt ſtets noch einen ſchätzenswerthen Anlaß zu Jagdvergnügungen, vorzüglich in England, woſelbſt auch durch die Benennung „Fuchsjäger“ auf gewiſſe Weiſe das bezeichnet wird, was wir etwa durch den Beinamen eines wilden Jägers oder eines Nimrods ausdrücken. Deßhalb können wir nicht umhin, erſt noch einen Blick auf die engliſche Fuchsjagd zu werfen, bevor wir dem Hauptgegenſtand der noblen Paſſion, dem Hirſch, uns wieder zuwenden. Auf dem Heideland von Leiceſterſhire ſteht ein unbedeutendes, aber als Dorado der engliſchen Jäger berühmtes Städtlein, Melton-Mowbray, wo zur Jagdzeit ſich die vornehmſten Waidleute verſammeln, wenn man anders mit dieſer Benennung Leute bezeichnen darf, deren Treiben nur einen leichten Beiſchmack vom edlen Waidwerk hat, ſo daß es eigentlich mehr in das Fach der Reitkunſt gehört und ſich durch nichts ſo ſehr an die noble Jägerei anſchließt, als durch

die großen Koſten; denn es iſt gewiß für einen Privatmann aller Ehren werth, wenn er allein an die Meute und die Reſſe jährlich ungefähr 50,000 Gulden wendet. Die Jagd ſelbſt wird dort in Leiceſterſhire, das wir vor allen andern nennen, da es der Tummelplatz der vornehmen Jäger iſt, auf gutes Glück hin begonnen, ohne daß der Fuchs vorher wäre beſtätigt worden. Die Reiter ſind ungefähr zur Mittagsſtunde auf dem Platz, wo die Meute, um zu ſuchen, in die Gebüſche von Stachelginſter gelaſſen wird. Unter den Jägern herrſcht gewöhnlich keine Ordnung, und es iſt alles Mögliche, wenn man ſie dahin bringt, nicht vor dem Fuchs herzureiten; jedenfalls aber ſtürzt ein ganzer Haufen nach, ſobald die erſte Koppel einen Fuchs hinausſprengt, ohne nur den übrigen Hunden Zeit zu laſſen, ebenfalls die Fährte anzunehmen, durch welche Uebereilung nur allzuoft die Jagd verdorben wird, und jedenfalls die zurückgebliebene Meute, wenn ſie nicht gar in Gefahr kommt, zuſammengeritten zu werden, indem ſie zwiſchen den Pferden durch den vorderſten Hunden nachzukommen trachtet, doch wenigſtens die Witterung des Fuchſes verlieren muß. Im guten Fall kommt endlich wohl die ganze Meute zuſammen, dafür werden aber der Jäger, die gewöhnlich an zweihundert ſtark ſind, immer weniger, was bei dem von Gräben, Hecken und Gehegen durchſchnittenen Boden kein Wunder iſt. Bis die Hunde den Fuchs haben, etwa nach Verlauf von anderthalb Stunden, in denen wenigſtens zehn engliſche Meilen zurückgelegt und allenfalls die Pferde einmal gewechſelt wurden, finden ſich von hundert Jägern kaum ſechs auf dem Platz, die übrigen kommen theils bald, theils ſpäter nach, oder auch gar nicht, und dann noch glücklich genug, wenn ſie nicht Hals und Bein gebrochen, oder gar ihre edlen Roſſe zu Schanden geritten haben. Wenn Lord Cheſterfield nach ſeiner erſten Fuchsjagd ganz treuherzig ſeine Genoſſen fragte, ob denn je ein Menſch zum zweiten Male eine ſolche Jagd mitmache? ſo darf man hinzufügen, daß ein echter Waidmann ihm von ganzem Herzen beiſtimmen müſſe. Einem deutſchen Jäger ſind auch die rothen Röcke der brittiſchen Fox-hunters ein Greuel, den ſein an das luſtige Grün gewöhntes Auge ſchwer verwindet.

Nach dieſer Abſchweifung wollen wir im nächſten Abſchnitt zum edeln Hirſch zurückkehren, um diejenigen Leſer, welchen wir in den vorhergehenden Blättern einen nothdürftigen Begriff von der deutſchen Jagd beibrachten, über das Weſen der Parforcejagd in ſo weit zu belehren, als es für Laien allenfalls wünſchenswerth ſeyn dürfte. Wenn wir übrigens von der entſchwundenen oder entſchwindenden Herrlichkeit des Waidwerks reden, ſo iſt es minder unſer Zweck, zu belehren, als in der cavaliermäßigen Aufführung der Väter den Söhnen einen Spiegel vorzuhalten, in welchen ſie nicht ohne wehmüthige Betrachtungen werden blicken können; denn zu der Zeit, als es noch edle Jäger ganz nach dem Herzen Gottes gab, da umgaben auch den Fürſten als Räthe die Grundherrn, deren Nachkommen jezt ſich müſſen ſchulmeiſtern laſſen von Rednern, gewählt und beſoldet von ihren ehemaligen Unterthanen, jezt nur noch ihre Grundholden.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Beſchluß.)

Komiſche Oper. Variétés. Vaudeville. Arnal.

Mit ihren neuen Stücken iſt die große Oper in der lezten Zeit nicht ſehr glücklich geweſen. Nidermayers „Stradella“ iſt ein zu ſchwacher Verſuch für ein ſolches Theater, auf welchem man gewohnt iſt, Meyerbeers energiſche, Roſſini's bezaubernde und Aubers gefällige Compoſitionen zu hören; auch ſind fünf Aufzüge zu viel für ein Stück, worin immer nur von Singen und Nachſtellungen die Rede iſt. Dieſe Oper wird alſo wahrſcheinlich ſich zu Dlle. Bertins „Esmeralda“ geſellen müſſen, die zwar noch nicht ganz verlaſſen iſt, aber doch auch keine großen Lebenszeichen von ſich gibt. Zuweilen nimmt der Operndirektor einen Aufzug daraus, fügt ein beliebtes großes Ballet bei, oder ein kurzes Ballet und einen Aufzug aus einer andern Oper, und ſomit bekommen die Zuſchauer und Zuhörer ein buntes Allerlei, das ihnen nicht zu mißfallen ſcheint, da dieſes Verfahren ſich oft wiederholt. Für diejenigen, welche nicht gerne lange Opern hören, und in der großen Oper mehr Unterhaltung als Kunſtgenuß ſuchen, das heißt für mehr als die Hälfte der Zuhörer, iſt dies auch ganz angemeſſen. Dagegen iſt die komiſche Oper ſo glücklich, daß ſie mit ihrem „Poſtillon de Longjumeau noch einige Zeit ausreichen kann, und nicht nöthig hat, ihre Stücke dem Publikum „in Stücken“ einzugeben. Dieſem Poſtillon zur Seite werden dann noch einige andere Operetten gegeben, als l'Ambassadrice, les deux reines und einige mehr, die Beifall genug haben, um einige Modehändler zu bewegen, ihre neuen Modewaaren nach dieſen Operetten zu benennen; aber ich glaube, Esmeralda und Stradella haben ebenfalls die Ehre gehabt, ihre Namen zu Modenzeugen herzugeben. — Bayard, der oft ein Mitarbeiter Scribe's und anderer beliebten Vaudevilledichter geweſen, auch mehrere Stücke allein geſchrieben und mit Beifall gegeben hat, iſt jezt Direktor des Variétéstheaters, welches ſich noch immer durch populäre Stücke in der öffentlichen Gunſt zu erhalten ſucht. „Der Student und die vornehme Dame,“ „jung und alt,“ ein neues Vaudeville, das Bayard mit Scribe und Melesville gedichtet, und „der Proceß des Fandango“ ſind die Stücke, welche auf ſeinem Theater am meiſten gegeben werden, die beiden erſten faſt täglich; lezteres dient bloß dazu, die ſpaniſchen Tänzer einzuführen, und iſt für ſie gedichtet. Das Vaudeville gibt faſt täglich „Polly“ und eine Poſſe: „le Cornet à piston,“ in welcher der komiſche Arnal die Hauptrolle ſpielt. Das Cornet à piston iſt in den lezten Jahren ein ſo beliebtes Inſtrument geworden, daß man es nicht allein in der Militärmuſik, ſondern auch in der Tanz- und Orcheſtermuſik eingeführt hat, und daß es bereits mehrere Lehrer gibt, welche Unterricht im Spielen deſſelben ertheilen. Bei Muſards Abendconcerten, ſo wie bei den Julienſchen ſpielt dieſes Inſtrument eine Hauptrolle wegen der eingelegten Soloſtücke für daſſelbe. Eben bei

Muſard hat ſich zuerſt ein Tonkünſtler Namens Dufresne als Virtuoſe auf dieſem Inſtrumente gezeigt, und ſeitdem gilt er noch immer für den beſten Cornet à piston-Spieler, den Frankreich beſizt. Ein Vaudevilledichter hat nun Arnal, den Hauptkomiker der Vaudevillebühne, zu einem Cornet à piston-Spieler gemacht, welcher Schulden halber Paris verläßt, und ſich mit Empfehlungen nach London begibt, beides ſehr gewöhnlich unter Künſtlern und Nichtkünſtlern, dort aber, wegen der Namensgleichheit, von einem reichen Sonderling für einen eben erwarteten Whiſtſpieler gehalten wird, wodurch ein höchſt poſſierliches qui pro quo entſteht, welches Arnal auf's Beſte zu benutzen weiß. So geringfügig nun auch dieſer Inhalt iſt, ſo beluſtigt ſein Spiel doch das Publikum ungemein, und dieſe Poſſe wird wahrſcheinlich noch einige Monate lang gegeben werden können. Von dieſem Arnal behauptete neulich eine Zeitſchrift, er ſey außer dem Theater nichts weniger als luſtig, wie man denn überhaupt bemerkt, daß ſehr viele Komiker zur Traurigkeit und zur übeln Laune geſtimmt ſind. Die Erſcheinung läßt ſich ſchon durch die Langeweile erklären, welche die Komiker nothwendig überfallen muß, wenn ſie lange aufgetreten ſind, um das Publikum zu beluſtigen. Wenn Arnal fünfzigmal als Cornet à piston-Spieler das Zwerchfell der Zuſchauer erſchüttert hat, ſo kann er unmöglich die Sache für ſo luſtig halten als das Publikum, und muß oft in Verſuchung gerathen, zu gähnen, wenn das Publikum lacht, und, falls er anders ernſte Betrachtungen anzuſtellen pflegt, es für ein trauriges Schickſal halten, alle Abende Poſſen zu machen, wenn er auch gar nicht dazu aufgelegt iſt. Zwar iſt der rauſchende Beifall des Publikums geeignet, ſeinen Muth aufzurichten; aber nach und nach verliert auch dieſes Reizmittel ſeine Wirkung. Arnal hat einigemal bei Hofe ſpielen müſſen, und hier, wie es ſcheint, außerordentlich gefallen; aber auch dieſes iſt kein wirkſames Mittel gegen den Spleen. Deshalb verlaſſen hier auch die meiſten Komiker die Bühne, ſobald ſie ſich die Mittel, ein ruhiges und gemächliches Leben zu führen, geſichert haben.

Dg.

Berlin, Mai.

(Fortſetzung.)

Schmelka.

Schmelka hinterläßt den unbeſtrittenen Ruf, einer unſerer erſten Komiker geweſen zu ſeyn. Hätte ihn ſein Geſchick anderwärts hingeſtellt, als früher auf die Berliner Bühne, dann auf unſer Königsſtädtiſches Theater, und hätte ihn das Publikum ſelbſt aufgefordert, ernſtere Anforderungen an ſein Talent zu machen, ſo würde er auch als Künſtler einen ſehr hohen Rang behaupten. Aber die ſeltene, ihm eingeborne vis comica ward nur zu oft durch den rauſchenden Beifall verführt, nur gefallen zu wollen. Dennoch ſteigerte ſich in vielen Rollen dies Geborne zu wirklichen künſtleriſchen Geſtaltungen. Wer aber hat ſie aufgefaßt? wo bleiben ſie? Dreißig Jahre, und was er war, iſt vergeſſen. Trauriges Loos des Mimen: das Höchſte, Beſte, was von ſeiner Kunſt auf die Nachwelt kommt, iſt ein Name! In der lezten Zeit trat Schmelka nur ſelten und wenig bedeutend auf. Weniger mochte es Altersſchwäche ſeyn, die ihn hinderte, als der Zuſtand ſeines Theaters, der auch in ihm keine reine Freude mehr erzeugen konnte. Er lebte in dem Dorfe Pankow, eine Meile von Berlin, treu gepflegt von einer bewährten Lebensgefährtin, an die ihn ſeltene Bande treuer Neigung durch eine lange Reihe von Jahren feſſelten. So hatte auch er den Gatten derſelben, den einſt berühmten Schauſpieler Scholz, einen kindiſch gewordenen Greis, gepflegt, bis derſelbe vor einigen Jahren, faſt neunzig Jahre alt, in ſeinen Armen geſtorben war. Verbindungen dieſer Art werden vor dem Forum der ſtrengen Sittlichkeit nicht gebilligt; aber ſelten, daß ſie mit gleichem Zartgefühl und ähnlicher Aufopferung, über die Periode der Sinnlichkeit hinaus, durch ein ganzes Lebensalter treu gepflegt werden. Schmelka allein erhielt den Veteran, der eine glänzende Jugend gehabt, und die Famile deſſelben, die ohne ihn in hülfloſer Armuth verſunken wäre, wie dies bei berühmten Schauſpielern im Alter nicht ſelten der Fall iſt. Auch hatte der alternde Scholz ſeine junge Gattin nur als Pflegerin geheirathet, und die Bande der katholiſchen Ehe ließen keine Löſung zu, um dem moraliſchen Geſetze zu genügen. Man gönne daher unſerm Publikum, einen ſittlichen Charakter in einem Verhältniß zu erblicken, das in der Theaterwelt ſelten ſchwer genommen wird, dafür aber deſto öfter in Zügelloſigkeit ausartet. Schmelka erfreute ſich im Leben der Achtung ſeiner Mitbürger, und es ſpricht vielleicht noch mehr für ihn, wenn man weiß, daß er ſeine künſtleriſche Laufbahn unter einer Seiltänzertruppe angefangen hat. Dieſem Umſtande verdankte nebenbei der Schauſpieler eine Gelenkigkeit des Körperbaus, welche dem Komiker außerordentlich zu ſtatten kam, und ſein Alter lange den Zuſchauern zum Geheimniß machte. Im Augenblick, wo ich dies niederſchreibe, wird hier bekannt gemacht, Schmelka habe auf ſeinem Todtenbette ausgeſagt: er heiße eigentlich nicht Schmelka, ſondern ſey der legitime Abkömmling einer alten reichsfreiherrlichen Familie. Ein unwiderſtehlicher Drang zum Theater habe ihn aber ſchon frühe dem Kreiſe der Seinen entführt; nie im Leben habe er dieſen Schritt bereut. Seine Schonung gegen dieſe Familie ging ſo weit, daß er ſtarb, ohne den Namen derſelben ausgeſprochen zu haben. Iſt das Wahrheit, oder eine Komödie, eine Phantaſie auf dem Sterbebette? Ein Myſterium waltete ſchon über ſeinem Lebenslauf. Niemand hat ſeinen Geburtstag oder ſein Alter je von ihm erfahren. Vermuthlich war er viel älter, als er ſich ausgab.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 114.

Die Orgelpfeifen.

Räthſel.

Ein Jäger jagt
In wilder Poſſe,
Ob's nachtet oder tagt,
Die ſchwarzen Roſſe,
Die ſich zum Zähmen
Doch nie bequemen.
Seine goldene Peitſche knallt,
Daß es weithin hallt.
Er jagt ſie, als hätten ſie Adlerflügel,
In großer Haſt über Thal und Hügel;
Sie ſchleudern Steine von ihren Hufen
Bei ſeinem Pfeifen und grellem Rufen;
Er jagt ſie, bis ſie im Schweiße ſtehn,
Und er mit ihnen muß untergehn.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 121.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 22. Mai 1837.

Tu, quid ego et populus mecum desideret, audi!
Horat.

Bitte.

An Ludwig Uhland.

Wir hören ſtets und immer wieder
Des Tadels Wort voll Unbedacht:
„Nun iſt verſiegt der Born der Lieder,
„Und ohne Gold der edle Schacht,
„Die Sterne, die ſo freudig flimmerten,
„Die Blüthen, die ſo lieblich ſchimmerten,
„Verloſchen iſt die ganze Pracht.

Wir glauben's nicht. In andrer Weiſe
Sind dir die Kräfte nun geſtählt,
Du haſt im Leben ſchöne Kreiſe,
Ein männlich Wirken dir erwählt,
Haſt dich den Recht und Licht Verbreitenden,
Den Volksvertretern, wacker ſtreitenden,
Der ſchon Erprobte, beigezählt.

Doch Wandrer, die am Quell getrunken,
Der durſt'ger ſtets die Trinker macht —
Wir ſind's, an deinen Strom geſunken,
Der uns verlockend angelacht.
Nun tranken wir, und immer mächtiger
Iſt uns nach deines Liedes prächtiger,
Klangvoller Woge Durſt erwacht.

Du boteſt Wein, doch kaum zum koſten,
Durch deinen Cyprier Fortunat;
Nun läß'ſt das Schwert du noch verroſten,
Das Conradin umgürtet hat;
Du weiheſt Schildeis der Zertrümmerung,
Und macht des Vogts Geſchick Bekümmerung,
Der wirthlich uns entgegentrat.

Drum halte nicht das friſche Rauſchen,
Zum unerſetzlichen Verluſt
Der Freunde, die vergebens lauſchen,
Zurückgedrängt in deine Bruſt;
O laß hervor den lieblich quellenden
Verhaltnen Strom, den brauſend ſchwellenden,
Laß brechen ihn durch unſern Wuſt!

Ausſchütte deiner Kunſt Geſänge,
Wie unſer Herz ſie ſonſt erfreut,
Des Kampfs, des Ruhms, der Liebe Klänge,
Den blühnden Reichthum, wieder heut.
Sey wie der Baum, der windgeſchüttelte,
Von eines Jünglings Arm gerüttelte,
Der Blüthenflocken niederſtreut.

K. Gödeke.

Briefe über den Pariſer Salon von 1837.

Dritter Brief.

Ueber Delaroche bin ich, wenn auch nicht ausführlich, doch weitläufig geweſen; bei den andern Künſtlern, die Sujets deſſelben Genre's wie Delaroche bearbeitet haben, kann ich deſto kürzer ſeyn. Ich glaube ſchon erwähnt zu haben, daß eine große Zahl dieſer Art Bilder durch die Beſtellungen für das *Muſeum zu Verſailles*, und zwar für deſſen Hauptabtheilung, Nationalgeſchichte, veranlaßt worden; ich kann nun nicht umhin, über den Gedanken, der bei Errichtung dieſes Muſeums, ſo wie bei Wahl der Sujets für die zu beſtellenden Bilder, dominirt hat, Einiges zu ſagen. — Bekanntlich wird von dieſem Muſeum ein großer Lärm gemacht; aus dem Louvre ſind ſeit langer Zeit täglich große Transporte von Kunſtwerken dahin abgegangen, bedeutende Beſtellungen ſind gemacht worden, die gouvernementalen Journaliſten behaupten, die Civilliſte habe für dieſes Muſeum und die dazu nöthige Einrichtung und Reparatur der Gebäude bereits fünf-und-zwanzig Millionen aufgewendet; das ſtreng bewahrte Geheimniß, womit die ganze Sache behandelt wird, die Unmöglichkeit — hier, wo ſonſt bei gehöriger Kenntniß und Benutzung der Mittel und Wege Alles möglich iſt — die Arbeiten zu ſehen; die ſtets als eine große Nationalfeſtlichkeit angekündigte Eröffnung deſſelben, Alles das ſpannt die Erwartung auf das, was man nun am Ende dort zu ſehen bekommen wird, auf's Höchſte. Ich geſtehe nun, daß ich, inſofern es erlaubt iſt, über eine Sache, die man nicht kennt, ein Urtheil zu äußern, die Idee, nicht ſowohl der ganzen Einrichtung und Verſchönerung von Verſailles, als jenes Muſeums der Nationalgeſchichte, und hauptſächlich die Wahl der Sujets aus dieſer Geſchichte, auf keine Weiſe goutire. Am wenigſten kann ich über die Veränderungen und Verſchönerungen im Schloſſe urtheilen; aber ſchon die Idee einer Veränderung dieſer hiſtoriſch ſo merkwürdigen, ſo ganz den Charakter ihrer Zeit tragenden Ruine mißfällt mir. Jede Veränderung wird, namentlich bei den Franzoſen, die ſo ſehr im Tage und im Geſchmacke des Tages befangen ſind, eine Moderniſirung ſeyn. Als man Napoleon vorſchlug, Verſailles auf einige Zeit zu bewohnen, wozu denn Reparaturen nothwendig geweſen wären, erwiderte er: „Ich werde mich wohl hüten; ich würde dort doch nie zu Hauſe (chez moi), ſondern immer nur bei Ludwig XIV. ſeyn." Durch jene fünf-und-zwanzig Millionen wird Verſailles nun einen großen Theil ſeines hiſtoriſch-monumentalen Charakters einbüßen, und das iſt Schade, denn es gibt in Frankreich kein Monument, das ſo ſehr und ſo ganz das Siècle de Louis XIV. repräſentirte, als gerade Verſailles.

Jene Veränderungen im Schloſſe gehen aber hier den Salon nichts an; ich will von dem Muſeum reden, das dort eingerichtet wird. Ich weiß nicht, was an alten oder neuen Kunſtwerken (d. h. ſolchen, die nichts mit der franzöſiſchen Geſchichte zu thun haben) ſchon dort iſt oder noch hinkommt; ich glaube, man wird nur diejenigen Sachen nehmen, deren Stoff aus der franzöſiſchen Geſchichte entlehnt iſt (und an dieſen wäre denn eben ſo viel nicht gelegen, mit Ausnahme jedoch der herrlichen Bilder von Rubens aus dem Leben der Maria von Medicis), und dann, was von irgend guten Kunſtwerken ſich noch in den Rumpelkammern und auf den Böden des Louvre befindet; denn die hieſigen Galerien zu demembriren, um die von Verſailles zu ſchmücken, würde ein ungeheurer Vandalismus ſeyn. Jene dort nun eingerichtete Sammlung von Kunſtwerken liegt im Allgemeinen auch außerhalb des Kreiſes meiner Betrachtungen, ich will nur von deren Hauptabtheilung, den Bildern aus der franzöſiſchen Geſchichte, dem bereits ſo genannten „Musée Louis Philippe" reden.

Der König liebt, wie die Kunſt im Allgemeinen, ſo beſonders die hiſtoriſchen Bilder; ſeine Sammlung im Palais-royal iſt für beides Zeuge, und für den lezteren Umſtand namentlich noch die daſelbſt befindliche Galerie von Darſtellungen aus der Geſchichte des Palais-royal. Dieſe ſind freilich zum größten Theil ſehr unbedeutend, woran theils die Künſtler, theils die gegebenen Sujets Schuld waren; denn was ſoll ſelbſt der ausgezeichnetſte Künſtler aus Sujets machen, wie ſie ſich dort dargeſtellt finden, z. B. wie auf einem unter Louis XV. im Palais-royal gegebenen Balle, dem, glaube ich, der König von Dänemark beiwohnt, ein Herzog fällt und ſich das Bein bricht? — Für Verſailles hat nun Louis Philipp ein Muſeum der Nationalgeſchichte im allergrößten Styl beabſichtigt. Die franzöſiſche Geſchichte bietet ein großes Feld dazu, eine Menge ſchöner Sujets zu Bildern dar; es kommt nur darauf an, wie für jenes Muſeum die Stoffe ausgewählt, und dann, wie die Künſtler ihren Stoff bearbeitet haben. — Da das Muſeum noch nicht eröffnet iſt, muß man ſich, um einen Leitfaden zum Urtheil zu haben, an diejenigen für daſſelbe beſtimmten Bilder halten, die im Salon ſind. Es ſind deren eine bedeutende Anzahl und ihre Sujets ſind aus allen Epochen der franzöſiſchen Geſchichte, man kann alſo über den Gedanken, der bei Auswahl der Stoffe geleitet hat, wohl ein Urtheil fällen. Louis Philipp war als Begründer einer neuen Dynaſtie mehr wie einer ſeiner Vorgänger zu einer unparteiiſchen Auswahl geeignet, da jene bei einer ſolchen Gelegenheit mehr die Geſchichte ihrer Vorfahren, ihrer *Familie*, als die des *Landes* berückſichtigt haben würden, und die Geſchichte der Fürſten iſt nicht immer die des Landes. Ich kann nun nicht glauben, daß die getroffene Auswahl gerade die allerbeſte und von allen Einwürfen frei ſey. Zuvörderſt ſcheint mir eine höchſt unglückliche Art Vollſtändigkeit beabſichtigt zu ſeyn; ſo geht es aus

mehreren Bildern des Salons hervor. Ich citire nur die (von A. Scheffer gemalte) Schlacht von Clovis aus dem Jahr 496, ein Bild, das doch unmöglich auf *hiſtoriſche Treue* Anſpruch machen kann; und will man Bilder haben, bei denen *Kunſtwerth* die Hauptſache iſt, wozu denn Sujets geben, die oft ſo unmaleriſch ſind? Von der beabſichtigten Vollſtändigkeit noch ein Beiſpiel. Ein großer Theil dieſes nationalhiſtoriſchen Muſeums beſteht aus Porträts von Fürſten u. dergl., und auch hiebei hat man auf eine beinahe komiſche Weiſe eine äußere Vollſtändigkeit zu erreichen geſucht. Von den berühmten Perſonen nämlich, von denen kein Porträt exiſtirte, hat man *Phantaſieporträts* malen laſſen. Zwei ſolcher Porträts ſind im Salon, beide lebensgroß, ganze Figur, von *Steuben* gemalt. Das eine ſoll den Prinzen Louis von Frankreich vorſtellen, der beinahe zwei volle Monate des Jahrs 1402 Generallieutenant des Königreichs während der Krankheit ſeines Bruders Karl VI. war; das zweite den Herzog von Burgund, Johann ohne Furcht, geboren d. 28ſten Mai 1371.

(Die Fortſetzung folgt.)

Eine Viſion Swedenborgs.

(Fortſetzung.)

Vorher laß mich dem Herrn Petitot gute Nacht wünſchen, der noch immer vor mir ſteht und mein Ohr ermüdet durch den langen Bericht der unerhörten Schickſale, die nöthig waren, um einen begüterten Tabakshändler aus der Rue St. Martin, mitten aus dem herrlichen Paris nach dem uralten Gothenburg zu verſchlagen. Der Herr Petitot hat dieſe Laune Fortunas erfahren, und ſein Haar iſt davon grau geworden und ſeine Züge haben jählings gealtert. „Denn,“ ſagte er, „man ſieht hier keine Menſchen, man hat hier nur Umgang mit Phantomen, denen die bleiche Sonne des Nordens nur einen ſpärlichen Anſchein von Leben verleiht. Es iſt eine Stadt der Barbaren, und dieſe Barbaren ſind von der feindſeligen, kalten, geſpenſtiſchen Natur. Sehen Sie hier,“ fuhr er in einem wehmüthigen Tone fort, indem er ein Buch unterm Arm hervorholte, „dies iſt eine alte Chronik; meine Tochter blättert manchmal darin und ich brauche ſie als Fremdenbuch, um auf den wenigen freien Blättern hinten die verehrten Namen der Herrn Reiſenden einzutragen. In dieſem jammervollen ſchweinsledernen Bande iſt nun die ganze troſtloſe Geſchichte enthalten; da erfährt man, wie es ſeit der Gründung dieſer Stadt hergegangen. Ich wage nicht, die fremden Namen der Könige und die Geſchichten ihrer Kriege und Friedensſchlüſſe nachzuſprechen, denn in Wahrheit, mein Herr, alle dieſe Namen klingen ſehr „gothiſch.“ Es gibt Beiſpiele, daß Leute ſich bei der Anſtrengung, ſie auszuſprechen, die Zunge auf eine ſo unheilbare Art verdreht haben, daß ſie nachher nicht mehr im Stande waren, eine menſchliche Sprache zu reden. Gott ſchütze mich vor einem ſolchen Unglück! Nur ſoviel habe ich aus jenen Blättern geſehen, daß die Leute alle entſetzlich getrunken, und wenn ſie nüchtern wurden, einander todtgeſchlagen haben. Meine Tochter meint, dies hätten ſie alles aus Liebe zur Poeſie gethan, und das gäbe Stoff zu den ſchönſten Romanen. Das kann ſeyn, ich leſe keine Romane. Schlafen Sie wohl, mein Herr, im „Bett der Königin Chriſtine.“

Mit dieſem Wunſche entfernte ſich Herr Petitot, und ich blieb allein. Die Chronik lag auf dem Tiſche aufgeſchlagen, die beiden Lichter brannten daneben, eine tiefe Stille herrſchte. Ich ſah auf das Bild der Königin. Es war daſſelbe blaſſe Geſicht mit der großen Naſe, den hervorſtehenden, waſſerblauen Augen und mit dem preziöſen Lächeln um den Mund, das ich ſo oft geſehen, und das, da alle Bilder einander gleichen, das Original gewiß treu wiedergegeben haben muß. Es erweckte, je länger ich es anſah, deſto weniger Luſt in mir, mit ihr bekannt geweſen zu ſeyn. Die Capricen dieſer ſonderbaren Frau ſind nicht anziehender Natur. Es iſt ſo viel Seltſamkeit ohne Größe, ſo viel Prätenſion ohne wahren Gehalt. Sie theilte im vollen Maße den Fluch, der faſt auf allen ſchwediſchen Königen ruht, den Fluch des Abenteuerlichen, ohne durch hervorſtechende Eigenſchaften des Geiſtes oder Charakters dieſem Fluch ſeine empfindlichſte Spitze zu nehmen. Wäre ſie ein Mann geweſen, ſie hätte Schweden in's Verderben geſtürzt; ſie war ein Weib, und machte es nur lächerlich. Sie ſtieg die Stufen des Throns herab ohne Würde, um dann wie eine Närrin durch ganz Europa zu laufen, immerdar durch Wünſche gepeinigt, das wieder zu erbetteln, was ſie leichtſinnig von ſich geworfen. Durch übelgeordnete Gelehrſamkeit, durch kleinliche Ränke verbitterte ſie ſich den Reſt eines verlornen Lebens, und erkämpfte ſich endlich ein Grab in der Peterskirche, in dem ſie ruhmlos verſchwand, gefolgt von den Verwünſchungen ihrer Landsleute und dem Geſpötte des Pabſtes und der Cardinäle, die ſie zu ihren Erben eingeſetzt.

Ihr Aufenthalt in Gothenburg war ein heimlicher, und ging ihrer Abdikation kurz vorher. In dieſe Stadt hatte ſie den Nuntius des Pabſtes hinberufen, um mit ihm über ihre religiöſen Zweifel zu diſputiren. Die Krone, die ſie verachtete, ließ ſie in ihrem Pallaſt zu Stockholm zurück, und kam hieher nach Gothenburg als Gräfin Görtz, gefolgt von einem einzigen Kammerherrn und ihrer vertrauten Freundin Ebba Sparre. Als die Damen die Schwelle des Hauſes betraten, glitt der Königin, indem man ſie aus der Sänfte hob, der Mantel von den Schultern und fiel auf's Pflaſter. Ebba Sparre hob ihn auf und klagte über die Flecken, die die Hermelinverbrämung bekommen. „Meint Ihr, Fräulein,“ ſagte

ihr Chriſtine leiſe mit jenem ſcharfen, unweiblichen Tone, der ihr im Augenblicke der Aufwallung eigen geweſen ſeyn ſoll, „daß ich den Mantel meiner Väter ſeiner makelloſen Weiße berauben werde? Seyd ohne Furcht: durch mich ſoll er einſt ſeinen vollen Glanz bekommen. Mein Vater hat ihn in Blut getaucht, ich will ihn in der Quelle des Segens wieder reinigen.“ Ebba Sparre verhüllte ihr Antlitz, denn ſie ſah in den ſcharfen, faſt höhnenden Zügen der ſtolzen Frau den traurigen, ganz Schweden niederbeugenden Entſchluß ſchon auf das Beſtimmteſte ausgedrückt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

(Fortſetzung.)

v. Oertzen. Der verſchwundene Student. Die Todesſtrafe.

Ich habe Ihnen diesmal eigentlich nur von Todesfällen und tragiſchen Begebenheiten zu ſchreiben, wenn anders die criminaliſtiſchen zu leztern gehören. Der mecklenburgiſche Miniſter v. Oertzen ſtarb hier. Nach allen Stimmen war er einer der ausgezeichnetſten Männer und ein Wohlthäter ſeines Landes; mein Bericht aus Berlin für Ihr nicht-politiſches Blatt hätte indeß den Vorfall nur der entſetzlichen Umſtände wegen zu erwähnen. Aus andern Blättern werden Sie bereits wiſſen, daß der Unglückliche in einem Spiritusdampfbade verunglückt iſt. Noch ſchwebt ein Dunkel darüber, ob man, und wer mit dem Lichte dem hülflos Badenden zu nahe gekommen iſt, und wer dabei ſeine Pflicht verſäumt hat oder nicht? Auch hier muß man die Reſultate der Unterſuchung abwarten, ehe man dem Gerüchte glaubt, welches ſtets bereitwillig iſt, die Schuld auf Namen zu wälzen, die, ſey es mit Recht oder Unrecht, über die alltäglichen ſich erheben. — In ein neues Dunkel hüllt ſich die Geſchichte des verſchwundenen Studenten. Sie erinnern ſich des Vorfalls aus meinem frühern Berichte. Nach Monaten hat man ſeine Leiche in der Spree gefunden. An der Kleidung und andern Merkmalen iſt die Identität des verweßten Körpers mit dem vermißten Helmuth Helm außer Zweifel geſezt. Aber ein erſtes Problem: um ſeinen Hals hängt die Uhrkette (mit der Uhr), welche früher dem Gerichte anonym überſandt worden. Alſo war die Recognition der erſten Kette eine Täuſchung der Phantaſie, die nach etwas Wunderbarem verlangte. Da dem Körper weder Uhr noch Kleidungsſtücke fehlen, ſo gewinnt die Annahme, daß er zufällig im Waſſer verunglückt ſey, die höchſte Wahrſcheinlichkeit. Vermuthlich befand er ſich doch in einem ſo trunkenen Zuſtande, daß er irgendwo am Waſſerrande das Gleichgewicht verlor. Aber ein neues Problem: vollſtändig angezogen war der Körper, ſogar der Mantel iſt da, aber die Stiefeln fehlten! Wer zufällig verunglückt, zieht ſich nicht vorher die Stiefeln aus, eben ſo wenig, wer etwa die Abſicht hat, ſich zu erſäufen, was anzunehmen übrigens nichts berechtigt; endlich fallen die Stiefeln einem todten Körper im Waſſer eben ſo wenig ab, als man ſie von den geſchwollenen Füßen leicht herunterziehen kann. Eine witzige Löſung wird genannt: der Verunglückte ſey in einen Kahn geſtiegen, den er im trunkenen Zuſtande für ſeine Stube angeſehen. Er habe ſich die Stiefeln ausgezogen, und im Glauben, in's Bett zu ſteigen, ſey er über Bord geſtiegen. Daß Trunkene ſich angekleidet zu Bett legen, kommt wohl vor; das Räthſel der Geſchichte iſt aber damit noch nicht gelöst, und wird es vielleicht nie werden.

Der Portepéefähnrich v. Arnſtädt, welcher in Frankfurt an der Oder ſeinen Lehrer und Vorgeſezten, den Lieutenant Wenzell, aus Rache und mit Vorbedacht kaltblütig ermordet, iſt hingerichtet worden. Ich ſagte in einem frühern Briefe, ſeine Begnadigung, die man damals fürchtete, hätte unberechenbar traurige Folgen nach ſich gezogen. Die Anſicht, daß ſie alle militäriſche Diſciplin untergraben haben würde, hat glücklicherweiſe die philanthropiſchen Rückſichten diesmal überwältigt. Unſer Volk iſt gewiß nicht blutdürſtig, ein blühender, jugendlicher Mann, kaum dem Knabenalter entwachſen, auf dem Schaffotte, hat gewiß etwas Ergreifendes; die herzzerreißenden Klagen einer Mutter am Fuß deſſelben, zu wem ſpricht das nicht? Und doch war hier nur ein Gefühl der Genugthuung, der Befriedigung im ganzen Publikum. Alſo gibt es doch Fälle, wo der Tod, den das Geſez verfügt, wie eine Nothwendigkeit erſcheint, gegen die alle unſere Argumente, aus Himmel und Erde, aus den Geboten der Religion, aus den Winkeln der Philoſophie herbeigeholt, ohnmächtig ſind. So lange dies Gefühl im Volke deutlich und klar ſpricht, iſt an eine Aufhebung der Todesſtrafe nicht zu denken. Es würde in vielen Fällen als eine ſo revolutionäre, willkührliche Maßregel erſcheinen, wie etwa, wenn ein philoſophiſcher Fürſt, durchdrungen von der Ueberzeugung der Wahrheit einer Philoſophie, die dem Chriſtenthum entgegen iſt, die Kirchen ſeinem chriſtlichen Volke verſchließen wollte. Bis das Himmelreich inſoweit auf Erden erſcheint, daß die Kriege und das Blutvergießen im Großen aufhören, werden alle Verſuche, die Todesſtrafe aufzuheben, ſcheitern, oder, wo die Willkühr ſie momentan durchſezt, werden ſie die Oppoſition der Meinung des Volkes gegen ſich haben. „Abſcheu gegen das Verbrechen, Mitleid mit dem Verbrecher!“ heißt das ſentimentale Gefängnißmotto bei den blutdürſtigen Spaniern. Die Todesſtrafen waren civilrechtlich darnach faſt durch die Uſance abgeſchafft. Welches Volk aber, ſo zerrüttet es in ſich ſey, ſo grauſamen Geſetzen es gehorche, möchte mit der Civiliſation der Spanier tauſchen! — Eben wieder ein Fall, wo das populäre Gefühl beim Gedanken, daß eine Begnadigung erfolgen könne, ſchaudert. Ein Dienſtmädchen hat ein uneheliches Kind. Der Vater ſoll ein Offizier ſeyn. Ob dieſer aufgehört hat, die Alimente zu zahlen, oder welches der Beweggrund ſey, genug, das ſchon vier Monate alte Kind iſt verſchwunden. Es ſey geſtorben, ſagt die Mutter zu ihren Verwandten; aber dieſe ſelbſt zeigen den Fall der Polizei an. Inzwiſchen wird in einem Graben der gräßlich zerfreſſene Körper eines vier Monate alten Kindes gefunden. Der Polizeiinſpektor erſcheint plötzlich um Mitternacht, ein Licht in der Hand, am Bette des Mädchens, rüttelt die ängſtlich Träumende auf und fragt ſie mit ernſter Stimme: „Wo iſt dein Kind?“ — Vom mitternächtlichen Schrecken übermannt, bricht der Schauer der Wahrheit durch. Sie bekennt auf's Vollſtändigſte. Sie hat das unglückliche Kind langſam mit Schwefelſäure, die ſie ihm theelöffelweiſe eingegeben, umgebracht. Unter gräßlichen Convulſionen iſt es im Arme der Mutter geſtorben. Und wenn ſich beweiſen ließe, daß es ein Wahnſinn war, welche Macht auf Erden darf eine Geſellſchaft zwingen, einen ſolchen Wahnſinn in ihrer Mitte zu dulden!

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 122.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 23. Mai 1837.

— Jeder Ort
Hat ſeine Geiſter.
Des Wachen flüchtigſter Gedanke ſchließt
Des Traumes Pforte dem Geſindel auf.

Prior.

Eine Viſion Swedenborgs.

(Fortſetzung.)

Ich dachte noch über dieſe ſeltſame Belehrungsgeſchichte nach, als die Glocke der nahen Cathedrale von Gothenburg zwölf ſchlug. Ich ſaß noch immer vor der aufgeſchlagenen Chronik, das Haupt auf beide Arme geſtüzt, und mein Auge verlor ſich in den gekräuſelten Lockenbau einer ſonderbaren Perrücke, die auf dem Kopfe Karls XII. ſaß. Sein Bild lag eben vor mir aufgeſchlagen. Da war es mir plötzlich, als ſähe ich vor mir zwiſchen den beiden Lichtern dieſelben labyrinthiſchen Locken ſich erheben. Sie ſchimmerten röthlich und warfen ihre Schatten auf eine bleiche Stirn und auf ein paar geſchloſſene Augen, die jenſeits meines Sitzes hinter dem Tiſche auftauchten, wie Banquos Geiſt beim Gaſtmahl Macbeths. Immer höher ſteigend zeigte das Bild mir die blutige Wunde, die es in den Laufgräben von Friedrichshall erhalten. Mein Haar ſträubte ſich zu Berge und ein kalter Schauder überwältigte meine Glieder. In demſelben Augenblicke hörte ich es neben mir kniſtern; ein Frauenfuß bewegte ſich mit leiſem Auftreten hinter meinem Stuhl, ich blickte um mich und begegnete den großen Augen Chriſtinens, die mich mit dem Ausdruck des Erſtaunens und der Neugier anblickten, halb hinter einem weiten ſchwarzen Schleier hervor, der ihre ganze Geſtalt einhüllte. Unter dem Schleier flimmerte in bleichen Lichtern ein mächtiges Corſet von Silberbrokat, an das ſich eine Robe von weißem Atlas ſchloß. Die blonden, ſpärlichen Locken, die vorne geſcheitelt herabhingen, wurden am Hinterhaupte durch eine kleine diamantene Krone feſtgehalten. Die Königin ſah noch viel blaſſer aus als alle Porträts, die von ihr exiſtiren, ſie darſtellen. Sie ſpielte ängſtlich mit dem Fächer, und ihre zitternden Lippen ſchienen etwas zu ſtammeln, das meinem Ohre entging; vermuthlich mochte ihr die Gegenwart der Könige Guſtav Adolph und Karl XII. beſchwerlich fallen, denn der Erſtere war ebenfalls, während ich meine Blicke auf die Königin Chriſtine richtete, eingetreten, in ſeinem Koller von Elendsleder, in ſeinem Küraß, den man noch in der Kunſtkammer zu Dresden zeigt, und in ſeinen gewaltigen Reiterſtiefeln, mit denen er in der Affaire von Lützen figurirte. Der Aufenthalt im Elyſium hatte dem materiellen Ausdruck ſeiner derben Züge nichts geraubt; es war daſſelbe felſenfeſte, ehrliche Geſicht mit den klaren Kindesaugen und dem trotzigen Braunroth auf den dicken, ſchwülſtigen Wangen, die, nach der Weiſe der Lefzen eines Bullenbeißers herabhängend, mit dem ſtämmigen Halſe in Eins zuſammenfloßen. Auf dieſem unbeugſamen Halſe, auf dieſem Nacken, der von einem Stier geborgt ſchien, ſtand die ganze Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs verzeichnet,

dieſes verzweifelten Kriegs, der durch den wüthendſten Haß, durch den grenzenloſeſten Eigenſinn der Fürſten ſich auszeichnete und der faſt ein halbes Jahrhundert hindurch Deutſchland in Blut tauchte. Durch ſolche Hälſe und ſolche Nacken ſiegte Luther. Der Königin Chriſtine ſchien die derbe Gegenwart von ſo viel Kraft und Willen unbequem zu werden, ſie empfand das ihr widerwärtige proteſtirende Element in ſeiner ganzen Schärfe, und ihre Nerven unterlagen dem Eindruck. Ich ſah ſie immer bleicher werden und immer heftiger zitternd ſich hinter einer ſchwarzen Geſtalt verbergen, die ihr Worte des Troſtes zuzuflüſtern ſchien. Aber der König Karl, bekannt durch ſeine Verachtung der Frauen, kümmerte ſich wenig um den Zuſtand ſeiner hohen Anverwandten; er ſchritt auf ſie zu, ſeine Augen blizten und ſein röthliches Haar wirbelte ſich wie in Flammen empor. Er ſchien bereit, hier ein eben ſo raſches und ungerechtes Strafgericht zu halten, wie er es ſich im Leben gegen den unglücklichen Patkul erlaubt hatte, aber die plötzliche Erſcheinung eines neuen Ankömmlings verhinderte ihn daran. Dieſes war ein Mann, der mit den Geiſtern ſo vertraut zu verkehren ſchien, wie mit ſeines Gleichen. Er wandelte mit dem leichten, unbefangenen Schritte eines Hofmanns durch die Reihe der Schatten, und ſie wichen ihm ehrerbietig aus. Seinem kronenloſen Haupte beugten ſich die gekrönten. Seine offene, jugendliche Stirn zierte die Heiterkeit eines Kindes, doch in dem Strahl der dunkeln Augen offenbarte ſich die Majeſtät einer Seele, die gewohnt iſt, die Kräfte der Erde zu ihrer Verfügung zu wiſſen. Dieſer Mann war Emanuel Swedenborg.

Ich erwachte davon, daß eine Stimme mir ſeinen Namen zurief. Mit Staunen blickte ich auf und erkannte, daß ich auf meiner Chronik von Gothenburg eingeſchlafen war. Die Lichter waren herabgebrannt und verbreiteten eine ungewiſſe Helle. Allein in meinem Zimmer, ſah ich mit Schrecken, wie gefährlich es iſt, über einer Chronik einzuſchlafen. Gleich einem verfolgten Feldherrn, der ſich hinter die Mauern und Gräben einer Feſtung wirft, ſo zog ich mich jezt ſchleunigſt zurück in das „Bett der Königin“ und verſchanzte mich mit dem ſchweren Seidenbollwerk der Draperien von Lyon. Aber umſonſt: das einmal aufgeſtörte Reich der Geiſter verfolgte mich auch hieher. Der Name Emanuel Swedenborg tönte unaufhörlich in mein Ohr, und lebhaft ſtand die Geſtalt des Mannes, wie ich ſie im Traume geſehen, vor mir. Ich ließ alle Bilder der Phantaſie vor mir vorübergehen, die ſich an dieſen Namen knüpfen, und rief in mein Gedächtniß alle ſeltſamen Geſchichten, die man von ihm ſich erzählt. Eine, die weniger bekannt ſeyn dürfte als die andern, möge hier ihren Platz finden.

Jedermann weiß, daß der berühmte Seher in ſeiner Jugend ein einfaches, ſtilles, durch nichts ſich auszeichnendes Leben führte, und daß erſt mit dem vierzigſten Jahre ſeine Miſſionen, ſeine himmliſchen Korreſpondenzen, ſeine Zuſammenkünfte mit Verſtorbenen und ſeine prophetiſchen Traumgeſichte ihren Anfang nahmen. Von einem beſtimmten Tage, einer genau anzugebenden Stunde an betrachtete er ſich als ein Weſen beſonderer Art, als ein Werkzeug der unmittelbaren Offenbarungen Gottes. Der ruhige Staatsbürger, der unbefangene, fröhliche Menſch, der treue, mittheilende Freund erſtarb und der Prophet Gottes ſtand da, glühend von der geheimnißvollen Flamme, die ſofort ihr Feuer der kalten, ſelbſtiſchen Zeit mitzutheilen ſtrebte. Von dieſer Periode an, die er abwechſelnd in bewegten Zuſtänden auf Reiſen, unter ſeinen Freunden in Stockholm und auf dem Lande zubrachte, datiren ſich ſeine Schriften, die in großer Anzahl und raſch aufeinander folgten. Es iſt hier nicht der Platz, von dem Syſtem, das in dieſen Werken enthalten, zu reden; die neueſte Zeit hat ihren Blick mit Aufmerkſamkeit darauf gerichtet, und die geiſtreichſten Forſchungen ſind über die Lehren dieſes merkwürdigen Mannes angeſtellt worden. Hier haben wir es nur mit einem kleinen Vorfall aus ſeinem Leben zu thun, der Manchem ſogar unbedeutend erſcheinen wird, der gewöhnt iſt an die neueſten, extravaganten Berichte aus dieſem dunkeln Gebiet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortſetzung.)

Betrachtet man nun die eigentlich hiſtoriſchen Bilder, ſo findet man, daß es meiſt Schlachten ſind. Die Darſtellung einer Schlacht iſt aber eine höchſt üble Aufgabe. Von vornherein muß der Künſtler auf vollſtändige Erfaſſung ſeines Stoffs verzichten: es iſt keine einzelne Handlung, die ſeine Aufgabe bildet, ſondern eine Reihe gleichzeitiger und ſich einander folgender; er kann daher nur Epiſoden, deren eine, allenfalls zwei geben. Hat die darzuſtellende beſtimmte Schlacht eine ſolche markante Epiſode gehabt, die ſie in Verbindung mit Koſtüm, Porträts u. ſ. w. gerade als dieſe Schlacht und keine andere charakteriſirt, ſo iſt die Wahl gut zu heißen, vorausgeſezt noch immer, das heißt vom Gedanken eines Muſeums der Nationalgeſchichte ausgehend, daß die Schlacht für die Geſchichte wichtig war. Aber nun die Darſtellung von Schlachten, wie ſie mehrfach im Salon ſind, die gar nichts Markantes, Charakteriſtiſches haben, als im Nothfall das Porträt des Feldherrn! Und nun gar Schlachten aus jener Zeit, aus der man weder Porträts noch Koſtüme kennt, wie jene Schlacht bei Tolbiac unter Clovis! — Dem Künſtler bleibt nun

nichts anderes übrig, als die banalen Motive von Schlachtbildern: ein Feldherr hoch zu Roß, wehende Banner, nach Erfindung des Pulvers im Hintergrunde Pulverdampf, im Vordergrunde einige Todte mit den üblichen traditionellen Verkürzungen, zerſtreute Armaturſtücke, dann geſtürzte, ſich bäumende Pferde, die man dem Rugendas ableiht, das iſt Alles; das Koſtüm natürlich immer ſehr treu gehalten, wo möglich das Porträt des Feldherrn angebracht, und iſt im Hintergrunde eine belagerte oder andere Stadt, ſo wird von dieſer ein getreuer Proſpekt gegeben. — Daraus folgt nun aber nothwendig, daß alle ſolche Schlachtbilder ſich mehr oder weniger ähnlich ſehen müſſen. Das iſt auch mit denen im Salon der Fall, und gerade daraus leite ich einen Vorwurf für die Auswahl der Sujets her, die meiſt auf Schlachten, und nicht einmal immer auf ſehr wichtige, welt- oder nationalhiſtoriſche Schlachten gefallen iſt. — Für moderne Schlachten hat Horace Vernet eine ganz neue und denſelben ſehr angemeſſene Darſtellungsart erfunden: nämlich panoramenartige Darſtellungen der ganzen Schlachtlinie, vielleicht mit Epiſoden im Vorgrunde; in dieſer Art ſind mehrere der modernen Schlachten des Salons gearbeitet, z. B. Bellangé's ungeheure Bataille von Wagram. Bei dieſer Darſtellungsweiſe ſind die Figuren ſtets weit unter Lebensgröße; ſpäter komme ich wohl auf dieſes Genre zurück.

Die Mehrzahl der be- und ausgeſtellten Schlachtbilder mit Figuren in Lebensgröße beſteht aus jenen banalen Motiven, und ſehen ſich die einzelnen ſehr ähnlich; bisweilen hat ihnen der Künſtler durch irgend einen Nebenumſtand einen individuellen Charakter zu geben geſucht, z. B. der Schlacht bei Fleurus durch den Luſtballon. Dergleichen iſt jedoch etwas ſehr Unweſentliches. — Sind nun aber ſolche Darſtellungen von Schlachten viel mehr als jener Holzſchnitt in alten Chroniken, der, immer ein und derſelbe, ſtets wieder in den Text eingedruckt wird, ſobald dieſer von einer Schlacht handelt? Bei Eindruckung dieſes Holzſchnitts hat der Chronikſchreiber keineswegs verlangt, der Leſer ſolle denſelben nun für die getreue Abbildung der beſchriebenen Schlacht halten; bewahre! — dieſes Bild hat vielmehr nur einen ſymboliſchen Charakter, es ſoll nur eben anzeigen, daß gerade da, wo es ſich findet, von einer Schlacht gehandelt wird. Die Schlachtbilder für Verſailles ſind, wie geſagt, wenig mehr. Und jene Phantaſiebilder ſind gleichfalls chronikmäßig; denn in ſolchen, mit Holzſchnitten verzierten alten Hiſtorienbüchern kommt keine bedeutende Perſon, kein König, kein ſtreitbarer Held, auch aus der urälteſten Zeit vor, daß nicht gleich irgend ein dazu ſtets vorräthiger Stock eingedruckt wäre, ein Bruſtbild, mit der Krone auf dem Haupt oder dem Schwert in der Hand. — Das ganze hiſtoriſche Muſeum zu Verſailles wird, den Bildern im Salon nach zu urtheilen, nur eine Hiſtorie von Frankreich ſeyn, angefertigt für Leute, die nicht leſen können oder wollen: von Kunſtwerth, fürchte ich, wird nicht viel die Rede ſeyn. Ueber dieſen Punkt nun wäre noch Einiges zu ſagen.

Mit Beſtellung von Bildern iſt es immer ein eigenes Ding. Ich rede hier nur von Frankreich; in Deutſchland arbeitet der Künſtler fortwährend eben ſo ſehr um Ruhm, als um Geld; hier in Frankreich aber wird er, wenn er einmal Ruhm erlangt hat, oft nur um Geld arbeiten; ein ſchlechtes Bild ſchadet ihm, iſt ſein Ruf einmal gegründet, weiter nicht. Daß nun ein Künſtler ein beſtelltes Bild, deſſen Idee er nicht empfangen hat, die er nur ausbrüten ſoll, deſſen Stoff ihm nicht convenirt, und das im Voraus ſchon ſeinen Eigenthümer kennt, daß er ein ſolches nicht mit der Liebe, nicht mit der Sorgfalt behandeln wird, wie ein ihm ganz eigenes, das ſich noch erſt einen Liebhaber und Käufer ſuchen ſoll, iſt ganz natürlich. Doppelt ſchlimm iſt es nun mit Beſtellungen von Seiten des Gouvernements. Theils werden dieſe nicht ſo gut als andere bezahlt, theils kann der Künſtler, hat das Bild nur die akkordirte Größe und wird es nur am beſtimmten Tage abgeliefert, ſo ziemlich geben, was er will; ein Privatmann beſtellt wohl nicht anders ein Bild, als wenn er Liebhaber und Kenner iſt: hier muß der Künſtler alſo, um ſich keinen Unannehmlichkeiten auszuſetzen, ſchon nicht ganz ſchlecht arbeiten; die Beſtellungen eines Gouvernements gehen aber nicht ſowohl von eigentlicher Kunſtliebe aus, ſondern werden nur von äußern Gründen veranlaßt; die Kritik iſt alſo bei einem vom Gouvernement beſtellten Bilde nicht ſo ſtreng.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Prinzeſſin Victoria.

Der nächſte 24ſte Mai macht die Prinzeſſin Victoria mit dem achtzehnten Lebensjahr zur Königin mündig. Dieſes Ereigniß iſt der Politik zu wichtig und der Oeffentlichkeit zu intereſſant, als daß man nicht gerade jezt die königliche Jungfrau ſchärfer in's Auge faſſen ſollte, und die jüngſte Vergangenheit bot noch dazu mehrfache nähere Veranlaſſung. Obſchon in England der Monarch nicht ſeine, ſondern die vorherrſchende politiſche Meinung repräſentirt, ſo wünſcht doch jede politiſche Partei aus mehr als einem Grunde, wäre es auch nur, weil dem Könige die freie Verfügung über ſo viele, hohen Rang und reiche Einkünfte gewährende Stellen zuſteht, am Throne einen Halt zu finden; dieſer Halt gibt allerdings kein Uebergewicht, denn ſeit Jahren behaupten die Whigs das Ruder der Regierung, wiewohl ſo ziemlich alle Hofämter in den Händen der Tories ſind. Aber ein theilweiſer Beſitz iſt immer auch etwas, und es gibt ja ſo Viele, denen Hofluft Lebensluft iſt. Daher kommt es, daß auch in England die politiſchen Anſichten des Monarchen keineswegs ohne Werth und Geltung ſind, und daß diejenige Partei

im Staate, die am Hofe nur geduldet, nicht begünſtigt wird, ſelbſt wenn ſie politiſch herrſcht, eben ſo aufmerkſam wie die perſönlich begünſtigte die Sinnesrichtung des muthmaßlichen Thronerben verfolgt und beide ihn zu gewinnen ſuchen. Noch verſchlungener und intereſſanter geſtaltet ſich dieſes Ringen, noch reger iſt die Aufmerkſamkeit, noch größer der Spielraum für Intriguen, wenn allem Anſcheine nach die Krone des Herrſchers künftig auf der Stirn einer Königin ruhen ſoll. Das iſt gegenwärtig der Fall, und manche Umſtände haben nicht wenig dazu beigetragen, die Fäden recht ſichtbar zu machen, welche die Zukunft der Prinzeſſin zu lenken wünſchen. Sie lebt bei ihrer Mutter, der Herzogin von Kent, und dieſe hält ſich nicht bloß fern vom Hofe des Königs, ſondern ſteht auch auf der Seite der Whigs, weßhalb dieſe am Throne der Königin Victoria den Halt zu finden hoffen, der ihnen am Throne König Wilhelms fehlt, und die Tories mit dieſem Halte ihre lezte Stüze zu verlieren fürchten. Alles kommt in dieſer Beziehung auf die künftige Umgebung der Königin und die Perſönlichkeit ihres künftigen Gemahls an. Beides nähert ſich der Entſcheidung: jenes muß ſich entſcheiden, ſobald Prinzeſſin Victoria mit dem erfüllten achtzehnten Jahr ihren eigenen Hofſtaat bildet, und dieſes kann ſich entſcheiden, ſobald ſie geneigter iſt, das Beiſpiel Charlottens, als das der jungfräulichen Eliſabeth nachzuahmen. Vor einigen Monaten ſchien es, als ſollte die leztere Entſcheidung der erſtern vorgreifen. Junge Prinzen aus dem Fürſtenhauſe Sachſen-Coburg hatten ſich einige Zeit in London aufgehalten, und waren als nahe Verwandte der Prinzeſſin Victoria viel um ſie geweſen. Bald nachher kam König Leopold von Belgien, zugleich Oheim jener jungen Prinzen und der Prinzeſſin Victoria, mehr als halb incognito nach England herüber, wohnte bei der Herzogin von Kent und ſtattete dem Könige bloß einen kurzen Beſuch ab. Das reimte man denn ſchnell ſo zuſammen, daß ſein Zweck die Verabredung des Heirathsbundes geweſen, er ſich darüber mit Mutter und Tochter verſtändigt und die Einwilligung des alternden Königs Wilhelm kaum des Einholens werth geachtet worden ſey. Wahr oder nicht wahr, Whigs und Tories gaben in ſeltener Uebereinſtimmung ihre Unzufriedenheit damit zu erkennen. Jezt hört man nicht weiter davon ſprechen; die Sache ruht oder ſcheint zu ruhen, und nur das erſcheint bemerkenswerth, daß die gegen König Leopold im engliſchen Volke herrſchende Abneigung ſogar ſtark genug iſt, Tories und Whigs über einen Punkt Eines Sinnes zu machen.

(Die Fortſezung folgt.)

Berlin, Mai.

(Beſchluß.)

Verbrechen im Gefängniß. Eiſenbahnen.

Ein anderer Fall, der ſich auch eben erſt ereignet. Ein Gefangenwärter auf der Stadtvogtei weist einen inhaftirten Buben wegen Unfugs zur Ruhe, und der Bube ſtößt ihm ein Meſſer viermal in den Leib. Der Beamte, der ein wackerer Soldat geweſen, iſt geſtorben. Den Buben brauche man deßhalb nicht wieder zu tödten, werden Philanthropen meinen, man brauche ihn nur unſchädlich zu machen. Aber er war ſchon unſchädlich gemacht, denn er ſaß feſt, und doch hatte er eine Meſſerſpize gefunden. Und wenn jeder Staat das Doppelte, das Vier-, ja das Zehnfache, was er jezt ſchon dafür gibt, auf ſeine Criminalgefängniſſe verwendet, Mauern ſind nur von Stein, Thüren von Holz, und Eiſen weicht dem Roſt, dem Scheidewaſſer und der Feile. Die Meſſerſpizen, durch die deſperate Sträflinge ihre unſchuldigen Wärter umbringen, werden in jedem Jahr gefunden. Dem Criminalgericht der Stadt Berlin (Stadtvogtei, im Gegenſaz zu Hausvogtei), welches einen neuen Direktor in der Perſon des Kammergerichtsraths Bonſeri erhalten, ſteht übrigens eine durch ſeinen jährlich anwachſenden Geſchäftsverkehr nöthig gewordene Umformung bevor.

Heute grünt es und ſproßt, die Nachtigallen ſingen, die Lerchen ſteigen wirbelnd über die üppigen Saaten, und der Frühling ſcheint als Sommer aufbrechen zu wollen, und vor zehn Tagen lag eine Schneedecke um unſere Stadt, und wir laſen von erfrornen Menſchen und verſchütteten Wagen und Transporten; die Zeitungen erzählten fünf Tage lang alte Anekdoten, denn die Poſten waren ausgeblieben. Doch ich melde Ihnen damit keine Berliner Neuigkeit; Sie haben zu Hauſe daſſelbe erlebt. Der Schnee iſt geſchmolzen, die Chauſſeen ſind wieder trocken, aber Eiſenbahnen ſind darunter nicht zum Vorſchein gekommen. Im Gegentheil ſcheint es, als hätte das Schneewaſſer die Spuren, die wir entdeckt hatten, wieder fortgewaſchen. Das plözliche Ausſcheiden des Miniſters Rother aus dem Miniſterium der Bau- und Wegeangelegenheiten hat eine peinliche Stockung und noch peinlichere Ungewißheit hervorgerufen. Geſchehen muß etwas, aber was und wann? ſind Fragen, auf die noch ſelbſt eine diplomatiſche Antwort fehlt. Herr v. Rother hielt die Berlin-Leipziger Bahn über Riſa für die dringendſte, und ſeine Begünſtigung war durchgreifend, wie es ſeyn mußte. Er ſcheiterte, weil ſie auch ausſchließend ſeyn ſollte. Das Recht iſt hüben und drüben; Rother wollte einerſeits dem Spekulationsſchwindel nicht die Hand bieten, andernſeits drang ihm die Ueberzeugung, daß dem Staate wie dem Publikum die Mittel fehlen, alle die projektirten Bahnen zugleich und auf Einmal nicht allein zu unternehmen, ſondern auch wirklich auszuführen, das Interdict gegen die Projekte auf, welche an Dringlichkeit jenem einen nach ſeiner Anſicht nachſtanden. Das Steuerruder iſt ihm entwunden, und es herrſcht ein peinliches Interregnum. In dem Ausgeſchiedenen war wenigſtens ein feuriger, ſtrenger Wille; die Erwartenden müſſen nun harren, bis ein anderer Wille irgendwo aufſteht, um dem nun wieder regierenden Anſichkommenlaſſen ein Ende zu machen. Noch immer entſcheidet ſich die Mehrzahl im unterrichteten und vermögenden Publikum für die Riſaer Bahn. Die direkteſte Verbindung mit Leipzig und Dresden, als dem Mittelpunkte Deutſchlands und dem Stapelplaz des Handels, iſt von einer generellen Wichtigkeit, gegen welche ſogenannte patriotiſche Rückſichten, wie etwa die Bahn auf eine längere Strecke im Inlande zu behalten, nicht in Betracht kommen. Nächſtdem ſteht die Stettiner Bahn feſt; ſie wird wahrſcheinlich zuerſt angefangen werden, obwohl die Verhandlungen mit der Poſt noch im weiten Felde ſind. Eben ſo regt ſich, beſonders von großen Kaufleuten unterſtüzt, ſehr viel Thätigkeit für die Frankfurt-Berliner Bahn, obgleich für dieſe noch nicht einmal die Conceſſion ertheilt iſt. Dagegen grenzt es an's Unbegreifliche, daß die Potsdamer Bahn, die conceſſionirt, wo die Abfindung mit der Poſt regulirt iſt, wo Häuſer und Grundſtücke längſt angekauft ſind, noch immer nicht angefangen wird, und der Argwohn, daß gerade dieſe erſte und für Berlin ſo wichtige Bahn mehr als Börſenſpiel wie als ein reelles Werk unternommen worden, gewinnt im Publikum an Stärke. Möchte, wenn Sie dieſen Brief drucken, der Inhalt dieſer Zeilen nicht mehr wahr ſeyn, und man vom Reden zum Handeln übergegangen ſeyn.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 123.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 24. Mai 1837.

Es iſt nichts in der Haut,
Was nicht im Knochen iſt.
Vor ſchlechtem Gebild jedem graut,
Das ein Augenſchmerz ihm iſt.

Goethe.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortſetzung.)

Den Beweis für dieſe, die hieſigen Künſtler hart anklagenden Behauptungen kann ich durch die Mehrzahl der in Rede ſtehenden, von der Civilliſte beſtellten Bilder führen; den meiſten ſieht man die Unluſt und Flüchtigkeit, die Stiefväterlichkeit, mit welcher der Künſtler ſie behandelt hat, gar zu deutlich an. Das Muſeum wird alſo — vorausgeſezt, daß die andern Bilder deſſelben, die ich nicht geſehen habe, nicht beſſer ſind — nicht ſowohl als Sammlung von Kunſtwerken, ſondern nur als Sammlung von Darſtellungen hiſtoriſch bedeutender Momente und Menſchen gelten können. Ueber die dann — wenn der Kunſtwerth wegfällt — wohl zu fordernde hiſtoriſche Treue habe ich ſchon oben geredet; wo ſie möglich war, iſt ſie gewiß beachtet, aber wie iſt ſie bei Schlachtbildern, und ſie bilden die Mehrzahl, möglich? Ich glaube deßhalb am Ende, man hat gar nicht viel auf dieſelbe gehalten, wofür auch die Phantaſieporträts Zeugen ſind.

Was nun endlich die Bedeutung der gewählten Sujets für die Geſchichte betrifft, ſo läßt ſich ohne tiefe Forſchungen und Unterſuchungen von keinem hiſtoriſchen Ereigniß ſagen, daß es unbedeutend oder unwichtig ſey; von ſolchen Unterſuchungen über die gewählten Sujets werden Sie mich indeß wohl gern diſpenſiren. Ein großer Theil der dargeſtellten Momente iſt nun eben nicht das, was man gewöhnlich hiſtoriſch-bedeutend nennt, ausgezeichnet durch ein Epoche machendes Ereigniß. Die Auswahl mag ſehr ſchwer geweſen ſeyn, jene markanten Ereigniſſe ſind oder ſcheinen oft unmaleriſch, oder auch geben ſie oft zu unangenehmen Ideenverbindungen Veranlaſſung. Dieſem lezteren Umſtande iſt es vielleicht zuzuſchreiben, daß aus der Militärgeſchichte der erſten Revolution eine Maſſe Bilder vorhanden iſt, während aus der viel wichtigeren innern Geſchichte, der Geſchichte der eigentlichen Revolution, Darſtellungen fehlen. Das erklärt ſich wohl durch den ganz natürlichen Widerwillen des Beſtellers dieſer Bilder gegen jene inneren Revolutionshändel und ſeine Vorliebe für die Schlachten jener Zeit, die perſönliche Erinnerungen enthalten, welche oft und breit genug geltend gemacht worden ſind.

Wie ich mehrfach ſchon erwähnt, ſtellen die meiſten dieſer Bilder Schlachten vor, d. h. Siege der Franzoſen. Frankreichs Geſchichte iſt an ſolchen ſehr reich von den älteſten Tagen an bis auf die neueſte Zeit (exkluſive). Militärgeſchichte und Landesgeſchichte ſind nicht immer ein und daſſelbe, und jedenfalls ſind dieſe Schlachten für die erſte intereſſanter als für die zweite. Ich will einige der Hauptbilder nennen; über den Kunſtwerth der einzelnen brauche ich mich, bei den meiſten wenigſtens, nicht

in Details einzulaſſen; ich beziehe mich auf das oben im Allgemeinen darüber Geſagte.

A. Scheffer: Schlacht bei Tolbiac im Jahre 496. Clovis — auf einem durchaus modernen Pferde — ruft, als ſein Heer weicht, den Gott der Chriſten an. Lebensgroß, unbedeutend. — Schnetz: Schlacht unter den Mauern von Paris im Jahre 886. Die Normannen ſtürmen die Stadt, Graf Eudes macht einen Ausfall und treibt ſie zurück. Lebensgroß, unbedeutend. — Eugen Delacroix: Schlacht bei Taillebourg im Jahre 1242. Sieg des heiligen Ludwig über die Engländer. Lebensgroß, unbedeutend. Dieſe beiden Epitheta: „lebensgroß und unbedeutend,“ kann man nun noch auf viele der beſtellten Bilder anwenden, ich will Sie aber nicht damit ermüden. Das Bild von Delacroix iſt, wie ich glaube, ſogar noch mehr oder weniger als unbedeutend, nämlich bedeutend ſchlecht. Und Eugen Delacroix gilt als einer der Coryphäen franzöſiſcher Kunſt!

Ich habe von Delacroix noch ein paar Bilder geſehen, die in der Sammlung des Luxemburg ſind; dieſe ſind, obgleich um vieles beſſer als dieſes Schlachtbild, doch auch nicht ſo ausgezeichnet, als ich, des Künſtlers Ruf zufolge, erwarten mußte. Woher nun dieſer große Ruf? — Man darf ſich hier in Paris über den Ruhm eines Künſtlers nicht wundern und nie erſtaunen, wenn ſeine Leiſtungen in keinem Verhältniß mit ſeiner Renommee ſtehen; mit Geld und Bekanntſchaften kann man ſich hier leicht den Ruf eines großen Künſtlers verſchaffen, denn die Preſſe iſt über die Maßen feil und gibt ſich zu Allem her, und das große Publikum kann nicht prüfen, ſondern glaubt treuherzig, ein Bild ſey vortrefflich und ein Künſtler ausgezeichnet, wenn es ihm hundert und aber hundert Journale verſichern. (Umgekehrt, dem Publikum ein Kunſtwerk zu verleiden, das es einmal liebgewonnen hat, gelingt der Preſſe nicht ſo leicht). Auf dieſe Weiſe, durch die Journale, iſt hier ſchon manche literariſche und künſtleriſche Renommee gemacht worden, und hat ſich dann auch wohl einige Jahre gehalten, und länger hält ſo leicht hier keine Renommee, ſelbſt die echte nicht; man hat ſie dann vergeſſen, wie man hier Alles bald vergißt. — Wenn man die Schlacht des heil. Ludwig mit dem Ruhme Delacroix's zuſammenhält, könnte man nun meinen, dieſer Ruhm ſey auch ein künſtlich gemachter. Beinahe hätte ich das auch geglaubt, namentlich als kurz vor Eröffnung des Salons in einem vielgeleſenen Journale ein langer, ausführlicher, enthuſiaſtiſch-panegyriſcher Artikel über Delacroix erſchien, worin derſelbe über alle Künſtler neuerer Zeit und nur den allergrößten vergangener Jahrhunderte gleich, ſeiner Vielſeitigkeit wegen aber ſelbſt über dieſe geſtellt wurde. Kurz darauf ward der Salon eröffnet, und über das enorm große Bild von Delacroix erſcholl nur eine und ſehr laute Stimme der Verdammung, gegen die mehrere Journale vergebens anzukämpfen ſuchten. Jenes Blatt nun, das über den Salon zu berichten hatte und doch nicht unbedingt loben konnte, zog ſich mit einer echt franzöſiſchen Wendung heraus und ſagte, der frühere Artikel habe ſo ſehr alles von Delacroix reichlich verdiente Lob erſchöpft, daß ihm, dem jetzigen Berichterſtatter, bei einer Kritik dieſes Künſtlers nur das unangenehme Geſchäft der Ausnahmen und Reſtriktionen übrig bliebe; nun ward auch ein leiſer Tadel verſucht, der aber dann gleich wieder durch enormes Lob erſäuft wurde.

(Die Fortſetzung folgt.)

Eine Viſion Swedenborgs.

(Fortſetzung.)

Als Emanuel Swedenborg im Jahr 1746 Schweden verließ, um in England eine ſeiner Abhandlungen drucken zu laſſen, blieb in Gothenburg eine Dame zurück, die mit ihm in der vertrauteſten Freundſchaft lebte, in jenem Seelenbunde, der allein den Anforderungen des ſchwärmeriſchen Propheten genügte. Der Baron Silverhielm, ein Verwandter Swedenborgs, hat uns ein anziehendes Bild von dieſer Frau hinterlaſſen. Er beſchreibt ſie weder als ſehr jung noch als ſehr ſchön, aber über ihr ganzes Weſen war jener Zauber ausgegoſſen, der den zarteſten und bleibendſten Reiz einer edlen Weiblichkeit ausmacht. Ihre Geſtalt war groß und ſchlank, ihr Geſicht blaß und leidend, aber von der innern Heiterkeit einer geſunden Seele durchleuchtet. Jedes ihrer Worte, jede ihrer Mienen gab Zeugniß von der Reinheit ihres Gedankens. Sie konnte eben ſo innig fühlen als klar denken; keine Spur von Fanatismus oder myſtiſcher Schwärmerei haftete an dem ungetrübten Spiegel dieſes reinen Bewußtſeyns. Und dennoch war ſie die Freundin Swedenborgs, die Vertraute eines Geiſterſehers, die Theilhaberin der Geheimniſſe des phantaſtiſchen Schwärmers, wie ihn die Welt nannte. Das war das Myſteriöſe im Charakter der edlen Gräfin. Wir dürfen darüber nicht vorſchnell aburtheilen: die klarſten und verſtändigſten Seelen haben oft einen geheimnißvollen Gottesdienſt, in deſſen Heiligthum ſie die Welt nie blicken laſſen; ein ſolcher Gottesdienſt war vielleicht die Liebe der Gräfin zu unſerm Seher. Lüften wir den Schleier nicht! Gewiß aber ſcheint es, daß es hier die Geiſter waren, die ſich liebten, denn wie wir gleich hören werden, war der Zwiſchenraum von hundert Meilen, der die Körper trennte, kein Hinderniß für die Zuſammenkünfte, die dieſe Liebenden hielten.

Der Name der Gräfin iſt nicht beſtimmt genannt; gewiß war es einer jener altſchwediſchen Namen, die ſich alle auf kron, hielm oder ſparre, flycht und

ſtjerna endigen und gewöhnlich mit Adler, Löwe oder König anfangen, und die faſt alle einen ſo prächtigen Klang haben, als verdienten ſie alle die Träger alter, großer geſchichtlicher Erinnerungen zu ſeyn. Auch kann ihr Taufname kaum anders geweſen ſeyn als Ulrike Eleonore, zwei Namen, in die ſich ein ſtolzer, melancholiſcher Klang miſcht und die faſt mit Beſtimmtheit eine Perſon bezeichnen, die bleich, von hoher Geſtalt, ſchwarzem Haar und edlem, obwohl etwas kaltem Anſtande iſt. Und gerade ſo erſchien die Gräfin dem, der ſie zum erſten Mal ſah in ihrem einſamen Pallaſt zu Gothenburg, ohne Verwandte, ohne Freunde, ohne Geſellſchaft, nur von den Bildern ihrer Ahnen umgeben, die eben ſo ſtolz, eben ſo ſchweigend und mit eben ſo viel Selbſtbewußtſeyn und Sicherheit als ſie ſelbſt aus den goldnen Rahmen niederſchauten, mit denen die hohen Säle geſchmückt waren. Der Schwarm einer ausgedehnten Dienerſchaft hielt ſich in weiter Entfernung, um die Ruhe und Abgeſchiedenheit der Gebieterin nicht zu ſtören. Aber wozu dieſe Ruhe, dieſe Abgeſchiedenheit? Vielleicht um über die ſeltſamen Entdeckungen ihres Freundes zu grübeln, von denen die Engel ihm täglich neue zukommen ließen? In jenem kleinen Saale, in den das Licht getrübt durch dunkelblaue Vorhänge einfällt, wo weiche Teppiche jedes Geräuſch, ſelbſt das ein kniſternder Seidenſchuh hervorbringt, fern halten, wo keine Uhr ihre leiſen Zeitmaßſchläge austönen läßt, vielleicht in dieſem myſteriöſen Saale, auf jenem Kanapee von weißem Atlas, mit ſilbernen Sternen geſtickt, ſaßen der Geiſterſeher und die Gräfin, und er erzählte ihr mit verhaltenem Athem, mit jener leiſen Prophetenſtimme, die den geheimſten Nerv zu treffen weiß, von ſeinen Reiſen auf die Planeten, von den Geſchöpfen auf dem Uranus und Saturn, von den Bewohnern des Mondes, die er klein wie Kinder von ſechs Jahren gefunden, und die Gräfin kann ein kleines, weltliches Lächeln nicht verbergen, als ihr der Freund von den Palläſten des himmliſchen Jeruſalems erzählt, die von Edelſteinen und Perlen ſchimmern und mit redenden Blumen umgeben ſind. Aber ſie lächelt nicht, da er von den Engeln ſpricht, wie ſie alle einſt Menſchen waren und menſchlich noch an dem Geſchicke Theil nehmen, das hier unten die Herzen trifft. Dieſe Lehre iſt zu ſchön und tröſtend, als daß der Buſen einer Frau ſie von ſich weiſen ſollte. Es iſt ſo rührend, eine geliebte Seele auch in jenen Wohnungen des ewigen Friedens um uns beſchäftigt zu wiſſen, beſorgt um jeden unſerer Schritte und glühend von dem Wunſche getrieben, die noch im Dunkeln kämpfende Schweſterſeele durch ihr Mitwirken zum Licht hinauf zu lenken. Das Bild eines Engels, wie es uns die heiligen Bücher und mit ihnen die glänzendſten Epopeen der Dichter geben, zeigt uns einen Boten der Allmacht, ſchön, prächtig, ohne eigenen Willen, ohne den mindeſten Beweggrund eigener Theilnahme ſtreng die Gebote des Herrn vollziehend. Einem ſolchen Geiſte liegt das Geſchick des Menſchen zu fern; nur mit geheimem Unwillen entfaltet er den koſtbaren Schmuck ſeiner reinen Flügel, um ihn in das wogende Meer der unreinen, qualmenden Dämpfe der Erde zu tauchen, einer Erde, die er nie gekannt, auf der er nie ſelbſt gelitten und geweint, auf der kein Herz ſchlägt, das zu brechen oder zu tröſten er eigenen Antrieb fühlte. Unerbittlich und gefühllos wie ſein Flammenſchwert iſt auch der Engel, der das unglückliche Elternpaar aus dem Paradieſe treibt, um ihnen eine kalte, düſtere Erde zum Wohnplatz anzuweiſen. Swedenborg war mit dieſen Engeln gar nicht zufrieden. Er fand, daß, wenn es die höchſte Weisheit für nöthig achtete, Botſchaften an die Sterblichen zu beſtellen, dieſe Botſchaften am ſicherſten in den Händen der Liebe ruhten, und wo war eine vorſorgendere, zartere Liebe zu finden, als in dem Buſen eines Weſens, das ſelbſt einſt geliebt und gelitten hatte? Er ging alſo mit raſchen Händen daran, den lieben Herrgott von einer läſtigen Schaar gefühllos disciplinirter Sklaven zu befreien, um ihm dagegen eine Art gemüthlichen Haushalts zu geben, der nach ſanftern, geläuterteren Begriffen ſich beſſer dazu eignete, Vollſtrecker ſeines Willens zu ſeyn. Dieſe Engel Swedenborgs ſind Seelen verſtorbener Menſchen. Dieſe neuen Engel, dieſe Engel aus ſeiner Fabrik ſtellte er nun der Gräfin Ulrike Eleonore vor, und vielleicht erlaubte er ſich dabei die Anſpielung, wie ihm dieſe Lehre beſonders gefalle, da er jezt gleichſam der einſtigen Verſorgung ſeiner ſchönen Freundin gewiß ſeyn könne.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Mainz, Mai.

Gutenbergs Denkmal.

In dieſem Augenblicke langt Gutenbergs Statue, in Crozatiers Werkſtätte meiſterhaft gegoſſen, aus Paris hier an. Die Leute ſind hoch erfreut, daß endlich das lang erſehnte, für Mainz ſo bedeutungsvolle Denkmal ſich in unſern Mauern befindet, und daß nun Hoffnung da iſt, daſſelbe in einigen Monaten auf dem Gutenbergsplatze prangen zu ſehen. Der Termin zur Inauguration mußte indeſſen abermals um zwei Monate verſchoben werden (auf den 25ſten Auguſt), weil das Piedeſtal immer noch nicht vollendet iſt. Im Ganzen war dieſer Aufſchub willkommen, einmal, weil man dadurch mehr Zeit für die Vorkehrungen zu den Feſtlichkeiten gewann, und dann, weil im Auguſt ſich wohl doppelt ſo viele Fremden in unſerer Stadt befinden, als im Juni, wo kaum noch die Saiſon in unſern nachbarlichen Taunusbädern begonnen hat. — In Betreff der Statue hat der berühmte Profeſſor David der Gutenbergscommiſſion, welche ihn um ſein Gutachten über die Crozatierſche Arbeit bat, wohlwollend Folgendes geantwortet: „Herr Präſident, um dem Vertrauen zu entſprechen, womit Sie mich zu beehren die Güte hatten, habe ich mich beeilt, die von

Thorwaldſen modellirte und von Crozatier in Erz gegoſſene Statue Gutenbergs zu beſichtigen. Ich ſchäze mich glücklich, dem Talente dieſes geſchickten Gießers das gerechte Lob ertheilen und beſtätigen zu können, daß er ſich in dieſem Werke ſeines Rufs würdig bewieſen, und mit ſeltenem Glücke und mit der größten Treue die Schöpfung des berühmten Meiſters in Erz nachgebildet, und ihr ſo Feſtigkeit und Dauer für eine lange Zukunft gegeben hat. Wenn andere Künſtler von der Ciſelirung Gebrauch machen, welche dem Bildwerke eine Glätte gibt, die dem Auge ſchmeichelt, durch welche aber, wenn ſie einem unerfahrenen Arbeiter anvertraut wird, die Form des Modells weſentlichen Abänderungen ausgeſezt iſt, ſo verſchmäht Crozatier dieſe Behandlungsweiſe, und gerade dieſes gibt ſeinen Arbeiten in den Augen der Künſtler den großen Vorzug, der ſich in der Statue von Gutenberg, welche der reinſte Abdruck des Modells iſt, ſo glänzend bewährt u. ſ. w." Wenn einer der größten jezt lebenden Meiſter der Bildhauerkunſt in dieſer Weiſe von dem Monumente ſpricht, ſo müſſen wohl alle andern, tadelnden Stimmen verſtummen. Profeſſor Regnier (Profeſſeur des humanités am Collège de St. Louis) in Paris ſchreibt uns unter andern Folgendes: „Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, wie ſehr ich bei meiner lezten Anweſenheit in der Werkſtätte Crozatiers von dieſem Meiſterwerke ergriffen wurde. Es iſt unmöglich, etwas Vollkommeneres zu liefern. Beſonders iſt der Kopf der Statue bewundernswürdig, in welchem der hohe Geiſt des großen Mainzers und die ganze Zukunft ſeiner Erfindung ſo kräftig ausgeprägt iſt." Daß ſolche Urtheile unſere Bevölkerung in Wonne verſezten, läßt ſich denken. Die Mainzer brachten große Opfer für dieſes patriotiſche Unternehmen, und ſie brachten ſie gerne; dafür war es aber auch ihr einziger Wunſch, dem unſterblichen Sohne unſerer Stadt das würdigſte Monument zu ſezen, und dieſer Wunſch iſt nun erfüllt.

London, Mai.

(Fortſezung.)

Prinzeſſin Victoria.

Der Eifer der Tories hatte noch nicht Zeit gehabt, ſich abzukühlen, als eine, die nahe Einrichtung des Hofſtaates der Prinzeſſin Victoria betreffende Kunde ſie mit neuer Beſorgniß überſchüttete. Es verlautete, Lord Durham, der engliſche Geſandte am ruſſiſchen Hofe, ſey im Begriff, St. Petersburg zu verlaſſen und nach England zurückzukehren, um, der Abſicht der Herzogin von Kent gemäß, bei der bevorſtehenden Volljährigkeit ihrer erlauchten Tochter an die Spize ihres Hofſtaates zu treten. Wie da die Tories ſchäumten! Nun, es war auch kein Spaß für ſie. Ihre ſchlimmſte Furcht muß ſich verwirklichen, wenn Lord Durham das Vertrauen der Prinzeſſin Victoria, den Vorſiz in deren Rathe gewinnt, er, der kluge Hofmann, der gewandte Diplomat, der Mann von Kenntniß Geiſt und Talent, der entſchiedene Whig, der — in Einem Worte Alles, was die Tories zur Verzweiflung treiben kann — der erklärte Anhänger Daniel O'Connells. „Das engſte Band der Natur, riefen ſie, mag die Prinzeſſin ferner wie jezt an ihre Mutter knüpfen, das engſte Band der Politik verknüpft ſie mit dem Könige. Seinem und ſeinem Ermeſſen allein iſt es anheimgegeben, Form und Umfang ihres künftigen Hofſtaats zu beſtimmen, den Betrag ihres Jahrgeldes durch ſeine Miniſter dem Parlamente vorſchlagen zu laſſen und, ohne Befragung der Miniſter oder des Parlaments, die Perſonen zu ernennen, welche ihren Hof bilden ſollen. Die Herzogin von Kent hat weder bis zum 24ſten Mai, noch nachher auch nur einen Schatten von Recht, ſich in das Geringſte zu miſchen, was den Hofſtaat der Prinzeſſin Victoria betrifft." — Man brauchte nur das tägliche Hofcirkular zu überblicken, um es auffallend zu finden, daß, je näher die Prinzeſſin Victoria dem Tage ihrer Mündigkeit kam, ſie und ihre Mutter mehr und mehr aus der unmittelbaren Nähe des Königs und der Königin verſchwanden, ja, bloß bei Haupt- und Staatsactionen, wo ihr Außenbleiben ein zu grober Verſtoß gegen die Etikette geweſen ſeyn würde, den Hof mit ihrer Gegenwart ſchmückten. Deſto mehr zeigten ſie ſich öffentlich, deſto zahlreicher wurden ihre Soiréen, und es war nicht zu leugnen, daß, wenn die Herzogin von Kent nicht die Abſicht hegte, ſich und ihre Tochter populär zu machen, ſich eine Partei zu bilden und Kenſingtonpallaſt — den Ort ihres Aufenthalts in London — dem St. Jamespallaſte gegenüberzuſtellen, ihr ganzes Thun einer ſolchen Abſicht täuſchend ähnlich ſah. Aber ein Ereigniß der jüngſten Zeit ſezt es faſt außer Zweifel, daß die Herzogin eine ſolche Abſicht hegt, und ſich ſogar nicht ſcheut, nöthigenfalls die äußere Achtung gegen König Wilhelm zu verlezen. Es iſt bekannt, daß König Wilhelm aus einer Verbindung, welche die Kirche nicht einmal zur linken Hand geheiligt hat, eine zahlreiche Familie beſizt. Die männlichen Glieder derſelben führen deßhalb vor ihren Namen den üblichen Zuſaz Fiz und die weiblichen ſind adlig vermählt, dieſe aber wie jene ſtehen hoch in der Liebe ihres Vaters und ſomit hoch in der Achtung ſeines Hofes. Man behauptet, die Herzogin von Kent habe in dieſer Beziehung ſtets mit abweichender Strenge geurtheilt und erklärt, in ihren Augen ſey Sittenreinheit des Hofes unerläßliche Pflicht des Regenten, und der Wunſch, der Prinzeſſin gleiches Sittlichkeitsgefühl einzuprägen und ſie für das zu erziehen, was ſie eines Tages ſeyn ſoll, Muſterbild weiblicher Tugend, ſey einer der vornehmſten Gründe geweſen, warum ſie ſich vom Hofe abgeſondert. Nun geſchah es, daß die älteſte jener Königstöchter, der Liebling ihres Vaters, die Gemahlin des im Jahr 1835 zum Lord de l'Isle and Dudley creirten, urſprünglichen Sir Philipp Charles Sidney, am 10ten April im Kenſingtonpallaſte verſtarb, wo ſie das einträgliche und durchaus geſchäftsloſe Amt einer Oberaufſeherin bekleidete. Der König ehrte den Tod ſeiner Tochter und bezeugte den Schmerz des Vaters, indem er ſein, für den nächſtfolgenden Tag angeſeztes Lever und mehrere, für die laufende Woche angeordnete Gaſtmahle aufhob. Die Königin gab einen öffentlichen Beweis der Achtung für die Geſtorbene und für den Schmerz ihres königlichen Gemahls, indem ſie einen anberaumten Galatag um eine volle Woche verlegte, und ſelbſt der türkiſche Geſandte äußerte ſeine Theilnahme, indem er die lezte der drei Feten, mit denen er das Wiegenfeſt ſeines Herrſchers beging, obſchon zu derſelben außer dem [illegible] Mayer keine öffentlichen Beamten, ſondern bloß reiche Kaufleute und andere reſpektable Bürger eingeladen waren, acht Tage ſpäter hielt. Aber die Herzogin von Kent empfing am zweiten Abende nach dem Hintritte der Königstochter neben dem Gemache, in welchem jene im Tode ſchlummerte, eine zahlreiche Geſellſchaft an ihrer Tafel, und war freundlich und lächelnd wie immer. Auch war es wohl ſeltſam und gewiß kein Zeichen von Achtung gegen den König, daß ſämmtliche Miniſter ſich unter den Gäſten befanden, während, wenn ihr Außenbleiben eines Vorwandes bedurft hätte, ſich ihnen ſolcher in einer, gerade an jenem Abend das Parlament beſchäftigenden Debatte von hoher Wichtigkeit ungeſucht geboten haben würde.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 124.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 25. Mai 1837.

This must crave —
An if this be at all — the most strange story.

Shakespeare.
Tempest.

Eine Viſion Swedenborgs.

(Fortſetzung.)

Es lag nichts Auffallendes darin, daß ſich der Seher und die Gräfin über die Natur der Engel unterhielten, aber das konnte ſonderbar erſcheinen, daß ſie dieſe Unterhaltungen jeden Abend regelmäßig in dem Saale des Pallaſtes zu Gothenburg auf demſelben Sopha mit den ſilbernen Sternen fortſezten, obgleich Swedenborg in London an ſeinem Traktat über „das wahre Chriſtenthum" arbeitete und die Gräfin auf einem Hofball zu Stockholm ſich langweilte. Ihre Geiſter, abgelöst von den Feſſeln der Materie, gehüllt in ein Scheinbild ihres Körpers, fanden ſich zuſammen an dem vertrauten, bekannten Platz. Regelmäßig um dieſelbe Stunde ſah der alte Hausverwalter die Kerzen im Saal ſich entzünden und den Baron und die Gräfin ſich einfinden. Niemand wagte, dieſe Geiſterunterhaltung zu ſtören, und nur ſehr wenige wußten darum.

Plötzlich ſtarb die Gräfin und die Unterhaltungen hatten nun ein Ende. Der Schmerz Swedenborgs war grenzenlos. Er ſchloß ſich ein und war lange Zeit für ſeine vertrauteſten Freunde ſelbſt nicht ſichtbar. Die Erde hatte ſich gerächt; unwillig darüber, daß er ſich immer nur mit dem Himmel beſchäftigte, hatte ſie ihm eine ihrer ſchönſten Gaben geraubt; ſie ging daran, eine Form zu zerbrechen, die ihr vor tauſend andern ſo glücklich gelungen war. Man braucht nicht Geiſterſeher zu ſeyn, um die Größe eines Schmerzes, wie er hier den armen Swedenborg traf, zu ermeſſen. Dennoch war der Verluſt der irdiſchen Erſcheinung ſeiner Freundin nicht der heftigſte Schlag, der ihn traf; ſein nagendſter Kummer beſtand darin, daß er nicht wußte, wo ſie geblieben war. Was nützte ſeine ganze Theorie der Engel, wenn die Gräfin Ulrike Eleonore kein Engel geworden? Welcher Sterbliche durfte hoffen, es zu werden, wenn dieſe erhabene, reine Seele nicht aufgenommen wurde? O das war unerklärbar! Vergeblich forſchte er unter den himmliſchen Boten, die ihn beſuchten, keiner wußte von dem neuen Schweſterengel. Sollte ſie auf dem Saturn ſeyn? Unmöglich, das iſt der Planet der Prüfung, und wozu ſollte ſie einer ſolchen noch unterworfen ſeyn? Auf der Venus? — noch viel weniger. Es wohnen dort große, korpulente und unwiſſende Geſchöpfe; was ſoll ſie in der Mitte ſolcher Weſen, die hier auf der Erde ſie ſchon genug gequält haben in Soiréen, auf Spaziergängen, am Spieltiſch und am Hofe? — Aber wenn ſie auf dem Jupiter, dem Saturn, der Venus u. ſ. w. nicht war, und auch nicht unter den Engeln — wo war ſie denn? Dieſe Frage zehrte an dem Leben des Geiſterſehers. Bei alle dem war die Gräfin erſt fünf Tage todt, und man konnte alſo noch hoffen, von ihr Nachricht

zu erhalten. In der Nacht des ſechsten Tages ſaß ihr Freund wach in ſeinem Zimmer zu Stockholm, beſchäftigt mit jenen quälenden Zweifeln, die ſein Syſtem zu erſchüttern drohten. Die Stunde kam heran, wo gewöhnlich die Zuſammenkunft, von der wir geſprochen, Statt fand, und ſiehe da, mit dem verhallenden Ton der Glocke ſtand die Gräfin im Gemach, mit ihrer gewohnten Miene voll milder Freundlichkeit. Sie war noch bleicher wie ſonſt und in ihren Blicken lag etwas wie ein leiſer Vorwurf. Sie zeigte mit einem bedeutſamen Wink auf die Gegend des Herzens und verſchwand. Das war das Werk von wenigen Sekunden. Der Seher blieb entſezt und verwirrt zurück. So ſehr es ihn Anfangs beglückt hatte, die Verlorene wieder zu ſehen, ſo hatte ihm doch bei näherem Anblick die Miene ihres ſtummen Antlitzes keineswegs gefallen. Es ſank ihm wie eine ſchwere Laſt auf's Gewiſſen, und er peinigte ſich mit Gedanken, ob er nicht durch irgend ein Verſehen die Freundin im Leben oder im Tode gekränkt. Der Wink auf's Herz ſchnitt in das ſeinige. Seine Angſt ſtieg mit jeder Stunde, die er in einer der fürchterlichſten Nächte ſeines Lebens verwachte, endlich erreichte ſie eine Stärke, die er ſich unfähig fühlte länger zu ertragen. Er reiste in größter Eile nach Gothenburg ab, wohin die Leiche der Gräfin gebracht worden war.

Er langte an; man ſagte ihm, daß die Beerdigung noch nicht Statt gefunden, und zwar auf Befehl des Arztes, weil an dem Körper noch kein Symptom des wirklichen Todes ſich zeigen wolle. Der Baron hört nur halb dieſe Erklärungen, er durchbricht die Schaar der trauernden und beſtürzten Dienerſchaft und tritt mit flüchtigen und leiſen Schritten in den Saal, wo die ſchöne Gräfin auf ihrem Paradebett liegt, in der glänzendſten Hofkleidung, geſchmückt mit Brillanten und die Bruſt mit dem breiten amaranthfarbenen Ordensbande der Stiftsdamen der heiligen Anna geziert. Das Licht von vier- und-zwanzig koloſſalen Armleuchtern vereinigt ſich auf der ſtolzen Geſtalt und dem feinen, bleichen Geſichte, auf dem jedoch immer derſelbe Ausdruck des Kummers ſchwebt. Die Erzählung, aus der wir unſere Skizze ſchöpfen, ſagt nicht, was Emanuel Swedenborg am Sarge der Gräfin Ulrike Eleonore gedacht und empfunden. Gewiß war es ein ſehr myſteriöſes Zuſammentreffen; nur ſo viel iſt bekannt, daß er nach einer kleinen Weile unter dem Ordensbande einen Chryſolithen, in Form eines Octogons geſchliffen, ablöste, der von den Kammerfrauen, die die Leiche gekleidet, als Agraffe, um das Band zu halten, angeheftet worden war. Als der Stein ſeinen Platz am Buſen der Todten verlaſſen, nahm das Antlitz derſelben die vollkommenſte Ruhe und Heiterkeit an; jede Spur des Mißmuths und Vorwurfs war verſchwunden. Dieſer Stein war ein magiſcher und beſaß die Eigenſchaft, Körper und Geiſt zuſammenzuhalten, ſo daß, erſt als er entfernt wurde, die Gräfin wirklich todt war. Beruhigt über ihr Schickſal, kehrte Swedenborg wieder nach Stockholm zurück. Man hat nicht erfahren, ob er die Freundin ſpäter unter den Engeln gefunden, höchſt wahrſcheinlich jedoch hat er ſie dort nicht vermißt, da er von dieſer Zeit an ein noch eifrigerer Begründer und Verfechter ſeines Syſtems wurde.

(Der Beſchluß folgt.)

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortſetzung.)

Man würde Delacroix ſehr Unrecht thun, wenn man glauben wollte, er verdanke ſeinen Ruf lediglich ſolchen, hier ſo vielfach gebrauchten Mitteln; dieſer Ruf iſt wohlbegründet und verdient; um ihn aber zu erklären und mit dem ſchlechten Bilde im Salon in Einklang zu bringen, muß man zurückgehen zu den Anfängen der jetzigen Tendenzen und der durch dieſe hervorgerufenen Kämpfe. Delacroix war einer der erſten, vielleicht ſogar der allererſte, der in Frankreich den Kampf gegen das Geſpenſt des David'ſchen Princips eröffnete. Enges Anſchließen an die Natur (ſo weit es ohne zu mühſames Studium möglich) ſtatt an die Antike, ein kühnes Hinwerfen der Compoſition, ſtatt dieſelbe über den hergebrachten Leiſten zu ſchlagen, völlige Freiheit in der Wahl des Sujets ſtatt der früheren Beſchränkung derſelben auf das klaſſiſche Alterthum, Vorwaltenlaſſen der Farbe ſtatt der Form, das waren, mehr oder minder klar ausgeſprochen, ſeine Tendenzen. Die Kämpfe jener Zeit ſind bekannt; eine große Anzahl Anhänger ſammelte ſich um Delacroix, deſſen Name nun Parteizeichen ward. Und als dieſe Partei ſiegte, unter dem Zujauchzen der durch ein abgelebtes Princip unendlich gelangweilten Nation, da war Delacroix's Ruhm natürlich ſehr groß. Er beſaß nun zwar ein bedeutendes Talent, das hinreichte, den Kampf zu eröffnen und fortzuſetzen, und das auch im erſten Siegesrauſche noch Stich hielt; aber bewahren dieſen Ruhm, das heißt fortwährend ihm genügen, konnte er nicht. Andere und kräftigere Geiſter bemächtigten ſich der Richtung und überflügelten die Vorkämpfer. Das iſt überall der Fall, in Leben und Kunſt: die Erſten fallen in der erſtürmten Breſche und die Nachfolgenden ſteigen über ihre Leiber. — Was Delacroix's Werke immer noch auszeichnet, iſt eine warme Farbe und eine höchſt lebendige Compoſition, der er nur zu ſehr Styl, Schönheit und ſelbſt die Wahrheit unterordnet. — In neuerer Zeit haben ſeine Bewunderer viel Lärm von einem Bilde gemacht, das ein paar Algieriſche Frauen in ihrem Gemache, lebensgroß, auf einem Teppich niedergekauert, Algieriſch-natürlich, aber unſchön, darſtellt. Ich habe dieſes Bild

in Luxemburg geſehen und mich gewundert, wie man einen ſo unbedeutenden Gegenſtand mit einem ſolchen Aufwande von Dimenſion, Farbe und Künſtlerruhm behandeln kann. — Das Schlachtbild im Salon iſt namentlich durch das verwirrte Enſemble ganz ungenießbar. — Das iſt die Geſchichte von Delacroix's Rufe, wie ich mir dieſelbe aus ſeinen Werken herausgeleſen habe.

Ich kehre zu den für Verſailles beſtimmten Bildern zurück. — Heinrich *Scheffers* Schlacht bei Caſſel im Jahre 1328 erwähne ich nur, um mich zu wundern, wie man ein hiſtoriſch ſo unwichtiges Ereigniß für die Darſtellung auswählen konnte. Philipp VI. metzelt mit ſeiner zahlreichen, wohlgerüſteten Armee von Rittern ein Heer von flamländiſchen Bauern nieder! — Ich übergehe die aus der Geſchichte des fünfzehnten, ſechzehnten, ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gewählten, von *Colin*, *Feron*, *Jollivet*, *Heſſe*, *Larivière*, *Pingret* u. a. dargeſtellten Ereigniſſe, deßgleichen das koloſſale und nicht ſchlechte, aber unintereſſante Bild von A. *Couder*, Einnahme von Yorktown im amerikaniſchen Freiheitskriege unter Rochambeau und Waſhington im Jahre 1781, und komme auf die aus der neueſten Zeit, nämlich der Geſchichte der erſten Revolution und Napoleons, gewählten Ereigniſſe. Wie ich ſchon oben erzählt habe, ſind aus dieſer Zeit, das heißt aus den *Kriegs*händeln, nicht aus den eigentlichen *Revolutions*händeln derſelben, viele Momente gewählt; aus dem Jahre 1793 ſind fünf Schlachten genommen und eben ſo viele aus dem Jahre 1794. In dieſen Bataillenſtücken ſind die Figuren theils, wie bei den meiſten andern Bildern für Verſailles, lebensgroß, theils weit unter Lebensgröße, nämlich nur einige Zoll hoch. Ueber dieſe leztere Art Schlachtbilder müſſen Sie mir einige Worte erlauben.

Wie ſchwierig ſchon an und für ſich die Darſtellung von Schlachten, habe ich ſchon oben erwähnt; ganz eigenthümlich und bedeutend vermehrt wird dieſe Schwierigkeit, wenn die Schlachten der neueren Zeit angehören, wo kein maleriſches Handgemenge wilder und buntartigſt koſtümirter Krieger mehr exiſtirt, wie Salvator Roſa, Bourguignon u. a. ſie gemalt. Der Krieg iſt *vergeiſtigt*, das heißt, er iſt nicht mehr ein Werk der rohen Kraft, ſondern des Geiſtes, der Berechnung, und die Schlacht iſt ein künſtlich-complicirtes Spiel, in der die Poſition, die Artillerie, die aufgeworfenen Werke u. dergl. wichtige Punkte ſind; nicht die Kraft des Soldaten, ſondern die Kunſt des Feldherrn iſt die Hauptſache. Alle dieſe Hauptelemente ſind gänzlich undarſtellbar, und was darſtellbar, iſt unmaleriſch. Denn was kann es unmaleriſcheres geben, als lange, gerade Linien gleichförmig gekleideter Soldaten! — eine Reihe Automaten, alle eine und dieſelbe Bewegung machend, das Gewehr ladend oder feuernd oder dergleichen; ſelten oder niemals eigentliches Handgemenge, das Hauptagens das Geſchütz. Viele Künſtler haben ſich durch das Symboliſche zu helfen geſucht; denn ſo kann man doch wohl eine Darſtellung nennen, die von einer ganzen Schlacht nur den Feldherrn zeigt mit ſeinem Generalſtabe, im Hintergrunde Pulverdampf und flatternde Fahnen. — Hier nun hat Horace *Vernet* mit vielem Glücke eine neue Bahn gebrochen, auf welche Weiſe, habe ich oben ſchon angedeutet: er gibt panoramenartige Darſtellungen faſt der ganzen Schlachtlinie mit einzelnen mehr oder weniger markirten Epiſoden, natürlich nun die Figuren ſehr klein. Aus dieſem Grunde — der Kleinheit der Figuren wegen — kann man ein ſolches Schlachtbild kaum mehr ein hiſtoriſches Bild nennen, wenigſtens dem Begriffe nach, den man gewöhnlich mit dieſer Bezeichnung verbindet; es iſt vielmehr Genrebild. Ohne dieſen Unterſchied weiter zu unterſuchen, will ich nur erzählen, daß in dieſer Manier mehrere der Schlachtbilder im Salon behandelt ſind. V. *Adam*, *Lami*, *Bellangé* u. A. haben ihre Stoffe auf dieſe Weiſe bearbeitet; andere Schlachten neuerer Zeit, z. B. *Manzaiſſe's* Schlacht bei Fleurus u. a., zeigen Figuren in Lebensgröße, den Feldherrn in banaler Umgebung.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, Mai.

Taſſo und Eleonore. Manuſcripte des Grafen Alberti.

Es gibt wenige Epiſoden der neuern Geſchichte, über welche ſo viel geſchrieben und geſtritten worden iſt, wie über *Torquato Taſſo's* Verhältniß zur Prinzeſſin *Eleonore* von Eſte. Von jeher haben die Meiſten ein ſolches angenommen, Wenige haben es ganz in Abrede geſtellt, Viele wollten nur die platoniſche Leidenſchaft eines Dichters darin finden, wie Dante's Empfindungen für Beatricen. Andere nehmen an, daß dies Verhältniß wirklich die Urſache der langen Gefangenſchaft Taſſo's geweſen ſey. Unterdeſſen zeigte man in dem verödeten Ferrara jedem Reiſenden das Loch, in welchem der Dichter des befreiten Jeruſalems ſieben Jahre lang geſchmachtet haben ſoll, und erzählte wohl von ſeiner Liebe zu der ſchönen Prinzeſſin, und von dem durch den Bruder belauſchten Kuſſe, der in ſeinen Folgen beinahe ſo verhängnißvoll geweſen wie jener, den an demſelben Orte Pariſina dem Sohne ihres Gatten gab. An überzeugenden hiſtoriſchen Beweiſen hat es immer gefehlt: das Haus Eſte ließ es ſich angelegen ſeyn, die Sache ſo viel als möglich mit einem Schleier zu bedecken. Auch in dies nächtige Dunkel iſt endlich der Tag gedrungen. Eine Menge von Handſchriften, welche urſprünglich größtentheils dem Verfaſſer des Paſtor Fido, Joh. Bapt. *Guarini*, gehörten, dann an das Haus Falconieri in Rom und aus deſſen Bibliothek durch Kauf in die Hände des Grafen *Alberti* gelangten, liefern über Taſſo's Leben in Ferrara, über ſeine Liebe zu der Prinzeſſin und ſeine dadurch veranlaßte Gefangenſchaft Aufſchlüſſe, welche man bei den Biographen des Dichters und den Geſchichtſchreibern der Zeit vergebens ſucht. Leider tragen ſie nur zu ſehr dazu bei, allen poetiſchen Nimbus zu vernichten, und uns unbarmherzig in die Wirklichkeit hineinzuziehen.

Wir dürfen dasjenige, was man in jeder Lebensbeſchreibung Taſſo's findet, als bekannt vorausſetzen. Ein-und-zwanzig Jahre alt, kam er nach Ferrara; die Schweſtern des Herzogs Alphons, Lucrezia und Eleonora, ſtanden jene im 31ſten, dieſe im 30ſten Lebensjahre. Der Dichter, dem die freundlichſte Aufnahme zu Theil wurde, machte Beiden den Hof und Eine auf die Andere eiferſüchtig. Er richtete an Beide Poeſien, er erhielt von Beiden Geſchenke und Gunſtbezeugungen. Der Herzog war gegen ihn ſowohl Anfangs, als er ſich noch im Dienſte ſeines Bruders, des Cardinals von Eſte, befand, als ſpäter, als er zur Zahl ſeiner eigenen Hofleute gehörte, ungewöhnlich günſtig geſinnt: wir wiſſen es aus Taſſo's Briefen, die dieſer Epoche angehören, und aus vielen andern Dokumenten. Es müſſen alſo wichtige Beweggründe vorhanden geweſen ſeyn, um dieſen Fürſten auf eine Weiſe umzuſtimmen, daß er mehr denn ſieben Jahre lang mit unerbittlicher Hartnäckigkeit Taſſo im Irrenhauſe ſchmachten ließ, und ihm niemals verzieh, auch nachdem er ihm nothgedrungen die Freiheit wiedergegeben hatte. Das Benehmen des Herzogs iſt erklärt, wenn wir erfahren, daß der Dichter ſeinen vertrauten Umgang mit der Prinzeſſin Eleonore ſo wenig geheim zu halten wußte, daß die Ehre der Familie einen entſcheidenden Schritt zu erfordern ſchien, und die Erklärung, Taſſo ſey ein Wahnſinniger, mit den daraus erwachſenden Folgen für das beſte, vielleicht das mildeſte Auskunftsmittel gehalten wurde. Das Verhältniß ſcheint 1566 begonnen zu haben, und währte bis 1577. In dieſem Jahr war es, wo es dem Herzog bekannt wurde, und Taſſo's erſten gezwungenen Aufenthalt in San Francesco, ſeine Flucht und, nach ſeiner übelberathenen Rückkehr, ſeine Einſperrung in St. Anna zur Folge hatte, von wo er erſt 1586 entlaſſen wurde. Die Beweiſe, daß ſeine Neigung erwidert ward, ſind die vollgültigſten: es ſind die eigenen Briefe Eleonorens. Dieſe Briefe geben ein deutlicheres Bild von ihr, denn Alles, was über ſie geſagt worden iſt. Sie ſind geiſtreich, witzig, bedeutungsvoll, gewandt, klar, in ernſthaften Angelegenheiten ſehr beſtimmt, entſchieden und zum Ziele gehend, weder leidenſchaftlich, noch, mit wenigen Ausnahmen, blumenreich (worin ſie ſich von denen Taſſo's ſehr unterſcheiden), das Gefühl mehr durchblicken laſſend als ausſprechend. Vielleicht nur in zweien — und dieſe ſind in der bedrängteſten Lage geſchrieben — iſt ein Mangel an Faſſung und gewohnter ruhiger Ueberlegung zu bemerken. Der Styl entſpricht vielleicht eben ſo wenig der Meinung, die man ſich gewöhnlich von der Prinzeſſin machen mag, als es mit ihrem Bildniß der Fall iſt. Sie war groß und gut gewachſen; ihr Geſicht hatte eine gewiſſe Fülle, das Haar braun, die Stirne frei, die Augen groß und ſchön; um Naſe und Mund ein wenig einnehmender Zug; der Ausdruck im Ganzen trübe, dabei aber etwas Herbes, vielleicht Verbiſſenes. In dieſem Kopfe iſt Charakter, aber wenig Anmuth; in dem Blick ſpiegelt ſich ein bewegtes, vielleicht auch, der äußern Ruhe ungeachtet, nicht friedliches Innere.

(Die Fortſetzung folgt.)

London, Mai.

(Fortſetzung.)

Prinzeſſin Victoria.

Sieben Tage lag Lady Sophia eine Leiche im Kenſingtonpallaſte, ohne daß die Herzogin von Kent hinſichtlich ihrer Luſtbarkeiten die geringſte Abänderung traf. Am achten Tage wurde die Leiche abgeführt, um in der Gruft der alten Familie Sidney auf Schloß Penſhurſt in der Grafſchaft Kent beigeſezt zu werden. Es war ein ſtattlicher Zug. Ein Herold zu Pferde eröffnete ihn; dann kamen zwei Stabträger zu Pferde, dann vier Pagen zu Pferde. Voran der von ſechs, mit ſchwarzem Sammt und hohen Straußfedern geſchmückten Roſſen gezogenen Bahre wurde ein von ſchwarzen Federbüſchen umwogter Himmel getragen. Zahlloſe Trauerkutſchen folgten, die Wagen des Königs, der Königin, des ganzen Hofes. Aber von den Caroſſen der Herzogin von Kent und ihrer erlauchten Tochter war nichts zu ſehen. Der Herzog von Suſſex, der Liebling des engliſchen Volkes, der Freund der Herzogin von Kent und, weil ein ſtrenger Whig, ein ſeltener und wenig willkommener Gaſt an des Königs Hofe, er hatte zum Leichenzuge ſeinen Wagen geſendet, die Herzogin nicht. Konnte es ein deutlicheres Zeichen geben, daß die Herzogin ſtrenger denkt als er und, als Mutter der Thronerbin, zu eiſerner Unbeugſamkeit ſich verpflichtet glaubt? Was die Herzogin von Kent anders weder erwarten konnte, noch wahrſcheinlich erwartete, geſchah. Die Tories und die Toryblätter waren Feuer und Flamme über die Unſchicklichkeit des Gaſtmahls und über die beim Leichenzuge bewieſene Auflehnung gegen die Gefühle des Königs. Die Whigs und die Whigblätter rechtfertigten das Leztere mit den ſtreng-ſittlichen Grundſätzen der Herzogin und mit der Nothwendigkeit, in der moraliſchen Erziehung ihrer Tochter keine Lücke entſtehen zu laſſen. Das Gaſtmahl dagegen wurde von den Whigblättern entweder ganz mit Schweigen übergangen, oder nur als etwas Geſchehenes ohne Commentar erwähnt, und die Herzogin muß daraus erkannt haben, daß ſie in dieſer Beziehung ihre Conſequenz zu weit getrieben, daß ſie etwas gethan, was zu ſchroff gegen die engliſche Sitte verſtößt, um ſelbſt vom Parteigeiſte gebilligt zu werden, und daß ſie hiedurch, ohne Nutzen für ihre politiſche und zum Nachtheil ihrer perſönlichen Geltung, der Verletzung eines Gebotes der Schicklichkeit ſich ſchuldig gemacht hat. In den meiſten civiliſirten Ländern verſchließt das Haus, unter deſſen Dache ein Todter ruht, jeder lauten Luſtbarkeit die Thüre, und in England vollends beſchränkt ſich dieſe Rückſicht keineswegs auf die eigentlichen Familienglieder des Hauſes, ſondern erſtreckt ſich auch auf diejenigen, die ſelbſt von den ſtolzen Römern zur Familie gezählt wurden und noch heutigen Tages im freien Amerika zur Familie gehören, auf die Dienſtleute. Eine Einladung in England rückgängig zu machen, weil ein Diener oder eine Dienerin des Hauſes plötzlich geſtorben, iſt Herkommen. Unter dieſen Umſtänden galt das Benehmen der Herzogin mit Recht für ein öffentliches Aergerniß, und die den Ausländern im Allgemeinen nicht ſehr holden Eingeborenen tadelten an der ausländiſchen Fürſtin doppelt, was eine eingeborene Fürſtin ſich nie erlaubt haben würde. Nach ſolchen Vorgängen iſt es leicht begreiflich, daß England dem 24ſten Mai, als dem Tage, der Prinzeſſin Victoria zur Königin mündig macht, mit großer Spannung entgegen ſieht. Entweder muß der König an dieſem Tage der Herzogin von Kent mit dem feſten Willen des Herrſchers entgegentreten, und in Bezug auf das Thun und Laſſen ihrer Tochter ſeinen Willen über den ihrigen ſtellen, oder Prinzeſſin Victoria wird kaum umhin können, wenn auch leiſe, doch verſtändlich genug für das ſcharfe Gehör der Politik, die Grundſätze anzudeuten, die ſie bei Empfang der Krone zur Baſis ihrer Regierung machen will.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 125.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 26. Mai 1837.

Pictoribus atque poëtis
Quidlibet audendi semper fuit aequa potestas.
Horat.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortſetzung.)

Von den Schlachtbildern in Vernets Manier iſt das bedeutendſte Bellangés Schlacht bei Wagram; ich gehe hier etwas in's Detail, um die Darſtellungsweiſe einigermaßen anſchaulich zu machen. Denken Sie ſich eine Leinwand, etwa zwanzig Fuß hoch und eben ſo breit, und auf dieſer nun eine panoramatiſche Anſicht der Schlacht in der ſogenannten Cavalierperſpektive, d. h. von einem Berge oder einer andern Höhe herab geſehen; gerade wie die Merianſchen Schlachtpläne im Theatrum Europäum. Denken Sie ſich ferner auf dieſer ungeheuren Leinwand die Figuren des Vordergrundes höchſtens ſechs Zoll hoch, ſo haben Sie einen ungefähren Begriff von der Ausdehnung dieſer enorm großen Compoſition. Man überſieht eine ungeheure Ebene, im Hintergrunde die Donau und Wien, und auf dieſer Ebene erblickt man nun wie in einem Panorama jene ſchreckliche Schlacht, in der zweimalhunderttauſend Mann gegen einander rangen. Eine Menge epiſodiſcher Details machen ſich im Vor- und Mittelgrund bemerkbar, ohne jedoch dem Totaleindruck des Ganzen zu ſchaden; man ſieht Napoleon auf ſeinem Schimmel, angeſchrien von einem Haufen Verwundeter, den Herzog von Iſtrien, dem das Pferd unter dem Leibe getödtet wird, Davouſt, das Dorf Wagram ſtürmend u. dergl. m. Arrangement, Zeichnung und Malerei dieſes Bildes ſind geiſtreich und lebendig; eine ganz vorn im Vordergrunde durch ein Kornfeld jagende Batterie leichter Artillerie iſt vortrefflich.

Von den für Verſailles beſtimmten Bildern, welche friedliche Sujets behandeln, erwähne ich nur: Rouget: die Trauung Napoleons mit Maria Luiſe; ein mittelmäßiges, höchſt langweiliges, großes Bild mit einer Maſſe Porträtfiguren in Lebensgröße, und dann aus der Geſchichte Louis Philipps die Aufrichtung des Luxor-Obelisken am 25ſten Oktober vorigen Jahrs, von F. Dubois gemalt.

Soviel über die im Salon befindlichen Bilder für das Verſailler Muſeum der Nationalgeſchichte; ich ſpreche ſchließlich den Wunſch und die Hoffnung aus, daß die beſten Werke dieſes Muſeums nicht im Salon ſeyn mögen; denn was davon dort iſt und was ich eben beſprochen, iſt wahrlich nicht ſehr bedeutend. Was nun die andern, nicht für Verſailles beſtellten hiſtoriſchen Bilder des Salons betrifft, ſo kann ich mich über dieſelben kürzer faſſen.

Die Mehrzahl derſelben iſt höchſt unbedeutend; es ſind ebenfalls, größtentheils wenigſtens, Darſtellungen aus der franzöſiſchen Geſchichte. Drei unter dieſen Bildern

zeichnen ſich aus: Monvoiſin's „Conventsſitzung vom neunten Thermidor,“ Rogers „Tod Karls des Kühnen“ und „die Cholera“ von Lafaye.

Monvoiſin's Bild: Conventsſitzung vom neunten Thermidor, hat mich immer vor allen andern hiſtoriſchen Bildern des Salons intereſſirt, obwohl es auf bedeutenden Kunſtwerth eben keinen Anſpruch macht. — Zuerſt iſt es die welthiſtoriſche Bedeutung des dargeſtellten Moments, die mich anzog; dann liebe ich es aber auch aus Aerger über die offiziellen Bilder von Verſailles. Jene Schlachten und Siege ſind zwar höchſt glorreich für die franzöſiſche Nation; was liegt aber der Geſchichte z. B. an einer Handvoll Siege Napoleons, gegen den einen neunten Thermidor gerechnet? Wäre die Hälfte jener Siege Niederlagen geweſen, Frankreich und die übrige Welt wäre doch immer das, was ſie jezt iſt; aber ohne den neunten Thermidor —? Darum kann ich einen kleinen Aerger nicht unterdrücken, daß ſo viele Bilder mit viel unwichtigeren Schlachten und andern Haupt- und Staatsaktionen für Verſailles angefertigt worden, daß man aber, ſo viel ich weiß, an eine Darſtellung des neunten Thermidor nicht gedacht hat. Es wäre ſeltſam, wenn es unterblieben wäre wegen unangenehmer Erinnerungen, welche die Porträts einiger Männer jenes Tags zurückrufen könnten: jener Tag und jene Männer gehören der Geſchichte an, und die Geſchichte enthält für alle Könige, auch für die, welche nicht früher mit Robespierre u. A. perſönlich befreundet waren, unangenehme Erinnerungen, weßhalb ſie auch ſo fleißig ignorirt wird; aber unangenehme Erinnerungen hier in Paris vermeiden wollen, iſt doppelt ſeltſam, hier, wo jeder Stein ſpricht.

Und welch ein Tag war jener neunte Thermidor! Der Wagen der Weltgeſchichte, der ſo lange über Stock und Stein gegangen war, fern von all den ſchön gebahnten Wegen und den hergebrachten Geleiſen, der im wüthenden Galopp davongeriſſen ward, ſo daß mehrere Leute übergefahren wurden und das Leben verloren, und daß denen, welche bis dahin gemeint hatten, ſie wären die Kutſcher und leiteten den Wagen, daß denen von dem tollen Rennen Hören und Sehen verging, oder wie Einige ſagen, daß ihnen Hören und Sehen nun erſt kam — dieſer Wagen that — das war am neunten Thermidor — auf einmal einen Ruck und lenkte um zu den alten Geleiſen. Dieſer Tag hat bewieſen, daß Robespierre kein Staatsmann war, dieſer Tag, den ſeine Fehler herbeigeführt haben. Sein Hauptfehler war die Eitelkeit: er war nicht ehrgeizig, aber eitel. Bei einem Staatsmann iſt der Ehrgeiz kein Fehler, die Eitelkeit aber ein ſehr großer.

(Die Fortſetzung folgt.)

Eine Viſion Swedenborgs.

(Beſchluß.)

Es war ſchon heller Tag, ſo hell nämlich, als er in dem Hauſe des Herrn Petitot zu leuchten pflegte, wohin er den Weg über die hohen Gebirgsgiebel der Nachbarhäuſer nehmen mußte, als ich, aus einem unruhigen Schlummer erwachend, die ſchweren Seidenvorhänge zurückſchlug. Die ſpukhaften Träume der Nacht hatten den mit eichenem Schnitzwerk und vergoldetem Stuck verzierten Raum verlaſſen. Das Bild der Königin färbte ein blaſſer Sonnenſtreif mit einem zarten Erröthen, das der ſtolzen Frau ſehr gut zu Geſichte ſtand.

Ich knöpfte mich in einen weiten Ueberrock, denn der Morgen war kühl, und ich nahm mir vor, noch einen Gang durch die alte Stadt zu machen. Um nach dem Wetter auszuſchauen, trete ich in den Erker, da fällt ein Blick auf den mir gegenüberliegenden Ausbau, und hinter den hellen Scheiben des tief herabgehenden Fenſters drüben ſehe ich eine Dame ſitzen, die Niemand anders ſeyn kann als die Gräfin Ulrike Eleonore. Wahrlich, ſie ſelbſt — es iſt kein Zweifel. Das iſt die große, hohe Geſtalt; ſie ſizt, die rechte Schulter und den Rücken mir zugewendet, ein Buch in den zarten, feingebauten Fingern haltend, in einer weiten Robe von hellgelber Seide, die in wenigen großen, aber prächtigen Falten auf dem Teppich ſich ausbreitet. Ihr Haupt iſt geſenkt und das ſchwarze, geſcheitelte Haar, das in ſchweren Locken herabfällt, läßt den weißen Nacken, den Contour der Wange und das zartgebaute Ohr ſehen. Die alterthümliche Lehne des Stuhls mit dem Schnitzwerk und dem gepreßten Goldleder macht die weichen, ſchönen Formen, die ſich daran ſtützen, nur noch bemerkbarer. Das Ganze mit der Einfaſſung des mit grünen Draperien umſchloſſenen Fenſters bildet ein reizendes Gemälde, in deſſen Anſchauen ich mich ſo ſehr vertiefte, daß ich mehrere Mal Herrn Petitots Morgengruß überhörte und ihn ſelbſt nicht eher bemerkte, als bis er ſein freundliches, rundes Geſicht zwiſchen die ſchöne Gräfin und mich geſchoben hatte.

Er kam, um mich zum Spaziergange abzuholen. „Wie geſchlafen,“ fragte er mich, „in dem Bette der Königin?“ — „Schlecht, liebſter Herr Petitot,“ erwiderte ich, indem ich ihn mit mattem, überwachtem Blicke anſah. „Die Phantome, über die Sie am Tage klagen, haben mich in der Nacht heimgeſucht, und ich verſichere Sie, daß ſie dann noch viel giftigerer und hartnäckigerer Natur ſind, wenn ſie in der Stille und Dunkelheit kommen.“

Herr Petitot lächelte vornehm. „Wir Franzoſen,“ ſagte er, „glauben an keine Geſpenſter; das iſt eine Nationaltugend bei uns. Dazu iſt unſer Blut zu leicht und

unſer Geiſt zu ſpottſüchtig. Haben Sie jemals in Paris von Geſpenſtern gehört? Aber hier in Gothenburg mag es welche geben; ich glaube es wohl. Sind ſie Ihnen etwa heute Nacht in die Nähe gekommen?“ Ich warf einen ſcheuen Blick auf die Chronik, die noch immer mit dem Bildniß des Königs Karl auf dem Tiſch aufgeſchlagen lag, und ſagte ſchnell: „Laſſen wir das, lieber Herr Petitot; Sie ſind ein aufgeklärter Mann noch aus der alten Schule, ich will mich vor Ihnen mit meinen Träumereien nicht compromittiren. Ihre Tochter würde mich ſchon beſſer begreifen, da ſie ohnfehlbar die Romane und Theaterſtücke der neuen Schule lieſt. Aber wie geſagt, laſſen wir das und ſagen Sie mir lieber, was ich von jener ſchönen Geſtalt da drüben im gelben Kleid denken ſoll?“

„Ach die!“ nahm Herr Petitot das Wort. „Die iſt freilich ganz aus der neuen Schule: die arme Perſon iſt verrückt. So hübſch ſie iſt und ſo allerliebſt ſie ſich von Weitem ausnimmt, hat ſie doch in dieſem, von ſchwarzen Locken überhangenen Köpfchen keinen Funken Verſtand. Es iſt ein närriſches Buch in dem zierlichſten Einband, ein verrücktes Liedchen, von den kunſtreichſten Lippen vorgetragen, ein Bild, von einem Meiſter gemalt, aber von einem Stümper überpinſelt, ein —“ — „Ihr Name?“ unterbrach ich den eifrigen Redner im Fluß ſeiner Metaphern. „Ja, der Name,“ erwiderte er mit langſamem, affektirtem Schnarren der Stimme, „der Name kommt nicht über meine Lippen. Das fordern Sie nicht von mir, mein Herr. Voltaire hat herrliche Namen in ſeinem Candide zuſammengebracht. Was ſagen Sie zum Beiſpiel von dem Namen Thonder-ton-tronkh? aber ich ſage Ihnen, der Name der Frau da drüben klingt noch viel gothiſcher als das Landgut des Barons in Weſtphalen.“ — „Alſo es iſt eine verheirathete Dame?“ fragte ich, den Blick immer auf den reizenden Gegenſtand unſerer Unterſuchungen gerichtet. „Wie man's nehmen will,“ erwiderte Herr Petitot ziemlich einfältig. „Der Bräutigam oder der Mann, ein Offizier aus der königlichen Garde, hat ſie am Abend der Hochzeit verlaſſen, weil gerade bei dem heiligen Akte der Trauung, wie man ſagt, ihr Wahnſinn auf eine beſonders excentriſche Weiſe ausgebrochen iſt. Dieſer Wahnſinn hat aber ſeine Quelle von dem Buche her, das Sie dort, in rothen Maroquin gebunden, in den weißen, kleinen Händen der Dame ſehen. Das iſt ein Buch, in dem die ſonderbarſten Dinge ſtehen, ein Buch, das der Staat öffentlich verbrennen ſollte, ein Buch, das nie in die Hand eines Menſchen kommen ſollte, der müſſige, einſame Stunden hat.“ — „Aber mein beſter Herr Petitot, Sie gerathen ja ganz in Eifer. Sollten Sie vielleicht im Stande ſeyn, den Namen dieſes Buches mir anzugeben?“ — „O ja, das bin ich,“ entgegnete der Gefragte. „Es iſt keiner von den völlig unausſprechbaren: der Verfaſſer heißt *Swedenborg*.

Der Name erſchreckte mich. In der Verbindung, wie er hier ausgeſprochen wurde, hatte er etwas Dämoniſches. In dem Moment wandte ſich die junge Dame mir gegenüber, und zwei Augen, in deren himmliſchem Glanze die ganze Theorie der Engel geſchrieben ſtand, ſahen mich mit erſtauntem, fragenden Ausdrucke an. Noch nie hat die Geiſterwelt ſo mächtige Boten an mich abgeſendet als dieſe Augen. Es war nur ein flüchtiger Blick, ſie ſenkten ſich gleich wieder, aber ich glaubte, wie durch ein ſchnelles Licht erleuchtet, die tiefſten Geheimniſſe der Lehre Emanuel Swedenborgs offen vor mir daliegen zu ſehen. — Ich glaubte jezt an die Geſchichte der Gräfin Ulrike Eleonore.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Beſchluß.)

Prinzeſſin Victoria.

Die lezten Oſterferien des Parlaments brachte der fürchterliche O'Connell meiſt in Irland zu. In einer öffentlichen Verſammlung ſprach er dort von der bevorſtehenden Volljährigkeit der muthmaßlichen Thronerbin, und wie zweckgemäß es ſey, ihr beim Antritte derſelben die Ergebenheit, die Geſinnungen und Wünſche des iriſchen Volkes mittelſt Adreſſen zu erkennen zu geben. In allen Diſtrikten liegen jezt Adreſſen zur Unterzeichnung, und es wäre nicht zu verwundern, wenn ſolche, wie ſchon oft geſchehen, der Prinzeſſin auf einem Schiebkarren überbracht werden müßten. Mehrere engliſche Städte haben ähnlichen Entſchluß gefaßt, und ſo handelt es ſich gegenwärtig bloß darum, ob Prinzeſſin Victoria die Deputationen nach Antritt ihrer *bedingten* Mündigkeit wird empfangen dürfen oder nicht? Denn nur in gewiſſer Hinſicht und in ſpezifiſchem Sinne weiſt die engliſche Conſtitution dem muthmaßlichen Erben oder der muthmaßlichen Erbin des Throns nach erfülltem achtzehnten Jahr einen andern Standpunkt an, als früher. Vor dem achtzehnten Jahr nämlich iſt der muthmaßliche Thronerbe, politiſch betrachtet, ein zu Allem unfähiges Kind. Stirbt der König und iſt der Nachfolger noch keine achtzehn Jahre alt, ſo kann er oder ſie keine Handlung des Souveräns anders vollziehen, als durch einen Regenten. Iſt der Nachfolger beim Tode des Königs volle achtzehn Jahre alt, ſo tritt er unverzüglich in alle Vorrechte des Souveräns und regiert kraft ſeines oder ihres angeerbten Rechtes in eigener Perſon. Folgt nun hieraus, daß der muthmaßliche Thronerbe während des zwiſchen dem vollendeten achtzehnten und dem vollendeten ein-und-zwanzigſten Jahre — dem engliſchen Termine des Mündigwerdens — liegenden Zeitraums, politiſch betrachtet, bloß inſofern aufhört ein Kind zu ſeyn, als er oder ſie, im Fall der Thronerledigung, zu Uebernahme und eigener Führung des Regiments *fähig* iſt: ſo ſpringt auch in die Augen, daß, dafern König Wilhelm weder bis zum nächſten 24ſten Mai, noch vor dem erfüllten ein-und-zwanzigſten Jahre der Prinzeſſin Victoria mit Tode abgeht, dieſe, ſtreng genommen, nicht an erſtgenanntem Tage, ſondern

drei Jahre ſpäter ihre Mündigkeit erreicht. Bleibt der Thron beſezt, ſo gilt nach der engliſchen Conſtitution der engliſche Termin der Volljährigkeit, das ein-und-zwanzigſte Jahr, auch für den muthmaßlichen Thronerben: er bleibt bis dahin dem Willen des Herrſchers unterworfen, und ſo unterliegt es keinem Zweifel, daß König Wilhelm Macht und Gewalt hat, das Benehmen der Prinzeſſin bei Gelegenheit ihres nächſten Geburtstags zu regeln, und ihr das Abweiſen aller etwa erſcheinenden Deputationen mit oder ohne Adreſſen zu befehlen. Wird nun der König von ſeinem Rechte Gebrauch machen? wird er der Prinzeſſin befehlen, die Adreſſen entgegenzunehmen, oder abzulehnen? oder wird er ſtillſchweigend das Eine wie das Andere der Discretion der Prinzeſſin überlaſſen? und wenn dieſe ihn um Verhaltungsbefehle bittet, was wird er antworten? Whigs und Tories beſprechen und löſen dieſe Fragen natürlich nach ihren individuellen Wünſchen. „Nein,“ ſagen die Tories, „der König wird den Deputationen jeder Farbe zu erkennen geben laſſen, wie es ſein ſouveräner Wille iſt, daß keine ſolche Annäherung an die Perſon ſeiner Nichte, kein ſo unſchicklicher Verſuch ſtatt finde, der muthmaßlichen Thronerbin im Voraus ein politiſches Glaubensbekenntniß, ein Pfand ihres künftigen Regierungsſyſtems abzudrängen.“ — „O,“ rufen die Whigs, „wir zweifeln gar nicht, daß die häuslichen, unverantwortlichen Rathgeber des Königs ihm ſolches Verfahren andeuten werden; wir bezweifeln auch nicht, daß er in dieſem Sinne handeln wird. Allein das behaupten wir, wenn der König ſeine verantwortlichen Miniſter hören will, ſo werden dieſe ihm ein entgegengeſeztes Verfahren anrathen, und der König würde dann beſſer thun, ihrem Rathe zu folgen. Was gewinnt er durch das Verbot? Er beſtätigt die Volksmeinung, daß Prinzeſſin Victoria nicht mit ihm, ſondern mit der Mehrzahl des Volkes ſtimmt, und erreicht gerade das Gegentheil von dem, was er bezweckt. Er wünſcht die Adreſſen zu unterdrücken, und hunderttauſendfach werden ſie im Volke umhergehen, und was ſeinem Befehle gemäß Prinzeſſin Victoria nicht entgegennehmen darf, das wird ſie zweimal leſen und dreifach erwägen.“ — Wir wollen ſehen, welchem der Rechenmeiſter der Entſchluß des Königs am 24ſten Mai Recht gibt. W. S.

Rom, Mai.

(Fortſezung.)

Taſſo und Eleonore.

Es kann nicht geleugnet werden, daß Taſſo in der Prinzeſſin Eleonore eine treue und wachſame Rathgeberin in ſeinen oft verwickelten und gefährdeten Angelegenheiten am Hofe und in der Welt beſaß. In vielen Fällen ſcheint er ihrer durchgehends richtigen und leidenſchaftsloſen Anſicht, ihrem Blicke, der klarer war als der ſeine, Folge geleiſtet zu haben; wohl ihm, wenn er es immer gethan hätte! Aber ſein Leichtſinn und ſeine unverzeihliche Unvorſichtigkeit (wenn man ſein unerklärliches Benehmen nicht mit einem härtern Namen belegen will) ſtürzten ihn in den bodenloſen Abgrund. Auch dann, als das Ungewitter, welches er ſelber heraufbeſchworen geholfen, ſich entlud, wandte Eleonore, deren Ruf er ſo wenig geſchont, ſich nicht von ihm ab. Sie half ihm zur Flucht aus dem Kloſter S. Franceſco, im Moment, wo er in's Irrenhaus gebracht werden ſollte; das zweite Mal war er taub gegen ihre Warnung, oder wurde durch unbekannte Umſtände am Entkommen gehindert, und in S. Anna beweinte er jahrelang das Geſchick, das er ſelbſt verſchuldet. Daß Reue und Gewiſſensbiſſe die Prinzeſſin quälten, wiſſen wir durch ihre eigenen Worte. Zwei Jahre nach Taſſo's Einſperrung ſtarb ſie, in einem Alter von fünf-und-vierzig Jahren. Taſſo gedenkt ihrer und ihres Todes nicht mit einer Zeile; er mochte glauben, ihr Herz ſey ihm entfremdet, weil ihm keine Tröſtung von ihr zukam. Wer aber kann ihre Lage und die Hinderniſſe beurtheilen, mit denen ſie einerſeits durch ihren Bruder, anderſeits durch den Kerkermeiſter, den Prior Agoſtino Moſti, umgeben war? Ein Blatt iſt übrig, auf welchem ſie ſich bei Alphons für den Gefangenen verwendet, freilich iſt die Verwendung ſehr lakoniſch. Es iſt das Sonett: Figlie d' Alcide ad immatura morte, welches der Unglückliche den Prinzeſſinnen ſandte. Unten ſteht: Lucrezia fa le sue raccommandagioni, dann: Ed Leonora fa le sue. Von der Villa Bel Riguardo aber, wohin das Blatt dem Herzoge zugeſandt worden war, kam es zurück mit der einzigen Antwortzeile: E perchè non le facciano più, fa le sue Alfonso.

Roſini iſt in ſeiner intereſſanten Schrift über die Urſachen von Taſſo's Gefangenſchaft zu dem Reſultate gekommen, daß zu freie Verſe der Grund derſelben geweſen ſeyen. Aus des Dichters eigenen Bekenntniſſen geht dies hervor. Unter den erwähnten Manuſcripten finden wir die Verſe, und es bleibt keinem Zweifel unterworfen, an wen ſie gerichtet waren. Nicht ohne ſchmerzliche Empfindung kann man dieſe Papiere und Briefſchaften durchſehen. Nachdem das ſchlecht bewahrte Geheimniß zum Theil offenkundig geworden war, leiſtete Taſſo, vom Herzog in die Enge getrieben, dieſem einen Eid, Alles von ihm Geſchriebene und Erzählte ſey erdichtet und eine Ausgeburt der Phantaſie; er willigte ein, ſich für geiſtesabweſend erklären und in einem Kloſter heilen zu laſſen. Daß dieſe Sache im erſten Augenblick weniger Aufſehen erregte, als man vermuthen könnte, liegt wohl in dem Umſtande, daß die ganze Verhandlung ſehr geheimnißvoll war, und der Dichter ſchon früher durch ſein reizbares und unſtätes Weſen, ſeinen „Umor malinconico,“ wie ſeine Zeitgenoſſen es nannten, zu manchen ſonderbaren Scenen Veranlaſſung gegeben hatte. Aber die Prüfung dünkte dem Ungeduldigen bald zu hart; er begann ſich zu ängſtigen, er widerrief, was er geſchworen, als er ſah, daß ſeine Bitten unerhört blieben, er beleidigte den Herzog auf das Gröblichſte, entging (wie ſchon geſagt) der über ihn verhängten Strafe durch die Flucht, kehrte zurück, ſey es nun aus eigenem Antriebe oder in die Falle gelockt, und überlieferte ſich ſelbſt durch neue Inconſequenzen in die Hände ſeiner Gegner. Man würde ſich in großer Verlegenheit befinden, wenn man bei einem Taſſo den gewöhnlichen Maßſtab anlegen wollte und müßte. Noch nach ſieben Jahren, längſt nach der Prinzeſſin Tode, war Alphons ſo gereizt gegen ihn, daß er, als ein Fürſt nach dem andern ihm vorſtellte, er könne ſeinen Gefangenen unmöglich länger für verrückt ausgeben, in dem an Guarini erlaſſenen Befehle, die Aktenſtücke zum Proceß zuſammenzuſtellen, mit eigener Hand ſchrieb: er thue es, damit man ſich überzeuge, daß die fürſtliche Ehre nicht geſtatte, daß dieſem Manne ein ander Loos zu Theil werde, und daß er auch dies nur ſeiner großen Barmherzigkeit zu danken habe. Nur dem Kunſtgriff Guarini's, wodurch ein Theil der Papiere unterſchlagen wurde, verdankte Taſſo ſeine Befreiung.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 126.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 27. Mai 1837.

> Den Himmel und die Hölle birgt die Bruſt;
> Vom Engelslächeln zum Gebrüll des Teufels
> Iſt nur ein Augenblick.
>
> Milton.

Lieder aus Italien.

Der gefangene Räuber.

Von Sabinerbergen nieder
Wallt das braune Räuberweib,
Schmiegend ihres Knäbleins Glieder
Sorglich feſt an ihren Leib.

Wie ſie tritt durch Roma's Pforte,
Glocken, Trommeln und Gebet!
Iſt's ein Feſt, iſt Markt am Orte?
Beides hier gar nahe ſteht!

Affen, Charlatane, Springer,
Auf dem Seile Gauklertritt!
Jezt an fremder Beſtien Zwinger
Lenkt das Räuberweib den Schritt.

Ab und auf in wildem Satze
Tobt ein Königstiger hier,
An den Käficht ſchlägt die Tatze,
Glühend flammt das Aug' dem Thier.

„Mutter, warum ſperrt dies gute,
Schöne Thier ſo feſt man ein?“
„„Kind, weil's durſtig lechzt nach Blute,
Weil's unbändig, wild im Frein.““

Ruhig nebendran im Bauer
Sizt ein fremdes Täublein zart,
Senkt das Haupt in milder Trauer
In's Gefieder weißbehaart.

„Mutter, warum ſchließt dies gute,
Fromme Vöglein auch man ein?
Dieſes lechzt doch nicht nach Blute?“
„„Kind, weil's trägt zwei Flügelein.““ —

Kapitols Steintreppen ſtiegen
Sie jezt auf im Menſchenſtrom,
Wo du ſahſt nach Kränzen fliegen
Deine alte Kraft einſt, Rom!

Wo du jezt auch deine echte,
Rauhe, ungeſchwächte Kraft,
Doch geſahn, in Kerkernächte,
Deine Räuber, hingeſchafft!

Seht an's Fenſter klimmen einen
Der Gefangnen, pfeilgeſchwind!
Zu ihm hebt das Weib den Kleinen:
Siehe deinen Vater, Kind!

Und zum Kind durch Eiſenſtangen
Blickt der Mann ſo blaß und mild,
Küßt es lachend, ob die Wangen
Auch ein Thränenſtrom durchquillt;

Hat es an den Mund geriſſen,
Herzt das Kind, faſt möcht' es ſchrei'n,
Doch da hat es denken müſſen
Dort der Taube, fromm und rein.

Doch wie Lebewohl ſie ſagen,
Sträubt ſein Haar ſich auf in Wuth,
Seine Fäuſt' an's Gitter ſchlagen,
Und ſein Auge rollt in Gluth.

Ach, des Kindes Arm' umſchließen
Scheu die Mutter, angſterfüllt;
Da hat bang es denken müſſen
Dort des Königstigers wild.

Molo di Gaeta.

Wenn ich zur See ein Schiffer wäre,
Vorbei dies Ufer könnt' ich nie!
Je hellre Luft, je ſtillre Meere,
So ſichrer litt' ich Schiffbruch hie!

Willſt du, o Herr, nicht, daß ich ſtrande,
Thürm' auf im Sturm den Wogenſchwall,
Verhüll in Nebel dieſe Lande,
Gürt um's Geſtad der Brandung Wall!

Denn dieſer Sturm von Sonnenlüſten,
Von Blüthengluth und Lorbeernacht,
Von Schmeichelwinden, Frühlingsdüften
Iſt's, der mich hier noch ſcheitern macht.

Viel tauſend Blumenfeſſeln ſchwingt es
Von jenen Bergen her nach mir,
In Lüften rauſcht's, aus Büſchen ſingt es:
O bleibe hier, o bleibe hier!

Maid vom Gebirge, deine Augen,
Leitſterne, dran mein Blick gebannt,
Sie mochten diesmal eben taugen,
Mein Schiff zu locken auf den Strand.

Weh, von den glühenden Granaten
Geſchoſſen wird es in den Grund!
Geentert wird es von Piraten,
Den Blüthenranken, kriegriſch bunt!

Sie ſpringen an des Bords Altane,
Und klettern rings empor in Haſt,
Die Roſe, deine Flaggenfahne,
Zu pflanzen auf Kaſtell und Maſt.

Dann laß mich ruhn vor deiner Schwelle,
Und ſchaun auf's weite Meergebiet,
Und in dein Aug', das tiefe, helle,
Und ſingen laut mein Schifferlied.

Von deinen Bergen hat nie einer
Gehorcht von Meer und Sturm dem Klang,
Und von Schiffbrüch'gen hat noch keiner
Geſtimmt ſo fröhlichen Geſang.

Anaſtaſius Grün.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortſetzung.)

Robespierre's Eitelkeit war durch mehrere Vorgänge im Frühling 1794 gekränkt worden; ſtatt zu handeln, ſchmollte er wie ein gekränktes Weib. Beinahe zwei Monate verlor er mit dieſem müßigen Schmollen, und ſeine Feinde nützten die Zeit, die er verlor. Als er nun endlich ſah, es ſey Gefahr im Verzuge und er müſſe handeln, da hatten jene indeß ſo viel Muth und damit auch Kraft gewonnen, daß ſie, die er früher hätte erdrücken können, ihn überwanden, als es zum Kampfe kam. Es war ein ungeheurer Kampf, ein Ringen auf Leben und Tod, am neunten Thermidor 1794. Es war aber nicht bloß der Mann und ſeine Partei, die an dieſem Tage unterlagen, es war das Princip, das mit ihm fiel. Robespierre war die fleiſchgewordene Revolution, die tyranniſch und voller Schrecken über Frankreich herrſchte. Darum, als Robespierre unterlag, unterlag auch die Revolution, und das iſt die Bedeutung des neunten Thermidor für die Geſchichte.

Nach dieſen Betrachtungen, die Sie meinem Aerger, dieſen Gegenſtand nicht für die hiſtoriſche Galerie von Verſailles behandelt zu ſehen, zu Gute halten müſſen, gehe ich zu dem Monvoiſinſchen Bilde über, das durch eine Maſſe Porträts ein doppeltes Intereſſe hat. — Der Künſtler führt uns mitten in die Stürme jener Sitzung. Von der rechten Seite bis in die Mitte des Bildes ziehen ſich, amphitheatraliſch in die Höhe ſteigend, die Sitze der Conventsmitglieder, jene Bänke, von denen die obern die fürchterliche „Montagne“ ausmachten, während die untern „Plaine“ und „Marais“ genannt wurden. In der Mitte erblickt man die Rednertribüne, über ihr die des Präſidenten mit den Sitzen der Sekretärs. So viel über

das bei dieſem Gegenſtande ſo ſchwierige Arrangement des Lokals. Der dargeſtellte Moment iſt, wie Robespierre vergebens das Wort verlangt, wie er, von Allen verlaſſen, unter den Verwünſchungen ſeiner Feinde erliegt und der Convent auf Talliens Antrag das Anklagedekret gegen ihn erläßt. Der Convent iſt in wildeſter Verwirrung. Vergeblich bewegt Thuriot, der den Präſidentenſtuhl in dieſem Augenblick einnimmt, die Ordnung gebietende Klingel. Auf der Rednertribüne ſteht Tallien, einer der Hauptfaiſeurs des neunten Thermidor; Tallien, „à qui l'excès de la peur avait donné du courage;“ umgeben von ſeinen Freunden, ſchwingt er den Dolch, womit er den Tyrannen zu ermorden droht, wenn der Convent nicht das Anklagedekret erlaſſe. St. Juſt, der enthuſiaſtiſche Verehrer Robespierres, hat eine Rede gehalten, um ſeinen Freund, ſein Idol zu rechtfertigen und deſſen Feinde anzuklagen, er kann die Rede aber nicht vollenden und wird von der Tribüne herabgeſtoßen, die von der Gegenpartei occupirt wird. Unter der Tribüne nun, dem Vordergrunde zu, erblicken wir die Hauptperſon des Tages, den fürchterlichen Pedanten, den blutigen Doktrinär Maximilian Robespierre; der Zauber, der ihn umgab, iſt gewichen, wo er früher nur ergebene Bewunderer und enthuſiaſtiſches Beifallrufen traf, findet er jezt Verwünſchungen und Anklagen und wüthende Feinde. Vergebens hat er vom Präſidenten das Wort verlangt, alle ſeine Feinde erhalten es, nur er nicht, ſeine Montagnards fallen von ihm ab, da erniedrigt er ſich und wendet ſich zu den Männern der „Plaine,“ die er ſo ſehr verachtet hat, und fordert deren Beiſtand gegen jene „Räuber;“ ein Stillſchweigen der Verachtung iſt die Antwort. Vergebens apoſtrophirt er auf's Heftigſte den Präſidenten, das Gebrüll ſeiner Feinde übertäubt ihn, das ſchreckliche Anklagedekret wird votirt, die Stimme ſelbſt verſagt ihm, „es iſt Danton's Blut, das dich erſtickt!“ ruft ihm Einer zu; ſo unterliegt er. Monvoiſin hat ihn dargeſtellt, wie er Hülfe fordernd ſeine Hand gegen die „Plaine“ ausſtreckt; ſein häßliches Geſicht iſt von Wuth verzerrt. Neben ihm ſizt auf einem Trageſſel der gelähmte Couthon im Schlafrock; der jüngere Robespierre ſteht neben ſeinem Bruder und erklärt, daß er deſſen Schickſal theilen wolle, Lebas ebenſo. Dieſe Gruppe iſt umgeben von feindlich geſinnten Conventsmitgliedern, die mit Verwünſchungen auf ſie einſtürmen. Links im Vordergrunde einzelne Gruppen Deputirter, Merlin de Thionville mit Schnurrbart, Federhut und Säbel, Legendre und Andere, Alle in heftiger Theilnahme an den Vorgängen. Etwas geſondert von ihnen ſteht einzeln ein Mann, gepuderten Hauptes, im braunen Frack; er hat in jeder Hand ein Papier, und ſeine Mienen drücken Angſt und Ungewißheit aus. Das iſt Barrère, der Anakreon der Guillotine. Die Kämpfe des neunten Thermidor waren vorauszuſehen; es war nur die Frage, wer ſiegen würde, der Convent oder Robespierre, der die Zauber ſeines ſo lange gefürchteten Namens und die Commune für ſich hatte. Barrère hatte ſich — ſo erzählt eine verläumderiſche Sage — vorgeſehen, und zwei Reden mit in die Sitzung genommen, eine *für* Robespierre, die andere *gegen* ihn. Von dieſer leztern machte er nachher Gebrauch. Der Künſtler hat dieſe Tradition benuzt.

Das ſind etwa die Hauptgruppen dieſes figurenreichen Bildes, auf dem faſt keiner der Männer fehlt, die damals eine Rolle ſpielten. Alle ſind, wie ich ſchon erzählt habe, Porträts. Die Figuren des Vordergrundes ſind etwa fünfzehn Zoll hoch. Die Aufgabe, die ſich *Monvoiſin* geſtellt hatte, war gewiß eine höchſt ſchwierige, und wenn ſein Bild auch vielleicht in mancher Hinſicht einige Schwächen zeigt, ſo muß man doch geſtehen, der Künſtler hat ſeine Aufgabe trefflich gelöst. Die Compoſition iſt höchſt lebendig, das Licht glücklich genug arrangirt. Den böſen Punkt der Coſtüme hat er mit vielem Geſchick überwunden: die Coſtüme ſind faſt durchaus ſehr getreu, und doch meiſt ſehr maleriſch behandelt, und die Einförmigkeit derſelben iſt glücklich vermieden; eben ſo ſollen die vielen Porträts meiſt ſehr ähnlich ſeyn. St. Juſt iſt wohl zu jugendlich dargeſtellt; er war zwar noch ſehr jung, aber hier erſcheint ſein Geſicht faſt knabenhaft. Zu tadeln iſt vielleicht, daß die meiſten Geſichter einen zu gleichförmigen Ausdruck haben, den der Wuth, oder vielmehr, daß der Künſtler für die Darſtellung dieſer Erregung faſt nur einen einzigen Typus hat. Obgleich nun alle Beiwerke, Coſtüme u. dgl., mit einer bei einem ſolchen Bilde ſehr lobenswerthen Genauigkeit und Treue beachtet ſind, obgleich man nichts vermißt, nicht einmal das Schooßhündchen des abſcheulichen Couthon, das er ſtets in ſeinem ſchmutzigen Schlafrocke trug, das ihn ſelbſt in den Convent begleitete, und das wir hier unter dem Trageſſel ſeines Herrn ſich ängſtlich ducken ſehen, als wenn es wüßte, daß bei dem Lärm rund umher es ſich auch mit um *ſein* Brod handle, obgleich der Künſtler in dieſen Sachen mit vieler Ueberlegung zu Werke gegangen iſt, ſo habe ich doch einen Fehler im Coſtüme bemerkt, der mich ſehr geärgert hat. Da kein Journalkritiker, die ſonſt weit geringfügigere Sachen mit wichtiger Miene traktiren, dieſen Verſtoß beachtet hat, ſo hatte ich die Abſicht, eine hiſtoriſche Abhandlung über denſelben für ein hieſiges Journal zu ſchreiben; allerlei Umſtände haben mich aber von dieſem Vorſatze abgebracht, was mir jezt, da der Salon ſeinem Schluſſe nahe iſt, eigentlich leid thut. Ihnen wird die Sache nicht ſo bedeutend erſcheinen: hier aber, wo man auf hiſtoriſche Treue in ſolchen *Nebenſachen* wahrhaft ängſtlich hält, iſt dieſelbe ſchon der Mühe werth. Jener Fehler betrifft das Coſtüme Robespierre's.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, Mai.

(Beſchluß.)

Taſſo und Eleonore. Ausgaben alter italieniſcher Dichter.

In einem Korreſpondenzartikel, wie der gegenwärtige, iſt es nicht möglich, über alle dieſe Umſtände, wie über des Dichters Stellung am Hofe zu Ferrara im Allgemeinen, und zu Eleonorens Schweſter, der Herzogin Lucrezia von Urbino, im Beſondern, auch nur in der Kürze ſich zu verbreiten. Vielleicht findet ſich ein andermal Gelegenheit dazu. Eine eigentliche Geſchichtserzählung könnte aber nur durch Benuzung ſämmtlicher Handſchriften möglich gemacht werden, woran für jezt nicht zu denken iſt. Die Sammlung derſelben iſt bei weitem reicher und bedeutender, als man glauben möchte: ſie beſteht aus einer Menge ungedruckter Poeſien und Entwürfe, aus Briefen Taſſo's und vieler Zeitgenoſſen, Notizenbüchern, ſelbſt Stickereien u. a. d. An der Authentizität zweifelt Niemand mehr, ſeitdem die Geſchichte der Manuſcripte völlig bekannt geworden iſt. Der Inhalt ſelbſt zeugt aber ſchon hinlänglich für die Echtheit. Der Großherzog von Toskana hatte einmal die Abſicht, die ganze Sammlung zu kaufen, aber die Unterhandlung zerſchlug ſich wieder. Jezt hat der Beſizer begonnen, eine Auswahl derſelben mit geſchichtlichen Erläuterungen, Facſimile's und Bildniſſen herauszugeben, deren erſtes Heft, welches ſich ausſchließlich mit Lucrezien von Eſte beſchäftigt, kürzlich erſchienen iſt. Der Fortgang dieſes Unternehmens bietet mir wohl Gelegenheit, ſpäter darauf zurückzukommen.

Man wird ſchon aus den kurzen obigen Andeutungen erſehen haben, daß für einen dereinſtigen Herausgeber der lyriſchen Gedichte Torquato Taſſo's noch ſehr Vieles zu thun bleibt. Derjenige, welcher ſich in unſern Tagen die meiſten Verdienſte um dieſen Autor erworben hat, iſt Profeſſor Roſini zu Piſa, der Verfaſſer der Nonne von Monza und der Luiſe Strozzi. Das höchſt mittelmäßige Schauſpiel „Torquato Taſſo," in welchem er nicht glücklicher geweſen iſt, als Goldoni und Nota, hätte man ihm allenfalls mit Freuden erlaſſen. Mit vielleicht nur einer glänzenden Ausnahme, iſt der arme Taſſo überhaupt auf der Bühne ſo unglücklich geweſen, wie im Leben. Ueber Italiener, Franzoſen, Deutſche, Skandinavier hat er ſich um die Wette zu beklagen. Nun hat ihn, nach allem poetiſchen Ach und Weh, der Maeſtro Donizetti auch endlich muſikaliſch jammern laſſen, ohne daß es ihm beſſer geglückt wäre, als ſeinen Nebenbuhlern in Poeſie und Proſa. — In ſeiner lezten Ausgabe der Gedichte hat Roſini auch die Varianten der Modeneſiſchen Manuſcripte benuzt, und ſich darüber in einen eben ſo ärgerlichen als unnützen Streit mit dem bekannten Antiquar Carredoni verwickelt; denn die italieniſchen Gelehrten zanken ſich eben ſo gerne und mit gleicher Erbitterung und Hintanſezung alles Anſtandes, wie die deutſchen. Carredoni könnte gewiß Manches mittheilen, aber er ſcheint die ſogenannte Ehre des Hauſes Eſte, welche durch eine gewiſſenhafte Aufdeckung des Thatbeſtandes wahrſcheinlich weniger leiden würde, als durch unzureichende Verheimlichung, mit einer Aengſtlichkeit zu hüten, daß von ihm wenig zu erwarten ſeyn würde, ſelbſt wenn ihm, was wohl nicht der Fall iſt, die Hände frei gelaſſen wären. Die Herausgabe des von Guarini 1586 über Taſſo erſtatteten Berichts, deſſen Original ſich im Eſtenſiſchen Archiv befindet, wäre ſehr wünſchenswerth. Wenn übrigens die Ausgaben der Werke eines verhältnißmäßig neuern Dichters ſo mangelhaft ſind, ſo kann man ſich vorſtellen, daß es mit den ältern nicht glänzend ausſieht. Hier bietet ſich nun der Kritik ein unermeßliches Feld dar. Wie mangelhaft die bisherigen Drucke der frühern Trecentiſten ſind, hat Karl Witte einmal durch einige Beiſpiele gezeigt. Dante's Lyrica liegen noch gewaltig im Argen; vor einiger Zeit ward in Florenz eine neue Ausgabe veranſtaltet, die mir aber noch nicht zu Geſicht gekommen iſt. In Rom iſt es nicht immer leicht, ſich das zu verſchaffen, was in Toskana und in der Lombardei gedruckt wird. Ja Bücher, die in Perugia oder Macerata erſchienen ſind, kann man bisweilen nur dann erlangen, wenn man Bekannte an dieſen Orten hat. Der Buchhandel iſt bloße Krämerei. Doch, um auf Dante zurückzukommen, wie lange war der Text der Vita nuova und des Convito völlig unlesbar! Um die Divina Commedia haben Tauſende ſich bemüht, und doch bleibt ſelbſt hier Manches zu thun. Petrarca iſt, wie man glaubt, mindeſtens in unſern Tagen beſſer gefahren, und man folgt ſo ziemlich allgemein der Ausgabe Marſands. Das von dieſem Paduaner Profeſſor herausgegebene Verzeichniß der italieniſchen Codices der Pariſer Bibliothek iſt aber, bei allem Sammlerfleiß, ſo höchſt unkritiſch, daß es für ſeine Arbeiten zur Herſtellung des Textes der Geſänge zum Lobe Madonna Laura's kein günſtiges Vorurtheil zu erwecken im Stande iſt.

Rt.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 120.

Der Gewitterſturm.

Räthſel.

Wie heißt der Wunderdoktor doch,
Er liegt in einem tiefen Loch,
Und wenn er kommt an's Tageslicht,
So ſiehſt du gern ſein hell Geſicht.

Und läuft er in ein wildes Haus,
Wie ſchreit er roh aus dem heraus!
Doch findet er ein zärtlich Herz,
Wie weint er da vor Liebesſchmerz!

Und ſtößt er auf ein luſtig Blut,
So lacht er, daß ihm's wehe thut.
Doch bei dem Melancholikus
Spricht er nur Aerger und Verdruß.

Er hat manch ſchöne Cur gethan,
Vom Tod gerettet manchen Mann,
Doch auch, obwohl er immer lacht,
Viel treue Kunden umgebracht.

Als Junge hat er ausgetobt,
Als Mann die beſte Kraft erprobt,
Und wenn er milder wird als Greis,
Verdienet er den erſten Preis.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 127.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 29. Mai 1837.

Waken, lords and ladies gay!
The mist has left the mountain gray,
Springlets in the dawn are streaming,
Diamonds on the brake are gleaming;
And foresters have busy been,
To track the buck in thicket green;
Now we kome to chaunt our lay:
„Waken, lords and ladies gay!“

Walter Scott.

Das Waidwerk.

Von W. v. Chézy.

Zweiter Artikel.

Die Parforcejagd, deren Gegenſtände der Hirſch, und dann nebenbei das Wildſchwein ſind, hat noch viel von jenem kecken Anſtrich, von jener vorwärtsſtrebenden Raſtloſigkeit, welche das Waidwerk des Mittelalters auszeichneten, bei welchem, wie wir ſchon erwähnten, nicht die Pracht des Geleites und der Anordnung für das eigentliche Vergnügen galt; denn jeglicher begehrte, mit eigener Mühe und Gefahr das Wild ſelbſt zu finden und zu fällen, wie wir vom ſtarken Sigfried im Nibelungenlied leſen, und vom ritterlichen Kaiſer Max vielfach vernehmen. Davon nun ging in ſpätern Zeiten noch Manches auf die deutſche Jagd über, das ſich wieder nach und nach verlor, oder noch verliert, wie auch die franzöſiſche Parforcejagd von ihrem eigenthümlichen Gepräge vielleicht Einiges eingebüßt hat, aber nichtsdeſtoweniger ein echt adeliges Vergnügen bleibt. Wenn die engliſche Fuchshetzerei Pferde und Hunde zur Hauptſache macht, ſo hat ſie darin Aehnlichkeit mit der Parforcejagd, nur daß die leztere edler iſt, nicht allein in Hinſicht auf ihren Gegenſtand, ſondern auch, weil ſie auf gut waidmänniſch betrieben wird.

Die Erziehung und Verpflegung der Hunde iſt eine ſchwierige Angelegenheit, und mindeſtens eben ſo wichtig als die eigentliche Dreſſur. Sie müſſen im Zwinger gehalten werden, geſunde, ſtets reinliche und trockene Ställe bewohnen, und je für eine gewiſſe Anzahl von Jungen iſt es ſogar nothwendig, eine eigene Milchkuh zu haben, ſo daß eine mannichfache Bedienung durch ſie in Anſpruch genommen wird. Die beſten Parforcehunde ſind die engliſchen und franzöſiſchen, die bei ſtarkem, gedrungenem Körperbau dennoch ſehr flüchtig ſind. In England wird bei den Meuten Alles auf die Reinheit der Racen gehalten, und es iſt in der That bejammernswerth, daß dort eine ſo große Anzahl der vortrefflichſten Hunde zu nichts Anderm verwendet wird, als den Fuchs über Stock und Stein zu ſprengen. Derſelbe Fall iſt es mit den engliſchen Pferden, ſo daß für das jezt übliche tolle Hetzen der Fuchsjäger ein halbzüchtiges gar nicht mehr ausreicht, während ſchon ein ſolches für die Parforcejagd ſich vortrefflich eignet, und ſogar vor den Vollblutpferden manchen Vorzug, in Rückſicht auf ſeine Beſtimmung, beſizt; denn wenn es gut zugeritten wird, iſt es gelenkig auf dem Vordertheil und ſezt ſich gern auf die Hanken, welche beide Eigenſchaften ein brittiſcher Reiter ſelten zu ſchätzen weiß; er verlangt einzig und allein von ſeinem Roß die Schnelligkeit des Vogelflugs und die Fähigkeit, über die höchſten Hecken und die breiteſten Gräben zu ſetzen, zu

welchem Behufe er hin und wieder Vollblutpferde gebraucht, meiſt aber Stutzſchweiſe (Cock-tails), die entſtehen, wenn ein von einem edelblütigen und einem halbblütigen Thiere abſtammendes Pferd wieder mit reinem Blut gepaart wird. Das gewöhnliche engliſche Jagdpferd, wenn es auch nur von einem Halbbluthengſt und einem Zugpferd ſtammt, iſt ein ſchönes und kraftvolles Thier, ſieht ſtattlich aus und trägt den Kopf gar ſtolz auf dem langen Hals, wobei der Nacken leicht gebogen erſcheint. Doch bedürfen wir heutzutage keiner engliſchen Zucht mehr, da in verſchiedenen Gegenden des Feſtlandes ganz vortreffliche Thiere zu finden ſind, bis auf die eigentlichen Rennpferde, denn in dieſem Fach behaupten die Racen von Newmarket immer noch den Vorzug.

Schon mit der erſten diätetiſchen Erziehung der Parforcehunde beginnen auch die Anfangsgründe der Dreſſur, indem diejenigen, welche eine Meute ausmachen ſollen, im Zwinger ſo viel als möglich zuſammengewöhnt, und ſchon ſehr frühe zu Gehorſam und Aufmerkſamkeit angehalten werden. Im vierten Monat bereits werden ſie je zu zweien an einen alten Hund gekoppelt, auf die Art, daß ein Weibchen zwei junge Männchen, und umgekehrt, ein Männchen zwei Weibchen zu führen hat. Von da an geht die Dreſſur immer weiter, bis endlich die Meute durch das Trainjagen ganz ferm gemacht wird; das Trainjagen aber geſchieht auf künſtlicher Fährte, die ein Jäger hervorbringt, indem er die Läufe eines kurz vorher geſchoſſenen Hirſches an der Leine hinter ſich herſchleppt, in raſchem Trabe fortreitet, und ſowohl den Anfang dieſer künſtlichen Fährte, als auch die Widerſprünge und Rückgänge verbricht (mit einem Bruch bezeichnet), ſo daß die nachfolgenden Jäger ganz genau ſehen können, ob die Meute die Spur einhält, und im Stande ſind, die vorkommenden Fehler zu verbeſſern. Auf dieſe Weiſe hat die Jägerei vollauf zu thun, um die Meute abzurichten, nicht geringe Arbeit durch die Dreſſur der Pferde und durch andere Pflichten, unter denen das Suchen und Beſtätigen mit dem Leithund eine der wichtigſten iſt; dafür aber iſt der Tag der Jagd auch wieder ein Ehrentag und ein Feſt für ſie, der für alle aufgewendete Mühe und Arbeit reichlich entſchädigt.

Die glänzende Geſellſchaft, welche ſich auf dem Stelldichein verſammelt, zählt ſchwerlich ſo viel der edelſten und theuerſten Pferde, als ſie ſich bei Melton-Mowbray ſchaaren; dafür aber ſitzen in den Sätteln Reiter, die ſich ſtolz neben den vorgebeugten, ſitzloſen Fuchshetzern dürfen ſehen laſſen, während ſie dabei noch die Zuverſicht hegen können, hinter einer wohlgeordneten und geleiteten Jagd ihren kecken Ritt zu machen; ſie wiſſen bereits, wo der Hirſch ſteht, der heute auserſehen worden, und wie viel Enden er zählt, und keiner von ihnen denkt daran, die Ordnung zu ſtören, ſondern ſie laſſen die Jägerei und die Meute voranziehen und horchen fleißig auf die Zeichen, welche das Geläut der jagenden Hunde, die Hornfanfaren der Jäger ihnen geben, ſobald der Hirſch lancirt (aufgeſprengt) und etwa von anderm Wild abgeſondert worden, ſeinen Stand verlaſſen und ſich in ein Dickicht gezogen hat. Nun werden die Lancirhunde geſtoppt,* die Meute unter dem Blaſen zur Anjagd auf die Fährte gelegt und, ſobald ſie Laut gibt, die Fanfare „bonne chasse“ geblaſen, worauf die edlen Jäger ſich theilen, um auf allen Seiten vorzugreifen und wo möglich den Jagdhirſch zu Geſicht zu bekommen. Die rüſtigern wagen ſich durch das Dickicht, die bequemern bleiben meiſt auf den gelichteten Alleen, auf denen auch in leichten Wagen die Damen nachfahren können, obſchon juſt dieſe, keck durch ein ſtattliches Amazonenkleid, gar oft ſich den erſtern geſellen, und den Platz im Wagen alten Herren überlaſſen. Nun aber kommt es darauf an, daß die Jägerei alle Aufmerkſamkeit anwende, um die Hunde auf der richtigen Fährte zu halten, und um ſtets ihrer Sache gewiß zu ſeyn, wenn ſie der Geſellſchaft ein Zeichen zu geben hat; denn ein falſch angebrachter Ruf der Fanfare verwirrt die Jagd, und kann ſie auch ganz verderben.

(Die Fortſetzung folgt.)

* „Stoppen“ iſt ein gutes, altes Wort, aber jezt nur noch im Hochdeutſchen in der Jägerſprache gebräuchlich, wo es heißt: die Hunde anhalten.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortſetzung.)

Robespierre iſt auf Monvoiſins Bilde ganz hiſtoriſch getreu coſtümirt, wie die Memoiren erzählen, daß er an jenem Tage gekleidet war. Er trug ſeinen blauen Frack und die Weſte mit den großen Klappen, und Nankinhoſen — es war ein heißer Julitag — und dabei weiße Strümpfe und Schuhe. Es wird in den Memoiren expreß bemerkt, daß es daſſelbe Coſtüm war, welches er als Oberprieſter am Feſte des höchſten Weſens, dem Tage ſeines höchſten Triumphes, getragen hatte. Als er nach langem Schmollen am neunten Thermidor wieder im Convent erſchien, hatte er ſein beſtes Zeug angezogen, voller Hoffnung des Sieges. Jenes Coſtüm hatte zwar ſchon zu einer andern Feſtlichkeit gedient, vielleicht aber hatte er es abſichtlich gewählt, um durch daſſelbe an jenen Tag des Triumphes zu erinnern, wo er dem Vaterlande durch Einſetzung eines höchſten Weſens ſo wichtige Dienſte geleiſtet; vielleicht und wahrſcheinlich trug er *dies* Coſtüm und kein anderes aus Gründen der Oekonomie, weil er kein anderes beſaß, und dieſe Vermuthung wird durch den Umſtand beſtärkt, daß, als man am zehnten Thermidor in ſeiner Wohnung

inventoriſirte, die Kaſſe dieſes Gebieters von Frankreich nur in fünfzig Franken beſtand, welcher Umſtand ebenfalls und mehr als jeder andere beweist, daß Robespierre kein Staatsmann war. Auf Monvoiſin's Bilde nun iſt er, wie bemerkt, hiſtoriſch-treu coſtümirt, ſtatt der weißen Strümpfe und Schuhe hat ihm aber der Künſtler Stiefeln mit gelben Stulpen gegeben. Und jene weißen Strümpfe werden doch gerade mehrfach in den Memoiren erwähnt. Sie waren ihm nach den fürchterlichen Stunden im Stadthauſe und ſeiner zweiten Gefangennehmung ganz auf die Ferſen herabgefallen. Mit ſchrecklich zerſchoſſener Kinnlade lag er die Nacht hindurch in einem der Commiſſionszimmer des Nationalpallaſtes auf einem Tiſche, den Kopf auf einen Aktenkaſten geſtüzt, das Blut ſich mit Papierſtreifen abwiſchend und die Vorgänge in gänzlicher Apathie anſtarrend; als nun endlich, es war gegen Morgen, ein Wundarzt erſchien, ihn zu verbinden, da — ſo wird erzählt — richtete er ſich plötzlich allein in die Höhe, glitt von dem Tiſch herab, warf ſich in einen Stuhl, und das Erſte, was er that, war, daß er jene heruntergefallenen Strümpfe wieder in die Höhe zog: worin man denn, wenn man will, jenen ihm ganz eigenthümlichen Pedantismus erkennen könnte, der ſich in Allem, was er that, ſelbſt in den größten Kleinigkeiten, offenbarte und der ihn ſolchergeſtalt ſelbſt in den lezten ſchrecklichen Stunden nicht verließ.

Kein einziges Bild des Salons iſt ſo von der Menge belagert als das Monvoiſin's; es iſt freilich nicht der Kunſtwerth, ſondern der Gegenſtand, der die Beſchauer anzieht. Da ich den Salon nicht bloß um der Kunſtwerke willen, ſondern auch des Publikums wegen beſuche, ſo iſt mir das Publikum, das ſich vor dieſem Bilde ſammelt, immer beſonders intereſſant. Es iſt nicht gerade der Beaumonde, der ſich vor demſelben einfindet, weder die altadligen Markiſen und Ducheſſen des Faubourg St. Germain, die einen alten Groll auf Robespierre haben und ihn auch im Bilde nicht mögen — ſie können ihm die Guillotine nicht vergeben — noch auch iſt es jener Adel der Chauſſée d'Antin, der ſich zwar nicht auf alte Pergamente, aber auf neue Bankbillets gründet; dieſe Leute mögen Robespierre auch nicht: theils machen ſie es jenen nach, theils können ſie ihm die fünfzig Franken nicht vergeben. Nein, der Beaumonde iſt es nicht gerade, den man vor dem neunten Thermidor findet. Hauptſächlich waren es Leute aus der ſogenannten arbeitenden Claſſe, Handwerker und Tagelöhner, die ich vor dem Bilde ſah; Sonntags war an Monvoiſin's Bild auf dreißig Schritt nicht anzukommen. Außer jenen aber ſtanden auch junge, ſehr ernſt blickende Männer aus der gebildeteren Claſſe häufig vor demſelben. Ein Freund ſagte mir, die eine Hälfte jener Männer ſeyen Republikaner, die andere Mouchards, welche (leztere, die Mouchards nämlich) das Gouvernement in den Salon ſchickt, um ihnen Kunſtſinn beizubringen. Die Sympathien jener republikaniſchen Partei mag denn eine Darſtellung des neunten Thermidors, des Endes der Revolution, wohl mächtig genug anregen, und jene Leute aus der arbeitenden Claſſe intereſſirt das Bild gerade deßhalb ſo ſehr, weil dieſe ganze ungeheuer zahlreiche Claſſe jener Partei angehört und noch immer auf Realiſirung jener republikaniſchen Chimäre hofft. Und es iſt ſchauerlich und für einen ordentlichen Menſchen, welcher Deutſcher iſt, wahrhaft entſetzlich, mit welch unerſchütterlichem Glauben die Leute an dieſem revolutionären Wahne hängen. Und außer jenen Handwerkern u. ſ. w. und jenen Männern, die vermuthlich Republikaner oder Mouchards waren, ſah ich auch noch eine andere Sorte Leute häufig vor dem Bilde ſtehen, nämlich ſehr alte, hochbejahrte Männer, die neugierig unter der Maſſe Porträts, die das Monvoiſin'ſche Bild enthält, herumſuchten. Es waren Leute, die das Jahr 1794 friſch und rüſtig geſehen hatte und die wohl nach einem Bekannten auf dem Bilde forſchten: vielleicht waren ſie mit in den Tribünen geweſen am neunten Thermidor und waren mit davon gelaufen, als das Anklagedekret votirt ward. Auch eine alte Frau ſah ich mehrmals vor dem Bilde ſtehen und daſſelbe aufmerkſam betrachten, eine ſehr bejahrte, aber noch rüſtige Perſon mit einem ſeltſam verwitterten Geſichte, das man nur zu ſehen bekam, wenn ſie zu dem Bilde aufblickte, da es ſonſt von einer unmodiſchen ſchwarzſeidenen, mit ſchwarzen Spitzen beſezten Kaputze beinahe ganz verdeckt wurde. Sie ſuchte gar ängſtlich auf dem untern Rahmen des Bildes, wo der Künſtler die Explikation der vielen Porträts angebracht hatte: vielleicht war ſie die Verwandte oder Geliebte eines Conventsmitglieds geweſen und mochte wohl noch manches Merkwürdige zu erzählen wiſſen von jener Zeit und jenen Männern. Wer ſolchen Spuren nachzugehen ſich Zeit und Mühe nicht verdrießen laſſen wollte, könnte wohl noch manches Intereſſante hier in Paris auffinden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber die Gewebe der alten Egypter.

In der Sitzung der Pariſer Academie der Wiſſenſchaften vom 15ten Mai las der Phyſiker Dutrochet eine Abhandlung vor über die vegetabiliſchen Stoffe, aus denen die Binden beſtehen, womit die egyptiſchen Mumien umwickelt ſind. Sie hat neben dem antiquariſchen auch ein praktiſches Intereſſe. — Nach der bisher in der Gelehrtenwelt geltenden Anſicht beſtehen die Gewebe, welche man in den alten egyptiſchen Gräbern findet, aus Baumwolle; namentlich die Ueberſetzer und Commentatoren des Herodot, und auch Forſter in ſeiner Abhandlung „über den Biſſus der Alten“ waren dieſer Meinung. In neuerer Zeit nun haben Thompſon und Bauer zu praktiſchen Zwecken durch mikroſcopiſche Beobachtungen zu ermitteln geſucht, wie ſich die feinſten Fäden

des Leins und der Baumwolle nach Bau und Form unterſcheiden. Sie fanden, daß erſtere faſt durchgängig cylindriſch, leztere platt gedrückt und ſchraubenförmig gewunden ſind. Dieſe Charaktere bleiben in allen Geweben, ja ſelbſt in dem aus dem einen oder dem andern Stoff verfertigten Papiere kennbar. Iſt zu Wollenzeugen Baumwolle mit der Wolle zuſammen kardätſcht worden, ſo läßt ſich der Betrug nur durch mikroſcopiſche Beobachtung der eigenthümlichen Form der Baumwollenfäden, ſo aber leicht entdecken. In den Mumienbinden nun fanden die Beobachter lauter cylindriſche Fäden, zum Beweis, daß ſie aus Lein beſtehen. Dutrochet wiederholte dieſe Beobachtungen und gelangte zum ſelben Reſultat. Will man, ſagt er, den Bau der feinſten Theile des Leins genau ſehen, ſo muß man Fäden von alter Leinwand nehmen, wo durch häufiges Waſchen der natürliche Zuſammenhang der Fäden, der durch das Röſten des Flachſes nicht beeinträchtigt wird, ganz aufgehoben iſt. Hier zeigt es ſich nun, daß im Lein zwei ſtreng unterſchiedene Arten von Faſern vorkommen: die einen gleichen mikroſcopiſchen Bambusrohren, etwa 1/30 einer Linie im Durchmeſſer haltend, die andern ſind ganz glatt und gerade, und um's Doppelte dünner. Dieſe zwei Sorten von Fäden nun, die man an neuer Leinwand ſogleich bemerkt, unterſcheidet man eben ſo deutlich an den Mumienbinden, überhaupt an den Geweben aus egyptiſchen Gräbern. Alle die zahlreichen Muſter der leztern, welche dem Beobachter zu Gebot ſtanden, mit Ausnahme eines einzigen, aus thieriſchem Stoff beſtehenden, zeigten ſich unter dem Mikroſcop als Linnengewebe. Manche geben an Feinheit unſern ſchönſten Mouſſelinen nichts nach, und in dieſen findet man nur äußerſt wenige von den gröbern, gegliederten Fäden. Dies mag von der Beſchaffenheit des Leins ſelbſt, vielleicht aber auch daher rühren, daß die Zubereitungsart der Egypter der Neigung der gegliederten Faſern, an den Knoten zu ſpringen, Vorſchub that. — Um zu ſehen, ob nicht manche egyptiſche Gewebe aus Hanf beſtehen, unterwarf er auch dieſen der Unterſuchung: er zeigt dieſelben zwei Sorten von Faſern, nur ſind ſie hier zweimal ſo ſtark und von denen des Leins immer leicht zu unterſcheiden. Er konnte in keinem egyptiſchen Zeug Hanffäden entdecken. — In dem neuen großen franzöſiſchen Werk über Egypten ſieht man unter den Malereien aus den Grüften von Elethya auch ein reifes Flachsfeld; einige Arbeiter ſind beſchäftigt, die Pflanzen auszureißen, andere ziehen die Stengel durch einen Rechen oder Kamm, um die Saamen abzuſtreifen. Man ſieht ſchon hieraus, daß der Lein im alten Egypten im Großen gebaut wurde. Am Ende erinnert Dutrochet noch daran, daß nach Herodot die Gebräuche der alten Egypter häufig das Widerſpiel der anderer Völker waren. Dies hat ſich an den egyptiſchen Geweben, den unſrigen gegenüber, an einem unbedeutenden, aber immerhin bemerkenswerthen Punkte beſtätigt: die Fäden ſind nämlich durchgängig nach der entgegengeſezten Seite gedreht.

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, Mai.

Die Oſterwoche. Das Feſt des St. Georgenordens.

Erlauben Sie mir, daß ich die Grippe, die ſich gleich nach der Cholera bei uns einſtellte, überſpringe und Sie vorzugsweiſe von den Feſten und Luſtbarkeiten, die uns die beiden leztvergangenen Monate gebracht haben, unterhalte. In einen Bericht über die Cholera wollte ein Bericht über den Carneval nicht hineinpaſſen; ich kann ihn aber leicht und, worauf es beim Nachholen vor allen Dingen ankommt, kurz nachholen. Der diesjährige Carneval hatte vom Carneval wenig mehr, als den Namen; dies iſt zu einer Zeit erklärlich, wo Tanz und Spiel dem Tod im eigentlichſten Verſtande ſteuerpflichtig ſind. Dagegen hatten die Faſten vom Faſten diesmal vielleicht mehr, als den Namen, obgleich die Kirche mit Dispenſationen von ihren ſtrengen Regeln freigebiger und zuvorkommender war, wie ſonſt. Die Faſtenzeit, und noch mehr die Oſterwoche, haben in München ihr eigenthümliches Gepräge. Während jener ſieben Wochen iſt der Beſuch der Kirchen in hohem Grade erhebend und erquickend, weil dann die Muſik, die echte Prieſterin der Religion, ihr heiliges Amt verſieht, und es jedem Herzen kund thut, daß ſie die Mittlerin iſt zwiſchen Gott und den Menſchen. Die Charwoche — dieſer myſtiſche Gedankenſtrich auf der Runentafel des Jahrs — ladet am Gründonnerstag und ſtillen Freitag die Andacht und die Neugier zum Beſuch der heiligen Gräber ein. Geheimnißvolle Dämmerung, nur am Altar helles, von roth gefärbten Lampen ausgehendes Licht, welches auf das Bild des bleichen Erlöſers fällt und ſeine Wunden allein beleuchtet, dumpfer, monotoner, gedrückter Geſang: Alles dies verwandelt die Neugier leicht in Andacht und die Andacht in Zerknirſchung. Nun kommt der warme, friſche, ſonnige Oſtertag. „Chriſt iſt erſtanden!“ Ein Pulsſchlag ſeines Lebens durchzuckt die Welt; das Grab hat zum erſten Male eine Rückzahlung gemacht, das Herz zittert nicht länger vor einer Nacht, die keine ewige iſt. Da ſchmückt ſich jede Kirche mit Laub und Blumen; das Kreuz, das ſchwarze, melancholiſch-düſtere, wird aufgebaut aus unzähligen Lichtern, jubelnd erbraust die Orgel, die Poſaune, die wunderbare, die bald flüſtert und bald donnert, redet darein, wie eine Stimme von oben. Jezt ſchließt die Kirche einſtweilen den Reigen ihrer Feierlichkeiten; das Leben tritt wieder in ſeine Rechte. Einen Uebergang von ernſter kirchlicher Feier zur profanen Luſtbarkeit bildet das auf den 24ſten April fallende Ritterfeſt des Ordens St. Georgii; es beſchwört die Schatten einer längſt verſunkenen Zeit herauf und macht, inſofern hier dieſelben Perſonen die faſt geſpenſtiſche, in Nebel zerronnene Vergangenheit und die klare, feſte Gegenwart repräſentiren, einen eigenen Eindruck. Der Aufzug der Ordensritter, die Erſcheinung des Königs, als Großmeiſters, iſt impoſant und zieht die Zuſchauer in Maſſe herbei. Die aufzunehmenden Ritterſchaftscandidaten erſcheinen mit bloßem Haupt, in weißen, ſeidenen Röcken und braunen Schnürſtiefeln; auf ſie folgen in blauſammtenen Mänteln und weißen Kleidern, auf dem Haupt ſpaniſche Hüte mit nickenden Federn, die Ritter, ſammt dem Großprior, endlich, im reichen Hermelinmantel, im Kreiſe feſtlich coſtümirter Hofbeamten und der Hatſchiere mit ihren Partiſanen, der Großmeiſter ſelbſt. Der Zug verfügt ſich in der angegebenen Ordnung von der Reſidenz nach der Theatinerkirche; hier angekommen, leiſten die Ritterſchaftscandidaten den Eid, daß ſie an König und Vaterland mit unverbrüchlicher Treue halten, Frauen und Waiſen beſchüzen und an der unbefleckten Empfängniß der Mutter Gottes nimmer zweifeln wollen; dann werden ſie mit den Inſignien der Ritterwürde bekleidet und kehren in die Reſidenz zurück, wo ſie eine Rittertafel erwartet.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 128.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 30. Mai 1837.

Zog ſeinen Umriß leicht und klar,
Man konnte ſehn, was gemeint da war.
Mit wenig Farben er colorirt,
Doch ſo, daß er das Aug frappirt.
Zugleich er auch noch wünſcht' und wollt',
Daß man dabei was denken ſollt'.

Goethe.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortſetzung.)

Das zweite jener drei Bilder, die ich oben auszeichnete, ſtellt ebenfalls den Fall eines mächtigen Mannes, das Ende einer vielgefürchteten Herrſchaft vor. Ich meine das große Bild von Eugen Roger, der „die Auffindung des Leichnams Herzogs Karl des Kühnen am Morgen nach der Schlacht bei Nancy“ (— Figuren Lebensgröße —) gemalt hat. Ich hebe dieſes Bild hervor, weil es einestheils wirklich verdient, vor vielen andern des Salons ausgezeichnet zu werden, und weil viele Journaliſten, mehr als ihm gebührt, Lärm von demſelben gemacht haben, und Sie vielleicht zu wiſſen wünſchen, was an der Sache iſt. E. Roger ſoll den Journalen nach noch ein ſehr junger Mann ſeyn, und da würde denn das Bild für ſeine Schwächen doppelte Nachſicht, und für ſeine Vorzüge doppeltes Lob verdienen; der Künſtler iſt indiſſen ſchon in Italien geweſen und kann daher nach deutſchen Begriffen nicht mehr jene Nachſicht in Anſpruch nehmen.

Der Leichnam des Herzogs Karl wurde am Morgen nach der unglücklichen Schlacht bei Nancy von den Dienern des Herzogs geſucht; eine Wäſcherin aus dem Hauſe des Herzogs (ich erzähle nach Barante, weil ich finde, daß Roger nach dieſem Autor gearbeitet hat) entdeckte an einem der ausgeplünderten, nackten Leichname, die an und in einem zugefrorenen Teiche lagen, einen koſtbaren Ring. An dieſem und einigen andern Zeichen erkannte man den Herzog, deſſen Geſicht durch eine große Kopfwunde und zum Theil auch durch die Wölfe, welche Nachts die Leichname zu freſſen angefangen hatten, unkenntlich geworden war. Das iſt der von Roger gewählte Moment. Ganz vorn im Bilde iſt das Ufer eines zugefrorenen Teichs (die Schlacht fiel im Januar vor), aus welchem ein Stück Leichnam hervorragt, ein anderer, wie jener ebenfalls ganz nackte Leichnam — und das iſt gerade der herzogliche — liegt, mit den Füßen und der einen Hand noch im Eiſe, ſeiner ganzen Länge nach quer faſt über die ganze Breite des Bildes. Neben, oder vielmehr, vom Beſchauer ab, hinter dem Leichnam knieen drei Perſonen, in der Mitte ein Mädchen, jene Wäſcherin, links zu des Leichnams Häupten ein Page oder Kammerdiener, rechts des Herzogs Kämmerer Olivier de la Marche. Rechts zwiſchen der Wäſcherin und dem Kämmerer bückt ſich ein Page herüber, links zwiſchen der Wäſcherin und dem Pagen, zu den Häupten der Leiche, erblickt man des Herzogs portugieſiſchen Arzt Mathias Lupi. Zwiſchen dieſem und dem in der zweiten Linie ſtehenden Pagen ragt die Hände faltend und gen Himmel ſchauend des Herzogs Kaplan Dionys

hervor. Man hat alſo über der der Länge nach ausgeſtreckten Leiche drei Figuren, über dieſen zwei und darüber endlich eine. Ich detaillire dergeſtalt die einzelnen Figuren, um darauf aufmerkſam zu machen, wie einförmig und auf eine Weiſe, daß man die Abſicht und den Mechanismus der Gruppirung allzudeutlich ſieht, die Compoſition arrangirt iſt. Die Journale ſagen, die Compoſition ſey ſehr durchdacht, das iſt ganz richtig, aber man wird es nur zu ſehr gewahr; und wenn das erſte ein Lob iſt, iſt das zweite ein Tadel. Die ganze Gruppe bildet die bekannte Pyramide, auf eine freilich ſo ſehr arrangirte, in die Augen fallende Weiſe, daß der Künſtler, dies ſelber fühlend, durch einen, oben nicht aufgezählten Pagen, von dem man nichts ſieht als den Kopf und eine Hand, und der dem Kämmerer auf der rechten Seite der Gruppe über die Schulter blickt, die pyramidale Monotonie ſeiner Compoſition etwas zu brechen geſucht hat; das Wenige, was man von dieſem Pagen ſieht, gehört offenbar nicht in das Ganze der Compoſition hinein, ſondern iſt angeflickt, denn man kann daſſelbe, der ganzen Compoſition unbeſchadet, ſich ſehr gut wegdenken. Die Baſis jener Pyramide bildet der Leichnam, ſeiner ganzen Länge nach ausgeſtreckt, neben ihm ſieht man drei Knieende, zwiſchen und über dieſen Knieenden ſieht man zwei gebückt Stehende, und zwiſchen dieſen beiden endlich aufrecht, als Schluß der Gruppe und Spitze der Pyramide, den Kaplan: die Figuren ſind alſo ſo arrangirt wie Soldaten bei einem Bataillon carré. Uebrigens ſind die Bewegungen und der Ausdruck der Figuren angemeſſen, und die Handlungen der Einzelnen ſo zweckmäßig mit einander verbunden, daß man darüber beinahe das Abſichtliche des Arrangements überſieht. Der Page links hält den Kopf der Leiche, den die Wäſcherin mit der rechten Hand von dem Schilfe des Teichs, worin er gelegen, ſäubert, während ſie mit ihrer linken den Arm des Leichnams hält, an deſſen Hand ſie den Ring entdeckt hat; der rechts knieende Kämmerer iſt beſchäftigt, dieſen Ring abzuziehen. Und hier in Frankreich, wo der Maler in der Regel ſeine Compoſition auf den erſten Wurf fertig arrangirt, mag es immer ſchon als ein Verdienſt ohne Reſtriktion zu loben ſeyn, wenn eine Compoſition dergeſtalt durchdacht worden wie die Rogerſche. An dem Bilde iſt ferner die, hier gleichfalls ſeltene, reine und korrekte Zeichnung mit Lob anzuerkennen; die Farbe dagegen iſt durchaus verfehlt, vielleicht ebenfalls aus zu großer Abſichtlichkeit. Das ganze Bild iſt nämlich faſt ganz und gar blau und violett. Es iſt möglich, ja wahrſcheinlich, daß der Künſtler durch dieſe Häufung von Blau und Violett die kalte, dunkle Färbung eines Wintermorgens hat ausdrücken wollen; das wäre aber eine unglückliche Idee. Der Himmel iſt von blauſchwarzen Wolken bedeckt — das laſſe ich gelten, es iſt ein kalter Januarmorgen; das Eis des Teichs im Vordergrunde iſt blau — paſſirt gleichfalls; nun aber ſind all die acht lebenden Figuren mit Gewändern bekleidet, die entweder ganz oder zum Theil violett ſind. Die beiden Leichname des Vordergrundes ſind natürlich blau gefroren, und ſo hat das Bild etwas ſo Kaltes und Unerfreuliches, und durch den in ſeiner ganzen froſtigen Nacktheit daliegenden, übrigens mit bedeutendem Verſtändniß gezeichneten Leichnam, ſelbſt etwas ſo Widerliches, daß man des Bildes nicht froh werden kann. Und dann hat es, trotz ſeiner Dimenſion und ſeiner geſchichtlichen Treue, durchaus nichts Großes, wahrhaft Hiſtoriſches; das Bedeutende, Welthiſtoriſche, Tragiſche des Moments drängt ſich keinen Augenblick auf; mir wenigſtens iſt es nie bei Betrachtung des Bildes eingefallen, jener nackte, blutige Leichnam ſey Alles, was von einem großen, mächtigen Herrſcher und ſeiner Herrlichkeit nach vier-und-zwanzig Stunden übrig geblieben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Waidwerk.

(Fortſetzung.)

In einem wildreichen Revier nehmen die Hunde, auch die beſten, leicht Change an,* theils die ganze Meute, theils nur ein Theil; oft überſchießen ſie, aus allzugroßem Eifer, bei Widerſprüngen und Rückgängen, die Fährte, manchmal ſo ſehr, daß dieſe kalt wird und die Jägerei den Hirſch auf's Neue lanciren muß. Von dieſen und ähnlichen Vorfällen wird die Geſellſchaft durch die Fanfare in Kenntniß geſezt und hernach, wenn Alles wieder in Ordnung iſt, „gute Jagd“ geblaſen. Die Stoppfanfare deutet auch an, daß die Hunde zurückgehalten werden, weil ihnen durch Widerſprünge und Rückgänge der Hirſch zu nahe gekommen, die Fanfare à la vue meldet, daß der Jäger den Hirſch geſehen hat oder noch ſieht, wobei Tayaut! Tayaut! gerufen wird, und hier beſonders muß der, welcher zuerſt ruft oder bläst, ſeiner Sache ganz ſicher ſeyn.

Wenn der Jagdhirſch an ein Waſſer kommt, ſo ſchwimmt er durch und die Hunde ihm nach, wenn nicht gleich Jemand bei der Hand iſt, ſie zu ſtoppen; wenn es aber gelingt, die Meute noch dieſſeits zu halten, ſo ſetzen einige Jäger mit einem Theil derſelben über, legen dieſe wieder an und jagen fort, während die Geſellſchaft den Widergang abwartet, der ſelten unterbleibt, wenn nicht etwa drüben der Hirſch Hallali wird. Sobald die Fanfare

* Die rechte Fährte verlaſſen und eine andere annehmen.

il bat l'eau ertönt, vereinigen die am Ufer vertheilten Jäger ſich auf's Neue, um den Hirſch herüberſchwimmen zu ſehen und gleich darauf die Meute wieder anzulegen. Manchmal geſchieht es bei der Gelegenheit, daß der Hirſch ſich nicht aus dem Waſſer bringen läßt, und dann bleibt nichts übrig, als daß der Jagdherr ihn auf den Kopf ſchieße, für welchen Fall einer der Piqueurs auch immer eine Pürſchbüchſe mitzuführen hat, und daß vor dem Waſſer das Hallali geblaſen und gerufen werde.

Auf dem Land wird der Hirſch ſo lange gehezt, bis er nicht weiter kann und ſich ſtellt, das heißt, bis er Hallali iſt. Dies verkündet die Fanfare der Geſellſchaft, die ſich auf dem Platz vereinigt, während zwei Jäger von den Roſſen ſteigen, ſich dem athemloſen, vorne durch die Hunde beſchäftigten Hirſch vorſichtig von hinten nähern und ihm die Heſſen, die ſtarken Sehnen am Sprunggelenk, durchſchlagen; nun ſtürzt er auf die Hinterläufe, die Hunde fahren zu und der Fürſtenruf wird geblaſen, worauf der Jagdherr den Hirſch abfängt, während die Jägerei den Handſchuh abzieht, den Hirſchfänger halb aus der Scheide zuckt und unter den Tönen der Fanfare Hallali ruft.

Der rechte Vorderlauf gebührt dem Jagdherrn als das erſte Ehrenzeichen, die andern Läufe werden nach dem Range vertheilt und an die Hirſchfänger gehängt; die übrige Geſellſchaft ſammt der Jägerei ſteckt Brüche auf. Der Hirſch wird aufgebrochen, bis zum Kopf zerwirkt, das beſte Wildpret hinweggenommen und das übrige in kleinen Stückchen der Meute vorgeworfen, worauf die Jagd abgeblaſen wird und der Zug ſich zur Rückkehr ordnet, inſofern nicht etwa eine neue Meute herbeigebracht und noch ein zweiter Hirſch lancirt wird, was in heißen Tagen, wo der erſte, ſeiner Feiſte wegen, gar zu bald Hallali geworden, leicht vorkommen kann.

Im Munde der ältern franzöſiſchen Jäger war Chantilly mit ſeinen Ställen und den Roſſen, mit ſeinen Zwingern und den Rüden, mit ſeinen Forſten und den Hirſchen darin hochberühmt, und ſie vergaßen ſelten, auch die Hubertusmeſſe zu preiſen, welche alljährlich am Tage des Patrons aller Waidmänner (am 3ten November) in der Schloßkapelle geſungen wurde, wobei der Prieſter die Hunde des Prinzen einſegnete. — Zu Chantilly war es, wo Condé dem reiſenden Czar Paul ein prächtiges Gaſtmahl gab. Und als der Kaiſer aller Reußen den weiten, gewölbten, ſo eigenthümlich gebauten Saal mehr noch lobte, als ſelbſt die fürſtliche Einrichtung deſſelben, da lächelte der Wirth und meinte, die Ausſtattung ſey freilich nur für den Augenblick da, zu Ehren des gekrönten Gaſtes, die Säulenhalle aber, von dauernder Beſtimmung, nichts mehr und nichts weniger als ein Stall. Paul war entzückt über dieſen Scherz, und in der Freude ſeines Herzens deutete er von fern den Wunſch an, noch in derſelben Nacht einen Hirſch zu hetzen, wobei er jedoch nicht verhehlte, daß er die Ausführung für unmöglich halte. In dieſen Aeußerungen mochte ſich wohl auch eine kleine Bosheit, eine Art Rache für den Scherz bergen; dieſe jedoch verfehlte ihren Zweck, denn Condé kam nicht aus der Faſſung, flüſterte nach einer Weile mit dem unbefangenſten Geſicht irgend einem Pagen einen Befehl zu, und gab ſich dann wieder ganz den Pflichten eines aufmerkſamen Wirthes hin. Draußen aber ward es laut und rege. Durch das Schloßthor flogen reitende Boten, um des Prinzen Vaſallen aufzubieten, und nicht lange, ſo ertönte auf den umliegenden Dörfern die Lärmglocke, bei deren Schall die Landleute ſich vor den Kirchen ſammelten, um des Herrn Befehle zu vernehmen. Unterdeſſen war im Schloßhof die Jägerei in voller Thätigkeit; ein Theil zog ſchleunig zu Holz, um Alles zu ordnen, was der erhaltene Befehl erheiſchte; die Meute folgte bald zum Rendezvous, die Beſuchknechte ließen ſich angelegen ſeyn, nochmals den Hirſch zu beſtätigen, den der Jagdmeiſter unter denen, deren Stand ihm angeſagt worden, ausgeſucht hatte, und trafen Anſtalt, ſeine Wechſel zu verlappen, damit er nicht in der Dämmerung zu Feld ziehe.

(Die Fortſetzung folgt.)

Friedhofblumen.

I.

Hier ſenkt man zwiſchen bunten Blumen
Die ſchwer und leicht Entſchlaf'nen ein,
Und über beiden deckt die Erde
Als Blumenbeet den ſchwarzen Schrein.

Und Knaben kommen dann und Mägdlein,
Und brechen von den bunten ab;
O, laßt ſie blühen, lieben Kinder,
Die Blumen ſind von einem Grab!

II.

Zehn Jahr' und eins vielleicht darüber,
Seit man den Lezten hier begraben —
Wie doch das Unkraut und die Büſche
Die Blumen überwuchert haben!

Ob jene, die hier weiland kamen,
Und ſie mit treuen Händen pflegten,
Ob jene, die hier ſonſt geweinet,
Sich Alle ſchon zur Ruhe legten?

III.

Vor mooſ'ger Säule da, der Ernſte
Trägt wohl um lang Geſtorb'ne Trauer?
Er liest den Spruch und liest den Namen,
Er iſt ein neubegier'ger Schauer.

J. W. Kutſcheit.

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, Mai.

(Beſchluß.)

Der Bockskeller. Pranger. Der Schauſpieler Joſt.

Mit dem 1ſten Mai iſt, alter Sitte gemäß, der Bockskeller wieder geöffnet und das Ziel aller derer geworden, die gerne trinken, oder gerne beobachten. Der Bockskeller iſt ein altes, häßliches Gewölbe, dem der fröhliche Schmuck friſcher, grüner Tannenzweige, mit denen man ihn beſteckt hat, kaum beſſer ſteht, als einer Matrone die bunten, flatternden Bänder, womit ſie ſich die Reize der Jugend kokettirend zurückzukaufen ſucht; im Hintergrunde, an einer Wand, befindet ſich ein uraltes, mit der Jahrszahl 1518 verſehenes Basrelief, welches den Genius vorſtellt, der im Keller vorzugsweiſe waltet, den Bock nämlich, der, den Rauſch vieler Leute trefflich ſymboliſirend, hinten und vorne ausſchlägt, weil er ausgelaſſen iſt. In dieſem Keller nun wird das Bier der Biere, der Bock, volle ſechs Wochen hindurch geſchenkt. Die Bereitung dieſes Biers iſt ein Regal, es war das erſte, welches (nach der Tradition auf Befehl eines Herzogs, deſſen Gemahlin aus Sehnſucht nach Bier, dem in ihrem Vaterland gewöhnlichen Getränk, bis zum Tode erkrankte) in München gebraut ward, und hat — ſeltenes Glück! — im Laufe der Jahrhunderte ſo wenig an innerer Güte, als an Ruf eingebüßt. Beſonders Abends verlohnt ſich ein Gang in den Bockskeller der Mühe; denn er iſt auf angemeſſene Weiſe, d. h. ſparſam und ſimpel, erleuchtet; die Geſellſchaft iſt aus allen Ingredienzien zuſammengeſezt, und ſo zahlreich, daß der Einzelne Mühe hat, zur Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe zu gelangen; Niemand iſt, bürgerlich oder intellectuell, ſo hoch geſtellt, daß er ſich nicht gerne auf ein halbes Stündchen in den tollen Wirbel miſchte, ohne darum, wie Fett, obenaufſchwimmen zu wollen. Dieſe heitere Verſchlingung aller Stände zu einem Ganzen zeichnet München und überhaupt Bayern vor ſo manchen andern deutſchen Städten und Staaten gar vortheilhaft aus, hauptſächlich vor den verknöcherten Hanſeſtädten, wo man alle Zwiſchenräume zwiſchen Menſchen nach Zollen und Linien abmißt. Der Bock wird nicht in den gewöhnlichen, ſondern in wohlgeformten, pokalähnlichen Gläſern, die beim Anſtoßen klingen und nicht bloß klappern, und die ausſchließlich in dieſen ſechs Wochen zum Vorſchein kommen, ausgeſchenkt; ein Hauptſpaß (von der Vorzeit auf die Gegenwart vererbt, wie der Bockskeller und der Bock ſelbſt) ſoll es dabei für die geringere Volksclaſſe ſeyn, von dieſen Gläſern die geleerten unbemerkt als Trophäen einzuſtecken. Genug vom Bockskeller, denke ich, für diejenigen, die ihn nicht beſuchen können, und gewiß für die, die ihn beſucht haben. — Eine Volksluſtbarkeit anderer Art (leider muß man den Akt, der Abſchreckungstheorie zum Troz, ſo nennen!) gehört Gottlob! nicht zu denjenigen, die der Mai regelmäßig bringt. Es war die Ausſtellung eines zum Tode verurtheilten, mit lebenslänglicher Kettenſtrafe begnadigten Raubmörders am Pranger. Das Herbeiſtrömen der Menge zu dieſem furchtbarſten aller Schauſpiele beleidigt mich immer im Innerſten, wo und unter welchen Verhältniſſen es mir auch entgegentrete; ich weiß nicht, ob ich mein Gefühl für krankhaft halten muß, aber ich ſehe in jener Schauſtellung der ſittlichen Fäulniß den eigentlichen Gnadenſtoß einer entarteten Natur, der ſie völlig knickt, und ich glaube, die Juſtiz ſollte keine Strafe diktiren, die im Zuſchauer wie im Verbrecher nur das Beſtialiſche aufregen kann. Sie ſollte es um ſo weniger thun, als nur das Beil, aber keine Feſtung die Geſellſchaft vor der Rückkehr — ſelbſt vor der geſezmäßigen — eines ausgeſtoßenen Mitgliedes völlig ſichert, und als ſich vielleicht Kerker und Ketten verwinden und vergeſſen laſſen, doch gewiß kein Pranger.

Jedem Fremden, der München beſuchte, hat ſich wohl die Bemerkung aufgedrungen, daß es dieſer Stadt, im Vergleich zu ſo mancher andern, ungleich weniger bedeutenden, noch immer an einem angemeſſenen Gaſthof fehle. Dies Zurückbleiben der hieſigen Spekulanten hinter den wirklichen Bedürfniſſen der ſich mehr und mehr ausdehnenden Stadt, in deren Mitte ſie leben, iſt in unſern Tagen ſeltſam genug, und hat der Polizei zu einer Bekanntmachung Anlaß gegeben, worin ſie demjenigen, der ſich zur Einrichtung eines ſolchen Gaſthofs verſtehen will, und die dazu nöthige Summe nachweiſen kann, die unentgeldliche Ertheilung des Privilegiums verheißt; eine Maßregel, die unſtreitig in Hinſicht der Bequemlichkeit der von allen Seiten auf München zuſtrömenden Fremden an der Zeit iſt, und wohl ſchwerlich erfolglos bleiben wird. — Ich ſpreche nicht gerne vom Theater, da heutzutage das Bild des Lebens, wo möglich, noch farbloſer und verwaſchener iſt, als das Leben ſelbſt. Diesmal aber muß ich eine Ausnahme machen. Ein wahrhaft bedeutender Künſtler, Joſt aus Hamburg, der bis jezt in dem Maße, wie er ſie verdienen möchte, vielleicht noch keine Anerkennung gefunden hat, iſt hier für das Fach des verſtorbenen Vespermann engagirt und hat, nachdem er zuvor mehrere Gaſt- und Proberollen gegeben, neulich als Ludwig der Eilfte im Stück gleiches Namens von Delavigne debütirt. Die Kraft, womit er dies grauenhafteſte Geſpenſt der Geſchichte, dieſen bodenloſen Heuchler, der Gott, die Welt und ſich ſelbſt zu betrügen ſucht, dieſen zuſammengebrochenen, faſt nur noch als Schatten umgebenden König, der mit entſezlicher Angſt die hohle, ausgeſogene Exiſtenz, die ihm nichts mehr zu bieten vermag, wie ein leztes Brett im Ocean, umklammert, in die Erſcheinung rief, ja mit der er, was mehr ſagen will, uns Delavigne's neufranzöſiſche Romantik vergeſſen machte, war erſtaunlich, verſchaffte ihm auch den allgemeinſten Beifall. Möge er ſich in der Liebe und Gunſt des hieſigen Publikums befeſtigen, wie er ſich in ſeiner Kunſt befeſtigt hat!

Beilage: Kunſtblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 129.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 31. Mai 1837.

Mein Geiſt, bewegt von innerlichem Streite,
Empfand ſo ſehr in dieſem kurzen Leben,
Wie leicht es iſt, die Heimath aufzugeben,
Allein wie ſchwer, zu finden eine zweite.
Platen.

Erinnerung an A. Graf von Platen.

Canzone.

Ein Jahr entwich, ſeit du im fernen Süden,
Getrennt von Allen, die dich Freund benannten,
Die lezten Seufzer hauchteſt in die Lüfte,
Und ein Verbannter ruhſt du bei Verbannten,
Die dort gebettet ihren Leib, den müden.
Stets friſcher Schatten, nie verſiegte Düfte
Umziehn die ſtillen Grüfte,
In denen Aeſchylos und du geborgen
Vor allen Stürmen, die die Welt durchtoben,
Vor Erdenfreuden und vor Erdenſorgen,
Die lebend euch die Bruſt in Seufzern hoben.
Du biſt erlöst, wir aber ſehn beklommen,
Daß allzufrüh der Erde du entnommen.

Du ließeſt hinter dir die theuren Auen
Des Vaterlandes, um hinauszuwallen
In's fremde Land, im Buſen tauſend Qualen.
Vom Schnee der Alpen hörten wir erſchallen
Das lezte Lied von ſtolzem Selbſtvertrauen.
Die Gipfel glühten noch in Sonnenſtrahlen,
Nacht war es in den Thalen:
Du wandteſt dich zum lezten Mal zurücke
Zum Vaterland. Sobald der Morgen tagte
Flogſt du entgegen lang erträumtem Glücke
Voll Ungeſtüm; doch deine Stimme klagte
Zu bald, das Glück der Heimath ſey entſchwunden
Und kein Erſatz im fremden Land gefunden.

Du weilteſt nirgends. Mit beklommnem Herzen
Durchzogſt du flüchtig lenzgeſchmückte Räume
Und fühlteſt nimmer dich der Angſt entſchlagen:
Das Bild der Heimath zeigten deine Träume,
Dein Wachen trübte ſich mit Heimwehſchmerzen.
Troſt ſuchend ſtiegſt du in den Schacht der Sagen,
Doch blieb der Grund zu klagen.
Und wenn die Vorzeit deine Kraft erweckte,
Dann kam die Gegenwart, die dich ergreifend
Aus flücht'ger Ruh von Neuem wieder ſchreckte;
Und deine Blicke, nach der Zukunft ſchweifend,
Erſpähten nichts, wodurch dir Troſt verliehen,
Denn durch den Erdball ſahſt du Kämpfe ziehen.

Prophetenworte warfſt du in die Wogen
Der Leidenſchaft, die brauſend dich umſchäumten,
Doch keiner glaubte deinen ſcharfen Lauten:
Die Schwärmer, die vom Glück der Zukunft träumten,
Und die ein Glück der Gegenwart ſich logen,

Digitized by Google

Weil ſie das Glück an ihrem Herde ſchauten,
Die Hörer alle trauten
Dem Seher nicht und nicht den droh'nden Zeichen,
Zu denen bebend wir die Blicke hoben.
Einſt werden ſie, ich fürcht' es, bang erbleichen,
Wenn Weſt und Oſt im wilden Kampfe toben;
Du aber weilſt in himmelslichten Räumen
Und ſiehſt die Welt geſchreckt aus ſüßen Träumen.

Was du gewollt, du haſt es nicht errungen:
Zwar manches Herz gewannen deine Lieder,
Und mancher Blick ward feucht bei deinem Scheiden;
Doch lächeln nun ſie heiter alle wieder,
Und Vielen iſt umſonſt dein Lied erklungen,
Denn ihren Götzen, dran den Blick ſie weiden,
Sie mögen ihn nicht meiden.
In Freundesherzen pflanzteſt du die Triebe
Holdſel'ger Kunſt, und deine Freunde wollen
Sie auferziehn mit Luſt und treuer Liebe,
Daß ſie gedeihn zum Lenz, zum blüthenvollen.
Dann mögen endlich jene dich erkennen,
Die deinen Namen bitter höhnend nennen.

K. Gödeke.

Das Waidwerk.

(Fortſetzung.)

Als nun die zehnte Stunde ſchlug, meldete der Prinz dem Czar, daß Alles zur nächtlichen Jagd bereit ſey, und die Geſellſchaft ſtieg zu Pferde. Paul hatte das kaum ausgeſprochene Gelüſt längſt vergeſſen, und war höchlich verwundert, den ſcherzhaften Wunſch ſo ſchnell, wie durch den Zauberſtab einer Fee, ſich erfüllen zu ſehen. Zum Stelldichein ritten die Jäger durch eine Doppelreihe aufgeſtellter Fackelträger, und der alte Forſt, von vielen tauſend Lichtern erhellt, bot einen mährchenhaften Anblick dar; der Hirſch in ſeinem Dickicht mochte wohl glauben, draußen glänze noch der Tag, und hatte ſich bisher nicht gerührt, als endlich die Lancirhunde ihn auffsprengten und er, plötzlich von einem Feuermeer umgeben, vor den Fackeln zurückprallte und, ſeiner Sinne nicht mehr mächtig, geradeaus durch die beleuchteten Alleen ſtob, da auf ſeiner Fährte die Meute lautete. Rechts wie links hinderte ihn der Lichtglanz, in's Dickicht zu fliehen, und ſo ging ſein Pfad nur geradeaus, bis irgend ein hellloderndes Feuer mitten im Weg, oder ein praſſelndes Bouquet von Raketen ihn wieder in einen Seitengang ſchreckte. Dieſe Jagd glich dem Treiben des Hackelbergers, wenn er, unter Hörnerruf und Peitſchengeknall, von grellen Blitzen beleuchtet, unter den Hufen ſeiner Roſſe den rollenden Donner, mit der geſpenſtigen Schaar durch die düſtern Wolken im Sturme reitet, zuweilen die Wipfel der alten Eichen ſtreifend und knickend, daß der Raubvogel und der Schuhu krächzend aufflattern, das geſcheuchte Wild ſinnlos an Stämme und Steine prallt und der Landmann unter dem wankenden Strohdach, ſich vielfach bekreuzend, alle Heiligen zu ſeinem Schutze ruft. — Endlich ſtellte ſich der Hirſch, mehr noch aus Verwirrung und Schreck, als aus jener Ermüdung, welche einer langen und anſtrengenden Flucht zu folgen pflegt, und eine Jagd nahm ein Ende, die in der Geſchichte des Waidwerks kaum ihres Gleichen finden mag.

Die Hubertusmeſſe von Chantilly war zwar weder ſo unerhört, noch ſo abenteuerlich als jene Hirſchjagd bei Fackelſchein, aber es muß dennoch kein alltägliches Schauſpiel geweſen ſeyn, die ganze Schloßkapelle mit andächtig aufhorchenden Hunden gefüllt zu ſehen. Die Hauptmaſſe bildeten die Parforcemeuten, und um dieſe ſchaarten ſich, unter der Aufſicht beſonderer Führer, die klugen, treuherzigen Leithunde, die falſchen, ſpitzbübiſchen Windhunde, die ehrenfeſten Hatzhunde und Packer, die Saufinder, die Schweißhunde. Die Aufſeher, mit langen Gerten bewaffnet, ſorgten dafür, daß ihre Zöglinge mit dem gehörigen Anſtand zuhörten und den Segen empfingen, der ſie für ein ganzes Jahr zu ihrem Beruf ſtärken ſollte. — Diejenigen, welche in dieſer Ceremonie eine Entweihung des Heiligen zu ſehen geneigt ſind, mögen bedenken, daß es keine wirkliche Entweihung gibt, als die aus böſem Willen hervorgeht, und da die Hubertusmeſſe für die Hunde in gutem Glauben geſtiftet wurde, ſo iſt es billig, ſie als das anzuſehen, was ſie in der That war: als eine ſehr ſchickliche Zugabe zum übrigen Jagdaufwand, denn bekanntlich iſt Gottſeligkeit zu allen Dingen nütz.

Viele Leute wollen behaupten, die Parforcejagd ſey ein grauſames, rohes Vergnügen, und komme deßhalb durch die fortſchreitende Civiliſation immer mehr in Abnahme. Wenn an dieſer Behauptung etwas Wahres iſt, ſo liegt dies wenigſtens nicht im Hinterſatz, denn ſo weit iſt es lange noch nicht mit der Civiliſation gekommen, daß ſanfte Regungen unſere Vergnügungen zu hindern im Stande wären. Hohe und Niedere ergötzen ſich ohne die geringſte Anwandlung von Mitleid, wenn vor ihnen auf der Scene eine Balletttänzerin nach dem Klange der Muſik ſich außer Athem hetzen läßt; ſie laſſen zu ihrer Augenluſt den Seiltänzer auf dem Tau nach der Kirchthurmſpitze die ſchwindelerregende Bahn wandeln, und hegen dabei höchſtens ſo viel Theilnahme, daß ſie die von einem innern, nicht unbehaglichen Grauſen begleitete Erwartung, den Waghals ſtürzen zu ſehen, ſich nicht ſelbſt eingeſtehen mögen; und wenn nur die Menſchlichkeit des Jahrhunderts die Frage zu löſen hätte, wir würden alle Tage das fröhliche Geſchrei der Jäger, den Schall

der Hörner, das Knallen der Peitſchen, das Geläut der Hunde vernehmen. — Das Abkommen der Parforcejagd hat aber Gründe, die ſo wenig ſich verbergen laſſen, daß die noch dazu meiſtens nur geheuchelte Empfindelei im Verhältniß zu ihnen immerhin ehrenvoll genug erſcheint.

(Schluß des zweiten Artikels.)

Briefe über den Pariſer Salon von 1837.

(Fortſetzung.)

Um ſchließlich noch einmal kurz zuſammenzufaſſen, was an dieſem Bilde lobwürdig iſt und bei des Künſtlers Jugend zu bedeutenden Hoffnungen berechtigt, hebe ich die durchdachte Compoſition, die korrekte Zeichnung, das Streben nach Ernſt und Styl und das glückliche, hier ſo ſeltene Entferntſeyn von Manier hervor. Ich ſage abſichtlich nur *Streben* nach Styl, nicht Styl ſelbſt. Es iſt namentlich in der Behandlung noch zu viel Kleinliches, ich möchte ſagen Natürliches. Styl iſt in einem hiſtoriſchen Bilde eigentlich unerläßlich, ja er macht deſſen Weſen aus, und der *Styl* gerade, nicht aber bloß die *Dimenſion* oder der *Gegenſtand* wird am Ende den ganzen Unterſchied zwiſchen *hiſtoriſchen* und *Genre*bildern ausmachen (unter *hiſtoriſchen* Bildern verſtehe ich in dieſem Augenblicke auch die aus der *heiligen* Geſchichte, nicht bloß die aus der Profangeſchichte, von denen ich in dieſem Briefe rede und denen ich im folgenden die religiöſen Bilder entgegen ſetzen werde). Der *Styl* aber will wohl *Natur*, deren er ſich als Mittel zum Zweck zu bedienen hat, nicht aber *Natürlichkeit*. Leztere kann nie Aufgabe der Kunſt ſeyn, ſonſt wäre eine Wachsfigur ein größeres Kunſtwerk als der Apoll von Belvedere. Doch entſchuldigen Sie, ich gerathe hier in ein epinöſes Kapitel, über das ſich viel ſagen ließe, wenn ich nicht überzeugt wäre, es würde Sie theils langweilen (und dieſes recht aus Herzensgrunde und gründlich zu thun, behalte ich mir noch für folgende Briefe vor), theils Ihnen ſchon bekannt ſeyn.

Das dritte der oben von mir genannten Bilder iſt „die Cholera zu Paris,“ von Proſper Lafaye. Wie auf dem Roger'ſchen, ſo iſt auch auf dieſem Bilde ein Leichnam Mittelpunkt der Handlung, ein Leichnam, oder vielmehr, was jedoch gleichbedeutend iſt, ein Cholerakranker. Dieſes ſehr große Bild (Figuren Lebensgröße) hat ein ſeltſames Sujet, das man ohne die Erklärung des Katalogs nicht recht verſteht; höchſt wahrſcheinlich iſt es beſtellt worden. Das Livret ſagt in wörtlicher Ueberſetzung Folgendes zur Erklärung: „Da das Gerücht ſich verbreitet hatte, es ſeyen Vergiftungen entdeckt worden und man habe dieſerwegen die Aerzte ſelbſt in Verdacht, ſo begab ſich die Menge, ſtets das Schlimme zu glauben bereit, vor das Hotel Dieu, und ſuchte zu verhindern, daß man Kranke in daſſelbe hineinbringe. Einer der in demſelben angeſtellten Aerzte, voll Unwillen über jene Verläumdung gegen einen Stand, der unter ſo ſchrecklichen Umſtänden die größten Beweiſe von Pflichteifer gab, hob die Decke von einem der Kranken ab, um der Menge den Zuſtand zu zeigen, in welchem derſelbe ſich befand. (Ausgezogen aus den Journalen jener Zeit.)“ Die Art und Weiſe, wie *Lafaye* dieſen Stoff aufgefaßt hat, iſt einfach und natürlich. Aus der Thüre des Hotel Dieu, zu welcher einige Stufen hinaufführen, iſt der Arzt herausgetreten und hebt von dem auf einer Tragbahre liegenden Kranken die Decke ab; zugleich redet er demonſtrirend zu der aufrühreriſchen Menge, die auf beiden Seiten des in der Mitte des Bildes ſtehenden Arztes in wilden Gruppen ungewiß iſt, ſoll ſie ſtürmen oder zurückweichen. — Was dieſes Bild auszeichnet, iſt die meiſterhafte Behandlung, was die Malerei betrifft, die Zeichnung könnte hie und da ſorgfältiger ſeyn. Aus dem Arzte in ſeinem modiſchen Coſtüme war nicht viel zu machen, in den Pöbelgruppen dagegen iſt viel charakteriſtiſcher Ausdruck, und der Kranke (oder Todte) iſt in einer ſchönen Verkürzung vortrefflich gezeichnet und noch beſſer gemalt. Uebrigens hat der Leichnam Karls des Kühnen auf dem Rogerſchen Bilde mehr Cholerakrankes als dieſer Körper hier, was man indeß Lafaye, der dadurch das Widerliche vermieden hat, immer Dank wiſſen mag. — Ich habe dieſes Bild unter den andern hiſtoriſchen Bildern des Salons hervorgehoben, weil es eines der beſten iſt, die Verſailler Bilder mitgerechnet; nur Schade, daß dem Stoffe durchaus kein Intereſſe abzugewinnen iſt. Was daraus zu machen war, hat Lafaye geleiſtet.

Soviel über die *hiſtoriſchen* Bilder des Salons, unter denen ich, nicht ganz dem gewöhnlichen Sprachgebrauch gemäß, alle die aus der *Profangeſchichte* verſtanden habe, Dimenſion und Behandlung mochten ſeyn welche ſie wollten. Im folgenden Briefe werde ich Einiges über die *religiöſen* oder Bilder aus der *heiligen* Geſchichte berichten.

(Schluß des dritten Briefs.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Vorbereitungen zur Vermählung des Herzogs von Orleans.

In den lezten zwei Jahrhunderten haben drei deutſche Prinzeſſinnen auf Frankreichs Thron geſeſſen, die vierte wird in dieſen Tagen erwartet, und während Tapezierer,

Vergolder, Feuerwerker hier, in Fontainebleau, in Verſailles, überall alle Hände voll zu thun haben, blättern die politiſchen Wetterpropheten im hunderjährigen Geſchichtskalender, wo ſo mancher Tag blutroth gedruckt ſteht, und ſtellen der neuen Brautfahrt das Horoſcop. Und höchſt bedeutſame Erinnerungen knüpfen ſich an die Namen jener drei Fürſtinnen; ihrer Brautfahrt folgten jedesmal in kurzer Friſt die heftigſten Ungewitter, gerade die Stürme, welche vorzüglich die Witterung der neuern Zeit conſtituirt haben: Richelieu und Mazarin, die Bürgerkriege und die Befeſtigung der unumſchränkten königlichen Macht, Marat und die Revolution, Talleyrand und die Reſtauration — Anna von Oeſterreich, Marie Antoinette von Oeſterreich, Marie Louiſe von Oeſterreich. Die Anhänger des Julinsthrons, wenn ſie abergläubiſch ſind, mögen froh ſeyn, daß die ſehnlich Erwartete Helene von Mecklenburg heißt. — Die Feſte, welche ſich vielfach vorbereiten, werden äußerlich im Grunde dieſelben ſeyn, wie die bei Anna's, Marie Antoinettens und Marie Louiſens Vermählung; nach den pomphaſten Programmen der Journale iſt freilich Alles einzig, nie geſehen; aber die Fortſchritte des Menſchengeiſtes in Zuckerbäckerei, Verzierungskunſt, Feuerwerkerei ſind nicht der Rede werth. Der Hauptunterſchied liegt im Sinne deren, welche in den geſtickten Rock ſchlüpfen, um den Feſten offiziell beizuwohnen, und im Kalkul deren, welche die Hand in den Beutel ſtecken, um ſie zu bezahlen. Sonſt dachte man in der luſtigen Sprachverwirrung der Höfe und ihrer Feſte ſo wenig an die Sündfluth, als beim babyloniſchen Thurmbau; jezt bringt man es zu keiner rechten Luſt, kaum mehr zu einem tüchtigen Hochmuth vor dem ewigen Gedanken, ob man unter den Männlein und Fräulein Play finden werde, welche dereinſt eine neue rettende Arche aufnimmt. Sonſt erhob man Taxen zu Krönungen und Beilagern, friſchweg, um der Sache ſelbſt willen; man raiſonnirte nicht, wie erſprießlich es ſey, das Gold aus der ganzen Volksmaſſe in Wetterwolken zu ſammeln, und es dann da und dort als befruchtenden Regen niederfallen zu laſſen; jezt wird ein fürſtliches Feſtprogramm von derſelben Rückſicht diktirt, welche Bälle, Concerte, Lotterien für die Armen veranſtaltet. So wird die Stadt Paris einen großen Theil der von ihr zur Feier des Orleansſchen Beilagers ausgeſezten Summen zu wohlthätigen Zwecken verwenden: 58,000 Fr. für die Wohlthätigkeitsanſtalten, 12,000 Fr. um die armen Kinder in den Kleinkinderſchulen zu kleiden, 30.000 Fr. für die Primärſchulen zur Aufmunterung, 60.000 Fr. zur Vertheilung unter die Hülfsvereine der Gewerbe. Auch bei den Feſten, welche die Stadt Paris geben wird, hält ſie mit Selbſtbewußtſeyn den Gedanken des Nüzlichen feſt: ſo wird das Stadthaus, deſſen innere Ausſtattung dreißig und mehr Jahre alt iſt, ganz neu gemalt, möblirt und dekorirt, um den Lyoner Seidewebern und zahlloſen Pariſer Arbeitern zu thun zu geben. Auch die Kunſt iſt nicht vergeſſen, oder vielmehr die Künſtler: in einem Saale des Stadthauſes ſollen die Porträts aller berühmten Männer, welche Paris geboren, Krieger, Staatsmänner, Künſtler, Schriftſteller, darunter ſogar zwei Frauen, aufgeſtellt werden. Diorama's, an denen alle Feenkünſte der heutigen Malerei erſchöpft ſind, ſollen Prinzeſſin Helene an die Lieblingspläze ihres Heimathlandes zurückzaubern. „Bereits,“ ſchreibt ungefähr das Journal des Débats, „ſind die verſchiedenſten Gewerke in der regſten Thätigkeit. Man baut Ballſäle, zimmert tragbare Feſtungswerke, wandelt Höfe in Säle, Säle in Gärten um. Der geſchmackvollſte Puz wird vorbereitet; die Diamanten wandern aus den Schmuckkäſtchen, die Thaler aus den Truhen, um aller Orten Früchte zu bringen hundertfältig. Maler, Bildhauer und Schnizer, Zimmerer, Juweliere, Goldſchmiede, Feuerwerker, Nähterinnen, Modehändlerinnen legen keinen Augenblick die Hände in den Schooß. Lyon liefert ſeine Stoffe, Vincennes ſeine Raketen, Paris ſeine luſtigen Erfindungen, ſeinen Luxus, ſeinen Reichthum, ſeine Jovialität. Die Feuerwerke, dergleichen man noch nichts geſehen, koſten 40,000 Fr.; einzig in ſeiner Art wird ferner das nächtliche Feſt auf dem Marsfelde ſeyn: zehntauſend Mann Linientruppen ſollen, bei Beleuchtung von bengaliſchem Feuer, ein in der Mitte des Plazes erbautes Fort angreifen und vertheidigen. Die Artillerie liefert alles zu dieſer Feerei erforderliche Feuerwerk, und die franzöſiſche Artillerie behauptet ja dans ces jeux de la pyrotechnie l'admirable superiorité qu'elle a su depuis long temps s'assurer dans les combats. — Paris kann zufrieden ſeyn. Die Feierlichkeiten in Fontainebleau, die Feſte auf dem Stadthaus, die Schauſpiele, die Verſailles bieten wird, ziehen von allen Seiten Schaaren von Neugierigen herbei. Bereits hat ſich die Maſſe der Neugierigen mehr als verdoppelt; wie wird es erſt in vierzehn Tagen, in drei Wochen werden? Paris zehrt nicht nur ein halbes Jahr, es bereichert ſich an dieſer Herrlichkeit, an dieſem denkwürdigen Ereigniß, das noch viel länger ganz Frankreich im Gedächtniß bleiben und ſegensreich in die ferne Zukunft wirken wird.“ — In Erwartung all dieſer Pracht und Herrlichkeit wünſchen wir aufrichtig, daß die feſtlichen Tage kein Omen ſchwarz zeichnen möchte, wie den 30ſten Mai 1770 und den 1ſten Juli 1810. — Bälle, Manövres, Feuerwerke u. dgl. kann man auch anderswo geben, aber dieſes Beilager könnte, wenn man dem Gerüchte traut, durch etwas bezeichnet werden, was man nur hier wagen, was nur von hier ausgehen darf. Frankreich hat zwar ſein altes hergebrachtes Recht, im Coſtüm für den civiliſirten Weltkreis den Ton anzugeben, ziemlich ungekränkt behauptet, aber der franzöſiſche Hof im eigentlichen Sinn hat ſich längſt der Diktatur in dieſem Fache begeben. Die jungen Prinzen ſcheinen es nun verſuchen zu wollen, dieſe ſchöne Prärogative wieder an ſich zu nehmen, und in dieſer Beziehung principes juventutis orbis terrarum zu werden. Sie haben nicht nur den ambulirenden Diplomaten im Gefolge des Herzogs von Broglie eine eigene Tracht mitgegeben: habit français à la Louis XIV., d. h. eine Art knapp anliegenden Ueberrocks mit goldenen ſogenannten Brandebourgs und großem unaufgeſchlagenem Hut; ſie ſollen entſchloſſen ſeyn, in Fontainebleau ſelbſt in einem neualten Coſtüm zu erſcheinen, und dieſes beſtände im reich mit Gold und Silber geſtickten Leibrock des ſiebzehnten Jahrhunderts und im Federbarett. Mehrere, namentlich miniſterielle Blätter beſprechen dieſe bevorſtehende Neuerung mit Wohlgefälligkeit, und ſie ſezen hinzu: wenn die Prinzen zu dieſer vernünftigen Tracht ſich bequemen, ſo muß ſie unfehlbar allgemein Nachahmung finden. — Seht euch vor, ihr guten Deutſchen, damit euch die Revolution nicht unvorbereitet treffe!

Auflöſung des Räthſels in Nr. 126.

Der Wein.

Beilagen:

Literaturblatt Nr. 53 u. Monatsregiſter Mai.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Ein und dreißigſter Jahrgang.

1837.

Juni.

Wenn Geiſt mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie ſchlummernde Funken nährt,
Dann werden ſelbſt der Apollona
Eifrigſte Prieſter euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1837.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Ueberſicht des Zuſtandes derſelben in Deutſchland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufſätze über ſchöne Wiſſenſchaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neueſten belletriſtiſchen Schriften: der Romane, Schauſpiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus ſeltenen intereſſanten Werken. — Reviſion einzelner Recenſionen aus den beſten kritiſchen Blättern. — Nachricht vom Zuſtande der ausländiſchen ſchönen Literatur, beſonders der Franzöſiſchen, Engliſchen, Italieniſchen, Holländiſchen, ꝛc. — Ueberſetzungen als Proben.

II. Kunſt. Kurze Abhandlungen über Gegenſtände der Kunſt. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunſt, Gartenkunſt ꝛc., Auszüge. — Kunſtnachrichten: Theater. Periodiſche Ueberſicht des Zuſtandes der vorzüglichſten Schaubühnen in Deutſchland, Frankreich u. ſ. w. Scenen aus ungedruckten Schauſpielen. Muſik. Nachricht von neuen muſikaliſchen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geſchichte einzelner Städte und Völker. Geſelliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Univerſitäten, Meſſen, Bäder, Carnevals; zuweilen intereſſante topographiſche Schilderungen.

IV. Biographiſche Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben intereſſanter Menſchen. — Beiträge zur Bildungs-Geſchichte vorzüglicher Schriftſteller, Künſtler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handſchrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beſchäftigungen der Gelehrten, ihren Reiſen ꝛc.

V. Kleine Reiſebeſchreibungen. Auszüge aus intereſſanten größern Werken dieſer Art; kleinere Original-Aufſätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländiſchen und deutſchen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satiriſche Aufſätze. Kleine leichte Erzählungen in Proſa und Verſen; Räthſel, Charaden und dergleichen.

VIII. Beſondere Beilagen enthalten die Ueberſicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erſcheint ein Blatt. In beſondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte ſo wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren ſind im „Morgenblatt“ Aufſätze und Nachrichten über Gegenſtände der bildenden Künſte geliefert worden. Zur beſſeren Ueberſicht für Kunſtfreunde wurde ſpäter eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunſtblatts“ für dieſen Zweck beſtimmt, die jedoch in ungleichen Friſten erſchien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote ſtand.

Die Liebe zur Kunſt hat ſich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politiſchen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und geſteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen ſich davon bedeutende Wirkungen, und laſſen den erfreulichſten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitſchrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erſcheinungen im Gebiete der bildenden Kunſt gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn ſie unternimmt, das „Kunſtblatt“ in ſolcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erſcheinen zu laſſen, daß es, dieſem Bedürfniß entſprechend, den Leſern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und intereſſante Zugabe ſey, für Künſtler und Kunſtfreunde aber auch abgeſondert eine ſelbſtſtändige Zeitſchrift bilde.

Man wird zu dem Ende ſich beſtreben, zunächſt in zwei, wöchentlich erſcheinenden Blättern ſo viel möglich vollſtändige Nachrichten über das Merkwürdigſte zu ertheilen, was in Deutſchland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunſt, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur ſich ereignet, Beurtheilungen von Kunſtwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunſtgegenſtände zu liefern, und Beiträge zur Geſchichte der ältern und neuern Kunſt zu ſammeln. Hiermit ſollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunſt betreffenden Werken, ſo wie eine Ueberſicht der neueſten artiſtiſchen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendſten Schriften dieſes Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht ſeyn, das Blatt mit Umriſſen in Kupferſtich oder Steindruck befriedigend auszuſtatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfaſſer der Schrift über die Studien der griechiſchen Künſtler, übernommen.

Wir ſtellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunſt die Bitte, unſer Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufſätzen und Nachrichten kräftigſt zu unterſtützen. Beſonders erſuchen wir auch Künſtler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entſtehenden Kunſtwerken Notizen einzuſenden, damit die Ueberſicht möglichſt vollſtändig werde. In allen Beziehungen wird man ſtets den Grundſatz ſtrenger Unpartheilichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendſten kritiſchen Zeitſchriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterſchrift oder anerkannter Chiffre zu verſehen, auch für unſer Blatt feſtſtellen zu müſſen. Dies wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemeſſenen Lobes oder Tadels ſchützen, und dazu beitragen, unſrer Zeitſchrift den edlen und anſtändigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und beſonders, wo von den höchſten Fähigkeiten und Gütern des menſchlichen Geiſtes die Rede iſt, beobachtet werden ſollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunſt-Blatt“ beſtimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieſes ſo intereſſante Fach dasjenige geleiſtet werden ſoll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben ſo iſt es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum iſt zu beengt. — Wir ſehen uns daher

genöthigt, auch dieſem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unſere Leſer mit den neueſten Erſcheinungen der Literatur, die, ohne zu den ſtrengwiſſenſchaftlichen zu gehören, von allgemeinem Intereſſe ſind, bekannt machen zu können.

Dieſe gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt ſind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabſichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheiſcht natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, dieſem Zweig beſtimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichſt bereit ſind, ſo können wir dieſes bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweiſen, daß wir bloß auf die Hälfte deſſen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anſpruch machen, und für dieſe Ausdehnung mit dem kleinen Aufſchlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künſtler und Kunſtfreunde das „Kunſt-Blatt“ einzeln halten wollen, ſo wird dieſen der Jahrgang für 6 fl. erlaſſen. Das Gleiche gilt für einzelne Beſtellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunſt-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünſchen, koſtet der Jahrgang nur 10 fl.

* * *

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einſchluß des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“, würde alſo koſten . . . . 20 fl.
Der Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunſt-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . 6 fl.
das „Kunſt-Blatt“ . . . . 6 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Poſtamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Sonette auf Agnes Schebeſt. 136.
Das Mikroſkop, von L. Bechſtein. 139.
Prolog zu Mozarts Entführung aus dem Serail, von W. Menzel. 149.
Gedichte von Emma v. Nindorf. 154. 155.

Räthſel.

Der Kalender. 132. — Epheu. 141. — Flamme. 150.

Erzählungen.

Der Schweif des Drachen. 134 — 138.
Schloß Hochdorf. 142 — 152.

Länder- und Völkerkunde.

Die Deutſchen in Nordamerika, von Fr. Grund. 144—148.

Reiſen.

Briefe aus der Normandie von J. W. 132. 133. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141.

Naturgeſchichtliches.

Natur- und gewerbwiſſenſchaftliche Berichte, von Dr. Nürnberger. 130 — 134.
Naturgeſchichtliche Notizen. 152.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Das Waidwerk. 3ter Art. 130. 131. — 4ter Art. 140—143.
Das Trouſſeau der Herzogin von Orleans. 132. 138.
Rede, gehalten am Schillersfeſt, am 30. Mai 1837. 136.
Der Frack und das große Feſt zu Verſailles. 146.
Briefe über den Pariſer Salon von 1837. 150 — 155.
Die Londoner Stockbörſe. 153 — 155.
Aus der Tagesgeſchichte. Das geraubte Kind. 132.

Korreſpondenz.

Florenz. 130. 131. 132. — Paris. 133. 134. 135. 136. — 139. 140. 141. — Prag. 135. — Stuttgart. 136. — 149. 150. — London. 138. 139. — 147. — 151. 152. — Genf. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. — Dresden. 141. 145. — Aus dem Elſaß. 148. — Lübeck. 148. — St. Petersburg. 153. 154. — Hamburg. 155.

Kunſt-Blatt.

Nro. 44.

Der Pariſer Salon im Jahr 1837. (Fortſ.) — Kunſtausſtellung in Kaſſel. — Perſönliches. — Nekrolog. — Akademien und Vereine.

Nro. 45.

Der Pariſer Salon im Jahr 1837. (Fortſ.) — Neue Radirungen. — Akademien und Vereine.

Nro. 46.

Der Pariſer Salon im Jahr 1837. (Fortſ.) — Verſteigerungen.

Nro. 47.

Der Pariſer Salon im Jahr 1837. (Fortſ.) — Kunſtausſtellungen. — Akademien und Vereine.

Nro. 48.

Der Pariſer Salon im Jahr 1837. (Fortſ.) — Kunſtausſtellungen.

Nro. 49.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunſtwiſſenſchaftlichen Inhalts aus den Gemäldeſammlungen von Berlin und Dresden. — Kunſtausſtellungen. — Muſeen und Sammlungen.

Nro. 50.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunſtwiſſenſchaftlichen Inhalts ꝛc. (Fortſ.) — Bauwerke. — Bildnerei. — Denkmäler.

Nro. 51.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunſtwiſſenſchaftlichen Inhalts ꝛc. (Fortſ.) — Numismatik. — Malerei.

Nro. 52.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunſtwiſſenſchaftlichen Inhalts ꝛc. (Fortſ.) — Moſaik. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Literatur-Blatt.

Nro. 56.

Römiſche Geſchichte. 4) Geſchichte der Römer, ihrer Herrſchaft und Kultur, von Erbauung Roms bis zum Untergange des weſtrömiſchen Reiches, zur allgemeinen Belehrung und Unterhaltung, ſo wie zum Gebrauch in Gymnaſien, Real- und höhern Bürgerſchulen, dargeſtellt von Dr. Fiedler. — 5) Denkwürdigkeiten des alten Roms, für alle Freunde der älteren Geſchichte, vorzüglich für die reifere Jugend bearbeitet von J. E. Gailer. — 6) Ueber die Politik des Marcus Agrippa in Bezug auf die römiſche Staatsverfaſſung, von Dr. Frandſen. — 7) Ferienſchriften von Carl Zell.

Nro. 57.

Werke über England und Irland. 6) Großbritanniens Geſezgebung über Gewerbe, Handel und innere Communicationsmittel, ſtatiſtiſch und ſtaatswirthſchaftlich erläutert von dem königl. bayer. Miniſterialrath E. Th. Kleinſchrod. — Römiſche Geſchichte. 8) Lucius Cornelius Sulla, dargeſtellt von Dr. Zachariä.

Nro. 58.

Werke über England und Irland. 6) Großbritanniens Geſezgebung über Gewerbe, Handel und innere Communicationsmittel ꝛc., von E. Th. Kleinſchrod. (Schluß.) — Römiſche Geſchichte. 9) Geſchichte der römiſchen Beredſamkeit von Erbauung der Stadt Rom bis zur Auflöſung des weſtrömiſchen Reichs, nach den Quellen bearbeitet von A. Weſtermann.

Nro. 59.

Werke über England und Irland. 7) Biographiſche und kritiſche Geſchichte der engliſchen Literatur von S. Johnſons bis zu W. Scotts Tode, von Allan Cunningham. Aus dem Engliſchen von A. Kaiſer. — 8) Verſuch über die engliſche Literatur und Betrachtungen über den Geiſt des Menſchen, der Zeiten und der Revolutionen von Chateaubriand. — Reiſen. 1) Skizzen über Deutſchland und die Deutſchen. Mit Bemerkungen über Oeſterreich, Ungarn, Polen und die Schweiz von einem in Deutſchland reiſenden Engländer. — 2) Empfindſame Reiſen. Nebſt einem Anhang von Reiſe-Berichten, -Skizzen, -Epiſteln, -Satiren, -Elegien, -Jeremiaden ꝛc. aus den Jahren 1832 und 1835, von L. Rellſtab.

Nro. 60.

Römiſche Geſchichte. 10) Geſchichte der römiſchen Literatur, von Dr. Joh. Chr. Felix Bähr. — Reiſen. 3) Reiſeplaudereien von Hofr. Dr. G. v. Reinbeck.

Nro. 61.

Naturkunde. 1) Anſichten über Natur- und Seelenleben von J. H. F. Autenrieth, Kanzler der Univerſität Tübingen. Nach ſeinem Tode herausgegeben von ſeinem Sohne H. F. Autenrieth.

Nro. 62.

Naturkunde. 1) Anſichten über Natur- und Seelenleben von J. H. F. Autenrieth. (Schluß.) — 2) Paley's natürliche Theologie mit Bemerkungen und Zuſäzen von Lord Brougham und Sir Charles Bell. In deutſcher Bearbeitung herausgegeben von Dr. H. Hauff. — 3) Die geſammte Anthropologie, neu begründet durch allgemeine Bioſophie und als zeitgemäße Grundlage der Medicin im Geiſte germaniſch-chriſtlicher Wiſſenſchaft. Für Aerzte und Nichtärzte von Prof. Dr. Leupoldt.

Nro. 63.

Naturkunde. 4) Unterſuchungen über den Lebensmagnetismus und das Hellſehen von Dr. Paſſavant. — 5) Der Menſch nach den verſchiedenen Seiten ſeiner Natur, oder Anthropologie für das gebildete Publikum, von Dr. Burdach. — 6) Der Menſch in Beziehung auf ſein Werden, Beſtehen und auf ſeinen Tod, naturgemäß erforſcht von Adolf Beszely. — 7) Gott und das Wichtigſte aus der Natur, von Dr. Hoffbauer. — 8) Vorträge aus dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften und der Oekonomie, gehalten vor einem Kreiſe gebildeter Zuhörer in der phyſikaliſch-ökonomiſchen Geſellſchaft zu Königsberg, herausgegeben von dem Prof. K. E. v. Bär.

Nro. 64.

Reiſen. 4) Reiſebriefe aus Belgien. Mit einigen Studien zur Politik, Geſchichte und Kunſt, von Dr. Löbell. — 5) Fragmentariſche Mittheilungen über eine Reiſe durch Holland und einen Theil von Belgien im Herbſt 1834, von K. Fr. H. Stelzer. — Naturkunde. 9) Einleitung in das Studium der Naturwiſſenſchaft. Nach dem Engl. des J. F. W. Herſchel von Dr. Weinlig. — 10) Unterhaltungen aus dem Gebiete der Naturkunde, von Arago. Aus dem Franzöſiſchen überſezt von E. v. Remy.

Nro. 65.

Naturkunde. 11) Polemiſche Blätter zur Beförderung der ſpeculativen Phyſik, herausgegeben von H. Steffens. — 12) Ueber das Licht, vorzugsweiſe über die chemiſchen und phyſiologiſchen Wirkungen deſſelben. Ein Verſuch von Dr. Landgrebe. — 13) Allgemeine Naturgeſchichte für alle Stände, von Prof. Oken. — 14) Die Geſchichte der Natur, als zweite gänzlich umgearbeitete Auflage der allgemeinen Naturgeſchichte, von Dr. G. H. v. Schubert. — 15) Naturgeſchichte der drei Reiche. Zur allgemeinen Belehrung bearbeitet von G. W. Biſchoff u. A. — 16) Leitfaden zum Unterricht in der Naturbeſchreibung und Naturgeſchichte durch Tabellen und deren Erläuterung, von Dr. Nietſch. — Badeliteratur. Homburg (vor der Höh) und ſeine Heilquellen, von Dr. Trapp. — Erinnerungen an das Seebad von Helgoland. In Briefen von Dr. Salomon. — Meine kleine Seereiſe oder die Fahrt nach Helgoland, von *r.

Nro. 66.

Naturkunde. 17) Geſchichte der durch Ueberlieferung nachgewieſenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche. Ein Verſuch von K. E. A. v. Hoff. — 18) Der heutigen Phyſik Widerlegung durch Folgerung aus Sinneswahrnehmungen, in Bezug auf Luftdruck, Elementarkräfte und Bewegung. Ein neues Syſtem, von R. Tſchiffely. — Badeliteratur. Wanderungen im Schwarzwalde, insbeſondere nach den Kurorten Teinach, Wildbad, Baden und durch das Murgthal nach Rippoldsau. In Briefen von A. Arnold.

№ 130.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 1. Juni 1837.

Oui, c'est la chose comme elle est,
Et point du tout conte frivole.
Je suis homme d'honneur, j'en donne ma parole,
Et vous m'en croirez, s'il vous plait.

Molière.
Amphitryon.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.*

Von

Dr. Nürnberger.

Wir müſſen unſern Spruch nochmals mit den Croſſeſchen Entdeckungen anheben, da die Außerordentlichkeit derſelben Zweifel, ja Plaiſanterien hervorgerufen hat, wodurch die Sache in das Ungewiſſe und Lächerliche herab gezogen werden könnte. Statt uns auf denſelben Ton einzulaſſen, was mit der Würde der Wiſſenſchaft, die wir hier vertreten, unverträglich ſcheint, begnügen wir uns, ganz einfach zu bemerken, daß das angeführte Factum ſelbſt, nämlich: die *Erzeugung* (oder Darſtellung) lebender *Geſchöpfe* durch Anwendung des Croſſeſchen *Verfahrens auf Hornſtein* allermittelſt außer allen Zweifel geſezt worden iſt. Bei der lezten Verſammlung der Royal-Inſtitution zu London las Dr. *Faraday* eine Abhandlung über die neue Entdeckung Croſſes, betreffend die Bildung oder Wiederbildung** von Inſekten in Hornſtein, und erklärte ausdrücklich, daß, wie vielfach dieſe Entdeckung bezweifelt werde, doch ſo viel *gewiß* ſey, daß Croſſe, durch längere Anwendung des Volta'ſchen Stroms, aus Kieſelerde und Potaſche lebende Thiere erhalten habe. Auch legte Faraday dergleichen Inſekten vor. — In der Verſammlung der Aſhmole'ſchen Geſellſchaft zu Oxford am 6ten März zeigte ferner Profeſſor *Buckland* an, daß Croſſe, einer neueren Mittheilung zufolge, neuerdings Hunderte von Inſekten durch längere Anwendung des elektriſchen Stromes ſeiner mächtigen galvaniſchen Säule* auf eine Miſchung von Kieſelerde und Salzſäure in das Leben gerufen habe. Dieſelbe Thierart bildete ſich auch in der reinen Kieſelerde (welche Croſſe, wie wir in unſerm vorigen Berichte weitläufiger auseinander geſezt haben und des Folgenden wegen hier nochmals wiederholen, aus pulveriſirtem Feuerſteine oder Hornſteine erhalten hatte), ohne Hinzumiſchung der Salzſäure, niemals aber ohne Mitwirkung des Volta'ſchen Stromes.** Lezterer Umſtand ſcheint mir entſcheidend

* Vergl. den vorlezten dieſer Berichte in Nr. 68 ff. dieſer Blätter.

** Man vergleiche unſern vorigen Bericht.

* Ich habe oben den Ausdruck „Volta'ſcher Strom" gebraucht, gleichwie ich hier „elektriſcher Strom der galvaniſchen Säule" ſage. Beide Ausdrücke ſind, wie ich nochmals bemerke, gleichbedeutend, da das Ganze der Entdeckung den *beiden* Naturforſchern *Galvani* und *Volta* angehört.

** Es geht uns, beim Schluſſe des gegenwärtigen Aufſatzes, und zwar aus der lauterſten Quelle, noch eine anderweitige Beſtätigung dieſer Entdeckungen zu, und wir können

und iſt eben das Hochwichtige der großen Croſſe'ſchen Entdeckung, indem man nach dieſem Umſtand kaum umhin kann, dem galvaniſchen Strome eine ſolche belebende Kraft beizulegen, um Organismen niederer Ordnung entweder aus der Materie ſelbſt in das Daſeyn zu rufen, oder Falls man die, in meinem vorigen Berichte dargeſtellten Ehrenberg'ſchen Entdeckungen zu Grunde legt, doch wenigſtens aus einem Todesſchlafe von mehreren Jahrtauſenden wieder zu erwecken. Die engliſchen Naturforſcher haben ſich, nach Anhörung des Buckland'ſchen Vortrags, für die erſtere Anſicht entſchieden, indem ſie die Croſſe'ſchen Inſekten zu einer höheren Thierclaſſe als die Ehrenberg'ſchen Infuſorien zählen; und ich mache, auf die Gefahr hin, nochmals mit Paracelſus verglichen zu werden,* kein Geheimniß daraus, daß ich, wenigſtens was die zu Grunde liegende Kraft des Volta'ſchen Stroms betrifft, ihre Meinung theile. Die Zeit wird dieſe wunderbare Sache näher aufklären.

Nicht weniger auffallend, aber erklärlicher, iſt eine Erſcheinung, welche bei der am 20ſten April eingetretenen totalen Mondfinſterniß, wenigſtens für gewiſſe Punkte der Erde,** Statt fand. Da nämlich die Erde, wenn eine Mondfinſterniß eintreten ſoll, offenbar zwiſchen der Sonne und dem Monde ſtehen muß, um letzteren zu verhindern, von den Strahlen der erſteren beleuchtet zu werden, ſo ſcheint es auf den erſten Blick unmöglich, daß ſich beide Geſtirne während eines ſolchen Ereigniſſes am Himmel zeigen können: die Sonne muß wirklich unter dem Horizonte des Beobachters ſtehen, wenn ſich der Mond verfinſtert über demſelben darſtellen ſoll. Gleichwohl trat am 20ſten April der ſehr ſeltene Fall ein,*** daß beide Geſtirne: die Sonne im Untergehen, der verfinſterte Mond im Aufgehen, zugleich am Himmel ſichtbar wurden, und zwar in Folge der Strahlenbrechung. Die Strahlenbrechung zeigt bekanntlich die aufgehenden Geſtirne ſchon im Horizonte, wenn ſie eigentlich noch darunter ſtehen, und erhält eben ſo die ſchon untergegangenen noch eine Zeitlang ſichtbar. Als nun am 20ſten April die totale Mondfinſterniß begann (8 Uhr 45 Minuten Abends mittlere Berliner Zeit), ſo ging die Sonne, abgeſehen von der Strahlenbrechung, eben unter für eine von der Nordküſte Novazembla's durch die Lofoden, die Schetlandsinſeln und Irland gegen das Oſtcap Braſiliens und die Falklandsinſeln gedachte Linie; und beim Ende der totalen Finſterniß lief dieſe Linie des Sonnenuntergangs von Spitzbergens Süd- und Islands Weſtküſte zur Mündung des Maranhon und weiter mitten durch Südamerika. Alle Gegenden alſo, welche auf und zwiſchen dieſen beiden Linien liegen, erblickten den total verfinſtert aufgehenden Mond und das durch die Refraction gehobene Bild der eben untergehenden Sonne zugleich über ihrem Horizonte. — Für die beiden Linien des gleichzeitigen Sonnenaufgangs gilt begreiflich das Umgekehrte, indem man dort das, von der Refraction über den Horizont erhobene Bild der aufgehenden Sonne und den total verfinſtert untergehenden Mond zugleich am Himmel erblickte.

Ich mußte über dieſe ſeltene und merkwürdige Erſcheinung ſo ausführlich ſprechen, da ſie Zweifel erregen könnte und in der That ſchon im Alterthume als etwas Wunderbares betrachtet worden iſt. Der ältere Plinius, dem ſie bekannt war, bezeichnet ſie ſo;* und erſt der griechiſche Aſtronom Cleomedes († um 430 n. Chr.) kam auf den Gedanken der Strahlenbrechung, welche denn auch die einzige mögliche Erklärung abgibt. Aus demſelben Grunde der Strahlenbrechung haben auch die Leſer am 20ſten April den Mond, ſeiner totalen Verfinſterung unerachtet, noch immer in einem rothen Schimmer, der bekannten Brechungsfarbe des Sonnenlichts beim Auf- und Untergange, am Himmel erblickt, eben weil gebrochenes Sonnenlicht in den Schattenkegel der Erde gelangt und ſolchergeſtalt auch den Mond, während ſeines Verweilens in dieſem Schattenkegel, trifft.

(Die Fortſetzung folgt.)

auf den Grund des Zeugniſſes ſo vieler achtenswerthen und competenten Männer den behaupteten Thatſachen unſer Zutrauen unmöglich verſagen.

* Unſer Korreſpondent in Nr. 58 dieſer Blätter hat nur den Engländer Croſſe mit Paracelſus verglichen.

Anm. d. Red.

** Der Liverpool Mercury, welcher zuerſt auf dieſen Umſtand aufmerkſam gemacht hat, irrt jedoch, wenn er die allgemeine Sichtbarkeit der Erſcheinung, von der wir hier ſprechen wollen, behauptet. Sie trat aus den oben entwickelten Gründen, allerdings für gewiſſe Gegenden der Erde, aber nicht für alle diejenigen ein, wo gleichwohl die Mondfinſterniß ſelbſt ſichtbar war.

*** Ich finde, daß dieſelbe Beobachtung bei der großen Mondfinſterniß vom 19ten Juli 1750 zu Paris gemacht worden iſt. Auch war ſie ja ſchon den Alten bekannt.

* H. N. II. 15. „Mirum, quanam ratione, cum solis exortu umbra illa hebetatrix sub terra esse debeat, semel jam acciderit, ut in occasu luna deficeret utroque super terram conspicuo sidere.“ — Wenn Plinius auch keine Erklärung des Phänomens beibringt, ſo ſieht man doch auch hier wieder, mit welcher Genauigkeit er wenigſtens beobachtet hat.

Das Waidwerk.

Dritter Artikel.

Auerhahnen- und Gemsjagd.

In den hohen Wäldern der Alpen, auf den einſamen Höhen des Schwarzwaldes und auf manchen andern Waldgebirgen ſingt im Frühjahr der Auerhahn ſein Liebeslied,

durch das er nicht nur die zärtlichen Hennen, ſondern auch den Jäger lockt; und wo, hoch über den Waldungen, im Mai noch der Schnee die Felſen deckt, da ſchlägt und rollt auf der weißen Fläche der dunkle Birkhahn und ſtreicht, mit den Flügelſpitzen den Schnee ſtreifend, dahin, wo der erfahrene Waidmann ihn erwartet. — Das Erlegen des Auerhahns ſteht bei den edlen Jägern in hohem Anſehen, und der Schwarzwald darf ſich rühmen, alljährlich auf ſeinen wildeſten Höhen die ſtolzeſten Auerhahnjagden zu ſehen; denn wie in den Felſen der Steiermark der berühmte Enkel des ritterlichen Kaiſers Max allen Jägern mit edlem Beiſpiel vorangeht, ſo leuchtet auch bei uns als Muſter männlichen Thuns der Landesherr und ſein erlauchtes Haus, wie in allem Waidwerk, ſo auch in der Jagd auf den ſcheuen Vogel des Gebirgs, die ein Probirſtein iſt für alle Eigenſchaften, welche ein Waidmann beſitzen ſoll.

Die Gebirge des Schwarzwalds ſehen für den, welcher die Felſen der Alpen kennt, beim erſten Anblick nicht ſonderlich hoch und gewaltig aus, und erheben in der That ſich kaum bis an die lezte Grenze der Forſtvegetation, die nur der Feldberg und der Belchen überragen, der Kandel völlig erreicht; dennoch aber ſind ſie hoch genug, um den ſtärkſten und geübteſten Bergſteiger auf harte Proben zu ſtellen, wenn er ihre ſteilen Halden zu erklimmen, ihre vielfachen Schluchten zu durchklettern hat. Dabei haben die waldigen Höhen die beſondere Eigenſchaft, daß ſie oben faſt immer ſumpfig ſind und vielfache Seen ſich auf ihnen finden, deren einer, der Mummelſee, vor allen bekannt und genannt iſt.

Zur Zeit, wann dort oben in den weiten Berggehegen der Auerhahn zu falzen anfängt (gewöhnlich um Walpurgis), hat der Waidgeſell fleißig am Abend aufzupaſſen, wo der Hahn ſich auf einem Baum niederläßt; denn auf derſelben Stelle bleibt er, wenn er nicht zufällig verſcheucht wird, bis er gegen Morgen die Hennen zu locken beginnt, die ſich nach angebrochener Morgendämmerung unter dem Baum ſammeln; läßt ſich Abends beim Einfallen der Hahn nicht vernehmen, ſo muß der Jäger nach Mitternacht ihn belauſchen. Dieſes Beginnen heißt: den Hahn verhören, und entſpricht ganz dem Beſtätigen des rothen und ſchwarzen Wildprets, nur daß es, wenn nicht ſchwerer, doch beſchwerlicher iſt.

Die Jagdgeſellſchaft muß ihr Nachtlager im hohen Gebirg nehmen, und dieſer Aufenthalt iſt es, welcher allein, wie wir bereits erwähnten, den Anlaß gibt, die Jagd zu einer Feſtlichkeit zu machen, beſonders wenn eigens zu dem Behuf erbaute Jagdſchlößchen bereit ſtehen, die edlen Waidleute aufzunehmen, wie in den Umgebungen Badens ſich ihrer zwei finden, auf der Herrenwieſe und auf dem Kaltenbrunn. Doch möge nun die Schützen ein wohleingerichtetes Schlößchen, eine Köhlerhütte oder auch ein Lager auf dem Moos unter dem Dach der Tannen aufnehmen: ſobald die Mitternacht kommt, naht auch für ſie der Augenblick des Ausbruchs, je nach den Umſtänden früher oder ſpäter, und jeden Einzelnen führt auf beſondern Wegen, oft ſtundenweit vom Platz des Lagers, ein revierkundiger Waidgeſell durch Schluchten, Sümpfe und alle Hinderniſſe des Bodens, die noch die Dunkelheit erhöht; und hier theilt der Fürſt mit dem geringſten ſeiner Jäger die Mühſeligkeit, welche immer noch groß genug bleibt, wenn auch durchgehauene Falzwege ſie in etwas erleichtern. — Je näher der Schütz dem Stand des Hahns kommt, deſto größer wird die Vorſicht, die er anwendet, ſich nicht vernehmbar zu machen, bis jener endlich von Weitem ſich meldet. Wenn ſein Ohr nicht geübt genug iſt, den fernen Ton zu unterſcheiden, zupft ihn der Begleiter, um ihn aufmerkſam zu machen. Nun beginnt das Anſpringen. Es iſt nämlich zu wiſſen, daß der Hahn, indem er falzt, immer eine gewiſſe Reihe von Tönen ausſtößt, die er mit einem Zungenſchnalzer plötzlich endigt; während dieſes Lockrufs, deſſen einzelne Sätze die Jäger *Spiel* nennen, vernimmt der ſonſt unnahbare Vogel nicht den vordringenden Lauſcher, der während deſſen immer den Augenblick wahrnimmt, ein paar Sprünge zu machen, ſo weit er kann, denn ſobald der Hahn ſchweigt, darf ſich nichts mehr rühren; das Kniſtern eines dürren Reiſes, das Rauſchen eines Blattes iſt dann im Stande ihn zu ſcheuchen, und oft iſt der Jäger genöthigt, in der unbequemſten Lage das Beginnen eines neuen Spiels abzuwarten. Einem jungen Waidmann klopft bei dieſem Anlaß, je näher er kommt, das Herz ſo gewaltig, daß er den Vogel dadurch aufzuſchrecken fürchtet, und fieberhafte Ungeduld ſchnürt ihm die Kehle, bis er endlich unter oder neben dem Baume ſteht, auf welchem er das Falzen hört, ohne den Hahn ſehen zu können, den dichtes Gezweig verbirgt. Nun iſt es Regel, unter der beim Anſpringen beobachteten Vorſicht, wo möglich einen Punkt zu ſuchen, von dem aus der Baum ſich gegen den Himmel zeichnet, aufzupaſſen, wo eine dunkle Maſſe ſichtbar wird, die ſich bald duckt, bald hebt, und den verliebten Vogel während des Falzens zu ſchießen. Es iſt ſchon vorgekommen, daß ein Schütz in der Dunkelheit einen Klumpen Schlingkraut in den Aeſten für den Hahn hielt und dieſen der Knall des verirrten Schuſſes nicht von dannen trieb, ſo vertieft war er im Eifer, ſeine Sehnſucht zu verkünden.

Die Falzwege werden wohl auch ganz bequem gemacht oder gar mit Dielen belegt; doch läßt ſich dies nicht ſtets ausführen und iſt manchmal eine unnütze Mühe, da öfters der Hahn für gut findet, ſich einen andern Baum zu wählen als den, zu welchem der Weg führt. Der einzige bisher bekannte Verſuch, den Hahn zu Pferd anzuſpringen, iſt nicht glücklich ausgefallen. Das Pferd, von einer kleinen Race, war abgerichtet worden, auf einen Druck

der Wade immer zwei Sprünge zu machen und dann bis zur Wiederholung des Zeichens ſtill zu ſtehen, während der Reiter weder beim Sprung noch beim Stillſtehen die auf dem Hals hängenden Zügel anrührte; aber beim erſten Verſuch im Wald rutſchte das Thier auf den feuchten Brettern des Falzwegs, ſtürzte und des Herrn geſpanntes Geſchoß ging ſo unglücklich im Fallen los, daß es tödtlich getroffen ward. — Jedenfalls ſcheint das Anſprengen des Reiters dem Charakter dieſer Jagd nicht zu entſprechen und die reizenden Schwierigkeiten derſelben in Mißmuth erregende Unmöglichkeiten zu verwandeln. — Welche Anziehungskraft aber dieſe Art des Waidwerks ausübt, zeigt deutlich der Umſtand, daß auch die Wilderer ſo außerordentlich dafür eingenommen ſind, obſchon ſie ſtets der Hahn mehr koſtet, als er ihnen einbringt, ſelbſt wenn es ihnen gelingt, die geſuchte Beute zu erlegen. Das Erlegen des Birkhahns auf den Schneefeldern iſt in gewiſſer Beziehung minder ſchwierig, namentlich für den Schützen, dem das Anſpringen und die dabei ſo häufig vorkommenden Wechſelfälle erſpart werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Florenz, Mai.

Grippe. Theater.

Während unſere römiſchen Nachbarn am Morgen nach dem lezten berüchtigten Moccoliabend ihren Pasquino durch einen Zettel verziert hatten, der die dem römiſchen Hof bedenkliche Inſchrift trug: „prova di una opera seria,“ beſingt unſer Völkchen in einem harmloſen Scherz die veränderte Laufbahn eines jungen Mannes, der ſeine Praxis als Arzt aufgab und in den Dienſt des Mars übertrat.

Ha cessato d'ammazzare,
Si ha fatto militare,

wiederholt die Volksmelodie aller Ecken, die Schuld der hieſigen Aerzte und die Unſchuld der Krieger auf dieſe unzweideutige Weiſe verherrlichend. Inwiefern man berechtigt ſey, ſich über das italieniſche Militär luſtig zu machen, laſſe ich dahingeſtellt; die Aerzte aber müſſen durch einen eigenen Grad von Unwiſſenheit und Charlatanerie die geringe Achtung ſich verdient haben, in welcher ſie in Italien namentlich beim Mittelſtande und beim gemeinen Mann ſtehen. Ihr Benehmen während der Cholera war auch nicht geeignet, ihren Kredit wiederherzuſtellen oder zu mehren; und hätte nun die Grippe auch noch einen irgendwie gefährlichen Charakter gehabt, ſo wären Aerzte und Arzeneien vollends außer Cours gekommen. Hier aber ſuchte uns dies Uebel durchaus auf ſchonende Weiſe heim, obwohl in der Woche vor Oſtern Alles krank war und, wahrſcheinlich etwas übertrieben, ⅔ der ganzen Bevölkerung bettlägerig geweſen ſeyn ſollen. Daß die Krankheit wirklich nicht allein in andern Städten Toskana's, ſondern auch namentlich hier in Florenz ſtark um ſich gegriffen hatte, zeigten die damals faſt verlaſſenen Café's, welche, namentlich die berühmteren, für den geſunden oder kranken Zuſtand der Stadt untrügliche Thermometer zu ſeyn pflegen. Das elendeſte Frühlingswetter mag dazu beigetragen haben, die Anweſenheit dieſes ungebetenen Gaſtes über alle Gebühr bei uns zu verlängern. „Anche il cielo ci abbandona!“ klagen die italieniſchen Poeten, und in der That iſt die Beobachtung richtig, daß man ſeit einigen Jahren keinen eigentlichen Frühling mehr kennt. Man hat einen Winter, wie im Norden, in den Monaten, welche ſonſt Frühling und Sommer hießen, viele trübe, naßkalte, einzelne brennend heiße Tage; jenes Blau, welches ſonſt von Mitte Aprils bis gegen den 20ſten Auguſt etwa in ungetrübter Heiterkeit den italieniſchen Himmel bildete, und die Landleute oft zu jener Aeußerung zu bringen pflegte: „non sa piu piovere,“ iſt ganz abhanden gekommen. Ehemals forderte jede der vier Jahrszeiten ihre eigene, angemeſſene Kleidung; daran denkt jezt Niemand mehr; höchſtens vertauſcht man noch im Juni, Juli und Auguſt die Winterkleidung mit einem leichtern Sommeranzuge.

Das Theaterperſonal in der Pergola hat ſich, der Grippe ungeachtet, männlich gehalten, und während der Faſtenzeit in ungefähr zwanzig Vorſtellungen fortwährend den Marino Faliero gegeben. Die Beſezung war wirklich in den Hauptpartien ausgezeichnet; über die Ungher und über Coſelli berichtete ich Ihnen ſchon früher; jezt will ich nur hinzufügen, daß Duprez den Fernando gab, und nach einer ziemlich langen Abweſenheit mit Beifall aufgenommen wurde. Duprez hat weder einen beſonders friſchen, noch einen umfangreichen Tenor; er weiß dies aber, und hält mit ſeinen Mitteln ſo Haus, daß der Mangel im Ganzen wenig fühlbar wird, und dem Uneingeweihten ſogar für gute Schule gelten kann. Ob er wirklichen Kunſtforderungen zu genügen vermöge, wird ſich jezt, da er für die franzöſiſche Oper in Paris gewonnen iſt, gar bald herausſtellen. Die Frühlingsſaiſon hat man mit „Torquato Taſſo“ begonnen. Da dieſe Oper, eigens von Donizetti für Ronconi geſezt, hier jezt von dieſem gegeben wird, hatte man ein Recht, wenigſtens etwas Ungewöhnliches zu erwarten; es iſt aber die alte italieniſche Leierei, die immer in derſelben Art wiederkehrt und einem allen Geſchmack an Muſik, wenigſtens an ſolcher Muſik, im Innerſten verleiden muß. Es iſt unbegreiflich, wie man ſolches Zeug noch in deutſchen Blättern loben kann. Donizetti hat unſtreitig bedeutendes Talent, die Vielſchreiberei aber hat ihn ſchon im Beliſar und in mancher andern Oper weit unter Roſſini und Bellini trivial gemacht. Es hält ſchwer, die Schönheiten des M. Faliero und des Elixir d'Amore hier wiederzuerkennen. Ronconi, wie ſchon früher einmal erwähnt, der beſte und muſikaliſch am richtigſten gebildete Baryton in ganz Italien, leiſtet, was man in ſolcher Lage irgend vermag; die Mazzarelli (Prinzeſſin Leonore), vor einem Jahr als Adalgiſa in der Norma kaum mehr als vielverſprechende Anfängerin, durch den Vortrag des berühmten Trinkliedes in der Lucrezia Borgia plözlich zur muſikaliſchen Celebrität geſtempelt, hat für eine ſolche Rolle in ihrer Altſtimme ein bedeutendes Minus von Tenenz aus ihren dunkeln Augen aber ſtrahlt das Feuer einer ganz und gar ſizilianiſchen Leonore wieder, die, wie die Florentiner ſagen, „mit den Augen lächelt,“ (ride cogli occhi) daß ſie ſchon deßwegen gerne geſehen wird. Und dennoch blieb das Haus jeden Abend leer; ſelbſt das große Ballet: „der portugieſiſche Renegat,“ lockte keine Zuſchauer an. Jezt iſt man bedacht, das Publikum durch eine Buffooper von Ricci, die einſtudirt wird, wieder zu verſöhnen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 131.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 2. Juni 1837.

Zu ſolchen Seligkeiten,
Vom Weichling nie gekannt,
Winkt täglich dem Geweihten
Dianens Zauberhand.

v. Wildungen.

Das Waidwerk.

(Fortſetzung.)

Uebrigens iſt die Jagd auf das edle Geflügel in einer Art immer belohnend, auch wenn ſie fehl ſchlägt, weil ſich ſtets ſeltene Bilder vor den Blicken entrollen, welche ungewöhnliche Beziehungen des in der Civiliſation lebenden Menſchen zu der wilden Natur darbieten; denn die nächtlichen Gänge bei Fackelbeleuchtung und in der erſten räthſelhaften Morgendämmerung durch den Hochwald, das Nachtlager auf moosbewachſenem Geſtein, das Erwachen des Tages auf der Höhe, während noch tiefe Nacht Thäler und Schluchten deckt, das glitzernde, blendende Schneegefild als Vordergrund zu den tiefliegenden, noch in Duft und Dämmerung träumenden Matten der bebauten und bewohnten Niederung, dies Alles und noch manches andere bildet Gegenſätze zum gewöhnlichen Leben, die ihre Wirkung ſelten verfehlen und ſich dem Gedächtniß um ſo tiefer einprägen, je weniger der Beſchauer an ſolche Eindrücke gewöhnt iſt. Doch ſoll damit nicht geſagt ſeyn, daß die Gewohnheit einen empfänglichen und gebildeten Sinn dafür abſtumpfe, denn was ſie an der einen Seite dem Reiz der Neuheit nimmt, das ergänzt ſie auf der andern durch die Behaglichkeit des wohlverſtandenen, mithin ungeſtörten Genuſſes.

Wenn wir erſt jetzt von der Gemsjagd zu reden anfangen, ſo verfahren wir allerdings nicht in derjenigen Ordnung, die ein ſyſtematiſcher Leſer von uns zu verlangen vielleicht berechtigt wäre; doch verleitet uns dazu die Betrachtung, daß wir dieſen Abſchnitt nicht beſſer ſchließen mögen, als mit derjenigen Jagd, welche die Mehrzahl der deutſchen Waidmänner nur vom Hörenſagen kennt und die eigentlich nur in ihrer felſigen Heimath etwas gilt, während anderwärts davon ſo tolle und abenteuerliche Fabeln erzählt werden, daß viele Leute ſich entſchloſſen haben, gar nichts mehr zu glauben, woran aber diesmal nicht die Jäger ſchuld ſind, obſchon ſie allgemein als Erzlügner verſchrieen werden, ſondern meiſt Reiſebeſchreiber, die von der ganzen Sache nichts verſtehen.

Die Gemsjagd iſt geſchichtlich ehrwürdig durch den Namen Kaiſer Maximilians, der ſich ſelbſt nichts lieber nannte, als einen „Gemſenſteiger,“ auf dem grünen Hut den „Gamsbart“ trug und ein Schütze war, den keiner noch übertroffen, bis etwa auf des Amerikaners Cooper fabelhaften Jäger, deſſen Kugel den Rehbock in voller Flucht zwiſchen den Augen trifft, näher dem rechten oder linken, oder gerade in der Mitte, wie es juſt begehrt wird, und der ſonſt noch Kunſtſtückchen ausführt, die Kaiſer Max ſo wenig für möglich gehalten haben würde,

als unſere Zeitgenoſſen ſelbſt, die doch mit Schrot ſchießen und dabei ſich noch etwas einbilden, wenn ſie unter zehn Wachteln nur drei fehlen.

Die Art und Weiſe des kaiſerlichen Waidmanns war, die Gemſen auf dem Pürſchgang zu erlegen, wie es noch heutzutage meiſt geſchieht und wozu ein ganz erfahrener Jäger und unerſchrockener Kletterer erfordert wird. — Ein gewöhnliches Treibjagen bietet wenig Vergnügen, denn die angeſtellten Schützen müſſen auf öden Klippen viele Stunden lang warten und es dennoch dem guten Glück überlaſſen, ob auch nur eine Gemſe zum Schuß gebracht wird, weil es unmöglich iſt, in den Felſen ſo ſicher die Wechſel zu verſtellen, wie dies in den Forſten ausführbar iſt. Hingegen iſt ein eingerichtetes Hauptjagen wohl zu bewerkſtelligen, befriedigt aber nicht denjenigen, der es liebt, den Gemsbock in ſeinen eigenthümlichen Revieren aufzuſuchen; denn dies iſt der eigentliche Reiz dabei, ſo wie beim Erlegen des Auergeflügels, das ſicherlich nicht zur hohen Jagd gerechnet würde, wenn es in den Niederungen umherflatterte wie die Feldhühner. Vor einigen Jahren wurde bei Berchtesgaden ein großes Jagen auf Gemſen eingerichtet, und es war ihrer eine große Menge zuſammengetrieben worden. Hier zeigte ſich König Ludwig als einen echten und gerechten Waidmann, denn in Betrachtung, daß nur der ſich ſolle rühmen dürfen, eine Gemſe erlegt zu haben, der ſich auch die Mühe gegeben, die Felſen zu erklimmen, legte er ſein Geſchoß bei Seite, ließ der Geſellſchaft bedeuten, daſſelbe zu thun und ſich mit ihm als friedliche Zuſchauer an dem maleriſchen Schauſpiel zu ergötzen, das die vom Gebirg zum und in den See getriebenen Rudel darboten.

Die Gemsjagd iſt bei weitem nicht ſo gefährlich, als viele Leute behaupten wollen; nur ſey der Jäger ſchwindellos und feſt auf ſeinen Füßen, dann wird ihm das Emporklimmen an ſteilen Felswänden, das Hinabſteigen auf ſchmalen Kämmen, das Abfahren an Schneehängen oder über Geröll nicht furchtbar ſcheinen, mithin auch nicht furchtbar ſeyn; er trage die breitſohligen Bundſchuhe, wie ſie der Aelpler trägt, und er mag mit Sicherheit auf jegliche Felſenſpitze ſpringen, wo nur zwei Menſchenfüße Platz finden; vor allem aber ſey er der Reviere und der Wetteranzeigen kundig, oder mit einem erfahrenen Führer verſehen, denn die eigentliche Gefahr bringen die Nebel, welche den überraſchten Wanderer in weiße Schleier hüllen, ſo daß er die eigenen Füße nicht mehr erblickt, nahen aber höchſt ſelten ſo ganz unverſehens, daß es nicht mehr möglich wäre, die ſchlimmſten Spitzen oder Abhänge vorher zu verlaſſen und wenigſtens einen jener Pfade zu erreichen, auf denen von hundert zu hundert Schritten leitende Steinhaufen zuſammengetragen ſind, die zu irgend einer Sennhütte führen. — So iſt die Gefahr der Gemsjagd in den Gebirgen beſchaffen, auf welchen der Verfaſſer dieſer Blätter in freudiger Jugend dem Waidwerk oblag, und wahrſcheinlich iſt es nicht anders auf den Alpen der Schweiz, ſo daß auch dort das Unglück nur den Leichtſinn oder die Unbeſonnenheit trifft, wo nicht einer jener Zufälle ſich offenbart, von denen wir glauben möchten, daß ſie „geſchrieben ſtanden.“

Die Jagd auf Auerochſen beſteht bei uns nicht mehr, und wir können nichts darüber angeben, als was vor einiger Zeit die Zeitungen aus Polen meldeten, daß nämlich dort in einem gewiſſen Reviere deren gehegt werden und bei Todesſtrafe verboten iſt, einen zu erlegen; eine Jagd, die ausnahmsweiſe angeſtellt wurde, ſcheint übrigens dargethan zu haben, daß man die ganze Sache nicht recht angegriffen. Doch können wir, bei dem Mangel aller genaueren Nachrichten, dies nicht mit Beſtimmtheit behaupten. — Unſere Vorfahren erlegten den Ur auf ihre mannhafte Weiſe und rotteten ihn aus; auf einer ſolchen Jagd gewann des jungen Babenbergers kecker Muth der kaiſerlichen Gnade ein Pfand ab, das ſpäter durch Verleihung der öſterreichiſchen Gauen gelöst wurde.

(Schluß des dritten Artikels.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

Ich ſetze hiemit eine andere wichtige aſtronomiſche Neuigkeit in Verbindung, nämlich die am Ende des März gemachte Beobachtung eines der bedeutendſten Sonnenflecken, über welche Beobachtung mir eine Notiz von dem verdienſtvollen Aſtronomen Paſtorf zu Buchholz (unſern Frankfurt an der Oder) vorliegt. Dieſer Sonnenfleck nahm etwa den 500ſten Theil der ganzen (Kugel) Oberfläche der Sonne ein, indem er nahe an 200 Millionen Quadratmeilen groß war, indeß jene ganze Sonnenoberfläche bekanntlich über 100,000 Millionen Quadratmeilen enthält. Gleichzeitig waren noch neun andere Sonnenflecke, ebenfalls von ſehr bedeutender Größe, ſichtbar; das Merkwürdigſte der Erſcheinung beſtand aber darin, daß ſich alle dieſe Flecke deutlich von ſehr glänzendem Lichtgewölk umfloſſen zeigten, welches ſeine Farbe und ſeinen Ort ſichtlich veränderte, und in deſſen Umgebung jene Flecke ſelbſt ſich gleichſam wie ſchwarze Crater ausnahmen. Dieſe Beobachtung beſtätigt vortrefflich die in dieſen Blättern ſchon öfters geltend gemachte, beſonders von Herſchel vertheidigte Anſicht über die eigentliche Natur der Sonne, welcher Anſicht gemäß dieſes Geſtirn an und für ſich ein dunkler, aber von einer Lichtſphäre eingehüllter Körper iſt, woraus folgt, daß die Flecken nur entſtehen, indem ſich Oeffnungen in dieſer Lichtſphäre bilden, durch welche

man, wie durch Crater in das Innere eines Vulkans, ſo auch bis auf den dunkeln Sonnenkern hinab blicken kann. Dieſe Meinung von der phyſiſchen Beſchaffenheit der Sonne wird noch durch einen andern, ſeltener erwähnten Umſtand auffallend beſtätigt. Allermeiſtens werden nämlich die Sonnenflecken nur in der Nähe des Sonnenäquators gefunden. Die Riſſe in der Lichtſphäre aber, welche angegebenermaßen die Erſcheinung der Flecken verurſachen, ſind eine offenbare Folge von großen, in dieſer Sonnenhülle vorgehenden Revolutionen, welche leztere durch die Axendrehung des großen Sonnenkörpers begünſtigt werden. Die Gewalt dieſes lezteren Impulſes iſt nun unter dem Aequator am bedeutendſten, und die Rotationsgeſchwindigkeit eines Punktes des Sonnenäquators iſt zugleich viermal größer als beim irdiſchen Gleicher.* Die Entſtehung der Flecken vorzugsweiſe in der Sonnenäquatorialzone folgt alſo aus der Rotation, gleichwie dieſer leztere Grund umgekehrt keinen Zweifel über die angegebene Natur der Erſcheinung übrig läßt. Die Sonnenflecke ſind demnach, eben wie es die neueſte Beobachtung, welche uns auf dieſe wiederholten Betrachtungen geleitet hat, oben ſo treffend bezeichnet, gleichſam Crater, in welche man, durch die getrennte Lichtſphäre hindurch, bis auf den dunkeln Sonnenkörper hinabſieht und deren oberen Rand das dort zuſammengehäufte Lichtgewölk gleichſam umwogt. — Dieſe neue Beobachtung von Paſtorf ſchließt ſich ſo genau an Herſchels Behauptungen über die Naturbeſchaffenheit des Sonnenkörpers an, daß man darüber gar keinen Zweifel mehr hegen darf.

Indem wir von dieſen aſtronomiſchen Betrachtungen zu phyſikaliſchen übergehen, begegnen wir zunächſt einer ſinnreichen thermometriſchen Uhr, einer Erfindung von Jürgenſen zu Kopenhagen, deren zwar ſchon in einer der vorjährigen Sitzungen der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften durch Arago ehrenvolle Erwähnung geſchehen iſt, über deren Einrichtung wir uns aber erſt ſeitdem näheren Aufſchluß haben verſchaffen können. Dieſe Uhr gibt nämlich die mittlere Temperatur an, welche im Laufe eines ganzen Tags Statt gefunden hat. Die Spirale der Uhr iſt zu dem Zwecke ſo conſtruirt, daß ſie mit eintretender Temperaturveränderung ihre Länge und alſo die Anzahl der Schwingungen hinreichend verändert. Kennt man nun die Mitteltemperatur, bei welcher die Uhr genau richtig geht, d. h. 86,400 Sekundenſchläge in 24 Stunden mittlerer Zeit macht, ſo läßt ſich natürlich aus einer Veränderung dieſer Anzahl von Schlägen, welche ſich durch bloße Vergleichung des Standes der thermometriſchen Uhr mit jeder andern genauen Uhr ergibt, auf eine größere oder geringere Veränderung der Länge der Spiralfeder, und alſo, da dieſe Länge von der Temperatur abhängt, auf leztere ſchließen. Die große Bequemlichkeit einer ſolchen Uhr wird beſonders von denjenigen erſt recht gewürdigt werden, welche mit Beſtimmung der mittlern Tagestemperatur nach dem bisherigen Verfahren beauftragt geweſen ſind, und zu dem Zwecke ein gewöhnliches Thermometer im Laufe des Tages mehrmals äußerſt genau anſehen, die verſchiedenen Stände notiren, addiren und daraus das arithmetiſche Mittel nehmen mußten. Eine vervollkommnete Mechanik iſt alſo auch in dieſem Falle wieder dahin gelangt, dem Menſchen einen Zeitaufwand und eine Mühe abzunehmen; aber was wird der Sterbliche am Ende mit ſo viel disponibel werdender Zeit und ſo viel Kräften anfangen, wenn die Mechanik zulezt noch dahin gelangt iſt, ihm alle und jede eigene Anſtrengung zu erſparen? Die Frage iſt ernſter, als viele Leſer meinen werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

* Der Sonnenäquator iſt etwa 100mal größer als der irdiſche. Die Rotation der Sonne dauert etwa 25 irdiſche Tage; alſo legt der rotirende Punkt des Sonnenäquators in 25 Tagen 100mal ſo viel Weg zurück als ein Punkt des irdiſchen Aequators in einem Tag, d. h. ſeine Geſchwindigkeit iſt viermal größer.

Aus der Tagesgeschichte.*

Das geraubte Kind.

Wir würden einen Preis für die beſte Novelle über den folgenden Stoff ausſetzen, wenn bei dergleichen überhaupt etwas herauskäme.

Am verfloſſenen 20ſten Mai waren alle Straßen Londons, die nach Old-Bayley führen, mit bewegten, neugierigen Haufen angefüllt. Vor den Aſſiſen ſteht Georg Hammon, 41 Jahre alt, Porträtmaler, angeklagt, einen Gaukler, James Baldwin, abſichtlich um's Leben gebracht zu haben. Der Angeklagte geſteht Alles zu, erklärt aber, er erkenne ſich in ſeinem Gewiſſen als nicht ſchuldig. Der Richter ruft: „So merkt auf! Eure Mitbürger, Eure Pairs werden Euch richten. Gott ſey mit Euch!“ Der Schreiber verlieſt die Anklageakte, der öffentliche Ankläger hält ſeinen Vortrag und ſchließt ſo: „Geſchworne, mit Rührung erkennen wir es an: nie iſt ein Fall vorgekommen, der dringender eure Nachſicht in Anſpruch nimmt, als der des unglücklichen Hammon. Doch überlaßt es unſerm gnädigen Könige, die Strafe zu mildern, ja ſie ganz zu erlaſſen. Eure Pflicht iſt es, euer Schuldig über den Mann zu ſprechen, damit Jedermänniglich es erfahre, wie Niemand das Recht hat, ſelbſt Gerechtigkeit zu üben.“ Der Richter fragt den Angeklagten, ob er noch etwas zu ſagen habe, und dieſer nimmt das Wort: „Mylord und ihr Herrn, mit Freude lege ich, der ich nie im Leben wegen des geringſten Vergehens vor Gericht geſtanden, meine Ehre und mein Leben in eure Hände. — Es ſind jezt drei Jahre, da verlor ich ein Kind, ein kaum vierjähriges Mädchen, das einzige Pfand eines lieben Weibes, einer Heiligen, die jezt im Himmel iſt; ich

verlor es — es ſtarb nicht wie ſeine Mutter in meinen Armen; ich verlor es — es ward mir geſtohlen; und es war ſo gut, ſo ſchön, mein Alles auf dieſer Welt! — Mylord und ihr Herrn, von dem, was in mir vorging, ſage ich nichts. Mein kleines Beſitzthum ging für Ankündigungen, für fruchtloſe Nachforſchungen darauf: ich verkaufte meine Möbeln, meine Gemälde, Alles. Drei Jahre lang durchzog ich jede Stadt, jeden kleinen Flecken in dieſen drei Königreichen; überall ſuchte ich mein Kind, nirgends fand ich eine Spur von ihm. So oft ich mir durch Porträtmalen ſo viel verdient hatte, daß ich wieder Ankündigungen einrücken laſſen konnte, kam ich hieher nach London zurück. Da, an einem Freitag, am verfloſſenen 14ten April, ging ich durch Smithfield und bemerkte mitten auf dem Markte eine Truppe Luftſpringer. — Ein Kind ſtand auf dem Kopfe und drehte ſich auf einer Art Hellebarde im Ring herum. Ein Strahl aus der Seele der Mutter muß die meinige durchzuckt haben, daß ich es ſo wieder erkannte. Ja, es war mein armes Kind! Seine Mutter wäre ihm zugelaufen, hätte es in die Arme geſchloſſen; aber ich — ich ſtürzte mich auf den — auf den Menſchen — und — ich weiß nicht, wie es zuging, wie ich ſchwacher, ſanfter Mann das konnte — ich riß ihn nieder an ſeinen bunten Lappen, ich ſtieß ihn gegen den Boden — ich brachte ihn um! — Wohl hat es mich nachher gereut, aber im Augenblick that es mir nur leid, daß ich ihn nur Einmal umbringen konnte." — Richter. Dies ſind keine chriſtlichen Geſinnungen, obwohl natürlich und begreiflich. Wie ſollen Gott und die Geſchwornen Euch vergeben, wenn Ihr ſelbſt nicht vergebt? — „Ich weiß nicht, was Ihr, Mylord, und die Geſchwornen über mich verhängen, aber das fühle ich: Gott hat mir vergeben. Ihr wißt nicht — ich wußte es ſelbſt nicht, was der — der Menſch mir gethan. Gute Leute brachten das Kind zu mir in's Gefängniß; aber es war nicht nur nicht mehr ſo hübſch wie ſonſt — ich hörte es fluchen, ich fand es verkrüppelt in Elend und Verderbniß, und es kannte mich nicht mehr! Es kannte mich nicht mehr — wißt ihr, was das heißt? Er hat mir das Lächeln meines Kindes, er hat mir ſeine Seele geſtohlen, der Elende — und ich habe ihn nur Einmal umgebracht!" — Die Jury ſpricht nach nur augenblicklicher Berathung ihr nicht ſchuldig. Man mußte Hammon ein Geleite nach Hauſe geben, ſonſt hätten ihn die verſammelten Weiber im Triumph davongetragen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Florenz, Mai.

(Fortſetzung.)

Die Charfreitagsproceſſion in Prato.

In dem uns benachbarten Prato wurde die dort eigenthümliche und nur alle drei Jahre wiederkehrende Proceſſion des Charfreitags diesmal beſonders feierlich begangen. Hier im Süden ſteht dieſem Aufzuge kaum etwas Aehnliches zur Seite; die Kreuztragung, welche im bayeriſchen Hochgebirge auf entſprechende, aber durchaus paſſendere Weiſe dargeſtellt wird, bildet hiezu ein Gegenſtück, das dennoch ſo viele Verſchiedenheiten darbietet, daß man füglich aus dieſen beiden Proceſſionen die verſchiedenen Volkscharaktere deduziren könnte. Diesmal war das Wetter ſo unfreundlich, wie es nur ſeyn konnte; der Regen goß den ganzen Tag in Strömen herab. Da aber kein Beiſpiel exiſtirte, daß der Zug des ſchlechten Wetters wegen je unterblieben, ſo ließen die Prateſen den Muth nicht ſinken, beklagten freilich, daß ihre fünfzigtauſend Fremde, die ſich ſonſt einfinden ſollen, wo nicht gänzlich, doch zum größten Theil fehlen würden, vertröſteten aber dennoch ſtets auf den Abend. Gegen vier Uhr etwa ließ der Regen nach; von Florenz kamen einzelne Kutſchen an, zahlloſes Landvolk aber ſtrömte aus den näher liegenden Dörfern herbei. Gegen ein Uhr in der Nacht machte der Zug von St. Francesco ſich auf den Weg, wo bis dahin bei der auf einem prächtigen Katafalk ruhenden, hölzernen Statue des Chriſtus von den Stadtſoldaten die Ehrenwache gehalten wird. Obwohl die Stadt klein iſt und nur die Hauptſtraßen durchzogen werden, dauert die ganze Proceſſion doch leicht an drei Stunden. Voraus ſchreiten zwei ſchwarzgekleidete Signori des Städtchens, welche dem zu beiden Seiten aufgereihten, jetzt plötzlich verſtummten Volk das Silenzio bedeuten, und dieſes durch einen Wink mit dem Taſchentuch gebieten, wo ſich noch irgend eine flüſternde Stimme vernehmen läßt. Es folgt die römiſche Kavallerie, immer ein Führer mit zwei Reihen von Gemeinen, dieſe durch Küraſſe und Helme, jener überdies noch durch einen prächtigen, an ſpaniſche Tracht erinnernden Sammtmantel ſtattlich herausgepuzt. Es wird kein Commando irgend einer Art vernommen; es herrſcht die tiefſte und allgemeinſte Stille, welche nicht einmal durch die Hufe der Pferde unterbrochen wird. Die Sitte heiſcht, daß ihnen die Eiſen für dieſen Abend abgelöst werden. Zunächſt ſchließt ſich nun die römiſche Infanterie an, welche nebſt der ihnen folgenden, paſſenden Muſik den eigentlichen heiligen Zug vorbereitet und eröffnet. Es beginnt dieſer mit dem ſchwarz verſchleierten Crucifix, dem die Leidenswerkzeuge von Knaben nachgetragen werden, welche die unterſten Weihen empfangen haben. Jedem dieſer Träger zur Seite gehen zwei andere Knaben mit Wachskerzen, denen wieder jedesmal zwei ſchwarzgekleidete Bürger und zwei Männer von der Brüderſchaft des h. Franz, dieſe mit Pechfackeln, die Seite decken. Dieſe gewaltig lange Reihe beſchließt die Geiſtlichkeit des Orts, in einem ſolcher Feier angemeſſenen, aber immer prächtigen Ornat. Jedes Paar von ihnen hat wieder einen Knaben in der Mitte, welcher eine weiße Fahne trägt, auf welcher mit großen goldenen Buchſtaben in lateiniſcher Sprache die Worte angebracht ſind, welche auf das Ende Chriſti Bezug haben. Die Todtenſtille wird nun auf einen Augenblick von den Klageliedern des geiſtlichen Sängerchors unterbrochen, der der früher genannten, mehr denn lebensgroßen, nackten Figur Chriſti voranſchreitet. Dieſe, nun ein wandernder Katafalk, wird auf einer Sammtbahre unter einem ſchwarzen Baldachin vorübergetragen und von dem zahlreichen Gefolge einer barmherzigen Brüderſchaft begleitet, deren Wald von Fackeln in der dunkelſten, von keinem Stern erhellten Nacht einen magiſchen Reflex auf den alten Dom Prato's warf. Gedämpfte Töne der mit ſchwarzem Flor überzogenen Pauken verkünden dann die Nähe der Madonna, die, eine lebensgroße, aufrechtſtehende, hoch emporgetragene Figur in Trauerkleidern, auf Hals und Bruſt mit einigen ſilbernen Votivtäfelchen geſchmückt iſt. Der Reſt der Brüderſchaft mit einer nicht geringen Anzahl von Fackeln bildet ihr Gefolge, Stadtſoldaten mit geſenkten Flinten und die römiſche Kavallerie den Nachtrab, endlich das in unzähliger Menge nachſtrömende Volk das Ende des ganzen Zugs.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 132.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 3. Juni 1837.

— Quae nunc gens acceptissima nostris
Et quos praecipue fugiam, properabo fateri.

Juvenal.

Briefe aus der Normandie von J. V.

Den 21ſten März.

Havre.

Geſellſchaften.

Wir ſind in der Charwoche; Oſtern, das Feſt der Freude, iſt vor der Thüre und auf den Dächern und auf der Straße liegt der Schnee einen halben Fuß hoch und auf den Fenſterſcheiben ſtehen die Träume der Nacht in Blumen und Arabesken vereist. Schlechtes Wetter iſt überall ein böſer Gaſt, in einer franzöſiſchen Provinzialſtadt aber ein wahres Unglück. In ganz Havre nicht ein einziges Leſekabinet, und die Kaffeehäuſer die leibhaftige Proſa des deutſchen Philiſterthums mit obligatem Dominoſteingeklirre auf den kalten marmornen Tiſchplatten! Das deutſche Philiſterthum, das Schlaraffenleben in den deutſchen Wirthshäuſern und in den Familienzirkeln der kleinern Städte iſt der Kirchhof der Kraft, das Treibhaus der Beſchränktheit. Aber es hat dennoch ſeine poetiſche, oder ſoll ich ſagen ſeine gemüthliche Seite? In den franzöſiſchen Provinzialſtädten gibt es ungefähr ſo viele Philiſter als in Deutſchland; ſie ſind ſo kleinlich, ſo gehaltlos wie ihre germaniſchen Wahlverwandten, aber ſie ſind meiſt kälter, berechnender und ſchaler. Ich bin nicht in einer einzigen deutſchen Dorfkneipe geweſen, wo ich nicht wenigſtens einen originellen Schulmeiſter, Küſter, Glöckner, Pächter oder Taglöhner gefunden hätte, nicht in Einer Stadtſchenke, wo nicht der Gevatter Schneider, Schuſter oder Schmidt den Gäſten das Bier mit einem kernhaften Eulenſpiegelwitze gewürzt hätte. Ich entſinne mich nicht, je in Frankreich einer ähnlichen Erſcheinung begegnet zu ſeyn, und die Franzoſen ſelbſt erkennen an, daß ein ſolcher Nachkömmling des hochſeligen Eulenſpiegels für Frankreich eine ausländiſche Waare iſt, denn ſie nennen ihn le lustig de la société. Bis in die kleinſten Städte hinab iſt in Frankreich Alles der Affe eines Pariſer Muſters, und was uns in Paris durch ſeine Großartigkeit, durch ſeine Neuheit wenigſtens auffällt, wenn auch nicht anzieht, erregt in der Provinz dadurch, daß es eine Nachahmung, eine fratzenhafte Satire des Pariſer Lebens wird, inniges Mitleiden, oft Kopfſchmerzen und meiſt Gähnen und Langeweile, wenn man eben aus Paris kommt und dort, was in der Provinz noch neu iſt, bereits vor Monaten, oft vor Jahr und Tag an Altersſchwäche ſterben ſah und zu Grabe geleiten half. In einer franzöſiſchen Provinzialſtadt muß man entweder zum Einſiedler werden oder, was noch gräßlicher iſt, Dominoſpieler, wenn man nicht die Mehrzahl der Abende ſich tödtlich langweilen will. Ich habe zwar bis jezt nur in Havre, Rouen und Nancy gewohnt, und kann daher nur von dieſen franzöſiſchen Städten — Straßburg iſt deutſch — ſprechen, aber von dort verbürge ich, daß man nur die obige ſchreckliche Alternative hat.

Aber die Geſellſchaften? Ja, da ſprudelt der Esprit. Noch ſchmerzt mich der Kopf vom Genuſſe deſſelben in Paris, und nun gar der mit dem Waſſer der Langeweile verſezte, aus Feuilletonsartikeln und Reminiscenzen der Hauptſtadt abgezogene bitterſüße Eſſiggeiſt alter verlegener Aepfel! Mich ekelte überhaupt ſelbſt in der Hauptſtadt der Esprit, das gebrannte Waſſer des Witzes, überall an, wo er aufgetiſcht wurde. In der Provinz erſcheint er nur noch ſchaler, weil er ausgeſchoſſene Waare iſt, die man in Paris nicht anbringen konnte. Der Himmel bewahre mich in alle Zukunft vor einem ſpirituellen Menſchen, vor einer ſpirituellen Geſellſchaft! Ich kenne nur Ein größeres Uebel, das iſt ein ſentimentaler, tanzender Thee; denn ich will es im Falle der Noth noch erlauben, daß man den Geiſt, den Verſtand, oder, um ja nicht mißverſtanden zu werden, den Esprit nothzüchtigt, aber wer dies mit dem Gemüthe, dem Gefühle verſucht, wird wirklich zum Verbrecher. Man ſteinige ihn, um gerecht zu ſeyn; er verdient's. Ueberdies iſt das Gefühl noch ungleich leichter zu erheucheln, als Esprit, und ſchon deßwegen die Sünde, das Verbrechen gefährlicher, und ſomit nach Feuerbachs und überhaupt jeder ehrlichen Abſchreckungstheorie viel ſtrafbarer. Ich habe mich oft genug täuſchen laſſen, wenn mir eine ſchöne Seele ein nach der Vogelorgel ihrer Frau Mama eingelerntes Stückchen hochſentimentaler Freundſchaft und Liebe vorleierte, und habe daher ein Recht, ſtrenge gegen die germaniſche Erbſünde zu ſeyn. Mit den Vogelorgelſtückchen des Esprits iſt mir nie etwas Aehnliches begegnet, und ſo hege ich keinen Groll gegen ihn. — Um ein recht ſpiritueller Menſch zu ſeyn, und in Paris ziemlich ſicher, in der Provinz zweifelsohne beim monde comme il faut Glück zu machen, braucht man nur eine gute Doſis Unverſchämtheit und Frivolität, und eine gelöste Zunge. Wem es einfallen ſollte, zu denken, ehe er ſpricht, wer ſich herausnehmen wollte, etwas Verſtändiges oder Sinniges zu ſagen, wäre ein verlorner Mann. Eine Geſchichte mit etwas Scandal über Herrn X. oder die Dame Y., eine Antwort, die nicht Ja und nicht Nein ſagt, und wo möglich alle anweſenden Damen überhebt, Proben ihres eigenen Esprits abzulegen, eine ſtets fertige Anekdote, eine Stadtneuigkeit, gehörig gemiſcht und mit der hinlänglichen Zugabe leichtverdaulicher Redensarten, dies iſt das beſte Recept, der wahre Nürnberger Trichter des Esprits.

Der Esprit iſt die Modekrankheit des Geiſtes in Frankreich, die Sentimentalität die des Gefühls in Deutſchland. Beide zehren an des Mannes Kraft und ſind der nagende Wurm jeder Tüchtigkeit hier und dort. Der Unterſchied iſt nur der, daß die Spiritualität jede Elendigkeit zu vertheidigen, die Sentimentalität ſie zu entſchuldigen im Stande iſt, daß die erſte aus jeder Großthat eine Dummheit, und die lezte aus jeder Dummheit eine Großthat zu machen verſteht. Es iſt ſchwer zu ſagen, welche Schale ſinken würde, wenn man beide auf die Wage legen wollte.

Wenn mir die franzöſiſchen Spirituellen unleidlich waren, ſo ſind dagegen die deutſchen Geiſtreichen viel luſtiger. Ich war ſtets froh, wenn ich in Geſellſchaft oder in der Literatur einem ſolchen begegnete. Ein Affe iſt und bleibt ein Affe, und wenn man ſeinen Sprüngen lange und oft zuſieht, wird die Sache ſehr langweilig; aber wenn ein Bär einem Affen ſeine Sprünge nachmachen will, ſo wird die Sache gefährlich, denn das iſt zum todtlachen. — Hier in der Provinz machten die ſpirituellen Geſellſchaften oft einen ähnlichen Eindruck auf mich, denn auch ihnen fehlt die Pariſer Geſchliffenheit, der man am Ende gerne Einiges zu Gute hält. Meiſt aber war die Sache nur langweilig, denn es gibt nichts Schrecklicheres, als Mittelmäßigkeit. Die Spirituellen der Provinz ſind zu gut, um vollkommen und immer zur Farce zu werden, und zu ſchlecht, um zu unterhalten. Und was das Schlimmſte iſt, man merkt nur zu bald, daß das Alles nicht Natur, daß es nur Nachahmung der Pariſer Mode, eine aus einem Feuilleton, einer Revue auswendig gelernte, nur halbbegriffene Rolle iſt.

Einen Erſatz für ſolche Geſellſchaften des monde comme il faut findet man mitunter hier und dort in dem Kreiſe einer Familie, die ſelbſtſtändig genug iſt, der Mode zu trotzen. Ich glaube kaum, daß es viele ſolche gibt, und ich ſchäzte mich glücklich in dem Hauſe meines Freundes, eines Schweizers, einen tüchtigen Mann, zwei liebenswürdige Frauen und zwei natürliche, kindliche Kinder gefunden zu haben, bei denen Herz und Verſtand die Sprache der Natur verſtehen und ſprechen.

Natur- und gewerbwiſſenſchaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

Mit einer großen und reinen Freude erwähne ich einer ſchönen optiſchen Vervollkommnung, welche für die beobachtende Aſtronomie von außerordentlicher Wichtigkeit zu werden verſpricht; ich meine Duwe's (eines Berliner Künſtlers) achromatiſche Oculare. Die Leſer erinnern ſich aus unſern frühern Berichten, welch außerordentliche Anſtrengungen von den berühmteſten Optikern unſerer Zeit, den beiden Dollonds, Frauenhofer, Plößl, Reichenbach u. ſ. w. gemacht worden ſind, um den Refractoren einen höheren Grad von Vollkommenheit zu verleihen, und wie viel dadurch auch wirklich erzielt worden iſt. Gleichwohl betrafen faſt alle dieſe Bemühungen nur die Objective der Refractoren, welche denn freilich in Abſicht auf Helligkeit, Vergrößerung und Farbloſigkeit der Bilder kaum mehr

etwas zu wünſchen übrig ließen; die Achromaſie der Oculare dagegen beſtand mehr dem Namen als der That nach, indem ſich höchſtens die Mitte des Bildes farbenfrei zeigte, nach den Seiten hin aber gewiß farbige Ränder, ja ſelbſt Verzerrungen des Bildes Statt fanden. Dieſem großen Uebelſtande nun hat Duwe eben ein Ende gemacht, indem er ſeine Oculare, gleichwie es die Objective längſt ſind, ebenfalls aus zwei verſchiedenen Glasarten, dem Crown- und Flintglaſe, zuſammenſezte, durch deren geſchickte Vereinigung bekanntlich ſowohl die aus der verſchiedenen Brechbarkeit des Lichts herrührende Farbenzerſtreuung, als ſelbſt die Abweichung wegen der Geſtalt der Gläſer aufgehoben werden kann. Auch hat ſich dieſe vortreffliche Erfindung ſchon bei den erſten Verſuchen bewährt: das ſchöne Fernrohr der Herren Beer und Mädler, den bekannten Autoren der neuen Mondkarte, von der in unſern Blättern ſo oft die Rede geweſen, iſt ſogleich mit einem ſolchen Duwe'ſchen achromatiſchen Ocular verſehen worden, und Mädler verſichert, ſchon in der erſten, nicht einmal ganz heitern Nacht eine Menge von Gegenſtänden auf der Mondoberfläche damit wahrgenommen zu haben, die ihm bei ſiebenjähriger Beobachtung niemals zu Geſicht gekommen. Auch war es ihm mit demſelben Ocular gelungen, die Stellung des jezt ſichtbaren weißen Flecks in der nördlichen Polarzone des Planeten Mars * wiederholt zu beſtimmen, was früher ebenfalls nicht möglich geweſen. Durch ein ſolches Ocular zeigt ſich das ganze Bild in einer, bei ſtarken Vergrößerungen ſonſt ganz ungewöhnlichen Reinheit und Nettigkeit, und alle Verzerrung fällt weg. Dieſe neuen Oculare, welche unſern Blick in das Univerſum ſo ſehr ſchärfen, ſind demnach als eine der wichtigſten Bereicherungen der ausübenden Optik zu betrachten.

(Die Fortſetzung folgt.)

* Unter den verſchiedenen veränderlichen Flecken, die man auf dem Mars wahrnimmt, zeichnen ſich nämlich ganz beſonders zwei blendend weiße von kreisförmiger Geſtalt aus, welche den Nord- und Südpol dieſes Planeten umgeben. Da ſie wechſelsweiſe, und zwar jeder zu derjenigen Zeit am hellſten und größten erſcheinen, wenn der betreffende Pol eben Winter hat, um die Zeit der Marsäquinoctien aber, wo alſo die Sonnenwirkung auf beide Polarzonen ziemlich die nämliche iſt, auch ziemlich gleich werden, ſo darf man, bei der großen Aehnlichkeit der Wirkungen, auch auf gleiche Urſachen ſchließen, und dieſe Erſcheinung alſo, gleichwie auf der Erde, von Winterſchnee ableiten. Die Schiefe der Ekliptik auf dem Mars, wovon bekanntlich die Jahreszeiten abhängen, beträgt faſt 29 Grad, alſo gegen 6° mehr als bei uns; das Marsjahr und alſo auch der Marswinter iſt über dies faſt noch einmal ſo lang als auf Erden: es iſt alſo ſehr wahrſcheinlich, daß ſich Schnee und Eis, oder wenigſtens das Surrogat dieſer bei uns ſo beſchaffenen Dinge dort mehr aufhäufen. Ganz beſonders merkwürdig iſt aber noch, daß umgekehrt die Marspolarſchneefelder im dortigen Sommer der betreffenden Hemiſphäre dem Anſehen nach ſo ſehr zuſammenſchmelzen, wogegen die Pole der Erde mit ewigem Eis und Schnee bedeckt bleiben. Wäre die Nähe der Sonne die einzige Urſache der Wärme, ſo könnte jener Umſtand nicht eintreten, da der Mars ſo viel weiter als die Erde von der Sonne abſteht. Die Sonnenſtrahlen regen alſo wohl nur die eigene Wärmethätigkeit der Planeten an, und die entfernteren Planeten ſind von der Vorſehung mit einem größeren ſolchen eigenen Wärmevermögen ausgerüſtet. — Dieſe Betrachtungen gehören zu den wichtigſten, die man über die phyſiſche Natur unſeres Planetenſyſtems anſtellen kann; ſie zeigen die ganze Nichtigkeit der Folgerungen, welche aus der größeren oder geringeren Entfernung der verſchiedenen Weltkörper unſeres Syſtems vom Centralgeſtirn auf die Temperatur derſelben gezogen worden ſind. Gewiß verhält es ſich mit der Erleuchtung nicht anders; und die an und für ſich ſchon ſo ſonderbare Behauptung, daß die fernſten Planeten, Saturn und Uranus, in eiſiger Kälte und kaum erhellter ewiger Nacht erſtarren müßten, welche eigentlich wie eine Anklage der Natur klingt, daß ſie keine weiteren Hülfsmittel kenne, wird durch die hier aufgeſtellte, ſo einfache, ſo natürliche, ja nothwendige Annahme ganz und gar beſeitigt.

Das Trousseau der Herzogin v. Orleans.

Daß für die Prinzeſſin Helene von Mecklenburg ein Trouſſeau vorbereitet wird, das an Reichthum, Pracht und Geſchmack Alles bis jezt Geſehene übertrifft, verſteht ſich von ſelbſt, und iſt weit weniger merkwürdig und für Viele erfreulich, als daß dieſer Gegenſtand in Paris ungleich mehr und lebhafter beſprochen wird, als die Wunder des Luxus und der Mode, welche ſeiner Zeit der Herzog von Berry vor ſeiner neapolitaniſchen Braut ausbreitete. Man erhält natürlich über den Inhalt jenes koſtbaren Trouſſeau nur fragmentariſche Notizen, aber immerhin mehr, als wir nacherzählen könnten; denn wie ſoll man Dinge ſchildern, deren Reiz oder vielmehr charme „insaisissable“ iſt? Wer erfaßt nach einer bloßen Beſchreibung die kokette Zierlichkeit eines Hausrocks von weißem indiſchem Caſimir, mit weißer Seide gefüttert? oder die ſeltſame Vornehmheit eines, in ganz anderem, ernſterem Genre gehaltenen dito von dunklem Caſimir mit wunderlichem chineſiſchem Deſſin, mit Blumen und Vögeln untereinander? Wir beſchränken uns heute auf einige der merkwürdigſten Gegenſtände. Als eines der wundervollſten Stücke, wobei ſich ein neuer origineller Gedanke in der einfachſten Form verkörpert hat, wird gerühmt ein mit Stroh durchwirktes Kleid. Die Beſchreibung, welche uns nicht ganz klar iſt, ſetzen wir im Original her; die Leſerinnen, für die wir hier allein ſchreiben, werden mit dem eigenthümlichen Interpretationstalent des Geſchlechts den Sinn vom Blatte leſen. Dinge der Art klingen ohnehin in der Ueberſetzung ſo fatal als der franzöſiſche Esprit in den Copien des jungen Deutſchlands. — Figurez vous, heißt es, une broderie, brillante et délicate comme la soie, aussi souple, aussi légère que la soie, ayant si peu fatigué une mousseline de l'Inde, que l'on cherche le passage de l'aiguille, et q'on n'en trouve pas la trace. Quadrille dentelée en losanges, volant surmonté de quelques bouquets jetés, choisis avec une application pleine de finesse et d'esprit. Ce sont des épis et des barbeaux, images parlantes de ce fil naturel dont l'effet est d'une douceur extrême sur le tissu transparent. — Sogar der geheime Artikel der Strumpfbänder — Allem nach freilich nur Paradeſtrumpfbänder — iſt

ausgeplaudert worden. Sie beſtehen aus getriebenem Golde von der reichſten Arbeit und ſtellen aufgerollte Schlangen vor. Die verſchiebbaren, elaſtiſchen Schuppen ſind mit koſtbaren Steinen beſezt, und das Ganze ſchillert buntfarbig und golden, wie eine Eidechſe nach der Häutung. — Die Stadt Paris wird der Prinzeſſin ein Möbel überreichen, das dieſe Wunder der Toilette würdig ergänzt, nämlich einen prachtvollen Pſycheſpiegel ganz aus Malachit und Bronze, woran die beſten unter den vortrefflichen Pariſer Bronzearbeitern ihre Kunſt erſchöpfen werden. Vier Säulen von Malachit, umſchlungen von trefflich gearbeiteten Blumengewinden und mit Sokeln und Kapitälen von vergoldeter Bronze, halten drei Spiegel; dieſe breiten ſich an der Hinterwand in einer ebenen Fläche aus und gleichen einem mit Gold eingelegten venetianiſchen Spiegel. Iſt nun aber die junge Braut zum Ball geſchmückt, will ſie ſehen, ob nichts an der Toilette fehlt, ob ſie wirklich auch die Ballkönigin ſeyn wird, ſo braucht ſie nur an einer Feder zu drücken, und die Spiegel ſtellen ſich mittelſt eines ſinnreichen Mechanismus ſo, daß ſie ihr Bild wenigſtens zehnmal, von allen Seiten erblickt. — Die Verzierungen oberhalb des Spiegels, gleichfalls in Malachit und Bronze, ſind in großartigem, einfachem Styl: Liebesgötter, welche Guirlanden winden und befeſtigen, Vaſen aus Malachit, reich mit Bronze verziert, in der Mitte ein von zwei Liebesgöttern gehaltener Schild mit einer Inſchrift.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Mai.

(Beſchluß.)

Die Charfreitagsproceſſion in Prato. Neue Kunſtwerke.

Die bunte Miſchung, das Theatraliſche dieſer Proceſſion wird Jedermann einleuchten, und Manchem heidniſch genug dünken. Die Todtenſtille aber, welche ganz allgemein iſt, und während einer Stunde, daß ſich Alles an einem vorüberbewegt, kaum durch ein leiſes Geflüſter geſtört, und höchſtens durch den ſchweren Tritt der im Hintergrund vorübereilenden Landleute auf einen Augenblick unterbrochen wird, bildet zu allem übrigen Treiben dieſes ſtets beweglichen, immer geſchwäzigen Volks, das ſonſt kaum zum Pabſt am Frohnleichnamstage mit Ruhe und Andacht hinaufſieht, einen höchſt merkwürdigen Contraſt, und gibt dem ganzen Feſte eine außerordentlich ernſte, feierliche Haltung. Das Ganze endet zulezt auf dem Plaze vor der Kirche St. Francesco mit einer großen Illumination und einer Predigt eines Kapuzinermönchs, von der man nun ſchon deßwegen nichts vernimmt, weil mit den unzähligen Lichtern auch Allen die Sprache wiedergegeben iſt. — Das kleine Prato ſezt in dieſes Feſt ſeine Nationalehre, und bietet allen möglichen Aufwand und gewiß nicht unbedeutende Koſten auf, um dieſe Proceſſion würdig zu begehen. Man zählt zwei- bis dreihundert meiſtens guter Pferde, welche die Gutsherrn an dieſem Tage ihren Pächtern überlaſſen, um die Charge dieſes oder jenes römiſchen Hauptmanns mit Ehren zu bekleiden.

Sie werden von den acht-und-zwanzig Statuen berühmter Toskaner gehört haben, welche hier jezt durch gemeinſchaftliche Beiträge aller Stände angefertigt (Jeder verpflichtet ſich, monatlich zwanzig Crazien beizuſteuern), und zur endlichen Ausfüllung der bis dahin leer gebliebenen Niſchen der Uffizi verwandt werden ſollen. Florenz ſah dieſe Hallen ein einziges Mal in der neueſten Zeit an einem ſchönen Carnevalstage in dieſem Sinn durch lebende Bilder verziert. Vielleicht gab dies den erſten Anlaß zu dieſem Unternehmen; der zweite wird billig in dem Wunſch gefunden, durch Errichtung ſolcher Monumente Nacheiferung bei dem jüngern Geſchlecht zu erwecken. Dazu kommt jezt ein anderweitig praktiſches Intereſſe: man wünſcht junge Bildhauer auf dieſe Weiſe paſſend zu beſchäftigen. Und wenn man weiß, in wie bedrängten Umſtänden manche, und unter ihnen ſelbſt Künſtler von bedeutendem Talent, hier leben, kann man dieſem Unternehmen nur den beſten Fortgang wünſchen. Santarelli, um ihn zu nennen, einer von den wenigen Italienern, welche Basreliefs mit Glück behandeln, bekannt durch das Monument der Gräfin d'Albany in St. Croce, den Bacchuszug im Pallaſt Pitti und durch zwei Reliefs am Piedeſtal der von Pampeloni ausgeführten, koloſſalen Statue Peter Leopolds in Piſa, ſah ſich in der lezten Zeit bei Luſt und Liebe zur Arbeit ohne alle Beſtellungen. Jedermann bedauerte es, aber für ihn wollte kein Graf Demidoff erſcheinen. Da ſtirbt der franzöſiſche Maler Xavier Faber in Montpellier und hinterläßt ihm ſein ſehr bedeutendes Vermögen. Alle, die Santarelli kennen, wünſchen ihm von Herzen Glück, und hoffen, daß er nun, in einer unabhängigen Stellung, noch Ausgezeichneteres und Größeres in ſeiner Kunſt leiſten werde. Jedermann verwundert ſich aber, daß Faber dieſen jungen Mann, der ihm nahe angehören ſoll, ſo lange in Sorgen und in wirklich arger Noth ſchmachten laſſen konnte. — In der Galerie der Uffizi iſt neulich wieder eine ſchöne Büſte des Mino aus Fieſole zum Vorſchein gekommen, die den Rinaldo di Luna vorſtellt. Sie hat das Eigene, nicht, wie die andern Büſten dieſes Künſtlers, gerade vor ſich hin zu ſehen, ſondern mit dem Kopf nach der linken Seite gebogen zu ſeyn. — Von dem bekannten Profeſſor Ciampi iſt wieder ein Band ſeiner italieniſchen Ueberſezung des Pauſanias erſchienen, der namentlich eine ausführliche Polemik gegen Quatremère enthält, und dem Pauſanias ſeine Ehre gegen Mißverſtändniß und Schmähungen vindiciren ſoll.

Räthſel.

Ich bin ein Gewächs, das alle Jahr
In tauſend Dörfern zu finden war;
Doch grün ſind meine Blätter nicht,
Auch wenn ſie ſtehn in gutem Licht.

Ich bin kein Strauch und bin kein Baum,
Anſieht man mir die Pflanze kaum,
Doch ſproſſ' ich jährlich neu empor,
Eh noch das Jahr ſich ganz verlor.

Der Boden, drauf ich wuchs, iſt weich,
Und darin einem Acker gleich,
Daß, wer ihn recht ſorgfältig baut,
Von ihm auch edle Früchte ſchaut.

Ich lehr' euch in die Zukunft ſehn,
Wie's nächſtens wird am Himmel ſtehn,
Und ob die Erde mit ihrem Schwarm
An Feſten reich wird oder arm.

Auf meinen Blättern findet man,
Wo, wer Geld hat, einkaufen kann,
Und allerlei wohlgemeinten Rath,
Dem oft nichts fehlet als die That.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 133.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 5. Juni 1837.

Die Lehre von der Elektricität iſt da, wo man gewöhnlich paſſirt, ſo abgetreten und abgeſucht, daß an der Heerſtraße nichts mehr zu gewinnen iſt: man muß querfeldein marſchiren und über die Gräben ſetzen.

Lichtenberg.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

Wir haben ſofort einer wichtigen elektriſchen Entdeckung des Profeſſors Santi Lenari zu Siena zu erwähnen, nämlich der früher ſchon oft, aber bis jetzt immer vergeblich verſuchten Auffindung eines Verfahrens, um aus dem durch ſeine elektriſchen Eigenſchaften ſo bekannten Zitteraal einen wirklichen elektriſchen Funken zu ziehen. — Der Zitteraal, Zitterfiſch (Gymnotus electricus) iſt, wie ſich die Leſer zuvörderſt zu erinnern belieben, ein beſonders in den Gewäſſern von Surinam vorkommender Fiſch, welcher, ſo lange er lebt, eine beſondere, ſehr ſtarke Elektricität beſitzt,* mittelſt welcher er Menſchen und Thieren, die ihm hinreichend nahe kommen, einen betäubenden Schlag verſetzen kann. Menſchen, die dieſen Fiſch im Waſſer berühren, werden dadurch auf die unangenehmſte Weiſe erſchüttert, Fiſche oft ſogar getödtet. Dieſe Elektricität ſcheint im Schwanze des Fiſches am ſtärkſten zu ſeyn; ſie pflanzt ſich im Waſſer oft auf eine Entfernung von fünfzehn Fuß und darüber fort. Daß die Commotion eine wirklich elektriſche ſey, geht daraus ganz unzweifelhaft hervor, daß der Schlag am heftigſten ausfällt, wenn man den Fiſch mit einem guten Leiter der Elektricität, z. B. einem Metallſtabe, berührt, wogegen man nichts empfindet, wenn man dazu einen ſogenannten Nichtleiter, z. B. eine Stange Siegellack, wählt. Die erſte Beobachtung dieſes Fiſches ſcheint man dem durch ſeine Pendelbeſtimmungen ſo bekannten franzöſiſchen Akademiker Richer zu verdanken, welcher im Jahre 1671 nach Cayenne ging, und erzählt, daß es daſelbſt einen drei bis vier Fuß langen Fiſch gebe, deſſen Berührung den Arm erſtarren mache und Schwindel errege. Vollſtändige Aufklärung über die eigentliche Natur des Vorgangs verdankt man aber dem berühmten engliſchen Anatomen Hunter, welcher ſich ein Exemplar dieſer merkwürdigen Fiſchart zu verſchaffen gewußt und zergliedert hatte. Die erſchütternden Werkzeuge nehmen nach ihm mehr als den dritten Theil der Länge des ganzen Thiers ein; an jeder Seite liegen zwei dazu dienende Organe, welche aus dem Rückenmarke ſehr ſtarke Nerven bekommen, mit einer Menge kleiner Blutgefäße verſehen ſind und am Ende des Schwanzes in eine Spitze auslaufen. Nach Hunter unterwarf ein gewiſſer Schilling, Arzt der Kolonie zu Surinam, den Zitteraal neuen Unterſuchungen, und entdeckte eine Beziehung zwiſchen

* Ich bemerke, daß dieſe elektriſche Eigenſchaft nicht auf den Zitteraal eingeſchränkt iſt, ſondern daß man jezt noch mehrere damit ausgerüſtete Fiſcharten kennt. Im ſtärkſten Grade ſcheint ſie jedoch dem Zitteraal beizuwohnen, wie ſie denn auch an demſelben zuerſt wahrgenommen worden iſt.

ſeinen elektriſchen Kräften und dem Magnetismus, dergeſtalt, daß dem Thiere die erſteren geraubt werden, wenn man es mit einem armirten Magnetſtabe berührt.* Der Hauptſtreit betraf aber die Frage: ob die elektriſche Entladung des Zitteraals im Waſſer von einem ſichtbaren elektriſchen Funken begleitet ſey oder nicht? Der engliſche Naturforſcher Walſh behauptete Erſteres und wollte Augenzeuge der intereſſanten Erſcheinung eines ſolchen, den Schlag des Zitteraals begleitenden, ſelbſt unter dem Waſſer ſichtbar gewordenen Lichtes geweſen ſeyn. Andere Naturforſcher wendeten dagegen mit einem Scheine des Rechtes ein, daß das Waſſer bekanntlich ſchon der Erweckung der künſtlichen Elektricität ſehr hinderlich ſey, und die Erſcheinung des Funkens unter demſelben daher alle Wahrſcheinlichkeit wider ſich habe.** Dieſem Streit über die Möglichkeit, dem Körper des Zitteraals einen wirklichen, ſichtbaren, elektriſchen Funken zu entlocken, iſt nun, wie geſagt, durch die Entdeckung des Profeſſors Santi Lenari für immer ein Ende gemacht. Eine ausführliche Beſchreibung des dabei von ihm angewendeten Verfahrens, deſſen detaillirte Darſtellung ſich für die Tendenz und den Umfang unſerer Blätter, welche die Gegenſtände für die Unterhaltung wohl effleuriren, aber nicht gelehrt erſchöpfen wollen, nicht eignet, findet ſich im lezten Decemberhefte des Indicatore Sienese.

Wie zahlloſe Thatſachen auch bereits für die Identität der Elektricität und des Magnetismus ſprechen, ſo ſcheint doch eine ganz kürzlich von dem franzöſiſchen Naturforſcher Peltier gemachte Entdeckung an Merkwürdigkeit alle frühern, hieher gehörigen Beobachtungen zu übertreffen. Peltier hat nämlich wahrgenommen, daß, wenn man einen Kupferſtreifen genau in die Richtung des magnetiſchen Meridians bringt, und dieſen Streifen dann mit einem andern Streifen deſſelben Metalls ſtreicht, poſitive (vulgo Glas-) Elektricität entſteht, ſobald dies Streichen in der Richtung von Norden nach Süden erfolgt, negative (oder Harz-) Elektricität aber, wenn das Streichen in der entgegengeſezten Richtung, alſo von Süden nach Norden, vorgenommen wird. Dieſe Entdeckung, deren bloße Ankündigung die ganze Aufmerkſamkeit der Leſer erregen muß, da die damit ausgedrückten Beziehungen faſt wunderbar erſcheinen, ſteht zwar in ihrer eigentlichen Kategorie noch iſolirt da, gehört aber im Allgemeinen, wie geſagt, in die große Claſſe der Indicien für die enge Verwandtſchaft der Naturagenten, welche wir mit dem Namen der Elektricität und des Magnetismus belegen, und unter dieſen verſchiedenen Benennungen bis jezt immer noch getrennt haben, obwohl ſich die Gründe dieſer Trennung mit jedem Tage vermindern.

(Der Beſchluß folgt.)

* Bei andern Verſuchen ſoll ſich dieſe Wirkung des Magnets auf den Zitteraal nicht beſtätigt haben. Sie ſcheint mir gleichwohl aus der jezt erwieſenen Identität zwiſchen Elektricität und Magnetismus zu folgen.

** Dieſer Einwand iſt nicht treffend. Wenn man in einem finſtern Zimmer zwei Chalcedone in einem Eimer Waſſer an einander reibt, ſo ſieht man deutlich ein Licht hervorbrechen, welches unzweifelhaft elektriſcher Natur iſt.

Briefe aus der Normandie von J. V.

Den 22ſten März.

Havre.

Der Markt.

„Er iſt ein gereiſter Mann,“ wollte ſonſt etwas ſagen, hat aber heute ſeine Bedeutung gänzlich verloren. Es gibt Leute, die die meiſten Länder Europas durchflogen, alle Hauptſtädte geſehen haben, die über jedes Bauwerk, über jedes Muſeum, über alle Künſtler mitſprechen können, und die, bei Lichte beſehen, ſo neu, ſo grün in dieſer Welt ſind, als ob ſie nie über die Schwelle des väterlichen Hauſes gekommen wären, oder wenigſtens die Grenze ihres Kirchſpiels nie überſchritten hätten. Die Diligencen, die Dampfſchiffe, die Eiſenbahnen ſind die Hebel dieſes Fortſchrittes. Man reist jezt viel und iſt auf Reiſen wie zu Hauſe. Eine Poſtwagengeſchichte, eine Table-d'Hotegeſellſchaft, ein Salonsempfang u. ſ. w. ſind meiſt Alles, was man von Reiſeerfahrungen mit nach Hauſe bringt. Ich lobe mir die Zeit, wo man noch ſein Teſtament machte, wenn man von Cöln nach Frankfurt, von Nürnberg nach München oder gar von Stuttgart nach Paris reiste. Vierzehn Tage unterwegs über eine Strecke, die man jezt beinahe in eben ſo viel Stunden macht, gaben Gelegenheit zu Bekanntſchaften, zu Abenteuern, zu Situationen, in welchen man allen Witz und allen Verſtand zur Hand nehmen mußte. Das war die romantiſche Zeit der Reiſen. Ein zerbrochenes Wagenrad auf der unfahrbaren Straße war das Geringſte, was einem begegnen konnte, und war gar nichts gegen einen Sumpf, in dem man ſtecken blieb, weil man den Irrwiſchen — jezt eine gänzlich ausgeſtorbene Nation — gefolgt war; und endlich gar ein Räuberanfall und dergleichen. Die klaſſiſche Langeweile hat ſich in die Reiſen, ich möchte beinahe ſagen in's ganze Leben eingeſchlichen, ſeit ſie von den Brettern vertrieben iſt. Eine einfältige Trias — die Einheit des Orts, ein Poſtwagen, die Einheit der Zeit, in vier-und-zwanzig Stunden an Ort und Stelle, die Einheit der Handlung, eine kaum angeſponnene und nicht halb abgeſponnene Poſtwagenintrigue — hat

den romantiſchen Wechſel des Zufalls, die kecken und unverhofften Verwicklungen und Entwicklungen der guten alten Zeit abgelöst. Wer übrigens bei ſo bewandten Umſtänden noch etwas auf Reiſen lernen will, dem rathe ich, in Handelsſtädten die Börſe, in Fabrikſtädten die Arbeiterkneipen und überall die Kirche, die Schule und den Markt zu beſuchen. Vielleicht lernt er da etwas, wenn er Augen zum Sehen und Ohren zum Hören mitgebracht hat.

Wer in Paris geweſen iſt und nicht dann und wann ein paar Stunden auf dem Marché des Innocents — die ſchönſte Ironie, die der Zufall je erdacht, als er bei der Taufe eines Ortes Gevatter ſtand — zugebracht hat, ſchweige, gehe in ſich und thue Buße, ſo oft in ſeiner Gegenwart von Paris die Rede iſt. Hier erſt erklärt ſich die Epoche, wo die Weiber der Hallen eine Rolle in der Geſchichte ſpielten, hier erklärt ſich die Revolution, die erſte, die zweite und die dritte, die da kommen wird, und alle nachfolgenden. Die Franzoſen wären ſicher nicht halb ſo kecke Revolutionärs, wenn die Franzöſinnen ſie nicht auf Schritt und Tritt beſchämten, ſie zum Handeln zwängen. Auf dem Markte der unſchuldigen Kinder zweifelte ich nicht einen Augenblick, daß die Weiber zuerſt die Fahne des Aufruhrs geſchwungen, und wäre es auch nur ihre Schürze geweſen, daß ſie den Bajonetten getrozt und die Macht eines Königs allein und waffenlos verhöhnt. Denn hier ſieht man zu jeder Stunde Weiber der bewaffneten Macht, aller Autorität eines hochwichtigen Polizeidieners gegenüber eine Keckheit entwickeln, von der man in Deutſchland kaum eine Ahnung hat und die ſelbſt in Frankreich alle Männer beſchämen könnte. Ich habe oft in Paris Männer ſich halbe Stunden lang zanken und ſtreiten ſehen, ohne daß es zu einer handgreiflichen Demonſtration kam; aber hier auf dem Markte der unſchuldigen Kindlein hörte ich zwar mitunter auch Weiber einander Scheltworte zuwerfen, aber das waren nur freundſchaftliche Neckereien, und ſo oft es ernſt wurde, war der Kampf beinahe entſchieden, ehe ich recht wußte, daß er begonnen hatte. Einmal hörte ich zwei Marktweiber ſich zanken, ſah einen Augenblick nach einer andern Seite hin und dann wieder auf ſie, und ſiehe, die Eine hatte ihren Holzſchuh, die Andere ein Kartoffelmaß zur Waffe gemacht, und Beide waren kampfunfähig durch die Wunden, die ſie ſich in den zwei Sekunden, die ich weggeſehen, wechſelſeitig geſchlagen hatten. Das Volk iſt der beſte Beobachter des Volks, und es ſchreibt die Reſultate ſeiner Bemerkungen in ſcharfen Zügen in einem Sprichworte, in einem Volkswitze nieder, und ſo ſagt man in Frankreich: les hommes se disputent, les femmes se battent. — Es gibt dies Stoff genug zum Philoſophiren, hier nur ſo viel: wer das Volk kennen lernen will, verſäume keinen Markttag.

Havre iſt eine Handelsſtadt und überdies eine Seeſtadt. In dieſen beiden Worten liegt ihr Charakter. Ohne den Handel und ohne die See würde die Stadt ſelbſt nicht exiſtiren, und ohne die Kaufleute und die Seeleute wäre der Reſt der Havrer Bewohner nicht der Rede werth. Auf dem Markte zu Havre wird das ſo klar als möglich. Alle Marktbeſucher, mit Ausnahme der Fiſcher, die früh Morgens hinkommen und die Ausbeute des geſtrigen Tags verkaufen, ſind die gewöhnlichſten Alltagsmenſchen, die man ſich nur denken kann, und wie oft ich auf dem Markte hin und her zog, wie ſehr mich das Gemiſche von in- und ausländiſchen Früchten, die der Handel und der Ackerbau feilbieten, die einladenden Gemüße, die bunten, wunderlichen Erzeugniſſe der See als Bild anſprachen, ſo wenig zogen mich die Menſchen an, trotz der normänniſchen Trachten, trotz der hohen, helmartigen Gauchoiſe (Haube) der Weiber. Sie waren alle ſehr brave, proſaiſche Käufer und Verkäufer, und ich entſinne mich kaum, je unter ihnen einen Streit geſehen oder einen Witz gehört zu haben. Man lobe oder tadle das, mir iſt es einerlei.

Nur zwei Erſcheinungen auf dem Markte fielen mir auf. Zuerſt eben die Fiſcher. Morgens, ehe noch der eigentliche Markt beginnt, kommen ſie ſchwer beladen angezogen und bieten in großen flachen Körben ihre Fiſche und Muſchelthiere feil. Oft iſt ein eigener Verkäufer da, wie es ſcheint, von Geſetzes wegen zu dieſem Vorhandel berufen, der dann durch eine Glocke die Käuferinnen zuſammenklingelt; oft ſah ich aber auch die Fiſcher ſelbſt den Handel beſorgen, und hiebei zeigten ſie ſich ganz ihres Elements und ihrer Lebensart würdig. Sie ſind ja gewohnt, dem Sturme zu trotzen, ihm ruhig und ſchweigend zuzuſehen, und ſo legen ſie ihre Waare aus, ſagen mit einem Worte den Preis und laſſen die umſtehenden Detailverkäufer und Verkäuferinnen den Preis ſchelten, einen den andern überbieten, ohne ein Wort zu dem lumpigen Zungenſturme zu ſagen, bis der Preis erreicht iſt, den ſie für billig halten, und ſie dann zuſagen, das Geld einſtreichen und ſchweigend von dannen ziehen.

Eine zweite nicht unintereſſante Erſcheinung auf dem Markte ſind die einkaufenden Engländer. Man hat mir oft geſagt oder ich habe es oft geleſen, die Engländer ſeyen das Volk, das am meiſten auf eine gut beſezte Tafel hält. Ich glaube es gerne, nach den hier auf dem Markte Einkaufenden zu urtheilen. Mit einer Bedachtſamkeit, mit einem ſcrupulöſen Kennerblicke, der dem beſten Feinſchmecker Ehre machen müßte, ſehen ſie ſich jeden Kohl, jeden Fiſch an. Sie blättern ordentlich in dem Buche, das vor ihnen aufgeſchlagen liegt, prüfen die Controverſen zwiſchen der einen und der andern Leſart, und erklären ſich nach weislicher Ueberlegung für den Turbot links oder die Scholle rechts auf dem Fiſchtiſche. Wie viele ſchwere

Verdauungsſtunden es gekoſtet haben mag, bis ſie zu dieſer Meiſterſchaft gekommen ſind! Es ſind dieſe Engländer die Vertreter einer hier lebenden kleinen Kolonie zurückgezogener, auf halben Sold geſezter Offiziere der Land- und Seemacht Albions, oder von den Erſparniſſen eines zwanzigjährigen Handels in Ruhe und Zurückgezogenheit lebender Krämer. Gott ſegne ihre Studien!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Das Theater Caſtellane. Literariſche Notabilitäten.

Seit die Tageblätter ſo groß ſind und derſelben ſo viele erſcheinen, und zwar frei und ungehindert, wird Alles in ihren Bereich gezogen, und wenig Merkwürdiges entgeht ihrer Aufmerkſamkeit. So ſind denn auch die Darſtellungen auf dem Privattheater des Grafen von Caſtellane ſo umſtändlich beſprochen worden, als nur irgend eine öffentliche Darſtellung auf den Pariſer Theatern je beſprochen worden iſt. Ganz Paris konnte wenigſtens im Geiſte den Darſtellungen beiwohnen; denn nicht allein wurde angegeben, wer unter der Oberleitung der Madame Sophie Gay oder unter der der Herzogin von Abrantes aufgetreten war, und in welcher Rolle, ſondern ſogar, wie die Perſonen gekleidet waren. Faſt der ganze Text der Oper: l'Abencerage, iſt in den Tageblättern abgedruckt worden, beſonders folgende ſchöne Arie, die einen Victor Hugo'ſchen Anklang hat:

Vierge modeste,
Hourie céleste
Du paradis;
Comme l'étoile
Sous ton long voile
Tu resplendis!
Flot de lumière
Qui desaltères
Mon oeil charmé,
Et dont la flamme
Anime l'ame
Du bien-aimé!
Viens que j'aspire
Ton doux sourire
Plein de parfum!
Viens et repose
Ta lèvre rose
Sur mon front brun!

Und dieſer Operntext iſt der erſte bekannte Verſuch einer jungen Dame, Mad. Collet, deren ebenfalls junger Mann erſt vor kurzer Zeit aus Italien zurückgekehrt iſt, wo er auf Koſten des Staats ſich einige Jahre aufgehalten, um ſich in der Tonkunſt auszubilden, da er in der Pariſer Kunſtſchule einen der erſten Preiſe davongetragen hatte. Er hat den Operntext ſeiner Frau in Muſik geſezt. Man lobt dieſe Muſik ſehr; indeſſen muß man ſie öffentlich hören, um darüber ein gültiges Urtheil fällen zu können. Der auf dem Caſtellane'ſchen Liebhabertheater erhaltene Beifall iſt Collet inſofern nüzlich, als er wahrſcheinlich keine abſchlägige Antwort zu fürchten hat, wenn er ſich bei einem der Operntheater mit einer neuen Oper oder Operette meldet. Das Debutiren wird einem jungen dramatiſchen Tonkünſtler in Paris ſtets ſehr erſchwert; Collet hat es vermuthlich ſeiner intereſſanten Frau zu danken, daß ihm die Bahn nun geebnet iſt. Der dichtenden Frauen, beſonders jungen, beſizt Paris jezt eine ſolche Menge, daß ſie im Nothfall den männlichen Parnaß hätten erſezen können, wenn die böſe Grippe dieſen hinweggerafft hätte. Dies wäre nun recht löblich und erfreulich, wenn die dichtenden Damen den Staat nichts koſteten. Hat aber eine dichtende Dame hier viel Niedliches oder Rührendes gedichtet und ſich in der Literaturwelt einen Ruf verſchafft, ſo bewirbt ſie ſich um eine Penſion, damit ſie fortan ruhig dichten und die Leſewelt mit neuen Geiſtesprodukten erfreuen könne. Iſt ſie ſchön, jung und anmuthig, ſo fehlt es ihr nicht an Fürſprechern bei den Miniſtern, und dann bleibt die gehoffte Penſion nicht lange aus. Dieſe Penſionen ſind zwar nicht beträchtlich, aber die Zahl der Schriftſtellerinnen, welche Anſpruch darauf machen, iſt es deſto mehr. Es gibt jedoch auch wieder Manche, welche dieſer Hülfe nicht bedürfen, und vom Schickſal vortheilhaft genug bedacht worden ſind, um ein ganz unabhängiges Leben führen zu können, wie z. B. Mad. Dudevant, welche im Beſize eines beträchtlichen Vermögens iſt. Die literariſchen Notabilitäten, wie man hier die berühmten lebenden Schriftſteller bezeichnet, ſpielen in Paris eine große Rolle, und deßhalb belehren die Tageblätter das Publikum nicht allein über die geiſtigen Leiſtungen derſelben, ſondern auch über ihren Lebenswandel, und ſogar über ihre häuslichen Einrichtungen. Vergebens haben mehrmals ernſthafte Leute behauptet, das Haus eines jeden Menſchen müſſe für die Außenwelt verſchloſſen und ohne Fenſter ſeyn; für eine freie Preſſe gibt es keine ſolche feſt ummauerten, dicht verſchloſſenen Häuſer; der Späherblick der Neugierde dringt überall durch, und die ſogenannten Notabilitäten müſſen ſich mit der Ueberzeugung tröſten, daß man nicht ſo neugierig ſeyn würde, wenn die Herren und Damen weniger berühmt wären. So hat denn eine hieſige Wochenſchrift, le cabinet de lecture, angefangen, die Celebritäten zu muſtern, zu ſchildern und ſie in ihrem häuslichen und geſellſchaftlichen Wandel zu beſchreiben. Da bisher kein Duell erfolgt iſt, leider das gewöhnliche Zeichen der Mißbilligung der Betheiligten, ſo ſollte es ſcheinen, als ob die dem Publikum vorgeführten Perſonen die Schilderung für nicht ſo ganz abnorm hielten. Einige Züge daraus können auch das Ausland beluſtigen. Der Verfaſſer der Skizzen gibt ſich für einen Belgier aus, und thut, als ob ihm Jemand bei einer Vorſtellung in der großen Oper die merkwürdigen Figuren zeige, welche jezt in der Pariſer Literaturwelt glänzen. Zuerſt ſieht er Mad. Dudevant am Arme Charles Didier's, Verfaſſers des gewaltig ernſten Romans Rome souterraine, vorübergehen, eine kleine, zart geformte, dreißigjährige Frau, mit einem edeln, ſogenannten bourbonſchen Geſichte; ſie iſt auf eine etwas auffallende Art, aber doch geſchmackvoll gekleidet, trägt ein ſeidenes, ſehr gebauſchtes Kleid, mit einer Mantille von grünem Sammt und außerordentlich breiten Spizen. Ein ſchöner Juwel glänzt auf ihrer Stirne. Eine Menge junger Künſtler geſellen ſich zu ihr und bilden ihren Hofſtaat; aber Alfred de Muſſet, mit dem ſie eine Reiſe nach Italien gemacht haben ſoll, ſucht ihren Anblick zu vermeiden, und ſtiehlt ſich davon.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 134.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 6. Juni 1837.

Parmi nous le sentier qui mene aux deux collines,
Ainsi que tout le reste, est parsemé d'épines.
A la Chine sans doute il n'en est pas ainsi?
Voltaire.
Épitre au roi de la Chine.

Der Schweif des Drachen.

Eine chineſiſche Erzählung.

In den Tempeln des Fo erzählen ſich die Prieſter folgende tragiſche Geſchichte.

Als der Gott einſt auf einer koloſſalen Sonnenblume ſich träumend gelagert hatte, ſchuf er um ſich her eine friſche, kühlende Dämmerung. Dieſe zu durchbrechen, wagte ein kecker Lichtſtrahl. Der zürnende Gott bannte den Eindringling mit dem Blick ſeines Auges feſt an eine Stelle, und der Strahl nahm die zarte, ätheriſche Geſtalt an, wie ſich die Phantaſie die menſchliche Seele denkt, ſchon umhüllt von dem Scheinbilde ihres einſtigen Körpers. „Du ſollſt Menſch werden!“ rief Fo. „Ich will dich herabſenden auf die Erde und du ſollſt einer von denen ſeyn, die der Welt die Wahrheit lehren unter der Form der Schönheit, mit Einem Wort ein Dichter.“ — Die Seele zitterte freudig; ſie beſtrebte ſich, dem Gotte ihre Dankbarkeit, ihr Entzücken darzulegen. „Triumphire nicht zu früh!“ rief Fo unwillig; „bedenke, daß du eine Strafe verdienteſt für deine Unachtſamkeit, die Schatten, die ich um mein Lager geſammelt, zu durchbrechen. Ich bin nicht in guter Laune, wie du ſiehſt, und ein Glück, das ein Gott in ſchlechter Laune gewährt, iſt nicht viel beſſer als ein Unglück.“

Dieſe Worte Fo's ſtimmten das Entzücken der armen Seele um Vieles herab. Sie wagte jezt nicht mehr, ihre Blicke aufzuſchlagen, und erwartete in ängſtlicher Spannung die Beſchlüſſe ihres Richters. „Ich will dir,“ hob dieſer wieder an, „im Bilde deine künftigen Schickſale zeigen. Sieh hinab, was du erblickſt, iſt die Erde, der Schauplatz, den ich dir zu deinen Leiden und Freuden beſtimmt habe. Die breite Straße, die ſich uns zeigt, iſt der Weg nach Peking. Zwei bemerkenswerthe Gegenſtände bewegen ſich darauf: ein einſamer Fußgänger und ein prächtiger Palankin, von vielen Sklaven getragen und einer glänzenden Eskorte zu Fuß und zu Pferde begleitet. Der einſame Fußgänger biſt du, der Mann im Palankin iſt der Gouverneur einer Provinz, der nach Peking reist, um dem Kaiſer Rapport über die Führung ſeiner Geſchäfte abzuſtatten.“

„Ach!“ rief die arme Seele, „warum, o großer Gott, bringſt du mich mit einer ſolchen widerwärtigen Fratze zuſammen? Ich empfinde den lebhafteſten Ekel, wenn ich dieſe Geſtalt betrachte, auf die Gemeinheit und dummer Stolz ihre Stempel gedrückt haben.“ — „Laß das gut ſeyn,“ entgegnete der Gott; „bemerkſt du das goldgeſtickte Zeichen auf der Bruſt des Mandarins?“ — „Freilich wohl, es iſt daſſelbe, das auch ich an mir trage.“ — „Du irrſt,“ ſagte Fo. „Der Drache auf der Bruſt des Gouverneurs iſt viel größer und hat einen dreimal längern

Schweif als dein Drache.“ — „Ach, was liegt an ſolchen Jämmerlichkeiten!“ — „Urtheile nicht voreilig!“ rief der Gott mit ernſter Stimme. „Laß uns jezt unſere Reiſenden beobachten. Erzähle, was du ſiehſt.“

Die Seele gehorchte dem Gebot. „Aber ſage mir zuerſt,“ rief ſie zu Fo, „wie ſoll ich mich ſelbſt kenntlich machen? welchen Namen gibſt du mir?“ — „Fo-ha-ti,“ entgegnete der Gott. „Der arme Fo-ha-ti!“ fuhr die Seele fort, „er ſcheint auf das Angreifendſte von der Hitze zu leiden. Wie wohl thäte ihm der Schatten von einem der unzähligen Sonnenſchirme, die ſich um die Wette bemühen, auch den leiſeſten Lichtglanz von dem Kürbiskopf des Gouverneurs abzuhalten! Was hör' ich? in dieſer Hitze muß der arme Fo-ha-ti noch ein langes Gedicht vorleſen? Er, der kaum ſo viel Athem übrig hat, um ſeine gerechten Verwünſchungen über den ſandigen Weg, den Staub und die Hitze auszuſtoßen!“ — „Und dennoch,“ warf der Gott lächelnd dazwiſchen, „iſt dieſes Gedicht noch ſein Troſt, denn er iſt der Verfaſſer deſſelben, und keine Hitze, kein Staub, kein Ungemach können einem Dichter beſchwerlich fallen, wenn er ſeine eigenen Verſe vorlieſt.“

„Jezt,“ fuhr die Seele in ihrem Berichte fort, „hält die Karavane an. Es wird unter einem angenehmen Gebüſch von Mandel- und Feigenbäumen eine Tafel gedeckt. Der Mandarin ſezt ſich daran; er verzehrt beim Schalle einer ſanften Muſik die köſtlichſten Leckerbiſſen. Wie, und man ladet Fo-ha-ti nicht ein, dieſes Mahl zu theilen? Erkläre mir das, gütiger Gott. Ich kann mir nicht denken, daß jener Fettballen, jenes rohe und gemeine Geſchöpf edler ſeyn ſoll, als der, den du geſchaffen haſt, die Menſchen zu beſſern, zu erfreuen und zu belehren. Und warum hat Jener Sonnenſchirme, Trabanten, Mahlzeiten und einen Palankin, und Fo-ha-ti hat nichts von allem dem?“ — „Der Grund davon iſt der dreimal längere Schweif des Drachen,“ entgegnete Fo mit Ernſt.

Die Seele richtete ihren Blick wieder auf die Erde und rief: „Während wir ſprachen, hat ſich die Scene unten verändert. Der Mandarin und Fo-ha-ti ſind im Begriff, bei Hofe, wohin ſie Beide beſchieden worden, zu erſcheinen. Welch ein Schwarm, welch ein Gewühl vornehmer Hofbeamten! Wie das durcheinander rennt und mit den Schellen klingelt, die den Saum eines jeden Staatsrockes zieren! Für wen breitet man den herrlichen Teppich dort aus, wem gibt die Wache die Ehrenbezeugungen, wen zu begaffen ſtürzt ſich die Menge herbei? — O mir ahnet, das ſind die Auszeichnungen, die man dem Genie erzeigt, ſo will man den ehren, auf deſſen Stirn die Gottheit ihren Stempel gedrückt, es gilt Fo-ha-ti's Empfang! Dort kommt er! Aber was ſehe ich? die Wachen ſtoßen ihn zurück, da er die feſtliche Treppe beſteigen will, der Pöbel lacht ihn aus und iſt nahe daran, ihn zu beſchimpfen; zum Glück zieht ihn eine elende, halb poſſenhafte Geſtalt, die ſich ſeiner annimmt, aus dem Getümmel fort. In dem Augenblick ſchreien alle Stimmen ein lautes Willkommen; der Palankin des Gouverneurs wird herangetragen, und ihn zu empfangen, ſteigt ein Prinz von Geblüte die zwei oberſten Stufen des Pallaſtes herab ihm entgegen. Die Tonnenfigur des Mandarin watſchelt in die geöffneten Säulengänge und verliert ſich unter goldflimmernden Teppichen und Wolken köſtlicher Wohlgerüche. Was iſt denn das? Offenbar iſt man bei Hofe im Irrthum und hält den Mann im Palankin für Fo-ha-ti.“ — „Nicht doch,“ erklärte gütig der Gott; „bei Hofe irrt man ſich nicht ſo gröblich. Sahſt du nicht, daß der Oberceremonienmeiſter mit einem kleinen Zollſtab in der Hand erſchien, und daß er damit in Gedanken den Schweif des Drachen beim neuen Ankömmling maß? Seine Ehrerbietung wuchs mit jedem Zoll, den er noch zuzuſetzen fand. Bei dir nahm er ſich kaum die Mühe, ſeinen Maßſtab nur anzulegen.“

„Ich höre vorleſen!“ rief die Seele freudig. „Fo-ha-ti's Triumph kann jezt nicht ausbleiben, denn er lieſt dem Kaiſer ſein Gedicht vor. Der Kaiſer iſt ſelbſt Dichter, es kann alſo nicht fehlen, daß er die Schönheiten von Fo-ha-ti's Poeſie anerkennt. O wie tief wird jezt der Gouverneur ſinken, den ich unter den Zuhörern erblicke! denn in dieſe Schranken darf er ſich nicht wagen. O wie ſchön, wie erhaben der Strom der Verſe daher rollt! Wie blendend und zugleich wie gediegen ſind dieſe Gedanken, die ich mich freue, einſt zu denken! Das Auge des Kaiſers iſt auf Fo-ha-ti geheftet, ein paar Damen im Gefolge der Kaiſerin vergießen Thränen, Alles im Saal verharrt in andachtsvollem Schweigen.“

Die Seele des künftigen Dichters verſtummte einige Momente, dann brach ſie unwillkührlich in einen Ruf der Verachtung aus.

(Die Fortſetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Beſchluß.)

In das elektriſche Gebiet gehört ferner die Erzählung eines Vorfalls, welcher ſich in der, vielen Leſer wohl noch erinnerlichen Gewitternacht vom 4ten auf den 5ten December v. J. zugetragen hat und deſſen Zuverläſſigkeit wir verbürgen. In dieſer Nacht befanden ſich zwei Gensdarmeriewachtmeiſter aus Breslau und Steinau zu Pferd auf dem Wege von Parchwitz nach Steinau. Sie verfolgten ihre Straße und bemerkten die Blitze des Gewitters, ohne Donner zu vernehmen, als ungefähr nach

zehn Uhr plötzlich eine ſo vollkommene Finſterniß eintrat, daß ſie den Weg nur mit größter Mühe halten konnten. Nach einigen Minuten erhob ſich ein von Schloßen begleiteter Orkan, und hierauf wurden ſie mit Erſtaunen ſowohl an ihren Kleidern als am Reitzeuge matte Flammen in den verſchiedenſten Geſtalten gewahr, womit ſie gleichſam ganz überſchüttet waren und die ſich namentlich an allen ſpitzen Gegenſtänden, den Ohren der Pferde, den Falten der Mäntel u. ſ. w. zeigten. Erſt nach mehr als 400 Schritten gelangten ſie aus dieſem elektriſchen Luftkreiſe. Auch auf dem Thurmdach der evangeliſchen Kirche zu Steinau bemerkten ſie ſolche elektriſche Flammen. — Dieſe ſeltene, aber gar nicht unerhörte elektriſche Erſcheinung gehört zu den ſogenannten Elmsfeuern (St. Elmusfeuern, Helenafeuern, Caſtor und Pollux), und war ſchon den Alten bekannt. Plinius d. A., dieſer unermüdliche Sammler und vortreffliche Naturforſcher, erzählt (H. N. II. 37), er habe oft Sterne auf den Lanzen der Soldaten und den Maſten der Schiffe geſehen. Zwei ſolcher Sterne ſeyen Anzeichen einer glücklichen Fahrt und würden von den Schiffern unter dem Namen Caſtor und Pollux verehrt; Einer allein, den man Helena nenne (daher die obigen Namen), bedeute Unglück. Dergleichen ſehe man auch zuweilen an den Häuptern der Menſchen, „mira ratione, wie er ſich ausdrückt, „et in naturae majestate abdita.“ Aehnliches erwähnen Seneca, Hirtius, Livius. Den Schiffern iſt dieſes Phänomen ſehr bekannt und wird von den Portugieſen Corpo santo, von den Engländern Comonant, von den Niederdeutſchen Weerlicht (Wetterlicht) genannt. Der Name St. Elmus iſt allem Anſcheine nach das verſtümmelte „Helena“ der Alten. Auch an neueren Beobachtungen ſolcher elektriſchen Flammen ſowohl am menſchlichen als thieriſchen Körper fehlt es nicht. Jallabert und de Sauſſüre, die bekannten franzöſiſchen Naturforſcher, ſahen bei einem Gewitter auf den Alpen Funken an ihren Fingern, dem Hutknopfe u. ſ. w., und der Engländer Nicholſon bemerkte Wetterlichter an den beiden Ohren ſeines Reitpferdes, wobei viele andere Perſonen daſſelbe an ihren Pferden wahrnahmen und einem der Kopf des ſeinigen ganz in Feuer zu ſtehen ſchien, alſo ganz wie im oben erzählten Fall. Die Erklärung dieſer Erſcheinung gründet ſich ſehr einfach auf die Theorie der elektriſchen Spitzen, indem bekannt iſt, daß zugeſpitzte Enden leitender uniſolirter Körper — wie hier die ſpitzen Ohren der Pferde — die Elektricität leicht und auf große Entfernungen annehmen; eine ſolche Spitze ſaugt nicht ſowohl aus den Wolken ſelbſt als aus der umgebenden Luft die elektriſche Materie in großer Menge ein. Wenn daher, wie im vorliegenden Falle, beſonders bei einem durch Sturm zertheilten Gewitter, in der Luft ungewöhnlich viel Elektricität vorhanden iſt, ſo dringt dieſelbe in die vorhandenen ſpitzen Körper ein, und zeigt daſelbſt den ſchwirrenden Lichtſchein, welcher unſern, mit jener Theorie der elektriſchen Spitzen nicht vertrauten Gendarmen ſo wunderbar erſcheinen mußte.

Der diesjährige Spätwinter hat große Aufmerkſamkeit und noch mehr Bekümmerniß erregt. In lezterm Bezuge gibt nun zunächſt die Cölniſche Zeitung Vielen Troſt, indem ſie aus der dortigen Chronik vom Jahr 1726 anführt:

„Nach Oſtern iſt viel Schnee gelegen
In Städten, Feldern, allerwegen,
Und haben dennoch durch göttliche Güt
Die Trauben vor Pfingſten noch alle verblüht;
Jakobi trug man Trauben herein,
Und wuchs dies Jahr noch ein köſtlicher Wein.“

Nun fiel im Jahr 1726 Oſtern auf den 21ſten April, und der Schnee muß alſo damals noch viel ſpäter gelegen haben, als heuer; und da, nach der Verſicherung der Cölner Chronik, gleichwohl der Segen des Herrn nicht gefehlt hat, ſo dürfen wir uns alſo auch diesmal damit ſchmeicheln. Indeß ſind wir freilich ſchon ſeit einer ziemlichen Reihe von Jahren gewohnt, den Winter zeitig von uns ſcheiden zu ſehen, und der Eintritt einer ſehr bedeutenden Sommerwärme lange vor dem Sommerſolſtitium hat mir ſogar zu mannichfachen Betrachtungen in dieſen Blättern Veranlaſſung gegeben. Späte Schneefälle ſind aber gar kein unerhörtes Ereigniß; für die Marken wenigſtens, auf welche ich meine diesfallſigen Unterſuchungen habe einſchränken müſſen, finden ſich dergleichen häufig angemerkt. So erfolgte im Jahr 1705 noch am 25ſten und 26ſten Mai ein ſo ungeheurer Schneefall zu Berlin, daß die Aeſte der ſchon belaubten Bäume brachen, und die damals noch junge Lindenallee ſehr litt. Nach den vorliegenden Notizen darf man für die Mark Brandenburg durchſchnittlich alle fünf Jahre einen Schneefall im Mai annehmen; ja zu Berlin fiel am 22ſten Juni 1821 ziemlich viel Schnee.* Es verdient dabei noch eine ganz beſondere Bemerkung, daß die Frühlingskälte ihren Sitz, nicht wie die eigentliche Winterkälte ihren Centralpunkt in Nordoſten, ſondern meiſtens in Südoſt, ja in Südweſt zu haben ſcheint, gleichſam als wenn der Kälteproceß dort auch, nur erſt ſpäter, eintreten müſſe. Leſer, welche auf die Windrichtung bei Spätfröſten aufmerkſam geweſen ſind, werden dieſe Bemerkung oft ſelbſt gemacht haben.

* Ich erinnere mich, daß zu Magdeburg, welches doch etwa ½° ſüdlicher liegt als Berlin, Ende Juni's 1797 hoher Schnee fiel. Er ſchmolz ſchnell, und das Jahr war reich an Getreide und Obſt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortſetzung.)

Galerie der literariſchen Notabilitäten.

Nicht weit von da ragt der lange, kraushaarige Alexander Dumas hervor; dann erſcheint ein 36 — 38jähriger, ernſthaft ausſehender, mit einem Schnurrbarte verſehener Mann, Frédéric Soulié, Verfaſſer des Romans: die beiden Leichname, und ſehr ſchlechter Kritiken im Journal la Presse. Dann Neſtor Roqueplan, Bruder eines bekannten und beliebten Malers; Roqueplan, der Schriftſteller, war einer der Mitarbeiter am alten Figaro, kam 1830 durch die Julirevolution empor, ſtand ſeitdem in gutem Einverſtändniſſe mit den Machthabern, wirkte ſich ein Privilegium als Direktor des Theaters an der Porte St. Antoine aus, iſt jezt der verantwortliche Herausgeber des Tageblattes la Charte de 1830, und ſchreibt zuweilen auch in der Revue de Paris geiſtreiche Aufſäze unter dem falſchen Namen Paul Vermond. Dann erſcheint wieder eine weibliche Celebrität, Delphine Gay, jezt die Frau des Erfinders der wohlfeilen Preſſe. Dieſen Erfinder weiß Jedermann ſogleich zu nennen; es iſt der berüchtigte Emile de Girardin, der jezt eben wieder ein rieſenhaftes Unternehmen ausführt, nämlich ſein ſogenanntes Panthéon littéraire in hundert Bänden, den Band zu zehn Franken, wornach das Exemplar eines ſolchen Panthéon littéraire tauſend Franken koſten wird. Obſchon nun dieſe Summe ſehr hoch klingt, ſo beweist der Unternehmer doch, daß nichts ökonomiſcher iſt, als ſich ein Exemplar ſeines Pantheons anzuſchaffen. Dies meint und beweist er nämlich ſo: ein jeder Band des Pantheon ſoll ſo viel enthalten, als in vier gewöhnlichen Oktavbänden enthalten zu ſeyn pflegt. Für zehn Franken bekommt man alſo ſo viel, als man ſonſt für vierzig Franken erhält; man gewinnt hier demnach bei jedem Bande eine beträchtliche Summe. Der Mann bedenkt aber nicht, daß von manchen klaſſiſchen Werken, die er in ſeinem Pantheon wieder abdruckt, bereits viele gute und wohlfeile Ausgaben vorhanden ſind. Andernſeits muß man es ihm jedoch Dank wiſſen, daß er ältere und ſeltene Werke wieder abgedruckt hat, von denen keine wohlfeilen Ausgaben vorhanden waren, z. B. vom Geſchichtſchreiber Froiſſart u. A. Em. de Girardin hat ſich vom Miniſterium des öffentlichen Unterrichts eine Subſcription auf zweihundert Exemplare ſeiner Sammlung zu verſchaffen gewußt, welche alſo, wenn die Regierung die Exemplare ſo theuer als das Publikum bezahlt, 200,000 Franken koſten werden. Unter den vom Staate ertheilten Aufmunterungen zu nützlichen Unternehmungen iſt dieſe gewiß eine der beträchtlichſten, welche jemals bewilligt worden ſind; nur die Herausgabe der ſogenannten Lemaire'ſchen lateiniſchen Klaſſiker hat den Staat zwei- oder dreimal mehr gekoſtet. Dafür ſtimmt Em. de Girardins Tageblatt la Presse auch einen ziemlich miniſteriellen Ton an; dies wäre noch verzeihlich, wenn beſagtes Blatt es ſich nicht zur Aufgabe zu machen ſchiene, jede Art von edler Aufopferung, von Hingebung zu großen Zwecken zu verunglimpfen und herunterzumachen. Die Frau, oder nach Andern die Schwiegermutter des Herausgebers, Sophie Gay, ſchreibt in dem Girardinſchen Tageblatte Aufſäze unter dem Namen Vicomte de Launay. Em. de Girardin ſelbſt iſt ein kleiner, blonder, junger Mann, ſehr kurzſichtig und von ziemlich vornehmem Ausſehen. Dann erſcheint Henry Berthoud, ein ſchöner, blaß ausſehender Mann, mit einem prächtigen Spazierſtocke, worauf H. B. unter einem Ritterhelme eingegraben iſt. Dieſer Schriftſteller beutet die romantiſche Geſchichte des franzöſiſchen Flanderns aus, hat bereits zehn Bände ſolcher romantiſchen Geſchichten geſchrieben, gibt das Musée des Familles heraus, und iſt ein fleißiger Beſucher der Oper und herzlicher Bewunderer der Operntänzerinnen. Neben ihm erſcheint Veron, der Wunderdoktor, welchem es gelungen iſt, drei ganz verſchiedenartige Dinge beim Pariſer Publikum in Aufnahme zu bringen, nämlich erſtens die große Oper ſelbſt, die auch ſeit ſeinem Abtreten noch fortblüht, dann die Revue de Paris, die aber, ſeit er die Redaktion niedergelegt, keinen ſo guten Fortgang mehr hat als ſonſt, und dann zulezt die ſogenannte Pâte de Regnault, ein in den Intelligenzblättern ſehr gerühmtes Mittel gegen Bruſtübel. Bei all dieſem iſt Dr. Veron ſehr häßlich, wie das Cabinet de Lecture ausſagt. Den Beſchluß der Heerſchau macht der bekannte Eugène Sue, von welchem jenes Cabinet auch mehr zu erzählen weiß, als von allen Uebrigen, und wenn ich nicht irre, ſo iſt es in dieſer Hinſicht meiſt gut berichtet. Eugène Sue, heißt es, iſt ein dicker, wohlbeleibter Mann, der zwei bis drei Zoll hohe Abſäze an ſeinen Stiefeln trägt, und ein echter Dandy in der ausſchweifendſten Bedeutung des Wortes. Er hat eine bräunliche Geſichtsfarbe, iſt ſehr behaart, hat die Naſe etwas zur Seite gedreht und trägt einen kleinen, mit Edelſteinen verzierten Spazierſtock. Im Sommer hält er ſich zu St. Brice bei ſeinem Schwager Caillard auf, einem der Theilnehmer an den ſogenannten Messageries de Lafitte et Caillard, im Winter aber bewohnt er ſeine merkwürdigen Zimmer in der Caumartinſtraße, wovon ſogleich die Rede ſeyn ſoll. Er beſizt ein jährliches Einkommen von 20 — 30,000 Franken, das er dem Fleiße ſeines Vaters, des Chirurgen Sue, verdankt. Als dieſer noch lebte, mußte ſich der Sohn mit Wenigem behelfen. Er war angehender Wundarzt auf einem Schiffe im mittelländiſchen Meere; dieſes war die einzige Gelegenheit, die er hatte, ſich mit dem Seeweſen bekannt zu machen, worüber er jezt ſo intereſſante Romane ſchreibt. Ich glaube aber, das Cabinet de Lecture iſt hier nicht gut unterrichtet; denn ich habe gehört, E. Sue habe auch Amerika beſucht. Seine Wohnung in der Caumartinſtraße iſt mit außerordentlichem Luxus möblirt, und zwar völlig im Geſchmack der Vergangenheit, das heißt der ſogenannten Renaiſſance und des Zeitalters Ludwigs XIV. Das Cabinet de Lecture ſchlägt die Koſten der Ausſtattung zu 100,000 Fr. an. Erſtlich iſt das Arbeitszimmer des Romandichters mit lauter geſchniztem Eichenholz, antiken Bronzearbeiten, alten flamändiſchen Gemälden, Waffen und allerlei Raritäten ausgeſchmückt, und die bemalten Fenſter laſſen nur ein ſehr gedämpftes Licht durchſchimmern. Im Salon erblickt man überall damaſtene Ueberzüge, verſchnörkelte Möbeln mit Einfaſſungen von Bronze, eingelegte oder lackirte Tiſche und Schränke, chineſiſche und japaneſiſche Vaſen, alte ſeidene Tapeten u. ſ. w. Das Speiſezimmer endlich iſt in dem Uebergangsſtyle der Regierungszeit Ludwigs XIII. ausgeſchmückt.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 135.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 7. Juni 1837.

O die elenden Zeiten! Tugend wird an Handwerksleuten nicht geachtet! —
Es gibt kein beſſer Zeichen von einem wackern Gemüth, als eine harte Hand.

Shakespeare.
Heinrich VI.

Briefe aus der Normandie von J. V.

Den 25ſten März.

Arbeiter.

Der Arbeiterſtand iſt in ganz Frankreich derjenige, der am wenigſten verdorben iſt, in dem noch ein Keim ruht, der für die Zukunft eine Frucht verſpricht. Der Adel iſt mit Ludwig XV. untergegangen, und die Bourgeoiſe hat ihren Hirſchpark in der Börſe gefunden. Heute iſt in Frankreich der Arbeiterſtand in der Lage, in welcher ſich früher die Bourgoiſie befand; dieſe iſt ſeine Ariſtokratie, wie früher der Adel die des Bürgerſtandes. Er ſieht oder glaubt ſich zurückgedrängt, unterdrückt, und das iſt eben das unwandelbare Geſetz der Menſchheit, daß der unterdrückte Theil der Geſellſchaft, der gegen das Unrecht ankämpfende, ſtets der beſſere iſt; daß in der Unterdrückung ſelbſt ſein beſſeres Ich hervortritt und ſich im Kampfe ſtählt. Die Juden mußten, um einen Moſes zu haben, erſt durch die egyptiſche Gefangenſchaft durchgehen, und ein Maccabäus ging erſt aus der babyloniſchen Knechtſchaft hervor. Die Chriſten waren, ſo lange ſie verfolgt wurden, die reinſten, edelſten Vertreter der Menſchheit, und die Verläumdung mußte ihnen Unſinn andichten, weil ihr Leben makellos war. Die Arbeiter in Frankreich ſehen ſich nun einmal, wie es die Aufſtände in Paris und Lyon, noch mehr die vielen Aſſociationsproceſſe hinlänglich bewieſen haben, für unterdrückt, für übervortheilt an. Sie fordern eine beſſere Stellung, und es liegt in der Natur der Sache, daß Jeder, der etwas Beſſeres, als was ihm zu Theil wird, fordert, vor Allem ſuchen muß und wird, zu zeigen, daß er eines Beſſern würdig iſt. Das iſt der Schlüſſel zum Geheimniß der höhern Moralität der Unterdrückten, aller Oppoſitionen gegen die Mehrzahl. In Frankreich findet man aus dieſem Grunde beinahe überall ſehr brave, ſehr tüchtige Arbeiter, und die Claſſe als ſolche, die von dieſem Geiſte des Höherſtrebens ergriffen iſt, erſcheint in der Mehrzahl beſſer, weniger ſelbſtſüchtig, weniger unmoraliſch als die, denen ſie eben Egoismus und Immoralität vorwirft. Es kommt hiezu noch, daß die Arbeit ſelbſt an und für ſich moraliſirt, daß ſie vor Ausſchweifungen ſchützt.

Der Arbeiterſtand in Havre theilt ſich in zwei Claſſen: ſolche, die für die Ausrüſtung der Schiffe und im Hafen arbeiten, und gewöhnliche Handwerker. Die Hafenarbeiter ſtehen ſich ganz beſonders gut; ſie werden gut bezahlt, was aber ihre Lage noch bedeutend verbeſſert, iſt, daß bei dem Aus- und Einladen der Schiffe ſtets für ſie ein Erkleckliches abfällt. Sie können ſo ihre Familien mit Zucker, Kaffee und Aehnlichem verſehen, und ſind meiſtens noch im Stande den Reſt an die Kleinhändler zu verkaufen und ſo Einiges zu erübrigen. Dieſe glückliche Lage macht,

daß ſie mit ihren Verhältniſſen, und ſomit auch mit der Regierung im Ganzen recht zufrieden ſind. — Die Calfaterer bilden eine eigene Claſſe, eine Art geſchloſſene Zunft, in die ſie nur die Söhne der Calfaterer als Lehrlinge aufnehmen. Sie verdienen täglich etwa acht Franken, und ſehen in dieſem bedeutenden Lohn ihr Verdienſt, und halten ihr Geſchäft, das hauptſächlich darin beſteht, die Ritzen der Schiffe mit Werg zu verſtopfen, die Kupferplatten an die Schiffe anzuſchlagen u. ſ. w., für eines derjenigen, zu denen ganz beſondere Talente nothwendig ſind. „Mein Jean iſt ein Eſel, aus dem wird nie ein rechter Calfaterer; er ſoll daher Uhrmacher werden,“ ſo hörte ich einſt einen dieſer hochgeſtellten und ſich hoch ſtellenden Schiffscalfaterer ſagen. — Die in den Werften arbeitenden Schiffszimmerleute, Segelmacher ꝛc. ſind in einer weniger glücklichen Lage; doch ſtehen auch ſie ſich ziemlich gut und kommen meiſt am Ende zu einem kleinen Kapital, da Wind und Wetter Jahr aus Jahr ein ihnen zu thun geben. Indeſſen gibt es unter ihnen ſchon Unzufriedene, und ich lernte einen ſolchen kennen, der ein demokratiſcher Legitimiſt war, etwa im Sinne der Gazette de France. Auch bei ihm ſah man gleich den Einfluß ſeiner Stellung. Er war fleißig und rüſtig, aber ſein Verdienſt reichte nicht aus, ſeinen Kindern den Unterricht geben zu laſſen, den er für nothwendig hielt; deßwegen kaufte er mitunter von dem, was er erübrigen konnte, hier und dort ein Buch, ſtudirte daſſelbe über Nacht und gab dann das Erlernte, ſo gut es ging, an ſeine Kinder ab. Es iſt dies ein Beiſpiel, das ſich im Arbeiterſtande des heutigen Frankreichs oft wiederholt, und ich entſinne mich, wie tief es mich rührte, als bei einer Preisvertheilung der association polytechnique zu Paris, nachdem alle Schüler ihre Preiſe erhalten hatten, auch der Name eines Arbeiters aufgerufen wurde und dann Einer der Lehrer erklärte: dieſer Mann, der vom Unglücke zur Arbeitslosigkeit verdammte graue Vater einer zahlreichen Familie, beſuche, während die Kinder für ihn und ſeine kranke Frau das tägliche Brod erarbeiten, unausgeſetzt die Vorleſungen, um das Erlernte nach Hauſe zu tragen und ſeinen Söhnen und Töchtern unter der Arbeit und in den Freiſtunden zu übermachen. Dies ſind Züge, die gleich Lichtblicken eine beſſere Zukunft verſprechen.

Die gewöhnlichen Handwerker in Havre ſind ſchlimmer daran als in den meiſten andern Städten Frankreichs; denn das Leben iſt in Havre ſo theuer, wie ſonſt in Frankreich nur in Paris, und die Arbeit wird im Verhältniß lange nicht ſo gut bezahlt. Es erklärt ſich daher leicht, daß in dieſem Stande ſchon mehr Unzufriedenheit herrſcht, und wirklich gibt es hier viele Handwerker, die der Regierung feindliche Geſinnungen hegen. Wie überall, findet man in dieſem Stande ſehr tüchtige Leute. Oft aber tritt unter den Arbeitern in Frankreich die Theorie als That auf und ſtößt dann auf eigene Fauſt die Geſetze um. Auch davon lernte ich ein Beiſpiel kennen. Ein Schreinergeſelle verdiente täglich etwa zwei Franken, und ſollte dafür wohnen und ſich ſelbſt, eine Frau und fünf Kinder ernähren und kleiden. Das aber wäre in Havre ein wahres Kunſtſtück. Mein Geſelle raiſonnirte alſo folgendermaßen: „Ich bin ein ehrlicher Arbeiter, ſtehe frühe auf und lege mich ſpät zu Bette und meine Arme ſind nicht müſſig. Mein Gewiſſen iſt alſo beruhigt, wenn ich nicht zahlen kann, was mir zum Leben nothwendig iſt. Da ich aber keinem armen Krämer oder Arbeiter etwas ſchuldig bleiben will, ſo miethe ich mich ſtets bei einem möglichſt wohlhabenden Mann ein und wohne ſo lange bei ihm, bis er mich austreibt. Ich habe nur zwei Betten, einen Tiſch und drei Stühle für ſieben Leute, und das Geſetz erlaubt nicht, mich zu pfänden. So haben meine Kinder Brod und der Hauseigenthümer am Ende des Jahrs nur hundert Franken weniger.“ Ich hatte kaum den Muth, ihm zu widerſprechen, denn das Unglück ſtand mit ziemlich klaren Zügen auf dem Geſichte dieſes Mannes geſchrieben; aber ich fühlte, wie dies Raiſonnement der erſte Ring der Kette iſt, durch welche Lacenaire ſich auf das Schaffot raiſonnirte.

Die Handwerker in Havre ſtehen abgeſchloſſener als ſonſt in den meiſten Städten Frankreichs und wohl auch Deutſchlands. Schon daß man die Stände hier ſo ziemlich genau unterſcheiden kann, iſt Havre eigenthümlich. Es iſt dies die natürliche Folge der Geſtaltung der hieſigen Geſellſchaft. Beinahe jede Claſſe hat ein eigenes Intereſſe, eine eigene Lebensart: der Kaufmannsſtand iſt auf ſein Comptoir und die Börſe beſchränkt; die Seeleute ſind überall ein eigener, ſich ſuchender und andere mehr oder weniger abſtoßender Stand; die Hafenarbeiter ſtehen ebenfalls den Handwerkern ziemlich fern. Eine Folge dieſes Zuſtands iſt, daß ſich bei ihnen viel Alterthümliches, viel Zunftmäßiges, wenn es auch durch die Revolution aus den Inſtitutionen ausgemerzt worden iſt, in den Sitten erhalten hat. Sie ſind noch immer moraliſch, wenn auch nicht geſetzlich in Gewerke, corps d'état, abgetheilt, halten mehr als ſonſt zuſammen und feiern noch jährlich ihre Zunftfeſte. Ich habe im vorigen Jahre zweien ſolcher Feſte, dem der Schmiede am Tage des heiligen — wie heißt er denn, der Schmiedeheilige? — und dann der Schreiner am Tage der heiligen Anna beigewohnt. Doch dieſe Feſte verdienen eine eigene Beſchreibung, und ich finde dazu vielleicht einmal Gelegenheit.

Der Schweif des Drachen.

(Fortſetzung.)

„Was haſt du vernommen?“ fragte der Gott, der ſich wieder träumend auf die Sonnenblume zurückgelehnt hatte. „Sollteſt du es glauben?“ erwiderte die Seele, „nachdem ich mein göttliches Gedicht geendet, fordert der

Kaiſer den Mandarin auf, ſein Urtheil über die Verſe zu ſagen. „Sie ſind ſehr ſchön,“ erwidert der Dickbauch, „aber wenn du es nicht übel nimmſt, Majeſtät, mir fällt ſo eben eine kleine, anmuthige Fabel ein, die ich in einer müſſigen Stunde ſelbſt einmal in Reime gebracht; denn du mußt wiſſen, Herr, auch dein geringer Knecht macht Verſe.“ „Laß ſie hören!“ ruft der Kaiſer, und der Gouverneur recitirt ein läppiſches Mährchen, betitelt: „die gelbe Fliege.“ Der Kaiſer lächelt, ſeine nahe Umgebung lacht und die entferntere bricht in ein wildes Gewieher aus. Der ganze Hof findet die „gelbe Fliege“ über alle Maßen geiſtreich, und der Mandarin gilt von dem Augenblicke an für den witzigſten Kopf und den beſten Dichter im ganzen himmliſchen Reiche. Die Damen, die früher bei Fo-ha-ti's Verſen geweint haben, wiſſen ſich nicht anders zu entſchuldigen, als daß ſie ſchon lange Zeit an überreizten Nerven leiden, wodurch ſie gezwungen werden, bei jedem noch ſo unbedeutenden Anlaß in Thränen auszubrechen; man bedauert ſie. Als man zur Tafel geht, bleibt durch ein Verſehen des Obercremonienmeiſters kein Platz leer für Fo-ha-ti. Er ſchleicht ſich aus dem Pallaſte. Noch auf der Treppe begegnet ihm der Hofbuchhändler. „Freund,“ ruft dieſer den Dichter an, „du haſt gewiß mit dem übrigen Trabantengeſinde hinter der Thüre gelauſcht, als der wunderbare neue Dichter ſein Werk vorlas; kannſt du mir nicht, wenn auch nur einige Verſe, aus dem Gedächtniß recitiren? Ich mache dann in der Geſchwindigkeit die fehlenden Strophen dazu, und morgen ſchon lege ich das Buch zu den Füßen der Majeſtät.“ — „Ich kann dein Verlangen in ſeinem ganzen Umfange erfüllen,“ ruft Fo-ha-ti freudig; „denn ſieh, hier iſt das Manuſcript ganz und vollſtändig.“ Der Buchhändler beſah ſich den Titel. „Ach!“ ſagte er nach einer Pauſe in gleichgültigem Tone, „von dieſem Gedicht habe ich ſprechen hören, allein es hat kein Glück gemacht. Das Meiſterwerk, von dem ich rede, iſt die „gelbe Fliege.“ Kannſt du es mir verſchaffen, ſo rechne auf meine Erkenntlichkeit.“

Die Seele hatte mit dem größten Unwillen dieſen Bericht abgeſtattet. „Wirſt du mir nun glauben,“ ſagte Fo, „daß der Zollſtab des Ceremonienmeiſters auch hier ſeinen Einfluß geäußert hat? Der Mandarin iſt einer von den vielen, die unrechtmäßig zum Beſitz ihrer Stelle gelangt ſind und die dafür großmüthig monatlich bedeutende Summen in den kaiſerlichen Schatz fließen laſſen. Du begreifſt, daß, um dieſe Summen nicht zu verlieren, die „gelbe Fliege“ ein Meiſterſtück der Dichtkunſt ſeyn muß. Doch laß dich nicht abſchrecken; entferne dich vom Boden des Hofs, der längſt ſchon aufgehört hat, ergiebig für die Künſte zu ſeyn. Miſche dich unter die große Menge, und du wirſt ſehen, daß dein Gedicht Beifall findet und geleſen wird.“

Die Seele richtete mit einem Ausdruck trüben Nachſinnens ihre Blicke wieder auf die Erde. Was ſie hier bemerkte, war in kurzgefaßter Ueberſicht Folgendes. Fo-ha-ti hatte den Hof verlaſſen, und ſein Drang, ſich anerkannt und geſchätzt zu ſehen, trieb ihn, ſich zuerſt unter die vornehmern Kreiſe der Hauptſtadt, die zum Theil ſeine Standesgenoſſen waren, zu miſchen. Hier bemerkte er bald in Rückſicht der Meinungen ein unſeliges Schwanken. Ein Theil der hohen Geſellſchaft Pekings affektirte mit dem Hofe geſpannt zu ſeyn, und behauptete, den Intereſſen des Volks ſich anſchließen zu müſſen. Dennoch wollten ſie keines der Opfer bringen, die man von ihnen zum Beſten des Ganzen verlangte. Ein anderer Theil wünſchte ſich die Zeiten der ärgſten Deſpotie zurück, eine dritte Abtheilung, und zwar die zahlreichſte, zeichnete ſich dadurch aus, daß ſie nicht wußte, was ſie wollte, und dieſe Schwäche den wahren, die wahre Mitte haltenden Patriotismus nannte. Mit dieſen drei Parteien ſetzte ſich Fo-ha-ti in Berührung. Sie ergriffen ihn und ſein Buch als Parteiſache, und zankten ſich darüber, ſtatt im ruhigen Genuß Belehrung und Vergnügen zu ſchöpfen. Endlich kamen Alle überein, daß der Schweif des Drachen heutzutage den Werth eines Buches beſtimmen müſſe. Einige fanden, daß Fo-ha-ti's Drache einen noch zu langen Schweif habe, Andere meinten, er müſſe wenigſtens fünf Zoll länger ſeyn, wieder Andere behaupteten, damit Fo-ha-ti's Werke gefielen, müſſe er einen Drachen ganz ohne Schweif haben.

Wüthend über dieſe elenden Streitigkeiten, entlief Fo-ha-ti den vornehmen Kreiſen und miethete ſich, ziemlich entfernt von der Hauptſtadt, in einem Landhauſe ein, wo er ungeſtört mehrere Wochen über der Hervorbringung eines neuen Werkes zubrachte, und darüber ſeine frühern Leiden vergaß. Er hätte ſich ganz von der Welt getrennt, wenn es ihm möglich geweſen wäre, den Umgang der Menſchen zu entbehren. Da er dieſes nicht vermochte, hielt er, bevor er ſich wieder in Geſellſchaft miſchte, folgendes Selbſtgeſpräch: „Ich war ein Thor, jene eitle und müßige Menge um Theilnahme anzuſprechen, die nur dem Schein nachgeht. Ich will mir ein würdigeres Ziel ſetzen, und um die Gunſt der Weiſen und Philoſophen meiner Zeit werben. Dieſe Geiſter ſtehen zu hoch, um ſich an die Erbärmlichkeiten zu ſtoßen, an denen bis jetzt alle meine Plane geſcheitert ſind. Ich werde mit ihnen ſympathiſiren, und wir werden gemeinſchaftlich wirken.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Prag, Mai.

Kettenbrücke. Journale. Neue Synagoge.

Die Streitfrage, ob und wo eine Kettenbrücke über die Moldau angelegt werden ſoll, iſt, trotz vieler Sitzungen und Berathſchlagungen, noch immer nicht entſchieden. Noch fehlen ſechshundert Aktien zur Deckung der Koſten, auch geht die Willensmeinung des Monarchen dahin, daß zur Errichtung derſelben durchaus keine Art von Zwang eintreten,

und dieſes patriotiſche Werk bloß durch ganz und in jedem Sinne des Wortes freiwillige Theilnehmer zu Stande gebracht werden ſoll. — Das „Panorama des Univerſums“ hat ſich im Ganzen, ſeit es die Fahne der Pfennigmagazine verlaſſen, ſehr verbeſſert. Die Stahlſtiche, welche an die Stelle der Holzſchnitte traten, ſind nicht ausgezeichnet, doch meiſt nett, die typographiſche Ausſtattung ſehr anſtändig und der Inhalt wenigſtens theilweiſe recht gut. Auch die „Bohemia“ hat dem leidigen Nachdruck entſagt; doch wiſſen wir nicht, ob die Leſer dabei beſſer fahren, insbeſondere, da ſie viele ihrer Spalten mit ſchlechten Wortwitzen und forcirtem Humor, Lobhudelei und Klatſchereien, vorzüglich aber mit einer höchſt unintereſſanten Polemik füllt. Auch die „Erinnerungen“ vermag der geiſtreiche Dr. Legis, trotz Honorar und Dukatenprämien für die beſte Erzählung (wir wiſſen nicht, ob der Kotzebue'ſche Grundſatz gilt, daß die beſte Erzählung auch eine gute ſeyn muß), zu keiner rechten Journalgeſtalt zu erheben. — Im Laufe dieſes Jahrs ſollen wir noch drei neue Zeitſchriften erhalten, die erſte unter dem Namen „der Novelliſt,“ welche der junge Literator W. Umlauft projektirt, eine zweite: „Oſt und Weſt,“ mit der Tendenz, die ſlawiſchen Novitäten dem Publikum in Ueberſetzungen, Auszügen und Anzeigen vorzulegen, von Rudolph Glaſer, die dritte wird von Dr. Feiſtmantel redigirt, deren Firma noch nicht bekannt gemacht worden iſt. So werden wir auf einmal einen Sprung von der Armuth zum Ueberfluß machen, und es iſt nur zu wünſchen, daß nicht die Eine die Andere erſticke. — In der Kunſtausſtellung der hieſigen Akademie zeichnender Künſte waren leider die Porträts die in ihrer Art lobenswertheſten Gegenſtände. Das höhere Genre iſt zwar reich in der Zahl bedacht, doch befindet ſich leider wenig Ausgezeichnetes darunter. Unter die erfreulichen Ausnahmen gehören zwei Köpfe des Akademiedirektors Kadlik, ein heiliger Petrus und ein Armenier, die ſich durch Charakteriſtik und tiefen Sinn hervorheben. Der junge böhmiſche Maler Guſtav Kratzmann, der ſich zu ſeiner Ausbildung in Rom befindet, hat mehrere Genrebilder in einer zwar etwas ſonderbaren, aber genialen Manier eingeſandt, die Senſation machten. — Die Judengemeinde hat auch hier nach dem Beiſpiele Wiens eine Synagoge für den gereinigten Gottesdienſt erbauen und ſehr geſchmackvoll in gothiſchem Style dekoriren laſſen. Sie wurde am Namenstage des Kaiſers mit dem erſten feierlichen Gottesdienſte eröffnet. Eine große Geſellſchaft von Adeligen, Gelehrten und andern Perſonen der gebildeten Stände, unter ihnen der Landeschef und Commandirende, wohnten dieſer Feierlichkeit bei, welche durch ihren morgenländiſchen Charakter und pittoreske Anordnung ein ſehr anziehendes Bild darſtellte. Das Coſtüm iſt theils ſo kleidſam, theils paßt es zu der orientaliſchen Phyſiognomie viel beſſer als unſere Kleidung, und wir begreifen nicht, warum die Juden nicht von unſerer franzöſiſchen Mode zu demſelben zurückkehren. Auch der Geſang iſt vortrefflich und dem in vielen chriſtlichen Kirchen weit vorzuziehen. Zur Abhaltung der Einführungsrede war Dr. Sachs aus Berlin hieher verſchrieben worden, deſſen Vortrag ſchön und rein iſt; auch enthielt die Rede über den Text aus Davids Pſalmen: „Sende dein Licht und deine Wahrheit, daß ſie mich leiten und bringen zu deinem heiligen Berge und zu deiner Wohnung!“ viele ſchöne Stellen, wenn es ihr gleich an Einheit fehlte, und der Redner mitunter in heftige Polemik gegen diejenigen ausbrach, welche ſich der Einführung des neuen Gottesdienſtes widerſezt hatten. Ein paar uralte Rabbiner, welche demſelben wahrſcheinlich nur ungerne beiwohnten, ſaßen ſtill und in ſich gekehrt an der linken Seite in ihrem Betſtuhle, und das Kopfſchütteln des Einen — eines ehrwürdigen Greiſes mit einem Patriarchenantlitz und Silberbart — bei allen ähnlichen Stellen war ſchier unheimlich anzuſehen. An der Seite der beiden Alten ſaß der Vorbeter, ein von Geſundheit ſtrotzender junger Menſch von kaum zwanzig Jahren, gleichſam neben der alten die neue Zeit repräſentirend.

(Der Beſchluß folgt.)

Paris, Mai.

(Beſchluß.)

Galerie der literariſchen Notabilitäten.

Der Beſitzer dieſer ſonderbaren Wohnung hat ganz eigene Gewohnheiten. Die angekommenen Briefe z. B. muß ihm der Bediente auf einem ſilbernen Teller darreichen. Ferner will er gar nicht das Anſehen haben, als ob er eſſe. Hat er daher Freunde zu Tiſche gebeten, ſo läßt er für ſich nur ein Ei und eine Carafine Selterſerwaſſer auftragen. Da der Mann aber ſtark und fett iſt, ſo argwöhnt man, er entſchädige ſich Abends im Geheimen für das freiwillige Faſten; auch behaupten Leute, die ihn als Schiffschirurgen gekannt haben, er habe damals ſehr guten Appetit gehabt. Es könnte jedoch ſeyn, daß ihm ſeitdem die Luſt zum Eſſen vergangen iſt; dann könnte man ſich aber immer noch darüber verwundern, wie man bei einem Ei, etwas Selterſerwaſſer und Seeromaneſchreiben ſo wohlbeleibt ausſehen könne. Wahrſcheinlich war Balzac an dem Abend, als der Belgier die Oper beſuchte, nicht gegenwärtig, ſonſt würde er ihn mit ſeinem koſtbaren Spazierſtocke nicht vergeſſen haben; denn er gehört ſo gut als Eugène Sue zu den Notabilitäten und Sonderlingen von Paris, obſchon er keine 25,000 Franken jährlich einzunehmen hat, es ſey denn, daß ſeine Werke ſie ihm einbrächten; denn Balzac iſt fleißig und genießt eines großen Schriftſtellerruhms, wenigſtens in der Welt, welche ſich bei den Leſekabinetten abonnirt. Die ſtrengen Kritiker in den Tageblättern laſſen ihn dieſen Ruhm nicht ungeſtört genießen, und beſtreiten ſeine Anſprüche auf den Titel eines genialen Autors. Balzac hat bekanntlich damit angefangen, Romane unter dem falſchen Autornamen Horace de St. Aubin zu ſchreiben; es waren noch unreife Früchte ſeines jugendlichen Geiſtes, und die Genialität war eben nicht das vorherrſchende Element in denſelben, weßhalb ſie auch kein großes Aufſehen erregten; aber nach einer Pauſe trat er unter ſeinem wahren Namen auf, und lieferte von nun an Werke andern Schlages. Jezt gingen ſeine Geiſtesprodukte ſchnell ab, und durch dieſen Abſatz ermuthigt, hat der ſchlaue Mann auch ſeine frühern Werke wieder drucken laſſen, und unter ſeiner jetzigen Firma wieder in Umlauf geſezt. Sie werden nun geleſen, weil ſie von Balzac herrühren, und man auch gerne ſehen will, wie der Mann ſchrieb und dichtete, als er noch ein unbekannter Schriftſteller war; aber zur Vermehrung ſeines Ruhms werden ſie ſchwerlich beitragen. Wie Balzac, hat ein anderer Schriftſteller, welcher in ſeinen frühern Schriften unter dem Namen Sebaſtian Bach aufgetreten war, die Hülle abgeworfen, und heißt jezt de Ferrières. Wahrſcheinlich wird ein dritter junger Autor, welcher ſich durch zwei Romane gute Aufnahme in der Literaturwelt verſchafft und ſeinen falſchen Namen Louis Lavater beliebt gemacht hat, in ſeinen ſpätern Schriften ſeinen wahren elſäſſiſchen Namen Ludwig Spach bekennen. Auch in der Theaterliteratur gibt es einige pſeudonyme Dichter; es ſind aber meiſtens junge Leute, um deren wahre Namen das Publikum ſich bisher nicht viel bekümmert hat.

Dg.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 136 & 137.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 9. Juni 1837.

Fluellen. — By Cheshu, I am your majesty's countryman! I care not who know it; I will confess it to all the world.

Shakespeare.
Henry V.

Rede,

gehalten zu Stuttgart am Schillersfeſt, den 30. Mai 1837.*

Das Erwachen der Natur ruft uns, wie jedes Jahr, ſo auch diesmal, an dieſe Stelle. Wir ſind gewohnt, mit dem Frühlingsfeſte das Andenken des Mannes zu feiern, der den deutſchen Namen verherrlicht hat, wie keiner vor ihm, des mächtigen Geiſtes, dem unſer Volk mit vollem Bewußtſeyn ſchon ſo Vieles dankt, deſſen ganze Größe aber, die wir, zu nahe ſtehend, nur zu ahnen und zu ſchätzen vermögen, erſt ſpätere Geſchlechter meſſen und vollkommen würdigen werden.

Der Dichter, der ſo vielen Völkern, dem Spanier, dem Franzoſen, dem Britten, dem Italiener, dem Schweizer, ein Blatt ihrer Geſchichte mit unvergänglichem Zauberſchein vergoldet hat, gehört der Welt an; ſie mag ihn bewundern, mag ihn genießen, ſo gut ſie kann; ihn lieben, auf ihn ſtolz ſeyn, können nur wir, können nur Deutſche. Im Augenblick ſeines Todes rief das bedrängte Deutſchland in bitterer Wehmuth: er war mein! jezt ruft es in begeiſterter Freude: er iſt mein! und es verkörperte dieſes Gefühl in einer ſchönen That, die vom innigen Verbande aller Länder deutſcher Zunge Zeugniß ablegt: das Denkmal, das wir in Kurzem in unſern Mauern zu begrüßen hoffen, erhebt ſich einſt als bedeutungsvolles Wahrzeichen der geiſtigen Einheit des deutſchen Volks und ſeiner Vaterlandsliebe.

Eines der reinſten, erhabenſten Gefühle, die Gott in des Menſchen Bruſt gelegt, iſt „der Trieb zum Vaterlande," und dieſes Gefühl äußert ſich kaum je begeiſternder, als wenn ein ganzes Volk, das hinter ſich eine große Geſchichte hat und an ſeiner Zukunft nicht verzweifelt, ſich um das Banner eines Genius ſammelt, in dem es den echten Vertreter ſeines ganzen Weſens, ſeines Geiſtes, ſeiner Sprache anerkennt. Aber es gibt noch ein anderes, heimlicheres, und nicht minder ſüßes Gefühl, ein Gefühl, das auch beim Manne die Stunde und die Stimmung findet, wo es das ganze Herz ausfüllt: die Liebe zur nächſten Heimath, zum heimiſchen Gau.

Schwaben! wer kann es uns verargen, wenn wir rufen: er war unſer! keiner, der im Vaterlande noch eine Heimath ſein nennt, wo Erde, Waſſer und Luft die geliebte Mundart zu ſprechen ſcheinen, in der er die erſten Laute geſtammelt; wo ſich an Bach und Strom, an Gebirg und Thal, an Baum und Thurm die unvergeßlichſten, liebſten Erinnerungen, die Bilder der Kindheit knüpfen! Der ſtrebende wie der beſchauliche Patriotismus iſt die Tugend des Mannes, die heiße Liebe zum Land, das man vom Berg hinter dem Heimathorte

* S. den Bericht am Ende des Blatts.

überblickt, iſt der liebenswürdige Trieb der Kindheit und erſten Jugend, und es iſt ſo ſüß, ſich in dieſe Zauberwelt zurückzuverſetzen!

Als Strebenden, als Schaffenden habt ihr euch Schiller längſt und oft gedacht, oft habt ihr in des Mannes ernſtes, bedeutendes Geſicht geſchaut und darin geleſen. Führt euch nun einmal das Bild des Knaben vor, der das Licht erblickt unter demſelben Himmel wie wir, der aufwächſt in derſelben äußern Natur wie wir, dieſelben Spiele ſpielt, dieſelben Lieder ſingt, dieſelben Gebete ſpricht, deſſen Phantaſie um dieſelben Bergwipfel und Burgen fliegt; ſeht ihn auf dem dornenvollen und doch in der Erinnerung ſo goldenen Pfad durch Schule, Kirche und Kinderlehre, ſeht ihn, wie ſein Gemüth die Bilder aus der Geſchichte unſerer gemeinſamen Heimath aufnimmt, wie er durch Ueberlieferung lieben und haſſen lernt, Menſchen und Dinge, die man nun einmal in dieſem Winkel des Reichs liebt und haßt; denkt euch, wie in ihm, gleich in uns allen, der Zwieſpalt zwiſchen der angebornen, durch Alter und Geſchichte ehrwürdigen Mundart und der hochdeutſchen Feder ſich allgemach ſchlichtet; denkt euch, wie er ſeine erſten Ideale unter unſern Müttern ſucht und findet — haltet dieſe Gedanken feſt, und ihr werdet den Mann eurem Herzen wunderbar nahe gebracht fühlen, werdet euch mit ihm durch ein Band verknüpft fühlen, das eben durch die unauslöſchlichen Eindrücke der Kindheit ſeine Stärke und ſeine Bedeutung erhält.

Das Urtheil der Welt hat Schiller längſt dem Kreiſe der größten Geiſter aller Zeiten und aller Länder beigeſellt; in unſer aller Phantaſie iſt er dort eingebürgert; auch ſind wir gewohnt, wenn von Männern die Rede wird, die Deutſchlands Stolz und Segen waren, unter den erſten *ſeinen* Namen zu nennen. Aber das Gefühl, dem wir eben Worte gegeben, treibt und berechtigt uns, noch einen andern Kreis zu beſchreiben, der ihn uns noch näher bringt: Schiller iſt uns einer der Großen, die das Schwabenland geboren.

Seit die Schwaben nicht mehr Vorkämpfer der deutſchen Heere ſind, haben ſie dem großen Vaterlande zahlreiche geiſtige Streiter geſtellt, Männer, groß in Staat und Kirche, in Kunſt und Wiſſenſchaft, ein tüchtiges, viertheiliges Heer. Seine Führer nennen ſich: *Kaiſer Friedrich, Reuchlin, Keppler, Schiller.* Schwaben! ſchaart in Gedanken um dieſe glorreichen Namen die Hunderte, die in allen Zweigen menſchlicher Beſtrebung tüchtige Rüſtzeuge des Geiſtes waren, und nah und fern dem ſchwäbiſchen Namen den guten Klang erhalten haben: verſenkt euch in den Gedanken, und wer keinen Stammgenoſſen, keinen Landsmann aus Stadt, Gau, Provinz mit Stolz den Seinigen nennt, mag eure Empfindungen ſchelten.

Und in dieſe Regung miſcht ſich nichts von Selbſtſucht und Selbſtgenügſamkeit. Man hat uns die deutſcheſten Deutſchen genannt; man hat damit ausgeſagt, daß ſich in uns manche guten Seiten des deutſchen Charakters mit dem gehörigen Maß von Fehlern beſonders ſtark ausprägen. Zu der Summe deutſcher Tugenden, die oft Schwächen, deutſcher Schwächen, die oft Tugenden werden, zählt ſich auch zartes hiſtoriſches Gewiſſen und Mangel an Selbſtſucht. Was der Franke, was der Sachſe nicht thut, das werden wir gewiß unterlaſſen. Kein echter Deutſcher, weß Stamms er ſey, pocht in eitler Einbildung auf einen großen Mann, weil er ſein Stammgenoſſe iſt; keiner zerrt ihm am Lorbeer, weil er es nicht iſt; keiner ſucht ihm den ebenbürtigen Nebenmann unter den großen Lichtern des Gaus. Wahres Talent und Genie, wo es auch auftauche und reife, ſchreibt jeder ohne Anmaßung und ohne Neid in das große Buch des Vaterlandes, auf Rechnung des ganzen Volks. Dieſer unbefangene Blick, wo von geiſtigem Ruhme die Rede iſt, überhebt den Deutſchen, trotz der mannichfachen Geſtaltung des Landes, der engherzigen Selbſtgenügſamkeit und macht ihm den idealen Begriff des Vaterlandes zu einem natürlichen und geläufigen. — Könnte er doch hier ſtehen bleiben! Bis hieher iſt der Mangel an Selbſtſucht eine reine Tugend; aber die Kehrſeite heißt Mangel an Selbſtgefühl. Er verſchmäht es, einen Begriff feſtzuhalten, der manchem Volke der höchſte iſt; er weiß es zu gut, der Genius iſt ein Saatkorn in Gottes Hand, das er ausſtreut, da und dort, überall, nach unerforſchlichem Geſetze; der Menſchengeiſt iſt ihm ſtets eine freie, allgemeine Naturkraft, Gottes Geiſt; er wiegt nicht mit verſchiedenem Gewicht, wenn es deutſche Vortrefflichkeit, und wenn es fremde gilt, und die allzugewiſſenhafte Skale, nach der er Menſchengröße mißt, umfaßt die Welt.

Wir alle wiſſen, wie dieſer mit unſerem ganzen Weſen innig verwobene Trieb dahin gewirkt hat, das deutſche Volk groß zu machen, indem er es in Wiſſenſchaft und Kunſt raſch und überall auf die Höhen der Menſchheit führte; wir wiſſen, wie er Deutſchland ſchwach gemacht hat, indem er den Begriff des Vaterlandes lockerte und den Nationalſtolz zu einer Schwachheit ſtempelte. Wir wiſſen nicht, welche Geſchicke dem deutſchen Volk, dieſem künſtlichen Werkzeug in der Hand der Vorſehung, bevorſtehen; wir wiſſen nicht, ob es berufen iſt, einmal ſtolz zu ſeyn auf ſeine Einheit und ſeine Kraft. Aber das fühlen wir, die erſte Bedingung zu Stolz und Kraft iſt innige Liebe zu den Trefflichen, die unmittelbar unſeres Blutes und unſeres Stammes ſind. Ein großes Volk kann einmal keine gleichförmige Maſſe ſeyn, es muß freie, ſelbſtbewußte Glieder haben, deren Eigenſinn und Eigenwillen ein großherziger Gedanke zügelt; und wie der häusliche Herd die Grundlage iſt aller Bürgertugend, ſo

kräftigt ſich auch die Liebe zum großen Vaterland an jenem eingeborenen Gefühl für Stammverwandtſchaft. Kann doch kein Stamm ſeine Zierden anders lieben als um Deutſchlands willen! Laßt alle die Größten, deren Wiege in den Stromgebieten des Neckars und der jungen Donau geſtanden, an euch vorübergehen — wem galt ihr ganzes Streben und Wirken? wo weist es hin? wem kommt es zu gut? — Dem ſchwäbiſchen Lande? — Was iſt Schwaben? Die Geſchichte hat längſt dafür geſorgt, daß es nicht mehr iſt als ein Laut, der nur tief in der Bruſt des Eingeborenen einen Wiederhall findet; in keiner Länderkarte, in keinem Buche neuer Urkunden iſt ſein Namen zu finden, ſeine Feſte ſchwebt in weſenloſer Luft über dem Gipfel von Hohenſtaufen, und ſeine Grenzen bezeichnet nur das Gefühl des aus der Fremde heimkehrenden Schwaben. — Nein, in den Jahrbüchern deutſcher Poeſie, deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft ſtehen ihre Namen verzeichnet, und unſere Vaterlandsliebe entzündet ſich eben an dem Gedanken, daß ſo viele Männer, deren Blut in unſern Adern fließt, rüſtig, mit Wort und That, an dem großen, wunderbaren und wunderlichen Bau gearbeitet, der die Geſchichte der Deutſchen heißt.

Und du vor Allen, Unvergeßlicher, Unſterblicher! wie könnten wir vergeſſen, daß dich derſelbe Boden geboren, dieſelbe Luft genährt, dieſelbe Sitte erzogen, wie uns und unſere Kinder! In Stunden, wo wir mit Wehmuth und Sehnſucht der Zeit gedenken, da dieſe Thäler noch unſere Welt waren, da die ganze Natur für uns die tief wurzelnde Mundart dieſer Gauen redete, taucht dein kindliches, uns, wenn auch nie geſehen, ſo vertrautes Bild in uns auf; blicken wir aber empor zu deinem männlichen, lorbeerbekränzten Haupte, ſo erfüllt uns nur der Gedanke an Deutſchland, und wenn wir rufen: du biſt unſer! ſo ſteht nur das vor unſerer Seele, was du Deutſchland warſt, was du ihm biſt, und noch ſeyn kannſt, in der Trübſal, wie im Triumphe.

Der Schweif des Drachen.

(Fortſetzung.)

Bei dieſem Vorſatz beharrte Fo-ha-ti und löste zugleich den unglücklichen Drachen von ſeinem Kleide. „Den Leuten,“ dachte er, „die ich jezt aufſuche, kann dieſe unnütze Figur nur lächerlich erſcheinen, denn ſie erinnert an die eiteln und kleinlichen Unterſcheidungen der Welt.“ Er hüllte ſich in ein einfaches Gewand, er legte abſichtlich jede Umgangsmanier ab, die an ſeinen Stand und die Kreiſe, die er früher beſucht, erinnern konnte, und ſo nahte er ſich den Philoſophen, von denen Peking und die Umgegend einige berühmte aufzuzählen hatte. Man nahm ihn mit Zuvorkommenheit auf, denn jede Schule ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, durch ſeinen Beitritt die Zahl ihrer Anhänger vermehrt zu ſehen; aber gerade das war es, was Fo-ha-ti nicht beabſichtigte. Er wollte keiner Schule angehören, er wollte in möglichſter Freiheit ſeinen Beruf erfüllen, die Menſchen mit der Wahrheit unter der Form des Schönen vertraut zu machen. Er wollte es erzwingen, daß, troß des Mangels aller äußern Zeichen, die innere Ueberzeugungskraft ſiegen müſſe.

Die Philoſophen zogen ſich nach Verlauf einiger Monate von ihm zurück, Fo-ha-ti war darüber äußerſt verwundert und ſtellte einen derſelben zur Rede. „Vergieb,“ ſagte der vorſichtige Pti-ſing, „du weißt, daß ich unter meinen Genoſſen für den liberalſten, unbefangenſten gelte; man wirft mir ſogar vor, daß meine Toleranz ſehr nahe an Schwäche grenze, und dennoch muß ich dir aufrichtig bekennen, daß ſelbſt mich ein Umſtand abhält, dein näheres Vertrauen zu ſuchen. Ich bemerke nämlich an deinem Kleide kein Zeichen, das mich über deine Abſichten und deine Gaben in's Klare ſezte.“ — „Bedarf es deſſen unter Philoſophen?“ rief Fo-ha-ti verwundert. „Genügt es nicht, zu wiſſen, daß ich die Abſicht habe, die Menſchen zu beſſern, und daß mir der Himmel die Gabe ertheilt hat, dieſes auf eine eben ſo eindringliche als gefällige Weiſe zu thun?“ — „Recht ſchön,“ entgegnete Pti-ſing. „Zu jeder andern Zeit, glaube ich, wäre auch nichts weiter nöthig, aber heutzutage —. Ich bitte dich, dort in jenem Laden verkauft man Kleider mit allen möglichen Stickereien. Iſt dir nicht erlaubt, einen Drachen auf deinen Rock ſticken zu laſſen, ſo verſuche doch wenigſtens einen Skorpion darauf zu heften, wie du einen bei mir ſiehſt, und der in der Entfernung täuſchend wie ein Drache ausſieht. Dann wird ſich Alles machen laſſen, und ich bürge dir, daß du in wenigen Wochen das Haupt einer ſehr angeſehenen Partei ſeyn ſollſt.“

Der arme Fo-ha-ti bedurfte keines Skorpions weiter, um ſein Herz mit Gift zu füllen; dennoch verzweifelte er nicht. Die Werke, die er geſchrieben, die ſchmerzlichen Erfahrungen, die hier in Kürze zuſammengedrängt erſcheinen, nahmen gleichwohl zwei Drittheile der beſten Lebensjahre Fo-ha-ti's weg. Er beſchloß, den Reſt anzuwenden, das Leben zu genießen, und nun einmal ſich zu leben, da es ihm ſo ſchwer, ja faſt unmöglich gemacht wurde, andern zu leben. Er ſuchte zu dem Ende ſeine Jugendfreunde wieder auf, die er auf einige Zeit verlaſſen, aber nicht vergeſſen hatte. Sein Herz erwärmte ſich bei dem Gedanken, in der Mitte dieſer treuen Genoſſen Tage zuzubringen, die weder der Neid noch der Ehrgeiz zu vergiften im Stande wären. Aber er irrte ſich. So herzlich, ſo vertrauensvoll man ihn früher empfing, da er noch nichts geſchrieben hatte, ſo kalt und ſo voll Rückſichten benahmen

ſich dieſelben Leute jezt, da er ſich einen Namen gemacht. Es iſt ein peinigendes Gefühl, die Superiorität desjenigen anzuerkennen, mit dem man ſich früher auf gleicher Stufe ſtehend betrachtet hat. Fo-ha-ti wurde mit Schreck gewahr, daß ſeine frühern Freunde aus Neid in Feinde ſich verwandelt hatten; nur Einer aus der Menge fuhr fort, die alten Geſinnungen des Vertrauens und der thätigen Theilnahme zu hegen. Fo-ha-ti hielt ihn für edler und empfänglicher als die übrigen, und ſchloß ihm ſein ganzes Herz auf. Ein unglücklicher Zufall entdeckte ihm die wahren Geſinnungen dieſes Freundes, der ſich auf Fo-ha-ti's Vorwürfe mit großer Freimüthigkeit entſchuldigte. „Glaubſt du denn,“ ſagte er, „daß ich es ſo geduldig ertragen hätte, neben dir mich in den Schatten geſtellt zu ſehen, wenn ich nicht zum Glück ein Gegengewicht in die Schale hätte werfen können? Und dieſes Gegengewicht beſteht in meinem höhern Range, wie der Drache auf meiner Bruſt anzeigt. Die Menge, die uns zuſammen gehen ſah, hat demnach immer mich für den Beſchützer und dich für den Beſchüzten gehalten.“ — „Aber iſt das uneigennützige Freundſchaft? iſt das die Bewunderung meines Talents?“ fragte Fo-ha-ti. „Ich weiß es nicht,“ erwiderte Jener kalt; „aber es iſt der Gang der Welt.“

Beide trennten ſich auf immer. Fo-ha-ti war von Neuem genöthigt, die Flucht zu ergreifen. Dieſes Mal ließ er die Mauern Pekings weit hinter ſich. Der berühmteſte Dichter des himmliſchen Reichs konnte in deſſen Hauptſtadt kein Plätzchen finden, wo er ſein Haupt in Ruhe hinlegen mochte. Es fehlte nur noch, daß auch die Liebe ihn täuſchte, und dieſe härteſte und empfindlichſte Prüfung blieb nicht aus. Fo-ha-ti hätte kein Dichter ſeyn müſſen, wenn er ſich nicht das Mädchen ausgeſucht, das die ſchönſten ſchwarzen Augen, den graziöſeſten Wuchs und das bezauberndſte Lächeln zeigen konnte. Er las ihr an einem ſchwülen Sommernachmittage ſeine Gedichte vor, und die ſchöne Ki-oh war das erſte Mädchen in China, das während des Vorleſens nicht verſteckt gähnte, nicht mit ihrer Buſenſchleife ſpielte, nicht leiſe mit ihrer Gefährtin plauderte oder zum Fenſter hinausguckte. Fo-ha-ti war entzückt von ſo viel Theilnahme und Aufmerkſamkeit, und noch denſelben Abend machte er ihr ſeine Anträge. Die reizende Ki-oh erröthete, und obgleich ihre ſchönen Lippen weder ja noch nein ſagten, ſo hatte Fo-ha-ti doch gute Gründe, die Sache für abgemacht zu halten. Die Eltern gaben mit Freuden ihre Zuſtimmung, und zum erſten Mal ward es dem glücklichen Poeten ſo wohl, ungeneckt von den Träumen des Ehrgeizes, von Neid und Rangſucht nicht verfolgt, ſich im Beſitz einer uneigennützigen Liebe zu ſehen, die ſich in der reinſten Bewunderung ſeines hohen Talents ausſprach.

(Der Beſchluß folgt.)

Sieben Sonette auf Agneſe Schebeſt.

1.

Du wagteſt, größter Dichter aller Zeiten,
Das Urbild eines Jünglings uns zu malen,
Und drin zu ſammeln ſo viel geiſt'ge Strahlen,
Daß Uebermaß ihm muß den Tod bereiten.

Im Sturm will er der Liebe Thron erſtreiten;
Die ſtolze Jugend will der Welt nicht zahlen,
Auf kurzer Brücke lieber über Qualen
Vom Erdenhimmel in den ew'gen ſchreiten.

So ſtürmt der kühne Träumer an der Spitze
Der ſchönſten Schaar von blühenden Geſtalten
Geraden Wegs zum ew'gen Götterſitze,

Und kämpfend, ew'ge Jugend zu erhalten,
Getroffen ſinken ſie nun zwar vom Blitze:
Doch ſiegten ſie — ſie werden nie veralten.

2.

Wo iſt der Jüngling, der es dürfte wagen,
Dies zarte Wolkenbild in ſich zu bannen,
Der Liebestreue kriegeriſchen Mannen
Für alle Zeit die Fahne vorzutragen?

Die Stimme wo, die Nachtigallenſchlagen
Zugleich mit Donnerrollen kann umſpannen?
Das Auge wo, deß Tiefblick nicht, von wannen
Er komme, nicht, wohin er geh', kann ſagen?

Und wo das Herz, das ſeine tiefſten Klagen,
Die Thränen, die vom Herzen blutig rannen,
Kann lächelnd zeigen, ohne zu verzagen?

O Jüngling — trankſt du aus den Zauberkannen,
So laß dich nicht von Furien höhniſch jagen
Auf jene falſchen Bretter! Flieh von dannen!

3.

Und doch, dort wandelt Romeo heldentüchtig —
Und thränenweich, der Sohn der Liebesleiden,
Voll Lebensgluth — und doch bereit zu ſcheiden,
Voll Gier — und doch im Tod noch himmliſch züchtig.

Grüßt, Dichter, uns dein eigner Geiſt hier flüchtig?
Wo nicht, ſo mußt du jenes Bild beneiden;
Denn das entzückte Herz ſchwankt zwiſchen beiden,
Und ich bin, ach! auf beide eiferſüchtig.

Wer das Geheimniß ſchönſter Jünglingsſeelen
So ſelig lächelnd kann der Welt vertrauen,
Der muß ein göttlich Herz im Buſen hehlen.

Ein Fremdling biſt du, Holder, ſelbſt zu ſchauen.
Aus unſerm Kreis wird dich der Dichter ſtehlen,
Und ihm am Arme gehſt du ohne Grauen.

4.

So flüſtre denn an Juliens Balkone,
So ſüß, daß ſich entzückt die Blumen neigen,
Die Sterne ſelbſt in ihren Sphären ſchweigen
Und ſtillſtehn, lauſchend ob dem Wundertone!

Flicht dir um's Haupt der Liebe Roſenkrone,
Die bald ſich wird als Dornenkrone zeigen!
Wag's, zur Geliebten kühn geheim zu ſteigen!
Vom Wuchrer Schmerz nimm Eine Nacht zum Lohne!

Zwei Leben ſchon hat raſch der Tod zerſchnitten.
Was kümmert's dich, in Liebestraum verloren?
Ach! ſcheidend haſt du mehr als Tod erlitten.

Doch, nun ſich Julie ſelbſt mit ihm verſchworen,
Iſt Tod dein Freund. Du klopfſt mit holden Bitten,
Zu früher Pilger, an den finſtern Thoren.

5.

Da du nun eintratſt in die finſtre Klauſe,
Die blaſſe Roſe noch einmal zu ſchauen,
Die ew'ge Ruhſtatt hier dir zu erbauen,
Und mit dem Tod ſprachſt wie das Kind vom Hauſe; —

Als du dich neigteſt nun zum lezten Schmauſe
Auf Juliens Lippen, — o in Luſt und Grauen
Schienſt du dahin zu ſchmelzen und zu thauen!
Still war's, als ob dem Tode ſelber grauſe.

Da floſſen Thränen; nicht von meinen Wangen:
Ich bin, mit dir zu ſterben und zu ſiegen,
In den ſeemüden Nachen ohne Bangen,

Verzweifelter Pilot, mit dir geſtiegen.
Wie ſüß, wenn nun die lezten Klammern ſprangen,
Uns durch die Wogen ſtill umarmt zu wiegen!

6.

Wie ſtill iſt's hier! Nur düſtre Lampen glimmen.
Hier iſt der Ort, wo Schönheit Würmerſpeiſe,
Und blüh'nde Jugend ähnlich wird dem Greiſe.
Der Tod ſizt hier in ewigem Ergrimmen.

O horch! Da tönt die ſüßeſte der Stimmen:
Ein Schwan ſingt hier auf ſeiner lezten Reiſe;
Der Tod ſelbſt neigt ſich lächelnd, ſcheinet leiſe
In kurzes Selbſtvergeſſen zu verſchwimmen.

Kein Grab — ein Himmel iſt der Ort zu preiſen;
Denn, wenn die Götter dieſe Stimme hören,
So müſſen ſie all überallher reiſen,
Und kommen, aus dem Schlaf die Todten ſtören,
Und um dich, ſchöner Sterbeſücht'ger, kreiſen
In liebesgluthberauſchten Lebenschören.

7.

Nun weiß ich's denn. Der all dies Spiel getrieben,
Der einer Jünglingsbruſt geheimſte Tiefen
Und alle Wonnen, Schmerzen, die drin ſchliefen,
Uns vor das thränenfeuchte Aug' geſchrieben:

Kein Jüngling war's; der wäre todt geblieben,
Bis ihn die Engel aus dem Traume riefen
Und mit ihm nach des Himmels Thoren liefen;
Denn ſo zum zweiten Mal kann man nicht lieben.

Ein Mädchen war's. Unglaublich ſcheint die Kunde;
Noch ſtürmen doppelt unſrer Seelen Wogen,
Wir bluten an zwiefacher ſüßer Wunde.

Sie — achtet kaum, wie ſie uns hold betrogen,
Und iſt ſchon mit dem Lorbeerblatt im Munde
Zu ihrem Dichter lächelnd heimgeflogen.

E. Reinhold.

Briefe aus der Normandie von J. V.

Den 24ſten März.

Havre.

Volksgebräuche und Volksſitten.

Wenn man den Reiſebericht eines Wanderers, der Aſien, Afrika, Amerika, Auſtralien, oder auch nur etwa Lappland oder die Türkei durchzogen hat, zur Hand nimmt, ſo kann man ziemlich ſicher ſeyn, hie und da intereſſante Notizen über die Sitten und Gebräuche des Volkes zu finden. Nach ſo etwas ſucht man aber meiſt vergebens in unſern modernen Reiſebilderſchreibern. Sie haben viel Wichtigeres zu thun: ſie haben uns zu ſagen, daß ſie bei dem Herrn Grafen geſpeist, daß ſie ſich mit der Frau Gräfin geiſtreich unterhalten oder mit der hübſchen Kammermagd geſchäkert, daß ſie geſtern unpäßlich geweſen, und uns deßwegen keinen Brief von geſtern zu leſen geben. Die kleine Welt, was will ſie gegen den großen Mann, der ſie, wenn er wild wird, in die Taſche ſteckt! Alles dreht ſich in dieſen Bilderbüchern um das Hauptbild, das, wie der Bock unter einer Schaar Hämmel, über Alles, was ihn umgibt, hinausſtrahlt und mitleidig darauf herabſieht. Es gibt aber freilich noch einen andern Grund, warum den Reiſebeſchreibungen, wenn es ſich von civiliſirten Völkern handelt, alles Charakteriſtiſche abgeht, nämlich die ſcheinbare oder wirkliche Charakterloſigkeit dieſer Völker. Sie ſind auf den erſten Anblick

Alle über Einen Leiſten geſchlagen, und die Unterſchiede fallen nur dem auf, der in die Tiefen der Geſellſchaft hinabzuſteigen weiß, was aber oft eben ſo beſchwerlich iſt, als die Einfahrt in die Schachte einer Erzgrube, und wobei man mitunter den blankgebürſteten Geſellſchaftsrock etwas beſchmuzt. Schon deßwegen mag es zur Ausnahme gehören. Eines wollte ich, daß ein Beduine oder ein Chineſe wirklich einmal eine Reiſe durch die Länder Europa's machte und uns eine Reiſebeſchreibung gäbe: es genügt wohl, nur total außer dem Bereiche der täglichen Gewohnheiten des etwas langweiligen Europa's zu ſtehen, um die Sache höchſt intereſſant zu finden. In Havre gehört das Volk ganz zur Claſſe der civiliſirten, d. h. abgerundeten, abgeſtumpften und ausgefeilten Europäer, und auf den erſten Anblick gleichen ſich dieſe wie ein Ei dem andern, und es iſt ſchwer, etwas Originelles, etwas Charakteriſtiſches aufzufinden.

Eines Abends kam ich ſpät von einem Ausfluge in die Umgegend zurück, und zog, ein deutſches Lied pfeifend, nach Hauſe. Jenſeits der Brücke, die über das Baſſin du Roi in das Quartier St. François führt, iſt ein ziemlich großer Platz, auf den die Straßen des Quais des Caſernes, des Quais Marimotte und die Rue Royale auslaufen. Hier angekommen, wunderte ich mich nicht wenig, als ich einen großen Kreis von Tänzern und Tänzerinnen ſah, die zu dem Liede einer Frau, deſſen Refrain ſtets von der Menge im Chor wiederholt wurde, im Ring herumſprangen. Als das erſte Lied aus war, begann eine andere Sängerin ein zweites, und ſo fort, und immer wirbelte die ganze Geſellſchaft im Kreiſe, und ſtets mehrte ſich die Zahl der Tänzer, denn alle Vorübergehenden, Bekannte oder Fremde, ſchloſſen ſich an und tanzten und ſangen mit. Ich wurde am Ende ſelbſt in den Jubel mit fortgeriſſen, als eine rothwangige Normännin mir die Hand bot, und ich ließ mich gerne mit fortreißen. Die tollſte Luſt herrſchte hier und kannte weder Convenienz, noch Ziererei. Jedes neue Lied, oft voll kecken Witzes und leicht zu deutender Zweideutigkeiten, gab dem Rundtanze wieder neues Leben. Eine halbe Stunde mochte dies gedauert haben, dann brach ſich der Kreis, und die lange, bunte Reihe, Hand in Hand, zog hüpfend und tanzend durch die Straßen bis zu einem andern Platze, wo ſich die Runde wieder herſtellte und der Tanz von Neuem begann. Nur die Ermattung und die ſpäte Nacht machten dem Feſte ein Ende. Der Kreis wurde allmählig immer kleiner, und erſt als meine Nachbarin ebenfalls ermattet ihre Hand ſinken ließ, trat auch ich zurück; ich begleitete ſie und ließ mich von ihr belehren, was dies Alles zu bedeuten habe. Es war heute ich weiß nicht mehr welches Heiligen Feſt; er war der Schutzpatron der Bäcker, und ihm zu Ehren durchjubelten die Bäcker die Straßen, nachdem ſie in einer Schenke zu Ingouville ebenfalls ihm zu Ehren in Luſt und Freude zu Mittag geſpeiſt hatten. Ich hörte, daß ſich dieſe Tänze und Feſte an den Tagen der Schutzpatrone dieſes und jenes Gewerbes wiederholen, was ich ſpäter beſtätigt fand. Es ſollte mir nicht ſchwer werden, dieſe Feſte auf das römiſche und normänniſche Heidenthum zurückzuführen. Aber ich ſpare dies für eine künftige Preisfrage auf und begnüge mich vorerſt mit dem echt heidniſchen Charakter dieſer bacchantiſchen Bäckergeſellen und Geſellinnen, die dem heiligen N. N. und ſeinem Martyrthume und ſeiner Abſtinenz zu Ehren die Nacht zum Tage und den tollen Jubel zu einem Gottesdienſte machen.

Außer dieſen Feſten habe ich noch hier und dort in Havre Einiges geſehen, was wie eine charakteriſtiſche Volksſitte ausſah. Geburt, Hochzeit und Begräbniß ſind die drei Hauptereigniſſe des Lebens, und ſie geben den Völkern die nächſte Gelegenheit, ſich in ihrer Art und Weiſe auszuſprechen. Seit aber die Civilſtandsregiſter auch hier die Menſchen nach dem Normalkamme zu ſcheeren begonnen haben, werden die originellen Volksſitten immer ſeltener; dennoch iſt hier und dort ein Reſtchen geblieben.

Namentlich die Heirath gibt Gelegenheit, den Charakter des Normannen ſchlagender hervortreten zu laſſen. Acht oder vierzehn Tage vor der Hochzeit werden die Ehecontrakte verabredet. Zu dieſem Ende kommen gewöhnlich die Brautleute mit ihren Eltern in dem Hauſe der Braut zuſammen. Die jungen Leute mögen ſich mitunter aus Liebe heirathen, meiſt iſt die Sache aber nur eine Handelsſpekulation, und die Eltern ſehen ſie ſehr ſelten für etwas Anderes an. Deßwegen wird denn auch der Ehecontrakt gerade wie ein Handelsgeſchäft diskutirt; die Eltern der beiden jungen Leute ſuchen ſich bei demſelben wechſelſeitig zu übertölpeln, es wird geſchachert und diſputirt, und bis auf fünf oder zehn Franken ſucht der Eine den Andern hinauf oder hinabzuſchrauben. Alles, was die Braut mitbringt, wird vorerſt ſpezifizirt, geſchätzt und in den Contrakt eingetragen, nachdem die Alten über den Preis lange geſtritten haben und endlich einverſtanden ſind. Dann kommt das Gebot der Eltern des Bräutigams, das von den Eltern der Braut gewöhnlich als unzureichend verworfen wird; ſie ſuchen erſt ein paar tauſend Franken, dann ein paar hundert, und wenn dies nicht gehen will, wenigſtens fünfzig Franken mehr zu erhalten, bis auch dies Kapitel endlich beiderſeitig angenommen iſt. Dann werden die Bedingungen auf den Sterbefall feſtgeſetzt, und dieſe fallen meiſt dahin aus, daß, wenn der eine oder andere Theil ſterbe, ehe Kinder aus der Ehe hervorgegangen, das Eingebrachte an ſeine Familie zurückfalle. Oft ſucht der Bräutigam ſeine Liebe dadurch zu bekunden, daß er die eingebrachten Geräthſchaften und Kleider der Braut — bis auf den letzten Strumpf wird Alles geſchätzt — über ihrem Werth

anſchlägt, was dann zur Folge hat, daß nach dem Tode der leztern, in dem eben unterſtellten Falle, ein guter Theil ſeiner Habe in die Hände ſeiner Schwiegereltern übergeht. Man erzählte mir ein paar Fälle, wo dieſe ohne Erbarmen das Eigenthum des armen Wittwers öffentlich verkauften. Proceſſe in Menge entſtehen aus dieſen Contrakten, und es hat beinahe das Anſehen, als ob man beim Abfaſſen derſelben ſtets mehr an dieſe Proceſſe als an das Glück der Kinder dächte, und ſich mehr gegen jene vorzuſehen, als dieſes zu ſichern ſuchte. An einer andern Stelle komme ich auf die Proceßſucht der Normannen zurück.

Bei den Hochzeiten geht es natürlich luſtig zu. Geſchmaust, getrunken, geſungen und getanzt wird von rechtswegen. Ein ziemlich allgemeiner franzöſiſcher Volksgebrauch iſt das Löſen des Strumpfbandes. Die Braut bindet hier in der Normandie die Strümpfe mit einem blauen und weißen Bande (in Paris ſeit 1830 blau, roth und weiß), und gegen das Ende der Tafel kriecht einer der Gäſte, in der Normandie meiſt ein Knabe, unter den Tiſch, löst das Strumpfband und zeigt es unter Jubel und Beifallrufen der Geſellſchaft vor, worauf daſſelbe in kleine Stücke zerſchnitten wird und jeder Gaſt ein blaues und weißes Läppchen als Ehrenzeichen in's Knopfloch ſteckt. — Auch die Garçons und die Dames d'honneur findet man ſo ziemlich in ganz Frankreich bei den Hochzeiten. Sie ſind die Ehrenwächter der Braut und müſſen dafür einſtehen, daß dieſer den Tag über kein Leid an ihrer Ehre geſchehe. Jeder Kuß, den der Bräutigam der Braut während der Hochzeit gibt oder ſtielt, iſt ein Schandfleck für ſie, und ſo oft Braut und Bräutigam, die natürlich ihre Wachſamkeit zu täuſchen ſuchen, ſich einen raſchen Kuß geben können, erhebt ſich der höhnende und neckende Jubel aller Anweſenden gegen die Garçons und die Dames d'honneur. Gelänge es aber gar Braut und Bräutigam, ſich in einem unbewachten Augenblick heimlich zu entfernen, ſo erhebt ſich augenblicklich ein fürchterlicher Sturm. Alles tobt auf die Garçons und Dames d'honneur ein, und dieſe durchſuchen das Haus vom Keller bis auf den Speicher, bis ſie die Sünder gegen den Ehrencodex gefunden und im Triumphe zurückführen. — Dieſe Sitte iſt ſinnig genug, und ſicher aus einem guten Volksgefühle entſtanden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Mai.

(Beſchluß.)

Mozarts Denkmal. Theater.

Die zweite große muſikaliſche Akademie zum Beſten des Fonds für ein Mozart in Prag zu errichtendes Denkmal hat das Conſervatorium der Muſik gegeben, und ſie war ſehr beſucht, was aber eigentlich mehr der vortrefflichen Wahl der Nummern und dem guten Rufe dieſes Orcheſters, als der Vorliebe für das Prager Monument zuzuſchreiben iſt; denn man hält es noch immer für gerathener, ſich dem Salzburger Verein anzuſchließen, welchem ſelbſt die hohen Glieder des Kaiſerhauſes und viele hieſige angeſehene Perſonen ihren Antheil zuwenden, als eine eigene Unternehmung zu begründen. — Die wichtigſte Neuigkeit unſerer Bühne war das Preisluſtſpiel: die Vormundſchaft, wenn auch nicht an ſich eben wichtig; denn es iſt nicht zu leugnen, daß in der Aufführung manche bedeutende Mängel hervortreten, die im Leſen unbemerkt bleiben, und es wahrlich keinen Ueberreichthum des deutſchen Luſtſpiels andeutet, wenn dieſes kleine, lockere Spiel einer oft wohl zu wenig geregelten Laune unter mehr als ſechzig Luſtſpielen allein als preiswürdig erkannt werden konnte. Wichtig erſcheint aber die Sache in ihren Conſequenzen, und ſchon durch das viele Gerede, welches das kurze Leben dieſes Luſtſpiels bereits aufgeregt hat. Die Prager Bühne iſt die dritte, welche es in ihr Repertoire aufgenommen, die „Theaterrevue,“ worin es abgedruckt wurde, iſt noch nicht einmal gehörig beurtheilt, und ſchon iſt mehr über die „Vormundſchaft“ geſchrieben worden, als ihr ganzer Umfang beträgt. Hier war man in der erſten Zeit ſehr geſpannt, ja man freute ſich ſogar darüber, daß zwei Böhmen einen ausländiſchen Preis errungen, und hätte man es damals gleich aufgeführt, ſo wäre ihm der größte Beifall ſicher geweſen. Aber der literariſch-patriotiſche Enthuſiasmus wurzelt nicht tief im böhmiſchen Geiſte, er war lange vor der Darſtellung verraucht; ja man ſchien es ihnen faſt übel zu nehmen, daß ſie nach ſo hohen Dingen geſtrebt, und war gegen die Sache gleichgültig geworden. Noch bevor das Stück hier zur Aufführung kam, hatten die „Bohemia“ und die Wiener Blätter die glücklichen Erfolge aus Stuttgart und Wien berichtet; doch das leztere ſchien dem Werke eher Unheil als Glück zu verkünden. Es herrſcht zwiſchen Wien und Prag eine eigene literariſche Antipathie (die ſich auch bei dem Schauſpiel von Pannaſch: „die Chriſtnacht,“ ziſchend ausſprach), ſo daß ein Stück, welches in der einen dieſer beiden Städte ſehr gefällt, gewöhnlich in der andern kalt aufgenommen wird. So ſtanden die Aktien, als endlich das Preisluſtſpiel ziemlich gut gegeben wurde und unbeſtrittenen Beifall erhielt, ſo daß am Schluſſe ſogar der Verfaſſer verlangt wurde, und zwar, obſchon er länger als billig auf ſich warten ließ, ohne einen einzigen mißbilligenden Ton. Die zweite Vorſtellung war von Seiten der Schauſpieler ſehr lau und bis an's Störende unordentlich, und auch das Publikum war nicht mehr ſo gut gelaunt. Auch die „Bohemia“ beſprach die „Vormundſchaft,“ und dabei kam eine wichtige Entdeckung im Gebiete der Aeſthetik zu Tag: der Referent behauptet nämlich: „Novellen, wenn ſie Kunſtwerth haben, ſeyen ſchon halb dramatiſirt.“ — „Die gefährliche Tante,“ Originalluſtſpiel in vier Aufzügen von Albini, iſt eben nicht ſehr originell, auch mitunter etwas langweilig, doch hat es einige Effekte und recht drollige Momente, die man nicht eigentlich Situationen nennen kann. Es iſt ſchade, daß der Verfaſſer die Stadt nicht nannte, wo ſich die Handlung dieſer Tante zugetragen haben ſoll. Es iſt ein wahres Utopia für poetiſche Gemüther, da dort ſelbſt die Polizei ſo kunſtſinnig iſt, daß ſie den Scandal der Kunſtliebhaber in Schutz nimmt. Das wäre ein Wohnplatz für Raupachs Fräulein von Kiekebuſch, das ſich ſo bitter kränkt, weil die Polizei durchaus keinen Sinn für das Romantiſche hat. Das Stück hat übrigens ziemlich gefallen, obſchon die Vorſtellung nicht eben fleckenlos war. — Den

intereſſanteſten Bühnengaſt des heurigen Jahrs haben Sie uns in Demoiſelle Stubenrauch zugeſandt, welcher eine etwas pomphafte Vorankündigung in der „Bohemia“ ein ſchweres Spiel machte; doch zeigte ſich uns zum Glücke Dem. Stubenrauch ganz als die Künſtlerin, ſelbſt eine ziemlich hoch geſteigerte Erwartung nicht nur zu erfüllen, ſondern, beſonders im Luſtſpiel, ſogar noch zu überbieten. Schon die Wahl ihrer Gaſtrollen war mannichfaltig und mit Geſchmack getroffen, die Zuſammenſtellung höchſt ſinnig, da ſie aus mehreren dramatiſchen Antitheſen beſtand. Wie die Dulderin „Griſeldis“ zu der bezähmten Eheſeindin „Donna Diana,“ ſo bildete auch Schillers hehre Johanna d'Arc einen Gegenſatz zu dem verzogenen Schooßkind Franziska in „Liebe kann Alles,“ und die in verſchmähter Liebe ſich verzehrende Gräfin Orſina zu der liſtigen Elsbeth von Wolkenburg im „Turnier zu Cronſtein.“ Zwei gar ſonderbare Pendants waren: die königliche Büßerin „Maria Stuart“ und — „die Wittwe,“ Drama in vier Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer. Dieſe Wittwe war in gewiſſer Hinſicht die bewundernswertheſte Leiſtung der Künſtlerin, da ſie in ihren andern Gaſtdarſtellungen meiſt Charaktere vorfand, die ſie nur wiederzugeben nöthig hatte, hier aber ſich aus den heterogenen Elementen einzelner Effektmomente älterer Dramen ein Ganzes zu bilden hatte und auch bildete. Mad. Birch-Pfeiffer hat hier einmal (sans comparaison) wie Roſſini im „Wilhelm Tell“ franzöſiſch componirt; daher iſt das Stück auch nicht ſo gemein, dagegen aber noch kraſſer und bizarrer, als ihre übrigen Dramen. Ein großes Verdienſt „der Wittwe“ iſt es, daß ſie auf die ſogenannte „ſchöne Sprache“ verzichtet; dieſe Laute beſprechen ohnedies Alles ſo lang und breit in endloſen Repetitionen, wenn ſie nun auch noch nach Bildern haſchten, das Stück ginge nimmermehr zu Ende. Bewundern mußten wir die große Beleſenheit in der dramatiſchen Literatur, welche die Dichterin hier entfaltete; denn wir begegnen in dieſer „Wittwe“ nicht allein Müllner und Grillparzer, nebſt den Worten und Gedanken mancher andern Neuern, ſondern auch Shakespeare, von dem wir ſeit dem „Sammtſchuh“ keinen Anklang in ihren Schauſpielen gefunden hatten. — Nachzurechnen, wie oft Dem. Stubenrauch an den neun Theaterabenden hervorgerufen wurde, iſt in Prag bei den Gaſtrollen ausgezeichneter Künſtler eine mühſelige Sache, und Sie werden uns dieſe Arbeit gern erlaſſen. Lieber beſprächen wir die Vorzüge der Künſtlerin, wir wiſſen aber, daß Sie dergleichen nicht lieben, daß Sie Ihr einheimiſches Theaterperſonal nicht tadeln mögen oder können, und daher möglichſt am Grundſatz feſthalten, es auch nicht zu loben oder loben zu laſſen. — Ein paar Novitäten der leztern Zeit waren: „Shakespeare in der Heimath, oder die Freunde,“ Schauſpiel in vier Akten von Karl v. Holtei, dem es Gott verzeihen möge, was für eine langweilige Perſon er aus dem unſterblichen Dichter des Hamlet gemacht hat; dann „die Bekanntſchaft im Paradiesgarten, die Entführung in dem Himmel und die Verlobung im Elyſium,“ Lokalpoſſe mit Geſang in drei Abtheilungen von Friedrich Hopp, Muſik von Julius Hopp. Die Schauſpieler begnügen ſich gar nicht mehr, ihre Benefizſtücke ſelbſt zu ſchreiben; ganze Familien derſelben vereinigen ſich, um Thalia, Komus und Jokus und Euterpe auf Einmal in Verzweiflung zu bringen.

Stuttgart, 31ſten Mai.

Schillers Feſt. Schillers Denkmal.

Wir pflegen jährlich das Andenken unſeres großen Landsmanns, Schillers, um die Zeit ſeines Todestags zu feiern und dabei zugleich das Erwachen der Natur zu begrüßen. Diesmal iſt lezteres ſo ſpät erfolgt, daß das Feſt bis zum 30ſten Mai verzögert werden mußte. Dafür iſt es, neben der alten Liebe und Begeiſterung, mit ungewöhnlichem Glanze gefeiert worden. Bisher hatte die Beſchränktheit und das ungünſtige Terrain des Gartens, auf den man dennoch verwieſen war, die größte Einfachheit der Anordnungen geboten. Im vorigen Jahre aber iſt dieſer Garten, die ſogenannte Silberburg, von der Muſeumsgeſellſchaft angekauft und von dieſer für ihre Zwecke umgeſtaltet worden. Damit bot ſich auch für das Feſt ein anſprechenderer Raum, und ſo ſcheute der Liederkranz, der gewöhnliche aufopfernde Unternehmer des Feſtes, keine Koſten, um nicht nur Ohr und Gemüth, ſondern auch das Auge durch heitern Schmuck zu vergnügen. Vom jungen Architekten Leins war eine große Tribüne, in deren Mitte eine Säule die koloſſale Büſte des Dichters trug, eben ſo ſinnreich als geſchmackvoll aufgebaut worden. — Rede, Geſang, Deklamation (die Kraniche des Ibicus, geſprochen von Seydelmann) wechſelten in verſtändiger Ordnung. Die gebräuchliche Feſtrede wurde von Hofſänger Krebs geſprochen. Wir theilen ſie, wie jedes Jahr, in dieſen Blättern mit. Häufig verfehlen ſolche Vorträge die gehörige Wirkung an Ort und Stelle, weil die Verfaſſer zu ſehr darauf reflektiren, wie ſich die Sache nachher im Druck ausnehmen werde; denn von einer Rede, die nicht gedruckt würde, haben wir kaum einen Begriff. Verhält dagegen der mit ſo kizlichem, nicht ſelten undankbaren Geſchäft Beauftragte vorzüglich den Effekt des lebendigen Vortrags unter freiem Himmel im Auge, componirt er in dieſem Sinne gleichſam mit dem Dekorationspinſel, ſo muß er ſich beſcheiden, daß ſeine Maſſen und Contouren auf dem Papier nicht die Wirkung thun, wie ein Stück muſiviſcher Beredſamkeit, das weniger an das augenblickliche Gefühl des Hörers, als an die Kritik des Leſers appellirt. — Zum Schluß des Feſtes wurde, wie immer, das ſchöne Frühlingslied von Ritter mit der herrlichen Compoſition von Lindpaintner geſungen, und es bewährte auch diesmal ſeine begeiſternde Kraft. — Das Modell der Statue Schillers hat, wie aus den Zeitungen bekannt iſt, die gefährliche Reiſe von Rom nach München auf's Glücklichſte überſtanden. Mit vollem Vertrauen ſehen wir es jezt in den Händen des kunſtreichen Gießers, und während das Monument dieſe lezte Operation durchmacht, werden wir Zeit haben, das Material zum Fußgeſtell zu wählen und herbeizuſchaffen, und uns nach einem anſtändigen Platze umzuſehen. Da die Vernunft gebietet, das Denkmal auf einem Platze in der Stadt aufzuſtellen, ſo kann bei der Conſtitution Stuttgarts die Wahl am Ende nicht ſchwer fallen. — Der Druck des Schilleralbums, von dem wir vorläufig nur verſichern können, daß es in typographiſcher Hinſicht ein ſehr ſchönes Werk werden wird, hat jezt endlich begonnen. Die Verzögerung iſt vorzüglich dadurch veranlaßt worden, daß ſich das Comité noch entſchloß, eine vortreffliche Zeichnung des Thorwaldſenſchen Modells in Stahl ſtechen zu laſſen und dem Album beizugeben. Die bereits vorliegenden Proben verſprechen eine ſehr gelungene Arbeit, und da ſich das Bild ſo ſehr vervielfältigen läßt, ſo wird es in Deutſchland ohne Zweifel ſehr populär werden.

Beilagen:

Kunſtblatt Nr. 46 u. Literaturblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 138.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 10. Juni 1837.

Taſſo. — Gibt's keinen Schmerz, der mir erlaſſen bleibt?
Was that ich denn, daß meine arme Seele
Gefoltert wird mit unerhörter Qual?

J. C. v. Zedlitz.

Der Schweif des Drachen.

(Beſchluß.)

Seiner Erinnerung immer ferner trat der fatale Drache. Doch hatte er es ſeinem Diener erlaubt, das Zeichen wieder auf ſein Kleid zu heften, das den Philoſophen zu gefallen abgelöst worden war. Er ergözte ſich, wenn Ki-oh bisweilen in kindiſcher Neugier die Stickerei betrachtete und, ſie immer genauer in Augenſchein nehmend, ihre Arme zärtlich um ſeinen Nacken ſchlang und mit ihrem Haupt an ſeiner Bruſt ruhte. Solche kleine Tändeleien erfriſchten von Neuem die Phantaſie Fo-ha-ti's und begeiſterten ihn zu den zarteſten und ſchönſten Schöpfungen ſeiner Muſe. Er verlebte einige glückliche Monate, aber es waren nur Monate. Er fing ſchon an, ſich ganz geſchüzt vor den Verfolgungen der Welt zu wähnen, als gerade dieſe Verfolgungen den bösartigſten Charakter annahmen.

Es war wiederum an einem ſchwülen Sommernachmittage, als Fo-ha-ti mit einem Heft eben beendigter Lieder zu dem Gartenpavillon hinaufſtieg, wo ihn die ſchöne Ki-oh gewöhnlich zu erwarten pflegte. Auf der Terraſſe vor dem Pavillon ſaß Ki-oh's Zofe und war eben beſchäftigt, den Reſt der Theetaſſen zu leeren, die ſie nach beendigtem Frühſtück hatte hinwegtragen müſſen. Sie blickte auf und erkannte mit Verwunderung Fo-ha-ti, der eben ſo verwundert vor ihr ſtehen blieb. „Wer iſt bei deiner Gebieterin?“ fragte er in ruhigem Tone. „Niemand,“ antwortete das Mädchen. „Aber ich ſehe hier zwei Taſſen,“ fuhr der Dichter fort; „nothwendig muß alſo Jemand mit deiner Gebieterin Thee getrunken haben.“ — „Ach!“ rief die Zofe, „jezt fällt's mir ein; ſie hat ihre Lieblingskatze aus der zweiten Taſſe trinken laſſen.“ — „Sonderbar!“ ſagte Fo-ha-ti mit erſtaunter Miene, „ich habe doch noch nie gehört, daß Katzen Thee trinken. Ich bin neugierig, dieſes Schauſpiel mit anzuſehen.“ Er machte ſich mit dieſen Worten Platz und drängte die Zofe zurück, die ihm den Weg vertreten wollte. Noch war keine Spur von Argwohn in ſeine Seele gekommen, ſo feſt überzeugt hielt er ſich von der Treue ſeiner Auserwählten. Es fiel ihm ein, indem er langſam die Stufen des Pavillons hinaufſtieg, daß Ki-oh ihn diesmal nicht erwartete, weil es der erſte Tag des Monats war und er um dieſe Zeit gewöhnlich ſein Zimmer, eines alten, religiöſen Gebrauchs wegen, nicht zu verlaſſen pflegte. Leiſe öffnete er die Thür und bemerkte durch das Gitter, das halb vorgeſchoben war, wie ein dicker, unförmlicher Mann, der ihm bekannt dünkte, ſeiner Geliebten die Hand küßte. Offenbar war dieſes die Katze, welche die zweite Taſſe Thee ausgetrunken.

Fo-ha-ti ſtellte ſich hinter das Gitter, um das Geſpräch der Beiden zu belauſchen, denn er konnte ſich nicht denken, was Ki-oh, die, wie ſie ſo oft geſtanden, ihn für den ſchönſten und geiſtreichſten Mann hielt, jezt bewegen konnte, mit einem Mann ſo angelegentlich zu verkehren, der offenbar der häßlichſte und, wie es aus ſeinem Geſpräch hervorging, auch der albernſte aller Männer zu ſeyn ſchien. Sie lauſchte ſeinen abgeſchmackten Worten und zeigte nicht die mindeſte Anwandlung von Langeweile; kein verſtecktes Gähnen, kein Spiel mit der Buſenſchleife, kein Hinausgucken aus dem Fenſter. „Ach!“ rief Fo-ha-ti bei ſich ſelbſt, „dieſe Zeichen von Aufmerkſamkeit, deren allein ich mich für würdig hielt, wie ſind ſie hier unwürdig verſchwendet!“ Er konnte dieſen Gedanken nicht ſo leiſe denken, daß nicht dabei ein ſchmerzlicher Seufzer ſeinen Lippen unwillkührlich entſchwebt wäre; die Sprechenden wandten ſich um, und Fo-ha-ti's Auge traf auf den gewaltigen Drachen, der das Kleid des wohlbekannten Gouverneurs ſchmückte.

Die ſchöne Ki-oh erſchrack heftig und wäre in der erſten Beſtürzung ohne Zweifel davon gelaufen, wenn Chineſinnen von guter Erziehung überhaupt laufen könnten. Dieſe hier hatte Füße, die kaum fünf Zoll maßen, und mit ſolchen Füßen entläuft man nicht, ſondern man bleibt ruhig ſitzen und bietet jeder Gefahr Trotz, ſogar wenn es ein beleidigter Liebhaber iſt, der da kommt, ſich zu rächen. Die ſchöne Ki-oh behauptete alſo ihren Platz auf dem Divan, dem Mandarin gegenüber, und zeigte nun ihrerſeits, daß ſie nicht ganz ohne Dichtertalent geboren war, indem ſie den Poeten zu überreden ſuchte, daß Alles ſich auf die ſonderbarſte Weiſe zufällig ſo getroffen. Aber der gute Fo-ha-ti hörte nichts als das Schnarchen ſeines Widerſachers, der gleich beim Beginn des Streites, der ihn langweilte, ſich dem Schlafe überlaſſen; er ſah nichts als den verhaßten Drachen auf der Bruſt des Schläfers und fühlte nichts als die erzwungenen Liebkoſungen eines treuloſen Geſchöpfs, das alles anwendete, ihn, nachdem ſie ihn betrogen, nun noch zum Narren zu halten.

„Nun gut!“ rief Ki-oh entrüſtet, „ſo glaube, was dir gefällt! Ich werde mich jedenfalls zu tröſten wiſſen. Erfahre meine wahre Denkungsart: Du biſt ein berühmter Dichter; es ſchmeichelte mir, daß ich es gerade war, die dich zu feſſeln verſtand, aber hier — iſt ein mächtiger Mandarin, in der Gunſt des Kaiſers und des Hofs hochſtehend, mit einem mächtigen Drachen auf der Bruſt! — Du begreifſt, wenn Dichter überhaupt im Stande ſind, die allergewöhnlichſten Dinge zu begreifen, daß ich nothwendig ihn dir vorziehen mußte. Eine ſchuldige Schonung von meiner Seite war es, daß ich den mächtigen Herrn hinter deinem Rücken empfing. Die Intrigue hätte lange ſo fortgehen können, wenn du nicht unvorſichtig ſelbſt den Schleier zerriſſen hätteſt.“ — „Ach, überall der Drache und nichts als der Drache!“ Mit dieſem Ausrufe ſagte ſich die arme Seele von jedem weitern Berichte los. Sie ſtand trüb und gebeugt vor dem Gotte, der von ſeiner Sonnenblume herab ſie mit einem mitleidigen Lächeln betrachtete. „Nun!“ rief er nach einer Pauſe, „gelüſtet dich noch ſo ſehr nach dem Berufe eines Dichters?“ — „Ach,“ entgegnete die Seele mit dem ſchmerzlichſten Klageton, „gütiger Gott, laß mich lieber der ärmſte Laſtträger werden, der dort an der Straßenecke, gebeugt unter dem aufgeladenen Gewichte, ſein ſpärliches Mahl verzehrt, oder der Wanderer der Wüſte, der den heißen Sand Afrikas mit wankenden Schritten durchfurcht; nur wirf mich, mit dem Bewußtſeyn deiner Gottheit im Buſen, nicht unter die Füße der hochſtehenden Gemeinheit.“ — „Erfülle deinen Beruf!“ rief Fo mit ſchrecklichem Ernſte, und die Seele Fo-ha-ti's begann ihre irdiſche Wanderung.

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortſetzung.)

Bei den Begräbniſſen treten ebenfalls eigenthümliche Gebräuche hervor. Die katholiſche Gemeinde hat, wie an vielen Orten in Frankreich, keinen Leichenwagen; die Todten werden daher ſämmtlich von den dazu beſtellten Leichenträgern zu Grabe gebracht. Es gibt dies den Leichenzügen eine höhere Feierlichkeit. Der Wagen iſt ſchon eine Art Grab, der Sarg iſt unſerm Blicke entzogen und wir ſtehen ihm bereits ferner, als wenn er vor uns hergetragen wird. Oft ſieht man in Havre hinter der Leiche alle Bedienten und überhaupt das Geſinde des Verſtorbenen herziehen, und wenn dieſe Sitte ſelbſt ganz ſinnig iſt, ſo wird ſie durch die Art, wie man die Leidtragenden mit einem großen Klackhute und langen Florſchleifen aufpuzt, zur Farce. Nach den Bedienten kommt mitunter ein langer Zug von Armen, die man Pleureurs nennt. Dieſe tragen dann meiſt ein großes Brod unter dem Arme, um ſo aller Welt kund und zu wiſſen zu thun, daß der Todte noch im Sterben für ſie geſorgt habe, wenn er auch im Leben vielleicht durch ſchnöden Wucher das Geld gewonnen hat, mit dem das Brod bezahlt wird. — Die Leichenſchmäuſe findet man in der Normandie wie beinahe allerwärts wieder, und ſie erklären ſich — gegenwärtig ein Unſinn und eine Verhöhnung der Trauer — durch die Verhältniſſe früherer Zeiten, wo noch die Städte ſelten waren und die Freunde und Bekannten von den viele Stunden im Umkreiſe liegenden Höfen zuſammen kamen und natürlich eines Labetrankes bedurften. — Eigenthümlich — mir wenigſtens neu — iſt es, daß man

den Prieſtern, welche die Leiche begleiten, auf einer groſsen Schüſſel ein paar weiſse Handſchuhe anbietet, die ſie nehmen, ruhig in die Taſche ſtecken und ihre alten Handſchuhe anbehalten oder ohne ſolche dem Zuge folgen. So werden hier die guten Seelſorger zu Handſchuhkrämern, und die Mehrzahl der Leichenhandſchuhe mag auf dem nächſten Balle die Hand einer lebensfriſchen, im tollen Tanze dahinjubelnden Schönen umſchlieſsen. Die Extreme berühren ſich. Die Proteſtanten haben einen Leichenwagen, und da geht Alles proſaiſch-proteſtantiſch zu. Der Proteſtantismus iſt noch ein gräſslicherer Feind der Poeſie des Lebens als ſelbſt die Chauſſeen, die Eiſenbahnen und die Poſtwagen. Das iſt noch zu bemerken, daſs man auch hier, wie an ſo vielen Orten, nicht ohne ein Kapital von 80 — 100 Franken ſterben kann, wenn man mit Ehren unter die Erde kommen und nicht im Tode noch auf Borg leben will.

Wenn ich nicht zufällig während meiner Anweſenheit in Havre eine Art von Tagebuch führte, ſo würde mich nichts daran erinnert haben, daſs heute Charfreitag iſt. In den Straſsen das tägliche geſchäftige Leben und Treiben, die unter freiem Himmel vor der Kirche zur Börſe verſammelte Kaufmannſchaft, der Markt, auf dem wie geſtern und vorgeſtern Käufer und Verkäufer debattiren, all das iſt ſo himmelweit verſchieden von der Feiertagsruhe eines Charfreitags in Deutſchland, daſs man nur an dieſem Tage hier in Havre durch die Straſsen zu gehen braucht, um ſich zu überzeugen, wie ſehr die chriſtliche Religion in den Sitten des franzöſiſchen Volks bereits angegriffen iſt. Es wird ſchwer, unmöglich ſeyn, ſie zu reſtauriren, und wenn ſich, wie man oft ſagt und wie dies wirklich der Fall zu ſeyn ſcheint, im Volke wieder das Bedürfniſs eines religiöſen Gefühls — mehr iſt es ſicher noch nicht — regt, ſo wird dies nur das Feld ſeyn, auf dem dereinſt ein neuer Samen geſäet werden kann, aber ſchwerlich wird es einem hinſterbenden Stamme neue Kraft geben.

Der Feſttag und ſelbſt die drei Grade unter 0 verhinderten einen Charlatan nicht, auf offenem Markte unter freiem Himmel ſeine Waare feil zu bieten. Es iſt charakteriſtiſch genug, daſs in dem aufgeklärten Frankreich dieſe Menſchen noch immer ihr Weſen treiben können und für ihre wunderthätigen Mittel noch immer Käufer finden. Ich hörte mitunter den Wunſch äuſsern, daſs die Regierung denſelben ihr Handwerk niederlegen möchte; aber bei Lichte beſehen, wäre dies die höchſte Ungerechtigkeit; denn ſeit Robert Makaire Miniſter, Pair, Deputirter, Advokat, Arzt und ſelbſt Seelſorger werden kann und, wie man ſagt, mitunter geworden iſt, wäre es eine Verleugnung aller Blutsverwandtſchaft, dieſen Straſsenmakaires in den Weg treten zu wollen. Ich habe ihnen oft mit Freuden zugehört und die natürliche Beredſamkeit der Franzoſen bewundert. Ich kann verſichern, daſs mich die Rede, die der eben in Havre Anweſende geſtern hielt, erbaut hat, wie ſelten die der Herrn Guizot, Thiers, Mauguin, und nur mitunter haben mir die Herrn Fulchiron und Bugeaud — die Bajazo's der Andern — noch mehr Freude gemacht als jener.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Trousseau der Herzogin v. Orleans.

Die Leſerinnen werden über all den Putz und Schmuck, welcher der präſumtiven Königin der Franzoſen zu Füſsen gelegt worden iſt, ausführlich durch die Modezeitungen belehrt werden. Ich glaube ihnen aber hier im Voraus Glück wünſchen zu dürfen, daſs der erhabene Vorgang des Trouſſeau der Prinzeſſin Helene, für die nächſte Zukunft wenigſtens, eine groſse Gefahr von ihnen abgewendet hat. Auf einmal war die platte Tracht des achtzehnten Jahrhunderts, wer weiſs durch welches unverwahrte Thor, in das Hoflager der Mode eingebrochen, und hatte den benedeiten Gigot, und was dazu gehört, vom Throne geriſſen. Zwar hatte ſich auch hier der raiſonnirende, auf das Nützliche gerichtete Geiſt unſerer Zeit ſogleich geltend gemacht: die Weiber fügten ſich unter das Joch der offenen Kleider, der Watteauſchen Schäferhüte, des Kopfputzes vom Jahr 1770; aber gegen die engen Ermel, die kahlen Schultern, kurz gegen die unlieblichen und, weil ſie keinen Mangel verdecken, gefährlichen Formen ſträubten ſie ſich aus allen Kräften und ſuchten ſie möglichſt zu umgehen. Doch die Sache war miſslich: jeden Tag konnte die Verſchwörung einiger ſtolzen Schönheiten mit junoniſchen Schultern dem edlen Widerſtand ein Ende machen. Die weibliche Welt beruhige ſich jetzt: „l'homme qui a donné sa pensée au grand travail de la toilette de la princesse“ hat definitiv den Ausſpruch gethan: keine platten Ermel! — Im Fluge nur ein paar Beiſpiele: ein Kleid von Gros de Naples mit ſatinirten braunen und ſchwarzen Carreaux hat Ermel, die an die Tracht des ſechzehnten Jahrhunderts erinnern: ſieben Bouillons über einander, der unterſte nur zwei Finger hoch, die andern immer gröſser, der oberſte unter einem mit einer Franſe beſezten Jockey halb verſteckt; ein Kleid von himmelblauem Mohr hat Ermel mit fünf Bouillons, je mit Seidenſpitzen dazwiſchen; der vorne zugeſpizte Leib iſt à la tyrolienne mit breiten Falten drapirt. — Mit Stolz dürfen wir ſagen: es war ein Mann, der dem vordringenden Ungeſchmack zugerufen: bis hieher und nicht weiter! Ein Schneider hat hier mehr Segen geſtiftet, als Ludwigs XI. und Dom Miguels Barbiere je Böſes gethan. Der Name des Edlen ſey unvergeſſen: er heiſst Monſieur Mathias. Eine Schriftſtellerin ſagt hierüber in einem Pariſer Journal: „Warum ſollten wir es nicht geſtehen? wenn ſich ein Mann zufällig auf weibliche Toilette verſteht, ſo hat er vor uns den groſsen Vorzug, daſs er neben einem caprizióſen Geſchmack ſich ganz ſeinen durchdachten künſtleriſchen Conceptionen hingeben kann; ſein Standpunkt iſt ein viel höherer, weil er ſich um die Ausführung nicht zu kümmern braucht und die Detailarbeit ſeinem Genius keine Feſſeln anlegt.“ — Daher herrſcht auch wirklich in Allem, was beim Trouſſeau der höhern Schneiderei angehört, der Gedanke, und über Negligés, Peignoirs, Algériens, Roben aller Grade, Hüte

und Hauben iſt ein poetiſcher Zauber ausgegoſſen. — Das ganze Trouſſeau war in Fontainebleau äußerſt pompös ausgeſtellt; mitten auf der Eſtrade ſtand die ſogenannte Corbeille für die Shawls und den Schmuck: ein prächtiges, aus Perlmutter, Schildkröte, Bronze- und Silberverzierungen beſtehendes, aber etwas plumpes Stück; denn fünf Lakaien hatten daran zu tragen, als noch nichts darin war. Ringsumher waren die übrigen Herrlichkeiten geſchmackvoll geordnet. Die Prinzeſſin erhält von den verſchiedenen Gliedern der königlichen Familie fünferlei Schmuck: aus lauter Brillanten, aus Brillanten und Rubinen, aus Brillanten und Türkiſſen, aus Brillanten und Smaragden, endlich einen ganz aus Perlen; zuſammen, mit den Ringen u. ſ. w., im Werth von 700,000 Fr. Das Brautkleid ganz aus Spitzen hat 8000 Fr. gekoſtet. — Die bekannten Maler Roqueplan und Boulanger haben aus Auftrag fünf Fächer für die Prinzeſſin gemalt; die Bilder ſtellen vor: die Hochzeit der Maria, die Hochzeit zu Cana, einen Spaziergang im Parc, eine Jagdſcene, Genien, welche das Bildniß der Prinzeſſin malen. Die Faſſungen ſind bei den einen von reinem Gold mit Edelſteinen, bei den andern von geſchniztem Elfenbein. Jene ſind nicht nur, nach der jetzigen Mode, ſehr groß, ſondern auch ſehr ſchwer. „Wenn,“ ſagt ein Pariſer Blatt mit einem Anflug von unverſchämter Skepſis, „die in Paris verfertigten Handſchuhe und Schuhe wirklich die rechte Proportion haben, ſo ſind bei der Herzogin von Orleans Hand und Fuß tadellos, ja wirklich hübſch.“ — Aber nicht genug, daß man für die Prinzeſſin die reichſte Ausſtattung vorbereitet, man war wohlwollend darauf bedacht, vor ihrem Einzug in Fontainebleau, vor ihrer Aufnahme in die Elite der franzöſiſchen Geſellſchaft alles Transrhenaniſche, Hyperboräiſche von ihr abzuſtreifen, ſie äußerlich vollkommen zu degermaniſiren. „Bei ihrer Ankunft zu Melun trug die Prinzeſſin einen, mit Federn etwas überladenen italieniſchen Strohhut, et sa toilette, quoique très-fraiche, conservait encore un peu d'étrangeté.“ Aber in Melun ſollte ſie den Ritterſchlag der Mode empfangen: hier harrte ihrer Palmyre, die große Pariſer Schneiderin, mit ihrem ganzen Perſonal. Sofort wurde das Maß genommen, die Scheeren fuhren durch die Zeuge, die Nadeln flogen, und im Nu war eine Toilette improviſirt, in der ſich die deutſche Fürſtin ſehen laſſen konnte. Der Hof mußte indeſſen zwei Stunden länger ihrer Ankunft harren, und es kann ihn nicht gereut haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Der Geburtstag der Prinzeſſin Victoria.

Der 24ſte Mai iſt vorüber, Prinzeſſin Alexandrina Victoria iſt nun fähig, ſobald König Wilhelm die Augen ſchließt, die Krone Großbritanniens zu tragen; und was weiter? In der Hauptſache weiter nichts, als daß viele Menſchen in London mit der Feier des 24ſten Mai vollkommen zufrieden, viele Andere hingegen gleich unzufrieden ſind. Da die Prinzeſſin mit ihrer Mutter im königlichen Parke von Kenſington wohnt, Kenſington ein, in London einbezirktes Dorf und der Park vom Morgen bis Abend dem Publikum geöffnet iſt, ſo zweifelte faſt Niemand, daß theils dort, theils im anſtoßenden Hydepark Feſtlichkeiten aller Art ſtattfinden würden. Man ſprach von Revuen und Manövers, von einem luſtigen Markte und einem brillanten Feuerwerke, von Spiel und Tanz, und ehe es Mittag geworden, wußten Tauſende, von ihrer Schauluſt dahin getrieben, daß ſie ſich geirrt hatten. Früh Morgens erhob ſich auf dem, in den Park ſchauenden Thurme der alten Dorfkirche die engliſche Flagge, und gleichzeitig ward eine dergleichen vor dem Pallaſte aufgepflanzt, dieſe überragt von einer weißſeidenen Fahne mit dem himmelblau geſchriebenen Namen Victoria. Eine Stunde ſpäter rückte eine Bande Spielleute in den umſchloſſenen Hofraum, ſtellte ſich unter die Fenſter der königlichen Jungfrau und brachte ihr einen Morgenſegen, dem ſie am offenen Fenſter zuhörte. Das war die Summe der öffentlichen Morgenfeſtlichkeiten. Die Privatfeier im Innern des Pallaſtes beſchränkte ſich auf den Empfang von Gratulanten, inſoweit ſolche zur königlichen Familie oder zur Umgebung der Herzogin von Kent gehörten. Hundert Andere, die in den ſtolzeſten Caroſſen vorfuhren, kamen bloß, ihre Karten abzugeben. Mit ihnen kam der Abend, und bei der endlich einmal wie Frühling webenden Luft ſtürzte die Londoner Bevölkerung auf die Straßen, eine Illumination zu ſehen, von welcher ganze Diſtrikte keine Spur und nur einzelne Häuſer eine Art Daſeyn zeigten: hie und da ein von bunten Lampen gebildeter Stern, ein auf gleiche Art behangenes P. und V., und höchſtens ein in Oel getränktes Porträt des gefeierten Wiegenkindes. So unbedeutend demnach die öffentliche Feier des vielbeſprochenen Tages war, iſt doch der Grund weniger in der Theilnahmloſigkeit des Volkes zu ſuchen, als in der Lauheit der Behörden, in der deutlichen Abneigung höchſten Ortes, dem Tage Glanz zu geben, und in der, Vielen daraus erwachſenen Schüchternheit, das Mißfallen einflußreicher Perſonen zu erregen. Kein ausdrückliches Verbot hat irgend Jemand die Hände gebunden; aber es hat nicht an Winken und Machinationen gefehlt, die Feier des Tages zu verhindern. Seit Prinzeſſin Victoria für die präſumtive Thronerbin gilt, iſt ihr Wiegenfeſt vom König und von der Königin mit einem glänzenden Balle im alten St. Jamespallaſte begangen worden. Es war lange zweifelhaft, ob er dieſes Jahr ſtattfinden werde; endlich wurde er angekündigt und iſt auch gehalten worden, aber ohne den König und ohne die Königin. Beide konnten die zwiſchen ihnen und der Herzogin von Kent obwaltende Spannung nicht deutlicher an den Tag legen, als indem ſie den 24ſten Mai in Windſor zubrachten, und nicht den entfernteſten Theil nahmen an einem Ereigniſſe, das für die Herzogin und deren Tochter von ſo großer Bedeutung iſt. Was auch bei dieſem Entſchluß den Ausſchlag gegeben, ob die im Laufe der lezten Monate markirter gewordene Verſchiedenheit politiſcher Anſichten, oder die ſtrenge Conſequenz, welche die Herzogin beim Tode der Lady Sophia de l'Isle beobachtet hat und mit welcher ſie das Vatergefühl des Königs verlezt haben mußte, oder eine gewiſſe unangenehme Regung in der Bruſt eines, ſein Leben liebenden Fürſten beim Gedanken, ſich noch im Beſitze ſeiner Kraft von der Erbin ſeiner Krone, die nicht einmal ſeine Tochter iſt, zur Hälfte beerbt zu ſehen — die Motive wiegen gering gegen das Reſultat, das natürlich dem Balle ſeinen Glanz nahm und die Schnürbruſt der Hofleute noch enger ſchnürte.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 139.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 12. Juni 1837.

Es iſt ein großer, unermeßlicher
Verſtand in der Natur: ſelbſtſtändige
Gedanken ſtehn vor mir, und doch verknüpft
Und abgetrennt; wir buchſtabiren ſie,
Doch wer vernimmt den Sinn des Ganzen? Wer
Sah dir, o Urgeiſt, in das Angeſicht?

Herder.

Das Mikroscop.

Mit offnem Aug', mit ernſtem Blick, von Ehrfurcht gegen Gott erfüllt,
In meine Kammer tret' ich ein, wo ſich manch Wunder mir enthüllt.
Noch iſt es um mich tiefe Nacht, und Schweigen ſchauert um mich her,
Ein Wink, ein Zug, und Licht erwacht, und wimmelt ein Geſtaltenmeer.

So ſtand in Urnachtfinſterniß der Herr, als er mit Donnerruf
In's Chaos rief: Es werde Licht! und Sonnen und Aeonen ſchuf.
Da wirbelten im ew'gen Raum die Welten, die entzündeten,
Die wonnetönend ſeinen Tag verkünden und verkündeten.

Da ſchrieb der Weltgeiſt ſchöpferfroh, der erſte Dichter aller Zeit,
Mit Feuer ſchrieb er und mit Fluth ein Buch, das ewig ſich erneut;
Ein Buch, das übermächtig groß aus ſeiner Allmacht Willen quoll;
Ein Spiegel ſeiner Majeſtät, gleich wunderbar und wundervoll;

Ein Epos, das vom Anbeginn der Welt erzählend, ſtolz beginnt,
Das, von Vernichtungen durchzuckt, die Fäden raſtlos weiter ſpinnt;
Darin die Waſſerſchlange rauſcht und mit dem Leviathan ſpielt,
Darin der Mund des Donners mit dem Thurm von Babel Zwieſprach hielt.

Das iſt ein Buch, darin mit Luſt mein Auge blätternd ſich ergeht,
Darin ein friſchlebend'ger Hauch, der Schöpferodem Gottes, weht,
Und jedes Wort den Namen nur des Herrn, des ewigen, enthält,
Darin ein Funke jeder Stern und jeder Tropfen eine Welt.

Das iſt das große Buch Natur, davor ein Iſisbildniß ſtrahlt,
Mit lichter Liebeslohe hat's aurorafarben Gott gemalt;
Und auf das weite Weltall ſtreut das Wunderbild ſo hehres Licht,
Daß hell das All die Strahlen nur von Gottes Liebe ſpiegelnd bricht.

In dieſem Buche lieſt mein Geiſt, mein Herz, mein freudetrunkner Blick;
Aus dieſem Buch voll Segen träuft, wie Thau von Hermon, mir mein Glück.
Aus ſeinen Blättern kündet mir vernehmlich ein erhabner Klang
Von dem, was Moſis Geiſt geſchaut, was Hiob ſprach und David ſang. —

Es werde Licht! — Was wendeſt du dein Auge, Schüler? Glanz umfließt
So blendend uns, daß ſich erſchreckt dein Auge faſt geblendet ſchließt!
Schau hin auf jene Wand! Was ſiehſt du dorten in dem Strom des Lichts?
Ein heller Kreis — ſo trat das Licht, von Gott gerufen, aus dem Nichts.

Und nun? — da wird der Kreis zum Meer, darin es wimmelt, wogt und wallt,
Darin es kämpft, verfolgt und flieht in mannichfacher Ungeſtalt.
Dort ſchwimmt ein Eiland, Rieſenſchilf umgibt zerbrochen ſeinen Strand,
Lebend'ge Blumen rings umher, gleich Glocken mit gefranstem Rand.

Wenn dort ein Räderwirbelthier weit öffnet ſeinen Glockenmund,
Und kreiſend wie Charybdis Fluth ein Meer ſich ſtürzt in ſeinen Schlund,
Und in dem Meere fortgerafft ſich Myriaden Weſen drehn,
In einem Tropfen, Gott! ſo klein, daß Augen kaum den Tropfen ſehn; —

Wenn ein Atom, das kaum im Flug' das Aug' des Sterblichen entdeckt,
Als Kugel fliegt und fliegend dann polypengleich vier Arme ſtreckt, *
Wenn einer Tulipane gleich vor dir die Blüthe prangt vom Moos, **
Ein Säulenſchaft von Meiſterhand dort aufragt, rufſt du: Gott iſt groß! ***

Ich zeige dir Korallenmoos, das längſt dem Meeresſchooß entwandt;
Mit feuerfarbnen Zinken ſteht es da vor dir im glühen Brand.
Der Fackeldiſtel Afrikas vergleichſt du jene Moosgeſtalt,
Und dieſe Flechte dem Gehörn des Elenns, das den Pol umwallt.

Wenn reden könnte dieſer Stoff, der wunderſam gegliederte,
Wenn er, der ewig ſchweigende, dein fragend Wort erwiderte,
Dann ſpräche dieſes Blatt vom Tang vielleicht, uns flüſternd zugekehrt:
„Ich habe der Undinen Sang tief, tief im Meergrund zugehört."

„Ich ſah, was nie dein Auge ſieht, o Menſch, der du mich ſtaunend ſiehſt,
Vernahm, was nie dein Ohr vernimmt, wie ſehr du lauſchend dich bemühſt.
Was du begreifſt, iſt ſolch ein Theil des unermeßnen ew'gen Alls,
Als ich der Meereswälder Theil, iſt Tropfen eines Wogenfalls."

Erbebe Schüler nicht, wenn ſo die Kreatur vernichtend ſpricht;
Es iſt der Geiſt, der in uns wohnt, ein Ausſtrahl doch von Gottes Licht,
Der unterwürfig unſerm Wink den Trotz der Elemente macht,
Und dieſe Wunder dir enthüllt in ihrer Herrlichkeit und Pracht.

Sieh — zitternd in dem hellen Raum ſchwimmt Feuchte, rein und ätherklar,
Da blizt ein Diamant — ein Baum ſtreckt Zackenäſte wunderbar;
Dort fliegen Speere, Strahl an Strahl, ein Wald wächst von Kryſtall: vielleicht
Daß ſich in dieſer Schöpfung dir das Werden eines Sternes zeigt.

Wer weiß, ob nicht im Weltenall gigantiſch ſolche Bäume ſtehn,
In Wunderfarben prangend und ſo überirdiſch anzuſehn;
Und ob nicht Geiſter, rein wie ſie, dort leuchtend wandeln vor dem Herrn,
Der hier in einem Körnlein Salz dir Ahnung gibt von einem Stern?

Wer weiß, ob nicht, was ſichtbar kaum dem Menſchenauge hin ſich ſtellt,
Titanengroß vor Engeln ſteht, und den Elohim wohlgefällt?
Wer ſagt uns, was groß oder klein vor deſſen Blick erſcheinen mag,
Vor dem ein Tag wie tauſend Jahr, und ein Jahrtauſend nur ein Tag?

Sieh, Schüler, im belebten Staub, im Naß, das zum Kryſtall erſtarrt,
Im Ocean des Tropfens ſieh des Ewigen Allgegenwart.
Die Monas freut im Tropfen ſich, im Schilfmeer wühlt der Behemoth,
Der Aetna donnert, dort erliſcht ein Stern — im Weltall waltet Gott.

Du beteſt, Schüler! Bete ſtill und laß vom Glanz verklärt uns ſtehn,
Und denken Gott, deß Allmacht wir enthüllt im kleinſten Werke ſehn!
Zum Tempel wird, von ihm erfüllt, der enge Raum der uns umſchließt,
Zum Hochaltar der Kreis, auf den ein Ausſtrom ſeiner Klarheit fließt.

---

* Der hygroscopiſche Samenſtaub des Equisetum.
** Jungermannia complanata.
*** Die Fragmente kleiner Seeigelſtacheln erſcheinen als die ſchönſten cannellirten farbigen Säulen.

Lies in dem ew'gen Alkoran, lies in der Bibel Gottes, Sohn!
Dies Buch umgibt dich rings, du ſtehſt allorts mit ihm vor ſeinem Thron.
Im Buch lies, das für uns die Hand, die Weltſyſteme leitet, ſchrieb,
Im Buch des Lebens lies, darin auch Raum für deinen Namen blieb;

Wo zwiſchen jeder Zeile ſteht, was Geiſter ſelbſt mit Beben füllt,
Was, wie du forſcheſt, wie du fragſt, kein Hoheprieſter dir enthüllt.
Wie Chaosdunkel herrſcht im Raum, darin die Sonnen leuchtend ziehn —
Wir ſehn die Goldſchrift, doch die Nacht iſt klar durchſchaubar nur für Ihn.

Und wenn ich ſo verſenke mich in deine Herrlichkeit, o Gott,
Prallt wie von einem Panzer ab an mir der Haſſer Hohn und Spott;
Und von den Augen fällt es mir wie Schuppen, und ich ſehe klar,
Wie klein und nichtig vieles, was ich groß und wichtig träumte, war.

In meiner dunkeln Kammer, wo dein Glanz die weiße Wand beſtrahlt,
Und rieſengroß auf ſie die Pracht kaum ſichtbarer Gebilde malt,
Die zauberhaft, ſo oft ich will, an meinem Blick vorüberzieht,
Quillt meine ſtille Thräne dann dir Dank, o Gott, die Niemand ſieht.

Ludwig Bechſtein.

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortſetzung.)

Es thut mir ſehr leid, daß ich kein Stenograph bin und daß mir die Kälte nicht erlaubte, Noten zu nehmen. Ich überſezte ſonſt die ganze Rede, und ſie würde ein Muſter parlamentariſcher Beredtſamkeit ſeyn, ſie würde ſelbſt Herrn Thiers beſchämen, oder auch nicht. Die Rede war wenigſtens in ihrer Form aus dem Stegreif gehalten, denn der honorable Redner begann damit, daß er ſeine Zuhörer verſicherte, er werde kurz ſeyn; da das Wetter keine langen Reden erlaube, und er befürchten müſſe, ſeinen Zuhörern läſtig zu werden. „Je serai court, Messieurs! je n'abuserai pas des moments precieux de mon estimable et honorable auditoire.“ Ich wette, dieſe goldenen Worte des Charlatans kommen wenigſtens in hunderttauſend Reden der erſten Orateurs Frankreichs und Englands vor, und in vieren unter fünfen ſeit 1830 in Frankreich. Und um die Aehnlichkeit noch auffallender zu machen, begann dann der honorable Charlatan eine kleine Rede, die eine gute Stunde dauerte.

In der Deputirtenkammer ſagt man: „Meine Herren! die Staatswiſſenſchaften haben große Fortſchritte gemacht, man hat neue Syſteme erfunden und angewendet, und wir leugnen nicht, daß dieſelben oft ſehr gute Reſultate gehabt haben. Aber ſollen wir deßwegen die Erfahrungen unſerer Väter gering ſchätzen, ſollen wir das Gute, was unſere Voreltern aus dem Kreiſe ihres Wiſſens zu ziehen verſtanden, verwerfen? Nein, meine Herren! halten wir uns an die alten Erfahrungen, ſie ſind durch tauſendjährige Anwendung erprobt, wogegen die Reſultate des Neuen oft ſehr zweifelhaft geblieben ſind.“ Ich citire hier den Moniteur auf mehr als hundert Seiten, und verweiſe auf die Nummern vom 1ſten April 1832, 33, 34, 35, 36 und 37. Der Marktſchreier aber ſagte: „Meine Herren! die mediziniſchen und chirurgiſchen Wiſſenſchaften haben große Fortſchritte gemacht, man hat neue Syſteme erfunden und angewendet, und ich leugne nicht, daß dieſelben oft ſehr gute Reſultate gehabt haben. Aber ſollen wir deßwegen die Erfahrungen unſerer Väter gering ſchätzen, ſollen wir das Gute, was unſere Voreltern aus dem Kreiſe ihres Wiſſens zu ziehen verſtanden, verwerfen? Nein, meine Herren! halten wir uns an die alten Erfahrungen: ſie ſind durch tauſendjährige Anwendung erprobt, wogegen die Reſultate des Neuen oft ſehr zweifelhaft geblieben ſind.“

Dann nehmen wohl die Herren in der Kammer ihr Portefeuille zur Hand, öffnen daſſelbe, holen die Dokumente und Geſetzesvorſchläge hervor, und fahren fort: „Unſere Nachforſchungen über den Zuſtand Frankreichs haben in uns die unumſtößliche Ueberzeugung hervorgerufen, daß in dem vorliegenden Falle die von vielen, gewiß ſehr achtbaren, aber im Strudel der Neuerungen mit fortgeriſſenen Mitgliedern der Kammer vorgeſchlagenen Maßregeln zu weit gehen, daß ſie gefährlich ſind, daß dagegen die beſtehenden Inſtitutionen ſeit lange den Fortſchritt Frankreichs geſichert haben, auf den Sitten und Bedürfniſſen des Volkes beruhen, und ſomit ihre heilbringenden Folgen haben werden und nicht angegriffen werden dürfen.“ Unſer Charlatan rief, indem er ſein Portefeuille, ein altes, gewaltiges Herbarium, in dem eine Menge Pflanzen aufgeklebt waren, emporhielt und durchblätterte: „Meine Forſchungen über den Zuſtand des menſchlichen Körpers haben in mir die unumſtößliche Ueberzeugung hervorgerufen, daß in den Fällen, die ich ſogleich anführen werde, die von gewiß ſehr achtbaren, aber im Strudel der Neuerungen fortgeriſſenen Aerzten vorgeſchlagenen Mittel zu weit gehen, daß ſie gefährlich ſind, daß dagegen die alten Kräutermittel, die ſeit Jahrtauſenden die Menſchheit vor Krankheiten geſchützt und dieſe geheilt haben, in der Natur begründet ſind und nicht angegriffen werden dürfen.“ — „Wir haben,“ fährt Herr

Thiers fort, „beide Syſteme ſtudirt, gegen einander gehalten, die Reſultate erwogen, und die Erfahrung, immer der beſte Probeſtein der Wahrheit, hat ſich allwärts für uns ausgeſprochen.“ Der Marktſchreier aber ſagte: „Ich habe beide Syſteme ſtudirt, gegen einander gehalten, die Reſultate erwogen, und die Erfahrung, immer der beſte Probeſtein der Wahrheit, hat allwärts die Unfehlbarkeit meines Tranks bewährt.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Das Stadthaus und die Hochzeit des Herzogs von Orleans.

Wir haben Hochzeit und Hochzeitfeſte gehabt, oder eigentlich Fontainebleau hat Beides gehabt; aber die Pariſer, auf deren Vergnügen man vor Allem bedacht ſeyn muß, weil ſie es ſind, welche Dynaſtien ab- und einſetzen, die Pariſer werden nicht vergeſſen werden. Eine ganze Reihe von Feſten wird ſchon ſeit vierzehn Tagen für ſie vorbereitet, und ſie, die höflichſten Leute von der Welt, rüſten ſich ihrerſeits, dem König die Ehre heimzugeben. Nie hat wohl der Grèveplatz ein ſonderbareres Anſehen gehabt, wie eben jezt, und ein Fremder, welcher ſich bei ſeinem Eintritte in Paris plötzlich auf dieſen Platz verſezt ſähe, würde gar nicht klug daraus. Ehe nämlich noch von der Heirath des königlichen Prinzen die Rede war, hatte der Stadtrath beſchloſſen, die neben dem Rathhauſe befindlichen Häuſer anzukaufen und abbrechen zu laſſen, um dadurch freien Platz um das Stadthaus herum zu gewinnen, und daſſelbe allenfalls vergrößern zu können. Nun ſtanden aber die Häuſer gedrängt in engen Gaſſen neben dieſem Rathhauſe, das übrigens mit den alten Häuſern und engen Gaſſen völlig übereinſtimmte; denn es iſt auch alt und häßlich, und hätte füglich mit abgebrochen werden können. Vor einigen Jahrhunderten ſoll es ſehr ſchön geweſen ſeyn, und hie und da ſtößt man auf ſehr künſtliche Sculpturen; aber jezt gleicht es eher einem Gefängniſſe, als dem Verſammlungshauſe der Vorſteher der Hauptſtadt. Im vorigen Jahr hat man die Façade mit Kitt wieder ausgeflickt; ſie iſt aber dadurch noch häßlicher geworden; denn um die ausgeflickten Stellen zu verbergen, hat man die ganze Façade mit einer grauen Farbe überſtrichen, wodurch das Alter des Gebäudes angedeutet werden ſoll; dieſe Farbe geht hie und da ab, wird weißlich und gibt dem Ganzen ein widerliches Anſehen. Man hat jezt in Paris einen ſehr großen Reſpekt vor den Gebäuden aus Königs Franz I. Zeit, der ſogenannten und vielgeprieſenen Renaiſſance, und ahmt den Styl der Baukunſt jener Zeit ſogar nach; aber das Hôtel de ville ſchreibt ſich aus dem Anfang jener Epoche her, und es fehlen ihm die Schönheiten, welche die Meiſterwerke jener Zeit auszeichnen. Deßhalb glaube ich auch, daß nicht viel verloren geweſen wäre, wenn man das ganze Rathhaus wie die neben ſtehenden Häuſer behandelt, und bloß die Sculpturen gerettet, oder wenn man das Gebäude zu einem andern Zwecke beſtimmt und ein ganz neues Rathhaus nach jetzigen Bedürfniſſen erbaut hätte. Die Koſten wären doch vielleicht nicht größer geweſen, als die Erweiterung und Iſolirung des alten Gebäudes erheiſchen wird, und der Herr Präfekt würde nicht jedesmal, wenn es darauf ankommt, ein Feſt im Namen der Stadt zu geben, allerlei ſonderbare Vorkehrungen treffen müſſen, wie eben jezt, indem das Gebäude zu klein zu ſolchen Feſten iſt. Man baut Zimmer und Treppen von außen an, ſchlägt Wände ein, verwandelt die Rathsſäle in Tanz- oder Speiſeſäle, und kehrt Alles im Hauſe um. Da nun, wie geſagt, das Abbrechen von einem halben Hundert Häuſer von der Rathsverſammlung beſchloſſen und der Anfang damit gemacht war, kam die Heirath des Kronprinzen, und die Nothwendigkeit oder Schicklichkeit, ihm ein Stadtfeſt zu geben, mithin das Rathhaus zu einem Feſthauſe umzuwandeln und den Grèveplatz zu verzieren.

(Die Fortſetzung folgt.)

London, Mai.

(Beſchluß.)

Der Geburtstag der Prinzeſſin Victoria.

Wenn durch dieſe Vorgänge die Freudenbezeugungen am Hofe gelähmt wurden, ſo hatte etwas Anderes den Eifer der Behörden und damit die Freudenbezeugung im Volke abgekühlt. Ich habe früher der Adreſſen erwähnt, welche in Irland und England vorbereitet wurden, um der Prinzeſſin am Tage ihrer, obſchon bedingten Volljährigkeit überreicht zu werden, ich habe bemerkt, wie es ungewiß ſey, ob der König von ſeinem, ihm nach der Conſtitution zuſtehenden Rechte, dies zu verhindern, Gebrauch machen werde. Der kitzliche Punkt iſt diplomatiſch umgangen worden. Das Sammeln von Adreſſen vermochte der König ebenſowenig zu verbieten, als deren Veröffentlichung durch das Organ der Preſſe. Dagegen, ſcheint es, wurde die Herzogin von Kent ſelbſt bewogen, die Adreſſelustigen zu zügeln. Auf mehrere an ihren Ceremonienmeiſter ergangene Anfragen, ob und zu welcher Zeit ſie und ihre Tochter geneigt wären, Glückwünſchungsadreſſen entgegen zu nehmen, lauteten die Antworten in den verbindlichſten Ausdrücken dahin, die Herzogin und ihre Tochter haben bereits ſo viele Beweiſe von Liebe und Anhänglichkeit erhalten, daß eine Vermehrung derſelben ihnen faſt unmöglich dünke; ſie werden ſich jedoch glücklich fühlen, bloße Glückwünſchungsadreſſen am Tage nach der Geburtstagsfeier zu empfangen. Der Herzogin wurde ohne Zweifel die Wahl gelaſſen zwiſchen ſolcher Antwort und einer gänzlich ablehnenden, und ſie entſchied ſich für erſtere, weil ſie leztere zu vermeiden wünſchte, und außerdem der Ton ihrer Antwort die Beſchränkung ihres eigenen Willens deutlich genug anzeigen mußte. Aber bloße Glückwünſchungsadreſſen, auf welche Prinzeſſin Victoria nichts zu erwidern brauchte als ihren „tiefgefühlten Dank,“ waren nicht der Zweck derer, welche die Adreſſen zu Dolmetſchern politiſcher Geſinnungen und die Antworten zu einer Art politiſcher Gewähr machen wollten. Das lähmte den Eifer der Behörden, und da das Volk zu Bezeugung ſeiner Freude einen Tummelplatz haben muß, ſo fehlte ihm mit dieſem die Gelegenheit zu jener. In ſolchem Sinne ſprachen die Beſchlüſſe der öffentlichen Verſammlungen in London ſich aus, deren Gegenſtand die Entwerfung von Adreſſen war, und daher geſchah es, daß unter den drei- oder vier-und-zwanzig, welche am erwähnten Tage der Prinzeſſin Victoria überreicht wurden, nicht eine einzige aus London und aus Irland ſich befindet. Ob die politiſche Partei, zu welcher der Hof gehört, ſtaatsklüger gehandelt haben würde, die Volksmeinung unbeſchränkt reden zu laſſen, dürfte ſchwerer zu beantworten ſeyn als die, welchen Eindruck des Königs und der Königin Theilnahmloſigkeit an der Feier des 24ſten Mai auf das Gemüth der Prinzeſſin und ihrer Mutter gemacht habe.

W. S.

Beilage: Literaturblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 140.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 13. Juni 1837.

The hare has heard the hunter's cries,
And from the deep-mouth'd thunder flies;
She starts, she stops, she pants for breath,
She hears the near advance of death.

Gay.

Das Waidwerk.

Vierter und lezter Artikel.

Die niedere Jagd.

Obſchon die hohe Jagd ſich als Hauptgegenſtand der noblen Paſſion darſtellt, ſo ſchließt die niedere ſich dennoch innig und eng ihr an, beſonders in unſern Tagen, wo es in manchen Ländern kaum einen Hirſch mehr gibt; daher beſchränkt das Jagdvergnügen manches edlen Waidmanns ſich nur auf dieſe, welche dabei auch nicht von denjenigen verſchmäht wird, die mit Luſt zu andern Zeiten wieder Hirſche und Sauen erlegen; denn jegliches Ding hat ſeine Zeit und die Abwechslung ergözt. Die niedere Jagd verliert, wie wir ſchon angedeutet, nur dann ihr adliges Gepräge, wenn ſie, zeitweiſe und vereinzelt ausgeübt, zu dem allerdings ſehr ehrenwerthen Steckenpferd eines kleinen Beſitzers, eines Geſchäftsmanns, eines Bürgers wird.

Die Gegenſtände der niedern Jagd ſind vorzüglich: das Reh, der Haſe, das Kaninchen, der Dachs, das Geflügel des Feldes, Waldes, Sumpfes und Waſſers, als Rephühner, Wachteln, Lerchen, Droſſeln, Faſanen, Schnepfen, Becaſſinen, Wildenten und Wildgänſe, und mehrere andere Thiere, je nach der Gelegenheit des Orts. In ihr Gebiet gehören, nach dem Jagdrecht, die Raubthiere insgeſammt, außer dem Bären, wobei jedoch noch zu bemerken iſt, daß nach den gewöhnlich angenommenen Rechtsbegriffen Jedermann befugt iſt, Bären und Wölfe auf beliebige Weiſe zu erlegen, in ſeinem Eigenthum den Fuchs zu fangen und die Raubvögel zu vertilgen, wobei meiſt noch für Bären, Wölfe und Raubvögel eine Prämie zugeſtanden wird, die nicht ſo bös gemeint iſt, als aus dem Protokoll jenes franzöſiſchen Dorfſchulzen hervorzugehen ſcheint: „Heute zeigte uns N. N. einen von ihm erlegten Wolf; wir ſchnitten ihm die Ohren ab und entließen ihn.“

Die vornehmſte Art der niedern Jagd iſt das Hetzen der Haſen und Füchſe auf freiem Felde, dann das Treibjagen; die übrigen Arten ſind minder prächtig, aber für den Liebhaber höchſt ergötzlich und empfehlenswerth. Die dazu nothwendigen Hunde ſind die Windhunde, Vorſtehhunde, deutſche Bracken und Dachshunde. — Das Hetzen der Füchſe mit der Parforcemeute haben wir bereits im vorigen Abſchnitt epiſodiſch geſchildert, das der Haſen geſchieht mit dem Windhund, der übrigens auf dieſelbe Art Füchſe und Kaninchen fängt, wobei der Jäger auch im Nothfall zu Fuß ſeyn kann.

Der Windhund mit ſeinem langen, ſchmalen Kopf, ſpitzigen Rachen und den hellen Augen erinnert beim erſten Anblick an eine Schlange, mit der er auch die

bösartige Falſchheit gemein hat; dabei iſt er ein liſtiger und verſchlagener Dieb und muß dieſer ſchlimmen Eigenſchaften halber ſtreng unter ſteter Aufſicht gehalten werden, und dies um ſo mehr, da ihm gewöhnlich der Hunger noch ein Sporn zum Stehlen iſt, denn er darf täglich nur eine Mahlzeit zu ſich nehmen, um nicht etwa an ſeiner Leichtigkeit einzubüßen. Einen Haſen zu hetzen, läßt man einen Strick (d. h. zwei oder drei zuſammengekoppelte und eingehezte Windhunde) los, nachdem man entweder zu Pferd den Meiſter Lampe zufällig, oder zu Fuß mit dem Hühnerhund aufgeſtoßen hat; in lezterm Fall, wo der Jäger nicht ſchnell genug folgen kann, muß der ſtärkſte unter den Windhunden abgerichtet ſeyn, den andern das Anſchneiden des erlegten Wildes zu wehren, weßhalb er der Retter heißt. Doch iſt das Hauptvergnügen dieſer Jagd, den hetzenden Hunden zu Roß zu folgen, namentlich wenn man ſo glücklich iſt, einen Solofänger zu beſitzen, d. h. einen Windhund, welcher im Stande iſt, ganz allein einen Haſen zu fangen, welche Fähigkeit ihm niemals durch die Dreſſur beigebracht werden kann, ſondern lediglich eine Naturgabe iſt, weßhalb auch dieſe Hunde ſehr theuer bezahlt werden. Da die Windhunde ihre Beute mit den Augen erſpähen und ihre Blicke die Verfolgung leiten, ſo gehört zum Hetzen ein freies, weites Revier; wo ein ſolches mit Feldhölzern beſtanden iſt, werden die Hunde an die Wechſel gelegt und Haſen oder Füchſe hinaus und ihnen zugetrieben. — Die kleinere Art der Windhunde heißt Windſpiele und wird zum Hetzen der Kaninchen gebraucht, nachdem man dieſe durch Dachshündchen aus dem Bau getrieben und deſſen Röhren verſtopft hat. Ein Pferd von edler Race, das oft den hetzenden Hunden folgt, wird leicht ſo leidenſchaftlich, daß es ſtets den Haſen ſelbſt im Auge behält und oft dem Reiter allein die Obliegenheit läßt, auf Gräben und andere Hinderniſſe im Wege aufzumerken, ſo daß einer meinen ſollte, es gedenke mit den eigenen Zähnen den Flüchtling zu greifen.

Das Treibjagen iſt das Seitenſtück zu dem eingerichteten Hauptjagen und dabei, ganz im Verhältniß zu ſeinem minder wichtigen Gegenſtand, auch geringerer Vorbereitungen bedürftig. Große Herrn laſſen zur Winterezeit gedielte und bedeckte Stände einrichten; ſonſt werden die Schützen im Holz auf die Wechſel geſtellt, im freien Feld auf eine gewiſſe Entfernung von einander, am beſten auf hundert bis hundertzwanzig Schritte, ſo daß zwiſchen ihnen nichts durch kann, ohne einem oder dem andern auf Schußweite nahe zu kommen, und es doch nicht ſo leicht möglich iſt, daß einer den andern aus Uebereilung treffe, oder wenigſtens im ſchlimmſten Fall ſchwer verletze.

(Die Fortſetzung folgt.)

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortſetzung.)

Ich könnte dieſen Vergleich noch weiter fortſetzen, denn unſer Wunderdoktor ſagte: „Meine Herrn! ich gehöre nicht zu denen, die Ihnen ein Spezificum für alle Krankheiten anbieten, wie viele meiner Kollegen. Es ſey ferne von mir, diejenigen, die mir ihr Vertrauen ſchenken, täuſchen zu wollen, und nur täuſchen kann man wollen, wenn man ein Mittel gefunden haben will, das für alle Krankheiten gut ſeyn ſoll. Nur der Tod heilt alle Uebel; oui, Messieurs! und die, die ein Mittel für alle haben, haben mit dem Tod ein Bündniß geſchloſſen. (Er machte dieſen Witz wirklich.) Mein Studium der Natur und der Krankheiten, der Kräuter und des Menſchen haben mir unumſtößlich bewieſen, daß ein ſolches Mittel für alle Krankheiten unmöglich iſt.“ Hier folgte dann ein langer Beweis, warum dies unmöglich. In den wunderbarſten mediziniſchen Ausdrücken ſprach er von den verſchiedenen Krankheiten, dem Sitz derſelben ꝛc., bis er endlich ſagte: „Ich ſuche, meine Herrn, nur die Wahrheit, nur das Heil der Menſchheit, und deßwegen beſchränke ich mich darauf, meinen Trank nur in vier Fällen für probat zu erklären. Und die eklatanteſten Erfahrungen,“ hiebei zog er ein großes Glas voller Würmer hervor und drehte daſſelbe, ohne ſich zu unterbrechen, in der Hand herum, „in zwanzigjähriger Praxis haben bewieſen, daß daſſelbe in dieſen vier Fällen,“ dabei hob er das Wurmglas als wie zum Schwur in die Höhe, „ſtets unmittelbar und ſicher wirkt.“ — Es ſollte nicht ſchwer ſeyn, auch hier Parallelen im Moniteur zu finden. Endlich rückte der Charlatan, nachdem er noch Gott weiß was Alles im Sinne und Tone, mit Mienen und Gebehrden der parlamentariſchen Beredſamkeit geſprochen hatte, mit den vier Krankheiten hervor, die ſein Trank unfehlbar curire, und dieſe waren keine andern als Taubheit, Magenübel, Rheumatismus und Würmer: das Wurmglas war eine Bandwurmtrophäe, ſeine Vendomeſäule. Getrunken, als Oel in's Ohr gegoſſen, oder eingerieben, wirkte das Spezificum nach Umſtänden, und für dies Wundermittel verlangte der gute, menſchenfreundliche Mann nur zehn Sols, ſage nur zehn Sols. Das war freilich ein arger Schnitzer gegen alles parlamentariſche Herkommen, und wenn ich mich bis dahin hätte täuſchen und ihn für irgend einen verkleideten Miniſter, conseiller d'état, oder ſimpeln Deputirten, der ſeinen Spaß mit uns treibe, nehmen können, ſo hörte jezt alle Täuſchung augenblicklich auf. Ich ſah ihn mit Verachtung an — zehn Sols! — drehte ihm den Rücken und ging meines Wegs.

Ich kam mit einigen Empfehlungsſchreiben hier an und muß geſtehen, daß ſie mir hier und dort einen ſehr

freundlichen Empfang und manche frohe Stunden verſchafft haben. Aber die Bekanntſchaften, die der Zufall macht, ſind gewöhnlich ganz anderer Art. Ich lernte hier, ich weiß nicht recht wie, einen ſchlichten Schreiner kennen, und verſichere, daß ich mich an ſeinem tannenen Tiſchchen zwiſchen ihm und ſeiner braven Frau ſo heimiſch fühlte wie ſonſt ſelten in einem Salon. Das Herz ſprach hier in Proſa, klar und deutlich, und ich hatte nie nöthig, nach dem verſteckten Sinne eines geſchraubten Wortſpiels zu ſuchen. — Faites comme nous! war die gewöhnliche Formel, mit der mich Antoine einlud, ſein Mittag- oder Abendbrod mit ihm und ſeiner Frau zu theilen, und ich würde noch öfter geantwortet haben: je veux bien, hätte ich nicht befürchtet, läſtig zu fallen, obgleich ich nie ſah, daß die guten Leute die geringſten Umſtände machten. Und an dieſen Abenden, hinter neuen Tiſchen, Bettſtellen, Kinderwiegen u. ſ. w., die hier aufgeſtellt waren, habe ich oft mehr gelernt als an dem flackernden Kaminfeuer in den getäfelten Zimmern der Welt comme il faut, wo ich meinen Zoll der Langeweile oder der ſtillſchweigenden Ironie abtrug.

Geſtern Abend beſuchte ich meinen Freund Antoine. Seine Frau ſaß am Herde und hatte ein vorgeſtern Abend geborenes Knäblein auf dem Schoße. Wir plauderten wohl eine halbe Stunde mit einander, und nichts hätte mich ahnen laſſen, daß dieſe Frau erſt geſtern ein Tagewerk vollbracht, das ſonſt Wochen und Monate lang ſich in jeder Miene, jeder Bewegung, im Ausſehen und in der Sprache der Weiber zu verrathen pflegt. Dieſelbe Rüſtigkeit des Geiſtes, dieſelbe frohe Laune, dieſelbe kräftige Sprache wie geſtern. Während wir ſprachen, trat die für den jungen Staatsbürger beſtimmte Amme herein. Sie kam, um das Kind abzuholen. Es gibt wohl unter allen Pariſer, und leider jezt beinahe franzöſiſchen Gewohnheiten keine, die ſo tief in das Leben eingreift, als die, die Kinder gleich nach der Geburt einer Amme zu übergeben, ſie aus dem väterlichen Hauſe zu verbannen und ihnen die mütterliche Pflege zu entziehen. Ich wunderte mich, dieſelbe in der Provinz, noch mehr aber, ſie in dem Hauſe eines rüſtigen, ſonſt ziemlich klar ſehenden Handwerkers wieder zu finden, und freute mich, als auf meine Frage die Mutter mir antwortete, daß ein Bruſtübel ſie leider verhindere, dem Herkommen Troz zu bieten. So wurde denn der Bündel des Reiſenden, deſſen Alter erſt nach Stunden gezählt werden konnte, geſchnürt. Hemden, Windeln, Mützen und Bettzeug wurden zuſammengepackt und in eine Wiege, die als Koffer diente, gelegt. Ich habe als Knabe in den Jahren, wo Napoleon noch die älteren Söhne unſerer Mütter in die Schlachten nach Spanien oder Rußland führte, ich habe hier auf dem Hafendamm, wo mit dem Losbinden eines Taus ein Weltmeer zwiſchen Liebende tritt, Abſchiede geſehen, die mir oft in böſen Träumen wieder vor die Seele treten; aber nie iſt mir ein Thräne heißer auf's Herz gefallen, wie die, die ſich die Mutter aus den Augen wiſchte, als ſie ihrem Kinde, das ſie vor wenigen Stunden zum erſten Willkomm geküßt, jezt ſchon einen Abſchiedskuß geben mußte. Noch kannte das Kind ſeine Mutter nicht, noch konnte es ihren Gruß nicht nachlallen, und mußte ſie ſchon verlaſſen, wurde hinausgeſtoßen in eine Welt, die ihm fremd war, wurde von der Bruſt einer Mutter geriſſen und an die einer Fremden gelegt, die nur berechnete, wie viel ſie durch ihren Dienſt verdiene. Was weint ihr denn, ihr Väter und Mütter, die ihr euern Sohn, den angehenden Mann, nachdem der Keim der Liebe zum Baume geworden, in die Welt hinausſchickt? Trägt er nicht euer Bild und ihr ſeines im Herzen? Aber hier eine Trennung, der kein Zuſammenleben voranging, eine Trennung von dem Sohne, den die Mutter geſtern noch unter dem Herzen getragen, den ſie eben erſt der Welt unter Schmerzen geboren! Hier nur Liebe auf der einen Seite, und nicht einmal Erkennen, nicht eine Ahnung dieſer Liebe auf der andern! Es war eine ſchwere Thräne, die aus dem Auge der Mutter auf ihr grobes Winterwamms herabrollte; und ſie hatte ſie mehr angegriffen, als die körperlichen Leiden; denn ſie winkte bald ihrem Manne, daß er mich hinausführen möchte, damit ſie ſich — das Wochenbett ſtand nämlich in der Wind und Wetter ausgeſezten Boutique — zu Bette legen könnte.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

Der Tiger und die Zeichnerin.

Orpheus hat ſeiner Zeit Tiger, Panther und Löwen mit Sang und Saitenton zahm und horchend gemacht. Dies iſt gar nicht zu verwundern; wer könnte dem Zauber der Töne widerſtehen? Ich habe hier vor Kurzem etwas bewundert, wodurch bewieſen wird, daß hier immer noch die Kraft beſteht, welche wilde Beſtien ergreift, mild, zahm und ſogar fühlend macht. Unſtreitig haben Sie auch in Deutſchland Advinent mit ſeiner Menagerie geſehen. So kam er denn vor einiger Zeit auch hieher, und wir fanden, daß er es in der Erziehung dieſer Ungethüme noch viel weiter gebracht hat, als der berühmte Martin, der doch im Grund nichts that, als ſich mit einem alten Löwen und einer kleinen Hyäne herumbalgen. Seinen Tiger ließ er in Ruhe, und verſicherte immer, mit dieſen Thieren ſey nichts anzufangen, ſie ſeyen keiner Erziehung fähig; gerade wie viele Lehrer, die ſich nur Mühe geben mit den jungen Leuten, die beſondere Anlagen haben, Andere aber vernachläſſigen, weil ſich mit ihnen nicht brilliren läßt. Dies war ganz anders bei Advinent, dem Peſtalozzi und Fellenberg der Ungeheuer. Man mußte ihn ſehen, wenn er in den Käfig der großen, furchtbaren Hyäne trat, mit welcher herrſchenden Sicherheit er ſich Alles mit dem erſchrecklichen Thiere erlaubte, ihr das vorgeworfene Fleiſch wegnahm und ihr nicht einmal verſtattete, darüber zu muckſen. Doch dabei blieb es nicht, das

Unthier mußte den Rachen weit aufreißen, er zwängte ſeinen Kopf zwiſchen die Zähne, und in dieſer Stellung ſchoß er eine Piſtole an den Ohren der Hyäne los. Ihr geringſtes, ſelbſt unwillkührliches Zucken, die kleinſte Bewegung mit den Kinnladen hätte ihm wenigſtens einen blutigen Kopf gekoſtet. Daran war aber nicht zu denken, im Gegentheil, man ſah, welche Mühe ſich die Beſtie gab, ihre Zähne auseinander zu halten, um dem Herrn und Meiſter nicht wehe zu thun. Aehnliches nahm Advinent mit dem Tiger, einer mächtigen, ſchönen Kaze, vor. Ihr riß er zwar das Fleiſch nicht weg, erlaubte ihr aber nicht, es zu freſſen, packte ſie an den Vorderbeinen, ließ ſie ſo ſpringen und tanzen, wie es ihm beliebte. Dieſer Tiger war in allen ſeinen Stellungen, Lagen und Bewegüngen gar anmuthig. Dies bewog eine unſerer jungen Damen zu dem Entſchluß, ihn nach der Natur zu zeichnen. Sie ſezte ſich alſo in den Morgenſtunden, wo wenig Beſchauer kamen, vor den Käfig hin und ſah dem Tiger mit ihren freundlichen Augen in's Geſicht, und wartete lange, bis er eine hübſche Stellung oder Lage angenommen, ja, wenn er eingeſchlafen und zuſammengekauert lag, ließ ſie ihm keine Ruhe: der Wärter mußte ihn aufregen und necken. Die erſten Tage war er unwillig darüber, hernach aber zeigte er ſich gefälliger, und wenn Fräulein M. mit ihrer Mappe vor dem Käfig ſaß, erhob er ſich, ging umher, richtete ſich auf, ſchlang ſeine Tazen um das Eiſengitter, als wenn er ihr ſie reichen wollte, legte ſich nach Kazenart ſpielend und rollend auf den Rücken, beſonders wenn ſie ihm etwas in Molltönen und im Largo vorſang. Bald war zwiſchen den Beiden ein ſolches Einverſtändniß entſtanden, daß Advinent behauptete, Fräulein M. könnte allein zu dem Tiger in den Käfig gehen, er würde ihr gewiß nichts thun. Nach zehn Tagen hatte ſie ihn endlich in fünf verſchiedenen Stellungen gezeichnet, Alles war fertig, ſie legte ihre Zeichnungen zuſammen, band ihre Mappe zu, zog ihre Handſchuhe an und winkte dem Thier ein freundliches Lebewohl zu: Adieu, adieu, mon cher Hassan, je te remercie bien, und damit ging ſie. Haſſan ſah ihr bis zum Ausgang nach und legte ſich dann wieder zum Schlafen nieder, was er vorher um keinen Preis gethan hätte; denn er war wirklich galant gegen die Zeichnerin geworden.

(Die Fortſezung folgt.)

Paris, Juni.

(Fortſezung.)

Bauten. St. Germain l'Auxerrois.

In Paris richtet man mit Geld wahre Wunder aus, und nirgends wird ſo ſchnell gearbeitet als hier, wenn die Arbeiter gut bezahlt werden. Somit ſieht man denn einerſeits ein halb Hundert Häuſer wie mit einem Zauberſchlage oder wie eine Operndekoration verſchwinden, und andernſeits ungeheure Gerüſte zu dem Feſte aufrichten. Der ganze Plaz iſt voll von Baumaterialien; aber unaufhörlich wird weggeräumt, und in wenigen Tagen werden die fünfzig Häuſer wie weggeblaſen ſeyn. Um die Verwirrung noch größer zu machen, arbeitet man gerade an dem Quai, welcher ſich vom Grèveplaze öſtlich längs der Seine erſtreckt, bis zur neuen Hängebrücke, der ſogenannten Ludwig-Philipps-Brücke. Da dieſe ſo hoch angelegt iſt, daß die Wagen, welche den Quai entlang zogen, bisher unter dem Ende der Brücke wegfuhren, ſo muß der ganze Quai erhöht werden, eine um ſo nöthigere Arbeit, da derſelbe bisher beim Austreten des Fluſſes überſchwemmt wurde, und noch im vorigen Jahr ganz unter Waſſer ſtand. Nun denke man ſich aber die aus der Nothwendigkeit, einen langen und breiten Quai beinahe zehn Schuh zu erhöhen, und den Hausbeſizern längs dieſes Quais das Straßenpflaſter bis zu ihrem erſten Stockwerke zu erheben, entſtehende ungeheure Arbeit, und dies Alles zu eben der Zeit, da in der Nähe die Häuſer eingeriſſen und die Gerüſte errichtet werden, und das beſtändige Hin- und Herfahren der Wagen und der Zulauf der Neugierigen nicht abgewehrt werden kann. Natürlich ſoll Alles fertig ſeyn, wenn die Stadt ihr Feſt gibt. Hat man Eile in Paris, ſo nimmt man einige Hundert Arbeiter mehr, an Geld und gutem Willen fehlt es nie, und ſomit wird Alles pünktlich fertig. — Einem andern Gebäude war ſchon lange der Untergang gedroht, nämlich der alten Kirche St. Germain l'Auxerrois, welche ſo heißt zum Unterſchied von einer andern alten St. Germainskirche, welche auf dem linken Seineufer ſteht und die ehemalige Abteikirche der Benediktiner iſt. Erſtere ſteht der großen Façade des Louvre gegenüber, und wurde bekanntlich vom Volke im Jahr 1831 inwendig geplündert und ausgeräumt, weil der Pfarrer es gewagt hatte, ein Todtenamt zu Ehren des Herzogs von Berry darin feiern zu laſſen. Seitdem befand ſich die Gegend ohne Pfarrkirche und mußte eine entferntere beſuchen. Die Regierung wagte es nicht, ſie wieder öffnen zu laſſen. Nicht einmal die nöthige Reparatur am Aeußern wurde vorgenommen; man ließ lieber das dem Wind und Regen bloßgeſtellte Gebäude ohne Fenſter, als daß man den Volkszorn wieder hätte reizen mögen, und manche Tageblätter drangen auf das Niederreißen des Gebäudes, wie man denn überhaupt mit dem Niederreißen ſehr flink iſt, und ſich einbildet, eine Stadt ſey ſchön, wenn ſie ungeheure leere Pläze habe. Glücklicherweiſe iſt ſeitdem ein Geiſt der Mäßigung und Erhaltung über die Pariſer gekommen; auch hat der Geſchmack für alterthümliche Baukunſt zugenommen, und ſogar die Architekten, welche ſonſt alles Alte niederreißen wollten, um griechiſche Tempel zu bauen, wurden weiſe und ſprachen von der Ehrwürdigkeit gothiſcher Kirchen. Die Miniſter haben aber klüglich die Amneſtie dazu benuzt, gleich hintendrein die Wiedereröffnung der Kirche St. Germain l'Auxerrois zu verordnen, obſchon es nicht möglich war, Gottesdienſt darin zu halten; denn ſie lag voll von Schutt und Trümmern. Seitdem wird unaufhörlich an dem Ausbeſſern und Wiederherſtellen des Innern und Aeußern gearbeitet, und unter dem Schuze der Amneſtie hat die Kirche vom Volke nichts mehr zu fürchten. Indeſſen wird ſie ſicher nicht ſo lange mehr ſtehen, als ſie bereits geſtanden hat; denn erſtens iſt ſie baufällig und kein Meiſterſtück gothiſchen Styls, und zweitens gefällt das Projekt, eine breite Straße vom Louvre bis zum Hôtel de ville anzulegen, und ſomit die Kirche als ein im Wege ſtehendes Gebäude bei Seite zu räumen, den Pariſern zu ſehr, als daß ſie nicht beſtändig auf die Ausführung des Projekts dringen ſollten, bis ſich die Regierung endlich genöthigt ſehen wird, dem allgemeinen Wunſche nachzugeben und die Kirche nebſt Hunderten von Häuſern niederzureißen, beſonders wenn, wie zu hoffen ſteht, der lange Friede fortfährt, die Stadtkaſſe zu füllen, und die Pariſer durch die Geſeze gezwungen werden, ſtarke Steuern zu zahlen, damit ihrer Verſchönerungsluſt Genüge geleiſtet werden könne. Zwar werden wir durch die Ankündigung von einer Menge von Bankerotten im Handel erſchreckt; allein ich weiß nicht, welcher Staatsökonom bewieſen hat, daß dies ein Zeichen einer blühenden Handelsepoche ſey, weil man nur dann viele Fälliſſements ſehe, wenn viel ſpekulirt und unternommen werde.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 141.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 14. Juni 1837.

Il n'y a plus ni pères, ni mères, ni enfans; tous se connaissent à peine, comment s'aimeraient ils? Chacun ne songe plus qu'à soi. Mais que les mères daignent nourrir leurs enfans, les moeurs vont se réformer d'elles-mêmes. L'attrait de la vie domestique est le meilleur contre-poison des mauvaises moeurs.

Rousseau.

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortſetzung.)

Wenn es in Frankreich nur ſelten — in Paris und in den höhern Ständen der Provinz kaum je — eine Familie gibt, ſo iſt das Ammenweſen daran vor Allem Schuld. Wer die Familie für ein Unglück, für einen Hemmſchuh der Fortſchritte hält, mag darin ein Glück ſehen, ich aber halte es für das höchſte Unglück. Die Familie, wie ſie ſich in Deutſchland geſtaltet hat, iſt unſtreitig eine Pflegſchule des Philiſterthums; aber es iſt nicht gerade eine Familie nothwendig, um Philiſter zu ſchaffen, wie uns die franzöſiſche Bourgeoiſie, der Milchbruder des deutſchen Philiſterthums, beweist. Die Aufhebung der Familienbande würde das Philiſterthum nichts weniger als zerſtören; dagegen würde ohne Familie jede Moralität, das Gefühl der eigenen Würde und die Achtung derſelben in allen andern Menſchen, jedes Rechtsgefühl ſehr bald verſchwinden; denn die Familie lehrt Recht und Unrecht ehren, fühlen, bevor man es in der Schule begreifen lernt, und gerade dieſe Ahnung, dieſes Gefühl wird zum Gewiſſen, während der Begriff nur zur Ueberzeugung führt. Gegen jenes iſt kein Sophismus im Stande anzukämpfen, während dieſe ſich, je nachdem man Gründe ſucht und findet, oder zu finden glaubt, anders geſtaltet. Das iſt eine der Haupturſachen alles Uebels in Frankreich, und Robert Makaire, den ich nun einmal für den ſprechendſten Typus der heutigen höhern franzöſiſchen Geſellſchaft halte, hat ſicher die Milch einer Säugamme getrunken und wurde in einer Penſion erzogen, wo er keine Liebe zu ſeiner Mutter lernte, und ſo ganz ruhig ſeinen eigenen Sohn beſtiehlt, und zwar von Rechtswegen und aus Ueberzeugung, nach dem altrömiſchen Grundſatze, daß der Sohn die Alimente zur Pflege ſeines alten Vaters hergeben müſſe. Bei der Amme findet das Kind nur Leibesnahrung, wenn je dieſe, und wächst wild in die Welt hinein, ohne je von der Sonne der Mutterliebe beſchienen zu werden. Und aus dieſer troſtloſen Liebloſigkeit tritt das Kind heraus, um an der Hand einer Bonne abermals in Zweifel zu bleiben, ob es dieſe mehr lieben, oder der Mutter eher gehorchen ſoll. Von der Bonne kommen dann die Kinder in die Penſionen und lernen hier das Laſter kennen, das in ſolchen Pflanzſchulen der Jugend wie das Unkraut wuchert, oder wie der Wurm den Baum benagt und ihm das Mark ausſaugt. An die Stelle des Gehorſams, den die Zuneigung des Vaters und der Mutter ihnen abgewinnen, tritt das Geſetz der Schule, das ſie nicht begreifen, an die Stelle der lebendigen Liebe der todte Buchſtabe. In dem Lehrer endlich lernen ſie nur einen Zuchtmeiſter ſehen, den zu täuſchen, zu hintergeben,

ihr erſter Gedanke beim Aufſtehen, ihr lezter beim Schlafengehen, ihr Morgengebet und ihre Abendandacht wird. So ausgebildet tritt der Jüngling, der junge Mann — um mit den Franzoſen zu ſprechen — endlich frei in die Geſellſchaft ein. In jedem Geſetze ſieht er die Wiederholung des Schulunſinns, den er durch zehnjähriges Tragen einer für ihn durch nichts erklärten Feſſel haſſen gelernt hat; in jeder Obrigkeit erblickt er den Schulmeiſter, der ihn nach Laune züchtigt, und den zu hintergehen ſeine Luſt, ſein Studium war. Vielleicht brauchte man nur dies zu bedenken, um ſich zu erklären, wie es den Franzoſen ſo leicht wurde, alle Feſſeln des Herkommens während ihrer Revolutionen zu ſprengen, aber auch, wie es ihnen ſo ſchwer wird — unmöglich, bis dem Urübel abgeholfen — nach dem Umſturze Neues, Dauerndes aufzubauen.

In Frankreich gibt es Leute, die ahnen, wo der Grund des Uebels iſt. Guizot ſcheint ihn mitunter mit dem Finger zu berühren; aber ich wette, auch er hat ſeine Kinder einer Säugamme übergeben, denn er ſieht nur die Wunde, nicht aber die Quelle des Uebels, und deßwegen konnte er ein Geſetz vorſchlagen, das den Eltern ſogar von Rechtswegen die Kinder entreißen und ſie der Zuchtruthe des Lehrers auf Gnade oder Ungnade übergeben ſollte. Mein Freund Antoine, dem ich einige von dieſen Bemerkungen mittheilte, ſah das Alles ſehr wohl ein, und ein kernhafter Fluch über die Nothwendigkeit, ſein Kind einer Amme zu übergeben, war ſeine bejahende Antwort.

Wir traten bald wieder in die Stube oder Boutike ein — der Franzoſe iſt in Bezug auf den Raum der genügſamſte Menſch, den es gibt — und fanden ſeine Frau ruhig im Bette. Wäre ich ein Maler, ſo könnte ich ein ſchönes Genrebild vom heutigen Abend in mein Portefeuille niederlegen: im vordern Theile der Boutike die aufgehäuften Möbeln, Bettſtellen, Nachttiſchchen, Wiegen, Stühle und Tiſche aller Art, durch zwei große Schreine von dem Hintergrunde getrennt. Hinter einem dieſer Schreine rechts das Wochenbett der Frau, und um ſie herum ein halbes Dutzend Mütterchen, alte und junge Weiber, die nach und nach zum Beſuche kamen und Glück wünſchten, links mein Freund Antoine und ich am Kamin bei einem flackernden Feuer, auf dem ein Dreifuß einen Fleiſchkeſſel trägt. An der einen Seite das Gekicher, die Erzählungen, die Glückwünſche, der gute Rath der Weiber für die Wöchnerin, und auf der andern wir Beide im ernſten Geſpräche über den Zuſtand der Arbeiterclaſſe in Havre, mitunter in die Politik übergreifend und zulezt wieder auf Gebräuche und Sitten in Havre zurückkommend; zwiſchen beiden Gruppen die Wartefrau hin und her gehend, bald der Wöchnerin und bald dem Fleiſch auf dem Herde ihre Sorge und Pflege angedeihen laſſend. Es wäre ein ſchönes Bild.

In Bezug auf Sitten und Gebräuche in Havre fragte ich meinen Freund, ob gerade bei der Geburt eines Kindes nichts Bemerkenswerthes vorkomme. Ueber die geweihten Kerzen, welche in der Kindbettſtube angezündet werden, war er hinaus und dachte nicht an ſie, wie wohl an Manches nicht, was ihm zu gewöhnlich ſcheinen mochte. Nur in Bezug auf das Lever der Wöchnerin erzählte er mir, ihr erſter Ausgang ſey in die Kirche, wie in Deutſchland, wenigſtens in katholiſchen Landen. Dort werde ſie geſegnet und dabei zwei Brode eingeweiht, wovon das eine der Prieſter bekomme — der überdies noch Geld erhalte — und das zweite der Frau bleibe, die es zu Hauſe unter Freunde und Verwandte vertheile, was dann, wie recht und billig, zu einem Schmauſe Veranlaſſung gebe, da man ſelbſt geſegnetes Brod nicht gut trocken und ohne Fleiſch eſſen könne. — Am Tage, wo der junge Weltbürger getauft wird, findet abermals ein Schmauß ſtatt, bei dem nur der Pathe, die Pathin und die allernächſten Verwandten, ſodann alle kleinen Kinder von Freunden und Bekannten, ſo wie die der nächſten Nachbarn eingeladen und feſtlich mit Kuchen und Zuckerwerk bedient werden. Dieſer Gebrauch iſt ſinnig genug, da man durch denſelben den neuen Geſpielen, Freund und Verwandten gleichſam in den Kreis ſeiner künftigen Genoſſen einführt. In Lothringen habe ich in einzelnen Dörfern den Gegenfüßler dieſes Gebrauchs beobachtet. Wie hier zur Taufe, ſo werden in Lothringen alle Geſpielen eines verſtorbenen Kindes zur Todtenwache eingeladen und dabei mit Reisbrei bedient. Die Normannen ſcheinen das Leben von einer frohern Seite aufzufaſſen als die Lothringer.

Die Beſuche der Wöchnerin hatten ſich, während wir über dies und jenes plauderten, nach und nach entfernt, und ich wunderte mich, daß es beinahe eilf Uhr war, als ich zu Hauſe ankam.

Das Waidwerk.

(Fortſetzung.)

In wildreichen Gehegen iſt dieſe Jagd ſehr ergötzlich, wenn auf dem Felde vor den Treibern die Haſen ſchaarenweiſe ſchon von weitem ſich ſehen laſſen, einzeln heranfliehen, und vor den Schüſſen, welche die erſten empfangen, die übrigen zurückprallen, bis der Lärm der Treiber ſie wieder vorwärts ſcheucht und ſie ſo, von einer zu der andern Seite ſinnverwirrt hin und her rennend, endlich einer nach dem andern entweder fallen, oder durchbrechend ihre Wolle retten, vielleicht nur, um im nächſten Trieb von dem Bleihagel ereilt zu werden; und am Saum des Gehölzes oder mitten darin, wenn Gezweig und Laub unter der Flucht des Rehs kracht und praſſelt, der Haſe

mit unhörbaren Tritten naht, der Fuchs bedächtig einhertrabt, oft ſich rettend durch ſeine ſchlaue Bedachtſamkeit, der ſchwere und doch ſehr ſchnelle Flug des Faſans zwiſchen den Wipfeln der Bäume rauſcht, über welche die Schnepfe raſch dahin ſtreift, während von Ferne die Hunde auf den Fährten lauten, die Treiber an Bäume und Stauden ſchlagen und von allen Seiten die Gewehre knallen. Alſo mag eine auserleſene Geſellſchaft edler Jäger ſich recht wohl auf angemeſſene Weiſe beſchäftigen und nach vollbrachtem luſtigem Tagewerk ſich den Freuden der Tafel hingeben.

Ebenſo ſteht das Führen des Hühner- oder Vorſtehhundes einem wackern Waidmann ſehr gut an. Der Hühnerhund iſt für die niedere Jagd das, was der Leithund für die hohe: der unzertrennliche Gefährte, der Stolz des Jägers. Die Racen der Hühnerhunde ſind bei uns ſehr verſchieden, meiſt aus den bunteſten Vermiſchungen hervorgegangen, und unſere Jäger pflegen auch minder nach dem Stammbaum zu fragen, als zu begehren, daß der Hund die erforderlichen Eigenſchaften beſitze und von angenehmem Ausſehen ſey, das auch gewöhnlich das untrügliche Kennzeichen ſeiner Fähigkeiten iſt, wenn an dem anmuthig gebildeten Kopf ein ſchlaffer Behang, etwas tief angeſezt, niederfällt, die Augen friſch, keck und treuherzig dreinſchauen, und derbe, doch nicht plumpe Tatzen an zierlichen Läufen die breite Bruſt, den ſchmalen Leib ſtützen und in leichter Flucht tragen. — Die vorzüglichſte Beſtimmung des Hühnerhundes iſt, das Geflügel des Feldes und Waldes im Lager aufzuſuchen und, ſtillſtehend, daſſelbe ſeinem Herrn anzuzeigen, wo es dann heißt: „er ſteht," was dem Zeichnen des Leithundes in ſeiner Art entſpricht; das Suchen lehrt ihn die Natur, das Stehen (auch „Markiren") die Dreſſur, welche, indem ſie bloß der natürlichen Anlage ein wenig nachhilft, hierin leichteres Spiel hat als in den andern Lehrgegenſtänden; denn der Hund muß lernen, dem aufgeſtoßenen Wild nicht nachzueilen, außer es ſey ihm befohlen, und das erlegte oder angeſchoſſene auf den Ruf „Apport!" zu greifen und ſäuberlich herbeizutragen. Wie vor dem Geflügel, muß er auch vor Haſen ſtehen und dieſen ebenfalls nicht ohne Befehl nacheilen, welch leztere Eigenſchaft in der Jägerſprache heißt: „der Hund iſt haſenrein," wodurch er bei Treibjagen ein angenehmer und brauchbarer Begleiter wird. Der Hühnerhund iſt „ferm," wenn er aufmerkſam und fleißig ſucht, nah oder weit, wie es juſt begehrt wird oder nothwendig ſcheint, ruhig ſteht, vollkommenen Appell hat (d. h. auf den erſten Ruf oder Pfiff ſich augenblicklich zu ſeinem Herrn begibt und überhaupt in allen Dingen Folge leiſtet), gut, auch aus dem Waſſer, apportirt und haſenrein iſt, worunter nebenbei auch verſtanden wird, daß er gar kein Wild verfolgt. — Jungen Hühnerhunden von ganz fermen Alten ſcheint nicht ſelten die Dreſſur großentheils ſchon angeboren zu ſeyn, und der Lehrer hat viel weniger Mühe mit ihnen als mit andern, deren Alte nicht zur Jagd gebraucht worden oder ungenügend abgerichtet waren.

Bei der Jagd mit dem Vorſtehhund kann ein Schütz ſich die meiſte Fertigkeit erwerben; am leichteſten zu treffen ſind die im Spätſommer und Herbſt ſchwerfälligen Rebhühner, minder leicht im Aufſtehen die Faſanen und Schnepfen, und, ihres geringen Umfangs wegen, die Wachteln, am ſchwerſten aber die Becaſſinen, die in unregelmäßigem Zickzack fortſtreichen. Der Schuß auf Rebhühner, Faſanen und Schnepfen iſt übrigens viel ſchwieriger, wenn ſie bei Treibjagen im Holz aufgeſtoßen werden, und da ſie bei ſolchen Gelegenheiten gar zu oft mit dem Blei im Leibe noch eine Strecke fortflattern und in's Dickicht fallen, ſo iſt auch hier der Hühnerhund von beſonderem Nutzen, ſo wie faſt unentbehrlich in der tiefen Dämmerung beim Erlegen der Schnepfen auf dem Strich im Frühjahr. — Ueberhaupt ſcheint der Hühnerhund ſeine eigentliche Bedeutſamkeit erſt gewonnen zu haben, ſeit durch die eigene Richtung der Schützenkunſt die niedere Jagd ſich ausgebildet hat; denn ſo gut die frühern Jäger mit der Kugel zu ſchießen wußten, ſo fremd war ihnen die Fertigkeit, die Schrote dem fliegenden Vogel nachzuſenden, den ſie in Netzen und Schlingen zu fangen vorzogen, wobei der Hund oft entbehrlich, und wenigſtens ſtets des Aufſuchens angeſchoſſener Stücke und des Apportirens überhoben war. Vor hundert Jahren etwa gab es an manchen Höfen eigene Federſchützen, die wegen ihrer Geſchicklichkeit, im Flug zu treffen, hochgeachtet waren, während heutzutage mit unſern kürzern, leichtern und doch ſo ſicher tragenden Doppelflinten auch ein Dilettant es bald bis zu einem gewiſſen Grade der Fertigkeit bringen mag.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Beſchluß.)

Die Heirath des Herzogs von Orleans und die Preſſe.

Der Unternehmungen und Spekulationen iſt jezt kein Ende, und zulezt wird kein Bedürfniß mehr unbefriedigt bleiben, ſo wachſam ſorgt die Spekulation für alles, was den Menſchen angenehm oder nützlich ſeyn kann. Indeſſen hilft alles Spekuliren nicht viel, wenn widrige Umſtände eintreten, welche der Menſch nicht abzuwehren vermag; wie z. B. der kalte und regneriſche Frühling, welcher Mißwachs und Theurung befürchten läßt. Zwar iſt ein Anſchein von Frühling mit der mecklenburgiſchen Prinzeſſin gekommen (dies ſey ohne Schmeichelei geſagt); allein es iſt doch noch kein warmer, heiterer Frühling, ſondern nur etwas, das

ungefähr ſo ausſieht. In Paris aber müßte es ſonderbar zugehen, wenn die Märkte nicht voll wären von frühen Gemüſen und Früchten. Die Gärtner wiſſen ſchon ohne den Frühling fertig zu werden und ihre Produkte zur gehörigen Zeit zu bringen, die Sonne mag nun darüber geſchienen haben oder nicht. Natürlich laſſen ſie ſich für ihre Mühe hinlänglich belohnen; was kümmert dies aber ſo manche reiche Familien, welche hier ihre ungeheuern Einkünfte verzehren, und ſich kaum darnach erkundigen, ob das Jahr gut oder ſchlecht iſt. Die Furcht vor einer Mißernte gibt indeſſen den legitimiſtiſchen Blättern, die ohnehin jezt Alles mit finſterer Miene anſehen, gute Gelegenheit, das allgemeine Elend den Zubereitungen zu den Feſten entgegenzuſetzen, um dadurch die Fröhlichkeit des Pariſer Volks herabzuſtimmen. Dieſe Blätter haben überhaupt jezt ein trübſeliges Tagewerk; denn um in ihrer Rolle zu bleiben, müſſen ſie Alles herabſetzen, was Andern Freude macht, und können nur die von ihnen recht ſchwarz ausgemalte Kehrſeite hervorheben. Wie viel Ungünſtiges haben ſie nicht an der Heirath des königlichen Prinzen entdeckt: „Wenn noch die alten Bourbons herrſchten,“ ſagen ſie, „ſo hätte der Sohn Ludwig Philipps eine glänzende Partie machen können; dann hätte er ſogar auf die Hand der Tochter der Herzogin von Berry Anſpruch gehabt; aber nun hat er an einem der kleinſten Höfe Deutſchlands eine Frau ſuchen müſſen, und bekommt mit derſelben weder Land noch Geld.“ Auch die Prinzeſſin wird von den legitimiſtiſchen Journaliſten nicht beſſer behandelt, obſchon ſie dieſelbe noch nicht einmal geſehen haben. Sie laſſen ihr nicht den geringſten Reiz, legen ihr ein linkiſches Benehmen bei, ſprechen von der mise tudesque und den grellen Farben ihrer Kleider bei ihrem Einzug in Frankreich, und ſpotten über ihre Bekanntſchaft mit Couſins philoſophiſchen Schriften. Aber ihr größter Fehler in den Augen der legitimiſtiſchen Partei iſt ihre proteſtantiſche Religion; die Quotidienne ſieht ſchon Schaaren proteſtantiſcher Prediger hinter ihr her in Frankreich triumphirend einziehen und alles Anſehen und alle Macht an ſich reißen. Nach den Ultrablättern iſt es eine arge Zeit, wo man eine proteſtantiſche Prinzeſſin auf die Stufen des franzöſiſchen Thrones ſtellt. Würde man dergleichen je unter der vorigen Dynaſtie erlebt haben? Allein ſicher konnte die franzöſiſche Regierung den Proteſtanten in Frankreich, welche nach der Rückkehr der Bourbonen aus der Emigration ſo ſchrecklich beunruhigt wurden, keine beſſere Bürgſchaft der allgemeinen Toleranz und Religionsgleichheit geben, welche einen Hauptpunkt in der Verfaſſung Frankreichs bildet, als dadurch, daß ſie eine proteſtantiſche Prinzeſſin für den künftigen Thronerben wählte. — Der derbe Fonfrède, welcher unter den vorigen doktrinären Miniſtern eigens von Bordeaux nach Paris gekommen war, um das Journal de Paris zu ſchreiben und den Miniſtern mit ſeinen gewagten Vorſchlägen vorzueilen, iſt ſeit der Einſetzung der gemäßigten Miniſterialregierung wieder nach Bordeaux zurückgekehrt, und das Journal de Paris, worin die Fonfrède'ſchen Aufſätze für unbefangene Beobachter kurzweilig zu leſen waren, iſt wieder unbedeutend geworden, wie es zuvor war. Dagegen haben die ultraliberalen Blätter, beſonders die kleinern, wie le Charivari, le Corsaire, täglich kleine Ausfälle und Sticheleien über die Heirath bei Hofe und die dadurch veranlaßten Feierlichkeiten. Wenn die legitimiſtiſchen Blätter weinerlich ſind, ſo werden die Blätter der radikalen Partei ſatiriſch. Man iſt aber an dieſen ſchneidenden Contraſt gewöhnt, und die Damen, welche überhaupt neutraler ſind als die Männer, haben in gegenwärtigem Augenblicke nichts Wichtigeres im Sinne, als das Streben, einem der großen Feſte in Paris, beſonders einem Ballfeſte beizuwohnen. Die Modehändlerinnen und Putzmacherinnen ſind in dieſem Monate höchſt wichtige Perſonen, und ihr Anſehen ſteigt ſchneller und höher als das Thermometer.

Dg.

Genf, Juni.

(Fortſetzung.)

Der Tiger und die Zeichnerin.

Am folgenden Morgen, um die Zeit, wo Fräulein M. ſonſt kam, ſtand Haſſan auf, leckte ſich zuerſt, ging wohlgemuth im Kreiſe herum, blieb bald ſtehen, legte ſich dann in verſchiedenen Stellungen nieder, erhob ſich wieder, drehte und wendete ſich, wie ein akademiſches Modell, ſprang dann wieder auf, ſah ungeduldig nach der Thüre, und gab nichts darauf, wenn ihm ſeine Wärter ſchmeichelnd zuredeten. Sie kam aber nicht. Nun wurde Haſſan mürriſch, heulte furchtbar, fletſchte ſeine Wärter grimmig mit den Zähnen an, und bei dieſer Stimmung des Thiers hielt es Advinent nicht für gerathen, Abends in ſeinen Käfig zu gehen und die gewöhnlichen Exerzitien mit ihm vorzunehmen. Haſſan fraß ſogar weniger als ſonſt, und ließ verächtlich einen ſchönen Knochen liegen. Am folgenden Morgen um neun Uhr wieder dieſelbe Aufregung, daſſelbe Hoffen und Harren, dieſelbe fröhliche Beweglichkeit, ſo lange er denken konnte, ſie werde kommen, deren freundliche Geſtalt, deren Lächeln, deren wohltönendes Zureden einen tiefen Eindruck auf ſein Tigerherz hervorgebracht hatten. Eine Stunde darauf war er aber ſo furchtbar wüthend und unbändig, daß Advinent bang um ihn wurde. Er ging alſo zu Fräulein M., erzählte ihr den Vorgang und bat ſie um einen Beſuch bei Haſſan, um zu ſehen, ob er dadurch nicht wieder ruhig werde. Welches Mädchen fühlte ſich nicht durch ſolche Bitte geſchmeichelt? Sie ging mit ihm, und kaum war ſie in die Menagerie getreten, ſo wurde Haſſan wie umgewandelt. Die Freude und das Entzücken des Thiers nach ſeinem frühern Toben war ſehr merkwürdig; gleich legte er ſich nieder, mit dem Kopf lauſchend auf der Erde und die Augen unverwandt auf das Mädchen gerichtet; dann ging er zu all ſeinen frühern Lieblingsſtellungen über und that Alles, um ihr freundliches Zureden zu verdienen und ſie länger feſtzuhalten. Nach einer Viertelſtunde verließ ſie ihn aber wieder; er ſah ſie nicht ohne Bewegung fortgehen, blieb jedoch hernach ruhig. Seine Wuth erneuerte ſich in der Folge immer, wenn Fräulein M. zwei Tage hintereinander ausblieb. So habe ich Haſſan ſelbſt einmal von unbändigem Heulen und Toben zu der Freundlichkeit eines Schooßkätzchens übergehen ſehen, als Fräulein M. eintrat. Ich glaube mit Advinent, ſie hätte ihn an einem Band durch die Straßen führen können. — Dicht neben Haſſans Käfig waren andere Thiere, auf welche weibliche Schönheit und Anmuth keinen Eindruck machte. Rechts ein verdrießlicher Eisbär, dem in ſeinem Gewahrſam gar ſchlecht zu Muthe war, und der beſonders von der Wärme unſers Clima's viel zu leiden ſchien, weßhalb man ihm dreimal des Tages fünfzig Eimer kaltes Waſſer über Kopf und Rücken gießen mußte, und der immer die Bewegung machte, als wolle er unter die Eisſchollen fahren; links der Repräſentant eines andern Pols, ein zierliches Zebra, das aber ganz ſtill und bewegungslos ſtand.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 142.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, den 15. Juni 1837.

Des Waldes Pracht, die Herrlichkeit der Flur,
Das ſtille Schaffen liebender Natur,
Die Liebe fühlt, die Liebe faßt es nur.

v. Feuchtersleben.

Schloſs Hochdorf.

Eine Erzählung.

Der Abend hatte ſich bereits geſenkt; ein noch junger Mann ging langſamen Schrittes durch eine Buchenwaldung des nördlichen Deutſchlands, ſtill die Wunder der Natur um ſich her betrachtend. Der einſamſte Fußpfad führte durch das Dickicht des Waldes, welches, von majeſtätiſchen Buchen, einzelnen Eichen, Tannen, Fichten und Gebüſch jeder Art gebildet, den Eindruck der allervollkommenſten Abgeſchiedenheit gab. Kein Blick in die Weite gewährte irgend eine Abwechslung; die Natur zeigte ſich in ihrer einfachſten Herrlichkeit, jede Abſtufung des friſcheſten Grüns entfaltend, vom hohen Baume bis auf das niedrige Moos am Boden. Säulenartig ſtiegen hier Bäume empor, die ſchönen Kronen erſt hoch oben gegen den blauen Himmel auseinander breitend, indeſſen volle, bis an den Boden reichende Zweige den Stamm anderer faſt verhüllten. Unzählige Kräuter ſproßten zwiſchen dürren Blättern, einen von Blumen durchwirkten Teppich bildend; die Niederungen hauchten jenes eigenthümliche Aroma des Waldes aus und erfüllten die feuchtwarme Atmoſphäre mit Balſamduft. So gering anſcheinend die Mittel, ſo groß dennoch der Eindruck. Ein Wald, ein Fußpfad, nichts weiter, und dennoch ſo viel. — Der einſame Wanderer erreichte das Ufer eines Baches, welcher leiſe murmelnd vorüber floß; hier hielt er die Schritte an, warf ſich auf den moosbedeckten Boden und beſchaute ſinnend die klare Fluth, welche nach der Hitze des Tags Kühlung auszuſtrömen ſchien. Den Rücken gegen einen Baumſtamm gelehnt, ſaß er lange in Gedanken verſenkt, die, wenn man nach dem Ausdrucke ſeiner Züge hätte ſchließen wollen, nicht alle erfreulicher Art ſeyn mochten. Wolken bedeckten die Stirne, Wehmuth zuckte um den Mund, leuchtete aus den bedeutungsvollen Augen. Endlich ſprang er empor und gelangte, raſch weiter gehend, bald bis an des Waldes Grenze. Der Fußpfad ſchlängelte ſich durch Saatfelder fort, deren herrliches, eben vollſtändig entfaltetes Grün einem großartigen Raſen glich, rings von Wald umkränzt, an deſſen Rande einzelne maleriſch gruppirte Tannen einen melancholiſchen, aber reizenden Abſtand gegen die leuchtende Saat zu ihren Füßen bildeten. Der Pfad führte allmählig zu einer Höhe, von welcher man, rückwärts blickend, weit über die Gipfel der Bäume hinweg in entlegener Ferne Dörfer, Wieſen und am Saume des Horizonts das Meer erblickte. Flüchtig betrachtend, verweilte der Wanderer und ſezte bald ſeinen Weg fort, der ihn aus dem Bereiche der Kultur einer unwirthbaren Heidegegend zuführte. In meilenweiter Ausdehnung lag eine Landſtrecke dem Blicke vor, welche denſelben vielleicht augenblicklich anziehen, aber nicht

angenehm feſſeln konnte. Den Vordergrund bildete ſchwarze, braune, graue Heide in allen ihren Abſtufungen, nur durch einzelne Birken belebt, die hier, in der vollkommenſten Entwicklung maleriſcher Schönheit, gleichſam der aufgeregten Bewunderung bewußt, die ſchlanken Zweige entfalteten und ſenkten; hin und wieder kleine Gebüſche von Zwergeichen und am Boden die goldene Geniſte in reichſter Blüthenfülle, nicht duftend, aber glänzend, und über den Vorgrund hinweg allmählig wellenförmig ſich erhebende Hügel, und dann Kirchen, Dörfer, Waldungen, Alles aus bläulichem Dufte wie geheimnißvoll hervortretend, und mehr verheißend als in Wirklichkeit bietend. Die Heide, welche hart am Rande der Saatfelder eine tiefe, jäh ſich ſenkende Schlucht bildete, war von denſelben durch ein Geländer aus Birkenſtämmen getrennt, welches, roh und unzierlich zuſammengefügt, doch als Verſchönerung des Vorgrundes gelten konnte. Auf daſſelbe lehnte ſich der junge Mann; er hatte die herrlichſten Länder Europas mit Anerkennung geſehen, aber hier, beim Anblick der braunen, öden, bläulich verhüllten Heide füllte ſich ſein Auge mit Thränen. „Unvergeßlich!“ murmelte er leiſe, „ewig und immer unvergeßlich!“ Er bückte ſich zu einem Büſchel Geniſte herab, und einen vollen Zweig derſelben abbrechend, fügte er hinzu: „Dieſelben Blüthen nicht mehr, aber noch dieſelben Gefühle; ewig, ewig dieſelben Gefühle!“

Sechs Jahre früher ritt derſelbe junge Mann dieſer Gegend auf einem andern Wege zu; damals zählte er kaum fünf-und-zwanzig Jahre und war von einem nur um zwei Jahre älteren Freunde begleitet. Beide ritten neben einander und unterhielten ſich mit Erinnerungen und Plänen, Vergangenes und Gegenwärtiges fröhlich berührend und verflechtend. Je näher ſie dem Ziele ihrer Reiſe kamen, um ſo größere Ungeduld zeigte der Aeltere, welcher endlich voran ritt, wodurch das Geſpräch ſich einſylbiger geſtaltete. „Links, Glenorvan, nach der Höhe dort!“ Auf dieſen Zuruf wandte der Angeredete ſich halb im Sattel und entgegnete verwundert: „Links, der Höhe zu, in jene Einöde?“ — „Allerdings:

Dort oben auf jenem Berge,
Da ſteht ein weißes Haus,
Da ſchauen am Abend und Morgen
Zwei Mädchen nach uns aus.“

Jener lachte: „Wohl, das iſt etwas, vorausgeſezt daß ſie ſchön ſind, wie der eigentliche Text des Liedes verheißt. Wie kann man aber, jung und reizend, in eine Wüſte ſich vergraben?“ — „Lieber Freund, dieſe Einöde enthält Schätze, von denen Ihre Philoſophie ſich nichts träumen läßt. Aus Nacht und Dunkel treten die Sterne hervor, und ſelbſt in den ödeſten Steppen finden ſich ab und an durch ihre Umgebung doppelt willkommene Blüthen. Es liegt in der Natur des Menſchen, bei eigener Unvollkommenheit von außen her ſtets Vollendetes zu begehren. So denkt man ganz einfach, in ſchönen Gegenden müſſe ein ſchöner Menſchenſchlag wohnen, wogegen rauhe, unwirthbare Landſtrecken beſcheidenere Anſprüche einzuflößen pflegen, und dort eben tritt uns zuweilen das Schöne überraſchend, wenn gleich nicht unerwünſcht entgegen. Sie, Glenorvan, haben ſich vielleicht ſelten Betrachtungen hingegeben, welche gleichwohl ein ſehr nachdenkliches Intereſſe erregen. Allem Anſcheine nach möchte die Natur ſich nicht allein für den Menſchen, ſondern auch für ſich ſelber ſo unvergleichlich ſchmücken. Millionen Blüthen entfalten ihre ſchönen, glänzenden Kelche, ohne daß ein menſchliches Auge ſie je erblickt, ſie blühen dem verſengenden Strahle der Sonne, dem Abendthau, den funkelnden Sternen, dem Monde, deſſen ſanftes Licht ihre Färbung ſo zauberhaft hervorhebt. Tauſend vielfarbige, zierliche Schmetterlinge, tauſend bunt gefiederte, prachtvolle Vögel erreicht nie ein menſchlicher Blick. Sind ſie erſchaffen, die Seligen zu erfreuen, welche auf dieſe Erde zurückblicken? Oder empfindet vielleicht auch der Vogel, das Inſekt die eigene Schönheit und beglückt dadurch, was ihn umgibt und zu ihm gehört? In dieſer Harmonie, dieſer Ueberfülle der ſchöpferiſchen Allmacht liegt Anbetungswürdiges. Wie unermeßlich über irdiſches Beſtreben erhaben, welches nur zur Schau ſtellt, wo Bewunderung im Gebiete des Möglichen liegt! Wie leicht entdeckt man bei menſchlichem Wirken da Vernachläſſigung, wo das Auge der Beachtung nicht hinzudringen pflegt! Auf gewöhnlich unbeſuchten Gartenpfaden ſproſſen Gräſer empor, und die nicht der allgemeinen Beſichtigung zugänglichen Räume der Häuſer werden weniger zierlich, ja zum öſteren weniger reinlich gehalten. Wie groß dagegen die Natur! Wir betreten eine Einöde, und zögern, die Blumen zu vernichten, welche überall zu unſern Füßen emporſproſſen; wir blicken umher und betrachten entzückt den herrlichen Baum, der ſeine Blüthen ſo ſorglos entfaltet, als ob eine Welt ſie bewundern werde, indeſſen vielleicht während ſeiner Dauer ein günſtiger Zufall nur einmal ein menſchliches Auge darauf lenkte.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Waidwerk.

(Fortſetzung.)

Da es nicht in unſerem Plane liegen kann, einen Leitfaden für Jagdliebhaber auszuſpinnen, ſo übergehen wir die verſchiedenen einzelnen Zweige der niedern Jagd, vom Erlegen des Rehes an bis zum Ueberliſten des Fuchſes und dem Schießen der über den Spiegel ſchwirrenden Lerche, und ſchweigen von allen Kunſtſtückchen, deren der ſchlaue Waidmann ſich dabei bedient; nur eines, was

unſeres Wiſſens die eigenthümliche Erfindung eines unſerer erſten Jäger iſt, ſey hier anzuführen vergönnt. Wenn er im freien Felde eine Schaar wilder Gänſe antrifft, die bekanntlich ſehr ſcheu und vorſichtig ſind, ſo umreitet der Jäger, die Piſtole in der Hand, ſie in weitem Kreis, der immer enger und enger wird, wobei er ſich jedoch hütet, ſein Geſicht oder den Kopf des Pferdes ihnen zuzukehren; ſo werden die Vögel, welche überhaupt vor einem Roß keine Scheu hegen, mit der Erſcheinung vertraut, haben der allmähligen Annäherung nicht Acht und laſſen oft bis auf zwanzig Schritt den Schützen ankommen, der nicht eher ſeine Waffe zu erheben pflegt, als bis ſie aufſtehen, worauf dann die Kugel ihr Opfer ereilt.

Wie jezt der Federſchütz unſerer Tage das Gefieder aus der Luft holt, da *warf* ſonſt der Waidmann den adligen Vogel, den Falken, Sperber oder Habicht. Der Falke, als der vornehmſte, hat dieſer Jagd den Namen verliehen, ſo wie allem, was damit zuſammenhängt. Die Falknerei iſt eine uralte Kunſt und war das prächtigſte Waidwerk des Mittelalters, denn Ankauf, Wartung, Bedienung und Schmuck der edlen Vögel waren ſtets ſehr koſtſpielig und ausgeſucht und die feierlichen Jagden von großem Aufwand begleitet. Wir beſitzen noch ausführliche Werke über Falknerei aus verſchiedenen Zeiträumen, und zahlreiche Schilderungen, ſo daß wir im Stande wären, uns ganz gut darüber zu unterrichten und bald die allenfallſigen Lücken durch eigene Erfahrungen auszufüllen. — Wie der Kaiſer ſich den geräumigen Falkenhof erbaute, worin eine Schaar von Falkeniren die Stoßvögel hegte, wartete, zähmte und abrichtete, ſo ſuchte der ärmſte Junker wenigſtens einen Sperber zu beſitzen, den er auf der behandſchuhten Fauſt trage, und mehr als einmal gaben Domherren Aergerniß, indem ſie mit ihren Vögeln in der Kirche erſchienen.

Das Zähmen der Falken geſchah durch Wiegen und Wachhalten, das drei Tage und Nächte hinter einander fortgeſezt und etwa von Halbjahr zu Halbjahr wiederholt wurde, das Abrichten des gezähmten Vogels auf dem Felde draußen. Bei der Jagd waren die Jäger gewöhnlich zu Roß, hielten den (vermöge einer Kappe) *geblendeten* Falken an Riemen (Feſſeln genannt) auf der Fauſt und nahmen ihm die Kappe erſt ab, wenn ſie ein Wild wahrnahmen, auf das ſie ihn zu laſſen gedachten; ſobald ſie nun bemerkten, daß der Falke die Beute ſah, lösten ſie die Feſſeln und ließen ihn ſteigen, d. h. ſie warfen ihn. — Nun ſtrebte der Falk das Wild zu überfliegen, um von oben darauf zu ſtoßen, und dieſes ſuchte hingegen alſobald ihm auszuweichen; hier galt es, daß die Jäger beide nicht aus den Augen ließen, oder, wenn der Falk zu hoch ſtieg, um noch geſehen zu werden, auf den Schall der Rollſchellen an ſeinen Fängen horchten und ſchnell nacheilten.

Die anziehendſte Jagd dieſer Art war auf den Reiher, der in weiten Kreiſen, höher und höher ſteigend, dem Verfolger auswich, bis dieſer endlich die Höhe gewann und herabſtieß, aber dann nicht immer des Sieges gewiß war; denn der Reiher legte den Kopf auf den Rücken, ſtreckte den Schnabel in die Höhe, ſo daß ſich oft der Falk darauf ſpießte, oder, wenn dies nicht erfolgte, ſich doch ein heftiger Kampf entſpann, wobei ſie beide der Erde immer näher kamen, und mithin den Zuſchauern, wenn dieſe flink und erfahren genug waren, ſie im Auge zu behalten und ihnen zu folgen. Da galt es, wacker zu reiten, und auf ſolcher Jagd war es, wo die burgundiſche Maria, mitten unter ihrem prächtigen Hofſtaat niederſtürzend, den Fall that, der ihr das junge Leben koſtete. Das heutige Geſchlecht weiß von der Falknerei kaum etwas mehr als den Namen, und noch läßt ſich der Waidmann erwarten, der beſtimmt iſt, die adelige Kunſt wieder zu erwecken, welche einſt nicht minder, denn Friedrich der Rothbart, auch der große und ritterliche Saladin übte und liebte, und die vom eiſigen Island bis an Perſiens fernſte Grenzen bekannt war.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Fortſetzung.)

Der Elephant. Die Grenzſperre. Strafſyſtem.

Kaum war Advinent mit ſeiner Menagerie weg, ſo kam eine Elephantin, die ihr Führer für die berühmte Mamſell Dick ausgab, die vor einigen Jahren in Franconi's Cirkus zu Paris ſo viel Wunderdinge gethan und ſogar in einem Drama handelnd mitgeſpielt hatte. Sie war es aber nicht, die „gewichtige Künſtlerin,“ ſondern eine andere, ganz gewöhnliche, ziemlich alte Perſon ihrer Art, die zwar einige der gewöhnlichen Fertigkeiten beſaß, aber wahrſcheinlich irgend einen geheimen Kummer hatte, ſo daß ſie manchmal ſichtlich übler Laune war. In ſolcher Stimmung, zudem in einem Augenblick, wo der Cornak nicht zugegen war, trat ein junger Mann nahe zu ihr, hob ihre dicken Lippen auf und verſuchte ihr in den Mund zu ſehen. Eine ſolche Vertraulichkeit muß der Mamſell zu ſtark geſchienen haben, denn wie Brunehild Günther'n, ſo hob ſie den Forſcher auf, ſchlang den Rüſſel um ſeinen Leib, drückte ihn zuſammen und hob ſchon einen ihrer plumpen Füße auf, um ihn darunter zu thun und ihn dann auf Elephantenart zu bearbeiten. Auf den Schrei der Andern, denn dem jungen Mann war bereits die Stimme ausgegangen, eilte der Cornak herbei, und auf ſeinen Zuruf ließ ſie den armen Menſchen los, der bewußtlos nach Haus geführt wurde. Glücklicherweiſe hatte ſie ihn an der Bruſt und den obern Rippen umſchlungen und gedrückt; zwar war ihm gleich der Athem ausgegangen und das Blut aus Mund und Naſe geſtrömt, aber bis zur gänzlichen Erſtickung war es doch nicht gekommen, und nach vierzehn Tagen konnte er wieder ausgehen. Unſere

Polizei aber verbot den Zugang zu dem Elephanten, den der Cornak für halb wüthend erklärte und keinerlei Verantwortung ſeinetwegen übernehmen wollte. Er rieth ſelbſt dazu, ihn zu tödten; da man aber ſchon vor mehreren Jahren einen Elephanten mit Kanonenkugeln im Feſtungsgraben getödtet hatte, der auch der Wuth nahe ſeyn ſollte, worüber hernach bedeutende Zweifel erhoben wurden, ſo wollte man nicht gleich wieder zum Aeußerſten ſchreiten, ſondern es wurde beſchloſſen, das Thier für's Erſte in einen Feſtungsgraben zu führen, es da einzuſchließen und zu beobachten. Dies geſchah. Als Alles für die Aufnahme der Mamſell von 125 Jahren bereit war — denn man hatte ihr gegen Regen, Wind und Wetter einen Bretterverſchlag gemacht — ſagte der ungalante Cornak zu ihr: viens! und gleich ſezte ſie ſich in Bewegung und folgte ihm durch die Stadt in den Feſtungsgraben. Kaum war ſie darin, ſo kamen ein Duzend Sappeurs herbei und ſtachen hinter ihr einen ziemlichen Graben aus, breit und tief genug, um ihr das Entkommen unmöglich zu machen. Im Anfang gefiel ihr das Arbeiten der Leute, und ſie fand beſonders an denen Behagen, die Montur trugen; ſie ſah ihnen mit ihren klugen Augen lange zu, nahm oft einen Rüſſel voll von der friſch aufgeſchaufelten Erde und warf ſie ihnen auf den Pelz; beſonders liebäugelte ſie mit einem, der eine neue, ſtark mit Roth ausgeſchlagene Polizeimütze hatte; ſpäter mochte ihr aber doch der Gedanke kommen, der Graben werde gezogen, um ſie einzuſperren; ſie ward übler Laune, ging in ihren Verſchlag und fing an die Bretter loszubrechen und die Pfähle auszureißen. Es war merkwürdig zu ſehen, mit welcher Geſchicklichkeit ſie ſich dabei benahm, und wie ihr mit den Rieſenkräften ihres Rüſſels und ihrer Beine Alles leicht von Statten ging. In einer halben Stunde lag die ganze Hütte zu Boden, und ſie wendete ſich, nach vergeblichen Verſuchen, auf der entgegengeſezten Seite zu entkommen, wieder zu den Sappeurs und ihrem Graben, der indeſſen viel breiter und tiefer geworden war. Es ſchien ihr nun die höchſte Zeit, wieder nach Hauſe zu gehen, denn ſie mochte das Ganze nur für einen Spaziergang halten; ſie verſuchte daher auf eine oder die andere Weiſe über den Graben zu kommen, und bei einem Verſuch wich die lockere Erde unter ihren Füßen und ſie rutſchte hinein. Wir erſchraken Alle darüber, denn wir wußten nicht recht, wie man ihr wieder heraushelfen ſollte. Sie aber reckte den Rüſſel aus dem Graben, arbeitete mit deſſen Haken in die Erde, hielt ſich da feſt und rutſchte dann auf den Knien hinauf wie ein kleiner Bube. Dies Alles ging mit großer Leichtigkeit von Statten. Seitdem lebt ſie im Stadtgraben, und nimmt ſich da beſſer aus als die Bären in Bern. Man hat ihr für die kühlen Nächte eine neue, ſtärkere Hütte gebaut, und ſie iſt gleichſam das Adoptivkind der Stadt geworden, die Zierde eines unſerer ſchönſten Spaziergänge, der Tranchées, wo ſie in ihrem geräumigen Graben nach Belieben herumgeht, ſich mit Aepfeln, Orangen, Semmeln und kleinen Kuchen werfen läßt, und bei guter Laune gar komiſche Dinge vornimmt. So hatten ihr die Buben vor einigen Tagen einen alten Frauenzimmerhut hinuntergeworfen; lange amüſirte ſie ſich mit dem Ding, kehrte und warf es hin und her, und ſezte es ſich endlich auf den Kopf zwiſchen die zwei großen Höcker. Es iſt ſelten bei uns, einen Elephanten ſo gut, von allen Seiten und in allen Stellungen zu ſehen, da ſie in ihren Verſchlägen dem Zuſchauer gewöhnlich zu nahe ſtehen und ſich nicht frei bewegen können, ihrer Natur, Stimmung und Laune gemäß. Sie begreifen, was das für ein Feſt iſt für unſere liebe Jugend, ja in Genfs Schulannalen ſpielt der Elephant eine große Rolle; denn ſeit ihn die Buben und Mädchen täglich und ſtündlich unentgeldlich ſehen können, wollen ſie nicht mehr ſo lange bei ihren Lektionen ſizen, wie ſonſt, und die Schulregenten hört man jezt immer von der guten vorelephantiſchen Zeit reden.

So fehlt es uns in Genf nie an luſtiger Aufregung. Vor einigen Monaten war es der blocus hermétique des Hauſes Thiers u. Comp., der allerdings bei unſerer vielfachen Geſchäfts-, Familien- und Geſellſchaftsberührung mit Frankreich viel Unangenehmes hatte, aber auch eine Menge komiſcher Scenen herbeiführte. Viele gingen eigens nach Ferney, um ſich von den dort aufgeſtellten Gendarmen zurückweiſen zu laſſen, und dies in der Folge Kindern und Kindeskindern erzählen zu können, die es kaum glauben werden. An einem Sonntag Morgen erſcheint ein Mann, von Genf kommend, bei dem Gendarmenpoſten in Ferney. „Monsieur,“ heißt es da, „l'on ne passe pas.“ — „Mais il faut bien que je passe, l'on m'attend à l'église.“ — „Monsieur, je suis faché, mais vous ne passerez pas.“ — „Mais je dois prêcher à l'église protestante.“ — „L'on saura se passer de vous.“ — „C'est impossible car, je vous le repète, je dois y prêcher.“ — „C'est égal, vous ne passerez pas.“ Der junge Geiſtliche war eben im Begriff umzukehren, als ein proteſtantiſcher Einwohner von Ferney ihn ſah und hinzutrat, um den Gendarmen aufzuklären. „Ah, Monsieur est le prédicateur?“ ſagte dieſer; „que ne le disiez vous pas tout de suite? passez, s'il vous plait.“ Der gute Mann wußte nicht, daß prêcher und prédicateur Einerlei ſey. Aehnliche kraſſe Unwiſſenheit findet man noch ziemlich häufig bei den Franzoſen; dies vergißt man jedoch gern, wenn man den offenen Geiſt, die ſchnelle, klare Auffaſſung und den beſtimmten Ausdruck beobachtet, der auch Unwiſſenden in unſerer Gegend eigen iſt, und der die Franzoſen zum erſten Geſellſchaftsvolk der Erde macht. — Aber nicht alle Blocusgeſchichten waren ſo luſtig. Wir ſahen auch eine Mutter, die nach Paris eilte, um dort ihren todtkranken Sohn zu ſehen und zu pflegen. Sie wurde an der Grenze zurückgewieſen, und alle Verwendungen der hieſigen Behörden für ſie halfen nichts: ſie mußte in Verzweiflung zurückbleiben und überdies die Nachricht erhalten, daß ihr Sohn gerade an dem Tag und in der Zeit voll Sehnſucht nach ſeiner Mutter ſtarb, wo ſie bei ihm in Paris angekommen wäre. — Während man ſo unmenſchlich gegen uns verfuhr, war Gaſparin, der Kabinetschef des franzöſiſchen Miniſters des Innern, hier, um unſer Strafarbeitshaus kennen zu lernen und genaue Erkundigung über alle Verhältniſſe und Erfahrungen deſſelben einzuziehen, weil die franzöſiſche Regierung ſtark damit umgeht, das Straf- und Bußſyſtem, das einzig richtige, menſchliche, ſtatt des Bagnoſyſtems in Frankreich einzuführen. Um in Allem klar zu ſehen und das im Sinn und Zweck Analoge, aber im Einzelnen der Ausführung Verſchiedene mit einander zu vergleichen, ging Gaſparin auch nach Lauſanne und beſchäftigte ſich da mit der Prüfung des Strafarbeitshauſes, einer trefflichen Anſtalt, von der das Morgenblatt ſchon vor einigen Jahren ausführlich geſprochen hat. Die Reſultate beider Häuſer für wahre Beſſerung der Sträflinge ſind merkwürdig und erfreuend, immer aber würde ich das Genfer vorziehen, weil hier die durch das ſtrengſte Schweigen peinlicher werdende Lage der Sträflinge tiefer und dauernder in ihre Gemüther eingreift und Recidivfälle zu großen Seltenheiten macht, die in Lauſanne ziemlich oft vorkommen.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 143.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 16. Juni 1837.

— Divitibus contingunt gaudia solis?
Horat.

Das Waidwerk.

(Beſchluß.)

Wo das Werk des Jagens und Erlegens aufhört, beginnt das Fangen in Netzen und Schlingen, das oft ſehr einträglich und nützlich, aber nur auf eine Weiſe edel iſt, ſeit Kaiſer Heinrich der Finkler aus den Händen der abgeordneten Reichsfürſten die Krone auf dem Vogelherde im Wald nahm. Faſt ſcheint es, als habe diesmal die Poeſie allein die Beſchäftigung geadelt, denn ſie verleiht dem Aufenthalt in der einſamen, traulichen, von grünen Reiſern verſteckten Hütte den hauptſächlichſten Reiz. Draußen rauſchen die Wipfel der grünen Bäume, pfeifen, ſchmettern und ſingen die Lockvögel in verborgenen Käfigen oder mit geſtuzten Flügeln, drinnen in dem engen, aber zierlich geſchmückten Kämmerlein, das etwa acht Schuh lang und breit iſt, lauert hinter dem grünen Flor des Schiebfenſters der Vogelſteller, bis ein Flug auf den Herd fällt, gelockt von dem Lied der gezähmten Sänger und von der geſtreuten Atzung; nun zieht der Lauſcher die Schnur und das Schlagnetz klappt in die Höhe. — Die poetiſchen Zauber ſolchen Aufenthalts bilden den ebenbürtigen Gegenſatz zu den andern mehr ritterlichen Arten des Waidwerks, ſey es, daß im Kämmerlein eine Geſellſchaft ſich dränge, ſey es, daß der Vogelſteller wachen Träumen ſich hingebe, daß ein Ulrich von Lichtenſtein hier Minnelieder ſinne, oder daß verſchwiegene Liebe von der Welt ſich ſondere.

Der Fiſchfang mit der Angel hat einige Analogie mit dem Vogelſtellen, ſcheint aber dennoch die allerlezte Abſtufung des Waidwerks und eines edlen Jägers kaum würdig zu ſeyn. Da jedoch das Angeln eine aus England zu uns verirrte Mode iſt, und der brittiſchen Abkunft wegen für vornehm gilt, ſo glaubten wir es nicht gänzlich mit Stillſchweigen übergehen zu dürfen. — Der berühmteſte Angler der früheren Zeit war Iſaak Walton, deſſen Haus noch zu London gezeigt wird. Er war ſeines Gewerbes ein Kaufmann und hinterließ ein ſchätzbares Werk über das Angeln, das für einen gemüthlichen Bürger von ſtillen, nüchternen Gewohnheiten allerdings eine geziemende Erholung abgibt, welche nicht leicht im Stande iſt, ſeine Stellung zu gefährden; denn obſchon es im Sprichwort heißt: „Fiſche fangen und Vögel ſtellen, verdirbt gar manchen jungen Geſellen,“ ſo iſt dieſes dahin zu verſtehen, daß dieſe Beſchäftigungen oft der Jugend Anlaß und Vorwand zum Müſſiggang geben, aber nicht an und für ſich unzuläſſig ſind.

Somit glauben wir, die Abhandlung vom Waidwerk ſchließen zu können, das wir in ſeinem ganzen Umfang betrachtet haben, inſofern nämlich unſer Zweck es zu

erheiſchen ſchien; und es mag hier der Platz ſeyn, zum Schluß noch einen Blick auf diejenigen zu werfen, welche mit Unrecht dem angeborenen Jagdtriebe ſich hingeben, der nicht minder im Bauern lebt als im Fürſten und Edelmann, nur mit der verſchiedenen Wirkung, daß er dieſe ehrt und ſchmückt, jene in's Verderben lockt.

Das Verhältniß der heutigen Wildſchützen iſt gewiß ganz anders aufzufaſſen, als es diejenigen thun, welche von ihren Schreibſtuben aus das Erlegen des Wildes als ein allgemeines Menſchenrecht vertheidigen, das unverjährbar ſey gegen das hiſtoriſche Recht, wobei ſie nicht bedenken, welch gefährliches Geſchenk durch die Zurückgewinnung dieſes ſogenannten Menſchenrechts ſie dem Landmann machen wollen, deſſen Wohlſeyn ſie, die Weltbeglücker, doch vor allen Dingen im Auge behalten ſollten, ſtatt ihm das ſchimmernde Neſſuskleid über die Schultern zu werfen. — Wenn ſchon, leider nur allzuoft, der jagdberechtigte Bürger ſich hinreißen läßt, ſein Gewerb zu vernachläſſigen, wie viel mehr der Wildſchütz, dem Haus und Hof gleichgültig werden, den dabei die geringe Gefahr, der er ſich ausſezt, frech macht, und der Gewinn, den er zu Zeiten erringt, zu Verſchwendung und Uebermaß reizt; denn ſeit die Leidenſchaft ihn ſeinem Herd entfrembete, ſind der Wald und das Wirthshaus ihm zur Heimath geworden, das Zechen ſeine Luſt, das Spiel ſein Lebenszweck. So bringt er in der Ausübung ſeines unveräußerlichen Menſchenrechts ſich mit Weib und Kind an den Bettelſtab, und es iſt kein Wunder, wenn er, den ſein wüſtes Leben unbändig macht, in der Verzweiflung den Kopf verwirkt, wenn auch nicht verliert. Die Nachſicht des Geſetzes aber trägt nicht wenig dazu bei, die niedere Claſſe zu Wildfrevlern zu erziehen, und wenn wir größere Strenge empfehlen, ſo geſchieht dies weniger in der Meinung, ein ariſtokratiſches Vorrecht zu vertheidigen, obwohl Mancher dies für unſere eigentliche Abſicht zu erklären nicht ermangeln wird, als vielmehr im Intereſſe der ganzen bürgerlichen Geſellſchaft, darinnen jeglicher in ſeiner Bahn bleiben ſoll, ohne gewaltſam abzuweichen.

Wir hoffen hiemit für Leſer, die uns nicht etwa mit Gewalt mißverſtehen wollen, unſere Darſtellung zwar nicht völlig entwickelt, aber doch in ihren Hauptbeziehungen zur Anſchauung gebracht zu haben, und werden uns glücklich ſchätzen, wenn es uns gelang, auch nur einem von denen, welche wir meinen, zum Herzen geſprochen zu haben.

Schloſs Hochdorf.

(Fortſetzung.)

Glenorvan drehte den Kopf zu ſeinem Freunde zurück. „Vortrefflich, Alles, was Sie ſagen, obwohl es von der wünſchenswerthen Hauptſache gänzlich ableitet. Brechen Sie endlich Ihr geheimnißvolles Schweigen, erzählen Sie mir von den Schätzen dieſer Wüſte. Blüht hier die Blume, welche nur der Mondſtrahl küßt, der Abendhauch erfriſcht? Sind wir die erſten glücklichen Sterblichen, welche in dieſe Abgeſchiedenheit eindringen?“ Der Befragte bekämpfte mühſam ein Lächeln und entgegnete achſelzuckend: „Wenn ich Ihnen nicht ſo von Herzen gut wäre, wenn ich nicht auch zu Ihren Schwächen mich unbegreiflicherweiſe hingezogen fühlte, ſo würde Ihr Abſpringen von jeder ernſten Betrachtung mich längſt zurückgeſtoßen haben. Immer und immer ſind es Frauen, auf welche Sie Ihr einziges Augenmerk richten.“

Glenorvan lachte: „Nicht ſo ſehr, als Sie denken, lieber Freund; wäre es aber auch, ſo müßten Sie, als Naturfreund, das begreiflich finden. Sie entlehnen Ihre Gleichniſſe von den Blüthen der Einöde, für mich dagegen ſind reizende Frauen die lieblichſten Kinder der Wüſte. Uebrigens muß ich doch bemerken, daß ich immer, ſeltene Ausnahmen abgerechnet, den Umgang intereſſanter Männer jeder Unterhaltung mit Weibern weit vorgezogen. Zu ſolcher Bevorzugung iſt indeſſen leider wenig Anlaß vorhanden, denn unſer Geſchlecht iſt im Ganzen, und glorreicher Ausnahmen nicht zu gedenken, herzlich langweilig, und wo es mir ſo erſcheint, wende ich mich ausſchließlich den Frauen zu, bei denen man, ſelbſt bei geringen Verdienſten, viel gelten kann, was auch als Vorzug zu betrachten.“

Waldorf, Glenorvans Begleiter, erwiderte ſchalkhaft: „Leider, das eben iſt Ihr Verderben: die Damen verziehen und verwöhnen Sie und mögen das Ende verantworten.“ — „Glauben Sie mir, darum werden ſie ſich wenig kümmern; Frauen gleichen den reizenden Ephemeren und erheben, unbeſorgt um die Dauer ihrer Exiſtenz, ſich ſelten mit ihren Betrachtungen über den Augenblick hinweg. Die Verantwortung deſſen, was etwa aus mir werden möchte, werde ich wohl ſelber übernehmen müſſen. Doch die Zeit verfliegt völlig nutzlos; ſoll ich, ſo nahe dem Ziel, wirklich nicht erfahren, wen ich antreffen werde?“ — „Zwei reizende Mädchen, wie ich es Ihnen verhieß. Die Eine, und Ihr Scharfſinn mag ausfinden, welche es iſt, hat mich einſt unwiderſtehlich gefeſſelt, und dieſes Einſt bezieht ſich auf eine ziemlich nahe Vergangenheit. Ich habe dieſe Neigung bekämpft, aber ein Widerhaken der lieblichſten Verleitung liegt in meiner Bruſt und wird dort ruhen, denke ich, bis kein Schmerz und kein Glück ſie mehr bewegt. Sie müſſen dieſes holde Weſen ſehen, um Alles begreiflich zu finden. Sie iſt gefallſüchtig, wenn Sie wollen, aber es iſt das ſüßeſte, natürlichſte Sehnen nach Beifall, welches mir jemals vorgekommen; es gibt keine Erklärung dafür. Sie wollte mir gefallen, und ich, der ich ſo gar leicht nicht zu feſſeln bin, wurde ihr Sklave,

ſo ſehr ſie es nur wünſchen mochte; auch ich gefiel ihr, aber es war ein flüchtiges Wohlgefallen, leicht verwiſcht, wie ſchnell entſtanden. Während dieſer kurzen Zeit, die Tage ließen ſich zählen, war ich unendlich beglückt. Kein Wort von Neigung kam über unſere Lippen, und doch — kaum weiß ich, ob Sterbliche ſolcher Seligkeit würdig ſind; ich wenigſtens mußte es wohl nicht ſeyn, denn mein Glück floh dahin wie ein Traum, deſſen Anfang, deſſen Ende gleich unbegreiflich bleiben. Ein einziger Blick in ihre ſchönen Augen ſagte mir, daß mein Bild ſich nicht mehr darin abſpiegele; ich war beſonnen genug, nicht erwerben, erzwingen zu wollen, was eine Himmelsgabe iſt und nicht erworben, nicht erfleht werden kann.“ — „Und ſie bezeigte Ihnen niemals wieder gleiche Gunſt?“ — „Nie, eine ſolche Rückkehr hätte überdacht ſeyn müſſen, und ihre Huld war unüberlegt, unwillkührlich, und eben deßhalb unſchätzbar.“ — „Und nun führen Sie mich gleichem Verderben entgegen? Oder wünſchen Sie vielleicht, durch mich gerächt zu werden?“

Waldorf lächelte: „Dieſe Frage macht Ihrer Beſcheidenheit Ehre, indeſſen bin ich immer der Meinung geweſen, jeder müſſe Verfechter ſeiner eigenen Angelegenheiten ſeyn; hätte ich mich rächen wollen, wer weiß, ob mir die Mittel dazu gefehlt haben würden? Kein Gedanke an Zürnen iſt mir je in den Sinn gekommen, ich habe dieſes liebliche, vielleicht Manchem unerklärliche Räthſel vollkommen begriffen und es ſo unausſprechlich geliebt, daß dieſe Neigung mich weit über die gewöhnlichen Leidenſchaften der Abgunſt, des Nachtragens, des Mißwollens hinweg gehoben hat. Von Vergebung, von Rache kann gar keine Rede ſeyn, wo nie Unwillen Statt fand.“ — „Ich geſtehe Ihnen, daß ich zu ſolcher Höhe mich nicht emporſchwingen kann. Hätte ſie mir entſchiedene Vorliebe gezeigt und ohne Grund wieder entzogen, ich würde Alles daran geſezt haben, dieſe Neigung wieder zu erlangen, um ſie dann mit Kälte zu verlaſſen. Dieſe Befriedigung meines Stolzes würde ich mir nie haben verſagen können. Ich laſſe nicht mit mir ſpielen.“ — „Und haben nie mit der Ruhe Anderer geſpielt?“

Unmuthig wendete Glenorvan ſich ab; bei lebhaften Gemüthserregungen pflegten ſeine Augen ſich wie in ſich zurückzuziehen, wobei dann ihr Stern einen ſtechenden Ausdruck annahm: ſo auch jezt; er ſeufzte leiſe und entgegnete: „Ihnen halte ich Vieles zu Gute, auch ſolche Fragen, die leicht auszuſprechen, aber ſchwer zu beantworten ſind. Wer kann, wer mag in einer einzigen Erwiderung Rechenſchaft über ein ganzes Leben ablegen? Zugeſtanden, daß ich in ſolcher Beziehung mich nicht ganz frei fühle, würden Sie deßhalb im Stande ſeyn, die tauſend Fäden zu entwirren, welche ein armes Menſchenherz umſpinnen, und nicht immer aus dem Labyrinthe, ſondern oft tief, tief in daſſelbe hineinführen? Wenige fehlen im Leben aus Vorſatz, wie es denn überhaupt nicht viel vereinzeltes Handeln gibt; die Verkettung der Umſtände, das Herbeiführen derſelben liegt nur nicht jedem Blicke klar vor. Wo iſt der gewandte Schwimmer, welcher, fortgeriſſen im Strudel, demſelben augenblicklich zu entkommen vermag? Halb gezwungen, halb im Vertrauen auf eigene Kraft, läßt er ſich treiben, weiter und immer weiter, und es wird zum Umlenken zu ſpät und die Wellen ſchlagen über ihm zuſammen.“ — „Sie ſind ein Sophiſt, aber ein liebenswürdiger, und man ſollte Ihnen, um ihres Beſten willen, niemals geſtatten, ihr eigener Anwalt zu ſeyn. — Der Herr des Hauſes iſt Ihnen bekannt, Sie wiſſen, daß er ein achtungswerther, feiner, aber ziemlich beſchränkter Mann iſt; vielleicht aber mögen Sie nicht ahnen, wie ſehr er den Ultraariſtokraten beizuzählen ſey. Aehnliches Hängen an Adel, Titel und Formen hat mir vor der Bekanntſchaft mit ihm nur als unverbürgte Legende vorgeſchwebt. Schon Ihr Name würde Ihnen, wenn auch andere Gründe nicht vorlägen, die beſte Aufnahme ſichern, welche gleichwohl auch mir zu Theil werden wird, dem ähnliche Vorzüge fehlen; denn wahre Vornehmheit gefällt ſich darin, tiefer geſtellten Perſonen in geſelliger Beziehung mit Auszeichnung zu begegnen. Eine Hausfrau finden Sie leider nicht, der Baron iſt Wittwer, und in ſeinem vortrefflich eingerichteten Hauſe auf’s Vollſtändigſte den Wirth machend, geſtattet er ſeinen Töchtern nur ſo viel Antheil daran zu nehmen, als ſich mit ihrer Jugend und ſeinen Anſichten verträgt. Zu den kleinen Eigenheiten des Barons gehört das Begehren, ſeine Töchter nie anders als in den feinſten weißen Stoffen zu ſehen, und dieſe an ſich ganz einfache Gewohnheit hat auf mich unwiderſtehlichen Zauber geübt; ſo gewiß iſt es, daß jeder denkbare Begriff der Reinheit bei den Frauen auf entzückende Weiſe anzieht. — Lenken Sie in die Baumreihe zur Rechten, Glenorvan, in wenigen Augenblicken ſind wir am Ziel.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Fortſetzung.)

Die Lauſanner Cantine. Luftſchifferei.

Nicht bloß unſer Strafarbeitshaus übt Gerechtigkeit, ſelbſt die Elemente ſcheinen ſich dies vorgenommen zu haben. Sie wiſſen, bei dem Lauſanner Schützenfeſt im vorigen Sommer gehörte die große Cantine zu den Merkwürdigkeiten: ein großes, aus Balken und Brettern beſtehendes Gebäude, ohne ſtützende Säulen, wo nicht nur an dreitauſend Menſchen ſitzend zu Mittag eſſen, ſondern auch die Speiſen und

Getränke bequem um alle Tiſche herumgetragen werden konnten, und wo überdies noch die Rednerbühne, die Bänke für die Damen und zwei groſe Tribünen für die Muſik Platz fanden. Bei den Mittagsmahlen wurden in zahlreichen, kürzern und längern Toaſten Schmähungen ausgeſprochen gegen fremde Völker und Fürſten, ſelbſt die, denen die Schweiz viel verdankt, ferner die lächerlichſten Großſprechereien, Verheißungen und Drohungen, an denen freilich der reichlich fließende Ivorner Wein und die groſe Hitze bedeutenden Antheil hatten; kurz, das Gebäude mußte feſt ſeyn, denn es ſtand gegen all dieſen windigen Unfug. Im Vertrauen auf dieſe erprobte Solidität kaufte es ein Genfer nach dem Feſt, zerlegte und ſtellte es bei Genf wieder auf, wo es zum Luſtort dienen ſollte, für Eſſen und Trinken, Tanz und Muſik. Darüber waren aber unſere Genfer Luſtgeiſter unwillig, ſchickten einen ihrer tüchtigen, handfeſten Winde, und der warf das Feſthaus mit einem Ruck über den Haufen.

Es gibt bei uns Leute, die mit jenen Luftregionen vertraut ſind und Genaues darüber berichten können. So ließ ſich neulich ein Genfer Gelehrter, der viele Luſtfahrten mit wiſſenſchaftlichem Sinn gemacht hat, bei Gelegenheit der Greenſchen Excurſion von London nach Naſſau folgendermaßen vernehmen: „Von dem Augenblicke an, wo man im Ballon die Erde verläßt, bis zu der äußerſten Höhe, wo der Menſch noch in der Atmoſphäre athmen und leben kann, ergreift ihn eine Reihe der verſchiedenſten Empfindungen und Eindrücke. Der angenehmſte Moment iſt unſtreitig, wenn man die Erde verläßt, bis zur Höhe von ungefähr 1800′; denn in dieſem Raum fühlt man nur Angenehmes, und wird an die ſüßanmuthigen Träume erinnert, wo man fliegt und mit der Leichtigkeit einer Taube oder einer Schwalbe auf und ab in den Luſtſchichten ſchwebt; nun iſt der Traum zur Wahrheit geworden. Die Anſicht der Natur von oben hat zuerſt etwas ganz Bezauberndes. Je mehr ſich der Horizont entwickelt und erweitert, deſto beſtimmter zeigen die Flüſſe ihre Beugungen; immer mehr Städte, Dörfer und andere Wohnungen treten zwiſchen ihnen hervor, leicht werden Landſtraßen von geringern Wegen und dieſe von Fußpfaden unterſchieden, ja es iſt nicht ohne Intereſſe, ihre Verbindungen unter einander in einem flachen, bekannten Lande zu verfolgen, wie auf einer Landkarte. Erzeugniſſe und Früchte laſſen ſich noch gut unterſcheiden nach Farbe und Geſtaltung; denn in dieſer geringen Höhe ſieht ein Kornfeld noch ganz anders aus als eines mit Luzerner Klee, ein Wald anders als ein Weingarten. Ueber 1800′ werden die Gegenſtände auf einmal auffallend kleiner; die Menſchen ſehen ſchon aus wie Inſekten; die Atmoſphäre wird bedeutend kühler. Sind mehrere Perſonen in der Gondel, ſo beginnt nun das Sprechen; denn bisher band die Bewunderung und das Staunen über ſo viel Schönheit die Zungen. Es wird herüber und hinüber gefragt, man ſpricht ſich aus über neue Empfindungen und Gefühle. Die raſche Aufſteigung hebt den Ballon bald auf 5000′ oder 5600′; die Kälte nimmt zu und man hat oft Brauſen vor den Ohren; um ſich den Andern verſtändlich zu machen, muß ſchon mit Anſtrengung geſprochen werden; denn das Vehikel des Tons, die Luftdichtheit, hat bereits ſehr abgenommen. Die Ausdehnung des Waſſerſtoffgaſes im Ballon, welche ſchon mit dem Augenblick beginnt, wo man die Erde verläßt, nimmt immer mehr zu und macht es nöthig, das Ventil häufig zu öffnen, um es aus dem Ballon zu laſſen.

Mit 12,000′ Höhe wird die Kälte gewöhnlich ſehr ſtreng, auf der Erde aber zeigt ſich wenig mehr mit Beſtimmtheit, ſondern fließt zu confuſen Maſſen in einander. Die Landſtraßen ſehen aus wie kleine weiße Schnüre, groſe Ströme werden zu Goſſen; der Himmel iſt zwar rein und klar, aber ſein Blau geht ſchon ſehr in's Dunkle. Steigt man noch 6000′, alſo auf eine Höhe von 18,000′, ſo gewahrt man nur noch ſehr groſe Maſſen auf Erden; wird dann unten eine Kanone abgefeuert, ſo zittert das ganze Himmelsgewölbe und der Ballon in ihm. Werden auf dieſer Höhe Vögel losgelaſſen, ſo fallen ſie, oder können nur mit großer Mühe fliegen; denn ihre Flügel finden an der verdünnten Luft nicht Stütze genug. Mit 24,000′ gelangt man auf den lezten und höchſten Punkt, wo die meiſten Menſchen noch athmen und leben können, wo aber volle Einſamkeit und Iſolirung herrſcht. In dieſer Höhe kann man es jedoch meiſt nur wenige Minuten aushalten wegen der unerträglichen und ſcharfen Kälte, ſo wie bei der Schwere in allen Gliedern, die mit jedem Augenblick zunimmt. Die Stimme hört man nur noch mit großer Mühe und Anſtrengung, kleine Thiere ſterben. Alle Beobachtungen müſſen ſo ſchnell als möglich gemacht werden: denn es iſt da kein Bleibens, und der Ballon, der in dem unermeßlichen Raum der einzige ſichtbare Gegenſtand iſt, ſcheint ſeiner Zerſtörung nahe, ſo unbändig ſtrömt das Waſſerſtoffgas aus. Ueber dem Ballon in der Höhe des Luftkreiſes herrſcht tiefes Dunkel, und hier hört alles phyſiſche Leben auf.

Der Verluſt an Gas und oft ſeine Verdichtung durch die Kälte machen, daß der Ballon ſchnell ſinkt; die Luft wird bald wieder athembarer und weniger kalt; die bisher nur als eine grauliche, ungeſtalte Maſſe erſcheinende Erde wird in ihren Einzelnheiten wieder ſichtbar, ihre Theile, Formen und ſpäter auch ihre Erzeugniſſe treten von Neuem hervor; es iſt, als ſähe man das Leben aus der Erdoberfläche keimen und ſich immer mehr verbreiten, größer und mannichfacher werden. Bäume ſehen noch aus wie kleine, zarte Pflanzen; bald entwickeln ſich die Maſſen ganz und es treten Städte, Dörfer, Wälder und Wieſen deutlich hervor. Später werden auch Menſchen und Thiere ſichtbar und Töne bringen herauf. Ginge es ſo fort, ſo wäre der Ballon bald auf der Erde; aber der geſchickte Luftſchiffer weiß durch Auswerfen des Ballaſtes dieſen proſaiſchen Moment noch einige Zeit, manchmal noch eine Stunde lang zu verſchieben, um die Spitzen der Thürme, um die Baumgipfel und hohen Dächer zu flattern wie ein Rieſenſchmetterling, wo es dann ſehr unterhaltend iſt, den Allarm der Menſchen und beſonders der Thiere zu ſehen, die voll Angſt und Unruhe ſind, hin und her rennen, ſich mit den Ihrigen flüchten und verſtecken; denn ſie ergreift die Gegenwart eines wunderſamen, unbekannten Weſens, deſſen Geſtalt ſie mit Furcht und Schrecken erfüllt. Manchmal kann der Aeronaut ſelbſt wieder zu 1800′ bis 2000′ aufſteigen. Vom höchſten Intereſſe iſt es beſonders, wenn ſich bei ſeiner Aſcenſion unter ihm gerade ein Gewitter mit einer Menge von Erſcheinungen bildet, die nur wenig Menſchen ſehen und bewundern können. Die Bildung und Geſtaltung der Wolken, die mächtigen Proceſſe, die in ihnen vorgehen, und die der Aeronaut aus ſicherer, blauer Höhe beobachten kann, erfüllen das Gemüth wechſelnd mit Staunen, Bewunderung, Verehrung und Furcht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 144.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 17. Juni 1837.

Du ſiehſt mein Vaterhaus, ſo deutſcher Art,
Als ob's ein Engelpaar in luſt'ger Fahrt,
Wie einſt Lorettos Gnadenhaus, hieher
Gerad' vom Rhein getragen über's Meer.

A. Grün.

Die Deutschen in Nordamerika. *

Von Franz Grund.

Die Deutſchen und Holländer ſind alte Anſiedler in den Vereinigten Staaten und haben in gewiſſer Beziehung ein legitimes Recht auf den Boden. Die Holländer gründeten, wie bekannt, den Staat New-York und einen großen Theil von New-Jerſey, ehe die Kolonie, von den Engländern erobert, das Eigenthum des Herzogs von York wurde. Auch die Deutſchen waren unter den erſten Anſiedlern von Pennſylvanien, und unter den tugendhafteſten und gottesfürchtigſten Quäkern, welche William Penn ſelbſt durch ſeine Predigten zu ſeinem Glauben belehrt hatte. Sie gründeten die erſten Papier-, Leinwand- und Tuchfabriken in Amerika, und waren vom Anfang der Kolonie unter denen, welche am meiſten zu ihrem Wohlſtand und Fortkommen beitrugen. Germantown ward ganz von Deutſchen gebaut, noch vor der Gründung von Philadelphia, und Abkömmlinge dieſer Anſiedler oder neue Emigranten aus Deutſchland ſtehen jetzt an der Spitze der zahlreichen Fabriken jener Stadt.

Die Deutſchen kämpften mit den Anglo-Amerikanern in den früheſten Kriegen gegen die Indianerſtämme und unterſtützten ſie lebhaft in ihrem Kampfe für Freiheit und Unabhängigkeit. Die Deutſchen von Pennſylvanien errichteten unter ſich mehrere Regimenter Milizen, und theilten die Beſchwerlichkeiten des Waſhington'ſchen Heeres in dem langen Kriege der Revolution. Deutſche begleiteten den Helden in der ſchwärzeſten Nacht des amerikaniſchen Freiheitskrieges auf ſeinem Uebergang über den Delaware und erkämpften mit ihm den Sieg bei Trenton. Die Amerikaner waren überall von den Engländern geſchlagen und von ihren gefaßten Poſten verdrängt worden. Sie mußten alle ihre Vertheidigungslinien am North-River aufgeben und ſich nach Pennſylvanien flüchten; das Volk war hungrig und halb nackt und die reicheren Bürger fielen überall von der Republik ab und baten um Gnade bei den königlichen Generalen. Da entſchloß ſich Waſhington zum nächtlichen Ueberfall des engliſchen Lagers, und erkämpfte den vollkommenſten Sieg. Sein Wahlſpruch war: „die Nacht iſt am ſchwärzeſten vor Tagesanbruch.“

Die Frage bei den Deutſchen iſt nicht mehr, ob man ſie dulden ſoll, oder ob ſie Ausſicht auf Erfolg haben; ſie ſind Bürger, deren Arbeit bereits mit Erfolg gekrönt iſt.

* Aus dem in Kurzem in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung erſcheinenden Werke: Die Amerikaner in ihren ſocialen, moraliſchen und politiſchen Beziehungen, von Fr. Grund. Es iſt urſprünglich engliſch geſchrieben, aber der Verfaſſer, ein Deutſcher, hat die deutſche Ausgabe ſelbſt beſorgt und diejenigen Kapitel, welche für Deutſchland von beſonderem Intereſſe ſind, mit Zuſätzen verſehen.

Sie beſitzen bereits eine politiſche Macht; denn da ſie vom Anfange her dem Plan getreu blieben, beiſammen zu bleiben, ſo haben ſie ungeheure Landſtrecken unter ihren unmittelbaren Einfluß gebracht, und es gibt jezt ganze Dörfer und Flecken in den Staaten von Pennſylvanien und Ohio, und ſelbſt in dem von Illinois, wo die Einwohner keine andere Sprache ſprechen als deutſch. Ihre Macht gründet ſich auf den Beſitz des Bodens und die merkwürdige Uebereinſtimmung ihrer Gefühle und Neigungen. Es iſt in der That erfreulich, wenn man jene Deutſchen, welche ſeit Tacitus bis auf den heutigen Tag ſich zu keiner gleichförmigen Regierung vereinigen konnten, um das Panier der Freiſtaaten verſammelt ſieht, das ſie als ihren Führer und ihr Geſetz verehren. Auch iſt die Macht der Deutſchen nicht ſtationär, ſondern vermehrt ſich beſtändig, ſowohl durch ihre Zahl als ihr Beſitzthum. Tauſende von Deutſchen wandern jährlich nach den Vereinigten Staaten und kaufen ſich dort an oder erwerben Eigenthum durch anhaltende Thätigkeit. Die Deutſchen zerſtreuen ſich nicht, vermiſchen ſich nicht mit den Amerikanern, ſondern vermehren die Anſiedelungen ihrer bereits angeſiedelten Landsleute, oder laſſen ſich in ihrer Nachbarſchaft nieder. Sie ſind deßhalb ſchon im Anfange weniger von den Amerikanern als von ihren eigenen Brüdern abhängig, von denen ſie alle Mittel zu ihrem Lebensunterhalt beziehen. Ihre eigenen Landsleute übernehmen ihren Unterricht in den Geſetzen und Gebräuchen des Landes, und verweiſen ihnen als unbeugſame Demokraten Alles, was nicht mit dieſer ihrer Lieblingstheorie übereinſtimmt.

Dieſe Erſcheinung iſt Anfangs auffallend und in offenem Widerſpruch mit dem faſt patriarchaliſchen Leben der europäiſchen Deutſchen. Aber in Amerika haben die Deutſchen die freie Wahl ihrer politiſchen Principien, welche weder den Grundgeſetzen des Landes noch ſeiner Geſchichte und den hieraus entwickelten Sitten des Volks zuwider ſind. Es iſt in der That ein Hauptcharakterzug der Deutſchen, daß ſie nichts gegen, oder nur ohne ihre Ueberzeugung thun können. Sie ſind vielleicht das muthigſte Volk, wenn ſie ſich der Rechtlichkeit ihrer Geſinnungen bewußt geworden, aber auch gänzlich unfähig zu handeln, ehe ihr eigener Grundſatz als eine allgemeine Wahrheit anerkannt iſt. Ihre Stärke beruht auf ihrem Gewiſſen und nicht auf dem Grade der Exaltation, bis zu welchem ihre Leidenſchaften geſteigert werden können. Darum begann die Reformation in Deutſchland nicht mit einem Aufruf an die Nationalehre oder die Gewinnſucht des Volkes, ſondern mit der Verbreitung der Wahrheit in den Gemüthern. Sie war ganz intellektueller Natur, und in dieſem Sinne iſt ſie weiter vorgeſchritten als in irgend einem andern Lande. Aber zu offenen Ausbrüchen wird es bei den Deutſchen ſo wenig kommen als bei ihren ſächſiſchen Brüdern, den Engländern. Sie werden kein Gebäude zerſtören, ehe ſie ein anderes zu ihrer Wohnung eingerichtet haben, und wie ihre ſächſiſchen Brüder einen geſtickten Rock einem neuen vorziehen, der für ſie nicht paßt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Schloſs Hochdorf.

(Fortſetzung.)

Glenorvan folgte der angegebenen Richtung, legte dann ſeinem Pferde den Zügel nachläſſig auf den Hals und blickte betrachtend umher. „Es iſt mir vollkommen unbegreiflich,“ äußerte er, „wie man ſo viel augenſcheinliche Sorgfalt einem ſo öden Strich Landes hat zuwenden mögen. Jegliches, was ſonſt in verſchwenderiſcher Fülle der Kunſt zu Hülfe kommt, hat hier als erſtes Grundelement erſt geſchaffen werden müſſen. Solche Neigungen ſchlagen eigentlich in das Gebiet der Pädagogen, welche ſich mit beſonderer Vorliebe verwilderter Gemüther bemächtigen, um dieſe dem Zuſtand der geltenden Kultur anzupaſſen. Wie löblich ſolche Beſtrebungen auch ſeyn mögen, ewig wird das künſtlich Erworbene dem erſchaffenen Urbilde nachſtehen, und wir ſollen uns nur nicht etwa einbilden, daß eine Pflanzung eben deßhalb mit günſtigeren Augen angeſehen wird, weil wir ihr Gedeihen dem Boden, dem Klima, der Oertlichkeit abrangen. Im Gegentheil, ſolche Betrachtungen werden nur ein negatives Lob veranlaſſen, und es wird höchſtens heißen: für dieſe Gegend ganz artig. Ich gehöre nun einmal nicht zu den Beſcheidenen und würde darin ſchlechten Erſatz finden.“

Jezt lag das Wohnhaus dem Blicke vor: ein ſtattliches Gebäude, welches weder der alten noch auch der ganz neuen Zeit anzugehören ſchien; gegen jenes ſprach die geſchmackvolle Form, gegen lezteres die ſichtliche Tüchtigkeit des Baus. Hohe Baumreihen entzogen die Wirthſchaftsgebäude dem Auge; im innern Hofe befand ſich ein großer, von eiſernem Gitter umſchloſſener Raſen, auf welchem ſeltene Ziegen weideten. Vor dem Hauſe ſtanden die Diener, zum Empfange der Gäſte bereit, an ihrer Spitze der Kammerdiener, ein alter Mann mit gepudertem Haar und dem freundlich-höflichen Ausdruck, welchen man bei den Veteranen dieſer Claſſe in vornehmen Häuſern noch anzutreffen pflegt. Der Baron befand ſich auf der Mitte der Treppe; ſeine etwas gedrungene Geſtalt, ſein edel geformtes, aber vollkommen ruhiges Antlitz paßten vortrefflich zu dem Ausdruck von Würde, der ihn nie verließ. Der Empfang war ſehr höflich, und Glenorvan

betrachtete, ein Kenner ſolcher Dinge, im flüchtigen Ueberblick die prächtige und doch angemeſſene Verzierung der Vorhalle und des Zimmers, wohin ſie geführt wurden. Nach den erſten Begrüßungen wies man den jungen Fremden ihre Gemächer an, wo ſie, welche der Ruhe und Erfriſchung bedürftig waren, zu verweilen vorzogen, bis Lord Glenorvans Wagen mit ihrem Gepäcke angekommen ſeyn werde.

In ſeinem Zimmer warf Glenorvan ſich nachläſſig auf einen Divan, den Kopf zurückgelehnt, und betrachtete aufmerkſam die ihn umgebenden Gegenſtände. Die Wände waren mit lichtblauem Damaſt bezogen, durch vergoldete Leiſten abgetheilt, die Malerei in Weiß gehalten. In einer von Säulen getragenen Vertiefung befand ſich das Bett mit Umhängen gleich der Wandbekleidung; alle Ueberzüge und Vorhänge waren von gleichem Stoff, die Möbeln zum Ganzen paſſend, nicht ohne Schnitzwerk und reiche Vergoldung. Am längſten verweilten ſeine Blicke auf einer koſtbaren, mit Roſen gefüllten Vaſe; angenehme Vorſtellungen flogen durch ſeine Seele; von dieſen erfüllt, athmete er ſehnſuchtsvoll den Duft der ſchönen Blumen ein, und als jezt Waldorf zu ihm eintrat, machte er dieſen auf jegliches aufmerkſam. Waldorf öffnete die Thüre eines anſtoßenden Zimmers und vermochte ſeinen bequem hingeſtreckten Freund, ſich zur Beſichtigung deſſelben zu erheben. Dieſes allerliebſte Gemach war dem größeren an Wandbekleidung und allem dahin gehörigen vollkommen gleich, nur daß hier über dem Sopha, in prächtigem Rahmen ein großes Bild, angeblich von Salvator Roſa, angebracht war. Es zeigte dem Blick des Betrachtenden ein ſehr junges, blondes, höchſt reizendes und phantaſtiſch gekleidetes Mädchen, welches einem ihr zur Seite, aber viel tiefer ſtehenden Krieger einen Becher mit Wein darreichte. Die kräftige Geſtalt des Mannes, das dunkle Kolorit, der rohe, Verlangen kund gebende Ausdruck bildeten den ſeltſamſten und ſchlagendſten Gegenſatz zu ihren ätheriſchen Reizen. Von wem das Bild auch immer herrühren mochte, ſichtlich war es nicht ohne Werth und lag in der Erfindung gleich einem angenehmen Räthſel vor.

Aus den Fenſtern dieſes Zimmers überſah man einen Theil des Gartens: kunſtvoll, in wohl berechneter Miſchung des Laubes gepflanzte Boskets, große Raſenflächen, vortrefflich angeordnete und gehegte Blumenſtücke und einen künſtlich geleiteten Waſſerfall, der ſich in murmelndem Geplätſcher ergoß. Glenorvan überſah ſich Alles und kehrte dann zu dem früher eingenommenen Platze zurück.

„Lange,“ äußerte er, „iſt mir keine Einrichtung vorgekommen, die, ſo weit ich ſie zu beurtheilen im Stande bin, ſo vollkommen harmoniſch in allen ihren Theilen wäre. Ich möchte ſagen, Alles ſey in dem Sinne einer früheren Zeit ausgeführt, welche in ihrer Tüchtigkeit das Halbe gering ſchätzte. Jegliches paßte damals zu einander; wie ſelten iſt dieſes in unſern Zeiten der Fall, wo ſtatt der Conſequenz die Mode waltet! In den Schlöſſern und Wohnungen deutſcher Edelleute gewahrt man häufig die Bilder geharniſchter und gewappneter Ahnen auf leichten Papiertapeten, und daneben Vorhänge und Bezüge von ähnlichem Werthe. Solche Verletzungen eines richtigen Geſchmacks, ſolcher Mangel an Schönheitsſinn und Nachdenken fallen kaum noch auf. Hier befriedigt mich Alles; die ganze Einrichtung gibt mir das Gefühl, als ob ich ſie erſonnen und angeordnet hätte.“ — Waldorf lächelte: „Sie werden hier noch mehr erblicken, was Ihnen gefallen wird, lieber Freund.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Juni.

Bauluſt. Verbeſſerter Druckfehler. Eiſenbahn. Maſchinenanſtalt.

So ſehr auch ſchon ſeitber die Bauluſt überhand genommen hatte, ſo groß wie im jezigen Frühjahr iſt ſie doch noch nicht geweſen. Es fehlt an Arbeitern in der Gegend, und die aus der Ferne herzueilenden Schaaren nehmen bereits ungemein ab. Auch in den Steinbrüchen fangen hie und da die Hände zu mangeln an, daher die Bauſteine im Verhältniß zu dem hoch hinaufgeſchraubten Arbeitslohn ebenfalls nicht unbedeutend ſich im Preiſe erhoben haben. Das große Arbeiterbedürfniß der Eiſenbahnen droht dieſe Theurung immer höher zu ſteigern. Immer auffallender geſtaltet die neue Antonsſtadt ſich um. Beſonders wird die Bauznerſtraße unkenntlich. Große Gärten, voll Baumſchulen und andern Pflanzungen, in denen nur kleine Häuſer als ein unentbehrliches Bedürfniß geduldet worden, werden hie und da durch imponirende, umfangreiche Gebäude dem Blicke des Vorübergehenden völlig entzogen, und die ſteinernen Hüttchen drohen nunmehr bald ſich in die Wolken auszudehnen. Zum Glück iſt bekanntlich, ſo gut wie bei den Bäumen, auch bei den Häuſern dafür geſorgt, daß ſie nicht in den Himmel wachſen. Faſt überall werden die veralteten Häuſer entweder überbaut oder ganz abgeriſſen und neue, gewaltig große dafür hingeſtellt. Unter andern gab es ein Gebäude in der Bauznerſtraße, deſſen auffallende Irregularität dem Auge allerdings mächtigen Anſtoß gab. Sie rührte davon her, daß der unregelmäßig geſtaltete Boden, auf dem es errichtet war, gänzlich dazu hatte benuzt werden ſollen. Weil der, ſchon vor einiger Zeit verſtorbene Erbauer der Beſiher einer anſehnlichen Druckerei geweſen, ſo wurde dieſes Haus bald unter dem Namen des „Druckfehlers“ allgemein bekannt. Daſſelbe gelangt nun ebenfalls mittelſt Verbindung mit dem Nachbarhauſe zu einer neuen, ſtark vermehrten Auflage, bei welcher auch die frühere Beleidigung des Auges zum Theil wegfallen wird. — Ungemeines Intereſſe hat hier die Nachricht des am 25ſten April ſtattgefundenen erſten Verſuches der Befahrung des bei Leipzig fertig gewordenen Stückes der Leipzig-Dresdener Eiſenbahn erregt. Der Verſuch iſt ſehr günſtig ausgefallen, und Prinz Johann hat nicht verſäumt, die allgemeine Freude durch ſeine Theilnahme an der Fahrt zu erhöhen. Das befahrbare Stück

Bahn geht allerdings erſt bis zu dem in der Nähe von Borsdorf gelegenen Dorfe Althen; und es wird wegen mancher, Anfangs nicht gekannter Schwierigkeiten und Hinderniſſe eine weit längere Zeit zur Vollendung der ganzen Bahn erforderlich ſeyn, als man früher dazu beſtimmt hatte. Auch überſchreiten die Koſten bei Weitem das zuerſt dafür als hinreichend geachtete Geldquantum. Gleichwohl behauptet ſich das Vertrauen auf einen künftigen verhältnißmäßigen Ertrag noch immer. Der hohe Stand der Aktien zu 141½ beweist hinlänglich, daß man ſich das Beſte von dieſem nützlichen Unternehmen verſpricht. — Bei einer andern hieſigen Aktienentrepriſe heben ſich in Folge der ungemeinen Thätigkeit, welche ſie entfaltet, die Erwartungen zuſehends. Das ganz nahe bei Dresden ſehr reizend an der Elbe gelegene, früher von den Jagdbeluſtigungen des polniſch-ſächſiſchen Hofes freudig widerhallende Schloß Uebigau bot in der vorlezten Periode nur ein melancholiſches Bild lautloſer Verödung und des tiefſten Verfalls ſeiner vormaligen Herrlichkeit dar. Die auf Aktien gegründete Maſchinenanſtalt, deren Siz es neuerlich geworden, hat nunmehr die unbehagliche Stille daraus verſcheucht und ein ſogar weit erfreulicheres Leben, als das frühere, hineingepflanzt. Voll Verlangen ſehen alle Gewerbsfreunde dem Ausbau der vor Kurzem vom Stapel gelaufenen neuen Dampffahrzeuge entgegen, der zu den mannichfachen, von der Anſtalt unternommenen Arbeiten gehört.

(Der Beſchluß folgt.)

Genf, Juni.

(Fortſezung.)

Luftſchifferei.

„Die regelmäßige Beſchiffung der Luft iſt kein Traum. Ohne ungerecht zu ſeyn, darf man ihre Möglichkeit nicht mit den Chimären und närriſchen Verſuchen in Phyſik und Chemie aus dem fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert verwechſeln; die moderne Wiſſenſchaft in Frankreich hat ſie freilich lange ſchon aufgegeben und überläßt ſie den Albernen, die von Zeit zu Zeit noch aufſtehen. Der Uebergang vom äroſtatiſchen Princip zur Luftſchifffahrt ſcheint aber ganz natürlich und verſtändig, auch haben ausgezeichnete Gelehrte aller Nationen die Möglichkeit und Thunlichkeit der Sache ausgeſprochen, ja vorher geſagt, beſonders in Frankreich, Monge, Guyton-Morveau und Meusnier, deren poſitive Kenntniſſe gewiß nicht in Zweifel gezogen werden können. Auch Fourcroy und Lalande haben ſich dafür erklärt. Pauly von Genf, der Erfinder der Percuſſionsflintenſchlöſſer, hat darin ſelbſt 1804 eine entſcheidende Erfahrung gemacht, und erwarb ſich bei dieſer Gelegenheit die Unterſtützung und Protektion des Marſchalls Ney.

Die Erfindung des Luftballons brachte Jedermann auf den Gedanken der Luftſchifffahrt. Der ſterbende Euler beſchäftigte ſich in ſeinen lezten Lebensaugenblicken mit der Berechnung der Auffahrt eines Luftballons; Zambeccari wurde das Opfer ſeines glühenden Forſchungstriebs. In den Jahren 1784, 1785 und 1786 beſchäftigten ſich viele Akademien Frankreichs und des Auslandes mit dieſem Gegenſtand, und erklärten ihn wegen ſeiner Folgen für hochwichtig. Aber nun kamen die Politik und die Revolutionsſtürme, deren Wuth das Staatsſchiff in Frankreich zerbrach; alle großartigen Ideen in der Wiſſenſchaft gingen für einige Zeit unter mit dem Geiſt der Erfindung und dem Streben nach wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen. Erſt unter Napoleon richteten franzöſiſche Gelehrte ihre Aufmerkſamkeit wieder auf die Aeroſtatik. Damals unternahmen Biot und Gay-Luſſac, Mitglieder der Akademie, eine Luftfahrt, und kurz darauf Gay-Luſſac allein. Bei dieſer Aſcenſion machte er eine Menge anziehender und wichtiger Beobachtungen, die merkwürdig übereinſtimmten mit dem, was das Jahr vorher der Profeſſor Robertſon in Hamburg bei ſeiner Aſcenſion mit l'Hoëſt beobachtet hatte. Alle drei waren ungefähr auf viertauſend Toiſen oder 24,000′ emporgeſtiegen, mehrere Stunden in dem höhern Luftraum geblieben und einige Meilen weit vom Ort ihrer Aſcenſion wieder herabgekommen. Seit 1785 hatten Dr. Potain und Blanchard Luftfahrten über das Meer verſucht, und das kühne Unternehmen war ihnen gelungen. Erſterer fuhr über den an dreißig Meilen breiten St. Georgskanal von Irland nach England, lezterer aber über den Kanal von England nach Calais. Blanchard erhob ſich im folgenden Jahr zu einer Höhe von mehr denn fünftauſend Toiſen oder 30,000′, der höchſten Höhe, die je ein Menſch erreicht hat, wobei ihm weſentlich eine ſehr trockene Luft und eine glückliche Conſtitution ſeiner Organe zu Statten kamen. Zwanzig Jahre ſpäter fuhr Jacques Garnerin mehrmals von Paris in das damalige Departement Donnersberg am Rhein und nach Aachen, ſchickte auch bei der Krönung Napoleons den ſogenannten kaiſerlichen Ballon ab, der in ſechzehn Stunden die Nachricht von der Krönung des Kaiſers nach Rom brachte.

Alle dieſe Bemühungen, Verſuche und Wagniſſe blieben aber einzeln, und die Aeroſtatik machte keine entſchiedenen Fortſchritte; ja man ſchien die Vortheile der Luftſchifferei ganz aus den Augen verloren zu haben, ſo daß bis auf den heutigen Tag eine der herrlichſten Erfindungen des menſchlichen Geiſtes mehr zum curioſen Experiment und Spiel geworden iſt. Und doch bietet die Aeronautik unendlich größere Vortheile dar, als die Seeſchifffahrt mit Segeln oder Dampf; dieſe Art, Menſchen und Waaren durch die Luft zu führen, würde alle Kanäle und Eiſenbahnen weit hinter ſich laſſen.“

(Die Fortſezung folgt.)

Räthſel.

(Zum Theil nach Lucheſe.)

Auf Andrer Koſten ſuch' ich mich zu heben,
Weil ich in dunkler Niedrigkeit geboren,
Vergelte nur mit Undank all den Thoren,
Die mir zu ihrem Schaden Stüze geben.

Wenn ich mich rühmen darf, mit kühnen Schritten
Die höchſten Mauern ſiegreich zu beſteigen,
Wie ſollte man nicht auch den Kranz mir reichen,
Den Sieger als Belohnung ſich erbitten?

Doch nein! ich theile ſelbſt die beſten Kränze
Freigebig aus an manche hohe Stirne,
Zur Freude dem phantaſtiſchen Gehirne,
Auf deſſen ſchuld'gem Scheitel ich erglänze.

Im Felde pfleg' ich kräftig auszudauern,
Auf hartem Stein den Mantel nicht zu ſparen,
Und mehr als Simſon einſt mit ſeinen Haaren,
Zertrümmr' ich wohl mit meinem Barte Mauern.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 145.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 19. Juni 1837.

Pray, which is the head lady?

Shakespeare.
Love's labour lost.

Schloſs Hochdorf.

(Fortſetzung.)

Glenorvan folgte ſeinem Freunde, welcher gekommen war, ihn zum Frühſtück abzuholen, und als er einige Stunden ſpäter ſeinen Anzug vor dem Spiegel vollendete, hätte man vielleicht über die Sorgfalt lächeln mögen, womit er dieſen, und beſonders ſein ſchönes Haar ordnete. Nicht unbeifällig betrachtete er die edeln Züge, welche aus dem Glaſe ihm entgegenſahen, die vortreffliche Form des Kopfes und eine Geſtalt, über welche er mit Recht einige Eitelkeit empfand. Die beiden Freunde verfügten ſich mit einander in das Wohnzimmer der Familie, welches geſchmackvoll, gleich allen übrigen Räumen des Hauſes, ſich darſtellte. Der Herr des Hauſes empfing ſie, in der Mitte des Zimmers ſtehend, und ſtellte Lord Glenorvan ſeinen beiden Töchtern und einer alten Franzöſin, Madame la Raye vor, welche früher die Erziehung der jungen Damen geleitet.

Glenorvan blickte mit großer Spannung auf die Schweſtern, welche im Aeußern wenig Aehnlichkeit mit einander zeigten. Eugenie, die ältere, war groß, ſchlank, mit feinen Zügen, mit Augen, denen nur die augenblickliche Seelenſtimmung, je nach ihren Abſtufungen, Glanz und Färbung verlieh, und welche abwechſelnd ſchwarz, braun oder grau zu ſeyn ſchienen; ſie zeigten wie im Spiegel jede Regung des Gemüths. Ihre natürliche Bläſſe wurde durch dunkles Haar noch mehr hervorgehoben, aber ein feines Lächeln um den lieblichſten Mund milderte nicht ſelten den ihr eigenthümlichen Ernſt. Lord Glenorvan geſtand ſich auf den erſten Blick, daß dieſe junge Schönheit denjenigen Frauen beizuzählen ſey, welchen man nur einmal im Leben zu begegnen pflegt, welche unvergleichlich ſind. — Fanny, die jüngere Schweſter, verband mit großer Anmuth und Friſche den Ausdruck der lebendigſten Fröhlichkeit und eines geiſtig regſamen Sinnes. Das Benehmen der jungen Damen verrieth, daß ſie daran gewöhnt ſeyen, Beſuche zu empfangen; es war, wie Waldorf geäußert hatte, ungezwungen, aber vornehm höflich.

Nachdem Glenorvans erſte Neugier befriedigt, ſuchte er zu erforſchen, welche von Beiden ſeinen Freund gefeſſelt haben möge. Dieſen, welcher ſeine Abſicht errieth, beluſtigte der Gedanke, ihn in Ungewißheit zu erhalten, ja wo möglich irre zu führen; demgemäß bewachte er ſich mit einer Sorgfalt, welche Glenorvan zu keiner Entſcheidung kommen ließ und ihn mit lebhafter Unruhe erfüllte. Gleich erfolglos waren die Nachforſchungen, welche er den Schweſtern gegenüber anſtellte. War es Eugenie, die Waldorfs einnehmendem Weſen nicht zu widerſtehen vermocht hatte? Durfte er in ihren bezaubernden Augen ein Gefühl leſen, um welches alle Männer ihn hätten beneiden

mögen? — Ungewiß und dadurch gedankenvoll, wurde er erſt durch ein ſpöttiſches Lächeln Waldorfs aus ſeinem Sinnen geriſſen; er gab daſſelbe mit Heiterkeit zurück, und da eben das Mittagsmahl aufgetragen war, nahm er ſich vor, es durch eine aufgeweckte Unterhaltung zu beleben. Er führte Eugenien, der Baron die jüngere Tochter, und der arme Waldorf mußte ſeinen Arm der guten Madame la Rape bieten, was jedoch von ihm auf die beſte Weiſe geſchah, und ohne daß er den lächelnden Blick erwidert hätte, womit ſein übermüthiger Freund ihn ſtreifte.

Ganz ſo belebt, wie Glenorvan gedacht, war die Unterredung bei Tiſche nicht; es lag etwas in der verbindlichen, aber förmlichen Höflichkeit des Barons, was auch ihm, wider ſeinen Willen, eine Feſſel anlegte und vorläufig ihm nicht geſtattete, ſich auf den glänzenden Schwingen der Beredſamkeit zu erheben. Faſt hätte er ſeinen Freund beneiden mögen, welcher ſo ruhig und einnehmend ſprach, wie immer, ohne ſichtlichen Wunſch, zu gefallen, wie ohne bemerkbaren Zwang. Die Bewirthung war vortrefflich, nach Glenorvans Ausdruck, in dem Sinne des Ganzen, und nach dem Kaffee zerſtreute ſich die kleine Geſellſchaft. Für die jungen Männer boten ein Billard und ähnliche Spiele, eine ausgezeichnete Bücherſammlung, ſo wie das Beſehen der Ställe und Pferde des Barons mannichfache Beſchäftigung. Vor dem Thee ward ein gemeinſamer Spaziergang unternommen, wobei der Baron den Führer abgab und ſeine Gäſte auf die überdachte Sorgfalt der Anlagen, ſo wie auf das Gelingen ſeiner Bemühungen aufmerkſam machte. Als Blumenfreund, und zwar größtentheils aus Eitelkeit, ging es ihm wie manchen andern, welche ſich zeigen und andeuten laſſen, was in der Art hübſch und ſelten iſt, und häufig in einem Augenblick unglückſeliger Verwechslung jede Frucht ſo undankbarer Studien verlieren. Ueberall, wo, ſeiner Meinung nach, ein bezeichneter Strauch, eine ſeltene Pflanze ſich vorfand, blickte der Baron mit Befriedigung, mit angenommener Kennerſchaft, und indem er ſie leicht mit dem Stocke berührte, darauf hin und dann auf Lord Glenorvan. Dieſer, welcher die Wahrheit augenblicklich und zu ſeiner größten Beruhigung durchſchaute, denn er wußte, Roſen ausgenommen, faſt keine Blume von der andern zu unterſcheiden, ahmte jede Geberde des Barons mit einiger Leidenſchaft nach, ſo daß Beide eine ernſte, mimiſche Darſtellung gaben, welche dem Eingeweihten als vollkommene Burleske erſcheinen mußte. Zuletzt blieb der Baron vor einem Calycanthus ſtehen, und nachdem er mit dem Stocke denſelben als Seltenheit bezeichnet, ſagte Glenorvan, der, des Schweigens herzlich müde, einige Ueberbleibſel verdorrter Blumen zu gewahren meinte: „Wie Schade, daß dieſer ſchöne Strauch die herrlichen, glänzenden Blüthen bereits abgeſtreift!“ Der Baron nickte beifällig und Waldorf, der bis dahin mühſam ſeinen Ernſt behauptet, äußerte mit ſehr bedeutſamen Blicken auf ſeinen Freund, wie angenehm es ihm ſey, den Begriff von glänzend berichtigt zu ſehen, da er bisher nicht geglaubt habe, daß man einer düſtern, braunvioletten Blume mit einiger Befugniß ein ſolches Beiwort gönnen könne.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Deutſchen in Nordamerika.

(Fortſetzung.)

Mit dieſen Zügen der Deutſchen wird es leicht ſeyn, ihre Stellung in den Vereinigten Staaten zu verſtehen. Dort widerſtrebt ihrem ſächſiſchen Drang nach Familienfreiheit kein geſchichtlich oder geſetzlich begründetes Feudalweſen, und ſie haben deßwegen die demokratiſche Form, als ihren Begriffen von Recht, Gerechtigkeit und Menſchlichkeit entſprechend, mit demſelben Feuereifer ergriffen, mit welchem ihre Vorfahren in Deutſchland die Grundſätze der Reformation vertheidigten; ſie fühlen ſich moraliſch von ihrer Tüchtigkeit überzeugt, und ſtatt darüber zu raiſonniren, glauben ſie daran, wie an die Wahrheiten der Bibel, und vererben dieſen Glauben auf ihre Kinder. Jeder neue Ankömmling wird in dieſem Glauben unterrichtet und alsbald belehrt, denn im entgegengeſetzten Falle klagt man ihn der Abgötterei an. Auf dieſe Art verbreitet ſich ihr Glaube mit der Vermehrung ihres Territoriums; aber nie überſchreiten ſie deſſen Grenzen oder bringen ihren Glauben den Amerikanern auf. Weit entfernt, ihre Lehren den Einwohnern anderer Staaten zu predigen, ſind ſie ſchon zufrieden mit dem Genuß eigener Freiheit, und ſtatt als bewegendes *Princip* in dem Rath der Nation aufzutreten, wird ihr Einfluß bloß durch die *Maſſen* fühlbar, welche ſie für oder gegen gewiſſe Maßregeln verwenden.

Aber mit aller ihrer Ruhe und Gelaſſenheit ſind ſie nicht im Stande, dem Witz oder Spotte der Amerikaner zu entgehen, und die Ausdrücke „hoch“ und „gemein deutſch“ (high and low dutch) werden in allen möglichen Bedeutungen und Beziehungen auf ſie angewendet. Das Gefühl eines gebildeten Deutſchen wird nicht ſonderlich durch gewiſſe figürliche Redensarten aus dem Munde ſchöner Frauen in Anſpruch genommen, wie zum Beiſpiel folgende: eine regelmäßige deutſche * Figur, was ſo viel als das Gegentheil von Mlle. Taglioni bedeutet; ein deutſcher Kopf (etwas viereckig und von nichtsſagender

* Das Wort dutch, das im Engliſchen holländiſch heißt, wird in Amerika faſt immer für german (deutſch) gebraucht.

Einfachheit); ein deutſcher Mund (groß genug, eine gewöhnliche Orange zu faſſen, ohne die Schale zu verletzen); ein deutſcher Fuß (die höchſte amerikaniſche Idee von Größe und Ausdehnung); deutſche Manieren (Alles, was man will, nur keine feine Lebensart) u. ſ. w. Dieſe ſchönen Epithete werden oft unvorſichtigerweiſe in Gegenwart von europäiſchen Deutſchen gebraucht, wo man den Fehler dann augenblicklich dadurch wieder gut zu machen ſucht, daß man ſie verſichert, man wende ſie nicht auf ſie an, ſondern auf ihre etwas derben Landsleute in Pennſylvanien; die Deutſchen aber ſind weit entfernt, dieſe Ausfälle übel zu nehmen.

Hinſichtlich der amerikaniſchen Vorurtheile für oder gegen die Deutſchen kann ich nur ſagen, daß einige ihnen außerordentlich günſtig, andere hingegen gegen ihre Intereſſen ſind. Die Neuengländer und die ſüdlichen Pflanzer ſind mit der deutſchen Literatur vertraut und übertragen einen Theil ihrer Verehrung für jene Wunderwelt des Schönen und Göttlichen, die Schöpfung deutſcher Phantaſie und Kraft, auf jeden gebildeten Deutſchen. Aber während ſie Deutſchland als ein Feenland bewundern, in welchem man weder wachen und ſchlafen noch ſich bewegen kann, ohne von Genien oder Dämonen entzückt oder gepeinigt zu werden, betrachten ſie ſeine Einwohner als Träumer und ſeine Philoſophen als Mondſcheinweber. Eine ähnliche Meinung iſt auch in England verbreitet, ſogar unter den Literatoren, obſchon die Produkte deutſchen Genies dort höher geachtet und verſtanden werden als in irgend einem andern fremden Lande. Die Amerikaner haben in Bezug auf alle Gegenſtände des Geſchmacks daſſelbe Urtheil wie die Engländer, oder laſſen ſich das Urtheil der Engländer zur Richtſchnur dienen, und halten daher deutſche Ideen und deutſche Philoſophie für keine ſichern Führer zu praktiſchen Wahrheiten. Sie haben deßhalb kein großes Vertrauen zu den Gelehrten der deutſchen Schule. Zwar achten ſie in den Deutſchen das Univerſalgenie und den Aufſchwung des Geiſtes, aber ſie haben kein Vertrauen zu ihrer Specialgelehrſamkeit, außer vielleicht in den Elementargegenſtänden der Erziehung, die ſie von der Geſchäftsroutine des bürgerlichen Lebens entfernt genug halten, um ſie den Deutſchen zu überlaſſen. Deutſche Theologie, Medicin und Jurisprudenz ſtehen in Amerika unter ihren Preiſen, aber nach Philoſophie iſt gar keine Nachfrage. Sollte ein armer deutſcher Auswanderer keine andere, verkäuflichere Waare mit nach Amerika bringen, dann muß er gefaßt ſeyn, ſeine Tage in einem öffentlichen Armenhauſe zu beſchließen; denn die Barmherzigkeit Einzelner könnte am Ende doch müde werden, ihn zu unterſtützen. Wenn er nicht auf Staatskoſten gehenkt wird, ſo kann er doch darauf rechnen, auf gemeine Koſten begraben zu werden, ob er gleich während ſeines Lebens Freunde und gelehrte Theilnehmer genug finden mag. Die Amerikaner werden ihn mit Güte aufnehmen und ſeinem Geiſt und Charakter die höchſte Achtung zollen, ja es werden Viele bereit ſeyn, ihn mit Geld zu unterſtützen; aber die Mehrzahl wird es für rathſam halten, ihn in's Narrenhaus zu ſperren. Das Beſte, was ihm zu thun übrig bleibt, iſt, ſich auf ein Landgut zu vermiethen, um ſich doch nach amerikaniſcher Phraſe dem Gemeinweſen nützlich zu machen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Fortſetzung.)

Kann der Menſch fliegen lernen?

So weit der erſte Genferiſche Sprecher, ein Gelehrter in Phyſik und Chemie; ihm antwortete ſogleich einer unſerer erſten Mechaniker, und bekanntlich zählt Genf deren ſehr ausgezeichnete. „Man ſagt, die Aeroſtatik, die ſich ſo herrlich ankündigte, ſo große und kühne Hoffnungen erregte, iſt, ungeachtet der Anſtrengungen Einzelner, in den Kinderſchuhen geblieben, und iſt zur Stunde wenig mehr als ein curioſes Experiment. Allerdings! das iſt ſie auch noch nach Greens intereſſanter Luftreiſe, und wird es wohl immer bleiben; denn wie will man in aller Welt einen Ballon im Luftraum leiten? woher ſoll bei voller Windſtille die Impulſion kommen? und wie will man gegen widrigen Wind gehen? Auf dem Meer iſt dies ganz anders; das Schiff kann da laviren, weil ſein Kiel am Waſſer ein Medium des Widerſtandes, einen Stützpunkt hat, wodurch es den Segeln möglich wird, jeden Wind zu benutzen. Der Ballon hingegen kann nur mit günſtigem Wind in der gewünſchten Richtung fliegen; das geringſte Lüftchen brächte ihn aus derſelben. Zwar behauptet man, auf verſchiedenen Höhen finden ſich Luftſtrömungen nach allen Richtungen, ſo daß man nur mit dem Ballon auf- und abzuſteigen brauche, um die rechte zu finden. Alle Beobachtungen ſtimmen aber darin überein, daß ſolche Strömungen zwar häufig vorkommen, aber lange nicht immer, daß die vorhandenen auch nicht immer dauern, und daß ſie lange nicht immer gerade in der Richtung gehen, die man braucht. Schon dieſes Suchen der rechten Strömung, dieſes Auf- und Abſteigen, dieſes Verlaſſen und Wiederaufnehmen wäre mit großen Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten verknüpft. Auf dieſem Weg dürfte alſo wohl die Luft nicht mit Sicherheit und Wahl beſchifft werden können. Es gibt aber einen andern, und den zeigt die Natur ſelbſt, dieſe Meiſterin, ſo reich an Lehren und Muſtern. Sie zeigte dem erſten Schiffer die anmuthige Geſtalt des Schwans zur Nachahmung, als Ruder zeigte ſie ihm die mit Haut überzogenen, breiten, ſchaufelartigen Schwimmfüße, als vollkommenes Steuerruder den Schwanz des Fiſches. Um in der Luft zu ſchiffen, gibt es nur Ein treffliches Muſter — den Vogel. Ganz richtig fühlte dies ſchon vor Jahren Degen in Wien; ſeine erſten Verſuche gelangen nicht, weil er nicht hinlängliche Kraft in Anwendung bringen konnte, und man lachte ihn in Paris aus. Man hätte ihn bewundern ſollen, denn er war der Wahrheit viel näher als alle großen und kleinen franzöſiſchen und engliſchen Aeroſtaten. Außer den Flügeln haben die Vögel die zu deren

unaufhörlicher Schwingung nöthige, außerordentliche Muskelkraft; gelingt es dem Menſchen, Beides mit einander zu vereinigen, ſo wird er gleich dem Vogel, ſeinem Muſter, durch die Lüfte fliegen. Nun fragt ſich's nur: iſt dies möglich? und wir antworten: allerdings. Um Bewegungen des Aufſteigens, des Sinkens und des Fortſchreitens mit Feſtigkeit und Sicherheit zu machen, dazu ſind Flügel ein treffliches Mittel, und viel geeigneter als runde Ballons; Flügel mögen übrigens ſo groß ſeyn als ſie wollen, die Größe nimmt ihnen nichts von ihrer Macht, wenn nur Kraft genug da iſt, ſie in Bewegung zu ſetzen. Der große Raubvogel fliegt eben ſo ſchnell und kräftig, nur noch ſchöner und impoſanter, als der Zaunkönig."

(Der Beſchluß folgt.)

Dresden, Juni.

(Beſchluß.)

Fabrik mouſſirender Weine. Schlachtgemälde. Theater.

Erfreuliches Gedeihen hat ferner die in der nahen Umgegend gelegene Niederlößnitzer Fabrik mouſſirender Weine. Bei dem raſchen Vorſchreiten der Vervollkommnung des Weinbaues durch Benutzung aller Fingerzeige, welche die ſorgfältigere Pflege der Rebe und des Moſtes in den eigentlichen Weinländern darbietet, mußten wohl die bereits mehreren deutſchen Ländern, vorzüglich den Neckar- und Moſelgegenden ſo wohlgelungenen Verſuche der Nachahmung des ſchäumenden Champagners zu einem Gegenſtande beſonderer Aufmerkſamkeit für die inländiſche Induſtrie werden. Schon ſeit mehreren Jahren machten einzelne Weinbergbeſitzer zum Theil ein recht günſtiges Reſultat gewährende Verſuche, beſonders der um die hieſige Weincultur in mannichfacher Hinſicht ſehr verdiente Herr v. Bredow. Der gute Abſatz, der dieſem „Niederlößnitzer Champagner" nachgerühmt wird, iſt von einer recht glücklichen Vorbedeutung für das unter Leitung Sachkundiger vor Kurzem im Großen auf Aktien unternommene Werk. Beſonderer Begünſtigung erfreute ſich ſolches ſogleich bei ſeinem Beginnen durch die im vorigen Herbſte wider alles frühere Vermuthen noch gewonnene gute Leſe. Schon war der 20ſte Mai zu Einräumung der angeſchafften großen Vorräthe von Rebenſaft in die geräumigen Keller des neuaufgeführten Gebäudes feſtgeſezt. Man wünſchte dabei das allerdings denkwürdige Ereigniß durch eine angemeſſene Feier zu bezeichnen, als in der Nacht zuvor ein Theil des neuen Kellergebäudes tief in den Boden hinunterſank. Die ganz ungewöhnlichen Regengüſſe, welche fortdauernd ſtattfanden, ſcheinen daran Schuld zu ſeyn. Die lithographiſche Induſtrie hat nicht unterlaſſen, dem, ernſthaft genommen, in jeder Hinſicht beklagenswerthen Ereigniſſe ſchleunigſt auch eine ſcherzhafte Seite abzugewinnen. Auf einem Querfolioblatte ſieht man die beiden, durch das Verſinken des nur in Trümmern und hervorſtehenden Balken noch zu erblickenden Mittelgebäudes völlig dividirten Seitenflügel und dabei die Aktionäre in den verſchiedenartigſten, troſtloſeſten Attitüden abgebildet. Drei Verſe darunter dienen zur Erläuterung. Das Witzigſte am Ganzen iſt wohl die Ueberſchrift des Blattes: Erſte Dividende. — Die früher wiederholt erwähnten Kreuz- und Quergedanken eines Ignoranten rumoren hier immer noch fort. Sie haben zu einer geiſtvollen Gegenſchrift Veranlaſſung gegeben, die einen hier lebenden Schriftſteller von anerkanntem Gehalte zum Verfaſſer haben ſoll. Auch iſt, dem Vernehmen nach, eine zweite, den Gegenſtand betreffende Schrift bereits unter der Preſſe. — Abermals nimmt ein in dem Canalettoſaale auf der Brühlſchen Terraſſe ausgeſtelltes Gemälde die Aufmerkſamkeit aller Gebildeten in Anſpruch. Es iſt ein Bataillenſtück von ganz außerordentlicher Größe, und der Künſtler ein bei der Schlacht ſelbſt in Thätigkeit geweſener Offizier, der ſchon durch manche frühere, ſehr gelungene Bataillendarſtellung empfohlene Hauptmann Schubauer. Die Schlacht fand am 12ten Auguſt 1812 bei dem Dorfe Podobna ſtatt. Das ſächſiſche Corps ſtand damals unter dem Oberbefehle des franzöſiſchen Diviſionsgenerals Regnier. Der mächtige Umfang des ungemein reichen Tableaus, verbunden mit einer eben ſo ſinnvollen, als fleißigen Ausführung des Ganzen, von den Geſtalten des Vorgrundes bis zu den durch die weite Entfernung um die Schärfe des Umriſſes gebrachten Gegenſtänden, gewähren eine ſehr anziehende Ueberſicht. Zugleich beſeelt die einnehmendſte Wahrheit und ein recht friſches Leben die einzelnen, mit der größten Mannichfaltigkeit in Handlung und Ausdruck aufgeſtellten Gruppen. Für die Bewohner Sachſens wird das Intereſſe an dem verdienſtvollen Gemälde dadurch noch beſonders geſteigert, daß die große Mehrheit der dargeſtellten Krieger aus Landsleuten beſteht, und von einer bedeutenden Anzahl der Offiziere die wirklichen Portraits aufgenommen ſind. Auf einer lithographirten Skizze, welche jedem Beſchauer überreicht wird, ſind die Namen von drei-und-dreißig dargeſtellten Kriegern angegeben. Beſonders ähnlich ſollen ſeyn die Generale v. Langenau und v. Gablenz, auch Regnier, welcher, auf ſeinem Roſſe ſitzend, ſich dadurch bemerklich macht, daß außer dem dreieckigen Hute an ihm gar kein militäriſches Abzeichen wahrzunehmen iſt, und derſelbe, die Reitgerte in der Hand, in ſeinem dunkeln Frack, nur bis an das Knie reichenden, gelben Beinkleidern und Stiefeln mit braunen Stulpen, weit eher einem engliſchen Gentleman, als dem Oberbefehlshaber eines franzöſiſchen Armeecorps ähnelt. — Die Natur iſt im jetzigen Jahr eine gewaltige Langſchläferin geweſen. Im Juni noch nicht einmal ganz mit ihrer Toilette fertig zu ſeyn! Sie hat ſich in vielen Stücken um einen ganzen Monat verſpätet. Regen und Kälte traten dem Wonnemonde bis gegen ſein Ende hin dergeſtalt in den Weg, daß er mit weit größerm Rechte der Waſſermonat hätte heißen können. Allenthalben Ueberſchwemmungen, beſonders auch vom Elbſtrome, der, wenn er im Winter diesmal ein ganz ungewöhnlich eingezogenes Leben führte, ſich in dem nunmehrigen ſogenannten Frühlinge deſto breiter machte. Sogar die im vorigen Jahr ein furchtbares Kriegsheer bildenden Maikäfer haben von ihrem Monat in dieſem Jahr wenig oder gar keinen Gebrauch gemacht. Auch wir Andern wären vielleicht den Anfang des Sommerlebens kaum gewahr geworden, hätte uns nicht das Theater einen Wink gegeben; erſtens dadurch, daß nun wieder einige Mal in der Woche auf der kleinen Bühne am Linkſchen Bade geſpielt wird, und zweitens durch die Pauſen, welche manchmal mehrere Tage nach einander im Spielen eintreten. Denn die Ankunft der Schwalben iſt gewöhnlich das Signal für mehrere unſerer Bühnenhelden und Heldinnen zum Ausfluge nach Siegeskränzen in's Ausland. Zum Glück für die hieſigen Theaterfreunde, laſſen es fremde Künſtler ſelten an Verſuchen fehlen, die Abweſenden zu erſetzen. So fand die vielgeſtaltige Kunſt des Komikers Lebrün aus Hamburg ſo vielen Applaus, wie großentheils die ſchönen, vollen Töne der Sängerin Fiſcher von der Bühne zu Karlsruhe. Raimunds Verſchwender gehört zu unſern friſcheſten Neuigkeiten. Einige Längen abgerechnet, hat man ihn nicht ungern geſehen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 146.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 20. Juni 1837.

O Deutſcher, deine Heimathlieb' iſt gleich
Dem Feuerwein, an Duft und Gluthen reich,
Der, wenn er weiter Meere Bahn durchzog,
Nur höh're Gluth und neue Würzen ſog.
A. Grün.

Die Deutschen in Nordamerika.

(Fortſetzung.)

In Bezug auf Gewerbe geht es den Deutſchen nicht viel beſſer. Wenn ſie nicht bei ihren eigenen Landsleuten Beſchäftigung finden (was zwar oft genug geſchieht), ſo iſt ihre Ausſicht auf Erfolg bei weitem nicht ſo gut als die der Engländer. Nicht bloß iſt ihnen ihre Sprache ein Hinderniß, ſondern ihre Leiſtungen werden von den Engländern und eingebornen Amerikanern überboten, welche wegen ihrer höheren Bezahlung beſſer zu arbeiten gewohnt ſind als die Deutſchen, und ſchon der Ruf der Engländer gibt dieſen den Vorzug über alle andern Mitbewerber. — Agrikultur iſt die angemeſſenſte Beſchäftigung für deutſche Auswanderer; denn es ſind nur wenig Beiſpiele vorhanden, wo ſie in der Eigenſchaft als Ackerbauer nicht ihr Fortkommen gefunden hätten. Aber jede anſtändige Beſchäftigung iſt ihres Lohnes unter ihren Landsleuten gewiß, welche immer geneigter ſind, Deutſche als Amerikaner zu unterſtützen. Ich rathe daher den deutſchen Auswanderern, bei ihrer Ankunft in Amerika nicht länger in den großen Seeſtädten zu verweilen, als erforderlich iſt, um die nöthigen Lebensmittel für ihre Reiſe nach Weſten einzukaufen; denn jede Minute, die ſie dort zubringen, iſt für ſie ein reiner Verluſt an Zeit und Geld, und deßwegen ein Hinderniß ihres endlichen Erfolgs. Als Bauer des Bodens haben ſie die beſte Hoffnung auf Erfolg; denn kein anderes Land hat dieſelben Hülfsquellen, oder belohnt ſo reichlich die Induſtrie Einzelner, wie die des ganzen Volks. Als Ackerbauer haben die Deutſchen einen entſchiedenen Vortheil über alle andern europäiſchen Anſiedler; denn ſie finden Freunde, Bekannte, ja ſelbſt eine Heimath in drei oder vier der größten und fruchtbarſten Staaten der Union. Dort iſt die deutſche Sprache kein Hinderniß ihres Fortkommens, denn Tauſende um ſie herum ſprechen keine andere. Dort finden ſie deutſche Zeitungen, deutſche Kirchen und deutſche Schulen. Ihre Diener der Gerechtigkeit ſind Deutſche, ihre Aerzte, und, wenn ſie ſo unglücklich ſeyn ſollten, ihrer zu bedürfen — ihre Advokaten. Es wird ihnen ſcheinen, als ob ein Theil ihres eigenen Vaterlandes, wie durch Zauberei, nach der neuen Welt verpflanzt worden wäre; ſie werden dieſelben friedlichen Wohnungen, dieſelben Kornfelder, dieſelben Obſtgärten, und jezt ſogar dieſelben Reben finden. Jeder Gegenſtand, den ihr Auge faßt, wird ſie an die Träume ihrer Kindheit erinnern und ihre Liebe zu ihrem Wahlland vermehren. Der Friede, die Ruhe und das häusliche Glück der Deutſchen werden ſich ihren Sinnen entfalten, nur der Vor- und Hintergrund wird undeutlich und verwiſcht ſeyn: ſie werden weder Satrapen noch Bettler ſehen.

Das weſtliche Gebiet der Union wird nicht blos von Auswanderern aus den atlantiſchen Staaten bevölkert; ein großer Theil ſeiner Bewohner beſteht aus fremden Anſiedlern aus der Schweiz und aus Deutſchland. Die Irländer, welche zwar in großen Maſſen nach den Vereinigten Staaten auswandern, ziehen faſt immer den Aufenthalt in Städten, mit wechſelnder und unſtäter Beſchäftigung, dem ruhigen Landleben der Deutſchen vor, welche ſich gewöhnlich mit Agrikultur beſchäftigen. Die Vortheile der deutſchen Ackerbauer in den Vereinigten Staaten über alle andern Mitbewerber ſind zahlreich und mannichfaltig; aber ſie entſpringen größtentheils aus Urſachen, welche eine nähere Beachtung verdienen.

Die meiſten deutſchen Auswanderer, wenn wir etwa die geringe Zahl Gelehrter oder politiſch Verbannter ausnehmen, ziehen nach Amerika mit dem feſten Entſchluß, ſich dort eine Heimath zu gründen und in ihren Beziehungen als Auswanderer ſich gegenſeitig beizuſtehen. Dies iſt unſtreitig der vorzüglichſte Grund ihres Fortkommens. Ohne die Alternative der Rückkehr in ihr Vaterland, ſind ſie genöthigt, allen ihren Fleiß auf den Anbau des Bodens zu verwenden, und zwar nicht als Abenteurer, um einen Verſuch zu wagen, ſondern als Landwirthe, entſchloſſen, dort ihren Wohnſitz aufzuſchlagen. Gewöhnlich laſſen ſie ſich in den nordweſtlichen Staaten nieder, und auf dieſe Weiſe von aller direkten Communikation mit ihrem Vaterlande abgeſchnitten, lernen ſie bald ſich in Amerika zurecht finden, ohne ſich durch trübes Hinblicken auf ihre Heimath das Herz ſchwer zu machen und die Luſt zu Thaten zu verlieren. Ihre Art beiſammen zu bleiben und ganze Dörfer und Städte auf einmal aufzubauen, macht ihr Exil weniger ſchmerzhaft. Sie fühlen kaum, daß ſie Fremde ſind, ſo lange jeder von ihnen in ſeinem nächſten Nachbar den Freund ſeiner Jugend oder den Geſpielen ſeiner Kindheit findet. Auf dieſe Art behalten die deutſchen Auswanderer in den Vereinigten Staaten größtentheils die ihnen angeborene Einfachheit der Sitten und ſind durch Sparſamkeit und Fleiß und durch gegenſeitige Unterſtützung gar bald im Stande, ſich bequem einzurichten und ihren Anſiedelungen Einheit und Dauer zu verſchaffen. Weniger Handels- und Geldſpekulationen ergeben, wenden ſie ihre Sorgfalt mehr auf die Verbeſſerung und Vermehrung ihrer Grundſtücke, und werden eben dadurch ſicherer wohlhabend und unabhängig. Sie ſind zwar weniger unternehmend als die eingebornen Amerikaner, beſonders die Neuengländer, und werden deßhalb oft der Plattheit und Unregſamkeit beſchuldigt; aber ſie ſtehen deſſen ungeachtet keinem Theil der Bevölkerung an Arbeitſamkeit nach und ihre induſtrielle Ausdauer findet allgemeine Anerkennung. Wenige von ihnen werden durch glückliche Conjuncturen reich, aber ſelten ſind ſie nachläſſig in der Beſtellung ihres Hausweſens, und aus angeſtammter Neigung ſich nur mit Agrikultur beſchäftigend, ſind ſie weniger den Launen des Glücks ausgeſezt und des endlichen Erfolges ihres Fleißes gewiß. Ihre Landgüter ſind die ſchönſten in den Vereinigten Staaten, was ſie vorzüglich dem Grundſatz verdanken, nie mehr Grundſtücke zu beſitzen, als ſie ſelbſt anbauen können, und dieſe immer nur für ihren eigenen Gebrauch und nicht aus Spekulation anzukaufen. Ihre Wohnhäuſer ſind klein und eng, aber die ungeheuren Dimenſionen ihrer Scheunen verkünden den Reichthum ihres Beſitzes und die Vorſicht und Klugheit thätiger Landleute. Die Verbeſſerung ihrer Felder liegt ihnen mehr am Herzen als ihre häusliche Bequemlichkeit oder die Ausſtattung ihrer Wohnungen. Sie beweiſen die größte Sorgfalt für ihr Hornvieh, und ihre Arbeit iſt um ſo ergiebiger, als ſich alle Glieder ihrer Familien darein theilen. Dies iſt bei den amerikaniſchen Bauern oder Pflanzern nicht der Fall. Die Männer beſtellen ganz allein die Felder, ſäen, ackern und ernten ſelbſt, treiben das Vieh aus, melken die Kühe, gehen ſelbſt auf den Markt, ſchaffen das Nöthige zum Haushalt herbei und überlaſſen den Weibern nur die Sorgfalt für das Innere der Wohnungen und für die Kinder. Deßhalb ſind die amerikaniſchen Weiber, ſelbſt in den niederſten Ständen, ſo ſehr gebildet. Sie haben mehr Zeit als die Männer, ſich mit der Literatur des Tags vertraut zu machen, leſen Journale und ſind faſt immer im Stande, ihren Kindern den nöthigſten Privatunterricht im Leſen, Schreiben und Rechnen u. ſ. w. zu ertheilen. In den ſüdweſtlichen Staaten, wo gute Schulen ſelten oder von den Wohnungen der Pflanzer zu weit entfernt ſind, verſehen die Frauen beinahe gänzlich den Dienſt der Lehrer und ſind überhaupt viel unterrichteter als die Männer.

(Die Fortſezung folgt.)

Schloſs Hochdorf.

(Fortſezung.)

Glenorvan überhörte ſcheinbar die Bemerkung und wandte ſich einer Anlage ſchöner Roſen zu, ohnweit welcher eine Nachtigall voll und ſchmelzend ſchlug. Hier verweilte er mit ſichtlicher Anerkennung, da kein weiteres Mißverſtändniß zu befürchten war, und erwiederte auf Eugeniens Frage, ob er die Blumen liebe? mit feiner Beziehung: beſonders die Roſen, welche ihn immer wieder und wieder in entzücktes Staunen verſetzen, weßhalb er die Worte des Dichters:

Unmöglich ſcheint immer die Roſe.
Unbegreiflich die Nachtigall!

in ihrer poetiſchen Metapher für das Richtigſte und Schönſte halte, was jemals in ähnlicher Beziehung geſagt worden ſey.

Nach langen Umwegen konnte endlich der Baron ſeinem neuen Gaſte den Anblick der Heide nicht mehr verbergen, welche einen großen Theil des ſchönen Parks begrenzte. Er lächelte einigermaßen verlegen und ſagte, mit der Hand dieſelbe bezeichnend: „Hier, Mylord Glenorvan, ein Stückchen Ihrer Heimath.“ Glenorvan lächelte gleichfalls. „Ich bin,“ entgegnete er, „wenn auch in Frankreich erzogen, in Deutſchland größtentheils gebildet, und obgleich ich immer faſt nur im Fluge meine Heimath beſuchte, ein zu guter Schotte, um nicht den Bergen und Nebeln meines Vaterlandes die größte Vorliebe zu bewahren. — Die phantaſtiſch geſtalteten Höhen, die braune, fade, aber für einen Schotten ſo reizende Heide, der blaue Dunſt, welcher die Fernen verhüllt, und den man im Süden wahr und poetiſch als Duft bezeichnet, das Alles iſt meiner Phantaſie durchaus gegenwärtig, und es gibt Zeiten, wo ich die flinken, abgehärteten Bergbewohner beneide, welche rüſtig und jede Beſchwerde verachtend, mit derſelben Ausdauer und Leichtigkeit das Wild aufſpüren und verfolgen, womit ſie früher, dem Intereſſe ihres Clans getreu, des Feindes gewärtig waren oder ihn aufſuchten.“ Der Baron ging in ein Geſpräch über Schottland ein, und ſo ſtreifte der ihm ſtets unangenehme Punkt ſchnell an ſeinen Augen wie an ſeinen Gedanken vorüber.

Der Thee wurde in einem reizenden, kleinen Gartenſaal eingenommen und ſodann von dem Kammerdiener die Thüren eines Nebenzimmers geöffnet, wo Kron- und Wandleuchter angezündet waren und alle Anſtalten auf eine muſikaliſche Unterhaltung hindeuteten. Nach einer leichten Verbeugung gegen ſeine Gäſte, trug der Baron ein Violinconcert mit dem Kammerdiener vor; Beide ſpielten mit großer Präciſion und Fertigkeit, ja ſelbſt nicht ohne Geſchmack; nächſtdem trug Eugenie verſchiedene ſchwierige Sachen auf der Harfe vor, und endlich ſangen beide Schweſtern einige ältere italieniſche Compoſitionen auf wahrhaft entzückende Weiſe. Mit dieſem in der That reizenden Concert wurde der Abend geſchloſſen. Die Lebensweiſe im Schloſſe war ſo geregelt, daß dieſer Tag mit ſehr geringen, und durch die Jahrszeit bedingten Abweichungen als das Abbild aller folgenden erſchien; nur die Verſchiedenheit und Zahl der Gäſte brachte einige Abwechslung hervor.

Als man auseinander ging, begleitete Waldorf ſeinen Freund auf deſſen Zimmer, wo dieſer ihm mittheilte, wie der Baron ihn auf's Dringendſte eingeladen, ſeinen Aufenthalt nicht auf Tage, ſondern wo möglich auf Wochen und Monate auszudehnen, mit dem Erſuchen, auch Waldorf zu vermögen, daß er ſolchem Beiſpiele folge. „Ich,“ fügte Glenorvan hinzu, „bin feſt entſchloſſen, vorläufig hier zu verweilen, und zwar um ſo mehr, da ich jezt weiß, daß Sie mein Nebenbuhler nicht ſind. Ich hätte es denken können, an Weſen wie Eugenie wagt man ſich nicht ſo leicht.“ — Waldorf, vor ſeinem Freunde ſtehend, betrachtete denſelben lächelnd. „Wenn ich manchmal ſage, ich wiſſe nicht, was mich ſo feſt an Sie knüpft, ſo iſt das wohl nicht in jedem Betracht völlig wahr. Eines Grundes bin ich mir wenigſtens bewußt, und der liegt in Ihrem unvergleichlichen, unbefangenen Uebermuthe. Mir iſt Aehnliches nie vorgekommen, aber ich beluſtige mich völlig ſorglos daran.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Frack und das groſse Feſt zu Versailles.

Der abgeſchmackte, unzierliche Frack iſt das eigentliche Wahrzeichen der jezigen Welt, und er wird dereinſt ſein Jahrhundert ſo gut bezeichnen, als das noble ſpaniſche Wamms das ſeinige. Frankreich hat nicht nur den Frack für die Welt zugeſchnitten, es hat auch ſeit fünfzig Jahren ſo ziemlich die Geſchichte gemacht, und in den Schickſalen des Fracks ſpiegeln ſich wiederum deutlich die verſchiedenen Phaſen der Revolution. Der Frack iſt eigentlich ein Kind aus der Ehe zwiſchen der Pedanterie des achtzehnten Jahrhunderts und dem aus dem amerikaniſchen Freiheitskrieg entſprungenen Begriff der Bürgerlichkeit. Auf dem Rücken des Mannes, der ſpäter Philipp Egalité hieß, kündigte er, freilich nicht in den Augen der Zeitgenoſſen, geraume Zeit vorher das Jahr 1789 an. In der Nationalverſammlung, im Convent repräſentirte er, als Gegenſaz gegen den geſtickten Hofrock, die ganze Revolution, und contraſtirte in ſeiner platten Steifheit merkwürdig mit der Draperie der Göttin der Freiheit. Aber nicht lange, ſo wurde er ſeinerſeits ein ariſtokratiſches Abzeichen; er ſah ſich von der Carmagnole verdrängt, und von dieſer zum Sansculottismus, der äußerſten Grenze der Gleichheit, hatte man nur einen Schritt. Von hier an war nun nach allen Naturgeſezen eine umgekehrte Bewegung von ſelbſt gegeben, und ſo ſehen wir den Frack wieder in alle ſeine Ehren eingeſezt, als ihn Bonaparte eines Tags zum habit français verſchnitt und auf allen Nähten mit Gold beſezte. Wir Alle wiſſen, wie er im Jahr 1830, neben dem grauen Hut, das Symbol der mit republikaniſchen Inſtitutionen umgebenen Monarchie war; aber ſeit dieſe Monarchie nicht mehr nöthig zu haben meint, der argwöhniſchen Demokratie die Hand zu ſchütteln, ſuchte ſie ſich allgemach den bürgerlichen Geſellen vom Leibe zu halten, und erfaßte wieder, ſchüchtern erſt, die „pensée de l'habit habillé.“ Bei Gelegenheit der Vermählung ſeines Sohnes nun glaubte Louis Philipp, der Napoleon des Friedens, ſich auf einmal vollſtändig mit Livreen umgeben zu dürfen oder zu müſſen, von der Simarre des Kanzlers von Frankreich bis zum Bortenrock des Lakaien. Die Weisheit dieſer Maßregel im Allgemeinen bleibe dahingeſtellt; aber den zur Eröffnung des Verſailler Muſeums eingeladenen Deputirten das habit français zumuthen, hieß den Menſchen und den Franzoſen ſchlecht kennen. Welch treffliche Gelegenheit für die Volksvertreter, zwei Eitelkeiten auf einmal zu befriedigen! Einmal konnte man ſeine Unabhängigkeit, ſeine individuelle

Männerwürde, ſammt der in ihren Vertretern angelaſteten Würde der Nation auf wohlfeile Weiſe wahren; und dann — war nicht gerade die Tracht, welche nun einmal den Normalmenſchen macht, das heißt der ſchwarze Frack, das einzige Mittel, ſich in der ungeheuren Maskerade zu Verſailles bemerklich zu machen? Die Deputirtenkammer beſtand auf dem Frack, und wenn ſich am Ende nur Wenige im Frack am „banquet monstre“ niederließen, ſo kam dies daher, daß die meiſten, nachdem ſie die erſte jener Eitelkeiten lärmend befriedigt, der zweiten ganz in der Stille entſagten, und im beliebten Syſtem der Achſelträgerei nach beiden Seiten ihr Intereſſe wahrten. — Wie einmal die Sachen ſtehen, iſt es hohe Zeit, daß Louis Philipp ein Oberhofmeiſteramt einſezt; Euphonismen, wie derjenige, womit das Einladungsſchreiben an die Deputirten ſchloß: l'exécution de cette disposition ne comportera aucune exception, kann höchſtens einem Mitglied der Akademie entſchlüpfen, aber nimmermehr einem echten Hofmann, der in der Uebung iſt. — Das Feſt in Verſailles, auf das wir werden zurückkommen müſſen, war prachtvoll. Die Räume, in welchen Gemälde und Sculpturen aufgeſtellt ſind, haben zuſammen über 30,000 Fuß Länge, d. h. man legt, wenn man Alles ſehen will, 2½ Lieues zurück. Beim Mahle, zu welchem die Porzellanfabrik von Sevres 1800 Duzende Teller geliefert hatte, nahmen in den Sälen und Galerien 1800 Perſonen Plaz; Alles ging in beſter Ordnung vor ſich. Ein ſonderbarer Zufall wollte, daß der König juſt unter dem großen Gemälde von Lebrun ſaß, welches die abſolute Gewalt vorſtellen ſoll; unten ſteht in goldenen Buchſtaben die alte, neuerlich, gleich Allem, wieder aufgefriſchte Legende: „le roi gouverne par lui-même.“ Nach dem Banket wurden im Schloßtheater bei magiſcher Beleuchtung und furchtbarer Hize zwei Akte von Robert dem Teufel und Molière's Miſanthrop aufgeführt; in einer ſogenannten Entrée wurde von Corneille, Racine und Molière die Statue Ludwigs XIV. bekränzt; jeder der drei Dichter ſtand an der Spize des Perſonals eines ſeiner Stücke, des Cids, der Athalie, des Miſanthrope. Allein die von der Civilliſte angeſchafften Coſtüme des Miſanthrope ſollen 20,000 Fr. gekoſtet haben. Wohl! hier galt es, ein Stück der Litteratur- und Sittengeſchichte Frankreichs mit Pomp zu verherrlichen; was ſoll man aber ſagen, wenn eine deutſche Theaterdirektion ihre ſiechen Kräfte anſtrengt, um den Tartüffe „ganz getreu im Coſtüm der Zeit“ zu geben, und zwar nach einer deutſchen Bearbeitung, in welcher der ehrliche Orgon Herr v. Strahlheim oder dergleichen heißt, und die andern Perſonnagen analog kozebueſirt ſind? — Nach dem Schauſpiel führte der König ſeine Gäſte bei Fackelſchein durch das von ihm geſchaffene Muſeum. Der Effekt ſoll zauberiſch geweſen ſeyn; wir wünſchen aber nur, daß es dem Muſeum, welches den alten Glanz von Verſailles einigermaßen auffriſchen ſoll, nicht ergehe wie der Schönen, welcher der Kerzenſchein im Ballſaale die weſentlichſten Dienſte leiſtet, und die der impertinenten Probe einer matinée dansante erliegt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Beſchluß.)

Kann der Menſch fliegen lernen?

„Große und mächtige Flügel, wie der fliegende Menſch ſie brauchte, durch Kunſt hervorzubringen, hat gar keine Schwierigkeit; die Anwendung der bewegenden Kraft auf dieſe Flügel wäre ebenfalls eine leichte Aufgabe der Mechanik. Nun aber kommt die Schwierigkeit: kann der Menſch, wenn er nicht über mehr als ſeine eigene Körperkraft zu verfügen hat, Flügel in Bewegung ſezen, die groß genug ſind, um ihn wie den Vogel ſchwebend in der Luft zu erhalten? Gewiß nicht, ſelbſt das Zehnfache ſeiner Kraft würde nicht hinreichen. Das Muskelſyſtem des Menſchen iſt viel ſchwächer und viel weniger concentrirt, als das der Vögel; überdies iſt der Menſch im Verhältniß zu ſeinem Muskelſyſtem viel zu ſchwer; denn das Körpergewicht iſt auch bei dem ſchwerſten Vogel reichlich durch die unglaubliche Muskelkraft aufgewogen, mit der er ſeine Flügel in Bewegung ſezt; überdies erleichtert auch die Federbedeckung ſeinen Flug. Um fliegen zu können, muß alſo der Menſch durchaus eine große, fremde Kraft, eine Kraft außer ſich verwenden können, eine ſehr bedeutende Kraft, die überdies auch weniger unregelmäßig, nicht von Umſtänden, Ermüdung und dem Zufall abhängig iſt, wie die des Menſchen. Dieſe Kraft finden wir in dem mächtigen Dampfprincip, vielleicht nicht im Waſſerdampf, deſſen Hervorbringung und Anwendung nach dem bisherigen Stand unſerer Erfahrungen einen zu ſchweren Mechanismus erfordern würde, wohl aber in einem der Dämpfe, welche die neueſte Chemie entdeckt, aber lange noch nicht hinlänglich unterſucht hat, und die, bei geringer Veränderung der Wärme, wechſelsweiſe aus dem gasartigen in den flüſſigen Zuſtand und aus dieſem wieder in jenen übergehen, z. B. die flüſſige Kohlenſäure; ja, auch das Schießpulver kann hieher gerechnet werden. Man bringe es nur dahin, die ſchnelle Dilation oder Explosion dieſer Subſtanzen zu regeln, ſo iſt das Problem aufgelöst, und der Menſch nimmt Beſiz vom Luftreich, das er jezt nur mit Zittern zu betreten wagt. Da ſizt er zwiſchen den zwei mächtigen Flügeln in ſeiner Gondel, die ihm wie der Vogelkörper zum Ballaſt und Schwerpunkt dient, und leitet ihre Bewegungen, bald ſchneller, bald langſamer, bald tief, bald über hohe Berge weg, und ſtets in gerader Linie, was bei unſern Straßen und Kanälen lange nicht immer möglich iſt. Wie alle Erfindungen ihr Kindesalter haben, ehe ſie zu männlicher Stärke heranreifen, ſo wird es auch mit dem Menſchvogel gehen. Im Anfang dürfte ihm ſogar ein Luftballon nöthig oder dienlich ſeyn, wie dem Kind ein Gängelband, ſo lange es noch nicht Kräfte genug hat, um allein zu gehen. Die, welche zuerſt eine ſolche Maſchine bauen, werden gewiß nicht gleich alle Schwierigkeiten und Hinderniſſe überwinden; ſie werden beſonders mit dem Gewicht der Maſchine zu kämpfen haben, und bevor ſie die nöthige Größe der Flügel und ihre zweckmäßigſte Einrichtung finden, werden ſie wahrſcheinlich über der Gondel einen kleinen Luftballon anbringen, wie man angehenden Schwimmern Korkpanzer oder Blaſen zur Hülfe gibt, ehe ſie ſich recht und leicht über dem Waſſer halten können.“ — Dies ſind die Hoffnungen, Ausſichten und Plane des geiſtreichen Genfers, den — wie er launig ſagt — nur natürliche Faulheit bisher abgehalten hat, in Paris ein Brevet d'invention zu verlangen und ein Memoire im Inſtitut vorzuleſen, was der Sache gleich ein bedeutenderes und europäiſcheres Anſehen geben würde. Er geht aber damit um, eine Geſellſchaft für Luftkeilwagen zu gründen, die freilich den Dampfwagen und Eiſenbahnen einigen Abbruch thun dürften.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 147.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 21. Juni 1837.

Good manners be your speed!

Shakespeare.
Henry IV.

Schloſs Hochdorf.

(Fortſetzung.)

Lord Glenorvan hatte die Bekanntſchaft des Baron Hochdorf beim Beſteigen des Rigi gemacht, wozu man dieſen durch mannichfaches Zureden veranlaßt; denn dieſer Entſchluß ſtand weder mit ſeinem Geſchmack noch auch mit der ruhigen Würde in Einklang, welche ihn nie zu verlaſſen pflegte, und die beim Bergſteigen nicht ſelten gefährdet zu werden pflegt. Glenorvan, obwohl im höchſten Grade gewandt und rüſtig, begann dieſes Unternehmen gleichfalls mit einigem Ueberdruß und beobachtete nicht ohne Theilnahme den gleichgeſinnten Reiſenden, welcher, wenn auch ſeufzend, doch mit der guten Manier eines Weltmanns zu dem Beginnen ſich anſchickte. Zu Pferde behauptete der Baron den Weg nicht zurücklegen zu können, da er dem Schwindel unterworfen ſey, und Glenorvan, der ein Heer von Beſchwerden und Widerwärtigkeiten für ihn vorausſah, beſchloß in gutmüthiger Aufwallung, ſein Geſchick nicht von dem des Fremden trennen zu wollen. Mit Beharrlichkeit, wenn gleich nicht ohne einige Anwandlung von Ungeduld, blieb er dieſem Vorſatze getreu, und Jener, welcher die Abſicht des jungen Fremden errieth, kam derſelben mit großer Artigkeit entgegen, zuweilen den Rath oder den ſtützenden Arm deſſelben annehmend. Beide Männer, an Jahren und Lebensanſicht ſich völlig ungleich, fühlten dennoch durch das Band ähnlicher geſelliger Bildung ſich zu einander hingezogen. Der Baron, dem ein lebhafter Verſtand abging, der aber dieſen Mangel durch Kenntniſſe und nachdenkliches Theilnehmen ſo viel als thunlich erſezte, redete mit großer Sachkenntniß und im Sinne eines Conſervativen über geſellige und Staatsverhältniſſe im Allgemeinen, wobei er die Stellung der Schweiz auch individuell berückſichtigte. Glenorvan, weniger überlegt, aber voll lebendigen Eifers, ſprach im Gegenſatz ſeine Anſichten als ein Zögling neuerer Syſteme und neuerer Zeit aus, wogegen der Baron, höflich ablehnend, manches vorbrachte, was der Beachtung nicht unwerth ſeyn mochte, aber geringen Eingang fand. Im Laufe der Unterhaltung kamen Vaterland, Name, Wohnort und Ziel der Reiſe zur Sprache, und Glenorvan erhielt eine herzliche Einladung des Barons, ihn für längere Zeit auf ſeinem Landſitze zu beſuchen, ſobald er nach Deutſchland zurückkehre. Nachdem er ſeinen Schützling glücklich auf den Gipfel des Rigi geleitet, verlor derſelbe, Glenorvans unbeſtändiger Gemüthsart gemäß, jegliches Intereſſe für ihn, und er würde jener Einladung ſchwerlich jemals wieder gedacht haben, hätte er nicht zufällig nach ſieben oder acht Monaten in ſeinem Freunde Waldorf einen Verehrer des Barons und ſeiner Familie angetroffen. So erinnerte er ſich zu gelegener Zeit dieſer Einladung und folgte derſelben.

Nachdem einige Tage auf die oben erwähnte Weiſe vergangen und Glenorvan nichts verabſäumt hatte, Eugenien günſtig für ſich einzunehmen, kündigte der Baron ſeinen Gäſten die bevorſtehende Ankunft eines Hofrath Werding ſo wie eines jungen Malers an, welchen er zu ſich beſchieden habe, theils einige Gemälde zu copiren, theils den jungen Damen Anweiſung im Malen zu ertheilen. Gegen Glenorvan äußerte der Baron unverholen, wie er geſonnen ſey, den Maler nicht mit an ſeine Tafel zu ziehen, ein Vornehmen, welches jener lebhaft bekämpfte, mit dem Bemerken, wie Künſtler jezt überall der guten und beſten Geſellſchaft einverleibt würden. Zögernd gab der Baron nach, ohne die wahren Beweggründe ſeines Gaſtes zu ahnen, welcher ſich der Abwechslung freute, welche die Anweſenheit eines jungen, muthmaßlich ungebildeten Mannes an dem Tiſche des Barons nothwendig hervorrufen mußte.

Beide Herren trafen ein; der Hofrath, ein höchſt determinirter Schöngeiſt, welcher über allen Widerſpruch erhaben war und ihn nicht duldete, der Maler, ein gutmüthig blickender Menſch, mit einem Anflug genialer, etwas verſchrobener Formen, dem man die Unkunde geſelliger Verhältniſſe an den Augen abſah. Sein Aufenthalt in Rom hatte ihm die italieniſche Sprache geläufig gemacht, übrigens aber warf er Ausdrücke aus allen Sprachen mit großer Unbefangenheit durcheinander, ohne den eigentlichen Sinn derſelben nur zu ahnen. Seine Kleidung war, wenn gleich höchſt reinlich, doch nicht beſonders ſorgfältig, und zum Entſetzen des Barons trug er kein Halstuch. Dieſer theilte ſeine Bekümmerniß darüber Glenorvan mit. „Ich weiß in der That nicht, Mylord — der gute, junge, vortreffliche Mann — ich habe Ihrer Anſicht nachgegeben, aber mir ſcheint denn doch, daß er eine Halsbinde anlegen müßte.“ — „Künſtlermanier!“ entgegnete Glenorvan gleichgültig; „wären Sie ein Maler, oder wäre ich es, wir würden ſehr wahrſcheinlich uns eben ſo tragen.“ Der Baron fühlte durch die bloße Vorausſetzung, daß er ein Maler hätte ſeyn können, ſich ſo außer Faſſung gebracht, daß er, obwohl mit kummervoller Miene, das Geſpräch aufgab und den Gegenſtand nicht weiter berührte.

Was Glenorvan vorausgeſezt hatte, geſchah, der Maler gereichte ihm während einiger Tage zu einer Erheiterung, welche er völlig zwanglos hinnahm, ohne jedoch den Hofrath aus den Augen zu verlieren, der in anderem Sinne ihm zur wahren Beluſtigung diente; ſelber übermüthig, war eben Selbſtſucht die Eigenſchaft, welche ihm am lächerlichſten dünkte und ſeine Ironie lebhaft anregte. Wenn der Maler mit großer Breite über den Aufenthalt in Rom redete und nach Weiſe mancher Perſonen eine Einleitung voranſchickte, welche wenigſtens auf den Ausgang geſpannt machte, ohne doch am Ende irgend Weſentliches mitzutheilen, wenn er mit ungebildeter Ausſprache vollkommen unpaſſender Ausdrücke aus fremden Sprachen ſich bediente, ſo fühlte man ſich wohl zu Lach- und Unluſt aufgelegt, blieb ihm aber deſſen ungeachtet um ſeiner Gutmüthigkeit willen von Herzen gewogen, wogegen es ſchwer hielt, für den Hofrath ſo günſtige Geſinnung zu hegen. Glenorvan wußte nun den Maler ſtets in Streit mit Lezterem zu verwickeln, der ihn kaum anſah und mit großer Ueberhebung ſeine wirklich artigen Arbeiten vornehm ignorirte. Ueber das angeblich von Salvator Roſa herrührende Bild ſtritten beide Herrn täglich mit wachſender Erbitterung, wobei Glenorvan ſich immer das Anſehen gab, als ſey ihm an Entſcheidung dieſer Streitfrage höchſt weſentlich gelegen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Deutschen in Nordamerika.

(Fortſetzung.)

Merkwürdig iſt es, daß die Charakterzüge der deutſchen Landwirthe dieſelben bleiben, wo immer ſie ſich niederlaſſen, ſey es nun in Pennſylvanien oder im Staate Ohio, in Illinois, oder im Norden von Virginien, in Maryland oder im Thale des Miſſiſſippigebietes. Weder der Boden noch das Klima ſcheinen auf ihre Sitten und Gebräuche einen mächtigen Einfluß zu üben. Selbſt die Zeit iſt nicht im Stande, ihre Lebensart zu ändern. Die mähriſchen Brüder, welche unter dem Schutze des Generals Oglethorpe vor ungefähr einem Jahrhundert nach Amerika zogen, waren nicht weſentlich verſchieden von denen, welche früher nach Südcarolina und Pennſylvanien auswanderten, und William Penn's eigene Beſchreibung der Lezteren entſpricht jezt noch den Eigenſchaften der Deutſchen in dieſem Staate.

Die beſtändig nach Weſten ziehenden Neuengländer laſſen ſich nirgends permanent nieder, ſondern bauen bloß ihre Hütten, umzäunen ihre Grundſtücke, brennen die Bäume ab, pflügen den Boden um und ziehen dann weiter, zufrieden mit dem hohen Verkaufspreis ihrer verbeſſerten Ländereien (improved lands), um ſechzig oder hundert Meilen tiefer nach Weſten einen neuen Schauplatz ihrer Thätigkeit zu finden. Die Deutſchen ſind weniger dazu geeignet, ihre Anſiedelungen ſo fabrikmäßig zu betreiben und ihre Häuſer und Grundſtücke auf den Verkauf einzurichten. Sie ſind in ihrer Heimath viel zu ſehr an Häuslichkeit gewöhnt, um ſich in einem halben Nomadenzuſtand glücklich zu fühlen, und es fehlen ihnen auch die nöthigen Relationen mit den Einwohnern der Grenzſtaaten und der Beiſtand der Centralregierung, um ſich ohne Gefahr den Entbehrungen und Mühſeligkeiten ſolcher Miſſionen zu unterziehen.

Die zur Anſiedlung von Deutſchen geeignetſten Staaten bleiben immer Pennſylvanien, Ohio, Illinois und Miſſiſippi. Weiter nach Süden iſt das Klima zu heiß und ungeſund, und im Norden, in der Nähe der großen, ſtillen Gewäſſer ſind die Einwohner ebenfalls endemiſchen Krankheiten unterworfen. Das Klima von Kentucky wäre zwar den Deutſchen zuträglicher, aber Kentucky iſt ein Sklavenſtaat und als ſolcher wohl eine Ausbeute für Handwerker, keineswegs aber für Ackerbauer. Die Ehre, neue Staaten zu gründen, überlaſſen Europäer billig den amerikaniſchen Schanzgräbern; ihr Beſitz macht ſelten glücklich, und am wenigſten entſpräche ſie den Wünſchen und Hoffnungen der Deutſchen. Arbeit und Mühſeligkeit warten Anfangs überall auf ſie; aber Muth und Ausdauer ſiegen am ſicherſten, wo die vielfältigen Niederlaſſungen und bereits erworbenen Reichthümer ihrer Landsleute den Deutſchen einen mächtigen politiſchen Einfluß verſchafft haben, wie dies in den obgenannten Staaten der Fall iſt. Uebrigens gehe keiner nach Amerika in der Hoffnung auf ein leichtes Fortkommen. Nichts als Fleiß, thätiger, ausdauernder, unabläſſiger Fleiß führt zu Wohlſtand und Reichthum in den Vereinigten Staaten. Amerika bietet der Induſtrie zwar ein größeres Feld; aber es fehlt jezt ſchon nicht mehr an zahlreichen Mitbewerbern, welche den europäiſchen Einwanderern ſchwere Pflichten auferlegen, und ohne Umſicht und Arbeitſamkeit iſt jede Art Erfolg noch unſicherer als in Europa.

Am allermeiſten getäuſcht in ihren Erwartungen finden ſich politiſch Verbannte jeder Art und Demagogen. Statt bei den Amerikanern Theilnahme zu erwecken, finden ſie überall genügſame, arbeitsluſtige Menſchen, welche weder Zeit noch Luſt haben, ſich an abſtracten Theorien zu ergötzen, und deren Freiheitsgefühl gewöhnlich weit richtiger und praktiſcher iſt, als die gelehrte Weisheit mancher deutſchen Juriſten. Das Schlimmſte bei der Sache iſt, daß die Leztern Niemand finden, der ihrer Belehrung bedürfte, und daher gezwungen ſind, auf andere Erwerbsmittel zu denken, als das Predigen politiſcher Grundſätze, welches in Amerika nur einen höchſt mäßigen Gewinn abwirft. Dazu findet ſich noch Manches in der Verfaſſung und dem Volksgeiſte der Amerikaner, was den europäiſchen Ideen eines Gemeinweſens nicht entſpricht; ſo wie in der That gar Vieles vorkommen mag, wovon ſelbſt die eifrigſten Verfechter republikaniſcher Gleichheit wenig träumen. Viele angeſehene Europäer ſind gütig genug, ſich zu den niedern Ständen herabzulaſſen; aber in Amerika, wo ſich dieſe Herablaſſung von ſelbſt verſteht, wird ihre Beſcheidenheit nicht ſelten in Verſuchung geführt, einen entgegengeſezten Ton anzuſtimmen, der ihnen dann oft übel bekommt. Die eingebürgerten Deutſchen in Pennſylvanien ſind beſonders eiferſüchtig auf jede Anmaßung europäiſcher Einwanderer, und unterſtützen lieber thätige, anſpruchsloſe Menſchen, als Künſtler, Gelehrte oder Weltweiſe. Praktiſcher Verſtand und Arbeit gelten in Amerika mehr als wiſſenſchaftliche Theorie und Spekulation; und es iſt daher leicht vorauszuſehen, daß deutſche Handwerker und Bauern dort leichter ihr Fortkommen finden, als jede andere Claſſe von Auswanderern. — Im Gebiete der Rechtswiſſenſchaft und Politik iſt dort nichts anzubringen, was ſich nicht auf engliſchen Urſprung zurückführen ließe, weßhalb Europäer des Feſtlandes eines Aufenthaltes von mehreren Jahren bedürfen, bis ſie, auf die Gemüthsart und Denkungsweiſe der Amerikaner eingehend, ihr Thun und Wirken ihren neuen Umgebungen anpaſſen lernen. Daher kommen auch die vielen ungünſtigen Berichte deutſcher Auswanderer, welche zwar genügend darthun, wie ſchwer es Manchen fällt, ſich in den Vereinigen Staaten, bei gänzlicher Verſchiedenheit aller geſelligen Verhältniſſe, zurecht zu finden, aber keineswegs den Beweis liefern, daß Thätigkeit und Fleiß in Amerika unbelohnt bleiben.

Noch iſt zu bemerken, daß es thöricht iſt, ſich in Amerika in der Abſicht niederzulaſſen, die Arbeit der Armen zu miethen. Der Preis derſelben iſt hoch, und oft iſt ſie nicht für Geld zu bekommen. Die meiſten deutſchen Landleute ziehen mit Recht vor, ſich gegen einen gewiſſen Antheil an dem Ertrage eines Gutes zu verdingen, in der Hoffnung, einſt einen Theil deſſelben zu beſitzen, was für ſie das ſicherſte Mittel iſt, ſich unabhängig zu machen. Proud in ſeiner Geſchichte von Pennſylvanien bemerkt ſchon den Umſtand, wie die arbeitenden Claſſen in Amerika alle reich würden, während vermögliche Perſonen, welche mit Geld und großen Ländereien anfangen, nach und nach in Armuth verſänken, und führt die Klugheit vieler reichen Deutſchen an, die ſich zuerſt als Knechte verdingten, bis ſie hinlängliche Kenntniſſe des Klimas und Bodens beſaßen, eine größere Wirthſchaft auf ihre eigene Rechnung zu betreiben.

Das ruhige Temperament der Deutſchen erlaubt ihnen nicht, ſich mit Politik zu beſchäftigen, obſchon ihre Zahl groß genug wäre, eine ſtarke Partei zu gründen. In Pennſylvanien haben ſie deſſen ungeachtet einen mächtigen Einfluß auf die Regierung, und die Gouverneure dieſes Staates ſind ſeit der Revolution ſtets Deutſche geweſen. Im Staate Ohio, obſchon dieſer zuerſt von Neuengländern koloniſirt ward, leben gegenwärtig nicht weniger als fünf- und -vierzig tauſend ſtimmbefugte Deutſche. Der Staat von Neuyork, obſchon urſprünglich von Holländern angeſiedelt, enthält eine zahlreiche deutſche Bevölkerung in mehreren Grafſchaften, beſonders in der von Columbia, der Heimath Martin Van Buren's, des jetzigen Präſidenten der Republik. Der Staat von Maryland zählt fünf-und-zwanzig tauſend ſtimmfähige Deutſche; die Bevölkerung von Illinois iſt beinahe zum dritten Theil deutſch,

und in das Miſſiſippithal ſtrömen Tauſende von deutſchen Einwanderern. Ich glaube ohne Uebertreibung die Zahl der jährlich von Deutſchen oder Abkömmlingen derſelben gegebenen Stimmen auf viermalhunderttauſend angeben zu können, die in weniger als zwanzig Jahren gewiß auf eine Million anwachſen wird. In der Stadt Neuyork ſogar haben die Deutſchen einen großen Einfluß auf die Wahl des Bürgermeiſters und anderer ſtädtiſcher Beamten; denn ſie haben dort nicht weniger als dreitauſend fünfhundert Stimmen.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Juni.

Coſta's Oper Malek Adel.

Laporte — das brauche ich wohl kaum zu ſagen, obſchon ich es im laufenden Jahr noch nicht geſagt habe — iſt wieder der diesjährige Pächter des Königstheaters, Einkäufer und Verkäufer der dortigen italieniſchen Singvögel. Und getreu dem Herkommen, iſt es auch dieſes Jahr dort geweſen, wie leztes und vorleztes Jahr, und wie die älteſten Sangfreunde es ſich anders nicht erinnern: bis zu Oſtern war die Oper ſchlecht unter der Kritik, von Oſtern an gab es ſich mit ihr, und jezt iſt ſie ſo gut, als London ſie je beſeſſen. Von der ſchlechten wollte ich nicht ſprechen, von der ſich beſſernden ſprach ich nicht, weil ſie nichts Neues zu beſprechen bot, und von der möglichſt guten zu ſprechen, verſchob ich bis zum Erſcheinen einer verheißenen Neuigkeit, die, wenn ſie hier klang, wie ſie in Paris geklungen, als einheimiſches Produkt der Erwähnung ganz beſonders werth ſeyn mußte. Was ich meine, iſt Malek Adel, die endlich zur Aufführung gekommene dreiaktige Oper des hieſigen Concertmeiſters Coſta. Eine lange Reihe von Gründen berechtigte zur Erwartung eines hohen Genuſſes. Die Oper iſt vergangenen Winter — vergangen laut Verſicherung des Kalenders, denn der Witterung nach beſteht er noch zu Anfang Juni's — in Paris mit Beifall gegeben worden; zweitens wählte ſie der Pariſer Rubini zu ſeinem hieſigen Benefiz; Coſta hat die Oper ganz eigentlich für die jezt hier verſammelte Geſellſchaft geſchrieben; die neueſte italieniſche Schule befindet ſich gegenwärtig ohne Zweifel im Verfall, und im Reiche der Blinden iſt der Einäugige Herrſcher; endlich ſtand Coſta Alles zur Seite, was ein Tonſezer ſich und ſeinem Werke wünſchen kann: der negative Vortheil, keinen Ruhm auf dem Würfel, und der poſitive Vortheil, die ganze Leitung in ſeinen Händen zu haben. Coſta iſt Dirigent des Orcheſters im Königstheater, und das ein tüchtiger Dirigent. Darauf aber beſchränkte ſich zur Zeit das Anerkenntniß ſeiner muſikaliſchen Fähigkeiten; denn vom Componiſtentalente hatte er noch keine überzeugende Probe gegeben. Zu ſolcher beſtimmte er ſeinen Malek Adel. Mit einem einzigen raſchen Schritte wollte er durch ihn ſich den Ruhm des Tonſezers gewinnen, und mißlang der Verſuch, ſo konnte er, bei ſeiner Stellung, nicht einmal einen äußern Umſtand zur Entſchuldigung anführen. Er kannte die Sänger, für die er geſchrieben; er kannte das Orcheſter, das ſeine Oper auszuführen hatte; in ſeiner Macht ſtand es, Orcheſter und Chöre zu üben, ſo oft er wollte; ſein Verhältniß zu Laporte gab ihm freie Verfügung über Scenerie und Coſtüm. — Das Süjet der Oper folgt mit ziemlicher Treue einem, der Geſchichte untreuen Originale, der Mathilde der Madame Cottin, einer Novelle, die ihrer Zeit bekannt und beliebt war, ſeitdem aber durch Walter Scott längſt aus dem Gedächtniſſe verdrängt worden iſt. Der Schauplaz liegt in Paläſtina während der Kreuzzüge. Richards Löwenherz Schweſter Mathilde, die ihn auf dem Heereszuge begleitet, liebt Saladins Bruder, Malek Adel, und wird von ihm geliebt. Wilhelm von Tyrus, ein eifriger Arbeiter im Weinberge des Herrn, leitet die Schritte der ſchüchternen, unvorſichtigen, unentſchloſſenen Heldin, und demgemäß wird Malek Adels Uebertritt zum wahren Glauben zur unerläßlichen Bedingung des Bundes gemacht. Sobald aber alle Schwierigkeiten beſeitigt ſcheinen, fällt Malek Adel unter den Schwertern einer Abtheilung des Kreuzheeres, und Mathilde nimmt in einem Kloſter auf dem Berge Carmel den Nonnenſchleier. Eine Nebenintrigue beſteht zwar darin, daß Luſignan, König von Cypern, um Mathildens Hand wirbt, und Joſſelin, Herzog von Montmorency, in Richards Gefolge, ſeine Abſichten begünſtigt; doch iſt es Mathildens und Malek Adels Liebe, was die Hauptſcenen der Novelle, wie der Oper, bildet, und in lezterer einige Situationen von wenigſtens großem melodramatiſchen Intereſſe herbeiführt. Dahin gehört vorzüglich Malek Adels Erſcheinen im Feldlager der Chriſten, ſein erſtes Wiederſehen Mathildens im Nonnengewande und faſt jede Scene des dritten Aktes. Alle Kräfte der vereinigten Geſellſchaft — und es ſind Rieſenkräfte — waren in Thätigkeit. Rubini, Ivanhoff, Lablache, Tamburini, die Albertazzi, die Griſi — ich brauche bloß zu ſagen, daß dieſe ſämmtlichen Kräfte ſo zuſammen wirkten, als wolle jede die höchſte Potenz ſeyn, und es begreift ſich von ſelbſt, daß die Vollkommenheit der Ausführung keinen Wunſch unerfüllt ließ. Dagegen möchte es in hohem Grade zweifelhaft ſeyn, ob die Compoſition hinter keinem billigen Verlangen zurückbleibe. Werden Genieblize gefordert, dieſe zucken nicht; wird Berechnung auf Effekt und Sorgfalt in der Arbeit begehrt, dieſe finden ſich; macht man es zum Prüfſtein eines Tonſezers, daß er einen eigenen Styl habe, den hat Coſta nicht. Er hat deutliche, vielleicht wider ſeinen Wunſch und Willen zu deutliche Erinnerungen an Roſſini, Weber, Bellini; aber er beſizt nichts, deſſen entſchiedenen Charakter er ſein alleiniges Eigenthum nennen könnte, nichts, was, von andern Tonſezern copirt, ihm abgeſchrieben heißen müßte. Sein Hauptfehler — deßhalb, weil er ihn mit Andern gemein hat, nicht weniger häßlich — iſt die Vorliebe für ohrzerreißenden Lärm, für Trommeln, Pauken und Trompeten, gleich als ob Lärm auch in der Muſik ein untrüglicher Erſaz für Ideenarmuth, ein undurchſichtiger Mantel geiſtiger Blößen wäre. Einzelne Schönheiten, ſtatt mit ſolchen Mängeln zu verſöhnen, heben ſie nur deſto greller hervor, und das war hier der Fall mit dem erſten Duett zwiſchen Malek Adel und Mathilde, mit dem Quintett am Schluſſe des erſten und mit einem großen Theile des dritten Aktes. Von dem Beifalle alſo, welcher dem Ganzen der Oper gezollt wurde, obſchon er ſich ſtets in den Grenzen beſcheidener Mäßigkeit hielt, hat Coſta mehr als die Hälfte abzugeben an Sänger und Sängerinnen, an die Garderobeſchneider und an die Dekorationsmaler. Wäre es nicht frevelhaft, die Künſtler von der Nadel und vom Pinſel neben die Sangskünſtler zu ſtellen, ſo möchte ich behaupten, ſie haben mit jenen um den Preis gerungen, und ſeyen eher freiwillig, als beſiegt zurückgetreten. Den Chören hingegen iſt Coſta nicht ſonderlich viel Dank ſchuldig: ihre Leiſtungen glichen mehrere Male dem Pelotonfeuer ſchlecht abgerichteter Soldaten. Das gehört zu den verſchiedenen Dingen, die in Paris beſſer ſind.

W. S.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 148.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 22. Juni 1837.

Der deutſchen Nation darf man es zum Ruhme nachſagen, daß es ihr beinahe an der Fähigkeit fehlt, die geſchmeidig dreiſt es verſteht, jede Wahrheit jedem Vortheil zu Gunſten zu beugen und die heiligen Verbindlichkeiten der kalten Berechnung aufzuopfern.

Frau v. Staël.

Die Deutschen in Nordamerika.

(Beſchluß.)

Unter ſolchen Umſtänden wird das ſogenannte deutſche Votum (German vote) natürlich ein Gegenſtand eifriger Bewerbung für Politiker aller Parteien und Grade; und es fehlt zu dieſem Zwecke auch nicht an deutſchen Zeitungen, wo es Niederlaſſungen von Deutſchen gibt. In Pennſylvanien allein exiſtiren mehr als dreißig deutſche (meiſtens wöchentliche) Blätter, und im Staat Ohio werden eben ſo viele gedruckt und ausgegeben. Eine nicht viel geringere Zahl wird in Maryland publicirt, und die „Newyorker Staatszeitung“ iſt ganz das Organ der deutſchen Demokraten jener Stadt. Wären dieſe vielfältigen Blätter durch irgend eine tüchtige Hauptzeitung einer großen Stadt vereinigt und gelenkt, deren Redakteur die Eigenheiten der Deutſchen, die beſonderen Verhältniſſe ihrer Anſiedlungen und ihre Beziehungen zur Centralregierung verſtände, dann könnte man ſie zu einem politiſchen Hebel bilden, welcher fähig wäre, jeder Partei Stärke und Dauer zu geben, für die er ſich einmal erklärte. Aber die Deutſchen in den Vereinigten Staaten beſitzen bis jezt noch kein kräftiges, politiſches Organ, das ihren Meinungen und Grundſätzen Nachdruck geben könnte, und ihre Politik iſt daher bloß ein Widerſchein der herrſchenden Doctrinen anderer Staaten: ſie ſind ſich ihrer Macht nicht bewußt, und ſind mehr beſorgt für die Vermehrung ihrer Zahl als für die Vereinigung ihrer Anſtrengungen und die Richtung derſelben nach einem beſtimmten Ziele.

Die amerikaniſchen Deutſchen ſind weniger reizbar als ihre Brüder im Süden und Norden und daher gleichgültig gegen eine Menge anſcheinend unwichtiger Fragen, deren Beziehung zu den Grundſätzen der Regierung ihrer Aufmerkſamkeit gänzlich zu entgehen ſcheint. Auf dieſe Art werden ſie oft in ihren eigenen Reihen beſiegt und gegen ihren Willen und Vorſatz zu Spielzeugen ränkevoller Parteigänger mißbraucht. Aber bei der erſten wichtigen Staatsfrage, wie zum Beiſpiel die der Präſidentenwahl, vereinigen ſie ſich wieder, und ungeachtet aller Anſtrengungen ihrer Gegner, ſie durch Hinweiſung auf ihre Lokalintereſſen und Aufregung ihrer Vorurtheile zu entzweien — ein Verſuch, welcher in andern Staaten ſelten gänzlich fehlſchlägt — beharren ſie in der Wahl ihrer Männer und Grundſätze. Die Deutſchen in den Vereinigten Staaten denken nicht viel an Politik, ſondern handeln vielmehr nach allgemeinen, höchſt freiſinnigen Grundſätzen, deren Anwendbarkeit ſie nie in Zweifel ziehen, ſobald ſie ihren Ideen von moraliſcher Gerechtigkeit entſprechen. Sie laſſen ſich ſelten auf Details ein, geben aber faſt nie einen Grundſatz auf und ſind deßhalb weniger ſelbſtſüchtigen und eigennützigen Einflüſſen ausgeſezt. Ihr praktiſcher

Sinn iſt republikaniſch, und ich habe ſchon früher bemerkt, daß ſie einen gewiſſen demokratiſchen Inſtinkt beſitzen. Aber die Zeit wird kommen, wo ſie ihre Macht fühlen und eine Partei bilden werden, deren Einfluß die feinſten Berechnungen theoretiſcher Politiker überſteigen dürfte.

Für die Erziehung der Jugend haben die Deutſchen in Pennſylvanien und Ohio wenig geſorgt, beſonders im Vergleich mit den Bemühungen der Neuengländer. Im Jahre 1833 waren in beiden Staaten eine große Anzahl Kinder und Erwachſener, die weder leſen noch ſchreiben konnten, und obſchon man ſeitdem auch dort angefangen hat, Freiſchulen zu gründen, ſo ſtehen dieſe doch in jeder Beziehung weit hinter denen der übrigen Staaten. Die deutſchen Landleute — die bei weitem größere Zahl aller in Amerika einheimiſch gewordenen Deutſchen — zeigen ſogar bei allen Gelegenheiten eine entſchiedene Abneigung gegen jede Verbeſſerung des Unterrichts und der Schulen. Ich erinnere mich noch ſehr wohl eines zu Eaſton in Pennſylvanien anſäſſigen Deutſchen, der auf die Frage, ob es ihn nicht freuen würde, in ſeinem Städtchen eine Hochſchule zu haben, welche ſeinen Kindern die Mittel einer beſſern Erziehung böte, achſelzuckend zur Antwort gab, daß ſeine Söhne dort nichts zu lernen hätten, indem er ſie zu arbeitſamen Landwirthen, nicht aber zu müſſigen Dieben erziehen wolle, ſich von dem Schweiße Anderer zu nähren. Selbſt nicht die Ausſicht auf größeren Gewinn durch das Zuſammentreffen von Studenten aus Neuyork und Philadelphia (Eaſton liegt mitten zwiſchen beiden Hauptſtädten), war im Stande, ſeine Beſorgniſſe wegen des möglichen Mißbrauchs der Gelehrſamkeit zu beſchwichtigen, und der Gedanke, daß einer ſeiner Söhne den Stand eines Ackerbauers für den eines Gelehrten, und dadurch die ſchlichte Einfalt eines Landsmanns für den höflichen Ton eines Städters vertauſchen könnte, war eine wahre Marter für den guten Mann. Freilich iſt in der Einfalt dieſer Menſchen ſo viel natürlicher Verſtand, daß man ſie beinahe Klugheit nennen möchte, obſchon ſie traurig genug gegen die ehrgeizigen Pläne der Neuengländer abſticht, welche ſich nie zufrieden geben, wenn ſie nicht aus ihren Kindern Doktoren oder Advokaten gemacht haben. So entſchieden iſt die Abneigung der Deutſchen gegen das in den Vereinigten Staaten faſt allgemein eingeführte Syſtem der Freiſchulen, daß ſich in Pennſylvanien eine eigene politiſche Partei gebildet hat, welche unter dem Namen Anti-Free-School-Party jede Verbeſſerung des Schulſyſtems zu hemmen ſucht und ſogar die geſetzgebende Verſammlung dieſes Staates mit Petitionen beſtürmt, die dort eingeführten Freiſchulen wieder abzuſchaffen.

Dies muß um ſo mehr auffallen, als die Vorzüge des deutſchen Erziehungsweſens den Amerikanern wohl bekannt, und die beſten deutſchen Schulbücher (beſonders die preußiſchen) bereits von ihnen in's Engliſche überſetzt worden ſind. Während die meiſten amerikaniſchen Hochſchulen Lehrſtellen der deutſchen Sprache und Literatur beſitzen, haben die Deutſchen in Pennſylvanien noch keine einzige gute Elementarſchule; und obwohl die Meiſterwerke deutſcher Claſſiker bereits amerikaniſchen Schriftſtellern zum Vorbild dienen, leſen die Deutſchen in Pennſylvanien noch immer die alten Mährchen und Zaubergeſchichten, oder die Lebensbeſchreibung des Räuberhauptmannes Rinaldo Rinaldini. Ich ſelbſt habe die dritte amerikaniſche Auflage dieſes Buchs in Pennſylvanien geſehen. Die deutſchen Prediger, denen es obliegt, über die ſittliche und religiöſe Erziehung der Jugend zu wachen und wo möglich die Schulanſtalten zu verbeſſern, beſitzen hiezu keinen Muth oder verbauern unter ihren Gemeinden. Deßwegen ſtehen die Deutſchen in Amerika in keinem beſonderen Ruf der Intelligenz, obwohl ihre Ehrlichkeit, Thätigkeit, Ausdauer und die Unverderbtheit ihrer Sitten allgemeine Anerkennung finden.

Schloſs Hochdorf.

(Fortſetzung.)

Von den Damen aufgefordert, brachte eines Tags der Maler ſeine Mappen zum Vorſchein, welche anſprechende Entwürfe, Skizzen ſowohl von ſeiner als manches befreundeten Malers Hand enthielten, auch hin und wieder ein ausgeführtes Bildchen, alles höchſt ſauber und ſorgfältig gehalten. — Als dieſe kleinen Schätze vorgelegt wurden, ſtand der Hofrath verächtlich auf und verließ den Tiſch, um welchen die übrige Geſellſchaft Platz genommen. Alle ſahen aufmerkſam auf die Zeichnungen, nur Glenorvan legte gleichgültige Nichtbeachtung an den Tag, zur Verzweiflung des Malers, welcher, jung und nicht ſehr gebildet, den Beifall der Vornehmſten als den wünſchenswertheſten betrachtete, und immer wieder und wieder ein Intereſſe anzufachen ſuchte, welches ſich ſeinem Beſtreben hartnäckig verſagte. Endlich erlebte er zu nicht geringer Freude ein haſtiges Ausſtrecken von Glenorvans Hand nach einer Zeichnung, welche er ſo eben vorlegen wollte. Es war das Bild eines jungen Mannes, und mit ſichtlicher Vorliebe in Kreide und Silberſtift ſorgfältig ausgearbeitet. „Wie ſchön!“ rief Glenorvan faſt unwillkührlich und ſezte dann ruhig hinzu: „Ja wohl, wie ſchön! Ich ſah ſelten einen ſo ausgezeichneten Männerkopf.“ — „Es iſt Porträt,“ entgegnete der Maler. Glenorvan blickte zufällig auf und gewahrte eine Veränderung in Waldorfs Zügen, welche ihn überraſchte, er ſah zu Eugenie hin, die mit Zwang den Kopf abgewendet hielt. „Porträt?“ wiederholte er fragend. — „Ja, Mylord, es iſt das Bild eines Offiziers, eines Deutſchen; ich zeichnete es vor einem Jahr in Berlin und behielt eine Copie, um ſie als

Studium zu benutzen. So reine und ſchöne Formen ſieht man höchſt ſelten, und doch fehlt dieſem Bilde das belebende und gewiß eben ſo ſeltene Kolorit. Solch ausgezeichnete Schönheit liegt außer dem Bereiche des Gewöhnlichen, und es würde mir wahren Comfort gewähren, das Bild zu malen." — Fanny lachte über die Anwendung des Wortes Comfort; der Hofrath, welcher ſich genähert, äußerte kalt: „Das wären Sie gar nicht im Stande," und der Baron, verlezt durch beide Ungehörigkeiten, machte für den Augenblick jedem ferneren Beſehen unter ſchicklichem Vorwande ein Ende. Glenorvan war in Gedanken verſunken und entſchloſſen, eine Aufklärung von Waldorf zu begehren, als die Ankunft eines Briefs, welcher dieſen zu ſeinem Geſchäftskreiſe zurückrief, ihn für den Augenblick zerſtreute und das Bild in Vergeſſenheit brachte.

Beim Abſchiede Abends mußte Waldorf auf allgemeines Bitten die Zuſage geben, in ſpäteſtens vierzehn Tagen zurückkehren zu wollen. Glenorvan nahm ihn mit auf ſein Zimmer, und dort angelangt, löſchte er die Kerzen im Wohnzimmer aus, ſo daß dieſes nur durch die im Schlafgemache befindlichen Lichter und durch die glänzenden Strahlen des Mondes erhellt wurde. Er ſelber lehnte in ein Fenſter, während Waldorf im Divan Platz nahm; eine Weile ſchwiegen Beide, endlich ſagte Glenorvan: „Vergebens möchte ich Ihnen ſchildern, wie ſehr Ihr Weggehen mich betrübt, erſchüttert wenigſtens, denn es gibt mir eine Aufklärung über mich ſelber, welche ich fürchtete. Ich fühle mich in dieſem Augenblick zu keiner Erklärung aufgelegt; daß ich bleibe, da Sie reiſen, mag Ihnen genügende Erörterung ſeyn." Er ſchwieg und blickte mit einer Art wehmüthigen Sinnens auf den Park, auf die im Mondſtrahl zitternden Blätter des wilden Weins, der am Fenſter emporrankte. — „Schon in meiner erſten Jugend," fuhr er endlich fort, „verſezte ein ſolches Halbdunkel, bei übrigens anſprechenden Umgebungen, mich ſtets in eine träumeriſche, hingebende Stimmung; ich hätte in ſolchen Augenblicken Alles ſagen können, wofür ſonſt die Seele keine Worte findet, wo die Vorſicht jede Schilderung verbietet. Sie wiſſen nun doch ſchon Alles, was ich mittheilen könnte — mit der Wahl iſt es vorüber — ich finde hier das Glück oder das Elend meines Lebens." Waldorf entgegnete nicht ohne Bewegung: „Sie ſind kein Jüngling mehr, Glenorvan, und der Mann ſchifft auf dem Meere des Lebens ſich nicht ohne die Vorſtellung ein, daß, des augenblicklichen Sonnenſcheins unerachtet, ein unvorhergeſehenes Unheil ihn betreffen und ſeine Hoffnungen vernichten könne. Nehmen Sie ſich wohl in Acht: es iſt gut, das Beſte hoffen, wichtig, auf das Schlimme vorbereitet ſeyn. Ich kann, ich darf nicht mehr ſagen, und ſo leben Sie wohl bis auf Wiederſehen! Sie wiſſen, ja Sie wiſſen, wie ſehr, wie von ganzem Herzen ich Ihnen ergeben bin." Beide drückten ſich herzlich die Hand und ſchieden. Glenorvan blickte noch lange in die unendlich ſchöne, mildwarme Nacht hinaus, ſein Denken ward zum faſt bewußtloſen Träumen, er verſenkte ſich in Erinnerungen, die ihn theils beunruhigten, theils beglückten, und gab ſich in bewußter Wehmuth einer Stimmung hin, welche wohl zu Zeiten ſtarke Gemüther übermächtig zu ergreifen pflegt.

Als Waldorf nach drei Wochen, freundlich empfangen, zurückkehrte, konnte ſeinem, durch Theilnahme geſchärften Blick die Veränderung nicht entgehen, welche ſich während ſeiner Abweſenheit begeben. Die Umſtände hatten ſich freilich auch verändert; der Hofrath und der Maler waren noch anweſend, aber das Bild aus der Mappe des Lezten ſtand jezt als Original inmitten des kleinen Kreiſes. Glenorvan war in gehaltener, aber ſichtlich unbeglückter Stimmung, der Hofrath, ein entſchiedener, aber kalter Verehrer von Eugeniens Schönheit, welchem er ſich, vielleicht eben aus dieſem Grunde, angeſchloſſen, in der übelſten Laune, da das Landleben ihn langweilte und er dennoch nicht Energie genug beſaß, ſich Poſtpferde zum Fortkommen zu beſtellen. Fanny's fröhliche Augen ſchienen ein wenig nachdenklicher, und durch des Barons gelaſſene Stimmung blickte ein kleiner Zwang, der von den Elementen ſeiner Umgebung ausgehen mochte, wogegen der Maler, in unerfahrenem Jugendmuthe, friſch und ſorglos fortlebte, ohne die eigenen Verſtöße gegen feinere Sitte zu bemerken, oder fremde Verſtimmung zu begreifen. Eugenie und Rittmeiſter Rodewill, dieſes war der Name des Fremden, ſtellten den beobachtenden Blicken als Liebende im edelſten und intereſſanteſten Sinne des Wortes ſich dar. In ihrem gegenſeitigen Anſchauen lag ein geiſtiges Verlieren, eine ſo reine, unausſprechliche Zuneigung, daß man dieſelbe nicht ohne Rührung gewahren konnte. Waldorf fühlte ſich ſeltſam davon bewegt und gequält: ein gutes Ende ſchien ihm unmöglich, er litt für ſeinen Freund und gönnte gleichwohl älteren Anſprüchen ein unverkennbar ſo wahr, ſo tief erkanntes Glück; Glenorvan wollte es ſichtlich zu keiner Erklärung kommen laſſen, und dieſes gewahrend, wich nun auch er derſelben mit erleichtertem Herzen aus.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bäder.

Aus dem Elſaſs, Juni.

Niederbronn. — In der Reihe der Geſundbrunnen iſt bis jezt, mit Unrecht, das Bad Niederbronn im Auslande weniger bekannt geweſen. Die meiſten Badgäſte (gewöhnlich zwiſchen 900 und 1500) kommen ſeit vielen Jahren aus dem Elſaß, dem benachbarten Lothringen, Rheinpreußen, Rheinbayern und Heſſen-Darmſtadt. Daran iſt wohl hauptſächlich die Nähe des elegantern, faſhionablern Baden-Baden Schuld, denn die Heilkraft der Quelle iſt allgemein anerkannt

und in deutſchen Badſchriften gerühmt, und die Lage des Ortes in einer der ſchönſten Gegenden des untern Elſaſſes. Das Waſſer ſtrömt in zwei ſtets üppigen Quellen hervor, die auf dem Promenadenplaze in zwei Becken gefaßt ſind; das eine derſelben liefert das Waſſer zum Baden, das andere, durch eine gedeckte Halle geſchirmt, dient zum Trinken. Die eiſenhaltige Kochſalzquelle hat einen ſalzigen, leicht zuſammenziehenden, ſäuerlichen Geſchmack, wie das Wiesbader Waſſer, und iſt immer in einer mittlern Temperatur von 14° Reaumur. Seiner Wirkung nach iſt es leicht purgirend. Niederbronn liegt am Eingang der Vogeſen, im Weißenburger Bezirk, auf der Straße von Mez nach Straßburg. Gegen Norden ſchüzt es der in die Ebene hereinreichende Liebfrauenberg; gegen Weſten und Süden hin lehnt ſich die Vogeſenkette, die mit dem Odilienberge, auf deſſen Abſtufung das Schloß Landſperg wie ein Kind auf dem Mutterſchooße ſizt, den Horizont nach dieſer Seite beſchließt. Gegenüber blinkt uns von unſern Bergen der vaterländiſche Rheinſtrom entgegen, und im Hintergrund dehnt ſich der Schwarzwald aus und zeigt uns ſeine Wälder, ſeine Thäler, ſeine Burgen und bis weit zu ſeinen Füßen herab die freundlichen Dörfer, die ſich an ihn ſchmiegen; Hornisgründe, der Kniebis, die drei Berge von Baden, Schloß und Dorf Alt-Eberſtein winken uns brüderlich herüber. — Außer der diätetiſchen Beziehung, über welche ich auf die treffliche Schrift des Brunnenarztes Dr. Kuhn verweiſe,* bietet Niederbronn und die Umgegend dem Badgaſte noch reiche Ausbeute nach allen Seiten hin. Dem Freunde der Natur und Poeſie eröffnen ſich die herrlichſten Punkte zu nahen und fernen Spaziergängen: der Wintersberg, der Waſenkopf, Oberbronn, das Jägerthal, das Bärenthal; die freundlichen Schlöſſer Waſenburg, Falkenſtein, Winſtein, Hohenfels, Fleckenſtein, Arnsburg mit ihren geſchichtlichen Erinnerungen und lieblichen Sagen; die neuern Bergveſten Bitſch und Lichtenberg.** — Dem Freunde des Gewerbfleißes ſtehen die in freudiger Thätigkeit blühenden Eiſenwerke der Herren von Dietrich in Niederbronn, Reichshoffen, Jägerthal und Zinsweiler offen, die Papiermühlen, die Eiſenwerke von Mutterhauſen, die große Kryſtallglashütte von St. Louis bei Lemberg, die vorzüglichſte Frankreichs, in welcher die überraſchendſten Kunſtprodukte ausgeſtellt ſind, die Erdpechquellen bei Lampertsloch u. ſ. w. — Den Naturforſcher ziehen die zahlreichen Verſteinerungen an, die in der Umgegend gefunden werden, und die er in dem täglich ſich vermehrenden Kabinette des gelehrten, rüſtigen Dr. Engelhardt, Direktors der Zinsweiler Eiſenwerke, ſorgſam geordnet und beſtimmt, beſchauen kann. — Dem Archäologen wird die Gegend merkwürdig durch die vielen Münzen, Geräthſchaften, Urnen, Grabſteine, Merkuriusbilder u. ſ. w., die von fleißigen Forſchern gefunden worden und deren noch täglich neue entdeckt werden. Die römiſche Inſchrift auf dem Schloſſe Waſenburg, ſo wie die Ueberreſte der alten Badeinrichtungen und die über die Haardtebene vielfach verbreiteten Ziegel, Denkſteine u. ſ. w. laſſen deutlich auf eine römiſche Niederlaſſung in der Umgegend ſchließen. Das Muſeum zu Straßburg hat hier ſchon herrliche Schäze geſammelt, und die Herren Strauß-Dürkheim in Fröſchweiler und Dr. Schnöringer in Oberbronn beſizen intereſſante Privatkabinette, deren Beſtandtheile ſie größtentheils ſelbſt an Ort und Stelle geſammelt haben. — Den Freunden des Rebenſaftes ſey endlich geſagt, daß in Oberbronn, eine kleine halbe Stunde von Niederbronn, ein herrlicher Wein wächst. — Seit einigen Jahren nimmt die Zahl der Badgäſte beträchtlich zu; auch hat das Bad ſeit der Erbauung des neuen, großen und eleganten Vauxhalls und den vielen Verſchönerungen, die unter den Herren von Dietrich unternommen wurden, an Freundlichkeit und Bequemlichkeit viel gewonnen. A. St.

* Description de Niederbronn et de ses eaux minérales etc., par J. Kuhn. Paris et Strasbourg, 1835.

** Vier Stunden von Niederbronn liegt das durch Goethe's Friedericke bekannt gewordene Seſenheim, zu dem Engländer und Deutſche oft wallfahrten. In Niederbronn ſelbſt lebt noch ihre jüngſte Schweſter, in deren Beſiz ſich einige bis jezt ungedruckte Gedichte Goethe's an ſeine Geliebte befinden.

Lübeck, Juni.

Travemünde. — In dem nahegelegenen Seebad Travemünde ſind bereits die erſten Kurgäſte eingetroffen, freilich nur, um vorläufig der erquickenden Luft der Seeküſte zu genießen, denn die Seebäder werden wohl ſchwerlich vor dem 15ten Juni benuzt werden können. Wahrſcheinlich wird dieſes Seebad ſehr beſucht werden: der größte Theil der Wohnungen, die mit jedem Jahr vermehrt und verſchönert werden, iſt bereits für dieſen Sommer vermiethet. Auch der Beſuch mehrerer hohen Herrſchaften iſt uns angekündigt, wenn gleich darunter nur einige durchreiſende ſind; ſo wird das kaiſerlich ruſſiſche Dampfſchiff Iſhora, deſſen elegante Ausſtattung eine europäiſche Berühmtheit hat, hier erwartet, um den Prinzen Peter von Oldenburg und deſſen Gemahlin nach Petersburg zu bringen. Am Seebade ſelbſt ſind, außer der Vermehrung der Karren und des aufwartenden Perſonals, keine weſentlichen Veränderungen vorgenommen worden. Von dem Badearzte Dr. Fr. Lieboldt iſt eine kleine Schrift: Die Heilkräfte des Meerwaſſers (Lübeck, von Rohdenſche Buchhandlung. 1837. 12 gGr.), herausgegeben worden, die zum Zweck hat, die Kurgäſte über Eigenſchaften und Wirkungen des Meerwaſſers zu belehren, und die beſte Benuzung zur Erhaltung und Herſtellung der Geſundheit anzugeben. Beſonders möchte hervorzuheben ſeyn, wie der Verfaſſer die ſo disparaten Meinungen über die Vorzüge der Bäder an der Nord- und Oſtſee in das rechte Licht zu ſtellen ſucht, einen Punkt, den wir ſelbſt Aerzten zur Aufmerkſamkeit empfehlen möchten. Es iſt nämlich bekannt, daß das Waſſer der Nordſee zweimal mehr Salze enthält, als das der Oſtſee, und bei Aerzten und Laien die Meinung die Oberhand behielt, daß das Baden an der Nordſee auch wirkſamer ſeyn müſſe, als am Strande des baltiſchen Meeres. Da indeß bei der kurzen Dauer eines Bades in der See (der hohe Wellengang in der Nordſee überſchüttet mehr die Badenden mit Waſſer, ſo daß dieſe Art zu baden kaum den Namen, und wir möchten noch hinzufügen, kaum die Wirkungen eines Bades haben kann), eine Zeit, die ſich ſelten über fünf bis zehn Minuten hinauserſtrecken darf, wenn das Baden nicht ſchaden ſoll, auf Einſaugung oder Aufnahme vieler wirkſamen Theile des Meerwaſſers nicht zu rechnen iſt, ſo möchte die Wahl des Seebades an der Nord- oder Oſtſee in den meiſten Fällen ziemlich gleichgültig, und die geprieſenen Vortheile der Nordſeebäder mehr eingebildet als begründet ſeyn. Am Schluſſe des eben erwähnten Werkchens findet der Leſer einige topographiſche und hiſtoriſche Notizen über das Travemünder Seebad in der Kürze mitgetheilt, worauf wir demnach den nähere Kenntniß Wünſchenden verweiſen. — Ueber die ſonſtigen literariſchen Beſtrebungen Lübecks läßt ſich Weniges ſagen. Die Journaliſtik bewegt ſich faſt ganz in Lokalintereſſen. Wir können uns noch nicht herausarbeiten aus alten Normen und Formen. — Gott beſſer's! —dt.—

Beilage: Kunſtblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 149.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 23. Juni 1837.

Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrſcht er das bewegte Herz,
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es ſtaunend himmelwärts,
Und wiegt es zwiſchen Ernſt und Spiele
Auf ſchwanker Leiter der Gefühle.

Schiller.

Prolog,

geſprochen von K. Seydelmann bei der auf dem königl. Hoftheater zu Stuttgart (zum Beſten des in Salzburg zu errichtenden Denkmal Mozarts) am 15ten Juni 1837 gegebenen „Entführung aus dem Serail.“ gedichtet von Wolfgang Menzel.

Mozart — nur ſeinen Namen nennen wir,
Da uns ein ſichtbar Bild von ihm noch mangelt.
Denn wie die Saite, wenn ſie klingt, dem Blick
In unſichtbaren Schwingungen ſich birgt,
Die Lerche unſichtbar von oben ſingt,
Die Nachtigall beſcheidnes Dunkel liebt,
So barg ſich Mozart ganz in ſeinen Tönen,
Und erſt die ſpäte Nachwelt will ihn ſehn,
Den ſie ſo oft gehört, will ſeine Statue
Errichtet wiſſen auf dem heimſchen Boden,
Im ſchönen Salzburg. Dieſe heil'ge Pflicht
Des Vaterlands zu theilen, ſind wir hier,
Gerufen durch den Namen, der für uns
So voll von lieblicher Erinnrung iſt,
So lang und wohl bekannt in dieſen Mauern,
Vertraut dem Ohr, und immer neu dem Herzen.
Mozart, der ſchon als Kind im Zauberreich
Der Töne herrſchte, ihr geborner König,
Hat ihr beweglich und endloſes Meer
Nach ſeinem Wink gelenkt, im wilden Sturme
Den todesvollen Abgrund aufgewühlt,
Und die erzürnten Wellen wieder ſanft
Geebnet zu des Himmels klarſtem Spiegel.
Zu Himmelshöhen hob ſein Genius
Den reinen Fittich und entwendete
Dem jüngſten Engel ſpielend ſeine Noten
Und brachte, wie Prometheus einſt das Feuer,
Die ſüßen Töne zu der Erde nieder.
Doch auch zur Hölle ſtieg er kühn hinab
Und trat der finſtern Geiſterwelt Pedal
Mit ſtarkem Fuß, daß die bewältigten
Dämonen grollten und aufſchrien vor Schmerz.

Doch dieſen Himmel, dieſe Hölle ſchließt
Des Menſchen Bruſt ein. Mozarts Genius
Sprach nur in wundervollen Tönen aus,
Was heimlich ſich bewegt im innern Meer
Der menſchlichen Gefühle. Nur durch eines,
Das über alle andern mächtig herrſcht,
Bezwang er die empörten Leidenſchaften
Und hielt mit zartem Zügel ſie zurück,
Wie Amor einſt das ſchnaubende Geſpann
Des Meergotts. Liebe war ſein Talisman,
Das innerſte Geheimniß ſeiner Kunſt,
Die Seele ſeiner Töne. Süßer hat
Von ird'ſchen Lippen ihre Stimme nie

Getönt, und wahrer nie uns offenbart,
Was unſer Herz uns ſelber noch verbarg
Von unbewußt gebliebner Lieblichkeit,
Und von den Wonnen, die im tiefſten Quell
Der Sehnſucht ſchlummernd, Manchem nie erwachen.
Nie ſchmeichelte das Ohr ſo ſehr dem Herzen
Und zeigte alle ſeine Qualen ihm,
Der Leidenſchaften Wuth, der Sünde Lockung,
Der Täuſchung und verſchmähten Neigung Spott,
So wahr und furchtbar, und doch überwunden
Durch jene unausſprechlich tiefe Luſt,
Die in der Liebe allen Qualen trozt,
Uns mit des Schreckens Grazien überraſcht,
Alltägliches in holdes Wunder umſchafft
Und jeden Mißton löſet in Accord.

Drum unvergänglich, wie der Herzen Frühling
Stets wiederkehrt den werdenden Geſchlechtern,
Wird Mozart blühn in unverwelktem Reiz,
So lang ein zärtlich Auge heimlich weinen,
Ein lächelnd holder Mund ſich öffnen wird
Zum Kuß und zum Geſange, ewig neu
In ſeinen ſchönen Melodien lebt
Der liebevolle Meiſter des Geſangs.
Wie unaufhaltſam durch das Thal der Welt
Der Strom der Liebe junge Wellen rollt,
Wird auch von ihm der tönereiche Schwan
Weithin getragen zur Unſterblichkeit.

Schloſs Hochdorf.

(Fortſetzung.)

So vergingen verſchiedene Tage, wie in ſchwüler Gewitterluft verlebt. Am Abend eines derſelben hatte Waldorf ſich gegen eilf Uhr in ſein Zimmer begeben; er bewohnte ſeit ſeiner Rückkehr, da unter des Malers Aufſicht faſt alle Zimmer im Schloſſe neu aufgemalt und vergoldet wurden, den früher benannten Gartenſaal, der ihm als Wohnzimmer diente, und ſezte ſich an einen Tiſch, den Kopf gedanken- und ſorgenvoll aufgelehnt, vor ſich ein Buch, welches ihn indeſſen wenig zu beſchäftigen ſchien; da ward plötzlich die Thüre geöffnet und Glenorvan trat ein. Waldorf fuhr mit allen Zeichen unwillkommener Ueberraſchung empor; jener blieb verwundert und ihn betrachtend ſtehen. „Wie, Waldorf, bin ich es, der Sie erſchreckt?“ Ueber des Befragten Züge flogen die Schatten heftiger Gemüthsbewegung. „Wenn Sie mir wohl, wenn Sie mich erfreuen wollen,“ entgegnete er mit ſchwankender Stimme, „ſo laſſen Sie mich jezt allein; ich bitte Sie dringend darum.“ Glenorvan ſah ihn ſehr ernſt an. „Und ich kam eben, um mit Ihnen zu reden, ſo Vieles, ſo Wichtiges; ſtoßen Sie mich nicht um einer Grille willen zurück.“ — „Keine, keine Grille, Glenorvan, ich bitte, ich beſchwöre Sie nochmals — Gott, wozu zwingen Sie mich! — nun gut, ich will, ich muß allein ſeyn!“ Glenorvan trat kalt zurück. „Wohl, ich behalte es mir vor, die Erklärung eines ſo ſeltſamen Benehmens zu fordern.“ Er wollte gehen, da vernahm man nahende Tritte. „Zu ſpät! zu ſpät!“ rief Waldorf mit dem Ausdruck wahrer Verzweiflung; jezt ſelber betroffen und erſchreckt, erreichte Glenorvan gewandt und noch eben zu guter Zeit ein Fenſter, wo er ſich hinter den zugezogenen Vorhängen verbarg. Waldorf murmelte einige unverſtändliche Worte, die Thüre wurde vorſichtig geöffnet und Rittmeiſter Rodewill trat ein.

Beide junge Männer betrachteten ſich mit ausdrucksvollen Blicken und ſchüttelten ſich ſchweigend die Hand. Nach einer Weile ſagte der Rittmeiſter, ſichtlich bewegt: „Die lezte Gunſt, welche das Geſchick mir gewährt, iſt zugleich die traurigſte; ewig werde ich es mir vorwerfen, daß die edelſte, unbeſcholtenſte aller Frauen um meinetwillen einen Schritt thut, den die ganze Welt mißbilligen würde, falls ſie ihn erführe. Zu meinem Troſte ſage ich mir, daß Sie der alleinige Vertraute ſind, ich ſage, ich wiederhole es mir, und dennoch vermag ich es nicht, mein Gewiſſen zu beruhigen, welches mich mit tauſend Qualen ein Glück büßen läßt, das ich vielleicht, nein, welches ich zuverläſſig nicht hätte begehren ſollen.“ Waldorf ſeufzte, von den verſchiedenartigſten Gefühlen beſtürmt, da zu ſeiner Erleichterung trat der Rittmeiſter an die Thüre, welche er langſam öffnete. Eugenie erſchien in derſelben, weiß gekleidet, wie immer, über dem Kopf einen dunkelrothen Shawl, zum Schutz gegen die Nachtluft, der, eng an's Geſicht ſchließend, die Stirne unbedeckt ließ und ihr das Anſehen einer Madonna verlieh. Sie trat ruhig ein, Waldorf ſtand unbeweglich an ſeinem Platze, ſie grüßte ihn und ging mit feſter Haltung der Glasthüre zu, die auf einen halb bedeckten, mit Orangenbäumen beſezten Balkon führte, wohin der Rittmeiſter ihr folgte. Ihre ganze Haltung ſchien zu ſagen: „Ich thue das Ungewöhnliche, aber ich bin dieſelbe Eugenie noch und der Achtung nicht minder werth.“

Von ſehr begreiflichen Vorſtellungen gequält, ging Waldorf, kaum wiſſend, was er vornahm, im Zimmer auf und nieder; ohne Neugier, die ſeinem Zartſinn ferne lag, blickte er in dieſer Stimmung zuweilen nach der Glasthüre und ſah den Rittmeiſter vor Eugenien ſtehen, ſpäter vor ihr knieen. Nach einer Weile kehrten Beide in den Saal zurück; Eugenie ging jezt raſch dem Ausgange zu, ohnfern deſſelben blieb ſie ſtehen, warf noch einen Blick auf den geliebten Freund zurück und reichte ihm die Hand. In dem Augenblicke, wo er dieſelbe faſſen wollte, umſchlangen ihn ihre Arme, ein Laut des tiefſten Schmerzes entrang ſich ihrer Bruſt, ſie richtete ſich empor

und verließ das Gemach. Der Rittmeiſter ſtand einige Augenblicke regungslos, dann ſchwermüthig und ſchweigend, mit der Hand grüßend, ging auch er.

Waldorf nahte in verſtörter Gemüthsſtimmung dem Fenſter, wo Glenorvan ſtand; er zog die Vorhänge zurück und ſah dieſen, den Kopf an das Fenſter gelehnt, bleich, faſt bewußtlos daſtehen. Erſchrocken wollte er ihn in ſeine Arme faſſen, da richtete jener ſich auf und ſagte, nachdem er wie verwundert umher geblickt hatte, mit einem weichen Ausdrucke: „Und dazu boten Sie die Hand? Sie?“ — Waldorf war auf die äußerſte Heftigkeit gefaßt, dieſe Mäſſigung erſchütterte ihn tief; unruhig mit der Hand über die Stirn fahrend, wollte er antworten, aber Glenorvan kam ihm zuvor: „Gute Nacht!“ ſagte er tonlos und verließ das Zimmer. Völlig ſchlaflos brachte Waldorf die Nacht unter traurigen und verdrießlichen Vorſtellungen hin.

Am andern Morgen beeilte er ſich, ſeinen Freund aufzuſuchen, aber auf dem Wege dorthin trat ihm der Maler ſo freundlich in den Weg, daß er es nicht über ſich gewinnen konnte, ihn ſogleich abzufertigen. — „Ich fühle mich immer ganz erquickt, wenn ich Sie ſehe,“ begann dieſer; „zu Ihnen habe ich das beſte Vertrauen, und Sie ſind der Einzige, deſſen Anblick mich ſtärkt und erheitert. Im Anfange fand ich Alles hier im Schloſſe ſo wundervoll, ſo bezaubernd, und ſagte mir oft, die Reichen und Vornehmen dieſer Erde ſeyen doch die einzig Glücklichen, jezt — ach! ich wollte ich dürfte nur wieder fort und wie früher mit Fröhlichkeit oft ſorgen und darben. Ueber ein fröhliches Herz geht nichts! Ich habe oft keinen Heller in der Taſche gehabt, aber vergnügt war ich immer; auch hier habe ich lange genug den äußern Umſtänden widerſtanden, aber nun iſt es völlig um mich geſchehen. Der Baron hat ſo lange nach meinem Halſe geſehen, bis ich ein paar Tücher von dem Kammerdiener geborgt habe, und jezt ausſehe wie ein Philiſter; der Hofrath vertreibt ſich die Langeweile durch Grobſeyn gegen mich, und Lord Glenorvan, der mir Anfangs ſo wohl wollte, ſchließt ſich Jenem jezt völlig an, und wird am Ende auch in deſſen ganz verkehrte Anſichten über das Gemälde eingehen, denn ich will Ihnen beweiſen — nun, wenn Sie Eile haben, erkläre ich es Ihnen ein ander Mal. Rittmeiſter Rodewill und Fräulein Eugenie — ſehen Sie, das iſt nun vollends ein Jammer, der mir das Herz bricht.“ — Waldorf hatte jezt völlig zur Genüge und unterbrach ihn lächelnd: „Lieber Freund, der Aufenthalt hier iſt für Sie als eine Schule des Geſchicks zu betrachten; Sie ſollen darin lernen, ſich genügſam beſcheiden. Nehmen Sie es in dem Sinne und geben ſich ohne vieles Grübeln der unbefangenen Heiterkeit Ihres unverdorbenen Gemüthes hin; ſehr verfeinerte Menſchen ſind nicht allemal ſo unglücklich, als es ſcheinen mag, denn ſie finden eben in einer vollendeten Bildung die Kraft, das Unheilvolle zu ertragen.“ — Der Maler blickte ihn groß an. „Sehen Sie,“ ſagte er nach einer Pauſe, „ich habe mir immer gedacht, wahre Herzensbildung beſtehe in dem Beſtreben, ſeine Umgebung zu beglücken; einen andern Begriff habe ich damit nie zu verbinden gewußt.“ — Waldorf nickte ihm zu: „Es mag leicht der einzig wahre ſeyn; aber adieu! wir ſprechen ein ander Mal mehr darüber.“ Er ging und ſagte ſich lächelnd: „Seine einfachen, kindlichen Anſichten jagen mich förmlich in die Flucht, denn ich möchte doch, er behielte ein wenig Ehrfurcht vor dem ihm Unverſtändlichen.“

Zum erſten Mal betrat Waldorf Glenorvans Zimmer mit einem ſpannenden Gefühl; er mußte ſich zuſammenraffen, bevor er die Thüre öffnete. Dieſer ſaß leſend im Sopha und bot dem Eintretenden durch Zeichen den Platz neben ſich an. Er ſah ruhig, aber etwas bleich aus; ſeine Augen hatten eine helle, faſt durchſichtige Farbe, welche ſie bei heftigen Gemüthsbewegungen anzunehmen pflegten. Waldorf faßte die Hand des Freundes, und als jener es geſchehen ließ, begann er mit beruhigtem Herzen ſeine Rechtfertigung.

Vor einem Jahr hatte er auf dem Landſitze des Barons die Bekanntſchaft des Rittmeiſters gemacht und ſchnell wahrgenommen, wie dieſer und Eugenie faſt beim erſten Anblick die Herzen getauſcht. Ueber des Rittmeiſters Herkunft ſchwebte ein ſeltſames und, wie es ſchien, nicht aufzuklärendes Dunkel. Einige behaupteten, er ſey der Sohn eines Handwerkers und durch ungewöhnliche Fähigkeiten emporgekommen, Andere ſchrieben ihm eine höhere, aber nicht ehrenvollere Geburt zu, und er ſelber gab nie auch nur die leiſeſte Auskunft. Aus ſeinem Standquartier an der polniſchen Grenze durch ſeinen General zu anderweitiger Beförderung empfohlen, war er plötzlich in der großen Welt erſchienen; ſehr ſchön, ausgezeichnet durch Wiſſen, mit einem etwas verſchloſſenen, feſten Weſen, brach er ſich Bahn durch die hemmenden Schranken, und wurde bald der vielfach beſprochene Liebling aller höhern Cirkel. So viele, unerwartet errungene Gunſt hätte den Rittmeiſter, Eugenien, oder vielmehr dem Baron gegenüber, ermuthigen können, aber er ſchien hier unüberſteigliche Schwierigkeiten zu ahnen und zog ſich mit blutendem Herzen zurück. So ſtand dieſe Angelegenheit, als Glenorvan Bekanntſchaft im Schloſſe machte; Waldorf fühlte ſich nicht ermächtigt, und fand es auch zum Theil überflüſſig, gegen dieſen der Sache zu gedenken. Ruhig überließ er es der Liebenswürdigkeit des Freundes, ſich ſo viel Anerkennung zu erringen, als dieſer zu wünſchen ſchien. Da plötzlich tauchte der Rittmeiſter wieder aus ſeiner Zurückgezogenheit auf. Seine Verhältniſſe hatten ſich günſtiger geſtaltet, er durfte auf ſchnelle Beförderung und Erhebung in den Adelſtand

hoffen, und trat nun freimüthig mit ſeiner Bewerbung hervor. Der Baron empfing dieſe mit einigem Erſtaunen, und lehnte ſie nach einer vertrauten Unterredung mit einer Beſtimmtheit ab, welche jede Hoffnung ausſchloß.

Rodewill hatte günſtige Augenblicke gefunden, ſich mit Eugenien zu verſtändigen; ihr Schmerz glich dem ſeinigen. Er ſuchte Waldorf auf, und dieſen in ſein Vertrauen ziehend, äußerte er, daß Eugenie, von ſeiner Verzweiflung gerührt, ihm ein leztes Abſchiedswort zugeſtanden, daß ſie, da es ihr an Muth fehlte, Madame la Raye in ihr Vertrauen zu ziehen, und ſie Fanny aus herzlicher Liebe nicht einmiſchen wolle, in ſeinen Vorſchlag eingewilligt, ihn auf dem Balkon des Gartenſaals zu ſehen, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Waldorf zu jener Zeit in ſeinem Zimmer anweſend ſeyn und dort bleiben ſolle. Dieſer fühlte ſich ſeltſam durch einen Vorſchlag bewegt, den er gleichwohl abzulehnen nicht im Stande war. Es war ihm, als handelte er dadurch doppelſinnig gegen Glenorvan. Es ängſtigte ihn, durch ſeine Begünſtigung ein ſo junges, ſo unbeſcholtenes Weſen einen Schritt unternehmen zu ſehen, der, obwohl völlig unſchuldig, doch niemals Billigung finden konnte.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Juni.

(Nachtrag zu Nr. 68.)

Muſik.

Endlich iſt es Sommer, ohne daß es Frühling geweſen; eine Schaar von Sängern ſchreit am früheſten Morgen ſchon mir gegenüber in den Baumwipfeln, und gemahnt mich, daß ich wachen ſoll. Würden wir Büchermenſchen uns nur auch ſo frühe zur Ruhe begeben, wie die Vögel. Auf einen Nachbericht über die hieſige Muſik denkend, behorche ich auch die Baumvirtuoſen ſchärfer, und finde, daß ſie gar keine Skale haben, keinen beſtimmten Ton anſchlagen, ſondern den Klang in lauter unendlichen Uebergängen hervorziehen. Deßhalb ſingen dreſſirte Vögel, wie die Amſel ꝛc., ſo falſch. Die Tonleiter iſt ganz gegen ihre Natur. — Die zweite Hälfte der Abonnementsconcerte brachte noch viel Schönes. Molique gab ſeine ſchon anderwärts mit Lob gekrönte große Symphonie aus Ddur. Der trefflich ausübende Meiſter zeigte ſich auch als ein ſelbſtſchaffender. Das in einfachem Haydnſchen Geiſt gedachte Andante ging mir beſonders zu Gemüthe. Molique wirkt aber noch auf eine dritte Weiſe. Der Geiſt ſeines Spiels geht durch Schule und Nacheiferung auf eine Zahl jüngerer Talente über. Ein ſolches Vorbild hält von ſchwächlicher Manier ab, und am Ende zeigt ſich, daß ein wahres Kunſtziel für den Begabten nicht viel ſchwerer zu erreichen iſt, als ein falſches. Mad. Fiſcher-Maraffa ſang noch einmal, und daß ſie all ihre Kunſt in Paſſagen und Trillern hören ließ, iſt wohl kein Wunder. Welch undenkbare Reſignation, wenn ſie gemüthlich einfach hätte: „Kennſt du das Land ꝛc.,“ vortragen ſollen! Von vierſtimmigen Männergeſängen gefielen die kunſtloſern am beſten. Wie doch das Tiefempfundene ſo unfehlbar uns wieder ergreift! Der ohne Begleitung vorgetragene Saz aus einem bekannten Terzett in „Sargines“ rührte das ganze Publikum wahrnehmbar. Dagegen machte die erſte Originalouvertüre zu „Fidelio“ von Beethoven, als eine ganz willkührliche Compoſition, keinen beſondern Eindruck. Es gibt Ouvertüren, die ich muſikaliſche Bandwürmer nennen möchte: ſie währen ungemein lange, könnten aber ihrer organiſchen Gliederung halber noch unendlich viel länger fortgeſponnen werden. Am Palmtage bildete deſſelben Meiſters Oratorium: „Chriſtus am Oelberge,“ die zweite Concertabtheilung. Man hatte ſich von Beethovens Werk einen beſondern, dem Tag angemeſſenen Genuß verſprochen. Um ſo mehr that dann die getäuſchte Erwartung wehe; denn wirklich, eines der ſchwächſten Werke des gefeierten Meiſters iſt wohl dieſes Oratorium, einen impoſanten Chor ausgenommen. Von religiöſem Styl iſt keine Spur; ja es ſind, neben kalten, gedehnten Recitativen, Arien, Duette und Terzette darin, denen man, wie ich es aus Aerger that, nur in Gedanken erotiſche oder komiſche Texte unterlegen darf, um ſie einer Operette würdig zu finden. Wie möchte ſich ein Pſalm von Paleſtrina oder Marcello dagegen ausgenommen haben! Doch dergleichen erhalten wir nun und immer nicht. Am grünen Donnerſtage gab man „die Schöpfung.“ Auch das Schönſte wird bei recht genauer Bekanntſchaft ein Theil von uns, ſo daß wir davon geſättigt ſind und das rechte Gefühl dafür für lange Zeit verlieren. Dies ſagte ich mir, ging aber doch zu der Aufführung und blieb bei dem ganz naturphiloſophiſch gedichteten Chaos bis zum Schlußchor mit unausgeieztem Genuß. — Vier junge Violinſpieler trugen vor: „Concertante“ von Maurer, welches durch das gewandte und gefühlte Zuſammenſpiel allgemeinen Beifall fand. Die Compoſition iſt als ſehr gelungen bekannt und der Gedanke einer ſolchen Quadrupelallianz glücklich. Der Eindruck iſt ſehr befriedigend. Schillers „Bürgſchaft,“ mit Muſik von Kapellmeiſter Lindpaintner, deklamirte Herr Seydelmann. Die frühern Melodramen waren empfindungsreiche, leidenſchaftliche Scenen; hier hielt ſich die begleitende Muſik als eine Gefühl ausdrückende in ihren Schranken. Balladen aber ſind erzählend und oft naturſchildernd, und hier muß die Muſik nothwendig malend werden. Dies muß man alſo entweder zulaſſen, oder das ganze Genre verwerfen. — Die von uns früher beſprochene und mit wahrem Antheil gelobte Mad. Pollert gefalle in Berlin — verlautet in öffentlichen Berichten — in Spiel und Vortrag. Dem. Schebeſt war von Karlsruhe zu uns zurückgekehrt. Die Urtheile über ihre Kunſt werden immer reiner, je mehr ſie dieſe von verſchiedenen Seiten darlegt. Es iſt von Karlsruhe aus eine kleine Schrift über ihr dortiges Spiel erſchienen, die von einem ihrer wärmſten, wir möchten ſagen kunſtverliebteſten Verehrer herrührt. Man ſoll Niemand in einem ſolchen Enthuſiasmus ſtören; das wahre Schöne, die gelungene Leiſtung darf uns wohl unvergleichlich erſcheinen. Nur wenn die Geſangkünſtlerin als unerreichbar bezeichnet wird, wenn der Klang ihrer Stimme, ihre Glockentöne mit Worten nicht ſollen geſchildert werden können, ſo möchte eine ſolche Lobeserhebung der anderwärts auftretenden Künſtlerin, durch Erregung der Erwartung einer Eminenz des Organs, mehr Nachtheil als Vortheil bringen. Noch andere Kunſtliebhaber lernt man beim Auftreten junger, reizender Sängerinnen kennen, die, weniger ätheriſch fühlend, in der ſteigend ſingenden Lerche auch den Zugvogel ſehen, den ſie in's Garn fangen und vor lauter Kunſtliebe aufſpeiſen möchten. Ihr Kunſturtheil hat viel Beimiſchung von Gourmandiſe.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 150.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 24. Juni 1837.

O father Abraham, what these Christians are!
Shakespeare.

Briefe über den Pariſer Salon von 1837.

Vierter Brief.

Ich weiß, wie Sie über *religiöſe Bilder* oder *Darſtellungen aus der heiligen Geſchichte* denken, und daß Sie — wenn gleich aus andern Gründen als ich — auf eine mir höchſt ſchmeichelhafte Weiſe ganz meiner Anſicht ſind, daß dergleichen Darſtellungen denn doch am Ende der höchſte und würdigſte Gegenſtand der Kunſt ſeyen. Wir haben, wie ich mich erinnere, im Converſationshauſe zu Baden eines Nachmittages nach Tiſch ſehr ausführlich über das Chriſtenthum und bei dieſer Gelegenheit auch über chriſtliche Kunſt geredet. Da wir über dieſe Gegenſtände einig ſind und überdies auch die Sache ad taedium usque in den verſchiedenartigſten Schriften traktirt worden, ſo erlauben Sie mir wohl, ohne weitere Unterſuchung über Zuläſſigkeit, Statthaftigkeit, Nothwendigkeit chriſtlicher Bilder in jetziger Zeit, zu hieſigen Thatſächlichkeiten überzugehen.

Es iſt wohl eine nicht zu leugnende Wahrheit, daß der *Deutſche* bei ſeinem Ernſt, ſeiner Tiefe, Innigkeit, ſeinem Gemüthsleben weit mehr Talent zur Religioſität hat als der *Franzoſe*. Daraus folgt, daß der Deutſche alſo auch zur würdigen Darſtellung religiöſer Gegenſtände ſich beſſer qualificirt als der Franzoſe. Wenn dieſes nicht ſchon a priori durchaus klar und erwieſen wäre, ließe ſich's a posteriori demonſtriren. Die Franzoſen wiſſen das auch, und religiöſe Bilder ſind deßhalb auch — ich rede nur von der Jetztzeit — eine ſeltene Erſcheinung. Im ganzen Muſeum des Luxemburg, der Sammlung von Werken *lebender Künſtler*, iſt nur *ein einziges*, dazu abſcheuliches Bild aus dem neuen Teſtament. In Deutſchland dagegen ſind gerade die größten Namen, welche die neuere Kunſt kennt, durch *chriſtliche* Kunſtwerke berühmt: ich nenne nur *Cornelius*, *Overbeck*, *Schadow*, *Veith*.

Jetzt nun auf einmal erſcheint in dem diesjährigen Salon eine, in Betracht des bisherigen Mangels, *auffallende Menge religiöſer Bilder*. — Woher erklärt ſich dieſe Erſcheinung, über die einige Feuilletoniſten ſo gewaltig ſich beklagen und für die ſie zum Theil die ſeltſamſten Urſachen aufſuchen? Einer dieſer Kritiker, deſſen Artikel über den Salon keineswegs zu den ſchlechteren gehören, ſezt erſt auseinander, daß jetzt die chriſtlichen Sujets als nicht mehr anzuſehen ſeyen, wie die *heidniſch-mythologiſchen*, daß aber wegen der im Chriſtenthum befindlichen Poeſie daſſelbe ebenſo wie die heidniſche Mythologie dem Künſtler höchſt vortreffliche Sujets darbiete: der Künſtler habe nun zwei Wege, einen chriſtlich-mythologiſchen Gegenſtand zu behandeln, entweder ſich anſchließend an die Tradition aus der Zeit, wo man noch an das Chriſtenthum glaubte — und dieſen Weg

ſchlage die deutſche Schule, Overbeck, Bendemann, Cornelius u. ſ. w. ein — oder aber philoſophiſch, wie die franzöſiſche Schule. Daß aber chriſtliche Sujets bisher von den franzöſiſchen Künſtlern ſo wenig bearbeitet worden, habe einen aparten Grund. „Unter der Reſtauration hätte ein Maler, ſtolz und unabhängig, wie ſie es beinahe alle ſind, angeſtanden, ein myſtiſches Sujet zu behandeln: man hätte ihn des Jeſuitismus und der Kriecherei (courtisannerie) beſchuldigen können. Heutzutage iſt man ſicher, daß er einen ſolchen Gegenſtand aus Vorliebe und künſtleriſcher Ueberzeugung (par goût et par conviction d'artiste) wählt.“ Was ſagen Sie zu dieſer Erklärung? Woher nun aber dieſe plötzliche Menge chriſtlicher Bilder? Iſt es eine innere Nothwendigkeit, der ſie entſpringen, neues Erwachen des religiöſen Sinnes? iſt es Antrieb von außen, vielleicht Aufmunterung von Seiten des Gouvernements?

Sollte es ſich aus dem Erwachen des religiöſen Sinnes erklären? — Alles im Leben, in der Geſchichte iſt Revolution und Reaktion. Auf die bigotten Zeiten Karls X. folgte — oder vielmehr ging neben ihnen her — der religiöſe Indifferentismus vor und nach der Julirevolution. Da wäre es denn ziemlich natürlich anzunehmen, daß nun — denn hier vollenden ſich die Epochen ſchnell und folgen raſch auf einander — eine Reaktion des religiöſen Sinnes gegen jenen Indifferentismus ſich entwickle. Für dieſe Annahme ließen ſich mehrere Beweiſe anführen. Niemals ſind ſo viele religiöſe Bücher erſchienen; die „Nachahmung Chriſti“ erſcheint in hundertfachen Ueberſetzungen, zum Theil mit dem größten Luxus ausgeſtattet, die Evangelien deßgleichen mit Encadrements, Vignetten, Stahlſtichen und kolorirtem Frontiſpice, die Kirchenväter, für die Zeit zugerichtet, allerlei alte und neue asketiſche Schriften, Legenden, das Leben der heiligen Eliſabeth und tauſend und abertauſend dergleichen Publikationen, die, wenn hier einmal eine Sache en faveur iſt, wie die Pilze empor ſchießen, denn der Enthuſiasmus geht hier immer Hand in Hand mit der Induſtrie. Wenn ich bei einem Buchhändler ein höchſt elegant gebundenes, mit Gold und gepreßten Verzierungen reich verziertes Büchlein in die Hand nehme und meine, es ſey irgend ein brauchbares, gutes Buch, das man ſeinem Inhalte angemeſſen und würdig eingebunden, ſo iſt es jedesmal le Paroissien complet. Faſt in jeder Zeitung findet man die Ankündigung von geiſtlichen Unterhaltungen zwiſchen Theater- und Konzertanzeigen. Wenn man geleſen, daß „Demoiſelle Taglioni oder Demoiſelle F. Elsler remplira tel et tel rôle, dansera tel et tel pas“ in einer großen Vorſtellung in der Académie royale de musique, ſo kommt ganz unbefangen dazwiſchen: „M. l'abbé Chatel, oder M. l'abbé Coeur fera une conférence contre le péché originel“ oder einen ſonſtigen Gegenſtand, an dem und dem Tage, in der und der Kirche. Die Abbé's Coeur und Chatel ſind nämlich ein paar Koryphäen des hieſigen Chriſtenthums, haben jedoch in vielen Punkten bedeutend verſchiedene Anſichten; beide haben ihren großen Anhang und heftige Verehrer und Gegner, und wenn ſie auftreten, haben ſie jedesmal ein großes Publikum. Ich habe mich bis jezt noch für keinen von beiden entſchieden, ſondern halte von Beiden gleich viel. Wie eigentlich das Verhältniß dieſer beiden Koryphäen der Kirche zum Chriſtenthum ſey, iſt mir, aufrichtig geſtanden, noch nicht recht klar geworden; ſie verhalten ſich vielleicht zu demſelben wie jene eben genannten Prieſterinnen des Heiligthums der Tonkunſt, der großen Oper, die Demoiſelles Taglioni und Elsler ſich zur Muſik verhalten. Ach! die Taglioni verläßt Paris und geht nach Rußland, Paris trauert und ſchickte, wenn der Kaiſer Nikolaus damit zufrieden wäre, was ich aber nicht glaube, gern alle beiden Abbé's, Coeur und Chatel, nach Rußland, um die eine Taglioni zu behalten. Doch mit einem ungeheuren Sprunge, wie er nur bei der Taglioni möglich iſt, von dieſer zurück zum Chriſtenthum.

(Die Fortſetzung folgt.)

Schloſs Hochdorf.

(Fortſetzung.)

„Sie wurden,“ ſchloß Waldorf ſeinen Bericht, „ein unberufener Zeuge dieſes Ereigniſſes, und obgleich ich im Ganzen nicht ungerne ſah, daß Sie, völlig ohne mein Zuthun, die Wahrheit erfuhren, ſo mußte dennoch meine Lage höchſt peinlich ſeyn. Auf Ihre Verſchwiegenheit rechne ich wie auf die meinige; es gibt ſtillſchweigende Verpflichtungen, welche kein Mann von Ehre jemals brechen wird.“ Glenorvan drückte ſeine Hand und entgegnete ruhig: „Ich zürne Ihnen nicht, wie könnte ich es? — Mein erſtes Gefühl war übermächtiger Schmerz — das iſt vorüber, ich bin jezt völlig mit mir einig und entſchloſſen, ein Ziel zu verfolgen, das ich erreichen werde. Mädchen, wie Eugenie, die dem ungeſchärften Blick als faſt zu hoch für das irdiſche Leben ſtehend erſcheinen, ſind in Folge ihrer etwas romanhaften Einbildungskraft eben leichter zu gewinnen als andere, bei denen man, dem äußeren Anſcheine nach, auf geringere Schwierigkeit rechnen dürfte. Die Begebenheit dieſer Nacht verſinkt mit dieſer einzigen und lezten Unterredung für mich in ewiges Dunkel, ich will ſie vergeſſen und werde ſie folglich vergeben. Erinnern Sie ſich meiner Vorherſagung: Sie werden, bevor ein Jahr zu Ende iſt, Eugenien als Lady Glenorvan begrüßen. Aber Sie, mein Freund — was darf ich für Sie hoffen und wünſchen?“

Waldorf blickte ihn ernſt und wehmüthig an: „Für mich? — das Glück nicht, welches Sie mir gönnen würden, denn ich werde es niemals erreichen.“ — „Niemals? Und doch, wenn mich nicht Alles trügt —“ — „Reden Sie nicht aus, Glenorvan; es gibt Wunden, an welche man nicht rühren muß, wenn man will, daß ſie heilen ſollen. Das einmal Ausgeſprochene verwiſcht kein Gott aus der Erinnerung, und ich will; ich darf nicht hören, was Sie ſagen könnten. Vieles iſt mir klar geworden, was ich früher mißverſtand, aber in der Erkenntniß liegt für mich nur Schmerz.“

Der Rittmeiſter war früh am Morgen abgereiſt; ihn ausgenommen, verſammelte ſich die gewöhnliche Geſellſchaft zum Mittageſſen in ſehr verſchiedener Gemüthsſtimmung. Der Baron zeigte große äußere Ruhe, wenn gleich noch etwas mehr Förmlichkeit als gewöhnlich, aus Glenorvans Zügen ſprach Abſpannung, aber ſein Benehmen war durchaus gelaſſen; er hätte heiter ſcheinen können, da jede Selbſtbeherrſchung ihm geläufig war; aber er verachtete es, eine Zufriedenheit zu äußern, welche ihm fremd war. Der Hofrath, den jede Störung des ſittig Gemüthlichen, wie er es zu nennen pflegte, außerordentlich verdroß, befand ſich in der übelſten Laune, welche er unter geſuchten Höflichkeitsformen zu verbergen ſtrebte, während er in gelegentlichen Aeußerungen den Maler das ganze Gewicht derſelben fühlen ließ. Waldorf war Eugenien gegenüber in eine Stellung verſezt, welche er vergebens ganz unbefangen zu nehmen ſich bemühte; nicht ſelten ſenkte ſich ſein Auge, wenn ihr Blick ihn traf, was jedesmal ein lebhaftes Erröthen von ihrer Seite zur Folge hatte, das ihn beunruhigte und ſchmerzte. Fanny beſtrebte ſich, Fröhlichkeit zu zeigen und die Unterhaltung, welche oft peinliche Störung erlitt, im Gange zu erhalten. Der Maler hatte den Ausdruck von Verwunderung, welcher in günſtigen Augenblicken Lachen zu erregen pflegt, jezt aber höchſt läſtig auffiel. Ungebildete verſtehen es einmal nicht, einen Gedanken für ſich durchzuarbeiten, immer kommen ſie auf ungeſchickte Weiſe damit an den Tag, und ſo äußerte auch er gegen das Ende der Mahlzeit ein beſcheidenes Bedauern über des Rittmeiſters Abreiſe. Die Nennung dieſes Namens wirkte gleich einem elektriſchen Schlage; Glenorvan wurde auffallend bleich, faßte ſich aber augenblicklich und ſagte nachläſſig: „Ich habe bis daher nicht gewußt, daß der Rittmeiſter Ihr Freund iſt.“ — Gekränkt blickte der Maler vor ſich hin: „Mein Freund, Mylord? Ich glaube nicht, eine ähnliche Aeußerung gewagt zu haben.“ — „Das haben Sie allerdings nicht,“ fiel Waldorf ein, „obwohl ich annehmen möchte, daß der Maler ſich naturgemäß mit allen Gegenſtänden befreundet, welche einmal ſeiner Kunſt als Vorwurf dienten. Beiläufig fällt mir ein, daß wir erſt die Hälfte Ihrer Kunſtſchätze geſehen haben, und ich trage großes Verlangen, den ganzen Inhalt Ihrer Mappen kennen zu lernen.“ Fanny miſchte ſich jezt in das Geſpräch, welches, einmal von den bedrohlichen Pfaden abgelenkt, wieder einen ruhigen Gang annahm.

Nach einer Woche erklärte Waldorf die Unmöglichkeit, länger zu bleiben, und ſeine Abſicht, am folgenden Tage abzureiſen. Der Hofrath zog ihn im erſten günſtigen Augenblick bei Seite und äußerte den Wunſch, ihn zu begleiten. „Sie müſſen längſt bemerkt haben, lieber junger Mann,“ fügte er hinzu, „daß ich des Lebens hier ſeit lange überdrüſſig bin.“ — Waldorf lächelte: „Nicht ſo ſehr, wie Sie denken; ich habe im Gegentheil Ihr Bleiben als einen Beweis des Wohlgefallens ausgelegt, und ſehe jezt zu meinem Erſtaunen, daß es ein Opfer war.“ — „Ein Opfer? Trauen Sie mir die Einfalt nicht zu! Ich bin geblieben, weil ich jegliches Aufſehen als etwas mir Mißfälliges zu vermeiden ſtrebe; die Explicationen, welche dem Beſtellen der Pferde vorangehen oder nachfolgen, ſind mir durchaus widerwärtig. Die moraliſche Freiheit eines Menſchen will Jeder beſchränken; es iſt unerhörte Anmaßung, aber man findet ſie in allen Ständen. Zum Opfer habe ich mich übrigens noch niemals hergegeben, und bedeutenderen Perſonen mag das wohl überhaupt ſelten begegnen. Die Leichtigkeit, mit welcher ich alle Verhältniſſe durchſchaue, mußte mich ſchnell Langeweile empfinden laſſen, denn Gegenwärtiges zu ergründen und Kommendes vorherzuſagen, iſt hier eine federleichte Aufgabe. Ihr Freund wird die ſchöne Eugenie heirathen; er hat es ſich vorgeſezt, und es wird geſchehen, es iſt ſo gut wie abgemacht. Der Rittmeiſter und ſie würden das ſchönſte Paar dargeſtellt haben, welches ein Künſtlerauge entzücken kann, aber der bloße Gedanke an dieſe Heirath war Unſinn. Die Verhältniſſe ſind durchaus unharmoniſch; ich bin auch überzeugt, man würde im Hauſe ſehr ſchlecht gegeſſen haben; das pflegt in der Regel die erſte Folge ſolcher widerſinnigen Verhältniſſe zu ſeyn. Manche Menſchen bedenken durchaus nicht, wie ſehr ein ſchlechter Tiſch gegen alle Poeſie ſtreitet; das ſind höhere Aufgaben, welche zu löſen Begabteren vorbehalten bleibt. Lord Glenorvan gefällt mir übrigens ſehr wohl, er iſt durchaus Gentleman. Könnte etwas mich von hier treiben, außer meinem freien Willen, ſo wäre es der Maler, den ich indeſſen, wie Sie bemerkt haben werden, geringer Beachtung gewürdigt habe. Seine ganze Perſönlichkeit iſt eine Störung feinerer Lebensverhältniſſe; ſeine Sudeleien habe ich jeder Aufmerkſamkeit gleich Anfangs unwerth erachtet. Soll ich übrigens von dem Gemeinen zu dem mehr Ideellen übergehen, ſo muß ich noch Fräulein Fanny's gedenken, welche Ihnen ein beſonderes Intereſſe einzuflößen ſcheint, was ich Ihnen, als einem jungen Manne, unbedenklich zu Gute halte. Die ganze Gemüthsanlage dieſer Schönen hat eine

proſaiſche, neckende, obwohl gutmüthige Richtung. Sie beſizt mehr Lebhaftigkeit als Verſtand, mehr Witz als Klugheit, und es könnte denn doch am Ende keine große Aufgabe ſeyn, ihr zu gefallen, von welchem Unternehmen ich jedoch ernſtlich abrathen würde. Sie ſind berechtigt, mehr zu ſuchen, und dürfen hoffen, mehr zu finden, als hier ſich darſtellt. Ich meines Theils habe ähnlichen Damen nie lange Geſchmack abgewinnen können, ſo wie ich überhaupt jegliches Ueberheben, was von ihnen an den Tag gelegt zu werden pflegt, von Herzen verachte und mißbillige.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Juni.

(Beſchluß.)

M u ſ i k.

Ferdinand Vogel aus Berlin, ein junger Künſtler, gab Orgelconcerte in der Garniſonskirche auf einem neuen, nicht großen, aber trefflichen Inſtrument von Walker in Ludwigsburg. Ein Orgelvirtuoſe reist meiſtens auf Rechnung ſeiner eigenen Kunſtfreude, und erwirbt in einem Jahr kaum die Einnahme einer erſten Tänzerin von einem einzigen Abend. Ich ſtelle den Genuß jener zwei Stunden den ſchönſten und edelſten an die Seite, die mir je geworden. Als ich den Abt Vogler hörte, war ich noch jung; Zöllner war der Lezte, den ich ſpielen hörte. Die Fuge der würdigen Introduktion konnte man ſich nicht klarer denken. Es war ein Geſang, in den, wie von allen Seiten herkommend, immer mehr, immer jüngere Schaaren einſtimmten und ihn zum vollen, kunſtreich verwobenen Chor anſchwellten. Choral: „O Haupt voll Blut und Wunden,“ (was in unſerm neuen Geſangbuch in: „Der du voll Blut und Wunden,“ kühl gewaſchen iſt). Das iſt ja auch der Anfang des Meiſterwerks von Graun: „Der Tod Jeſu.“ — „Du, deſſen Augen floſſen,“ was mein junges Herz jeden Charfreitag mit der ſüßeſten Wehmuth erfüllt hatte. Dieſe Rückerinnerung wollte mich faſt überwältigen, als die bekannte ſchöne Melodie, dem Paul Gerhardiſchen: „Befiehl du deine Wege,“ entnommen, auf einem Regiſter, wie die weibliche Stimme, begann. Es war, als würde im Hintergrund das Lied von einer einzelnen Perſon geſungen, näher heran aber trügen von demſelben religiöſen Gefühl Erfüllte um jenen Geſang ſich melodiſch-harmoniſch ſchlingende Modulationen vor. Es gewährte das Bild von Verbündeten, zum heiligen Zweck im ſchönen Element der Töne Vereinten. Vier Männerſtimmen, kräftig, warm, harmoniſch, zuſammengeübt, trugen mehrere Geſänge anſprechend, befriedigend vor. Die vom Concertgeber componirte Symphonie mit Poſaunenbegleitung verſezte durch ihre Themate und deren Bearbeitung in eine frühere Zeit zurück, was um ſo mehr Anerkennung verdiente, als unſere muſikaliſche Welt ſich eigentlich aus dieſem ernſt-frommen Element hinausgebildet hat. Das „Halleluja“ von Händel, ebenfalls mit Poſaunenbegleitung von Vogel für die Orgel bearbeitet, war der eigentliche Höhepunkt des Concerts und, wenn irgend eine Darbringung, ſo vereinigte dieſe die Anſichten und Empfindungen der verſchiedenartigen Zuhörer zum antheilvollen Beifall. Es war mir, als höre ich das Prachtwerk aus ſolcher Entfernung, wo Menſchen- und Inſtrumententöne ſich deckend in eine großartige Tonmaſſe zuſammenfließen. Wie nämlich die Menſchenſtimme alle Inſtrumente nach ihrer Art in ſich vereinigt, ſo enthält die Orgel ſie alle nach der inſtrumentellen Seite hin. Die „Grabestöne“ vom Concertgeber waren wohl nicht ſo recht allgemeinverſtändlich. Man muß jedem Tondichter, wie dem Poeten und Philoſophen, eine gewiſſe Sphäre der Individualität zugeſtehen, worin er mit beſonderer Liebe und Berechnung ſein innerſtes und eigenthümlichſtes Geheimleben auszudrücken ſtrebt. Wer nicht ganz auf demſelben Wege und Felde wandelt, dem wird Manches verborgen bleiben. Zuweilen hängt das Dunkel von dem Schaffenden ab, und was ihn am meiſten beſchäftigt hat, iſt nicht immer das, was dem Publikum am beſten einleuchtet. In den „Grabestönen“ war ohne Zweifel die Unterwelt, das Reich der Schatten dargeſtellt, dazu Todesfurcht und Noth der Sterblichen, der Jugend und des Alters, die von unerbittlichen Mächten dahin entrückt werden, unheimliche Natur- und Dämonenſtimmen, Hineinblicke in ein Reich der Finſterniß, in ein Reich des Lichts; aber kein beruhigender Choral der Hinterbliebenen, kein Geſang der Abgeſchiedenen, der ſeligen Geiſter entließ den Hörer in künſtleriſcher Beſchwichtigung. In einer freien Phantaſie bewährte der Meiſter ſein ganzes Kunſttalent, ſeinen ſchaffenden Genius, ſeine Virtuoſität in Behandlung der Orgel, beſonders auch des Pedals. — Einer heitern Schöpfung unſers Muſikdirektors Lachner muß ich gedenken, nämlich ſeiner komiſchen Oper: „Der Geiſterthurm,“ nach einer Erzählung von Hanisch. Der von F. L. etwas durchſichtig bearbeitete, doch zuweilen recht ſpaßhafte Text ward durch Lachners gelungene Muſik ſehr gehoben. Die Ouvertüre beſtimmte ſogleich das ganze Auditorium zum unverkennbar gefühlten, nicht etwa künſtlich hervorgerufenen Beifall. Es waren wohl mitunterlaufende Trivialitäten des Textes, die in der erzählten Poſſe ganz am Plaze ſeyn mögen, Veranlaſſung der Wahl von Melodien, in welchen der Tonſezer Einigen faſt zu populär zu werden ſchien. Das erſte Finale und das meiſte Uebrige, namentlich einige Enſembleſtücke zeigten, daß wohl auch jene Deſcendenz zum Volk eine gefliſſentliche geweſen. Ein Terzett und ein Quartett machten als Geſangesglanzſtücke den erfreulichſten Eindruck durch die Klarheit und Gemüthlichkeit ihrer Conſtruktion, in welcher ſich die Kunſt der Tondichtung gefliſſentlich verbarg, dem Einſichtigen aber ſich um ſo deutlicher kund that; wie denn die ganze Oper zeigte, daß der Meiſter, was in aller Kunſt ſo oft vermißt wird, mit ſeinen Mitteln heiter zu ſpielen wiſſe.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 144.

D e r E p h e u.

R ä t h ſ e l.

Die Zunge, die nicht ſprechen kann,
Doch freſſen ohne Maul und Zahn,
Die Manchen bis zum Tod erſchreckt,
Hat ſie ſich ſchnell hervorgeſtreckt,
Die, wenn ſie recht heißhungrig iſt,
Stein malmt und Diamanten frißt,
Und doch manch zartes Händchen leckt,
Das nicht einmal im Handſchuh ſteckt:
Wenn ſie dein Scharfſinn finden kann,
So ſage deine Zung' es an!

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 151.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 26. Juni 1837.

— Möglich ſcheint
Faſt Alles unſern Wünſchen; unſrer That
Sezt ſich, von innen und von außen, viel,
Was ſie durchaus unmöglich macht, entgegen.
Goethe.

Schloſs Hochdorf.

(Fortſetzung.)

Waldorf ſchien an dem Tage dazu beſtimmt, ähnliche Erörterungen anhören zu ſollen, obwohl dieſe in ihrer Tendenz völlig von einander abwichen. Glenorvan ſprach ihm herzlich und ausführlich von ſeinem Wunſche, ihn einſt mit Fanny vereint zu ſehen. Jener hörte ſchweigend zu und entgegnete endlich: „Ich kann, was Sie äußern, mit einer einzigen Schilderung beantworten. Als ich zulezt von hier reiſte, machte ich einen Umweg, meine Mutter zu beſuchen. Als ich die Pfarrwohnung daliegen ſah, wo einſt der flüchtige, goldene Traum der Kindheit mir verging, daneben das kleine Wittwenhäuschen, welches die Mutter jezt bewohnt und das damals leer ſtand, floß mein Herz über von Liebe und Sehnſucht, von tiefem Seelenſchmerz. Alles, was ich ſo eben verlaſſen, lag wie ein Feenmährchen hinter mir, vor mir die Wirklichkeit mit ihren Freuden, ihren Dornen, ihren hemmenden Schranken. Als ich nun eintrat in's Häuschen, Alles ſo ſtill, ſo reinlich fand wie immer, der alte Spitz ſchwerfällig an mir empor ſprang und den ſchnell erkannten Freund begrüßte, ich die Thüre öffnete und die Mutter am Tiſche ſitzen ſah, in ihrer einfachen, geordneten Kleidung, vor ihr ein Erbauungsbuch, zu ihrer Seite das wohlbekannte Spinnrad, da — o Glenorvan, es wäre himmliſch ſchön, wenn ich ſagen dürfte, ich habe nur Freude empfunden! Menſchlich ſchwach war es, daß dieſer Freude Wehmuth ſich beigeſellte, Trauer über Verhältniſſe, an ſich ſo gut, ſo richtig, und die nur ein, durch Welt und Leben verleitetes Herz anders geſtalten möchte. — Als meine Mutter ihre liebe Hand nach mir ausſtreckte, ich dieſe ergriff, küßte, an mein Herz drückte, da — in dem Augenblicke war ich Sohn und Menſch, im vorwurfsfreiſten Sinne des Worts, ſie empfand es auch und liebkoste mich zärtlich. — Nach einer Weile blickte ich ſinnend umher: den kleinen Spiegel, das einfache Hausgeräthe, ich hatte Alles gekannt und einſt vortrefflich gefunden. Jezt — ich hatte in den Spiegel des Lebens geſehen, und nun war mir nichts mehr gut genug. In einem einfachen Glaſe ſtanden ein paar Nelken, Blumen, welche meine Mutter ſtets vorzugsweiſe geliebt hatte; als Knabe, wie ſelig war ich, wenn ich ſie ihr einſetzen, ſie nur berühren durfte; wie ſorgfältig trug ich das kleine Glas, als ob mit demſelben zugleich die Welt in Trümmer gehen müſſe! Mein beleidigter Schönheitsſinn fand jezt überall Mängel, nur mein Herz konnte dieſelben ausgleichen. Ich ſah mich im Geiſte mit einer reizenden, verwöhnten, vornehmen Frau am Arme bei meiner Mutter eintreten, ich ſah dieſe ſich erheben, mich, die neue Tochter betrachten, ich ſah jene in

ungewohnten Verhältniſſen befangen und ſenkte unwillkührlich den Blick, als ob alles ſchon Wirklichkeit ſey.“

„Am Grabe meines Vaters fand ich ermuthigende Entſchloſſenheit wieder. Der Geiſt des Mannes, welcher fähig war, mich in ſolcher Abgeſchiedenheit ſo auszubilden, mußte auch jezt noch rückwirkend die Kraft haben, mich über mich ſelber zu erheben. Mit Innigkeit, mit unendlicher Liebe vergalt ich reuevoll jeden Gedanken, von welchem meine Mutter gleichwohl keine Ahnung haben konnte. — Was ſoll ich Ihnen weiter ſagen? — Wenden Sie mir nicht ein, daß eben dieſes Verhältniß nicht immer beſtehen wird: die Nutzanwendung liegt tiefer und ich habe ſie wohl begriffen. Gehen Sie Ihren Weg, guter Glenorvan, der Sie hoffentlich zum Glücke führen wird, der meinige muß einſam bleiben, bis es mir gelingt, ein Gefühl zu beſiegen, welches ich gleichwohl für unbeſiegbar halte.“

Monate vergingen, welche Glenorvan abwechſelnd in der Reſidenz und im Schloſſe des Barons zubrachte; ſeine ruhige Heiterkeit ſagte dem Freunde mehr als jede Mittheilung, wie er ſeinem Ziele ſich nahe glaube. Waldorf vermied es, ihn zu begleiten, obgleich ihm dringende Aufforderungen dazu wurden; er widerſtand dem Wunſche ſeines Herzens, um größeren Uebeln aus dem Wege zu gehen. Ein Brief Glenorvans, welcher ihm mittheilte, daß Fanny an einem Nervenfieber darnieder liege, bewog ihn endlich, auch ohne beſondere Einladung, zu einer Reiſe nach dem Landſitze des Barons; ſein fürchtendes Herz vermochte die Ungewißheit nicht zu ertragen. Auf andere Weiſe konnte dieſer Beſuch als ein Abſchied betrachtet werden, denn Waldorf war von Seiten der Regierung der ehrenvolle Antrag geworden, einen ausgezeichneten Gelehrten auf einer wiſſenſchaftlichen Reiſe zu begleiten.

(Der Beſchluß folgt.)

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortſetzung.)

Sind nun dieſe Erſcheinungen, die religiöſen Publikationen u. ſ. w. wirkliche, wie man ſagt, Zeichen der Zeit? Stehen die religiöſen Bilder des Salons damit in Verbindung? Iſt wirklich ein Wiederaufleben des chriſtlich-religiöſen Sinnes zu erwarten? Dem Himmel ſey Dank, ich glaube nicht. Wenn man weiß, wie die Franzoſen, wenn die Religion einmal en faveur iſt, die Sache treiben, ſo hat man im wahren Intereſſe der wahren Religion und Religioſität Alles von einer ſolchen Rehabilitation zu fürchten. Die Geſchichte lehrt es uns; zweimal war in den lezten hundert Jahren die Religion in Frankreich Mode und en faveur, beide Mal weil der König — der damals den Ton angab, was jezt nicht der Fall iſt — eine Paſſion für dieſelbe hatte: das erſte Mal in den lezten Tagen Ludwigs XIV., unter der Regierung der Maintenon; ihr Devoument für Thron und Altar zu zeigen, nahmen Höflinge damals zweimal täglich das Abendmahl; auf dieſe Zeit folgten die Greuel der Regentſchaft, die atheiſtiſche Philoſophie, die formelle Gottesleugnung des Système de la nature und dergl.; das andere Mal unter Karl X. im Anfange ſeiner Regierung: wie man jezt bei einer Soirée zur Erbauung der Gäſte eine Sängerin oder einen Taſchenſpieler, oder in neueſten Tagen den Zwerg Mathias Gulio beſtellt, ſo ließ man damals einen Prediger kommen, der zur Unterhaltung der Gäſte Proben ſeiner Geſchicklichkeit ablegen mußte. So verzerren die Franzoſen — ich meine die Pariſer — Alles, was ſie treiben, gleich zur Karrikatur, die ihnen ſelber bald zum Ekel wird. Iſt einmal bei ihnen, die ſo ſchnell und haſtig leben, eine Sache Mode geworden, ſo treiben ſie's gar gewaltig, der Enthuſiasmus iſt ungeheuer, um ſo mehr, da, wie ich bereits bemerkt, die Spekulation mit ihm Hand in Hand geht. Dafür iſt aber auch eine Sache, die eine Zeitlang Mode geweſen, bald ſo abgenuzt und verſchliſſen, ſo verzerrt und entwürdigt, daß alle Welt, blaſirt und überſättigt, mit Ekel ſich von ihr abwendet, und dieſelbe bald eben ſo vernachläſſigt und verhöhnt iſt, als ſie früher geſucht und geliebt war. Das war nach jenen eben angedeuteten Epochen (unter Ludwig XIV. und Karl X.) auch mit dem Chriſtenthume der Fall, und das würde, wenn daſſelbe wieder in Mode käme, jezt wo keine Autorität mehr reſpektirt wird, noch in weit höherem Grade als damals der Fall ſeyn. Das wäre aber ein großes, welthiſtoriſches Unglück! Und wahrlich, die heilige Sache des Chriſtenthums hat in den lezten Zeiten durch Indifferentismus, Pietismus, Jeſuitismus, St. Simonismus und andere Sorten Mus, durch heftige Angriffe und ungeſchickte Vertheidigung, durch liturgiſche und polizeiliche Maßregeln, durch Feinde und mehr noch durch Freunde ſchon genug gelitten. Wenn die Franzoſen nun noch einmal ſich deſſelben bemächtigten mit ihrem haſtigen Modeenthuſiasmus und der gierigen Spekulation (ich meine nicht philoſophiſche, ſondern induſtrielle), würden ſie daſſelbe gar abnutzen, und eine Reaktion würde nicht ausbleiben, und das wäre ſchrecklich; denn was iſt mehr zu fürchten als eine Reaktion, die, wenn auch Anfangs nur gegen den Mißbrauch gekehrt, doch am Ende auch das Heiligſte nicht ſchonen wird!

Aber, wie geſagt, Gott ſey Dank, an eine ſo verkehrte Rehabilitation des Chriſtenthums iſt nicht zu denken. In den angeführten Fällen (unter Ludwig XIV. und Karl X.) war es ſtets der König, deſſen Bigotterie den

Ton angab. Aber Louis Philipp iſt nicht bigott, und überdies gibt er auch nicht den Ton an, was man freilich beinahe glauben ſollte, wenn man ſieht, wie diejenige Paſſion, die man ihm nachſagt, nämlich Vorliebe für Geldgeſchäfte, hier jezt in Gunſt iſt. Das iſt aber lediglich in der Zeit begründet, und dieſe Sachen gelten jezt, nicht weil der König ſie liebt, ſondern der König liebt ſie, weil ſie jezt gelten. Schon das iſt ein Beweis, daß an eine Rehabilitation des Chriſtenthums hier ſo bald nicht zu denken iſt. Denn Geld und Chriſtenthum ſind ein paar Pole, ſie ſind unvereinbar: „Niemand kann Gott zugleich lieb haben und den Mammon.“ Daran, daß durch den König das Chriſtenthum rehabilitirt werde, iſt alſo nicht zu denken. — Jene religiöſen Publikationen u. ſ. w. ſind wohl verſchiedenen kleinen, zuſammenwirkenden Urſachen zuzuſchreiben, die jedoch auf die Erſcheinung der religiöſen Bilder im Salon keinen Einfluß haben. — Zum Theil iſt es wohl eine Parteicaprice, die ſich des Chriſtenthums bedient. Ich meine nämlich den noch immer ſchmollenden Faubourg St. Germain, der, ſchon um in ſeinen *Parteianſichten* conſequent zu bleiben, von dem Chriſtenthum nicht laſſen darf und ſich ihm um ſo lieber zuwendet, um etwas Apartes, Excluſives zu haben. Denn das Excluſive iſt der höchſte Genuß des Menſchen der modernen Geſellſchaft, er liebt es überall und kennt keine andere Freude als da, wo andere ſie entbehren (und das gilt am Ende von Deutſchland, ſo wenig dort eigentlich von einer *Geſellſchaft* die Rede ſeyn kann, eben ſo ſehr als von Frankreich). Da nun der Faubourg St. Germain, dieſer früher ſo ſehr bevorrechtete Theil der Menſchheit, nichts Apartes mehr hat als ſeine politiſchen Anſichten, die täglich mehr im Courſe verlieren, da er nichts Excluſives, deſſen er ſonſt ſo viel hatte, jezt mehr beſizt, weder ſeine Dekorationen, denn die theilen Tauſende, noch ſeine Titel und Wappen, denn auf einen adligen Namen und ſonſtige Inſignien des Adels achtet man hier ſo wenig, daß ſie führen kann wer will, noch ſein Geld, ſeine Hotels, Güter und Landſitze, denn deren haben die Andern noch mehr, noch ſelbſt ſeine Ahnen, denn jeder Bankier hat in ſeinem Zimmer Mittelalterlichkeiten und Rüſtungen aufgeſtellt, die ſeine Vorfahren getragen haben oder hätten tragen können, wenigſtens auf Märkten und Meſſen zum Verkauf, noch ſeine Verachtung gegen die Proletarier, denn darin ſind die Andern noch ſtärker — da er auf dieſe Weiſe nichts, gar nichts Apartes hat, und deſſen doch gar zu gern haben möchte, um ſich recht ſcharf von den Andern zu markiren, ſo hat er ſich dem Chriſtenthume beſonders eifrig zugewendet, ſchon aus dem Grunde, weil ein ſehr großer und vielleicht der brillanteſte Theil der *andern* Geſellſchaft aus religiöſen Gründen mit dem *Chriſtenthum* ſich nicht befaſſen kann. So weit es indeß dieſer andern Geſellſchaft möglich iſt, wird auch in ihr, um ſich der *alten* Nobleſſe möglichſt zu aſſimiliren, und auch wohl aus Courtoiſie gegen die Königin, die ſehr religiös iſt, und die in dieſen Cirkeln ziemlich viel gilt, das Chriſtenthum möglichſt favoriſirt. Gott möge uns indeſſen in Gnaden vor einem Chriſtenthum bewahren, wie es aus dieſen Elementen zu erwarten wäre, ein elegantes, parfümirtes, ſatinirtes Chriſtenthum du bon ton mit Vignetten und Stahlſtichen von Tony Johannot oder Deveria, und dem Text etwa von Herrn von Balzac. Ich habe die lezten Romane des Herrn von Balzac nicht geleſen; wenn er, der ſtets das ausſpricht, was gerade Wort der Geſellſchaft iſt, es noch nicht gethan hat, ſo wird er es doch bald thun, ich meine einen myſtiſch-chriſtlichen Roman ſchreiben.

Das iſt vielleicht einer der Gründe jener religiöſen Publikationen. Einen andern hat man denn wohl in den nie ruhenden Beſtrebungen der Prieſter zu ſuchen, die natürlich Alles anwenden, um den Katholizismus und damit die eigene Herrſchaft zu rehabilitiren. Davon zeugende Thatſachen ſind in jüngſter Zeit mehrere zur Oeffentlichkeit gekommen, und was verborgen geblieben, iſt ſicher das Bedeutendſte.

Aus ganz andern Motiven als die haute société und die Prieſter, und namentlich von einer ganz andern Seite her, bei einem ganz ſpeciellen Publikum ſucht eine dritte Partei hier dem Chriſtenthum wieder Eingang zu verſchaffen. Dieſe Partei benuzt das Chriſtenthum zu demagogiſchen Zwecken. Das iſt die Partei, deren Prophet Lamennais, deren Evangelium die „Paroles d'un croyant“ und deren vorzüglichſtes Journal „le Monde“ iſt. Nicht an die bonne société, nicht an den wohlhabenden Mittelſtand, ſondern an die unterſten Volksclaſſen, an die Armen, Gequälten, Gedrückten wendet ſich dieſe Partei mit ihren gefährlichen Lehren und den aus dem Chriſtenthum geſchöpften revolutionären Principien. Was ſoll ich Ihnen dieſe fürchterliche Doktrin auseinanderſetzen? Sie finden das Glaubensbekenntniß dieſer raſtlos minirenden Partei in jenen „Worten eines Gläubigen“ enthalten: es iſt der Jakobinismus, auf das Chriſtenthum gepfropft. Dieſe gefährliche, das heißt der zahlreichſten Volksclaſſe ſo ſehr ſchmeichelnde Doktrin iſt nicht neu. Als Luther das Beiſpiel religiöſer Revolution gab, da ſtanden in dem hartgedrückten Bauernſtande (ich rede vom ſechzehnten Jahrhundert) Thomas Münzer und ähnliche Propheten auf, und was ſie predigten, die revolutionären Principien, die ſie auf das *Chriſtenthum* gründeten, iſt mit weniger Modifikation daſſelbe Evangelium, das Lamennais verkündet. Wie damals, ſo findet auch jezt dieſe Lehre großen Anhang in den Claſſen, deren Schmerzen ſie tröſtet, deren Hoffnungen und Wünſchen ſie ſchmeichelt, und weder das Chriſtenthum der guten Geſellſchaft, noch das der Prieſterſchaft findet ſo *zahlreiche*

Freunde, als das demokratiſche des Abbé Lamennais. Gott möge uns indeſſen wie vor jeden andern unächten Ausgaben des Chriſtenthums, ſo auch vor dieſer finſtern, ſchmuzig-blutigen Religion bewahren!

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Juni.

Der Spitalfielder Ball.

Das war ein Ball! — In Spitalfield? — Nicht doch; wie käme ein ſolcher Ball nach Spitalfield! Spitalfield heißt ein Diſtrikt Londons, der, ſo lange er dieſen Namen trägt, durch die Armſeligkeit ſeiner Bewohner ſich ausgezeichnet hat, nie aber größeres Elend geſehen haben dürfte, als während der lezten zehn oder zwölf Monate. Die Mehrzahl ſeiner Bewohner ſind Seidenweber, und zwar meiſtens franzöſiſchen Urſprungs. Der Widerruf des Edikts von Nantes trieb vor hundert und fünfzig Jahren ein halbes hunderttauſend gewerbthätiger Menſchen aus Frankreich nach England. Darunter waren viele Seidenarbeiter, die ſich in Spitalfield niederließen, das damals ſchon vorzugsweiſe von eingebornen Gewerbsgenoſſen bewohnt war. Der Wechſel und die Vermiſchung der Geſchlechter haben von dem franzöſiſchen Urſprunge kaum einige Namen übrig gelaſſen, und die dortigen Arbeiter ſind jezt durch und durch engliſch. Das hat ſeine Licht-, wie ſeine Schattenſeite. Im Lichte ſtehen der Fleiß, die Ausdauer, die Kräftigkeit der engliſchen Arbeiter; im Schatten die Liebe zum Branntweinglaſe, das Vergeſſen des morgenden Tags, Verachtung alles Ausländiſchen und unbeugſame Anhänglichkeit an Hergebrachtem. Die Folgen dieſer zwei lezten Eigenheiten liegen auf der Hand. Während tauſend deutſche Arbeiter nach Paris und London wandern und, mit Kenntniſſen bereichert, in ihre Heimath zurückkehren, fällt es dem engliſchen Arbeiter gar nicht ein, daß es in Deutſchland oder Frankreich etwas zu lernen geben könne, was ſeinem Meiſter unbekannt und ihm in ſeiner Profeſſion von Nuzen wäre. Gleich dem Knaben Otto ſagt er: andre Länder ſind der Leib und wir Britten das Geſicht; darum ſehen wir ſtolz hernieder auf die andern, ſchlechtern Glieder. Dieſer Stolz macht die engliſchen Handwerker zu ſtörriſchen Feinden jeder Neuerung, und wenn dadurch ihre Fabrikate unverändert dieſelben ſind, die ſie zur Zeit ihrer Väter und Großväter waren, ſo iſt ſolches auch eine der Urſachen, warum die Erzeugniſſe der engliſchen Maſchinen die ausländiſchen Märkte nur ſo lange beherrſchten, als das Ausland die Maſchinen nicht beſaß, ſeitdem aber dies der Fall, die Concurrenz mit ihm kaum auszuhalten vermögen. Es iſt allerdings wahr, das ſtete Eintreten in die Fußſtapfen der Väter und Großväter hat in mancher Hinſicht ſein unbedingt Gutes, und bei den engliſchen Profeſſioniſten namentlich das Gute, daß ſie noch immer die feſte, ſolide Arbeit ihrer Ahnen liefern. Allein das will nicht mehr zum Geiſte der Gegenwart paſſen, iſt ein Stilleſtehen im allgemeinen Vorwärts und ſezt unbehaglichen Rippenſtößen aus. Dergleichen empfingen denn die Spitalfielder Seidenweber nach und nach ſo viele, daß ihnen in der lezten Zeit wenig mehr zu Friſtung ihres Lebens übrig blieb, als die Luft, die ſie athmeten, und das Waſſer, das jeder engliſche Arbeiter verabſcheut. Die Stoffe, die ſie bis dahin gewebt, waren fortwährend die edeln, tüchtigen, ehrenwerthen Stoffe, welche die Großväter zu langſchößigen Weſten und die Großmütter zu prächtigen Reifröcken getragen, welche die Mutter auf ihre Tochter, dieſe auf ihre Enkelin zum Hochzeitſtaat vererbte, und welche unter den Damen der Gegenwart höchſtens die Muſter der Sparſamkeit zu unſichtbarem Futter verbrauchen. Die Spitalfielder Zeuge kamen gänzlich aus der Mode und wurden nur noch ausnahmsweiſe zu Gegenſtänden verwendet, die entweder ein antikes Anſehen haben, oder Zeit und Ewigkeit überdauern ſollten. Mit dem wegfallenden Abſaze fielen die Beſtellungen und wuchs die Verarmung der Arbeiter. Die Franzoſen bemeiſterten ſich des Marktes und trieben die Spitalfielder aus dem Felde, und die Spitalfielder, anſtatt im Geiſte der Franzoſen, im Geiſte der Zeit zu arbeiten, neu, leicht und geſchmackvoll, klagten über das Unzureichende der Zölle für den Zweck ihrer Beſchüzung und forderten, damit ſie hübſch beim Alten bleiben könnten, daß Geſezgebung und Accife für ſie wachen und die engliſche Modewelt ſich nach ihnen richten ſolle. Die Geſezgebung fand ſich nicht berufen, den Anforderungen Gehör zu geben; die Modewelt kleidete ſich lieber in ausländiſche Stoffe wohlfeil und elegant, als in einheimiſche Zeuge theuer und altfränkiſch; das Elend der arbeitsloſen Weber überſtieg die Kräfte ihrer Armenkaſſen; das Publikum wurde um milde Unterſtüzung angeſprochen. Der Lord Mayor, der König der City, unter deſſen Botmäßigkeit Spitalfield ſteht, ergriff das gewöhnliche Mittel öffentlicher Sammlungen; reiche Beiträge wurden unterzeichnet, Suppenanſtalten errichtet, Kohlen und Brod vertheilt und Tauſende der hülfsbedürftigſten Familien von Hunger und Froſt errettet. Man brauchte indeſſen weder Lord Mayor, noch Staatsökonom zu ſeyn, um in dieſen Unterſtüzungen bloß eine momentane Hülfe und die Nothwendigkeit zu erkennen, den müßigen Händen eine Beſchäftigung zu verſchaffen, durch welche ſie wieder ihre eigenen Ernährer werden könnten. Das Mittel, ſolches zu bewirken, war leicht gefunden, ſchwer in Anwendung zu bringen. Es handelte ſich darum, den Spitalfielder Stoffen einen Abzug zu eröffnen, und die Schwierigkeit war das Wie. Man wählte zwei Wege. Zuerſt wurden die Königin, die Herzogin von Kent und Prinzeſſin Victoria demüthig gebeten, das Tragen von Spitalfielder Stoffen zu begünſtigen, und ſobald die Fürſtinnen ihre Willfährigkeit durch einige bedeutende Beſtellungen bewieſen, die Königin auch nächſt den Damen ihres Hofes Allen, die dort erſchienen, den ausdrücklichen Wunſch kund gethan, daß ſie ſich in Spitalfielder Stoffe kleiden möchten, entſtand der Gedanke, die Gunſt der Fürſtinnen für einen großen Ball zu gewinnen. Auch dieſer Bitte ſchenkten die Fürſtinnen Gehör, und ſo bildete ſich der Spitalfielder Ball. Den Zweck der Mildthätigkeit im vollſten Umfange zu erreichen, wurden alle Segel eingeſezt. Die Königin, die Herzoginnen von Glceeſter und von Kent und die Prinzeſſinnen Auguſta, Sophia und Victoria erklärten ſich zu Beſchüzerinnen des Balls. Acht Herzoginnen, neun Marquiſinnen, achtzehn Gräfinnen, zwei Vicomteſſen u. ſ. w. unterzogen ſich als Ladies Patronesses der Ausgabe der Eintrittskarten. Acht Herzoge, drei Marquis, ſieben Grafen, neun Vicomtes u. ſ. w. übernahmen als Comité, von einigen Damen unterſtüzt, das Arrangement des Balles. Das geeignetſte Lokal, welches London bietet, des Königs Theater, das italieniſche Opernhaus, wurde gewählt.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 152.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, den 27. Juni 1837.

On recommande
Grâce allemande.
Béranger.

Briefe über den Pariſer Salon von 1837.

(Fortſetzung.)

Alle dieſe Beſtrebungen und Erſcheinungen erklären nun zwar jene Publikationen religiöſer Bücher, ſie haben aber mit den chriſtlichen Bildern im Salon wenig oder nichts zu ſchaffen. Dieſe ſind durchaus andern Urſprungs, nämlich *deutſchen*: die deutſche Kunſt beginnt in die franzöſiſche einzubrechen. Wenn Sie mich dieſer Behauptung wegen der Parteilichkeit für die deutſche Kunſt beſchuldigen, werde ich mich nicht vertheidigen, ſondern dieſelbe einräumen. Ich bin gar nicht der Meinung, daß man durchaus nicht parteiiſch ſeyn dürfe, und am Ende: warum ſollen denn die Deutſchen allein unparteiiſch ſeyn? — Und warum ſollte nicht auch die Bekanntſchaft mit deutſcher *Malerei* auf die franzöſiſche Kunſt Einfluß haben, wie ihn doch die deutſche *Literatur* auf die franzöſiſche unleugbar gehabt hat? Jene Erſcheinung der religiöſen Bilder, ſagte ich, ſey Wirkung der deutſchen Kunſt, und ich glaube, daß dieſe Rückkehr der Kunſt zu ihren eigentlichen und urſprünglichen Stoffen nicht, wie bei der deutſchen Kunſt, einer *aus ihr ſelbſt* hervorgegangenen Regeneration zuzuſchreiben ſey, ſondern daß nur das Beiſpiel der deutſchen Kunſt jene Wendung veranlaßt; um ſo mehr, da man hier faſt allgemein des Wahnes iſt, die deutſche Malerei beſchäftige ſich ausſchließlich mit religiöſen Stoffen, und Behandlung eines andern Gegenſtandes ſey nur eine Ausnahme. Unter den Namen der deutſchen Künſtler iſt vorzüglich der *Overbecks* hier bekannt, gerade als Maler chriſtlicher Gegenſtände. Auf dem Boulevard des Italiens wohnt ein deutſcher Kunſthändler, der eines ſeiner Ladenfenſter ganz mit Steindrücken nach Overbeck'ſchen Compoſitionen behängt hat. Vor dieſem Fenſter ſtehen ſtets eine Menge Leute, dem Haarputz und andern Kennzeichen nach offenbar Maler, die ſich da Motive und Ideen ſuchen. In einigen Bildern des Salons ſind dergleichen Anregungen gar nicht zu verkennen. Man könnte nun meinen, jene Erſcheinung, die ich der deutſchen Kunſt zuſchreibe, könne ja aus derſelben Quelle entſtanden ſeyn, in welcher die Regeneration deutſcher Kunſt ſich Vorbilder ſuchte. Das iſt aber, wie ich überzeugt bin, nicht der Fall, ſchon aus dem einen Grunde, weil es an altitalieniſchen, vorraphaeliſchen Bildern, die bei jener Regeneration ein ſo wichtiges Element ausmachten, in den hieſigen Galerien faſt durchaus fehlt. Da man damals, als dieſe Sammlungen gegründet und vermehrt wurden, die Herrlichkeit der vorraphaeliſchen Kunſt noch nicht ahnete, ſo hat man auch wenig oder nichts aus dieſer Zeit aufgenommen; was da iſt (an altitalieniſchen, altniederländiſchen und altdeutſchen Bildern) ward nur des *hiſtoriſchen* Intereſſes wegen nicht abgelehnt.

Ich könnte dieſe meine Anſicht von dem Einfluſſe deutſcher Kunſt noch weiter ausführen und unterſtützen, fürchte aber, Sie allzuſehr mit dieſen Auseinanderſetzungen zu langweilen; ich füge daher nur noch hinzu, daß es — bei der allgemeinen Unwiſſenheit der Franzoſen über Alles, was Deutſchland betrifft, ſelbſt über deutſche Literatur, deren Einfluß auf die franzöſiſche doch ſo bedeutend iſt — nicht auffallen kann, wenn ſie von deutſcher Malerei die allerwunderlichſten Begriffe haben, was ſich ſchon daraus erklärt, daß ſie wenig oder nichts davon geſehen haben, denn ein Bild kann nicht reiſen wie ein Buch. Daß ſie meinen, die Deutſchen malen nur religiöſe Bilder, erwähnte ich ſchon, und zwar denken ſie ſich darunter ſolche, wie ſie bei Beginn jener Regeneration wohl zum Vorſchein kamen, als eine heilſame und nothwendige Reaktion gegen das hohle, abgelebte akademiſche Prinzip die Extreme Anfangs nicht vermeiden mochte. Welch herrliche Früchte dieſe nachher getragen, davon wiſſen ſie nichts, meinen vielmehr, die deutſche Malerei ſtecke noch ganz in jenem ſogenannten Nazarenismus oder Cinquecentismus. So ſagte ein allein der Kunſt gewidmetes Journal, „l'Artiste," von dem man doch billig erwarten ſollte, daß es von dem Stande deutſcher Kunſt einen Begriff habe, bei Gelegenheit einer ſehr unbedeutenden, ganz in jener altdeutſchen Manier bis zur Karrikatur gehaltenen Zeichnung (im Salon): „Nous ne savons jusqu'à quel point les admirateurs systématiques s'échaufferont en présence des dessins de M. Hauser, un des adeptes les plus exclusifs de l'école de Dusseldorf; ses dessins, représentant des sujets tirés de la vie de sainte Elisabeth, sont d'une froideur et d'une sécheresse désespérantes." Und bloß aus dieſem franzöſiſchen Begriffe von deutſcher Kunſt kann ich mir ein anderes Wort eines franzöſiſchen Kunſtkritikers erklären, das mir Anfangs Kopfbrechen genug verurſacht hat. Er ſagt nämlich bei Gelegenheit der im Salon befindlichen Huſſitenpredigt von Leſſing: „l'école de Dusseldorff, plus française qu'allemande." Ich kann mir dieſen Ausdruck nur ſo erklären, daß der Verfaſſer von der deutſchen Kunſt jenen falſchen Begriff gehabt und nun ſich ſehr gewundert hat, daß das Bild von Leſſing dieſem Begriffe widerſpricht. Da es ihm nun unmöglich war, den Wahn über den allgemeinen Charakter deutſcher Kunſt ganz fahren zu laſſen, meinte er, es ſey bloß der — hier dem Namen nach wohlbekannten — Düſſeldorfer Schule eigen, daß ſie andere als cinquecentiſtiſche Bilder liefere und Stoffe behandle, die mit denen franzöſiſcher Künſtler Aehnlichkeit hätten. Deßhalb ſagt er gutmüthig lobend: „l'école de Dusseldorff, plus française qu'allemande," wofür die Düſſeldorfer ſich ſchönſtens bedanken werden.

Jene Rückkehr zu religiöſen Gegenſtänden, und zwar unter Vermittlung der deutſchen Kunſt, wird hier auch keineswegs ignorirt, wenn gleich vielfach beklagt. Die kleinen Blätter, die ſolche Tendenzen gar bald wittern und mit ausgeſuchter Geſchicklichkeit Alles in's Lächerliche zu ziehen wiſſen — es iſt ihr Metier — haben den Malern chriſtlicher Bilder, namentlich wenn ſie ſich zum Cinquecentismus hinneigen — ſie, die man in Deutſchland einſt Nazarener ſchalt — bereits einen, dieſe Tendenz bezeichnenden Spottnamen gegeben, ſie nennen ſie catholicoquets. Uebrigens zweifle ich nicht, daß dieſe Richtung hier immer mehr Terrain gewinnen wird, ſo wenig ſie auch bis jezt ernſtlich gemeint iſt; denn viele der hieſigen Maler haben ein religiöſes Bild gemalt, um ſich auch einmal an einem ſolchen Stoffe zu verſuchen, aus weiter keinem Grunde. Das ſieht man — und mit dieſer Wendung kehre ich zum Salon zurück — dieſen Bildern auch an.

Aus dem, was ich in einem früheren Briefe über den allgemeinen Charakter der franzöſiſchen Malerei angedeutet habe, als deſſen Hauptzug ich Mangel an Ernſt und Tiefe bei vollendetem, brillantem Machwerk angab, werden Sie ſchon ſelbſt abnehmen, daß dies eben nicht beſonders zu religiöſen Bildern befähige, die eher das Gegentheil verlangen, und bei denen der Inhalt, nicht aber der Vortrag überwiegen ſoll. Daß dem alſo ſey und daß die heutigen franzöſiſchen Maler zu Behandlung chriſtlicher Gegenſtände eben kein beſonderes Talent beſitzen, davon wird man im Salon gar bald überzeugt. Man muß dieſe Bilder ſehen, um einmal einen rechten Begriff zu haben, wie ein religiöſes Bild nicht ſeyn ſoll. Meiſterhaft ſind ſie zum Theil gemalt, aber von den Hauptrequiſiten eines religiöſen Bildes, Innigkeit, Tiefe, wirklich religiöſem Gefühl, aus dem es hervorgegangen und zu dem es anregt, von dem Allem iſt nichts zu finden. Von dem größten Theile derſelben ſollte man glauben, der Maler habe ſich in einer Damengeſellſchaft befunden und Pfänder geſpielt. „Was ſoll der thun, dem dies Pfand gehört?" — „Er ſoll hinausgehen und ein religiöſes Bild malen," lautet die Ordre, der der Maler denn natürlich gehorcht. Wahrlich, ſo etwas ſollte man als Entſtehungsgrund der meiſten dieſer Bilder annehmen: keine Spur einer inneren Nothwendigkeit; der Maler hat ein religiöſes Bild gemalt, weil er nun eben gerade kein anderes gemalt hat, er hätte ſonſt eben ſo gut einen andern Gegenſtand, z. B. ein Genrebild oder ein Thierſtück wählen können. Es iſt faſt kein einziges religiöſes Bild da, mit dem ich eine Viertelſtunde allein ſeyn möchte. Doch gehen wir jezt denſelben etwas näher.

(Die Fortſetzung folgt.)

Schloſs Hochdorf.

(Beſchluß.)

Während auch Glenorvan ſich abweſend befand, wurde Fanny's Krankheit durch einen unglücklichen Zufall

veranlaßt. Beide Schweſtern hatten ſich in Begleitung des Malers auf eine Höhe begeben, um dort Anſichten aufzunehmen, welche der Baron zu beſitzen und hernach im Großen ausführen zu laſſen wünſchte. In ihre Arbeit vertieft, überſahen ſie gänzlich, wie ſpät es bereits geworden, und rafften endlich, die Pünktlichkeit der Hausordnung erwägend, alles Geräthe erſchrocken zuſammen, zu ſchnellem Fortgehen ſich anſchickend. Ein kleiner See durchſchnitt ihren Rückweg, und ſie hatten ſchon am Morgen die Ueberfahrt auf einem Kahn unternommen, um dem bedeutenden Wege längs des Ufers zu entgehen. Der Maler ſtand bereits in dem kleinen Nachen, und in dem Augenblicke, wo er die Ruder bei Seite legen wollte, ſprang Fanny, ohne ſeine Hülfe abzuwarten, raſch auf den Rand des Kahns, verlor das Gleichgewicht und ſtürzte in's Waſſer. Der junge Mann, welcher ſie mit Leichtigkeit hätte erfaſſen können, ſprang, völlig faſſungslos, ihr nach, und verzögerte dadurch, indem er auf dem ſeichten, aber ſchlammigen Grunde ohne Sicherheit ſich bewegte, ihre Rettung höchſt unnöthig. Von jeder Wohnung entfernt, mußte ſie in den naſſen Kleidern über den See geſchafft werden; am andern Ufer angelangt, eilte der Maler, alles Erforderliche zu veranſtalten, aber eine Erkältung, welche ſich gleich Anfangs als gefährlich darſtellte, ging in ein Nervenfieber über und bedrohte ihr Leben.

Unter dieſen Verhältniſſen langte Waldorf an, um die tiefe Bekümmerniß des Barons zu theilen. Fanny hatte an jedem Tage lichte Stunden, wo ſie ruhig und beſonnen ſprach und jegliches ſich mittheilen ließ. So erfuhr ſie auch Waldorfs Anweſenheit und nächſte Pläne. Aufmerkſam und nachdenklich hörte ſie dieſelben an, nur drei Tage waren ihm noch zu bleiben vergönnt. Am dritten Tage äußerte ſie gegen ihren Vater, als dieſer eben am Abend in ihrer guten Stunde zu ihr eintrat, den Wunſch, ſich auf ein Sopha tragen zu laſſen, um von Waldorf Abſchied zu nehmen. „Da er für ſo lange, lange Zeit ſcheidet —“ ſagte ſie leiſe und hielt, von Wehmuth überwältigt, inne. Der Baron verſtand ſie nur zu gut; ergriffen von Schmerz, ſah er über alle Formen hinweg und gab ſeine Einwilligung.

Dieſer Abſchied war wortarm, aber dennoch unendlich rührend. Als Waldorf eintrat, ſtreckte Fanny ihm die Hand entgegen, er kniete an ihrem Lager hin. Ihr gänzlich farbloſes Antlitz hatte einen ernſten, tiefwehmüthigen Ausdruck, ihre vom Fieber glänzenden Augen ſtrahlten unermeßliche Liebe auf ihn herab. „Wir haben einander wohl verſtanden,“ ſagte ſie kaum hörbar. Er bewegte bejahend den Kopf, unfähig, auch nur eine Sylbe zu erwidern, ſie wollte noch etwas ſagen, ihre Lippen bebten, noch einmal blickte ſie ihn an, mit dem vollen Ausdrucke, den ſolche Empfindung zu geben vermag, dann ſchieden ſie, um ſich in dieſer Welt nicht wieder zu ſehen.

Sechs Jahre ſpäter beſuchte Waldorf das Schloß wieder, nicht um zu verweilen, um es einmal noch zu ſehen. Wie anders Alles! Der Baron ruhte in der Gruft neben ſeinem Lieblingskinde, Eugenie war als Lady Glenorvan ihrem Gemahl nach Schottland gefolgt, der Rittmeiſter hatte eine reiche, noch vornehmere Heirath gemacht, als ihm durch Eugeniens Hand zu Theil geworden wäre; er ſtieg von Stufe zu Stufe, das Glück ſchien jede Gunſt über ihn ausſchütten zu wollen, nachdem es ihm die erwünſchteſte verſagt hatte; der Maler war in fremden Ländern einem ungewiſſen Schickſale entgegen gegangen, und Waldorf allein blickte unverändert, mit demſelben treuen Herzen, auf Vergangenes zurück. Alles um ihn her war öde, zum Theil verwildert, nichts erinnerte mehr an frühere Sorgfalt. Unmöglich war es ihm, das Haus zu betreten, Schauer ergriff ihn bei der Vorſtellung, die Räume wieder zu ſehen, die jezt kein Laut belebte, die früher das Liebſte in ſich ſchloſſen. Zu Fanny's Grab ging er hin und leiſe wiederholte er ihre Worte: „Wir haben einander wohl verſtanden.“

Ja, er hatte es verſtanden, wohl begriffen, dieſes Herz, ſo frei von Selbſtſucht, welches ſich zum Opfer der Verhältniſſe gebracht, und verblutend noch ein Lächeln, den Anſtrich beglückender Heiterkeit, für ſeine Umgebung behalten konnte. Immer klangen die Worte tröſtend in ſeiner Seele wieder: „Wir haben einander wohl verſtanden.“

Naturgeſchichtliche Notizen.

In der lezten Jahresſizung des franzöſiſchen Inſtituts hat der bekannte Phyſiker Becquerel einen gehaltreichen Vortrag gehalten „über die Verhältniſſe der Phyſik zur Chemie und den Naturwiſſenſchaften überhaupt.“ Er berührt dabei einige Punkte, welche allgemein intereſſant ſind.

Verwitterung des Granits. — Manche Gebirgsarten, namentlich der Granit, verwittern bekanntlich fortwährend an der Luft. An entblößten Felswänden und einzelnen Blöcken laſſen ſich die Fortſchritte der Verwitterung leicht beobachten; wüßte man nun einerſeits, um wie viel das Geſtein in einer bekannten Reihe von Jahren oder Jahrhunderten, andernſeits, um wie viel es ſeit Beginn der Zerſezung, ſeit es überhaupt der Luft ausgeſezt worden, abgebröckelt iſt, ſo könnte man vielleicht leztern Zeitpunkt annähernd beſtimmen. Eine Berechnung der Art iſt neuerdings in Limoges angeſtellt worden. Die Kathedrale dieſer Stadt iſt vierhundert Jahre alt und aus Granit gebaut, der in der Nähe anſteht. Im Innern iſt am Stein kaum eine Spur von Verwitterung zu bemerken, aber außen an der Wetterſeite iſt ſie mehr oder weniger bedeutend und beträgt im Mittel etwa 8 Millimeter (über $5\frac{1}{2}$ Linien). Im Steinbruch dagegen zeigt ſich die Granitmaſſe 1 Meter 62 Millimeter (etwa 5 Fuß 3 Zoll) tief ausgewittert. Angenommen, der Gang der Zerſezung der Granitmaſſe ſey der Zeit proportional, ſo hätte ſie vor mehr als 60,000 Jahren ihren Anfang genommen. Allein nach aber iſt die Granitwand Anfangs ungleich raſcher verwittert als ſpäter, wo die obern, überhängenden Theile die untern ſchüzten. Wäre demnach

die Zerſezung in abnehmender Progreſſion erfolgt, ſo käme noch eine höhere Zahl heraus. — Durch vielfältige Wiederholung ſolcher Beobachtungen kann die Geologie am Ende doch zu ſichern Reſultaten gelangen, welche für die Geſchichte der Erde von der höchſten Bedeutung ſind.

Gewinnung des Silbers ohne Queckſilber. — Die gemeine Methode, das Silber aus der Gebirgsart zu ſcheiden, beſteht darin, daß man leztere auf kaltem Wege mit Queckſilber behandelt. Das verwickelte Verfahren hat ſeit der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts, wo es entdeckt wurde, wenig Veränderungen erlitten. Die feingepochte Gebirgsart wird mit Queckſilber, Seeſalz, Kupfer- und Eiſenvitriol, Kalk und Waſſer zu einem Teig angerührt und zu wiederholten Malen durch Pferde oder Maulthiere durchgeknetet. Das Amalgam wird ſofort von der Gebirgsart durch Auswaſchen, das Silber vom Queckſilber durch Erhizung geſchieden. Erſt durch die neuen Fortſchritte der Chemie hat man das eigentliche Weſen dieſes Proceſſes eingeſehen, und in der lezten Zeit iſt es nun gelungen, ohne Queckſilber und Feuer, nur durch Seeſalz und einige gemeine, überall zu habende chemiſche Produkte das Silber aus der Stufe zu ſcheiden. Fortan braucht es alſo zur Ausbeutung der Silberwerke nichts, als daß ſie nahe am Meere oder bei bedeutenden Salzwerken liegen. In Kurzem wird ſich die Induſtrie eines Verfahrens bemächtigen, das neben den augenfälligen pecuniären Vortheilen noch den Vorzug hat, daß man mittelſt deſſelben Silbererze ausbeuten kann, denen bisher weder durch Amalgamirung, noch durch Feuer etwas abzugewinnen war, namentlich die Erze, welche bedeutend viel Kupfer enthalten und an denen bisher die Bemühungen der Metallurgen ſcheiterten. — Von welcher Bedeutung es iſt, daß man bei dieſem Proceß das Queckſilber erſparen kann, geht ſchon daraus hervor, daß nach den Münzregiſtern von Potoſi von 1570 bis 1850, 285 — 286 Millionen Mark-Silber, etwa fünfzehn Milliarden Francs, vermünzt worden ſind, und daß man bei Gewinnung dieſer ungeheuren Summe etwa 286 Millionen Pfund Queckſilber verloren hat, die nach dem jezigen Preiſe 1500 Millionen Francs werth ſind. Dieſe ungeheure, nur in Potoſi verbrauchte Maſſe von Queckſilber liegt jezt im Flußbett des Pilcomayor, in den aller Unrath aus den Silberwerken von Potoſi abfließt. Dies iſt eine ganze Queckſilbermine, und die Folgezeit findet wohl leichte und wohlfeile Mittel, ſie auszubeuten.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

(Beſchluß.)

Der Spitalfielder Ball.

Die Theilnahme am Balle koſtete für die Perſon zwei Guineen, während diejenigen, die von den Logen zuzuſehen wünſchten, für eine Loge des erſten oder zweiten Ranges ſechs Guineen, für eine des dritten oder vierten Ranges fünf Guineen und für eine des fünften Ranges — keine Loge in keinem Range mehr als ſechs Perſonen faſſend — vier Guineen zu bezahlen hatten. Die höchſte und hohe Protektion verbürgte die Füllung des Hauſes in allen ſeinen Theilen, und die Höhe des Eintrittspreiſes — ſelbſt in London und für engliſche Börſen theuer — berechtigte zu Erwartung eines bedeutenden Ueberſchuſſes. Noch weſentlicher aber hoffte man den Spitalfielder Webern dadurch zu nüzen, daß der Saal mit ihren Fabrikaten verziert und jede Dame in ein Gewand von Spitalfielder Seide und jeder Herr in eine Weſte von gleichem Stoffe gekleidet ſeyn ſollte. Vielleicht als Controle dieſer Bedingung, vielleicht auch um das Aufkaufen veralteter Stoffe zu verhindern, ließen der König und die Königin öffentlich die Muſter aushängen, welche Erſterer zu ſeiner Weſte, Leztere zu ihrem Kleide erkoren hatte, ein Wink, der bei einer Geſellſchaft, wie die zu erwartende, unmöglich verloren gehen konnte. Als der Ball nach langen Zurüſtungen endlich ſtattfand, da mußte Jeder, der ihm beiwohnte, und nicht für Ballglanz und Ballſchönheiten gänzlich abgeſtumpft war, gleich mir ausrufen: das war ein Ball! Nur Eines fehlte ihm: die Gegenwart beider Majeſtäten. Da man noch nicht wußte, daß der König ernſtlich unwohl ſey, ſo sah man hierin nur eine Beſtätigung des Glaubens, daß der König jedes Zuſammentreffen mit der Herzogin von Kent und Prinzeſſin Victoria zu vermeiden wünſche. — Das Innere des zum Ballſaale umgeſchaffenen Theaters war köſtlich geſchmückt. Gewinde von Seide und Atlas bedeckten die Brüſtungen der Logen: der erſte Rang purpurn mit den eingewebten Inſignien des Hoſenbandordens, der zweite carmoſin mit den Inſignien des Bathordens, der dritte hellblau mit den Inſignien des heiligen Patrickordens, der vierte ſeegrün mit den Inſignien des heiligen Andreasordens, und der fünfte azurblau mit den Inſignien des Guelphenordens. Fünf Mittellogen des erſten Ranges, zur Aufnahme der königlichen Gäſte beſtimmt, waren in eine vereinigt und in einen geräumigen Balkon ausgebrochen, auf deſſen reichen Feſtons von carmoſinem Sammt das königliche Wappen glänzte. Eine ſtattliche Krone überragte ihn, rechts und links von der brittiſchen Flagge getragen. Das Parterre war mit der Bühne gleich gelegt, deren Hintergrund eine herrliche Gruppe von Waffen und Rüſtungen, von Fahnen und Standarten ſchloß, und inmitten dieſer Gruppe befand ſich das Orcheſter. Die Decke bildeten reiche Seidenſtoffe, weiß und roſenfarben, und wem hätte es einfallen können, die Lampen der Kronleuchter zu zählen, deren Licht in Juwelen und Diamanten wiederfunkelte! Bald nach neun Uhr wurden die Thüren geöffnet. Schon eine Stunde ſpäter waren die Logen mit künſtlichen und natürlichen Schönheiten gefüllt, mit alten Damen, die ſich jung geſchminkt, und mit jungen Damen, die Veilchen in den Augen, Roſen auf den Wangen und Korallen auf den Lippen trugen. In der Flur des Saales gab es eine Fülle von ditto, und das Gedränge wurde am Ende furchtbar. Gegen eilf Uhr trat Prinzeſſin Victoria ein, ihr zur Linken die Herzogin von Kent, zur Rechten Prinzeſſin Auguſta. Stehend und unter lautem Jubelruf wurde die künftige Königin von allen Anweſenden begrüßt. Das Chor der vierundſechzig Muſiker vermochte kaum durchzudringen mit ſeinem God save the king! Wer Luſt zum Tanzen hatte, ſuchte ſich nun Raum, und die Wiener Walzer und die Berliner Galopps wurden bei Weitem beſſer geſpielt als getanzt. Um ein Uhr entfernten ſich die königlichen Hoheiten und um vier Uhr ſchloß der Ball. Das baare finanzielle Reſultat beſteht in einem Ueberſchuſſe von mehr als viertauſend Pfund Sterling, deren beſte Verwendung die Sorge eines beſondern Comité iſt. Ein noch günſtigeres Reſultat aber beſteht unſtreitig darin, daß gegen achttauſend arbeitsloſe Weber durch den Ball Beſchäftigung erhalten und die guten Leute ſich von der Möglichkeit überzeugt haben, etwas Anderes zu weben, als was ihre Väter und Großväter gewebt. Möge der Impuls länger fortwirken, als es wahrſcheinlich iſt!

W. S.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 153.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 28. Juni 1837.

Vincent divitiae; nummorum creximus aras.
Juvenal.

Die Londoner Stockbörse.

Im gedrängteſten Theile der City von London ſtehen drei öffentliche Gebäude ſo nahe beiſammen, daß ein Lahmer kaum wenige Minuten bedarf, von einem zum andern zu gelangen. Sie ſind mansion-house, die Reſidenz des Lord Mayor, die royal Exchange oder Börſe, der Sammelplatz der handeltreibenden Welt, und die Bank of England. Jeder Londoner weiß die drei Gebäude zu finden, jeder Fremde ſucht ſie auf, und wie ihr Aeußeres, iſt ihr Inneres ſehenswerth. Aber ſo nahe bei der Bank, daß ein paar Dutzend Schritte zu Durchmeſſung des Zwiſchenraums hinreichen, ſteht ein viertes Gebäude, äußerlich minder ſchön, jedoch durch die Verhandlungen in ſeinem Innern nicht minder intereſſant, von deſſen Daſeyn gleichwohl die wenigſten Londoner und noch wenigere Fremde eine Idee haben. Das iſt die Stockexchange, die Stockbörſe, der in der neuern Zeit ſo hochwichtige Vertriebsort aller in der Welt zu Markte gehenden Staatsſchulden. Wenn es ſonderbar iſt, daß ein Platz, der bei Kriegserklärungen und bei Friedensſchlüſſen ein gewaltiges Wort mitzuſprechen hat, in umgekehrtem Verhältniſſe ſeiner Bedeutung bekannt ſeyn ſoll, ſo erſcheint es noch ſeltſamer, daß alle Verhandlungen an jenem hochwichtigen Platze geradezu geſetzwidrig ſind. Dieſe Sonderbarkeit ſteht indeſſen mit jener durchaus in keiner Beziehung; es wäre eben ſo ſchmeichelhaft als falſch, in der Geſetzwidrigkeit der Verhandlungen einen Grund für die Obſcurität des Orts zu erblicken. Ein Geſetz aus Königin Eliſabeths Zeit befiehlt ſehr nachdrücklich, daß die Londoner Kaufherrn in Angelegenheiten des Handels und Wandels ſchlechterdings an keinem andern Orte ſich verſammeln ſollen, als an der, zu jener Zeit unter Paukenſchlag und Trompetenklang zur royal Exchange proklamirten Kaufhalle. Das Geſetz iſt noch in Kraft, und das macht die Verhandlungen an der Stockbörſe ungeſetzlich. Aber Niemand kümmert ſich um das Verbot, und das hält alſo Niemand vom Beſuche der Stockbörſe ab. Nein, der Grund, warum der Ort ſo unbekannt iſt, liegt wohl einzig und allein darin, daß er nicht bloß kein öffentlicher, ſondern es auch höchſt bedenklich iſt, ihn zu betreten. Davon ſpäter.

Vor zwanzig und einigen Jahren, als der Staatspapierhandel eine Rolle zu ſpielen anfing, die ſeitdem zum Inhalte mancher Tragödie für Groß und Klein geworden iſt, faßte eine Anzahl Mäkler den Entſchluß, einen Verein zu ſtiften, in welchen bloß Intereſſenten bei jenem Handel Aufnahme finden ſollten, zu dem Zwecke ein beſonderes Lokal zu errichten und dahin ihre ſeitherigen Zuſammenkünfte aus der Börſenrotunde zu verlegen. Die Ausführung dieſes Plans begründete die jetzige

Stockbörſe. Das gewählte Lokal befindet ſich in einem Hofe, der Capel Court heißt; die Zahl der Vereinsmitglieder beläuft ſich auf achthundert; ein aus dreißig Perſonen beſtehendes Comité hat in Allem, was den Verein betrifft, definitives Entſcheidungsrecht, und der erforderliche Aufwand wird theils von den jährlichen Beiträgen, theils von den zehn Guineen beſtritten, welche jedes Mitglied bei der Aufnahme zu entrichten hat.

Es gibt vielleicht keine Geſellſchaft mit ausführlicheren Statuten. Das Regulativ, die Aufnahme von Mitgliedern betreffend, hat ſiebzehn Paragraphen und außerdem beſtimmt ein Anhang die zu beobachtenden Formen. Jedes Geſuch um Zulaſſung muß an den Sekretär des Comité gerichtet werden, der es in den üblichen Sitzungen vorträgt, und Jeder iſt zulaßfähig, den das Comité dafür erkennt. Um aber ſolche Anerkennung zu erlangen, muß der Kandidat von drei Perſonen empfohlen ſeyn, deren jede mindeſtens während der lezten zwei Jahre Vereinsmitglied geweſen und bereit iſt, ſich für ihn mit dreihundert Pfund Sterling zu verbürgen, eine Summe, welche für den Fall, daß der Aufgenommene binnen der nächſten zwei Jahre bricht, zur Befriedigung ſeiner Gläubiger verwendet wird. Von dieſer allgemeinen Regel finden drei Ausnahmen Statt. Schreiber des Hauſes, die vier Jahre lang treu gedient, ſind aufnahmsfähig, wenn zwei Mitglieder, jedes für zweihundert und fünfzig Pfund Sterling ſich verbürgen. Wer die lezten fünf Jahre Mitglied der ausländiſchen Stockbörſe geweſen iſt, ohne einen merkantiliſchen Schmutzfleck auf ſeinen Charakter gebracht zu haben, bedarf nur der Empfehlung von zwei Vorſtehern jener Börſe, die jedoch auch hier Mitglieder ſeyn müſſen, oder der Empfehlung zweier dieſſeitigen Comitémitglieder, und in beiden Fällen keiner Bürgſchaft. Ausländer hingegen, die noch nicht naturaliſirt ſind — wozu unter Andern ein ſiebenjähriger ununterbrochener Aufenthalt in England erheiſcht wird — müſſen während der lezten fünf Jahre in den vereinten Königreichen gelebt haben und die Empfehlung von fünf Mitgliedern beibringen, deren jedes ſich für dreihundert Pfund Sterling verbürgt. Ueber die angebrachten Geſuche entſcheidet das Comité durch Stimmenmehrheit; dieſe Ausſchußperſonen aber werden auf ein Jahr von dem ganzen Verein mittelſt Ballotirens gewählt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortſetzung.)

Die markanteſte und beſte der chriſtlichen Darſtellungen — wenn auch nicht als ſolche — iſt das Bild von A. Scheffer, wozu die troſtreichen Worte des Evangeliums: „Ich bin gekommen, um zu heilen die, welche gebrochenen Herzens ſind und den Gefangenen ihre Befreiung zu verkünden und zu erlöſen die, welche unter ihren Ketten erdrückt ſind,“ (Ev. Luc. Cap. 4, v. 18. 19.) den Stoff gegeben haben. — Schon daß Scheffer in dieſen Worten den Stoff zu einem Bilde gefunden hat, zeigt ihn uns als denkenden Künſtler: es ſind auch in dem Bilde Gedanken genug, aber keine chriſtlichen.

Auf einer Wolke in der Mitte des Bildes thront der Erlöſer, zu ſeiner Linken, knieend an ihn geſchmiegt, ſeine Mutter, die Fürbitterin. Seine Hände hat er ausgeſtreckt gegen die Unglücklichen, die in jenen Worten des Evangeliums bezeichnet ſind und die ſich in zwei Gruppen zu ſeinen Seiten befinden: zu ſeiner Rechten diejenigen, „welche gebrochenen Herzens ſind,“ zu ſeiner Linken „die Gefangenen.“ Die Worte des Evangeliums, auf dem obern Rahmen des oben runden Bildes geſchrieben und durch die Rundung des Bildes getheilt, bezeichnen noch ausdrücklich die beiden Arten Leidender, die ſonſt ſchon an und für ſich kenntlich genug ſich unterſcheiden. Zu des Heilands Rechten kniet eine unglückliche bleiche Mutter mit verweinten Augen und beugt ſich über ihr Kind, neben ihr eine weinende Jungfrau und eine abgehärmte Matrone, die lange Leiden geduldet; weiter dem Hintergrunde zu unglückliche Männer, ein junger, mit der Miene des durch Unglück gebrochenen Stolzes, neben ihm ein Greis mit Werkzeug; er hat ein langes Leben hindurch ſich abgemüht und wenig Freuden genoſſen: jezt geht er ein zu ſeines Herrn Freude. Zwiſchen dieſen und dem Heiland, und von lezterem abgewendet, ruhet in ſich verſunken ein lorbeergekrönter Mann: es iſt Torquato Taſſo, der unglückliche, verkannte Dichter, welcher große Schmerzen getragen. Alle dieſe Leidenden werden nun getröſtet und erquickt, mit himmliſcher Milde, Troſt und Seligkeit verheißend, empfahet ſie Chriſtus.

Zu des Erlöſers Linken erblickt man nun „die, welche gefangen und unter Ketten erdrückt ſind.“ Hier wird das Bild ganz unchriſtlich, denn es wird politiſch und modern. Es war ſchon eine gewagte Idee, in der Gruppe zu Chriſti Rechten, unter den Leidenden, unter bloß ſymboliſchen Trägern eines Begriffes eine bekannte, wirkliche hiſtoriſche Geſtalt, Taſſo, aufzuführen. Doch läßt man ſich das noch gefallen: dieſe Geſtalt iſt durch den Zauber der Poeſi und des Unglücks, der auf ihr ruht, ſo verklärt, ſo bekannt geworden, daß ſie immerhin ſchon als ſymboliſche gelten mag; wie läßt ſich der ungeheure Schmerz des verkannten, mißhandelten Dichters ſchöner und prägnanter ausdrücken, als durch Taſſos wohlbekanntes, lorbeerbeſchattetes, dornengedrücktes Haupt! — Aber ſtatt nun in der Symbolik zu bleiben, verläßt der Künſtler dieſelbe und gibt in der Gruppe zu Chriſti Linken lauter,

wenn auch nicht individuell, doch national beſtimmte Geſtalten. Und das iſt noch ſchlimmer und weniger zu entſchuldigen, als wenn er bekannte Individuen dargeſtellt hätte, denn der Schmerz des Individuums iſt ein rein menſchlicher, bei dem einer Nation — als ſolcher — kommt die politiſche Anſicht der Sache zur Frage. — *Scheffer* zeigt uns in denen, die „unter ihren Ketten erdrückt ſind," eine Reihe Geſtalten von politiſch unterdrückten Nationen und Parteien. Neben einem *Griechen* erblicken wir einen *Polen*, beide in ihrer nationalen Tracht, vor ihnen einen *Neger*, ſeine gefeſſelten Hände mit zornigflehender Geberde zum Heiland empor hebend; ich ſage zornigflehend, denn man kann nicht unterſcheiden, ob die ſchöne energiſche Geberde eine Bitte um Erlöſung von den Ketten enthalten ſoll, oder eine Anklage gegen die Chriſten, die ihn in Feſſeln geſchlagen. Vor dieſen drei Geſtalten erblickt man im Vordergrunde ausgeſtreckt die Geſtalt eines nackten Jünglings, den Griff eines zerbrochenen Schwertes neben ſich. Er iſt lange gefeſſelt geweſen, die Ketten haben ihm die jungen, ſtarken Arme wund und blutig gedrückt; Chriſtus nimmt mit ſeiner Linken ihm die Feſſeln ab und der Jüngling ſinkt zurück, wie es ſcheint, todt oder in Ohnmacht. Da jene andern Geſtalten ſämmtlich beſtimmten Nationen angehören, ſo quälte ich mich lange, zu entdecken, welchem Volke dieſer Jüngling angehöre; denn ich glaubte aus der Nacktheit deſſelben ſchließen zu können, daß der Künſtler das nationale Coſtüm als unmaleriſch oder aus andern Gründen abgelehnt hatte. Die Journale, die das Bild außerordentlich lobten, nannten jene Figuren, die ſich von ſelbſt erklären, nämlich Griechen, Polen und Neger; über den nackten Jüngling gaben ſie nichts Näheres an, als daß er ſchön gezeichnet ſey, was man ſieht. Die franzöſiſchen Kunſtkritiker ſind noch oberflächlicher als die deutſchen. Ich habe mich, wie geſagt, lange gequält, was der Jüngling mit dem abgebrochenen Schwerte bedeute, und endlich es herausgebracht. Ueber des Jünglings Leib liegt ein Stück Gewand, deſſen Fortſetzung ſich unter ſeinem Rücken herzieht. Dieſes Gewand iſt aber nichts mehr und nichts weniger als eine dreifarbige Fahne, deren zerbrochener Schaft neben dem Schwertgriffe liegt. Der Jüngling iſt alſo ein Franzoſe, und der Künſtler hat ihn nackt dargeſtellt, weil er doch unmöglich Redingote und Pantalon anbringen konnte. Es iſt ein Franzoſe, und zwar einer, der für die dreifarbige Fahne, d. h. das Princip der Revolution, gekämpft hat, der unterlegen und eingekerkert iſt; es iſt ein politiſcher Gefangener, der nicht mit aus St. Pelagie entkommen iſt. Was der Künſtler damit andeuten wollte, daß er ihn, da ihm Chriſtus die Ketten abgenommen hat, todt zurückſinken läßt, weiß ich nicht. Soll es eine Erlöſung durch den Tod bedeuten? Und wenn das der Fall iſt, ſoll der darin liegende Vorwurf dem Chriſtenthum oder den politiſchen Unterdrückern des Jünglings gelten? Doch übergehen wir dieſen Umſtand und fragen wir: hat der Künſtler gut und recht gethan, das Allgemeine, das rein Menſchliche zu verlaſſen und beſtimmte nationale, *politiſche* Geſtalten zu Trägern des Gedankens zu machen? Dieſe Frage muß, ſofern es ſich von einem religiöſen Bilde handelt, beſtimmt verneint werden. Die Politik, etwas ſo Unbeſtimmtes, Wandelbares, hat nichts zu ſchaffen mit dem Chriſtenthume, deſſen Wahrheiten ewig ſind; die Politik kennt keine Wahrheit, und was gilt, gilt nur heute; es hat geſtern nicht gegolten, und Keiner weiß, ob es morgen gelten wird. Das Chriſtenthum kennt keine Nationen, nur *Menſchen*; *Nation* iſt ein Begriff der Politik. Und jene Geſtalten des Bildes, die rein menſchlichen Jammer darſtellen ſollten, zeigen *nationellen*, ja *Meinungsſchmerz*. Wo Politik iſt, iſt Diskuſſion und die Frage: wer hat Recht? unausbleiblich; dieſe Frage ſoll aber nie aufgeworfen werden, wo es ſich um das *Chriſtenthum* handelt. Und ein chriſtliches Bild, als ſolches, ſoll nur vom Standpunkte des Chriſtenthums aus betrachtet werden können. — Um nur Eins anzuführen: da iſt der Jüngling, ein politiſcher Gefangener, ein Franzoſe; er leidet, weil er für das revolutionäre Prinzip gekämpft hat, vielleicht im Kloſter St. Mery. Hier haben wir ſchon politiſche Diskuſſion. Der Jüngling hatte eine Ueberzeugung, die ihm heilig war, der er Alles geopfert hat, ſeine Freiheit und ſein junges Leben. Aber war dieſe Ueberzeugung die richtige, die wahre, das heißt vom *Standpunkte des Chriſtenthums aus* betrachtet? Die deutſchen Theologen, deren Amt es doch iſt, werden „Nein" ſagen. Iſt der Jüngling nicht am Ende mit Recht nach St. Pelagie, Doullens oder St. Michel gekommen? Hat er Recht oder die ihn eingekerkert haben? Die Meinungen darüber ſind getheilt, und Louis Philipp und ſeine Miniſter und Bankiers ſind am Ende eben ſo gute Chriſten wie die Republikaner, unter denen es viele Anhänger des St. Simonismus gibt. Wer nun Recht hat, und ob der Jüngling nicht am Ende nach Verdienſt leidet, weil er ſich gegen ſeine von Gott und 221 Deputirten eingeſezte Obrigkeit empört hat — das iſt eine Frage, die ewig unentſchieden bleiben wird. Nur Gott weiß es. — Was haben aber *politiſche* Diskuſſionen mit einem *chriſtlichen* Bilde zu ſchaffen? — Und nun jener Pole! Wieder dieſelbe Ungewißheit. Hat er Recht oder Kaiſer Nikolaus? Wer weiß es? Und die Frage iſt wichtig, das heißt nur für das Bild; denn von ihrer Entſcheidung hängt die andere ab: iſt er ein Leidender, Kettentragender oder nicht? wird er vom ruſſiſchen Gouvernement, wie Einige ſagen, unterdrückt, oder — wie anderſeitig behauptet wird — beglückt? Und iſt das Leztere der Fall, was ſoll er denn auf dem Bilde in der ihm vom Künſtler gegebenen

Bedeutung als Gefeſſelter, Gedrückter? — Wer hat Recht? Auf dieſe Frage wird es immer hinauskommen, und kein Sterblicher, ſelbſt Talleyrand nicht, vermag ſie zu beantworten. Wenn die Polen die ruſſiſche Herrſchaft abgeſchüttelt hätten, oder wenn ſie derſelben niemals unterworfen geweſen wären, würde der Künſtler ſie doch nicht als Symbol eines gedrückten Volkes haben darſtellen können; und ob ſie dann als Individuen, als Menſchen beſſer daran geweſen wären, das weiß man nicht, wenigſtens nicht mit Gewißheit. Was ſoll, wenn von einem rein menſchlichen Leiden die Rede iſt, das nationale, das politiſche, das immer, wie wir geſehen, erſt diskutirt werden muß und ſtets ungewiß bleibt, und das, menſchlich genommen, oft nicht einmal Leiden iſt? Ein Volk kann politiſch unterdrückt ſeyn und menſchlich ſehr à son aise, z. B. das ehemalige Venedig, und das Umgekehrte kann gleichfalls Statt finden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, Juni.

Landluſt. Reiſe des Thronfolgers.

Der Sommer hat bei uns früh und ungemein ſchön begonnen. Die Witterung iſt heiter und mild, mit häufigen befruchtenden Regenſchauern, was die junge Vegetation in Gärten, auf Feldern und Wieſen ſchnell gefördert hat. Dieſe Vorzeichen laſſen uns mit einiger Zuverläſſigkeit einen dauernd guten Sommer, ein reiches Getreide- und Fruchtjahr hoffen. In Folge des ſchönen Wetters verliert unſere Reſidenz von Tage zu Tage ihre bisherige Lebendigkeit. Alles, was nur den ſtädtiſchen Mauern ſich entziehen kann, flüchtet in die nahen Landumgebungen. Dieſe Emigration iſt aber ſeit einigen Jahren eine wahre Manie geworden, die mit jedem Sommer mehr zunimmt, zum offenbaren Nachtheil des Familienwohlſtandes. Alles will nun im Sommer auf dem Lande leben, Vornehm und Gering, Reiche und Dürftige, der Edelmann, Bürger und Handwerker. Aus leztern beiden Ständen ſieht man jezt häufig Perſonen im Sommer auf's Land wandern, die dies bei ihren Vermögensumſtänden und Geſchäftsverhältniſſen gar nicht thun könnten, wollten ſie als umſichtige Hausväter handeln. Die Opfer, welche die im Verhältniß der immer ſtärker werdenden Ueberſiedelung ſteigende Miethe der Landhäuſer, die Unterhaltung zweier verſchiedener Haushaltungen erheiſchen, ſind viel zu groß für die Taſche des ärmern Bürgers und Handwerkers, deren Geſchäft überdem bei den öftern Beſuchen, die ſie der Familie im Grünen abſtatten, offenbar leidet. Die Kunden, die ihren Schneider, Schuſter ꝛc. wiederholt nicht zu Hauſe treffen, oder Monate lang auf die beſtellte Arbeit warten müſſen, bleiben endlich weg, und ſomit bringt das Landleben dieſen Claſſen offenbaren Schaden. Diesmal ſieht man unſer emigrirendes Publikum vorzugsweiſe Pawlowsk zum Landſiz wählen. Die ganz neue Erſcheinung der Eiſenbahn in dieſer Richtung, die man im Juli beendigt und auf beiden Endpunkten befahren zu ſehen hofft, wird für viele Bewohner unſerer Reſidenz ein mächtiger Reiz, ſich dort für den Sommer zu etabliren.

Unſer Großfürſt Thronfolger, der, an Geiſt und Herz trefflich gebildet, die ſchönſten Hoffnungen für die künftige Wohlfahrt der dem ruſſiſchen Scepter unterworfenen Völker gibt, bereist jezt, wie Sie wiſſen, die innern Provinzen des Reichs, auf welcher Reiſe ſelbſt ein Theil Sibiriens, nämlich Tobolsk, berührt wird. Sibirien ward bis jezt noch von keinem ruſſiſchen Fürſten beſucht. Dieſe Reiſe des Großfürſten gleicht nach den Nachrichten, die wir bis jezt erhalten, einem Triumphzuge, ſo enthuſiaſtiſch ſpricht ſich die Liebe der Bevölkerung in Städten und Dörfern aus. Hier zum Beweiſe nur Einiges von dem, was ein Einwohner von Twer, in welcher Stadt der Großfürſt am 5ten vergangenen Monats eintraf, über dieſen Beſuch an einen hieſigen Freund ſchreibt. Dies mag als Beiſpiel dienen, wie der Prinz in den Städten empfangen wird, denn mit den von der Lokalität bedingten Abänderungen wird ſich wohl überall daſſelbe wiederholen. „Um die Mitte und gegen Ausgang Aprils begaben ſich die meiſten unſerer, den Winter über hier wohnenden Edelleute auf ihre Landgüter; andere blieben noch, ſchickten ſich aber an, ihnen eheſtens zu folgen, und unſer Twer glich nur noch einer verödeten Gaſſe Moskaus, in der die Leere und Langeweile jeden Nachgebliebenen drückte. Am erſten Mai aber (alten Styls) lebte die Stadt plözlich wieder auf. Volksſchaaren füllten die Straßen, man hörte wieder Wagengeraſſel. Aus den Kreisſtädten eilte von allen Seiten der Adel herbei, Eilwagen galoppirten durch die Stadt nach Moskau, Diligencen brachten aus Petersburg Muſikchöre herbei. Im Kaufhofe und in den Magazinen wimmelte es von Käufern, wie zur Jahrmarktszeit: überall gewahrte man frohe Geſichter und eine gewühlvolle Lebendigkeit. Die unerwartete Nachricht: der Thronerbe Rußlands habe ſeine Reiſeroute verändert, werde jezt Twer beſuchen und nicht Wologda, wie es früher beſchloſſen war, durchfliegt mit Zauberſchnelle die ganze Stadt. Mit Entzücken vernimmt ſie Jeder; aber in die Freude miſcht ſich auch die Sorge, dem theuren Gaſte einen würdigen Empfang zu bereiten, welchen eine nur dreitägige Friſt kaum möglich machte. Doch was vermögen nicht Eifer, Liebe und Ergebenheit! — Die Ankunft des Großfürſten verkündete am 5ten Mai das Glockengeläute aller Kirchen. Das Volk empfing ihn mit den frohſten Ausrufungen. Es wollte die Pferde von ſeinem Wagen ſpannen und ihn zur Cathedrale ziehen; doch in der Furcht, es möchte bei dem großen Gedränge auf der über die Wolchow führenden Brücke dem hohen Gaſt ein Unfall zuſtoßen, ſtand das Volk freiwillig von der Ausführung dieſes Wunſches ab. In der Kirche ſah man den jungen Prinzen in der andächtigſten Stellung ſein Gebet verrichten; die gedrängte Menge ward von dieſem Anblick innig gerührt und vereinte ihr Gebet mit dem ſeinigen. Als er aus der Kirche kam, war der ganze von hier zum Schloß führende Weg ſo dicht mit Menſchen beſezt, daß man für die Hände nicht Raum hatte. Wo der Großfürſt ſich näherte, machte ihm zwar Alles ehrfurchtsvoll Plaz, doch ihm allein, ſeine Suite hatte Mühe, fortzukommen. Ein tauſendſtimmiges Hurrah begrüßte ihn beim Schloß, wo ſchon eine Deputation der Kaufmannſchaft ihn erwartete, um ihm nach altruſſiſcher Sitte Brod und Salz zu überreichen. Bis in die tiefe Nacht verblieb das Volk in ehrfurchtsvoller Stille, ſich ſeine gegenſeitigen Bemerkungen über den Großfürſten mittheilend.“

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 154.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 29. Juni 1837.

O des blinden Unverſtands,
Der verſchönern will dein Bild,
Deſſen Schöne Gott entquillt!
Allen rufſt du: kommt, die ihr
Unter Bürden ſeufzt, zu mir!
Jedes ſchlichte Herz verſteht,
Was dir aus dem Herzen weht.

Weſſenberg.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortſetzung.)

Und nun der Grieche! Bei ihm kämen, ſelbſt wenn wir von ſeiner jezt erlangten Selbſtſtändigkeit abſehen, dieſelben Fragen in Betracht wie bei dem Polen; denn daß ſein ehemaliger Herrſcher kein Chriſt, der Ruſſe aber ein ſolcher iſt, kann doch, wenn einmal von Leiden die Rede iſt, keinen Unterſchied machen; der modus acquirendi eben ſo wenig, denn der Grieche ward erobert und unterlag in offenem, ehrlichem Kampfe. Vielleicht hat der Türke noch die Länge des Beſitzes, die Verjährung für ſich. Wie kann man nun aber jezt noch den Griechen als Emblem unterdrückter Nationalität gelten laſſen? — ihn, der ja jezt der glückliche Unterthan eines eigenen geliebten Fürſten iſt und alſo das Ziel ſeines Ringens und Kämpfens, politiſche Selbſtſtändigkeit, erreicht hat? — Mit demſelben Rechte wie einen Griechen, hätte Scheffer auch noch einen Belgier anbringen können, der, früher ohne politiſche Selbſtſtändigkeit, dieſelbe jezt erlangt hat.

Und nun endlich, was ſollen alle dieſe nationalen Geſtalten in ihrer Beziehung zu dem Gegenſtande des Bildes: „Chriſtus, die Betrübten tröſtend,“ bedeuten? Soll es heißen: „ihr politiſch Unterdrückten, tröſtet euch mit dem Chriſtenthume?“ — Offenbar hat der Künſtler das ſagen wollen; aber warum hat er denn lauter Völker und Perſonen gewählt, die ſich keineswegs mit den Tröſtungen des Chriſtenthums begnügen wollten, ſondern das Schwert ergriffen, um ſich anderweitige, nicht ſo weit ausſehende Tröſtungen zu verſchaffen —? Hat er nur ſolche zeigen wollen, welche unglücklich rebellirten? Dann hätte er auch noch andere darſtellen und der Grieche hätte wegbleiben müſſen, der ja politiſche Selbſtſtändigkeit errang. Und mehr als nationale, politiſche Selbſtſtändigkeit gibt es für ein Volk nicht, abſolute Freiheit iſt eine Chimäre und ſchon mit dem Begriffe von Staat und Volk unvereinbar; individuelles, menſchliches Glück aber iſt durch keine Verfaſſung bedingt.

Auch noch über den Neger ein Wort. Er trägt ſeine Feſſeln noch und hebt ſie halb trotzig, halb flehend zu Chriſtus empor. Bittet er um Erlöſung oder zeigt er anklagend die Ketten? Dieſe Ungewißheit in der vortrefflich ausgedrückten Geberde des Negers iſt ſehr ſchön, und ſo ſehr ich — vom Standpunkte der Forderungen aus, die man an ein chriſtliches Bild zu machen befugt iſt — die übrigen Nationalgeſtalten verdammen muß, ſo laß ich doch den Neger als Symbol perſönlicher (nicht bloß politiſcher) Sklaverei, alſo eines rein menſchlichen Leidens, dem Künſtler gern paſſiren. — Klagt er an vielleicht jene frommen Chriſten, die Amerikaner? — Der Künſtler hat den Neger ſo wie die andern Geſtalten als Embleme leidender

Nationen, nicht als leidende *Individuen* gegeben: — iſt es nun aber wahr, könnte man fragen, daß Chriſtus ſie befreien werde von ihren Feſſeln? da ja im Gegentheil nicht ſelten die Unterdrücker (ich meine in alten Zeiten) das Chriſtenthum angewendet, das heißt mißbraucht haben, die Ketten feſter zu ziehen?

Um nun aber noch durch ein Beiſpiel zu zeigen, wie gefährlich es iſt und wie Unrecht der Künſtler gethan hat, politiſche Fragen in das Chriſtenthum hinein zu ziehen, will ich noch eins erwähnen. Das Chriſtenthum entſcheidet *keineswegs* die Frage: wer hat Recht, der auf dem Bilde als Unterdrückter dargeſtellte oder ſeine Unterdrücker? und die von Entſcheidung dieſer Frage abhängige andere: iſt der Dargeſtellte wirklich ein Leidender, ein Unterdrückter? Dieſe Frage iſt aber für das Bild von der allerhöchſten Wichtigkeit, noch aus einem andern Grunde als den bereits oben angeführten. Sollte nämlich bloß Völkerſchmerz, der Jammer politiſcher Unterdrückung, der Gram um eine verlorene oder geſtohlene Nationalität dargeſtellt werden, kam alſo das *Chriſtenthum* nicht in Betracht, dann mußte der Künſtler neben dem Franzoſen, dem Polen, dem Griechen, dem Neger (der vielleicht kein Chriſt iſt, d. h. kein getaufter) auch noch einen *Juden* hinſtellen, einen nicht emancipirten Juden, der nicht heirathen oder nicht in's Caſino darf. So zeigt ſich, wie gefährlich es iſt, Fragen der Politik in's Chriſtenthum zu ziehen! — zu welchen Unſchicklichkeiten und Unziemlichkeiten eine ſolche Anſicht, mit Conſequenz durchgeführt, bringen würde! Ich wiederhole es, mit demſelben Recht, aus denſelben Gründen, wie jene andern Nationen, hätte der Künſtler einen *Juden* als Emblem politiſcher Unſelbſtſtändigkeit und Unterdrückung zur Linken Chriſti hinſtellen können. Und welche Verlegenheit, ich bitte Sie, für beide Theile! — Man hätte dadurch zwar das ganz hübſche Motiv gewonnen, daß es ausſähe, als hätte ſich jener in ſeinen Schmerzen dem Chriſtenthume zugewendet. Dieſer Gedanke wäre aber für das Bild nicht nöthig, ja ſogar ein Hors d'oeuvre, denn es handelt ſich nur darum, den Schmerz Unterdrückter darzuſtellen, die Chriſtus alle tröſten und erlöſen wird, ſie ſeyen Polen oder Ruſſen, Chriſten oder Juden, Caſinofähig oder nicht. Dieſe Unterſuchungen, die mich zu weit führen würden und die auch ſchon hinreichen, um das *Unchriſtliche* des Bildes darzuthun, breche ich hier ab, womit Sie gewiß nicht unzufrieden ſeyn werden. Doch habe ich über Scheffers Bild noch Einiges zu ſagen.

Oben ſchon erwähnte ich die Anſicht eines franzöſiſchen Kritikers, der für die franzöſiſche Schule die *philoſophiſche* Behandlung des Chriſtenthums in Anſpruch nahm, im Gegenſatze zu der *traditionellen*, orthodoxen der deutſchen Schulen. Die Sache könnte auf den erſten Anblick etwas Wahres an ſich zu haben ſcheinen, namentlich in der Theorie. Als Muſter philoſophiſcher Behandlung ſtellte jener Kritiker dann das Schefferſche Bild auf. Nun aber — und hier zeigt ſich, wie ungegründet jene Theilung iſt — iſt dieſes Bild das *einzige* der Art im Salon, wo das Chriſtenthum nicht traditionell, ſondern, wie jener Kritiker ſagte, philoſophiſch behandelt iſt, wo in daſſelbe moderne Fragen und Ideen hineingezogen werden. Die vielen andern religiöſen Bilder des Salons ſind ganz traditionell gehalten und bleiben als ſolche allen philoſophiſchen und politiſchen Fragen fern. In auffallend naher Beziehung ſteht aber das Schefferſche Bild, wahrſcheinlich ohne Intention des Künſtlers, zu dem revolutionären Chriſtenthum des Abbé Lamennais, ja man könnte es dreiſt als Frontiſpice dieſer Religion und der Paroles d'un croyant gelten laſſen. Es iſt das Chriſtenthum, das Tröſtungen und Hoffnungen enthält für alle geſellſchaftlich und politiſch Unterdrückte, Tröſtungen und Hoffnungen, wie Lamennais ſie aus demſelben deducirt. Ich ſage Tröſtungen *und Hoffnungen*, denn ohne Hoffnung gibt es keine Tröſtung. Wenn man tröſtet, ohne Hoffnung zu geben, hat man nur die ſchlechte Tröſtung, zu ſagen: „das, was du verloren, deine Freiheit, dein Glück, deine Frau u. ſ. w. war nichts werth, alſo gieb dich zufrieden über den Verluſt.“ Wenn das aber der Fall iſt, daß das Verlorene der Trauer unwerth (das heißt nicht bloß abſolut, ſondern auch dem, der es verloren, unwerth), wozu dann Tröſtung? Alſo keine Tröſtung ohne Hoffnung; das weiß Lamennais aber auch, daß der materialiſtiſchen Zeit nicht mit jenſeitigen Hoffnungen gedient iſt. Die Hoffnungen, die er aus dem Chriſtenthum herleitet, ſind von dieſer Welt, und an die Hoffnung knüpft ſich die That: aide toi, le ciel t'aidera! — Und ſo iſt die ganze Lamennais'ſche Religion in Scheffers Bilde dargeſtellt, das uns nur Revolutionäre, Rebellen zeigt, die Chriſtus tröſtet und erlöſet. Denn ſie alle, die zu Chriſti Linken ſtehen, Polen, Griechen und Franzoſen ſind Rebellen, die ſich auflehnen gegen ihren Herrn, und der Neger, wenn er ſich auflehnte, ebenfalls und am Ende noch mehr als jene; denn ſein Gebieter iſt der allerlegitimſte, er hat den Neger ehrlich gekauft und bezahlt.

Ob nun nicht auch in den Geſtalten zur Rechten Chriſti dergleichen Lamennais'ſche und andere moderne Ideen und Fragen ſymboliſirt ſind, wäre bei ſolchen Antecedentien (zur Linken Chriſti) nicht ganz unwahrſcheinlich, will ich jedoch hier nicht unterſuchen. Uebrigens bin ich feſt überzeugt, daß der Künſtler jene revolutionären Intentionen, die in ſeinem Bilde liegen, nicht beabſichtigt hat, ſo wie dieſelben auch hier nicht gerügt worden ſind. Im Gegentheil hat der Kronprinz Scheffers Bild gekauft, und zwar für die Kapelle ſeiner Gemahlin.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Londoner Stockbörſe.

(Fortſetzung.)

Sämmtliche Vereinsmitglieder zerfallen in drei Claſſen: in jobbers oder Stockreiter, d. h. ſolche, die ſtets bereit ſeyn müſſen, eine limitirte Summe für den Marktpreis zu kaufen und zu verkaufen, wobei wohl zu bemerken, daß der Marktpreis an einem Tage verſchiedene Male wechſelt; zweitens in brokers oder Mäkler, d. h. ſolche, die im Auftrage Anderer kaufen oder verkaufen, jedoch für die abgeſchloſſenen Geſchäfte ſelbſt verantwortlich ſind und dafür bei kleinen Summen ein Achtel, bei großen ein Sechzehntheil Courtage beziehen, und drittens in speculators, Spekulanten auf eigene Rechnung. Vielfach und ſtreng ſind die für alle drei Claſſen geltenden Vorſchriften, um ſo ſtrenger, weil die meiſten Geſchäfte aus ſogenannten Zeitkäufen beſtehen, ſolche vor dem Geſetze ungültig ſind, und es daher vom freien Willen der Contrahenten abhängt, ob ſie ihren Verbindlichkeiten gerecht werden wollen oder nicht. Ehe leztern Falls die ſtatutenmäßige Strafe eintreten kann, muß das Nähere vom Comité unterſucht werden, und findet dieſes vielleicht, daß der fragliche Handel außer den gewöhnlichen Geſchäftsſtunden von zehn bis vier Uhr geſchloſſen, ein unrichtiger Abſchluß drei Tage lang nicht gerügt oder ſonſt etwas nicht beobachtet worden iſt, was am Ende nur die äußere Form betrifft und deßhalb einen Wortbruch ſchlecht rechtfertigt, ſo kann es doch nicht umhin, den für ſtraflos zu erklären, den ein ſolcher Verſteck beſchützt. Hat dagegen ein Mitglied, ohne Entſchuldigung der Art, irgend eine der Vorſchriften übertreten, deren Geſammtzweck dahin geht, im Intereſſe jedes Einzelnen das Intereſſe des Ganzen ſicher zu ſtellen, ſo beſteht von den zwei zu verhängenden Strafen die härteſte in der Ausſchließung des Schuldigen, die mildeſte im Anſchlagen ſeines Namens an eine ſchwarze Tafel. Bankerott, gleichviel, ob in Folge eigener oder fremder Schuld, zieht zwar ohne Weiteres Verweiſung aus dem Vereine nach ſich, doch iſt Jeder nach Ablauf von ſechs Monaten wieder aufnahmfähig, Falls er inzwiſchen ein Drittel der den Vereinsmitgliedern zugezogenen Verluſte, ohne Unterſchied, zu welcher der drei genannten Claſſen er gehört, aus eigenen Kräften vergütet hat. Das Anſchlagen an die ſchwarze Tafel iſt mit keinem weitern Ceremoniell verbunden, wohl aber die Ausſchließung. Bevor nämlich ein Diener des Hauſes den Namen des betreffenden Individuums ebenfalls an eine ſchwarze Tafel heftet, führt er drei gewaltige Schläge mit einem tüchtigen Hammer gegen das Getäfel und ruft dann dreimal den Namen mit Stentorſtimme aus. Ein ſo Gebrandmarkter heißt in der wortreichen und witzigen Kunſtſprache der Stockbörſe eine lahme Ente — a lame duck.

Der nämliche Diener mit der Stentorſtimme verwaltet täglich während der Geſchäftsſtunden das Amt eines Ausſchreiers, oder vielmehr eines nachſchreienden Echo. Fremde ſollen während dieſer Zeit keinen Zutritt haben; geſchieht es daher, was natürlich ſehr häufig vorkommt, daß Jemand ein Vereinsmitglied zu ſprechen wünſcht, und daß er die wahrſcheinlichen Folgen des unerlaubten Eindringens kennt und fürchtet, ſo wendet er ſich an einen Mann, der, mit Treſſenhut und Treſſenrock, in der Vorhalle auf einer Erhöhung ſteht, und trägt ihm ſein Begehren vor. Dieſer ſchreit ſofort, was er jedoch herausſingen — to sing out — nennt, den genannten Namen durch ein in der Wand angebrachtes Sprachrohr, und ein im Innern des Saales ſtationirter zweiter Diener ſchreit ihn in die Verſammlung, ohne welches Verfahren bei dem hier beſtändig herrſchenden Lärm der Sprachrohrſänger ſeinen Auftrag gewiß ſelten an den Mann zu bringen vermöchte. Der Sänger am Sprachrohre genießt ein merkwürdiges Privilegium der Grobheit. „Ich wünſche Herrn Alexander Wilberforce zu ſprechen,“ ſagt ihm ein Fremder. Sogleich legt der Mann ſeinen Mund an das Rohr und ſingt heraus oder vielmehr hinein: Wilberforce! ſchlechtweg Wilberforce, ohne das „Herr,“ worauf man in England ſo viel hält, und ohne den Alexander, der vielleicht den gemeinten Wilberforce von zehn Namensvettern unterſcheidet. Vor zwei oder drei Jahren rief ein Spaßvogel während einer langweiligen Vorſtellung im Drurylanetheater plötzlich von der Galerie herab: „Herr Smith, Ihr Haus brennt,“ und im nächſten Momente war ein großer Theil des männlichen Parterreperſonals auf den Beinen und emſig bemüht, die Thüre zu gewinnen, ein Zeichen, wie viele Anweſende auf den Namen Smith „gingen.“ Aehnliches ereignet ſich oft genug in der Stockbörſe. Kaum hat das Echo den Familiennamen des Begehrten nachgerufen, ſo ſtürzen oft zwanzig und mehr Namensvettern herbei. Wie groß indeſſen der ſchon hiedurch verurſachte Lärm ſeyn mag, er iſt doch nur ein ſchwacher Beitrag zu dem, die Stockbörſe im Allgemeinen charakteriſirenden Unfuge.

(Der Beſchluß folgt.)

Im Achenthale.

(Tyrol.)

Im Sonnengolde, Duft und Glanz der Farben,
Im Wieſenſchmelze öffnet ſich das Thal
Mit ſeinen Felſenhörnern, ſeinen Triften,
Den Hütten und Kapellen ohne Zahl,
Den Silberadern, den geſchwätzig hellen,
Und ſeinen ewigen, granitnen Wällen.

Auf blumbedeckter Matte, nah der Straße,
Sieht man am Kreuze des Erlöſers Bild,
Von ſeinen Gliedern Blut in Strömen fließen,
Das Haupt von Dornen ſchwer und ſchmerzerfüllt;
Und Hirtenkinder ſtehen roſig unten
Und lächeln ahnungslos bei ſeinen Wunden.

Emma v. Nindorf.

Korreſpondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, Juni.

(Beſchluß.)

Reiſe des Thronfolgers. Expedition nach Lappland und Nowaja-Semla.

„Aus all den Worten der Liebe und Verehrung, die ich aus dem Munde des Bauern, Kaufmanns und Edelmanns vernahm, leuchtete mir hervor, was der Kaiſer bei dieſer Reiſe ſeines geliebten Sohnes bezweckte. Der Großfürſt ſollte Rußland, dieſes ſeinen künftigen Herrſcher kennen lernen. Rußland ſollte bei dieſer Bekanntſchaft erkennen, wie ſeine Wohlfahrt auf viele, viele Jahre auf feſter Grundlage ruhe. Bei der Audienz, die der Großfürſt am folgenden Morgen dem Adel, dem Militär, dem Civil und der Kaufmannſchaft gewährte, entzückte ſein leutſeliges Benehmen Jeden. Um eilf Uhr beſuchte der Großfürſt die im unterſten Stock des Palais befindliche Manufakturausſtellung, die der erlaſſenen Vorſchrift gemäß nur aus im Gouvernement producirten Erzeugniſſen beſtand. Hier zogen folgende Gegenſtände vorzüglich ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich: Stiefeln verſchiedener Gattungen, deren man jährlich über eine Million auf einem zum Kanton Kortſchewsk gehörigen Landgute der Gräſin Samoilow verfertigt; rothe Juchten, die durch Stärke und Glanz allen Beſchauern gefielen; Nägel von allen Größen, deren Fabrikation einer großen Menſchenmenge im Kanton und der Stadt Twer einen gewinnreichen Erwerb gewährt; Zucker, deſſen Erzeuger einer der erſten in Rußland war, der ein eigenes Schiff hielt, und ſchon jezt ihrer fünf beſizt, mit welchen er direkt aus Indien Zuckerſand bezieht, ohne alle fremde Vermittelung. Er erzeugt auf ſeiner Fabrik jährlich an 50,000 Pud Zucker. Bei der Fayence und dem Glas mußten die Beſizer dem Großfürſten auf ſeinen Wunſch den ganzen Fabrikationsproceß erklären. Alle in der Stadt beſtehenden Erziehungs- und Wohlthätigkeitsanſtalten wurden von dem Großfürſten beſucht. Am Abend deſſelben Tags beehrte er den ihm vom Adel gegebenen Ball mit ſeiner Gegenwart. Alles, was eine Provinzialſtadt an Pracht und Luxus zur Verzierung des Aeußern und Innern ihres Ballhauſes nur aufzubieten vermag, war hier herbeigeſchafft worden. Die Anfahrt vor dem Hauſe war brillant erleuchtet. Die Namenszüge Ihrer Majeſtäten und des Thronfolgers brannten in einem großen Transparentgemälde, zu deſſen beiden Seiten zwei Cascaden im Strahlenfeuer rieſelten. Der Großfürſt wurde bei der Ankunft von den erſten Perſonen der Stadt an der Treppe empfangen; unterdeſſen trugen Muſiker das ſo allgemein beliebte, erſt jüngſt in's Ruſſiſche übertragene Nationallied God save the king vor. Die ganze Treppe war mit Teppichen und grünem Tuche bedeckt. An den Seiten waren ſeltene Fruchtbäume und eine verſchwenderiſche Blumenpracht angebracht, die aus großen Spiegeln herrlich wiederſtrahlte. Im Ballſall, an deſſen Eingang die vornehmſten Damen ihn empfingen, nahm er an mehreren Tänzen Theil. Rührend ſprachen ſich die Gefühle der Volksliebe für den Prinzen in dem Moment aus, als er um Mitternacht den Ballſaal verließ. Der ſchön erleuchtete, von vier Straßen durchſchnittene Plaz war mit zahlloſen Volksſchaaren bedeckt, die ſeiner hier harrten. Kaum wurden ſie ihn anſichtig, als ſie in die gewohnten Symptome der ruſſiſchen Volksliebe, in ein mehrmaliges enthuſiaſtiſches Hurrahrufen ausbrachen. So wie ſich der Wagen in Bewegung ſezte, thaten es auch die Tauſende, ihn bis zum Schloſſe verfolgend. Am folgenden Morgen verließ der Großfürſt die Stadt, bedachte aber noch zuvor durch eine milde Spende von 5000 Rubeln die Armen; eine gleiche Gabe hatte er ihnen auch in Nowgorod nachgelaſſen.“ — Einige Meilen jenſeits Twer betrat der Großfürſt eine Bauerhütte und verlangte hier eine Kohlſuppe. Sie wird ihm gereicht, aber ſchlecht und ohne Fleiſch angerichtet. Er fragt den Bauern nach der Urſache ſeiner ſo großen Armuth und Verlaſſenheit — er war noch ehelos — gibt ihm eine Note von hundert Rubeln, und vernehmend, er ſey auch im Rückſtande mit ſeinen Steuern, noch eine zweite von fünfzig Rubeln. „Heiratheſt du und dir wird ein Sohn geboren,“ rief ihm dabei der Großfürſt zu, „ſo bin ich Taufpathe und du nennſt ihn Alexander.“

Die Akademie der Wiſſenſchaften rüſtet für dieſen Sommer eine viermonatliche Expedition nach den Küſten Lapplands und Nowaja-Semlas aus, die bis jezt in naturwiſſenſchaftlicher Beziehung noch gar nicht unterſucht ſind. Sie erhält dazu vom Kaiſer ein kleines Kriegsfahrzeug, das ein geſchickter Marineoffizier, der ſchon früher die Oſtſeite der Inſel Nowaja-Semla geometriſch aufgenommen und vermeſſen hat, führen wird. Der Zweck dieſer Expedition iſt, eine möglichſt vollſtändige Sammlung der hyperboräiſchen Flora ſowohl Lapplands, als Nowaja-Semlas zu machen, nächſtdem phyſikaliſche Beobachtungen anzuſtellen. Im Juli geht ſie aus dem Hafen von Archangel ab; unſer Akademiker Behr will ſich ihr anſchließen. Er hofft an der Küſte Lapplands einige noch unbekannte Arten Schaalthiere und Fiſche zu entdecken, auch, wenn ſich ihm der Zufall dazu günſtig erweist, die Zergliederung eines Wallfiſches vorzunehmen, welche Thiere hier bisweilen an's Ufer geworfen werden. — Brunis geniales Produkt, der Schlangenregen, deſſen einige unſerer Blätter ſchon rühmlichſt erwähnt haben, iſt aus Rom glücklich hier angelangt. Noch iſt es nicht ausgepackt und erfordert zur Aufſtellung einige Zeit. — Der ruſſiſche Künſtler Haberzettel, Penſionär des Kaiſers in Rom, ehemaliger Schüler unſerer Akademie der Künſte, zieht gegenwärtig durch ſeine talentvollen Arbeiten die Aufmerkſamkeit der Kunſtwelt auf ſich. Ein früheres Bild von ihm nach Raphael, das die Akademie beſizt, erwarb ihm ſchon großen Ruf. Auf Befehl des Kaiſers hat er nun noch ein zweites Meiſterwerk, die Copie der Abnahme vom Kreuze, von Daniel da Volterra, beendigt. Dieſe ſchwierige Arbeit, die bei dem ſchlechten Zuſtande des berühmten Originals, das der Zahn der Zeit hart verlezte, faſt unmöglich ſchien, iſt ihm vollkommen gelungen, und gibt neben dem früher genannten Tableau unleugbare Beweiſe von ſeiner großen Geſchicklichkeit. Haberzettel gedenkt in Kurzem noch zwei große neue Gemälde von eigener Compoſition in Rom aufzuſtellen. Beide ſind faſt vollendet; das eine davon iſt für die Kapelle der Akademie der Künſte beſtimmt.

B***g.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 155.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 30. Juni 1837.

I know not well, what they are: but precise villains they are, that I am sure of.

Shakespeare.

Die Londoner Stockbörse.

(Beſchluß.)

Nach der ängſtlichen Prüfung, welcher, den Statuten gemäß, der Lebenswandel eines Candidaten in moraliſcher und politiſcher Beziehung vor ſeiner Aufnahme unterworfen werden ſoll, kann man nicht anders vermuthen, als daß die Mitglieder der Stockbörſe eine Elite der ſittlichſten, ehrlichſten Menſchen ſeyen. Durch eine nähere Bekanntſchaft mit dieſer Elite wird man vollkommen enttäuſcht. Bedenkt man ferner den ſtets reſpektabeln, oft fürchterlichen Ernſt der hier abgeſchloſſenen Geſchäfte, weiß man, daß der Umſatz eines einzigen Tags bisweilen die Summe von zehn Millionen Pfund Sterling erreicht, daß hier im Laufe weniger Stunden oft ein großes Vermögen gewonnen, ein großes verloren wird, daß mancher Spekulant Morgens reich eintritt und Mittags als ein Bettler weggeht, ſo läßt von den Anweſenden ſich gewiß nichts Anderes erwarten als ein geſetztes, der Wichtigkeit ihrer Verhandlungen angemeſſenes Betragen. Ein zweiter gewaltiger Fehlſchuß. Die Kehlenanſtrengung des Sängers und ſeines Echo, das Geſumme mehrerer hundert im Geſpräch begriffener Perſonen, die durchſchallenden Worte: Consols, French, Spanish, und wie alle bekannten Staatsſchulden merkantiliſch abgekürzt werden, ein ganzes Lexikon voll Exclamationen der Freude und des Schmerzes — dies Alles findet man begreiflich; aber darauf iſt man nicht gefaßt, die Mehrzahl der Anweſenden gleich einer Rotte aus der Schule kommender, ganz vorzüglich unartiger Jungen ſich tummeln zu ſehen. Jeder erdenkliche, oft recht grobe Schabernack geht hier im Schwange. Eine beſonders beliebte Gemüthsergötzlichkeit beſteht darin, ſich gegenſeitig die Hüte entweder von den Köpfen oder über die Köpfe bis über die Augen, noch beſſer, bis über die Naſe hereinzuſchlagen. Leztere Kunſtfertigkeit heißt in der Stockbörſenſprache: eclipsing, verfinſtern. Fällt der Hut bloß über die Augen, iſt es eine theilweiſe, fällt er bis über die Naſe, iſt es eine gänzliche Finſterniß — partial or total eclipse. Das Wegſchlagen der Hüte von den Köpfen heißt: bonneting, Mützenziehen. Doch iſt dieſe Manipulation nicht ſowohl ein Schlagen als vielmehr ein kunſtgemäßes Berühren — a touch. Der Zeige- und Mittelfinger werden naß gemacht und an den obern Rand des Hutes gelegt, der ſeinen Tanz aufführen ſoll; der erſte Druck lüftet ihn, der zweite, unmittelbar folgende, ſendet ihn dreißig und vierzig Schritte weit durch die Luft. Es gibt Individuen, die in dieſem liebenswürdigen Scherzſpiele eine wahrhaft bewundernswerthe Geſchicklichkeit beſitzen. Ein anderes Spiel der Art reißt Stöcke und Regenſchirme aus den Händen und läßt ſie luſtig emporwirbeln. Demnächſt ſind die Herren der Stockbörſe — gentlemen of the Stockexchange pflegen

ſie ſich zu nennen — ſehr gewandte Freunde der edeln Beſchäftigung, einander papierne Haarbeutel anzuhängen und die Rücken unverſehens mit allegoriſchen Figuren in Kreide zu bemalen. Andere wiſſen auf das Ergötzlichſte zu miauen, zu krähen, zu quicken, und die Nachahmung iſt bisweilen ſo täuſchend, als wäre die Stockbörſe der zoologiſche Garten in Regentspark. Wer jedoch die Herren des Vereins in der vollen Glorie ihrer ſpaßhaften Ausgelaſſenheit ſehen will, der muß auf irgend eine Weiſe ſich am 5ten November Zutritt verſchaffen. Bekanntlich iſt dies der Tag, an welchem im Jahr 1605 eine religiöſe Verſchwörung Jakob I. von England nebſt ſämmtlichen Mitgliedern des Hauſes der Lords und der Gemeinen durch eine ungeheure Pulvermaſſe in die Luft ſprengen wollte; ein Plan, der erſt am Vorabend ſeiner Ausführung entdeckt, und in deſſen Folge der vielbeſprochene Eid der Treue — oath of allegiance — eingeſezt wurde, durch welchen Jeder, der ein geiſtliches, ſpäter auch Jeder, der ein weltliches Amt erhalten wollte, der geiſtlichen Oberherrſchaft des Pabſtes entſagen mußte, was mittelbar alle Katholiken von der Anwartſchaft auf Aemter ausſchloß, und ein Tag, der erſt ſeit zwei oder drei Jahren angefangen hat, in den Straßen Londons durch minder zahlreiche lächerliche Aufzüge begangen zu werden. An dieſem Tage nun füllen viele Herren der Stockbörſe ihre Taſchen mit Schwärmern und anderm Feuerwerke, das ſie unter eigenem ſchallenden Gelächter und unter den kurzweiligſten Capriolen der Beworfenen und Erſchreckten losbrennen. Der Spektakel dieſes Tags iſt ſo groß, daß in der Regel weniger Geſchäfte gemacht als Hüte eingeſchlagen und Röcke zerriſſen werden.

Sich als Fremder Zutritt zu der Stockbörſe zu verſchaffen, iſt weder an dieſem glorreichen 5ten November noch an jedem andern Tage beſonders ſchwer, obſchon ſtets ein bedenkliches Wagniß. Wiewohl nämlich das Lokal keineswegs dem Publikum offen ſteht, ſo macht es doch das immerwährende Ab- und Zuſtrömen der Mitglieder dem Thürſteher geradezu unmöglich, jeden Fremden auszuſcheiden und zurückzuweiſen. Im Schub iſt daher das Innere der Börſe, auch ohne beſondere Unverſchämtheit, ganz ſicher zu erreichen; man jubilire aber ja nicht über den glücklichen Erfolg. Wie in deutſchen Reſidenzen jeder Fremde augenblicklich dafür erkannt und beäugelt zu werden pflegt, ſo auf der Stockbörſe, und kaum hat ein Mitglied den Eingedrungenen wahrgenommen, ſo ſtellt es ſich neben ihn, legt ihm freundſchaftlich die Hand auf die Schulter und ſchreit aus vollem Halſe: fourteen hundred, vierzehn hundert. Das iſt ein Feldgeſchrei, deſſen Urheber ſofort die Augen aller Anweſenden zufliegen. Im nächſten Momente iſt der Fremde umringt und hat wahrſcheinlich eine derbe Fauſt ſeinen Hut ihm über die Naſe gezwungen; wie ein Kreiſel wird er gedreht, wie ein Ball von Hand zu Hand geworfen, und ehe er die über ihn gebrachte totale Finſterniß zu zerreißen vermag, befindet er ſich vermuthlich vor dem Börſengebäude, vielleicht um einen Rockſchoß ärmer, ganz gewiß um einige unangenehme Empfindungen reicher. Ein Fremder kann nur dann erwarten, unangetaſtet zu bleiben, wenn ein Macedonier, d. h. ein Mitglied von pecuniärem Nachdruck, ihn am Arm einführt und am Arm behält. Ein einziges Mal Loslaſſen beraubt ihn ſeiner Sicherheit, und nichts kann ihn dann vor dem ſchützen, was man den „Hundeſchlag“ nennt. Wenn dieſe Behandlung der Fremden die geiſtige Kultur der Herren der Stockbörſe gehörig bezeichnet, ſo ſcheint mir ein noch ſtärkerer Beweis ihrer Geiſtesarmuth darin zu liegen, daß in einer Zeit, wo je der zehnte Menſch ſchriftſtellert, die engliſche Literaturgeſchichte nur einen einzigen Autor kennt, der Mitglied der Stockbörſe geweſen iſt, ich meine den verſtorbenen, durch ſein Werk über Staatsökonomie, in England wenigſtens, hochberühmten David Ricardo. Und ſollte etwa die Strenge, mit welcher die Herren ihr Heiligthum bewachen, unter Anderm daher rühren, weil ſie keine Zeichnung dortiger Charaktere gedruckt zu ſehen wünſchen? — Wer weiß! Und iſt es der Fall, hätten ſie etwa Unrecht?

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortſetzung.)

Was nun die Ausführung dieſes Bildes betrifft, ſo können Sie ſich dieſelbe gar nicht vortrefflich genug denken. Die Zeichnung iſt von einer Korrektheit, Strenge und zugleich Zartheit, wie man ſie bei hieſigen Künſtlern faſt nie antrifft. Vielleicht war das für Scheffer ein Grund, etwas — wenn der Ausdruck nicht zu hart wäre — mit der Zeichnung zu kokettiren; die Conturen ſind ungewöhnlich ſcharf und beſtimmt gezeichnet (auf dem Schlachtbilde für Verſailles noch weit mehr als auf dieſem). Die Malerei kommt der Vortrefflichkeit der Zeichnung gleich, und iſt von einer gleichfalls hier ſehr ſeltenen zarten Ausführung und Vollendung: man ſieht, das ganze Bild iſt bis in die kleinſten Theile mit Liebe gearbeitet und vollendet — es iſt fertig. Der Ausdruck der Figuren iſt ſchön, edel und charakteriſtiſch, Chriſtus iſt eine herrliche Geſtalt, und tiefſinnig-ſchön und bedeutungsvoll erblickt man an ſeiner Hand das noch blutende Nägelmahl. Er hat die Schmerzen der Mißhandlung ſelber an ſeinem göttlichen Leibe erduldet, darum iſt ihm das Leiden nicht fremd. Was die andern Geſtalten betrifft, ſo herrſcht namentlich in den weiblichen Phyſiognomien zu Chriſti Rechten allzuviel Aehnlichkeit; es iſt faſt nur ein und daſſelbe Geſicht, das mehr oder minder modificirt auch in den Geſtalten zu des Heilands Linken wieder zu erkennen iſt. (Auch in den andern Bildern Scheffers im Salon, namentlich „Rahels

Gebet," nach Quinets Ahasverus, iſt wieder dieſelbe Phyſiognomie und zwar mehrfach wiederholt). — Uebrigens hat ſich Scheffers Technik auf eine höchſt merkwürdige Weiſe zu ihrem Vortheil geändert; ſein Bild mit den ſuliotiſchen Weibern, das im Luxemburg iſt, zeigt eine ſo hingeworfene, ſelbſt vernachläſſigte Zeichnung, in der Malerei etwas ſo Wildes und ſelbſt Skizzenhaftes, daß man, wenn man das Bild des diesjährigen Salons damit vergleicht, von Achtung vor dem ernſten Streben des Künſtlers durchdrungen wird, der, obwohl ſchon bekannt und berühmt, keineswegs ſtill ſteht, ſondern raſtlos weiter ſchreitet. — Die beiden kleinern Bilder Scheffers im Salon ſind nicht bedeutend; in dem einen, „Rahels Gebet," iſt manches Hübſche, doch auch eine etwas geſuchte Lieblichkeit, und das andere, „des Mädchens Klage," nach Schiller, kann man kaum mittelmäßig nennen.

Es könnte ſcheinen, als ob ich gegen den Geiſt, der ſich in jenem chriſtlichen Bilde Scheffers manifeſtirt, ungerecht geweſen ſey. Sie haben ja aber nur meine ſubjektive Anſicht, kein objektives Urtheil verlangt, und die habe ich denn ohne Arrière-penſée gegeben. Um Sie aber in den Stand zu ſetzen, dieſes Bild auch aus einem andern Geſichtspunkte als dem meinigen zu betrachten, will ich Ihnen ſchließlich die Kritik eines hieſigen Blattes mittheilen, wobei ich noch bemerke, daß dieſelbe das allgemeine Urtheil des Publikums ausgeſprochen hat, ſoweit man nach Uebereinſtimmung der Journale und ſonſtiger Aeußerungen ſchließen kann, daß Scheffer alſo wohl mit ſich und dem Succeß ſeines Bildes zufrieden ſeyn darf; denn er hat ja mit ſeinem Werke eigentlich Alles erlangt, was ein Künſtler zu erreichen hoffen kann, nämlich Wirkung und Beifall bei dem Volk, in welchem er lebt, für das er alſo ſeine Werke ſchafft. Jene Kritik lautet folgendermaßen:

„A. Scheffer ſteht ohne Widerſpruch an der Spitze der Schule, welche in der religiöſen Kunſt die Philoſophie dem Glauben ſubſtituirt, und ſein „Jeſus in der Mitte der Betrübten" iſt davon das mächtigſte Symbol. — Herr Scheffer hat nicht ein Ereigniß aus dem Leben Chriſti in Handlung geſezt, ſondern eines ſeiner Worte: „Ich bin gekommen, um zu heilen die, welche gebrochenen Herzens ſind, und um Befreiung anzukündigen den Gefangenen." Damit dieſe Allegorie zugleich religiös und philoſophiſch ſey, damit ſie auf eine poetiſche Weiſe jene Quelle von Tröſtungen anzeige, welche die Religion den Betrübten öffnet, mußte ſie ausgedehnt werden hinaus über den beſchränkten Geſichtspunkt des Andächtigen, hinaus über das Dogma und die Tradition, mußte ſie verſezt werden in das größere Feld der Geſchichte und der Humanität. Das hat Scheffer gethan. Sein Chriſtus iſt inmitten aller Schmerzen, der allgemeinſten, der tiefſten, der heiligſten. Auf der einen Seite eine junge Mutter weinend über ihr todtes Kind, wie Rahel in der heiligen Schrift, die nicht getröſtet ſeyn wollte: „et noluit consolari," neben ihr der verkannte, mißhandelte Dichter Torquato Taſſo, den ſein Lorbeer, dem ſchönen antiken Glauben zuwider, nicht vor dem Blitze geſchüzt hat, und deſſen Genius mit Wahnſinn geſchlagen ward durch die Ruthe des Unglücks. Auf der andern Seite ein Grieche, lange Zeit das Emblem nationaler Sklaverei, ein Neger, mit Ketten belaſtet, das Emblem perſönlicher Sklaverei, ein Pole, von Wunden durchbohrt, Emblem eines ganzen Volkes, das in einem ungeheuren Morde umkommt (qui périt dans un vaste assassinat), ohne daß die andern Völker es ſchützen oder rächen. Neben dieſen beiden Gruppen Greiſe, welche das Alter zu Boden drückt, Arbeiter, gekrümmt unter der Ermüdung, dieſe andern Embleme des Elends der Natur und der Geſellſchaft. In ihrer Mitte, im Centrum dieſer Gruppe von Leiden, dieſes Concerts von Klagen, thront Chriſtus geduldig und reſignirt. Sein Antlitz trägt das unausſprechliche Gepräge des Mitleidens, der Güte, der Liebe, ſeine ausgeſtreckten Hände wollen dieſe gebrochenen Herzen heilen und dieſe Gefangenen befreien. Aber warum dieſe noch friſche Wunde, die ſeine Hand durchſchneidet? warum dieſer Blutfleck auf dem Gewande, das ſeine Bruſt bedeckt? O das iſt ein großer und heiliger Gedanke! Auch er, er hat erfahren die Ungerechtigkeit und Barbarei der Menſchen: er iſt verkannt, zurückgeſtoßen worden, überhäuft mit Hohn, zerriſſen von Qualen, bis auf die Hefe hat er den Kelch der Bitterkeit getrunken; deßhalb iſt er ſo gut, ſo milde (tendre), ſo mitleidig; weil er das Unglück empfunden hat, hat er Mitleiden mit demſelben, tröſtet er, verzeiht, anſtatt ſich zu rächen, und gibt Wohlthat für Beleidigung zurück. So vereinigen ſich in dem Rahmen dieſer mächtigen Compoſition (dans l'heureux cadre de cette composition puissante) das ſüßeſte Verſprechen der Religion und die ſchönſte Vorſchrift der Philoſophie."

(Schluß des vierten Briefs.)

Bei der Waldkapelle

am Schlierſee (im bayeriſchen Hochlande).

Im altergrauen Gotteshaus
Am Berge ich in Andacht knie;
Dann tret' ich durch das Pförtlein aus:
Ich betete ſo fromm noch nie.

Nicht Kreuz und Muttergottesbild,
Noch Kerz' und Altar ſeh' ich hier:
In Weihrauchwolken tief gehüllt,
Den Gott, den Gott ſeh' ich vor mir!

Die ſchöne, ewig junge Welt!
Ich ſeh' das Thal, ich ſeh' die Höh;
Durch alter Zweige grünes Zelt,
Wie ſilbert doch der klare See!

So wohl und weh, ich faß' es kaum,
So ſtill, ſo ſtill wird mir das Herz.
Es liegt vor mir wie Friedenstraum,
In mir wie ſüßer, inn'ger Schmerz:

Was nie gefunden, ſtets erſehnt,
Mir oft den Sinn erhellt, getrübt
Das ſtille Glück, das Jeder wähnt,
Und Keiner findet, Keiner gibt.

Wißt ihr, was Schmerz, was Wonne heißt?
Nur thränenfeucht glänzt uns das Glück;
In Wehmuth ſpiegelt ſich ja meiſt
Das Nieerſtrebte nur zurück.

Emma v. Nindorf.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juni.

Reformen der geſelligen Verhältniſſe. Landleben.

Das jezt in hieſiger Stadt allgemein erwachte Intereſſe für Kunſt ſcheint von jungem Datum zu ſeyn, obgleich einzelne Familien ſchon ſeit längerer Zeit einen Schatz von Gemälden zuſammengehalten haben. Trotz der alten Verbindung mit Holland, trotz der Wohlhabenheit hatte und hat die Kunſt hier in einer freien Stadt mit eigenen Hinderniſſen zu kämpfen; namentlich hat hier das Leben für Dichtkunſt und bildende Kunſt wenig anregende Seiten; die Sitten, der Menſchenſchlag begünſtigten dieſelben wenig, und ein hiſtoriſcher Grund, eine Tradition fehlte. Erſt ſeit den lezten zwanzig Jahren iſt es nach und nach Sitte, mitunter vielleicht Mode geworden, ſich mehr für dieſe Gegenſtände zu intereſſiren, und viele reiche Familien, ſich aus dem Handel zurückziehend, fangen an, ſie unter die comfortabeln Genüſſe zu zählen. Der neue Jungfernſtieg iſt der Hauptſitz dieſer Claſſe. Leider iſt die daran ſtoßende Esplanade zum Theil verunglückt durch die allen Bauenden auferlegte Verpflichtung, in gleicher Höhe und ein Haus hart an das andere zu bauen. Der Wind rächt ſich für ſolche Ausſperrung von den Seiten durch einen heftigen Zug die Straße entlang, und es iſt noch die Frage, ob jene Regelmäßigkeit mehr ſchloß- oder kaſernenartig iſt. Manche dieſer neuen Gebäude ſind für eine Geſelligkeit eingerichtet, welche erſt im Werden iſt. Früher drehte dieſe ſich vorzüglich um Diners, indeß wurde auch viel, wohl mehr als jezt, getanzt; die Tafeln waren zum Brechen voll, die Speiſen aber weniger fein als jezt. Ein Hauptluxus waren die Brillanten. Nun wird immer mehr auf Liebhabertheatern theils deutſch, theils franzöſiſch geſpielt, auch Tableaux aufgeführt; beſonders aber ſind die immer mehr Sitte werdenden glänzenden Polterabende (die Vorabende der Hochzeitfeier) eine Veranlaſſung zu Maskenzügen, welche doch immer eine gewiſſe Beziehung haben, komiſche Züge und Anſpielungen zur Anſchauung bringen. Auf dieſe Weiſe ſind die Lokale, welche früher für groß galten, zu enge geworden, und wer ein Feſt geben will, hat noch für mehr, als für Eſſen und Trinken zu ſorgen. In einigem Zuſammenhang mit dieſen Erſcheinungen ſtehen die ſeit kaum zehn Jahren mehr Sitte werdenden Reiſen nach Italien; wohl aus keiner Stadt des nördlichen Deutſchlands wallen ſo viele Familien nach der Stadt St. Peters und St. Januars. Die Ungunſt des hieſigen Clima's macht es Manchen wohl auch zur Pflicht; dort werden dann oft Kunſtgegenſtände zum Andenken gekauft. Freilich kommen nur ſelten hieſige Schiffe nach Rom und Neapel, um ſie mitzunehmen, obgleich ſeit der Occupation Algiers dieſe Verbindungen im Zunehmen ſind. Die Beſorgung über Marſeille iſt immer noch die beſte. Als ein ſolches Reiſereſultat birgt ein Landgut bei Altona den köſtlichen Schatz der drei Grazieŋ von Thorwaldſen. Bei all dem haben auch die glänzenderen Feſte noch das Gepräge des Familienlebens. — Der Sinn für das Landleben, und zwar für ein ganzes, welches dem Theater und ähnlichen Stadtgenüſſen entſagt, deßhalb von dem Berliniſchen z. B. ſehr verſchieden iſt, gehört auch zum Charakter der Hamburger. Die Männer, welche den Tag über in der Stadt zubringen, kommen meiſt Abends auf das Landhaus zur Familie; denn es dürfte nicht leicht eine Stadt bei ſo vieler Wohlhabenheit ſo wenige Leute zählen, welche nichts thun. Nur die Senatoren haben einige Tage in der Woche auf dem Lande ungeſtört zu verleben. Obgleich in der Stadt ſelbſt noch kein Omnibus beſteht, ſo gehen doch mehrere regelmäßig auf's Land. Die Thorſperre, früher, das heißt bis vor wenigen Jahren, mit einer ſonſt in Deutſchland unbekannten Strenge geübt, iſt nun vernünftiger regulirt, und wohl nicht zum Nachtheil der Einnahmen. Nach Mitternacht koſtet ein Wagen immerhin noch einige Mark. Die Landgüter, welche allerhöchſtens und nur an der Elbe hinunter eine Meile vom Mittelpunkt der Stadt abliegen, haben ſich ſeit dem Abzug Davouſts neu geſtaltet. Damals waren die Bäume auf Kanonenſchußweite von den Wällen alle abgehauen, außer an der Elbe hinunter, wo neutrales Gebiet war und jezt herrlicher Baumſchlag iſt; nur eine einzige Allee von den vielen aus den frühern Zeiten ſteht noch in St. Georg; auch ſie war vor nicht Langem bedroht, engliſirt zu werden: quod non fecerunt *barbari*, fecerunt etc. Die Schattenloſigkeit war damals ſo groß auf den raſirten Ländereien, daß an den meiſten Landhäuſern aus jener Zeit ein Schutzdach gegen die Sonne, eine Halle oder Niſche, kurz etwas ſich findet, was den Schatten der Bäume einigermaßen erſetzen konnte. Früher nahmen die Hamburger Anſtand, auf fremdem Gebiet ſich anzubauen; nun aber haben ſie gelernt, daß ihre Häuſer auch dort feſtſtehen. Die Abgaben ſind freilich auf däniſchem Boden ſchwerer. Die Gegend gegen Wandsbeck hin ſoll damals frequenter geweſen ſeyn; das dortige Schloß ſelbſt war der gewöhnliche Sitz der Schimmelmanniſchen Familie. Am dichteſten mit Landhäuſern beſezt iſt jezt die Weſtſeite der großen, äußern Alſter, ſo dicht, daß man ſie kaum noch Landhäuſer nennen kann, ſondern mehr eine Vorſtadt. Dort hinaus ſteht die Hagedornsbuche. Die ſchönſten Landgüter aber ſind jenſeits Altona's auf dem hohen Ufer der Elbe, mit ſehr ſchönen Blicken auf den, beſonders auch durch die Dampfſchifffahrt belebten Strom, bis nach Blankeneſe hin. Zu den ſchönſten gehören der Bauriſche Garten, wo das Entrée jährlich eine ſchöne Summe für die Armen des benachbarten Dorfes abwirft, und der von Baron Vogt angelegte Park in Flottbeck, wo einige rieſige Bäume an amerikaniſche Vegetation erinnern. Treibhäuſer finden ſich auf ſehr vielen Landgütern, und der überſeeiſche Verkehr wird von Manchen ſehr gut auch dafür benuzt. Blumen ſind ein Hauptluxus, auch der ärmern Claſſen, wie dies den Fremden aufzufallen pflegt, ein Luxus, welchen jede Familie nach ihren Mitteln ſich erlaubt.

C. o.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 150.

Die Flamme.

Beilagen: Literaturbl. Nr. [illegible] u. Monatsreg. Juni.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 1.

Kunſt-Blatt.

Dienstag, den 3. Januar 1837.

Landſchaften aus der Odyſſee

von

Friedrich Preller.

Die Kunſt der Landſchaftmalerei hat ſich in neueſter Zeit faſt ausſchließlich der Darſtellung des Wirklichen zugewendet. Je mehr man einſah, daß nur ein gründliches Studium der Natur zur Vortrefflichkeit führen könne und daß es deßhalb auch nöthig ſey, mit dem geologiſchen und klimatiſchen Charakter vertraut zu werden, welcher die landſchaftlichen Formationen in verſchiedenen Ländern und Gegenden unterſcheidet, deſto mehr gab man ſich Mühe, dieſe mannichfaltigen Erſcheinungen zu durchſuchen und jede in ihrer Eigenthümlichkeit darzuſtellen. Es zeigte ſich auch hierin die Richtung der zu Naturſtudien im umfaſſendſten Sinne geneigten Zeit, der erweckte Scharfblick in Erſpähung und Sonderung des Charakteriſtiſchen und die Achtung vor der Wahrheit, welche allein zur rechten Erkenntniß führen kann. Seitdem dieſe Richtung herrſchend geworden iſt, haben wir nicht mehr ausſchließlich wie früher die italieniſche Natur in Bildern geſehen, auch die deutſche und nordiſche iſt uns in ihren maleriſchen Situationen bekannt geworden, und Anſichten der Gegenden aller Welttheile und Himmelsſtriche haben uns wenigſtens die allgemeine Beſchaffenheit der dortigen Landſchaften vor Augen geführt. Dieſe umfaſſenden Studien konnten in Beziehung auf höhere Kunſt als treffliche Vorbereitung betrachtet werden, ſie waren geeignet, der erfindenden Phantaſie das reichſte Material zu liefern, um eigenthümliche Schöpfungen zu geſtalten, da ſie zugleich das Allgemeine und das Speziellſte ins Auge faßten; nur als Zweck und Ziel der Kunſt hätten ſie nicht betrachtet werden ſollen. Leider jedoch iſt ein großer Theil unſrer Landſchaftmaler bei der bloßen Nachbildung der Wirklichkeit ſtehen geblieben. Man begnügt ſich, maleriſche Punkte zu ſuchen, welche den beſondern Charakter des Landes deutlich ausſprechen, ja dem Gemüth eine entſchiedene Stimmung mittheilen, und glaubt genug gethan zu haben, wenn man ſie mit Wahrheit und frappanter Wirkung darſtellt. Die Wahl der Jahres- und Tageszeit, des Wetters, der Beleuchtung gibt oft unbedeutenden Punkten einen wahrhaft poetiſchen Reiz, aber dieſe glückliche Wahl und die naturgemäße Ausführung im Bilde iſt dann das Einzige, was dem Künſtler ſelbſt angehört. Er ſucht und lockt nur das Schöne aus der Natur heraus und ahmt es nach; er ſchmückt ſein Werk mit allen Reizen der Erſcheinung, aber doch bleibt es nur ein Stück Natur, und während man das Gelungene der Nachahmung preiſen muß, vermißt man den eigenthümlichen Gedanken.

Wie die landſchaftliche Natur in jeglicher Beſchaffenheit eines Anklangs an menſchliche Seelenſtimmung fähig iſt, ſo liegt es im Vermögen der poetiſchen Compoſition, menſchliche Zuſtände und die Stimmungen, welche ſie hervorrufen, mit dem Charakter der Landſchaft zu vereinigen und den Ausdruck des Lebenden auf das Unbelebte zu übertragen. Die menſchliche Scene gibt hier die Bedeutung und den Grundton der Landſchaft an, und Felſen und Bäume, Gewäſſer, Gründe, Luft und Wolken ſind gleichſam die Melodie, in welcher ſich derſelbe erweitert und im Wiederhall vervielfacht. Der Künſtler, der eine ſolche freie Schöpfung unternimmt, muß des eigenthümlichen Charakters der landſchaftlichen Erſcheinung, deren er zu Begleitung ſeiner Scene bedarf, ſehr mächtig ſeyn; er darf nicht aus erfahrungsleerer Phantaſie, nach Einfällen und willkührlichen Vorſtellungen componiren, ſondern muß auf klimatiſcher und geologiſcher Wahrheit fußen, ohne ſich deßhalb an topographiſche Wirklichkeit zu binden. Er wird nordiſche Geſchichten in nordiſcher, griechiſche Scenen in griechiſcher Naturumgebung ſchildern, aber vernünftigerweiſe darauf Verzicht leiſten, daß das Felsgeſtade, auf welchem Polyphem ſitzt, eine wirkliche Anſicht der ſiciliſchen Küſte ſey, oder die Taufe im Jordan gerade den Proſpect der Stelle darbiete, welche noch jetzt den Pilgern als der Ort dieſes heiligen Vorgangs gezeigt wird.

Durch einen längeren Aufenthalt in Italien hatte ſich Herr Preller mit der ſüdlichen Natur ſo vertraut gemacht, daß er es unternehmen konnte, eine Reihe von landſchaftliſchen Gemälden in dieſem Charakter frei zu erfinden. Herr Doctor Härtel in Leipzig wünſchte, daß in dem ſchönen Hauſe, welches er nach dem Entwurf des Architekten Hrn. Hermann vor dem Petersthor hatte bauen laſſen,* ein großes Parterrezimmer, deſſen Fenſter ſich nach dem Garten öffnen, von unſerm Künſtler mit einem landſchaftlichen Cyclus aus der Odyſſee ausgemalt würde. Das Zimmer bot eine Hauptwand für ein großes Mittel- und zwei Seitengemälde, und außerdem zwiſchen Thüren und Fenſtern noch vier anſehnliche Pfeiler, jeden für ein Bild, dar, ſo daß über einem vier Fuß hohen Sockel ſieben viereckige Bilder angebracht werden konnten von 6½ Fuß Höhe und 4 bis 8 Fuß Breite. Die Flächen der Gemälde legte man in vertieſten Feldern an, welche mit vergoldeten Leiſten und rothem Grund umgeben und durch verzierte Pfeiler geſondert wurden. Zur Ausführung der Bilder brachte Herr Preller die Temperamalerei in Vorſchlag, eine Technik, welche in neuerer Zeit nur wenig mehr geübt, von den älteren Landſchaftmalern aber, wie Pouſſin u. A., häufig angewendet worden war. Bekanntlich werden hier mit reinem Waſſer abgeriebene Farben durch eine Miſchung gebunden, welche aus dem rohen Ei und Eſſig zu gleichen Theilen beſteht und ihnen eine gelinde, für den Auftrag auf trockenen Kalkgrund ſehr geeignete Flüſſigkeit ertheilt. Bei der Leichtigkeit, womit dieſe Farben trocknen, gewähren ſie den Vortheil, daß man ſie ſogleich in ihrer Wirkung ſieht und oftmals einzeln und in Maſſen übergehen kann, während in der auf friſchen Kalk aufgetragenen Frescomalerei die Farbe lang feucht und dunkel bleibt, ein ſtückweiſes Malen in ſcharfen Anſätzen nöthig, und alles Retouchiren (es müßte denn nach dem Trocknen in Tempera geſchehen) unmöglich macht. Vortheile der Frescomalerei ſind, daß ihre Farben friſcher, naturgemäßer und transparenter ausſehen, eine weit größere Tiefe erhalten und daher ſowohl das hellbeleuchtete glänzend, als das dem Licht entzogene, dunkle klar und kräftig darſtellen; die Temperafarben dagegen nehmen leicht eine gewiſſe Schwere und matte Undurchſichtigkeit an, welche nur durch große Uebung zu vermeiden iſt.

* Deſſen Loggia, von Peſchel und Haag mit Fresken verziert, bereits in der Allg. Bauzeitung Erwähnung gefunden hat.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Triumphbogen de l'Etoile zu Paris.

(Mit einem Kupferſtich.)

In Bezug auf den neulich in Nr. 88 u. ff. des Kunſtblatts vom vorigen Jahre enthaltenen Aufſatz über die Bildhauerarbeiten an dem Triumphbogen de l'Etoile zu Paris liefern wir hier einen Aufriß dieſes merkwürdigen Monuments, und zwar der gegen Paris zugewendeten Seite. Das Tropäum zur Rechten, von Rude gearbeitet, ſtellt die Abreiſe der Freiwilligen im J. 1792, das zur Linken, von Cortot, die Rückkehr und den Sieg im J. 1810 vor; das Basrelief zur Rechten, von Lemaire, die Beſtattung des Generals Marceau; das zur Linken, von Seurre d. Ae., die Schlacht von Abukir. Die beiden großen Renomméen ſind von Pradier; der Fries, an welchem Brun die Mitte, Laitié die rechte, und Jacquot die linke Seite ausgeführt, ſtellt die Vertheilung der eroberten Fahnen am Altar des Vaterlandes und die Abreiſe der nördlichen und italieniſchen Armeen dar. Die Attika iſt mit eilf Schildern geſchmückt, auf welchen folgende Namen eingegraben ſind: Valmi, Jemappes, Fleurus, Montenotte, Lodi, Caſtiglione, Arcole, Rivoli, Pyramides, Aboukir, Zürich. Darüber iſt noch der koloſſale Adler angedeutet, welcher als Krönung des Ganzen im Vorſchlag war.

Zu leichterer Ueberſicht fügen wir die Sculptur-Gegenſtände der drei andern Seiten bei:

Seite von Neuilly (der obigen gegenüber): Tropäum zur Linken, von Etex, der gewaffnete Widerſtand 1814. Tropäum zur Rechten, von demſelben, der Friede 1815. Die beiden Renomméen ſind wieder von Pradier. Basrelief zur Linken, von Champonière: Die Eroberung von Alexandrien in Aegypten; das zur Rechten, von Feuchère: Uebergang der Brücke zu Arcole. Im Fries: Die Rückkehr der Armeen; in der Mitte: Frankreich, von der öffentlichen Wohlfahrt und dem Ueberfluß begleitet, den Heerführern Kränze zutheilend. Auf den eilf Schildern der Attika die Namen: Ulm, Auſterlitz, Jena, Friedland, Somo-Sierra, Eßling, Wagram, Moscowa, Lützen, Dresde, Leipſick.

Seite von Roule: Am Tympanum des kleinen Bogens Allegorien auf die Linien- und leichte Infanterie, von Bra. Das große Basrelief darüber, von Gechter, ſtellt die Schlacht von Auſterlitz vor. Auf dem Fries ſieht man das Ende der Abreiſe und den Anfang der Rückkehr der Armeen. Auf den Schildern der Attika die vier Namen: Gênes, Heliopolis, Marengo, Hohenlinden.

Seite von Paſſy: Am Tympanum die ſchwere und leichte Cavallerie, von Valois. Im großen Basrelief, von Marochetti, die Schlacht von Jemappes. Im Fries Anfang der Abreiſe und Ende der Ankunft der mit Beute beladenen Heere. Auf den vier Schildern der

Attika die Namen: Hanau, Montmirail, Montereau, Ligny.

Der Fries iſt von Brun, Jacquot, Laitié, Rude, Caillouette und Seurre d. Ae.

Unter den Gewölben der kleinen Bögen ſind vier große allegoriſche Seiten-Basreliefs; das auf der Seite von Chaillot (von Debay d. Vater) ſtellt die Siege im Süden; das auf der Seite von St. Cloud (von Cópercieux) die Siege im Weſten; das auf der Seite von Neuilly (von Boſio dem Neffen) die Siege im Norden, und das auf der Seite von Roule (von Walchet) die im Oſten dar.

Die Tympane der kleinen Bögen, unterhalb des großen, ſind mit Sculpturen von Seurre d. Ae. und Debay d. Vater verziert; ſie ſtellen die Artillerie und Marine dar.

Die Gewölbe der Bögen, die Gebälke, Geſimſe und die Attika ſind mit Roſetten, Guirlanden, Löwenköpfen und anderen Ornamenten verziert, welche von Jacquot, Deschamps, Lefebvre, Veniet und Duvieux gearbeitet ſind.

Unter dem Gewölbe des großen Bogens und unter den Seitenbögen ſind die Namen von 96 durch die franzöſiſchen Armeen erfochtenen Siegen und die Namen aller Generale, die ſich in dieſen Schlachten ausgezeichnet, eingegraben.

Die Dimenſionen dieſes Monuments, an welchem von ſeinem Beginn 1806 bis zu ſeiner Enthüllung am 20. Juli v. J. dreißig Jahre gebaut wurde, ſind folgende: Totalhöhe: 45 Mètres 89 Centimètres (141′ 3″). Breite: 44 M. 88 Cent. (138′ 4″). Tiefe: 22 M. 44 Cent. (69′ 2″). Der große Bogen hat 29 M. 75 Cent. Höhe auf 14 M. 62 Cent. Breite; die Höhe der Seitenbögen beträgt 18 M. 58 Cent. und ihre Breite 8 M. 44 Cent. — Die Renomméen am großen Bogen haben 20′ Höhe, die Basreliefs an der Façade 30′ Länge, die Seitenbasreliefs 50′, die großen Trophäen, mit dem Piedeſtal, 60′.

Nachrichten vom November.

Malerei.

Prag, 14. November. Der k. k. Kammermaler Gurck hat hier einige dreißig Bildniſſe von Perſonen gezeichnet, welche bei der Krönung functionirten, um ſelbige in einigen großen Gemälden anzubringen, welche die Hauptmomente der lezten böhmiſchen Krönung darſtellen ſollen.

Paris, 26. Oktober. Sogar ein Café, das der Variétés, hat ſich neuerdings zu einer wahrhaft künſtleriſch-ſchönen Verzierung emporgeſchwungen; der berühmte Decorationsmaler Ciceri hat daſſelbe höchſt geſchmackvoll und in einem eigenthümlichen Genre verziert.

London. In dem Berichte des engern Ausſchuſſes des Unterhauſes zur Unterſuchung des Zuſtandes der ſchönen Künſte kommt über Glasmalerei folgende Ausſage des Hrn. Martin vor. „Die Glasmalerei könnte gegenwärtig auf eine weit höhere Stufe gebracht werden, als je. Die Meinung, als ſey die alte Kunſt verloren gegangen, iſt ganz irrig: nur die Rubinfarbe verſteht man nicht ganz in der Vollkommenheit darzuſtellen, wie vor Alters. Dagegen verſtehen wir die Wirkungen des Lichts und Schattens beſſer hervorzubringen.“ Hrn. Martin iſt es gelungen, auf Spiegelglas zu malen, das ſo dick iſt, daß man es mit gewöhnlichen Mitteln nicht zertrümmern kann, und ſo groß, daß man der Eiſenſtangen gar nicht bedarf.

Kunſtausſtellungen.

St. Petersburg. Unſre am 28. Sept. und 10. Oktober eröffnete diesjährige Kunſtausſtellung füllt nicht weniger als 28 Säle der Akademie, hauptſächlich mit den Werken ruſſiſcher oder doch in Rußland lebender Künſtler. Die Zahl der Nummern beläuft ſich auf 550. Die Portraits, worunter die des Kaiſers und der Kaiſerin, von Profeſſor Krüger in Berlin, und das der Großfürſtin Helene Paulowna, von Neff, den erſten Rang einnehmen, bilden die Mehrzahl. Kuprensky, Orlow, Bluchart und Tyranow zeichnen ſich in dieſem Fache aus. Unter den Landſchaften ſind ein Panorama von St. Petersburg, van Rojew, und andere Bilder von Rakowitſch, Wodobjew, Fuhrmann, Seeſtädte von Tanneur und Gaiwaſowsky, und Landſchaften von Kügelchen, Schauto und Lebedew vorzüglich beachtungswerth. Merkwürdig iſt es, daß dieſe Kunſtausſtellung des Nordens durchaus keine Winterlandſchaft enthält. Von hiſtoriſchen Bildern waren, außer mehreren Copien, vorhanden: „Die Zuſammenkunft des Großfürſten Swjatoslaw mit dem byzantiniſchen Kaiſer Johann Tzimisces an den Ufern der Donau,“ von Solezew; der Patriotismus der Bürger von Niſchnei-Nowgorod im J. 1612, von Scotti. Der Fürſt Poſcharsky vor Moskau die Feinde des Vaterlands bekämpfend, von Demidow, und ein noch unvollendetes Bild von Tſchernezow, die Parade auf dem Marsfelde im J. 1831, zur Feier der Beendigung des polniſchen Kriegs, darſtellend. Drei ſich gegenwärtig in Rom aufhaltende ruſſiſche Maler, Iwanow, Markow und Lebedew, haben Beiträge eingeſandt. Im Vergleich mit der Ausſtellung des vorigen Jahres zeigt ſich ein bedeutender Fortſchritt, und es wäre nur zu wünſchen, daß die Gründung eines Kunſtvereins in St. Petersburg auch in andern ruſſiſchen Städten nachgeahmt würde, wodurch die Künſtler ſichere Ausſicht auf Belohnung ihres Kunſteifers erhalten würden. Der Kaiſer kaufte die Anſicht von Jeruſalem von Profeſſor Worobjew. Zwei Modelle von Loganowsky und Pimenow befahl er in Marmor auszuführen. Eine Aquarellzeichnung von Sternberg beſtimmte er für das Album der Kaiſerin und noch 5 Gemälde von Alexejew, Demidow und Eckart für die kaiſerliche Sammlung.

Warſchau, 20. November. Im Kaſimir'ſchen Palaſt ſind gegenwärtig die Werke der polniſchen Künſtler ausgeſtellt.

Berlin, 4. November. Der Vorbericht der zweiten Auflage des Katalogs der gegenwärtig nah an 2000 Kunſtwerke zählenden Ausſtellung enthält folgende intereſſante Notiz: Fünfzig Jahre ſind verfloſſen, ſeitdem die erſte Kunſtausſtellung in Berlin ſtattfand. Sie ward den 20. Mai 1786 auf Befehl Friedrichs II. eröffnet und enthielt 335 zum Theil

in viel früheren Jahren gearbeitete Kunſtwerke, in 3 Zimmern. Rode, Chodowiecky, Meil, Friſch, Taſſaert, nebſt einigen Jüngeren, lieferten Beiträge; allein ein ganzes Zimmer füllten Werke älterer Meiſter, und Copien von Künſtlern und Dilettanten bildeten die Mehrzahl. Unter Nr. 268 war auch eine vom jezt regierenden König gemalte Minerva ausgeſtellt. Auch Alexander v. Humboldt und Graf Karl von Brühl hatten zu jener erſten Ausſtellung eigene Arbeiten eingeſandt.

Meiningen, 20. Oktober. Vor einigen Tagen hatte der durch ſeine plaſtiſchen Arbeiten in Elfenbein bekannte Künſtler B. W. Schulz, Mitglied der Königl. Akademie der Künſte in Berlin, ſeine neueſten Arbeiten, an welchen er mit ſeinen beiden Söhnen ſeit vier Jahren gearbeitet hatte, eine Kanne, drei Kelche und eine Hoſtiendoſe aus Elfenbein, mit Gold verziert, hier zur Beſchauung ausgeſtellt. Die daran angebrachten, in Hoch- und Flachrelief gearbeiteten Figuren ſind nach Originalzeichnungen von Albrecht Dürer ausgeführt. Der König von Preußen ließ dieſer Künſtlerfamilie ſchon früher einen Pokal um 80 Frd'r. und die Königin von England einen dergleichen um 100 Pfd. Sterl. abkaufen.

Brüſſel, 21. Oktober. Die Gemäldeausſtellung, welche kurz vor den Septembertagen eröffnet wurde, und zu welcher der Eintritt Anfangs 1 Fr., ſpäter ½ Fr. koſtete, ſtand dem Volke am 23., 24., 25. und 26. unentgeldlich offen. Am 21. Oktober betrug die Einnahme für Einlaßkarten und Kataloge 17,000 Fr., während im vorigen Jahre im Ganzen nur 8,000 Fr. eingegangen waren. Die Zahl der Portraits war ſehr gering; dagegen ſah man viele hiſtoriſche Compoſitionen, welche faſt alle Begebenheiten aus der belgiſchen Geſchichte zum Gegenſtand hatten. Namentlich machte ſich unter dieſen die Schlacht von Courtray von einem jungen talentvollen Maler, de Keyzer, die Aufopferung der obrigkeitlichen Perſonen und Bürger von Antwerpen, von Brakelaer, die Ermordung der Magiſtratsperſonen von Löwen, von Leys, die Schlacht von Roverbold, von Jacops, der Tod Egmonts von drei Malern: von Rooy, Deſſiennes und Kremer ꝛc. bemerklich. Von Genrebildern war wenig Vorzügliches vorhanden.

Paris, 17. November. Der Director des Königl. Muſeums zeigt an, daß die Ausſtellung der Werke lebender Künſtler am 1. März 1837 eröffnet werden würde.

Muſeen und Sammlungen.

Wien, 21. Oktober. Das prachtvolle ehemalige fürſtliche Colalto'ſche Muſeum von Gemälden und Alterthümern iſt nun zum Verkauf ausgeſezt.

Paris. Ein in der Kirche St. Gervais befindliches treffliches Gemälde Albrecht Dürer's, die Leidensgeſchichte des Herrn in 9 Feldern darſtellend, wird wahrſcheinlich für die Gallerie des Louvre gewonnen werden, die noch keine erhebliche Arbeit des deutſchen Meiſters beſizt. — Selbſt aus den Tuilerien gehen Gemälde nach dem reichen Muſeum von Verſailles. Vor einigen Tagen hat der König aus der Dianengallerie daſelbſt mehrere hiſtoriſche, auf die Waffenthaten der Franzoſen ſich beziehende Bilder nach Verſailles bringen und an deren Stelle acht große und mehrere kleine Bilder von Mignard aufhängen laſſen.

25. Oktober. Von den 12 Marmorbildſäulen auf dem Pont de la Concorde ſind bereits vier: Condé, Duguesclin, Richelieu und Sully herabgenommen und zur Verſendung nach dem Muſeum zu Verſailles eingepackt worden. Jede derſelben wiegt 30,000 Pfd.

27. November. Die reiche Sammlung von Handzeichnungen, welche das Gouvernement beſizt, war bisher nur wenig zugänglich; in einem einzigen Saale konnten abwechſelnd nur eine geringe Zahl derſelben unter Glas und Rahmen ausgeſtellt werden. Durch die Fürſorge der Adminiſtration der Muſeen und des Architekten Hrn. Fontaine ſind nun im Louvre eben ſo viele Säle, als es berühmte Malerſchulen gibt, (?) für die Aufnahme der Sammlung von Handzeichnungen eingerichtet worden. An den obern Räumen ihrer Wände ſieht man die größern, an den untern in Rahmen und Glas die kleineren aufgehängt; vorzüglich fleißig ausgeführte Zeichnungen ſind in Pulten, mit Gläſern bedeckt, (Montres) angebracht, und eine Anzahl von Schränken enthält die Portefeuilles. Unter die vortrefflichſten Gegenſtände, welche dieſe Sammlung enthält, gehören: einige Cartons von Giulio Romano, eine Feuersbrunſt, eine Belagerung und einen Triumph vorſtellend, eine Zeichnung von Lorenzo Ghiberti, die er an den Thüren des Battiſterio zu Florenz in Bronze ausgeführt hat; die berühmte, von Leonardo da Vinci ſelbſt, nach ſeinem Abendmahl im Refectorio zu Mailand verfertigte Copie; die berühmte Hand, welche M. Angelo als Antwort auf die Frage zeichnete, ob er den an den Cardinal San Giorgio verkauften Cupido gefertigt habe; die Jünger von Emaus, von Rembrandt; das Bildniß der Brainvilliers von Le Brün; die Löwenjagd von Rubens retouchirt; fünf Zeichnungen deſſelben Meiſters, zehn von Correggio und vierzehn von Rafael.

Rom. Die Herſtellung des Palaſtes am Lateran nähert ſich ſeiner Vollendung; aber die erſte Idee, eine Sammlung antiker Bronzen daſelbſt zu errichten, ſcheint aufgegeben, und man will nun ſtatt deſſen alle guten Bruchſtücke der alten Architektur, welche die Regierung in ihren Magazinen beſizt, nebſt den Elgin'ſchen Gypsabgüſſen von den Bildwerken des Parthenon, aus dem vaticaniſchen Muſeum hierherſchaffen.

Stockholm, 15. November. Das Königl. Muſeum iſt dieſer Tage durch die aus Florenz angekommenen Gypsabgüſſe der Gruppe der Niobe bereichert worden.

Akademien und Vereine.

Berlin. In der Sizung des wiſſenſchaftlichen Kunſtvereins am 16. November wurde über den Fortgang des Dresdener Galleriewerkes Bericht erſtattet, deſſen Blätter größtentheils von dem Herausgeber Hrn. Hanfſtängl ſelbſt lithographirt werden. Die vier erſten Hefte liegen vor, und allgemein ward anerkannt, daß noch keine andere Gallerie ſich einer ſo ſorgfältigen und getreuen Herausgabe ihrer Meiſterwerke zu erfreuen habe. — Hr. Prof. Tiek theilte Betrachtungen über die Reſtauration und Conſervirung der Dresdener Bildergallerie mit, deren Zuſtand einen jeden mit der Erhaltung der Gemälde vertrauten Künſtler und Kunſtfreund mit großer Beſorgniß erfüllen muß. — Hr. Hofrath Förſter legte das von ihm herausgegebene Pompeji (Ueberſezung des Werkes von Bulwer) vor. Die beigegebenen bunten, von Asmus gezeichneten, von Storch in Berlin gedruckten Blätter ſind das Geſchmackvollſte, was bis jezt in dieſer Weiſe dargeboten wurde, um uns mit dem erfinderiſchen Geiſte der alten Kunſt vertraut zu machen.

Hierzu ein Kupferſtich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№. 2.

Kunſt-Blatt.

Donnerstag, den 5. Januar 1837.

Das Pentelikon bei Athen und ſeine Marmorbrüche.

Von Dr. Roß.

Wie überhaupt das attiſche Land an mannichfaltigen Reizen und Naturgaben reich iſt, und ihm nur Menſchenarme und ein ſorgfältigerer Anbau fehlen, um es wieder zu ſeiner früheren Würde zu erheben, ſo hat auch jedes der Hauptgebirge Attika's ſeine eigenthümlichen, ſchon von den Alten deutlich ausgeſprochenen und bis heute ſich gleich bleibenden Schönheiten und Vorzüge. Der Hymettos iſt ſtolz auf jenen zauberartigen Purpurduft,* der ſich Abends kurz vor Sonnenuntergang über ſeine Abhänge breitet, auf ſeinen würzereichen Thymian und auf den aus ihm bereiteten, von den Dichtern gefeierten, trefflichen Honig;** er beſitzt eine Stunde von Athen unerſchöpfliche Brüche blauen Marmors,*** und birgt, in halbverſchütteten Schachten, vielleicht noch nutzbare Eiſenadern.† Der Parnes erfreut ſich impoſanter, gewaltiger Maſſen, die, von tiefen Schluchten zerklüftet, jählings aus der Ebene zu einer Höhe von viertauſend Fuß und darüber emporſteigen, und auf ihren Gipfeln anſehnliche Strecken dunkler Tannenwaldungen †† tragen, aus denen Athen noch heute, wie vor Alters, mit Kohlen ††† und zum Theil mit Bau- und Brennholz verſorgt wird; dieſelben Schluchten und Wälder bergen auch noch wilde Schweine und andere jagdbare Thiere, Luchſe* und Wölfe, wie in Pauſanias Tagen,** wenn gleich verhältnißmäßig in geringer Zahl. Allein das ſchönſte Gebirge Attika's durch ſeine Form, wie das wichtigſte durch ſeine Erzeugniſſe, iſt unſtreitig jenes, welches ſich in Geſtalt eines Piks nordöſtlich von Athen aus der Ebene erhebt, und indem es auf der Oſtſeite gegen das Thal von Marathon und die Seeküſte ſteil abfällt, gegen Norden durch eine von Bächen durchſchnittene Hügelkette — die alte Diakria *** — mit dem Parnes zuſammenhängt, gegen Süden aber nur durch eine ſchmale Ebene vom Hymettos getrennt iſt. Daß der älteſte Name dieſes Gebirges Brileſſos ſey, iſt ſchon von dem trefflichen Forſcher Leake † angenommen worden, und Forchhammer †† ſcheint dieſe Ueberzeugung zu theilen, welche ohne Zweifel die einzig richtige iſt. Allein dieſer ältere Name iſt, aus ſehr begreiflichen Gründen, wie wir weiter unten ſehen werden, ſchon im Alterthum durch den des Pentelikon verdrängt worden.

Dies Brileſſosgebirge alſo, im Oſten durch einen ſchmalen Küſtenſtreifen von der See getrennt, im Nordoſten und Oſten von dem Thale von Marathon und der alten Diakria (jetzt τὸ Κατάδεμα genannt), im Weſten von der attiſchen Ebene und im Süden von der Meſogäa begränzt, hat an ſeinem Fuße einen Umfang von neun bis zehn Stunden. Sein ſpitziger Gipfel erhebt ſich bis zu einer Höhe von 3500 Fuß über der Meeresfläche und iſt während der Wintermonate häufig Wochen lang mit

---

* Daher der Ausdruck bei Ovid. v. d. Kunſt zu lieben, 3. 687: purpureos colles florentis Hymetti.

** Horaz. Oden 2. 6. 14. — Pauſan. 1. 32. 1. — Aelian. Mannichf. Geſch., 10. 21.

*** Horaz. Oden, 2. 18. 3. — Strabon 9. S. 246 Tchn.

† Eine fabelhafte Erzählung von Goldſtaub am Hymettos, der von kriegeriſchen Ameiſen bewacht werde, findet ſich bei Harpokration u. d. W. χρυσοχοεῖν.

†† Ariſtoph. Wolken 325. — Schol. zu Ariſtoph. Acharn. 348.

††† Damals durch die rüſtigen Bewohner des volkreichen Fleckens Acharnä (vgl. Ariſtoph. Acharner); jetzt aber durch die Bauern zweier Dörfer am Fuß des Gebirgs: von Chaſtia (Suidas u. d. W. Χαστιά) und von Menidi (dem alten Päonidä).

* Einen hier getödteten Luchs (jetzt ῥῆσσος genannt) hat der Verf. ſelbſt geſehen.

** Pauſan. 1. 32. 1.

*** Heſychios u. d. W. Διακρίς.

† Leake, on the demi of Attica, p. 4. — Vgl. Thukyd. 2. 23; Strabon 9. S. 240 Tchn. — Plin. h. n. 4, 11.

†† Forchhammer, zur Topographie von Athen, Göttingen 1833.

Schnee bedeckt.* Es war im Alterthum mit einer Statue der Athene geſchmückt,** zu deren Unterbau vermuthlich einige Quadern gehören, die man unweit des Gipfels findet. Das Gebirge iſt nur hin und wieder ſpärlich mit Tannen und Fichten bewaldet, vorzüglich auf der Nordoſtſeite gegen Marathon hin; aber es iſt reichlich mit Geſtrüpp bewachſen von Myrten, Lentiskus, Arbutus (dem Erdbeerbaume) und ähnlichen Arten. In den Schluchten fehlt es nicht an Quellen kalten und klaren Waſſers, allein die meiſten derſelben verlieren ſich wieder, ehe ſie die Ebene erreichen; nur ſüdlich nach der Meſogäa und nördlich nach der Diakria fließen einige kleine Bäche ab. Dagegen erzeugt der Brileſſos den Hauptfluß Attika's, den Kephiſſos, deſſen vorzüglichſte Quelle am weſtlichen Fuße des Gebirges bei Kephiſſia iſt.

Südöſtlich von Kephiſſia und gleichfalls an der Weſtſeite des Gebirges liegt in einer anmuthigen Schlucht ein Kloſter, Pentele oder in verderbter Ausſprache mitunter auch wohl Mentele*** genannt. Dieſer Name iſt für die Topographie des alten Attika ein wichtiger Anhaltspunkt. Denn da Stephanos von einer Ortſchaft † Pentele in Attika ſpricht, ohne ihre Lage anzugeben, derſelbe Name aber noch unverändert auf jenem Kloſter ruht, ſo ſind wir zu der Annahme berechtigt, daß auch die örtliche Lage des Kloſters mit jener des alten Pentele identiſch ſey; was durch die Nähe ausgedehnter, im Alterthum nach Pentele benannter Steinbrüche (ἡ Πεντέλησι λιθοτομία) †† beſtätigt wird. Durch dieſe Combination gelangen wir aber weiter zu der Ueberzeugung, daß der bei den ſpäteren Schriftſtellern des Alterthums wiederholt erwähnte Berg Pentelikon ††† kein anderer ſey, als unſer Brileſſos, und daß der leztere Name durch den erſteren verdrängt wurde, nachdem der Ruf des trefflichen hier gebrochenen Marmors ſich über die ganze griechiſche und römiſche Welt verbreitet hatte.

* Im Jahr 1852, wo am 23. und 24. September ungewöhnlich kalte Witterung eintrat, waren die Gipfel des Parnes zwei Tage lang mit Schnee bedeckt, und auch die höchſte Spize des Brileſſos zeigte einen leiſen Anflug von Schnee. Dies dürfte in einer ſo frühen Jahreszeit das einzige Beiſpiel ſeyn.

** Pauſan. 1. 32. 2.

*** Dieſe Verwandlung des Π in Μ rührt her von der Aſſimilirung des ν im Accuſativ des Artikels mit dem folgenden Lippenbuchſtaben: εἰς τὴμ Πεντέλην, wie noch heute die ächte griechiſche Ausſprache iſt. — So iſt auch Menidi aus Päonidä entſtanden.

† Stephanos u. d. W. Πεντέλη. Er nennt Pentele einen Gau (δῆμος), was bis jezt bloß auf ſeiner Auctorität beruht und mehr als zweifelhaft iſt.

†† Pauſ. 1. 32. 1. — Plut. Publicola 15. — Strab. 9. S. 246 Tchn.

††† Ὄρος Πεντελικόν, Pauſ. a. a. O. — Mons Pentelensis, Vitruv. 2, 8.

(Die Fortſetzung folgt.)

Landſchaften aus der Odyſſee

(Fortſetzung.)

In der Wahl der Gegenſtände, welche Herr Preller für die ſieben Bilder zu treffen hatte, band er ſich natürlich an die im Gedicht angegebene Zeitfolge, nicht an die Ordnung, in welcher ſie erwähnt werden; daher die Abenteuer, welche Ulyß bei Alkinoos erzählt, vor dem Aufenthalt bei der Kalypſo dargeſtellt ſind.

An der Wand des Eingangs ſieht man zuerſt den rieſenhaften Cyclopen Polyphem vor der Oeffnung ſeiner Höhle ſitzend. Er iſt geblendet und tappt noch mit ausgeſtreckten Armen nach beiden Seiten umher, während Ulyſſes ſchon mit ſeinen Gefährten das Freie gewonnen hat und am Abhang im Vorgrund die Widder herabtreibt. Bis auf eine kleine Ausſicht nach der emporragenden Spitze des Aetna iſt die Landſchaft durch die graue Felswand und überhängende Feigenbäume geſchloſſen, auf welchen noch die feuchten Schatten des frühen Morgens liegen. Die düſtere und unheimliche Umgebung des in der Mitte ſitzenden Ungeheuers läßt völlig das Mißgeſchick ahnen, welchem die Fliehenden entronnen ſind, die ein über die Felswand herabfallender Sonnenſtrahl, Glück verheißend, beleuchtet.

Auf dem zweiten Bilde ſieht man Ulyß, wie er, die Inſel der Kirke durchſpähend, am Bach den gewaltigen Hirſch — hier ein Reh — erlegt und eben auf den Rücken geladen hat, um es ſeinen Genoſſen zu bringen. Ein hügeliges, mit hohen Eichen bewachſenes Eiland thürmt ſich vor uns auf; nach der Seite zu gewahrt man das Meer und im Hintergrund Monte Circello. Es iſt ein ſtürmiſcher, regnigter Morgen — der Wind ſchüttelt die gewaltigen Laubmaſſen und treibt die Wolken gewitterhaft zuſammen; nur einzelne Lichtſtreifen fallen zwiſchen ihnen durch auf die Landſchaft. Wie iſt es dem Maler gelungen, in dieſen unwegſamen, aufſteigenden Gründen, in dieſen bewegten und dunklen Baumgruppen das Unbekannte der Fremde, das Erwartungsvolle der gewagten und mühſeligen Kundſchaft, welche Ulyß hier unternommen, ſo treffend zu bezeichnen! Und doch weht uns aus dieſem Sturmhimmel das Gefühl der Freiheit an, und die Beute, welche der Held hinwegträgt, verſichert uns ſeines fröhlichen Muthes.

Mit dem dritten Bilde führt uns der Künſtler in den Bereich der Zauberin ſelbſt. Auf anſteigenden Hügeln mit der Ausſicht nach der breiten Meeresfläche, aber im Rücken von hohen Felswänden geſchützt und von Pinien umwachſen, liegt der wunderbare Palaſt der lockenden Circe, ein feſter, cyclopiſcher Bau von geheimnißvollem Ausſehen. Schwärme von Vögeln umkreiſen ihn, wie herbeigezogen und feſtgehalten durch den melodiſchen Geſang, der aus dem Innern ertönt.

Ein Quell kommt nach vornen herab, an deſſen Spiegel hohe Reiher umherſchreiten, und die grünen Hügel herauf nahen ein Paar jener verwandelten Unglücklichen, die in Geſtalt freundlich wedelnder Löwen und Bergwölfe den Helden begrüßen. Drückende, beengende Schwüle eines heißen Sommernachmittags liegt über der üppigen Landſchaft, nur im Vorgrund, wo eine dichte Gruppe von Kaſtanienbäumen kühlen Schatten verbreitet, athmet man freier. Hier ſteht Ulyß mit dem Götterjüngling Hermes, der ihm das wunderwirkende Kraut Moly, die Pflanze mit ſchöner weißer Blume und ſchwarzer Wurzel zum Schutzmittel gegen die Zauberkünſte der Circe darreicht. Ein Tiger, die Augen voll Thränen, hat ſich an den Helden angeſchmiegt, als erwarte er von ihm Errettung. Dies Bild voll ſüdlicher Gluth verſezt den Beſchauer völlig in ſeinen Zauberkreis und erfüllt ihn mit der Ahnung einer geheimen, unheildrohenden Magie, die ja auch in der Natur bei ihren großen Kataſtrophen und Witterungserſcheinungen ſo überwältigend hervortritt.

Im vierten Bild öffnet ſich das Meer vor uns. An dem ſteilen Ufer, wo hohe Pinien und Kaſtanien aufragen, hat Kalypſo, dem Befehle des Zeus zu Folge, den Helden gelehrt, ein Schiff zu zimmern, damit er ſeine Sehnſucht ſtille und der Heimath zueile. Schon hat er die Arbeit rüſtig gefördert, der hohe Bord des Fahrzeugs iſt gerundet, von der Arbeit ruhend ſizt der Held, das Beil in der Hand, und die ſchöne Göttin ſteht vor ihm, weitere Rathſchläge ertheilend. Es iſt gegen Abend und der Künſtler hat gewagt, ſeine Figuren durch Gegenſtände außer dem Bilde zu beſchatten; nur über das Fahrzeug gleitet noch ein Sonnenſtrahl und über das hohe Meer, welches in weiter aber trüber Fläche vor uns liegt, denn ein Sturm zieht in der Ferne herauf, und verkündet die Gefahren, welche der Held noch zu beſtehen hat, bevor er das erſehnte Ziel erreicht.

Auf dieſes Seitenbild der Hauptwand folgt nun das Hauptbild von acht Fuß Breite, das einzige dieſes Formats, da alle anderen überhöht ſind. Es ſteht der Hauptthüre gegenüber, die von dem mittlern Saale hereinführt und bildet ſonach auch die Mitte der ganzen Compoſition. Sinnvoll hat der Künſtler die Begegnung des Ulyß und der Nauſikaa zum Inhalt gewählt. Ein lieblicher Hain von hohen Eichen und Kaſtanien ſchließt den ummauerten Waſchplatz ein, an welchem Nauſikaa mit ihren Geſpielinnen des Tages Arbeit vollendet hat. Die heiterſte Abendſonne beleuchtet die fern am hohen Ufer ſich aufthürmende Stadt und den ruhigen Hafen, an deſſen Krümmung ſich der Weg nach dieſer traulichen und kühlen Stelle herumzieht. Ulyſſes iſt eben aus dem dichten Gebüſch im Vorgrund herausgetreten; erſchrocken fliehen die Mädchen, nur Nauſikaa, eine hohe Geſtalt, ſteht furchtlos den Fremdling anblickend und fragend in der Mitte des Bildes. Das Impoſante dieſer Figuren, die ſchönen Gruppen der Mädchen, die heitere Beleuchtung, welche auf ſie und Nauſikaa fällt und die großen Schattenmaſſen, welche die Bäume auf den Vordergrund werfen, wo Ulyſſes ſteht, verbreiten einen großen Reiz über dieſes Bild. Darin iſt die Ueppigkeit und heitere Gluth des Südens, das Wohlleben glücklicher Phäaken und die edle patriarchaliſche Einfalt des Mädchens mit kräftigem Pinſel geſchildert. Zugleich paßt dies Gemälde als ein Symbol unbefangener Gaſtfreundſchaft gar trefflich in die Mitte des Zimmers.

Es folgt nun das ſechste Bild, oder das zweite kleinere Seitengemälde der Hauptwand. In der Höhle der Nymphen liegt Odyſſeus ſchlafend am frühen Morgen — die grauen Kalkwände erheben ſich über ihm und außen am Ufer grünen die Oelbäume. Nachdem die Phäaken den Schlummernden mit allen ſeinen Schätzen ans Land gebracht hatten, deckte Athene die Inſel mit Nebel, um ſie unkenntlich und ihn ſelbſt unſichtbar zu machen. Statt deſſen hat der Künſtler eine graue Scirrocoluft gewählt, durch welche man nur unbeſtimmt die Ferne wahrnimmt. Ein zweifelhaftes Gefühl ergreift uns, und mit den öden Schauern des ſonnenloſen Morgens empfinden wir die ganze Verlaſſenheit des Helden.

Im ſiebenten endlich iſt glückliche Heimkehr und herzliches Wiederſehen. Ulyß iſt bei ſeinem getreuen Hirten Eumäos, deſſen ländliche Wohnung am Abhang eines engen, von hohen Felſen eingeſchloſſenen Thales, zwiſchen Weinſtöcken, Oliven und Aloen liegt. Die Nachmittagsſonne leuchtet hell und ſchimmernd durch eine Weinlaube vor dem Eingang des Hauſes; vorn am Aufgang iſt das Gehege, wo ein Theil der Heerde ſich aufhält. Telemachus iſt eben angekommen und wird von Eumäos begrüßt, während Odyſſeus, den geliebten Sohn ahnend, ruhig mit der Weinſchaale in der Hand auf ſeinem Sitze verharrt. Das Einfach-behagliche und Trauliche der Umgebung erweckt das ſüße Gefühl der Heimath und ſtiller Zufriedenheit, die Empfindung der ſichern Ruhe, welche der lang umhergetriebene, ermüdete Wanderer endlich erreicht hat. Es iſt ſchwer, die Schönheiten dieſes Bildes im Einzelnen zu ſchildern, welches ganz den männlich-idylliſchen Geiſt der Homeriſchen Schilderung ausſpricht. So wie die Menſchen, die uns der Künſtler vorführt, der Homeriſchen Heldenzeit entſprechen, ſo entſpricht ihr auch die Natur. Es iſt die große, ſich ſelbſt gelaſſene und doch unter ſo mannichfaltigen Bedingungen erſcheinende Natur des Homer mit ihrer ſüdlichen Fülle und Pracht, mit ihrer drohenden Gewalt und jenen einfach-edlen Formen, welche von Gluth und Duft poetiſcher Begeiſterung umzogen ſind.

(Der Beſchluß folgt.)

Nekrolog.

Darmſtadt. Am 2. Mai v. J. ſtarb dahier der als Menſch hochgeachtete und als Künſtler rühmlich bekannte Architekt Franz Heger, Großherzogl. Heſſiſcher Oberbaurath und Ritter des Ludwig-Ordens — geboren zu Worms am 5. Januar 1792. Seinem Wirken als ausübender Künſtler gingen vielſeitige Studien voraus. Erſt nachdem er auf dem Pädagogium zu Darmſtadt und auf der Univerſität Gießen ſeine claſſiſche Ausbildung vollendet hatte, widmete er ſich 1810 ausſchließlich der Architektur auf den Ateliers des Oberbauraths Moller zu Darmſtadt und des verſtorbenen Oberbaudirectors Weinbrenner in Carlsruhe. In Geſellſchaft des leztern bereiste er Norddeutſchland, und trat 1817 ſeine Kunſtreiſen in Süddeutſchland, Italien, Griechenland und Frankreich an, von welchen er erſt 1821 nach Darmſtadt zurückkehrte.

Unter den vielen von ihm entworfenen und ausgeführten Gebäuden ſtehen die beiden großen Caſernen zu Darmſtadt oben an und räumen ſowohl hinſichtlich der gelungenen Anordnung, als des ſchönen und ganz eigenthümlichen Styls ihrem Erfinder eine der erſten Stellen unter den Architekten der neuern Zeit ein.

Die zunächſt am Neckarthor gelegene Cavallerie-Caſerne kennt man aus dem dritten und vierten Hefte der „Entwürfe ausgeführter und zur Ausführung beſtimmter Gebäude, herausgegeben von Moller und Heger, im Verlage von Leske zu Darmſtadt“; aber die in dem obern Theile der Stadt erbaute, wahrhaft majeſtätiſche Infanterie-Caſerne, ſo wie Hegers übrige Bauwerke ſind in den eben erwähnten Heften noch nicht erſchienen. Möchte doch durch eine Fortſetzung derſelben dieſem Mangel bald abgeholfen werden!

Nachrichten vom November.

Akademien und Vereine.

Düſſeldorf. Der hieſige Kunſtverein läßt nach Degér's betender Madonna von Caspar in Berlin einen Stich verfertigen, welcher unter die Mitglieder vertheilt werden ſoll.

Nürnberg, 26. Oktober. Das diesjährige Gedächtnißblatt des hieſigen Kunſtvereins hat Hr. Walther, nach dem im Beſitze des Herrn Kaſſirers Merklein befindlichen Gemälde Kreuls d. J. „das Bäckermädchen,“ geſtochen.

Brüſſel, 10. Oktober. Geſtern fand hier mit großen entſprechenden Feierlichkeiten die Eröffnung der neuen Malerakademie ſtatt.

Alterthümer und Ausgrabungen.

Paris. Hr. Mimant, franzöſiſcher Conſul in Alexandrien, gibt in einem Briefe folgende Gegenſtände als ſein Eigenthum an: 1) die vier großen Grabvaſen aus Alabaſter, welche das Grabmahl des Königs Pſammetich ſchmückten. 2) Eine mehr als lebensgroße Statue des Geſchichtſchreibers Herodot aus pariſchem Marmor, in den Ruinen des Paniums zu Alexandrien gefunden. 3) Eine Bronze-Statue des Antonius, aus den Ruinen von Zifteh. 4) Eine verſtümmelte Säule aus roſenfarbenem Granit, auf welcher die monumentale Inſchrift der Brüche von Syene, worüber Herr Letronne eine gelehrte Abhandlung in ſeinen Recherches pour servir à l'histoire de l'Egypte geſchrieben. 5) Eine bronzene Vaſe mit bacchiſchen Attributen, die man wegen der Vortrefflichkeit ihrer Arbeit für ein Werk des Lyſippus hält. Die Compoſition iſt auf der koloſſalen Warwikvaſe wiederholt. Die Beſchaffenheit des Orts, wo man dieſelbe gefunden, läßt ſchließen, daß ſie zu Ende der Dynaſtie der Lagiden daſelbſt verborgen worden, und nur der äußerſten Sorgfalt, womit man ſie bedeckt, ihre Erhaltung verdankt. 6) Die genealogiſche und chronologiſche Tafel von Abydos, die im Jahr 1818 von Hrn. Bankes entdeckt und von Champollion unterſucht und commentirt wurde, ohne Zweifel nach der Inſchrift von Roſette das intereſſanteſte und koſtbarſte Monument, das man aus den Ruinen des alten Aegyptens gezogen. — Da der Vicekönig von Aegypten nun alle Ausfuhr von Alterthümern verboten hat, um ſelbſt ein Muſeum in Cairo zu gründen (was auf Champollions und Hrn. Mimants eigenen Antrag geſchah), ſo verdankt Herr Mimant bloß einer von Seiten des Vicekönigs freiwillig ertheilten Specialerlaubniß die Freiheit, dieſe Gegenſtände nach Europa zu bringen.

Paris, 9. November. Bei den Ausgrabungen am Pairspalaſte hat man neuerdings wieder mehrere intereſſante Alterthümer gefunden. Unter dieſen ſoll eine etruskiſche Vaſe von bedeutendem Kunſtwerthe ſeyn.

Zu Liernay (Côte d'Or) zwiſchen Saulieu und Autun, im Burgundiſchen, hat man einen Stierkopf von vortrefflicher Arbeit aus Gold, oder vielmehr aus einem ihm ähnlichen Metall, welches wahrſcheinlich das berühmte korinthiſche Erz iſt, gefunden. — Dies Metall hat einen eigenen Wohlgeruch, eine Eigenſchaft, an welcher man nach Martial das korinthiſche Erz erkannte, und zeigt ganz eigenthümliche Unvollkommenheit in der Vermiſchung ſeiner verſchiedenen Beſtandtheile, woraus man auf die Richtigkeit der ſo oft beſtrittenen Sage ſchließen könnte, daß das korinthiſche Erz aus der Zuſammenſchmelzung von Gold, Silber und Kupfer bei dem Brande von Korinth entſtanden ſey. Den Chemikern wird es wohl gelingen, die Art der Compoſition aufzufinden und nachzuweiſen, welche Vorzüge dieſelbe vor den genannten einfachen Metallen haben.

Angers. Hr. Grille, Bibliothekar zu Angers, iſt in Beſitz eines Schatzes gekommen, der vielleicht an Vollſtändigkeit und Erhaltung nicht ſeines Gleichen hat. Ein Landmann fand in einer hölzernen Kiſte, die beim Ausgraben aus der Erde in Staub zerfiel, vierzig Stück römiſcher Gefäße von der ſchönſten Form und Erhaltung mit mythologiſchen Vorſtellungen geziert. Die vorzüglichſten ſind die Einfaſſung eines Spiegels und zwei Masken vom feinſten Silber, mehrere Götterbilder und ein vortrefflich gearbeiteter Schlüſſel in Bronze. Man glaubt, daß dieſes der Schlüſſel des Sacellums geweſen ſeyn möge, deſſen heiligen Schatz dieſe Geräthe gebildet haben. Die Schönheit und Eleganz der Formen aller dieſer Gegenſtände beweist, daß ſie aus der ſchönſten Zeit der römiſchen Kunſt herrühren; ihre Erhaltung iſt ſo vortrefflich, daß ſie eben aus der Werkſtätte des Silberarbeiters zu kommen ſcheinen. Hr. Grille hat die vortheilhafteſten Anerbietungen, dieſen Schatz zu verkaufen, abgewieſen, und denſelben großmüthig der Stadt Angers zum Geſchenk gemacht. Er iſt jezt damit beſchäftigt, eine Notiz über dieſen intereſſanten archäologiſchen Fund für den Druck zu redigiren.

In einem Theile des Stadthauſes entdeckte man kürzlich einige kleine, ziemlich wohlerhaltene Ueberreſte mauriſcher Architektur, für deren Erhaltung der Architekt Hr. Binet Sorge zu tragen hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 3.

Kunſt-Blatt.

Dienstag, den 10. Januar 1837.

Landſchaften aus der Odyſſee

(Beſchluß.)

Aus unſern Angaben erſieht man ſchon, daß in der Compoſition dieſer Landſchaften Laub und Bäume einen Hauptgegenſtand ausmachen. In der That ſind dieſe ſo vortrefflich, daß ſie überall die Aufmerkſamkeit beſonders auf ſich ziehen, ſowohl um der Wahrheit ihrer Formen, als um der ſchönen Gruppirung und lebenvollen Bewegung willen. Es ſind keine todten Maſſen, ſondern in ihnen ſäuſelt der Abendwind oder wühlt der Sturm, oder ſie erzittern vom Thau des Morgens oder ſenken ſich im Strahle der Mittagsſonne; ſie ſind auch nicht in eleganten Linien abgezirkelt, ſondern über ſie iſt die Zeit ergangen und man erkennt ihre Schickſale. Zwar bietet die Temperamalerei keineswegs dieſelbe Möglichkeit, die Naturgegenſtände im Einzelnen auszuführen und mit einem reizenden Schmelz der Töne darzuſtellen, wie die Oelmalerei. Hr. Preller verſteht, wie kürzlich bei ſeinem Gemälde der Wartburg geſagt worden iſt, dieſe Vorzüge der Oelmalerei mit ungewöhnlicher Kunſt anzuwenden; aber eben ſo glücklich gelang es ihm, jene größere maſſenhafte Behandlung, welche die Temperamalerei und ihr decorativer Zweck erfordert, in einem Styl durchzuführen, der an Pouſſin erinnert, ohne dabei die charakteriſtiſche Wahrheit des Einzelnen aufzugeben. Vorzüglich zu bewundern ſcheint mir auch der Reichthum von Motiven in Anordnung des Terrains, die Mannichfaltigkeit der Gründe, Abhänge, Ufer und Schluchten, worin eine Fülle von Naturbeobachtung niedergelegt iſt, und die alle ſo wahr geordnet und verbunden ſind, daß der Blick jeder Krümmung folgt und den Zuſammenhang vollkommen begreift. Von Luft und Waſſer beſcheide ich mich noch etwas zu ſagen, da ſich ohnehin ſchon verſteht, daß erſtere bei Schilderung verſchiedener Tages- und Witterungszeiten mit Virtuoſität behandelt, und lezteres in Darſtellung von Meeresgegenden nicht untergeordnet ſeyn könne. Sehr günſtig wirkt zu allem dieſem die anſehnliche Größe der Figuren, die, ungefähr einen Fuß hoch, den Blick auf ſich ziehen, ohne ihn von der Landſchaft abzulenken, und eine hinreichende Sorgfalt der Ausführung erheiſchten, um ein beſonderes Intereſſe für ſich zu erwecken.

Die Compoſition von ſieben großen, architektoniſch zuſammengeordneten Landſchaftbildern erfordert aber nicht bloß, daß der Künſtler mit jedem Einzelnen fertig werde und glücklich zu Stande komme; ſie müſſen auch in Linien und Farbenſtimmung unter einander harmoniren und dem umherwandernden Blick eine Befriedigung im Ganzen darbieten. Hier findet Göthe's Wort ſeine Anwendung: „die höchſte Aufgabe der bildenden Kunſt iſt, einen gegebenen Raum zu verzieren.“ Wie in der umgebenden Natur, ſo ſollen ſich auch in den Gemälden correſpondirende Linien finden und ihre Anordnung im Allgemeinen ſoll dem Auge als eine Zierrath erſcheinen. Der Horizont aller Landſchaften iſt ungefähr in gleicher Höhe genommen; außerdem aber enthalten die Bilder eine Muſik der Linien, die in ihrem Schwung etwas Zauberiſches hat, und aus der Mitte des Zimmers überſehen, erſt den zauberiſchen Klang vollendet, welchen dieſe Phantaſien voll Wahrheit und inniger Tiefe ſchon einzeln im Gemüthe erregt haben. Was die Stimmung der Farbentöne betrifft, ſo ſcheint mir ſehr glücklich, daß die zwei erſteren Bilder neben der Thüre kühl gehalten ſind, das dritte zwiſchen den Fenſtern dagegen, durch welche das lebendige Grün des Gartens hereinſchimmert, ſich in vollſter Gluth der Farbe zeigt, und eben ſo das ſiebente, welches in der Tiefe des Zimmers, den Fenſtern gegenüber, ſteht und ein wenig vortheilhaftes Schlaglicht empfängt; an der Hauptwand endlich wird das Hauptgemälde von zwei kühl betonten Seitenbildern eingefaßt und die warmen Tinten des Abendlichtes treten dadurch um ſo freundlicher aus ihm hervor.

In allen dieſen Beziehungen und Gegeneinanderſtellungen zeigt ſich, welch andere Aufgabe es ſey, einen

Cyclus von Gegenſtänden in einem gegebenen architektoniſchen Raum zu behandeln, oder ein Staffeleibild zu malen, von dem man nicht weiß, welchen Platz es erhalten werde. Bei lezterem iſt Alles beliebig und willkührlich, während dort Alles abgewogen und in einander gearbeitet werden muß.

Wenn gleich nun der Maler in der kleinen Reihe von Darſtellungen, auf die er beſchränkt war, dem Reichthum des Homeriſchen Gedichts nicht nachzukommen vermochte, ſo erweckt er doch in dem Cyclus, den er gewählt, einen genügenden Begriff von den Gefahren, Leiden und wunderbaren Abenteuern, welche Ulyß vor ſeiner Heimkehr in das geliebte Vaterland zu beſtehen hat. Er gibt nur die Bilder der Wanderungen aus dem erſten Theile der Odyſſee, nicht der Mühen und Leiden, welche der Held noch im eigenen Hauſe überwinden muß. Wenn aber ſein Nachdichten nach Homer nur ein partielles iſt, ſo iſt es doch ein glückliches; er verſezt uns in die Homeriſche Welt, wir reiſen und dulden mit Odyſſeus. Und außerdem hat er noch ſeine eigene Poeſie in dieſem Cyclus verborgen; denn wie objectiv auch der Gedanke ſey, welchen der erfindende Künſtler als Vorwurf nimmt, er wird doch etwas Eigenthümliches, dem beſondern Zweck Entſprechendes daraus geſtalten. So ſcheint der Gedanke der Gaſtlichkeit, des Empfangs im heimathlichen, wohlverſehenen Eigenthum bei der Wahl aller Gegenſtände herrſchend geweſen zu ſeyn, und daher entwickelt ſich aus dem ganzen Zuſammenhang eine Stimmung, welche den angenehmſten und freundlichſten Eindruck hinterläßt und wohl der Abſicht des Beſitzers gemäß iſt.

Um aber die Erinnerung an die übrigen Scenen der Odyſſee nicht ganz unberückſichtigt zu laſſen, iſt über den landſchaftlichen Bildern ein Fries angebracht, der in Abtheilungen mit braunen Figuren auf gelbem Grunde, nach Art der Vaſengemälde, eine Reihe von Abenteuern enthält. Dieſe Scenen ſind von Hrn. Bruckmann in München componirt und nach deſſen Zeichnungen von Hrn. Preller gemalt. Ueber dem Bilde des Polyphem ſieht man Ulyß, wie er dem Cyclopen die gefüllte Schale reicht, über der Thüre daneben die Fahrt an den Sirenenklippen, über der Erlegung des Hirſches, wie Ulyß gegen Kirke das Schwert zieht, über dem Palaſt der Kirke den Helden mit der Zauberin beim Mahle, von einer ihrer Nymphen bedient, über dem Bild der Kalypſo die Scene, wie die Göttin ihm ſeine Abfahrt verkündigt, über der Nauſikaa das Feſt beim Alkinous, über der Nymphengrotte den Sturm, worin Leukothea erſcheint, dann über den beiden Thüren und über dem Bilde der lezten Wand das Gelag der Freier, den Kampf mit Iros und endlich die Ermordung der Freier ſammt der Wiedererkennung zwiſchen Ulyß und Penelope. Dieſe einfach, aber lebendig aufgefaßten Bilder geben den Wänden einen ſchönen Schluß und tragen zur guten Wirkung der Landſchaften weſentlich bei.

Die Decorationen der Pfeiler und Decke ſind nach den Zeichnungen des Architekten ausgeführt.

Herr Preller hat unter längeren Unterbrechungen, die ſeine amtliche Stellung in Weimar nöthig machte, mehrere Jahre an dieſer Arbeit zugebracht, im Ganzen aber ungefähr zehn Monate darauf verwendet.

Das Pentelikon bei Athen und ſeine Marmorbrüche.

(Fortſetzung.)

Zwiſchen Kephiſia nun und dem Kloſter Pentele, nur eine Viertelſtunde nordwärts von dem lezteren, zieht ſich ein breiter Rücken (ῥάχις) vom Fuße des Gebirges bis nahe an ſeinen Gipfel hinauf, der vorzugsweiſe die edle Marmorader enthält. Dieſer ganze Rücken iſt, bis auf eine Höhe von mehr als drittehalb tauſend Fuß, voll größerer und kleinerer Brüche, aus denen die Alten den köſtlichen Stein für ihre Bauten und ihre Bildhauerwerke geholt. Die erſten Brüche finden ſich ganz unten am Fuße des Berges; allein der Stein, der hier bricht, hat glimmerartige Adern, und man iſt nicht tief genug eingedrungen, um die edlere Schicht zu faſſen. Der größte und in maleriſcher Hinſicht der ſchönſte Bruch liegt faſt auf der Mitte der Höhe. Gegen Weſten und gegen die Ebene hin weit geöffnet, iſt er auf den übrigen Seiten von haushohen, ſenkrechten Marmorwänden begränzt, an denen ſich die ſorgfältige und ſaubere Art, wie die Alten die größten Blöcke nicht etwa abſprengten, ſondern mit dem Meißel und Stemmeiſen Schnitt vor Schnitt behutſam ablöſten, auf eine belehrende Weiſe erkennen läßt. Dieſe Wände ſind mit Fichten und Erdbeerbäumen gekrönt; über ihren Rand hängen Gebüſch und Schlingpflanzen herunter, und links ſieht man, an der Wand klebend, die Trümmer einer Einſiedelei (ἀσκητήριον), zu der man nur durch halsbrechendes Klettern, oder mit Hülfe von Stricken und Leitern gelangen kann. In der Hinterwand des Bruches aber öffnet ſich, von wilden Ranken überſchattet, der Eingang zu einer geräumigen Tropfſteingrotte, zu deren Erweiterung die Menſchenhand, durch Losbrechung von Marmorblöcken von der Decke, auch das Ihrige beigetragen haben mag. — An einer andern Wand ſieht man eine rohe, von der Hand eines alten Arbeiters eingerizte Zeichnung eines Tempels; und an mehreren Stellen lieſt man das Wort ΟΡΟΣ (Gränze), das ſich auch in den Marmorbrüchen am Hymettos, zum Theil mit Hinzufügung eines Eigennamens, wiederholt

findet. Hiernach wird es wahrſcheinlich, daß die Steinbrüche, die auch Xenophon unter den Quellen des öffentlichen Einkommens aufführt, ein Staatseigenthum waren, und daß der Staat die Benutzung derſelben parthienweiſe an einzelne Unternehmer verkaufte, von denen dann jeder die Gränzen des ihm zuſtändigen Bezirkes durch ſolche Inſchriften bezeichnete.*

Von den höher hinauf gelegenen Brüchen kommen mehrere dem bisher beſchriebenen faſt an Umfang gleich, und einer möchte ihn vielleicht noch übertreffen; aber ſie ſtehen ihm an maleriſcher Schönheit nach.

Wann die Athenäer angefangen, den Penteliſchen Marmor zu brechen und zu benutzen, kann nicht genau nachgewieſen werden. Wahrſcheinlich reicht die Entdeckung und Eröffnung der Brüche in ein hohes Alterthum hinauf; aber es läßt ſich bezweifeln, ob dieſelben vor den Perſerkriegen ſchon in großen Maſſen ausgebeutet, und namentlich, ob der Marmor damals ſchon zu Bildhauer-Arbeiten für tauglich gehalten und angewandt wurde. Die älteſten bis jezt auf der Burg in Athen gefundenen Sculpturen, eine ſitzende Statue der Athene in ägyptiſirendem Style und eine weibliche Figur in Basrelief, die nicht viel jünger zu ſeyn ſcheint, ſind aus Pariſchem Stein. Die Perſer brachten einen Marmorblock von Paros mit ſich nach Marathon, um das Denkmal des gehofften Sieges daraus zu errichten; doch beweiſt dies nicht viel gegen das Alter der Brüche auf dem Brileſſos, denn, außer andern denkbaren Gründen, konnte es ihnen bequemer ſeyn, eine ſolche Maſſe übers Meer, von Küſte zu Küſte, als ſie über Land von Pentele nach Marathon zu führen. Dagegen iſt bemerkenswerth, daß noch am Theſeustempel der Fries aus Pariſchem Marmor iſt; weil, wie es ſcheint, der Bildhauer — mag es der Maler Mikon oder ein anderer Künſtler geweſen ſeyn — nur in dieſer Steinart zu arbeiten gewohnt war. Noch auffallender aber iſt es, daß von den bis jezt aufgefundenen Hohlziegeln des Parthenon bei weitem die meiſten ebenfalls aus Pariſchem Marmor geſchnitten ſind; während bei dem gleichzeitig im Bau begriffenen und wenige Jahre ſpäter vollendeten Tempel des Zeus in Olympia die Dachziegel aus Penteliſchem Steine waren.** Man fühlt ſich hiernach verſucht, anzunehmen, daß man dieſe Art von Ziegeln, deren Erfindung (um die fünfzigſte Olympiade) dem Byzes aus Naxos zugeſchrieben wird, bis dahin nur aus Paros oder aus Naxos, wo ſich ein gleichartiger Marmor findet, zu beziehen pflegte; und daß man erſt nach der Erbauung des Parthenon, für welchen Bau man noch Ziegel aus Paros hatte kommen laſſen, auch in den Penteliſchen Marmorbrüchen ſie zu verfertigen anfing.

So unvollſtändig dieſe Beobachtungen auch noch ſind, ſo wagen wir doch darauf die Behauptung zu bauen, daß die Benutzung der Steinbrüche am Pentelikon erſt ins Große zu gehen anfing, als nach den Perſerkriegen die Kunſt in Athen den höchſten Aufſchwung nahm, und prachtliebende Staatsmänner, wie Kimon und Perikles, jene großartigen Bauten ausführen ließen, deren Ueberreſte noch heute der Stolz und die Zierde Athens ſind. Der Tempel des Theſeus und der des ungeflügelten Sieges, das Parthenon mit allen ſeinen Bildwerken, die Propyläen und das Erechtheion, ſo wie die Tempel von Eleuſis, ſind aus Penteliſchem Steine gebaut;* bis auf die oben bemerkte Ausnahme des Frieſes des Theſeums und der Hohlziegel des Parthenon. Im Parthenon, im Erechtheion, in den Propyläen finden ſich Marmorbalken von zwei und zwanzig bis zu etlichen dreißig Schuh Länge verwandt. Dieſe gewaltigen Maſſen ſchaffte man auf Wagen fort, wie dies die tief in die Oberfläche der Felſen eingeſchnittenen Wagengeleiſe beweiſen, die man auf dem Gebirge ſelbſt in der Nähe der Brüche an vielen Stellen bemerkt. Vom Fuße des Pentelikon nach der Stadt führte eine künſtliche Chauſſee, deren Richtung man an den Ueberreſten durch die ganze Ebene verfolgen kann. Selbſt auf die Akropolis hinauf ſcheinen die ſchwer belaſteten Wagen von Maulthieren gezogen worden zu ſeyn, wie dies aus einer von Plutarch aufbewahrten Anekdote hervorgeht. Er erzählt, daß ein Maulthier, welches ſchon der Arbeit enthoben worden war, freiwillig, aus alter Gewohnheit, neben den Wagen herzulaufen und ihnen gleichſam den Weg auf die Akropolis zu zeigen pflegte; und daß das Volk, aus Rührung und Dankbarkeit, einen Beſchluß faßte, daß dieſes Thier bis an ſeinen Tod auf Staatskoſten ernährt werden ſolle.** Doch ſieht man, wenigſtens bei den oben erwähnten langen Balken, ſich genöthigt, anzunehmen, daß ſie, etwa auf der Südſeite der Akropolis, vermittelſt Maſchinen in die Höhe gewunden wurden, da die ſtarken Krümmungen des Fahrwegs ihren Transport auf andere Weiſe unmöglich machen mußten.

---

* Xenoph. von den Einkünften, 1, 4. — Vgl. Boeckh, Staatshaush. 1, S. 333.

** Pauſan. 5, 10, 2.

* Die Tempel von Rhamnus, von Sunion und Thorikos ſind hier nicht mit aufgezählt, weil der Marmor, aus welchem ſie erbaut ſind, wenn gleich dem Penteliſchen gleichartig, doch nicht in Pentele, ſondern in der Nähe jener Orte ſelbſt gebrochen zu ſeyn ſcheint; denn die ganze Oſt- und Südküſte Attika's hat weißen Marmor.

** Plutarch im Leben des ältern Cato, Cap. 5.

(Der Beſchluß folgt.)

Nachrichten vom November.

Alterthümer und Ausgrabungen.

Rottenburg am Neckar. Bei Aufgrabung einer von Dr. Raidt zu Niedernau, am Eingange zu den ſieben Thälern entdeckten Sauerquelle, wurde, außer vielen römiſchen Münzen von Aurichalcum, Erz und Kupfer, ein $1\frac{1}{2}$ Fuß hoher und 1 Fuß breiter Denkſtein aufgefunden, auf welchem Apollo (Grannus), ſchön gelockt, die Füße verſchränkt, ſich auf eine Urne ſtützend, in erhabener Arbeit, abgebildet iſt. Auch in der Umgegend unſerer Stadt wurden wieder mehrere bedeutende römiſche Alterthümer, als Gefäße aus Siegelerde, 1 Fuß im Durchmeſſer, worauf intereſſante Gegenſtände in erhabener Arbeit, z. B. der Kampf der Pygmäen mit den Kranichen, abgebildet ſind, aufgefunden; ferner Scherben, worauf mit dem Stempel der Name der alten Römerſtadt Sumlocenne eingedruckt, auf einem andern mit dem Griffel locenne Julius Camlius Sevir eingeritzt iſt, ſo daß Rottenburg als die Römerſtadt Sumlocenne nun durch drei Aufſchriften auf Denkſteinen und durch ſieben auf Gefäßen beurkundet iſt.

Pompeji. Am 13. Oktober wurde in Gegenwart Sr. Maj. des Königs und ſeiner beiden Brüder, der Prinzen Leopold und Anton, in einem Hauſe der Strada di Mercurio, dem des Kaſtor und Pollux gegenüber, ein großer Schatz von 64 ſilbernen Gefäßen entdeckt. Es war dies ein Tiſch-Service für vier Perſonen, das in einem hölzernen Kaſten aufbewahrt, in einem unanſehnlichen Zimmer, rechts vom Atrium, geſtanden hatte. Merkwürdig iſt der Umſtand, daß dies Zimmer nur durch eine Mauer von dem in einem andern Hauſe befindlichen getrennt iſt, in welchem am 23. März 1835 die 14 ſilbernen Vaſen gefunden wurden. In beiden Zimmern war bereits im Alterthum nachgegraben worden, wie aus dem Loche in der Mauer und aus der umgewühlten Aſche ſehr deutlich zu erkennen iſt; die, welche damals nachgruben, konnten indeß unmöglich die wahren Eigenthümer geweſen ſeyn, da ſie ſonſt einen ſo bedeutenden Schatz wohl nicht würden haben liegen laſſen. Offenbar iſt dieſer Fund der anſehnlichſte der Art, den man bis jezt in Pompeji gemacht hat; auch ſind ſämmtliche Gefäße auf das Geſchmackvollſte verziert. Der größere Theil des Silbers beſteht aus Tellern und aus Taſſen (Schalen); drei der Vaſen ſind mit den ſchönſten Flach- und Hoch-Reliefs geziert, und ſie geben an Schönheit den zwei der ſchönſten unter den vierzehn im vorigen Jahre gefundenen nichts nach. Das ganze Service beſteht aus folgenden Stücken: eine Schüſſel mit zwei ſchönen Griffen, 1 Palm 12 Zoll im Durchmeſſer; eine Vaſe (Mörſerform), außen mit Weinlaub und Weintrauben verziert, außerordentlich ſchön gearbeitet, 5 Z. hoch, oben 6 Z. im Durchmeſſer; zwei Vaſen (Becherform), $\frac{1}{2}$ Palm im Durchmeſſer, 2 P. hoch, außen mit den ſchönſten Hoch- und Flach-Reliefs bacchantiſcher Vorſtellungen. Auf der einen Seite ſieht man einen kleinen geflügelten Bacchus-Genius auf einem Panther, auf der andern einen ähnlichen, auf einem Stiere reitend. Außerdem ſind noch viele Figuren und Attribute daran zu ſehen. Ferner vier Teller, jeder mit ſchön verzierten Henkeln und jeder von 18 Zoll im Durchmeſſer; vier Teller mit vorſtehenden, vergoldeten Knöpfen in der vertieften Mitte. Jeder Teller hat abermals zwei Henkel und $7\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmeſſer; vier Teller, ſehr einfach, jedoch jeder mit zwei verzierten Henkeln, 7 Zoll im Durchmeſſer. Außerdem fanden ſich vier Schalen (Tazze), jede mit zwei verzierten Henkeln, $5\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmeſſer; vier dergleichen, ſehr einfach, mit Henkeln, von $5\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmeſſer; vier dergleichen von verſchiedenen Formen, mit Henkeln, 6 Z. im Durchmeſſer; vier dergleichen wieder von anderer Form, 4 Z. im Durchmeſſer; vier dergleichen, jede mit zwei verſchiedenen Henkeln, 4 Z. im Durchmeſſer; vier kleine Schalen, wie kleine Paſtetenformen, $2\frac{1}{2}$ Z. im Durchmeſſer; vier kleine Teller, jeder mit drei kleinen Füßen und $5\frac{1}{2}$ Z. im Durchm. (unſern Salzfäſſern ähnlich); vier kleine Becher, jeder mit drei kleinen Füßen und 5 Z. im Durchm.; vier Tasse a campana scannellata, am obern Rande gemeſſen 5 Z. im Durchm., ſenkrechte Höhe $2\frac{1}{3}$ Z.; vier dergleichen, $3\frac{1}{2}$ Z. im Durchm., $2\frac{1}{4}$ Z. hoch; eine ſchöne Vaſe mit Henkeln (Form einer Amphora), an der Oeffnung von 4 Z. Durchmeſſer, $10\frac{1}{2}$ Z. hoch; zwei kleine ſchöne Caſſerollen, mit ſchön verzierten Henkeln, $5\frac{1}{2}$ Z. im Durchm., $2\frac{1}{2}$ Z. hoch; ein Löffel (Coppino) mit ſenkrechtem Henkel, 5 Z. im Durchmeſſer; ein Spiegel in Form einer Patera mit einem reichverzierten Griff, 8 Z. im Durchm.; 8 Ligulae, Löffel und Gabel zugleich, an der einen Seite ein kleiner Löffel, an der andern die Gabelſpitze (aber nur eine Spitze); zwei Löffel, unſern Löffeln ähnlich. Zuſammen 64 Stücke. Dieſer Schatz wurde ſofort am 14. Oktober in das Kön. Muſeum nach Neapel gebracht, wo er ſpäter aufgeſtellt werden dürfte. Bis jezt iſt er dem Publikum noch nicht zugänglich geweſen.

Odeſſa, 14. Oktober. Neuerdings wurde bei Kertſch in einem Grabhügel ein aus behauenen, nicht durch Cement verbundenen Steinen errichtetes Grab gefunden, worin ſich eine Todtenkiſte und in dieſer eine ſehr ſchöne bronzene Urne fand. In lezterer waren verbrannte Knochen und zwei alabaſterne Vaſen, die wahrſcheinlich einſt Parfüms enthielten.

Neue Kupferſtiche, Lithographien, Holzſchnitte ꝛc.

London. „Die ſpaniſche Mutter,“ nach einem Gemälde von Sir David Wilkie, geſtochen von Abraham Raimbach, London, bei Hodgſon u. Graves. Pr. 21 Sch. avant la lettre 4 Pf. 4 Sch. (vierfacher Preis). Die Zerſtörung Jeruſalems nach einem Gemälde von E. Lambert, geſtochen von G. S. Sanders. London.

Berlin. Panoramatiſche Anſicht von Berlin, vom Zeughauſe aus geſehen, gezeichnet von Enslin, geſtochen von Peſchek in Dresden.

Von dem großen Gemälde des Kön. Preuß. Hofmalers Fr. Krüger, Se. Maj. den Kaiſer, den Kronprinzen und den Großfürſten Michael Pawlowitſch darſtellend, iſt eine treffliche Lithographie von Jentzen in Berlin gefertigt.

Deutſcher Volkskalender für 1837, herausgegeben von F. W. Gubitz, mit 120 Holzſchnitten. Vereinsbuchhandlung.

Leipzig. Das maleriſche und romantiſche Deutſchland. I. Heft. Leipzig, bei G. Wigand. Jedes Heft mit 5 Stahlſtichen. 8 Gr. Der Plan iſt im Ganzen auf 260 Platten gemacht. Dieſes I. Heft enthält Lohmen, die katholiſche Kirche zu Dresden und eine Anſicht von Dresden, nebſt erklärendem Texte.

Mainz. Polyorama des Rheinſtroms von Mainz bis Bacharach, von Frhr. v. Klein; in 48 Anſichten der maleriſchen Gegenden dieſes Abſchnittes des Rheinthales.

Dresden. Panoramiſche Anſicht der St. Marcuskirche und des Dogenpalaſtes ꝛc. zu Venedig, von Enslin d. S. gemalt, von C. W. Arldt auf Stein gezeichnet und bei H. Braunsdorf in Dresden gedruckt, in der bis jezt bei Lithographien ſeltenen Dimenſion von 36 Z. Breite und 24 Z. Höhe. (Das Berliner Königl. lithographiſche Inſtitut beſizt eine Kunſtpreſſe, die den Druck von 28 Z. langen und 29 Z. hohen Platten möglich macht.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№. 4.

Kunſt-Blatt.

Donnerstag, den 12. Januar 1837.

Neue Kupferwerke.

I.

La Reale Galleria di Torino illustrata da Roberto d'Azeglio, Direttore della medesima, Membro dell' Accademia di Belle Arti di Torino e di Milano etc., dedicata a S. M. il Re Carlo Alberto. Torino, Tipogr. Chirio e Mina, 1836. gr. fol. Fasc. 1. 2.

Dies Prachtwerk, von dem wir bereits vorläufig Nachricht gegeben, iſt mit größter typographiſcher und chalkographiſcher Eleganz ausgeführt. Die Kupferſtiche, nach ſorgfältigen Zeichnungen leicht aber meiſterhaft ſchattirt, geben eine genügende Vorſtellung von Compoſition und Haltung der Originale; ein ſehr ausführlicher Tert gibt Nachricht über Verdienſt und Herkunft der leztern. Das erſte Heft enthält: 1) Kreuzabnahme, von Gaudenzio Ferrari, gez. von Lor. Metalli, geſt. von Giov. Garavaglia, und nach deſſen Tode beendigt von Fauſtino Anderloni. 2) Heilige Familie von Rubens, gez. und geſt. von Ceſare Ferreri zu Pavia. 3) Schweinsjagd von Rubens, gez. von Metalli, geſt. von Laſinio d. J. 4) Landſchaft von Johann de Vries, gez. von Heinr. Gonin, geſt. von Tito Boſelli, Schüler von Toschi. — Das zweite Heft: 5) Unbekanntes Portrait eines ſtehenden Mannes, von Rubens, gez. von Metalli, geſt. von Laſinio d. J. 6) Der verlorene Sohn von Guercino, gez. von Silveſtro Pianazzi, geſt. von Franc. Roſaſpina zu Bologua. 7) Bildniß des Erasmus, von Hans Holbein, gez. von Metalli, geſt. von Ferreri. 8) Verkündigung von Orazio Gentileschi, gez. von Metalli, geſt. von Laſinio d. J. — Unter dieſen Blättern verdienen das erſtere, von Garavaglia und Anderloni, und die von dem jüngeren Laſinio geſtochenen wegen der treuen Auffaſſung der Originale und der ſchönen Wirkung des Stichs beſonderes Lob. Bei gänzlicher Anſpruchloſigkeit in Beziehung auf Farbe und faſt durchgängig engen Strichlagen iſt doch alles Metallene und Harte vermieden.

2.

E' Imp. e Reale Galleria Pitti, incisa ad un contorno condotto, d'illustrazioni fornita e pubblicata da Luigi Bardi. Firenze, presso l'Editore, 1836. kl. Fol. Dispensa I.

Ungefähr in derſelben Weiſe angelegt wie das vorige. Inhalt dieſes Hefts: 1) Bildniß des Fedra Inghirami, von Rafael, gez. von Garavaglia, geſt. von Ferreri. 2) Jagdgeſellſchaft von Giovanni da S. Giovanni, gez. von Fil. Calendi, geſt. von G. B. Gatti. 3) Die Jünger zu Emaus, von Jac. Palma d. Ae., gez. von Ferd. Rondoni, geſt. von Giuſ. Roſſi. 4) Der Streit über die heil. Dreieinigkeit, von Andrea del Sarto, gez. von Filippo Calendi, geſt. von Giuſ. Marri. 5) Pietà von Fra Bartolommeo, geſt. von Moriz Steinla. — Dieſe Blätter ſind etwas weniger ſorgfältig und ſtehen dem bloßen Umriß näher als die des erſteren Werkes. Die Erklärungen ſind von Inghirami, Maſſelli und Centoſanti.

3.

Illustrations of modern Sculpture, a Series of Engravings with descriptive prose and illustrative poetry. By T. K. Hervey. London, 1832—35. 6 Heſte oder Vol. I. kl. Fol.

Sehr zierliche, meiſt in der vollendetſten engliſchen Punktirmanier ausgeführte Stiche nach vorzüglichen Bildhauerwerken der neueſten Zeit, übrigens ohne Plan, wahr-

ſcheinlich bloß nach zufälligen Rückſichten zuſammengebracht. Jedes Blatt iſt mit überflüſſig vielem Text, nämlich einer proſaiſchen Erklärung und einer poetiſchen Paraphraſe begleitet. Heft I. enthält: 1) Die glückliche Mutter, Gruppe von Weſtmacott zu Bowood, dem Landſitze des Marquis von Landsdown (vollendet 1822), geſt. von Tomkins. 2) Die Tänzerin von Canova in Caſa Manzoni zu Forli (1809), geſtochen von W. Finden. 3) Merkur, welcher Pandora auf die Erde bringt, Basrelief von Flaxman (nicht in Marmor ausgeführt, aber nach dem Gypsmodell verbreitet), geſt. von W. T. Fry. Heft II. 4) Reſignation, ſitzende weibliche Figur, von Chantrey für das Monument des Mrs. Digley in der Kathedrale von Worceſter, 1825 gearbeitet, geſtochen von R. H. Dyer. 5) Mutterliebe, Gruppe in Gyps von Bailey, 1823 ausgeſtellt, geſt. von H. Cook. 6) Hebe, Marmorſtatue von Thorwaldſen, bei Hrn. Samuel Boddington in London, der ſie 1825 von dem Künſtler in Rom erkaufte, geſt. von C. Finden. — Heft. III. 7) Arethuſa mit dem Hund, Marmorſtatue von Carew (vor 1828), in der Gallerie des Grafen von Egremont zu Petworth, geſt. von Dyer. 8) Michael und Satan, Marmorgruppe von Flaxman in derſelben Sammlung, geſt. von J. Thomſon. 9) Venus von Canova, in der Sammlung des Marquis von Landsdown, geſt. von Dyer. Nach Angabe des Textes iſt die in der Gallerie zu Florenz befindliche eine etwas ſtrenger gehaltene Wiederholung dieſer zuerſt gearbeiteten. Ein drittes Exemplar iſt bekanntlich in der Glyptothek in München. Heft IV. 10) Die unglückliche Mutter, Marmorgruppe von Weſtmacott, zuerſt 1822 und dann noch zweimal ausgeführt. Das erſte Exemplar im Beſitz des Marquis von Landsdown zu Bowood, geſt. von Thomſon. 11) Der Falkenjäger, Marmorſtatue von Carew, 1830 für die Gallerie des Grafen Egremont zu Petworth ausgeführt, geſt. von W. T. Fry. 12) Die Unſchuld (ſitzende weibliche Figur, die eine Schlange an den Buſen drückt), von Franz Bienaimé, einem Schüler Thorwaldſens, für den Grafen Sommariva gearbeitet, und da lezterer vor der Vollendung ſtarb, 1829 in London ausgeſtellt, geſt. von Fry. Heft V. 13) Die ſchlafenden Kinder, berühmte Marmorgruppe von Chantrey, als Denkmal zweier Kinder des verſt. Rev. William Robinſon 1817 gearbeitet, geſt. von W. Fry. 14) Narciſſus, Figur in Gyps von Bacon, in der Gallerie der Society of Arts befindlich, geſt. von B. Holl. 15) Die Wohlthätigkeit, Marmorgruppe von Canova am Denkmal der Erzherzogin Chriſtina in Wien, geſt. von demſelben. Heft VI. 16) Eva an der Quelle, Marmorfigur von Bailey im J. 1822 gearbeitet, im folgenden Jahre mit dem Preis von 100 Guineen für die beſte inländiſche Sculptur von den Vorſtehern der Britiſh-Inſtitution beehrt und endlich für 600 Guineen von den Landsleuten des Künſtlers durch Subſcription erkauft und im Gebäude der Philoſophical and Literary Inſtitution ſeiner Vaterſtadt Briſtol aufgeſtellt. 17) Der gefeſſelte Prometheus, Gypsmodell von Manning (Manning), einem Schüler Bacons, welches 1833 dem ſiebzehnjährigen Künſtler die goldene Medaille der K. Akademie zu London gewann; geſt. von Holl. 18) Schlafende Nymphe, Gypsmodell von Bailey, 1832 ausgeſtellt, geſtochen von demſelben. Als Zeichner iſt unter vielen dieſer Stiche Hr. Corbould angegeben. Die Zeichnung zum lezten Blatt rührt von Piſtrucci her.

4.

Gallerie zu Shakespeare's dramatischen Werken. In Umrissen, erfunden und gestochen von Moriz Retzsch. Dritte Lieferung. Romeo und Julia. XIII Blätter. Mit Andeutungen von Carl Borromäus von Miltitz, deutsch und in englischer Uebersetzung, so wie mit den scenischen Stellen des Textes. Herausgeg. von Ernst Fleischer. Leipzig, London und Paris, 1836. kl. Fol.

Die Momente, welche Herr Retzſch hier in ſeiner bekannten Weiſe bearbeitet hat, ſind folgende: Bl. 2. (Nr. 1 iſt wieder Shakespeare's Apotheoſe): Wie nach der Rauferei der Bedienten der Capuleti und Montecchi die feindlichen Familienhäupter durch den Lärm aufgeſtört, heraus auf den Platz eilen. 3) Wie Romeo ſich mit ſeinen Freunden maskirt, um zum Feſte im Hauſe der Capulets zu gehen. 4) Der Ball ſelbſt, Romeo Julien küſſend. 5) Die Liebenden in Lorenzo's Zelle. 6) Romeo die Geliebte nach der Brautnacht verlaſſend. 7) Julia auf den Knien vor ihrem erzürnten Vater, die Vermählung mit Graf Paris zurückweiſend. 8) Julia, den Becher mit dem vom Mönch bereiteten Trank in der Hand. 9) Julia todt auf dem Bette liegend, von den Ihrigen beweint. 10) Paris mit Romeo vor dem Erbbegräbniß der Capuleti zuſammentreffend, wird von ihm erſtochen. 11) Romeo an Juliens Sarg den Giftbecher trinkend. 12) Julia erwacht, ſtößt ſich den Dolch in die Bruſt. 13) Verſöhnung der Aeltern über den Leichen der Kinder. Die Compoſitionen ſtehen denen der früheren Lieferungen in keiner Beziehung nach; in den Erläuterungen ſchließt ſich Herr v. Miltitz durch ſorgfältiges Eindringen in den Stoff und Fülle der Beziehungen ganz an ſeinen Vorgänger, den ſel. Böttiger, an; auch das Typographiſche iſt mit derſelben Eleganz ausgeſtattet.

5.

Die Schachspieler. Zeichnung von **Moriz Retzsch.** Nach dessen Andeutungen erläutert von **Carl Borromäus von Miltiz.** Leipzig, in Commission bei Ernst Fleischer. kl. qu. Fol. Ein Umriss mit drei Textblättern.

Ueber dieſe Compoſition hat Herr von Miltitz ſelbſt in einem früheren Jahrgang unſrer Blätter berichtet. Satan ſpielt mit dem Menſchen um ſeine Seele; der Schutzgeiſt des Menſchen wacht über ihn, die Schachfiguren auf des Böſen Seite bezeichnen die Wolluſt, den Zorn, die Falſchheit, den Stolz u. ſ. w., die auf des Menſchen Seite die Hoffnung, Wahrheit, Demuth, Unſchuld, Liebe ꝛc., welche ſchon zum größten Theile von ihm verloren ſind. Schade, daß dieſe Allegorien zu klein erſcheinen und ohne Commentar kaum verſtanden werden können.

Das Pentelikon bei Athen und ſeine Marmorbrüche.

(Beſchluß.)

In dem Maße, wie der Penteliſche Marmor durch die Bauten des Iktinos, Mneſikles und Archilochos, und durch den Meißel des Phidias, Alkamenes und Praxiteles mehr und mehr berühmt wurde, ward er auch über ganz Griechenland eifriger geſucht. Xenophon in der angeführten Schrift bezeichnet die Ausfuhr deſſelben ſchon als beträchtlich, und ſchon Pindaros hatte in einem von ihm gegründeten Tempel der Göttermutter in Theben ein ſitzendes Bild der Göttin aus Penteliſchem Marmor geweiht, ein Werk der Thebäiſchen Künſtler Ariſtomedes und Sokrates.* Zur anfänglichen Verbreitung des Penteliſchen Marmors außerhalb Attika's mag es nicht wenig beigetragen haben, daß zum großen Theile Attiſche Künſtler, wie einige der oben genannten Meiſter und ihre Schüler, für andere Staaten und in fremdem Gebiete Beſchäftigung fanden; aber noch mehr empfahl der Marmor ſich ſelbſt durch ſeine eigenthümlichen Vorzüge, durch ſeine große Weiße und die Feinheit ſeines Korns, bei großer Härte und Dauerhaftigkeit. Die zarten Ornamente am Fries und an den Capitellen des Erechtheion würde es, nach dem Urtheile ſachverſtändiger Künſtler, unmöglich geweſen ſeyn, in dem grobkörnigeren und ſpröderen Pariſchen Marmor in ſolcher Schärfe und Beſtimmtheit auszuführen; und die unvergleichliche Vollkommenheit, in welcher dieſe Ornamente noch überall erhalten ſind, wo das Geſchütz der Belagerer oder die muthwillige Hand frevelhafter Reiſenden ſie nicht gewaltſam verletzt haben, gibt das gültigſte Zeugniß für die Dauerhaftigkeit dieſes edlen Stoffes ab. So waren denn, um nur einige Beiſpiele aus den alten Schriftſtellern anzuführen, die Knidiſche Venus** des Praxiteles und ſein berühmter Amor in Theſpiä, der unter Nero im Brande Roms unterging, aus Penteliſchem Marmor;*** der Tempel des Zeus in Olympia war, wie bereits bemerkt worden iſt, mit Dachziegeln aus demſelben Stoffe gedeckt;**** in Bura und Aegira in Achaja, in Platäa und Theben, in Liläa an den Quellen des Kephiſſos und anderer Orten prangten Statuen aus Penteliſchem Stein von der Hand des Phidias, des Alkamenes und Praxiteles.† Der Gebrauch des Penteliſchen Marmors nahm in den letzten Jahrhunderten des Alterthums viel mehr zu als ab; Hadrian vollendete aus ihm den Rieſentempel des Olympiſchen Zeus in Athen; der reiche Marathonier Herodes ſchmückte das Panathenäiſche Stadion mit neuen Marmorſitzen, und hätte, nach Pauſanias Ausdrucke, die Steinbrüche des Pentelikon faſt dadurch zu erſchöpfen geſchienen;†† der andern zahlreichen Bauten dieſer Männer nicht zu gedenken. Noch größere Maſſen davon ſchleppte die Prachtliebe der Römer nach der Hauptſtadt der Welt, z. B. Domitian zum Bau des Jupitertempels auf dem Capitol, zu welchem Plutarch die Säulen in Athen geſchnitten ſah.††† Kurz, noch heute findet der Reiſende faſt in jeder Ruine Griechenlands Architekturſtücke und Fragmente von Sculpturwerken aus dieſem edelſten Producte Attika's; Rom iſt damit gefüllt, und es gibt wohl kaum ein Muſeum in Europa, welches nicht einige Stücke daraus aufzuweiſen hätte.

Nach dem Aufhören der alten Kunſt und dem Eintritte der Barbarei ſcheinen die Penteliſchen Marmorbrüche gänzlich unbenutzt geblieben zu ſeyn; die Wände derſelben bedeckten ſich mit Geſtrüpp und Epheu und die dahin führende Kunſtſtraße gerieth in Verfall. Und wie hätte es anders ſeyn ſollen? Wenn ja die Franken, die Byzantiner und die Türken, die ſich während des Mittelalters und bis auf die neueſten Zeiten auf dem claſſiſchen Boden umtummelten, zu ihren Schlöſſern, Kirchen oder Moſcheen, zu ihren Brunnen und Grabdenkmälern irgend-

* Pauſan. 9, 25, 3.

** Lucian im klagenden Jupiter 10.
*** Pauſan. 9, 27, 5.
**** Derſ. 5, 10, 2.
† Derſ. 7, 25, 5; 25, 5; 26, 3. — 9, 2, 5; 4, 1; 11, 4. — 10, 33, 2.
†† Derſ. 1, 19, 7.
††† Plutarch Publicola 15.

wo ein Stück Marmor gebrauchten, ſo ſanden ſie es näher und bequemer in den Ruinen des Alterthums. Iſt es doch erſt ein halbes Jahrhundert, als eine der Säulen des Olympion vermittelſt Pulver umgeſprengt wurde, um zum Bau einer neuen Moſchee verwendet zu werden. Eine neulich in dem großen Marmorbruche gefundene Silbermünze des Venetianiſchen Dogen Ranieri Zeno (zwiſchen 1252 und 1268) dürfte nichts gegen die obige Annahme beweiſen, da ſie bei hundert andern Veranlaſſungen hier verloren worden ſeyn kann.

Je mehr auf ſolche Weiſe das Stilliegen der Brüche den antiken Monumenten Athens Schaden gebracht hat, deſto erfreulicher iſt es für die Freunde der Kunſt und des Alterthums, daß auf Befehl S. M. des Königs die Penteliſchen Marmorbrüche, zunächſt für den Bedarf des neuen Reſidenzbaues, ſeit einigen Monaten unter der Leitung geſchickter Genieofficiere wieder in Betrieb geſezt worden ſind. Eine fahrbare Straße iſt, faſt in derſelben Richtung wie die alte, bis an den Fuß des Gebirges geführt worden, und die Arbeiten haben in dem näher beſchriebenen großen Bruche begonnen. Der gewonnene Marmor iſt von der ſchönſten Qualität; man hat ſchon Stücke von drei bis vier Cubikmeter Inhalt gebrochen, welche auf Schleifen den ſteilen Abhang hinuntergebracht und am Fuße des Berges auf Wagen geladen werden, die ſie nach der Stadt ſchaffen. Demnächſt wird im Piräus eine Niederlage der ausgeſuchteſten Marmorblöcke von allen Größen errichtet werden, und es ſteht zu erwarten, daß die Bildhauer Roms und anderer Orte Europa's dieſe Gelegenheit nicht verſäumen werden, ſich das edelſte Material zu ihren Werken zu verſchaffen; daſſelbe Material, in welchem die größten Meiſter des Alterthums mit beſonderer Vorliebe gearbeitet.

Athen, im Auguſt 1836.

Aphorismen.

Karl Maratti hat einen Raphaeliſchen Madonnenkopf bei zweihundertmal nachgezeichnet, ohne, wie er geſteht, ſeine Anmuth zu erreichen; und doch war er der Maler ſchöner Muttergottesbilder.

Dies führt uns darauf hin, daß nur ein ſolches Studium gewiſſer Schönheitsformen den Künſtlerſinn ſchärfe, reinige und ihn im Einzelnen und Ganzen bei dem, was Andere für willkührliche, erlaubte Variationen nehmen, durch eine Feinfühligkeit der Wahl auf immer ſchönere Geſtaltung leite.

Gewöhnliche, eilige, viel beſchäftigte, unruhige Künſtler ſind zufrieden, wenn ſie, vielleicht zufällig, treffen, was gefällt, anſpricht. Den großen, ruhig bildenden Künſtler macht das, daß er aus dem Schönen das Schöne wählt, welches wir dann als ein Nothwendiges, Unvergleichliches, Schönſtes verehrend anſtaunen.

* * *

Die Skizze wird der unendlichen Natur gegenüber gemacht. Die Ausführung nimmt leicht zu viel von der Subjectivität des Künſtlers an. Claude Lorrain malte ſeine Bilder zwar nicht in der Natur, nicht einmal ſeine Skizzen; aber er ſtudirte die Natur-Erſcheinungen täglich und ſtündlich und trug ſie lebenswarm nach Haus an ſeine Staffelei. So mied er die Manier.

* * *

Das philoſophiſche und poetiſche, auch das politiſche Talent entwickelt ſich oft erſt in vorgerückten Jahren; das bildneriſche und muſikaliſche gewöhnlich frühe. Wenn ein Künſtler, noch jugendlich-friſch, in herrlicher Blüthe ſtrahlt, dann hoffe nicht, daß er noch bedeutend wachſe. Manche culminiren auf dem Gipfel des Ruhmes. Wenn in einem Künſtler einmal alle Triebkräfte, menſchliche und artiſtiſche, zuſammengewirkt haben, Liebe zur Natur, Forſchungsluſt, Freude am künſtleriſchen Schaffen und Nachbilden, Wetteifer, Verlangen nach Ehre, Ruhm, Geld ꝛc.; dann fürchte, daß er bald nachlaſſe in ſeinem Eifer.

Wir ſehen auch die Talente deſto höher ſteigen, auf je breiterem Boden ſolcher treibenden Kräfte ſie ſtehen. Umgekehrt neigt jeder Künſtler um ſo ſchneller zur Manier, d. h. zur ſubjectiven Naturloſigkeit, je kleiner und magerer der Boden ſeiner Bildenstriebkraft iſt.

* * *

Die Studien des Künſtlers können nie ſpeciell genug ſeyn; namentlich kann er das Fließende, Waſſer, Wolken, Wellen, Dünſte ꝛc. nie genug beobachten. Er muß, wie der Philoſoph, auf die Geſetzmäßigkeiten losgehen, auf die Normalerſcheinungen, damit ihn die Zufälligkeiten nicht zerſtreuen, verwirren. Wenn er weiß, wo gewiſſe Erſcheinungen im großen Maßſtabe vorkommen, ſo verſäume er die Gelegenheit nicht. Ich denke an ein Hochgewäſſer, wo ich den grandioſeſten Wogenſturz beobachtet.

Nachrichten vom November.

Literatur.

Paris. Quatremère de Quincy. Lettres sur l'enlèvement des ouvrages de l'art antique à Athènes et à Rome. Nouvelle edition.

Nestor l'Hôte. Notice historique sur les obélisques égyptiens et en particulier sur l'obélisque de Louqsor.

Rom, 1. November. Es iſt hier eine neue Zeitſchrift für die bildenden Künſte unter dem Titel: Iconografia e Scenografia delle belle arti angekündigt. Sie wird in Heften, jeden Monat eins, erſcheinen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 5.

Kunſt-Blatt.

Dienstag, den 17. Januar 1837.

Kunſtgeſchichte.

1) An historical Essay on Architecture, by the late Thomas Hope. Illustrated from drawings made by him in Italy and Germany. Second edition. London, John Murray, 1835. XIII und 561 Seiten. gr. 8. Nebſt 1 Kupferband (Illustrations ꝛc.) mit 97 Blättern.

2) Geſchichte und Beſchreibung des Domes zu Mainz. Begleitet mit Betrachtungen über die Entwickelung des Spitzbogenſtyls, das neugothiſche Conſtructionsſyſtem in Deutſchland und Frankreich, und den Einfluß der lombardiſchen und der byzantiniſchen Kunſt auf dieſe Länder. Von F. *Wetter*. Mit 1 Grundriſſe des Doms. Mainz, C. G. Kunze. 1835. VIII und 170 Seiten. kl. 8.

Nr. 1 iſt aus den hinterlaſſenen Papieren eines Mannes herausgegeben, der, weder Gelehrter noch Künſtler vom Fach, ſich enthuſiaſtiſch mit dem Studium der Geſchichte der Architektur beſchäftigt hatte und durch viele Reiſen und Gewandtheit im Zeichnen mit einer großen Anzahl von Gebäuden faſt aller europäiſchen Länder bekannt geworden war. Der größte Theil des Buchs, ſo wie der ganze Band mit Abbildungen, iſt der Betrachtung der byzantiniſchen Werke und der Gebäude des Mittelalters gewidmet; nur der geringere Theil handelt von der alten und neueſten Baukunſt. Des Vfs. Abſicht geht weniger dahin, die Baukunſt in ihrem ganzen Zuſammenhange mit der Völkergeſchichte zu ſchildern, als das Entſtehen der verſchiedenen Stylarten und ihre Nüancen zu characteriſiren; auch darf man weder urkundliche Unterſuchungen und Nachweiſungen, noch überhaupt große Genauigkeit in hiſtoriſchen Angaben hier erwarten, ja die Vergleichung der verſchiedenen Bauwerke wird oft mit geringer Rückſicht auf die Zeit ihres Entſtehens vorgenommen. Dennoch ſind die Anſichten und Beobachtungen des Vfs. über Entſtehen und Ausbildung, Uebergang und Umgeſtaltung, gleichförmige oder verſchiedenartige Anwendung, Ausartung und Verfall der architektoniſchen Formen häufig von nicht geringem Intereſſe, da er mit ausgebreiteter Kenntniß unbefangenen Blick und vorurtheilsfreie Würdigung der Vorzüge und Gebrechen jeder Stylart verbindet. Die Abbildungen ſind nur freie Aufriſſe von Façaden und einzelne Theile ohne die erforderlichen Grundriſſe und Maße, jedoch um der vielen unedirten Gegenſtände willen, die ſie enthalten, für den Kunſtfreund immer ein Anhaltspunkt und von mannichfachem Intereſſe.

Nr. 2 enthält eine ſehr fleißig gearbeitete und dankenswerthe Beſchreibung eines der merkwürdigſten Bauwerke Deutſchlands, an welchem ſich der Rundbogen- und Spitzbogenſtyl nach einander in voller Eigenthümlichkeit gezeigt haben. Wir ſtellen ſie hier mit dem erſtgenannten Werke zuſammen wegen mehrerer die allgemeine Entwickelung der mittelalterlichen Baukunſt angehenden Anſichten, welche der Vf. darin ausgeſprochen hat. Wir werden darüber nur einige Bemerkungen beifügen, ohne Anſpruch auf ausführliche Prüfung des Gegenſtandes, welche noch viele und ſchwierige Unterſuchungen erfordern dürfte, ehe ſie zu einem genügenden Reſultate gelangt.

Bekanntlich iſt der rundbogige Bauſtyl, welcher in ganz Europa vom ſechsten Jahrhunderte an herrſchte und erſt im dreizehnten völlig von dem ſpitzbogigen verdrängt wurde, von Einigen der *vorgothiſche*, von Andern der *byzantiniſche*, von noch Andern der *romaniſche* genannt worden und man hatte ſich in der neueſten Zeit faſt allgemein dahin vereinigt, daß die erſtere Benennung unſtatthaft ſey, weil der ſpitzbogige Styl nicht *gothiſch* genannt werden könne; und daß die zweite minder richtig als die dritte, weil die Elemente, aus

welchen ſich dieſer Styl gebildet hat, mehr der ſeit Diocletian gewöhnlichen römiſchen, als der ſeit Juſtinian in Byzanz einheimiſch gewordenen Bauart angehören. Ref. weiß nicht anzugeben, welche franzöſiſche Schriftſteller jenen Benennungen den Ausdruck lombardiſch mögen ſubſtituirt haben; Hr. Hope und Hr. Wetter jedoch folgen ihnen in Annahme deſſelben und ſuchen die Richtigkeit dieſes Namens durch Gründe zu vertheidigen. Von einem eigenthümlichen longobardiſchen, d. h. ausſchließlich während der Herrſchaft der Longobarden in Italien und von denſelben geübten Styl hat früher ſchon d'Agincourt und nach ihm Hr. v. Wiebeking gehandelt; aus Hrn. v. Rumohrs Unterſuchungen ſcheint jedoch hervorzugehen, daß die von den Longobarden ſelbſt errichteten Werke ſich hauptſächlich durch Mächtigkeit der Conſtruction und ſchmuckloſe Einfachheit charakteriſiren und mehr als die rundbogige Architektur des neunten bis zwölften Jahrhunderts ſich dem altrömiſchen Style nähern. Unſre Vf. verſtehen auch die von ihnen gewählte Benennung nicht in Beziehung auf die Herrſchaft der Longobarden, ſondern behaupten: das Maurer- und Steinmetzenhandwerk habe ſich gegen Ende des zehnten Jahrhunderts aus der Lombardei hauptſächlich über Europa verbreitet und ſo hätten die Jahrhunderte lang von der Lombardei aus- und dahin zurückwandernden Handwerker in allen europäiſchen Ländern einen Styl ausgebildet, deſſen Elemente ſie zunächſt in ihrer Heimath gefunden. Hr. Hope führt dieſen Satz am weiteſten, jedoch ohne alle hiſtoriſche Nachweiſung aus; beſſer geſtützt finden wir ihn bei Hrn. Wetter, deſſen Worte wir hier anführen (S. 80 Anm.):

„Daß man in Frankreich und Deutſchland vom 6ten bis 12ten Jahrhundert vorzüglich Baumeiſter aus der Lombardei berief und bei größeren Kirchengebäuden lombardiſchen Vorbildern folgte, hat ſeinen Grund darin, daß die römiſche Baukunſt des dritten bis fünften Jahrhunderts vorzüglich in der Lombardei weiter entwickelt und ausgebildet werden konnte. Der Theil Italiens, welcher unter der Herrſchaft der Lombarden ſtand, war der einzige, in welchem vom Ende des ſechsten bis gegen Ende des achten Jahrhunderts die öffentliche Wohlfahrt ſo gedieh, daß die Künſte, wenigſtens die Baukunſt, gepflegt werden konnten. Die Lombarden, deren naturgetreue Sitteneinfalt bei der Einwanderung ſehr vortheilhaft auf die Verbeſſerung der Sitten bei den Eingebornen wirkte, hatten dagegen bald ihre Rohheit gegen die Verfeinerung dieſer ausgetauſcht; ſo daß nach einigen Generationen die Nachkommen der Eroberer vor den älteren Bildniſſen ihrer Urgroßväter, als vor grimmigen Barbaren, erſchracken. Denina ſagt, daß Italien nie glücklicher, als unter den lombardiſchen Königen, daß es glücklicher geweſen ſey, als Syrien unter den Seleuciden und Aegypten unter den Ptolemäern. Unter ihrer Regierung voll Kraft und Milde, voll Weisheit und Gerechtigkeit herrſchte Ordnung und Ruhe, kamen Ackerbau und Handel in Flor, wuchs die Bevölkerung bedeutend an, erſtanden Städte und Burgen, Kirchen und Klöſter aus ihren Ruinen; alle Elemente des öffentlichen Wohles gediehen zur Entwickelung; die Lombardei wurde der glücklichſte Staat in Italien und der Mittelpunkt der italieniſchen Civiliſation; während in derſelben Periode Rom und die übrigen Theile Italiens unter der ausſaugenden Herrſchaft der griechiſchen Exarchen in immer tieferen Verfall geriethen, dem öffentlichen Elende faſt jeder Art, der Empörung, Befehdung, Verarmung und Entvölkerung zum Raube wurden. — In der Lombardei ſelbſt fanden ſich die meiſten und beſten Baumeiſter in der Gegend von Como, ſo daß in den Geſetzen des Königs Rothar (um 650) magister comacinus (Meiſter von Como) für gleichbedeutend mit Maurer oder Baumeiſter gebraucht wird (S. Leg. Rothar. Art. 144 et 145, in Muratori Script. rer. Ital. T. 1. P. II.) Sie wurden mit ihren Gehülfen (collegis, consortibus suis) allenthalben hin zur Ausführung von Gebäuden berufen. Um 1390 kamen daher ſehr ausgezeichnete Baumeiſter nach Mailand, um an dem Dom bauen zu helfen; zu gleichem Zwecke auch nach Pavia, Monza u. a. Muratori macht hierzu die Bemerkung, daß noch zu ſeiner Zeit Maurer aus dem Mailändiſchen, beſonders von den Ufern des Comer Sees und des Lago Maggiore, durch ganz Italien zogen. Von daher und vom Garda-See kamen noch gegen das Ende des 17. Jahrhunderts viele auch nach Deutſchland und ließen ſich da nieder. Daß dies im Mittelalter noch viel häufiger geſchehen ſey, iſt nicht zu bezweifeln. Die Lombarden ſtanden von jeher mit dem ſüdlichen Deutſchland in engem Verkehr. Lombardiſche Kaufleute ließen ſich ſeit dem früheſten Mittelalter bis auf die neuere Zeit am Rheine und faſt im ganzen ſüdlichen Deutſchland nieder. Vom ſiebenten bis zum vierzehnten Jahrhundert befand ſich faſt der ganze Handel der Rheinländer in ihren Händen. Sie hatten faſt in allen Städten ihre Factoreien und Gildhäuſer, welchen das Volk den Namen: Hof zum Lamparten gab. Ein ſolcher Hof befand ſich auch zu Oppenheim. Gutenburg erwähnt ihn in einer Urkunde von 1434 als Eigenthum ſeiner Verwandten (bei Schöpflin Vind. typ.). Dieſe Lombardenhäuſer wurden in früherer Zeit, ehe die Architektur in Deutſchland eine eigenthümliche Richtung genommen hatte, ohne Zweifel im lombardiſchen Style erbaut. So ſehr hatten die Lombarden den Handel in den Händen, daß der Name Lamparter gleichbedeutend mit Kaufmann wurde. (Der Churfürſt Adolph von Mainz nennt in einer Urkunde von 1380 den italieniſchen Kaufmann Leo Ottini zu Bingen, welchem er 700 Gulden ſchuldig war, „unſern Lamperter.“ S. Schunk's

Beiträge 1, 9.). In Frankreich nennt man die Pfandhäuſer noch heute Lombard; weil lombardiſche Kaufleute auch dort ſehr häufig ſich niedergelaſſen hatten und die vornehmſten Gelddarleiher waren. Dieſer enge Verkehr hat ohne Zweifel auch zur Verbreitung der lombardiſchen Bauart in Deutſchland mit beigetragen, bis unter den Deutſchen ſelbſt ſich tüchtige Baumeiſter bildeten und die Baukunſt eine eigenthümliche Richtung nahm, was endlich im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte geſchah."

(Die Fortſetzung folgt.)

Neue Kupferſtiche.

1) Lord Byron, from the Original picture in the possession of John Murray Esq. Painted by Tho. Phillips, R. A. Engraved by Robert Graver. London, published March 1835 by Hodgson and Graver. 6 Pall Mall. kl. Fol. — Bruſtbild mit der Hand. Schön gearbeitetes Grabſtichelblatt von vortrefflicher Wirkung.

2) Messiah. Raffaele pinxit. Georg T. Doo sculpsit 1835. To the Right Hon. Earl Cowper, in whose possession is the original picture this print is ... dedicated by ... Fra.s Grah.m Moon. kl. Fol. — Schönes Grabſtichelblatt. Die Compoſition hat einige Aehnlichkeit mit der Madonna aus dem Hauſe Colonna. Von dem Original hat Herr Paſſavant Nachricht gegeben im Kunſtbl. 1832 S. 271 und eine Abbildung in ſeiner Kunſtreiſe durch England S. 99.

3) La petite soeur. Peint par H. Dupont. Gravé par M. Girard. Paris, chez Rittner et Goupil. Boulevart Montmartre 12. kl. Fol. — Halbe Figur eines kleinen Mädchens mit über einander gelegten Händen. In der engliſchen Punktir-Manier zierlich und leicht geſtochen.

4) (Chriſtus und die Ehebrecherin). Painted by Rembrandt. Engraved by G. H. Phillips. To the Revd Thomas Streatfield F. S. A. of Charts Edge, Kent, this Engraving from the original painting by Rembrandt in the National Gallery is . . . dedicated by Fra.s Grah.m Moon. gr. Fol. überhöht, oben abgerundet. Schönes geſchabtes Blatt von großer Wirkung, aber ſo ausgeführt, als ob die Compoſition nur von einem Schüler oder Nachahmer Rembrandts wäre. Gleichwohl iſt das außerordentlich ausgeführte Bild Original und zwar von Rembrandt für den Bürgermeiſter Sir gemalt. S. Ottley's Katalog der Nat. Gallerie Nr. 26.

5) Richelieu. P. Delaroche pinxit. F. Girard sculps. Tiré de la Galerie de Mr. le Comte de Pourtalès, Paris, publié par Rittner et Goupil, 15 Boulevart Montmartre. Imp. par Chardon jeune. Sehr groß qu. Fol. — Prachtvolles geſchabtes Blatt von außerordentlicher Klarheit und Vollendung. Richelieu krank, im Kahn vorüberfahrend, in einem zweiten Kahn hinter ihm der junge de Thou und Cinq Mars. Auf dem Bilde: „Paul Delaroche 1829."

6) Mazarin. Gegenſtück zum vorigen. Die Unterſchriften dieſelben. Der kranke Mazarin, von zahlreicher Geſellſchaft umgeben, läßt ſich von einer jungen Dame, die am Spieltiſch ſizt, die Karten zeigen. Auf dem Bilde: „Paul Delaroche 1830."

7) Die Capelle auf der Tellen-Platte am Vierwaldstädter See. Gemalt von E. Vogel. Geäzt von Hegi. Den Unterzeichnern für die Kunſtverlooſung 1835 beſtimmt. gr. Fol. überhöht. Innere Anſicht der mit Wandgemälden aus Tell's Leben ausgezierten Capelle, mit Gruppen von mancherlei Beſchauern ſtaffirt. Aquatintablatt, von dem Zürich'ſchen Kunſtverein ausgegeben.

8) Elie. F. Overbeck del. Roma 1827. Ruscheweyh sculps. kl. qu. Fol.

9) Elisée. F. Overbeck del. Roma 1827. Ruscheweyh sculps. Pendant zum vorigen. Beide vortrefflich gearbeitete Platten waren urſprünglich für Hrn. Raulin, welcher auch die in Sepia getuſchten Originalzeichnungen beſaß, geſtochen, ſind aber jezt Eigenthum des Hrn. Velten in Carlsruhe. Die Compoſition des gen Himmel fahrenden Elias iſt auch aus einem Gemälde von Overbeck bekannt. Das andere Blatt ſtellt den Eliſa vor, wie er das in den Fluß gefallene Beil mit ſeinem Stabe heraufholt.

10) Egmont und Klärchen. Nach dem Carton eines Wandgemäldes von W. Kaulbach. Gestochen von H. Merz. Der Kunstverein in München seinen Mitgliedern für 1835. Gedruckt von H. Felsing. gr. Fol. Guter Stich. Die Compoſition von Kaulbach?

11) Judith et Holopherne. Hor. Vernet pinx. Jazet sculps. Judith ayant prié le Seigneur en silence, s'approcha de la colonne qui était au chevet du lit de Holopherne et délia son sabre, qui y était attaché. Sehr groß Fol. überhöht. Vortreffliches geſchabtes Blatt, nach dem bekannten von H. Vernet in Rom ausgeführten Bilde.

Neue Lithographien.

1) Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem. Gemalt von Eduard Bendemann. Auf Stein gezeichnet von B. Weiss. Das Originalgemälde ist im Besitz Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen Friedrich Wilhelm v. Preussen. Verlag der lithogr. Anstalt von Gebr. Kehr u. Niessen in Köln. Gedr. unter der Leitung von J. P. Kehr. Groß qu. Fol. Gut gearbeitet, doch in der Wirkung etwas zerſtreut; die Kreide fein behandelt.

2) Don Quixote. Gemalt von Adolph Schröter, lithogr. von Gille, Kön. lithogr. Instit. in Berlin. Druck von Berndt. Berlin, bei Reimer. Gr. Fol. überhöht. Das vortreffliche Original iſt bekanntlich im Beſitz des Hrn. Reimer. Die Lithographie gut gearbeitet, doch der Druck etwas ſchwach. (Auf dem Bild 18 ♀ 34.)

3) (Maria und Martha und vier Apoſtel. Darunter: Unum est necessarium. Außen in Arabesken vier Figuren: Glaube, Treue, Liebe, Hoffnung. Oben Hirſche, die vom ſpringenden Waſſer trinken.) F. Overbeck inv. et del. J. Becker del. in lapidem. Druck u. Verlag von F. C. Vogel in Frankfurt a. M. Fol. Leicht mit der Kreide lithographirt. Mit einem Erklärungsblatt. (Auf der Zeichnung 18 F 34.)

4) (Verkündigung und Heimſuchung in einem Doppelbild, von Arabeskenrahmen umgeben. Unten: Ave gratia plena Dominus tecum. – Benedicta tu in mulieribus et benedictus fructus ventris tui.) Overbeck del. A. Schott lithogr. Fol. Leicht mit der Kreide. (Auf der Zeichnung 18 F 14.)

5) Die gefangene Jerusalem (Jerem. C. 32) ihrer übermüthigen Feinde Spott und Hohn (Hesek. 5, 15. 22, 4. Klagel. 1, 5. 2, 1. 2, 16) von ihren Propheten gewarnt und gestraft, beweint und getröstet. Unvollendete Zeichnung aus dem Nachlass des Malers A. Eberle (gestorben in Rom d. 18. April 1832). Auf Stein gez. von Joh. Blanz. Gedr. bei Strixner u. Zach. Groß qu. Fol. Fein mit der Kreide lithographirter Umriß. Halb allegoriſche, halb dramatiſche, etwas überfüllte, im Einzelnen geniale, doch von Reminiſcenzen nicht freie Compoſition.

6) Ansicht einer Capelle am Rhein. Gemalt von D. Quaglio. Lithogr. von Santer. Das Original ist im Besitz des Hrn. Hofr. Wilke in Cottbus. Druck des lithogr. Instituts von W. Santer in Breslau. Qu. Fol. Gut mit der Kreide lithographirtes Blatt, für den Kunſtverein in Breslau gefertigt.

Aphorismen.

Was dem Theoretiker für einen abgedroſchenen Gemeinplatz gilt, daran hat der ausübende Künſtler ſein Leben lang zu denken und zu thun.

* * *

Die Natur hat zwei große Monotonien: Das Grün der Erde und das Blau des Himmels. Jenes muß der Künſtler durch Totalität der Farben, durch Harmonie und liebliche Contraſte mildern, dieſes, um nicht mit lichtloſen Pigmenten kalt zu werden, durch Verhüllung, Lichtſparung und Spannung, durch Wolken möglichſt beſchränken, um ſeinem Durchblick eine täuſchende Energie zu geben.

Wie eine Sprache hauptſächlich durch den Wechſel, das Volltönen der Vocale wohlklingend wird, ſo ſprechen wir auch im Gemälde eine Totalität der Farben und Töne an, deren ſinnige Herſtellung dem wählenden Künſtler überlaſſen iſt.

* * *

„Lucus a non lucendo,“ ſagt ein Sprichwort, wenn irgendwo Name und Sache ſich widerſprechen. Doch haben ſchon die Grammatiker den Hain (gleichſam Lichthain) von den leuchtenden Opferfackeln und Flammen hergeleitet.

Man muß wenig Natur- und Kunſtſinn haben, wenn man die erſtere Erklärung der letztern vorziehen will.

Der Hain erſcheint immer als ein leuchtender, weil das Licht in ihm uns zum Bewußtſeyn kommt, ſey es nun das Durchbrechen des Tageslichts, ſeyen es die Streif- und Schlaglichter der Sonne, des Mondes, oder die momentane Beleuchtung durch Fackeln, Windlichter ꝛc.

* * *

Mit der Natur muß man zufrieden ſeyn; die Kunſt kann man anders wünſchen. Der Wandler und Wanderer muß ſich das Schöne der Wirklichkeit gefallen laſſen, und in gewiſſem Sinne kann man von dieſem wohl ſagen: Was in der Natur wirklich ſchön iſt, das kann nicht ſchöner ſeyn, — weil man nicht fordern kann, daß es ein Anderes ſey.

Dennoch hat auch auf einem gewiſſen Standpunkte das Umgekehrte einen Sinn. Nämlich: Die Natur iſt ſelten ganz kunſtgerecht ſchön. Der Künſtler muß abwägen, dazu, davon thun. Aber das Kunſtwerk, namentlich das fertige, ältere, unabänderliche, muß er gelten laſſen, muß er nach ſeiner Geneſis begreifen; und auch beim jüngern, werdenden Künſtler muß er vor Allem das Gute, Gelungene an ſeinem Werke auffinden und anerkennen, um ihn zum Fortſchritt zu ermuthigen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№. 6.

Kunſt-Blatt.

Donnerstag, den 19. Januar 1837.

Archäologie.

Ueber die Gorgonenfabel oder Erklärung eines etruriſchen Bronze-Reliefs in der Glyptothek zu München; geleſen in der öffentlichen Sitzung der Königl. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften am 25. Auguſt 1834 von Dr. Franz Streber, Königl. Münzcabinets-Adjunct. München, 1834. Gedruckt bei Doctor Karl Wolf.

Es iſt nicht die Abſicht, einen Auszug von der angezeigten Schrift zu geben oder den Faden des Zuſammenhangs mit Genauigkeit zu verfolgen. Noch weniger iſt es darum zu thun, die Deutungen, welche der Vf. auf fremden Credit angenommen hat, von ſeinen eigenthümlichen Ueberzeugungen und Nutzanwendungen auszuſcheiden, was ein weitläufiges Geſchäft ſeyn würde; es genügt, einige unmaßgebliche Bemerkungen mitzutheilen, die vielleicht Veranlaſſung zum weitern Nachdenken geben können, wenn ſie in ihrer Art auch nicht im Stande ſind, das Geſchäft der Unterſuchung eigens zu fördern.

Die Abhandlung beginnt mit einem poetiſchen Prolog, geht dann zu der wohlbekannten Fabel von Perſeus und Meduſa über, zählt die verſchiedenen Erklärungsarten der Alten auf, weiſt den Fortgang der Gorgonenbildung auf dem Felde der Kunſt und Poeſie nach, bleibt ſodann unmittelbar bei dem vereinzelten Bronze-Relief ſtehen, ohne ſich um die Folge, Beſchaffenheit und Bedeutung der mit ihm zu Tage gekommenen Nebenſtücke zu bekümmern, in deren Verbindung daſſelbe, wie die herrſchende Annahme lautet, urſprünglich zu einem geſchloſſenen Ganzen gehört haben ſoll. Das in Rede ſtehende Relief wurde mit dem übrigen Zubehör 1812 bei Perugia ausgegraben. Die Minderzahl der Fragmente kam in das dortige Muſeum; die Mehrzahl in den Beſitz des Hrn. Dodwell zu Rom und aus deſſen Händen ſpäterhin unter die Schätze der Münchener Glyptothek. Ueber dem Funde waltete ein Unſtern; man war nicht im Stande, das Getrennte wieder in ſeiner vormaligen Einheit herzuſtellen. Sämmtliche Reliefs werden indeſſen nach der bis jezt gültigen Anſicht für Ausſchmückungen eines etruskiſchen Wagens gehalten. Wahrſcheinlich haben die ans Licht gezogenen Deichſelknöpfe bei jenem Endurtheile nicht wenig mitgeholfen. Ob die Reliefs wirklich einem Wagen beizulegen ſind, und ſollte ſich daran noch zweifeln laſſen, in welcher andern Verbindung man ſie alsdann zu denken hat, das kann für die ſtatthafte Erklärung der gegenwärtigen Bronze keineswegs gleichgültig ſeyn. Zugegeben aber, daß die Glaubwürdigkeit des Wagens nicht dem mindeſten Verdachte unterliegt, ſo entſteht nun die wichtigere Frage: diente derſelbe einem Triumphe, einer Proceſſion, oder welchem Behufe ſonſt? Nach Maßgabe der Antwort muß ſich nothwendig auch die Erklärung der problematiſchen Bronze in dieſem oder jenem Sinne richten. Man darf zwar auf die Beſtimmung eines Kunſtwerks von vorn herein nicht zu viel bauen; aber rein zufällig, durchaus ungleichartig, gedankenlos zuſammengemiſcht iſt wohl kein Kunſtganzes der alten Welt, das wirklich als ſolches beſtehen will, ſo wenig auf der Höhe der Bildung als in ihren Anfängen. Die erſte Kunſtentwickelung zeigt bei jedem Volke, das ſich frei äußern kann, eine eigene Conſequenz, worin ſich der Gehalt ſeines geiſtigen Lebens oft ſchärfer ausſpricht als in den ſpätern Erzeugniſſen. Die Anwendung auf die frühern Kunſtverſuche der Etrusker ergibt ſich hieraus von ſelbſt, da beſagte Reliefs nach dem einſtimmigen Urtheile der Kenner echt tuskaniſche Werke ſind und aus einer Zeit herſtammen, wo die Eigenthümlichkeit des räthſelhaften Volkes noch ungebrochen war. Die Form des Wagens iſt ungewiß, nicht minder alles Dasjenige, was über ſeine Beſtimmung einen näheren Aufſchluß geben könnte. Demnach wird für das Rathen, Meinen und Folgern kein anderes Mittel übrig bleiben, als den Inhalt der Reliefs vergleichungsweiſe zu durchmuſtern, auf ihre merkbare

Uebereinſtimmung eine wahrſcheinliche Geſammtvorſtellung zu begründen, dieſelbe mit andern vorgefundenen Reſten der etruskiſchen Kunſt in Einklang zu ſetzen und ſolchergeſtalt auf dem Wege einer heuriſtiſchen Hypotheſe, bald vorwärts, bald rückwärts gewandt, den möglichen Aufſchluß zu ſuchen. Bloß von der Methode der Erklärung iſt die Rede; die Ausführung muß Ref. Andern überlaſſen. Er beſchränkt ſich auf eine flüchtige Bezeichnung der in der Glyptothek vorfindlichen Reliefs, ſo weit ſie Spuren eines muthmaßlichen Zuſammenhangs zu verrathen ſcheinen und über die in der Abhandlung vereinzelte Bronze etwa den Schatten eines entfernten Lichts verbreiten können.

Im Allgemeinen dürften beſagte Reliefs für die Annahme eines Triumphwagens ſprechen, theils in den Vorſtellungen des Sieges und Kampfes, theils in den Andeutungen der Kraft und des Glücks. Schwerlich aber wird ſich der fraglichen Bronze ein Sinn beilegen laſſen, der eine Art von abſtruſer Mythologie vorausſezt, wenn nicht die verwandten Reliefs durch die Tiefe ihrer nachweislichen Bedeutung mit Gewalt dazu zwingen. Verhüllte Beziehungen wollen ſich im Umfange eines und deſſelben Werkes nicht mit klaren Bildern reimen; eine ſolche Vereinigung wäre eine widernatürliche Verſchmelzung von Geheimniß und Durchſichtigkeit, wenigſtens iſt nach den Grundſätzen hiſtoriſcher Erfahrung nicht eher daran zu glauben, als bis die Einſicht hinzukommt, daß und wie die hellern Seiten des Ganzen zur Aufklärung der dunklern beitragen. Beginnen wir mit dem Einfachſten und laſſen wir vor der Hand die oft erwähnte Bronze noch aus dem Spiel. Im Inkunabelnſaal der Glyptothek zuvörderſt (Nr. 37) zwei Löwen, die über einen in ihrer Mitte befindlichen Hirſch herfallen. Die Scene eines Thierkampfes, wo eine doppelte Ueberlegenheit das Schwächere vernichtet. Der Sinn der Vorſtellung läßt ſich ganz bequem aus dem Reiche der Thiere auf die Menſchenwelt und in dieſer auf den Grundbegriff eines Triumphes beziehen. Thiere, einigemale in ſeltſamer Zuſammenſetzung kehren häufig wieder. Bemerkenswerth iſt der Umſtand, daß gern zwei verbundene Kräfte gegen eine dritte andringen, und ſo auch umgekehrt die einzelne ſich gegen zwei andere und gleiche wendet; wahrſcheinlich liegt die Veranlaſſung dazu bloß in dem Streben nach dreitheiliger Anordnung. So hält auf Nr. 36 ein knieender Krieger in der Rechten ein Schwert, mit der Linken einen Strick, welcher zweien zu beiden Seiten ſtehenden Löwen um den Hals gebunden wird. Die Erklärung liegt ſo nahe wie im vorigen Bilde, nur tritt die menſchliche Obmacht in ihrer doppelten Richtung deutlicher hervor. Will man in der Einmiſchung von Thieren oder thierähnlichen Weſen eine abſonderliche Bedeutung ſuchen: was wird dann hier und dort aus den Löwen und dem Hirſche? Warum ſollen dieſe ſonſt ſo poetiſchen Geſchöpfe leer ausgehen, ſobald es einmal theilweiſe auf eine außerordentliche Deutung abgeſehen iſt? Begnügt man ſich aber in beiden Fällen mit einem gemeinverſtändlichen Sinn, ſo iſt auch kein Grund vorhanden, anderwärts ohne dringende Nothwendigkeit davon abzuweichen. Nr. 35 ſtellt nach Schorns Angabe, in ſeiner Beſchreibung der Glyptothek, eine Spes vor, die in der Rechten ein Fläſchchen, mit der Linken das Gewand hält. Eine Spes würde als Zeichen des Glücks ſich dem Triumphwagen abermals ohne Beſchwerde anſchließen; jedenfalls dient ſie zum Beweiſe, daß die verſchiedenen Bilder ſich bis jezt zwanglos an einander reihen laſſen, ohne eine verborgene Tiefe zu beabſichtigen, während ſie doch auch zugleich eine gewiſſe Einheit des Verſtändniſſes anſprechen. Damit ſtimmt auch Nr. 34, ein Minotaurus, Menſchengeſtalt mit Stierkopf, glücklich zuſammen; der Gedanke an den Sieg des Theſeus bietet ſich ganz ungeſucht dar und beſtätigt wiederum die Faßlichkeit des leicht geknüpften Zuſammenhangs. Daſſelbe wird ſich von Nr. 38 ſagen laſſen, einer links gekehrten Sphinx und einem rechts gewendeten Löwen, wenigſtens ſtehen beide der bisherigen Annahme nicht unverträglich entgegen. Wirkliche Schwierigkeit macht dagegen Nr. 32, doch nur zum Theil. Dies Relief beſteht aus zwei zuſammen gehörigen Stücken, die nach Schorns Bemerkung niemals getrennt waren, obwohl ſie bei Inghirami Mon. etc. Ser. 3. tav. 24. 25. abgeſondert erſcheinen. Die zur Linken abgebildete Jagd gegen einen Eber veranſchaulicht gleichfalls unter einem aus der Thierwelt genommenen Bilde den Sieg menſchlicher Ueberlegenheit.

(Der Beſchluß folgt.)

Kunſtgeſchichte.

Geſchichte und Beſchreibung des Domes zu Mainz. Von F. Wetter. Mainz, C. G. Kunze. 1835.

(Fortſetzung.)

Der Unbefangene ſieht leicht, daß dieſe Gründe ſehr unzuſammenhängend und unhaltbar ſind. Wir wollen nicht erwähnen, daß die Regierung der longobardiſchen Könige bei weitem nicht ſo glücklich, ruhig und weiſe war, als der Vf. ſie ſchildert, wir wollen nicht hervorheben, daß der Einfluß, welchen die Lombarden durch ihre Betriebſamkeit und die Erfindung der doppelten Buchhaltung auf den Handel faſt aller europäiſchen Länder gewannen, erſt in weit ſpätere Zeit, die des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts fällt; wir können endlich dem Vf. völlig zugeben, daß das Maurer- und Stein-

metzenhandwerk ſich ſchon vom ſechsten Jahrhundert an in den lombardiſchen Gegenden vorzüglich ausgebildet, daß die Arbeiter von da während aller folgenden Jahrhunderte bis auf die gegenwärtige Zeit ſich zu großen Bauunternehmungen in Italien, Deutſchland und Frankreich verdungen haben. Demungeachtet bleibt völlig unerwieſen, daß erſtlich dieſe Maurer und Steinmetzen eine förmlich organiſirte Gilde ausgemacht, wie Hr. Hope behauptet, und daß ſie zweitens eine eigenthümliche Kunſtrichtung überallhin mit ſich gebracht und aller Orten eingeführt hätten. Die Verbrüderung der Steinmetzen ſcheint nach dem, was wir bis jezt über dieſen noch wenig aufgeklärten Punkt wiſſen, in England begonnen zu haben; die Urkunde von York iſt noch immer das älteſte darüber bekannte Document. Von dort aus verbreitete ſie ſich durch ganz Deutſchland oder wurde hier nachgeahmt, und zwar finden ſich deutliche Spuren davon erſt im dreizehnten Jahrhundert, wo die ſpitzbogige Bauart beginnt. — Lombarden aber haben auf dieſe deutſchen Bauhütten beſtimmt keinen Einfluß gehabt, ſonſt würden nicht deutſche Baumeiſter, welche aus denſelben hervorgingen, nach Italien gerufen worden ſeyn, wie Jakob der Deutſche zum Baue des Doms von Aſſiſi, und Heinrich von Gemünd zu dem des Mailänder Doms. Die Sammlungen, welche einer der ausgezeichnetſten Forſcher über die Steinmetzen des Mittelalters angelegt hat, werden bei ihrer hoffentlich baldigen Bekanntmachung vielleicht auch Aufſchluß geben, wie ſich die deutſchen Bauhütten zu den franzöſiſchen verhalten haben. So viel ſcheint gewiß, daß erſt die großen ſpitzbogigen Kirchenbauten in Deutſchland, Frankreich und England hauptſächlich durch die Zunft der freien Maurer und Steinmetzen und ihre Bauordnungen gefördert wurden. In den früheren deutſchen Werken herrſchte meiſt die Anordnung der Fürſten, der Biſchöfe und der Geiſtlichkeit; derſelbe Fall war es bei den italieniſchen, oder dieſe unterlagen, wie bereits Hr. v. Rumohr bemerkt, der Berathung der Communen und erfuhren alle Nachtheile, welche der Wechſel und die Uneinigkeit oft unverſtändiger Rathscorporationen über Kunſtwerke herbeiführen können. Daher unterſcheiden ſich die Verbrüderungen italieniſcher Steinmetzen und Baumeiſter, wie aus den Statuten von Siena (Cicognara 3, 221) erhellt, weſentlich von den deutſchen, indem ſie hauptſächlich auf Feſtſtellung und Sicherung der Rechte aller in einer Stadt anſäſſigen Werkleute und auf Abwehrung fremden Zudranges gerichtet ſind, während die deutſchen Bauhütten jeden Fremden aufnahmen, durch alle deutſchen Lande unter einander in Verbindung ſtanden und keineswegs ausſchließende und provinzielle, ſondern gemeinſame kosmopolitiſche Rechte übten. Wären lombardiſche Gilden, etwa vom zehnten bis zwölften Jahrhundert, wie unſre Vff. wollen, in Italien, Deutſchland, Frankreich und England die Grundlage dieſer Verbrüderungen des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts geweſen, ſo müßte man ſich billig verwundern, daß gar keine urkundliche Spur davon vorhanden iſt, und gerade in Italien dies Zunftweſen in einer ſo ganz entgegengeſezten Richtung ſich ausgebildet hat.

Nach allem dieſem muß das Vorhandenſeyn lombardiſcher Zünfte und deren Verbreitung über Europa völlig in Frage geſtellt werden. Und eben ſo wenig als dieſen erſten Punkt möchten wir den zweiten zugeben, daß nämlich von ſolchen Verbrüderungen überhaupt das Weſentliche der Bauart, der Styl, habe ausgehen können. Auch die Bauhütten, welche die ſpitzbogigen Werke vom dreizehnten bis fünfzehnten Jahrhundert errichtet haben, bildeten und erhielten hauptſächlich nur das Handwerk; Meiſter und Geſellen arbeiteten einträchtig und ſtreng nach beſtimmten Vorſchriften, und alles Mechaniſche, Alles, was der Gewandtheit der Hand angehört, gelangte dadurch zu bewundernswürdiger Vollkommenheit. Aber nicht alle Meiſter waren Baumeiſter, verſtanden die höhere Formenlehre der Kunſt. Die Auffaſſung, Erfindung und Conſtruction des Bauwerkes ging auch hier nur aus dem einzelnen Geiſte hervor, und nur ſelten konnte der Erfinder durch einen Nachfolger würdig erſezt werden. Zeigen doch alle ſpitzbogige Bauten, jede den eigenthümlichen Geiſt des Erfinders ſogar in dem Maße, daß nur in wenigen eine völlige Durchführung des Syſtems, eine von Bizarrerien und Capricen völlig freie Behandlung erſichtlich iſt. Auch vermochten die Bauhütten nicht den ſpitzbogigen Styl aufrecht zu erhalten, als ſeine Zeit vorüber war. Sie exiſtirten bekanntlich in Deutſchland mit allen ihren Gerechtſamen bis ins achtzehnte Jahrhundert, und noch zu Ende deſſelben verlangte die Zunft von dem Maurer und Steinmetzen ein Meiſterſtück von ähnlicher Art wie in früherer Zeit; der Bauſtyl aber hatte gewechſelt und die deutſchen Bauhütten hatten ſich nach dem Vorgang ihrer Werkmeiſter ſo gut dem neurömiſchen und bernineſken Style bequemt wie die Italiener. Viel weniger iſt demnach anzunehmen, daß lombardiſche Maurer, wahrſcheinlich wie noch jezt, ohne alle Verbindung unter einander, da und dort nach Arbeit umherziehend und ihr Handwerk verdingend, einen Bauſtyl von ſo viel innerer Conſequenz wie den romaniſchen könnten ausgebildet und erhalten haben. Auch müßte man, hätten ſie irgend einen Einfluß gehabt, doch erwarten, daß derſelbe in Italien und Deutſchland gleichmäßig ſichtbar wäre. Dies iſt aber keineswegs der Fall; wir finden dieſen Styl in beiden Ländern auf ganz verſchiedene, eigenthümliche und faſt nur im Ornament übereinſtimmende Weiſe ſich ausbilden. Die italieniſchen Kirchen bleiben faſt ganz ohne Thürme, und nehmen vielmehr, nach dem Vorgang der Byzantiner, die Kuppel über der

Mitte des Kreuzes auf; ihre Façaden ſind geradelinig, mit einem prachtvollen Portale verſehen und obgleich in drei Abtheilungen getheilt, doch von einem einfachen Giebel gekrönt; die deutſchen dagegen vereinigen ſogleich die Thürme mit der Kreuzesform des Baues; die Kuppel, wo ſie noch beliebt wird, trägt meiſt einen hohen pyramidalen Thurm, die Vorderſeite wird von zwei kleineren Thürmen mit flammenähnlichen Dächern eingeſchloſſen, welche für den Giebel nur unbedeutenden Raum über dem mäßig gehaltenen Eingang laſſen; ſelbſt an der Rückſeite neben dem Chor werden Thürme, oft bedeutender als an der Vorderſeite, angebracht. Erwägt man, daß der Baſilikenbau in Deutſchland eben ſo bekannt war wie in Italien, und die Beiſpiele, die wir davon haben, von großer Reinheit des Styls zeugen, ſo kann man nicht umhin, die Geſtaltung der Kirche zu Limburg an der Lahn, des Münſters zu Bonn, der Apoſtelkirche zu Köln, der Dome zu Speyer, Worms und Bamberg, die ihres Gleichen nicht in Italien finden, für ein Reſultat eigenthümlich deutſcher Entwickelung zu erkennen. Fragen wir aber, wie es komme, daß bei ſo großer Verſchiedenheit der Hauptform doch die Verzierungstheile, die kleinen Rundbogen, Säulen und Leiſten überall ſo ganz ähnlich ſich wiederholen, ſo dürfte wohl die Beantwortung eben in jenem Einfluß byzantiniſcher Mode liegen, welchen Hr. Wetter in Bezug auf deutſche Bildnerei und Malerei S. 87 ff. hervorhebt. Der byzantiniſche Geſchmack, der vom ſechsten bis zum zwölften Jahrhundert eine ziemlich unveränderte Herrſchaft über Europa behauptete, erhielt nur die Erinnerung an antike Formen in den Theilen und Ornamenten, und wie die rundbogige Verzierung, welche ſchon an Diocletians Bauwerken und ſpäter in Ravenna (am Grabmal des Theodorich) hervortritt, von den Byzantinern angenommen wurde, ſo fand dieſelbe auch in Italien und Deutſchland ihre eigenthümliche Ausbildung. Hier tritt ſie frühzeitig, mit dem achten und neunten Jahrhundert (z. B. am Vorhof von S. Ambrogio in Mailand), hervor, und zwar ſtets ſo, daß die antike Grundlage immer von Neuem ſichtbar wird, wie ſich hauptſächlich an den Kirchen von Verona nachweiſen läßt. Ob dies berechtige, die Erfindung dieſer Verzierungsweiſe für lombardiſch zu halten, laſſen wir dahin geſtellt; indem noch nicht erwieſen iſt, daß ſolche nicht gleichzeitig an deutſchen Monumenten ſich vorfinden. Sie ſcheint ſich übrigens auf Italien, Deutſchland und Frankreich zu beſchränken; wenigſtens unterſcheiden ſich die correſpondirenden Ornamente an früheren Bauwerken der Normandie und Englands durch größere Willkührlichkeit und Ueberladung.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aphorismen.

Kein Wunder, daß dir dein Werk nicht mehr genügen will. Es hat dich in ſeiner Gelungenheit ſelbſt überraſcht, erfreut; aber jetzt iſt es ein Theil von dir, deiner Kunſtſeele geworden. Du biſt nicht ſowohl unzufrieden damit, als vielmehr darin befriedigt, ſaturirt, und ſtrebſt weiter. Sey verſichert, daß, was dich nicht mehr reizt, Andere doch reizen werde. Sie treten wie Kinder zu deinem Werk, das du als ein Erwachſener betrachteſt.

* * *

Wer ſchon ein Bild hat entſtehen ſehen, der wird begreifen, warum die Copie ſelbſt des Meiſters dem erſten Original nicht gleichkommen kann. Man denke an ein Portrait. Der Meiſter hat die Unendlichkeit der Natur vor ſich und wählt ſich den Typus der Nachbildung. Sein Pinſel ſucht auf der Palette bewußt-unbewußt die geeigneten Tinten. Jeder Strich iſt eine kleine Eingebung, eine tactmäßige Wahl, ein glücklicher Griff, eine Combination von Farben, ein Treffen des Rechten. Aber aus tauſend und aber tauſend ſolcher Acte wächſt das Bild auf. Der Meiſter ſelbſt kann ſein Thun nicht mehr rückwärts analyſiren, und ſo wird jedes ſeiner Werke in der Wechſelwirkung von bewußter Kunſt und Kunſt-Inſtinkt ein anderes, d. h. aus unendlich andern Combinationen auferbaut.

Iſt nun aber der Prozeß, wenn er ſein erſtes Bild ſelbſt nachahmt, derſelbe? Keineswegs! Ja wenn er das Urbild, das lebende Original, noch Einmal malt, kann man erwarten, daß er in gleichem Maße begeiſtert ſeyn werde wie das Erſtemal; daß der Prozeß des bewußt-unbewußten Combinirens und Fortbildens unter denſelben friſchen Einflüſſen ſtehen werde? Mit Nichten! Er wird mehr oder weniger die ſchon einmal gemalte Fläche nachſchaffen, ſtatt des organiſchen Lebens.

* * *

Wer bloß das Wirkliche nachbildet, der macht aus dieſem leicht eine Karrikatur. Dies trifft bei vielen altdeutſchen Meiſtern in der Sculptur und Malerei zu. Weil ſie die Natur doch nicht erreichten, ſo fehlten auch Anmuth und Adel, die oft gemeine Geſtalten an ſich tragen, und das Mißgeſtaltete gewann die Vorhand.

Man muß alſo mit einem Zug zum Schönen die Natur zu veredeln wiſſen, um nicht weniger zu geben als ſie.

Trifft doch daſſelbe auch bei den Dichtern zu. Die von manchen nach dem Leben geſchilderte Wirklichkeit iſt bei weitem gemeiner als dieſe; denn ein geheimer, leiſer Zug zum Normalen, Claſſiſchen fehlt nirgend im Leben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 7.

Kunſt-Blatt.

Dienstag, den 24. Januar 1837.

Kunſtgeſchichte.

Geſchichte und Beſchreibung des Domes zu Mainz. Von F. Wetter. Mainz, C. G. Kunze. 1835.

(Fortſetzung.)

Auch den ſpitzbogigen Bauſtyl betrachtet der Vf. aus einem andern als dem bisher gewöhnlichen Geſichtspunkte. Seiner Meinung nach iſt deſſen Urſprung in Frankreich zu ſuchen und gehört den Deutſchen faſt nur die einſeitigere Ausbildung deſſelben an. Er nennt ihn, wir wiſſen nicht warum, das neugothiſche Conſtructionsſyſtem, und ſucht ſeine Anſicht S. 39 folgendermaßen zu begründen:

„Das Fortſchreiten in der Ueberhöhung der Gurtbogen des Mainzer Domes zwiſchen 1190 und 1230, und die Thatſache, daß auch in andern bedeutenden Bauwerken Deutſchlands aus dieſer Epoche (wie z. B. in dem Mittelbau des Freiburger Münſters und in den Kirchen St. Martin, Sion, Apoſteln, Kunibert u. a. zu Köln, und in jenen zu Heiſterbach, Andernach, Sinzig, Neuß u. A.) die Gurtbogen nur ſehr wenig über den Halbkreis überhöht ſind und ſolche Erhöhung von Jahrzehend zu Jahrzehend wächſt, dieſe Thatſache beweist offenbar, daß in Deutſchland das erſte Entſtehen des Spitzbogens im Kirchenbau ſeinen Grund in der Erkenntniß der Gefahr, welche mit weitgeſpannten Halbkreisbogen verknüpft iſt, hatte, nicht aber, wie Friedrich Schlegel behauptet, in dem Streben, die Gewölbebogen mit den (angeblich Deutſchland eigenthümlichen) hochſtrebenden ſpitzen Dachgiebeln in Harmonie zu bringen; eine Anſicht, deren Grundloſigkeit — abgeſehen davon, daß ſich der byzantiniſche Urſprung der hochſtrebenden Pyramidaldächer beweiſen läßt — aus den Thatſachen erhellt, daß die Dachgiebel der deutſchen Kirchen im zwölften Jahrhundert alle rechtwinkelig, ja oft ſtumpfwinkelig, und erſt ſpäter nach und nach immer hochſtrebender gemacht wurden, daß überdies die Kirchendächer ihre Baſis immer über dem Scheitel der Gewölbe haben, demnach die Gewölbebogen nie unter den Sparren hin aufſteigen und daß in den Gebäudetheilen, in welchen das Dach ſich unmittelbar an die Bogen lehnt (wie z. B. an den Vordächern der Kirchenthüren), der Giebel um ſo hochſtrebender wird, je hochſtrebender der darunter befindliche Bogen iſt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Sparren, als Tangenten der Bogen, der Erhebung deſſelben folgen, woraus ſich dann ergibt, daß das Hochſtrebende und Spitze der Frontons über den Hauptthüren der gothiſchen Kirchen und bei ähnlichen Motiven durch die Anwendung des Spitzbogens veranlaßt worden iſt, und nicht umgekehrt.

„In Italien wurde der Spitzbogen viel früher angewandt als in Deutſchland. Man findet ihn im Süden bereits in der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts (an der im J. 1074 vollendeten Kathedralkirche zu Terracina, an dem im J. 1103 erbauten Kreuzgange jener zu Amalfi und an vielen andern Gebäuden dieſer Epoche); aber gewiß nicht, wie Manche glauben, aus dem Grunde, weil damals Normannen dort herrſchten. Ein Jahrhundert ſpäter findet man denſelben dort ſchon häufig; ſo in der Kirche St. Bernard zu Chiaravalle in der Mark Ancona (um 1172), in jener zu St. Leo im Herzogthum Urbino (1173), in den Kathedralen zu Palermo (1184) und Moreale (1180), an dem Brunnen Branda zu Siena (1193), an den Arkaden des Marktplatzes zu Rimini (1204) u. a. An allen dieſen Gebäuden iſt der Spitzbogen bei Arkaden mit Bogen von geringer Spannung (wo demnach der Rundbogen mit Leichtigkeit hinlänglich ſtark hätte conſtruirt werden können) angewandt; während derſelbe in Deutſchland erſt im erſten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts bei Arkaden, Thüren und Fenſtern in Anwendung kam, und zwar noch nicht häufig.“

„Auch im nördlichen Frankreich wurde der Spitzbogen nicht nur im Allgemeinen früher angewandt, ſondern auch das ganze Syſtem der neugothiſchen Bauart wurde in ſeinem Weſen dort früher entwickelt als in Deutſchland,

was ſich aus der hiſtoriſchen und philoſophiſchen Betrachtung der gleichzeitigen Kirchengebäude beider Länder ergibt, und, nach ſolcher Betrachtung, namentlich an der Kathedralkirche Notre-Dame zu Paris, deren öſtlicher Theil im J. 1181 ſchon vollendet war, erwieſen werden kann.“

„Das neugothiſche Conſtructionsſyſtem hat zum Ziele, durch eine verſtändig berechnete Vertheilung der Materialien von verſchiedener Beſchaffenheit die möglich größten Zwecke, unbeſchadet der Feſtigkeit, mit dem geringſten Aufwande von Material zu erreichen; demnach bei weiträumigen, zu überwölbenden Gebäuden die ſenkrecht drückende Laſt, ſo wie den Seitenſchub der Gewölbe zu verringern, und dann die Stützen derſelben nicht nur an Zahl zu vermindern, ſondern auch ihre Maſſe im Einzelnen bis auf das abſolut nothwendige Verhältniß zu verringern. Zu dieſem Zwecke wandte es folgende Mittel an: 1) Es wählte, ſtatt des Halbkreiſes, den hochſtrebenden Spitzbogen, um den Seitenſchub zu vermindern und den bedeutendſten Theil der Gewölbemaſſe zu einer bloß ſenkrecht drückenden Laſt zu machen. 2) Es conſtruirte nur die Gurtbogen und die Kreuzrippen von gehauenem Stein und in bedeutender Stärke; während es die in dieſen Rahmen eingeſpannten Gewölbeflächen (Kappen) ſehr dünne, und nur aus kleinen und leichten Steinen conſtruirte. 3) Es machte die Pfeiler, auf welche ſich die Füße der Kreuzgewölbe niederſenkten, dünn, nur eben ſo dick als nothwendig, um die ſenkrecht niederdrückenden Theile der Gewölbe tragen zu können; während es den Seitenſchub der oberen Theile durch Strebebogen nach den um die Mauern der Seitenſchiffe vertheilten Strebepfeilern ableitete, deren Standfeſtigkeit öfters noch durch Belaſtung mit Mauerwerk in Pyramidalform vermehrt wurde. 4) Es ſtützte die Vorſprünge der Gurten und der Rippen durch Säulchen, welche an den Hauptpfeilern vorſprangen, oder vielmehr es ſezte die Gurten und die Rippen abwärts fort, indem es dieſelben an den Pfeilern herunter laufen ließ bis an den Boden, ſo daß alſo die Stützen in derſelben Weiſe gegliedert waren, in welcher die Laſt gegliedert war. 5) Es machte, da durch dieſe Conſtructionsweiſe die Füße der Kreuzgewölbe hinlänglich geſtüzt waren, die Mauern zwiſchen den Stützen und Strebepfeilern ſehr dünn und aus leichtem Materiale, oder es ließ dieſe Mauern beinahe ganz verſchwinden, indem es ſie mit Fenſtern durchbrach, welche faſt die ganze Breite zwiſchen den Pfeilern und zwar bis unter die Stirnbogen einnahmen.“

„Das Weſentliche des neugothiſchen Conſtructionsſyſtems beſtand alſo darin, daß man die Wirkung oder Strebung des Gewölbes als eine zweifache (nämlich ſenkrechten Druck oder Seitenſchub) erkennend, auch die Stützen deſſelben je in zwei verſchiedene Organe mit verſchiedenen Functionen theilte, nämlich in den eigentlichen Pfeiler zur Tragung der ſenkrecht drückenden Laſt, und in den Strebepfeiler zur Zurückdrängung des Seitenſchubs (welcher Strebepfeiler es zwei Arten gab: ſolche, die mit dem eigentlichen Pfeiler zu einer Maſſe verbunden waren, aber über denſelben bis zur Höhe des ſchiebenden Theiles des Gewölbes fortgeſezt wurden, und ſolche, die von den Pfeilern entfernt, um die Mauern der Seitenſchiffe her ſtanden, und in Strebebogen bis zum obern Theile des Hauptgewölbes fortgeſezt wurden), daß man ferner den ſchiebenden Theil des Gewölbes durch Anwendung des hohen Spitzbogens verminderte, und durch die Zertheilung des Gewölbes in ſtarke Rippen und dünne Zwiſchenfelder (Kappen) deſſen ſenkrecht drückende Laſt, ſo wie deſſen Seitenſchub verringerte, was, verbunden mit der Zertheilung der Stützen, die Verdünnung der Pfeiler möglich machte.“

„Das Reſultat dieſes Syſtems waren hochaufſteigende Gerippe von Hauſtein, deren weite Zwiſchenräume theils leer blieben, theils mit dünnen Füllmauern von leichtem Materiale geſchloſſen wurden.“ . . . .

(Die Fortſetzung folgt.)

Archäologie.

Ueber die Gorgonenfabel oder Erklärung eines etruriſchen Bronze-Reliefs in der Glyptothek zu München. Von Dr. Franz Streber. München, 1834. Gedruckt bei Doctor Karl Wolf.

(Beſchluß.)

An den aufgeführten Beiſpielen gibt ſich durchgehends die Neigung einer noch unerwachſenen Kunſt zu erkennen, die zwar für ihre Vorſtellungen ein gemeinſchaftliches Band ſucht, aber dabei ganz im Allgemeinen bleibt, ohne auf die Wahl der Gegenſtände einen beſtimmten Nachdruck zu legen. Vielleicht begünſtigte ſie aus Unvermögen die Thiergeſtalt, weil ſie ſich für reinmenſchliche Gruppen in Abſicht auf Anordnung, Ausdruck und Zuſammenhang noch zu ſchwach fühlte; dafür dürfte insbeſondere das Gezwungene einzelner Stellungen zeugen. Sonach wäre die häufige Wiederkehr der Thiergeſtalt eine Aushülfe für den Abgang höherer Mittel, deren Schwierigkeit bei der Bezeichnung eines hiſtoriſchen Ereigniſſes ganz vorzüglich ins Gewicht fallen mußte. Daß aber die Naturpoeſie einer werdenden Kunſt Thiere zur Andeutung menſchlicher Verhältniſſe mit Vorliebe brauchte, hat nichts gegen ſich. Uebrigens ſtehen die beiden Löwen, welche den knienden Krieger umgeben, der Naturwahrheit

merklich näher als die andern; ſey es nun, daß ſie aus verſchiedenen Zeiten oder von verſchiedenen Händen herrühren. Die angebrachte Eberjagd beweiſt unwiderleglich, daß die damalige Kunſt ſich nicht ſcheute, in einem und demſelben Bilde das Einfachſte mit dem Seltſamen in unmittelbare Verbindung zu ſetzen, worin der Fingerzeig liegen dürfte, daß man in leztern nichts Ueberfeines und Weithergeholtes ſuchen ſoll, weil ſonſt der Uebergang von dem einen zum andern eine weite Kluft bilden würde, die man ohne dringende Gründe nicht wohl einer Kunſt in dem Zuſtande ihrer Kindheit zutrauen kann. Das Seltſame der zweiten angefügten Vorſtellung beſteht in einer Geſtalt mit menſchlichem Kopf und Fiſchleib; ſie ſcheint mit einigen angränzenden Männerfiguren in Beziehung zu ſtehen und vermöge derſelben eine fortſchreitende Bewegung auszudrücken, die am Rande des Reliefs rechtshin vielleicht etwas früher abbricht, als es in der urſprünglichen Vereinigung des Kunſtwerks der Fall geweſen ſeyn mag. Der etwanige Verluſt iſt wohl unerheblich; auch die vollkommene Erhaltung des Bildes würde ſchwerlich zu Gunſten der Erklärung einen beſonderen Ausſchlag geben. Inghirami denkt bei dem zweifelhaften Doppelweſen an den babyloniſchen Fiſchmenſchen Oannes, weiß aber auch mit deſſen Hülfe keine Fackel in der Finſterniß anzuzünden. Den Gedankenverkehr zwiſchen Etrurien und Babylon mit der erforderlichen Sicherheit auszumitteln, um in ihm ein Unterkommen für den Fiſchmenſchen Oannes zu finden, iſt ein mißliches Geſchäft, wozu eine ganz beſondere Liebhaberei gehört. Dergleichen Abſtecher pflegen nur den Orientaliſten zu gelingen, die, wenn es ſeyn muß, im Stande ſind, den Fiſchmenſchen Oannes bei den Floſſen feſtzuhalten und auf ſeinem Rücken vom Euphrat bis an die Küſte Etruriens zu ſchwimmen. Ueber die Bedeutung der in den Reliefs vorkommenden Thiergeſtalten gibt es bei Inghirami, der ihnen unter einem vielverſprechenden Titel ein breites Capitel gewidmet hat, keinen befriedigenden Aufſchluß. * Der Fiſchmenſch iſt nicht das einzige Amphibium, welches Bedenklichkeiten verurſacht; auf der noch nicht beſprochenen Bronze iſt eine Mißgeſtalt von ähnlicher Abart ſichtbar, halb Pferd, halb Fiſch. Wenn der Fiſchmenſch von Babylon auf dunkeln Kreuz- und Querzügen herübergekommen ſeyn ſoll, ſo könnte man billig auch das Fiſchpferd ein wenig auf Reiſen ſchicken; wird ihm hingegen eine rein etruriſche Abkunft bewilligt, ſo fällt dadurch ein ſtarker Verdacht auf Oannes den Babylonier. Beide Ungethüme ſchicken ſich an einem und demſelben Kunſtwerke nicht übel zuſammen; es läßt ſich daher auf ihre Geſellſchaft hin füglich die anſpruchsloſe Vermuthung wagen, daß der Fiſchmenſch eben ſowohl als das Fiſchpferd zu den Meerwundern gehören dürften, womit die Phantaſie der ſeefahrenden Etrusker, reich an abenteuerlichen Ausgeburten, die feuchte Tiefe bevölkerten. Da ſie ſich an grauenhaften Phantomen, wie allgemein behauptet wird, beſonders vergnügten; ſo würde in ihrer mythologiſchen Welt eine weſentliche, kaum begreifliche Lücke übrig bleiben, hätten ſie nicht das Element des Waſſers, die Baſis ihres Handels, ihres Völkerverkehrs, größtentheils auch ihres Glücks, mit den Spukgeſtalten ihrer düſtern Sinnesart ausgeſtattet. Da ferner die griechiſche Heroenmythologie in zahlreichen Beweiſen unter ihnen fortlebte, ihre Vorſtellungsweiſe überhaupt die Pflege des pelasgiſchen Mutterlandes nicht ſo gar früh vergeſſen konnte, ſo weit dieſe ihre Abkunft hiſtoriſch feſt ſteht, woran jezt immer weniger gezweifelt wird; ſo iſt es kaum denkbar, daß die in einander verſchlungenen Mythen, womit ihre Stammgenoſſen im Laufe der Zeit die Waſſerwelt belebten, ohne allen Einfluß auf die etruskiſche Geiſtesſtimmung geblieben ſeyn ſollten. Jedenfalls kommt es natürlicher heraus, Etrurien vorerſt mit Griechenland in Verbindung zu ſetzen, als zur Erklärung einiger phantaſtiſchen Seekrüppel den Beiſtand des entfernten Orients aufzubieten. Das Geſchmackloſe, Widerwärtige in der Zuſammenſetzung jener Figuren ließe ſich ſonach als eine Zuthat der Etrusker anſehen, als Ausfluß eines Charakters, der mit Vorliebe dem Erſchütternden, Schreckhaften oder Wilden nachhing. Die Empfindſamkeit der Etrusker zeigt ſich auch ſonſt häufig genug in fratzenhaften Vorſtellungen: warum ſoll man ihnen alſo, um die Sache kurz abzumachen, in Beziehung auf den Fiſchmenſchen und das Fiſchpferd, nicht die Ehre der Originalität und das Recht der Freiheit gönnen? Die Bedeutung der Ungeſtalten mag ſich in kecken Zügen den übrigen Thierſchildereien angeſchloſſen haben, ohne daß es darum nöthig wird, in jenen einen verſchloſſenen Gedankenſchatz anzunehmen. Geſezt, der hypothetiſche Triumphwagen habe das Andenken eines Seeſieges feiern ſollen, iſt dann die Gegenwart der beiden Meerungeheuer nicht ungefähr in demſelben Sinn motivirt als die Darſtellung der andern Thiere, die ſich bei jedem Erklärungsverſuche, ſobald es auf die Zuſammenſtellung eines Ganzen ankommt, immer nur in lockerer Allgemeinheit vereinigen laſſen? Abgeſehen von dem Seeſiege, der bloß als eine figurirende Möglichkeit berührt wurde, konnten die Unternehmungen,

* Inghirami gefällt ſich darin, in den Thieren bedeutungsvolle Anſpielungen auf den Kampf des guten und böſen Princips zu ſehen, womit er die Dämonologie der Etrusker in Verbindung zu ſetzen ſucht. Abgeſehen von den vielen Willkührlichkeiten der Annahme, die offenbar in der Luft ſchwebt, zeugt gegen dieſelbe ſchon die beträchtliche Menge von Thierfiguren. Eine ſo dürftige Monotonie zur Beleuchtung eines und deſſelben Gedankens, der, aller aufgewandten Mühe zum Troz, dunkel bleibt, iſt keinem Volke anzumuthen.

Gefahren, Abenteuer, die Meer und Handel den Etruskern in Menge darboten, leicht den Stoff hergeben zu einer darauf bezüglichen Vorſtellung. Unter dieſem Geſichtspunkte gehen die Meerungeheuer und was ſonſt daran hängt, mit dem übrigen Inhalt natürlich genug zuſammen, beſonders wenn die Vorausſetzung beliebt wird, daß ſämmtliche Reliefs zu einer Verherrlichung des öffentlichen Lebens beſtimmt waren. Zwiſchen der Eberjagd auf der einen Seite und dem Fiſchmenſchen und ſeiner Umgebung auf der andern wird man im Sinne der verſuchten Andeutungen wohl eine gewiſſe Analogie der Verbindung annehmen dürfen. Wenn ſich nun die Eberjagd den Beziehungen eines Triumphes nicht uneben anfügt, in ſo fern dabei von einer Vergleichung mit den übrigen Thierfiguren und ihrer bildlichen Zeichenſprache die Rede iſt, ſo liegt darin auch ein Mittel angezeigt, das wunderliche Seeſtück in den Zuſammenhang des Ganzen nicht ohne alle Wahrſcheinlichkeit einzurücken. Zu einem Triumphe dürfte ſich der Inbegriff der Vorſtellungen ſchicklicher eignen, als zum Gepränge einer Proceſſion; zwar fehlten auch im Ritual des etruskiſchen Cultus die Grotesken nicht, aber für eine durchgängige religiöſe Bedeutung möchten die bezeichneten Bilder ſchwerlich ausreichen.

Nachrichten vom December.

Perſönliches.

München. Se. Maj. der König geruheten am Neujahrstage auch dem Centralgalleriedirector von Dillis, welcher ſchon das Ritterkreuz beſaß, das Commandeurkreuz des Civilverdienſtordens der bayeriſchen Krone; dann dem jüngſt zum Oberbaurath beförderten Profeſſor Gärtner das Ritterkreuz gedachten Ordens, beiden allerhöchſt-eigenhändig, zu verleihen.

Akademien und Vereine.

Dresden. Das Comité des Dresdener Kunſtvereins hat in Folge der Verbindung, in welche die meiſten deutſchen Kunſtvereine getreten ſind, durch die Bereitwilligkeit des Vereins für die Rheinlande, ſich in den Stand geſezt geſehen, für das hieſige Publikum eine Ausſtellung von 28 der ausgezeichnetſten und größten neuern Arbeiten der Düſſeldorfer Schule zu veranſtalten, welche von der Berliner Kunſtausſtellung kommen und von hier aus nach Königsberg geſendet werden.

Berlin, 18. December. In der Verſammlung des wiſſenſchaftlichen Kunſtvereins vom 15. d. M. hielt Prof. Rabe einen Vortrag über den Tempel zu Eleuſis, den er nach den Berichten der Alten und Neuen reconſtruirt hat und durch Vorlegung von Grund- und Aufriſſen erläuterte. Hr. Kunſthändler Kuhr hatte einige Hefte engliſcher Kupferſtiche von S. W. Reynoldt, W. Giller, W. Ward u. A. eingeſandt. Vorzüglich zeichneten ſich die Blätter in ſchwarzer Kunſt aus, und Hr. Lüderitz von hier hat, in der Abſicht, die in dieſer Vollendung den Engländern eigenthümliche Manier zu lernen, eine Reiſe nach England unternommen.

London, 5. December. Die Königl. Akademie wird mit dem neuen Jahre ihr neues mit der Nationalgallerie vereinigtes Local bezogen haben. Die Ausſtellungszimmer, fünf an der Zahl, ſind bereits vollendet, und die mit Brettern bekleideten Wände mit Spaniſch-Braun beſtrichen, welches als die vortheilhafteſte Farbe für Gemälde und Sculpturen beliebt worden iſt.

Von allen Künſtlern Großbritanniens, heißt es im Magazin der neueſten Literatur des Auslandes vom 12. Dec., genießen jezt faſt nur die Kupferſtecher auch außerhalb Englands einen bedeutenden Ruf, und doch ſind gerade dieſe von der Königl. Akademie in London ausgeſchloſſen. In neuerer Zeit iſt zwar in den Statuten in ſo fern eine Aenderung bewirkt worden, als ſechs Kupferſtecher in die Akademie aufgenommen werden können, jedoch nicht als ordentliche Mitglieder, ſondern nur als Gehülfen (associates). Dieſe halbe Ehre, die eben ſo gut eine halbe Schande genannt werden kann, wollen ſich indeß Meiſter von Ruf nicht gefallen laſſen, und daher ſieht man die Buchſtaben A. R. A. (Associate Royal Academy) gewöhnlich nur hinter den Namen von Kunſthändlern oder Kupferſtechern zweiten Ranges. Zu den ſchwierigſten Zweigen der Kupferſtecherkunſt und den am höchſten geſchäzten gehört der hiſtoriſche Kupferſtich in Linienmanier, und doch iſt nie ein Künſtler in dieſem Zweige Gehülfe der Akademie geworden. Die berühmteſten jezt lebenden engliſchen Kupferſtecher, namentlich J. Pye, Doo, Burnett, Fox, Goodall, Finden, Robinſon, Watt, Raimbach ꝛc., gehören nicht zur Akademie, während Email- und Blumenmaler, ja ſogar Uhrgehäuſemacher und Ciſeleurs, Mitglieder der Akademie geworden ſind. Der zur Förderung von Kunſtzwecken niedergeſezte Parlamentsausſchuß hat auch dieſem Verhältniſſe ſeine Aufmerkſamkeit zugewendet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[59] Seit Anfang dieſes Jahres erſcheint in unſerm Verlage ein

Wochenblatt
für
Kunſt- und Muſikalienhändler,

das ein möglichſt vollſtändiges Verzeichniß aller in Kunſt und Muſik neu erſcheinenden Werke geben wird und dadurch, ſo wie durch intereſſante Aufſäze und ſonſtige Notizen für Kunſtvereine, Galleriedirectoren und Directoren von Kupferſtichſammlungen, Maler, Kunſtkenner, Kunſtſammler und Kunſtmäkler, für Componiſten, Capellmeiſter, Muſiker und Dilettanten, für Bibliothekare und Theater-Intendanzen, ſo wie für alle ſich mit Muſik Beſchäftigende Intereſſe haben wird. Es wird auch alte Kunſt und Muſik, ſo wie das Ausland berückſichtigen, wo es Leſer gefunden.

Der Jahrgang von circa 50 Bogen in 4⁰ auf Maſchinenpapier koſtet 6 fl., 4 Thlr. preuß. Cour. oder 15⅓ Fr.

Nr. 1. 2. ſind allen Buch-, Kunſt- und Muſikalienhandlungen zur Einſicht zugeſandt.

Angemeſſene Aufſäze werden auf Verlangen honorirt.

Stuttgart, 9. Januar 1837.

Fr. Brodhag'ſche Buchhandlung.

№. 8.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, den 26. Januar 1837.

Kunſthiſtoriſches aus Italien.

(Oktober)

Piemont. Zu Vercelli iſt im Kloſter der h. Catharina ein bis dahin verborgenes Fresco, eine Grablegung von Gaudenzio Ferrari, zum Vorſchein gekommen. — Jn Mailand erſcheint jezt in der Kunſthandlung Chario die Königl. Gallerie von Turin, mit Erläuterungen vom Director Roberto d'Azeglio. Drei Hefte, jedes zu vier Blättern, ſind ausgegeben. Ausgezeichnet iſt namentlich eine Grablegung von Gaudenzio Ferrari, geſtochen von Garavaglia. Es wird dargethan, daß dieſer Maler nicht der mailändiſchen Schule, ſondern der piemonteſiſchen angehöre, und dies durch eine Tafel bewieſen, auf welcher ſich dieſe merkwürdige und monogrammatiſch gewiß ſehr ſeltene Jnſchrift findet: Jeronimus Juvenonis maestro di Gaudenzio. Zu nennen ſind außerdem: eine heilige Familie von Rubens, geſtochen von Ferreri, Eberjagd von Rubens, geſtochen von Laſinio, Sohn; die Jungfrau von Dolci, Joh. Nepomuck, dem die Königin von Böhmen beichtet, von Daniel Crespi; das erſte vom genannten Laſinio, das andere von Ferreri geſtochen; zwei Landſchaften, eine von Both, geſtochen von Borelli; Guercino's Rückkehr des verlornen Sohnes und Sta. Francesca Romana von Roſaſpina. Dabei werden die drei Manieren Guercino's ſo claſſificirt: 1) Nachahmung des Caravaggio; 2) Studium der Venetianer mit Eleganz der Formen und vieler Rundung; 3) mehr eigenthümlicher Styl des Guercino ſelber, beginnend mit ſeinem durch den Tod Guido's im J. 1642 motivirten Aufenthalt in Bologna. Seine in dieſe verſchiedenen Epochen gehörenden Werke werden genannt.

Florenz. Während des Sommers iſt außer der Kuppel in St. Lorenzo von Benvenuti auch die Decke fertig geworden, welche Bezzuoli im Palaſt Pitti zu malen hatte. Erſchaffung des Menſchen, Sündenfall, Kains Brudermord, Noah's Opfer, ſind die vier Darſtellungen aus dem alten, Chriſti Geburt, Kreuzigung, Auferſtehung und jüngſtes Gericht die vier andern aus dem neuen Teſtament, welche Benvenuti in den acht großen Abtheilungen auszuführen und jedesmal durch eine darüber angebrachte Figur (Moſes, Johannes Battiſta ꝛc.) näher zu bezeichnen hatte. — Die eilf Fresken von Bezzuoli haben das Leben Cäſars auf einem weit beſchränkteren Raume zum Gegenſtand. — Morelli, ein Römer, hatte einen Saal in der Villa Demidoff mit eilf Fresken aus der Geſchichte der Pſyche zu verzieren. Benvenuti's Werke ſind durch Miſſirini, Bezzuoli's und Morelli's durch Gianpieri ausführlich beſchrieben, oder, wie man es hier zu nennen liebt, illuſtrirt worden. — Nach ſolchem Vorgang wußte Jeder, was von der Kunſtausſtellung im September zu halten war. Benvenuti's Oelbild (jenen König darſtellend, welcher an ſeinem Lebensende, faſt im Moment als ihm die Augen brechen, noch die Hoſtie empfängt) zeigt, im Vergleich zu ſeiner Judith in Arezzo, dem Schwur der Sachſen im Palaſt Mozzi, einen ſehr merklichen Rückſchritt, ohne daß die jüngere Generation Fortſchritte, oder überhaupt nur Schritte nach einer andern Seite hin, machen dürfte noch könnte. Dies iſt noch Alles wie vor Jahren. Daß den jetzigen Italienern, wie den Franzoſen, das Techniſche immer noch am nächſten liegt, zeigen einige brav gemalte Bilder und im Allgemeinen die Bildhauerei. Von eigenthümlicher Erfindung iſt dabei wenig oder gar nicht die Rede. Gegen Tendenzen dieſer Art contraſtirt ganz merkwürdig die Compoſition der Francesca di Rimini, welche das Fräulein von Fauvau neulich in Marmor ausgeführt hat. Sie, der gefallenen Königsfamilie Frankreichs mit Leib und Seele ergeben, begleitete die Herzogin v. Berry auf ihrem abenteuerlichen Zug nach der Vendee und zog ſich nach dem Mißlingen jenes Unternehmens mit ihrer Familie nach Florenz zurück, um dort in der Verbannung die politiſchen Umtriebe mit dem Meißel zu vertauſchen. Nicht deßwegen allein ſind ihre Arbeiten merkwürdig,

daß in ihnen eine Frauenhand in Thon modellirt und in Stein gehauen hat (dieß thut bekanntlich auch die franzöſiſche Prinzeſſin Marie), ſondern mehr noch durch ein beſonderes Verdienſt und durch die für eine Franzöſin ganz eigenthümliche Richtung, die ſich in ihnen verkündet. Wie es natürlich iſt, daß ein poetiſches Gemüth wie dieſes in der Vergangenheit, im Mittelalter lebt, und dort ſich die Befriedigung ſucht, iſt es auf der andern Seite natürlich, daß ein Streben dieſer Art zu unſerer Zeit in eine künſtliche Stellung kommt und in Kunſtſchöpfungen hin und wieder eine etwas gezwungene Sprache führt. — Unter einem Tabernakel, das durch Pyramiden, Spitzbogen, Kleeblatt, durch bunt, aber geſchmackvoll angebrachte Lettern, durch Gold und Farben aufs Deutlichſte an den italieniſchen Styl des vierzehnten Jahrhunderts erinnert, ſizt die Franceſca, auf ihrem Schooße das verhängnißvolle Buch haltend und deſſen Text mit dem Zeigefinger verfolgend, während ihr Geliebter ihr zur Linken niederkniet und ſehnſüchtig zu ihr hinaufblickend ſeine Hände auf ihre Linke legt. — Dieſe keuſche Auffaſſung der Hauptſcene mag einem weiblichen Herzen Ehre machen; ob aber Dante darin begriffen ward, iſt eine andere Frage. Scheint es doch, als ſpottete jenes Paar Zeilen des Dichters bis dahin jeder Auffaſſung in Farbe und Stein. Beide Figuren ſind ſtreng in der Tracht der Zeit dargeſtellt, wie es von einer Leiſtung der Fauvau zu erwarten ſtand. Zu oberſt in der Mitte über dem Ganzen iſt Minos, wie er von Dante beſchrieben, ſichtbar; auf die zwei Pyramiden ſind die Seelen der beiden Unglücklichen geſtellt, die in der Geſtalt zweier Seraphine voll Verzweiflung ſich das Geſicht verhüllen; eben unter Minos iſt das Wappen des Gemahls auf buntem Grunde zu ſehen. Unter der ganzen Gruppe halten ſich die zwei Liebenden in künſtlicher, aber ſchöner Weiſe umſchlungen, während der Teufel über ſie ſeine weiten Flügel ausbreitet. — Anfang, Unterbrechung, Beendigung dieſes Werks ſind mit genauer Angabe des jedesmaligen „Jahres unſers Heils" und mit „Ehre ſey unſerm Patron, dem heil. Michael" in altfranzöſiſchen Lettern auf der rechten Seite zu leſen. — In demſelben Atelier ſieht man den künſtlich gearbeiteten Dolch, der vor einigen Jahren auf der Pariſer Kunſtausſtellung Aufſehen machte, und außerdem eine in Marmor ausgeführte Compoſition, einen Engel, der in ſchreitender Stellung, den rechten, von einem großen Flügel bedeckten und geſchüzten Arm über geweihtes Waſſer ausbreitet.

(Der Beſchluß folgt.)

Kunſtgeſchichte.

Geſchichte und Beſchreibung des Domes zu Mainz. Von F. Wetter. Mainz, C. G. Kunze. 1835.

(Fortſetzung.)

. . . „Jenes neugothiſche Conſtructionsſyſtem nun erſcheint am öſtlichen Theile der Kathedralkirche Notre-Dame zu Paris, welcher (im Jahre 1163 begonnen) im Jahre 1182, wo der Hochaltar eingeweiht worden iſt, vollendet war, bereits vollſtändig entwickelt. Der vollkommene Spitzbogen herrſcht durchaus. Die zwiſchen den Gurten und Rippen eingeſpannten Gewölbefelder ſind ſehr dünn, nur ſechs bis ſieben Zoll dick. Strebebogen leiten den Seitenſchub nach Strebepfeilern ab. Die hohen Mauern des Mittelſchiffs ſind dünn und faſt ganz mit Bogen und Fenſteröffnungen durchbrochen. Die Gurten und Rippen ſind als dünne Streifen abwärts fortgeſezt bis auf die Capitelle der (nur 3½ Fuß dicken) Säulen, welche das Mittelſchiff von den Abſeiten trennen. In den in Deutſchland zwiſchen 1160 und 1180 erbauten Kirchen aber, ja auch noch in den zwiſchen 1180 und 1220 erbauten, herrſcht die lombardiſche Bauart mit ihren Rundbogen und ſchweren Gewölben, ihren ſtarken viereckigen Pfeilern und dicken, weder durch Strebebogen noch Strebepfeiler gehaltenen, mit kleinen Fenſtern durchbrochenen Mauern durchaus. Eine ſchwache Zuſpitzung der Gurten iſt der ganze Fortſchritt, welcher um 1180 bis 1190 wahrnehmbar iſt. Belege hiezu geben der Dom zu Mainz (deſſen zwiſchen 1191 und 1225 erbaute Gewölbe noch alle 2½ bis 3 rheinländiſche Fuß dick ſind), die Kirchen St. Martin, St. Apoſtel, Sion, Kunibert u. A. zu Köln, und die Kirchen zu Andernach, Heiſterbach, Bonn, Sinzig, Neuß u. A., welche ſämmtlich zwiſchen 1200 und 1225 entſtanden, und die zugeſpitzten Gurtbogen und einige neben rundbogigen vorkommende ſpitzbogige Fenſter und Arkaden abgerechnet, noch ganz in dem lombardiſchen Conſtructionsſyſtem erbaut ſind. Selten findet man den Strebepfeiler und überdies nur an Ecken. Die Bauwerke, welche Peter von Montereau zwiſchen 1230 und 1245 zu Paris ausführte, zeigen eine Leichtigkeit in der Conſtruction und eine Zartheit in den durchbrochenen Verzierungen, welche man zu derſelben Zeit in Deutſchland nicht findet. Eudes von Montreuil, ſein jüngerer Zeitgenoſſe, bildete die leichtere Conſtructionsweiſe immer mehr aus. Von ſeinen Gebäuden ſind die lezten immer kühner als die vorhergehenden. In der Kirche Notre-Dame zu Mantes machte er die Gewölbe ſo hoch und die Pfeiler ſo leicht, daß er ſelbſt nicht wagte, der Wegnahme der Bogengerüſte der Gewölbe beizuwohnen. Sieht man, wie das ältere Conſtructionsſyſtem in Deutſchland bis ins dritte Jahrzehend

des dreizehnten Jahrhunderts herrſcht, und im fünften und ſechsten ſchon das neue vollkommen entwickelt erſcheint, ſo muß man geſtehen, daß dieſer Uebergang zu raſch ſey, daß die Mittelſtufen fehlen, und demnach die Entwickelung von dem alten Syſteme zu dem neuen nicht in Deutſchland geſchehen ſeyn könne, ſondern das leztere fertig von außen eingebracht worden ſeyn müſſe. Die deutſchen Baumeiſter machten dagegen von dem neuen Syſteme eine großartigere Anwendung. Die franzöſiſchen wandten daſſelbe auf die alten Baſiliken, von der in England als ſächſiſch und normanniſch bezeichneten Art an; indem ſie das Mittelſchiff nicht auf Pfeiler, ſondern auf runde Säulen ſtüzten, welche noch überdies niedrig waren, weil die Seitenſchiffe, der darüber befindlichen Emporkirchen wegen, niedrig gehalten werden mußten. Dieſe geſtauchten Säulen und niedrigen Seitenſchiffe ſind Schuld, daß das Innere der Kirchen Notre-Dame zu Paris und Dijon und anderer dieſer Art bei weitem nicht ſo großartig und mächtig erſcheint, und keinen ſo erhabenen Eindruck macht wie das Innere der neugothiſchen Kirchen Deutſchlands. Die deutſchen Meiſter wandten das neugothiſche Conſtructionsſyſtem auf die lombardiſchen gewölbten Kirchen mit hohen Seitenſchiffen und Pfeilern an; ſie ließen die Zwiſchenpfeiler zwiſchen den Trägern der Gurtbogen weg, ſchrägten die Kanten der Bogen, welche die Seitenmauern des Mittelſchiffes trugen, ab, bekleideten dieſe Abſchrägung mit Bogenreihen, welche ſie, zu beiden Seiten der die Gurten und Rippen tragenden Schäfte, ſenkrecht an den Pfeilern herunter fortſezten, wodurch jene Bündel von Lanzen- oder vielmehr Rohr-ähnlichen Säulen entſtanden, welche wie die Strahlen und Waſſergarben hochſprindender Waſſerkünſte emporſchießen, zu beiden Seiten des langgedehnten Mittelſchiffs aufgeſtellt ſind, ein charakteriſtiſches Merkmal der deutſchen Kirchen des Mittelalters bilden, und durch den vollkommenſten Parallelismus vieler Hunderte von ſenkrecht aufſteigenden Linien eine ſo große Wirkung hervorbringen. Allein auch dieſe haben ihre (obwohl noch niedrig und ſchwer gehaltenen) Vorbilder im nördlichen Frankreich; zum Beiſpiel in dem zwiſchen 1193 und 1207 erbauten Schiffe der Collegialkirche St. Nikolaus in Amiens, von deſſen Ruinen uns Millin eine Abbildung aufbewahrt hat. In den Kirchen Notre-Dame zu Paris und Dijon kommen ſolche hochaufſchieſſende Säulenbündel nur in den Durchſchneidungspunkten des Langhauſes und des Querſchiffes vor.“

„Auch jene Abtheilung der Kirchenfaçaden durch Strebepfeiler und durch querlaufende Gurten, Gallerien oder Geſimſe in neun große Vierecke, von welchen die drei unteren große Portale mit Giebeln, das mittlere eine große Fenſterroſe und die übrigen entweder Fenſter oder Bogenſtellungen enthalten, eine Abtheilung, welche unter anderen die Façade des Straßburger Münſters (angefangen 1277) auszeichnet, hat ihr Vorbild in der Façade der Kathedrale zu Paris, welche, der höchſten Wahrſcheinlichkeit nach unter dem König Philipp Auguſt (alſo vor 1223) erbaut worden iſt, hat immer noch die ältere Anordnung: ein Portal unter einem Thurme, welcher in der Mitte der Fronte vorſpringt; eine Anordnung, welche auch die um das Jahr 1000 erbaute Kirche Saint-Germain des Prés zu Paris hat, und welche die deutſchen Meiſter bis ins ſechste Jahrzehend des dreizehnten Jahrhunderts beibehalten haben, was ein Blick auf die Kirche St. Maria, St. Martin, St. Apoſtel, Sion und St. Kunibert zu Köln, ſo wie auch die Kirchen zu Laach, zu Heiſterbach, zu Andernach, zu Sinzig und zu Neuß (ſämmtlich zwiſchen 1200 und 1230 erbaut) und jene zu Coblenz (St. Caſtor), zu Gelnhauſen, zu Friedberg, zu Oppenheim, zu Freiburg und an andern Orten lehrt. Sie müſſen uns überzeugen, daß die deutſchen Meiſter der älteren Anordnung noch treu blieben, als die zu Neuerungen ſtets aufgelegten Franzoſen (Galli novarum rerum cupidi) ſchon lange zu einer neueren fortgeſchritten waren.“

(Der Beſchluß folgt.)

Nachrichten vom December.

Akademien und Vereine.

Florenz. Es hat ſich hier ein Verein gebildet, um 28 großen Männern von Toscana Statuen errichten zu laſſen. Vier davon ſind ſchon beſtellt, nämlich die von Machiavelli, Leonardo da Vinci, Andrea Caſſalpini und Michel Angelo Buonarotti, und jede einem tüchtigen Bildhauer zur Ausführung anvertraut. Die Mitglieder dieſes Vereins tragen monatlich 5 Lire zum Zweck deſſelben bei.

Muſeen und Sammlungen.

London, 29. November. Des Herzogs v. Southerland (Marquis Stafford) prachtvolle Gemäldeſammlung iſt aus Bridgewater-Houſe nach Stafford-Houſe gebracht und die Bilder ſind von Hrn. Seguir in den verſchiedenen Zimmern aufgehängt worden.

Paris. Das Gemälde der Schnitter von Leopold Robert, welches bisher Privateigenthum des Königs war, iſt von Sr. Maj. dem Muſeum des Louvre geſchenkt worden.

Montpellier. Das Muſée Fabre, welches ſchon durch ſeinen Begründer ſo reich ausgeſtattet iſt, wird nun durch eine neue glänzende Sammlung von Kunſtgegenſtänden vermehrt. Hr. Valedeau aus Montpellier, Wechſelagent aus Paris, hat vor ſeinem kürzlich erfolgten Ableben ſein ſchönes Cabinet ſeiner Geburtsſtadt vermacht. Dieſe ſchon früher in Paris vortheilhaft bekannte Sammlung enthält außer einer Auswahl von Bronzen, Marmorn, Vaſen, Schalen, Kupferſtichen, Albums und andern Kunſtgegenſtänden, eine

Reihe prachtvoller, größtentheils der Flamländiſchen Schule angehörigen Gemälde, darunter einen Paul Potter, welchen Hr. Valedeau lieber ſeiner Vaterſtadt ſchenken, als um den Preis von 60,000 Fr., der ihm von einem nordiſchen Souverain dafür geboten war, verkaufen wollte. Der Werth der ganzen Sammlung wird auf 4—500,000 Fr. angeſchlagen.

Caſſel. Die Privatgallerie Sr. Hoh. des Kurprinzen Mitregenten von Heſſen iſt vor Kurzem durch ein anſprechendes Gemälde von Ruhl vermehrt worden, welches von dem Künſtler als Pendant zu deſſen 1835 vollendetem Atelier van Dyks im höchſten Auftrag und in gleichen Dimenſionen ausgeführt iſt. — Zum Gegenſtand dieſes zweiten Bildes iſt Rubens gewählt, der ſich Karl I. als Bevollmächtigter Spaniens zu erkennen gibt, indem er ſein Creditiv überreicht. So wie außerdem Se. Hoh. noch ein anderes Gemälde des Künſtlers des Ankaufs gewürdigt hat, eine Dame am Clavier in altniederländiſcher Tracht darſtellend, die ein älterer Mann auf dem Violoncell begleitet.

St. Petersburg, 30. November. Die vormals Coesvelt'ſche Gemäldeſammlung, die im vorigen Jahre in Auftrag des Kaiſers durch Hrn. Lubenski für 9400 Pfd. St. zu London angekauft wurde, iſt gegenwärtig in der Kaiſerl. Eremitage aufgeſtellt. Das werthvollſte Bild, von Raphael, die Madonna mit dem Chriſtuskinde und dem h. Johannes, auf Holz gemalt, aus der zweiten Periode des Künſtlers und bereits von Desnoyers in Kupfer geſtochen, koſtete 125,000 Rubel. Die übrigen ſind: ein Hann. Caracci (die drei Marien am h. Grabe), ein Leonardo da Vinci (Chriſtus), ein Giulio Romano (Maria mit dem Chriſtuskinde), und drei Gemälde von Domenichino. Auf der Rückreiſe kaufte Hr. Lubenski in Paris noch ein Gemälde von Biard, die Unruhe auf einem Kriegsſchiffe vor der Schlacht darſtellend, für 6000 Fr.

Aegypten. Auf Befehl des Vicekönigs iſt in Aegypten ein Muſeum und eine große Bibliothek eingerichtet worden. Der Scheik Refah iſt an die Spitze dieſer Anſtalt geſtellt. Von Paris aus ſind ſtarke Lieferungen an Büchern, Maſchinen, Inſtrumenten, Charten, Stichen und Modellen aller Art dahin abgegangen.

Bauwerke.

Bremen, 4. December. Unſer Dom iſt am 29. Nov. durch den Orkan und wahrſcheinlich auch einen Blitzſchlag bedeutend beſchädigt worden, ſo daß die Reparatur, gering angeſchlagen, auf 6000 Rthlr. zu ſtehen kommen wird. Im Gewölbe unter den Glocken ſind unter andern zehn mannsdicke Balken aus ihren Angeln herausgeriſſen und mehrere Fuß verſchoben worden. Glücklicherweiſe iſt das Gewölbe nicht eingeſtürzt.

Braunſchweig. Der Herzog hat aus eigenem Antriebe den Bau des Reſidenzſchloſſes, welcher äußerlich faſt vollendet iſt, ſiſtirt, da die Ausbauung des jezt beſtehenden Theils faſt das Doppelte der ſchon verausgabten Summe (welche die bewilligte Voranſchlag-Summe ſchon um ⅔ überſtieg) in Anſpruch nehmen würde. Der Baumeiſter Hr. Ottmer hatte ſchon früher bei der Singakademie zu Berlin den Bauanſchlag in ähnlichem Maß überſchritten.

Deſſau. Es ward hier am 9. December die neuerbaute Elbbrücke in Gegenwart des Hofes, der Prinzen Wilhelm und Albrecht von Preußen u. ſ. w. feierlich eröffnet.

Weimar, 26. November. Die unter der Leitung der Großherzogl. Oberbaudirection im vorigen Jahre begonnene neue Hauptwache wurde am 23. d. M. von dem Militair bezogen.

Köln, 8. December. Der Dombau ſchreitet hier unter der Leitung des Bauinſpectors Zwirner raſch vor. Die ganze Südſeite und Rundung des Chors ſind ſchon vollendet und ſtehen, frei von den Gerüſten, in majeſtätiſcher Schönheit da. In zwei Jahren hofft man auch die ſehr ſchadhafte Nordſeite wiederhergeſtellt zu ſehen. Die Kunibertskirche, deren Hauptthurm am 28. April 1830 einſtürzte, wird auch bald aus ihren Trümmern erſtehen, indem der Aufbau der eingeſtürzten Vorderſeite bereits begonnen hat und auch der weſtliche Hauptthurm in ſeinem urſprünglichen Style wiederhergeſtellt werden ſoll, wozu der Patriotismus der Kölner und beſonders des ſeit 1833 beſtehenden Vereins bildender Künſtler anſehnliche Summen zuſammengebracht hat. In ähnlicher Weiſe wird auch der Thurm der St. Columbuskirche, den man ſchon abtragen zu müſſen glaubte, mit einem nicht zu großen Koſtenaufwande der Kirche erhalten werden. Unter Leitung des Bauinſpectors Biercher, Erbauer des neuen Regierungsgebäudes, unſtreitig jezt des ſchönſten neuen Gebäudes von Köln, wird auch die Kirche der ehemaligen Ciſterzienſer-Abtei Altenberg, 5 Stunden von hier, wieder ausgebaut. Zu dieſem Bau ſind von Seiten des Königs und Kronprinzen bedeutende Summen angewieſen und ſo konnten bereits im vorigen Herbſte die Vorarbeiten beginnen, um das herrliche Gebäude in ſeiner ganzen einfachen Pracht wieder erſtehen zu laſſen. — Die gegenwärtige Lage des Dombaues iſt aus einer kleinen in dieſen Tagen herausgekommenen Druckſchrift: über den Dom zu Köln, vom Conſiſtorialrath Bracht erſichtlich.

München, 6. December. Das Schloß Hohenſchwangau (S. Nr. 21. 1836 d. Bl.) iſt nun unter Dom. Quaglio's Leitung vollſtändig ausgebaut und eingerichtet. Der Beſuch von Fremden war dieſen Sommer ungemein groß. Uebrigens dürften die Künſtler, da der Kronprinz im Schloſſe und in der Umgegend noch manche Verſchönerungen anzubringen gedenkt, wohl noch ein halbes Jahr lang dort beſchäftigt werden.

Wien, 1. December. Am 24. November iſt die über den Egerfluß bei Ellbogen in Böhmen neu erbaute Kettenbrücke, welche den Namen „Kaiſer-Ferdinands-Brücke“ erhalten hat, eingeweiht und die öffentliche Fahrt geſtattet worden.

St. Petersburg, 30. November. Am 20. d. M. ſind hier zwei neue in Granit ausgeführte ſchöne Brücken eröffnet worden. Die eine befindet ſich beim Sommergarten und führt über den Woika-Kanal und die andere über den Pfauenkanal.

Wien, 7. December. Der Kaiſer hat ſich den Plan zu einem neuen Operntheater, welches ganz im italieniſchen Geſchmacke gebaut werden ſoll, vorlegen laſſen.

Auf Anordnung der niederöſterreichiſchen Landesregierung wird eine große Ausbeſſerung des Stephans-Domes, an dem man mehrere Riſſe in den Mauern bemerkt, vorgenommen, um der drohenden Baufälligkeit dieſes alten ehrwürdigen Gebäudes zuvorzukommen.

Venedig. Das ſchönſte Theater Venedigs, das Opernhaus la Fenice, iſt am 13. December bis auf die Mauer verbrannt. Es war erſt vor vierzehn Tagen für 500,000 öſterreichiſche Lire verſichert worden; der Wiederaufbau dürfte aber über das Doppelte koſten.

London, 10. December. Der Sturm vom 29. November hat auch die alte Weſtminſterabtei ſtark beſchädigt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 9.

Kunſt-Blatt.

Dienstag, den 31. Januar 1837.

Kunſtgeſchichte.

Geſchichte und Beſchreibung des Domes zu Mainz. Von F. Wetter. Mainz, C. G. Kunze. 1835.

(Beſchluß.)

Es nimmt ſich ſonderbar aus, daß ein Deutſcher ſeinem Vaterlande die Ehre einer der größten und bewundernswürdigſten Erfindungen in der Kunſt, welche ihm nicht nur in neuerer Zeit, ſondern bereits in frühern Jahrhunderten und namentlich von den Italienern zuerkannt worden war, abzuſtreiten und dieſen Ruhm den Franzoſen zuzuwenden ſucht, welchen niemals weder von Fremden noch von ihren eigenen Geſchichtſchreibern ein Anſpruch darauf beigelegt worden iſt. Um ſo ſonderbarer, da ein Ausländer, der Vf. des zuerſt genannten Werkes, ſich aufs Entſchiedenſte gegen die Ableitung des ſpitzbogigen Syſtems aus irgend einem andern Quell als dem deutſchen Erfindungsgeiſte erklärt. So ſcharfſinnig Hr. W. den techniſchen Uebergang von dem romaniſchen zu dem ſpitzbogigen Bauſtyl entwickelt, ſo ſcheint er uns doch in zwei Punkten zu irren; erſtlich indem er die Technik allein als Motiv dieſer Aenderung betrachtet, und dann indem er das Weſentliche des Styls in zu weitem Sinne nimmt. Daß der Spitzbogen ſchon vom neunten Jahrhundert an und früher in Gebrauch geweſen, daß er wegen conſtructiver Vortheile allmählich mehr und mehr in Anwendung gekommen, haben alle bisherigen Schriftſteller zugegeben; aber war es allein die Technik, wodurch jene Zeit ſich angetrieben fühlte, hoch und immer höher zu bauen, Mauern, Pfeiler und Gewölbe immer leichter und luftiger zu machen, und die emporſteigenden Maſſen ſo fein zu gliedern und zu durchbrechen? Niemand, der die Würde der Architektur in ihrem ganzen Umfang ermißt, wird die Entſtehung ihrer Formen allein aus techniſchen Vortheilen, Bequemlichkeiten, Moden oder Capricen erklären wollen, ſondern zugeben, daß die eigenthümliche Geſinnung der Zeit ſich auf eine ſehr ſpecielliſymboliſche Weiſe in ihren Geſtaltungen ausſpricht. Hätten jene mittlern Jahrhunderte allein hoch und mächtig bauen wollen, dazu konnten ihnen der Baſilikenbau, der Kuppelbau und die romaniſche Bauart genügen; was war es dann, was ihren Blick ſo in die Höhe, gleichſam ins Unermeßliche hinaustrieb, was ſie die kühnſten Wagniſſe der Conſtruction unternehmen hieß und Formen geſtaltete, die vorher noch nie da geweſen waren und in ihrer neuen und phantaſtiſchen Verbindung doch einen ſo organiſchen Charakter zeigten? Das wurde nicht durch bloße Leichtigkeit der Technik, durch capriciöſe Kühnheit der Conſtruction bewirkt; es ſprach ſich vielmehr in der Wahl dieſer Technik eine durchgreifende und hohe, mit einem Wort, eine religiöſe Geſinnung aus. Wir bedürfen dieſe religiöſe Geſinnung, dieſe durchgehende Symbolik des altdeutſchen Kirchenbaues nicht näher zu bezeichnen, da ſie eben ſo treffend als unwiderleglich bereits von Boiſſerée u. A. entwickelt worden iſt; begreifen aber auch nicht, wie der Vf. dieſes Moment ſo gänzlich übergehen und in der, freilich ſehr allgemeinen, aber doch in dieſer Allgemeinheit richtigen Aeußerung Fr. Schlegels verwerfen kann. — Was zweitens der Vf. von der Entwickelung des Spitzbogens in Frankreich anführt, können wir zwar nicht in allen Einzelnheiten prüfen, ſcheint uns aber deßhalb den rechten Punkt nicht zu treffen, weil bisher, wo von Ausbildung und Entfaltung des ſpitzbogigen Styles die Rede war, nur allein jene Reinheit und Conſequenz ſeiner Formen ins Auge gefaßt wurde, deren er ſich an dem Dom von Köln, am Münſter zu Freiburg und an der Façade des Münſters von Straßburg fähig gezeigt hat. Die Kathedrale Notre-Dame zu Paris, auf welche der Vf. ſich beruft, ermangelt noch völlig der Ausbildung und innern Zuſammenſtimmung der Formen, welche in jenen ſpätern Gebäuden ein in ſich beſchloſſenes, von Anfang bis zu Ende durchgeführtes Syſtem möglich machten. Und wenn Hr. W. die Façade von Notre-Dame als Vorbild von der des Straßburger Münſters betrachten will, ſo lehrt ein Blick auf beide, daß in jener

noch verſchiedenartige Elemente roh durcheinander geworfen ſind, während in dieſer ein frei und ſchön ausgebildeter Styl erſcheint. Es iſt nicht unſre Meinung, Hrn. W. in der Behauptung zu widerſprechen, daß bereits im Anfang des dreizehnten und ſchon zu Ende des 12. Jahrhunderts der Spitzbogen häufiger und mit reicherem Schmucke in Frankreich angewandt worden als in Deutſchland; aber bevor nicht umfaſſendere und gründlichere Arbeiten über die zahlreichen franzöſiſchen Bauwerke dieſer Art vorliegen, möchten wir nicht mit ihm als erwieſen annehmen, daß die franzöſiſchen Architekten der drei erſten Jahrzehende des dreizehnten Jahrhunderts dieſe Bauart ſchon zu einem ganz vollſtändigen Syſteme geſtaltet, ſo in allen weſentlichen und acceſſoriſchen Formen, in Thürmen, Pfeilern und Pyramiden, Fenſtern, Geſimſen und Krönungen, und in allen Theilen des Pflanzenornaments ausgebildet und organiſirt gehabt hätten, wie wir es an den deutſchen Bauwerken, welchen unſer Vf. ſelbſt den Preis in dieſer Hinſicht zugeſteht, wahrnehmen.

Kunſthiſtoriſches aus Italien.

(Beſchluß.)

Man hat aus der ehemaligen Guardaroba des Großherzogs Coſimo ein hübſches Basrelief von Perin da Vinci und eine Terracotta von Luca della Robbia hervorgeſucht und dieſe den andern Reliefs im Corridor der Uffizi beigeſellt. Das Werk des wenig oder gar nicht bekannten Perin ſtellt eine heilige Familie vor, in welcher die ſitzende Madonna, das Kind und der an ihrem Schoß ſtehende Johannes den Mittelpunkt bilden. Es iſt mit weit mehr Gefühl modellirt, als eine durch Michel Angelo geleitete und beſtimmte Künſtlerhand im Allgemeinen zuläßt. — Jezt iſt wieder ſtark davon die Rede, die antike, neulich durch Ricci hergeſtellte, koloſſale Gruppe des Ajax und Patroclus unter die Loggia dei Lanzi an den Platz der Judith von Donatello zu ſtellen. So hätte dieſe zum dritten Male den Ort zu wechſeln; M. Angelo's David vertrieb ſie von der Ringhiera, Giov. Bologna's Sabinerraub aus der Vorderſeite der Loggia. Es ſollte doch billig den Florentiner Kunſtfreunden einfallen, daß auf der Piazza del Granduca unter ehrwürdigen Monumenten des 13ten, 14ten, 15ten und 16ten Jahrhunderts ein antikes Monument von dieſem Umfang etwa ſo ſich ausnehmen müßte, wie die koloſſale Statue Napoleons von Bartolini auf dem Forum zu Pompeji. — Die Capelle der Mediceer im Palaſt Riccardi, von Benozzo Gozzoli gemalt, wird jezt von Marini reſtaurirt. (?) — Man iſt jezt damit beſchäftigt, den Dom eben ſo wie früher St. Giovanni durch eine eiſerne Umſchließung vor Verunreinigung und Beſchädigung ſicher zu ſtellen. — Die Kettenbrücke in den Caſcinee iſt in ſechs Monaten fertig geworden; die andere vor dem Thor St. Niccolo ſchreitet auch raſch fort; beide werden unter Leitung des franzöſiſchen Architekten Seguin gebaut. — Literäriſch iſt wichtig, daß neulich in dem zu Paris von Italienern herausgegebenen, ſeit Anfang des Jahres heftweiſe erſcheinenden Journal (l'Italiano betitelt) behauptet wurde, M. Angelo habe nicht (wie deutlicher als Vaſari, Condivi und die Hiſtoriker der Zeit, nach ihnen Sismondi behaupten), aus Furcht, ſondern in Auftrag der Republik im J. 1529 Florenz verlaſſen. Es wird zu dieſem Behuf ein Brief der florentiniſchen Republik vom Juni des Jahres beigebracht, in welchem M. Angelo dem damaligen Geſandten zu Ferrara empfohlen und dieſer gebeten wird, ihm bei Beſichtigung der dortigen Feſtungswerke (dies war Zweck der Reiſe) auf alle Weiſe behülflich zu ſeyn. — Man will hier nun nach Urkunden wiſſen, daß der alte Maler Giunta nicht aus Piſa, ſondern aus der Nähe von Piſtoja, aus dem durch die Niederlage Catilina's bekannten Piteccio gebürtig ſey. Die Familie ſtammte auf jeden Fall daher. — In der Kunſthandlung Bardi erſcheint jezt die Gallerie Pitti. Die drei publicirten Hefte, jedes zu fünf Blättern, enthalten: 1) Tommaſo Inghirami von Raffael, geſtochen durch Ceſare Ferreri; die Jäger von Giovanni da St. Giovanni, geſt. von Gatti; Scene in Emaus von Palma Vecchio, geſt. von Roſſi; die Disputa von del Sarto, von Gj. Marri; Pietà von Fra Bartolommeo, von Steinla. 2) Portrait von Galilei aus der Schule von Suſtermans, von Fournier; Madonna della Sedia, von Ferreri; Concert von Giorgione, von Roſſi; Chriſtus mit den Evangeliſten von Fra Bartolommeo, von Gatti; Landſchaft von Salvator Roſa, von Paradiſi. 3) Der Sohn des Königs Friedrich III. von Dänemark von Suſtermans, von Fedi; Verkündigung der Madonna von Andrea del Sarto, von Roſſi; die Judith von Allori, von Paradiſi; Ecce Homo von Cigoli, von Ferreri; St. Marco von Fra Bartolommeo, von Laſinio. — Vermiglioli hat eine ausführliche Biographie des Pinturicchio zum Druck fertig. Von Repetti erſcheint hier ein hiſtoriſch-geographiſch-phyſikaliſches Dictionnaire von Toskana, welches ſeiner Solidität wegen großen Beifall findet. Für Geſchichte, auch für Monumente, Marmorbrüche ꝛc. hat es die ſchätzenswertheſten Notizen, da es ſo ziemlich jeden Ort in Toskana behandelt. Es erſcheint heftweiſe (jedes Heft zu 4 Paul wie ich glaube) und iſt ſchon bis Fucecchio vorgerückt.

Nachträgliches zu der Abhandlung über den Palaſt von Urbino.

(Vgl. Kunſtbl. 1836. S. 558 ff.)

Ein längerer und wiederholter Aufenthalt in Umbrien, verbunden mit Unterſuchungen, die ich in den Staatsarchiven von Urbino, Siena und Florenz anſtellen konnte, machten es mir ſeit dem Jahre 1834 möglich, die Thätigkeit der bei dem Bau des Palaſtes beſchäftigten Künſtler noch mehr im Einzelnen zu verfolgen. Das ſchöne Document, wodurch Lucianus zum Architekten des Herzogs Friedrich ernannt wird, ein eigenhändiger, wichtiger Brief des Baccio Pontelli, Urkunden endlich, welche die ganze Bedeutſamkeit des Francesco di Giorgio ins Klare bringen, waren die Ausbeute, welche in dieſer Beziehung jene Nachforſchungen gewährten. Hier möchte ich zunächſt, um Mißverſtändniſſen vorzubeugen, dies bemerken, daß das von mir citirte Kupferwerk über Urbino den Aufriß vom Cortile jenes Palaſtes weniger genau wiedergibt, als die Details. Ueber dem erſten Gang hat dieſes eine vortreffliche Mauer von Backſteinen mit Pilaſtern, zu welchem der jetzige dritte Stock in keiner Weiſe gehört. — Im italieniſchen Original des Giov. Santi waren bei meiner Entfernung vom Druckort einige Fehler nicht zu vermeiden; preti ſtatt poeti, inopra ſtatt cuopra corrigiren ſich im Leſen von ſelber; aber ſinnentſtellend im deutſchen Text ſind: Raffael, der doch wohl faſt groß genug iſt, für: ſonſt groß genug iſt; und: der Italiener, wenn er mehr ſeyn will, für: wahr ſeyn will. —

Gaye.

Nachrichten vom December.

Bauwerke.

Paris, 25. November. In der Kirche Notre-Dame ſind bedeutende Reparaturen erforderlich, mit denen alsbald der Anfang gemacht werden ſoll.

21. December. Der Pariſer Strauß, Hr. Muſard, hat einen neuen, höchſt prachtvoll decorirten Saal für ſeine wöchentlichen Concerte bauen laſſen und denſelben vorgeſtern durch ein Concert eingeweiht, in welchem ſein 300 Mann ſtarkes Orcheſter ſpielte.

Die Stadt Paris hat den ſchönen Thurm von Saint Jacques de la Boucherie, der bekanntlich Privateigenthum geworden war, für 250,100 Fr. an ſich gebracht. Der Kirche Saint Jacques de la Boucherie wird zum erſtenmal in einer Bulle Calixtus II. vom Jahr 1119 gedacht, obwohl ſie älter ſeyn muß. Sie lag damals außer dem Weichbild von Paris. Ueber ihren Urſprung iſt nichts Sicheres bekannt. Der Bau derſelben ward erſt unter Franz I. Regierung vollendet. Während der erſten Revolution ward ſie zerſtört und nur der Thurm blieb ſtehen. Er iſt einer der höchſten in Paris und wetteifert mit dem von Notre-Dame. Der Grund ward 1508 gelegt und das Werk gegen 1522 vollendet.

Zum erſtenmal ſeitdem unſere bürgerliche Architektur ein Beſtreben gezeigt hat, ſich des Styls zu entledigen, in den ſie ſeit Ludwig XIV. Regierung verfallen war, iſt nun ein Haus von unten bis oben im Geſchmacke der Renaissance (Zeit von Franz I. bis Heinrich IV.) errichtet worden. Dieſes Gebäude, welches Nr. 8 in der Rue Vanneau iſt, zeichnet ſich durch eine an Zierrathen reiche Façade aus. Fenſter, Thüren, Traufen, die Dachfenſter, Schornſteine, kurz Alles iſt mit Bildereien ꝛc. verziert und auch das Innere ganz in demſelben Style eingerichtet.

Das unlängſt vollendete Hôtel des Hrn. v. Rothſchild iſt nach den Riſſen des Operndirectors Hrn. Duponchel erbaut und die ganze innere Einrichtung ebenfalls im Geſchmacke der Renaiſſance. Nach der völligen Ausmöblirung wird es ungefähr 4 Mill. Fr. gekoſtet haben. Nach dem berühmten Hôtel d'Osmond iſt nicht wieder eine gleich prächtige Privatwohnung eingerichtet worden.

Das Journal des Debats vom 22. December gibt eine Ueberſicht der im Jahr 1836 in Paris vollendeten Bauten. Dieſe ſind: 1) auf dem rechten Ufer der Seine: der vor 50 Jahren angefangene Triumphbogen de l'Etoile; das Proviantshaus auf dem Quai de Billy; die Magdalenenkirche; Aufrichtung des Obelisken von Luxor; die Kirche unſerer lieben Frau von Loretto; die Kirche de St. Denis du Saint Sacrement in der Straße Saint-Louis; die beiden großen Gefängniſſe in der Straße de la Roquette; das Grabmal des Père Lachaiſe; der Quai de la Ferraille; ein großer zum Palaſt des Seeminiſteriums gehöriger Flügel. 2) Auf dem linken Ufer: das Archivgebäude des Rechnungsfaches in der Straße Saint-Eloi; das auf dem Petit-Pont umgebaute Hôtel-Dieu; das Haus der polytechniſchen Schule; das Taubſtummeninſtitut; der Geflügelmarkt de la Vallée; das Elementarſchulgebäude in der Straße Pont de Lodi; die Leichengewölbe und eine Capelle zur heil. Jungfrau im Invalidenhospitale; eine Brücke über die Bièvre nach den äußern Boulevards; die Vorhalle Bellechaſſe ward abgetragen und die Kaſerne umgebaut; ein Pavillon in der Univerſitätsſtraße zum Aufbewahren der koſtbaren Seekartenſammlung; die neue Rue Racine; das Dupuytren'ſche Muſeum. Außerdem geſchah viel für Vervollkommnung des Straßenpflaſters, der Kloaken, der Gasbeleuchtung ꝛc. An Privatbauten, die das Publikum intereſſiren, wurden vollendet: die gewaltigen Gallerien der Panorama's, der Magdalenenmarkt, der St. Lorenzmarkt, das Theater Saint-Antoine, der Muſard'ſche Concertſaal in der Rue neuve Vivienne. An eigentlichen Privatbauten rechnet man über 200 von Grund aus neu erbaute Häuſer. Zu den beinahe vollendeten öffentlichen Bauten gehören die Mineralien-Gallerie im Pflanzengarten, die Waarenhäuſer und Affenhäuſer ebendaſelbſt, das franzöſiſche Collegium, das Pantheon, der erzbiſchöfliche Palaſt in der Straße Varenne, die Verſchönerung des Boulevards des Italiens und Montmartre. — Außerdem arbeitet man noch an wohl eben ſo viel mehr oder weniger vorgerückten öffentlichen und wenigſtens 500 Privatbauten, von denen die letzteren faſt lediglich induſtriellen Zwecken gewidmet ſind.

Conſtantinopel. Sultan Mahmud hat eine Brücke zwiſchen den Vorſtädten Pera und Galata bauen laſſen. Obgleich binnen 2 Monaten vollendet, läßt ſie doch in Hinſicht auf Eleganz und Feſtigkeit wenig zu wünſchen übrig. Sie iſt auf Blockſchiffen gebaut, welche mit eiſernen Tauen am Anker befeſtigt ſind. Ihre Länge, von Duc-Caban bis Mehil-Iskelleh, beträgt 1,280 Fuß, ihre Breite 22. Nach Opferung einer Hekatombe (?) und dem Gebet des Mufti

weihte der Sultan die Brücke, indem er mit ſeinem ganzen Gefolge darüber ritt. Der Augenblick zu dieſer Feierlichkeit war durch ein Tribunal von Zeichendeutern auf 5 Uhr 45 Minuten feſtgeſezt. Der Sultan wurde mit betäubenden Acclamationen begrüßt. — Er beglückwünſchte den Mut'in: Achmet Paſcha, Director dieſer Arbeiten, machte ihm einen mit koſtbaren Steinen geſchmückten Säbel zum Geſchenk, und beauftragte ihn, unter die Arbeiter Beweiſe ſeiner Freigebigkeit zu vertheilen. Am Vorabend der Feierlichkeit hatte der Sultan die Abſicht geäußert, über die Brücke zu fahren, aber der Ingenieur hatte vergeſſen, eine Straße nach der Brücke anzulegen. Vom Kaiſerl. Palaſt bis zur Brücke iſt eine Entfernung von ungefähr 5 Millien; in 24 Stunden hatten 1200 Arbeiter, deren Eifer ohne Zweifel durch orientaliſche Mittel angetrieben wurde, dieſe Straße vollendet, und ſie wäre ſogar noch früher fertig geworden, wenn nicht die Arbeit einen Augenblick durch ein anſcheinend unüberſteigliches Hinderniß aufgehalten worden wäre. Die Linie der in Eile gezogenen Straße traf einen Begräbnißplaz. Glücklicherweiſe befanden ſich darin nur einige alte Gräber von Janitſcharen, und Achmet Paſcha, getreu dem Beiſpiele ſeines Herrn, machte ſich keinen Scrupel daraus, ſie über den Haufen zu werfen.

Bildnerei.

Neapel, 1. December. Profeſſor Zahn hat vom Könige die Erlaubniß erhalten, alle ſeit mehreren Jahren ausgegrabenen Bronzen an Vaſen, Candelabern 2c. formen und abgießen zu laſſen und beſizt nun eine außerordentlich reiche Sammlung ſolcher Abgüſſe, die für Akademien, Architektur- und Ornamentenſchulen von Wichtigkeit zu werden verſpricht.

Paris. Die von der Brücke de la Concorde herabgenommenen Statuen haben zum Theil bedeutende Beſchädigungen erlitten, namentlich die des Duguay, Trouin und Bayard, die man nur noch durch Stüzen aufrecht erhalten kann. Die Statue des Duguesclin iſt bei der Abnahme in drei Stücke gebrochen.

Brüſſel, 2. December. Die ſechs erſten Statuen, welche unſere Regierung ausführen laſſen wird, ſind die Philipps des Guten, Gottfrieds von Bouillon, Karls des Kühnen, Karls V., Balduins und des Erzherzogs Albrecht.

St. Petersburg, 22. November. Die Kaſan'ſche Kathedrale zur Mutter Gottes hat auf höchſten Befehl eine neue Altarwand, aus purem Silber gefertigt, erhalten. Die enorme dazu verwandte Maſſe Silbers hat das Don'ſche Koſakenheer Sr. Maj. mit dem Wunſche dargebracht, daß ſie zu dieſem Zwecke verwandt werden möge. Die vier zierenden Säulen ſind von ächtem ſibiriſchem Jaspis, an welchen die auf einer Kronfabrik gefertigte Arbeit allein, ohne den Werthanſchlag des Steins, 60,000 Rubel koſtete. Die Silberbekleidung der ganzen Altarwand mit der Thüre zum Allerheiligſten beträgt eine Maſſe von 88 Pud, 36 Pfund. Die dazu gehörigen Heiligenbilder ſind von unſern Malern Brüllow und Soſonow gezeichnet.

Denkmäler.

Paris, 16. November. Am Hafen von Dünkirchen ſoll eine koloſſale Bildſäule des berühmten franzöſiſchen Admirals Jean Bart, deren Koſten man durch Unterzeichnung decken will, errichtet werden.

Paris, 10. December. Die koloſſale Statue für die Juliſäule in Paris iſt von Hrn. Soyer kürzlich gegoſſen worden. Sie iſt 15 Fuß hoch; die Säule ſelbſt wird 158 F. hoch werden und demnach die Höhe der Vendôme-Säule um 15 F. übertreffen.

19. December. Man hat den Obelisk von Luxor mit einer Federharzauflöſung überſtrichen, um ihn vor den Einflüſſen des Klima's, das weit nachtheiliger auf den Granit einwirkt, als das trockene ägyptiſche, zu ſchüzen.

Endlich ſcheint es zu Errichtung eines Denkmals für Molière zu kommen. Bei den Banquiers Perrier Frères iſt eine Unterzeichnung dazu eröffnet.

Wien, 7. December. Man beſchäftigt ſich mit Auffindung eines paſſenden Plazes für die Statue des leztverſtorbenen Kaiſers Franz I., wozu man vorläufig den Raum mehrerer Häuſer am Stephansplaze als ſehr paſſend bezeichnet.

Brüſſel, 16. December. Die Commiſſion zur Errichtung einer Statue von Rubens in Antwerpen hat das Modell, welches der Bildhauer Geefs geliefert, annehmlich gefunden. Der Maler iſt mit dem Degen, den ihm Karl I. ſchenkte, und dem Federhut aufrecht ſtehend dargeſtellt.

Medaillenkunde.

Baden, 18. December. Eine von dem trefflichen Medailleur Kachel in Karlsruhe eben erſt vollendete Medaille auf den deutſchen Zollverein hat die Größe und den Metallwerth eines Kronenthalers. Der Avers zeigt das Bruſtbild des Großherzogs Leopold, der Revers die mit den Wappen der zum Zollverein gehörigen Regentenhäuſer eingefaßte Inſchrift: „Zu ihrer Völker Heil.“

Parma. Die Erzherzogin Marie Louiſe hat, in Folge des gänzlichen Aufhörens der Cholera in ihren Staaten, Befehl zur Prägung einer Medaille in Gold und Silber gegeben, welche auf der einen Seite ihr Bildniß, auf der andern die Inſchrift: „Ai benmeriti dolla Sanità publica nel 1836.“ enthalten wird.

Malerei.

Rom. Ein großes Gemälde von Carlo Paris, die Stadt Mexiko und ihre Umgebungen darſtellend, macht hier viel Aufſehen. Der Künſtler verweilte acht Jahre in Amerika und wird aus ſeiner reichen Sammlung von Abbildungen der Merkwürdigkeiten jenes Landes eine maleriſche Reiſe in Mexiko zuſammenſtellen.

London, 29. November. Der United Service Club hat Stanfield's ſchönes Bild: die Schlacht von Talavera, an ſich gebracht und dem Bilde der Schlacht von Waterloo gegenüber aufhängen laſſen.

3. December. Sir Martin Shee iſt gegenwärtig mit einem Portrait des Königs beſchäftigt, wozu Se. Maj. bereits mehrere Male geſeſſen hat.

Frankfurt, 22. November. Der Director des Städel'ſchen Inſtituts, Hr. Philipp Veit, hat nun ſein oft beſprochenes Frescobild: „Die Entwickelung der Künſte in Deutſchland durch die Einführung des Chriſtenthums,“ vollendet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 10.

Kunſt-Blatt.

Donnerstag, den 2. Februar 1837.

Die öffentlichen Bauten in Paris.

1836.

Paris vergrößert und verſchönert ſich von Jahr zu Jahr; neue Kirchen und Capellen werden gebaut und die alten verfallenen Gotteshäuſer unterwirft man einer verjüngenden Reſtauration; herrliche Paläſte nahen ſich ihrer Vollendung und prächtige Privathôtels erheben ſich in vielen Theilen der Hauptſtadt, beſonders in den von dem Palais-Royal und der Börſe nach den Boulevards einmündenden Straßen. Die oberen Theile der Rue Richelieu und der Rue Vivienne ſind binnen zwei Jahren faſt ganz mit neuen Häuſern beſezt worden, deren glänzendes, palaſtähnliches Aeußere jeden Fremden und Einheimiſchen überraſcht. Bronzene, vergoldete Balkons, buntfarbige Marmorbekleidungen, zierlich gearbeitete Pilaſter, große, runde, venetianiſche Spiegelfenſter ſind von den Architekten nicht geſpart, ſondern in ſo reichem Maße angewandt worden, daß deren Zuſammenwirkung dieſen Gebäuden ein ungemein ſtattliches Ausſehen und einen originellen Charakter verleihen, deſſen weitere Ausbildung leicht auf einen eignen, modernen, den Bedürfniſſen und dem Geſchmack der jetzigen Zeit angemeſſenen Bauſtyl hinleiten dürfte. Die Rez-de-Chauſſée dieſer Häuſer ſind ausſchließlich vom Handel und von der Induſtrie in Beſitz genommen und bilden eine fortlaufende Reihe von Reſtaurants, Kaffeehäuſern und Kaufläden, bei deren innerer und äußerer Ausſtattung Luxus, Kunſtliebe und Reichthum ſich den Rang ſtreitig machen. Das Café Mozart an der Ecke des Börſenplatzes und der Rue Feydeau iſt ganz ſtrenge im Geſchmack der franzöſiſchen Renaiſſance decorirt und man kann nicht leicht in glänzenderen Umgebungen ſein Frühſtück einnehmen und ſeine Zeitung leſen. Die Vergoldungen und Wandverzierungen des Café des Panoramas, des Café Vivienne und des Café de la Rotonde übertreffen bei weitem Alles, was je in dieſer Art ſonſt hier eingerichtet worden. Die Speiſeſäle der Reſtaurateurs Véry und Véfour im Palais Royal verdienen nicht bloß wegen ihrer von den Gutſchmeckern aller Nationen gerühmten Küche den Beſuch jedes Fremden, der einige Zeit in Paris verweilt, ſondern ziehen ſchon durch die Pracht ihrer Ausſchmückung die Blicke aller Vorübergehenden auf ſich. Jeder Gaſt, welcher die Schwelle dieſer gaſtronomiſchen Heiligthümer überſchreitet, um im Innern derſelben ſeine Andacht zu verrichten, ſtaunt die heitere, freundliche Eleganz an, welche ihm von allen Seiten hier entgegenblinkt; kein Fürſt kann ſeine Gäſte in ſchöneren Sälen bewirthen. In einem Eßwaarenladen der Rue neuve Vivienne, wo man beſonders alle Arten von See- und Flußfiſchen verkauft, ſieht man zwei allerliebſte Wandgemälde, welche einem namhaften Künſtler alle Ehre machen würden. Eins davon ſtellt die Venus dar, wie ſie Fiſche angelt; ihr Oberleib iſt entblößt bis an den Gürtel; von einem Felſen aus wirft ſie die Angelſchnur ins Waſſer. Ihr gegenüber ſizt Amor, in der linken Hand ein Körbchen haltend, wahrſcheinlich um die gefangenen Fiſche darin zu ſammeln; die Augen feſt auf ſeine Mutter geheftet und den rechten Arm ausſtreckend, ſcheint er ihr mit dem Finger die Stelle anzudeuten, wohin ſie ihre Angelhaken nach Beute auswerfen ſoll. Narziß, in ſein Bildniß vergafft und es in den Wellen des Fluſſes betrachtend, iſt der Pendant zu dem vorigen, und beide Bilder machen einen ganz angenehmen Eindruck.

Den zahlreich unternommenen Privat- und öffentlichen Bauten nach, könnte Paris in dieſem Augenblick mit eben ſo viel Recht als München den Titel eines Neu-Athens anſprechen, wenn es nur nicht in mehr als einem Theile eher einer Mördergrube gliche, als der brillanten Hauptſtadt des alten Griechenlands. So viel iſt aber gewiß, Paris iſt gegenwärtig die Stadt, wo am meiſten gebaut wird; in dieſer Hinſicht iſt ſie ſeit der Julirevolution ſo kokett und veränderlich geworden, als ihre Frauen; ſie erneuert oft und gern ihre Toilette, ſie wechſelt jede Minute ihren Anzug und läßt ſich neu

übertünchen, neu bekleiden, neu ſchminken, neu bemalen und neu aufputzen, ſo oft es ihr in den Sinn kommt; und das geſchieht ſehr oft. Regierung, große und kleine Eigenthümer, habgierige und unternehmende Spekulanten, alle ſcheinen von der Bauwuth, wie von einer Krankheit, angeſteckt. Wenn ich in Paris ein Handwerk lernte, würde ich ohne Weiteres Maurer oder Zimmervergolder; denn dieſe Leute müſſen binnen kurzer Zeit große Reichthümer erwerben, wenn ſie ihren Wochenlohn nicht jeden Sonntag vor den Barrièren vertrinken.

So wie man aus dem Hauſe tritt, regnet Einem ein feiner Kalkſtaub auf den Kopf; die Antüncher und Weißbinder ſtreichen Einem im Vorbeigehen die Kleider an, und man muß jeden Augenblick gewärtigen, daß man erblindet. Die Gypsbereiter machen ſich ein ganz beſonderes Vergnügen daraus, ihre Röcke ſo recht lange und recht rein auszuklopfen, daß ſie hundert Schritte in der Runde die ganze Atmoſphäre mit Gypsſtaub anfüllen und einen großen Theil der Straße in eine Perrückenmachersbude aus dem vorigen Jahrhundert verwandeln, als noch der klaſſiſche Puder ſeine Wolken von Stärkmehl verbreitete. Hat man glücklich den Gebrauch ſeiner Augen gerettet, ſo ſtehen Einem in jeder Straße noch neue Gefahren bevor. Die Baugerüſte nämlich werden hier mit einer ſolchen Unvorſichtigkeit angebracht, daß nicht bloß das Leben derer, welche darauf arbeiten, ſondern auch derer, welche unten durchgehen, beſtändig bedroht iſt. Im Verlauf dieſes Jahres ſind zehn Arbeiter und ſieben Vorübergehende auf dieſe Weiſe umgekommen oder zu Krüppeln geworden; bei dem allgemein hier in dieſer Hinſicht herrſchenden Leichtſinne wundert es mich, daß die Anzahl der Unglücksfälle nicht verhältnißmäßig größer iſt. Ein geringerer Uebelſtand iſt, daß dieſe Bauten oft ſehr belebte Straßen ganz ungangbar machen, wenigſtens für den, der zu Fuße geht und ſeine Arme und Beine lieb hat. Die Steinſäger, Gypsbereiter, Schuttfuhrleute und Maurer haben die Trottoirs und einen Theil der Straße inne; den noch übrigen Raum nehmen die Cabriolets, Omnibus und Diligencen in Anſpruch, und der Fußgänger, welcher ſeine geſunden Gliedmaßen zu behalten wünſcht und nicht gern gerädert ſeyn will, iſt gezwungen, einen Umweg zu machen. Dieſen Sommer hielten die öffentlichen Arbeiten viele Straßen Monate lang verſperrt; zu keiner Zeit war der Stadtrath von Paris ſo ſehr für die Anlagen neuer Trottoirs, unterirdiſcher Kanäle, Waſſerleitungen und Gasröhren thätig. Noch in dieſem Augenblick gleicht Paris auf den Boulevards und an zwanzig andern Stellen einer belagerten Stadt, ſo viel Gräben, Tranchéen, Aushöhlungen und Palliſaden trifft man in allen Quartieren an; die Citadelle von Antwerpen kann nicht mehr unterminirt und untergraben worden ſeyn, als man dieſen lezten Sommer die Straßen von Paris aufgewühlt hat. Sehr nützliche Waſſerbauten ſind fortwährend in Arbeit; am Pont neuf wird das Flußbett der Seine eingedämmt und zurückgedrängt, um die Quais nach dem Pont des Arts hin zu erweitern und in gerader Linie mit denen vom Pont au change her fortzuführen; zwiſchen dem Pont d'Arcole und Pont Louis Philippe werden gleichfalls neue Quais aufgemauert und die Uferſtraßen erhöht, ſo daß die Häuſer dort in Zukunft vor Ueberſchwemmungen geſichert ſind, welche noch in dieſem Jahre ſo beträchtlichen Schaden angerichtet. Im Verlauf des folgenden Jahres werden dieſe Arbeiten vollendet und Paris um eine neue, ſchöne Uferpromenade reicher ſeyn, welche ſich vom Pont Louis Philippe bis zum Pont de Jena, d. h. eine Stunde weit längs des rechten Seine-Ufers hinzieht. Bereits iſt ein großer Theil davon mit Bäumen bepflanzt, zwiſchen denen bronzene Candelaber die Gaslaternen tragen und ſteinerne Bänke angebracht ſind, auf denen aber erſt die Enkel der jezt lebenden Pariſer Schatten und Kühlung während der Sommerhitze ſuchen werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Tod des heiligen Florian.

Koloſſales Altarbild, 13 Fuß hoch, 8 Fuß breit, von Leopold Schulz in München.

Im Anfange des vorigen Jahres hat man, außer einigen andern ſich vortheilhaft äußernden Stimmen, unter andern in der allgemeinen Zeitung, auch in dieſem Blatt ein ſehr günſtiges Urtheil, mit Sachkenntniß geſchrieben, über eine große Compoſition des Malers Schulz in München, darſtellend die Wallfahrt der Kreuzfahrer zum heiligen Grabe nach der Erſtürmung von Jeruſalem, geleſen. Einſender dieſes hatte Gelegenheit, dieſen Carton zu ſehen, und kann dem im erwähnten Bericht ausgetheilten Beifall vollkommen beipflichten. Dieſer tüchtige Künſtler hat wieder ein koloſſales Bild, das er in Oel ausführt und bald vollenden wird, unter den Händen. Es iſt wirklich erquicklich, ſich über ein Bild, wie dieſes, das eine ſinnige und ſichere Künſtlerindividualität mit Vorliebe an den Tag gefördert hat, vor einem competenten Publikum ausſprechen zu können. Wo, wie bei Schulz, mit Verſtand und Begeiſterung in den richtigſten dynamiſchen Verhältniſſen zu Werke gegangen wird, da muß immer etwas Gutes entſtehen. Wir freuen uns, auch bei dieſem Bilde die nämliche Bemerkung gemacht zu haben.

Das hiſtoriſche Motiv hierzu iſt kurz dieſes: Im Anfange des dritten Jahrhunderts war Florian, der in

einer Legion in Laureacum in Kriegsdienſten ſtand, wegen ſeiner begeiſterten Ergreifung des Chriſtenthums, der Gegenſtand heftiger Verfolgungen von Seiten des daſigen römiſchen Statthalters, deren Ende ein qualvoller Tod war. Er wurde nämlich, da er ſeinen Glauben nicht abſchwören wollte, von einer Brücke in den vorbeifließenden Fluß, mit einem Mühlſtein um den Hals, geſtürzt. Der Künſtler hat den Moment gewählt, wo die beiden Vollzieher des Urtheils, zwei Kriegsknechte, welche den Märtyrer gefaßt halten, nur auf das Loſungswort des daneben ſtehenden Statthalters warten, um ihn hinunter zu ſchleudern. So ſchnell vorübergehend dieſer Moment in der wirklichen Erſcheinung geweſen ſeyn mag, ſo bedeutungsvoll iſt er hier auf dem Bilde fixirt. Der Künſtler hat ſehr paſſend das Geländer oder die Bruſtmauer der Brücke ſo gezeichnet, daß den Figuren nicht die Füße dadurch verdeckt werden; er hat nämlich in einer Entfernung von beiläufig drei Fuß regelmäßige Quaderſteine angebracht, welche durch eine eiſerne Stange verbunden ſind. Man ſieht ein Stück vom Bogen der Brücke und darunter etwas vom Waſſer. Auf dem mittelſten Quaderſtein, der die drei Anfangsbuchſtaben der welthiſtoriſchen Worte: Senatus Populusque Romanus zur Anſicht bietet, kniet der heil. Florian, dem mit einer Kette ein Mühlſtein um den Hals befeſtigt iſt, der ebenfalls auf dem Quaderſtein, neben dem Florian ruht und von einem der Kriegsknechte gehalten wird, welche zu den beiden Seiten des Märtyrers ſtehen. Zur Linken des Leztern bemerken wir den Statthalter, einen Lictor und zwei Kriegsknechte; zur Rechten deſſelben ſteht die heilige Valeria, neben dieſer ein Hirte und hinter ihr eine andere Frau. Ueber den Häuptern dieſer Figuren ſchweben zwei Engel.

Der heilige Florian, knieend, breitet ſeine Arme aus und richtet ſeine verklärten Blicke nach jenen himmliſchen Räumen, dem Wohnſitze der Seligen, welcher ihn in wenigen Augenblicken aufnehmen ſoll. Sein Kopf iſt ausgezeichnet ſchön und voll ergreifenden Ausdrucks. Man ſucht darin vergebens einen Zug der Furcht vor dem grauſigen Moment, der ihn erwartet, nicht einmal Theilnahme lieſt man darin, an dem, was mit ihm vorgehen ſoll. Er iſt einzig verſunken in den begeiſternden Gedanken an ſeine Verklärung, und ſein Geiſt betrachtet ſeine Hülle nur als eine läſtige Feſſel, von der er bald entledigt werden ſoll. Dieſer durchaus vorherrſchende Ausdruck läßt bei dem Beſchauer gar keinen widerlichen Gedanken aufkommen, welchen ſonſt die Betrachtung der Vorbereitung einer ſo traurigen Scene nothwendig erwecken muß. Aus dieſem Grunde iſt der Hauptgedanke des Bildes vom höchſten tragiſchen Intereſſe, welches durch die Auffaſſung der heiligen Valeria auf das Höchſte geſteigert wird. In ihrem edlen Kopfe leſen wir mit einer Art von Mitgefühl, wie ſehr ſie fähig iſt, den hier vorgeſtellten Moment in ſeinem ungetrübten Lichte zu würdigen. Begeiſterung und Bewunderung, ja ſelbſt jener edle Neid, den alle erhabenen Gemüther fühlen, wenn ſie Duldern aus den tiefſten Bedrängniſſen die Palme himmliſcher Vergeltung winken ſehen, ſprechen ſich in dieſer erhabenen Frauengeſtalt auf eine rührende Weiſe aus. Dieſen Gedanken läßt der Künſtler durch den Contraſt noch lebendiger hervortreten, indem er hinter der heiligen Valeria ein Weib durch ſeine Geſten und Bewegungen deutlich zu erkennen geben läßt, wie ihre Seele von Angſt und Mitleid gefoltert iſt. Doch auch hier erſcheint der Schmerz nicht unedel, weil er nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge natürlich iſt. Auf der nämlichen Seite bemerken wir noch einen Hirten, den ein lebhaftes Intereſſe zu dieſem Schauſpiele herbeigezogen hat. Auf ſchlichte Naturmenſchen ſeiner Art macht wahre Seelenſtärke und moraliſche Größe einen deſto tieferen Eindruck, wenn deren unumſtößliche Beweiſe zur Verherrlichung des Glaubens an den Tag gelegt werden. Der Hirte iſt hingeriſſen von Bewunderung, und ſieht kein Hinderniß, den Märtyrer, obſchon noch lebend, unter die Zahl jener verklärten Heiligen zu verſetzen, deren Obliegenheit in jener Welt es iſt, unabläſſig Gebete für ihre irdiſchen Schutzbefohlenen am Throne des Allmächtigen niederzulegen. Er richtet mit aufgehobenen Händen ſeine inbrünſtigen Bitten an ihn und baut auf deren Erfüllung. Auch dieſes Motiv in der Erſcheinung des Hirten hat der Künſtler treffend dargeſtellt.

Wir wenden uns jezt auf die andere Seite, wo die Hauptfigur der Statthalter iſt. Er hat einen ächten Römerkopf, eine Phyſiognomie voll eiſernen Willens und Unbeugſamkeit, worin ſich mehr ein unerbittlicher Stolz, als perſönliche Grauſamkeit ausſpricht; ſein Wahlſpruch iſt das fiat justitia, pereat mundus. Seine Haltung iſt die eines Mannes, bei dem der geringſte Ungehorſam ein todwürdiges Verbrechen iſt und der in einem Falle wie der vorliegende in den Triumph des Geſetzes ſeinen höchſten Ruhm ſezt. Auch dieſe Auffaſſung iſt ſehr wohlthätig für die Harmonie des Totaleindrucks. Eine gemeine Grauſamkeit und teufliſche Schadenfreude in dieſer Figur würde den Beſchauer in zwei zu heterogene Stimmungen geſezt haben, wodurch nothwendig das tragiſche Intereſſe gelitten hätte. In der Umgebung des Statthalters ſehen wir noch einen Lictor und zwei Kriegsknechte. Erſterer ſcheint weiter keinen Antheil an der Handlung zu nehmen, als um der Winke ſeines Gebieters gewärtig zu ſeyn, nach welchen er in deſſen Zügen forſcht. Dieſe Figur iſt ſehr zweckdienlich, um den vornehmen Römer auf eine impoſante Art auftreten zu laſſen und den Beſchauer von ſeiner Würde zu unterrichten. Der eine der beiden Kriegsknechte drückt durch ſeinen

hohnlachenden Blick aus, daß ihm die Verblendung des Florian, der ſich durch einen Widerruf hätte retten können, unbegreiflich iſt. Die beiden Kriegsknechte, welche den heil. Florian hinunterſtürzen ſollen, fallen durch ihre äußerſt ſchöne Bewegung auf; der Eine, rechts, ſchaut nach ſeinem Gefährten, um mit ihm in momentan gleichzeitigem Kraftaufwand ihr Opfer in ſein naſſes Grab zu ſchleudern, während der links den Märtyrer bei der Kette am Halſe gefaßt hält. Endlich ſehen wir noch über dieſen Gruppen zwei Engel ſchweben, von welchen der eine das Kreuz trägt, um auf den himmliſchen Erlöſer zu deuten, der ſeine lezten Seufzer unter noch qualvollerer Marter für das Wohl ſeiner Feinde aus ſeiner göttlichen Bruſt hauchte. Der andere Engel trägt die Palme, das Sinnbild der ewigen Vergeltung, und gemeinſchaftlich halten ſie eine Lorbeerkrone in die Höhe.

Man wird aus dem hier Geſagten erſehen, daß dieſes Bild durch ſeine höchſt plaſtiſche Auffaſſung und Darſtellung bei Kennern und Laien die günſtigſte Aufnahme finden wird. Außer dieſem harmoniſchen Zuſammenhang aller einzelnen Motive zum Hauptgedanken, zeichnet es ſich noch durch eine große techniſche Vollendung aus. Schulz iſt ein ſicherer Zeichner; die Bewegung ſeiner Figuren ſind edel und voll dramatiſcher Leidenſchaft, ohne Uebertreibung; nur wünſchten wir ſeine Muskulatur etwas weniger markirt. Ueber Farbe und Beleuchtung läßt ſich noch nicht vollſtändig urtheilen; das Bild iſt nur an einzelnen Stellen fertig, doch dieſe laſſen mit Zuverſicht eine befriedigende Vollendung erwarten. Schließlich bemerke ich, daß dieſes Bild für die Stiftskirche in St. Florian beſtimmt iſt.

Nachrichten vom December.

Malerei.

Paris, 1. December. Hr. E. Boulanger hat unlängſt zwei Porträts vollendet, das des Malers Ach. Deveria und das des Hrn. Balzac in Mönchstracht. Decamps, der bis jezt auf dem Lande geweſen war, hat als Frucht ſeiner Muße ein großes Genrebild: „die Bilderliebhaber.“ mitgebracht, das in Anordnung und Färbung an die beſten niederländiſchen Gemälde erinnern ſoll. Lord Seymour hat es bereits gekauft. Eine Skizze zu einem Bilde für den bekannten Deputirten Hrn. Paturle: „Joſeph von ſeinen Brüdern verkauft.“ gehört ebenfalls zu Decamps' neuſten Arbeiten.

Der Maler Heinrich Lehmann aus Hamburg iſt neuerdings vom Könige der Franzoſen beauftragt worden, eine hiſtoriſche Compoſition, den Tod Roberts des Starken (unter Karl dem Kahlen) darſtellend, für die Nationalgallerie zu Verſailles zu malen. Sein kaum vollendetes Gemälde, die Heirath des Tobias, hat der reiche Kunſtliebhaber Herr Paturle, Beſizer von Leopold Robert's leztem Werke: Les pêcheurs, als Pendant zu dieſem Bilde, um einen hohen Preis gekauft.

Berlin, 10. December. Bei Hrn. Sachſe iſt ſo eben wieder eine Sendung von Aquarellen franzöſiſcher Künſtler, als: Villaret, Jeroglo, Jort, Gudin, Monvoiſin, Francis, Watelet, Michalowski ꝛc. eingegangen.

Düſſeldorf. Die Leiſtungen unſerer Künſtler in dem nun abgelaufenen Jahre haben unſre kühnſten Erwartungen übertroffen. Im hiſtoriſchen Fach haben Leſſings Huſſitenpredigt, Hildebrandt's Ermordung der Söhne Eduards IV., Sohn's Urtheil des Paris, Bendemann's Ernte, Schadow's Chriſtus im Schooße der Maria, Hübner's Hiob mit ſeinen Freunden, dieſen Künſtlern neuen Ruhm erworben, und auch im Genre und der Landſchaft iſt die Idee und Ausführung im Steigen. Beſonders in den lezten drei Jahren, wo Hildebrandt, Schirmer und Sohn als Lehrer an der Anſtalt wirkten, der ſie ſelbſt einen Theil ihrer Ausbildung verdanken, haben Geiſt und Geſchmack der Compoſition und Schönheit des Colorits augenſcheinlich zugenommen und iſt das Vertrauen des Publikums ſo gewachſen, daß die Anzahl der Schüler von 218 auf 527 ſtieg. Von den eigentlichen Malern iſt etwa die Hälfte aus den mittleren und öſtlichen Provinzen des preußiſchen Staates herübergekommen. Die zwiſchen ihnen und den Künſtlern des weſtlichen und ſüdlichen Deutſchlands beſtehende Rivalität trägt auch dazu bei, die Kräfte in wohlthätiger Spannung zu erhalten. Die lang gehegte Beſorgniß, daß der treffliche Director Wilhelm Schadow nach Berlin abgerufen werden möchte, hat endlich in dem von ihm unternommenen Bau eines Wohnhauſes ihre Widerlegung gefunden.

München, 19. December. Seit einigen Tagen iſt die große Porzellan-Vaſe vollendet, welche unſer Kronprinz dem türkiſchen Sultan beſtimmt und auf welcher der geſchickte Porzellanmaler Hr. E. Heinzmann alle Gattungen des bayeriſchen Militärs mit ſeltener Treue nachgebildet hat. Im Vordergrunde ſieht man den Prinzen ſelbſt äußerſt kenntlich, auch mehrere andere Porträts.

Conſtantinopel, 2. December. Der Sultan fährt, gegen die türkiſchen Vorurtheile und den Widerſpruch des Ulemas, fort, ſein Porträt in öffentlichen Gebäuden aufſtellen zu laſſen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[56] Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Karl Auguſt Böttiger,

Königl. ſächſ. Hofrath, Oberinſpector der Königl. Alterthumsmuſeen zu Dresden u. ſ. w.

Eine biographiſche Skizze

von deſſen Sohne

Dr. K. W. Böttiger.

(Aus den „Zeitgenoſſen“ beſonders abgedruckt.)

Mit Böttiger's Bildniſſe. gr. 8. 1837. geh. 16 Gr.

Der Sohn, dem wir dieſe Skizze verdanken, hat in einer alle Anerkennung verdienenden verſtändigen Weiſe die Pflicht des Biographen mit der Geſinnung des Sohnes in Verbindung zu bringen gewußt.

№ 11.

Kunſt-Blatt.

Dienſtag, den 7. Februar 1837.

Der hörnerne Altar des Apollon auf Delos.

Wenn auch das Alterthum über die Zahl der ſogenannten ſieben Wunderwerke der Welt übereingekommen war, und dieſe ihrer heiligen Bedeutung wegen keine Ueberſchreitung geſtattete, ſo war dies rückſichtlich der einzelnen Werke der Kunſt, welche zu dieſer Auszeichnung erhoben worden, doch um ſo weniger der Fall, als die Aufnahme des einen oder des andern Werkes in dem allgemeinen Kanon nach Zeit und Ort verſchieden und öfters wohl von Eiferſucht und Nationalgefühl bedingt war.* Während einige dieſer Werke durch das Außerordentliche ihrer Größe und Anlage oder ſonſtige Vorzüge von Seiten der Kunſtarbeit in dieſem Kanon ſich eine feſte Stätte geſichert haben, wie z. B. die Pyramiden und der Rhodiſche Koloß, ſo ſchwankt die Anſicht des Alterthums wieder rückſichtlich einiger andern weniger allgemein gerühmten und bedeutenden Werke, die bald hinzugerechnet, bald durch andere in dem Kanon erſezt wurden.** Unter dieſen lezteren wird zuweilen auch ein Altar des Apollon auf Delos genannt, und zwar von dem Anonymus de incredibilibus 2. S. 85 ed. Gale, mit folgenden Worten: Ὁ ἐν Δήλῳ κεράτινος βωμός, ὃς λέγεται γενέσθαι ἐκ θυμάτων τοῦ θεοῦ μιᾶς ἡμέρας δεξιῶν κεράτων. Ausführlicher berichtet darüber Plutarch de solertia animalium S. 983 (S. 91 ed. Reiske): Δήλῳ δή ποτε τοῖον Ἀπόλλωνος παρὰ ναῷ, τὸν κεράτινον βωμὸν εἶδον ἐν τοῖς ἑπτὰ καλουμένοις θεάμασιν ὑμνούμενον, ὅτι μήτε κόλλης δεόμενος, μήτε τινὸς ἄλλου δεσμοῦ, διὰ μόνων δεξιῶν συμπέπηγε καὶ συνήρμοσται κεράτων. Derſelbe Schriftſteller auch noch an einer andern Stelle, im Theſeus 21: ἐχόρευσε δὲ περὶ τὸν Κερατῶνα, βωμὸν ἐκ κεράτων συνηρμοσμένον εὐωνύμων ἁπάντων. Die Verſchiedenheit rückſichtlich der rechten oder linken Hörner, die ſich in beiden leztern Stellen des Plutarch findet, kann nur auf einem Gedächtnißfehler des Schriftſtellers ſelbſt beruhen und iſt überhaupt von wenig Belang. Dagegen ſind die Worte der leztern Stelle, die ich nach Hutten angeführt habe, augenſcheinlich verdorben, und man hat auch bereits, obwohl vergeblich, ſie wiederherzuſtellen verſucht. Daß geleſen werden müſſe κερατῶνα βωμόν, ἐκ κεράτων u. ſ. w., iſt aber wohl kaum einem Zweifel unterworfen. Das Wort κερατών, ſchon durch die Femininform κερατῶτις bei Manethon geſichert, iſt in den Wörterbüchern an der Stelle des nur von dorther entnommenen Worts κερατών nachzutragen.

Dieſe beiden Nachrichten (denn die beiden Plutarchiſchen Stellen zählen nur für eine) kommen darin überein, daß dieſer Altar aus Hörnern aufgeführt war, und zwar, wie der Anonymus ſagt, von Hörnern geſchlachteter Opferthiere, unter welchen man um ſo weniger etwas anders als Rinderhörner verſtehen kann, als dem Apollon nicht nur überhaupt, ſondern gerade dem Deliſchen Rinder aus begreiflichen Gründen geopfert zu werden pflegten. Ein Beiſpiel gibt die Deliſche Inſchrift in Böckh's Corp. inscr. 2265. T. II. S. 218. Zu Kyrene wurden nach Kallimach. H. in Apoll. 79 dem Apollon Stiere geopfert, und Alkäos bei Pauſan. VII, 20, 2 bemerkte ſchon, daß Apollon ſich vornehmlich der Stiere erfreue. Dagegen weichen beide Berichterſtatter in der Anführung des Umſtandes, welcher dieſem Altare zu der Auszeichnung verholfen, unter die ſieben Wunderwerke gerechnet zu werden, von einander ab, indem der eine bemerkt, daß der Altar aus der großen Menge Hörner von den auf Delos an einem Tage geſchlachteten Opferthieren errichtet worden ſey, während nach dem Andern die Merkwürdigkeit dieſes Altars darin beſtanden habe, daß dieſe über einander aufgeſchichteten Hörner ohne Anwendung irgend eines Bindungsmittels zu einem Altar aufgerichtet worden

* Ueber die ſieben Wunderwerke der alten Welt vgl. die auf uns gekommene Schrift des Byzantiers Philon, zu welcher die Herausgeber bis auf den lezten, Jo. Conr. Orelli, herab gewetteifert haben, alle dieſen Gegenſtand betreffenden Notizen zuſammenzuſtellen.

** Vgl. die Ausleger zu Philon S. 67 ff. ed. Orelli.

ſeyen. Indem wir für jezt dieſe Differenz auf ſich beruhen laſſen, ſoll nur noch angeführt werden, daß ohne Zweifel derſelbe Altar auch noch von Kallimachos H. in Del. 321 und Ovidius Heroid. XXI, 99 beſonders ausgezeichnet wird; welche Stellen jedoch von der Art ſind, daß ſie nur die Berühmtheit dieſes Werkes bezeugen, ohne über die Beſchaffenheit deſſelben ſelbſt weiteren Aufſchluß zu gewähren. Ob dagegen ſchon auf dieſen Altar die Stelle in der Odyſſee ζ, 162, auf welche Plutarch a. a. O. anſpielte:

> Δήλῳ δή ποτε τοῖον Ἀπόλλωνος παρὰ βωμῷ
> Φοίνικος νέον ἔρνος ἀνερχόμενον ἐνόησα.

gedeutet werden dürfe, muß bezweifelt werden.

Verſucht man aber nun, ſich mittelſt dieſer beiden Berichte eine bildliche Vorſtellung von der Beſchaffenheit dieſes Altars zu entwerfen, ſo befindet man ſich in offenbarer Verlegenheit. Voran muß die Bemerkung geſchickt werden, daß es kaum einem Zweifel unterliegen kann, es werde hier der Hauptaltar des Deliſchen Gottes gemeint. Dafür ſpricht nicht nur der große Ruf, deſſen ſich dieſer Altar im Alterthum zu erfreuen gehabt, und die unten aus Kallimachos weiter anzuführende Sage, daß Apollon ſelbſt dieſe Opferſtätte gegründet habe, ſondern darauf ſcheint auch der von Plutarch bemerkte Umſtand hinzudeuten, daß dieſer Altar ſich bei dem Tempel des Apollon befunden habe. Auch berichtet aus Ariſtoteles in ſeiner Politeia von Delos Diogenes Laert. VIII, 13, hinter dem hörnernen Altare habe noch ein anderer geſtanden, auf welchem Pythagoras geopfert habe, und zwar deßwegen auf dieſem, weil man auf dieſem nur unblutige Opfer dargebracht habe.* Das Gegentheil muß alſo bei dem hörnernen ſtattgefunden haben, und es kann wohl eben ſo wenig bezweifelt werden, daß das Hauptopfer, welches dem Gotte auf dieſem dargebracht wurde, blutiger Art geweſen ſey, und namentlich, wie oben bemerkt worden, in Rindern beſtanden habe. Verſucht man nun, ſich von dieſem angeblich aus Hörnern aufgeführten Hauptaltare ein deutliches Bild zu entwerfen, ſo entſteht zuerſt der Zweifel, ob, in Gemäßheit der einen Ueberlieferung, ein ſolcher Haufen Hörner, denkt man ſich die Anzahl der an einem Tage geopferten Rinder auch noch ſo groß, zur Aufrichtung eines Altars von derjenigen Größe und Bedeutung hingereicht habe, der im Stande geweſen wäre, eine ſolche Bewunderung zu erregen, wie ſie ihm allerdings zu Theil geworden, zumal wenn man ſich erinnert, daß, beiden Berichterſtattern nach, dazu nur die rechten, nicht zugleich auch die linken Hörner verwendet worden ſeyen, ein beſonderer Gebrauch, deſſen Grund mir, ich geſtehe es, noch dunkel iſt; denn die Beziehung auf die rechte Seite als Symbol glücklicher Vorbedeutung genügt mir wenigſtens nicht zur Erklärung der Sache in dem vorliegenden Falle. Auf der andern Seite läßt die von Plutarch angegebene Eigenthümlichkeit des Altars eben ſo wenig eine deutliche Vorſtellung von ſeiner Beſchaffenheit zu. Denn da wir uns ihn von nicht unbedeutender Höhe und Umfang zu denken haben, (von einem kleinen würde gar nicht die Rede geweſen ſeyn) ſo iſt wiederum gar nicht abzuſehen, wie ein Haufen Hörner ohne architektoniſche Hülfe zu einem Altar habe aufgeführt werden können, der wohl durch Rohheit koloſſaler Geſtaltung, ſonſt aber durch nichts weiter im Stande geweſen ſeyn würde, Aufmerkſamkeit zu verdienen. Endlich, wenn wirklich dieſer Altar unter die Wunderwerke der alten Welt gerechnet worden, was nicht zu bezweifeln, ſo mußte ſeine Beſchaffenheit von dauernder Art ſeyn, was durch ein bloßes Auseinanderſchichten der Hörner nimmer erreicht werden konnte; denn als bloße vorübergehende, leicht vergängliche Curioſität wäre dieſer Altar nie zu dem Rufe gelangt, den er wirklich im Alterthum erhalten hat. Es bleibt bei dieſen Anſtänden gar kein anderer Ausweg übrig, als ihn für ein Werk der Architektur, wenigſtens ſeiner äußeren Form und Conſtruction nach, zu halten, und wäre dies nicht der Fall geweſen, ſo hätte nimmer Martialis dieſen Altar neben den Pyramiden, den babyloniſchen Mauern, dem Tempel der Diana zu Epheſos und dem Mauſoleum, als den bedeutendſten und merkwürdigſten Werken der Baukunſt nennen und mit dem kaiſerlichen Amphitheater zu Rom vergleichen können.* Durch die Annahme, daß der Altar als eins der ſieben Wunderwerke ein wirkliches Bauwerk geweſen, löſen ſich ſehr befriedigend alle oben erhobenen Anſtände, vorausgeſezt, daß jene beiden Berichterſtatter bei ihren Angaben mehr dem allgemeinen Rufe von dieſem Wunderaltar gefolgt ſind, als aus eigener Anſchauung davon geſprochen haben. Die Sache verhielt ſich, wie ich glaube, alſo. Seine Bedeutſamkeit erhielt dieſer Altar allerdings durch den Umſtand, daß die Zahl der an einem Tage geſchlachteten Opferſtiere hingereicht hatte, daraus einen Altar von ſchon bemerkenswerther Größe zu errichten, und dies

* Vgl. Neumann Aristotelis Rerum publ. reliq. S. 108.

* Spect. I.

> Barbara Pyramidum sileat miracula Memphis;
> assiduus iactet nec Babylona labor;
> Nec Triviae templo molles laudentur honores,
> dissimuletque Deum cornibus ara frequens.
> Aere nec vacuo pendentia Mausolea
> laudibus immodicis Cares in astra ferant.
> Omnis Caesareo cedat labor amphitheatro:
> unum pro cunctis fama loquatur opus.

Die Beziehung des vierten Verſes auf den hörnernen Altar zu Delos hat ſchon Politianus Obs. c. [illegible] (Grut. Lamp. cr. T. I. S. 64 ff.) außer allen Zweifel geſezt.

mag, nach Plutarch, allerdings ohne Beihülfe irgend einer architektoniſchen Unterſtützung geſchehen ſeyn. Allein da dieſe lockere, in der Form eines Altars aufgeſchichtete Maſſe unmöglich der Zerſtörung der Zeit widerſtehen konnte, ſo liegt nichts näher, als daß man zur Erinnerung an dieſes Ereigniß ſpäter einen dauerhaften, feſten Altar, ein Werk der Baukunſt, aufführte, das durch ſein äußeres zugleich im Stande war, das Andenken an den älteren, aus Stierhörnern ſelbſt aufgeführten Altar zu bewahren; und daß der neue in viel größern Dimenſionen, als die des ältern waren, und zwar in ſo großen aufgerichtet ward, die das Werk allerdings zum Gegenſtand der Bewunderung machen konnten, mag ſeinen Grund in dem Beſtreben gefunden haben, ein dem Anſehen dieſer durch ganz Griechenland geheiligten Opferſtätte würdiges Monument zu errichten. Eben ſo natürlich und unbegreiflich iſt es dann aber auch, daß die Sagen von der Entſtehungsweiſe des urſprünglichen Altars ſich an den Ruf des neu errichteten, koloſſalen Bauwerks anknüpften und mit ihm gewiſſermaßen verſchmolzen, woraus die obigen Berichte entſtanden, die ſich mehr auf das urſprüngliche rohe Werk von Hörnern, als auf das ſpätere Denkmal der Kunſt beziehen. Möglich iſt es jedoch, daß ſelbſt einige Theile dieſes feſten, architektoniſchen Altars wirklich fort und fort von wirklichen Hörnern der Opferthiere zuſammengeſezt waren, wobei man ſich der Analogie der Altäre aus der Aſche der verbrannten Opferthiere erinnern mag, von welchen mehrere Theile wirklich aus der mittelſt Waſſers zu einem Baumaterial zuſammengekneteten Aſche aufgeführt waren. Vgl. Pauſan. V, 13, 5. 14, 6. 8. 15, 5. IX, 11, 5. Ob endlich derjenige Altar in Geſtalt eines Würfels, welcher angeblich auf Platons Rath, einem Delphiſchen Orakel zu genügen, um das Doppelte vergrößert von den Deliern errichtet wurde,* der unſrige ſey, iſt eine mit Sicherheit nicht mehr zu beantwortende Frage. Jedoch ſcheint in dieſer Erzählung allerdings von dem Hauptaltare des Gottes die Rede zu ſeyn, und wenn an die Stelle deſſelben nicht ſpäter noch ein neuer aufgeführt worden, ſo müſſen beide wohl für ein und daſſelbe Werk gehalten werden.

* Die betreffenden Stellen über dieſen Altar, deſſen Erwähnung auf der Erfindung des Problems von der Verdoppelung des Cubus beruht, finden ſich zuſammengeſtellt bei Menage Obs. ad Diog. Laert. II, 106. S. 120 ff.

(Der Beſchluß folgt.)

Die öffentlichen Bauten in Paris.

(Fortſetzung.)

Die Staats- und Regierungsbauten werden nicht minder eifrig betrieben und ſchreiten raſch voran; der neue Triumphbogen vor der Barrière de l'Etoile ſteht in ſeiner Vollendung da; die Madelaine nahet ſich mehr und mehr ihrer Ausführung; es iſt faſt nur noch die innere Ausſchmückung übrig; die Arbeiten am Pantheon, am Hotel de Ville, im Palais de Juſtice, im Jardin des Plantes, am Collège de France u. ſ. f. verſprechen erfreuliche, baldige Reſultate einer ununterbrochenen Thätigkeit. Bei dieſem Reichthum von Bauwerken, welche unter der jetzigen franzöſiſchen Regierung für Verſchönerung und Bereicherung des hauptſtädtiſchen Lebens entſtehen und ſtets noch an Umfang, Zahl und Bedeutung gewinnen, iſt es zweckgemäß, von Zeit zu Zeit einen Ueberblick über das, was geſchieht, zu geben, abgeſehen davon, ob es bereits vollendet iſt oder nicht. Wir fügen daher unſern früheren Berichten über die öffentlichen Pariſer Bauten eine Schilderung von noch nicht beſprochenen, in der Ausführung begriffenen oder inzwiſchen fertig gewordenen Werken der Baukunſt, Sculptur und Malerei hinzu, um ſo den Standpunkt zu bezeichnen, bis auf welchen ſie ſich um den Herbſt des Jahres 1836 ihrer Vollendung genähert. Wir ſetzen jedoch voraus, daß früher mitgetheilte Nachrichten (z. B. Nr. 91, 92, 93, 98 vom Jahrg. 1834 und Nr. 49 u. 50 vom J. 1835) dem Leſer dieſer Blätter noch im Gedächtniß ſind.

I. Die Ecole des Beaux-Arts.

Auf dem linken Ufer der Seine, zwiſchen dem Pont des Arts und der neuen Carouſſelbrücke, liegt in einer ſchweigſamen Straße des Faubourg Saint Germain, in der Rue des petits Auguſtins, die Ecole des Beaux-Arts verſteckt. Die Gründung einer Schule für die ſchönen Künſte verdankt Frankreich ſeiner Schreckensregierung, welche auch die polytechniſche Schule ins Leben rief. Am 12. Oktober 1790 nämlich beſchloß der franzöſiſche Nationalconvent, die kleine Auguſtinerkirche mit den dazu gehörigen Kloſtergebäuden in eine Gemälde- und Antikenſammlung umzuwandeln und jene leerſtehenden Räume mit den Kunſtſchätzen der Malerei und Bildhauerei alter und neuer Zeit auszufüllen. Ein Decret vom 12. Januar 1791 ernannte Herrn Alexander Lenoir zum Aufſeher oder vielmehr zum Stifter der neu zu errichtenden Gallerie, und ſeinem unermüdlichen Eiſer, ſeinem vorurtheilsfreien Kunſtgeſchmack, wie ſeinen ausgebreiteten Kenntniſſen gelang es, dort eine ganz hübſche, anſehnliche Sammlung zuſammenzubringen. Dieſe Sammlung wurde im J. 1794 unter dem Miniſterium des Citoyen Benazech vom Nationalconvent zum Nationalmuſeum erhoben

und dem Bürger Alexander Lenoir decretirte man eine Dankſagung dafür, daß er ſich durch ſeinen verſtändigen Eifer, den er bei der Anlage und Anordnung des Muſeums bewährt, um das Vaterland verdient gemacht habe. Mit dieſer Anſtalt war damals zugleich eine Akademie verbunden, in welche Zöglinge aufgenommen wurden, die daſelbſt Unterricht in den bildenden Künſten erhielten. Napoleon hob ſpäter dieſe Akademie auf und errichtete eine andere, ließ jedoch einen großen Theil der Kunſtwerke im Palais der Rue des petits Auguſtins zurück, bis am Ende die Reſtauration die hier befindliche Sammlung ganz zerſtreute und zerſplitterte; das Meiſte davon erhielten die Kirchen und Königl. Schlöſſer wieder zurück, und das, was der Staat für ſich zurückbehielt, wurde nun in das von Napoleon gegründete Muſeum des Louvre geſchafft, wo es noch heutzutage in einem beſonderen Flügel aufbewahrt iſt, zu dem man ſchwer Eintritt bekommt.

Die gegenwärtige franzöſiſche Regierung faßte den Plan, das Palais des petits Auguſtins ſeiner urſprünglichen Beſtimmung wieder zurückzugeben und es wieder zu dem zu machen, was es während der franzöſiſchen Republik geweſen, eine Kunſtſammlung und Kunſtakademie. Sie beauftragte demnach den Architekten Hrn. Duban, welchem ſpäter noch Hr. Labrouſte beigegeben wurde, mit der Ausführung des ſo lange unvollendet gebliebenen Bau's, woran denn auch ſeither unabläſſig geſchafft worden. Der Architekt ſtieß dabei auf große Schwierigkeiten. Fürs Erſte fand er das Terrain, auf dem er ſein Talent erproben ſollte, mit Materialien der verſchiedenſten Art und mit Kunſtüberbleibſeln der verſchiedenſten Epochen bedeckt; das war eine wahre Rumpelkammer von Schutt und Steinen, zwiſchen denen Bruchſtücke von Meiſterwerken friedlich und brüderlich neben den nichtsſagendſten Sculptur- und Architekturwerken zerſtreut lagen. Dort einen Neu-Bau aufzuführen, ohne gerade das Alte und Gegebene anzutaſten und zu zerſtören, eigne Pläne und Anſichten mit denen ſeiner Vorgänger in Einklang zu bringen und die verzweifeltſten Gegenſtände unter einander zuſammenzufügen; — das war für den Architekten gewiß keine leichte Aufgabe. Hr. Duban ließ ſich durch ſo mannichfache Hinderniſſe keineswegs abſchrecken, ſondern ging friſch ans Werk. Sehr dabei zu Statten kamen ihm allerdings zwei ſchöne, wohlerhaltene Fragmente aus der Renaiſſance, welche der bereits erwähnte Alex. Lenoir hier aufbewahrt hatte; wir meinen nämlich die Porte d'Anet und die Porte de Gaillon, zwei treffliche franzöſiſche Kunſtdenkmäler, die der Architekt als Ausgangspunkte bei ſeinem Bau benutzt hat, zumal der Styl und Geſchmack jener Periode Hrn. Duban und ſeinem Collegen perſönlich zuſagte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nachrichten vom December.

Alterthümer und Ausgrabungen.

Paris. In der Nähe des unweit Puy gelegenen Dorfes Margeaix hat man ſchön erhaltene Ueberreſte eines römiſchen Tempels ausgegraben, worunter drei Statuen des Amor und ein ausgezeichnet ſchöner Najadenkopf.

Am 31. Oktober wurde in Milhaud (Gard-Dep.) beim Graben eines Brunnens in einem Weinberge ein kleines, mit Basreliefs von Löwengreifen und Kindergruppen verziertes Grab gefunden, in welchem die Gebeine eines menſchlichen Körpers, eine gläſerne Flaſche und einige Geldſtücke lagen. Alles deutet auf römiſchen Urſprung hin.

London. In der lezten Sizung der geographiſchen Geſellſchaft ward eine Mittheilung des Ingenieur-Hauptmanns Fetch über die Alterthümer Neuſpaniens vorgeleſen, in welcher der Vf. auseinanderſezte, daß die Tolteken, nach den von ihnen in dem 1200 engl. Meilen langen Striche von der Landenge Darien bis Chihuahua hinterlaſſenen Denkmalen zu ſchließen, einen weit höheren Grad von Macht, Reichthum und Kenntniß der Künſte erreicht hatten als die Azteken oder Mexikaner, indem die von den lezteren herrührenden Monumente in jedem Betracht weit unbedeutender ſind.

Kunſtausſtellungen.

St. Petersburg. Ueber die lezte Kunſtausſtellung entlehnen wir aus dem ruſſiſchen Kunſtblatte nachträglich folgende ſtatiſtiſche Angaben. Unter den 580 Nummern befanden ſich, außer 20 Studien verſchiedener Art, 52 hiſtoriſche Gemälde mit Einſchluß der Skizzen; 106 Porträts, 29 Genrebilder, 44 Landſchaften, 13 Seeſtücke, 11 Perſpectivgemälde, 6 Thier-, Frucht- und Blumenſtücke, 13 Militärgemälde in Oelfarben, 35 Copien in Oelfarben, 70 verſchiedene Aquarellen, 10 Miniaturgemälde, 47 Kupferſtiche und 1 Lithographie. An Sculpturarbeiten waren 36 ausgeſtellt und zwar 3 Gruppen, 11 Statuen, 12 Büſten, 10 Basreliefs; Architekturpläne ꝛc. 68; Medaillen 15; verſchiedene Arbeiten 19. Die Zahl der Künſtler, welche an der Ausſtellung Theil nahmen, beläuft ſich auf 204. Unter dieſen befinden ſich 41 ruſſiſche und 27 ausländiſche Maler, 16 ruſſiſche und 2 ausländiſche Bildhauer, 19 Architekten, 10 ruſſiſche und 3 ausländiſche Kupferſtecher, 1 Lithograph (der Ausländer Jenſen) und 5 Medailleurs. Die Werke waren in 27 Sälen und kleineren Zimmern ausgeſtellt; das Local der Akademie dürfte aber für 2000 Nummern Plaz haben. Die meiſten ausgeſtellt geweſenen Gemälde werden verloost werden.

Brüſſel. Die Geſammteinnahme für Eintrittskarten bei der hieſigen Kunſtausſtellung betrug, obgleich dieſe die lezten Tage dem großen Publikum unentgeldlich offen ſtand, über 20,000 Fr.

Verſteigerungen.

Paris. Am 5. December hat der Verkauf der Sammlung von Handzeichnungen des Hrn. Barci, eines italieniſchen Kunſtfreundes, der im J. 1808 ſeine Kunſtſchäze zuſammenzubringen anfing, und gegen Ende November der der Engelmann'ſchen Lithographien und Kupferſtiche begonnen.

London. Die große Sammlung der Karrikaturen des berühmten Zeichners Gillray, etwa 549 Platten enthaltend, ward hier neulich bei Evans für 70 Pf. Sterling verkauft. Sie enthielt mehrere nie veröffentlichte Platten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№. 12.

Kunſt-Blatt.

Donnerstag, den 9. Februar 1837.

Die öffentlichen Bauten in Paris.

(Fortſetzung.)

Ueber einem ſchwerfälligen Stockwerk mit Rundbogen-Oeffnungen, worin man ſogleich eine andere Hand als die des jetzigen Architekten erkennt, hat Hr. Duban eine Reihe von kannelirten Säulen korinthiſcher Ordnung in ſchönen Verhältniſſen angebracht. Die beiden Eckpavillons der Façade ſtimmen zwar nicht recht damit zuſammen; aber man muß wiſſen, daß dieſelben nicht von Hrn. Duban, ſondern von dem früheren Architekten, Hrn. Debret, herſtammen. Die zweite Reihe von Pilaſtern korinthiſcher Ordnung iſt nicht ſo lobenswerth als die erſte ausgefallen; hier ſpringen die Pilaſter zu kurz und dick auf einem Plane vor, der für die untere Säulenreihe als Attika zu dienen ſcheint. Dieſen Uebelſtand hat der Künſtler durch ein geiſtreiches Farbenſpiel zu verdecken geſucht; auf einem röthlich- und weiß-marmornen Grunde lieſt man die mit goldenen Buchſtaben eingegrabene Inſchrift: Ecole des Beaux-Arts; und in der Mitte tritt der Vorſprung der Pilaſter durch die Zuſammenſtellung von vier Medaillons aus Bronze und röthlichem Marmor, welche die Zwiſchenräume ausfüllen, etwas zurück; die zwei Medaillons in Bronze ſtellen den Jean Goujon und Philibert Delorme vor, die zwei anderen über dieſen befindlichen zeigen uns die Büſten von Nikolaus Pouſſin und Euſtache Leſueur; alle vier drücken ſich auf Goldgrund ab. — Trotz dieſer ſinnreichen, kunſtvollen Aushülfe bleibt dem Beſchauer der Façade doch das Gefühl einer mangelhaften Ausführung, wo aber der Kunſtgeſchmack des jetzigen Architekten nach beſten Kräften die Lücken zu ergänzen geſucht hat. Im Allgemeinen bringt dieſe Façade, deren Höhe 75 Mètres beträgt, keine üble Wirkung hervor, und zeugt jedenfalls von einem neuen, originellen Geſchmacke, wenn auch die eleganten Verhältniſſe des Einzelnen nicht vollkommen zu dem Ganzen paſſen wollen. Vor die Fronte des Palaſtes ſollen zwölf Piedeſtals kommen, welche zwölf nach antiken Meiſterwerken copirte und von den Zöglingen der Akademie zu Rom ausgeführte Marmorſtatuen zum Schmuck erhalten werden.

Links vom Haupteingang ſehen wir die hübſche Façade des Château d'Anet, welche eines der erſten Werke des Philibert Delorme iſt und das Wiederaufleben der Architektur nach Vitruv'ſchen Vorſchriften in Frankreich bezeichnet. Sie wurde gegen das Jahr 1540 für Dianen von Poitiers erbaut; ihre leichten, graziöſen, mit Bildwerk reichlich geſchmückten Säulen werden fortan den alten Eingang zu der ehemaligen Capelle der kleinen Auguſtinerkirche zieren. Der obere Theil des Portals trug früher die berühmte Gruppe Dianens mit der Hirſchkuh, von Jean Goujon gearbeitet, welche Hr. Duban gegenwärtig durch den Amor des Praxiteles erſezt hat. Dem Portal des Schloſſes Anet gegenüber beabſichtigt eben dieſer Architekt eine Façade aus dem dreizehnten Jahrhundert anzubringen und hat deßhalb Hrn. Merimée, Generalinſpector der öffentlichen Baudenkmäler in Frankreich, gebeten, ihm eine ſolche ausfindig zu machen und anweiſen zu laſſen.

Die ehemalige kleine halbkreisförmige Capelle, in welche wir durch jenes prächtige Portal treten, iſt jezt dazu eingerichtet worden, die beiden Grabmäler der Medici in Florenz aufzunehmen, bei deren Aufſtellung man ſogar die Art und Weiſe nachahmen will, wie ſie an Ort und Stelle nach Michel Angelo's eignen Angaben und Vorſchriften beleuchtet ſind. Die alte an die Porte d'Anet angelehnte Auguſtinerkirche iſt wieder ganz hergeſtellt worden, und obſchon ſie kein Gepräge von großer Originalität hatte, ſo wußte doch der Architekt ſie ihrer neuen Beſtimmung würdig anzupaſſen. Ihre Räume ſollen nämlich Copien nach berühmten antiken Sculpturwerken aufnehmen, welche zu dem Ende von den Zöglingen der franzöſiſchen Akademie in Rom angefertigt werden. Toskaniſche Säulen, nach dem Muſter der an der Eingangsthüre im Rez-de-Chauſſée befindlichen, theilen die Länge

der Kirche in ſechs Abtheilungen, welche dem Auge eben ſo viele Ruhepunkte gewähren; über dieſen Säulen ſteigen Wandpfeiler auf, welche nach den Meiſtern des fünfzehnten Jahrhunderts modellirt ſind und bis zu den Spitzen des halbkreisförmigen Dachwerks hinanreichen. Hr. Duban hat die Sculpturen, welche dieſe Widerlagen zieren und ihnen Leben verleihen, gewiſſenhaft beibehalten, ein Umſtand, der Anerkennung verdient, in den Augen der hieſigen Recenſenten aber nicht einmal Schonung, geſchweige denn lobende Zuſtimmung gefunden hat. Man erblickt nämlich unter den Ornamenten einzelne Zierrathe, welche ſeit der Julirevolution verpönt und anrüchig ſind; und die hier waltenden Parteileidenſchaften erheben ſich nicht zu einem ſo aufgeklärten Patriotismus, daß ſie wenigſtens den öffentlichen Monumenten ihren chronologiſchen und künſtleriſchen Charakter unangefochten ließen. Es gehört doch eine ſtarke Einbildung dazu, wenn man glaubt, daß die geiſtigen und materiellen Intereſſen von 30 Millionen Menſchen etwas dabei gewinnen, ſo oft die Regierung einige Lilien an öffentlichen Gebäuden herunterkratzen läßt. Die archäologiſche Wiſſenſchaft iſt ſchon an und für ſich verworren genug; man braucht ſie unſern Nachkommen nicht noch verworrener zu machen, und noch dazu durch ungültige, unnütze, kleinliche Rückſichten.

Ganz im Hintergrunde dieſer Gallerie für Modelle antiker Sculpturwerke ſehen wir einen leeren Raum von etwa 80 bis 100 Fuß Umfang, welchen die Copie Sigalon's von Michel Angelo's jüngſtem Gericht ausfüllen und zieren ſoll. Gehen wir jezt wieder an den Haupteingang des eigentlichen Palaſtes zurück, ſo verfolgt unſer Auge von da aus in einer 40 Mètres weiten Entfernung von der Façade zwei Gallerien mit Säulen doriſcher Ordnung, welche ſich zulezt zuſammenrunden und einen ſchönen, reichen, halbkreisförmigen Vorhof im eigentlichen Palaſte bilden, deſſen Anlage und Anordnung ſo glücklich und verſtändig gerathen iſt, daß das Monument, von dieſem Standpunkte aus betrachtet, in Verhältniſſen und in einem Style erſcheint, welche man bei hieſigen Neubauten nicht zu ſehen gewohnt iſt. Die Façade des Schloſſes Gaillon dehnt ſich vor uns von einer Seite des Hofes bis zur andern, wie eine Art Singchor aus und knüpft ſich an das entgegengeſezte Ende des Hauptgebäudes vermittelſt einer leichten Baluſtrade an. Dieſe Anordnung motivirt auf eine glückliche Weiſe die Façade des Schloſſes, welche man doch gern beibehalten wollte, obſchon die Herren der Akademie dagegen waren und durchaus auf deren Entfernung drangen. Die Architekten drohten ihre Entlaſſung einzugeben und fanden an dem damaligen Miniſter des Innern, Hrn. Thiers, eine feſte Stütze. Es wurde ihnen völlig freier Spielraum gelaſſen, und Hr. Duban fand ſo Gelegenheit, die ganze Stärke ſeines Talents zu zeigen. Er hat nicht bloß das Portal des Schloſſes Gaillon beibehalten und ſchön mit dem Ganzen zu verbinden gewußt, ſondern auch daſſelbe erſt mit ſeltenem Glück und Geſchmack wiederhergeſtellt und ſogar die alten Farbenſpuren der marmornen Medaillons gewiſſenhaft erneuert, ſo daß wirklich dieſes Kunſtwerk der Renaiſſance im eigentlichen Sinne zu ſeinem Vortheile verjüngt worden iſt. Wie äußerſt elegant zeichnet ſich dieſe ſchlanke Architektur auf die Maſſen des Hintergrundes ab, und die Hauptfaçade des Palais, welche durch die großen, weitgeöffneten Rundbögen zum Vorſchein kommt, erhält dadurch ein Relief, welches eine pittoreske Wirkung auf den Beſchauer hervorbringt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der hörnerne Altar des Apollon auf Delos.

(Beſchluß.)

Zum Schluſſe iſt noch der dichteriſchen Beſchreibung dieſes Altars bei Kallimachos H. in Apoll. 58 ff. zu gedenken, und zwar um ſo mehr, als ſie einige Angaben enthält, welche mit den ſonſtigen Nachrichten und dem, was daraus gefolgert wurde, in Widerſpruch ſtehen. Er ſagt:

Τετραέτης τὰ πρῶτα θεμείλια Φοῖβος ἔπηξε
Καλῇ ἐν Ὀρτυγίῃ περιηγέος ἔγγυθι λίμνης.
Ἄρτεμις ἀγρώσσουσα καρήατα συνεχὲς αἰγῶν
Κυνθιάδων φορέεσκεν, ὁ δ' ἔπλεκε βωμὸν Ἀπόλλων.
Δείματο μὲν κεράεσσιν ἐδέθλια, πῆξε δὲ βωμὸν
Ἐκ κεράων, κεραοὺς δὲ πέριξ ὑπεβάλλετο τοίχους.
Ὧδ' ἔμαθεν τὰ πρῶτα θεμείλια Φοῖβος ἐγείρειν.

Poetiſche Ausſchmückung der Sage iſt hier nicht zu verkennen, und die Angabe, daß Apollon ſelbſt den Altar zugerichtet habe, ſo wie namentlich, daß Artemis ihm dazu die Häupter von erlegten Ziegen geliefert habe, wonach alſo der Altar vielmehr aus Ziegenhörnern beſtanden habe, ein Umſtand, welcher vielleicht von einer andern, gleichfalls den Altar eines Apolliniſchen Heiligthums betreffenden Sage bei Apollon. Rhod. II, 691 ff. entlehnt iſt, vermag nicht unſerer theils aus der Ueberlieferung, theils aus der Sache ſelbſt gewonnenen Vorſtellung von der Beſchaffenheit des hörnernen Altars Eintrag zu thun.

So weit, was ſich mit Wahrſcheinlichkeit aus den ſchriftlichen Nachrichten über dieſen Gegenſtand entnehmen läßt. Ich knüpfe eine Vermuthung an, die auf dem bisher gewonnenen Reſultate allerdings beruht, vielleicht aber ſelbſt noch im Stande iſt, daſſelbe zu unterſtützen, nämlich daß das in neuerer Zeit auf Delos aufgefundene ſtierförmige Capitell ein Bruchſtück von dem ſpäter erbauten Prachtaltar ſey. Die ausführlichſte Nach-

richt von dieſer höchſt merkwürdigen Entdeckung verdanken wir den gelehrten Herausgebern des Supplementbandes zu Stuart's Ath. Alterthümern, S. 63 u. 65 ff. der deutſchen Ueberſetzung von Wagner; leider iſt aber auch dieſer Bericht im Einzelnen nicht vollſtändig genug, um ſich mit Sicherheit eine genaue Vorſtellung von dieſen Ueberbleibſeln der Kunſt machen zu können. Namentlich vermiſſen wir eine genaue Abbildung dieſer Monumente nach dem Zuſtande, in welchem ſie aufgefunden worden, um mit größerer Sicherheit beurtheilen zu können, ob ſämmtliche als zu demſelben Monumente gehörig angegebene Bruchſtücke, nämlich ein Capitell, an deſſen einer Seite die vorderen Theile von zwei knienden Stieren angefügt ſind, und eine mit einem Stierkopfe verſehene Triglyphe, wirklich zu einander gehört haben. In der Vorausſetzung jedoch, daß dies wirklich der Fall geweſen, und es iſt kein erheblicher Grund vorhanden, ihre Richtigkeit in Zweifel zu ziehen, werden dieſe Theile von den Herausgebern für Ueberreſte eines Tempels gehalten, und auf Tafel 5 der vierten Lieferung wird ſogar ein Verſuch zur theilweiſen Reſtauration des ganzen Tempelgebäudes gemacht. Wenn nun weiter die Herausgeber, von dem Stiere als Symbol der Sonne ausgehend, in der Darſtellung der knienden Stiere eine Beziehung auf den Mithras finden und das Gebäude, zu welchem das Capitell ſammt der Triglyphe ehemals gehörte, für einen dem Mithrasdienſt geweihten Tempel erklären: ſo können wir die Beziehung dieſer Localität auf den Dienſt des Helios um ſo mehr zugeben, als es ſich ja aller Vermuthung nach von dem Cultus des Apollon handelt; daß aber hier wirklich an einen Mithras zu denken ſey, bleibt ganz unerwieſen, iſt auch ſelbſt nicht einmal wahrſcheinlich, da eine Vermiſchung dieſes Dienſtes mit dem des Apollon auf Delos ohne Zweifel einer zu ſpäten Zeit angehört, welcher wir dieſes Monument nicht zuweiſen können; endlich ob das Capitell wirklich als Ueberreſt eines Tempelhauſes anzuſehen ſey, kann als eine Vermuthung nur dann geltend gemacht werden, wenn wirklich Kunde von einem mit dergleichen Säulen verzierten Tempel auf uns gekommen wäre.

Bei dieſer Unſicherheit der vermutheten Deutung wird es erlaubt ſeyn, in Betracht der ganz ungewöhnlichen, außerordentlichen Form eines Capitells, wovon Griechenland kein zweites Beiſpiel aufzuweiſen hat, dieſes Bruchſtück als einen Theil eines Werkes anzuſehen, das ſeiner Beſchaffenheit nach überhaupt eben ſo ungewöhnlich und außerordentlich geweſen ſeyn, gerade aber auch aus dieſem Grunde einen weltberühmten Namen ſich errungen haben mochte. Stieropfer ſcheinen auf Delos vorzugsweiſe üblich geweſen zu ſeyn, und es erklärt ſich daraus der Gebrauch, Altäre hauptſächlich mit Stierköpfen zu verzieren, deren eine große Menge auf Delos vorhanden war. Vgl. Suppl. zu Stuart S. 64 Wenn nun behauptet wird, daß jenes architektoniſche Bruchſtück, und warum nicht auch jene Triglyphe? höchſt wahrſcheinlich ein Ueberbleibſel jenes großen hörnernen Altars ſey, ſo paßt die ungefähr zu errathende ungewöhnliche Größe der Baulichkeit, wie ſie ſich aus den Dimenſionen jener Bruchſtücke ergibt, nicht nur überhaupt zu der Vorſtellung, die wir uns von jenem Altar zu machen haben, ſondern ſie findet auch ihre Rechtfertigung in der Analogie anderer Altäre von ſehr bedeutendem Umfange, wie z. B. des marmornen zu Pergamon, welcher 40 Fuß hoch und mit der Gigantomachi in Sculptur verziert war. Es verdient auch noch der zu Parion befindliche Altar, im Quadrat ein Stadion einnehmend, angeführt zu werden, da er nach dem oben angezogenen Anonymus de incredibilibus a. a. O. gleichfalls, ſicher ſeines koloſſalen Umfangs wegen, unter die ſieben Wunderwerke der Welt von Einigen gezählt ward.* Wie aber eigentlich ſeinem Plane nach dieſes Altargebäude beſchaffen geweſen, und namentlich zu welchem Theile deſſelben jene Bruchſtücke gehört haben, kann mit Sicherheit vielleicht nie, oder nur wenn ein glücklicher Zufall noch mehr muthmaßlich zu dieſem Werke der Architektur Gehöriges ans Tageslicht fördern ſollte, ausgemittelt werden. Nur ſo viel läßt ſich jezt wohl vermuthen, daß das mit den doppelten Stieren verzierte Fragment ſammt der Triglyphe zu demjenigen obern Theile des Altars gehört habe, welcher beſtimmt war, die obere Fläche deſſelben zu tragen, ſey es nun, daß beides bloß zur Verzierung des ganzen über die Grundlinien des Profils weit hervorſpringenden Tragbalkens gedient, oder daß die Säulen, zu welchen das Capitell gehörte, beſtimmt geweſen, den obern Theil des Altars, den eigentlichen Opfertiſch, rings herum zu unterſtützen. Jedenfalls hat man ſich entweder eine fortlaufende Verzierung von doppelten Stieren, oder eine mit dergleichen Capitellen verſehene Säulenreihe rings umherlaufend zu denken. Wenn übrigens hierbei eine viereckige Form des Altars angenommen wird, ſo ſtüzt ſich dieſe Anſicht auf die Analogie anderer Bauwerke, zugleich auch auf die rechtwinkelige Geſtaltung des Capitells ſelbſt, und kann nicht durch die ohne allen Grund aus Kallimachos H. in Del. 321:

> *πρὶν μέγαν ἢ σεο βωμὸν ὑπὸ πληγῇσιν ἑλίξαι*
> *ἐρυόμενον*

von dem Herausgeber des Stuart'ſchen Supplementbandes abgezogene Behauptung, daß der hier genannte

---

* Ueber dieſe und andere Altäre von ungewöhnlicher Größe vgl. K. O. Müller's Hdb. der Archäol. S. 335. 5. erſte Ausg. Euſtath. zu Ilias Θ, 249, wo auch ein Epheſiſcher Altar von Hörnern (*κεράτεινος*) angeführt wird, wahrſcheinlich nur ein Verwechſelung mit dem Deliſchen.

Altar rund geweſen ſey, entkräftet werden.* Ja, iſt jener oben angeführten Erzählung von dem auf Platon's Anrathen umgebauten Altar Glauben zu ſchenken, ſo würde die Würfelform des Altars außer allem Zweifel ſeyn. Endlich iſt auf dem Capitell, auf welches wir noch einmal zurückkommen, die Stellung der auf die Vorderfüße hingefallenen Stiere gewiß nicht ohne Bedeutung, indem hierdurch die Lage des zum Schlachten beſtimmten Opferſtiers und hiermit das Opfern ſelbſt, ja die ganze Entſtehung des Altars ſymboliſirt werden ſollte. Eine ſolche Stellung hat Kallimachos im Sinne, wenn er von den dem Apollon zu Kyrene zu opfernden Stieren ſagt, H. in Apoll. 78:

ᾗ ἔνι πολλοὶ
ὑστάτιον πίπτουσιν ἐπ' ἰσχίον, ὦ ἄνα, ταῦροι,

wozu Spanheim zu vergleichen iſt.

J. Oſann.

---

* Ueber den von Kallimachos hier angedeuteten Tanz um den Altar, welcher auf Theſeus zurückgeführt wird, vgl. Plutarch im Theſeus 21.

Nachrichten vom December.

Verſteigerung.

St. Petersburg. Mit Erlaubniß der Regierung wird nächſtens in Petersburg eine ſogenannte patriotiſche Kunſt-Lotterie eröffnet werden, deren Zweck es iſt, den Malern Gelegenheit zu geben, ihre Arbeiten belohnt zu ſehen und den Kunſtſinn im Allgemeinen zu beleben; ein Loos wird 5 Rubel koſten.

Statiſtik der Kunſt.

London. Das engliſche Parlament hat während ſeiner letzten Seſſion ein Comite ernannt, das ſich mit der Prüfung der zweckmäßigſten Mittel zur Verbreitung von Kenntniſſen in den Künſten und namentlich der Elemente des Zeichnens beſchäftigen ſoll. In dem Berichte ſucht das Comite den Grund des Mangels an Kunſtſinn darin, daß England nicht wie Frankreich und Deutſchland dem Publikum geöffnete Gallerien beſitze, gleichſam als ob nicht erſt der Kunſtſinn der Völker dieſe Gallerien geſchaffen hätte. Es ſchlägt daher die möglichſte Begünſtigung der Errichtung öffentlicher Gallerien und Muſeen vor; ferner die Gründung eines dem Berliner ähnlichen Gewerbinſtituts: „in welchem nicht blos theoretiſcher Unterricht ertheilt, ſondern auch die praktiſche Anwendung der Kunſt auf das Fabrik- und Gewerbeweſen gelehrt werden ſoll.“ und trägt darauf an, daß dem Parlamente jährlich ein Bericht über die Fortſchritte abgeſtattet werde, die das Land in den ſchönen Künſten mache.

Techniſches.

Frankreich. Hr. Calmette zu Aachen hat ſo eben im Dep. du Lot ein Lager von Steinen entdeckt, die ſich eben ſo vortrefflich zur Lithographie eignen, als die beſten in Frankreich und Deutſchland. Die Art und Weiſe, wie dieſes Lager ausgeht, ſcheint glaublich zu machen, daß man aus demſelben weit größere Steine gewinnen werde, als die, welche man bisher zu lithographiſchen Zwecken erhalten konnte, nämlich ſolche von 3 — 4 Metres Länge und 2 — 3 Metres Breite.

Hr. Letronne hat der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris in deren Sitzung vom 14. d. M. Lithographien vorlegen laſſen, die er durch Gegenabdrücke erhalten. Sein Verfahren beſteht darin, daß er einen Kupferſtich, feucht wie er aus der Preſſe kommt, ſofort auf einen dazu vorbereiteten Stein abdruckt, welcher Abdruck dann zu zahlreichen Steindrücken gebraucht werden kann. Ein von ihm auf dieſe Weiſe erhaltener Steindruck, der 1200ſte Abzug, war durchaus ſauber und gab die feinſten Striche des Originals wieder.

Artiſtiſcher Verkehr.

Brüſſel, 25. November. Unter den Fremden, welche in dieſem Jahre unſere Kunſtausſtellung beſuchten, bemerkte man auch mehrere deutſche Kunſtfreunde und Maler, welche bemüht waren, künſtleriſche Verbindungen von der Art anzuknüpfen, daß künftig die Kunſtwerke beider Länder in den gegenſeitigen Ausſtellungen gezeigt werden ſollen.

Neuholland. Aus dem zu Sidney erſcheinenden Reformer vom 9. Juli d. J. erſieht man, daß ſelbſt in jenem entlegenen Winkel der Welt der Geſchmack für die ſchönen Künſte ſich zu zeigen anfängt, indem Hr. Lyons kürzlich mehrere Kupferſtiche nach Bildern von Martin, dem excentriſchen engliſchen Geſchichtsmaler, und Hr. Brennand ſogar ein Bild von Rembrandt vom Cap erhalten hat, für welches er 50 Pfd. fordert.

Perſönliches.

London, 25. November. Die portugieſiſche Regierung hat den Grafen von Farrobo, früher Baron von Quintella, zum Präſidenten der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte ernannt.

St. Petersburg, 26. November. Waſſiliy Demidow, der in der Hofwagenfabrik als Meiſter mit Unterofficiersrang angeſtellt, und von der Kaiſerl. Akademie der Künſte wegen ſeiner Fortſchritte in der Malerei, als freier Künſtler anerkannt worden, iſt zur 14ten Klaſſe befördert und an den Profeſſor Brüloff zur weiteren Vervollkommnung in der Malerei gewieſen worden.

Leipzig, 5. December. Profeſſor Becker, Sohn des ehemaligen Antiken-Inſpectors in Dresden, iſt zum außerordentlichen Profeſſor der Archäologie an der hieſigen Univerſität ernannt worden; er war ſeither Gymnaſiallehrer zu Meißen.

Haag, 13. December. Der König der Belgier hat den Maler Hrn. van Kerckhove zum Leopoldritter ernannt.

Brüſſel, 17. November. Durch eine Königl. Verordnung vom 14. d. ſind die Herren G. Geefs (Bildhauer), Navez (Maler) und H. v. Aſche zu Rittern des Leopolds-Ordens ernannt worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 13.

Kunſt-Blatt.

Dienstag, den 14. Februar 1837.

Die öffentlichen Bauten in Paris.

(Fortſetzung.)

In dieſem halbkreisförmigen Vorhofsraume zwiſchen dem Portal des Schloſſes Gaillon und der Façade des Palaſtes ſollen nach chronologiſcher Ordnung die verſchiedenen Sculpturfragmente, welche die Schule übrig behalten hat, aufgeſtellt werden und ſo gleichſam ein Muſeum unter freiem Himmel bilden. Inmitten dieſes Halbzirkels ſieht man gegenwärtig auf einem ſchlanken ſteinernen Piedeſtal die große ſogenannte „Kufe von Saint Denis," ein merkwürdiges Ueberbleibſel franzöſiſcher Sculptur. Keiner von den hieſigen Alterthumskennern hat über dieſe Kufe eine nähere, motivirte Auskunft gegeben. Alexander Lenoir läßt den Urſprung derſelben bis ins zwölfte Jahrhundert hinaufreichen, ohne dafür gerade die triftigſten Gründe anzuführen. So viel ſcheint ſelbſt in Ermangelung hiſtoriſcher Belege gewiß, daß dieſe Kufe dem Refectorium irgend einer Abtei angehörte, wo ſie den Mönchen zum Abwaſchbecken diente. Der Stein, in dem ſie gearbeitet iſt, beſteht aus einem einzigen Block und hat 13 Fuß im Durchmeſſer. Sie iſt mit grob gearbeiteten, halberhabenen Bildwerken geſchmückt; 25 bizarre, aber ausdrucksvolle Figuren, wovon jede ihre Namensüberſchrift trägt, ſtellen die menſchlichen Tugenden und Laſter vor; man lieſt deutlich die Ueberſchriften: Ebrietas, Sapientia, Simius, Hercules, Juno, Leo, Dives, Pauper, Jupiter u. ſ. w. Die Köpfe der einzelnen Figuren ſind durch Löcher von einander getrennt, woraus das Waſſer zum Waſchen hervorkam. Es mag ſich ganz ſonderbar ausgenommen haben, wenn ſich ein chriſtlicher Mönch ſeinen fetten Bart vor der Naſe Jupiters abwuſch, oder wenn der Abt ſich vor dem Bilde der Mäßigkeit ſeine von Wein brennenden Backen abkühlte. Die künſtleriſchen Verhältniſſe der Kufe deuten allerdings auf ein hohes Alter.

Aus dem halbkreisförmigen Vorhof treten wir in einen geräumigen Vorſaal, oder wenn man lieber will, in eine Art von offenem Veſtibule, von wo wir ins Innere des Parallelogramms gelangen. Das iſt ein viereckiger Hof, moſaikartig gepflaſtert mit ſchönem Marmor von verſchiedenen Farben und mit gegoſſenen Platten, welche das Regenwaſſer ablaufen laſſen. In dieſer architektoniſchen Nothwendigkeit, welche doch gewiß nichts Poetiſches bietet, hat Hr. Duban ein Motiv gefunden, welches nicht wenig dazu beiträgt, ſeinem Plane ein belebtes, mannichfaltigeres Anſehen zu geben. Dieſe von den Winkeln des Hofraumes ausgehenden Rinnen oder Kanäle kommen nämlich in zwei Rond-points von kleinem Umfang, worauf die Verbindung des Guſſes ruhet, zuſammen, ſo daß dadurch zwei braune lateiniſche Y auf einem weißen und röthlichen Grunde gebildet werden, was ſich ganz gut ausnimmt.

Dieſer Theil des Gebäudes war am weiteſten vorgerückt, als Hr. Duban den Auftrag erhielt, ihn zu vollenden. Die Hauptlinien des Planes waren vorgezeichnet, die Stockwerke bereits angedeutet, und es mußte nach einem vorliegenden Riſſe gearbeitet werden. Daher hat hier der Architekt nur ſo viel als eben anging, die Schwerfälligkeit der erſten Anlage zu verdecken geſucht, aus welcher Verlegenheit er ſich ganz glücklich und gewandt heraus geholfen, indem er dem Rundbogenprofil des erſten Stockwerks vermittelſt leicht gemeißelter doriſcher Wandpfeiler ein freieres, ungezwungeneres Ausſehen gab; und im Rez-de-Chauſſee, wo der Rundbogen durch gegenüber aufgeſtellte Kunſtfragmente ſich noch ſchwerfälliger darſtellte und der Architekt jenes Auskunftsmittel der Wandpfeiler nicht anwenden konnte, mußte er ſich begnügen, hie und da auf der Mauerfläche einige Medaillons anzubringen, deren unregelmäßige Zeichnung den Beſchauer glauben ließe, ſie ſeyen dort aus Nachläſſigkeit zurückgeblieben. Dieſes zweite gut aufgefaßte und eben ſo glücklich durchgeführte Motiv beſchäftigt in der That den Beſchauer vorzugsweiſe, und die gelungene Art und Weiſe dieſer Ausführung läßt bedauern, daß Hr. Duban hier nicht ganz freie Hand hatte, um ſein Talent auf

eine ſchöpferiſche Weiſe zu beurkunden, anſtatt daß er jezt nur darauf bedacht ſeyn mußte, Ordnung hinein zu bringen.

Das Meiſterſtück Hrn. Dubans in dieſem Hofe iſt die Eingangsthüre im Hintergrunde, welche zu den Studienſälen und zum Amphitheater führt, wozu man die Gebäude des ehemaligen kleinen Auguſtinerkloſters eingerichtet hat. Wie überall, ſo war auch hier der Rundbogen vorherrſchend. Der Architekt hat aber zu beiden Seiten des Eingangs eine korinthiſche Säule von rothem Marmor und mit weißen Capitellen angebracht. Die Verhältniſſe dieſer Säulen ſind vortrefflich und haben etwas ganz Iſthmiſch-Gravitätiſches. In ihrem Profil liegt etwas Ernſtes, Geſeztes, Nachdenkliches, Würdevolles; die Capitelle ſind leicht, anmuthig, und zeichnen ſich durch reine Umriſſe und gefälligen Ausdruck beſonders aus. Der Rundbogen iſt mit Blättern, Blumen, Früchten, Vögeln, welche dieſe Früchte eſſen, kurz mit jenen tauſendfachen koketten Verzierungen bedeckt, deren Erfindung zwar der alten ächten franzöſiſchen Renaiſſance erb- und eigenthümlich angehört, deren Anwendung aber hier den geläutertſten Geſchmack und die glücklichſte Auswahl zeigt. Nur einen kleinen Vorwurf ſcheint uns dieſe Eingangsthüre zu verdienen. Wir meinen, daß die Rundbogenlinie der Oeffnung nicht ganz mit der horizontalen Linie der korinthiſchen Säulen zuſammen verſchmilzt; der paſſende Uebergangs- und Einigungspunkt dieſer beiden Linien wird von dem Auge des Beſchauers vermißt, obſchon der Künſtler durch zwei in den Zwiſchenfeldern angebrachte Medaillons von ziemlicher Größe offenbar bezweckte, das Mißverhältniß verſchwinden zu laſſen. Nichts deſto weniger macht dieſes Eingangsthor einen guten Effect; wir wollen daſſelbe nicht verlaſſen, ohne vorher die Arbeit deſſen zu rühmen, welcher die leichten, graziöſen Zierrathe auf eine ſo bewundernswürdige Art in Stein ausgemeißelt hat.

Die Mauerwände des Rez-de-Chauſſee ſind mit gut und geſchmackvoll gewählten Medaillons beſäet; immer bleibt es Schade, daß dieſe Ornamente ſich nur dort befinden, um frühere Mängel zu verdecken, die Hrn. Duban nicht zur Laſt gelegt werden können. Freieres Spiel als in dieſem Hofe, der ein wahres Prokuſtesbett für den Architekten geweſen, hatte Hr. Duban in der langen Gallerie des Rez-de-Chauſſee, welche ſich hinter der Façade des Palaſtes ausdehnt und mit der alten Auguſtinerkirche parallel lauft. Zwei ſchöne Säulen, Zwillingsſchweſtern von den korinthiſchen an der Eingangsthüre des Amphitheaters, denen ſie ſich gerade gegenüber erheben, ſtützen die Decke in der Mitte und bilden ein Veſtibule zwiſchen der Gallerie des Rez-de-Chauſſee und dem doppelten marmornen Treppengeländer, das ſich bis ins erſte Stockwerk hinaufwindet. Im Hintergrunde tragen gleichfalls vier ſteinerne Säulen den Plafond, aber hier ſcheint der Architekt die allmählige Lichtſchwäche der Umriſſe, welche die Tageshelle bei weißen kannelirten Säulen hervorbringt, nicht berückſichtigt zu haben. Dieſe Säulen, obſchon ſie nach dem Muſter der beiden andern gehauen ſeyn ſollen, bieten doch nicht denſelben Anblick dar; ſie erſcheinen mager und das Auge gewöhnt ſich nicht leicht an ihr Profil. Der Plafond dieſes Veſtibule hat eine ſchöne Tiefe; ſein Längenmaß wird noch durch die geſchickte Art und Weiſe vermehrt, wie die Roſetten, Figuren und andern Ornamente der Decke angeordnet ſind, welche in dieſem Augenblicke nur noch auf die Farbe warten, um ſich in ihrem vollen Glanze zu zeigen. Der Künſtler hat den Vortheil, den man aus dieſem Motive herleiten konnte, ſo gut begriffen, daß er es bei der Ausſchmückung der innern Räume vielleicht zu oft angewandt hat.

Das Rez-de-Chauſſee war urſprünglich in lauter kleine Zimmer zu verſchiedenen Zwecken abgetheilt; der neue Architekt hat fünf oder ſechs Gallerien daraus gemacht, wo die Kunſt chronologiſch nach Gypsabgüſſen und Copien von alten Meiſterwerken repräſentirt werden ſoll. Die Gallerien des erſten Stocks, welche über den eben beſchriebenen zu ebener Erde hinlaufen, ſind ebenfalls ſchön und zweckmäßig eingerichtet. Statt der unteren Säulen hat der Architekt hier Pilaſter aus der Renaiſſance angewandt, deren Kannelirung zwar etwas mager ausgefallen, aber doch nicht ohne Effect iſt. Der Plafond von Eichenholz beſteht aus vorſpringenden, vergoldeten Caiſſons, welche in der untern Gallerie von Gyps ſind. Von dieſen Sälen ſind mehrere den Profeſſoren der Akademie für ihre Sitzungen angewieſen; andere zur jährlichen Kunſtausſtellung von Werken der Zöglinge auf der franzöſiſchen Akademie zu Rom beſtimmt u. ſ. f.

Ueber dieſer Gallerie des erſten Stocks wird die Bibliothek eingerichtet, mit welcher zugleich noch eine Sammlung von Architekturmodellen, Medaillen, Kaméen, geſchnittenen Steinen und ſonſtigen Werken der Stempelſchneidekunſt verbunden werden ſoll. Zu dieſem Behuf wird ein großer gewölbter Saal angefertigt, deſſen Decke wie durch geheime Zauberkraft getragen ſcheint. Die eiſernen Balken nämlich, welche ſie ſtützen, ſpringen zwar alle 15 Fuß weit aus der Mauer hervor, aber man bemerkt es kaum, ſo geſchickt hat der Architekt es zu verbergen gewußt, indem er dazwiſchen höchſt geſchmackvolle Verzierungen anbrachte und von dieſer architektoniſchen Nothwendigkeit ein Motiv der Ausſchmückung hernahm, welches ſeinem Talente alle Ehre macht.

Mit einem Worte: die bereits an der Ecole des Beaux-Arts von den HH. Duban und Labrouſte ausgeführten Arbeiten liefern ein befriedigendes Reſultat; namentlich zeigt ſich das Talent der Architekten in den

Verzierungen der innern Räume und in Einzelheiten ſelbſtſtändig, erfindungsreich und originell. Wenn ſchon in der ganzen Anordnungsweiſe kein ſtrenger Einheitscharakter durchblickt, kein im Ganzen wie im Einzelnen vorherrſchendes Einheitsgefühl obwaltet, ſo liegt das in den Umſtänden, unter welchen der Bau angefangen, unterlaſſen und wieder aufgenommen iſt, bis endlich die Reihe an die HH. Duban und Labrouſte kam. Jedes Kunſtwerk, das uns wie aus Einem Guſſe hervorgegangen entgegentritt, iſt das Reſultat der Spontaneität, und das größte Genie kann da kein harmoniſches Ganzes ſchaffen, wo es gefeſſelt iſt und an die Ausbeſſerung fremder Schöpfungen gewieſen. Nichts deſto weniger gehört die Ecole des Beaux-Arts zu den bemerkenswertheſten Neubauten, welche die moderne Architektur hier ins Leben gerufen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nekrolog.

Paris. Am 30. November wurde Carl Vernet's ſterbliche Hülle beſtattet. Eine Deputation des Inſtituts begleitete den Sarg. Das Trauergefolge beſtand aus ſeinem Sohn, Horace Vernet, begleitet von den HH. Delaroche und Hippolyte Lecomte. Was Paris nur an Künſtlern aufzuweiſen hat, folgte dem Zug. Hr. Garnier, Mitglied des Inſtituts, las eine Rede am Grabe des Künſtlers.

Obgleich Carl Vernet, geb. zu Bordeaux im J. 1758, ſich einer langen Laufbahn erfreut hatte, war doch ſein Verluſt ein ſchmerzlicher, da ſeine zahlreichen Freunde bis zu Ende den regſten Antheil an ihm nahmen und ſein Talent ſich ſo lange jugendlich erhalten hatte.

Von einem Vater abſtammend, der einen berühmten Namen unter den franzöſiſchen Malern beſaß, und, obgleich in einem andern Gebiete, doch dieſelbe Künſtlerbahn durchlaufen hatte, übte Carl Vernet ſeine Kunſt mit nicht geringerer Originalität. Das Werk, wodurch er ſich zuerſt als würdigen Nachfolger ſeines Vaters ankündigte, war der Triumph des Paulus Aemilius, wo der Gegenſtand dem Künſtler viele Pferde anzubringen erlaubte. Es wurde in den erſten Jahren der Revolution ausgeſtellt und brachte eine große Wirkung hervor. Von dieſer Zeit an vervollkommnete der junge Künſtler unabläſſig das Talent, das er beſaß, Pferde und jedweden Gegenſtand, wo dieſe Thiere vorkamen, mit Glück darzuſtellen.

Unter ſeine größeren und höheren Compoſitionen gehörte in der Folge die Scene aus der Schlacht von Auſterlitz, worin der Kaiſer Napoleon und ſein Gefolge, alle zu Pferd, in Lebensgröße erſcheinen; dann die eigentliche Schlacht von Auſterlitz, ein Gemälde von 30 Fuß Länge, mit zwei Fuß hohen Figuren, das Ganze jener großen Waffenthat vorſtellend. Die Anordnung dieſer Compoſition iſt ſchön, und die Intentionen ſowohl als die Bewegungen der darauf zahlreich angebrachten menſchlichen und Pferdefiguren ſind voll Feinheit und mit eben ſo großer Lebendigkeit als Naturwahrheit gezeichnet. Die Richtigkeit und das Augenblickliche der Bewegungen iſt gerade derjenige Theil der Kunſt, worin C. Vernet ſich vorzüglich auszeichnete.

Dieſe ſeltene und köſtliche Eigenſchaft findet ſich ins Unendliche verwirklicht in einer Folge hiſtoriſcher Zeichnungen aus den italieniſchen Feldzügen, welche von C. Vernet componirt und von Dupleſſi-Berteaux geſtochen ſind. Auch in den großen Bildern ernſten Inhaltes iſt der Styl immer von dieſer Lebendigkeit durchdrungen. Carl Vernet beſaß eine einfache und natürliche Auffaſſungsgabe, er betrachtete die Scenen, welche er darzuſtellen hatte, ſtets im Lichte der Wirklichkeit. Eine Probe davon iſt ſeine große Schlacht von Auſterlitz, und er war einer der erſten Maler, welcher die Geſetze der Strategie beobachtete, ohne von dem Pittoresken ſeiner Compoſition etwas aufzuopfern.

Aber das ihm eigenthümliche Gebiet, worin er ſeinem Talent die vollſte Entwickelung gab und ſich in voller Kraft bewegte, iſt die komiſche Malerei. Und dies Talent hat er bis in die lezten Lebensjahre ungeſchwächt bewahrt. Seine Poſtillons, ſeine Diligencen, welche die engen Straßen einer kleinen Stadt durchfahren, ſeine Jagden, ſeine Fahrten auf das Marsfeld und ins Boulogner Hölzchen, und eine Menge anderer Compoſitionen dieſer Art, die er in Zeichnungen niedergelegt hat, um welche die Liebhaber ſich ſtritten und noch ſtreiten, ſind Leiſtungen, welche den Namen C. Vernet auf lange Zeit berühmt machen werden.

Als Thiermaler, und beſonders als Pferde- und Hundemaler, nimmt Carl Vernet einen beſonderen Platz ein. Man hat ihm mit einigem Rechte vorgeworfen, daß er die Geſtalten dieſer Thiere nicht mannichfaltig genug darzuſtellen gewußt; Bewegungen und Stellungen derſelben aber ſind von wenigen Malern mit mehr Energie und Feinheit wiedergegeben worden. Hierin war er ausgezeichnet; als Beiſpiel für Alles in dieſer Art mag die Gruppe von Artilleriepferden in der großen Schlacht von Auſterlitz gelten, wo dieſe Thiere, an einen Pflock angebunden, beim Zerſpringen einer Granate, die unter ſie gefallen iſt, nach allen Seiten ausſchlagen. Carl Vernet hatte das Privilegium aller Menſchen von Naturell, er leiſtete ſo lange Vorzügliches, als ſeine Organe nicht durch die Jahre geſchwächt waren. Noch vor drei Jahren ſandte er aus Rom ein kleines geiſtreiches Bild

auf die Pariſer Ausſtellung, das keinem ſeiner früheren Werke nachſtand.

Joſeph, Carl und Horace Vernet und Paul Delaroche (Schwiegerſohn des Leztern) bilden eine Künſtlerfamilie, die in der franzöſiſchen Kunſtgeſchichte Epoche machen wird.

Nachrichten vom December.

Perſönliches.

Neapel, 7. December. Hr. W. Schulz aus Dresden, der ſeit vier Jahren Italien bereiſt und ſich gegenwärtig hier aufhält, beſchäftigt ſich mit der Herausgabe eines Werkes über die Kunſtgeſchichte des Mittelalters in Italien.

Der durch ſeine archäologiſchen Schriften bekannte Herzog von Serra di falco in Palermo iſt von der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin in der Sitzung vom 4. Auguſt zum Ehrenmitgliede ernannt worden.

Nekrolog.

Rom, 24. November. Am 19. d. M. ſtarb hier, nach vieljährigen Leiden, der Maler Friedrich Rabe aus Berlin. Seine frühe Laufbahn als Maler wurde durch den Feldzug von 1815 unterbrochen, den er als Officier mitmachte und in dem er ſich das eiſerne Kreuz erwarb. Nach Beendigung des Krieges kam er hier an und lebte ganz der Kunſt.

München, 12. December. Unter den Opfern der Cholera bedauerte man auch den Künſtler Bärenhard aus Wien, der nur ein Alter von 23 Jahren erreicht hat, und ſich mit Unterſtützung der Erzherzogin Sophie hier aufhielt, um ſich in der Bildhauerkunſt zu vervollkommnen. Seine große Arbeit „Ariadne“ hatte ſchon vor zwei Jahren in Wien die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſeine Leiſtungen gezogen.

Stuttgart. Hier verſtarb am 16. December Obriſt von Duttenhofer, Oberwaſſerbaudirector, im 78. Lebensjahre.

München, 21. December. Der ehemalige Profeſſor der Akademie der Künſte, Bildhauer Conrad Eberhard, iſt hier im 70. Jahre geſtorben.

London, 17. December. Der Geſchichtsmaler Richard Weſtall iſt hier im hohen Alter und in großer Armuth geſtorben. Er war der Erſte, der ausgeführte Malereien in Waſſerfarben, hiſtoriſche und poetiſche Gegenſtände darſtellend, fertigte. Seine lezte Beſchäftigung war der Unterricht im Zeichnen, den er der Prinzeſſin Victoria ertheilte.

Literatur.

Wien. Verzeichniß der Königl. Gemäldegallerie im Belvedere zu Wien, von Peter Krafft, deren jezigem Director, enthaltend Angabe der Meiſter, deren Geburts- und Sterbejahr, die Erklärung des Gemäldes, die Angabe der Maße ꝛc.

London. Sir Thomas Lawrence's Cabinet of Gems, mit 12 Copien von Originalzeichnungen des S. T. L. von P. G. Patmore. London.

The Shakespeare Gallery. 4r Theil, mit 5 Porträts: Desdemona, von J. Hayter, Jeſſica, von Meadows und Lavinia, von J. Boſtock geſtochen.

The Book of Beauty 1837, edited by the Countess of Blessington, mit 19 Tafeln. Pr. elegant gebunden 21. Sch. auf chin. Pap. 2 Pf. 12½ Sch. London, Longmann.

The Andalusian Annual edited by Michael Burke Honan; mit 12 ſchön colorirten Steindrücken nach Zeichnungen von Joſe Becquier zu Sevilla. London, John Macrone.

The Pictorial Album für 1837, edited by Miss Landon et James Ollier, Esq., mit 11 von G. Baxter nach Originalien ausgezeichneter Künſtler in Oelfarben ausgeführten Steindrücken. Pr. 28 Sch. London, Chapman u. Hall.

The oriental Annual for 1837, by the Rev. Hobart Caunter. Mit 22 Stichen nach Zeichnungen von W. Daniell. R. A. Preis 21 Schill. Auf chin. Pap. 2 Pf. 12½ Schill. London, Charles Tilt.

Finden's Tableaux, eine Reihe von intereſſanten Anſichten, Nationalcharakteren, Schönheiten und Trachten. Edited by Mrs. S. C. Hall; nebſt Stichen nach Zeichnungen von T. Uwins, F. Corbaux, F. Stone, W. Perring, H. Corbould, L. Seyffarth, F. P. Stephanoff, J. Browne ꝛc. In Imperialquart. Preis 42 Schill. Auf chin. Papier 63 Schill. London, Charles Tilt.

Heath's Drawing-room Portfolio, mit 7 großen Kupf. Pr. 21 Schill. London, Charles Tilt.

Revue de la Numismatique françoise, 5ième Cahier, mit 12 Tafeln.

Lebas, Précis sur les pyramidions en bronze doré, employés par les anciens Egyptiens comme couronnement de quelques uns de leurs obélisques, à l'appui de la proposition de restituer de la même manière le pyramidion de l'obelisque de Louqsor. 1 Bog. 8. Mit 1 Kupfer. Paris.

Neue Kupferſtiche ꝛc.

London. Die Vertheidigung von Saragoſſa, großes hiſtoriſches Bild von Wilkie, im Beſitz der Königin von England, geſtochen von Couſin. London, bei Moon. Preis vor der Schrift 8 Pf. 8 Sch., nach der Schrift 5 Pf. 5 Sch.

Paris. Die Hingebung des Bürgermeiſters Van der Werff, während der Belagerung von Leyden im Jahr 1574. (Original von G. Wappers, und im Beſitz des Prinzen von Oranien), geſtochen von L'Herie. Vor der Schrift 80 Fr. nach der Schrift 50 Fr. Beſtellungen nimmt die Kunſthandlung Schenk und Gerſtäcker in Berlin an.

Am 1. December iſt hier, bei Veith und Hauſer, ein neuer Stich von Richomme, und zwar von der Vierge au livre, nach Raphael, erſchienen. Die Form des Bildes iſt achteckig und das Ganze mit gothiſchen Verzierungen umgeben. Die Höhe der Platte beträgt 8½ Zoll, die Breite 6½ Zoll. Das Original wurde gemalt, bald nachdem Raphael die Schule des Pietro Perugino verlaſſen; Hr. Richomme hat die Platte nach einem Bilde geſtochen, das ſich in einem der ſog. Salles de reserve des Louvre befindet. Pr. 12 Fr. mit der Schrift, 18 Fr. auf chin. Pap. 25 Fr. vor der Schr. 56 Fr. vor der Schr. auf chin. Pap. Nur 102 Abdrücke vor der Schrift.

Notices pittoresques sur les Antiquités et les monuments du Berri, 1re, 2de, 3me, 4me Livraison in 4°, dessins et texte par M. Hazé. Prix 1 Fr. la livraison. Chez l'auteur à Bourges et à Paris chez J. Tessier, Quai des Augustins, 37.

Berlin. Neue Folgereihe architektoniſcher Entwürfe; vom H. Oberbaudirector Schinkel; erſtes Heft; bei Georg Gropius.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№. 14.

Kunſt-Blatt.

Donnerstag, den 16. Februar 1837.

Berlin, im November 1836.

An das große Feſt, welches die Kunſtausſtellung der K. Akademie allen Gebildeten bereitet, pflegt ſich ſtets noch manches andere Intereſſante anzureihen. So feierte der wiſſenſchaftliche Kunſtverein den Geburtstag S. K. H. des Kronprinzen (am 15. Oktober) auf eine dem erhabenen Kunſtbeſchützer vollkommen würdige Weiſe. Nachdem der Hofrath Fr. Förſter die Sitzung durch eine feierliche Anrede eröffnet hatte, legte der Profeſſor C. Schulz aus Danzig ſehr genaue Zeichnungen des bekannten Altarbildes zu Danzig vor, und ſeine Meinung, daß dieſes Gemälde zwar zur Eyck'ſchen Schule gehöre, indeß um eine Bildungsſtufe höher ſtehe, fand um ſo leichter die Billigung der Anweſenden, da die Zeichnung der nackten Figuren auf dem Danziger allerdings correcter und mehr auf Naturſtudium baſirt, auch die Modellirung detaillirter erſcheint als auf den von den Gebrüdern Eyck bekannten Bildern, und das Colorit weniger braun ſeyn ſoll, als namentlich auf dem im Muſeo zu Berlin befindlichen, ehemals Genter, Altarbilde. Wahrſcheinlich wird der Profeſſor Schulz dieſe Zeichnungen lithographiren laſſen. Der Doctor Lucanus aus Halberſtadt legte nun Proben ſeines faſt vollendeten Werkes über den Dom zu Halberſtadt vor, unter welchen ſich die von C. Rauch meiſterhaft in Stahl geſtochene Hauptanſicht auszeichnet; der Aufriß der Thürme zeigt den Styl des zwölften Jahrhunderts mit den beſonders geſchmackvollen Gliederungen und Ornamenten, die Hauptanſicht des Innern und das Querprofil, die kühne, ſchlanke und ungemein zierliche Conſtruction der dreiſchiffigen Kirche mit ihren reichen Strebepfeilern und überſchlagenden Strebebogen, und die ſechste Tafel das um 1500 vollendete, ungemein reiche Architektur-Sculpturwerk, den Biſchofsſtuhl. Der Text enthält auch das Hiſtoriſche ausführlich, genaue Angaben der Bauzeiten der einzelnen Theile ꝛc. Das ganze Werk macht dieſe herrliche Kathedrale mit ihren Kunſtſchätzen auf eine intereſſante Weiſe völlig anſchaulich.

Mit dem lebhafteſten Antheile hörten die Verſammelten den Vortrag des Hofraths Förſter und deſſen Beurtheilung der auf Befehl des Königs gearbeiteten und auf der Ausſtellung befindlichen Modell-Entwürfe zu einem Denkmal Friedrich des Einzigen, wobei die Kriegerſche Sammlung von Bildniſſen Friedrichs und von Scenen aus deſſen Leben vorgelegt wurde. Die Ausführung des erſten, einer koloſſalen Denkſäule mit der Reiterſtatue auf gemeinſamem Podeſt, für den Platz vor den Linden, nahe der Univerſität, berechnet, ſcheint nicht zu erwarten. Allgemein fand man die Aufgabe höchſt ſchwierig, eine Reiterſtatue vor einer koloſſalen, der Trajaniſchen ähnlichen Säule nicht untergeordnet erſcheinen zu laſſen, wie den Reliefs an den oberen Theilen der Säule die gehörige Deutlichkeit zu geben. Es iſt ſchwer, nach einem kleinen Modelle die Wirkung eines im großen Maßſtabe gedachten Werkes richtig zu fühlen und zu beurtheilen. Die beiden andern Entwürfe ſind Equeſterſtatuen auf ausgebildeten, mit Sinnbildern reich geſchmückten Poſtamenten. Der eine, im Charakter mehr ideal, zeigt die Statue baarhaupt, im Hermelinmantel, mit ausgeſtreckter rechter Hand, ſitzend auf ſchreitendem Roſſe, — der andere, den alten Fritz im eigentlichen Koſtüm, wozu natürlich auch der kleine dreieckige Hut gehört, mit übergeworfenem Königsmantel. Das größere Publikum hat ſich für dieſe, rein hiſtoriſch behandelte, Statue am meiſten intereſſirt; einzelne Stimmen wollten auch den Königsmantel verwerfen und noch den Krückenſtock haben. Friedrichs Bildniß, auf ſeinem Schimmel, wie es der Stich von Meno Haas gibt, hat einen ſo welthiſtoriſchen Charakter gewonnen, das es auch für die genialen Meiſter, Rauch und Schinkel, keine geringe Aufgabe iſt, ein großartigeres, erhabeneres und dennoch hiſtoriſches Standbild Friedrichs zu ſchaffen.

Auch die Verſammlung von Repräſentanten deutſcher Kunſtvereine (am 16. Oktober) wurde ein Feſt. Für Königsberg war der Profeſſor Dr. A. Hagen; für Danzig der Prof. C. Schulz; für Stettin der Juſtizrath Remy,

der Kaufmann Schäffer und der Maler Moſt; für Breslau der Maler Ebers und der Doctor A. Kahlert; für Dresden der Profeſſor Semper; für Potsdam der Doctor Pahlmann; für Magdeburg der Rendant Ribbeck; für Halle der Juſtizcommiſſär Willke; für Halberſtadt und Braunſchweig der Doctor Lucanus; für den kurheſſiſchen Kunſtverein der Doctor F. Köhler; für Münſter der Architekt Salzenberg und für den Kunſtverein für die Rheinlande und Weſtphalen der Kunſthändler Georg Gropius. Dieſer erfreute die Anweſenden zunächſt durch die Mittheilung, daß der K. K. Hofrath Hr. v. Habermann, Vorſtand des Vereins zur Beförderung der bildenden Künſte in Wien, ſich für die Wichtigkeit einer möglichſt innigen Verbindung der deutſchen Kunſtvereine gegen ihn ausgeſprochen und zugleich verſichert habe, daß er den Wiener auf geeignete Weiſe zu veranlaſſen bemüht ſeyn wolle, mit den oben genannten in Verbindung zu treten; ferner: daß der rheiniſch-weſtphäliſche Verein an den Beſtrebungen der bereits erwähnten Vereine für die Beförderung der Kunſt und für Verbreitung des Kunſtſinnes ſtets den regſten Antheil nehme und auch ferner nach Maßgabe ſeiner Mittel thätig eingreifen werde. Der Doctor Lucanus berichtete darauf, daß auf ſeinen Antrag bereits die Vereine zu Braunſchweig, Halberſtadt, Halle und Magdeburg (in der Verſammlung zu Magdeburg am 20. Sept. 1836) beſchloſſen hätten, daß jeder Verein, alle zwei Jahre wenigſtens, ein größeres hiſtoriſches oder romantiſches Gemälde von der Staffelei oder durch Beſtellung bei einem ausgezeichneten Künſtler erwerben ſolle. Alle Anweſenden erkannten dies für das ſicherſte Mittel, der Kunſt eben ſo wahrhaft förderlich zu ſeyn, als auch den ſteigenden Anſprüchen an die Ausſtellungen ferner zu genügen, nahmen den Vorſchlag bereitwillig an, verpflichteten ſich zur gegenſeitigen Mittheilung der auf dieſe Weiſe erworbenen Gemälde und beſtimmten, daß dieſen erſt dann eine feſte (wo möglich öffentliche) Beſtimmung gegeben werden ſolle, wenn ſie ſowohl die Ausſtellungen des öſtlichen als des weſtlichen Vereinscyclus durchwandert haben würden. — Mit zwei der bedeutendſten Künſtler Berlins wurden ſofort Verabredungen zum Ausführen größerer Gemälde getroffen. — Der Ausſtellungscyclus für 1837 wird im Januar zu Königsberg beginnen, dann Danzig, Stettin und Breslau folgen, zugleich Alles geſchehen, um die ſpäter fallenden Ausſtellungen zu Dresden, Weimar und Caſſel zu unterſtützen. 1838 beginnt der weſtliche Cyclus zu Magdeburg; Halberſtadt, Halle, Braunſchweig, Caſſel und Münſter werden dann in ununterbrochener Reihe folgen. Um den Geſchäftsgang für die Generalien zu erleichtern, ſind für die Jahre 1837 und 1838 Hauptgeſchäftsführer ernannt, für den öſtlichen Cyclus der Juſtizrath Remy, für den weſtlichen der Rendant Ribbeck.

Der von einigen Anweſenden gemachte Antrag, den Verein der Kunſtfreunde im preußiſchen Staate im Namen der Vereine aufzufordern, wenigſtens die Haupterwerbungen den Provinzialausſtellungen anzuvertrauen, mußte unterbleiben, weil das Directorium des großen Vereins ſelbſt die Theilnahme an der Verſammlung ja ein für allemal abgelehnt hatte. Auf das Höchſte wurde die Huld und Gnade gerühmt, mit welcher der König, wie der Kronprinz, den Ausſtellungen ihre beſten Schätze anvertrauen, und aus den dankerfüllten Herzen Aller ſtrömte mit innigſter Liebe und Ehrfurcht der heiße Wunſch für das dauernde Wohl dieſer erhabenen und wahren Vorbilder für alle Kunſtbeförderer.

Das St. Lucas-Feſt beging der ältere Künſtlerverein am 19. Oktober. Wohl dreihundert in Berlin wohnhafte Künſtler mit ihren Frauen nahmen daran Theil, viele eben in Berlin anweſende namhafte Künſtler und Kunſtfreunde waren dazu geladen; Gedichte, Reden, Feſtgeſänge erhöheten die allgemeine Freude, die ſich auch gegen den wieder geneſenen Hrn. Director Dr. G. Schadow auf das Wärmſte ausſprach. Der Verein der jüngeren Künſtler feierte ſein eilftes Stiftungsfeſt am 7. November. Durch einen höchſt launigen Prologus wurden die Anweſenden auf höchſt ſcherzhafte Intermezzo's vorbereitet, welche in muſikaliſcher, ſceniſcher und bildlicher Hinſicht gleich intereſſant und befriedigend waren und trotz Witz und Satyre mit einer Hochzeit geſchloſſen wurden.

Dr. X.

Die öffentlichen Bauten in Paris.

(Fortſetzung.)

II. Die franzöſiſche Deputirtenkammer.

Die unter Hrn. Joly's Leitung vorgenommenen Erweiterungen und Verbeſſerungen an der franzöſiſchen Deputirtenkammer ſind bereits früher (Jahrgang 1835 Nr. 49. 50.) von uns beſprochen worden, bei welcher Gelegenheit wir auch bemerkten, daß man mit wichtigen Arbeiten für die innere Ausſchmückung des Palaſtes den Anfang gemacht habe. Seither hat Eugène Delacroix den Bilderſchmuck des Thronſaals beendigt, und derſelbe verdient zunächſt unſere Aufmerkſamkeit.

Jeder Fremde, welcher die öffentlichen Monumente der Baukunſt in Paris geſehen hat, wird gewiß die auffallende Bemerkung machen, daß die erſte Stadt der Welt wenig oder gar nichts von bedeutenden Werken eigentlicher architektoniſcher Pictur aufzuweiſen hat. Die Ausübung der Freskomalerei iſt den neueren franzöſiſchen Künſtlern durchaus fremd; und Alles, was Paris an

Fresken beſitzt, ſind die Kuppel des Val de Grace von Mignard und einige andere Arbeiten von Lemoine, ſo daß viele kleine deutſche Städte bei uns, wie Bonn, Kloſter Grüſſau u. ſ. f. in dieſer Hinſicht reicher ausgeſtattet ſind, als die große Hauptſtadt Frankreichs. Ich weiß dieſen Umſtand nicht anders zu erklären, als durch die Spaltung, welche heutzutage allgemein zwiſchen den Malern, Architekten und Bildhauern eingetreten iſt, von denen keiner den kleinſten Theil ſeiner Wünſche und Anſprüche dem Andern zum Opfer bringen will; — wobei natürlich Keiner Vortheil, ſondern Jeder Schaden hat. Dieſe Trennung der engverſchwiſterten Künſte hat gewiß nicht wenig dazu beigetragen, den kleinlichen Geiſt ſo vieler moderner Künſtler zu nähren und die große Kunſt der alten Italiener unter den Franzoſen in Vergeſſenheit und Verfall zu bringen. Da, wo, wie z. B. in München, die neuere Kunſt in ihren einzelnen Zweigen als ein organiſches Ganzes ſich entwickelt, wo Sculptur, Architektur und Malerei ſich in ihren Schöpfungen als ſolche ankündigen, denen es nicht um gefällige und bloß glänzende Darſtellung des einen oder des andern Vorwurfs, ſondern um die Erſchaffung ihres Gegenſtandes als Totalität zu thun iſt; — da iſt auch die Freskomalerei nicht untergegangen, ſondern wiederum zu neuen, herrlichen Schöpfungen aufgeblühet. Ich bin feſt überzeugt, daß Tizian, Tintoretto, Michel Angelo, Raphael und Julio Romano einen großen Theil ihrer Meiſterſchaft und Erhabenheit des Styls der fortwährenden Ausübung von Freskogemälden verdanken. Eine Compoſition, die geändert, durchdacht und hin und her überlegt ſeyn muß, um ſie einem gegebenen Raume würdig anzupaſſen und mit dem architektoniſchen Charakter des Gebäudes in Einklang zu bringen, fällt auch natürlich gedrungener, concentrirter aus, als wenn der Künſtler eine unermeßliche Leinwand zu ſeiner Verfügung hat. Bei den herrlichen Fresken, womit die alten Italiener die Wände der Kirchen und Paläſte ihres Vaterlandes bedeckten, waren kleine Kunſtgriffe und Handwerkspfiffe unmöglich; die Umgebungen machten ſtrenge Zeichnung, großartige Auffaſſung, ſchöne Anordnung der Draperien, kühne Tinten zu nothwendigen Bedingungen; und ich begreife ganz gut, wie der finſtere Meiſter der Fresken in der Sixtiniſchen Capelle äußern konnte, Oelmalerei ſey ein Handwerk für Faullenzer und ſchwache Weiber. Die Nothwendigkeit, mit großen, grandioſen Architekturmaſſen zu kämpfen, verlieh den Werken jener Künſtler jene Kühnheit und erhabene Pracht, welche noch heutzutage unſere Bewunderung und Verzweiflung ausmachen.

Es iſt daher ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß einige neuere franzöſiſche Künſtler anfangen, ſich in wirklicher Architektur-Malerei zu verſuchen, welche ſie ſeither ſo ganz vernachläſſigten; denn die Gemälde des Muſée Charles X. ſind nichts als unter dem Plafond befeſtigte Oelgemälde, wobei weder Luft- noch Linien-Perſpective berückſichtigt worden. Die Malereien der Pantheonskuppel, von Gros, und in Saint-Sulpice, von Fragonard und Andern, in Oelfarbe auf Kalkgrund ausgeführt, waren zwar Fortſchritte, aber im Ganzen doch nur höchſt unvollkommene Verſuche architektoniſcher Pictur; die Gemälde in der Madelaine, welche in derſelben Weiſe ausgeführt werden ſollen, ſind noch nicht ſo weit gediehen, um ein begründetes Urtheil darüber fällen zu können, und die Wandmalereien der Notre Dame de Loretto befriedigen im Allgemeinen ſehr wenig; wir werden ſogleich ſagen, warum. Deſto größere Aufmerkſamkeit verdienen daher die in ihrer Art merkwürdigen Leiſtungen von Eugène Delacroix, welche meiner Anſicht nach einen wirklichen Beitrag zur Architekturmalerei geliefert haben. Wenn dieſer Künſtler auch keine Fresken gemalt hat, ſo gehört er doch zu denen, welche die Decorationsmalerei im Innern von Gebäuden ſtreng der Localität angepaßt und ſich dabei den Architekten untergeordnet und angeſchmiegt haben. Delacroix's Compoſitionen ſind in Oel ausgeführt; aber als verſtändiger Künſtler hat er ſo viel wie möglich ſeiner ſonſt ſo lebhaften und warmen Farbe jenen matten, klaren Ton der Freskobilder zu geben geſucht, welcher mit der Undurchſichtigkeit des Steins und der falben Weiße des neuen Marmors zuſammenſtimmt. Durch allmählig verbleichende Farbenübergänge hat er das Durchſcheinende der Oelfarbe und die ſchillernden, glitzernden Reflexe vermieden, welche das Auge unangenehm ſtören. Deßhalb kann man ſich bei Betrachtung ſeiner Plafondgemälde jeden beliebigen Standpunkt auswählen und dieſelben erſcheinen immer in gleich vortheilhaftem Lichte; — eine weſentliche, glückliche Neuerung! Das Blendende, Schimmernde und Flimmernde iſt immer eine von den größten Inconvenienzen des Oels; bei einem Staffeleigemälde, welches man nach Belieben ſtellen und rücken kann, iſt dieſer Uebelſtand nicht ohne Abhülfe; aber bei einem befeſtigten Gemälde iſt das etwas Unerträgliches.

Die Compoſition, womit Eugène Delacroix den Plafond des Thronſaals in der Deputirtenkammer geſchmückt hat, iſt durch und durch allegoriſch, was die Leſer vielleicht von einem Maler überraſchen wird, deſſen Ruf ſo ganz romantiſch iſt, daß ihn ſeine Anhänger als den Bannerträger der neuen Schule hinſtellen, welche der Mythologie und Akademie einen ſo erbitterten Krieg heraufbeſchworen hat, deſſen Dauer allem Anſcheine nach noch den dreißigjährigen Krieg übertreffen wird. Dem ſey nun wie ihm wolle, Eugène Delacroix hat ſehr gut eingeſehen, daß jede andere Art von Sujets hier unpaſſend und lächerlich erſcheinen würde. Bei einer früheren Gelegenheit habe ich mich ſchon darüber ausgeſprochen, daß

ich im Allgemeinen den Widerwillen der neueren franzöſiſchen Kunſtkritiker hinſichtlich der Allegorie nicht theilen und billigen kann; ſie verträgt ſich noch in vielen Sachen ganz gut mit der modernen Pictur; man denke nur daran, welchen Vortheil Rubens daraus gezogen hat. Ueberdies dürfte zur Ausſchmückung von Plafonds und Kuppeln die Allegorie noch am zweckmäßigſten ſeyn, woſern anders der Künſtler keine Himmelfahrt oder ſonſt eine andere chriſtliche Scene, welche nothwendig im Himmel vorgeht, darzuſtellen hat; denn es will mich bedünken, als hätte man über ſeinem Haupte nicht gerne andere Perſonen als allegoriſche, durchſichtige, unfaßbare Weſen, welche gewohnt ſind, ohne Unterlage unter den Füßen zu marſchiren. Wenn man die Zimmerdecke mit wirklichen hiſtoriſchen Perſonnagen bekleidet ſiehet, beſchleicht den Daruntergehenden oft die Furcht, ſie möchten ſich in dieſer unbequemen Stellung am Ende langweilen und ſich eines Tages mit ihrem ganzen Gewicht auf den Beſchauer herabfallen laſſen. Es ergeht Einem, wie mit der Betrachtung jener Karyatiden-Figuren, wovon Dante ſpricht, welche mit ſaurer Mühe das Geſims eines Palaſtes ſtützen und deren idealiſirte Anſtrengung uns eine wirkliche Pein verurſacht.

(Der Beſchluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[63] **Aufforderung des rheiniſchen Kunſtvereins.**

Geſtützt auf die Erfahrung, daß in kleinen Kunſtvereinen, aus Mangel an Mitteln jeder Art, das Intereſſe der Kunſt und Kunſtbildung nicht nach dem Maße gefördert werden kann, als es durch die Verbindung mehrerer Mittel geſchieht, haben ſich die Kunſtvereine von Carlsruhe, Darmſtadt, Mainz, Mannheim und Straßburg zu einem gemeinſchaftlichen „rheiniſchen Kunſtvereine" verbunden, um durch vereintes Beſtreben ihre Wirkſamkeit für Kunſt und Kunſtbildung zu erhöhen.

Die gemeinſchaftliche Thätigkeit des rheiniſchen Kunſtvereins bezweckt eine größere Ausſtellung neuer Kunſtproducte, als es bisher für jeden einzelnen Verein zu erreichen möglich war. Während der Zeit ſeiner Ausſtellung wählt jeder einzelne Verein aus der Zahl der überſendeten Kunſtwerke diejenigen aus, welche er für die Verlooſung unter ſeine Mitglieder, oder als bleibendes Eigenthum für geeignet findet. Die von den Kunſtvereinen angekauften Kunſtwerke bleiben jedoch mit den übrigen bis zum Ende eines jährlichen Turnus verbunden, welcher in nachſtehender Reihenfolge die fünf verbundenen Städte durchlaufen ſoll.

Die Kunſtausſtellung des rheiniſchen Kunſtvereins beginnt im J. 1837 mit dem

Monat April in Darmſtadt,
" Mai " Mannheim,
" Juni " Carlsruhe,
" Juli " Straßburg,
" Auguſt " Mainz.

Während dieſer Zeit können Kunſtwerke an jeden dieſer Vereine geſchickt werden, wo ſich gerade die Ausſtellung befindet, und gehen dann mit der ganzen Zahl der übrigen Kunſtwerke, nach Verlauf der Ausſtellungszeit, in die nächſtfolgende Ausſtellung über.

Der rheiniſche Kunſtverein übernimmt die Transportkoſten der Zu- und Rückfracht aller ihm zugehenden Kunſtwerke, von denen das Bruttogewicht einen Centner nicht überſteigt, und der Ort der Zuſendung nicht außer dem Bereiche liegt, welches von Paris, Lyon, Mailand, München, Prag, Berlin, Hamburg, Amſterdam und Brüſſel umſchloſſen wird. Kunſtwerke, welche von entfernter liegenden Orten eingeſendet werden ſollen, oder von denen das Bruttogewicht einen Centner überſteigt, können nur nach vorheriger Anfrage und geſchehener Annahme des betreffenden Vereins in den Turnus aufgenommen werden.

Jeder Künſtler kann zu jeder Zeit von dem betheiligten Vereine verlangen, daß ſein Kunſtwerk, welches bis dahin in den Turnus aufgenommen war, an einen Ort außer der Verbindung geſchickt werde. Der Verein beſorgt in dieſem Falle nur die Spedition, trägt aber nicht die Koſten der Verſendung.

Kunſtwerke, welche ſich ſchon in den Händen von Kunſthändlern befinden, können nur nach vorheriger Anzeige und ausdrücklicher Annahme in den Turnus aufgenommen werden, worüber derjenige Verein zu entſcheiden hat, an welchen die Sendung geſchehen muß.

Die Verpackung muß von den Verſendern nach folgender Vorſchrift geſchehen: Nie darf mehr als ein Werk, ſey es ein Gemälde oder was ſonſt immer für ein Kunſtwerk, in eine Kiſte verpackt werden. Die Kiſten der Gemälde ſollen immer mit Papier ausgeklebt ſeyn, und das Gemälde ſelbſt mit proportionirten Schrauben in der Art befeſtigt ſeyn, daß es mit der Kiſte aufgeſtellt werden kann. Die Kiſte darf daher nicht größer ſeyn, als es das Bild nöthig macht, und der Deckel muß mit Schrauben angeſchraubt ſeyn; mangelt eines dieſer Erforderniſſe, ſo wird es auf Koſten des Einſenders angeſchafft. Die Gemälde werden nicht aus der Kiſte genommen, und der Ueberſender bleibt daher für die vorgeſchriebene Verpackung verantwortlich.

Jeder Künſtler iſt verbunden, ſeinem Kunſtwerke eine genaue Bezeichnung des Gegenſtandes, des Verfertigers, des feſten Preiſes und der letzten Endbeſtimmung, im Falle es nicht gekauft werden ſollte, ſchriftlich beizufügen.

Der rheiniſche Kunſtverein veröffentlicht am Ende des Turnus eine Ueberſicht ſeines gemeinſchaftlichen Wirkens. Der Ankauf jedes einzelnen Kunſtwerkes wird jedoch von dem betheiligten Vereine dem Künſtler ſogleich angezeigt und die Zahlung geleiſtet.

Indem der rheiniſche Kunſtverein durch dieſe Verbindung gemeinſchaftlicher Intereſſen das Vertrauen der Künſtler zu verdienen glaubt, fordert er dieſelben auf, durch ihre Theilnahme und ſchätzenswerthe Ueberſendungen die wahren Zwecke der Kunſt und Kunſtbildung zu unterſtützen.

Darmſtadt, 2. Februar 1837.

Das Comité des rheiniſchen Kunſtvereins.

In Auftrag
Prof. J. Felſing.

№ 15.

Kunſt-Blatt.

Dienstag, den 21. Februar 1837.

Zur Kenntniss der alten Lithochromie.

Farbige Grabſteine aus dem Piräeus.

Die gewöhnlichſte Form der Grabſteine iſt bekanntlich ein länglichter, nach Oben ſich ſanft verjüngender Cippus, der mit einer Art Giebel oder Aëtom gekrönt iſt. Dieſes Aëtom (ἀέτωμα) iſt bald mit einer einfachen Palmette, bald (bei den größeren Cippen) mit ſehr reich und faſt in Haut-Relief gearbeitetem Laubwerk verziert; unter dem ſchmalen Geſims, welches daſſelbe von der untern Fläche des Cippus ſcheidet, pflegen der oder die Namen der Geſtorbenen zu ſtehen, mitunter, wenn es mehrere ſind, durch ein paar Roſetten von einander getrennt, und unter den Namen folgt ſehr häufig ein Relief, die Verſtorbenen in verſchiedenen Handlungen darſtellend, gewöhnlich eine Abſchiedsſcene von den Nachlebenden.* Von ſolchen mehr oder weniger geſchmückten Grabdenkmälern haben ſich unzählige erhalten, weil ſelbſt in den Zeiten der größten Nichtachtung der Alterthümer die Prieſter, Bürger oder Bauern, von der Zierlichkeit der Arbeit angezogen, ſie gern in die Mauern ihrer Kirchen und Häuſer einfügten.

Bei einem längeren Aufenthalte in Attika mußte es aber meinen Freunden und mir auffallen, nicht ſelten auch Cippen, vorzüglich in kleineren Dimenſionen, zu ſehen, bei denen ſowohl das Aëtom, als auch die Längenfläche bis auf die Inſchrift völlig glatt war, ja mitunter ſogar auch die Inſchrift fehlte. Je mehr unſere Aufmerkſamkeit auf die Anwendung von Farben in der griechiſchen Architektur hingelenkt wurde, deſto eifriger zogen wir auch dieſe Cippen in Unterſuchung. Spuren polychromatiſcher Verzierungen auf dem Aëtom (Palmetten und Blumen) und auf der Wulſt unter demſelben (Eier und Blätter) fanden wir bald; eben ſo an denjenigen Cippen, deren Giebelſtück einen wirklichen Fronton mit ſeinem Kranzgeſimſe und mit Akroterien (Antefixen) auf den Ecken und über der Spitze nachbildet; aber die leere untere Fläche, wenn ſie auch eine Inſchrift hatte, blieb noch räthſelhaft. Endlich entdeckten wir (ſchon 1833) im Piräeus einen ſolchen Grabſtein, auf deſſen Fläche ſich deutlich die Umriſſe und Reſte der farbigen Ausführung dreier in eine Gruppe vereinigter, auf den glatt polirten Marmor gemalter Figuren zeigen, und der gegenwärtig im Tempel des Theſeus aufbewahrt wird. Später ſahen wir auf Syros zwei ähnliche, von Rheneia gekommene Cippen, deren Figuren aber weniger deutlich zu erkennen waren. Ich deutete damals in dieſen Blättern auf dieſe neu entdeckte Claſſe von Monumenten hin;* aber unſere Aufmerkſamkeit wurde bald wieder von Verfolgung dieſes Gegenſtandes abgelenkt.

Bei einer im verfloſſenen Frühling unter meiner Leitung in den Gräbern des Piräeus veranſtalteten Nachgrabung fanden ſich neuerdings mehrere Grabſteine mit gemalten architektoniſchen Ornamenten, zu weiterer Beſtätigung der früher gemachten Wahrnehmungen; aber ſie erſchienen uns immer noch als Ausnahmen. Erſt die neuliche Entdeckung, bei Gelegenheit der gegenwärtigen Arbeiten zur Ausfüllung des Sumpfes am Piräeus, von neun oder zehn ſolcher Cippen,** mit theils mehr, theils weniger deutlich erhaltenen Spuren der Bemalung, läßt die ganze Wichtigkeit dieſer Sache für das richtige Erkenntniß des Syſtems der alten Lithochromie ahnen. Der erhaltenen Tempel Griechenlands ſind wenige; und wenn auch die Deſſins der gemalten Ornamente in den verſchiedenen Theilen ihres Gebälks, ihren Geſimſen, Felderdecken, Antencapitellen u. ſ. w. ſich meiſtens ſicher erkennen laſſen, ſo bleibt doch bei manchen dieſer Theile

* Dieſe Art von Grabſteinen iſt aus Stuart's und Revett's Alterthümern von Athen und andern Werken hinlänglich bekannt.

* Kunſtblatt 1836. Nr. 12.

** Unter ihnen auch der Grabſtein Fig. 3, mit dem gemalten Bilde ſtatt des Reliefs.

die Wahl der Farben im Dunkeln oder wenigſtens zweifelhaft. Die Entdeckung von farbigen Verzierungen auf den Grabſteinen eröffnet der Erforſchung der Lithochromie in der Architektur ein neues, weites Feld. Um mich bloß auf Attika zu beſchränken, ſo geriethen die Hafenſtadt und die meiſten andern Ortſchaften dieſer Landſchaft ſo früh in Verfall, daß viele ihrer Begräbnißplätze noch an den Gränzen der guten Kunſtepoche verlaſſen wurden und verödeten; die Monumente, durch keine neuen Bewohner des Friedhofes, welche für ſich Platz ſuchten, verdrängt, fielen nach und nach um, das Erdreich erhöhte ſich über ihnen und begrub ſie unter ſeine ſchützende Decke. Der trockene Boden Attika's beförderte ihre Erhaltung. So liegen ſie jezt zu Tauſenden da, auf den weiten Strecken vom Piräeus bis an die Bucht von Salamis, und vom Jliſſos bis an das Vorgebirge Zoſter, wo ſich faſt Grab an Grab drängt. Durch Auffindung und Vergleichung einer beträchtlichen Anzahl derſelben wird man die bedeutendſten Aufſchlüſſe über die Wahl und Zuſammenſtellung der Farben gewinnen, und neue und zuverläſſige Vorbilder zur Wiederbelebung dieſer Art alter Kunſtübung erhalten.

Noch wichtiger können vielleicht die gemalten Figuren oder Figurengruppen werden, welche auf den in Rede ſtehenden Monumenten die Stelle der Basreliefs vertreten. Während man ſchon jede Hoffnung ſcheint aufgeben zu müſſen, in Griechenland an verſchütteten Gebäuden — denn wo ſollten ſolche ſeyn? — Proben der Kunſt eines Polygnotos, Mikon und ihrer Schüler aufzufinden, eröffnet unſere vorliegende Entdeckung auch nach dieſer Seite hin die vielverſprechendſten Ausſichten. Um die beiden undeutlichen, auf Syros befindlichen Exemplare zu übergehen, ſo haben die gemalten Figuren auf den zwei mir bis jezt bekannten Piräiſchen Grabſteinen eine hinlänglich elegante und correcte Zeichnung, um die Ueberzeugung zu begründen, daß nicht ungeübte Lehrlinge, ſondern gültige Meiſter der Kunſt ſolche Monumente zu arbeiten pflegten. Warum ſollte uns denn ein günſtiger Zufall nicht irgendwo auch größere, in aller ihrer Farbenpracht erhaltene Denkmale dieſer Art auffinden laſſen?

Athen, 5. Oktober 1836.

L. Roß.

Die öffentlichen Bauten in Paris.

(Fortſetzung.)

Der Plafond des Thronſaales an und für ſich hat dem Künſtler die Ausführung ſeiner Gegenſtände bedeutend erſchweren müſſen; er iſt nämlich in mehrere einzelne Fächer abgetheilt, deren Form die Ausfüllung gerade nicht erleichterte. Die vier Hauptfächer waren doppelt ſo lang als hoch, und die übrigen ſo klein, daß ſie in keinem Verhältniß zu den Caiſſons und den überhängenden Gewölbebogen ſtanden und kaum, troz Aufbietung aller Hülfsmittel von Verkürzungen, eine ganze Figur faſſen konnten. Auf den erſten Ueberblick ſchien es faſt unmöglich, dem Bilderſchmucke dieſes Saales die erforderliche Klarheit und Einheit zu geben; die gezwungene Zerſtückelung der Perſonnagen, welche in mehreren einzelnen Rahmen untergebracht werden mußten, ſchien der allgemeinen Wirkung und Harmonie des Tons Eintrag zu thun; aber Eugène Delacroix hat dieſe Schwierigkeiten glücklich überwunden und die zerſtreuten Gruppen ſeiner Compoſition, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, unter einen Hut gebracht.

Die Göttin der Gerechtigkeit, unter den Zügen einer ſchönen jungen Frau von majeſtätiſchem Ausſehen, breitet bedeutungsvoll ihr goldenes Scepter über unterdrückte Völker aus, welche in einzelnen Geſtalten perſonificirt ſind. Ernſte Greiſe, die Klugheit und Weisheit vorſtellend, ſtehen ihr zur Seite. Dieſes Sujet füllt eine von den großen oblongen Vertiefungen des Hintergrundes aus, gerade über der Stelle, wo der Thron hinkommen ſoll. Unmittelbar darunter, in dem zwiſchen den Arkaden befindlichen Raume, ſieht man links die verſchiedenen Nationen des Weltalls, welche in nachläſſiger Hingebung und ruhiger Sicherheit unter dem Schutze des Geſetzes ſchlafen. Geſetzgeber, allegoriſche Figuren des Lichts und der Wahrheit, füllen dieſes Pendentiv vollends aus. In dem zur Rechten auf derſelben Mauerfläche ſehen wir zunächſt einen gewaltigen Löwen von meiſterhafter Ausführung: der ungeheure Kopf, von falben Mähnen umflattert und in dem zwei hellgelbe, wie Metall glänzende Augen brennen, drückt auf eine ſeltene Art die Stärke und geſchmeidige Unterwürfigkeit dieſes Thieres aus, wie es die Attribute der geordneten und geregelten conſtitutionellen Staatsgewalt erfordern und mit ſich bringen. Er wälzt und ſtreckt ſich zu den Füßen ſeiner Herrin, welche in aufrechter Haltung voll Muth und ruhigen Selbſtvertrauens daſteht. Weiterhin erſcheint die Nemeſis, welche mit dem Schwerte in der Fauſt und mit aufgelöstem, rächendem Lockenhaar die beſtürzten und fliehenden Schuldigen verfolgt. Die Bewegung dieſer Figur iſt trefflich, voller Wahrheit und Ausdruck; man glaubt, ſie werde ſich jeden Augenblick über die Arkade hinausſtürzen, um die Mörder zu packen, welche in einen düſtern Winkel zuſammengekrochen ſind und ängſtlich zuſammengekauert daliegen. Den Hintergrund füllt ein Areopag von bärtigen Männern aus, unter denen man ſehr ausdrucksvolle Geſichter und Geſtalten bemerkt.

Die Vertiefung des Plafonds zur Rechten ſtellt die Induſtrie und den Merkur mit ſeinem Stab und andern

Attributen dar. Verſchiedene auf den Handel bezügliche Scenen ſchmücken die Seitenfelder. Junge Mädchen ſchneiden die Seidengeſpinnſte von den Zweigen des Maulbeerbaums herunter; Männer und Kinder bringen dieſelben in Körben zu drei ſchönen Frauen, welche ſie ſofort verarbeiten und die Seidenfäden zwiſchen ihren weißen, runden Fingern hervorſpinnen. Afrika und Amerika reichen Europa durch Vermittelung von Meeresgottheiten ausländiſche Früchte, Orangen und Datteln; Tritonen mit blauem Kreuze und gepanzerter Haut entſteigen den Tiefen des Oceans mit Perlen und Korallen.

Der Krieg iſt in der dritten Vertiefung unter den Zügen der Bellona gemalt. Dies iſt eine jugendliche Frau, deren Phyſiognomie einen ſanften und doch zugleich kriegsmuthigen Ausdruck hat; eine kokette, ſchuppige und mit getriebener Arbeit geſchmückte Rüſtung bedeckt bloß einen Theil ihres Buſens; der andere iſt wehrlos gelaſſen und zeigt ſich in ſeiner ganzen ſtolzen Nacktheit und in ſo blendender Schönheit, daß Niemand es wagen wird, ihn zu durchbohren. Dieſe Figur iſt äußerſt charakteriſtiſch und gelungen.

Frauen in aufgelöſtem Haar, welche ihre kettenbelaſteten und gemarterten ſchönen Arme gen Himmel auszuſtrecken ſich bemühen, Krieger, barſchen Ausſehens, welche gefangene und jammernde Mütter als Beute wegſchleppen, und Männer, die ſich voll edler Rache zur Gegenwehr anſchicken, ſind in dem Pendentiv zur Linken gruppirt. Das zur Rechten zeigt uns eine Waffenſchmiedswerkſtätte, eine Art Vulkansſchmiede, worin fleißige Arbeiter, bärtige Geſellen, Küraſſe hämmern und Schwerter putzen. Der Neger im Hintergrunde mit dem blaugeſtreiften römiſchen Kriegswamms und Pfeile nachtragend, erinnert lebhaft an die Neger, womit Paul Veroneſe auf ſeinen Feſtmahlsbildern ſo freigebig iſt.

Die vierte Seite blieb dem Ackerbau vorbehalten. Schwärme von kleinen Kindern bemühen ſich, an die ſegenſpendenden Brüſte der ländlichen Göttin hinaufzuklettern, welche ihnen mütterlich-zärtlich zulächelt. Landbauer vervollſtändigen die Compoſition. — In den untern Theilen ſind die Weinleſe und Fruchternte dargeſtellt; beide Bilder machen auf den Beſchauer den heiterſten Eindruck. Obſchon dieſe Mauerfläche ganz im Schatten gelegen war, ſo hat doch der Künſtler ſo viel Sonnenlicht und Helle über ſeine Gemälde ausgegoſſen, daß ſie ſich ſelbſt beleuchten. Ein ſchöner junger Mann von etwas brauner Geſichtsfarbe liegt der Länge nach auf dem Rücken hingeſtreckt und quält einen Steinbock mit hervorſpringender Stirn und eingedrückter Stumpfnaſe; faſt glaubt man ein altes griechiſches Basrelief copirt zu ſehen. Winzer ſchneiden die Trauben ab und halbtrunkene Burſche machen allerlei wunderliche Sprünge und Capriolen. Schlafende Schnitterinnen laſſen ihr aufgelöſtes Goldhaar über die goldenen Fruchtgarben dahinwallen, aus denen das ſcharlachrothe Blatt des Feldmohns und der blaue Stern der Kornblume hervorſchimmert. Die Ausführung dieſer Scenen iſt äußerſt gefällig, nett und geiſtreich. Kleine Genien mit allerlei Attributen füllen die viereckigen Caiſſons der Decke und tragen zum allgemeinen Verſtändniß der Compoſition bei. Die Hauptſtröme Frankreichs ſollen dieſe verſchiedenen Gruppen tragen.

Dieſe Malereien des Thronſaales in der franzöſiſchen Deputirtenkammer bewähren Delacroix's Meiſterſchaft aufs Neue. Hinſichtlich der geiſtreichen Anordnung und glücklich durchgeführten Symmetrie wird der ſchärfſte Kritiker wenig zu tadeln haben; und was den Styl anlangt, welchen der Maler hier gehandhabt hat, ſo erinnert er durch ſeine Eleganz und geſchmeidige Glätte an die Epoche der franzöſiſche Renaiſſance, ſo ſchön ſind beſonders jene weiblichen allegoriſchen Geſtalten gelungen, welche, entweder nackt oder mit leichten Draperien umkleidet, alle die von modernen Decorationsmalern in Paris bei weitem übertreffen.

(Die Fortſetzung folgt ſpäter.)

Aphorisme.

Was die rechte *Stellung* und *Beleuchtung* ausmache, kann der Dilettant an ſich verſuchen. Er ſtelle ſich vor den Spiegel und halte das Licht zwiſchen ſich und dieſen, doch näher ſich, unter der Linie des Kinns. Iſt er vollends nachläſſig coſtümirt und unraſirt, und iſt es Morgens nach einer durchwachten Nacht, wo er dieſen optiſch-pittoresken Verſuch anſtellt, ſo wird er, wenn er ſeine fünfzig Jahre zählt, an ſich einen geſchundenen Marſyas, etwas Skelettartiges finden, und der Gedanke mag ihm aufſteigen: So werde ich einſt auf dem Todtenbette oder in der Bahre ausſehen.

Nun beleuchte er ſich in guter Laune und Körperverfaſſung, wenn er aus jovialer Geſellſchaft nach Hauſe kommt, von oben und von der Seite, ſo wird er — ſein unverhaltenes Lächeln erhöht die Wirkung — ſich als einen ganz Andern, um gute zehn Jahre verjüngt finden.

Nimmt man noch hinzu, daß der Maler vollends gewiſſe Details übergeht, daß er die maleriſchen Contraſte ſchon deßhalb erhöhen muß, weil er mit ſeiner Palette den unendlichen Uebergängen der Natur nicht folgen kann, daß alſo die ſich gegenſeitig hebenden Töne nothwendig näher an einander zu ſtehen kommen, daß er Licht und Schatten eben darum auch etwas ſtärker nimmt, daß auf der Lichtſeite alle Falten ſich ausgleichen, weil ſie keinen Schatten haben, der ſie verräth, daß die Draperie maleriſch

angeordnet iſt in Farbe und Wurf, daß auf dem Hintergrunde die Geſtalt ſich günſtig abhebt, daß ſie ſich augenhaft iſolirt und fixiren läßt, ſo begreift man, daß dem Urbild, welches man im Leben wohl nie unter ſolchen künſtleriſch zuſammenwirkenden Verhältniſſen angeſchaut, durch den Maler geſchmeichelt ſcheint, daß der Laie es um vielleicht zehn Jahre verjüngt wähnen muß.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

---

[73] Aufruf an die Freunde der Tonkunſt

zu

Mozart's Denkmal in Salzburg.

„Wenn irgend einem Künſtler der Kranz der Unſterblichkeit gebührt, ſo iſt es Wolfgang Amadeus Mozart; der größte Tonſetzer, der im Kirchen- und Kammer-, im Concert- und Opernſtyl Unerreichtes leiſtete; der in Erfindung, Anordnung und Ausführung gleich vortrefflich war; der in ſeinen Werken, wie Keiner vor und nach ihm, die Ergötzung des Laien mit der Befriedigung des Kenners zu verbinden wußte, und ſo die Muſik auf den höchſten Gipfel erhob, den ſie, ihrer Natur und ihren Gränzen nach, zu erreichen vermochte; auf jenen Gipfel, über welchen hinaus Originalität zur Bizarrerie, Melodie zum Singſang, Gediegenheit zur Pedanterie, Kraft zum Getöſe, Kunſtfertigkeit zur Seiltänzerei wird.“

Wir glauben, gegenwärtigen Aufruf am angemeſſenſten mit dieſen Worten zu beginnen, und fürchten nicht, irgend gründlich widerlegt zu werden, wenn wir der in denſelben enthaltenen Behauptung beipflichten, daß Mozart der „größte Tonſetzer“ geweſen, der jemals gelebt hat. Zwar iſt in unſeren Tagen viel von Fortſchritten die Rede geweſen, welche die Muſik ſeit dem Tode jenes Meiſters gemacht haben ſoll; allein wir meinen, daß, wo das Höchſte geleiſtet worden, was klaren Verſtand, geläuterten Geſchmack, richtiges Gefühl und ein gebildetes Ohr in gleichem Maße nicht nur zufrieden ſtellen, ſondern entzücken kann, jedes Mehr viel eher als ein Rückſchritt, denn als ein Fortſchritt zu betrachten ſeyn dürfte, und daß, ſo lange man uns nicht Werke vorweiſen wird, worin eben ſo, wie in den Werken Mozart's, die genialſten Conceptionen mit der planmäßigſten Ordnung, der wahrſte Ausdruck mit dem zuſammenhängendſten Geſange, die größte Zartheit mit der wirkſamſten Kraft ſich verbinden, und während der Laie von dem reichſtrömenden Borne der reizendſten, edelſten Melodien hingeriſſen wird, der Kenner die künſtlichſten contrapunktiſchen Combinationen bewundert, welche darunter gleichſam verborgen ſind, wir den verklärten Meiſter nicht nur den „größten,“ ſondern auch den „unerreichten“ nennen dürfen.

Das Andenken dieſes außerordentlichen Mannes, der „die Zierde ſeines Jahrhunderts, der Stolz Deutſchlands“ iſt, hat bis jezt noch kein ſeiner würdiges Ehrendenkmal für die Nachwelt aufbewahrt. Man könnte einwenden, daß er deſſen nicht bedürfe und ſich ſelbſt das herrlichſte Monument in ſeinen unſterblichen Werken geſezt habe; allein nur gar zu oft retten ſich Gleichgültigkeit und Undank hinter dergleichen Redensarten, und zu allen Zeiten haben gebildete Nationen ſich ſelbſt zu ehren geglaubt, indem ſie die Verdienſte ihrer großen Männer durch Errichtung würdiger Denkmale anerkannten.

Ueberzeugt nun, daß es bei den Freunden der Tonkunſt nur der freundlichen Erinnerung bedarf, daß in Rückſicht auf Mozart dieſes Verſäumniß noch nachzuholen bleibe, hat — zufolge mehrfacher Aufforderung vom In- und Auslande — das Muſeum zu Salzburg es übernommen, jene Erinnerung auszuſprechen, und, wenn ſie wohlwollend aufgenommen und von günſtigem Erfolge begleitet wird, die Zuſtandebringung des Denkmals in Salzburg, wo Mozart das Licht der Welt erblickte und ſeine Wittwe noch jezt lebt, zu b ſorgen. Das Muſeum gibt ſich ſonach die Ehre, die wohlhabenden Muſikfreunde zu beliebigen Beiträgen, die Herren Capellmeiſter und Tonkünſtler aber zur Verwendung ihrer Talente für zu dieſem Ende zu veranſtaltende Concerte, hiemit einzuladen.

Den erſten Beitrag zur Ausführung dieſes Unternehmens bildete bereits der Ertrag eines großen Vocal- und Inſtrumentalconcertes, welches der großherzogl. oldenburgiſche Hofcapellmeiſter und königl. däniſche Profeſſor, Auguſt Pott, am 19. Juli d. J. im Rathhausſaale zu Salzburg gab, in welchem auch ſein Neffe und Schüler, Adolph Krollmann, ſämmtliche Mitglieder des Muſeums, und die übrigen Tonkünſtler und Kunſtfreunde Salzburgs mitwirkten.

Die Namen aller derjenigen, welche auf irgend eine der oben angedeuteten Weiſen zu dem Monumente beitragen, werden, ſobald es zu Stande kam, öffentlich bekannt gemacht werden, weßhalb man bittet, den Namen, Charakter und Wohnort der Herren Einſender genau anzugeben. Eben ſo wird das Publikum von dem Namen des Künſtlers, nach deſſen Plan das Monument ausgeführt worden, und desjenigen, der es ausführte, endlich auch von dem Tage, an dem es enthüllt und von welchem an es zu ſehen ſeyn wird, unterrichtet werden.

Beiträge bittet man unter der Adreſſe: „An das Muſeum zu Salzburg, zu Handen des k. k. privilegirten Großhändlers Späth jun. in Salzburg“ gefälligſt einzuſenden.

Von der Verwendung der Beiträge wird ſeiner Zeit öffentliche Rechnung gelegt werden.

Die Unterzeichneten nähren die Hoffnung, es ſey Liebe und Sinn für edle, höhere Muſik, troz ſo manchen Abweges, auf welchen der Geſchmack in lezterer Zeit verlockt worden, noch überall ſo vorherrſchend, daß ihr Unternehmen nicht nur gelingen werde, ſondern ſie auch bald ſich im Stande ſehen dürften, den geehrten Theilnehmern von dem glücklichen Erfolge deſſelben freudige Nachricht zu geben.

Im September 1836.

Von dem Muſeum zu Salzburg.

Albert Graf v. Montecuccoli Laderchi, Sr. k. k. apoſt. Majeſtät wirklicher Regierungsrath und Kreishauptmann zu Salzburg, Ritter des k. k. Civil-Verdienſt-Ordens, als Präſes. **Dr. Johann Nogel,** k. k. Landrath, als Vorſteher. **Alois Lergetporer,** Bürgermeiſter, als Vorſteher. **Dr. Ignaz Thanner,** Capitular des Collegiatſtiftes Mattſee, geiſtlicher Rath und Director des philoſophiſchen Studiums, als Vorſteher. **Alois Gayer v. Gayersfeld,** k. k. Hauptmann, als Vorſteher. **Dr. Franz Edler v. Hilleprandt,** Hof- und Gerichtsadvokat und k. k. Notar, als Vorſteher. **Franz Xaver Späth,** Großhändler, als Vorſteher. **Ig. Fr. Edler v. Moſel,** k. k. wirkl. Hofrath in Wien, als Ehrenmitglied. **Sigismund Neukomm,** Ritter mehrerer hohen Orden, in Paris, als Ehrenmitglied. **Auguſt Pott,** großherzogl. oldenburgiſcher Hofcapellmeiſter und königl. däniſcher Profeſſor, als Ehrenmitglied.

№. 16.

Kunſt-Blatt.

Donnerstag, den 23. Februar 1837.

Berlin, im Januar 1837.

(Nachträgliches über die Kunſtausſtellung der Akademie vom 18. September bis 26. November 1836.)

Es iſt in dieſen Blättern von verſchiedenen Orten her in Berichten über Ausſtellungen von Kunſtvereinen ſchon mehrfach, bisweilen ausführlich über viele der Gemälde geſprochen worden, die auch unſere große Herbſtausſtellung zum Theil als Hauptſtücke zierten; über manche andere, auch manche Werke der Sculptur, habe ich früher hier berichtet. Indem ich ſolche Artikel nachträglich genauer verglich, finde ich mich veranlaßt, manches Aufgezeichnete abzukürzen. In einem Ueberblick über das Ganze werde ich näher nur auf das eingehen, was entweder meines Wiſſens noch nicht beſprochen iſt, oder, woran ſich Neues anknüpfen läßt.

Wir haben es mit großen Zahlen zu thun. 16 meiſt große Säle nebſt langen Seitengängen waren an den Wänden bekleidet oder auf Tiſchen und Geſtellen geziert mit Kunſtwerken und nahmen neun Wochen lang das zuſtrömende Publikum auf; wofür die Summe der Eintrittsgelder ſich auf 18,600 Thaler belief. Die bloßen Induſtrie-Artikel abgerechnet, bleiben der eigentlichen Kunſterzeugniſſe immer noch über anderthalb tauſend, die zur Schau ſtanden: Ueber 1300 Gemälde; plaſtiſcher Werke (Medaillen und verzierte Geräthe miteingerechnet) über 100; Proben von Stich, Lithographie, Holzſchnitt etwa 130 (bloß wiſſenſchaftliche Blätter ungerechnet). Für die Architektur ſtehen einige wenige Entwürfe, Grund- und Aufriſſe in keinem Verhältniß. — Und die Zahl der Künſtler? Man wundert ſich doch, ja man kann erſchrecken, wenn ſich ergibt, daß unter den Concurrenten der Ausſtellung die Summe von allein hier in Berlin anſäſſigen oder lernenden Künſtlern — wenn man die Architekten nicht rechnet, auch die Fabrik-Techniker wegläßt — wohl dreihundert beträgt. Freilich concentrirt ſich in der Hauptſtadt Alles, und kam die Zahl der Einſender aus andern Theilen der Monarchie nicht auf die Hälfte der Berliner. Düſſeldorfer Meiſter und Schüler zählte ich über hundert; aus andern Provinzial-Orten zuſammen nicht dreißig; was jedoch — wie ſich von ſelbſt verſteht — keinen Maßſtab für die Anzahl der Künſtler im Staate gibt. Von Ausländern hatten wir verhältnißmäßig wenig. Aus München hatten zwanzig Maler, zwei aus Nürnberg, ſechs aus Dresden, drei aus Wien, Einzelne aus andern deutſchen Städten, und aus Italien zwölf Deutſche beigetragen. Sechs Niederländer; zwei ſchwediſche Meiſter; zwei Londoner. Sehr erfreulich waren die Gemälde von ſieben und zwanzig Künſtlern aus Paris — wir dankten ſie zumeiſt der Vermittelung des hieſigen Kunſthändlers Sachſe —; ſehr intereſſant die Sculpturen von David. — Billig ſollte ich nun auch angeben, auf wie viel Bogen wie vieler hieſiger Journale der Salon zu Papier gebracht worden. Und in der That, es lagen die reichſten Documente vor, wie ſchwer es ſey, vor Bäumen den Wald zu ſehen. Wie, bunten Maſſen gegenüber, meiſt geſchieht, gingen auch hier die Chroniſten häufig ins Fabelhafte. Der Berichterſtatter in der Haude-Spener'ſchen Zeitung erhob ſich bis zu einem nie geſehenen Punkt: Mir ſchwindelte, wenn ich verſuchte, mir vorzuſtellen, was wohl Leute der Provinz, die etwa das Ausgeſtellte durch dieſe Brille zu ſehen wagen, für Zuſtände bekommen mögen. Aber den im Berliner Converſationsblatt kann ich mit Ueberzeugung Jedem empfehlen, der eine erheiternde Motion wünſcht. Unter andern neuen Ideen gab der leztere unſern Malern eine Lection über ihren leichtſinnigen Gebrauch vergänglicher Pigmente und kam ihnen folgendermaßen zu Hülfe. „Eyck — ſagt er — bediente ſich, ſo viel ich weiß, des Maſtix mit Terpentin. Asphalt iſt ein ſchlechtes Surrogat dafür!“ Eine hieſige Schule, unermüdlich herausgeſtrichen durch ſolche Maſtigophoren, mußte ſich offenbar wegen des Danks in Verlegenheit befinden. Allein auch der beſte Wille und beſonnene Application können bei ſolcher Fülle des Dargebotenen klaren Ueberblick und gerechte Würdigung unmöglich überall ſichern. Selbſt, wer bloß genießen will,

hat leicht, nach häufigem Beſuch, hinterher zu bedauern, daß manches Geprieſene, Werthvolle ihm ganz entgangen ſey. Von den Meiſten bleiben die Induſtrie-Artikel unbeachtet. Gewiß wäre es zweckmäßig, dieſe ganz zu ſondern und zu anderer Zeit den Intereſſenten zur Schau zu ſtellen. Meiner Anſicht nach wäre es aber auch wünſchenswerth, daß die Sculpturen einer getrennten Ausſtellung vorbehalten würden. Nicht nur würde es dann möglich ſeyn, ſie vortheilhafter zu ſtellen, ſondern auch der Beſchauer fände und erhielte ſich weit leichter in der Dispoſition, welche dieſe Kunſt fordert. Die Gemälde neben den plaſtiſchen Werken kommen dieſen nicht allein mit Wegnahme der Aufmerkſamkeit durch ſchnelleren und bequemeren Reiz zuvor; ſie ſtimmen überhaupt die Phantaſie zu einer Auffaſſungsform, von welcher ſich nicht unmittelbar zum Gefühl des Plaſtiſchen übergehen läßt. Hat man ſich erſt eine Zeitlang ſo hingewiegt zwiſchen Licht und Schatten und ſinnvollem Schein, ſo bedarf es eines ganz friſchen Anſatzes und einer entſchloſſenen, ſelbſtthätigen Abſtraction, um nur erſt fähig zu werden für die kernhafte Empfindung ſich erfüllender Form, für die farbloſe Simplicität und reine Begränzung, in welchen die ächte Wirkung aller der Sculpturen beſteht, die nicht blos von decorativer Beſtimmung ſind. Geſondert von der Fluth maleriſcher Einflüſſe, würde daher das plaſtiſche Werk ſicherer die verdiente Anerkennung und ein blos der Sculptur beſtimmter Salon die Wirkung gewinnen, die er bildend und veredelnd in den Seelen aufmerkſamer Beſchauer zurücklaſſen kann. Ich kann nicht bergen, daß mir überhaupt die reiche und vielartige Zuſammenſtellung in dieſem Fall ein bedenkliches Glück ſcheint. Es wird ein Weihnachtsmarkt und ein ergiebiger Gemeinplatz für die Converſation, was eine erhebende Anſchauung vaterländiſcher Kunſt und für fähige Empfänger eine Schule des Schönen ſeyn ſollte. Dies folgt ſo unvermeidlich, ſo ganz natürlich, daß man allerdings ſchon darum ſich darüber beruhigen müßte. Ich kann es nur deßhalb nicht, weil dennoch, bei dem Mangel anderweitiger Verbindung mit unſerer Cultur und Sitte, in der That die Ausſtellung den bedeutendſten Schauplatz für unſre Künſtler und die faſt einzige Gelegenheit ausmacht, bei welcher den Wirkungen der Kunſt die Aufmerkſamkeit eines größeren Kreiſes anhaltender und lebhaft zu Theil wird. Wenn vollends die verſchiedenen Kunſtvereine ihr Hin- und Herſendungs-Syſtem durchſetzen und behaupten ſollten, ſo wird nicht blos ein namhafter Theil der äußeren Mittel, welche für die Kunſt beſtimmt zu ſeyn meinen, den Fuhrleuten heimfallen, ſondern es wird auch die größere Ungleichartigkeit und Quantität der in ihren Ausſtellungen zuſammengedrängten Werke hier gleichfalls den marktartigen und divertiſſanten Charakter der Schau überwiegen machen. In ſolcher Abſtraction vom öffentlichen oder häuslichen Leben, blos dem Urtheil, und einem disparat beſchäftigten Urtheil, präſentirt, kann weder die Kunſt nahrhaften Boden faſſen, noch ihre Wirkung im empfangenden Boden rein und tief ſeyn. Es iſt ſchön, daß die Kunſtvereine das Fortkommen der Künſtler erleichtern; ein dazu gehöriges Mittel ſind auch die Ausſtellungen; aber indem man auf dieſe Weiſe die Kunſt auf einige Friedensjahre in die Mode bringt, wird man auch — falls nichts Anderes hinzukommt — die Mode in die Kunſt bringen; und die Mode iſt von allen Formen jedes Zeitgeiſtes die ſchlechteſte. An Ideen, an Gegenſtände, die ein anregender und verlangender öffentlicher Sinn und Geiſt ihm von ſelbſt vorſchriebe, iſt unſer Künſtler faſt niemals gewieſen; nur die leere Form des Geſchmacks beſtimmen ihm da- und dorther ſchallend Lob und Tadel. Worauf ſchon jezt nicht Wenige vorzugsweiſe losarbeiten und, nimmt das Ausſtellungsweſen zu, immer Mehrere losarbeiten werden, iſt natürlich, daß ihre Werke neben andern auffallen, hervorſtechen, aushalten können — eine Tendenz, die von der ächten Mutter des Schönen, der organiſchen Begeiſterung, ſehr verſchieden, ja ihr feindlich iſt. Wie es ſcheint, hat nicht ein tiefes, gemeinſames Intereſſe, mehr vielleicht der Mangel öffentlicher Intereſſen (der zur Hälfte eine Segnung des Friedens iſt) neben andern Zeitvertreiben auch der Kunſt einen breiteren Spielraum bereitet. Das induſtrielle Mittel unſerer Zeit: Privatvereine — vermehren die Künſtler, verbreiten und vervielfachen die Anſchauungen. Aber der Verein iſt eine abſtracte Perſon und fordert nur, ganz abſtract, Kunſtwerke überhaupt. Die Anſchauungen ſind abſtracte — blos, um zu ſchauen. Je größer die Zahl der abſtracten Käufer wird, um ſo unbeſtimmter wird der Inhalt deſſen, was der Künſtler liefern ſoll; je größer die Zahl der Künſtler wird, um ſo leichter führt Concurrenz zur Coquetterie, Effectſucht, Spielerei; je zahlreicher und bunter Das iſt, was man zu ſehen bekommt, um ſo weniger bildet ſich Sinn und Liebe für das Tüchtige und Tiefe im Beſondern und Einzelnen. Zerſplitterung iſt die Folge und, wofern auch der Friede dauert, doch Verflachung das Ende, dem nur auf anderem Wege zu ſteuern wäre. Die Poeſie unſerer Tage gibt das traurige Zeugniß, daß dieſelbe Leichtigkeit der Verbreitung, die einzelne Erſcheinungen hebt, raſch im Ganzen ein ſcheußliches Chaos bildet, deſſen im Zuſammenſchwimmen aller Farben wachſendes Grau ſelbſt wirkliche Talente zu Einſeitigkeiten aller Art, um nur daraus hervorzuſchreien, verführt. Troz allem Selbſtlob wird bei uns eine lebendige Poeſie nicht eher wieder aufblühen, als bis irgend eine Gewalt die Ueberſchwemmung wird zurücktreten gemacht, irgend eine derbe Proſa die Oſcillation unterbrochen haben, in der das Publikum unter einer Anzahl ſchwacher Reize

das Bedürfniß nach wahrer Production verdämmert. Ich ſehe nicht ab, wie es, trotz einiger ſchönen Anfänge, in der Kunſt anders kommen ſoll, wofern ihr weſentlichſter Zuſammenhang mit dem Volke eben nur der Zweck der Exhibition, der Schaugenuß bleibt. Was wollen denn dieſe Klagen? — Wahrhaftig, nicht, daß die ſo zeitgemäßen Kunſtvereine, noch auch die Ausſtellungen aufhören ſollen; aber daß Lotterie und Salon nicht die einzigen und hauptſächlichſten Momente bleiben. Wenn die innigſten Beſtrebungen der Kunſt nicht in Elegie verklingen und biegſame Talente nicht in ſchimmernden Fertigkeiten verwildern ſollen, muß die Kunſtübung möglichſt wieder mit allem verknüpft werden, was uns noch natürlich und ſittlich und heilig begeiſtern kann. Daneben wird ſie noch genugſam Cabinetskunſt und Unterhalterin bleiben. Und jenes *könnte* geſchehen, durch Weisheit der Regierungen und edeln Sinn vereinigter Privaten. Die Architektur, die ſich bei uns nahzu begnügen muß, zerſtreute Häuſerchen etwas zu pompejaniſiren, könnte emancipirt werden, die Plaſtik, die, größtentheils auf Büſten und Statuetten beſchränkt, etwa unter dem Spiegel, neben der Uhr, noch Plätzchen findet, könnte durch Aufnahme in öffentliche Gebäude und durch Denkmäler, deren Zweck ſie ſittlich ſtärken würde, gehoben werden, die Malerei könnte durch gelegentliche Berufung zu größeren Aufgaben in ſolchen Gebäuden, an deren Beſtimmung ernſte Erinnerung, Ehrfurcht, Erhebung ſich knüpfen, geadelt werden. Es könnte geſchehen, wenn die Mittel concentrirt und ihre Anwendungen planmäßig geordnet, nicht accidentellen, zufälligen Entſchließungen heimgegeben werden. Beſchränkte man verrauſchende Vergnügungen, die keinen geiſtigen Keim zurücklaſſen, ſo könnte man allmählig die Heimath mit dauernden Werken verſchönern, die den Sinn groß ziehen und die Gedanken zu Würde und Anmuth gewöhnen. Zum mindeſten wäre es ſchön, wenn mehrere Kunſtvereine, dem Beiſpiel des rheiniſchen folgend, einen Theil ihrer Mittel uneigennützig Werken von öffentlicher Beſtimmung zuwenden wollten; und wünſchenswerth, daß in ganz Deutſchland Unternehmungen wie vor Kurzem die Errichtung der Möſer-Statue in Osnabrück, jezt die projectirte Beethoven's in Bonn, die eine gleiche Abſicht zum Gedächtniß Mozart's veranlaßt zu haben ſcheint, immer häufiger würden. Billig müßte aber die Sorge für Entſtehung öffentlicher Monumente eine fortwährende geeigneter Staatsbehörden ſeyn. Im ſtetigen, ruhigen Fortgang liegt der Segen, nicht darin, daß von Zeit zu Zeit auch wieder einmal etwas geſchieht. Und von unſern Vätern müßten wir Geduld lernen, um größere Anlagen und Werke durch Ausdauer zur Reife zu bringen, müßten nicht Alles, was wir ſäen, in Kurzem, nicht Alles ſelber ernten wollen, ſondern auch den Enkeln vorarbeiten. Wenn der Art nichts geſchieht, werden Kunſtvereine, werden Ausſtellungen die Kunſt *nicht* mündig, kein Licht des Talentes zur fruchtbaren Wärme machen. Sie werden vielmehr, wenn ſie das ganze Heil bleiben ſollen, die Kunſt in eine Zerſtreuung, Breite und Krämerei, ähnlich *der* unſerer ſchönen Literatur, hineinleiten. Es kommt nicht einmal zu einer tüchtigen Cabinetskunſt, wo nicht ernſtere Anſtöße, Unternehmungen großen Sinnes, Verſuche und Uebungen hohen Styls und bedeutenden Umfanges der geſammten bildenden Thätigkeit Schwung, Vertrauen, Vorbilder und Charakter geben. Werke einzelner Begabten, die, vereinzelt, auf weite Räume vertheilt oder in Privathäuſer zerſtreut werden, und die zur Kleinigkeitenfluth in keinem Verhältniß ſtehen, werden der Barbarei nicht ſteuern. Architektoniſche Ideen, die bloß auf dem Papier bleiben, auch nicht. Nur eine allmählich ſichtbar und feſt werdende öffentliche Kunſt die dies auch dem Inhalt nach iſt, bildet einen geſunden Stamm für volle Blüthen, in welchen ſie fortlebt, und für Früchte, die der Geſammt-Cultur heimfallen. — Vielleicht erſcheint es höchſt unpaſſend, mit dieſer Betrachtung den Bericht über einen Salon einzuleiten, dem vielſtimmiger Beifall und wiederholte Verſicherungen ertönten, daß jezt unſere Kunſt der älteren ruhmvoller Epochen wieder gleichſtehe, daß die Kleinmüthigen geſchlagen ſeyen, die keine hiſtoriſche Kunſt in unſern Tagen zu hoffen wagten. So geſtehe ich denn — was verſchlägt denn meine, des Einzelnen unbedeutende Stimme! — daß gerade die Eindrücke der Ausſtellung mir jene Betrachtung nahe legten, daß ich in ihnen mit nichten eine ſiegreiche Widerlegung des Kleinmuthes ſah. Mir zeigte dieſe Ausſtellung die Möglichkeit einer hiſtoriſchen Kunſt, Anſätze zu einem tüchtigen Styl, vorgeſchrittene Mittel des Talents, poetiſche Charaktere; eine vorhandene ſelbſtſtändige hiſtoriſche Kunſt zeigte ſie mir nicht. Die Wirkung auf die Zeitgenoſſen iſt keine genügende Autorität. Parmigianino, Mignard, Mengs ſind von den ihrigen über Raphael oder ihm gleich geſchäzt worden, worin die Nachwelt nicht mehr einſtimmen konnte. Dies gilt auch umgekehrt. Zeitliche Befangenheit kann auch das Neue zu gering anſchlagen. Bin ich in dieſem Fall: ſo will ich ja auch nichts weiter, als redlich meine Meinung Preis geben. Aus ſeiner Haut fahren kann Keiner. Die Grundzüge nun im Charakter unſerer Kunſt, die ich aus dem Ganzen und dem Beſondern unſerer Salons zu erkennen glaubte, waren nicht die eines hiſtoriſchen Geiſtes, ſondern einerſeits *das Portrait*, andererſeits eine gewiſſe *lyriſche Poeſie*. Und dies ſcheint mir ganz natürlich *damit* zuſammen zu hängen, daß die reale Grundlage unſerer Kunſt, ihre wirkliche Verknüpfung mit dem Leben, faſt ausſchließlich das Portrait oder die Anſchauung des individuellen Lebens, und ihre Begeiſterung nur durch Poeſie vermittelt iſt. Factiſch ſind keine

gemeinſamen religiöſen oder geſchichtlichen und nationalen Idealgeſtalten in der Zeitphantaſie vorhanden; factiſch ruht auch die gegenwärtige Kunſt auf keiner vorgängigen Schule, die ſolche Grundlagen gehabt hätte. Die Ideale, welche jezt noch die ſittliche und religiöſe Erziehung, die Cultur überhaupt erzeugt und erhält, ſind, an ſich abſtract und geſtaltlos, nur durch die Poeſie mit der Erſcheinungswelt und unmittelbaren Empfindung vermittelt. So iſt wirklich unſere Kunſt, ſtatt auf den Nährboden eines Gemeingeiſtes und einer Geſammterfahrung: auf individuelle Wirklichkeit und Literatur aufgetragen. Aus beiden Grundlagen folgt für die Schöpfungen ein überwiegend ſubjectiver Charakter, entweder eine proſaiſche Lebensähnlichkeit, oder ein idiopathiſcher Geiſt, der mehr die perſönliche Auffaſſung des Vorgeſtellten, als dieſes ſelbſt in ſeiner allgemeingültigen Wahrheit zur Erſcheinung bringt. Das Leztere nenne ich ſelbſtſtändige, hiſtoriſche, das Andere lyriſche Darſtellung. Ich werde den Verſuch wagen, meine Meinung an Hauptwerken des Salons nachzuweiſen.

(Die Fortſezung folgt.)

Nachrichten vom Januar.

Akademien und Vereine.

Rom. Am 9. December wurde hier der Geburtstag des unſterblichen Winckelmann in der Villa Albani, dem Schauplaz ſeiner Thaten, feſtlich begangen. Das archäologiſche Inſtitut hatte eine Einladung an Gelehrte und Künſtler dazu erlaſſen, um, nach Verlauf von beinahe 70 Jahren, daß W. todt iſt (er ſtarb im Juni 1768 zu Trieſt), zum erſtenmale das Andenken dieſes Mannes gemeinſchaftlich zu feiern. Es waren neunzig und einige Künſtler und andere Perſonen aus allen Zonen anweſend. Im Hauptſaale, deſſen Gewölbe mit dem bekannten Gemälde „Apollo und die Muſen“ von Raphael Mengs geziert, ſah man die mit Lorbeeren bekränzte Büſte Winckelmann's von Gyps, von E. Wolff eigends dazu modellirt, ihr gegenüber aber ein von Troſchel aus Berlin verfertigtes Basrelief, vorſtellend: wie der Genius W.'s in dem Greif die nordiſche, ſo wie in der Wölfin mit Romulus und Remus, die ſüdliche Kunſt und Mythe bekränzt. Beide Arbeiten erhielten verdienten Beifall. Nach der Tafel ſezte der Generalſecretär des Inſtituts, Geh. Leg. Rath Bunſen, die Verdienſte W.'s um Wiſſenſchaft und Kunſt in einer Rede aus einander. Nach ihm redeten Prof. Gerhardt aus Berlin, Hr. Visconti ꝛc. ſo, daß die Reden mit Geſängen abwechſelten. Allgemein war bei der ſpäten Trennung der Wunſch, daß das Feſt alljährlich wiederholt werden möge.

London. In der Sizung der Geſellſchaft des Alterthums am 22. December legte Hr. Arnott eine neue Copie der Inſchrift an einem Mauſoleum zu Thagga bei Tunis, ſo wie zwei Inſchriften von Grabſteinen in der Nähe von Carthago vor, indem er zugleich anführte, es ſey in dieſem Theile des afrikaniſchen Feſtlandes ein ſo reicher Vorrath von Denkmälern und Inſchriften zu finden, daß es wohl der Mühe lohne, einen ſachkundigen Mann hinüberzuſchicken, um dieſe Alterthümer genau zu unterſuchen.

28. December. In der lezten Verſammlung der königl. Literaturgeſellſchaft wurde Hrn. Hamiltons Ueberſezung von Dr. Kugler's Verſuch über die Polychromie der griechiſchen Architektur und Sculptur vorgeleſen.

St. Petersburg, 1. Januar. Die Geſellſchaft zur Aufmunterung der Künſtler hat ihre Ausſtellung in das Local des Buchhändlers Sejegirew verlegt. Jeder ruſſiſche Künſtler und Kunſtfreund hat das Recht, ſeine Arbeiten in dieſen Sälen aufzuſtellen. Von den verkauften Gegenſtänden werden 15 pCt. für die Anſtalt abgezogen.

Berlin, 18. Januar. Die Königl. Akademie der Künſte wird am 3. April d. J. eine offene Preisbewerbung in der Bildhauerei veranſtalten. Um zugelaſſen zu werden, muß man entweder die Medaille im Actſaale der Akademie gewonnen haben, oder ein Zeugniß der Fähigkeit von dem Director der Akademie der Künſte zu Düſſeldorf oder von einem andern ordentlichen Mitgliede der Königl. Akademie der Künſte beibringen. Der Preis beſteht für Inländer in einem Reiſeſtipendium von jährlich 500 Rthlr. auf drei nach einander folgende Jahre. Die Ablieferung der Concurrenzarbeiten muß bis zum 15. Juli geſchehen, und die Zuerkennung des Preiſes erfolgt am 3. Auguſt d. J. Das Reiſeſtipendium von 500 Rthlr. auf ein Jahr aus der Michael Beer'ſchen Stiftung für Concurrenten jüdiſcher Religion wird dieſes Jahr ebenfalls für ein Werk der Bildhauerei, ſey es ein Basrelief oder eine andere Figur, zuerkannt werden. Doch werden nur Basreliefs von wenigſtens $2\frac{1}{2}$ Fuß Höhe und 4 Fuß Breite, ſo wie Figuren von mindeſten 5 Fuß Höhe zugelaſſen. Der Ablieferungstermin iſt der 12. September und die Zuerkennung erfolgt vor Ende Septembers.

Muſeen und Sammlungen.

Paris, 2. December. Das Muſeum zu Verſailles ſoll nunmehr beſtimmt am 1. Mai dem Publikum geöffnet werden.

Stuttgart, 8. Januar. Seit dem unglücklichen Brande, der vor bald 80 Jahren das ſchöne, von Herzog Friedrich I. durch den berühmten Baumeiſter Schickhardt erbaute Gebäude, „der Neubau“ genannt, mit allen ſeinen Kunſtſchäzen verzehrte, fehlt es Stuttgart an einem Vereinigungspunkt für Werke der Kunſt und des Alterthums. Es ſoll nun demnächſt in der Nähe des Schloſſes ein Kunſtſaal gebaut werden, welcher dieſen, zumal auch Fremden ſehr fühlbaren Mangel zu heben beſtimmt iſt.

Bauwerke.

Mannheim, 17. December. Zum Wiederaufbau des in den 1790er Jahren durch das Bombardement zerſtörten linken Schloßflügels, der über 40 Jahre in Trümmern lag, ſind bereits ernſtliche Vorarbeiten im Gange.

Neapel, 27. December. Der Bau der dem großen königl. Schloſſe gegenüber liegenden Kirche San Francesco di Paola naht ſich nach 16 Jahren ſeinem Ende. Das Gebäude iſt eine glänzende Nachbildung des römiſchen Pantheons.

London. Am 30. December ward eines der ſchönſten neuern Denkmäler gothiſcher Baukunſt in England, die St. Peterskirche zu Chelſea bei London, durch eine Feuersbrunſt zerſtört.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 17.

Kunſt-Blatt.

Dienstag, den 28. Februar 1837.

Berlin, im Januar 1837.

(Fortſetzung)

Ich ſange meine Ketzereien an bei *Hildebrandt's* „Söhnen Eduards IV." Dieß Gemälde fand wohl den allgemeinſten, ungetheilteſten Beifall. Alles bewunderte, war gerührt. Irgend eine abdingende Stimme, wie ſie ſonſt hier ſo gewöhnlich ſind gerade da, wo die Mehrzahl anerkennt, iſt mir in dieſem Falle gar nicht vorgekommen. Es war nur *eine* Stimme des Beifalls. Der Salon während ſeiner ganzen Dauer war Zeuge; gleiche Zeugniſſe von andern Orten her ſind in dieſen Blättern ſchon abgegeben worden. Niemand kann läugnen, daß dieſe Anerkennung wohlverdient war, die lebensgleiche Anſchaulichkeit des Ganzen, die Anmuth der ſchlummernden Knaben, der Ausdruck von Gemeinheit, die gleichwohl mit Mitleid kämpft, im Geſicht des vorgebückten Mörders, welcher krampfhaft das Bettkiſſen, die Kinder zu erſticken gefaßt hat, und die Trauer im Geſicht des Andern, der den Bettvorhang zurückgeſchlagen hat und betrachtend ſteht. Die gegenwärtige Klarheit jedes Theils und die maleriſche Harmonie des Bildes ſind meiſterlich vollendet. Hierin kann ich nur mit Allen übereinſtimmen. Dagegen iſt es vielleicht ganz allein meine Schuld, wenn ich geſtehen muß, daß ich in dem Geiſte der Darſtellung eine vortrefflich ausgebildete Portrait-Phantaſie, aber keine hiſtoriſche erkennen kann. Portrait-Phantaſie nenne ich, die das Wirkliche möglichſt leibhaftig und möglichſt ſchön darſtellt. Daſeyn und Schönheit verlange ich auch von dem Werke der hiſtoriſchen Phantaſie, von ihr aber noch mehr als dies. Sie muß mich nicht nur wirkliche Menſchen in ſchöner Geſammterſcheinung erkennen, auch nicht nur, was vorgeht, deutlich einſehen laſſen: ſie muß mir das Tiefmenſchliche, um welches es ſich dabei handelt, das volle Moment der Verfaſſung oder That in die unmittelbare Empfindung, muß es als die geſtaltende und beleuchtende Seele des Vorgeſtellten mir in die Anſchauung bringen. Dann iſts hiſtoriſche Phantaſie, die nicht bloß eine beſchauliche Anekdote, ſondern einen weſentlichen, ſey's poſitiven, ſey's tragiſchen Lebensgehalt offenbart. Warum ich das in dieſem Gemälde nicht finde, kann ich wohl ſagen. Ich ſehe wohl die anmuthig ſchlummernden, wahrhaft holdſeligen Prinzen. Dieſe fühle ich; nicht aber eine hiſtoriſche That, nicht eine Bedeutung derſelben, welche ſie auch ſeyn ſoll. Ich verſtehe wohl, daß der gemeine Menſch, der über ihnen ſtarrt und zuckt, ſie umbringen will; und, ganz bereit, einzuräumen, daß ſeine Phyſiognomie ſich zu einem ſo ſchnöden Werke eignet, der wirkliche Mörder gar wohl ſo ausgeſehen haben kann, ſo iſt doch weder dieſes Geſicht, noch die düſtere Reue des Andern vermögend, ein Ausdruck von der Schuld Richard's oder von dem Verhängniß zu ſeyn, deſſen Opfer die Königskinder werden. Dieſe Knechte ſind nur proſaiſch-wahre Darſteller ihrer eignen That, die, für ſich genommen, ſo wenig hiſtoriſch iſt, als der Dienſt des Bettkiſſens, welches *ihr* Werkzeug iſt, wie *ſie* das des tragiſchen Mörders. Dieſe *ihre* untergeordnete That, die ſie allein ausdrücken, iſt wahr für den Verſtand, ſchändlich für das Gefühl; aber weder die hiſtoriſche Bedeutung des Moments, noch in ſich poetiſch. Sie wird es auch nicht durch den Contraſt mit den unſchuldigen, blühenden Knaben. Denn, wenn ich noch ſo lebhaft und vollkommen empfinde, daß es etwas Abſcheuliches ſey, liebliche und fromme Kinder zu erwürgen, ſo iſt dieſe das natürliche Herz empörende Rührung für das ſittliche Gefühl ſo etwas Ausgemachtes, ſo ganz Anerkanntes, daß die Vorſtellung weder erhaben ſchön, noch zurückführend auf eine moraliſche Tiefe ſeyn kann. Allein zu dieſer Empörung kommt es auch nicht vor dem *Hildebrandt*'ſchen Bilde. Die Darſtellung iſt von der Art, daß der Mord nur für den Verſtand da iſt; für das Gefühl aber nur die Anmuth der verſchlungenen, unſchuldvollen Schläfer, die Ruhe und Wärme ihres Schlummers, die Weichheit und Pracht ihres Bettes und ihrer Kleider. Nicht nur, wenn ich vom eignen

Gefühl ausging, war das Wohlgefallen an der blühenden, behaglich gebetteten Erſcheinung und kindlich-friedlichen Ruhe der Prinzen mir die entſchiedene Hauptwirkung des Bildes; auch wenn ich andere Beſchauer, wenn ich die umſtehenden andächtigen Frauen und Mädchen anſah, las ich in ihren Mienen ein ſanftes Behagen ſeliger Betrachtung, deren Süßigkeit nur eine Teinture von Mitleid hatte. Nur dazu ſind die Mörder da, ein Ingredienz der Wehmuth in dies Behagen der Betrachtung zu miſchen. Das Leztere aber überwiegt. Und dies iſt natürlich. Denn die Ruhe der hingelegten Knaben, die Bequemlichkeit ihrer Lage iſt ſo reich und klar und gefällig motivirt, daß ſie zuerſt und am ſtärkſten und immer wieder Auge und Empfindung anzieht. Das Bild iſt größtentheils Bett; ſeine damaſtenen Vorhänge, die nachgiebigen Kiſſen, die Steppdecke, das rothſammtene Gebetbuch darauf, Purpur und Hermelin, die Krone; an den Knaben die Tricots, Mancheſter, Stickerei — Alles von der höchſten Wahrheit — breitet ſich vorne ſo rein und blank und räumig aus, daß die Farbengefälligkeit dieſer Stoffe und das gegenwärtige Gefühl ihrer Weichheit oder Dichtigkeit oder des Grades ihrer Elaſtizität nothwendig des Sinnes ſich bemächtigt und zuſammen die Hauptempfindung eines materiell-angenehmen Zuſtandes bildet. Eben ſo wahr ſind nun aber auch die Glieder der Schläfer, eben ſo natürlich die Art, wie ſie, einander zugewendet, liegen, wie der Arm des kleinen Blonden um den Nacken des älteren Bruders gelegt iſt, eben ſo gefällig in einem höheren Sinne die Reinheit und Blüthe der Geſichter. Nothwendig vereint ſich dieſe Stimmung holder Ruhe, dies Gefühl zarter Blüthe, mit jener vollkommenen Vorbereitung durch Fülle und Annehmlichkeit des Beiwerks; und ſo entſteht eine anmuthende Geſammtwirkung für Sinn und Herz, zu der auch der eine der Mordgeſellen durch ſeine unthätig-ernſte, theilnehmende Betrachtung hinreichend ſtimmt. Der andere nun, der in der Anſtalt zur That zaudert, contraſtirt zwar; je weniger anziehend aber der Affect ſeines geiſtloſen Geſichtes iſt, um ſo weniger hat ſeine Erſcheinung die Macht, jenes Wohlgefallen zu ſtören, welches durch den bildlich größeren und wirkſameren Theil der Vorſtellung geſichert iſt. Sobald das Auge von ihm auf dieſen anziehenden Haupttheil der Darſtellung zurückkehrt, nimmt es nur in die bedeutender zuſagende Betrachtung der holden Lagergenoſſen das Wiſſen ihres nahen Todes als einen erhöhenden Reiz des mildgerührten Wohlgefallens mit. Dies iſt auch öfter gerühmt worden, daß man das Verletzende, Empörende der Mordthat nicht ſo fühle. Ich rühme es nicht; weil man in Wahrheit mit dem Morde oder dem Schickſal nicht verſöhnt wird, ſondern nur nicht recht an ihn denkt, um bei einer ſanften Rührung zu bleiben. Demnach muß ich den Hauptwerth dieſes Bildes, lieblich beſeelte Leibhaftigkeit in Harmonie mit reich entwickelter Stoffdarſtellung, einen Portrait-Werth nennen. Für mich geht auch die Stimmung nicht tiefer als bei einem vortrefflich gemalten und dem Gegenſtande nach anmuthigen Portrait. Denn was die Beziehung des nahen Todes und die ſo erhöhte Rührung betrifft, ſo kann ich in dieſer nur das Gegentheil einer poetiſchen finden, und zwar darum, weil nicht Ernſt mit ihr gemacht wird. Würde Ernſt damit gemacht, daß hier unſchuldige Kinder um ihres Rechtes Willen erwürgt werden, ſo *müßte* die Wirkung empörend, tief verletzend ſeyn. Das wäre zwar an ſich auch noch nicht poetiſch, aber doch wahr und ernſt und etwas Anderes, als den überſtimmten Gedanken der Opferung nur zu einer Doſis für den ſüßen Schmerz der Weichherzigkeit zu machen. Man bringe nicht Shakeſpeare in Vergleichung. Bei ihm iſt es ganz anders. Das will noch wenig ſagen, daß bei ihm in der Erzählung die Empörung des Gefühls ihren kräftigſten Ausdruck findet, der im Gemälde durch keinen Zug vertreten iſt. Es will aber auch auf der andern Seite für den hiſtoriſchen Werth des Gemäldes wenig ſagen, daß in ihm, gemäß der Shakeſpeare'ſchen Erzählung die Lieblichkeit der Prinzen, ihr Gebetbuch, und die Gewiſſens-Rührung der Mörder ausgedrückt iſt. Das ſind bei Shakeſpeare Züge, Momente, tief wirkſam in einem Zuſammenhang von Vorher und Nachher; hier ſind ſie, mit Einſchluß eines reichen, äußerlichen Beiweſens, das ganze Bild und der einzige, gefeſſelte Moment. Indeß, vergeſſen wir, daß bei Shakeſpeare der Mittelpunkt für die Bedeutung dieſer *einen* Scene in einem viel größeren hiſtoriſchen und tragiſchen Zuſammenhang liegt; greifen wir auch nur dieſe Parthie und ihre ſpecielle Stimmung heraus — wo iſt eine innere Aehnlichkeit? — Bei Shakeſpeare iſt das tragiſche Motiv der That (der nothwendige Untergang einer blutbefleckten Dynaſtie) und das Motiv des Thäters (der entſchloſſenſte Egoismus, der rückſichtslos dieſen Untergang beſchleunigt, erweitert, um allein die ganze Ernte von Sünden und Blut zu erben) — es iſt bei Shakeſpeare dieſer innere Sinn der That bekannt und durchſchaut, und es iſt die That ſelbſt geſchehen und vollbracht, als erſt die Erzählung ihres Vorgangs und die Schilderung der Opfer eintritt. In den Ort ſelbſt, wohin uns dieſe Schilderung des Prinzenmords verſezt, in den Tower, hat Shakeſpeare ſchon die Anſchauung jenes tragiſchen Motivs, jener Blutvergeltung und des kalten Frevels, der ſie zu vollſtrecken ſich anmaßt, hineingetragen, ſchon vorher mit ergreifender Größe hineingemalt. Hier im Tower ſehen wir bereits den unglücklichen Clarence ſeiner und ſeines Hauſes Schuld in tiefem Weh ſich erinnern; hier erzählte er jenen furchtbaren Traum ſeines kranken Gewiſſens; hier ſahen wir ihn der Bosheit jenes kalten Frevlers,

ſeines Bruders, zum Opfer fallen. Daran haben auch die Prinzen ſelbſt in jenen kurzen Scenen, wo ſie ihre königliche Natur, ihren Geiſt ſo liebenswürdig entwickeln, mit ernſtem Sinn und Vorgefühl erinnert. Mit innerem Widerſtreben ſahen wir ſie in den Tower gehen. Wir ſahen die unglückliche Mutter der Königskinder, abgeſperrt von ihnen durch dieſe düſtern Mauern, die Steine der Mauern anrufen und um Erbarmen flehen. Unmöglich kann man bei Shakeſpeare dies Gefängniß der Prinzen anders als erfüllt von Schauern des Gerichtes, von fürchterlichen Schatten tief-ernſter Betrachtung vor ſich ſehen; unmöglich kann man bei der Schilderung des Mordes Muße und Stimmung haben, mit voller Stärke der Einbildungskraft auf Damaſt und Wolle, Flaum und Sammt und Seide, auf ſonnenhellem Purpurſchimmer, ſchmiegſamer Zartheit von Gewirk und Maſchen, auf Feſtigkeit und Sauberkeit von Stickerei und Flitter breit und lang auszuruhen. Auf Hildebrandt's Bild muß man dieſe Dinge ſehen, und mit einer Deutlichkeit und Sinnerfüllung ſehen, als hätte man ſie ſchon lange mit ungeſtörtem Intereſſe betrachtet. Nur mondenlange Seelenruhe des Malers kann ſolche ſtoffliche Ausführung zu Stande bringen; und dieſe Qualität einer ſinnlich-heitern, gemüthlich-ungeſtörten Betrachtung und Reproduction des äußerlichen Daſeyns muß auch dem Anſchauenden ſich mittheilen. Das iſt aber keine hiſtoriſche, keine tragiſche, das iſt eine wohlthätige Stimmung, vorzüglich geeignet für ein Portrait. Ich habe bereits anerkannt, daß der Ausdruck von Seele und holder Jugend in den Geſtalten und Zügen der Prinzen und im Motiv ihrer Lage etwas Höheres als dieſe ſtarkherrſchende Stoffklarheit und ein unläugbarer Vorzug des Bildes ſey. Allein das iſt zwar rührend, an ſich aber und ohne tiefere Verknüpfung auch kein hiſtoriſches Moment. Bei Shakeſpeare wird es dies durch den Zuſammenhang. Da ſehen wir mit Erſchütterung, einmal daß die wuchernden Folgen alter und erneuter Schuld des Hauſes, daß die Flüche, welche die alte Königin mit ſo wunderbarer Energie uns ſtets gegenwärtig erhält, in ihrem rächenden Verhängniß auch die reinſte Unſchuld mit dahinraffen; dann ſehen wir auch, daß den beſonnenen Böſewicht, hell's black intelligencer, nichts Menſchliches aufhalten kann, nicht Gegner, Haß, Verachtung, nicht Geſetz, Natur, Gewiſſen, auch nicht die Unſchuld und Schönheit, die in dieſen Prinzen die rührenden Gefäße ihres unglücklichen Erbtheils, ihres Thronrechtes ſind. Und indem wir jenes Verhängniß ſich vollenden, und dieſen Höllenhenker, der es vollſtreckt, zu ſeinem Ziel gelangen ſehen, wird an ihm die Wahrheit, daß es nicht Menſchen, ſondern Geiſter ſind, die allein, aber auch ſicher, den Teufel beſiegen, zur hiſtoriſchen Erſcheinung. Und unter dieſen Geiſtern ſind ſichtbar auch die der unſchuldig geopferten Prinzen, die bei Leben keine Macht hatten. So ſind ſie einbegriffen in das tragiſche Schauſpiel furchtbarer Vergeltung und hiſtoriſcher Gerechtigkeit. In ihrer lieblichen Erſcheinung allein, in ihrem friedlichen, brüderlichen Schlummer ſind ſie eben nur ein anmuthiges Familienbild. Der Mörder dabei, dieſes bloß gemeine Werkzeug, kann, wie geſagt, die hiſtoriſche Macht nicht darſtellen, kann nur durch Mitleid das Herzensbehagen reizen und erweichen. Das iſt nicht Shakeſpeare'ſche, das iſt Iffland'ſche Poeſie. Bei dieſem hat man eben ſolche Familiengemälde, auch idylliſch ausgeſtattet mit häuslicher Wärme und Mobiliarklarheit, auch durch Erſcheinung von Kindlichkeit, Naivetät, Güte das Herz rührend; und auch er pflegt dieſe Wärme und Rührung zu erhöhen, indem er ſie von ſchlechten Menſchen ſtören läßt. — Aus dieſen Gründen kann ich das Bild nicht für ein hiſtoriſches erkennen, bin aber eben ſo vollkommen als irgend Jemand von der meiſterhaften Zeichnung und Farbentechnik des Werkes überzeugt, die über mein Lob gleich ſehr, wie der Geiſt des Künſtlers über meinen Tadel, erhaben iſt. — Meiner Wenigkeit Polemik geht ja nicht gegen die Künſtler; ſie richtet ſich gegen den Durchſchnitt Derjenigen, die, berufen, die Kunſt zu unterſtützen, Alles gethan zu haben glauben, wenn ſie Portraits und Cabinetsſtücke beſtellen. Daraus folgt der Mangel des hiſtoriſchen Styls von ſelbſt.

Davon nun macht Bendemann's Jeremias eine Ausnahme. Das iſt einmal eine großartige Aufgabe; zugleich Zeugniß von Beruf und Streben des jungen Künſtlers zum edeln, ernſten Styl. Ich will nicht wiederholen, was in dieſen Blättern ſchon Andere und ich ſelbſt gerühmt haben. Ich will vielmehr auch hier die negative Seite und zwar darum hervorheben, weil mir's Ernſt iſt, nachzuweiſen, wie auch die beſten Leiſtungen der Gegenwart durch eine mehr lyriſche als ausgeſtaltende Begeiſterung verrathen, daß der große Styl noch nicht da iſt, den nur Verknüpfung der Kunſt mit der öffentlichen Sitte zur Reife bringen kann. Es zeigt ſich auch an dieſem bedeutenden Gemälde, obgleich die Figur des Propheten, des im tiefen Grame noch ſtarken Gottesmanns, einen grandioſen Sinn — und die im Licht gediegene Geſtalt der Alten, die, am Boden ſitzend, ihr Haupt in den Armen birgt, ein erhabenes Gefühl offenbart. Was zur Vollendung in hiſtoriſchem Geiſte fehlt, iſt, meine ich, Folgendes. Man ſieht nur die Niederlage; nicht aber die Größe und den Sinn Deſſen, was erlegen iſt. Die Anſchauung beſchränkt ſich ſo zu ſehr auf das Gefühlsmoment, daß ein großes Unglück geſchehen ſey; und das iſt lyriſch, nicht hiſtoriſch. Zwar bildet die Großartigkeit der Geſtalten ein Gegengewicht; ſie erſezt gewiſſermaßen das Begebenheitsloſe und Thatloſe der Vorſtellung durch die Energie des Leidens in ſeinen Trägern, erſezt das Iſolirte der Empfindung dadurch,

daß man an der edeln Erſcheinung der Leidenden ſieht, es ſey ein bedeutendes Daſeyn, welches hier im Staube liegt. Allein dieſe Großartigkeit iſt nicht genug durchgeführt. Sie iſt da, im Propheten. Der *will* und und kann das ganze Gericht ermeſſen und ausdauern. Sie iſt da, in jener Alten, die wie eine Stamm-Mutter ausſieht, und die — man fühlt es in ihrem Anblick — ſich mit Vollgefühl entſchiedenem Gram übergibt. Die andern Figuren ſind nicht großartig. Sie gewähren nicht den Eindruck des Untergangs eines bedeutenden, mit einem eigenthümlichen, geſchichtlichen Beruf behafteten Volkes, ſondern ſind einzelne, perſönlich Leidende. Die herantretende junge Frau mit dem Kinde iſt eine zarte, tiefrührende, aber im Charakter moderne Geſtalt. Sie kann nur ihr individuelles Leiden, kann nicht Schuld und Werth, oder Wahn und Stärke der gebrochenen Nation darſtellen. Jene, die den Todten forttragen, üben auch nur eine traurige Familienpflicht, die nichts im hiſtoriſchen Sinne Charakteriſtiſches enthält. Und daß zu dem ſterbenden Krieger der Knabe hinſchleicht, der ihn ſachte zu wecken verſucht, iſt innerhalb eines individuellen Verhältniſſes ein noch individuelleres, leiſes, für die große Tragödie zufälliges Motiv. Der Künſtler kann ſich mehr dabei gedacht haben, als es unmittelbar ausſpricht. Aber eben dies Andeuten des Allgemeinſten in leiſen, gleichſam beiſpielenden Motiven macht den lyriſchen Charakter; während der hiſtoriſche im vollen Herausgeſtalten der Urſachen beſteht. Soll Jeruſalems Untergang erſcheinen, ſo mußte mehr von dem Unglauben, der das Gericht nicht ſah, von dem Kampfe, der ihm widerſtreben wollte, von Sitte, Macht und Sinn des Volkes in die Darſtellung aufgenommen und ihre Haltung dramatiſcher werden. Daſſelbe gilt vom Beiwerk. Es iſt deſſen keineswegs zu viel. In der Unterordnung deſſelben und in ſeiner Ausführung zeigt ſich eine Beſcheidenheit, die im Ganzen Mäßigung, im Detail Sorgfalt übt. Allein dies Beiwerk iſt doch zu wenig charakteriſtiſch; das Material vortrefflich wahr; aber die Form nicht bedeutſam. Man erhält keine Vorſtellung von Dem, was dieſe Trümmer bildeten, ehe ſie fielen, noch von der Art, wie ſie hingeworfen wurden. Dies wäre möglich und wäre günſtig; denn es gäbe eine Anſchauung des Vorganges und eine beſtimmte Empfindung der Größe, die geſtürzt worden. So reducirt ſich das Ganze zu ſehr auf coordinirten Ausdruck von Gebeugtheit, Kummer, Tod. — Es zeigt mir demnach dies Gemälde einen hoffnungsvollen Beruf für das Großartige, einen ſchönen Anſatz zum hiſtoriſchen Styl; aber eine zu lyriſche Anlage, die den Gegenſtand nicht erſchöpfen kann, indem ſie ſtatt der Geſchichte, die das Gefühl erzeugen ſoll, faſt nur das Gefühl ſelber malt. Allein nicht über Dies; über Jenes, über die erhabenen Züge der Conception wundere ich mich, wie ſie der Künſtler aus bloß perſönlicher Begeiſterung dennoch zu erzeugen vermochte. Es iſt viel vom Einzelnen; mehr, als wir zu erwarten berechtigt waren. Denn Vollendung in dieſem Styl war niemals noch die Sache des Einzelnen, wird nie erreicht, wenn nicht große Uebungen, gehoben durch öffentliche Beſtimmung, geſtärkt durch das Gefühl allgemeinen Werthes der Darſtellungen und geleitet durch die Rückſicht, eine in der Mitwelt vorhandene Begeiſterung zu vertreten, dem Talent eine Schule, der Liebe einen fruchtbaren Boden und der Subjectivität ein natürliches Regulativ bereiten.

(Die Fortſetzung folgt ſpäter.)

Nachrichten vom Januar.

Bauwerke.

St. Petersburg, 17. December. Am 9. fand hier die Eröffnung des großen ſteinernen Theaters ſtatt, das eine totale Umgeſtaltung erhalten hat, ſo daß nur die äußern Mauern unverändert blieben. Es wuree im J. 1783 von Tiſchbein erbaut, 1802 und 1817 reſtaurirt und jezt von dem jungen Architekten Cavos vollſtändig umgebaut. Das Ganze iſt nach allen Richtungen bedeutend erweitert und ſteht jezt wohl keinem Theater in der Welt an Größe nach. Außer der Kaiſerlichen großen Loge und den Privatlogen der Kaiſerlichen Familie enthält es für das Publikum 16 Logen erſten Ranges, 28 Logen in dem Bel-Etage, eben ſo viel im erſten, zweiten und dritten Rang, 2 Gallerien, und im fünften Rang ein Amphitheater und ein Paradies. Im Parterre befinden ſich 438 Lehnſtühle in 18 Reihen, und hinter den Lehnſtühlen abzutheilende Pläze. Bei der Umbauung des Saales ſind alle Geſeze der Akuſtik beobachtet worden, ſo daß man jezt überall gut hören kann. Die Ausſchmückung iſt prächtig und geſchmackvoll.

London. In Liverpool ſoll ein Concertſaal für 50,000 Pf. Sterling gebaut werden; 20,000 ſind bereits aufgebracht.

Das Athenäum vom 31. December enthält die Beſchreibung der Brücke, auf welcher die Eiſenbahn bei Dutton in Cheſhire über das Weaverthal läuft, und die jezt faſt vollendet iſt. Sie iſt im gothiſchen Geſchmack von rothem Sandſtein gebaut und beſteht aus zwanzig Bogen von 60 Fuß Spannung und 60 Fuß Höhe. Die Bruſtmauer wird dieſe Höhe noch um 12 Fuß vermehren. Die Totallänge beträgt 1400 Fuß und es gehören 700,000 Kubikfuß Steine dazu. In weniger als 18 Monaten von der Zeit des Anfangs des Baues wird ſie vollendet ſeyn und die Koſten bedeutend unter der Veranſchlagung (50,000 Pf.) bleiben.

Paris, 10. Januar. Die Arbeiten zur Wiederherſtellung der franz. Kathedralen gehen mit ungemeiner Lebendigkeit vorwärts. Die neue Kathedrale von St. Etienne zu Bourges iſt bereits vorwärts gerückt. Der ſchöne Thurm von St. Cyr in Nevers wird unten ausgebeſſert. Die Arbeiten zur Ausbeſſerung der merkwürdigen Kirche zu Iſſoire (Auvergne) werden mit großem Talent geleitet; das Chor und der Altarraum ſind beinahe fertig. Der gegoſſene Kirchthurm der Kathedrale in Rouen, den Hr. Alavoine angefangen hatte, erhebt ſich immer mehr. Die Arbeiten in Chartres laſſen eine ſchnelle und günſtige Beendigung hoffen. Die Kuppel, der ſüdliche Thurm der Kathedrale in Angers werden neu erbaut. Auch die Abtei von St. Denys nähert ſich der Vollendung; das Hauptſchiff und die Seitengänge ſind beinahe fertig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№. 18.

Kunſt-Blatt.

Donnerstag, den 2. März 1837.

Ueber die Statuen auf dem Pont de la Concorde zu Paris,

welche jezt von ihren gewaltigen Piedeſtalen herabgenommen und zu Verſailles in dem Hofraum aufgeſtellt worden ſind, in deſſen Mitte ſich die Reiterſtatue Ludwigs XIV. befindet, erſchien im Jahr 1828, wo ſie auf der Brücke angebracht wurden, folgende Kritik. —

Von der Kirche der heiligen Valeria herab ertönte der mitternächtliche Glockenſchlag, als der ſel. Dr. P. in ſeinem altväteriſchen Einſpänner über die Brücke Ludwigs XVI. nach dem Faubourg St. Germain zurückfuhr. Ein heftiger Weſtwind gab den Glockentönen einen eigenthümlich dumpfen ſummenden Klang, der dem alten Jünger des Hippokrates nicht unangenehm in's Ohr fiel. Er war früher ein leidenſchaftlicher Muſikliebhaber, und bald vom Schlaf überwältigt, ward er durch die ihn umſchwebenden tiefen Töne an den Geſang der Statue des Comthurs in der Oper Don Juan des unſterblichen Mozart erinnert. Er gab ſich der angenehmen Täuſchung willig hin, als plötzlich ihm zur Rechten eine deutlich vernehmbare Stimme ähnlichen Klangs erſcholl: Heda, Doctor, ſeyd doch ſo gut und haltet einen Augenblick ſtille! Meine linke Schulter ſchmerzt mich ſo ſehr, daß ich es kaum mehr aushalten kann. Ich glaube wahrhaftig, ich habe ſie mir ſo arg ausgerenkt, daß ich zeitlebens ein Krüppel bleiben werde. (So ſprach die Statue Duguay-Trouin's von ihrem rieſigen Sockel herab.) Meiner Treu, Herr Admiral, erwiederte der Doctor, ohne aus der Faſſung zu kommen, ich dächte, Sie ſuchten ſich mit den Geſetzen des Gleichgewichts in beſſeres Vernehmen zu bringen, denen zufolge, wenn ſich der menſchliche Körper in Ruhe befindet und faſt ganz von einem der beiden Beine getragen wird, der Arm und die Schulter derſelben Seite ebenfalls ein wenig niedriger zu liegen kommen, nicht aber in die Höhe geſchoben werden. Ich ſehe nicht ein, was Sie vernünftigerweiſe dazu vermag, in einer ſolchen Stellung gerade die linke Achſel zu zucken, und Sie werden mich nimmermehr glauben machen, daß ſie das winzige Spielzeug, welches Sie da in der rechten Hand halten und das ſie einen Enterhaken zu nennen belieben, dazu nöthige, ſich auf die rechte Seite zu neigen. Weiter weiß ich Ihnen nichts zu rathen.

Kaum hatte der Doctor ausgeredet, ſo ward er von acht bis zehn Stimmen zugleich angeſchrien, die ungeſtüm Recepte für einen Arm, ein Bein, den Kopf u. ſ. w. verlangten. — Einer nach dem Andern, meine Herren, wenn's beliebt, rief der Doctor. Uebrigens kann ich nicht läugnen, daß es mich freut, von Ihnen unter freiem Himmel angegangen zu werden; denn bei Ihrer gewaltigen Größe würden Sie, zumal da Sie wie zuſammengepfercht ſtehen, ſelbſt im geräumigſten Saal des Invalidenhospitals binnen fünf Minuten die Luft verpeſten. Ich will Sie der Reihe nach anhören, und hoffe Sie ſo, nach und nach, Alle zu befriedigen. Was gibts alſo mit Ihnen, Nr. 2 zur Rechten? — Ich befinde mich, erwiederte Duquesne, ſo leidlich, wie Sie ſehen; nur habe ich den Krampf in der linken Hand. — Meiner Seel! Sie recken ja zwei Finger aus, um auf irgend Etwas hinzuweiſen, oder ſich einen ſchlechten Spaß in Bezug auf Hörner oder Eſelsohren zu erlauben. Bedienen Sie ſich, wie andere Leute, nur des Zeigefingers, und Sie werden finden, daß dies natürlicher und weniger angreifend iſt.

Wie ſteht es nun mit Ihnen, meine Herren zur Linken? Herr von Suffren, laſſen Sie ſich geſchwind Blutegel anlegen, damit Sie nicht auf der Stelle der Schlag rührt. Ihre Vollblütigkeit hat einen höchſt beunruhigenden Grad erreicht. — Was fehlt Ihnen, Herr von Tourville? Sie ſehen, meine rechte Schulter befindet ſich ungefähr in derſelben Verfaſſung, wie die linke meines Collegen Duguay-Trouin, aber ich bin ſo ziemlich unterſezt und trage meine Leiden mit Geduld. — Daran thun ſie ſehr wohl, entgegnete der Doctor.

Hört mich nun, ſchrie Hr. von Sully; hier rechter Hand, liebſter Doctor! Ich leide an Kopf- und Bruſtgeſchwulſt, es iſt doch nicht etwa die Waſſerſucht? Nichts

wahrſcheinlicher, entgegnete der Arzt; eſſen Sie Rothkraut.

Und wie ſtehts mit Ihnen, Herr von Richelieu? — So kühl die Nacht auch iſt, ſo fürchte ich doch in meiner Draperie zu erſticken! — Geduld, der Thermometer fällt in Paris manchmal bis auf 20 Grad unter Null; dann werden Sie dem Himmel danken, daß Sie ſo warm angezogen ſind. Uebrigens ſteht Ihnen Ihre Tracht nicht ſchlecht, und von Ihnen, Herr von Colbert, gilt daſſelbe, nur ſehen Sie halb antik, halb modern aus. Allein das geht mich nichts an.

Wer huſtet denn dort ſo, daß ihm die Lunge berſten möchte? Das ſind Sie, Abbé Suger! — Wie kann Euch das wundern, da ich mit meinem kahlen Kopfe beſtändigen Erkältungen ausgeſezt bin! Wenn ich wenigſtens Eure Perrücke hätte! — Meine Perrücke? die brauche ich ſelbſt, und was beklagen Sie ſich? Haben Sie denn da nicht Feuer, um ſich Ihre erſtarrten Hände zu wärmen? — Feuer? Ich glaube, Ihr ſeyd geblendet, lieber Doctor, das iſt ja die franzöſiſche Krone! — Nun, Sie Herren Gewappnete, was haben Sie mir vorzutragen? Eigentlich ſehr wenig, antworteten Duguesclin und Bayard. — Indeß, fuhr der Erſtere fort, iſt mein Harniſch ſo dick und ſchwer, daß es mir, trotz meiner Stärke, ein bischen ſauer wird. Auch nehme ich mich darin recht unbeholfen aus.* Was mich betrifft, ſagte Bayard, ſo bin ich leichter gewappnet, und Ihr könnt nach meinen athletiſchen und eleganten Formen ſchließen, daß mein Harniſch mir eben nicht beſchwerlich fällt. Indeß ſchnüren er und der Helm mir die Kehle ſo zu, daß ich zum Wendehals werden möchte. Ich bin noch immer der Ritter ohne Furcht, aber wie es mit dem ohne Tadel ſteht . . . — Damit ſteht es allerdings anders, meinte der Doctor.

Dem Himmel ſey Dank, fuhr er nun fort, nun kommt die Reihe bald an den lezten Patienten! Wie befinden Sie ſich, Herr von Turenne? So, ſo! Ich bin nicht mehr ganz jung. — Ich ſehe es Ihnen an; dagegen gibt es kein Mittel.

Sie, mein Prinz, fragte er weiter, indem er ſich an Condé wandte, Sie ſagen ja kein Wort. — Ich klage nicht, erwiederte der Gefragte, wenn gleich mir eine etwas heftige Leibesbewegung zugemuthet wird. — Nun, man gewöhnt ſich an Alles, ſagte der Doctor.

Der Doctor ließ nun ſeinen Kutſcher etwas raſcher zufahren, um endlich nach Hauſe zu kommen, allein der Invalide, der an der Brücke auf Wache ſaß, vertrat ihm den Weg und wollte ſich ebenfalls Raths bei ihm erholen. Herr Doctor, ich habe einen Arm bei Auſterlitz gelaſſen. — Da iſt allerdings nicht zu helfen; aber Ihr ſcheint doch übrigens friſch und geſund. Schäzt Euch glücklich, daß es Euch nicht geht wie jenen Herren dort; denn — unter uns geſagt — Die gebe ich auf.

* Dieſe Figur, die ſchwerſte unter allen, ſtürzte am 7. December v. J. im Ehrenhof (cour d'honneur) von Verſailles, wo ſie bereits aufgeſtellt war, plözlich von ihrem Piedeſtal herab, mit dem Geſicht auf den Boden, und wurde durch den Sturz ſehr beſchädigt.

Neue Kupferſtiche.

1) Die Anbetung der heiligen drei Könige. Gemalt von Raphael. Gez. und gest. von Eduard Eichens in Berlin 1836. Gedruckt bei Steger in Berlin. — Gr. Folio.

Unter der Unterſchrift befindet ſich folgende Notiz: „Das in Leimfarben (a guazzo) ausgeführte Originalgemälde, urſprünglich auf Beſtellung eines Abts aus der adeligen Familie Ancajani für den Hochaltar ſeines zu Ferentillo unweit Spoleto gelegenen Kloſters gemalt, im Jahre 1733 von da in die Hauscapelle der Ancajani nach Spoleto verſezt, iſt im Jahre 1834 von jener Familie käuflich für das königliche Muſeum in Berlin erworben worden, wo es ſich gegenwärtig befindet. Es mißt 7 Fuß 9 Zoll 6 Linien im Quadrat.“ — Von dem Original iſt bei Gelegenheit ſeiner Verſetzung nach Berlin vielfach die Rede geweſen; leider hat es ſo viel an der Farbe verloren, daß an den Hauptfiguren die Umriſſe jezt mehr als Schattirung und Farbe erkennbar ſind, und die Betrachtung dem Kenner mehr das Vergnügen einer Handzeichnung als eines ausgeführten Gemäldes gewährt. Man ſieht die zarten, gefühlten Linien, in welchen ſich Rafaels Empfindung ſo unmittelbar auf die Leinwand ſchrieb, an einem großen Theile der Köpfe und Figuren ſo deutlich und rein, als ob niemals Schatten und Farbe dazu gekommen wären. Die Compoſition, ganz in Rafaels früheſtem, dem Perugino ähnlichen Styl, iſt von reizender Unſchuld und Zartheit, dabei reich an Figuren und Umgebungen, denn Maria hat, als ſie den Zug der Könige nahen ſah, das Kind aus dem Stall auf die freie offene Wieſe herausgelegt, wo es auf einem Tuch und Polſter ruht; ſie und die Engel knien vor dem Eingange des Stalls, Joſeph ſteht ſtill zur Seite; gegenüber iſt ſchon der älteſte König niedergekniet, die zwei jüngeren ſtehen hinter ihm und vom Hügel herab bewegt ſich der Zug ihres Gefolges. Drei ſingende Engel ſtehen auf Wolken in der Luft, unter ihnen der Stern, und in der weit ausgedehnten Landſchaft ſieht man drei Kundſchafter und in der Ferne an Felsabhängen Bethlehem, eine große,

thurmreiche Stadt. — Zeichnung und Stich dieſes Bildes waren eine gleich ſchwierige Aufgabe. Schwierig war es, dieſen zarten, edeln Formen in verkleinertem Maßſtabe nachzukommen; noch ſchwieriger, das Fehlende in Schatten und Haltung zu ſuppliren. Herr Eichens hat im Ganzen dieſe Aufgabe vortrefflich gelöſt; er hat nicht darauf Anſpruch gemacht, ſeinen Grund zu decken und die Haltung eines Gemäldes hervorzubringen, ſondern gibt im Stich nur ſeine mit großer Treue und Einſicht gefertigte Bleiſtiftzeichnung wieder. Ja, wäre er, was Tiefe der Schatten betrifft, nur bei der Haltung der Zeichnung ſtehen geblieben, ſo würde ſein Blatt eine noch angenehmere Wirkung haben; denn die größere Kraft des Grabſtichels hat ihm eine gewiſſe Härte gegeben. Hauptſächlich trägt dazu bei, daß die Arabesken, welche als Rahmen grau in grau das Bild umgeben, im Stich eben ſo kräftig gehalten ſind, wie der Hauptgegenſtand; ſchwächere Schatten würden eine ruhigere Wirkung hervorgebracht haben. Wenn man die ſchöne Behandlung der Landſchaft betrachtet, möchte man überhaupt wünſchen, daß Hr. E. ſich mehr der Radirnadel bedient hätte. Dies Blatt iſt auf Rechnung des Königl. Muſeums geſtochen, und es iſt höchſt dankenswerth, daß ein ſo ausgezeichnetes Werk Rafaels, welches bisher nur durch ein älteres Blatt von J. Cock bekannt war, dadurch auf eine würdige und befriedigende Weiſe dem größern Publikum vor Augen gebracht wird.

2) La Vierge au livre. Raphael pinxit. T. Richomme sculpsit 1836. Dessiné d'après un tableau de Raphael et gravé par T. Richomme. Déposé à la Direction. Publié par Veith et Hauser, 11. Boulevard des Italiens, Paris. Imprimé par Chardon ainé. — Klein Folio.

Auf den erſten Anblick ſcheint dieſe Madonna dieſelbe mit der aus dem Hauſe Conneſtabile zu Perugia, welche von Amsler geſtochen worden iſt; vergleicht man ſie aber mit dem Blatte von Amsler, welcher das Original getreu, wenn auch nicht in ſeiner vollen Anmuth, wiedergegeben hat, ſo zweifelt man, ob Hr. Richomme etwa nach einem Gemälde gearbeitet hat, welches eine Wiederholung von ſpäterer Hand ſeyn könnte, oder eine nach dem Peruginiſchen Bilde gefertigte Zeichnung frei auf ſeine Weiſe verändert hat. Stellung der Madonna und des Kindes, Gewandung und Landſchaft ſind ganz dieſelben, nur iſt das Alterthümliche von Rafaels Jugendſtyl verwiſcht, die Glorien ſind weggelaſſen, Alles iſt runder, fließender, aber auch moderner geworden; die Züge der Madonna und des Kindes gehören auch Rafaels ſpäterer Zeit nicht an. Statt der runden Einfaſſung und der zierlichen Arabesken in den Ecken, iſt dieſe von einem Achteck umſchloſſen, welches die Landſchaft ein wenig verengt und in den Ecken ſpitzbogige Verzierungen trägt. Was aber die Schönheit des Stichs betrifft, ſo möchte dies Blatt wohl unter die beſten zu zählen ſeyn, welche der vortreffliche Künſtler geliefert hat. Beſonders ſchön, weich und kräftig iſt der Kopf und Mantel der Madonna behandelt, auch das nackte Kind iſt von großer Rundung und Zartheit. Das Blatt macht eine vollendete harmoniſche Wirkung und fällt ſehr angenehm ins Auge.

3) Spanish Mendicants. John Lewis pinx. Charles G. Lewis sculps. London, published March 15. 1835 by Hodgson, Boys and Graves, Printsellers to the King, 6 Pall Mall. Printed by Cloyd et C. — Quer Folio.

Ein junger kräftiger Mann mit zwei Mädchen betteln, an einer Kirchthüre ſtehend, zwei phlegmatiſche Geiſtliche an, die unbekümmert um die Noth ihrer Nebenmenſchen vorübergehen. Auf dem Bilde ſteht: J. F. Lewis. 1832. Seville. Es ſcheint alſo eine Studie nach der Natur zu ſeyn, was auch die geiſtreiche Lebendigkeit verräth, womit der Gegenſtand aufgefaßt iſt. Der einfache Vortrag in großen Maſſen und Formen erinnert an die Gemälde italieniſcher Scenen von Schnetz, ohne freilich auf gleiche Durchbildung des Einzelnen Anſpruch zu machen.

Merkwürdiger noch als durch den Gegenſtand iſt aber dies Blatt durch ſeine Ausführung. Wie die Technik in allen Zweigen der Kunſt ſeit wenigen Jahren große Fortſchritte gemacht hat, ſo zeigt ſich auch hier die geſchabte Manier in einer Weiſe vervollkommnet, die faſt nichts zu wünſchen übrig läßt. Hier ſind Schabmeſſer, Aetzkorn, Radirnadel und Rädchen verbunden, und dadurch eine Kraft und Durchſichtigkeit der Töne, eine Leichtigkeit des Vortrags und Beſtimmtheit der Formen hervorgebracht, welche die ſchönſten geſchabten Blätter, ſelbſt die eines Earlom nicht ausgenommen, entbehren.

Aphorismen.

Der Künſtler, der für die Augen der Liebhaber malt, der Beſitzer, der ſeine Erwerbungen ihnen vorzeigt, ſie haben beide von der beſchränkten Sehkraft derſelben zu leiden.

Der Weitſichtige ſieht in eine größere Entfernung deutlicher, als es dem Künſtler erwünſcht ſeyn kann, der auf ein Verſchwimmen, Verſchmelzen der Züge und Töne rechnet. Er nimmt Härten wahr, die das gewöhnliche Auge nicht rügt.

Der Kurzſichtige tritt mit ſeiner unbarmherzig ſcharfen Brille in eine verbotene Nähe und fällt ein mikroſkopiſch-kritiſches Urtheil.

Fehlt ihnen beiden nun noch überdies der richtige innere Standpunkt für die bildende Kunſt, fordern ſie ein Nachbild der Natur, wie ſie iſt, ſo verzweifle man an jeder Berichtigung, Belehrung. Sie ſind incorrigibel.

Der Bildhauer kommt mit ſeinem Werke bei ihnen beſſer weg. Seine ſtatuariſchen Schönheitsgeſtalten müſſen ſie wohl gelten laſſen, ob in der Nähe oder aus der Ferne geſehen. Aber der Maler ſtellt ſeltener Normalgeſtalten, als Individuen, als wirkliche, wenn auch ſelbſterfundene Figuren dar. Er bringt ein zuſammengeſezteres, vielgeſtaltigeres Leben und muß die Fläche durch künſtliche Mittel, durch Täuſchung, zur Tiefe machen.

Jene Presbyopſe und Myopſe aber wollen ſich nicht täuſchen laſſen. Alles was der Künſtler that, um ein Vortreten und Zurückweichen der Geſtalten und Theilgeſtalten zu bewirken, nehmen ſie, durch keinen Total-Eindruck berückt, geradezu als Fläche, und rächen ſich für die atomiſtiſch-proſaiſche Kälte ihres Anſchauens durch Tadel an dem unſchuldigen Maler.

Ein bemerkenswerther Umſtand kommt noch hinzu. Der Künſtler wiegt nach ſeinem Talent das Maß ſeiner Gebilde nach allen Momenten ab, und bleibt, von einem Aeußerſten zum andern balancirend, in der rechten Mitte, wie er meint, ſchweben. Dies gilt nun die ganze Anordnung, den Habitus der Geſtalten, ihre einzelnen Formen, das Colorit, Helldunkel ꝛc.

Nur aus dem Ganzen iſt aber im ächten Kunſtwerk das Einzelne zu verſtehen, zu würdigen. Jene Beſchränktſeher befinden ſich jedoch niemals in demjenigen Fokus, wo ſich die Geſammtſtrahlen des Bildes recht vereinigen. Sie erhalten keinen richtigen Total-Eindruck. Darum müſſen nun die einzelnen Theile daran.

Wie leicht iſt aber bei einer lebendigen Natur- und Kunſtgeſtalt, die nun einmal die zum Ganzen ſtimmende Form und Geſtaltung hat, ausgeſprochen: Sie dünkt mich zu lang, zu kurz, zu bleich, zu roth, zu hell, zu dunkel, zu ruhig, zu bewegt!

Bei ſolchen vom unrichtigen Sehen ausfließenden Urtheilen geht die Anſicht überdies durch die Eigenthümlichkeit des Sprechers, durch das, was er geſehen und nicht geſehen, was er weiß und nicht weiß, was er gewohnt iſt und nicht gewohnt iſt, was er idioſynkratiſch liebt und nicht liebt, hindurch, und man darf darauf rechnen, daß, was er ſelbſt im Leben zu genießen und zu büßen, zu thun und zu laſſen hat, in ſein Urtheil modificirend ſich eindränge.

Noch ein weiteres Moment dürfen wir nicht übergehen. Wer kein rechtes Verhältniß zum Kunſtwerk hat, wer wirkliche Natur will, wer das Scheinleben nicht in ſich aufnehmen kann, bei dem melden ſich bald ablehnende Gefühle. Ruhig kann er nicht dabei bleiben. Die ſüße Unruhe des Kunſtfreundes, die in einen ruhigen Genuß übergeht, wird bei ihm zu einer Unbehaglichkeit, die nach Veränderung verlangt. Das Gegebene fordert ſeinen Gegenſatz: Hell fordert Dunkel, Roth fordert Grün ꝛc., Milde fordert Strenge, und ſo durch alle Modificationen hindurch, durch Form, Ausdruck, Colorit ꝛc., und dies um ſo ſtärker, je mehr der Maler in dem Einen oder Andern gewiſſen Kunſtforderungen zu lieb gegen das Extrem hingegangen iſt. Eine markigte Geſtalt wird dann von dem Beſchränktſehenden zu maſſig, eine zarte zu ſchmächtig, eine rothe zu roth, eine blaſſe zu blaß genannt. Dies geht dann durch die ganze Structur und Ausführung des Bildes hindurch. Er iſt geſättigt von der Anſchauung und will ſie hinauf- oder herabſtimmen. —

Man ſoll nun Niemand wehren, in Geſchmacks- und Kunſtſachen ſeine Meinung zu ſagen; aber namentlich wenn es in ein Gebiet geht, wo die anerkannten Kunſtgeſetze aufhören, in's Gebiet der unendlichen Relativität, der unmerklichen Uebergänge, mag ſich doch ein Jeder prüfen, ob er ein Haupterforderniß — geſunden Sinn habe.

Der Württembergiſche Kunſtverein

macht bekannt, daß er beſchloſſen hat, auch Werke der *Plaſtik* und der *Malerei nicht Württembergiſcher Deutſcher Künſtler* anzukaufen; jedoch nur unmittelbar von ihnen ſelbſt und nicht aus einer zweiten Hand. Der Einſender adreſſirt ſein Kunſtwerk „An das Conſervatorium des Württembergiſchen Kunſtvereins zu Stuttgart," und trägt die Koſten bis Stuttgart, wogegen der Kunſtverein im Falle der Nichtannahme die Koſten der Rückſendung übernimmt. *Unfrankirte Einſendungen werden nicht angenommen.* Bei der Einſendung muß der Preis, für welchen der Künſtler ſein Werk dem Verein zu überlaſſen geſonnen iſt, *beſtimmt* angegeben werden. Jedes Kunſtwerk muß, den Vereinsſtatuten gemäß, *vier Wochen vor dem Ankauf* im Vereinslocal aufgeſtellt werden. Die beſtimmten Termine zu Ankäufen ſind: *Januar*, *Mai* und *September*, nach welchen die jedesmalige Entſcheidung über den Ankauf dem Einſender ſofort mitgetheilt wird. Kleine Bilder wünſcht der Verein nicht zu erhalten, und bei größeren dürfte doch die Größe nicht die Bequemlichkeit des Privatbeſitzes überſchreiten. Die Künſtler, welche den Verein mit ihren Werken erfreuen werden, können ſich der bereitwilligſten und angemeſſenſten Behandlung verſichert halten.

Stuttgart, Februar 1837.

Der Vorſtand des württembergiſchen Kunſtvereins.

Hofrath Dr. v. Reinbeck,

Ritter des Ordens der württemb. Krone.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 19.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 7. März 1837.

Berlin, im Januar 1837.

(Fortſetzung vom Nr. 17.)

Die lyriſche Darſtellung des hiſtoriſchen Gegenſtandes herrſcht auch in *Leſſing's Huſſitenpredigt*. Hier iſt ſie ſchon in der Conception, im Gedanken des Ganzen gegeben. Es wird auch hier blos die Empfindungsſeite der hiſtoriſchen Handlung vorgeſtellt. Die Nothwendigkeit des Thuns erſcheint als ſchwärmeriſcher Eifer des Predigers und als Ergriffenheit der Zuhörer. Bedürfniß, Entſchluß, Thatausbrüche, Kämpfe, opfernde Begeiſterung und verheerende Wuth, wie die Geſchichte ſie erzählt, ſind hier als Leiden und Hingebung, als Brüten und Sinnen, als Einſicht und Grimm der Individuen ausgedrückt, die ans Feuer geſezt ſind, um zum Handeln gar zu werden, und jeder nach ſeiner Maſſe dem Siedpunkt ſich nähern, zum Theil auch ſchon drüber hinaus ſind. Die Reclamation alſo der Utraquiſten, ihr Recht, ihre Macht, ihre Gewalt und Grauſamkeit ſind als ihre Zuſtände, als ihre Paſſivität dargeſtellt. Ich glaube, daß dieſe Auffaſſung die richtige iſt, wo man Kampf und Schwärmerei in der geſchichtlichen Bedeutung darzuſtellen hat. Denn als geſchichtlicher Uebergang und Mittel iſt ſelbſt die freieſte That an uns eine Paſſivität, in der wir bloß Organ einer allgemeinen Beſtimmung, getrieben von immanenten Ideen ſind. Und dies iſt zugleich die Rechtfertigung der Subjecte, in der ſie anſchauungswürdige Symbole einer geiſtigen, thätigen Macht werden können, daß ſie ſelber beherrſchte und überwältigte Diener eines allgemeinen Dranges, eines ins Innere mächtigen Geiſtes waren. Zudem iſt es in dieſem Gemälde klar gemacht, daß all das Zuſtändliche, was in Motiven und Mienen ſich kundgibt, Thatbeſtimmung ſey, daß es *vom* Handeln und *zum* Handeln gebe, nicht minder, *worum* es ſich handle. *Vom* Handeln: denn das Feuer, das, hervorſprühend aus dem ſelbſtergriffenen Antlitz des Predigers, in dieſen Verſammelten, die um ihn ſtehen und knieen, zur Flamme der Ueberzeugung wird, zum Licht der Einſicht, zur Gluth des Verlangens, zum peinvollen Funken des Ingrimms — dies Feuer iſt nicht mehr bloß im Herzen verſchloſſen, auf Blicke beſchränkt —: es hat ſchon Auswege gefunden, lodert und raucht im Seitengrunde in den eroberten Gebäuden, von welchen ein Theil der Zuhörer herkommt. Dort hat ſchon jener tüchtige Mann gefochten, der ſich rechts im Bild unter dem Prediger neben die Andern aufs Knie gelaſſen hat, mit verbundenem Kopf, bleich, aber voll klarer und männlich-ruhiger Ueberzeugung im zuhörenden Angeſicht. Von dorther kommt auch der hinter ihm herantretende greiſe Ritter, ganz geharniſcht, die Lanze in den Eiſenfingern, der aber unterm Helm ein Geſicht von mildem, friedlichem Charakter zeigt, das den Gedanken einflößt, er folge nur treuherzig dem Glauben, der Schuldigkeit; keiner wilden Wahl. Von derſelben Seite bewegt Roß und Mann ſich heran, um nach gethaner Arbeit neue Sendung zu empfangen. Denn bei der Betrachtung — das ſieht man — kann dieſe Waldgemeinde nicht ſtehen bleiben; die Betrachtung iſt werdende That, und geht *zum* Handeln. Zum Handeln; das empfindet man beim Anblick der Waffen, die rings um den Prediger blitzen, und eigen wirkt es, was an ihm ſelbſt erſcheint; wie er, den Kelch erhebend, mit arbeitendem Geſicht und flatterndem Haare vortritt, wie ſein weißer, pelzverbrämter Rock ſich aufſchlägt, und ein flimmerndes Stück des Ringelhemdes, das er trägt, durch die Bewegung ſichtbar wird. Mitgenommen von dieſer Bewegung, ſtreckt der adlige Jüngling, im Waffenſchmuck auf den Raſen gegoſſen, die Arme aus; verlangende Geberden hier und drüben zeugen von dieſem Drang; ja ſelbſt die Jungfrau, mit im Kreiſe knieend, und das zarte Kind, der Knabe, der neben ihr ſteht, ſind einbegriffen in dies Schickſal. Man empfindet auch wohl, *worum* es ſich handle. Der goldene, mit köſtlichen Steinen blinkende Kelch, in der Mitte Aller über ihre Häupter erhoben, iſt fühlbar der Brennpunkt der rings ergoſſenen Begeiſterung und Leidenſchaft. Der

Dolmetſcher ſeines Werthes, der ihn emporhält, dieſer Feldprediger eigener Art, kräftig, groß, noch nicht alt von Jahren, hart von Wuchs, durchbrannt von Gluth, mit einer zehrenden Selbſtthätigkeit in den Mienen und dunkelglühenden Blicken, — wie er das Gefäß göttlichen Segens hält, gleicht er ſelbſt dem Gefäß eines göttlichen Zornes. Man ſieht an ihm das Heilige ins Dämoniſche übergehen. Und gleich wie man um ihn her an den Charakteren der verſchiedenen Geſichter erkennt, daß es kein willkührliches Symbol, daß es ein tiefmenſchliches Bedürfniß ſey, was mit gleicher Macht dieſe ungleichen Naturen und Stände zuſammengeſchaart: ſo erkennt man auch die unaufhaltſame Ausſchweifung und Verwilderung ſchon deutlich genug an den Erſcheinungen in dieſem Kreiſe. Groß iſt die Macht der Beſchwörung, die hier einen Sturm hervorruft; aber bändigen wird ſie ihn nicht und er kann nur im Untergang der Beſchwornen nach äußerſtem Widerſtand endigen. Der Bauer dort, mit dem farbloſen Geiergeſicht, der, den Eiſenflegel über der Schulter, aufrecht an einem Eichſtamme lehnt und ganz ruhig wartet, bis die Predigt zu Ende ſey — der kann mit ſeinem ſcharfen grauen Geſicht, in welchem die Frechheit zum kalten Charakter geworden iſt, den Teufel ſelber tröſten, daß auch er bei dieſem Chriſtenſtreit ſeine Ernte machen werde. Und hier am andern Ende der junge, vollkräftige Burſch, der, knieend, den breiten Nacken und blühenden, ſtrupphaarigen Kopf ſenkt und ſeinen derbfleiſchigen Arm mit dem ſchweren Beil zur Erde gebogen hat — wie er lauſcht, wie im Zuhören die Adern ihm ſchwellen, das ſchwarze Auge ſtiert und groß aufglüht: ſo verkündigt ſein furchtbarer Anblick, daß, einmal aufgeſtanden und losgelaſſen, kein Maß ſeiner Wuth, kein Zügel ſeiner Gewaltthätigkeit ſeyn wird. — Wohl iſt alſo auf dieſem Gemälde in der dargeſtellten Paſſivität der Organe eine tragiſche Bedeutung der Handlung und Geſchichte mit ausgeſprochen. Daß dieſer tiefere Sinn ergreifend in die Anſchauung tritt, danken wir einer Charakteriſtik der Hauptfigur und mehrerer im Ausdruck eben ſo bedeutenden Phyſiognomien ihrer Umgebung — einer Charakteriſtik, ſag' ich, die nur aus einem ſo geſtaltſamen Vollgefühl des Menſchlichen, wie es in Leſſing's Bruſt lebt, hervorgehen konnte. Der hiſtoriſche Zuſtand, in der Kraft, wie er ganz verſchiedene, ganz beſtimmt gedachte Menſchen durchdringt, iſt als Incarnation in geprägten Geſichtern auseinandergelegt. Dennoch iſt die Geſammtwirkung mehr elegiſch als tragiſch groß. Das Tragiſche kommt nicht zur concentrirten Vertiefung. Warum? läßt ſich erklären. Daß nämlich hier die Wirkung nicht vollkommen tragiſch, nicht poſitiv erhaben ſeyn kann, liegt theils im Gegenſtande, alſo in der Wahl, theils in der davon abhängigen Anlage des Moments, theils auch in der techniſchen Ausführung. Die leztere hängt minder unmittelbar mit dem gegenſtändlichen Gedanken, wohl aber mit der Stimmung des Künſtlers zuſammen. Was das Erſte betrifft, die gewählte Aufgabe ſelbſt: ſo iſt ſie nothwendig mehr elegiſch als tragiſch, und dies doch mit einem Aufwande von äußern Mitteln und innern Motiven, der den Anſpruch auf das Großtragiſche erzeugt. Dies Leztere find' ich da, wo nicht nur Opfer, ſondern auch in den Opfern und durch ſie die Gottheiten oder Ideen zur Anſchauung kommen, für welche ſie die Opfer ſind. Dadurch werden die lezteren nicht nur mitleidwürdig, ſondern ehrwürdig und groß als Träger einer allgemeinen, nicht bloß ihrer eignen Schuld, und als Vermittler einer Offenbarung. Das ſind tragiſche Heroen. Dadurch auch wird der Anſchauende nicht nur ergriffen beim Anblick fremder Ergriffenheit, ſondern in ſich ſelbſt erfaßt und, durch die Miterſcheinung der allgemeinen Idee in der beſondern Erſchütterung, in ſich gereinigt, erhoben und verſöhnt. Das iſt tragiſche Wirkung. Dieſe Wirkung aber iſt im Huſſitenkampf nur einſeitig enthalten; die Huſſiten ſelbſt ſind nur halbtragiſche Heroen; ihr Opfer ſelbſt iſt zwar nothwendig, erklärlich und ergreifend; aber es iſt nicht im Stande, die göttliche Beſtimmung, der es galt, ſelbſt an ſich zur Erſcheinung zu bringen. Dieſer Kampf ging nämlich wohl hervor aus hiſtoriſcher Nothwendigkeit und aus ihrer Verknüpfung mit einem tiefen religiöſen Bedürfniß; er hat aber nicht vermocht, dieſen Grund zu manifeſtiren und den Inhalt dieſes Bedürfniſſes darzuſtellen. Der heilige Trieb, ſtatt Frucht zu werden, ſchlug ins Holz und verwilderte. Die Huſſiten erſcheinen nicht als Träger oder als reine Opfer einer Idee; ſondern als Perturbirte derſelben. Entweder war von Anfang in ihnen der religiöſe Trieb mit Haß, Rachgier, phantaſtiſcher Selbſtſucht verunreinigt, oder er war doch nicht ſtark genug, um die raſche Einmiſchung und Ueberwucherung dieſer fremdartigen Elemente abzuwehren. Ihr Thun war daher, wie von der einen Seite gerechte Forderung, ſo von der andern Schändung dieſer ſelbſt; ihr Untergang von der einen Seite Opfer, von der andern Seite ſchauerlicher Selbſtverderb. Gerade dieſer Widerſpruch zerſtört die Kraft des Tragiſchen. Wären ſie bloß Opfer einer heiligen Beſtimmung geweſen, ſo würde ſich ihre Erſcheinung jenen heiligen Geſtalten geſellen, in welchen der Kunſt die Gegenſtände großartigſter Erhabenheit und göttlicher Anmuth gegeben ſind. Oder umgekehrt, wären die Huſſiten bloß wilde Frevler und ſelbſt verworfene Geißeln Gottes geweſen, ſo würde die Erſcheinung ihres gewaltſamen Untergangs, beſonders der Zerſtörung in ihnen ſelbſt, eine der Kunſt nicht unwürdige Manifeſtation göttlicher Gerechtigkeit bilden. So aber ſind ſie für eine tragiſche Erſchöpfung der lezteren Art zu gut, und für eine Verklärung der erſteren Art zu ſchlecht. Die

Anſchauung ihrer Wahrheit geht alſo nach zwei Seiten unverſöhnlich aus einander. In ſo fern man religiöſe Begeiſterung in ihnen erkennen muß, ehrt man ſie, fühlt mit und betrauert ihre Opferung; in ſo fern aber Blindheit, Rohheit, Wuth und Sünde dabei iſt, erſchrickt man theils über die Verkehrung des Heiligen, theils indem man das Natürliche der Verwirrung einſieht, bemitleidet man eine Krankheit, die nichts allgemein Menſchliches, ſondern etwas ſpeciell Bedingtes, der eigenen Seele Fremdes iſt, theils endlich verwirft man mit ruhigem Verſtand und beſſerer Ueberlegung den ganz abſcheulichen Theil ihrer Ausſchweifungen. Dieſe Wirkungen vertragen ſich im Verſtand, können ſich aber nicht in der Empfindung concentriren. Man kann nicht zu gleicher Zeit bewundern und drüberſtehend beurtheilen, betrauern und verwerfen, ehren und verabſcheuen. Entweder man muß dieſe Empfindungen und ihre Momente an die Individuen vertheilen, ſo daß die einen die fromm Begeiſterten und tragiſchen Opfer, die andern ihre verderbenden Geſellen ſind, oder man muß ſie in Maſſe mit getrennt wechſelnder Betrachtung von dieſen unverträglichen Geſichtspunkten auffaſſen. Beidemal geht die Wirkung und die Ausbildung der Anſchauung auseinander. So iſt es in der Sache: ſo iſt es in Leſſing's Bild. Im Prediger ſehen wir die Miſchung, in den Umgebenden die Vertheilung der feindſeligen Momente. Dieſer Prediger iſt kein Prieſter Gottes, aber auch kein Baalsprieſter. Er hat Recht, daß er den Kelch und das theure Opfer, welches der Kelch bedeutet, als ein unveräußerliches Eigenthum aller Kinder Gottes, nicht irgend eines bevorzugten Standes, hochpreist. Aber dieſe Idee, die er ſelbſt proclamirt, verleugnet er ſelbſt. Die Verſöhnung, die er als allgemeine anſpricht, iſt an ihm ſelbſt unbewährt und widerſprochen durch die gewaltſame, düſtere, unbefriedigte Leidenſchaft, deren lebendiger Ausdruck er iſt. Die Liebe, die er allgemein nennt, findet in ihm ſich nicht; ſondern Haß, Zorn und Grimm. Es iſt hier gleichgültig, ob wir davon die Schuld in ihm ſelbſt oder in denjenigen ſuchen, welche den Gläubigen das göttliche Symbol entzogen hatten. In jenem Falle wird ſein Zuſtand als beſonderer Frevel, in dieſem als idiopathiſches Unglück, beidemal als ein Widerſpruch gegen das Heilige von der Art erſcheinen, daß ſich die Wahrheit und reine Macht dieſes Heiligen in dieſem Organ nicht offenbaren kann. Das Heilige iſt an ihm nur Zerſtörung und wird hinwieder von ihm zerſtört. Er iſt getheilt zwiſchen Gottes Gerechtigkeit und dämoniſcher Gewalt, und die Betrachtung der Idee, in welcher der Widerſpruch ſeines Zuſtandes Erklärung und Beruhigung findet, geht über ſeinen Anblick hinaus und von der Empfindung ſeines Zuſtandes ab. Derſelbe Widerſpruch vertheilt ſich unter die Zuhörer. Jenen Verwundeten, der, kniend, mit ſo klarer Beſonnenheit und gefaßter Ergebung zuhört, jenen Ritterjüngling, der ſo rückhaltlos mit ausgeſtreckten Armen ſich darbeut, den treuherzig-dienſtwilligen Alten und andere Geſichter von gutem Ausdruck mögen wir gern für fromm Begeiſterte erkennen, für ſchuldloſe Opfer eines heiligen Verlangens, und müſſen als unſchuldig Einbegriffene wohl auch Weib und Kind, wie ſie hier erſcheinen, bemitleiden. Aber alle dieſe ſind nicht die tragiſchen Helden der Scene; ſie ſind nur beſondere Stufen des allgemeinen Zuſtandes, der eben ſo ſehr ſeine vortreffliche Seite hat, ſie ſind nur coordinirt andern Erſcheinungen von conträrer Wirkung. Es iſt zum Theil ſchon an ihnen ſelbſt, daß die gutartige Begeiſterung mit einem Ausdruck von Beſchränktheit ſich verſchmilzt, der ahnen läßt, es müſſe ihnen der wahre Inhalt Deſſen, wofür ſie ſich opfern, entgehen. Noch mehr tritt dieſe unvermeidliche Entfremdung durch die Nähe, durch die für das Geſammtbild gleich wichtige Gegenwart jener andern Geſtalten hervor, die als blindwilde oder kaltſchlechte Mordgeſellen erſcheinen. Wenn jener Beſonnene Achtung und Ernſt, der warm Begeiſterte Mitgefühl, der Greis eine Miſchung von Ehrfurcht und Mitleid, Mädchen und Kind ein bloßes Erbarmen erregen: ſo kann dieſe Rührung wenigſtens als eine Stufenleiter gleichartiger, nah verwandter Empfindungen ſich verbinden. Indem aber hier und dort, daneben und zugleich in die Augen tretend, die wahrhaftigſte Erſcheinung einer begriffloſen Rohheit, eines brutalen Ergrimmens, einer gemeinen Frechheit die Seele trifft, wird das Gefühl in eine neue und andere Verfaſſung gebracht, bald auf einen Augenblick entſezt durch die Ahndung, zu welchen Extremen der Fanatismus in ſolchen Gefäßen führen muß, bald an den ſtarken Reiz feſtgehalten, welchen das unmittelbare Verſtändniß eines in ſich zwar widerlichen, aber bewundernswerth phyſiognomiſch beſtimmten Charakters dem Anſchauenden gewährt. Jene ernſte Achtung, das milde Bedauern, die Theilnahme an der Begeiſterung, die Rührung über den Mituntergang eigentlich Unbetheiligter, dann das Erſchrecken und die verſchiedenen Reize eines ſichern Verſtändniſſes — alles dies beſchäftigt das Gemüth, aber auf eine disparate Weiſe, und es wird ein Ganzes nur für den Verſtand daraus, der eine geiſtreiche, hiſtoriſch wahre Darſtellung der Schwärmerei in ihren Abſtufungen vor ſich ſieht; nicht aber ein Ganzes von poetiſcher Einheit. Motive, Werth und die darin vorausgeſehenen Schickſale ſind an dieſen angeſchauten Theilnehmern der Religionsempörung widerſprechend, mannichfaltig, zerſtreuend; eben ſo zerſtreut wird die Empfindung und kann ſich nicht concentriren zur Erfahrung einer und derſelben menſchlichen Nothwendigkeit und göttlichen Beſtimmung. Es gibt aber auch eine Zerſtreuung der Empfindung, welche poetiſch iſt; wenn nämlich in der Mannichfaltigkeit das Bewußtſeyn bewährt und durchgeführt wird, daß das

betrachtende Gemüth ſelbſt, obgleich verſchieden und widerſprechend angeregt, doch in Dieſem wie in Jenem ſeine Befriedigung und Stillung finde und unter wechſelnden Gegenſtänden, nur auf verſchiedene Weiſe, immer wieder zu ſich ſelbſt zurückkehre. Dies iſt elegiſche Poeſie. Allein um rein elegiſch zu ſeyn, ſind wieder die Vorausſetzungen und Mittel der Huſſitenpredigt zu groß und anſpruchsvoll. Die Vorausſetzung iſt großartig und tragiſch. Dieſe Kämpfer wollen zum Theil unverkennbar für das Heilige, Uebermenſchliche, nicht für ſich ſtreiten; und das ſollen ſie auch alle, und das behaupten ſie alle. Nur ſieht man eben, daß ſie theils nicht die Macht, theils nicht die wahre Verfaſſung, Einzelne nicht einmal den redlichen Willen dazu haben. Die Forderung iſt alſo tragiſch, zu groß für elegiſche Stimmung; ſie kann ſich aber nicht erfüllen; das Tragiſche kommt nicht zur Reiſe, und dafür kann ſich das Gefühl nicht in elegiſcher Weiſe, durch Rückkehr zu ſich ſelbſt, entſchädigen; ſondern wendet naturgemäß ſich an den Verſtand, daß er aus objectiven Gründen erkläre, warum die Begeiſterung ſo verwildern mußte. Auch die äußern Mittel ſind zu anſpruchsvoll für eine elegiſche Befriedigung. Hier drängen ſich Waffen, hier kochen gewaltige Leidenſchaften, hier iſt ſchon furchtbar gehandelt worden und wird noch furchtbarer gehandelt werden. Das ſieht man. Das ſind keine Reize, worin man den ſanften Genuß oder die wehmüthige Selbſterkenntniß der Elegie finden könnte; das ſind Darſtellungen des Menſchlichen von ſeiner ſchauerlichſten Seite, ſind ſolche, die zu einer befriedigenden Bedeutung nur durch die Einſicht kommen können, daß es etwas Großes, Werthvolles, Göttliches ſey, dem ſich das menſchliche Gefühl ſo gewaltſam unterwerfen muß. Allein hier iſt dieſes Große und Werthvolle nur gemeint, nicht wirklich, nicht wahrhaft gegenwärtig. Es wird nicht erkämpft durch dieſe Waffen, nicht erkannt in dieſen Leidenſchaften, nicht erobert durch dieſe Handlungen. Es iſt hier nur mittelbar und indirect vorhanden, nämlich als eine krankhafte Macht, die nur negativ den Werth des Kampfpreiſes darſtellt, indem ſie erkennen läßt, wie die Entbehrung ſeiner guten Kraft das Bedürfniß derſelben zur Fieberwuth erhitzt hat. Dieſem innern Verhältniſſe gemäß iſt auch die Anlage des Moments im Gemälde beſchaffen. Dieſer Moment iſt bloß der einer Empfängniß, in der aber das, was ſoll, nicht empfangen wird. Der Kelch iſt der tragiſche Mittelpunkt. Aber die Macht und der Werth des Kelches: Aneignung des Opfers, allgemeine Verſöhnung und Liebe, kann an dem bloßen Gefäß nicht erſcheinen, iſt nur gedachter und unſichtbarer Weiſe, nur abſtract mit ihm verbunden. Erſcheinen ſoll ſie an der Andacht, Hingebung, Seligkeit der Empfänger. Allein da die Andacht getrübt iſt durch das Bewußtſeyn des Streites, die Hingebung durch feindſelige Leidenſchaft, die Seligkeit erſt erwartet wird nach Beſiegung und Unterwerfung der Widerſacher: ſo wird nicht das reine Blut des Kelches empfangen, ſondern das wilde Blut der Natur aufgeregt. Auch an den Empfängern erſcheint alſo die Macht der Idee nur abſtract, als ſich ſelbſt entfremdete Gewalt. Es kommt wohl formell, aber nicht dem Inhalt nach die Idee zur Erſcheinung, um die es ſich handelt. Darnach konnte auch die lineare Anordnung der Compoſition der Anordnung keine andere ſeyn als ein Zuſammenreihen und peripheriſches Verbinden von Charakteren und Motiven, die ſich zwar nach ihrer paſſiven Seite alle auf den einen Mittelpunkt des Kelches beziehen, die aber zugleich jedes in ſeiner Selbſtſtändigkeit das ungleichartige und entfremdliche Verhältniß zu dieſem Mittelpunkt mannichfaltig darſtellen. Geht nun die Anſchauung vom Mittelpunkt, vom Kelch und fanatiſchen Prieſter aus: ſo fühlt ſie ſich von einer gemiſchten Gewalt ergriffen, für welche ſie, im erweiterten Blick auf den Umkreis, einen ausgleichenden Gegenſatz oder eine entwickelnde Läuterung ſucht. Allein ſie ſieht wohl in den rings Knieenden und Zuhörenden einen äußeren Gegenſatz des unterwürfigen Hinnehmens und Annehmens, und eine innere Entwickelung von Charakteren der Annahme.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bekanntmachung.

Nach der mit mehreren deutſchen Kunſtvereinen unterm 16. Oktober vorigen Jahres getroffenen Uebereinkunft, iſt der ſächſiſche Kunſtverein geſonnen, wo möglich aller zwei Jahre ein ausgezeichnetes größeres Gemälde zu acquiriren, um es dann in die geordnete Circulation bei den übrigen Kunſtvereinen zu ſetzen. Da namentlich ein ſolches Werk wohl recht eigentlich dazu beſtimmt ſeyn ſoll, von den Fortſchritten und Leiſtungen der vaterländiſchen Künſtler jedes Vereins den übrigen Kunde zu geben, ſo fordert der unterzeichnete Comité namentlich ſächſiſche Künſtler des Inlandes wie des Auslandes auf,

bis zum 1. Auguſt d. J.

Entwürfe zu einer größeren hiſtoriſchen Compoſition nach eigner Auswahl an denſelben einzuſenden, um alsdann darunter eine Wahl treffen zu können, und demjenigen Künſtler, deſſen Entwurf als der geeignetſte anerkannt worden, die Ausführung deſſelben in Oelfarben, wobei jedoch die Figuren wenigſtens drei Viertel Lebensgröße haben müſſen, zu übertragen.

Zuſendung wie Rückſendung der Entwürfe geſchehen auf Koſten des ſächſiſchen Kunſtvereins.

Dresden, am 13. Januar 1837.

Der Comité des ſächſiſchen Kunſtvereins.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 20.

Kunſt-Blatt.

Donnerstag, den 9. März 1836.

Brieſliche Mittheilungen allgemein-kunſtwiſſenſchaftlichen Inhalts aus den Gemäldeſammlungen von Berlin und Dresden,

von

Ernſt Förſter.

Erſter Brief.

(Muſeum in Berlin. Aeußeres, Allgemeines.)

Lieber Freund! Die Gelegenheit iſt, wie Du weißt, ein Frauenzimmer, das man bei ihren drei goldenen Haaren an der Stirn faſſen muß, wenn ſie kommt, da die vorübergehende uns nur noch kahle Stellen am Seiten- und Hinterhaupte zeigt, an denen nichts verfängt. Meine Meinung war freilich, ſie ſollte nach Italien gehen, ich hätte mich eingehängt und wieder einmal einen Blick in die ſchwebenden Gärten der Kunſt gethan, in denen nun einmal vorzugsweiſe die Früchte nach meinem Geſchmack zu brechen ſind. Inzwiſchen ging ſie nach Berlin und ich — natürlich mit. Denn das, ſagte ich mir, haben wir ja von der Cultur, daß wir Mobilia, ja ſogar Immobilia verſchiedener Völker und Länder zuſammenbringen und mit Orangen und Limonen auch Fresko- und andere Gemälde dem Süden abgewinnen.

Der Reichthum des Berliner Muſeums war mir noch unbekannt, ſelbſt die äußere Erſcheinung kannte ich nur aus Zeichnungen und vom Hörenſagen; nun weiß ich, daß die Geſchichte der ältern Kunſt dort einen Halt, die der neuſten einen Ruhepunkt findet. Wie über alle Vergleichung iſt es dem Baumeiſter gelungen, ein Gebäude aufzuführen, das ſchon durch die Stelle, auf der es ſteht, durch die grünen, wohlumfriedeten großen Raſenplätze, die Blumenbeete, die grünen Baumgänge, den lautrauſchenden Springbrunnen, vor allen aber durch die hohe, breite Stiege zum Eintritt ladet. Wie viele Menſchen und von wie vielen Seiten ſie kommen, alle können gleichzeitig ungehindert ein- und ausgehen, der freie Zutritt zu den Hallen der Kunſt für Alt und Jung, Arm und Reich kann nicht deutlicher und ſchöner ausgeſprochen ſeyn. Wie werd' ich in Zukunft, wo ich ſie vermiſſe, dieſer Vorzüge des Muſeums mich erinnern und der Vorhalle, deren Tiefe nicht beengt, deren Länge nicht ermüdet, deren Höhe erhebt und die ein dem Lichte der Kunſt zugekehrtes Gemüth in eine Stimmung verſezt, die ſich von der Wirkung der Tempel und Dome nur durch die größere Verwandtſchaft mit dem täglichen Leben, nicht durch Reinheit und Stärke unterſcheidet. Wärſt Du hier, wie manche ſchöne Stunde würden wir, geſchüzt vor der Mittagshitze und dem Staube Berlins, oder im Schimmer des Mondlichts auf- und abgehend verplaudern, den Duft der Blumen zu unſern Füßen einſaugen, nach dem Schloß und der Stadt hinüberſehend, der nahen Schätze der Kunſt und der verwandten in Rom und Florenz und wo immer uns erinnern.

Den Eintretenden nimmt zunächſt die große Rotunda auf, zwiſchen deren Säulen die Götter Roms und Griechenlands wie in einem Pantheon vereinigt ſtehen, um uns wenigſtens mit dem Hauch beglückter Zonen anzuwehen. Die weiten Räume im Innern des großen Gebäudes ſind ebenfalls mit antiken Statuen und Büſten erfüllt, von deren Werth und Bedeutung weder heute noch künftig meine Abſicht iſt, zu Dir zu reden — (wir ſind ein ſehr verwöhnter Mann) — aber eines kann ich nicht verſchweigen, wodurch ſich das Muſeum von manchem ähnlichen Gebäude — nach meiner Anſicht — zum großen Vortheil der Kunſtbetrachtung unterſcheidet: das Auge wird von keinem Wand-, Decken- und Fußbodenſchmuck in Anſpruch genommen, ſondern findet ſchlechterdings gar nichts, als die Kunſtwerke, auf denen es ausruhen kann. Freilich gehört zu ſolcher Schmuckloſigkeit die größte Reſignation eines phantaſiereichen Architekten; aber um ſo größer iſt der Dank, daß er der empfangenden Seele nicht mehr zumuthet, als ſie vermag, daß er ſie im Anſchauen, Studium und Genuß der alten Bildwerke durch keine Zwiſchenreden ſtört.

Ich gehe die breite, hohe Stiege hinauf nach dem obern Stockwerk und freue mich der wechſelnden Bilder, die mit mir zwiſchen den Säulen des Portikus aufſteigen und in denen das Schloß, der Springbrunnen, die Bauſchule, die Werder'ſche Kirche, und dazwiſchen die Maſten und Wimpel der Spreeſchiffe auszeichnende Punkte bilden. Warum mahnt mich, trotz alledem, jeder Schritt an den ſchönen Süden, an die freien, offenen Hallen von Florenz und Rom? Eben das Freie, Offene iſt es, das uns dort ſo wohl thut, und es iſt ein glücklicher Wurf des Architekten geweſen, die Stiege nicht hinter Mauer und Thor, ſondern gleichſam in einem vertieften Portikus emporzuführen. — Der gewöhnliche Eintritt in die Gemäldegallerie geſchieht durch die obere Gallerie der Rotunda, wobei ich jedesmal mit einer Ungeduld über die unnütze Krümmung des Wegs zu kämpfen habe. Wem es nun geht wie mir, d. h. wer vor dem Beſuch der Sammlung viele Berliner darüber gehört hat, der iſt erſtaunt über den Reichthum und Werth der Kunſtſchätze und kann die Ungerechtigkeit der herrſchenden Meinung nicht genug anklagen. Freilich Sixtiniſche Madonnen, Titianiſche Göttinnen, Düreriſche Apoſtel ſind hier nicht zu finden und überhaupt nicht ſo leicht zu haben, aber der Freund der Kunſt findet nicht nur für geſchichtliche, ſondern auch für äſthetiſche Intereſſen reichliche Befriedigung und es kommt nur auf den Verſuch an. Ueberhaupt nirgend taugt vor-urtheilen, vor-lieben, vor-wünſchen weniger, als in der Kunſt. Oder taugt es irgendwo etwas? „Ich verlange, ſo ſagt man, von einem Gemälde, daß es gemalt, nämlich gut gemalt ſey, ich will mich an dem Anblick künſtleriſcher Vollkommenheit weiden; die unterſcheidenden Mittel der Malerei ſind Farben, alſo auch dieſe ſuch' ich in höchſtem Glanz und reiner Harmonie. Ich will mich dem Kunſtwerk gegenüber ganz paſſiv verhalten, wie bei einem Sonnenaufgang, bei einer Frühlingslandſchaft, bei einer Arie aus dem Don Juan." Ja, lieber Himmel, gehört denn nicht zu alledem noch mehr als Auge und Ohr? empfinden denn nicht ſogar gebildete Leute bei derſelben Gluck'ſchen Arie der Eine höchſte Luſt, der Andere Langeweile?

Ehe ich indeſſen von den Freuden ſpreche, die mir dieſe Sammlung gegeben, will ich Dir noch ein Wort über die Aufſtellung der Gemälde ſagen. Offenbar gehört es zu den ſchwierigſten Aufgaben, eine Gallerie zu ordnen. Ein organiſches Princip iſt nicht da; *für ſolche Sammlungen hat kein Künſtler gemalt.* Es ſind nur zwei Motive der Aufſtellung denkbar: man will entweder Genuß geben oder Kenntniſſe. An eigentlichen, vollen, dem Gehalt des Kunſtwerks entſprechenden Genuß iſt in den Gallerien, genau genommen, ſo wenig zu denken, als an den einer Beethoven'ſchen Symphonie neben einer Regimentsmuſik mit Trommeln und Trompeten, neben einem Hain voll ſchlagender Nachtigallen, einem Hirten, der die Schalmeye bläst, und einer Catalani, die ihr göttliches God save the King durch das Meer von Tönen trägt. Welche Wirkung ein ſchönes Bild im abgeſchloſſenen Raum auf's Gemüth ausüben kann, davon haben uns die Gebrüder Boiſſerée in früheren Jahren, als ſie noch im Beſitz der reichen Sammlung altniederländiſcher Gemälde waren, eine Ahnung gegeben. Welche neue Macht der Kunſt würden wir kennen lernen, wenn wir einmal in ein Heiligthum eintreten dürften, in dem wir nichts fänden, als eine Rafaeliſche Madonna und Licht von oben! Ja jedes, ſelbſt untergeordnete Werk, wenn nur Beziehung zu Geiſt und Gemüth, oder zur Sinnlichkeit ihm inwohnte, würde auf ſolchem Wege mit ungekannten Wunderkräften uns berühren.

Die Belehrung, die eine Sammlung geben kann, iſt eine doppelte, einmal an die Kunſt, dann an die Wiſſenſchaft. Dem Künſtler wird es zuletzt am liebſten ſeyn, wenn er die beſten Gemälde, d. h. die, von denen er am meiſten lernen kann, in *einem* Raum beiſammen hat; ihn intereſſirt nicht der Weg, ſondern das Ziel, an dem die kräftigſten Wanderer angekommen, weil er wo möglich ohne alle Umwege und Verirrungen auch da ankommen will. Der Kunſtwiſſenſchaft hingegen ſind gerade die Um- und Irrwege, die Aeußerungen ſtrebender Kräfte, wegen des Reichthums der Individualität, alſo wegen des erweiterten und inhaltvollen Blicks ins Geiſtesleben der Menſchheit von größter Bedeutung. —

Auf den erſten Blick erkennt man, daß die leztere Beziehung die Ordner der Sammlung des Muſeums geleitet hat. Die Gemälde ſind nach den bekannten Schulen, ja ſogar nach den ſonſt wenig beachteten Unterabtheilungen (der Ferrareſen ꝛc.) und nach der Zeitfolge geordnet, und zwar ſo, daß bei den Meiſtern nach dem 16. Jahrhundert, als die Individualitäten ſich immer mehr verflachten, blos lezteres Motiv das leitende blieb. Die durch couliſſenartig eingeſezte ſpaniſche Wände gebildeten Abtheilungen der großen Säle ſondern Schulen und Zeiten, und beugen wenigſtens einigermaßen der Ueberſättigung der Augen vor. Die Beleuchtung iſt ziemlich günſtig, mit Ausnahme der den Fenſtern gegenüberſtehenden Gemälde, die, weil der Lichtreflex nothwendig ins Auge fallen muß, nirgend ganz zu überſehen ſind. — Außer dieſen auf die genannte Weiſe gebildeten Abtheilungen, befinden ſich noch zwei andere in beſonderen Räumen, die man die Zimmer der *Incunabeln* zu nennen pflegt, in denen aber Bilder des 14., 15. und ſogar des 16. Jahrhunderts vorkommen, für deren Abſonderung von den übrigen ich durchaus keinen Grund entdecken kann; denn ſelbſt der Berliner Witz, der aus Incunabeln Incurable macht, iſt unbegründet, da werthvollere Werke einzelner Meiſter darunter ſind, als in der äußern Gallerie.

Abgeſehen nun von dieſer, nach meiner Anſicht unnöthigen, jedenfalls nicht conſequent durchgeführten Abſonderung, iſt die Anordnung plan und würde der vorangeſtellten Abſicht ganz genügen, wenn die Sammlung ſelbſt Mittel genug enthielte, einen vollſtändigen Ueberblick über die Entwickelung der Kunſt zu geben. So aber fehlen authentiſche, wenigſtens bezeichnende Werke ausgezeichneter Meiſter, und ihre Stellen werden zuweilen durch höchſt unbedeutende, den Sinn Unkundiger nur verwirrende Bilder, wie z. B. die des Don Lorenzo Camaldoleſe, Giacomo Francia (von welchem Leztern ein Bild genügte) u. A. namentlich durch manche bloße Schularbeiten eingenommen. Es früge ſich, ob man nicht dem Ziele viel näher kommen würde, wenn man die Lücken durch möglichſt treue Nachbildungen vorzüglicher Werke der Meiſter, die die Träger der Entwickelung und Vollendung in der Geſchichte ſind, ausfüllte. Ich meines Orts würde ſogar neben den unbezweifelt ächten, aber ziemlich bedeutungsarmen Fragmenten der Giotto'ſchen Thüren von S. Croce in Florenz eine treue (verkleinerte) Nachbildung der ſieben Sakramente in S. Incoronata zu Neapel, oder ſeiner Geſchichte des heil. Franz von Aſſiſi; neben, ja vielleicht anſtatt der ſehr verdorbenen Madonna des Fieſole eine Copie ſeiner Verkündigung, oder der großen Paſſion in S. Marco ꝛc. aufſtellen, und zweifle keinen Augenblick an der geſteigerten Theilnahme des Publikums. Denn wie groß auch der Abſtand von ſelbſt guten Copien zum Original ſey, ſo iſt Kenntniß deſſelben (ein unſicheres Beſitzthum ſelbſt der Kunſtkenner) eine Sache der Kunſtfreunde im Allgemeinen, denen treue Nachbildungen guter Werke immer vorzüglicher erſcheinen werden, als gar keine, oder verdorbene, oder leichte Originale. Wie belehrend, wie erfreulich müßte eine ſolche Sammlung ſeyn, in der uns die Kunſt und ihre einzelnen Schulen in lebendiger Fortbildung vor Augen träte; ja ſelbſt die Leiſtungen ſchwächerer Geiſter wären — um der nun fühlbaren Verwandtſchaft willen — zu ertragen, ſtatt daß ſie uns jezt leider nur zu oft das Verdammungsurtheil einer überaus großen und reichen Periode in die Hände geben.

Der Katalog iſt mit großer Einſicht, Kenntniß und Mäßigung abgefaßt, und iſt durch ſeine Ausführlichkeit der Beſchreibung ganz vorzüglich geeignet, dem Gedächtniß außer der Gallerie beizuſtehen. Bei der großen Schwierigkeit, namenloſe Bilder ihrem Meiſter, ihrer Schule, wenigſtens ihrer Zeit zuzuweiſen, iſt es kein Wunder, wenn in vielen Fällen die Meinungen getheilt bleiben. Ohne der meinigen irgend beſonderes Gewicht zuſchreiben zu wollen, kann ich nur ſagen, daß mir die alten Florentiner und Sieneſer nicht genau genug aus einander gehalten zu ſeyn ſcheinen, was freilich, da es ſich nirgend um Hauptbilder handelt, weniger zu bedeuten hat. So halte ich den angeblichen Lippo Memmi (Nr. 57), vier kleine Bilder aus der Paſſion in einem Rahmen, für florentiniſche Arbeit, wenigſtens durchaus nicht übereinſtimmend mit dem beglaubigten, ganz wohl erhaltenen Bilde dieſes Meiſters, das mein Bruder in Berlin beſizt. Eben ſo Nr. 47, 57 u. A.

Noch viel Rühmliches wäre zu ſagen von der Ausſtellung, die nicht zu viel in einem Raume gibt; von der Beleuchtung, die wenigſtens die Bilder der Seitenwände ſo gut zeigt, als bei Wandfenſtern möglich; von der Einrichtung, daß die Bilder leicht umzuhängen, wodurch die Sammlung eine Art Leben bekommt, da neu angekaufte Bilder ſogleich eine Stelle finden; von dem Schutz der Gemälde durch eiſerne Barrieren, die das nächſte Antreten an ſie verhindern; von den vielen und gefälligen Dienern; von der Freiheit der Benutzung; von den an den Wänden aufgehängten Tafeln mit dem Verzeichniß der Gemälde, wodurch der Unbemittelte der Verpflichtung den Katalog zu kaufen überhoben wird; von der Bezeichnung der Abtheilungen und Schulen über den Eingängen u. ſ. w.; auch einiges Mißfällige, z. B. daß die Stühle feſtgenagelt in den Ecken ſtehen, ſo daß ſtundenlanges, oder nur halbſtündiges Studiren eines Gemäldes ſchon eine tüchtige körperliche Anſtrengung iſt; ferner daß man den Hut nicht auf dem Kopfe, offenbar dem bequemſten Hutpflock, behalten darf, was mir (in München, Paris, Italien denkt man an ſolches Verbot nicht), der ich mit der Rechten den Stift, mit der Linken Katalog und Schreibtafel halte, beſonders läſtig iſt; inzwiſchen wirſt Du Dich mit dem Geſagten begnügen und begierig ſeyn, etwas von dem Ziel zu hören, zu dem alle dieſe Wege führen. Nun nächſtens.

(Die Fortſetzung folgt.)

Berlin, im Januar 1837.

(Fortſetzung.)

Dem äußeren Gegenſatz aber des Annehmens gegen das thätige Einpredigen fehlt das innere Reſultat, da dieſes nicht entgegengeſezter Art, nicht das Ausgleichende gegen den Aufwand des Predigers, ſondern eine gleichartige Mitleidenſchaft iſt. Und der innern Entwickelung fehlt die läuternde Macht; indem man zwar Das, was vom Prediger ausgeht, in verſchiedenartige Momente ſich in den Zuhörern auseinanderlegen ſieht; für dieſe Verſchiedenheit aber den Grund nicht in der Fülle und dem Gehalt des Mittelpunktes finden kann; ſondern vielmehr in verſchiedenen Gemüthsarten und beſondern Bedingungen ihres perſönlichen Lebens die Urſachen von der Mannichfaltigkeit der an ihnen ſichtbaren Wirkungen erkennt.

Geht man, umgekehrt, von der Peripherie aus: ſo erwartet man eine Auflöſung der widerſprechenden Momente im Mittelpunkt, findet aber nur eine theilweiſe Miſchung derſelben im Prediger, die für den Sinn ergreifend, für den Verſtand deutlich, nicht aber für den Geiſt erfüllend und erhebend iſt. Daher fühlt man ſich nicht am Ende, nicht im Reinen. Das Gemälde erſchöpft die angeregten Eindrücke nicht. Ich hörte daher öfter ſagen: die Compoſition ſey nicht genug geſchloſſen; wenigſtens auf der linken Bildſeite ſeyen die Linien zu gleichartig widerholt, der Raum zu wenig ausgefüllt. Andere ſuchten den Grund einer gewiſſen Zerſtreuung darin, daß die Farbenwirkung nicht genug concentrirt ſey. Meines Erachtens ſind dies nur ſecundäre Hinderniſſe einer im Ganzen ſehr ſchönen Zeichnung und Malerei, und liegt vielmehr, daß es zu keiner vollen Sammlung des Eindrucks und geſchloſſenen Vertiefung kommen kann, in der Bedeutungsverſchiedenheit der Momente des Gegenſtandes für Empfindung und Einſicht, in dieſer Coordination von Zuſtänden und Charakteren, welchen in Wahrheit nur eine gleiche Meinung und Gewalt, nicht eine gleiche Idee zu Grunde liegt. Aus dieſer Urſache konnte weder ein einzelner Punkt im Gemälde zum ſichtbar vollen Mittelpunkt der höchſten Bedeutung erhoben, noch durfte eine einzelne Geſtalt wahrhaft großartig, noch das Ganze eine erhabene Scene werden; ſondern der einmal gewählten Aufgabe gemäß möchte der Künſtler ſowohl die einzelnen Figuren als die ganze Compoſition ſo behandeln, daß ſein eigener Verſtand (ſo wie der des durch ihn Anſchauenden) über den Vorgeſtellten, erkennend und unparteiiſch über ihnen ſteht, und das Gefühl wohl mannichfaltig angeregt, aber nicht mit ſeiner eigenen ganzen Menſchlichkeit in die ganze Handlung hineinverflochten wird. — Nun kommt aber niemals eine tragiſche Befriedigung, eine tiefe Verſöhnung zu Stande, wo nicht die ganze Vorſtellung als allgemein menſchliche, ſomit als eigenſte Erfahrung, bis in die Wurzeln der Seele empfunden worden iſt. Da das Leztere hier einmal nicht ſeyn konnte, da dieſer Fanatismus in ſeiner Wahrheit uns nur theilweiſe anziehen, theilweiſe abſtoßen kann und im Ganzen wieder frei laſſen muß: ſo konnte auch die Verſöhnung in der Darſtellung nur eine formelle werden. Andacht oder ſachliches Behagen können wir hier nicht empfinden; aber die Klarheit der Charakteriſtik und die unparteiiſche Ausführlichkeit und Sauberkeit des Vortrags kann dem Verſtande und dem Auge und der beſonderten Empfindung anmuthen. In ſo fern dies eigentlich die Stimmung des Künſtlers iſt, der ſich für die verſchiedenen Seiten des Gegenſtandes intereſſiren kann, an ihren beſonderen Zügen mit eindringendem Verſtande und ſchöpferiſcher Liebe ſich bethätigen und in der Ausführung der mannichfaltigen Erſcheinung mit Wärme und Fleiß verweilen kann: in ſo fern iſt hier wieder die elegiſche Form vorhanden, die Form eines Bewußtſeyns, welches im Mannichfaltigen und Widerſprechenden eine Beſchäftigung und Befriedigung ſeines Sinnes, ſeines Verſtandes, ſeiner Kraft, ſeiner Menſchlichkeit ſelber findet. Ganz dem gemäß iſt die Technik des Leſſing'ſchen Bildes beſchaffen. Sie gibt dem theils furchtbaren, theils rührenden, theils verſtändig intereſſirenden Charakterſtück eine allſeitige Farbenreinlichkeit, Glätte und Blüthe der Erſcheinung, die, im Gegenſatz mit den düſtern, wilden, ſtäubenden und ſchattenden Momenten, die in der Natur der Sache und Geſchichte liegen, dem Anſchauenden mit einer ſanften Heiterkeit und mannichfaltigen Anmuth entgegenſcheint. Es iſt dies gleichſam ein Ueberzug von Verſöhnung; einer Verſöhnung, welche nicht in der objectiven Scene, ſondern in der freien Stimmung, dem klaren Verſtande und ruhig-reinen Blick des Künſtlers gegeben iſt. — Dieſe elegiſche Klarheit mildert das Furchtbare des Gegenſtandes, ſie verſchmilzt auch den Reiz jener bewunderswürdig ſcharfen Charakteriſtik mit einer allgemeineren Stimmung; ſie dämpft ſowohl das Gewaltſame als das Zerſtreuende. So geſchieht es, daß der Sinn eingenommen und der Geiſt, unter Annahnungen des Tragiſchen, zwiſchen Urtheil und Wehmuth gewiegt wird. Aber wir faſſen nicht Fuß auf dem Boden einer großen Geſchichte; wir ſchweben im reichen Geiſte des Künſtlers. — Alſo auch hier iſt, ſtreng genommen, der Stoff zwar hiſtoriſch, aber nicht ideal (ſeine Idee geht über die Erſcheinung hinaus); die Form zwar ideal, aber nicht hiſtoriſch (der vorſtellende Sinn iſt ein anderer als der der Geſchichte). Der Verſtand iſt hiſtoriſch, der Styl lyriſch. —

(Die Fortſetzung folgt ſpäter.)

Nachrichten vom Januar.

Denkmäler.

Rom. Am 22. December wurde in der Baſilica Vaticana das Marmordenkmal, welches der jezige Pabſt ſeinem Vorgänger Leo XII. errichtet hat, ein Werk des Ritters Fabris, enthüllt. — Der Pabſt iſt ſtehend dargeſtellt, wie er dem Volke den Segen ertheilt.

Dresden, 28. December. Geſtern Vormittags 11 Uhr fand die feierliche Enthüllung des Monuments des verſtorbenen Königs Anton ſtatt, zu welchem man an deſſen 81. Geburtstage den Grundſtein gelegt hatte. Die gelungene, in dem dem Freiherrn v. Burgk gehörigen Eiſenwerke (im Plauen'ſchen Grunde) gearbeitete, gegen 12 Centner ſchwere Büſte ruht auf einem polirten Granitwürfel von 68 Centner Schwere, auf deſſen Vorderſeite mit metallenen Buchſtaben die Inſchrift: „Anton dem Gütigen, von den Bewohnern der Friedrichsſtadt, den XXVII. December MDCCCXXXV.“ angebracht iſt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 21.

Kunſt-Blatt.

Dienſtag, den 14. März 1837.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunſtwiſſenſchaftlichen Inhalts aus den Gemäldeſammlungen von Berlin und Dresden.

Zweiter Brief.

(Aeltere Florentiner und Sieneſer.)

Es iſt ſo ziemlich dafür geſorgt, daß man die Pſyche als Raupe und als Puppe ſehen kann. Byzantiniſch-griechiſche Madonnen und ihre ruſſiſchen Abgüſſe eröffnen den Reigen. Es ſind freilich garſtige Bilder und ich will Dich heute, wo ich obendrein Herz und Sinne ſonſt voll habe, nicht damit plagen; aber vorübergehen darf man doch nicht, es ſind Samenkörner von gutem Waizen drin, nur auf ſchlechten Boden gefallen; und das abgerechnet, lernen nicht die Naturforſcher ſehr viel — Manche meinen das Meiſte — von Mißgeburten?

Du weißt aber, wohin es mich immer zieht; in jene vom Glanze zweier Welten erleuchtete Zeit, über die die aufgehende Sonne die belebenden Strahlen ſandte, während der Schimmer des Mondes noch auf den Traumbildern heiliger Nächte ruhte; ich meine jene Periode der chriſtlichen Kunſt, da ſie anfing, die Bedeutung des Lebens und der Natur zu erkennen, aber noch unbewußt von der Erinnerung früherer Anſchauungen geleitet wurde. Noch haben wir in Deutſchland nirgend einen Punkt gehabt, von dem aus wir einen Blick in dieſe an Wundern der Kunſt reiche Epoche hätten werfen können. Das Berliner Muſeum iſt der erſte, und ſchon um deßwillen betrat ich es mit Andacht. Freilich ſprach ſich der Genius des vierzehnten Jahrhunderts frei und eigenthümlich nur im großen Epos und Drama aus und bedurfte große Räume für die Fülle ſeiner Anſchauungen, für die Menge ſeiner Geſtalten; doch rührte er zuweilen auch die Saiten der Lyra und auch die kleinſten Schöpfungen ſind aus ihm geboren. Nur muß man dieſe nicht für die einzigen oder größten halten, ein Dutzend Mondſteine in einem Cabinet für den Mond.

Es fehlen nur wenige Namen der Großen aus der Giotto'ſchen Periode (namentlich Andrea di Cione und Symon von Siena). Von Giotto ſelbſt ſind zwei Bildchen da (145. 146.), die in die Doppelfolge von Darſtellungen aus dem Leben Chriſti und des h. Franz gehören, welche die Florentiner Akademie zum Theil weniger bewahrt als vergräbt, und die ehedem die Sakriſteithüren in S. Croce ſchmückten. Das Techniſche von Giotto's Staffeleibildern, wie es Hr. v. Rumohr ſo genau bezeichnet, kann man hier genau erkennen, ſo wie ſeine kräftige Auffaſſung des Gegenſtandes und Bezeichnung der Affecte, z. B. in der um die Wiedererweckung ihres Kindes flehenden Mutter.

Ein anderes, das mich wegen ſeiner Innigkeit und Entſchiedenheit immer an ſich zieht, iſt im Seitenzimmer unter Nr. 2 aufgeführt und im Katalog als „*dem Giotto in Zeit und Art ſehr nahe verwandt*“ bezeichnet. Es ſind halbe (aber dreiviertel lebensgroße) Geſtalten; „Maria hält ſtehend das bekleidete Chriſtuskind, welches die Rechte der Mutter faßt, auf dem linken Arm.“ Kind und Mutter ſehen einander an, erſteres heiter aufmunternd, leztere wehmüthig lächelnd. Das Kind langt nach der Halsbekleidung der Mutter, die in Roſa mit weißen Blumen gekleidet, mit einem ſchwarzen Mantel umgeben iſt; Schriftzeichen, die ich nicht enträthſeln kann, verzieren den Buſenſaum des Kleides; das Colorit iſt lichtblühend und warm. Bei einem Meiſter, deſſen Größe in der Erfindung von Geſchichten, im Reichthum der Gedanken und Allegorien ꝛc. beſtand, und von dem nur wenige beglaubigte Staffeleibilder vorhanden, iſt es natürlich ſchwer, ein einzelnes einfaches Bild ihm zu- oder abzuſprechen. Seiner Richtung gehört es an, eine Meiſterhand hat es geſchaffen; tiefes Gefühl ſpricht aus allen Zügen und urſprünglicher Geiſt belebt es. Doch ich finde ſogleich Gelegenheit, mich mehr über dieſen Gegenſtand auszuſprechen.

Unter den andern ältern Bildern, zu denen ich mit nie ermüdender Liebe ſtets zurückkehre, nenne ich Dir

ein kleines Hausaltar von **Taddeo Gaddi**, das unter den hiſtoriſchen Merkwürdigkeiten in der dritten Abtheilung unter Nr. 34, 35, 36 aufgeſtellt iſt, und die Aufſchrift trägt: anno domini MCCCXXXIIII mensis sectenbris Tadeus me fecit. Das Mittelbild iſt die Mutter mit dem Kinde, auf einem Throne im Geſchmack jener Zeit, umgeben von Johannes dem Täufer, der, nach uns gekehrt, zur Verehrung auffordert, einem mehr gleichgültigen Biſchof im Franziscanerkleid (St. Franciscus nach dem Katalog, doch fehlen die Male) und den zwölf Apoſteln (leztere Bruſtbilder), welche ſämmtlich durch einen ſchmalen Rahmen vom eigentlichen Mittelbild, auf dem noch — ganz klein — die Donatoren in knieender Stellung angebracht — geſchieden ſind. Die Mutter hält das bekleidete Kind auf dem linken Arm, dieſes mit der einen Hand den kleinen Finger ihrer rechten Hand, während ſeine andere die mütterliche Wange ſtreichelt. Kind und Mutter ſehen ſich an, dieſe wehmüthig, jenes lieblich-froh aufmunternd. Das Bild iſt mit großer Liebe und Sorgfalt ausgeführt und lehrt uns ſeinen Meiſter kennen.

Was zunächſt auffällt, iſt die Technik. Der bewunderswürdige Fluß der ſehr fein geriebenen Farben, die grünliche Untermalung des Fleiſches mit den ins Naſſe aufgeſezten Lichtern, vielleicht auch das Bindemittel, (in welchem Wachs zu ſeyn ſcheint) ſtimmen mit der Art und Weiſe gleichzeitiger Sieneſer überein und weichen von der mehr trocknen und ſecken Malart des Giotto und ſeiner Miſchung der Töne ab. Dagegen iſt die Zeichnung ganz florentiniſch und folgt dem Style Giotto's. Ohne ſonderliche Rückſicht auf die Verhältniſſe der Kopf- und Geſichtstheile (namentlich leidet immer Hinter- und Oberkopf gegen das Geſicht), ſind die Formen darin groß und breit, wodurch die Baſis wirkſamer Gegenſätze gewonnen wird (wogegen die Sieneſer gern kleine Theile, feine Züge haben); der Ausdruck iſt lebendig und namentlich der Ernſt in den Apoſtelköpfen eindringlich. Die Gewänder tragen auch das Gepräge des Giotto'ſchen Styls, doch ſind ſie durchgebildeter und namentlich die Faltenanfänge im Licht (das breit gehalten iſt) beſtimmter umſchrieben. Die wenige Modellirung iſt durch Farbe (nicht durch Schatten) hervorgebracht. In der Anordnung ſpürt man das durch die deutſch-italieniſche Architektur beſtimmte Gefühl. Von Bedeutung iſt die Auffaſſung, das eigentlich geiſtige Element des Werkes. Jahrhunderte lang hat ſich die chriſtliche Kunſt damit beſchäftigt, die Mutter Maria mit dem Chriſtuskind als Gegenſtand religiöſer Verehrung darzuſtellen und eine ganze Kunſtgeſchichte ließe ſich ſchreiben mit Hülfe bloß dieſer Darſtellungen. Eine leiſe Wendung der höchſt einfachen Aufgabe macht ſie zu einer neuen und gibt uns andere Stimmungen, andere Phantaſien. Die älteren Madonnenbilder — auch noch bei den Sieneſen — zeigen uns Mutter und Kind, gleichſam als Gottheiten, in Bezug zur Gemeinde, meiſtentheils ſegnend. Dies paßte zu einer Kunſt, die uns den Himmel in heiliger Ruhe und ohne Verwandtſchaft zum jetzigen Leben hinſtellt, nicht aber zu einer, die ihre Anſchauungen einer künftigen oder gedachten Welt mit der wirklichen in Uebereinſtimmung ſezt. Einer ſolchen erſcheinen auch Maria und Chriſtus als Mutter und Kind und treten in Gemüthbeziehung. Giotto, der nirgend auf halbem Wege ſtehen bleiben konnte, machte ſogleich (in dem Mailänder Bilde) aus dem göttlichen Kinde einen wilden Knaben, der an dem Bruſtſaum vom Kleide der Mutter reißt, ein Motiv, das Rafael ſpäter in der Madonna di Colonna auf das Maß der Schönheit gebracht. Taddeo im vorgenannten Altarbildchen läßt auch beide unbekümmert um die Andächtigen vor und neben ihnen, zeigt ſie uns aber in einer Seelenverbindung, an der wir um ſo wärmeren Antheil nehmen, als ſie uns das eigne Leben kennen gelehrt, und als die Perſonen, an denen wir ſie wahrnehmen, bisher fern von allen ſolchen menſchlichen Beziehungen erſchienen. Der doppelte Weg, auf dem das Heilige uns nahe und dann auch zu nahe rückt, iſt hiermit aufgethan. Taddeo hat einer, ich möchte ſagen vertraulichen Theilnahme, die wir der Mutter und dem ihr ſchmeichelnden Kinde ſchenken würden, durch den Ernſt und die Anbetung der umgebenden Apoſtel vorgebeugt und einer an ſich gemüthlichen Darſtellung das Kirchlich-Feierliche erhalten.

Die Flügel dieſes Bildes, deren innere und äußere Seiten vorhanden, ſind großentheils von geringerem Werth und wohl nicht durchgehends von Taddeo's Hand. Neu iſt auf dem einen äußeren Flügel eine Zuſammenſtellung von Chriſtus zwiſchen Maria und Johannes, die ſich wie zur Ehe die Hände geben, während Chriſtus die ſeinigen auf ihre Schultern legt.

Bei weitem ſchwächer als dieſes Bild iſt das andere, eine Krönung Maria's, das unter Taddeo's Namen in der eigentlichen Gallerie (Nr. 133) hängt und außer dem Guß der Untermalung wenig Verwandtſchaft zu jenem zeigt. Plumpe Phyſiognomien bei miniaturartiger Ausführung derſelben, Unfähigkeit, Affecte auszudrücken — bei der Kreuzigung auf dem Nebenbilde lachen die Weinenden — Unbeſtimmtheit der Faltenzeichnung ꝛc. unterſcheiden es weſentlich von dem obigen ſehr werthvollen.

In die erſte Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts würde ich das ſchöne Bildchen aus der Sieneſer Schule ſetzen, das unter Taddeo Bartoli's Namen (Nr. 138) in der Gallerie hängt, wenn anders — was ich dahin geſtellt ſeyn laſſe — die auf die Gewänder eingepreßten Verzierungen mich nicht eines Irrthums überweiſen. Das Bild hat zwei Abtheilungen über einander. Die obere enthält die Verkündigung, ganz nach dem Motiv der florentiniſchen von Symon Martini und Lippus Memmi, das auch

Taddeo Bartoli bei der ſeinigen (in der Sieneſer Gallerie) im Weſentlichen beibehalten, nur daß bei ihm der Engel ſchwebt, hier kniet. In der untern Abtheilung ſtehen vier Heilige. Die Technik iſt ganz die alte Sieneſer: der fein geſtrichelte Auftrag (auf vollem Goldgrund), grüne Untermalung des Fleiſches mit aufgeſetzten weißen Lichtern, namentlich auf der Oberlippe, dem Kinn ꝛc., feine und gefühlte, obwohl wenig correcte Zeichnung, aber der Ausdruck des Seelenhaften im ganzen Bild. Taddeo, wo ich ihn geſehen (in Siena und Volterra) iſt durchhin feſter und correcter in der Zeichnung, aber lauer im Ausdruck.

Ich möchte Dir gern von all den Bildern ſprechen, vor die ich immer wieder trete, um neue Lehren, neue Freude zu holen; allein ich ſehe, wie erbärmlich meine Feder meinen Augen nachhinkt, und fürchte, Dich mit dieſem Holpergang zu ermüden. Doch will ich wenigſtens kürzlich noch ein Paar Bemerkungen beifügen. Die Sieneſer Lorenzettis, den Florentiner Agnolo Gaddi kann man aus den ihnen hier zugeſchriebenen Bildern nicht wohl kennen lernen: dagegen ſind unter den allgemein mit „Zeit“ oder „Schule“ und unter den vielen mit Spinello's Namen bezeichneten Tafeln höchſt werthvolle, die zum ernſteſten Studium auffordern, und uns das Arbeiten und Ringen der Geiſter, und ihre bald freiere, bald gebundenere Kraft, das Leuchten neuer Gedanken, die Mannichfaltigkeit der Auffaſſungen deſſelben Gegenſtandes, das Suchen nach Form und Ausdruck, die Bildung des Styls, namentlich in den Gewändern (Spinellos glänzende Seite), die fortſchreitende Technik und am Ende das allen gemeinſame Gute und Schlimme vorführen. Dahin gehört die originelle Darſtellung der Dreieinigkeit (III. 76.), ein florentiniſches Bild: Gott Vater, von Cherubim und Seraphim umgeben, ſendet ſegnend den heiligen Geiſt herab auf das Chriſtkind, das an den Brüſten der Mutter (offenbar nicht ohne Beziehung zur Kirche) liegt. Den Seraphim in der Glorie entſprechen unten zwei Engel mit Marterwerkzeugen.

Wie vielfältig iſt die Madonna in trono da! Bald iſt das Kind mit ihr, bald mit der Gemeinde, bald mit den anbetenden oder fürbittenden Heiligen, bald mit ſich oder einem Stieglitz beſchäftigt. An der Verkündigung hat man früh angefangen, Schmuck und Reiz der Schönheit zu verwenden. Bei den einfachen Geſtalten findet man theils die Gewänder (z. B. III. 57), theils die Charaktere (III. 62) vorzugsweiſe durchgebildet. Die zweite Epoche der Sieneſer Schule iſt glänzend vertreten, nicht allein durch mehrere kleine Bilder in der Weiſe Taddeo's (I. 150. 158.), ſo wie das vortreffliche Hausaltärchen (angeblich) von Barna (III. 48.), ſondern vornehmlich durch die große Verklärung Maria's von Domenico di Bartolo (III. 51), eine Compoſition, die durch ihre Größe, durch den Reichthum der Anordnung und Conſequenz der Behandlung wunderbar ergreift. In einer Glorie von Cherubim ſchwebt Madonna, auf Wolken thronend, in Weiß und Gold gekleidet, zu Chriſtus empor, der von Patriarchen, Propheten und Engeln umgeben, mit ausgebreiteten Armen ſie empfängt. Neben Madonna zu beiden Seiten, in drei Reihen über einander, ſchweben anbetende, lobſingende, muſicirende Engel mit ihr empor. Unten am offenen Grabe ſtehen die verwunderten Apoſtel, von denen Thomas (der bekannten Legende nach) den Gürtel der Jungfrau erhält.

Dieſes Bild flößt eine große Achtung vor dem ſo wenig gekannten Meiſter ein und verdiente allerdings eine beſſere Stelle als im Seitengemach, dem Fenſter gegenüber.

Vom Gritto da Fabriano, auf den man mich begierig gemacht, und der faſt zum erſtenmal namentlich auftritt, läßt ſich wenig melden (III. 45. 46). Er iſt einer der vielen ſpätern Giottesken, ohne hervorſtechende Eigenthümlichkeit, plump in Gedanken, Darſtellung und Ausführung. Dagegen iſt ein römiſcher Giotteske (Krönung Marias, III. 40) intereſſant und ſchön; erſteres vornehmlich wegen der Bekanntſchaft mit Giotto's Krönung in S. Croce zu Florenz.

(Die Fortſetzung folgt.)

Da Vinci's Schlacht von Anghiari.

In einer Notiz im Kunſtblatt (1836, Nr. 100) iſt von der in Paris befindlichen Zeichnung der Schlacht von Anghiari die Rede. Als Berichtigung des daſelbſt Mitgetheilten möge hier vorerſt ſtehen, daß es kein Carton, ſondern nur eine mäßig große Federzeichnung iſt, nach welcher Hr. Bergeret ſeine Lithographie herausgab, und daß dieſe ſich (als Ref. ſie im September v. J. ſah) nicht im Louvre, ſondern im Beſitz Hrn. Bergeret's ſelbſt befand. So wenig auch Ref. die Anſicht Derjenigen theilt, welche in der Gruppe, die ſich zur Linken des längſt bekannten Reitergefechts befindet, Leonardo's Geiſt und Styl nicht erkennen wollen und dieſelbe für eine ſpätere Ergänzung von fremder Hand halten; eben ſo wenig kann er ſich davon überzeugen, daß die Zeichnung der Originalentwurf Da Vinci's zu ſeinem großen Werke ſey, wenn auch ſein Name auf dem untern Rande des Blattes geſchrieben ſteht.* Er hält vielmehr

* Die Schrift ſtimmt übrigens nicht mit dem, was Ref. von Da Vinci's Hand geſehen zu haben ſich erinnert. Auch weiß er nicht, ob in jener Zeit die Bezeichnung ſolcher Skizzen mit dem Namen des Meiſters oft vorkam. Zeichnung und Unterſchrift ſind indeß jedenfalls gleichzeitig.

dieſe Zeichnung für die Arbeit eines der vielen jüngeren Künſtler, welche dieſen Carton, während er im Mediceiſchen Hauſe in Florenz ausgeſtellt war, eifrig ſtudirten, wie es noch mehr mit dem gleichzeitig verfertigten, faſt noch berühmteren des Buonarotti der Fall war. Daß dieſelbe aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts iſt, ſcheint ihm keinem Zweifel zu unterliegen. So viel Hr. Bergeret dem Ref. mittheilte, befand ſich das Blatt in früheren Jahren in Spanien, und kam von dort während des Kriegs in die Hände ſeines gegenwärtigen Beſitzers, welcher noch manche intereſſante Handzeichnung in ſeinem Cabinette bewahrt. Ueber die ältere Geſchichte deſſelben ſcheint nichts bekannt zu ſeyn. — Wie auch immer die Sache ſich verhalten mag: die erwähnte Zeichnung, leicht aber ſicher mit der Feder und etwas Tuſche ausgeführt, verdient allgemeine Aufmerkſamkeit, und es iſt als ein großer Gewinn zu betrachten, daß wir auf dieſe Weiſe eine wenn auch nur unvollkommene Anſchauung eines ſo großen und vielbeſprochenen Kunſtwerkes erhalten, mit dem es uns ungefähr ſo geht, wie mit Michel Angelo's Schöpfung, wovon unſeres Wiſſens nur die kleine zu Holkham in England befindliche Copie vorhanden iſt, welche Schiavonetti ſtach. Unter ſolchen Umſtänden muß man Hrn. Bergeret Dank wiſſen, daß er durch ſeine ſehr getreue Lithographie (Fac-ſimile), deren Genauigkeit Ref. zu prüfen Gelegenheit hatte, dies Werk allgemein bekannt gemacht hat. — Ueber die Geſchichte des Cartons, welcher den Sieg der Florentiner über die Mailändiſchen Truppen unter Niccolò Piccinino (nicht Piccolomini, wie irrig auf dem Steindruck ſteht) im Jahr 1440 darſtellt, etwas zu ſagen, hält Ref. für unnöthig, da ſie aus den kunſtgeſchichtlichen Werken, aus Vaſari, Amoretti, Brown und Gallenberg, zur Genüge bekannt iſt.

Rom, 3. Januar 1837.

Dr. Alfr. Reumont.

Nachrichten vom Januar.

Denkmäler.

Florenz, 27. December. Das Denkmal des Grafen Demidoff wird in Auftrag ſeines Sohnes Anatolio von Bartolini gearbeitet.

Berlin, 8. Januar. Zu Lyk hat ſich mit allerhöchſter Genehmigung ein Verein zur Errichtung eines Denkmals für den verſtorbenen Generallieutenant von Günther gebildet.

Brüſſel, 10. Januar. Das dem verſtorbenen Grafen Fr. von Merode in der St. Gudulakirche errichtete prachtvolle Marmordenkmal iſt jezt enthüllt worden und findet viele Bewunderer.

London, 14. Januar. Die Unterzeichnungen zu einem dem Herzoge von Wellington zu errichtenden Denkmale belaufen ſich ſchon auf 7 — 8000 Pfd. und man glaubt, daß ſich der wegen dieſer Angelegenheit niedergeſezte Ausſchuß in der im Februar ſtattfindenden Generalverſammlung für Errichtung einer Reiterſtatue entſcheiden werde.

Paris, 14. Januar. Das Denkmal, welches Hrn. Caſimir Perier auf dem Kirchhofe des Père Lachaiſe errichtet wird, iſt beinahe vollendet.

Malerei.

Paris. Die franzöſiſche Regierung, welche die Herren Taylor und Dauzats nach Spanien geſendet, um für ihre Rechnung Gemälde aus der ſpaniſchen Schule aufkaufen zu laſſen, hat bereits mehrere Kiſten erhalten. Durch die Aufhebung ſo vieler Klöſter ſind ſehr viele Bilder aus ihrem uralten Verſteck hervorgekommen.

Florenz, 27. December. Bei Bezzuoli iſt vom Grafen Anatolio Demidoff ein Bild beſtellt worden, deſſen Gegenſtand und Größe ganz dem Ermeſſen des Künſtlers anheimgeſtellt iſt. Andere Aufträge ſind an minder bedeutende Künſtler ergangen.

Rom, 3. Januar. Die Copie des jüngſten Gerichts von Michel Angelo in der Sixtiniſchen Capelle von dem franzöſiſchen Maler Sigalon iſt nun vollendet und war in dieſen Tagen in den Bädern des Diocletian ausgeſtellt. Der Künſtler hat den Charakter des Originals, ſo weit es in Oel möglich war, treu wiedergegeben, und mehrere Figuren, die unter Paul IV. von Daniel Volterra mit Gewändern bedeckt wurden, nackt dargeſtellt, auch mehrere an der Wand faſt verſchwundene Gruppen und einzelne Figuren nach alten Kupferſtichen ergänzt. Wenn nach wenigen Jahrzehenden das Gemälde an der Wand der Capelle ſo gut wie verſchwunden iſt, wird man ſich in Paris, wo die Copie Sigalon's in der jezt zum Ausſtellungsſaal eingerichteten Capelle des petits Augustins ſeinen Plaz erhalten wird, noch einen Begriff von Michel Angelo's Rieſengeiſt verſchaffen können. Für die Vollendung der Copie hat der Künſtler von der franzöſiſchen Regierung 60.000 Fr. erhalten und außerdem iſt ihm eine Penſion von 3000 Fr. jährlich zugeſichert. Er hat drei Jahre daran gearbeitet, und von der Größe der Copie kann man ſich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß die Leinwand allein 1300 Pfd. wiegt. Sigalon iſt, nachdem das Bild eingepackt worden, bereits nach Paris abgereist, wird aber ſpäter wieder hierher kommen, um die berühmten Propheten und Sibyllen in derſelben Kirche auch zu copiren. Hr. Numa hat ebenfalls eine Copie des jüngſten Gerichts von 7 F. Höhe und verhältnißmäßiger Breite angefertigt, die zugleich mit jener ausgeſtellt war. Sie iſt mit Waſſerfarben angelegt, mit rother, ſchwarzer und weißer Kreide vollendet und kommt in der Farbe dem Originale ſehr nah. Sie iſt für Herren Thiers beſtimmt.

Aufſehen erregt ein Bild von Wiertz aus Lüttich: „die Griechen ſtreitend um den Leichnam des Patroklos,“ das 27 — 28 F. lang und verhältnißmäßig hoch iſt. Die Figuren haben über doppelte Lebensgröße.

Wien, 18. December. Das Portrait der Erzherzogin Thereſe iſt in der kaiſerlichen Porzellanfabrik auf eine Porzellantafel gemalt, in den Räumen der genannten Fabrik am Joſephsplaze zur Schau ausgeſtellt.

München, 17. Januar. Es ſind von dem Magiſtrate mehrere Gemälde auf Porzellan beſtellt, die mit der großen Vaſe nach Griechenland abgehen und zum Theil ebenfalls durch Heinzmann gefertigt werden ſollen, der zu dieſem Zwecke Auftrag erhalten hat, mehrere Punkte zur Erinnerung an München aufzunehmen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№. 22.

Kunſt-Blatt.

Donnerstag, den 16. März 1837.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunſtwiſſenſchaftlichen Inhalts aus den Gemäldeſammlungen von Berlin und Dresden.

Dritter Brief.

(Werth der Sammlung.)

Ich habe eine ſchwere Aufgabe zu löſen gehabt, lieber Freund, aber, da ich ſie, wie ich glaube, glücklich gelöſt, erzähle ich Dir den Hergang. Wie ich Dir ſchon neulich geſagt, iſt man in Berlin im Allgemeinen wenig von dem Werth der Muſeums-Sammlung überzeugt und faſt überall ſtehe ich mit meiner Bewunderung allein. Endlich hat man mich zum Heiden-Apoſtel gemacht und Ueberführung gefordert von den Bildern ſelbſt. Freilich mit dem erſten Geſetz des heiligen Geiſtes der Kunſt: „Du ſollſt keine andern Götter haben neben mir“ durfte ich, wie Moſes, nicht anfangen; kein Menſch ſähe Lichtſtrahlen aus meinem Kopfe fahren, und jeder tanzte luſtig fort ums goldne Kalb.

Inzwiſchen gingen Freund N. und ſeine Frau und deren Schweſter, die ſelbſt Künſtlerin iſt, mit mir. Gleich beim Eintritt, nachdem wir uns rechts in die Abtheilung der Mittel-Italiener gewendet, fing mein Freund an:

Nun ſieh Dich um, zeige uns etwas aus der Maſſe, das das Auge erfreuen, das Herz rühren kann, das eine Stimmung hat oder gibt! Steife, magere Geſtalten, ſchlecht gezeichnete, bunt gefärbte, auf Gold aufgeklebte, allgemeine Papierfiguren. Was ſoll uns dies in jetziger Zeit, wo uns die Kunſt aus der Fülle der Kraft, mit allem Zauber der Darſtellung, Anmuth, Schönheit, Individualität und Poeſie die entzückendſten Werke gibt! Und — hiemit wollte er weiter gehen — iſt dort bei den Venezianern und Ferrareſen —

Halt, ſagte ich, lieber Freund. Die Geſchichte hat ſich Zeit genommen, um vom Einen zum Andern zu kommen, thun wir's auch. Du weißt, Paulus rühmt den Korinthern als eine der erſten Gaben des heiligen Geiſtes, die Geiſter zu unterſcheiden. Was nun nicht über uns kommt, wollen wir ſonſt zu erwerben ſuchen. Es iſt nicht Alles Gold was glänzt, nicht Alles Alte gut. Sieh, — und hier führte ich meine Geſellſchaft vor das Bild, von dem ich Dir noch nichts Näheres ſchrieb (I. 158) — Sehen Sie, liebe Freundinnen, hier eine Verkündigung Mariä, ein altes Bild, nach dem Katalog ums Jahr 1400 gemalt in Siena; das andere darüber, auch eine Verkündigung, nicht viel ſpäter von Don Lorenzo Camaldoleſe; beide auf Goldgrund, beide ziemlich ungeſchickt gezeichnet; beide bunt, ohne Farbenharmonie und ohne Effect, gänzlich flach und platt. Und wäre denn doch vielleicht ein Unterſchied zwiſchen ihnen, der nicht bloß die gewöhnliche Sonderung der Individualitäten beträfe? Leitete doch vielleicht jedes nach andern Quellen und eines von ihnen nach einer hellern und friſchern?

„Nun bin ich wirklich begierig, ſagte Frau N., auf Ihre Mittel, uns für eines von beiden zu intereſſiren, da ich noch keine Ahnung habe, für welches Sie es beabſichtigen.“

Das wird leicht ſeyn, erwiederte ich, ſobald wir uns nur in die Schöpfungsgeſchichte eines Bildes verſetzen. Wir unterſcheiden hierbei zweierlei oder wenn Sie wollen dreierlei, nämlich den Endzweck des Künſtlers, die Darſtellung, die Mittel zur Erreichung deſſelben und, was allem vorangeht, den Inhalt des erſtern, die Anſchauung des beabſichtigten Gegenſtandes. Im vorliegenden Falle iſt die Verkündigung Mariä die Aufgabe, jener wunderbare Moment, wo einer Jungfrau, „die von keinem Manne wußte,“ durch einen Boten Gottes angeſagt wird, daß ſie Mutter werden und den Heiland der Welt gebären ſolle. Welche ſinnliche, welche Seelenvorgänge liegen vor uns? Das Ueberraſchende der Erſcheinung, das Erſchrecken Maria's, das Ausrichten einer Botſchaft, die Aufnahme derſelben. Sehen Sie nur zu, oben bei dem guten Don Lorenzo; der Engel hört mehr als er ſagt; ja ſeiner Stellung nach kann er ſo lange da gekniet haben, als der Maler Zeit gebraucht, ihn zu malen; Maria — was

läßt ſich denken und empfinden mit ſo abſtehenden Ellenbogen? Hingegen hier unten ſehen Sie in dem wie hingeworfenen Engel das Plötzliche der Erſcheinung, in der erhobenen Hand des weitgeſtreckten Armes das Bedeutende ſeiner Botſchaft; in Marien, wie ſie ſich, mit aufgezogener Schulter, in den Mantel birgt und zurückbiegt, das geheime Grauen, und doch in dem auf den Engel gewandten Blick ſchon die Beſiegung der Furcht und den Beginn des Gedankens: „Des Herrn Wille geſchehe!“ Und gehen Sie ins Einzelne, ſo iſt, wie jede Richtung von Hand, Kopf, Körper ꝛc., ſo jede ſelbſt kleinſte Falte — wie unvollſtändig immer in der Zeichnung — doch motivirt, während oben die ganze Draperie ſo gänzlich ohne Motiv über die Körper hängt.

„Motiv, fing die Freundin an, ich höre dies Wort ſo oft, ohne mir eine deutliche Vorſtellung davon machen zu können. Was hab' ich mir dabei zu denken?“

Alles, Beſte, ſagte ich, worauf es in der Kunſt ankommt. Motiv kommt her von dem lateiniſchen Wort movere, bewegen, und heißt alſo ungefähr Bewegung. Will ich irgend ein Ziel erreichen, ſo gehört die Bewegung nach demſelben vor allen dazu; ſoll Einer ſchlagen, ſo muß er die Bewegung des Schlagenden, ſoll Einer bitten, die des Bittenden machen; der Verzweifelnde äußert ſich anders als der Ergebene, und ſo ſehen wir überall die äußere Erſcheinung als Ergebniß innerer Vorgänge von Willen und Empfindung; ja wir können uns dieſe Bewegung der Seele nach außen als eine fortgeſezte denken und dann bildet ſogar Denken und Seyn ſeine eigenen Phyſiognomien. Das ſind nun freilich ſehr geiſtige und unſichtbare Wege, und ſie zu ſehen und zu gehen iſt nicht leicht; dafür iſt aber auch die Kunſt eine Kunſt, nämlich die rechte. Der Künſtler, der rechte nämlich, tritt ſogleich und unmittelbar vor die Seele ſeines Gegenſtandes und macht nun mit ihr die Bewegung nach außen, ſo entſtehen ihm ſeine Marien, ſeine Engel und Alle, ſo jede Bewegung des Kopfes, Leibes, der Hände, ſo jede Falte, und dann iſt bei ihm Alles motivirt, das heißt jede Form durch die innere Anſchauung bedingt, aus ihr geboren, während ſonſt alle äußere Mittel der Natürlichkeit, wie ſie nur Modelle und Gliedermänner bieten, vergeblich den abſtracten Geſtalten an- und umgehängt werden. O, ich wollte, ich könnte Ihnen eine Vorleſung halten von der Kunſt, Modelle und Gliederpuppen mit allen Gaben der Grazien und Muſen, mit Schönheit und mit Kleidern, mit Leidenſchaften und Falten, mit Licht und Farbe und was Allem zu beſtecken und auszuſtatten, eine Kunſt, von der die halbe Welt ſchwört (und ich mit), Rafael habe ſie nicht beſeſſen und Correggio nicht erreicht: — doch das führt uns ab von unſerm kleinen, unſcheinbaren Bildchen und vom Motiv in der Kunſt. Da kommt nun ein wichtiger Punkt, die *Wahrheit der Bewegung*. Sie wiſſen, daß zu uns geſagt iſt: „So ihr nicht werdet wie die Kindlein.“ Jede Empfindung leidet durch Vermittelung, und je kürzer der Weg von der Empfindung zur Aeußerung, deſto treuer wird leztere ſeyn. Was iſt das Reizende an Kindern, als gerade dieſe große, faſt unbegrenzte Unmittelbarkeit, die ſie ohne die Geſetze der Wohlanſtändigkeit ꝛc. langen, faſſen, gehen, ſpringen — ich möchte ſagen fallen läßt, und die ihren höchſten Gipfel in ihrer Freude erreicht! Weiß Einer erſt, was gefällt, ſo iſts um ſeine Kindheit geſchehen, und eben dieſe Naivität unterſcheidet die höchſten Genien der Kunſt von Leuten, die ihnen Manches abgelernt.

Sehen wir nun bei allem Linkiſchen und Schwachen doch die unverrückbare Richtigkeit der Bewegungen bei den Kindern und ergötzen uns daran, ſo können wir daſſelbe Ergötzen in der Kunſt uns verſchaffen, wenn wir nach den Kindern in ihrem Gebiet uns umſehen, und hier wird uns die ſo verachtete oder wenigſtens gering geachtete Frühzeit derſelben ihre reichen Schätze aufſchließen und den Schlüſſel geben zu denen der Folgezeit. Das iſt's, was uns hier feſſelt und entzückt: *die aus der Unbefangenheit hervorgehende, ſchlagende Richtigkeit der Motive*.

Hilf Himmel, fiel mein Freund ein, welche Verwirrung der Begriffe! Wie kann man bei dieſen Handſchuhfingern, dieſen geſchlizten Augen, dieſen muskelloſen Körpern von Richtigkeit ſprechen? Das iſt's ja, Lüge iſt Alles und Lüge wird Alles, was auf dem Wege entſteht. Denn wie können Figuren, die unter gar keiner Bedingung exiſtiren, alſo noch weniger ſich bewegen können, eine *richtige Bewegung* machen?

Du bringſt mich, antwortete ich, auf die nothwendige Unterſcheidung zwiſchen *äußerer* und *innerer* Richtigkeit. Die äußere — und das iſt die, von der Du ſprichſt — iſt die vollkommene Uebereinſtimmung des abgebildeten Gegenſtandes in allen ſeinen Theilen mit dem Original. Jede echte Kunſtrichtung läßt dieſes Ziel nicht aus den Augen; allein ſeine Erreichung iſt nicht nur ein Ding der Unmöglichkeit (denn ſelbſt den begabteſten Meiſtern der glücklichſten Periode wird ein kenntnißreicher Anatom Fehler vorrechnen, in jedem Fall wenigſtens Fehlendes, ohne welches auch keine Geſtalt Leben und Bewegung hat, Nerven, Adern, Blut ꝛc.) — ſondern führt auch auf endloſe Verirrungen, in denen man zulezt nach dem Unterſchied von ſeidenen und wollenen Stoffen, nach der genauen und wahrhaftigen Abbildung der Mutter Gottes, nach dem richtigen Koſtüm, in welchem Chriſtus die Welt erlöſt, jagt und greift. Ein Andres iſt's mit der Richtigkeit, die ich aus Armuth an Bezeichnungen *die innere* nannte; ſie iſt die Uebereinſtimmung des beabſichtigten Vorgangs mit ſeiner Aeußerung, und fällt der künſtleriſchen

Phantaſie anheim. Hier hängt Richtigkeit von geſunder und unbefangener Anſchauungskraft ab und hier iſt Erreichung des Ziels vollkommen möglich, wenn auch die Modulation durch die Individualitäten Verſchiedenheiten hervorbringt. Freilich ſind die Grenzlinien mit faſt unſichtbarer Dinte gezogen, und die Kunſt hat zur Bezeichnung des Beſten keine andern Mittel, als die Natur, die ein geiſtreiches Geſicht nach derſelben äußern Ordnung bildet, als ein geiſtloſes. Und ſo kann es denn kommen, daß ein Blankenmann, deſſen ganze Muskulatur in der Stärke einer geraden Linie liegt, ſich richtiger bewegt, als der beſte in einen Johannes umgewandelte akademiſche Act.

Ich komme wieder, fing jezt die Künſtlerin an, auf das Bildchen zurück, das ich mir, Ihrer Rede zu lieb, jezt ſo lange angeſehen. Iſt es denn wirklich Ihr Ernſt, daß das die wahre Kunſt iſt, und ſoll man ſo malen?

Beſſer iſt beſſer! ſagte ich, aber trachtet am erſten nach dem Reiche Gottes, ich meine die innere Wahrheit, ſo wird euch alles Andere von ſelbſt zufallen, und wo nicht, ſo iſt wenigſtens dem Geiſte nicht Gewalt geſchehen. Wir laſen noch neulich zuſammen des Dichters genügende Beantwortung der Frage: „Warum ſind keine Erinnerungen ſo ſchön, als die aus der Kindheit?“ und ich möchte heut dazu ſetzen: warum auch keine Hoffnungen, als die in ihr? Ich betrachte keineswegs das vorliegende Bild, das uns gerade ſo lange aufhält, für ein ganz beſonderes Monument der alten Kunſt; im Gegentheil, ſeine Hauptſchönheit hat es aus zweiter, wo nicht gar aus dritter Hand (das Weſentliche der Compoſition iſt älter) und gehört dem Symon von Siena; allein es führt uns — und gar manche Bilder dieſer Sammlung thun das Gleiche — in jene Zeit des Erwachens der Kunſt, es zeigt uns deren Beſtrebungen, Hoffnungen in den Tagen der ganz unſchuldigen Kindheit, wovon ſo bald ſo viele verfehlt und zu Grunde gegangen und deren Erfüllung die belebende Kraft der größten Genien geweſen.

Allein Sie als Künſtlerin möchte ich mir die Freiheit nehmen noch auf beſondere Vorzüge aufmerkſam zu machen. Bisher habe ich mich bloß über die Auffaſſung des Gegenſtandes, über die Wahrheit der Darſtellung geäußert; aber auch die Ausführung iſt voll guter Lehren für uns in Bezug auf Schönheit der Darſtellung. Ich weiß, Sie halten viel von Colorit und Behandlung; aber muß nicht etwas künſtleriſch Werthvolles zu coloriren und zu behandeln da ſeyn, und was bedingt den Werth? Muß nicht einer ſchönen Farbe eine ſchöne Form zu Grunde liegen, und der Harmonie der Farben die der Linien, das Ebenmaß der Maſſen, ein reines Verhältniß zum gegebenen Raum, kurz Architektur und Sculptur? Und nun ſehen Sie bei den Alten nach, welch ſicherer und einfacher Aufbau eines Bildes! Wie klar ſtehen die Hauptgeſtalten da, wie ſondern ſich die Maſſen. Weiter: verfolgen Sie eine Linie, von Kopf zu Fuß, welch ebenmäßige, harmoniſche Bewegung, wie richtig geht ſie aus! Da werden nicht Hände an Schultern geſezt in abgeſehener Verkürzung, nicht Füße verdeckt bezeichnender Geſtalten; da ſpricht die Structur des Körpers in allen Maſſen-Abtheilungen ſichtbar ſich aus. Es iſt, meines Erachtens, ſehr einſeitig, den Formenſinn auf die Fähigkeit naturgemäßer und ſ. g. ſchöner Ausbildung einzuſchränken, etwas Anders muß vorangehen, das weiter auszubilden ſich der Mühe verlohnt, und das lehrt nicht die Natur, es gehört allein dem Kunſtſinn der Menſchheit, den wir am unverfälſchteſten finden, wo er in begabten Geiſtern ohne Reflexion der vielen Anforderungen an jegliche Vollendung ſich ausſpricht. Dieſen unmittelbaren Schönheitſinn können wir bei den alten Meiſtern, dieſen Kindern im Geiſte, wahrnehmen.

Nun laſſen Sie uns einmal weiter gehen, ſagte mein Freund, alſo hier dieſe Reihefolgen von Bildern des Spinello Aretino, dieſe Täfelchen von Ambruogio Lorenzetti, Fieſole, die Bilder von Coſimo Roſelli, Dom. Ghirlandajo und Verrochio, und Lippo und Caſtagno und wie ſie alle heißen, ſind Ihre hoffnungsvollen Kinder?

Es gibt begabte und weniger begabte Kinder, erwiederte ich, ja ſogar verſchrobene, obſchon irgend etwas ihr glückliches Alter immer bezeichnet. Ich kenne die Gründe nicht, die die Ordner der Gallerie beſtimmt haben, die bezeichneten Bilder den genannten Meiſtern zuzueignen. Fieſole wird man hier nicht kennen lernen, auch Ambruogio di Lorenzo nicht; Spinello ſteht, meiner Anſicht nach, nicht in den vorderſten Reihen. Es iſt freilich Schade, daß kein Bild von Arcagno, Symon von Siena, vom Niccolo Petri, von Maſaccio nichts und von Ghirlandajo nichts ſeinen Umfang Bezeichnendes da iſt; aber haben Sie einmal Intereſſe dafür gewonnen, die Kunſt wachſen und gedeihen und nach vielen Seiten hin ſich entwickeln zu ſehen, ſo wird Ihnen jedes Bruchſtück aus der Geſchichte ihrer Jugend werth ſeyn. Kommen Sie, hier iſt ein Bild, das meine Meinung in Geſtalten und Farben ausſpricht, dieſe koſtbare Perle der Sammlung, um die allein jede andre ſie beneiden muß: Madonna in trono, rechts der kleine Johannes, links der kleine — Rafael, nicht der Engel, der Maler, der große, göttliche, unſterbliche Rafael im Kinderhemd mit gefalteten Händchen, von ſeinem Vater gemalt. Und das ganze Bild, mit den edlen Geſtalten der beiden Jacobi im Vorgrund, dieſe unſchuldvolle Anmuth, dieſer Ton einer ungeſtörten frommen Phantaſie, ja dieſe halb ungeſchickte Hand, iſt nicht Alles ein zweites Bildniß der Kindheit Rafaels? und ſollen, können wir kalt daran vorübergehen? packt es uns nicht vielmehr mit einer unwiderſtehlichen Gewalt, die uns gar nicht zu Wort und Gedanken, ſondern faſt nur

zu Thränen kommen läßt? So wirken die Denkmale der alten Kunſt, und ihre Sprache, wo ſie unſre Sinne trifft, ſollte eine heilige ſeyn, die nicht nur jene, ſondern Herz, Geiſt, Gemüth, den ganzen Menſchen ergreift. — Und das iſt der unvergleichliche Werth dieſer Sammlung — abgerechnet viele vortreffliche Werke der Periode durchgebildeter Kunſt, — daß ſie uns, wie hier bei den ältern Umbriern zu den Anfängen Rafaels, dort bei den ältern Florentinern zu denen Michel Angelo's, weiter oben bei den Venetianern zu den Quellen Titians, bei den Mailändern zu denen Leonardo's führt und in den Ferrareſen und Bolognern ſogar die Andeutungen der Caracci und ihrer Zeitgenoſſen uns gibt. Zu allen dieſen kommt nun der große Reichthum altdeutſcher und niederländiſcher Kunſtſchätze, ſo daß Sie mit gutem Gewiſſen dazu beitragen können, den Ruhm dieſer Sammlung gegen jeden Anfall zu vertheidigen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nachrichten vom Januar.

Bildnerei.

München, 25. December. Auf der Gewerbausſtellung befand ſich ein von Strobelberger gearbeiteter, reich verzierter und vergoldeter Degen, der in erhobener Arbeit alle Wappen und Orden Bayerns, auf der Klinge aber 5061 Namen und Charakter ſämmtlicher Generäle und Officiere der Armee enthielt. Der Degen ward vom König von Griechenland gewonnen und dem zu Würzburg garniſonirenden Regimente geſchenkt.

Wien, 31. December. Director Klieber arbeitet fleißig an den Basreliefs aus magariſchem Marmor, welche das Fußgeſtell von Hofers Denkmal in Innſpruck ſchmücken ſollen.

Darmſtadt. Der im hieſigen Naturalienkabinet befindliche foſſile Kopf des Dinotherium iſt von dem jungen Modellirer Herwegh ſehr geſchickt in Gyps nachgeahmt und das Modell öffentlich ausgeſtellt worden, um dem Künſtler eine Unterſtützung zu ſeiner weitern Ausbildung in München zu gewähren.

Rom. Der belgiſche Bildhauer van der Vuön hat unter mehreren vollendeten Arbeiten in ſeiner Werkſtätte eine Gruppe lebensgroßer Figuren, Maria mit dem Leichnam Chriſti, deſſen Haupt ihr im Schooße ruht. Dieſes Werk wird dem jungen Künſtler neuen Ruhm erwerben.

London, 16. Januar. Das Standbild des Lord William Bentinck, zu welchem in Indien unterzeichnet worden, iſt jezt von dem Bildhauer Weſtmacott in Erz vollendet und 10 Fuß hoch. Es wird mit dem Transport nach Calcutta 4000 Pf. Sterling koſten.

Kunſtausſtellungen.

Raſtenburg Durch die Bemühungen des Dr. Kaminsky iſt hier eine Kunſtausſtellung von etwa 200 Gemälden zu Stande gekommen.

Alterthümer.

Paris. Auf einer nicht weit von der römiſchen, von Rheims nach Verdun führenden Straße hat man ein Gefäß mit 616 ſilbernen Münzen gefunden, worunter 290 conſulariſche, welche wenigſtens 150 Familien angehören und ganz gut erhalten ſind. Zwei und zwanzig darunter ſind von M. Antonius und ſechs derſelben mit dem Revers der Kleopatra.

Athen, 6. December. Für die Oberaufſicht der Alterthümer wurde eine aus 11 Mitgliedern beſtehende Commiſſion niedergeſezt.

Schweiz. Bei Zug hat man eine antike römiſche Vaſe gefunden, welche jezt in der Bibliothek daſelbſt aufbewahrt wird, und die Inſchrift: CIV. TVGENI trägt. Zug ſtand alſo ſchon zur Römerzeit.

Freiburg. Ueber die äginetiſchen Bildwerke hat Prof. Hug in Freiburg kürzlich eine Abhandlung herausgegeben, in welcher er nachzuweiſen ſucht, daß der Tempel zu Aegina der Pallas Cydonia geweiht und zum Andenken der von den Aegineten in Cydonia errichteten Colonie geſtiftet worden; daß daher die Figuren im weſtlichen Giebelfelde dieſes Tempels nicht eine Scene aus Homer, ſondern den Sieg der Aegineten über die Samier, welcher der Gründung jener Colonie vorangegangen, darſtellen ſollten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[107] Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Handbuch

der

Geschichte der Malerei

von Constantin dem Grossen bis auf die neuere Zeit.

Von Dr. Franz Kugler.

Erster Band: Geschichte der Malerei in Italien. gr. 8. Preis 2 Thlr.

Der Verfasser wünscht mit diesem Handbuche einem Bedürfnisse entgegenzukommen, welches mit dem allgemeiner werdenden Interesse für die in unserer Zeit so herrlich wieder aufblühende Malerkunst immer dringender gefühlt wird. Es fehlte nämlich an einem kurzen, leicht verständlichen Faden, der den Laien in die verschiedenen Hauptrichtungen der Kunst einführt und ihm in klaren und deutlichen Zügen die ganze historische Entwickelung derselben bis zur neuesten Zeit übersichtlich darstellt. Nach dieser Auffassung seiner Aufgabe hat der Verfasser den vorliegenden ersten Band, welcher die italienische Malerei umfasst, bearbeitet, und wird in dem zweiten, der bereits unter der Presse ist, die übrigen Schulen behandeln. Um die praktische Brauchbarkeit des Buches zu vermehren, hat sich der Herr Verfasser die Mühe genommen, ein Ortsverzeichniss auszuarbeiten, welches die wichtigeren der von ihm erwähnten Gemälde nach den Punkten, wo sie gegenwärtig zu finden sind, zusammenstellt, und welches dem Schlusse der beiden Bände angehängt ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 23.

Kunſt-Blatt.

Dienstag, den 21. März 1837.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunſtwiſſenſchaftlichen Inhalts aus den Gemäldeſammlungen von Berlin und Dresden.

Vierter Brief.

(Florentiniſche Meiſter des fünfzehnten Jahrhunderts.)

Das Muſeum zählt in ſeinem Katalog fünf Bilder von Fra Filippo. Lieber Freund! hätte ich eine Höhenkarte der Künſtlergenies zu entwerfen, Fra Filippo reichte weit über die Schneelinie und ein Flämmchen brennte auf ſeinem Gipfel; ſchrieb' ich aber gar eine Kunſtgeſchichte, ich wüßte nicht, worauf ich mich — Fieſole ausgenommen — ſo freuen könnte, als auf ſeinen Antipoden, den gedachten Bruder. Freilich iſt's ſchön, ſich in den Himmel erheben, und wir verlaſſen auch wohl die Erde und folgen einem ſolchen Geiſt, ſo weit die ſchwachen Schwingen den ſchweren Menſchen tragen, ſinken aber bald in die Ferne der Verehrung, Andacht und Sehnſucht zurück. Ganz anders ſpricht der Geiſt zu uns, der — feſten Fußes auf der Erde — den Himmel niederzieht. Einmal in unſrer Atmoſphäre, müſſen die Göttlichen menſchlich athmen und die angenommene Knechtsgeſtalt verkläret die Kunſt. Das iſt Filippo! Nein, das noch nicht; denn Du könnteſt Dir auch Correggio dabei denken. Ich kannte ein Kind; es war wie ein Thautropfen im Morgenſonnenſchein, ſo friſch, ſo glänzend; ſeine Augen leuchteten wie Firſterne, ſeine Stimme tönte wie Silberglocken, ſeine Seele war Liebe und Freude. Nun regten ſich ſeine Kräfte zum Thun und Alles gelang; dem Deckel der ſchmutzigen Schildkröte zwang er göttliche Klänge ab, die Prieſter des Gottes betrog er um ihre Opferthiere, er ſtahl im Himmel das Licht und zündete auf allen Gaſſen Freudenfeuer an, und — blieb ein Kind, mit kindlichen Worten, Geberden und Bewegungen. Dieſes kecke, herzliche, innige, übermüthig frohe, dem Leben angehörige Gemüth, dem freilich die Kloſtermauern ſo hoch vorkamen, wie dem Romulus die römiſchen des Remus, iſt Filippo, und was ſeine Künſtlerhand hervorgebracht, wird wenigſtens einen Schimmer dieſes Glanzes tragen. Freilich wer ihn in Spoleto geſehen, wer die Geſchichte des Johannes in Prato von ihm kennt, wer vor der Verkündigung in der Badia und vor der Krönung Marias in der Akademie zu Florenz geſtanden, der hat dieſen Genius weniger verhüllt geſehen, als wer ihn nur aus den wenigen (meiſt unächten oder beſchädigten) Bildern kennt, die in nördliche Gallerien gekommen.

Von den Gemälden des Muſeums wird nur das mit 168 bezeichnete uns den geliebten Meiſter dem vollern Licht zukehren. Freilich beſizt die Sammlung der Florentiner Akademie daſſelbe Bild, und ſchöner, vollendeter, allein es iſt durchaus kein Grund vorhanden, das Berliner für unächt zu halten. „In Blumen liegt das Chriſtkind mitten in einer felſigen Landſchaft.“ Schon indem ich dieſe Zeilen niederſchreibe, zittert meine Seele vor Freude, wenn ich mir die Bewegung des Künſtlers bei dem Gedanken vorſtelle, den kein Andrer vor ihm gedacht, das göttliche Kind in Blumen, ſtatt auf Stroh, zu betten und die rauhe Welt, in die es getragen worden, durch Wald und Felſen zu bezeichnen, in denen doch, trotz aller Rauheit, die erquickenden Quellen des Lebens, der Dichtkunſt und Freude entſpringen, wie er denn auch den glänzenden Streifen eines Waldbachs durch ſeine Landſchaft gezogen und dieſe ſelbſt mit einer Liebe dargeſtellt, die nur in der herzlichſten und vollſten Freude an unſrer irdiſchen Heimath ihre Wurzeln haben kann. Der heilige Geiſt, wie ein Strahlenregen, den ausgebreiteten Armen des Weltenſchöpfers entſtrömend, ſenkt ſich von oben herab auf das göttliche Kind und auf die Erde, der es geſchenkt worden, und ſchlägt in Flammen auf aus allen Blumenkelchen und Blattſpitzen. Selbſt die Creatur nimmt an der Gnade des Schöpfers Theil, und ſorglos ziehen Stieglitz und Kranich durch die geweihte Waldeinſamkeit. „Das Kind ſpielt mit den Fingern an der Lippe.“ So ſagt es uns — denn reden kann es ja noch nicht — daß es das Wort ſey. Von der anbetenden Maria, ſo

wie von dem kleinen, ſchon als Prophet in die Ferne blickenden, mit dem Kreuz auftretenden Johannes will ich ſchweigen; beide ſind auf dem Florentiner Bilde von ſo unnachahmlicher Schönheit, daß freilich das Berliner zurückſtehen muß. Nur noch des heiligen Bernhard gedenke ich, der — höchſt wahrſcheinlich der Aufgabe gemäß — Zeuge und Theilnehmer der Verehrung iſt. Mit der Sicherheit eines Meiſters ſpäterer Zeit iſt der Contraſt des greiſen Mönchs gegen die in Jugend blühende, in Blüthen ſtehende Umgebung des Kindes hervorgehoben. Durch Felſen und Bach iſt er geſchieden und nur aus der Ferne kann er die Zeichen der Verehrung geben.

Seh' ich nun auf die Zeichnung, und denke daran, wie man noch bis zu ſeiner Zeit die traditionellen Formen aus der Giotto'ſchen Schule feſthielt, wie nur der tiefer blickende und fühlende Niccolo den Uebergang vorbereitet, ſo ſtaune ich von neuem über die Fülle, Feinheit, Anmuth und Schönheit, mit der alle Geſtalten, Geſichtzüge, Hände, Falten ꝛc. gezeichnet ſind, ſo daß das nur willkührlich ins Röthliche gebrochene Colorit, der Mangel vollendeter Abrundung und Farbenharmonie allein noch die frühere Kunſtperiode bezeichnen. Denn es ſind nicht die idealen Züge und Formen Fieſole's, auch nicht die naturtreuen, feſten Maſaccio's, ſondern mit Sinnen empfangene, im Geiſt wiedergeborne, lebendige Gebilde der Phantaſie.

Der begabte Schüler eines ſolchen Meiſters, ſollte man denken, hätte ſich in nichts von einem Rafael unterſcheiden können. Allein wie ſehr die Kunſt von äußern Einflüſſen abhängt, wie ſchwer ſie einer einmal genommenen Richtung widerſtehen kann, dies zeigt die Geſchichte jeder Kunſtſchule, und alſo auch der florentiniſchen. Oft wird und bleibt das Impuls der Fortbildung, was gerade die unbedeutendere, werthloſere Kraft war, obſchon nicht ohne genauen Zuſammenhang mit der Entwickelung des Geiſtes im Allgemeinen. Hatte man vorher ſich faſt mit völliger Hintanſetzung der Wirklichkeit, nur um Erfaſſung des Gegenſtandes bekümmert, ſo konnte nun bei einmal angeregter Aufmerkſamkeit auf's Natürliche die Kunſt auf halbem Wege nicht ſtehen bleiben und wir ſehen den größten Theil der florentiniſchen Meiſter der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts dem Materialismus zuſinken.

Durch das Studium der Natur belebte Filippo ſeine Ideale; ſein Schüler Botticelli aber, dem leztere fehlten, mußte ſie von jener entnehmen, und der Dank an ſeinen Meiſter gilt der Achtung vor ihr und der Kunſt des treuen Abformens. Die Madonna mit dem Kind und den Engeln in den Uffizien zu Florenz ausgenommen, ſah ich keine ſchönern Bilder dieſes Meiſters, als hier im Muſeum, das deren fünf enthält, und obſchon die Venus (167) und die Madonna (169) eine und dieſelbe Florentinerin iſt, ſo ziehen mich doch beide Bilder eben wegen jener Strenge der Naturnachbildung immer von neuem an, die ſich ſogar in einem dritten Bilde (180) zu wirklich ergreifendem Ernſte ſteigert. Hier ſizt Madonna in der von einer Roſenhecke umgebenen Thronniſche, neben ihr ſteht das Kind, mit der einen Hand ſegnend, mit der andern ſich am Buſenrand des Kleides der Mutter feſthaltend; zur Rechten drei, zur Linken vier roſenbekränzte Engel mit brennenden Kerzen in Blumentöpfen. — Daß in dieſer Richtung die Kunſt des Portraits ganz vorzüglich ſich ausbilden würde, war natürlich, und es iſt ein glücklicher Umſtand, daß das Muſeum einen ſchönen Beleg dafür hat in dem Bildniß einer jungen Florentinerin (195) von Botticelli's Hand, und in dem eines jungen Florentiners von ſeinem Schüler Filippino.

Dieſes leztere ausgenommen möchte ich nur noch eines der fünf aufgeführten Bilder dieſes Meiſters nennen, das uns auf die Spuren ſeines Geiſtes führen kann (198), ein Chriſtus am Kreuz mit Franciscus und Maria und blutauffangenden Engeln. Auch Filippino folgt der allgemeinen Richtung aufs Natürliche und begräbt ſogar — wie in S. Maria novella — die Handlung in der Umgebung, aber er läßt ſich überall von der Schönheit leiten und überläßt es ihr, uns für den Mangel an Einfachheit und Kürze, der Form der klaren geiſtigen Anſchauung, zu entſchädigen. Ich erinnere mich recht wohl der Skizze zu dem gedachten Bild aus der Geſchichte des heil. Johannes in der Capelle Strozzi in S. Maria novella — ſie befindet ſich unter den Handzeichnungen alter Meiſter in den Uffizien — auf die Handlung ſelbſt, auf die Erweckung der todten Frau, iſt gar keine Aufmerkſamkeit verwendet, ganz motivlos iſt ſie angedeutet; auch die umgebenden Gruppen, auf die es ihm offenbar am meiſten ankam, ſind ſo entworfen, daß ſie ihr Leben erſt von der Zukunft erwarten — und welche Gewalt übt das (obendrein mit vollendeter Meiſterſchaft in Fresco) ausgeführte Gemälde aus! Glaubt man nicht auf Momente, im Vatican zu ſtehen? — Von dieſer Gewalt der Schönheit in ſeinen Werken gibt nun einigermaßen das Bild des Gekreuzigten im Muſeum, wenigſtens die wie eine Nonne gekleidete Maria (vielleicht iſt's auch eine ſpätere Kirchenheilige) Zeugniß. Hier hat ſich das Schönheitgefühl ſchon die reinſte Form aus der Natur gewählt und verwendet; das Seelenleben aber bleibt etwas zurück.

Die auf ſolchem Wege unausbleibliche Disharmonie tritt bei Filippino's Schüler, Raffaelin del Garbo, noch mehr hervor, von dem die Sammlung ein vortreffliches Gemälde (179) beſizt: Maria auf einem in Landſchaft ſtehenden Throne mit dem Kind auf dem Schooß. Zwei Engel zu beiden Seiten halten einen Teppich empor, darunter ſtehen zwei Cherubim. Im Vorgrund ſtehen und knieen vier Heilige. Wenn auch die Richtung auf's

Natürliche bei rein geſchichtlichen Darſtellungen noch leicht zu verfolgen iſt, ſo ſcheint ſie hingegen bei ſymboliſchen, in denen vorzugsweiſe eine Gemüthſtimmung ausgeſprochen oder angeregt werden ſoll, ganz vom Ziel abzuleiten und kann erſt bei ganz veränderter Grundlage organiſch-Neues hervorbringen, wovon ein andermal. Der Werth aber, den die unabweichliche Verfolgung eines Ziels im Allgemeinen hat, tritt bei Raffaelin deutlich hervor. Freilich hatte die Kunſt in der Kraft geiſtiger Anſchauungen ſich zu einer Höhe geſteigert zu Anfang des Jahrhunderts, daß man keinen Gipfel darüber mehr wahrnimmt; allein noch war die Materie nicht bezwungen — das Wort war empfangen, aber es konnte nicht Fleiſch werden. Zeichnung, Modellirung, Färbung, Harmonie mußten erlernt, vervollkommnet werden, wenn eine ſpätere Zeit die Kunſt in ihrer Vollendung offenbaren ſollte; denn Alles — auch im Reiche des Geiſtes, auch im Süden — reift allmählig. Und ſo verfolge ich denn auch mit inniger Luſt alle die Abwege im blühenden Garten der Kunſt, wohl wiſſend, daß ſie immer wieder nach dem Mittelweg und Mittelpunkt einlenken; ja ſogar einem Aleſſio Baldovinetti kann man auf dieſem Wege Geſchmack abgewinnen, der ſeine Verehrung der heiligen Jungfrau (bei der Verkündigung [171]) nicht deutlicher zu bezeichnen gewußt, als daß er ſie in ein prunkvolles Gemach auf einen prächtigen Seſſel ſezt und dem Engel vor ihr die koſtbarſten Kleider umhängt, und der im Streben nach Wirklichkeit die ganze Scene nach Florenz verſezt, das er uns mit Thürmen, Kirchen und Paläſten, mit Gärten und Villen und einem Theile des Arnothales durchs offene Fenſter zeigt.

Wohin endlich die Natur, ohne die leitende Stimme der Grazien, ohne die warnende des Geiſtes führe, zeigen *Andrea del Caſtagno* und ſelbſt ſein Schüler *A. Pollajuolo*, deren magern und widrigen Geſtalten man kaum noch das Verdienſt einer gewiſſen Correctheit und die ernſte Geſinnung ihrer Meiſter anſieht. Von lezterem iſt ein heiliger Sebaſtian da (171), von erſterem befinden ſich zwei Bilder im Saal, zwei im Seitenzimmer bei den ſ. g. Incunabeln, alle geeignet, den etwas barocken Sinn des alten Herrn deutlich zu zeigen.

Noch führt der Katalog drei Künſtler auf, deren Werke den Glanz ihrer Zeit merklich erhöhen, ja — eine minder geſegnete über Jahrhunderte hinaustrügen: *Coſimo Roſelli*, *Benozzo Gozzoli* und *Domenico Ghirlandajo*. Und wär' es nur die unendliche Freude, an den Volkszug auf des erſtern größerem Bild in St. Ambrogio zu Florenz; an des zweiten Capelle im Palaſt Riccardi, den Zug der Könige, da ſich die Schönheit ſelbſt in hundertfältiger Geſtaltung aufgemacht, das Chriſtkind zu beſchenken und zu verehren; an des dritten Geſchichte des h. Franz in S. Trinita zu Florenz erinnert zu werden, ſo müßte man für die (unter Nr. 141. 147. 156. 175. 176. — 163. — 178. 182. 188. 190. 193. 196) ausgeführten Gemälde (von denen freilich nur 190, ein in einer Niſche ſtehender Heiliger — S. Vincentius Ferrerius von hervorſtechendem Werthe) Dank wiſſen. Obſchon ich darauf verzichten muß, von jedem bedeutenden Bilde Dir zu ſchreiben, ſo kann ich doch eine Madonna mit dem Kind aus *Verocchio's* Schule nicht mit Stillſchweigen übergehen, von der man glaubt, ſie könne eine Jugendarbeit von *Leonardo* ſeyn. Das Bild iſt ſchön und feſſelt durch das Sinnige und Gemüthvolle der Auffaſſung, durch das ſanfte Niederblicken Marias bei ſtrengen, ſcharf geſchnittenen, doch rundlichen Formen und den bräunlichen Schatten.

Bedenkt man die Schwierigkeiten, die ſich der Gründung einer ſolchen Sammlung entgegenſtellen, die, ſelbſt in Florenz, nicht vollſtändig überwunden ſind, ſo muß man ſtaunen, daß ein ſolcher Blick in die ältere florentiniſche Kunſtſchule dieſſeits der Alpen möglich iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aphorismen.

Je mehr man die Natur beobachtet, deſto mehr ſagt man ſich, daß die Kunſt, die bildende und dichtende, mehr *andeutend* als wirklich geſtaltend ſey. Sie zeigt mehr den Weg zur Natur- und Lebenstiefe, als daß ſie dieſe ſelbſt darſtellen könnte.

Je mehr der Künſtler ſich zum „Schein“ bequemt, deſto mehr wird er uns dennoch zum „Seyn“ verhelfen; je mehr er „Seyn“ geben will, — deſto weniger.

* * *

Das *Licht* läßt freilich alle Geſtalten erſcheinen; aber es generaliſirt die Gegenſtände; daher muß der *Schatten* eintreten, um ſie augenhaft zu machen, von einander abzuheben.

Nachrichten vom Januar.

Statiſtik der Kunſt.

Stuttgart, 8. Januar. Ein von den Königl. Miniſterien des Innern und der Finanzen erlaſſener Befehl gebietet den Bezirksämtern, unter Mitwirkung des neuerlich wieder ins Leben gerufenen Vereins für Vaterlandskunde, eine Ueberſicht der im Lande vorhandenen Denkmäler einzureichen, deren nähere Unterſuchung alsdann nöthigenfalls angeordnet werden wird. Vorläufig wird den Aemtern aufgegeben, für Schonung und Erhaltung der vorhandenen Denkmäler zu ſorgen, und wenn dieſelben nicht Staatseigenthum ſind, von jeder beabſichtigten Veränderung, Veräußerung oder Zerſtörung Anzeige zu machen und die weitere Entſchließung abzuwarten.

Frankreich. Während des Jahres 1836 erſchienen in Frankreich 1154 Kupfer- und Stahlſtiche und Lithographien.

Schwerin, 15. Januar. Unterm 10. December v. J. wurden zwei landesherrliche Bekanntmachungen publicirt, die theils die Erhaltung aller Gräber und Denkmäler der Vorzeit einſchärfen, theils die Ablieferung aller zufällig in Privathände gelangenden Alterthümer (mit einem möglichſt genauen Bericht über Fundart) an die Großh. Alterthümerſammlung zu Ludwigsluſt oder ſonſt eine öffentliche Alterthümerſammlung des Landes befehlen und anregen.

Carrara. Ueber die Marmorbrüche und Bildhauerwerkſtätten von Carrara enthielt der Mailänder Echo folgende intereſſante Nachrichten. Die kleine Stadt Carrara mit 6000 Einwohnern bietet ein außerordentliches Beiſpiel von Künſtlerwerkthätigkeit dar, wie es keine andere Stadt, nicht einmal Rom, auch im entfernteſten Verhältniſſe aufweiſet. Carrara darf eine Stadt der Bildhauer genannt werden, denn nahe an 1000 Menſchen, nicht viel weniger als die ganze männliche Bevölkerung beſchäftigen ſich mit dieſem Kunſtzweige. Rings um den Hauptplatz der Stadt ſind beinahe alle Gewölbe Ateliers von Bildhauern. In der Akademie lernen die jungen Carrareſen von Profeſſoren die ſeit vielen Generationen von ihren Vätern ausgeübte Kunſt. Ueberall zeigt ſich das ſonderbare Schauſpiel eines beinahe fabriks- und handelsmäßig betriebenen Kunſtzweiges, was abgeladen und in Magazine getragen, was in Fracht verladen und in Gewölben zur Schau ausgeſtellt, worüber verhandelt wird; Alles iſt Marmor, entweder im rohen Zuſtande, oder in halb verarbeiteten Blöcken, Kunſtwerke in Umriſſen und vollendete Arbeiten. — Unter die berühmteſten Bildhauer, welche Carrara hervorbrachte, gehörte Franz Baratta, der dann in Rom arbeitete, Julian Finelli, der ſich in Neapel niederließ, Pietro Tacca, der in Florenz ein Atelier eröffnete, und Daneſe Cattaneo, ein Freund Torquato Taſſo's, der in Venedig zu hohem Ruhm gelangte. Im verfloſſenen Jahrhunderte erwarb ſich zu Carrara der Künſtler Michele Grandi großen Ruhm; er ſchnitt aus feinem Marmor ſogar Violinen und Klaviere aus, welche äußerſt zarte Töne hervorbrachten.

Neue Kupfer- und lithographiſche Werke.

Berlin, 17. December. Das dem hieſigen Kunſtvereine gehörige und zur Verlooſung im Januar 1837 beſtimmte Bild von Dege, „die Zuflucht am Altare,“ iſt ſo eben in einem von H. Eichens zu Paris gefertigten Kupferſtiche in der Sachſe'ſchen Kunſthandlung allhier erſchienen.

Das auf der Berliner Kunſtausſtellung bewunderte Gemälde vom Profeſſor Begas, die Lurlei, wird von Caspar in Kupfer geſtochen.

Histoire de l'art moderne en Allemagne, vom Grafen Athanaſius Raczynsky (in Berlin). 1. Vol. Düsseldorf et pays du Rhin-excoursion à Paris. Mit 77 Holzſchnitten, geſtochenem Titelblatte, 2 Lithographien und einem Atlas mit 11 großen Kupferſtichen. Paris, bei Renouard. 4°. 100 Fr. Mit den Kupferſtichen auf chineſ. Pap. 120 Fr.

Denkmale der Baukunſt des Mittelalters in der Königl. preuß. Provinz Sachſen, bearbeitet und herausgegeben von Dr. L. Puttrich, unter beſonderer Mitwirkung von H. W. Geyſer, Maler. Erſte und zweite Lieferung, enthaltend Merſeburg. Leipzig, 1836. Auf Koſten des Herausgebers. Wir behalten uns eine ausführliche Anzeige dieſes trefflichen Werkes vor.

Chasses anciennes, d'après les manuscrits des 14. et 15. siècles, par Ch. Aubry. Paris, bei Motte. 12 Bl. in gr. Folio; die mittlere Hauptſcene in Kreidemanier, die Handzeichnungen mit der Feder ſkizzirt.

Girauldt de Prangy, Souvenirs de Grenade et de l'Alhambra. Die erſten beiden Lieferungen in gr. Fol. enthalten 12 Lithographien der geſchickteſten Pariſer Künſtler, Sabatier, Tirpenne, Wicheboiſ, Chapuy, Willemin ꝛc. Der Text iſt mit Randzeichnungen im mauriſchen Geſchmack von Girauldt und d'Anjoy umgeben. Die Figuren ſind von den HH. Menut, Alophe und Bayot. Paris, bei Veith und Hauſer, Boulevard des Italiens Nr. 11. Das Werk wird aus 5 Lieferungen beſtehen.

Literatur.

London. Einer der neuern Abſchnitte der von der Geſellſchaft zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe herausgegebene Library of entertaining Knowledge enthält eine Beſchreibung des brittiſchen Muſeums, und zwar der erſte und zweite Band deſſelben die Beſchreibung des Haupttheils der Antikenſammlung, die unter dem Namen der Townley'ſchen Gallerie bekannt iſt. Viele Holzſchnitte ſind zur Erläuterung eingedruckt.

Meiningen, 6. Januar. Von dem berühmten Grabmal des Grafen Hermann VIII. von Henneberg in der Stadtkirche zu Römhild, das er bei ſeinen Lebzeiten für ſich und ſeine 1507 verſtorbene Gemahlin Eliſabeth von Peter Viſcher gießen ließ, welche treffliche Arbeit des berühmten Meiſters ſonderbarer Weiſe nirgends als ſolche aufgeführt worden iſt, wird demnächſt eine abermalige Abbildung und hier entworfene Beſchreibung erſcheinen. In v. Schulthes Beſchreibung der Herrſchaft Römhild befindet ſich eine frühere Abbildung.

Paris. J. B. Lepage, Reponse à la notice de Mr. Hittorf, sur les pyramidions en bronze doré. 1 Bogen.

Courtois, Le Musée de Versailles. 8. 4½ Bogen. (1 Fr. 25 Cent.) Paris.

Berlin. Handbuch der Geſchichte der Malerei von Conſtantin dem Großen bis auf die neuere Zeit, von Dr. Franz Kugler. Erſter Band. Berlin, bei Duncker und Humblot 1837. 8. Auch unter dem Titel: Handbuch der Geſchichte der Malerei in Italien ſeit Conſtantin dem Großen. Ein lang erwünſchtes, ſehr zu empfehlendes Buch, auf das wir ausführlicher zurückkommen werden.

Wien. Verzeichniß der K. K. Gemäldegallerie im Belvedere zu Wien, von Albrecht Krafft. Mit zwei Anſichten und drei Grundriſſen. Wien, H. F. Müller's Kunſthandlung. 1837. 8.

Leipzig. Paris und die Rheingegenden. Tagebuch einer Reiſe im Jahr 1835 von Dr. C. G. Carus. Leipzig, Gerhard Fleiſcher. 1836. 2 Theile. Enthält vieles Beachtenswerthe über bildende Kunſt.

Weimar. Ueber öffentliche Ehrendenkmäler. In einer der Verſammlungen für Wiſſenſchafts- und Kunſtgenuß in den Zimmern J. K. H. der Frau Großherzogin von Sachſen am 22. März 1836 vorgetragen von Dr. L. F. v. Froriep. Weimar, Induſtrie-Comptoir. 1836. 4. Der in dieſer Schrift enthaltene Vorſchlag, das Andenken ausgezeichneter Männer durch Münzen zu ehren, hat bereits in mehreren öffentlichen Blättern Beachtung gefunden.

München. Albrecht Dürer und ſeine Kunſt. Bearbeitet von C. G. Nagler. München, Fleiſchmann, 1837. 8.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№. 24.

Kunſt-Blatt.

Donnerstag, den 23. März 1837.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunſtwiſſenſchaftlichen Inhalts aus den Gemäldeſammlungen von Berlin und Dresden.

Fünfter Brief.

(Pinturicchio. Ingegno. Rafael.)

Von den Vorgängern und Zeitgenoſſen Rafaels beſizt die Sammlung einige ſehr werthvolle Gemälde, doch übertrifft ſie alle, vorzüglich aber die unter dem Namen ſeines Meiſters aufgeſtellten, das ſchon früher erwähnte ſeines Vaters Giovanni Santi, in deſſen Charakteren übrigens eine Uebereinſtimmung mit denen des Perugino nicht zu verkennen iſt, obſchon ſie dieſelben an dem, was man die Ahnung in der Kunſt nennen möchte, das unbewußte Seelenleben, in demſelben Grad übertreffen, wie ſie an Tiefe und Glut der Färbung und an formeller Ausbildung ihnen nachſtehen. So viel iſt gewiß, daß Rafael ohne Beziehung auf ſeinen Vater nicht vollkommen verſtanden wird, und daß die Schwingen, die ihn aus der Schule Perugino's getragen, ihm ſchon in früheſter Kindheit gewachſen.

Es iſt ein eigen Ding mit der umbriſchen Schule; ſo nahe der florentiniſchen und ſieneſiſchen auf der Landcharte, ſo weit von ihnen im Geiſt. Hat man ſich mit den Bildern der beiden leztern erfüllt und kommt nach Perugia, iſt's nicht, als ob ein anderes Jahrhundert Einen aufnähme, ja faſt ein anderes Volk? Gegenüber den mächtigen Geſtalten Arcagno's, dem Ernſt und der Gedankenfülle der ganzen Schule, die ſich zulezt in der Fülle des Lebens verliert, halten die ſchmuckvollen und zierlichen Geſtalten der Umbrier kaum aus. Aber ſo iſt's: im Reiche des Geiſtes iſt wie in dem der Natur jedem Organ ſeine Arbeit zuerkannt, und es muß die Pflanze manches Blatt und manchen Stengel bilden, ehe die Blumenkrone ſie ſchmücken kann. Recht, als ſollten alle Reiche für einen beglückten Genius im voraus erobert werden, erhielt eine jede Kunſtſchule ihre eigene Aufgabe, und ſo haben die Umbrier von Anfang an nach den Geſetzen der Anmuth in der äußern Erſcheinung geſucht. Wenn darüber alle Charakteriſtik zu Grunde geht, wenn ſelbſt die Würde der Darſtellung verlezt wird (wie denn Perugino einen heil. Hieronymus und einen Vespaſian eben ſo graziös ſtehend und lieblich lächelnd, ſelbſt mit flatternden Bändern geziert, darſtellen kann, als einen Engel Gabriel in der Verkündigung), ſo leidet zwar das einzelne Kunſtwerk, aber die Kunſt im Allgemeinen, für die die ganze Scala durchlaufen werden mußte, gewinnt. Der (angebliche) Meiſter Perugino's, Buonfiglio, hat in S. Pietro zu Perugia ein Bild gemalt, eine Pieta, man kann kaum eine unpaſſendere Zuſammenſtellung ſehen: — die Mutter hält den Leichnam Chriſti im Schooß, zur Linken ſteht der heil. Leonardus, zur Rechten ſizt der heil. Hieronymus an ſeinem Schreibpult. Und doch, geht man auf's Einzelne ein, verfolgt man die leiſe Wendung des Körpers, das Aufſitzen des Kopfes, die Faltenzüge ꝛc., ſo muß man achtungsvoll das ernſte Suchen und Streben nach Anmuth der Linien und Bewegungen bis in die kleinſten Formen hinein anerkennen, das Verdienſt um die Färbung ganz abgerechnet, die mehr wie jede andere dem Feierlichen des Altardienſtes entſpricht. Ein Bild wie das des Perugino, was ehedem in Vallombroſa war und jezt in der florentiner Akademie aufgeſtellt — und worauf unter andern der heil. Michael mit einer leuchtenden Glut dargeſtellt iſt, muß — bei feierlicher Gelegenheit eröffnet — der andächtig geſtimmten Gemeinde den Himmel geradezu aufgeſchloſſen haben.

Was unter Perugino's Namen hier in der Sammlung aufgeſtellt iſt, gibt kaum entfernt einen Begriff von dieſem Meiſter, und es that mir ſehr leid, mich in meiner Hoffnung, ein Bild von ihm, das in den Jahren 1820 — 22 in Berlin ausgeſtellt und, ſo viel ich weiß, Eigenthum Spontini's war, hier wieder zu finden, getäuſcht zu ſehn. Da komme ich unwillkührlich auf meinen alten Saz zurück: In einer nach hiſtoriſchen Motiven geordneten Sammlung müßten Meiſter erſten Ranges durch Copien, wo möglich

ihrer vorzüglichſten Bilder vertreten werden, ſtatt daß untergeordnete oder gar untergeſchobene Originale den Glauben ſchwächen und das Vertrauen tödten, in jedem Fall die Erkenntniß hindern.

Von Pinturichio zählt die Sammlung fünf Bilder, darunter ein ganz ausgezeichnetes (I. 212), die Anbetung der Könige. Wem wäre es nicht lieb, dieſen Mitſchüler und Jugendfreund Rafaels kennen zu lernen, zumal da dieſſeits der Alpen ſein Name faſt in keiner Gallerie vorkommt. Pinturichio iſt älter als Rafael und hat ziemlich einſeitig das Princip ſeiner Schule verfolgt, wie an ſeinen ſchönſten Werken, den Geſchichten des Aeneas Sylvius im Sieneſer Dom, an den mit architektoniſchem und landſchaftlichem Beiwerk reichlich ausgeſtatteten Bildern, und den vielfach geſchmückten zierlichen und anmuthigen Geſtalten darin, die oft die Darſtellung faſt verdecken, deutlich hervortritt. Iſt freilich das Madonnenbild in der Sammlung der Akademie von Perugia von ihm, wie es dort ſeinen Namen trägt, ſo hat er gezeigt, welche Gewalt gemäßigte Anmuth an rechter Stelle ausüben kann, und es erſcheint als ein Eigenſinn des Schickſals, einen ſo begabten Genius durch einen zweiten überbieten gewollt zu haben. Das genannte Bild der Berliner Sammlung ſtimmt mit den Wandgemälden in Siena, nur zeigt es noch deutlicher die Gefahr, der der Künſtler bei einſeitiger Verfolgung eines Mittels der Darſtellung ausgeſezt iſt. Zierlich ſind die Geſtalten, anmuthig ihre Bewegungen, daß ſie ſich aber dem neugebornen Heiland nahen, ſieht man ihnen weniger an; dagegen tritt ein Hauptverdienſt der Schule, das ſich ſpäter Rafael ſo glänzend angeeignet, auch hier hervor, Geſchmack in der Zeichnung des Contours, Gefühl in der Linie, was in Florenz, ſelbſt bei dem zunächſt ſtehenden Ghirlandajo, noch nicht dieſe Feinheit erreicht hat. Um wie viel damit die Kunſt ihrer Vollendung zugeführt wird, ſieht man am deutlichſten auf der andern Seite des Berges, bei den Nachahmern Rafaels, deren Linien und Formen gerade jenes feine Gefühl, jene Lebensbewegung fehlt, ohne die ſie nur körperliches Daſeyn haben.

Einen Meiſter der umbriſchen Schule habe ich durch die Nachrichten, die Rumohr (It. Forſch. II.) von ihm gibt, beſonders liebgewonnen, Andrea di Luigi (Aloiſii) gen. l'Ingegno. Ob ich etwas von ihm geſehen habe, weiß ich noch nicht. Er iſt Zeitgenoſſe von Pinturichio und ſein Beiname berechtigt zu Erwartungen. Wie aber wurden die meinigen getäuſcht, als ich das in der Sammlung des Muſeums unter ſeinem Namen (I. 237) aufgeſtellte Marienbild ſah! Trockne, plumpe Formen, rohe Malerei, und troz der Bewegung des Kindes, das die Mutter am Mantel zupft, nirgend eine Seelenregung! Ich war ſehr niedergeſchlagen. Höre, warum; vielleicht trage ich allein die Schuld und Ingegno iſt der nicht, für den ich ihn gehalten. Ich wollte, ich könnte Dir mein Portefeuille aufſchlagen und ein paar Blätter zeigen, die ich nach einem Altarblatt in St. Spirito zu Florenz gezeichnet. Du weißt, daß daſelbſt eine große Reihenfolge von Gemälden aus der Schule des D. Ghirlandajo (auch wohl von ihm) die Altäre der Rotunde oder des Kreuzſchiffs ſchmücken. Unter dieſen nun iſt eines (links, wenn man dem Hochaltar zugeht), das mir ſogleich wegen ſeines abweichenden Charakters und ſeiner ausnehmenden Schönheit und Feinheit der Geſtalten und Geſichtsbildungen auffiel und das ich zunächſt für eine Arbeit des Pinturichio hielt, obſchon die gemäßigtere Färbung mich irre machte. Es iſt eine Madonna in trono, ein mädchenhaftes, liebliches Geſicht, das Kind ſanft lebendig herausblickend; um den Thron ſitzen die heiligen Laurentius, Stephanus, jugendliche Geſtalten von rafaeliſcher Bildung, Johannes Evangeliſta und S. Bernhard. Auch die Altarbekleidung, geſchmückt mit einem ſchönen Bilde des heil. Lorenz, iſt von derſelben Hand gemalt. Zeichnung und Technik des Malers ſind ganz vollendet, der Meiſter hatte alle Mittel zu freiem Gebrauch in ſeiner Hand. In der Zeichnung der Haare, in der Gewandung ſpricht ſich ein durchgebildeter Geſchmack aus; Formen und Verhältniſſe ſind ſchön, mit dem leiſen Beigeſchmack des Sinnlichheitern und Natürlichen. Das Bild iſt deutlich gezeichnet mit der Jahrzahl A. D. MDV. Bei wiederholtem Beſuch — denn das Bild hatte gleich ſeine Zaubernetze über mich geworfen — und bei weiterem Nachſuchen fand ich am Thron das Monogramm , entweder ein doppeltes A oder ein in ein verflochtenes I, nebſt pinxit, was mit der Angabe Rumohr's (a. a. O. S. 328) mit einem ähnlichen A·A·P übereinſtimmt und den Namen obgedachten Meiſters der umbriſchen Schule, Andreas Aloisii, oder mit dem I, wie er ſich auch nannte, Ingegno Aloisii bezeichnen konnte. — Ich muß es ganz dahingeſtellt ſeyn laſſen, ob meine Deutung des gegebenen Monogramms richtig iſt — (der umbriſchen Schule gehört das Bild jedenfalls an) —; iſt ſie aber richtig, dann hat Ingegno das Berliner Bild nicht gemalt, ſelbſt wenn er, wie Vaſari erzählt, erblindet ſeyn ſollte.

Erwarte nicht, daß ich Dir von Rafael und vornehmlich von den mancherlei unter ſeinem Namen aufgeſtellten Dingen viel ſage. Genug, daß die neue Auflage des Katalogs ein paar Rafaele weniger zählt, obſchon die Bilderzahl nicht vermindert worden. Die Madonna Colonna iſt ein göttliches Bild und es iſt eben das Göttliche am Rafael, daß er daſſelbe einfache Thema, die Mutter mit dem Kinde, ſo endlos variiren kann, in einem ſo kleinen Kreis, aus dem er weder in die feierliche Strenge der Alten, noch in die Unreligioſität der Spätern

fällt. Wie ich Dir ſchon früher angedeutet, hat dieſes Bild noch das Intereſſe, daß es die Ausbildung eines ältern Motivs (von Giotto in der Brera zu Mailand) iſt, und in ſo fern auf die Entwickelungsperiode in der Kunſt einige beſonders erhellende Strahlen wirft. Aber wie ſoll ich Dir die Empfindung beſchreiben, mit der ich vor das Bild aus dem Palaſt Ancajani zu Spoleto trat, vor dieſe Ruine eines köſtlichen, phantaſtiſchen Gebäudes! Sie können das Bild freilich nicht in die Reihe ſtellen mit den andern, ſeine theilweiſe Zerſtörung ſchützt es vor dieſer glänzenden Unbilde: es hat ſein geſondertes Gemach. Hier ſteht es auf der Staffelei, und was hindert mich denn, es für ein unvollendetes Gemälde zu halten, von dem der junge Künſtler eben aufgeſtanden, und das mir zugleich zeigt, wie er und ſeine Werke entſtanden? Wie erkennt man die kindliche Vorſtellungsweiſe des religiöſen Gegenſtandes, wie die Sorgfalt im Benehmen der gegenwärtigen Perſonen, wie die Rückſicht auf den ſtrengen Meiſter und auf die gemachten Studien, und doch durch Alles hindurch und vornehmlich aus dem Hintergrunde heraus den freien, der Schönheit und Größe zugewandten Geiſt. Auf den erſten Blick erinnert es an die Krönung Marias im Vatican und an das Spoſalizio. Ich glaube ſogar, daß ſich die auf leztern nachgedunkelten Gewänder nach dieſem Bild herſtellen ließen; doch iſt's früher. Wo die mit der Feder auf die Leinwand gezeichneten Contoure durchblicken, war mir's, als könnte ich die Hand noch ſehen, die ſie gezogen. Der Kupferſtecher Ed. Eichens von hier hat eine ſehr ſchöne und ausgeführte Zeichnung nach dem Gemälde gemacht, deren Stich vollendet iſt. Allen Freunden Rafaels wird damit eine willkommene Gabe geboten. So weit mir Vergleichung (nämlich in der Erinnerung) möglich war, iſt die Zeichnung treu und die Ergänzung ſehr glücklich.

Von Zeitgenoſſen und Schülern Rafaels beſizt die Sammlung bedeutende Bilder. Nur Giulio ſuche man nicht hier, wie es denn wohl gethan wäre, wenn man ihn unter den gegebenen Umſtänden auch nicht fände. Dagegen iſt ein vortreffliches großes Gemälde des Innocenzo da Imola da, eine Maria von Cherubim getragen, von Heiligen umgeben, daran man dieſen talentvollen Schüler Rafaels kennen lernen kann; auch Garofalo's kann man ſich hier erfreuen; Sodoma muß man in Siena geſehen haben, um das Maß ſeiner Größe zu behalten.

(Die Fortſezung folgt.)

Köln, im Januar 1837.

Köln gewinnt mit jedem Tage wie an Bevölkerung, ſo an ſeinem Aeußern. In demſelben Maßſtab, in welchem ſich die ehemals engen Straßen erweitern, werden ſie auch dadurch regelmäßiger und heiterer, daß die neuen Häuſer, ſo viel es thunlich iſt, nach der Schnur angelegt, von Grund auf mehr oder weniger elegant conſtruirt, mit einem Bewurf überzogen werden und einen hellen Anſtrich erhalten, wo man ſich ſonſt mit unverputzten alten Giebelmauern begnügte, in welche bei Gewerbebedürfniſſen höchſtens am Erdgeſchoſſe neue Thüren oder Fenſter eingeſezt wurden. Dieſe Mißſtände geben den meiſten Häuſern ein ſeltſames und düſteres Aeußere, ſo daß manche, je nachdem zu verſchiedenen Zeitepochen Aenderungen dabei vorgenommen worden waren, wirklichen Muſterkarten von Bauſtylen glichen. Nichts konnte daher zu zweckmäßigern Wohnhäuſern führen als die Beſchaffung freier Bauſtellen, die nun von vermögenden Speculanten zu großartigen Miethbauten benuzt werden. Eine Menge fremder Einwohner aus der Beamtenwelt, denen nicht, wie den Eingebornen, ein hier angeerbtes, oft vernachläſſigtes Immobiliar-Eigenthum zu Gebot ſtand, trug weſentlich dazu bei, auf den Miethwerth von Wohnungen aufmerkſam zu machen und führte ſowohl die äußere Moderniſirung der Häuſer, als die anſtändige Bewohnbarkeit ihres Innern herbei; der einleuchtende Begriff von der Mietherhöhung durch einen anſtändigen Koſtenaufwand erregte bald die Bauluſt, bildete neue Baumeiſter heran, und den Hausbeſitzern erwuchs dadurch ein zu lange unbeachtet gebliebener Erwerbzweig. Mehrere großartige Anlagen dieſer Art zeugen bereits von dem fortſchreitenden Wachsthum des Grundvermögens und der Baucultur.

Dieſe Bau- und Verſchönerungsluſt im Verein mit der ſucceſſiven Umſchaffung des Straßenpflaſters erſezt, indem ſie einen behaglichen Aufenthalt gewähren, durch die Herbeiziehung von Fremden aller Stände das, was Köln an Alterthümlichkeit verliert. Freilich verſchwand Manches dieſer Art, ſeitdem aber die Bedeutſamkeit unſerer großen Denkmäler aus der Vergangenheit, der Kirchen Kölns, die, zu lange der Beachtung entbehrend, endlich der verdienten Würdigung ſich wieder zu erfreuen haben, und der Eifer für ihre Erhaltung lebhaft angeregt worden iſt, mag der Fremde in ihnen ſowohl als in den wohnlichern Häuſern, den freundlichern Straßen und auf ihrem bequemern Pflaſter den Erſatz für die allmählig ſich verlierende alterthümliche Aeußerlichkeit der Häuſer finden.

Ein Anderes iſt es mit den beweglichen Kunſtſchätzen. Sind dieſe einmal ausgewandert, laſſen ſich nicht ſo leicht Surrogate dafür finden.

Seit dreißig Jahren wird die rheiniſche Fundgrube mittelalterlicher Kunſtſchätze Kölns bereits ausgebeutet,

und damals iſt ſchon aus ſeinen Klöſtern und Kirchen viel Herrliches ins Ausland gewandert, dagegen ward Manches dieſer Art erſt dadurch dem Publikum zugänglich, daß die wenig bekannten Kunſtſchätze in den Privatbeſitz vermögender Kunſtſammler übergingen. Obzwar ſie von da an kein unveräußerliches Eigenthum Kölns mehr waren, ſo zeugten doch unſchätzbare Meiſterwerke noch von ſeinem mittelalterlichen Kunſtreichthum. Nun aber ſcheint auch die Reihe an Kölns Privatſammlungen zu kommen. Ein paar derſelben haben ſchon, vereinzelt, den Weg nach andern Städten genommen, ſo hat auch das berühmte Jabach'ſche Familiengemälde vor Kurzem Köln verlaſſen, einem gedruckten Katalog zufolge ſoll auch, und zwar am 16. Auguſt l. J., eine der älteſten Gemäldeſammlungen Kölns, die längſt ſchon eine europäiſche Celebrität genießende Lyversbergiſche, zum öffentlichen Verkauf im Ganzen oder theilweiſe gebracht werden. Wenn jemals eine Gemäldeſammlung einen dem Boden angehörigen Cyclus vaterſtädtiſcher Kunſtwerke darbot, ſo iſt es unſtreitig die erſte Abtheilung der genannten; dieſe enthält nämlich das Vorzüglichſte, was von Kölns Meiſtern in den dortigen Klöſtern vorhanden war, und worüber dem, was Fr. Schlegel im zweiten Heft zweiten Bandes S. 137 — 42 ſeiner Europa, und nach ihm Reiſebeſchreiber ſagten, noch etwas beizufügen unnöthig ſeyn möchte. Außer den kölniſchen Meiſterwerken gehört ihr auch noch manches ſchätzbare Bild von ober- und niederrheiniſchen deutſchen und andern ausgezeichneten Künſtlern, als: Lucas v. Leyden, Owater, L. Kranach u. ſ. w. an.

Ihre zweite Abtheilung, aus Kunſtwerken der italieniſchen, niederländiſchen und franzöſiſchen Schulen beſtehend, hat ebenfalls viel Vorzügliches aufzuweiſen und nennt z. B. Leonardo da Vinci, H. Caracci, Maratti, Ribera, Salvator Roſa, Schidone, Mantegna u. A.; dann unter den Niederländern Rubens, Van Dyck, Rembrandt, v. d. Eckhout, Flint, Hondhorſt, v. d. Werſt, Palamedes, Leireſſe, Teniers, Wouwermanns, Verboom, Hondekoeter, v. d. Velde, v. Keſſel, Madderſteeg; von den Franzoſen: Vernet, Michel Carre u. ſ. w.

Daß ſich zu der Aneignung der ganzen Sammlung, oder wenigſtens zu jeder der beiden Abtheilungen, wegen ihrer koſtſpieligen- und nicht leicht wieder zu bewerkſtelligenden Zuſammenbringung irgend ein kunſtliebender Fürſt, Capitaliſt oder ein Galleriedirector bewogen fühlen möchte, würde ſowohl ihrem Beziehungswerth, als dem Wunſche der dermaligen Beſitzer am meiſten zuſagen, und wäre namentlich rückſichtlich der mittelalterlichen Bilderfolge ſehr wünſchenswerth. Für Kölns Kunſtgeſchichte aber wäre ihre fortdauernde Anweſenheit in ſeinen Mauern vom höchſten Intereſſe.

Nachrichten vom Januar.

Perſönliches.

Von dem bekannten deutſchen Künſtler M. Rugendas ſind neuere Nachrichten aus San Jago de Chile eingegangen, wo er bis zum September d. J. zu bleiben, dann aber verſchiedene Gegenden Südamerika's zu beſuchen gedachte, um gegen Ende 1837 wieder in Europa einzutreffen.

St. Petersburg, 31. December. Der Titularrath Taptjakoff befindet ſich gegenwärtig bei der ruſſiſchen Geſandtſchaft zu Conſtantinopel, lediglich gelehrten Forſchungen im Gebiete der Archäologie, Topographie und Ethnographie ſich widmend.

5. Januar. Den Präſidenten der archäologiſchen Commiſſion, welche kürzlich das Reſultat ihrer Forſchungen in vier Bänden herausgegeben hat, den Fürſten Schirinsky-Schichmatoff, hat Se. Maj. durch eine mit Brillanten beſezte Doſe, ſo wie die Mitglieder der Commiſſion durch Ordenszeichen belohnt.

Paris, 2. Januar. Um den durch den Tod Carl Vernet's erledigten Platz in der Akademie der ſchönen Künſte bewarben ſich die HH. Picot, Schnetz, Eug. Delacroix, Charlet, Roqueplan, Leo Cogniet, Couder, Steuben, Mauzaiſſe, Gudin und Iſabey der Vater. Der Maler Picot erhielt die Stelle, Schnetz nach ihm die meiſten Stimmen.

München, 7. Januar. Hr. Hofmaler Stieler wurde nach Tegernſee beordert, um die Königin von Griechenland zu porträtiren, wodurch das bisher in Umlauf befindliche, wenig ähnliche, lithographirte Bildniß derſelben paſſend erſezt werden wird.

Brüſſel. Der Kupferſtecher L'Herie hat für die Ausführung des Wapper'ſchen Bildes: „der Bürgermeiſter von Leyden.“ von Sr. Maj. dem Könige von Preußen eine goldene Medaille erhalten.

Rom, 5. Januar. Der König von Neapel hat dem Ritter Visconti, als Anerkennung für ſeine werthvollen antiquariſchen Forſchungen, eine mit Diamanten reich verzierte goldene Doſe zuſtellen laſſen.

Sir R. Cockerell, einer der berühmteſten Architekten Englands und Mitglied der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften, iſt von der Akademie der ſchönen Künſte des franzöſiſchen Inſtituts zum correſpondirenden Mitgliede erwählt worden.

Nekrolog.

München, 4. Januar. Geſtern iſt der Königl. Münzdirector, Ritter von Leprieur, im 76. Jahre mit Tod abgegangen. Er war im Fache der Numismatik ſehr bewandert.

Paris. Der Baron François Gérard, Maler des Beliſar und des Einzugs Heinrichs IV. iſt am 11. Januar geſtorben. Das Leichenbegängniß fand am 15. Januar ſtatt. Alles, was es nur Ausgezeichnetes in den Künſten und Wiſſenſchaften gibt, wohnte bei. Die Herren Boſio (Bildhauer), Horace Vernet (Maler), Lebas (Architekt) und Richomme (Kupferſtecher) trugen die Zipfel des Leichentuchs. In der Kirche S. Germain des Prés wurde das Todtenamt gehalten. Am Grabe auf dem Kirchhofe des Mont-Parnaſſe wurden von Hrn. Lebas, im Namen der Akademie der ſchönen Künſte, und Hrn. Dumont, Chef des Bureaus der ſchönen Künſte im Miniſterium des Innern, Standreden gehalten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 25.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 28. März 1837.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunſtwiſſenſchaftlichen Inhalts aus den Gemäldeſammlungen von Berlin und Dresden.

Sechster Brief.

(Schinkels Entwürfe und Malereien fürs Muſeum.)

Du fragſt, l. F., nach dem Plan des Architekten zur Ausſchmückung des Porticus vom Muſeum und wie weit er ſeiner Ausführung nahe gerückt? Ich habe Schinkels Zeichnungen geſehen und unterbreche meine bisherigen Mittheilungen, um Dir davon und von der großen Freude, die jene mir bereitet, zu ſchreiben.

Daß mich Geiſt empfangen würde, Dichtkunſt, Alterthum, — darauf war ich vorbereitet, aber keine Ahnung hatte ich von dieſer Fülle von Anſchauungen, von dieſem Sprudel der Phantaſie, deren Fontainen und Kaskaden in neuen, frei gewählten Formen ſteigen, fallen und rauſchen, und von denen man ungewiß, wer die geheimen Druckwerke leitet: die Malerei, die Sculptur oder die Poeſie. Erſtere wenigſtens bringt den Zauber wechſelnder Beleuchtung vom geheimnißvollen Nachtſchimmer zum ahnungsreichen Dämmerlicht, zum höchſten Sonnenglanz; die andre bringt aus dem griechiſchen Alterthum die ſchönen Geſtalten der Götter und des goldenen Zeitalters; die Poeſie endlich ſcheint jene beiden nur herbeigerufen zu haben, um ſie mit ſich zu verbinden und zu beherrſchen.

Die Gedankenweiſe des Gedichts, das hier uns ſinnlich vorgeführt wird, iſt **modern**, d. h. der vorwaltenden Sinnesart unſerer Dichter entſprechend; eine Verbindung von Altem und Neuem, bei dem jenes dieſem ſich fügt und auf ſein Recht vollkommener Objectivität Verzicht leiſtet. Das ſichert ihm ſeinen allgemeinen Sieg; denn immer ſteigen die Götter, um Herzen zu gewinnen, zu dieſen nieder, während in ihrer Höhe ſie mit dem Duft geſchlachteter Opferthiere vorlieb nehmen müſſen.

In der bildenden Kunſt hat indeß dieſe Subjectivität einen Nachtheil, ſie bleibt ohne Commentar unverſtanden; dieſen aber haben wir im vorliegenden Fall in dem den Zeichnungen beigeſchriebenen Gedicht, aus dem ich Dir das Weſentlichſte mittheile, das Dich mit dem Reichthum, der Schönheit und dem Organismus der das Ganze belebenden Gedanken bekannt machen kann.

Wir durchlaufen zunächſt einen großen Kreis von Nacht zu Nacht, vom Werden durch alles Gewordene zum Vergehen, hinter dem wieder ein neues Werde! den kommenden Morgen verkündet: das Leben iſt ſomit nach ſeinen allgemeinſten Beziehungen vor uns aufgethan. Der Anfang der Darſtellung iſt ein geſondertes Blatt: „Uranos und um ihn die Geſtirne den nächtlichen Reigen tanzend.“ Dann beginnt das zweite Blatt: „Saturn und die Titanen ziehen ins Dunkel der Vorzeit zurück. Jupiter beginnt den neuen Lauf der Welt, das belebende Feuer verbreitend. Die Dioskuren, die erſten Lichtſpender, ziehen ihm voran. Prometheus raubt das Feuer für die Bewohner der Erde. Die Heerde des Mondgewölkes zieht am Nachthimmel, an das Reich des Saturn erinnernd.“ Du ſiehſt, wie ganz moderne Bilder zwiſchen alte Vorſtellungen gewebt ſind, und kannſt Dir den Aufwand von Kunſtmitteln denken, dieſen Reichthum von Beziehungen deutlich zu machen, nächtliches Dunkel, Mondſchimmer, Sternenglanz, Lämmerwölkchen; daneben Lage, Form, Bewegung der verſchiedenen Geſtalten in verhältnißmäßig kleinem Raum. „Selene führt leuchtend ihren Wagen durch die Nacht.“ Ich unterbreche mich noch einmal, um zu bemerken, daß keine Beziehung unausgedrückt gelaſſen, ſo hier die „**leuchtend**.“ Es unterſcheidet dies die Auffaſſungsweiſe dieſer Kunſtſchöpfungen weſentlich von andern die ſich ſtrenger im Bereich der Plaſtik gehalten, die ſolches Detail der Darſtellung nicht hat, noch haben kann. „Das Leben der Selene geht ſpäter in das der Diana über, es erſcheinen Geſtalten der Jagd, zugleich als Sternbilder des Schützen und Löwen. Geſchäftige Himmelsgeſtalten ſind bei der Entfaltung der weiten nächtlichen Decke behülflich.“

„Die Nacht entfaltet den Mantel, aus welchem die Geſtalten ſich entwickeln, ihre Kinder ruhen um ſie. In dem warmen Dunkel liegt der Keim alles Entſtehens unter dem mannichfachen Bilde der Liebe, des Erwachens und Erweckens.“ Ich möchte immer dazwiſchen treten und Dich fragen, ob Du die Schönheit des Gedankens fühlſt? aber ich fürchte mich auch vor Deiner Frage nach ſeiner Darſtellung. Die Kunſt iſt eine Fabel, ſagt Schiller; hier iſt ſie mehr, ſie iſt Traum, und ihre Geſtalten ſind aus phantaſtiſchem Stoff gewoben. „Die Elemente eines mannichfachen Lebens entwickeln ſich, dem anbrechenden Tage entgegenziehend. Ein Traum wird zum Erwachen und die noch ſchlafende Mutterliebe ins thätige Leben fortgezogen von Geſtalten, die auf Arbeit und Ernte deuten. Noch ſchlummernd wird der Krieg vorſichtig umhüllt, weil die Zeit ſeines Wirkens noch nicht gekommen; vor ihm her ſchwebt der Friede in heiterer Geſellſchaft jungfräulicher Muſen. Vor ihnen gießt ein Kind des Himmels befruchtenden Regen auf die Erde herab. Elemente der Wiſſenſchaft zeigen ſich, die Tiefen werden gemeſſen, ſtörend treten die Naturkräfte dazwiſchen, Stürme ſcheuchen die Nachtvögel aus den Wäldern auf. Die Kinder des Himmels kämpfen mit dieſen aus Saturns Herrſchaft übrig gebliebenen Geſchöpfen und fliehen vor ihnen. Samen, Blüthenſtaub, Befruchtung wird mannichfach auf die Erde herabgeſtreut, erfriſchender Nachtthau wird aus dem Gewölk herabgegoſſen. Ein Hahn verkündet den Tag, mit welchem zugleich die Sorge beginnt. Die Mutter nimmt ihr Kind in Schutz vor den verfolgenden Nachtgeſchöpfen. Auf Beſtellung der Erde deutet ein Gärtnerpaar, Morgenthau rieſelt aus der Kanne auf die Flur herab. Ein Harfenchor in Morgenwolken verkündet den Aufgang der Sonne, unter ihm erheben ſich ſingende Lerchen von bethauten Kornfeldern. Das Morgengeſtirn, die Venus, folgt der Sonne“ (die ſollte freilich vorausgehen, der Phosphoros der Eos) „und deutet dem Eros ſeine Beſtimmung auf der Erde an. Aus dem Morgengewölk erheben ſich heitere Bilder der Hoffnung und der Verehrung für den kommenden Tag. In den Gewölken der Sonnenglorie führen Vorboten der Grazien die heiligen Schwäne des Sonnengottes. Der Sonnengott entſteigt mit ſeinem Viergeſpann dem Meer zur Beleuchtung der Welt; mit ihm ſchweben die Grazien, um ſie zu verſchönen.“

Der leztere Theil des Bildes iſt faſt ganz Licht und hat wenig Geſtalten, ſo daß die Abſicht des Gegenſatzes zu fühlen iſt. — Aber welche Unendlichkeit von Gedanken! wirſt Du ſagen. Freilich; und doch iſt's erſt der Anfang des Gedichts, das ſich, genau genommen, noch immer in den Räumen des Himmels bewegt. Dort, den menſchlichen Blicken verborgen, wirken und ſchaffen die Naturkräfte, die die Erde zu ſeinem Wohnſitz geſtalten. Zu dieſem führen uns nun die nächſten Bilder und wenn das bisherige die Nacht umſchrieb, ſo folgen ſich nun Morgen, Mittag und Abend bis wieder zur Nacht, mit Bezug auf die parallelen Jahreszeiten. — Um den Faden des Gedankens beim Anfang zu faſſen, muß man jezt vor die Mitte des Bildes treten: „Auf den Morgenhöhen des Helikon entſpringt unter dem Hufſchlag des Roſſes, welches einſt die Ueberwinder der Ungeheuer, Perſeus und Bellerophon, trug (des Pegaſus), der Quell der Phantaſie. Unter dem Liebkoſen unſchuldiger Nymphen rieſelt er hinab in den Brunnen, aus welchem der beglückte Menſch den Trank der Begeiſterung ſchöpft und von wohlthätigen Weſen empfängt, damit ſich ſein irdiſches Leben verſchöne und ihn Ahnungen und Vorgenüſſe des Himmels begleiten in ſeiner Entwickelung unter Geſetzen des zeitlichen Fortſchreitens im *Morgen und Frühling des Lebens*.“ Hier werden wir an den Anfang der Bilderfolge zur Linken geführt, wo „Hirtenvölker in ruhigem Naturgenuß“ dargeſtellt ſind. Die Sibylle des Morgens vor ihrer Höhle am Geſtade des Meeres, in des Orients Fülle der Natur, feſſelt das jugendliche Geſchlecht durch die Deutung der Zukunft, welche ſie auf Blätter zeichnet. Wildes Jägervolk ſteigt aus den Bergwäldern herab, angezogen von den höhern Reizen ſibylliſcher und dichteriſcher Begeiſterung. Die Muſe und Pſyche ſpannen in der Hütte des Dichters die Saiten auf ſeine Lyra; das Volk nimmt Theil am Wettſtreit der Kraft und Gewandtheit; der jugendliche Genius des Dichters läßt Begeiſterung von ſeinen Lippen tönen, Jünglinge ſind liebend um ihn beſchäftigt, fächelnd und mit Quellen ſpielend. Hier ſehen wir den erſten Verſuch, das Schöne in der Natur feſtzuhalten durch Kunſt, indem ein Jüngling den Schattenriß der Geliebten am Felſen mit der Kohle nachzieht.“

„Im *Sommer und Mittag* des Lebens begegnen wir der Ernte und ihren Freuden. Kinder und Häschen ſpielen im Kornfeld. Ein junger Held wird aus dem Quell der Begeiſterung zu ſchöner und kühner That erfriſcht. Muſikgenuß; unſchuldiger Muthwille mit dem Elemente der Phantaſie. Hinter dem Schleier der ſtürzenden Quelle der Dichtung ſchimmern im tiefen Schooße der Erde die ſtrengen Gewalten (die Parzen), welche die Geſetze des irdiſchen Lebens unerbittlich halten.“ Dies iſt Alles wirklich abgebildet; die Höhle, vor der ein dem Grimmler ähnlicher Waſſerfall niedergeht, durch den hindurch man die Geſtalten der Parzen ſchimmern ſieht. „Die dichteriſche Hülle leiht auch ihnen eine mildere Form, menſchenfreundliche Genien umſpielen ſie, an dem Schickſal des Menſchen Antheil nehmend, ſelige Geſchöpfe, im Elemente des Schönen (nämlich in dem vor der Höhle ſich ſammelnden Waſſer) ſchwimmend und daſſelbe Andern ſpendend. Muſik des Waldes in der Ferne, Begeiſterte,

die ſich am geflügelten Roſſe erfreuen. Werkleute ſtaunen beim Anblick des wohlthätigen Elements. Wohlthätige Nymphen gießen die ſchöne Fluth in den Brunnen hinab, aus dem ein junger Dichter ſchöpft. Ein Geſetzgeber naht ſich überraſcht der ſchönen Quelle, die auch ihn erfriſchen ſoll.“

Nun folgen wir dem Menſchen zum Abend und Herbſt ſeines Lebens, zu einem heitern Bilde der Weinleſe. Alles neigt ſich mehr feſter Geſtaltung zu; an die Stelle der Dichtkunſt tritt nun die bildende, die aber hier — wunderbar genug — aus dem Schutte einer frühern aufwächſt. „Die Werkſtatt des Künſtlers ſchließt ſich alten Denkmalen an. Unter dem Einfluſſe des Genius entſteht durch Künſtlerhand das Werk (der Sculptur). Die Natur ſelbſt führt gefällig auf Verzierung hin, der Akanthus ſchlingt ſich um die Form des korinthiſchen Capitells. In der Werkſtatt arbeiten Gehülfen und Schüler. — Das Feſt der Kelter am Anfang des Winters erfordert ſchon die heimliche Flamme des Heerdes; die Mutter wärmt das am Glanz des Feuers ſich freuende Kind. — Helden kommen ſiegreich zurück. Das Alter erfreut ſich am ſchönen Tanze der Muſen, die im Abendſchimmer und Mondesglanz das Alter beſuchen.“

War ſchon am Abend und im Herbſt zu ſpüren, daß wir die kaſtaliſche Quelle mit ihrem allerfreuenden, Alles belebenden Glanze hinter uns hatten, ſo tritt das in der Nacht und dem Winter noch klarer in die Anſchauung. „Pſyche blickt ſorgend aus der Wohnung des Weiſen nach ihrem Liebling. Der Weiſe auf hohem Felſenſitze ſchauet in den Nachthimmel und ergründet den Lauf der Geſtirne. Luna ſteigt zum Meer hinab. Ein Greis iſt in Betrachtung des Elements verſunken, das ihm zauberiſch (Wellen ſchlagend) entgegen kommt. Der kühne Schiffer nimmt den Gruß der Muſe mit ſich und treibt ins weite, mondbeglänzte Meer hinaus.“

Hiemit ſchließen ſich die Bilder für die Längenſeite; für die ſchmale aber in der Tiefe der Säulenhalle, gegenüber der Uranus-Nacht, iſt „die Trauer am Grabeshügel und der Aufgang eines neuen Tages“ als ein beſonderes Bild vorgeſtellt. Schöner, voller, ergreifender Schluß-Accord einer Sinfonia eroica!

Doch wir ſind noch nicht am Ende, wenn auch am Schluß des erſten Theils. Bisher führte der Künſtler uns bloß an die heitere Seite des Lebens und zeigte uns in Freude thätige Menſchen. Aber auch in Leiden bewährt er ſeine göttliche Abkunft und ſo ſehen wir ihn in zwei andern Darſtellungen, die für die Wände des Stiegenhauſes beſtimmt ſind, im Kampf mit den Elementen, und mit andrer, menſchlicher Gewalt, und in zweifacher Aufopferung aus Bruderliebe. Zuerſt die „Aufopferung für Andere in Gefahr bei menſchlicher Rohheit. Einbruch wilder Horden in eine Hütte; Flucht; Vertheidigung, Schutz und Fall; bedrohte Familien und nahende Hülfe.“ Sodann die „Aufopferung für Andere bei gefahrvollen Naturereigniſſen (einer Ueberſchwemmung nämlich). Zweifelhafte Rettung; Rettung, gewonnen nach völliger Erſchöpfung aller Kräfte; Theilnahme; mannichfacher Eifer für das ſchnellſte Gelingen. Erflehen für Rettung und Trauer über das Schickſal; Freude des Wiederfindens nach überſtandener Gefahr; Dank für Errettung.“

Dies, l. F., iſt der Inhalt des großen Gedichts, das Schinkel zum Bilderſchmuck ſeines Muſeums entworfen und vorläufig als Aquarellzeichnung ausgeführt hat.

Ich weiß, es wird Viele geben, die dieſe ſubjective Art künſtleriſch zu bilden, die Maß- und Geſetzloſigkeit der Phantaſie, das ganz Architektoniſche der Anordnung, ſelbſt die Ueberfülle von Geſtalten und Gedanken, nicht billigen werden, am wenigſten mit der Beſtimmung für's öffentliche Leben. Auch hat ſich in ältern Zeiten die Kunſt immer an poſitive (vornehmlich religiöſe) Vorſtellungen geſchloſſen, und wo wir (wie etwa beim Tempel auf Aegina) noch im Streit der Auslegung ſind, rührt dies nicht ſowohl von der Dunkelheit der Darſtellung, als von unſerm Mangel an Localkenntniß her.

Aber ich frage: ſoll man vor einem ſolchen Strom der Phantaſie nach der Berechtigung ſeines Laufes fragen? Soll man ſich nicht von ganzem Herzen des Genius erfreuen und der Fülle ſeiner Geſichte? Kann nicht auch von hier ein mächtiger Impuls auf die Zeitgenoſſen ausgehen? Ja geſezt den Fall, daß man lange Zeit mit dem Buche in der Hand vor die Bilder treten muß, um ihre Deutung zu gewinnen, iſt denn ein allmähliges Eingehen in die Werke der Kunſt nicht auch eines, und bleibt künſtleriſcher Durchbildung kein Feld übrig, wo die Gedanken ein ſo großes einnehmen? Wenigſtens verſuchen ſollte man es in einer Zeit, die wie der Wagen im Traumbild des Ezechiel nach allen Seiten hin fahren kann, ohne umzuwenden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nachrichten vom Februar.

Preisbewerbung.

Das Königl. niederländiſche Inſtitut hat eine goldene Medaille von 500 fl. Werth für einen Entwurf zu einem antiquariſchen Muſeum ausgeſezt. Es werden nur Einſendungen von Niederländern zur Preisbewerbung zugelaſſen.

Statiſtik der Kunſt.

London, 20. Januar. Unlängſt iſt ein Ausſchuß zur Errichtung der vom Parlamente genehmigten Gewerbzeichnenſchule ernannt worden. Unter den Künſtlern und Kunſtfreunden befinden ſich darin Sir J. Chantrey (Bildhauer), A. W. Calcott (Maler), A. E. Caſtlake (desgl.), R. Cockerell (Architekt), Henry J. Hope (Kunſtkenner und Parlamentsmitglied) und R. Colborne (desgl.); außerdem mehrere ſachkundige Männer aus den betreffenden gewerblichen Zweigen. Die Schule wird in den Zimmern, welche die gegenwärtig nach der Nationalgallerie (in Charing-Croſs) verlegte Königl. Kunſtakademie inne hatte, mit Nächſtem eröffnet werden.

Rom, 31. Januar. Die italieniſchen Künſtler ſind gegenwärtig ſtärker beſchäftiget, als ſeit langer Zeit, da die Wiedererbauung der St. Paulskirche viele Kunſtgegenſtände erfordert, ſo wie die noch fehlenden Heiligenfiguren in St. Peter nach und nach gemacht werden. Der Prinz Borgheſe beſchäftigt mehrere Maler; auch das bekannte Handlungshaus Torlonia hat viele Künſtler, ſowohl Maler als Bildhauer und Architekten, mit Aufträgen für den Ausbau ſeines Palaſtes engagirt. Außer den Beſtellungen bei Thorwaldſen hat Torlonia die zwölf oberſten Götter Griechenlands bei den beſten italieniſchen Bildhauern, in weißem Marmor in Lebensgröße beſtellt. Die Vollendung des Palaſtes ſoll nächſtes Jahr erfolgen.

Artiſtiſcher Verkehr.

Berlin, 28. Januar. Im Antiquarium der Königlichen Muſeen ſind eine nicht unbedeutende Anzahl antike Thongefäße (nolaniſche und hetruriſche Vaſen, Schalen und Näpfe) als Doubletten zurückgeſtellt und werden gegen mäßige Preiſe verkauft.

Verſteigerung.

Kopenhagen. Am 30. Januar ward hier die bedeutende Sammlung des Conferenzrathes Bugge an Oelgemälden und Kunſtſachen aus Elfenbein und Bronze öffentlich verſteigert.

Akademien und Vereine.

Liſſabon, 24. Januar. Gegen Ende v. J. erſchien hier ein langes Decret zur Errichtung einer Akademie der ſchönen Künſte und vor einigen Tagen ein anderes für denſelben Zweck in Porto. Bisher exiſtirten zwar Lehrſtühle für Maler, Bildhauer, Kupferſtecher, allein ſie bildeten kein Ganzes und die Profeſſoren wußten es ſo einzurichten, daß ſie Gehalte, aber keine Schüler hatten. Die neue Einrichtung würde alſo von großem Nutzen ſeyn, wenn die nöthigen tüchtigen Meiſter und Fonds vorhanden wären. In dem Kloſter San Francesko ſind indeß die Lehrſäle für die Akademie angewieſen worden, und die Commiſſion der Depoſiten der Kloſterbibliotheken iſt beauftragt, alle Gemälde zur Dispoſition der Akademie zu ſtellen. Nachdem leztere die ſich zu Studien eignenden ausgewählt, ſollen die übrigen unter die Muſeen der 17 Provinzialhauptſtädte vertheilt werden.

Paris. Der Cercle des Arts oder Künſtlerklubb zeichnet ſich gegenwärtig als der Vereinigungspunkt aller bedeutenden Künſtler aus. Das ſehr großartige Local iſt durch die freiwilligen Beiträge hieſiger Künſtler ſehr geſchmückt. So findet man z. B. im Billardſaale ein ſchönes Bild von Eugène Delacroix, mehrere Tiger darſtellend, einen Herbſtabend von Paul Huet, Crayonzeichnungen von Callamatte nach Leonardo da Vinci und Michel Angelo, und drei Studienköpfe von Gigoux nach Benozzo Gozzoli im Campo Santo von Piſa. Im großen Saale ſieht man die kleine Statue der Mlle. Jenny Elsner von Barre dem Sohne, und Zeichnungen von Ingres, Roqueplan, Wattier, ſo wie architektoniſche Studien von Duban und Chenavard. Im Leſezimmer und Spielzimmer ſieht man ebenfalls Gemälde, Statuen und, zumal im leztern, viele vorzügliche Kupferſtiche. Im Rauchzimmer ſtehen verſchiedene kleine Statuen von St. Moine auf Conſolen von feiner Compoſition. Von alten Bildern beſizt der Verein drei angeblich von Rubens herrührende: ein Jeſuskind, eine heilige Familie und eine Engelgruppe, ferner eine ſchöne Landſchaft von Hobbema. Außerdem ſind Sammlungen alter Kupferſtiche, Albums und dergleichen Kunſtgegenſtände vorhanden, mit denen gewechſelt wird, ſobald man ſich an ihnen ſatt geſehen hat.

Kopenhagen. In der am 8. Januar gehaltenen Generalverſammlung des Kunſtvereins ward die Wahl neuer Beamten und die Verlooſung der im lezten Jahre angeſchafften Kunſtwerke vorgenommen. Sämmtliche Beamten wurden von Neuem gewählt, und die Adminiſtration beſteht jezt aus dem Etatsrath Lund als Vormann, den Profeſſoren Freund, Möller und Hetſch, dem Theatermaler Lund, Bildhauer Biſſen, Canzleirath Thomſen, Conferenzrath Collin und Juſtizrath Friſch.

Berlin. In der Verſammlung des wiſſenſchaftlichen Kunſtvereins am 15. Februar erſtattete Hr. Prof. Henſel Bericht über die von Hrn. Morteleque in Paris erfundene und durch Hrn. Hittorf neuerdings in Aufnahme gebrachte Email-Malerei auf Lava. Dieſe Malerei dürfte ſehr bald an öffentlichen Gebäuden im nördlichen Klima die Moſaik- und Fresco-Malerei des ſüdlichen Klima's erſetzen. Die Lavabrüche von Volvic liefern Platten von 6 — 8 Fuß in's Gevierte, die nur einen Zoll dick und zur Bekleidung von Wänden ſehr geeignet ſind. Da jene Emailmalerei ſich zur feinſten Ausführung gleich der Porzellanmalerei eignet, ſo iſt ſie auch ſchon vielfach zu kleinen Zimmerverzierungen angewandt worden. Hr. Hittorf hat Sr. Maj. dem Könige eine vorzüglich gelungene Tiſchplatte überſendet, welche auf Allerhöchſten Befehl in dem hieſigen Gewerbinſtitute aufgeſtellt worden iſt. Es wurde darauf aufmerkſam gemacht, daß unſere Baſaltbrüche am Rhein einen ähnlichen Stein liefern würden, ſo daß die leeren Wände der Vorhalle des Muſeums vielleicht auf dieſe Weiſe den ihnen von dem Baumeiſter zugedachten Schmuck erhalten könnten. — Hr. Kunſthändler Kuhr hatte das Prachtwerk des Grafen Raczynsky: Geſchichte der neuern deutſchen Kunſt, mit deſſen Debit er beauftragt iſt, eingeſendet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[129] Bei George Gropius in Berlin iſt erſchienen und in allen Buch- und Kunſthandlungen zu haben:

Der Dom zu Halberſtadt, ſeine Geſchichte, Architektur, Alterthümer und Kunſtſchätze, durch Text, einen Stahlſtich und ſechs radirte Blätter verſinnlicht und herausgegeben von **Dr. F. G. H. Lucanus.**

Der Kronprinz von Preußen hat die Dedication dieſes Werkes huldreichſt angenommen. — Preis 4 Rthlr.

№. 26.

Kunſt-Blatt.

Donnerstag, den 30. März 1837.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunſtwiſſenſchaftlichen Inhalts aus den Gemäldeſammlungen von Berlin und Dresden.

Siebenter Brief.

(Venezianer.)

Nach meiner neulichen Abſchweifung in die Gegenwart kehre ich ins Alterthum zurück, das allein in der rechten Sehweite ſteht, während jene uns wie die Hand vor'm Auge liegt. Ich führe Dich heut in's nördliche Italien. Iſt die Sammlung des Muſeums in Bezug auf die alten toskaniſchen Meiſter ziemlich vollſtändig, ſo iſt ſie es in Bezug auf die venetianiſchen in einem ſo ausgezeichneten Grade, daß man keine andere daneben nennen kann. Von Jacobello del Fiore an bis zu Tizian und ſeinen Zeitgenoſſen iſt faſt kein bedeutender Meiſter, den man hier nicht wieder fände; dazu ſind großentheils die Gemälde durch In- und Unterſchriften beglaubigt und jene ſelbſt von hervorſtechendem Werth. Welch hoher Vorzug dieſer Sammlung, von einer der bedeutendſten Erſcheinungen in der Geſchichte der Kunſt eine vollſtändige Geneſis aufzuſtellen! Wie verſtändlich werden die ſpätern Meiſter, wenn man der ältern leichte Abweichung von ihren verwandten Zeitgenoſſen im mittlern Italien ins Auge faßt! Giotto's weitreichende Wirkſamkeit hatte ſich auch auf das nördliche Italien erſtreckt und namentlich war er in Padua thätig geweſen. Sein Einfluß blieb auch nicht ohne Folgen, und manche Ueberreſte in verfallenen Kirchen, ſo wie vorzüglich das (leider! ganz übermalte) große Werk des Giuſto im Battiſterio geben davon Zeugniß; ſelbſt die Fresken Avanzi's in S. Antonio tragen — bei ſchon veränderter Richtung — noch die Erinnerung Giotto'ſcher Lehren. Unterſuchen wir nun die neue Richtung, ſo finden wir ſie weſentlich von der ältern verſchieden, obſchon der Impuls vielleicht von derſelben Stelle ausgeht. Der friſche Blick in's Leben war eigentlich der Wendepunkt der Kunſt, aber es blieb doch den Toskanern geiſtiger Gehalt und deutliches Hervorheben deſſelben die Hauptaufgabe (ſie dachten nämlich an gar keine andere). Daß die Deutlichkeit einfach und großartig war, ergab ſich von ſelbſt, da gerade in der Größe die Deutlichkeit liegt und alles Complicirte unverſtändlich wird. Die Umbrier faßten aus dem Leben das Liebliche und Anmuthige auf. Daß das Leben nun uns nicht ſowohl durch Form und Bewegung, ſondern durch die Farbe erwärme, daß das Blut in unſern Adern das Herz ſchlagen mache, fühlte man zuerſt am Fuß der grünen Alpen, am Ufer des adriatiſchen Meeres. Und ſo wendet ſich denn von Anfang an in Venedig die Kunſt dem Glanz der Farben zu, erforſcht alle Wirkungen des Brechens und Reflectirens, des Steigens und Fallens, der Gemeinſchaft u. ſ. w., wird dabei immer mehr auf das Leben als die einzige Schule der Lebendigkeit verwieſen, entfernt ſich ſomit immer mehr von den in heiligem Nimbus über dem Leben ſtehenden Vorſtellungen, ohne die Gottheiten ſelbſt aufzugeben, ſo daß ihnen nichts übrig bleibt, als dieſe, wie Pygmalion, mit Liebesinbrunſt zu umarmen und belebt und durchwärmt in's warme Leben einzuführen. Das ſind dann Tizians chriſtliche und heidniſche Gottheiten. — Bildet ſich gegen ſolche gewaltige Richtung ein Gegenſatz, ſo wird er an's äußerſte Ende geworfen, wie Mantegna, und trägt dort noch die Spuren ſeiner Herkunft.

Die venetianiſche Kunſt war durch den Ort ihrer Geburt an die Staffelei gewieſen, und Altarbilder, alſo auch hier vornehmlich die Madonna in trono mit umgebenden Heiligen, bilden den Inhalt der Gemälde. Pracht in der Anordnung mit vielem Bauweſen, Glanz in der Farbe, durch braune Schatten gehoben, zeichnen die Gemälde des Luigi Vivarini aus, der um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts (nach Zanetti ſogar am Anfang) blühte, und von dem die Sammlung mehrere ſehr große beſitzt, davon ſogar das eine mit ſeinem Namen (Alowixe Vivarin) bezeichnet iſt. Der Eindruck, den dieſe Bilder im Ganzen machen, iſt ſchon feierlich, aber recht Ernſt iſt's dem Meiſter doch gerade mit dem Feierlichen nicht.

Madonna (Nr. 7) läßt gleichgültig den Arm hängen; Johannes ſpielt mehr mit dem Kreuzchen, als daß er es uns als Memento hinhielt. Guitarre und Flöte, am Fuße des Thrones von zwei ſitzenden Engeln geſpielt (30), mahnen uns ſchon an die Gondelieri und klingen wie (aus der dunkeln Kirche) in die ſonnige Welt lockende Madrigalen. Franceſco Morone (36) in ähnlicher Weiſe rückt der Natur ſchon näher, ohne jedoch die belebende Zauberformel zu finden. Doch wird auch bei ihm auf der Guitarre geſpielt. Für uns von großem Intereſſe iſt es zu ſehen, wie das benachbarte Deutſchland Einfluß ausgeübt. Marco Marcone in ſeinem Chriſtus zu Emaus (15), den er, ſtatt im Zimmer, in einer Weinlaube das Brod brechen läßt, macht uns faſt glauben, als habe er ein niederländiſches Vorbild gehabt für ſeine Bildniß-Apoſtel im modernen Koſtüm. Größere Freude indeß machte mir Antonello von Meſſina, van Eyck's Schüler, der die Oelmalerei nach Italien gebracht, hier in drei beglaubigten Bildern zu ſehen. Außer einer kleinen Kreuzigung in Antwerpen kannte ich nichts von ihm. Hier kann man ihn kennen lernen. Das erſte ſeiner Bilder (Nr. 8) iſt eine Mutter mit dem Kind. Letzteres, nackt, ſteht auf einer ſteinernen Brüſtung und zerrt am Bruſtſaum der Mutter; die Zeichnung zeigt das Beſtreben nach dem Abbilden der Natur und ſtreift deßhalb oft an's Unedle; in der Gewandung vorzüglich iſt niederländiſcher Einfluß fühlbar. Bei ſolchen Anſtrengungen, die neuerworbenen Kunſtmittel vorzüglich zum Nachbilden der Wirklichkeit anzuwenden, iſt es erklärlich, wenn das, was Phantaſie nach innern Vorbildern frei ſchafft, wie namentlich der Ausdruck, dem Künſtler weniger gelingt, ja von ihm gar nicht erſtrebt zu werden ſcheint. So iſt wirklich das Auge der Madonna, mit dem ſie uns anblickt, gänzlich gleichgültig, und der heil. Sebaſtian in einem zweiten Bilde (Nr. 11) zeugt weder von ſeinen Schmerzen, noch deren Ueberwindung. Dagegen führt dieſe Richtung zunächſt zu einem faßlicheren Erfolg im Bildniß, wie denn hierin die Venetianer unbedenklich das Höchſte geleiſtet, und auch Antonello lernen wir von dieſer, als ſeiner vollkommnern Seite kennen, in dem Bildniß (Nr. 12) eines jungen Mannes, das — gut von Färbung — ganz in der Methode van Eyck's gemalt iſt. Von Gentile Bellini, der gerade im Bildniß ausgezeichnet war, beſitzt die Sammlung das ſeinige und ſeines Bruders, wunderlich genug in Perrücken gehüllt. Von Giovanni Bellini ſind ſieben Bilder da und unter dieſen zwei vortreffliche, eine Madonna mit dem Kind auf rothem Teppichgrund (Nr. 9) und ein lehrender Chriſtus (12); jedoch auch von den andern tragen mehrere entſchieden ſein Gepräge, ja ſogar ſeine Unterſchrift. Sehr in die Augen fallend ſind die Werke ſeines Schülers Marco Baſaiti, klar in der Farbe, natürlich in der Zeichnung, auch ſchön, wo er ſchöne Modelle gehabt; aber freilich tritt die Einſeitigkeit der Richtung greller hervor, wenn ſie durch keine Genialität gemildert wird. Freier bewegt ſich ein andrer Schüler Giovanni's, Franceſco Biſſolo, von dem die Auferſtehung Chriſti (19), und in großer Vollkommenheit iſt Cima da Conegliano in der Madonna in trono (47). Meiſter, von denen man ſelbſt in Venedig wenig Spuren antrifft, wie Montagna, findeſt Du hier in auserleſenen Werken. Die Krönung Maria's (39) und die Madonna in trono mit dem heil. Uomobuono, dem Patron der Schneider (56), ſind gewiß die vorzüglichſten dieſes ſtrengen Alten, der ſich viel mag mit der Wirkung des durch breite Schatten eingeſchränkten Lichtes beſchäftigt haben. Licht und Farbeneffekte im Großen, wie ſie bei Volksverſammlungen im Freien unter der bunten aus allen Theilen der Welt zuſammengeſtrömten Menge wohl oft das Auge des Künſtlers entzückt haben, faßte zuerſt Vittore Carpaccio, wenigſtens zuerſt mit Glück auf. Nr. 19 zeigt von ſeiner Hand eine Darſtellung, wie Petrus den Stephan und ſechs Gefährten zu Diakonen ſegnet, ein Bild reich an Epiſoden und ganz in die Gegenwart gerückt. Das ſchönſte Bild dieſes Meiſters iſt meines Erinnerns der Tod der Maria in S. Maria in Vado in Ferrara; zwei Heilige der Brera in Mailand gehören zu den Perlen der Sammlung, aber auch hier iſt er zu erkennen und hoch zu ſchätzen.

Was nun dem Allen gegenüber Squarcione mit ſeinem Studium der Antiken gewollt und erreicht, ſieht man in Gutem wie in Böſem an den Bildern aus ſeiner Schule (da von ihm ſelbſt nichts vorhanden), da denn die Trockenheit und Schärfe der Zeichnung in der Madonna mit dem Kind und den elf Engeln nebſt Cherubim und Seraphim (Nr. 23) noch immer mit Geiſt und Lebendigkeit verbunden iſt, aber in der des Marco Zoppo (59) ſich in die äußerſte Geſchmackloſigkeit verirrt. Ihren Triumph aber feiert dieſe Richtung im Andrea Mantegna. An wie viele herrliche Werke dieſes Meiſters in Padua werde ich erinnert, wie viele ſchöne Bilder beſitzt die hieſige Sammlung, aber von allen wüßte ich keines, das ihn in ſolcher Vollendung zeigte, als das Bild des todten Chriſtus mit den klagenden, helfenden Engeln, das wohl am meiſten mit den Ueberreſten ſeiner Freſken in der camera capitolare der Peterskirche zu Rom übereinſtimmt. Wohl ſpüren wir überall ſeine Freude an einem ſelbſt bei ſchwieriger Verkürzung ſicher und fein gezogenen Kontur, ſeine ſtrenge, faſt herbe Zeichnung, aber in dem Lichtſchimmer, der immer zu Farbe ſich zu brechen ſcheint, blickt der Antheil durch, den Bellini und die Venezianer an ſeiner Bildung genommen. Am meiſten aber zeigt ſich eigner Genius in dem wunderbaren Ausdruck der beiden Engel, in denen

die Gemüthsbewegungen der Menſchen bei gegenwärtiger Noth, helfende Theilnahme, und bittendes Vertrauen auf Gott, ſich in unübertroffener Stärke ausſprechen.

Wo durch einen ſolchen Baumeiſter die Brücke aus einer Schule in die andre gebaut wird, iſt die Verbindung geſichert, und ich würde ſogleich darüber zu den Lombarden hinüber gehen, wenn nicht noch Tizians blühende Lavinia mich hielte und auch aufforderte, den Prokurator von Tintoretto (64), den alten Herrn in ſchwarzem Kleid von Baſſano (67), die beiden Schachſpieler von Paris Bordone, den Ballſchläger von Bernardino Pordenone und die Ehebrecherin von dem ältern Licino da Pordenone, das herrliche Bildniß des Jünglings von Morone und die Madonna in trono (92 a.) zu betrachten, um recht im Vollgenuß der Früchte aller früheren Beſtrebungen zu ſchwelgen. Hier umgibt uns Leben, wirkliches warmes Leben; die Geſtalten, die die Kunſt erſchuf, athmen mit uns und ſind unſers Geſchlechts; was früher durch befangenes und mühevolles Nachbilden der Natur nur kärglich abgewonnen, hat die durch ſie genährte Kunſt nun frei hervorgebracht. Doch ich finde ein anderes Mal Gelegenheit, mich weiter über dieſe Menſchwerdung in der Kunſt auszuſprechen, nur das füge ich heut hinzu, daß ich mir der Gottesmutter Seligkeit bei der Geburt des Weltheilandes nicht größer vorſtellen kann, als die des Künſtlers, der zuerſt ſeinem heiligen Kinde warmen Lebensodem eingehaucht. Hatte die Kunſt einmal dieſen erquickenden Brunnen des lebendigen wirklichen Lebens gekoſtet, ſo konnte kein andrer Trunk, ſelbſt auf den Höhen des Pindus, aus der kaſtaliſchen Quelle, ihr mehr munden, ja ſie verſuchte ihn nicht einmal mehr.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nachrichten vom Februar.

Akademien und Vereine.

Köln, 23. Febr. Der Verein bildender Künſtler gedeiht immer mehr und zählt jezt ſchon über vierzig Mitglieder. Die zeichnenden Mitglieder haben unter ſich einen Compoſitionsverein gebildet, der ſich allwöchentlich einmal zu einem Leſekreis verſammelt und alle drei Wochen ſeine Zeichnungen einliefert, die dann das Eigenthum des Vereins ſind.

Königsberg. Der ſeit dem Jahre 1832 zu Königsberg i. Pr. beſtehende Kunſt- und Gewerbeverein, der ſich die Aufgabe geſtellt hat, den Kunſt und Gewerbſinn in der Provinz zu beleben, zählte Anfangs nur 400 Mitglieder, ſeit dem Monat Auguſt v. J. aber 800, worunter ſich 102 Auswärtige befinden — ein erfreulicher Beweis, welche Theilnahme dieſem Unternehmen von allen Seiten geſchenkt wird. Gemäß der Statuten genießen die auswärtigen Mitglieder für den jährlichen Beitrag von 2 Rthlrn. einen beſondern Vortheil, indem ſie ein Freiloos zu der in den ungeradezahligen Jahren zu veranſtaltenden Verlooſung von Kunſtwerken erhalten. Die Mitglieder haben freien Zutritt zu den Ausſtellungen und empfangen in den geradezahligen Jahren einen Kupferſtich oder Steindruck.

Muſeen und Sammlungen.

Darmſtadt. Das hieſige Muſeum iſt am 8 Februar der wöchentlich zweimaligen Beſchauung des Publikums eröffnet worden. Die Hauptſchätze deſſelben ſind eine Reihe von koſtbaren Diptychen und Elfenbeinſchnitzwerken (meiſt byzantiniſchen Styls), Glasmalereien (aus dem 12. und 13. Jahrhundert bis ins 17. herab) von ſeltener Schönheit und Unverſehrtheit, hauptſächlich die älteſten Cyklen, in ihrer eigenthümlich chriſtlich-traditionellen Auffaſſungsweiſe intereſſant, eine ausgezeichnete Münzſammlung, Handzeichnungen, Holzſchnitte, Kupferſtiche. Leztere drei Gegenſtände, worunter Handzeichnungen von Raphael, Michel Angelo, Rubens, Dürer ꝛc., ſind in drei beſondern Sälen aufgeſtellt und ſollen von Zeit zu Zeit gewechſelt werden; ferner Prunkgefäße, alte muſikaliſche Inſtrumente, ethnographiſche Sammlungen, antike Vaſen, Gemmen und Anticaglien.

Rom, 14. Januar. Der Papſt läßt gegenwärtig aus den verſchiedenen Muſeen und Magazinen alle etruskiſchen Alterthümer in den Saal bringen, wo zulezt die berühmte Bildergallerie des Vatican ſich befand, die in die Säle der Rafael'ſchen Tapeten geſchafft worden iſt. Außer den architektoniſchen Fragmenten, deren Aufſtellung die Hauptbeſtimmung der Gallerie iſt, ſollen auch die chriſtlichen Monumente der älteſten Zeit ihren Platz daſelbſt finden.

Paris, 4. Februar. Das Generalconſeil der Bank hat dem Könige ein Geſchenk mit einer Statue des Kaiſers Napoleon für das hiſtoriſche Muſeum zu Verſailles gemacht, die ſeit 1814, nicht (wie von mehreren Seiten gemeldet worden) in dem Garten der Bank vergraben war, ſondern nur in einem wenig zugänglichen Theile des Börſengebäudes geſtanden hat.

Boulogne. Frau von Rigny, Wittwe des berühmten Admirals, hat dem hieſigen Muſeum ein reiches Geſchenk gemacht. Es beſteht aus zwei Köpfen von griechiſcher Sculptur aus kalkigem Alabaſter, zwei griechiſchen Lampen und zwölf griechiſchen Vaſen, einem ägyptiſchen Sarkophag, zwei kleinen Statuetten aus Holz, einer Windhündin, ebenfalls aus Holz, liegend wie die ägyptiſchen Sphinxe, und einem leider zerbrochenen Grabſtein. Der Sarkophag, die Mumie und der Grabſtein ſind mit Hieroglyphen bedeckt. Die beiden Köpfe haben eingeſezte Augen und gehören wahrſcheinlich der ältern griechiſchen Zeit an.

London, 4. Februar. Es wird hier jezt eine Sammlung von etruskiſchen und griechiſchen Alterthümern öffentlich gezeigt, welche nach Art des Belzoniſchen ägyptiſchen Muſeums eingerichtet iſt, indem die die Originalgräber nachahmenden Kammern mit den ihnen zukommenden ächten Sarkophagen, Urnen u. ſ. w. verſehen und deren Wände in der geeigneten Art mit Darſtellungen von Leichenzügen, Orgien u. ſ. w. bemalt ſind.

Kopenhagen, 27. Januar. Die Idee, ein Muſeum für Thorwaldſen's Kunſtwerke zu gründen, ward hier ſo lebhaft ergriffen, daß ſchon in den erſten Tagen, während deren die Einladung circulirte, 4000 Rthlr. (von 17 Subſcribenten) gezeichnet wurden, außer andern 5000 Rthlrn., welche der Kunſtverein ſubſcribirt haben ſoll. Im Laufe

der lezten 15 Jahre hat Th. von ſeinen Arbeiten in Gyps, Marmor und Terracotta eine nicht geringe Anzahl hierher geſandt, welche zum Theil das Schloß und die Frauenkirche aufgenommen haben. Vieles ſteht aber noch in Corridoren und abgelegenen Gemächern umher. Die größte Anzahl dieſer Kunſtſachen, welche noch keine feſte Beſtimmung hat, findet ſich theils auf Charlottenburg, wo ſie nur höchſt mittelmäßig aufgeſtellt ſind, theils in Magazinen, wo es ganz und gar an Plaz gebricht, ſie unterzubringen. Unter dieſen Arbeiten ſind aber nicht wenige noch unvollendet, ſowohl von denen, welche für Schloß und Kirchen beſtellt ſind, als auch denjenigen, deren Beſtimmung man nicht ſicher weiß. Die Hierherſendung der leztern ſcheint räthſelhaft, in ſo fern man ſie nicht mit einer Aeußerung in Verbindung bringt, welche der große Künſtler ſchon ſo oft und ſo beſtimmt, beſonders in den lezten Jahren, wiederholt hat, die nämlich, daß er ſein Vaterland wieder beſuchen wolle. Man erwartet übrigens neue Sendungen aus Rom. Unter dieſen Umſtänden würde die Einrichtung eines paſſenden Locals vor der Ankunft des Meiſters, der die herrlichſten ſeiner Kunſtwerke ſeinem Vaterlande vorbehalten zu haben ſcheint, höchſt wünſchenswerth ſeyn. — Nach ſpätern Nachrichten ſind in den erſten acht Tagen bloß auf einigen Privatliſten 15 — 16000 Rthlr. unterzeichnet worden. (Vgl. Perſönliches.)

Perſönliches.

München. Der Hiſtorienmaler Wilhelm Kaulbach erhielt den Ruf als Profeſſor nach Dresden, bleibt aber nun als Hofmaler Sr. Maj. des Königs in München.

Brüſſel, 24. Januar. Unſer Bildhauer Geefs hat in dieſem Augenblick Beſtellungen für 500,000 Fr.; der Thiermaler Verboekhoven für 250,000; de Keyſer für 150,000; und der Genremaler de Braekelaer für 150,000. Wappers arbeitet fortwährend an Aufträgen aus Holland und Belgien; Gallait und de Caisne haben wenigſtens auf 2 Jahre Beſchäftigung aus Paris.

Italien. Nach Nachrichten aus Rom ſpricht man davon, daß Thorwaldſen in dieſem Jahre ſeine Rückreiſe in's Vaterland antreten wolle, wo er ſein Leben zu beſchließen gedenke.

Der Kupferſtecher Eckersberg hält ſich noch in Parma auf, wo er unter dem berühmten Toschi arbeitet. Der Architekt G. Bindesböll, welcher gleich Jenem ſein Reiſeſtipendium auf ein Jahr erneuert erhalten hat, beſchäftigt ſich jezt mit Ausarbeitung eines Planes zu einem Muſeum für Thorwaldſens Arbeiten. (S. Muſeen und Sammlungen.)

Der belgiſche Maler Wiery, aus Dinant gebürtig, iſt in Rom zum Mitglied der Akademie von San Luca gewählt worden.

Dem verdienſtvollen Landſchaftmaler Franz Catel aus Berlin zu Ehren, und zur Feier ſeiner 25jährigen Anweſenheit zu Rom, iſt von den ſich hier aufhaltenden deutſchen Künſtlern ein fröhliches Feſt veranſtaltet worden.

Nekrolog.

Berichtigung. Nicht der Profeſſor Conrad Eberhard zu München, ſondern deſſen älterer Bruder Franz, der ſich durch ſeine Handaltärchen in Alabaſter Ruf in der Künſtlerwelt erworben hat, ſtarb im December v. J. nach vorhergegangener dreivierteljähriger Blindheit.

Wien. Der bekannte Porträt- und Hiſtorienmaler Ritter von Lampi iſt hier, 64 Jahre alt, geſtorben.

London. Sir John Soane, der bekannte Architekt und noch mehr als großer Kunſtfreund bekannt, iſt hier am 20. Januar, 87 Jahre alt, geſtorben. Er war in Reading, in Berkſhire, geboren, und ſeine Aeltern arme, unbedeutende Leute. S. ſtudirte unter Dance, dem Erbauer des Mansion-house (der Wohnung des Lord Mayor) in Cornhill (London); er gewann, noch ehe er mündig wurde, die Preismedaille der Königl. Akademie und wurde zu einem der Reiſezöglinge derſelben ernannt. Im Jahr 1788 wurde S. zum Baumeiſter der Bank ernannt, und im Jahr 1806 folgte er Dance in der Profeſſur der Baukunſt bei der Königl. Akademie. Wenige Architekten ſeiner Zeit waren mehr oder einträglicher in ihrem Wirkungskreiſe beſchäftigt. Zu ſeinen ausgezeichnetſten Werken gehören die ſüdöſtliche und weſtliche Seite der Bank und die innern Einrichtungen derſelben, von denen mehrere ſehr ſchön und mit Geſchmack angeordnet, aber nicht zweckmäßig ſind. S. war auch der Erbauer des neuen Handelsamtes (board of trade) in Whitehall (London), eines ſchönen und geſchmackvollen Baues. Er hat ſeine herrliche Sammlung der Nation vermacht; dadurch aber, daß er 50,000 Pf. zu deren Erhaltung ausgeſezt, ſeine Söhne und Enkel in gänzlicher Armuth zurückgelaſſen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[107] Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Handbuch

der

Geschichte der Malerei

von Constantin dem Grossen bis auf die neuere Zeit.

Von Dr. Franz Kugler.

Erster Band: Geschichte der Malerei in Italien. gr. 8. Preis 2 Thlr.

Der Verfasser wünscht mit diesem Handbuche einem Bedürfnisse entgegenzukommen, welches mit dem allgemeiner werdenden Interesse für die in unserer Zeit so herrlich wieder aufblühende Malerkunst immer dringender gefühlt wird. Es fehlte nämlich an einem kurzen, leicht verständlichen Faden, der den Laien in die verschiedenen Hauptrichtungen der Kunst einführt und ihm in klaren und deutlichen Zügen die ganze historische Entwickelung derselben bis zur neuesten Zeit übersichtlich darstellt. Nach dieser Auffassung seiner Aufgabe hat der Verfasser den vorliegenden ersten Band, welcher die italienische Malerei umfasst, bearbeitet, und wird in dem zweiten, der bereits unter der Presse ist, die übrigen Schulen behandeln. Um die praktische Brauchbarkeit des Buches zu vermehren, hat sich der Herr Verfasser die Mühe genommen, ein Ortsverzeichniss auszuarbeiten, welches die wichtigeren der von ihm erwähnten Gemälde nach den Punkten, wo sie gegenwärtig zu finden sind, zusammenstellt, und welches dem Schlusse der beiden Bände angehängt ist.

№ 27.

Kunſt-Blatt.

Dienstag, den 4. April 1837.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunſtwiſſenſchaftlichen Inhalts aus den Gemäldeſammlungen von Berlin und Dresden.

Achter Brief.

(Mailänder. Ferrareſen. Francia. Andrea del Sarto.)

So oft ich vor die Bilder aus der lombardiſch-mailändiſchen Schule trete, wiederholt ſich mir die Frage: was war ihre beſondere Aufgabe? und keine Antwort will mir genügen. Ob und welchen Einfluß Giotto dort ausgeübt, iſt nicht ermittelt, eben ſo wenig, ob urſprüngliche Talente dort der Kunſt eine Geſtalt gegeben. Von beſonderer Wichtigkeit ſcheinen mir des Bembo und Moretti Werke in Cremona aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, umfaſſende Darſtellungen aus der Geſchichte Chriſti al fresco. Eine gründliche Erforſchung dieſer und verwandter Werke würde uns wohl zunächſt die Pforten öffnen zu dem Heiligthum, in dem wir zulezt von großen Kunſtgenien umgeben, als Hohenprieſter Leonardo ſehen. Vorläufig erſcheint er mir als ſymboliſches Vorbild der lombardiſchen Kunſt, zu welcher der durch den Naturalismus in Florenz vertriebene Genius floh, um ein jugendlicheres Geſchlecht in die ewige Heimath des Schönen zu tragen.

Unter Vielem, was ich früher in Mailand und namentlich in der Certoſa bei Pavia geſehen, gaben mir jene Anſicht vorzüglich die Werke des Ambrogio Borgognone, in denen ſeine Natürlichkeit mit geiſtiger Anmuth, Innigkeit und Größe um den Vorrang ſtreiten. Wie erfreut war ich, dieſen vor Vielen herrlichen Meiſter hier in zwei vortrefflichen Gemälden (117 und 121) wiederzufinden. Beides ſind Marien mit dem Kind, dabei ſind auf dem einen Engel, auf dem andern Johannes Bapt. und Ambroſius. Nach Farbe, das ſieht man, hat er wenig geſucht, eben ſo wenig nach Zierlichkeit der Bewegung; mehr ſpürt man das Beſtreben nach Modellirung, wie denn die Formen ſelbſt im Contour dem Runden ſich nähern; aber vor allen iſt es die Seele, die weiß, daß ſie ſich nur mit Hülfe des Körpers ausſprechen kann, aber nur wenn ſie ihn ganz durchdringt und verklärt. — Bei der Armuth an Werken älterer Lombarden ſind dieſe beiden Tafeln des Muſeums von unſchätzbarem Werth. Von Leonardo beſizt die Sammlung nichts. Das iſt ſehr betrübt, um ſo mehr, als vor einigen Jahren ein beglaubigtes Bild von ihm, das aus Unverſtand der Beſitzer auf den Trödel gekommen war, in Florenz verkauft wurde. Eben ſo betrübt iſt es, daß von Bernardo Luini, dieſem Rafael der Lombarden, nichts da iſt; denn daß man ein ſehr mittelmäßiges Marienbild (105) mit dieſem großen Namen geſchmückt, ſollt' ich Dir gar nicht ſchreiben. Dagegen aber findeſt Du ein unübertrefflich herrliches Gemälde, einen kreuztragenden Chriſtus von Salaino hier. — Warum hat noch keiner der ausgezeichneten Kupferſtecher Berlins dies Bild geſtochen? fragte ich, und beſchloß ſogleich, unſerm Freund Caspar, der Tizians Lavinia ſo vortrefflich im Stich wiedergegeben, meine Frage vor- und an's Herz zu legen. Soll ich dieſem Bilde trauen, ſo haben die Mailänder, vorzüglich unter Leonardo's Leitung, ſo dem Leben das Geiſtigcharakteriſtiſche (in Form und Zeichnung) abgewonnen, wie die Venetianer das Sinnlichlebendige (in der Farbe). Von einem zweiten großen Schüler Da Vinci's, deſſen Werke uns einmal in Mailand ſo entzückten (in der Madonna delle Grazie, in der Brera ꝛc.), von Gaudenzio Ferrari, ſind zwei Bilder da (113 und 116), von denen wenigſtens das zweite, eine Anbetung der Hirten, obſchon es bei weitem nicht den kecken michelangelesken Geiſt ſeiner eben genannten Fresken, ſondern vielmehr den anmuthigeren des Ghirlandajo und ſogar deutſche Luft athmet, ein ganz ausgezeichnetes Kunſtwerk iſt. Marco d'Uggione, auch ein ſehr talentvoller Schüler Leonardo's, iſt ebenfalls durch ein ganz vollendetes Gemälde (106) vertreten, auf dem Maria abgebildet iſt, ſitzend auf einer Raſenbank, das Kind auf dem Schooße,

das den heil. Ambroſius ſegnet, während Georg und Paulus in verehrender Haltung zur Seite ſtehen. — Ganz untergeordnet iſt faſt kein Bild dieſer Abtheilung, allein von glänzendem Werth ſind noch drei Bildniſſe, vor allen das ehedem in der Solly'ſchen Sammlung dem Leonardo zugeſchriebene der Margherita Coleonea (104), einer vornehmen Mailänderin aus dem Geſchlecht der Visconti; ſodann das dem Gaudenzio verwandte (101) eines Mannes von mittleren Jahren, und endlich das eines andern (angeblich) von Filippo Mazuola (131), das inzwiſchen mit dem durch Namensunterſchrift beglaubigten, ziemlich flachen und geiſtloſen, großen Altarbild (Madonna in trono nebſt Heiligen) wenig Verwandtſchaft zeigt.

In den genannten Bildniſſen tritt deutlich das Beſtreben hervor, durch rein- und feingefühlte Form den Charakter des Urbildes auszudrücken. — Von einem der Hauptbilder der Sammlung hätt' ich Dir faſt zu ſchreiben vergeſſen. Es hängt, ich weiß nicht aus welchem Grunde, unter den Florentinern; ich meine die heilige Barbara von Beltraffio, lebensgroße ganze Figur, den Kelch mit beiden Händen haltend, würdevoll, ernſt, wie eine Statue altgriechiſchen Tempelſtyls; in Zeichnung, Form, Verhältniß durchgebildet nach den Anforderungen vollendeter Kunſt.

Zu den beſondern Vorzügen der hieſigen Sammlung gehört noch, daß ſie uns, und zwar auf ausführliche Weiſe, mit einer Kunſtſchule bekannt macht, die man faſt ſelbſt in ihrer Heimath nicht mehr auffinden kann, ich meine die von Ferrara. Zwar hat ſie nichts Eigenthümliches, Großes hervorgebracht, allein ſie iſt immer ein Denkmal der Vergangenheit, und wir erkennen in ihr die Beſtrebungen, die von den Venetianern errungenen Vortheile der Färbung mit dem Syſtem der Compoſition und Anordnung bei den benachbarten Bologneſen zu verbinden, bis denn auch römiſcher Einfluß durch Garofalo das Ganze umwandelte. Der älteſte Meiſter in der Sammlung iſt Cosmè (Coſimo Tura), der in der erſten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts blühte. An ihm iſt der Einfluß Squarcione's ſichtbar und Alles, was bei Mantegna durch Geiſt und Geſchmack noch in den Grenzen des Schönen gehalten wird, tritt hier in abſchreckender Excentricität an's Licht. Auch verräth ſich nirgends das Wiſſen vom eigentlichen Kunſtziel und in lauter Beiwerk zerſplittert ſich die bildneriſche Kraft. So ſind die Reliefs am Throne der Maria (272), wenn man auf den Fleiß und die Strenge der Ausführung ſieht, das Motiv des ganzen großen Bildes, eine ärgere Umkehrung, als die des Teniers, der die Befreiung Petri aus dem Gefängniß malt, um eine Gruppe Landsknechte ans Kamin zu ſtellen im Vorgrund, wobei denn gelegentlich im Hintergrund der Hiſtorie gedacht wird.

Am meiſten Geſtalt erhielt die Schule von Ferrara durch Lorenzo Coſta, einen Zeitgenoſſen Francia's, von dem er viel angenommen. Von dieſem iſt ein großes, höchſt merkwürdiges Bild in der Sammlung, eine Darſtellung des Kindes im Tempel, aber nicht hiſtoriſch oder dramatiſch, auch nicht eigentlich ſymboliſch, ſondern allegoriſch aufgefaßt. Wir ſtehen vor einem Altar, zu dem mehrere breite Stufen hinauf führen. Zu oberſt iſt die Gruppe von Joſeph, Maria mit dem Kinde und Simeon; weiter zurück zwei Chorknaben, tiefer zwei Leviten mit Stäben, noch tiefer rechts Johannes der Täufer, links eine Jungfrau mit einer Schüſſel, endlich ganz vorn ein Prophet und eine Sibylle knieend. Dieſe Vorſtellungsweiſe, wo durch ein obendrein ganz todtſymmetriſches Zuſammenreihen von verwandten Gedanken der Mangel an Poeſie verdeckt wird, wie ſie namentlich ſpäter bei Garofalo in ſeiner großen Kreuzigung zu S. Andrea in Ferrara ſich zeigt, konnte nicht wohl Baſis einer geſchichtlich bedeutenden Schule werden, und wir ſehen auch bald des Lorenzo Schüler mehr nach den Mitteln als nach dem Zweck der Darſtellung fragen. Von dem bedeutendſten der lezteren, Ercole Grandi, beſizt die Sammlung nichts, dagegen mehrere ſehr ausgezeichnete Werke des andern, Ludovico Mazzolino, in denen ſich wenigſtens das Charakteriſtiſche der Schule auf's allerglänzendſte zeigt. Ich nenne Dir zunächſt das große Bild: Chriſtus als Knabe im Tempel (278). Welcher Aufwand bildneriſcher Kräfte! welches Licht! nein, welches Feuer! welche Glut und Harmonie der Farben! wie viel Menſchen und wie lebendig geſchildert! wie gemalt! Und mit alledem doch nichts erreicht, das uns den Gegenſtand und ſeine Bedeutung im Leben Chriſti vor die Seele führte. Recht als ob der Künſtler dieſen Mangel gefühlt, hat er an der Gallerie und deren Brüſtung (wo ſich Gruppen von Phariſäern befinden) mehrere Reliefs mit Darſtellungen aus dem alten Teſtament angebracht, in denen Gott im Schwachen mächtig dargeſtellt iſt (als David mit Goliath, Judith und Holofernes ꝛc.). Das Bedeutſame aber in dem Motiv der Darſtellung zu geben, hat er nirgends verſtanden, auch in keinem der andern vier Bilder, die die Sammlung beſizt. — Eine Schule, der es ſomit an einem organiſchen Princip fehlte, konnte ſelbſt in ihren begabteſten Zöglingen nichts wahrhaft Großes hervorbringen, und iſt alles, was wir von Garofalo, Ortolano und Doſſo ſehen, mehr einem künſtlichen, als einem wirklichen Frühling zu vergleichen. Von den genannten Dreien beſizt die Sammlung Werke, die — wenn ſie auch nicht zu ihren vorzüglichſten gehören — doch uns ziemlich genau mit ihnen bekannt machen können. Wenn man ſich erinnert, wie oft und überall in den Kirchen und Sammlungen Roms (und eben ſo in Ferrara) einem Garofalo begegnet, ohne

irgend etwas Neues in Auffaſſung, Geſtaltung ꝛc. zu bieten, wie man immer an die Bewunderung geſättigter Färbung und guter Modellirung gewieſen iſt, ſo freut man ſich über die hieſige Beſchränkung auf ſechs Bilder, was in Vergleich zu ſeiner Fruchtbarkeit wirklich wenig iſt. Ich nannte oben ſeine große Kreuzigung im Refectorium von S. Andreas zu Ferrara; da ſie uns beſonders mit ſeiner künſtleriſchen Denkweiſe bekannt macht, will ich ſie Dir kürzlich beſchreiben. Den Mittelpunkt dieſes großen Freskobildes macht Chriſtus am Kreuz; rechts von ihm ſteht das neue Teſtament, zur Linken reitet das alte auf einem Eſel. Aus dem Kreuz wachſen verſchiedene Arme, die eine Krone auf's Haupt des neuen Teſtamentes ſetzen, den Schlüſſel des Paradieſes halten, die Erzväter aus der Hölle befreien und das alte Teſtament todtſchlagen. Die Religion (oder Kirche) iſt zugegen und läßt durch ihre Hand Blutſtrahlen auf die drei Hauptſacramente gehen; denen gegenüber ſieht man das altteſtamentliche Opfer und den Tempel Salomonis, dem auf der neuen Bundesſeite die Predigt Pauli (ich glaube zu Athen) entſpricht. Ueber dem Ganzen in einer Felſenburg ſizt Gott Vater. — Gezeichnet und gemalt iſt übrigens dieſes wunderliche Bild vortrefflich.

Von Ferrara machen wir noch den kurzen Weg nach Bologna, zumal da die Francia's hier unter den Mazzolini's aufgeſtellt ſind. Das nimmt mir gewiß Niemand übel, daß ich bei dem Namen Franceſco Francia zuerſt an die heil. Ceciliencapelle in Bologna, an die Geburt Chriſti in S. Giovanni Evangeliſta zu Parma und an das Kind in Roſen zu München denke. Welcher Abſtand von dort bis zu den hieſigen Bildern! Und doch ſind leztere gezeichnet mit dem Namen Francia aurifaber Bonon. Ich geſtehe Dir mein völliges Unvermögen, dieſe Bilder mit den oben genannten unter einen Namen zuſammenzufaſſen. Welche Größe und Feinheit der Zeichnung, welche Zartheit und Innigkeit des Ausdrucks der (wenn immer etwas eintönigen) Charaktere; welcher Fluß, welche Klarheit der Farbe, vorzüglich in der etwas in's Gelbliche ſpielenden Carnation! Wie zeichnet und behandelt er Gewänder mit Genauigkeit und Geſchmack! — Von alledem ſiehſt Du hier, in dem großen Bilde (269) der Verklärung Mariä, nichts. Die Zuſammenſtellung zeigt ſo wenig Gefühl, daß man durchaus nicht warm wird; die Zeichnung iſt ſchwach, ja die Geſtalten der Heiligen ſtehen nicht einmal ganz ordentlich, die Gewänder ſind nicht durchgeführt in den angegebenen Motiven, die Behandlung iſt faſt roh; nur das Kind auf dem Schooße der Mutter iſt ſchön. — Eben ſo unverſtändlich iſt mir das kleinere, aber bei weitem beſſer gemalte Bild der heiligen Familie von ihm (221) geblieben, deſſen ſtark ins Rothe gehende Färbung von allen mir bekannten Bildern Francia's abweicht, ſo wie die magern Formen, der Mangel an Ausdruck, die verfehlten Verhältniſſe. Aber das Bild iſt, vermöge der Unterſchrift, von Francia für ſeinen Freund Bianchini gemalt. — Das ſind Kunſträthſel. Freilich ſah ich in dieſen Tagen auch eine Zeichnung, mit dem Namen eines unſerer größten lebenden Künſtler geſchmückt, an welcher dieſer nicht den geringſten Theil hat. — Daß man Giacomo Francia hier in mehreren Bildern ſieht, ſagte ich ſchon oben; doch nicht, daß das Bild des Johannes Baptiſta und Stephanus (271) zu ſeinen beſten Werken gehört.

Statt nun noch von mehreren vortrefflichen Gemälden des halb Venedig, halb Rom angehörigen Sebaſtian del Piombo zu ſprechen, die in dieſer Abtheilung hängen, und von ſonſt manchem Guten in der Sammlung — denn wie wollt' ich von Allem! — führe ich Dich zu dem neu angekauften und in dieſen Tagen aufgeſtellten Bild von Andrea del Sarto.

Das Bild war urſprünglich (1526) für Giuliano Scala gemalt, der es, dem Vaſari zufolge, nach Sarzana geſchickt ins Dominicanerkloſter. Von da kam es ſpäter nach Genua, und von Genua nach Paris, wo es aus der Sammlung Lafitte's für das Königl. preußiſche Muſeum angekauft worden iſt. Es iſt groß, leidlich erhalten und ganz geeignet, den ſ. g. Raffaelo di Toscana von ſeiner beſten Seite zu zeigen.

Fragen wir zuerſt nach dem Inhalt des Bildes, ſo ſehen wir dem Künſtler die oft wiederholte Aufgabe geſtellt, eine Anzahl Heilige (die in Bezug zu den Donatoren ſtehen mögen) um die Mutter Gottes mit dem Kind zu verſammeln. Bei den ältern Künſtlern, deren Geſtalten weder dem Leben entnommen waren, noch Anſprüche auf Natürlichkeit machten, zeigt ſich die feierliche, ſtreng architektoniſche Anordnung ganz paſſend, tritt aber bei überhandnehmender Richtung auf's Natürliche mit ihrem Princip in Widerſpruch und muß im Verfolg dieſer Richtung bei durchgebildetem Geſchmack (von den ſpätern Venetianern) ganz aufgegeben werden. Lenkt aber die Richtung wieder ab vom bloß Natürlichen nach idealer, obſchon durch die Wirklichkeit bereicherter Anſchauungsweiſe, ſo treten die alten architektoniſchen Anforderungen wieder ein und wir ſehen bei Rafael, wie ungezwungen er ſich auch bewege, doch überall und unabweislich das Gefühl für die alte, tief begründete Symmetrie. So konnte auch Andrea, vermöge der Verwandtſchaft mit der alten Schule, dem nicht ausweichen; allein auch ihm gab der gebildete Geſchmack freieren Spielraum. Acht Heilige waren dem Künſtler vorgeſchrieben; er ordnete ſie ſo, daß je drei zwei Gruppen neben der Madonna bildeten, und zwei einzelne, die er noch obendrein nur als Halbfiguren aus dem Rahmen aufſteigen läßt, den Vorgrund ſchließen. Ob ein religiöſes Motiv ſeiner Auffaſſung der Madonna zu Grunde liege, möchte ich bezweifeln, und

glaube, daß es ſich zunächſt (in dieſer Beziehung) darauf beſchränkt, den gewöhnlichen von Menſchenhänden gezimmerten Thron in einen himmliſchen von Wolken umzuwandeln, unter denen dann zum weitern Verſtändniß zwei tragende Engelköpfchen hervorſehen. Man ſagt, daß er ſeine Madonnen meiſtentheils nach dem Bilde ſeiner Frau geformt, und wirklich ſtimmt die vorſtehende ganz mit gedachtem Bildniß, das ſich unter Nr. 246 in der Sammlung befindet. Dieſer ehelichen Zärtlichkeit iſt es nun zuzuſchreiben, wenn der Künſtler in ſeinem Fluge gehemmt, in ſeiner idealen Anſchauungsweiſe unterbrochen worden. Wir erkennen, daß er hier die Gottesmutter weder activ noch paſſiv an der Verehrung des Kindes Theil nehmen läßt, deſſen Trägerin ſie nur iſt. Für dieſes nun iſt Andreas nicht ganz entſchieden, wem er es zuwenden ſoll. Es gehört uns (der Gemeinde), es gehört der Mutter, und keine von beiden Beziehungen ſcheint er der andern haben opfern oder nur nachſetzen wollen, und ſo iſt es mit ſeinem Herzen ganz der Mutter zugekehrt und hält ſich mit beiden Armen an ſie an, während der zum Gehen aufgehobene Fuß den nach uns gewendeten Körper uns zuführt und auch der Kopf, wenn auch nur mit vorübergehender Wendung, nach uns ſieht. Freilich könnte noch ein ganz anderes äußerliches Motiv in der Anordnung liegen und faſt ſollte man es glauben, wenn man die Gegenſätze in den Bewegungen verfolgt. Faſt nämlich ſcheint die Meinung, als ob Lebendigkeit der Darſtellung vom Contraſt der Bewegungen abhinge, ſchon hier den Andreas geleitet zu haben (wie wir es in ſpätern Werken von ihm wahrnehmen), woraus faſt allein ſich die Richtung der Mutter (drei Viertel nach ihrer rechten Seite) und die des Kindes (drei Viertel nach der entgegengeſezten) erklären läßt. In dieſem Fall würde eine geiſtige Erkennungsweiſe nur ins Bild hinein erklären und nichts heraus. Doch muß ich bemerken, daß alle übrigen Bewegungen im Bilde gemäßigt ſind. Auf der oberſten der vier Stufen knieen rechts S. Onofrius, ganz nackt, eine Epheuſchürze um die Lenden, geſtüzt auf einen jungen Baumſtamm, aufſehend zur Madonna, ganz im Profil. Dem gegenüber kniet die ſchöne Königstochter Katharina, die leider auch wieder von der böſen Frau einige Züge geborgt, mit geſenktem nachdenklichem Blick, mit der Rechten das Rad haltend, mit der Linken ein Buch, das Kennzeichen ihrer Weisheit, auf den Schenkel aufſtützend. Nehmen wir an, daß die Maler jener Zeit ſehr bald den Vortheil erkannt hatten, den ihnen die Zuſammenſtellung verſchiedener Heiligen um das ſegnende Chriſtuskind einräumte, nämlich den, verſchiedene religiöſe Zuſtände und Empfindungen ausdrücken zu können, ſo dürfen wir in der vorhandenen Gegenüberſtellung von Katharina und Onofrius auf eine beſtimmte Abſicht des Künſtlers ſchließen und hier mehr das freie, auf Thaten geſtüzte Vertrauen, hier die in Leiden geprüfte Ergebung erkennen. Erhöht wird der Contraſt durch die Nacktheit eines abgemagerten Körpers und durch die Umhüllung eines jugendlichen weiblichen. Den angeſchlagenen Accord tönen Mitklänge zu Ende. Der ſtrengforſchend nach uns blickende Petrus und der heilige Geißler Benedict vollenden die Gruppe des Onofrius, während der mildere Marcus und Antonius von Padua an Katharina ſich anſchließen. Neben St. Celſus (?) im Vordergrunde ſehen wir die heilige Juliana mit dem Palmzweig, die ſich nach uns oder richtiger vielleicht nach dem Donator des Bildes (Giuliano Scala) umſieht.

Erkennen wir die ſtreng ſymmetriſche Anordnung durch Contraſte und leichte Abweichungen belebt, mithin Altes und Neues glücklich vereinigt, ſo ſehen wir ein ähnliches Verhältniß in der Zeichnung. Alle Formen (mit Ausnahme derer der Madonna) tragen das Gepräge des bewältigten Naturſtudiums; namentlich erinnern die breit- und großgehaltenen in den Männerköpfen an den ausgebildeten Styl Rafaels; den drei Frauenköpfen, die bei längerer Betrachtung immer mehr Familienähnlichkeit gewinnen, wäre zur Schönheit faſt nichts als eine feiner geſtreckte Naſe zu wünſchen. Auch die Gewänder ſondern ſich in breite Maſſen, für die Andreas die Form des Dreiecks und Vierecks liebt, die ſich aber genau der Körperbewegung anſchließen. Nur für die zurückſtehenden Figuren begnügt er ſich mit Gewandmaſſen ohne Falten, offenbar in beabſichtigter Einfachheit. Zu einer Durchbildung des Geſchmacks bringt er es indeß in dieſer Linie nicht, vielleicht durch ſeine Eckvorliebe verleitet; ſo legt er der Madonna einen Mantelzipfel über den Schooß und unterbricht damit den gerade bei der Mittelfigur wünſchenswerthen Formenzuſammenhang. In der Farbengebung iſt Andreas eben ſo einfach wie in der Zeichnung; nirgends iſt auf dieſe eine ſichtbare Rechnung gemacht. Den Hintergrund bildet warmes Grau einer Mauerfläche, eine Farbe, die, da ſie auch bei den vier großen, breiten Stufen wiederkehrt, im Bilde herrſcht. In den Gewändern kehrt Roth und Gelbroth viermal, Gelb und Gelbweiß dreimal, Blau und Blauſchwarz zweimal. Ein ganz kleines Gewandſtückchen neben dem rothen Kleid der Katharina iſt violet. Die Carnation zeichnet ſich durch den Gegenſatz von warmen Lichtern und kalten Schatten aus, wenn nicht (bei lezteren) die Laſuren abgewaſchen; die Mitteltöne ſind von ſchwacher Wirkung. — Gemalt iſt das Bild mit dem breiten Pinſel und feſten Strich, der alle ſpätern Werke Andreas auszeichnet; doch iſt die Modellirung des Ganzen, das Zurückweichen der hintern Geſtalten, nicht durch ſein gewöhnliches Verblaſen bewirkt, wenigſtens hat er ſich, wie überhaupt bei dem Weichbilden der Formen, ſehr gemäßigt, ein Grund mehr, das gegenwärtige Bild für eines ſeiner vortrefflichſten zu halten.

Welchen Weg die Commiſſion beim Ankauf von Gemälden einſchlage, ſieht man außerdem an den beiden zur Sammlung neu hinzugekommenen Bildniſſen von van Eyck und von Murillo, zwei Bildern, die zu den größten Schätzen der reichſten Sammlung gehören würden, die ganz ohne allen Vergleich vollkommen ſind.

Von Correggio nächſtens.

(Die Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№. 28.

Kunſt-Blatt.

Donnerstag, den 6. April 1837.

Bemerkungen über die Bilder Düſſeldorfer Schule, ausgeſtellt in Dresden im December 1836.

Erſte Serie.

Die Ausſtellung von Gemälden der Düſſeldorfer Schule, welche zu Dresden in der zweiten Hälfte des Decembers 1836 Statt hatte, iſt der Gegenſtand vielfältiger Beſprechungen, ein Streitpunkt für verſchiedenartige Anſichten, jedenfalls aber eine neue Anregung für künſtleriſche Beſtrebungen geworden. — Es iſt keine Frage, daß ſeit Langem nichts ſo bedeutend, ja erſchütternd auf das, was man in Dresden Kunſtleben nennen kann, eingewirkt hat, als dieſe Ausſtellung! — und ſo verdient ſie denn auch einſtweilen, bis wir lebendige Geiſtesfrüchte dieſer Erregung ſich entwickeln ſehen, wohl unbedingt eine ernſtere und tiefere Betrachtung, als ihr bisher in einzelnen öffentlichen, zum Theil ſogar ſehr unberufenen Aeußerungen * zu Theil geworden iſt. Möge man den gegenwärtigen Bemerkungen, welche zuvörderſt eine Würdigung zweier Hauptbilder dieſer Ausſtellung verſuchen, eine freundliche Beachtung nicht verſagen; finden ſie eine günſtige Aufnahme, ſo würde dann auch zu Beſprechungen über einige andere, und namentlich auch über die landſchaftlichen Gemälde dieſer Folge, ſich wohl eine Mußeſtunde finden.

Wer jedoch irgend über eine beſtimmte Richtung und ein beſtimmtes Werk in Kunſt oder Wiſſenſchaft ſeine Stimme abgeben will, der wird ſein Urtheil nur dadurch recht zu begründen vermögen, daß er es deutlich macht, was ihm die eigentliche und höchſte Aufgabe in dieſer Kunſt, in dieſer Wiſſenſchaft zu ſeyn ſcheine; nur dadurch, daß der Maßſtab gekannt und gebilligt iſt, wird man mit der Meſſung zufrieden ſeyn und mit dem Meſſenden ſich einverſtanden erklären können. — Und ſo kommen wir denn, wenn von Würdigung neuerer Kunſtwerke die Rede iſt, ſogleich zu der Grundfrage: wie die Aufgabe für neuere Kunſt überhaupt zu ſtellen und in welchem Felde eine eigenthümliche neue und bedeutende Höhe der Kunſt in unſerer Zeit zu erreichen ſey? — Darüber möge man denn zuerſt Folgendes bedenken! — Blicken wir auf welche höhere Kunſt wir wollen, ſo iſt die naivſchöne Jugendzeit derſelben bald ſeit vielen, bald ſeit wenigen Jahren vorüber, die Blüthe der plaſtiſchen Kunſt der Griechen mit ihrer unbegreiflichen Einfachheit und außerordentlichen Tiefe, die Blüthe der hiſtoriſchen Malerei in Signorelli, Rafael, Tizian, Joh. van Eyck, Albrecht Dürer, Navarete und Murillo liegen in grauer Zeit hinter uns, in der Landſchaft haben Ruysdael und Claude einige naive Hauptrichtungen dieſer Kunſt mit einer Vollendung erfaßt, welche in dieſem Sinne kaum eine Steigerung zuzulaſſen ſcheinen, ja ſelbſt in der Muſik, der ſpäteſt gebornen höhern Kunſt, iſt von Mozart, als ihrem Rafael, in urſprünglich kindlich-reiner Weiſe der Quell ſo vollkommen ergründet, daß ein Uebertreffen deſſelben in ſeinem Sinne zu den Unmöglichkeiten zu gehören ſcheint.

Sollen wir nun aber hieraus ein vollkommen untröſtliches Reſultat ziehen? Sollen wir glauben, es aufgeben zu müſſen, auch unſere und auch die ſpätere Zeit könne eine eigenthümlich ſchöne, die Gemüther der Menſchen gewaltig bewegende und zum Höheren entflammende Kunſt haben? — oder ſollen wir gar deßhalb zur Nachahmung jener früheren Perioden der Kunſt zurückkehren? — Nichts weniger! — Aber wir ſollen uns ernſtlich fragen: was iſt's, das von der Kunſt unſerer Zeit gefordert wird und wie muß ſie erſcheinen, wenn ſie mit den großen Regungen dieſer Zeit im Einklang ſich befinden ſoll?

Hier müſſen wir denn bedenken: der Gang der Menſchheit gleiche auch darin dem Lebensgange des Einzelnen,

* Daß hierher vorzüglich eine gewiſſe leider auch in die Königl. preußiſche Staatszeitung übergegangene Anzeige der Leipziger Zeitung gehört, wollen wir nur beiläufig bemerken.

daß ſie von halb unbewußter, gemüthlicher Erfaſſung der Welt und des Lebens mit unwiderſteblicher Gewalt gegen bewußte intellectuelle Erfaſſung derſelben gezogen werde. — Das Erkennen — das Wiſſen wird die Baſis des ſpätern, wie das Gefühl und der Glaube die Baſis des früheren Menſchen iſt. — Dieſer Grundton verbreitet ſich über Alles, er verbreitet ſich auch über die Kunſt! — Wie kann die Kunſt in dieſer Zeit des geſchäftigen, wie des wiſſenſchaftlichen Treibens — wie kann ſie bei der Menge von bald abſtoßenden, bald anlockenden Vorbildern jeder Richtung ſich jene kindliche Einfachheit und Natürlichkeit erhalten — ja könnte ſie es, wie würde ſie auf die Zeit zu wirken im Stande ſeyn? — Und das iſt das ächte Zeichen einer wahrhaft ihrer Zeit gemäßen und für dieſe Zeit hochbedeutenden und claſſiſchen Kunſt, daß ſie auf die Zeit rückwirke, wie ſie aus der Zeit hervorgegangen iſt, und wohin wir zurückblicken, ſey es auf Griechenland, oder ſey es auf Italien zu Rafaels Zeit, immer iſt die lebendigſte Wechſelwirkung zwiſchen Kunſt und Zeit das Merkmal der Vollendung der erſtern. — Das iſt's eben, was uns den ſonderbaren, faſt wehmüthigen Eindruck macht, wenn wir dieſen Einklang vermiſſen! — Wir hatten lange Zeit eine Kunſt, welche mit hie und da gewiß ſehr aufrichtiger Ergebung an frühere Kunſtperioden ſich anſchloß, ſo fromm, ſo unſchuldig ſich benehmen wollte, wie zu Fieſole's, wie zu Albrecht Dürer's Zeit — aber die Zeit verließ dieſe Kunſt, wie dieſe die Zeit verlaſſen hatte, und die Künſtler klagten über Mißachtung und Kälte — und doch eigentlich mit Unrecht! —

Allerdings waltet nun in jeder Zeit ein höherer und ein niederer Geiſt zugleich und die Aufgabe der rechten Kunſt iſt, daß ſie *den höhern Geiſt* ergreife, ja daß ſie ſeine Entwickelung fördere. So ſchloß ſich im Mittelalter Poeſie und Kunſt nicht an die Rohigkeit und Barbarei, an tollen Aberglauben und Schwelgerei der Reichen, ſondern ſie hütete den Funken einer hohen Tapferkeit, eines reinen gläubigen Vertrauens und einer edeln Liebe, welcher in dieſen dunkeln Zeiten unverlöſchlich fortglomm, und aus *dieſer* Region entnahm ſie ihre unſterblichen Werke. — So ſoll auch, meine ich, die Kunſt unſerer Zeit ſich nicht verbinden mit dem geiſttödtenden Jagen nach augenblicklichem Gewinn, mit den von Heftigkeit der Leidenſchaft zerriſſenen Stimmungen des Tags und der Wüſtigkeit eines gemein-genußſüchtigen Lebens, woran wir ſo mannichfaltig kranken, — ſondern ſie möge erfaſſen den Zug, welcher die Nationen allmählig immer mehr und mehr gegen einander aufſchließt und den Menſchen zu einem Bunde der Menſchheit vorbereitet, ſie möge erfaſſen das tiefſinnige, nach Erkenntniß von Gott und Natur ringende Beſtreben, welches mehr und mehr in edeln Gemüthern ſich geltend macht, und ſie möge erfaſſen die reiche Erfahrung, welche der alle früheren Entwickelungsperioden der Völker überblickenden Menſchheit unſerer Tage zu Gebote ſteht, und ſie wird etwas Außerordentliches leiſten, ſie wird Werke neuer, nie ſo da geweſener Art ſchaffen, und ſie wird, indem ſie die niedere Seite des Zeitgeiſtes bekämpft, die höhere Seite deſſelben auf das Entſchiedenſte fördern! —

Wer nun unſere Anſichten in dieſen Vorderſätzen gefaßt hat und ihnen beiſtimmt, der wird uns hoffentlich auch gern begleiten, wenn wir jezt etwas näher zu den Bildern herantreten, welche zu jenen allgemeinen Betrachtungen den erſten Anlaß gegeben hatten. Vorher aber ſey es erlaubt, noch eine kleine Digreſſion über hiſtoriſche Kunſt unſrer Zeit überhaupt der Betrachtung dieſer hiſtoriſchen Bilder vorauszuſenden. — Es ſcheint uns aber, daß wir von neuerer hiſtoriſcher Malerei vorzüglich erwarten ſollen: 1) eine auf wahrhafter und tiefer, wir möchten ſagen bis zur lebhaften Viſion geſteigerten Erkenntniß der Geſchichte oder der Mythe beruhende, ja ſich recht eigentlich gründende Darſtellung einer beſtimmten Scene des Menſchheitlebens, werde es nun mehr im Sinne der Wirklichkeit oder im geiſtigen Sinne aufgefaßt. 2) Eine Vollendung dieſer Darſtellung, welche von Benutzung aller der reichen Erfahrung, ſo uns die verfloſſenen Jahrhunderte gegeben haben, von tiefer, wiſſenſchaftgemäßer Kenntniß der ſinnlichen Erſcheinung ſolcher Gegenſtände, und der möglichſt vollkommenen und angemeſſenen reinen Wiederholung dieſer Erſcheinung im Bilde Zeugniß gebe. 3) Eine Richtung dieſer Darſtellung, welche dem oben bezeichneten höhern, und nicht dem niedrigern Geiſte dieſer unſerer Zeit angemeſſen und verwandt ſey.

Sind dieſe Anforderungen wirklich erfüllt, ſo wird der Künſtler auf ſeine eigenthümliche Weiſe daſſelbe leiſten, was der große hiſtoriſche Forſcher oder der große Dramatiker je in ihrem Kreiſe leiſten — nämlich er wird den Schauenden mit magiſcher Gewalt den Blick eröffnen auf irgend einen bedeutenden Moment in der ungeheuern uns Alle mit ſich fortziehenden und verwandelnden Entwickelung des Menſchheitlebens, er wird, indem wir dieſen Moment unwillkührlich mit unſerer Zeit und unſerm eigenen Leben vergleichen, unſere eigene Erkenntniß fördern, unſer Gefühl läutern und unſere Richtung auf das Höhere befeſtigen, ſo daß wir, indem wir den Magier bewundern, ihm wegen der in uns ſelbſt geförderten Entwickelung zugleich, ſind wir ſonſt gut geartet, zum beſten Dank uns höchlich verpflichtet fühlen müſſen. —

Doch ich wende mich nun zu den Gemälden, deren zwei eben dieſem bei mannichfaltiger Kunſtbetrachtung gewonnenen Maßſtabe, in ausnehmender und überraſchender Art entſprochen haben; dieſe beiden waren aber: der *Prophet Jeremias von Bendemann* und die *Huſſitenpredigt von Leſſing*.

Schon als ich ein Jahr früher die trauernden Juden Bendemann's ſah, erkannte ich ein Geſtirn, welches einen neuen Tag in eigenthümlich zeitgemäßer hiſtoriſcher Kunſt heranführen könne, aber in der Darſtellung dieſes Propheten auf den Trümmern Jeruſalems begrüße ich den Anbruch dieſes Tages ſelbſt. Es iſt hier nicht der Ort, in eine ausführliche Beſchreibung des Bildes einzugehen, es wird durch die Kunſtſinnigkeit ſeines erhabenen Beſitzers an vielen Orten ſichtbar werden, und eine nur dürftig gerathene Lithographie davon zu verdrängen, möge bald ein Kupferſtich vorbereitet werden, als für welche Kunſt gerade dieſes Bild eine außerordentliche Aufgabe genannt werden kann. Aber das ſey davon geſagt, daß es durch die freie, großartige Anordnung des in der Mitte auf den Trümmern des Tempels ſitzenden Propheten, der trauernden Frauen zu ſeiner Rechten, wie zu ſeiner Linken des ſterbenden Kriegers und des geſtorbenen, von den Kindern fortgetragenen Alten gegen reine klare Luft, etwas ausnehmend Ernſtes und doch dabei Klares und Erhabenes erhält, wodurch es aber den meiſten Menſchen, von Anfang, einen eben ſo fremdartigen, ja faſt abſtoßenden Eindruck erregt, als gäbe man ihnen die Divina Commedia des Dante oder die myſtiſche Schlußſcene von Goethe's Fauſt ohne weitere Vorbereitung in die Hand. — Vielen bleibt denn auch die Idee des Ganzen als Einheit wohl für immer unerreichbar, Andern geht ſie mehr und mehr auf, je reiner und geſammelter ſie ſich ihm hingeben. Wenig unglücklich organiſirte Naturen werden ſich finden, welche nicht wenigſtens von Einzelnen und wäre es nur die das Kind ſchmerzlich an ſich drückende Frau heftig bewegt werden. — Wenn aber vom Hiſtoriker, ſey er Geſchichtsforſcher, ſey er Dramatiker, ſey er Maler, immer zweierlei gefordert werden kann: Heranführung des hiſtoriſchen Momentes im Ganzen und lebendige Schilderung der Perſönlichkeit im Einzelnen, ſo darf man ſagen, der Künſtler habe beide Aufgaben auf eine würdige Weiſe gelöſt, und eben darum erfaßt die lebendige Darſtellung der Perſönlichkeit hier auch diejenigen, welche zur Ergreifung der Idee eines Momentes in der Geſchichte der Menſchheit ſich nicht erheben können. — Dabei iſt nicht genug anzuerkennen, wie eigenthümlich und ſelbſtſtändig die Ausführung ſey, wie völlig der Künſtler alle Reminiſcenzen an altdeutſche und altitalieniſche Malerei, womit wir ſo vielfach beläſtigt worden ſind, abgeſtreift habe, und wie wenig ſeine Art des Vortrags — kann ſie auch dem Beſten aller Zeit an die Seite geſezt werden — doch weder beſtimmt an dieſen noch an jenen Beſten erinnert. — Und ſo ſey es für jezt genug der Worte! aber dem Künſtler ſey es nicht genug der Werke! ſondern fort und fort blühe und treibe der Stamm und immer mehr wachſe ihm die Sehnſucht, das Größte zu erfaſſen und zu leiſten zum Heile der Kunſt und zur Ehre der Deutſchen.

Nicht minder außerordentlich, wenn auch nicht in der großartig abſtracten Richtung des vorigen, iſt das Werk von Leſſing. Auch hier iſt ein bedeutender Moment aus der Entwickelungsgeſchichte der Menſchheit durch die gegenſtändliche Schilderung mannichfaltiger, entſchiedenſter Perſönlichkeit zur lebhafteſten Anſchauung gebracht; mit einer Wahrheit, welche an Shakeſpeare erinnert, mit einer Kunſt der Darſtellung, welche die ſinnliche Erſcheinung bis in ihre feinſten Details verfolgt, iſt das Werk vollendet und mit eigenem, ich möchte ſagen leidenſchaftlichen Feuer, denn die Darſtellung gilt einem durch leidenſchaftliche, fanatiſche Aufregung bedeutenden Moment der Geſchichte, reißt es den Beſchauer an ſich, und ſelbſt trägere Gemüther widerſtehen dieſem Zuge nicht und fühlen ſich von dieſer Scene begeiſtert. Vielleicht könnte man ſagen, das Außerordentliche dieſes Werkes werde in ſeiner Erſcheinung einigermaßen verſtändlicher und ſey gleichſam vorbereitet durch die große Ausbildung, welche das, was man Genremalerei nennt, ſchon ſeit Jahren — und oft genug bis zum Uebermaß begünſtigt — erhalten hat, während der große, ernſte, an Sophokles erinnernde, hiſtoriſche Styl des vorigen, gleich einem Wunder, mit einemmale und um ſo unerwarteter an uns herantritt; — allein ſey dem wie ihm wolle, die vollſte, dankbarſte Anerkennung muß auch dieſem Werke zu Theil werden. — Mit welcher Magie der Kunſt werden wir nicht mitten in den Zug jener Huſſiten verſezt, welche von 1419 bis 1431 Böhmen, Sachſen, Franken und Bayern mit faſt dämoniſcher Gewalt durchzogen, vor welchen ein Heer von hunderttauſend Mann, geführt von Friedrich von Brandenburg, wie Spreu im Winde zerſtob, und durch welche, gleich wie durch ein zerſtörendes Gewitter die reinere Sommerluft, ſo eine ſpätere Reformation zuerſt verkündet und vorbereitet wurde. Man glaubt faſt die Führer Nikolaus von Huſſinecz oder Johann von Trocznow unter dieſen ächt ſlaviſchen Phyſiognomien zu erkennen, man gewahrt, wie auf Alte, auf Frauen, Mädchen und Kinder die dämoniſche Macht des Zuges wirkt, man erkennt den Schlächter, der vom Brande und der Verwüſtung einer in naher Entfernung noch brennenden Ortſchaft herankommend, in fanatiſch-trüber Zerknirſchung ſich vor dem Prediger demüthigt — und man wird ergriffen von dem eifernden Prieſter, der ſeine Theilnahme am Kriege durch das Drahthemd unter dem wollenen Prieſtergewande bezeuget und deſſen über die ihn umgebenden Figuren fanatiſch auf uns heraus gerichteter Blick die große, noch außer dem Bild verſammelt zu denkende Menge trefflich bezeichnet. — Kurz, auch Leſſing hat ein Blatt aus der

Weltgeſchichte vor unſern Augen aufgeſchlagen, und ſind die Schriftzeichen kleiner, ſo ſind die Worte doch lebenvoll, klug und von wahrhafter Begeiſterung durch und durch Zeugniß gebend. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Nachrichten vom Februar.

Nekrolog.

Frankfurt a. M. Am 21. Februar ſtarb hier, nach ſehr kurzem Krankenlager, an Altersſchwäche, Herr Johann Iſaak Frhr. von Gerning, der durch ſeine Verdienſte um Alterthumsforſchung hinlänglich bekannt iſt. Er war hier am 14. November 1767 geboren.

Paris, 5. Februar. Der als Kunſtkenner und Kunſtſammler bekannte franzöſiſche General-Conſul in Aegypten, Herr Mimaut, der ſich auf Urlaub in Frankreich befand, iſt am 2. d. hier in einem Alter von 60 Jahren mit Tode abgegangen.

24. Januar. Vor Kurzem iſt hier ein Herr Brown aus Bordeaux mit Tode abgegangen, deſſen Album unermeßliche Summen gekoſtet hat; er ſcheute die größten Ausgaben nicht, wenn es darauf ankam, die Zeichnung irgend eines talentvollen Künſtlers, z. B. Bonnington's, für ſeine Sammlung zu gewinnen, und wußte dabei hinſichtlich der Ausgleichung des Preiſes mit einer Zartheit zu Werke zu gehen, in der er von wenigen Kunſtliebhabern übertroffen wurde. Während ſeines Aufenthalts zu Rom bot er Horace Vernet einen prachtvollen Reiſewagen an, wenn ihm der Künſtler eine einfache Skizze machen wollte. Vernet entwarf die Zeichnung, weigerte ſich aber, das Aequivalent anzunehmen. Alle Künſtler, die mit Hrn. Brown zu thun hatten, rühmten deſſen Benehmen, und dieſes blieb ihm, wie die Liebe zu den Künſten, bis zu dem lezten Augenblicke ſeines Lebens. Selbſt als alle Aerzte ihn, der an der Waſſerſucht litt, aufgegeben, ſparte er keine Mühe, um zu dem Beſitze von Zeichnungen zu gelangen, von denen man ihm Nachricht gegeben hatte. Seine Augen glänzten bei der Erwerbung, und noch am Abend vor ſeinem Tode vollendete er auf ſeinem Sterbelager eine Skizze nach Bonnington, von dem er ſehr viel hielt. Hr. Brown copirte für einen Liebhaber ſehr gut. Noch wenige Tage vor ſeinem Ende kaufte er von dem bekannten Kunſthändler Suſſe die lezten Bonnington's, welche dieſer auf ſeinem Lager hatte, und ſagte: „Nun will ich von meinen Reiſen ausruhen, ich will nun in Paris bleiben, Gemälde ſammeln und eine Gallerie anlegen, dabei gebe ich aber das Sammeln von Zeichnungen nicht auf.“ Der Tod vereitelte dieſe Pläne.

Bauwerke.

Neapel. In der Nacht vom 6. Februar brach in dem Königl. Palaſte in demſelben Flügel, welcher von der Königl. Familie bewohnt wird, und auf der einen Seite an die Pulverkammer des Caſtells, auf der andern an S. Carlo gränzt, Feuer aus. Ein heftiger Nordoſtwind mehrte die Flammen, die mit ungeheurer Wuth und Schnelligkeit um ſich griffen und in wenig Stunden den ganzen Flügel zerſtörten. Alle neuerlich erſt angeſchafften koſtbaren Geräthe, eine herrliche Bibliothek, prachtvolle Gemälde von den erſten Meiſtern, welche die ſchöne Gallerie der Königin Mutter ſchmückten, und ein neu angelegtes Muſeum von Antiken wurden ein Raub der Flammen.

Wien, 28. Januar. Im nächſten Frühjahr ſollen hier an der Jägerzeile zwei Bauten beginnen, welche zur Verſchönerung der Leopoldſtadt viel beitragen dürften. Erſtens wird nämlich die kleine Joachimskirche daſelbſt, welche kaum 500 Menſchen faßt, mit zwei daran ſtoßenden Häuſern niedergeriſſen und eine ſchöne große Kirche im römiſchen Styl nach Art der Paulskirche erbaut werden. Der zweite Bau betrifft das Leopoldſtädter Theater; dieſes wird ebenfalls größer gebaut und mit einer geſchmackvollen Colonnade geziert werden.

8. Februar. Vor einigen Tagen wurde durch eine eigens hierzu zuſammengeſezte Commiſſion die ſchon lange beſprochene Abtragung des St. Stephans-Thurmes endlich definitiv entſchieden. Das zur Abtragung nöthige Gerüſt ſoll mehr als 10,000 fl. C. M. koſten. Demnächſt ſoll der Thurm, der bis zur Uhr abgetragen wird, mit Kupfer gedeckt werden. Dieſe Nachricht iſt ſpäter in öffentlichen Blättern widerſprochen worden; auch iſt ſchwer zu glauben, daß ſich gar keine Mittel finden und keine Fonds aufbringen laſſen ſollten, um den Thurm, wie er iſt, zu befeſtigen? Das Beiſpiel, welches die preußiſche Regierung am Dom von Köln gegeben hat, wird gewiß auch hier Nachahmung finden.

Köln. Die Angelegenheit des Dombaues wird in den rheiniſchen Regierungsbezirken fortwährend mit regem Eifer betrieben, und man hofft recht günſtige Reſultate von den Collecten des verfloſſenen Jahres. Nach dem Gutachten des Bauinſpectors Hrn. de Laſſaulx würde die gänzliche Vollendung des Doms, d. h. der Ausbau des Kirchenſchiffs und der beiden Thürme, techniſch nicht unmöglich ſeyn, und es handelt ſich daher nur um Beiſchaffung der erforderlichen Geldmittel, die etwa 5 Millionen Thaler betragen würden. Gelingt es, jährlich in den 3½ Million Einwohner zählenden Rheinprovinzen 50,000 Rthlr. zu dieſem Zwecke aufzubringen, ſo iſt die Vollendung des Doms in nicht zu ferne Ausſicht geſtellt. Die höchſte Unterſtützung würde, bei reger Theilnahme unter dem Publikum, ſicher nicht fehlen.

25. Februar. Die ſeit mehreren Monaten vorbereitete Reſtauration am weſtlichen Portale des Rathhauſes iſt unter der Leitung des Stadtbaumeiſters Weyer von dem Bildhauer Wilh. Imhoff begonnen worden. Dieſes in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts erbaute Portal war mit ſeinen Marmorſäulen und Bogen einſt eine vorzügliche Zierde des Rathhauſes und verdient alſo wohl wiederhergeſtellt zu werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[150] **Neuer Kupferſtich vom Herrn Director Reindel.**

Die Apoſtel, nach A. Dürer's berühmten Gemälden zu Nürnberg, zwei Platten auf ein Blatt gedruckt. — Roy. Fol. Weiß Papier 4 Rthlr. Chineſiſch Papier 4 Rthlr. 14 gr. Mit offener Schrift 8 Rthlr.

Zu beziehen von R. Weigel's Anſtalt für Kunſt und Literatur in Leipzig.

№ 29.

Kunſt-Blatt.

Dienstag, den 11. April 1837.

Bemerkungen über die Bilder Düſſeldorfer Schule, ausgeſtellt in Dresden im December 1836.

Zweite Serie.

Wie man von einem Freunde ſich beim Abſchiednehmen zuerſt wohl entſchieden wegwendet, dann aber bald noch einmal oder auch zweimal umkehrt, um ihn nochmals ins Auge zu faſſen und ihm nochmals ein Lebewohl zu ſagen, ſo ging es mir mit dem Bilde von Bendemann, und ſo treibt es mich denn auch, indem wir ſchon im Begriff waren, zu Beſprechungen über andere Werke überzugehen, nochmals zu dieſem zurückzukehren. — Es iſt ſo mächtig, der Eindruck ſo nachhaltig, daß man allerdings ſich angetrieben fühlt, darüber zu vollkommenſter Klarheit mit ſich zu gelangen, des Vortrefflichen darin ſich recht deutlich bewußt zu werden, und ſelbſt das Wenige, was uns, nach dem Schickſal aller menſchlichen Dinge, einige Unvollkommenheit verräth, ſich nicht zu verſchweigen. — Zwei Perſönlichkeiten ſind es aber zumal, welche zu ausführlichen Betrachtungen immer von Neuem veranlaſſen: die Geſtalt des Propheten ſelbſt und die Geſtalt des zu ſeiner Rechten ihr Haupt verhüllenden Weibes! — Sind es doch überhaupt wunderbare Charaktere, dieſe Propheten des alten Teſtaments! das leidenſchaftlich Heftige und doch prieſterhaft Hohe, das geiſtig Großartige und das phyſiſch Gewaltige, das in der Furcht des Herrn ſich Verbergende und doch gegen die Völker mit dieſer Energie Heraustretende — es ſteht ganz eigenthümlich da in der Geſchichte! — und nun durchdringt euch recht von dieſer Eigenthümlichkeit, leſet die Geſichte Jeremia des Sohnes Hilkia, zu dem der Herr ſprach: „Fürchte dich nicht vor ihnen, denn ich bin bei dir, und will dich erretten.“ Jeremia, der den Juden die Zerſtörung ihrer Stadt vorausverkündete, Jeremia, der dann auf den Trümmern des von Nebucadnezar zerſtörten Jeruſalem weilend ausrufen mußte: „Wie liegt die Stadt ſo wüſte, die voll Volks war! Sie iſt wie eine Wittwe! — Die eine Fürſtin unter den Heiden und eine Königin in den Ländern war, muß nun dienen. — Ihre Thore liegen tief in der Erde, ſie hat ihre Riegel zerbrochen. — Der Herr iſt gleich wie ein Feind; er hat vertilgt Israel, er hat vertilget alle ihre Paläſte und hat ſeine Veſten verderbet, er hat der Tochter Juda viel Klagen und Leiden gemacht!“ — Leſet dies Alles! und wenn euch die Eigenthümlichkeit ſeiner Worte recht aufgegangen iſt — dann blickt auf die mächtige Geſtalt des Propheten dieſes Bildes, erkennt wohl den Sinn dieſer krampfhaft das ſchwere Haupt ſtützenden Hand und den Schmerzenszug des vorausſchauenden, aber nicht das Elend abwenden könnenden Sehers — und fragt euch, ob dies Bild jenem gewaltigen Moment in der Geſchichte Israels und jener gewaltigen Individualität entſpreche? — — Zu den weitläufigſten pſychologiſchen Betrachtungen könnte aber, neben der Kindesleiche zur Rechten des Bildes, die Gruppe der mit verhülltem Haupte auf ihre Knie niedergebeugten Frau und des ſich an ſie, ebenfalls mit verhülltem Geſicht, anſchmiegenden Mädchens Anlaß geben! — Das Geheimniß des Schmerzes, einer der tiefſten und wunderbarſten Vorgänge in der Seele des Menſchen, iſt wohl kaum jemals ſo im Bilde zur Anſchauung gebracht worden! — Wer irgend einmal um Würdiges einen tiefen, lang nachhaltenden Seelenſchmerz erfahren hat, der wird wiſſen, was mit dem Ausdrucke „das Geheimniß des Schmerzes“ geſagt ſeyn ſoll — denn er wird erkannt haben, daß das, was dann in der menſchlichen Seele vorgeht, durch und durch ein nur der Seele ſelbſt in ihrem Verhältniß zu einem ewigen Urweſen verſtändliches und ertragbares iſt, daß in dieſem tief ergriffenen Seyn Mittheilung nach Außen, die bei geringern Widerwärtigkeiten erleichtert, unmöglich wird, und daß der Menſch hier eigentlich nichts vermag, als in ſtiller Ergebung ſich in ſich ſelbſt zu verſchließen und ſo abzuwarten, bis in der Nacht des Seelenlebens der Stern einer höhern Gnade aufgeht und endlich den zu neuer Lebensthätigkeit

befähigenden Tag heranführt. — Ein Einziges iſt, für welches die Seele auch in dieſer Verſchloſſenheit noch eine gewiſſe Empfänglichkeit nicht verläugnen wird, ein Einziges, was die Schärfe des Schmerzes zu mildern vermag, und dies iſt das Gefühl einer den Leidenden umſchwebenden Liebe, *ohne Worte*. Wer nun für ſolche Züge genug ſeine Empfindung hat und die ſelbſt faſt ſybillenhafte Frau betrachtet, wie ihre energiſchen, bedeutenden Glieder zuſammengeſunken ſind, und das von tiefem Wehe, nicht bloß ihrer Kinder, ſondern ihres Landes und ihres Volkes, ſchwer gebeugte Haupt nicht mehr zu unterſtützen vermögen, der wird in der verhüllten Geſtalt das Geheimniß des Schmerzes deutlich erkennen, aber er wird auch (wie denn die Kunſt als das weltliche Evangelium nie ohne tröſtende Botſchaft erſcheinen ſoll) in dem halberwachſenen Mädchen, welches, ihren Arm durch den Arm der Mutter ſchlingend, ſich an ſie anſchmiegt, die innige aber ſtumme Liebe gewahr werden und erkennen, wie das Gefühl dieſer ohne Worte mitempfindenden Liebe ein Balſam jenes unendlichen Leides werden muß, unter welchem die Mutter ſelbſt faſt zu erliegen ſcheint.

Wie großartig gefaßt übrigens der Gegenſatz iſt, welchen der Künſtler dargeſtellt hat in dieſer zwar energiſch-bedeutenden, aber nichts deſto weniger von dem noch energiſchern Wehe zu Boden gedrückten Frau, und dem Propheten, welcher zwar heftigſt ergriffen, doch unter Verwüſtung und Jammer ſich noch aufrecht erhält, darüber wäre viel zu ſagen, wozu uns jedoch die Muße nicht gegeben iſt — genug! wir erkennen, es iſt der Prophet, der den nicht unverdienten Jammer ſeines Volkes gewaltig empfindet, von dem aber auch endlich die Troſtesworte ausgehen können: „Die Güte des Herrn iſt, daß wir nicht gar aus ſind; ſeine Barmherzigkeit hat noch kein Ende, ſondern ſie iſt alle Morgen neu, und deine Treue iſt groß. Der Herr iſt mein Theil, ſpricht meine Seele; darum will ich auf ihn hoffen.“ —

Was wäre nun nicht ferner noch über die mit dem geretteten Kinde aus den Trümmern aufſteigende Frau zu ſagen, in welcher uns das Wiedererſtehen des tief zu Boden geworfenen Volkes und das Heil ſeiner künftigen Generationen erſcheint, was über den ſterbenden Krieger, in welchem wir die markvolle Gegenwart untergehen ſehen, damit eine ahnungsvolle Zukunft Platz greifen könne — doch alles das und mehr überlaſſen wir künftigen Commentatoren; und nur noch über das, was uns an dem Werke weniger gelungen ſcheint, mögen noch einige Betrachtungen Raum finden — denn ein geliebter Freund wird uns darum nicht minder werth, daß wir neben vielem Vortrefflichen auch hie und da eine unvollkommene Seite ſeines Weſens entdecken, im Gegentheile, erſt wenn wir auch dieſe kennen, kennen wir ihn ganz und glauben ihn nur deſto ſicherer den unſern zu nennen! — So will ich denn zuerſt bemerken, daß vielleicht die volle, plaſtiſche Ausführung der Form, welche ein Merkzeichen eines ſolchen großen ächthiſtoriſchen Werkes ſeyn ſoll, nicht überall und durchaus mit rechter Gleichmäßigkeit gelungen iſt: Was den Propheten und den ſterbenden Krieger, die ſybillenhafte, trauernde Frau und Kopf und Bruſt der jungen, das Kind an ſich drückenden Frau betrifft, ſo erfüllen ſie jede Anforderung, die in dieſer Hinſicht gemacht werden kann, unbedingt. Betrachtet dagegen aus einer angemeſſenen Weite das Kind, ſo die leztgenannte Frau auf dem Arme trägt, betrachtet den Kopf des Mädchens, welches den Alten hinabtragen hilft, ja ſelbſt den Kopf des an die trauernde Frau ſich anſchmiegenden Mädchens, an welchem gerade der Ellbogen ſo außerordentlich ſchön gemalt iſt, und ihr werdet mehr das Gefühl der Fläche als des plaſtiſch Hervortretenden haben! — Sodann finden wir hie und da, und zumal in den ſonſt vortrefflich gemalten Händen der Figuren zur Rechten, einen etwas forcirt roſenfarbenen Ton, welcher mit dem Ernſt des Ganzen nicht recht zu ſtimmen ſcheint, und ſo würde auch das Vermeiden der faſt rein lackrothen Tinten in dieſer Gegend, bis ſelbſt in das Ohr des todt ausgeſtreckten, übrigens meiſterhaft behandelten Kindes, wohlthätig geweſen ſeyn. Endlich was die Beiwerke, die Trümmer der Stadt und des Tempels, betrifft, ſo ſind die der Nähe höchſt großartig und ſchön aufgefaßt und mit ausnehmender Wahrheit vollendet — der Marmor, die verwaſchenen, beſchmuzten und zerbrochenen Moſaikfußböden, die zerbrochenen ehernen Säulen (welche in der Schrift ſo ausdrücklich erwähnt werden) — es iſt nicht genug zu loben und iſt *ſo* geſtellt, daß *Wenig Viel* andeutet. Dagegen möchten wir faſt glauben, daß die rauchenden Trümmer der Stadt zur Linken des Propheten von einer andern Hand wären — nicht daß ſie irgend minder gut gemalt wären, aber wir vermiſſen hier die großartige, hiſtoriſche Einfachheit, und wir müſſen ſagen, *weniger* würde *mehr* geweſen ſeyn. Sagte doch Goethe ſchon: „Der Meiſter des Styls zeigt ſich in dem, was er verſchweigt.“ Man betrachte die faſt niederländiſche Ausführung und Mannichfaltigkeit derſelben und man kehre den Blick dann wieder zu der reichen Einfachheit der Trümmer im Vordergrunde und man wird uns verſtehen! — Doch genug nun aller dieſer Bemerkungen! So viel glauben wir zum Schluß noch mit Beſtimmtheit ausſprechen zu müſſen, daß, welcher Menſch von irgend tieferm Gemüth dieſes Werk einmal mit Ruhe erſchaut hat — *dem wird es für immer unvergeßlich ſeyn!* —

Uebrigens ſind wir freilich dieſem außerordentlichen Werke mit ſo viel Neigung nachgegangen, daß unſere Muße nicht mehr ausreichen will, auch den übrigen größeren hiſtoriſchen Bildern, namentlich den Werken von *Schadow* und *Begas*, in denen ſo vieles

Verdienſtliche anzuerkennen wäre, eine ausführliche Beſprechung zu gönnen, zumal da wir noch Einiges über neuere Kunſt der Landſchafts- und ſogenannten Genremalerei auf dem Herzen haben. —

(Der Beſchluß folgt.)

Nachrichten vom Februar.

Bauwerke.

Hamburg, 1. Februar. Zur Errichtung einer neuen Börſe, auf die man 120.000 Rthlr. zu verwenden gedenkt, hat die hieſige Baudeputation eine Concurrenz zur Einreichung von Plänen (bis zum 1. Mai d. J.) ausgeſchrieben und für den beſten ein Honorar von 100 Frdr., für den nächſtbeſten aber ein ſolches von 100 Ducaten ausgeſetzt. Gegen die im Ausſchreiben gemachten, zum Theil unzweckmäßigen Bedingungen (daß z. B. der Baudeputation frei ſtehen müſſe, den angenommenen Plan theilweiſe zu benutzen) hat ſich jedoch eine große Anzahl von Architekten mit Recht öffentlich erklärt.

Belgien. Antwerpen beſitzt jetzt das ſchönſte Theater in Belgien, deſſen Erbauung 900,000 Fr. koſtete; nun hat auch der Gemeinderath des reichen Gent, der zweiten Stadt des Königreichs, 700.000 Fr. zum Bau eines neuen Theaters verwilligt.

Haag, 14. Februar. Der Bau der hieſigen neuen freien Zeichnen- und Muſik-Akademie mit Ausſtellungsſälen iſt Hrn. Bouf in Leyden für die mindeſte Forderung von 151,500 fl. zugeſchlagen worden.

London. In dem Inſtitute der britiſchen Architekten verlas am 19. December v. J. Hr. Britton einen Aufſatz über Anwendung des monaſtiſchen Bauſtyles auf neuere Wohnungen, und wies in demſelben nach, daß der Verfall jenes Styles mit Auflöſung der Klöſter unter Heinrich VIII. und Einführung des italieniſchen Styles durch Holbein, Johann von Padua u. A. begonnen habe, und wie der alte Styl unter Georg III. durch Walpole, Warburton, Bentham u. A. wieder belebt worden ſey. Hr. Britton kritiſirte die Werke des Inigo Jones, Chriſtopher Wren und des unlängſt verſtorbenen Wyatt, und meinte, die Architektur des Mittelalters ſey weit geeigneter für England, als die klaſſiſche Heidentempel-Architektur des alten Griechenlands und Roms.

Paris. Der Kirchthurm von Harfleur in der Normandie (Seine inferieure), welcher vor drei Jahren vom Blitz zerſchmettert wurde, iſt nun vollkommen reſtaurirt und zwar in derſelben Weiſe, wie er früher geſtanden.

Sculptur.

Berlin. Nach der Kunſtausſtellung iſt ein überaus herrliches Kunſtwerk in Gypsabguß aus Rom hier angekommen. Es iſt das (6½ Fuß hohe) Modell eines Paris, der ſeinen Bogen glättet, nach Homers Ilias VI, 321, von Auguſt Wredow aus Brandenburg, welcher früher ein Schüler von Rauch, die letzten Jahre ſeines Aufenthalts zu Rom auf die Modellirung dieſer Figur verwendete. Dies Werk iſt wohl zu den vorzüglichſten Kunſtwerken zu zählen, welche in neuerer Zeit in Rom hervorgebracht worden ſind. Der Charakter des Helden, die Bewegung, die Formen im Ganzen wie in der Detailausführung, ſind mit ungewöhnlichem Gefühl und Naturverſtändniß dargeſtellt. Der Abguß ſteht in einem der Säle der Akademie unter den ſchönſten der antiken Kunſt, und gefällt und iſt lebendig und großartig wie ſie. Die glückliche Ausführung dieſes Werks überraſchte um ſo mehr, da Wredow vor Kurzem eine Jägerin hatte ausſtellen laſſen, welche nicht ausgezeichnet genannt werden konnte. — Man wünſcht ſehr, dies Modell in Marmor ausgeführt zu ſehen.

München, 20. Februar. In dieſem Sommer werden wahrſcheinlich die Statuen der Wittelsbachiſchen Fürſten vollendet werden, welche in dem neuern Anbau der Reſidenz gegen den Hofgarten hin, aufgeſtellt werden ſollen.

Paris, 20. Januar. In dem Foyer des Theatre français iſt Beaumarchais Büſte von Gois aufgeſtellt worden. Hr. Ant. Moine hat den Auftrag erhalten, die marmornen Weihwaſſerkeſſel für die Kirche der Madelaine anzufertigen.

London, 22. Januar. Sir F. Chantrey arbeitet gegenwärtig an einer Marmorbüſte des bekannten Chemikers Henry für die literariſch-philoſophiſche Geſellſchaft zu Mancheſter.

Brüſſel, 1. Februar. Der Biſchof von Lüttich hat Hrn. Geefs die Ausführung dreier Marmorſtatuen für die dortige Kathedrale, die Religion mit den Apoſteln Petrus und Paulus darſtellend, für 50.000 Fr. übertragen.

J. Geefs iſt nach Paris abgereiſt, um dort ſeine Marmorgruppe, der Tod Abels, zur Ausſtellung zu bringen.

Stockholm, 24. Januar. Se. Maj. der König von Preußen hat kürzlich dem Könige von Schweden ein Geſchenk mit einer nach der Antike in Bronze gegoſſenen koloſſalen Statue einer Veſtalin gemacht. Das Original befindet ſich in der Dresdener Antikenſammlung, der Guß iſt von Lequine, die Ciſelirung von Coné (beide in Berlin) beſorgt, und das Kunſtwerk bereits im hieſigen Königl. Muſeum aufgeſtellt.

Denkmäler.

London, 14. Februar. Die Committée über das dem Herzog von Wellington auf Subſcription in der City zu errichtende Denkmal hat jetzt entſchieden, daß daſſelbe dem Manſion-Houſe gegenüber zu ſtehen kommen ſolle.

Brüſſel, 19. Januar. Das Denkmal auf dem Grabe der Madame Beriot-Malibran wird aus einer 14 Fuß hohen Metallſäule mit einer Urne auf der Spitze beſtehen.

Medaillenkunde.

Leipzig. Der Buchhändler Hr. Schreck in Leipzig hat auf die Gründung einer allgemeinen deutſchen Buchhändlerbörſe daſelbſt eine Medaille bei Loos in Berlin prägen laſſen. Auf der Vorderſeite iſt die Façade des Börſengebäudes genau bis auf die Gefüge des Steins mit ſolcher Feinheit abgebildet, daß die darauf angebrachte Inſchrift: „Deutſche Buchhändlerbörſe.“ welche man mit unbewaffneten Augen kaum erkennen kann, ſich durch das Glas vollkommen deutlich und regelrecht zeigt. In der Exergue ſteht das Datum der Gründung und Einweihung. Der Revers enthält die Widmungsworte: „Durch deutſchen Gemeinſinn gegründet und erbaut.“ von einem aus Aehren, Epheu und Lorbeer gebildeten Kranze,

Symbol des Fleißes, der Unverwelklichkeit und des Lohns gehabter Mühe, umgeben. Die Medaille, von der Größe eines preußiſchen Thalers, koſtet in Neugold 20 Gr., in Silber 1 Rthlr. 12 Gr., in Gold 4 Ld'r.

Malerei.

Rom. Unter wenigen fremden Malern, die ſich hier mit dem Hiſtorienfache befaſſen, haben unlängſt Jäger aus Sachſen, welcher ſich früher unter Schnorr's Leitung in München gebildet hat, und Palme aus Deutſch-Böhmen, gelungene Bilder geliefert. Erſterer hat Bileam, wie dieſem der Engel des Herrn in den Weg tritt und ſein ſonſt ſo gehorſamer Eſel ihm nicht mehr folgen will; ferner die Viſion im 2. B. der Macc. Cap. 15 V. 12 dargeſtellt. Letzterer hat Moſes gemalt, wie er von ſeiner Mutter den Wellen anvertraut wird, während die Schweſter die herannahende Königstochter beobachtet; ferner die Verklärung Chriſti, mit Moſes und Elias zu beiden Seiten knieend.

31. Januar. J. Sonne aus Copenhagen hat drei Bilder aus der römiſchen Campagna mit volksthümlichen Scenen, A. Küchler einen Auszug zur Feldarbeit und eine Kindergruppe, Blunk aus Holſtein die Schenke La Genzola in Trastevere mit den Porträts mehrerer däniſchen Künſtler, die in Geſellſchaft von Thorwaldſen beim Schmauſe verſammelt ſind, gezeichnet.

Paris, 10. Februar. Der verſtorbene Gérard hat die ſchönen Pendentifs des Pantheon ſo weit vollendet, daß nur ſehr wenig zu thun übrig bleibt, und ſich das Ganze auf Hinzufügung einer Krone, einiger Schilde, Verzierungen und die Einzeichnung mehrerer Namen beſchränkt. Die Verwaltung hat bereits für die Hinzufügung dieſer Acceſſoires geſorgt und das Publikum wird nun nächſtens dieſe meiſterhafte Compoſition kennen lernen.

30. Januar. Hr. Aguado hat von einem hieſigen Liebhaber drei Gemälde, worunter ein Correggio und ein van Dyck, für 100,000 Fr. erſtanden.

Paris, 2. Februar. Zu Toulon ſind mehrere koſtbare Gemälde, als Geſchenke des Pabſtes an den König Ludwig Philipp, angelangt.

London, 10. Februar. Burford's neues Panorama des Montblanc, das dieſer Tage eröffnet ward, findet großen Beifall.

Glasmalerei.

Regensburg. Der Glasmaler Joſeph Sauterleute aus Weingarten iſt vom Fürſten von Thurn und Taxis hierher berufen worden, um in der neu erbauten Gruft die 12 Fenſter, jedes zu 20 F. Höhe, mit Malereien zu ſchmücken.

Kunſtausſtellung.

London, 4. Februar. Die gegenwärtige Ausſtellung des britiſchen Inſtituts iſt für das Londoner Publikum im Allgemeinen weniger intereſſant als gewöhnlich, indem die meiſten Stücke bereits früher einzeln geſehen worden ſind. Indeß braucht man nur die Namen von Meiſtern wie Copley Fielding, T. Fielding, Stanfield, F. Naſh, E. Landſeer, J. P. Knight, Carpenter, Uwin ꝛc. zu nennen, welche Beiträge geliefert haben, um zugleich auszuſprechen, daß die Ausſtellung Treffliches enthält.

Alterthümer und Ausgrabungen.

St. Petersburg, 5. Februar. Kürzlich wurde von Hrn. Aſchick, Director des Muſeums zu Kertſch, bei Oeffnung von alten Grabhügeln in der Umgegend ein Grab aufgefunden, aus dem eine große, ſchöne, prächtig geformte Vaſe von Thon mit ſchwarzem Lack überzogen und mit einer vergoldeten Guirlande verziert; ferner ein völlig oxydirter und bei der Berührung aus einander fallender Badeſtriegel, welchen die Linke des Leichnams hielt, hervorgezogen wurde. Zwiſchen den Zähnen des Letztern bemerkte man einen Gegenſtand, ähnlich einer Münze, die aus zwei Goldblättchen zuſammengefügt war; auf der einen Seite war der Kopf eines Apollo, auf der andern eine Lilie ausgeprägt, welche Abbildungen man auf Phanagoriſchen Münzen gefunden hat. In Pantikapäiſchen Gräbern findet man höchſt ſelten Münzen, woraus ſich ſchließen läßt, daß der Gebrauch, den Todten einen Obolus in den Mund zu geben, nicht bei allen Griechen verbreitet war.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

---

[119] **Die Apoſtel und Evangeliſten**

Johannes und Petrus,
Paulus und Marcus,
gemalt von **Albrecht Dürer.**

Dieſe Doppelbilder, des großen Künſtlers letzte große Werke, worin derſelbe die ganze Höhe und Tiefe ſeiner Kunſt entfaltete und welche nicht nur als das großartigſte ſeiner Leiſtungen, ſondern überhaupt als eine der wichtigſten Schöpfungen deutſcher Kunſt, die den vorzüglichſten Werken der beſten altitalieniſchen Meiſter würdig zur Seite ſtehen, allgemein anerkannt werden — dieſe charakteriſtiſchen, hohen, ernſten Geſtalten, wahre Säulen des Chriſtenthums, bis jetzt noch auf keine würdige Weiſe in größerem Maße abgebildet, habe ich mich beſtrebt, durch den Grabſtichel mit aller mir möglichen Treue und Sorgfalt wiederzugeben.

Sie ſind nach den Originalgemälden gearbeitet, welche Dürer ſeiner Vaterſtadt zum Geſchenk machte, wo ſie ſich über ein Jahrhundert hindurch befanden. Nachher ſind ſie nach München gekommen, und gegenwärtig eine vorzügliche Zierde der königlichen Pinakothek.

Der Stich iſt nun vollendet und indem ich dem kunſtliebenden Publikum hievon Anzeige mache, füge ich noch bei, daß Abdrücke hievon ſowohl bei mir ſelbſt zu erhalten, als auch durch die hieſige J. A. Stein'ſche Buchhandlung zu nachſtehenden Preiſen zu beziehen ſind.

Abdrücke	mit	angelegter	Schrift	auf	chineſ. Pap.	à	16 fl. 30 kr.
„	„	„	„	„	weißem „	à	14 fl. 24 kr.
„	„	ausgefüllter	„	„	chineſ. „	à	8 fl. 15 kr.
„	„	„	„	„	weißem „	à	7 fl. 12 kr.

Die Dimenſionen ſind 16½ Zoll Höhe und 15½ Zoll Breite Pariſer Maß; jederzeit die zwei Platten neben einander auf demſelben Blatte abgedruckt.

Nürnberg, im März 1837.

Albr. Reindel,
Kupferſtecher.

№. 30.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 13. April 1837.

Bemerkungen über die Bilder Düſſeldorfer Schule, ausgeſtellt in Dresden im December 1836.

(Beſchluß.)

Auch in dieſen Zweigen der Kunſt hat nämlich gewiß unſere Zeit das Recht, eine ihr eigenthümliche angemeſſene Richtung zu verlangen, und es wird ſich nach und nach immer entſchiedener herausſtellen, nur das werde bleibendes Intereſſe finden, was dieſer Richtung entſpricht. — Man muß nämlich jedesmal wohl beachten, wie auch dieſe Art der Kunſt anfänglich aus einer, man darf wohl ſagen kindlichen Luſt an Wiederſpiegelung allerhand äußerer Sinneserſcheinungen hervorgegangen iſt. — Daß der Schein einer Blume, eines alten Baumſtammes, einer Hütte, ja eines Bettlers aufgegriffen und durch Farben auf der Leinwand wiedergegeben werden konnte, wurde als ein höchſt ergötzliches Experiment von Alt und Jung mit Luſt angeſtaunt, und noch jetzt beachte man nur Neulinge und Ungebildete, aber doch ſonſt Empfängliche, wenn ſie in eine Gallerie treten, daß ſie gerade dieſe im Leben unbeachtet gebliebenen Gegenſtände, durch die Zauberei eines niederländiſchen Pinſels wie durch einen Spiegel dargeſtellt zu ſehen, jedenfalls am meiſten anziehen werden! —

Beachten wir aber den Stand der gebildeten Menſchheit in der Gegenwart, beachten wir nicht den niedrigen, ſondern den höhern Geiſt unſerer Zeit, von welchem oben die Rede war, und beachten wir, welches eigenthümliche, intellectuelle Streben ihn durchdringt und beherrſcht, ſo müſſen wir wohl fühlen, daß eine Kunſt, welche dieſem Geiſte entſprechen ſoll, nicht mehr mit jenen erſten kindlichen Verſuchen und mit dieſer bloßen Luſt an Naturabſpiegelung ſich wahrhaft befriedigt finden kann. Es darf hier wohl, um es kurz zu faſſen, nur wiederholt werden, was an einem andern Orte, auch bei Gelegenheit einer neuern Ausſtellung in Beziehung auf die Landſchaft geäußert worden iſt. — „Wir werden," heißt es dort, „es nachgerade müde, dieſelben alten Strohdächer, dieſelben abgeſchälten Baumſtämme, dieſelben Viehheerden, welche die Alten uns mit ſo naiver Lebendigkeit einmal vorgeführt hatten, immer wieder von Neuem nachgepinſelt zu ſehen — wir verlangen außer dem Reinſinnlichen — den Geiſt! — entweder den großen, mächtigen Naturgeiſt ſelbſt, der mit geheimem Leben alle Kräuter und alle Berge und alle Wolken durchdringt und den wir in der ächten Landſchaft — dem ächten Erdlebenbilde — deutlicher ahnen lernen ſollen; oder den Geiſt der Poeſie, der die wunderbaren Regungen in unſrer eignen tiefſten Bruſt in Accorde verwandelt, welche er in den Saiten der tauſend uns umgebenden Erſcheinungen, in Mond und Stern, in Fels und Wald wiederklingen läßt! — Wer indeß mit ſolchen Anforderungen unſere Ausſtellungen beſucht, wird freilich immer noch wenig Befriedigung finden! — Wie ein Kind ergötzt ſich die Kunſt noch meiſtens an altem Mauerwerk, an ein paar Bauern, an fein nachgemaltem Hausgeräthe, und nur hie und da entdeckt man in den ſauber gedruckten Lettern auch einen edel vorwärts ſtrebenden Geiſt!" — So weit ſchrieb ich damals; aber ich möchte jetzt noch darauf aufmerkſam machen, daß die Poeſie ziemlich einen ähnlichen Gang gemacht hat, und daß darin die Hoffnung liegt, auch dieſe Kunſtzweige werden immer mehr ablegen, was kindiſch iſt, und eine höhere, männliche Richtung annehmen! — Sehe man doch auf unſere Poeſie vor Goethe zurück! — dieſe harmloſe, breite Natürlichkeit, dieſe Comödie, welche Schiller, nachdem er das Drama mit Rieſenarmen wieder höher heraufgehoben hatte, eine „ehrbare Wochenviſite" nannte, ſtehen ſie nicht noch al pari mit den meiſten unſerer bunten, glattgemalten Landſchaften, unſerer Bauernſtuben und Milchmädchen und Schenken? — Freilich müſſen wir hier wünſchen, nicht falſch verſtanden zu werden und am wenigſten ſo, als läge es bloß an dem Stoff, der gewählt werden ſollte — denn, um wieder mich durch ein Beiſpiel aus der Poeſie deutlicher zu machen, als Ramler

in ſeinen Oden einen hohen Anlauf nahm, und Collin in ſeinen Tragödien ſich auf den griechiſchen Cothurn ſtellen wollte, da kamen Sachen zu Tage, gegen welche die Bodmer'ſche Noachide und eine Gellert'ſche Comödie immer noch am Ende das Uebergewicht behalten können. — Auch hier liegt es vor allem andern daran, daß man in dem Werke erkenne, *es ſey ein edler, gebildeter Geiſt, welcher den Stoff ergreife und durch dieſen Stoff in ſeine Art zu ſeyn und ſeine Weltanſicht einen Blick thun laſſe.* — Was kann am Ende alltäglicher und wie man zu ſagen pflegt, unpoetiſcher ſeyn, als eine Scene der Renteneinnahme? — aber nun nehme man das außerordentliche Werk von Wilkie: the rentday in dem ſchönen Stiche von Raimbach vor ſich, man bewundere dieſe große, ächt hiſtoriſche Auffaſſung in einem ſehr beſchränkten Kreiſe, man empfinde, wie dieſes Werk, ganz abgeſehen von der prächtigen Naturwiederſpiegelung im Einzelnen und im Ganzen, anregt, über die verſchiedenſten Perſönlichkeiten, welche hier geſchildert ſind, über deren Lebensgang und über den Stand der menſchlichen Verhältniſſe ihrer Zeit in manche folgenreiche Betrachtung uns zu verlieren, und man wird uns verſtehen! — Es gelingt uns alſo vielleicht am kürzeſten, uns deutlich zu machen, wenn wir ſagen: es ſey auch in der Landſchaft- und in der ſogenannten Genremalerei ein Bedürfniß, wie in allen andern Künſten, daß der Künſtler mit auf der Höhe ſeiner Zeit ſtehe, daß man in ſeinen Werken des Künſtlers eigne gemüthliche und intellectuelle Entwickelung empfinde und daran erkenne, daß auch er mit berufen ſey, das weltliche Evangelium der Kunſt mit zu verkünden, und damit auf ſeine Zeit ſo zu wirken, daß dadurch der höhere Geiſt der Zeit wahrhaft befördert werde. — Iſt dieſe Bedingung erfüllt, ſo mag er ergreifen, was er will, er wird es immer auf eine tiefe, nicht bloß unſern Augen eine kindiſche Spiegelluſt bereitende, ſondern unſern Geiſt nachhaltiger beſchäftigende Weiſe ergreifen und dadurch auf unſern Dank ſich bleibende Anſprüche erwerben. — Machten wir daher oben an den hiſtoriſchen Künſtler die Anforderung, daß er uns gewähren ſolle: „*die Heranführung des Momentes aus der Geſchichte der Menſchheit im Ganzen, durch Darſtellung der entſchiedenſten Perſönlichkeit im Einzelnen,*" ſo ſind wir zuerſt berechtigt, dies im vollen Sinne auf die eigentlich mit einem ſehr abſurden Worte Genremalerei genannte Kunſt anzuwenden, ein Wort, welches man durchaus vertilgen ſollte, da es, an ſich ſinnlos, zu mannichfaltigen falſchen Begriffen Anlaß gegeben hat, um ſo mehr, da es durch das Wort *kleinhiſtoriſche* Malerei ſehr füglich erſezt werden könnte. — Auch die kleinhiſtoriſche Kunſt hat den Beruf, einen Moment aus der Geſchichte der Menſchheit im engen Kreiſe durch Darſtellung der verſchiedenſten Perſönlichkeit auszuſprechen, und auch die kleinhiſtoriſche Kunſt kann darin, wenn der gebildete Geiſt des Künſtlers einen irgend bedeutenden Lebensmoment bedeutend zu faſſen weiß, — Außerordentliches leiſten. — Zeigt es ſich ja oft genug auch in der Geſchichte, daß die kleinſten Momente es ſind, welche das Größte im Leben bedingen und herbeiführen. — Dieſelbe Anforderung ergeht nun aber auch an die Landſchaft, auch ihr liegt, wie der hiſtoriſchen Kunſt, ein großes Leben — Reich vor — denn wie die leztern das Menſchheitleben — ſo ſoll ſie das große, gewaltige Naturleben erfaſſen, das Naturleben, deſſen geheimer Zug uns ſelbſt in unſerm zeitlichen Daſeyn durch und durch bedingt und dies mit ſich verwandelt; auch der Landſchaft liegt es alſo ob, dadurch zu wirken, daß uns gewährt werde, die Heranführung eines Momentes aus dem weiten und breiten Naturleben durch Darſtellung der entſchiedenſten Individualität der einzelnen Erſcheinungen deſſelben, aber eben weil das Naturleben, wie alles Leben, ein ſtets ſich verwandelndes, nie an ſich real Greifbares, ſondern nur durch den Geiſt Erfaßbares iſt, ſo liegt auch Alles in dem Sinne und an dem Geiſte, womit ein ſolcher Moment erfaßt iſt, ob uns im Kunſtwerke die Erinnerung an jenes Leben aufgehen könne, ob nicht. Derſelbe Baum, dieſelbe Luft können ſo ſtoffartig genau abgeſchrieben ſeyn, daß man ſie unverändert glaubt und uns nur die Leiche des Naturlebens auf geiſtloſe Weiſe erſcheint, aber derſelbe Baum und dieſelbe Luft können auch ſo wunderbar geiſtig erfaßt werden, daß man zu fühlen glaubt: ſie müſſen ſich regen und verwandeln, und daß uns eben deßhalb die Idee des Naturlebens wie durch Magie herangeführt wird. — Und gewiß nur das iſt das Rechte und nur dieſe Behandlung iſt der zum Bewußtſeyn gekommenen Kunſt wahrhaft würdig. Es kommt nun noch hinzu, daß das Naturleben um uns her in ſo vieler Beziehung das Abbild und Symbol des Menſchenlebens genannt werden darf, ſo daß kaum ein Zuſtand im leztern vorkommt, der nicht im erſtern vorgebildet oder angedeutet gefunden wurde, wodurch denn dem für alle dieſe Beziehungen fein organiſirten Künſtler ein noch weiteres Feld für die ſinnige Darſtellung geboten wird, und die Landſchaft eine Tiefe und Bedeutung gewinnen kann, welche ſie würdig macht, der hiſtoriſchen Malerei vollkommen gegenübergeſtellt zu werden.

Hier wäre denn in ſchwachen Umriſſen, was von kleinhiſtoriſcher Kunſt und von Landſchaftsmalerei und von der Höhe, welche beide zeitgemäß erſtreben ſollen, unſere Gedanken geweſen ſind, und bei ſo außerordentlichen Leiſtungen hier ausgeſtellter Bilder einer rheinländiſchen Schule im hiſtoriſchen Fache, war natürlich die Neugier angeregt, ſich zu überzeugen, in welchem Verhältniß kleinhiſtoriſche und landſchaftliche Kunſt von ebenderſelben ausgebildet worden ſey. — Indeß wir ſehen

die Muße, die wir zum Feſthalten dieſer Gedanken beſtimmen konnten, faſt verſtrichen, und ſo ſey es denn nur kürzlich erwähnt, daß in dieſen Fächern uns hier nichts begegnet iſt, was den Forderungen der Zeit in dem ausgezeichneten Maße entſprechend hätte genannt werden können, als dies von der hiſtoriſchen Kunſt allerdings geſagt werden durfte.

In der Richtung der Landſchaft war jedenfalls das Bild einer Waldung im Winter bei einfallendem Strahl von Nachmittags-Sonnenlicht das ausgezeichnetſte. Dem Künſtler (Koekoek) hatte einer jener Wintertage vorgeſchwebt, wo, nachdem längere Zeit der trüb bedeckte Himmel die Gegend mit Schnee überſtreute, das Wetter ſich gegen Mittag aufgeklärt hat (obwohl die höhere Region der Atmoſphäre von den Wolken nicht erreicht wird) und nun bei dem ſelbſt im Mittag ſchräg einfallenden Sonnenlicht ſich wieder lockere Cumuluswolken bilden, welche faſt noch mit dem Dunſt, der über der Gegend liegt, zuſammenfließen, und wo dann der Witterungskundige vorausſieht, daß, nachdem noch einige atmoſphäriſche Niederſchläge von Schnee erfolgt ſeyn werden, ſtrengere, trockene Kälte bevorſteht. — Solche mittlere Stimmung der Witterung gehört mit zu den anmuthigſten Scenerien unſers Winters, man fühlt ſich von der eben recht erfriſchenden Kälte geſtärkt, das durch den Dunſt der Atmoſphäre ins Gelbliche geſtimmte Sonnenlicht macht auf den Schnee die anmuthigſte Wirkung und läßt zu Bildung violetter Schatten hinreichend Gelegenheit — kurz die Geſammterſcheinung der Natur athmet eine gewiſſe Elaſticität, die uns wohl thut. — Wie nun dieſer Moment freien Naturlebens hier durch größtentheils vollkommen gelungene Erfaſſung der beſondern Individualitäten deſſelben uns herangeführt wird, kann nur bei wiederholter Beſchauung des Werkes recht klar werden. Auch bringen viele Stellen die Empfindung des raſtloſen Verwandelns der Erſcheinung lebhaft hervor. Man blickt auf den Sonnenſchein, der links ſchräg über beſchneite Ranken und Geſtrüpp hereinfällt, und man glaubt, jezt werde eine ziehende Wolke dem Lichtblick ſogleich eine andere Richtung geben, man blickt auf die ſo trefflich plaſtiſch gerundeten beiden Eichenſtämme im Mittelgrunde des Bildes und man glaubt etwas Schnee von dem untern Rindenwerk und dem kurzen, noch einzelne rothgelbe Blätter tragenden Gezweig herabrieſeln zu ſehen, man blickt auf das klare Eis des ſtehenden Waſſers zur Rechten, und man glaubt, eben werde der Luftzug ein paar abgebrochene Halme des vergelbten eingefrornen Schilfs darüber hinführen. — Sollen wir daher ſagen, was uns bei alledem noch etwa ſtörend war, ſo möchten wir das Gefühl einer gewiſſen Oſtentation namhaft machen, deſſen Grund wir wohl in der Behandlung der zu viel mit Chromgelblichtern und Schnee verzierten Eichen im nächſten Vordergrunde, und in einer etwas manierirten Behandlung der äußerſten Veräſtung der Eichen überhaupt, ſo wie in der nicht genug frei von Menſchenwerk erfaßten Idee des Ganzen ſuchen dürfen, wodurch es ſich eben noch auffallend den altniederländiſchen Meiſtern anſchließt, da doch eine zum Bewußtſeyn gekommene Kunſt ihren eigentlichen Zweck feſter in's Auge faſſen, und, wenn ſie die Natur nicht als Gleichniß und Symbol des Menſchengeiſtes, ſondern ihrem innern eigenthümlich lebendigen Geiſte nach zu erfaſſen beſtrebt iſt, dies durch beſtimmteres hierauf Hinwirken und durch eine größere, wir möchten ſagen hiſtoriſche Einfachheit ſich erwerben ſollte. —

Will man nun den in der Poeſie öfters beliebten Gegenſatz des Helleniſchen und Romantiſchen * auch auf die Landſchaft anwenden und das Erfaſſen des Naturgeiſtes an und für ſich den helleniſchen, das Erfaſſen der Natur als Gleichniß und Symbol des Menſchengeiſtes den romantiſchen Styl der Landſchaft nennen, ſo neigten ſich die Burg Elz von Poſe und die Kirchenruinen von Funke ſchon entſchiedener zum Romantiſchen, und wenn die erſtere durch Vergegenwärtigung einer Localität für Ritterthum und intereſſante Anordnung und Beleuchtung mehr imponirte, ſo zog lezteres Bild durch eine gewiſſe ſinnig-gemüthliche, etwas ſchwermüthige Eigenthümlichkeit entſchieden an. — Beiden fehlte jedoch im Einzelnen die Wirkung des plaſtiſch gerundet Hervortretenden, wodurch uns die Erſcheinung erſt belebt und verwirklicht wird — eine Wirkung, welche wir bei baumreichen, ſommerhaften Landſchaften in einigen, überhaupt in neuerm helleniſchem Styl vortrefflich behandelten Werken von Erola in München, zuerſt auf das Ausgezeichnetſte haben wahrnehmen können.

Im Fache der kleinhiſtoriſchen Malerei endlich ſuchten wir, was die realiſtiſche Seite derſelben betrifft, vergeblich nach einem Künſtler, der ſie mit dem Geiſte eines Wilkie zu behandeln vermöchte, was hingegen die mährchenhafte Seite derſelben betrifft, ſo ergab ſich für dieſelbe in der Skizze von den Elfen in Tieck's Phantaſus ein anmuthiger Beitrag; freilich in wie weit wir hierin dereinſt etwas Vollendetes von dem Künſtler erwarten dürfen, wird erſt klar werden, wenn wir dergleichen mit all der Zartheit ausgeführt geſehen haben, welche ſolcherlei Dinge unabweisbar verlangen.

Doch ſo weit dieſe Betrachtungen! — Uns fehlt die Muße, ſie weiter zu ſpinnen, vielleicht führen ſie noch ferner Andere aus, und werden ſie nicht weiter geführt,

---

* „Helleniſch", weil die ruhig objective Poeſie zuerſt am klarſten von den Hellenen, „romantiſch", weil die gefühlvoll bewegte ſubjective Poeſie zuerſt am lebendigſten von den Romanciers des Mittelalters erfaßt wurde.

ſo möchte auch der Verluſt nicht groſs ſeyn, denn die wahre Kunſt wird nur einmal, doch ſo wenig durch Worte als durch Schulen allein, **erzeugt** und ins Leben gerufen, ſondern wo der Feuerfunken des Genius vom Himmel fällt und zündet, da leuchten die Flammen auf und in neuer überraſchender Weiſe erfreuen unſterbliche Werke Mitwelt und ſpäte Generationen, wie uns diesmal die Werke von Bendemann und Leſſing erfreut haben.

Dr. Carus.

Nachrichten vom Februar.

Alterthümer und Ausgrabungen.

Haag, 8. Februar. Bei Deuren in Nordbrabant hat man mehrere ziemlich gut gearbeitete alte Todtenurnen mit Ueberreſten von Metall, Knochen ꝛc. gefunden.

Rom. Eine der lezten Nummern des Diario di Roma enthält einen für die Kunſtgeſchichte ſehr wichtigen Brief des Herrn P. E. Visconti, Commiſſairs der Alterthümer und Directors des Capitoliniſchen Muſeums, über eine kürzlich zu Todi gefundene Bronzeſtatue von natürlicher Größe, welche einen Krieger darſtellt. Nachdem man ſie von einer Art Kruſte gereinigt hatte, welche die Umriſſe unkenntlich machte, fand man die Statue von außerordentlicher Schönheit und doch mit allen Kennzeichen des etrusciſchen Styls. Eine Inſchrift in etrusciſchen Charakteren, welche Herr Visconti mittheilt, bezeichnet die Herkunft der Statue und beweist zugleich, daß der klaſſiſche Styl auch bei den Etrusken einheimiſch war. Dies Denkmal iſt für das etrusciſche Muſeum beſtimmt, welches vom Papſt Gregor XVI. gegenwärtig gegründet wird. Die kleine altetrusciſche Stadt Todi, welche troz ihres beſchwerlichen Zugangs viel von Reiſenden beſucht wird, lieferte den Nachgrabungen immer eine reiche Ausbeute. Vor nicht langer Zeit entdeckte man am Abgang des Hügels, auf welchem ſie liegt, ein Gebäude von koloſſalen Verhältniſſen mit Travertinſäulen und lateiniſchen Inſchriften, welche die Namen von Magiſtratsperſonen und ausgezeichneten Männern enthalten. Unter den Trümmern dieſes Gebäudes iſt die oben erwähnte Kriegerſtatue gefunden worden.

Athen, 12. Januar. Die unförmlichen türkiſchen Gebäude, welche den berühmten Portikus der Propyläen ganz verdecken, ſollen ſofort niedergeriſſen werden; man hat ſechs zu dem Portikus gehörige joniſche Säulen aufgefunden.

Wien. Ueber den Sonnentempel zu Baalbeck theilt der Kaiſerl. öſterreichiſche Bergverweſer, Hr. Joſeph **Ruſſegger**, der gegenwärtig auf einer Reiſe im Orient begriffen iſt, in einem kürzlich erſchienenen längeren Reiſeberichte folgende anziehende Nachrichten mit: „Der Tempel von Baalbeck iſt, nach Palmyra, das ſich beſonders durch ſeinen Umfang hervorthut, eine der ſchönſten beſterhaltenen Ruinen der alten Welt. Noch habe ich Palmyra und die Tempel von Oberaegypten und Nubien nicht geſehen und werde erſtere erſt im künftigen Jahre und leztere in wenig Wochen beſuchen; ſo viel ich aber bisher von den Ueberreſten des klaſſiſchen Alterthums in Griechenland und von den rieſigen Denkmälern der Pharaonen in Unterägypten geſehen habe, ſteht meiner Anſicht nach der Tempel der Sonne in Baalbeck oben an. Die Akropolis in Athen iſt in ihren Theilen nicht minder ſchön, hat ſogar hie und da größere Detail-Schönheiten aufzuweiſen, ihr Geſammteindruck iſt aber nicht ſo großartig, nicht ſo imponirend; denn ihre Denkmäler ſind kleiner. Die Denkmäler Unterägyptens erleiden keine Parallel-Stellung, ſie haben einer ganz andern Phantaſie ihre Ausſchmückung zu danken, ihr Habitus iſt ein anderer, ſie zeichnen ſich mehr durch enorme Maſſe als durch Kunſt aus, z. B. die Pyramiden; kurz mit wenigen Worten, ſie ſind Sklavenwerke, während der Sonnentempel in Baalbeck das Werk von Griechenlands freier Kunſt iſt. An dem Tempel von Baalbeck unterſcheidet man vier Perioden. Das Fundament deſſelben iſt nämlich zum Theil noch Werk der alten Aſſyrer und ſein Alterthum reicht in das Reich der Sagen zurück. Die Quaderſteine deſſelben ſind das Größte, was ich bisher geſehen habe; denn es ſind darunter Stücke, deren Kubikinhalt 15,000 C. F. und deren Gewicht über 14,000 Centner beträgt. Ich war in den Steinbrüchen und habe über den Transport dieſer Maſſen ſchäzbare Daten geſammelt. Auf dieſem Fundamente ſtehen die beiden Tempel, die herrlichen Denkmale der höchſten, vollendetſten Kunſt. Der eine iſt offen und beſteht ganz aus korinthiſchen Säulen von ungeheurer Größe, von denen ſechs noch frei ſtehen und den Stürmen der Zeit und Verhältniſſe bisher getrozt haben. Der andere Tempel iſt geſchloſſen und ſein Inneres, ſo wie der Plafond ſeines äußeren Portikus ſind wahre Meiſterſtücke der Sculptur. Die Symmetrie iſt hier auf ihrer höchſten Stufe und in das kleinſte Detail ausgeführt, jede Biegung der Akanthusblätter iſt durch alle Reihen ähnlicher Objecte beibehalten worden, und doch herrſcht in der Ausführung des Ganzen nichts Gezwungenes, ſondern freier Ton, würdevolle Haltung und wahrhaft griechiſche Grazie. Es wurde das Ganze geometriſch aufgenommen und man verfertigte Grundriſſe nebſt einer Menge Anſichten, ſo daß wir ſchöne Daten beſitzen, die gewiß einſt gern geſehen, gern geleſen werden. Die übrigen beiden Perioden umfaſſen Werke aus der Chaliſen- und neueren Zeit ohne architektoniſchen Werth. Auf welcher Stufe mußten die Baukunſt und die dahin einſchlagenden Wiſſenſchaften geſtanden haben, als man ſolche Werke ausführte; welche Berechnungen, welche Zeichnungen gehörten dazu, um nur die einzigen Wendeltreppen an den beiden Seiten des Portals anzubringen. Unerklärlich iſt mir eine Erſcheinung an den umgefallenen Säulen. Sie ſind 70 F. hoch und haben unten 9 und oben 7 F. im Durchmeſſer, und jeder Schaft beſteht aus drei Stücken, die wie geſchliffen auf einander paſſen. Man ſieht an den zerfallenen Trümmern keine andere Befeſtigungsweiſe, als daß man die Stücke genau auf einander legte, und doch ſieht man ein paar umgefallene Säulen, deren Theile durch den Sturz nicht getrennt wurden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[161] Kunſtauction zu Leipzig. Den 16. Mai beginnt die Verſteigerung einer Privatſammlung von Kupferſtichen, Schwarzkunſtblättern, Malerradirungen und Originalhandzeichnungen. Dieſe Sammlung, obgleich in der Nummerzahl nicht von Umfang, enthält, ihrem Werth und ihrer Erhaltung nach, ſo viel treffliche Arbeiten, wie ſie nur ſelten den Kunſtfreunden durch Verſteigerung angeboten werden. Alle Buchhandlungen können den Katalog liefern.

J. A. G. Weigel.

№ 31.

Kunſt-Blatt.

Dienstag, den 18. April 1837.

Nekrolog.

Carle Vernet.

Dieſer Maler ſtammt aus einer von der Natur reich bevorrechteten Familie, in welcher ſich — ein in den Annalen der Kunſtgeſchichte unerhörter Fall — das Talent drei Geſchlechter hindurch vom Vater auf den Sohn vererbte. Antoine Carle Horace Vernet war das jüngſte von drei Kindern des berühmten Marinemalers Joſeph Vernet und der Virginia Parker, einer gebornen Engländerin, deren Familie ſich in Rom angeſiedelt hatte. Er erblickte das Licht der Welt zu Bordeaux am 14. Auguſt 1758, wo ſich ſein Vater damals gerade aufhielt, weil er von Ludwig XV. beauftragt war, alle Häfen Frankreichs zu malen. Schon in ſeiner frühesten Jugend zeigte der junge Carle eine ungewöhnliche Anlage zum Zeichnen: ſein erſtes Spielzeug war ein Crayon und man ſah ihn oft allerlei Figuren auf dem Boden entwerfen. Ein hieſiges Blatt theilte neulich folgende charakteriſtiſche Anekdote aus den Kinderjahren dieſes Malers mit, welche wir hier kurz wieder erzählen wollen. Joſeph Vernet befand ſich eines Abends in einer zahlreichen, glänzenden Geſellſchaft beim Marquis von Angevilliers und rühmte mit beſonderem Wohlgefallen die frühzeitigen, aber entſchiedenen Künſtlertalente ſeines jungen Sohnes, der kaum fünf Jahr alt war. Jedermann hielt natürlich das Lob für übertrieben und ſchrieb den größten Theil davon auf Rechnung der väterlichen Eitelkeit und Liebe. Joſeph Vernet, der ſich dadurch nicht wenig gekränkt fühlte und die Ungläubigen von der Wahrheit ſeiner Behauptungen überzeugen wollte, entfernt ſich aus der Geſellſchaft und gibt ſeinem Bedienten den Befehl, nach Hauſe zu gehen und den kleinen Carle zu holen. Nach einer Weile tritt der Vater mit ſeinem Sohne in den Salon und bittet die Gäſte, das Talent des jungen Künſtlers ſelbſt zu zu prüfen; man bringt ein Crayon und ein Blatt Papier, reicht Beides dem Kinde und drängt ſich von allen Seiten herbei, um Augenzeuge von der Feuerprobe eines künſtigen Genies zu ſeyn. Der kleine Carle, von ſeinem Vater über dieſe Prüfung aufgeklärt, nimmt das Crayon und beginnt, gleichſam einem geheimen innern Rufe folgend, ein Pferd zu zeichnen. Je weiter ſeine Arbeit voranſchreitet, deſto mehr aufmunternde Lobſprüche erntet er von den Umſtehenden ein; aber allgemein macht man die Bemerkung, daß er zu niedrig angefangen habe und ihm der Raum fehlen werde, um die Füße ganz auszuzeichnen. Dieſe Bemerkung hatte allerdings ihre Richtigkeit: aber der Kleine läßt ſich dadurch nicht irre machen, zeichnet ruhig weiter, macht den Oberkörper fertig und fängt die Füße des Pferdes an; nachdem er ſie bis über die Hälfte vollendet, füllt er den noch übrigen Raum des Blattes ohne Weiteres mit 5, 6 Strichen aus und deutet dadurch an, daß das Pferd im Waſſer ſtehe. Groß war natürlich das Staunen der Zuſchauer, welche er im Zweifel ließ, ob ſie die einzige Gewandtheit im Zeichnen oder den genialen Einfall eines unmündigen Kindes am meiſten bewundern ſollten.

Von ſeinem zwölften Jahre an beſuchte Carle Vernet die damals berühmteſte Erziehungsanſtalt zu Paris, welche unter der Leitung eines gewiſſen Herrn von Lamarque ſtand. Er konnte jedoch ſeine Studien darin nicht vollenden; die Aerzte riethen ſeinem Vater, mit dem kränklichen Knaben eine Reiſe nach der Schweiz und ins ſüdliche Frankreich zu machen, welches auch geſchah. Bei dieſer Gelegenheit beſuchten Vater und Sohn die damaligen literariſchen Notabilitäten, Rouſſeau, Voltaire, Geßner, Lavater u. ſ. w., welche ihre Gäſte ſehr freundſchaftlich aufnahmen. Nach dieſer Reiſe beendete Carle ſeine Studien in Paris, ohne jedoch darüber die Entwickelung ſeiner Anlagen zum Zeichnen zu verſäumen. Sein Vater ſchickte ihn darauf in das Atelier eines heutzutage ganz unbekannten Malers, Namens Lepicier, eines ſehr ſtrengen, religiös geſinnten Mannes, der bei ſeiner Arbeit immer eine Mönchskutte trug. Die Familie Vernet beſitzt ein ganz gutes Porträt von dem jungen Carle im Alter von 17 Jahren, welches jener Maler gearbeitet hat.

Carle Vernet bewarb ſich dreimal um den großen Preis der franzöſiſchen Akademie. Das erſte Mal erhielt er den zweiten großen Preis; im folgenden Jahre aber war er noch unglücklicher und wurde völlig beſiegt; erſt im Jahr 1782 gewann er den erſten großen Preis; das gegebene Sujet war der „verlorene Sohn.“ Zu jener Zeit ſtand der junge Vernet außerdem noch in dem Rufe eines vollkommenen Faſhionable; ſeine Herkunft, die zahlreichen Verbindungen ſeines Vaters verſchafften ihm freien Zutritt in die erſten Zirkel bei Hofe und in der Stadt; mit einem ſchönen, gefälligen Aeußern und eleganten Manieren verband er eine originelle Auffaſſungsgabe, eine luſtige, muntere Laune, welche ihn überall beliebt machte. Damals glänzte vor Allen der famöſe Marquis de Bièvre, deſſen Calembourgs in Aller Munde waren. Carle Vernet wurde bald einer ſeiner gefährlichſten Nebenbuhler; der junge Künſtler bewies in den geiſtreichſten Wortſpielen eine eben ſo unglaubliche Gewandtheit, als er früher im Zeichnen bewährt hatte. Sein Vater begünſtigte auch dieſe Geiſtesanlage nicht wenig, indem er ſeinem Sohne die guten Calembourgs mit zehn Franken bezahlte, wofür ihm dieſer die Autorſchaft abtrat, jedoch unter der Bedingung, daß ſie unverändert blieben.

Im Laufe des Jahres 1782 reiſte Carle nach Rom ab, wo der Ruf und Name ſeines Vaters ihm alle Thüren des römiſchen Adels öffnete. Er war damals 24 Jahre alt, hatte aber Paris ungern verlaſſen, weil er daſelbſt in der lezten Zeit ein Liebesverhältniß mit der Tochter eines Kriegscommiſſairs, einem Fräulein von Montbars, angeknüpft. Dazu geſellte ſich noch das allen ſeinen Landsleuten, namentlich den Pariſern, eigenthümliche Heimweh, fern von der Hauptſtadt zu leben, und der bei Vernet nicht minder ſtechende Kummer, von ſeinem Vater getrennt zu ſeyn, den er unſäglich liebte und deſſen Nähe er noch nie entbehrt hatte. Alle dieſe Umſtände trugen dazu bei, dem jungen Künſtler den Aufenthalt in der Hauptſtadt der Kunſt, wo ſein Vater lange gelebt hatte, zu verleiden; ſeine Gedanken waren ſtets nach ſeinem Vaterlande, dem ſchönen Frankreich, gerichtet, und er betrachtete Rom als ſeinen Verbannungsort. Es konnte nicht fehlen, daß ſeine ohnehin ſchwache Geſundheit dieſen innern und äußern Einwirkungen unterlag; er verfiel in eine ſchwermüthige Stimmung und einen ſo leidenden Zuſtand, daß ſein Leben in Gefahr gerieth. In dieſer Lage bemächtigten ſich die römiſchen Prieſter ſeines leicht empfänglichen Geiſtes und gaben ihm eine ganz religiöſe Richtung; Rom war für den jungen Vernet von nun an nicht mehr die Hauptſtadt der Kunſt, ſondern die Hauptſtadt der Chriſtenheit; er vergaß einen Augenblick, daß er dahin gekommen ſey, um ſich als Maler auszubilden und wollte Mönch werden.

Der von dieſem Vorhaben bei Zeiten unterrichtete Vater beeilte ſich, ſeinen Sohn nach Paris zurückkommen zu laſſen; aber weiter konnte er auch von ihm nichts erwirken; vergebens bemühte er ſich, ihn zu bewegen, ſeine unterlaſſenen Malerſtudien wieder anzufangen und ſeinen Entſchluß, in den Mönchsſtand zu treten, ſich aus dem Sinn zu ſchlagen. Was dem Vater mit allen ſeinen eindringlichen Bitten nicht gelang, gelang glücklicherweiſe dem Beichtvater, den der junge Bekehrte ſich in Paris gewählt hatte. Dies war ein Mönch aus dem Kloſter der Feuillans, in welches Carle Vernet ſich durchaus aufnehmen laſſen wollte; nur die wiederholten Vorſtellungen dieſes frommen, aber verſtändigen Geiſtlichen konnten ihn vermögen, ſeinen Plan einſtweilen noch zu verſchieben; nach und nach gewann aber der Beichtvater ein ſo entſchiedenes Uebergewicht über die zerrütteten Geiſteskräfte ſeines Bußkindes, daß er es bewog, ſeinem eigentlichen Berufe treu zu bleiben, Maler zu werden und zu heirathen.

Carle ſuchte alsbald ſeinen Pinſel und ſeine Palette wieder hervor und fing damals ſein erſtes großes Bild, den Triumphzug des Paulus Aemilius, an. Es war gerade um jene Zeit, als die alten Griechen und Römer in Aufnahme kamen, und die Schäfer und Schäferinnen, welche ſeit der Regierung Ludwigs XIV. alle Staffeleien in Beſchlag genommen hatten, in Ungnade zu fallen anfingen. Carle Vernet huldigte daher durch die Wahl ſeines Gegenſtandes dem neuen Geſchmacke; außerdem gab ihm jenes Sujet die Mittel an die Hand, ſeinen unwiderſtehlichen Hang zum Pferdezeichnen zu befriedigen. Kaum war daher die Idee ſeines Bildes in ſeinem Kopfe reif, ſo miethete er ſich in der Rue du Doyenné, nicht weit vom Louvre, wo er und ſein Vater wohnte, ein eigenes kleines Atelier, in welches er ſich den Tag über einſchloß und Niemandem, ſelbſt ſeinem Vater nicht, den Eintritt geſtattete. Er entwirft den Carton ſeines Gemäldes, aber es begegnete ihm, was er einſt als Kind beim Marquis von Angevilliers erfahren, daß nämlich ſeine Leinwand zu kurz war; er beſtellt eine zweite von demſelben Umfang als die erſte, aber die Compoſition wächſt ihm unter der Hand zu einer ſolchen Ausdehnung an, daß er noch eine dritte Leinwand zu den beiden andern hinzufügen muß. Da findet ſich aber, daß das Atelier zu klein iſt; er läßt die Wand einſchlagen und nimmt das anſtoßende Zimmer zu Hülfe. Sein Vater, von allen dieſen Vorkehrungen in Kenntniß geſezt, wird am Ende doch zu neugierig, das Werk zu ſehen, und er überraſcht eines Tages in Begleitung ſeines Freundes, des Kupferſtechers Jean Michel Moreau, den jungen Künſtler bei ſeiner Arbeit. Carle entſchließt ſich erſt nach langem Zögern, die klopfenden Gäſte einzulaſſen und ihnen den Entwurf ſeines Bildes zu zeigen. Mit dem größten Mißtrauen in ſeine eignen Kräfte führt er

die Eintretenden vor die Leinwand; wie groß war ſein Erſtaunen und ſeine Freude, als nach einer ſtrengen Muſterung ſein Vater ſich an ſeinen Hals wirft und ihm zuruft: Carle, tu es peintre! Erſt nachdem Moreau, der berühmteſte Kupferſtecher ſeiner Zeit, dies günſtige Urtheil ſeines Vaters beſtätigt hatte, glaubte der junge Vernet an die Wahrheit des väterlichen Ausſpruchs.

Von nun an gab Carle Vernet ſeine früheren Grillen wegen des Kloſterlebens völlig auf und ward wieder, wie früher, ein lebensluſtiger Weltmann, den man überall gern ſah. Der Herzog von Orleans würdigte ihn ſeines näheren Umgangs und ſchenkte ihm ſein ganzes Vertrauen; Carle Vernet durfte bei keiner Jagdpartie fehlen; derſelbe beſtellte auch ſofort bei dem jungen Künſtler ein Jagdgemälde, welches nämlich das Treibjagen darſtellen ſollte, das er mit ſeinem Sohne, dem Herzog von Chartres, dem heutigen König der Franzoſen, veranſtaltet hatte. Der Herzog bezahlte das Bild mit 4000 Franken; es befindet ſich in der Privatgallerie des Palais-Royal. Die beiden Hauptfiguren, die Herzoge von Orleans und Chartres zu Pferde, ſind trefflich ausgeführt.

Im Jahr 1787 heirathete Carle Vernet die Tochter des Kupferſtechers Moreau, nachdem er kurz zuvor die natürlichen Blattern gehabt, die ihn ſchrecklich entſtellt hatten. Im folgenden Jahre beendete er ſeinen Paulus Aemilius. Dieſes Gemälde, welches ganz den Stempel jener Zeit trägt, aber dennoch vortreffliche Einzelheiten aufzuweiſen hat, verſchaffte dem jungen Vernet im Alter von 30 Jahren die Aufnahme in die franzöſiſche Akademie, deren Mitglied ſein Vater ſeit 1752 war. Nach dem damals üblichen Ceremoniel wurde der Aufzunehmende von einem Huiſſier in den Sitzungsſaal geführt und jedem einzelnen Mitgliede beſonders vorgeſtellt. Als Carle Vernet bis zu ſeinem Vater gekommen, vergaßen beide die Regeln der Etikette, welche eine ſtumme, höfliche Verbeugung dem Aufzunehmenden vorſchrieb; Vater und Sohn ſtürzten ſich einander in die Arme und die ganze Verſammlung beklatſchte das rührende Schauſpiel. Seit der Gründung der Akademie unter Ludwig XIV. war dies der erſte Fall, daß Vater und Sohn zu gleicher Zeit auf ihren Bänken ſaßen. Leider genoſſen die beiden Vernet's dieſes Glück nicht ſehr lange. Joſeph Vernet ſtarb im J. 1789, im Alter von 76 Jahren, aber noch in der vollen Kraft ſeines Talents. Dieſer Tod vereitelte ein Vorhaben, deſſen Reſultate gewiß erfreulich und merkwürdig geworden wären. Vater und Sohn hatten nämlich beſchloſſen, ihre gemeinſchaftlichen Kräfte zu vereinen und in einem großen Gemälde den Durchgang der Juden durchs rothe Meer darzuſtellen; Joſeph ſollte das Meer und Carle die Figuren malen.

Bald nach dem Tode ſeines Vaters brach die franzöſiſche Revolution aus, welche Carle Vernet Anfangs mit Freuden begrüßte, obſchon ſeine Arbeiten offenbar darunter litten; als aber ſpäter das Revolutionstribunal ſeine Freunde und Verwandte aufs Schaffot ſchickte, ward Carle ein abgeſagter Feind aller gewaltſamen Neuerung; er nahm jedoch an den damaligen Parteikämpfen wenig oder gar keinen Antheil; Charaktere wie der ſeinige vertragen ſich nie mit der Politik. In den Jahren 1789 bis 1792 arbeitete er ein großes Gemälde aus, *das Leichenbegängniß des Patroklus* darſtellend, welches ein Gegenſtück zu ſeinem Triumphzug des Paulus Aemilius abgeben ſollte. Compoſition und Ausführung dieſes Bildes ſind ſchwach und verrathen deutliche Spuren der peinlichen Verhältniſſe, unter denen die Arbeit angefangen und vollendet wurde. Das Gemälde iſt jezt im Beſitz der Gebrüder Deleſſert, wovon der eine heutzutage Polizeipräfect und der andere einer der reichſten Banquiers von Paris und Deputirter iſt.

Von 1792 an trennte ſich Carle Vernet völlig von den Revolutionairs; er nahm ſeinen Abſchied als Capitain von der Nationalgarde und lebte ſo zurückgezogen als möglich. Er bewohnte mit ſeiner Frau und ſeinen zwei Kindern einen Flügel im Louvre. Als das Volk am 10. Auguſt die Tuilerien ſtürmte, glaubte er ſich und ſeine Familie dort nicht mehr ſicher; er macht Anſtalten, ſie anderswo unterzubringen; in Begleitung ſeiner Frau, welche ihre kleine 4½ Jahr alte Tochter an der Hand führt, verläßt er das Louvre und richtet ſich über den Carouſſelplatz nach der Rue du Coq St. Honoré zu; er ſelbſt hat ſeinen jüngſten Sohn auf die Schulter genommen und eilt ſo, Sicherheit zu gewinnen. Da er aber aus dem Schloſſe kam, ſo hielten ihn einige Leute vom Volk für einen königlichen Aufſeher und Ariſtokraten, der ſich retten wolle, und ſchoſſen nach ihm. Carle wurde an der rechten Hand verwundet, worauf gerade ſein junger, damals drei Jahre alter Sohn ruhte, der jezt als Horace Vernet berühmt iſt. Carle ſezt mit der größten Kaltblütigkeit ſeinen Weg fort und ſagt erſt, daß er verwundet ſey, als er ſeine Familie bei ſeinem Schwiegervater in Sicherheit ſieht, der in der Rue du Coq wohnte.

Ein anderes Ereigniß verſezte den Künſtler bald darauf in tiefe Betrübniß; der Wohlfahrtsausſchuß verurtheilte nämlich ſeine Schweſter, Emilie Vernet, die Gemahlin des Architekten Chalgrin, der den Plan zum Triumphbogen an der Barriere de l'Etoile entworfen und die erſten Arbeiten deſſelben geleitet, zum Tode, weil ſie eine geheime Correſpondenz mit den emigrirten Prinzen befördere und unterhalte. Carle bietet Alles auf, um ſeine geliebte Schweſter zu retten; vergebens, das Revolutionstribunal iſt unerbittlich. Endlich macht er noch einen Verſuch, indem er ſich zu dem Maler David, ſeinem früheren Ateliersgenoſſen, der damals in großer Gunſt bei Robespierre ſtand, begibt und ihn beſchwört,

ſich zu Gunſten der Tochter Joſeph Vernet's beim Dictator zu verwenden. David war gerade in ſeinem Atelier mit Malen beſchäftigt; er hört die unter Thränen und Schluchzen vorgebrachte Bitte Carle Vernet's ruhig an und erwiedert dem Unglücklichen, ohne ſich weiter in ſeiner Arbeit ſtören zu laſſen: Je n'ai que faire d'aller importuner Robespierre; le tribunal est juste. Am folgenden Morgen, am 6. Thermidor, wurde Madame Chalgrin, eine der ſchönſten, geiſtreichſten Frauen ihrer Zeit, vor der Porte Saint Antoine hingerichtet.

Unwahr iſt es, was einige franzöſiſche Blätter berichtet, daß David das Begnadigungsſchreiben der Madame Chalgrin in ſeiner Taſche hatte, und ſich erſt deſſelben erinnerte, nachdem die Hinrichtung geſchehen war; der eigentliche Antheil Davids an dem Tode dieſes intereſſanten Opfers erſtreckt ſich nicht weiter, als wie wir eben erzählt haben.

(Der Beſchluß folgt.)

Nachrichten vom Februar.

Alterthümer und Ausgrabungen.

Zürich, 7. Februar. Bei Irgenhauſen, unweit Pfäffikon, im Canton Zürich, hat man Spuren von römiſchen Bauwerken aufgefunden.

London. Das brittiſche Muſeum ſucht den Koloß des Seſoſtris, welcher ſich unter den Trümmern von Memphis befindet, ausgraben und nach London bringen zu laſſen.

Kupferſtiche.

London, 22. Januar. Im Jahr 1836 erſchienen in England 98 Kupferſtiche, worunter 48 Porträts, von denen 17 mit dem Grabſtichel, 16 in Mezzotinto, 15 in Kreidemanier, Aquatinta u. ſ. w. ausgeführt waren.

Ein ſchönes Porträt des berühmten Dichters Th. Moore, nach Malvany, einem Irländer, wird gegenwärtig von Ward geſtochen.

Zu den ſchönen Memorials of Oxford, zu denen Le Keux ſo treffliche Platten geliefert hat, werden nun, als Gegenſtück, Memorials of Cambridge erſcheinen.

Paris, 18. Februar. Hr. Tavernier arbeitet gegenwärtig an einem Stiche nach einem Gemälde Roqueplan's: Jean Jacques (Rouſſeau) und die Kirſchen.

Neue Kupfer- und lithographiſche Werke.

Leipzig. Denkmale der Baukunſt des Mittelalters in Sachſen. Zweite Abtheilung, die Königl. preußiſche Provinz Sachſen enthaltend. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. C. Puttrich, unter beſonderer Mitwirkung von G. W. Geyſer d. J., Maler. 1ſte u. 2te Lieferung. Leipzig, auf Koſten des Herausgebers. 1836. Fol. Enthält die allgemeine Einleitung und die Denkmale von Merſeburg. 9 lithogr. Bl. und 26 S. Text.

Die zweite Lieferung der erſten Abtheilung, welche die Denkmale des Königreichs, des Großherzogthums und der Herzogthümer Sachſen Erneſtiniſcher Linie, die Herzogthümer und Fürſtenthümer Anhalt und Schwarzburg umfaßt, iſt ebenfalls 1836 erſchienen und enthält den Beſchluß der Beſchreibung der Kirche von Wechſelburg.

Halberſtadt. Der Dom zu Halberſtadt, ſeine Geſchichte Architektur, Alterthümer und Kunſtſchätze, durch Text, einen Stahlſtich und ſechs radirte Blätter verſinnlicht und herausgegeben von Dr. G. F. Lucanus in Halberſtadt. Halberſtadt, bei dem Verfaſſer; Berlin, bei G. Gropius. 1837. Fol.

Weimar. Köpfe aus Gemälden vorzüglicher Meiſter, nach ſorgfältig auf den Originalen durchgezeichneten Umriſſen in der Sammlung von Louiſe Seidler. Zum Gebrauche für Zeichnenſchulen lithographirt von J. J. Schmeller. Erſte Lieferung, enthaltend 6 Köpfe nach Simon Martini, Maſaccio, Rafael und Dom. Ghirlandajo. Weimar, Landes-Induſtrie-Comptoir. 1836. gr. Fol. — Sehr brauchbar für Anfänger im Köpfezeichnen.

Magdeburg. Der Todtentanz oder der Triumph des Todes. Nach den Original-Holzſchnitten des Hans Holbein von E. H. (E. Helmuth). Magdeburg, gedruckt bei Robrahn u. C. Dieſe auf Stein gravirten Umriſſe ſind nicht nach den Original-Holzſchnitten, ſondern, wie der Verfaſſer im Vorwort ſelbſt ſagt, nach der Mechel'ſchen Ausgabe vom J. 1780 gefertigt. Beigedruckt iſt der Text der Deunker'ſchen Ausgabe von 1544.

Coblenz. Maleriſche Anſichten des Rheins und der Lahn. Nach der Natur gezeichnet von Carl Bodmer, in Aquatintamanier geſtochen von C. Bodmer, Ruef, Salathé, Himely, Martin u. A. Coblenz. Hölſcher. 1836. gr. Fol. 1ſte Lieferg. enthält Drachenfels, Köln, Bonn; 2te Lieferg. Stolzenfels, Godesberg, Bingen.

Das Moſelthal zwiſchen Coblenz und Trier, gez. von Bodmer, in Aquatinta von Verſchiedenen. Coblenz, Hölſcher. 1836. fl. 4. 50 Anſichten mit Erläuterungen von Seidler.

Trier. Römiſche, byzantiniſche und germaniſche Baudenkmale in Trier und ſeiner Umgebung, herausgegeben von dem Architekten Chr. Wilhelm Schmidt. 1ſte Lieferung: die Liebfrauenkirche in Trier. In 10 Lithographien mit erläuterndem Text von dem Gymnaſialdirector J. H. Wyttenbach, dem Domcapitular J. G. Müller und dem Herausgeber. Trier, 1836. In Commiſſion bei J. J. Linz. Preis 4 Rthlr.

Nürnberg. Friedrich Wagner, Gallerie zu Lommel's altem Franken. 1s Heft mit vier radirten Blättern, ſammt erläuterndem Text.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[150] **Neuer Kupferſtich vom Herrn Director Reindel.**

Die Apoſtel, nach A. Dürer's berühmten Gemälden zu Nürnberg, zwei Platten auf ein Blatt gedruckt. — Roy. Fol. Weiß Papier 4 Rthlr. Chineſiſch Papier 4 Rthlr. 14 gr. Mit offener Schrift 8 Rthlr.

Zu beziehen von R. Weigel's Anſtalt für Kunſt und Literatur in Leipzig.

№ 32.

Kunſt-Blatt.

Donnerstag, den 20. April 1837.

Berlin, im Januar 1837.

(Fortſetzung von Nr. 20.)

Richten wir eine gleiche Aufmerkſamkeit auf das große Bild von Begas, Heinrich IV. im Burghof zu Canoſſa (c. 9′ h.): der Kaiſer als Büßender im Thor; darüber auf dem Altan der Papſt und Mathilde, Gefolge hinter ihnen; unten vor den Stufen der Thür im Halbkreis theilnehmende Geſtalten. Der harrende und ausharrende Kaiſer, der, baarfüßig auf der Staffel, mit der linken Schulter gegen die Thür, den Kopf nach rechts herüberneigt. zeigt in braunem Haar und Barte das Geſicht eines Mannes, deſſen Charakter, ſtark in Leidenſchaft, einen kochenden Trotz in die Ruhe einer ſtörriſchen Geduld verſenkt hat. Gregor, der, über ihm aufrecht ſtehend, die Finger auf die Brüſtung des Balkons aufſezt, ein hoher, knöcherner Alter mit Silberhaar unter der ſchwarzen Sammtkappe und langem weißen Bart, mit großem, ungeirrtem Auge, geſchloſſenem Mund, ſtrengen Zügen, iſt ein Bild ſelbſtſtändiger und zweckbewußter Feſtigkeit. Mathilde iſt bittend. Unten, für uns links vom Kaiſer, ſizt ein Knabe an der Staffel und blickt fragend hin nach dem düſtern Büßer. Ein Schloßbeamter, mit Baret und Kette, hebt die gefalteten Hände, ein Bettler neben ihm Kopf und Arme flehend empor. Weiter vor, uns den Rücken und nicht ganz das Profil bietend, hat ſich ein geſchmücktes Fräulein in's Knie gelaſſen, indem es die zitternden Hände ausſtreckt; an ihrer Seite blickt ein Knabe mit ſchönem argloſen Geſicht aus dem Bilde heraus. Weiter rechts liegt auf den Knieen, einwärts gewendet, eine weibliche Geſtalt, zu der ein junger Prieſter ſpricht, der neben ihr auf einem Steine ſizt. Wieder nach innen ſchließt ſich nun, von der Seite geſehen, die aufragende Geſtalt eines Ritters an, der, die eine Hand auf dem Schwerte, die andere, mit aufgeworfenem Antlitz, betheuernd und nicht ohne Empörung erhebt. Noch näher dem Kaiſer, wird unter jenem das ſchwarzumflorte Haupt und ſchmerzvolle Geſicht einer Frau ſichtbar, die hier kniet und mit der Hand über der Stirne ſich den Kopf hält. Dann ſteht hier an der Seite bei einer Säule des Portals ein kleines Mädchen, wehmuthvoll dem Kaiſer zugewendet. So wird rings um ihn für ihn gefleht, während er ſchweigt, das Auge ſenkt, auf Niemand achtet und ohne Bitte, nur in der That die Büßerpflicht erfüllend, Erledigung abwartet. — Indem man dieſe Anordnung, welche die Hauptfiguren in der Mitte über einander ſtellt, und die Beziehungen ihres Verhältniſſes an einem Kreiſe paſſiv und ſympathetiſch Theilnehmender entwickelt, der Form antiker Tragödie verglichen hat, die aus dem Kreiſe eines Chors den Sinn der Hauptgeſtalten widerſcheinen läßt, hat man ſchon ausgeſprochen, worauf ich, nach dem Zuſammenhang mit dem Obigen, hier hinzuweiſen hätte, daß die Auffaſſung mehr lyriſch als hiſtoriſch iſt. Die Handlung und ihre hiſtoriſchen Motive können in dieſem Moment ſich nicht auseinanderſetzen. Zwar erſcheint von dem grandioſen Zwecke des Pabſtes die Form als Phyſiognomie, von der Schuld und kämpfenden Energie des Kaiſers die Form als Charakter der Geſtalt, von dem hiſtoriſchen Vorgang die Form, daß er außerordentlich, theils demüthigend, theils empörend ſey, an der Mimik der Umgebenden; aber eben immer nur die Form. Der Inhalt liegt nur als verborgene Wurzel in dem hervorgewendeten Gefühl eines Charakter-Gegenſatzes und einer Peripherie von Gemüthsbewegungen. Darum iſt die Darſtellung lyriſch. Der mannichfaltige Antheil des Chors gibt zu erkennen, daß der Vorgang, in ſeinem Werthe nicht beſchränkt auf die tragiſchen Perſonen, eine allgemeine Bedeutung habe; aber eben hierin wird das Lyriſche dadurch ganz überwiegend, daß dieſe Umhergeordneten um keiner andern Urſache willen da ſind und durch kein anderes Thun gruppirt ſind, als um ihre Empfindung vorzutragen. Der hiſtoriſche Chor dieſer Tragödie, einerſeits die empörten Sachſen, die, wider Heinrichs Gewalt, ſeine Zwingburgen, ſeine Eidbrüche bewaffnet, am Pabſte einen Bundesgenoſſen gefunden, andererſeits ein Anhang, den

der Kaiſer noch in Franken, und ein anderer, welchen er an Italienern hatte, die dem Pabſt unwillig waren; dann, hier und dort, einerſeits die Gläubigen in Volk und Kirche, die der Hoheit geiſtlicher Macht und ihrem Bann ſich unterwarfen, andererſeits die Gegner römiſcher Hierarchie im Volke und auch in der Kirche ſelbſt — dieſer ſo getheilte hiſtoriſche Chor, deſſen Gegenſätze in beide Parteien, in den Staat und in die Kirche, in's italieniſche Volk und in's deutſche durcheinandergriffen — dieſer hiſtoriſche Chor erſcheint hier nicht. Es war wohl ganz unmöglich, ihn erſcheinen zu laſſen. So mußte ein lyriſcher an ſeine Stelle treten, deſſen Einzelne verſchiedene Stände und Geſchlechter repräſentiren, und die Stufen der Sympathie paſſiv und etwas zu gleichartig darſtellen. Im ſinnlichen Eindruck herrſcht die Wahrnehmung vor, daß dies zur Erklärung verſammelte, gleichſam mit der Erklärung beauftragte Figuren ſeyen. Indem dann zugleich die Art, wie Kaiſer und Pabſt, dieſer vertikal über jenem, da ſtehen, mehr Wahrheit des Gedankens als der unmittelbaren Erſcheinung hat, läßt ſie dieſe Geſtalten, die einander nicht ſehen, auch, nach der Natur des Moments, gegen einander in keiner mimiſchen Thätigkeit ſich ausſprechen können, dagegen dem Beſchauer direct ihren Charakter zeigen — es läßt, ſage ich, die Darſtellungsart auch dieſe Geſtalten als Ausgeſtellte erſcheinen, die nicht ſowohl handeln, als ſich ſelbſt repräſentiren. Aus dieſen Gründen iſt der nothwendig überwiegende Eindruck der einer vom Künſtler ausgehenden, gegen den Beſchauer geöffneten Darſtellung; einer Darſtellung, welche, ähnlich wie im Leſſing'ſchen Bilde, eigentlich bei jeder Figur wieder von Neuem anhebt, indem der Werth jeder Figur nicht im Ausdruck einer unmittelbaren Beziehung zur Nebenfigur, ſondern in dem ihres Charakters und ſeiner allgemeinen Beziehung zum Mittelpunkt beſteht. Eine hiſtoriſche Charakteriſtik zeigt uns einen in Perſonen eingefleiſchten, durch ſie, hin und her ſich entwickelnden Gedanken in ſeinem thätigen Uebergang, der die Motive in unmittelbare Bezüge auf einander bringt. Dies iſt weder hier, noch im Leſſing'ſchen Gemälde, auch nicht im Bendemann'ſchen, es iſt in Hildebrandt's Bild nur ganz einſeitig der Fall: allemal aus der einen Urſache, daß der gewählte Moment ſelbſt gar nicht der einer ſich entwickelnden hiſtoriſchen Handlung, ſondern vielmehr einer überwiegend paſſiven Pauſe in der Handlung iſt, welche jeder dieſer Künſtler auf ſeine Weiſe beſchaulich zubereitet hat. Aus ſolcher Wahl entſteht immer mit Nothwendigkeit eine Form des Vortrags, die im Allgemeinen zu weit, nämlich mehr ſymboliſch als hiſtoriſch, im Beſondern zu eng, nämlich geſpaltene Charakteriſtik dieſer und wieder dieſer Geſtalt iſt, ohne thätige Verknüpfung derſelben. Die Charakteriſtik iſt bei Hildebrandt in ſeinen Prinzen ſehr lieblich, bei Bendemann im Propheten und der nächſten geſchloſſenen Gruppe großartig, bei Leſſing geiſtreich mannichfaltig und ernſt anziehend. Die Charakteriſtik iſt bei Begas in Geſicht, Stellung und Miene, ſo des Kaiſers wie des Pabſtes, treffend und ſinnig. Der Kaiſer, wenn ich ihn für ſich und als Gewandfigur betrachtete, machte mir einen bedeutenden Eindruck, indem das Bezeichnende ſich einfach und ſicher darſtellte. Die aufgeſezte Hand Gregor's, ſein unverrückter Blick ſagten mir, was ſie ſollten. Indeſſen ſchadet der Größe dieſes Eindrucks die relative Kleinheit dieſer Hauptfiguren, vor welchen die breiter und näher hervorgeſtellten Nebengeſtalten ſich ſinnlich mächtiger dem Auge entgegenheben. Im Beſonderen iſt Vieles zu rühmen; die zwanglos vollendete Technik in Gewanden und Stofftönen; Anmuth und Leben beſonders der Kinderköpfe; die große Helligkeit und maleriſche Reinheit des Ganzen. In dieſer Lichthaltung und den poetiſch motivirten Tönen iſt das große Talent nicht zu verkennen, welches im magiſchen Reiz der Lurley und in der einfachen Anmuth eines kleinen Gemäldes von Begas, der zwei Mädchen nach Uhland, ſo vortheilhaft hervorſtach. Hier aber frage ich nach der Hiſtorie; und die hiſtoriſche Wahl des Vorgangs finde ich nicht dramatiſch und tragiſch genug, ſondern auch hier mehr elegiſch entwickelt. Das ſey ferne von mir, den Gegenſtand zu mißbilligen. Es gab Stimmen, die meinten, er beleidige den Proteſtantismus. Welchen Proteſtantismus? Das müßte ein recht ſchwachſeliger Proteſtantismus ſeyn, und der nichts Beſſeres verdiente, als recht tüchtig beleidigt zu werden. — Wie? War dieſe Geſchichte nicht wirklich einer der bedeutendſten Momente jenes Kampfes, der Jahrhunderte lang das Blut unſerer Väter und ihre Gemüthskräfte hingenommen hat? Und daran ſollte man nicht erinnern dürfen, woran die Geſchichte ſo ſauer gearbeitet hat? Wie? War es nicht etwas Großes, wenn für das Volk, welches ſein Kaiſer treulos zum Gegenſtande ſeiner Gewalt und Willkühr entwürdigen wollte, im fernen Süden ein Anwalt ſtand, der, geſtützt auf göttliche Gebote, dem weltlichen Herrn verkündigte: er habe mit der Herrſcherpflicht das Recht zu herrſchen verwunden? War es nicht etwas Großes, daß die höchſte weltliche Macht vor der Idee einer heiligen Gerechtigkeit ſichtbar in den Staub ſich beugen mußte? Und der erſte entſchiedene Vertreter des zeitlichen Rechtes dieſer Idee, geſezt auch daß ſeine Zwecke nicht rein, ſeine Mittel gewaltthätig waren, bleibt er darum nicht durch ſeine Entſchloſſenheit und unbeugſame Standhaftigkeit bewundernswürdig, nicht bewundernswürdig durch die Macht, die er zu ſeiner Zeit — und das, was er feſtgeſezt, durch ſechs Jahrhunderte hin bis auf den heutigen Tag behauptet hat? Eine ſolche Geſchichte kann kein odiöſer Zufall ſeyn, von dem man ſich nur wegzuwenden hätte. Eine ſo wirkſame, ſo fortgepflanzte

Macht muß irgendwo mit einer tiefen Nothwendigkeit zuſammenhängen. Sie verdient Betrachtung. Auf der andern Seite, wenn der Kaiſer, der an ſeinen Willen alle Gewalt gewendet hatte, nun, nachdem ſie geſcheitert war, doch Energie genug beſaß, unter Gefahren und Beſchwerden das lezte bittere Mittel der eignen Unterwerfung, der Bußleiſtung, durchzuſetzen — iſt nicht auch das denkwürdig, nicht Beweis einer raſchen und zähen Willenskraft, werth, ins Auge gefaßt zu werden? Das lehrt man jezt ſo ziemlich in jeder proteſtantiſchen Schule; und die bornirten Proteſtanten, die in den drei Tagen zu Canoſſa weiter gar nichts ſehen als eine ärgerliche Geſchichte, fangen an auszuſterben. An Werth alſo, an hiſtoriſcher Bedeutung, fehlt es dem gewählten Gegenſtande keineswegs. Es liegt nur in der Anordnung, wenn die Wirkung nicht ſtreng hiſtoriſch iſt. Daß die Hauptgeſtalten zu wenig bildliche Gegenſeitigkeit und erſcheinende Beziehung auf einander haben, daß ſie über einem deklamatoriſchen Chor in der beſchränkten Größe eines knapp erſparten Raums zu unmittelbar gleich an den Beſchauer ſich herauswenden, hat zur Folge, daß die Phantaſie nicht ſowohl ſich hineingezogen fühlt in einen Vorgang, der ſeine Erfüllung in ſich ſelbſt hätte, als vielmehr aufgefordert wird, einen Raum in ſich zu bilden, in welchem der Sinn, der ſo dicht an ſie tritt, Bewegung gewinne.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nekrolog.

Carle Vernet.

(Beſchluß.)

Während des Directoriums führte Carle Vernet keine Gemälde aus, aber er zeichnete viel; aus jener Zeit ſtammen ſein vom Blitz erſchrecktes Pferd, ſein Tod des Hippolyt, ſein Pferderennen im römiſchen Corſo, ſein Wagenrennen der Alten und noch viele andere allgemein bekannte Zeichnungen her.

Hatte die Epoche von 93 die Römer nachgeäfft, ſo wollte die von 95 durchaus griechiſch werden. Unter tauſend andern Karrikaturen des Alterthums brachte man damals in Paris die olympiſchen Spiele wieder auf. Carle Vernet, der ein eben ſo gewandter Turner, als Zeichner, Maler und Witzbold war, gewann den erſten Preis beim Wettrennen auf dem Champ de Mars, woran alle famöſen Incroyables jener Zeit Theil nahmen. Der Director Larévellière-Lepaux, welcher den behenden, ſchnellfüßigen Sieger krönte, ſagte zu ihm, indem er ihm den erſten Preis überreichte: M. Vernet, votre nom est accoutumé aux triomphes.

Unter dem Conſulat erhielt Carle Vernet von Lucian Bonaparte, dem damaligen Miniſter des Innern, den Auftrag, die Schlacht bei Marengo zu malen, welche jedoch erſt im J. 1814 vollendet wurde. Die Urſache dieſer langen Verzögerung iſt zu merkwürdig, als daß wir ſie hier ganz übergehen ſollten. Der Kriegsminiſter Berthier, der von Napoleon mit der Abfaſſung des officiellen Siegesbulletins beauftragt war, hatte dem Maler einen Schlachtplan geliefert; aber die Abfaſſung des Bulletins war noch nicht definitiv angenommen und feſtgeſezt; es fanden zwiſchen den Generälen, die bei Marengo commandirt hatten, mehrere Conferenzen ſtatt, denen Carle Vernet jedesmal beiwohnen mußte. Die Generäle Kellermann, Dupont und Boudet behaupteten, ihnen gebühre die Ehre des Siegs und nach ihren Ausſagen hatte Jeder den Ausgang der Schlacht entſchieden; dieſe Widerſprüche machten für den Maler einen neuen Schlachtplan nöthig, nachdem derſelbe ſchon ſeine Arbeit nach dem mitgetheilten erſten entworfen hatte. Vernet wollte die erſte Skizze nicht aufgeben und führte danach ein Gemälde aus, welches ihm Berthier abkaufte, und verſchob die Ausführung des von der Regierung beſtellten Bildes bis auf ſpätere Zeiten.

Zu Anfang des Kaiſerreichs malte er die Uebergabe von Madrid und den Morgen vor der Schlacht bei Auſterlitz, welche früher im Muſeum des Luxemburg waren, gegenwärtig aber in Verſailles ſind. Das zulezt genannte Gemälde trug ihm das Ehrenkreuz ein, welches er im J. 1808 zugleich mit Gros, Girodet und Prudhon erhielt. Außerdem führte er während des Kaiſerreichs noch zahlreiche Genrebilder aus, unter denen ein Jagdſtück beſonders erwähnt zu werden verdient. Das Gemälde ſtellt eine Hirſchjagd bei Auteuil vor und man ſieht darauf den Kaiſer, wie er auf einen großen Vierundzwanzigender anlegt. Das Bild iſt in die Leuchtenberg'ſche Sammlung zu München übergegangen. Im J. 1810 wurde Carle Vernet zum Mitglied des Inſtituts ernannt. Gegen das Ende ſeiner Regierung hatte der Kaiſer ihm noch aufgetragen, den heiligen Ludwig, wie er vor Damiette landet, zu malen. Die Compoſition ſollte 33 F. Umfang haben und war für die Madeleine beſtimmt; der Sturz des Kaiſerreichs verhinderte die Ausführung dieſes Gemäldes.

Vernet's Schlacht bei Marengo wurde in dem Salon der hundert Tage ausgeſtellt und fand großen Beifall. Während der Reſtauration aber erlitt dieſes Kunſtwerk mit noch vielen andern das Schickſal der Verbannung in einen düſtern Speicher des Louvre, aus dem es mit ſeinen gefangenen Brüdern durch die Julirevolution an's Tageslicht wieder hervorgezogen wurde; es iſt gegenwärtig in der hiſtoriſchen Gallerie des Verſailler Muſeums aufgehängt. Dieſes Gemälde gehört unſtreitig zu den beſten

Erzeugniſſen Carle Vernet's; ich kenne kein neueres Werk der Malerei, welches die ſchwierige Aufgabe, die ſtrategiſchen Evolutionen auf der Leinwand zu fixiren, ſo glücklich gelöst hätte. Die Ausführung iſt kühn, kräftig; die Farben ſind mit ſaftigem, nervigem Pinſel aufgetragen; Pferde und Menſchen ſind wie von einem gleichen Schlage elektriſirt; kurz das Ganze verräth Leben und Bewegung gleichmäßig in allen ſeinen einzelnen Theilen. Jede Epiſode iſt mit derſelben Vollkommenheit behandelt und doch ſchadet dieſe Vollkommenheit der Details keineswegs der Vollkommenheit des Ganzen; eine Klippe, woran die meiſten Schlachtenmaler ſcheitern.

Während der Reſtauration arbeitete Carle Vernet ſehr fleißig. Mit Stolz und Freude ſah er zu gleicher Zeit das Talent ſeines Sohnes wachſen und gedeihen, welcher den Ruhm ſeines Vaters ſobald erreichen ſollte. In dieſer Periode führte er die Belagerung von Pampeluna und eine bedeutende Anzahl von Genrebildern, Zeichnungen und witzigen Chargen aus, worin ihn ſeither kein Maler erreicht hat.

Im J. 1824 lud die Stadt Avignon, die Geburtsſtadt Joſeph Vernet's, die Familie Vernet zur feierlichen Einweihung ihres neu gegründeten Muſeums ein. Carle nahm dieſe Einladung an und begab ſich mit ſeinem Sohne Horace und deſſen Tochter, welche ſeither den Maler Paul Delaroche geheirathet hat, auf die Reiſe nach Avignon, wo man ihnen die größten und ſchmeichelhafteſten Ehrenbezeugungen erwies.

Im J. 1827 wurde Carle Vernet zum Ritter des heil. Michaelordens ernannt, zu derſelben Zeit, als ſein Sohn zum Officier der Ehrenlegion erhoben ward. In eben dieſem Jahre wurde Horace Vernet Mitglied des Inſtituts und dieſe Ernennung erneuerte einen beſonderen Fall im Leben Carle's. Er war der erſte Sohn geweſen, der mit ſeinem Vater zu gleicher Zeit auf den Bänken der Akademie geſeſſen; und er war nun auch der erſte Vater, welcher zugleich mit ſeinem Sohne Mitglied des Inſtituts war.

In der Ausſtellung jenes Jahres ſah man von Carle Vernet ein neues Jagdſtück, eine Rückkehr von der Jagd, welches der reiche Baron Schickler gekauft hat.

Die Regierung hatte ſchon ſeit einiger Zeit bei Carle Vernet ein großes Gemälde beſtellt, das Ludwig XVIII. nach der Rückkehr nach Frankreich auf dem Wege nach Notre Dame zum Vorwurf haben ſollte. Kaum aber war der Carton des Gemäldes angefangen, als Horace Vernet zum Director der franzöſiſchen Akademie in Rom ernannt wurde, wohin ihm ſein Vater folgte. Das war im J. 1828. Carle nahm zwar ſeine Leinwand mit nach Rom, hat auch an dem Bilde weiter fortgearbeitet, aber es war nach ſeiner Rückkehr aus Rom im J. 1834 noch nicht beendet und iſt in Rom zurückgeblieben. Der ganze Hintergrund davon iſt fertig, ſo wie auch die Portraits der Herzogin von Angoulême und Ludwigs XVIII. nebſt der Königl. Staatskaroſſe mit acht Pferden. Diejenigen, welche dies Gemälde geſehen haben, verſichern, daß der Maler darauf ſein ganzes Talent in hohem Grade beurkundet und dies Werk nach ſeiner Beendigung zu dem Beſten gehört haben würde, was er je geliefert.

Um dieſelbe Zeit fing er auch in Rom ſein leztes Bild an; eine Veduta aus der Umgebung Roms, welches er hier vollendet hat. Es iſt im Beſitz des Lord Pembroke.

Obſchon ziemlich bei Jahren, war Carle Vernet dennoch ein rüſtiger Mann; ſeine Hand hatte noch Feſtigkeit, und das leztgenannte Gemälde, welches er in ſeinem 78. Lebensjahre gemalt hat, verräth durchaus keinen unſichern Pinſel. Er liebte muntere Geſellſchaft und machte noch faſt alle Tage ſeinen Spazierritt im Bois de Boulogne; auch pflegte er ſich jeden Abend in's Café de Foi in der Gallerie Montpenſier des Palais-Royal zu begeben, wo er der älteſte Standgaſt war. Am 19. November v. J. erſchien er daſelbſt zum lezten Male; am folgenden Tage klagte er über Unwohlſeyn und war genöthigt, das Zimmer zu hüten. Am 27. November Morgens gab er in den Armen ſeines Sohnes den Geiſt auf.

Paris, Januar 1837.

Nachrichten vom Februar.

Neue Kupfer- und lithographiſche Werke.

Düſſeldorfer Künſtleralbum. Eine Reihe von Randzeichnungen von der Hand ſämmtlicher Mitglieder der Düſſeldorfer Malerſchule zu Gedichten von Robert Reinik, dem Herausgeber, der zugleich Dichter und Maler iſt. Den Zeichnungen gibt noch der Umſtand einen beſondern Werth, daß ſie faſt ſämmtlich von der eigenen Hand der Künſtler radirt ſind.

Paris. La tapisserie de Nancy, gravures au trait de M. V. Sansonetti, texte de M. Ach. Jubinal. Bei Aubert und Techner. Der im Jahr 1477 nach dem Tode Karls des Kühnen von den Lothringern eroberte Teppich, der in einigen Zimmern des Königl. Gerichtshofs zu Nancy hängt, bildet eine allegoriſche Darſtellung, die in einer beſondern Schrift: La nef de santé, avec le gouvernail du corps humain etc. Paris 1507, bei Ant. Berard, erläutert iſt.

Souvenirs de vieux Paris, exemples d'architecture de tems et de styles diverses. Dreißig Anſichten, von dem Gr. Turpin de Criſſé gezeichnet und mit hiſtoriſchen Notizen von der Prinzeſſin von Craon, der Gräfin v. Meulan ꝛc. verſehen. 15 Bogen Text. Fol. 2te Auflage.

Von dem Ancien Bourbonnais, das früher Hr. Ach. Allier herausgab, iſt die 21ſte Lieferung erſchienen. (6 Fr.) Das Werk dürfte 25 — 30 Lieferungen enthalten.

Lecoq, Description pittoresque de l'Auvergne. Dritte Lieferung: Vichy et ses environs. 8. 15½ Bogen und 8 Lithographien. 6 Fr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 33.

Kunſt-Blatt.

Dienstag, den 25. April 1837.

Nekrolog.

François Gérard.

François Gérard wurde im J. 1770 zu Rom geboren, wo ſein Vater ſich mit einer Italienerin verheirathet hatte. Mancherlei Umſtände nöthigten die Familie Gérard, nach Paris zurückzukehren; hier entwickelten ſich bald die Anlagen des Kindes und da der Knabe durchaus Künſtler werden wollte, ſo ſchickte ihn ſein Vater, als er kaum 14 Jahre alt war, in das Atelier des Bildhauers Pajou, welches er zwei Jahre nachher verließ, weil er mehr Beruf zum Zeichnen und Malen in ſich verſpürte. Er wurde darauf ein Schüler von Brunet, einem mittelmäßigen Maler jener Zeit, der Mitglied der franzöſiſchen Akademie war und in ſehr großem Anſehen ſtand; David ſelbſt hatte eine Zeit lang in ſeiner Werkſtätte gearbeitet. Bei den damaligen franzöſiſchen Meiſtern war es hergebrachte Regel, daß ein Zögling erſt mehrere Jahre hindurch ſich einzig und allein mit Zeichnen beſchäftigen mußte, bevor er von Pinſel und Palette Gebrauch machen konnte. Dieſer läſtige Zwang wollte der ungeduldigen Natur Gérards nicht behagen; kaum hatte daher David mit ſeinen Horaziern der Malerei eine neue Bahn gebrochen, als Gérard keinen Augenblick mehr zögerte, das Atelier ſeines akademiſchen Lehrmeiſters mit dem des kühnen Neuerers zu vertauſchen, welcher bald alle jungen Leute um ſich verſammelte, deren Namen in der modernen franzöſiſchen Kunſtgeſchichte ſo berühmt geworden ſind. Zugleich mit Gérard arbeiteten noch Gros, Girodet, Guérin, Fabre von Montpellier u. A. in Davids Werkſtätte.

Gérard bewarb ſich zweimal um den erſten Preis, welcher ihm die Aufnahme als Zögling der franzöſiſchen Akademie zu Rom verſchaffen ſollte; die Erlangung deſſelben ſchien damals allen jungen angehenden Künſtlern die nothwendige Bedingung einer erfolgreichen Exiſtenz und die Garantie einer glorreichen Zukunft. Allein das erſte Mal im J. 1789 wurde Gérard von ſeinem Mitbewerber Thévenin beſiegt, welcher ſpäter als Geſchichtsmaler einen nicht unbedeutenden Ruf erlangt hat und viele Jahre als Director der franzöſiſchen Malerſchule zu Rom vorſtand. Gérard erhielt nur den zweiten Preis; er ſollte aber auch im folgenden Jahre den Sieg nicht erringen; denn kaum hatte er den gegebenen Gegenſtand zu behandeln angefangen, als der Tod ſeines Vaters ihn an der Ausführung ſeiner Arbeit verhinderte. Durch dieſe Unfälle keineswegs entmuthigt, unternahm er im J. 1791 eine Reiſe nach Rom, um ſein Talent auszubilden; allein auch darin wurde er geſtört; er war genöthigt, ſeinen Aufenthalt in Rom abzukürzen und noch gegen das Ende deſſelben Jahres nach Paris zurückzukehren, weil ſonſt ſein Name auf die Liſte der franzöſiſchen Emigrirten eingetragen worden wäre. Kurze Zeit nach ſeiner Ankunft in Paris ſtarb auch ſeine Mutter und überließ ihm die Sorge für die Erziehung ſeiner zwei jüngeren Brüder und ſeiner jungen Tante, welche er aus Italien mitgebracht hatte und die er kurze Zeit nachher heirathete. Das hinterlaſſene elterliche Vermögen war ſehr unbedeutend und er befand ſich daher in einer ſehr gedrückten Lage, welche ihm zunächſt nur an die Befriedigung der dringendſten Lebensbedürfniſſe zu denken erlaubte. Glücklicherweiſe traf es ſich, daß die Gebrüder Didot in Paris damals die Herausgabe Virgil's, Racine's und anderer Dichter veranſtalteten und einen Künſtler ſuchten, welcher ihnen die Zeichnungen zu dieſen Ausgaben lieferte. Die Gebrüder Didot wandten ſich an David und baten ihn, ſich mit dieſer Arbeit zu befaſſen; derſelbe lehnte den Auftrag ab, ſagte aber, er habe in ſeinem Atelier zwei junge Zöglinge, welche den Wünſchen der Verleger gewiß vollkommen entſprechen würden. Das waren Gérard und

Girodet, welche alle beide damals in mißlichen Umſtänden lebten und deßhalb gerne die verlangte Arbeit übernahmen, weil ſie darin die Mittel ihrer Exiſtenz fanden; Gérard lebte lange Zeit von dieſer einzigen Reſſource. David hatte ihm eine kleine Wohnung im Entreſol des Louvre verſchafft, wo aber der Raum für größere Arbeiten äußerſt beſchränkt war. Es verfloſſen mehrere Jahre, bevor ſeine Lage ſich nur einigermaßen beſſerte; troz des anhaltendſten Fleißes nahm er kaum ſo viel ein, um ſeine Familie anſtändig zu ernähren; er konnte nicht einmal die Zeit gewinnen, ein Oelgemälde auszuführen. Im Jahr 1794 entwarf er ſeine Skizze „die Erſtürmung der Tuilerien am 10. Auguſt,“ welche von der Regierung gebilligt wurde; er erhielt den Auftrag, die Skizze auszuführen; allein der damals ſo häufige Wechſel der Regierungen erlaubte ihm nicht, dieſe reiche Compoſition auf die Leinwand zu übertragen.

Dieſe Skizze und die zahlreichen Vignetten, welche er alle Tage für den Buchhandel arbeitete, trugen indeß viel dazu bei, ihm einen gewiſſen Ruf zu verſchaffen. Der Salon von 1794 war eröffnet, und ſeine Freunde, welche darum wußten, daß er das David'ſche Gemälde: „der Tod Lepelletier's“ faſt ganz ausgeführt hatte, weil David damals mit Arbeiten überhäuft war, drangen ſehr in ihn, doch noch vor dem Schluß der Ausſtellung ein Bild zu vollenden und in den Salon zu ſchicken. Aber ſeine bedrängte Lage machte die Verwirklichung dieſes Wunſches faſt unmöglich; die Zeichnungen für die Buchhändler, womit er ſeinen Lebensunterhalt gewann, ließen ihm wenig oder gar keine Zeit übrig und er konnte dieſe Reſſourcen nicht aufgeben wegen eines Bildes, deſſen Verkauf durchaus ungewiß war. Unter dieſen Umſtänden erbot ſich Iſabey der Aeltere, welcher als Miniaturmaler jährlich eine hübſche Summe erübrigte, ſeinem minder glücklichen Collegen und Freunde für ein kleines Gemälde 50 Louisd'or zahlen zu wollen, wenn ſich Niemand fände, der eine größere Summe dafür gäbe. Auf dieſe Sicherheit hin unternahm Gérard ſeinen Beliſar, welchen er in 18 Tagen vollendete. Da der Salon ſchon einige Tage gedauert hatte und die Gallerie ſchon ganz beſezt war, wurde das Bild auf einer Staffelei ausgeſtellt, welcher Umſtand nicht wenig zu ſeinem Erfolge beigetragen haben mag. Es gefiel allgemein; zwei Tage nach ſeiner Ausſtellung kaufte es der damalige holländiſche Geſandte in Paris, Herr Mayer, für 100 Ld'r.; derſelbe nahm es mit in ſeine Heimath, von wo es zulezt in die Leuchtenbergiſche Gallerie zu München übergegangen iſt.

Der günſtige Erfolg dieſes Bildes hatte jedoch für den Künſtler kein anderes Reſultat, als den Unterſchied von 50 Louisd'or, welche der holländiſche Geſandte mehr bezahlt, als Herr Iſabey garantirt hatte; von dem eigentlichen Werthe ſeiner Malerei und von den Lobeserhebungen, welche ſeine erſten ſchönen Porträts des Hrn. Iſabey und der Mademoiſelle Brogniart erfahren, wurde wenig in Anſchlag gebracht; er erhielt weder von der Regierung noch von Privatleuten neue Aufträge und Beſtellungen. Er ſah ſich daher in die Nothwendigkeit verſezt, auf eigne Koſten und eignes Riſiko ein neues Gemälde anzufangen, wenn er im künftigen Salon etwas ausſtellen wollte. Während dieſer zwei Jahre malte er ſeine Pſyche, worauf er die meiſte Mühe verwendet und noch in ſeiner lezten Zeit den größten Werth gelegt hat. Dieſe Meinung iſt ſehr natürlich. Gérard war ein höchſt beſcheidener, anſpruchsloſer Künſtler und gehörte am allerwenigſten zu denen, welche ſich eine übertriebene Vorſtellung von dem Werthe ihrer Arbeiten machen; im Gegentheil, er übte eine ſtrenge Kritik über ſeine eignen Werke aus; troz dem daß ſein Homer, als Pendant zum Beliſar, im Salon von 1814 allgemeinen Beifall gefunden hatte, war er doch nicht damit zufrieden und hat das Gemälde, als ſeiner unwürdig, mit eigner Hand zerſtört. Rückſichtlich der Pſyche aber befand er ſich in einer ganz beſonderen Lage; dies Bild repräſentirte in ſeinen Augen zwei unter Mühe, Sorge, Arbeit und Entbehrungen aller Art hingebrachte Jahre, und wer wird es ihm verargen, daß das Andenken an die Schmerzen einer ſo peinlichen Geburt ihn ſtets in ſeiner Meinung beſtärkt hat? Lieben doch die Aeltern gewöhnlich diejenigen von ihren Kindern am meiſten, deren Zukunft die bangſten Beſorgniſſe einſtößt und welche ſich am wenigſten in ihren Willen und in ihre Rathſchläge fügen wollen. Der Maler der Pſyche befand ſich in dem nämlichen Falle. Jenes Gemälde brachte ihm die wenigſte Freude und den meiſten Kummer. Kaum war es in dem Salon von 1787 ausgeſtellt, als alle Journaliſten darüber herfielen und es zerzauſeten, obſchon es beſſer war, als die meiſten Productionen der damaligen Zeit, welche übertriebene Lobſprüche erhielten. Das machte, weil der arme Vignettenzeichner keine Gönner in der Preſſe hatte und auch kein Vermögen beſaß, um ſich Weihrauchſpender zu kaufen.

In den erſten Augenblicken ließ ſich das Publikum, wie gewöhnlich, das Urtheil der Preſſe aufdringen und die zunächſt folgenden Jahre verlebte Gérard in drückenderen Umſtänden als je. Allmählig aber kam man von der vorgefaßten Meinung zurück, welche ohnehin gar keinen Grund hatte, und drei Jahre ſpäter wurde die Pſyche von den Herren Darcet und Lebreton für 6000 Fr. gekauft. Dieſe traten das Gemälde dem General Rapp für 15,000 Franken ab, nach deſſen Tode es von der franzöſiſchen Regierung für 30,000 Fr. geſteigert ward.

Von jener Zeit an bis zum Ende des Kaiſerreichs ſtellte Gérard faſt in jedem Salon eine gewiſſe Anzahl von Porträts aus, die ihm viel Geld einbrachten und die Gelegenheit verſchafften, alle berühmten Perſonen ſeiner

Zeit zu malen. Er vollendete nach und nach die Porträts des erſten Conſuls, der Madame Bonaparte, Bernadotte's, Talleyrand's, Canova's, des Marſchalls Soult, der Generäle Foy und Moreau, der Königin Hortenſe, der Demoiſelle Mars, Talma's, Regnault de Saint Jean d'Angely's, Ducis', Corviſart's, der Madame Recamier und Madame Staël, welche er als *Corinna* auf dem Vorgebirge von Sunium darſtellte. Außerdem hat Gérard faſt alle Monarchen Europa's porträtirt, welche ſich während ihres Aufenthalts in Paris im Jahr 1814 von ihm malen ließen.

Unter dem franzöſiſchen Conſulat waren die oſſianiſchen Gedichte Macpherſon's ſehr beliebt in den Salons von Paris und der erſte Conſul beſtellte bei Gérard ein oſſianiſches Gemälde für ſeine Wohnung in Malmaiſon. Gérard entledigte ſich als talentvoller Künſtler dieſes Auftrags; aber man ſieht es ſeiner Arbeit auf den erſten Blick an, daß dieſer phantaſtiſche Gegenſtand der eigenthümlichen Beſchaffenheit ſeines Genies wenig zugeſagt hat; ſein nerviger, feſter, poſitiver Pinſel war wenig geeignet zur Hervorbringung von geiſterhaften Geſtalten und verſchwimmenden Formen, ſeine Phantaſie ſelbſt war darin eben ſo wenig heimiſch; er wandte ſich daher wieder andern Arbeiten zu, die ſeinem ſtrengen Talente freieren Spielraum geſtatteten.

Im Salon von 1808 ſtellte er die „drei Alter des menſchlichen Lebens" aus, ein Gemälde in einem ernſten Styl gehalten, charaktervoll und ganz die Wirkung hervorbringend, welche der Künſtler beabſichtigt hatte. Der Gegenſtand iſt in der philoſophiſchen Weiſe Pouſſins behandelt; die Ausführung iſt gelungen zu nennen; über dem Ganzen hat der Künſtler eine Ruhe, eine Melancholie verbreitet, welche den Beſchauer zum Nachdenken anregt, eine Wirkung, welche die Maler jener Zeit ſelten beabzweckten. Es wurde von der Königin Caroline gekauft, welche es mit nach Neapel nahm, wo es geblieben iſt. Eine Copie davon ſehen wir in der Gallerie des Palais-Royal. Wie alle übrigen Werke Gérards, iſt auch dieſes durch den Kupferſtich ſehr bekannt geworden.

(Der Beſchluß folgt.)

Berlin, im Januar 1837.

(Fortſetzung.)

Mit Einem Wort: In ächten Hiſtorien muß der ſichtbare Zuſtand ganz Handlung ſeyn; in den Hiſtorien unſeres Salons iſt, in allen, zu viel Zuſtand und zu wenig Handlung dargeſtellt. Seht die alten Hiſtorien an! die kirchlichen — denn, was Gott gemacht hat, wird doch wahrſcheinlich das Beſte bleiben. Seht hier die Darſtellung von Zuſtänden, die ihrer Natur nach die paſſivſten ſind, die ſich erdenken laſſen, Kreuzſchleifung, Kreuzabnahme, Grablegung. Und nun ſeht, wie viel Motive unmittelbarer *Thätigkeit*, von Figur zu Figur entwickelt, die Conſequenz einer lebendig beſtimmten Handlung ergeben. Nun zeigt mir auf den großen hiſtoriſchen Tafeln unſeres Salons nur drei Figuren, die wirklich unmittelbar etwas mit einander zu thun hätten. Seht bei *Hildebrandt*: Zwei ſchlafen, der dritte betrachtet ſie, und der vierte ſagt: Donnerwetter! Ich muß ſie doch umbringen! — Seht bei *Leſſing*: Ein Prediger, deſſen Fanatismus an ſich mehr Zuſtand als That iſt, und eine Schaar Umhergelagerter in ihren Zuſtänden. — Seht bei *Bendemann*: Zwei tragen mit einander einen Todten; die ſind durch eine unmittelbare Nothwendigkeit beſchäftigt; die Andern leiden und trauern geſondert. — Seht bei *Begas*: Der Kaiſer darf nicht reden, der Pabſt darf Niemanden anſehen; die Andern ſind, Jedes in ſeiner Weiſe, ergriffene oder bittende Zuſchauer. — Immer eine Symbolik von Charakteren oder Gefühlen, oder von beiden, aber ohne den verbindenden Puls eines lebendig fortſchreitenden Proceſſes. Solche ſymboliſche Zuſammenſtellung kann nur bei der vollendetſten Erhabenheit und Schönheit des Styls befriedigen. Auf dieſen großen Styl hat aber *Bendemann* allein hingearbeitet. Und doch reicht bei den andern Bildern die bloß ſymboliſche Charakteriſtik, ſo wie ſie da iſt, mehr bedacht auf das Rührende oder phyſiognomiſch Treffende als auf das Großartige — es reicht, ſage ich, dieſe Charakteriſtik bei dem Mangel unmittelbarer Thätigkeit um ſo weniger aus, je mehr die Vorſtellungen — dieſer Prinzenmord, die Huſſitenpredigt, die Kaiſerbuße — aus Geſchichten entnommen ſind, die nur in einer gedrängten Conſequenz von Thaten ihren wahren Sinn erfüllt haben. — Es war in den Anfängen der chriſtlichen Kunſt, daß ſie von ſolchen Vorzügen der Charakteriſtik und Gefühls-Symbolik — natürlich bei geringerer Technik als jezt — ausging, mit ihnen anſezte. Durch lange Uebung in gleichartigen Gegenſtänden kam der große Styl, kam die motivirte Energie der Handlung hinzu. *Dieſe* Vorzüge fehlen unſerer Hiſtorie; natürlich, denn es fehlt ihr dieſe Uebung. Und anſtatt ihr dieſe Uebung zu verſchaffen, erhebt man einen Triumphgeſang: „Wir ſtehen nicht mehr zurück gegen die großen Epochen älterer Kunſt!" Fragt doch die wackern Künſtler ſelbſt, welchen mit ſolchem Preiſe wenig gedient iſt! Sie werden Euch ſagen, wie tief ſie es empfinden, daß die Sonne jener Tage ihnen nicht mehr ſcheint, nicht die Maienſonne der Tage des Leonardo, des Rafael, nicht die Herbſtſonne des Veroneſe oder des Rubens.

Das zeigte ſich auch in den heiligen Hiſtorien auf der Ausſtellung. In dieſen iſt am meiſten die ſymboliſche

und beſchauliche Anlage anwendbar; aber am meiſten wird auch der große Styl in Anordnung und Geſtaltung erfordert, der in keiner erfüllten Weiſe zu ſehen war. Die größte Tafel der Ausſtellung war von Wilhelm Schadow, Chriſtus im Schoße der Maria, Altarbild, für die Pfarrkirche in Dülmen, geſtiftet vom rhein-weſtphäliſchen Kunſtverein. Die Stiftung macht dem Verein, der ernſte Sinn dem Künſtler Ehre. Es iſt nichts, was der Kirche oder des Gegenſtandes unwürdig wäre, in der Auffaſſung oder Haltung des Bildes; es iſt in Gedanke und Ausführung ein ehrenwerthes Bild. Aber eine andere Frage iſt die nach der Vollendung der großen Aufgabe. Es findet hier ſeine volle Anwendung, was ich ſo eben bemerkte, daß jene Symbolik, welche die Figuren mehr iſolirt als verbindet, um ſo verpflichteter iſt, durch großartige Raumerfüllung und tiefſinnige Geſtaltung den Mangel gegenwärtiger Bewegung zu erſetzen. Hier nun iſt die Auffaſſung ganz ſymboliſch und ungemein einfach. Unten am Stamm des hohen Kreuzes hat ſich die Mutter des Heilandes niedergelaſſen; ſein Leichnam, auf den ihr Haupt ſich bückt, liegt von ihrem Knie hinab hingeſtreckt. Im offenen, breiten Raume rechts und links ſtehen ruhig, direct herausgewendet, zwei Engel in Meßgewändern, die Marterwerkzeuge in Händen. Dieſe einfache Darſtellungsart hat ihr Recht, iſt auch wohl öfter vorgekommen. Ich will nur zunächſt bemerken, warum die minder ſymboliſche der natürlichen Abnahme vom Kreuz mir bedeutungsvoller erſcheint. Zweierlei iſt auszudrücken: daß das Erlöſungsopfer vollbracht ſey, und daß es ein heiliges, unſerer tiefſten Theilnahme und Andacht, unſerer Liebe und Anbetung würdiges Opfer ſey. Das Erſte, die Vollendung des Opfers, erſcheint in keiner andern Weiſe ſo fühlbar und unmittelbar wirkend, als wenn der edle, koſtbare Leib in der Mitte des ganzen Bildes, eben gelöſt vom Kreuze, in haltenden Armen ruhig herabgelaſſen wird und mit der Schwere des Todes niederſinkt in ſehnſüchtig empfangende Hände. Das Andere, die dankbare Wehmuth, die Liebe und Andacht, findet im Bilde ſelbſt den ſchönſten Ausdruck, wenn wir edle Menſchengeſtalten mit Anſtrengung und mit Zartheit beſchäftigt ſehen, den theuren Leichnam auf die ſchonendſte Weiſe von den Kreuzesbanden zu löſen und herabzunehmen, wenn die Mutter mit ſchmerzvoller Liebe in ihre Arme ſeine Hand nimmt, zu ſeiner Hand ihr bleiches Antlitz neigt, Jünger mit ergebungsvoller Trauer die heilige Hülle des Erlöſers unterſtützen, treue Weiber knieend, anbetend, mit Thränen ſeine Füße netzen. So iſt im Bilde ſelbſt das Opfer Gegenſtand der verehrenden, frommen Scheu, des innigſten Schmerzes, der treuſten Liebe, der hingegebenen Andacht. Und was wir empfinden ſollen, müſſen wir bei ſolchem Anblick empfinden, der es in aller Sprache menſchlicher Geſtalt und Erſcheinung ausſpricht. Bei der einfacheren Vorſtellung, wie Schadow ſie gewählt hat, erregt das Motiv und Angeſicht der Mutter, typiſch und würdig, Ernſt und Rührung; der Leichnam des Heilands erſcheint nicht ſo bedeutend, wie unſere Ehrfurcht und Liebe ſich ihn denkt; den Hauptraum aber nehmen die Engel ein. Nun iſt der Gedanke wohl richtig, daß dies dem menſchlichen Gefühl ſchmerzlichſte Opfer in der himmliſchen Ordnung ein Gegenſtand ruhiger Feier ſey; aber die Ruhe dieſer Engelgeſtalten kann ſich in der Darſtellung nicht unterſcheiden von einer ſolchen, die eben bloß ungeſtörtes Daſeyn, nicht, wie es hier ſeyn ſoll, höherer Geiſt und Frucht der Ueberwindung iſt. Was vielmehr bei dieſer Erſcheinung, nach Dimenſion und heller Farbenwirkung, das Auge am meiſten füllt, das ſind die Meßgewänder, ein äußerlicher Schmuck, deſſen ſymboliſcher Sinn nicht mit erſcheint. Die Klarheit der Angeſichter, die ſanfte, ſtille Feſtigkeit der Stellung in der Nähe des tiefernſten Opfers hat etwas Wohlthätiges; aber viel tiefer iſt diejenige Ruhe, die aus der vollen und durchgefühlten Innigkeit ſchmerzvoller Liebe und andächtiger Sorge ſich von ſelbſt erhebt und die Feier nicht äußerlich gegen den Beſchauer herauskehrt, ſondern ſie innerlich in den Getreuen durch ihre Heiligen, die ſeinem Leichname dienen, empfinden läßt. Es iſt in jener Symbolik zu wenig geiſtige Erhabenheit, zu wenig ſeelenvolle Schönheit. Einer ähnlichen Betrachtung unterliegt das andere Bild von Schadow, Chriſtus mit den beiden Jüngern auf dem Wege nach Emaus (halbe Figuren in Lebensgröße). Der Vorgang iſt hier ſo leiſe, ſo wenig handelnd; es iſt ſo unmöglich, das Vorher und Nachher, wodurch erſt die Bedeutung des Augenblicks voll wird, mit hereinzumalen, daß die Vorſtellung nur durch den tiefſinnigſten Ausdruck der Köpfe und durch die ſchönſte Würde der Chriſtusgeſtalt in ſich befriedigend werden könnte. Allein Chriſtus erſcheint mehr von Leiden ermattet als göttlich, der Jünger zu ſeiner Linken hat zwar einen natürlichen Ausdruck ſteigender Aufmerkſamkeit und Begierde zu verſtehen; iſt aber ein gewöhnlicher Menſch ohne Tiefe. Der Jünger zur Rechten, der mit niedergeſchlagenen Augen und ſtillklarem Geſicht aufrecht mit fortwandelt, ſoll das innerliche Aufgehen des Glaubens, der nicht ſieht und doch ſelig wird, bezeichnen; aber das thut kein geſunder Menſch, daß er mit geſchloſſenen Augen neben Einem geht, deſſen Rede ihn ergreift. Die Hiſtorie braucht Gedanken, die Fleiſch werden können, und Formen, die Geiſt werden können. Es iſt aber ſchwer, daß der Gedanke: noch nicht erkannt zu haben, was man bald erkennen wird, Fleiſch werde, und daß ein Moment eines unhörbaren Geſprächs Geiſt werde.

(Die Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 34.

Kunſt-Blatt.

Donnerstag, den 27. April 1837.

Berlin, im Januar 1837.

(Fortſetzung.)

Ittenbach (Düſſeldorf) hat ebenfalls Chriſtus in der Mitte zweier Jünger (halbe Figuren unter Lebensgröße) vorgeſtellt, wie er zu ihnen ſpricht: „Was ſuchet Ihr?“ — Im Ausdruck der Köpfe zeigt ſich Talent und Bedacht, und in der Ausführung ein verſtändiger Fleiß. Auch ſcheint mir bei ſolchen halben Figuren, die nothwendig mehr juxtaponirt werden müſſen als componirt werden können, das kleinere Format günſtiger. Das Bild macht einen ſinnigen Eindruck, deſſen Bedeutung zwar beſchränkt, aber anregend und durch einen gemeſſenen Ernſt zum Nachdenken auffordernd iſt. — Ganze Figur und lebensgroß iſt der Chriſtus an der Säule von J. B. Hübner (Altarbild für die St. Andreaskirche in Düſſeldorf). Die Auffaſſung iſt höchſt einfach. Die Hände unter dem Rücken an die Pfeiler gebunden, gegen den Beſchauer gewendet, das Haupt mit der Dornenkrone etwas geneigt, von den Hüften ab mit ſchlicht niederhängendem Mantel bekleidet, ſteht Chriſtus innerhalb einer niedern Umſchränkung, an welcher der Stäupbeſen lehnt. Was die Wirkung betrifft: ſchienen den Meiſten die Formen, ſo ſauber ſie gemalt ſind, doch zu ſchwächlich, und der Ausdruck zu paſſiv. Ich kann dieſem Urtheile nicht widerſprechen; wenn ich gleichwohl an der Art der Behandlung auch die Achtung des Künſtlers vor dem Gegenſtande mit ſehen konnte, und ſolche Simplicität, die in gemäßigter Erſcheinung den leidenden Zuſtand ausdrückt, wenigſtens höher ſchätzen muß, als die vollendetſte Körperlichkeit, wenn ſie mit Hintanſetzung des Sinnes ſich ſelbſt zeigt. Die Göttlichkeit aber im Leiden zu zeigen, iſt eine Forderung höchſter Höhe, die nothwendig nur ſelten erreicht werden kann. Ein kleines Bild, auch von Hübner, Kinder und Schutzengel, iſt von blumengleicher Zartheit in Sinn und Farbe. — Zart empfunden und mit ſichtbarer Liebe gemalt iſt auch C. Deger's Maria, das Jeſuskind anbetend, welches vor der knienden, Hände faltenden Jungfrau auf einer Raſenbank liegt. Umher iſt warme, friedliche Landſchaft. Die Figuren etwa ⅔ Lebensgröße. Was aus Motiv und Miene der heiligen Mutter und aus der Stimmung ihrer ganzen Erſcheinung, der reinen Weiße der Haut, dem weichen Goldglanz des zarten, niederwallenden Haares den Beſchauer anſpricht, iſt die herzliche und zärtliche Liebe des Künſtlers ſelbſt. Man fühlt eine anmuthige Seele, eine ſanfte Frömmigkeit. In dieſer Stimmung iſt die Geſtalt der Maria mehr zuſammengefühlt, als von organiſch ausgewachſenem Leben. Man ſieht auch, daß der Künſtler nicht ins Schwächliche kommen wollte. Bei großer Zartheit der Hände, Schläfe, des Halſes, ſind die Körperformen rund und nicht ohne Fülle. Die Figur im Ganzen aber macht minder den Eindruck individueller Reife, als vielmehr einer Auffaſſung, die ſich innerhalb dieſer und jener Gefühlslinie achtſam bewegt und ihre Bewegung mit klaren, anmuthigen Farbentönen ausfüllt. Mit den ſanft-innigen Werken der alten ſieneſiſchen Weiſe kann man dieſe Darſtellung nur der Grundſtimmung und ihrem lyriſchen Charakter nach vergleichen. Die Ausführung iſt ganz verſchieden. Jene Alten befinden ſich auf einer Stufe der Darſtellung, die zwar das wirkliche Leben nicht erreicht, aber natürlich und geſchichtlich gegeben, harmoniſch mit ihrer ganzen Auffaſſung und darum in ſich organiſch iſt. Wenn ſie daher nicht eigentlich modelliren können: ſo paßt die eigentliche Abſchattung und der melodiſche Fluß der Farbe gut und natürlich zu ihrer lieblichen lyriſchen Stimmung, und die Zeichnung, wenn auch mit Unvollkommenheiten der natürlichen Formen, drückt doch ein Gefühl für lineare Schönheit, edle Figuration und

Motive, zugleich naiv und ſtyliſirt, hinreichend aus. Hier dagegen iſt dieſe Stylſchönheit weniger, mehr nur eine anſpruchsloſe Natürlichkeit in Motiv und Gewandung erſtrebt; hinwieder in der maleriſchen Durchführung mehr beſtimmte Modellirung mit Fleiß erreicht, als jene Meiſter ſie haben konnten. Durch Beides verräth unſer Künſtler, daß er einer Periode angehört, die in ihrer Technik von der wirklichen Natur und auf die wirkliche Natur ausgeht, dazu auch die Mittel hat; im Styl aber von keiner ſo glücklichen Nothwendigkeit und unbefangenen Begeiſterung geleitet iſt. Bei jenen Meiſtern ſieht man eine herzliche Abſicht, ſchön zu ſtyliſiren, die ſich glücklich rundet; hier ſieht man eher eine Zurückhaltung, die nicht ſtyliſiren, nur das Gefühl und die Bedingungen der Erſcheinung wahrhaft, ohne gewählte Schönheit, aber in treuer Ausbildung geben will. Dabei läßt doch das vorherrſchende Moment ſanftmüthiger Empfindung die Geſtalt ſelbſt zu keiner gediegenen Objectivität kommen. In ſo fern iſt auch hier der öfter bemerkte Widerſpruch in der Hiſtorienmalerei fühlbar: der Widerſpruch zwiſchen Conception und Ausführung; die leztere, im Verhältniß zur Idealität der erſteren, ſchon zu ſehr die der wirklichen, ſelbſtſtändigen Erſcheinung, und die erſtere, die Empfindung, doch noch zu lyriſch, um ſolche Selbſtſtändigkeit der Erſcheinung völlig zu geſtatten. — Hiermit ſtimme ich gar nicht Denjenigen bei, welche dieſe fromme Auffaſſung und Empfindung ſelbſt mißachten. Sie ſpricht ſich allerdings noch lauter genug aus, um das Bild liebenswürdig zu machen. Behüte mich Gott, ſie wegzuwünſchen; mehr nur wünſche ich dieſes Glaubens, noch ſtärkere Frömmigkeit und Andacht, daß ihr die göttliche Schönheit, nach der ſie ſtrebt, in reiner Fülle zu Theil werde.

Daß ſolche Empfindung oder wenigſtens ein Sinn für heilige Gegenſtände aus manchen Werken der Düſſeldorfer Schule gut hervorſcheint, hat man ſchon um der Kunſt willen zu ehren. Dieſe Tendenz, mit Treue verfolgt, kann zur Ausbildung in Würde und Anmuth führen. Denn keine Gegenſtände ſind geeigneter, von der Empfindung zur Begeiſterung und vom lyriſchen zum hiſtoriſchen Styl zu leiten, als die heiligen. Weit mehr iſt das Umhergreifen nach poetiſchen Situationen oder geſchichtlichem Stoff zerſtreuenden Irrungen ausgeſezt und weniger geeignet, im Ganzen eine ſtetige Fortleitung ſchulmäßiger Progreſſen zu ergeben. Schule aber braucht's immer, auch für die geiſtigen und gemüthlichen Motive, wenn Tüchtigkeit Eigenthum einer Mehrzahl werden ſoll. — Darum ſah ich mit Antheil eine Pieta von P. Götting (halbe Figg.), mit Gefühl entworfen, fleißig gearbeitet; die Skizze einer Grablegung von Demſelben, die nicht ohne bildlichen Charakter iſt, obwohl ſie ſtrenger motivirt werden müßte; das Gemälde von Ehrhardt: Chriſtus, Maria und Martha (Figuren unter Lebensgröße), mit Verſtand geordnet und von ruhigem, zuſagenden Ausdruck. Auch das andere Gemälde des leztern jungen Künſtlers, die Tochter Jephtha's, zeigt ſein Talent auf gutem Wege. An die Jungfrau, die zum Opfertode beſtimmt iſt, ſchmiegen ſich theilnehmende weibliche Geſtalten. Linien und Motive der Gruppe haben eine löbliche Anmuth. Daß die Jungfrau ſelbſt, während ihre Geſpielinnen gebeugt klagen, mit einem geiſtig erweiterten Schmerz emporblickt, finde ich ſchön. — An E. Duncker's „Jakob und Rahel" iſt auch die Anlage in anmuthigen Verhältniſſen der Zeichnung und Gruppirung zu loben, obgleich die maleriſche Ausführung noch ſchwach; an A. Zimmermann's „Chriſtus, Maria und Martha" umgekehrt die kräftige Färbung zu ſchätzen. Aus der Conception in Mengelberg's „Tod Moſe" hätte, glaube ich, eine geübtere Malerhand wohl etwas machen können. „Petri Befreiung" von A. G. Laſinsky d. J. kann man in einzelnen Beziehungen loben.

Fehlt auch ſolchen Verſuchen noch die Energie belebender Compoſition und maleriſch-tiefer Wirkung: ſo mag ich ſie doch weit lieber ſehen, als jene Einzelfiguren oder phantaſirten Portraits, die Mode zu werden drohen. Dieſe ſind nun vollends die Beſtätigung der traurigen oben ausgeſprochenen Wahrheit, daß unſerer Hiſtorienmalerei, außer einiger lyriſchen Poeſie, das Portrait imprägnirt ſey. Oder iſt dieſe Beſchränkung auf eine einzelne unthätige Figur Beſcheidenheit? Scheu vor den Schwierigkeiten gemeſſener Compoſition oder dramatiſcher Bewegung? Dann freilich verändert ſich der Standpunkt gleich. Wenn ein Strebender vorerſt einmal alle ſeine Kraft concentriren will, um nur eine Geſtalt zur vollen Wahrheit zu bringen und ſeine Mittel an ihr erſchöpfend durchzuproben: ſo kann dieſe Iſolirung ganz zweckmäßig ſeyn.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nekrolog.

François Gérard.

(Beſchluß.)

Im Salon von 1810 gab Gérard 14 Porträts und ſein großes Gemälde der Schlacht von Auſterlitz, welches Napoleon bei ihm beſtellt hatte, um einen Plafond von 42 F. Länge und 16 F. Breite auszufüllen. Obſchon Gérard nie ein Pferd gezeichnet hatte, ſo überwand er doch alle Schwierigkeiten eines Schlachtgemäldes mit Glück und Erfolg. Da er ſich nicht dazu verſtehen konnte, ſeinem Bilde die verlangte Ausdehnung

zu geben, ſuchte er den übrigen Raum auf folgende Weiſe auszufüllen: er ſtellte nämlich vor, als ob ſein Gemälde eine aufgerollte Tapete wäre, die an den vier Enden von vier großen Figuren gehalten würde, wodurch er wenigſtens ſo viel Raum erſparte, als dieſe Geſtalten einnahmen, und das eigentliche Gemälde alſo um eben ſo viel kleiner machen konnte. Dieſe vier Figuren, welche ſich ſeither der Kupferſtich des Napoleon'ſchen Grabmals auf St. Helena angeeignet hat, ſind die Göttinnen des Ruhms, des Siegs, der Dichtkunſt und Geſchichte. Der Künſtler hat in ihrer Darſtellung ein ungemeines Talent bewährt. Was das Gemälde ſelbſt anbelangt, ſo iſt es hinlänglich bekannt und weitläufig beſprochen; einzelne Theile deſſelben haben eine eben ſo ſcharfe Kritik, als andere ein gerechtes Lob erfahren. Auf der Ausſtellung des Jahres 1810 erregte es unter den Pariſern einen wahren Enthuſiasmus und von jener Zeit an wurde der Ruf des Malers europäiſch. Bei der Anweſenheit der Verbündeten in Paris empfing Gérard von den fremden Monarchen die ſchmeichelhafteſten Ehrenbezeugungen. Die Kaiſer von Oeſtreich und Rußland und der König von Preußen beſuchten an einem und demſelben Tage ſein Atelier und bewilligten ihm nach einander mehrere Sitzungen, um ihr Porträt malen zu laſſen.

Die Ereigniſſe des Jahres 1814 unterbrachen die Arbeiten, welche Gérard im Auftrag des Kaiſers zur Ausſchmückung mehrerer Säle im Louvre und in den Tuilerien angefangen hatte. Im Jahr 1816 beſtellte Ludwig XVIII. bei ihm ein neues Gemälde, welches die Schlacht bei Auſterlitz erſetzen ſollte, die nach dem Sturze des Kaiſerreichs in die Kehrichtkammer wandern mußte. Ludwig XVIII. hatte ihm die Wahl des Gegenſtandes überlaſſen; Gérard wählte den *Einzug Heinrichs IV. in Paris* zu ſeiner Darſtellung, führte aber das Bild in ſolchen Verhältniſſen aus, welche es zu dem eigentlichen Zwecke untauglich machten. Das Werk wurde im Jahr 1817 ausgeſtellt und erhielt gerechten Beifall und die ſchmeichelhafteſte Anerkennung von Seiten ſeines königlichen Gönners; der Maler wurde in den Adelsſtand erhoben und empfing außerdem das Officierskreuz der Ehrenlegion und die Stelle als königlicher Hofmaler. Dieſe Gunſt des Hofes und den Beifall des Publikums rechtfertigte allerdings vollkommen der innere Werth des Gemäldes; denn unſeres Erachtens iſt der Einzug Heinrichs IV. in Paris Gérard's Meiſterwerk, wo ſein Talent in voller Kraft und concentrirter Stärke hervortritt. Seine früheren und ſpäteren Werke ermangeln keineswegs vortrefflicher Eigenſchaften; aber weder der Beliſar, noch Philipp V., noch die Peſt in der Stadt Marſeille, noch die Krönung Karls X. halten den Vergleich mit dem Einzug Heinrichs IV. aus. Nirgends hat der Künſtler ſeine leichte, gefällige, aber ſorgfältig gearbeitete und durchdachte Compoſitionsanlage in ſo hohem Grade beurkundet; der Vortrag iſt klar und verſtändlich; die Perſonen ſind trefflich in Scene geſetzt, die Handlung der Einzelnen in Beziehung zum Ganzen ſpringt auf den erſten Blick in die Augen; nur macht ſich vielleicht in der allgemeinen Dispoſition dieſes hiſtoriſchen Drama's eine gewiſſe Emphaſe bemerkbar, welche indeß die wirkliche Größe des Bildes wenig beeinträchtigt; die Köpfe aller dargeſtellten Perſonnagen ſind tadellos gezeichnet und würdevoll gehalten; hie und da im Beiwerk iſt die Zeichnung etwas vernachläſſigt; nirgends aber begegnen wir einer Spur von armſeliger, kleinlicher Auffaſſung und Darſtellung, welche uns ſo oft die neueren Kunſtwerke verleiden. — Die Köpfe dieſes Bildes ſind unter der Leitung Gérard's faſt alle geſtochen worden; von ſeinen übrigen Werken kennen die Leſer die neueſten gewiß auch nach Kupferſtichen; denn dieſe Ehre iſt faſt allen Gérard'ſchen Werken widerfahren. Unter ſeinen lezten Arbeiten, welche er mehr oder weniger vollendet zurückgelaſſen hat, iſt beſonders eine von den vier Figuren merkwürdig, welche die franzöſiſche Regierung bei ihm beſtellt hatte, um damit den „Saal der ſieben Kamine“ im Schloß von Verſailles auszuſchmücken. Dieſe Figur ſtellt den „galliſchen Muth“ vor, perſonificirt in der Geſtalt eines jener unbezwinglichen Barbaren, welche ſich zur Zeit der Völkerwanderung hordenweiſe auf das ſüdliche Europa ſtürzten. Es iſt ein großer, gewaltiger Mann mit breiten Schultern, blauen Augen, langem Bart und röthlichem Haar, wie uns Tacitus die alten Germanen ſchildert. Der Gallier Gérard's iſt in aufrechter Stellung abgebildet, bis an die Bruſt nackt, mit der Lanze bewaffnet, gerade bereit, in die Schlacht zu gehen. In ſeiner ganzen Perſon liegt ein Ausdruck von Kraft, Muth, Energie und wilder Ungebundenheit; die Ausführung iſt überaus gelungen. Die drei andern Figuren, die Milde, die Beharrlichkeit und das Genie, ſind zwar ebenfalls gut aufgefaßt und wieder gegeben; doch verrathen Gedanke und Ausführung nicht dieſelbe Kraft. Wir wollen jedoch damit keineswegs ſagen, daß dieſer Mangel an Kraft Schwäche ſeines Talents ſey; dieſes tritt vielmehr auch ſo, wie ſonſt, in ſeiner ganzen Specialität hervor. Die Anwendung von kleinlichen Kunſtgriffen und Hülfsmitteln widerſtrebte von jeher der Naturanlage Gérard's; man hat ihm zwar ſolches aufbürden wollen, aber ſehr mit Unrecht.

Im Privatleben war Gérard ein durchaus geachteter Mann; ſein Haus war lange Zeit der Sammelplatz aller in Paris lebenden Notabilitäten. Männer von allen Parteien und allen Nationen trafen ſich in ſeinen Soiréen, welche er einmal wöchentlich zu geben pflegte. Seit 25 Jahren iſt ſo leicht kein bedeutender Fremde nach der franzöſiſchen Hauptſtadt gereist, der nicht den Salon bei

Gérard beſucht hatte. Beſonders glänzend waren dieſe Zuſammenkünfte während der Reſtauration; ſeit der Julirevolution lebte Gérard zurückgezogener. Er war dem verbannten Monarchen perſönlich ſehr verpflichtet und hatte in den vertrauteſten Verhältniſſen ſowohl mit dem Grafen von Artois als mit Karl X. geſtanden; er hielt es daher für eine mit ſeiner perſönlichen Würde und ſeinem Gewiſſen unverträgliche Sache, am neuen Hofe zu erſcheinen: er arbeitete fleißiger als je und verſammelte einen kleinen Kreis von ergebenen Freunden und jungen, hoffnungsvollen Künſtlern um ſich, in deren Umgang er ſeine Mußeſtunden verbrachte. Einige Wochen vor ſeinem Tode beehrte ihn die Exkönigin Caroline, die Gräfin von Lipano, mit ihrem Beſuche; der Künſtler ſah dieſe Dame zum erſten Mal nach 30 Jahren wieder, die er in ihrem ſiebenzehnten Jahre porträtirt hatte. Er ſtarb ganz unerwartet am 11. Januar; ſein Leichenbegängniß fand drei Tage nachher mit großer Feierlichkeit ſtatt; Alles, was in Paris von Celebritäten im Fache der Politik, Wiſſenſchaft und Kunſt anweſend war, ſchloß ſich ſeinem Gefolge an und begleitete ihn an die lezte Ruheſtätte. Man kann wohl ſagen, daß mit dem Tode dieſes Malers eine eigene Periode der franzöſiſchen Kunſtgeſchichte geſchloſſen iſt. Gegenwärtig hat die Malerei, welche man in den lezten Zeiten übereingekommen iſt, die klaſſiſche oder die David'ſche Schule zu nennen, nichts mehr mit den Leidenſchaften des lebenden Geſchlechts zu ſchaffen. Die Repräſentanten und Werke jener Malerſchule gehören fortan der Geſchichte. Mit Gérard iſt der lezte und würdigſte Zögling jener kalten, aber ſtrengen, oft erhabenen Malerſchule, in welcher ſich der franzöſiſche Kunſtgeiſt während des Kaiſerreichs offenbarte und bethätigte, zu Grabe gegangen. Er war der einzige noch übrig gebliebene Jünger David's, der ſich bei den Streitigkeiten der Gegenwart betheiligt glauben konnte; ſein Tod legt jezt ſeinen Feinden Schonung und Mäßigkeit auf. Jedenfalls hinterläßt Gérard einen Namen, welcher in der Kunſtgeſchichte immer mit Achtung genannt werden wird. Eine neue Schule iſt derjenigen gefolgt, woraus er hervorgegangen und welche er mit Glanz vertreten hat; unter den drei Männern jener Schule, deren Verdienſt ſtets mehr und mehr anerkannt werden wird, iſt Gérard einer von denen, welcher zunächſt eine gerechte Würdigung anzuſprechen hat. Viele von den vorgefaßten Meinungen über David und Gros ſind in den lezten Jahren aufgegeben worden; es iſt keine Frage, daß ſich nicht auch über kurz oder lang eine Meinungsänderung in Bezug auf Gérard kundgeben werde.

Paris, im Februar 1837.

Nachrichten vom Februar.

Neue Kupfer- und lithographiſche Werke.

Paris. Bei Bellizard, Dufour u. Comp. erſcheint im Laufe dieſes Jahres, in einem Foliobande von 22 lithographirten oder geſtochenen Tafeln, der dritte Theil der mexikaniſchen Sammlungen des durch ſeine Arbeiten über die Trümmer von Palenque bekannten Reiſenden Fr. v. Waldeck unter dem Titel: Voyage pittoresque et archéologique dans la province de Yucatan (Amérique centrale) pendant les années 1834 — 36. Das Werk iſt dem Herausgeber der Mexican antiquities, Lord Kingsborough, zugeeignet. (Preis 100 Fr. ſchwarz und 155 Fr. color.)

London. History of the Antiquities of Haddon Hall, by S. Rayner, nebſt erläuterndem Text. Das ganze Werk wird auf 32 Tafeln die Anſichten und architektoniſchen Einzelnheiten dieſes ſchönen mittelalterlichen Ritterſitzes darſtellen.

Literatur.

Paris. Histoire de l'art moderne en Allemagne, par le Comte Athanase Raczynski. Tome I. Düsseldorf et le pays du Rhin. Excursion à Paris. Paris, 1836. 4.

Almanach de M. M. les fabricans de bronze réunis à la ville de Paris, pour l'année 1837. 18. $2^{2}/_{3}$ B.

P. F. Sagoret, Almanach des bâtimens, des travaux publics etc. Année 1837. (29r Jahrgang.) 18. 10 Bogen. 3 Fr. 50 Cent.

J. A. Gregoire. Notice explicative des objects d'art qui decorent la nouvelle église N. D. de Lorette à Paris. 8. 75 Cent.

J. Vatout. Le Chateau d'Eu, notices historiques, 3 Vol. 8. $146^{1}/_{2}$ B. (Beſchreibung des dem Könige eigenthümlich zugehörigen Schloſſes in der Normandie und der daſelbſt befindlichen Sammlungen.)

De l'art chrétien. Par A. F. Rio. Paris, Debécourt. 1836. 8.

Toulouſe. Roucoule, Catalogue raisonné de la Galerie de peinture du Musée de Toulouse. 12. 17 Bog. (1 Fr.)

Nancy. F. de Saulcy, Observations numismatiques. Nr. 5. 6.

Berlin. Zeus und Aegina. Eine der Königl. Akademie d. Wiſſenſch. 1835 vorgelegte Abhandlung von Theodor Panofka. Berlin. 1836. 4. Mit 2 Abbildungen.

Der Tod des Skiron und des Patroklus. Ein Vaſenbild des Königl. Muſeums. Zur Beſtätigung der äginetiſchen Statuenordnung und zur Reſtauration der Königshalle in Athen, herausgeg. von Dr. Theodor Panofka. Berlin. 1836. (23 S. und 4 lithogr. Tafeln in Roy. Quart.)

Ueber die Anfertigung und die Nutzanwendung der farbigen Gläſer bei den Alten. Von Heinrich v. Minutoli, Kön. preuß. Generallieutenant ꝛc. Berlin, bei Steffen. 1836.

Paris. L. W. Bougron, sur quelques monumens et morceaux d'art d'Anvers et de Bruxelles. 8. 1 Bogen.

Grille de Beuzelin, Statistique monumentale. Rapport à Mr. le ministre de l'instruction publ. sur les monumens historiques des arrondissemens de Nancy et de Toul. 4. $20^{1}/_{2}$ B. (Iſt ein Anhang der dritten oder archäologiſchen Abtheilung der vom Miniſterium herausgegebenen Documens inédits sur l'histoire de France.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№. 35.

Kunſt-Blatt.

Dienstag, den 2. Mai 1837.

Berlin, im Januar 1837.

(Fortſetzung.)

Wenn es ſich aber um ein Kunſtwerk, als ſolches, und um die Erreichbarkeit einer ſolchen Kunſtaufgabe handelt: ſo ſcheint mir klar, daß mit dieſem Monismus einer Erſcheinung, die bloß um ihrer ſelbſt willen, oder bloß um ſich beſehen zu laſſen, und im Uebrigen beziehungslos da ſteht, allerlei Gefahr verknüpft ſey. Für die Auffaſſung die Gefahr, ins Abſtracte zu gerathen; eben weil ſie, von keiner beſondern Beziehung geleitet, auf ein Weſen ausgeht, das an ſich zu erſcheinen werth ſey. Für die Ausführung die Gefahr, in eine bloß ſinnliche, geiſtloſe Wahrheit und Materialität zu ſinken: eben weil die Geſtalt, von keiner wirklichen Thätigkeit näher bedingt und beſeelt, doch recht da ſeyn ſoll. Für die Wirkung die Gefahr fehlzuſchlagen. Denn Figuren, die zu andern des Bildes in Beziehung ſtehen, erſcheinen in demſelben Grade gegenüber vom Beſchauer unbefangen, können daher deſto reiner wirken; für ſich Eingerahmte, auch wenn ſie die Augen niederſchlagen, wie Wittich's „Edelfräulein“ und Blanc's „Goldſchmieds-Töchterlein, oder halb abgewendet ſind, wie Steinbrück's „Thisbe“, können doch nicht verfehlen, daß ſie nur ſich zeigen. Sie erſcheinen daher leicht pretenſiös. Nur wenn ſie durch phyſiognomiſche Tiefe, oder durch die reinſte Anmuth ihrer Beſchaffenheit, kurz durch die höchſte Vollendung, wirklich die Pretenſion erfüllen, wird man dieſelbe als gerechtfertigten Anſpruch oder als liebliche Adreſſe empfinden. Ich kann daher nicht glauben, daß eine ſolche Unternehmung leichter ſey, als eine Compoſition, ſobald ſie denſelben Anſpruch macht, ſchönes, in ſich vollendetes Kunſtwerk zu ſeyn. Denn ſie fordert, um zu befriedigen, einen Geiſt der Auffaſſung, ein Leben der Zeichnung und eine Reife der Technik, mit welchen der Künſtler, der ſie beſitzt, auch zu einer Compoſition ſchon ganz befähigt wäre, welche, in ſinniger Zuſammenſtellung, oder in belebter Handlung, leichter Poeſie entwickeln kann. Man ſah das an der Johanna d'Arc von H. Stilke. Halbe Figur, profilirt, ſteht ſie geharniſcht mit der Fahne vor dem Altar einer Kirche, aufblickend zum heiligen Bilde. Dieſes und der Altar erſcheinen, im Verhältniß zur Raumerfüllung durch die Figur ſelbſt, nicht anders als wie das Beiwerk eines Portraits. Die Intention wie ſie ſich darſtellt, iſt: die Jungfrau von Orleans als ſolche zu zeigen, nur im Motiv des andächtigen Aufblicks. Ein ideales Portrait alſo; der Katalog ſagt: „nach einer geſchichtlichen Darſtellung,“ vielleicht alſo auf ein traditionelles Portrait baſirt. Gleichwohl ſcheint es, als habe der Künſtler bei der Auffaſſung empfunden, was ich im Allgemeinen von ſolchen iſolirenden Auffaſſungen ſagte, daß die Gefahr des Abſtracten nahe liege. Er hatte eine Heldin darzuſtellen; das Heldenthum zeigt ſich im Handeln; aber handelnd wollte er ſie nicht darſtellen; nur ihre Figur. Wenn dieſe ſich in Phyſiognomie und Formen als Figur einer Heldin ausſprechen ſollte, konnte die Schwierigkeit ſolchen Ausdrucks in der Unthätigkeit leicht Urſache werden, daß die Phantaſie in Uebertreibung, in Darſtellung einer Heldin in abstracto, die nur dieſen Begriff oder dieſe Anſicht ausſpräche, gerathen wäre. Das ſcheint der beſonnene Künſtler gefühlt und gemieden zu haben, und dadurch in den entgegengeſetzten Mangel gerathen zu ſeyn. Denn er hat ein geſundes Mägdlein, aber von unbedeutender Geſtalt, und ein gutartiges, ziemlich blühendes Geſicht, aber ohne Tiefe und Charakterſchönheit dargeſtellt; und es widerfuhr ihm wirklich, was ich ſagte, daß in ſolchen Fällen der Ausführung drohe. Sie ſank ins Gewöhnliche, Geiſtarme. Die Leute glaubten daher nicht, daß dies Johanna d'Arc ſey. Wer doch zeichnen und malen kann, wie Stilke, würde viel ſicherer in einer Compoſition von dramatiſchem Leben die Vergegenwärtigung der Heldin erreicht haben. Das beweiſen die kleinen Bilder, die er im Unterſatz des Rahmens, als Verzierung, auf Goldgrund getuſcht, angebracht hat. Jedes Auge verweilte daran mit Wohlgefallen, weil man dabei etwas zu denken und zu empfinden hatte. Auf der einen Seite die Jung-

frau, wie ſie, vor dem König knieend, ihren wunderbaren Beruf antritt; auf der andern ihr Tod auf dem Scheiterhaufen; in der Mitte eine Schlachtſcene, die ganz vortrefflich componirt iſt. Hoch zu Roß und kraftvoll zuſtoßend mit der Lanze ſprengt die Heldin hinein unter die Ritter, die vor ihr hinſtürzen im Gewühl einer unaufhaltſamen Flucht. Hier iſt Energie und Schönheit; auch die beiden andern Gruppen haben Styl und Sinn. Dies Leben, dieſen Styl ſollte das Hauptbild haben. — Was die andern Gemälde dieſer Klaſſe betrifft: ſo iſt an Wittich's „Edelfräulein“ (halbe Figur, lebensgr.) wohl der Stoff nett ausgeführt und der Farbeneindruck gefällig; an Blanc's „Goldſchmieds-Tochter“ (ganze Figur, den Ring anprobirend) das Motiv nicht ohne Anmuth; aber der Gedanke iſt beidemal zu arm, um in ſolcher Dimenſion ſich auszuſtellen. — Steinbrück's „Thisbe“ und dann ſeine „Genovefa“ ſind freilich ſchon mehr Compoſitionen; denn dieſe Figuren befinden ſich wenigſtens in einer beſtimmten Situation. Dieſer beſtimmte Moment iſt indeß bei der „Thisbe“ auch mehr nur Mittel für die Figur, ſich zu präſentiren; bei der Heiligen iſt er ihr Zuſtand und Motiv. Die „Thisbe“ hat Vielen gefallen. Wer dürfte zweifeln, daß dies poetiſche Mädchen ein „zu malender Gegenſtand“ ſey, nach dem Goethe ihm dieſe Kategorie gegeben. „Eine ſo zarte wie einfache Darſtellung,“ ſagt er, „gäbe jene jugendlich unverdorben, reife Jungfrau Thisbe, die an der geſprungenen Wand horcht. Wer den Geſichtsausdruck und das Behaben eines blühenden, in Liebe befangenen Mädchens, dem Ort und Stelle einer Zuſammenkunft ins Ohr geraunt wird, vollkommen darzuſtellen wüßte, ſollte geprieſen werden.“ Die Darſtellung hier iſt wirklich zart und einfach. Die Jungfrau (in ganzer Figur und halber Lebensgröße) ſteht vor der geſprungenen Mauer, welche den Grund des Bildes macht und mit der Ecke nah am Rahmen nur noch einen ſchmalen Seiten-Einblick geſtattet. Vor der Mauer ein Brunnen. Thisbe, den Krug in der Rechten, lehnt mit der linken Seite an der Wand, den geneigten, niederblickenden Kopf zum Lauſchen gewendet. Sie iſt eine „jugendliche“ ſchlanke Jungfrau. „Der Geſichtsausdruck“ iſt ruhig; das „Behaben“ nicht ſowohl „befangen in Liebe,“ als unbefangen. Das Kleid, in antiker Weiſe tiefgegürtet, an der Hüfte umgerollt, läßt den anmuthigen Rücken und Oberkörper bloß. Man kann, während ſie lauſcht, die angenehme Figur, die mit Delicateſſe gemalt iſt, den ſchönen, länglichen Arm, das einfache, hübſch gelegte Motiv des rothen Gewandes und die zarten Füße betrachten. Naivetät hat die Erſcheinung wohl weniger als feine Zeichnung und ein ökonomiſches Maß von Sinnlichkeit und Styl in ihrer Art. Dieſen Styl, dies Einſtimmen des Vortrags zur Natur der Aufgabe vermiſſe ich bei dem andern größeren Gemälde, bei der lebensgroßen Genovefa. Es iſt die Verlaſſene mit ihrem neugebornen Kinde in der Wildniß allein. En face geſehen, ſizt ſie im Gehölz am Stamm eines Baumes, in braunem Gewand, das blonde Haar aufgelöst, die Hände um das nackte Kind, das zwiſchen ihren Knieen liegt, gerungen, mit flehendem Aufblick das Antlitz gen Himmel erhebend. Schon kommt auch aus dem Waldpfade nah hinter ihr die Hirſchkuh heran. So viel man vom Walde ſieht, iſt natürlich ausgemalt; auch die junge Frau macht den Eindruck einer wirklichen Erſcheinung; die ihre Bedrängniß und Anrufung des Himmels natürlich ausſpricht. Aber Beides müßte, meines Erachtens, anders aufgefaßt ſeyn, um die Poeſie der Legende würdig wiederzugeben. Der Wald, der ſich hier nur als äußere Bedingung der Lage und nächſte Umgebung ſichtbar macht, ohne in ſeinem Verhältniß zur Figur das Gefühl einer weiten, tief-einſamen, mächtigen Natur zu gewähren, iſt darum auch mehr der beſonderen Localität um ein Porträt herum, als einem poetiſch angeſchauten Raume zu vergleichen. Die Art, wie er ſich natürlich darſtellt, reicht hin, um uns proſaiſch zu erzählen: Dieſe junge Mutter iſt ohne Obdach und Beiſtand, ohne hülfreiche Menſchen; nicht aber um uns die Empfindung der ſchauerlichen und auch wieder beſchaulichen, wilden und auch wieder unſchuldigen, reichen und wunderbaren Natur zu geben, welche der Phantaſiegrund für Genovefa's Lage, die Wildniß der Legende, iſt. Auch daß die Hirſchkuh bei ſcheinbarer Nähe klein oder verkürzt, wenigſtens ihrem bildlichen Momente nach nur wie ein leichter Nebengedanke, ohne configurative Beziehung, herankommt, läßt ſie und läßt die Stämme und Zweige hinter und über der vor ihnen ſitzenden Figur mehr als ſtaffirendes Beiweſen, denn als poetiſch mitſtimmenden Grund und mitentwickelte Momente der Situation empfinden. Das eigentliche Bild iſt alſo hier nur die hingelagerte Frau. Und ſie könnte auch ſo noch ganz ein hiſtoriſches Bild ſeyn, wenn das Motiv edel, Geſtalt und Antlitz bedeutend genug wäre. Nach meinem Gefühle aber iſt ſchon die äußere Lage, wie Genovefa ſizt, auf etwas abſchüſſigem Raſen, für die Auffaſſung ſtörend. Eine gewiſſe Unſicherheit über die Ruhe oder mögliche Dauer dieſer Lage beeinträchtigt die Aufmerkſamkeit auf die Geſtalt oder die unmittelbare Aufnahme ihres Eindrucks. Und nun auch hievon abgeſehen, ſind Form und körperliche Haltung der Heiligen, an ſich betrachtet, zwar verſtändlich, auch nicht eben mißfällig, aber doch ohne bedeutende Schönheit, ohne tiefe Empfindung einer zu großem Leiden und heiliger Verklärung fähigen und beſtimmten Geſtalt. Verglichen mit den Charakteren einer ſolchen, der Genovefa der Legende, iſt die hier vorgeſtellte zu ſehr ein gewöhnliches Weſen, ihr Motiv zu ſehr ein zuſtändliches, zu wenig ſeelenvoll. Der ſehr kleine, nackte Schmerzenreich, der

an ihren im Schooß gerungenen Händen gleichſam hängt, als ein unförmliches Bischen Menſch, zudem den Fingern zu entrutſchen droht, macht durch alles dies einen ärmlichen Eindruck. Kopf und Aufblick der Mutter iſt wohl das Lebendigſte und Empfundenſte im Bilde; allein was ſich darin ausſpricht, iſt ein gutartiges, im Schmerz und Kummer noch fromm hoffendes Weſen, nicht aber ein Vorbild tiefen, ſtandhafteſten Leidens und reiner, ſich vollendender Heiligung. Die Züge ſind individuell, der Ausdruck wahr, beides mehr in proſaiſchem Sinne, als ſo, wie jene Begeiſterung es ſchaut, für welche die Geſtalt zum lautern Ausdruck göttlichen Schickſals und heiligen Berufs, ſo zu einer idealen Erſcheinung wird, an der ſich bis in die Linien und über die ganze Oberfläche der Geiſt dieſer Beſtimmung und die Andacht der Phantaſie darſtellt. Es iſt ſomit auch hier der Styl, der zu Grund liegt, mehr der des Porträts als der Hiſtorie. Man kann dieſem Bilde, wie einem guten Porträt, das Wohlgetroffene des Ausdrucks, des zeitlichen Moments, nachrühmen. Aber die göttliche Seite des Moments, eine reine Stärke, die das Gefäß des Leidens zu ihrem Bilde macht, eine ſelige Würde, die in den Schmerz niedergeht, müßte in dieſen Ausdruck verſchmolzen ſeyn, damit er hiſtoriſch wäre. — Die Thisbe iſt abſtracter (mehr Figur um ihrer ſelbſt willen als Lebensbild) und ſtyliſirter; die Genovefa iſt individueller, mehr lebenswahr, aber nicht genug ſtyliſirt. — Die künſtleriſche Geſtaltung wird, wie geſagt, einem einſeitigen Neigen nach dieſem oder jenem Extrem ſtets da um ſo mehr ausgeſezt ſeyn, wo ſie einzelne Figuren ſich vornimmt. Ihr Motiv bildet in der ſchaffenden Phantaſie ſchwerer ſich aus, weil ihm das leitende Gegengewicht anderer mitgedachter und bezogener Bildfiguren fehlt; ihre Bedeutung iſt zu beſtimmen und zu entwickeln ſchwerer, weil die natürliche Entwickelung ihrer Fülle durch Gegenſätze einer Handlung oder Gründe und Stufen einer Compoſition abgeſchnitten iſt.

(Die Fortſetzung folgt ſpäter.)

Die Eingangsthür am Ständehaus zu Kaſſel.

Unter den Schönheiten, welche das nunmehr vollendete Ständehaus zu Kaſſel auszeichnen, verdient beſonders die Arbeit und der wohlgelungene Eiſenguß der Eingangsthür rühmliche Erwähnung. In einer Breite von 8 Fuß und einer Höhe von 15 Fuß öffnet dieſe Thür den Eingang zu dem reich gemalten Atrium, deſſen Beſchreibung, ſo wie der innern Ausſchmückung des Gebäudes wir ſpäter nachliefern werden. — Dieſe Thür iſt nach Ruhl's Entwurf ausgeführt; in acht Felder eingetheilt, von denen die beiden an der Schlußform der Thür befindlichen halbrund ſind und im Rahmenſtück feſtſtehen. Die ſechs andern Felder enthalten reiche Arabeskenverſchlingungen, aus Motiven der Byzantiner geſchöpft, und ſind durchbrochen, auf der Rückſeite mit Glas verſchloſſen, wodurch der Zug im Gebäude entfernt und das Atrium reichlich erhellt wird. Die Art einer ſolchen Erleuchtung iſt ganz neu, und verdient um ſo mehr Anerkennung der Architekten, als hierdurch die Aufgabe gelöst wurde, eine vollſtändige Erleuchtung einer bei geſchloſſenen Thürflügeln gewöhnlich düſtern Vorhalle zu erlangen.

Sinnreich ſind in den Arabesken der mittlern Füllungen die Greiſe erdacht, mit denen der Erfinder gleichſam die Wächter des Hauſes zu bezeichnen ſcheint.

Die Rahmenſtücke ſind mit ſtark profilirten Roſen beſchlagen, die in hervorſtehenden Spitzen enden, wie man ſie häufig an den Thüren florentiniſcher Paläſte findet — auch die Thürgriffe in Form graziös bewegter Delphine erfunden.

Durch den gelungenen Guß dieſer Thür hat ſich die Eiſengießerei zu Veckerhagen rühmlichſt ausgezeichnet, — deren techniſcher Leitung Herr Hütteninſpector Pfort vorgeſezt iſt.

Nachrichten vom März.

Akademien und Vereine.

Leipzig, 24. März. Die hieſigen Kunſtfreunde, welche ſich bisher größtentheils an den Dresdener Kunſtverein angeſchloſſen hatten, haben ſich nun auch zur Bildung eines eigenen Vereins entſchloſſen und ihr Unternehmen ſo glücklich ausgeführt, daß in wenigen Wochen bereits über 600 Aktien am Orte ſelbſt (à 5 Thlr.) gezeichnet wurden und die Subſcription noch immer im lebhaften Fortſchritt iſt. Dem geiſtigen Leben unſerer Stadt wird dadurch eine neue, bisher faſt ganz verſchloſſene Nahrungsquelle eröffnet werden. Bekanntlich beſizt Leipzig keine öffentliche Kunſtſammlung; der Verein ſezte ſich daher zum Zweck, alle zwei Jahre eine Ausſtellung von Werken lebender ausgezeichneter Meiſter zu veranſtalten, von dem Ertrag der Aktien und der Eintrittsgelder bei der Ausſtellung Kunſtwerke anzukaufen und dieſelben theils zur Bildung eines Muſeums der Stadt Leipzig zu verwenden, theils unter die Mitglieder des Vereins zu verlooſen. Dieſe Verlooſung ſoll alle zwei Jahre ſtattfinden und es werden dazu zwei Drittheile der vorhandenen Geldmittel beſtimmt. In den Jahren, in welchen keine Ausſtellung ſtattfindet, läßt der Verein einen Kupferſtich oder eine Lithographie nach einem der von ihm erworbenen Kunſtwerke unter die Mitglieder vertheilen. Die unentgeltliche Verwaltung übernimmt ein Directorium unter controlirender Mitwirkung eines Ausſchuſſes. Die Eröffnung der erſten Ausſtellung iſt auf den 15. September d. J. feſtgeſezt.

Braunſchweig. Am 15. Febr., dem Todestage Leſſings, wurde auf dem hieſigen Marienkirchhofe von Seiten des Kunſtklubbs eine Gedächtnißfeier vollzogen.

Darmſtadt, 7. März. Der Erbgroßherzog und die Erbgroßherzogin haben das Patronat über den hier ſeit zwei Jahren wirkſamen Verein für Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt angenommen.

Berlin. In der Verſammlung des wiſſenſchaftlichen Kunſtvereins am 15. März las Herr Bauinſpector Heſſe „über die noch vorhandenen Trümmer des alten Syrakus.“ Hr. Hofrath Förſter berichtete über die hohe Anerkennung, welche die Bilder von Bendemann, Begas und Leſſing in Paris gefunden haben. Der Geſchichtsmaler Hr. Däge hatte zwei kleine Oelbilder, „Maria mit dem Kinde“ und „Landmädchen, die zwei Dominikanern beichten,“ ausgeſtellt. Hr. Kunſthändler Lüderitz hatte mehrere ſo eben bei ihm erſchienene Lithographien, unter andern „des Goldſchmieds Töchterlein“ nach Nerenz von Oldermann und Sprick und Hildebrandt's „Söhne Eduards“ von Jentzen eingeſandt. Allgemein wurde das Bedauern ausgeſprochen, daß gerade dieſes Bild nicht mit nach Paris gewandert iſt. Es befindet ſich gegenwärtig auf der Ausſtellung zu Hannover. Noch mehrere treffliche Lithographien von Wild, Fiſcher, Tempeltei wurden vorgelegt. Unſere Steinzeichner thun es den Pariſern und Münchnern vollkommen gleich, allein die hieſigen Steindrucker gehen noch nicht mit gleicher Sorgfalt zu Werke, wie die der genannten Städte.

London. In der Königl. Literaturgeſellſchaft las der Sekretair Hogg's Aufſatz über zwei Inſchriften aus den Zeiten des Kaiſers Claudius, welche ſich auf die Niederlage des Caractacus durch den Proprätor von Britannien, P. Oſtorius, beziehen. Ferner ward Hrn. Cullimire's Abhandlung über die Epoche Amon-Me-Ramſes des Großen, aus den aſtronomiſchen Bildwerken in deſſen Palaſt in Theben hergeleitet, vorgeleſen.

Statiſtik der Kunſt.

Dresden, 16. März. Die Staatsregierung trifft viele Maßregeln zur Hebung und Förderung der Kunſt. Wie man für Sculptur, Architectur und Kupferſtecherkunſt drei von der Akademie gewiſſermaßen unabhängige Ateliers gebildet und unter die Leitung ausgezeichneter Männer dieſer Fächer geſtellt hat, ſo bemüht man ſich ebenfalls, für Malerei einen der ausgezeichnetſten Künſtler Deutſchlands zu gewinnen.

St. Petersburg, 22. Februar. Künftig ſollen in allen Gouvernements-Städten beſtändige Ausſtellungen von Natur-, Gewerbe- und Kunſt-Erzeugniſſen angeordnet werden.

Perſönliches.

München, 2. März. Hr. v. Raczinsky hat einen Ausflug nach Italien unternommen, zum Behufe der Herausgabe des zweiten Bandes ſeiner Kunſtgeſchichte, der die ſüddeutſche, namentlich die Münchener Schule enthalten ſoll, und wobei auch die neuere Kunſt in Italien berückſichtigt werden wird. Dieſer zweite Band wird gegen 150 ſchöne Holzſchnitte enthalten; einen wichtigen Theil der Stahl- und Kupferſtiche und Steinzeichnungen werden die Gemälde der hieſigen Meiſter einnehmen.

2. März. Kaulbach beſchäftigt ſich dieſen Winter über, da er an ſeinem großen Gemälde, die Hunnenſchlacht, nicht arbeiten konnte, mit Zeichnungen für den Frhrn. von Cotta, und es werden 21 Stahlſtiche nach jenen Zeichnungen erſcheinen, welche Scenen aus Goethe's Fauſt darſtellen.

Rom, 11. März. Profeſſor Martin Wagner, Generalſecretair der Akademie in München, hat den von S. M. dem König von Bayern ihm aufgetragenen Fries für die Walhalla vollendet. Auf dieſe Veranlaſſung wurde ihm von den deutſchen Künſtlern am 7. d. ein Feſt bereitet, welchem viele angeſehene Perſonen beiwohnten. Am Schluſſe des Geſanges eines vom Maler N. J. Fried gedichteten Liedes ſezte Thorwaldſen dem Meiſter die Lorbeerkrone auf, und in demſelben Augenblicke zeigte ein Transparentgemälde die Walhalla, wie ſie bei Regensburg prangen wird.

Der Hülfsdirector des Vatikaniſchen Muſeums, Bildhauer G. Fabris, iſt vom Pabſt mit dem Ritterkreuz des St. Georgenordens geziert worden.

Wien. Ein Weber zu Iſtrien, Namens Treviſan, hat es durch eigene Anſtrengungen, zu denen er erſt im Mannesalter durch ihm zufällig zu Geſicht gekommene Gemälde angeregt ward, ſo weit gebracht, daß er im vorigen Jahre in dem Franciscanercollegium in Mitterburg das berühmte Abendmahl des Leonardo da Vinci, für welches ihn Goethe's Abhandlung in Kunſt und Alterthum begeiſtert hatte, in einer Art copiren konnte, die ſich über das Mittelmäßige erhebt. Mehr als 20 Portraite und zwei Altarblätter beweiſen überdem, daß Treviſan ungewöhnliches Talent hat, und es wäre zu wünſchen, daß dieſem unbemittelten Naturmaler in einer Kunſtſchule Gelegenheit zur ferneren Ausbildung gegeben würde.

Stuttgart, 4. März. Thorwaldſen iſt der württembergiſche Friedrichsorden verliehen worden.

Berlin, 20. März. Der bisherige Oberbaurath Hagen iſt zum Geheimen Oberbaurathe und der bisherige Aſſeſſor Buſſe zum Oberbaurathe und Mitgliede der Oberbaucommiſſion ernannt worden. Profeſſor Gerhard, Archäolog des Königl. Muſeums (jezt auf einer Reiſe nach Griechenland begriffen), Profeſſor Tieck und Profeſſor Wichmann haben den rothen Adlerorden 3r Klaſſe erhalten.

Hamburg. Dem Domherrn Meyer allhier iſt für ſein jüngſtens Werk: „Ruſſiſche Denkmäler“ ein ſchmeichelhaftes Handſchreiben von Sr. Maj. dem Könige von Bayern zu Theil geworden.

Paris. Der hier anſäſſige, aus Berlin gebürtige Goldarbeiter Karl Wagner iſt, in Anerkennung ſeiner hohen künſtleriſchen Ausbildung in ſeinem Fache, vom König der Franzoſen zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden.

St. Petersburg, 4. März. Der Kaiſer hat dem Architekten Statenſchneider für die Entwerfung der Pläne des neuen Colonna'ſchen Palais, eine reich mit Brillanten beſezte Doſe verehrt.

22. März. Der jezt hier anweſende franzöſiſche Reiſende, Hr. Rifaud, hat die Erlaubniß erhalten, ſein Werk über Aegypten Sr. Maj. dem Kaiſer zu dediciren.

Preisbewerbung.

Haag, 18. März. Die Königl. Akademie der bildenden Künſte in Amſterdam hat zum 22. Mai den Concours zu dem zweijährigen großen Preiſe in der Baukunſt eröffnet, welcher in einer Penſion von 1200 Gulden auf vier Jahre beſteht, um den Studien in Italien oder anderswo obzuliegen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 36.

Kunſt-Blatt.

Donnerstag, den 4. Mai 1837.

Beſtand und Wirken des Kunſtvereins in München im Jahr 1836.

Die Geſellſchaft des Münchener Kunſtvereins beſteht nunmehr dreizehn Jahre; ſie iſt in fortwährendem Wachsthum begriffen; die Zahl ihrer Mitglieder ſtieg im verfloſſenen Jahr von 1602 auf 1712, und würde bedeutend größer ſeyn, wenn nicht der Tod diesmal mehr Namen gelöſcht, als in vielen früheren Jahren zuſammengenommen. Der Beitritt hoher Herrſchaften wird immer als ein beſonders erfreuliches Ereigniß bezeichnet, und ſo wird es in den Annalen unſeres Kunſtvereins herausgehoben, daß die verw. Kaiſerin von Oeſtreich und der König von Württemberg ſich unter die Zahl der Mitglieder haben aufnehmen laſſen. Der Verein zählt 122 Künſtler, die größtentheils in München wohnen. Die Einnahme des Vereins belief ſich auf nahe an 21,000 Gulden; davon wurden nahe an 16,000 Gulden zum Ankauf von Kunſtgegenſtänden verwendet. — Die ununterbrochenen Ausſtellungen dauerten fort und enthielten in dieſem Jahre 438 Oelgemälde, 26 Miniaturen, 4 Porzellangemälde, 18 Aquarell- und 1 Guachegemälde, 22 in Oel gemalte Studien, 19 Zeichnungen, 9 Kupfer- und Stahlſtiche, 32 Lithographien, 14 plaſtiſche Arbeiten, ſämmtlich von hieſigen, und 154 Kunſtwerke von fremden und verſtorbenen Künſtlern.

Unter den Arbeiten neu angekommener Künſtler erregten beſonders die des jungen A. Achenbach aus Düſſeldorf Aufſehen, und er hatte das Glück, daß zwei auf dem Verein ausgeſtellte Gemälde von ihm zu ziemlich hohem Preis in den Privatbeſitz unſers Königs übergingen.

Die Verbindung mit andern Kunſtvereinen ward, wie bisher, auf den Austauſch von Vereinsgeſchenken beſchränkt. Sich an die Ausführung des Planes für gemeinſchaftliche Ausſtellungen anzuſchließen, wie er von mehreren nord- und weſtdeutſchen Kunſtvereinen ausgeführt wird, liegt ſo ſehr außerhalb der Einrichtung unſers Vereins, daß der Gedanke daran, wenn nicht aufgehoben, doch aufgeſchoben werden mußte.

Betrachten wir nun die zur Verlooſung vom Schiedsgericht angekauften Gegenſtände, ſo finden ſich unter 87 Nummern 81 Gemälde. Unter dieſen 81 Gemälden zählt man zwei und fünfzig Landſchaften und ein einziges hiſtoriſches Bild; die übrigen 28 ſind Thier- und Architekturſtücke, Genrebilder und Uebergänge. — Was iſt die Urſache dieſer höchſt auffallenden Erſcheinung? Die gewöhnliche Antwort iſt: „Unſere Hiſtorienmaler ſind vom König ſo beſchäftigt, daß ihnen keine Zeit für Arbeiten bleibt, die wir acquiriren könnten.“ Mich dünkt, dieſe Antwort iſt irrig. Eine nähere Einſicht in die hieſigen Verhältniſſe ſtellt es heraus, daß außer Cornelius, Schnorr, Heß und Zimmermann nur die wenigen Künſtler hiſtoriſchen Fachs im Auftrag des Königs beſchäftigt ſind, die jenen bei der Ausführung ihrer großen Werke behülflich ſind. In Hohenſchwangau waren für Se. Kön. Hoheit den Kronprinzen W. Lindenſchmitt und Glinck von Seiten der Hiſtorienmaler beſchäftigt. Dagegen zweifle ich nicht, daß das Verzeichniß der Mitglieder gegen hundert Hiſtorienmaler zählt, deren Kräfte wenigſtens theilweiſe zur Verfügung des Vereins ſtehen würden. Sagt man nun: „es wird von dieſen nichts Erhebliches angeboten,“ ſo liegt auch hierin ein Irrthum. Es ſind hiſtoriſche Bilder dem Schiedsgericht angeboten worden, deren Werth und deren Preis nicht nur mit vielen angekauften Genrebildern und Landſchaften im Verhältniß ſtand, ſondern die ſich auch des beifälligen Urtheils gerade derjenigen Meiſter zu erfreuen hatten, die das Vertrauen des Königs in ſo hohem Grade rechtfertigen. Andere Gründe, über deren Triftigkeit mir kein Urtheil zuſteht, übergehend, wird es ſich eher der Mühe verlohnen, auf die Folgen einer ſo ſcharf ausgeſprochenen Gleichgültigkeit gegen die Hiſtorienmalerei aufmerkſam zu machen, wie ſie ſich bei dem diesjährigen Ankauf ziemlich unzweideutig ſchon herausſtellen.

Die Kunſt, ſo lange ſie nicht ganz auf Abwege geräth, hat es immer mit Darſtellung und Ausbildung von

Erzeugniſſen des Geiſtes zu thun, wofür ihr — je nach dem Maße der Lebhaftigkeit oder Eigenthümlichkeit der Phantaſie des Künſtlers — die Wirklichkeit mit Mitteln an die Hand geht. Dieſes Uebergewicht des Geiſtes tritt vornehmlich in der *Hiſtorie* hervor, die nur im Zuſtand der größten Dürftigkeit für ihre Begebenheiten, Scenen und Charaktere die Wirklichkeit anſpricht; allein es zeigt ſich auch bei vorherrſchender Achtung vor der Hiſtorie im *Genre* und in der *Landſchaft*; denn auch hier iſt ein weſentlicher Unterſchied, ob der Künſtler ein Bild ſeiner Phantaſie mit Hülfe wirklicher Geſtalten oder Gegenden, oder ob er die leztern allein darſtellt. Ja ſelbſt auf die *Auffaſſung* des Wirklichen hat der Zuſammenhang mit der Hiſtorie noch Einfluß, in ſo fern dieſe den Sinn für Linie, Maß und das Charakteriſtiſche ſchärft. — Ganz frei von ſich ſelbſt macht ſich der Geiſt nie und wenn er es auch aufgibt, Eigenes zu *denken*, immer wird er Eigenes *fühlen*. Dies aber gerade iſt die Klippe. Verfolgen wir den Landſchaft- oder Genremaler, deſſen Talent nicht durch die Hiſtorie (oder, was gleichviel iſt, durch inwohnenden hiſtoriſchen Sinn) geleitet iſt, ſo ſehen wir ihn mit Vergnügen das wirkliche Leben und ſeine Zufälligkeiten nachbilden, und wie für ihn ſelbſt in der Ueberwindung der Schwierigkeiten ein nachhaltender Reiz liegt, ſo haben ſeine Arbeiten durch das Gepräge des die Natur in Liebe bezwingenden Geiſtes für den Beſchauer einen gleichen Werth. Sobald aber das Talent ſich der Natur bemeiſtert, mit Leichtigkeit alles Sichtbare nachbildet und der Wiederholung inne wird, die ihm das Weiterſtudiren nicht mehr ſo dringlich macht, iſt der Gipfel erſtiegen und nun geht's im beſten Fall eben fort, meiſtentheils aber bergab. Dazu kommt, daß das individuelle Gefühl, wie ich oben ſagte, ſtatt der Phantaſie ſich geltend macht und den Künſtler in enge Grenzen des Daſeyns, einen Genremaler etwa in die bayriſchen Bauernſtuben ꝛc., einen Landſchaftmaler auf Dämmerungen, oder Ausſichten auf die Fläche oder auf Waſſerſpiegel ꝛc. einſchließt und unvermeidlich zum Ueberdruß führt, oder wenigſtens die Elaſtizität der Kräfte ſchwächt. *Nur an die Offenbarung des Unſichtbaren ſezt der Menſch immer wieder neue Kräfte*; alles Andere iſt ja ſchon da und beſſer, als er's machen kann, ſagt er zulezt.

Iſt nun das Geſagte wahr, ſo folgt daraus, daß, wo Kunſtanſtalten anfangen, ſich gegen die Beſtrebungen der Hiſtorie gleichgültig zu verhalten, ſie ihrem künſtleriſchen Verfall entgegen gehen. Und überblickt man die Ankäufe unſers Kunſtvereins von dieſem Jahr und vergleicht die Werke der begabteſten Künſtler mit ihren früheren Leiſtungen, ſo muß man ſagen: die meiſten haben uns durch leztere ein Recht auf Erwartungen gegeben, die ſie wenigſtens nicht übertroffen haben. Ich wiederhole: der Grund liegt nicht an dem Einzelnen und ſeinem Talent, ſondern in der Richtung im Allgemeinen.

Hierbei iſt eines Umſtandes zu gedenken, der meines Erachtens wohl zu beherzigen wäre. Wie der Kunſtverein allmählig die Hiſtorie beſeitigt, ſo hat die Akademie früher ſchon Genre und Landſchaft aus ihrem Bereich verbannt. Das ſollte nicht ſeyn. Nirgends ſollten ſchöpferiſche Kräfte — denn wie ſchnell verarmt ein Zeitalter daran! — gering geſchäzt, immer beachtet, gepflegt und ihrer möglichen Vollendung zugeführt werden. Der Sinn für Genre und Landſchaft wird weder im Publikum, noch unter Künſtlern unterdrückt, wenn eine Akademie denſelben nicht unterſtüzt, wenn ſie aber ſich ſeiner leitend annimmt, kann er — wenn auch nicht zu großen, doch — zu erfreulichen Reſultaten führen; jedenfalls aber kann ſie dem gänzlichen Verfall vorbeugen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Archäologie.

1. **Lettres d'un antiquaire à un artiste sur l'emploi de la peinture historique murale dans la décoration des temples et des autres édifices publics ou particuliers chez les Grecs et les Romains; ouvrage pouvant servir de suite et de supplément à tous ceux qui traitent de l'histoire de l'art dans l'antiquité. Par M. Letronne. Paris, Heideloff et Campé. 1835. 8. XVI. 524.**

2. **Peintures antiques inédites précédées de recherches sur l'emploi de la peinture dans la décoration des édifices sacrés et publics, chez les Grecs et chez les Romains; faisant suite aux Monuments inédits, par M. Raoul-Rochette. Paris, Imprimerie Royale. 1836. 4. XIII. 470.** Mit 15 colorirten Platten.

Ob die griechiſchen Maler in der blühendſten Periode ihrer Kunſt von Perikles bis auf Alexander den Großen ihre Werke ausſchließlich auf Holz oder auch auf der Wand ausgeführt haben, darüber ſtand bisher in der Archäologie keine ſyſtematiſch ausgebildete Theorie feſt. Daher erblickten auch die berühmteſten Kenner des Alterthums in den Stellen der alten Schriftſteller nach dem natürlichſten Sinn der Worte bald Tafel- bald Wandgemälde. Niemand nahm Anſtoß daran, daß von Wand-

gemälden nach Verhältniß ſeltener die Rede iſt, als von Tafelgemälden; denn man fand dies, vermöge der jeder dieſer beiden Arten von Malerei eigenthümlichen Technik und der natürlich ſich darbietenden Analogie der neuern Kunſt, natürlich. Um ſo mehr mußten die beiden Schriften der franzöſiſchen Akademiker in Widerſpruch mit den bisher beſtehenden Anſichten treten, indem die eine überall Wandgemälde, die andere überall Holzgemälde ſtatuirt. Den erſten Anlaß zu dieſem Streit gab eine Vorleſung von Herrn Architekt Hittorff über polychrome Architektur, wovon in den Annalen des archäologiſchen Inſtituts 1830 T. II. p. 263 ein Auszug gegeben iſt. Herr Hittorff ſtellte hier den Satz auf, daß die Griechen ihre Gebäude nicht nur von Außen bemalt, ſondern auch die innern Wände ihrer Tempel, Hütten und Paläſte mit hiſtoriſchen, auf der Wand ſelbſt ausgeführten Gemälden bedeckt haben. Dieſer Behauptung gab er eine ſo weite Ausdehnung, daß ſie Widerſpruch erregen mußte. Dies geſchah durch Herrn Raoul-Rochette in drei Vorleſungen, die er im Inſtitute hielt und nachher im Journal des Savans 1833 drucken ließ. Hr. Raoul-Rochette ſtellte ſich eben ſo ſchroff auf das andere Extrem und behauptete, es gebe in der blühendſten Periode der Kunſt gar kein Beiſpiel von hiſtoriſchen Gemälden auf der Wand. Gegen dieſe Theſe richtete Hr. Letronne ſeine Briefe an Hrn. Hittorff, worin er Hrn. Rochette's Vorleſungen Schritt vor Schritt, beinahe Wort vor Wort prüft und zu widerlegen ſucht. Hr. Rochette fühlte ſich aber dadurch ſo wenig in ſeiner Anſicht irre gemacht, daß er ein Jahr darauf ſein Syſtem in einem großen Quartbande auseinanderſezte und im weiteſten Umfang geltend machte.

Zum Voraus möchte es bedenklich erſcheinen, wenn zwei in ihrem Fache ſo bedeutende Gelehrte, geſtüzt auf dieſelben Thatſachen, auf ſo ſchroff entgegengeſezten Extremen ſtehen, bei einem von beiden die ausſchließende Wahrheit zu vermuthen; um daher unſere Leſer nicht durch ein leeres Raiſonnement zu ermüden und ſie in den Stand zu ſetzen, ſich ſelbſt ein Urtheil zu bilden, wollen wir ihnen die Hauptpunkte des Streites vor Augen legen.

Die Hauptbaſis, worauf Hr. Rochette ſein Syſtem begründet, bilden einige Stellen der Alten, worin von Tafelgemälden, welche die Wände von Tempeln und Hallen zierten, unverkennbar die Rede iſt. Syneſius, Biſchof von Cyrene, der im Jahr 502 p. C. nach Athen reiſte, ſagt in ſeinem 54. und 135. Briefe, daß der römiſche Proconſul die Tafeln, worauf Polygnot ſeine Kunſt niedergelegt hatte, aus der Poecile weggenommen habe. Nach der Eroberung von Ambracia führte der Sieger, M. Fulvius Nobilior, Statuen, Gemälde und andere Kunſtwerke hinweg, um damit ſeinen Triumph zu ſchmücken. Die Ambracier ſchickten darauf Abgeordnete nach Rom, um ſich über die harte Behandlung ihrer Stadt zu beklagen. Als dieſe ihren Vortrag vor dem Senat hielten, ſo ſagten ſie unter Anderm: Conjuges, liberos, in servitium abstractos, bona adempta; et quod se ante omnia moveat, templa tota urbe spoliata ornamentis; simulacra Deorum, Deos immo ipsos, convulsos ex sedibus suis, ablatos esse; parietes postesque nudatos, quos adorent, ad quos precentur et supplicent, Ambraciensibus superesse. Liv. 38, 40. Aus dieſer Stelle ſehen wir deutlich, daß die Gemälde auf den Wänden und Thürpfoſten der Tempel angebracht ſeyn mußten, da ſich die Abgeordneten über die entblößten Wände und Thürpfoſten beklagen. Cicero in der vierten Rede gegen den Verres c. 55 ſpricht ausdrücklich von hiſtoriſchen Gemälden auf Holz, womit die innern Wände des Minerventempels in Syrakus bekleidet geweſen ſeyen (his autem tabulis interiores templi parietes vestiebantur). Ferner erzählt Cicero de Invent. 2, 1: Die Krotoniaten haben in der blühendſten Zeit ihrer Republik den Wunſch gehabt, den Tempel der Juno Lucinia mit Gemälden zu ſchmücken. Sie haben ſich daher an den Zeuxis gewendet, der ihnen mehrere Gemälde lieferte, von denen einige bis auf Cicero's Zeit an der Stelle geblieben waren. Unter den bei dieſer Gelegenheit ausgeführten Gemälden war auch das berühmte Gemälde der Helena, welches ſpäter Auguſtus aus dem Tempel entführte. Hier iſt wieder deutlich ausgeſprochen, daß dieſes Heiligthum zu Kroton mit Tafelgemälden geſchmückt war. Auf dieſe vier Beiſpiele, die auf eine Art erzählt ſind, daß über den Sinn gar kein Zweifel ſeyn kann, gründet Hr. Rochette ſein ganzes Syſtem und erklärt alle andern Stellen, wo über die techniſche Ausführung der Gemälde nichts bemerkt iſt, in demſelben Geiſte. „On sera convaincu,“ ſagt er p. 207, „que dans d'autres occasions semblables, où il s'agit de travaux de peinture exécutés par des artistes célèbres, tels que ceux de Phidias, dans l'Olympieion d'Athènes, de Polygnote, au Lesché de Delphes, de Protogène, aux Propylées, c'est toujours de cette manière, qu'il faut entendre les témoignages classiques qui les concernent.“ Dieſem Grundſaz gemäß zählt denn Hr. Rochette in dem Abſchnitt: „des tableaux consacrés dans les temples par un motif religieux et servant à la decoration des lieux sacrés“ p. 87 — 115 achtzehn Tempel und Heiligthümer auf, die alle mit Gemälden auf Holz geſchmückt waren, und p. 144 — 208 in dem Abſchnitt: „des peintures historiques employées à la décoration des édifices d'Athènes“ vermehrt er dieſe Anzahl mit zwölf weitern, die wir der Wichtigkeit der Monumente wegen namentlich aufführen. 1) Der Tempel des Theſeus. 2) Die Poecile. Daran knüpft er 3) die von Philoſtratus beſchriebene Gemäldegallerie in Neapel. 4) Das Grabmal der Xenodice in

Sicyon. 5) Gemälde von Zeuxis in dem Tempel der Venus zu Athen. 6) Gemälde des Phidias in dem Tempel des Jupiter Olympius. 7) Die Propyläen. 8) Die Leſche in Delphi. 9) Der Tempel der Minerva Area zu Plateä. 10) Gemälde im Erechtheum. 11) Gemälde des Euphranor in einem Porticus im Ceramicus. 12) Gemälde des Kleagoras im Lyceum. Wenn nun ſchon durch dieſe zahlreichen Monumente, deren Ausſchmückung mit Tafelgemälden für Hrn. R. Rochette über allen Zweifel erhaben iſt, die Allgemeinheit dieſes Gebrauches erwieſen ſeyn ſoll, ſo wird ihm dieſe Anſicht zur unumſtößlichen Gewißheit durch eine Stelle des Plinius, in der er ſcheinbar den Wandmalern allen Ruhm abſpricht. Er ſagt nämlich XXXV, 10, 40: Sed nulla gloria artificum est, nisi eorum, qui tabulas pinxere; eoque venerabilior apparet antiquitas. Non enim parietes excolebant dominis tantum, nec domos uno in loco mansuras, quae ex incendiis rapi non possent. Casula Protogenes contentus erat in hortulo suo. Nulla in tectoriis Apellis pictura erat. Nondum libebat parietes totos pingere. Omnis eorum ars urbibus excubabat, pictorque res communis terrarum erat. Dieſe Stelle führte ſchon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts einen Akademiker von Cortona, Venuti, auf die Anſicht, daß die beſten Gemälde des griechiſchen Alterthums auf Holz ausgeführt und in die Wand eingelaſſen worden ſeyen, daß hingegen die Wandgemälde einen untergeordneten Rang behauptet haben; und dieſe Anſicht proclamirt auch Hr. Rochette p. 72 als das Reſultat ſeiner Unterſuchung. „C'est effectivement là la vérité; c'est le problème de la peinture antique réduit à sa plus simple comme à sa plus juste expression, c'est le résultat que je me crois d'avance autorisé à proclamer, comme étant conforme, sur tous les points, à l'examen de tous les faits de la question.“ Dies ſind die Hauptpunkte, auf die Hr. Rochette ſeine Theorie gegründet hat, und dieſe ſcheint ihm durch die zahlreichen Zeugniſſe des Alterthums ſo unwiderleglich feſtgeſtellt, daß er nicht nur fünf unleugbare Beiſpiele von Wandgemälden als Ausnahmen von der Regel p. 181 und 199 zugeſteht, ſondern p. 201 noch zwei weitere Beiſpiele liefert, die er ſeinem Gegner zu beliebigem Gebrauch anbietet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Rom, 4. März 1837.

Hier rüſtet ſich Alles zur Abreiſe. Thorwaldſen geht nach Oſtern über München nach Kopenhagen ab. Mit ihm wird Wagner reiſen, der die herkuliſche Arbeit ſeines (für die Walhalla beſtimmten) Frieſes nun auch materiell beendigt hat. Nächſten Dienstag (7. März) hat man ihm ein großes Mittagsmahl zur Feier dieſes frohen Ereigniſſes veranſtaltet. Die Urtheile auch der bedenklichſten und ſchärfſten Kritiker ſtimmen darin überein, daß dieſe Arbeit durch Originalität und Geiſt an die höchſten Leiſtungen neuerer Zeit herantritt. In ſolchem Betracht ſtellt man ſie ſogar allen ähnlichen Kunſtwerken voran. Die Compoſitionen ſind unendlich reich und voll der überraſchendſten Mannichfaltigkeit, daß man bei jeder neuen Entwickelung des lang hindurchgehenden und mit wunderbarer Genialität durchgeführten hiſtoriſchen Zuſammenhangs von neuem Staunen ergriffen wird. In einer der lezten Darſtellungen hat der Künſtler ſein eigenes Porträt und das ſeiner Mitarbeiter bei einem Gelage angebracht, dem, wie es ſcheint, ein Bußprediger naht. Pettrich leert eine Feldflaſche, Schöpf trägt mit ritterlichem Anſtand eine Bratenſchüſſel herbei. Der Meiſter ſelbſt ſchaut mit einer großartigen Ruhe dem bunten Gewirre des Lebens zu, wie ein antiker Philoſoph. Endlich iſt dabei auch noch der als Pferdemaler ausgezeichnete Künſtler Preſtele angebracht, deſſen Rath ſich Wagner bei der Ausführung der über alle Erwartung herrlichen, edlen Roßgeſtalten bedient zu haben ſcheint.

Herr von Rhoden hat ſo eben eine ſeiner ſchönſten landſchaftlichen Compoſitionen vollendet. Das Bild, welches geſegnete Thäler einer überaus anmuthigen und ſchönen Gegend darſtellt, wird allgemein als eines der gelungenſten Werke des Künſtlers bewundert. Nicht bloß die klaſſiſche Behandlung und fleißige Ausführung, ſondern ganz beſonders auch die poetiſche Empfindung, welche das Ganze aus einem Guß und voll der reichſten Anmuth geſchaffen hat, ſtellen dieſes Werk ſo ausgezeichnet hin.

Von Bildhauerarbeiten zeichnen ſich E. Wolff's Leiſtungen ſtets vor allen durch eine verſtändige Ausführung und gründliches, ehrenwerthes Studium aus. Ein Amor mit der Löwenhaut, die er über den Kopf gezogen, und der Keule, auf die er ſich leicht aufſtüzt, wird vor ſeinen früheren Werken wegen der Grazie und Formenſchöne, die man darin wahrnimmt, bewundert. Dem Vernehmen nach iſt dieſe liebliche Statue an den Münchener Kunſtverein zur Ausſtellung abgegangen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[199] So eben iſt in Rom erſchienen und in allen Buch- und Kunſthandlungen vorräthig:

Thorwaldſen's Werke,

von Th. ſelbſt herausgegeben, unter ſeiner ſpeciellen Aufſicht in Rom geſtochen und mit ſeiner eigenen Erklärung verſehen. 1s Heft.

(Enth. I Blatt Nemeſis, II–V Blatt die vier Jahrszeiten.)

Das Heft von 5 Kufertafeln in Folio und 2 Blatt Text in Umſchlag koſtet im Subſcr.-Preis 22 gr. ſächſ., 27½ ſgr. preuß., 1 fl. 42 kr. rhein.; die Prachtausgabe auf chineſiſchem Papier das Doppelte. Alle Buch- und Kunſthandlungen werden um Einſendung der Subſcribentenverzeichniſſe erſucht; da dieſelben am Schluſſe des Werkes abgedruckt werden. (Die erſte Abtheilung von circa 200 Blättern enthält die neuern Arbeiten dieſes Meiſters, welche noch in keiner andern Ausgabe enthalten ſind.

E. Flemming.

№. 37.

Kunſt-Blatt.

Dienstag, den 9. Mai 1837.

Archäologie.

1. **Lettres d'un antiquaire à un artiste sur l'emploi de la peinture historique murale etc. Par M. Letronne.**

2. **Peintures antiques inédites précédées de recherches sur l'emploi de la peinture dans la décoration des édifices etc. Par M. Raoul-Rochette.**

(Fortſetzung.)

Betrachten wir denn auch dieſe Stellen etwas näher. Plinius XXXV, 11, 40 ſagt von dem Maler Pauſias: pinxit et ipse penicillo parietes Thespiis, cum reficerentur quondam a Polygnoto picti. Hier iſt deutlich ausgeſagt, daß Polygnot auf die Wand gemalt habe, und daß dieſes Wandgemälde etwa ein Jahrhundert ſpäter von Pauſias wiederhergeſtellt worden ſey. Nach Pauſ. V, 11, 5 ſchmückte Panänus die Mauer, welche als Schutzwehr um die Statue des Olympiſchen Jupiters herum aufgeführt war, auf drei Seiten mit Gemälden. Von demſelben Meiſter ſagt Plin. XXXVI, 23, 55: In Elide aedes est Minervae, in qua frater Phidiae Panaenus tectorium induxit lacte et croco subactum, ut ferunt. Hier wird zwar nicht ausdrücklich geſagt, daß Panänus dieſe Wände bemalt habe, aber der künſtlich gemachte Ueberwurf läßt nach Hrn. Rochette's eigenem Zugeſtändniß an keinen andern Zweck denken, als den, die Wand zur Aufnahme von Gemälden zuzubereiten. Ferner ließen Varro und Murcena während ihrer Aedilität im Jahr 68 a. C. in Lacedämon Gemälde, die auf Backſtein-Wänden ausgeführt waren, ausſchneiden und, in hölzerne Rahmen gefaßt, nach Rom bringen, Vitruv. II, 8, 9. Plin. XXXV, 49. Endlich erzählt Pauſanias X, 38, 9 von einem Tempel der Artemis bei Oeanthea in Lokris, auf deſſen Wänden verblichene Gemälde waren, von denen kaum mehr etwas zu ſehen war: *γραφαὶ δὲ ἐπὶ τῶν τοίχων ἐξίτηλοί τε ἦσαν ὑπὸ τοῦ χρόνου καὶ οὐδὲν ἔτι ἐλείπετο ἐς θέαν αὐτῶν.* Die zwei weiter von Hrn. Rochette beigebrachten Stellen betreffen 1) das Polemarcheion zu Phlius, das von Sillar aus Rhegium gemalt war. Polemon bei Athenäus V, 55. p. 210 B. ſagt davon: *κατὰ τὴν Πολεμάρχειον στοὰν γεγραμμένην ὑπὸ Σίλλακος τοῦ Ῥηγίνου, οὗ μνημονεύουσιν Ἐπίχαρμος καὶ Σιμωνίδης.* Dies würde alſo wenigſtens in das fünfte Jahrhundert v. Chr. fallen, da Epicharmus und Simonides des Sillar Erwähnung thun. 2) Die Einfaſſung der Quelle Kyrene in Korinth, worauf die Erlegung der Freier durch Ulyſſes gemalt war. Pauſ. II, 3, 3 ſagt: *περίβολός ἐστιν· ἐν δὲ αὐτῷ γραφὴ τὸ Ὀδυσσέως ἐς τοὺς μνηστῆρας ἔχουσα τόλμημα.* Allein dieſe beiden Stellen ſprechen nicht mit der Beſtimmtheit von Wandgemälden, daß die entgegengeſezte Erklärung, wie ſie an ſo vielen Stellen von Hrn. Rochette angewendet wird, nicht auch hier möglich wäre. Wir verzichten daher darauf, ſie zu Gunſten unſerer Anſicht anzuführen, und verſuchen es, unſere Argumentation mit den fünf von dem Gegner ſelbſt zugeſtandenen Stellen zu führen.

Wir wollen annehmen, daß wir in den Berichten der alten Schriftſteller gerade dasjenige Verhältniß der Wandgemälde zu den Gemälden auf Holz antreffen, wie es in der Wirklichkeit ſtattfand. Iſt dieſe Annahme unrichtig, ſo trifft der Nachtheil des falſchen Calculs jedenfalls unſere Anſicht, für die ſich ſo wenige ausdrückliche Zeugniſſe finden. Wir wollen ferner annehmen, — mit wie viel Recht, wird ſich ſpäter zeigen —, daß alle von Herrn Rochette beigebrachten Stellen vollkommen richtig erklärt ſeyen; ſo hätten wir denn, gegenüber von unſern fünf Monumenten mit Mauer-Gemälden, 1) die vier oben angeführten Fundamental-Stellen; 2) die achtzehn an verſchiedenen Punkten der helleniſch civiliſirten Welt aufgezählten Tempel und Heiligthümer; 3) die zwölf in Athen und an andern Orten befindlichen Monumente, von denen wir aber die Poecile ſchon unter Nr. 1 mitgerechnet, hier alſo in Abzug zu bringen

haben. Dies wären alſo drei und dreißig gegen fünf. In Vorausſetzung, daß wir in unſerer Aufzählung manches nur nebenbei angeführte Monument übergangen haben, ſetzen wir 4) noch ſiebzehn weitere mit Tafel-Gemälden geſchmückte Gebäude; und ſomit hätten wir denn 50, ſage fünfzig, Monumente, welche mit Gemälden auf Holz ausgeſchmückt waren, gegen fünf, welche Wandgemälde hatten: alſo — Eins gegen zehn. Und doch, ſelbſt bei dieſem Verhältniß, das wir mit Verzichtleiſtung auf allen eignen Vortheil, mit ſichtbarer Begünſtigung der entgegengeſezten Anſicht, ermittelt haben, werden wir niemals zugeben, daß die Wandmalerei nur eine Ausnahme von dem gewöhnlichen Verfahren, und ein untergeordneter Grad der Kunſtübung geweſen ſey; wir behaupten im Gegentheil, es liegt ganz in der Natur der dieſen beiden Arten der Malerei eigenthümlichen Technik, daß die Gemälde auf Holz ungleich häufiger ſind, als die Gemälde auf der Wand. Man betrachte doch die Kirchen, die Klöſter und Paläſte in Rom und Toscana. Auf welcher Seite ſteht denn die Mehrzahl, auf der Seite der mit Fresken oder der mit Holz- und Leinwand-Gemälden geſchmückten? Und an wie wenige Kirchen, Caſino's und Villa's, die al fresco ausgemalt ſind, knüpfen ſich berühmte Namen, wie die eines Maſaccio, Fieſole, Michel Angelo, Rafael, Giulio Romano, Correggio, Leonardo da Vinci, Guido Reni! Dennoch aber zählt Niemand die Fresko-Malerei zu den Ausnahmen oder zu den untergeordneten Kunſtzweigen; weil die Erfahrung zeigt, daß ſich die Gelegenheiten, ganze Wände mit Fresko-Gemälden zu bedecken, ſelten darbieten, während es die Mittel von Corporationen oder einzelnen frommen Donatoren viel leichter machen, einzelne Gemälde auf Holz oder Leinwand zu ſtiften: und auf dieſe Art iſt es ganz natürlich, daß man ungleich häufiger Gebäude mit Holz- oder Leinwand-Gemälden als mit Fresken geſchmückt findet. So war es auch im Alterthum, denn gewiſſe Analogien, welche auf die Natur der Sache gegründet ſind, bleiben unter ſonſt ganz verſchiedenen Umſtänden ſtets dieſelben. Daraus erklärt ſich auch der Ausſpruch des Plinius: nulla gloria artificum, nisi eorum, qui tabulas pinxere; denn abgeſehen davon, daß ein Staffelei-Gemälde einer weit größern Vollendung fähig iſt, als ein Gemälde auf naſſer Wand, das immer eine gewiſſe Eile nöthig macht und keine Nachbeſſerung zuläßt, ſo hat der Staffelei-Maler den beſonderen Vorzug, daß er ſeine Arbeiten nach allen Seiten hin verbreiten kann, und daß ſie vor möglichen Unfällen gerettet werden können; Fresken aber ſind an Einen Ort gefeſſelt, und iſt dieſer Ort vollends ein Privathaus, was Plinius nach dem ganzen Zuſammenhang ſeiner Stelle im Auge hat, ſo iſt es um den Ruhm des Künſtlers ganz geſchehen.

Dem Geſagten zufolge würden wir alſo ſelbſt in dem Falle, daß es mit allen von Hrn. Rochette aufgeführten Daten ſeine vollkommene Richtigkeit hätte, noch immer weit entfernt ſeyn, an die alleinſeligmachende Kunſt der Tafelmalerei zu glauben. Die Sache wird ſich aber noch bedeutend anders herausſtellen, wenn wir nachweiſen, daß die gegebenen Thatſachen zum großen Theile nichts weniger als feſt ſtehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beſtand und Wirken des Kunſtvereins in München im Jahr 1836.

(Fortſetzung.)

Das hiſtoriſche Bild, das das Schiedsgericht angekauft, iſt von dem Conſervator des Vereins, Herrn A. Kloz, und ſtellt eine Verkündigung Mariä vor; die Figuren etwa 1 F. hoch. Die Auffaſſung iſt eigenthümlich, nicht ſowohl kirchlich-religiös, oder ſymboliſch, als dramatiſch. Man ſieht, es lag dem Künſtler daran, ſich den Moment zu vergegenwärtigen. Nacht bedeckt die Landſchaft, die Lichterſcheinung des Engels ſchwebt links über der auf die Knie geſunkenen Jungfrau, die mit ausgebreiteten Armen Erſtaunen und Ergebung ausſpricht. Das Bild iſt mit Liebe und Fleiß gemalt und in ſeinen Einzelheiten durchgebildet; die Lichtwirkung concentrirt.

Unter den Genrebildern zeichnet ſich durch Größe und Tüchtigkeit der Arbeit ein Gemälde von Simonſen aus, das Verdeck eines griechiſchen Piratenſchiffs. Man befindet ſich auf dem Schiff ſelbſt und überſieht nur einen kleinen Theil deſſelben; nur ein ganz ſchmaler Streifen über dem Schiffsrand läßt auf das Meer ſchließen; vom Maſt und Segel iſt im Verhältniß nur wenig ſichtbar. Auf allerhand Gepäck und Geräth liegen ſchlafend oder einſchlafend mehrere durch ihre Phyſiognomie und Tracht intereſſante ſüdländiſche Geſtalten; ein wacher Räuber ſieht mit Aufmerkſamkeit jenſeit des Bildes. So vortrefflich dieſes Bild gezeichnet und gemalt iſt, ſo erhebt es ſich doch nicht über den Werth wohlgeordneter Studien: weder durch die Form noch durch den Gedanken ſind die Einzelheiten verbunden. Ich bin nicht der Meinung, die vor dieſem Gemälde öfter geäußert worden, daß es mit Wenigem, etwa mit der Andeutung eines Schiffs in der Ferne oder dergleichen, ſeine Rundung erhalten würde; wie es iſt, iſt es in ſich vollkommen, das Spiegelbild eines Moments; aber der Spiegel der Kunſt ſoll ein Diamant ſeyn, der das Licht verwandelt, ehe er's zurückwirft.

Zwiſchen Genre und Hiſtorie hat ſich Gräfle mit ſeinem Tode Taſſo's geſtellt (die Figuren auch etwa 1 F. hoch). Der Sterbende liegt auf einem Ruhebette unter karmoiſinrothen Vorhängen. Ein Mönch legt ihm die Hand auf's Herz, dem lezten Schlage lauſchend; von zwei andern, die vor dem Bette knieen, betet der eine, der andere hält ein Licht, und vor daſſelbe ſeine Hand und beleuchtet damit die ganze Scene. Das volle Licht fällt auf den Sterbenden. Der Contraſt von Licht und Nacht macht große Wirkung. Sobald irgend ein Mittel der Darſtellung dieſe ſelbſt überwiegt und als Motiv derſelben auftritt, tritt das Kunſtwerk aus der hiſtoriſchen Bahn, und Van Schalken's kluge und thörichte Jungfrauen werden nie auf den Ruhm eines reinhiſtoriſchen Bildes Anſpruch machen, ſo große Bewunderung ſie erregen und verdienen.

Von den Landſchaften zeigt die große Abendlandſchaft von Fohr hiſtoriſche Beſtrebungen in dem oben angedeuteten Sinn. Hier wiegt bei weitem die Conception vor, der düſter glühende Himmel, die weite Einöde, die mächtigen, dunkeln Eichen am Waldſtrom würden ſelbſt ohne die Staffage (Mazeppa aufs Roß gebunden, von Wölfen verfolgt) einen dieſer ganz entſprechenden Eindruck machen. Ausführung aber und techniſche Behandlung bleiben meiner Einſicht nach hinter dem Gedanken zurück, was ich für ein glücklicheres Verhältniß achte, als wenn großer Kunſtaufwand um wenig oder nichts gemacht wird.

Ein Bild, das von ſeltenem techniſchen Talent, Leichtigkeit der Production und Kenntniß des Materials zeugt, iſt die große Landſchaft von Zimmermann. Es iſt eine Gegend zwiſchen Ebene und Gebirge bei wechſelnder Tagsbeleuchtung. Die Natur in ihren Erſcheinungen, Lufttöne, Wolkenbildung, Farbenſpiel, auf Flächen und Hügeln, Baumformationen u. ſ. w. kann kaum feiner und richtiger beobachtet werden, als der Künſtler bei dieſem Bilde ſie beobachtet hat. Allein die Anordnung deſſelben ſcheint weniger von ihm als von der Wirklichkeit ſelbſt und all ihren Zufälligkeiten getroffen worden zu ſeyn.

Chr. Etzdorf's großes Gemälde eines norwegiſchen Felſenthals gehört zu den intereſſanteſten Werken der diesjährigen Periode.

Genre und Landſchaft vereinigen ſich leichter mit einander, als eines von ihnen mit Hiſtorie; beide haben es mit Auffaſſung des wirklichen Lebens zu thun. Das ſeltene Talent, das Leben, wenigſtens einzelne Erſcheinungen, ganz in Weiſe der Wirklichkeit zu denken und ſodann darzuſtellen, beſizt Bürkel; aber die ſichere Anordnung ſeiner Gemälde zeigt, daß ſie von ihm und nicht vom zufälligen Aeußern herrührt. Die Gemälde dieſes Meiſters fangen an, ſelten zu werden; in der lezten Zeit zeigte er überdies eine Vorliebe für den Winter, der doch nicht Jedermanns Freund iſt (obſchon ſeine Schmiede im Walde, ein Bild voller Schnee, das er vor Kurzem ausgeſtellt, Alles übertrifft, was man in dieſer Weiſe bisher hier geſehen); um ſo erfreulicher iſt es, daß das Schiedsgericht von ihm ein Bild angekauft, das ſich durch Inhalt, Ausführung und Größe als eines ſeiner allerwerthvollſten hinſtellt und obendrein den Reiz einer dem Künſtler bisher fremden tief-kräftigen, ſaftigen Färbung hat. Wir befinden uns in dem Hochgebirg vor einer Alpenhütte; die Sennerin ſteht Waſſer ſchöpfend am Brunnen, Vieh liegt im fetten, glänzenden Gras, ein Saumthier ſteht daneben, anderes kommt den Berg herauf; ein Hirt ſchreit, den Hut ſchwenkend, den Jubelruf in die Tiefe, einem Nachkommenden entgegen; eine weite Ausſicht eröffnet ſich ins ebene Land, das im Morgen-Sonnenſchein vor uns liegt, Schwalben ſchweben im reinen, friſchen Himmelsblau.

Auch von der entgegengeſezten Art, der Verbindung von Landſchaft und Hiſtorie, befindet ſich ein Bild unter den angekauften Gegenſtänden, das Aufmerkſamkeit verdient; es iſt eine erdichtete Landſchaft von Krug (aus Koburg?), Sonnenuntergang hinter Meer und Hügeln, eine Hütte im Vorgrund; die Geſtalten, womit die Scene belebt iſt, zeigen ſich als die Aeltern des Tobias, erfreut über die Rückkehr des Sohns, der mit dem Engel den lezten Hügel in der Ferne überſchreitet. Hier ſpricht ſich Phantaſie und Gefühl aus, das unter guter Leitung zu etwas Tüchtigem zu führen verſpricht. Hier freilich muß die Natur noch nachhelfen.

Ich hebe nun noch im Allgemeinen aus der Zahl der angekauften Bilder folgende aus, ohne damit über die, die ich übergehe, ein Urtheil ausſprechen zu wollen. Von Sagſtätter zwei Genrebilder, von denen das eine Dorfpolitiker, im Disput über den Donau-Main-Kanal, vorſtellt, mit vortrefflicher Charakteriſtik der Köpfe und vornehmlich des Wirths, den der Disput, aber nicht ſein Inhalt intereſſirt. Schade, daß Sagſtätter das Theater, auf dem ſeine Leute ſpielen, ſo dürftig ausſtattet! Ihm ſollten Teniers und Oſtade das Gemüthliche ſchildern lehren. H. v. Mayer, gefangene italieniſche Räuber, von Dragonern escortirt. Völker, ein neapolitaniſches Mädchen mit ihrem Bruder am Meeresufer, nach der Ferne ſehend und winkend. Solche Bilder werden immer als Fragmente erſcheinen, da die ganze Handlung der Dargeſtellten ſich auf ein Jenſeit des Rahmens, das Jeder beliebig ſich ausfüllen kann, ſich bezieht. Merk, ein alter Bauer gibt ſeinem Jungen Unterricht im Zitherſpielen. Evers, die Werkſtatt eines Holzſchnitzers, und ein Knabe, der Oſtereier verzehrt.

Im Uebergang zur Landſchaft ſtehen der Entenhof von Lorenz Quaglio, eine Idylle aus dem bayriſchen Gebirg; Marr's verunglückte Schlittenfahrt im Walde, mit derbem Humor gedacht: Ein dummer Bauernjunge

iſt Fuhrmann, der Schlitten iſt von der Straße herab in einen Graben geſtürzt; der Bauer, ein offenbar ziemlich unfähiger Held, ſtürzt ſchreiend von ſeinem Hinterſitz; der dicke geiſtliche Herr, der vor ihm geſeſſen, ſcheint ſich in ſein Unglück zu finden, indem er das weiche Schneebett unter ſich und des Bauern junge Frau, ſeine Nachbarin, über ſich fühlt. — Habenſchaden, eine anmuthige ländliche Scene vor einem Dorf, bei angenehmem, halbſonnigem Wetter wird Wäſche gewaſchen, der Pflug, mit Kuh und Pferd beſpannt, zur Beſtellung des Ackers, ein Hirte treibt ſeine Schafe vor ſich her.

Bilder, in denen es vorzüglich um Darſtellung der Thiere zu thun iſt, ſind zwei freundliche Idyllen von Karl Heß, Kühe am Waſſer, und die Heimkehr vom Felde; Pferde an einem Brunnen von A. Adam, und eine heimkehrende Heerde von Benno Adam. Friſch hat Hunde in verſchiedenen Aeußerungen der Leidenſchaft in Bezug auf ein Stück Fleiſch mit großer Lebendigkeit und guter Technik, Holm Hühnerhunde auf der Jagd dargeſtellt.

Architekturbilder ſehr verſchiedener Auffaſſung ſind angekauft worden von A. v. Bayer, S. Quaglio u. A. Erſteres eine ſonnenbeſchienene weiße Vorhalle, in der der Abt Cöleſtin von St. Gallen ſizt, iſt durch die künſtleriſche Behandlung eines ziemlich gleichgültigen Stoffes; lezteres, die ehemalige Minoriten-Kirche zu Rothenburg an der Tauber, durch den Gegenſtand, durch die Architektur dieſer Kirche und die vielen vorkommenden Sculpturen intereſſant. — Von Dom. Quaglio und von W. Gail hat leider die diesjährige Sammlung kein Bild.

Von den vielen Landſchaftmalern, deren Werke außer den genannten diesmal zur Verlooſung kamen, nenne ich nur noch die Namen: Ed. Schleich, Kaufmann, Altmann, Zwengauer, Seeger, Ott, B. Stange, Carl, Kaiſer, Vollmer, Steingrübel, Crola (eine ſehr ſchöne kleine Waldpartie mit Heidevorgrund), Moosbrugger, Metzinger u. ſ. w. Von Rottmann, Heinlein und Chr. Morgenſtern leider nichts. Dagegen die lezten Bilder des im Lauf des Jahres verſtorbenen Landſchaftmalers Heilmaier.

Drei Werke der Sculptur, die nach Schwanthaler's Modell von Stieglmaier in Erz gegoſſene Statuette des H. Holbein; Tobias mit dem Fiſch, ein Relief in Gyps von K. Kaulbach, und ein von Pfeilen durchbohrter, an einen Baumſtamm gebundener Leichnam (S. Sebaſtian?), über halblebensgroße Figur in Gyps, von Stürmer aus Berlin, vermehrten die Zahl der Gewinne auf eine erfreuliche Weiſe.

(Der Beſchluß folgt.)

Nachrichten vom März.

Nekrolog.

Frankreich. Am 15. März ſtarb zu Montpellier der lezte ausgezeichnete Schüler der David'ſchen Malerſchule, Xavier Fabre, im Alter von 70 Jahren. Er hatte vor Kurzem dieſer ſeiner Vaterſtadt ſeine Sammlungen geſchenkt und dadurch das jezt dort beſtehende ſchöne Muſeum begründet. Er gewann im Jahr 1787 den großen Preis bei der Pariſer Akademie mit dem Bilde: „der Tod des Sedecias,“ ging darauf nach Rom, wo er einen Tod Abels, einen heil. Sebaſtian, Milo von Kroton für Lord Briſtol, und Philottet auf Lemnos malte, welche Bilder ſich durch reine Zeichnung, ſchöne Farbe und breite, ſchöne Ausführung empfahlen. Im Jahr 1793 flüchtete er auf Veranlaſſung Baſſeville's mit ſämmtlichen Zöglingen der franzöſiſchen Akademie von Rom nach Neapel, wo er ſich niederließ und meiſtens Bildniſſe malte. Veranlaſſung hierzu gab ihm hauptſächlich das freundſchaftliche Verhältniß, in welches er dort mit der Gräfin Albani und dem berühmten Alfieri trat, nach deſſen Tod er bei der Gräfin Albani blieb. Sie ſezte ihn zum Erben ihrer wiſſenſchaftlichen und Kunſtſchäze ein, die zum Theil von Alfieri herrührten. Fabre vermachte jedoch der Stadt Florenz, um ihr ein Zeichen ſeiner Dankbarkeit zu geben, Alles, was zur Bibliothek, den Werken und Papieren des großen Dichters gehörte, und brachte bloß die Kunſtſchäze, die er theils ſelbſt geſammelt, theils durch das genannte Vermächtniß erhalten hatte, vor wenig Jahren nach Montpellier. Er ſchenkte die ganze Sammlung der Stadt, welche ein geräumiges Local zu ihrer Ausſtellung aufrichten ließ und dem ſo gebildeten Muſeum ſeinen Namen gab. Er hatte ſich den beſcheidenen Titel eines Conſervators deſſelben für ſeine Lebenszeit vorbehalten. Fabre ſtarb an einem heftigen Anfall von Gicht, an der er ſeit langer Zeit gelitten hatte. Er war ſeit 1816 correſpondirendes Mitglied der franzöſiſchen Akademie.

Zu Paris ſtarb an demſelben Tage der älteſte der dort lebenden Maler, Bonvoiſin, geb. 1752. Er hatte den großen Preis bei der Kön. Akademie erhalten, und ſein Gemälde: Herkules und Apollo um den Dreifuß ſtreitend, verſchaffte ihm die goldene Medaille.

Kunſtausſtellungen.

Hannover, 14. März. Die Zahl der Gegenſtände der ſeit dem 24. v. Monats eröffneten Kunſtausſtellung iſt bereits auf 569 angeſtiegen, meiſt Gemälde, einige Zeichnungen und Aquarelle, wenige Sculpturen. Frankreich und England haben Einiges geliefert; die Niederlande werden durch viele Bilder, Italien ſogar durch eines repräſentirt. Das Meiſte gehört natürlich dem Vaterlande. Wir haben ſehr Ausgezeichnetes, es iſt aber nicht dutzendweiſe vorhanden. Die Schauluſt des Publikums iſt, im Vergleich mit den frühern Ausſtellungen, vermindert, aber das Kunſtgefühl der Einzelnen höher gebildet; das zeigt ſich vorzüglich in der Art der Einkäufe.

Berlin, 11. März. Der Antiquitätenſammler Hr. Fr. Helm aus Frankfurt a. M. hat die berühmten Gobelins Ludwigs XVI. im Saale des Hotel de Ruſſie ausgeſtellt. Dieſe, welche Ludwig XVI. dem Pabſte Pius VI. ſchenkte, wurden früher alljährlich am Frohnleichnamsfeſte in der Peterskirche öffentlich gezeigt, von den Franzoſen aber wieder nach Frankreich gebracht und verſteigert. Sie ſtellen dar: Salomons Urtheil, Eſther vor Ahasverus, Suſanna's Todesurtheil, und Joſeph, wie er ſich ſeinen Brüdern zu erkennen gibt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 38.

Kunſt-Blatt.

Donnerstag, den 11. Mai 1837.

Beſtand und Wirken des Kunſtvereins in München im Jahr 1836.

(Beſchluß.)

Ich gehe nun zu dem Gewinn über, der ein jedes Mitglied trifft, auf das ſ. g. Vereinsgeſchenk. Ueberſieht man die frühern Bemühungen, dieſem einen allgemein anſprechenden Inhalt zu gewinnen, und vergleicht ſie mit dem zulezt eingeſchlagenen Weg, ſo muß man geſtehen, daß man noch nie ſo richtig gegangen. Glücklicher Weiſe iſt auch die Ausführung des Gedankens vollkommen gelungen und der Verein gibt ſeinen Mitgliedern diesmal ein Geſchenk, das des ungetheilteſten Beifalls ſich zu erfreuen hat.

Eugen Neureuther hatte im Jahr 1835 den Auftrag erhalten, das Dornröslein von Grimm in ſeiner Weiſe zu bearbeiten und die Zeichnung auf Stahl zu radiren. E. Neureuther iſt bekannt durch ſeine arabeskenartigen originellen Randzeichnungen zu Goethe's Gedichten, zu denen anderer deutſcher Klaſſiker, zu bayriſchen Volksliedern, zur Lenore, zu des Pfarrers Tochter von Taubenhain ꝛc. Sein Talent, unterſtüzt durch gründliche Studien der vegetabiliſchen und animaliſchen Natur, der romantiſchen und ländlichen Architektur ꝛc. äußert ſich vorzüglich in glücklicher Verwendung und Verbindung alles bildneriſchen Materials und durch eine unerſchöpfliche Phantaſie für Wendungen, Anordnungen, Einfälle und Zuſammenſtellungen. Die vorkommenden Geſtalten ſind alle wahr gedacht und in einem der Cornelius'ſchen Schule verwandten, jedoch immer frei gebildeten Style gezeichnet. So geiſt-, formen- und phantaſiereich indeß alle bisherigen Arbeiten von ihm ſind, ſo ſcheinen doch alle nur Vorſtudien für ſeine o. g. Arbeit für den Kunſtverein, das Dornröslein von Grimm, zu ſeyn.

Zwei Momente bietet die Geſchichte für die bildliche Darſtellung, entweder den Schlaf oder das Erwachen. Neureuther wählte das erſtere.

Die Zeichnung iſt 1 $\frac{3}{4}$ Fuß breit und 2 $\frac{1}{4}$ Fuß hoch, übertrifft alſo ſchon der Dimenſion nach alle bisherigen Blätter des Vereins. Die weſentlichſten Beziehungen des Mährchens ſind auf dieſem Blatte zu einem maleriſchen Ganzen vereinigt.

Folgen wir dem Aufbau der Compoſition, ſo ſtellt ſich unſern Blicken zunächſt das Schloß dar, darinnen die Königstochter, vom Stich der Spindel getroffen, den hundertjährigen Schlaf ſchläft. Wilde Roſen wachſen innen und außen und umranken Säulen und Wände, das ganze Schloß bis in die höchſten Dachſpitzen. Alles liegt — der Prophezeihung zu Folge — im tiefſten Schlaf. Drei Abtheilungen des Schloſſes neben einander ſind uns aufgethan. Am Eingang der mittleren ſitzen König und Königin, zwei edle und im romantiſchen Styl gehaltene Geſtalten, geſtüzt auf Blumenranken, die dem Kopf einer phantaſtiſchen Mährchengeſtalt (die die Tafel mit der Inſchrift: „Das Dornröslein von Grimm" hält) entwachſen und, in wildes Roſengeſtrüpp ausgehend, Saal und Schloß bekleiden. Links öffnet ſich die Ausſicht auf Stall und Hof; der Pferdeknecht iſt über dem Striegeln des Pferdes, der Jäger über dem Liebkoſen der Magd, dieſe über dem Rupfen einer Henne eingeſchlafen; die Dachshunde hocken da mit zugedrückten Augen, die Tauben auf dem Dache, die Schwalbe im Neſte; die Katze iſt auf der Mäuſejagd umgefallen; ja das Heubündel iſt im Aufziehen auf den Heuboden hängen geblieben; auf der andern Seite die Küche: die Köchin iſt auf den Bratſpieß geſunken, an dem die Hühner über erloſchener Flamme nicht braten; der Koch hält den Küchenjungen beim Haar, doch der Kochlöffel, mit dem er ihn zu prügeln gedacht, liegt unſchädlich in der todten Hand; alles lebendige Geflügel ſteckt die Köpfe unter die Federn, ſteht auf einem Bein, oder kauert am Boden. Wo die Dornen am dichteſten ſich um die Feſtſäulen vor dem Schloſſe ranken, ſieht man die in ſie verwickelten Helden, die, den Zauber zu löſen, vor der Zeit gekommen. Mit Laune weicht der Künſtler hier vom Wort des Mährchens ab,

und überſezt die „Königsſöhne“ in allerhand vergeblich ſich Mühende. Hier hängen in bedauernswürdiger Lage Ritter und Knappen, Maler und Muſikanten, Spieler, Trinker und Fromme — ſie ſind alle zur Unzeit gekommen. Lebendig iſt nur, hoch in ihrem Dachſtübchen, das alte, nie jung geweſene Weib (das Uhland in ſeiner Paraphraſe dieſes Mährchens ſo ſchön die Stubenpoeſie nennt) und ſpinnt beim düſtern Schimmer der Lampe noch immer an ihrer alten — Perrücke. — Aber ihr Stündlein hat geſchlagen; denn der Königsſohn, der, der Weiſſagung zu Folge, die Königstochter erwecken ſoll, iſt ſchon glücklich ins Schloß gedrungen, und wir ſehen, wie er ſich über die Schlummernde beugt, um ſie mit ſeinem Kuß zu erwecken.

Dieſe ganze Darſtellung ruht gewiſſermaßen auf einer Staffel, auf welcher nicht nur das ganze Mährchen mit leſerlicher Schrift geſchrieben ſteht, ſondern in welcher auch die beiden erklärenden Anfänge der Erzählung bildlich dargeſtellt ſind, nämlich die Prophezeihung des Froſches an die Königin Mutter im Bade, und die Prophezeihung der böſen und der guten Fee über die neugeborne Prinzeſſin. Zwei Poſtamente zu beiden Seiten des Vorgrundes tragen die Statuen zweier Sänger, uns zu erinnern, daß wir uns im Reich der Phantaſie und Dichtkunſt befinden. Die obengenannte Mährchengeſtalt mit der Tafel ſizt auf einer Säule, die die beiden prophetiſchen Bilder ſcheidet und auf einem Sockel ruht, den der Künſtler, dieſer Meiſter luſtiger Einfälle, mit beſtem Humor verziert. Zwiſchen einem Affen, dem Symbol der Nachahmung, und einer burlesken, nachſinnenden Figur, ſizt über Fröſchen und Inſecten, das Schild mit dem Monogramm und den Pinſel in der Hand, des Künſtlers eigne, ins Lächerliche gezogene Geſtalt.

So reich iſt die Compoſition, daß ich, der ich das Blatt täglich an- und durchſehe, bisher noch immer etwas Neues, irgend einen verſteckten Scherz, einen luſtigen Einfall gefunden habe, und ſo befriedigt ſie die doppelten Anſprüche an Klarheit der Darſtellung und Reichthum der Ausſchmückung.

E. Neureuther iſt gegenwärtig in Italien. Wir dürfen erwarten, daß das dortige Volksleben und die ſüdliche Natur in ſeiner friſchen und glücklichen Phantaſie ſich in neuen erfreulichen Dichtungen abſpiegeln wird.

Für das nächſte Jahr hat das Schiedsgericht eine Handzeichnung von Peter Cornelius, Scene aus Romeo und Julie von Shakespeare, beſtimmt, deren Stich Profeſſor E. Schäfer in Frankfurt a. M. übernommen.

Nachſchrift. Am 16. Februar fand die Verlooſung ſtatt, bei welcher das mit allgemeiner und froher Theilnahme aufgenommene Ereigniß erfolgte, daß mehrere Namen höchſter Herrſchaften — des Königs von Württemberg, der Königin Karoline, des Kronprinzen von Preußen, der Herzogin von Leuchtenberg ꝛc. — aus dem Glücksrad gezogen wurden, und daß ferner mehrere der beſten Bilder an auswärtige Mitglieder, z. B. die Seeräuber von Simonſen an Hrn. v. Hormayr in Hannover, eine große Landſchaft von Seeger an Gräfin Julie von Egloffſtein, ein Architekturbild von A. v. Bayer an die Fürſtin von Brezenheim in Wien ꝛc. kamen.

Archäologie.

1. **Lettres d'un antiquaire à un artiste sur l'emploi de la peinture historique murale etc. Par M. Letronne.**

2. **Peintures antiques inédites précédées de recherches sur l'emploi de la peinture dans la décoration des édifices etc. Par M. Raoul-Rochette.**

(Fortſezung.)

Betrachten wir einige der attiſchen Monumente, welche als Normen des reinſten Kunſtgeſchmackes ſtets den erſten Rang einnehmen. Der Tempel des Theſeus iſt eines der wenigen Monumente, an denen die Cella erhalten iſt. Dieſe war nach Pauſan. I, 17 von Micon und Polygnot mit Gemälden ausgeſchmückt: ob dieſe auf der Wand oder auf Holz ausgeführt geweſen ſeyen, wird von Pauſanias nicht beſtimmt geſagt, denn ſein Ausdruck: τοῦ δὲ τρίτου τῶν τοίχων ἡ γραφή iſt zwar für die Annahme von Wandgemälden günſtig, kann aber auch von Holzgemälden, die an der Wand hingen, oder darein eingelaſſen waren, erklärt werden. Nun finden ſich aber an den Wänden der Cella mehr oder minder beträchtliche Ueberbleibſel von Stuck, und auf den nackten Seiten der Wände bemerkt man regelmäßige Meißelſchläge, wodurch die Wand rauh und zum Feſthalten des Stuckes tauglich gemacht wurde. Was iſt nun natürlicher, als die Vermuthung, daß die von Pauſanias erwähnten Gemälde auf dieſem Stuckbewurf ausgeführt geweſen ſeyen? und Herr Fr. Thierſch glaubte ſogar farbenloſe Umriſſe von Figuren darauf zu entdecken. Herr Rochette hingegen behauptet p. 148, daß die über dem Sockel ſich befindende Vertiefung von einem halben Zoll, die in einer Höhe von etwa 15 Fuß durch einen Fries von demſelben Vorſprunge wie der Sockel geſchloſſen wird, keine andere Beſtimmung haben könne, als die, um die Tafeln der Gemälde darein einzuſetzen. Dieſe Vermuthung iſt ſcharfſinnig, aber das Daſeyn des Stuckes an den Wänden iſt damit nicht erklärt, und es iſt kein Grund

abzuſehen, warum das für die Wandgemälde beſtimmte Feld nicht um einen halben Zoll vertieſt werden konnte, um auf dieſe Art durch den Vorſprung der Wand ſeinen natürlichen Rahmen zu bekommen. Der Einwurf p. 149 „il est sans exemple et sans raison, qu'en peignant sur le mur on n'ait pas peint à fleur du mur,“ will nichts beſagen: denn ohne Beiſpiel iſt eine ſolche Vertiefung bei Wandmalereien allerdings, nicht nur nach Herrn Rochette's Theorie, der überall keine Wandmalerei gelten läßt, ſondern auch nach der unſrigen, weil wir außer dieſer Cella kein anderes Monument dieſes Zeitalters mit ſicheren Spuren von Wandgemälden kennen: sans raison wäre dieſe Vertiefung aber durchaus nicht; im Gegentheil wäre ſie ein weiſer Schutz für die Gemälde. Wenn ferner Hr. Rochette p. 117 großes Gewicht auf die Bemerkung legt, daß ſich an dieſen Wänden der Cella keine Spur von Farben mehr finde, während die Reliefs am äußeren Frieſe noch ſichtbare Reſte davon zeigen, ſo finden wir dies ganz natürlich, denn mit der Verwandlung dieſes Tempels in eine chriſtliche Kirche wurden dieſe Reſte des Paganismus vernichtet, die Reliefs aber mußte man unangetaſtet laſſen, wenn man das Gebäude nicht beſchädigen wollte. Somit haben wir zwar keinen ſtringenten Beweis, aber überwiegende Gründe der Wahrſcheinlichkeit, in dieſem Gebäude Wandgemälde anzunehmen, und dieſe Gründe werden noch verſtärkt durch eine neuerlich gemachte Entdeckung in einem andern attiſchen Monumente, wovon wir weiter unten ſprechen werden.

Gehen wir über zu der *στοὰ Ποικίλη*. Wir haben in Betreff der hier befindlichen Gemälde Polygnot's bereits oben erklärt, daß das Zeugniß des Syneſius unwiderleglich auf Holzgemälde hinweiſe; wenn aber Hr. Rochette daſſelbe auch von den Gemälden des Panänus, der die Schlacht von Marathon malte, beweiſen will, ſo ſcheint er uns dies mit ſeinen beigebrachten Beweiſen nicht zu erreichen. Für entſcheidend hält er die Stelle des Aeſchines contr. Ctesiph. p. 575: *Προσέλθετε οὖν τῇ διανοίᾳ καὶ εἰς τὴν στοὰν τὴν Ποικίλην· ἁπάντων γὰρ ὑμῖν τῶν καλῶν ἔργων τὰ ὑπομνήματα ἐν τῇ ἀγορᾷ ἀνάκειται. Τί οὖν ἐστιν, ὦ Ἀθηναῖοι, ὃ ἐγὼ λέγω; ἐνταῦθα ἡ ἐν Μαραθῶνι μάχη γέγραπται. Τίς οὖν ἦν ὁ στρατηγός; οὑτωσὶ μὲν ἐρωτηθέντες ἅπαντες ἀποκρίναισθε ἄν, ὅτι Μιλτιάδης.* Beſonderes Gewicht legt Hr. Rochette auf die Ausdrücke *ὑπομνήματα — ἀνάκειται*, indem *ἀνατιθέναι* und *ἀνακεῖσθαι* ſpeciell von beweglichen Gegenſtänden, die an einem geheiligten oder öffentlichen Ort geweiht werden, gebraucht werde. Allein wir haben bereits an einem andern Orte dargethan, daß dieſe Ausdrücke auch von Tempeln, Theſauren und andern unbeweglichen Gegenſtänden gebraucht werden, ſomit auch auf Wandgemälde angewendet werden können. Noch weniger beſagend iſt die Bemerkung p. 155, daß auf dem Gemälde des Panänus die Hauptperſonen im Portrait dargeſtellt geweſen, daß aber die hiezu erforderliche Genauigkeit in einem Wandgemälde, das mehr Eile und Freiheit vorausſetze, nicht leicht zu erreichen ſey. Wir erinnern in dieſer Hinſicht nur an die Fresken der Villa Maſſimi in Rom, wo Führig die Portraits der ganzen Familie ſehr ſprechend auf einem Felde ausgeführt hat, und an die meiſten Fresken von Zimmermann in der Pinakothek zu München, wo mehrere Scenen mit Portraits bereits ohne alle Schwierigkeit vollendet ſind. Somit ſcheint es uns, daß bei den Gemälden des Panänus über die Art ihrer Ausführung kein entſchiedenes Urtheil gefällt werden könne.

Der Verwandtſchaft des Gebäudes wegen ſpringt Hr. Rochette von der Poecile auf die Gemäldegallerie in Neapel über, welche Philoſtratus der Aeltere beſchreibt. Von dieſer heißt es in beſtimmten Ausdrücken, daß die Gemälde in die Wand eingelaſſen geweſen ſeyen (*ἐνθεῖσι γραφαῖς, ἐνηρμοσμένων αὐτῇ πινάκων*), Prooem. p. 4 ed. Jacobs, und dies wird gewiß Jedermann gerne glauben, auch ohne die Auctorität von einem Dutzend Gelehrter, welche dieſen natürlichen Sinn in dieſen Worten gefunden haben. Wir laſſen die Frage über die ſehr problematiſche Realität dieſer Gallerie dahin geſtellt ſeyn, denn die Notiz von Gemälden, welche in die Wand eingelaſſen waren, behält, wie Hr. Rochette richtig bemerkt, ihren Werth auch in dem Falle, wenn die Gemälde nirgends als in den Declamationen des Sophiſten exiſtirt haben. Aber jedenfalls müſſen wir annehmen, daß dieſe Sammlung erſt unter den römiſchen Kaiſern, wahrſcheinlicher im zweiten als im erſten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung, gebildet worden ſey. In dieſer Zeit war zwar die Wandmalerei ſehr allgemein, aber Meiſterwerke, wie ſie Philoſtratus beſchreibt, wurden nicht mehr ausgeführt: daher iſt es ganz natürlich, daß dieſe Sammlung aus Holzgemälden, die aller Orten her zuſammengekauft wurden, beſtand, und dieſe Gemälde waren in die Wand eingelaſſen: allein daraus würden wir nicht wagen zu ſchließen, daß dies ſechs oder ſieben Jahrhunderte vorher in den Tempeln und Hallen Griechenlands eben ſo geweſen ſey: Hr. Rochette beweiſt aber daraus mit Zuverſicht p. 159: „que dans la plupart des édifices publics, qui furent ornés de cette manière — c'est toujours de tableaux appliqués à la muraille qu'il faut entendre ce genre de décoration toutes les fois, qu'il s'agit de peintures d'un certain ordre, de peintures historiques, provenant de maitres habiles.“ Von dem Ausdruck des Philoſtratus über die in die Wand eingelaſſenen Tafeln nimmt Hr. Rochette ſofort Veranlaſſung, eine Stelle des Pauſanias II, 7, 4, eben ſo zu erklären. Es heißt hier von dem Grabmal der Xenodice in Sicyon: *πεποίηται δὲ οὐ κατὰ τὸν ἐπιχώριον τρόπον, ἀλλ' ὡς ἂν τῇ*

γραφῇ μάλιστα ἁρμόζον. Er findet es hier wegen der (nach unſerer Anſicht ſehr entfernten) Aehnlichkeit mit dem kaum angeführten Ausdruck des Philoſtratus ganz evident p. 165, daß das Grabmal ſo gebaut geweſen ſey, um ein Gemälde exact darein einzulaſſen. Wir halten es kaum für nöthig, über das Willkührliche dieſer Erklärung uns weiter auszulaſſen: da wir aber vor kurzer Zeit von einem hochgeſchätzten Gelehrten, deſſen Anregung wir den Geſchmack für dieſe Studien großentheils verdanken, die Aeußerung geleſen haben, daß er in Uebereinſtimmung mit Hrn. Rochette p. 421 das Gemälde des Nicias, welches auf dem aus weißem Marmor aufgeführten Grabmal bei der Stadt Tritäa in Achaja (Pauſ. VII, 22, 4) befindlich war, für ein Tafelbild halte, ſo veranlaßt uns dies, über dieſe Bilder auf Grabmälern unſere Anſicht auszuſprechen. Vor allem müſſen wir aber hier die Anſicht von Hrn. Rochette, daß dieſe Gemälde auf einer der Wände der Grabeskammer eine Bekleidung der Hauptſeite (face principale) gebildet haben, zurückweiſen: denn nach ſeinem erklärenden Zuſatze: „c'est de cette manière, en effet, que la peinture avait été le plus souvent employée à la décoration des temples, des portiques et des grands édifices de l'antiquité grecque“ können wir dies nicht anders verſtehen, als daß er die Gemälde nach der innern Seite verlege; allein dies geht grammatiſch nicht an, weil γραφαί, αἳ εἰσιν ἐπὶ τοῦ τάφου, nicht von Gemälden im Innern des Grabmals verſtanden werden kann, und der Natur der Sache nach wiſſen wir es eben ſo wenig als Hr. Letronne zu erklären, wie Pauſanias zu einer Zeit, wo der Paganismus noch blühte, in das Innere der Grabmäler eindringen konnte. Wir unſers Theiles ſind überzeugt, daß hier weder an Tafelgemälde, noch an einen auf den weißen Marmor aufgetragenen Stuckbewurf gedacht werden darf, ſondern daß dieſe Gemälde auf der Fläche des Marmors ſelbſt ausgeführt waren.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nachrichten vom März.

Kunſtausſtellungen.

Rom, 11. Februar. Die Ausſtellung des hieſigen Kunſtvereins hatte im Januar nur einige vorzügliche Werke aufzuweiſen. Catel hatte eine italieniſche Landſchaft mit weidendem Vieh und ein kleineres hiſtoriſches Gemälde, René's leztes Verweilen auf dem heimathlichen Boden, aus dem Chateaubriand'ſchen Romane, Rittig eine Kreuzigung Chriſti und „Michel Angelo in ſeiner Werkſtatt, vom Pabſt Julius II. beſucht“; Flacheron, aus Lyon, zwei Landſchaften; Marco, der immer mehr Anerkennung findet, zwei kleine Landſchaften, der Engländer Newbott eine Ausſicht von Trinita de' Monti, mit dem ſogenannten Tempietto, dem Wohnhaus Claude Lorrain's im Vorgrunde, geliefert. Von dem Schotten Derew ſieht man drei Thierſtücke mit nicht ganz gelungenen Nachahmungen der Wouvermann'ſchen Pferde; von Folz (früher in München) die Königstochter nach Schiller's Ballade: der Taucher; eine Madonna mit dem Chriſtuskinde, und ein vor einer Kirche ſchlafendes Bettlermädchen. Lindau, aus Dresden, hat ſeinen Improviſator ausgeſtellt; Schubert, aus Sachſen, Glaube, Liebe, Hoffnung in drei allegoriſchen Figuren. Von Ronco iſt Chriſtus und die Madonna in zwei Bildern da. Außerdem bemerkt man Portraits von Senff und dem Schotten Allan, mehrere Landſchaften von Monti und Carnevalſcenen von Caffé. Zum Februar ſind viele neue Anmeldungen, zum Theil von ältern Meiſtern, eingegangen.

Muſeen und Sammlungen.

Rom. Das Diario di Roma vom 11. Februar gibt eine Beſchreibung des vom Pabſt im Vatikan eingerichteten neuen etruskiſchen Muſeums, welches bekanntlich den Namen des Gregorianums führen wird. Es enthält viele Merkwürdigkeiten und Koſtbarkeiten an Sarkophagen, Bronzen, Vaſen ꝛc. und wurde am 2. Februar, dem Tage der Erhebung des jetzigen Pabſtes auf den Stuhl Petri, eröffnet.

Kiel. Der Statsrath und Land-Commiſſair Jochims in Schleswig hat kürzlich der Univerſität Kiel ſeine aus 150 Oelgemälden beſtehende Sammlung zum Geſchenk gemacht.

Copenhagen, 21. Februar. Für das Thorwaldſen'ſche Muſeum ſind nun vorläufig in verſchiedenen Kreiſen 56,000 Thaler unterzeichnet worden. Dreißig junge Künſtler von verſchiedenen Fächern haben ſich vereinigt, jeder eine Arbeit auszuführen. Sämmtliche Arbeiten ſollen verlooſt werden und die Einnahme dem Fond des Muſeums zufallen. Das Comité hat bis jezt, aus einem edlen Nationalſtolze, die Beiträge der hieſigen fremden Diplomaten abgewieſen. Da jedoch zur würdigen Ausſtattung der Anſtaltung eine Summe von 200,000 Thalern erforderlich ſeyn dürfte und in Schleſien und Holſtein das Publikum eben nicht geneigt ſcheint, das Unternehmen zu unterſtützen, ſo wird zur Feier eines europäiſchen Namens doch wohl eine europäiſche Subſcription in Anſpruch genommen werden müſſen.

Das Königl. Münz- und Medaillenkabinet hat wieder einen bedeutenden Zuwachs durch Geſchenke des Staatsminiſters Grafen Moltke, des Barons von Langenau, des Geheimen Legationsraths Brönſtedt u. A. erhalten.

London. Unſere lezte größte antiquariſche Acquiſition für das britiſche Muſeum iſt der baſaltene Sarg, der auf dem Luxor mit dem Obelisken nach Europa kam. Er iſt länglich-viereckig und äußerlich und innerlich mit ſenkrechten Linien von Hieroglyphen bedeckt, unter denen ſich die Cartouche einer Königin befindet. Roſellini bezeichnet dieſe in ſeinem Werke Thl. 2. tav. 9 — 8 142 b. als eine Gattin Pſammetich's I.; andere Entzifferer geben dagegen an, daß die auf dem Sarkophage genannte Königin die Tochter jener Königin und des Pſammetich ſey. Wilkinſon ſchreibt die Cartouche in ſeiner Materia hieroglyphica dem Amaſis zu. Gewiß war dieſer einer der Sarkophage, welche Cambyſes gewaltſam öffnen ließ.

Nekrolog.

Zu Rom ſtarb am 8. März der berühmte portugieſiſche Maler Profeſſor D. A. de Sequeira, Präſident der Akademie der ſchönen Künſte in Liſſabon, geb. den 10. Aug. 1768.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№. 39.

Kunſt-Blatt.

Dienstag, den 16. Mai 1837.

Nachrichten aus Rom.

Es iſt nicht lange her, ſeit die Vaticaniſche Gemäldeſammlung von Neuem in ein anderes Local gewandert iſt. Aus der Gallerie, die ſie noch im verfloſſenen Jahre einnahm, iſt ſie in vier dicht an die Stanza dell' Incendio ſtoßende Gemächer gebracht worden. Wenn nun für einige Hauptbilder das gewonnen iſt, daß ſie mehr Raum haben und nicht Bild an Bild gedrängt iſt, eines die Wirkung des andern vernichtend, wie leider ſo oft in Sammlungen geſchieht: ſo iſt hinwiederum für andere das Licht ſo ungünſtig als möglich, und man kann ſich kaum eine ungeeignetere Aufſtellung denken. Das Local iſt übrigens einfach und dem Zwecke angemeſſen. — Im erſten Saal finden wir die großen Werke vereinigt, welche den Stolz dieſer Gallerie ausmachen: die Transfiguration, die Madonna von Fuligno, die Krönung Mariä aus Monte Luce, die Krönung aus S. Francesco in Perugia (neuerdings von Stölzel geſtochen) und Domenichino's Communion des h. Hieronymus (Nr. 1 — 5). — Hier nun wird das Auge nicht durch die Maſſe beunruhigt und geängſtet, und kann in Ruhe dieſe vortrefflichen Bilder genießen, denen die hohen und breiten Wände ſehr zu ſtatten kommen. Deſto ſchlimmer ſieht's im zweiten Saal aus: auch hier iſt die Zahl nicht groß, aber die Beleuchtung iſt die allerunvortheilhafteſte, ſo daß die Gemälde nicht die geringſte Wirkung zu machen vermögen. Man ſieht hier: Andrea Sacchi's Sanct Romuald mit ſeinen Jüngern, das lezte und immer beachtenswerthe Werk dieſes Malers; N. Pouſſin's Marter des h. Erasmus, Guido Reni's Madonna mit zwei Heiligen, und deſſen Kreuzigung Petri; Valentin's Martertod der h. Proceſſus und Martinian; M. A. Caravaggio's Grablegung Chriſti, und Tizians Madonna mit mehreren Heiligen (Nr. 6 — 12): zum Theil höchſt unangenehme und unerquickliche Bilder, vor welchen Niemand lange verweilen wird. Auch von der Anordnung im dritten Gemach iſt nichts beſonders Rühmendes zu ſagen; die Bilder ſind übrigens großentheils ganz unbedeutend. Der Ordnung der Aufſtellung folgend, finden wir von Baroccio eine heilige Familie, auf der Flucht ausruhend, neu hinzugekommen und im Bunſen-Platner'ſchen Werke (1833) nicht erwähnt; vom Perugino die drei kleinen Halbfiguren aus der Benedictinerkirche in Perugia, St. Benedict, Sta. Flavia, Sta. Placida, denen man zum Theil auch wohl andere Namen gibt (vgl. Mezzanotte, della Vita e delle opere di Pietro Vannucci. 1836. p. 65); von Baroccio die h. Michelina, von Guercino Maria Magdalena, Halbfigur, ebenfalls neu. Von Beato Angelico ſieht man die Darſtellungen in kleinen Figuren aus dem Leben des h. Nicolaus von Bari, von Sacchi Sanct Gregor, vom Pinturicchio die Krönung der Madonna, aus Fratta, von Guercino Maria Magdalena von Engeln umgeben, und Chriſt mit Thomas, vom Baroccio eine Verkündigung, und endlich den ſogenannten Correggio aus dem Hauſe Marescalchi in Bologna, der Heiland in den Wolken ſitzend, gegen deſſen Originalität ſich ſtarke Zweifel erhoben haben, wenn auch das Bild, ſo viel wir wiſſen, früher immer für ein Werk des Allegri gegolten hat. Die genannten tragen die Nummern 13 — 23. — Im vierten und lezten nun iſt man wieder in jeder Hinſicht beſſer daran. Hier ſieht man ein Viehſtück, dem Paul Potter zugeſchrieben, das ſich indeß an dieſem Orte ausnimmt, wie Saul unter den Propheten; das intereſſante Fresco des Melozzo von Forli, Pabſt Sixtus IV. und ſein Bibliothekar Platina, wovon bei Erwähnung eines Umriſſes deſſelben in der Ape italiana bereits in dieſen Blättern (1835. S. 239) die Rede war; Perugino's Auferſtehung des Heilandes und deſſen vortreffliches Bild, die Madonna mit dem Schutzheiligen von Perugia, ehemals in der Rathhauskapelle der genannten Stadt. Aus der Peruginiſchen Schule iſt das Preſepio von Todi, welches ſo lebhaft an das leider halb untergegangene Jugendwerk Rafaels erinnert, das aus dem Hauſe Ancajani in Spoleto an das Berliner Muſeum überging und von

Ed. Eichens in der jüngſten Zeit ſehr wacker geſtochen worden iſt. Von dem alten Carlo Crivelli iſt eine Pietas hinzugekommen, ein merkwürdiges, wenn auch keineswegs ſchönes Bild, mit der Aufſchrift: Opus Caroli Crivelli Venet. — Es bleiben noch zu erwähnen: das Bildniß eines venetianiſchen Dogen, angeblich des Andrea Gritti und von Tizians Hand, ehemals im Hauſe Aldrovandi in Bologna; eine heilige Familie von Benvenuto Garofalo, früher in der Sammlung des Capitols, welche an Garofalo's keinen Mangel leidet; S. Helena, von Paul Veroneſe, gleichfalls einſt auf dem Capitol; von Rafael die Predella der Krönung Mariä: Verkündigung (nicht Geburt Chriſti, wie Platner S. 423 hat), Epiphanie und Darbringung im Tempel; Mantegna's berühmte Pietas, aus dem Hauſe Aldrovandi, wo auch jezt noch manches Gute zu finden iſt; zulezt Rafael's theologiſche Tugenden, welche einſt die Altarſtaffel der Borgheſiſchen Grablegung bildeten, unter der ſie auch von Amsler geſtochen worden ſind. Die erwähnten Bilder ſind mit den Nummern 24 — 35 bezeichnet. Die ausführlichſten Notizen über dieſelben findet man in der „Beſchreibung der Stadt Rom“ (II. 2. S. 415 — 436) und in der Indicazione antiquaria P. II. Galleria di quadri al Vaticano (Rom, 1836). — Wie neuerdings verlautet, iſt es ſchon wieder problematiſch, ob die gegenwärtige Anordnung dieſer Sammlung beibehalten werde. Die immerwährende Abänderung kann übrigens dieſen Bildern, wovon einige ſchon ſehr gelitten haben, gewiß nicht vortheilhaft ſeyn. Im Vorbeigehen muß hier geſagt werden, daß in den lezten Jahren viele der oben erwähnten Gemälde auf Koſten der Päbſtlichen Chalkographie in Kupfer geſtochen worden ſind. Leider ſind aber dieſe Stiche faſt ohne Ausnahme ſehr mittelmäßig und einige ganz ſchlecht, ſo daß ſie der Kunſt weder zum Vortheil noch zur Ehre gereichen. Auch das unter Pius VI. (durch Volpato) begonnene Kupferſtichwerk über die Stanzen Rafaels iſt in ſeinen Haupttheilen vollendet worden. Al. Fabri und Vinc. Salandri haben die neueren Platten geliefert.

Sonſt iſt im Fache des Kupferſtichs nichts Bedeutendes zum Vorſchein gekommen. Man ſticht berühmte und geſuchte Blätter von Morghen und Longhi nach, wie es in Hildburghauſen und New-York Mode iſt, ſelbſt zwei- und dreimal, leiſtet aber aus eignen Mitteln nichts, was der Rede werth wäre. Rom beſizt gegenwärtig in dieſem Fache nicht einen Künſtler von großem Rufe. Fremde müſſen herkommen. Toschi beabſichtigt, wie man ſagt, einen neuen Stich der Schule von Athen, ein Unternehmen, dem die allgemeinſte Theilnahme nicht mangeln würde. Ueberhaupt wäre (dies ſey geſagt, ohne Volpato's Verdienſt im Geringſten ſchmälern zu wollen) in den Stanzen noch Vieles für den Kupferſtecher zu thun. Ein junger Ruſſe hat einen Stich der Transfiguration unternommen, von welchem man ſich Gutes verſpricht. Bekanntlich iſt Desnoyers mit derſelben Arbeit beſchäftigt. Ein paar Deutſche liefern Radirungen, die von Talent zeugen; darunter ſind die ſehr ähnlichen und charakteriſtiſchen Porträts berühmter hier lebender Künſtler: Thorwaldſen, Wagner, Reinhart, Koch, von E. Küchler, und ein Blatt von Buſſe: Macbeth's erſtes Zuſammentreffen mit den Hexen, nach einem Koch'ſchen Gemälde, vorzugsweiſe zu nennen. Seit Pinelli's Tode ſcheint kein Römer im Führen der Radirnadel große Gewandtheit zu beſitzen, außer etwa in architektoniſchen Darſtellungen. Unter leztern verdienen namentlich die Blätter des Architekten Roſſini, deſſen neueſtes Werk eine Sammlung der antiken Triumphbogen enthält, Beachtung. Im Landſchaftlichen zeigt ſich neuerdings etwas mehr Geſchick. — Meli, welcher in Darſtellungen aus dem Volksleben Talent beweist, läßt ſeine Compoſitionen von Andern ſtechen. In ſeiner neuen Sammlung: La Caccia. Costumi di Roma, findet ſich manche ergözliche Scene.

(Der Beſchluß folgt.)

Archäologie.

1. **Lettres d'un antiquaire à un artiste sur l'emploi de la peinture historique murale etc. Par M. Letronne.**
2. **Peintures antiques inédites précédées de recherches sur l'emploi de la peinture dans la décoration des édifices etc. Par M. Raoul-Rochette.**

(Fortſezung.)

Herr Dr. Roß hat uns in ſeinen Notizen über die alte Lithochromie * die intereſſante Nachricht gegeben, daß ſich auf den zahlreichen im Piräeus gefundenen Grabſteinen nicht nur auf dem Aëtom und auf der Wulſt unter demſelben Spuren polychromatiſcher Verzierung gezeigt haben, ſondern daß er auch ſchon im J. 1833 im Piräeus einen Grabſtein entdeckt habe, auf deſſen unterer Fläche deutlich die Umriſſe und Reſte der farbigen Ausführung dreier in eine Gruppe vereinigter, auf den glatt polirten Marmor gemalter Figuren ſich zeigen. Später fand er auf Syros zwei ähnliche von Rheneia gekommene Cippen, deren Figuren aber weniger deutlich zu erkennen waren, und vor nicht langer Zeit entdeckte er bei Gelegenheit der Arbeiten

* S. unſer Blatt 1837. Nr. 15.

zur Ausfüllung des Sumpfes am Piräeus neun bis zehn ſolcher Cippen mit theils mehr theils minder deutlichen Spuren der Bemalung. Die nächſte Anwendung, die wir von dieſer Entdeckung zu machen haben, ſcheint uns die zu ſeyn, daß wir den Gedanken, man habe auf ein aus weißem Marmor aufgeführtes Grabmal ein Tafelgemälde aufgenagelt oder in die äußere Wand eingelaſſen, aufgeben, und die mit dem Bericht des Pauſanias am natürlichſten zuſammenſtimmende Anſicht von Malerei auf der glatten Fläche des Marmors aufnehmen. Somit erblicken wir in dem von Pauſanias beſchriebenen Gemälde des Nicias eine Familienſcene, wie ſie gewöhnlich auf den Cippen vorgeſtellt ſind, und da ein Nicias ein ſolches Grabmal bemalte, ſo treten wir weiter der von Hrn. Roß aufgeſtellten Vermuthung bei, daß auch an dieſe Cippen erprobte Künſtler Hand angelegt haben werden: und ſo dürfen wir die Hoffnung, noch einige Reſte der griechiſchen Malerei zu entdecken, wenigſtens nicht ganz aufgeben.

Doch wir nehmen den Faden unſerer Unterſuchung wieder auf. Hr. Rochette ſpricht p. 176 ff. von den Propyläen: „L'édifice des Propylées est un de ceux dont je crois pouvoir prononcer avec le plus d'assurance quelles peintures qui s'y trouvaient étaient sur bois.“ Hr. Rochette beruft ſich vornehmlich auf den Ausdruck des Pauſanias I, 22, 6: ἔστι δὲ ἐν ἀριστερᾷ τῶν προπυλαίων οἴκημα ἔχον γραφάς, ein Ausdruck, den Pauſanias X, 38, 6 von der Gemäldeſammlung in einer Capelle des Arthemiſions zu Ephesus gebrauche. Er beruft ſich ferner darauf, daß unter dieſen Gemälden manche Porträts waren, z. B. von Alcibiades, von dem Dichter Muſäus, von einem Athleten. Darauf fährt er fort: „Maintenant, que j'ai fortifié par de nouvelles raisons l'opinion, que j'avais d'abord exprimée au sujet des peintures de cet édifice, il doit m'être permis d'y ajouter une seconde fois l'observation tirée de l'état actuel du monument, dans ce qui en subsiste encore de nos jours, observation, qui conserve toute sa valeur, en dépit des objections, dont elle a été l'objet. C'est ce qu'il me serait facile de démontrer, si cette refutation importait le moins du monde au succès de l'opinion que je défends. Mais il me convient mieux, de toute manière, d'alléguer en sa faveur un témoignage, tellement positif et d'une telle autorité, qu'il n'y aura plus rien à y opposer de la part des partisans de l'opinion contraire. Dieſer ſchlagende Beweis iſt die Schrift des Polemon περὶ τῶν ἐν Προπυλαίοις πινάκων, welche Harpokration s. v. λαμπάς anführt. Da nämlich πίναξ ein Gemälde auf Holz bezeichnet, ſo ſoll dieſer Titel ein authentiſcher Beweis dafür ſeyn, daß in dieſer Gallerie nur Tafelbilder geweſen ſeyen. Uns waren die von Hrn. Rochette beigebrachten Gründe ſchon früher nicht überzeugend und wir haben unſere Bedenklichkeiten bereits anderwärts ausgeſprochen. Die Bemerkung des Pauſanias, daß einige der Gemälde verblichen (ἀφανεῖς) geweſen, ſchien uns, wie Hrn. G. Hermann, auf Wandgemälde zu paſſen: die Wand des Gebäudes, welche eben ſo wie im Theſeon mit Hammerſchlägen gepickt iſt, ſcheint dadurch zum Feſthalten des Kiesbewurfes vorbereitet, und dieſer Stuck zur Ausführung von Wandgemälden beſtimmt: auch der Titel von Polemons Werk ſteht dieſer Annahme nicht entgegen, denn er kann, wie ſo viele Titel, a parte potiori gegeben ſeyn, und vielleicht haben wir jezt, drei Monate, nachdem wir dieſe Bedenklichkeiten niedergeſchrieben haben, eine authentiſche Beſtätigung derſelben durch das Monument ſelbſt zu erwarten. Die allgemeine Zeitung vom 13. März 1837 theilt uns einen Auszug aus dem griechiſchen Courier Nr. 65 vom 7. Februar über die Ausgrabung der Propyläen mit. Hr. Pittakis, welcher an der Stelle von Dr. Roß die Oberaufſicht über die Alterthümer führt, begann die Arbeit am 26. Oktober 1836. Die Pinakothek, welche den nördlichen Flügel der Propyläen bildet, die Stoa vor ihr und die Propyläen ſelbſt wurden ganz gereinigt. In der Pinakothek entdeckte man die zwei Fenſter, welche zu beiden Seiten der Thür liegen. Dieſe haben noch ihre alten Gemälde erhalten (αὗται σώζουσιν ἔτι τὰς ἀρχαίας γραφάς), welche mit rothen, blauen und grünen Farben ausgeführt ſind. Nach dem natürlichen Sinn dieſer Worte müſſen wir dabei an wirkliche, in den Niſchen dieſer Fenſter angebrachte Gemälde denken, wie es auch der Berichterſtatter für die Augsburger Zeitung, deſſen Worte wir beibehalten haben, aufgefaßt hat: in dieſem Falle hätten wir für unſere früheren Vermuthungen eine authentiſche Beſtätigung, und dieſe wäre uns über allen Zweifel erhaben, wenn der Bericht von Hrn. Dr. Roß abgefaßt wäre: bei dem uns unbekannten Berichterſtatter des griechiſchen Couriers aber und bei Hrn. Pittakis ſelbſt ſind wir nicht ganz ſicher, ob ſie unter γραφαὶ ἀρχαῖαι nicht bloß farbige, mit rother, grüner und blauer Farbe in die architektoniſchen Glieder gemalte Verzierungen verſtehen, und daher enthalten wir uns, poſitive Folgerungen aus dieſer Entdeckung zu ziehen, bevor wir beſtimmtere Nachrichten über die Beſchaffenheit dieſer γραφαί haben. Wollten wir uns aber erlauben, nach dem Vorgang von Hrn. R. Rochette unſere Anſicht auf zum Theil noch unſichere Prämiſſen zu gründen, ſo könnten wir dieſen Bericht ſchon jezt zu Gunſten unſerer Anſicht benützen und, mit Umkehrung des oben aufgeſtellten Verhältniſſes, ſämmtliche von Hrn. Rochette angenommene Tafelgemälde, mit Ausnahme von ſechs bis acht, für Wandgemälde erklären.

(Der Beſchluß folgt.)

Nachrichten vom März.

Bauwerke.

Braunſchweig, 4. März. Die Ständeverſammlung hat 22,869 Thlr. zum Bau des Herzogl. Reſidenzſchloſſes bewilligt.

Regensburg, 22. Februar. Es ſoll der Plan vorliegen, den beiden Thürmen unſers herrlichen Domes eine neue, dem Style des Gebäudes mehr angemeſſene Bedeckung zu geben. Die Reſtaurationen im Innern ſind ſchon weit vorgeſchritten.

Wien. Der Nachricht, daß der Stephansthurm abgetragen werden ſolle, wird von Wien aus widerſprochen. Auch hört man nicht, daß durch die unlängſt zu Wien ſtattgefundenen nicht unbedeutenden Erdſtöße irgend Schaden an dieſem Bauwerke angerichtet worden.

Zur Reſtauration des Carlſteins in Böhmen hat der Kaiſer von Oeſterreich 7000 fl. Conv. Münze verwilligt.

26. Februar. Der Bau der Pobrücke bei Caſale wird in dieſem Jahre beginnen.

Malerei.

Wien. In der Türkei haben ſich die guten Ausſichten für Portraitmaler plötzlich geſchloſſen. Der Sultan hat, in Folge der Aufregung, die die Aufſtellung ſeines Bildniſſes im Gerichtszimmer Arz Odazzi veranlaßt hatte, daſſelbe wieder entfernen laſſen.

Nürnberg, 1. März. Unter den jezt im Dürer-Hauſe ausgeſtellten Bildern bemerkt man ein vom hieſigen Kunſtverein zur nächſten Verlooſung beſonders beſtelltes, anderthalb Fuß hohes Gouache-Gemälde von J. A. Engelhart, darſtellend den Tod des lezten fränkiſch-thüringiſchen Herzogs Heden II. und ſeines einzigen zwölfjährigen Sohnes Thüring, welche beide den 21. März 717 in der Schlacht bei Viney fielen. Eine Beſchreibung der Handlung findet ſich in Lommel's altem Franken, Heft 4.

München, 5. März. Die Säle des Kunſtvereins ſind außerordentlich beſucht, da jezt die von Stieler gemalten Portraits des Königs und der Königin von Griechenland daſelbſt ausgeſtellt ſind.

Paris. Der Herzog von Orleans hat bei Gigoux eine Copie ſeines großen Bildes „Cleopatra“ beſtellt, deſſen von der Jury zurückgewieſenes Original er gekauft haben würde, wenn es ſich für die Größe ſeiner Zimmer gepaßt hätte.

Die Stadt Autun hat bei Horace Vernet ein Bild beſtellt, welches die Heldenthat des Obriſten Changarnier in dem Feldzuge gegen Conſtantine darſtellt.

Der Deputirte Paturle hat das in der Kunſtausſtellung befindliche Gemälde von Winterhalter, den Decamerone, um 10.000 Fr. gekauft; der Werth ſeiner Sammlung wird ſchon auf 400,000 Fr. geſchäzt.

Die 50 Fuß hohe und 40 Fuß breite Copie des Michel Angelo'ſchen jüngſten Gerichts von Sigalon iſt ſeit einiger Zeit in Toulon und ſollte in Paris zur Ausſtellung kommen, allein kein Fuhrmann wollte den Transport übernehmen, da erſt vor Kurzem auf einen ſtarken Schadenerſaz wegen eines unterwegs beſchädigten Gemäldes erkannt worden war. Die Geſellſchaft der Unternehmer von Frachtfuhrwerken verlangten für den Tansport 15,000 Fr.

Rom, 25. Februar. Joſeph Haberzettel, der vormals vom Kaiſer von Rußland unterſtüzt ward und bereits 1831 eine treffliche Copie von Rafael's Verklärung Chriſti geliefert hatte, hat ſo eben die Copie eines andern klaſſiſchen Kunſtwerkes, der Abnahme vom Kreuze von Daniel da Volterra, für ſeinen hohen Gönner vollendet. Ueberdem wird derſelbe Künſtler in Kurzem zwei große Gemälde eigener Compoſition ausſtellen, von denen das eine für die Capelle der Kaiſerl. Akademie der ſchönen Künſte beſtimmt iſt.

Bildnerei.

Kopenhagen, 20. Februar. Die für den Fronton der neuen Frauenkirche beſtimmte Gruppe von Thorwaldſen, Johannes der Täufer, iſt noch immer nicht ausgepackt, weil, da der Meiſter ſelbſt hier erwartet wird, die Sache ſeiner eigenen Leitung überlaſſen werden ſoll.

Haag, 17. März. Die Buchhändler C. A. Vieweg und G. L. Koppman haben eine Unterzeichnung für eine Gypsbüſte C. J. Koſter's, welcher hier für den Erfinder der Buchdruckerkunſt ausgegeben wird, eröffnet. Hr. Roger wird dieſelbe anfertigen. Der Preis iſt 12 und 14 Gulden.

Nürnberg, 2. März. Dieſer Tage iſt das Modell zu Dürer's Standbild aus Rauch's Werkſtatt unbeſchädigt angelangt und in einem der untern Säle der polytechniſchen Schule aufgeſtellt worden. Einfach und anſpruchslos ſteht Dürer vor uns. Die Rechte, geſenkt, hält Pinſel und Reisfeder, um die ein Lorbeerreis ſproßt, die Linke faßt unter der Bruſt den Mantel zuſammen, der Kopf mit dem vollen Schmuck der Federn iſt etwas vorwärts geneigt, während der Körper mehr auf dem rechten Fuße ruht und der linke nur leicht aufgeſezt iſt. Der Faltenwurf iſt natürlich-edel und ungeſucht, der Pelz ungemein leicht und weich, die Hände, die langen Haare, das gefaltete Hemde, Alles, bis auf die Strümpfe und Schuhe hinab, großartig behandelt und trefflich ausgeführt. Mit dem Guß iſt Burgſchmidt beauftragt.

München. In unſerer Kunſtwelt iſt auch dieſen Winter Vieles geſchehen. Die Werkſtätte von Schwanthaler iſt in größter Thätigkeit; die Modelle zu den Figuren des öſtlichen Giebels der Walhalla ſind im Kleinen von ihm vollendet. Sie ſtellen die Schlacht im Teutoburger Walde dar, Hermann in der Mitte, ihm zur Rechten die eindringenden Deutſchen, zur Linken die weichenden Römer, Varus, ſich ſelbſt den Tod gebend; gegen die Winkel des Giebels Gruppen von Verwundeten und Gefallenen.

Wien, 14. März. Aus den ſeit 2 Jahren eröffneten Serpentinſteinbrüchen bei Einſiedel in Böhmen erhielt das hieſige Kunſtkabinet eine zierlich gearbeitete Krone mit Scepter, welche die Actionnaire dem Kaiſer bei ſeiner Anweſenheit zu Einſiedel im Jahr 1835 überreichten.

Rom, 16 März. Die Statue zu Schillers Monument für Stuttgart wird, nebſt den dazu gehörigen Basreliefs, bereits eingepackt und zugleich mit den Marmor-Basreliefs, die Profeſſor Wagner für die Walhalla ausgeführt hat, in einigen Tagen nach München abgehen.

Denkmäler.

St. Petersburg. Die Prinzeſſin Baratinski hat ſich hier an die Spitze einer Subſcription geſtellt, die zu Gunſten des Shakespeare zu Stratford am Avon zu errichtenden Denkmales eröffnet worden iſt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 40.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, den 18. Mai 1837.

Archäologie.

1. **Lettres d'un antiquaire à un artiste sur l'emploi de la peinture historique murale etc. Par M. Letronne.**
2. **Peintures antiques inédites précédées de recherches sur l'emploi de la peinture dans la décoration des édifices etc. Par M. Raoul-Rochette.**

(Beſchluß.)

Werfen wir denn einen Blick auf Hrn. Rochette's Art zu argumentiren. Wir glauben, wenige Zeilen weiter oben dargethan zu haben, daß die Exiſtenz von Tafelgemälden in dem Tempel des Theſeus auf keine Weiſe erwieſen werden kann, ferner daß in der Poecile nur ein Theil, nämlich die Gemälde des Polygnot, mit Sicherheit als ſolche angenommen werden können: nichts deſto weniger aber behandelt Hr. Rochette dieſe beiden Monumente als feſtſtehende Data, von denen aus man, in Ermangelung beſtimmter Nachrichten, auf die Einrichtung anderer Monumente ſchließen dürfe. So ſagt er p. 169: „Je vais reprendre l'examen des monuments attiques décorés de peintures; et maintenant qu'il est avéré par l'exemple du Theseion et par celui du Poecile, que ces peintures étaient exécutées sur bois et appliquées aux murailles, il nous sera plus facile d'apprecier la nature de peintures, placées dans d'autres édifices, dont la détermination est restée encore incertaine.“ Und ſo ſchließt er denn p. 173 in Betreff des Tempels der Dioskuren (Pauſ. I, 18, 1), der Minerva Polias (vielmehr Erechtheum, Pauſ. I, 26, 5), des Dionyſos (I, 20, 3), des Aeskulap (I, 21, 4), des Porticus im Ceramicus (I, 3, 3), wo die Ausdrücke für keine der beiden Anſichten entſcheidend ſind, zuverſichtlich auf Wandgemälde: „la certitude acquise, que les peintures de Micon et de Polygnote, au Theseion et au Poecile, étaient sur bois, forme déja une présomption bien grave à l'égard des autres peintures, qui étaient ou des mêmes artistes, ou du même âge, ou du même ordre;“ und derſelbe Schluß wiederholt ſich p. 179 und an andern Orten. Wenn dieſe Art zu argumentiren erlaubt iſt, was wenigſtens Hr. Rochette, der ſie in ſo weiter Ausdehnung anwendet, zugeſtehen muß, ſo können wir, geſtützt auf die in Rückſicht der Propyläen uns gewordene, obwohl verſchiedener Deutung fähige, Nachricht, mit demſelben oder mit noch größerem Rechte in all den angeführten Monumenten Wandgemälde erblicken: und daß dies ſo geweſen ſey, wird uns durch eine anderweitige Betrachtung wahrſcheinlich. Leſen wir nämlich die Geſchichte der Kunſtplünderungen, wie ſie von den römiſchen Proconſuln und Kaiſern mehrere Jahrhunderte hindurch ſyſtematiſch fortgeſezt wurden, ſo können wir uns nicht genug wundern, wie Pauſanias im Zeitalter der Antonine noch ſo viele Gemälde der berühmteſten Meiſter in Athen und im übrigen Griechenland antreffen konnte. Herr Rochette widmet der Erzählung des Kunſtraubes einen eigenen Abſchnitt, um dadurch den materiellen Beweis für die Allgemeinheit der Holzmalerei zu führen; und wir geben ihm gerne zu, daß die weggeführten Gemälde, mit ſehr wenigen Ausnahmen, deren eine wir oben erwähnt haben, auf Holz gemalt geweſen ſeyen. Aber eben dies macht es uns wahrſcheinlich, daß diejenigen Meiſterwerke, welche zurückgelaſſen wurden, nicht entführt werden konnten, weil ſie auf der Wand feſt ſaßen. Am auffallendſten iſt uns dieſe Bemerkung in Abſicht der Werke Polygnot's. Von dieſem berühmten Meiſter war zur Zeit des Plinius (35, 35) in Rom nur ein einziges Gemälde, unerachtet es nicht an Liebhabern fehlte, die gerade auf Kunſtwerke von einem alterthümlichen Styl großen Werth legten: iſt es wohl wahrſcheinlich, daß dieſe ihre gierigen Hände ſo lange von dieſen Kunſtwerken

entfernt gehalten haben ſollten? Sollten die zwei großen Compoſitionen in der Leſche zu Delphi, deren jede aus ſiebzehn in drei Reihen über einander geordneten Gruppen beſtand, ſo ganz unangetaſtet geblieben ſeyn, wenn ſie auf Tafeln gemalt waren? Eben ſo wie Nero von der Statuen-Gruppe der griechiſchen Helden, welche um den Kampf mit Hektor loosten — ein von den achäiſchen Städten nach Olympia geweihtes, von Onatas ausgeführtes Werk — die neunte, den Ulyſſes vorſtellend, nach Rom verſezte (Pauſ. V, 25, 5), ſo hätte ſich gewiß mancher mächtige Kunſtliebhaber eine einzelne Gruppe aus dieſen berühmten Gruppen belieben laſſen, und er hätte ſich aus deren Wegnahme um ſo weniger ein Gewiſſen zu machen gehabt, da der Ort, in dem ſie ſich befanden, eine Leſche, alſo kein heiliges Gebäude war. Waren hingegen die Gemälde auf der Wand ausgeführt, wie es für die Größe und Eintheilung der Compoſition ohnedies am vortheilhafteſten war, ſo erklärt ſich dieſe vollſtändige Erhaltung ganz natürlich. Sollte es ſich nun vollends beſtätigen, daß das von Pauſanias I, 22, 6 erwähnte οἴκημα ἔχον γραφάς in den Propyläen wirkliche Wandgemälde enthielt, ſo hätten wir einen Grund weiter, in dem Bericht deſſelben Schriftſtellers X, 25, 1: ὑπὲρ δὲ τὴν Κασσοτίδα ἐστὶν οἴκημα γραφὰς ἔχον τῶν Πολυγνώτου eine Hinweiſung auf Wandgemälde in der delphiſchen Leſche zu erblicken. Wie ſchon geſagt, könnten wir die für unſere Anſicht günſtige Deutung des erwähnten Berichtes auf den größten Theil der von Hrn. Rochette behandelten Monumente ausdehnen, und auf dieſe Art mit Hrn. Hittorff und Hrn. Letronne die Wandmalerei als einzige Königin auf den Thron ſetzen. Allein — μηδὲν ἄγαν iſt ein leider zu oft überhörter Ausſpruch des delphiſchen Gottes. Daher bleiben wir, ganz abgeſehen von dieſem neuen Datum, bei unſerer alten Anſicht: die Wandmalerei wird uns fortan neben der Tafelmalerei in gleichem Range des Kunſtwerthes ein Eigenthum der ſchönſten Periode griechiſcher Kunſtübung bleiben.

Wir ſehen voraus, daß wir uns durch unſer juste milieu den Dank keines der beiden Herren Akademiker erworben haben; allein Becomplimentirung war auch nie für uns Zweck des Schreibens, wir überlaſſen dies den Hofleuten und Domeſtiken der Literatur; auf der andern Seite fühlen wir uns aber vollkommen frei von einer durch Parteilichkeit geleiteten Streitſucht, und leben der feſten Ueberzeugung: ehe fünf Jahre verfloſſen ſind, wird dieſe Streitfrage durch Hülfe neuer Entdeckungen auf eine Weiſe entſchieden ſeyn, die allen weitern Streit abſchneiden wird. Jedenfalls haben die umfaſſenden Unterſuchungen, welche durch dieſen gelehrten Streit veranlaßt worden ſind, die Sache ſo weit geführt, daß keine der Entdeckungen, die wir in unſern Tagen, namentlich von Athen aus, zu erwarten haben, vereinzelt ſtehen oder unbeachtet bleiben wird: und von dieſem Geſichtspunkt aus wünſchen wir ſehr, daß ein mit der europäiſchen Gelehrſamkeit vertrauter Mann, wie Hr. Dr. Roß, ferner an der Spitze der griechiſchen Alterthümer ſtehen möge. Wäre dies der Fall, ſo würde der Bericht über die Ausgrabung in den Propyläen mit ſolcher Beſtimmtheit abgefaßt ſeyn, daß wir entweder ſichere Folgerungen für unſern Zweck daraus ziehen, oder ihn völlig bei Seite ſetzen könnten.

Zum Schluß erwähnen wir noch der ſchönen Beigaben zu Hrn. Rochette's Werk, die nach dem Titel zwar den Hauptgegenſtand ausmachen, durch den Umfang ſeiner vorausgeſchickten Bemerkungen aber, und den kleineren Druck, mit dem die Erklärung derſelben gedruckt iſt, mehr als Anhang erſcheinen.

Pl. I — V ſtellt fünf durch ihre Verbrechen und einen tragiſchen Tod berühmt gewordene Heroinen dar, die Canace, Paſiſae, Scylla, Mirra, Fedra, deren Namen ſo, wie wir ſie hier geſchrieben haben, in lateiniſcher Schrift auf den Gemälden beigeſezt ſind. Sie ſchmückten ehemals ein Zimmer in der Villa der Munatia Procula an der Straße nach Ardea, und hängen gegenwärtig im Muſeo Borgia im Vatikan, in ſtarkem Contraſt des ſittlichen und künſtleriſchen Werthes gegen die ſittſam verhüllte Braut (nova nupta verecundia notabilis) auf der benachbarten Aldobrandiniſchen Hochzeit. Pl. VI ſtellt ein Opfer der heroiſchen Zeiten dar, nach den Bruchſtücken einer gemalten Vaſe. Pl. VII gibt eine Abbildung der Diana von Herculanum, mit genauer Angabe der polychromen Bemalung. Pl. VIII — XI gibt die Abbildung einer in ihrer Art vielleicht einzigen, jedenfalls ſehr vollkommenen Vaſe von Salamis, wo auf weißem Grund mit vier Farben, gelb, roth, blau und grün, gemalt iſt. Man ſieht darauf athenienſiſche Frauen am Grabe ihrer Angehörigen. Pl. XII. Die Hoffnung nach einer Moſaik en relief. Pl. XIII. Concert griechiſcher Frauen auf einem mit Wachs gemalten (κεκηρογραφημένον) Gefäß von Centorbi, welches ein ganz einziges Monument iſt. Pl. XIV. Fragmente von Glasmalerei en relief. Pl. XV. Ein Leichentanz, nach einem Gemälde in einem Grabe von Ruvo.

Für diejenigen, welche mit Hrn. Rochette's Schriften bekannt ſind, brauchen wir kaum zu bemerken, welcher Reichthum von intereſſanten, großentheils neuen Kunſtnotizen in der Erklärung dieſer Monumente ausgebreitet iſt: überhaupt enthalten die beiden beſprochenen Werke ſo wichtige Forſchungen über die Geſchichte der alten Kunſt, daß ſie ſtets einen ehrenvollen Platz in der archäologiſchen Literatur einnehmen werden, ſelbſt wenn die Zeit über beide oder eines von beiden Syſtemen den Stab gebrochen haben wird. Darum fühlen auch wir uns ge-

drungen, beiden Herren unſern innigſten Dank zu bezeugen für die vielfache Belehrung, die wir aus ihren Werken geſchöpft haben.

Tübingen, 18. März 1837.

Chr. Walz.

Nachrichten aus Rom.

(Beſchluß.)

Der Maler *Sigalon* aus Nimes hat vor einiger Zeit im Auftrag der franzöſiſchen Regierung eine Copie des *jüngſten Gerichts* der Sixtiniſchen Capelle in der Größe des Originals vollendet. Dieſe rieſige Arbeit wurde vor ungefähr drei Jahren begonnen: wenn man aber in Anſchlag bringt, wie viele Zeit durch Störungen, welche von der Beſtimmung der Capelle unzertrennlich ſind, und andere ungünſtige Verhältniſſe eingebüßt worden iſt, ſo kann man nicht mehr denn achtzehn wirkliche Arbeitmonate berechnen. Und wo es darauf ankam, ein ſolches Werk auszuführen, iſt dieſe Friſt gewiß keine lange. Das allgemeine Urtheil hat ſich dahin ausgeſprochen, daß dem Künſtler ſein ſchwieriges Unternehmen vollkommen gelungen iſt. Die Schwierigkeiten dabei waren zwiefacher Art: ſie beſtanden ſowohl in denen, die im Allgemeinen mit dem Verſuch verknüpft ſind, ein Fresco mit getreuer Beibehaltung des Effects in Oel zu copiren, als auch in ſolchen, die in dieſem beſonderen Falle vom Zuſtande des Originals abhängig ſind. Wenn nun lezteres auch bei weitem nicht ſo ſehr gelitten hat, als von Manchem behauptet wird, und das Hauptübel mehr in allgemeiner Dunkelung und Unſcheinbarwerdung der Farben als in Anderm beſteht: ſo mag es doch nicht leicht geweſen ſeyn, in einer Copie die Wirkung ahnen zu laſſen, welche das Original einſt hervorgebracht haben muß, ohne der Harmonie und Wahrheit zu ſchaden. Und eben darin hat Hr. Sigalon ſich ſehr umſichtig und geſchult erwieſen, und iſt mit rühmenswerther Mäßigung verfahren. Die koloſſalen Figuren ſind mit kräftigem und freiem Pinſel gemalt; die Behandlung des Colorits iſt ſehr paſſend; die Zeichnung iſt treu. Als man die unermeßliche Leinwand in einem der Räume der Diocletianiſchen Thermen aufgeſtellt ſah, wohin der Künſtler ſie hatte bringen laſſen, um die einzelnen Theile (das Ganze beſtand der Länge nach aus drei großen Stücken) zuſammenzufügen und in Uebereinſtimmung zu bringen, konnte man ſich lebhaft der Zeit Pauls III. erinnern, als *Buonarotti* ſein Werk vollendet und aufgedeckt hatte. — Je gegründeter die Befürchtung iſt, daß das Fresco, ſelbſt bei ſorgfältiger Bewahrung, einem unvermeidlichen Untergange entgegen gehe, deſto lobenswerther iſt die Ausführung einer Copie in den nämlichen Dimenſionen, welche, mit Gewiſſenhaftigkeit behandelt, ohne Zweifel weit mehr dazu beitragen wird, einen möglichſt richtigen Begriff von dem Urbilde zu geben, als kleine Nachbildungen, ſo verdienſtlich einige derſelben auch ſeyn mögen. — Das Gemälde wurde gleich nach ſeiner Vollendung von dem Künſtler ſelbſt nach Marſeille gebracht, um nach dem Orte ſeiner Beſtimmung (den Petits-Auguſtins zu Paris) zu gelangen. Hr. Sigalon wird ſpäter nach Rom zurückkehren, um die Propheten und Sibyllen der Decke der Sixtina ebenfalls zu copiren.

Hier möge auch mit verdientem Lobe der vortrefflichen Nachbildungen der Transfiguration und der Madonna von Fuligno gedacht werden, welche Hr. A. Conſtantin aus Genf auf Porzellan ausgeführt hat, und welche zur Zeit noch hier zu ſehen ſind. Mit Recht iſt C. in Frankreich wie in Italien als der erſte Künſtler in dieſem Fache berühmt. Eine Reihe ſeiner beſten Arbeiten, namentlich Copien florentiniſcher Bilder, beſizt der König Karl Albert von Sardinien; andere, darunter die Schule von Athen, finden ſich im Palaſt der Tuilerien. Es iſt kaum glaublich, mit welcher Sorgfalt, mit welchem liebevollen Eingehen in den Geiſt und Charakter des Originals dieſe Bilder ausgeführt ſind, welche eine bedeutende Dimenſion haben, und bei denen man ja nicht an Porzellangemälde denken muß, wie man ſie wohl hie und da ſieht. Hr. Conſtantin iſt ein gründlicher Zeichner, und langjährige Uebung und Studium haben ihm eine große Sicherheit in Hinſicht der Berechnung des Effects gegeben, was bei dieſer Art Malerei, wo die Platte in den Ofen gebracht wird und die Farben ſich verändern, von beſonderer Wichtigkeit iſt. Die Nüancirungen ſind vollkommen, und der Ton des ganzen Bildes kann in der ſorgfältigſten Copie in Oelfarben nicht beſſer wiedergegeben werden. Die Dauerhaftigkeit des Materials und die Unverwüſtlichkeit der Farbe ſind bei dieſen ſchönen Werken ein großer Vorzug und erhöhen ihren Werth namentlich für kommende Zeiten.

Das *Muſeum etruskiſcher Alterthümer*, eine Schöpfung des regierenden Pabſtes, iſt unterdeſſen eröffnet worden. Es nimmt eine Reihe kleiner Gemächer und eine Art Corridor ein, im zweiten Geſchoß an der großen Treppe des Muſeo Pio Clementino. Zuerſt findet man die Terracotten, dann die Bronzen, worunter die zu Todi gefundene und ſchon viel beſprochene Statue des Mars mit einer Inſchrift, die bis jezt noch nicht entziffert worden, und eine ſchöne weibliche Gewandfigur, zu Vulci in den Campanariſchen Ausgrabungen entdeckt, von Einigen für eine Minerva Ergane, von Andern für eine Tanaquil gehalten. Thorwaldſen hat den Kopf daran reſtaurirt. Verſchiedene Pateren, Kandelaber, Ornamente u. ſ. w. ſind von großer Schönheit. In demſelben Gemache

ſieht man die Reſte des bronzenen Koloſſes, angeblich Kaiſer Trajan, in der Geſtalt Neptuns, die bei der Reinigung des Hafens von Civitàvecchia 1835 gefunden wurden und bisher im Appartamento Borgia aufgeſtellt waren, ſo wie die hübſche kleine Statue eines ſpielenden Knaben, die ſchon längſt dem Muſeum gehört. — Die Vaſenſammlung iſt minder ausgezeichnet durch die Menge des Vorhandenen, als durch die große Schönheit und den Kunſtwerth vieler Bilder. Man findet darunter das prächtige Gefäß mit der Darſtellung des Apollo auf dem Dreifuß, den Jaſon als Drachenbeute, Zeus und Aegina, Achilleus, eine Amazonenſchlacht u. v. a., die zum Theil bereits illuſtrirt worden ſind. Wie es heißt, ſteht dieſer Sammlung eine nicht unbeträchtliche Vermehrung bevor: Seine Heiligkeit intereſſirt ſich perſönlich dafür. Jedenfalls iſt das neue Muſeum Gregorianum eine erwünſchte Bereicherung der großen Sammlungen, womit mehrere Päbſte bereits den Vatikan geſchmückt haben. Das Local iſt zum Theil nicht beſonders vortheilhaft. Eine ausführlichere Notiz über das Vorhandene kann vielleicht ſpäter geliefert werden. Bei Gelegenheit der Eröffnung iſt eine Medaille von Girometti's Hand erſchienen.

Bei dieſer Veranlaſſung dürfte es am rechten Orte ſeyn, einiger anderen Denkmünzen zu erwähnen; welche unter der Regierung Pabſt Gregors XVI. geprägt worden ſind. Eine derſelben bezeichnet die Beſitznahme des Lateran: ſie hat auf der einen Seite des Pabſtes Bildniß, auf der andern zwei Engel in Wolken, Tiara und Schlüſſel tragend, mit der Umſchrift: S. Sedis. Lateran. possess. prid. Kal. Jun. MDCCCXXXII. Sie iſt von Girometti. Von Giuſ. Cerbera iſt eine andere zur Erinnerung an die im Hafen von Civitàvecchia vorgenommenen Arbeiten, die gleichfalls des Pabſtes Bildniß, und als Revers eine ſitzende Frau mit der Mauerkrone, im Hintergrund den Hafen mit ſeinen Mauern und Thürmen zeigt. Inſchrift: Centumcell. urbe. amplificata. Portu. reddito. tutiore (anno VI.). — Eine kleine Medaille von G. Cerbera hat auf dem Revers Chriſtus, der dem Petrus die Füße waſcht, mit der Inſchrift: Tu Dominus et Magister, und unten: Exemplum dedi vobis. Die Ausführung dieſer Denkmünzen iſt eben nicht zu tadeln, erhebt ſich aber nicht über das Gewöhnliche. Am mißlungenſten freilich iſt jene, welche zur Erinnerung an den Durchſtich des Monte Catillo bei Tivoli und die Bildung der neuen großen Cascade des Anio geprägt worden iſt. Sie iſt von ungewöhnlicher Größe und hat auf beiden Seiten geſchmackloſe landſchaftliche Darſtellungen, Anſichten des Fluſſes und der Ufer ober- und unterhalb des Sturzes. Die Inſchriften ſind: Tiburtes Catillo perforato inducto Anieno servati anno Domini MDCCCXXXV. — Gregorius XVI. ausu romano sacri principatus anno II. inchoavit, V. perfecit. — Man weiß, daß das Unglück, welches die Stadt Tivoli im Jahr 1826 heimſuchte, den Gedanken veranlaßte, dem Anio einen andern Lauf zu geben. Der Plan des Architekten Folchi wurde angenommen, und man bohrte durch den nahen Monte Catillo einen Emiſſar von 294 Meter Länge, der ſich in zwei Abtheilungen ſcheidet, durch welche der Strom ſeine Waſſermaſſe unterhalb der ſogenannten Grotte der Sirenen in das Thal hinabwälzt.

März, 1837. **Rt.**

Nachrichten vom März.

Denkmäler.

London, 24. Februar. Am 20. ward in einer in der Crown and Anchor Tavern, unter Hrn. Hume's Vorſitze, gehaltenen Verſammlung die Errichtung eines Denkmals für die Märtyrer der Parlamentsreform beſchloſſen, die in den Jahren 1795 und 94 unter Pitt's Miniſterium der Felonie angeklagt und zur Deportation verurtheilt worden waren.

5. März. Zu Newcastle upon Tyne iſt beſchloſſen worden, dem Bewirker der Parlamentsreform, Grafen Grey, eine koſtbare Denkſäule zu errichten.

Paris. Das Monument, welches der Obriſt Zetner dem General Koszinsko unſern Paris hat errichten laſſen, beſteht aus einem Erdhügel, der jährlich erhöht werden muß.

22. Februar. Die Freunde Börne's haben eine Subſcription eröffnet, von deren Ertrag dem Verſtorbenen ein Denkmal errichtet werden ſoll. Die mit der Leitung der Subſcription beauftragte Commiſſion beſteht aus den Herren Cormenin, David (dem Bildhauer), Savoye, A. Hamberg und S. Strauß.

Braunſchweig, 19. März. Die Gedächtnißfeier der im Jahr 1809 hier erſchoſſenen Schill'ſchen Krieger, die feierliche Beſtattung ihrer irdiſchen Ueberreſte und die Einweihung des ihnen errichteten Monuments fand heute ſtatt. Der Commandeur des preußiſchen Garde-Huſaren-Regiments, Obriſt Graf von Pückler, ein ehemaliger Schill'ſcher Krieger, hielt an den Stufen des Denkmals eine Rede. Hr. Fr. van Bechelde hat in einem eben erſchienenen Schriftchen nähere Nachrichten über alle das Denkmal betreffende Umſtände mitgetheilt. Die Särge wurden neben dem Denkmal eingeſenkt, welches auf der Stelle ſteht, wo die dreizehn Krieger vor 28 Jahren erſchoſſen worden ſind. Oben auf dem Denkſtein, welcher mit paſſenden Inſchriften verſehen iſt, ſteht ein eiſernes, mit einem Lorbeerkranze geſchmücktes Kreuz, welches auf der einen Seite die Worte enthält: „Sie fochten für deutſche Freiheit,“ und auf der andern: „Ruhe ihrer Aſche und ewiges Heil ihren Seelen.“

Frankfurt, 13. März. Auf Anregung des Kunſtvereins ward unlängſt eine Verſammlung von 30 Männern aus allen Ständen zu einer Berathung zuſammenberufen über das für Goethe zu errichtende Denkmal. Thorwaldſen hat, wie man hört, die Ausführung deſſelben bereits übernommen. Die Koſten ſollen hier geſammelt werden, und wenn auch Beiträge von auswärtigen Verehrern des Dichters gerne angenommen werden, ſo ſoll doch deßhalb keine öffentliche Aufforderung ergehen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 41.

Kunſt-Blatt.

Dienstag, den 23. Mai 1837.

Der Pariſer Salon im Jahre 1837.

I.

Eine ſechs- oder ſiebenjährige Erfahrung ſollte doch nachgerade gelehrt haben, ob die alljährlich wiederkehrende Ausſtellung von Werken der Malerei und Sculptur ihren Zweck zum Nutzen und Frommen der Kunſt erreiche oder nicht. Allein dem iſt nicht ſo und die Stimmen ſind in dieſer Hinſicht getheilter als je. Um ſich über die aufgeworfene Frage zu verſtändigen, müßte man zunächſt feſtſtellen, an welchen beſtimmten, untrüglichen Merkmalen man überhaupt erkennen kann, ob die Kunſt und die Künſtler bei dieſer neuen Anordnung gewonnen oder verloren hätten. Wenn man darauf genügend zu antworten weiß, ſo wird die Beantwortung der erſten Frage nicht mehr ſchwierig ſeyn; aber das anzugeben, iſt eben keine Kleinigkeit. Mit dem Gedeihen, Wachſen und Blühen der Kunſt verhält es ſich ziemlich wie mit dem Gedeihen, Wachſen und Blühen des Staates; das Schätzen deſſelben iſt ſo verwickelt, daß die Peſſimiſten und Optimiſten, je nach ihrem Gutdünken, zwei gerade entgegengeſezte Gemälde davon entwerfen, welche beide plauſibel erſcheinen. Es iſt daher nicht ſo leicht, als man ſich gewöhnlich einbildet, genau zu beſtimmen, ob die Kunſt im Abnehmen oder im Zunehmen begriffen; noch ſchwieriger iſt es, die Urſachen davon auf eine unumſtößliche Weiſe zu begründen.

Eine der hervorſpringendſten Thatſachen der gegenwärtigen Kunſt in Frankreich iſt der Reichthum und die Mannichfaltigkeit der Erzeugniſſe, welcher Umſtand auf eine große Thätigkeit des Gedankens und der Arbeit hindeuten würde. Unter dem ancien régime vor der erſten-franzöſiſchen Revolution, wo bloß die Akademiker und ihre Agréés das Recht hatten, ihre Werke im Louvre auszuſtellen, betrug die Anzahl der für den Salon eingeſandten Kunſtwerke nie mehr als 3—400. Auf der erſten allgemeinen Ausſtellung, welche im J. 1790 ſtattfand, und wo die beſten Gemälde des vorjährigen Salons noch einmal zum Vorſchein kamen, zählte man 794 Artikel. Während der Republik, des Conſulats und des Kaiſerreichs belief ſich die Zahl der ausgeſtellten Kunſtwerke etwa auf 1000. Unter der Reſtauration ſtieg ſie auf 1400; in den erſten Jahren nach der Julirevolution vermehrte ſich die Anzahl bis auf 3318 und während der vier lezten Jahre variirt ſie zwiſchen 2100 und 2500.* Dabei iſt zu bemerken, daß die gegenwärtigen Ausſtellungen jedes Jahr ſtattfinden, während ſie früher nur alle zwei Jahre ſtattfanden. Troz dem bringen die jezt lebenden Künſtler zwanzigmal ſo viel Werke hervor, als die unter dem ancien régime, achtmal ſo viel als die der Republik und des Kaiſerreichs und viermal ſo viel als die der Reſtauration. Das iſt offenbar ein Zeichen von Fruchtbarkeit, und Fruchtbarkeit iſt hinwiederum meiſtens ein Zeichen von Kraft. Alle ſchönen Kunſtepochen waren fruchtbar. Die einzelſtehenden Genies ſind ſelten; ſie erſcheinen in der Regel haufenweiſe und ſchießen auf einmal, gleich einer reichen Ernte, aus dem Boden hervor, nachdem Dürre und Unfruchtbarkeit vorangegangen, welche nach ihrem Verſchwinden leider auch wieder eintreten. Wenn man die zwei- bis dreitauſend Werke ſieht, welche hier jährlich in den Gallerien des Louvre ausgeſtellt ſind, — wobei wir noch gar nicht einmal die übrigen zwei- bis dreitauſend in Anſchlag bringen wollen, welche jedes Jahr zurückgewieſen werden, — ſo könnte man leicht in Verſuchung gerathen, an eine jener Epochen zu denken, wo die Kunſt, wie ein kräftiger, ſaftiger Baum, ohne Mühe und Anſtrengung reichlich Blüthen und Früchte ſpendet. Prüfen

---

* Es wurden ausgeſtellt im Salon

vom Jahre	1834	1835	1836	1837
Gemälde	1956	2175	1856	1865
Sculpturwerke	189	155	156	130
Kupferſtiche	81	96	61	60
Lithographien	71	78	45	55
Architektoniſche Zeichnungen	17	32	26	40
Total:	2314	2536	2144	2150

wir dieſe Fruchtbarkeit etwas genauer: iſt ſie aus eignem Antrieb hervorgegangen, iſt ſie natürlich und das freie Ergebniß der vorzüglichen Güte des Bodens, oder iſt ſie künſtlich und mit Anſtrengung durch gewaltſame Mittel ins Leben gerufen, wie jene Aloen, welche in unſern Treibhäuſern während einer Nacht zehn Fuß hoch wachſen und das Glasdach ihres Gefängniſſes ſprengen? Ich glaube faſt, daß die umfangreiche Entwickelung der neuern franzöſiſchen Kunſt etwas Analoges mit der lezteren Erſcheinung hat. Zum Theil iſt es Modeſache, im Louvre auszuſtellen, und jeder Künſtler beeifert ſich, ſeinen Nacken unter das Joch der Mode zu beugen. Ferner muß man bedenken, daß die ganze franzöſiſche Kunſt in Paris concentrirt iſt, wo die Regierung bei bekannten Künſtlern viele Gemälde beſtellt und die unbekannten Künſtler noch am erſten Käufer für ihre Werke finden. Dieſe und noch andere Umſtände bewirken die unendliche Fruchtbarkeit und Mannichfaltigkeit der Kunſtwerke, welche dem Pariſer Publikum jedes Jahr zwei Monate lang zur Beſchauung dargeboten werden.

Wenn es nun wahrſcheinlich iſt, daß die jährliche ungeheure Arbeit der franzöſiſchen Künſtler nicht ſowohl das Reſultat einer unwiderſtehlichen Begeiſterung und der Bedürfniſſe der Maſſen, als vielmehr größtentheils die Frucht einer äußeren, vorübergehenden Aufregung iſt, ſo läßt ſich daraus ſchon der Schluß ziehen, daß die Kunſtprincipien ſelbſt nicht ſehr befriedigend ſeyn mögen und die ſchönen Künſte demnach keine Spontaneität und Originalität haben, mithin der unterſcheidendſten und bezeichnendſten Merkmale jeder freien, ureignen Schöpfung ermangeln. Das iſt in der That der herrſchende Fehler der meiſten Erzeugniſſe neuerer franzöſiſchen Maler, Bildhauer und Architekten. Es iſt wahr, dieſes Uebel iſt ſchon alt und datirt nicht von geſtern; es iſt nicht allein in Frankreich zu Hauſe, ſondern überall, ſeitdem der Athem frommer Andacht und dichteriſcher Begeiſterung aufgehört hat, die Gemüther zu beleben und die Einbildungskraft zu erfüllen. In jedem Lande hat die Kunſt nur eine gewiſſe Zeit. Dieſe Wahrheit lehrt die Erfahrung, und man muß ſie ſo lange annehmen, bis eine andere, ebenfalls durch die Erfahrung bewieſene Wahrheit die erſte aufhebt.

Es fällt uns keineswegs bei, die heutigen Künſtler mit denen aus dem goldenen Zeitalter der Malerei und Sculptur vergleichen zu wollen, ſondern wir werfen bloß einfach die Frage auf: ſind denn die lebenden Maler und Bildhauer der Gegenwart ſelbſt nur ihren nächſten Vorgängern überlegen? iſt der Salon von 1836 und 1837 beſſer als die Ausſtellung vom Jahre 1805 oder 1810? Damals brachte der Salon Gemälde von Gros, Gérard, Géricault, Michallon, Prud'hon, Granet, David, Girodet. Wenn wir etwa zwei oder drei Künſtler ausnehmen, welche die eben genannten überflügelt haben und auf gleicher Stufe mit den alten Meiſtern ſtehen, — gibt's denn heutzutage in Frankreich noch Künſtler, welche ſich rühmen können, mit jenen gefeierten Repräſentanten der franzöſiſchen Malerſchule von gleicher Stärke zu ſeyn? Hier zu Lande hört man die Behauptung oft ausſprechen, und Viele glauben an die Richtigkeit des Satzes, daß ſeit zehn Jahren ſich eine förmliche Revolution und Umwälzung in der Kunſt bewerkſtelligt habe; was mich anlangt, ſo halte ich dafür, man hätte beſſer daran gethan, zu ſagen: eine Abwechſelung, eine Veränderung. Man hat ſich eingebildet, eine neue Bahn einzuſchlagen, indem man lediglich nur andere, neue Gegenſtände zur Darſtellung wählte; man hat geglaubt, einen Schritt vorwärts zu thun, indem man nur neben austrat und in eine alte Wagenſpur einbog. Früher ſuchten die franzöſiſchen Künſtler die Form, jezt ſuchen ſie die Farbe; jene ahmten die alten Griechen nach, dieſe beten die alten Florentiner als ihre Vorbilder an; jene ſtudirten das Antike, dieſe ſtudiren das Gothiſche; jene malten Nymphen, Flußgötter, die Flügel Cupido's, die griechiſchen und römiſchen Helden in ihrer grandioſen Nacktheit; dieſe malen gegenwärtig Heilige, Madonnen, Engelflügel, Helden und Ritter aus dem Mittelalter in ſchwerer, eiſerner Rüſtung; jene ſtellten die Schlachten Napoleons und ihn ſelbſt als General, als erſten Conſul und als Kaiſer dar, dieſe zeigen uns in ihren Bildern die Julirevolution von 1830, die Barrikaden, die Emeuten, die Einnahme des Stadthauſes, und Alles, was an der „großen Woche" hängt. Worin, frage ich, war denn jene Schule abſurder als die heutige? worin zeigt ſich die jetzige origineller als jene? Ich weiß es nicht. Ich will gerne zugeben, daß die gegenwärtigen Künſtler rückſichtlich der mechaniſchen Ausführung an Fingerfertigkeit und Farbenpracht gewonnen haben, was allerdings ein Fortſchritt genannt werden darf; aber ſie haben darüber das Zeichnen verlernt, was ohne Zweifel ein Rückſchritt, wenigſtens ein großer Verluſt iſt. Was die Principien, Methoden u. ſ. w. anlangt, welche keine Kunſt füglich entbehren kann, ſo ſcheint die moderne franzöſiſche Schule ihre Prätention und Ehre darin zu ſetzen, gar keine Principien und Methoden zu haben. Die alte David'ſche oder klaſſiſche Schule hatte eine fixe, feſtſtehende und an und für ſich ganz gute, vernünftige Theorie, welche ſie leider bis ins Formelle und Pedantiſche übertrieb. Durch ſtrenge, unerbittliche Einheit der Principien fiel dieſe in Monotonie und Einförmigkeit; durch gänzlichen Mangel an Principien fällt jene in Schmiererei und Buntſcheckigkeit.

In jeder von beiden Kunſtperioden hat es in Frankreich gewandte Meiſter, ja ſogar Genies gegeben; aber ſie ſind auf gleiche Weiſe Trümmer der Vergangenheit, von welcher alle einen Schein wiederzugeben ſich beſtreben.

In den Zeiten, welche den mächtigen Offenbarungen des Kunſtgenius folgen oder vorangehen, gibt es wohl Maler, aber keine Malerei, Architekten, aber keine Architektur: und wir leben gerade in der Mitte eines jener Zwiſchenreiche. In ſolchen Tagen arbeitet jeder Künſtler nach ſeiner Kraft und Einſicht, und aus dieſem Geſichtspunkt wollen wir jezt prüfen, was die franzöſiſchen Maler und Bildhauer dieſes Jahr geleiſtet haben.

II.

Wir heben auch diesmal, wie gewöhnlich, mit den ſymboliſchen Gemälden an, welche in großer Anzahl vorhanden ſind. Die religiöſe Malerei, die während der Republik und des Kaiſerreichs faſt ganz in Vergeſſenheit gerathen, kam beſonders während der Reſtauration wieder in Aufnahme. Sie wurde damals von der Politik und der Regierung ins Leben gerufen, welche der Kunſt ſowohl wie der Wiſſenſchaft eine religiöſe Tendenz zu geben trachtete und beide als Vehikel ihrer Ideen über moraliſche und materielle Wiedergeburt der alten Monarchie gebrauchte. Die gleichſam mit Gewalt in dieſe neue Bahn gedrängten Künſtler folgten dem Anſtoß und gingen friſch ans Werk, aber ohne Ueberzeugung, Liebe und Begeiſterung. Die Julirevolution unterbrach dieſe religiöſe Geiſtesrichtung; kriegeriſche und revolutionnäre Ideen bemächtigten ſich der Köpfe und führten die Künſtler auf die Quellen gleichzeitiger Begebenheiten und früherer Ereigniſſe der franzöſiſchen Nationalgeſchichte zurück, woraus ſeither unläugbar die beſten Werke hervorgegangen ſind. Die jetzige Regierung hat dieſe Tendenz größtentheils ſehr begünſtigt, indem ſie in den beiden lezten Jahren allein gegen 80 Schlachtgemälde und andere hiſtoriſche Bilder fürs Verſailler Muſeum beſtellt hat. Die Beſtellungen religiöſer Gemälde für Kirchen und Capellen ſind ſeit ſechs Jahren immer ſeltener geworden; von den 30 ſymboliſchen Bildern, die voriges Jahr im Salon befindlich waren, hat die Regierung nur etwa 3 oder 4 angekauft. Die Mannichfaltigkeit und große Anzahl ſymboliſcher Compoſitionen, welche dies Jahr wiederum auf der Ausſtellung figuriren und die von den Künſtlern aus freiem Antrieb gewählt worden ſind, ſcheint auf den erſten Anblick eine Rückkehr zur religiöſen Malerei anzudeuten, wenn man etwa nicht annehmen will, daß die Hoffnung, ein ſymboliſches Bild an eine fromme Gemeinde oder Familie zu verkaufen, bei vielen Künſtlern der wahre Beweggrund eines ſolchen Verfahrens geweſen. Jedenfalls läßt ſich eine beſondere Vorliebe für die höhere religiöſe Malerei in dieſem Augenblicke nicht abläugnen. Die Zöglinge der franzöſiſchen Akademie in Rom ſchickten ſonſt nur alte Griechen und Trojaner nach Paris, jezt ſenden ſie nichts als Märtyrer, Heilige und Engel. Die jungen angehenden Maler zeigen die meiſte Thätigkeit in dieſem Fache; wenn dieſer religiöſe Eifer unter den franzöſiſchen Künſtlern fortdauert und anhält, wäre es nicht unmöglich, daß binnen einigen Jahren die Bibel und die chriſtlichen Legenden auf dieſelbe Weiſe zum Lieblingstext der franzöſiſchen Kunſt erhoben würden, wie vor zwanzig Jahren Homer und die mythologiſchen Fabeln.

Dieſer Gang der Malerei und Sculptur in Frankreich iſt nichts als der Widerſchein von den Ideen und Meinungen, welche in gewiſſen Regionen der franzöſiſchen Philoſophie und Literatur an der Tagesordnung ſind. In dieſer Beziehung iſt die jetzige religiöſe Malerei in Frankreich ein wahres, ächtes Kind des Zeitgeiſtes. Die modernen franzöſiſchen Dichter ſind bekanntlich lauter Neubekehrte; ſie ſeufzen, beten und ſchlagen unaufhörlich an ihre Bruſt; ihr geiſtiges Leben iſt eine fortwährende Buße und Kaſteiung; ſie ſchöpfen ihre Begeiſterung faſt ausſchließlich nur im Jordan und in der Ciſterne von Siloe; ſie bringen dem Herrn Lobgedichte dar und ſingen nur fromme Choräle; ſie fühlen eine lebhafte Vorliebe für die Feuchtigkeit alter Kathedralen; ſie erzittern bei den Schwingungen der Glocke, welche zum Abend- und Morgengebet läutet, und ihre Pulſe klopfen höher beim Anblick einer Dorfkirchthurmſpitze; kurz, um vollkommen loyale katholiſche Chriſten zu ſeyn, fehlt ihnen nichts als der fromme Glaube und ſeine Werke. Man nennt ihre Poeſie eine „chriſtliche"; ob ſie es wirklich iſt, haben wir hier nicht zu unterſuchen. Nach dieſen jungen Dichtern kommen die jungen Philoſophen, welche ebenfalls große Anſprüche auf Chriſtenthum machen; ſie theilen ſich in mehrere Kategorien. Es gibt ſchlechtweg Myſtiker, welche vermöge anhaltender Selbſtbeſchauung, wie die türkiſchen Mönche durch ewiges Anſchauen ihrer Naſenſpitze, die Ueberzeugung gewonnen haben, daß ihr Inneres leer ſey, und nun ihre Tage damit zubringen, die dunkeln Tiefen ihrer leeren Seele zu ergründen. Alle irdiſchen Dinge, welche ſie in dieſen Abgrund werfen, um ihn auszufüllen, verrinnen und verlieren ſich darin, wie im Faß der Danaiden; woraus ſie ganz einfach den Schluß ziehen, daß nur himmliſche Gegenſtände fähig ſind, ihn auszufüllen. Die Anhänger dieſer contemplativen Sekte ſind zwar zahlreich genug, aber ihr Chriſtenthum hat noch keine ſtreng abgeſchloſſene Form angenommen; ſie haben zwar religiöſe Geſinnungen, aber keine Religion; ſie träumen, zweifeln, räſonniren, epilogiſiren, hüten ſich indeſſen einen Schluß zu ziehen; ſie ſind es, welche in der Literatur das ſogenannte genre intime exploitiren; wir erinnern nur an Saint-Beuve. Einige von dieſen Myſtikern verlieren über ihren Grübeleien den Verſtand; die meiſten jedoch befinden ſich ſehr wohl dabei. Den chriſtlichen Myſtikern gegenüber ſtehen die chriſtlichen Politiker, welche wiederum in zwei abgeſonderte Klaſſen zerfallen. Die Einen gehen von dem Factum aus, daß Chriſtus die Gleichheit und Bruderliebe

den Menſchen gepredigt hat und für das Volk ans Kreuz geſchlagen worden iſt; ſie machen gar keine Umſtände, ihn als den Vorläufer der franzöſiſchen Revolution, als den eigentlichen Stifter und Gründer des demokratiſchen Princips und der Volksſouverainetät zu betrachten; ſie muthmaßen ſogar, — eine beſtimmte Verſicherung geben ſie gerade nicht, — daß Maximilian Robespierre im Grunde nichts weiter geweſen, als ein zweiter Heiland, der dem erſten in jeder Hinſicht an die Seite zu ſtellen ſey. Dieſe Einſchmuggelung demokratiſcher Ideen auf Golgatha wollen ſie durch die ganze Geſchichte der römiſch-katholiſchen Theokratie beweiſen, welche, wie ſie behaupten, nichts als eine Entwickelung derſelben Ideen iſt; denn als Princip habe die römiſche Kirche die unbedingte Gleichheit, als Mittel zur Erreichung derſelben die allgemeine Wahlfähigkeit und Wählbarkeit, als Zweck das Wohl Aller und das Intereſſe der Maſſen anerkannt. Der Chorführer dieſer chriſtlichen Politiker iſt Buchez, welcher den gottloſen Philoſophen des vorigen Jahrhunderts wegen ihres Haſſes gegen das Chriſtenthum einen Krieg auf Leben und Tod erklärt hat und in der katholiſchen Religion eine neue Quelle des ſocialen Fortſchritts zu finden glaubt; man brauche nur die Prieſter, die kirchlichen Dogmen und den äußeren ceremoniellen Cultus wegzulaſſen, ſo habe man aus der alten Religion eine ganz neue geſchaffen. Dieſe Art hiſtoriſch-politiſchen Chriſtenthums ſcheint neuerdings an Bedeutung gewinnen zu wollen. Schon voriges Jahr haben wir in unſerm Bericht über den Salon ein Gemälde erwähnt, welches offenbar ein Ausfluß dieſer Ideen war. Der Künſtler hatte nämlich den Heiland Arm in Arm mit der Freiheitsgöttin dargeſtellt; dieſelbe trug eine phrygiſche Mütze und hielt eine Weltkugel in der Hand, auf welche Chriſtus das Wort „fraternité“ eingräbt. Das in dieſem Jahre ausgeſtellte Scheffer'ſche Bild iſt in ähnlichem Geiſte gearbeitet, wie wir ſogleich ſehen werden.

Die zweite Fraktion der chriſtlichen Politiker ſchlägt einen gerade entgegengeſetzten Weg ein und will nur die kirchliche Hierarchie beibehalten wiſſen, um darnach den Staat zu modelliren; dieſe mögen manches Gute an ſich haben; ſie üben aber wenig Einfluß auf die bildenden Künſte.

Eine lezte Klaſſe von neufranzöſiſchen Chriſten ſind die Chriſten aus Liebhaberei oder nach der Mode; für ſie iſt das Chriſtenthum lediglich eine Geſchmacks- und Modeſache. Sie ſind leidenſchaftliche Bewunderer und Anbeter der Malerei des vierzehnten Jahrhunderts, der mittelalterlichen Sculptur und Architektur; ihre Bewunderung artet nicht ſelten in Manie, Abgötterei und Albernheit aus. Sie neigen in Demuth ihr Haupt vor den unförmlichen Fratzen, wenn man ihnen ſagt, es ſeyen Heiligenbilder; Gemälde auf Goldgrund ſcheinen ihnen allein zuläſſig, und ſie finden ein Bild nur vollſtändig und tadellos, wenn es weder Perſpective noch Bewegung hat. Von Rafael loben ſie nur ſeine erſte Manier; ſpäter habe er nichts als Griſetten gemalt; ſie wiſſen allerlei myſtiſche Gründe für die kleinſten, unbedeutendſten Details der gothiſchen Baukunſt anzugeben und behaupten, daß die griechiſche und römiſche Architektur reine Anachronismen ſeyen. Der Rundbogenſtyl der Ecole des beaux Arts iſt ihnen unausſtehlich; von Säulen begreifen ſie nur die Vendomeſäule; die korinthiſche Säulenſtellung der Madeleine und Börſe treibt ihnen die Schamröthe in's Geſicht; wenn ſie könnten, wie ſie wollten, würden ſie die Madeleine ſammt der Börſe, das Pantheon ſammt dem Louvre u. ſ. w. zerſtören und von öffentlichen Monumenten in Paris nichts übrig laſſen, als Saint Germain des Prés, Saint Germain l'Auxerrois, den Thurm von Saint Jacques de la Boucherie, die Sainte Chapelle und allenfalls noch Notre Dame. Etwas Aehnliches ereignete ſich in Frankreich vor etwa 30 — 40 Jahren, nur im ganz umgekehrten Sinne. Es handelte ſich damals ums Etruskiſche, wie es ſich heutzutage ums Gothiſche handelt. Eine Statue, welche in jener Zeit auf wahre Schönheit Anſpruch machte, mußte durchaus ein wenig von der ägyptiſchen Steifheit und Unbeweglichkeit an ſich haben, und ein Gebäude ohne dicke, doriſche Säulen, glaubte man, würde jeden Augenblick einſtürzen. Um jene Zeit trugen die Männer die Toga und die Damen häkelten ihre Kleider mit goldenen Schnallen über'm Knie feſt; man brachte der Natur Brandopfer dar und auf den Altären der Göttin der Vernunft dampften geweihte Räucherpfannen ihre Wohlgerüche aus. Heutiges Tags trägt man Bocksbärte und ſpitze Schuhe, weite, herabhängende Aermel und über'm Kamin ſeines Schlafzimmers hängt man ein Muttergottesbild auf. Die Pariſer behaupten, daß das Beiſpiel unſrer deutſchen Künſtler in Rom dieſe religiöſe Geiſtesrichtung in Frankreich hervorgerufen.

Dem mag ſeyn wie ihm wolle, ſo viel iſt gewiß, alle die eben angeführten Hauptelemente des modernen Chriſtenthums in Frankreich finden wir in den bildenden Künſten wieder; die Maler beſonders haben ſich dieſen Einflüſſen nicht entziehen können oder wollen; die meiſten unter ihnen behandeln chriſtliche Gegenſtände in ihren Gemälden auf ähnliche Weiſe wie die neuen Philoſophen die chriſtliche Religion in ihren Büchern. Das Chriſtenthum iſt für ſie eine Art Mythologie geworden, welche der Kunſt ſo lange den Stoff zu ſymboliſchen und allegoriſchen Darſtellungen geliefert hat. „Die heilige Thereſe“ von Gerard und der „Johannes in der Wüſte“ von Champmartin (gegenwärtig in der heil. Rochuskirche), ſo wie noch einige andere religiöſe Gemälde franzöſiſcher Künſtler waren bereits in dieſem modernen,

weltlichen Sinne gearbeitet. Dies Jahr ſtellt ſich Ary Scheffer mit ſeinem „Chriſtus, die Leidenden tröſtend,“ an die Spitze jener Schule, welche in der Behandlung religiöſer Kunſtwerke den Glauben und die Traditionen der alten Meiſter durch philoſophiſche Anſchauungen zu erſetzen ſucht. Dem Scheffer'ſchen Bilde gebührt unſers Erachtens unbedingt der Preis des diesjährigen Salons, und wir wollen es daher zunächſt beſprechen.

A. Scheffer iſt unbedingt der poetiſchſte Maler unter den Neuern; er hat den Geiſt der alten Balladen auf eine ſeltene Art ſich anzueignen und auf die Leinwand zu übertragen gewußt und ſich mit dem Mark der Dichtungen Byrons, Schillers und Bürgers genährt. Alle ſeine früheren Schöpfungen tragen das Gepräge einer wehmüthigen, nachdenklichen Stimmung in einer unbeſchreiblich zarten Grazie, mit einem leichten Anflug von ſentimentaler, kränkelnder Schwärmerei; Leonore, Margarethe, Medora, Eberhard der Greiner und Franzeska und Paolo da Rimini ſind ſeine Hauptwerke. Trotz aller Mängel, die man dem Künſtler vorwerfen kann, wie z. B. etwas vernachläſſigte Zeichnung, ſchwache Modellirung, zu häufige Anwendung von erdartigen Farbentönen und Laſur, trotz allem dem läßt ſich ihm das Verdienſt von Originalität nicht abſprechen; in den vier Gemälden, welche er dies Jahr ausgeſtellt, iſt ein großer Fortſchritt rückſichtlich der Ausführung bemerkbar; der Chriſtus iſt das bedeutendſte darunter. Scheffer hat keine einzelne Begebenheit aus dem Leben des Erlöſers, ſondern einige ſeiner Worte in Handlung geſezt: „Ich bin geſandt, zu verkündigen das Evangelium den Armen, zu heilen, die zerſtoßenen Herzens ſind, zu predigen den Gefangenen, daß ſie los ſeyn ſollen, und den Zerſchlagenen, daß ſie frei und ledig ſeyn ſollen.“ Dieſe einfachen Worte, welche uns der Evangeliſt Lucas aufbewahrt hat, dienen dem Künſtler als Text ſeines Bildes. Dominichino hat denſelben Gegenſtand, aber auf eine ganz andere Art behandelt; vier Frauen von verſchiedenem Alter, in knieender Stellung, repräſentiren den Schmerz in den verſchiedenen Lebensepochen; das Kind weint, die Jungfrau trauert, die Mutter blickt wehmüthig in die Zukunft, und die Großmutter leidet. Oben in lichter, blauer Luft, auf heiteren Wolken ſchwebt Maria mit dem Jeſuskinde im Arm, welches Blumen auf die Unglücklichen herabſtreut. Es war natürlich, daß ein katholiſcher Maler ſeinen Gegenſtand ſo auffaßte, wie Dominichino; Scheffer, als Künſtler des neunzehnten Jahrhunderts, wollte aber nicht dieſelben Symbole anwenden. Alle die gewaltigen Veränderungen, welche ſeither in dem Glauben der Maſſen vorgegangen, alle Zweifel und Neuerungen, welche der menſchliche Geiſt ſeit jener Zeit erlitten, machen ſich in dem Scheffer'ſchen Bilde bemerklich. Um der Allegorie eine zugleich religiöſe und philoſophiſche Bedeutung zu geben, und um dadurch auf eine poetiſche Weiſe jene Quelle von Tröſtungen und Hoffnungen auszudrücken, welche die Religion den Leidenden und Betrübten öffnet, mußte ſie der Maler von einem andern Standpunkte, als dem dogmatiſchen und traditionellen auffaſſen und ſie ins weiteſte Gebiet der Geſchichte und Menſchheit verſetzen. Das hat wenigſtens Ary Scheffer gethan. Sein Chriſtus iſt von Unglücklichen umgeben, deren Schmerzen nicht individuell, ſondern allgemein menſchlich und heilig ſind. Zu den Füßen des Heilands beugt ſich eine unglückliche Mutter über den entſeelten Leichnam ihres einzigen Kindes, welches die heißeſten Thränen und der laute Jammer nicht wieder zu erwecken vermögen; ſie weint und klagt, wie die Rahel der heiligen Schrift, welche nicht getröſtet ſeyn wollte. Zur Linken Chriſti ſehen wir die weinende Magdalena, welche vertrauensvoll ſich nähert; nicht weit davon hebt ſich ein in eine dreifarbige Fahne gehüllter junger Mann mit Mühe vom Boden auf und richtet dankbare Blicke auf ſeinen Erretter und Befreier; ſeine Bruſt iſt von Wunden durchbort und aus ſeinen Zügen ſpricht eine muthige Ergebung in ſein Unglück. Der Künſtler hat in dieſer Figur einen Repräſentanten des unglücklichen Polens verewigt. Ihm zur Seite ſteht ein Grieche, als Symbol unterdrückter Nationalfreiheit, und ein Neger, als Sinnbild perſönlicher Sklaverei. Im Vordergrunde bemerken wir ein junges Mädchen, deren Schönheit durch Herzenspein vor den Jahren zerknickt iſt; ferner eine alte Nonne, welche ein halbes, unter Buße und Geißelung im Innern eines Kloſters zugebrachtes Jahrhundert ungewiß gelaſſen hat, ob dieſe Lebensart wirklich ein Glück und eine Wohlthat ſey. Zur Rechten Chriſti hat der Künſtler einen armen, alten Steuermann hingeſtellt, den die Laſt der Jahre zu Boden drückt; neben ihm ſteht, auf ſeinen Spaten geſtüzt, der Taglöhner, deſſen ganzes Leben nichts als eine lange Marter iſt und der die Mutter Erde oft vergebens um Nahrung anfleht, welche er nur kärglich im Schweiß ſeines Angeſichts gewinnt. Aus dem Hintergrunde tritt leiſe, langſam, zögernd der Selbſtmörder heran, der an Allem zweifelt, aber doch an Gott nicht zweifeln kann. Hinter dem alten Steuermann ſehen wir den Kopf des Scheffer'ſchen Fauſt, den der Künſtler ohne Zweifel hierher geſezt hat, um die Eitelkeit der Metaphyſik zu beweiſen; der lezte Repräſentant der irdiſchen Leiden, welche Scheffer auf ſeinem Bilde verſammelt hat, iſt ein Unglücklicher mit erloſchenem Auge, belorbeertem Scheitel und hagerem Geſicht, ein Unglücklicher, deſſen Verzweiflung ſo weit geht, daß er an die himmliſche Vergeltung faſt den Glauben verloren hat; er allein dreht dem Heiland den Rücken; er denkt nur einzig und allein über den ſchmählichen Undank der Menſchen nach; denn er

verdiente Würden und Ehren, und ſtatt dieſer ſind ihm die Lumpen und die Koſt eines Gefangenen zu Theil geworden. Ahnet Ihr nicht ſchon bereits, wer jener Unglückliche iſt? Wie groß auch die Qualen der Uebrigen ſeyn mögen, ſie würden dieſen ihren Unglücksgenoſſen doch noch bedauern, wenn er ihnen ſein Schickſal erzählte. Es iſt kein Anderer, als Torquato Taſſo, der verkannte, mißhandelte Dichter.

Inmitten dieſer Leidensgruppe ſizt der Erlöſer, ruhig und geduldig; ſeine Figur trägt einen unausſprechlichen Charakter von Mitleiden, Herzensgüte und Liebe; welche himmliſche Milde in ſeinen Zügen! welche göttliche Tröſtungen in ſeinen Bewegungen! So reicht man die Hand, wenn man Heilung und Rettung verſpricht, wenn man in die Welt geſandt iſt, zu heilen die zerſtoßenen Herzen und zu verkündigen den Gefangenen, daß ſie frei und ihrer Feſſeln ledig ſeyn ſollen. Sehet ſeine verwundeten Hände, ſeine mit Blutstropfen getränkten Kleider; er hat auch die Ungerechtigkeit und die Barbarei der Menſchen erfahren; er iſt verkannt, verhöhnt, verfolgt, gemartert und gepeinigt worden; er hat den Schmerzensbecher bis auf den lezten Tropfen ausgeleert; darum iſt er gerade ſo wohlwollend, ſo ſanftmüthig, ſo mitleidend; gerade weil er das Unglück erprobt, tröſtet er es und verzeiht ſeinen Feinden, anſtatt ſich an ihnen zu rächen. Was die Religion nur Troſtreiches verſprechen, was die Moral und Philoſophie nur Schönes gebieten kann, finden wir demnach in dem Scheffer'ſchen Bild vereint ausgedrückt.

Was die Ausführung deſſelben anlangt, ſo bleibt dieſelbe keineswegs hinter dem Gedanken zurück, und es iſt ſogar, wie ſchon oben bemerkt, ein bedeutender Fortſchritt in dieſer Hinſicht nicht abzuſtreiten; wenn man z. B. eins der erſten Scheffer'ſchen Gemälde, ſeinen Gaſton de Foix vor Ravenna, mit dem Chriſtus dieſes Salons vergleicht, ſo kann man dem Künſtler nicht genug Glück wünſchen und Bewunderung ſchenken wegen der Metamorphoſe, welche er den Muth und die Ausdauer gehabt hat, mit ſich ſelbſt vorzunehmen. Es iſt zu verwundern und verdient Nachahmung, wie Scheffer, mitten unter den vielen Lobſprüchen, welche ſeinen Werken gerechter Weiſe zuerkannt wurden, dennoch die Mängel ſeiner erſten kühnen, aber ſehr unbeſtimmten, lockern Manier erkannt und ſich nach und nach einem, obſchon weniger anziehenden und weniger leicht faßlichen, aber dafür deſto vernünftigeren, wahreren Gefühl zugewandt hat; eben ſo preiswürdig iſt es, daß er immer mehr und mehr eine reinere Zeichnung, eine größere Genauigkeit der Umriſſe und einen ſorgfältigeren Fleiß in allen Theilen, bis auf die geringſten Details herab, erſtrebt, und über dieſem Streben nach Vollendung und Wahrheit dennoch keineswegs an Kraft, Grazie, Ausdruck und Originalität verliert, lauter Eigenſchaften, welche dieſen Künſtler von jeher ausgezeichnet haben. Will man ein ganz ſtrenger, ſkrupulöſer Richter ſeyn, ſo ließe ſich vielleicht ſagen, daß das Licht in ſeinem Chriſtus nicht gehörig vertheilt und die Modellirung etwas flach ſey; aber wer mag nur daran denken, ſolche ärgerliche Chikane an einem Werke geltend zu machen, deſſen Gedanke und Technik ſo vollkommene Schönheiten aufzuweiſen hat? In den neuern Kunſtausſtellungen findet man nicht leicht eine beſſer disponirte Scene und einen ſo ſchönen Chriſtus. Was kann man Ergreifenderes ſehen, als die Mutter mit dem todten Kinde, was Rührenderes, als das Profil der Matrone, was Ausdrucksvolleres, als den jungen Polen und das junge Mädchen? Alles dies iſt nicht bloß fein, ſondern es iſt tief gedacht, ja es iſt eine poetiſch und philoſophiſch wahre Auffaſſung; als ganz vortrefflich muß der Faltenwurf der Gewänder gerühmt werden und die Sorgfalt fürs Detail bis ins Genreartige. Eine ſolche Symbolik, wie ſie uns aus dem Scheffer'ſchen Chriſtus entgegentritt, welche zugleich eine ſo unmittelbare Sprache zum Gemüth hat und ohne Umweg maleriſche Anſchaulichkeit beſizt, beſonders bei dieſer Sammlung ſo vieler Figuren, bei dieſer edlen, einfachen Zuſammenſtimmung aller Linien der Gruppe, endlich bei der großen Harmonie des Farbeneindrucks, nimmt eine weſentliche Stelle in der höheren Malerei ein. Wir müſſen dem Künſtler Glück wünſchen, daß er mit ſo großer Sicherheit ein Werk, wenn auch nicht von rein kirchlichem, doch von philoſophiſch-chriſtlichem Style geſchaffen, in dem nichts ſtört und zerſtreut, in dem nichts aus der Stimmung herausfällt, und das alſo geeignet iſt, ernſte Gedanken und ſociale Betrachtungen in dem Beſchauer zu erwecken. Unſerer Anſicht nach iſt der Chriſtus von Ary Scheffer das Hauptwerk des diesjährigen Salons und bezeichnet eine neue Epoche religiöſer, ſymboliſcher Malerei; wir hielten es daher für zweckmäßig, uns ſo weitläufig darüber zu erklären und ſo lange dabei zu verweilen.

In einem dem Scheffer'ſchen Ideengange ſchnurſtracks entgegengeſezten Syſteme iſt das Bild von Signol gemalt, welches einen ähnlichen Gegenſtand, wie das Scheffers darſtellt; es ſtellt nämlich „die chriſtliche Religion“ vor, „wie ſie Hülfe und Troſt den Leidenden und Betrübten bringt.“ Signol hat ſich in ſeiner Compoſition ſtreng an den alten Glauben, an die heiligen Traditionen und Dogmen der katholiſchen Kirche gehalten. Seine Leidenden ſind die Mutter, die Frau und die Kinder eines Mannes, welcher ſo eben den Geiſt aufgegeben hat; ſeine Troſtbringer ſind Prieſter, welche ihm das heilige Abendmal gereicht haben; ſein Heilmittel wider Verzagtheit und Verzweiflung iſt eine allegoriſche Erſcheinung, wo die Religion den dornengekrönten Heiland zeigt. Dieſe Scene iſt ganz vortrefflich, obſchon zu wünſchen wäre, daß ſie klarer und leichter verſtändlich ſey. Die Familie

Digitized by Google

iſt ſehr glücklich um den Sterbenden gruppirt; die Stellungen der einzelnen Figuren, der Ausdruck der Köpfe, Alles ſtimmt mit dem dargeſtellten Gegenſtande zuſammen; auf allen Geſichtern leſen wir einen ergebenen Schmerz. Ich weiß nicht, warum der Maler die Kinder unbekleidet gelaſſen hat; dieſe kleinen nackten Geſchöpfe liegen auf kalten Steinen und dauern Einen wirklich. Die Gruppe der Prieſter und Chorknaben iſt nicht gelungen. Die Erſcheinung ſelbſt iſt prächtig, obſchon ſie nicht, wie in den Verzückungen der Heiligen, recht eigentlich Bezug auf den übrigen Theil des Gemäldes hat; denn außer dem Beſchauer ſieht ſie Niemand. Dieſes neue Werk Signol's hat in vieler Hinſicht große Aehnlichkeit mit einer andern myſtiſchen Allegorie, welche dieſer junge Künſtler aus Rom im Jahr 1835 auf die Ausſtellung ſchickte und welches wir in dieſen Blättern beſprochen haben; es ſtellte die Religion am Grabe Chriſti vor. Sein Todter von dieſem Jahre liegt ganz eben ſo auf dem Todtenbett, wie der Erlöſer in ſeinem Grabe von Golgatha ausgeſtreckt lag, und ſeine Religion, eine weibliche Geſtalt, in ein langes weißes Gewand gekleidet, hat auf beiden Bildern denſelben frommen, engelsreinen Charakter. Es läßt ſich nicht läugnen, daß dieſes Gemälde ein Werk von wahrhaft kirchlichem Style iſt und ganz geeignet, Andacht und heilige Sammlung in dem Beſchauer zu erwecken. Hierzu wirkt ſchon die ernſte, große Ruhe in den Linien der Gruppen, dann aber auch das Milde, Sanfte und gleichſam Feierliche der geſammten Farbengebung, welche auf dieſem lezteren Bilde zwar noch nicht ganz kräftig, aber doch ungleich beſſer iſt, als auf dem erſtgenannten. In der Austheilung der Farben für die Gruppen der Prieſter und der Leidtragenden wählte der Künſtler dunkle und gebrochene Farben, welche, ohne geſchwächt zu ſeyn, ſich zu einer ſanften Harmonie vereinigen; oben aber in lichter, blauer Luſt, auf heitern Wolken ſchwebt der Erlöſer, und auf eine erquickliche Art ſpielen die blauen Luſtfarben in den ſtrahlenden Glanz der Glorie über. Die Geſtalt ſelbſt würden wir nicht ſowohl luſtig und transparent finden, was überdies auch nicht einmal zu rühmen wäre, ſondern der Körper und das herabfallende, weiße, nebenbei geſagt untraditionelle, Gewand Chriſti iſt vielmehr rings umher angeleuchtet, und das Ganze ſchwimmt gleichſam in einem milden Lichte. So viel iſt gewiß, daß dieſes Bild Signols einen ſichtbaren Fortſchritt des Künſtlers beurkundet und die Hoffnungen rechtfertigt, welche ſein erſtes Auftreten erweckte.

Ganz in altchriſtlicher Weiſe, wenn auch nicht in altchriſtlichem Geiſte, hat Paul Delaroche ſeine heilige Cäcilie gemalt. Um in der Behandlung dieſes Gegenſtandes alle Erinnerungen an Rafael und Dominichino zu vermeiden, welche beide vor ihm denſelben Gegenſtand gewählt, und um doch nicht den Traditionen der alten Meiſter untreu zu werden, hat Delaroche die Zeit und Manier der erſten florentiniſchen Maler zum Muſter genommen. Die Heilige ſizt in einem antiken Seſſel und ſpielt mit der rechten Hand auf einer kleinen Orgel, welche zwei knieende Engel mit langen weißen Flügeln ihr hinhalten; die Linke hängt über die Stuhllehne herunter und ſcheint von der Anſtrengung auszuruhen; dieſe Hand iſt wunderbar ſchön. Die Heilige ſchlägt die Augen gen Himmel auf, ihre Phyſiognomie trägt den Charakter himmliſcher Entzückung und Sanftmuth; ihre Züge ſind äußerſt lieblich; es iſt Schade, daß wir nur drei Viertel ihres holden Angeſichts ſchauen. Das Stück, welches die Heilige improviſirt, muß ſehr fromm ſeyn und zum Herzen ſprechen; das ſcheinen wenigſtens die beiden Engel anzudeuten, welche ihr zuhören und kaum die Thränen zurückhalten können. Das Ganze iſt mit unendlicher Grazie und Delicateſſe gemalt. Der Engel mit dem violettfarbigen Kleide gleicht auffallend der heiligen Cäcilie. Ueber das Ganze hat der Künſtler das hellſte Licht ausgegoſſen; der Hintergrund iſt ſo klar und lebhaft als der Vordergrund; es befindet ſich auch nicht der geringſte Schlagſchatten auf dem Bilde. Wir geſtehen offen, der religiöſe Glaube hat bei der Ausführug dieſer Compoſition nicht den Vorſitz gehabt; das Gemälde Delaroche's iſt als chriſtliches Kunſtwerk nicht frei von Coquetterie, aber Jedermann findet es „hübſch“ und wir dürfen dem Maler den Ruhm nicht abſprechen, daß er durch den freundlichen Charakter, welchen er der heiligen Cäcilie geliehen, ſelbſt viele ſeiner Feinde entwaffnet.

Die Compoſition Bezard's, der Engel und das Kind betitelt, deren Gegenſtand einer Elegie des Bäckers und Naturdichters Reboul entlehnt iſt, erinnert ebenfalls, wie die von Delaroche, an den Styl der alten florentiniſchen Malerſchule. Leider ſind die Farben zu neu und friſch, ſo daß das Ganze wie ein ſtarker Anachronismus ausſieht. Der Gedanke des Bildes iſt übrigens äußerſt zart, die Anordnung verdient Lob und die Details ſind mit Glück und Geſchmack behandelt. Bezard hat außerdem noch eine größere Compoſition ausgeſtellt, welche, als Allegorie, ſich auch an die ſymboliſche Malerei anſchließt. Im Katalog ſteht das Gemälde alſo angegeben: „Das Geſchlecht der Böſen herrſcht auf Erden, nachdem es die göttliche Gerechtigkeit von derſelben verjagt hat.“ Dieſer Gegenſtand iſt nicht recht klar und die Behandlung deſſelben iſt es noch weniger; ohne die Erklärung des Katalogs würde das Gemälde für Jedermann ein Räthſel bleiben; die Arbeit daran iſt nicht ohne Verdienſt. In jener verworrenen Menge, wo Gewaltthätigkeit, Hinterliſt, Raubgier und alle Schandthaten der Böſen ſich tummeln, ſieht man einzelne gute Gruppen und Figuren.

Den alten Meiſtern des vierzehnten Jahrhunderts nachgeahmt iſt ferner das Gemälde von Rivoulon, der

heilige Martin von Tours, wie er unter einem der Stadtthore von Amiens ſeinen Mantel zerſchneidet und die Hälfte davon einem Armen mittheilt. Um den Hauptgegenſtand herum ſind in dem Rahmen ſelbſt noch mehrere Begebenheiten aus dem Leben des Heiligen ausgeführt; überall ſtoßen wir auf ganz hübſche Einzelheiten, welche aber doch die etwas prätentiöſe Nachahmung alter Bilder keineswegs rechtfertigen. Offenbare Nachahmungen ſind ferner: „der Tod des heiligen Joſeph“ von Demouſſy, welches ein Rembrandt ohne Licht iſt; die „Mutter Gottes mit dem Kinde“ von Delaval, nach Mignard, und ein „Chriſtus unter den Kindern“ von Robert Fleury, nach Scheffer; endlich „die Juden in der Gefangenſchaft zu Babylon“ von Romain Cazes, nach Lehmann.

Dieſer junge Künſtler, welcher geſtern noch Schüler war, iſt heute ſchon Meiſter und macht ſchon Schule; Cazes ahmt ihm in jeder Hinſicht nach, ſogar in der etwas ſonderbaren Art und Weiſe, wie man den Namen auf die Leinwand ſchreibt. Lehmann machte ſich vor zwei Jahren zuerſt durch ſeine „Abreiſe des jungen Tobias aus dem älterlichen Hauſe“ bekannt, welches Gemälde im Salon von 1835 allgemeine Lobſprüche und einſtimmigen Beifall erntete. Dieſe unerwartete Aufmunterung von Seiten des nachſichtigen Publikums und der ſonſt unbarmherzigen Kritik, welche beim Erſcheinen ſeines erſten Werkes vom Aufgang eines neuen Sternes ſprach, hat den jungen Maler erdrückt, oder vielmehr in eine Lufthöhe verſezt, wo er nicht mehr frei athmen kann. Die „Tochter Jephta's,“ ſein zweites Bild, ſtand bereits hinſichtlich der Schönheit, Einfachheit und Grazie weit hinter dem erſten zurück. Die Compoſition im Ganzen, der Geſchmack in der Zeichnung, die Farbengebung, die Dispoſition der Figuren, die Wahl des Beiwerks, kurz Alles, ſelbſt die Form des Rahmens und die Art und Weiſe, wie der Künſtler ſeinen Namen innerhalb des goldenen Saums eines Kleides angebracht, das Alles, ſage ich, verrieth ganz deutlich das Streben nach Effect und den prätentiöſen Verſuch, durch den Aufwand kleiner Mittel Großes zu erreichen, durch Nachahmung den Anſchein von Originalität zu gewinnen und durch kalkulirte Berechnung den Charakter von Naivetät herauszubringen. Auf dem Lehmann'ſchen Bilde des diesjährigen Salons, die Heirath des Tobias darſtellend, finden wir ſo ziemlich dieſelben Perſonagen, wie auf der Abreiſe des Tobias; außer dem jungen Manne, dem Engel, dem Vater und der Mutter, ſehen wir diesmal noch die Braut. Der Maler hat nämlich den Augenblick dargeſtellt, wo Raguel die Hand ſeiner Tochter Sarah nimmt, ſie Tobias in die Hand ſchlägt und ſpricht: „Ich gebe ſie dir nach dem Geſetz Moſe; der Gott Abrahams, der Gott Iſaaks und der Gott Jakobs ſey mit Euch und helfe Euch zuſammen und gebe ſeinen Segen reichlich über Euch.“ Die Scene geht unter einer Palmlaube vor, die einzelnen Theile derſelben ſind jedoch ohne allen Zuſammenhang. Die Züge des alten Tobias tragen keinen Ausdruck frommen, patriarchaliſchen Charakters; der junge Tobias, der ſich, ich weiß nicht warum, an den Stamm eines Palmbaumes lehnt, hat ein weibiſches, einfältiges Geſicht; der Engel ſteht wie eine Salzſäule daneben, ganz unbekümmert um das, was in ſeiner Gegenwart vorgeht; die Mutter Hanna verbirgt ihr Geſicht und Sarah wendet den Kopf weg, indem ſie dem Vater ihre Hand entgegenſtreckt. Dieſer Kopf hat ganz dieſelben Fehler, wie alle die weiblichen Köpfe der Tochter Jephta's; er iſt zweimal ſo lang als breit; die Augen ſind ſo groß, daß ſie beinahe die ganze Breite der Stirn einnehmen, ſo daß die Naſenwurzel kaum zwiſchen ihnen Platz finden kann; die Arme Sarah's ſind rund und an der Handwurzel kurz abgeſchnitten. Die Draperien brechen ſich in geraden, ſteifen Falten; die Farbentöne ſind rauh, undurchſichtig, eher neben einander hingekleckſt, als in einander verſchmolzen; die Carnation iſt hart und polirt, wie Elfenbein, nach Art des van der Werfft; die Gebirge im Hintergrunde ſcheinen aus Thonerde zuſammengeknetet, der Himmel kann in Holland nicht trüber ſeyn, — das Alles, dünkt mich, iſt mehr als hinreichend, um unſere Anklage von Manierirtheit zu rechtfertigen. Deßwegen wollen wir aber doch „die Heirath des Tobias“ nicht für das Werk eines Schülers ausgeben, der weder zu zeichnen, noch zu malen und zu erfinden weiß; ſondern wir halten dieſe Compoſition für das Werk eines jungen Künſtlers von Talent, Geſchmack, Kenntniſſen und Anlagen, der in fernen Regionen ſucht, was er unter der Hand hat, und der ſich viel beſſer ſtehen würde, wenn er weniger Prätentionen machte und ſich von ſeinem Stolze nicht zu Irrthümern verleiten ließe, die ſein Talent unfehlbar in den Abgrund des Verderbens führen werden. Dies Bild iſt trotz ſeiner vielen Mängel dennoch keine von den gewöhnlichen Productionen, welche auch nicht die mindeſte Spur von Theilnahme in dem Gemüth des Beſchauers erwecken; es will betrachtet und geprüft ſeyn. Alles, was der Künſtler hat hineinlegen wollen: Einfachheit, Ruhe und patriarchaliſche Sittenreinheit, iſt nicht darin; aber ohne es zu ahnen, hat Lehmann ein richtiges Gefühl der Form, die ſelbſt durch die ſyſtematiſchen Uebertreibungen der Zeichnung hindurchblickt; endlich trägt das Ganze jenen unbeſchreiblichen Reiz, den jeder Künſtler von Talent über ſein Werk verbreitet, ſelbſt wenn er eine falſche Richtung eingeſchlagen hat. Das tröſtet uns Etwas über die Zukunft eines angehenden Künſtlers, den die Natur mit ſchönen Anlagen ausgeſtattet, und den wir für ſtark genug halten, um ihm auch einmal die nackte Wahrheit ſagen zu dürfen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 42.

Kunſt-Blatt.

Donnerstag, den 25. Mai 1837.

Der Pariſer Salon im Jahre 1837.

III.

Paul Delaroche iſt gegenwärtig ohne Widerrede der populärſte von allen franzöſiſchen Malern, beſonders ſeitdem ſein Schwiegervater, Horace Vernet, auf dieſen Ruhm zu Gunſten ſeines Eidams verzichtet zu haben ſcheint. Das Publikum liebt Delaroche vorzugsweiſe und drängt ſich vor jedem ſeiner Gemälde, wie vor einem intereſſanten Schauſpiel. Dieſer Künſtler hat keineswegs durch die Darſtellung von Scenen aus dem Leben der alten Gardegrenadiere, noch durch das Schmeicheln anderer franzöſiſcher Nationalvorurtheile ſeinen Ruf erlangt; ſondern, im Gegentheil, Delaroche hat alles Mögliche dazu beigetragen, die engliſche Geſchichte ſeinen Landsleuten bekannt zu machen; er gefällt ſich hauptſächlich in Darſtellung von dramatiſchen Scenen und blutigen Cataſtrophen, womit die Blätter des großbritanniſchen Geſchichtsbuchs angefüllt ſind. Den Erfolg und Beifall, welchen ſeine Werke finden, verdankt Delaroche vorzüglich der faſt immer glücklichen Wahl ſeiner Sujets, dem bisweilen etwas melodramatiſchen Intereſſe ſeiner Compoſitionen und der weiſen Vorſicht, dem Publikum nur reife und ſorgfältig ausgeführte Gemälde darzubieten. Seit dem im Salon vom J. 1834 befindlichen „Tode der Jane Gray“ hatte Delaroche nichts als ein kleines Staffeleigemälde, „der Tod des Herzogs von Guiſe,“ ausgeſtellt; es darf uns daher nicht wundern, wenn er diesmal außer ſeiner „heiligen Cäcilie“ noch mit zwei hiſtoriſchen Bildern größeren Umfangs hervortritt.

„Das engliſche Parlament hatte Karl I. während ſeines Prozeſſes das in der Nähe von Weſtminſter-Hall gelegene Haus Sir Robert Cotton's zur Wohnung angewieſen, wo der König jeden Tag die gröbſten Schmähungen von den Soldaten erlitt, die beauftragt waren, ſeine Perſon zu bewachen.“ Das iſt der Gegenſtand des größten der beiden hiſtoriſchen Bilder P. Delaroche's. Die Scene hat der Künſtler folgendergeſtalt disponirt: In der Mitte des Bildes ſitzt Karl I. an einem Tiſche, eine Bibel in der Hand. Ein Soldat lehnt ſich gerade über ſeinen Armſeſſel und bläſt ihm den Dampf ſeiner Pfeife ins Geſicht. Der König hat die Bibel in ſeinen Schooß ſinken laſſen; er ſchlägt die Augen auf und betrachtet den rohen Geſellen ohne Erſtaunen, ohne Zorn und Ingrimm; der Ausdruck ſeiner Züge deutet vielmehr auf ein wehmüthiges Mitleiden, ohne Beimiſchung von ſtolzer Geringſchätzung und oberlehnsherrlicher Verachtung. Dieſe Andeutung iſt meines Erachtens ſehr richtig gefühlt und auf eine treffliche Weiſe ausgedrückt. Der König iſt edel und einfach; er erregt das Intereſſe des Beſchauers, ohne ſeiner Würde im mindeſten etwas zu vergeben. Die Figuren der ihn verhöhnenden Soldaten ſind weniger lobenswerth; der, welcher ihm den Dampf in die Augen bläſt, lehnt ſich mit etwas zu prätentiöſem Vorbedacht über den Armſtuhl des Königs; eine ſolche Ungeſchliffenheit begeht man mit mehr Nonchalance und weniger Berechnung. Der zweite Soldat, welcher mit Karl I. an demſelben Tiſche ſitzt und ein Glas in die Höhe hebt, iſt eine Figur Tenier's im vergrößerten Maßſtabe. Ein dritter Soldat, ganz im Vordergrunde, nimmt für eine ſo unbedeutende Perſonnage, als er vorſtellt, viel zu viel Platz ein, zumal da man ihn nur von hinten ſieht. Ein viertes Individuum, wahrſcheinlich ein Officier, hat ſeine Beine der Länge nach ausgeſtreckt und ſitzt gemächlich vor dem Herde, indem er bloß ein klein wenig den Kopf nach dem Könige herumdreht nnd dazu die gleichgültigſte Miene von der Welt macht. Am Kamine ſteht ein alter Diener des Königs, welcher ſeinem Herrn auch im Unglück treu geblieben und als Zeuge der Schmach, die man ſeinem königlichen Gebieter anthut, heiße Thränen vergießt, welche bei ſolchen Gelegenheiten leider ſehr fruchtlos ſind. Außerdem befinden ſich auf dem Bilde noch zwei andere Figuren, welche indeß nur angebracht ſind, um die Leinwand ganz auszufüllen, und ſich mehr damit befaſſen, ſich dem Publikum darzuſtellen, als auf das Drama zu achten, wo ſie doch eine Rolle zu ſpielen haben.

Der Vorwurf, den man dieſer Compoſition machen kann, iſt, daß es ihr an Nerv und Kraft gebricht. Die Figur Karls I. iſt trefflich, unübertrefflich; aber in den ihn umgebenden Soldaten erkennt man keinen von jenen wilden Puritanern, die Karl I. auf's Schaffot führten. Das iſt kein Feind, den ſie tödtlich haſſen und bewachen, ſondern bloß ein Kriegsgefangener, den ſie nicht entwiſchen laſſen ſollen. Wo ſind jene Fanatiker, die ihrem König ins Geſicht ſpieen, als er dem Henkertode entgegenging? Je mehr würdevolle Ergebung das Opfer der Parteiwuth zeigte, deſto ſtärker mußte die Brutalität ſeiner Henker hervortreten. Wie effectvoll iſt z. B. nicht der Contraſt, den Tizian uns vorführt, indem er den Heiland auf ſeinem Gange zum Kreuzestode mit den mannichfachſten Schmähungen überhäufen läßt: der Eine ſezt ihm die Dornenkrone auf, der Andere geißelt ihn bis aufs Blut, ein Dritter zeigt mit Fingern auf ihn u. ſ. w. Die engliſche Geſchichte bot ähnliche Details über die Hinrichtung Karls I., und dieſe Details hätte der Künſtler benutzen können. Das Beiwerk iſt nicht mit demſelben Geſchmack, wie in früheren Werken deſſelben Malers, angeordnet; die Stoffe, wie die übrigen Acceſſorien, ſind allerdings mit vieler Kunſt und Vollendung gemalt; aber es iſt über die ganze Leinwand ein gewiſſer Farbenflimmer verbreitet, welcher nicht befriedigt. Wenn man den glänzenden Marmorfußboden, die geblümte Tapete, die blanken Fenſterſcheiben ſieht, glaubt man wirklich nicht, ſich in einem Zimmer zu befinden, aus dem man eine Wachtſtube gemacht hat. Troß der zinnernen Bierkrüge und der am Boden herumliegenden Stücke von irdenen Pfeifen, welche übrigens eben ſo ſauber ausſehen, als alle übrigen Möbel, wird der Beſchauer doch unwillkührlich an ein Boudoir erinnert, ſo freundlich iſt das Zimmer des armen Gefangenen, der ſeinen Kopf nicht mehr lange behalten wird. Endlich ſind die Cromwell'ſchen Soldaten in viel zu feines, ſchönes Tuch gekleidet; die groben Rundköpfe von 1649 hielten bekanntlich eben ſo wenig auf reine Wäſche und elegante Kleidung, als die franzöſiſchen Sansculotten von 1793, und wollten ſich gerade durch vernachläſſigtes Aeußere vor den übrigen auszeichnen. Delaroche hat hier die ſaubere und geſchmückte Ausführung zu weit getrieben; außerdem daß ſie der hiſtoriſchen Wahrheit zu nahe tritt, ſchadet ſie auch unbedingt dem Effect, der nicht ſo groß iſt, als man von der Schönheit des Gegenſtandes und von der wirklich unübertrefflichen Figur Karls I. zu erwarten berechtigt war.

Die zweite von Delaroche gewählte Scene iſt folgende: „Als der Graf Strafford aus ſeinem Gefängniß im Thurm von London nach Towerhill hinabgeführt ward, wo er enthauptet werden ſollte, kniete er unterwegs vor dem Fenſter des Kerkers nieder, in welchem Loud, der Erzbiſchof von Canterbury, gefangen ſaß, und rief ſeinem alten Freunde zu: Mylord, Euren Segen! Der Greis ſtreckte ſeine zitternden Hände durch die Gitter des Gefängniſſes hindurch und erflehte vom Himmel Gnade für ſeinen Freund.“ Die Hauptfigur dieſer Compoſition, der knieende Graf Strafford, iſt eben ſo tadellos als Karl I. Zwei Perſonen begleiten den Grafen; der eine iſt ein Greis, der andere ein junger Mann, wahrſcheinlich der Sohn oder der Bruder Strafford's; beide Figuren ſind rührend und edel; die Haare des Jüngern ſind vielleicht etwas zu impertinent blond. Von dem Prälaten ſehen wir nur ein Auge und zwei dürre Hände, welche zwiſchen den Eiſenſtangen des Kerkers hindurchlangen, was den Beſchauer jedenfalls befremdet; denn ſie ſcheinen wie aus der Mauer hervorgewachſen. Die Situation an und für ſich iſt gewiß rührend; ſie würde auf dem Theater eine unermeßliche Wirkung auf den Zuſchauer hervorbringen, welcher die Stimme des Erzbiſchofs hört; auch in der Poeſie wäre ſie ganz vortrefflich, weil der Dichter die Mauer hinwegzaubern, jede handelnde Perſon beſchreiben, und ihr alle mögliche Gefühle leihen kann: in der Malerei aber iſt die materielle Ausführung dieſer Idee unmöglich. Der Beſchauer ſieht in einem Bilde nur das, was man ihm unmittelbar unter die Augen bringt; hinter der Leinwand iſt für ihn nichts mehr da, als der Rahmen. Wie kann man aber pathetiſch ſeyn, wenn man nichts als Arme malt? Um einem Drama unſere Theilnahme zuzuwenden, müſſen wir die Perſonen kennen gelernt haben; wie ſollen wir aber ihre Bekanntſchaft machen, wenn wir ihre Portraits nicht ſehen? Das menſchliche Antlitz hat Thränen, Leben und Sprache; wir müſſen dem Helden ins Geſicht ſehen können, wenn wir wiſſen wollen, was in ſeinem Innern vorgeht und was er auf dem Herzen hat. Die Hände des Erzbiſchofs ſcheinen nicht durch das Gefängnißgitter hindurchzulangen, um den Grafen Strafford zu ſegnen, ſondern um den Beſchauer zurückzuſtoßen, der ſich vielleicht durch den Anblick des Unglücklichen erweichen laſſen möchte, Thränen zu vergießen. Dies iſt ein Hauptfehler des Bildes. Die Figur des wachhabenden Officiers, welche nach dem Grafen zugewandt iſt und als die vierte Perſon den vierten Theil der Compoſition einnimmt, iſt ein wenig ſchwerfällig; auch kann man dieſem Officier denſelben Vorwurf machen, wie den Soldaten Cromwell's; er hat eine viel zu ſorgfältig gebürſtete Uniform für Jemand, der nicht auf die Parade, ſondern auf den Richtplatz geht. Die Farbe dieſes Bildes iſt im Allgemeinen befriedigender als im erſten; die Zeichnung iſt in beiden Compoſitionen rein und tadellos. Unſerer Anſicht nach beweiſen dieſe zwei lezten Werke Delaroche's, troß ihrer Mängel, einen ſichtbaren Fortſchritt, und es ſteht zu erwarten, daß das Talent dieſes Künſtlers aus jeder ferneren Probe immer vollendeter hervorgehen wird.

Das bemerkenswertheſte Gemälde nach den eben genannten Bildern iſt ohne Zweifel die Huſſitenpredigt von Leſſing. Die deutſchen Blätter haben das Werk unſeres Landsmannes in ſo erſchöpfenden Beurtheilungen gewürdigt, daß wir auf unſer ſpecielles Gutachten verzichten und uns darauf beſchränken, die Meinungen der franzöſiſchen Kunſtrichter kurz anzugeben. Man findet, daß der Prediger etwas zu theatraliſch behandelt ſey und den Charakter eines zu wilden Fanatismus an ſich trage; im Uebrigen geſteht man aber zu, daß die Figur mit Energie durchgeführt ſey. Ungetheilten Beifall ſpendet man den Zuhörern, deren ruhige Haltung einen um ſo auffallenderen Contraſt mit der übertriebenen Begeiſterung ihres Predigers bilde; beſonders lobt man die glückliche Gruppirung und die gewiſſenhafte Sorgfalt in der Ausführung des Leſſing'ſchen Bildes. Mit der Farbengebung will ſich die hieſige Kritik nicht verſöhnen; ſie wirft Hrn. Leſſing, wie Hrn. Bendemann vor, daß ihr Colorit zu kalt und matt ſey und räth der deutſchen Malerſchule dringend an, über der Idee die Farbe nicht zu vergeſſen. Heinrich IV. in Canoſſa, von Begas, iſt weniger bemerkt worden und die Feuilletonniſten haben das Gemälde nicht ausführlich beſprochen.

Von den hiſtoriſchen Bildern größeren Umfangs verdienen noch folgende beſonders hervorgehoben zu werden: ein Gemälde von Eugène Roger, einem Zögling der franzöſiſchen Akademie zu Rom. Daſſelbe ſtellt den Augenblick dar, wo einige Diener am Tage nach der Schlacht bei Nancy den Leichnam Karls des Kühnen wiederfinden. Die Scene iſt glücklich componirt; die Gruppe, welche ſich um den Leichnam des Herzogs drängt, iſt gut aufgefaßt und dramatiſch wiedergegeben; auf den Geſichtern der Umſtehenden drückt ſich eine wahre Trauer und tiefes Mitleiden aus; der Körper Karls des Kühnen endlich iſt ſorgfältig ſtudirt und modellirt. Die Gruppe der Bewaffneten zur Linken auf dem dritten Plane verdient weniger Lob; ihre Haltung iſt ſteif, theatraliſch und prätentiös. Die Zeichnung aller dieſer Figuren gibt jedoch wenig Blößen; das Colorit dagegen iſt erdfarben, bleiern und übermäßig phantaſtiſch; die Lebenden ſehen beinahe eben ſo blau aus, wie die Todten. Wahrſcheinlich kommt das daher, weil der Künſtler ſeinem Gemälde einen recht düſtern Anſtrich geben wollte, ſo daß er ſeine Compoſition ſyſtematiſch verdorben hat; denn in der Anordnung der Draperien bemerkt man einige Seidenſtoffe, welche eine glänzende Palette kundgeben.

Weniger bemerkenswerth iſt eine andere große Leinwand von Ferret, „Johann von Aubigné vor dem Schaffot zu Amboiſe.“ Der alte Aubigné, welcher am Fuß des Schaffots ſeinen Sohn ſegnet und ihn, wie einen zweiten Hannibal, Rache gegen die Katholiken ſchwören läßt, iſt eine energiſche, charakteriſtiſche Figur; die übrigen Einzelheiten des Gemäldes kann man nicht recht prüfen; das Colorit iſt an und für ſich ſehr dunkel und düſter, und da das Bild an einem ſchlecht erhellten Platze hängt, ſo ſchadet dieſer Umſtand doppelt. Das Gemälde Brune's haben wir mit Fleiß nicht zu den ſymboliſchen Bildern gerechnet, obſchon es einen bibliſchen Gegenſtand darſtellt, nämlich die Liebesſcene zwiſchen Loth und ſeinen Töchtern. Es iſt gerade die Contrepartie von der keuſchen Suſanne und den zwei Greiſen, die ſie im Bade überraſchen; nur kommt hier zur Unzucht noch Blutſchande hinzu, und unter allen Liederlichkeiten, welche die Bibel in einem ſo naiven Tone berichtet, kenne ich keine, welche die Geſchichte Loth's an Monſtruoſität überträfe. Hr. Brune hat dieſen garſtigen Gegenſtand mit viel zu viel Talent in der Manier der venetianiſchen Malerſchule behandelt, für welche bereits ſeine vor drei Jahren ausgeſtellte „Verſuchung des heiligen Antonius“ eine lebhafte Vorliebe zeigte. Loth's Töchter ſind ſchöne Courtiſanen, über deren nackte Formen der Maler magiſche Lichteffecte ausgegoſſen hat. Jedenfalls hätte Hr. Brune beſſer daran gethan, einen andern Gegenſtand zu wählen oder den gewählten wenigſtens anders zu benennen. Wie groß auch das Verdienſt dieſes Gemäldes rückſichtlich der Zeichnung und Ausführung ſeyn mag, ſo geſtehen wir doch offen, daß es uns durchaus nicht aufgefallen wäre, wenn die Jury es zurückgewieſen hätte. — Die Geſchichte des Leviten von Ephraim iſt auch nicht viel moraliſcher, als die der Töchter Loth's; ſie gehört ebenfalls zu den Abnormitäten der heiligen Schrift. Hr. Caminade bringt aber doch nicht die ganze Geſchichte in ſeinem Bilde zur Anſchauung. Der Levit bemerkt hier nicht den Leichnam ſeiner Frau beim Fortgehen aus dem Hauſe ſeines Gaſtes; er hat ihn ſchon gefunden und läßt ihn auf einen Eſel feſtbinden, um ihn fortzuſchaffen. Seine Geſichtsmuskeln ſind krampfhaft zuſammengezogen und in ſeinen Zügen lieſt man mehr Wuth als Kummer; dieſer Ausdruck war allerdings paſſender für einen Mann, der den Körper ſeiner Frau in zwölf Theile zu zerſchneiden ſich anſchickt, um ſie unter die zwölf Stämme Israels zu vertheilen und dieſe zur Rache ſeiner beleidigten Ehre aufzurufen. Das Gemälde Caminade's zeichnet ſich übrigens durch correcte Zeichnung, durch kräftiges Colorit und fein ausgearbeitete Details rühmlichſt aus. Die zwei Eſel, welche auch ihre Rolle auf dem Bilde ſpielen, ſind ganz vortrefflich gemalt. — „Der Einzug Karls VIII. in Neapel“ von Féron gehört zu den undankbaren Gegenſtänden, deren Handlung oder vielmehr deren Factum nichts darſtellt, welches auf den Geiſt des Beſchauers einwirkt und in ihm irgend eine Stimmung hervorruft; eine banale Ceremonie muß, wenn ſie gefallen und anziehen ſoll, eine glänzende Dispoſition, ein kräftiges Colorit, mit einem Worte blendende Eigenſchaften aufzuweiſen haben, und dieſe mangeln der

Féron'ſchen Compoſition durchaus. Die Anordnung iſt ſehr gewöhnlich; und da der Künſtler ohne Zweifel Licht und Luft über ſeine Leinwand verbreiten wollte, hat er dem Ganzen eine platte Durchſichtigkeit verliehen. Hier und da kommen einige indirecte Erinnerungen aus dem Einzug Heinrichs IV. in Paris von Gérard vor. Mit einem Wort, Hr. Féron hat ſich ſtreng an das herkömmliche Programm eines Triumphzuges gehalten: der König unter einem von vier Cavalieren getragenen Thronhimmel, Leute auf den Knieen, königliche Diener zu Pferde, das ſind die Hauptelemente aller Gemälde, welche ähnliche Gegenſtände behandeln. Féron's Bild iſt im Auftrag des Königs für Verſailles gemalt. Hr. Debay hat „die Zuſammenkunft Heinrichs VIII. und Franz I. im Lager des Drap d'or“ ausgeführt, faſt in derſelben gewöhnlichen Weiſe, wie Féron den Einzug Heinrichs VIII. in Neapel; auch hier iſt die Farbengebung blaß, kalt und einförmig, die Anordnung ohne Geſchmack und Originalität. „Die Heirath Napoleons mit Marie Louiſen“ von Rouget iſt ſchon beſſer componirt; die Gruppen ſind gut vertheilt, die Farben harmoniſch, und das Ganze verräth einen Schüler der alten franzöſiſchen Manier.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nachrichten vom März.

Denkmäler.

Darmſtadt, 15. März. Geſtern fand in dem Hoftheater eine Vorſtellung zu Gunſten des in Salzburg projectirten Mozart-Denkmals ſtatt; die Einnahme betrug, einſchließlich eines reichen Beitrags von Seiten des Großherzogs, 1290 fl. 48 kr.

Wien, 2. März. Dem Vernehmen nach iſt bereits eine Entſcheidung über das Denkmal des verewigten Kaiſers Franz getroffen. Es ſoll in einer Trajansſäule beſtehen, auf der ſich die Statue des Monarchen in der öſterreichiſchen Feldmarſchalls-Uniform, mit dem Kaiſermantel umgeben, befinden wird. Die ganze Säule ſoll aus Bronze gegoſſen, und ſowohl die Modellirung als die Ausführung dieſes nationalen Denkmals dem hieſigen Profeſſor Schaller übertragen werden.

Porto, 14. Februar. Das Monument, welches in der Kirche der Lapa, an der rechten Seite des Hauptchors und des Hochaltars, zur Aufbewahrung des Herzens Don Pedro's errichtet ward, iſt nun vollendet. Das Herz war am 12. während einer feierlichen Meſſe auf einem prachtvollen Sarkophage vor dem Hochaltar ausgeſtellt, um ſpäter wieder beigeſezt zu werden.

Medaillenkunde.

Berlin, 20. März. Aus der Loos'ſchen Medaillenmünze ſind in neuerer Zeit wieder mehrere Medaillen hervorgegangen. Die erſte, von König gefertigt, bezieht ſich auf die Vermählung der Prinzeſſin Eliſabeth mit dem Prinzen Karl zu Heſſen und bei Rhein. Die Hauptſeite iſt mit den Bildniſſen der Neuvermählten geſchmückt und trägt die Umſchrift: Elisabetha Regia Princeps Borussiae et Carolus Princeps Hassiae Rhenanae. Auf der Kehrſeite windet Hymen den feſtlichen Kranz. Unter ſeinen ausgebreiteten Flügeln bemerkt man zur Linken den preußiſchen Adler, zur andern den gekrönten Löwen, während dort ein Genius dem Gotte der Ehe eine Lilie, hier eine Roſe darbringt. Umſchrift: Principum amor, populorum concordia. Im Abſchnitt iſt der Vermählungstag mit den Worten bezeichnet: Nuptiae Augustorum celebratae Berolini die XXII Octobris MDCCCXXXVI. Die zweite iſt dem Fürſten von Metternich gewidmet und zeigt auf der Hauptſeite deſſen Bildniß, auf der Rückſeite die Securitas nach der Art, wie die Alten ſie abzubilden pflegten, die Rechte ſorglos über das Haupt gelegt und an einen Säulenſtumpf gelehnt, auf welchem der Oelzweig liegt. An ihrer linken Seite erhebt ſich der Herrſcherſtab, während die linke auf einem Füllhorn ruht. Die Figur der Sicherheit trägt die Mauerkrone und der Herrſcherſtab den öſterreichiſchen Adler. Auf der Säule iſt das Metternich'ſche Wappen angebracht und an dieſelbe lehnt ſich das Staatsruder. Dieſe Medaille iſt von Held gearbeitet. Von demſelben iſt eine Medaille für die Stadt Stralſund auf das 50jährige Dienſtjubiläum ihres Bürgermeiſters, Dr. D. E. Kühl, verfertigt worden, welche jedoch verändert werden mußte, da der Jubilar acht Tage vor ſeinem Ehrenfeſte ſtarb.

Stockholm, 7. März. Die Akademie der freien Künſte läßt eine Medaille zum Andenken an die Ernennung des Kronprinzen zum Kanzler der Akademie prägen.

Alterthümer und Ausgrabungen.

Neapel, 18. März. In Pompeji hatten im Laufe vor. Woche mehrere kleine Ausgrabungen ſtatt. Unter andern ward ein verſchloſſener eiſerner Keſſel, noch auf dem Herde ſtehend, gefunden. Die große Ausgrabung wird für die Königl. Familie erſt bei eintretender guter Witterung vor ſich gehen, wobei jedoch Niemand ohne beſondere Protection Zutritt hat.

Rom. In der lezten Sitzung der archäologiſchen Akademie las der Director des Kircher'ſchen Muſeums, der Jeſuit G. Secchi, eine Abhandlung über die etruskiſche Inſchrift der bei Todi aufgefundenen Statue vor. Er erklärte dieſelbe; aber ſeine Erklärung, im Vergleich mit der frühern, durch Visconti bekannt gemachten, beweist, wie wenig Zuverläſſigkeit noch in der Kenntniß der etruskiſchen Schriften beſteht. Hr. S. lieſt die Inſchrift: Acial. Truti. Vispu. nume. Vepe, welches, in das Lateiniſche überſezt, Acial Quirinus, Vibi. F. nomine Vibius heißen ſoll, und von Hrn. S. ſo erklärt wird, als ob die Statue dem Lucumo Vibenna, welcher in dem Kriege des Romulus gegen Tatius dem erſtern zu Hülfe kam, geweiht worden wäre. Truti ſoll dabei ein Ehrenname, gleichbedeutend mit Quirinus, ſeyn. Acial Vispu Vepe werden als Namen erklärt. Das Merkwürdige dieſer Erklärung iſt, daß ſie mit der von Visconti gegebenen auch nicht in einem Worte übereinſtimmt. Uebrigens laſen beide Erklärer die Inſchrift rückwärts.

Bonn. Bei dem Fundamentgraben eines Hauſes an der Bonn-Coblenzer Landſtraße hat ſich kürzlich ein römiſches Grabdenkmal mit wohlerhaltener Inſchrift, deren vollſtändige Deutung noch nicht erfolgt iſt, gefunden. Es wird wahrſcheinlich im Bonner Muſeum vaterländiſcher Alterthümer, welches unter der Leitung des Profeſſors v. Schlegel ſteht, aufgeſtellt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№. 43.

Kunſt-Blatt.

Dienstag, den 30. Mai 1837.

Der Pariſer Salon im Jahre 1837.

(Fortſetzung.)

Im Allgemeinen zählt man dies Jahr viel weniger eigentlich hiſtoriſche Gemälde als ſonſt; die mythologiſchen Scenen ſind ganz aus der Mode gekommen; im J. 1824 beſtand der achtzehnte Theil des Salons aus mythologiſchen oder heroiſchen Compoſitionen; voriges Jahr waren unter der Maſſe der ausgeſtellten Gemälde nur noch drei Scenen aus der alten Götter- und Heldenwelt; dies Jahr ſehen wir auch nicht eine einzige. Von größeren geſchichtlichen Bildern bleiben uns daher nur noch die zu erwähnen übrig, welche die laufende Zeitgeſchichte eingegeben hat. Gleichzeitige Begebenheiten rufen ſelten Meiſterwerke hervor. Dieſe Bemerkung iſt auf alle Zeiten, beſonders in Frankreich, anwendbar. Erinnert man ſich z. B. noch eines einzigen hiſtoriſchen Gemäldes aus der Regierungszeit Ludwigs XIV.? Und dieſe Epoche gehört doch mit zu den glorreichſten der franzöſiſchen Geſchichte und hätte billig gleichzeitige Künſtler zu dauerhaften Werken begeiſtern können. Dieſer Umſtand iſt mit wenigen Ausnahmen allen Dynaſtien begegnet; die Medicis und Heinrich IV. hatten das ſeltene Glück, an Michel Angelo und Rubens zwei Künſtler zu finden, welche ihren Glanz und ihren Ruhm in gleichzeitigen Meiſterwerken verherrlichten; Napoleon dagegen fand keinen Maler und Bildhauer, der ſeine unſterblichen Thaten in ſo erhabenen Schöpfungen der Nachwelt überliefert. Ueberhaupt iſt es mit der Malerei, wie mit der Poeſie und dem Drama: die nächſte lebende Wirklichkeit widerſtrebt ihr; die Einbildungskraft begreift vorzugsweiſe das Vergangene und das Ideale. Daher kommen uns die Gelegenheitsgemälde gewöhnlich wie Gelegenheitsgedichte vor. Man muß ein ungewöhnliches Talent beſitzen, um als Künſtler das zu ſehen und wiederzugeben, was man mit den Augen und den Gefühlen der Mitwelt geſehen und gefühlt hat. Es iſt oft nicht ſowohl Schönheit und Erhabenheit, als die nöthige Perſpective, welche dieſen Gegenſtänden fehlt. Weiter hinausgerückt und anders aufgefaßt, würden ſie ganz gute Gemälde abgeben; in der Nähe geſehen, wird ihr ideeller Charakter durch die Proſa der Wirklichkeit erſtickt.

Dieſe Betrachtungen ſtimmen uns zur Nachſicht gegen die Bilder, welche Begebenheiten unſerer Tage behandeln. Hr. Biard, deſſen geiſtreicher Pinſel übrigens viel Lob verdient, hat den jetzigen König der Franzoſen dargeſtellt, wie er in der Nacht vom 5. auf den 6. Juni 1832 die auf dem Carouſſelplatze campirende Nationalgarde beſucht. Die Ausführung dieſes Bildes hat manches Gute; aber das Ganze iſt höchſt mittelmäßig und wird nur von Wenigen bemerkt, während die übrigen von demſelben Maler ausgeſtellten Genrebilder, worauf wir ſpäter zurückkommen werden, ganz unnahbar ſind, weil die ſich davor drängende Menſchenmenge dem ruhigen Beobachter jede Annäherung verbietet. Mit mehr Muße kann man dagegen „die Heirath der Königin der Belgier“ von Court betrachten. Dieſe klare, in einem blendenden Lichte ſchwimmende Leinwand zieht die Blicke aller Vorübergehenden auf ſich; nichts verführt den gemeinen Mann mehr, als ein Gemälde im Sonntagsputz; Jedermann findet Gefallen an dieſer netten, reinen Ausführung, welche allen Perſonnagen ein ſo heiteres, friſches, roſenfarbenes Ausſehen leiht; man freut ſich über alle dieſe Figuren in weißer Wäſche, welche das Licht zurückprallen macht und es in matte Strahlen bricht. Hr. Court iſt ein wahrer Hofmaler und Hofmann geworden; er opfert ſein ganzes Talent, welches ſich auf eine ſo glänzende Weiſe in dem „Tod Cäſars“ ankündigte, der Kunſt und dem Beſtreben zu gefallen auf; ſein Bild iſt ſo fein polirt, ſeine Figuren ſind ſo ſorgfältig coſtümirt, ihre Wäſche, ihre Jabots, Manſchetten und Vatermörder ſind ſo ſchön geſteift, daß Einem beim Herantreten unwillkührlich ein Wohlgeruch von Stärkewaſſer in die Naſe dringt. Auffallend erſcheint es, daß die Capelle von Compiegne, wo die Ceremonie ſtattfindet, ſo wunderbar hell erleuchtet iſt, daß ſo viele Perſonen darin Platz finden können, ohne daß auch nur eine einzige den geringſten

Schatten auf ihren Nachbar wirft. Die Anordnung der Scene iſt wenig mannichfaltig und die meiſten Anweſenden machen eine zu gleichgültige Miene; die Haupthandlung endlich geht in einem Winkel der Kirche vor, welches dem Effect des Bildes unbedingt ſchadet.

Links vom Lehmann'ſchen Bilde, dem Scheffer'ſchen Chriſtus gerade gegenüber, hängt Bendemann's „Jeremias auf den Trümmern von Jeruſalem." Dieſes in Deutſchland allgemein bekannte Kunſtwerk iſt bereits von den überrheiniſchen Kritikern in öffentlichen Blättern ſo vielfach und ſo ausführlich beſprochen worden, daß wir es für überflüſſig halten, unſere perſönliche Meinung darüber mitzutheilen. Wir beſchränken uns darauf zu berichten, daß es hier im Allgemeinen eine günſtige Aufnahme gefunden; man tadelt an demſelben eine etwas affectirte Symmetrie in der Anordnung und eine für den orientaliſchen Himmel zu blaſſe und zu kalte Farbengebung; Viele behaupten auch, daß der Kopf des Propheten, obgleich wunderbar ſchön gemalt, dennoch nicht Charakter und Erhabenheit genug habe, um den Mittelpunkt der Compoſition zu bilden. Darüber ſind Alle einig, daß, trotz dieſer Mängel, welche übrigens durch prächtige Details aufgewogen werden, der Bendemann'ſche Jeremias das Werk eines ausgezeichneten Künſtlers ſey, von deſſen Zukunft Deutſchland mit Recht Glorreiches erwarten dürfe.

Unter den franzöſiſchen Malern religiöſer Gegenſtände iſt Achille Deveria in einem unverzeihlichen Irrthum befangen, indem er nämlich den Mangel an religiöſem Gefühl und heiliger Salbung durch ſträfliche Hübſchthuerei und profane Coquetterie in ſeinen Bildern zu erſetzen ſucht. Schon bei ſeiner „Kreuzigung" des vorigen Salons haben wir dieſe Fehler hervorgehoben; wir erneuern unſere Vorwürfe diesmal rückſichtlich des „heiligen Sebaſtian, deſſen von Pfeilen durchbohrten Körper heilige Frauen vom Baume losbinden." Der Märtyrer iſt ein ſchöner junger Mann, der jedem Leibgardenregimente Ehre machen würde, und die heiligen Frauen, welche den Leichnam ſalben, ſcheinen ſehr unheilig; ſie könnten eher für graziöſe Soubretten aus dem Zeitalter der Pompadour, als für fromme Schweſtern aus den erſten Zeiten der katholiſchen Kirche gelten. Wir wollen es nicht beſtreiten, eine von dieſen Frauen iſt ganz allerliebſt; ihr Geſichtchen iſt voller Schalkheit, ihr Wuchs ſchlank, ihr Fuß niedlich, und ihr Unterrock ſteht ihr ganz vortrefflich; aber ich glaube feſt, der nachſichtigſte Geiſtliche würde ſeine Kirche für Deveria's Gemälde verweigern, und der größte Bewunderer der eleganten Zeichnung und des harmoniſchen Colorits Deveria's wird ihm den argen Verſtoß gegen alle Regeln religiöſer Malerei nicht verzeihen. Schopin läßt ſich in ſeinen „Märtyrern Ciliciens" denſelben Fehler zu Schulden kommen. Dieſes Gemälde, welches in einer ſchlecht erleuchteten Ecke aufgehängt iſt, ermangelt durchweg des ſtrengen Styls, welcher bei ſymboliſchen Darſtellungen durchaus erfordert wird. Wie ſeine „Beatrix Cenci", welche der Künſtler vor zwei Jahren ausſtellte, iſt es zu elegant, zu geſchmückt, zu niedlich. Es war allerdings nicht unpaſſend, die Frauen, welche den wilden Thieren des Circus vorgeworfen und von grauſamen Henkersknechten mit Pfeilen getödtet werden, lachenden Mundes zu malen; denn ſie koſten ſchon im Voraus die himmliſche Glückſeligkeit; aber ſie durften nicht lächeln, wie vornehme Damen auf einem Balle, denen man Galanterien ſagt; der Ausdruck ihrer Freude mußte nichts Irdiſches, Unlauteres an ſich tragen; die Wonne und Seligkeit der Engel mußte um ihre Lippen ſchweben. Hr. Navez aus Brüſſel iſt auf noch gröbere Abwege gerathen in ſeinem Gemälde der „Ehebrecherin." In der Behandlung eines ſo ernſten Gegenſtandes war die Coquetterie durchaus nicht geſtattet; wenn dieſelbe in der Malerei überhaupt ſchon verwerflich und unzuläſſig iſt, erſcheint ſie hier doppelt ſtrafbar. Es iſt nicht in Abrede zu ſtellen, man findet in dem Navez'ſchen Bilde einige angenehme, anſprechende Details, welche der Menge gefallen, die ſich leicht durch falſchen Glanz und Schimmer blenden läßt; die weinende, händeringende Courtiſane iſt ein bewundernswürdig ſchönes Weib; aber wo ſehen wir den Erlöſer? wo bleibt die Parabel? Jene auseinander gehäuften Figuren in halber Lebensgröße bilden eine verworrene, unverſtändliche Scene. — Auf eine höchſt befremdende, bizarre Weiſe hat Jean Bremond den „Tod Mariens" dargeſtellt. In der Mitte ſeines Bildes, auf einer eleganten Bahre, liegt eine ſchöne Italienerin, welche der Künſtler für die Mutter des Heilandes ausgibt; ihr zur Seite ſtehen die Apoſtel, der heilige Petrus mit den Schlüſſeln des Paradieſes und der heilige Johannes; hinter jener Madonna bemerkt man noch drei myſtiſche Figuren mit weißen Gewändern umhüllt, ſo daß man von ihrem Körper nicht das Geringſte wahrnimmt; über dem Ganzen ſchweben niedliche, kleine, dickwangige Amorinen, welche Hr. Bremond ſich die Freiheit nimmt, Engel zu nennen; und noch nicht zufrieden mit allen dieſen abſurden Elementen ſeiner Compoſition, hat er den heiligen Perſonnagen, welche wir ſo eben aufgezählt haben, noch eine Menge Volks beigeſellt, wovon die Einen in grüne Mäntel, die andern in rothe Talare gekleidet ſind, welche ein Kreuzfeuer von ſchreienden Farben auf den Zuſchauer machen, daß es ihm für ſeine Augen bange wird. Trotz allen dieſen Monſtruoſitäten kann man einzelnen Figuren des Gemäldes ſein Lob nicht verſagen; das Colorit iſt glänzend und die Perſpective namentlich wohl beachtet. Wenn der Maler auf ſeine abgeſchmackte Originalität verzichtet, ſo zweifeln wir nicht, daß er Erſprießliches leiſte. — Vauchelet hat denſelben Gegenſtand, wie Bremond,

behandelt, ſich jedoch mehr an die Tradition und Weiſe der alten Italiener gehalten. Die Apoſtel zeigen nicht genug würdevollen Schmerz und chriſtliche Ergebung; die beiden Frauen zu den Füßen Mariens ſind trefflich gruppirt; die Compoſition iſt mit Talent durchgeführt und hinſichtlich der reinen Zeichnung kann man dem Maler nur Lobſprüche ertheilen. — Ganz auf Effect berechnet iſt der „Chriſtus unter den Armen“ von Céleſtin Nanteuil; der Künſtler hat bei der Ausführung die Rembrandt'ſche Farbengebung vor Augen gehabt; die energiſchen Gegenſätze von Licht und Schatten ſind ihm aber wenig gelungen, und dann iſt ſein Gefolge von Kranken und Bettlern abſchreckend häßlich; man glaubt den Erlöſer in einem der alten Pariſer Wunderhöfe zu ſehen. Leſtang hat die „Auferweckung des Lazarus“ nicht ohne Talent gemalt; im Vergleich mit dem „Tod des Dichters Camoens“, welchen derſelbe Künſtler vorm Jahre auf der Ausſtellung hatte, iſt dies Gemälde offenbar ein Fortſchritt, namentlich was materielle Ausführung und Gewandtheit des Pinſels anbelangt. Die Figur des Lazarus iſt brav gehalten, nur in den Mienen der Umſtehenden lieſt man keineswegs jenes allgemeine Erſtaunen, welches die Wiederauferſtehung eines Todten natürlich hervorrufen mußte. Eine bemerkenswerthe Compoſition iſt „Joſeph, wie er den Gefangenen ihre Träume im Kerker auslegt.“ Der Verfaſſer iſt Boiſchevalier, ein Schüler Ingres', welches namentlich in der Anordnung des Bildes hervortritt. Wir ſehen den jungen Israeliten mit den beiden Miniſtern Pharao's im Gefängniß. Den Mundſchenken hat Joſeph durch ſeine Traumdeutung bereits beruhigt; er ſitzt zuſammengekauert in einem Winkel; der Oberbäcker aber hat ſo eben ſein Todesurtheil empfangen; die drei Körbe auf ſeinem Haupte, von denen er geträumt und welche die Vögel leer gegeſſen, ſind drei Tage, und nach drei Tagen wird Pharao ſein Haupt erheben und ihn an den Galgen henken laſſen und die Vögel werden ſein Fleiſch eſſen. Die Figur des Bäckers iſt ein wenig karrikirt, hat aber doch einen ſeltenen Ausdruck von Angſt, Schauder und Todesfurcht. Die Geſtalt Joſephs iſt durchaus gelungen zu nennen; ſein Kopf iſt ſchön, ſeine Haltung edel und ſeine Bewegung würdevoll. — Wir ſind noch unſchlüſſig, ob wir ein Gemälde Lefebvre's, „den Schutzengel des Studiums“ darſtellend, mit zu den ſymboliſchen Bildern zählen ſollen oder nicht. Die Idee des Malers war ohne Zweifel, ausdrücken zu wollen, daß das Studiren ein ſicherer Schutzengel iſt und vor Laſter und Ausſchweifungen bewahrt. Der Gegenſtand iſt gerade nicht übel gewählt, aber die Ausführung hätte beſſer ſeyn können. Die Art übrigens, wie der Künſtler ihn aufgefaßt hat, iſt halb chriſtlich, halb moraliſch-philoſophiſch und ſchadet ſehr der Klarheit; eine einfache Allegorie wäre beſſer, verſtändlicher geweſen; jezt weiß Niemand, warum der Maler Engel und Teufel zu Hülfe ruft, um ſeinen Gedanken klar zu machen.

Von den übrigen religiöſen Gemälden erwähnen wir noch als mehr oder minder lobenswerth: Saint Clair, der erſte Biſchof von Nantes, die Blinden heilend, von Flandrin, einem der ausgezeichnetern Schüler der franzöſiſchen Akademie zu Rom; der heilige Medardus, von Dupré; Johannes der Täufer, von Thevenin; Jeſus auf dem Weg zum Kreuzestod, von Holfeld. Außerdem gibt es noch zahlreiche Kreuzigungen, engliſche Grüße, Anbetungen der Magier und Anbetungen der Hirten, welche ſich weiter durch nichts bemerklich machen und die wir daher mit Stillſchweigen übergehen.

Die Damen haben ſich dies Jahr, wie immer, auch in religiöſen Compoſitionen verſucht; aber der Pinſel, welcher ſchon ohnehin für eine weibliche Hand ſchwer zu führen iſt, ſcheint natürlich noch ſchwerer, wenn er ſich an ſymboliſche Gegenſtände wagt. Den Beweis davon liefert Mademoiſelle Georgine Gérard mit ihrer „heiligen Thereſe.“ Der Kopf iſt hübſch und nicht ohne Ausdruck; aber die Tinten ſind matt und überall tritt der Mangel an Kraft hervor. Madame Deherain hat ſchon eine feſtere Hand. Ihr Gemälde, „Martha und Maria“ darſtellend, iſt geiſtreich angeordnet und die Farbengebung iſt nicht ohne Verdienſt. Die beiden Frauen ſind ſchön, beſonders Maria, aber Chriſtus iſt ſchwach. Ein anderes hiſtoriſches Gemälde von Madame Deherain, „Glaube, Liebe, Hoffnung,“ bildet eine ganz hübſche Gruppe; die Ausführung läßt jedoch Manches zu wünſchen übrig.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nachrichten vom März.

Alterthümer.

London. Hr. Bate hat, um ſeinen Beruf zum Copiren der Medaillen des brittiſchen Muſeums mittelſt ſeiner Maſchine für das bei Tilt erſcheinende Kupferwerk (welches 80 Hefte à 5 Platten und 8 Münzen nebſt Revers enthalten wird) darzuthun, der Literary Gazette einige Proben beigefügt, unter denen ſich insbeſondere ein Ariadne-Kopf durch die täuſchende Nachahmung des Reliefs auszeichnet. Uebrigens hat der bekannte erſte Münzmedailleur Piſtrucci, der nebſt mehreren andern Sachkennern über den Werth der Bate'ſchen Maſchine im Verhältniß zur Collas'ſchen vernommen ward, die Meinung abgegeben, daß beide Maſchinen beſondere Vorzüge beſitzen, daß die Collas'ſche die Münzen gleichſam perſpectiviſch wiedergebe, während die Bate'ſche ſie von oben geſehen (?) darſtelle. Doch ſey der mit der leztern ausgeführte Stich hart und flach. Wenn man die Vorzüge der beiden Maſchinen in einer vereinigen könne, ſo würde man etwas ſehr Vollkommenes erhalten.

Verſteigerung.

Copenhagen. Von der Gemäldeſammlung des Conferenzraths Brugge hier iſt nun die erſte Abtheilung in öffentlicher Auction verſteigert worden. Dieſe beſtand in 158 Oelgemälden einheimiſcher Künſtler. Man fand hierunter zwar keine große Zahl von Meiſterwerken, dagegen aber verſchiedene, theils ſeltene, theils bemerkenswerthe Bilder, welche die Ausbildung mehrerer Künſtler in der einen oder andern Periode nachweiſen. Am höchſten bezahlt wurden ein ausgezeichnetes Gemälde von Profeſſor Dahl von 1818, das Friedrichsburger Schloß im Mondſchein vorſtellend, nämlich mit 295½ Rthlr., und ein vortreffliches Portrait von Balthaſar Denner von 1719, den Künſtler ſelbſt vorſtellend, mit 140 Rthlrn. Ein ſeltenes Stück, Chriſtians III. Gemahlin vorſtellend, von 1550, ward mit 100 Rthlrn. bezahlt. Manche Stücke wären vielleicht theurer weggegangen, wenn nicht der Winter Fremde abgehalten hätte, hierherzukommen, und wenn der Katalog im Ausland bekannt geworden wäre.

Literatur.

Copenhagen. Das wichtige Werk des Ritters Bröndſtedt: On the bronzes of Siris in the british Museum erſcheint hier bei Brummer in einer mit Anmerkungen vermehrten deutſchen Ueberſetzung.

Berlin. Das Denkmal Friedrichs des Großen von Dr. Fr. Förſter. Mit einer Abbildung. Berlin, Kuhr. 1837.

Aſchaffenburg. Die Miniaturen und Manuſcripte der K. Bayeriſchen Hofbibliothek zu Aſchaffenburg, von Joſeph Merkel, nebſt 14 Tafeln mit Umriſſen. Aſchaffenburg, bei Theod. Pergay.

Paris. F. M. Poissy et O. A. Barbier, Mode d'indication du placement des ouvrages de peinture etc., exposés au musée royal. 8½ Bog. Vorläufer eines größeren Werkes über die Ausſtellung.

Explication des ouvrages de peinture etc., exposés au musée royal le 1er Mars 1837. 12. 9⅔ Bog. 1 Fr.

Lettres sur l'exposition Lyonnaise. 8. 5½ Bog. Lyon. (2 Fr. 60 Cent.)

L'art a Lyon en 1836. Revue critique de la première exposition. 4. 5 Bog. u. 2 Kupfer. Lyon. (1 Fr. 25 Cent.)

Padua. Pietro Estense Selvatico, sulla cappellina degli scrovegni nell' arena di Padova, e sui freschi di Giotto in essa dipinti, osservazioni di ec. con. 20 tav. 8. Preis 7 L. 11 C.; auf Velinpapier 15 L. 66 C.

Neapel. Le antiche ruine di Capri; gezeichnet von Francesco Alvino.

Rom. Antichi monumenti sepolcrali scoperti nel ducato di Ceri. Herausgegeben von P. E. Visconti.

Kupferwerke.

Paris. Le musée de Versailles per Reveil. 1ſte Lieferg. 60 Ct.

Bonillon et Normand, Paris moderne ou choix de maisons construits dans les nouveaux quartiers de la capitale et de ses environs. Livr. 30 — 32 (letzte). Jede Lieferg. 2 Fr.

Gourlier, Biet, Grillon et Tardieu, Choix d'edifices publics construits ou projetés en France. Livr. 33 — 35. Fol. 6 Kupfer. Der erſte Band iſt mit 36 Lieferungen beendigt. Das Ganze wird aus 12 Bänden mit etwa 240 Kupfern beſtehen. Preis der Lieferung 10 Fr.

Jollois, Mémoire sur les antiquités du Dép. du Loiret. 4. 23½ Bogen mit 29 Kupfern. 35 Fr. Es ſind nur 110 Exemplare abgezogen.

Chateaux pittoresques de la France ancienne et moderne. Livr. 1 — 5. 4. 2½ Bog. Text. 5 Kupfer und 2 Frontiſpize. Jedes Heft 1 Fr. 50 Cent. Das Ganze ſoll 100 Hefte enthalten.

Rheims pittoresque ancien et moderne. Livr. 1 — 5. 8. Jede Lieferung 1 Bogen mit 1 Kupfer.

Album du pays de Rheims. Livr. 1 — 3. 4. 4½ Bogen mit 1 Kupfer.

C. P. Cantener, Vues pittoresques des Vosges, dessinées d'après nature par Collignon. Livr. 1 — 4. 1 Bog. mit 4 Kupfern. Jede Lieferung, deren im Ganzen 6 ſeyn werden, 1 Fr. 50 Cent.

Berlin. Arabiſche und altitalieniſche Bauverzierungen, von Profeſſor Heſſemer zu Frankfurt a. M. 1s u. 2s Heft mit 20 Blättern. Berlin, bei Reimer. Preis 2 Thlr. das Heft. Das Werk wird aus 10 Heften, jedes mit 10 Tafeln beſtehen, die ſämmtlich (von M. Delius) mit Farben gedruckt ſind.

London. In dem ſo eben bei Hering in London in groß Folio erſchienenen Werke über die Groß-Siegel von England (Preis 2 Pfd. 10 Schill.), die auf 58 Tafeln mittelſt der Collas'ſchen Copirmaſchine dargeſtellt ſind, iſt es intereſſant, den Fortſchritt der Kunſt an den verſchiedenen Siegeln von den früheſten Zeiten bis auf die jetzige zu beobachten. Das von dem gegenwärtigen Münzgraveur Wyon geſtochene große Siegel des jetzt regierenden Königs (Taf. 57) iſt die Krone des ganzen Werkes.

Turner, Rivers in France. Uferſcenen der Loire und Seine, gezeichnet von Turner, geſtochen von Willmore, Branchard, Fiſcher ꝛc. 8.

Gallery of portraits, ſiebenter und letzter Band. Das von der Society for the diffusion of Knowledge herausgegebene Werk enthält nun 168 Portraits berühmter Gelehrten, Künſtler und Staatsmänner aller Nationen und Zeiten. Preis 7 Pfd. 7 Schill.

Kupferſtich.

Paris. Bei Rittner und Goupil iſt ein Stich von Ruchière nach einem Gemälde von Perignon erſchienen: Taſſo, der in Rom ankommt, um auf dem Capitol gekrönt zu werden. Das Bild war auf der Kunſtausſtellung von 1819 zu ſehen.

Lithographien.

Berlin. Schröder'ſche Kunſthandlung. Das Portrait des Geſchichtsmalers Th. Hildebrandt, nach Begas, von L'Delliot de Mars. Krigar's Aſchenbrödel von Wild und Devrient. Die Berliner Sonntagsjäger, nach Carl Schulz von Devrient.

Vom Zeichnenlehrer Uibeleck in Meiningen iſt die Copie einer Kreuzesabnahme nach Hannibal Caracci lithographirt erſchienen. Das Original befindet ſich in der Gemäldegallerie des regierenden Herzogs von S. Meiningen, 7 F. 8 Z. hoch, 5 F. 6 Z. breit.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 44.

Kunſt-Blatt.

Donnerstag, den 1. Juni 1837.

Der Pariſer Salon im Jahre 1837.

IV.

Das Genre iſt, wie die leichte Literatur, in Frankreich jedes Jahr ſehr ergiebig; es beſchränkt ſich hauptſächlich auf die Darſtellung von Scenen aus dem bürgerlichen Leben und todten Naturgegenſtänden; es iſt mitunter komiſch, niemals tragiſch. Das Schöne, das Große, das Erhabene, die Poeſie ſind dem Genre unzugänglich. Die materielle Vollkommenheit in der Nachahmung ſind gewiſſermaßen ſeine Hauptzwecke. In dieſem Sinne iſt das Genre demnach ein untergeordneter Nebenzweig der Kunſt.

Die Griechen ſcheinen die Genremalerei den Zimmerverzierern und Vergoldern überlaſſen zu haben. In Italien kam ſie erſt auf, als die großen Schulen ſich ihrem Verfalle zuneigten; ſie entwickelte ſich beſonders in der venetianiſchen Schule, welche von allen italieniſchen Malerſchulen unbedingt die proſaiſchſte war. Der Geſchmack für dieſe Art von Malerei nahm bald überhand und wurde immer allgemeiner; er herrſchte ausſchließlich in der niederländiſchen Schule vor, welche faſt nur Genremaler aufzuweiſen hat; in der deutſchen und engliſchen Schule wurde er gleichfalls prädominirend.

In Frankreich, wo die Kunſt faſt immer den Traditionen der alten Italiener treu geblieben iſt, hat die Genremalerei nie einen bedeutenden Einfluß und Umfang gewonnen. Unter der Regierung Ludwigs XIV. war ſie beinahe unbekannt; in der lezten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts blühte ſie eine Zeit lang, verſchwand aber wieder unter der Republik und dem Kaiſerreich. Wir kennen nur die Namen von vier oder fünf franzöſiſchen Genremalern, die einigermaßen berühmt geworden ſind: Valentin, Oudry, Watteau, Chardin, Greuze, Lenain, und unter dieſen gibt es noch einzelne, welche man eben ſo gut zu den Hiſtorienmalern rechnen könnte. Uebrigens ſind ſie mit den Teniers, Dow, Paul Potter, A. Kupp, Rembrandt und ſo vielen andern gar nicht in Vergleich zu ſtellen und nehmen auch nur den zweiten Rang in der franzöſiſchen Schule ein.

Seit 15 oder 20 Jahren ſcheinen die Franzoſen den ganz entgegengeſezten Weg eingeſchlagen zu haben. Die Genremalerei iſt gegenwärtig der hervorſtechendſte Charakterzug der franzöſiſchen Schule. Die meiſten der berühmteſten franzöſiſchen Maler neuerer Zeit, wie Horace Vernet, Paul Delaroche, Granet, Decamps, Bellangé, Biard u. ſ. w. ſind Genremaler. Im Genre zeigen ſich ohne Widerrede die größten, freieſten Talente; hier allein tritt Spontaneität in der Manier und wahre Originalität in der Ausführung hervor. In den höheren Regionen der Kunſt lebt man, wie geſagt, nur von Erinnerungen, Traditionen, veralteten Syſtemen und redlichen Abſichten. Die Künſtler haben nie ſo viel raiſonnirt und philoſophirt, als heutzutage. Bevor ſie zu malen anfangen, legen ſie ſich die Frage vor: ob es denn wirklich eine moderne Kunſt gibt und wie ſie beſchaffen ſeyn muß? als ob das ihre Sache wäre, um die ſie ſich zu bekümmern hätten. Mit den Poeten iſt es noch ſchlimmer beſtellt. Sie wollen durchaus, daß ein Gedicht entweder eine politiſche, oder eine religiöſe, oder eine ſociale Tendenz habe; mehrere von dieſen bilden ſich ein, daß, wenn ſie 8 bis 10,000 Verſe zuſammengereimt, ſie ein eben ſo großes Kunſtwerk als die Bibel und die Iliade zu Stande gebracht hätten, und ſie würden ihre Mühe für verloren halten, wenn ſie nichts als reine Poeſie gedichtet. Dieſe nachtwandelnden, grübelnden Poeten und Maler, welche die Tendenz des Jahrhunderts aufſuchen, vergeſſen, daß den kommenden Jahrhunderten die Auflöſung dieſes Räthſels vorbehalten iſt. Die Kunſt würde nur gewinnen, wenn ſie weniger in die Tiefe ginge; die Ueberlegenheit der modernen Genremaler beweist es. Es iſt ein wahres Glück, daß es heutzutage noch Künſtler gibt, welche ein Pferd, einen Hund, einen Topf mit Levkoien und einen Keſſel malen, wie man ehemals einen Heiligen, einen Engel, eine Hölle und ein Paradies malte, nämlich ganz einfach und ohne geheimnißvolle Umſchweife. In der Zeit, worin wir

gegenwärtig leben, iſt es nicht ſo leicht, als man ſich einbildet, in einem Pferde nur ein Pferd, nichts mehr und nichts weniger und nichts Anderes, zu ſehen. Seitdem man die Mikroſkope und Teleſkope der Phyſiker auf die moraliſche Welt gerichtet hat, will ſich Niemand mit dem einfachen Gebrauch ſeiner Augen begnügen. Die, welche das natürliche Geſicht noch behalten haben und anwenden, gehören bereits zu den ſeltenen Ausnahmen, welche gleich Jedermann bemerkt. Einige franzöſiſche Genremaler haben dieſe Eigenſchaft unbeſtritten erhalten.

So oft ich noch von Genrebildern geſprochen habe, iſt es mir nie in den Sinn gekommen, eine Definition davon zu geben, weil dieſelbe nothwendig Widerſpruch finden würde. Das Wort „Genre“ iſt nicht ſehr alt, aber ſein Urſprung iſt nichts deſto weniger in eben ſo dicke Nebel gehüllt, als der Urſprung des Menſchengeſchlechts. Jedermann braucht das Wort „Genre“ und zwar in einer gewiſſen Bedeutung, wie es ſcheint, weil man ſich verſteht, ohne gerade genau zu wiſſen, was es heißt und bezeichnet. Wenn wir daher verſuchen wollten, es zu erklären, ſo würde ſeine Klarheit ſofort verſchwinden; man thut beſſer daran, es in jenem vagen Ohngefähr zu laſſen, dem zufolge es etwas bedeutet. Die meiſten Worte aller Sprachen befinden ſich übrigens in demſelben Falle. Wir beſchränken uns deßhalb darauf, zu bemerken, daß alle Gemälde und Künſtler, welche wir weiter unten aufführen, für uns Genrebilder und Genremaler ſind.

Die Gemälde, welche das Privilegium haben, die Blicke der Menge zu feſſeln, ſind nicht zahlreich; gewöhnlich gibt es nur zwei oder drei in jeder Ausſtellung, welche die Gunſt des Publikums in einem ausſchließlichen Grade gewinnen. Vor zwei Jahren war es „der Tod des Herzogs von Guiſe“ von Delaroche; im vorjährigen Salon theilte ſich die Vogue zwiſchen der „Eberjagd“ von Horace Vernet und der „Revue der Nationalgarde“ von Biard; auf der diesjährigen Ausſtellung bezauberte ein Gemälde unſeres Landsmanns Winterhalter alle Blicke.

Winterhalter, deſſen für jeden franzöſiſchen Mund unausſprechlicher Name voriges Jahr zum erſtenmal im Katalog des Salons figurirte, debutirte bekanntlich mit einem hübſchen Bilde, il dolce far niente betitelt. Das war eine Gruppe von jungen Männern, Frauen, Mädchen und Kindern in neapolitaniſchem Koſtüm, die halb ſitzend, halb liegend, halb ſchlafend, halb blinzelnd, im Schatten ſchöner Bäume ausruheten und den unbeſchreiblich ſüßen Genuß des Nichtsthuns einathmeten. Ueber das Ganze hatte der Künſtler eine glühende Mittagsſonne verbreitet und einen ächt italieniſchen Charakter. Das Nichtsthun iſt zwar eine ſüße Sache in jedem Lande und zu jeder Jahreszeit; aber beſonders ſüß iſt es in den ſüdlichen Ländern und im Sommer, gegen zwei, drei Uhr Nachmittags, wenn auch nicht das leiſeſte Lüftchen weht und man in der ganzen Landſchaft weit und breit kein anderes Geräuſch, als den einſchläfernden Geſang der Heuſchreckengrillen hört. In dem Augenblick iſt keine andere Lage als die horizontale möglich; ohne die Mücken würde man glauben, man ſey im Paradieſe. Das Bild, welches Winterhalter dies Jahr ausgeſtellt und Décameron betitelt hat, iſt dem Far niente in vieler Beziehung ähnlich. In dem anmuthigen Garten einer prächtigen italieniſchen Villa, der an die Gärten Armidens erinnert, iſt eine Gruppe von 10 jungen Männern und Frauen verſammelt, welche eine von den hundert galanten Novellen des Dichters von Certaldo erzählen hören, die auf Befehl der nach ſolchen Erzählungen ſehr lüſternen Königin von Navarra ins Franzöſiſche übertragen wurden. Hr. Winterhalter hat auf ſeiner Leinwand gleichfalls eine Ueberſetzung des Werks von Boccacio geliefert und zwar eine ſehr gelungene. Die Gruppe der Erzählenden iſt allerliebſt; keine Figur gleicht der andern und jede iſt wunderbar ſchön. Der Künſtler hat ſeinen Perſonen nicht ſowohl die kräftige Schönheit gegeben, welche den Zügen eine edle Leidenſchaft, ein tiefes Gefühl leiht; ſondern er hat ſeine Geſtalten vielmehr mit einer weichen, wollüſtigen Schönheit ausgeſtattet, wie ſie Heinſe in ſeinen Romanen geträumt und Friedrich Schlegel in ſeiner Lucinde preiſt. Es iſt nicht wohl möglich, in einem ſo kleinen Raum mehr mannichfaltige Anmuth und Schönheit, geiſtvolle Eleganz und Feinheit zu concentriren. Hie und da tritt vielleicht ein wenig Affectation hervor; manche weibliche, übrigens wunderſchöne Köpfe erinnern an engliſche Kupferſtiche; der junge Mann in rothen Hoſen, deſſen Figur zur Hälfte in Halbtinten gemalt iſt, kann nicht idealer gedacht werden; alle Stellungen der Figuren ſind natürlich, und die auf dem Raſen ſitzenden Frauenzimmer finden alle eine paſſende Gelegenheit, auf die ungezwungenſte Weiſe von der Welt ihre niedlich geformten Füße bewundern zu laſſen; außerdem ſind ſie in ſo romantiſche und phantaſtiſche, aber immer geſchmackvolle Koſtüme gekleidet, daß man die Augen von dieſen holden Erſcheinungen nicht wegwenden mag. Fürwahr, man athmet vor dem Winterhalter'ſchen Bilde eine Atmoſphäre von Paphos und Knidos, und ein franzöſiſcher Kritiker ſagt mit Recht, daß Hr. Winterhalter mit ſeinem Pinſel daſſelbe gethan hat, was Parny mit ſeiner Feder. Ich weiß nicht, ob der Anblick des Winterhalter'ſchen Décameron nicht eben ſo verlockend und gefährlich iſt, als die Lectüre des Décameron von Boccacio. Indem wir dieſe Behauptung aufzuſtellen geneigt ſind, ſprechen wir vielleicht von moraliſchem Standpunkte aus einen Tadel gegen den Maler aus; von dem künſtleriſchen Standpunkte dagegen aus kann dieſer Vergleich Herrn

Winterhalter nur ſchmeichelhaft erſcheinen. Hr. Paturle, der Deputirte und Beſitzer der Leopold Robert'ſchen „Fiſcher", hat das Winterhalter'ſche „Décameron" für 10,000 Franken angekauft.

Die „Brunnenſcene bei Neapel" iſt von demſelben Künſtler in demſelben Styl gearbeitet, wie das Décameron. Es hat uns viel Mühe gekoſtet, dieſes kleine Gemälde zu entdecken, weil es faſt ganz von der Menge der großen Bilder erdrückt iſt. Es hat dieſelben Eigenſchaften, dieſelbe Vollendung, wie das vorhin genannte; nur ſtatt 4 hat es kaum 1½ Quadratſchuh Umfang. Man kann ſich nichts Graziöſeres, Entzückenderes vorſtellen, als jene Gruppe von vier jungen Mädchen, welche unter dem Schutz einer dicken Weinlaube, durch welche einige Sonnenſtrahlen hereindringen, dem Geſange eines jungen Neapolitaners zuhören. Eine davon, welche ihre nackten Füße auf einer ſteinernen Bank ausſtreckt, iſt zum Verlieben ſchön. Wenn man einer von den andern den Vorzug geben müßte, ſo könnte es nur das ſchöne Kind ſeyn, welches ſeinen Arm in den Brunnen taucht, oder vielleicht die Brünette, welche ihren Kopf an jene weiße Marmorſäule lehnt und unter ihren ſtolz und majeſtätiſch gewölbten Augenbrauen tödtliche Blitze hervorſchleudert. Das Mädchen, was in Robert's „Schnittern" auf dem Wagen ſitzt, hat kein vollkommneres Oval, kein lieblicheres Lächeln als dieſes Mädchen in der Winterhalter'ſchen Brunnenſcene. Dieſes kleine Bild iſt ein Meiſterſtück, und eben ſo viel werth, als die von Robert in dieſer Art. Wenn es auch nicht die erhabene, erhöhte Stimmung der Robert'ſchen Bilder hat, ſo hat es dagegen mehr Leichtigkeit, Grazie und Anmuth.

Einer der beliebteſten franzöſiſchen Genremaler iſt gegenwärtig *Biard*, welcher leztes Jahr die „Revue einer Dorfnationalgarde", vor zwei Jahren „den gutmüthigen Gendarmen" und den „Sklavenhandel", und in den früheren Salons die „herumſtreichenden Komödianten" und den „Bonhomme tropique" ausgeſtellt hat. Biard iſt ein wahrhaft origineller Künſtler, der Niemanden copirt und den noch Niemand copirt hat. Er beweiſt durch ſein Beiſpiel mehr als jeder Andere, daß man mit Beharrlichkeit und andauerndem Fleiße ſeine eigene Natur beſiegen kann. Die Gabe des Colorits war ihm faſt gänzlich verſagt; man ſieht es noch jezt ſeinen Bildern an, daß der Pinſel in ſeiner Hand lange ein widerſpenſtiges Inſtrument geweſen, welches ſeiner Auffaſſung nicht nachkommen wollte. Seine Farbe war gewöhnlich fahl und einförmig; in ſeinen beſten Scenen bemerkte man einige Verwirrung und Unordnung, welche nicht ſowohl von der ſchlechten Anordnung der Gruppen und Figuren, als von der Gleichförmigkeit des Farbentons herrührten. Man mußte ganz nahe an ſeine Bilder herantreten, um die Einzelheiten zu unterſcheiden und das Ganze klar aufzufaſſen. Das Licht mangelte, und in Folge deſſen auch der Raum und das Relief. Man findet zwar noch gegenwärtig in den Werken Biard's einige Spuren der urſprünglichen Abweſenheit von Perſpective und Färbung; in ſeinem „Duquesne, der nach der Bombardirung Algiers im J. 1683 die europäiſchen Sklaven befreit," hat z. B. der Hintergrund des Gemäldes nicht Tiefe genug, und das Piratenneſt, welches man durch das Takelwerk des Schiffes hindurch ſieht, erſcheint viel zu nahe im Verhältniſſe zu der Entfernung, welche die den übrigen Gegenſtänden angepaßte Ausdehnung andeutet. Im Vordergrund dagegen macht Biard dieſe Mängel wieder gut; hier zeigen ſich ſeine wahren, tüchtigen Eigenſchaften: eine muntere, überſprudelnde Laune, eine glückliche Beobachtungsgabe, welche ohne Aufwand künſtlicher Mittel vom Sentimentalen zum Komiſchen überſpringt und dem Beſchauer bald eine Thräne der Rührung, bald ein herzliches Gelächter entlockt, endlich ein tiefes Gefühl für Form und Ausdruck. Alle dieſe ſchätzbaren Eigenſchaften finden wir in hohem Grade in dem eben erwähnten Bilde wieder; die Compoſition zeigt uns eine ernſte und rührende Scene, welche zugleich durch angenehme Details aufheitert. Die *Folgen eines Schiffbruchs* haben einen andern Charakter: hier vermählt ſich das Burleske mit dem Schrecklichen, was leider in unſerer ſublunariſchen Welt oft vorkommt. Man möchte laut auflachen über das närriſche Koſtüm und die befremdenden Grimaſſen jener Wilden, wenn man nicht zu gleicher Zeit die Gegenſtände ſähe, welche in ihnen die Ausbrüche jener wilden Freude hervorlocken, nämlich eine Gruppe nackter Weiber und Kinder, welche die Wellen ans Ufer geworfen haben, und für welche die Cannibalen einen Scheiterhaufen bereiten. Dieſe Gruppe iſt, was die Ausführung anlangt, ſehr ſchön und zeichnet ſich beſonders aus. Das *Familienbad* iſt ſtets von einer großen Menge Zuſchauer belagert und erregt mitunter ein ſchallendes Gelächter. Es iſt in der That eine drollige Scene. Indeſſen finde ich, daß jener Dickwanſt von Philiſter mit herabhängendem Unterleib, der ſein Buch unterm Arm, ſeine Brille auf der Naſe und ſeinen Regenſchirm überm Kopf, zögernd und mit ſauertöpfiſcher Miene ſeine Füße ins Waſſer ſteckt, ein ſehr wenig ſchmeichelhaftes Schauſpiel bietet. Der Künſtler hätte vielleicht beſſer daran gethan, wie die Söhne Noah's zu handeln und einen Mantel über die Blößen unſerer Väter zu werfen. Das kleine Genrebild: *die getheilten Honneurs*, gefällt mir ungleich beſſer; man kann nichts Komiſcheres ſehen, als den Spießbürger, welcher mit dem Orden der Ehrenlegion und ſeiner Gemahlin vor einem Poſten vorübergeht, der dem Ritter der Ehrenlegion das Gewehr präſentirt, für welche Ehrenbezeugung der Mann mit dem militäriſchen Gruße und die Frau mit einem graziöſen Knickſe dankt. Das iſt ein kleines Meiſterwerk,

worin ſich der launigſte Muthwille offenbart. Ein gleiches Lob kann man dem Harem ertheilen, einer allerliebſten Karrikatur auf orientaliſche Sitten.

Hr. Decoene aus Brüſſel ſcheint denſelben Weg, wie Hr. Biard, einſchlagen zu wollen. „Wie! Ihr eßt Fleiſch an einem verbotenen Tage! Ihr werdet dafür ....“ Mit dieſen Worten, welche den Titel des Decoene'ſchen Gemäldes ausmachen, begrüßt ein Pfarrer ſeine Beichtkinder, welche er eines Freitags Mittags beſucht und bei einem Schinkenſchmauſe antrifft. Dieſer ſpaßhafte Einfall, welcher hier zu Lande etwas abgenuzt iſt, hat in Belgien noch eine zeitgemäße Bedeutung, weil die katholiſche Geiſtlichkeit in dieſem Lande einen großen Einfluß ausübt und noch größere Anſprüche geltend macht. Das Gemälde iſt demnach in ſeiner Weiſe eine Vertheidigungsrede zu Gunſten der Gewiſſensfreiheit und eine Motion zur Abſchaffung der Faſten. Die Scene iſt ganz angenehm zu ſehen, die Details ſind geiſtreich und das Ganze iſt nicht ohne Glück und Geſchmack angeordnet; das Colorit iſt der bei weitem ſchwächſte Theil des Bildes.

(Die Fortſetzung folgt.)

Kunſtausſtellung in Kaſſel.

Das unterzeichnete Comité des Kurheſſiſchen Kunſtvereins wird, wie in den beiden Vorjahren, vom erſten bis lezten September d. J. die dritte Ausſtellung von Werken lebender Meiſter veranſtalten.

Die Künſtler, welche geneigt ſind, dabei zu concurriren, werden daher erſucht die Sendung ihrer Werke ſpäteſtens gegen den 20. Auguſt hierher an den Conſervator des Vereins, Hrn. Profeſſor Zuſch, zugleich mit der Benachrichtigung gefällig bewirken zu wollen, ob und zu welchem Preiſe ſolche verkäuflich ſind, dieſer auch die Bezeichnung des Gegenſtandes oder deſſen kurze Beſchreibung beizufügen.

Es wird gebeten, jedes Gemälde, höchſtens zwei, in eine Kiſte, wohlverwahrt zu verpacken.

Die durch den Transport verurſachten Koſten trägt der Verein. Auf den Fall des Nichtverkaufs wird um gleichzeitige weitere Beſtimmung der eingeſendeten Werke erſucht.

Kaſſel, am 24. April 1837.

Das Comité des Kurheſſiſchen Kunſtvereins.

Der Präſident:	Der Secretär:
Ober-Bau-Director	Ober-Bau-Rath
Bronius.	**Kühnert.**

Nachrichten vom April.

Perſönliches.

München, 22. März. Der Architekt Heideloff in Nürnberg, welchem dieſe Stadt mehrere Bauwerke in alterthümlichem Styl verdankt, iſt zum Conſervator ernannt worden.

Paris, 19. April. Dem Medailleur David iſt von den Kammern eine Penſion von 2400 Fr. bewilligt worden.

Nekrolog.

München. Am 9. April ſtarb in Hohenſchwangau der in der Kunſtwelt rühmlich bekannte Architekturmaler Dom. Quaglio plözlich an einem Schlagfluß. Er war 1788 geboren. Die Stadt Füßen hat ihm in ihrer Mitte eine würdige Leichenfeier veranſtaltet. Die Welt verliert an ihm einen der ausgezeichnetſten Architekturmaler, einen Künſtler von großer Auffaſſungsgabe und Gewandtheit in Behandlung der ſchwierigſten Gegenſtände. Bei ſeiner unermüdlichen Thätigkeit hat er eine große Anzahl von Gemälden, Lithographien, Radirungen und Zeichnungen geliefert. Zu wünſchen iſt, daß die vortrefflichen Zeichnungen, die er auf einer Reiſe nach Italien für den engliſchen Kunſtfreund, Hrn. Gally Knight, zum Behuf einer Geſchichte der italieniſchen Architektur des Mittelalters gefertigt hat, bald von dieſem herausgegeben werden. Seiner lezten Beſchäftigung im Auftrag Sr. Königlichen Hoheit des Kronprinzen, das Schloß Hohenſchwangau einzurichten und deſſen Verzierung anzuordnen, unterzog er ſich mit raſtloſem Eifer und dem glücklichſten Erfolge. (Vergl. die biographiſche Skizze über ihn im Kunſtblatt vorigen Jahres S. 299 ff.)

Dresden. Am 4. April verſtarb hier der Kupferſtecher Chr. Ernſt Stölzel, Lehrer an der Kunſtakademie. Sein vorzüglichſtes Werk iſt die Krönung der heil. Jungfrau nach Rafaels Bild in der vatikaniſchen Sammlung.

Paris, 31. März. Der ausgezeichnete Geſchichtsmaler Coutan iſt dieſer Tage hier geſtorben und heute begraben worden. Er läßt eines der großen Gemälde, welche die Deputirtenkammer ſchmücken ſollen, unvollendet zurück; auch hatte er einen bedeutenden Antheil an der Decorirung der Kirche Notre Dame de Loretto, in welcher ſeine Leichenfeier ſtattfand.

Akademien und Vereine.

Berlin. In der Geſammtſizung der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften verlas Hr. Panofka eine Abhandlung: „Argos Panoptes, aus Zeugniſſen alter Schrift und Kunſt ans Licht geſtellt,“ worin er namentlich auf eine ſehr alte Volcentiſche, im Beſiz des Hrn. W. Hope in London befindliche Vaſe aufmerkſam macht, auf welcher der Argos, merkwürdiger Weiſe, als ein vom Kopf bis Fuß, vorn und hinten, mit Augen bedeckter Mann dargeſtellt iſt. — In der Sizung am 6. Februar theilte Hr. C. Ritter die Hauptergebniſſe ſeiner Unterſuchungen über die architektoniſchen Denkmale an der großen Königsſtraße, zwiſchen Indien, Perſien und Bactrien mit, welche unter dem Namen Topes ſeit Kurzem in großer Anzahl entdeckt worden ſind. Der Verfaſſer wies den genauen Zuſammenhang derſelben mit dem Religionsſyſtem der Indier auf das Scharfſinnigſte nach.

Poſen. Hier hat ſich unlängſt ein Kunſtverein für das Großherzogthum Poſen conſtituirt, der bereits nahe an 1000 Mitglieder zählt und ſchon dieſes Jahr um Johannis eine Kunſtausſtellung veranſtalten wird, zu der man bereits auf 600 Gemälde verſprochen hat. Der Verein iſt übrigens in den Cyclus der oſtpreußiſchen Vereine von Königsberg, Danzig, Stettin und Breslau aufgenommen worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№. 45.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 6. Juni 1837.

Der Pariſer Salon im Jahre 1837.

(Fortſetzung.)

Hr. Clément Boulanger hat dies Jahr ein Gemälde auf der Ausſtellung, welches einen bedeutenden Fortſchritt in ſeiner Manier beurkundet. „Der Genius der Künſte, das Elend und die Unabhängigkeit dem Reichthum und der Sklaverei vorziehend,“ war eine falſche, manierirte Compoſition, an welche der Künſtler vor zwei Jahren ſein ſchönes Talent ohne allen Nutzen verſchwendet hatte; ſeine „Proceſſion der Gargouille“ iſt in einem ganz andern Syſtem gearbeitet. „Alle Jahre am Saint-Romainstag,“ heißt es im Katalog, „hatte die Geiſtlichkeit von Rouen das Recht, einem oder mehreren zum Tode Verurtheilten das Leben und die Freiheit zu ſchenken. Das ganze Domkapitel und ſämmtliche Brüderſchaften begaben ſich in feierlichem Umzuge mit großem Pompe nach dem Thurm Saint-Romain, wo der Verurtheilte, nachdem man ihn mit ernſten Worten zur Beſſerung ermahnt, den Chormantel des heiligen Romanus dreimal um ſeine Schultern nahm, welches ſeine Befreiung bezeichnete. Darauf wurden ihm ſeine Eiſen abgenommen und er ſelbſt, mit Blumenguirlanden bekränzt, wurde von vier jungen Mädchen in das Haus ſeiner Eltern geführt.“ Die Ausübung dieſes Begnadigungsrechts iſt der Gegenſtand des Boulanger'ſchen Bildes, und die Details, welche wir ſo eben angeführt haben, finden wir auf dem Gemälde wieder. Ganz verſchieden von den beiden Künſtlern die wir weiter oben beſprochen haben, beſizt Boulanger eine äußerſt glückliche Gabe des Colorits; das Einzige, wovor er ſich zu hüten hat, iſt, ſie nicht zu mißbrauchen und die Wahrheit nicht über dem Scheine zu vernachläſſigen. Die ganze weitläufige Scene, welche ſeine Proceſſion darbietet und die ſich oben von der Treppe des Thurms bis in eine Seitenſtraße hinein erſtreckt, iſt von einem prächtigen Lichte beleuchtet; jedoch hat ſich Hr. Boulanger keineswegs begnügt, ſeinem Gemälde dies einzige Verdienſt zu geben; er hat keineswegs die Details dem Ganzen und die Form der Farbe geopfert. Das Architektoniſche des Bildes iſt mit einer gewiſſenhaften Sorgfalt ausgearbeitet und ſeine Figuren ſind mit gleichem Fleiße behandelt. Der Künſtler hat ſich ſelbſt in einem Winkel des Bildes hinter zwei Bettlern angebracht, von wo er die ganze Proceſſion vorüberziehen ſieht. Wenn er aus dieſem Verſteck heraus die Urtheile vernehmen kann, welche das Publikum über ſein Gemälde fällt, ſo muß er ſehr häufig ſeine Eigenliebe geſchmeichelt fühlen.

Hr. Camille Roqueplan hat eine originelle, glänzende Art zu malen; er weiß den Scenen, welche er darſtellt, ſehr gewandt das Pittoreske und Poetiſche abzugewinnen; nur in den Details wäre ihm etwas mehr ſorgfältige Ausführung zu wünſchen. „Die holländiſche Subſcription“ iſt eine ganz hübſche Compoſition, welche geiſtreich behandelt und fein colorirt, im Allgemeinen einen ganz angenehmen Eindruck hervorbringt; aber die Details ſind nicht genug ausgearbeitet; man mag ſo nahe treten als man will, ſo iſt es doch unmöglich, ſich zu überzeugen, ob die dargeſtellten Perſonnagen Augen haben oder nicht. „Jean Gaſton de Medicis“ von demſelben Künſtler gefällt mehr, weil die ſehr beſchränkten Verhältniſſe dieſer Leinwand dem Beſchauer nicht wohl geſtatten, in eine weitläufige Unterſuchung der Details einzugehen, und das Ganze macht einen äußerſt lieblichen Eindruck. Mitten unter ſeinen Lieblings-Vergnügungen, in einer wunderſchönen Landſchaft, hört der Großherzog von Toscana einem jungen Hirten zu, der den Dudelſack ſpielt und den er ſpäter zu ſeinem Hofcapellmeiſter machte; um ihn herum iſt ſeine Familie im Graſe gelagert und theilt das Vergnügen, welches die ländliche Muſik ihnen allen gewährt; ſelbſt die Hunde leihen den Tönen ein aufmerkſam geſpiztes Ohr. Dieſe Compoſition gehört mit zu den beſten Genrebildern des Salons.

Die „Jagdmahlzeit“ von Duval-Le-Camus iſt eine durch geiſtreiche Anordnung, Wahrheit, Grazie und Feinheit der Details ausgezeichnete Compoſition. Beim

Anblick derſelben ruft man ſich in Wirklichkeit jene glückliche Momente im Leben eines Jägers zurück, wo man mit vollem Büchſenranzen und leerem Magen, in Geſellſchaft luſtiger Cameraden auf dem Graſe eine Mahlzeit hält und das unausſprechliche Vergnügen koſtet, einen raſenden Heißhunger und einen brennenden Durſt zu ſtillen und dabei mit einigen lebhaften Geſten und Demonſtrationen ſeine unſchuldigen Heldenthaten aufzutiſchen. Alle Perſonnagen dieſes Gemäldes ſind Portraits; die todten und lebendigen Thiere ſind mit gleicher Aufmerkſamkeit behandelt. Die übrigen kleinen Compoſitionen, welche derſelbe Künſtler noch auf die Ausſtellung geliefert hat, wie „der gute Dorfpfarrer,“ „die Liebe in der Vendée,“ „ein Invalide der engliſchen Marine, der im Park von Greenwich Ingwerbier erhält,“ u. ſ. w. verdienen ebenfalls Lob.

Die Dichter haben vielfach die Gegenſtände zu Genrebildern geliefert. Hr. Friedrich Bouterweck hat die Abſchiedsſcene Romeo's und Juliens nach Shakespeare gemalt. Die Compoſition iſt nicht ohne Glück angeordnet; was die Ausführung anlangt, ſo finden wir ſie ein wenig zu geleckt; jedoch tritt darin ein gewiſſenhaftes Beſtreben nach Vollendung hervor. Die „Familie von Sonnino“ deſſelben Künſtlers iſt ein ganz hübſches Bild, worin das Geſuchte ſich weniger offenbart. Hr. Karl Müller aus Stuttgart hat gleichfalls den Abſchied Romeo's und Juliens dargeſtellt; hier iſt die Scene weniger graziös behandelt als bei Bouterweck; dafür aber macht Hr. Müller andere Verdienſte geltend: ſeine Zeichnung iſt rein, ſeine Farbengebung natürlich, ohne Affectation, und ſeine Formen ſind richtig gewählt. Hr. Goldſchmidt, deſſen „Toilette einer Algier'ſchen Frau“ im vorigen Salon eine günſtige Aufnahme gefunden, zeigt uns diesmal einen jungen Florentiner, der ein Mädchen bittet, einen Ring von ihm anzunehmen. Die Anordnung der Scene verräth ein tiefes Gefühl für Form und Ausdruck; die Geſichter der beiden Liebenden ſind für italieniſche Naturen vielleicht etwas zu ſchwärmeriſch und der Maler hat wohl einen zu großen Theil der deutſchen Sentimentalität hineingelegt. Wir ſind jedoch weit entfernt, ihm deßwegen einen Vorwurf zu machen; das Beſtreben, einem Kopfe einen gewiſſen Ausdruck geben und in dem Beſchauer eine gewiſſe Stimmung hervorrufen zu wollen, erſcheint uns immer anerkennungswerth und lieblich, zumal wenn es, wie in dem Goldſchmidt'ſchen Bilde, mit Erfolg gekrönt wird. Rückſichtlich der materiellen Ausführung hat Hr. Goldſchmidt im Verhältniß zu ſeinem Bilde von vergangenem Jahre einen offenbaren Fortſchritt gemacht; die Carnation iſt lebhafter geworden und die Figuren treten mehr hervor. Die Behandlung der Stoffe iſt mit gleichem Fleiße und gleichem Glücke, wie auf ſeinem erſten Bilde, ausgefallen, und wir können in dieſer Hinſicht unſer günſtiges Urtheil vom vorigen Jahre nur wiederholen. Der „Götz von Berlichingen auf ſeinem Todtenbette“ von E. de Balthazar iſt eine nicht ohne Gewandtheit, aber kalt behandelte Compoſition. Hr. Jaquand hat noch zwei Epiſoden des Lamartine'ſchen Gedichts „Jocelyn“, zwei ganz hübſche Portraits, gemalt, welche in der Manier des Künſtlers ſeit dem „Tode Menzikoffs“ abermals einen Fortſchritt verkünden. Die Figuren treten hervor und ſeine ſonſt ſehr vagen Umriſſe gewinnen an Beſtimmtheit; die Details ſind ebenfalls nicht mehr ſo vernachläſſigt, wie früher. Nur in der Scene, wo ſich Jocelyn dem Biſchof zu Füßen wirft, iſt Jocelyn zu jung und Laurence hat ein zu langes Geſicht. Hr. Guet hat in dem Hugo'ſchen Roman „Notre Dame de Paris“ den Gegenſtand zweier Gemälde gefunden, die ſich durch eine ſaftige Farbe und große Feinheit der Töne auszeichnen. Das Helldunkel iſt beſonders in dem kleinſten der beiden Bilder, Phoebus und Esmeralde bei der Falourdel, ſehr glücklich behandelt. Die Zeichnung könnte mehr Feſtigkeit haben; die Unbeſtimmtheit derſelben merkt man beſonders in den Geſichtszügen und in dem Ausdruck. Der „Claude Frollo“ von Hrn. v. Rudder, gleichfalls der Hugo'ſchen „Notre Dame de Paris“ entlehnt, gleicht ganz den ſo beliebten Schwarzkünſtlern und Goldmachern der niederländiſchen Maler. Die Details des Arbeitszimmers oder vielmehr des Laboratoriums dieſes zweiten Doctor Fauſt ſind auf eine ſonderbare Weiſe zuſammengeſtellt; der Anblick des Ganzen, von einem hellen Lichte beleuchtet, iſt ganz freundlich und pittoresk. In „Heloiſe und Abälard“ einer Seits und „Sargines und Sophie von Agremont“ andrer Seits hat Hr. Durupt ebenfalls zwei, zwar etwas koquette, aber doch ganz hübſche Pendants gemacht, wo die Liebe der Wiſſenſchaft zwei Anhänger und Adepten gewinnt. Rückſichtlich Sargines und Sophiens haben wir hiſtoriſch nichts zu ſagen; was Abälard auf dem Durupt'ſchen Bilde anlangt, ſo iſt er offenbar zu jung. Hr. Durupt hat bei der Ausführung ſeines Gemäldes nicht daran gedacht, daß der berühmte Autor des Sic und Non wenigſtens zwanzig Jahre älter war als Heloiſe. Was ferner die Aſtronomie anbetrifft, welche Abälard Heloiſen lehrt, ſo kann das nur die Aſtronomie ſeyn, wie ſie die Bibel gibt, und es war von dem Maler etwas ſehr gewagt, ſeinem Helden eine Himmelskugel in die Hand zu geben, drei Jahrhunderte vor Galiläi.

Der Gedanke des Hrn. Debacq, alle Künſtler, die ſich durch ihre Werke und durch ihre Aufopferung im 16. Jahrhundert um Frankreich verdient gemacht haben, zu malen und der Gegenwart wieder in Erinnerung zu bringen, iſt patriotiſch und als ſolcher lobenswerth. Vor mehreren Jahren zeigte dieſer Künſtler den Jean Goujon, wie er auf ſeinem Gerüſte, an der Fontaine des Innocens arbeitend, in der Bartholomäusnacht erſchoſſen wird.

Diesmal hat er den Bernard Paliſſy dargeſtellt, wie er ſeinen Quälgeiſtern, den Gläubigern, dem Jammer ſeiner Frau und dem Geſchrei ſeines eigenen Elends Trotz bietet und ſeine Möbeln zerſchlägt, um ſeine thönernen Vaſen zu brennen, welche man noch heutzutage bewundert und um ſehr hohen Preis kauft. Die Farbentöne des Gemäldes ſind rauh; die Zeichnung iſt ſchwerfällig und hart, was ohne Zweifel daher kommt, weil die meiſten der dargeſtellten Perſonnagen im Allgemeinen dicker und unterſezter Geſtalt ſind. — Hr. Achille Deveria hat denſelben Gegenſtand wie Hr. Gallait behandelt, von dem wir ſchon bei Gelegenheit der hiſtoriſchen Genrebilder geſprochen. Beide zeigen uns den „Beſuch Michel Montaigne's bei Taſſo im Narrenhauſe zu Ferrara;“ Deveria's Ausführung iſt ohne Frage ſchwächer als die Gallait's. Außerdem hat das Gefängniß Taſſo's noch das Motiv zu einer kleinen geſchmackvollen Compoſition von Madame de Leonay geliefert.

„Der Genius Venedigs auf den Trümmern ſeiner Stadt“ von Odier iſt eine allegoriſch gut aufgefaßte Figur, deren Ausführung jedoch Manches zu wünſchen übrig läßt. Der „Selbſtmord“ von Wachsmuth iſt eine düſtere, triſte, aber vorzüglich gemalte Scene; der „Napoleon in Valencia“ von demſelben Künſtler iſt ein Staffeleigemälde, welches man nicht recht beurtheilen kann, weil es zu hoch hängt. Hr. Debon hat einen Zug aus dem Leben Peter Mauclercs, Herzogs von Bretagne, gemalt und in ſeinem Gemälde ein kräftiges Gefühl für Ausdruck und Farbe an den Tag gelegt; leider ſind dieſe guten Eigenſchaften auf die betrübendſte Weiſe dem Geſchmack fürs Häßliche und Schreckliche geopfert worden. Hr. Couveley hat gleichfalls in ſeinen ungeordneten, durcheinandergeworfenen Skizzen, „der Glöckner in der Bretagne“ und in der Scene „eines jungen Hirten und eines Mädchens“ die glückliche Gabe eines warmen Colorits und eines kecken Farbenauftrags verſchwendet. Wenn Severn dieſe Eigenſchaften beſäße, ſo würde ſein „Ende eines Balles in Venedig“ eins von den ſchönſten Genrebildern des Salons geworden ſeyn. Die Scene ſeines Gemäldes iſt trefflich arrangirt und die Figuren ſind aufs Feinſte gezeichnet; die junge Frau, welche lachend ihre Gondel beſteigt, iſt wunderſchön; leider mangelt der ganzen Compoſition das Leben, nämlich ein kräftiges Colorit.

Pigal und Gros-Claude ſind zwei bei den franzöſiſchen Troupiers und Bonnen ſehr beliebte Genremaler; des Leztern „Trinker“, welcher militäriſch grüßt, iſt eine luſtige Figur, nicht übel gemalt. Sehr unvollſtändig ausgeführt ſind der „Zahnausreißer“ und der „Küſter“ von Pigal, zwei übrigens höchſt komiſche Geſtalten. Die „Pferdetränke“ von Lanſac iſt ein ganz ergötzliches Genrebild, welches wahrſcheinlich der Jockeyklub ankaufen wird. Ich erwähne ferner noch einige hübſche Scenen aus dem häuslichen Leben der Bretagne von Fouquet, welche ſich durch geiſtreiche Details und ſaftigen Farbenauftrag auszeichnen; ferner fünf oder ſechs Compoſitionen von Colin aus Nismes, etwas ſchwach in der Execution; mehrere artige Griſettenſcenen von Franquelin; den Aufſtand Maſaniello's zu Neapel von Viſone, ſehr verworren; die Verzweiflung eines jungen katholiſchen Geiſtlichen von Caſſel; eine Räuberſcene in Spanien von Louis Canon, welche ſich beſonders durch kecke Pinſelſtriche und kräftige Farbentöne bemerklich macht; verſchiedene Darſtellungen aus dem Alltagsleben von Couguet, glücklich colorirt, aber ſchlecht gezeichnet; zwei Gebirgsbewohner aus der Umgegend Roms von Oscar Gué; römiſches Kneipleben von Gaugiran-Nanteuil; Landleute aus den Albanergebirgen von Gabriel Scheffer; endlich eine Leonore von Steinheil, eine graziöſe Nachahmung der altdeutſchen Malerſchule.

Die Nachahmungen der niederländiſchen Malerſchule ſind häufiger; von den Gemälden, welche offenbar in dem Geiſte dieſer Meiſter gearbeitet waren, führen wir an: Das Innere eines Familienzimmers im 17. Jahrhundert von van Schendel, wo die geringſten Details bis aufs Aeußerſte vollendet ſind; das Innere einer Küche von Charles Beranger, mit einer ſeltenen Geduld gearbeitet; der heilige Vincent de Paula, den Leichnam des Grafen von Buſſy bewachend, von A. Couder; endlich die Wiedergeneſung von Couſin.

Beſonders hervorgehoben zu werden verdient ein Genrebild von Hauguet, „das Abfallen der Blätter“ betitelt. Ein armer, ſchwindſüchtiger Arbeiter ſizt auf der Bank vor ſeinem Hauſe, um die lezten Sonnenſtrahlen zu genießen; er iſt in eine dicke wollene Decke eingewickelt und hat alle Mühe, ſich zu erwärmen; ſeine Frau und ſeine älteſte Tochter begreifen den ganzen Umfang des Schmerzes, den ihnen der Verluſt des Kranken bereiten wird; Noth, Jammer und Verzweiflung malen ſich zugleich in ihren Zügen, obſchon ſie es zu verhehlen ſuchen; aber die beiden kleinſten Kinder wiſſen noch nicht, was der Tod iſt, und ſie ſpielen ruhig zu den Füßen ihres Vaters, der vielleicht morgen ſtirbt. Dieſes kleine Gemälde iſt voll Wahrheit und Gefühl; die Anlage iſt glücklich, die Zeichnung im Allgemeinen correct, nur die Farbe entbehrt der Kraft und Feſtigkeit.

Der „Chriſtus, die aufgeregten Wellen des Meeres beſchwichtigend,“ von Hrn. Levaſſeur, iſt eine ſonderbare Compoſition, welche an die Manier des engliſchen Malers Martin erinnert. Auf der einen Seite Wolken, Regen und Wind, welche auf den Wink des Erlöſers davonziehen; auf der andern Seite ſcheint die Sonne im ſtrahlendſten Lichte. Die Figur Jeſu, der in der Nähe

von dem Schiffe ſeiner Schüler auf dem Waſſer geht, erklärt das Wunder. Dies iſt übrigens das einzig lobenswerthe Detail; alles Uebrige, Himmel, Meer, Luft, Perſonen, iſt falſch.

Ary Scheffer hat ebenfalls zwei Genrebilder im Salon: „Die Klage der Jungfrau,“ nach Schiller, und „das Gebet Rahel,“ nach Edgar Quinet's Ahasverus; beide zeichnen ſich durch ein hohes poetiſches Gefühl aus und machen dem Pinſel Scheffer's alle Ehre.

Wir beſchließen die Reihe der Genregemälde mit der Aufzählung von Werken, welche die Damen hervorgebracht haben: Die „Geburt“ und das „Gelübde“ von Madame Brune, machen ſich durch Sentimentalität im Ausdruck, correcte Zeichnung und eine bei Damen ungewöhnlich ſolide Farbengebung bemerklich; in der „Wittwe Scarron“ von Georgine Gérard zeichnen ſich beſonders zwei weibliche Figuren aus, die im Vordergrunde angebracht ſind und den Maurergeſellen, welcher der Wittwe Scarron prophezeiht, daß ſie eines Tages die Krone von Frankreich tragen werde, mit großen Augen meſſen. Der Hintergrund des Bildes iſt über alle Begriffe ſchwach und mittelmäßig. „Eduard IV. bei Eliſabeth Gray“ von Mademoiſelle Irma Martin und die „Königin Maria Leczinska, die Nichten der Herzogin von Mazarin empfangend“, von Mademoiſelle Adèle Martin, verdienen wegen der Sorgfalt, womit die Stoffe und Möbeln gemalt ſind, angeführt zu werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Neue Radirungen.

Unter die beſten neuern Radirungen gehört das große von Neureuther für den Münchener Kunſtverein radirte Blatt: Dornröslein, nach Grimms deutſchen Sagen, welches in Hinſicht der Compoſition bereits in dieſen Blättern beſprochen worden iſt. Es gehört aber auch in Hinſicht auf Behandlung der Radirnadel zu den geiſtreichen Blättern; der Künſtler hat eine große Arbeit daran gewendet und das Ganze mit einer Vollendung und Freiheit ausgeführt, die eine ſehr geübte Hand vorausſetzt. Die Radirnadel eignet ſich für Neureuthers Talent ganz vorzüglich und wir wünſchen, daß er ſie öfter gebrauchen möge, da er ſicherlich mehr dadurch erreicht, als durch die Lithographie.

Einige ſchöne landſchaftliche Blätter von Preller in Weimar verdienen nächſt jenem Erwähnung. Er hat das große Gemälde der Wartburg, welches er für die Frau Großherzogin von Weimar gemalt, mit etwas veränderter Staffage in einem ziemlich großen Blatt, 9'' Höhe, radirt und mit geiſtreicher und kräftiger Nadel wiedergegeben. In Kurzem wird von ihm eine Folge von kleineren Blättern erſcheinen, worin Naturgefühl und freie, kräftige Behandlung überraſchend hervortreten. Die große Meiſterſchaft, mit welcher er den Baumſchlag in Oelbildern behandelt, zeigt ſich mit eben ſo viel Wahrheit als Originalität auch in dieſen kleinen Arbeiten ſeiner Nebenſtunden, welche bald zu den von Liebhabern geſuchten Blättern gehören werden.

Ein größeres Unternehmen macht der als Dichter und Maler bekannte Hr. Reinick in Düſſeldorf. Er hat eine Subſcription auf eine Ausgabe ſeiner Lieder in groß 4to eröffnet, welche mit Randverzierungen, von 30 Düſſeldorfer Künſtlern radirt, begleitet werden ſoll. Der Subſcriptions-Anzeige ſind ſechs Probeblätter beigefügt, unter welchen beſonders das von Hildebrandt durch einfach-ſchöne Erfindung und eine geiſtreiche Nadel ſich auszeichnet. Eben ſo das von Sonderland, eine launig erfundene und mit Leichtigkeit behandelte Groteske. Vier andere, die Verkündigung der Hirten von Keller nach Schadow, mit Arabesken von Becker und Steinbrück, und die einem Textblatt unterlegte Elfenlandſchaft von Achenbach ſuchen das Auge hauptſächlich durch Sorgfalt und Eleganz der Behandlung zu gewinnen. Der Subſcriptionspreis beträgt für das ſchwarze Exemplar 5 Rthlr., farbig 10 Rthlr. Dies Unternehmen iſt um ſo mehr zu rühmen, als es höchſt wünſchenswerth iſt, daß unſere ausgezeichneten Maler ſich auch wieder häufiger der lang vernachläſſigten Radirnadel bedienen möchten, um ihre Gedanken einer größeren Anzahl von Kunſtfreunden mitzutheilen, als die iſt, denen ihre Gemälde zu Geſicht kommen können.

Nachrichten vom April.

Akademien und Vereine.

Frankfurt a. M. Der hieſige Kunſtverein hat in dem Bericht über die Generalverſammlung am 11. December 1836 intereſſante Mittheilungen über zwei Unternehmungen zu Ehren Goethe's gegeben. Der Verein hatte ſich bereits ſeit einiger Zeit ernſtlich mit dem Project eines Denkmals für Goethe beſchäftigt, als ihm bekannt wurde, daß einige Privatperſonen ein ähnliches Unternehmen gemacht hatten. Auf nähere Erkundigung erfuhr man, daſſelbe ſey ſchon ſo weit ausgeführt, daß es nicht mehr angemeſſen ſey, ſich demſelben anzuſchließen. Die Aufſtellung dieſes beinahe vollendeten Denkmals wird jedoch nicht völlig öffentlich ſeyn; daher hat der Verein beſchloſſen, ſich dadurch nicht abhalten zu laſſen, ein ſelbſtſtändiges Unternehmen im Sinne vollkommener Oeffentlichkeit zu beginnen. So werden dem Dichter nun zu gleicher Zeit zwei Denkmale in ſeiner Vaterſtadt geſezt werden. (Vgl. die Nachricht aus Frankfurt vom 27. März, Art. Bildnerei.

Berlin. In der Sitzung des wiſſenſchaftlichen Kunſtvereins am 18. April hielt Hr. Bötticher einen Vortrag über den in einer Kirche Goslars befindlichen angeblichen Altar des Crodo. Er legte genaue Zeichnungen der einzelnen Theile dieſes Denkmals des Alterthums vor und wies nach, daß daſſelbe zu nichts Anderem als zur Aufbewahrung von Reliquien gedient habe. — Hr. Profeſſor Wach zeigte einige ihm vom Hrn. Elſaſſer aus Sicilien geſandte Farbenſkizzen vor, unter denen ſich auch die der verfallenen Kirche von San Spaſimo befand. Hr. Hofbaurath Stüler legte eine Sammlung der verſchiedenen Marmorarten vor, welche von alten Bauwerken Griechenlands, insbeſondere Athens, herrührten, was die anweſenden Bildhauer, wegen der Vergleichung des pentеliſchen und des pariſchen Marmors mit dem von Carrara, beſonders intereſſirte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 46.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 8. Juni 1837.

Der Pariſer Salon im Jahre 1837.

V.

Die Gründung des hiſtoriſchen Muſeums zu Verſailles hat den Pariſer Salon ſeit zwei Jahren mit einer beträchtlichen Anzahl von Schlachtgemälden bevölkert, die ſämmtlich auf Beſtellung der Regierung ausgeführt worden ſind. Jeder nur irgend bekannte Künſtler hat eine Schlacht aus der Geſchichte Frankreichs zu malen gehabt; die Mehrzahl derſelben ſcheint ſich keinen recht genauen Begriff von der ſchwierigen Erfüllung dieſes Auftrags gemacht zu haben; denn die meiſten Werke dieſer Gattung tragen den Stempel der Uebereilung, Ohnmacht und Mittelmäßigkeit. Die beſtellten Kunſtwerke, welche zu einer gewiſſen Zeit um einen gewiſſen Preis fertig ſeyn müſſen, gerathen in der Regel ſchlecht; Zeugen dafür ſind, nächſt den Schlachtgemälden des dies- und vorjährigen Salons, auch die Gemälde in der Notre Dame de Lorette. Horace Vernet hatte bekanntlich drei große Bataillen auf der Ausſtellung von 1836, welche er, wie ſeine Freunde verſicherten, binnen acht Wochen vollendet. Aus dieſen Compoſitionen ſcheinen die diesjährigen Schlachtenmaler ein Recept gezogen zu haben, welches untrügliche Mittel an die Hand gibt, wie man eine große Leinwand binnen Kurzem in ein Schlachtgemälde umſchaffen könne. Dieſes Recept iſt auf alle Zeiten ohne Unterſchied anwendbar; man braucht nur die Koſtüme und den Schnitt der Pferde zu verändern. Von einer 30 Fuß großen Leinwand nimmt man 15 Fuß für den Himmel und die Luft und 10 Fuß fürs Terrain. Auf dem übrig bleibenden Raum vertheilt man ſo confus als möglich drei Paar Stiefeln, ein halb Dutzend Pferdebeine und eben ſo viele Pferdeſchwänze, einen Sattel, einen Zügel, einen Arm, einen Schenkel, eine Hand, viel Staub, einen Reiter oder Fußgänger, welcher durch ein Fernrohr ſieht, und dann kann man das Ganze ad libitum Schlacht bei Auſterlitz, Schlacht bei Leipzig, Schlacht an der Katzbach benennen. Es liegt natürlich nicht in unſerm Plane, die Schlachtgemälde, welche nach dieſem Recepte angefertigt ſind, zu kritiſiren; der Raum dieſer Blätter geſtattet uns nur diejenigen zu beſprechen, welche nach andern Regeln ausgeführt ſind.

„Die Schlacht auf der Brücke von Taillebourg“ von Eugène Delacroix verdient zunächſt Erwähnung. Wie alle Werke dieſes Malers, ſo hat auch die „Schlacht von Taillebourg“ heftige Controverſen erregt; man verſichert ſogar, daß die Jury das Bild zurückgewieſen haben würde, wenn nicht die Stimme des Hrn. Delaroche ſich zu Gunſten Delacroix's erklärt hätte. Dies Gemälde beſtätigt aufs Neue, daß Delacroix noch immer das iſt, was er bei ſeinem erſten Auftreten geweſen: ein kühner, kräftiger Coloriſt, voll Energie und Leidenſchaft, wunderbar verworren; ein Künſtler, der neben großen Schönheiten und Vorzügen ſich die ärgſten Mängel zu Schulden kommen läßt. In keinem ſeiner früheren Gemälde hat Delacroix vielleicht mehr Kühnheit und Kraft offenbart, als in ſeiner Schlacht von Taillebourg; in keinem iſt er aber dafür auch auf größere Abwege gerathen. Die Scene geht auf dem erſten Brückenbogen vor. Der heilige Ludwig, des Wartens müde, hat voller Ungeduld ſeinem prächtigen Schimmel die Sporen in die Seiten gedrückt und ſich mit einem kühnen Satze auf die Brücke geſchwungen, wo er ſich allein mitten unter den Feinden befindet. Er hält ſich aufrecht in den Steigbügeln; er hat bereits zwei engliſchen Rittern mit ſeiner ſchweren Streitart das Hirn geſpalten und hebt dieſe eben wieder auf, um einen neuen Schlag zu führen. Ueber einem Wamms von blauem Sammt trägt der König ein goldenes Panzerhemd; ſein Viſier iſt geöffnet; eine Krone ſchmückt das Haupt. Dieſe Figur, voller Kraft und Ausdruck, bildet den Mittelpunkt des Bildes. Vielleicht hätte der Maler beſſer daran gethan, ſeinen Helden nicht ſo zu bewaffnen, wie den Biſchof von Beauvais zu Bouvines, was überhaupt zu dem Charakter des heiligen Ludwig nicht recht paſſen will, der niemals aus bloßer Luſt und aus Muthwillen, ſondern immer aus Politik oder Frömmigkeit Krieg führte; Delacroix hätte ihn vielmehr darſtellen

ſollen, wie Lebrun gewöhnlich ſeinen Alexander darſtellt, nicht ſowohl als Soldat, ſondern als General, der den Kampf leitet, ohne ſelbſt mitzukämpfen, ſich aber dennoch allen Gefahren preisgibt. Um ſeine Perſon herum hat der König bereits das Terrain geſäubert; unmittelbar zu den Füßen ſeines ſich bäumenden Roſſes liegt ein zu Boden geſchmetterter Krieger, der ſich mit der einen Hand an die Bruſtriemen des Pferdes anzuklammern ſucht und mit der andern den Stumpf eines abgebrochenen Schwertes nach dem Bauch des Pferdes richtet, deſſen Blut ſchon aus mehreren Wunden hervorrieſelt. Jener engliſche Graf iſt gleichfalls ſo eben von dem kräftigen Streiche der königlichen Streitaxt getroffen worden; Roß und Reiter wälzen ſich am Boden; ein treuer Knappe ſucht ſeinem Herrn wieder aufzuhelfen und ihn aus dem Getümmel zu ſchaffen. Dieſe Gruppe iſt vortrefflich. Nicht minder gelungen iſt ein feindlicher Reiter, der ſo eben ſeine Lanze einlegt und ſich anſchickt, den König zu durchbohren, und ein anderer, der, von ſeiner Tartſche gedeckt, ſich im Sattel herumdreht und einen Hieb gegen den heiligen Ludwig führen will. Inzwiſchen ſind die Kampfgenoſſen des heiligen Ludwig ihrem Könige nachgeeilt; die Einen ſuchen die Brücke zu erſtürmen und machen den ſie vertheidigenden Engländern mit ihren langen Piken den Garaus; ein franzöſiſcher Edelmann parirt den weitausgeholten Schlag des feindlichen Reiters mit ſeinem breiten Degen; der, welcher ſeine Lanze auf den König einlegt, hat nicht Zeit ſeinen Stoß zu vollenden. In dieſem Augenblick bedeckt ſich die Brücke mit Franzoſen; das Kriegsgeſchrei: Montjoie Saint Denis! erſchallt; das franzöſiſche Banner flattert heran und der König iſt gerettet. Im Hintergrunde ſehen wir ein entſetzliches Gedränge von Pferden, die ihre ſchlanken Hälſe und ſchnaubenden Nüſtern emporſtrecken und eine unbändige Kampfbegierde verrathen und den Geruch von Pulverdampf und Blut mit Wolluſt einzuathmen ſcheinen. Der Vordergrund des Bildes iſt angefüllt mit den Brückenmauern und Truppen, welche wegen des allzugroßen Gedränges mit den Bannerträgern nicht über die Brücke hinüber gekonnt haben und jezt das jenſeitige Ufer durch Schwimmen zu erreichen ſuchen; ſie erklimmen das feſte Land mit unſäglicher Anſtrengung. Das Handgemenge wird immer allgemeiner. Dieſer Theil des Gemäldes, ſo wie der Mittel- und Hintergrund iſt mit einer unglaublichen Kühnheit, faſt möchte man ſagen Wildheit, behandelt. Unter den bäumenden Pferden bemerkt man beſonders ein großes gelbes Pferd, das ſeinen aus dem Steigbügel herabhängenden Reiter hinter ſich herſchleift und den ſteilen, ſchlammigen Boden hinanzuklimmen trachtet; ein engliſcher Reiter, der ſich ſeinem Emporklimmen ohne Zweifel widerſetzen wollte, iſt mit ſeinem Roſſe in den Moraſt geſunken, und ein kleiner Page, den er hinten mit ſich aufs Pferd genommen hat, bemüht ſich vergebens, dem heranſchwimmenden Pferde zu wehren. Mehrere Soldaten, mit ihren Aexten kämpfend, haben das Ufer glücklich erreicht; andere ſchlagen ſich noch mit den Engländern, welche ſie in den Fluß zurückzudrängen ſuchen. Im rechten Vordergrunde gewahren wir zwei ſchwimmende Pferde ohne Reiter von muſterhafter Zeichnung und Ausführung. Ueber das Ganze hat der Maler einige tiefe, ſchwere und ſtürmiſche Wolken ausgebreitet; der düſtere Himmel, der tadellos wiedergegeben iſt, ſtimmt ganz vortrefflich zu der blutigen Scene und dem mörderiſchen Gemetzel, das unter ihm vorgeht. Mit einem Wort: das Ganze trägt den Stempel, welchen das Genie allein ſeinen Werken aufzudrücken weiß; aber mit Recht wundert man ſich über einzelne Unvollkommenheiten des Bildes, welche man von einem Künſtler wie Delacroix nicht erwarten ſollte. Warum iſt z. B. das Pferd des heiligen Ludwig ſo ſchlecht gezeichnet, während man unmittelbar daneben ſo herrliche Studien von Pferden bemerkt, daß ſie ſelbſt Géricault nicht verläugnen würde? Wozu noch die hie und da hervortretende Affectation der Häßlichkeit? wozu die mitunter grimaſſirende Zeichnung? Ferner ermangelt das Bild der Tiefe; alle Kämpfenden ſcheinen ſich auf demſelben Plane zu ſchlagen; die Perſpective des Terrains iſt nicht genau beobachtet. Der lezte Vorwurf endlich, den man dem Maler mit einigem Rechte machen kann, iſt die Verwirrung, welche in ſeinem Bilde herrſcht; wir meinen damit nicht etwa jene Verwirrung, welche ein Handgemenge, ein Schlachtgedränge unvermeidlich hervorruft, ſondern die Verwirrung, welche ſich, wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen, in den Theilen einer und derſelben Figur, eines und deſſelben Ganzen kundgibt. Man hat eine unſägliche Mühe, alle dieſe zerſtreuten Köpfe, Arme und Beine zuſammenzuſtellen und an einander zu fügen, um ganze Figuren und Körper daraus zu bilden; für die Menge, ſo wie für alle diejenigen, welche die „Schlacht von Taillebourg“ nur mit den zerſtreuten Augen der Neugierde anſehen und ſich nicht die Mühe geben wollen, in dieſer Verwirrung die ausgezeichneten Eigenſchaften des Künſtlers herauszuſuchen, bleibt das Gemälde unerfreulich und unverſtändlich. Es iſt nun einmal der unverbeſſerliche Fehler Delacroix's, die Form dem Effect, die Zeichnung der Färbung zu opfern; aber die Künſtler, deren Genie originell iſt, muß man nehmen wie ſie ſind, weil ihre relativen Mängel von ihren hohen Vorzügen unzertrennlich ſind. Wenn man die Arbeit nicht ſcheut, alle die Figuren, welche auf dem Delacroix'ſchen Bilde ſich bewegen, zuſammenzuſuchen, welches ſchöne Schauſpiel tritt Einem da aus dieſer auf den erſten Anblick verworren ſcheinenden Scene entgegen; welche Fülle und Lebenskraft, welche Energie und Anſtrengung! Daß Delacroix

als Coloriſt ausgezeichnet iſt, beſtreiten ſelbſt ſeine bitterſten Gegner nicht; wir brauchen daher wohl kaum zu bemerken, daß er auch diesmal über ſein ganzes Gemälde den ſtrahlenden Schimmer ſeiner reichen, blendenden Palette ausgegoſſen hat; beſonders bewundert man einige kühne und glückliche Lichteffecte, z. B. die Reflexe von Weiß auf Weiß an dem Pferde des heiligen Ludwig. Kurz, trotz der offenbaren Mängel, welche Jedem ſogleich in die Augen ſpringen, wendet man doch am Ende immer wieder die Blicke dem Delacroixſchen Gemälde zu und findet deſto mehr Gefallen, je länger und je aufmerkſamer man es betrachtet; einen ſolchen Reiz und eine ſolche Kraft üben die zwei großen weſentlichen Bedingungen der Malerei, Colorit und Lebensfülle, auf den Beſchauer aus.

Neben der „Schlacht von Taillebourg“ hängt „die Aufhebung der Belagerung von Paris im J. 886“ von Victor Schnetz, Mitglied der franzöſiſchen Akademie. Der Künſtler ſcheint ſeiner früheren Manier ganz entſagt zu haben, und in dem diesjährigen Bilde erkennt man kaum den Verfaſſer „der heiligen Genofeva“ und „des Sixtus V.“ wieder. Die Anordnung der Scene iſt ſteif, die Zeichnung trocken, die Farbe falſch und blaß; nirgends eine Spur von Wärme, Leben und Effect. Nur in der Haltung einiger Belagerer und Belagerten liegt einige Energie; alle übrigen Figuren machen eine höchſt akademiſche Poſitur. Das Licht, welches über die ganze große Leinwand in Profuſion und ohne poetiſche Abſicht ausgegoſſen, iſt bald gelb, bald roſenfarben. — „Die Schlacht in den Dünen unter dem Befehl des Marſchalls Turenne, am 14. Juni 1658,“ von Larivière, ebenfalls Mitglied der Akademie, iſt einfach und klar angeordnet; das Terrain iſt gut behandelt; die Hauptfigur, der Marſchall Turenne zu Pferde, iſt nicht ſtreng und edel genug; das Pferd, worauf der Marſchall im Galopp davonſprengt, iſt ſchwerfällig, und der Aide-de-Camp, welcher ſeine Befehle empfängt, iſt ſehr ungraziös; ein alter, auf dem Boden liegender Soldat, der ſich aufrichtet, um den Feldherrn vorüberreiten zu ſehen, iſt eine charaktervolle Figur und das Beſte am ganzen Bilde. — Hr. Alaux hat eine Epiſode aus der „Schlacht von Villaviciosa“ gemalt, wie nämlich der Herzog von Vendome nach dem Siege auf einem Karrengaul Philipp V. von Spanien die von ſeinen rebelliſchen Unterthanen eroberten Fahnen überreicht. Der Himmel iſt für einen ſpaniſchen Himmel etwas zu kalt und umwölkt; die handelnden Perſonen ſind jedoch wohl empfunden und ausgeführt; jede hat ihren eigenen Charakter und tritt hinlänglich hervor. Der Styl des Malers iſt rein und edel, wie in ſeinem hiſtoriſchen Portrait des „Marſchalls Ranzau,“ welches Hr. Alaux vorm Jahre ausgeſtellt hatte. — „Die Schlacht bei Fleurus“ von Mauzaiſſe befriedigt wenig. Zeichnung, Farbe, Ausdruck, Alles iſt weich, gleichſam baumwollenartig. Die franzöſiſchen Soldaten, welche ſich bei Fleurus ſchlugen, waren keine Milch- und Blutgeſichter, ſondern ausgehungerte, wilde Krieger. Die Figur des Generals Jourdan in der Mitte des Bildes iſt viel zu kalt, auf dem erſten Plane bemerkt man einen ſchön gezeichneten und gemalten Leichnam eines ungariſchen Grenadiers, nicht weit von einem niedergeſtürzten Pferde, welches, nebenbei geſagt, unter aller Kritik iſt. Den Hintergrund begrenzt ein weiter Horizont. Von dem Schrecken, welchen einige durch feindliche Haubitzen in die Luft geſprengte Pulverwagen unter den Soldaten anſtifteten, von der muthigen Aufopferung der Arrièregarde, welche durch ihre Kühnheit die franzöſiſche Armee rettete und den Sieg entſchied, ſehen wir nichts auf dem Mauzaiſſe'ſchen Bilde; die eigentliche Schlacht hat der Maler nicht dargeſtellt; jedoch iſt der hiſtoriſche Luftballon, den die Franzoſen bei Fleurus anwandten, um die Stellung des Feindes zu muſtern, nicht vergeſſen worden. — Hr. Auguſt Couder hat dies Jahr die Generäle Waſhington und Rochambeau bei der „Einnahme von York-Town, am 19. Oktober 1781“ gemalt. Die Gruppe der beiden Generale iſt glücklich angeordnet; der General Rochambeau ſcheint ein Portrait zu ſeyn; Waſhington hat den Ausdruck ruhevoller Würde, vielleicht herrſcht etwas zu viel Ruhe in ſeinem Geſichte. Auch kann man wohl von dieſer Gruppe ſagen, daß ſie von der Haupthandlung zu weit entfernt iſt und dem Kampfe zu fremd bleibt. Die übrigen Figuren ſind auf dieſem Bilde mit gleicher Wahrheit und mit gleichem Geſchick disponirt; hinter Waſhington ſehen wir den General Lafayette; die kniende Figur eines jungen Mannes, welcher aus ſeiner Taſche ein Fernrohr hervorholt und links im Vordergrunde angebracht iſt, verräth ein ſeltenes Zeichnertalent. Das Colorit iſt in dieſem Bilde Couder's eben ſo angenehm und wahr, als in ſeiner „Schlacht bei Lawfeld,“ welche wir in unſerm vorjährigen Berichte lobend erwähnt haben. — Im großen Salon carré haben wir nur noch ein Schlachtgemälde hervorzuheben, nämlich die „Schlacht bei Zürich, am 25. September 1799“ von Bouchot. Der Künſtler hat den Augenblick gewählt, wo der General Maſſena dem Chef des Generalſtabs, Oudinot, und dem Adjutanten Reille ſeine Befehle ertheilt. Dieſes Gemälde erinnert allerdings durch einzelne hervorſtechende Eigenſchaften an das „Leichenbegängniß des Generals Marceau,“ welches im Salon vom Jahre 1835 eine ſo günſtige Aufnahme fand und ſofort den Ruf des Hrn. Bouchot begründete. Die Anordnung der Scene iſt einfach und richtig combinirt. Die Hauptfigur des Generals Maſſena iſt ſchön, würdevoll und hat den edeln Charakter eines Feldherrn, der dem Tode unerſchrocken ins Auge blickt und die Bewegungen ſeines Heeres mit Sicherheit leitet. Der Verwundete auf dem erſten Plane iſt gleichfalls noch

eine ſchöne, charakteriſtiſche Figur; aber dieſe beiden Figuren bilden auch allein das ganze Gemälde; ſey es nun Mangel an Zeit, ſey es Unentſchloſſenheit, oder ſonſt irgend eine Urſache, genug der Maler hat ſeine Leinwand nicht hinlänglich ausgefüllt. Schon in ſeinem „Leichenbegängniß des Generals Marceau“ hatte er die Schwierigkeit eines Hintergrundes dadurch umgangen, daß er den ganzen Raum mit den Dünſten eines bequemen Nebels ausfüllte. Diesmal hat er die nicht minder große Schwierigkeit, welche der Anblick einer Schlacht darbietet, dadurch beſeitigt, daß er den Raum mit einem nicht minder bequemen Pulverdampf anfüllt. Ueber dieſem Pulverdampf ſehen wir jedoch die ſchneebedeckten Spitzen der Alpen, welche die Perſpective ganz gut begrenzen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nachrichten vom April.

Verſteigerungen.

Paris, 9. April. Geſtern iſt die Verſteigerung der Gemäldegallerie des Herzogs von Berry beendigt worden. Am letzten Tage kamen die ſchönſten Bilder dieſer Sammlung zum Verkauf und einige derſelben gingen zu bedeutenden Preiſen weg. Der Graf Demidoff hat den „Frieden von Münſter“ von Terbourg für 15.500 Fr., die „Viehweide“ von Paul Potter für 57.000 Fr. und ein Bild von Oſtade für 51,100 Fr. an ſich gebracht. Ein Wouwermann ward für 35.600, und das „Schinkenfrühſtück“ von Teniers für 24.500 Fr. verkauft. Die Gallerie hat im Ganzen 680.000 Fr. reinen Ertrag gebracht. Sehr wenige Bilder ſcheinen in Frankreich geblieben zu ſeyn.

Am 27. April begann die Verſteigerung der von dem berühmten Gérard hinterlaſſenen Gemälde, Skizzen und Zeichnungen. Mehrere Tage vorher war der Zutritt zur Beſchauung derſelben geöffnet. Man bemerkte unter andern Bildniſſen von Gérards Hand die des Kaiſers Napoleon, der Kaiſerin Marie Louiſe, Murats, Karls X., der Herzogin von Berry und Canova's, alle nach dem Leben gemalt. Eben ſo war eine ziemliche Anzahl gemalter Compoſitionen vorhanden, z. B. die Hoffnung, Hylas und die Nymphe, zum Pendant für Daphnis und Chloe beſtimmt, und 4 Skizzen von allegoriſchen Figuren, welche im Großen zu Verſailles ausgeführt worden ſind. Drei andere Skizzen enthalten den Tod des Philopömen, den Tod des Curtius und den Heldenmuth der Sibilla. Unter den Zeichnungen ſind eine Pſyche, welche das Orakel um Rath fragt, eine Scene vom 10. Auguſt in der geſetzgebenden Verſammlung, und 24 Bildniſſe der bei der Krönung Karls X. anweſenden Perſonen. Vier und zwanzig andere Portraitſkizzen ſtellen die berühmteſten Perſonen dar, welche Gérard von 1796 bis 1836 gemalt hat; Monarchen, Prinzen, Prinzeſſinnen, Generale, Diplomaten, berühmte Frauen und Künſtler. Mehrere derſelben im Großen wiederholt, ſind ebenfalls noch dort vorhanden, ſo wie das unvollendete Bild: Hektors Beſtattung, in welchem Gérard alle Größe und Anmuth ſeines Pinſels gezeigt hat. — Die Gemälde ſind indeſſen weit mehr nach dem hiſtoriſchen als nach dem artiſtiſchen Werthe bezahlt worden. Das Bildniß Canova's 1210 Fr., das Bruſtbild des erſten Conſuls in grüner Uniform 2000 Fr., Napoleon in ſeinem Cabinet der Tuilerien, kleines Bild, 1000 Fr., das Bildniß Talma's 800 Fr., das der Lady Jerſey, ſehr gut gemalt, 220 Fr. Unter den Compoſitionen und Skizzen Salmacis, welche den Hylas ins Waſſer zieht, 5600 Fr.; die Schlacht von Auſterlitz (im Kleinen) 690 Fr., Saladin 800 Fr., Amor und Pſyche, verkleinert, 245 Fr.; die Peſt von Marſeille 199 Fr.; die Sammlung von Bildniſſen der Zeitgenoſſen dagegen, 84 an der Zahl, 11.500 Fr.; ein kleines Bild von Leop. Robert 1250 und eine Skizze von Géricault 570 Fr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[352] **Kunst-Anzeige.**

In meinem Verlage wird erscheinen:

Die Söhne Eduard's IV., Königs von England, nach dem Original-Gemälde von **Hildebrandt**, in Kupfer gestochen von *Friedrich Knolle* in Mailand.

Zum ersten Subscriptionspreise:

Auf Velinpapier mit der Schrift . .	$4\frac{1}{2}$	Thlr.
- Chinesisch Papier mit der Schrift	6	-
- Velinpapier vor der Schrift . .	9	-
- Chinesisch Papier vor der Schrift	12	-

Ueber den Werth des Originalgemäldes noch etwas zu sagen, würde anmassend erscheinen; es herrscht darüber nur eine Stimme: dasselbe hat überall, wo es zu schen verstattet war, die ungetheilteste Anerkennung gefunden und in jedem Beschauer einen tiefen Eindruck hinterlassen; gewiss nur mit vollem Rechte hält man dies Gemälde für eins der vollendetsten Werke neuerer Kunst.

Vielseitig ist der Wunsch ausgesprochen worden, dies für Jeden so ansiehende Bild durch den Grabstichel, der allein im Stande seyn möchte, die so äusserst zarten Formen und Tinten des Bildes wiederzugeben, vervielfältigt zu sehen, um dasselbe allen Kunstfreunden zugänglich zu machen, und hat mir dazu der gütige Besitzer, Herr Domherr Freiherr von Spiegel in Halberstadt, huldvoll die Erlaubniss ertheilt; auch ist unser Landsmann, der Kupferstecher Hr. Friedrich Knolle in Mailand, ein würdiger Schüler des grossen Anderloni daselbst, bereit, diese ehrenvolle Arbeit zu übernehmen und in möglichst kurzer Zeit zu vollenden.

Die Grösse des wirklichen Stichs wird ungefähr 15 Zoll in der Höhe und 18 Zoll in der Breite betragen.

Es bedarf dies kostspielige Unternehmen allerdings vielseitiger Unterstützung, und erlaube ich mir schon jezt die Subscription darauf, jedoch ohne Vorauszahlung, mit dem Wunsche zu eröffnen, dass diese vaterländische Unternehmung wohlwollend aufgenommen werden möge.

Der Subscriptionspreis eines prachtvollen Kupferstichs von dieser Grösse ist, selbst den Steindrücken gegenüber, sehr mässig gestellt, und wird bei Erscheinen bedeutend erhöht werden müssen. Die Abdrücke werden numerirt und an die verehrlichen Subscribenten, der Reihefolge nach, wie die Subscriptionen eingegangen sind, abgeliefert: so dass die ersten Subscribenten auch die ersten und schönsten Abdrücke erhalten.

Braunschweig, den 5. Mai 1837.

Schenk'sche Kunsthandlung.
C. W. Ramdohr.

№ 47.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 13. Juni 1837.

Der Pariſer Salon im Jahre 1837.

(Fortſetzung.)

In der langen Gallerie finden wir zunächſt die „Schlacht bei Caſſel, am 21. Auguſt 1328,“ von Henry Scheffer, dem Bruder des berühmten Malers gleiches Namens. Seither hatte ſich das Talent des jüngeren Scheffer nicht ſowohl kräftig und energiſch, als zart und graziös in ſeinen Compoſitionen gezeigt, von denen die „Verhaftung der Charlotte Corday“ die bekannteſte iſt; es ſtand zu beſorgen, daß der Künſtler in der Ausführung eines großen Schlachtgemäldes nicht glücklich ſeyn werde, allein er hat alle Klippen gewandt vermieden und ſo ein neues Talent offenbart. Seine Compoſition iſt klar und wohlverſtanden; die zahlreichen Perſonnagen, welche ſich darauf bewegen, ſind glücklich, ohne Verwirrung und Unordnung gruppirt, und man überſieht ganz leicht alle Theile des bis in ſeine geringſten Einzelheiten ſorgfältig ausgearbeiteten Bildes. Leben, Bewegung und Handlung treten dem Beſchauer überall entgegen; das iſt ein ſchreckliches Handgemenge, wo wir edle, geharniſchte Ritter auf geharniſchten Pferden arme niederländiſche Bauern zu Fuß über den Haufen ſtoßen ſehen, die weder Klingen von Toledo, noch Rüſtungen von Mailand zu ihrer Verfügung haben. „Mit Gottes Gnaden und Willen,“ ſagt Froiſſard, „vollbrachten alle dieſe Edelleute ſo rühmlich die Schlacht, daß auch nicht ein Einziger von jenen 16,000 Niederländern entwiſchte; ſolches geſchah im Jahre der Erlöſung 1328, am heiligen Bartholomäustage.“ — Hr. Schopin hat nicht, wie Hr. Scheffer, ſein Talent geſchmeidig zu machen gewußt, um ſich in einem neuen Gegenſtande mit Glück zu verſuchen. Seine „Schlacht bei Hohenlinden, am 3. December 1800“ iſt eben ſo behandelt, wie ſeine „Märtyrer Ciliciens“ und ſeine „Familie Cenci“, nämlich in jener roſenfarbenen, etwas koketten und geſchmückten Manier, welche dem Künſtler eigen iſt. Die Figur des commandirenden Generals Moreau iſt gelungen; aber die übrigen Perſonen ſind ohne Leben und Charakter, wie Theaterſtatiſten um den Hauptſchauſpieler herum gruppirt. — „Die Schlacht bei Güntersdorf, am 16. November 1805“ von Féron iſt ſchwach; das Koſtüm und die Stellung des Haupthelden Murat iſt nach Gros copirt; die übrigen Figuren ſind ohne Ausdruck; das Colorit iſt ohne alle Durchſichtigkeit, der Hintergrund ohne Tiefe. „Den Einzug Karls VIII. in Neapel“ von demſelben Maler, eine große, reiche Proceſſion, wo man Gold, Silber, Hermelinmäntel, Scharlach, Küraſſe und wehende Federbüſche in Maſſe glänzen ſieht, haben wir bereits oben erwähnt. — Es ſind jetzt noch die Schlachtgemälde übrig, wo die handelnden Perſonen nicht in Lebensgröße, ſondern in kleineren Verhältniſſen, etwa wie in der „Schlacht bei Montmirail“ von H. Vernet, ausgeführt ſind. Unter dieſen iſt ohne Widerrede das beſte „die Schlacht bei Wagram, am 6. Juli 1809“ von Hippolyt Bellangé. Seine Leinwand kann etwa 15 — 20 Quadratſchuh Umfang haben und ſeine Soldaten auf dem erſten Plan ſind Figuren von 6 Zoll; darnach kann man ſich einen Begriff von der unermeßlichen Ausdehnung dieſer Compoſition machen. Hr. Bellangé hat nicht bloß das ganze Schlachtfeld bis zu den Ufern der Donau und bis vor die Thore Wiens in ſeinem Bilde vorgeführt, ſondern auch das ganze 28ſte Bulletin der franzöſiſchen Armee in Handlung geſezt. Die Scene iſt folgendermaßen disponirt: Links hinter einem verfallenen Gemäuer hält der Kaiſer mit ſeinem Generalſtab; die Figur Napoleons iſt ein wenig ſteif und ſein Pferd iſt etwas zu unruhig; der Gruppe fehlt es übrigens nicht an Wahrheit, noch an Mannichfaltigkeit. Napoleon macht eine befehlende Bewegung mit der Hand und gibt nicht auf die zu ſeinen Füßen zuſammengekauerten Verwundeten Acht, von denen einige ſich aufrichten, um mit einem lezten Athemzuge Vive l'empereur! zu ſchreien, andere die Hände ausſtrecken, um Troſt oder Belohnung zu erbetteln. Weiter links ſehen wir die Artillerie ihre Kanonen aufpflanzen; auf dem zweiten Plan ſtürzt ſich die Cavallerie in gedrängten Eſkadrons

in den Kampf, da wo er am hitzigſten iſt; die Bewegung dieſer Cavalleriecharge iſt ganz vortrefflich ausgedrückt. Hier wird dem Herzog von Iſtrien ſein Pferd unterm Leibe getödtet, dort nimmt der Marſchall Davouſt das Dorf Wagram im Sturm ein; kurz wir finden alle Einzelheiten der Schlacht wieder; das Bild iſt ein vollſtändiges Panorama von Cavalleriechargen, Manövern und allen übrigen Zufällen einer Schlacht. Der Hintergrund iſt gut perſpectiviſch behandelt, der allgemeine Ueberblick befriedigt ſehr und man findet ein großes Vergnügen daran, die Einzelheiten zu analyſiren. — Hr. Eugène Lamy hat „die Schlacht bei Wattignies unter Jourdans Oberbefehl, am 16. October 1793,“ in der Manier Bellangé's behandelt. Auf ſeiner Leinwand ſieht man ebenfalls eine klare Darſtellung der einzelnen Schlachtepiſoden und ſehr hübſche Gruppen. Seine Farbe iſt kräftig und keck. „Die Einnahme von Maſtricht, am 4. November 1794,“ von demſelben Maler, zeichnet ſich durch dieſelben Eigenſchaften wie die „Schlacht bei Wattignies“ aus.

In dem Compoſitionsgenre der Herren Bellangé und Lamy ſind noch zu nennen: „die Schlacht bei Albeck, am 11. Oktober 1805“ von Beaume, deren Anordnung und Ausführung löblich; „die Einnahme von Breda, am 12. Februar 1793“ und „die Einnahme von Gertruydenberg, am 5. März 1793“ von Hippolyt Lecomte, angefüllt mit geiſtreichen Details und einigen vollendeten Gruppen, deren Farbe aber im Allgemeinen zu blendend und hell iſt; „die Einnahme von Menin, am 24. Oktober 1793“ und „die Schlacht bei Wardt, am 22. December 1793“ von Victor Adam, zwei Bilder, wo das Arrangement und die Ausführung nicht minder glücklich ausgefallen iſt als die Farbe; „die Uebergabe von Tortoſa, am 2. Januar 1811“ von Charles Remond, unbedeutend; „die Schlacht bei Elchingen, am 15. Oktober 1805“ von Camille Roqueplan, deren Effect im Allgemeinen nicht abzuſprechen iſt, aber wo die Vernachläſſigung der Form und die beiſpielloſe Flüchtigkeit, womit Erde, Waſſer, Himmel, Rauch, Pferde und Menſchen nur gleichſam angedeutet ſind, den Beſchauer beleidigen; „die Einnahme von Ypern unter Pichegru, am 17. Juni 1794“ von Philippoteaux, und endlich „die Einnahme von Bommel, am 28. December 1794“ von Charles Mozin, zwei Gemälde, deren Wirkung im Allgemeinen ſchwach iſt, weil die Farbe keine Kraft und kein Relief hat, welche aber mit aller möglichen Sorgfalt ausgearbeitet ſind.

Wir könnten nun noch eine Menge kleiner Schlachtgemälde aufführen, wo man bald ein gut gemaltes Pferd ſieht, das man beim Hufſchmidt beſchlagen läßt, bald einen umgeſtürzten Pulverwagen bemerkt, welcher die beſte Wirkung hervorbringt; aber es will uns bedünken, daß ähnliche Details für unſere Leſer höchſt überflüſſig und langweilig wären, und wir ziehen es daher vor, zum Beſchluß „die Schlacht bei Tolbiac“ von Ary Scheffer zu beſprechen. Dieſe Schlacht beſteht faſt aus einer einzigen Figur. Das iſt ein Fehler und ein Unglück; aber dieſe Figur iſt prächtig, vortrefflich. Der Frankenkönig Chlodwig ſieht ſein Heer weichen; in der Verzweiflung ſtreckt er ſeine Arme gen Himmel und gelobt, den Gott der Chriſten anzuerkennen und an ihn zu glauben, wenn er ihm den Sieg über ſeine Feinde verleihen wolle. Die Bewegung Chlodwig's iſt mit vieler Poeſie ausgedrückt und der Kopf meiſterhaft ſchön. Der Frankenkönig, ſein Pferd, ſein von einem Lanzenſtoß durchbohrter Begleiter, Alles das bildet eine Gruppe voll wilder Energie und von großem Effect. Aus dieſer Gruppe beſteht, wie geſagt, das ganze Gemälde; die übrigen Figuren ſind weniger vollendet und faſt ganz vernachläſſigt; es iſt unmöglich zu erkennen, ob die Franken vorrücken oder ſich zurückziehen; aber der Chlodwig verwiſcht dieſe Unvollkommenheiten; das Gemälde Scheffer's würde ganz vollkommen ſeyn, wenn es den Titel trüge: „Reiterportrait Chlodwigs in der Schlacht bei Tolbiacum im J. 496.“

VI.

Die Landſchaften ſind in gegenwärtiger Ausſtellung ſehr zahlreich. Unter den componirten Landſchaften verdienen zunächſt die der Herren Aligny und Bertin Erwähnung. Obſchon erſterer einen mythologiſchen Gegenſtand, nämlich „Prometheus an den Felſen des Caucaſus geſchmiedet,“ und lezterer ein bibliſches Sujet, nämlich „Jeſus am Oelberg,“ zur Darſtellung gewählt hat, ſo tritt doch in ihren Compoſitionen ſowohl in den Vorzügen, welche ſie auszeichnen, als in den Mängeln, welche ſie entſtellen, eine große Analogie hervor. Das Werk des Aligny iſt etwas prätentiös, wir geben es gerne zu; es iſt aber in einem großartigen Style gedacht. Sein Titane Prometheus, ganz auf dem lezten Plane angebracht, iſt eine kleine Figur, bei der keine Seele an jenen himmelſtürmenden Rieſen denken wird, obſchon der Körper und die Füße von einem Felſen zu einem andern hinüberreichen. Es iſt wahr, Pouſſin hat eben dies Verfahren angewandt, um dadurch den gigantiſchen Wuchs Polyphems anzudeuten; aber in dem Aligny'ſchen Gemälde drückt weder jene Lage des Prometheus, noch die verhältnißmäßige Kleinheit des Geiers, der ihm die Eingeweide zerfleiſcht, dieſelbe Idee auf eine klare Weiſe aus. Da der Menſch für den Menſchen der natürliche Maßſtab und der gewöhnliche Vergleichungspunkt iſt, ſo tragen nicht ſowohl die umgebenden Gegenſtände dazu bei, den Prometheus ſo ſehr zu vergrößern, daß er uns wie ein Rieſe erſcheint, ſondern die umgebenden Gegenſtände treten zurück und werden immer kleiner, je nachdem Prometheus als Menſch hervortritt. Einige andere Figuren, wie die Nymphen, denen die Schmerzen des

Prometheus Thränen auspreſſen, und eine „Tochter der Luft“, welche die Blätter eines Roſenloorbeers zurückbiegt, um die Urſache des Jammergeſchrei's zu erfahren, womit der Titane die Luft erfüllt, ſind zu weit von dem Hauptgegenſtande des Bildes entfernt und keineswegs geeignet, um jenen Mangel zu verbeſſern, der den Effect der Landſchaft beeinträchtigt. Die Natur dieſes Bildes iſt rauh, unwirthlich und in Aufruhr begriffen. Im Hintergrunde ein flammenſpeiender Berg; im Vorgrunde ein brauſender Gießbach, der zwiſchen Felſen hervorſchießt; ein Bild des Waſſers und Feuers, welche die Erde aushöhlen und aufwühlen. Einige Reflexe der untergehenden Sonne werfen über den ganzen erſten Plan einen unheimlichen Schatten und verbreiten über das Ganze einen matten ziegelrothen Farbenton. Der Maler glaubte ohne Zweifel, daß dieſe Freiheit des Vortrags und der Ausführungsweiſe für die Darſtellung eines fabelhaften Gegenſtandes am paſſendſten ſey; aber dieſe Anſicht ſcheint uns irrthümlich und wir halten dafür, daß man in der Behandlung jedes übernatürlichen, mythologiſchen und bibliſchen Sujets die Materie durch die Form wieder gut machen und durch die unermüdlichſte Sorgfalt in den zur Form gehörigen Details das verbeſſern muß, was die Materie an und für ſich Unglaubliches hat.

In dieſem Sinne iſt der „Chriſtus am Oelberg“ von Ed. Bertin gemalt. Obſchon die Naturgegenſtände durch ihre Anordnung dazu beitragen, den hier vorhandenen Ernſt der Scene zu unterſtützen und zu heben, ſo ſind ſie doch vollkommen wahr wiedergegeben. Der Himmel, das Terrain, die dicken Wipfel der Cypreſſen, die knieförmig gebogenen Wurzeln der Oelbäume, kurz Alles auf dieſem Bilde trägt einen ernſten Charakter, wie er für jene Einöde paßt, wo die Leiden des Erlöſers anfingen; jedes Einzelne iſt mit demſelben liebevollen Fleiß behandelt, wie das Ganze, welches wir nicht oft finden. Was man dem Bertin'ſchen Gemälde vorwerfen kann, iſt ein bläulicher Farbenton, der dem Auge widerſtrebt. Der Engel, welcher dem Heiland den Schmerzensbecher reicht, iſt überaus gelungen; die Figur Jeſu dagegen läßt viel zu wünſchen übrig.

Aligny hat außer ſeinem „Prometheus“ noch zwei componirte Landſchaften auf der Ausſtellung, nämlich „wie Jeſus ſeinen Jüngern erſcheint“ und „die Unterredung Jeſu mit der Samariterin“, und von Ed. Bertin haben wir noch die „Anſicht einer Einſiedelei in der Nähe von Viterbo.“ Dieſe Werke, weniger großartig aufgefaßt und leichter ausgeführt, als die, welche wir ſo eben beſprochen haben, ſind auch verhältnißmäßig vollkommen. Sie bieten übrigens keineswegs dieſelben Vergleichungspunkte dar. Seiner Natur und Anlage nach hat das leztere eigentlich gar keine Perſpective; die Gegenſtände des Hintergrundes befinden ſich faſt auf dem erſten Plane; in den beiden lezteren dagegen breitet ſich vor unſern Augen ein unermeßlicher Horizont aus. Im Ganzen genommen ſcheinen uns dieſe beiden Landſchaften Aligny's den „Prometheus“ zu übertreffen; in beiden findet man einen reinen, edeln Styl, harmoniſche Linien, Licht, Luft, Perſpective und eine natürliche, geſchmackvolle Anordnung.

Die „Schäferſcene“ von Marilhat, deren Gegenſtand dem griechiſchen Roman von Daphnis und Chloe entlehnt iſt, rechtfertigt den Ruf, welchen dieſer junge Künſtler ſich mit ſeinem erſten Bilde gemacht hat. Dieſe „Hirtenſcene“ iſt eine wahre arkadiſche Landſchaft. Der Himmel, welchen der Maler über dieſe herrliche Gegend ausgebreitet hat, erinnert an Claude Lorrain; und alles Uebrige auf dem Bilde, die Fernen, die Felſen, die Wieſe, der Baumſchlag, iſt in demſelben edeln Style behandelt; die Gruppe der Zuhörer des Schalmeyenbläſers Philotas iſt glücklich angeordnet; die einzelnen Figuren hätten etwas ausführlicher gearbeitet werden können. Hr. Marilhat hat mit gleichem Erfolg bewieſen, daß er auch eine Landſchaft nach der Natur zu copiren verſteht. Seine „Anſicht des Grabmals von Abou-Mandour in der Gegend von Roſette“ erinnert lebhaft an die Anſicht des Grabmals von Abou-Nedjar bei Fouah“, welche derſelbe Künſtler vor zwei Jahren ausgeſtellt und der Lord Seymour angekauft hat. Wie dort, ſo zeigt uns der Künſtler auch hier die ſchwarze, fette Erde Aegyptens, ſeine hohen, breitblättrigen Pflanzen, ſeine ſchlanken Palmen, deren Wipfel beinahe die weißen Minarets der Moſcheen erreichen, und jene drückende Hitze der Tropenländer und jenen gänzlichen Mangel an kühlender, erquickender Luft, welcher die dünnſten Halme aufrecht ſtehen läßt und das Waſſer wie Oel ſtillſtehen macht.

Hr. Corot hat dies Jahr einen „heiligen Hieronymus“ gemalt, den man als den Pendant zu ſeiner im Salon von 1835 ausgeſtellten „Hagar in der Wüſte“ betrachten kann. In beiden Gemälden ſehen wir dieſelbe Natur und dieſelbe Ausführungsweiſe; ein durchſchnittenes, unebenes, felſiges Terrain mit einigen wenigen magern Bäumen, die aus einem ſteinichten Erdreich hervorwachſen, und mitten darunter eine kleine Gruppe, ſo daß es dem Beſchauer ſcheint, als ſey der Rahmen des Bildes viel zu groß für die dergeſtellte Scene und als habe der Maler einige Mühe gehabt, ſeine Leinwand zu bedecken. Es läßt ſich indeß nicht abſtreiten, daß Hr. Corot mit gewiſſenhafter Geduld und vielem Fleiße arbeitet.

Hr. Brascaſſat iſt ohne Frage der beſte Thiermaler, den die Franzoſen jezt aufzuweiſen haben. Sein „Stierkampf“ iſt ein prächtiges Bild, welches mit wunderbarer Treue die Wuth jener „Könige der Wieſen“ darſtellt, wenn ſie wegen einer jungen Färſe an einander gerathen. Vielleicht hätte der Maler ſeinen Gegenſtand

beſſer in kleinern Verhältniſſen behandelt. Uebrigens iſt die Landſchaft, wo das Gefecht vor ſich geht, ganz allerliebſt und bringt eine um ſo angenehmere Wirkung hervor, da ſich durchaus kein künſtliches Haſchen nach Effect darin offenbart. Bracaſſat liebt beſonders umwölkten Himmel und ungleiches Terrain. Seine andern, kleinen Compoſitionen, welche er dies Jahr unter dem Titel: „Landſchaften und Thierſtücke“ noch ausgeſtellt hat, ſind in minder großen Verhältniſſen aufgefaßt und verdienen unbedingtes Lob.

Hr. Giroux zeigt uns eine „Anſicht aus den franzöſiſchen Alpen,“ vom ſogenannten „Weltende“ aus. Um die Scene zu beleben, hat der Maler zwei Jäger hinter einem Felſen verſteckt, welche auf Gemſen lauern, die ſich oben unter einem Waſſerſturze baden; dieſe Figuren ſind jedoch nur dazu da, um das in dem Bilde vorwaltende Gemüthsleben zu unterſtützen; ſie bilden eine einfache und anſpruchsloſe Staffage. Schon von weitem erkennt man in dieſem Gemälde die dem Künſtler eigenthümliche Manier; Hrn. Giroux's Pinſel leihet den Details ſeiner Bilder, beſonders den Blättern und Gräſern, etwas Spitzes, Stachlichtes, wodurch die Leinwand das Anſehen erhält, als wären tauſend kleine Lichtfünkchen darüber ausgegoſſen, ſo daß man kaum wagen würde, die Hand darauf zu legen, aus Furcht, man möge ſich die Finger an glühenden Kohlen verbrennen. Die neue Compoſition Giroux's iſt nicht frei von dieſer Manier; im Uebrigen iſt der Alpencharakter treu wiedergegeben; jene langen, ſchmalen Ausſichten, welche die beſchränkten Gebirgshorizonte darbieten, jene ſpielenden Streiflichter, jene raſchen Abwechſelungen von Licht und Schatten, jene wilde und üppig wuchernde Vegetation, jene brauſenden Waldbäche, welche ſich gegen die Felſen aufthürmen und ſich einen unterirdiſchen Durchgang aushöhlen, kurz alle poetiſchen Elemente einer rauhen Gebirgsnatur, deren Reiz man nur begreift, wenn man ſie genoſſen hat und deren Andenken ſich dem fühlenden Beſchauer ewig einprägt, finden wir auf dem Giroux'ſchen Bilde wieder, welches bei allen denen, die das wunderbare Schauſpiel einer Alpengegend kennen, angenehme Eindrücke erwecken muß.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nachrichten vom April.

Kunſtausſtellungen.

Hannover. Die Kunſtausſtellung iſt am 31. März geſchloſſen worden. Die Einnahme der beiden lezten Tage fiel den Armen zu. Die Kaufluſt hat nachgelaſſen. Es mögen an unſern kunſtſinnigen Vicekönig und Privatperſonen einige dreißig Oelgemälde und eben ſo viele Zeichnungen und Aquarelle abgeſezt worden ſeyn. Die Wahl des Schiedsgerichts fiel mehrentheils auf Genrebilder und kleine Sachen. Dem eigentlichen Zwecke der Kunſtvereine, die Hiſtorienmalerei zu heben, kann mit den beſchränkten hieſigen Mitteln weniger genügt werden. Die Actionnairs wollen Gewinn machen, und da von der Zufriedenheit jener das Beſtehen der Kunſtvereine ſelbſt großentheils abhängt, ſo muß dem Verlangen durch den Ankauf zahlreicher Gegenſtände genügt werden. Es wurden 42 Gemälde und 48 Zeichnungen, Radirungen ꝛc. mit 4540 Rthlr. angekauft, ſo daß auf 1925 Actien 90 Gewinne kamen. Der erſte Gewinn, das große bibliſch-hiſtoriſche Bild von Oeſterley, welches der Verein für 100 Louisd'or bei dem Künſtler beſtellte, iſt einem Prediger in Lüneburg zugefallen.

Hamburg, 20. April. Heute wurde die ſechste Ausſtellung unſeres Kunſtvereins eröffnet. Das Verzeichniß enthält 6 Nummern von Leiſtungen in verſchiedenen Kunſtgattungen, 435 Nummern Originalgemälde, 16 Nummern Copien und 107 Nummern Miniatur-, Waſſer-, Paſtell- und Gouache-Farben-Gemälde.

Danzig, 1. April. Hier iſt gegenwärtig die zweite Kunſtausſtellung, welche der hieſige Kunſtverein veranſtaltet hat, eröffnet. Bei dieſer Gelegenheit erſcheinen daſelbſt Kunſtblätter (alle zwei Tage ½ Bogen in Octav), welche zur Förderung des Kunſtſinnes zu wirken beſtimmt ſind. Der Katalog zählt weit über 600 Nummern.

Copenhagen, 6. April. Seit wenigen Tagen iſt die hieſige Kunſtausſtellung eröffnet, nachdem die Königl. Akademie am 31. vorigen Monats ihre gewöhnliche jährliche Sitzung unter dem Präſidium des Prinzen Chriſtian gehalten und Preiſe unter die ausgezeichnetſten Schüler vertheilt hatte. Die Ausſtellung, deren Katalog diesmal nur 270 Nummern enthält, unter denen ſich 20 Handwerksarbeiten befinden, ſcheint weit hinter denen der vorigen Jahre zurückzuſtehen. Es finden ſich allerdings mehrere ſehr werthvolle Arbeiten; ſie verſchwinden aber unter der Maſſe des Mittelmäßigen, ja Schlechten. Hervorgehoben zu werden verdienen: Eckersberg's großes, für das Chriſtiansburger Schloß beſtimmtes Stück: König Frederik IV., welcher eine Abtheilung der neuen Landmiliz muſtert; Raadſig's Biſchof Rembert, wie er chriſtliche Gefangene loskauft; Blunck's Familie, welche ſich zum Carneval putzt; Baerentzen's Portrait Sr. Königl. Hoh. des Prinzen Chriſtian; Holm's Gemſenjagd; Prömmel's Rhede von Neapel; Sonne's zwei treffliche römiſche Scenen; Mayer's Knabe, der von ſeinen Eltern ins Kloſter geführt wird ꝛc. Auch ausländiſche Künſtler haben die Ausſtellung mit mehreren ausgezeichneten Arbeiten geziert, unter andern Hottenroth mit einem trefflichen Familienſtück; Agricola hat eine Anſicht von Neapel, und Horace Vernet das Portrait eines Arabers eingeſendet. Unter den Bildhauerarbeiten zeichnet ſich vorzüglich aus: Freund's großer Taufſtein, Biſſen's Büſten von Hotten, Oerſted und Mynſter, und von Chriſtenſen iſt eine ſchöne Medaille in Veranlaſſung der Heimſendung von Thorwaldſen's Arbeiten da.

Akademien und Vereine.

London. In einer Zuſammenkunft hieſiger Numismatiker wurde am 22. December v. J. eine numismatiſche Geſellſchaft geſtiftet. An der Spitze des leitenden Comité ſteht Dr. Lee als Präſident; zu Sekretairen wurden die HH. J. Cullimore und J. Y. Akermann gewählt. Die Geſellſchaft hält monatlich eine Sitzung. Der Beitrag der Mitglieder beträgt eine Guinee jährlich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 48.

Kunſt-Blatt.

Donnerstag, den 15. Juni 1837.

Der Pariſer Salon im Jahre 1837.

(Fortſetzung.)

Hr. Cabat hat zwei Landſchaften ausgeſtellt, von denen eine „Anſicht aus dem Departement der Indre“ ſich durch frappante Naturwahrheit auszeichnet; die Bäume und das Terrain ſind wunderbar ſchön ausgefallen; der Effect eines Regenſchauers iſt vortrefflich wiedergegeben und in der ganzen Compoſition herrſcht eine vollkommene Harmonie, welche man in den Bildern dieſes Künſtlers ſonſt nicht zu finden gewohnt iſt. Von Lapite erhielten wir eine „Anſicht von Viviers, im Departement der Ardèche,“ welche mit einer großen Freiheit des Vortrags, ohne Manierirtheit und Nachahmung fremder Methoden gemalt iſt. Der Weg längs des Ufers, das Rhonethal, Waſſer und Himmel, Alles trägt das Gepräge vollkommener Naturwahrheit. Hr. Lapite hält eine richtige Mitte zwiſchen zwei entgegengeſetzten Extremen der franzöſiſchen Landſchaftsmalerei, zwiſchen allzu großer Nachläſſigkeit und allzu kleinlicher Sorgfältigkeit. Da er einen richtigen Blick und ein tiefes Gefühl hat, ſo findet man bei ihm die ächte Naturwahrheit, wie ſie in jeder copirten Landſchaft vor allen Dingen erforderlich iſt. Daſſelbe Lob verdienen noch mehrere andere der neuern franzöſiſchen Landſchaftmaler, namentlich Gué, Thuillier, Rémond, J. Coignet und Robert.

Mercey entfernt ſich ein wenig von der Manier der eben genannten Maler; ſeine Wahrheit iſt keine reine Naturwahrheit mehr, ſondern nähert ſich ſchon der conventionellen Wahrheit; nichts deſto weniger kann man ſeiner Behandlung Keckheit und Feſtigkeit nicht abſprechen. In den Vorgründen ſeiner Landſchaften bemerkt man einige Härte oder wenigſtens ein affectirtes Streben, den Gegenſtänden darauf ſo viel Relief zu geben, daß ſie in die Augen ſpringen und man ſie faſt mit der Hand greifen zu können meint. Dieſen Mangel abgerechnet, wofern das überhaupt ein Mangel iſt, kann man dem Uebrigen nur Lob ſpenden. Seine verſchiedenen Anſichten aus Tyrol zeichnen ſich durch tiefe Horizonte, ſchöne Lichteffecte und glückliche Contraſte zwiſchen den Tönen der Erde, des Himmels und des Baumſchlags aus.

Watelet iſt, wie Mercey, ein durch die Bravour und Keckheit ſeines Vortrags bekannter Landſchaftmaler. In ſeiner „Anſicht der Tuchfabriken der Stadt Vienne, im Departement der Iſère,“ vermiſſen wir einige ſeiner guten Eigenſchaften; namentlich die Saftigkeit und Leichtigkeit des Pinſels. Hr. Juſt Veillot ſucht durch glänzende Lichteffecte die Kraft des Vortrags zu erreichen; ſeine herrlich beleuchtete „Anſicht vom Schloſſe Villebuſſières“ iſt gewiſſermaßen nur ſkizzirt, unvollendet. Hr. Veillot ſcheint in gewiſſer Hinſicht den Pouſſin zum Muſter zu nehmen. Ein gründliches Studium dieſes Meiſters wird ihm beweiſen, daß Pouſſin, ohne die Idee des Ganzen in den Details aufgehen zu laſſen, doch nie verſchmähte, jedes Baumblatt ſorgfältig zu vollenden. Denſelben Rath könnte man Hrn. Godefroy Jadin ertheilen, welcher „das Wohnhaus jenes Malers in der römiſchen Campagna“ dargeſtellt hat. Hr. Jadin ſucht den Haupteffect ſeiner Gemälde durch eine warme Farbengebung und eine wohlverſtandene Anordnung der Maſſen hervorzubringen. In dieſer doppelten Hinſicht beſizt er unſtreitig viel Talent; aber mit Recht kann man dagegen einwenden, daß die Natur nicht ſo beſchaffen iſt, wie er ſie malt, und daß, wenn man die Natur wiedergeben will, man z. B. die Baumblätter anders andeuten muß als durch einen grünen oder gelblichen runden Klecks.

Theodor Gudin gab diesmal eine „Anſicht aus der Umgegend von Algier,“ worin der Luftton und die Lichteffecte vielleicht übertrieben waren. Die ſtarken Gegenſätze zwiſchen den Farbentönen des Himmels und der Erde, welche abwechſelnd von Ockergelb in Berlinerblau übergehen, würde man ſelbſt kaum dann geſtatten können, wenn es ſich darum handelte, irgend ein Ungewitter in den Tropenländern darzuſtellen. Die Wahrheit iſt in dem Gudin'ſchen Bilde offenbar dem Effect geopfert und der wahre, vollkommene Künſtler ſucht den Effect durch

die Wahrheit hervorzubringen. Die Landſchaften des Hrn. Gudin, „ein Sturm an der Meeresküſte“ und „eine Ausſicht aufs Meer“ ſind in einer etwas ſchwülſtigen, pathetiſchen Manier gemalt, welche allerdings der Maſſe gefällt, dem gebildeten Kenner aber wenig zuſagt. Das Beiſpiel Gudins hat auf Hrn. Chriſtian Brune nachtheilig eingewirkt; derſelbe hat eine „Anſicht aus dem mittäglichen Frankreich“ ganz in dem Syſtem ſeines Meiſters gemalt. Er treibt das Haſchen nach Contraſten wo möglich noch weiter als Hr. Gudin; wenn dieſer von Gelb zum Berlinerblau übergeht, ſo ſpringt jener von Purpurroth auf Veilchenblau über. Dieſe Liebhaberei thut den Gemälden beider Künſtler viel Schaden; denn Brune ſowohl als Gudin beweiſen gerade durch den Aufwand von forcirten Eigenſchaften, daß ſie auch ohne ſo große Anſtrengungen und falſche Proceduren den gewünſchten Effect erreichen könnten. Von Baccuet ſah man eine Reihe ganz hübſcher Darſtellungen griechiſcher Gegenden ausgeſtellt, welche im Allgemeinen eine einfache und kräftige Wirkung hervorbringen. Der Pinſel dieſes Malers iſt breit und leicht; vielleicht geht ihm einige Feinheit ab, zumal in den Vorgründen, wo er die Gegenſtände nicht bis ins Detail ausarbeitet.

Sehr mannichfaltig ſind die Landſchaften, welche das Innere von Städten darſtellen. Das Bemerkenswertheſte in dieſem Fach ſind: „die Anſicht von Dinan in der Bretagne“, von Dagnan, und „der Quai von Santa Lucia in Neapel“ von Juſtin Ouvrié. Hr. Dagnan hat ſeit ſeiner „Anſicht von Avignon“, welche er im J. 1835 ausſtellte, große Fortſchritte gemacht. Außer einigen zu geſuchten Lichteffecten im Hintergrunde des Gemäldes, wo der obere Theil der Stadt befindlich, haben wir weiter nichts zu tadeln gefunden; der Vordergrund iſt ganz trefflich. Das klare, durchſichtige Waſſer des Kanals, die mit einem kräftigen Pinſel gemalten Gegenſtände, die am Ufer zerſtreut herumliegen, der Hügel und die Straße zur Rechten in einem angenehmen Helldunkel, alles das bildet eine großartige, ſchöne Compoſition. Der Quai Santa Lucia in Neapel von Juſtin Ouvrié beweiſt gleichfalls einen Fortſchritt; beſonders iſt die rechte Partie, wo man das Waſſer und die Felſen im Hintergrunde ſieht, gelungen zu nennen.

VII.

Es geſchieht ohne Abſicht, daß wir das Portrait nach den Genrebildern und Landſchaften beſprechen. Unſeres Erachtens ſchließt ſich das Portrait unmittelbar an die großen Hiſtoriengemälde an. Das Portrait vereinigt alle Schwierigkeiten und alle glänzenden Verdienſte, welche die Malerkunſt aufzuweiſen hat; es fordert nicht nur eine allgemeine, ſondern auch eine beſondere, einzige, feſtſtehende Wahrheit, welche weder einen Typus, noch ein conventionelles Verfahren, noch Manier zuläßt. Seinem Modelle gegenüber muß der Portraitmaler alle aus der Schule mitgebrachten Gewohnheiten und jede Vorliebe für einzelne Tinten und Effecte ablegen, um nichts weiter zu ſehen, als eine individuelle Natur, welche zu verändern ihm nicht zuſteht. Wie ein Schauſpieler auf der Bühne, muß er ferner ſeine Idee und ſeinen Charakter, welche er in ſeine Compoſitionen übertragen kann, ganz außer Acht laſſen, um einzig und allein die Ideen und den Charakter deſſen im Auge zu behalten, den er copirt, damit er zugleich das phyſiſche und moraliſche Weſen darſtellt, ihm eine doppelte Aehnlichkeit ausdrückt und ihm nicht bloß Leben, ſondern ſein perſönliches Leben, ſein Ich leiht. In dieſem delicaten Theile eines guten Portraits, in der dazu erforderlichen wohlverſtandenen Anordnung, offenbart ſich eine wahrhafte Kunſt zu componiren, was man nicht allgemein annimmt. Ein Individuum ruhig auf dem Stuhle ſitzend darzuſtellen, ſeinem Blick die ihm natürliche Richtung zu geben, ſeine Arme ungezwungen herunterfallen zu laſſen, iſt oft mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Unter den älteren Meiſtern haben viele, welche ſich im hiſtoriſchen Fach auszeichneten, es nicht gewagt, ſich im Portrait zu verſuchen, oder ihre Verſuche ſind unglücklich ausgefallen. Manche große Portraitmaler dagegen haben alle Arten von Sujets mit gleichem Glück behandelt; Zeugen dafür ſind Tizian, Velasquez und Rembrandt. Van Dyk hat übrigens dieſen Zweig der Kunſt auf eine Stufe der Vollendung gehoben, daß die Portraitirkunſt ſich jeder andern keck zur Seite ſtellen darf.

In unſerm berechnenden Jahrhundert, wo Alles, die Berühmtheit ſowohl als die Zeit, discontirt und tarirt wird, begnügen ſich leider die Maler nur ſelten mit der Carriere Van Dyks. Gewöhnlich richten ſie es ſo ein, daß ſie aus ihrem Handwerk zwei Theile machen, wovon der eine Ehre und Ruf, der andere Geld und Capital einbringt. Das lezte Loos iſt namentlich dem Portrait zugefallen, welches dadurch gewiſſermaßen aufgehört hat, ein eigener Zweig der Malerkunſt zu ſeyn, und ſo zu ſagen ein Zweig der Induſtrie geworden iſt. Dieſer Umſtand erklärt zugleich drei Dinge, welche ſich nicht von ſelbſt erklären; erſtlich die große Anzahl von Malern, welche durch ihre Arbeiten mit Rabatt ſich in den verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft möglichſt viele Kunden zu verſchaffen ſuchen und ohne Talent von einem Stande leben, der für die meiſten lediglich ein Handwerk iſt; ferner die große Anzahl von garſtigen Portraits, womit eine eben ſo wenig liberale als aufgeklärte Eitelkeit alle Häuſer von Paris überſchwemmt und nicht bloß die gewirkten Seidentapeten der reichſten Salons, ſondern auch die ſchwarzen Wände der ärmlichſten Wohnungen behängt; endlich die große Anzahl von abſcheulichen Portraits,

welche regelmäßig jedes Jahr auf die Ausſtellung kommen und den hinter ihnen verborgenen Van Dyks zuzurufen ſcheinen:

Tyran, descente du trône et fait place à ton maitre.

Dieſe Betrachtungen, welche wir ſchon bei einer der früheren Ausſtellungen zu machen Gelegenheit hatten, ſcheinen jedes Jahr eine poſitivere Anwendung zu finden. Verſuchen wir indeß, aus jener Menge die Werke auszuſcheiden, welche wirklich in das Bereich der Malerei gehören und worin der Künſtler ein wahrhaftes Talent offenbart hat. Unſere Kritik kann ſich dabei jedoch nur auf die allgemeinen Eigenſchaften der Ausführung beſchränken; einige wenige Fälle ausgenommen, können wir das Hauptverdienſt eines Portraits, die Aehnlichkeit, nicht würdigen.

Als das beſte Portrait des Salons betrachtet man ziemlich allgemein das Portrait des Herrn Arago von Henry Scheffer. Daſſelbe genügt allen Anforderungen körperlicher und geiſtiger Aehnlichkeit. Auf dieſem Bilde ſehen wir nicht bloß die ſprechende Figur des Hrn. Arago, ſondern auch die Figur des berühmten Sternkundigen. Auf jener reinen, etwas breiten, aber fein gebildeten Stirn, auf jenen feſtgeſchloſſenen, ernſten Lippen, in jenen ſchwarzen, ſpähenden Augen, in jener beſtimmten, faſt ſtolzen Haltung lieſt man die Gewohnheit des Nachdenkens und die unergründliche Thätigkeit eines Forſchergeiſtes. Alles das ſind weſentlich moraliſche, geiſtige Dinge, welche ohne Uebertreibung und ohne Anſtrengung auszudrücken, keine Kleinigkeit für einen Maler iſt. Henry Scheffer hat ſeine Aufgabe mit Glück gelöſt. In dem Arago'ſchen Portrait, ſo wie in dem weiblichen Portrait deſſelben Künſtlers, iſt der techniſche, materielle Theil nicht minder glücklich behandelt. Einige blaue Töne in der Carnation abgerechnet, verdient die Ausführung unbedingtes Lob. Köpfe, Hände, Stoffe, Hintergründe, Alles iſt aufs Feinſte, Vollkommenſte ausgearbeitet.

Court hat dies Jahr wiederum mehrere Portraits im Salon, welche ſeinem Pinſel Ehre machen. Dieſer Maler beſizt alle erforderlichen Eigenſchaften dieſes Fachs: feſte Zeichnung ohne Härte, weder zu blendendes, noch zu blaſſes Colorit und geſchmackvolle Anordnung. Die Carnation iſt wahr, die Beiwerke ſind mit großer Sorgfalt behandelt, ohne daß jedoch die dargeſtellten Figuren darunter leiden. Die meiſte Aufmerkſamkeit erregte das Portrait des Generals Allard, jenes tapfern Abenteurers, der den Indianern von Lahore die Taktik und die Disciplin der Napoleoniſchen Armeen gelehrt hat. Champmartin ſcheint der Hiſtorienmalerei ganz entſagen zu wollen; denn ſeit ſeinem „Johannes in der Wüſte" hat dieſer Künſtler nur Portraits ausgeſtellt. Das Talent Champmartins iſt äußerſt mannichfaltig und geſchmeidig; in ſeinen Portraits zeigt er uns mit gleichem Erfolg die Geſtalten jedes Alters; es gelingt ihm gleich gut, die angenommene Gravität eines mit Bändern und Ordensſternen behangenen Diplomaten und die ſchüchterne Naivetät eines jungen Mädchens wiederzugeben. Seine Manier iſt dagegen ſehr einförmig; er braucht ſeine Namensunterſchrift unter keines ſeiner Werke zu ſetzen; denn man erkennt ihn ſchon von weitem. Er hat einen weichen, ſanften, gerundeten Vortrag, deſſen Farben lebhaft und deſſen Umriſſe wenig ſcharf ſind, welcher in einer gewiſſen Entfernung das Fleiſch des Geſichts und der Hände ganz gut wiedergibt, das in der Nähe aber faſerig und zu dick aufgetragen ſcheint. Dieſer Mangel tritt beſonders in den Haaren hervor.

Das Portrait der Madame M. von Lehmann zeichnet ſich durch eine breite, correcte Zeichnung aus; die Farben deſſelben laſſen Vieles zu wünſchen übrig; ſie ſind matt und durchſchlagend, was offenbar ein weſentlicher Mangel iſt, wenn es ſich darum handelt, die friſche Carnation der Damen zu malen. Amaury-Duval iſt in denſelben Fehler gefallen. Die Zeichnung in ſeinen Portraits, beſonders der Arme und der über einander gekreuzten Hände, iſt ganz vortrefflich, aber die Farbe iſt nicht allein ſchwach, ſondern auch durch und durch falſch. In den Augen iſt auch keine Spur von Feuchtigkeit, in den rothen Lippen fließt kein Tropfen Blut und in den Conturen des Geſichts herrſcht auch nicht die mindeſte Rundung. L. Boulanger ſcheint ſich, wie Court und Champmartin, aufs Portrait legen zu wollen; wir zweifeln indeß, ob es mit gleichem Erfolg geſchehen werde. Boulanger iſt ein junger Künſtler, mit einer reichen Einbildungskraft und poetiſchen Anlagen ausgeſtattet; „der Lobgeſang der Judith", welchen wir im Salon von 1835 ſahen, war eine ſchöne ſymboliſche Compoſition, einfach und grandios angeordnet und in einem reinen, ſtrengen Style aufgefaßt, welcher an die alten Italiener erinnerte. Seinem urſprünglichen Talente nach ſcheint uns Boulanger einen größeren Beruf zur Behandlung poetiſcher und ſymboliſcher Gegenſtände, als zur Darſtellung wirklicher, lebender Individuen zu haben. So hat er ſehr mit Unrecht in ſeine Werke des diesjährigen Salons, welche vor allen Dingen Natürlichkeit und Wirklichkeit erforderten, viel zu viel romantiſche Phantaſie gelegt. Die Menſchen, welche er portraitirt hat, gleichen eher leidenſchaftlich aufgeregten Theaterhelden, als gewöhnlichen Leuten im alltäglichen Verkehr. Zwei davon ſind wahre Geſpenſter und könnten ganz füglich den Schatten Banquo's im Macbeth vorſtellen. Das Portrait des fruchtbaren Romanſchreibers Balzac, der in einer Franciscanerkutte abgebildet iſt, macht ſich durch ſeine Energie bemerklich. Die Farben ſind lebhaft und ſtark aufgetragen und das Ganze bringt eine pittoreske Wirkung hervor. Ein weibliches Portrait von Winterhalter

iſt mit derſelben Feinheit und Eleganz gemalt, wie einige Figuren ſeines „Decameron“; die zwei oder drei Portraits, welche Heſſe ausgeſtellt hat, ſind in reinem Style gehalten und ermangeln nicht eines eigenthümlichen Lebens. Zwei weibliche Portraits von Auguſt von Chatillon, wo wir auf dem einen namentlich einen ſchönen weiblichen Nacken bewundern, zeichnen ſich durch geiſtreiches Arrangement, correcte Zeichnung und kräftige Farbengebung aus. Vielleicht könnte man dem Künſtler vorwerfen, daß er bei ſeinen beiden Modellen dieſelben Mittel angewandt hat, um Effect hervorzubringen; beide tragen Blumen in ihren pechſchwarzen, glänzenden Haaren, beide ſind in Trauer gekleidet, der Hintergrund iſt dunkelbraun und das Fleiſch drückt ſich reliefartig auf dieſer düſtern Umgebung ab, ganz wie wir es in den Gemälden Ribera's ſehen. Das weibliche Portrait von Guignet verdient noch beſonders hervorgehoben zu werden. Die Landſchaft, worin die Dame ſizt, iſt vielleicht etwas ſchwerfällig, beſonders im Vorgrund; die Figur ſelbſt aber iſt lobenswerth. Die Anordnung verräth Geſchmack und Sorgfalt; die Haltung iſt zwar ein wenig geſucht, der Kopf aber wunderbar ſchön in Form und Ausdruck. Hr. Dubufe iſt noch immer der geſuchteſte Portraitmaler; es gehört zur Mode, ſich von ihm malen zu laſſen. Er hat dies Jahr acht Portraits ausgeſtellt, worunter das der Gräfin Lehon, der Frau des belgiſchen Geſandten zu Paris, das bemerkenswertheſte iſt. Das Schönſte daran iſt die Anordnung der Toilette. Hr. Dubufe malt Sammet, Seide und Gaze ganz meiſterhaft. Von der Darſtellung der Perſon indeß kann man nicht daſſelbe ſagen. Der roſenfarbene Ton der Wangen gleicht eher einer künſtlichen Farbe, welche man durch feine Schminke hervorbringt, als der friſchen Carnation eines jugendlichen Bluts; die Taille iſt dermaßen geſchnürt und zuſammengepreßt, daß es der Dame unmöglich ſeyn würde, Athem zu holen; die Hände und Füße endlich ſind accurat ſo, wie die Hände und Füße der Damen, welche in den Pariſer Modejournalen figuriren. Ein franzöſiſcher Schriftſteller ſagt: „Der Geiſt, den man gern haben möchte, verdirbt den, welchen man wirklich hat.“ Mit der Schönheit verhält es ſich eben ſo wie mit dem Geiſt, und wenn der Maler in ſeiner Galanterie ſo weit geht, daß er den Geſetzen der Natur Hohn ſpricht, welche dem Körper des Menſchen gewiſſe Verhältniſſe feſtgeſezt hat, ſo verſündigt er ſich gegen ſeine Kunſt; um zu ſchmeicheln, wird er zum Verräther, um zu gefallen, erregt er das Mißfallen, und indem er die Schönheit über alle Schranken treiben will und die Bedingungen der menſchlichen Natur mit Füßen tritt, ſchafft er zulezt nur Ungeheuer. — Hr. Lepaulle gehört ebenfalls der Dubufe'ſchen Schule an, welche vor allem expeditive Mittel der Ausführung liebt. Lepaulle hat in dieſem Salon nicht weniger als vierzehn Gemälde, darunter ſind eilf Portraits, wovon eins den Künſtler ſelbſt darſtellt. Hervorſtechende Eigenſchaften haben wir in keinem bemerkt. Wir erwähnen jezt noch einige ähnliche Portraits von Paulin-Guérin, Steuben, Monvoiſin, Bouchot, Joux, Rouillard, Charpentier, Léon Viardot, Belloc, Krummholz, Baille, Cornu, Bigand, Amadée Faure, Bazin, Demouſſy, Dulong, Brocas, Jules Laure, Amiel und der Madame Brune, Madame Céleſte Penſatti, Mademoiſelle de Varennes, Mademoiſelle Gautier, Belloc, Lafon, Eliſa Fremaux u. ſ. w.

Von den Studienfiguren führen wir endlich noch an das Portrait des Herzogs von Orleans, Regent von Frankreich während der Krankheit Karls VI., und das Portrait Johanns ohne Furcht, Herzogs von Burgund, von Steuben, wo namentlich die Koſtüme aus der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts mit großem Fleiße und hiſtoriſcher Genauigkeit behandelt ſind. Ein junges Mädchen, mit einem alten vergoldeten Gebetbuch in einer ſchönen Landſchaft ſizend, iſt eine allerliebſte Studienfigur von Amiel.

(Die Fortſezung folgt.)

Nachrichten vom April.

Kunſtausſtellungen.

Rom, 6. März. Die Februarausſtellung des hieſigen Kunſtvereins enthielt Werke von mehreren Künſtlern, die bisher immer Gegner deſſelben geweſen waren. Catel lieferte ein großes Bild, die Umgegend von Lucca darſtellend; Lindau, aus Dresden, zechende Jäger vor einem Wirthshauſe in der Campagna, durch ſich beißende Hunde geſtört; Reinhart zwei Landſchaften; Karl Morgenſtern, aus Frankfurt a. M., ebenfalls zwei Landſchaften; de Francesco, aus Neapel, mehrere anziehende Landſchaften aus ſeinem Vaterlande; der Engländer Deſſoulavy Rom vom Monte Mario aus geſehen, mit der Villa Madama zur Rechten; A. Marinoni, dieſelbe Anſicht in andrer Beleuchtung, dann den Waſſerfall des Velino bei Terni, ein Seeſtück, und eine Anſicht des Anio bei Subiaco; Monti das Kloſter Grotta Ferrata; Denew Pferdebilder; Voogd, aus Holland, Kühe, die vor einem Gewitter von der Weide fliehen, und Pferde und Kühe in Ruhe bei Torre di Schiavi; Cavalleri, aus Turin, ein Familiengemälde mit lebensgroßen Figuren; Lebedeff, ruſſiſcher Penſionär, zwei Anſichten aus dem Albanergebirge; Bianelli, aus Neapel, zehn Specialzeichnungen, Anſichten von dem alten Rom; Porcelli, vier treffliche Genrebilder; Bianchini, „Petrarca ſieht in der Kirche der heiligen Clara zu Avignon zum erſtenmal ſeine Laura“; F. Natorp, aus Preußen, die Ermordung der Kinder Eduard's IV.; Preſtel, aus Frankfurt a. M., vier kleine Bilder mit Pferden, Hirſchen und Rehen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№. 49.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 20. Juni 1837.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunſtwiſſenſchaftlichen Inhalts aus den Gemäldeſammlungen von Berlin und Dresden.

Neunter Brief.

Dresden, im Auguſt 1836.

(Gallerie. Aufſtellung ꝛc.)

Du ſiehſt aus der Ueberſchrift, lieber Freund, daß ich bereits unter einem andern Himmelsſtrich athme und obſchon ich noch ganz erfüllt bin von den Erinnerungen an Berlin und ſo Manches Dir noch zu ſagen hätte, ſo werf' ich mich doch lieber der Gegenwart in die Arme und ſpreche zu Dir von den neueſten Eindrücken.

Du weißt, daß die Dresdener Gallerie von Alters her eine Art von geiſtiger Heimath für mich iſt, — und wem wäre ſie es nicht, der einmal dort vertrauliche Stunden verlebt mit den hohen Abgeſchiedenen, zumal in der Zeit ſeines Erwachens? — ich ſagte Dir auch ſchon öfter, daß jede Sammlung, die ich nach ihr geſehen, ſie mir nur auf höhere Höhen gehoben, daß in keiner die Großen der Kunſt wir ſo in ihrer Größe ſehen als hier. Du kannſt Dir alſo die Bewegung denken, mit der ich die ſteinernen Stufen am Ende der Auguſtusſtraße hinaufſtieg, die freilich wenig an die des Berliner Muſeums erinnern.

Ich weiß nicht, ob ich offen über den Eindruck ſchreiben darf, den das Innere auf mich machte. Vor einigen Jahren hat man die Räume der Gallerie neu eingetheilt, die Decken geweißt und die Bilder umgehängt. Die innere Gallerie iſt italieniſch geblieben, die äußere deutſch; nur, während man ſonſt im ganzen äußern Viereck rings herum gehen konnte, iſt jezt der Weg durch ein eingeſeztes Cabinet, das zur innern Gallerie gehört, geſperrt. Die Säle ſelbſt hat man durch Querwände unterbrochen, um für einige Bilder wenigſtens paſſende Beleuchtung zu gewinnen. Ich weiß es, und wiederhole es mir und Andern, es iſt eine ſehr ſchwierige Aufgabe, eine Gallerie einzurichten und zu ordnen; ich weiß auch, daß große Kunſtwerke gleich ſo die Seele füllen, daß man an keinen Mangel irgend einer Art denken ſollte; aber ich weiß auch, daß die Wirkung des Schönen wo nicht geſchwächt, doch an der Offenbarung ihrer vollen Gewalt gehindert werden kann. Dies iſt der Eindruck, den die Gallerie in ihrem gegenwärtigen Zuſtand auf mich gemacht. Ich kann nicht leugnen, daß es mir wehe thut, mehrere vortreffliche Gemälde an dunkle Orte gebannt zu ſehen, noch weniger die Beſorgniß unterdrücken, die mir der Zuſtand vieler Gemälde und zum Theil ihre Aufſtellung einflößt. Vor allen ſind es die Gemälde Correggio's, der Stolz der Sammlung, denen ich eine Translocation wünſchte. In ziemlich beengtem Raum, den Fenſtern ſo gegenüber, daß man nirgends dem Reflex des Lichtes ganz ausweichen kann, ſind ſie eigentlich der Betrachtung entzogen; ja bei anhaltendem Sonnenſchein tritt in ihrer jetzigen Lage für ſie Gefahr des Springens der Farbenfläche, wo nicht des Abſpringens der Farbe ſelbſt ein.

Was nun die Aufſtellung im Ganzen betrifft, nämlich die Zuſammenſtellung, ſo fühlt man wohl, hier kann kein hiſtoriſches Motiv zu Grund gelegt werden. Der große Werth der Sammlung beſteht nicht in Vollſtändigkeit der Namen und Schulen, ſondern in der Bedeutung einzelner Gemälde und deren Verhältniß zu ihren Meiſtern, die in jenen ihren Triumph zu feiern ſcheinen. Unverkennbar haben die Ordner der Sammlung dies vor Augen gehabt und wenn hier Wünſche übrig bleiben, trägt das allerdings ſehr ungünſtige Local gewiß zum großen Theil die Schuld. Das Gebäude iſt nicht für den Zweck einer Gallerie gebaut; es iſt ein großes, einen Hof einſchließendes Viereck, mit hohen Fenſtern nach der Straße und nach dem Hof und durch eine mitten durchgezogene Wand in zwei Theile getheilt, deren einer ſein Licht von der Straße, der andere vom Hof erhält. Natürlich iſt außer den erſt neuerlich eingeſezten Querwänden, kein Raum für die Bilder als der dunkle zwiſchen

den Fenſtern und der eben ſo hinderliche im vollen Licht, ihnen gegenüber. Obendrein iſt das Licht aus dem eingeſchloſſenen Hofraum nur bej hellem Himmel wirkſam genug. Mir iſt der Gedanke gekommen, ob ſich nicht hier die in München mit ſo entſchieden glücklichem Erfolg angewendete *Beleuchtung von oben* noch anbringen ließe. Es wäre freilich ein beträchtliches Bau-Unternehmen (das Dach müßte neu conſtruirt werden), allein für ein Heiligthum, nach dem, wie einſt nach Jeruſalem, halb Europa wallfahrtet, nicht zu groß. Die Hoffenſter würden zugemauert und dadurch große Räume für Bilder gewonnen; die Scheidewand zwiſchen deutſcher und italieniſcher Schule, die meines Wiſſens nicht ſo feſt ſteht wie die geographiſche, die Alpen, nämlich nicht in der Conſtruction liegt, würde weiter nach den äußern Fenſtern zu gerückt, ſo daß ein Corridor entſtünde, aus dem man in die innern (nun durch Querwände zu bildenden) Säle gelangen und den man zum Ueberfluß mit der großen Menge unbedeutender Gemälde ſchmücken könnte, die jezt im Innern unnützer Weiſe die Blicke auf ſich ziehen. Dem Architekten ſtände es frei, größere und kleinere Abtheilungen, nach einer Seite hin ſogar Kabinette zu bilden und bei auf dieſem Wege hergeſtellten vierwändigen Sälen wäre hinreichender Platz und gute, gleichmäßige Beleuchtung dazu für alle Bilder gewonnen.

Indeß bis dieſe geträumten Räume wirklich werden, laß uns in den wirklichen träumen! Alſo — (von der Abtheilung der deutſchen Kunſt hier, wie in Berlin, zu ſchweigen, da Du ja meine Reiſe als eine italieniſche betrachten ſollſt) — wir ſehen hier die wenigen ältern Bilder mit den Ferrareſen in einem kleinern Zimmer aufgeſtellt, im zweiten Tizian und ſeine Zeitgenoſſen, im dritten größern Raum die Paul Veroneſe's und ſpätern Venetianer, Mailänder und Bologneſen; im vierten Guido ꝛc., im ſechsten die Neapolitaner. Außer dieſen ſechs Abtheilungen hat man nun eine ſiebente gebildet, eine Art florentiner Tribune, in welcher nach dem Ausdruck des Katalogs „das Vorzüglichſte, was die Sammlung aus der Glanzperiode der Kunſt (von florentiner Meiſtern, von Rafael, Correggio und ihren Schülern und Nachahmern) aufweiſen kann, vereinigt iſt.“ Ich denke, ich habe mich ſchon über die Idee einer ſolchen Tribune gegen Dich ausgeſprochen. Ich halte ſie wirklich für unausführbar, wenigſtens für dem Weſen der Kunſt widerſprechend. Ja, wenn man ſich die Bilder beſtellen könnte! Aber nun vergleiche einmal die verſchiedenartigen Anſprüche an die Kunſt, und die eben ſo verſchiedenartigen Aeußerungen der leztern. Iſt eine ſolche Tribune für den Künſtler eingerichtet, der alles Vollendete neben einander verlangt, ſo entſpricht ſie dem Kunſtfreund nicht, der alles Gute allmählig in ſich aufnehmen will, noch einem Andern, den eine Bathſeba im Bade neben einer Madonna verwirrt. Wie ſchwer iſt's, das wirklich Gleichartige zuſammenzuſtellen! Haben z. B. nicht die Vorgänger eines Meiſters ein größeres Recht auf ſeine Nähe, als ſeine Nachahmer? ſteht nicht ein Brunnen in innigerer Verbindung mit ſeinen Quellen, als mit einem Topf Waſſer, das man daraus geſchöpft? Ferner: was ſoll man ausſchließen? Hier hat man die Venetianer ausgeſchloſſen. Warum? Die richtige Antwort hätte die ganze Idee aufgehoben: „weil des Guten zu viel da iſt“ und man die ganze Gallerie in zwei Theile theilen müßte, in die Tribüne und ins Uebrige, oder um die Eintheilung Tertullians für die chriſtliche Kirche anzuwenden, in den ordo (der in der Tribüne einen Platz nahm) und in die plebs, die laici, die am göttlichen Erbe (κλῆρος) keinen unmittelbaren Theil haben. Wollte man den einzig durchgreifenden Zweck einer ſolchen Tribüne, eine erhöhtere Stimmung zu geben und zu erhalten, erreichen, ſo müßte man hier nicht *eine* haben, ſondern *mehrere*, für Rafael eine, für Correggio eine, für Tizian eine u. ſ. f. und zulezt würde nur eine ſolche Einrichtung entſprechen, die das Gemälde in eine ſeiner urſprünglichen Beſtimmung am meiſten ähnliche Lage verſezte, womit denn ohne Weiteres die Idee einer Gallerie aufgehoben wäre. Nun laß uns die hieſige Tribüne aber ſelbſt betrachten. Von der unvortheilhaften Stellung, in welcher ſich die Correggio's befinden, ſprach ich ſchon. Wie geht es nun dem Rafael? Die Beleuchtung iſt vortrefflich, die Höhen-Entfernung vom Auge ganz paſſend. Es würde nichts fehlen, wenn nicht etwas zu viel wäre: die Umgebung. Daß man ſo ſelten darauf Rückſicht nimmt, daß Gemälde für's Auge ſind, wie Muſik für's Ohr, und daß keine oder nur ganz conſone Töne einen Geſang begleiten können, um ihm ſeine Wirkung zu ſichern. Denke Dir alſo die Sixtiniſche Madonna, dieſes Werk, in welchem die Kunſt nach einer Richtung hin, und zwar in der ſteilrechten gen Himmel, ihre höchſte menſchliche Höhe erreicht, dieſe wahrhafte Gottwerdung des Menſchlichen im Bilde, umgeben von einem Dädalus von Giacinto Brandi (aus dem 17. Jahrhundert), einer Magdalena von Antonio Gabbiani (aus dem 18. Jahrh.), von einer heiligen Margaretha im Styl des Empoli (17. Jahrh.), dem Opfer Abrahams von Andrea del Sarto, einer Copie von Rafaels Cecilia, einem räthſelhaften Bilde, wo nach einem Leichnam geſchoſſen wird, kleine Figuren in großem Raum von Bacchiacca (um 1557); dem Bildniß angeblich des Herzogs Sforza von Mailand von Leonardo, und der Bathſeba im Bade, nebſt Verfolg der Geſchichte des Urias von Franciabigio.

Was ſollen alle dieſe Dinge um Rafaels Madonna? Es gibt nur zwei Antworten: ſie ſollen *geſehen*, oder *überſehen* werden. Im vorliegenden Fall iſt Beides falſch; denn einige trifft das leztere, andere das erſtere;

es wird ſomit das Auge verwirrt, und ſtatt einen Rahmen für das Bild zu gewinnen, hat man es vielmehr ins Freie, Unbegrenzte geſezt. Iſt ein Kunſtwerk einmal aus dem organiſchen Zuſammenhang geriſſen, in dem es geboren worden, hält es ſchwer, ihm irgend wie zu voller Kraft wieder zu verhelfen. Wir geben uns viele Mühe und bieten künſtliche Mittel an und es gelingt uns doch nicht. Unſere heutigen Künſtler, die für Kunſtausſtellungen arbeiten, würde daſſelbe Schickſal treffen, wenn man ſpäter einmal auf den Einfall käme, ihre Bilder über Altären aufzuſtellen. Mir kommt's vor, als ob man Kunſtwerke zu ſehr von ihrer formellen Seite auffaſſe, ſie hauptſächlich als (um mit Goethe zu ſprechen) angenehme Verzierungen eines gegebenen Raumes betrachte. — Ich war (Du erlaubſt mir dieſe Abſchweifung) geſtern im Antikenkabinet, das man neu aufgeſchmückt. Lebhafteſte, ja grelle Farben in größern und kleinern Abtheilungen, im Contraſt unter ſich und mit dunkleren, unterbrochen mit mannichfachen Linien und Schnörkeln, Blättern, Schnecken und architektoniſchen Gliederungen, ja an einer Stelle ſogar mit ein Paar kleinen idylliſchen Bildchen, bekleiden die Wände, an denen die Sculpturen ſtehen. Dieſes Farbengetöſe übertäubt nun ſo die unſcheinbaren, einfachen Marmorbildungen, daß ich nicht begreife, wo noch Sehkraft für ſie herkommen ſoll. Man geräth nicht in Zweifel, ob am Ende die Sculpturen Nebenſache ſind, ſondern man betrachtet ſie ohne Weiteres mit als Verzierung der ſo prächtig ausgemalten Säle und widmet ihnen etwa gleichviel Aufmerkſamkeit.

„Aber wir ſind jezt ganz verſichert, ſagt man mir, daß die Alten dieſe Polychromie in derſelben Weiſe ausgeübt haben. Ja die Statuen ſelbſt waren angemalt, wie noch an verſchiedenen Stellen deutlich zu ſehen.“ Und man zeigte mir an einigen Statuen deutliche Spuren alter Farbe.

Nun, in Gottes Namen, ſo male man einmal die Götter mit an und ſetze ſie in den Farbenhimmel hinein, und erwarte den Erfolg! Uebereinſtimmung wird dann wenigſtens gewonnen; nämlich die der altägyptiſchen und jeder Kunſt, die die eignen Mittel noch nicht erkannt hat und bei den Nachbarn borgt, einer Kunſt, die vor der Entwickelung oder nach dem Abſterben ihrer Kräfte durch fremde das fehlende Leben zu erſetzen meint. Wir haben auch angemalte Kirchenheilige von Holz und Stein und ſogar Kirchen; ſelbſt die alten Piſaner Bildhauer im 13. und 14. Jahrhundert wandten, obſchon ſehr mäßig, Farbe an; die Ammergauer und Berchtesgadener Bildſchnitzer bemalen noch heutzutage ihre hölzernen Leiden Chriſti. Malte aber Michel Angelo, der doch von Malerei wußte, ſeinen Moſes an, oder die Peterskuppel, oder erwarten wir, daß Thorwaldſen und Rauch uns nächſtens bunt bemalte Götter und Helden aufſtellen werden? Ja — fürchtete ich nicht, mich zu weit von meinem Ziel zu entfernen, ich wollte Dir es darthun, wie in der Kunſt in vollendetſter Erſcheinung Farbe und Form einander gegenſeitig ausſchließen und ausſchließen müſſen (man illuminire nur einmal einen Müller'ſchen Kupferſtich, oder jeden!) und, wie die Venetianer ſo wenig die Form durchbilden konnten, als die Römer die Farbe. Doch ich wollte blos von der Farbe hinter den Statuen ſprechen, und von den vielerlei Verzierungen. Möchteſt Du den Vatikaniſchen Apoll in eine ſolche bunte Halle ſetzen? oder gibt's eine würdigere Aufſtellung der Antiken, als gerade im Vatikan, vor den grauen Mauern, in den einfachen Niſchen? — Das iſt's, was ich meine; hat man ein wirkliches Kunſtwerk, ſo traue man ihm Seele, Leben und Wirkung zu — denn der Künſtler lebt noch darin — und nur der Mutter Gottes von Montenero hänge man bunte Röcke an, und goldene Ketten und Flittern um!

Aber zurück zu der, die andere Wunder thut! „Welche von allen Bildern der Gallerie,“ wirſt Du fragen, „ſollen an die Stelle der genannten neben der Sixtiniſchen Madonna ſtehen?“ Keine, l. F., gar keine. Nicht nur, daß ſie keine braucht, ſondern ſie verträgt keine.*) Man ſoll es nur kühn iſoliren und damit ſagen, daß es das einzige Bild iſt, neben dem keines beſteht. — So lange aber das unmöglich, würde ich einige wenige verwandte dahin thun; die Cecilia allein dürfte bleiben und den Fingerzeig für die andern geben: denn die Sammlung beſizt auch die Madonna della Sedia, den Prophet Jeſaias aus S. Agoſtino in Rom, in Copien und mehrere Bilder aus Rafaels Schule. Was nun das göttliche Gemälde ſelbſt betrifft, wovon der Katalog ganz richtig ſagt, daß es als ein Beſitzthum Deutſchlands zu betrachten, ſo ſagte ich Dir früher ſchon meine Bedenklichkeiten über Palmaroli's Reſtauration. Ich habe von Neuem — da gerade ein Gerüſt davor ſtand — mit großer Aufmerkſamkeit alles Einzelne betrachtet und bin in meiner Ueberzeugung beſtärkt worden, daß der urſprüngliche Werth des Bildes durch die Reſtauration geſchmälert worden. Die bläulichen, ja faſt blauen Stellen im Fleiſch, vorzüglich am Leib, Vorderarm und Schenkel des Kindes, durchbrechen die Maſſen und trüben in den Köpfen die Tiefen in den Augenhöhlen und Mundwinkeln; auch ſind einzelne Formen, wie die Stirne des Kindes, in ihrer feingefühlten Modellirung verlezt. Iſt es gegründet, was einmal von

*) Man könnte mir einwerfen, daß gerade die dem großen Kunſtwerk inwohnende Kraft alle Nebenwirkungen aufhöbe. Die Kraft des Kunſtwerks iſt relativ und es handelt ſich hauptſächlich um unſere. Wir haben nun einmal ſo reizbare Sehnerven, daß ſie von den Gegenſtänden, die im Sehwinkel liegen, berührt werden, wie ja auch in unſerer Phantaſie kein Ton angeſchlagen wird, der nicht weiter klänge.

Dresden aus öffentlich geſagt wurde, daß die Reſtauration aufs Leichteſte abzunehmen ſey, ſo verlohnte ſich's faſt der Mühe an einem wenig gefährlichen Orte den Verſuch zu machen und im Fall des Gelingens weiter zu gehen.

Man hätte gewiß gut gethan, lieber deutſcher Gründlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit ſich zu vertrauen, wie in Berlin, wo die Reſtaurationen mit einer bewunderns-würdigen Mäßigung, Ruhe, Conſequenz und Genauigkeit an den Gemälden vorgenommen worden ſind, ſo daß es ſchwer fällt, Altes von Neuem zu unterſcheiden.

Ich glaube faſt, ich bin noch zu keiner recht frohen Mittheilung gekommen in dieſem Brief. Das ſind die ſtörenden Umgebungen großer Kunſtwerke; man ruht nicht eher, bis man Alles durchgeſehen und durchgeſprochen, ſich ein wenig erboßt und ſo viel Stimmungen durchgemacht, daß man alle ferneren Mittheilungen auf einen künftigen Brief verſpart.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nachrichten vom April.

Kunſtausſtellungen.

Rom, 1. April. Die Ausſtellung des Kunſtvereins wird dieſen ganzen Monat noch ihre Säle offen laſſen. Neuerdings haben ſchöne Bilder geliefert: Cavalleri aus Turin „Leonardo da Vinci, in den Armen Franz I. ſterbend"; Paoletti aus Venedig den Schiffbruch des Marco Visconti auf dem Comer-See, nach einem kürzlich erſchienenen Roman von Groſſi; Th ö rmer aus Dresden „Maria Stuart im Caſtell von Lochleven, von den verbündeten Lords gezwungen, die Entſagungsacte zu unterzeichnen; Schubert einen großen Carton zu einem Bilde: „das Gleichniß vom reichen Manne. Ev. Lucä Cap. XIV."; Senff ein großes Blumenſtück; Deſſoulavy eine Anſicht des Schloſſes von Genzano im Sabiner-Gebirge; Haushofer, aus der Münchener Schule, einen Sonnenuntergang in der Nähe des Meeres; Reinhart eine Landſchaft, in der ein ſogenannter Mercante di Campagna vom Pferde geſtiegen iſt und ſich der Ruhe erfreut; Gmelin eine Anſicht der Inſel Iſchia; Marco, aus Oeſterreich, einen Sturm, welcher als die Krone der Landſchaftsmalerei betrachtet wird; Pacetti eine Anſicht vom Lago di Caſtello. Die Bildhauer-Arbeiten ſind dieſen Monat weniger zahlreich als früher. Der Tyroler Kiesmeyer hat in einem 20 Ellen langen Fries dargeſtellt, wie Joſeph von ſeinen Brüdern verhandelt wird; von v. Hoyer aus Dresden iſt ein ſehr gut modellirter Fiſcherknabe in liegender Stellung da; von Grosmann aus der Schweiz eine Marmorgruppe, „Jeſus und Johannes als Kinder"; von Benzoni aus Bergamo eine ſchlafende Nymphe in Marmor, ſo wie der Kopf eines Kindes. Laboureur (Römer) hat die Büſte des verſtorbenen Componiſten Bellini geliefert.

Muſeen und Sammlungen.

London. Dem britiſchen Muſeum ſtehen in Kurzem manche vortheilhafte Veränderungen bevor. Seit der lezten, durch einen Ausſchuß des Unterhauſes angeſtellten Unterſuchung der Verwaltung der Anſtalt, bei welcher ſich ein höchſt vortheilhaftes Reſultat ergeben hat, iſt das Parlament ſehr freigebig gegen dieſelbe geworden, und man rechnet, daß die Bewilligung für das gegenwärtige Jahr 29,000 Pf. St. betragen wird. Innerhalb drei Jahren wird das alte Gebäude niedergeriſſen und ein neues, geräumigeres an deſſen Stelle geſezt werden.

17. April. Die engliſche Regierung hat der Pariſer Schule der ſchönen Künſte Abgüſſe der im britiſchen Muſeum aufbewahrten Elgin Marbles zum Geſchenk gemacht.

Paris, 8. April. In dem Muſeum zu Verſailles zählt man gegenwärtig 1110 Portraits, 784 andere Gemälde und 450 Statuen und Büſten.

Weimar, 28. April. Den hieſigen Kunſtſammlungen ſteht in dieſem Sommer eine ſehr günſtige Localveränderung bevor. Die Sammlung der Kupferſtiche und Handzeichnungen, welche ſich bisher mit den Gemälden in einem engen Local im Jägerhauſe befand, wird in einem großen Saale im Fürſtenhauſe aufgeſtellt, welcher auf Koſten Ihrer Kaiſerl. Hoheit der Frau Großherzogin dazu eingerichtet wird. Die berühmten Handzeichnungen von Carſtens, mehrere Cartons italieniſcher Meiſter, eine kürzlich erworbene Handzeichnung von Raphael und Anderes werden dort eine paſſende Aufſtellung finden; die Kupferſtichſammlung iſt in den zwei lezten Jahren durch zahlreiche Ankäufe und Schenkungen von Seiten II. KK. HH. des Großherzogs und der Frau Großherzogin ſehr anſehnlich bereichert worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[278] In unſerm Verlag iſt erſchienen:

Friderico-Francisceum

oder

Großherzogliche Alterthümerſammlung

aus der alt-germaniſchen und ſlaviſchen Zeit

Mecklenburgs

zu Ludwigsluſt,

begründet und fortgeführt

von

Dr. Hans Rudolph Schröter,

ord. Profeſſor zu Roſtock ꝛc.

vollendet von

G. C. Friedrich Liſch,

Großherzogl. Archivar ꝛc.

Mit 36 lithographirten Tafeln in groß royal Folio.

Subſcriptionspreis bis 1. Auguſt d. J. 5 Ld'or.

Späterer Ladenpreis 24 Rthlr.

Leipzig, im Mai 1837.

Breitkopf & Härtel.

№ 50.

Kunſt-Blatt.

Donnerstag, den 22. Juni 1837.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunſtwiſſenſchaftlichen Inhalts aus den Gemäldeſammlungen von Berlin und Dresden.

Zehnter Brief.

(Tizians Venus, Raffaels Madonna. Der Zinsgroſchen? Errata.)

Wenn Du hier über die Brücke gehſt, ſo begegneſt Du, je nachdem Du gehſt, zu Anfang oder zuletzt, einem allbekannten Manne, der Dich mit der aufgehobenen Sanduhr und der geſchwungenen Senſe an das Durchſickern der Minuten, an das Vorüberrauſchen der Zeit mahnt. Wär' ich ein Fürſt, der Heilige müßte über allen Thoren, an allen Kreuzwegen ſtehen, wie er denn hier ſein Anſehen recht behauptet und allen Vorübergehenden zuruft: „Nutzet die Zeit!“ Er meint dann freilich: „Bleibet ſtehen, ſetzet euch auf die Bank eines Pfeilers und ſehet hinaus in die ſchimmernde, glänzende Welt und freuet euch, daß ihr ſie mit euern Augen einſaugen, daß ihr aus der Quelle des Lebens mit allen Sinnen ſchöpfen könnt! Alles, was vor euch liegt, die duftigen Berge, die grünen Wieſen, der glänzende, belebte Strom, der blaue Aether, Alles iſt zu euerm Entzücken da und iſt euer Eigenthum. Freuet euch!“ Ich ſetzte mich nicht, aber ich ging langſamer, und die Schönheit dieſer Erde erfüllte mich ganz. — Was gibt der Natur dieſe Gewalt des unbedingten Entzückens, das nie in ihr, nur in uns ſeine Grenze findet? Iſt es die Schönheit, ſo müßte menſchliche uns mehr und länger entzücken; iſt es Größe, ſo müßte Andacht und Güte uns ganz anders und ewig ergreifen. Aber der leiſeſte Tritt des Ichs zerbricht die Schönheit, die Andacht, die Güte. Die Natur hat kein Ich, oder ein ſo großes, daß das unſre es nicht faſſen kann; wir empfinden bei ihr nicht einmal die Möglichkeit des Selbſtbewußtſeyns, wie doch im Kinde, deſſen Blicke und Bewegungen uns bezaubern. Iſt das der Zauberring, mit dem ſie uns umſchließt, ſo hat die Kunſt keine größere Aufgabe, als ihn ihr abzugewinnen. — Unter ſolchen Gedanken war ich in die Gallerie gelangt und ſtand, wie aus einem Traum erwachend, vor Tizians Venus. Da iſt's ja, was wir ſuchen! der Meiſter trägt ja den Ring an ſeiner Hand! das iſt die Schönheit der Erde in menſchlicher Form; menſchliche Schönheit in der Zone äußerer Natur, Vereinigung des Menſchlich- und Göttlich-Leiblichen. Darum wandte dieſe Schule ſchon in früheſter Kindheit ſich zur Natur und verfolgte ihre Spuren auf alle Höhen, in alle Tiefen, keine Verirrungen und keinen Unfall ſcheuend, darum warb ſie mit allen Kräften um ihre Geheimniſſe, und warf ſich ihr in die Arme und buhlte um ihre Liebe, damit dem natürlichen Menſchen ſein Recht göttlicher Abkunft noch einmal widerfahre, wie in den Zeiten des pantheiſtiſchen Bewußtſeyns, und menſchliche Schönheit ihre Gewalt ausübe, wie der Himmel, unter dem ſie erblühet! — Komme mir Keiner vor ſolcher Kunſtoffenbarung mit Schulbemerkungen über eine verzeichnete Hand! Als ob wir den Werth der römiſchen Elegien nach den Füßen meſſen dürften, und nicht vielmehr nach den Schwingen, die ſie tragen. Freilich, wer nichts kann als Finger (δάκτυλοι) zeichnen und Füße formen, der zeichne und forme genau! An den Genius aber reicht der Zollſtab nicht!

Viel Großes und Herrliches hat Tizian geſchaffen, und gewiß nichts, das nicht immer der Bewunderung werth wäre, die es findet; aber in der Richtung, in welcher die Eigenthümlichkeit der Schule ſich ausſpricht, ſah ich ihn nirgends ſo vollendet wie hier im Bilde der Venus, in dieſer Fülle unbewußter Anmuth und Schönheit. — Wie ein Blitz fuhr mir die Verwandtſchaft mit Raffael durch den Sinn, wie entfernt auch beide von einander ſtehen. Wenn wir aber die Doppelklage erheben, daß Bewußtſeyn und Beziehung nach Außen die Schönheit verletzen und geiſtige Erhebung (ſogar des Schmerzes) hemmen, und Tizian in der Venus die erſte unverletzt dargeſtellt; war es nicht Raffael, der in der Sixtiniſchen Madonna eine göttliche Erſcheinung mit der Gewalt der

Reflexionsloſigkeit hinſtellt, und liegt nicht ihre große Macht über die Gemüther gerade in dem Contraſt der Größe des Ichs in ihr und dem Schweigen deſſelben? Recht als wollte uns Raffael zeigen, daß er den Zauberring halte und nach Gefallen brauche, ſtellt er Barbara in Bezug auf ſich und uns, und lehrt uns, daß dadurch gleiche, ſelbſt größere Schönheit gelähmt werde.

Wunderbarer Eindruck, wenn Du, ohne Neues in Dein Auge zu laſſen, von Tizians Venus zur Sixtina gehſt. Welcher Contraſt! Welche Uebereinſtimmung! Gleiche Bewegung durch ganz verſchiedenen Impuls. Erde als Schöpfung Gottes, Himmel als Heimath der Menſchen!

Haſt Du Geduld gehabt, mir ſo weit zu folgen in meinen Betrachtungen, ſo bleibe noch ein wenig bei mir, vor Raffaels Madonna. Sieh ſie an, während ich meine Gedanken habe und ſage.

Wie oft begegnen wir in der chriſtlichen Kunſt der Mutter mit dem Kinde! Einen ungefähren Maßſtab gibt das Berliner Muſeum an die Hand. Unter den 461 italieniſchen Bildern älterer Zeit (bis auf die Nachahmer und Akademiker excl.) kommt (mit Ausſchluß der Darſtellungen von der Geburt Chriſti ꝛc.) die Mutter mit dem Kinde *einhundert zwei und fünfzig mal* vor, alſo immer das dritte Bild die Mutter mit dem Kinde!

Es iſt von tiefer, das innerſte Weſen unſerer Religion ausſprechender Bedeutung, daß ſie das Kind auf den Altar ſtellt, ihm die göttliche Ehre erzeigt und Segen aus ſeinen Händen empfängt. Fragen wir nun nach den älteſten Darſtellungen, ſo finden wir über Byzanz hinaus die Anfänge in dem Lande, wohin das Chriſtkind frühzeitig gerettet worden. Hat Aegypten einmal das heilige Kind bewahrt, warum wollen wir Anſtand nehmen, es zum zweitenmale von ihm zu empfangen? Wem ſollten nicht bei den Alten ägyptiſchen Götterbildern von Iſis und Horus die ganz verwandten Altartafeln der Byzantiner mit der Mutter und dem Kinde einfallen? Geſchichtliche Forſchungen werden uns darüber weiter unterrichten, genug daß wir an beiden das gemeinſame Merkmal erkennen, abſtracte, ſtarre Gottheiten vor uns zu haben, aber *Gottheiten*. Im dreizehnten, vierzehnten Jahrhundert erlitten dieſe eine weſentliche Veränderung: mit der Kunſt begannen auch ſie ſich zu regen, und Blut ſtrömte in ihren Adern; ſie fingen an, menſchlich zu denken und zu empfinden, und das Wort ward zum zweitenmale Fleiſch. Wie ſehr es dies geworden, lehren uns vornehmlich die Florentiner am Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts und (in einer andern Weiſe) die Venetianer. Das aber iſt das Geſetz des organiſchen Lebens, daß Alles zu ſeinem Anfang zurückkehre, aber anders als es ausgegangen. Und ſo mußte auch das göttliche Kind, nachdem es vor uns gelächelt, geliebkoſt, geſcherzt, geſpielt, ja geſchlafen, ſich wieder in ſeine volle Gottheit kleiden, aber erſt nachdem es, wie Chriſtus in Judäa, menſchliches Leben in ſich aufgenommen. Dieſes wieder Geiſt gewordene Fleiſch, dieſes wieder zur Gottheit gewordene Madonnenbild iſt das Sixtiniſche: kein Lächeln, kein Liebkoſen, weder bei der Mutter, noch dem Kinde, keine Bewegung, nicht einmal die ſegnende; völliges Seyn und Erſcheinen und in dieſem doch alle Liebe, alle Macht, aller Segen! So iſt in der Sixtiniſchen Madonna der Kreislauf dieſer Anſchauungen vollendet und *drüber hinaus* iſt für denſelben nichts Chriſtliches mehr möglich.

Gehe nun mit mir zum Tizian zurück; denn ich bin heut einmal zwiſchen dieſe Magnetberge gerathen und werde hin und her gezogen.

Der Zinsgroſchen. Man erzählt, *Tizian* habe dies Bild zu oder nach der Zeit gemalt, als *Dürer* in Venedig war, um zu zeigen, daß er ſich auch auf die deutſche Art verſtünde. Man erklärt damit gewöhnlich die für Tizian wohl ſehr auffallende Weiſe vollendeter Ausführung. Allein für dieſe hatte er im benachbarten Mailand ganz andere Mitſtreiter, ja ſein eigner Lehrer konnte ihn zu ſolchem Beginnen durch ſeine Werke herausgefordert haben. Eine andere Wahrheit könnte in der Anekdote liegen, und wir ſollten nur erſt genau nach der deutſchen Kunſt hinüber ſehen und nach dem, was ſie von der italieniſchen ſcheidet und von Anfang an geſchieden hat. Wir ſehen leztere mit jenen ſtarren Geſtalten beginnen, in denen weder Leben noch Bewegung, und nur wenige Spuren der Menſchenähnlichkeit zu ſehen iſt. Die deutſche hingegen (mit Ausnahme der Kölniſchen Schule) hat von früher Zeit an ſich an das Leben, an die Wirklichkeit gehalten, und wenn jene, was ſie ſchuf, ſelbſtſtändig bildete durch die *Phantaſie*, ſo nahm dieſe, was ſie gab, aus den Händen der *Natur*. Wir ſehen ſie ſomit als nächſte Anverwandte der venetianiſchen Schule. Wie weit ſie aber doch davon noch immer entfernt war, ſagt uns unter andern Dürer (in einem Brief aus Venedig an Pirkheimer, dem er erzählt): „daß man ſein Ding table, weil es nicht antikiſch Art ſey.“ Wir finden alſo dort noch immer Verbindung mit der idealen Anſchauungsweiſe der Alten, gegenüber der feſten Fußes in der Wirklichkeit ſtehenden deutſchen Kunſt, dort vor allen freie und breite Zeichnung der Charaktere, hier bis ins Detail dem Leben, ja ſogar, was nicht zu verkennen, mit Bezug auf größere Lebendigkeit, dem *gemeinen* Leben entnommene Züge. Dahin konnte Tizian natürlich nie kommen, wenn er auf deutſche Art malen wollte; wohl aber von ſeiner Richtung ab- und nach jener einlenken. Vergleichen wir nun mehrere der religiöſen Darſtellungen Tizians, z. B. die Kirchenväter um die Madonna in trono in der Gallerie Feſch in Rom, die

Himmelfahrt der Maria in Venedig, eine andere in Verona ꝛc., ſo iſt bei aller ſchlagenden Wahrheit der Färbung und ſelbſt bei mangelnder Feierlichkeit der Anordnung noch immer eine große Kluft bis zum Leben; noch immer ſind es Geſtalten, die der Künſtler — obſchon mit Hülfe ſeiner Naturkenntniß — frei erſchuf und an die die Wirklichkeit noch ein zweifelhaftes Recht hat. Namentlich gilt dies von den Charakteren, denen antike Anſchauungsweiſe ihre einfachere, breitere Formen gab. — Ich kann nun nicht ermitteln, wie weit die italieniſchen Kunſtgeſchichtſchreiber Recht haben mit der o. a. Anekdote vom Zinsgroſchen; aber ſo viel iſt augenfällig, daß dieſes Bild von andern ähnlichen des Meiſters grade durch die mehr der deutſchen Schule eigene Individualiſirung der Charaktere ſich unterſcheidet, ja ſogar, wie jene, in der Geſtalt des Phariſäers nahe an die Karrikatur ſtreift. Dieſer Chriſtus iſt nicht der Gott auf dem Throne, ſondern der in Judäa lebende; kein myſtiſches Feuer des heiligen Geiſtes blitzt aus ſeinen Augen, ſondern die Uebermacht eines klaren, uns verſtändlichen und ſchuldloſen Menſchengeiſtes. Jeder, auch der kleinſte, Zug iſt der Wirklichkeit anpaſſend und vorzüglich das Daſeyn kleinſter Züge. — Daß Tizian dieß Alles erreichen konnte, ohne Beziehung zur deutſchen Kunſt, ſtellt ſich klar heraus, wenn wir bedenken, daß ein ſo dem Leben zugewandtes Auge wohl auch die Motive vollendeter Charakteriſtik erkennen mußte; hat aber Dürer einigen Theil daran, ſo müſſen wir uns freuen, ein Denkmal zu beſitzen, das uns zeigt, was auf der Grundlage deutſcher Kunſt zu erſtreben iſt. Jedenfalls zeigt es uns den Meiſter der venetianiſchen Schule auf einer zweiten Höhe, die kein Anderer erreicht und auf die er ſich ſelbſt nicht wieder begeben. — Wollteſt Du ihn nun noch auf einer dritten glänzen ſehen, ſo müßteſt Du vor die Bildniſſe treten, die von ſeiner Hand die Gallerie bewahrt, und in denen er als der geliebteſte Zögling der Natur, dem ſie die Palette aufgeſezt, die Töne gemiſcht, den Pinſel geführt, erſcheint.

Dreizehn Bilder von Tizian zählt die Gallerie; nimmſt Du dazu das ſchöne Bild Giorgione's, Jakob und Rahel, die Tafeln Palma's, Baſſano's Bildniſſe u. A., ſo tritt Dir die Gallerie in ein glückliches Verhältniß zum Berliner Muſeum, dem Fuße des Berges, auf deſſen Gipfel wir jezt ſtehen. Doch auch aus der ältern Zeit, namentlich der Venetianer und Ferrareſen ſind einige Schätze hierher gekommen. Vor Allen iſt der Chriſtus von Giovanni Bellin zu nennen, an welchem Typiſches und Natürlich-Charakteriſtiſches zugleich und in gleicher Stärke gearbeitet und in dem bereits der Keim Tizianiſcher Anſchauungen liegt. Einen Meiſter, den Berlins reiche Sammlung nicht hat, finden wir (nach dem Katalog) hier unter den Alten, Ercole Grandi. Ich kann mich nicht beſinnen, irgendwo etwas von ihm geſehen zu haben; die beiden kleinen Tafeln hier (23. 24) zeigen ihn als einen Menſchen von kräftiger Imagination, von lebendiger, ja leidenſchaftlicher Anſchauungsweiſe und im Herben der Zeichnung, den magern, geſchnittenen Formen, ſelbſt im braunen Colorit dem Mantegna ſehr verwandt. Die vorliegenden Tafeln, höchſt wahrſcheinlich das Predell eines größern Bildes, ſtellen die Gefangennehmung und Kreuzigung Chriſti vor. Auf dem erſten Bild ſehen wir links Chriſtus am Oelberg knieend, den Rücken nach uns gekehrt. Die in den Vorgrund hingeſtreckten Apoſtel erinnern faſt buchſtäblich an Scenen, denen man ſo oft in Italien am heißen Mittag vor Kirchthüren, auf Palaſtſtufen u. ſ. w. begegnet. — Weiter nach der Mitte des Bildes iſt die Gefangennehmung dargeſtellt; geſenkten Blickes umarmt Chriſtus den Judas; Petrus mit Malchus im Vorgrund nach uns gekehrt. Getümmel, Verfolgung, Gefangennehmung Anderer, Herbeiſtrömen von mehr Kriegsleuten füllt den übrigen Raum. Auf dem zweiten Bilde begegnen wir dem Zuge nach Golgatha. Voran die Schächer mit auf den Rücken gebundenen Händen; Einer von ihnen wird im Vorbeigehen getränkt. Chriſtus trägt das Kreuz nicht (ein abſchreckender Menſch neben ihm thut's), wohl aber wird er, die Hände nach vorn gebunden, von Vielen geſtoßen und geſchleift. Die Frauen ſammeln ſich um die ſinkende Mutter, deren eine Hand von einer andern Mutter mit einem Kinde geküßt wird. Zwiſchen ihnen und Chriſtus ein Hauptmann mit ſtolzem, forſchenden Blick; auch ein Trompeter fehlt nicht; Prieſter zu Pferde, Volk in heftiger Bewegung, begleiten den Zug. Ich halte dieſe Bilder für ſehr bedeutend; unverkennbar ſind es Jugendarbeiten und tragen in ſich die Elemente ſelbſtſtändiger, dramatiſcher Auffaſſung, die — wenn nicht der Tod dazwiſchen getreten — andernorts zur Vollendung gekommen ſeyn müſſen. — Daß in dieſe Zeit und Richtung auch das mit Giotto's Namen fälſchlich bezeichnete Bildchen der Geburt Chriſti (Nro. 1) gehöre, iſt (bisher ohne Erfolg für den Katalog) bereits mehrfach gezeigt worden. Wie ſchwer trennt man ſich vom alten Glauben, wenn er auch noch ſo irrig! So iſt ebenfalls in den neuen Katalog jener glänzende Irrthum übergegangen, der die Bathſeba im Bade (481 neuer Ordnung) als eine gemeinſchaftliche Arbeit Franciabigio's und Andrea's del Sarto hinſtellt, bloß weil außer des Erſtern Monogramm (auf einem Badekruge, wenn ich mich recht erinnere) auch noch an einer Mauerfläche ſteht: A. S. 1523, das aber nicht Andreas Sartius, ſondern Anno Salutis heißt, ſchon deßwegen, weil ja doch etwas von Andrea's Hand im Bilde zu ſehen ſeyn müßte, ehe man an ſeinen Namen denken kann.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nachrichten vom April.

Bauwerke.

Berlin, 13. April. Das neue Palais des Prinzen Wilhelm, Sohnes Sr. Majeſtät, iſt im Innern wie im Aeußern vollendet und wird in den nächſten Tagen bezogen werden. Sechs Tage war es dem Publikum zum Beſchauen geöffnet.

Wiesbaden, 29. März. Mehrere Häuſer am Marktplatz ſind nebſt Hintergebäuden angekauft worden, um eine Bauſtelle zu einem Palais für den Herzog zu gewinnen.

Paris, 2. April. Man iſt gegenwärtig ſehr eifrig mit den Arbeiten an der Magdalenenkirche beſchäftigt. Maler, Bildhauer, Vergolder, Künſtler aller Art drängen ſich im Innern in deren Schiffe und im Allerheiligſten, da man die Kirche ſobald als möglich zum Gottesdienſte zu benutzen wünſcht.

Neapel, 17. April. Der abgebrannte Theil des Schloſſes wird, während der Hof zu Caſerta wohnt, wieder hergeſtellt und erweitert werden. Der Graben nach dem Molo zu wird ausgefüllt, die an der Vorderſeite befindlichen kleinen Gebäude niedergeriſſen und das Ganze, mit dem Largo di Caſtello vereint, zu einem großen freien Platze umgewandelt.

Amſterdam, 11. April. Unſere Stadtregierung hat den Baukünſtlern, welche mit drei Entwürfen zum neuen Börſengebäude concurrirt, jedem einen Preis von 500 fl., zwei andern jedem einen Preis von 250 fl., wenn ſie ihre Entwürfe der Stadt zum Eigenthum abtreten wollen, zuerkannt.

Norwegen. Zu Eidsvold iſt das Gebäude, in welchem am 17. Mai 1814 die norwegiſche Verfaſſung unterzeichnet wurde, durch einen Verein von 200 Perſonen für 5000 Species erſtanden und zu einem Nationaldenkmal beſtimmt worden.

Conſtantinopel, 15. März. Durch einen großherrlichen Hattiſcherif iſt das heilige Grab zu Jeruſalem den griechiſchen Prieſtern überlaſſen und ihnen geſtattet worden, daſelbſt auf ihre Koſten eine Kirche zu errichten, zu welcher bereits eine ſehr bedeutende Summe bereit liegen ſoll.

Bildnerei.

London. Die trefflichen Thonmodelle des hieſigen Künſtlers Cotterill ſind, da derſelbe ſeine Arbeiten nie auf die öffentlichen Ausſtellungen gibt, faſt nur unter den Kunſtliebhabern und Kunſtgönnern bekannt. Ein Beſuch in ſeinem Atelier muß die größte Bewunderung ſeines Talents erregen. Seine Bilder menſchlicher Geſtalten ſind ausgezeichnet; vielleicht ohne Gleichen ſteht er indeß als Pferdebildner da. So hat er neulich für den Marquis von Chandos eine treffliche Arbeit geliefert: „den Reiterangriff des Sir Bevil Granville in der Schlacht von Lansdowne-hill.“ Es iſt der Augenblick dargeſtellt, wo der wackere Ritter ſein feuriges Streitroß anhält, um dem Angriff eines Haufens von Pikenträgern zu begegnen, von denen er einen bereits niedergehauen hat. Hinter ihm kommt ſein Fahnenträger herangeſprengt, um ſeinem Herrn beizuſtehen. Das Ganze iſt ſehr ſchön gedacht und ausgeführt. Der Tod des Hirſches mit einer Dame zu Pferde, welche den letzten Augenblicken des ſterbenden Thieres mit Wehmuth zuſieht, iſt ein gleich ausgezeichnetes Werk deſſelben Künſtlers.

Paris. Die Statue des Generals Kleber iſt am 19. April in dem Atelier des Hrn. Honoré in Paris gegoſſen worden. Sie ſoll bei den diesjährigen Juliſeſten auf dem Paradeplatz in Straßburg feierlich eingeweiht werden.

Frankfurt a. M., 27. März. Goethe's Statue, welche der ausgezeichnete Bildhauer Pomp. Marcheſi in Mailand im Modell nun vollendet hat, iſt für ein hieſiges Denkmal beſtimmt, das aber kein öffentliches werden wird. Goethe iſt in einem Armſeſſel ſitzend dargeſtellt, ſinnend, einen Crayon in der einen, ein Büchelchen in der andern Hand haltend. Das Gewand hält die Mitte zwiſchen der römiſchen Toga und dem Schlafrocke. Er iſt im hohen Greiſenalter dargeſtellt und hat daher mehr das Anſehen eines weiſen Geſetzgebers, als eines begeiſterten Dichters.

Kopenhagen, 28. März. Man iſt jetzt ernſtlich darauf bedacht, Thorwaldſen's Werke aufzuſtellen, ſo weit die Umſtände es erlauben. Die Gruppe Johannes des Täufers wird noch in dieſem Sommer das Frontiſpiz unſerer Frauenkirche zieren, und demnächſt werden die Bildſäulen der zwölf Apoſtel ihre Kaſten verlaſſen, um auf den Piedeſtalen im Innern der Kirche einen würdigern Platz einzunehmen.

Rom, 18. März. E. Wolff aus Berlin iſt beſchäftigt, eine lebensgroße Gruppe von zwei Amazonen zu modelliren. Desgleichen hat er die Büſte des Profeſſors Gerhard modellirt, der heute nach Griechenland abgereiſt iſt. Sie wird in dem Local des archäologiſchen Inſtituts ihren Platz finden.

Denkmäler.

Athen, 6. März. Der König von Bayern veranlaßte durch einen bedeutenden Beitrag die Gründung eines Denkmals für die in Griechenland verſtorbenen bayeriſchen Militairs. Zu dieſem Zwecke begibt ſich dieſer Tage Profeſſor Imhof nach Nauplia, um ſich auf dem dazu beſtimmten Platze ſelbſt über die Ausführung zu orientiren. Der vorläufige Plan beſteht darin, den dortigen Vorſprung eines Felſens zu benutzen und daraus einen großen Löwen zu hauen.

Mainz, 1. April. Da nach allen Nachrichten der Guß des von Thorwaldſen modellirten Denkmals Guttenbergs in der Werkſtätte des Herrn Crozatier zu Paris höchſt gelungen ausgefallen iſt, ſo wurden die dem Künſtler dafür zu vergütenden Auslagen (ein Honorar hat derſelbe bekanntlich, nach dem Beiſpiele Thorwaldſens, großmüthig abgelehnt) mit 25,000 Fr. bereits übermacht, und ein Handlungshaus mit dem Transport der Bildſäule in unſere Stadt beauftragt. Unter den vielen eingegangenen Entwürfen zu Inſchriften für das Denkmal hat die Commiſſion für jenen entſchieden, welcher zuletzt vom Hofrath Müller in Göttingen eingeſandt wurde.

Prag, 18. April. Das am 9. d. M. zum Beſten eines hier beabſichtigten Mozart-Denkmals veranſtaltete Concert im großen Saale des Waldſteiniſchen Palaſtes hat 600 fl. C. M eingebracht.

Brüſſel, 26. März. Es iſt nun entſchieden, daß Gretry's Monument in Lüttich von Erz ſeyn wird. Der Gemeinderath hat vorläufig 49,000 Fr. dazu verwilligt.

Kopenhagen, 30. März. Das große Concert, welches in der hieſigen Frauenkirche von einem Muſikverein gegeben wurde, und deſſen Einnahme für Mozart's Monument in Salzburg beſtimmt iſt, war äußerſt zahlreich beſucht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 51.

Kunſt-Blatt.

Dienſtag, den 27. Juni 1837.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunſtwiſſenſchaftlichen Inhalts aus den Gemäldeſammlungen von Berlin und Dresden.

Elfter Brief.

(Correggio.)

Schon von Berlin aus verſprach ich Dir über Correggio zu ſchreiben; es iſt mir lieb, daß ich mein Worthalten bis hieher verſpart, wo ich dieſem Geiſte noch einige Fragen vorlegen konnte, die in Berlin nicht zu beantworten waren. Erkennt man in ihm freilich nur die Anmuth und die Wellenlinie, das Helldunkel und das breite, unten zugeſpitzte Oval, ſo reicht ein Bild ſchon hin und ich hätte Dir von der Leda und Jo in Berlin viel ſchreiben können. Ein Andres iſt's mit ſeinen verſchiedenen Manieren, deren man hier vier, eigentlich fünf zählt — denn ſo viel Bilder hat man — zu denen dann noch ſo viel andere gehören, als anderswo Bilder von ihm vorhanden. Als ob die Manier eines Meiſters wie ein Kleid angezogen und abgetragen würde, als ob der Geiſt zuſammengeleimt würde oder aufgemauert wie ein Schloß, an das jeder neue Beſitzer ein neues Stück anſtößt, und das freilich zuletzt verſchiedene Manieren zeigt. Als ob Blatt, Blüthe, Frucht verſchiedene Manieren eines Baumes wären und nicht Stufen der Entwickelung! Was Correggio iſt, iſt er ganz und von Anfang an und ſelbſt ſeine Fehler ſind nur Schößlinge ſeiner Tugenden. Ihn zu erkennen, müſſen wir auf den Stand der Kunſt ſeiner Zeit, auf das religiöſe Bewußtſeyn überhaupt und auf ſein Gemüth beſonders Rückſicht nehmen. Correggio lebte in einer Zeit (zu Anfang des 16. Jahrhunderts), wo kirchliches Leben und religiöſes Bewußtſeyn in Italien ſo tief geſunken waren, daß die Grundlehren des Chriſtenthums (Verſöhnung der Welt und Rechtfertigung durch den Glauben) mit andern Alterthümern vergraben lagen und die Nothwendigkeit einer Kirchenreform von einigen wenigen Männern chriſtlicher Bildung am päbſtlichen Hofe ſelbſt — doch vergebens — nachgewieſen wurde.* Die Kunſt hatte alle Beziehungen zu Religion und Natur durchlebt und in Raffael die Rückkehr aus dem Leben und mit ihm ins Heiligthum gefeiert. In dieſe Zeit, wo von der Sündhaftigkeit des Fleiſches nicht mehr die Rede war, wo überhandgenommene griechiſche Bildung auch griechiſche Lebensanſicht allgemeiner gemacht, wo der Ernſt der Kunſt ſeinen Gipfel erreicht, trat Correggio, dieſer von Muſen und Grazien mit Gaben überſchüttete, heitere, ſinnlich-glückliche Menſch ein. Nur wenn ſie heiter war, konnte er die Religion brauchen, wenn ſie in das Glück des Daſeyns, vor allen wenn ſie in des Menſchen vollſte, ohne Reue und ohne Sehnſucht gebrochenen Entzückungen, in die Freuden ſeines Herzens, ſeiner Sinne ſtimmte. So konnte ihn auch eine Kunſt nicht rühren, deren Geſtalten in feierlicher Langeweile die wenigen Bewegungen machten, die ihnen das Herkommen erlaubt, noch weniger, wenn dieſe Geſtalten gar den Schein des Lebens annahmen ohne die Freiheit deſſelben, endlich mußte er ſelbſt Raffael und deſſen theilweiſer Rückkehr zum Alten gegenüber empfinden, daß auch er ein Maler ſey, nämlich ein andrer.

Was iſt nun das Neue in Correggio? — Fragen wir deßhalb ſein frühſtes Bild, den heil. Franciscus in der hieſigen Sammlung, das er nach zurückgelegtem achtzehnten Jahre gemalt. Wieder eine Madonna in trono und Heilige umher: die Aufgabe bleibt die vielhundertjährige; die Löſung eine durch und durch neue. Dieſes Neue werden wir finden, wenn wir das Bild an ſeine alte Stelle ſetzen, für die es der Künſtler gemalt, über den Altar, und es mit dieſem in Verbindung betrachten. Das Altarbild gehört in der katholiſchen Kirche zum Altar und alſo in den Ritus. Der Ritus iſt eine ſymboliſche Handlung, d. h. er bildet etwas Ewiges, etwas von den Verhältniſſen der Zeit ganz Unabhängiges ab, obſchon in

* Vgl. hierüber Ranke's Fürſten und Völker des ſechzehnten Jahrhunderts.

der Zeitlichkeit und unter den Geſetzen derſelben: er bildet ſomit keinen Vorgang ab, ſondern ſtellt einen Gedanken hin, dieſen aber freilich in Form eines Vorgangs. — Ferner der Ritus iſt allgemein kirchlich, ohne beſondere Beziehung auf die Gemeinde (als gerade anweſende), noch auf die Mitgeiſtlichen oder die Miniſtranten: hier iſt nirgends eine perſönliche Verbindung. — Endlich der Ritus insbeſondere, die ceremoniellen Bewegungen des Prieſters beim Segnen, Küſſen, Niederknieen, Stufen Auf- und Abſteigen ꝛc. iſt eine von Alters her überlieferte, feſtſtehende Form, wie das Wort, deſſen er ſich bedient. Sie wird betreffenden Falls angelernt und in den meiſten Fällen gedankenlos beobachtet; Einige indeß ſuchen gewiſſe Natürlichkeit, oder auch wohl Anmuth in die Bewegungen, in die Rede, zu legen, ohne von der Form abzuweichen; noch Andere erfaſſen ihren urſprünglichen Sinn und beleben ſie mit urſprünglichem Geiſt und Ernſt. Käme aber Einer, der nach ſeinem Gefallen, ſeinem perſönlichen Gefühl ſie ausführte, Worte nach ſeiner Weiſe wählte, ſo trennte er ſich damit von Kirche und Altar, wie mächtig er auch ſonſt auf die Gemüther einwirkte.

Alles Geſagte gilt von den (ſymboliſchen) Altarbildern, und Du wirſt Dir ſchon im Leſen die Parallele leicht gezogen haben. Da aber auch in ihnen das Symbol, der Gedanke, in Form eines Vorgangs hingeſtellt wird, ſo kann er allerdings in dieſen umſchlagen: Seh ich Maria mit dem Kind auf dem Thron, und Heilige umher, ſo kann ich wohl zu der Frage kommen: ſeit wie lange ſind dieſe ſchon beiſammen, wie lange werden ſie es bleiben? und wird ihnen dieſe abſtracte Stellung nicht läſtig, die feierliche Miene nicht unmöglich auf die Dauer? Laßt ihnen doch einmal Freiheit und ſeht, was ſie beginnen! Mit dieſem, die Baſis kirchlich-religiöſer Anſchauung untergrabenden Gedanken beginnt Correggio: er löst den rituellen Zauber, der die Heiligen feſſelt, und läßt ſie ihrer Herzensneigung nachgehen und unter ſich in Verbindung treten, er dringt keinem mehr die alten geheiligten Bewegungen auf, ſondern läßt einen Jeden ſich äußern, wie's ihm beliebt. Da aber nun alle dieſe Vorgänge in ſeiner Seele ſich ſpiegeln, in dieſer Phantaſie voll Heiterkeit und Sinnenluſt, ſo werden ſie keine andre Farbe annehmen können, als eben die der Heiterkeit und Sinnenluſt. So erſcheint uns das erſtgenannte Bild des h. Franciscus: Lichter Sonnenglanz im Hintergrund, helle Freude und Seligkeit im Vorgrund. Die lang aushaltende Andacht des heil. Franz zur Madonna ſpielt endlich in eine perſönliche Theilnahme hinüber, und Madonna neigt ſich mit ausſchließlichem Segen, mit mild ſtreichelnder Handbewegung nach ihm herab; der ſonſt ſo ernſte Bußprediger Johannes ſchaut mit einer Freudigkeit zu uns heraus, als habe er nichts zu verkündigen gehabt, als die Erſcheinung des Kindes, den Beginn der glücklichen Zeit; Antonius wendet ſich ab, ich weiß nicht ob vom alten oder vom neuen Dienſt; doch zieht ein räthſelhaftes, faſt ironiſches Lächeln um ſeine Lippen; nur Katharina bleibt in ungeſtörter religiöſer Hingebung dem Kinde zugewandt, das auch noch in angeſtammter, hier ſcheinbar angelernter Feier verharrt, und an das der junge Tempelſtürmer ſich noch nicht gewagt. In ſeligem Entzücken, keiner Schwingen als der der Freude bedürftig, ſchwimmen oben in der Luft zwei Engelsknaben, lieblichen Geſichts, geringelten Haupthaars, und ſelbſt in die aus Marmor geformten, die die Platte des Altars tragen, iſt der Geiſt gefahren; die Bezauberung iſt auch von ihnen genommen, Blut durchſtrömt das ſtarre Geſtein, und ob ſie dem alten Bund angehören, wie jene oben dem neuen, es kümmert ſie wenig, leicht und lachend tragen ſie ihre Laſt, wohl wiſſend, daß die ganze Scene bald vorüber iſt und ſie hingehen können, wohin die Luſt ſie führt. Dieſer meines Wiſſens durchaus neue Einfall, karyatidiſche Figuren durch Farbe zu wirklichen zu machen, charakteriſirt ſcharf den neuen Genius, dem es unerträglich war, irgend etwas, das menſchliche Form trug, unbelebt zu ſehen.

Aber ganz ſich losreißen vom Alten konnte Correggio nicht mit einem Male, und ſo wie er das Chriſtkind im genannten Bilde noch nicht in die neue Bewegung gezogen, ſo folgte er auch noch in vielen andern künſtleriſchen Dingen ſeinen Vorgängern; er behielt im Allgemeinen die Anordnung bei, ſeine Zeichnung hält ſich am ſtrengen Contour, die Gewänder brechen ſich in großen Maſſen und feſten Falten, die Färbung iſt tief-kräftig und die Stimmung noch immer feierlich, wie Morgenanbruch.

In dieſe Zeit nun fällt, wenn mich meine Erinnerung nicht täuſcht, ein zweites Bild Correggio's von allerhöchſtem Werth, die Kreuztragung in der Gallerie von Parma. Zwar verändert die Aufgabe die Stellung des Künſtlers weſentlich; hier gab es weder Ueberlieferung zu brechen, noch konnte Freude und Entzücken Spielraum gewinnen; doch blickt der Geiſt, wenn ich recht ſehe, durch. Zeichnung und Färbung iſt, wie beim Franciscus, der alten Schule, namentlich dem Mantegna verwandt (wie jener dem Francia), die Auffaſſung iſt rein dramatiſch, als Vorgang gefaßt, als wirkliches Ereigniß, und doch wie geiſtvoll geordnet, wie ſind die Elemente abgewogen, daß die Darſtellung ſich zur höchſten Macht über unſer Gemüth ſteigert, aber — es beruhigt. Das iſt das Große in dieſem Bilde, nur dem Correggio Eigene, das ſogar dem Raffaeliſchen Spaſimo fehlt. Siehe! in der Mitte des Bildes: Chriſtus, das Kreuz tragend, ſeine Laſt fühlend, aber nicht unter ihr erliegend. — Nur die Mutter erlag unter der viel größern Laſt des Kreuzes, das ſie trug, unter ihrem Herzeleid. Rechts von unſerm Auge — ſie hatte ſich ſchon von der Leidensſcene abgewendet

— ſehen wir ſie hingeſunken, zuſammengebrochen, aus jedem Gliede ſcheint der lezte Lebenshauch zu fliehen, den die helfende Magdalena aufzuhalten ſich bemüht. Auf dieſe ſeelenerſchütternde Gruppe — auch uns erfaßt ſie durch die Wahrheit der Darſtellung, über der wir die leztere vergeſſen — fällt Chriſti Blick. Das ſchwere Kreuz, der nahe bittere Tod beraubt ihn ſeiner Kräfte nicht; aber kann er der Mutter Schmerz ertragen? Er kann's, wie ſchwer's ihm wird. Er fühlt es ganz, dieſes furchtbare Leiden, doch wenn es tauſend Mutterherzen bräche, er ändert's nicht, und der unabänderlichen hohen Beſtimmung geht er, wenn auch unter Thränen, doch heiter entgegen. O, er iſt unendlich ſchön, dieſer Sieg göttlicher Heiterkeit über die Empörung des tief verwundeten Herzens, dieſes leichte Wandeln auf ſtürmenden Wellen; und doch iſt's kein Gott, kein in einen räthſelhaften Nimbus gehülltes mächtiges Weſen, dem dieſes gelang; nein, das Angeſicht ſo menſchlich, ſo bekannt, ſo ganz Natur; jede Hand-, jede Fingerbewegung ſo wahr, ſo lebendig, ja ſelbſt das Haar, getheilt durch die Zacken der traurigen Krone, wallt wie von ſelbſt über die Schultern nach der Bruſt. Und neben dieſer Gruppe reinſter Seelenbewegung ein Roher aus dem Volk, die geballte Rechte zum Schlag erhoben, während die Linke den Heiland vorwärts ſtößt. Das wußte Correggio wohl, wie grell er die Gefühlloſigkeit neben ſein Gemälde höchſter Zärte ſtelle, daß ſie es doch nicht berühren, noch beſchatten, ſondern nur ſeine Wirkung erhöhen konnte. — Verfolgen wir den Vorgang weiter, ſo ſtoßen wir, auf der andern Seite Chriſti, in der Tiefe des Raumes, auf eine neue Scene. Die Mißhandlung Chriſti kann der Jünger, den er lieb hatte, nicht mehr ertragen: Johannes drängt ſich aus der Menge vor, um ſeinen theuern Meiſter vor dem Augenblick des Erliegens zu ſchützen. Unerbittlich ſtößt ihn die Wache zurück. Siehe dies unbarmherzige Geſicht! dahinter zwei andere mit offener und verſteckter Bosheit, daneben den fanatiſchen Judas und das gleichgültige Geſicht des Gaffers, und neben all dieſer Widerwärtigkeit den leidenden Liebesblick des Johannes, der uns für alle Unbill entſchädigt und das Gemüth beruhigt.

Sehe ich nun recht, ſo iſt gerade dieſe Macht des Geiſtes über widerſtrebendes Leiden, ja dieſe bei höchſtem Schmerz noch erhaltene Heiterkeit die Seele des Bildes und Correggio's Eigenthum.

Kennte ich nur das Bild des heil. Petrus (mit drei andern Heiligen) in der Landſchaft in Correggio's Vaterſtadt, ſo würde ich an dieſer Stelle von ihm reden; denn nach dem, was ich davon gehört und geleſen, fällt es in die Zeit des Uebergangs zu dem zweiten Bilde der Dresdener Gallerie, dem heiligen Sebaſtian.

Wohl aber möchte ich eines andern herrlichen Gemäldes dieſer Zeit gedenken, das auch in der Gallerie von Parma aufgeſtellt iſt: eine Ruhe auf der Flucht (Madonna della scodella). Es war vorauszuſetzen, daß auch hier Correggio's reichbegabter Genius nicht an die traditionellen Motive ſich halten würde, aber dennoch überraſcht er durch die gänzliche Neuheit der Auffaſſung. So zeigt uns dies Bild wieder, wie unendlich viel — bei dem beſchränkten Kreis von Darſtellungen — in der Kunſt von einer neuen, lebendigen Auffaſſung abhänge, und welche Kraft und Friſche darin liegt, wenn ein Künſtler im herrſchenden Geiſte ſeiner Zeit ſich ausſpricht.

Das Bild belehrt uns auf den erſten Blick, Correggio habe die Erzählung als ſolche, ohne weitere Beziehung und Bedeutung genommen. „Die Aeltern Chriſti fliehen mit dem Kinde nach Aegypten und bleiben daſelbſt bis zum Tode des Herodes." Einen jahrelangen Zeitraum ſchließt dieſe Erzählung ein: warum alſo zeigt ihr das Kind immer als ein neugebornes? Iſt nicht bis zur Rückkehr aus dem Kind ein Knabe geworden? Soll die durch Furcht und wunderbare Rettung erregte Stimmung ewig dauern? Aendert ſich nicht Alles mit der Zeit? Seht doch dem Ereigniß wirklich zu, geht mit ihm fort und ihr kommt an — dies Bild. Die heiligen drei Könige, der Komet, der Engel der Verkündigung ſind — wenn auch nicht vergeſſen, doch — ins Dunkel der Erinnerung getreten. Obendrein ſind Engel ihre tägliche Geſellſchaft und haben den Reiz des Außerordentlichen längſt verloren. Die heilige Familie iſt eine brave geworden, die Gott ſichtbarlich ſchützt in ihrer Verbannung, die das Leben von ſeiner wochentäglichen Seite auch faſſen und ihr einziges, höchſtes Glück in der ſich entfaltenden Schönheit und Güte des geliebten Kindes erblicken. Engel ſind eben hülfreich beſchäftigt, eine große Palme niederzuziehen, damit Vater Joſeph, der unmöglich hinauflangen oder klettern kann, die Früchte bequemer abpflücken könne, die er dem Kinde hinreicht. Dieſes, ein herrlicher Knabe von vier bis fünf Jahren, ſorglos an die Mutter angeſchmiegt (ſie ſizt am Boden neben einem kleinen Feuerchen, über dem ein Brei gekocht wird), nimmt die Früchte vom Vater mit der einen Hand und gibt ſie mit der andern der Mutter, und recht um uns zu zeigen, daß er dies Amt ſchon oft verwaltet und die Arbeit völlig verſtehe, ſieht er gar nicht darauf, ſondern auf uns, mit einem unbefangenen, herzlich frohen, fragenden Blick, wie Kinder thun, die ſich etwas Fremdem ganz bekannt gegenüber ſtellen. Wie Joſeph am Baume, ſo findet Maria am Feuer einen Gehülfen, einen Engel, der mit kocht, während ein anderer den Eſel, damit er ſich nicht, nach beſſerer Weide ſuchend, als das verbrannte Gras ihm bietet, verlaufe, vorſorglich an einen Baumſtamm feſtbindet.

Wie alſo Correggio im vorhergenannten Bilde für das ſchmerzenreichſte Ereigniß die Beſänftigung gefunden,

indem er den, deſſen Leiden uns zermalmen mußte, im Sieg über jedes, ſelbſt das eindringendſte, darſtellt und ſomit ein trauriges Bild im heitern Licht gezeigt, ſo und noch viel mehr hat er hier von dem Bilde einer ſorgenvollen Flucht alle Wolkenſchatten weggezogen und das Glück, die Luſt, das harmloſe Leben von Gott beſchützter Menſchen geſchildert.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nachrichten vom April.

Numismatik.

Vom Genfer See, 21. März. Im Rhonethale vom See bis Martigny, wo einſt römiſche Städte, z. B. Epaunum am Fuße des Dent du Midi, ſtanden, werden häufig römiſche Münzen entdeckt; ſo fand man auch unlängſt zwiſchen Beſenaz und St. Maurice, einen Fuß unter der Erde, in einer gefirnißten, faſt runden Amphora 8 — 900 Kupfermünzen, welche den gewöhnlichen Grünſpanüberzug haben, ſonſt aber gut erhalten ſind. Faſt alle zeigen auf einer Seite das Bruſtbild der Kaiſer Diocletian, Maximian oder Conſtantius Chlorus, auf der andern aber verſchiedene Attribute, einen Genius und die Inſchrift: Genio populi romani. Sie ſind meiſt ſo groß wie die franzöſiſchen Zweifrankenſtücke.

Malerei.

Rom, 25. März. J. Riepenhauſen hat ein großes Bild vollendet, welches den Kaiſer Maximilian I. vorſtellt, wie er in dem eroberten Kufſtein von dem Herzog Erich von Braunſchweig-Lüneburg für die Gefangenen der Feſtung angefleht wird, obgleich der Kaiſer, bei ſeiner Ungnade, verboten hatte, für die Verbrecher zu bitten. Das Bild wird bald nach Deutſchland abgehen.

Padua, 6. April. Oeffentliche Blätter haben bereits gemeldet, daß Hr. Dr. Ernſt Förſter in Aufträgen Sr. Majeſtät des Königs von Sachſen und Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen von Preußen in Italien reiſt, und in Padua das Glück gehabt hat, eine Capelle mit Malereien des 14. Jahrhunderts aufzufinden, die völlig in Vergeſſenheit gerathen war. Er ſchreibt uns darüber vorläufig Folgendes:

„Ich habe die Malereien in St. Giorgio de' Lupi unter Staub und Moder hervorgeholt, indem ich die Grenzen des Untergangs erforſchen wollte. Die unteren Bilder ſind, mit Ausnahme eines einzigen Bildes, das ganz, und eines andern, das halb verloren iſt, und einzelner durch Steinwürfe beſchädigter Stellen, durchaus wohl erhalten. Die oberen Bilder habe ich noch nicht unterſucht. Dieſe Malereien gehören zu dem Schönſten, was nicht nur das 14. Jahrhundert, ſondern überhaupt die Frescomalerei geliefert hat. Manches iſt in Farbe und Malerei ſo ſchön, daß ich nicht wüßte, wie Tizian es hätte übertreffen wollen. Aber dieſe Frescokunſt iſt noch nicht wiedergefunden. Wir haben die Florentiniſche. Hier ſind durchaus andere Mittel.“

Bis zum 8. April hatte er aufgedeckt eine Kreuzigung und die Geſchichte der heil. Lucia, vier große Frescobilder, mit denen die Südſeite der Capelle geſchmückt iſt.

München, 10. April. Unter den neuen Kunſtwerken erregt ein großes Oelgemälde vom Profeſſor Zimmermann, den Abſchied des Tobias vorſtellend, durch Reichthum und Schönheit der Gruppen, durch meiſterhafte Perſpective der Gründe und ſchöne Behandlung die Theilnahme Aller, die es in ſeinem Atelier in der Akademie ſehen. Eben dort iſt Cornelius beſchäftigt, zu ſeinem großen Gemälde, das jüngſte Gericht, für die Ludwigskirche, den Carton der Fortſetzung zu zeichnen. Es iſt „Gott Vater im Moment der Weltſchöpfung“, beſtimmt, über dem jüngſten Gericht in die Decke zu kommen, und durch ein drittes Gemälde, den heil. Geiſt darſtellend, ein großes Ganzes zu bilden, das die Schöpfung, Erlöſung und das Weltgericht, die religiös-chriſtlichen Ideen der Weltordnung in einem ähnlichen Zuſammenhange darſtellt, wie der erſte Saal der Glyptothek die kosmogoniſchen der Griechen enthält.

Paris, 8. April. Der Baron Taylor hat in Spanien für Rechnung der franzöſiſchen Regierung etwa 800 Gemälde für 700,000 Fr. angekauft. In der hieſigen Kirche St. Laurent wurde in der Charwoche eine Sammlung von Tapeten ausgeſtellt, welche ſeit drei Jahrhunderten in den Niederlanden in großem Ruhme ſtand. Sie beſteht aus 10 Gemälden, welche Scenen aus dem Leben der Apoſtel Petrus und Paulus enthalten, ausgeführt nach Zeichnungen, welche Raffael ſelbſt aus Rom an die berühmte Abtei St. Peter und Paul zu Gent auf deren Verlangen ſandte. (?) Dieſe Tapeten ſind vollkommen erhalten, und man ſagt, der päbſtliche Nuntius ſtehe mit dem Eigenthümer in Unterhandlung, um ſie für die Gallerie des Vatikan zu erkaufen.

Berlin, 14. April. Vor einigen Tagen ſind die überaus koſtbaren großen Vaſen abgegangen, die der König in der hieſigen Porzellanmanufactur als Geſchenk für den Herzog von Orleans hat anfertigen laſſen. Anſichten von Berlin und Potsdam, die gewiß den Vergleich mit den Meiſterwerken der Porzellanmanufactur zu Sèvres nicht zu ſcheuen haben, zieren dieſelbe.

Weimar. Die von Ihrer Kön. Hoheit der Frau Großherzogin angeordneten Malereien zur Ausſchmückung des neuen Flügels am Großherzoglichen Schloſſe ſind im raſchem Fortgang. Bernhard Neher hat dieſen Winter hindurch eine Reihe ſehr ſchöner Cartons für das Zimmer gezeichnet, welches er zu Ehren Schillers in Fresco ausmalt. Vier große Cartons enthalten die Scenen, wie Don Carlos von der Königin Abſchied nimmt, Wallenſtein, wie er Max und Thekla trennt, Fiesco, welchen Verrina von der Brücke ſtößt, Don Ceſar, wie er Don Manuel bei Beatricen trifft und gegen ihn das Schwert zieht. Ein kleinerer Carton ſtellt zwei andere Scenen aus der Braut von Meſſina dar, wie der Fürſt ſich vom Aſtrologen ſeinen Traum deuten läßt, und den Tod Don Ceſars. Die drei kleineren Gemälde, welche der Künſtler ſchon im vorigen Herbſt in Fresco vollendet hat, und welche Scenen aus Fiesco, Don Carlos und dem Ritter Toggenburg enthalten, laſſen durch die Schönheit ihrer Ausführung auch von den größeren etwas Ausgezeichnetes erwarten. Hr. Preller iſt eben im Begriff, eine zweite große Landſchaft in Oel, eine Partie von Eichbäumen bei Ilmenau mit einer Parforce-Jagd des Großherzogs Karl Auguſt, für den Conſeilſaal zu vollenden. Dies Bild übertrifft das im vorigen Jahr ausgeſtellte der Wartburg noch weit an ſchöner Haltung und Naturwahrheit. In einem kleinen, von Hrn. Hütter mit Arabesken ausgemalten Zimmer malt Hr. Kaiſer vier Landſchaften, welche Erinnerungen an die Luſtſchlöſſer Wilhelmsthal, Belvedere, Dornburg und Tieffurth enthalten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 52.

Kunſt-Blatt.

Donnerstag, den 29. Juni 1837.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunſtwiſſenſchaftlichen Inhalts aus den Gemäldeſammlungen von Berlin und Dresden.

Zwölfter Brief.

(Correggio. Fortſ.)

Folge mir nun, l. F., vor das zweite (leider durch Palmaroli's Reſtauration ſehr beſchädigte) Bild, den h. Sebaſtian. Hier entwickelt ſich Correggio's Eigenthümlichkeit ſchon freier, und greller treten die Neuerungen hervor. Die Aufgabe immer noch die alte, Madonna in trono (hier auf einem von Wolken), Heilige umher. Aber wie verändert die Scene! — Gehen wir noch einmal zurück in die Frühzeit dieſer Darſtellung. Woher dort der feierliche Ernſt derſelben, die Würde und Einfachheit der Anordnung des Styls? Es galt, die Andächtigen daran zu erinnern, daß der allmächtige Gott die Geſtalt eines Kindes angenommen, das auf die Verwendung heiliger Männer und Frauen, die Laſt der Sünde, den Fluch der Verdammniß von ihnen nehmen und ſie begnadigen werde. Ein ſolcher Gedanke forderte größte Deutlichkeit und ſomit höchſte Einfachheit; daher dieſe gemeſſene Anordnung in den alten Bildern, daher das Typiſche (alſo immer und allgemein Verſtändliche) in Bewegung, Charakteriſtik und allem Verwandten; daher dieſer deutliche Zuſammenhang der Linien, der klare Gegenſatz der Maſſen — kurz das Plaſtiſche; daher endlich die größere Gleichgültigkeit gegen Wirkung von Licht und Farbe. — Zwar den Gedanken nicht, aber das Bewußtſeyn davon ſehen wir allmählig verſchwinden, und ſomit die Form, in der er ſich ausſprach, erſtarren oder ſich verwandeln. Für Correggio war der Gedanke nicht da und die Form todt. Wo ſie ihm alſo geboten wird, haucht er ſie mit ſeinem Lebensodem an, und wir ſahen die ernſten Heiligen der Vorzeit ſchon dem Jüngling bei ſeinem erſten, faſt ſchüchternen Rufe zu neuen Entzückungen folgen. Haben ſie dieſe einmal gekoſtet, ſo kehren ſie nicht mehr zurück zum Genuſſe des Weihrauchs und zur Glorie des geweihten Lampenlichts; ſie haben kein Evangelium mehr zu predigen, als das der Freude, der Luſt, und dazu bedarf es keiner gemeſſenen Sprache, keiner ruhigen, klaren Darſtellung — aus den verworrenſten Tönen hört man ſie heraus — und nur fern von allem Feierlichen kann ſie ungeſtört ſich äußern. Iſt da nun noch eine durchgeführte Linie, eine Völligkeit der Form nothwendig, ja am Ort? Nein. Schon die ſchwimmenden Kinder im erſten Bilde gaben die Richtung an. Aber ein neues Element erſcheint, das Element der Freude: das Licht bricht an. War aber im Franciscus der Sonnenglanz noch in der Ferne des Himmels und der Landſchaft, und traf nur Wiederſchein die Seligen vor uns, ſo ſtrahlt nun Madonna ſelbſt in der Glorie des Himmelslichts, ja ſie erſcheint ſelbſt als Sonne, in deren Glanzſtrahlen die Engels-Wolken-Köpfchen um ſie ſich baden, und die, als Regenbogenfarben, in den Engeln und Heiligen umher ſich brechen. Wie lacht dieſer neue Himmel uns an mit ſeiner heiteren Königin, die mit ihrem herrlichen Knaben, wie Titania auf Wolken daherfliegt! Wie lachend tanzen die Engel umher, und reiten auf Wolken und ſtürzen ſich wie Schaumwellen des Waſſerfalls in die Tiefe! Wie haben Rochus und Sebaſtian ſo ganz alle Schmerzen brennender Wunden vergeſſen, daß ſie lächelnd ſtimmen in dieſen Tumult der Luſt! Und hat man in dieſem nur Zeit, nach Zuſammenhang, Anmuth, Vollendung der Linien zu fragen? Und thut man's, wird es die Kraft des Bildes ſchwächen, wenn wir die Verbindung der Linien häufig verloren ſehen, Engel mit einem Bein, das oft noch einmal durchſchnitten iſt, kurz, wachſende Formloſigkeit? — Nein, alles dies gehört zu Correggio und kann nur erſt bis zum Extrem getrieben oder nachgeahmt, entgegengeſezte Wirkung haben. Aber noch immer iſt die Sonne im Steigen und unſer Meiſter etwa drei und zwanzig Jahr alt.

In dieſer Zeit berief ihn Donna Giovanna von Piacenza, das Refectorium ihres Kloſters (S. Paolo zu Parma)

mit Freſken auszumalen. Ich ſprach oben von dem kirchlich=religiöſen Bewußtſeyn zu Correggio's Zeit, nämlich vom Mangel deſſelben. Wem irgend das Geſagte unglaublich erſcheint, der darf nur in's Refectorium des Nonnenkloſters S. Paolo zu Parma treten und ſehen, was die Hand Correggio's den frommen Schweſtern zur Erbauung für Bilder aufgeſtellt: Zur Laubgrotte wölbt ſich der Saal, Diana mit einem Schwarm von Liebesgöttern zieht vorüber; Juno iſt nackt am Himmel aufgehenkt; Grazien, Parzen und was ſonſt für Heilige des Homeriſchen Himmels, ſtrahlend vom Glanze ſinnlicher Luſt, ſchmücken die verſchiedenen Räume. Bei vollkommener Herrſchaft über alles Techniſche der Kunſt, mit der Fähigkeit, ſich nach allen Seiten ungehindert, mit größter Leichtigkeit zu bewegen, getragen von dem ebenmäßig zur Reife gekommenen Geiſt ſinnlichen Entzückens, iſt es kein Wunder, wenn Correggio nun mit einer Macht an die Sinne ſchlägt, die, wo ſie nicht ſchwer erregliche oder gelähmte trifft, nicht mehr durch eine andere verdrängt wird, wie ſie denn auch ihn ſelbſt jezt faſt ausſchließlich belebt. Aus jenem Geiſte ſind die Leda, die Jo in Berlin und die Danae in der Gallerie Borgheſe in Rom, drei Bilder, in denen jene Luſt, von der Friedrich der Große an Voltaire ſchrieb, daß ſie die einzig ohne Reflexion und Relation wahre ſey, aufs Ueberſchwenglichſte ausgehaucht iſt, und die reizende Sünderin Magdalena in Dresden, geboren. Nur dem Correggio, dieſem „gründlich gebornen Heiden“ (wie Goethe den Winckelmann nennt), konnte es gelingen, die verborgenen Freuden der Liebe ans Licht der Kunſt zu ziehen, ohne ihren Zauber ihnen zu nehmen, da er's ja in ſeiner Gewalt hatte, das Licht, das er bis zum Sonnenglanz geſteigert, zur geheimnißvollen Dämmerung zu brechen. So hatte Gemüth und Sinnesart unvermerkt ſeinen Genius ſeinem höchſten Triumphe entgegengeführt, und wie er früher mit Freude und Licht uns gewann, ſo feſſelt uns nun der Zauber ſeines Helldunkels, des Lichts in der Finſterniß.

Ich kann mir die Wirkung dieſer neuen Kunſt auf die Zeitgenoſſen nicht groß genug vorſtellen, obſchon ich gern der Erzählung glaube, daß ihr Erfinder viel Feinde und Neider gehabt habe, Unverſtändige, die der neue Glanz blendete. — Und indem ich dies denke, ſtehe ich vor dem vierten größeren Bild der hieſigen Sammlung, der Nacht. Ich erinnere mich recht wohl, daß Ludwig Tieck einmal vor dieſem Bilde die Worte des Johannes wiederholte: „Und das Licht ſchien in die Finſterniß, aber die Finſterniſſe begriffen's nicht.“ Lange habe ich dieſe Worte mit mir herumgetragen; es ſchien mir die Anwendung ſo klar, die Abſicht ſo unverkennbar und doch war mir's, als entſchlüpfte mir immer des Correggio Geiſt, wenn ich ihn in die Tiefe chriſtlicher Myſtik tauchen wollte, und ich hätte unten — meine leere Hand. So wenig im chriſtlichen Sinne iſt die Conception des Bildes, daß es die Chriſtlichſeligen, denen das Verſtändniß eröffnet iſt, die Armen am Geiſte, die Hirten, gerade als die hinſtellt, die das Licht nicht begreifen und davon geblendet werden. Wohl aber führte der in Correggio wirkende Kunſttrieb, der das Helldunkel erfand, ihn zu den Quellen deſſelben, zu ſeiner einfachſten und ſomit ſtärkſten Erſcheinung hinauf, und er ergriff mit Freuden die Gelegenheit, die ihm die Aufgabe der Geburt Chriſti bot, recht eigentlich einmal das Helle im Dunkeln darzuſtellen, das Licht in die Finſterniß ſcheinen zu laſſen. Mögen des Johannes Worte ihm dabei vor der Seele geſtanden haben, — gewiß hat er ſie nicht im evangeliſchen, ſondern in ſeinem Sinne angewendet und wir können uns, ohne ſeinem Genius Gewalt anzuthun, recht wohl vorſtellen, daß er bei den geblendeten und grinſenden Hirten an Leute gedacht habe, die weder das neue Licht der Kunſt, noch das in ihm Fleiſch gewordene Wort verſtanden.

So oft ich vor dieſes göttliche Bild trete, erfaßt mich tiefe Wehmuth und mir iſt's, als rief' es mir zu: „Ach! ich gehöre nicht hierher, nicht in eine Gallerie! Wie kann die lautloſe Sprache der Nacht mitten im Gewirre und Getöſe des Tags verſtanden werden; baut mir eine ſtille Zelle und ich will mit euch reden!“

Immer mehr zeigt ſich beim Correggio, daß, was Anfangs nur Mittel war, die Darſtellung zu beleben und zu verſchönen, alle Kräfte an ſich reißt und ſelbſt Zweck wird: was um ſo eher möglich war, da in den meiſten Fällen der Sachinhalt der Aufgabe für ihn und ſeine Zeit etwas ganz Gleichgültiges geworden. Seinem Charakter nach kann er aber nicht auf einer erſtiegenen Stufe ſtehen bleiben, ſich nicht mit einem Grade des Ausdrucks begnügen. Wie Kinder, denen man nach ruhigem Spiel ein lautes erlaubt, nach immer lauteren verlangen und nur im Toben zulezt noch wirklich froh ſind, wie bei Großen der Walzer die Menuet, jenen die Galoppade verdrängte, ſo ſehen wir Correggio im Ausdruck ſeiner Freude, ſeiner Luſt ſich von Bild zu Bild ſteigern; bald reichen die gewöhnlichen und natürlichen Bewegungen nicht mehr aus; die Scheu vor Wiederholung treibt ihn bis zur Umkehrung, und die urſprünglich noch gemäßigte Weltlichkeit muß im gradausgeſprochenen Gegenſatz gegen die Kirche, im klaren Heidenthum ſich endigen.

Treten wir unter die Kuppel von S. Giovanni in Parma, von ihm al fresco ausgemalt mit der Krönung Mariä, wahrſcheinlich bald nach der Götterluſt bei den Nonnen von S. Paolo. Warum ſollte er die Caſſinenſiſchen Väter karger behandeln, als die Pauliniſchen Schweſtern, warum ſollte er ihnen nicht auch eine Freude gönnen für die Stunden ihrer Langenweile unter der

Hora? warum ſollte die beglückende Luſt des heidniſchen Himmels nicht auch in den chriſtlichen dringen oder, wenn das unmöglich, warum ſollte nicht Alles in jenem Wohnung machen? Wie dem auch ſey, über die Engel in S. Giovanni iſt eine Heiterkeit ausgegoſſen, die wenig an den Altardienſt unter ihnen erinnert, und die den wiederkehrenden Feſttag im Himmel (eben die Krönung) feiern wie Menſchen auf Erden, die beim Kirmeßſchmaus und Tanz auch nicht mehr daran denken, daß der Tag der Kirch-Weihe gewidmet iſt. Auch Chriſtus, Maria und Johannes können die alte, gewohnte, feierliche Stimmung nicht feſthalten. Hat ſich doch Maria ganz andern Dingen zugekehrt, als dem Zweck des Tages. Sizt ſie nicht mit dem Rücken gegen Chriſtus, und wendet ſich nur eben für den Moment, daß ihr Chriſtus wieder einmal die Krone aufſezt, nach ihm um, mit einer Bewegung, die ſchon ihrer Unbequemlichkeit wegen ſchnell vorübergehen muß. Johannes iſt noch derſelbe, den wir auf dem Bilde des heiligen Franz ſahen; aber längſt iſt das lezte Andenken an den ehemaligen Prophetenernſt von der Stirne gewiſcht; die Wunden der Heiligen ſind geſchloſſen und die Chöre der Seligen rufen Evoe!

Wenn einſt, als in die ſinkenden Tempel der alten Götter der neue Cultus zog und ſie ſtürzte, dieſe darin unter fremden Namen den alten Dienſt ſich erhielten, wenn Apollo durch die Krone von den Nägeln des Kreuzes durch Conſtantin ſich zum Chriſtus verwandelte, wenn Iſis und Horus die Geſtalt liehen für die Gottesmutter mit dem Kind, ſo konnte, wenn das neue Leben erſtarrte oder erſtarb, der Geiſt der alten Götter wieder in die todten Körper fahren und ſie nach ihrer Weiſe regieren. Dieſen Rückfall des kirchlich-religiöſen Lebens in Italien ins Heidenthum bildlich zu offenbaren, war Correggio berufen. Mit immer ſteigendem Uebermuth, getragen vom Reichthum ſeiner Phantaſie, ſicher durch die Mittel der Kunſt, über die er ſpielend gebot, löſcht er den lezten Schimmer der überlieferten Heiligkeit aus, ſtellt den alten Naturdienſt wieder her und erfüllt ſomit den Kreislauf der Mythe; wie ich's oben beim Raffael ſchon andeutete, daß über die Sixtina hinaus keine chriſtliche Madonna mehr möglich ſey.

Von dieſem Standpunkt aus nun ſind der heilige Hieronymus in Parma und der heil. Georg in Dresden zu betrachten. Ueber die Fresken der Domkuppel wage ich nicht mich beſtimmt auszuſprechen, da ich ſie unglücklicher Weiſe nicht bei günſtiger, d. h. bei faſt gar keiner Beleuchtung geſehen und eine kirchliche Feierlichkeit die Wiederkehr verbot. Jene beiden Gemälde nun tragen ſo unverkennbare Züge des Heidenthums, daß man eher an einen Bacchus- oder Venusdienſt, als an Chriſtum und ſeine Heiligen denken kann. Mit dem Kind läßt ſich unter dieſen Umſtänden wenig mehr anfangen, als mit jedem andern, man läßt es ſpielen. So weiſt es beim Hieronymus auf das Buch des wunderlichen, einem Satyr mehr als einem Heiligen ähnlichen Alten, das ein Engel ihm nicht raſch genug umblättern kann; ſo greift es beim Georg nach dem Modell der dargereichten Kirche, wie ein Kind nach Nürnberger Spielwaare.

Aber die Jungfrau, die vollblühende, an allen Reizen ſchwellende, geſtattet andere Beziehungen. Bleiben wir bei dem Dresdener Bilde. Wie wohlgelitten erſcheint der freundliche Alte, der mit dem Kinde ſich abgibt; der Blick der Huld, doch ohne Theilname, trifft den Mann von mittleren Jahren im Mönchsgewand, der mit abgelebten, lächelnden Geſichtzügen, ironiſch auf die Gemeinde zeigt; Johannes mit ſüß-leckerer Miene, gebehrdet ſich wie ein junger Faun, macht uns auf die neue Gottheit aufmerkſam, nach uns gewendet, wie Georg, in deſſen ganzem kräftigen und rüſtigen Weſen ſich das Uebergewicht über die Andern und die Sicherheit des Beſitzes ausſpricht, der Mars in Vergleich mit Adonis und Vulkan. Auch ſpielen die herrlichen Buben am Fuß des Altars mit Waffen und Trophäen von ihm und gehören ihm an.

Dahin mußte Correggio auf dem von ihm betretenen Wege kommen, daß man ſich vor einem Bilde, das den Altar einer chriſtlich-katholiſchen Kirche ſchmückte, des lezten Reſtes chriſtlicher Vorſtellung entäußern muß, um die Schönheit deſſelben ungetrübt auf ſich wirken zu laſſen. Daß eine ſolche Entfernung von der alten Kunſt und deren Lebensprincip im Allgemeinen, auch von einer gänzlichen Losſagung des Formellen begleitet ſeyn, daß auch hier die Verſchiedenheit immer greller hervortreten mußte, war natürlich, und ſo darf es denn nicht verwundern, ſo wenig Sinn für Einfachheit der Linie und Zuſammenhang der Form zulezt mehr zu finden, daß Johannes wie ein gebrochener und gedrehter Stab da ſteht und im ganzen Bilde kein volles Gewand mehr vorkommt, ja daß vier dreieckige Zipfel vom Johannes herabhängen.

Dennoch iſt das Bild ein lebendiges und ſtimmt ein in den Lobgeſang ſeines Meiſters, dieſes in ſich zur vollendetſten Harmonie gekommenen Genius. Auch über dieſes Bild iſt Schönheit in vollem Maße ausgeſchüttet; es iſt mit ſo vielen Reizen der Lebensfriſche, des Genußglücks, der Anmuth und des Scherzes, mit ſo viel Zauber des Lichts und der Farbe geſchmückt, daß es in der That den vollen Blumen- und Fruchtſchnüren gleicht, die die ganze Scene bekränzen.

(Der Beſchluß folgt.)

Nachrichten vom April.

Moſaik.

Venedig, 30. März. Im Laufe des nächſten Sommers wird ein koloſſales Moſaikgemälde, das ehedem die Chorniſche der alten Kirche St. Ciprians auf Murano ſchmückte und von dem Kronprinzen von Preußen gekauft worden iſt, nach Deutſchland geſchickt werden. Zwei junge venetianiſche Künſtler haben das außerordentlich ſchwierige Geſchäft der Abnahme des Moſaiks, ſo wie der Herſtellung eines Gerüſtes zur unveränderten neuen Aufſtellung an irgend einem beliebigen Orte, auf eine Weiſe vollendet, die jeder Anerkennung würdig iſt.

Alterthümer und Ausgrabungen.

Kertſch. Im December v. J. entdeckte der Director des hieſigen Muſeums in dem 4 Saſch. hohen ſogenannten Königsgrabhügel, deſſen Aufgrabung im J. 1834 begann, große Mauern, die vielleicht den Eingang zum Grabe bilden. In einem andern dieſer Hügel bei Bulganak iſt ein kleines viereckiges Grab entdeckt worden, worin man eine Urne mit rothen Figuren auf ſchwarzem Grund fand, eine Bacchantin darſtellend, die mit dem Finger den Kopf eines vor ihr knienden Fauns berührt. Im Hintergrunde ſteht ein Faun und vor ihm ſitzt Bacchus. Ueber dieſer Gruppe befindet ſich ein Genius. In dieſer Urne fand man verbrannte Knochen und eine an den Enden mit Löwenköpfen verzierte goldene Kette. Neben dieſem Grabe iſt ein anderes, worin man goldene Ohrringe von ſehr plumper Arbeit, gläſerne, aus verſchiedenen ſinnbildlichen Figuren beſtehende Armbänder und eine Lampe in Form eines Hundes fand, worauf das Wort Καρπος, wahrſcheinlich der Name des Künſtlers, ſteht.

Alexandrien, 4. März. Die Geſellſchaft zur Unterſuchung der Pyramiden hat ſich aufgelöst, und Hr. Caviglia wird nun die Arbeiten, ſo weit ſie gediehen, bekannt machen.

Athen. Beim Graben des Grundes für ein Haus, das Dr. Treiber und Hr. Origone kürzlich in der Nähe des Theſeustempels bauen ließen, fand man die Ueberreſte einer Mauer und ein Stück von dem Geſimſe einer Säule doriſcher Ordnung. Der Aufſeher der Alterthümer, Hr. Pittakis, ließ, mit Erlaubniß der Eigenthümer, weitere Nachgrabungen anſtellen, und man fand einen Kopf von guter Arbeit, deſſen Haarwuchs die Periode der römiſchen Herrſchaft andeutet; ferner ein Piedeſtal mit drei Worten einer Inſchrift, einen ſehr ſchönen Frauenkopf und noch einen Kopf, der einer Statue des Nerva anzugehören ſcheint. Die Mauer gehörte wahrſcheinlich zu einem zu Ehren eines römiſchen Kaiſers errichteten Monumente, das, nach der Form der Buchſtaben zu urtheilen, 200 Jahre vor Chriſti Geburt erbaut worden zu ſeyn ſcheint.

Neapel, 15. März. Bei dem lezten Cholerafalle in Salerno, dem Tode einer Nonne, die nicht im geweihten Orte der Kirche beigeſezt, ſondern für die ein eignes Grab gegraben wurde, ſtieß man auf einen antiken Marmor, nämlich eine ganz erhaltene ſchöne Statue des jugendlichen Bacchus.

Rom, 18. März. Die Ausgrabungen bei Vulci ſind in dieſem Jahre nicht ergiebig geweſen, und man möchte glauben, daß der dortige Boden erſchöpft ſey. Der Prinz Borgheſe hat bei dem alten Gabii Nachgrabungen anſtellen laſſen, wo man in der Nähe des dortigen Tempels Fragmente von Figuren und Gebäuden gefunden hat. Bedeutender ſind die in lezter Zeit dort entdeckten Moſaikfußböden mit lebensgroßen Figuren, welche Pferde halten und Peitſchen in den Händen haben. Ueber jeder dieſer Figuren iſt der Name angebracht. Auch bei Tivoli hat der Fürſt nachgraben laſſen; doch ſind, außer einigen Inſchriften, die Ergebniſſe ſehr unbedeutend.

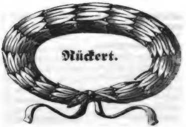
Bologna. Aus der Buchdruckerei Nobili u. Comp. ging gegen Ende Februars der Katalog einer Sammlung äthiopiſch-ägyptiſcher Alterthümer hervor, welche von Dr. Joſeph Ferlini an Ort und Stelle angelegt wurde und wohl die vorzüglichſte ihrer Art iſt. Dem Kataloge geht eine Andeutung über die von Dr. Ferlini in Nubien unternommenen Ausgrabungen vorher, worin jener unternehmende Archäolog kurz über ſeine Reiſe bis zu den Quellflüſſen des Nils berichtet und die günſtigen Verhältniſſe erläutert, unter welchen er in den Beſitz ſeiner alterthümlichen Schäze gelangte, und ſich ſo lange in Meroe, der uralten Reſidenz Nubiens, aufhalten konnte.

Paris. Vor ungefähr hundert Jahren fand man in den Ruinen der Stadt Pergamus in Cilicien eine große antike, mit Sculpturen bedeckte Vaſe aus weißem Marmor; der Sultan Amurat ſchenkte ſie der Familie Kara-Osman-Oglu, die ſie in dem großen Saale eines öffentlichen Bades aufſtellen ließ, wo ſie als Becken für kaltes Waſſer diente, während andere ähnliche, jedoch nicht mit Sculpturen verzierte Vaſen in die Moſchee der heiligen Sophia nach Conſtantinopel kamen. Jene in Pergamus gebliebene ſah Choiſeul-Gouffier und ließ ſie abbilden, konnte aber, ungeachtet bedeutender Anerbietungen, die Erlaubniß, ſie fortſchaffen zu laſſen, nicht erhalten. Der bekannte Reiſende, Hr. Charles Texier, fand 1835 die Vaſe noch auf ihrer Stelle in Pergamus und unverlezt. Da er von dem Miniſter des Innern ermächtigt worden war, über deren Ankauf zu unterhandeln, bat er bei ſeiner Rückkehr nach Conſtantinopel den Sultan um die Verwilligung, die Vaſe von der Stadt Pergamus erkaufen zu dürfen. Der Großherr aber verweigerte dies und machte die Vaſe der franzöſiſchen Regierung zum Geſchenk. Nach einem Briefe des Hrn. Texier iſt ſie bereits am 9. Februar aus Pergamus weg und am 12. zu Schiff gebracht worden.

London. Der Oxford Harald berichtet, daß Sir Th. Reid, der engliſche Conſul in Tunis, bedeutende Ausgrabungen in den Ruinen von Carthago veranſtaltet und bereits eine Anzahl ſchöner korinthiſcher Säulen mit glatten Schäften und ſehr gut erhaltenen Capitälern, wahrſcheinlich zum Jupitertempel gehörend, auch einen koloſſalen Jupiterskopf und eine kleine Hand der Ceres, die ein Füllhorn hält, aufgefunden habe.

New-York, 1. März. Das Morning Chronicle theilt, nach einer zu Chicago, im Staate Michigan, erſcheinenden Zeitung genaue Nachrichten über die im fernen Weſten Nordamerika's unlängſt aufgefundenen Ruinen einer großen halbverſchütteten Stadt mit. Dieſelben liegen in dem Bezirk von Jefferſon, weſtlich von Milwaukie, am Weſtufer des weſtlichen Armes des kleinen Rockriver, unter 42° 50′ nördl. Br. und 12° 50′ w. L. von Waſhington. Die ganz aus Mauerſteinen beſtehenden Ruinen haben, nebſt der Citadelle, mehrere engliſche Meilen Umfang, und über deren Urheber ſind unter der gegenwärtigen wilden Bevölkerung, bei denen die Stadt Azalar heißt, nur unbeſtimmte Sagen zu ermitteln.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 1. Montag, 2. Januar 1837.

Lyriſche Dichtkunſt.

1) Geſammelte Gedichte von Friedrich Rückert. 2ter Band. Erlangen, Heyder, 1836. 8. S. 504.

Rückert hat lange auf eine Sammlung ſeiner Gedichte warten laſſen, und oft iſt ihm die Genugthuung zu Theil geworden, daß man ihn frug, warum er ſie **nicht** ſammle, während man hundert andere lieber frug, warum ſie die ihrigen geſammelt? Jezt endlich iſt dem erſten Theil auch der zweite gefolgt, und man wird überraſcht durch den Reichthum, den uns der beſcheidene Dichter bisher verbarg, indem er ihn zerſtreute.

Den vorliegenden Band eröffnen die **geharniſchten Sonette**, freie kühne Klänge von 1813, die uns wohl ſeltſam gemahnen in einer ganz anders gewordenen Zeit. Damals hatte der deutſche Philiſter einen ungeheuren kühnen Traum, daß er noch beim Erwachen ſeine Schlafmütze für einen Helm hielt und die Morgenpfeife für ein Schwert und ſtolz auf die Magd herabſah, die ihm den Kaffee-brachte, bis er wieder zur Beſinnung kam und inne wurde, daß er nur geträumt habe, und daß er immerdar derſelbe in der ganzen Stadt bekannte Philiſter geblieben ſey. Aber der Traum war ſo deutlich. War es nicht, als ob im Schein brennender Dörfer finſtere Krieger vorbeiritten, als ob Kanonen krachten, die glühende Sonne über meilenlangen Schlachtfeldern aufging, Völker im Todeskampfe rangen, Ströme von Blut floſſen, ein furchtbarer Rachegeiſt heilloſe Räuber fortpeitſchte von einem Boden, der im Traum ſeltſamerweiſe eine Art von Heiligkeit annahm, und den man das Vaterland nannte, und als ob eine lange verworrene Flucht, wie wenn Ameiſen nach ihrer Höhle ziehen, nach einer fernen Stadt ſich wälzte, und der Ameiſenkaiſer ſeinen kleinen Hut verlor und — und — aber nun wars aus. Es war nur ein Traum, ſo lebhaft er auch war. Wenn es nicht ein bloßer Traum geweſen wäre, ſo würde es ja unmöglich ſeyn, daß man jezt darüber lacht, darüber ſpottet, ſich der Vaterlandsliebe ſchämt, als ob ſie das Unanſtändigſte wäre, das einem ehrlichen Philiſter in guter Geſellſchaft nur paſſiren kann.

Es geht freilich mit der Vaterlandsliebe, wie mit allen übrigen Tugenden. Sie werden läſtig, wenn ſie ohne Noth zur Schau getragen werden. Man kann nicht immer begeiſtert ſeyn, deßwegen ſoll man es auch nicht immer ſcheinen und am wenigſten im ungehörigen Augenblick, in Perioden der ausgeſprochenſten Nüchternheit. Ob wir in Deutſchland aber nicht ein wenig zu ſehr in den entgegengeſezten Fehler gefallen ſind? nämlich in die gänzliche Vergeſſenheit des Vaterlandes? Der Patriotismus ſoll doch nicht ſo tief einſchlafen, daß man ſich erſt jede Ungezogenheit gegen ihn erlauben darf, bis

er gähnend erwacht und ſich dann mehr ärgert, als es nöthig geweſen wäre, wenn er nicht gar ſo tief geſchlafen hätte.

Uebrigens waren jene geharniſchten Sonette Rückerts herrliche Stimmen der Zeit, echte Trompetenklänge der Schlacht, und wenigſtens einige davon dürften auch auf die Parteiungen unſerer Tage noch nicht alle Anwendung verloren haben, wenn anders das Ueberhandnehmen des franzöſiſchen Geſchmacks in der deutſchen Literatur, und die Hinneigung unſerer Jugend auf jene Seite, verbunden mit dem ſtudirten Ekel vor allem Patriotiſchen, als Zeichen der Zeit und Wegweiſer für die Zukunft irgend eine Bedeutung haben.

So z. B. folgendes:

Nicht ſchelt' ich ſie, die mit dem fremden Degen
Zerfleiſchen meines Buſens Eingeweide;
Denn Feinde ſinds, geſchaffen uns zum Leide,
Wenn ſie uns tödten, wiſſen ſie weßwegen.
Allein was ſucht denn ihr auf dieſen Wegen?
Was hofft denn ihr für glänzend Rubingeſchmeide,
Ihr Zwitterfeinde, die ihr eure Schneide,
Statt für das Vaterland ſie hebt dagegen!

Auf die politiſchen Lieder folgt: II. Agnes Todtenfeyer, die zarteſten Klagelieder um eine geliebte Todte, echte Sprache einer ſchönen Seele.

Nun aber will ich ſehn, ob man mit Armen
Der Poeſie kann in die Wolken reichen,
Und niederholen aus des Lichtes Reichen
Troſtſchätze für ein Herz, das will verarmen;
Sehn will ich, ob Begeiſt'rung mit den warmen
Gluthauchen kann des Grabes Thür erweichen,
Daß lebensfriſch daraus hervorgehn Leichen,
Die eingeſargt der Tod hat ohn' Erbarmen;
Sehn, ob aus Liebesroſen, Trauerneſſeln,
Noch Kränze flechten können die Kamönen,
Damit ein fliehend Schattenbild zu feſſeln;
Ob man erbauen kann aus Zaubertönen
Ein Demantſchloß, darin auf Saffirſeſſeln
Sitz' engelgleich die Schönſte aller Schönen.

Tritt ſanfter auf mit deinem Flügelſchlage,
O Zefir, denn du rühreſt heilige Räume;
Es flehen dich die Blätter dieſer Bäume,
Nicht zu verwehen ihre leiſe Klage.
Senkt duftiger zu dieſem Blumenhage,
Ihr Wolken, eures Vorhangs dunkle Säume,
Daß ungeſtöret hier die Holde träume,
Die hier ſich bettete, ſo früh am Tage!
Sie will nicht wachen! ſchlafen will ſie. Wache
Für Sie denn unſer Schmerz und unſ're Thränen,
Und unſer Segen ſchaukle ihre Wiege.
Glückſelig, wen zu dieſem Brautgemache
Mit leiſem Arme niederzieht das Sehnen,
Daß er bei Ihr, zwar Staub bei Staub nur, liege!

III. Roſen auf das Grab einer edlen Frau. IV. Amaryllis, die liebliche Idylle, die wir früher ſchon in dieſen Blättern mit dem Vergnügen angezeigt, mit der uns ihre Lektüre auch jezt wieder erfüllt hat. Dieſes Gedicht, die Liebe zu einem ſpröden Landmädchen ſchildernd, iſt wohl einzig in ſeiner Gattung. V. Aprilreiſeblätter vom Jahr 1811, wilde Jugendklänge mit vorherrſchender Klage über die Zufriedenheit, mit der ſich damals alles ins franzöſiſche Joch fügte.

Ihr, die der Himmel hat beſtellt, als Lichter
Zu leuchten denen, die im Finſtern klimmen,
Wie habt ihr alſo euer Amt zum ſchlimmen
Mißbraucht, ihr Lehrer, Denker, Forſcher, Dichter!
Den Schlaf der Trägheit, aller Kraft Vernichter,
Drin aufgelöst ihr euer Volk ſeht ſchwimmen,
Statt es zu wecken draus mit euren Stimmen,
Wiegt ihrs noch mehr in eitle Traumgeſichter.
Eins iſt uns Noth! Wach ſeyn zum Kampfgewitter.
Wollt ihr nicht mehren ſelbſt der Kämpfer Summe,
Schmelzt ſie nur nicht durchs Klimpern eurer Zitter.
Hört wohl ein Gott eu'r loſes Wortgeſumme?
Er hör's, daß er die Lei'r euch ſchlag' in Splitter,
Und euch ſchlag' auf den Mund, daß er verſtumme.

Wenn man freilich lieſt, wie zwiſchen 1805 und 1812 nicht bloß eine Menge bezahlter Federn, ſondern auch die berühmteſten Dichter und Gelehrten, z. B. Goethe und Johannes Müller, dem fremden Tyrannen huldigten, und wie verhältnißmäßig wenige Männer, die Aretin in der oberdeutſchen Zeitſchrift 1810 als „Prediger der Deutſchheit, Hochverräther und Verbrecher“ der franzöſiſchen Polizei denuncirte, damals für das Vaterland zu reden oder nur zu denken wagten; ſo begreift man das Eine kaum und das Andere ſehr leicht, — das Eine, wie viel dazu gehörte, die Deutſchen gleichwohl ein paar Jahre ſpäter in den Freiheitsrauſch von 1813 zu verſetzen, — das Andere, wie wenig dazu gehören würde, „unter günſtigen Umſtänden“ die Periode von 1805 – 1812 zu wiederholen, was das in Iſrael „verſchmolzene“ junge Deutſchland und Frankreich ſo ſehnlich wünſcht.

Nun folgen italieniſche Gedichte, Octaven, Diſtichen. Hier nur eins der leztern:

Leicht zu ſättigen iſt, und unerſättlich, die Liebe.
Wochen und Monden lang gnügt ihr ein einziger Blick,
Sparſam zu zehren daran; dann kommt die Stund', und ein ganzer
Himmel von Blick und Kuß ſtillet die Hungerruhe nicht.

Ferner Sicilianen, zartes Liebesgetändel, z. B.:

Als mein Schön' um ihre zarte Hand
Den Handſchuh zog, um Roſen ſo zu brechen;
Da ſprach der Strauch, der ſich beleidigt fand:
Und meinſt du wohl, es werde ſich erfrechen
Ein edler Dorn, die nicht zum Widerſtand
Bewehrte Hand unritterlich zu ſtechen?
Doch ob ſie durchs umpanzernde Gewand
Nicht jezt dich ſtechen, kann ich nicht verſprechen.

Es ſtand ein ſchöner glatter Fels am Meer,
Ein Efeu hielt mit Armen ihn umſchlungen,
Den Fels zu ſchmücken war nur ſein Begehr,
Darum er gern ihm wär' ins Herz gedrungen,
Um Nahrung dort zu ſaugen mehr und mehr;
Allein das harte Herz blieb unbezwungen,
Da welkt' er, und der Fels war ſchmuckesleer.
O Felſenherz! das iſt auf dich geſungen.

Dazu Ueberſetzungen aus ſicilianiſchen Dichtern, namentlich aus Meli, z. B.:

Das ſchwebende Herz.

Ich armes Herz! der mich im Buſen trug,
Verſchenkt' an die mich, die er nennt ſein Leben.
Der Stolzen da nicht dünkt' ich gut genug,
In ihrer ſchönen Bruſt mich aufzuheben.
Weil ſie bei ſich das Obdach ab mir ſchlug,
Will auch mein vor'ger Herr mir keines geben.
Ich armes Herz! ſo muß ich nun im Flug
Irr in den Lüften hin und wieder ſchweben.

Die Aſchenuhr.

Als Torismund um ſeine Roſalinde,
Verzehrt in Liebesglut, zu Aſche ſchwand,
Verſtreute ſie den Staub nicht in die Winde,
Sie ſammelt' ihn mit ihrer treuen Hand;
Nun dient er dem erfinderiſchen Kinde
In einer Uhr anſtatt der Stunden Sand,
Und freut ſich, daß durch ſie er Ruh nicht finde
Im Tod, wie er im Leben Ruh nicht fand.

Das himmliſche Schachſpiel.

Fürſt Luzifer ſpielt' eines Tages Schach
Mit Gott, und ſchlug ihm eine Königin!
Und das war Eva, die in Ungemach
Verlorne Lebensmutter, Königin.
Dann rückte Gott ein arm Figürlein ſchwach,
Vor rückt' er es, daß es ward Königin;
Die war es die des Feindes Hochmuth brach,
Ihn machte matt die Jungfrau Königin.

Sodann Ritornelle und endlich Vierzeilen, lauter kleine epigrammatiſche Gedichtchen, Bilder aus Italien, Liebesſpielereien, aber auch ſinnreiche Sprüche enthaltend, z. B.:

Iß die Frucht, und gib den Kern
Dankbar zurück der Erde,
Daß wieder ein Baum es werde,
Der wieder Früchte dir gebe gern.

Ich hatte kein Licht in meinem Haus,
Da lief ich vor meines Nachbarn Thür,
Er ſteckte mir eines an, und dafür
Blies ich zum Dank ihm ſeines aus.

Der Sonne würd' unerträglich werden
Der Anblick all des Schlechten auf Erden,
Wenn nicht ein Theil der ſchlechten Geſellen
Sich gut müßten ſtellen.

Zulezt Gaſelen nach Dſchelaleddin, worin die orientaliſche Färbung, die der Dichter in ſeinen ſpätern Jahren angenommen, entſchieden vorherrſcht. Schon Tholuck hat auf die Schönheiten Dſchelaleddins, dieſes merkwürdigen Myſtikers, der ſo viele Aehnlichkeit mit unſerm Angelus Sileſius hat, aufmerkſam gemacht. Beiden iſt insbeſondere das Verſinken in die Gottheit, das Einswerden mit ihr gemeinſchaftlich, z. B.:

Obgleich die Sonn' ein Scheinchen iſt deines Scheines nur,
Doch iſt mein Licht und deines urſprünglich Eines nur.

Ob Staub zu deinen Füßen der Himmel iſt, der kreiſt;
Doch Eines iſt und Eines mein Seyn und deines nur.

Der Himmel wird zu Staube, zum Himmel wird der Staub;
Und Eines bleibt und Eines dein Weſen, meines nur.

Wie kommen Lebensworte, die durch den Himmel gehn,
Zu ruhn im engen Raume des Herzenſchreines nur?

Wie bergen Sonnenſtrahlen, um heller aufzublühn,
Sich in die ſpröden Hüllen des Edelſteines nur?

Wie darf, Erdmoder ſpeiſend, und trinkend Waſſerſchlamm
Sich bilden die Verklärung des Roſenhaines nur?

Herz, ob du ſchwimmſt in Fluten, ob du in Gluten glimmſt,
Flut iſt und Glut ein Waſſer; o ſey du reines nur!

Daher auch die Hingebung an alles, was von Gott geſchaffen iſt, weil es von ihm geſchaffen iſt.

Um's reine Licht hab' ich die Flamme liebgewonnen,
Um's goldne Schwert hab' ich die Schramme liebgewonnen,

Aus Liebe zu dem Hirten, der mein Leben weidet,
Hab' ich das Glöcklein an dem Lamme liebgewonnen.

Ich hab' aus Liebe zu der milden Frucht am Baume.
Das rauhe Moos an ſeinem Stamme liebgewonnen.

Ich hab' um deiner jugendlichen Schönheit willen
Das welke Alter deiner Amme liebgewonnen.

Weil mir der Duft des Lebens haucht aus deinen Locken.
Hab' ich den todten Buz am Kamme liebgewonnen.

Ich habe, weil die Perle ruht im Meeresgrunde,
Das Körnlein Sand am Meeresdamme liebgewonnen.

Weil Thau zu Liebeſchminke wird im Roſenantliz,
Hab' ich das Tröpflein Flut im Schlamme liebgewonnen.

Charakteriſtiſch dürfte ſchließlich als ein Inbegriff der Rückertſchen Schlacht= und Blumenpoeſie folgendes kriegeriſche Frühlingslied erſcheinen:

Komm, o Frühling meiner Seele, Welten wieder mache neu!
Licht am Himmel, Glanz auf Erden, hoch und nieder mache neu!

Setze mit dem Sonnenknaufe blau der Lüfte Turban auf,
Und der Fluren grünen Chaftan, holder Chider, mache neu!

Mache Wieſen friſch von Kräutern, und von Sproſſen Haine jung,
Roſen=Schnürbruſt und der Lilje ſchlankes Mieder mache neu!

Schmelze mit dem Hauch, des Winters Helm und Panzer, mit dem Blick
Brich den Froſtſpeer; unſern Frieden, Weltbefrieder, mache neu!

Ohne Oſtwind iſt die Luft todt, und der Roſen Othem ſtockt.
Aus dem Schlummer weck den Oſtwind, ſein Gefieder mache neu!

Roll' in Donnern, geuß aus Wolken auf die Erde Moſchusflut,
Laß von Kopf zu Fuß uns baden, alle Glieder mache neu!

Pinie ſchlägt im Winde Pauken, Platanus mit Händen Takt.
Hauch der Liebe! deine Traumdüft' unterm Flieder mache neu!

Reben ringeln ſich an Ulmen zur Verehrung Gottes auf.
Veilchen küſſen Staub; Lenzandacht, o Gebieter, mache neu!

Hyacinthe koſ't mit Tulpen, und von Roſen Nachtigall,
Turtel girret ſüße Weiſen; Parſilieder mache neu!

Zünd' in Blüten Opferfeuer, Weihrauchglut in Düften an,
Und als Flöten alle Gräſer Rohr' und Rieder mache neu!

Laß die Blätter Zungen ſpitzen, Liebesfragen auf der Flur
Zu verhandeln, ihren Scharfſinn für und wider mache neu!

Hörſt du? Frühluft, Frühroth, Frühlicht ruft: Steh früh im Frühling auf,
Freund, mit Frühthau deines Geiſtes Augenlieder mache neu.

Daß du Lenzgeheimniß ſchaueſt! Blumenſchmelz iſt Alchimie;
Feſtgeſchmeid im bunten Feuer, rüſt'ger Schmieder, mache neu.

Wenn wir überall die goldene Reinheit der Geſinnung, die in unſerer Zeit ſo ſeltene, darum doppelt zu ſchätzende Vaterlandsliebe, das liebevolle Gemüth, die überaus reiche und vielgeſtaltige Phantaſie an Rückert ehren und bewundern, ſo beklagen wir uns nur über einen Fehler, der aus ſeiner vielleicht zu großen Gewalt über die Sprache entſpringt. Er theilt dieſen Fehler mit dem älteren Voß, nur daß ihn dieſer im Klaſſiſchen, Rückert aber im Romantiſchen verſchuldete, und auch bei Voß entſprang er aus der Meiſterſchaft in der Handhabung des Worts. Der Fehler beſteht in der Liebhaberei, ohne Noth Sprachſchwierigkeiten aufzuſuchen, nur um das Vergnügen zu haben, ſie zu überwinden, z. B. ſchwere Reime, ungewöhnliche Ausdrücke und Wortſtellungen. Das Ohr des Meiſters, das einmal dieſer Liebhaberei nachhängt, entfernt ſich nach und nach zu ſehr vom Ohr des Zuhörers, und dem erſtern wird geläufig und natürlich, was dem leztern immer mehr und immer unangenehmer auffällt. In Deutſchland begehn große Meiſter des Verſes dieſen Fehler leichter, als in irgend einem andern Lande; weil das Publikum nicht ſtreng genug iſt. Unter vielen nur ein Beiſpiel:

Ceres weint auf grüner Matte
Um die Tochter Perſefatte.
Die geſpielt im Schein der Sonne
Unter Blumen arglos hatte.

Man ſollte meinen, dergleichen dürfe nur in einer Traveſtie und Poſſe vorkommen, aber die folgenden Verſe

Nun auf freudlos dunklem Throne
Drunten hält ſie feſt der Gatte;

beweiſen, daß das Gedicht durchaus nicht komiſch genommen ſeyn will. Ein andermal ſingt Rückert:

Das Auge ſah der Locken holde Wirrung,
Und ſprach: Hier will es Blicke von Erfahrung,
Zu gehn in ſolcher Waldnacht ohne Irrung.

Dieſer Mißgriff im Gedanken würde dem Dichter wohl nicht begegnet ſeyn, wenn ihn nicht der Reimklang verführt hätte.

Wir wiederholen, daß dies Fehler nicht eines Schülers, ſondern eines Meiſters ſind; und wir wollen dem Meiſter damit nicht zu nahe treten, denn wie nach der alten trivialen, aber immerhin paſſenden Metapher die Sonne, ſo müſſen auch die beſten Aepfel und Dichter Flecken haben. Nur der Schüler wegen, die ſo gern ſtatt der Hauptſache die Nebenſache, ſtatt der Schönheiten ihres Meiſters nur deſſen Sonderbarkeiten nachahmen und ſtets in pojus melioriren, haben wir unſere unmaßgebliche Meinung in dieſer Beziehung nicht zurückhalten wollen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Moſen.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 2. Mittwoch, 4. Januar 1837.

Lyriſche Dichtkunſt.

2) Gedichte von Julius Moſen. Leipzig, Literariſches Muſeum, 1836. 8. S. 184.

Mehrere Lieder dieſes jungen Sängers leben ſchon im Munde des Volks, ſo namentlich ſein vortreffliches Gedicht „die lezten Zehn vom 4ten Regiment“, ausgezeichnet ſchön in Muſik geſezt, und wenn wir nicht irren, von mehr als einem Componiſten.

Schon bei ſeinem erſten Auftreten haben wir Julius Moſen als einen Bevorzugten des Himmels begrüßt, denn wenigen von der jüngern Generation iſt dieſe Lichtkraft des Genies und zugleich dieſe Reinheit, Einfachheit, Beſcheidenheit und Milde verliehen, worin er am meiſten an Uhland erinnert.

Ein Theil der vorliegenden Gedichte iſt patriotiſchen, ein anderer zärtlichen Inhalts; auch ſind Romanzen dabei.

Unter den erſten findet ſich z. B. das Lied auf die Leipziger Schlacht:

Es wollten viel treue Geſellen
Sich kaufen ein Vaterland,
Zu Leipzig mit eiſernen Ellen
Ein freies Vaterland.

Bei Leipzig ruhet begraben
Wohl mancher Mutter Kind,
Das Grablied ſangen ihm Raben,
Die dort geflogen ſind.

Was fraget ihr, Todesgenoſſen,
Die ihr da unten ruht:
Was half es, daß gefloſſen
So viel vom rothen Blut?

Wer kann euch Antwort ſagen,
Wer ſagen ſolches Leid?
Wohl euch, daß ihr erſchlagen,
Daß ihr erſchlagen ſeyd!

Echt volksmäßig iſt „Andreas Hofer“

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war.
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schaar;
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutſchland, ach, in Schmach und Schmerz!
Mit ihm das Land Tyrol!

Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
Mit ruhig feſten Schritten,

Ihm ſchien der Tod gering;
Der Tod, den er ſo manchesmal
Vom Iſelberg geſchickt in's Thal
Im heil'gen Land Tyrol!

Doch als aus Kerkergittern
Im feſten Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er ſtrecken ſah,
Da rief er laut: Gott ſey mit euch,
Mit dem verrathnen deutſchen Reich,
Und mit dem Land Tyrol!

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unterm Schlägel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finſtre Thor.
Andreas noch in Banden frei,
Dort ſtand er feſt auf der Baſtei,
Der Mann vom Land Tyrol.

Dort ſoll er niederknieen;
Er ſprach: das thu' ich nit!
Will ſterben, wie ich ſtehe,
Will ſterben, wie ich ſtritt,
So wie ich ſteh' auf dieſer Schanz;
Es leb' mein guter Kaiſer Franz,
Mit ihm ſein Land Tyrol!

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal.
Andreas Hofer betet
Allhier zum leztenmal;
Dann ruft er: nun ſo trefft mich recht!
Gebt Feuer! ach, wie ſchießt ihr ſchlecht!
Ade, mein Land Tyrol!

Da der junge Dichter nicht zu den glücklichen Hegelianern gehört, die nichts Erhabeneres kennen als die Gegenwart, ſo mögen ſie ihm folgendes Berglied verzeihen:

Aus dumpfer Luft empor zu Bergesgipfeln,
Die matte Bruſt in friſche Luft getaucht,
Dort lauſch' den Stimmen in den Eichenwipfeln,
Denn oben durch die Waldeshöhe haucht
Der Geiſt der Freiheit, und aus Waldesranken
Erſprießen ſtill urkräftige Gedanken.

Und fühlſt du ſchaudernd dort dein inn'res Elend,
Das leere Gaukelſpiel der dumpfen Zeit,
Und kommt es über dich mit Aengſten quälend,
Dann gehe mannhaft mit dir ſelbſt in Streit,
Bis du in dir den Geiſt, der dich beſtricket,
Die Lüge ſammt der Feigheit haſt erſticket.

Sey arm und frei! Beim Waſſerkruge heiter!
Und immerdar ein unerſchrockner Leu!
Ein ſtarkes Schwert, für's Recht ein eh'rner Streiter,
Und noch im Kerker, noch in Ketten frei!
Freiſeyn iſt leicht, kannſt du es fröhlich wagen,
In eig'ner Bruſt die Gottheit ſelbſt zu tragen.

Ich kenne Balſam, Wunderarzeneien,
Die ſieche Seele machen ſie geſund
Mit einem Zauberworte: Tod nicht ſcheuen!
Ihr Männer, die inwendig ſo geſund,
Was wohl im Glänzen eu'rer Augen ſtecket,
Daß es den Teufel in der Hölle ſchrecket?

Es will ein hohes Bild nicht von mir laſſen,
Ein ſchlanker Jüngling, aber todesbleich,
Landflüchtig und verfolgt und ganz verlaſſen,
Du Heldenherz an Liebe groß und reich,
Ach, Ulrich Hutten! Alſo unterliegen
Für Recht und Wahrheit, — heißt im Tode ſiegen.

Wie ſich in dieſen Gedichten eine Innigkeit der Treue zu erkennen gibt, die ſchon um ihrer Seltenheit wegen auffällt, ſo wiederholt ſie ſich auch in den Liebesliedern. Auch dieſe ſind von einer Tiefe und wir möchten ſagen Süßigkeit der Empfindung, wie ſie in dem Maaße ſelten geworden iſt, in dem ſich die bloß buntmalende Phantaſie und der Witz der Lyrik bemächtigt und das alte Herz daraus verdrängt hat. Folgendes Gedicht hat weniger Originalität der Bilder, als Wärme der Empfindung:

Mondenſchein, ſtiller Mondenſchein,
Eile zu ihrem Kämmerlein!
Du ſollſt ſie oftmals grüßen,
Mondenſchein, darfſt ſie küſſen!
Willſt du mein Bote ſeyn?

Nachtigall, traute Nachtigall,
Fliege mit deinem Liederſchall,
Fliege zu ihr und ſage,
Was ich im Herzen trage
Ueberall, überall!

Roſenduft, ſüßer Roſenduft,
Schwinge dich durch die Abendluft,
Eile mit deinem Wehen!
Schmeichler, ſie wird es verſtehen,
Daß dich die Liebe ruft!

Aber der treuſte Bote hier
Plaudert den ganzen Tag von ihr;
Immerfort muß er ſpringen,
Fröhliche Kunde mir bringen,
Eile mein Herz zu ihr!

Ein äußerſt liebliches und, ſo weit unſere Kenntniß der Lyrik reicht, auch originelles Bild iſt folgendes:

Freiheit.

Im Blumenkelch gefangen
Sie eine Biene trug,
Es glühten ihre Wangen,
Es flatterte das Tuch.

Sie rief: ich laß es brummen,
Und wär' es auch dein Herz!
Es mag auf Freiheit ſinnen,
Es gilt mir Alles Scherz!

Doch plötzlich war geſprungen
Ein Blumenblatt entzwei.
Die Biene vorgedrungen
So zornig, wild und frei.

Sie hat ſich auch gerochen
An ihrem harten Sinn,
Und in die Bruſt geſtochen
Die ſchöne Quälerin.

Höchſt anmuthig iſt auch der Waſſerneck, aus dem wir nur die Hauptſache kürzehalber herausheben:

Der Dichter.

Schleicht doch dort der Müller wieder
Meinem armen Bächlein nach.
Göß der Neck doch auf ihn nieder
Hurtig Rache, Noth und Schmach,
Eh' er noch mit ſeinen Tücken
Mag den Waſſergeiſt beſtricken!

Der Müller.

Und ſo habe
Ich dich endlich, Waſſerknabe!
Warſt du ſonſt ſo faul und arg,
Muß nunmehr ein Flutenſchwall
Sprühen in die Räder all',
Sonſt bin ich dir ſelber karg!
Magſt du weinen und dich kränken;
An den Meiſter ſollſt du denken!

Des Müllers Tochter.

Wenn die Sonne untergehet,
Schleicht der Vater in die Kammer,
Und das Bächlein drauſſen flehet,
Schluchzet wie in herbem Jammer,
Weiß nicht wie!

Der Müller.

Und das treibet und das mehlt
Ohne Ruh und Raſt,
Und es drängt ſich ungezählt
Gaſt an Gaſt.

Doch der kleine König ſteht
Im kryſtall'nen Glas;
Und der Müller, Müller mäht
Nun ſein Gras.

Des Müllers Tochter.

Ach was leuchtet hier im Schreine,
Und was funkelt in dem Glas,
Und wie kommt es, daß ich weine?
Und da drinnen, wer iſt das?

Iſt es doch, als wenn ich flöge,
Als es eine Hand
Mich in den Garten zöge!
Da iſt grünes Land!

Heb' ich nun das Glas empor
In den Mondenſchein!
Ach! zwei Augen ſchaun hervor
In mein Herz hinein!

Meine ganze Jugendwelt,
Und der Knabe gar,
Der am Bach mir zugeſellt
Oft und heimlich war!

Herrlich ſich ein Jüngling ringet
Aus dem Glas hervor,
Der das zarte Mägdlein ſchwinget
An ſein Herz empor.

Der Müller.

Schläft die ganze Mühle ein,
Nicket mit dem Kopf?
Sollt' der Neck entronnen ſeyn
Aus dem Zaubertopf?
Jedes Rad wie eingefroren,
Mühl' und Müller ſind verloren!

Dieſe wenigen Beiſpiele mögen die hohe Meinung rechtfertigen, die wir von dem jungen ſächſiſchen Dichter gehegt und hegen.

Biographie.

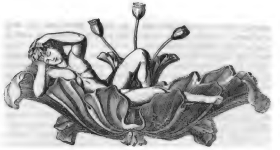
Karl von Hohenhauſen. Untergang eines Jünglings von achtzehn Jahren. Zur Beherzigung für Eltern, Erzieher, Religionslehrer und Aerzte. Braunſchweig, Vieweg, 1836.

Der Selbſtmord, als deſſen Opfer auch Karl von Hohenhauſen gefallen, wird eine immer häufigere

Erſcheinung auch unter Jünglingen, die kaum die Knabenſchuhe ausgezogen haben. Auch der Ref. hat die traurige Erfahrung machen müſſen, daß zwei ſeiner ehemaligen Schüler bereits durch Selbſtmord geendigt haben. Die äußern Anläſſe ſind die verſchiedenartigſten und eben ſo die Individualitäten, weniger vielleicht die Temperamente. Aber dieſelben Veranlaſſungen dazu, Individualität und Temperament haben noch vor hundert Jahren ſelten Jemanden, am wenigſten Knaben und Jünglinge, zum Selbſtmord verleitet. Es muß eine Veränderung in allen unſern Lebensverhältniſſen, Gewohnheiten und Anſichten vorgegangen ſeyn, welche dieſe Selbſtvernichtungswuth des Geſchlechts hervorruft und ſteigert. Die Frage darnach iſt leichter aufgeworfen, als beantwortet; denn jedenfalls dürften wir irre gehen, wenn wir entweder immer nur nach individuellen, oder nach irgend einer, in einzelnen Zeitrichtungen begründeten Urſache forſchen wollten. Gewiß iſt die ganze Erſcheinung das Ergebniß aus dem Zuſammenwirken ſubjektiver und objektiver, oder, wenn man lieber will, individueller und univerſeller Urſachen, die außerdem ſowohl phyſiſche als moraliſche ſind. Es fragt ſich zunächſt nach den univerſell-phyſiſchen Urſachen und da findet ſich denn als charakteriſches Merkmal des gegenwärtigen Geſundheitszuſtandes der civiliſirten, europäiſchen Welt, daß Affektionen des Nervenſyſtemes mit den meiſten Krankheiten in höherem Maaße verbunden ſind, als ſonſt, daß namentlich Leiden des Eingeweid- und Blutgefäßſyſtems weit häufiger, heftiger und nachtheiliger auf Gehirn und Kopfnerven zurückwirken, als ſonſt der Fall war. In Verbindung mit dieſem Verhalten, theils es erweckend, theils davon wieder hervorgerufen, ſteht überhaupt der moraliſche Zuſtand der Generation, beſonders der Gebildeten, überhaupt aber der in Städten lebenden. Das ſpeculative Element herrſcht in den materiellen und ſpirituellen Beſchäftigungen und Beſtrebungen vor, in der Wiſſenſchaft, in der Kunſt, im Handel, Gewerbe und Induſtrie. Und da echte, wahrhafte gründliche, Tiefen und Höhen wohl ermeſſende Spekulation, welche der Seele Ruhe und Frieden zu bringen vermöchte, immer nur Sache Weniger ſeyn kann, ſo hat ſich eigentlich deren Affe, das Raffinement, auf den Thron geſezt, welches natürlich in Reiz und Ueberreiz ausartet, und den Unfrieden, die Zerriſſenheit, die Haltungsloſigkeit, in die Seelen der Menſchen bringt, auf welchen Stufen der Geſellſchaft ſie ſtehen mögen. Sinnlicher und geiſtiger Genuß iſt die Loſung, ſinnlicher und geiſtiger Selbſtgenuß die Krone, die faſt alle zu erringen trachten, ſelbſt ſolche, die ſich einbilden oder es vorgeben, den allgemeinſten Intereſſen, einem überſchwänglichen Kosmopolitismus ihr Leben zu weihen. Alles, das Höchſte zu erreichen, wird Alles aufs Spiel geſezt; aber die meiſten unglücklichen oder ſelbſt falſchen Spieler machen Bankerott. Dieſes gilt, wie geſagt, ganz allgemein, in materieller wie in ſpiritueller, in phyſiſcher wie in moraliſcher Hinſicht. Wir erleben philoſophiſche, äſthetiſche, religiöſe, politiſche, merkantiliſche Bankerotts alle Tage. Die prahleriſche Selbſtvergötterung, mit welcher die Mehrzahl der Philoſophen, Poeten, Religiöſen, Politiker, Moraliſten und Induſtriellen ihre Allgemein- und Alleinvortrefflichkeit ausposaunen und die Wenigen verläſtern und verſpotten, die nicht das Ueberſchwängliche, ſondern nur das Menſchenmögliche, nicht das Gottgleiche, höchſtens das Gottähnliche, das Gottes- und Menſchenwürdige und zwar nicht ohne, ſondern nur mit Gott leiſten zu können, eingeſtehen, — jene prahleriſche, alle Geſellſchaftsklaſſen aufblähende und aushölende Selbſtvergötterung iſt freilich an der Tagesordnung, aber ſicher der Vorbote einer bevorſtehenden allgemeineren Kalamität. Wie lange das aufgeſchraubte Weſen ſich noch halten wird, ehe es zuſammenbricht, wer vermag es zu ſagen? Eine ruhige Löſung iſt aber gewiß nur dann möglich, wenn man ſich über die Gegenwart nicht täuſcht, ſondern ihr aufgeſpreiztes, gleißendes, meiſtens unwahrhaftes Weſen, ihre Gottverlaſſenheit feſt ins Auge faßt, ſelbſt unter denen, die ſich die Auserwählten des Herrn zu ſeyn rühmen. — Wenn dies der vorherrſchende Charakter der Gegenwart und jüngſten Vergangenheit iſt, ſo wird uns wenigſtens die häufige Erſcheinung des Selbſtmordes im Allgemeinen nicht mehr befremden. Sie iſt bloß Symptom einer allgemeineren, unter jenen gleißenden Formen verhüllten, troſtloſen, verzweiflungsvollen, leiblichen wie geiſtigen Krankhaftigkeit der civiliſirten Welt. Möge man dieſes Symptom, welches an den einzelnen Stellen, wo es an den Tag bricht, mit hinreichend einſchneidenden Schmerzen begleitet iſt, wohl beachten, vor allem aber nicht glauben, daß an jenen einzelnen Stellen die Wurzel der Krankheit zu finden ſey. Möge man nicht glauben, daß durch einzelne Operationen der Krebsſchaden zu heben ſey, möge man vielmehr verſuchen, wenn es noch Zeit iſt, den ganzen Organismus geſund zu machen. Was zu thun ſey, iſt leicht zu ſagen, aber ſchwer auszuführen. Es iſt Erkenntniß und Befolgung der leibhaften, auf allen Gaſſen zu findenden Wahrheit: der Menſch ſoll Menſch und weder Gott noch Thier ſeyn, weder überſchwänglichem Genuß, noch überſchwänglicher Arbeit hingegeben werden; man kehre mit einem Wort nicht zur Natur à la Rouſſeau zurück, ſondern erhebe ſich vielmehr zu der wahren Natur des Menſchen, die ſich im Gleichgewicht ſeines leiblichen und geiſtigen Daſeyns offenbart, welches an Gott geknüpft und zu ihm gewendet bleibt.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 3. Freitag, 6. Januar **1837.**

Biographie.

Karl von Hohenhauſen. Untergang eines Jünglings von achtzehn Jahren. Zur Beherzigung für Eltern, Erzieher, Religionslehrer und Aerzte. Braunſchweig, Vieweg, 1836.

(Schluß.)

Dazu könnte es aber nur kommen, wenn Alles, Haus und Schule, Familie, Gemeinde, Kirche und Staat zuſammenwirkten in einem Sinn und Geiſt. Bis es aber dahin kommt (und es wird wohl noch lange nicht dahin kommen), bis dahin bleibt es Aufgabe und Pflicht der Einzelnen, ſich und die Ihrigen, und was ſie in ihren Kreis ziehen können, gegen phyſiſche und moraliſche Kränklichkeit zu wahren.

Vorliegendes Werk, das uns zu vorſtehenden Bemerkungen veranlaßt hat, iſt ein höchſt dankenswerthes. Die unglücklichen Eltern haben es in einer Weiſe bearbeitet, daß es dem auf dem Titel ausgeſprochenen Zweck vollkommen entſpricht. Es enthält eine kurze Biographie des Sohnes von der Hand der Mutter. Darauf folgen Auszüge aus dem Tagebuche des beklagenswerthen Jünglings, der ein Opfer phyſiſcher und pſychiſcher Leiden war, denen noch kein gehörig und wahrhaft durchgebildeter Charakter entgegentreten konnte. Dieſen Auszügen ſchließen ſich an pädagogiſche Würdigungen der geiſtigen und moraliſchen Eigenthümlichkeiten des zu Grunde Gegangenen; und endlich hat der Vater umfaſſende Schlußbetrachtungen beigefügt, welche das Ereigniß und das Individuum gegenüber den Bedingungen der Gegenwart, ihrer Bildung, ihrer Beſtrebungen ꝛc. darſtellen. Dieſer Schluß des Werkes gibt unſtreitig dem Ganzen erſt ſeinen wahren Werth. — Mit einer rühmenswerthen Wahrhaftigkeit geben beide Eltern an, wo und wiefern ſie im Allgemeinen und im Einzelnen bei der leiblichen und geiſtigen Erziehung ihres Sohnes gefehlt zu haben glauben; allein ſie zeigen auch an, wo das wider Wiſſen und Willen geſchehen iſt, wo ſie nur in der Gegenwart allgemein herrſchenden und ſogar anerkannten Beweggründen gefolgt und wo es außer ihrer Macht gelegen, in den Kreiſen, in denen ſich ihr Leben bewegen mußte, gewiſſe ſchädliche Einflüſſe des allgemeinen Kultur- und Bildungsſtandes entfernt zu halten. Von einer eigentlichen Vernachläſſigung der Erziehung kann bei alledem auch nicht im geringſten die Rede ſeyn. Vielmehr war Karl von Hohenhauſen, wie unter andern auch aus dem Tagebuche ſeiner Selbſtbekenntniſſe, aus Briefen ſeiner Altersgenoſſen, aus Allem hervorgeht, ein leiblich und geiſtig und moraliſch im Allgemeinen durchaus wohlgebildeter, muſterhafter Jüngling. — Er

Digitized by Google

war ein ſchönes, lebhaftes, liebenswürdiges Kind und einziger, lang erſehnter Sohn. Darum ſcheint er in früher Kindheit eher zu viel als zu wenig Aufmerkſamkeit und Sorgfalt, Güte und Liebe erfahren zu haben. Auch dürfte er, ſo weit ſich aus den Mittheilungen ſchließen läßt, zu wenig mit Kindern ſeines Alters, zu viel dagegen in Geſellſchaft Erwachſener gelebt haben, ein Mißgriff, zu welchem ſorgſame Eltern durch die immer häufigeren Gefahren des Umganges mit andern Kindern unſerer Städte nur zu leicht veranlaßt werden. Eigenwille und Selbſtſchätzung zeigten ſich beim dreijährigen Kinde ſchon in einem bedenklichen Grade und ſcheinen nicht gebrochen worden zu ſeyn. Einen gewiſſen Adel der Geſinnung, der gewiß die Krone männlicher Tugend iſt, hat man, wie aus einzelnen Andeutungen hervorgeht, zu früh dem Kinde zugemuthet. Ein Hauptverſehen war aber unſtreitig, wie die Eltern ſelbſt zugeben, daß man dem Knaben zu früh äſthetiſche Lektüre, zwar nicht geſtattete, aber doch auch nicht entzog. Der ſechsjährige Knabe wohnt einer Vorleſung von Heine's Radcliff bei, den er überdies, wie ſich bei dieſer Gelegenheit ergab, für ſich bereits durchgeleſen hatte, ein Stück, welches Selbſtmord predigt. Und es ſcheint nicht, daß man ihn fortan mit derberer Koſt geſpeiſet hat. Denn auch für die Geiſtesnahrung der Jugend gilt das Sprichwort: Salz und Brod macht Wangen roth. Vielmehr finden wir im Tagebuche des zwölfjährigen Knaben Theaterkritiken ſo vornehm decidirten Styles, wie ſie höchſtens einem 24jährigen, jungen Manne wohl anſtehen möchten. Auch fanden ſich bei dem 10—12jährigen ſchon Trauerſpielfragmente und die Sucht, als Lehrer ſeiner Spielkameraden dieſen ſein Uebergewicht empfinden zu laſſen. Obgleich er auch in der Schule für ſein Alter weiter voran war, als gut zu heißen iſt; ſo wurde er doch durch die Bemerkung eines Lehrers, daß er nicht ſo viel leiſte, als man von ihm erwarten dürfe, zu ſo übertriebenem Fleiße geſtachelt, daß er, ein dreizehnjähriger Knabe, von Morgens fünf Uhr bis Nachts zwölf Uhr arbeitete. Als er dieſes, Mark und Nerven der Jugend verzehrende Arbeiten auch die Herbſtferien über fortgeſezt hatte, ſtellten ſich die erſten Symptome eines organiſchen Unterleibsübels ein, welches die äußere Hauptveranlaſſung zu unſäglichen Körper- und Seelenleiden wurde, denen er nach vierjährigem Kampf nicht längeren Widerſtand zu leiſten vermochte. Weit entfernt, einen Stein gegen den Unglücklichen zu heben, im Gegentheil gern der Anſicht zugethan, daß zu jener Zeit, da der Selbſtmord erfolgte, die durch die leidenden Organe afficirte Gehirnthätigkeit ſchon ſo deprimirend auf ſeinen Geiſt wirkte, daß deſſen Willensakte nicht mehr als vollkommen freie zu betrachten waren, — können wir dennoch nicht umhin, der Wahrheit die Ehre zu geben, indem wir die Ueberzeugung ausſprechen, daß wenn das beginnende Uebel in dem vierzehnjährigen Knaben einen ſchlichteren, weniger ruhmlechzenden, gottergebeneren Sinn angetroffen hätte, daſſelbe ſchwerlich dieſen Ausgang genommen haben würde. Denn ſchon der vierzehnjährige Knabe ſchrieb in ſein Tagebuch: „Ich glaube zwei verborgene Krebſe und einen Bruch zu haben. Sollten dieſe Uebel zum Ausbruch kommen, ſo ſteht mein Entſchluß feſt: Ich werde mich erſchießen! Gott verzeihe mir die Sünde! Doch dies iſt kein plötzlicher Entſchluß, ſchon oft dachte ich, auch ohne dieſe Uebel, meinem elenden Daſeyn ein Ende zu machen; werden aber meine geiſtigen überſpannten Leiden noch durch körperliche überboten — wohlan, ſo verlaſſe ich die elende Welt, ob nun zur Vernichtung, oder zu einem ſchöneren Daſeyn überzugehen.“ Woher dieſe geiſtigen Leiden des Vierzehnjährigen? Darüber findet ſich keine Auskunft. Später finden ſich mehrfache Aeußerungen, die vermuthen laſſen, daß er Großes, Ungewöhnliches, Ueberſchwängliches nicht in der Wiſſenſchaft, ſondern im Leben zu leiſten ſich vorgeſezt habe. Er trug eine Art von Ideal nicht des Menſchen und der menſchlichen Würde überhaupt in ſich, nach deſſen Realiſirung er trachtete, mit ſich herum; vielmehr ſchwankte ihm ein Ideal ſeines eignen Selbſt vor, das auszuleben er ſich berufen fühlte, ja deſſen vollkommene Offenbarung er für ſeine Lebensbeſtimmung hielt. Hiebei hatte er das Ziel der Vollendung immer vor Augen. Dies ſchon iſt ein Zeichen einer unnatürlich überſpannten Entwicklung des Bewußtſeyns. Kein großer Mann, kein geſunder Menſch hat in dieſem Alter ſo beſtimmte Forderungen und Lebensaufgaben an ſich geſtellt. Nur von einem höheren Trieb des energiſchen Geiſtes beſeelt, hat er alles Nächſte ergriffen und iſt von Stufe zu Stufe in immer weiteren Kreiſen fortgeſchritten. Hätte z. B. Luther in ſeinem vierzehnten Jahre ſchon beſchloſſen gehabt ein großer Mann zu werden, er wäre es gewiß nicht geworden, oder wäre ihm in dieſem Alter gar eingefallen, ein Reformator zu werden, gewiß würde ſein ſchwacher Verſtand ſich bald von der Unmöglichkeit überzeugt haben und er ſelbſt wäre, innerlich verzweifelnd, vermuthlich zu allem Handeln untüchtig geworden. — Aber freilich, das iſt eben der Fluch der ganzen modernen Bildung, daß dem jugendlichen Geiſt fix und fertige Ideale vorgehalten werden, daß ſie in ihm viel zu früh das Selbſtbewußtſeyn, das Wollen und Streben früher als das Vermögen entwickelt, daß ſie überhaupt den der Natur entgegengeſezten Weg der Entwicklung geht. Wir denken hier keineswegs allein an die moderne Schulbildung. Dieſe iſt nur ein Theil der ganzen und wird von deren Strom fortgeriſſen. Nein, es iſt die ganze, alle Regionen des

Lebens durchgreifende; und Schulmänner, welche, wie der Referent, mit Leib und Seele danach trachten, dieſer Verkehrtheit entgegen zu arbeiten, wiſſen nur zu wohl, daß ſie gegen den Strom ſchwimmen, daß ſie oft, wider Wiſſen und Wollen, von dieſem Strom fortgeriſſen werden. — Nichts deſto weniger muß man immer aufs Neue rufen, bitten, warnen: Kehrt zur Natur zurück! Jeder andere Weg führt zum Verderben. Hütet eure Kinder vor frühzeitiger Lektüre ſelbſt moderner Kinder- und Kindlichkeitsſchriften! Predigt ihnen nicht Moral vor und Grundſätze ein, ſondern nöthigt ſie bloß, nach euren Befehlen, wie nach göttlichen Geboten, ohne Widerrede handeln! Sind eure Befehle nur wirklich vernünftige und in Uebereinſtimmung mit den göttlichen, ſo werden eure Kinder ihre Vernünftigkeit und Göttlichkeit ſpäter, aber zu ihrem um ſo größern Heil ſelbſt herausfinden! Fürchtet euch, in euren Kindern Genies zu erblicken! Alle nicht ganz verwahrloſete Kinder erſcheinen und ſind auch in der That genial; denn der kindliche Geiſt, ſo lange er es noch iſt, ſieht und treibt Alles originell, ſchöpferiſch. Glaubt um Gottes Willen nicht, wahres Genie werde unterdrückt, wenn man ihm nicht vollauf Nahrung gebe! Im Gegentheil, wenn es zu Grunde geht, geht es an Ueberfütterung zu Grunde. Ohne Nahrung bleibt es auch bei geſunder, kräftiger und wohl bemeſſener Koſt nicht; vielmehr iſt dies die rechte Koſt für jeden ſich entwickelnden Menſchengeiſt, für den gewöhnlichen, wie für den ungemeinen. Laßt eure Kinder vor dem ſiebenten Jahr eigentlich noch gar nicht lernen! Geht nicht zu früh auf rein formelle Bildung aus, die eigentlich ein Unding iſt! Stellt ſie nicht zu früh auf die Bahn gelehrter Bildung! Geht nicht vom Allgemeinen, von den Regeln aus und zur Anwendung über, ſondern, wie im Moraliſchen, ſo im Intellektuellen: Zuerſt das Beſondere, Concrete, dann das Allgemeine und Abſtracte. Auch in der Religion iſt es verkehrt, mit den Glaubenslehren anzufangen. Von der religiöſen Erhebung des Gemüthes, von der Furcht und Liebe Gottes führt der Weg zur Dogmatik, zum möglichen Verſtändniß eines ſogenannten ſyſtematiſchen Religionsunterrichts. Aber von der Dogmatik zum Glauben und gläubigen Denken und Handeln findet ſelten Jemand den Weg. Vernachläßigt die leibliche Entwicklung nicht; laßt dieſelbe gleichen Schritt halten, oder vielmehr laßt ſie immer einige Schritte der geiſtigen voraneilen! Muthet alſo keinem Geiſte Productivität zu, ehe der Körper nicht Zeugungskraft auf dem Wege natürlicher, nicht vorzeitiger Entwicklung erlangt hat. Die vorzeitige Productivität zerſtört Geſundheit und Leben auf die entſetzlichſte Weiſe; ſie wird aber geweckt und hervorgelockt durch zu frühes Lernen, beſonders wenn es das Abſtractionsvermögen zu ſehr in Anſpruch nimmt. — Hütet eure Kinder vor Allem vor der Lektüre moderner wie antiker Poeſie, nicht allein der raffinirten, ſondern auch der ſublimen. Nur rein erzählende Poeſie, ganz einfache, fromme und fröhliche Lieder, nur ſolche Fabeln, welche dem Gemüth, nicht dem Verſtand eine Lehre geben, ſind unſchädlich. Milch für die Jugend, nicht Wein, am allerwenigſten den neueſten Branntwein! Dies und noch Mehreres ruft uns das Leben und Schickſal Karl von Hohenhauſens zu; und die Eltern haben es in der edlen Abſicht bekannt gemacht, damit es uns Allen, die wir Kinder zu erziehen haben, zur Warnung und zur Beherzigung diene, auf den Weg der Natur zurückzukehren, wenn wir ihn etwa verlaſſen haben. Es gibt keine eindringlichere Mahnung dazu, als dieſes Buch.

W. B. Mönnich.

* * *

Die edeln Eltern haben ſich bei dem unerſetzlichen und bitter ſchmerzlichen Verluſt, der ſie betroffen, auf eine ſo würdevolle Weiſe benommen, daß die öffentliche Meinung ihnen dafür eine ehrende Anerkennung ſchuldig iſt, und um ſo mehr, als jene niedrigen Seelen, die alles und auch das Heiligſte und Zarteſte zu einem Skandal machen, weil ſie nur von Geklatſch und Verläumdungen zu leben wiſſen, bereits in ihren Schmutzblättern jene unglücklichen Eltern verhöhnt haben.

Was kann würdevoller ſeyn, als gebeugt unter das Unglück, gleichwohl feſt und treu eine Pflicht gegen die Geſellſchaft erfüllen! und *wahr zu ſeyn*, wo man nicht nur traurige Folgen zu berichten, ſondern ſich auch ſelber einen, wenn auch nur geringen Theil der Veranlaſſungen vorzuwerfen hat.

Sie haben lange mit dem Entſchluß gekämpft, das vorliegende Buch herauszugeben, und ihn endlich ausgeführt, *um ein warnendes Beiſpiel aufzuſtellen*. Sie glauben, dieſes Werk müſſe jedes fühlende Herz, beſonders das eines Vaters, in Anſpruch nehmen. Sie glauben, es enthülle eine Wunde der Zeit, an der viele leiden. Sie wollen manches Elternherz vor dem entſetzlichen Schmerze, der das ihre getroffen hat, manches Jünglingsherz vor den Verirrungen bewahren, in die ihr armer Sohn gefallen iſt, und die, ſo lautet ein tiefgefühltes Schreiben der Mutter „*nur eine Folge der neuern Erziehung und Literatur* ſind. Gott und ſeine Gebote ſind in beiden immer außer der Scene. Möchte doch das Evangelium wieder die Grundlage der Erziehung werden mit ſeiner einfachen Moral, ſtatt aller Philoſophie. Eine große Verantwortung laden die Literatoren unſerer Zeit auf ſich, die den Menſchen bloß zum Spiele ſeiner Leidenſchaften und des Verhängniſſes machen und ihn aller moraliſchen Kraft berauben, die Leidenſchaft zu überwinden und das Verbrechen zu

vermeiden. In Karls Nachlaß iſt es gar oft ſein Herz, was ihn anhält auf dem Pfade des Verderbens, aber ſein Verſtand tödtete ihn, der der Reife der Vernunft ermangelnd, überfüllt mit klaſſiſchem Heroismus, mit Logik und Metaphyſik, mit den Extravaganzen der neuern, beſonders franzöſiſchen Literatur von Victor Hugo an. Haben die neuern Dichter (von Goethe an) ſo wenig gefühlt, was Eltern- und Kindesliebe iſt, daß Werther, der ſich aus ſtrafbarer Liebe zu ſeines Freundes Gattin den Tod gab, mit kurzen Worten an ſeinen Freund das Andenken an ſeine Mutter *abfertigt*: Wilhelm, tröſte meine Mutter! und er war ihr *einziger Sohn*, ſie eine *Wittwe*. Arme Mutter, dich hat Niemand getröſtet! Ein andermal ſagt er: das war nun mein Schickſal, die zu betrüben, denen ich Freude ſchuldig war. Ach, dieſe Stelle hat mein armer Sohn unterſtrichen. Schickſal? Dürfen wir es Schickſal nennen, wenn wir nur unſern eignen Neigungen folgen? Wir unglückliche Eltern haben das Theuerſte auf Erden verloren. Wir dürfen klagen und jammern und rechten mit denen, die durch verderbliche Lehren das edelſte Herz verhärtet, den hellſten Verſtand umdüſtert, aber wir klagen auch uns an, daß wir dem Jüngling keine feſtere Baſis in den heiligen Lehren des Evangeliums gegeben haben. Möchten unſere Klagen gewürdigt werden und der verderbliche Schwindel, der in den empörenden Schriften des jungen Deutſchland athmet, wie Nebel zerſtieben, dieſer Menſchenbeglücker, die nicht bedenken, daß der Tod und die Sünde in der Welt ſind.“

In den gediegenen Worten, mit denen der Vater das Buch beſchloſſen hat, heißt es unter andern: „Wenn die Schwachen und Gemeinen offen oder heimlich zur Fahne der Repräſentanten der Gottloſigkeit, des cyniſchen Materialismus, „der Rehabilitation des Fleiſches“ in knechtiſcher Feigheit übertreten, ſo werden die beſſeren und edleren Naturen — ohne den Haltungspunkt einer geläuterten Weltweisheit und Religion — zu früh ſich ſelbſt aufgebend, an göttlicher und menſchlicher Liebe verzweifelnd — als Opfer unſerer zerriſſenen Zeit fallen. „An jedem Tage verſchwindet ein Stern, an jedem Tage gibt wieder einer von den Hirten der Menſchheit, wie Homer ſagen würde, ſeinen troſtloſen Beruf auf, ſey es nun, daß er ſich, wie Leopold Robert oder wie Charlotte Stieglitz, durch den Stahl tödtet, *oder durch den Zweifel ſtirbt*.“ — So fiel auch mein Karl durch dieſen „Peſthauch des Lebens,“ wenn er ausruft: „*Jeder Zweifel iſt ein Pfeil, der auf ein Menſchenherz zielt*;“ ſo auch ſog er jenes Gift der Romantik ein, wenn er geſteht: „daß ſeine Tagebücher ein Gegenſtück ſeyn ſollten zu den drei lezten Tagen eines Verurtheilten. So könnte auch er auf ſeinen Leichenſtein ſetzen: Ich habe an Victor Hugo geglaubt!“ — Es iſt erſchütternd und doch wirklich wahr, daß ein Jüngling, der ſich ermordete, dieſe Worte auf ſeinen Grabſtein geſezt wiſſen wollte. Herr von Hohenhauſen, der Vater, ſpricht mit eben ſo viel Beleſenheit als tiefer Auffaſſung von dem ganzen Zuſammenhange der neuern „Verzweiflungsliteratur,“ von dem Verſuche, das Fleiſch zu rehabilitiren, von dem Einfluß der franzöſiſchen Romantik, von dem Einfluß der (Hegel'ſchen) Selbſtvergötterung, von Hotho, von Charlotte Stieglitz, vom neueſten Antichriſtenthum, von Strauß, Hülsmann, und er läßt in dieſer Beziehung den wenigen kräftigen Stimmen, die ſich gegen die Verführung der Jugend erhoben haben, z. B. Dieſterweg und Lorinſer, die Gerechtigkeit widerfahren, die ihnen gebührt.

So iſt denn dieſes Buch ein wahrhaft zeitgemäßes und wohl zu beherzigen.

Lyriſche Dichtkunſt.

3) Gedichte von Karl Jacht. Berlin, Bade, 1836.

Ein mildes Gemüth überläßt ſich hier dem meiſt heitern und freundlichen Strom ſeiner Gefühle. Es wäre nun zwar nicht nothwendig, immer wieder zum zehntauſendſten Male den Mai zu beſingen, da es aber doch geſchieht und immer geſchehen wird, müſſen wir die Erſcheinung von der beſten Seite als ein Zeichen und einen Beweis des im deutſchen Volk nie erſterbenden Naturſinns nehmen.

Auf thaubenezten Schwingen
Schwebt mild der junge Mai
Mit Blumen, Schmetterlingen
Und Blüthenduft herbei;
Ein Veilchenſchmuck bekränzet
Beſcheiden ihm das Haupt,
Und ſeine Stirne glänzet,
Von friſchem Grün umlaubt.

Wie oft hat man das ſchon gehört, aber es iſt doch ſchön, daß eine Generation die andere immer ablöſt in der ewigen Hymne des Lenzes, ſeit den ſchwäbiſchen Minneſingern. Die meiſten Gedichte der vorliegenden Sammlung haben etwas Sanftes:

Senke mild mit kühlendem Gefieder,
Süße Ruhe, dich zu mir hernieder,
Träufle Balſam lindernd in mein Herz ꝛc.

Viele ſind Gelegenheitsgedichte auf Allerhöchſte Geburtsfeſte, auf Schauſpieler, auf den Tod eines Laubfroſches ꝛc. Zulezt Räthſel und Charaden in Menge.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Shakeſpeare.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 4. Montag, 9. Januar 1837.

Lyriſche Dichtkunſt.

4) Shakeſpeare=Almanach. Herausgegeben von Gottlob Regis. Berlin, Veit und Comp., 1836. 8. S. 358.

Ein neuer Almanach, der die Beſtimmung hat, Ueberſetzungen nicht bloß von Shakeſpeare, ſondern auch von verwandten Dichtern ſeiner Zeit aufzunehmen.

Den Anfang machen die lyriſchen Gedichte Shakeſpeares (Sonette und der verliebte Pilger). Sie ſind in der gelehrten Welt ſehr bekannt, beim großen Publikum aber deſto weniger, und wir erklären uns dieſe Verſäumniß daraus, daß nicht bloß die allerdings geſuchten und übertriebenen Spitzfindigkeiten, ſondern auch die zarteſten, wir möchten ſagen, duftigſten Feinheiten es ſind, die dem gewöhnlichen Geſchmack nicht zuſagen. Dazu kommt, daß die größere Zahl der Sonette Herzensergießungen gegen einen Mann ſind, wie man ſie ſonſt nur gegen Frauen auszugießen pflegt. Sie ſind an den Grafen von Southampton gerichtet (wie es wenigſtens die Kritik am wahrſcheinlichſten gefunden hat) und Ausdrücke der ſchwärmeriſcheſten Anhänglichkeit, deren Ernſt gleichwohl ſehr oft in den heiterſten Scherz umſchlägt, z. B. in folgendem reſignirten Sonett:

XLII.

Daß Du Sie haſt, iſt nicht mein ganzer Schmerz;
Und habe doch fürwahr Sie treu geliebt.
Daß Sie Dich hat, iſt meines Kummers Herz,
Ein Liebesraub, der tiefer mich betrübt.
Euch Liebes=Sünder will ich ſo vertheid'gen:
Du liebſt Sie, weil Du weißt, daß Sie mir werth;
Und ſo auch Sie muß mich um meinethalb beleid'gen,
Erhörend meinen Freund, der meinethalb Sie ehrt.
Verlier' ich Dich, mein Liebchen nimmt die Beute;
Verlier' ich Sie, gleich findet ſie mein Freund:
Sie Beide finden ſich, und ich verliere Beide,
Zu meiner Qual um meinethalb vereint.
Doch, Glück! Sind wir nicht eins, Er mein, ich Sein?
Holdſel'ger Traum! dann liebt Sie mich allein.

Die minder zahlreichen Sonette, die ein weibliches Weſen zum Gegenſtande haben, unterſcheiden ſich von Liebesgedichten anderer Sänger, z. B. Petrarcas, ſehr auffallend durch eine Natürlichkeit, die ſogar das Derbe nicht verſchmäht, z. B.:

CXXX.

Von Sonn' iſt nichts in meines Liebchens Blicken:
Wenn Schnee weiß, iſt Ihr Buſen graulich gar:
Weit röther glüht Rubin als Ihre Lippen:
Wenn Haare Draht ſind, hat Sie drahtnes Haar.

Damaskus=Roſen weiß und roth erblickt' ich;
Doch nicht auf Liebchens Wangen ſolchen Flor:
Und mancher Wohlgeruch iſt mehr erquicklich
Als der aus Ihrem Munde geht hervor.
Gern hör' ich wenn Sie ſpricht; doch zu geſtehen
Bleibt, daß Muſik mir weit ein ſüß'rer Gruß.
Zwar keine Göttin hab' ich ſchreiten ſehen:
Mein Liebchen, wenn es wandelt, geht zu Fuß.
Und doch, gewiß, ſo hoch beglückt Sie mich
Als irgend Eine, die man ſchlecht verglich.

CXXXVIII.

Wenn Liebchen ſpricht, daß nie ihr Herz erkalte,
So glaub' ich ihr, wenn ſie es ſchon erfand;
Damit ſie mich für einen Neuling halte,
Mit Liſten dieſer Welt noch unbekannt.
So, irrig wähnend, daß Sie jung mich wähne,
Wiewohl ſie weiß, mein Frühling iſt dahin,
Leugn' ichs ihr nicht in ihre falſchen Zähne,
Und beiderſeits verbirgt ſich wahrer Sinn.
Doch warum ſagt Sie nicht, daß ſie nicht treu?
Warum nicht Ich, daß einſt ich jung geweſen?
O, Amors Lieblingsluſt iſt Heuchelei,
Und Lieb' in Jahren mag nicht Jahreszahlen leſen.
Darum belüg' ich Sie, belügt ſie mich,
Und unſre Lügenſünden ſchmeicheln ſich.

Doch auch hier, wie überall, iſt Shakeſpeare ſo mannichfaltig, daß er die niederländiſche Schule beſtändig mit der italieniſchen wechſeln läßt. Wie zart ſind folgende Sonette:

XXIII.

Wie auf der Bühn' ein ungeübter Held,
Wenn ihn die Furcht in ſeiner Rolle hindert,
Oder ein wild Geſchöpf, das Wuth zu hitzig ſchwellt,
Und übermächtig ihm die eigne Stärke mindert:
So ich vergeſſ' es, zaghaft, auszuſprechen
Was von mir fordert voller Liebe Pflicht;
In eigner Liebe Macht ſchein' ich mich abzuſchwächen,
Zu Boden drückt mich eigner Gluth Gewicht.
O dann nimm meine Blick' als Redekünſte
Und ſtumme Deuter der beredten Bruſt!
Die flehn um Lieb' und ſchmachten um Gewinnſte
Mehr als ein Mund mit Worten je gewußt.
Was Liebe ſchweigend ſchrieb, o lern' es leſen!
Mit Augen hören ziemt der Liebe feinem Weſen.

CLIV.

Einſt ſchlief der kleine Liebesgott; zur Seiten
Lag neben ihm ſein Herzensfeuerbrand,
Und manche Nymphen, die ſich keuſchem Leben weihten,
Umhüpften ihn. Mit ihrer Mädchenhand
Ergreift die ſchönſte Büßerin dies Feuer,
Darin viel tauſend Herzen ſich verzehrt:
So ward von Jungfraunhänden der Verleiher
Heißathmender Begier im Schlaf entwehrt.
Sie löſcht den Brand in einem kühlen Bronnen,
Den Liebesgluth mit ew'ger Hitze traf:
Er ward zum Bad, wo Kranke Heil gewonnen,
Geneſung trinkend. — Doch ich, Liebchens Sklav,
Trink' ihn umſonſt; die Welle rauſcht und ſpricht:
Wenn Liebe Waſſer wärmt, kühlt Waſſer Liebe nicht.

Einige Gedichte beziehen ſich nicht auf Liebe, ſondern enthalten allgemeine Klagen eines edeln Unwillens:

LXVI.

Müde von alle dieſem wünſch' ich Tod:
Verdienſt zum Bettler ſehn geboren werden,
Und hohle Dürftigkeit in Grün und Roth,
Und wie ſich reinſte Treu entfärbt auf Erden,
Und goldnen Ehrenſchmuck auf Knechteshaupt,
Und jungfräuliche Tugend frech geſchändet,
Und Hoheit ihres Herrſcherthums beraubt,
Und Kraft an lahmes Regiment verſchwendet,
Und Kunſt im Zungenbande der Gewalt,
Und Schulen=Unſinn, der Vernunft entgeiſtert,
Und ſchlichte Wahrheit, die man Einfalt ſchalt,
Und wie vom Böſen Gutes wird gemeiſtert:
Müde von alledem, wär Tod mir ſüß;
Nur daß ich ſterbend den Geliebten ließ.

LXX.

Daß Du geſchmäht wirſt, nicht verübl' ich's Dir;
Denn ſtets war Anmuth der Verläumdung Ziel.
Verdacht und Argwohn ſind des Schönen Zier,
Im Himmelblau ein ſchwarzes Krähenſpiel.
Wenn gut Du biſt, bewährt Verläumdung Deine Güte
Nur deſto reiner, weil Dich Welt umkoſt:
Denn Laſters Wurm liebt ſich die ſchönſte Blüthe,
Und Dein Lenz zeigt ſich rein und fleckenlos.
Durch Jugend=Hinterhalte biſt Du dicht,
Bald unberührt, bald ſiegreich durchgedrungen;
Und dennoch feſſelt dieſer Ruhm Dir nicht
Die ewig losgelaßnen böſen Zungen.
Du Einer müßteſt, ohne ſchlimmen Schein,
Von Herzenskönigreichen Meiſter ſeyn.

Der „verliebte Pilger“ umfaßt eine Sammlung Lieder von zärtlichem Inhalt, Bilder, mit zum Theil ſehr glühendem Pinſel gemalt, z. B. IV. Dann folgt ein Zwiſchenſpiel aus Thomas Middleton's Mayor von Quinborough. Der Dichter war Shakeſpeares Zeitgenoſſe und obwohl an Werth ihm weit untergeordnet, doch in der Manier ihm verwandt.

5) Poetiſche Reiſetabletten aus Italien, Tyrol, Deutſchland, dem Elſaſſe und der Schweiz. Von J. B. Rouſſeau. Frankfurt a. M., Varrentrapp, 1836.

Theils elegiſche, theils epigrammatiſche Reiſebilder, je nachdem der Verfaſſer mehr eine ſanfte oder erhabene Empfindung, oder eine witzige Bemerkung anzubringen hatte. Dazwiſchen auch viele Gedichte, die ſich nicht gerade auf die Reiſe beziehen. Der Verfaſſer beſizt eine ſchöne Dichtergabe, aber eine gewiſſe angenehme Leichtigkeit verleitet ihn zu kleinen Flüchtigkeiten, die er wohl vermeiden könnte. Eins ſeiner beſten Sonette aus Italien iſt:

Der Dom zu Mailand.

Auf zwei und fünfzig marmornen Colonnen
Trägſt du das Bild Madonna's über Mailand,
Und ſchwimmſt, ein ſtolzes felſenzackig Eiland,
Mit Spitzentauſenden im Reich der Sonnen.

Vollendet prangt, was kühn der Geiſt erſonnen,
Der für das Größte Großes zeugte weiland.
Ein würdiger Palaſt für einen Heiland,
Hegſt du, o Dom, der Andacht ew'gen Bronnen!

Mit fünf Portalen, bildgeſchmückten Ecken,
Mit Thürmchen, die die Finger betend ſtrecken,
Mit Marmorblumen, die die Stürme bleichen,

Stehſt du in Wolken, ſteinerne Lawine,
Und zeigſt, daß alles Schöne Gott nur diene,
Und daß das Schönſte ſtrebt zu ſeinen Reichen.

Dieſes gewiß ſchöne Gedicht hat einen unnöthigen Mackel erhalten durch die Marmorblumen, die die Stürme bleichen. Sturm und Wetter machen im Gegentheil den urſprünglich weißen Marmor mit der Zeit ſchwarz, wie man namentlich am Mailänder Dom ſieht. Eine der beſten Dichtungen ſind „des Künſtlers Roſen und Lilien", die zur Erbauung gar manches Künſtlers dienen können. Hier nur einige Strophen:

Selbſt Armuth naht, die dürre Hand in Künſtlers Bruſt zu ſchlagen.
Die Liebe ſchuf manch ſchön Gedicht, noch ſchönere der Magen.
Doch lebt Homer, der blinde Greis, nicht gottgleich überm Grabe,
Indeß von Krösus man nur ſpricht, daß er gelebet habe?

Der Neid, die ſcheußliche Harpy', beſchmuzt auch Künſtlers Streben.
Das Schickſal raſ'te nicht ſo arg in jenem Haus zu Theben,
Als es die Künſtlerbruſt durchtobt, die von dem Neid ergriffen,
Das Meſſer ſich zur eigenen Vernichtung hat geſchliffen.

Und Haß verſchwiſtert ſich dem Neid, doch nur zu eignem Schaden;
Denn Der, auf den ſich das Geſchoß des Haſſes ſoll entladen,
Kann ſich die Achtung Derer, die, uns achtend, uns auch ehren,
Durch Duldung unverdienten Hohns, durch Schweigen, nur vermehren.

Fleuch, Hochmuth, aus des Künſtlers Bruſt! Du biſt des Teufels Sippe,
Und führſt wie er verſuchend hin zu jener Schwindelklippe,
Wo in die Tiefe lockt hinab den gottvergeßnen Sänger
Der Ruf von ſeinem eigenen geſpenſt'gen Doppelgänger.

Geringſchäzung kann nur äußerlich, doch nicht das Inn're kränken.
Den Werth beſtimmt nicht ſtets die Zeit, ihn wahrt dein Angedenken.
Wer würdigt Shakſpeare'n nach der Zeit, wo er noch hielt die Pferde?
Ihn, der jezt mit dem Sonnengott ſprengt um die Dichtererde.

Verfolgung, du auch biſt ein Dorn, der Künſtlerherzen ritzet,
Doch nur ein Wetterleuchten, das nicht tödtet, wenn es blitzet.
Nennt man den Troß, der aus Florenz den Göttlichen einſt bannte?
Doch Beatrice lebet noch, und ewig lebt ihr Dante.

Die Todtenlilie in der Bruſt, die ſich der Kunſt geweihet,
Die mit dem weißen Blättertuch ihr Grab noch überſtreuet,
Iſt Reizbarkeit. Fiel aus dem Aug' Correggio's eine Thräne,
Sie that ſo weh, als die im Blick von ſeiner Magdalene.

In Tyrol beſingt der Verfaſſer den Andreas Hofer, dieſes Gedicht iſt aber nicht ſo kurz und volksmäßig wie die von Max von Schenkendorf und Julius Moſen. Dagegen iſt das folgende Gedicht „auf dem Iſel" gar ſchön:

Geiſter der Erſchlagnen ihr,
Tauſendfach gethürmet hier,
Sorgt, o ſorgt, daß ſolch ein Tag
Nie mehr bringe ſolche Schmach!

Deutſchlands Einheit bleibe wahr,
Dann iſt ferne die Gefahr,
Daß ſich Brüder Eines Sinns
Morden in des Fremdlings Zins.

Bauern vom Tyrolerland,
Bayern von der Iſar Strand,
Reicht euch hier zum Unterpfand
Ew'ger Sühne treu die Hand!

Die ihr hier in Frieden ruht,
Laßt aus eurem Märtrerblut
Ueber Deutſchlands weiten Raum
Blühn der Lieb' und Eintracht Baum.

Ueber München findet man ſehr viele Gelegenheitsgedichte und Diſtichen. Die lezteren ſind nicht immer geiſtvoll, z. B.:

Heinrich Heß, Deutſchlands Cimabue, hat hier ſich verewigt,
Weckend in dieſen Plafonds die byzantiniſche Kunſt.

Das iſt für das Versmaaß zu proſaiſch. Ungerecht iſt, was der Dichter über die Pinakothek ſagt:

Allen Reſpekt, o Pinakothek, für Zweck und Bedürfniß
Eines Gebäudes! Doch ſprich: biſt du nicht Opfer des Zwecks?
Körper und Seel' ward gemordet an dir, um Fenſter zu haben,
So daß rings man von dir nichts als die Fenſter gewahrt.
Und du Ein Fenſter beinah, ein großes, mit einem Gebäude,
Nicht ein Gebäude erſcheinſt, welches mit Fenſtern verſehn.

Unter den Gedichten, welche durch einzelne Kunſtwerke veranlaßt worden ſind, iſt folgendes auf Canovas Venus ausgezeichnet:

Schöne Frauen ſchön zu finden,
Iſt von allen Männerſünden
Die verzeihlichſte: darum
Laß, du Nackte und doch Keuſche,
Mich an dieſem Marmorfleiſche
Schönheit lernen ſtill und ſtumm.

Ein Profeſſor möge grübeln,
Und ein Liederlicher liebeln,
Wenn er dieſe Formen ſieht.
Ich will aus dem Sinnenmeere
Dich, du Schöne und du Hehre,
Freundlich ziehn in mein Gemüth.

So viel vom Dichter. Herr Rouſſeau iſt aber auch als Parteimann in dieſen Gedichten aufgetreten für die katholiſche Kirche gegen die evangeliſche:

Ging da in einer Kirche herum,
Merkte Nichts von Gott, nur ein Publikum;
Sie ſagten wohl Alle, ſie dächten an ihn,
Auch ſtieg ein wichtiger Mann auf die Bühn',
Und redete viel mit des Rhetors Stimm'
Von der Gegenwart Deß, der die Schlange zertreten:
Doch ſagen das beſſer noch manche Poeten,
Und die Schauſpieler ſagen es gleichfalls nicht ſchlimm.

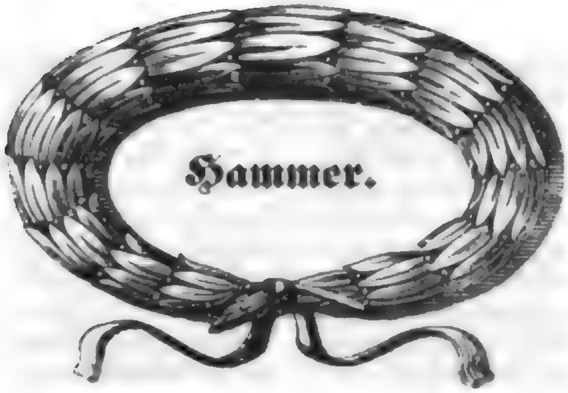
Ging drauf in ein anderes Kirchlein hinein,
Das dämmerte traulich im Lampenſchein;
Zwar ſtand es leer, da das Hochamt aus,
Doch merkt ich der Herrgott der war noch im Haus,
Und vor mir hoben mit himmliſcher Luſt
Drei Bilder mich zu des Dreieinigen Throne:
Ein brennend Herz, eine Dornenkrone,
Und eine durchſchoſſene Mutterbruſt.

Und nicht minder als Parteimann für die Autokratie gegen den Liberalismus. Da nun die lyriſche Poeſie ſchwerlich die Arena iſt, auf welcher die große Frage der Kirche und des Staats entſchieden werden können, ſo glauben wir uns auch die unnütze Mühe erſparen zu dürfen, mit dem Verfaſſer deßfalls zu rechten.

6) Gedichte von Chriſtian Wurm. Nürnberg, Schrag, 1836.

Der Verfaſſer des ſehr verdienſtlichen Commentars zu Goethe's weſtöſtlichem Divan tritt uns hier als Dichter entgegen. Zuerſt Commentator, dann Dichter? Iſt das die natürliche Ordnung? Es ſcheint nicht; und dieſes Abweichen von der natürlichen Ordnung iſt geeignet, kein günſtiges Vorurtheil zu erregen. Doch ſetzen wir jedes Vorurtheil bei Seite und nehmen die Gedichte zur Hand, ſo finden wir unter ihnen manche recht gelungene. Ganz beſonders anſprechend haben wir einige von epigrammatiſcher Form und dann Legenden und Legendenartiges gefunden, ſolche alſo, wo poetiſcher Verſtand, naive und witzige Anſicht und Beurtheilung der Dinge vorherrſchendes Element ſind. Originelles in Gedanken, Empfindungen oder in der Form ihrer Darſtellung haben wir nicht gefunden. Versbau und Reim ſind korrekt, der ſprachliche Wohllaut iſt meiſtentheils mit Glück, manchmal nur auf Koſten des, der deutſchen Sprache natürlichen Ausdrucks, erſtrebt worden. Anklänge an Goethe'ſche Manier, auch aus der ſpäteren, nicht viel Nachahmungswürdiges darbietenden Zeit, fallen manchmal unangenehm auf, das kommt von Ueberſchätzung eines Dichters, der eigentlich, wie jeder, nur darin nachgeahmt zu werden verdient, wo er wirklich Ausgezeichnetes geleiſtet hat, da nämlich, wo er ſein eignes Innere in poetiſch vollendeter, dieſem entſprechender Form offenbart hat. Leider iſt aber eben hierin ein Dichter wieder unnachahmlich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 5. Freitag, 13. Januar 1837.

Lyriſche Dichtkunſt.

7) Geſchichte der osmaniſchen Dichtkunſt bis auf unſere Zeit. Mit einer Blüthenleſe aus **2200** Dichtern, von Hammer-Purgſtall. Erſter Band. Peſth, Hartleben, **1836**. 8. S. **327**.

Durch dieſes ausgezeichnete Werk ergänzt Herr von Hammer ſeine osmaniſche Geſchichte. Derſelbe Quellenreichthum, der *ihm allein* bei der Behandlung der politiſchen Geſchichte der Türken zu Gebote ſtand, ſtrömte ihm auch für dieſes Werk eine kaum überſehliche Fülle des Stoffes zu, und derſelbe Geiſt, dieſelbe Liebe, die ihm die Feder führten bei der Vollendung jenes großen und einzigen Geſchichtswerks, zeigen ſich uns auch hier wieder in ihrer ganzen Lebendigkeit.

Der Verfaſſer charakteriſirt die morgenländiſche Dichtkunſt auf eine Weiſe, die von derjenigen Goethe's (im weſtöſtlichen Divan) und jener wunderlichen Menſchenklaſſe, die auf einzelne Anſprüche und reſpektive Täuſchungen Goethe's oder Hegels ganze Syſteme, nicht nur philoſophiſche, ſondern ſogar hiſtoriſche gebaut hat, ein wenig abweicht. „Die Poeſie des Orients, ſagt Herr von Hammer, im Gegenſatze mit der klaſſiſchen, zerfällt in die chineſiſche, indiſche, alt-perſiſche, hebräiſche, arabiſche, neuperſiſche und türkiſche. Jene drei erſten können als die antiken betrachtet werden, im Gegenſatze der drei lezten, und die Grenzſcheide zwiſchen der antiken und modernen iſt der Islam, denn, wiewohl es Dichter vor Mohammed gegeben, ſo reicht der erſte Flor arabiſcher Poeſie derſelben kaum ein halbes Jahrhundert vor dem Islam hinauf. Die obige Reihenfolge iſt keine unzuſammenhängende, wo die einzelnen Glieder zufällig wie Korallen an einen Faden gereihet ſind, ſondern eine mit hiſtoriſchem Organismus gegliederte, deren beide Aeußerſte noch obendrein auf eine bisher noch ganz unbekannte und höchſt überraſchende Weiſe mit einander verbunden ſind, während in der Mitte die hebräiſche Poeſie mit der älteſten arabiſchen ganz und gar zuſammenfließt. Nicht ſo die perſiſche, in welcher ſich ſchon vor dem Islam das Epos in allen ſeinen Zweigen, ſowohl in dem Thier-Epos (die Apologe Bidpai's), als in dem romantiſchen (*Wamik* und *Aſra*, das ſchon unter den Sasaniden in Pehlewi gedichtet war), als in dem heroiſchen (das *Baſtanname*, wenn gleich in Proſa) reich entfaltete; die perſiſche, in welcher der ſchönſte Mythos der Minne, der der Liebe der Roſe und Nachtigall, als hundertblättrige Roſe aufblühte, als tauſendſtimmige Nachtjgall aufſcholl, die perſiſche, in welcher die Mährchen wucherten, wider welche Mohammed ſein Volk im Koran gewarnt; es iſt alſo ein großer Irrthum, zu ſagen (wie Roſenkranz nach Goethe), daß der Koran das

geiſtige Princip der modernen orientaliſchen (vorder-aſiatiſchen) Poeſie enthalte, daß die Poeſie von den Arabern ausgegangen, und die der Perſer erſt durch dieſe angeregt worden, während umgekehrt die perſiſche Poeſie bei weitem die reichſte, blühendſte, üppigſte, die Schatzkammer der Stoffe, aus welcher die Araber, als ſie an der Kultur der Beſiegten die ihre ausbildeten, geſchöpft.“

„Der älteſte Stamm der weſtlichen Türken iſt der vielnamige der Oghuſen, Ghuſen, Uſen, Polowzer (Poluzen), d. i. Felduſen, Turkmanen, Kumanen, Valvi, Valbi, Valani, Qualani, Chwalinen, Chwaliſier, d. i. der Falben oder Fahlen, von den Armeniern Verzilier oder Beriſilier genannt, die ſich ſelbſt Kunen nannten, von den Byzantinern Unen genannt wurden. Unter dieſen ſechzehn Namen hat dieſer Stamm der weſtlichen Türken Aſien von der chineſiſchen Grenze an bis an die Ufer des Bosporus überſchwemmt, und unter ihrem eigenthümlichen, der Kunen oder Kumanen, ſich bis in Ungarn angeſiedelt. Eine bisher gar nicht beachtete Stelle der älteſten türkiſchen geſchichtlichen Urkunden über ihren eigenen Urſprung lehrt uns, daß die Kunen urſprünglich an der chineſiſchen Grenze ſaßen, von wo ſie vertrieben, ganz Aſien erobernd und herrſchend überflutheten. Dieſe höchſt wichtige Kunde erklärt das bisher von großen Sprachforſchern wohl aufgeſtörte, aber ſelbſt von Abel Remuſat nicht erklärte Räthſel der Aehnlichkeit türkiſcher und chineſiſcher Grammatik, türkiſcher und chineſiſcher Sitte. Hager hat zwar die Aehnlichkeiten des Türkiſchen und Chineſiſchen ſchon berührt, über den chineſiſchen Urſprung der Charaktere des türkiſchen, mit Recht chineſiſch genannten Schattenſpieles, ſind einige Winke gegeben worden, und Abel Remuſat hat den weit regelmäßigeren Bau, welchen das Weſttürkiſche vor dem Oſttürkiſchen voraus hat, angeſtaunt, ohne die Urſache davon in der durch die Auswanderung von der chineſiſchen Grenze her hiſtoriſch begründeten Einwirkung der Chineſen auf die Sprache ihrer Grenzwächter nachzuweiſen. Die älteſten Denkmale der Sprache der Weſttürken tragen ſchon das Gepräge dieſer größeren, durch chineſiſchen Verkehr bewirkten Ausbildung in ſich, wovon in der Sprache der Oſttürken, welche im Uighuriſchen doch eine eigene Literatur hatten, nicht anzutreffen iſt. Dieſe aus der graueſten Zeit aſiatiſcher Völkerwanderung ſich herſchreibende Verbindung der Ghuſen oder Kunen mit den Chineſen, denen ſie als Grenzwächter ſteuerpflichtig dienten, bildet die Kette, wodurch ſich die beiden äußerſten Enden Aſiens in den Chineſen und Osmanen berühren, ſo daß die obige Reihenfolge der Chineſen, Inder, Alt-Perſer, Hebräer, Araber, Neu-Perſer und Türken (wie ſchon oben geſagt worden), eine organiſch gegliederte, indem der Uebergang und die nächſte Verwandtſchaft der einzelnen und durch das oben Geſagte die Berührung der beiden äußerſten Punkte in die Augen ſpringt. Die Lehre des Budha iſt das gemeinſame Band der Verbindung Chinas und Indiens von uralter Zeit her, und die Poeſie der beiden Völker iſt vor der der anderen vier durch die ihnen ausſchließlich eigene dramatiſche ausgezeichnet. Indien und Perſien ſind durch das Epos verbunden, welches in Indien ſo rieſenhaft auftritt, und welchem nur Perſiens Heldenſagen an die Seite geſtellt werden können, während keines der anderen vier Völker dergleichen aufzuweiſen hat. Die Hebräer, als Mittelpunkt der Kette, ſind im ausſchließlichen Beſitze der prophetiſchen Lyrik. Dem Araber aber zunächſt ſtamm- und ſprachverwandt, und der Poeſie der beiden Völker iſt derſelbe Stempel der Einfachheit des Nomadenlebens aufgeprägt. Der Islam iſt das Band, welches den Araber mit dem Neu-Perſer vereint, der frei, im Geiſte ſeiner Ahnen, den ſchönſten Flor der Poeſie entfaltet; als ſklaviſcher Nachahmer tritt in deſſen Fußſtapfen der Türke, in deſſen Sprache noch die Spur der alten chineſiſchen Nachbarſchaft fortlebt, und bei dem ſich vorzugsweiſe vor dem Perſer und Araber das chineſiſche Schattenſpiel als ein ſchwacher Nachhall des chineſiſchen Drama erhalten hat. So verſchlingen ſich die ſieben Glieder der aſiatiſchen Poeſie wie die ſieben Verſe der erſten Sura des Korans, welche der Araber die ſieben Glieder heißt, zu einem organiſch gegliederten Ganzen, von welchem nur das Türkiſche, und von dieſem das Weſttürkiſche oder Osmaniſche der Gegenſtand dieſer Geſchichte. — Von den Oghuſen, Ghuſen oder Uſen wiſſen wir aus der älteſten Zeit nur ſo viel, daß ſie Volksſänger hatten, welche Uſen hießen, und das Buch des Oghus oder der Weisheitsſprüche der Väter, ſangen. Ein paar Hundert derſelben hat Diez bekannt gemacht, andere ſind den Sprüchen der Väter in dem morgenländiſchen Kleeblatte einverleibt worden. Alle tragen das Gepräge großer Einfachheit und nomadiſcher derber Kraft; z. B.:

Der (rußige) Topf ſagt dem (rußigen) Topf: Dein Hinterer iſt ſchwarz.

Man geht hin, wann man will, und geht weg, wann man kann.

Verkaufe nicht den Vogel in der Luft.

Was ſoll der im Hinauffahren thun, der ſchon im Hinunterfahren raſtet?

Der Ochs des Gekränkten wird fett, während er ſelbſt abmagert.

Thue das Gute, wirf es ins Meer;
Weiß es der Fiſch nicht, weiß es der Herr.

Herr von Hammer ſpricht nach dieſer erſten hiſtoriſchen Ueberſicht von dem innern Charakter der osmaniſchen

Poeſie und äußert bei dieſem Anlaß: „Da wir ſchon einmal die Hand an das Heiligthum des weſtöſtlichen Divans gelegt, und gezeigt, daß Goethe's Warnung, wenigſtens auf die osmaniſche Dichtkunſt, keine Anwendung leide, ſo fahren wir fort, noch einen andern Abſchnitt der Noten und Abhandlungen zum beſſeren Verſtändniſſe des Diwans kritiſcher Prüfung zu unterwerfen, nämlich den der Naturformen der Dichtung, um zu zeigen, daß derſelbe eben ſo wenig als die Warnung auf die osmaniſche Dichtkunſt angewendet werden kann. „Es gibt nur, ſagt Goethe, drei echte Naturformen der Poeſie, die klar erzählende, die enthuſiaſtiſch aufgeregte und die perſönlich handelnde, Epos, Lyrik und Drama.“ Ohne darüber rechten zu wollen, daß die enthuſiaſtiſche Aufregung, d. i. die Begeiſterung, nicht nur das Weſen der Lyrik, ſondern auch dem Epos und dem Drama zu Grunde liegen müſſe, wenn dieſelben wirklich den Namen von Poeſie verdienen ſollen, ſey es erlaubt zu bemerken, daß das bloß beſchreibende und didaktiſche Gedicht eben ſowohl echte Naturform der Poeſie ſey, als Epos, Lyrik und Drama, ja die Gnome und Fabel ihrem Urſprunge nach gewiß älter als Epos und Drama. Legen wir jenen dreitheiligen Maßſtab der Naturformen der Poeſie an die osmaniſche, ſo fehlt das Drama ganz, und dafür tritt das beſchreibende und didaktiſche Gedicht ſammt dem myſtiſchen, in der größten Fülle hervor, ja, was höchſt ſeltſam erſcheint, aber aus der Entſtehungsweiſe osmaniſcher Dichtkunſt hiſtoriſch leicht erklärbar, die Geſchichte derſelben beginnt weder mit epiſchen noch mit lyriſchen, ſondern mit großen religiöſen und myſtiſchen Lehrgedichten, welche keine Erzeugniſſe von Volkspoeſie, ſondern von geregelter Dichtkunſt. Die Dreitheilung, welche im Geiſte orientaliſcher Philologie der Dichtkunſt zu Grunde liegt, iſt eine ganz andere, als die der drei Naturformen Goethe's; ſie ſtützt ſich auf die grammatiſche, welche nur drei Redetheile: das Verbum, das Nomen und die Partikel kennt. Das Verbum, d. i. der handelnde Theil der Rede, wird zum Epos entfaltet; das Nomen mit allen dazu gehörigen Eigenſchaftswörtern und Epitheten breitet ſich als beſchreibendes und belehrendes Gedicht aus, und die Partikel (der Ausdruck der reinen Naturempfindung) entwickelt ſich als Lyrik.“

„Die Unterabtheilung der Dichtungsarten nach den Formen iſt die folgende: I. Das Mesnewi, d. i. das doppelt gereimte Gedicht, welches nicht nur das Epos, das romantiſche und hiſtoriſche, ſondern auch das Lehrgedicht, das ethiſche und myſtiſche und das beſchreibende Gedicht, umſchließt. Die hiſtoriſchen führen insgemein den Namen Name, d. i. das Buch, wie z. B. das Schahname, Iskendername, Timurname, d. i. das Buch des Königs, Alexanders, Timurs. II. Die Kaßidet, das längere lyriſche Gedicht oder das Zweckgedicht, von dem nur die zwei erſten Verſe und dann immer die zweitfolgenden im ſelben Reime enden. III. Das Ghaſel iſt nicht in der Reimfolge, ſondern nur in der Länge von der Kaßidet unterſchieden, indem es aus nicht weniger als fünf, aus nicht mehr als ſieben Diſtichen beſtehen ſoll. IV. Terdſchii ſind Kaßideten oder Ghaſelen mit wiederkehrendem Schlußreime, eine Art von Redondillas. V. Die Gloſſen heißen, je nachdem ein Vers der Unterlage in fünf oder ſechs Verſe erweitert wird, Tachmis, Tesdis, Tesbii, Tesmin, d. i. Verfünf- oder Verſechsfachung, Verſieben- und Verachtfachung. VI. Vierzeilige Strophen (Quatrains), in welche insgemein theils ethiſche, theils epigrammatiſche Gedanken eingekleidet werden, heißen Vierzeilen (Rubijat); die erſte reimt mit der zweiten und vierten, die dritte geht leer aus. Bruchſtücke von Kaßideten oder Ghaſelen heißen VII. Mokataat, d. i. Abſchnitte, und die einzelnen Diſtichen VIII. Moferredat, d. i. die Vereinzelten. IX. Die Räthſel heißen Mimaa; X. die Logogryphen Laghſ; XI. die Akroſtichen Maklub, und XII. die Chronogramme endlich Tarich. Die Sammlungen lyriſcher Gedichte heißen Diwan (Genienverſammlung). Wenn ein und derſelbe Dichter fünf Gedichte im Mesnewi (doppeltgereimte), ſey es nun epiſchen, ethiſchen oder myſtiſchen Inhaltes, verfaßt hat, ſo heißt die Sammlung derſelben Chamse, d. i. ein Fünfer, Külliat heißen die ſämmtlichen Werke.“ Dann handelt der Verfaſſer noch beſonders vom Metrum, was wir hier übergehen wollen, und bemerkt: „Alle proſodiſchen Kunſtwörter ſind von dem Hauſe des Wüſtenbewohners, dem Zelte, hergenommen, welchem jedes Diſtichon ein Zelt (Beit). Der Stoff derſelben iſt härener Zeug (Schaar oder Schiir), welches der Name der Poeſie. Das Zelt iſt von vier Säulen geſtützt, welche in der Ordnung, wie ſie auf einander folgen, Ssadr, Aruſ, Ibtida und Sarb heißen. So heißen die vier Unterabtheilungen des Diſtichons: Ssadr, die vordere Hälfte; Aruſ, die hintere des erſten; Ibtida, die vordere, Sarb die hintere des zweiten Hemidiſtichons. Der Boden des Zeltes heißt Kafijet, d. i. der Reim, und Sakf, d. i. das Dach, heißt der Sinn deſſelben. Das Zelt wird mit Pfählen (Ewtad) und hölzernen Nägeln (Esbab) befeſtiget, welche die Namen der Versabſchnitte.“

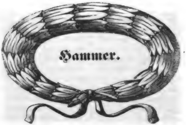
Dieſer allgemeinen Einleitung folgt nun zunächſt ein Verzeichniß der ausgezeichnetſten türkiſchen Dichter nach der Zeitfolge, worin die ganze Geſchichte der osmaniſchen Dichtkunſt abläuft, von den Anfängen durch die höchſte Blüthezeit bis zum Verfall, und dann die Probleme der Dichtkunſt ſelbſt, theils Fragmente, theils kleinere Gedichte in großer Anzahl.

„Die Geſchichte der osmaniſchen, welche der Ausdruck

geiſtiger Bildung und das Gemälde des Zuſtandes der Humanität im osmaniſchen Reiche, hält mit der politiſchen Geſchichte deſſelben gleichen Schritt, was wohl meiſtens aber doch nicht immer der Fall. Die Perioden des Wachsthumes, des Flores, des allmähligen Sinkens und Verfallens des osmaniſchen Reiches ſind auch die der Geſchichte der Dichtkunſt der Osmanen, welche den politiſchen Zuſtänden auf dem Fuße folgt. Schon mit dem Beginne des Reiches, zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts tritt Aaſchikpaſcha mit einem großen myſtiſchen Gedichte auf, welches der Anlage nach ganz eine Nachahmung des Mesnewi Dſchelaleddin Rumi's, das älteſte Sprachdenkmal der Osmanen, das ſogar um ein viertel oder gar ein halbes Jahrhundert älter als das bekannte älteſte Sprachdenkmal des Seldſchukiſchen, nämlich das Buch der Jagd und des Fiſchfanges auf der Ambrosiana, in der Sprache ganz demſelben gleich. Dieſes große myſtiſche Werk, Nachahmung des Mesnewi, und die gleichzeitig vom Scheich Elwan verfaßte Ueberſetzung des Gülſcheniraſ, d. i. des Roſenflores des Geheimniſſes Scheichs Mohammed Schebiſteri's, ſind die beiden Säulen Boas und Joakim des Tempels osmaniſcher Dichtkunſt, welche in ihrem erſten Urſprung als ein rein myſtiſches Erzeugniß die Einwirkung perſiſcher Scheiche und Dichter ankündet, ganz im Einklange mit dem, was in der Geſchichte des osmaniſchen zu Ende der Regierung Sultan Urchan's über die Einwirkung der Derwiſchorden auf die erſte Bildung des Reiches geſagt worden. Unter Bajeſid I. tritt Suleiman, der Sänger der erſten Mewludije oder der Geburtsfeier des Propheten, und Ahmed Daji, der Dichter des Iskendername, eines großen, weltumfaſſenden hiſtoriſch-naturhiſtoriſchen und myſtiſchen Epos, unter Mohammed I. Scheichi, der Dichter Chosrew und Schirin's, als der erſte große Dichter des romantiſchen Epos, unter Murad II. Jaſidſchioghli, der Verfaſſer des Mohammedije, eines großen didaktiſchen Gedichtes über den Islam, auf. Dieſe Periode bis zur Eroberung Conſtantinopel's iſt die des myſtiſchen und religiös-didaktiſchen Gedichtes, womit die Geſchichte der osmaniſchen Dichtkunſt anhebt. Mohammed II., der Eroberer, gab ſeinem Reiche mit der feſten Grundlage Conſtantinopel's in Europa zugleich die politiſchen Einrichtungen und die Hierarchie der Geſetzgelehrten, unter denen ſowohl der Richter- als Lehrſtand begriffen. Unter ihm ſtand der große Lyriker Ahmedpaſcha auf, welcher unter Bajeſid II. von Nedſchati, Chiali übertroffen ward. Rewani ſtrahlte im beſchreibenden Gedichte, Hamdi ſtellte in der Ueberſetzung Juſuf's und Suleicha's das zweite Meiſterwerk des romantiſchen Epos dem Chosrew und Schirin Scheichi's zur Seite. Sati ward als Hofdichter mit dem Auftrage angeſtellt, alljährlich drei Kaßideten, eine am Frühlingsanfang, die beiden andern an den beiden Beiram zu verfertigen, wofür er zweitauſend Aſpern und ein Stück rothen Tuches auf ein Kleid erhielt. Firdewsi der Lange ſchrieb in dreihundert ſechzig Bänden das Univerſalwerk morgenländiſcher Sagen und Legenden, das Suleimanname, wovon leider nur ſiebzig Bände erhalten und von dieſen ſiebzig bisher nur ſieben ihrem Inhalte nach bekannt ſind. Meſihi ſang Stadtaufruhr und Frühlingsgedicht. Der Schwung der lyriſchen Dichtkunſt erhob ſich mit dem des Reiches, welches unter Suleiman dem Geſetzgeber und ſeinem Sohne Selim II. auf dem Giebel des Flores. Schon Selim I., der Vater Suleimans, ermuthigte Dichtkunſt und Geſchichtſchreibung, indem er dem Dichter Sati reiches Lehen verlieh und dem gelehrten Kemalpaſchaſade die Geſchichte ſeines Feldzuges zu beſchreiben auftrug, auf welchem ihn Dichter und Gelehrte begleiteten; aber unter Suleiman ſtand die Sonne der Dichterbegünſtigung in ihrem Zenith. Die großen Thaten der lezten Feldzüge und erſten Regierungen vom Urſprunge des Reiches an wurden als cycliſches Epos beſungen. Dieſe hiſtoriſchen Epiker hießen Schehnamedſchi, d. i. Königsbuchſchreiber. Was ihnen an poetiſchem Werthe fehlt, findet ſich im allegoriſchen und myſtiſchen Epos, daſſen lieblichſte Erſcheinung Faſli's Roſe und Nachtigall. Jahja übertraf alle ſeine Vorgänger im beſchreibenden Gedichte des Stadtaufruhres, Baki errang den Ehrenkranz des größten Lyrikers der Osmanen und Ali Wasi den des glänzendſten Proſaikers als Verfaſſer der Humajunname, d. i. der türkiſchen Ueberſetzung der Fabeln Bidpai's. Fuſuli und Ghaſali dichteten für den Gaum der Opiumliebhaber und ſodatiſcher Genüſſe. Chalili ſang das elegiſche Buch der Trennung.“ Dann folgen bloß Ueberſetzer und Nachahmer der Perſer. „Während des halben Jahrhunderts, welches von der Thronbeſteigung Murad's III. bis zur Selbſtermannung Murad's IV. verfloſſen, begann das Reich und mit demſelben die Literatur zu ſinken.“ Dieſe Rückſchritte dauerten immer fort. „Der wahre Abſchnitt des gänzlichen Verfalles des osmaniſchen Reiches iſt der Friede von Kainardſche, mit welchem die übermächtige Einwirkung Rußlands begann, ſo daß der Frieden von Adrianopel nur als ein Corollar und Complement deſſelben betrachtet werden kann.“ Beſonders durch die neuen Reformen hat mit der Nationalität auch die Literatur der Türken ihren lezten Ausdruck verloren. Sie iſt nur nur noch Chronographik.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 6. Montag, 16. Januar **1837.**

Lyriſche Dichtkunſt.

7) Geſchichte der osmaniſchen Dichtkunſt bis auf unſere Zeit. Mit einer Bläthenleſe aus **2200** Dichtern, von Hammer-Purgſtall. Erſter Band. Peſth, Hartleben, **1836**. 8. S. **327**.

(Schluß.)

Aus der ganzen Zeit des Verfalls hebt Herr von Hammer nur vierzig Dichter und aus dieſen wieder ſieben als die beſten hervor, Ahmed Daji, Sati, Lamii, Nefii, Nabi, Wehbi, Ghalib, die zugleich die Reihenfolge der Dichtungsarten repräſentiren: didaktiſches Epos, Panegyrik, romantiſches Epos, Satirik, Ethik, Lyrik und Myſtik.

Wir wollen nun aus der großen Maſſe von Dichtungsproben einige hervorheben, die uns theils beſonders ſchön, theils beſonders charakteriſtiſch erſchienen ſind:

Aus dem Iskendername.

Durch die geſchoſſenen Stacheln bewahret der Igel das Leben,
Ob der Weiche muß ſein's der Marder und Zobel hergeben.
Es gedeihet zwar manches mit Milde, doch manches mit Zorn,
Roſe ſey unter den Roſen, und unter den Dornen ſey Dorn;
Uebertreibe nicht eins und das and're in deinen Geſchäften,
Daß du ruhig und froh gedeiheſt in deinen Geſchäften.

Aus demſelben Gedicht Ahmedi's, die ſchöne Definition der Liebe:

Der Schmetterling ſprach Abends zu der Kerze:
Ich brenne und du ſchwelgeſt im Genuſſe,
Du biſt verbunden mit dem Licht, dem Freund,
Indeß die Trennung mir die Hölle ſcheint.
Da ſagt' die Kerze: Liebender bin ich,
Denn bis zur Morgenszeit verzehr' ich mich.
Ein einz'ges Fünkchen bringt dich in die Flucht,
Indeß ich ſtehe feſt, troy aller Wucht.
Die Dauer gab ich hin, nahm das Verderben,
Und warf der Seele Faden in das Feuer.
Ich bin dahin gelangt, mich aufzuopfern, mich,
Dies weißt du nicht, weil du nur kenneſt dich.

Zum Rauchfaß ſprach die Kerze wohl und gut:
Ich brenne auch, wie du, von Liebesgluth;
Ich brenne, wie du ſiehſt, mich ganz zuſammen,
Und werfe jede Nacht mich in die Flammen,
Ich gebe Licht, und nicht wie du, bloß Rauch;
Und dennoch dienen dir die Seelen auch.
Ich lebe, ſo wie du, in ſtetem Feuer,
Zweihauchig nicht, und deßhalb ſo getreuer.

Und dennoch kam dir vom Geliebten Duft,
Der aller Herzen Neigung zu dir ruft.
Da Beide wir von gleichem Feuer brennen,
Warum kann ich nicht Wohlgeruch bekennen?

Das Rauchfaß ſprach: du brennſt von äuß'rem Schmerz,
Indeß von innen brennet mir das Herz.
Das Feuer hat von außen dich gekannt,
Und einen Faden hältſt du in der Hand,
Wie Jeſus einſt genommen einen Faden,
Und dieſer bringet dir nothwendig Schaden.
Und weil bei mir von ſolchem keine Spur,
Deßhalben hauch' ich ſüße Düfte nur.
So lange du den Faden bei dir führſt,
Du nicht genehm dem Herzensfreunde wirſt,
So lang du nicht zerſtörſt in dir das Ich,
Kann nicht der Flamme Schein verew'gen dich.

Neben dieſer Probe echttürkiſcher Myſtik, die gewiß ſehr poetiſch iſt, ſteht hier eine andere von der beſchreibenden Gattung (vom Scheich Abderrahim), in der die bekannte orientaliſche Bilderſucht auch noch im Schwulſt nicht allen Geſchmack verläugnet, wenigſtens zeigt, wie der Dichter den unförmlichen Elephanten, den er reitet, zu zügeln ſucht:

Der Morgen kam, als Schah mit gold'ner Haube
Verbannend von der Welt das Maal der Nacht,
Er nahm den Sonnenwürfel in die Hand,
Und warf in die lazurne Taſſe ihn.
Als dieſem Spiel zuſah die finſt're Nacht,
Hat ſie ſich alſogleich davon gemacht.
Am Berg' erſchien die Sonn' als Pantherthier,
Das Krokodill der Nacht floh für und für.
Als zu dem Fenſter ſah hinaus die Sonne,
Entſchleierten die Hyacinthen ſich,
Es regte wunderlich ſich in der Seele,
Es kam der Geiſt in menſchlicher Geſtalt u. ſ. w.

Von beſonderm muhamedaniſchen Gepräge ſind viele Fabeln und Legenden, z. B.:

Wann nun Paradies und Hölle
Voll von den Bewohnern ſind,
Wird zulezt der Tod geſchlachtet,
In Geſtalt von einem Bocke.
Die im Paradieſe ſehen
Dieſes Opfer mit Vergnügen,
Aber die, ſo in der Hölle,
Sind darob unendlich traurig,
Denn ſie wiſſen unbelehret,
Daß nicht Tod zu hoffen ſey.
Gottes Segen rufen Sel'ge,
Ew'ger Seligkeit erfreut.
O des herrlichen Geſchenkes,
Welches Gott uns hat gemacht!
Dieſes, meint Prophetenwort,
Ein Geſchenk iſt Tod den Frommen.
Dieſes ſprach der Gottgeſandte,
Der die Wahrheit nie verkannte.
Mohammed, welcher die Wunder erklärt,
Mohammed, welcher die Zeichen bewährt.

Derſelbe Dichter, Ibn Katib, hat auch die Huris im Paradieſe beſungen, um zu zeigen, wie viel die Seligkeit eigentlich werth ſey.

Wahre Kenner, tiefe Wiſſer,
Forſcher aller Seltenheiten,
Sagen, daß die höchſte Wonne
Ganz beſtehe in drei Dingen:
Wohnung, Speiſe, Trank und Schöne,
Sind der Gegenſtand der Wünſche;
Wohnung iſt der Seelen Eden,
Trank und Speiſe fehlet nimmer,
Und Huri's ſind ihre Schönen.
Ja, Huri's aus Licht gebildet!
Können ſie, aus Licht geſtaltet,
Dennoch küſſen und umarmen?
Antwort: Ja, ſie ſind vom Lichte,
Aber von verkörpertem,
Daß ſie Jeder mag genießen,
Frei umarmen oder küſſen.
Daß du's aber mögeſt wiſſen,
Höre, was Huri bedeutet:
Die Huri bedeuten Schöne,
Schwarz von Augen, weiß von Wangen,
Unbehaart am ganzen Leibe,
Außer Augenbraun' und Wimpern,
Jede eig'nen Lichtes glänzend,
Wie die Perle in der Muſchel,
Jede Stunde ſpielen ſie
Siebzig Farben, wie die Pfauen,
So an Schönheit als an Anmuth
Sind ſie Paradieſesroſen,
Junger Tag und friſcher Zucker
Schämen ſich vor ihrer Weiße,
Von dem Kinne, von dem Munde,
Sind beſieget Zucker, Roſen,
Perlen in Juwelen ſelber.
Von dem Moſchusſtaub der Füße,
Dieſe röther, jene blaſſer,
Wie zwei Gattungen Rubinen,
Jene Perlen, die Korallen,
Jene Marmor, die Kryſtallen;
Jene ſenden kurze Blicke,
Dieſe trinken lange Züge.

Würde eine hier ſich zeigen,
Hüllte Licht den ganzen Erdkreis,
Oeffnete ſie halb die Lippen,
Würde man die Allmacht preiſen.
Mehr als Welten hält ihr Schleier,
Unter dem das Aug' ſie ſchauet;
Aus dem Licht der Huld geformet,
Kennen ſie nicht Mondeswechſel,
Rein, gebären ſie nicht Kinder,
Kennen auch nicht was der Neid;
Kennen nicht den Eigennutz,
Keinen Mann, als nur den ihren.
Dieſen haben ſie beſtändig
In dem Angeſicht, im Auge;
Jede Nacht von neuem Jungfrau,
Was unmöglich zu begreifen.
Jeder Mann wird drei und dreißig
Jahre alt ſeyn für und für,
Jedem gibt der Herr der Welten
Und der Sultan der Propheten
Fünfmalhundert ſolcher Mädchen,
Wie kein Auge ſie geſehen,
Viermaltauſend Dienerinnen,
Achtmaltauſend Sklavinnen,
Zwölfmaltauſend und fünfhundert
Stehen Jeglichem zu Dienſt;
Dieſe mag er drücken, küſſen,
Wie er's in der Welt gethan.
Und noch ſollen jedem Gläub'gen
Bei dem Kopf und bei den Füßen
Singend ſitzen zwei Huri's,
Aber ohne Inſtrumente.
Dies Gemälde mag euch zeigen,
Was der Menſch dort wird genießen,
Nicht verführeriſche Töne,
Sondern Hymnen ſchallen dort.

Doch genug. Wir dürfen uns nicht zu tief in den Blumengarten der osmaniſchen Poeſie verirren, da uns die offenen Thüren in noch viele andere Gärten rufen, und man bei der Anzeige ſo gediegener und reicher Bücher überhaupt nur andeuten und hinweiſen, aber den Inhalt nie erſchöpfen kann.

8) Duftkörner aus perſiſchen Dichtern, geſammelt von Hammer-Purgſtall. Stuttgart, Brodhag. 1836. 8. S. 191.

Eine Art Moſaik, ſinnreiche Verbindung getrennter Stellen verſchiedener Dichter zu einem Ganzen, um die orientaliſche Bilderfülle deſto anſchaulicher zu machen. Zuerſt Loblieder auf Gott, dann auf den Schah, z. B.:

Lob des Schahs als vernünftigen Herrſchers.

Seinen Schuhſtoff ſchenkt Er Kaiſern zum Schmucke des Hauptes,
Und ihr Diadem dient ihm zu kleiden den Fuß.
Wenn ſie damit ſich prahlen, ſo prahlen ſie ſich wie die Trommel,
Oder wie der Schlauch ſchallend und puffend vom Wind.
Löwen, wenn gegerbt mit ſeiner Gerechtigkeit Lauge,
Sind geſchmeidig und weich, weicher als Marder und Fuchs.
Sieh, vor Deinem Kameel geht halfterführend die Zeit her,
Aber ſie wagt es nicht, voll ihm zu ſchau'n in's Geſicht,
Deßhalb zeiget ſie ſich vor ihm nur ſtets im Profile,
Bald auf der Seite des Tags, bald auf der Seite der Nacht.
In der Bewegung vergleicht Er ſich nur dem kreiſenden Himmel,
Setzet Er ſich zur Ruh', ruht Er, der Erde gleich, feſt.
Zur Vernunft ſprach die Welt: ich bin der Herrſcher der Herrſcher!
Mir allein gebührt, mir nur der Titel als Schah.
Ihr entgegnet Vernunft: Du biſt ſchon runzlig vom Alter,
Während unſer Schah jung ſich vermählet dem Glück.
Seines Lebens Kleid iſt beſetzt mit goldenen Knöpfen,
Sonn' und Sterne ſind goldene Knöpfe daran.
Von der Reibung am Hals gefang'ner, erdroſſelter Feinde
Iſt Dein Fangſtrick glatt, glatt wie die Zunge des Feind's,
Deren Spitze dafür roth färbt die Zunge der Lanze,
Wie mit röthlichem Licht ſchirmet die Lanze Arkturs.

und ſo viele ähnliche. Eins der anmuthigſten iſt das Gedicht auf ein vom Schah dem Dichter geſchenktes Pferd:

Lob des Pferdes.

Gaul, dein Leib iſt Wolke, gepeitſcht vom Winde der Füße,
Wetterſtrahl dein Lauf, Donner entpoltert dem Huf.
Stein ſchmilzt unter dem Huf und Funken entſprühen dem Hufe,
Wie die Sichel des Mond's, wenn ſie mit Blitzen gepaart.
In der Schlacht zermalmet der Huf die Köpfe der Feinde,
Und es ſchneidet der Stahl Herzen als Sichel entzwei;
Wenn er geflügelten Laufs die Bahnen, die kreiſenden, durcheilt,
Rennt er ſtatt irdiſchem Gaul himmliſchem Schimmel zuvor.
Was ſind Berg und Thal vor ſeinem gewaltigen Anlauf?
Was iſt Wüſt' und Meer ſeinem gewöhnlichen Sprung?
Berg und Thal erdröhnt von ſeinem gewaltigen Hufſchlag,
Und dem Gebiß entſchäumt braubend die Woge des Meers.
Aus dem Rücken dampft der qualmende Brodem der Wüſte,
Und im Laufe bleibt ſelbſt die Gazelle zurück.
Wie der Blitz ſchnell geht er, als Salamander in's Feuer,
Rennt er ſo vorbei, hebt ſich mit Schwingen der Berg;
Wenn er rennet, der Rapp, ſcheint Rauch in Lüften zu ſteigen,
Höher als Spinnengeweb fliegt der Himmel empor.

Wir erinnern hiebei an die herrliche Schilderung des Pferdes in Hiob 39, 19 ff. Sodann folgen einige wenige Satiren und Elegien und viele Sprüche der

Weisheit, die durch ihren poetiſchen Werth beſonders anziehend ſind, z. B.:

Der Blick des Glückes.

Wie viel ein Blick des Glücks verändert,
Geliebter Freund, das weißt du wohl,
Du weißt, im glücklichen Arabien
Schafft Sonnenblick den Karniol.

Ein Blick des Glücks verwandelt Herzen
Aus weichem Fleiſche oft in Stein,
Macht aus Rubinen Karniole,
Und gräbt die Selbſtſucht tief hinein.

Ein Blick der Liebe macht den Kieſel
Zum feuerſtrahlenden Rubin,
Und wecket Geiſter aus dem Schutte
Des Leib's, der lieget im Ruin.

Ganz ausgezeichnet iſt das folgende Gedicht:

Abtrünnigkeit und Unterthänigkeit.

Sey abtrünnig nicht im Glauben und nicht in der Liebe,
Denn Abtrünniger harret, ſo hier als dorten das Feuer.
Um nichts beſſer ſind abtrünnige Herzen als Pilze,
Denen von dem Stiele die Hand den Hut hat geſchlagen.
Ohne Hut nichts werth und auch nichts werth mit dem Hute,
Werden die Pilze des Glücks Hochachtung nimmer verdienen.
Trage nicht doppelt Geſicht, doch auch nicht doppelten Rücken,
Deine Kraft ſoll dir, um dich zu ſtützen, genügen.
Reb' iſt an Stöcken geknüpft, verſeh'n mit doppeltem Rücken,
Ob des kleinen Gewinns von einigen Ranken und Beeren,
Trage deßhalb nicht, wie Reben, doppelten Rücken,
Ob des kleinen Gewinns von einigen Beeren und Ranken.

Man meint, in den Pilzen, die nichts ſind mit dem Hut und nichts ohne Hut, die ganze Candidatur des franzöſiſchen Miniſteriums zu ſehen.

Den Schluß bilden Wein- und Liebeslieder, durchaus orientaliſch, wie ſchon aus dem liebenswürdigen Gedicht auf ein kleines Damenbärtchen erhellt:

Auf deiner Wangen Roſe kriechet
Des Bartflaums ſchwarze Ameiſ' um,
Was ganz natürlich, denn der Neger
Bewacht der Schönheit Heiligthum.

9) Fünfzig alte und neue deutſche Volkslieder und ihre Singweiſen, mit Clavier- und Harfenbegleitung verſehen und herausgegeben von Sophie Plath, geb. Krauſe. München, 1835.

In der vorliegenden Sammlung ſind fünfzig der ſchönſten alten und neuen Volkslieder, welche Deutſchland beſitzt, enthalten. Wir finden darin Simon Dachs Aennchen von Tharau, Paul Flemmings: Ein getreues Herze wiſſen, ſodann die älteren und neueren Volkslieder: Ach Gott, wie weh thut Scheiden! — Der alte Schütz der Tod genannt, und: Es iſt ein Schnitter, der heißt Tod. — Es ſtehen drei Sterne am Himmel. — Kann unbeweint ich: bewahr euch Gott ſagen? — Kein Feuer, keine Kohle kann brennen ſo heiß, — Morgenroth, Morgenroth, — Steh ich in finſt'rer Mitternacht, — Warum biſt du denn ſo traurig? — Wenn ich ein Vöglein wär, — Es ſah eine Linde ins tiefe Thal, — Eia popeia, ſchlief lieber als du u. a. — Ferner Rückerts: Der hohe Dom zu Köln, — Uhlands: Es zogen drei Purſche wohl über den Rhein, — Ich bin vom Berg der Hirtenknab, — Hebels: Es gfallt mer nummer eini, — Loſet was ich euch will ſage, — Ne Gſang in Ehren, — Wer ſpritzt mer alle Früeich. — Z' Müllen auf der Poſt; — Falks: Vögelein Jahr aus und ein; — Jungs: Blaue Nebel ſteigen; — Sodann die ſchönſten Lieder aus des Knaben Wunderhorn in reicher Auswahl, die bayriſchen Gebirgslieder: A Büchſel am Buckel, — Und wenn's a mol ſchö aber iſt, — Die ſchwäbiſchen: Ein grünes Bändelein an meinem Degen, — Jetzt gang i an's Brünneli, — Mädeli guck, guck guck, und andere. Auch das ſchöne Liedchen in Berner Mundart: Ich hab' an artigs Blüemli g'ſeh, iſt da, wobei wir nur beiläufig bemerken, daß der Verfaſſer nicht Wyß, ſondern der Pfarrer Kuhn, jezt in Burgdorf, iſt, deſſen meiſte Lieder durch ihre Einfachheit und einige Gemüthlichkeit vollkommen ins Volk übergegangen ſind.

Dieſe ſchon durch den Text werthvolle Sammlung gewährt einen doppelten Genuß durch die beigefügten Singweiſen mit Klavier- und Harfenbegleitung. Wo ſchon Singweiſen da waren, da brauchte die Herausgeberin nur die Begleitung hinzuzufügen, von fünf Liedern iſt aber auch die Molodie von ihr. Die Töne ſind den Textworten überall angemeſſen, im Volkston einfach und ſeelenvoll. Die Herausgeberin iſt die Tochter des verſtorbenen Philoſophen Krauſe, die Frau des durch ſeine Geſchichte des öſtlichen Aſiens bekannten unglücklichen Dr. Plath, der erſt neulich nach faſt ſechsjähriger Unterſuchung als Theilnehmer an den Göttinger Unruhen zu fünfzehnjähriger Gefängnißſtrafe verurtheilt wurde.

Als Zugabe ſind der Lobgeſang St. Bernhards: Jeſu, wie ſüß; — Wer dein gedenkt, nebſt lateiniſchem Text, und das alte Kirchenlied: Vater unſer der du biſt, Kyri eleiſon, angehängt. Die Ausſtattung iſt geſchmackvoll.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Hammer.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 7. Freitag, 20. Januar 1837.

Orientaliſche Literatur.

Ueber die Länderverwaltung unter dem Chalifate, Von Joſeph von Hammer. Eine von der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin gekrönte Preisſchrift. Berlin, 1835. 8. S. 262.

Wir ſügen dieſe Schrifr des Herrn von Hammer hier ein, da wir gerade deſſen neueſte Schriften beſprechen. Sie ſtellt aus Quellen das ganze Regierungsſyſtem der alten Chalifen dar, von dem das meiſte auf die türkiſche Verwaltung übergegangen iſt. Sie beruft ſich auf bisher in Europa wenig oder gar nicht bekannte große Staatsrechtslehrer, den Mawerdi († 1058), Suhrwerdi, Makriſi und vor allem den Ibn Chaldun († 1405), den arabiſchen Montesquieu.

Der in dieſen Gebieten ganz einheimiſche Verfaſſer folgt zuerſt dem natürlichen hiſtoriſchen Entwicklungsgange der arabiſchen Staatsverfaſſung. Er zeigt, daß ſchon Mohammed den erſten Richter beſtellte und daß die Rechtspflege als die Grundlage jeder dem Begriffe und Zwecke des Staates entſprechenden Verwaltung auch im Islam als das erſte Element der Staatsverwaltung ins Leben tritt, früher noch als die Regulirung des Heeres, wiewohl das Reich des Islam durch den Koran und das Schwert zugleich gegründet ward, und jener ohne dieſes nie ſeine Herrſchaft über drei Erdtheile ausgebreitet haben würde. Das Recht des Krieges iſt im Islam das erſte, und es ſollte alſo nach der Rechtspflege unmittelbar von der Einrichtung des Heeres, von der Vertheilung der Beute u. ſ. w. die Rede ſeyn; da aber das Kriegsweſen der Provinzial-Verwaltung, welche der Gegenſtand dieſer Abhandlung iſt, ferne liegt, und dasſelbe überdies aus dem Werke Mouradjea d'Ohſon's zur Genüge bekannt iſt, ſo fällt es hier nur in ſo weit, als es mit den Güterdotationen in Verbindung ſteht, in den Bereich unſers Geſichtskreiſes. Der Grund des militäriſchen Dotationsſyſtems ward erſt unter Omar, dem dritten Chalifen, gelegt, welcher zuerſt Saatfelder und Dörfer verlieh. Ehe dieſe Grundverleihung ſtatt gefunden hatte, waren die Grundſtücke bloß zehent- oder tributpflichtig, je nachdem ſie von Rechtgläubigen oder Ungläubigen beſeſſen wurden. Die Einkünfte des Chalifats beſtanden aus dem geſetzmäßigen Fünftel der Beute, aus den Almoſen, aus der Kopfſteuer und dem Ertrage der Minen. Um die Verwaltung derſelben zu regeln, hatte Omar zuerſt die Divane, d. i. die Kammern der Finanz- und der Kriegskanzlei eingerichtet, welchen ſpäter die der Controle und des Privatſchatzes zugefügt wurden. Es ſondern ſich die Emire der Truppen und der Provinzen, d. i. die Befehlshaber des Heeres und

der Statthalterſchaften, die Vögte des Marktes und der criminellen Polizei; es entwickeln ſich die Aemter des Geſetzes, des Hofes und des Staats, und es erſcheint der Weſir als der oberſte verantwortliche Träger der geſammten Staatsverwaltung, als der unumſchränkte Gewaltige des Chalifen, des Schattens Gottes auf Erden.

Das ganze Syſtem zerfällt nun in neun Abſchnitte, die wir hier namhaft machen, weil der geneigte Leſer daraus auf die kürzeſte Weiſe die hauptſächlichſten Staatsämter, die noch jezt im mohammedaniſchen Orient übrig ſind, erkennen kann. Die Abſchnitte handeln 1) von dem Richteramte (Kadha), d. i. von den Richtern, welchen die Mufti, Nakibe (Vorſteher der Prophetenverwandten), die Gebetvorſteher (Imame), die Gebetausrufer (Muesin), die Kanzelredner (Chatib), die Prediger (Scheiche), die Fukeha (Rechtsgelehrte), die Ulema (Geſetzgelehrte und Profeſſoren) beigeordnet ſind; 2) von den Abgaben (Kopf- und Grundſteuer); 3) von den vom Staat aus verliehenen Gütern (Iktaa); 4) von den Divanen, d. i. den Kammern und Kanzleien; 5) von der Polizei (Hisbet); 6) von der Schaarwache (Schorta); 7) von den Emiren, Statthaltern und Feldherren; 8) von den Weſiren und Kämmerern; 9) von der Perſon des Chalifen, ſeinem Hofe, den Majeſtätsrechten und den Inſignien der Souveränität.

Was zuerſt das Recht betrifft, ſo dürfte vorzüglich folgendes von Intereſſe ſeyn. Der Rechtſprechende heißt Kadhi, d. i. der Richter; der Entſcheidende Mufti. Weder dieſem noch jenem ſteht die Macht zu, daſſelbe zu vollziehen, welche an die Beamten der vollziehenden Gewalt delegirt iſt, von denen in den folgenden Hauptſtücken geſprochen werden wird. Der Mufti verhält ſich zum Kadhi beiläufig wie der engliſche Council zum Judge. Hieher gehört die von Ibn Chaldun ausführlich erwähnte Einrichtung der Gerichtsbeiſitzer, einer Art von Beſchauern und Schatzmeiſtern, welche zwar das Recht nicht entſchieden, aber als rechtliche und wohl unterrichtete Männer vorzüglich zur Beſchauung und Begutachtung aufgefordert wurden. Sie hießen Udul, d. i. die Gerechten, oder Schuhud, d. i. die Beſchauer, worunter aber nicht die gewöhnlichen Zeugen eines Prozeſſes, ſondern bei Gericht beglaubigte, Gerechtigkeit liebende, im Handel und Wandel unterrichtete und des ſchriftlichen Aufſetzens von Gerichtsurkunden fähige Männer zu verſtehen ſind. Dies ſind die Schuhud der ſpaniſchen Gerichtshöfe, welche den Katiben oder den Schreibern der Kammer oder Staatskanzlei entgegengeſezt erſcheinen. Eine Art Jury, welche bisher noch nirgends beleuchtet worden iſt.

Die Finanzverwaltung ging urſprünglich nur von der Theilung der Beute aus, wovon der Chalif ein Fünftheil behielt. Dann folgten Tribute und förmliche Steuern. Auf Seite 39 ff. theilt der Verfaſſer ein Verzeichniß aller arabiſchen Provinzen und ihrer Steuern aus der glänzendſten Periode des Reichs mit. Nach den glaubwürdigſten Geſchichten beliefen ſich die Einkünfte des Chalifats zur Zeit Harun Raſchid's jährlich auf 7500 Centner Goldes.

Kopfſteuer wurde zunächſt von den Unterworfenen gefordert. Das Verhältniß der Chriſten und Juden zu den mohammedaniſchen Siegern iſt bekannt und hier auf S. 116 ff. ausführlich erörtert.

Dann von dem Grundeigenthum und deſſen Steuern. Aller Grund und Boden des Islam iſt in der Hand des Chalifen, aber keineswegs als ſein geſetzliches Eigenthum, mit welchem ihm zu walten und zu ſeinem eignen Nutzen zu ſchalten frei ſteht, ſondern als Gemeingut des Islam für die Nothdurft des Gemeinweſens, deſſen oberſter Vorſteher der Imam des Volkes iſt. Alles eroberte Land iſt Eigenthum des Gemeinweſens der erobernden Moslimen; nur die Verträge, vermöge deren die Ungläubigen den Beſitz ihres Eigenthums durch Zahlung von Kopfſteuer und Grundzins loskaufen, müſſen heilig gehalten werden, und ſo lange dieſe beobachtet ſind, hat der moslimiſche Landesherr kein Recht auf das Grundeigenthum der Nicht-Moslimen; nur über öde, unbebaute oder verlaſſene herrenloſe Gründe kann derſelbe verfügen, indem er dieſelben auf Lebenszeit an Soldaten oder andere um den Staat verdiente Männer verleiht, auch über die Regalien, die er auf Lebenslang verleiht oder verpachtet. Das Beſteuerungsſyſtem iſt dem Grunde nach noch heute daſſelbe in den Staaten des Islam, und namentlich im osmaniſchen Reiche, wie aus der Darſtellung der Staatsverfaſſung und Staatsverwaltung deſſelben hervorgeht; nur das Syſtem der Güterverleihung oder das militäriſche Lehnsweſen hat weit größere Ausbildung erhalten, und das Syſtem der Staatspachten, der lebenslänglichen (Malikane) ſowohl als der jährlichen, der Steuern und Gefälle (Mukataa), hat zu verſchiedenen Zeiten, und noch in der jüngſten, mannichfaltige Abänderungen erlitten.

Die büreaukratiſche Form der Divane begann mit der Finanzverwaltung und ging bald auf andere Verwaltungszweige über. Herr von Hammer beweiſt ſehr ausführlich, um den Widerſpruch, den er deßhalb erfahren, für immer niederzuſchlagen, durch eine Menge der triftigſten Citate, daß der Name Divan mit der Sache ſelbſt perſiſchen Urſprungs ſey. Der Divan der Herrſchaft, ſagt Mawerdi, begreift vier Theile; der erſte betrifft die Truppen und was dieſelben an Sold und Gaben erhalten; der zweite begreift die Erhebung der Steuern und Gaben in ſich; der dritte betrifft die Anſtellung und Abſetzung der Steuereinnehmer; der

vierte die Einnahmen und Ausgaben des Staatsſchatzes. Dieſe vier Divane ſind durch geſetzliche Gebote bedingt, deren Details die einzelnen Gebräuche der Schreiber in ſich faſſen.

Nachdem der Verfaſſer von dem religiöſen Urſprung und Nutzen der Polizei (die nichtsdeſtoweniger in den weſentlichſten Punkten gegenwärtig im Orient vernachläßigt iſt) gehandelt hat, charakteriſirt er das mehr militäriſche Amt der Emire, urſprünglicher Stammfürſten, und das mehr civiliſtiſche der Weſire, urſprünglich glücklicher Sklaven, die ſich durch den Degen oder die Feder emporhoben. Weſir kommt übrigens von Wisr (die Laſt) und bedeutet den Laſtträger des Reichs, oder wie ein witziger Miniſter einmal ſchrieb: Sr. Majeſtät allermüdeſter Packeſel. Den Schluß macht die Schilderung der Chalifenwürde mit allen Prärogativen und Obedienzien.

Daß dieſe Staatsform die beſte ſey, haben verſtändige Araber ſelber nicht geglaubt. Namentlich ſpricht ſich Ibn Chaldun auf eine Weiſe darüber aus, die ihn in der That würdig macht, der arabiſchen Montesquieu zu heißen: „Die Urſache des ſchnellen Verfalls der arabiſchen Provinzen iſt, weil ſie ein wildes Volk ſind, welchem wildes Benehmen, gleich dem reißenden Thiere, angeborene Natur iſt, indem ſie das Joch der Ausſprüche der Weisheit abſchütteln, politiſcher Strenge (Siaſet) ihren Gehorſam verſagen. Solches Naturell iſt aber der Kultur zuwider und zerſtört dieſelbe. Ihr ganzes Weſen iſt Veränderung und Umwälzung, welche entgegengeſetzt iſt der Ruhe, deren die Kultur bedarf. Der Steine z. B. bedienen ſie ſich zu ihrer Lebensnothdurft, um ihre Töpfe darauf zu ſtellen, und ſie reißen jene zu dieſem Zwecke aus den Gebäuden und zerſtören dieſe. So machen ſie es auch mit dem Holze, deſſen ſie zu Stützen ihrer Zelte und zu Pflöcken bedürfen, zu welchem Zwecke ſie die Dächer abtragen. Ihre ganze Natur widerſtrebt dem Anbau, welcher doch der Grund der Kultur iſt. Dies iſt insgemein mit ihnen der Fall. Außerdem leitet ſie ihr Naturell zur Plünderung; ihr Nahrungserwerb blüht nur unter dem Schatten der Lanzen, ihre Raubſucht kennt keine Grenzen, und ſie plündern, was ihre Hände von Waaren und Gütern erreichen. Wenn ſie zur Uebermacht (Taghallub) und zum Reiche gelangen, wird die zur Bewahrung der Güter in den Händen ihrer Eigenthümer nöthige Strenge der Regierung zu Nichts. Ferner verwenden ſie Künſtler und Werkleute, ohne dieſelben für ihre Arbeiten zu bezahlen, wie wir dies in dem Abſchnitte von den Zweigen des Erwerbs noch weiter ausführen werden. Wenn die Arbeiten umſonſt geliefert werden müſſen, wird die Hoffnung des Erwerbs geſchwächt, die Hände ziehen ſich von der Arbeit zurück und die Kultur verdirbt. Ferner halten ſie nicht auf die Vollziehung der Gebote und auf das Abwehren von verbotenen Dingen; ſie ſinnen nur darauf, den Leuten das Ihrige zu entreißen. Wenn ſie dies erreicht haben, wenden ſie ſich von weiterer Strenge ab; ſie erfinden vielmehr fiskaliſche Strafen, um Nutzen zu ziehen und Geld aufzubringen; doch werden Laſter und Schändlichkeiten nicht gehindert, ſondern vielmehr befördert, weil der Weg dazu erleichtert wird.“ Dieſe Schilderung paßt noch heute auf faſt alle mohammedaniſchen Staaten, und den beſten Commentar dazu liefert Fraſers Werk über Perſien.

Lyriſche Dichtkunſt.

10) Gedichte von Heinrich Wenzel. Glogau, Flemming, 1836.

Größtentheils Liebeslieder, das übrige Romanzen. Der Verfaſſer iſt in der wahren Bräutigamslaune, trunken wie das Würmchen in der reifen Weinbeere; die ganze Welt ſieht er im Zauberſchein, den die Nähe ſeiner Geliebten über alles ausgießt.

Mir träumt', ich wär' im Himmel,
Und flöge Hand in Hand
Mit meinem Engelsmädchen
Durch grenzenloſes Land!

* * *

Was jauchzt ihr doch, ihr Quellen,
Als bliebet ihr bei Ihr?
Und müßt doch immer weiter,
Und müßt doch fort von hier!
Laßt mir, laßt mir das Singen,
Das Jauchzen laſſet mir!
So lang' ich bin und lebe,
Bleib' ich fortan bei Ihr!

* * *

Still, Liebchen, ſtill, und ſprich nicht erſt,
Da Du mich küſſen willſt,
Weil Du durch Worte nur vermehrſt,
Was Du durch Küſſen willſt.
Schlingſt Du die Arme um mich her
Und ſchauſt mich freundlich an,
So weiß ich wahrlich mehr, viel mehr,
Als was ich hören kann!

Die Sonette ſind noch glühender:

Heb' auf zur Sonn' die ſeidnen Augenlieder,
Damit die Sonne doppelt ſich erblicke!
— Und daß an Himmel Himmel ſich entzücke,
Steig in des Stroms kryſtallne Tiefe nieder! —

— Bett' in die Blumen hin die holden Glieder,
Daß Roſ' an Roſe, Lilj' an Lilje nicke ꝛc.

* * *

Lieb' iſt ein Rauſch, — und kann doch nicht verfliegen;
Lieb' iſt ein Trank, der doch den Durſt nicht ſtillt;
Lieb' iſt ein Meer, das doch ſtets friſcher quillt;
Lieb' iſt ein Quell, und kann doch nicht verſiegen:
Lieb' iſt ein Traum, und kann in Träume wiegen;
Lieb' iſt ein Kampf, doch wie der Friede mild;
Lieb' iſt ein Schwert, und iſt doch auch ein Schild;
Lieb' iſt ein Streiten, und doch auch ein Siegen;
Lieb' iſt Empfangen minder nicht, als Geben;
Hell wie die Sonn' und mild wie Sternenlicht,
Und dunkler doch iſt Meerestiefe nicht;
Die Lieb' iſt ſüßer Tod und bittres Leben;
Die Lieb' iſt wildes Ringen, holdes Ruh'n;
Die Lieb' iſt Liebe — und was iſt ſie nun?

* * *

Iſt denn die Erde wirklich gar ſo ſchön,
Wie ſie mir überall entgegenblickt?
Scheint ſie mir nur ſo wunderbar geſchmückt,
Weil ich ſie darf in Deinem Auge ſehn?
Ach! alle Schönheit muß durch Dich entſtehn: —
In Deiner Augen Spiegel abgedrückt,
Muß ſich die Arme Erde ſelbſt entzückt
Ob ihrer wunderbaren Schönheit ſehn.
Blick' in den klaren, ſpiegelreinen Quell:
Vor Deinen Blicken wird das Hellſte hell! —
Steck' eine Lilie an die Bruſt Dir ein:
An Deinem Buſen wird das Reinſte rein! —
Und wenn Dein Mund ein ſelig Weſen küßt,
Weiß Seligkeit erſt, daß ſie ſelig iſt!

Außerordentlich ſchön iſt das folgende Sonett:

Wenn ich Dich ſehe, möcht' ich gehn und weinen,
Daß Du ſo lieblich biſt und engelrein.
Was kann ich einem ſolchen Herzen ſeyn?
Wie muß ich einem ſolchen Blick erſcheinen?
Mein Innerſtes iſt Schatten nur des Deinen,
All' meine Tugend nur Dein Wiederſchein;
Mein Beſtes ſelbſt, die Liebe, iſt nur Dein! —
Erröthend ſteh' ich hier vor Dir, der Reinen!
— Könnt' ich erringen, was Dein Herz mir giebt,
Könnt' ich verdienen, daß Dein Herz mich liebt,
Dann dürft' ich wohl den Blick zu Dir erheben: —
So muß ich ſtumm die Augen niederſchlagen
Und darf Dich nicht, Du holdes Weſen fragen:
Willſt Du noch mehr, als Du mir gabſt, mir geben?

Gewiß des größten Dichters nicht unwerth, wie ſich überhaupt unter dieſen Sonetten die lieblichſten Gedanken finden.

Von den Romanzen iſt weniger zu rühmen. Der Verfaſſer hat ſich in allen möglichen Formen derſelben verſucht. Da kommt der Schäfer und die Königstochter, da kommen die rheiniſchen Burgen und Ritterſagen, Doctor Luther mit ſeinem Dintenfaß, Spaniens romantiſches Jahrhundert, eine Maurin Zuleima auf dem Balkon und unten der Ritter mit dem bekannten Reim, der Zither, endlich ſogar das altmodiſche Volkslied mit dem traurigen Refrain zum Vorſchein, alles alſo Nachbildungen, die allzuſehr verrathen, daß ſie bloße Nachbildungen ſind. Auch unter ihnen ſind wieder die am beſten gedacht und gefühlt, die den Ausdruck innigſter Zärtlichkeit zulaſſen, z. B:

Drei Küſſe.

Herr Aſtolph trat dahin zu Kanigund',
Und küßt ſie dreimal auf den rothen Mund,
Und ſprach die Worte:

„Zum erſtenmale hab' ich Dich geküßt,
„Weil Du gewiß die ſchönſte Jungfrau biſt
„Vor allen andern!

„Zum zweiten aber hab' ich Dich geküßt,
„Weil Dich mein Herz nun nimmer mehr vergißt,
„Bis daß ich ſterbe!

„Zum dritten endlich hab' ich Dich geküßt,
„Daß du fortan mir Braut und Gattin biſt,
Und mit mir zieheſt!

„Und wenn Dein Herz ſo denket, wie Dein Blick,
„So gib auch Du drei Küſſe mir zurück,
„Und ſey die Meine!“

— Sie aber ſah ihn an mit traur'gem Blick,
Und gab ihm keinen einz'gen Kuß zurück
Von ihrem Munde.

„Die Küſſe, die Du mir gegeben heut',
„Sie zahl' ich Dir zurück zu andrer Zeit
„Mit ganzer Seele!

„Den erſten ſend' ich Dir als Abſchiedskuß,
„Wenn ich in's düſtre Kloſter wandern muß
„Hin in die Ferne!

„Der zweite ſey Dir Troſt und Liebesgruß,
„Wenn bald mein Herz zum Tod erſtarren muß
„In bittrer Stunde!

„Den dritten aber heb' ich auf, mein Freund!
„Bis daß Du ſtirbſt, und Gott uns dort vereint
Zur ew'gen Freude!“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 8. Montag, 23 Januar 1837.

Lyriſche Dichtkunſt.

11) Schutt. Dichtungen von Anaſtaſius Grün. Leipzig, Weidmann, 1835. 8. S. 190.

Der berühmte Verfaſſer der „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ theilt hier ſeine Spaziergänge durch Italien mit. Dieſe ſeine neueſten Dichtungen nämlich knüpfen ſich meiſtens an Reiſeerinnerungen. Den Namen Schutt aber tragen ſie im Sinne folgender Verſe:

Weh! Was wir bauten iſt in Schutt geſchmettert!
Weh! was wir ſäten hat der Sturm entblättert!
Das Loos all unſres Lebens und Gebetes
Der Menſch zertritt es und der Wind verweht es!

Ich bin das Licht! — Die Welt liegt noch in Nächten!
Ich bin die Freiheit! — Sie iſt voll von Knechten!
Ich bin die Liebe! — Sie iſt haſſestrunken!
Ich bin die Wahrheit! — Sie in Trug verſunken!

Die erſte Reihenfolge von Gedichten trägt die Ueberſchrift: „Der Thurm am Strande.“ Ein Thurm in der Nähe Venedigs gab die Veranlaſſung dazu. Der Dichter verſezt ſich in die Seele des Geſangnen:

An's Meer, gleich dieſem, baut die Kerker alle!
Ringsum nur Meer, endloſer Himmel drüber!
Sezt eures Sklaven enge, dunkle Halle
Der Freiheit und Unendlichkeit genüber!

Daß, wenn er ſchuldig, ſelbſt der Wellen Koſen
Ihm Nachts und Tags von ſeiner Schuld erzähle,
Und fort und fort ihm laut der Brandung Toſen
Des Herrn Gerichte donn're in die Seele!

Daß, wenn er ſchuldlos, nicht an's Ohr euch dringe,
Euch nicht den Schlummer ſtöre ſeine Klage,
Daß ſie des Meeres Rauſchen ganz verſchlinge,
Daß ſie des Windes Flügel weiter trage!

Ich klimm' empor zum hohen Fenſterbogen,
Und kralle feſt mich an des Gitters Stäben!
Ha, endlos ſeh' den Ocean ich wogen,
Nur fern, gar fern ein weißes Segel ſchweben!

Ach, meiner Freiheit Bild! Nicht flieh ſo ſchnelle!
Es eilt mein Herz dir nach, nicht kann es raſten,
Es ſchwebt als Möwe über dunkler Welle
Und klammert ſchreiend ſich an deine Maſten!

Es folgen noch mehrere Gedichte in dieſem Geiſt, die weit edler gedacht ſind als die lezten Tage eines Verſtorbenen von Victor Hugo und an die unſterblichen Kerkerlieder Schubarts erinnern:

Da ſprach die Kette meines Arms: Bei Erzen
Schlief einſt ich ſanft und tief in ew'gen Schachten!
Was reißt ihr mich dem Berge aus dem Herzen,
Solch unbewehrte Arme zu umflechten?

Der Wölbung Quadern ſprachen drauf: Wir trugen
Am Dom des Herrn einſt mit als Felſenſäulen!
Was habt ihr uns geſchmettert aus den Fugen,
Zu hören dieſes Armen Klageheulen?

Des Bettes Diele ſprach: Ich ragt' als Eiche,
Auf grünen Höhn zu ſäuſeln Gottes Ehre!
Was habt ihr mich gefällt mit frechem Streiche,
Daß ich dies Herz jetzt an mich pochen höre!

In plumpe Feſſeln wollt den Geiſt ihr ſchlagen,
Der gottgeſandt, wie Wolk' und Regenbogen;
Die Wolke wettert, ihr könnt ſie nicht jagen,
Und binden nicht könnt ihr den Regenbogen! —

Und nun vernehmt den Urtelsſpruch des Richters:
Für Kett' und Schmach, die ihr ihm ließt bereiten,
Denn alſo richtet mild das Herz des Dichters,
Gibt euren Namen er Unſterblichkeiten!

Nur erſt geſellt er ſeine Ketten alle
Zu Kron' und Stab in eures Wappens Rahmen;
Es raſſeln weit durch des Jahrhunderts Halle
Wie ſeiner Ketten Klirren eure Namen.

Eine der ſchönſten Phantaſien iſt folgende:

Es war ein Rieſ' einſt, hochgewaltig, tüchtig,
Der ſprach zum Mond: Dein Licht behagt mir eben,
Doch biſt du mir zu wanderluſtig, flüchtig,
Und ſollteſt fein an feſtem Wohnſitz kleben.

Nicht übel ſtändeſt du mir über'm Bette
Als Abendlamp' in meinem Schlafgemache!
Er ſpricht's und ſchmiedet eine goldne Kette,
Und hängt den Mond dran auf am Himmelsdache.

Doch der rollt fort und fort unaufgehalten,
Und klingend riß die Rieſenkette droben,
Daß in Millionen Trümmer raſch zerſpalten
Weithin geſä't, die goldnen Splitter ſtoben!

Und ſieh, als Sterne ſind ſie dort geblieben,
Da leuchten ſie in's Herz mir ihre Kunde;
Als Freiheitshymn', in goldner Schrift geſchrieben
Tief auf des Himmels dunklem, ew'gen Grunde. — —

Gleich ſchön iſt folgender Gedanke:

Da ſah der Haß, wie Lieb' erfand die Kette,
Das, was ſie liebt, noch feſter zu umwinden!
Er formt, — aus Erzesblüthen, — nach die Kette,
Noch feſter, was er haßt, an ſich zu binden!

Außerordentlich lieblich ſind die Betrachtungen des Gefangenen bei einer tauben Aehre, die er aus ſeinem Stroh hervorzieht. Sie leitet ſeine Phantaſie in die Heimath zur Erntezeit und ſpiegelt ihm die Bilder alten Glückes vor.

Dann folgt ein Cyklus von Gedichten mit der Ueberſchrift: „Eine Fenſterſcheibe.“ Ein Bettler gibt zu einem prächtigen Kirchenbau einen Pfennig, aus dem ein Fenſter gemacht wird:

Aus eines Bettelſackes Finſterniſſen
Seht hier das Licht und Gold der Sonne fließen.

Sehr lieblich iſt die Schilderung der verfallenen Kirche:

Am Sternenkranz, Madonna's Bild umſchwebend,
Seht eines Taubenpärchens Neſt jetzt klebend,
Als rief' es girrend zu dem Erdenſohne,
Daß Liebe gerne bei den Sternen wohne!

Sanct Peters Bild ließ ſeine Schlüſſel fallen,
Als ſtünde Edens Thor nun offen Allen;
Sie ſanken in die ſcharfen Neſſeln nieder!
Nur Handſchuh oder Eiſen hebt ſie wieder!

Noch tiefere Bedeutung hat der nächſte Cyklus: „Cincinnatus.“ Der Dichter ſieht in Neapels Golf ein amerikaniſches Schiff dieſes Namens und contraſtirt nun die alte und neue Welt, das Völkergrab Italien, die Völkerwiege am Miſſiſſippi. Unübertrefflich iſt die Schilderung des ſchönen Golfs:

Ein Sohn Amerikas, gekreuzt die Hände,
Lehnt ſtill am Maſt an Cincinnatus' Bord;
Sein Aug' durchſchweift im Flug des Golfs Gelände,
Winkt hier ein Lebewohl, nickt Grüße dort:

„Europas Hand Italia, die ſchöne,
Erhebt ſich ſegnend über'm Wogenglanz,
Und daß des Meeres Haupt ſie liebend kröne
Hält ſie Neapels Golf als würd'gen Kranz.

„Er riß vor Fäll'! Im Blüthenkuß nicht küſſen
Miſenum's und Minervens Kap ſich mehr!
Wie einzle Blumen liegen losgeriſſen,
Zerſtreut, die ſchönen Inſeln bunt umher!

„O Capri, Roſe, ſchön im Spätroth glühend!
Doch ſieh, Tiber's zertrümmert Rieſenſchloß,
Es iſt der Kuß der Schlange, geiferſprühend,
Der, Roſe, dir entweiht den keuſchen Schooß!

„Niſita's, Ischia's weiße Burgen ſchimmern
Wie Waſſerlilien über'm Meeresplan;
Doch Kettenklang und der Gefangnen Wimmern
Steigt als der Kelche Duften himmelan!

„Ihr Blüthen rings, mich täuſcht nicht euer Koſen!
Ich weiß, ihr ſeyd ein Selam nur der Schmach!
Geſchrieben hat in Lorbern und in Roſen
Hier jede Zeit die Gräu'l, die ſie verbrach!“

Dann malt der Dichter abwechſelnd ein italieniſches und ein amerikaniſches Bild aus, hier Pompejis Ruinen, dort die neue Anſiedelung eines deutſchen Auswanderers; hier den faulen Lazaroni, das Haupt an ein Marmordenkmal gelehnt, dort die junge Frau, die auf dem Schiff ein Kind gebiert: hier eine alte Inſchrift von der Freiheit, dort ein behaglicher Theetrinker, der die berühmte Geſchichte vom Thee erzählt, durch den Amerika ſeine Freiheit errungen; hier der in Lava abgedruckte Buſen einer längſt verbrannten Römerin, dort eine vergnügte lebendige Braut. Der Amerikaner ſpricht:

Seyd mir gegrüßt ihr Wälder, Königsrieſen,
Umwallt von farb'ger Ranken blüh'ndem Reis,
Die purpurnen Trompeten gleich, als blieſen
Sie in Poſaunen eurer Schönheit Preis!

Gewalt'ge Ströme, drauf des Dampfſchiffs Wolke
Durch Urwaldswüſten und Savannen ſteigt,
Und, wie die Säule Rauch's einſt Jakobs Volke,
Die Bahn zu neuen, ſchön'ren Eden zeigt!

Ihr Städte, über Nacht entſproſſen ſchnelle
Gleich Blumen, ſeht, an euren Marktbrunn lenkt
Der Damhirſch ſeinen Schritt und ſucht die Quelle,
Die geſtern noch im Walde ihn getränkt.

Ihr ſtillen Pflanzungen einſam Zerſtreuter,
Wo zu den Bäumen floh des Menſchen Schmerz,
Die, greiſen Aerzten gleich, ihr Laub, wie Kräuter
Ihm heilend legen auf das wunde Herz!

Sieh, Leben rings auf jedem deiner Züge!
Selbſt jene Grabeshügel alter Zeit
Verhüllt, wie eine tauſendjähr'ge Lüge,
Auch eines tauſendjähr'gen Waldes Kleid!

Selbſt die Cypreſſe Mont Vernon's, die düſternd
Vom Grab des Helden ferne Schiffer grüßt,
Ein Lied des Lebens ſäuſelt ſie, das flüſternd
Auf's Vaterland noch wie ſein Segen fließt!

Dann wieder ein Italiener:

Dort im zweitauſendjähr'gen Schilderhauſe
Vor'm Thor Pompeji's lehnt ein morſch Gerippe;
Den Speer hält noch die Knochenfauſt! — Welch grauſe,
Mißlungne Poſſe auf des Todes Lippe!

In der Livrey Bourbon'ſcher Lilien ſchreitet
Dabei ein neuer Wächter auf und nieder;
Des Römers Sanduhr, den er ablöst, gleitet
Auch ihm, und miſcht des trägen Tages Glieder.

Und zu dem knöchernen Kam'raden ſpricht er:
„Ob ſie dich All' auch Bild der Treue nennen,
Ich kann in dir, du Armer, den Berichter
Von tauſendjähr'gem Narrenthum nur kennen!

„Ei, meinteſt du die Vaterſtadt zu ſchirmen?
Die Katapulte des Veſuvs zu hemmen?
Die Gluthgeſchwader, die, den Wall zu ſtürmen,
Er niederbrauſen ließ, zurück zu dämmen?

„Auch ich bin einſt in Waffen ſchon geſtanden,
Der Freiheit Banner rauſchte auf mich nieder!
Durch der Abruzzen grüne Thale wanden
Wie weiße Mauern ſich der Deutſchen Glieder.

„Als Wall des Vaterlands den Kugeln allen
Wollt' ich die freie Bruſt entgegentragen,
Ei, hätte nur in nahen Waldeshallen
Nicht eine Nachtigall ſo ſchön geſchlagen!

„In ihre Reihn, hoch in der Fauſt den Degen,
Wär' ich geſtürzt, von Todesmuth entglühet,
Ei, hätte nur hart neben meinen Wegen
Nicht eine Roſe gar ſo ſchön geblühet!

„Die Trommeln wirbeln und die Fahnen wehen;
Ja herrlich iſt's im Feld des Ruhm's zu ſinken!
Ei, hätt' ich nur die Traube nicht geſehen
So ſchön und voll an grüner Hecke winken!

„Das Leben iſt das Schönſte doch im Leben!
Drum rett' ich dir, Italia, das meine!
Und ſieh, auch dankbar ſind die lieben Reben,
Die Nachtigallen und die Roſenhaine!“

Er ſprach's; doch hält den Speer noch ohne Wanken
Der tauſendjähr'ge Wächter ihm entgegen! —
So ein Geripp' mag eigene Gedanken
Von Reben, Roſen, Nachtigallen hegen.

Im lezten Cyklus: „Fünf Oſtern“ erſcheint Chriſtus, der Sage nach, je zu Oſtern umwandelnd auf dem Oelberg und betrachtet den Wandel der Zeiten. Zuerſt ſieht er Jeruſalem zerſtört in Schutt liegen; zum zweiten Mal erblickt er es wieder erſtanden und überall ſiegend das Kreuz erhöht; zum dritten Mal ſtatt des Kreuzes den Halbmond, ſtatt der Kirchen Moſcheen und Minarets; zum vierten Mal das Kreuz neben dem Halbmond, Beide unter dem Schutz und Zuchtruthe der Türken:

Gebietend hält der Stock des Janitſcharen
In Eintracht hier der Friedenslehrer Schaar.

Zum fünften Mal aber wird der Herr alles verändert ſehen.

Längſt wogt ja über all den alten Trümmern
Ein weites Saatenmeer in goldner Fluth,
Wie fern im Nord, wo weiße Wellen ſchimmern,
Verſunken tief im Meer Vineta ruht.

Längſt über alten Schutt iſt unermeſſen
Geworfen friſcher Triften grünes Kleid,
Gleichwie ein ſtilles, freundliches Vergeſſen
Sich ſenkt auf dunkler Tag' uraltes Leid.

Längſt alles Land weitum ein ſonn'ger Garten!
Es ragt kein Halbmond mehr, kein Kreuz mehr da!
Was ſollten auch des blut'gen Kampfs Standarten?
Längſt iſt es Frieden, ew'ger Frieden ja!

Der Kedron blieb. Er quillt vor meinen Blicken
Ins Bett von gelben Aehren eingeengt,
Wohl noch als Thräne, — doch die dem Entzücken
Sich durch die blonden, goldnen Wimpern drängt!

Das iſt ein Blühen rings, ein Duften, Klingen,
Das um die Wette ſprießt, und rauſcht, und keimt,
Als gält' es jezt, geſchäftig einzubringen
Was ſtarr im Schlaf Jahrtauſende verſäumt!

Das iſt ein Glänzen rings, ein Funkeln, Schimmern
Der Städt' im Thal, der Häuſer auf den Höhn!
Kein Ahnen, daß ihr Fundament auf Trümmern,
Kein leiſer Traum des Grabs, auf dem ſie ſtehn!

Der begeiſterte Dichter ſieht das glücklichſte, freieſte, zugleich ſchönſte und ſtärkſte Geſchlecht neuer Menſchen, denen der alte Fluch bis auf die Erinnerung verſchwunden. Einſt graben ihre ſpielenden Kinder ein altes Schwert aus. Selbſt ihre älteſten Greiſe wiſſen nicht mehr, was ein Schwert iſt, und brauchen es als Pflugſchaar.

Einſt wieder ſich's begab, daß, als er pflügte
Der Ackersmann wie an ein Felsſtück ſtieß,
Und, als ſein Spaten rings die Hüll' entfügte,
Ein wunderſam Gebild aus Stein ſich wies.

Er ruft herbei die Nachbarn in der Runde,
Sie ſehn ſich's an, — jedoch ſie kennen's nicht!
Uralter, weiſer Greis, du gibſt wohl Kunde?
Der Greis beſieht's, — jedoch er kennt es nicht!

Ob ſie's auch kennen nicht, doch ſteht's voll Segen
Aufrecht in ihrer Bruſt, in ew'gem Reiz,
Es blüht ſein Same rings auf allen Wegen;
Denn was ſie nimmer kannten, — war ein Kreuz!

Sie ſahn den Kampf nicht und ſein blutig Zeichen,
Sie ſehn den Sieg allein und ſeinen Kranz!
Sie ſahn den Sturm nicht mit den Wetterſtreichen,
Sie ſehn nur ſeines Regenbogens Glanz! —

Das Kreuz von Stein, ſie ſtellen's auf im Garten,
Ein räthſelhaft, ehrwürdig Alterthum,
Dran Roſen rings und Blumen aller Arten
Empor ſich ranken, kletternd um und um.

So ſteht das Kreuz inmitten Glanz und Fülle
Auf Golgatha, glorreich, bedeutungsſchwer;
Verdeckt iſt's ganz von ſeiner Roſen Hülle,
Längſt ſieht vor Roſen man das Kreuz nicht mehr.

Schöne Dichtung, aber es iſt zu frühe, das Schwert nicht mehr kennen zu wollen, und ſelbſt in der Poeſie nicht räthlich, das Kreuz für entbehrlich zu halten.

12) Lyriſche Blätter von Johann N. Vogl. Wien, Rohrmann und Schweigerd, 1836.

Ich ſinge wie der Vogel ſingt, der auf den Zweigen lebt, ſagt Goethe.

Wie im friſchen Grün
Die Vögelein drin, S. 5.
Frühling, ſende
Deine muntern Sänger aus, S. 6.
Lerchen ſteigen auf und nieder, S. 8.
Und die Luft erſchallt von Tönen, S. 9.
Mit der Lerche möcht' ich ſteigen, S. 11.
Wie ſchlägt ſo ſchön die Nachtigall, S. 12.
Ach nur Flügel, raſche Flügel, S. 13.
Mein Lehrer ſoll der Vogel ſeyn, S. 17.
Vogel wird nicht ſingensmatt, S. 18.
Jezt ſingen zuſammen
Der Vogel und ich, S. 19.
Der Vogel auf dem Zweige, S. 20.
Sang die Nachtigall ihr Lied, S. 22.
Hab das Vöglein oft belauſcht, S. 24.
Mach es, wie das Vöglein thut, S. 25.
Was Fink und Lerche ſingt, S. 26.
Wenn ſich die Vöglein wiegen, S. 27.
Vöglein mag Geſellſchaft gern, S. 28.
Vöglein dazumal, S. 29.
Als eben dort die Nachtigall, S. 31.
Willſt du einen Vogel haben, S. 32.
Willſt du eine Lerche haben, S. 33.
Weißt, Vöglein, du, warum der Tag, S. 34.
Schwingt die Lerche ſich hinan, S. 35.
Ei, wie ſingt der Vogel ſchön, S. 36.
Das Vöglein mit dem Lied, S. 37.
Vöglein, ſingſt du deine Lieder
Mir vielleicht zum leztenmal? S. 38.

O nein, denn obgleich ein neuer Abſchnitt anhebt, ſo heißt es doch in dem erſten Liede gleich wieder:

Das Vöglein wird dir bringen
Gar fröhlichen Willkomm. S. 41.

Doch weiter fortzufliegen, wird wohl nicht nöthig ſeyn, um zu beweiſen, daß hier wirklich ein Dichter in einen Vogel verzaubert worden iſt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Mickiewicz.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 9. Mittwoch, 25. Januar 1837.

Lyriſche Dichtkunſt.

13) Adam Mickiewicz ſämmtliche Werke. Erſter Theil: Gedichte. Aus dem Polniſchen von Carl Blankenſee. Berlin, Nauck, 1836.

Obgleich von einer Ueberſetzung ſämmtlicher Werke des Mickiewicz nicht die Rede ſeyn kann, ſofern dieſelbe in einem mit Rußland befreundeten Staat gedruckt wird, ſo iſt doch auch mit Ausſchluß der auf die neueſten Schickſale Polens bezüglichen außerordentlich ſchönen Gedichte des großen polniſchen Sängers die Ueberſetzung ſeiner zahlreichen übrigen Werke höchſt dankenswerth und Herr von Blankenſee hat ſich ein um ſo größeres Verdienſt deßfalls erworben, als er ſo treu als möglich überſezt und Treue geht — ſogar nicht bloß beim Ueberſetzen — allem andern vorher. Wir geſtehen, daß uns eine ganz einfache Ueberſetzung in Proſa noch lieber geweſen wäre, denn der rühmliche Eifer, zugleich das Versmaaß und die Gedanken des Originals einzuhalten, haben doch der Leichtigkeit, dem Fluß und auch wohl der Deutlichkeit im Deutſchen zuweilen Eintrag gethan.

Im Allgemeinen noch etwas zur Anpreiſung des edeln Adam Mickiewicz zu ſagen, bedarf es in dieſen Blättern nicht, die ſchon ſeit Jahren jede Gelegenheit ergriffen haben, das deutſche Publikum auf eine ſo ſeltene Erſcheinung in der europäiſchen Poeſie aufmerkſam zu machen. Erſt unlängſt wurde ſein trefflicher „Herr Thaddäus“ ausführlich beſprochen, wie früher ſein „Conrad Wallenrod.“ Auch von den hier vorliegenden lyriſchen Gedichten ſind ſchon mehrere in andern Sammlungen überſezt und von uns beſprochen, z. B. die Lieder aus der Krimm, überſezt von Guſtav Schwab. Vieles andere iſt, ſo viel uns bekannt, hier zum erſten Mal überſezt.

Den Anfang machen Romanzen. Mickiewicz iſt ein echter Pole, darum hält ſein Ton die Mitte zwiſchen den ſerbiſchen Volksliedern und den nordiſchen. Ein tiefer Ernſt zugleich und etwas Wehmüthig-Mildes charakteriſirt ſie, ein Ausdruck des reſignirten Schmerzes. Dies ſcheint nicht die individuelle Wahl des Dichters, nichts Zufälliges, ſondern wirklich ein nationeller Zug zu ſeyn. Hier zur Probe eine der ſchönſten: Romantik, überſchrieben. Der Sinn iſt leicht verſtändlich:

Schlimm mir bei den Menſchen geht es:
Ich weine, da ſpotten ſie;
Ich rede, keiner verſteht es;
Ich ſehe, ſie ſehen nie!

Komm Tag's auch einmal! — Wenn dies nur ein Traum?
Nein, nein! Mein Arm hält dich umfaßt. —
Ach wohin fliehſt du ſo in Haſt?
Du kamſt ja kaum, du kamſt ja kaum!

Mein Gott! der Hahn hat gekräht,
Das Morgenroth färbet die Scheiben.
Ach kannſt du denn nicht bleiben,
Bei ihr, die ſonſt vergeht?

So mit dem Lieben koſet das Mädchen,
Folgt ihm, ſchreit auf, ſtürzt zuſammen.
Ihr Fall, ihr Angſtſchrei locket das Städtchen
Von allen Seiten zuſammen.

Die Menge rufet: „Sprechet Gebete!
Hier muß ſein Geiſt uns umſchweben.
Der Hans muß hier ſeyn bei ſeiner Käthe,
Er hat geliebt ſie im Leben!"

Den Rath ich hörte und nicht verſchmähte,
Ich wein' und ſprech' die Gebete.

„Höre doch, Mädchen!" rief durch die Stille
Ein Greis mit höhnendem Munde,
Und dann zum Volke: „Traut meiner Brille,
Nichts iſt zu ſehn in der Runde.

Geiſter ſind Spukwerk aus Pöbels Hirne,
Wie's Dumme Dummen verkaufen.
Thörichte Dinge plappert die Dirne,
Und ſinnlos glaubt es der Haufen."

Das Mädchen fühlt, entgegnet' ich dem Alten,
Der Menge Glaube ruht auf tiefem Grund:
Gefühl und Glaub', ich will ſie höher halten,
Als was das Glas des Klüglings mir thut kund.

Die Geiſterſeher in Weinsperg mögen davon eine Nutzanwendung machen, ſich aber auch dabei erinnern, daß es gut wäre, wenn ſie in den Schranken der „Romantik" blieben. — Es folgen noch viele Volksſagen, von der in See verſunkenen Stadt, von der (polniſchen) Meluſine, von dem durch Kinder beſiegten Räuber, wo die Ueberſetzung etwas hart iſt:

Kaufmann will danken, der Räuber entgegnet;
Laß deinen Dank, denn ich ſag' dir fürwahr,
Selbſt hätt' zuerſt ich das Bad dir geſegnet,
Wenn das Gebet nicht der Kinderchen war.

Vom berühmten Twardowski (dem polniſchen Fauſt), die bekannte Belfagorſage. Twardowski hat ſich dem Teufel verſchrieben, aber noch drei Wünſche vorbehalten. Er hat ein böſes Weib und wünſcht nun, der Teufel ſolle bei ihr ſeine Stelle vertreten. Da flieht der Teufel und läßt Twardowskis Seele, die ihm um dieſen Preis zu theuer iſt, fahren. Von größerer Schönheit und tieferer Bedeutung iſt das Gedicht Tukai. Dieſer iſt im Begriff zu ſterben, da ſoll ihm wieder ewige Jugend werden, wenn er einen Freund finden kann, der das Geheimniß der Verwandlung weiß, ohne es zu verrathen; und findet er den rechten nicht, ſo ſoll er der Hölle verfallen. Der Dichter begnügt ſich damit, zu ſagen, daß Tukai den Vertrag zagend geſchloſſen und der Teufel im Voraus triumphirt habe. Er hat ſich die überflüſſige Mühe erſpart, zu zeigen, daß Tukai vergeblich ſuchen würde. Aber ein anderer polniſcher Dichter hat irrig geglaubt, das Gedicht bedürfe noch einer Ergänzung und ſie iſt im Anhang überſezt. Es war vollkommen genug, Tukais Verlegenheit zu ſchildern:

Tukai nimmt ſich's doch zu Herzen,
Kann die Klauſel nicht verſchmerzen:
Auf die Hand ſtützt er das Kinn,
Reibt die Stirn, den Bart er zwackt,
Schauet ſcheel auf den Kontrakt.
Zweimal ſchnupft er Spaniol,
Senkt den Blick zu Boden nieder,
Hebt zur Decke dann ihn wieder,
Nimmt das Blatt und wägt es wohl.
Wieder blickt er ſcheel drauf hin,
Wieder lieſt er's, und verſtummt;
Wieder wägt er's, wieder ſchaut er,
Plötzlich auf den Tiſch dann haut er,
Seufzet, knirſcht vor Grimm und brummt.
An die Stirn legt er den Finger,
Raſch ſpringt auf er, ſchläget drein,
Gleich als ſagt' er: mag's drum ſeyn!
Wieder ſchwieg er, wieder ging er,
Wieder ſann er, wieder ſaß er,
Wieder ſtand er, wieder ging er:
Lacht ihn drum nicht aus, ihr Spaßer,
Teufelsſpaß iſt kein geringer.

Wer nicht trauen kann, iſt ſchon verloren. Dann folgt noch eine ſchöne und ſchauerliche Sage von dem Weib, das ihren Mann umbringt und dann von deſſen beiden Brüdern gefreit wird, die von ſeinem Grabe Blumen brechen und dadurch ſeinen Rachegeiſt wecken. Sehr zart, obwohl minder originell iſt das Gedicht vom alten Spielmann, der durch ein Lied, das er von einem längſt verſchwundenen Lithauer in der Fremde gelernt, in der Heimath deſſelben, in die er zufällig kommt, alle Herzen aufregt und die untreue Geliebte des Verlornen tief beſchämt. Wieder eigen iſt die Sage vom

Woywoden, der die Geliebte eines Andern zur Heirath gezwungen, ſie dann mit dem Geliebten überraſcht und ſeinem Heiducken befiehlt, ſie zu erſchießen, aber ſelbſt von ihm erſchoſſen wird.

Herr! flüſtert es ſacht,
Mich hemmt eine Macht:
Ich kann auf das Mädchen nicht ſchießen.
Als den Hahn ich zog,
Mich ein Schauer durchflog,
Und zur Pfanne ſah Thränen ich fließen.

Still, Heiduckengezücht!
Lehre weinen dich, Wicht!
Nimm hier Liſſaer Pulver zum Zünden.
Mache ſchnell den Stein
Mit dem Nagel rein,
Dann — ihr Ziel laß die Kugel ſich finden:

Höher! . . . . Rechts! . . . . Halt ſtill!
Ich ſelber erſt will
Den Bräutigam — ſtrecken zu Boden!
Der Koſack ſchlägt an,
Zielet feſt, ſpannt den Hahn,
Und trifft in's Herz — den Woywoden. —

So zart und ſeltſam, lieblich und ſchauerlich ſind die Romanzen alle. Dann folgen vermiſchte Gedichte anderer Art, beſonders poetiſche Epiſteln an Freunde. Darunter macht ſich eine lange Anweiſung zum Damenbrettſpiel bemerklich, in welche der Dichter mit vieler Feinheit die Regeln des Kriegs und auch die des kleinen Kriegs im geſelligen Leben einkleidet. Die Ode an Lelewel, worin dieſer Geſchichtsforſcher geprieſen wird, macht einen kurzen Flug durch die Weltgeſchichte, entbehrt aber der großen Gedanken. Die Lieder aus der Krimm, die ſo reizend jene Gegenden malen, ſind als bekannt zu betrachten. Die Sonette aus Moskau beziehen ſich größtentheils auf Liebe und ſind mit einigen Nachbildungen nach Petrarka untermiſcht. Eins dieſer Sonette ſticht von den andern ziemlich ab und ſcheint einer ſehr wahren Empfindung zu entſtammen:

Die Danaiden.

O ſchön Geſchlecht, wo ſind ſie die gold'nen Zeiten hin,
Als mit des Feldes Blumen, von einer Aehr' umſchlungen,
Die Herzen und die Reize der Jungfrau'n man errungen;
Die Taube zur Geliebten geſandt als Werberin?

Heut ſind die Zeiten wohlfeil, doch theuer Lieb'sgewinn:
Die, der mein Gold ich gebe, will von mir ſeyn beſungen,
Die, der mein Herz ich gebe, vom Eheband umſchlungen,
Die, der mein Lied ich weihe, fragt, ob auch reich ich bin?

Ich warf, o Danaiden, in eurer Wünſche Schlund
Gold, Lieder und die Seele in Thränenfluth vergangen:
Heut, Geizhals ſtatt Verſchwender, iſt Liebe mir ein Scherz.

Und lockt mich gleich noch immer der ſchönen Wangen Rund,
Könnt ihr auch Gold und Lieder noch ſtets von mir erlangen:
Doch einſt war Alles euer — heut Alles — bis aufs Herz.

14) „Saggio d'una versione italiana delle poesie di Uhland dell' abate Nicola Negrelli. Milano 1836.

Eine kleine Auswahl von den Gedichten unſeres gefeierten Uhland in italieniſcher Ueberſetzung, denen eine Ueberſetzung eines Gdichtes von N. Lenau, an mein Vaterland betitelt, beigegeben iſt. Der Ueberſetzer ſagt in dem Dedikationsbriefe an die Conteſſa Sofia d'Auco, daß es ein großer Vorzug Uhlands ſey, mit wenigen Worten viel zu ſagen, und daß ein einziger Wink (cenno) von ihm hinreichend ſey, wie ein Blitzſtrahl die höchſten Wahrheiten zu beleuchten. Der Ueberſetzer aber hat ſich mit einem unbegreiflichen Mangel an Geſchmack an ſeine Arbeit gemacht und ſich die möglichſte Mühe gegeben, allen Reiz, der in den kurzen gehaltvollen Worten Uhlands liegt durch paraphraſirendes Gewäſche zu zerſtören. Wenn Uhland ſagt:

Es jagt' ein Jäger früh am Tag
Ein Reh durch Wälder und Auen,
Da ſah er aus dem Gartenhag
Ein roſig Mägdlein ſchauen.

So ſagt Negrelli:

Per boschi, per campi sorgendo il mattino
Insegue la cerva gentil cavaliero;
Repente in sul cesso che adorna il giardino
Fanciulla vezzosa la testa levò.

Sehr merkwürdig iſt die Ueberſetzung folgenden Verſes aus des „Sängers Fluch“:

Schon ſtehn die beiden Sänger im hohen Säulenſaal,
Und auf dem Throne ſitzen der König und ſein Gemahl;
Der König furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtſchein,
Die Königin ſüß und milde, als blickte Vollmond drein.

Già monta la scala
Già varca le soglie
Sta in mezzo alla sala
La coppia gentil:
L'asside elevato
Coll' inclita moglie
Il duce siepato
Da turba servil.

Simile al rossore
Di nordica luce
In pompa d'orrose
S'avvolge il crudel.
E mite sol una
Fra tanti riluce
Qual raggio di luna
Dall' alto del ciel.

Statt „König“ (Rè) wird in der angeführten Ueberſetzung immer baron und duce gebraucht, wahrſcheinlich der Cenſur zufolge.

Am gelungenſten iſt noch die Ueberſetzung des Ruhethales:

Wann im lezten Abendſtrahl
Goldne Wolkenberge ſteigen
Und wie Alpen ſich erzeigen,
Frag' ich oft mit Thränen:
Liegt wohl zwiſchen jenen
Mein erſehntes Ruhethal?

Quando al cader della diurna face
Poggiar nuvole d'oro
E com' alpi aggrupparsi in cielo io miro,
Dico sovente e ploro:
Forse nascosta in mezzo a lor si giace
La valle del riposo, a cui sospiro!

Troz dem iſt aber immer erfreulich zu ſehen, daß die deutſche Poeſie, wenn auch entſtellt, in dem ſo poeſiearmen Italien Aufnahme findet, ob es gleich zu wünſchen wäre, daß die italieniſchen Ueberſetzer den Geiſt der deutſchen Dichtungen beſſer verſtehen und mit nichtsſagenden Zuſätzen ſparſamer ſeyn möchten.

D.

Geſchichte.

Sanchuniathons Urgeſchichte der Phönizier, in einem Auszuge aus der wiederaufgefundenen Handſchrift von Philos vollſtändiger Ueberſetzung. Nebſt Bemerkungen von Fr. Wagenfeld. Mit einem Vorwort von Dr. G. F. Grotefend. Mit einem Facſimile. Hannover, Hahn, 1836.

Die Sanchuniathoniſche Streitfrage, nach ungedruckten Briefen gewürdigt von Dr. C. L. Grotefend. Daſelbſt 1836.

Die Auffindung des Sanchuniathon und die Entdeckungen Herſchels im Monde ſind die großen Myſtifikationen des Jahres geweſen. Ueber die witzige Abſicht der leztern war man gleich im Klaren, aber der alte Sanchuniathon hat manchen gelehrten Herrn ſchwitzen gemacht und bis auf dieſe Stunde iſt der eigentliche Hergang der Sache noch nicht bis zur Evidenz ausgemittelt.

Ein pſeudonymer Herr Wilde ſchrieb an die Hahnſche Verlagshandlung in Hannover, ein Portugieſe, Herr Pereira, habe ihn mit der Herausgabe des in Portugal wieder aufgefundenen Sanchuniathon beauftragt, die er hiermit zum Verlag antrage. Natürlich erregte die Sache allgemeines Aufſehen und der bekannte Philologe, Herr Direktor Grotefend in Hannover, nahm ſich ihrer mit beſonderer Liebe an, konnte aber von dem Herrn Wilde, der bald eingeſtand, er heiße nicht Wilde, ſondern Wagenfeld, die Einſicht in das griechiſche Manuſcript nicht erhalten, ſondern nur die von Wagenfeld ſelbſt beſorgte Ueberſetzung, die ihm gleichwohl ſo wichtig und echt ſchien, daß er ſie mit einem Vorwort herausgab. Endlich erregte das Geheimthun des Herrn Wagenfeld doch Verdacht und in der zweiten der oben angezeigten Schriften führt der Sohn des Herrn Direktor Grotefend den Beweis, daß Herr Wagenfeld die vermeintlich aus Portugal erhaltenen Briefe ſelbſt geſchrieben habe, daß der Herr Pereira gar nicht exiſtire, daß in Liſſabon Niemand etwas von dem Funde weiß.

Will man nun nicht annehmen, daß Herr Wagenfeld ganz beſondere Urſache habe, ſeine Manuſcripte, (denn er beſizt nicht den Sanchuniathon allein) zu verheimlichen, ſo muß man allerdings glauben, er habe die ganze Sache fingirt und dann verdient der große Scharfſinn, mit dem er die Fragmente concipirt, und ſo viele Gelehrten getäuſcht, Bewunderung; aber die Täuſchung ſelbſt iſt nicht zu rechtfertigen. Da man ihm nun doch nicht glaubt, ſollte er entweder durch Vorlegung des alten Manuſcripts die Zweifler beſchämen, oder durch ein offenes Eingeſtändniß, daß er die Gelehrten nur habe in eine kleine Verlegenheit ſetzen wollen, die Lacher auf ſeine Seite bringen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 10. Freitag, 27. Januar 1837.

Geſchichte.

1) Martin Luthers Leben. Von Guſtav Pfizer. Stuttgart, Lieſching, 1836. 8. S. 911.

Herr Guſtav Pfizer, Bruder des berühmten Landtagsabgeordneten, iſt dem deutſchen Publikum bereits durch ſeine lyriſchen Gedichte rühmlichſt bekannt und hat ſeit dem verwichenen Jahre durch die Redaktion des literariſchen Beiblatts zum Ausland eine neue Bahn der Thätigkeit begonnen, auf der wir ihm um ſo mehr Erfolg wünſchen, als die Art, wie die ausländiſche, namentlich franzöſiſche Literatur bisher in Deutſchland ausgebeutet, blind bewundert, plump nachgeäfft zu werden pflegte, eine ſtrengere Würdigung, eine feinere Sichtung recht ſehr wünſchenswerth gemacht hat.

Durch das vorliegende Werk hat der Verfaſſer die Vielſeitigkeit ſeines Talents auf eine überraſchende Weiſe dargethan, denn er hat ſich als Hiſtoriker die Aufgabe geſtellt, einen Gegenſtand, welcher der Parteilichkeit mehr als irgend ein anderer ausgeſetzt iſt, unparteiiſch, und einen, der bisher immer einige langweilige Breiten darbot, die kaum zu vermeiden ſchienen, zum erſten Mal angenehm zu behandeln.

Der unparteiiſche Standpunkt des Verfaſſers iſt der allein richtige und würdige. Er weist eben ſo entſchieden die katholiſchen Tadler Luthers zurück, die das Werk der Reformation für Teufelswerk anſehen, als ſeine denkgläubigen Lobhudler, die ihn gern zu einem Vorläufer Voltaires oder der verſchiedenen modernen Verfaſſer des Lebens Jeſu machen möchten, und nicht minder die vornehm thuenden hegeliſirenden Hiſtoriker, welche die kraftvolle lebenwarme Individualität Luthers zu einem Begriffe verallgemeinern.

Vielleicht bezeichnen wir dem geneigten Leſer des Verfaſſers Grundanſicht am beſten durch folgende Stelle ſeines Werks: „Was die unläugbaren materiellen nachtheiligen Folgen der Reformation betrifft, ſo wurde ſchon früher auf die Unbilligkeit aufmerkſam gemacht, die Schuld derſelben dem Fortſchritt, und nicht vielmehr oder wenigſtens im gleichen Maaß dem Widerſtand zuzutheilen. Aber zudem, wer getraute ſich, den Preis an leiblichen Gütern feſtzuſetzen, um welchen geiſtige Fortſchritte erkauft werden dürfen? Spanien iſt das Opfer der Entdeckung von Amerika, Frankreich (eine Zeitlang gewiß) das Opfer der Revolution geworden; Deutſchland mußte große Opfer bringen für ſeine Reformation; aber die Völker können viel verſchmerzen! Sittlichkeit, Frömmigkeit und Bildung mochten zwar in den höchſten Sphären der Proteſtanten nicht eben viel gewonnen haben; dagegen trug die Verbeſſerung des Predigerſtandes und der Schulen, und die Zugänglichkeit

und Verbreitung der Bibel für die gröſſere Maſſe des Volks unberechenbare Früchte und wirkte gewiß auch vielfach auf die Katholiken günſtig zurück. Selbſt durch den dreiſigjährigen Krieg rettete ſich noch eine Maſſe von Bildung; und Gelehrſamkeit, Wiſſenſchaft, Poeſie entwickelten ſich mit überraſchender Schnelligkeit im vorigen Jahrhundert vorzugsweiſe in proteſtantiſchen Ländern. Die Beſchuldigung: durch die Reformation ſey der Aufklärerei, dem Unglauben und der Frivolität Bahn gebrochen worden, weiſen wir mit Recht zurück, und erinnern theils an den Zuſtand des Klerus zur Zeit der Reformation, beſonders in Italien, theils an die unbeſtreitbare Frivolität des katholiſch gebliebenen Frankreich, wo ſie ſich vielleicht als das Ergebniß der Verweigerung der Religionsfreiheit betrachten läßt. Und ſoll man für nichts rechnen die Zerbrechung des päpſtlichen Joches, der geiſtlichen Tyrannei, die Abſchaffung der theils thörichten, theils verderblichen Mißbräuche, die Emancipirung der Laien, die Aufhebung des entarteten Mönchsweſens, die Verwerfung des Cölibats? Der Mangel an Einheit in der proteſtantiſchen Kirche muß zugegeben werden, aber es erſcheint mehr als zweifelhaft, ob hier, wo jeder Einzelne ſich ſelbſt höchſter Zweck iſt und ſeyn darf, ob hier die Einheit durch Beſchränkung der Freiheit nicht zu theuer erkauft, ob nicht der Kern der Schale aufgeopfert wäre? Endlich wirft man den Proteſtanten Abweichung von Luthers Grundſätzen vor; es iſt wahr: Luther geſtand allen Chriſten die Freiheit der Prüfung und Forſchung in der Schrift zu, und ſezte dennoch ein Reſultat feſt, von dem ſich der evangeliſche Chriſt nicht entfernen dürfe, womit freilich jene Freiheit gar ſehr beſchränkt oder gar aufgehoben war, und die Proteſtanten haben ſich in neueren Zeiten erlaubt, über die von Luther gezeichnete Grenze hinauszugehen, eben durch Berufung auf die Freiheit der Forſchung. Warum ſollte man dies nicht zugeben, wenn man erkennt, daß jenes beides: die Freiheit der Prüfung und die Feſtſtellung des Ergebniſſes, unvereinbar iſt? Die Behauptung der freien Forſchung iſt das Unvergängliche, die Vorſchrift des beſtimmten Reſultats das Vergängliche an Luthers Werk, und nie hat er ſelbſt Unfehlbarkeit für ſich in Anſpruch genommen, ſo ſehr er von der Wahrheit ſeiner Behauptungen überzeugt war, ſo hartnäckig er daran feſthielt. — In ſeinem Leben, in ſeiner Zeit hat der ſtarkmüthige Reformator genug gekämpft und geſtritten; ſuchen wir uns ſein Bild lieber in der Ruhe und Verklärung zu vergegenwärtigen, als daß wir es in die Kämpfe der Gegenwart hineinziehen; und wenn wir gerne anerkennen, daß er es war, der, vielleicht ſelbſt noch nicht den ganzen Sinn und die Bedeutung ſeines Werks ahnend, das Princip der geiſtigen Freiheit ausſprach, wenn wir dieſes Princip als Epoche machend in der Weltgeſchichte bezeichnen und es als eine unvergängliche Erbſchaft hochhalten: ſo vergeſſen wir doch nicht über dem Vermächtniß den, der es geſtiftet, und bleibe neben dem Princip, welches Eigenthum der Welt geworden iſt, unſern Herzen theuer der Ruhm und die Zierde Deutſchland's — der Mann!“

Den kirchlichen und politiſchen Theil ſeiner Aufgabe hat der Verf. ziemlich übereinſtimmend mit der vortrefflichen Reformationsgeſchichte von C. A. Menzel in Breslau gelöst; ſofern auch er in Luther ganz und gar den Helden des Glaubens und nicht den Helden des Zweifels ſieht, ja er hat das myſtiſche Element in Luther vielleicht noch ſtärker hervorgehoben, namentlich das, was man jezt nicht mehr recht begreifen will, den Teufelsglauben, den Glauben an die Kraft des Gebetes, des Wortes überhaupt ꝛc. In der That gewinnt Luthers Geſchichte eine ganz eigenthümliche Klarheit, wenn man ſich ihn ſo denkt, wie er ſich ſelbſt immer dachte, kämpfend für das Göttliche mitten unter Teufeln, von denen die Einen (Papiſten) ihn gradezu mit Gewalt, die Andern aber (Sakramentirer, Schwarmgeiſter, Rottengeiſter, Epikurer und hin und wieder Juriſten) unter der Maske ſeiner Anhänger hinterrücks mit Liſt angreifen. Der wichtigſte Wendepunkt in ſeiner Politik erklärt ſich einfach aus ſeinen berühmten Worten: „Der Satan iſt eingebrochen in meine Heerde und hat gelehrt die geiſtliche Freiheit anzuwenden aufs Fleiſch.“ Damit verdammte er ein für allemal alle ſchon zu ſeiner Zeit begonnenen und ſpäter immer wiederholten Verſuche, aus der Sache des Glaubens eine des Zweifels und aus der Sache der Religion eine der weltlichen Intereſſen zu machen. Wer möchte behaupten, daß es Luthern nicht tiefſter Ernſt geweſen, als er von Zwingli und deſſen Partei ſagte: „Zürnt nicht, daß ich ihre Lehre verdamme und dem Teufel zuſchreibe; ich kann's nicht anders machen noch nennen, denn wie ich's im Herzen glauben.“ Er war gewiß von einem ſehr ſichern Gefühl geleitet, wenn er diejenigen unter ſeinen Parteigenoſſen, die ſeine Sache übertreiben oder zu ganz andern Zwecken benutzen wollten, für eben ſo gefährliche Widerſacher derſelben hielt, als die päpſtliche Partei. Er wollte den Glauben reinigen, das urſprüngliche Evangelium von aller falſchen Zuthat und Auslegung ſpäterer Zeiten ſäubern, den Mißbrauch zum rechten Gebrauch der Religion zurückführen, der Religion wieder die Herzen in wahrer Liebe und kindlichem Gehorſam zuwenden; aber er wollte nicht die Religion ſelbſt durch Zweifel untergraben; er wollte nicht die Menſchen gleichgültig gegen ihre ewige Beſtimmung und gegen die göttlichen Gerichte machen; er wollte nicht jede thieriſche Begier im Menſchen ſchrankenlos entfeſſeln; und er wollte auch nicht, daß die Kirche eine bloße Polizeianſtalt des Staats, die Prieſter bloß Subalterne der

Juriſten, Liturgie und Kirchenverwaltung eine Sache der Kabinets- und Miniſterialwillkühr würden. Aber er ſah die Keime zu allen dieſen neuen Mißbräuchen voraus und verwahrte ſich feierlich dagegen und nannte ſie Teufelswerk und hatte ganz recht, die Vereitlung der edelſten Bemühungen, die Ausbeutung des heiligſten Kampfes für die profanſten Zwecke ſo und nicht anders zu nennen.

Die Heldenkraft Luthers im großen Kampf mit ſeinen offnen Feinden iſt oft geprieſen worden; ſeine Conſequenz, ſein richtiges Vorgefühl, ſein oft überraſchender Takt in dem kleinen Kampf mit ſeinen Freunden iſt erſt von C. A. Menzel der neuen Geſchichtſchreibung würdig behandelt worden und es gereicht Herrn Pfizer nur zur Ehre, hierin mit ſeinem Vorgänger im Weſentlichen übereinzuſtimmen. Wenn wir noch einige wenige Zuſätze wünſchen ſollen, ſo wären es die Worte Luthers, worin er die Gefahren einer ſklaviſchen Abhängigkeit der Kirche vom Staat vorausſah, obgleich es ihm nicht möglich war, ſie zu verhindern. Und auf Seite 689 hätten wir die Worte Luthers zu leſen gewünſcht, die ſeinen deutſchen Patriotismus ſo ſchön bezeichnen. Als nämlich der Augsburger Reichstag 1530 fruchtlos auseinandergegangen war, Luther jezt ſelbſt zur Gewalt rieth und die Proteſtanten den Schmalkaldner Bund ſchloſſen, miſchten ſich fremde Elemente ein. Bayern, auf Haus Habsburg eiferſüchtig, ſchloß ſich an die Proteſtanten an und brachte auch die Ungarn unter Zapolya und Frankreich ins Bündniß. Schon war im Kloſter Scheyern ein Bund zwiſchen Frankreich, Bayern, Sachſen und Heſſen abgeſchloſſen, als ſich bei Luther das deutſche Herz im Leibe umkehrte und er ſogleich an ſeinen Kurfürſten ſchrieb: er ſolle um jeden Preis ein Bündniß mit Frankreich meiden, es würde ſeinem Gewiſſen eine unerträgliche Laſt ſeyn, wenn nachher die Reue komme; aus einer Einmiſchung der Franzoſen in die Angelegenheiten Deutſchlands könne nur die Zerreißung unſeres Reichs folgen, wobei alles, auch das Evangelium, zu Grunde gehen müſſe, denn bei ausländiſchen Königen ſey keine Treue, und was man in Gottes Namen begonnen, müſſe man auch in ſeinem Namen durchführen ꝛc. Damals gab es noch einen Patriotismus in Deutſchland, ein Gefühl für Ehre und Schande des Vaterlandes, und der Kurfürſt trat zurück, die franzöſiſchen Lauerer mußten diesmal noch ohne Beute abziehen.

In der Darſtellung von Luthers Privat- und Gemüthsleben hat Herr Pfizer alle ſeine Vorgänger durch die Liebenswürdigkeit übertroffen, die er ſeinem Gegenſtande abzugewinnen gewußt hat. In der That waren Luthers Härten und Ecken aufgewogen durch das ſchönſte und zarteſte Gemüth, und ſelbſt ſeine rauhe Grobheit floß ja nur aus der Tiefe ſeiner Ueberzeugung und aus dem nicht genug zu achtenden richtigen Takt, der ihn ſtets die Dringlichkeit des Augenblicks, die Nothwendigkeit des entſchiedenen, mithin auch groben Durchſchlagens fühlen ließ. Wem ſeine Sache ſo ernſt und heilig iſt, der kann nicht höflich ſeyn.

Wir wollen nur wenige Charakterzüge, die Luthers Gemüthlichkeit ins Licht ſtellen, hervorheben. Man weiß, wie ſehr ihm ſeine Heirath, ſelbſt von ſeinen Freunden, verargt wurde, welchen Verläumdungen und Widerwärtigkeiten er deßhalb ausgeſezt war; aber er ließ ſich nicht irren und ſchrieb an Spalatin: „Ich habe denen das Maul geſtopft, die mich mit meiner vertrauten Jungfrau Katharina von Bora austragen und berichtigen. Gibt Gott daß es fortgeht, daß ich Hochzeit mache, meinen angefangenen Eheſtand damit öffentlich zu bezeugen, ſo mußt Du nicht allein dabei ſeyn, ſondern auch mir rathen, ſonderlich wo es uns an Wildpret ermangeln würde. Ich bin in großen Abfall und Verachtung kommen durch dieſe meine Heirath, daß ich hoffe es ſollen ſich die Engel darüber freuen und die Teufel weinen. Die Welt mit ihren Klüglingen kennet noch verſtehet dies Werk nicht, daß es göttlich und heilig ſey, ja machen's an meiner Perſon gottlos und teufliſch.“ — Am ärgſten kam er ins Gedränge nicht durch Feinde, ſondern durch Freunde. In Worms vor allen ſeinen mächtigen Feinden zu ſtehen, und wenn jeder Ziegel auf dem Dach ein Teufel geweſen wäre, das war ihm viel leichter und ließ ſein Gemüth heiterer, als die bis zum Unerträglichen fatale Schonung, die er den liederlichen Fürſten mußte widerfahren laſſen, ſofern er ihnen für ihren Schutz Dankbarkeit ſchuldig war. So gab er zu, daß Philipp von Heſſen neben ſeiner rechtmäßigen Frau noch eine zweite förmlich heirathete und Melanchthon und Bucer wohnten der Trauung bei. Luther fühlte, welch ungeheurer Mißgriff dieſe Anwendung der Dankbarkeit ſey, aber ſeine ſtarke Seele überwand den Ekel. Melanchthon hatte ſo viel Kraft nicht, und das Bewußtſeyn, zur Bigamie behülflich geweſen zu ſeyn, zog ihm eine tödtliche Krankheit zu. Da half ihm der ſtarke Luther und betete mit einer Inbrunſt, von der er ſelber ſagt: „Da mußte mir unſer Herre Gott herhalten. Denn ich warf ihm den Sack vor die Thüre und rieb ihm die Ohren mit allen Verheißungen des Gebets, das da müßte erhöret werden, die ich aus der heiligen Schrift zu erzählen wußte, daß er mich müßte erhören, wo ich anders ſeinen Verheißungen trauen ſollte.“ Wirklich genas ſein Freund. — Wie zart Luther empfinden konnte, davon nur ein Beleg. In einem Brief an den Kanzler Brück rügt er die Angſt und Zaghaftigkeit der Proteſtanten mit den ſchönen Worten: „Ich hab' neulich zwei Wunder geſehen, das erſte, da ich zum Fenſter hinausſah, die Sterne am Himmel und das ganze ſchöne Gewölb Gottes, und ſahe doch nirgend keine Pfeiler,

darauf der Meiſter ſolch Gewölb geſezt hatte, doch fiel der Himmel nicht ein und ſtehet auch ſolch Gewölb noch feſte. Nun ſind Etliche, die ſuchen ſolche Pfeiler und wollten ſie gerne greifen und fühlen. Weil ſie denn das nicht vermögen, zappeln und zittern ſie, als werde der Himmel gewißlich einfallen, aus keiner andern Urſache, denn daß ſie die Pfeiler nicht greifen noch ſehen. Wenn ſie dieſelben greifen könnten, ſo ſtände der Himmel feſte. Das andre, ich ſah auch große, dicke Wolken über uns ſchweben, mit ſolcher Laſt, daß ſie mochten einem großen Meer zu vergleichen ſeyn, und ſahe doch keinen Boden, darauf ſie ruheten oder fußeten, noch keine Kufen, darein ſie gefaßt waren; doch fielen ſie auch nicht auf uns, ſondern grüßeten uns mit einem ſauren Angeſicht und flohen davon. Da ſie vorüber waren, leuchtet herfür beide der Boden und unſer Dach, der ſie gehalten hatte, der Regenbogen. Das war doch ein ſchwacher, geringer, dünner Boden und Dach, daß es auch in den Wolken verſchwand und mehr ein Schemen (als durch ein gemalt Glas zu ſcheinen pfleget), denn ein ſolcher gewaltiger Boden anzuſehen war, daß Einer auch des Bodens halber wohl ſo ſehr verzweifeln ſollte, als der großen Waſſerlaſt. Doch ſind Einige, die des Waſſers und der Wolken Dicke und ſchwere Laſt mehr anſehen, achten und fürchten, denn dieſen dünnen, ſchmalen und leichten Schemen; denn ſie wollten gerne fühlen die Kraft ſolches Schemens; weil ſie das nicht können, fürchten ſie, die Wolken werden eine ewige Sündfluth anrichten."

Doch genug. Dieſes Werk, das auch äußerlich ſchön ausgeſtattet und mit mehreren Stahlſtichen geziert iſt, verdient die Theilnahme der Zeitgenoſſen in einem vorzüglichen Grade.

Lyriſche Dichtkunſt.

15) Gedichte von Heinrich Beitzke. Berlin, Nauck, 1836.

Der Dichter iſt Soldat, dem im Frieden ſein Glück nicht blühen kann:

Auf ödem Eiland ſchläft im Atlasmeere
Der Cäſar, der die ſtolzen Legionen
Durch alle Länder trieb und brach die Kronen,
Bis er erlag Europas ganzem Heere.

Die Welt iſt müde von des Kampfes Schwere,
Es ruht das Schwert, es ſchweigen die Kanonen,
Der Friede nur will jezt auf Erden wohnen,
Zu lindern Noth, zu trocknen jede Zähre.

Doch will der Friede mir mein Glück verſagen. —
Drum möcht' ich einmal noch ins Kriegsgewimmel,
Ich wollte kühn das grauſe Kampfſpiel wagen.

Und fiel ich nicht im ſchrecklichen Getümmel,
So läßt der Sieg ſo manche Schranke ſinken,
Dann würd' ich ſüß der Liebe Wonne trinken.

Die edle Reſignation, mit der er ſich in dieſer Lage benimmt, iſt ein Beweis, daß die Tellheims, die Leſſing ſo wahr geſchildert hat, unter den Fahnen des ſchwarzen Adlers noch nicht ausgeſtorben ſind. Dieſe Reſignation iſt um ſo poetiſcher, als ſie ſich nicht bloß auf den Kriegsruhm, nicht bloß auf Liebesglück, ſondern auch auf den Dichterruhm bezieht, aber gerade eine ſolche Beſcheidenheit iſt wahrhaft poetiſch.

An Petrarka.

Du, den mit immergrünen Lorbeerkronen
Die Muſe einſt im Capitol geſchmückt,
Als Du Italien durch Liebesklang entzückt,
Der ewig wird auf allen Lippen wohnen;

Petrarka Du, geſandt aus Himmelszonen,
Wie hatte Dich die Liebe arg berückt,
Als Du im Dome Laura einſt erblickt,
Und o wie ſchlecht wußt' Amor Dir zu lohnen!

Ich fühl' wie Du die heiße Qual im Buſen;
Du hatteſt doch des Geiſtes reichen Funken,
Du warſt Italiens Stolz, Liebling der Muſen,

Von höh'rer Weihe war Dein Auge trunken.
Mir ſchenkten nicht die Götter ſo viel Gut,
Sie ſenkten nur ins Herz der Liebe Glut.

Ueber Ruhm Liebe.

Wie Colon einſt, der grauſen Fahr entronnen,
Die ihn umrungen auf Atlantis Wogen,
Die, unermeſſen, nie ein Kiel durchflogen,
Ans Land ſtieg, hell beglänzt von India's Sonnen;

Und was ſein heldenkühner Muth begonnen,
— Wie Neid und Mißgeſchick ihn auch betrogen, —
Erfüllt nun war, ſein Träumen nicht gelogen,
Und er erſchauerte in Ruhmeswonnen!

So wär' auch ich beglückt, wenn ich am Lande
Der Lieb' ausſtiege nach ſo langem Schiffen
Auf wüſtem Meer, umſtarrt von Felſenriffen.

Zwar Colon's Name ſteht am Himmelsrande,
Sein Ruhm hallt ewig wieder auf der Erde; —
Ich laß' den Ruhm, wenn ich nur glücklich werde.

Auf dieſe tiefgefühlten, höchſt edel gehaltenen Liebeslieder folgen mehrere Romanzen und Balladen, worunter die größte und beſte das tragiſche Schickſal Bajeſids in Timurs Gewalt ſchildert. Am Schluß Reiſebilder aus den öſterreichiſchen Alpen und Oberitalien, und einige Gelegenheitsgedichte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 11. Montag, 30. Januar **1837.**

Geſchichte.

2) Das Leben Johann Calvins, des großen Reformators. Mit Benutzung der handſchriftlichen Urkunden, von Paul Henry, Prediger an der Franzöſiſch-Friedrichsſtädter Kirche zu Berlin. Erſter Band, mit einem Bildniſſe und einem Facſimile der Handſchrift Calvins. Hamburg, Perthes, 1835. 8. S. 502 und 92.

Nicht mit Unrecht beklagt ſich der Verfaſſer über die Gleichgültigkeit, die man mehrentheils gegen Calvin hat blicken laſſen, während man andern Reformatoren eine weit theilnehmendere Aufmerkſamkeit geſchenkt hat. Es iſt bisher nicht einmal eine genügende Biographie von ihm vorhanden geweſen. „Die des Genfer Senebier, von Ziegenbein ins Deutſche übertragen, ſo wie das Leben Calvins von Tiſcher, enthalten nicht mehr, ſondern noch weniger als Beza's erſte Schrift über ihn, die nur den Faden der Begebenheiten angibt. Bretſchneiders ſehr trefflicher gediegener kurzer Aufſatz im Reformations-Almanach „über die Bildung und den Geiſt Calvins“ ſezt die Bekanntſchaft mit ſeiner Geſchichte voraus. Die meiſten früheren Werke über ihn ſind eigentliche Schmäh- oder Lobſchriften, mit Angriffen und Widerlegungen. Freilich mochte auch bis jezt Calvin noch nicht hiſtoriſch geworden ſeyn, und mußte in der frühern Zeit der Polemik immer einſeitig betrachtet werden. Der Verfaſſer hält unſere Zeit für reif, unparteiiſch über die großen Reformatoren zu urtheilen und glaubt, daß Selbſterkenntniß der Kirche um ſo mehr zieme, je größere Aufgaben ihr auch wieder in unſerer Zeit geſtellt ſind. Er ſagt nämlich: „Nicht unbedeutend war die Epoche, aus der wir uns ſo eben herausgewunden, jener Abfall von dem Evangelium — und das Meer der jetzigen Zeit iſt noch von dem Sturm bewegt, der damals ſo Vieles in den Abgrund geriſſen hat. Ein großer Gedanke iſt ausgeſprochen: die Bekehrung der heidniſchen Völker, ein erhabener Plan, an deſſen Ausführung ſich wahrſcheinlich die neue Entwickelung der Bildung der Menſchheit anknüpfen wird. Nicht unbedeutend ſind die Zeichen der Zeit: die Civiliſirung des noch der Naturkraft dahingegebenen Amerika; das Eindringen in Afrikas unbekannte Ländereien; der Verfall des muſelmänniſchen Reichs. In Europa will ſich auf allen Gebieten des Lebens eine neue Kraft entfalten, mehr als irgendwo aber in der Kirche; und dagegen lehnt ſich mit großer Macht ein verſtecktes Antichriſtenthum und die Luſt zur Zügelloſigkeit auf.“ Dies iſt eine friſche, lebendige Anſicht vom heutigen Chriſtenthum.

Der Verfaſſer gibt nun die ausführliche Biographie Calvins (im erſten Theil bis zum Jahr 1541) und erörtert deſſen Lehre und ihre Abweichungen von der Luther'ſchen. Literargeſchichtliches und Briefe in den Beilagen dienen zur Vervollſtändigung dieſer in jeder Weiſe ausgezeichneten Lebensgeſchichte, die eine fühlbare Lücke in den Darſtellungen des 16ten Jahrhunderts endlich ausfüllt. Da die Biographie ſelbſt wenig Schickſalswechſel darbietet, der Charakter Calvins auf ſeiner eigentlichen Höhe aber erſt in dem folgenden Theile hervortreten wird und der theologiſche Streit, in ſeinen Hauptrichtungen (Rechtfertigung und Abendmahlslehre) bekannt genug iſt, ſein Detail aber außerhalb der Grenzen dieſer Blätter gehören dürfte, ſo wollen wir ins Nähere diesmal nicht eingehen.

3) Hieronymus Savonarola und ſeine Zeit. Aus den Quellen dargeſtellt von A. G. Rudelbach. Hamburg, Perthes, 1835.

Schade, daß nicht eine Kopie des trefflichen Portraits, das in Florenz von Savonarola noch erhalten iſt, dieſer ausgezeichneten Biographie als Titelkupfer mitgegeben wurde. Savonarola war ein Vorläufer Luthers in Italien, einer der intereſſanteſten Charaktere der Geſchichte, und dem Herausgeber gebührt für ſein äußerſt fleißiges Werk der öffentliche Dank. Was kann die Literatur Rühmlicheres leiſten, als das Andenken edler Männer aufzubewahren, und aufzufriſchen, wenn es halb erloſchen iſt.

Tief griff Savonarola in die politiſche Geſchichte ſeines Vaterlandes Florenz ein in der merkwürdigen Zeit, da das Haus Medicis unter großen Erſchütterungen ſeine Macht gründete und eine kurze Zeit lang Karl VIII. von Frankreich ſich des Protektorats in Italien bemeiſterte. Doch weit bedeutender erſcheint er als Reformator, als Erneuerer deſſen, was vor Jahrhunderten ſchon Arnold von Brescia, unlängſt erſt Johann Huß gewollt, und was erſt nach ihm unſer Luther durchſetzte. Savonarola ſcheint gefühlt zu haben, daß Italien nicht ſo leicht zu reformiren ſeyn würde, und es kam ihm nur darauf an, die Wahrheit zu ſagen, ihre Körner auszuſtreuen für eine ſpäte Ernte. Er ſelbſt hoffte es nimmer zu erleben. Mit der edelſten Uneigennützigkeit widmete er ſich ſelbſtbewußt dem Tode:

„Der Pabſt ließ einen Biſchof des Dominikaner-Ordens vor ſich kommen und ſagte zu ihm: „Ich will, daß du den Savonarola widerlegen ſollſt." Der Biſchof erwiderte: „Heiliger Vater, ich werde es thun; allein man muß Waffen haben, ihm zu begegnen, um ihn zu überwinden." „Welche Waffen?" fragte der Pabſt. Der Biſchof: „Savonarola ſagt, man dürfe nicht Concubinen halten, nicht Simonie begehen u. ſ. w., und darin hat er wohl Recht." „Nun was iſt denn," fragte der Pabſt, „in ſolchem Falle zu thun?" „Man ſoll," erwiderte der Biſchof, „den Mann ſich zum Freunde machen, und ihn mit einem rothen Hut ehren, damit er von ſeinen Prophezeihungen abſtehe, und was er bis auf dieſen Tag prophezeiht hat, widerrufe." Dieſer Vorſchlag gefiel Alexandern baß, und nachdem er mit dem Protector des Dominikanerordens, Olivieri Caraffa, weiter Rath darüber gepflogen hatte, ſchickte er unverweilt den Maestro del sagro Palazzo, Ludovico di Ferrara nach Florenz, mit der Weiſung, er ſolle zuerſt mit Savonarola diſputiren, und, wenn er ihn nicht überwinden könne, ihm von Seiten des Pabſtes den Cardinalshut antragen, ſofern er von ſeinen Prophezeihungen abſtehen wolle. Es geſchah. Ludovico kam heimlich nach Florenz, und diſputirte mit Savonarola drei Tage. Da der Sieg ſich nicht auf die Seite des Maeſtros neigte, rückte er endlich mit ſeinem Antrage hervor. Savonarola antwortete: Davor wolle mich Gott behüten, daß ich dem Auftrage meines Herrn untreu werden ſollte! Doch, kommt Morgen in die Predigt, und ich will euch auf Alles ausführlich antworten!" Auf der Kanzel beſtätigte er Alles, was er vorher geſagt, und fügte hinzu: „Ich begehre keinen andern rothen Hut, als den des Märtyrerthums, welcher mit meinem eignen Blute rothgefärbt werden wird."

Entſetzlich iſt die Schilderung ſeiner Verfolgung, der Martern, die man ihn ausſtehen ließ, der Hinrichtung.

In ſeiner Lehre war nichts Auffallendes, es war die aller erſten Reformatoren. „Er war ein tüchtiger Schüler des Thomas Aquinas, und Ehrfurcht vor dieſem Namen ſowohl, als die vorherrſchende praktiſche Tendenz bei ihm bewirkten, daß er die recipirte Kirchenlehre, oder vielmehr die herkömmlichen dogmatiſchen Beſtimmungen, ſtehen ließ. Die Zeit der Morgendämmerung war nicht die Zeit des Sichtens, und wer froh ſeyn mußte, nur ein Hauptreſultat als Univerſalausdruck der Reformation zu ſichern, der konnte auf die Beſtimmungen des Einzelnen nicht bedacht ſeyn. Eben deßhalb aber wird man wohl erwarten, daß der Grundausdruck der Reformation und die Wurzellehre derſelben auch bei ihm hervortreten, wenn auch manches Andere vernachläſſigt ſeyn ſollte. Und man täuſcht ſich nicht: die Lehre von der freien Gnade Gottes, die Rechtfertigung durch den Glauben, der Glaube als Princip alles Guten und Gott Wohlgefälligen, die volle Genugſamkeit des Verdienſtes Jeſu Chriſti, dies ſind die Kernpunkte ſeiner dogmatiſchen Betrachtung."

4) **Johann Weſſel, ein Vorgänger Luthers. Zur Charakteriſtik der chriſtlichen Kirche und Theologie in ihrem Uebergange aus dem Mittelalter in die Reformationszeit, von Prof. Ullmann in Halle. Hamburg, Perthes, 1834.**

Eine eben ſo ausgezeichnete Biographie, die um ſo mehr Intereſſe gewährt, als ihr Gegenſtand bisher weniger bekannt war. Der durch ſeine theologiſchen Studien längſt aufs rühmlichſte ausgezeichnete Verfaſſer hat Anlaß genommen, das ganze Zeitalter, das zwiſchen dem Huſſitenkriege und Luthers Reformation lag, zu beleuchten, jene Periode der Reſtauration, nachdem es der ſchlauen Diplomatie des Aeneas Sylvius und Caspar Schlick gelungen war, das Basler Concil, wie früher das Conſtanzer, zu vereiteln und die Chriſtenheit wieder in den Zuſtand, wie er vor Huß geweſen, zurückzumanövriren. Weſſel gehörte zu denen, die da nicht glaubten, daß der Zuſtand, der durch den damaligen Wiener Congreß begründet wurde, von ewiger Dauer ſeyn könne. Wir meinen einen wirklichen Wiener Congreß von 1118, aus dem die Wiener Compactaten hervorgingen, durch welche die nach Reform ſchreienden Stimmen beſchwichtigt wurden. Weſſel erkannte die Reform für unvermeidlich und glaubte, daß ſie eintreten werde und müſſe. Er ließ ſich daher auch durch die Reactionen nicht irre machen, und wirkte, obwohl mit Mäßigung und nur im Gebiete der Gelehrſamkeit, im Sinne der Reform, ſo daß man ihn mit Recht einen Vorläufer der Reformation genannt hat. Sein Leben und Wirken dient um ſo mehr, das Weſen der leztern zu erklären, als Weſſel eigentlich den Uebergang von der Myſtik zur Reformations-Theologie bezeichnet. Namentlich wird das Myſtiſche in Luthers kräftigem Glauben viel deutlicher, wenn man vor ihm die ſo bedeutſame myſtiſche Schule der Brüder vom gemeinſamen Leben kennen lernt. Solche Studien dienen vortrefflich, zu beweiſen, daß die Reformation nicht, wie ſo oft behauptet wird, ein Desorganiſations-, ſondern ein Reorganiſationsprozeß war, daß ihre Helden, wie wir oben erſt von Luther ſagten, Helden des Glaubens und nicht des Zweifels waren, und daß Luther mit ſeinem ſtarken Glauben und Calvin mit ſeiner überſchwenglichen Gnade auch nicht entfernt daran dachten, daß man einſt die Unverſchämtheit haben würde, ſie mit einem Voltaire zu vergleichen und unter die Geiſter zu ſetzen, die da verneinen.

5) **Geſchichte des Tridentiniſchen Conciliums von Cardinal Sforza Pallavicini. Aus dem Italieniſchen überſezt von Th. Fr. Klitſche. Acht Bände. Augsburg, Kollmann. Wien, Gerold, 1835 — 36. 8.**

Bekanntlich haben Paolo Sarpi und Sforza Pallavicini gewetteifert, das Tridentiner Concil, jeder in ſeinem Sinn, zu ſchildern. Sarpis nichts weniger als ultramontaniſtiſches Werk iſt eben deßhalb durch die proteſtantiſche Partei gehoben, daher auch bald überſezt worden. Pallavicinis ſtreng römiſches Werk hat unter der proteſtantiſchen, als der geraume Zeit vorzugsweiſe leſenden Welt keinen Anklang gefunden und iſt nur im Original von den Hiſtorikern benuzt worden. Da nun aber die katholiſche Welt ihre Lektüre immer mehr erweitert und in unſern Tagen nichts Erhebliches in der Literatur, zumal in der hiſtoriſchen, unbeachtet bleibt, ſo hat man endlich auch zum erſten Male den Pallavicini überſezt. Die aus Rom datirte Vorrede iſt allzu polemiſch für ein Geſchichtswerk. Rühren wir den alten Haß nicht wieder auf, aber ſtudiren wir die Geſchichte nach dem Grundſatz *audiatur et altera pars*, vergleichen wir die Berichte entgegengeſezter Parteien mit Ruhe.

Wenn wir nicht irren, wird heutzutage jeder Proteſtant die allerdings kraſſen Verdammungsurtheile, mit denen Pallavicini das Lutherthum verfolgt, ohne heftige Gemüthsbewegung leſen und daraus mit allem Bedacht die Leidenſchaft früherer Jahrhunderte ermeſſen, ohne ſich ſelbſt wieder daran zu entzünden. Die neuere Kirchengeſchichtsforſchung von proteſtantiſcher Seite verdient das Zeugniß der Billigkeit wie der Gründlichkeit.

Lyriſche Dichtkunſt.

16) **Venetianiſche Nächte, von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Leipzig, Brockhaus, 1836.**

17) **Neue Gedichte. Von Derſelben. Daſelbſt, 1836.**

Früher ſchon rühmten wir die ungezwungene Natürlichkeit und Wärme, durch welche ſich die Verfaſſerin vor gar vielen ihrer poetiſchen Schweſtern auszeichnet. Eine prude Sapho iſt das ſchrecklichſte in der Natur; ſie muß zärtlich, ſie muß ein wenig ſchwärmeriſch ſeyn. Auch in den vorliegenden Dichtungen verläugnet ſie die Art und Weiſe ihrer frühern Dichtungen nicht. Sie ſind zum Theil im Verſe noch gefeilter, und die von epiſchem Charakter nehmen eine objective Ruhe und Klarheit ein, mit welcher die flüchtigen, ſanguiniſchen Gefühle der mehr ſpielenden Lieder artig contraſtiren. Zum Beweiſe, daß die Dichterin einen ſchönen Vers zu

bauen verſteht, ſtehe hier der Anfang der poetiſchen Bearbeitung des Marino Falieri:

Auf oriental'ſchen Purpurkiſſen,
Im reichgeſchmückten Prachtgewand,
Umringt von allen den Genüſſen,
Die blind verhängt des Reichthums Hand,
Und ſchön, als ob, um ſie zu ſchmücken,
Der Demant und die Perle ſchal,
Erwartet, Sorge in den Blicken,
Die Dogareſſa den Gemahl.

Er kommt noch nicht. Sie wieget leiſe
Das Haupt von Locken ſchwarz umringt,
Und ſummet eine ſchlichte Weiſe,
Wie man ſie an der Wiege ſingt.
Doch **nicht** entſchlummern die Gedanken, —
Was ſie vielleicht gewünſcht, geglaubt; —
Sie wachen, wachen, und umranken
Als Dornenkranz das ſchöne Haupt.

Die venetianiſchen Nächte ſind ſämmtlich poetiſche Erzählungen, denen größtentheils bekannte hiſtoriſche Stoffe zu Grunde liegen. Allen gibt die Meerſtadt den romantiſchen Hintergrund:

O Du, Venedig, Wunderblüthe,
Entſproſſen aus dem Freiheitsdrang,
Der ſtarke Seelen ſo durchglühte,
Daß er das Element bezwang. —
Dich trägt, wie eine Waſſerblume,
An ihrer Bruſt die Meeresfee,
Schmückt Dich zu ihrem eignen Ruhme
Mit allen Schätzen ihrer See.

Auf Falieris Geſchichte folgt die des Tiepolo, den die Tochter des Dogen liebt, aber unwiſſend, da er ihres Vaters Pallaſt ſtürmen will, durch eine herabgeworfene Marmorvaſe erſchlägt, eine ſo rührende, als wahre venetianiſche Geſchichte. Die dritte und lezte Erzählung handelt von der Liebe der ſchönen Benedetta, die ſchon Braut eines Andern war, zu einem Deutſchen. —

Unter den **Neuen Gedichten** finden ſich wieder viele ſehr anmuthige und herzliche. Auch ſie knüpfen ſich an Reiſeerinnerungen. Bei dem Denkmal des Andreas Hofer äußert ſich die Dichterin mit liebenswürdiger Naivetät:

Doch wäre ich die Wittwe
Des Wirths im Paſſeyr-Thal,
Ich hätt' geſagt zum Kaiſer
Und ein für alle Mal:

Ich danke für den Adel
Und für des Wappens Kranz,
Ich trage Hofer's Krone,
Die ſtrahlt im reinſten Glanz;

Die brachten ihm die Engel
Vom allerächtſten Gold,
Als dort auf Mantua's Wällen
Sein Blut iſt hingerollt.

Außerordentlich lieblich iſt das Gedicht auf die Roſane, einen wilden Bergfluß in Tyrol:

„Haſt Du einmal mich verloren,
„Bringt mich keine Macht zurück —“
Spricht Roſane, und verſchwindet
Vor des Berggeiſts bangem Blick.

Treu iſt er ihr nicht geweſen,
Schaut 'ne Andre liebend an,
Und Roſane ſtürzt verzweifelnd
Auf die wilde Felſenbahn.

Er gebietet allen Quellen,
Allen Bächen ihren Lauf!
„„Stürzet Euch zu ihr hernieder,
„„Haltet die Roſane auf. —““

Und ſie rieſeln, fließen, ſtürzen,
Wie der Bergesfürſt gebot;
Doch Roſanens mächt'ger Wille
Lockt ſie in den frühen Tod.

„Wähnt nicht, Thoren, mich zu halten,
„Nimmer kehr' ich heimathwärts!
„Glücklichen mögt ihr gebieten,
„Frei geht durch die Welt der Schmerz.“

Dieſe originellen Dichtungen, aus unmittelbaren Empfindungen bei Betrachtung der Natur hervorgegangen, ſind ſchöner als die mehr künſtlichen Ausarbeitungen ſchon bekannter Stoffe, z. B. des Fiſchers, den die Nire hinabzieht, und des Wartburgkrieges, der doch ſchon allzubekannt iſt und daher weniger anregen dürfte, obgleich ihn die Verfaſſerin mit vieler Liebe wieder erzählt und beſonders in den Empfindungen der ſtreitenden Perſonen ſchöne Contraſte angebracht hat. In dem lezten Gedicht iſt dagegen der Charakter des herben Burgunders Karl zu ſentimental verſüßt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 12. Freitag, 3. Februar **1837.**

Theologie.

Die Offenbarung des Lichts im Freudenwort der vier Evangeliſten. Erklärungen der Evangelien vom erſten Vers bis zum lezten für jeden Freund des Lichts von Fr. H. K. Laſinsky, vormaligem Pfarrer zu Bacharach. Zwei Theile. Stuttgart, Metzler, **1836.** 8.

Der junge Verfaſſer hatte ſein mit großer Wärme geſchriebenes Buch kaum vollendet, als ihn ein frühzeitiger Tod ereilte (am 29. December 1836 in Heidelberg). Er iſt zu Trarbach an der Moſel geboren, war Pfarrer zu Bacharach, welche Stelle er aus „ehrenwerthen“ Gründen niederlegte und privatiſirte dann in Heidelberg. Noch in der erſten Jugendblüthe und überaus feurigen Geiſtes war er wie ein Prophet ganz durchdrungen von dem, was er als neue Wahrheit verkündigen, und zwar dem Volke verkündigen wollte. Denn er trachtete nicht ſowohl die theologiſche Gelehrſamkeit, als den religiöſen Sinn im Volke zu mehren. Daher iſt auch ſein Buch durchaus populär geſchrieben.

Seine Abſicht war die reinſte. Er wollte den geiſtloſen blinden Wortglauben zur klaren Einſicht erheben; dieſe Einſicht aber ſollte zugleich die Zweifel an der Göttlichkeit des Chriſtenthums niederſchlagen. Sein Verhältniß zu den übrigen Evangelien-Erklärern hat er ſelbſt alſo bezeichnet:

Es gibt der Parteien hauptſächlich drei. Wir wollen ihre Lehrweiſe über das „Leben Jeſus“ in Kürze angeben.

1. Die eine ſtellt den Grundſatz auf: Alles Wunderbare im Leben Jeſus iſt „natürlich“ zu verſtehen, es iſt auf die Natur, auf die ſichtbare Welt zu deuten, ſo habe z. B. Jeſus den Jüngling zu Nain vom leiblichen oder natürlichen Scheintod errettet u. ſ. w. Alſo ſuchen die Leute dieſer Art das Wunderbare im Leben Jeſus zu erklären.

Wir können ihnen nicht beiſtimmen, weil aus wichtigen Gründen erhellet, daß Jeſus alle ſeine Wunder nicht an Körpern, ſondern an Geiſtern verrichtete, nicht an kranken und todten Leibern, ſondern durchs Wort an kranken und todten Seelen.

Die Gründe entwickeln wir weiter unten.

2. Andere halten ſich ſtreng an den Buchſtaben, ſo wie der ganzen Bibel, ſo auch der vier Evangeliſten und dem todten Buchſtaben ohne geiſtliche Auslegung folgend, ſagen ſie geradezu: Chriſtus hat den todten Jüngling zu Nain vom leiblichen Tod auferweckt zum leiblichen, zeitlichen Leben, er hat ihn wieder lebend gemacht.

Digitized by Google

Auch dieſe irren ſehr, weil ſie auf das zeitliche, nicht das ewige Leben ſchauen, weil ſie dazu auf dem widernatürlichen Weg des Fleiſches ſind, nicht aber auf dem übernatürlichen des Geiſtes.

3. Eine dritte Partei hat nun einen andern Weg eingeſchlagen, der aber auch nicht zum Geiſt und zur Wahrheit führt.

Sie ſagt nämlich ſo: Natürlich *kann* man das Wunderbare im Leben Jeſus nicht erklären, man ſieht es deutlich, die Evangeliſten *wollten* nichts Natürliches in den Wundern erzählen, aber nur ſträubt ſich auch die geſunde Vernunft, der denkende Geiſt gegen das Feſthalten am todten Buchſtaben. Das Widernatürliche iſt dem Menſchen zuwider.

Dieſe beiden Einwürfe ſind ganz richtig; wer die Schrift ruhig und ohne Vorurtheil lieſt, muß ihnen beitreten. Aber welchen dritten Weg gehen nun dieſe Gegner des Natürlichen ſowohl, als des Widernatürlichen im Leben Jeſus?

Sie lehren alſo:

Alles Wunderbare in dem ganzen Leben Jeſus iſt keine wahre Geſchichte, ſondern nur heilige Sage.

Mit andern Worten:

„Das Leben Jeſus iſt im Anfang durch nur mündliches Fortpflanzen nach und nach entſtellt worden durch heilige Einfalt, durch frommen Aberglauben der erſten Chriſten. Der hat alles Wunderbare im Leben Jeſus hervorgebracht und ſpäter wurde das ſo aufgeſchrieben von blinden Leuten, die da meinten, es wäre zur Zeit Jeſus wirklich ſo geſchehen."

Das iſt nun eine ſehr traurige Anſicht vom großen Leben unſeres Erlöſers, von ſeinen Thaten und von ſeiner erſten Chriſtenheit und von den vier Evangeliſten; das Buch, worauf wir Alles bauen, wäre nunmehr ein Fabelbuch voll Aberglaubens, es enthielte nicht lauter Wahrheit, nicht lauter Geſchichte.

So würde wohl unſer heiliges Freudenwort vom Leben des Herrn zu einem Trauerwort. Zwar iſt das heilige Evangelium nicht gegründet auf Bücher von Papier, ſondern auf das lebendige Herzbuch in des Menſchen Bruſt. Aus dieſem ewigen Buch des Lebens iſt es auch hervorgegangen. Aus des Geiſtes Wurzel in des Menſchen Sohn iſt es hervorgewachſen, ehe man an Schreiben und Leſen, ehe man an Bücher von Papier oder anderm Staub dachte. Chriſtus lehrt ſelbſt: „Schon vor Abraham war mein Evangelium da." (ſ. Joh. 8, 58.) Er will ſagen: „Es war im Herzparadies des Menſchen; es war geſchrieben auf ſeine Herzblätter durch Gottes unſichtbare Hand. Aber durch der Heuchler Liſt verlor man die Leſekunſt darin. Die habe ich nun wiedergefunden. Welche Bücher hatten Abel, Enoch, Noah, Abraham? Welche Bücher hatten dieſe Erzväter der Gottesgemeine? Ihr erſtes, heiligſtes Buch war das Herzbuch mit dem Herzevangelium. Durch dieſes innere Buch wurden ſie aber auch noch gelehrt und weiſe in einem großen, ſchönen, prächtigen ſichtbaren Buche zu leſen. Kennt ihr das? Darin ſtehen unzählbare heilige Gleichniſſe, darin ſind gemalt gar ſchöne, liebliche Bilder. Nenne das Buch? Es heißt das große Schöpfungsbuch. Ich liebe es zu nennen: „Das Buch des Vaters Abraham." O leſet darin. Die Menſchen dieſer Zeit leſen nur wenig darin. Und die es betrachten, die ſehen ſeine rothen, grünen, blauen, goldenen Buchſtaben und ſeine großen, ſchönen Bilder, aber ſie ſchauen nicht im Geiſt, was die Bilder der Schöpfung bedeuten zum Himmelreich, zu des Geiſtes Reich.

Das aber verſtanden Jeſus und ſeine Väter ſehr wohl und ſie laſen alle Tage viel das Evangelium im Herzbuch und im Schöpfungsbuch.

O wenn alle Schriften der Propheten und Apoſtel auf Einen Tag (was aber *nie* geſchehen möge, noch geſchehen wird) verbrannt würden vom Argen, ſo wäre doch das Evangelium vom nahen Himmelreich nicht verbrannt. Es würde aus dem lebendigen Herzbuch des Menſchen wieder hervorwachſen zur Zeit. Dies Geiſtbuch können Menſchen nicht verbrennen, auch dazu nicht das ſichtbare Buch des Vaters Abraham. Auch bleibt das Schöpfungsbuch. Doch wenn dieſer Erdball in Feuer und Flammen aufgehen würde ſammt allen Büchern und Bildern der Menſchenhand, doch bliebe das Evangelium. Es lebte fort in Gottes Herz und in den Menſchen auf den andern Sternen. Denn das Evangelium iſt des Weltalls Religion und die Menſchheit die Nation des Weltalls.

Mögen es die Vertheidiger jener fabelhaften Anſicht von den vier Evangeliſten ernſt meinen, aber ſie ſind im ernſten Irrthum.

Wir treten ihnen darin von ganzer Seele bei, daß wir das Wunderbare im Leben Jeſus weder natürlich, noch widernatürlich zulegen wollen, aber ihren dritten Weg des Fleiſches zu wandern, davor behüt' uns Gott.

Sollte es denn gar keinen andern Weg zur Oeffnung des weiſen Buchs geben?

„Der Weg des Geiſtes iſt der rechte Weg."

Wir wollen ihn vorerſt näher zeigen und dann die Gründe angeben, warum wir ihn zur Aufſchließung des Lebens Jeſus betreten.

Jeder wähle dann. Die Hauptſache iſt, daß wir alle dieſen oder jenen Weg aus *Glauben* wandern, nie einen aus Heuchelei. Irren iſt menſchlich, doch — lügen iſt teufliſch.

Wir ſtellen den Grundſatz auf:

„Alles iſt wahr, Vers nach Vers, was in den vier Evangeliſten geſchrieben ſteht."

Willſt du aber den wahren Chriſtus und den Chriſtus der Wahrheit erkennen, ſo wandere den Weg des Geiſtes, denn Geiſt iſt Wahrheit. (1 Joh. 5, 6.)

Höret, was der Geiſt der Gemeine ſagt. (Off. 2, 7.)

Wir wollen alles Wunderbare in dem Leben Jeſus weder widernatürlich, noch natürlich zulegen, ſondern

übernatürlich

auslegen, ſo wird Alles hell und klar.

Uebernatürlich heißt aber, wie geſagt, ſo viel als geiſtlich, unſichtbar. Alles, was den Geiſt, den inwendigen Menſchen betrifft, iſt übernatürlich. So gebrauchen wir das Wort in ſeinem urſprünglichen, vernünftigen Sinn.

Wir lehren z. B. Lazarus war geiſtlich todt, er war durch die Verführung der Prieſter von Jeſus abgefallen, da kommt Chriſtus und weckt ihn auf aus dem Grab der Untreue, des Seelentodes.

In dieſer „geiſtlichen" (moraliſchen) Weiſe legen wir alles Wunderbare im Leben Jeſus aus, ſo daß der ganze Chriſtus als Eine göttliche, geiſtliche, himmliſche Wahrheit vor dem freudigen Auge ſteht.

Aber nun fragt es ſich:

„Welche Gründe haſt du dafür, daß du ſo das Wunderbare im Leben Jeſus auslegſt?"

Folgende:

1. Ein Gedanke zieht ſich durchs ganze Leben Jeſus hin in allen vier Evangeliſten, nämlich der:

Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt (Joh. 18, 36); mein Reich iſt das Himmelreich inwendig in euch. (Luc. 17, 20—21.)

Hier habt ihr den goldenen Himmelsſchlüſſel und Hauptſchlüſſel, um das ganze Leben Jeſus, ja alle Schriften ſeiner Jünger aufzuſchließen. Die heilige Schrift überhaupt erklärt ſich ſelbſt, man braucht dazu keines andern Buchs und jener Grundgedanke, der erkläret und verkläret ſie."

Nach dieſem Princip hat er nun die Evangelien Wort für Wort mit unermüdlicher Liebe commentirt. Er hat unfehlbar Recht, in den Evangelien überall einen geiſtigen Sinn, oder wie es Swedenborg nennen würde, eine Correſpondenz des Himmliſchen mit dem Irdiſchen wahrzunehmen. Allein wir würden ihn fragen, wenn er noch lebte, warum er ſo ſtreng die irdiſche Schale jenes himmliſchen Sinnes habe verwerfen wollen? und ob nicht das Wunder in ſeinem doppelten, irdiſchen und himmliſchen Verſtande zugleich aufzufaſſen ſey? Doch zeigt es ſich bei jedem ſolchen Streit, daß es auf die formelle Auffaſſung gar nicht ankommt, ſondern nur auf die Wahrheiten, die als Reſultat herauskommen. In dieſer Beziehung aber verdient die ſchöne jugendliche Wärme, mit welcher der früh Verewigte die Ideale der ſittlichen Welt in Chriſti Leben und Lehre nachgewieſen hat, unſere ganze Theilnahme, und daß wir ſein Grab mit Vergißmeinnicht bekränzen.

Lyriſche Dichtkunſt.

18) Gedichte von Heinrich Looſe. Stuttgart und Leipzig, Rieger, 1835. 8. S. 142.

Ein jüngerer ſchwäbiſcher Dichter, aus guter Schule, des Wohlklangs mächtig, an Gedanken zart. Dem ſo oft beſungenen Frühling weiß er gleichwohl immer noch eine neue poetiſche Seite abzugewinnen. Wie lieblich und originell iſt z. B. folgendes Gedicht an den Mai:

Kommſt Du wieder, ſüßer Mai
Mit den himmelblauen Schwingen,
Zauberhafte Melodei
Durch den jungen Hain zu ſingen,
Jüngling mit der Blumenkrone,
Aus des Südens ſchöner Zone?

Duftend gehſt Du durch das Land,
Alte Freunde zu begrüßen,
Und mit ſegensreicher Hand
Neue Freuden auszugießen,
Wirſt Du wohl auch Alle finden
Lebend noch, Dich zu empfinden?

Trittſt Du an den Hügelreih'n,
Da die todten Freunde liegen,
Zeige, daß ſie todt noch Dein,
Schlafend ſich im Traume wiegen,
Aus den Träumen ſchaffe Roſen,
Friſchen Morgenwind zum Koſen!

Auch das ganz einfache Mailied, das jene beſondere Wendung nicht nimmt, ſondern reine Heiterkeit ausſpricht, zeichnet ſich gerade durch ſeine anſpruchsloſe Natürlichkeit aus.

Die Waſſer ziehen
Vom Morgen erhellt
In ſonnigen Wogen
Durch blühende Welt.

Die Winde weben
Mit athmender Luſt,
Sie öffnen der Menſchen
Verſchloſſene Bruſt.

Die Freiheit ziehet
Mit goldenem Schein
In offene Herzen
Der Menſchen hinein.

Der Morgen leuchtet,
Es blühet der Mai,
Gedanken ſproſſen
Und regen ſich frei.

Gedanken wachſen
Durch Geiſtes Kraft,
Der nimmer ruhend
Auch Thaten erſchafft.

Ihr Menſchen jubelt!
Es blühet der Mai,
Die Welt verjüngt ſich,
Und machet ſich frei.

Natur, Frühling, Liebe ſind die Hauptgegenſtände dieſer Dichtungen; doch bekundet der Verfaſſer auch eine edle vaterländiſche Geſinnung.

Die alte deutſche Zeit.

Wann die Abendglocken ſchallen,
Und die lezten Sonnenſtrahlen
Auf des Domes Gipfel fallen,
Und mit gold'nen Farben mahlen,
Kündet's nicht Vergangenheit,
Alte, große deutſche Zeit?

Schon erwacht des Himmels Leben,
Schon erſtehen ſeine Sterne,
Daß wir in der Nacht nicht beben,
Licht zu ſtrahlen aus der Ferne —
Sieh'! in ihrer hohen Pracht
Iſt die alte Zeit erwacht!

Was ſind das für ew'ge Lichter,
Die dort über'm Staufen ſtehen?
Deutſchlands Kaiſer, Deutſchlands Richter
Sind's, die flammend nieder ſehen;
Ihrer Augen Flammenblick
Ruft die alte Zeit zurück.

Zeit des Ruhms! Hoch aufgeſchoſſen
Prangte Deutſchlands Rieſeneiche,
Ach! ihr Mark iſt ausgefloſſen,
Iſt ſie mehr als eine Leiche?
Doch bei ſternenheller Nacht
Blüht ſie auf durch Zaubermacht.

Adler ſteigen aus den Klüften,
Schweifen zu den Sternenbahnen,
Todte ſtehen auf aus Grüften,
An Vergangenheit zu mahnen,
An die alte deutſche Zeit,
Leuchtend in Unſterblichkeit.

Ha! wie's leuchtet, welch' ein Ahnen!
In dem Dome Stimmen ſchallen —
Auf! mein Volk, ſie zu verſöhnen,
Zu den Ahnen in die Hallen,
Schwör's mit aufgehob'ner Hand:
Alte Zeit, Ein Vaterland!

Sind dies Proben einer ſchönen Dichtergabe, ſo finden wir doch in dieſer Sammlung auch noch manche Spur von Flüchtigkeit in Entwurf und Ausführung. In dem Lied z. B.: „Die Glöcknerin.“

Es blüht ein Blumenbeet im Todtengarten,
Die Schmetterlinge lieben da zu fliegen,
Die Bienen ſich von Roſ' zu Roſe wiegen,
Und zarte Hände ſtets der Blumen warten.

Ein ſilberheller Born daneben quillet,
Aus gold'nem Sande leis empor ſich windend,
Und durch die Gartenau den Ausgang findend,
Daraus ein Mägdlein oft den Krug ſich füllet.

Ein Brunnen auf dem Kirchhof erweckt unangenehme Nebenbegriffe; es war vollkommen hier an Blumen und Nachtigall genug, der Brunnen mußte das Bild nur ſtören. Einigemal kommen auch ſtörende Reminiscenzen vor, z. B. *wohlige Fiſchlein*, die an Goethe's Fiſcher, und *Geläute vom Karmeliterthurm*, das an Schillers Fiesko erinnert.

19) Gedichte von Agnes Franz. Erſte Sammlung, zweite Auflage. Zweite Sammlung. Eſſen, Bädecker, 1836.

Die anſpruchsloſe Dichterin ſingt fromme Hymnen an Gott, Elegien auf Bergen, bei Kirchen, Waſſerfällen ꝛc. Betrachtungen in der Natur, Vergleichungen der Bäume, der Blumen, der Quellen, der Aehren ꝛc. mit Menſchlichem. Endlich ein größeres Gedicht: „Sonnenhold.“ Nirgends verläugnet ſich das edle Gemüth der Dichterin, nirgends auch die Form, in welcher ſie ſich Tiedge zum Muſter genommen hat, z. B.:

Der Tag erſtirbt, die bunten Farben bleichen ꝛc.

oder:

Ringsum iſt Nacht, der Bäume Gipfel ragen ꝛc.

oder:

Sey gegrüßt, du friedliche Kapelle ꝛc.

oder:

Ernſt und ſchweigend wie Gewittergrauen ꝛc.

oder:

Siehſt du die Burg mit ſtolzerhabnen Zinnen ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 13. Montag, 6. Februar 1837.

Lyriſche Dichtkunſt.

20) Joh. Gottfr. von Herders Gedichte. Herausgegeben durch Johann Georg Müller. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1836. 8. 560.

Ueber Herders Verdienſte den Deutſchen noch etwas ſagen zu wollen, wäre bei der allgemeinen Hochſchätzung, die er genießt, überflüſſig. Doch iſt es bemerkenswerth, daß neben ſeinen ſämmtlichen Werken ſeine Gedichte in beſonderem Abdruck ſich ein ſo zahlreiches Publikum erhalten, obgleich verhältnißmäßig noch nie ſo viel Redens von ihnen gemacht worden iſt, als von den Gedichten Goethes und Schillers. Es ſcheint, ſie wirken in ihrer Beſcheidenheit doch ſo ſicher, wie gewiſſe Frauen, die ohne eigentlich berühmt zu werden, doch alles bezaubern, was in ihre Nähe kommt. Herders ſchöne Seele wirkt nicht blendend, gewinnt uns langſam, aber auf die Dauer. Es iſt der Adel der Geſinnung, der uns auch bei Leſſing häufig begegnet, gepaart mit einer Milde und väterlichen Freundlichkeit, die man nur bei Herder allein findet.

21) Adelbert von Chamiſſo's Werke. Vierter Band. Gedichte. Adelberts Fabeln. Peter Schlemihl. Leipzig, Weidmann, 1836.

Auch den edeln Chamiſſo zählt Deutſchland zu ſeinen bekannteſten und ausgezeichnetſten Dichtern. Unter Berufung auf unſere frühern Beſprechungen in dieſen Blättern ſeiner Gedichte 1831, Nr. 125 und ſeines Schlemihl 1836, Nr. 26, begnügen wir uns, den Inhalt dieſes Bandes zu bezeichnen und der äußern Ausſtattung von Seiten der Verlagshandlung das beſte Lob zu zollen.

22) Gedichte von Ernſt Frhrn. von Feuchtersleben. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1836. 8. S. 341.

Der Dichter charakteriſirt ſich ſelbſt am beſten durch einen ſeiner aphoriſtiſchen Verſe, die er „Reſultate“ überſchrieben hat:

> Strebe nicht durch Modethorheit,
> Durch Verzweiflungskokettiren,
> Witzeln, formlos Phantaſiren,
> Zu beſtechen, zu verführen:
> Wer mit offnem Sinn bedacht hat,
> Was das Leben ihm gebracht hat,
> Und es dann mit offnen Worten
> Sendet aus des Herzens Pforten —
> Es wird treffen, er wird rühren.

Dieſer praktiſchen Tendenz bleibt er denn auch treu und verſchmäht es ſogar nicht, der ſicherſten Proſa des Lebens einen poetiſchen Tribut abzufordern, z. B.:

Rauchlied.

Laßt uns unſre Pfeifen ſtopfen!
Alles in der Welt iſt Rauch:
Herzen, die vor Wonne klopfen,
Bange Herzen, ſind es auch.

In den lieben blauen Wölkchen
Blaſen wir die Grillen weg;
Sind wir doch ein eignes Völkchen,
Ohne Arbeit, ohne Zweck;

Hören nicht des Mißmuths Flüſtern,
Der nur fern von Rauchern ſchleicht;
Hören bloß der Blätter Kniſtern,
Wie das Feuer durch ſie ſtreicht;

Riechen nicht, wie weiſ're Männer,
Schon von fern Verrätherluſt;
Riechen nur als Kräuterkenner,
Unſres lieben Krautes Duft.

Unſre Feinde müſſen weichen,
Dampf und Qualm ſind unſer Schutz;
Unſer Troſt bei böſen Streichen
Iſt: auch wir ſind nicht viel nutz.

Drum, die Götter zu verſöhnen,
Zündet ihnen Opfer an!
Zwiſchen des Geſanges Tönen
Dampft mit Andacht himmelan!

Der didaktiſche Charakter der meiſten dieſer Gedichte ſchließt eine klare und ſchöne Naturmalerei und eine zarte Empfindung nicht aus. Von der erſtern eine Probe:

Im ausgehauenen Forſte.

Vor dem Gebirge ſteigt der blaue Qualm auf,
Aexte klingen am Fuß uralter Fichten;
Auf den Rumpf enthaupteter Brüder ſtürzend,
Dröhnen ſie weithin;
Klagend durchwühlt der Sturm die lieben Kronen;
Abſchied rauſchen ſie ihm; er brauſ't von dannen;
Und mit ihm verläßt der verjagte Geier
Krächzend die Heimath;
Heiliger Tempel der Natur! ſo falle
Denn auch du: weil der Menſch ſich Hütten bau'n will;
Urkraft ſchwinde! Heiterer wird's auf Erden.

Und von der zweiten:

Melancholie.

1. Morgens.

Der Morgen weht mit zarten Lüften,
Und ſpielt mit Gras und Blatt' und Blüth',
Und haucht aus tauſend ſüßen Düften
Erinnerung in mein Gemüth.

Wie bald verweht des Lebens Morgen!
Kein Frühling macht uns wieder jung;
Was bleibt uns, zwiſchen Pein und Sorgen,
Als du — als du — Erinnerung?

Momente kommen, gut und herzlich,
Und man vergißt das ſchlimme Jahr;
Ach, man gedenkt, entzückend-ſchmerzlich,
Der Stunden, da man glücklich war!

Das Leben iſt ein Kranz von Blüthen,
Tief zwiſchen Dornen eingewebt;
Nur die erringen, die ſich mühten,
Nur wer geweint hat, hat gelebt.

° ° °

2. Abends.

Einer ſchwanken Wiege Schaukeln,
Bald darauf ein ſchmaler Schrein,
Jetzt der Morgenträume Gaukeln,
Jetzt des Abends fahler Schein.

Stetes Werden, ſtetes Schwinden,
Alldurchſchallendes Warum!
Stetes Trennen und Verbinden —
Frägſt du, Thor? Natur bleibt ſtumm.

Tauſend Millionen Lichter,
Und die Nacht bleibt Finſterniß;
Tauſend Weiſe, tauſend Dichter —
Und das Unglück nur gewiß.

„Friſch! des Kummers dich entledigt!
Sanfte Ruhe! heit're That!“
Ach, es iſt ſo leicht gepredigt,
Wenn man nichts erfahren hat;

Nicht erfahren, daß von Schmerzen
Selbſt das Herz des Weltalls bricht,
Daß für edle Menſchenherzen
Du nur Troſt haſt: falſch' Gedicht!

In die Klagen über die Kritik, über das Nichtverſtandenwerden der Dichter ꝛc. hätte der Verfaſſer nicht ausbrechen ſollen, wenigſtens nicht ſo oft. Er hat vollkommen Recht, wenn er ſagt:

Laß ſie preiſen, laß ſie ſchmähen!
Tröſte dich mit dieſem Wort:
Dichter, mag man ſie verſtehen
Oder nicht, — ſie wirken fort;
Wirken, wie der Sonne Strahlen,
Die, vom Fels zurückgewieſen,
Seine Wand mit Grün bemalen,
Glanz verleihen ſeinen Kieſen,
Und auf ſcheue, offne Blüthen
Liebe, Kraft und Leben ſchütten.

Aber eben weil dies ſo wahr iſt, ſind alle Klagen der Dichter über die Unempfindlichkeit oder Böswilligkeit der Kritik überflüſſig und bringen immer in die Harmonie der Lyrik einen Mißton.

23) Balladen von W. Alexis. Berlin, Dümmler, 1836. 8. 136.

Dieſen gut gemeinten Dichtungen fehlt ein gewiſſes Etwas, nämlich das Natürliche, Volksthümliche. Sie ſind erkünſtelt und tändeln kokett mit dem Ernſte der Volkspoeſie und wo ſie ſich zum Naiven herablaſſen, will es ihnen gar nicht glücken, den rechten Ton zu treffen. Man ſieht es ihnen an, daß ſie beim Thee hinter dem warmen Ofen nach allerlei Reminiscenzen erſonnen, daß ſie nicht friſch aus der Bruſt des Volks im Leben ſelbſt entſprungen ſind. Die vierte Rubrik dieſer Gedichte iſt „Volkslieder“ überſchrieben und das erſte beginnt:

Friedericus Rex, unſer König und Herr,
Der rief ſeine Soldaten alleſammt ins Gewehr,
Zweihundert Bataillons und an die tauſend Schwadronen,
Und jeder Grenadier kriegt ſechzig Patronen.

Ihr verfluchten Kerls, ſprach ſeine Majeſtät,
Daß jeder in der Bataille ſeinen Mann mir ſteht,
Sie gönnen mir nicht Schleſien und die Grafſchaft Glaz
Und die hundert Millionen in meinem Schatz.

Die Kaiſ'rin hat ſich mit dem Franzoſen alliirt,
Und das römiſche Reich gegen mich revoltirt,
Die Ruſſen ſeind gefallen in Preußen ein,
Auf laßt uns ſie zeigen, daß wir brave Landskinder ſein.

Meine Generale Schwerin und Feldmarſchall von Keith
Und der Generalmajor von Ziethen ſeind allemal bereit.
Koz Mohren, Bliz und Kreuz-Element,
Wer den Friz und ſeine Soldaten noch nicht kennt.

Nun adjö Lowiſe, wiſch ab das Geſicht,
Eine jede Kugel die trifft ja nicht.
Denn träf jede Kugel apart ihren Mann,
Wo kriegten die Könige ihre Soldaten dann!

Die Musketenkugel macht ein kleines Loch,
Die Kanonenkugel ein weit größeres noch;
Die Kugeln ſind Alle von Eiſen und Blei,
Und manche Kugel geht manchem vorbei.

Iſt das ein Volkslied?

Doch, um nicht ungerecht zu ſcheinen, müſſen wir auch eine von den vorangegangenen, dem Nordiſchen und Altengliſchen ſchwach nachgebildeten Romanzen anführen:

Was klopft an's Thor? — Ueber die rothe Haide
Geht nur mein Sohn, und ich, wir Beide.
Wir Beide wohnen in der Wildniß allein,
Mein Sohn ſiecht dort im Kämmerlein.
Wer will herein?

„Mütterlein, nimm mich ins kleine Haus.
Draußen wehet es kalt und graus.
Oft ſchon kreuzt' ich die rothe Haide,
Oft ſchon ſahen wir hier uns Beide,
O laß mich ein!“

Biſt du ein Unhold, und lockteſt ins Moor
Meine Tochter, als ich das Kind verlor? —
„Ich bin kein Unhold, ich bin dir verwandt,
Deine Tochter habe ich Schweſter genannt.
O laß mich ein.“

Verwandt iſt mir Niemand, Niemand werth,
Ich ſitze allein an meinem Heerd. —
„Ich kann nicht ſchlafen auf welkem Gras,
Von Thau und Regen iſt's kalt und naß.
O laß mich ein.“

Vor'm Fremden ſchlüge an der Hund,
Was zittert und ſtiert er, wie ſtumm und wund! —
„Der Hund hat ſieben Jahr mich gekannt,
Seit ich ihn drüben am Kreuzweg fand.
O laß mich ein!“

Was haſt du die trauernde Mutter geneckt?
Was haſt aus dem Traume mich aufgeſchreckt,
Was ſchläfſt du nicht ruhig im Kämmerlein,
Was ſprangſt du hinaus in den Mondenſchein?
Mein Sohn herein!

Mutter, dein Sohn ſteht draußen nicht,
Aber mich brachte dein Schooß an's Licht.
Dein Sohn liegt noch im Kämmerlein,
Aber ich ſchwebe im Mondenſchein.
O laß mich ein!“

Mein Sohn, mein Sohn, drück' auf die Thür,
Ich bin ſo ſchwach, und komme zu mir.
Leicht Flechtwerk iſt's vom Elſenwald,
Und draußen weht der Wind ſo kalt,
O komm herein! —

„Viel tauſend Meilen wohl bin ich von dir,
Oeffnen kann ich nicht mehr die Thür,
Selbſt wie der Wind bin ich leicht und ſchwach,
O mache zurecht mein klein Gemach,
Und laß mich ein!“

Deine Kammer iſt fertig; vor'm Windesſtoß
Hab' ich ſie verſtopft mit Schilf und Moos. —
„Sechs Bretter ſind für mich genug,
Und lege hinein ein weißes Tuch.
O laß mich ein!“

Ich öffne geſchwind, mein liebes Kind.
Wo biſt du? — Es ſauſt vorbei der Wind. —
„Der Wind weht fort mich, Mütterlein!"
Ihr Sohn lag blaß wie Mondenſchein
Im Kämmerlein.

Da iſt denn doch der Erlkönig oder vielmehr das alte Lied vom Herrn Olav, das Goethe ſich mit ſo viel Naivetät zugeeignet hat, als ob es ſeine eigne Erfindung wäre — viel einfacher und ſchöner. Herr W. Alexis hat durch dieſe Gedichte nur bewieſen, daß die Romanze und das Volkslied ſeine Stärke nicht ſind.

24) Mythiſche Gedichte von Dr. S. Daxenberger München, 1835. 8. S. 106.

Große Dichter haben ſchon bewieſen, wie gut ſich antike Stoffe in der Form der poetiſchen Erzählung oder Romanze behandeln laſſen (unbeſchadet der Unvereinbarkeit des antiken und chriſtlich-romantiſchen Geiſtes). Schlegels Arion, Goethes Prometheus, Schillers Bild zu Sais, Bürgſchaft, Kraniche des Ibicus, Klage der Ceres ꝛc. liefern den Beleg. In dieſer Weiſe ſind nun in der vorliegenden Sammlung noch mehrere mythiſche Stoffe behandelt, Orpheus, Thamyris, Meleager, Niobe, Oedipus, Antigone, Laokoon, Agamemnon, Odyſſeus, die beiden Blumen (Narciſſus und Hiacynthus), Herakles und Prometheus. Das Versmaaß iſt durchgängig ſo, wie es hier der Schluß des „Thamyris" zeigen mag. Dieſer Sänger hatte ſich vermeſſen, ſelbſt Apoll zu übertreffen.

In die Saiten griff Thamyris,
Frevelnd hub er an zu ſingen,
Aber Nacht und Sturm durchflogen,
Wo er ſtand, den Hain des Gottes,
Und das Meergebraus von ferne
Uebertäubte ſeine Stimme,
Uebertäubte, wie auch rauſchte
Seine gold'ne Leyer, dieſe;
Plötzlich unter ſeinen Händen
Lag das Saitenſpiel zertrümmert,
Und das Lied in ſeinem Munde
Stockte plötzlich; kalter Schrecken
Goß ſich aus in ſeine Seele.
Schreiend ſtürzet er zu Boden,
Mit wahnſinniger Geberde,
Liegt er da bewußtlos, lange,
Wie ein Todter, in dem Haine.
Als die Nacht dem nächſten Morgen
Wich, und als des Gottes Pferde
Durch den Himmelsbogen wieder
Eilten, da erwacht Thamyris;
Doch er ſchauet nie ſie wieder,
Nicht erwachet er zum Tage;
Jene Nacht, die ihn zum Frevel
Angetrieben, iſt geblieben,
Und erblindet ſind die Augen.
Alſo fand ein Hirtenknabe
Den Bekränzten, den Beſtraften;
Dieſer hub ihn auf vom Boden,
Und ward ihm ein ſanfter Führer
Bis zum Volke der Edonen,
Wo Philammon, der ihn zeugte,
Faſt ſchon hundertjährigen Alters,
Ihn in ſeine Hütte aufnahm.
Schmerzlich iſt des Leibes Unglück;
Doch ertrug es ſtill Thamyris;
Aber ſeine Seele klagte,
Weinte um die Kunſt der Saiten,
Härmte ſich um die verlorne
Heil'ge Gabe ſüßer Lieder.
Ach, ſie kehrte nimmer wieder!
Keine Bitte rührt die Muſen,
Keine Klage bis zum Tode
Aus des Greiſes Herzen beugt ſie.
Doch es ſchwebte bald Thamyris'
Seele aus dem müden Körper
In das klagenvolle Leben
Einer Nachtigall hinüber.

Dieſes Gedicht, ſo wie Orpheus, die beiden Blumen und Antigone ſind die angenehmſten. Bei den übrigen iſt wohl der Stoff zu großartig und umfaſſend für dieſe faſt lyriſche Form.

25) Gedichte von Chr. Ulr. Beccau. Altona, in Commiſſion bei Aue, 1836.

Der gemüthliche Dichter bringt freilich lauter uraltbekannte Empfindungen wieder vor, die ſchon Tauſende von Dichtern im Mai und bei Ihr empfunden und in denſelben Versmaaßen und Reimen beſungen; doch miſcht er einige originelle Romanzen mit ein, z. B. die tapfere That des frieſiſchen Mädchens, das auf der Brücke der Wogenmannsburg ſo lange gegen eine ganze Schaar von Räubern ſich wehrte, bis Hülfe kam, und die artige Schildbürgerſage vom großen Hecht, den man mit einem Glöckchen am Halſe wieder in den Fluß ſetzte, um ihn erſt auf des Bürgermeiſters Hochzeit wieder zu fangen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 14. Mittwoch, 8. Februar 1837.

Lyriſche Dichtkunſt.

26) Gedichte von Ludwig Bechſtein. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1836. 8. S. 416.

Schon öfters haben wir das große Talent Bechſteins für den metriſchen Wohllaut geprieſen. Auch in dieſer Gedichtſammlung iſt er durchaus vorherrſchend. Man fühlt ſich auf den weichen Wogen der Harmonie getragen, z. B. in folgendem ſchönen Frühlingsliede:

Rufen wieder Maienglocken,
Rieſelt wieder, Hain, dein Born?
Schüttelt Lenz die Blüthenflocken
Aus gefülltem Segensborn?
Blühen auch die Veilchen wieder?
Iſt die Amſel wieder wach?
Seufzt und ſingt die wonnethuende,
Allgeprieſ'ne, lenzverſchönende
Nachtigall der Sehnſucht Lieder
Unter grünem Schattendach?

O nun will ich nicht mehr klagen,
Will mich freun der ſchönen Zeit,
Und es ſey den trüben Tagen
Auch kein Seufzer mehr geweiht.
Lehre, Frühling, mich vergeſſen!
Hoffe: ruft dein leuchtend Grün;
Nimm in deine balſamthauenden
Liebesarme den Vertrauenden,
Neben trauernden Cypreſſen
Laß die erſten Roſen blühn.

Freundſchaft war dahin geſchieden,
Liebe ſchwand vor meinem Blick,
Und ich rief den ſüßen Frieden,
Ach vergebens, mir zurück.
Was mir Hoffnung vorgeſungen,
Glich dem Perlenſchaum des Weins;
Freudig ſchlürft' ich einſt den Schäumenden,
Herbe Hefe blieb dem Träumenden,
Nur noch nach Erinnerungen
Zählt' ich Freuden meines Seyns.

Aber dir, o Frühlingsbore,
Deiner Blicke lichtem Strahl,
Oeffnen ſich des Herzens Thore,
Blüthengöttin, noch einmal!
Und das Alte iſt's geblieben,
Flammen lodern draus empor,
Und das ſtets im Wechſel ſchlagende,
Oft beglückte, oft verzagende,
Schlägt nun im erneuten Lieben
Feuriger, denn nie zuvor. —

Unter den erſten vermiſchten Gedichten behandeln die meiſten die ewigen Themate: Liebe, Lenz, Zufriedenheit, Ruhe, Jugend, Alter ꝛc. Einige machen ſich durch Originalität des Gegenſtandes oder der Gedanken beſonders bemerklich, z. B. der Jahrskalender eines Unglücklichen, das Gedicht auf die Maultrommel, die Klage der jungen Amme, die ihr Kind mit einem fremden vertauſchen muß, die Zuverſicht der Wittwe:

„Ich war ein Mädchen, ſchön und blühend,
Geſchmückt mit jeder Frauenzier,
Und mancher Jüngling nahte, glühend
Um meine Liebe werbend, mir.
Sie ſchmeichelten, ſie prieſen, flehten,
Von Manchem, der in Lieb' entbrannt,
Ward ich, ich denk' es mit Erröthen,
Ein Engel damals oft genannt.“

„Bis jener kam, der mich erwählte,
Der hohe Mann, dem keiner glich,
Dem liebend ſich die Braut vermählte,
O, wie ſo hoch beglückt war ich!
Wie ſtand ich mit erglühten Wangen,
Als er ſein Lieben mir bekannt,
Und unter ſeligem Umfangen
Er ſeinen Engel mich genannt.“

„O ſpottet nicht der Wehmuthzähre,
Die noch in meinen Augen glänzt,
Der Mann des Ruhms, der Mann der Ehre,
Hat dieſe Locken oft bekränzt.
Ihm war ein ſeltnes Loos gefallen,
Er ward geehrt, hoch anerkannt,
Und er, mit frohem Wohlgefallen,
Hat ſeinen Engel mich genannt.“

„Ich theilte ſeine Freudenſtunden,
Ich theilte mit ihm Leid und Luſt,
Ich ſtand von ſeinem Arm umwunden,
Ach, einen Himmel in der Bruſt.
Ich pflegte ſein, als er erkrankte,
Er drückte ſchweigend meine Hand,
Und hat die Treue, die nicht wankte,
Mich, ſeinen Engel ſtill genannt.“

„Er ſtarb, er ſtarb! O, rinnt ihr Zähren!
Er ließ allein mich hier zurück!
Mußt' ihn der Herr ſo früh verklären?
So früh mir rauben all mein Glück?
Warum blieb ich ihm nicht vereinigt?
Warum ins Leben noch gebannt?
O, wie hat mich ſein Tod gepeinigt,
Der ſterbend Engel mich genannt!“

„Ich bin nicht arm an Erdenſchätzen,
Geſichert wandl' ich meine Bahn,
Doch was kann mir das Glück erſetzen,
Das mir im Tode ging voran?
Mehr als mein Gold und jede Habe,
Gilt mir als Troſt, als hohes Pfand,
Daß mich mein Mann, ſchon nah dem Grabe,
Noch ſeinen Engel hat genannt.“ —

Und als auf ihrem Sterbekiſſen
Die fromme treue Wittwe lag,
Sah ſie mit ruhigem Gewiſſen
Sich neigen ihren Erdentag.
Mit halbgebrochnem Aug' nach oben
Sprach ſie, dem Irdiſchen entwandt:
„Sie kommt zu dir, du Engel droben,
Die deinen Engel du genannt!“

Zart gedacht und als poetiſcher Troſt gar vielfach anwendbar. Wenigſtens wird dem Dichter die Genugthuung werden, daß jede edle Wittwe ſein Gedicht mit Freude und Rührung leſen wird. Auch einige komiſche Gedichte ſind eingeſtreut, unter denen beſonders eins ganz vortrefflich iſt:

Der Verdrüßliche.

Ich bin verdrüßlich!
Weil ich verdrüßlich bin,
Bin ich verdrüßlich.

Sonne ſcheint gar zu hell,
Vogel ſchreit gar zu grell,
Wein iſt zu ſauer mir,
Zu bitter iſt das Bier,
Honig zu ſüßlich!
Weil nichts nach meinem Sinn,
Weil ich verdrüßlich bin,
Bin ich verdrüßlich.

Dort wird Muſik gemacht,
Dort wird getanzt, gelacht,
Dort wirft man gar den Hut,
Wie mich das ärgern thut!
Iſt nicht erſprießlich,
Iſt nicht nach meinem Sinn,
Weil ich verdrüßlich bin,
Ach, ſo verdrüßlich.

Wo ich auch geh' und ſteh'
Ich meinen Schatten ſeh',
Immer verfolgt er mich,
Iſt das nicht ärgerlich?
Und, wenn der Himmel trüb,
Iſt es mir auch nicht lieb,

Digitized by Google

Winter iſt mir zu kalt,
Frühling kommt mir zu bald.
Sommer iſt mir zu warm,
Herbſt bringt den Mückenſchwarm,
Mücken auf jeder Hand,
Mücken an jeder Wand,
O wie mich das verſtimmt!
O wie mich das ergrimmt!
Wie das ins Herz mich brennt!
Himmelkreuzelement! —

Bin ganz verdrüßlich,
Weil nichts nach meinem Sinn,
Weil ich verdrüßlich bin,
Ach, wie verdrüßlich!

Den meiſten Raum nehmen die größern epiſchen Dichtungen ein, welche theils der nordiſchen Mythologie, theils der indiſchen, theils dem ſpaniſchen Cid nachgebildet, theils thüringiſche Sagen in Romanzenform ſind, nämlich Skirnirs Fahrt, Odins Raben, der Noah Indiens, der Traum der Nachtigall (die Liebe zur Roſe nach der bekannten orientaliſchen Mythe), die (ſpaniſchen) Grafen von Lara im Versmaaße des Cid, und viele Sagen aus Thüringen von der heiligen Eliſabeth, von Friedrich dem Gebiſſenen, vom Kyffhäuſer, vom Hörſeelberge, vom Tanhäuſer ꝛc., die wir als nicht mehr unbekannt vorausſetzen dürfen. Einige ſind eigenthümlicher, z. B.:

Der fromme Ritter.

Es reitet ein Ritter durch Nacht und Graus
Nach ſeinem ſichern Felſenhaus.

Des Weges iſt er kundig gut,
Gar manchen Tag er ihn reiten thut.

Ueber'n Gottesacker ſein Roß ihn trägt,
Und nimmer hat Furcht ſein Herz bewegt.

Und wenn er über den Todtenhof zieht,
Da ſingt er leis ein frommes Lied:

„Aus der Tiefe ruf ich Herr zu dir,
Gib Frieden Allen, die ſchlummern hier.“ —

Und einſtmals ängſtlich der Ritter ſprengt
Raſch über den Friedhof, vom Feind bedrängt.

„Aus der Tiefe ruf ich Herr zu dir!
Gib Schutz vor meinen Verfolgern mir!“

Da ſind die Todten all' erwacht,
Da ſteigt's empor aus der Gräber Nacht.

Die Todten ſchwingen wild die Wehr,
Und Schrecken bannt der Verfolger Heer.

Sie ſind vom ſtarren Entſetzen ſtumm,
Sie wenden zur ſchnellſten Flucht ſich um.

Die Todten hielten dem Ritter zu,
Der oft gebetet für ihre Ruh.

Der fromme Ritter durch Nacht und Graus
Kam ſicher nach ſeinem Felſenhaus.

Eben ſo die ſeltſame Romanze von der Schlange, die ſich einer ſchlafenden Mutter ſtatt des Kindes an die Bruſt legt, ſich aber gegen dieſelbe dankbar erweiſt, indem ſie ſpäter ihr Kind vom Tode rettet. Den Schluß bilden Frohſinn athmende Wanderlieder.

27) Pommerſche Sagen in Balladen und Romanzen. Von Ed. Hellm. Freyberg. Paſewalk, in Commiſſion bei Kalbersberg in Prenzlau, 1836.

Aus allen Provinzen Deutſchlands ſtrömen nach und nach die lokalen Volksſagen in der Romanzenform herbei. Die hier mitgetheilten ſind zum Theil recht anziehend und echt ſagenhaft, z. B. die Maränen im Maduefee. Ein verwöhnter Abt, der nach Pommern verſetzt worden, klagt:

Venedigs Meeresbuſen
Gab uns der Fiſche viel,
Und unter dieſen allen
Mir die Marän' gefiel.
Des kalten Nordens Waſſer,
Sie kennen dieſe nicht;
Wie mach' ich's, daß's an ihnen
Uns ferner nicht gebricht?

Da wird dem Bruder Pater
So bang', doch flieht er nicht,
Und bald ſich wieder faſſend,
Er alſo zu ihm ſpricht:
Gut, bringe die Maränen;
Doch wenn der Hahn gekräht,
Und wenn der Glöckner läutet,
Der Pakt nicht mehr beſteht!

Da ſieht er durch die Lüfte
Den Freudevollen nah'n,
Er hört ihn jubiliren
Auf ſeiner luft'gen Bahn.
Da fleht der Pater leiſe:
„Herr Gott, erbarme Dich!
Laß mich dafür nicht büßen,
Daß da gefehlet ich!“

Drauf kräht der Hahn, und eiligſt
Der Glöckner zieht den Strang
Der Glocke, daß ihr Rufen
Zur Hora weithin klang.
Da wüthet in den Lüften
Der Meiſter Urian,
Und wirft die fremden Fiſche
Hinab von ſeiner Bahn.

Sie fielen in die Wellen
Der wogenden Madue,
Wo man ſie vor dem Paſte
Gefunden früher nie.

Die Erinnerungen an die Vitaleinbrüder, an den furchtbaren Seeräuber Stürzebecher, der ein Mädchen entführt und in eine Höhle geſperrt (dieſelbe Sage wie die vom ſchwarzen Friedrich in Schleſien), die Sagen von verſunkenen Dörfern, deren Glocken noch unter dem Meere läuten, die vom Mägdeſprung ꝛc. haben alle etwas Volksthümliches. Einige ſind minder bedeutend, z. B. die vom Reiter aus dem dreißigjährigen Kriege, der noch nächtlich umreitet, ohne daß etwas weiteres von ihm zu bemerken wäre.

Alle ſolche Sagenſammlungen haben neben ihrer Beziehung zur poetiſchen Literatur auch einen hiſtoriſchen Werth als Beitrag zur deutſchen Sagengeſchichte.

Volksſagen.

Der Sagenſchatz und die Sagenkreiſe des Thüringerlandes. Herausgegeben von L. Bechſtein. Zweiter Theil. Hildburghauſen, Keſſelring, 1836.

Dieſe Fortſetzung des früher ſchon beſprochenen erſten Theils enthält „Sagen aus Thüringens Frühzeit,“ d. h. die hiſtoriſchen Sagen von der erſten Begegung der Sachſen und Thüringer, von Chilperich und der üppigen Baſina, von Hermanfrieds und der Seinen Untergang bis auf Karl den Großen. Dann folgt der „Sagenkreis von Ohrdruf“ ſehr gemiſchten Inhalts, theils legenden- theils romanzenartig, z. B. das Kind am Falkenſtein: „Eine arme Frau ſtieg einſt hoch am Falkenſtein hinauf, Waldgras einzuſammeln und mancherlei Kräuter, die nur an ſolchen ſelten betretenen Stellen wachſen und blühn. Sie hatte ihr ganz kleines Kind bei ſich, und ſezte dieſes, da es ihr bei der Arbeit hinderlich war, an eine ſichere Stelle, hieß es allda ruhig bleiben und mit den Steinchen ſpielen, die umher lagen; ſie ſelbſt ging hierauf ihrer Arbeit nach. Das Kind ſpielte eine Zeit lang, und es wurde ihm die Zeit lang, es rutſchte weiter und immer weiter vor bis an den jähen Felſenabhang. Und auf einmal war es der Mutter, als höre ſie einen Schrei. Es fiel ihr centnerſchwer auf's Herz, raſch ließ ſie Korb und Sichel und eilte nach der Stelle, wo ſie ihr Kind gelaſſen, da war es nicht mehr dort und war den ſteilen Fels hinuntergefallen. Auf einem großen Umweg und außer ſich vor Angſt und Schreck eilte nun die arme Frau in die Thaltiefe, wo ſie gewiß war, ihr Kind zerſchmettert, blutend und tod zu finden. Wie ſie aber hinunter kam an den Fuß des mehr als thurmhohen Falkenſteins, ſo ſaß ihr Kindlein ruhig dort und ſpielte mit drei rothen Nelken, wie ſie oben auf dem Felſengipfel blühen. Die Engel hatten das Kind behütet.“

Der „Sagenkreis des Inſelberges“ enthält ebenfalls ſehr mannichfaltige Sagen z. B. komiſcher Art, die vom Bier-Eſel: „Ein wunderliches Geſpenſt lebt im Volksglauben der Ruhlbewohner. Langſam und leiſe durchſchleicht es in der Stunde der Mitternacht die Gaſſen des Ortes, ein großer gräulicher Eſel, und hockt ſich den Männern auf, die um die ſpäte Nachtzeit erſt vom Bier heim ſchleichen. Mancher hat ihn ſchon tragen müſſen bis an ſein Haus, ein doppelt beladener viele lange Strecken. Andern Leuten thut er nichts. Mancher iſt auch ſchon des Biereſels wegen früher vom Zapfen heimgegangen, um nicht in die Umhalſung der nordiſchen Empuſa zu gerathen. Einige nennen ihn auch den wilden Eſel, und haben ihn geſehen, wie er ſich gewälzt hat.“ So auch die lokale Sage von der „Kuh aus dem Felſen. Nahe beim Wittgenſtein weidete vor Jahren der Farrnröder Hirte und erblickte mehrere Morgen eine überaus ſchöne Kuh, die ſich ſeiner Heerde zugeſellt hatte, ohne daß er wußte, wem ſie gehöre, noch woher ſie gekommen. Eben ſo war Abends die Kuh wieder von der Heerde weg, ohne daß er gemerkt hatte, wohin ſie ſich verlief. Da gab er denn gegen den Spätherbſt hin mit ſeinem Hütjungen endlich recht genau Acht, und erblickte eines Morgens die Kuh, wie ſie aus den Erlenbüſchen dicht unter dem Fels herauskam: dort ging ſie auch Abends wieder hinein. Den Abend darauf wollte der Hirte noch genauer erfahren, was es mit dieſer Kuh für eine Bewandtniß habe, und lief ihr nach, als ſie die Triſt verließ. Die Kuh ging in eine Kluft des Berges hinein und verſchwand. Der Hirte ging ihr nach, kam in einen hellen Gang und zulezt an eine Thüre, an die er anklopfte. Da trat eine Jungfrau heraus und fragte ihn: Was willſt Du? Das Hutgeld für die Kuh, die Ihr mir alle Tage heraus zur Weide ſchickt, antwortete der Hirte unerſchrocken. Das Jungfräulein reichte ihm einen alten Thaler und ſprach: Hätteſt Du nicht gefordert, hätteſt Du mehr bekommen! Ließ den Hirten ſtehen und verſchwand. Dieſer ging aus dem Felſen; nie kam wieder die Kuh zur Weide, nie fand er wieder die Kluſt, den Bergeseingang. Von ſolcher Kuh eine ähnliche Sage wird auch vom Hausfeld erzählt.“

Alle dieſe ſehr fleißig geſammelten beſtimmten Oertlichkeiten angehörigen Sagen ergänzen die bekannte treffliche Sammlung von Grimm, in deren Geiſt und Ton ſie auch abgefaßt ſind. Dieſer zweite Band enthält nicht weniger als 112 Nummern, die den Freund der deutſchen Alterthümer und Sagenpoeſie gewiß ſehr anſprechen werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 15. Freitag, 10. Februar 1837.

Lyriſche Dichtkunſt.

28) Alſa-Bilder. Vaterländiſche Sagen und Geſchichten mit Anmerkungen von den Brüdern Auguſt und Adolf Stöber. Straßburg, Dannbach, 1836. 8. S. 105.

Die Söhne des unlängſt verewigten Ehrenfried Stöber haben die Dichtergabe ihres Vaters geerbt, und wie dieſer noch der ältern Schule Pfeffels, Schubarts, Hebels angehörte, ſo zählen ſie ſich zu der jüngern ſchwäbiſchen Schule, welche vorzugsweiſe die Romanze charakteriſirt.

Wir verdanken ihnen die Bereicherung unſerer vaterländiſchen Poeſie durch eine Menge der ſchönſten Elſäſſer Sagen, die man bisher wenig und zum Theil gar nicht annte. Iſt aber der Stoff derſelben ſchon an ſich poetiſch, ſo verdient die Form nicht minder die Anerkennung aller Freunde der Romanze. Wir müſſen Proben davon mittheilen. Zuerſt eröffnet ſich uns das landſchaftliche Panorama vom Straßburger Münſter aus:

Auf dem Straßburger Münſter.

Ich ſteh ſo gern auf deinen Zinnen,
Du hohes, deutſches Tempelhaus:
Es geht mein ſtilles tiefes Sinnen
Weit über Berg und Thal hinaus.

Da rollt, mit ſeinen Wunderſagen,
Der alte, thatenvolle Rhein,
Die dunkelgrünen Wellen ſchlagen
Hoch auf, im goldnen Sonnenſchein.

Der Wasgau ſchüttelt ſeine Eichen
Der Schwarzwald rauſcht im Tannenkleid.
Seyd euch ſo fern, doch nimmer ſchweigen
Will eurer Sehnſucht tiefes Leid.

Habt euch alltäglich vor den Blicken,
Alltäglich ſchlägt von Lieb' die Bruſt.
Könnt euch durch flinke Vöglein ſchicken
Gruß, Minnewort', und Leid und Luſt.

Und eure Schlößlein können tauſchen
Von alten Zeiten manche Mähr',
Wie ſie durch Eichenwipfel rauſchen,
Von ſtarken Rittern kühn und hehr.

Vom Thal, wo Baden's Wunderquelle
Aus warmem Erdenſchooße ſpringt;
Vom Berg', wo einſam nur die Welle
Des Bölchenſee's am Felſen klingt.

Vom Mummelſee, wo Feen wallen,
Kryſtall'ne Zauberſchlößlein ſtehn;
Von Königsburg, mit ihren Hallen,
Auf lichten aarumkreisten Höh'n.

Vom Stauſenberg, die holde Sage,
Die ſich im alten Liede regt;
Von Hohenburg, wo ſtille Klage
Der jungen Nonne Herz bewegt. —

So mögt ihr rufen manche Kunde,
Sie ſoll durch Fels und Haide wehn;
Soll ſchweben friſch aus deutſchem Munde
Und tief in Aller Herzen gehn.

Der graue Wächter hört ſie gerne,
Das Münſter, an der Alſa Strand;
Es ſchaut umher nach blauer Ferne,
Und ſteht verklärt im Steingewand.

Die jungen, bunten, flücht'gen Bilder,
Die kennt der graue Wächter nicht:
Drum wird ſein Blick ſtets freier, milder,
Wenn altes Lied durchs Rheinthal bricht.

Feſt wurzelt er in deutſchem Grunde,
Dem deutſchen Geiſt und Sinn vertraut,
Und wahrt in des Alſaten Munde
Auf ewig deutſchen Wortes Laut.

In dieſer Weiſe geht auch durch alle folgende Dichtungen jener echte deutſche Geiſt, der ſich nicht ins Franzöſiſche überſezt und nachher gegen Deutſchland wie gegen ein fremdes Land kokettirt, ſondern der einfach ſeyn und bleiben will, was er iſt, deutſch. Die alte Zeit mit ihren je an beſtimmte Oertlichkeiten geknüpften Sagen wird heraufbeſchworen. So die Sage vom Finger des h. Theobald, der noch im Tode den Ring ſo feſt hielt, daß er mit demſelben ausgeriſſen und von dem treuen Diener Maternus am Pilgerſtabe herumgetragen wurde, bis er in eine Tanne, an die der Stab gelehnt wurde, einwuchs, was der Kirche und Stadt Thann im Elſaß den Urſprung gab. Das Lügenfeld bei Thann, wo Kaiſer Ludwig der Fromme von ſeinen Söhnen verrathen wurde. Die liebliche Sage von den drei Aehren:

Aus der Kloſterkirche ſchleichet,
Bangen Tritt's, ein bleicher Mann;
Seine Haare ſträuben wild ſich —
Ach! daß er nicht beten kann!

Hat mit frevelhaftem Sinnen,
Frech geraubt ein hohes Gut;
Und ihn treibet das Verbrechen,
Und es ſtarret ihm das Blut.

Alſo zieht er fluchend fürder,
Kaum daß noch ſein Stab ihn hält;
Bebend greift er nach der Hoſtie,
Wirft ſie ſcheu ins Aehrenfeld.

An drei Halmen bleibt ſie hangen —
Bienlein fliegen ſchnell herbei,
Bauen emſig drum die Waben,
Summen ſanfte Melodei.

Aus den ſüßen Brombeerblüthen
Zieh'n ſie friſchen Honigſaft,
Können gar nicht ruh'n und raſten,
Fühlen ſchon die Himmelskraft.

Und die Wandrer, die vom Thale
Still betreten jene Höh'n,
Fühlen mild ihr Herz erſchloſſen,
Himmelswonnen ſie umweh'n.

Betend wallt herauf ein Prieſter,
Weihet die beglückte Stell':
Bald umſchließet die drei Aehren
Eine heilige Kapell'.

Fromme Einfalt trägt das Wunder
Weithin, über Thal und Höh'n;
Manch ein Waller aus der Ferne,
Naht mit heißem, ſtillem Fleh'n.

Freundlich ſchaut das Kirchlein nieder,
Die drei Aehren jezt genannt,
Streuet reichen Erntesegen
Auf das ſchöne Alſaland.

Die Sagen von der h. Odilie, von der Königin Richardis, von Herrn Marx von Eckwersheim, von der Dame von Schwanau, vom Bölchensee; die ſchöne Sage von der Feenbrücke:

Einſt legten die Feen am jähen Schlund
Zum rieſenhaften Gebäu' den Grund,
Eine Brücke wollten ſie ſprengen
Hoch über's wilde Breuſchthal rund,
Mit kühnen Bogen und Gängen.

Die Feen hatten ein Zauberwort,
Das konnte die Felſen hier und dort
Zum Bau zuſammenbannen,
Und zog aus ihren Wurzeln fort
Die höchſten Eichen und Tannen.

So wuchs die Brücke mächtig auf,
Und ſchwang ſich hinüber zum Bergesknauf,
Vom Zauberwort gekittet;
Tief unten hatte mit wildem Lauf
Die Breuſch ins Thal ſich geſchüttet.

Doch als die Feen einſt erwacht,
War ihnen plötzlich über Nacht
Das Zauberwort entſchwunden,
Sie haben ſich alle lang bedacht
Und haben's nimmer gefunden.

Und ſieh, da ſchwankte das Geſtein,
In tauſend Riſſen brach es ein
Und ſtürzte mit dumpfem Rollen!
Die Feen irrten durch Thal und Hain
Und flohen und ſind verſchollen. —

Dein muß ich denken in Traurigkeit,
O Mittelalter, du Feenzeit!
Haſt auch eine Brücke gezogen
Einſt über der Erde Wildniß weit,
Mit Rieſenpfeilern und Bogen.

Ich kenn' das Wort, deß Zauberbann
Dem Bau ſo feſten Grund gewann,
Die Brücke ſo kühn gehoben —
Das Wort, das Berge verſetzen kann
Und zieht die Erde nach oben!

Das trugſt du lang im Herzen treu;
Einſt als der Tag erwachte neu,
War's plötzlich dir entwichen,
Zuſammen ſtürzte dein alt Gebäu,
Und Ritter und Frau'n erblichen.

Ein neu Geſchlecht zu bauen begann;
Was geſtern erſtanden, heut zerrann.
Soll euch der Bau gelingen —
Das Wort das Berge verſetzen kann,
Muß euch zum Herzen dringen!

In dieſen Elſäſſer Sagenkreis gehört auch die Rieſentochter vom Nideck, die übrigens auch ſonſt ſchon poetiſch behandelt iſt, wie denn ein ſchöner Sinn ſie auszeichnet. Die Rieſentochter findet nämlich einen Bauer beim Pflug, nimmt ihn in ihre Schürze und bringt ihn dem Vater. Dieſer aber ſagt:

Zu ſeiner Arbeit wieder ſtell'
Den Mann mit ſeinen Rößlein ſchnell!

Es ſeyen die Menſchlein noch ſo klein,
Nicht dürfen ſie unſer Spielwerk ſeyn!

Ferner die Sagen vom Ochſenſtein, von Frau Itta von Lützelburg, die Hexenſchule bei Zabern; das Echo auf Hüneburg, das eine der ſinnigſten Volksſagen erzählt von einem treuloſen Prieſter, der das Geheimniß der Beichte verrieth, dann im Blut des Ermordeten ausglitt und den Hals brach.

Die Sagen von der Bruderrache im Schloß Lichtenberg, vom Kellermeiſter auf Arnsburg, vom Küſer von Falkenſtein; ferner von einigen berühmten Straßburgern, vom Geiſen-Major, vom edeln Geiler von Kaiſersberg, vom freimüthigen Jakob Sturm, der Kaiſer Karl V. auf deſſen Beſchwerde über die Ketzerei der Straßburger erwiderte: wenn die Mönche Unſerer Frauen Brüder geblieben wären, hätte man ihnen kein Haar gekrümmt, aber ſie wollten Unſerer Frauen Männer ſeyn und das hättet Ihr auch nicht gelitten.“ Dann ſchließen noch mehrere Scenen aus Straßburg, z. B. die Geſchichte des berühmten Hirſebreys, den die Zürcher noch warm nach Straßburg brachten. Ein kleines Gedicht zeichnet ſich noch beſonders durch ſeine Zartheit aus:

Im Straßburger Münſter.

Von Weihrauchdüften iſt durchhaucht
Die weite, ſtille Münſterhalle,
Da ſtehn in Dämmerung getaucht
Die grauen Heil'genbilder alle;
Und ſieh — ein reicher Farbenſchein
Ergießt ſich in den Dom herein:
Die Strahlen quellen aus dem Schooße
Der bunten, blättervollen Roſe.

Sie läßt ihr wunderklares Licht
Ins düſtre Chor hinuntergleiten —
O hehres Bild! wie mahnſt du nicht
An alte, längſt verklung'ne Zeiten!
Die Liebe klärte, friſch und jung,
Des Glaubens ernſte Dämmerung,
Und Minnerosenſchein durchglühte
Das fromme, ſelige Gemüthe!

Den Gedichten iſt noch eine kleine Abhandlung in Proſa beigefügt, über das Pfeiffergericht im Elſaß. Sie iſt recht intereſſant, denn wir erfahren daraus, die Herren von Rappoltſtein ſeyen vom Kaiſer mit dem Bann über alle Pfeiffer und Spielleute im Reich belehnt geweſen, habe als Pfeifferkönig ſogar eine Krone tragen und alljährlich ein öffentliches Gericht halten dürfen, zu dem die Muſikanten von allen Enden des Reichs herbeigeſtrömt ſeyen, weil die Angelegenheiten ihrer Zunft nur der Pfeifferkönig zu entſcheiden hatte.

Epiſche Dichtkunſt.

Rappoltſtein. Eine Wunderſage aus dem Mittelalter, dichteriſch bearbeitet von G. D. Zürich, Schultheß, 1836. 8. S. 487.

Auch dieſes Werk iſt von einem Elſäſſer verfaßt, wie denn auch ſein Stoff der Vorzeit des Elſaſſes entlehnt iſt. Der Dichter verſezt uns ins Mittelalter und nach Rappoltsweiler zur Zeit der Weinleſe:

Da ſtehn ſie rüſtig in des Weinbergs Mitte;
Das krumme Meſſer blinkt in jeder Hand;

Die Trauben ſinken, füllen Bütt' auf Bütte
In ſchwellendem Gewühle bis zum Rand.
Dort trägt der Winzer mit dem ſchwanken Tritte
Die Bürde zu der nahen Felſenwand,
Und ſtellt in langer Reih' des Herbſtes Güter
Mit ſtolzem Blicke an dem Steine nieder.

Aber die ländliche Scene verwandelt ſich alsbald in ein Schlachtfeld. Die Knechte des grimmigen Ritters Conrad von Rappoltſtein bekommen Händel mit den Winzern, unter denen beſonders ein ſchöner Jüngling hervorglänzt, deſſen Vater einſt von dem Ritter tückiſch erſchoſſen worden. Der Kampf der Landleute gegen ihren Herrn geht aber bald in eine Adelsfehde über. Conrad wird von ſeinen eignen Söhnen bekämpft. Nun folgen Ueberfälle, Schlachten, Belagerungen Schlag auf Schlag. Dazwiſchen Scenen von Liebe, Entſagung, Eiferſucht. Ein häßlicher, ſchielender Ritter Landolph, der die ſchöne Adelaide heirathen will, die einen andern liebt und mit Zaubermächten in Berührung kommt. Conrads ſo geiſtreiche als waffengeübte Tochter Gertrude, die ihrem Entführer mit dem Schwerte trozt, dagegen in geheimer Liebe zu dem ſchönen Egenolf von Urſelingen entbrennt. Die Schilderung erinnert an Taſſo und Arioſt und an unſre ältern Ritterromane und iſt nicht ſelten recht maleriſch. So die Schilderung eines Auszugs am Morgen:

Die Roſſe knirſchen am beſchäumten Zügel,
Am Boden ſcharrt der ungeduld'ge Huf.
Der Reiter ſchwinget ſchnell ſich in den Bügel
Und ſchmetternd tönt der Kriegstrommete Ruf.
Der Zug beginnt, auf rauſcht des Thores Flügel,
Frei fühlet jeder ſich, wie Gott ihn ſchuf;
Und hebt die Blicke zu des Himmels Zinnen,
Nicht ſorgend, was die dunkeln Mächte ſpinnen.

Sie laſſen das gethürmte Schloß im Rücken,
Sie ſteigen nieder in des Thales Grund,
Und wo das Auge ſchweifet, thut den Blicken
Das Schöne ſich in tauſend Zaubern kund.
Man ſieht den bunten Herbſt die Wälder ſchmücken,
Um Felſen hallt des Quells geſchwäz'ger Mund;
Die Heerden graſen auf den fetten Triften,
Der Falke wiegt ſich kreiſend in den Lüften.

Dagegen ſind denn freilich die Kampfſcenen etwas gedehnt und ermüdend. Der Kampf endet mit der Eroberung des Rappoltſtein. Der alte Tyrann will nicht von der Gnade ſeiner Söhne leben und ſtürzt ſich in den Abgrund, indem er ſie verflucht. Dieſer Fluch geht in Erfüllung, denn die beiden Söhne, Ortolph und Wipold, bekämpfen ſich um das Erbe, und die Bürger der Stadt theilen ſich in zwei Parteien für dieſelben. Den nun ſehr ausgedehnten Kampf ſtillt endlich Kaiſer Friedrich Barbaroſſa:

Legnano hatte eine blut'ge Wunde
Des Kaiſers Macht geſchlagen. Traurig lag
Die Säule ſeiner Größe; eine Stunde
Hat ſie zerſchmettert. Hell erglänzt der Tag
Des Ruhmes ob dem longobard'ſchen Bunde –
Durch alle Länder ſcholl's wie Donnerſchlag.
Die Welt, die ſtolzen Sieger ſelbſt, ſie ſchauen
Des Glückes Wechſel mit geheimem Grauen.

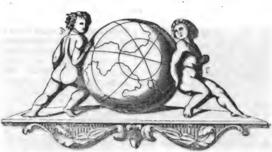
Das Schickſal hat zwar Friedrichs Macht zerſplittert,
Doch bleibet ihm ſein Name, der die Welt
Mit ſeines Ruhms Poſaunenſchall erſchüttert,
Nur höher wird er ſteigen, wenn er fällt.
Ihm bleibt der Muth, der Sieger ſelbſt erzittert;
Rachgier'ger, wie die Wogen durch den Bett
Hinſtürmen nach Germanien's niederm Strande,
Kehrt Barbaroſſa in die welſchen Lande.

Zum Felde ruft er bald Germanien's Söhnen,
Und nicht vergeblich wird der Tuba Klang
Vor ihrem kriegeriſchen Ohr ertönen;
Vom Aufgang tönen bis zum Niedergang.
Nur wenig Monden Ruhe auf der ſchönen
Elſaſ'ſchen Flur, bei'm frohen Rundgeſang,
Verjüngt die Kräfte auf des Wasgau's Höhen,
Und neu erſtrahlen ihm die Kriegstrophäen.

Er ſtillt den Bruderzwiſt und vermählt ihre Schweſter Gertrud, die ſeine Gemahlin längſt gekannt und beſchüzt hat, mit dem Urſelinger. Nachher aber bricht der Haß der beiden Brüder wieder aus. Ortolph tödtet den Wipold durch einen Pfeilſchuß, und geht dann, von Gewiſſensbiſſen gepeinigt, in ein Kloſter. Rappoltſtein kommt an den Urſelinger.

Das Gedicht beurkundet eine große Liebe zu der heimiſchen Sagenwelt, zu den alten Erinnerungen, in deren romantiſches Dunkel der Verfaſſer dem Lärm des Tages entflohen iſt. Die Sorgfalt, mit der er ein ſo umfangreiches Gedicht bis zum Schluß ausgearbeitet, iſt auffallend in unſerm alles übereilenden Jahrzehent, und die ganze Erſcheinung erhält durch den Umſtand, daß der Verfaſſer dem, der deutſchen Bildung zu lange entfremdeten Elſaß angehört, etwas Eigenthümliches und Anziehendes.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 16. Montag, 13. Februar 1837.

Neueſte Schriften über Belgien.

1) Hiſtoriſch-diplomatiſche Darſtellung der völkerrechtlichen Begründung des Königreichs Belgien von Nothomb. Nach dem Franzöſiſchen bearbeitet mit Anmerkungen und Zugaben von Prof. Dr. A. Michaelis. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, **1836**.

2) Vom Königreiche der Niederlande, durch den Freiherrn von Keverberg. Stuttgart, Hallberger, **1836**.

Ueber Nothombs intereſſantes Werk wurde ſchon Literaturblatt 1834 Nr. 125 und 126 ausführlich berichtet. Es erſcheint hier ſehr verbeſſert und vermehrt in der deutſchen Ueberſetzung des Herrn Prof. Michaelis, der noch viele Urkunden und gehaltvolle Bemerkungen hinzugefügt hat. Wegen der Urkunden iſt dieſes Werk als *hiſtoriſche Quelle* zu betrachten. Seiner Tendenz nach iſt es eine Vertheidigung deſſen, was in Belgien *geworden* iſt, eine nicht müheloſe Beweisführung, daß es ſo habe kommen müſſen und ſo recht und gut ſey. Die Schrift des Herrn von Keverberg behauptet genau das Gegentheil, zieht überall ſowohl die rechtlichen Motive, als die praktiſchen Vortheile von dem, was *geworden*, in Zweifel, klagt das Benehmen der Belgier an und vertheidigt dagegen das Benehmen Hollands in jeder Weiſe. Beide Schriften ſind gründlicher und beſonnener abgefaßt, als alle früheren über denſelben Gegenſtand, ein Beweis, daß man ſechs Jahre Zeit gehabt hat, darüber nachzudenken.

Ein deutſcher Journaliſt hat nicht nur das Recht, ſondern ſogar die Pflicht, die belgiſche Angelegenheit vom deutſchen Standpunkt, als eine Angelegenheit der geſammten deutſchen Nation zu betrachten. Aus dieſem Geſichtspunkt erſcheint ſie nicht gerade ſehr erfreulich. Zwar erhält nach einem allgemeinen politiſchen Gravitationsgeſetz ein Ganzes deſto mehr Anziehungskraft für ſeine Theile, je mehr dieſe ſich unter einander abſtoßen, und Holland ſowohl als Belgien werden von dem Ganzen, zu dem ſie urſprünglich und in der Idee unveräußerlich gehören, einzeln gewiß ein wenig abhängiger, als es das ganze Königreich der Niederlande geblieben wäre. Allein es hat ſich ein zweites Ganze mit ſeinem Einfluß aufgedrängt, und die Beziehung, in welche Belgien zu Frankreich getreten iſt, reagirt wieder feindſelig gegen die älteſte und natürlichſte Beziehung Belgiens zu Deutſchland, und das neue Königreich Belgien, deſſen Volk zwar deutſch, deſſen Volksvertreter, deſſen Gelehrte, deſſen Literatur aber franzöſiſch ſind, und das die Mündung ſeiner Kanonen nicht mehr nach Südweſten,

Digitized by Google

ſondern nach Nordoſten kehrt, gewährt den deutſchen Intereſſen die Garantie nicht, die ihm das ſpaniſche, öſterreichiſche und holländiſche Niederland gewährt haben.

Das allgemeine Reſultat der belgiſchen Revolution iſt unfehlbar, daß zwei deutſche Stämme ſich zu wüthendem Haß gegen einander entflammt haben, und daß auch diesmal wieder, wie in allen ähnlichen Fällen, ſeitdem deutſche Stämme ſich unter einander zanken, mithin ſeit 2000 Jahren, die Fremden davon Vortheil gezogen haben; denn iſt auch Belgien nicht franzöſiſch geworden, ſo möchten wir doch behaupten, daß eine franzöſiſche Eroberung mit der ſie ſtets begleitenden Plackerei und Schande uns eine deutſche Provinz nicht ſo ſehr entfremden würde, als es der Einfluß freiwillig adoptirter franzöſiſcher Formen und namentlich der franzöſiſchen Sprache iſt. Dieſes Reſultat ſcheint uns nun keiner Anpreiſung werth, wenigſtens nicht von deutſcher Seite, und es würde uns erfreulicher ſeyn, irgendwoher über die Mittel rathſchlagen zu hören, wie man die ſchönen altdeutſchen Maaß- und Scheldeländer dem deutſchen Geſammtintereſſe durch deutſche Bildung, zunächſt durch Anſchluß an den deutſchen Handelsverein ꝛc. wieder näher anknüpfen könnte. Eine ſolche Diskuſſion würde uns fruchtbarer ſcheinen, als die Verſuche, den unlösbaren gordiſchen Knoten der ſtaatsrechtlichen Unterhandlungen in Betreff der belgiſchen Schöpfung zu löſen; da wohl Belgiens Geſchichte den allerſchlagendſten Beweis liefert, daß ein Faktum wichtiger iſt, als ein papierner Rechtsgrund, und daß es mithin auch mehr darauf ankommt, einem Faktum die beſten Folgen zu geben, als, über ſeine Gründe zu grübeln.

Der Herausgeber des Nothombſchen Werkes äußert ſich in der Vorrede über die Londoner Conferenz: „Einer der Ringe in der die europäiſchen Staatengeſellſchaften vereinigenden Friedenskette war nun einmal zerbrochen, und weisheitsvoll wurden, ſtatt auf den Verſuch einer neuen Zuſammenlöthung der Bruchſtücke einzugehen, aus dem in innerſten Weſen Ungleichartigen und deßhalb von jeher Auseinanderſtrebenden zwei abgeſonderte Ringe gebildet, lediglich mit dem Vorbehalt, in dem Umkreiſe eines jeden derſelben, durch moraliſche Unterſtützung, ihre völkerrechtlich freie und ſelbſtſtändige Entwicklung unter dem Schutze dynaſtiſcher Unabhängigkeit, bewirken zu helfen. Kurz, Alles, was zu London für die Aufrechthaltung und Befeſtigung des Friedens der Zukunft geſchehen iſt, offenbart nicht das Gepräge der politiſchen Moral, das Schiboleth der alten Staatskünſtelei ſondern den doctrinellen Charakter der moraliſchen Politik, und darin liegt die welthiſtoriſche Bedeutſamkeit der Londoner Conferenz.“

Das iſt recht ſchön, aber es frägt ſich, ob die Verfertigung einer neuen Krone, die ſyſtematiſch verfälſchte Nationalität retten kann? Ein König ſoll alles thun, als ob es bloß dieſes Namens bedürfte, um die politiſchen Kröpfe, die Frankreich (in den ihm affiliirten Nebenländern) anſezt, eben ſo geſchwind zu heilen, wie die phyſiſchen der Individuen, von denen man ehemals glaubte, daß eine königliche Berührung ſie heilen könne. An die Nation und Nationalität denkt man nicht. Und doch wäre ſie es allein, durch deren Entwicklung etwas Bleibendes gewonnen werden könnte. Macht, daß Belgien wieder, wie ehedem und wie es ſeine Stammverwandtſchaft und ſeine geographiſche Lage erfordern, an Deutſchlands Geſammtintereſſe, an deutſchem Verkehr und deutſcher Bildung innigen Antheil nimmt, und das wird mehr werth ſeyn, als alles neue Kronengold aus der Londoner Fabrik. Macht, daß man in Deutſchland nicht mehr von Belgien, als von einem wildfremden Volke, ſondern wieder wie ehedem von brüderlichen und wohlbekannten Flamändern und Brabändern ſpricht, deren Kunſt- und Gewerbfleiß einſt Deutſchland mit Reichthümern überſtrömte, und dann werden die diplomatiſchen Kaiſer- und Kegelſchnitte, die nur Schmerzensgeburten und unendliche Berechnungen hervorbringen, nicht mehr ſo viel Aengſte machen.

Wollten wir tiefer in die Urſachen eindringen, ſo würden wir fragen, ob nicht das Geſammtintereſſe der deutſchen Nation vor dem Schaden hätte bewahrt werden können, der nothwendig daraus entſteht, wenn einzelne Stämme, die von Natur dem deutſchen Staatenſyſtem angehören, durch Unzufriedenheit mit ihrer Regierung einem fremden Intereſſe zugewendet und dienſtbar gemacht werden, und dann würden wir leicht darthun können, daß die Schutzrede des Herrn von Keverberg nicht hinreicht, um von Holland die Vorwürfe abzuwenden, die ihm die öffentliche Meinung in dem vorherrſchenden franzöſiſchen Sinn ſehr mit Unrecht gemacht hat (da Holland dem franzöſiſchen Intereſſe unfreiwillig den größten Dienſt geleiſtet), und die man ihm im deutſch-patriotiſchen Sinn, der freilich nicht vorherrſcht, erſt mit Recht machen kann und muß. Nicht zu gedenken der Rheinſchifffahrtsfrage.

3) Der Abfall der belgiſchen Provinzen von Oeſterreich, von Louis Lax. Aachen und Leipzig, Mayer, 1836.

Eine kurze und faßliche Darſtellung des bekannten Aufſtands der öſterreichiſchen Niederlande gegen die unter etwas zu gewaltthätigen Formen eingeführten, durchaus redlich gemeinten Formen Joſephs II. Eine Partie der belgiſchen Geſchichte, die ſchwerlich ihre glänzendſte iſt; an die aber die jüngſten Begebenheiten ziemlich lebhaft wieder erinnern mußten, ſofern auch damals

ſchon die Oppoſition aus einer Allianz franzöſirender Republikaner mit Ultramontanern beſtand.

Lyriſche Dichtkunſt.

29) Gedichte von Valentin Baur, Bauern in Hailfingen. Rottenburg, gedruckt bei Engel, 1836. 12. S. 95.

Eine eigenthümliche Erſcheinung, die zu den Contraſten unſrer Zeit gehört. Während Hoffmann von Fallersleben Gedichte in alemanniſcher Mundart ſchrieb, bevor er noch Schwaben geſehen hatte; ſtimmt hier ein ganz einfacher ſchwäbiſcher Bauer hinter ſeinem Pflug den hohen Ton an, den wir nur an gelehrten Dichtern gewohnt ſind, vermiſcht mit einer Menge von Kunſtausdrücken, z. B. Vaubans Feſtungen, Sphärenduft, Arkadien, pittoreske Gegend, Indiens Schätze, Pyramidenbau, Newton, Bernoulli, Gallilái, Guirlande, Recenſent, Alexandria, Hesperiden ꝛc. In ſolche Gegenſätze ſpringt unſre Kultur um, die Gelehrten affektiren naive Ländlichkeit, und der Landmann verachtet ſeine natürliche Naivetát, um den hohen Ton der Gebildeten anzuſtimmen.

Unter dieſen Umſtänden verſteht es ſich von ſelbſt, daß ſich der dörfliche Dichter künſtlich um alle Originalität gebracht hat, denn anſtatt anders zu ſeyn, wie die ungeheure Menge vornehmer Dichter, die wir bereits haben, trachtet er nur, ihnen ſo viel als möglich zu gleichen. Er hätte beſſer gethan, ſich von ihnen zu unterſcheiden. Doch zeichnet ihn ein bedeutendes Talent aus, ohne welches er, ohne alle Bildung und Anreizung, wohl überhaupt nicht auf dieſe Liebhaberei gefallen wäre. Namentlich ſind ſeine Verſe fließend und klar.

Phantaſie.

Dort drüben über jenen Bäumen,
Die nur der Einſamkeit geweiht,
Wo über goldbegränzten Räumen
Entfernung nur den Zauber leiht.

Wo Fluren an der Sonn' erwarmen,
Der Pfad durchs Wieſenthal ſich ſchlingt,
Des Hügels Buſen zu umarmen,
Der nie aus ſeinem Arm ſich ringt.

Spaziert ſie bald im Eichenſchatten,
Und an des Baches Blumenſtrand;
Bald weilet ſie auf weichen Matten
Mit dunkeln Veilchen in der Hand.

Doch als ich ihren Namen nannte,
Und fühlte meines Herzens Schlag,
Da fand ich, als ich mich erkannte,
Daß ich im Wald im Schatten lag.

So das muntere

Mailied.

Im fröhlichen Kreiſe,
Nach ländlicher Weiſe,
Begegnet dem Mai'n,
Er iſt in die jungen
Gemüther gedrungen,
Im grünenden Hain!

Es geben ihn wieder
Die fröhlichen Lieder
Zurück der Natur.
So wechſeln, ſo tauſchen,
So fühlen und lauſchen
Die Liebenden nur.

Es werden, wo Strahlen
In Blüthen ſich malen,
Die Zweige zum Strauß.
Die Fröhlichen binden
Und flechten und winden
Sich Kränze daraus.

Es ſpielt auf den Matten
Der Glanz und der Schatten,
Es perlet der Thau;
Nachdem ich mich ſtelle,
Wird dunkel und helle
Das Grüne der Au'.

Es ſpielt mit dem Bande
Des Mädchens vom Lande
Und Locken der Weſt,
Allwo ſie um Linden
Im Kreiſe ſich winden
Beim ländlichen Feſt.

Gefühle der Liebe,
Die zärtlichſten Triebe
Erfüllen die Bruſt;
Und off'ner, getreuer
Und zärter und freier
Wird Liebe und Luſt.

Mailieder zu ſingen,
Guirlande zu ſchwingen,
Begegnet dem Mai'n.
Nun windet ihr Mädchen
Und Knaben zum Blätt'chen,
Ein Maienblümlein!

Von dieſer Art ſind noch mehrere Gedichte, z. B.:

Nicht an jenes Berges Spitze,
Die mit grauer Burg geziert,
Nicht am alten Ritterſitze,
Wo ſich Thal in Thal verliert;

Auch nicht, wo ein Strom dem Rheine
Traulich reicht die Wellenband,
Liegt mein Dörfchen, o das kleine,
Einſam, ſtill und unbekannt.

Ueber jene weite Halde,
Die mit Moos bedeckt und Heu,
Dort, an jener grünen Weide,
An dem Meierhof vorbei –
Führt die meilenlange Strecke
Eine ſchroffe, enge Bahn
Euch durch jenes Waldes Ecke
Zum verſteckten Dorf hinan.

Viele Gedichte gehn über den Kreis unmittelbarer Anſchauung hinaus und verlieren eben dadurch das Eigenthümliche. Dahin gehören Soldatenlieder, allgemeine Betrachtungen über die Welt, das Schickſal, eine Romanze vom alten Frankenkönig Chlodwig ꝛc. Doch gehört das ganze Auftreten dieſes in einem unbekannten Dunkel ſchlummernden Talents zu den intereſſantern Erſcheinungen unſrer poetiſchen Literatur.

30) Elegiſche Gedichte von W. Junkmann. Münſter, Deiters, 1836. S. 119.

Viel Salvator Roſas-Phantaſien. Faſt lauter wilde Klippen, Sturm in Eichenwäldern, ſchäumendes Meer, ein Kirchhof bei Nacht. Damit contraſtiren dann wieder ſehnſüchtige Erinnerungen an die Kindheit voll Licht und Heiterkeit. Auch ein paar Lieder im Münſterländer Dialekt und ein größeres Gedicht: König Enzius. Am meiſten die Eigenthümlichkeit des Verfaſſers ausdrückend und zugleich am geiſtreichſten erſchien uns folgendes Gedicht:

Der Abgrund:

Es liegt in unſrer Seele Tiefen
Ein Abgrund unermeßlich tief,
Leiſ' überdeckt von Blumen, Farben,
Allmählig wächst er bis die Ufer er
Unermüdlich einfrißt und in ſich begräbt.
Und nicht wird er gefüllt trotz unſerm Streben,
Nicht Freuden, Schmerzen, Thränen füllen ihn.
Und eine Blume nach der andern unſers Lebens
Sinkt mit dem Ufer in ſein ſtilles Grab.
Die eine pflückt er raſch, der and'ren ſpühlt er
Die Wurzeln nackt bis ſie verwelkt, vergeht.
Iſt's heller Tag; o wär' die Nacht, die ſchweigende,
Mit ihren tauſend goldnen Aeugelein;
Iſt's Nacht; o wär' der Tag, der kräftige,
Mit ſeinem tauſendfachen Farbenglanz!
Doch wächst der Abgrund und wir ſchrecken auf,
Gefeſſelt, ſtarr, was können wir?
Und Freundſchaft ſinkt, und Ehre, Freiheit, Macht
Und alles Schöne, Herrliche ſinkt in ſein düſt'res Grab.

Ueberall gibt der Dichter ein originelles Talent für das Landſchaftliche zu erkennen. Alle ſeine Lieder enthalten im kürzeſten Ausdruck lebhafte Bilder, z. B.:

Wintermorgen.

Schnee deckt den weiten Kirchhof und die Mahle
Derer, die ſchlafen ſorgenlos den lezten Schlaf.
Die Nacht will noch nicht weichen vor dem Tage,
Der durch die breiten Wolken mühſam graut.

Ein Sperling ſchreit an der Kapelle Fenſter,
Er fliegt empor: Schneeflocken rieſeln niederwärts.
Halboffen iſt des niedern Kirchleins Thüre,
Die Lampe will verlöſchen, flackert hell dann auf:

Licht ſich und Schatten wie die Wellen drängen,
Ernſt liegt des alten Biſchofs Bild auf ſeinem Grab.
Er ſah Jeruſalem. Zu ſeinen gekreuzten Füßen
Bückt ſich ein armes, tief bekümmert Weib.

Sehnſucht.

O wär' ich doch geboren auf Felſeneiland [illegible] und fern!
Wo die grauen, weiten Fluthen auf und nieder wogen,
Die weiße Brandung toſend an die nackten Felſen ſtürmt;
Die düſterhellen Wolkenberge über die Wellen ſtreifen,
Der laute Wind ſchäumend über die Fluthen fährt.
Hinaus! hinaus! In die See! da die Wolken jagen,
Das wüſte Meer zum Kampf' die Glieder prüft:
Und Oceans Zürnen und Sturmes Raſen
Zwingt Geiſtes Macht zu Muſik dem einſamen Ohr.

O wär' ich doch geboren auf Alpenhöhen ſtill und klar!
Wo die kryſtallnen Gletſcher in Abendröthe glühen,
Da Menſchenhütten ſchweigend Nacht umfängt;
Wo die hohen Wolken unter den Füßen mir ziehen,
Tief unten das Thal von ſtürzenden Bächen rauſcht.
Laut hallt der fallende Fels in des Waldwinds ſtillem Sauſen
Wo der dunkele Aar laut ſummend herüberfliegt;
Des Gebirges eiſige Häupter in den tiefblauen Himmel ragen,
In bläulicher Ferne verſchwimmt das weite bewohnte Land.

Das muth'ge Roß, entſtürzend ſeinen Ketten,
Mit Sturmesschnelle ſucht es ſeiner Heiden freien Plan;
Der junge Aar, enteilend niedern Thales Gründen,
Mit Sehnſuchtsſchwingen hebt er ſich zum Licht empor.
Auf trübem Moore, in der Städte dumpfen Wirren
Des Hirtens Muth und Feu'r verglimmen muß.
Im Käfig, ferne von des Waldes freien grünen Hallen,
In Wahnſinns Träumen nur, des Lichts beraubet,
Die Nachtigall der Sehnſucht Lieder ſingt.

Wir kennen im ganzen Umfang unſrer Literatur keinen Dichter, der dieſem einigermaßen ähnlich wäre, außer Hölderlin, und wir glauben dem Verf. damit keine geringe Schmeichelei zu ſagen. Möge er aber die Stürme, die durch ſeine poetiſche Natur toſen, beſchwichtigen und die Natur in doppelter Schöne nach dem Sturm glänzen laſſen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 17. Mittwoch, 15. Februar 1837.

Geſchichte.

6) Geſchichte der Vorläufer der Reformation, von Prof. Dr. Ludwig Flathe. Zwei Theile. Leipzig, Göſchen, 1835, 1836.

Herr Flathe hat vor mehreren Jahren eine vortreffliche Geſchichte Macedoniens geſchrieben, worin beſonders die Politik und die Thaten Alexanders meiſterhaft dargeſtellt waren. Dann ſchrieb er über die franzöſiſche Revolution ein Werk, das uns weniger allen Anſprüchen zu genügen ſchien. Das vorliegende Werk erſcheint uns dagegen wieder von ausgezeichnetem Werthe. Uns dünkt, das nothwendige Hereinbrechen der Reformation ſey noch nirgends ſo klar und ſcharfſinnig in ſeinen Urſachen nachgewieſen worden.

Der Gang der Unterſuchung iſt folgender. Zuerſt zeigt der Verfaſſer, wie die römiſche Kirche vom urſprünglichen Geiſt des Chriſtenthums abgewichen ſey, wie ſie die einfache Lehre allmählig überladen und verfälſcht habe: „Der Katholicismus, wie er gegen den Ausgang des Mittelalters daſteht, iſt ungemein langſam und ſpät entwickelt worden. Manches zwar, wie die Idee von der Kirche und vom Prieſterthum, der Dienſt der Reliquien und der Heiligen kommt bereits aus der römiſchen Zeit herüber, und es kommen in dieſen Dingen allerdings bereits die Grundſäulen des nachmaligen Katholicismus, Vieles andere aber ſteigt erſt allmählig durch die Zeit des Mittelalters hindurch empor. Die Ideen von Kirche und Prieſterthum entwickeln ſich in ihrem Vollgehalte und auf eine ſeltſame Weiſe erſt in demſelben. Die Lehre von dem überſtrömenden Gnadendienſt der Heiligen wird erſt im zwölften, der Satz, daß der Pabſt es ſey, der denſelben unter den Menſchen zu vertheilen habe, in demſelben Jahrhundert aufgeſtellt. Die Transſubſtantiation iſt eine Frucht des elften, die Anbetung des Sacraments, von welcher die Trienter Synode kühn behauptet hat, daß ſie der apoſtoliſchen Zeit entſtamme, eine Frucht des dreizehnten Jahrhunderts. An der Gültigkeit des Cölibatsgeſetzes war vor dem Ende des elften Jahrhunderts noch zu zweifeln erlaubt und in eben demſelben traten auch erſt wenigſtens die ſchroffſten Grundſätze der mönchiſchen Abtödtung hervor.“

Sodann beweiſt der Verfaſſer durch äußerſt ſorgfältige Verfolgung jeder hiſtoriſchen Spur, daß in demſelben Verhältniß, wie die herrſchende Kirche ſich von der Wahrheit entfernt habe, unter den Laien eine geheime Gemeinde für jene ältere Wahrheit ſich gebildet und ausgebreitet habe. Das Reſultat aller Forſchungen in dieſer Beziehung iſt, daß die Ketzerei im Abendlande von jeher nichts anderes war, als die Reaktion des echten altchriſtlichen Geiſtes gegen das neue Chriſtenthum der

Römer. Davon machen nur die Ketzer eine Ausnahme, die einige gnoſtiſche Irrlehren aus Griechenland nach dem ſüdlichen Frankreich gebracht hatten. Im Uebrigen ſtimmen alle Ketzer im Weſentlichen einfach darin überein, daß die Herrſchſucht, der Reichthum und die weltlichen Laſter des römiſchen Hofes der Demuth, Armuth und Reinheit Chriſti nicht entſprechen, daß das Sacerdotium (die Prieſterariſtokratie, wodurch alle Laien zu Heloten herabgewürdigt wurden) mit der brüderlichen Gleichheit aller Menſchen vor Gott in Widerſpruch ſtehe, daß die äußern Werke und der Ablaß aus dem Munde eines ſelbſt ſündhaften Prieſters nicht die rechten von Chriſto gebotenen Mittel zur Beſſerung und Befreiung von der Sünde ſeyen. Mit einem Wort, alle Ketzer wollten eine Reformation der verdorbenen Kirche, und zwar eine moraliſche, ſofern die Geiſtlichkeit bisher durch ihr Beiſpiel und durch ihre bequemen Gnadenmittel die Laſter ſtatt zu vertilgen nur befördert hatten, und eine politiſche, ſofern ſich die Kirche weltlicher Gewalt angemaßt.

Je gefährlicher aber dieſe Uebereinſtimmung der Oppoſition in *einem* Grundgedanken war, um ſo mehr ſuchte die Kirche das divide et impera geltend zu machen: „Offenbar mit Abſicht ſtellt die römiſche Kirche eine große Menge Namen der ſogenannten Ketzerſekten auf. Bald ſind dieſe von einem zufälligen Verhältniß, von einer Sitte der Ketzer, von einer Stadt oder Gegend, in welcher beſonders Ketzer wohnen, oder von einem Manne, der die Sekte geſtiftet haben ſoll, hergenommen. In der Regel adoptirten die Ketzer dieſe Namen nicht. Sie nennen ſich Chriſten, Katholiken, Apoſtoliſche. Die römiſche Kirche ſtellt die vielen Namen auf, damit es ſcheine, als ſey es etwas immer Neues, was die Ketzerei bringe, als ſey in dieſer Ketzerei ſelbſt gar keine Einheit und kein Zuſammenhang, damit die Einheit des römiſchen Glaubens deſto glänzender dieſer Zerriſſenheit gegenüber ſtehe. Die Vielheit der von den Schriftſtellern der Kirche aufgeſtellten Namen wird Niemanden täuſchen. Was die im evangeliſchen Geiſt und nach dem Evangelio gegen die römiſche Kirche Proteſtirenden anlangt, ſo finden ſich wohl im Einzelnen und Unweſentlichen Verſchiedenheiten, im Ganzen iſt es immer daſſelbe, was erſcheint.“

Der Verfaſſer theilt nun vom elften Jahrhundert an die Geſchichte der ſeitdem ununterbrochen gegen die römiſche Hierarchie fortwirkenden *evangeliſchen Oppoſition* mit, zuerſt die Geſchichte der Waldenſer, Albigenſer in Süd-Frankreich, Nord-Italien, dann die der Ketzer am Rhein. Nachdem er die rein evangeliſchen Grundſätze derſelben und ihre nur theilweiſe Befleckung durch gnoſtiſche Phantaſtereien (ſeit den Kreuzzügen) entwickelt hat, charakteriſirt er die Mittel, welche die Kirche gegen ſie in Anwendung brachte: 1) die *Gewalt*, durch die Inquiſitionsgerichte und Ketzerfeuer des zu dieſem Behuf neugeſtifteten Dominikanerordens; 2) die *Scheinreformation*, die erheuchelte Herſtellung der apoſtoliſchen Armuth und Demuth durch den ebenfalls zu dieſem Behuf erſt neu geſtifteten Franciskanerorden.

Die meiſterhafte Darſtellung führt uns nun der Kataſtrophe entgegen. Jene beiden Mittel ſchlugen an. Die Ketzer wurden zu tauſenden verbrannt, ihre Ueberreſte in unzugängliche Gebirge gebannt, das Volk erſt durch den Schrecken von jeder weitern Anſteckung mit ketzeriſchen Ideen abgehalten und dann mit den neuen geiſtlichen Comödien der Bettelmönche und der vermehrten Ceremonien beſchäftigt und beſchwichtigt. Nun aber wird die ſiegreiche Kirche immer übermüthiger. Da ſie keinen äußern Feind mehr hat, da hier die weltliche Macht in den Hohenſtauffen, dort die Ketzer vernichtet ſind, bricht unter den Siegern ſelber Zwieſpalt aus. Das große Schisma trennt den Pabſt in Rom und den in Avignon, die ſich wie zwei Drachen mit Feuer anſpeien. Auch die kirchliche Ariſtokratie trennt ſich. Die alten Baſilianer und Benediktiner machen Partei gegen die neuen Bettelorden, und unter dieſen ſind wieder die Dominikaner tödtlich erbittert auf die Franciskaner. Die Scholaſtik wird das Mittel, durch welches die Kirche in ihren eigenen Eingeweiden wüthet, die Scholaſtik „der Sinn im Unſinn,“ der Verſtand, den man als Knecht brauchen will, und der endlich, nachdem er durch doppelte Lügen die Kämpfer wechſelſeitig tödtlich verwundet, ſich emancipirt und das Panier der Wahrheit ſchwingt.

Unter den Franciskanern waren viele, namentlich Engländer und Deutſche, die in angeborner Ehrlichkeit die Lüge, zu der man ſie abgerichtet, für ernſte Wahrheit nahmen und die nicht bloß vor dem Volk mit chriſtlicher Einfachheit heucheln, ſondern die wirklich zu derſelben zurückkehren wollten. Es iſt äußerſt komiſch, die Verlegenheit des Pabſtes zu beobachten, wie er ſich wundert, wie er nicht glauben will, daß es den Leuten wahrhaftig Ernſt ſey, wie er mit den Augen winkt, nur drohend den Finger aufhebt und gern die Sache ohne öffentlichen Skandal abthun möchte, indeß die ehrlichen Franciskaner nichts merken, oder, ſobald ſie den ſataniſchen Betrug, zu dem man ſie hat mißbrauchen wollen, einſehen, keck und kühn dem Papſte trotzen und ihn alles Ernſtes bekehren wollen. Da ihnen dies natürlich nicht gelingt, wenden ſie ſich voll prophetiſchen Eifers an das Volk und an die Fürſten. Ludwig der Bayer von ihnen unterſtützt, erneuert den alten Ghibellinenkampf. Die Laien, die Gelehrten erheben die Köpfe wieder, und ein dumpfes Brauſen des Volks von außen

her miſcht ſich in das furchtbare Pfaffengezänk, von dem das Innere der Kirche widerhallt.

„Keine Zeit des Mittelalters war ſo reich geweſen an religiös-kirchlichen Bewegungen, als die, welche vom Anfange des dreizehnten bis zum Beginnen des fünfzehnten verlief. Wohin ſich das Auge wendet, findet es dieſe Bewegung, welche in verſchiedener Art und Weiſe den Zweifel der Welt an der römiſchen Kirche ausdrückt. Bald iſt es heimlicher oder offener Abfall vom Chriſtenthum, über welchen die Klagen der Zeit ertönen, bald iſt es das allgemeine Stocken in dem Blutumlaufe des chriſtlichen Geſellſchaftskörpers, über den der Jammer der Welt ſich ſo herbe ausſpricht, daß das Herz davon ergriffen werden muß; bald iſt es der Streit der Gelehrten und das Verwirren der katholiſchen Doctrinen in ſich ſelbſt, welches einen allgemeinen Verfall des Kirchenthumes zu verkünden ſcheinet, bald tönet ein leiſer Laut des evangeliſchen Geiſtes wider die eherne Mauer Roms, des Sacerdotii und der fleiſchlichen Kirche an. Noch ſind dieſe Bewegungen nicht alle betrachtet, die ſich in dieſer Zeit aus dem römiſchen Kirchenthume vorthun und ſeine Doctrinen ſelbſt aus der reichen Fülle der Widerſprüche entwickelten, welche in denſelben vorhanden waren. — Der Eine fällt vom Chriſtenthum ab, der Andere begehrt, daß durch ein unmittelbares Wunder Gottes die Kirche aus dem Labyrinth gezogen werde, in welches ſie gefallen, weil eine andere Rettung nicht ſey; der Dritte erklärt, daß ein ganz neues Geſetz gemacht werden müſſe. Alle dieſe Dinge zeigen ſich nicht bei einzelnen Menſchen, ſondern ſie zeigen ſich immer bei einer größeren Geſammtheit. Es ſind die Ausbrüche der Verzweiflung über den troſtloſen Zuſtand der Kirche, es ſind Irrwege, auf welche die Kirche die Menſchen zum Theil ſelbſt geführt hat. Was die Franciskaner in ihrer Schwärmerei ausſäeten, das trug reichliche Früchte unter den Laien. Es hatte ſich ein Geiſt unter den Franciskanern geregt, der den Kirchenfürſten ungemein bedenklich erſcheinen mußte, wenn er ſo, wie er in dem Evangelio des heiligen Geiſtes ſich darſtellte, ſich auch allerdings nur in einzelnen Franciskanern, nicht in dem ganzen Orden gezeigt. Aber aus dem Orden waren doch ſchon Stimmen gekommen und es kamen deren in Zukunft immer mehrere, daß das wahre und echte Sacerdotium nur bei ihnen ſeyn könne, die ſie die höchſte Staffel der apoſtoliſchen Armuth erſtiegen und das andere Sacerdotium der römiſchen Kirche als ein fleiſchliches, unchriſtliches nichts ſey."

Am gefährlichſten für die Kirche iſt das Eindringen der Reformideen ins eigentliche Volk. Daher die Gewalt und Liſt, womit ſie die Geißler, Begharden und Lollarden verfolgt, die ſich als Tertiarier (außerklöſterliche Laienbrüderſchaften) an die Franciskaner anſchloſſen.

Endlich bringt ein lichtheller Kopf, der Engländer Wicliffe, in die gährende Bewegung eine beſtimmte Richtung. Der Verfaſſer hat ſehr ſcharfſinnig nachgewieſen, wie das Haus York der Reformation günſtig, das Haus Lancaſter abgünſtig war und wie aus dieſem Grunde in dem Kampf der rothen und weißen Roſe die Kirche eine große Rolle ſpielte. Wicliffe vertheidigte die Rechte der Krone gegen den Papſt, wie früher ſchon Occam. König und Volk ſtimmen ihm ſehr zu. Auch nach ſeinem Tode ſezt Richard II. die Begünſtigung ſeiner Anhänger (Lollarden genannt) fort und iſt zu einer Reformation ſehr geneigt. Aber die Kirche conterminirt. „Glouceſter ſoll den König Richard entthronen: die Kirche will den ſtillen Beſchützer der Ketzer weg haben. Schon im Jahre 1388 ſcheint der Plan entworfen worden zu ſeyn. Richard ſoll ermordet oder eingekerkert werden, Glouceſter oder Roger Mortimer ſoll König werden. Aber der Plan kommt nicht zur Ausführung, man weiß nicht warum. Das Parlament verurtheilt den Grafen von Arundel und den Grafen von Warwic zum Tode. Warwic erklärte ſich ſelbſt vor dem Parlamente des Verbrechens der beleidigten Majeſtät ſchuldig. Das Todesurtheil wird indeſſen nur an dem Grafen Arundel vollzogen. Damals wars, daß Richard II. dem Bruder deſſelben, dem Erzbiſchof Thomas Arundel, aus dem Reiche zu gehen gebot. Viele Dunkelheiten liegen über dieſen Ereigniſſen. Daß eine Verſchwörung ſtattgefunden, die Richard II. aus dem Wege räumen ſollte, iſt klar, und den höchſten Grad von Wahrſcheinlichkeit hat es, daß dieſe Verſchwörung geleitet worden iſt von der Kirche. Richard ſollte fort um des Lollardismus willen. Viele aber, die mit in die Verſchwörung verwickelt waren, mögen allerdings nicht gewußt haben, was die Häupter trieben und dachten, die Richards angebliche Tyrannei in den Vordergrund ſtellen. Charakteriſtiſch iſt es dabei, wie der Geiſt der Kirche von denen redet, die für ſeine Sache gefallen ſind. Jener Karmelit, der den Herzog von Lancaſter angeklagt, hat Wunder gethan nach ſeinem Tode, der Graf von Arundel iſt ein heiliger Märtyrer. Jeder einzelne Zug in dieſen Vorgängen weist auf die Prieſterfürſten hin, die hinter dem Vorhange ſtanden und die Revolution leiteten. — Richard II. aber iſt nach jenen Vorgängen ſehr beſorgt. Er hat keine Ruhe mehr. Er mag erkannt haben, daß die Gefahr noch nicht vorüber ſey, daß um ihn her noch gar Vieles im Stillen betrieben werde. Unter den Großen, die ihm beſonders verdächtig ſind, befindet ſich auch Heinrich, der Sohn des Herzogs Johann von Lancaſter. Der alte Herzog, der Freund des Evangelii und der Lollarden, hat an den Wirren der lezten Zeit Richards II. keinen Antheil mehr genommen. Er iſt noch vor dem Ausbruche der Revolution

am 3. Februar 1399 geſtorben. Seines Sohnes Heinrich ſcheint die Kirche ſich zeitig bemächtigt zu haben. Sie erkennen den rechten Mann in ihm; er wird die Kirche halten, wenn er durch eine Revolution auf den Thron gefördert wird. — Auf einmal iſt in London Alles in Bewegung. Eine neue Verſchwörung bildet ſich. Der Antheil der Kirche tritt ſehr ſcharf hervor. Thomas Arundel iſt wieder da. Er macht die Mittelsperſon und den Boten zwiſchen den Verſchwornen und dem Herzoge von Lancaſter. Durch ein Gewebe von Treuloſigkeiten und Niederträchtigkeiten bekommen die Empörer den König in ihre Gewalt. Der Erzbiſchof ſpielt in denſelben immer die bedeutendſte Rolle. Sie führten ihn nach London und nöthigten ihn dort, eine Entſagungsakte zu unterzeichnen. Dabei mußte der unglückliche Mann noch Heinrich von Lancaſter zu ſeinem Nachfolger empfehlen. Ein Parlament ward in Eile berufen. Dieſes ward zum Verräther an England und an dem König. Es erklärte Richard II. für abgeſezt. Unter den Gründen der Abſetzung ſind nun allerdings viele ungeſetzliche und willkührliche Handlungen Richards angeführt, die Hauptſache aber, der Lollardismus, wird klüglicher Weiſe ganz mit Stillſchweigen übergangen. Vor dieſes Parlament tritt nun Heinrich von Lancaſter, und daſſelbe erkennet ein Recht deſſelben auf den Thron an, welches gar nicht vorhanden iſt, indem der Thron nur den Abkömmlingen Lionels gebührt. Aber dieſe mag die Kirche untauglich gefunden haben. Richard II. aber wird bald nach dieſen Vorgängen im Gefängniß erwürgt (25. Oktober 1399). — Dieſe Revolution war ein unermeßlicher Vortheil für die Kirche. In der That war es die höchſte Zeit geweſen, in der That hatte man ſich kaum anders helfen können als auf dieſe Weiſe. Alles gewinnt in England ſogleich eine andere Geſtalt. Der Fortgang des Lollardismus wird aufgehalten, es iſt keine Rede mehr von einer durch Königthum und Parlament zu erwirkenden Reformation.“

Nun tritt Huß in Böhmen in den Vordergrund. Auch hier ſteht ein Tyrann, der Kaiſer Wenzel, den Reformatoren zur Seite, wie in England Richard II. Aber hier nahmen die Ereigniſſe einen weit andern Gang. Es koſtete der Kirche unendlich mehr Mühe hier Meiſter zu werden, und die Wortbrüchigkeit, die ſie dabei anwenden mußte, untergrub ihre Macht völlig, ſo daß Luthers große und glückliche Reformation gehörig vorbereitet war. Der Verfaſſer hat ſich mit der ſchwierigen Geſchichte der huſſitiſchen Kirche ſehr viel Mühe gegeben. Die Argliſt des Aeneas Sylvius und Caspar Schlick bei Vereitelung dieſes Reformationsverſuchs hätte noch in helleres Licht geſezt werden dürfen. Sie verdient es, denn kunſtreicher iſt wohl noch nie eine Oppoſition zurückmanövrirt worden, als damals.

Nach den Huſſiten wird noch Weſſel in Deutſchland und Savonarola in Italien kurz beſprochen.

7) Leben des h. Karl Borromäus. Aus dem Italieniſchen des Giuſſano von Th. F. Klitſche. Erſter und zweiter Band. Mit einem Stahlſtich. Augsburg, Kollmann, 1836.

Der berühmte Heilige Mailands, deſſen rieſenhohe Statue eine der merkwürdigſten Zierden des lago maggiore iſt, gehört der ſpätern Claſſe vornehmer Kirchenheiligen an, die nicht als Anachoreten in der Wüſte und nicht als Märtyrer, ſondern nur als einflußreiche Kirchenfürſten und als Wohlthäter der Armen und Kranken canoniſirt wurden. Die Legende iſt daher dürftig. Doch hat Karl Borromäus eine hiſtoriſche Bedeutung, ſofern er — leider faſt der einzige — hoher Würdeträger der katholiſchen Kirche war, der im Zeitalter der Reformation beweiſen wollte, daß er den urſprünglichen Beruf eines Biſchofs nicht verkenne. Wir Deutſche, die wir ſo abſcheuliche Exemplare von Erzbiſchöfen in jener Zeit aufzuweiſen hatten, den niederträchtigen Matthäus Lang von Salzburg, den frivolen Gebhard von Köln und den mattherzigen Albrecht von Mainz, wir ſind gezwungen, dem Mailänder Erzbiſchof den Ruhm zu laſſen. Allein er wurde, ganz natürlich, bei ſeiner ungeheuchelten Demuth und Wohlthätigkeit, die er namentlich bei Gelegenheit einer Peſt bewies, ſogleich ein Werkzeug und gewiſſermaßen ein Paradepferd der Jeſuiten. Seine Biographie iſt ſehr ausführlich, liebevoll für ſeine Perſon, ſtreng katholiſch.

8) Johann von Botzheim und ſeine Freunde. Ein Beitrag zur Reformations- und Gelehrtengeſchichte von Südſchwaben. Von K. Welchner. Schaffhauſen, Hurter, 1836.

Botzheim, Domherr zu Conſtanz, war ein vertrauter Freund des berühmten Erasmus, theilte deſſen ernſten Eifer für die Reformation, aber bald auch deſſen kühlere Stimmung und Abneigung gegen den allzu gebieteriſchen und ſtörrigen Luther. Seine Biographie iſt eine intereſſante Zugabe zu der des Erasmus, und mit bisher ungedruckten Briefen bereichert.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Schiller.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 18. Freitag, 17. Februar 1837.

Biographie.

Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung. 1836. 8. S. 216.

Eine zum Beſten des Schiller-Denkmals herausgegebene Schrift, die, ſo geringfügig ihr Gegenſtand ſcheinen mag, doch ſehr anziehend geſchrieben iſt. Der kurz vor dem (erſt durch ſeine Kinder veranſtalteten) Abdruck verſtorbene Verfaſſer, Andreas Streicher, begleitete Schiller auf jener bekannten Flucht und ſchildert ihre erſte Bekanntſchaft in Stuttgart, Schillers Unzufriedenheit, die Anſtalten zur Flucht, die kleinen Abentheuer der Flucht ſelbſt (ſie gingen zu Fuß), die Ankunft in Mannheim, den Wechſel von Hoffnungen und Täuſchungen, in welchem Schiller, bald angezogen, bald abgeſtoßen, dort umhergeworfen wurde, ſeine drückende ökonomiſche Lage, bis ihm in Weimar der Stern aufging, der fortan ſeinem Leben leuchtete. Viele Einzelheiten, die Kargheit der Buchhändler und Theater-Mäcenaten, die ſich von dem jungen Genie ſo große Erfolge noch nicht verſprachen, als ſie ſich nachher bewährten, die Vorherſagungen Anderer, welche tiefer blickten, das tragikomiſche Elend der Empfehlungen und Anträge, Verſuche und Vertröſtungen, das alles bildet ein in der That anſprechendes Genrebild aus dem Leben eines jungen Dichters. Auch außer Schiller treten ſehr bekannte Namen auf, z. B. Iffland, der die Aufführung des Fiesko nicht geſtattete, dem jungen Schiller aber eine Gratifikation von 8 Louisd'or zufließen ließ. Schiller mußte in der höchſten Noth das Trauerſpiel dem Buchhändler Schwan den Bogen zu 1 Louisd'or verkaufen, und die kleine Summe reichte gerade hin, ſeine Wirthshausſchuld zu bezahlen ꝛc. Es fehlt auch an zarten und rührenden Partien nicht, z. B. ein Beſuch Schillers bei ſeiner um ihn aus Sehnſucht kranken Mutter an der würtembergiſchen Grenze, da er den Boden der Heimath ſelbſt nicht mehr zu betreten wagte. Wir empfehlen dieſe liebenswürdig aufgefaßte Epiſode aus Schillers Leben allen Freunden des großen Dichters und ſeines Denkmals.

Geſchichte.

9) L. T. Frhr. von Spittlers ſämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl Wächter. 8ter Band: Theologie, Kirchengeſchichte, Kirchenrecht. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1835.

Die Verdienſte Spittlers um die Kirchengeſchichte ſind anerkannt. Er war der erſte proteſtantiſche Geſchichtſchreiber, der vorurtheilsfrei die Stellung der Religionsparteien würdigte und den Katholiken nicht mehr einſeitig alle Vorzüge ab-, den Proteſtanten allein zuſprach; ohne daß er darum ſeinen proteſtantiſchen Standpunkt verlaſſen und, wie es unbeſonnen viele Neuere thun, die Sache verkehrt hätte. Er war gerecht, und zwar in einer Zeit, wo es noch wenige waren, aber er beſaß Takt genug, nicht in das andere Extrem, nicht in jene von den Modernen beliebte kindiſche Hetſchelei und Liebkoſung deſſen zu fallen, was man eben erſt wie die Peſt gemieden.

Der vorliegende Band enthält zerſtreute Abhandlungen über Concilien, Dekretalien, Concordate, Exemtionen ꝛc. Die intereſſanteſte von allen iſt Nr. VII., eine Vertheidigung des Mittelalters in Bezug auf das Gute und Nützliche, das ſeine Geiſtlichkeit geleiſtet. Bei dieſem Anlaß ſagt er mit der Liebenswürdigkeit eines klaſſiſchen Weiſen: „Es iſt Modethema, recht witzig zu thun, ſobald von dem Klerus des mittlern Zeitalters die Rede iſt, in den heftigſten Invektiven gegen dieſen ganzen, Jahrhunderte hindurch herrſchenden, Stand ſeine Menſchenliebe und die Klugheit ſeines Jahrhunderts zu zeigen. Da unſere Väter vor dritthalb hundert Jahren, durch Moſe Luthern geführt, aus Aegypten gingen, noch auf dem Nacken die tiefen Narben zeigen konnten, die ihnen das Joch der geiſtlichen Pharaone gedrückt hatte, und immer im bangen Schrecken wandelten, daß ſie doch nicht der, bisher ſelbſt gekrönten Häuptern ſo fürchterliche, Vatikanblitz ereile: da war es kein Wunder, daß es Lied des Gelehrten und Ungelehrten war — Freude über das zerbrochene Joch, bitterer, aber für jene Zeiten wahrer Eifer gegen die Tyrannei des Clerus und beſonders des erſten und allgewaltigſten Prieſters. Der Menſch, welcher ſo eben die Wirkung einer genommenen Doſis Schierling in ſeinem Innerſten verſpürt, wird freilich in Verwünſchungen gegen den Schierling kein Ende finden: aber wenn nun doch der Schmerz vertobt hat, ſo iſt es doch kindiſch, immer bloß über Schierling und Schierling klagen, und dabei nicht auch auf den Einfall kommen, ob nicht der gütigſte Herr der Natur, auch wenn er zum Wachsthum des Schierlings ſein Gedeihen gibt, immer noch gütigſter Wohlthäter ſey. Faſt ein halb Jahrtauſend hat der Vater der Menſchen den beſten brauchbarſten Theil ſeiner Menſchenfamilie dem hartdrückenden Joch des Clerus unterworfen. Ohne gütige Abſichten? Ohne Vortheil ſelbſt auch für die Generationen, die in dieſem halben Jahrtauſend lebten? War das Joch nicht auch zugleich Wohlthat? und vielleicht war das ganze Zeitalter, das unſer Selbſtdünkel bedauert, keiner andern Wohlthaten fähig, als ſolcher, welche gerade mit dieſer Portion Wermuth und Galle vermiſcht waren."

Ueberraſchend geiſtreich iſt die Beweisführung, daß die Freiheit des modernen Europa gerade dem römiſchen Clerus des Mittelalters nicht wenig zu verdanken hat: „Militäriſch war die Regierungsart Chlodowichs und ſeiner erſten Nachfolger; denn ſo viel man auch immer von einer vorhergehenden deutſchen Freiheit ſprechen mag, ſo war jezt doch durch die gemachten Eroberungen, durch das ſo lang dauernde Commando, das einer über alle ſeine Mitbrüder wegen des langen Kriegs nothwendig haben mußte, durch den ſtrengſten Gehorſam, welchen der Soldat dem Feldherrn leiſten muß, in den Sitten, der Denkungsart und dem ganzen Betragen der Nation eine ſo völlige Veränderung vorgegangen, daß von der vorigen Unabhängigkeit eines deutſchen Mannes von einem andern deutſchen Mann jezt nichts mehr übrig blieb. Regent und Unterregenten waren nichts als Soldatenköpfe, Leute, von Jugend auf gewöhnt, das Recht mit der Fauſt zu entſcheiden, und von Eroberungsſucht geplagt, behielten ſie auch im Frieden, auch im Betragen gegen ihre Unterworfene, den Eroberungsgeiſt. Durch die Feudalverfaſſung wurden dieſe Geſinnungen erſt noch recht fortdauernd gemacht: ihre gefährliche Folgen aber auch deſto mehr entwickelt. Der Lehensmann hatte ſo gut einen militäriſchen Kopf als der Lehensherr: nicht ohne großes Unglück für den ganzen Staat mußten ſich dieſe Köpfe oft zuſammenſtoßen, und bald mußte ſich dieſe Gährung in den ſchrecklichſten Despotismus auflöſen, öfters bloß mit dem gänzlichen Ruin des Staats ſich endigen, wenn nicht eine dritte Macht dazwiſchen käme, welche, durch den Beitritt bald zu dieſer bald zu jener Partei, dem Staat Ruhe und der Staatsverfaſſung eine feſte Form gab. Dieſe dritte Partei iſt der Clerus. Er hat die Macht der Könige durch gute und böſe Mittel (Moralität der Mittel aber iſt hier nicht die Frage, ſondern von dem intendirten und erreichten Endzweck iſt die Rede) endlich dahin herabgeſtimmt, daß durch ſie nicht alle Freiheit des Bürgers unterdrückt ward, der Regent nicht als General einer Armee handeln konnte, ſondern ſich nach und nach an denjenigen Ton gewöhnen mußte, worin ein Regent mit ſeinem Volk ſprechen

ſoll. Wenn Niemand mehr ein Wort ſprechen, und dem Deſpoten eine Vorſtellung machen durfte, ſo war es der Beichtvater oder die Reichsgeiſtlichkeit in corpore. Und wenn ſie ſich auch nicht ſelbſt an den König getrauten, ſo wußten ſie den Miniſtern das Gewiſſen zu ſchärfen, und wenn auch dieſer ſeinen Biſchof nicht als den Boten ewiger Seligkeit oder Verdammung anſah, ſo kamen doch die Fälle gar zu oft, wo der Miniſter der Hülfe des Biſchofs wiederum nöthig hatte: er mußte ſich alſo ſehr ungern mit ihm abwerfen. Wo Freiheit in irgend einem der heutigen europäiſchen Reiche iſt, und zwar Freiheit, die ſich auf alte Verträge und Staatsverfaſſung gründet, da iſt ſie Werk des Clerus; und da bei allem Einfluß des Clerus auf Regierung und Staatsverfaſſung die beſten und größten unſerer deutſchen Regenten von manchen Unmenſchlichkeiten nicht konnten zurückgebracht werden (wie verfuhr Karl der Große mit ſeinen Brudersſöhnen, Ludwig mit ſeinem Brudersſohn Bernhard! wie mußte nicht Otto der Große von ſeiner Geiſtlichkeit gelenkt und geleitet werden!): ſo iſt leicht zu ſchließen, welcher orientaliſche Deſpotismus alle unſere europäiſchen Reiche verheert haben würde, wenn nicht dieſe dritte Macht ſowohl die Forderungen des Volks gemäßigt, als die Anmaßungen des Regenten eingeſchränkt hätte. Daß ſich der Clerus bei dieſem allem niemals ſelbſt vergeſſen habe, läugne ich gar nicht: ſoll man aber an Leute, weil ſie tonſurirt ſind, übermenſchliche Forderungen machen? wer unter allen dieſen, welche hier in Vorwürfen gegen den Clerus ſo witzig thun, würde in gleichem Fall das heilige Grab umſonſt gehütet haben?“

10) Handbuch der Kirchengeſchichte von Dr. J. G. V. Engelhardt. Vier Bände. Erlangen, Palm und Enke, 1834.

Unter allen bisherigen Kirchengeſchichten, die als Handbücher zu einem mehr populären Gebrauch beſtimmt ſind, iſt uns das vorliegende als das vorzüglichſte erſchienen. Der unermeßliche Stoff iſt auf das lichtvollſte geordnet, der Ueberblick ungemein klar, und doch hat der Umfang von vier Bänden es möglich gemacht, vom Einzelnen ſo viel aufzunehmen, als nöthig iſt, um einigermaßen das Knochengerüſt mit lebendigem Fleiſch zu bekleiden, und das zu Wenig mit demſelben Glück zu vermeiden, wie das zu Viel. Ein beſonderer Vorzug dieſes Werkes iſt, daß es bis auf die neueſte Zeit reicht und uns nicht in den dunkeln Jahrhunderten ſtecken läßt, wie ſo viele andere Kirchengeſchichten, die ſo häufig nicht bis zu Ende geführt werden.

Die Sprache iſt einfach, das Urtheil parteilos und billig.

11) Chriſtliche Religions- und Kirchengeſchichte, dargeſtellt für gebildete Familien und Lehrer der Volksſchulen, von K. L. Sackreuter. Zwei Bände. Darmſtadt, Leske, 1835.

Der Verfaſſer hat dies Werk geſchrieben „zur Erweckung und Bewahrung evangeliſcher Glaubenstreue und Glaubensfreudigkeit.“ Aus dieſen Redensarten erkennt man ſogleich den Mann, denn wo wäre unter tauſend deutſchen Rationaliſten ein Einziger, der nicht unaufhörlich pomphafte Worte häufte, und das Einfachſte in den ſchwülſtigſten Tautologien vortrüge. Das iſt ihr charakteriſtiſches Kennzeichen. Unaufhörlich tönt bei ihnen die Schelle. Und müſſen ſie nicht Worte machen, um ihren Unglauben als Scheinglauben zu beſchönigen? Ein zweites untrügliches Kennzeichen dieſer Partei iſt die Bereitwilligkeit, die Kirche und ſelbſt die Lehre jeder weltlichen Miniſterialwillkühr unterzuſtellen, und auf der andern Seite gleichwohl eine ungeheure Tapferkeit gegen die todten und halbtodten Feinde. So preiſt unſer Verfaſſer die Ruſſen, die 1829 „ihre Heerſchaaren gegen die Feinde des Kreuzes Chriſti“ geführt, aber von allerlei andern Feinden Chriſti im Schooße des Chriſtenthums ſelbſt ſagt er kein Sterbenswort.

12) De impostura religionum breve compendium, seu liber de tribus impostoribus. Nach zwei Manuſcripten und mit hiſtoriſch-literariſcher Einleitung herausgegeben von F. W. Genthe. Leipzig, Fr. Fleiſcher, 1833.

Man hat zwei Handſchriften dieſes berüchtigten Buchs von den drei Betrügern (Moſes, Chriſtus und Muhamed) aufgefunden. Bekanntlich hat man es dem Kaiſer Friedrich II., dem grimmigen Feinde der Päpſte zugeſchrieben. „Daß aber weder dieſer Kaiſer der Verfaſſer, noch daß die Abfaſſung in ſeine Zeit fällt, verſteht ſich von ſelbſt, ſobald man §. 20 der Schrift folgende Worte lieſet: „An vero credendum est quia bonae foemiunculae *Franciscum*, *Ignatium*, *Dominicum* et similes tanto cultu prosequantur, dictare rationem ad minimum sanctorum hominum aliquem esse colendum, et istas ex lumine naturae prospicere cultum alicuius potentiae superioris iam non visibilis?“ Berückſichtigen wir nun, daß Ignatius von Loyola die societas Jesu um 1540 ſtiftete, daß dieſe Geſellſchaft ſehr ſchnell in Aufnahme kam und neben dem Dominikaner- und Franciskanerorden die größte Bedeutung gewann; Ignatius aber i. J. 1556 ſtarb, ſo kann es gar nicht auffallen, daß derſelbe, auch ehe er von der Kirche canoniſirt wurde, mit unter den Heiligen genannt wird.

Vor ſeinem Tode wäre er aber wohl ſchwerlich als Heiliger neben Dominicus und Franciscus geſtellt; alſo dürfen wir auch die Zeit der Abfaſſung unſerer Schrift nicht vor 1556 annehmen, wenn ſchon Campanella's Aeußerung auf das Jahr 1538 leiten ſollte; denn dieſe Angaben dieſes Schriftſtellers, der ohne Zweifel das Buch näher kannte, ſind durch das darin liegende Schwankende und Widerſprechende äußerſt verdächtig und es möchte faſt ſcheinen, als habe er ſeine nähere Wiſſenſchaft davon durch die unhaltbaren und durch nichts geſtützten Angaben verbergen wollen. Müſſen wir dagegen der Nachricht Glauben ſchenken, daß P. Ramus das Buch gekannt und gehabt habe, ſo bleibt uns, da Ramus 1572 ſtarb, Flor. Raymundus 1566 zur katholiſchen Religion übertrat, der kleine Zeitraum von 1556 bis etwa 1560 (da Raymundus ſagt, daß er noch im Collegio geweſen, als Ramus das Buch beſaß) für die Zeit, in welcher die Schrift de tribus impostoribus abgefaßt ſeyn kann. Gegen dieſe Annahme ſcheint nichts zu ſprechen. — Ueber den Verfaſſer aber etwas auszumachen, möchte ſehr ſchwer ſeyn, es fehlen alle und jede Spuren, welche auf eine beſtimmte Perſon hinführen könnten; ſo viel iſt aber mit Gewißheit wohl zu ſagen, daß keiner der Gelehrten, welche man in Verdacht hatte, der Verfaſſer iſt und ſeyn kann; denn alsdann wäre jedenfalls das Latein beſſer, der Ideengang und Vortrag philoſophiſcher geweſen. Ebenſo iſt es nicht wahrſcheinlich, daß ein Geiſtlicher der Verfaſſer iſt, da ſich das irgend wie gewiß verrathen würde, und Ausfälle auf die eine oder andere kirchliche Partei nicht ausgeblieben wären. Vielmehr ſcheint es, daß ein Mann, der entweder als Beamter im Staatsdienſt ſtand, oder auch nicht, welcher ſich durch das Studium der Geſchichte und durch große Reiſen gebildet und ſich ein Weltbewußtſeyn erworben hatte, zerfallen, durch die Religionsſtreitigkeiten und philoſophiſche Studien, mit aller poſitiven (und traditionellen) Religion dieſe kleine Abhandlung als eine Art von Bekenntniß in Zwiſchenräumen niederſchrieb. Solcher Männer gab es um die Mitte und in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts gewiß mehrere, nachdem durch die Reformation Luthers und Zwinglis die katholiſche Religion ſo mächtig erſchüttert wurde und einzelne Sekten ſich bildeten, welche in der Reformation noch weiter und bis zum Umſturz alles Poſitiven vorwärts gingen. Eine ſolche Sekte ſollen die Lucianiſten geweſen ſeyn, und daß aus derſelben die Schrift hervorgegangen, iſt nicht unmöglich; jedoch finde ich es wahrſcheinlicher, daß ſich dieſe (oder eine ähnliche) Sekte die Schrift erſt ſpäter angeeignet habe, als daß dieſelbe als Schrift einer Sekte von vorn herein aufgetreten ſey, da ſich keine Spur von Sektengeiſt darin vorfindet. Deutſchland wird allgemein als Ort der Abfaſſung und Erſcheinung genannt und der mehr wehmüthige als frivole Charakter der Schrift ſpricht auch dafür, daß der Verfaſſer ein Deutſcher war, der ſelber nach Erleuchtung in ſeinen Zweifeln rang, aber doch nicht geiſtige Kraft genug beſaß, zur Wahrheit durchzudringen. — Auch iſt es mir nicht wahrſcheinlich, daß die Schrift zuerſt den Titel de tribus impostoribus geführt habe, vielmehr iſt es glaublich, daß der Verfaſſer ſeine Abhandlung de imposturis religionum überſchrieb, denn er nennt keinen der drei Religionsſtifter einen Betrüger. Erſt in der Folge, als vielleicht durch eine Sekte die Schrift mehr verbreitet war, mag man, das Gerücht von Kaiſer Friedrichs II. Aeußerung benutzend, ihr die Aufſchrift de tribus impostoribus gegeben haben, und, wenn auch die älteſten Drucke dieſe Aufſchrift führen, ſo ſpricht dies gar nicht dagegen, ſondern kann nur bekunden, daß dieſe Bearbeitung die bekanntere war. Denn daß die Recenſion, welche unter dem Titel de tribus impostoribus liber vorkommt, nur eine Bearbeitung iſt, ergibt ſich bei der Vergleichung beider auf der Stelle. Das breve Compendium de imposturis religionum iſt einmal kürzer, iſt in Paragraphen eingetheilt und der Styl verräth gar kein Beſtreben nach Eleganz; dem Verfaſſer war es um die Sache zu thun, und er drückte ſich ſo einfach und natürlich aus, wie er konnte, um ſich ſelbſt erſt ſeine Zweifel recht zu veranſchaulichen. Dagegen iſt in dem lib. de III. Impost. ein Streben ſichtbar, gewählt zu ſchreiben, die Stellung der Wörter wird verändert oft auf Koſten der Deutlichkeit; der Genitiv wird nach und in die Mitte zwiſchen Subſtantiv und Adjectiv geſezt ꝛc. Eingeſchobene Stellen tragen zu unverkennbar den Charakter der Gloſſe, und die nach den Worten a qua currere incepisti, womit das Compend. de impost. rel. ſchließt, noch folgende Beleuchtung der Moſaiſchen Religion hat unſtreitig das Gepräge des ſpätern Zuſatzes. Denn der Zuſammenhang iſt nicht natürlich, und eine ſo lange Betrachtung der jüdiſchen Religion als Schluß mit dem Charakter des vorhergehenden gar nicht übereinſtimmend, und der Schluß des Compend. de imp. rel. ein wirklicher Schluß, wodurch das Ganze, indem er mit dem Anfang correſpondirt, abgerundet wird. — Das Latein, welches in beiden barbariſch iſt, gehört dem ſechzehnten Jahrhundert an, und die Ausgaben vom Ende des ſechzehnten Jahrhunderts vom liber de tribus Impostoribus können immer echt ſeyn, daß aber das breve Compendium de impost. rel. das ältere und eigentliche Werk iſt, welches alle dieſe Unterſuchungen u. ſ. w. veranlaßte, ſcheint ausgemacht."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 19. Montag, 20. Februar 1837.

Lyriſche Dichtkunſt.

31) Gedichte von Iſidor Bürger. Lüneburg, Herold und Wohlſtab. 1836. 8. S. 384.

Ein neuer und ſehr fruchtbarer Dichter, denn der Lieder ſind hier klein gedruckt auf groß Octav eine unendliche Menge dargeboten. Zuerſt contraſtirt uns der Dichter in zwei Liedercyklen, die Inſel Helgoland und das Leben aus der Nordſee mit ſüdlichen Liebesſcenen. Die nordiſchen Gedichte ſind origineller als die ſüdlichen und verrathen, daß der Dichter ſelbſt im Norden zu Hauſe iſt. Unter zahlreichen Nordſeebildern hier nur eins der ſchönſten:

Am Himmel lagern düſtre Gewölke,
Stilles Dunkel ruht auf den Waſſern.
Nur die ſchwarzen Maſten und Raaen
Und das labyrintbiſche Tauwerk
Zerſtreut ankernder Fregatten
Und Briggs auf der Rhede
Hauchen ſchwache, ſchwebende Linien
In die dunkelnde Luft.

Ferne zur Rechten deckt tiefe Nacht
Die öden Gewäſſer.
Aber ſiehe
Eine lichte Silberſtraße
Gießt der Mond, der verborgne,
Ueber die ſtillen, dunkeln Fluthen;
Heerwegbreit, ſilbergepflaſtert,
Meilenlang, ſo weit die Blicke
Reichen, bis zum fernſten
Saum des nächtigen Himmels.

Oeb' und leer iſt der Pfad;
Gedankenvoll heft' ich darauf mein Auge —
Da urplötzlich ſchwebt aus dem Dunkel
Fern hervor ein rieſiges Dampfſchiff
Und wandelt langſam
Die Silberſtraße hinunter.
Ein ſcharf begränzter Schattenriß,
Gleitet hinab der ſchwarze Rumpf,
Der ſchwarze Cylinder und des Dampfes
Horizontales ſchwarzes Gewölke.

Ueberall zeichnet den Dichter ein Streben nach Wohlklang aus und ein Talent dafür, das auch ſein berühmter Namensbruder in hohem Grade beſaß. Man höre z. B. den Anfang des Gedichts:

Der Makrelenfang.

Wo nahe den Wogen die Mewe gekreiſ't, iſt auch die Makrele zu finden;
Dorthin gebt frei den beflügelten Maſt der Segelſchaluppe den Winden!

Digitized by Google

Wie rauſchet der Bug, wie ſauſet dahin der Kiel durch die ſchäumenden Wogen:
Nach jaget ihm ferne der Kugel Gewicht, von eilenden Tauen gezogen!

Oder folgendes kleine Liebeslied:

Verſöhnung.

Als du mich verkannt, von Netzen umſpannt,
Als du mich geflohn, geängſtet vom Hohn,
Als du mich mit bitteren Worten gekränkt,
Vom Tadel bedrängt, vom Meiſtrer gelenkt:

Was da mich erfaßt mit trotziger Haſt,
Zu treiben im Kahn auf ſchwankender Bahn,
Vergeſſend das Riff, wo die Woge ſich bricht,
In Nacht ohne Licht — o frage mich nicht!

* * *

Es hat dich geſchmerzt, daß du mich verkannt?
Daß du mich geflohn? daß du mich gekränkt?
Du bieteſt zur Sühne mir freundlich die Hand?
O Hulda, du haſt mir das Leben geſchenkt!

Die Stürme des Meers, das Leuchten der Wellen, die flatternden Möven, zertrümmerte Schiffe, das traurige Strandrecht, die Fahrt mit der Geliebten auf leichthinſchaukelndem Kahne, die wunderbare Inſel Helgoland, die Treuherzigkeit ihrer Bewohner, der Fiſch- und Hummerfang ꝛc., alles das bleibt plötzlich hinter uns liegen und wir werden in die warmen Länder verſezt, wo die Citronen blühen.

Horch! die Stunde hat geſchlagen,
Die mich ruft zum Feſt der Liebe,
In den tiefſten Grund des Parkes,
Wo ſie mein am dunklen Lago
Harrt die liebliche Bianca.

Dieſe zahlreichen Lieder aber ſind ein wenig zu tändelnd, ergreifen das Gemüth zu wenig und enthalten auch für die Phantaſie nichts Neues. Dieſes Feld gehört zu den am meiſten von der lyriſchen Heerde abgegraſten.

Auch der folgende große Mährchentraum, eine ausgeführte Allegorie auf Liebe, Ehe, Treue bezüglich und ausdrücklich für ein Brautpaar beſtimmt, iſt bei all ſeiner kunſtreichen Vollendung doch zu didaktiſch, um das Herz zu befeuern.

Den Schluß bilden eine große Menge vermiſchter Gedichte, worunter auch viele Romanzen, in allerlei Farben und Tönen, ſpaniſche in den bekannten Eid-Trochäen.

Süßer Liebe Lockung fliehend,
Kehret heim er von Montilla,
Wo in weichen Feſſeln ſchmachtet
Donna Blanka von Chinchilla.

Dann wieder nordiſche von König Dunkan, König Erdulf ꝛc. Die Seele des Dichters iſt zu heiter, um jenen tiefen Ernſt und jenen Schrecken in die tragiſche Romanze zu legen, die das tiefſte Herz ergreift, und die Fülle wohlklingender Worte drückt auch niemals die Kraft aus, wie der einfachere Ton des Volksliedes. Oft iſt auch der Stoff, den der Dichter wählt, nicht poetiſch. Wenn König Dunkan ſeinem Sohne die Krone ins Geſicht ſchleudert, daß er Blut und Hirn zugleich verſpritzt und ſterbend ruft: pfuſcht der König dem Henker ins Handwerk, ſo ſoll der Henker König ſeyn — ſo wiſſen wir darin nichts Poetiſches zu finden. Wenn ein Geraubter dem Seelenverkäufer, der ihn ins Unglück geſtürzt, heimlich bei Nacht das Haus anzündet, woraus Herr Bürger ein langes Gedicht gemacht hat, ſo iſt das auch nicht poetiſch, ſondern nur Gemeinheit auf beiden Seiten, auf der des Verkauften wie auf der des Verkäufers. Die Rache hätte raffinirt grauſam ſeyn dürfen, aber ſie durfte nicht feig ſeyn.

Die Elegien in lieblich fortfließenden Diſtichen ſind weit anſprechender, und überhaupt ſcheint uns der des Wortes überall mächtige Dichter ſeiner Phantaſie alsdann allemal die angemeſſenſte Richtung zu geben, wenn er ſich dem Landſchaftlichen und der heitern Welt der Geſelligkeit und Liebe zuwendet, wo ihm überall Bilder begegnen, die am beſten geeignet ſind, von den Wellen des Wohlklangs ſich ſchaukeln zu laſſen. Das Schreckliche iſt wohl nicht ſein Fach. Hier eins der vielen lachenden Bilder heiterer Liebe:

Sehet, wie wenn ich mit klopfender Bruſt und verbundenen Augen
Mitten im tanzenden Kreis, reglos, ein Horchender, ſtand;
Jegliche wähnte des Forſchenden Ziel ſich ſelber und ſchmiegte,
Mit erlogener Angſt kichernd, der Nächſten ſich an,
Doch mit verſtohlener Hand raſch lüftend die drückende Binde,
Folgt' ich mit 'flimmerndem Blick immer nur Roſa's Gewand,
Bis mit dem tönenden Stab ich Halt geboten und ein Mal
Flüchtig im wirren Gewühl ſie an den Buſen gedrückt:
Alſo auch dacht' ich mir Amorn im Kreis frohtanzender Mädchen,
So zum holdeſten Spiel trägt er die Augen verhüllt.
Blind erſcheint er und läßt den Schmachtenden allen die Hoffnung,
Daß doch ein Mal ſein Hauch zittre durch jegliche Bruſt;
Aber dem Schleier entſtiehlt ſich der Liebe flammendes Auge,
Die nur erhaſcht ſich der Gott, welche des Kranzes ihm werth.

Wir enthalten uns, mehr Proben zu geben, weil uns die Auswahl ſchwer fällt und wir nicht fertig werden würden. Schon das wenige Mitgetheilte wird aber hinreichen, unſere Leſer zu überzeugen, daß Herr Bürger ſich unter der Menge neuer lyriſcher Dichter durch ein bedeutendes Talent auszeichnet.

32) Gedichte von Ignatz Weinberg. München, in Commiſſion bei Fleiſchmann, 1835.

Sanfte Klänge der Liebe von viel Gemüth und Anſpruchsloſigkeit, einige auch von origineller Phantaſie, z. B.:

In der ſtolzen Stadt der Czaren,
Zu der Newa blauen Wogen,
Kommen Mädchen bunt gekleidet
Viele tauſend hergezogen.

In dem ſchönen, goldnen Haare
Lieblich Blumenſträußchen prangen;
Aus den klugen Augen leuchtet
Liebe, Neugier und Verlangen.

Friſchgewundne Blumenkränze
Alle ſie in Händen tragen,
Um ſie in die Fluth zu werfen,
Um ihr Schickſal zu befragen!

Ob die Freunde treu ſie lieben?
Soll die Welle jezt verkünden;
Und ob noch in dieſem Jahre
Hymen wird die Fackel zünden?

Sieht man auf des Waſſers Spiegel
Friedlich hin die Kränze gleiten,
Alle Blumen eng verbunden,
Pflegt es Freude zu bedeuten.

Aber wenn die Wellen feindlich
Aus dem Kranz die Blumen löſen,
Daß ſie da- und dorthin treiben,
Deutet's ſichtlich hin zum Böſen. —

Eben ſo das

Ukrainiſche Lied.

Es blickt auf weißer Birke
Des Mondes blaſſer Strahl!
Es lieget, ach! erſchlagen
Ein Jüngling dort im Thal.

Der Birke Zweige ſehen
Den armen Jüngling todt;
Es deckt ſein ſtarres Auge
Ein ſeidnes Tüchlein roth.

Ein Mägdlein kam gegangen
Mit ſchwarzem Aug' es blickt;
Enthüllt des Todten Antlitz,
Viel Küſſe drauf es drückt.

Noch kam ein zweites Mägdlein,
Enthüllt des Todten Bild;
Dem gramgetrübten Auge
Ein Thränenſtrom entquillt.

Da kam nun, ach! die dritte,
Und ſprach ein Wort voll Graus:
„Du liebteſt drei, du Falſcher!
Nun iſt die Falſchheit aus!"

Geſchichte.

13) Geſchichte der geiſtlichen Bildungsanſtalten. Mit einem Vorwort, enthaltend: acht Tage im Seminar zu St. Euſeb in Rom, von Dr. Auguſtin Theiner. Mainz, Kupferberg. Wien, Gerold, 1835.

Der Verfaſſer hat ſich früher nebſt ſeinem Bruder an der Spitze der anticölibatären Oppoſition der katholiſchen Geiſtlichkeit in Schleſien befunden. Nachdem aber die Dinge dort eine andere Wendung genommen haben, finden wir ihn auf einmal in Rom wieder in der Propaganda, noch ſchwindelnd in der Wonne der Bekehrung und außer Odem vor Bewunderung des Jeſuitenordens.

In ſeinen Uebertreibungen enthält das Buch doch manche witzige Schilderung, z. B. der engliſchen Kirche. „Wirft man nun ferner einen prüfenden Blick auf die äußere geſellſchaftliche Entartung der proteſtantiſchen Kirche in England, ſo erſtaunt man vollends über die bizarre Geſtalt, welche ſie darbietet. Es iſt nicht ſelten, daß man die kleinen und lieben Kinderlein des Herrn Seelſorgers auf der Kanzel an der Seite des Vaters herumklettern und über den Predigtſtuhl hinüber Papierſchnitzchen ihren unten ſtehenden Spielgenoſſen zuwerfen ſieht, während dem der Vater in ruhiger Gemächlichkeit, welche höchſtens durch einige bizarre und unäſthetiſche Geberden, oder durch langweilige Seufzer hie und da unterbrochen wird, ſeine Predigt vom Papier herunterlieſt, und die Frau Gemahlin auf den Staffeln des Predigtſtuhles ſizt und mit Sehnſucht das Ende des langen und ſalbungsloſen Sermons erwartet; wie alsdann Prediger ſammt Weib und Kindern in eine Stube, Sacriſtei genannt, hineingeht und mit den dort eingetroffenen Anweſenden um die zu verrichtenden kirchlichen Funktionen

förmlich handelt, wobei dann die Frau Gemahlin das Herz der Gläubigen durch Schilderung der mißlichen Lage des Hauszuſtandes, für Beleg deſſen die ärmlich gekleideten Kinderchen gleich daſtehen, erweichet." Der Verfaſſer wurde zuerſt durch la Mennais bekehrt: „Einem ſolchen inflexiblen Terrorismus des Unglaubens überließ ich mich noch ſelbſt zu einer Zeit, wo ich bereits die Ehre gehabt hatte, die Bekanntſchaft des Abbé de la Mennais gemacht zu haben, und ich, zu Folge ſeiner gütigen Einladung, in einem der erſten Erziehungshäuſer Frankreichs, in dem ehemals ſo berühmt geweſenen Collegium von Juilly, unweit Meaux, acht Monate in ſtetem Umgange mit ihm und mehreren namhaften Prieſtern ſeiner Schule zugebracht hatte. Hier wurde ich zum erſten Male mit dem praktiſchen Leben der katholiſchen Kirche wiederum bekannt, wie wenig ich auch zur Zeit von ihm Gebrauch machte. Das wahrhaft tugendhafte und erbauliche Beiſpiel, welches uns hier de la Mennais in ſeinem Privatleben gab, hat den Keim zu einem neuen geiſtigen religiöſen Leben in mein Herz gelegt, das ſich nun unter Gottes heiligem Beiſtande ſo wunderbar in mir entfaltet." Anfangs ſträubte ſich der Verfaſſer gegen den Jeſuitismus: „War ich von einer Art himmliſcher Freude ob des Glückes, des Pater Koblmann Bekanntſchaft gemacht zu haben, wie nur irgend durchdrungen, ſo ergriff mich in demſelben Augenblicke ein nicht minder tiefes Schmerzgefühl, daß ein ſo edler Mann, der ſo ſehr zu meiner Seele ſprach und die Tiefe meines Herzens erforſchte, gerade ein Jeſuit ſeyn mußte. Beim erſten Abſchiede von ihm und nach einigem reifen Nachdenken hierüber wurde ich indeſſen bald gewahr, daß die edle Kraft ſeiner Seele nur eben in der Kraft ſeines Ordens ihren Grund habe. Und ich verſöhnte mich auf der Stelle mit dieſem neuen Vorurtheile."

Iſt dieſe Bekehrungsgeſchichte nicht unintereſſant, ſo iſt es der eigentliche Gegenſtand des Werks, die Geſchichte der geiſtlichen Bildungsanſtalten nicht weniger. Der Verfaſſer geht nämlich hauptſächlich darauf aus, den Jeſuitismus und Krypto-Jeſuitismus in ſeinem Kampf mit dem Illuminatismus im vorigen Jahrhundert darzuſtellen und er hat ſich wirklich in den Beſitz vieler Quellen über dieſen noch wenig erörterten Gegenſtand geſezt, obgleich er eine ſehr einſeitige Anwendung davon macht. Wenn Voltaire und ſeine Schule nichts Schlimmeres gethan hätten, als die Jeſuiten zu bekämpfen, ſo müßte man ſie ſegnen. Gerade die Tartuffes, die la Chaiſes waren es, deren ruchloſe Caſuiſtik das ſcheußlichſte Laſter hinter der Maske der Religion verſteckend, das andere Extrem, die Voltaires und Parnys, die Verächter der Religion erſt hervorriefen, wie ein Gift das Gegengift. Aus dieſem Geſichtspunkt allein wird der Kampf der Jeſuiten und Illuminaten richtig gewürdigt. Wenn man aber den Atheismus des 18ten Jahrhunderts nur als eine Fortſetzung der Reformation, Voltaire nur als einen zweiten Luther anſieht, wie Herr Theiner, ſo heißt das die Geſchichte verfälſchen. Luther wollte Glauben und Sittlichkeit, Voltaire Unglauben und Unſittlichkeit. Ueber dieſen kleinen Unterſchied ſollten ſich doch die neuen Jeſuiten nicht ſo gar bequem hinwegſetzen.

Ob ferner die bequeme Lehre, Religion und Abſolutismus ſeyen eben ſo unzertrennlich verbunden, als Unglauben und Freiheit, ſo richtig als den Parteien bequem ſey, wollen wir der Vernunft des Zeitalters zu beurtheilen überlaſſen. Die moderne Atheiſtenſchule ſtimmt zwar hierin vollkommen mit den modernen Jeſuiten überein, und das Beiſpiel der liederlichſten Höfe, z. B. Ludwigs XIV. und XV. hindert weder die Einen, noch das Beiſpiel der frömmſten Republikaner, z. B. der Engländer unter Cromwell, der Schweizer, der Nordamerikaner die Andern, bei ihrer Parteitheorie zu verharren. Die Einen ſetzen voraus, jeder Fürſt ſey ein Heiliger, und die Andern, kein Liberaler dürfe Chriſtum glauben. Beide würden ſich herzlich freuen, wenn das Jahrhundert dieſe feine Ideenaſſociation adoptirte.

14) Lehre und Leben des Königsberger Theoſophen J. H. Schönherr. Ein Beitrag zur neueſten Kirchengeſchichte. Von Dr. Olshauſen. Königsberg, Unzer, 1834.

Der intereſſanteſte Beitrag zur neueſten Kirchengeſchichte würde eine aktenmäßige Darſtellung des berüchtigten Mukkerhandels ſeyn. Sollte derſelbe der Oeffentlichkeit entzogen werden, weil einige Vornehme darein verwickelt ſind? Je mehr man in unſern Tagen die Religion angreift, um ſo weniger ſollte man auch die ſchonen, die ſie mißbrauchen.

Das vorliegende kleine Buch handelt von einem wenig bekannten Schwärmer, der unnütze Prophezeiungen gemacht hat, die nicht in Erfüllung gegangen ſind, von der Ankunft des Antichriſts ꝛc. Auch ſein eigentliches Religionsſyſtem, das z. B. die Geſchichte nach der Dreieinigkeit eintheilt, Zeit des Vaters bis Abraham, Zeit des Sohnes bis zur Wiederkunft des Meſſias und Zeit des Geiſtes das künftige tauſendjährige Reich ꝛc., ſcheint ganz aus Reminiszenzen älterer theoſophiſcher Lehren zuſammengeſezt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 20. Mittwoch, 22. Februar 1837.

Lyriſche Dichtkunſt.

33) Jens Baggeſens poetiſche Werke in deutſcher Sprache. Herausgegeben von den Söhnen deſſelben, Carl und Auguſt Baggeſen. Fünf Theile. Leipzig, Brockhaus, 1836.

Die däniſchen Muſen ſind den deutſchen immer treulich nachgefolgt. Als wir uns zum Antiken wandten, hatten ſie ihren Baggeſen; als wir uns zur Romantik bekehrten, ihren Oehlenſchläger. Es will uns ſogar bedünken, daß ſie nicht eher die überreichen Schätze ihrer alten Sagen auszubeuten anfingen, als bis in Deutſchland zur Wiedererweckung der ältern Volkspoeſie der Anſtoß gegeben war.

Baggeſen gehört nicht zu denen, die den Vorwurf, daß ſie nur Nachahmer ſeyen, mit gerechtem Stolz zurückweiſen können. Das berühmteſte ſeiner Werke, die Parthenais, iſt eine Produktion, wie ſie nur die Nachahmung der Voſſiſchen Louiſe erzeugen konnte. Wenn Voß ſelbſt von einer gewiſſen Ziererei in ſeiner übrigens mit den treueſten Naturfarben gemalten Louiſe nicht frei zu ſprechen iſt, was ſoll man von ſeinem Schüler urtheilen, der es unternommen hat, die Ländlichkeit der Alpenbewohner in Hexametern und mit unaufhörlichen Anſpielungen auf die griechiſche Mythologie zu beſingen, eine Geſchmackloſigkeit, die denn doch der alte Voß weislich zu vermeiden gewußt hat. Baggeſen läßt drei Schweizermädchen, Dafne, Cynthia und Myris, eine Fußreiſe durch die Alpen machen:

Singe, homeriſche Muſe, die jungfrauheilige Wandrung
Dreier Schweſtern hinauf zum Gebirg in der Mitte des Hochlands,
Kypris Uranias Sitz, ſeitdem, geflüchtet aus Hellas,
Griechiſche Götter bewohnen den Kranz helvetiſcher Alphöhn.

Ewig kehrt die Vergleichung mit Griechenland wieder:

Iſt mir lieb dies fröhliche Thal, das, fern von den Städten,
Blüht, dem Peneïſchen gleich, umrauſcht von waldichten Berghöhn,
Und im friedlichen Schooß deutſchredende Griechen ernähret.
Lieb mir ſind Heloiſas Gefild' am Geſtade des Lemans;
Lieb auch die Matten des Tell an dem wechſelnden Ufer Luzernas ꝛc.

* * *

Ehre dem Donnerer Zeus, und dem Sohn des Donnerers, Foibos!
Herrlicher ragt ein neuer Olymp auf neuer Titanen

Trümmern: es ſank Parnaſos: es ſank ſelbſt Iba dem Schickſal;
Aber erhab'ner als beid' erheben ſich Eiger und Aarhorn,
Throne dem Donnerer Zeus, und dem Sohn des Donnerers, Foibos.

Gleichwohl iſt dieſe fatale Form nur ein unpaſſender Ueberwurf, hinter dem man wohl eine treffliche Dichtergabe wiedererkennt. Wenn Baggeſen nur die Alpennatur gemalt und die modernen Perſonen, die ſie durchwandern, einfach und natürlich hätte reden laſſen, ſo würde er, da er wirklich ein ausgezeichneter Landſchafts- und Sittenmaler iſt, ungleich größere Wirkung hervorgebracht haben. Er iſt ein Märtyrer der Gräkomanie geworden.

Um darzuthun, wie treu er Landſchaften malt, wählen wir hier das Bild aus, das er vom berühmten Staubbach entworfen:

Enger und ſchauriger wurde das Thal: es rückten die Felshöhn
Nah an einander, mit ſchattendem Drohn, als bögen ſie vorwärts
Ueber des Stroms Glanzbett die waldumflochtenen Häupter.
Feierlich rauſchten umher in der heiligen Stille des Abends
Waſſerfälle von oben herab, zur Rechten und Linken,
Und tief unten; doch allen hindurch, beherrſchenden Tovens,
Drang das erhab'ne Getöſ' des hochherdonnernden Hauptfalls,
Nicht mehr fern. Es durcheilte des Dorfs zerſtreute Hütten,
Mächtig gereizt, der begeiſterte Zug; und erklimmend das Hüglein,
Welches, dem himmelentſtürzenden Strom entgegen, emporſtrebt,
Sahn ſie entzückt nun im vollen erhabenſten Glanze das Schauſpiel,
Welches allein von den Enden der Welt belohnte die Wandrung:
Staubbachs Nebelgeſtirn in des Vollmonds farbigem Bogen.
Wie, wenn gelind anfächelt der Weſt, vom Gipfel des Maſtbaums,
Vielgeſchlängelt, im wechſelnden Schwung der Wimpel herabſchweift,
Bald in die Länge geſtreckt, bald eingeſchlürft im Geringel
Fallend und wiedergehoben, ein Spiel des ſcherzenden Zephyrs;
Immer, wenn kaum er die Welle berührt mit der züngelnden Spitze,
Zuckt er zurück, flammt ſchillernd empor, und flattert am Himmel:
Alſo ſchwebt' in der webenden Luft der ätheriſche Gießbach,
Mannichfaltig bewegt, vom Rand der ragenden Felswand
Hochabwallend, gefangen im Fall, nun hiehin, nun dorthin
Flatternd, ohne den Grund mit dem fluthigen Schweif zu berühren.
Oben erſchien er, als Strom, ein der Luft entſtürzender Meerſchwall,
Hoch in der Mitt' ein Gewölk, und unten ein weißlicher Nebel.
Denn in der Tiefe hinab des hundertklaftrigen Jähfalls
Löst ſich die Woge verdünnet zu Wolk' und verdünſtet als Rauchdampf.
Nur hoch oben donnert er ſtets, und droht, in dem Herſturz
Alles mit reißender Fluth zu verſchwemmen; allein es verwandelt
Sanft ſich in Milde die Wuth, und er nezt, ſtaubregnend, das Hüglein,
Daß auch die zarteſten Pflanzen des Frühlinges unter ihm aufblühn.

Ein zweites großes Gedicht Baggeſens iſt A d a m u n d E v a, eine humoriſtiſche Darſtellung des Sündenfalls. Manches darin iſt geiſtreich, z. B. die Sehnſucht Adams vor Erſchaffung der Eva, da er ſich ein Bild aus Blumen zuſammenſezt ꝛc. Die erſte Erſcheinung der Eva ſelbſt iſt zu trivial und noch trivialer, was Adam beim Erwachen raiſonnirt:

Mein Adam, der indeſſen ausgeſchlafen,
Erwacht, umringt von Ziegen und von Schafen,
Und Tauben, und dergleichen Thieren mehr,
Und gähnt, und ſpricht: „Ich ſchlief entſezlich ſchwer,
Unruhig, ängſtlich hin und her,
Erhizt, als hätt' ich das gehabt, was Fieber
Man nennen wird einmal, wenn's erſt dergleichen gibt:
Mich dünkt, ich war zum Wahnſinn gar v e r l i e b t
(Ja, wenn es etwas gibt, darüber)
In e t w a s a u ß e r m i r, ich weiß nicht wie:
Doch ſchlief ich gerne wieder ein; denn lieber
Iſt mir ein ſolcher Traum, troz der Philoſophie,
Als dies gelehrte Leben mit dem Vieh.
Was hilft mir mein ſelbſtdenkendes Erwachen
Hier unter dieſen Nicht-Ichs-Siebenſachen
Von Strahlen, Schatten, Bäumen, Affen, und
Was ſonſt ſich hier thut meinen Sinnen tunb?
Mit keinem von dem Allen kann ich ſcherzen.
Zwar find' ich manches ſchön, gewandt, und ſtark, und klug,
Zwar brummt's, und ziſcht's, und blöckt's, und ſchwazt's genug,
Allein kein einz'ges ſpricht zu meinem Herzen,
Seibſt nicht mein beſter Freund, der Hund;
Auch er am Ende ſpricht nur mit dem Mund!
Zwar lern' ich was von ihnen alle Tage,
Und ſehe halb ſchon manches Was und Wie,
Doch niemals ein Warum? Wozu die ganze Plage
Mit meinem Lexikon, mit der Zoologie.

Sammt der vergleichenden Anatomie
Von Phyſiognomieen aller Affen.
Die mich Studirenden begaffen.
Ich werde nie doch ſo geſcheit wie ſie —
Nie ſag' ich's, weil ich's meine — nie! nie! nie! —
Sie ſchränken ſich auf etwas ein im Leben
Des Daſeyns, ſind zufrieden, drücken ſich
Dicht an einander, innig, fröhliglich,
Und überhaupt multipliciren ſich,
Und ihre ſüße Luſt — das nenn' ich Leben!
Das iſt geſcheit, da ſieht man einen Zweck;
Doch meine Weisheit iſt ein ewig Streben
Nach dem, was nirgends iſt, — nach Allem. Keck
Behaupt' ich, wenn ich Alles recht betrachte
Um mich herum, und dann mich ſelbſt beachte:
Ein Himmel iſt die Welt an jeder Eck' —
Ein Meiſterſtück im Großen und im Kleinen —
In jedem Leben ſeh' ich einen Zweck —
In meinem nur, in meinem ſeh' ich keinen —
Ich bin allein der faule Fleck!"

Dieſer weitſchweifige Ton erreicht die Anmuth Wielands, die ihm wahrſcheinlich zum Muſter gedient hat, bei weitem nicht, nähert ſich vielmehr der Seichtigkeit Blumauers. Wenn man aber überhaupt heilige Gegenſtände humoriſtiſch behandelt, ſo gehört gleich der derbſte kräftigſte Humor dazu, wie ihn Rabelais beſaß und unſer noch nicht genug gekannter Sebaſtian Seiler, deſſen Schöpfungsgeſchichte in ſchwäbiſcher Mundart zu den beſten Poſſen gehört, die wir beſitzen. Zu den witzigſten Beziehungen in dem Baggeſen'ſchen Gedicht gehört, daß er die Schlange franzöſiſch reden läßt.

Der ſogenannte vollendete Fauſt iſt eine Parodie des Goethe'ſchen, voll Anſpielungen auf die Dichter des erſten Jahrzehents des neunzehnten Jahrhunderts, auf die romantiſche Schule, die Fichte'ſche Philoſophie, Jean Pauls Humor, die Gallſche Schädellehre ꝛc. Falk hat ähnliche Sachen geſchrieben und ſie ſind vergeſſen worden. Wie billig. Die Dichtkunſt ſoll nicht immer von ſich ſelber ſprechen. Die Welt iſt ihr Gegenſtand, nicht die Dichterwelt. Es wird dem Goethe'ſchen Briefwechſel und all dem, bereits ganze Bibliotheken füllenden Gewäſch, worin die Perſonalien und kleinen Privatverhältniſſe, Rivalitäten, Lobhudeleien, Sticheleien, Kritiken und Antikritiken der vorgeſtrigen literariſchen Nobilitäten zum Beſten gegeben werden, nicht beſſer gehen. Die Nachwelt wird den poetiſchen Charakter feſthalten, wie er ſich ſelber gab und unſterblich durch die Geſchichte geht, aber all das kleinliche Beiwerk, womit Freunde und Feinde jene feſt ausgeprägten Züge künſtlich verſchnörkeln und vertuſchen, fällt mit der Zeit weg. Wir halten es daher auch für höchſt überflüſſig, auf das zurückzukommen, was Baggeſen über die damaligen Modegegenſtände, Fichtes Nicht-Ich, über Schlegels Lucinde, über die Klinggedichte der Romantik ꝛc. geſcherzt hat.

Unter den kleinen Gedichten Baggeſens befinden ſich viele poetiſche Erzählungen, die aber, beſonders bei ihrem komiſchen Inhalt, viel zu gedehnt erſcheinen, ſo das artige Gedicht: Ja und Nein, oder der kurz gebundene Freier. Sehr viele ſind Gelegenheitsgedichte an Freunde und Freundinnen. Unter den Epigrammen haben die literariſch-polemiſchen mit der Zeit ihr Intereſſe verloren, die politiſchen dagegen dürften der Erinnerung wohl werth ſeyn. Baggeſen ſah die Zeit der Revolution und Napoleons, und er charakteriſirt die große Nation, von der auch jezt noch immer einige Leute in Deutſchland naiv genug ſind, die Freiheit lernen zu wollen, vortrefflich alſo:

Die Franzoſen.

Sie dienten immer, bald um Brod und Habe,
Für Ruhm, für Minneſold,
Bald um des Königs, bald um Gottes Gabe,
Beſonders gern für Gold.
Jezt dienen ſie, ſeitdem mit holden Gnadenmienen
Kein Weib, kein König und kein Gott ſie lohnt,
Seit auf des Hofs, des Ruhms und des Geſchmacks Ruinen
Ein Unhold, dem ſie ſelber fluchen, thront,
Jezt dienen ſie — warum? — Warum? — Nur um zu dienen!

Heute dienen ſie wieder um Geld. Der gute Thiers mit ſeinen Telegraphen hat gethan, was Ludwig Philipp verſprochen, er hat die Illuſion zur Wahrheit, nämlich den vorübergehenden Freiheitsrauſch zu dem ſtets dauernden Egoismus zurückgeführt.

Auch uns Deutſche hat der Däne mit Epigrammen bedacht. Das beſte iſt:

Aechter Germanismus.

Jenſeits liegt die politiſche Welt! Was geht uns ihr Schickſal
Dieſſeits über dem Rhein in der poetiſchen an?
Hole der Teufel nur dort den ganzen germaniſchen Körper,
Wenn uns bewahret allhier Gott den germaniſchen Geiſt.

Es hat Leute genug gegeben, ſogar ſehr vornehme, z. B. Goethe, Johannes Müller ꝛc., die ganz ernſthaft dergleichen geltend machen wollten.

34) Langbeins ſämmtliche Werke. Fünfte bis ſiebente Lieferung. Gedichte. Stuttgart, Scheible, 1835.

Wo Langbein mehr Wieland ähnelt, iſt er vortrefflich; wo er mehr Kotzebue gleicht, ſtimmt er dann freilich das Urtheil herunter. Seine Berliner Frivolitäten und Trivialitäten haben ihn gehindert, den Rang unter den deutſchen Dichtern einzunehmen, der ſeinem

Talent ſonſt wohl gebührte. Viele ſeiner Gedichte ſind ſo vortrefflich, daß ſie in keiner Chreſtomathie fehlen ſollten, z. B. das Hemd des Glücklichen. (Ein kranker König kann nur durch das Hemd eines Glücklichen geheilt werden, aber der einzige Glückliche, den man findet, hat gar kein Hemd); die Roßdecke (ein undankbarer Sohn verſtößt den Vater in den Stall und läßt ihm eine Roßdecke geben, der Enkel aber ſchneidet die Decke halb durch und will die andere Hälfte zurückbehalten, wenn er mit ſeinem Vater in den gleichen Fall kommen ſollte). Auch unter den mehr komiſchen ſind viele ausgezeichnet und werden ſich als eine Art von Volksſagen der Neuzeit erhalten, z. B. die Flederwiſche (das übermüthige Mädchen, die alle Freier verjagt und zum Andenken eines jeden einen Flederwiſch aufhängt, zuletzt aber arm und verlaſſen die Flederwiſche feil bieten muß). Dahin gehört auch das artige Gedicht, das wir ſeiner Kürze wegen hier wiederholen wollen:

Der Kußhandel,
oder die vier weiblichen Alter.

Ein Hirtenmädchen, ſchön zum Malen,
War etwas kaufmänniſch geſinnt:
Mit zwanzig Schafen mußt' Amint
Den erſten Kuß ihr baar bezahlen.

Fünf Sommer älter war Narziſſe,
Als er den Tauſch ſchon beſſer traf:
Da blühten um ein einzig Schaf
Auf ihren Lippen zwanzig Küſſe.

Bald lag ihr Handel ganz danieder,
Und aus freiwilligem Entſchluß
Gab ſie, für einen kalten Kuß,
Aminten ſeine Schafe wieder.

Die eigne Heerde, ſammt dem Hunde,
Bot ſie für einen Kuß zulezt;
Allein der Schäfer dankte jezt,
Und flog zu Daphnens Roſenmunde.

Ein großer Vorzug Langbeins iſt die natürliche Zwangloſigkeit und Gefälligkeit ſeines Versbaus.

Jugendſchrift.

Die reinſte Quelle jugendlicher Freuden, oder 260 Spiele zur Ausbildung des Geiſtes, Kräftigung des Köpers ꝛc., von J. A. L. Werner, Lieutenant, Director eines gymnaſtiſchen Inſtitus ꝛc. Dresden, 1836.

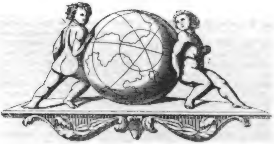
Eine treffliche und zeitgemäße Erſcheinung, die ſich würdig dem von demſelben Verfaſſer erſchienenen Turnbuche anreiht. Viele und ſehr würdige Schriftſteller haben in den lezten Decennien in ihren Erziehungslehren Mittel angegeben, wie die Jugend in ihren Freiſtunden am zweckmäßigſten beſchäftigt werden kann. Nicht ſelten haben ſie indeſſen das Fach der Erziehung, das nicht nur intellektuelle Bildung, ſondern auch Entwicklung und Kräftigung des Körpers in ſich begreift, von einem Standpunkte aus betrachtet, den daſſelbe gar nicht einnimmt. Die Jugend bloß durch Lektüre beſchäftigen, die theilweiſe von ihr ſelbſt und theilweiſe von dem ſie beaufſichtigenden Lehrer ausgehen ſoll, fand deßhalb keinen Anklang, weil ganz natürlich der Körper darunter leiden mußte. Erſprießlicher für Körper und Geiſt zugleich, wurden Spiele gefunden, und dieſer Wahrnehmung hatten wir ſpäter das Erſcheinen ſo vieler Spielbücher für die Jugend zu verdanken. Wenn nun gleich gar viele derſelben in die Welt geſchickt wurden, deren Zweckmäßigkeit wir dahingeſtellt ſeyn laſſen, ſo dürfen wir doch auch manchen anderen und namentlich denen Guthsmuths unſere Anerkennung nicht verſagen. Die oben angegebene Schrift Werners können wir jedoch um ſo füglicher als ein gutes und zweckmäßiges Buch empfehlen, als daſſelbe, frei von allen pedantiſchen Theorien auf die Ausbildung des Geiſtes und Kräftigung des Körpers zugleich berechnet iſt. Für alle Jahreszeiten iſt darin Sorge getragen, und der Lehrer, welcher durch ſchlechtes Wetter verhindert iſt, ſeine Zöglinge im Freien ſpielen zu laſſen, nehme dieſes Buch zur Hand und er wird eine Anleitung zu vielen Unterhaltungen finden, die im Zimmer vorgenommen werden können.

Ohne in eine Auseinanderſetzung der einzelnen Spiele hier einzugehen, müſſen wir doch beſonders auf die Ball- und Bewegungsſpiele, ſo wie auf diejenigen, welche Gedächtniß und Beurtheilungskraft erfordern, aufmerkſam machen und dieſelben als ſehr gelungen in ihrer Darſtellung bezeichnen.

Die Anleitung, die der Verfaſſer gibt, iſt faßlich geſchrieben, und bei größeren Spielen, die zugleich viele Perſonen erfordern, iſt jene Weitſchweifigkeit und Verwirrung in den Angaben ſelbſt vermieden, die nicht ſelten der ganzen Sache einen Anſtrich von Trockenheit geben. Die dem Buche angehängten Lithographien dienen zur Erläuterung des Ganzen und entſprechen völlig der angegebenen Anleitung.

M—r.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 21. Freitag, 24. Februar **1837.**

Vermiſchte Schriften.

1) Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. 3 Theile. Berlin, Duncker und Humblot, 1834.
2) Gallerie von Bildniſſen aus Rahels Umgang und Briefwechſel. Herausgegeben von Varnhagen von Enſe. 2 Theile. Leipzig, Reichenbach, 1836.

Wir geſtehen gern, daß Rahels Nachlaß ein merkwürdiges Buch iſt, theils wegen der Fülle originell concipirter Gedanken, theils wegen des Blickes in Kreiſe der höheren Geſellſchaft, den es uns gewährt, am meiſten jedoch wegen der merkwürdigen Perſönlichkeit der Verfaſſerin, welche wir hier aus einer Menge von aphoriſtiſchen Gedanken kennen lernen. Selten wird es in der That eine Frau geben, welche unter fortwährenden und zum Theil ſchrecklichen phyſiſchen Leiden faſt nur darauf bedacht iſt, einen durch nichts zu ſtillenden Durſt ihres Geiſtes nach Einſicht, nach Humaniſirung ihrer ſelbſt und ihrer Umgebungen, nach Behauptung und Geltendmachung humaner Denk- und Handlungsweiſe in und gegen Egoismus, Geiſtloſigkeit und Erbärmlichkeiten jeder Art zu befriedigen. Hierin erſcheint Rahel durchaus verehrungswürdig; ſie iſt dies um ſo mehr, als ſie jede Gelegenheit, das chriſtliche Gebot der Liebe und der Barmherzigkeit gegen Leidende zu erfüllen, mit Freudigkeit, mit einer faſt beiſpielloſen Hingebung ergreift. So war ſie es, von welcher 1813 der erſte Anſtoß zu Bildung der Frauenvereine gegeben wurde, die für dieſelben mit höchſter Selbſtverläugnung thätig war, ſo unermüdlich, daß ſie z. B. in Prag, als ſie auf ein ſchmerzhaftes Krankenbett geworfen war, von dieſem aus die Geſchäfte, die zur Verpflegung verwundeter Krieger nöthig waren, nicht aufhörte zu beſorgen, oder wenigſtens zu leiten. Eben ſo preiswürdig iſt der Freimuth, mit welchem ſie ſich gegen Fürſten und Grafen, gegen Miniſter und Privatdocenten, gegen Gelehrte, Dichter und Künſtler über das äußert, was ſie für wahr und für recht hält, wenn ſie das auch mit weiblichem Zartgefühl häufig thut, indem ſie das Gute und Lobenswerthe als das hervorhebt, wobei zu verweilen, was gegen das Schlechte und Tadelnswerthe zu behaupten ſey. Ueberhaupt liegt es im Geiſte der Humanität, der in Rahel eine ſeiner glücklicheren Incarnationen gefunden hat, überall das Gute und Edle auch da herauszufühlen und anzuerkennen, wo es mit ſeinem Gegentheil vermiſcht auftritt. Nicht minder wird jeder Unbefangene anerkennen, daß Rahel oft, ſehr oft einen ungemein glücklichen Scharfblick in Beurtheilung der Menſchen und Dinge an den Tag gelegt hat. So hat ſie die Julirevolution lange vorher geſehen und zu einer Zeit, da Herr Thiers kaum als

Journaliſt bekannt war, in ihm den künftigen Miniſter erkannt.

So bereitwillig wir nun dieſes und jedes Ausgezeichnete an Rahel, ſo weit ſie uns das Buch kennen lehrt, anerkennen; ſo wenig vermögen wir doch, um derſelben Wahrheit willen, der ſie ſelbſt überall hat dienen wollen, in das unbegrenzte Lob einzuſtimmen, welches ihr von mancher Seite, und wie es ſcheint, nicht immer aus den lauterſten Abſichten geſpendet wird. Namentlich halten wir dafür, daß es nicht heilſam ſeyn dürfte, ihre Anſichten über Religion, Politik und geſelligbürgerliche Verhältniſſe als canoniſche Beſtimmungen für eine Neugeſtaltung des Lebens gelten zu laſſen. Wir wollen damit nicht ſagen, daß ſie nicht alle in einer humanen Abſicht geäußert worden ſeyen, daß ihnen nicht oft eine tiefe, beherzigenswerthe Wahrheit zum Grunde liege; aber ſie ſind alle ſo innig mit perſönlichen Beziehungen, ſowohl der Briefſtellerin als derer, an welche die meiſt brieflichen Aeußerungen gerichtet ſind, verwebt, daß ihre Wahrheit immer nur eine für beſondere Fälle, ja für beſondere Momente iſt. Nun gehört es freilich zu den glänzendſten Eigenthümlichkeiten Rahels, wenn es nicht geradezu ihr innerſtes Weſen iſt, jedes Einzelne, ſey es ein Gefühl, ein Verhältniß, eine Begebenheit, eine Perſon, im Lichte ſeiner Idee zu ſehen, es an das Ganze und Univerſelle anzuknüpfen, ja es als Ganzes zu betrachten, es zum Univerſellen zu machen. Wie leicht dadurch aber ihre geiſtvollſten und redlichſt gemeinten Anſichten oft nur den Werth einer Paradoxie erhalten haben müſſen, leuchtet von ſelber ein; aber es zeigt ſich gewiß aufs Ueberraſchendſte in dem Umſtande, daß die Idee zu dem verrufenen (in Nr. 93 des Literaturblatts v. 1835 beſprochenen) Roman höchſt wahrſcheinlich aus Rahels Briefen geſchöpft iſt. Und doch iſt Rahels Geiſt durchaus religiös, ja chriſtlich, wenn auch nicht kirchlich. Sie iſt eine Verehrerin von Lavater, St. Martin, Angelus Sileſius; ſie betet in vollem Vertrauen zu Gott, ſie glaubt, Gebete und aufrichtige Segenswünſche könnten, wenn ſie aus reinem, gottvertrauendem Herzen kommen, nicht ohne gute Wirkung ſeyn; ſie iſt alſo weit entfernt von dem wahnſinnigen Gedanken, es würde beſſer ſeyn, wenn die Menſchen nie etwas von Gott gewußt hätten; ſie verwirft das Chriſtenthum nicht ſeinem innerſten Geiſt und Weſen nach, welches werkthätige Liebe zu Gott und Menſchen verlangt, ſie verwirft nur das todte, welches mit todten Formen und Formeln, mit hohlen Redensarten prahlt. Und doch wenn man einzelne ihrer Aeußerungen allein, ohne die übrigen, ohne ihre ganze Eigenthümlichkeit zu berückſichtigen, als für ſich geltende nimmt, wenn man in ihrem Eifer gegen gewiſſe kirchliche und Andachtsformen, gegen den Mangel an thätigem Chriſtenthum eine Polemik gegen dieſes ſelbſt zu erblicken glaubt; ſo kann man aus der zum Chriſtenthum aus Ueberzeugung übergetretenen Jüdin leicht eine Feindin des Chriſtenthums machen. Man darf aber keine von Rahels Aeußerungen für ſich gelten laſſen, obgleich ſie alle nur für ſich gemacht ſind und ihre Art zu denken das Extrem vom Syſtematiſchen iſt. Die Einheit des Zerſtreuten iſt hier die ganze Individualität. Sie ſelbſt fürchtet oft von denen mißverſtanden zu werden, die nicht wüßten oder ſich nicht vorſtellen könnten, mit welchem Ton und Blick und mit welcher Miene und Gebärde ſie das geſchriebene Wort geſprochen haben würde. Bedenken wir nun noch die Eigenheit, in jedem Moment, da ſie ſich für Etwas intereſſirt, dieſes ganz für den jedesmaligen Gegenſtand oder Gedanken, ja für die gerade in dem Moment ſich ihr darbietende Seite deſſelben zu thun, dieſe eine Seite zu totaliſiren; ſo kann der Mißverſtand ihrer Aeußerungen, den ſie während ihres Lebens ſchon oft genug erfahren haben, bei unvorſichtigen Leſern nicht ausbleiben. Wenn daher ſchon die Herausgabe ihrer Briefe etwas gewagt ſcheinen dürfte, ſo müſſen wir das Beginnen, eine Auswahl ihrer pikanteſten Gedanken für Damentoiletten zu beſorgen, für ein völlig kopfloſes erklären. Insbeſondere ſind Rahels Anſichten über die Ehe, ſo weit ſie hier vorliegen, ſehr unreif und nie ohne eine gereizte Stimmung vorgetragen, die uns ahnen laſſen, daß ſie von dem Grund erzwungener Ehen, wie ſie Juden-, Kaufmanns- und Fürſtentöchter häufig erleben müſſen, ſehr nahe berührt worden ſeyn mag. Alle Umſtände, Mißverhältniſſe, ja alle Abſcheulichkeiten, welche im ehelichen Leben vorkommen können und wirklich vorkommen, zugegeben: ſo heißt es doch das Kind mit dem Bade ausſchütten, wenn man darum die Ehe überhaupt für verwerflich erklären will und ſich einbildet, das Verhältniß der Geſchlechter und das Loos der Menſchheit im Allgemeinen würde ein beſſeres werden, wenn gar keine Ehen mehr geſchloſſen würden, oder wenn es auch nur als gleichgültig fortan betrachtet würde, wenn die Geſchlechter etwa, wie die Thiere des Waldes, nur ſo lange mit einander verbunden blieben, als ſie ſich von der lebhafteſten Neigung zu einander hingezogen fühlten. Von einem frivolen Grunde für eine ſolche Anſicht kann bei Rahel, die ſicherlich von weiter nichts getrieben wurde, als von dem reinen, von perſönlichem Intereſſe freien Wunſche, ſo mancherlei Mißſtände unſerer geſellſchaftlichen Verhältniſſe ſchwinden zu ſehen, nicht wohl die Rede ſeyn. Aber ſie hat ſich von dieſen Mißſtänden überhaupt zu ſehr afficiren laſſen, um ihren tieferen Grund ſich immer gegenwärtig zu halten, um den Sitz des Uebels nicht oft da gleich zu ſuchen, wo es zu Tage kommt. Und ſo macht ſie es denn mit der Ehe auch. Weil in dieſer und in ihrem

Gefolge Greuel und Abſcheulichkeiten mancher Art ſich zeigen, ſo erſcheint ihr die Ehe die Urſache derſelben zu ſeyn. Alſo fort mit ihr. Es kann in der Ehe ein Weib gezwungen werden, auch wider ihren Willen Kinder zu erzeugen. Das empört ihr weibliches Gefühl nicht mit Unrecht; und darum, ruft ſie aus, nieder mit dieſer Mauer! Und alſo kann außer der Ehe nicht daſſelbe geſchehen? Es werden Weiber gezwungen, Männer gegen ihre Neigung zu heirathen. Schändliche Gewaltthat gegen das weibliche Geſchlecht! Ganz gewiß! Aber darum gar keine Heirath? Man ſollte meinen, daß eine geſetzliche Beſchränkung der elterlichen Gewalt hinreichte. Aber es bleiben noch Mißheirathen möglich. Man hat ſich getäuſcht. Die Leidenſchaft flieht, die Liebe — will *nicht* bleiben. Darum gar keine Heirath, ſtatt Schillers: „Drum prüfe, wer ſich ewig bindet, ob ſich das Herz zum Herzen findet, der Wahn iſt kurz, die Reu iſt lang.“ — Aber es empört überhaupt ihr weibliches Freiheitsgefühl, daß geſchrieben ſteht: *Und er ſoll dein Herr ſeyn.* Sie nimmt überhaupt völlig gleiche Berechtigung der Geſchlechter in Anſpruch. Sie hat darin im Allgemeinen Recht; aber ſie irrt darin mit den Ultraliberalen, daß ſie unter der gleichen Berechtigung eine völlig *gleichartige* verſteht. Sollte dies ſo ſeyn, ſo würde wohl die leibliche und geiſtige Bildung der Geſchlechter von Gott und Natur gleichartig eingerichtet worden ſeyn. Hiemit haben wir aber auch denjenigen Punkt berührt, in welchem ſich alle Tugenden und Fehler der Lebensanſichten Rahels concentriren: die Ergebung in das von Gott und Natur dem Menſchen angewieſene Loos, zu welcher ſich oft ihr religiöſes Gefühl, ihre auf Räſonnement gegründete fromme Ahnung erhebt, iſt bei ihr nicht *herrſchende* Geſinnung geworden, weil ſie, trotz ihres, in unzähligen Momenten bewährten Scharf- und Tiefſinnes, es doch nicht zur Entwicklung einer, in alle Wahrheit leitenden, lebendigen Ueberzeugung gebracht hat. Eine ſolche würde ſie gelehrt haben, daß die Ehe, wie der Staat, wie viele Mängel auch beide von jeher gehabt haben mögen, doch die einzig menſchenmöglichen Formen für ein vernunftgemäßes Zuſammenleben der Geſchlechter, wie der Menſchen ſeyen; und daß dem menſchlichen Geſchlecht wahrlich nicht mit Vernichtung dieſer Formen gedient werde, vielmehr nur damit, daß man ihr vernunftgemäßes, der Menſchennatur entſprungenes und heilſames Weſen immer mehr zu erkennen und ſie dieſem immer entſprechender zu geſtalten trachte. Auch möchte dieſes wohl die eigentliche Meinung Rahels geweſen ſeyn; allein ſo etwas trocken hin zu ſagen, lag nicht in ihrer Natur, in ihrem Opponiren gegen Alles, was ihr wie Vorurtheil erſchien, in ihrer Luſt, das Gegentheil von dem auszuſprechen, was mit hergebrachten, im Munde geiſtloſer, wenn auch vornehmer Menſchen, allerdings todten Redensarten ausgeſprochen wurde. Allein nicht Alles entbehrt einer weſentlichen Wahrheit, was als Vorurtheil, d. i. als nicht ſelbſtgedachtes, wieder gefundenes Urtheil nur nachgeſprochen wird.

Verwundert haben wir uns, wie Rahel mit manchen ihrer, ganz auf die Seite der Oppoſition tretenden Anſichten die unbegrenzte Verehrung, ja bis zum Aeußerſten gehende Vergötterung Goethe's hat vereinigen können. Namentlich möchte wohl Goethe von der Idee einer Weiberemancipation ziemlich weit entfernt geweſen ſeyn. Denn wir glauben, daß nicht allein jenes bekannte Wort: „Nach Freiheit ſtrebt der Mann, das Weib nach Sitte,“ ſeine vollſte Ueberzeugung geweſen ſey; ſondern auch das, was er *Dorotheen* ſagen läßt:

> Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Beſtimmung;
> Denn durch Dienen allein gelangt ſie endlich zum Herrſchen,
> Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im *Hauſe* gehöret ꝛc. ꝛc.

Und dies läßt er dieſelbe Dorothea ſagen, die ſich ſo männlichmuthig in der *Vertheidigung* ihrer jungfräulichen Ehre und ihrer Pflegbefohlenen bewieſen hat. Doch auch dieſe männliche That iſt nur eine der äußerſten Noth und durch dieſe gerechtfertigt. Wir haben in den Befreiungskriegen Weiber verkleidet in die Reihen der Krieger treten ſehen, die Gräfin Plater iſt noch allen im Gedächtniß; aber nur ganz außerordentliche Umſtände regen Weiber, die Ausnahmen von ihrem Geſchlecht ſind, zu ſo Ungewöhnlichem auf. Daß es aber der weiblichen Natur angemeſſener ſey, Wunden zu heilen, als zu ſchlagen, das hat Rahel ſelbſt eindringlich genug mit Wort und That gepredigt. Sie ſpricht den ſchönſten weiblichen Haß gegen den „Männer vertilgenden“ Krieg aus; allein bis der ewige Friede einmal nicht bloß proklamirt, ſondern vom Himmel auf die Erde gekommen ſeyn wird, mögen die Weiber Gott bitten, daß er in den Männern die Luſt an den Waffen, Heldenmuth und Kampfbegier erhalte. Der ewige Frieden ſcheint vorläufig ein ſchöner weiblicher Traum, an deſſen Schönheit ſich auch der Mann erfreuen mag; er iſt aber eines jener Ziele, welches, wenn man es erreicht zu haben glaubt, wieder in weitere Fernen zurückweicht und was wirklich nur dann erreicht ſeyn würde, wenn die Menſchen einmal vollkommner geworden wären, als ſie es jezt ſind und als ſie es, ihrer bisher bewieſenen Natur nach, zu werden im Stande ſcheinen. Rahel ſcheint ſelbſt oft an der Wahrſcheinlichkeit eines zu realiſirenden vollkommneren Zuſtandes auf Erden gezweifelt zu haben, obgleich ſie es, wie wir auch thun, nicht allein betrachtet, als „ein Ziel, aufs innigſte zu

wünſchen,“ ſondern auch als ein ſolches, aufs feurigſte und unabläſſigſte zu erſtreben. Denn wahrlich, ſo vollkommen als möglich uns und das Leben zu geſtalten, bleibt bei aller Unwahrſcheinlichkeit des vollkommenen Gelingens, das ewige Soll unſerer Natur, und dieſes ewige Soll iſt und bleibt der ewige Quell aller menſchlichen Seligkeit und Unſeligkeit. Nehmet dieſes Soll dem Menſchen, ſo habt ihr ihm ſeine Seele genommen; nehmet ihm das Wollen dazu, ſo habt ihr ihn um ſein Wohl gebracht! Aber Keiner glaube auf Erden nach jenem Ziel ungeſtraft trachten zu können mit Nichtachtung oder Zerbrechung der Schranken, welche Gott unſerer irdiſchendlichen Natur geſezt hat. Niemand hoffe auf eine andere irdiſche Seligkeit als die, welche die ewige That, unbekümmert um Gelingen und Vollbringen, gewährt. Beſonders aber bilde ſich Niemand ein, zur unbedingten Vollkommenheit ſich und Andere bringen zu können, ſondern man beſchränke ſich auf eine bedingte. Der Menſch wolle nicht Gott gleich werden; er ſey zufrieden, wenn es ihm nach vielen Anſtrengungen gelingt, Gott ähnlich zu werden. Dieſes vermeſſene Streben nach Gott-Gleichheit iſt wirklich, ſo verkehrt und eigentlich tollhäusleriſch es auch Jedem erſcheinen mag, vorhanden; es ſind Viele, ohne es zu wiſſen, oder ſich zu geſtehen, davon beſeſſen; und es iſt der geheime Grund ſo manches Seelenleidens, ſo vielfach ſich zeigender Zerriſſenheit des Gemüthes, jener Verzweiflung an allem Heilſamen, die, weil ſie Gott verloren hat und ihre Gottesbedürftigkeit nicht eingeſtehen mag, ſich ſelber vorlügt, Gottes nicht zu bedürfen, wenn ſie nicht etwa vorzieht, als nagelneuer Prometheus Gott zu verwünſchen und ſich, die Kreatur, in wahnwitzigem Beginnen zu Gott ſelber aufzublähen. Dieſe neueſte Form des Atheismus oder vielmehr Antitheismus liegt, wenn auch nicht klar ausgeſprochen, doch als unvermeidliche Conſequenz in der Hegel'ſchen Philoſophie. In ihr iſt die Identificirung Gottes und des Menſchen bis zu der Höhe getrieben, daß bis zum Autotheismus kaum noch ein Schritt iſt. Wir wiſſen wohl, daß Hegels Schüler dies als eine Blasphemie auf ihren Meiſter, als den Gipfel des Mißverſtehens deſſelben bezeichnen und verhöhnen werden. Wir nehmen auch an, daß Hegel wohl ſelbſt kaum dieſe Conſequenz ſeines Syſtems geahnet hat; denn er wäre dann wohl noch weiter, als zu dem bekannten Geſtändniß gekommen, daß es ihm manchmal ſelber vorkomme, als ſey in ſeiner Philoſophie die Negativität nicht überwunden. Er würde vielmehr eingeſehen haben, daß die Vorausſetzungsloſigkeit, auf der er ſie gegründet, ein großer Irrthum ſey, wie Alles, was er darauf gebaut; daß von ſeiner ganzen Philoſophie nur er, der Baumeiſter, als reelles Weſen übrig bleibe, daß er eigentlich, um nur ſelbſt reell übrig zu bleiben, ſchon Gott und die Welt heimlich vorausgeſezt habe, und daß Gott nie ſein Reſultat geworden wäre, ohne jene heimliche Vorausſetzung. Endlich würde er eingeſehen haben, daß die Philoſophie wohl eine ihrem Gegenſtande, Gott, entſprechende, höchſt würdige, vielleicht die höchſte, dem Menſchen mögliche Erkenntniß, aber keine adäquate zu geben vermöge, daß es zwar in lezter Inſtanz allerdings Niemand anders als Gott iſt, der auch im Menſchen, aber nicht bloß im Menſchen und dann nur auf menſchliche, beſchränkte Weiſe zu ſich ſelbſt kommt. Eine adäquate Kenntniß ſeiner ſelbſt kann nur Gott haben, während der Menſch nicht einmal eine völlig adäquate Erkenntniß ſeiner ſelbſt, geſchweige Gottes zu erreichen vermag. Der Menſch aber und Philoſoph, der eine Philoſophie zu geben verheißt und gegeben zu haben vermeint, welche die adäquate Erkenntniß Gottes nicht nur enthalte, ſondern ſey, ja welche die adäquate Form der Wahrheit, Gottes, d. i. Gott ſelbſt in eigner Perſon ſey, der verwechſelt ſich, wollend oder nichtwollend, wiſſend oder nichtwiſſend, mit Gott, der lehrt Autotheismus; wenn er hie und da anderes lehrt, ſo iſt er mit ſich im Widerſpruch.

Dieſe Digreſſion iſt im Grunde keine; denn auch Rahel, eine eifrige Verehrerin Spinoza's und Fichte's, nicht unbekannt mit Hegel, ſcheint nicht ganz unberührt von ſolchen autotheiſtiſchen Meinungen und Wünſchen geblieben zu ſeyn. Wenigſtens finden wir nur bei dieſer Annahme ihre ſchon mitgetheilten Anſichten und manche verwandte erklärlich. Sie ſpricht von einem entſetzlichen Riß, der durch Natur und Menſchheit gehe; aber iſt dieſer Riß etwas anderes, als die Entzweiung der Menſchen mit Gott, die Losreißung des Menſchen von ihm, das menſchliche Selbſtherrſchenwollen ohne ihn? Wäre Rahel nicht auch von dieſem Gelüſten der Gebildeten unſerer Zeit mit angeſteckt geweſen; ſie würde in ihrem Glauben, in ihrem Vertrauen auf Gott nicht hie und da geſchwankt haben; ſie würde klarer erkannt haben, daß Natur und Geiſt weder eins, noch ſchroffe Gegenſätze, ſondern in und an Gott geeinigte, und folglich auch mit und durch Gott von den Menſchen zu harmoniſirende ſeyen; ſie würde ſich überzeugt haben, daß, wie viel auch an den menſchlichen Einrichtungen willkürlich, Natur und Gott und der reinen Menſchheit zuwider ſey, ſie doch ſelbſt weſentlich in Gott, Natur und dem Weſen des Menſchen gegründet und ihnen gemäß ſeyen, wie ſchon oben bemerkt worden iſt.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 22. Montag, 27. Februar 1837.

Lyriſche Dichtkunſt.

35) Altſchwediſche Balladen, Mährchen und Schwänke ſammt einigen däniſchen Volksliedern, überſezt von Gottlieb Mohnike. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1836. 8. S. 304.

Eine neue Sammlung, den früher von demſelben Ueberſetzer herausgegebenen (Volkslieder der Schweden, 1830) verwandt, und ebenfalls aus der ſchwediſchen Originalſammlung von Geijer und Afzelius übertragen. Der Charakter der altnordiſchen Volkslieder iſt ſeit Grimms Bemühungen, dieſelben in die deutſche Literatur einzuführen, jedem Gebildeten hinlänglich bekannt. Im Inhalt zeichnen ſie ſich durch einen vorherrſchenden tragiſchen Zug, in der Form durch den Kehrreim (Refrain) aus.

Die vorliegenden ſind größtentheils ſehr ſchön. Das erſte iſt eine längere Romanze, Habor und Signil, worin das traurige Ende dieſes berühmten nordiſchen Liebespaars geſchildert wird. Er läßt ſich, als Mädchen verkleidet, unter ihre Dienerinnen aufnehmen, erfährt, daß ſie ihn (den ſie abweſend glaubt) liebe, gibt ſich ihr zu erkennen, wird aber von den übrigen Dienerinnen verrathen und vom ſtrengen Vater Signils gehangen, ſie gelobt, mit ihm zu ſterben, wenn ſie ihn werde auf dem Berge hängen ſehen. Der Vater will Habor nicht glauben, daß ſie ihn ſo ſehr liebe. Da wird zuerſt nur Habors Mantel an den Galgen gehängt und ſogleich ſieht der Vater aus Signils Fenſter Flammen ſchlagen. — Eben ſo berühmt iſt die zweite Sage von Axel und Walborg. Sehr ſchön die dritte, der Kloſterraub. Herr Sune raubt das Fräulein Elin aus dem Kloſter mit Gewalt:

Sie waren zuſammen ſchon funfzehn Jahr.
Ja funfzehn Jahr' und Tag',
Kein freundlich Wort je ſprachen ſie,
Kein einzig Nein oder Ja.

Und es war eines Tags, daß die edle Frau
Sprach zu dem Diener klein:
„Geh' ſchnelle mir hin zur Stube
Und lade meinen Herrn zu mir ein.“

Herein nun kam Herr Sune
Und ſtellte ſich an ihr Bett:
„Liebſte, was habt ihr mir zu ſagen,
Daß ihr mich ruft von meinen Gäſten?“

„„Es ſticht mir in der Bruſt ſo hart,
In meiner linken Seite;
Ich hoffe, Gott Vater im Himmelreich
Macht ein Ende meinen Leiden.

„„Wir leben zuſammen jezt funfzehn Jahr,
Ja funfzehn Jahr iſt's her;

Digitized by Google

Ich habe mit euch drei Töchter erzeugt,
Doch hab' ich ſie nie geſehn.““

Schnell öffnet ſich der ſeidne Vorhang
Und der blaue Sammet fein,
Sie führten hierauf die drei Töchter
Zu ihrer Frau Mutter herein.

„Und höre, Fräulein Kathrin,
Du äl'ſte Tochter mein,
Um dich freit der König von Frankreich,
Das muß dir eine Ehre ſeyn.

„Und höre, Fräulein Maria,
Du mittelſte Tochter mein,
Um dich freit der König von England,
Und ich will, du ſollſt werden ſein.

„Und höre, Fräulein Elin,
Du jüngſte Tochter mein,
Du ſollſt gehen in Wreta Kloſter,
Und beerben die Mutter dein.“

Und es war Fräulein Elin,
Sie ſprach zu der Mutter in Harm:
„Ich habe ja kein Nonnenfleiſch;
Gebt lieber mir einen Mann!“

Und es war nun die edle Frau,
Sie rang ihre Hände in Leid:
„Und wird mir auch dieſer Wunſch nicht gewährt
Von der eignen Tochter mein!“

Und es war Fräulein Elin,
Sie ſprach in Zucht und Ehren:
„Ich will gehen in Wreta Kloſter
Und meine Mutter beerben.“

Treue bis zum Tode, Grauſamkeit der Väter, Verrath untreuer Diener, heimliche Liebe, die meiſt ein tragiſches, zuweilen auch ein heiteres Ende nimmt, ſind der Hauptgegenſtand aller dieſer Sagen. Von der heitern Gattung, durch die aber doch auch immer ein wehmüthiger Ton hindurchgeht, iſt folgendes:

Herr Hollkin und klein Chriſtel.

Und die Königin wollt' ihre Zofen lehren,
Will mir Roſen geloben! —
Wie ſie bleiben könnten in Zucht und Ehren.
Mit den Andern, die ſchlafen, da ſpielt er eines Abends.

„Herr Hollkin er hat mich dies Jahr verlockt,
Will mir Roſen 2c.
Daß ich meine Ehre ihm geben ſollt.“
Mit den Andern, die 2c.

„„Und hat Herr Hollkin dies Jahr dich verlockt,
So kannſt du nicht mehr bleiben an meinem Hof.““

„Ach hätt' ich einen Freund von treuem Sinn,
Der Botſchaft brächte zu Herrn Hollkin hin!“

Und es ſprach eine Falſche in blauem Rock:
„Will Keine gehen, ſo geh' ich doch.“

Und es ſprach eine Weiße mit Trug im Sinn:
„Will Keine gehen, ſo geh' ich dahin.“

Die dritte ſie konnte nicht ſchnell genug ſagen:
„Ich will zu Herren Hollkin die Kunde tragen.“

Und wie ſie kommt zu Herren Hollkins Thor,
So ſteht Herr Hollkin draußen davor.

„Klein Chriſtel ſie ſendet mich her zu euch,
Mit Bitte, ihr ſollt zu ihr reiten ſogleich.

„Sie hat euch geboren eine Tochter ſo groß,
Die weit ſchwärzer iſt als die ſchwärzeſte Kohl.“

„„Und mag ſie auch ſeyn ſo ſchwarz ſie will,
Um ſo rötheres Gold will ich geben ihr.

„„Und dieſe Weinflaſch' ſchenk' ihr ein!
Vertrinken ſoll ſie den Kummer in Wein.

„„Die blauen Polſter ſoll ſie tragen fort,
Auf Eiderpolſtern ſoll ſie ruhen hinfort.

„„Und aus ſoll ſie löſchen die Lichter von Talg,
Fortan ſoll ſie brennen nur Lichter von Wachs.

„„Und ſag' ihr, ſie ſolle nicht trauern und weinen;
Denn morgen ſchon will ich hin zu ihr reiten.““

Die Zofe, die falſche, geht hin zum Strand,
Den Wein trank ſie aus und goß Waſſer hinein.

„Herr Hollkin er ſchenkte dieſe Waſſerflaſche voll,
Allen Kummer ſolltet ihr trinken in euch.

„Und die Polſter, die blau'n, ſollt ihr tragen fort;
Denn ihr könntet wohl liegen auf Holz und Stroh.

„Und die Lichter von Talg ſollt ihr löſchen aus,
Denn ihr könntet wohl liegen im dunkeln Haus.

„Er ſprach: ihr könntet nur trauern und weinen,
Denn nimmer würd' er bei euch mehr erſcheinen.“

„„Ach! wenn ich nur hätte ein Silbermeſſer fein,
Dann wollt' ich ſelbſt verkürzen das Leben mein.““

„An Silberſchalen-Meſſern iſt keine Noth;
Doch ich will nicht ſchuldig ſeyn an deinem Tod.“

Klein Chriſtel klopft dem Kind' auf die Wange fein:
„Heute Nacht verlierſt du noch die liebe Mutter dein.“

Herr Hollkin er machte ſich ſchnell auf den Weg,
Er hörte in der Nähe das ganze Geſpräch.

Klein Chriſtel ſie kehrte ſich hin zur Wand,
Herr Hollkin vor der halboffnen Thüre ſtand:

„Klein Chriſtel, nicht wende dich weg von mir,
Mit der herzlichſten Liebe ja komm' ich zu dir.“

„Die falſche Dirne werf' ich hinein in die Fluth —
Will mir Roſen geloben! —
Sie wollte verrathen unſchuldig Blut.“
Mit den Andern, die ſchlafen, da ſpielt er eines Abends.

Die vielverbreitete Sage von der Geliebten, die unwiſſend das Herz ihres Liebhabers iſt und ſtirbt, kehrt auch hier in dem Gedicht: Herzog Freudenburg und Fräulein Adeline wieder. Eine der ſchönſten Sagen von treuer Liebe iſt die folgende:

Klein Roſa.

Klein Roſa ſie diente an des Königs Hof,
Mit Ehren und mit Zucht —
Und ſie diente daſelbſt acht runde Jahr.
Ihr gewinnt wohl, ihr gewinnt wohl Beides Roſen und Lilien.

Und der Herzog ſo zu Klein Roſa ſprach:
Mit Ehren und ꝛc.
„Roſa lilla, Roſa, gib mir deine Hand!“
Ihr gewinnt wohl, ihr gewinnt wohl ꝛc.

„„Herzog, ach Herzog — o redet nicht dieß:
Dort ſteht euer Vater, er hört es gewiß.““

„Mag hören, wer es will; mag hören, wer es mag:
Ich rede ja nur was das Herz mir ſagt.“

Kaum ausgeſprochen war dieſes Wort,
Da ſandte auch der König ſchon den Herzog fort.

Er ſandte den Herzog in ein fremdes Land,
Doch einem Grafen gab er Klein Roſa's Hand.

Die Schiffe ſie gingen wohl hin und her,
Nach Roſa lilla fräget der Herzog ſehr.

„Wohl geht es Roſa lilla, es geht ihr fein:
Und heute um vier Wochen wird ihre Hochzeit ſeyn.“

Wenn heute um vier Wochen ihre Hochzeit wird ſeyn,
So komm' auch ich hinüber und ſtelle mich ein.

Und Roſa lilla ſah aus dem Fenſter hinaus:
Da ſieht ſie die Flaggen, die weißen und blau'n.

„Ich ſehe die Flaggen, die weißen und blau'n,
Auch die von mir gewirkte kann ich deutlich ſchau'n.“

Und Roſa lilla lief zum Meeresſtrand;
Sie lief, bis ſie war in des Herzogs Arm.

Sie ſetzten ſich auf einen Stein ſo hart;
Sie ſprachen ſo viel von der Liebe Gefahr.

Sie ſprachen ſo viel von der Liebe Harm,
Bis Beide lagen todt einander im Arm.

Schnell ward zum König die Kunde gebracht:
„Roſa lilla liegt todt in des Herzogs Arm.“

„„Zum Trotz ſey dieſes als Strafe verhängt:
Sein eigen Grab ein jedes von Beiden empfängt.““

Da wuchſen nun Lilien auf jedem Grab;
Sie wuchſen zuſammen mit jeglichem Blatt.

Da wuchſen nun Roſen und ſchoſſen empor,
Sie wuchſen zuſammen im ſchönſten Flor.

„Und hätt' ich geglaubt ihre Liebe ſo hold
Mit Ehren und mit Zucht —
Ich hätte ſie getrennt nicht für vieles Gold.
Ihr gewinnt wohl, ihr gewinnt wohl Beides, Roſen und Lilien.

Acht altnordiſch iſt die Sage von dem unehelich gebornen Karl Wogeman, der, als er erwachſen iſt, mit einem Schwert vor den König, ſeinen Vater, tritt und ihn zwingt, ſeine Mutter zu heirathen. Im Räuber Bruy erkennen wir die auch in Deutſchland überall (durch ein auf jedem Jahrmarkt verkäufliches Volksbuch) verbreitete Sage von den drei Müllerstöchtern wieder. Einige Sagen erinnern noch an das alte Heidenthum, z. B. die Verwandlung eines Mädchens in einen Baum oder in eine Nachtigall. Am Schluß einige gar ſchöne Legenden, z. B.:

Magdalena.

Magdalena hin zur Quelle geht,
Die Sonne ſcheint auf den Wachholder —
Und ſiehe, der Heiland hier vor ihr ſteht.
Wohl unter der grünen Linde.

„Und höre, Magdalena, was ich ſage dir:
Die Sonne ſcheint auf ꝛc.
Gib einen Trunk kalten Waſſers mir!“
Wohl unter der ꝛc.

„„Und hätt' ich meine Silberkannen nur hier,
Einen Trunk kalten Waſſers gleich gäb' ich dir.““

„Und hätteſt du nicht heimlich ſo manchen Mann,
Ich tränke dir wohl aus der bloßen Hand.“

Bei Gott nun Magdalena ſchwur,
Sie hätte nie betreten eines Mannes Flur.

Beim heiligen Geiſte ſchwur ſie ſodann,
Es hätte ſie noch nimmer berührt ein Mann.

Bei dem Heiland ſchwur Magdalena zuletzt,
Sie wäre noch Jungfrau und unverletzt.

„Und Magdalena, dein Schwören laß ſeyn;
Der heimlichen Männer ja haſt du zu drei'n.“

„Und Magdalena, nimm dich in Acht,
Drei Kinder haſt du zur Welt gebracht.

„Das eine zeugteſt du mit deinem Vater,
Und warfſt es tief in das Waſſer.

„Das and're zeugteſt du mit deinem Bruder,
Und warfſt es in die Meeresfluthen.

„Das dritte zeugteſt du mit dem Prieſter dein,
Die größte Sünde war's von den drei'n.“

Und Magdalena fiel auf ihr bloßes Knie:
„Ach, lieber Herr Jeſus! vergib mir dies.“

„„Vergebung ſoll dir nicht entſtehn,
Acht Jahre doch ſollſt du im Walde gehn.

„„Keine and're Speiſe ſoll werden dir,
Als Laub von den Lindenbäumen hier.

„„Und kein and'rer Trunk ſoll werden dir,
Als der Thau auf dem Lindenlaube hier.

„„Und kein anderes Bette ſoll werden dir,
Als das Lager auf den Lindenwurzeln hier.

„„Und keine and're Ruhe ſoll werden dir,
Um dich ziſchen ſollen Drachen und Ungethier.““

Und wie das achte Jahr verſchwand,
Der Herr Jeſus vor Magdalena ſtand.

„Und höre, Magdalena, lieb Tochter mein,
Was dünket dich bei der Speiſe dein?

„„So wohl bedünkt mich die Speiſe mein,
Als hätt' ich gegeſſen beim Könige fein.““

„Und höre, Magdalena, lieb Tochter mein,
Was dünket dich bei dem Trunke dein?“

„„So wohl bedünkt mich's beim Trunke mein,
Als hätt' ich getrunken den klarſten Wein.““

„Und höre, Magdalena!
Was dünket dich bei dem Bette dein?“

„„So wohl bedünkt mich das Bette mein,
Als wär' es geweſen ein Blumenbettelein.““

„Höre, Magdalena!
Was dünket dich bei der Ruhe dein?“

„„Die Ruhe mein mir ſo wohl gefiel,
Als hört' ich das lieblichſte Orgelſpiel.““

„Vergebung ſollſt du jezt empfahn,
  Die Sonne ſcheint auf den Wachholder —
Doch weiche fortan von der Sündenbahn!“
  Wohl unter der grünen Linde.

Dann folgen noch ein kleiner Anhang von verwandten däniſchen Sagen und ſehr ſchätzbare Erörterungen.

Vermiſchte Schriften.

1) Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. 3 Theile. Berlin, Duncker und Humblot, 1834.

2) Gallerie von Bildniſſen aus Rahels Umgang und Briefwechſel. Herausgegeben von Varnhagen von Enſe. 2 Theile. Leipzig, Reichenbach, 1836.

(Schluß.)

Namentlich würde Rahel, um hier nur das Eine näher zu beleuchten, die menſchliche Natur in ihrer Ganzheit und ihrem Verhältniß zu Gott, Geiſt und Natur beſſer erkannt haben; ſie würde keinen Augenblick den Menſchen nur als gott- und geiſtverlaſſenes Naturweſen angeſehen haben und nimmermehr auf den Einfall gekommen ſeyn, das Verhältniß der Geſchlechter wäre wohl durch Aufhebung der Ehe beſſer zu geſtalten. Sie würde vielmehr gefunden haben, daß die menſchliche Natur auch in Bezug auf Geſchlechtlichkeit nicht bloß die höchſte, feinſte, vollkommenſte thieriſche, ſondern eine ganz andere noch, über die thieriſche hinausgehende ſey; daß z. B. Erziehung, nicht bloß Ernährung der Kinder, Naturtrieb nicht entarteter und unter das Thier hinabgeſunkener Menſchen, daß jene nur vollkommen von rechten, wahren Eltern, von Vater und Mutter, nicht von dieſer allein, wie ſie an einem Ort meint, zu beſorgen ſey, wenn ſie freilich oft genug von Eltern, Vätern und Müttern, die aus der Harmonie des geiſtigleiblichen Weſens des Menſchen gefallen ſind, ſchlecht beſorgt wird. Und die Erfahrung lehrt, daß die, im beſten Penſionat erzogenen Menſchen an echtmenſchlicher Bildung denen weit nachſtehen, die in irgend einer, nur irgend ihrer Idee ſich annähernden Familie groß geworden ſind. Nur im Familienleben, ohne Ehe nicht denkbar, iſt wahre Erziehung möglich, nicht in öffentlichen Anſtalten, wie freilich auch Fichte wollte. Soll Vervollkommnung der Menſchen und ihrer Zuſtände möglich ſeyn, ſo iſt ſie es nur durch Erziehung, und gedeihliche Frucht kann dieſe nur in der Familie tragen. Darum kommt Alles darauf an, das Familienleben nicht zu vernichten durch Aufhebung der Ehe, ſondern zu veredeln durch Beibehaltung und Höherſtellung des ehelichen Verhältniſſes. Wie die Ehe und ihre Heilighaltung überall als Zeichen höherer ſittlicher Kultur zu betrachten iſt, wie dagegen ihr Verfall dem der Kultur, des Staats und des Nationallebens vorangeht, ſo werden Kultur, Staat und Nationalleben auch nur erhalten und vervollkommnet bei Erhaltung und durch Vervollkommnung der Ehe. — Nicht haltbarer ſind Rahels, wenn auch noch ſo geiſtreiche und wohlgemeinte Aeußerungen gegen das Behaupten der Nationalitäten. Nationen ſind nur höhere Individuen, und wie dieſe ſich einem höheren Geſetz unterzuordnen und gleichwohl eben dadurch das Recht haben, ſich neben einander zu behaupten, ſo auch die Völkerindividuen. Hätte Gott Kalmückengleichheit und Ununterſcheidbarkeit gewollt, ſo hätte er nur Kalmücken werden laſſen. Da er aber Völkerunterſchiede hat werden laſſen, damit eine ſchöne Mannichfaltigkeit des Menſchenlebens möglich werde, ſo ſind die Völker berechtigt und verpflichtet, ihre Eigenthümlichkeit zu behaupten, aber auch die anderer Völker zu ehren. Wo aber ein Volk das andere in ſeiner Eigenthümlichkeit kränken will, da werde es, nach wie vor, in ſeine Schranken zurückgewieſen. Das gekränkte Volk hat dann die Pflicht, eher ſein Daſeyn, als ſeine Eigenthümlichkeit aufs Spiel zu ſetzen. Doch werde es bei Völkerduellen, wie bei andern gehalten; man verſuche immerhin erſt friedlichen Vergleich durch einen Obmann oder durch Repräſentanten eines Völkerbundes.

Dr. W. B. Mönnich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 23. Freitag, 3. März 1837.

Lyriſche Dichtkunſt.

36) Ein hundert deutſche hiſtoriſche Volkslieder. Geſammelt und in urkundlichen Texten chronologiſch geordnet herausgegeben von Fr. Leonard von Soltau. Leipzig, J. J. Weber, **1836**. **8**. S. **616**.

In der ſehr ausführlichen und gelehrten Einleitung hat der Herausgeber das reichhaltige Material mit einem kritiſchen Scharfblick geſichtet, daß frühere ähnliche Sammlungen den Vergleich mit der ſeinigen weder in Bezug auf Vollſtändigkeit noch Correctheit aushalten können. Er hat nicht nur manches Neue aufgefunden, was andern Sammlern entgangen war, ſondern auch insbeſondere auf die Herſtellung der urſprünglichen echten Texte aus den vielfachen Moderniſirungen mit Recht den größten Werth gelegt.

Um eine Probe zu geben, wie tief der Verfaſſer in ſeiner Einleitung ſelbſt in Nebenſachen eindringt, ſtehe hier, was er über den Zapfenſtreich mittheilt. „Das älteſte Beiſpiel einer Deutung des Zapfenſtreichs (über d. Umſetzung ähnlich. Naturlaute in Menſchenſprache vgl. Grimm, altd. Wäld. I, 107 ff.) bilden die auf den Trommelſchlag von je 5 Schlägen auf je 3 Schritte: top top top top top: top top top top top ſchon im 16ten Jahrh. entſtandenen „Schertz-Reimlein,“ deren Hortleder B. D. Kr. 2. A. 1645 S. 424 drei mittheilt: Hüt dich Bawr ich kom, Mach dich bald davon, ferner: Hauptman gib uns Geld ꝛc. (das Wunderh. I, 97 hat alle drei als e i n e n dargeſtellt); jener erſte Reim, auch an die Loſung der Dänen in der Schlacht v. 1500: Wahre di bure, de garde de kumbt, und die umgekehrte der Ditmarſen erinnernd (Dahlmanns Neoc. I, 478) iſt noch im 18ten Jahrh. bekannt geweſen, vgl. F. Spörers ſchwäb. Kirchweihpr. v. 1720, wo er ſo lautet: Hüti Baur i komm, nimm die Hühner und Gäns ꝛc. und geht noch heute als Sprichwort mißverſtanden in Aachen um (Reumont, Aachens Liederkranz ꝛc. 1829, S. 370): Trom Trom Trom, heu dich Bur ich komm, ich breng dich nuis (nichts) ich nemm dich nuis, en bin auch nit ſihr fromm. Aus einer Anzahl von Zapfenſtreichen und Marſchworten neuerer Zeit theilen wir noch folgende mit:

D e r a l t e p r e u ß i ſ c h e Z a p f e n ſ t r e i c h: Zu Bett zu Bett, die Trommel geht, und daß ihr morgen früh aufſteht, und nicht ſo lang im Bette löt.

D e r ö ſ t e r r e i c h i ſ c h e: Drei lederne Strümpf, zwei und drei macht fünf, wenn ich einen verliere, hab ich doch noch viere.

D e r a l t e p r e u ß. S p i e ß r u t h e n m a r ſ c h: Warum biſt du weggelaufen, warum thuſt du das? darum mußt du Spießruthen laufen, wie gefällt dir das? ꝛc.

Ein neuerer Zapfenſtreich: Die Franzoſen haben das Geld geſtohlen, die Preußen wollen es wieder holen, Geduld, Geduld, Geduld!

Ein Hornſignal: Kartoffelſupp :,: und dann und wann ein Schöpſenkop, Mehl, Mehl, Mehl!

Ein franzöſiſches Signal: Iſt denn kein Infanterie, nicht mehr da, nicht mehr da, nicht mehr da?

Der franz. Appel: Komm Kamerad komm, mit Sack und Pack :,: kommſt du nicht ſo hol ich dich, ſo kommſt du in Priſon, komm, Kamerad, komm!

Ein franz. Marſch: Ramplamplam, papiere argeng, da kommen ſie an, ſie haben keine Schuhe, keine Strümpfe nicht an.

Andere Zapfenſtreiche, wie der bekannte: Putzt mir nicht mit Hammerſchlag ꝛc., der längere öſterreichiſche: Gotts Blitz meine Herren, was ſoll das ſeyn, was mag das für ein Lärm wohl ſeyn ꝛc., der Münſterſche: Ich hab einmal ein Haus gebaut, im Eck ꝛc. (Münſt. Geſch., S. 234 f.), wie die zwei Trompeterſtückchen im Anhang zum Wunderh. S. 56 f.: Heiderlau ꝛc. und: O Herr verſcho o one mich ꝛc. können hier nur erwähnt werden, wie nur beiläufig die Trommel- und Marſchworte anderer Völker von dem franz. prênez vos sacs :,: bis zu dem türkiſchen: Allah janßur es-Sultân :,: oder die artige türkiſche Deutung der vor den Paſchas in die Provinzen herziehenden Janitſcharenmuſik: Paſcha gelür :,: neredén :,: ſchundan bundan :,: ꝛc. ſ. Fundgr. d. Or. IV. 383."

Die hier mitgetheilten Lieder ſind das berühmte altdeutſche Ludwigslied von 880 auf den Sieg über die Normannen; das halblateiniſche Lied auf die Verſöhnung Kaiſer Ottos I. mit ſeinem Bruder Heinrich von Bayern; ein lateiniſches Lied auf die drei Ottonen, ein ditto lateiniſches auf den Salier Conrad, ein ditto auf Saladins Eroberung des h. Landes. (Dieſe lateiniſchen Geſänge gehören wohl nicht unter die deutſchen Volkslieder.) Ein halblateiniſches auf den Clerus; ein deutſches auf die Hinrichtung der unſchuldigen Gemahlin Ludwigs des Grauſamen von Bayern (1256); ein deutſches auf die Ermordung Erichs VII. von Dännemark von 1286; das artige Spottlied der Thüringer auf Kaiſer Adolf und ſein verdorbenes Heer, ein lateiniſches Lied auf denſelben; ein deutſches auf den Judenmord in Deggendorf 1337. Dann beginnen die ſelten oder nie poetiſchen, dafür deſto ermüdender in die Länge gezogenen, aber hiſtoriſch bedeutſamen Lieder auf die großen Siege der Schweizer, und ähnliche lange Beſchreibungen aus dem deutſchen Städte- und Adelskriege: die Laupenſchlacht, die Sempacher, vom Conſtanzer Concil, die Allinger Schlacht, der Frankfurter Verrath an den Mainzern (1429), die Magdeburger Fehde, von der ſchönen Bernauerin, der Zürcher Krieg (1444), Markgraf Albrechts Fehde mit Nürnberg, auf Ladislaus Poſthumus Tod, die Fehden des böſen Fritz von der Pfalz mit Würtemberg und Baden (drei Lieder, in denen gleichwohl die eigentlich poetiſchen Züge fehlen, z. B. daß die von Baden und Würtemberg ihren Pferden Baumäſte an die Schweiſe banden und ſo durch der Pfälzer Getreide ritten, wofür der böſe Fritz, als er ihre Grafen gefangen bekommen, denſelben allerlei Speiſen gab, nur kein Brod, weil ſie, wie er ihnen ſagen ließ, alles Korn im Lande verdorben hätten). Eins der beſſern Lieder iſt das auf den Krieg der Fürſten und Städte, worin der ganze Haß der erſtern gegen die leztern und die Gefahr, welche ſie von den Städten beſorgten, ſehr anſchaulich gemacht iſt. Es heißt darin (überſezt):

Ein Jubiläum iſt uns verkündet,
Wir ſollen tilgen unſre Sünde,
Das hat der Böſe vernommen,
Falſchen Samen hat er geſäet.

Den Städten hat er Hoffarth gegeben,
Wie ſie dem Adel widerſtreben,
Und den gänzlich vertrieben,
Wider Gott ohne alles Recht.

Sie dünkt, ſie ſeyen ihm gleich,
Sie nennen ſich das römiſche Reich,
Nun ſind ſie doch nur Bauern,
Sie ſtänden mit Ehren hinter der Thür,
Wenn die Fürſten gehn herfür.

König Sigmund war der Sinne beraubt,
Da er Trommel und Pfeiffen erlaubt,
Den Städten ſo gemeine.
Das hat ja gebracht großen Uebermuth,
Es gehört nach Recht und guter Gewohnheit
Den Fürſten zu alleine.

Glücke ſteh dem Adel bei,
Verbeut den Bauern ihr Geſchrei,
Wünſch ich von ganzem Herzen,
Daß ſie ſich vor dem Adel ſchmiegen
Und nichts gewinnen in den Kriegen,
Denn reine Leiden und Schmerzen.

Dem ſteht ein anderes Lied auf die Raubritter gegenüber, worin es heißt:

Deſſelben Ordens Regel
Und Grund iſt Buberei ꝛc.

Die Gedichte aus dem Zeitalter Maximilians ſind durch Inhalt und Form wenig ausgezeichnet, und auch die aus der Reformation — ſo großartig der Gegenſtand war — ſind langweilige und kleinliche Meiſterſängereien. Nichts faderes z. B. als das einzige lange Gedicht, das

vom Bauernkriege handelt. Die in Proſa geſchriebenen Chroniken und Geſchichtbücher aus dem fünfzehnten, ſechzehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert ſind überall unendlich reicher an Poeſie, als die Verſifikationen derſelben Zeit. So ſehr man ſich an den Thaten der Landsknechte unter eines Frundsberg Anführung ergözt, ſo iſt es doch nicht möglich, ſich ohne die tödtlichſte Langeweile durch die langen Landsknechtegeſänge durchzuarbeiten. Wen begeiſtert nicht des herrlichen Zriny Tod? Aber das lange Lied auf denſelben wäſcht hier alles Blut und Feuer wider ſauber mit Waſſer ab.

Der großartige Kampf in den Niederlanden bietet uns wieder ein ſchönes und echtes Volkslied dar:

Wilhelmus von Naſſawe
Bin ich von Teutſchem Blut,
Dem Vaterland getrewe
Bleib ich bis in den Tod ꝛc.

Die Lieder aus dem dreißigjährigen Kriege ſind ebenfalls verhältnißmäßig poetiſcher als die der frühern Reformationsperiode. Sie ſind kürzer, raſcher, wilder, nicht mehr von Meiſterſängern hinter dem Ofen gekünſtelt, ſondern von Soldaten im Lager zwanglos improviſirt.

So die muthigen Lieder der Stralſunder:

Treffliche Stralen gab die Sonn,
Die Stral den Adler geblendet,
Weichen mußt er von ihrem Thron,
Zurück ſich Wallſtein wendet ꝛc.

Die frohen Siegeslieder nach der Leipziger Schlacht:

Der alte Tylle
Zeucht jezt gar ſtille ꝛc.

Seyd ihr nicht zu Leipzig gweſt,
Auf der Sachſen Seiten ꝛc.

So auch das Klagelied:

Auch thut ſich täglich mehren,
Theurung und Hungersnoth,
Wieviel laufen hin und here,
Aus Hunger nach dem Brod,
In Wäldern viel erfroren
Von Haus und Hof verjagt,
Zwei Kinder man fund mit Schmerzen,
Die von ihrer Mutter Herzen
Aus Hungersnoth genagt.

Dagegen ſind die Klagelieder auf Guſtav Adolfs Tod wieder feſtlich ſteif und langweilig; eben ſo die abgeſchmackten Allegorien auf die Eroberung Breiſachs.

Unter den Volksliedern des achtzehnten Jahrhunderts nimmt, wie billig, das ſchöne alte Volkslied vom Prinz Eugenius den erſten Rang ein; dem hier die mehr im Ausland berühmten Marlbroughlieder beigegeben ſind. Dann folgen die Gleim'ſchen Kriegslieder auf Friedrich den Großen, einige intereſſante, doch für den Patriotismus nicht ſehr erbauliche Lieder aus der erſten Zeit der Revolution und endlich eine Menge Kriegslieder von 1809 und 1813. Mit den Grundſätzen, welche der Herausgeber bei der Aufnahme oder Weglaſſung befolgt hat, können wir nicht überall einverſtanden ſeyn. Die abgeſchmackte Parodie auf Bürgers Lenore

Napoleon fuhr ums Morgenroth ꝛc.

iſt, obgleich in Hamburg auf einem fliegenden Blatt gedruckt, doch in keiner Beziehung ein Volkslied zu nennen, weil es weder im echten Ton eines ſolchen gedichtet iſt, noch den Ruhm eines ſolchen erlangt hat. Dagegen ſind ſehr viele Lieder von Arndt, Körner ꝛc. wirkliche Volkslieder, dem Ton und Geiſt wie der weiten Verbreitung nach, die ſie im ganzen Volk erlangt haben. Wenn es ſich übrigens von den gemeinen Soldatenliedern handelt, ſo hätte ſtatt jener gewiß ſchlechten und unvolksthümlichen Parodie der Herausgeber lieber die muntern Lieder aufnehmen ſollen, von denen damals alle Lager widerhallten, z. B.:

Seht wie das ſtolze Frankreich flieht,
Wenn es die freiwilligen Jäger ſieht ꝛc.

oder:

Patriot
Schlag ihn todt,
Napoleon,
Den Cujon,
Mit der Krücke
Ins Genicke,
Daß der kriegt die ſchwere Noth ꝛc.

oder:

Frau Wirthin, ho, ho,
Die Landwehr iſt do ꝛc.

oder:

Nur langſam voran,
Nur langſam voran,
Daß der Oeſterreicher Landwehr nachfolgen kann ꝛc.

Dieſe zum Theil allerdings frivolen, zum Theil aber ſehr witzigen Lieder, die in aller Munde waren, haben daſſelbe Recht anzuſprechen, wie die alten Landsknecht- und Soldatenlieder aus dem Reformationskriege, die zum Theil eben ſo derb waren.

37) Eidgenöſſiſche Liederchronik. Sammlung der älteſten und werthvollſten Schlacht-, Bundes- und Parteilieder vom Erlöſchen der Zähringer bis zur Reformation. Aus Handſchriften, Chroniken ꝛc. zuſammengetragen von E. L. Rochholz. Bern, Fiſcher und Comp., 1835. 8. S. 421.

Eine ſehr tüchtige Sammlung, hiſtoriſch gründlich geordnet und erklärt. Leider iſt die Form faſt aller dieſer alten Schweizerlieder von der langweiligen Art, die wir ſo eben geſchildert haben. Die Alten verſtanden beſſer Thaten zu vollbringen, als ſie zu beſingen, und namentlich die über die Gebühr ausgedehnten Allegorien, wo ſtatt der wackern Helden ſelbſt nur ihre Wappenthiere, der Bär, der öſterreichiſche Löwe ꝛc. oder gar die Kuh, als allgemeine Perſonifikation der Eidgenoſſenſchaft mit ihren Hörnern tapfer um ſich ſtößt, entbehren alle die poetiſchen Reize, die wir in neuerer Zeit von Schlachtgemälden verlangen. Der hiſtoriſche Werth bleibt aber allen dieſen Liedern unbeſtreitbar. Der Herausgeber hat die aus bekannten Zeiten und von bekannten Verfaſſern chronologiſch geordnet, in einem Anhang aber alle anderen von unbekannterem Urſprunge zuſammengeſtellt. Darunter auch das berühmte Hasler Lied, worin der Urſprung der alten Schweizer vom ſkandinaviſchen Norden hergeleitet wird, und dem der Herausgeber eine ausführliche kritiſch-hiſtoriſche Erörterung beigefügt hat.

Eins der ſchönſten Lieder iſt das lezte, einem alten Glasgemälde aus dem Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts entlehnt. Ein junger Eidgenoſſe fragt darin einen Alten, wie ſie es gemacht hätten, daß ſie ſo mächtig geworden wären, und der Alte gibt ihm aus dieſem Anlaß einen tüchtigen Verweis, worin er insbeſondere den Text: „kein Kreuzer, kein Schweizer“ ſchonungslos commentirt.

„Alter Eydtgnoß. nun ſag mir an,
Wohar du din glück habeſt gehan?
Man vorcht din ſchatten wirs dan mich,
Deß gib mir beſcheid. das bitten ich dich!“

„Nein, lieber geſell, ich ſagen dir das!
By vns ein ſömliche gwonheyt was:
Gotsförtig, früw, eynvaltig wäſen;
Hochmut mocht by vns nütt genäſen;
Allein früntlich mit manhafter deemutt,
Einigkeyt mit verachtüng vnrecht gutt,
Willig zu ſchirmen alle frommen,
Dahar iſt vns allten glück und heyl kommen.
Der wolfeyle hald verſtand, hieby
Biet ſich eyn koſten der ſpeyery:
Von ſaffran, zimet vnd ouch muſcatat,
Syden, ttamaſt und ſammat:
Das was by vns in ſchlechter acht,
Wir haud deren nitt vil angemacht;

Ouch welche ſpyſe vnd melünen
Rebhüner, wachteln vnd capünen,
Claret, ypocraß vnd malvaſier,
Müscateller, rapiſer vnd rommanyer
Vnd ſuſter vil der welſchen trachten:
Deren wir wenig in unſren hüſren machten.
Milch, kes, anken, ziger vnd ryß
Das was gemeinlich unſer ſpyß!
Jetz pflanyeſt du wider in das land
Das wir vertriben vnd vsgrüt hand:
Hoffart, gwalt, großen übermut,
Allein daß dir werd groß gut;
Es kämme dir wohar das wöll,
Vom Thüfell oder us der hell.

Gutt was vnſer knecht, jetz iſt din herr,
Wer by dir gutt hatt, der hatt eer;
Ich ſag dir das an allen ſpott,
Gutt iſt worden din herr vnd gott!
Das ſchafft din frömd blutſuchtig gfert,
Die hat dich alle bosheit glert.“

38) Poetiſche Geſchichte der Deutſchen. Vorzüglich für den Unterricht in der deutſchen Sprache und Geſchichte, herausgegeben von Dr. K. Wagner. 2te vermehrte Aufl. Darmſtadt, Leske, 1837.

Eine chronologiſche Zuſammenſtellung von Romanzen, dramatiſchen Fragmenten ꝛc. aus den verſchiedenſten Dichtern, worin die Helden unſrer Geſchichte verherrlicht werden. Man muß ein ſolches Unternehmen um des patriotiſchen Zweckes wegen empfehlen; obgleich der wirklichen Geſchichte erſtaunlich viel mehr Poeſie inwohnt, als die guten Poeten bisher daraus zu ſchöpfen gewußt haben, und obgleich ſie ſogar nicht ſelten ihre Helden ein wenig verwäſſert haben.

39) Schwäbiſche Liederchronik für Schule und Haus. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1836. 8. S. 142.

Eine ähnliche Sammlung, doch bloß auf Schwaben bezüglich. In dieſem engern Kreiſe haben ſich zufällig ſo ausgezeichnete Dichter zuſammengefunden, wie Uhland, Schwab, Knapp, Juſtinus Kerner, daß dieſe Gedichte neben dem lokalen Intereſſe für ihre Provinz auch in der That ein allgemein poetiſches darbieten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Meyer.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 24. Montag, 6. März 1837.

Lyriſche Dichtkunſt.

40) Hesperiden von Joh. Friedrich von Meyer. Poetiſche Schriften. Erſtes und zweites Buch. Kempten, Dannheimer, 1836.

Herr von Meyer in Frankfurt am Main hat als Herausgeber der Blätter für höhere Wahrheit, der Wahrnehmungen einer Seherin und einiger verwandter Schriften längſt bewieſen, daß er zwar vom Glauben zu Gunſten irgend einer poetiſchen Licenz nie und nimmer etwas ablaſſen wird, im Glauben ſelbſt aber neben dem Wahren auch das Schöne mit beſonderer Liebe auffaßt. Hier legt er uns eine ganze Sammlung Hesperiden vor, Gedichte, die ſich auf den Abend, dem die Auferſtehung folgt, und zugleich auf ein himmliſches Hesperien, das Land der Verheißung beziehen.

Der Grundgedanke dieſer Gedichte iſt Sehnſucht nach dem Ewigen, Verachtung alles deſſen, was uns vom Ewigen abzieht, Weisheit, die ſich nicht mehr täuſchen und blenden läßt, Gelaſſenheit und Ruhe, Geduld und Vertrauen, endlich die ganze Gluth einer höhern Liebe.

Eins der ſchönſten Lieder der Sehnſucht iſt wohl das folgende:

Die Lebensquelle.

In den Bergen, in den Gründen
Springen Quellen ohne Zahl:
Doch wo ſoll ich Waſſer finden
Für des dürren Herzens Qual?

Sagt, wo fließt der Unſchuld Quelle,
Die zur Kindheit wieder führt?
Wo des Baches Wunderwelle,
Der das Leben umgebiert?

„In des Aufgangs heil'gen Auen
Steigt ein Kreuz vom Hügel auf,
Welchem Lebensbäch' entthauen;
Ewig iſt ihr Segenslauf."

Ach wie mag zum Quell ich fahren?
Welche Wolke trägt mich hin?
Könnt' ich mit den Flügelſchaaren
Luft'ger Pilger meerwärts ziehn!

„Zeuch nicht fern nach andern Sonnen,
Walle nicht durch's niedre Land;
Nah dem Herzen ſind die Bronnen,
Das des Glaubens Wege fand.

Glaub' und forſche, lieb' und hoffe,
Horche was die Wahrheit ſpricht,
Bis aus deinem Erdenſtoffe
Der Verklärung Schimmer bricht."

Nicht minder ſchön iſt das Troſtlied:

Der Verfolgte.

Hätt' ich nicht Gott zum Troſte,
Ich ſtürb' in meiner Noth,
Wenn giftig der erboſte,
Der große Feind mir droht!
Wenn Morgen, Tag und Abend
Gewirr' und Schmerz vergällt,
Und nicht ein Tröpflein labend
Auf's dürre Leben fällt.

Mein Leben iſt kein Leben,
Ich irr' im Schattenreich;
Im Winde muß ich ſchweben,
Der ſcheuen Taube gleich.
Des Jägers Pfeile ſchwirren,
Sie flattert ohne Wehr,
Und ihr betrübtes Girren
Lockt keinen Helfer her.

Doch hab' ich Gott zum Troſte,
Den Herrn, der für mich ſtarb,
Der, als die Hölle toſte,
Mir Heil und Ruh erwarb.
Er wird noch einſt erſcheinen,
Die Feinde ſcheucht ſein Licht;
Die Welt wird fliehn und weinen,
Doch dieſer Arme nicht.

Mein Rächer lebt im Himmel,
Von wo er niederſteigt,
Und ſteht bis das Getümmel
Und jede Bosheit ſchweigt.
Klar ſteht er auf dem Staube,
Da ihn kein Fremdling ſchaut;
Ihn ſchaut des Dulders Glaube,
Der ihn zu ſchaun vertraut.

In dieſer Echtheit des Glaubens, in dieſer Kraft des Gemüths und des Worts ſind alle dieſe Lieder gedichtet, von denen manche wohl geeignet ſeyn dürften, in die kirchlichen Geſangbücher aufgenommen zu werden. Mit zu den ſchönſten gehören die, worin die Religion als die höhere Weihe aller Wahrheit und Schönheit der Welt, und als der Erſatz für das, was uns an jenen immer fehlt, bezeichnet wird.

Wo iſt Ruhe?

Wann ſteht der Zeit behender Flügel
In ſeiner wilden Eile ſtill?
Wann ſeh' ich länger nicht im Spiegel,
Was ich im Seyn umfaſſen will?
Wann hört es auf, das ſtete Schweben
In Zukunft und Vergangenheit?
Und wann beginnſt du, wahres Leben,
Wo, was ſich endet, auch erneut? —

Es iſt nur Eine Ruh vorhanden,
Verſenke dich in Gott, mein Geiſt;
In ſeinem Licht iſt überſtanden,
Was deiner Stille Glück zerreißt?

Ganz im Geiſt des Buchs Hiob ſind folgende ſchöne Worte gedichtet:

Der Menſch.

Haſt du die Welt gewogen?
Haſt du das Meer durchſchaut?
Haſt du den blauen Bogen
Um's große Rund gebaut?

Haſt du den Sand gezählet,
Der in der Wüſte brennt?
Der Sterne Lauf beſeelet
Am ſtillen Firmament?

Haſt du aus kleinem Korne
Den Mohnkopf aufgelockt?
Geſtimmt den Ton der Dorne?
Den zarten Schnee geflockt?

Auf's Fell des Leoparden
Der Punkte Zier geprägt?
Und in das Haupt des Barden
Die ſchöne Welt gelegt? ꝛc.

Der gegenwärtige Zuſtand der Theologie wird ſehr gut in folgender Viſion charakteriſirt:

Doch hört' ich bald von Hader auch,
Und matt ward Lieb' und Glaube;
Zuletzt kam gar ein fremder Rauch,
Und ſcheuchte ach! die Taube.
Werk ſollt's wieder thun;
Menſch regierte nun,
Göttlich von Natur;
Es ſtieß die Kreatur
Selbſt Gottes Sohn vom Throne.

Und Alles durcheinander ging!
Da ward aus Menſch und Leue
Ein Feuer-Waſſer-Wunderding.
Die Lehre hieß die neue.
Sonder Geiſt und Saft
Will des Selbſtwerths Kraft
Mit dem alten Dom,
Ja mit dem Heidenſtrom,
Sich ſeltſamlich vermählen.

Und wie man Heiden ſonſt verdammt,
Als hätt' es Gott beſchloſſen,
War die Gemeine ſchier geſammt
Den Heiden zugefloſſen.
Mir verging der Sinn,
Wirrwarr ſah ich drin
Ohne End' und Ziel,
Und frevelhaftes Spiel;
Darob mußt' ich erwachen.

Die Unzulänglichkeit menſchlicher Weisheit und Kunſt, die Nichtigkeit des darauf gegründeten Stolzes und die Verwerflichkeit des liebloſen Egoismus ſind die unerſchöpflichen Themate des Dichters, von denen er ſich nur abwendet, um ſich in reiner Andacht in die Liebe Gottes zu verſenken. Die Lieder der Liebe ſind von einem ſchönen Feuer durchglüht:

Der Geliebte.

Von dir will ich nicht weichen,
O weiche nicht von mir!
In aller Dinge Reichen
Gleicht keine Güte dir.
Ob ich zum Pol mich ſchwänge,
Ob ich zum Brunn des Lichts
Durch ferne Meere dränge,
Geliebtres find' ich nichts.

Bringt Edelſtein und Schätze,
Bringt Glück und Wonne her:
Was iſt's, das mich ergötze,
Fehlt mir mein Leben, Er?
Bringt Kronen her und Güter,
Bringt was kein Wunſch noch weiß:
Dir, Labſal der Gemüther,
Mein Jeſus, bleibt der Preis.

Wenn bittres Leid mir ſprießet
In Furchen meiner Flur,
Durch dich iſt's mir verſüßet,
Verwandler der Natur.
Soll heut ich Luſt genießen,
Des Lebens Freudenwein,
Noch will ich dir zu Füßen
Ein treuer Jünger ſeyn.

Geh' ich durch Nacht und Nöthe,
Bloß, hungrig und verbannt;
Du biſt mir Morgenröthe,
Brod, Heimath und Gewand.
Wird voll mein Mund von Gaben,
Glänzt um mich Herrſcherſchein:
Ich kann es Alles haben,
Doch lieben dich allein.

Du läſſeſt Felſen grünen,
Und ſchaffeſt Saat im Meer;
Dir müſſen Welten dienen,
Und Sterne ſind dein Heer.
Doch Demuth blüht und Liebe
Zum Kranze deiner Macht;
Es bleibt kein Auge trübe,
Wo deine Milde lacht.

Weckt mich zum Kampf das Leben,
So waffnet ſie den Sinn;
Will Schlummer mich umweben,
Sie iſt mir Wächterin;
Und wird mein Leib erblaſſen,
Iſt ſie des Friedens Thür.
Von dir will ich nicht laſſen,
O laſſe nicht von mir!

Und ſo noch mehrere, z. B.:

Der Liebe Lob.

Liebe, die die Welt geboren,
Liebe, die den Tod verklärt,
Deren Ton man in den Rohren
Wie im Cedernwipfel hört;
Liebe, der das Licht entſprungen,
Deines Herzens mildes Blut;
Ew'ge Liebe, deine Gluth
Hat auch meine Nacht bezwungen.

Die Orions Band gebunden,
Die den Wagen klar geſchirrt,
Die den Gürtel hingewunden,
Deſſen Milch das Blau durchirrt;
Die Planetenbälle drehet,
Und die große Wunderuhr
Leitet auf der Wahrheit Spur,
Und um Erden Monde ſäet;

Liebe, die in Roſen ſchimmert,
Im Smaragd und Halme grünt;
Liebe, die im Glühwurm flimmert,
Und am Stuhl des Höchſten dient;
Liebe, deren Hauch geſunden
Und die Leiche athmen macht,
Liebe, die im Tag erwacht,
Heil mir, daß ich dich gefunden! 2c.

Dieſe Beiſpiele mögen hinreichen, Form und Inhalt der Sammlung ſolchen Leſern zu charakteriſiren, denen das Band zwiſchen Poeſie und Religion durch die Scheere der würdigen jungen Schneiderzunft in Paris, die uns die Religion wie einen Frack zu- oder abſchneiden, noch nicht durchſchnitten iſt. Den lyriſchen Klängen

hat der Verfaſſer einige ſchöne Legenden beigefügt, z. B. die bekannten vom h. Georg und h. Chriſtoph. Auch hat er einige der ältern lateiniſchen Kirchenlieder neu überſezt, den ambroſianiſchen Lobgeſang, dies irae und das stabat mater. Die leztern ſind ſchon ſehr oft metriſch überſezt worden, immer abweichend, ſo daß dem Einen dieſer, dem Andern jener Vers beſſer gelungen ſcheint. Das stabat mater beginnt hier:

Bei dem Kreuz die ſchmerzenreiche
Mutter ſtand, die thränenweiche,
Da ihr Sohn im Sterben hing.
Ach! ein Schwert ihr durch die warme,
Seufzende, ſo troſtesarme,
Schwergebeugte Seele ging.

Welches tiefen Jammers Beute
Wurde die Gebenedeyte
Mutter dieſes Einzigen!
Welch ein Trauern, welch ein Zagen,
Welch ein Ringen, welch ein Nagen,
Bei der Schmach des Göttlichen.

Und das dies irae:

Jener Zorntag löst im Raube
Dieſe Welt zu Aſch' und Staube,
So bezeugt's der heil'ge Glaube.

Welch ein Zittern wird das werden,
Wann der Richter kommt auf Erden
Streng zu ſichten die Beſchwerden!

Die Poſaun' im Wundertone
Sprengt die Gräber jeder Zone,
Sammelt Alles vor dem Throne.

Tod wird und Natur erbeben,
Wann das Fleiſch erſteht zum Leben,
Antwort vor Gericht zu geben.

Einige Verſe ſind früher von Schlegel und Follen, wie uns dünkt, noch kräftiger übertragen, z. B. von Follen das dies irae:

Tag des Zornes, wann er taget
Feuerloh die Zeit zerklaget:
Wie Sibyll mit David ſaget.

Ha, wie wird dann ſeyn ein Leben,
Wird der Richter ſich erheben,
Allwärts ſtrenges Recht zu geben.

Der Poſaunen ſeltſam Hallen,
Wird in allen Gräbern ſchallen,
Zu dem Richtſtuhl Geiſter wallen.

Andere Verſe dagegen hat Herr von Meyer offenbar beſſer überſezt, z. B. den vierten, den Follen weniger gut übertragen hat:

Tod und Leben ſtaunend ſehen,
Wie herfür die Leichen gehen,
Dem Gerichte Rede ſtehen.

Es würde ſich bei einem ſo herrlichen Geſange wohl lohnen, einmal die ſämmtlichen Ueberſetzungen kritiſch zu vergleichen.

41) Lyriſches Schatzkäſtlein der Deutſchen. Herausgegeben von O. F. Gruppe. Berlin, Vereins-Buchhandlung, 1836. 8. S. 517.

Eine Sammlung lyriſcher Gedichte der verſchiedenſten Verfaſſer von Opitz an bis auf die Neueſten. Der Verfaſſer hat nach eigenem Geſchmack ausgewählt, die ihm die ſchönſten ſchienen, und da er ſo viele gute Dichter vor ſich hatte, ſo iſt denn auch dieſe Sammlung nicht ärmer als ſo viele andere. Ueberhaupt bemerkt man in den ſo zahlreich ſich drängenden Anthologien immer dieſelben Blumen, nur etwas anders im Bouquet gruppirt.

42) Athenäum. Auserleſene Gedichte der neueſten Zeit, zu Redeübungen für Deutſchlands Jugend, herausgegeben von Alex. Cosmar. Magdeburg, Heinrichshofen, 1837. 8. S. 322.

Eine ähnliche Sammlung, nur mit Vermeidung ſolcher Stoffe, die ſich weniger für die liebe Schuljugend eignen.

43) Blumenleſe von 101 deutſchen Dichtern neuerer und neueſter Zeit. Zum deklamiren für die reifere Jugend. Herausgegeben von Einem der 101. Iſerlohn und Leipzig, Langewieſche. 8. S. 363.

Eine kleinere, aber gute Sammlung. Von jedem nur ein Gedicht.

44) Theomele. Eine Sammlung auserleſener chriſtl. Lieder und Geſänge. Gütersloh, Bertelsmann, 1836

Dieſe Sammlung unterſcheidet ſich dadurch von allen kirchlichen derſelben Art, daß ſie vorzugsweiſe die religiöſen Dichtungen berühmter Laien aufgenommen hat, z. B. von Arndt, Claudius, Falk, Flemming, Fouqué, Gellert, Harniſch, Hölty, Kleiſt, Klopſtock, Körner, Mahlmann, v. Meyer, Novalis, Rückert, Salis, v. Schenkendorf, Stilling, Stolberg, Wetzel, und von den eigentlichen Geiſtlichen nur die berühmteſten und vorzüglichſten, z. B. Luther, Paul Gerhard, Angelus Sileſius, Zinzendorf, Terſteegen, Krummacher, Schmolke ꝛc. In jedem Fall iſt dieſe Sammlung ſehr gut gewählt und enthält ſehr viel Schönes. Nur iſt ſie leider nicht auf das beſte Papier gedruckt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 25. Freitag, 10. März 1837.

Lyriſche Dichtkunſt.

45) Purpurviolen der Heiligen, oder Poeſie und Kunſt im Katholicismus. Herausgegeben von Hofrath Dr. J. B. Rouſſeau. In zehn Bånden. Erſter bis ſechster Band. Frankfurt a. M., Varrentrapp, 1835, 1836.

Eine groſe Sammlung von Legenden nach den poetiſchen Bearbeitungen neuerer Dichter, unter die auch einige wenige åltere Verſifikationen eingemiſcht ſind. Unſere alles beſingende moderne Poeſie hat kaum irgend einen nur einigermaßen bedeutſamen Heiligen der katholiſchen Kirche unbelobt gelaſſen, und es ſollte wohl die ſtreng Katholiſchen ſehr zur Verſöhnung ſtimmen, daß es hauptſåchlich proteſtantiſche Dichter waren, die ſich ſo emſig um die Legenden bemüht haben. Die Zuſammenſtellung iſt dankenswerth, da in der That jene Legenden eine Fülle von Poeſie darbieten, und der erhabenſten Moral das liebenswürdigſte Gewand leihen. Es gab eine Zeit, in der die Vølker das Chriſtenthum faſt nur aus Legenden kennen lernten, und es iſt die Frage, ob ſie ſich nicht beſſer dabei befanden und nicht zu viel edleren Geſinnungen und Entſchließungen durch jene „Moral in Beiſpielen“ angeregt wurden, als man es heutzutage durch das langweilige Dogmatiſiren und Moraliſiren werden kann.

Die Legenden folgen nach dem Alphabet der Heiligen. Voran ſteht jedesmal der Name des Heiligen, dann die verſificirte Legende, dann in Proſa die Lebensgeſchichte, das Kirchliche, Literariſche und Artiſtiſche. Dieſe proſaiſchen Zugaben ſind meiſtentheils werthvoller als die Verſe, die ihnen vorangehen. Der Verfaſſer hat mit großem Fleiß nicht nur aus dem alten Leben der Heiligen das Hiſtoriſche ermittelt, ſondern auch, was bisher noch nie geſchehen war, ein ſehr reiches Verzeichniß aller, jeden einzelnen Heiligen betreffenden Kunſtwerke gegeben, und bei berühmten Bildern ſogar deren kurze Beſchreibung aus Reiſeſchilderungen oder Kunſtgeſchichten angefügt.

Wir ſagen, dieſe Zugaben ſind zum Theil werthvoller, als die Verſe ſelbſt, weil natürlicherweiſe der Plan, von jedem auch nur der bedeutenderen Heiligen eine verſificirte Legende zu geben, nur ſelten eine Wahl zuließ, weil ſehr viele, ſelbſt herrliche Legenden doch noch den rechten Dichter nicht gefunden haben und in ungeſchickte Hånde gerathen ſind. Gleichwohl wird man durch die Menge guter Dichtungen, die der Herausgeber mit ſo viel Geſchmack als Fleiß geſammelt, wirklich überraſcht, da man ohne eine ſolche Zuſammenſtellung dieſes Reichthums unſerer Poeſie kaum inne würde. Die vorzüglichſten ſind von Herder, Albert Knapp, Koſegarten,

Tieck, v. Meyer, v. Fouqué, Schenkendorf, Kind, Juſtinus Kerner, Schwab, auch viele einzelne ſehr ſchöne von andern proteſtantiſchen Dichtern. Die ſehr zahlreichen von katholiſchen Dichtern, namentlich vom Verfaſſer ſelbſt, von Pocci, Guido Görres und Weinzierl ſind in der Form ſo gefeilt nicht, haben aber einen entſchiedenen Vorzug in der kirchlichen Strenge. Legende muß doch immer Legende bleiben, und wenn ſie ein ungläubiger Dichter noch ſo ſchön vorträgt, ſo darf er ſie doch nicht ſo willkürlich abändern oder ihr eine ſo frivole Nutzanwendung geben, daß die Religion dadurch entweiht wird, wie bei mehreren proteſtantiſchen Behandlungen geſchehen iſt.

Der ſechste Band geht bis zum Buchſtaben M. Das Ganze iſt auf zehn Bände berechnet. Möchte der Herausgeber eines ſo umfaſſenden Werkes, wenn er künftig eine zweite Auflage veranſtalten ſollte, nicht bloß auf die Legende, ſondern auch auf den Hymnus Rückſicht nehmen und die ſchönſten altlateiniſchen oder romaniſchen und die ältern deutſchen Kirchengeſänge, die ſich auf die Heiligen beziehen oder Lieder der Heiligen ſelbſt (wie es nur ſparſam bei S. Franciscus geſchehen) in die Sammlung aufnehmen und dagegen, um Raum zu gewinnen, die allzu ausgedehnten modernen Poeſien, z. B. die Scenen aus Werners überſpannten Tragödien, auch die gar zu lange Geſchichte der Jungfrau von Orleans weglaſſen.

46) Chriſtliche Gedichte von Chr. G. Barth. Stuttgart, Steinkopf, 1836.

Eine nicht unintereſſante Sammlung von Poeſien, die ſich hauptſächlich auf Miſſionsgegenſtände beziehen. Zuerſt: **Miſſionslieder**, in denen lebhafte Contraſte zwiſchen dem Chriſtenthum und dem Heidenthum der entlegenſten Welttheile aufgeſtellt werden, wozu die verſchiedenen Miſſionen in Oſtindien, China, auf den Inſeln des ſtillen Ozeans und am Cap Anlaß gegeben haben. Mehrere recht gute Holzſchnitte veranſchaulichen dieſe fremdartigen Bilder noch deutlicher, z. B. der Götzenwagen des Juggernaut; Fare bure huna, das Haus des ſtillen Gebetes auf den Sandwichinſeln; Mahadewa; die Moſchee des Aureng-zeb in Benares ꝛc. Im Gegenſatz gegen das alte Heidenthum wird das Chriſtenthum in ſeiner erhabenen und ſiegreichen Einfachheit geprieſen, wie folgendes Beiſpiel darthun mag:

Fo.

Ein Königsſohn war Schaka, gebor'n in Hindoſtan
Vor bald dreitauſend Jahren dem König Sudaban.
So meldet uns die Sage, die ſeine Thaten preiſt;
So rühmt der Talapoine, der dir ſein Bildniß weiſt.

Einſt zogen ſeine Eltern auf eine Pilgerfahrt
Zu einem Götzenbilde von wundervoller Art.
Auf hohem Berge ſtand es; und König Sudaban
Verehrt' ihm reiche Opfer, und betete es an.

Und als man auch das Kindlein dem Götzen dargebracht,
Damit er's möge ſegnen mit ſeiner Huld und Macht,
Da ſtieg der Gott hernieder von ſeinem hohen Thron,
Und beugte ſich dem kleinen unmünd'gen Königsſohn.

Von da an wurde Schaka mit Jauchzen Fo genannt,
Von da an pries ihn ſelig das Volk im ganzen Land:
Er war in Kraft und Weisheit ein unerreichter Held;
Dann hob er zu den Sternen ſich als der Herr der Welt.

So tragen Chriſti Boten in glaubensvollem Sinn
Vor ſtumme Götzenbilder den Sohn des Höchſten hin:
Die Götter ſteigen nieder von ihrem hohen Thron,
Und beugen ſich im Staube dem eingebornen Sohn.

Auch die jährlichen Feſte der Basler Miſſionsgeſellſchaft haben den Verfaſſer von 1827 an je zu einem Liede begeiſtert. Ferner hat er einige fremde Miſſionslieder übertragen, z. B. das engliſche, des in Oſtindien verſtorbenen Biſchof Heber:

Von Grönlands eiſ'gen Zinken,
China's Korallenſtrand,
Wo Ophirs Quellen blinken,
Fortſtrömend gold'nen Sand;
Von manchem alten Ufer,
Von manchem Palmenland,
Erſchallt das Fleh'n der Rufer:
„Löst unſerer Blindheit Band!“

Gewürzte Düfte weben
Sanft über Ceylons Flur:
Es glänzt Natur und Leben,
Schlecht ſind die Menſchen nur.
Umſonſt ſind Gottes Gaben
So reichlich ausgeſtreut;
Die blinden Heiden haben
Sich Holz und Stein geweiht.

Und wir, mit Licht im Herzen,
Mit Weisheit aus den Höh'n,
Wir könnten es verſchmerzen,
Daß ſie im Finſtern geh'n?
Nein! Nein! das Heil im Sohne
Sey laut und froh bezeugt:
Bis ſich vor Chriſti Throne
Der fernſte Volksſtamm beugt.

Ihr Waſſer ſollt es tragen,
Ihr Winde führt es hin,
Bis ſeine Strahlenwagen
Von Pol zu Pole zieh'n:

Bis der verſöhnten Erde
Das Lamm, der Sünder Freund,
Der Herr und Hirt der Heerde,
In Herrlichkeit erſcheint.

Alle dieſe Gedichte ſind durchaus im frömmſten Geiſt gedacht. Sofern wir noch einen beſondern poetiſchen Maaßſtab daran anlegen müſſen, finden wir viele ſehr ſchöne. Die Idee der Miſſion iſt ſchon an ſich eine höchſt poetiſche. Die Pilgerfahrten in die fernſten Gegenden der Erde, zu den wildfremdeſten Völkern, nicht mehr um ein Heil zu holen, ſondern um es zu bringen, die Gefahren, die geduldige Ausdauer der treuen Boten des Herrn ſind poetiſch, z. B.:

Der Brüdergarten.

Fern auf Tranquebar's Geſtade,
Unter heißem Sonnenbrand,
Grünt ein Garten, reich an Gnade,
Mitten in dem dürren Sand.
Edle Samen,
Fremde Namen,
Ruh'n im tiefen Gartenland.

Blumen ſind hier nicht zu ſchauen;
Keine Lilie, kein Jasmin,
Keine Roſ' aus Saron's Auen
Sieht der Wand'rer hier erblühn:
Süße Träume
Stiller Keime
Harren auf des Frühlings Grün.

Fromme Gärtner ſind gezogen
Fernhin über Land und Meer;
Stürmiſch ſchleuderten die Wogen
Oft ihr Schifflein hin und her:
Doch den Garten
Treu zu warten,
Iſt den Edlen nichts zu ſchwer.

Von den auswärtigen Miſſionen geht der Dichter zu den einheimiſchen über und beſingt die Griechenanſtalt zu Beuggen, die Judenbekehrungsanſtalten ꝛc. Hier geht begreiflicherweiſe die Poeſie ein wenig aus. Dann folgen verſchiedene Gedichte, in denen größtentheils Schriftſtellen oder bibliſche Ideen paraphraſirt und commentirt werden; ferner vermiſchte und Gelegenheitsgedichte.

Da der Verfaſſer in ſo vieler Beziehung auf Originalität Anſpruch machen darf, hätte er um ſo mehr die formellen Nachahmungen vermeiden ſollen, die ſich niemals gut ausnehmen und inmitten origineller Dichtungen ſtets einen fremden Mißklang hineinbringen und die Illuſion ſtören. Wer möchte z. B. in dieſen frommen Gedichten durch folgende Anfänge:

Mahadew, der Gott der Erde,

oder:

Kennſt du das Land, wo wild der Tiger glüht?

an die bekannten Goethe'ſchen Dichtungen erinnert werden? Eben ſo unpaſſend iſt in dem Gedicht

Drei Perlen wachſen im tiefen Grund ꝛc.

die Erinnerung an Schillers bekannte drei Worte. Eben ſo die Anwendung der bekannten Barbaroſſaſage auf Dr. Luther. Der Dichter läßt nämlich den Lezteren, gleich jenem alten Kaiſer, über einem Buch ſitzen, bis ihm der Bart durch den Tiſch gewachſen iſt ꝛc. Der Gedanke, den gewaltigen Reformator den modernen Heuchlern, die ſeines Namens ſo unwerth ſind, ein ernſtes Wort ins Ohr donnern zu laſſen, iſt ſchön, aber die Form dazu hätte nicht entlehnt ſeyn ſollen. Man muß das Kleid der alten Sage achten, man darf es nicht willkürlich dieſer hiſtoriſchen Figur ausziehen, um es einer modernen anzuziehen.

47) Des Kaiſers Schatten. Von Al. Joſ. Büſſel. München, Liter.-artiſtiſche Anſtalt, 1836. 8.

Wenn die bekannte franzöſiſche Ballade: „die Heerſchau Napoleons,“ eben ſo groß als Dichtung, als höchſt nachläſſig in der Form, den welthiſtoriſchen Korſen nur in einem einzelnen poetiſchen Bilde malt; wenn dagegen Edgar Quinet ſämmtliche bedeutende Momente aus deſſen Leben in einem Epos beſingt: ſo iſt es hier der deutſche Sänger, welcher, in Traumbildern von Geiſteshand geführt, die poetiſchen Lebensmomente jenes ungewöhnlichen, in ſeinem titaniſchen Streben untergegangenen Mannes ſchaut. Dieſes Werk des durch ſeine Antiope, den Tod Winckelmanns, Nariſſa u. ſ. w. bekannten Verfaſſers enthält 129 Canzonen, deren jede aus einer dreizehnzeiligen Strophe beſteht und ihre eigene Nummer führt.

Der Kranz dieſer Canzonen iſt ſo geflochten, daß ein flüchtiger Leſer den Faden deſſelben leicht verlieren dürfte; allein bei aufmerkſamer Leſung ſieht man denſelben wohl, und eben dieſe loſe Verbindung iſt einer Reihe von Traumbildern angemeſſn; nur möchte der Obelisk jedenfalls zu weit vorangeſtellt ſeyn (Canz. 10), da die Schneefelder Rußlands erſt ſpäter dem Auge wieder vorübergeführt werden.

Das Ganze iſt reich an ſehr gelungenen Stellen. So z. B. ſchildert die 18te Canzone, wie die Deutſchen auf Rußlands Schneefeldern begraben liegen:

Das Schneegeflocke tanzet wilden Reigen
Es wirbelt wie Geſpenſter auf und nieder,
Und ſchaukelt ſich und treibet loſe Spiele.
Begleiten ſeinen Tanz nicht Todtenlieder?
Wohl! dumpfer Schmerz nur unterbricht das Schweigen!
Das ſind der Streiter lezte Peingefühle,
Verhaucht auf kaltem Pfühle!
Die lezte Laute rufen noch und ſtöhnen,
Die bleiche Lippe zittert matt im Sterben,
Ringsum des Todes Grau'n und ſein Verderben!
Ein tauſendfaches Ach von Deutſchlands Söhnen
Ruft mit der Franken Weh wie Wehmuthsklagen:
„Es hat uns nicht des Sieges Schwert erſchlagen.“

Mürat an der Spitze ſeiner Schaaren (Canz. 26):

Horch! Trabt es nicht mit ſchweren Hufes Schlägen?
Die Roſſe wiehern, und die Panzer raſſeln;
Die Schwerter funkeln hoch emporgeſchwungen,
Granaten berſten und Kartätſchen praſſeln.
Und ritterlich führt ſie der ſtolze Degen,
Die Königskrone um das Haupt geſchlungen,
Vom Glück ihm einbedungen!
Die Reiter all' zu Tauſend und zu Tauſend,
Die Eiſenmänner, Aſperns kühne Streiter:
Phantome ſind's; ſie ziehen weit und weiter,
Als Geiſter nur am nächt'gen Himmel hauſend.
Mürat? Dort glänzt er in der Panzer Mitte!
Er weiſet ſüdwärts zu dem lezten Ritte!

27.

Das Hütlein tief hereingedrückt zur Stirne,
Zählt er des Heeres ausgegoſſ'ne Maſſen,
Die ſich vor ihm entwirren und entfalten,
Endlos — es kann ſie kaum die Erde faſſen —
Dort weilt er ſinnend auf der Höh', ein Firne,
Gehüllt die Schultern in des Mantels Falten,
Des Heeres Schau zu halten; u. ſ. w.

Der Kaiſer ruft den Todten, ſie ſtehen auf (Canz. 29):

Verworren brauſ't es in den Höh'n, wie Flammen,
Die, von der Windsbraut hoch emporgetrieben,
Ergrimmt die rothen Schlangenköpfe ſtrecken,
Und an der Azur-Wölbung dann zerſtieben!
Horch! lauter wird der Sturm! Es ruft zuſammen
Der Cäſar ſeine kampfgeübten Recken!
„Steht auf von Eiſesdecken!“
Und hunderttauſend Krieger, blaſſe Leichen,
Erheben ſich, und nach den Adlern langen
Die Arme, ganz erſtarrt, ſie zu umfangen
Im Tode noch, des Ruhmes ſtolze Zeichen.
Und wie bei Arcola vorangeſchritten,
So zieht er her mit kecken Siegertritten.

Ungerührt von Hellas Klagen ſchiffte er einſt an dem armen Lande vorüber; doch es war demſelben ein anderer Gönner beſtimmt (Canz. 91):

Eh' ſich die Wimper ſchließt, da rauſcht es ferne,
Wie Wellenſchlag und Sturm; in Purpurgluthen
Erhebt ſich dort, gleich einem Götterbilde,
Ein Jüngling über die empörten Fluthen,
Umſtrahlt vom hellen Glanze goldner Sterne,
Und ſteigt hernieder auf die Blutgefilde
Mit blauem Demantſchilde;
Das Kreuz erglüht auf lichtumſtrahltem Grunde.
„Otto!“ So leuchtet es in Flammenzügen,
Die um den Namen, um das Kreuz ſich ſchmiegen,
Und freudig küſſen mit der Sehnſucht Munde.
Ein tiefes Ach erſtöhnt! — Nun iſt's verklungen!
Und Kreuz und Schild hält Hellas feſt umſchlungen.

Mit tiefem Schmerze ſchaut der Geiſt des Kaiſers das Grab ſeiner Größe, das Schlachtfeld von Waterloo (Canz. 187):

Fern ab, wo dort des Rheines Wellen fluthen,
Erheben ſich der Gräber finſt're Hügel;
Gebleichte Knochen ragen aus dem Sande
Mit Helm und Schwert — gebrochner Adler Flügel,
Beſtrahlet von des Morgens erſten Gluthen!
Hinweg den Blick gewandt vom Meeresſtrande
Erſchauert vor dem Lande
Der Britten nun der Geiſt; denn tauſend Qualen
Erſcheinen ihm, die lebend er erlitten,
Und Schmach und Hohn, womit er lang' geſtritten,
Den Haß, den nie geſättigten, zu zahlen.
— Doch den Getreuen Waterloo's zu denken,
Vermag er's nicht, das Auge wegzulenken!

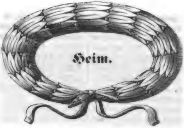
Unter vielen andern ſchönen Canzonen haben Ref. beſonders angeſprochen die Canzonen 74, 82, 99, 123, 142, 163, 177, 178.

Die Form iſt mit wenigen Ausnahmen correct. Die nicht ſelten in den jambiſchen Verſen vorkommenden Trochäen ſind ſchon nach Wielands Urtheil keine Härte, ſondern geben den Jamben Abwechslung und größere Anmuth. Nur die Eigennamen verurſachen hie und da eine, freilich bisweilen unvermeidliche Härte.

So viel dürfte zur Anzeige einer Dichtung genügen, der wir die öffentliche Anerkennung wünſchen. Die äußere Ausſtattung iſt, wie wir es aus dieſer Officin gewohnt ſind, ſchön und gefällig.

...n...

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 26. Montag, 13. März 1837.

Schriften über Heilkunde.

1) Leben des königl. preußiſchen Geh. Rathes und Doctors der Arzneiwiſſenſchaft Ernſt Ludwig Heim. Aus hinterlaſſenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von G. W. Keßler, königl. preuß. wirkl. Geh. Oberfinanzrath. 2 Theile. Leipzig, 1835. 8.

Es könnte wohl ſcheinen, daß der Geduld des Leſers eine zu ſchwere Probe auferlegt werde, wenn er durch zwei Bände (32 Druckbogen) hindurch der Schilderung des Lebens eines — wenn gleich ausgezeichneten — Arztes folgen ſoll, der ſich gänzlich auf ſeine Berufsthätigkeit beſchränkte, aber in dieſer auch mit ganzer Seele lebte und webte. Mich ſelbſt wollte es ſo bedünken, als mir das Werk, welches G. W. Keßler dem Andenken ſeines Schwiegervaters Heim gewidmet hat, zu Geſicht kam; jedoch ließ ich mich dadurch nicht abſchrecken und kann, nachdem ich daſſelbe mit ſtets ſich ſteigerndem Intereſſe durchgeleſen und wiedergeleſen habe, ſolchen, die es noch nicht kennen, die Verſicherung geben, daß ſie darin einen ſeltenen Schatz von geiſtigen und gemüthlichen Genüſſen finden werden, daß ihnen der Mann, dem dies würdige Denkmal geſezt wurde, bald eine wärmere Theilnahme einflößen wird, als der großartigſte Held des modernſten Romanes, und daß ihnen deßhalb ſelbſt unbedeutendere, denſelben betreffende Einzelheiten beachtungswerth erſcheinen werden, wie denn überhaupt die Biographie eines die Mittelmäßigkeit überragenden Mannes eben durch das Eingehen in Details an Reiz nur gewinnen kann.

„E. L. Heim, der Sohn eines armen Landpredigers, auf einem kleinen Dörſchen geboren, bedurfte reicher Naturanlagen und großer beharrlicher Anſtrengung aller innern Kräfte, um die Hinderniſſe auf ſeiner Bahn zu überwinden, um ſich zum Feldmarſchall unter den Doctoren, wie ihn im heitern Toaſt der alte Blücher als College leben läßt, emporzuſchwingen.“

Alle die vielen Beziehungen, nach welchen Heims Leben die Beachtung ſeiner Zeitgenoſſen verdient, hier auseinander ſetzen zu wollen, würde zu weit führen. Ich beſchränke mich deßhalb darauf, nur einige zu berühren.

Heims Leben umfaßt einen Zeitraum von mehr als 88 Jahren (1747 — 1834), und bietet ein überraſchendes Bild von Verſchiedenheit der Sitten von Zeit und Ort dar. Welch ein Abſtand zwiſchen dem armſeligen Knabenalter in ſeinem Geburtsörtchen Solz, wo er Holzſägen, Dreſchen, Schweinefüttern und dergleichen mehr thun mußte, und der glänzenden Periode ſeines Mannes-

Digitized by Google

und Greiſenalters, in der er der gefeiertſte Arzt Berlins war! An Heim bewährte ſich die alte Erfahrung, daß eine harte Jugend die Spannkraft eines aufkeimenden Talentes oft weit eher erhöht als lähmt. Was wir von dem alten Pfarrer Heim und ſeiner Kinderzucht in Erfahrung bringen, iſt in der That ein für die Sittengeſchichte des vorigen Jahrhunderts höchſt merkwürdiges Genrebild. Wie ſtreng die Zucht im Heim'ſchen Hauſe war, geht aus folgenden Vorfällen hervor: Wenn der Vater etwas verlegt hatte und nicht ſogleich wieder auffinden konnte, ſo wurde vorausgeſezt, die Söhne hatten den vermißten Gegenſtand in Händen gehabt und verſchleppt! Daher wurde mit dem Aelteſten begonnen und ſo abwärts bis zum Jüngſten ein Jeder ohne Erbarmen geſchlagen, um den Schuldigen zum Geſtändniß zu bringen. So hatte eines Tages wegen der vermißten Brille der ſtrenge Zuchtmeiſter die ſämmtlichen Knaben ſchon hart geſtraft und, da dieſes Mittel nicht zum Zwecke führte, den Aelteren zum zweiten Male ergriffen, als die weiche, von den Leiden der Kinder tiefbewegte Mutter ſich ehrerbietig dem Eheherrn mit den Worten naht: Herr Magiſter, ſollte nicht Ihre Brille durch die Taſche etwa in das Futter hinabgerutſcht ſeyn? Schüchtern berührt die liebende Mutter die Beinkleider des Vaters, wo ſie ihre Vermuthung beſtätigt findet und ſo der grauſamen Scene ein Ende macht.

Merkwürdig ſind die Notizen über die ſehr frühe ſich äußernde Neigung Ernſt Heims zur Natur- und Heilkunde. Der ſchnell erfolgte Tod der Mutter beſeſtigte in dem ſechzehnjährigen Sohne vollends den Entſchluß, Arzt zu werden. Auf dem Gymnaſium zu Meiningen wurde nun ſeine ſehr lückenhafte Vorbildung für die Univerſität vervollſtändigt, und ſchon in dieſer Zeit rettete er einen ſeiner Brüder eben ſo kühn als glücklich von einer Lähmung, die ohne ſein energiſches Eingreifen lebenslänglich geworden wäre. Wir eilen über die Univerſitätsjahre, die der Armuth des Vaters wegen mit vielen Mühſeligkeiten verknüpft waren, ſo wie über die Reiſe, die er durch die Unterſtützung eines wohlhabenden Freundes zu ſeiner weitern Ausbildung zu unternehmen in Stand geſezt wurde und auf der er einen ziemlichen Theil von Deutſchland, den Niederlanden, England und Frankreich beſuchte, hinweg, obgleich deren genauere Schilderung unter die leſenswertheſten Partien des Buches gehört, und ſuchen Heim ſogleich in ſeiner praktiſchen Laufbahn auf, welche den langen Zeitraum von mehr als 50 Jahren umfaßt. Anfangs prakticirte er in Spandau und erwarb ſich bald allgemeines Zutrauen. Keine Gelegenheit, ſich zu unterrichten, verſäumend, mehrte er ſchnell den reichen Schatz ſeiner Kenntniſſe. Ehe er nach Spandau kam, waren daſelbſt nie Leichenöffnungen vorgenommen worden; wenn er eine ſolche begehrte, wurde er in der erſten Zeit immer abgewieſen; allein unermüdlich war er, den Leuten den Nutzen der Sectionen klar zu machen, und bald hatte er es dahin gebracht, daß nur ſelten mehr ein Fall vorkam, wo ihm eine Leichenöffnung abgeſchlagen wurde. Dieſer Willfährigkeit verdankte Heim einen großen Theil ſeiner geſammelten Erfahrungen und Kenntniſſe. Stets war er auch bemüht, dieſe durch mündliche Unterhaltung mit Collegen zu erweitern. Nicht minder geſtand er, von Quackſalbern, Schäfern, Hirten, Scharfrichtern, Kurſchmieden, alten Frauen, inſonderheit von Krankenwärterinnen manches Nützliche und Gute gelernt zu haben. Nach ſiebenjährigem Aufenthalte in Spandau ſiedelte er in die nahe Königſtadt über, um einem Wirkungskreiſe, deſſen übermäßige Anſtrengungen er nicht lange aushalten zu können glaubte, ſich zu entziehen; und wenn er dies auch nicht erreichte, ſo ſtand doch nun die Belohnung in einem glücklichern Verhältniß zu der aufgewandten Mühe. Was Heim in dieſer Periode ſeiner vollſten Manneskraft leiſtete, grenzt ans Unglaubliche; und doch blieb auch in Zeiten, wo ſeine geiſtigen und körperlichen Kräfte aufs Aeußerſte in Anſpruch genommen wurden, die Heiterkeit ſeines Geiſtes ungetrübt, die ihn neben ſeiner Religioſität als ein ſchützender Genius durchs Leben geleitete. Sein Leben in Berlin, wie es uns hier dargeſtellt iſt, gibt ein umfaſſendes Bild der Blumen-, Frucht- und Dornenſtücke des ärztlichen Lebens; und in dieſer Beziehung iſt das Buch nicht allein angehenden Praktikern zum eifrigen Studium zu empfehlen, um ſo mehr da ihnen aus demſelben ein herrliches Muſter entgegen leuchtet, das zu erreichen zwar Wenigen gelingen wird, dem nachzueifern aber Jeder ſich angelegen laſſen ſeyn ſollte; ſondern es wird auch Nichtärzten eine lehrreiche Einſicht in die mannichfaltigſten Lebensverhältniſſe gewähren.

In welchem Grade der Arzt oft die höchſten Genüſſe des Lebens entbehren muß, davon enthält das Buch manche rührende Beiſpiele. So ließ Heim, um nur eines anzuführen, häufig ſeine Frau und ſeine Kinder mit ſich in der Stadt herumfahren, wenn er Kranke beſuchte, um doch des Umgangs mit ihnen nicht ganz zu entbehren. Auch ſeinem Lieblingsſtudium, der Botanik, mußte er faſt ganz Valet ſagen, und nur in Tagen des Unwohlſeyns konnte er ſeine ſtets rege Neigung für dieſelbe einigermaßen befriedigen. War er aber geſund, ſo mußte er des Tages wohl 60, 70, ja 80 und mehr Krankenbeſuche machen; und außerdem belief ſich noch in manchem Jahre die Zahl der zu Hauſe ertheilten Conſultationen an 3000 und 4000. Und doch verſäumte er nach ſolcher Tagesmühe nicht, Abends ſein Tagebuch vorzunehmen und über ſich ſelbſt zu Gericht zu ſitzen. Wie ſtreng prüft er ſich, beſonders bei Todesfällen, ob

er nicht dies und jenes hätte beſſer machen können und ſollen; wie beſorgt zeigt er ſich für Schwererkrankte; wie demüthig gegen Gott, wie unabhängig gegen Große und wie wohlthätig und hülfreich gegen Arme! Der reiche Lohn, den er von Wohlhabenden erhielt, war ihm ſtets eine Aufmunterung, auch Armen zu dienen. Im Jahr 1802, als die Armen noch freie Arznei aus der Schloß-Apotheke erhielten, beſchwerten ſich die Aufſeher dieſer Apotheke, daß Heim mehr freie Armenrecepte verſchreibe, als alle übrigen Aerzte Berlins zuſammengenommen. Hierauf zeichnete Heim im Auguſt jenes Jahres täglich die Kranken auf; die Rechnung des einzigen Monats ergab 975. Nun wurde er nicht weiter angefochten. Die vielen Auszeichnungen, die ihm von den höchſten Perſonen zu Theil wurden, entfremdeten ihn nie dem Volke; ſo ſehr er auch jene zu würdigen wußte, ſo rührend blieben ihm ſtets die Beweiſe der Dankbarkeit und Zuneigung der Geringſten im Volke, und gern erinnerte er ſich einzelner Fälle dieſer Art. Schon aus einem einzigen Vorfalle läßt ſich erſehen, wie ſehr er der Mann des Volkes war: bei der glänzenden Illumination zu Ehren des Königs in Berlin nach dem Frieden von 1814 konnte Heim es ſich nicht verſagen, an dem allgemeinen Jubel Theil zu nehmen, ſezte ſich zu Pferde und meinte ſich ſo am beſten umſchauen zu können. Bald aber kam er in einer engen Paſſage ſehr ins Gedränge, und ſo ließen ſich mehrere barſche Stimmen vernehmen, hier könne nicht geritten werden. Gleich aber erkennen ihn Einige und rufen: Es iſt der Doctor Heim, dem ſoll Keiner etwas anhaben, der kann reiten wo er will. Es lebe der Doctor Heim hoch! Und aus allen Kehlen hallt das Hoch wider.

Die glänzendſte Anerkennung ſeiner Verdienſte wurde Heim bei ſeinem Doctorjubiläum zu Theil, wir bedauern, hier nicht näher auf daſſelbe eingehen zu können. Namentlich erwies ſich dabei die unbegrenzte Zuneigung ſeiner Collegen zu ihm; für ihn galt das Sprichwort: „Medicus medicum odit“ nicht. Bei Stiftung der Hufeland'ſchen mediciniſchen Geſellſchaft wurde er einmüthig zum Cenſor gewählt, „weil er Jedem ſagen könne, was er wolle, ohne daß ſich derſelbe dadurch beleidigt fühle.“ Den Sarg, der ſeine irdiſche Hülle aufnahm, begleiteten viele Tauſende von Berlins Einwohnern zum Grabe. Die Mitglieder eines mediciniſchen Vereins, der nun den Namen Heimia führt, trugen den Sarg, um ein öffentliches Zeugniß abzulegen, wie ſehr ſie ihren alten Meiſter geachtet und geliebt haben, wie ſehr ſie ihn für den größten der praktiſchen Aerzte anerkennen. Darauf gaben ſie ſich das Wort, ſolchen lezten Liebesdienſt, wie aus innerem Trieb der Herzen ſie ihn Heim eben gewidmet hätten, keinem Andern jemals zu erweiſen.

Eine unermeßliche Fülle von werthvollen Beobachtungen iſt, unbenützbar für Andere, mit ihm zu Grabe gegangen, und mit Schmerzgefühl erinnert man ſich bei ihm an die traurige Wahrheit, daß diejenigen Aerzte, welche am erſten Beruf zum Schreiben hätten, am wenigſten Zeit dazu finden. Doch vielen Nutzen ſtiftete er dadurch, daß er immer einen Kreis von jungen Aerzten zu ſeiner Unterſtützung um ſich verſammelt hatte, denen er ein erhebendes Vorbild war. Die von einem ſeiner Schüler verfaßten „Morgenſtunden beim Geh. Rath Dr. Heim“ geben über dieſen Verkehr näheren Aufſchluß. Mit nicht geringerem Rechte ſind vom Herausgeber die Urtheile dreier großen Aerzte, Reil, Hufeland und Horn, über Heim aufgenommen worden. So z. B. äußert ſich Horn: „Sein beſtes ärztliches Wiſſen war ſeine Diagnoſtik, das ſchnelle Finden der Hauptſache, mit verhältnißmäßig geringen Mitteln. Ein ſcharfes Fixiren des neuen Kranken, ein ſorgſames, bedachtſames, ſtilles Würdigen der der Beobachtung ſich darbietenden Perſönlichkeit deſſelben; ein paar den Ausſchlag gebende Fragen daneben, und er wußte, was überhaupt hier zu wiſſen und zu wiſſen nöthig war.“

2) Dr. Ernſt Ludwig Heims vermiſchte und mediciniſche Schriften. Im Auftrage des Verfaſſers nach hinterlaſſenen Papieren geſammelt und herausgegeben von Dr. A. Pätſch, ausübendem Arzte zu Berlin. Leipzig, 1836.

Füllt dieſer literariſche Nachlaß Heims nur einen engen Raum, ſo wiegt er doch manches bändereiche Werk durch ſeine Gediegenheit auf. Um Aerzte über den Werth dieſer Sammlung zu unterrichten, brauchen wir nur an ſeine Unterſuchungen über die Diagnoſtik der falſchen Pocken, über die Verſchiedenheit des Scharlachs, der Rötheln und der Maſern und beſonders über die Schwangerſchaft außerhalb der Gebärmutter zu erinnern, die jedem Fachgenoſſen als ausgezeichnet bekannt ſind. Ueber den leztgenannten Gegenſtand finden wir hier eine früher nicht veröffentlichte Abhandlung, die am beſten den außerordentlichen Umfang ſeiner Erfahrenheit beweist; von dieſem ſo ſeltenen Leiden hat er nicht weniger als 33 Fälle erlebt und beobachtet. Sollte es überhaupt noch einer Empfehlung von Heims hinterlaſſenen Schriften bedürfen, ſo möchte ſich dafür die Verſicherung des Herausgebers eignen: „Es gehörte zu ihres Verfaſſers mediciniſchem Glaubensbekenntniß, daß Verſtöße gegen die ſtrengſte Wahrheit in wiſſenſchaftlichen Dingen keinem ſo übel anſtänden als dem Arzte; und er ſagte von ſich, daß er in ſeinem ganzen ärztlichen Leben ſich weder ſchriftlich noch mündlich irgend eine, auch nicht die kleinſte, mediciniſche Uebertreibung oder Ausſchmückung wiſſentlich

habe zu Schulden kommen laſſen." Wie wenige mediciniſche Schriftſteller möchten dies mit gutem Gewiſſen von ſich behaupten können!

Mit Wahrſcheinlichkeit iſt anzunehmen, daß Heim außer dieſem literariſchen Nachlaß auch in ſeinem Tagebuche viele auf die Heilkunde bezügliche Bemerkungen niedergelegt hat, deren Ausbreitung wünſchenswerth wäre.

Lyriſche Dichtkunſt.

48) Chriſtuslieder. Paſſions- und Oſtergeſänge von Georg Rapp, Pfarrer in Oberurbach. Stuttgart, Steinkopf, 1836. 8. S. 94.

Auch dieſe Gedichte ſind wie echtchriſtlich, ſo auch von poetiſchem Werthe. Der Verfaſſer iſt des Wohlklangs Meiſter, wie man es ſelten findet. Man leſe z. B. folgende ſehr ſchöne Umſchreibung des stabat mater:

Maria.

Daß ein Seherwort dir zeigte,
Fühleſt du das Schwert im Herzen,
An des Sohnes Kreuz geneigte,
Reine Mutter aller Schmerzen?
Blut an Blut entquillt dem Armen,
Strömt in dich Sein tiefes Leiden;
Spötter höhnen ohn' Erbarmen,
Tauſendfach dich zu zerſchneiden.

Haſt du dazu Ihn empfangen?
Zu dem ſüßen Schall nach oben,
Da die Engellieder klangen,
Dazu lächelnd Ihn erhoben?
Meinte das dein Mutterbangen,
Da du liebend mit ihm gingeſt;
Von der Böſen Neid umfangen,
Leiſe zagend an ihm hingeſt?

Mit gepreßtem Odem harrend,
Mit den unverwandten Zügen
Hin auf den Geliebten ſtarrend,
Sollſt du tief im Staube liegen.
Deine treuen Arme ſchweben,
Können beid' Ihn nicht umfaſſen,
Nur ſein ſtarres Kreuz umweben.
Muß Er ohne Troſt erblaſſen?

Geben, noch im Todesſchauer,
Iſt Ihm ſeliger als Nehmen.
Mild in deine tiefſte Trauer
Läßt Er Seine Liebe ſtrömen ꝛc.

Die Leiden Chriſti, die Worte, welche Chriſtus damals geſprochen und die vorzüglichſten Scenen vor, während und nach der Paſſion ſind der Gegenſtand dieſer Dichtungen. Eins der ſchönſten iſt:

Die Gefangennehmung.

Hell leuchten die Lampen im Blüthenſchein,
Des Mordes Speere funkeln darein,
Und machten die heilige Oſternacht
Zur Zeugin gegen des Abgrunds Macht.

Wer tritt ſo fromm aus dem Gartenthor,
Als trät' er aus heiligem Tempelchor?
Wer ſchleicht heran von der Schattentrift,
Der Schlange gleich mit dem Mund voll Gift?

Den heiligſten Mund befleckt ſein Kuß,
Der Himmliſche lächelt dem Höllengruß,
Die Ihn verrathen zum Tode glaubt,
Und hat ſich ſelber den Sieg geraubt ꝛc.

Das kräftigſte Lied iſt folgendes:

Kaufe ein Schwert.

Ich zage wehrlos und in Schmach;
Der Feind iſt neu bereit,
Der mir ſchon oft die Seele brach
Im ungleich ſchweren Streit.
Zerſchlagen liegen um mich her
Des Trotzes Schwert, des Stolzes Speer.

Herr, ob dies Herz in Klagen bricht
Nach Deinem Friedensport,
Nach Deinem theuren Angeſicht,
Daß treu mich nehme fort,
Du hältſt des Heldenrufs mich werth:
„Ermanne dich und nimm mein Schwert!"

Du legſt in meine ſchwache Hand
Den ſtarken Glaubensſtahl;
Er lodert wie der Sonne Brand,
Er zündet wie ihr Strahl,
Und gießt in Mark und Seele mir
Die freudenvolle Kampfbegier.

49) Herzenserhebungen in religiöſen Geſängen von C. G. J. Hundeiker. Magdeburg, Bühler, 1835.

50) Blüthen aus den Weiheſtunden meines Lebens von G. W. Freudetheil. Hannover, Halwing, 1836.

Beide Sammlungen ſind Erzeugniſſe des frommſten Gemüthes, beziehen ſich auf die Gegenſtände der chriſtlichen Andacht, auf die ewige Beſtimmung des Menſchen und knüpfen auch an wichtige Lebensmomente, Freund- und Trauerfälle in der Familie ꝛc. die religiöſe Betrachtung an. Die erſtere Sammlung hält ſich mehr in der Form des Kirchenlieds, die zweite ſtrebt nach modernerem Schwunge der Goethe-Schillerſchen Weiſen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 27. Mittwoch, 15. März 1837.

Schriften über Heilkunde.

3) Verſuche für die praktiſche Heilkunde. Von Ferdinand Jahn. Erſtes Heft. Eiſenach, 1835.

Der Verfaſſer dieſer Verſuche iſt einer der talentvollſten und gelehrteſten Aerzte der jüngern Generation, eben ſo vertraut mit den vielfachen Mängeln der Heilkunde als begeiſtert von dem Verlangen, nach Kräften zu ihrer Vervollkommnung beizutragen. Schade, daß ſeinem aufſtrebenden Geiſte die Außenwelt oft hemmend entgegentritt und körperliche Leiden deſſen freie Entfaltung ſtören; nennt er ſich doch ſelbſt in ſeinem mit Beifall aufgenommenen Werke über „die Naturheilkraft“ einen ſchwachen, unter dem Drucke der Krankheit und der allerungünſtigen Umſtände lebenden Menſchen. Demnach wäre ihm zu Gunſten ſeiner ſelbſt und der Wiſſenſchaft ein anderer Wirkungskreis zu wünſchen, der ſich ihm am paſſendſten auf einer deutſchen Hochſchule eröffnen dürfte; unzweifelhaft würde er jeder mediciniſchen Fakultät zur Zierde gereichen und als Profeſſor eine ſeiner Individualität angemeſſenere Stelle einnnehmen, denn als Hofarzt in einem Lande, wie das, von welchem er in der gegenwärtigen Schrift ein Gemälde voll Schlagſchatten liefert, in dem übrigens doch die Hauptbedingung für ein Fortſchreiten zum Beſſern nicht zu fehlen ſcheint; ſonſt würden ſolche Aeußerungen, wie die ſeinigen, nicht ungeahndet geblieben ſeyn.

Die in dieſer Schrift enthaltenen Abhandlungen ſind großentheils wichtige Beiträge zur praktiſchen Heilkunde und geben über manche dunkle Krankheit werthvolle Aufſchlüſſe, ſo namentlich die erſte Abhandlung: Beiträge zur Naturgeſchichte der hitzigen Gehirnhöhlenwaſſerſucht der Kinder. Mehrere berühren Gegenſtände, auf die auch die Wißbegierde von Nichtärzten gerichtet iſt. Hierher gehört namentlich ein Aufſatz über thieriſchen Magnetismus, enthaltend einen Krankheitsfall, in welchem dieſes Heilmittel überraſchende Wirkungen zeigte, und eine eindringliche Aufforderung, die Erſcheinungen des Mesmerismus auf ihren phyſiologiſchen Grund zurückzuführen und aus den Verhandlungen über die Sache die vielen guten Körner von der unendlichen Spreu zu ſichten; — ferner ein gerichtsärztliches Gutachten über ein mehrere Jahre hindurch von den Eltern mißhandeltes Mädchen, welches uns an das Verbrechen erinnert, deſſen Urheberin kürzlich in München ihre Schuld auf dem Blutgerüſte büßte; — Andeutungen über die Prophezeiungen der Sterbenden, die bei Irren manchmal kurz vor dem Tode ſtattfindende Wiedererhellung der Seele und einige verwandte Gegenſtände; — endlich die Wirkſamkeit ſehr kleiner Arzneigaben. Den leztern Aufſatz veranlaßten des Verfaſſers mehrjährige Experimente über

Digitized by Google

den Werth der homöopathiſchen Heilmethode, deren Reſultate er im zweiten Bande dieſer Schrift ſeinen Kunſtgenoſſen vorzulegen verſpricht. Obgleich ſich ihm die homöopathiſche Anwendungsweiſe der Arzneimittel im Ganzen als fruchtlos herausſtellte, ſo führten ſie ihn doch zu der Erkenntniß, daß manche Arzneien noch in Gaben wirken, denen man ihrer Kleinheit wegen keine Wirkungen zutrauen möchte, ja daß manche Arzneien in ſehr kleinen Gaben (die aber freilich himmelweit von homöopathiſchen Gaben verſchieden ſind) wirkſamer ſeyen und tiefer eingreifen als in den gewöhnlichen. Dieſe Behauptung belegt er mit der nähern Auseinanderſetzung ſeiner Heilverſuche mit Queckſilber und Jod, welche in Gaben von 1/10 Gran noch entſchiedene, unbezweifelbare Heilwirkungen äußerten. Schließlich erwähnt er noch einer Thatſache, die er bei ſeinen Verſuchen über die Homöopathie mehrfach beobachtet habe, und die im Hinblick auf ſie, aber auch abgeſehen von ihr höchſt bemerkenswerth iſt. „Ich habe, ſagt er, vielfach deutlich geſehen, daß der Organismus, wie er durch manche Krankheiten äußerſt empfindlich wird gegen Einflüſſe, die ſonſt ganz und gar keinen Eindruck auf ihn machen, hierzu auch künſtlich gebracht werden kann, dadurch nämlich, daß man alle gröberen und grelleren Reize von ihm abhält, ihn ſich gleichſam darin üben läßt, gegen feine Reize zu reagiren und das inſtinktmäßige Nervenleben aus dem Schlafe, in welchem es beim gewöhnlichen Verlaufe des Lebens befangen iſt, wiedererweckt. Es läßt ſich dies bewerkſtelligen durch Vereinfachung der Lebensweiſe, durch Abhaltung der ſo zahlreichen heftigeren Reize, deren Einwirkung die der feineren gleichſam verdrängt und abhält, und den Körper gegen ſie abſtumpft, durch Erweckung des Gemüthes zum Glauben und Schauen, womit eine Depotenzirung des das Gemeingefühl beſchränkenden Verſtandeslebens oft recht grell hervortritt, durch Anhalten der Kranken zum Aufmerken und Lauſchen auf ihre Gefühle und Empfindungen, kurz, durch eine Zurückführung des Menſchen zum Urzuſtande, womit denn eine Wiederbelebung des durch die vorgeſchrittene Kultur und das in ihrem Geleite gehende Böſe gleichſam ſcheintodt gewordenen Gemeingefühls oder Inſtinktlebens, eine Annäherung zum magnetiſchen Zuſtand geſezt iſt.“

4) Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin. Als Erläuterungen zu dem Lehrbuche der gerichtlichen Medicin von Adolf Henke, königl. bayr. Hofr., o. ö. Lehrer der Theologie ꝛc. zu Erlangen ꝛc. 5ter Band. Leipzig, 1834. gr. 8.

Allgemein anerkannt ſind die Verdienſte, welche ſich der Verfaſſer dieſer Abhandlungen durch ſeine früheren Werke über gerichtliche Medicin, das in einer Reihe von Auflagen überall verbreitete Lehrbuch derſelben, die gleichfalls ſchon in zwei Auflagen erſchienenen frühern vier Bände des vorliegenden Werkes und durch das von ihm redigirte, der Staatsarzneikunde ausſchließlich gewidmete Journal, um dieſen wichtigen und ſchwierigen Zweig der Heilwiſſenſchaft erworben hat; und durch die gegenwärtige Arbeit hat er ſich von Neuem gültige Anſprüche auf den Dank ſeiner Collegen wie auch der Rechtsgelehrten erworben. Die erſte Abhandlung: Vergleichung der ältern und der neuern Theorie des Kriminalrechts vom Thatbeſtande der Tödtung, in Bezug auf gerichtlich-mediciniſche Begutachtung der Tödtlichkeit der Verletzungen, gibt eine im Hinblick auf die gegenwärtig in mehrern Staaten Deutſchlands bevorſtehende durchgreifende Reviſion der peinlichen Geſetzgebung ſehr zeitgemäße und erſchöpfende Abhandlung über eines der verwirrteſten Kapitel der gerichtlichen Medicin. — Im zweiten Aufſatze: Zur Lehre von den Prüfungsmethoden und Kennzeichen zum Behufe der gerichtsärztlichen Entſcheidung über Lebend- oder Todtgeborenſeyn der todt gefundenen neugebornen Kinder, führt Henke den Beweis, daß die Lebensproben der gerichtlichen Medicin bis jezt, und für ſich allein nur Wahrſcheinlichkeit und nicht volle Gewißheit geben, eine Wahrheit, deren Berückſichtigung ſämmtlichen Gerichtsärzten nicht dringend genug ans Herz gelegt werden kann.

Die Abhandlung über die plötzlichen Ausbrüche einer nur kurze Zeit dauernden Manie (Mania transitoria) in Hinſicht auf gerichtliche Medicin betrifft einen für den Rechtsgelehrten und den Arzt wie für den Pſychologen merkwürdigen Gegenſtand, der bis jezt unſers Wiſſens noch nirgends einer ſo gründlichen Betrachtung unterworfen worden iſt. Es handelt ſich nämlich um den Zuſtand, wo ein Menſch ohne alle vorangehende Zeichen von Krankheit in eine nicht lange dauernde Raſerei verfällt, nach kurzer Zeit wieder völlig wohl iſt und entweder gar keine Anfälle dieſes Zuſtandes mehr bekommt oder erſt nach unbeſtimmter Zeit, ſo daß bei einer nicht auf ſehr lange Zeit fortgeſezten Beobachtung keine weitern Anfälle bemerkt werden. Das Vorkommen ſolcher Zuſtände iſt durch unzweifelhafte und unverdächtige Fälle erwieſen, und bedenkt man, daß bei denſelben leicht das Leben Anderer gefährdet, und der Kranke dann für das von ihm unfreiwillig begangene Verbrechen zur Verantwortung gezogen werden kann, ſo leuchtet die praktiſche Wichtigkeit des Gegenſtandes ein. Ohne Zweifel hat wegen Unbekanntſchaft mit dieſer eigenen Art von Manie in frühern Zeiten mancher Unſchuldige auf dem Hochgericht gebüßt, obwohl ſie nicht eben unter die häufigen Erſcheinungen zu zählen iſt. Der Verfaſſer führt eine Reihe hierher gehöriger Fälle, die von Heim,

Lichtenſtädt, Löwenhard, Amelung und Lieblein beobachtet worden ſind, auf und leitet daraus mit vieler Umſicht die Grundſätze ab, nach welchen der gerichtliche Arzt zu verfahren hat, wenn ihm ein Fall, wo eine ſolche Mania transitoria zur Entſchuldigung des ſtattgefundenen Verbrechens vorgegeben wird, zur Beurtheilung vorliegt. Einem verwandten Gegenſtande iſt die vierte Abhandlung: Ueber die ſogenannte Mania sine delirio in Bezug auf Pſychologie, gerichtliche Medicin und Rechtspflege, gewidmet; über die Exiſtenz dieſes Zuſtands iſt neuerlich viel hin- und wider geſtritten worden, und der Verf. beſtrebt ſich nicht ohne Glück, die Controverſen einer endlichen Entſcheidung näher zu bringen.

5) Mediciniſcher Almanach für das Jahr 1836. Erſter Jahrgang. Berlin, 1836.

Als Herausgeber unterzeichnet die Vorrede Dr. *Joh. Jac. Sachs*, ein vielbeſchäftigter und mit den Leiſtungen der Gegenwart eng vertrauter Literat, wie er ſich ſelbſt bezeichnet. Dieſe ſeine neuſte Gabe können wir nicht anders als beſtens willkommen heißen; denn die Idee, den von dem gelehrten und noch jezt hochgeſchäzten *Gruner* im vorigen Jahrhundert durch eine ziemliche Reihe von Jahren (1782—1797) herausgegebenen mediciniſchen Almanach in verjüngter Geſtalt wieder aufleben zu laſſen, iſt ſicher Lobes und Dankes werth.

Wie der Jahreswechſel faſt für jeden Menſchen ein von ſelbſt ſich aufdringender Anlaß iſt, ſeine Blicke zurückzuwenden auf die Vergangenheit, und zunächſt auf das eben verfloſſene Jahr, ſich ſein Verhalten zu und in ihr, je nach ſeiner Individualität, in dieſer oder jener Beziehung zu vergegenwärtigen und ſich dann die Nutzanwendung für die Zukunft daraus zu ziehen, ſo mag es auch ein paſſender Zeitpunkt ſeyn, um die Entwicklung einer Wiſſenſchaft von Zeit zu Zeit zu überſchauen, ihre Bedeutung ſich klar zu machen und die wichtigſten Erſcheinungen der lezten Vergangenheit dem Gedächtniſſe noch einmal einzuprägen. Einem Almanache, welcher der Dolmetſch derartiger Betrachtungen über die Heilkunde zu ſeyn ſich vorſezt, kann es an reichhaltigem und intereſſantem Stoffe nicht fehlen und wird jedem Freunde derſelben eine erwünſchte Erſcheinung ſeyn. Wir hoffen im Intereſſe des Herausgebers wie ſeiner Leſer, daß ihm dieſe Beſtimmung eines wiſſenſchaftlichen Almanachs bei der Ausarbeitung der zu hoffenden folgenden Jahrgänge immer gegenwärtig ſeyn möge.

Daß der vorliegende etwas übereilt werden mußte, geſteht der Herausgeber in der Vorrede unumwunden ein und verkennt nicht die Mangelhaftigkeit deſſelben, indem er zugleich weſentliche Verbeſſerungen für die künftigen Jahrgänge zuſagt. Obgleich der Verf. auf dieſe Weiſe die Kritik eigentlich zum Voraus entwaffnet, ſo fühlen wir uns doch durch ſeine Bitte um Mittheilung von Bemerkungen, die zum Vortheile des Almanachs dienen können, zu einigen wohlgemeinten Ausſtellungen veranlaßt, die ſich am paſſendſten mit der Ueberſicht des Inhalts verknüpfen laſſen.

Der Almanach zerfällt in drei beſonders paginirte Abtheilungen, nämlich: 1) Tagebuch für das Schaltjahr 1836, das zuerſt gewöhnliche Kalendernotizen über Zeitrechnung und dergleichen, und ſodann eine doch wohl zu ſehr im Lapidarſtyle gehaltene Ueberſicht der Epochen und Perioden für die Geſchichte der Medicin gibt. Hierauf folgt dann das eigentliche Tagebuch. Jeden Monat eröffnet ein gedrängter Artikel über die durchſchnittlichen Witterungs- und Krankheitsverhältniſſe während deſſelben, an welchen ſich dann die einzelnen Monatstage anreihen, mit Angabe von (größtentheils namhaften) Aerzten oder Naturforſchern, die an ihnen geboren oder geſtorben ſind, von Ereigniſſen, die ſich auf Medicin oder Naturkunde beziehen und an den betreffenden Tagen vorfielen. Daß dabei der eine und der andere Tag ganz leer ausgeht, während andere faſt zu reich beſezt ſind, iſt kein Vorwurf für den Herausgeber, wird aber gewiß *ſpäter* von ihm vermieden werden können. Unpaſſend kommt es uns vor, daß derſelbe auch Vorgänge, die ſich alljährlich in der belebten Natur einmal früher, das anderemal ſpäter wiederholen, unter beſtimmten Monatstagen bemerkt, wie z. B. beim 25. Dec.: „Der Kreuzſchnabel paart ſich.“ Dergleichen Dinge ſtünden doch beſſer in dem allgemeinen Artikel über jeden Monat. Bei der Angabe merkwürdiger Ereigniſſe wären öfters etwas genauere Nachrichten zu wünſchen; durch die Kürze entſteht manchmal Dunkelheit; beim 1. Febr. ſteht z. B. die Bemerkung: 1797, die Provinz Quito durch ein furchtbares Erdbeben in zwei Theile zerriſſen! Vielleicht wäre es am zweckmäßigſten, bei jedem Tage nur *einen* Gegenſtand oder *eine* Perſon zu berühren und ſich dabei etwas mehr zu verweilen; beſonders wäre es dankenswerth, wenn bei dieſer Gelegenheit kurze biographiſche Notizen mitgetheilt würden. Uebrigens müſſen wir bekennen, daß das Tagebuch auch in ſeiner jetzigen Geſtalt manches Wiſſenswerthe und wenig Bekanntgewordene bringt, und gewiß nicht ohne viele Mühe zu Stande gebracht werden konnte. Es gibt dem Herausgeber vielfache Gelegenheit, ſeine Verehrung gegen todte ſowohl als lebende verdienſtvolle Aerzte auszuſprechen, eben ſo wie auch anſcheinend erwünſchten Anlaß, Einzelner Schwachheiten oder von gelehrten Vereinen ausgehende Lächerlichkeiten zu rügen, wogegen nichts einzuwenden iſt, ſobald nur Lob und Tadel ganz nach Recht und Billigkeit zuerkannt wird.

2) Jahrbuch des Wiſſenswertheſten aus der medic. literariſch-journaliſtiſchen Wirkſamkeit vom Jahr 1835. Erſte Abtheilung. (Die zweite Abtheilung, Geburtshülfe und Staatsarzneikunde umfaſſend, ſoll im zweiten Jahrgang folgen.) Dieſer Abſchnitt erwähnt in Kürze verſchiedener Bücher vom Jahr 1835 und gibt viele kleine Notizen aus Journalaufſätzen. Wenn der Verf. künftig journaliſtiſche und nichtjournaliſtiſche Literatur trennen will, ſo thut er daran ganz recht. Leztere ſollte vorzüglich berückſichtigt werden, und eine nach den einzelnen Fächern geordnete bibliographiſche Ueberſicht wäre der Tendenz des Almanachs ganz angemeſſen. Von der Journalliteratur ſollte wirklich nur das ganz Hervorſtechende erwähnt werden, dieſes aber nicht zu kurz. Entdeckungen, die fruchtbare Folgen verſprechen, dürften in dieſer Abtheilung eine vorzügliche Stelle einnehmen; für den gegenwärtigen Jahrgang hätte ſich die Entdeckung eines wichtigen Gegengifts gegen Arſenik im Eiſenoxydhydrat gut geeignet, die zwar ſchon im Jahr 1834 publizirt wurde, aber 1835 die nöthigen Beſtätigungen erhielt. Den Schluß dieſer Abtheilung bilden eine mediciniſche Tagesgeſchichte und Perſonalchronik.

3) Mannichfaltigkeiten, worunter beſonders erwähnenswerth ſind: Ideen zur ärztlichen Politik und nekrologiſche Erinnerungen, die Autenrieth, Bernſtein, Dzondi, Unger und Röſchlaub und außerdem noch einige, wenig bekannte Aerzte betreffen, ſtatt deren wir lieber Ehrendenkmäler für Dupuytren, Lobſtein und Boer gefunden hätten, die gleichfalls im Jahr 1835 der Wiſſenſchaft entriſſen wurden.

Schließlich möchten wir wünſchen, daß auf die Correctur mehr Sorgfalt verwendet werde. Die Namen ſind großentheils fehlerhaft, es fällt deßhalb nicht ſchwer, Beiſpiele zu finden. Wir führen zum Beleg unſerer Behauptung nur folgende an: aus dem allbekannten Waſſerdoctor Oertel iſt ein Hertel geworden, aus Anſpach — Auerbach; ſtatt Schwägrichen ſteht Schwägerchen; ſtatt Zeller — Ziller; Enz in Murrhardt ſtatt Murrhardt zu Enzin u. dgl. Die Incorrectheit betrifft übrigens nicht bloß Namen, ſondern kommt auch bei andern Wörtern häufig zum Vorſchein; ſo fanden wir mehrere Male Archiator ſtatt Archiater, auch Humerolpathologie ſtatt Humoralpathologie. Die Perſonalnotizen werden faſt werthlos, wenn man ſich nicht auf die Richtigkeit der Namen verlaſſen kann.

6) Worin iſt die unnatürliche Sterblichkeit der Kinder in ihrem erſten Lebensjahre begründet, und wodurch kann dieſelbe verhütet werden? Eine von der kaiſ. ruſſiſchen freien ökonomiſchen Geſellſchaft zu St. Petersburg gekrönte Preisſchrift von Wilh. Rau, Dr. und Profeſſor zu Bern. Bern, 1836.

Bedenkt man, daß im Durchſchnitte etwa der vierte Theil der Gebornen ſchon im erſten Lebensjahre wieder eine Beute des Todes wird, ſo verdient die Frage, ob dieſes traurige Sterblichkeitsverhältniß nicht durch zweckmäßige Anordnungen verbeſſert werden könnte, ohne Zweifel eine reifliche Erwägung. Von doppelter Wichtigkeit iſt dieſe Frage für Staaten, deren Bevölkerung noch ſo weit entfernt iſt, Beſorgniſſe wegen einer Uebervölkerung zu erregen, wie wir dies in Rußland finden. Die ökonomiſche Geſellſchaft zu St. Petersburg handelte daher ganz in vaterländiſchem Intereſſe, als ſie im Jahr 1833 für die beſte Schrift über die Urſachen und die Verhütung der unnatürlichen Sterblichkeit der Kinder in ihrem erſten Lebensjahre einen Preis ausſezte. Unter nicht weniger als 84 concurrirenden Schriften wurde der hier beſprochenen ein Preis zuerkannt; außerdem wurden auch noch zwei andern Bewerbern Preiſe zu Theil.

Der Verfaſſer hat das Studium der Natur des kindlichen Organismus von jeher mit beſonderer Vorliebe kultivirt und ſich durch ſein vor einigen Jahren erſchienenes Handbuch der Kinderkrankheiten bereits als ein umſichtiger Forſcher in dieſem Zweige der Heilkunde ausgewieſen.

Auf das Einzelne einzugehen, iſt hier nicht der Ort; wir bemerken nur, daß ſämmtliche in Betrachtung kommende Punkte in einer paſſenden Aufeinanderfolge und in einer Darſtellungsweiſe, die dem Arzte nicht minder als dem Laien genügen wird, beſprochen ſind. Die Schrift verdient mit Recht eine allgemeine Verbreitung; wenige populär-mediciniſche Bücher werden ſo ganz ihrem Zwecke entſprechen, wie dieſes, wenn es nur erſt in einem weiten Kreiſe bekannt geworden iſt. Eltern, die um das Wohl der Ihrigen zärtlich beſorgt ſind, werden ſich, nach Durchleſung des Buchs, dem Verfaſſer zu aufrichtigem Danke verpflichtet fühlen; ſie vornämlich ſind es, denen wir das Buch zu eifrigem Studium empfehlen!

Schon im vorigen Jahr erſchien über denſelben Gegenſtand folgende, wahrſcheinlich durch dieſelbe Veranlaſſung hervorgerufene Schrift:

7) Woher rührt die natürliche Sterblichkeit der Kinder im erſten Lebensjahre, und wie iſt dieſem Uebel vorzubeugen? Nach Erfahrungsſätzen beantwortet von Dr. Bodenmüller, Oberamtsarzt zu Gmünd. Gmünd, 1835. 8.

Die der vorgenannten in jeder Beziehung nachſteht und durch dieſe überflüſſig geworden iſt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 28. Freitag, 17. März 1837.

Schriften über Heilkunde.

8) Ueber den Zuſtand der Heilkunde und über die Volkskrankheiten in der europäiſchen und aſiatiſchen Türkei. Ein Beitrag zur Kultur- und Sittengeſchichte von F. W. Oppenheim, Dr. Med. ꝛc. Hamburg, 1835.

Der Verfaſſer dieſer nicht für Aerzte allein anziehenden Schrift fand während eines faſt dreijährigen Aufenthalts in den verſchiedenen Provinzen der europäiſchen und aſiatiſchen Türkei die reichſte Gelegenheit, ſowohl mit dem Zuſtande der Heilkunde daſelbſt, als auch mit den dortigen Sitten und Gebräuchen bekannt zu werden, und theilt in derſelben ſeine Beobachtungen über dieſes zwiſchen Barbarei und Civiliſation ſchwebende Land mit. Daß er den Zuſtand der Heilkunde ſehr jämmerlich fand, wird Niemand überraſchen; um ſo mehr fällt es auf, daß der Stand der Aerzte unter den Türken in hoher Achtung ſteht. Der Arzt iſt dem Türken eine Art von Heiliger und der Name „Hekim" das ſicherſte Schutzmittel gegen alle politiſchen und religiöſen Verfolgungen. In dem lezten ruſſiſch-türkiſchen Feldzuge ſollen mehrere Gefangene ſich dadurch das Leben gerettet haben, daß ſie im Augenblicke der Noth das Wort Hekim ausſprachen; der rohe, fanatiſche, habſüchtige Krieger bemeiſterte ſeine Wuth; er ließ ſeine Gefangenen am Leben und überlieferte ſie der Behörde. Wie wenig aber die Aerzte dieſes Anſehens würdig ſind, erſehen wir aus folgender Stelle: „In der Hauptſtadt ſelbſt prakticiren neben einigen wirklich unterrichteten Aerzten, theils Fremden, theils Griechen, die in Europa eine rationelle wiſſenſchaftliche Bildung genoſſen haben, eine Menge Ausländer, die in ihrer Heimath einem ganz andern Stande als dem ärztlichen ſich beizählten. Außerdem beſchäftigen ſich mit der Heilkunſt, in der Hauptſtadt ſowohl als im ganzen Lande, Leute aller Nationen und aus allen Ständen, Griechen, Juden und Armenier, die Geiſtlichkeit aller dieſer Nationen, die Zigeuner, die Barbiere und die alten Weiber, wie überall." Am tiefſten ſcheinen übrigens doch die eigentlichen türkiſchen Aerzte zu ſtehen. „Divination iſt das Hauptagens ihrer Medicin; ſie glauben feſt an Sterndeutekunſt, und ihr Aberglaube geht ſo weit, daß ſie an Nekromantie, an die Wirkung der Talismane und der kabbaliſtiſchen Figuren glauben. In bedenklichen Fällen wird aber Spuk, den die menſchliche Thorheit erfunden hat, um die kindiſche Furcht vor dem Tode zu benehmen, verſucht; bald wird die Krankheit als ein böſer Geiſt beſchworen; ein andermal ſieht man ſie als eine gerechte Heimſuchung Gottes an und ſucht deſſen Zorn zu beſchwichtigen; es werden lange Gebet

Digitized by Google

hergeſagt und der Roſenkranz fünfzig Mal abgezählt; es werden Sprüche aus dem Koran aufgeſchrieben, zuſammengeknetet und dem Kranken zum Verſchlucken gereicht, oder es werden ſolche Sprüche auf ein Brett geſchrieben, daſſelbe abgewaſchen und das ſchmutzige Waſſer dann dem Kranken zum Trinken gegeben.“ Deus sit propitius huic potatori!

Obgleich der Verfaſſer ſtets ſeinen Hauptzweck, die Türkei in mediciniſcher Beziehung zu ſchildern, nicht außer Augen läßt, ſo erfahren wir doch gelegentlich manche Einzelnheiten, die in das Leben des türkiſchen Volkes, und namentlich der Großen, einen tiefern Blick werfen laſſen. Dazu gibt der Artikel über das Vorkommen von Geiſteskrankheiten dem Verfaſſer mehrfachen Anlaß. Unter den Urſachen, warum dieſelben unter den Türken im Ganzen ſehr ſelten ſind, iſt ihr entſchiedener Glauben von Bedeutung. „Nur höchſt ſelten, ſagt der Verfaſſer, wird ſich ein Mahomedaner in ein Geſpräch über Religionsgegenſtände, am allerwenigſten in einen Streit darüber einlaſſen. Wer ſpricht, der zweifelt, und wer zweifelt, iſt des Todes ſchuldig, das iſt der Ausſpruch Muhameds. — Ich habe nur einen einzigen Muſelmann kennen gelernt, der nicht unbedingt zu glauben ſchien. Den Oemer-Effendi von Kütaja, einen ſehr aufgeklärten Mann, lernte ich erſt in ſeinen lezten Lebenstagen kennen. Er ſcheute den Tod nicht, wünſchte aber über die Zeit ſeines Eintrittes Gewißheit zu haben. Da die übrigen Aerzte ihm denſelben anzukündigen fürchteten, fragte er mich mit gebrochener Stimme: werde ich morgen die Sonne noch auf- und untergehen ſehen? Als ich dies bezweifelte, ſagte er feſt: „Nun wohlan, ſo werde ich morgen zu dieſer Stunde wiſſen, ob Muhamed ein Betrüger war. Er legte ſich auf die Seite und ſtarb.“

Unter den Geiſteskranken des Orients ſind bei weitem die Meiſten Blödſinnige, und eine unſers Wiſſens bis jezt nicht bekannte Thatſache iſt es, daß der Blödſinn nicht ganz ſelten abſichtlich hervorgerufen wird. Unſer Verfaſſer ſagt in dieſer Beziehung: „Die künſtlichen Blödſinnigen ſind geſund geborene Kinder, denen man aber ſchon von früher Jugend an viele narkotiſche Gifte beigebracht und ſie dadurch in einen Zuſtand von Blödſinn verſezt hat. Dieſes ſchändliche Handwerk, mit dem die türkiſchen Aerzte ſich abgeben und das ihnen ſehr einträglich iſt, wird häufig von den Großen gefordert und nicht bloß an Kindern, ſondern auch an Erwachſenen ausgeführt in ſolchen Fällen, wo man Feinde oder gefährliche Perſonen unſchädlich machen will, und man es nicht wagt oder nicht gerathen findet, ſie aus dem Wege zu räumen. So ſoll der jetzige Sultan ſeinen älteſten Sohn und eigentlichen Thronerben in einen ſolchen blödſinnigen Zuſtand haben verſetzen laſſen, aus Furcht, er könne ihm dereinſt einmal gefährlich werden.“ Ueber ſimulirten Blödſinn ſagt er: „Da die Wahnſinnigen bei den Türken als von Gott Begünſtigte betrachtet werden und für Heilige gelten, ſo ſuchen manche Dürftige und Faule durch einen erkünſtelten Wahnſinn ſich einen bequemen Lebensunterhalt zu ſichern; häufiger aber ſuchen ſolche, die ſich politiſche Vergehungen haben zu Schulden kommen laſſen, oder die etwas Böſes im Schilde führen, andere endlich, die durch Reichthum, Macht und Anſehen die Habſucht und den Neid Anderer zu erregen fürchten, der rächenden Strafe durch einen ſolchen Zuſtand zu entgehen oder die Aufmerkſamkeit Anderer von ſich abzuleiten.“

Was Oppenheim über die Blinden und Taubſtummen in der Türkei erzählt, möge hier noch Platz finden: „Vielen gänzlich Erblindeten ſichert die Eiferſucht der Türken, beſonders in den aſiatiſchen und afrikaniſchen Provinzen, eine ſorgenloſe Exiſtenz. Da man im Orient weder Glocken noch Thurmuhren kennt, ſo iſt an jeder Moſchee ein Beamter beſtellt, deſſen Geſchäft darin beſteht, fünfmal täglich das Minaret zu beſteigen und mit lauter Stimme die Gläubigen zum Gebete zu rufen. Da man nun von dieſer Höhe leicht auf die Dächer der Harems ſehen kann, woſelbſt die Frauen häufig die Morgen und Abende zubringen und ſelbſt ihr Nachtlager daſelbſt aufſchlagen, ſo eignen ſich Nichtſehende zu dieſem Amte am beſten.“

„Eine andere Klaſſe von Unglücklichen, die Taubſtummen, ſind im Oriente auch nicht ganz verlaſſen. Da die Dienerſchaft ſich ſtets im Zimmer des Herrn befindet, um dieſen oder ſeine Gäſte mit Pfeifen und Kaffee zu bedienen, ſo erhalten die Großen ſich gern Taubſtumme bei ihren geheimen Zuſammenkünften, um nicht verſtanden zu werden. Im Pallaſt des Sultan ſoll deren eine große Zahl vorhanden ſeyn. Sie beſetzen die Wachen im Innern der Zimmer des Großherrn bei der Eingangspforte, wenn dieſer mit dem Großveſier oder andern Beamten eine geheime Unterredung hat.“

Der Oppenheim'ſchen Schrift iſt in dieſem Jahre ein umfaſſenderes Werk von dem franzöſiſchen Arzte Brayer nachgefolgt, der zwölf Jahre lang in Conſtantinopel gelebt hat und deßhalb vorzugsweiſe ſich mit dieſem beſchäftigt, während Oppenheim mehr die Provinzen kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Sie ergänzen ſich auf dieſe Weiſe gegenſeitig, um ſo mehr als Brayer die von Oppenheim unberührt gebliebene Peſt zum Hauptgegenſtand ſeiner Forſchungen machte und darüber viele Thatſachen mittheilt, welche die Zweckmäßigkeit der den Handel beläſtigenden Quarantaine-Maßregeln zweifelhaft machen. Wir werden auf dieſes wichtige Werk ſpäter zurückkommen.

9) Grundzüge der Dipſobioſtatik, oder politiſch-arithmetiſche, auf ärztliche Beobachtung gegründete Darſtellung der Nachtheile, welche durch den Mißbrauch der geiſtigen Getränke in Hinſicht auf Bevölkerung und Lebensdauer ſich ergeben. Von Dr. Fr. W. Lippich. Laibach, 1834. gr. 8.

Der Verfaſſer dieſer Schrift, der als Amts- und Armenarzt der Stadt Laibach gar oft mit den allenthalben ſo zahlreichen Opfern der Trunkſucht in Berührung kommt, fand dieſe einer eigenen ſtatiſtiſchen Bearbeitung nicht unwerth und zeigt durch die Ausführung dieſer Idee, daß die üblen Folgen des übermäßigen Genuſſes geiſtiger Getränke allerdings viel weiter greifen, als man gewöhnlich denkt. Die Grundlage ſeiner Unterſuchungen bilden zwei Centurien von ihm behandelter Trunkſüchtiger, eine hinreichende Anzahl, um über die Sterblichkeit, das Geſchlecht, Alter, Temperament der Säufer, die Grade der Trunkergebenheit, den Stand und dergleichen der Trunkſüchtigen, ihre Krankheiten und Todesarten, die Getränke als Krankheitsurſachen, die Urſachen der Trunkergebenheit, und den Erfolg der ärztlichen Behandlung bei Säufern haltbare Folgerungen ziehen zu können. Etwas umſtändlich und ſtörend iſt es, daß der Verfaſſer jede Centurie für ſich abhandelt, ſo daß alle die verſchiedenen Verhältniſſe, auf die er mit groſer Genauigkeit Rückſicht nimmt, zweimal in dem Buche beſprochen ſind, wiewohl auf der andern Seite die Reſultate dabei um ſo zuverläſſiger erſcheinen, da ſie bei beiden Centurien gewöhnlich eine ziemliche Uebereinſtimmung zeigen.

Der Gegenſtand verdient in hohem Maaße die Beachtung denkender Staatsmänner, denen die gegenwärtige Schrift manche neue Geſichtspunkte an die Hand geben wird.

10) Nouvelles recherches sur les secours à donner aus noyés et asphyxiés par C. G. H. Marc, Dr. en Med., médecin du roi etc. Paris, 1835. gr. 8.

Der ſchon längſt vortheilhaft bekannte Verfaſſer beabſichtigt in dieſem Werke den gegenwärtigen Zuſtand unſerer Kenntniſſe über die den Ertrunkenen und auf andere Weiſe in Scheintod Verſezten zu leiſtende Hülfe darzuſtellen, die zu ihrer Rettung vorgeſchlagenen verſchiedenen Verfahrungsweiſen einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen, hieraus die zuverläſſigſten Behandlungsgrundſätze und die zur Hülfleiſtung der Verunglückten geeignetſten Hülfsmittel zu entnehmen und dieſes Alles auf eine Weiſe darzulegen, daß die Schrift nicht allein für Aerzte nützlich, ſondern auch für Nichtärzte belehrend ſeyn möge. Zur Bearbeitung dieſes Gegenſtandes wurde Marc nicht bloß durch den Umſtand bewogen, daß, ſo groß auch die Zahl von Schriften, die ihn behandeln, iſt, doch nicht ein einziges dem gegenwärtigen Standpunkte der Wiſſenſchaft entſpricht, ſondern auch dadurch, daß er auf Veranlaſſung des franzöſiſchen Miniſters des Handels und der öffentlichen Arbeiten von dem Geſundheitsrathe zu Paris den Auftrag erhielt, darüber zu berichten, ob die dortigen Rettungsanſtalten für Ertrunkene im Einklang mit dem gegenwärtigen Zuſtande des Wiſſens ſeyen und ob nicht die bei andern Völkern beſtehenden Einrichtungen Vorzüge beſitzen, von denen Frankreich Gebrauch machen ſollte. Unterſtützung erhielt er durch den damaligen Miniſter der äußern Angelegenheiten Grafen von Rigny, der ſich beeilte, ihm vom Auslande die gewünſchten Notizen und Documente zu verſchaffen. Auf dieſe Weiſe iſt ein Werk entſtanden, das unſtreitig alle früheren, denſelben Gegenſtand behandelnden weit übertrifft und in Beziehung auf welches man nur wünſchen muß, daß es allerwärts Berückſichtigung finden möge, und zwar nicht allein bei den Aerzten; denn die Kenntniſſe, um die es ſich hier handelt, können nicht allgemein genug verbreitet ſeyn. Dies berückſichtigend, hat der Verfaſſer das Werk ganz gemeinfaßlich ausgeführt, ohne darum die wiſſenſchaftliche Gründlichkeit zu beeinträchtigen.

Das Werk zerfällt in vier Abtheilungen; die erſte betrachtet die Mittel, wodurch der Gefahr des Scheintodes vorgebeugt wird, und diejenigen, wodurch Scheintodte aus dem Medium, das ſie in den asphyktiſchen Zuſtand verſezt hat, entfernt werden können, ferner den Transport von Ertrunkenen an den Ort, wo ſie die nöthige ärztliche Hülfe erhalten ſollen, und von der Einrichtung dieſer Rettungsanſtalten. Die zweite, umfaſſendſte Abtheilung handelt von der ärztlichen Hülfleiſtung und verdient ein ganz beſonderes Lob. Die dritte beſchreibt Inſtruktionen über die Ertrunkenen u. ſ. w. zu leiſtende Hülfleiſtung, die Art, wie ſie abgefaßt werden ſollen und dergleichen, und die vierte die Organiſation von Rettungsgeſellſchaften für Ertrunkene und auf andere Weiſe asphyktiſch Gewordene.

Durch ſechzehn beigefügte Kupfertafeln ſind viele ſinnreiche Vorrichtungen zur Rettung Unglücklicher verſinnlicht.

Wenn auch in einzelnen Städten Deutſchlands ſehr rühmliche Rettungsanſtalten beſtehen, ſo ſtehen wir hierin doch gegen unſere Nachbarn jenſeits des Rheines ſehr zurück, und es war deßhalb ganz zweckmäßig, Marcs Schrift durch eine Ueberſetzung bei uns bekannter

und zugänglicher zu machen. Eine ſolche iſt erſchienen vor Kurzem unter dem Titel:

11) Neue Unterſuchungen über die Hülfe bei Scheintodten von Dr. C. H. Marc, erſtem Leibarzte des Königs der Franzoſen. Deutſch bearbeitet von Dr. G. Weyland. Mit 39 Abbildungen auf 3 Steintafeln. 1836. gr. 8.

Möchte ſie überall die verdiente Verbreitung finden und überall ſolche amtliche Unterſuchungen veranlaſſen, wie diejenige war, der das Original ſeinen Urſprung verdankt!

Geſchichte.

Die Sage vom Schuß des Tell. Eine hiſtoriſch-kritiſche Abhandlung von Dr. J. L. Ideler. Berlin, Nauck, 1836.

Es wird nach und nach Mode, alles aus der Geſchichte wegzukritiſiren, was irgend das Herz erheben kann. Beſonders die jungen Gelehrten aus der von dem Geiſte Hegels geſäuerten Schule ſind von dem krankhaften Drange inficirt, die den Menſchen bisher heiligſten Traditionen zu bekritteln und der jahrtauſendlang in friſcher Jugend blühenden Wahrheit auf einmal des Zweifels Bläſſe anzukränkeln. Und gerade die erhabenſten und ſchönſten Thatſachen, die bisher für wahr gegolten, werden gleichſam ſyſtematiſch oder inſtinktmäßig aufgeſucht, um als Lügen und alberne Erfindungen der Verachtung des neunzehnten Jahrhunderts preisgegeben zu werden.

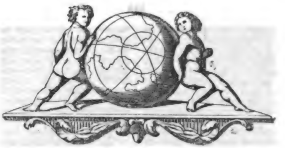
Wir ſind zu vortrefflich geworden, als daß wir noch das alte Ammenmährchen vom Chriſtenthum bedürften. Nachdem das 19te Jahrhundert einen Hegel hervorgebracht, iſt es in der That abgeſchmackt, immer wieder in die Kinderjahre des unreifen Bewußtſeyns zurückgehen zu wollen. Wir ſind aber auch zu frei geworden, als daß wir noch die alten Ammenmährchen vom Tell bedürften, um uns daran zu begeiſtern. Es iſt eine notoriſche Thatſache, daß Hegel die Freiheit erſt erfunden, ſie zuerſt uns vollkommen zum Bewußtſeyn gebracht hat, und ſeinem Ruhm muß ohne Zweifel Tell mit noch viel weniger Schonung geopfert werden, als Chriſtus.

Herr Ideler hat mit großer Gelehrſamkeit nachgewieſen, daß die Sage vom Tell nicht nur ſchon hundert Jahr vor dem ſogenannten hiſtoriſchen Wilhelm Tell bei dem Dänen Saxo Grammatikus, was längſt bekannt iſt, ſondern auch in noch vielen älteren Volksſagen und Mythen vorkommt und mehr oder minder deutlich wiederzuerkennen iſt. Er ſchließt alſo: „Tells Armbruſt auf dem Zeughauſe zu Zürich beweist eben ſo wenig für den Schuß, als das an mehr denn Einem Orte vorgezeigte Schweißtuch der heil. Veronica für die geſchichtliche Wahrheit der betreffenden Legende, oder als der Kaſten mit ägyptiſcher Finſterniß unter den Reliquien des ehemaligen Kloſters Pforte dafür als Zeugniß aufgeführt werden kann, daß Moſes eine ſolche große Finſterniß über Aegyptenland hat hereinbrechen laſſen.“

Mit ſichtbarer Schadenfreude ergözt er ſich an der Beſtürzung und Wehmuth der armen Liberalen, die nun auf einmal keinen Wilhelm Tell mehr haben. Wie viel lauter aber würde ſein Triumph noch geweſen ſeyn, wenn er die erſt ſpäter bekannt gewordene Notiz hätte benutzen können, daß das Schloß Küßnacht niemals einem Geßler gehört habe, wie urkundlich erwieſen iſt.

Indeß bleibt auch hier, wie bei der chriſtlichen „Mythe“ dem Kritiker eine eigenthümliche Schwierigkeit noch zu überwältigen übrig. Es hat nie einen Chriſtus gegeben, dies wiſſen wir jezt nach ſo gründlichen Unterſuchungen, und eben ſo wenig jemals einen Wilhelm Tell. Aber es hat gegeben und gibt noch jezt ein Chriſtenthum, es hat gegeben und gibt noch jezt eine Eidgenoſſenſchaft. Die Urſache iſt durch unſere jungen Gelehrten rein vernichtet worden, aber ſonderbarer Weiſe iſt die Wirkung geblieben. Daraus ſcheint nun für den unbefangenen Verſtand zu folgen, daß, wenn auch die Tradition, wie ſie immer gepflegt, im Verlauf der Zeit die Nebenumſtände, unter denen ein großes folgenreiches Weltereigniß geſchehen, vielfach ausgeſchmückt und nach ältern und neuern Vorſtellungen gemodelt hat, gleichwohl die Thatſache ſelbſt, die Urſache ſo vieler Wirkungen, wahr ſeyn müſſe. Es iſt begreiflich, daß die Tradition auch niemals den Grundcharakter einer ſolchen Thatſache verändert, ſondern ihm nur geſchmeidig anpaßt, was ſie zur Ausſchmückung erſinnt, und nur ſolche ältere Vorſtellungen auf ihn bezieht, die mit jenem Grundcharakter genau übereinſtimmen. So mag alſo die Befreiung der drei Waldſtätte wohl an ältere Traditionen, ſo mag die Perſon eines hiſtoriſchen Wilhelm Tell an eine ältere auch hiſtoriſche, oder vielleicht nur mythiſche Perſon erinnert haben und die Sage mag darnach ausgeſchmückt worden ſeyn. Aber ihr darum alle Wahrheit nehmen wollen, würde gegen die erſten Grundſätze hiſtoriſcher Kritik ſtreiten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 29. Montag, 20. März **1837.**

Freimaurerſchrift.

Mittheilungen über die Freimaurerei von Br. Fr. Heldmann ꝛc. Frankfurt, Sauerländer, **1836.**

Die Form dieſes Heftes hat etwas ſo Ungewöhnliches für ein dem allgemeinen Buchhandel anheimgegebenes Werk, daß der Beurtheiler das Geſtändniß vorausſenden muß, er befinde ſich in einiger Verlegenheit, indem er, als dem Maurerbunde eifrig zugethan, weder zu viel ſagen, noch eine, nicht unmerkwürdige Erſcheinung oberflächlich und vornehm ablehnend behandeln will.

Das vorliegende Heft ſtreift hart an die Tendenzen, welche Krauſe's und Mosdorfs Leben verbitterten, jedoch ohne ſie zu theilen. Sein Zweck ſcheint, die Urtheile des nicht maureriſchen Publikums über den Maurerbund, deſſen Geſchichte, Beruf und Wirken zu berichtigen und den ſeither gefliſſentlich recht dicht und mit widerſprechenden Farben gewobenen Schleier zu lüften, welcher über die Maurerei geworfen war, um den Fürwitz irre zu führen, die Neugier zu reizen, und Achtung zu gebieten.

Wahr iſt es allerdings, daß der Maurerbund, ſeine Strebungen und deren Ergebniſſe, ſeine Verirrungen, beſonders in Folge des Sündenfalls des Rite accepté, ſeine Nützlichkeit und ſeine Gefährlichkeit für das neukatholiſch-ſtationäre Princip zur Genüge beſprochen worden ſind, und daß eine Veröffentlichung wie vorliegende ihm nicht viel ſchaden, aber ſehr viel nutzen kann.

Er iſt als Menſchheitsbund mit ſehr vielen ſeiner Strebungen ſeinem Ziele ſo nahe gekommen, daß ſelbſt hocherleuchtete Maurer zuweilen äußern, er habe ſich überlebt. Er hat ſich aber dem *Schlechten im Zeitgeiſte*, unter welcher Geſtalt es ſich zeigen mochte, mit ſolchem Erfolge entgegengeſezt, ſo *nach allen Seiten* Fronte gemacht, daß man ſeines Beiſtandes vielleicht bald gegen die egoiſtiſchen materiellen und antiſocialen Richtungen bedürfen wird. Was er 1650 wider den Covenant, 1688 wider die Jeſuiten, 1707 wider die Zwingherrſchaft der Hochkirche in England war, das war er in Deutſchland wider den Kaſtengeiſt, das wäre er in Oeſterreich wider die Meinungen geworden, welche ſich den Reformen Joſephs II. entgegenſtemmten, wenn dieſer nicht die Unvorſichtigkeit begangen hätte, ihn zu verſchmähen.

Das nicht maureriſche Publikum wird bei einiger Aufmerkſamkeit den unterſcheidenden Charakter der Freimaurerei an den Mitgliedern erkennen, welche als die angeſehenſten und thätigſten Glieder des Bundes bekannt und oft in Geſellſchaften durch eine unwillkürliche Achtung bezeichnet ſind, welche mit ihrer bürgerlichen Lage, ihrer Geburt, ihren literariſchen Leiſtungen in keinem

Digitized by Google

Verhältniſſe ſteht: es wird an dieſen Männern eine Art von Gleichgewicht, von rechter Mitte, ein Entſchlagen kleinlicher Vorurtheile und Rückſichten, eine entſchiedene Hinneigung zu geſetzlichem und vernünſtigem Vorſchreiten, eine mehr praktiſche als dogmatiſche Religioſität und eine große Leichtigkeit bemerken, mit Perſonen jedes Standes zu verkehren, gleich fern von Hochmuth und Kriecherei. Sie ſind nicht gerade deßhalb ſo, weil ſie Maurer ſind, ſondern ſie ſind angeſehene Maurer, weil ſie ſo ſind. Man vergleiche alsdann Herders Geſpräche von Ernſt und Falk in deſſen Adraſtäa und das vorliegende Heft mit dem, was man von der äußern Erſcheinung des Bundes bemerkt hat, und man wird einen ziemlich richtigen Begriff von deſſen Innerm haben.

Die Geſchichte des Maurerbunds anlangend, ſo hüte man ſich vor Allem vor Verwirrung der alten Grußmaurer mit den neuen Freimaurern. Die Grußmaurer werden in England von jeher Free masons genannt, das Free in der Bedeutung unſeres Frei-Schöffen, Frei-Meiſters, ja unſerer Frei-Leute genommen, als an keinen Ort gebunden. Sie beſchäftigten ſich vorzüglich mit Kirchenbau, zogen daher dieſen Bauten nach, und beſaßen in ihren Zunftgeheimniſſen die Mittel, ſich als echte und gerechte Brüder zu erkennen zu geben, auch ohne der Sprache des Landes kundig zu ſeyn, wo ſie arbeiteten. Man findet ſie, ſoweit deutſches Weſen und deutſche Bildung vorherrſcht, den Rhein hinab in Niederland und England; aber ſelten jenſeits der Loire und den Alpen, nie im nicht germaniſirten Nordoſten.

Neben der ganz unglaublichen Kunſtfertigkeit bezeichnet ſie die Standhaftigkeit, mit welcher die Baue durch Jahrhunderte nach demſelben Plane ſo kunſtgerecht durchgeführt wurden, daß ſie das Werk weniger Jahre zu ſeyn ſchienen. Das Einzelne verſchwindet, man ſieht das Werk, und fragt vergebens, wer den Plan entworfen habe.

Daß aus dieſer Brüderſchaft ſich zuerſt eine engliſch-royaliſtiſche, dann eine europäiſch-proteſtantiſche, endlich eine allgemein-metaproteſtantiſche Geſellſchaft mit Beibehaltung der engliſchen Urformen gebildet, daß ſie neben manchen Verirrungen ſeit mehr als einem Jahrhundert Unglaubliches für religiöſe Duldung, Annäherung der Stände, Vertilgung des Nationalhaſſes gewirkt, daß ſie ſich der unerbittlichſten Verfolgung durch Finſterlinge zu rühmen haben, iſt der Hauptinhalt ihrer nach außen gekehrten Geſchichte. Das übrige auf die verſchiedenen Syſteme Bezügliche braucht das Publikum nicht zu wiſſen, und wir wünſchten es aus dem vorliegenden Hefte weg. Man ſoll die ſchmutzige Wäſche nie, die kaum gewaſchene kaum den Vorübergehenden zur Schau aushängen. Notizen dieſer Art müſſen mißverſtanden werden, weil ſie außer dem Zuſammenhange ſtehen, und man des verewigten Schröders, als Handſchrift für die K. St. ausgegebenen Duodezbände durchſtudirt haben muß, um die Ueberſicht zu gewinnen, welche dem nicht fehlen darf, der von einzelnen Erſcheinungen eine richtige Idee, über den einzelnen Fall ein billiges Urtheil gewinnen will. Was jeder Innung zugeſtanden wird, und die meiſten mit nachahmungswerther Verſchwiegenheit bewahren, wird auch dem Maurerbunde geſtattet ſeyn, nämlich die Ehre der Lade vor der Welt zu wahren, und Böhnhaſen und Stümper ferne halten zu dürfen.

Nun iſt aber in vorliegendem Hefte ſo viel zur Unehre, ſo wenig von entgegengeſetzten Strebungen (z. B. des Lodge of Antiquity) geſagt, daß die nicht maureriſche Welt leicht auf die falſche Vermuthung kommen könnte, die Veröffentlichung eines urſprünglich nur für Maurer beſtimmten Heftchens, ziemlich ungleichartigen Inhalts, ſey eine Finanzſpekulation.

Der Beurtheiler theilt dieſen Glauben nicht, aber wenn er die gute Abſicht nicht verkennt, ſo kann er dennoch weder Form noch Inhalt mit den bekannten Verpflichtungen und der allgemeinen Weiſe, dieſe anzuſehen, in Einklang bringen.

J. B. M.

Schriften über Heilkunde.

12) **Darſtellungen und Anſichten zur Vergleichung der Medicin in Frankreich, England und Deutſchland. Nach einer Reiſe in dieſen Ländern im Jahr 1835. Von Dr. A. Mühry, prakt. Arzte und Wundarzte in Hannover. Mit zwei Plänen. Hannover, Hahn, 1836.**

Ein lehrreiches Buch, das nicht bloß für Aerzte intereſſant iſt, ſofern es auch überhaupt den Standpunkt der Civiliſation bezeichnet, auf welchem ſich die drei auf dem Titel genannten Länder befinden.

Zuerſt gibt der Verfaſſer „Topographiſches von Paris und London,“ d. h. einen Ueberblick der Lehranſtalten, Spitäler ꝛc. Dann vergleicht er die Medicin, Chirurgie und Ophthalmologie in England und Frankreich, wobei er der Entzündungslehre, die in beiden Ländern verſchieden angewendet wird, eine beſondere Aufmerkſamkeit ſchenkt. Endlich gibt er hiſtoriſche Skizzen vom Entwicklungsgange und vom gegenwärtigen Standpunkt der Heilkunde in Frankreich und England mit Hinweiſung auf den bereits von uns Deutſchen erreichten höhern Standpunkt.

So ſagt er von Frankreich: „In Frankreich beſtanden vor der Revolution von 1789 achtzehn Collegen, welche den Doctorgrad ertheilen konnten, und dieſer ſoll ſehr leicht zu erlangen nud ſogar käuflich geweſen ſeyn. In Paris hatte die Corporation der Aerzte ein unbedeutendes Gebäude nahe beim Hôtel-Dieu und die Corporation der Chirurgen, obwohl von geringerem Anſehen, hatte das ſchöne Gebäude, was jezt die Ecole de Médecine iſt. Nachher, da, 1792 im Auguſt, alle Univerſitäten und Fakultäten aufgehoben wurden, herrſchte eine Anarchie auch im Medicinalweſen. Im dritten Jahre der Republik, 1794, wurden aber durch den Nationalconvent für das ganze Land drei Ecoles de Santé errichtet, zu Paris, Straßburg und Montpellier. Die Medicin und Chirurgie wurden nun vereinigt, die Ecole de Médecine wurde eingerichtet, in Paris wurden 12 Profeſſoren eingeſezt und ein beſtimmter Studienplan ſollte von den élèves de la patrie befolgt und unentgeltlich durchgemacht werden. Auch wurde beſtimmt, daß alle Verordnungen franzöſiſch geſchrieben ſeyn ſollten, vielleicht nur ein Zugeſtändniß der Unkenntniß des Lateiniſchen gemacht, was aber noch beſteht. Es nahm aber nur die beſtimmte Zahl der élèves de la patrie an dieſem Unterrichte unentgeltlich Theil. Neue Beſtimmungen wurden 1803 gemacht, wodurch die drei Ecoles de Santé die Befugniß erhielten, Doctoren der Medicin und Chirurgie zu creiren, und es wurde das Geſetz gegeben, daß vier Jahre Studium nöthig ſeyn ſollten, um dahin zu gelangen. — Außerdem wurde eine zweite Klaſſe von Medicinalperſonen eingeſezt, die Officiers de Santé; ſie brauchten nicht auf den drei großen Schulen zu Paris, Straßburg und Montpellier zu ſtudiren, ſondern hatten die Erlaubniß zu practiſiren, wenn ſie von einer Jury von Medicalperſonen examinirt waren. 1820 wurden neue Verordnungen in Bezug auf die Univerſitäten erlaſſen. In Paris ſind jezt 23 Profeſſoren, ein beſtimmter Studienplan iſt noch immer, und die Officiers de Santé beſtehen noch in ganz Frankreich. — Da man nun in den beſtehenden Einrichtungen des Medicinalweſens manches Mangelhafte findet, und da man überhaupt das Augenmerk auf Verbeſſerung des Unterrichtsweſens gerichtet hat, ſpricht man jezt viel von einer Reform im Medicinalweſen. Schon 1829 richtete der Miniſter des Innern eine Reihe von Fragen an die Akademie der Medicin über die Reorganiſation deſſelben. Die Akademie ſezte ſogleich eine Commiſſion nieder, die aber erſt im Oktober 1833, nachdem die Julirevolution und die Cholera Störungen herbeigeführt hatten, und nach neuen Anmahnungen des Miniſters Guizot einen Bericht von ſich gab, den M. Double der Akademie vorlegte. — Um dem vermehrten Bedürfniſſe nach Unterricht entgegen zu kommen, ſchlägt das Comité vor, zu den beſtehenden drei Fakultäten in Paris, Straßburg und Montpellier, drei andere zu errichten, eine in Lyon, eine in Rennes oder Nantes, und eine in Bordeaux oder Toulouſe. Um die Examina ſchärfer zu machen, ſollen die Examinatoren nicht beſchränkt ſeyn auf Mitglieder der Fakultät, ſondern (eine Annäherung an unſer Staatsexamen) ſoll ein Drittheil aus den Medicinalperſonen der Stadt oder der Nachbarſchaft genommen werden. Der Bericht des Comités iſt von der Akademie angenommen und dem Miniſter zugeſchickt. Zu andern Verbeſſerungen und Vorſchlägen, die hie und da gemacht werden, gehört auch noch, Aufhebung der Officiers de Santé, Unterdrückung der Geheimmittel der Quackſalbereien und der Mißbräuche in der Praxis und im Apothekerweſen, Anerkennung ausländiſcher Doctorgrade. — In der Lancette française findet man dieſen Gegenſtand der Reform häufig erwähnt. Dies mediciniſche Tagesblatt erhält dadurch eine eigene politiſche Färbung. Ihre Kritiken ſind meiſt perſönlich und im Parteigeiſte geſchrieben, und ihre Tendenz iſt Saint-Simoniſtiſch. Anſichten, Klagen und Reformvorſchläge ſind bemerkenswerth unvernünftige.“

Nach einer ausführlichen Schilderung der Heilanſtalten in England ſagt der Verf.: „Man ſieht, mit dem Medicinalweſen iſt es in dieſem Augenblicke in England in vieler Hinſicht ſchlecht beſtellt. Der Unterricht auf den Univerſitäten iſt für die Aerzte faſt bedeutungslos geworden, für die zahlreichen Chirurgen und general practitioners iſt er in den Hoſpitälern nicht ausgedehnt genug. Die Medicinalpolizei und die gerichtliche Medicin liegen danieder. (Leztere wird erſt ſeit zwanzig Jahren in London gelehrt und in einem gerichtlich mediciniſchen Falle wird die Unterſuchung und das Gutachten irgend eines Wundarztes nicht bezahlt.) Die Zahl der Aerzte iſt zu gering gehalten, und dadurch ſind dieſe durch die general practitioners allmälig immer mehr verdrängt, welche aber im Allgemeinen nicht ganz hinreichend würdige Ausüber der Medicin ſind. Die Trennung der Medicin von der Chirurgie iſt großentheils zu ſchroff; der Geburtshülfe iſt aufzuhelfen; den Droguiſten und Chemiſten muß Aufſicht, die Quackſalber müſſen niedergehalten werden. Durch die äußere Stellung des Standes iſt auch der Geiſt der Medicin beengt und zerſplittert; beeinträchtigt iſt ſowohl die freie Entwicklung der Medicinalperſonen, als auch die Wohlfahrt des Publikums verſäumt. Man verlangt daher eine Aenderung dieſer Verhältniſſe. Dies Verlangen nach einer Reform iſt allgemein. Auch ſind Petitionen deßhalb und unter ihnen eine von den angeſehenſten Aerzten Londons, größtentheils Licentiaten des Collegs der Aerzte, an das Parlament gerichtet. Von dieſem iſt eine Select Committee on Medical Education and Practice ſeit 1833 niedergeſezt. Deren Präſident iſt Herr Warburton, der

erſte Antragſteller und derſelbe, von welchem die neue Anatomieakte zu allgemeiner Zufriedenheit ausgearbeitet iſt. Herr Warburton aber iſt ein Radicaler. Dennoch wäre es vielleicht nicht nöthig, ihn daran zu erinnern, daß dieſe Reformbill keine Anatomiebill iſt, daß die Corporationen noch keine todte Körper ſind, und daß, wenn ſie es wären, es nicht darauf ankäme, ſie zu zerlegen, ſondern ſie zu beleben. Von dieſer Commiſſion ſind Mitglieder des Coll. of Physicians, ſo wie des Coll. of Surgeons und Andere vernommen, und deren ausgeſagte Angaben und Meinungen füllen mehrere Foliobände, welche auch nicht, wie man fürchtete, beim lezten Brande des Parlaments verloren gegangen. — Die Aufgabe der Reform iſt aber ſehr ſchwierig; denn dieſe Frage hängt zuſammen mit den großen Fragen der Reform in England überhaupt, ſie hängt zuſammen mit der Meinungsverſchiedenheit unter Tories und Whigs, und theilweiſe mit den Fragen über die engliſche Kirche und die Diſſenters. — Die Reformfrage beſchäftigt drei mediciniſche Wochenſchriften ganz beſonders, welche wie politiſche Zeitungen eine beſtimmte Farbe haben, indem ſie medical politics abhandeln, und welche ihre leading articles haben wie jene. — Das radicale Blatt darunter iſt die Lancet, ihr entgegengeſezt iſt die conſervative London Medical Gazette und zwiſchen beiden ſteht das London Medical and Surgical Journal.“

In Bezug auf Deutſchland wird geſagt. „Die Deutſchen ſind in folgenden Zweigen wohl ohne Frage voraus: in der Einrichtung der Schulen und Univerſitäten, in der Staatsarzneikunde, in der gerichtlichen Medicin, in der Geburtshülfe, in der Ophthalmologie. Mediciniſche Zeitſchriften gibt es in Deutſchland über dreißig, in Frankreich über zwanzig, in England unter zwanzig. — Die Kenntniß wiſſenſchaftlicher Zuſtände anderer Länder iſt in Frankreich und in England viel geringer als in Deutſchland. In dieſem Falle denn zeigen die Franzoſen eine harmloſe Unwiſſenheit, die Engländer aber oft noch eine vorurtheilsvolle, kränkende Nichtachtung. — Zur Anerkennung auswärtiger Medicin iſt es in beiden Ländern die jüngere Generation, welche die weiteſten Schritte thut. — In Frankreich kennt man die engliſche Medicin wenigſtens beſſer als die deutſche; in England kennt man die franzöſiſche Medicin viel beſſer als die deutſche. In Deutſchland kennt man die engliſche und die franzöſiſche Medicin ungefähr gleich gut. — In England kennt man die deutſche Medicin ſchon etwas beſſer als in Frankreich. Die Engländer nehmen jezt ſchnell immer mehr Antheil an der Medicin anderer Länder. Sie haben vor der deutſchen einen gewiſſen dunkeln Reſpekt, großentheils deßhalb, weil ſie nicht urtheilen wollen über eine Sache, die ihnen nicht gehörig bekannt iſt. Sie finden dabei die Sprache ſchwer, eine ſchlechte Schreibart und Theorien dann aber noch ſchwerer. — In England dienten zum Unterricht zuerſt die Hoſpitäler mit ihren Krankenſälen, und ihnen zugefügt wurden dann theoretiſche Vorleſungen. In Deutſchland wurden meiſtens zuerſt theoretiſche Vorträge auf den Univerſitäten eingerichtet und nachher wurden ihnen Hoſpitäler zur praktiſchen Unterweiſung beigefügt. — Wenn man einen allgemeinen Tadel verſuchen und zuſammenfaſſen will, könnte man ſagen: Ein franzöſiſcher Arzt denkt mehr an die Krankheit als an den Kranken; ein engliſcher Arzt denkt mehr an einen andern Fall aus ſeiner Erfahrung, als an den vorliegenden; indem dagegen die deutſchen Praktiker die gute Lehre haben, welche Hufeland ſo ausdrückt: „man generaliſire die Krankheit und individualiſire den Kranken.“ Die Franzoſen generaliſiren den Kranken, die Engländer individualiſiren die Krankheit. — Man ſpricht jezt viel von einer ſogenannten Weltliteratur und auch von einer Verſchmelzung der Abweichungen der Medicin in den verſchiedenen Ländern. Die Völker rücken nun zwar an einander, allein wenigſtens die Klimate nicht.“ Auch die Völker nicht, denn ſie ſind klimatiſch, wie die Länder.

13) Ueber das Seebaden und das Norderneyer Seebad, von Demſelben. Daſelbſt, 1836.

Eine gute Schilderung des genannten Bades, ſeiner Wirkungen, ſeiner Einrichtungen, woran ſich eine allgemeine Unterſuchung über den Nutzen der Seebäder knüpft, durch welche derſelbe nur beſtätigt wird.

14) Taſchenbuch für gebildete Kurgäſte. Von Dr. Brück, Brunnenarzt zu Dieburg. Berlin, Reimer, 1833.

Wir tragen dieſes kleine Werk zu der Sammlung von Schriften über Bäder und Heilquellen nach, die wir im vorigen Jahre beſprochen. Es handelt von den Eigenſchaften der Mineralwaſſer überhaupt und von den verſchiedenen Arten der Bäder (als kalte, Thermal-, Schlamm-, Dampf-, Sturz-, Tropf-, Gas- und Seebäder) insbeſondere, und enthält eine Anweiſung für die, welche ſich derſelben bedienen wollen, hauptſächlich in Beziehung auf Erkältung, Erwärmung und Diät, alles kurz und überſichtlich vorgetragen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 30. Freitag, 24. März 1837.

Altdeutſche und nordiſche Literatur.

1) Deutſche Mythologie. Von Jakob Grimm. Göttingen, Dieterich, 1835.

Der größte Kenner der altdeutſchen Sprachdenkmale, Jakob Grimm, iſt von dem Studium der Sprachformen zu dem des Inhalts übergegangen und hat uns zuerſt gründliche Editionen, dann Volksſagen, dann Rechtsalterthümer und endlich auch eine Mythologie gegeben. Er hat dabei den großen Vortheil, in der richtigen Erklärung alterthümlicher Namen alle ſeine Vorgänger übertreffen zu können, und auch ſeine Quellen ſind zahlreicher, da ihm bei ſeinen Sprachforſchungen nicht leicht etwas entgangen iſt, was noch aus der alten Zeit ſtammt. Beſonders erfreulich erſcheint aber bei Jakob Grimm die Treue und Beſonnenheit der Forſchung. Er geht Schritt vor Schritt auf ſicherm Boden fort und wagt in zweifelhaften Fällen nur ſelten und immer nur eine ſtark motivirte Vermuthung.

Dieſes Verfahren mußte freilich zur Folge haben, daß das vorliegende Werk manchen Leſer, der größere Reſultate erwartet hätte, nicht befriedigen kann. Die Quellen für die altdeutſche Mythologie ſind zwar nicht ſparſam, aber unendlich zertheilt, dürftig, unklar, ſcheinbar widerſprechend, und die Mühe, ſie zu ſichten, iſt größer und undankbarer, als die Mühe, ſie willkührlich in ein Syſtem zu bringen und Hypotheſen darauf zu bauen.

Als Grundlage des ganzen Werkes ſtellt Grimm die Thatſache feſt, daß der nordiſche und deutſche Glauben derſelbe geweſen ſey, was er durch die ſtärkſten Beweiſe zur Evidenz erhebt. Als das Charakteriſtiſche dieſes Glaubens, was ihn beſonders vom übrigen Heidenthum der alten Welt unterſcheidet, bezeichnet er die Rieſen, Zwerge, Elfen, Elementargeiſter und das poetiſche Element, das ſich noch in den Kindermährchen erhalten hat. Als Ueberreſt des alten Heidenthums überhaupt betrachtet er den chriſtlichen Aberglauben des Mittelalters, worin beſtändig die böſen Rieſen und Zwerge in Teufel und Hexen, die guten oder auch die Götter in Heilige verwandelt erſcheinen. Dahin gehören auch viele Volksſagen, Rechtsgebräuche, Volksſitten ꝛc.

Da die Identität des nordiſchen und deutſchen Heidenthums vielfach bezweifelt worden iſt, mögen hier die Hauptgründe für dieſelbe kurz zuſammengedrängt werden. Sie beruht:

1) Auf der nie verkannten ganz nahen Verwandtſchaft der Sprache beider Stämme, ſo wie der jezt auch unwiderleglich dargethanen Einerleiheit der Formen ihrer

älteſten Poeſie. Unmöglich können Völker, die eine aus gleichem Grund und Boden entſproſſene Sprache redeten, deren Lieder die Eigenthümlichkeit der den Nachbarn fremden oder völlig anders geſtalteten Alliteration an ſich trugen, in ihrem Götterglauben bedeutend von einander gewichen ſeyn.

2) Auf der nachweislichen Gemeinſchaft vieler Ausdrücke des Cultus durch alle deutſche Sprachen. Vermögen wir bei Gothen des vierten Jahrhunderts, Alamannen des achten ein Wort in der Form und Bedeutung aufzuzeigen, die es genau noch in den nordiſchen Quellen des 12ten oder 13ten Jahrhunderts behauptet, ſo wird dadurch die Verwandtſchaft der deutſchen Lehre mit der nordiſchen, und das Alter der lezten gerechtfertigt.

3) Auf der hin und wieder durchbrechenden Identität mythiſcher Begriffe und Benennungen: ſo iſt die Einſtimmung des ahd. muspilli, alts. mudspelli mit dem eddiſchen muspell, oder des ags. brosinga mene mit dem eddiſchen brisinga men ein vollkommen ſchlagendes Zeugniß.

4) Auf der ganz ähnlichen Weiſe wie ſich hier und dort der Mythus an die Heldenſage zu knüpfen pflegt; weil gothiſche, fränkiſche, nordiſche Heldenſagen ineinander greifen, läßt ſich auch Berührung im Hintergrund ſtehender verhüllter Mythen ſchwerlich ablehnen.

5) Auf der eingetretenen Miſchung des mythiſchen Elements mit den Namen von Pflanzen und Geſtirnen. Das iſt eine unvertilgte Spur des uralten, innigen Bandes zwiſchen Gottesdienſt und Natur.

6) Auf der allmählich erfolgten Verwandlung der Götter in Teufel, der weiſen Frauen in Hexen, des Gottesdienſtes in abergläubiſche Gebräuche. Zulezt flüchten ſich die Götternamen in verdunkelte Ausrufungen, Schwüre, Flüche, Betheurungen. Eine gewiſſe Analogie damit hat die Uebertragung der heidniſchen Mythe von Göttinnen und Göttern auf Maria und Heilige, von Elben auf Engel.

7) Auf dem deutlichen Niederſchlag der Göttermythen in einzelne, heutzutage noch lebendige Volksſagen und Kindermährchen.

8) Auf dem unläugbaren Ineinandergreifen der alten Götterlehre und Rechtsverfaſſung.

Hieraus folgert aber der Verfaſſer keine Bequemlichkeit für ſich. Er geht nämlich nicht von dem Reichthum der nordiſchen Quellen aus, ſondern von der Armuth der deutſchen, und ſammelt und ſichtet die leztern mit unſäglichem Fleiße, um ſie niemals willkürlich, ſondern immer untrüglichen Spuren folgend, durch die nordiſchen zu ergänzen oder näher zu erklären.

Kommen wir nun auch keineswegs mit den Göttern und religiöſen Urbegriffen aufs Reine, wiſſen wir die Grenze zwiſchen dem galiſchen, römiſchen, finniſchen, ſlaviſchen und echtdeutſchen Heidenthum nicht ſcharf genug zu bezeichnen, ſo gewährt uns doch die Einſicht in das reiche Detail des Aberglaubens eine ſehr lebhafte Vorſtellung von der ganz eigenthümlichen Geiſteskultur unſrer Väter in der heidniſchen Zeit, von der wunderbaren Fülle ihrer Phantaſie, von ihrem feinen Sinn für die Natur, von einer Beobachtung und von einem Intereſſe an Dingen, die jezt für uns gleichgültig geworden ſind. Da war kein Halm und kein Blatt, kein Pilz und keine Wurzel, kein vorüberfliegender Vogel und keine Bewegung eines Pferdes, keine Wolke am Himmel und kein Geſchäft des Tages, das nicht ſeine beſondere Bedeutung hatte. Unſchätzbar wäre für uns der Gewinn, wenn wir die Harmonie und innere Einheit in allen dieſen ſymboliſchen Beziehungen genau ermitteln könnten; doch iſt es ſchon lehrreich genug, ſofern wir nur durch die unermeßliche Menge dieſer Beziehungen uns überzeugen, wie lebendig aufgeregt und wie poetiſch ſinnreich die Phantaſie unſers Volks in der heidniſchen Zeit war.

2) Aegypten in Deutſchland, oder die germaniſch-ſlaviſchen, wo nicht rein germaniſchen Alterthümer an der ſchwarzen Elſter. Von Dr. F. A. Wagner. Mit Steintafeln und einer Karte. Leipzig, Hartmann, 1833.

Unter einem ſonderbaren Titel eine recht intereſſante Beſchreibung der in der Nähe von Torgau aufgefundenen Gräber mit ihrem Inhalte. Die Hinweiſung auf Aegypten iſt freilich ſehr überflüſſig, wie überhaupt das Reſultiren aus ſolchen einzelnen Befunden; aber man muß jede ſolche fleißige Beſchreibung dankbar anerkennen, weil eine Vergleichung aller über das älteſte Verhältniß der Bewohner Deutſchlands allerdings zu Aufſchlüſſen führen muß. Der Fund bei Torgau beſchränkt ſich auf kleinen Hauszierrath, Krüge, Urnen, Schalen, kleine Geräthſchaften aus Knochen und Horn, Nadeln, Pfeilſpitzen, Meſſer, Löffel, Ringe, Wirbel, Haften und ein Halsband von Goldblech, an Goldwerth 29 Thaler, aber ſehr grob gearbeitet.

3) Theuerdank. Herausgegeben und mit einer hiſt. krit. Einleitung von Dr. K. Haltaus. Mit 6 lithographirten Blättern. Quedlinburg und Leipzig, Baſſe, 1836. 8.

Eine ſehr gründliche und dankenswerthe Arbeit. Der Herausgeber behelligt aus den in Wien noch

aufbewahrten Schriften die ganze literariſche Thätigkeit des guten alten Kaiſer Maximilian. Gewiß iſt, daß der *Weiß Kunig* ſchon 1512 vom Kaiſer ſelbſt zur Hälfte fertig war, zugleich aber auch, daß dieſer, gedrückt von den Laſten ſeiner Geſchäfte und Kriege, nicht im Stande war, ſelbſt die lezte Hand an ihn zu legen. Er übergab daher ſeinem vertrauten Secretär Treitzſaurwein von Ehrentreitz alle dazu gehörigen Manuſcripte, damit er ſelbige ordnen, ergänzen und vollenden möchte. Daß dies nicht eine kleine Arbeit geweſen ſey, wiſſen wir ja, da Treitzſaurwein trotz aller angewandten Mühe ſich aus dieſer Unordnung von Aufſätzen, und aus der Undeutlichkeit, in welche viele Erzählungen durch die geheimnißvolle Einkleidung des Vortrags gerathen waren, nicht herausfinden konnte, ſelbſt das dazu angelegte Fragebuch zu keinem Aufſchluß führte, der Kaiſer bei mehrmaligem Anfragen ihn auch nicht mehr zu geben vermochte, und ſomit der Weiß Kunig, da der Kaiſer unterdeſſen ſtarb, unvollendet blieb. — Ein Gleiches wiſſen wir von der *Ehrenporten*, deren Grundriß wir unſtreitig auch dem Kaiſer verdanken, deren Ausführung aber vorzüglich ſein vertrauter und von ihm ſelbſt gekrönter Poet Stabius unternahm. Entſchieden gewiß bleibt es alſo für uns, daß der Kaiſer, der im Krieg und Frieden den Studien oblag, ſich nicht nur mit den verſchiedenartigſten literariſchen Gegenſtänden beſchäftigte, ſondern vorzugsweiſe ſeine eigenen Thaten zu verherrlichen ſuchte. Er bediente ſich hierbei der Hülfe eines vertrauten Secretärs, welcher ihn ſtets begleitete, um dieſem, ſobald ihm nur einige Muße gegönnt war, in die Feder dictiren zu können. Man darf ſich daher auch nicht wundern, daß ſpäterhin die größte Unordnung in ſeinen Dictaten einriß, und er oft ſelbſt nicht mehr wußte, welche Stelle denſelben einzuräumen ſey, inſofern viele nur hingeworfen, andere ſeiner unglaublichen Geſchäfte wegen angefangen, aber nicht vollendet waren. Uebergab nun der Kaiſer dergleichen Papiere einem ſeiner Vertrauten, damit er dieſe ordnen, verbeſſern und vollenden möchte, ſo wäre es in der That ganz unbillig, lezteren als einzigen Verfaſſer zu nennen, den Kaiſer aber dabei aufs Kürzeſte zu erwähnen.

Der Herausgeber gibt die ausführlichſten Nachrichten über die in Wien befindlichen Codices, die unter Maximilians unmittelbarer Leitung niedergeſchrieben wurden, und zu dem ſich erſt der gedruckte Theuerdank als eine Zuſammenordnung und Ueberarbeitung der erſt einzeln erſtandenen und zum Theil wieder veränderte Fragmente verhält.

Der Theuerdank enthält bekanntlich die Biographie des Kaiſers. „Es war, ſagt der Herausgeber, ein großer Gedanke Maximilians, ſein eigenes Leben zu beſingen. Das, was er in ſeiner romantiſchen Jugend geträumt, das, was er in ſeinem kräftigern Mannesalter gewirkt und geſchaffen, hatte die herrlichſten Blüthen getragen, und an den Tauſenden von Früchten, die aus ihnen ſich entwickelten, ſollte der ſpäte Enkel ſich noch weiden und laben. Das Entzücken, welches ſich ſeiner beim Anblick des reichen Segens, den er weithin geſpendet hatte, bemächtigte, mußte auch ſein, für alles Gute und Edle glühendes Herz erheben und entflammen, die beglückenden Gefühle auszuhauchen, daß ſeine Mit- und Nachwelt ſie mit ihm theilen könnten. Ich glaube nicht, dieſen göttlichen Impuls aus Maximilians Leben hinwegläugnen zu müſſen. Ein Mann, deſſen Leben im Buche der Weltgeſchichte ſo groß, ſo glänzend ausgezeichnet ſteht, iſt ohne jenen nicht leicht denkbar. Der Kaiſer ſelbſt faßte nicht nur die *Idee*, ſein erfahrungsreiches Leben durch ein Gedicht verherrlichen und verewigen zu laſſen, ſondern er legte auch *ſelbſt die Hand dazu* an, und verfertigte den größten Theil der zu unſerm Theuerdank gehörenden Geſänge, welche dann M. Pfinzing überarbeitete, ausſchmückte und vermehrte. Bleibt es nun auch zu bedauern, daß der Theuerdank nicht *einen*, vielmehr *zwei* Väter gehabt hat, von denen der zweite ſogar wider ſeinen Willen ſtiefväterlich mit ihm verfuhr, ſo daß hierdurch unſer Intereſſe ſehr getheilt wird, ſo muß doch der Totalinhalt des Werkes unſere Aufmerkſamkeit und Bewunderung, wenn auch nicht unſere Begeiſterung verdienen. — Was nun den *Hauptinhalt* des Theuerdank betrifft, ſo iſt derſelbe kein anderer, als die „Vermählung des Helden Theuerdank mit der ſchönen, tugendhaften und reichen Erenreich,“ zu deren Beſitz er nicht eher, als nach vielen, im feſten Vertrauen auf Gott, glücklich überſtandenen gefahrvollen Abenteuern und Thaten gelangen kann. Das heißt mit Wegnahme alles Allegoriſchen. Im Theuerdank iſt die „Bewerbung und Vermählung des Kaiſers Maximilian I. mit Karls des Kühnen Tochter, Maria von Burgund, der größten Zierde ihrer Zeit, enthalten, und daran die wichtigſten Momente ſeines ganzen Lebens, als auf der Reiſe zu ſeiner Braut von ſeinen Feinden ihm zugezogen, durch Klugheit, Muth und Gottesfurcht aber glücklich überſtanden, geknüpft.“ Dieſe ſeine Abenteuer und Thaten machen nun auch den *größten Theil* des Buches aus, und obgleich im Gedichte ſich Alles um die Erlangung der ſchönen Braut zu drehen ſcheint, ſo ſind ſie doch eigentlich die Grundlage, auf der nach und nach das ganze allegoriſche Gebäude ausgeführt wurde. — Es iſt uns in dieſem Gedichte alſo ein Gemälde von den gefahrvollſten Momenten aus Maximilians Leben gegeben, und zwar ein Theil aus ſeiner *unternehmenden und tollkühnen Jugendperiode*, ein anderer aus

ſeinem bedächtigern, aber an Unfall reichen Manneſalter, ein dritter endlich aus ſeinem zwar reifen, aber durch Neid und Cabale von Seiten ſeiner Feinde oft getrübtem Alter."

Mit Recht nimmt der Herausgeber an ſeinem Helden und deſſen Gedicht ein warmes Intereſſe; doch dürfte ſchwerlich zu läugnen ſeyn, daß dieſer letzte Ritter am Abend des Mittelalters nicht mehr recht an ſeiner Stelle war. Von den „herrlichſten Blüthen", von den „Tauſenden von Früchten," deren der Herausgeber gedenkt, iſt in Maximilians wirklicher Geſchichte nichts zu finden. Mit unſäglichen Mühen kämpfend, faſt überall verlaſſen und im Großen ſtets gebunden, thaten- und ſieglos, ſah er ſich auf den Ruhm im Kleinen beſchränkt. Er war einer der unmächtigſten Kaiſer, und mit Recht verglich ihn in dieſer Beziehung ſein luſtiger Narr mit einem Kartenkönig; mit dem beſten Willen vermochte er doch bei dem Eigennutz und der Trägheit der Reichsfurſten und beim Trotz der eignen Unterthanen (z. B. der Niederländer) gegen Frankreich, den Pabſt, Venedig und die Türken lediglich nichts auszurichten, erntete überall in ſeinen großen Unternehmungen nur Schmach, und Ruhm allein auf Turnieren, auf der Gemſenjagd, bei perſönlichen Gefahren, mit einem Wort Ruhm als Athlet, nicht als Kaiſer. Unter dieſen Umſtänden erſcheint denn auch ſeine Lebensbeſchreibung mehr abenteuerlich als erhaben. Es iſt nicht das große Schickſal des Reichs, des deutſchen Volks, dem der ergraute Kaiſer deſſelben nachſinnt, es ſind nur perſönliche Ritterthaten.

4) Altdeutſche Blätter von Moriz Haupt und Heinrich Hoffmann. Vier Hefte. Leipzig, Brockhaus, 1835, 1836.

5) Horae belgicae, studio atque opera H. Hoffmann. Partes III et IV. Lipsiae, Brockhaus, 1836.

Schon öfters haben wir geklagt, daß ſo viel citirt und regiſtrirt, aber ſo wenig wieder abgedruckt wird. Wir erhalten eine Menge Nachrichten über Archive und Handſchriftenſammlungen mit genauem Inhaltsverzeichniß, aber nur ſelten werden die angezeigten Schätze ſelbſt abgedruckt und bleiben inſofern todt und unfruchtbar. Daher müſſen wir jeden neuen Abdruck einer alten Handſchrift von hiſtoriſchem, poetiſchem oder ſprachlichem Werth willkommen heißen und den Herausgeber, ſo wie die Verlagshandlung, die einen ſo patriotiſchen Zweck fördert, darum preiſen.

Die erſte der hier vorliegenden Sammlungen enthält eine ſehr reiche Ernte von Gedichten, Erzählungen, Sagen, Sprüchen oder Bruchſtücken aus größern Werken der bisher ungedruckten deutſchen, zum Theil auch altfranzöſiſchen Literatur, und Nachträge und Berichtigungen zu bereits bekannten ältern Werken. Die Sammlung folgt dem Princip, ſo viel als möglich alten Text und ſo wenig als möglich neue Noten zu geben, um den ohnehin für ſolche Gegenſtände nicht zu verſchwenderiſch benuzten Papierraum für das Weſentliche zu ſparen. Dies iſt die allein vernünftige Methode, die auch auf Dank bei den Nachkommen wird rechnen können.

Die zweite, ganz demſelben Princip folgende Sammlung enthält vorzugsweiſe Abdrücke altniederländiſcher Handſchriften: III. Floris ende Blancefloer door Diederic van Assenede (hochdeutſch ſchon längſt bekannt). IV. Caerl ende Elegast.

Schriften über Heilkunde.

15) Des Magnetiſeurs K. F. Meißner Heilvermögen gegen gichtiſche und rheumatiſche Krankheiten von Dr. Lutheritz. Mit Meißners Porträt. Meißen, Gödſche, 1835. 8. S. 64.

Der Bürſtenfabrikant Meißner in Meißen zeichnet ſich von andern ſogenannten Wundermännern dieſer Art dadurch vortheilhaft aus, daß er ohne alle Eitelkeit oder Myſtifikationsſucht zufällig ſeine Gaben entdeckte, gegen die Publicität ſich ſträubte, dann aber nur unter Anleitung der Aerzte und nur auf deren Wunſch Kuren vornahm, und ferner durch die eigenthümliche ſtarke Wirkſamkeit ſeines Heilvermögens gegenüber von Gichtübeln.

16) Diätetik für Frauenzimmer und Kinder im geſunden und kranken Zuſtande. Von Karl Lehr. Stuttgart, Hoffmann.

Ein Handbuch für den Hausgebrauch, reich an praktiſchen Anweiſungen zur richtigen Behandlung der Kinder, zur richtigen Erkenntniß entſtehender Krankheiten, zur erſten Behandlung bei Unglücksfällen, bevor der Arzt herbeigerufen werden kann, zur Vermeidung giftiger Stoffe ꝛc., kurz in tauſend kritiſchen Fällen, wie ſie in einer Familie vorkommen können.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Uhland.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 31. Montag, 27. März 1837.

Altdeutſche und nordiſche Literatur.

6) Sagenforſchungen von Ludwig Uhland. I. Der Mythus von Thor, nach nordiſchen Quellen. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1836.

Der Mythus von Thor hat für Uhland darum ſo viel anziehendes gehabt, weil in ihm die poetiſche Naturanſchauung unſrer nordiſchen Stammgenoſſen verborgen liegt. Odin war in der nordiſchen Mythologie der Mittelpunkt aller geiſtigen, ſittlichen und geſellſchaftlichen Beziehungen, Thor dagegen der Mittelpunkt des geſammten phyſiſchen Lebens. So viel Mythologen ſich nun auch ſchon mit dieſem Gegenſtande beſchäftigt haben, ſo iſt doch noch keiner mit ſolchem Scharfſinn in die Mythen des Thor eingedrungen und hat auf ſo überraſchend einleuchtende Weiſe den einfachen Sinn derſelben ermittelt. Sehr Vieles, was bisher bloß als ein allgemeines Lob des ſtarken Gottes, oder als ein wunderliches und barockes Mährchen, und nicht ſelten ganz unverſtändlich erſchien, hat jezt erſt eine ſchöne Deutung gefunden. Man muß aber dieſe Reſultate um ſo dankbarer anerkennen, als die Löſung der im nordiſchen Mythus verborgenen Räthſel bei der eigenthümlichen Kürze, Kühnheit und orakelmäßigen Dunkelheit der Skaldenſprache wirklich im höchſten Grade ſchwierig war. Uhland bemerkt, daß die Sagen, die ſich durch Odin auf die innere Welt beziehen, noch weit ſchwieriger zu deuten ſeyen, als die durch Thor ſich auf die äußere Natur beziehen, und er hat deßhalb zuerſt dieſen ſeine ſcharfe Aufmerkſamkeit zugewendet.

Seinen Bemühungen iſt es gelungen, uns ein weit klareres Bild vom alten Gott Thor zu geben, als die bisherigen waren. Man faßte beinahe immer nur die wilde Kraft an ihm auf, dachte ihn als den Donnergott; da er doch im Gegentheil als ein Bezähmer der wilden Kraft, als die ſegnende Wirkſamkeit der Natur, als Frühling und Sommer (der den Winter bewältigt), als Wachsthum, Fruchtbarkeit, und als Ackerbau, Kultur, Straßen- und Brückenbau ꝛc. (der die rohe Gewalt der Elemente überwindet) anzuſehen iſt.

In dieſer Eigenſchaft tritt Thor als Repräſentant der Kultur dem wilden Rieſengeſchlecht aus Fornjots Stamm entgegen, welcher die rohe Naturgewalt bezeichnet. Fornjots Geſchlecht zerfällt in drei Stämme. Kari zeugt Froſt, Eis, Schnee. Logi zeugt Flamme, Gluth, Aſche. Aegir zeugt Fluth, Welle, Seegebraus. Dahin gehört auch Not, die Nacht, mit ihrem Stamme, und andere fornjotiſche Geſchöpfe, die alſo rohe Naturgewalten ausdrücken.

Digitized by Google

Wenn nun die Sage meldet, Thor habe den Jötun Hrungnir, der ganz von Stein war, überwältigt, ſo heißt das ſ. v. a. er habe bewirkt, daß ein bisher unfruchtbares Gebirge angebaut worden ſey. Wenn der Rieſe einen großen Mann von Lehm verfertigt, der den Thor ſchrecken ſoll, aber ſelbſt bei ſeinem Anblick vor Angſt das Waſſer läßt, ſo bezeichnet dieſer Umſtand noch näher die Lokalität. Das Stück von des Jötun Steinwaffe, das in Thors Schädel ſtecken geblieben, bezeichnet die Steine, die auf dem Acker zurückgeblieben, von denen bekanntlich ganz Schweden bedeckt iſt.

Wenn nach einer andern Mythe Thor den Oervandil im Korbe über das Eis trägt, dieſer aber eine Zehe hervorſtehen läßt, die ihm erfriert, ſo bedeutet das die den Winter über aufbewahrte Saatfrucht (Oervandil heißt der mit dem Pfeil Arbeitende, das ſpitze Saatkorn), die zu früh der Erde anvertraut, noch zum Theil erfriert.

Wenn Thor und Loki auf ihrer Ausfahrt ein paar junge Menſchen mitnehmen, ſo heißt das, der Segen des Himmels kann ohne Menſchenhände allein doch noch keine Kultur der Erde hervorbringen.

Wenn Thor die Böcke, die ſeinen Wagen ziehen, Abends ſchlachtet und ißt, Morgens aber aus den übrigen Knochen vollkommen wieder herſtellt, ſo bedeutet das die jährliche Wiedergeburt der Natur.

Wenn Thor den Utgarloki (den Endiger) nicht bezwingen kann, ſo heißt das, die Natur ſelbſt hat ihre Grenze. Wenn er auf ſeiner Wanderung den Speiſeſack, den der Rieſe zugeſchnürt hat, nicht öffnen kann, ſo deutet das auf die unbezwingliche Unfruchtbarkeit eines Gebirgszugs. Wenn er die Rieſenſchlange, die den Ozean bildet, nicht von einander reißen kann, ſo bezeichnet dies ebenfalls die Schranke der Naturgeſetze.

Thors Gattin heißt Sif, die ſchönhaarige, deren Haar abgeſchnitten und von unſichtbaren Erdgeiſtern wieder gewoben wird. Das iſt das blonde Saatfeld, das in der Ernte geſchnitten wird und doch wieder wächſt. Thors Tochter wird in ſeiner Abweſenheit vom Zwerg Alvis entführt, er kehrt aber zurück und entreißt ſie ihm, d. h. das Saatkorn verſchwindet auf kurze Zeit unter der Erde, bleibt ihr aber nicht.

Harbard (Odin) ſchadet dem Thor, d. h. der Krieg verdirbt die Felder und hindert die Saaten. Odin beherrſcht die Jorle und die Freien, d. h. die Krieger; Thor nur die Trälle, d. h. die ackerbauenden Knechte.

Thrym ſtiehlt Thors Hammer, den berühmten Miölnir, das Zeichen des Blitzes, und will ihn nicht hergeben, wenn ihm nicht Freya als Braut ausgeliefert wird. Da verkleidet ſich Thor als die Braut, täuſcht den Thrym, bis er den Hammer wieder hat, und erſchlägt ihn dann. Das heißt: Durch die Winterſtürme werden die warmen Sommergewitter verbannt, wenn aber die heitere Frühlingsluft (Freya) wiederkehrt, findet ſich auch der Blitz wieder.

Ein Jötun erbietet ſich, den Göttern eine Burg zu bauen und läßt ſich von dem Roß Suadilfari die Steine herbeiholen. In einem Winter ſoll das Werk fertig und dann ſoll ihm Freya zum Lohn werden. Loki aber ſchickt eine Stutte, nun jagt das Roß der Stutte, und der Rieſe dem Roß nach. Die Zeit des Winters verſtreicht über dieſer Jagd. Thor erſcheint und zerſchmettert den Rieſen. Das heißt: Der Winter will ſein feſtes Haus aus Eis für die Ewigkeit bauen; aber er verwandelt ſich in jagende Aequinoktialwinde, und am Ende kommt der Sommer und vernichtet ihn gänzlich.

Ein anderer Jötun, Thiaſſi, raubt die ſchöne Iduna, die Göttin der Unſterblichkeit. Loki erbittet ſich von Freya die Falkengeſtalt, fliegt zu der gefangenen Iduna, verwandelt ſie in eine Nuß und fliegt mit ihr fort. Thiaſſi verfolgt ihn in Adlersgeſtalt bis nach Asgard, verbrennt ſich aber in dem Feuer, das die Götter auf den Mauern anzünden. Das heißt: Iduna iſt hier zunächſt bloß die ewige Wiederkehr des Grünen in der Natur. Thiaſſi iſt der Winter, der die Blätter und alles Grüne raubt. Die Nuß iſt das Samenkorn, das Feuer iſt die Sonnenhitze.

Thor wirft die unanſtändige Göttin Geiröd, die eine Ueberſchwemmung verurſacht, mit einem Stein. Das iſt der Bau einer Brücke über einen reißenden Bergſtrom.

Baldur iſt die Sonne, die im Herbſt abzuſterben ſcheint. Nanna, die mit ihm ſtirbt, die Blüthe oder Blumenwelt. Der ihnen befreundete Thor wirft ihr den Zwerg Lit (die Farbe) ins Grab nach.

Den Jötun Hymir (der Dämmerer) erkennt Thor nicht für den ſtärkern, bis dieſer Aegirs Braukeſſel auf den Kopf ſezt, die Midgardſchlange mit dem abgeriſſenen Kopf eines Stiers als Angel fängt und einen Kelch zerbricht. Der Keſſel iſt das Meer, der Kelch das Eis, mit dem das Meer überfroren iſt. Die Schlange bedeutet die Meerſtürme zur Zeit des Aufthauens. Ob das Stierhaupt nicht mehr bedeutet, als bloß die abgeriſſenen Eisſtücke, die das Meer verſchlingt, ſcheint uns noch zweifelhaft.

Thor ſchleudert den achtarmigen Starkod vom Felſen herab. Das iſt ein Waſſerfall.

Auch ins hiſtoriſche Gebiet greifen noch die Thorsſagen ein. So z. B. die Thaten Halfdans (des Halbdänen), des kriegeriſchen Miſchlingsvolks an der See,

deſſen Räubereien den Ackerbau ſtörten. Thor erſcheint hier als der Tröſter der Unterdrückten, innig verbunden mit dem demokratiſchen Princip der alten Nordländer, während Odin als Gott der neuen Ariſtokratie erſcheint.

Dies nur eine kurze Skizze des reichhaltigen und höchſt eigenthümlichen Inhalts einer Schrift, die als einer der fruchtbarſten Beiträge zum Verſtändniß unſrer älteſten Vorzeit betrachtet werden muß.

7) Snorri Sturluſons Weltkreis (Heimskringla), überſezt und erläutert von Dr. Ferd. Wachter, Prof. in Jena. 2ter Band. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1836.

Die Fortſetzung eines unlängſt in dieſen Blättern angezeigten höchſt ſchätzbaren Werks. Sie enthält in der Einleitung eine ausführliche Abhandlung über die altnordiſche Proſodie, Stabreim, Alliterationen, und ſodann die Sagen von Hakon dem Guten, Harald Grafelld, Jarl Hakon und Olaf Tryggwaſon. Die leztere iſt am intereſſanteſten, da ſie den Kampf und Untergang des durch Oehlenſchläger bekannten Hakon Jarl, und die ſchöne Sage von den Jomswikingern enthält. Aber auch abgeſehen von dieſen poetiſchen Vorzügen der Sagen, haben ſie hohen hiſtoriſchen Werth durch die genaue Erzählung aller Umſtände, unter denen das Chriſtenthum im Norden eingeführt wurde. Hakon der Gute, der es zuerſt bekannte, unterlag noch dem Heidenthum, und daher ſagt der Herausgeber mit vollem Recht: „Die Sage von Hakon dem Guten iſt daher auch eine der bedeutungsvollſten, weil ſie den Kampf des Heidenthums mit dem Chriſtenthum ſchildert, und jenes über dieſes als Sieger aus demſelben hervorgehen läßt. Sie iſt von der tragiſchſten Wirkung, da ihr Held, der chriſtliche Hakon, der Macht des Heidenthums unterliegt. Daher die Liebe, mit der die heidniſch geſinnten Skallden den chriſtlichen König behandeln. Auch die ſpäteren Chriſten behandelten Hakon mit Liebe wegen ſeines Strebens, das Chriſtenthum einführen zu wollen, denn ſie konnten ja dem tödtlich Verwundeten in den Mund legen, daß er auch, wenn er am Leben bleibe, Norwegen verlaſſen, und in einem Chriſtenlande Buße thun wollte. Hätte Kirchen-Herrſchaft auf Island gelaſtet, ſo hätte mit dieſen Worten die Hakonsſage geſchloſſen werden müſſen. Aber die freien Isländer verloren, obſchon ſie ſehr fromme Chriſten waren, doch ihre Liebe zu den heidniſchen Liedern und der Geſchichte der heidniſchen Zeiten nicht. So kam es, daß der gute Skallde Snorri Sturluſon, obſchon er ein ſo frommer Chriſt war, daß er in der großen Faſtenzeit kein Treffen liefern wollte, die herrlichen Hakonar-Mal nicht nur unterdrückte, ſondern ſie in ihrer Ausdehnung an die Stelle ſezte, an welcher ſie ihre vollſte Bedeutung hatten. Zum vollſten Verſtändniß der Hakonar-Mal mußte natürlich auch vorher berichtet werden, wie Hakon nach heidniſchen Gebräuchen beſtattet worden. So iſt die Sage Hakons des Guten das ſchönſte geſchichtliche Denkmal eines freien Volkes, das zwar das Chriſtenthum angenommen hatte, aber ſich nicht zum blinden Werkzeuge der unduldſamen Prieſterwuth hatte machen laſſen.“

Wir entheben den Sagen ſelbſt eine intereſſante Stelle, die den Leſer in den Stand ſetzen wird, den eigenthümlichen Geiſt des nordiſchen Originals und den Ton der Ueberſetzung kennen zu lernen: „Eyſtein, König der Upplendinger, den einige nennen den Mächtigen, aber andere den Böſen, er heerete in Thrandheim und legte unter ſich Eyna-Fylki und Sparbyggia-Fylki, und ſezte darüber ſeinen Sohn, der Onund hieß, aber die Thrändir erſchlugen ihn. König Eyſtein fuhr da zum andern Mal Heerfahrt nach Thrandheim, und heerete da weit, und legte unter ſich. Da bot er den Thrändern, was ſie wöllten lieber haben zum König, ſeinen Sklaven, der Thorir Fare hieß, oder (ſeinen) Hund, der Saurr hieß; aber ſie wählten den Hund, indem ſie dünkten ſich, da eher ſelbſtherrſchend zu werden. Sie ließen zaubern in den Hund dreier Männer Verſtand, und bellte er zu zwei Worten, aber ſprach das dritte. Ein Halsband ward ihm gemacht und Ketten von Gold und Silber. Aber ſobald als (es) dreckigt war, trug ſein Hofgeſinde ihn auf ihren Händen. Hochſitz ward ihm bereitet, und er ſaß auf einem Hügel wie Könige, und wohnte auf dem Eiland Idri und hatte (ſeinen) Sitz dort, wo (es) heißt Saurs haugr (Saurs Hügel). Das wird geſagt, daß ihm ward zum Tode, daß Wölfe anfielen ſeine Heerde, aber das Hofgeſinde reizte ihn, zu wehren ſein Vieh; er lief vom Hügel, und fuhr gegen die Wölfe; aber ſie zerriſſen ihn ſogleich.“ — Dann die ſchöne Sage von den Jomswikingern: „Hierauf legte Jarl Eirik an Wagn's Schiff, und ward dort allharter Widerſtand. Aber zum Schluſſe ward gereutet deren Schiff, aber Wagn handergriffen, und dreißig Mann mit ihm, und gebracht ans Land hinauf gebunden. Da ging zu (ihnen) Thorkell Leira und ſprach: Deß bandeſt du Verheiß, Wagn! zu erſchlagen mich; aber mir dünkt das nun wahrſcheinlicher, daß ich erſchlage dich. Die (und) Wagn ſaßen auf einem Baumſtamm alle zuſammen. Thorkell hatte eine große Art, er erhieb den, der äußerſt ſaß auf dem Baumſtamm. Die (und) Wagn waren ſo gebunden, daß ein Strang war geſchnürt an die Füße ihnen allen, aber los waren ihre Hände. Da ſprach deren einer: „Ich habe ein Rückgrat in der Hand, und ich werde (es) ſtechen in die Erde, wenn ich etwas weiß, da, wenn das Haupt mir abgehauen iſt: das Haupt ward ihm abgehauen, und das Rückgrat fiel aus

den Händen." Da ſaß ein Mann allſchön und wohlbehaart, er wickelte das Haar vor über das Haupt ſich, und richtete vor den Hals und ſprach: Machet nicht das Haar ins Blut. Ein Mann nahm das Haar in die Hand ſich und hielt feſt. Thorkell ſchwang zu die Axt. Der Wikingur ruckte mit dem Haupte ſehr; der neigte zurück, der das Haar hielt, aber die Axt fuhr herab auf beide Hände ihm, und griff (ſie) ab, ſo daß die Axt nahm in der Erde Stätte. Da kam herzu Jarl Eirik und fragte: Wer iſt dieſer Mann, der ſchöne? Sigurd nennt (man) mich, ſagt er, und ich bin Bezeichnungs-Sohn Bui's. Nicht ſind alle Jomswikingar todt. Eirik ſagt: Du wirſt ſein zu Gewiſſem wahrer Sohn Bui's, willſt du haben Frieden, ſagt der Jarl. Das verändert, wer bietet, ſagt Sigurd. Der bietet, ſagt der Jarl, der Gewalt hat dazu, Jarl Eirik. Da will ich, ſagt er. Er ward da genommen aus dem Strange. Da ſprach Thorkell Leira: willſt du, Jarl! alle dieſe Männer laſſen Frieden haben, da ſoll nimmermehr mit dem Leben fahren Wagn Akaſon, läuft da vor mit geſchwungener Axt, aber der Wikingur Skardi ſchwang ſich zum Fall in dem Strange, und fiel vor die Füſſe Thorkel'n; Thorkel fiel platt über ihn. Da ergriff Wagn die Axt, und hieb Thorkel'n mit Todeshieb. Da ſprach der Jarl: Wagn! willſt du haben Frieden? Ich will, ſagt er, wenn wir alle haben. Löſe ſie aus dem Strange, ſagt der Jarl, und ſo ward gethan; achtzehn waren erſchlagen, aber zwölf empfingen Frieden." Dieſe Treue der Ueberſetzung führt freilich viele Härte mit ſich, doch iſt das minder Verſtändliche in den Noten erklärt, und jeder Leſer, der wirklich in den Geiſt des Originals eindringen will, wird eine ſolche, der Form nach unangenehme Treue doch der Sache wegen gern dem Wohlklang freierer, aber willkürlicher Umſchreibungen vorziehen.

8) Leben und Dichten Wolframs von Eſchenbach. Herausgegeben von San-Marte. Erſter Band: Parcival. Magdeburg, Creutz, 1836.

Nachdem die Werke des Gottfried von Straßburg in einer ſchönen Ausgabe erſchienen ſind, verdiente Wolfram von Eſchenbach dieſelbe Ehre. Aber in einer modernen Uebertragung? Wir haben dergleichen nie geliebt, weil immer vom Reiz des alten Originals dabei verloren geht. Aber ſie ſind eine Nothwendigkeit geworden. Selbſt den gebildeten Söhnen unſres Volks fehlt die ausdauernde Liebe, ſich einzuleben in den Geiſt und in die Sprache unſrer Ahnen. Will man ſie nun nicht ganz der Vorzeit entfremden, ſo muß man ihnen die Kenntniß derſelben wohl ſo bequem als möglich machen.

Herr San-Marte gab ſchon vor drei Jahren einen Auszug aus dem Parcival heraus, den wir in Nr. 79—81 des Literaturblatts von 1834 ausführlich angezeigt, den ganzen Inhalt des großen Gedichts gedrängt mitgetheilt und auf deſſen erhabene Schönheit aufmerkſam gemacht haben. Um uns alſo nicht zu wiederholen, nehmen wir, womit ohnehin Jeder, der die altdeutſche Literatur nur einigermaßen kennt, übereinſtimmt, als Thatſache an, daß Wolfram von Eſchenbach einer der erſten, wenn nicht der erſte deutſche Dichter des Mittelalters war.

Die Ueberſetzung bot ungeheure Schwierigkeiten dar. Sollte der Reim beibehalten werden, ſo mußte die Wortſtellung eine ganz andere werden, weil nicht alles altdeutſche auch neudeutſch reimt. Sollte die Sache modernen Ohren verſtändlich ſeyn, ſo mußte ſehr oft die naive Weiſe des alten Dichters verlaſſen werden. Wir wollen zur Probe nur gleich den Anfang des Gedichts herſetzen.

Altdeutſches Original:

Ist zwiuel hercen nah gebur
Das mvoz der sele verden sur.
Gesmehet vnde gezieret
Ist swa sich parrieret.
Vn versaget mannes mvot
Als agelstern varwe tuot.

Wörtliche Ueberſetzung:

Iſt Zweifel dem Herzen nahe geboren, deſſen muß die Seele werden ſauer. Geſchmäht und geziert iſt was ſich zu gleichen Theilen theilt, (auf beiden Achſeln trägt), und verzagter Mannesmuth gleich der Elſterfarbe thut.

Metriſche Ueberſetzung des Herrn San-Marte:

Verderben wird der Seele kund,
Wohnt Zweifel in des Herzens Grund.
Wenn unſtett edles Manns Gedanken
Zwiſchen Treu und Untreu wanken,
Geziert iſt und geſchmäht ſein Preis,
Er gleicht der Elſter ſchwarz und weiß.

Durch eine hiſtoriſche Einleitung, welche das Ritterweſen und die kirchlichen, politiſchen und geſellſchaftlichen Bedingungen des Mittelalters erörtert, ſo wie durch Anmerkungen am Schluß iſt das Verſtändniß des großen Gedichts dem Leſer noch mehr erleichtert worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 32. Mittwoch, 29. März 1837.

Altdeutſche und nordiſche Literatur.

9) Anzeiger für Kunde der deutſchen Vorzeit, herausgegeben von F. J. Mone. Fünfter Jahrgang. 1836. Karlsruhe, Groos. 4.

Hoffentlich wird dieſer Anzeiger, von dem uns bereits der fünfte Jahrgang vorliegt, ſich einer immer günſtigern Aufnahme erfreuen und als das zweckmäßigſte Organ der Vermittlung neuer Entdeckungen und Forſchungen in dem noch immer ſo ergiebigen und unerſchöpften Felde deutſcher Alterthümer ſich erhalten.

Der Anzeiger umfaßt alles, was von irgend einem Intereſſe für das Studium der vaterländiſchen Vorzeit ſeyn kann. Er theilt Originalien mit, neuentdeckte altdeutſche Gedichte, Urkunden (falls ſie beſonders wichtig ſind), Briefe, Gloſſen, Auszüge aus größern Werken und Anzeigen ſolcher, die theils neu entdeckt, theils zum erſten Mal gedruckt werden. Er nimmt gleich ſehr auf das Sprachliche, Poetiſche und Geſchichtliche Rückſicht, und ſchließt den Anzeigen neuer Funde in dieſer Beziehung auch Unterſuchungen, Fragen und Antworten an. Herr Mone hat dafür geſorgt, daß alles Unintereſſante oder leere Notizenweſen (wie z. B. bogenlange Urkundenverzeichniſſe, Abdrücke langer und wenig anſprechender Texte ꝛc.) weggeblieben iſt, daß die Mittheilungen an ſich Werth haben und kurz ſind, ſo daß auch Leſer, die nicht von dieſem ſpeciellen Fache ſind, Genuß und Belehrung daraus ſchöpfen können. Für Geſchichtsforſcher und Freunde der altdeutſchen Poeſie iſt aber dieſer Anzeiger unentbehrlich, weil er ſo außerordentlich viel Neues mittheilt, zu deſſen Kenntniß man auf einem andern Wege nur ſelten oder gar nicht gelangen würde. Mone iſt ganz dazu gemacht, hier der Vermittler zu ſeyn, vermöge ſeiner überaus reichen Kenntniſſe in dieſem Fach, vermöge der großen Forſchungen, die er deßfalls in dem bisher dafür ſo wenig in Anſpruch genommenen Niederlande gemacht hat, und vermöge der ihm eignen Liebe und Begeiſterung, mit der er von jeher dieſe Studien umfaßt hat.

Im 5ten Jahrgang finden wir z. B. im I. Quartalheft eine Abhandlung über die Enten, Anten, Inder, die in altdeutſchen Denkmalen als älteſte Erinnerung des Volks vorkommen; eine ſehr kleine, bisher ungedruckte lateiniſche Chronik aus dem 9ten Jahrhundert: Annales Sithienses; der ausführlichere und ſehr intereſſante Briefwechſel aller mithandelnden Perſonen bei der Kaiſerwahl Karls V.; geographiſche Notizen aus dem Mittelalter und eine ſehr unvollkommene Karte von 1120; Notizen und Zuſätze zu Grimms Rechtsalterthümern; etwas über die ältern Sängerſchulen und Sängerfamilien; über den Zuſammenhang perſiſcher und

altdeutſcher Sagen. Dieſer leztern Abhandlung von Halling fügt Mone die ſehr richtige Bemerkung bei, daß für ſolche Vergleichungen noch nicht genug vorgearbeitet iſt. Ueberhaupt kommt es mehr darauf an, erſt den Sinn unſrer eignen Sagen zu verſtehen, ehe wir ihren Zuſammenhang mit ältern und fremden ſuchen, und aus dieſem Verſtändniß ergibt ſich meiſtens, daß das germaniſche Gemüth und die nordiſche Natur ſolchen Sagen und Mythen, die allerdings aus einer ältern aſiatiſchen Vorzeit ſtammen mögen, gleichwohl ein ſo eigenthümlich lokales und nationelles Gepräge gegeben hat, daß ſie unſer Eigenthum ſind. Ferner enthält dieſes Heft ein altfranzöſiſches Gedicht: la Disputation de Salomon a De Marcou; eine Abhandlung über die Sage von Oger von Dänemark; die Anzeige einer merkwürdigen altdeutſchen Reimchronik von Jeruſalem; Reimgeſetze (Proſodie in Verſen) aus Geroſchins preußiſcher Reimchronik; Gloſſen; alte Farbenrecepte; über die Domfabrik in Speyer, alte Baugeſetze ꝛc.; eine äußerſt umfaſſende und gewiß alle Leſer anſprechende Abhandlung des Herausgebers über *deutſche Namen*, die (gleich dem Briefwechſel, die Kaiſerwahl Karls V. betreffend) in den folgenden Heften fortgeſezt iſt. Wir können nicht umhin, das Weſentlichſte daraus mitzutheilen:

„Von der jetzigen Gleichgültigkeit der Namen, die nichts weiter mehr ſind als äußere Unterſcheidungsmittel, darf man nicht auf eine ähnliche oder dieſelbe Gehaltloſigkeit der alten Namen zurück ſchließen, denn es zeigen ſich in der unendlichen Vielheit der alten Namen ſo beſtimmte und feſte Richtungen, daß man ihre Menge keineswegs aus einem gedankenloſen Spiele der Sprache und Einbildung herleiten darf. Mit zunehmender Bevölkerung muß die Menge der Namen größer, aber auch gehaltloſer werden, und zwar aus folgendem natürlichen Grunde. Die älteſten Familien konnten ſich nur nach *inneren* Beziehungen, alſo nach Eigenſchaften benennen, die ihnen ausſchließlich zukamen, mit der Vermehrung und Vermiſchung der Familien konnten die inneren Beziehungen nicht mehr ausreichen, die Namen wurden und blieben *äußere* Unterſcheidungsmittel.

1) Man hat in den Familien den nächſten Verwandten ſtabreimige (alliterirende) Namen gegeben, entweder ohne Vorſetzung eines componirten Worts oder mit derſelben, z. B. Reming-Engelram.

2) Es gab auch Namen der Familienglieder, die mit dem Sylbenreim anfingen, Deotwic-Deotſwint.

3) Häufig waren die Sylbenreime am Ende der Familiennamen. War eine Familie zahlreich, ſo gab man hie und da einem Mitgliede den Namen außer dem Reim, oder ein Sohn reimte z. B. mit dem Namen des Vaters und ſeine übrigen Brüder unter ſich, oder auch reimten die Endſylben der Sohnesnamen mit dem erſten Worte des Vaternamens.

4) Familiennamen, die Stab- und Sylbenreim, die Vor- und Schlußreim zugleich hatten, waren auch ſehr gebräuchlich. Es gibt folgende Beiſpiele. Stab- und Sylbenreim: Alpruch-Ascruch fratres. Vor- und Schlußreim: Richart pater, Richwart filius. Stab- und Schlußreim zwiſchen Großvater und Enkeln, Schlußreim mit ſeinem Sohne. Vor-Reim des Vaters mit einem Sohne, Schluß-Reim der Söhne unter ſich: Theotrich pater, Theothart, Alphart filii. Unter drei Brüdern ſtehen in einem Beiſpiele zwei Vor-Reim: Engilrich-Engilhad, und zwei im Schlußreim: Engilrich-Helmrich.

Die Beweiſe zeigen alſo, daß die Namen in allen Graden der Verwandtſchaft *durch den Reim gebunden waren*, nämlich zwiſchen Vater und Sohn, Mutter und Sohn, Oheim und Neffe, Großvater und Enkel u. ſ. w., auch zwiſchen Herren und Hörigen, welche leztere oft das eigentliche Stammwort des Namens ihrer Herren führten (z. B. Wolf), um dadurch anzuzeigen, daß ſie zu ſeinem Hauſe gehörten.“

„Da man bei unſern Voreltern nur einen Namen führte, ſo hatte der Geſchlechtsnamen einen andern Begriff als heut zu Tage, wo er ſtets der lezte oder Schlußnamen einer Perſon iſt. Daraus folgt, daß die alten Geſchlechtsnamen unter den jezt ſogenannten Vornamen zu ſuchen ſind, und es fragt ſich daher: welche Merkmale müſſen die alten Vornamen haben, um als Geſchlechtsnamen erkannt zu werden? Dieſe ſind: eine reiche Compoſition mit dem Wurzel- oder Stammwort; dieſes iſt zugleich der Stamm- oder Geſchlechtsnamen, der in der Zuſammenſetzung voranſtehen muß; z. B. in Fridebert iſt Frit der Stamm und bert die Verbindung ꝛc.“

„Wahrſcheinlich hat es mehr alte Stammnamen gegeben als ich aufführe, ſie ſind aber ſchwer zu erkennen. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Namen wie die Geſchlechter ausſterben. Mancher Namen, der nur noch in wenigen Zeugniſſen und Verbindungen übrig iſt, mag in früheſter Zeit ein großes Geſchlecht bezeichnet haben, aber wir ſind nicht mehr im Stande, es mit den wenigen Beiſpielen, die wir davon noch haben, zu beweiſen. Es iſt daher nicht möglich, eine vollſtändige Liſte der alten Geſchlechts- oder Stammnamen aufzuſtellen. — Geſchlechtsnamen, die bei deutſchen Völkern vorkommen, gehen in die früheſte Zeit zurück, und beweiſen, daß alle deutſchen Völker jene Geſchlechter ſelbſt gekannt haben. Dieſe uralten Familien ſind längſt untergegangen, ihre Namen aber durch Erinnerung und Nachahmung übrig geblieben. Der Umſtand, daß dieſe älteſten Stammnamen ſchon im früheſten Mittelalter von Hörigen, Freien und Adeligen geführt wurden, beweiſt offenbar,

daß die Geſchlechter, welchen jene Namen eigenthümlich gehörten, längſt nicht mehr vorhanden, alſo ihre Namen Gemeingut waren, welches Jeder ſich aneignete, je nachdem ihn eine Erinnerung zur Nachahmung beſtimmte.“

„Die Abſtammung vom Vater wurde durch die Sylben — unc, — inc bezeichnet, welche man unmittelbar an den Namen des Vaters fügte. Hieß der Vater z. B. Ruot, ſo nannte man den Sohn Ruodunc oder Ruodinc. Schon im 9ten Jahrhundert fügte man mehreren Sohnsnamen die Ableitung —ari bei, was ſpäter häufiger wurde und jezt gewöhnlich gebraucht wird, wie die Formen Weſtfälinger, Schleſinger, Lothringer, Karolinger, Merowinger ꝛc. beweiſen.“

„Bezeichnet der Namen des Vaters eine Perſon, ſo iſt dieſe ein Gott, ein Menſch oder ein Thier. Göttliche Weſen als Väter liegen in den Namen Alpung, Botelung, Erming, Engiling, Frohing, Hilting, Hoching, Huſing, Oting, Ramung, Ruoding, Theoting, Waning, Wodung verborgen, nämlich Alp (Elfe), Buda?, Irmin, Ing, Froh (Herr), Hilt (Kriegsgöttin), Huoli, Huſing (Hausgeiſt), Othin, Rama?, Ruot, Teut, Wan, Wodan. Es mögen noch manche Patronymica göttlichen Urſprung enthalten, was ich übergehe, weil es nicht hieher gehört, die mythologiſchen Spuren aufzuſuchen. Die eben angeführten Beiſpiele ſind Zeugniſſe ehemaliger göttlicher Stammbäume in Deutſchland, dergleichen noch von den Angelſachſen und Nordländern ausführlicher erhalten ſind. — Menſchliche Vaternamen nachzuweiſen, ſcheint unnöthig; thieriſche ſind Arn (Adler), Ber, Eber, Fil (Elephant?), Ramm (Widder?), Schwan, Ur, Wolf. Dieſe thieriſche Abſtammung kann nicht auf natürliche Weiſe, ſondern muß bildlich verſtanden ſeyn. Wie aber, iſt ſchwer zu ſagen; entweder hatte der Vater von einem Thierzeichen auch den Namen des Thiers erhalten, oder von einer Thierſage, oder auch von einer Eigenſchaft, welche der Natur des Thiers entſprach, z. B. Stärke, Wildheit ꝛc. — Die Patronymica enthalten ſowohl Geſchlechtsnamen, wie Amalung, Baldung, Bodelung, Ilſung, Nibelung, Schilbung, Wolfung ꝛc., als auch Volksnamen Elung, Griuzing, Juthung, Puriching, Saring, Suabing, Sweding, Theoting, Thuring, Walahing, Waning, Warning. Die nachweisliche Entſtehung mancher Volksnamen dieſer Art aus Geſchlechtsnamen macht es wahrſcheinlich, daß auch andere ſolche Volksnamen von regierenden Häuſern auf die Völker übertragen wurden. Einige, wie Saring, Swabing, Sweding ꝛc., mögen auch von Stammgöttern oder -Helden und von Stammländern hergeleitet ſeyn. Alle alten und echten Sohnsnamen ſind in Deutſchland *geſchichtlich*, ſie beruhen auf der Thatſache, daß es wirklich Geſchlechter (oder auch Völker) ihres Namens gegeben hat. Eine natürliche Folge davon iſt, daß noch viele Patronymica die Träger von Geſchlechts- und Stammſagen ſind, entweder im Mythus oder im Heldenbuch. Das berechtigt zu der Behauptung, daß alle Sohnsnamen ihre Geſchlechtsſage hatten, und daß wir nach obigem Verzeichniß ungefähr ermeſſen dürfen, wie viele jener alten Geſchlechtsſagen untergegangen ſind. Dieſe Behauptung wird durch den merkwürdigen Umſtand beſtätigt, daß unſre ſämmtlichen Patronymica Ueberbleibſel der ältern Sprache ſind. Schon im achten Jahrhundert hat die Sprache keine neuen Patronymica mehr, ſondern nur Ortsnamen auf — ing gebildet; was alſo noch von Sohnsnamen vorhanden iſt, geht in ſeinem Urſprung *vor* das achte Jahrhundert zurück, wo die deutſche Sprache, wie bei den Angelſachſen und Nordländern, noch das Vermögen hatte, aus jedem Namen ein Patronymicum zu bilden. Nach der deutſchen Stammſage war Mann der erſte Sohn, welcher durch Zeugung entſtand; daher wurden an ſeinen Namen zwei Vorſtellungen geknüpft: *Sohn* und *Menſch*. Daß Menſch wörtlich von Mann herkommt, iſt hinlänglich erwieſen und bekannt, daß Mann aber auch die Bedeutung Sohn hatte, ergibt ſich aus den altdeutſchen Namen. Das Wort verbindet ſich nicht am Anfang mit andern Namen, ſondern nur am Ende; dadurch wird es den Endſylben — ing und — ic gleichgeſtellt, Hartmann ꝛc. Noch ſpäter iſt die Zuſatzſylbe ſon = Sohn, z. B. Peterſon = Peters Sohn; deßgleichen der Genitiv, z. B. Bruns = Sohn des Brun. Auch als man ſchon zwei Namen gebrauchte, ſezte man noch den des Vaters in den Genitiv, z. B. Snyders Hans ꝛc.

Die *neueren* Geſchlechtsnamen ſind gegeben a) nach der Herkunft, b) nach der Beſchäftigung, c) nach Eigenheiten. a) *Namen der Herkunft*. Dieſe wird entweder nach dem *Ort* oder dem *Lande* bezeichnet, aus welchem der Menſch abſtammt. 1. Oertliche Geſchlechtsnamen. In *Deutſchland* gibt es zwei Arten derſelben, adelige und nicht-adelige, jene ſind vom Stammſitz der Adeligen gebildet und haben deßhalb das Wort *von* vor dem örtlichen Geſchlechtsnamen, die nicht-adeligen ſind ſelten auf dieſe Weiſe und gewöhnlich mit andern Vorwörtern gemacht, wie Zumkeller, Zumbach, Zumſteeg u. dgl., oder in Urkunden von 1364: Cuntz vme hoſe, Dytzel ame Bintzel ꝛc. Reinhart ouz dem Moſe v. 1180. Mon boic. II., 342. Meiſtens aber iſt ihnen die Form — er (alt — ari) gegeben, die unmittelbar an den Ortsnamen gefügt wird, Wormſer, Speierer, Menzer, Ettlinger, Bamberger, Ulmer, Nürnberger, Wiener u. v. A. Im *Niederland* ſind die örtlichen Geſchlechtsnamen ohne Unterſchied des Standes mit van, (wenige mit te) gebildet und zwar in folgender Abſtufung. α) Wenn der Ort der Herkunft geſchlechtlos iſt, ſo ſteht van allein davor; van Aerscot, van Assche,

van Diest etc. Manchmal wird dieſes van mit dem Namen als ein Wort geſchrieben, was bei den folgenden Arten häufiger geſchieht. Statt van ſteht hie und da te: Te Water etc. β) Iſt der Ort männlichen Geſchlechts, ſo ſteht vor ihm van den im Sing. oder Plural. Beiſpiele: van den Bogaerde, van den Broeke, van den Zande, van den Branden. Der Artikel wird zuweilen in de abgekürzt: van de Weyer, van de Ven, van de Kerchove, van de Wattyne; ten für te den: ten Kate, ten Broeke, ten Stalle etc. ſind mehr in Nord- als in Südniederland gebräuchlich. γ) Iſt der Ort weiblichen Geſchlechts, ſo findet eine dreifache Bezeichnung ſtatt: van der, van der Straeten, van der Borgt, van der Noot etc.; ver, d. i. contrahirt aus van der, Verbeek; ter, contrahirt aus te der, iſt nicht häufig, Terwagne, Terbrugge etc. Die örtlichen Geſchlechtsnamen ohne Präpoſitionen bilden ſich auf doppelte Weiſe, durch angehängtes — aer (das hochdeutſche — er), Waselaer, Donkelaer, und — inck, Mechelynck etc. Beiderlei Namen ſind ſelten, die lezte Art gehört nach Weſtflandern, wo man aus jedem Orte durch angefügtes — ing einen perſönlichen Namen bilden kann, z. B. Veurneling, einer von Veurne, Ostendeling, einer von Oſtende u. dgl., das Weitere darüber gehört in die Erläuterung der Ortsnamen. 2) Landſchaftliche Geſchlechtsnamen. Kommen in Deutſchland häufig vor: Baier, Schweizer, Heß, Döring, Schwab, Oeſterreicher, Rheinländer, Sachs, Frank u. dgl. Im Niederland erſcheinen ſie mit dem Artikel, de Vries, de Ghelder etc., worüber im Verfolg gehandelt wird. b) Namen der Beſchäftigung ſind in ganz Deutſchland ſehr verbreitet, meiſt nach den Handwerken und andern Berufen gebildet: Schmid, Schloſſer, Müller, Becker, Weber, Schulz, Pfaff, Richter, Mahler, Schneider u. ſ. w. Allen dieſen Namen wurde früher der Artikel vorgeſezt, Johans der ſuter, Chuno der ölier, 13tes Jahrhundert aus Urk., Heinricus Rouſenare v. 1190. Mon. boic. II. 349, ſo auch manchen andern, z. B. Herant der Wideman v. 1344. Jetzo iſt in ganz Oberdeutſchland Sitte, allen männlichen Geſchlechtsnamen den Artikel der, weiblichen die voranzuſtellen, was mit dem griechiſchen Gebrauche übereinſtimmt, die Namen mit dem Artikel zu ſetzen. Die hochdeutſche Schriftſprache hat den Artikel vor den Namen unterdrückt, wird aber nach und nach genöthigt, denſelben im Genitiv, Dativ und Accuſativ wieder zuzulaſſen, weil es manchmal unmöglich iſt, jene Caſus an den Namen ſelbſt zu bezeichnen; z. B. Widmanno dixi wird deutſch eben ſo klar durch: „ich habe dem Widmann geſagt,“ als es undeutlich bleibt durch Weglaſſung des Artikels. Der Dativ Widmannen wird nie allgemein werden, weil er durch ſeine ſchwache Form die Sprache verlezt. Niederländiſch ſind dieſe Namen auch ſehr gebräuchlich, ſämmtlich mit dem Artikel de (der), welchen man nicht für das franzöſiſche de (von) halten darf. De Smet, de Coster (Küſter), de Potter (Töpfer, Häfner). Zuweilen ſteht der Artikel im Accuſativ, den Duyts (für Duitſch), worüber Anzeiger V. S. 220 nachzuſehen. In Weſtflandern lauten die Namen auf — er meiſtens — ere, de Broekere (der aus dem Bruche), de Meulenaere, de Vaddere, de Meyere, de Naeyere etc. Vor Vokalen und h wird de abgekürzt, d'Hulster etc. c) Namen nach Eigenheiten. 1) Körperliche und geiſtige Eigenſchaften. Dieſe Namen ſind nicht ſelten und größtentheils Beiwörter (Adjectiva). In Deutſchland werden ſie in abgekürzter Form gebraucht, in Niederdeutſchland regelmäßig in ſchwacher Form, was von dem ausgelaſſenen Artikel herrührt. Schwarz, Weiß, Braun, Groß, Jung, Alt, Stumm, Schön, Schnell, Reich, Klein, Kurz, Lang, Roth, Stark ꝛc. lauten in Norddeutſchland gewöhnlich Schwarze, Weiße, Lange, Rothe u. ſ. w. oder gar auf — a, Wilda, was unorganiſch iſt. Im Niederland haben ſolche Namen ſtets den Artikel und ſtarke oder ſchwache Form: de Swert, de Rycke, de Rode, de Jonge, de Bruyn, de Wild, de Wit, de Groot etc. Seltener ſind die Beiſpiele nach geiſtigen Eigenſchaften: de Vrient, Kluge, Stolze, Fromm, Heilig ꝛc. Figürliche Eigenſchaftsnamen ſind häufiger: Süß, Sauer, Herb, Bitter, Scharf, Friſch, Leicht, Still u. dgl. 2) Thiernamen ſetze ich auch hierher, weil ſie meiſtens durch Vergleichung der Eigenſchaften entſtanden ſind. Sie kommen in ganz Deutſchland ſeit dem 12ten Jahrhundert als Geſchlechtsnamen vor. Fuchs, Wolf, Hahn, Hirſch, Reh, Geyer, Falk, Vogel, Luchs, Ochs, Bock, Haas, Bär, Widder, Fink, Storch, Käfer, Eber, Hund, de Vos, de Ram, (Widder), d'Hane, de Beer, de Vink etc. Daß ſolche Thiernamen ſchon viel früher gebraucht wurden, zeigt folgendes Beiſpiel von 823. Amalperaht cognomento Fugal. Schann. tr. Fuld. p. 140. 3) Die Geſchlechtsnamen nach Jahrszeiten: Winter, Sommer, Herbſt, Lenz, ſind ebenfalls häufig und ſcheinen zu verrathen, daß früher die Jahreszeiten perſönliche Weſen waren wie Tag und Nacht. 4) Spitznamen. Eine Sammlung derſelben ſteht bereits im Anzeiger III., 12. 83. Sie ſind recht eigentlich in Deutſchland zu Hauſe und ehemals viel häufiger geweſen als jetzo. Die Phantaſie und der Witz des gemeinen Volkes drückt ſich darin ſprechend aus und iſt unerſchöpflich. Alle ſolche Namen beruhen auf geſchichtlichen Vorfällen.“

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 33. Freitag, 31. März **1837.**

Altdeutſche und nordiſche Literatur.

9) Anzeiger für Kunde der deutſchen Vorzeit, herausgegeben von F. J. Mone. Fünfter Jahrgang. **1836.** Karlsruhe, Groos. 4.

(Schluß.)

Dann ſpricht Herr Mone von den Verkleinerungs- und Vergrößerungsnamen, die Zuſammenſetzung mit Jung, Alt, Kind, z. B. Jungmann, Altram, Wittichind, die Vergrößerung durch die Sylbe an, z. B. Deotan, verkleinert durch in, z. B. Deotin; die Verkleinerungen auf i, o, ico, ich, l, el, lin, lein; die vertraulichen Abkürzungen auf z, z. B. Heinz, Friz. Endlich werden die abſtrakten Namen abgehandelt, z. B. mout, rot, falc, tac, lieb, nit, frit, un, heit ꝛc., mit denen die deutſchen Stammnamen ſo oft componirt erſcheinen. Der Raum geſtattet uns nicht, dieſe intereſſante Abhandlung noch weiter in ihre zahlreichen Beiſpielſammlungen zu verfolgen.

Das zweite Heſt enthält wieder Geographiſches, ein paar ſehr alte Landkarten aus dem 9ten und 14ten Jahrhundert; hohenſtauſſiſche Urkunden; die bekannte Herzogswahl in Kärnthen, abgedruckt aus einer alten St. Galler Handſchrift des Schwabenſpiegels, einer noch ältern Quelle als Aeneas Sylvius, aus dem Megiſer in ſeinen Kärnthner Annalen die Kenntniß dieſer intereſſanten Ceremonie geſchöpſt hat; Zeugniſſe für die deutſche Heldenſage aus den noch ſpäter im gewöhnlichen Leben vorkommenden, ihr angehörigen Orts- und Perſonalnamen; die Sage von Amicus und Amelins, deren lateiniſche und franzöſiſche alte Texte abgedruckt und verglichen; ältere Lieder vom Tanhäuſer; eine ſpäter fortgeſezte kleine Sammlung deutſcher Lokalſagen; Bruchſtücke des Wilhelm von Orange von W. von Eſchenbach und deſſelben Gedichts in franzöſiſchem Text; ein altes Gedicht: der Holzhacker und St. Peter; noch mehrere alte deutſche und lateiniſche Gedichte; Proben niederländiſcher Mundarten (ſehr intereſſant); Gloſſen; altdeutſche Münzen.

Das dritte Heſt enthält eine Anzeige des Urkundenbuchs von Kaiſer Ruprecht; einen Brief Georgs von Frundsberg; einen alten Scheffenbrief und Rechtsalterthümer; Marien Leben von Walther von Rheinau; alte Lieder; Gedichte von Conrad von Würzburg; Denkſprüche; eine Anzeige der neuen Ausgabe des Thewerdanks; niederländiſche Fragmente und Lieder; Werin von Lothringen; der alte Kirchenſchatz des Berner Münſter; das Oberbaumeiſteramt der Pfalz 1538; das Andernacher Geſangbuch von 1608 ꝛc.

Das vierte Heſt: über die Chronik des Balderich von Teruane; zur Geſchichte der Zigeuner; Stadtrecht.

Digitized by Google

von Oppenheim; Bruchſtücke aus Erek und Enite und aus dem Freydank; neue Ausgaben des Isidorus Hispalensis, der Rymkronik van Jan van Heeln, des Theophilus, des Reinhart Fuchs, der ſieben weiſen Meiſter; lateiniſche Minnelieder; ein altbrabantiſches Volkslied: Halewyn; Fabeln; altdeutſche Predigten; Gloſſen; Siegel; Straßburger Steinmetzſtatuten ꝛc.

10) **Li romans des sept sages.** Nach der Pariſer Handſchrift herausgegeben von H. A. Keller. Tübingen, Fues, 1836.

Die berühmten Geſchichten der ſieben weiſen Meiſter, die, orientaliſchen Urſprungs, in alle Sprachen übergegangen ſind. Der Herausgeber legt uns hier zur Vergleichung die altfranzöſiſche Bearbeitung vor, der größere Theil ſeines Werks iſt aber eine umfaſſende Geſchichte und Kritik aller Bearbeitungen, des geſammten Sagenkreiſes von den ſieben weiſen Meiſtern gewidmet. Als die bekannteſte Bearbeitung ſind die arabiſchen Mährchen der tauſend und einen Nacht auch bei uns bisher am populärſten geweſen. Das Ganze beſteht aus einer Menge Erzählungen, die in verſchiedenen Zeiten und bei verſchiedenen Völkern mehr oder weniger verändert erſcheinen, von denen hier einige weggelaſſen, zu denen dort einige hinzugeſezt ſind. Auch die äußere Einkleidung iſt mit wenig Abänderungen überall dieſelbe geblieben. Ein Prinz, den ſeine Stiefmutter fälſchlich, wie Potiphars buhleriſches Weib den keuſchen Joſeph, anklagt, ſoll auf Befehl ſeines Vaters hingerichtet werden. Sieben weiſe Veziers ſuchen ihn zu retten, indem ſie dem Vater ſchöne Geſchichten und Mährchen erzählen, die darauf berechnet ſind, ſein Herz zur Großmuth zu ſtimmen, ihn Wahrheit von Täuſchung unterſcheiden zu lehren ꝛc. Das rachſüchtige Weib aber begegnet ihnen durch andere Erzählungen, die den König wieder umſtimmen. Dieſe Einkleidung haben die meiſten Bearbeitungen beibehalten. Auch die Mährchen der tauſend und einen Nacht weichen nicht weit davon ab, indem bekanntlich Scheherazade dem grauſamen Gebieter nur ſo lieblich vorerzählt, um ihn vergeſſen zu machen, daß er ſie am nächſten Tage hinrichten laſſen wollte.

Man weiß, daß das Buch zuerſt in Indien vorkam, hat aber das Original noch nicht gefunden. Dagegen beſizt man die vielen Bearbeitungen der Perſer, Araber, Türken, Juden, Griechen, Römer, Italiener, Spanier, Franzoſen, Engländer, Dänen und Deutſche, über welche der Herausgeber ausführlich Auskunft gibt. Sehr intereſſant iſt die Vermuthung Mone's, die derſelbe in ſeinem Anzeiger äußert: „Wie iſt dieſes indiſche Werk nach Europa gekommen? Die griechiſche Bearbeitung gibt eine perſiſche Quelle an und die lateiniſche wird aus dem Griechiſchen abgeleitet, was mir aber nicht begründet ſcheint. Wenn nämlich das franzöſiſche Gedicht, woran wohl kaum zu zweifeln, einem lateiniſchen Vorbilde folgt, ſo iſt die Uebernahme des Werkes aus dem Morgenlande durch den Kaiſer Veſpaſianus vermittelt und durch die Sagen, welche ſich an die Zerſtörung Jeruſalems geknüpft haben. Dieſer Zuſammenhang verräth aber eine Uebernahme aus dem Hebräiſchen. Jene Sagen bilden einen eigenen Kreis, wozu die Erzählung vom Pilatus, Judas Iſchariot und das franzöſiſche Gedicht von den ſieben Weiſen gehören, die auch unter ſich mannichfache Verwandtſchaft zeigen. Die Krankheit des Veſpaſianus und ſeine Heilung durch Chriſtus wird in den ſieben Weiſen und im Pilatus erzählt, und, um eine Sonderlichkeit hervorzuheben, ſchwört er in beiden Gedichten bei ſeiner Naſe (perque suum nasum jurat, Vita Pilati v. 238. Anz. IV., 430. Desor son nes son doit tendi, lors jura dex. — Sept. Sages v. 122). Die chriſtliche Motivirung des Heerzuges nach Paläſtina ſteht natürlich ſo wenig in der hebräiſchen Bearbeitung als der Kaiſer Veſpaſianus, beide Umſtände in der lateiniſchen Abfaſſung weiſen nur auf die Zeit und Verhältniſſe hin, unter welchen das Werk den Lateinern bekannt wurde.“

Herr Keller hat ſich neben der ſo äußerſt reichhaltigen literar-hiſtoriſchen Unterſuchung, die natürlicherweiſe hauptſächlich nur die Sprache und äußere Form der verſchiedenen Bearbeitungen zum Gegenſtande haben konnte, auch noch die Mühe genommen, den Inhalt als ſolchen ins Auge zu faſſen und ein kurzes Inhaltsverzeichniß von ſämmtlichen Erzählungen zu geben, mit Hinweiſung auf die Abweichungen in dieſer oder jener Bearbeitung und Handſchrift. Dafür ſind wir ihm beſonders dankbar und empfehlen dieſe Methode allen Herausgebern ähnlicher Forſchungen; denn nichts fördert die Theilnahme an der ältern Literatur mehr, als wenn der Leſer gleich in den ihm noch unbekannten Inhalt alter Sagen und Gedichte eingeführt wird; während nichts ſo davon abſchreckt, als die vornehme Manier, die den Text als bekannt vorausſezt und nur mit literar-hiſtoriſcher und philoſophiſcher Gründlichkeit kokettirt. Der natürliche Gang bei der Wiedererweckung alter Literaturen iſt doch wohl: 1) populäre, allgemeinverſtändliche Bearbeitung, um die Aufmerkſamkeit der Zeitgenoſſen zu feſſeln, 2) diplomatiſch treuer Abdruck der alten Texte, und dann erſt 3) Kritik und Commentation. Wenn wir nicht irren, war dies auch der Entwicklungsgang, den die klaſſiſche Bildung in Europa genommen hat. Zuerſt wurden die antiken Götterſagen und die Thaten der Griechen und Römer von Dichtern und Hiſtorikern als anmuthige Geſchichten unter das Volk gebracht, ſo daß ſie jeder einigermaßen Gebildete kannte. Dann erſt fing man an, die alten Klaſſiker ſelbſt zu ediren und ganz

zulezt kamen die Unterſuchungen. Bei der Wiedererweckung der mittelalterlichen Literatur iſt man aber ziemlich den verkehrten Weg gegangen und hat das Pferd beim Schwanz aufgezäumt. Bevor noch die alten Texte gedruckt waren, hat man ſie ſchon aufs minutiöſeſte commentirt, und der Leſewelt vornehm gelehrte Bücher in die Hand gegeben, mit denen ſie nichts anzufangen weiß. Eine Menge ſchöner Sagen und Gedichte ſind noch gar nicht abgedruckt, weil die Forſcher zuerſt ihre eigne Weisheit darüber auskramen mußten, und die langen Commentare kein Papier übrig ließen für den Text. Das Schlimmſte aber iſt, daß man verſäumt hat, durch populäre Behandlung das Poetiſche des Inhalts dem geſammten Publikum bekannt zu machen und es dafür zu intereſſiren.

Wir wollen aus jenen Inhaltsverzeichniſſen nur einige der witzigſten Novellen anführen, z. B.: „Ein König verliebt ſich in die Frau ſeines Veziers, die er auf einem Dache ſah. Er entfernt ihren Mann und beſucht ſie. Sie ſezt ihm 90 Schüſſeln vor, die er alle koſtet, aber von gleichem Geſchmacke findet. Die 90 Schüſſeln, ſagt ſie, bedeuten die neunzig Mädchen in deinem Schloſſe. Dem Anſehen nach ſind ſie verſchieden, aber ihre Küſſe ſind alle gleich. Der König geht hierauf beſchämt weg. — Der Schwertträger eines Königs ſchickt ſeinen Bedienten zu ſeiner Geliebten, welche ihn liebgewann; während deſſen tritt der Herr deſſelben ein, und ſie verbirgt den Knaben unter einem Korbe. Gleich darauf kommt auch ihr Mann an die Thür, und ſie räth nun dem Fremden, ſein Schwert zu ziehen, und mit drohender Miene abzugehen. Sie beredet nun ihren Mann, der Fremde habe den unter dem Korbe verborgenen Jungen verfolgen wollen, der vorher zu ihr geflüchtet ſey. — Ein junger Seidenhändler in Arabien weicht, dem gegenſeitigen Verſprechen gemäß, nicht vom Grabe ſeiner Frau Adileh. Ein Geiſt erweckt ſie ihm wieder, und während der glückliche Ehmann wegeilt, um ihre Kleider zu holen, läßt ſie ſich von dem vorübergehenden Prinzen in ſein Harem mitnehmen. Der Mann erfährt dies, und verlangt ſie zurück. Die Frau aber will ihren Mann nicht mehr kennen, und gibt vor, es ſey ein Räuber, der ſie, nachdem er ſie ausgeplündert, lebendig begraben habe (das iſt noch ärger als die Geſchichte der Matrone von Epheſus). — Das Weib marktet ihrem Mann einen Wunſch ab von den dreien, die ihm der Engel des Herrn verleiht. Sie verlangt das ſchönſte Gewand, das es geben könne. Der Mann: So wollt ich, daß das Gewand in deinem Leibe wäre! Dieſen Wunſch muß er aber auf Andringen der Nachbarn zurückthun. — Die Frau eines bucklichten, eiferſüchtigen Mannes läßt drei bucklichte Muſikanten ſich vorſpielen. Der Mann kommt nach Hauſe, und ſie verſteckt die Drei in drei Schränke. Als ſie ſie herauslaſſen will, ſind ſie erſtickt. Sie miethet einen Mann, daß er einen wegtrage und ins Waſſer werfe. Als er den Lohn verlangt, behauptet ſie, der Kleine ſey wiedergekommen, und er muß den zweiten wegtragen, ebenſo den dritten. Da begegnet ihm der Gemahl ſelbſt, den er für den nämlichen hält. Er packt ihn, und wirft ihn auch ins Waſſer. — Ein Ritter ſoll von ſeinem Lehensherrn für angethane Beleidigung Verzeihung erlangen, unter der Bedingung, daß er halb reitend, halb gehend zu Hofe komme, auch ſeinen beſten Freund, ſeinen beſten Spaßmacher und ſeinen größten Feind mitbringe. Die Nacht zuvor macht der Ritter ſeine Frau glauben, er habe einen Gaſt umgebracht, um Geld von ihm zu erhalten. Des Morgens geht er mit Weib, Kind und Hund zum König, ſo daß der Hund zwiſchen ſeinen Füßen hergeht. Als er ſeinen größten Feind nennen ſoll, gibt er ſeiner Frau eine Ohrfeige, weil ſie den König unverſchämt anſehe, die ihn ſodann als Mörder anklagt, eine Beſchuldigung, von der er ſich leicht zu reinigen weiß.“

11) Der Roman von Rollo und den Herzogen der Normandie, von Robert Wace, normänniſchem Dichter des 12ten Jahrhunderts. Nach der Ausgabe von Fr. Pluquet metriſch bearbeitet von Franz Frhrn. Gaudy. Glogau, Flemming, 1835.

Schon Uhland benuzte die alte Handſchrift dieſes Gedichts in Paris und entlehnte daraus mehrere ausgezeichnete Romanzen. Der edle Freiherr hat ſich durch die Ueberarbeitung des Ganzen ein Verdienſt erworben, das wir um ſo bereitwilliger anerkennen, je weniger wir mit einer andern Leiſtung deſſelben, der den deutſchen Nationalſtolz verletzenden Apotheoſe Napoleons einverſtanden ſeyn konnten.

In der Einleitung gibt der Verfaſſer die nöthigen biographiſchen und literar-hiſtoriſchen Notizen über den Verfaſſer und deſſen verſchiedene Werke. Le Roman de Rou (Rollo) et des Ducs de Normandie, iſt das wichtigſte unter den Werken Wace's. Unzählige Schriftſteller haben Stellen dieſes langen Gedichts angeführt. Es beſteht aus verſchiedenen Abtheilungen, welche jedoch mit Unrecht als abgeſonderte Werke von Mehreren betrachtet wurden. Die erſte, in achtſylbigen Verſen geſchriebene Abtheilung, welche gleichſam die Einleitung bildet, umfaßt die Geſchichte der erſten Einbrüche der Normannen in Frankreich und England; die zweite in Alexandrinern ſchildert die Geſchichte Rou's oder Rollo's; die dritte, in gleichem Versmaße, das Leben Wilhelm Lang-Schwerdt's und Richards I., ſeines Sohnes; die vierte endlich in dem Metrum der erſten Abtheilung, und für ſich allein länger als die übrigen drei Theile zuſammen genommen, enthält das Ende der Geſchichte Richards I. und die ſeiner Nachfolger bis 1106,

dem ſechsten Regierungsjahre Heinrichs I. Dieſes Gedicht enthält 16517 Verſe, und nicht 20000, wie man irrigerweiſe behauptet. Es iſt das ſeltenſte Denkmal, welches uns von der Geſchichte und Sprache der Normannen unter ihren Herzogen aufbewahrt iſt. Eine große Anzahl Kapitel in den Chroniques de Normandie, 1487 in Rouen gedruckt, von Wilhelm le Talleur, ſind nichts weiter als Stellen aus dem Roman de Rou, welchen ein unbekannter Compilator gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts in Proſa zerſezte, mit den Zuſätzen und Styl-Verbeſſerungen der verſchiedenen Epochen.“ Der Ueberſetzer hat nicht alles überſezt, ſondern die unwichtigern Partien ausgelaſſen und nur den Inhalt davon kurz angegeben.

Das Gedicht iſt eine Reimchronik, wie alle ähnlichen; es erzählt wirkliche Geſchichte, flicht aber eine Menge ernſte und luſtige Abenteuer, Mährchen und Anekdoten ein. Zuerſt ſchildert es die Raubzüge der Normannen an den Küſten Frankreichs und Italiens, z. B. die Liſt, mit welcher Haſtings ſich der Stadt Luna im Toskaniſchen, die er für Rom ſelbſt hielt, bemächtigte. Er ließ ſich zum Schein taufen und ſtellte ſich dann todt. Seiner vermeintlichen Leiche geſtattete man den Zutritt in die Stadt, und dies benuzt er, ſie zu erobern.

Als man den Sarg erheben wollt'
Und er beerdigt werden ſollt',
Springt Haſting aus der Bahre ſchnell,
Das Schwert gezückt, ſchreit laut und hell.
Beim erſten Hiebe, den er gab,
Schlägt er das Haupt dem Biſchof ab;
Dem Pathen haut er 'n Kopf entzwei,
Als ob's ein wildes Thier nur ſey.
Den Mantel werfen jezt die Heiden
Von ſich, zieh'n Degen aus den Scheiden,
Und ſchließen ſchnell die Kirchen-Pforten,
Entflieh'n kann Niemand mehr von dorten.
Ein ſolches Blutbad jezt begann,
Als fiel ein Wolf die Heerde an,
Der eingeſchlichen in die Hürde
Und nicht bemerkt vom Hirten würde;
Wie der auf Schaf und Widder los
Sich ſtürzt, und Lämmer klein und groß
Erwürgt, ſo hauste der Barbar
Mit der unſel'gen Chriſten-Schaar.

Sehr ausführlich ſind die Thaten Rollos geſchildert, der die Normandie eroberte, das Chriſtenthum und gute Zucht einführte. Unter den folgenden Begebenheiten iſt die Theilnahme der Normannen an den Kreuzzügen am anziehendſten. Robert von der Normandie erſcheint am Hofe des griechiſchen Kaiſers Alexius:

Er trat, als er durchzog Byzanz,
Den Kaiſer an, des Morgenlands;
Indem er ſich mit ihm beſprach
Des Hofes Brauch und Sitte nach,
Warf er zur Erd' den Mantel lang
Und ſezte ſich darauf als Bank.
Doch als es nun zum Scheiden kam,
Den Mantel er nicht mit ſich nahm.
Ein Grieche, der ihn ſo erblickt,
Hat nach der Hülle ſich gebückt,
Ihm rathend, daß den Mantel wieder
Er ſchlagen mög' um ſeine Glieder;
Doch adlig ſtolz der Herzog ſprach:
Nie trag' ich meine Bank mir nach.
Normannen thaten eben dies,
Und jeder dort den Mantel ließ;
So wie der Herzog, ſo der Troß;
Die Hüllen ließen All' im Schloß,
Und neue gab der Herzog ihnen,
Die ſchöner, prächtiger erſchienen:
Als Edelmuth ward es geprieſen,
Auch hat der Kaiſer gleich gebießen,
Daß ihm, ſo lang er dort verweilt',
Vom ſeinen reichlich zugetheilt;
Denn Ehre ſollt' ihm angedeih'n.
Der Herzog aber ſagte: Nein,
Nach Zehrung brauch' er nicht zu ſtreben,
Noch hab' er ſattſam auszugeben
So lang' er werde Pilger ſeyn;
Jezt lebt' er gern von dem was ſein.
Doch freie Koſt und Zehrung nähme
Er willig, wenn er heimwärts käme.
Ausrufen jezt der Kaiſer hieß
Und auf dem Markt verbieten ließ:
Daß Robert kein Stück Holz dort fände,
Das zu der Küche er verwende.
Der Herzog hieß hierauf erſtehn
So viel an Nüſſen als zu ſehn,
Und ließ ſein Eſſen ſo bereiten;
Wohl reicher war das Mahl bei weiten,
Die Pracht ward gegen ſonſt geſteigert,
Bloß weil das Holz man ihm verweigert.
Der Kaiſer, den dies ſehr erfreute,
Rief lachend wieder ſeine Leute
(Die Griech'ſche Sprache wandt' er an):
Der Herzog iſt ein feiner Mann,
Der ganz nach Willkür ſchalten kann,
Und nichts verweigr' ich ihm fortan.

Der Höhenpunkt des Gedichts iſt die Beſitznahme Englands unter Wilhelm dem Eroberer. Die mitgetheilten Proben werden die Form des langen Gedichts hinlänglich anſchaulich machen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 34. Montag, 3. April 1837.

Altdeutſche und nordiſche Literatur.

12) Sant Oswalds Leben. Ein Gedicht aus dem 12ten Jahrhundert. Herausgegeben von L. Ettmüller. Zürich, Schultheß, 1835.

Ein bisher nur wenig bekanntes und ſo gar nicht in der Nähe betrachtetes Gedicht, daß es zu denen des 15ten Jahrhunderts gezählt wurde, während der erſte Augenſchein ergibt, daß es dem Zeitalter der Minneſänger angehört.

Welt ir hoeren, stil gedagen,
sô wil ich iu künden unde sagen
von dem milten man,
so er daz leben ie gewan;
daz was san Oswalt in Engellant,
alsô tuot uns daz buoch bekant.
dem dienten vriuntlichen
zwelf künicriche.
zwelf künige dienten im schône,
iegelicher under siner guldiner krône.

Die Erwähnung des „Buchs“ deutet eine noch ältere Quelle an, aus der das Gedicht ſchöpfte. Sein Inhalt iſt folgender: „Oswald, König in Engelland, verwaiſete früh und hatte vieles zu dulden; aber der größte Kummer war ihm, daß er keine Frau hatte. Seine Dienſtleute bemühten ſich vergebens, eine ſeiner würdige Jungfrau aufzufinden, bis endlich der Pilgrim Warmund an den Hof kommt und dem Könige die ſchöne Pamige, Tochter des Königes Aaron, vorſchlägt. Dies findet Beifall, aber Niemand will Bote ſeyn, weil der grimmige Heide jedem Werber ohne Umſtände den Kopf abſchlägt: weil er nach dem Tode ſeiner alten Gemahlin ſeine Tochter ſelbſt zu heirathen geruhen will. Warmund ſelbſt lehnt die ihm zugedachte Ehre, des Königes Brautwerber zu ſeyn, zuſammt der als Lohn verheißenen Grafſchaft ab, und ſchlägt vor, dieſes Amt einem Raben zu übertragen, welchen König Oswald an ſeinem Hofe erzogen habe. Der Rabe wird von einem Thurme der Burg herbei gelockt, und gibt auch alsbald in deutlichen Worten ſeine Einwilligung kund, unter der Bedingung, daß König Oswald ihm ſein Gefieder mit Golde beſchlagen laſſe. Dies geſchieht, und der Rabe geht mit der ſchriftlichen Liebeswerbung ab. Als er aber auf einem einſamen Felſen im Meere in gemüthlicher Geiſtesruhe ein gefangenes Fiſchlein verzehrt, wird er von einem Meerweibe in die Tiefe des Meeres entführt, wo er auch würde haben verbleiben müſſen, wenn ihm nicht ſeine ſtets bereitwillige Liſt von dannen geholfen hätte. Er entkam und gelangte glücklich an König Aarons Hof, gerade

als der König zu Tiſche ging. Nach vielen höfiſchen Bücklingen, und nachdem er ſich vom Könige ſein Leben durch einen Eid hatte verſichern laſſen, bringt er ſeine Werbung vor. Solches aber hatte der König nicht erwartet; er ergrimmt im gerechten Zorne, läßt Thür und Fenſter ſchließen, und ſtellt flugs eine Jagd nach dem Raben an. Dieſer wird gefangen, gebunden und ſoll eben gehenkt werden, als gerade noch zu rechter Zeit die ſchöne Pamige erſcheint, und ſich den Raben zum Geſchenk erbittet. „Erhalte ſie den Raben nicht, ſagt ſie, ſo gehe ſie als ein Spielweib in alle Welt.“ Der zärtliche Vater kann demnach nicht anders, als der Tochter willfahren. In ihrem Kämmerlein pflegt ſie nun des Rabens mit Braten, Brod und Wein, nimmt ihm ſein Schreiben ab und bindet ihm ein anderes nebſt einem güldnen Ringlein an, welches ſie ihn König Oswald zu bringen bittet. Der Rabe kommt glücklich wieder in England an, und Oswald rüſtet nun, dem erhaltenen Befehle gemäß, ſogleich ſein Heer, um die Braut heimzuholen. Aber obwohl ihm aufgetragen war, den Raben ja wieder mitzubringen, vergißt er ſeiner doch bei der Abreiſe. Als nun das Heer im Morlande ankommt, findet es ſich bald in großen Nöthen, und es wäre ſicher unverrichteter Dinge wieder abgezogen, wenn nicht ein Engel den Raben eiligſt herbeigeholt hätte. Der Rabe kommt nun zwar an, erklärt aber auf das feierlichſte, dem Könige nicht helfen zu wollen, wenn dieſer ihm nicht gelobe, ſobald er nach Engelland heim komme, Koch und Kellner henken zu laſſen, weil Beide während des Königes Abweſenheit ſeiner nicht nur nicht gepflegt, ſondern ihn ſogar genöthigt hätten, mit den Hunden zu ſpeiſen, deren Geſellſchaft ihm allerdings nicht behagt habe. Der König tröſtet den Raben durch ſchöne Verheißungen, und nun wird durch ſeine und eines künſtlich mit Golde bedeckten Hirſches Hülfe die Jungfrau glücklich entführt. König Aaron aber ſezt, über ſolchen Trug höchlich erzürnt, dem Räuber mit einem großen Heere nach und erreicht ihn auf einem Eilande mitten im Meere. Der gute König Oswald iſt abermals in Nöthen, und thut das Gelübde: „Wenn Gott ihn heil nach Engelland bringe, jede Bitte zu gewähren, die irgend Jemand in Gottes Namen an ihn richten würde, und wäre das königliche Haupt ſelbſt der Gegenſtand derſelben.“ Es kommt zwiſchen den Heeren zum Kampfe, und alle Heiden bis auf den König Aaron, der weislich fern bleibt, werden erſchlagen. Oswald heißt nun den König Aaron freundlich willkommen; dieſer iſt aber mit dieſem Ausgange ſchlecht zufrieden und verheißet Oswalden, ſich taufen zu laſſen, wenn er ihn durch ein Wunder von der größeren Macht ſeines Gottes überzeuge. Oswald erweckt darauf alle Heiden vom Tode, aber damit auch dem König Aaron die Luſt, ſein Glück noch einmal im Kampfe zu verſuchen. Die Heiden verſagen jedoch ihre Hülfe, weil ſie in der Hölle geweſen wären, und verlangen die Taufe. Da muß auch König Aaron ſich fügen, nur findet er Bedenken, ſein Haupt mit ſalzigem Meerwaſſer benäſſen zu laſſen. Auch da weiß Oswald Hülfe, und bringt es durch ein Gebet dahin, daß ſein Schwert ihm aus der Hand ſpringt, eine Felswand durchbricht und ſo einen Brunnen ſüßen Waſſers erzeugt. Nun beginnt die Taufe, welche drei ſommerlange Tage dauert, an deren Ende jedoch immer noch zweiundſiebenzig Heiden ungetauft ſind. König Aaron erhält von Oswald, dem Täufer, den Namen Zentimus, und die ſämmtlichen Täuflinge, die bereits todt waren, die Verſicherung, daß ſie alle binnen einem Jahre ſterben würden. Da erklären ſie, lieber ſogleich ſterben zu wollen, und auch dieſer Wunſch geht durch ein Gebet Oswalds in Erfüllung. Oswald kommt darauf mit ſeinen Dienſtleuten, ſeiner Braut und deren Vater glücklich in England an, veranſtaltet zur Feier ſeiner Vermählung ein großes Feſt und heißet alle Armen im ganzen Königreiche zuſammenbringen, damit er ſie ſpeiſe und beſchenke. Als die Armen auf dem Hofe verſammelt ſind, erſcheint der Heiland ſelbſt in der Geſtalt eines Pilgrims, und verlangt und erhält zehn Mal bei den zehn Schaaren der Armen ein Almoſen. Darauf begibt er ſich in den Saal, wo der König, die Königin und die Großen des Reiches ſpeiſen, und heiſchet in Gottes Namen von König Oswald unter andern Dingen auch ſein Königreich und ſein Weib. Die Hofſchranzen nehmen dies übel und gehen mit ihren Meſſern auf den Pilgrim ein; Oswald aber, obwohl höchlich betrübt und erſchrocken, übet ſchnelle Gerechtigkeit, ſchlägt die Schranzen um die Ohren, zauſet ſie bei den Haaren und ſtellt auf dieſe Weiſe die Ruhe wieder her. Darauf übergibt er dem Pilgrim ſeine Krone und ſeine Gemahlin, tauſcht mit ihm die Kleider und entfernt ſich traurig. Da ruft ihn aber der Pligrim zurück, gibt ſich zu erkennen, ſtellt ihm ſein Weib und Königreich zurück, kündigt aber zugleich auch ihm und der ſchönen Pamige an, daß ſie unfehlbar nach dem Verlauf von zwei Jahren ſterben würden, befiehlt ihnen, alle Weltfreude zu unterlaſſen und verſchwindet. Oswald und die ſchöne Pamige folgen der Ermahnung und ſterben darauf ſelig.“

13) Nibelungennoth und Klage. Nach älteſter Geſtalt in ungebundener Rede überſezt von A. Zeune. Zweite verbeſſerte Auflage, mit Karten und geſchichtlichen und erdkundlichen Erläuterungen. Berlin, Nicolai, 1836.

Eine ſehr brauchbare proſaiſche Uebertragung. Wir haben uns ſchon bei mehr als einer Gelegenheit zu Gunſten der bisher immer noch zu ſehr mißkannten proſaiſchen

Uebertragungen älterer und fremder Dichterwerke ausgeſprochen. Die Proſa allein geſtattet eine Treue, die Gedanken und Bild unverfälſcht wiedergibt, und auch die Wortſtellung möglichſt einhält; während metriſche Ueberſetzungen faſt unaufhörlich, wenigſtens in Kleinigkeiten, vom Original abweichen müſſen, um das Versmaß oder den Reim zu erzwingen. Indem wir das Zeune'ſche Werk, das auch durch die Anmerkungen ſehr verdienſtlich und überdies äußerlich ſehr anſtändig ausgeſtattet iſt, den Freunden der altvaterländiſchen Poeſie empfehlen, bitten wir den Verfaſſer nur, bei der dritten Auflage noch vollends die kleinen Modernitäten wegzuputzen, die er größerer Deutlichkeit wegen, doch wie es ſcheint ohne Noth, gewählt hat, z. B. gleich zu Anfang „von großen Kämpfen" ſtatt „von großer Arbeit." Jeder Leſer begreift wohl, daß unter dem Wort Arbeit hier nicht Handwerksarbeit verſtanden iſt, alſo ſcheint die Ueberſetzung in „Kämpfe" nicht nothwendig, und wir möchten den Ausdruck nicht miſſen, weil er in ſeiner Beſcheidenheit ſo ſchön die alte naive Kraft ausdrückt.

13) Véland le forgeron. Dissertation sur une tradition du moyen age avec les textes islandais, anglo-saxons, anglais, allemands et français-romans, par B. G. Depping et Fr. Michel. Paris, Didot, 1833.

14) Wieland der Schmied. Deutſche Heldenſage von Karl Simrock. Nebſt Romanzen und Balladen. Bonn, Weber, 1835.

Die bekannte Völunds- oder Wielandsſage entſpricht den Vulkan- und Dädalusſagen, nur ins nordiſche überſezt, ſchauerlich und furchtbar. Der gefangene, gelähmte Wieland, wegen ſeiner Kunſt als Schmied gebraucht, rächt ſich durch Entehrung der Tochter und durch den Mord der Söhne ſeines Herrn und fliegt davon. Depping hat eine gelehrte und geiſtvolle Abhandlung über die Sage geſchrieben und Herr Simrock ſie mit vieler Liebe im Nibelungen-Versmaß neu bearbeitet. In der Abhandlung wird der Zuſammenhang der Sage mit der griechiſchen von Dädalus aufs genaueſte ermittelt. Wieland verhält ſich zu König Neidung genau wie der kunſtreiche Dädalus zum König Minos; Beide rächen ſich, der eine an der Gattin, der andere an der Tochter auf beſchimpfende Weiſe. Beide entfliegen auf ſelbſtgemachten Flügeln. Beide haben einen Gefährten, der verunglückt, Dädalus ſeinen Sohn Ikarus, Wieland ſeinen Bruder Eigill. Herr Simrock läßt den Entfliehenden alſo reden:

Und Wieland ſprach: „Wir haben uns viel zu Leid gethan.
Und nie wird es geſühnet, der Tag bricht nimmer an:
Mein Weib und meinen Knaben erſchlug dein Marſchall Gram;
Das Ringlein hab ich wieder, das deine Tochter mir nahm.

„Es zwang mich dir zu dienen, dir meinem ärgſten Feind,
Dem ärgſten aller Herren, die Sonn und Mond beſcheint:
Du dachteſt nie zu lohnen der Kunſt, die dich erhob,
Die Ruhm und Königskronen um dir unwürd'ge Scheitel wob.

„Als ich darauf mit Liſten nach Gegenminne rang
Batvildens, die zu minnen mich noch das Ringlein zwang,
Da ſchnitteſt du die Sehnen der Füße mir entzwei:
Zu Odin, Rache heiſchend, ſtieg des Verblutenden Schrei.

„Das büßte deine Tochter, ſie geht mit einem Kind:
Was wird nun Rother ſagen, der ſie zu freien ſinnt?
Ihre Schönheit iſt erblichen, vor Leid iſt ſie erkrankt,
Und auch der Reiz entwichen, den ſie dem Ringlein verdankt."

Da ergrimmte König Neiding: „Schieß Eigel, ſchieß, du mußt,
Geſchwinde nimm den Bogen und ſchieß ihn in die Bruſt."
Doch Eigel ſprach: „Wie darf ich? iſt er mein Bruder nicht?"
„Du biſt mein Knecht," rief Neiding, „des Herren Befehl iſt deine Pflicht.

„Erſchieß ihn, oder büß es mit martervollem Tod:
Den Ungehorſam ſtrafen der Eid mir nicht verbot."
Und Eigel ſchoß und traf ihn unter den linken Arm:
Das Blut fiel zur Erde, noch rauchend ſchien es und warm.

„Du haſt ihn wohl getroffen, des Schuſſes bin ich froh."
So ſprach König Neiding, und Alle ſprachen ſo:
„Er wirds nicht überleben, wir ſehn ihn ſchon herab
Zum Thurme wieder ſchweben: nun grabt dem Helden ein Grab."

Da begann der Schmied zu ſprechen: „Gewiß, er traf mich gut,
Doch was hier dampft und rauchet iſt deiner Söhne Blut:
Die erſchlugen dieſe Hände: um furchtbar ſchönen Schein
Preiſt man das Tiſchgeräthe, das ich ſchuf aus ihrem Gebein:

„Trinkſchalen aus den Schädeln, du trankeſt oft daraus,
Armleuchter aus den Armen, die leuchten dir beim Schmaus,
Oelſchalen aus den Hüften, aus And'rem and're Zier
In Silber und in Golde: ſo rächt' ich, Neiding, mich an dir.

„Und wiſſe, nicht erreicht mich jezt, Eigel, dein Geſchoß,
Unſichtbar will ich tummeln die Luft, mein blaues Roß:
Mich birgt die Nebelkappe des Schüzen ſcharfem Blick,
Die hatt ich nicht verloren, ich dank es meinem Geſchick."

Da ſchwang er ſie zu Häupten und war nicht mehr zu ſehn,
Ins Leere ſtarrend Neiding blieb da im Hofe ſtehn.

15) Reineke der Fuchs. Leipzig bei Volckmar.

Das überaus vortreffliche Gedicht erſcheint hier in einer ſo muſterhaft leichten und naiven Uebertragung und zugleich äußerlich ſo elegant ausgeſtattet, daß wir es

durch den lebhaften Ausdruck des Vergnügens, mit dem wir es geleſen, empfehlen müſſen. Goethe hatte den unglücklichen Gedanken, dieſes originelle Erzeugniß der niederländiſchen Ironie in Hexameter zu übertragen, wodurch das Volksthümliche daran gänzlich verloren ging. Dafür hat aber Goethe den Charakter des Reineke Fuchs deſto glücklicher in ſeinem Mephiſtopheles copirt, und ſogar das alte Versmaß des niederländiſchen Poeten ſcheint ihm im Fauſt nicht undeutlich vorgeſchwebt zu haben. Als Probe der Uebertragung hier der Anfang:

Es war juſt um die Pfingſtenzeit,
Die Welt ergrünte weit und breit,
Die Blumen blühten rings empor,
Im Walde klang der Vögel Chor,
Die Flur durchwehte Balſamduft,
Schön war der Tag, und hell die Luft.
Da fiel's dem König Nobel ein,
Es ſollt' ein großer Feſttag ſeyn;
Davon ließ er ſogleich die Kunde
Verbreiten ringsum in die Runde.
Die Ladung ward gern angenommen;
Bald ſah man alle Thiere kommen,
Der Kranich Lütke, Braun der Bär,
Der Staar, der Wolf und And're mehr,
Kurz Alles, was nur kroch und flog,
Gar feierlich nach Hofe zog.
Der König wollt' mit ſeinen Leuten
Hof halten herrlich und in Freuden.
Da ſtellten Alle nun ſich ein;
Es fehlte Reineke allein.
Weil er es gar zu bunt getrieben,
War er in ſeinem Haus geblieben,
Wer Böſes thut, der ſcheut das Licht;
So Reineke, der Böſewicht.
Man kannt' am Hofe ſeine Tücke,
Drum war er klug, und blieb zurücke.
Als nun der Hof beiſammen war,
Klagt' über ihn die ganze Schaar,
Daß er ein böſer Sünder ſey;
Still ſchwieg allein der Dachs dabei.

Folgendergeſtalt klagt der Hahn über den Tod einer Henne durch den Fuchs:

Doch ſtellt' er mit gar frommem Schein
Als Klausner jüngſt ſich wieder ein,
Mit einem Briefe in der Hand,
An dem ſich Euer Siegel fand.
Darin mit Worten hell und klar
Der Friede angekündigt war
Für jeden Vogel und jedes Thier.
Er ſprach: „Als Mönch ſeht Ihr mich hier;
Vor Kurzem bin ich Mitglied worden
Von einem gar geſtrengen Orden;
Drum bebt vor mir nicht, gute Leute,
Jezt thu' ich Keinem was zu Leide,
Ich ſchwor's, dem Fleiſch Ade zu geben,
Und für den Himmel nur zu leben!"
Er zeigte Kutt' und Skapulier
Und einen Brief vom Prior mir,
Deßgleichen auch ein Kleid von Haar,
So daß ich ganz beruhigt war ꝛc.

Eben ſo ergötzlich iſt die Noth des Katers durch den Fuchs:

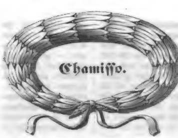
Sobald Herr Hinz kam in das Loch,
Der Strick ſich ſchnell zuſammenzog;
Als er den Strick am Hals empfand,
Da ſah er erſt, wie ſchlimm es ſtand.
Sein Schreck war unbeſchreiblich groß,
Er ſtrebte ſich zu machen los,
Jedoch mit allen ſeinen Sprüngen
Wollt' der Verſuch ihm nicht gelingen,
Denn ach, je mehr er that dazu,
Je feſter zog der Strick ſich zu.
Gar kläglich hob er an zu heulen
Mit einem lamentabeln Queilen ꝛc.

Dieſe wenigen Citate werden den Kenner überzeugen, wie glücklich der Ueberſetzer, der ſich übrigens nicht genannt hat, den naiven Ton des Originals getroffen hat. Ueber das leztere vergl. Literaturblatt von 1834, Nr. 82, wo die Unterſuchungen Grimms und Hoffmanns beſprochen ſind.

16) Neues Jahrbuch der Berliniſchen Geſellſchaft für deutſche Sprache und Alterthumskunde. (Auch u. d. Titel: Germania.) Herausg. von F. v. d. Hagen. Erſter Band. Berlin, Plahn, 1836.

Enthält Abhandlungen: Amerika, ein urſprünglich deutſcher Name (Emmerich) von v. d. Hagen, was längſt bekannt iſt; über die deutſchen Wochentage von demſelben; über die Syntax des Ulfila von Ribbeck; über Iſidor von der Geburt Chriſti von Graff; Erdkundliches im Nibelungenliede von Zeune; über das Wort Hahnrei von Lütke; über den deutſchen Wortaccent von Auguſt; Ueberſicht der ſeit 1820 bekannt gewordenen Nibelungenhandſchriften; über Johann Tauler ꝛc. Neben viel Trefflichem auch manches Unbedeutende und red- und ruhmſelige Commentationen, an deren Stelle uns Thatſachen, Textabdrücke lieber geweſen wären. Wir wiederholen, daß auch hier, wie überall, die Sache mehr werth iſt, als das Gerede über die Sache.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 35. Mittwoch, 5. April 1837.

Länder- und Völkerkunde.

1) Adelbert von Chamiſſo's Werke. Erſter und zweiter Band. Reiſe um die Welt. Leipzig, Weidmann, **1836.**

Herr von Chamiſſo gehört in jeder Beziehung zu den liebenswürdigſten Erſcheinungen unſerer Literatur. In der Einleitung gibt er ſelbſt folgende kurze Skizze ſeines intereſſanten Lebens: „Aus einem alten Hauſe entſproſſen, ward ich auf dem Schloſſe zu Boncourt in der Champagne im Januar 1781 geboren. Die Auswanderung des franzöſiſchen Adels entführte mich ſchon im Jahr 1790 dem Mutterboden. Die Erinnerungen meiner Kindheit ſind für mich ein lehrreiches Buch, worin meinem geſchärften Blicke jene leidenſchaftlich erregte Zeit vorliegt. Die Meinungen des Knaben gehören der Welt an, die ſich in ihm abſpiegelt, und ich möchte zulezt mich fragen: ſind oft die des Mannes mehr ſein Eigenthum? — Nach manchen Irrfahrten durch die Niederlande, Holland, Deutſchland und nach manchem erduldeten Elend ward meine Familie zulezt nach Preußen verſchlagen. Ich wurde im Jahre 1796 Edelknabe der Königin Gemahlin Friedrichs Wilhelms II. und trat 1798 unter Friedrich Wilhelm III. in Kriegsdienſt bei einem Infanterie-Regimente der Beſatzung Berlins. Die mildere Herrſchaft des erſten Conſuls gewährte zu Anfange des Jahrhunderts meiner Familie die Heimkehr nach Frankreich, ich aber blieb zurück. So ſtand ich in den Jahren, wo der Knabe zum Manne heranreiſt, allein, durchaus ohne Erziehung; ich hatte nie eine Schule ernſtlich beſucht. Ich machte Verſe, erſt franzöſiſche, ſpäter deutſche. Ich ſchrieb im Jahr 1803 den Fauſt, den ich aus dankbarer Erinnerung in meine Gedichte aufgenommen habe. Dieſer faſt knabenhafte metaphyſiſch-poetiſche Verſuch brachte mich zufällig einem andern Jünglinge nah, der ſich gleich mir im Dichten verſuchte, K. A. Varnhagen von Enſe. Wir verbrüderten uns, und ſo entſtand unreiferweiſe der Muſenalmanach auf das Jahr 1804, der, weil kein Buchhändler den Verlag übernehmen wollte, auf meine Koſten herauskam. Dieſe Unbeſonnenheit, die ich nicht bereuen kann, ward zu einem ſegensreichen Wendepunkt meines Lebens. Obgleich mein damaliges Dichten meiſt nur in der Ausfüllung der poetiſchen Formen, welche die ſogenannte neue Schule anempfahl, beſtehen mochte, machte doch das Büchlein einiges Aufſehen. Es brachte mich einerſeits in enge Verbrüderung mit trefflichen Jünglingen, die zu ausgezeichneten Männern heranwuchſen;

Digitized by Google

anderſeits zog es auf mich die wohlwollende Aufmerkſamkeit von Männern, unter denen ich nur Fichte nennen will, der ſeiner väterlichen Freundſchaft mich würdigte. — Dem erſten Muſenalmanach von Adelbert von Chamiſſo und K. A. Varnhagen folgten noch zwei Jahrgänge nach, zu denen ſich ein Verleger gefunden hatte, und das Buch hörte erſt auf zu erſcheinen, als die politiſchen Ereigniſſe die Herausgeber und Mitarbeiter auseinander ſprengten. Ich ſtudirte indeß angeſtrengt, zuvörderſt die griechiſche Sprache, ich kam erſt ſpäter an die lateiniſche, und gelegentlich an die lebenden Sprachen Europas. Der Entſchluß reifte in mir, den Kriegsdienſt zu verlaſſen und mich ganz den Studien zu widmen. Die verhängnißvollen Ereigniſſe vom Jahr 1806 traten hemmend und verzögernd zwiſchen mich und meine Vorſätze. Die hohe Schule zu Halle, wohin ich den Freunden folgen ſollte, beſtand nicht mehr; ſie ſelbſt waren in die weite Welt zerſtreut. Der Tod hatte mir die Eltern geraubt. Irr an mir ſelber, ohne Stand und Geſchäft, gebeugt, zerknickt verbrachte ich in Berlin die düſtere Zeit. Am zerſtörendſten wirkte ein Mann auf mich ein, einer der erſten Geiſter der Zeit, dem ich in frommer Verehrung anhing, der, mich empor zu richten, nur eines Wortes, nur eines Winkes bedurft hätte, und der, mir jezt noch unbegreiflich, ſich angelegen ſeyn ließ, mich niederzutreten. Da wünſchte mir ein Freund, ich möchte nur irgend einen tollen Streich begehen, damit ich etwas wieder gut zu machen hätte und Thatkraft wiederfände. Der Zerknirſchung, in der ich unterging, ward ich durch den Ruf als Profeſſor am Lyceo zu Napoleonville entriſſen, den unerwartet im Spätjahr 1809 ein alter Freund meiner Familie an mich ergehen ließ. Ich reiste nach Frankreich; ich trat aber meine Profeſſur nicht an. Der Zufall, das Schickſal, das Waltende entſchied abermals über mich; ich ward in den Kreis der Frau von Stael gezogen. Ich brachte nach ihrer Vertreibung aus Blois den Winter 1810—11 in Napoleonville bei dem Präfekten Proſper von Barante zu, folgte im Frühjahr 1811 der hohen Herrin nach Genf und Coppet, und war 1812 ein mitwirkender Zeuge ihrer Flucht. Ich habe bei dieſer großartig wunderbaren Frau unvergeßliche Tage gelebt, viele der bedeutendſten Männer der Zeit kennen gelernt und einen Abſchnitt der Geſchichte Napoleons erlebt, ſeine Befeindung einer ihm nicht unterwürfigen Macht; denn neben und unter ihm ſollte nichts Selbſtſtändiges beſtehen. — Im Spätjahr 1812 verließ ich Coppet und meinen Freund Auguſt von Stael, um mich auf der Univerſität zu Berlin dem Studium der Natur zu widmen. So trat ich jezt erſt handelnd und beſtimmend in meine Geſchichte ein, und zeichnete ihr die Richtung vor, die ſie fortan unverwandt verfolgt hat. Die Weltereigniſſe vom Jahr 1813, an denen ich nicht thätigen Antheil nehmen durfte, — ich hatte ja kein Vaterland mehr, oder noch kein Vaterland, — zerriſſen mich wiederholt vielfältig, ohne mich von meiner Bahn abzulenken. Ich ſchrieb in dieſem Sommer, um mich zu zerſtreuen und die Kinder eines Freundes zu ergötzen, das Mährchen Peter Schlemihl, das in Deutſchland günſtig aufgenommen und in England volksthümlich geworden iſt. — Kaum hatte der Boden ſich wieder befeſtigt und wieder blau der Himmel ſich darüber gewölbt, als im Jahr 1815 der Sturm ſich wiederum erhob, und aufs Neue zu den Waffen gerufen ward. Was meine nächſten Freunde mir beim erſten Ausmarſch zuſchreien müſſen, ſagte ich mir nun ſelbſt: die Zeit hatte kein Schwert für mich; aber aufreibend iſt es, bei ſolcher waffenfreudigen Volksbewegung müßiger Zuſchauer bleiben zu müſſen. — Der Prinz Max von Wied-Neuwied ſchickte ſich damals an, ſeine Reiſe nach Braſilien anzutreten. Ich faßte den Gedanken, mich ihm anzuſchließen; ich ward ihm zu einem Gehülfen vorgeſchlagen: — er konnte ſeine ſchon abgeſchloſſene Ausrüſtung nicht erweitern, und die Reiſe aus eignen Mitteln zu beſtreiten, war ich unvermögend. — Da kam mir zufällig einmal bei Julius Eduard Hitzig ein Zeitungsartikel zu Geſichte, worin von einer nächſt bevorſtehenden Entdeckungs-Expedition der Ruſſen nach dem Nordpol verworrene Nachricht gegeben ward. „Ich wollte, ich wäre mit dieſen Ruſſen am Nordpol!“ rief ich unmuthig aus, und ſtampfte wohl dabei mit dem Fuß. Hitzig nahm mir das Blatt aus der Hand, überlas den Artikel und fragte mich: „Iſt es dein Ernſt?“ — „Ja!“

Hitzig verſchaffte ihm nun wirklich einen Platz auf dem von Otto von Kotzebue, dem Sohn des berühmten Komedienſchreibers, befehligten Rurik als freiwilliger Naturforſcher. Aber auch hier verfolgte ihn ein Unſtern, wie er nicht ſelten auf die edelſten Menſchen herabſtrahlt, um die liebenswürdigſte Seite an ihnen, die platoniſche Ruhe, die lächelnde Reſignation zur Erſcheinung zu bringen.

Graf Romanzoff hatte das Schiff auf ſeine Koſten ausgerüſtet, lediglich um Entdeckungen zu machen. Ein Naturforſcher war dabei nichts weniger als überflüſſig. Allein es gefiel dem Herrn Otto von Kotzebue gleich anfangs, zu erklären, er führe die Kriegsflagge, mithin ſey ſein Schiff ein Kriegsſchiff, mithin gehören gar keine Paſſagiere darauf und mithin hätten ſolche, wenn ſie dennoch aufgenommen würden, keinerlei Anſprüche zu machen. Herr von Chamiſſo erhielt alſo nicht einmal

Bedienung, nicht einmal die Stiefeln geputzt, nur auf ſparſame Augenblicke, wenn ihn die Officiere verließen, Platz am Tiſche; außer ſeiner Schlafſtelle keinen Platz zum Pflanzentrocknen ꝛc. Zuweilen wurden ihm Sammlungen, die er zum Trocknen ausgeſtellt, ohne erſt zu fragen, ins Meer geworfen. Ein Maler war am Bord, um die neuentdeckten Naturprodukte abzuzeichnen, nahm aber bloß Befehl von Herrn Otto von Kotzebue an, der ſich herzlich wenig um alle die Dinge, die er nicht verſtand, bekümmerte. Dazu kam die ungeſellige, echtruſſiſche Amtsmiene, die er annehmen zu müſſen glaubte, um zu imponiren, und die Eiferſucht von Seiten eines andern an Bord befindlichen Naturforſchers, welches alles geeignet war, eine lange Seereiſe, ein Zuſammenleben in ſo engem Raum aufs äußerſte zu verbittern. „Ich erinnere mich, ſagt der Verfaſſer, daß in Sicht des Staatenlandes ich hinüber zu den traurigen, nackten Felſen ſchaute und faſt begehren mochte, daß mich vom Schiffe aus das kleine Boot nach jener winterlichen Oede hinüber trage und dort ausſetze, mich von der marternden Gegenwart zu befreien.“ Die Pedanterie des Kamaſchendienſtes ging bei dem jungen deutſch-ruſſiſchen Lieutenant ſo weit, daß er Herrn von Chamiſſo ſogar den Schnurbart, den er ſich hatte wachſen laſſen, wieder abzuſchneiden befahl.

Die Fahrt ging durch das atlantiſche Meer, welches dem Verfaſſer nur wie eine Straße, überall von Schiffen belebt und eng wie ein Kanal erſchien, wie denn immer mehr die Weiten der Natur zuſammenſchwinden, je weiter, öfter und ſchneller die Menſchen reiſen und ſich auf ihrem Erdenrund überall orientiren. Das Leuchten des Meers, das Paſſiren der Linie, die gewöhnlichen Begegniſſe, als fliegende Fiſche, eine Seeblaſe ꝛc. beſchäftigte Herrn von Chamiſſo zuerſt; in Braſilien, wo er nur eben landete, „erſchrak“ er über die Fülle und Großartigkeit der Pflanzenwelt. Dann ging die Reiſe um das Kap Horn nach Chile, wo auch nur kurz geweilt wurde, und in den ſtillen Ocean, über die Oſterinſel zu den zum Theil neuentdeckten Inſeln deſſelben, die man aus der officiellen Reiſebeſchreibung des Herrn Otto von Kotzebue bereits hinlänglich kennt, daher wir hier nicht dabei verweilen wollen. Endlich ſteuerte man dem Nordpol zu und kam in die unwirthbaren Eiszonen. In der Wallfiſchregion macht der Verfaſſer die artige Bemerkung: „dieſe Wallfiſche rufen mir ins Gedächtniß, was ich einſt von einem genialen Naturforſcher ins Geſpräch werfen hörte. Der nächſte Schritt, der gethan werden muß, der viel näher liegt und viel weiter führen wird, als die Dampfmaſchine mit dem Dampfſchiffe, dieſem erſten warmblütigen Thiere, das aus den Händen der Menſchen hervorgegangen iſt, — der nächſte Schritt iſt, den Wallfiſch zu zähmen. Worin liegt denn die Aufgabe? Ihn das Untertauchen verlernen zu laſſen! Habt ihr je einen Flug wilder Gänſe ziehen ſehen; und ein altes Weib geſehen, mit einer Gerte in der zitternden Hand ein halb Tauſend dieſer Hochſegler der Lüfte auf einem Brachfeld treiben und regieren? Ihr habt es geſehen, und euch über das Wunder nicht entſezt! was ſtuzt ihr denn bei dem Vorſchlag, den Wallfiſch zu zähmen? Erziehet Junge in einem Fiord, zieht ihnen einen von Schwimmblaſen getragenen Stachelgurt unter den Bruſtfloſſen, ſtellt Verſuche an. Wahrlich beide Meere zu vereinigen und die Entfernung zwiſchen Archangel und St. Peter und Paul auf acht bis vierzehn Tage Zeit zu verringern, iſt wohl des Verſuchens werth. — Ob übrigens der Wallfiſch ziehen oder tragen ſoll, ob und wie man ihn anſpannt oder belaſtet, wie man ihn zäumt oder ſonſt regiert, und wer der Kornak des Waſſer-Elephanten ſeyn ſoll, das alles findet ſich von ſelbſt.“

Otaheiti, die Sandwichinſeln, der Peter- und Paulshafen in Kamtſchatka, Unalaſchka und Californien ſind als die Hauptſtationen der Reiſe zu betrachten. Die Südſeeinſeln bilden den Glanzpunkt der Beſchreibung. Herr von Chamiſſo iſt zu human und poetiſch, um nicht mitzufühlen, was einſt Cook und Wilſon empfanden. Bekanntlich ſind ſeitdem die ſchönen alten Sitten der Naturkinder durch die engliſchen Miſſionäre gewaltſam verdrängt worden. Darüber ſagt der Verfaſſer: „Zu einer Parteifrage ſind die Miſſionen geworden, die erſt nach meiner Zeit auf dieſen Inſeln Fuß gefaßt haben, und ich gehöre keiner Partei an. Laſſe dir Akten vorlegen und höre auf die nicht, die, ohne ſelbſt geſchaut zu haben, verwirrend ihre Stimmen in dem Streit erhoben. Ich ſelber habe ſie nicht vollſtändig geleſen. Die Volksthümlichkeit, die vor dem aufgehenden Chriſtenthum untergehen muß, habe ich geſchaut, und ſie iſt mir werth geworden; daß ich um ſie traure, ſpreche ich unumwunden aus. Daß ich aber der Mann des Fortſchrittes bin, und höher mir der Geiſt des Chriſtenthums mit ſeinen Segnungen gilt, glaub ich in meinem Gedichte „Ein Gerichtstag auf Huahine“ an den Tag gelegt zu haben. Selbſt an dem frommen Ellis (Polynesian researches) habe ich zwei Dinge vermißt: er hätte, meine ich, ſelber Otaheitier werden ſollen, bevor er Otaheitier umzuſchaffen unternahm, und hätte ſein heiliges Geſchäft geiſtiger auffaſſen und betreiben können. Seefahrer, die da Weiber und Luſt auf den Sandwichinſeln geſucht, mögen dem Miſſionsweſen abhold ſeyn; aber gewichtigere Beſchuldigungen fallen laſſend, ſcheint mir doch aus allen Zeugniſſen hervorzugehen, daß das Miſſionsgeſchäft geiſtlos auf Owaihi betrieben wird, wo noch

kein Fortſchritt in der geſelligen Ordnung das Aufgeben des Geiſtes beurkundet hat. Die ſtille Feier des Sabbaths und der erzwungene Beſuch der Kirche und der Schule ſind noch das Chriſtenthum nicht.“ Das Billigſte, was man über dieſen Gegenſtand ſagen kann. Jeder Leſer von Gefühl wird mit lebhaftem Intereſſe die ſchönen Schilderungen leſen, welche der Verfaſſer von jener idylliſchen Inſelwelt entworfen, und beſonders durch ſein Verhältniß zu dem treuen Kadu anziehend finden, deſſen Portrait das Titelkupfer zum zweiten Bande iſt. „Wir lernten, ſagt er, zuerſt und hauptſächlich auf der Gruppe Otdia das anmuthige Volk von Radack kennen. Die Menſchen, die uns freundlich einladend entgegen kamen, ſchienen uns eine Zeit lang, im Gefühl unſerer Ueberlegenheit, zu ſcheuen. Die Häuptlinge bewieſen den ſtärkeren Muth, die größere Zuverſicht. Vertrauen machte unſere Freunde nie zudringlich, nie überläſtig. Die Vergleichungen unſeres überſchwänglichen Reichthums und ihrer Dürftigkeit erniedrigte ſie nie zum Betteln, verführte ſie ſelten zum Diebſtahl, ließ ſie nie die Treue brechen, wo ihnen getraut ward. Wir durchwandelten täglich einzeln, ohne Waffen ihre Inſeln, ſchlieſen bei weggelegten Schätzen (Meſſer, Eiſen) unter ihren Dächern, entfernten uns auf längeren Zügen auf ihren Booten und vertrauten ihrer Geſinnung, wie wir bei uns dem wachenden Schutze der Geſetze vertrauen. Wir tauſchten mit ihnen, von ihnen zuerſt aufgefordert, unſere Namen. Die Menſchen kamen uns, wo wir erſchienen, gaſtfreundlich entgegen, und reichten uns Kokosnüſſe dar. Wir handelten auf Otdia nicht, wir beſchenkten und wurden beſchenkt. Einzelne ſchienen zu geben eine gleiche Luſt zu haben als wir, und brachten uns noch mit feiner Sitte Geſchenke, wann Gegengeſchenke nicht mehr zu erwarten waren. Andere betrugen ſich eigennütziger. Wo unerhörte Ereigniſſe nie überdachte Verhältniſſe herbeiführen und die Sitte ſchweigt, muß der eigenthümliche Charakter der Menſchen ſich ſelbſtſtändig offenbaren. Die Frauen verhielten ſich ſchamhaft und zurückhaltend, ſie entfernten ſich, wo wir uns zuerſt zeigten, und kamen nur in dem Schutze der Männer wieder hervor. Gegen unſere kleinen Geſchenke, Ringe, Glasperlen, die ſie weniger als wohlriechende Holzſplitter von engliſchen Bleiſtiften zu ſchätzen ſchienen, reichten ſie uns mit zierlicher Art den Schmuck, den ſie eben trugen, dar, ihre Muſchel- und Blumenkränze. — Kein Weib von Radack iſt je an unſern Bord gekommen.“

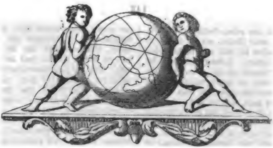
Otto von Kotzebue kehrte wegen einer Unpäßlichkeit, die ihn befallen, nach Herrn von Chamiſſo und den engliſchen Blättern ſehr zur Unzeit um, und was der ruſſiſche Capitän ſich erlaubte, würde nach engliſchen Begriffen keinem Engländer erlaubt geweſen ſeyn. Bevor Herr von Chamiſſo das Feſtland wieder betrat, hielt er ſich noch kurze Zeit in England auf, wo er mit den bedeutendſten Naturforſchern in Berührung kam. Seitdem nun lebt er in Berlin, im botaniſchen Garten unter den Erinnerungen fremder Himmelsſtriche, verehrt von Allen, die ihn kennen, als Menſch und als einer unſrer vorzüglichſten Dichter, an dem beſonders das merkwürdig iſt, daß er, als geborner Franzoſe ſo durchaus heimiſch in unſerm Weſen und Geiſt iſt. Sein Peter Schlemihl iſt ein wahres Volksbuch.

Das Werk des Herrn Otto von Kotzebue enthielt im dritten Bande bereits die (hier im zweiten Bande mitgetheilten) Bemerkungen und Anſichten Chamiſſos. Dieſer erklärt ſich nun aber darüber. „Der einzige Vortheil, den ich mir von meinen Bemühungen während und nach der Reiſe als Naturforſcher und Schriftſteller verſprechen durfte, war, dieſe von mir geforderten Denkſchriften vor dem Publikum, für welches ſie beſtimmt waren, in reinem Abdruck und würdiger Geſtalt erſcheinen zu ſehen. Der Erfolg entſprach nicht meiner Erwartung. Was ich geſchrieben, war von unzähligen, ſinnzerſtörenden Druckfehlern an vielen Stellen verfälſcht und unverſtändlich; und dieſelben in einem Errata anzuzeigen, wurde mir beſtimmt abgeſchlagen. In einer eigenen Abhandlung, die mir zugeſchrieben werden konnte und zugeſchrieben worden iſt, trug Eſchſcholtz über die Korallen-Inſeln hergebrachte Meinungen wieder vor, die widerlegt zu haben ich mir zu einem Hauptverdienſt anrechnete. Die Verlagshandlung hatte die Ausſicht auf eine franzöſiſche Ueberſetzung, die ein mir befreundeter Gelehrter beſorgen wollte, vereitelt, indem ſie die zu dieſem Behuf begehrten Aushängebogen verweigerte. Endlich warf noch über das erſcheinende Buch Sands unſelige That ihren düſtern Schatten, und ließ nur den Namen, den es an der Stirne trug, im Lichte der Parteien ſchimmern.“ Alſo auch nach der beſchwerlichen Reiſe noch Unannehmlichkeiten der peinigendſten Art, über welche den edeln Verfaſſer endlich ſein Ruhm und die Theilnahme des deutſchen Publikums ſo hoch erhoben hat, als er es verdient.

Berichtigung.

In Nr. 33. Seite 130. Spalte 2. Zeile 15 von unten l. philologiſcher ſt. philoſophiſcher.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 36. Freitag, 7. April 1837.

Länder- und Völkerkunde.

2) Reiſe durch Nordamerika bis zur Mündung des großen Fiſchfluſſes und an den Küſten des Polarmeers in den Jahren **1833**, **1834** und **1835** von Cap. Georg Back. Aus dem Engliſchen von Dr. K. Andrée. Leipzig, J. J. Weber, **1836**.

Der ausführliche Bericht über die Expedition des Cap. Back, welche derſelbe 1833 unternahm, um den von ſeiner lezten Nordpolreiſe nicht zurückgekehrten Cap. Roß aufzuſuchen. Bekanntlich iſt Cap. Roß unterdeß wohlbehalten zurückgekehrt. Back erfuhr dies, ſezte gleichwohl aber ſeine Unterſuchung der noch unbekannten Nordküſte Amerikas noch ein Jahr fort.

Dieſe Reiſebeſchreibung gehört zu den intereſſanteſten der neuern Zeit. Ihr Reſultat war die Entdeckung des großen Landſtrichs zwiſchen dem Sklavenſee und dem Meere unter 67° 10′ nördlicher Breite, der bisher unbekannten Gegenden zwiſchen der Bathurſt- und Cheſterfield-Bay gegen die Regentseinfahrt zu, öſtlich von den ſchon mehr bekannten Gegenden am Mackenziefluß und Bärenſee, die früher Mackenzie und Franklin bereist. Vor Back ſtreifte nur Hearne durch einen Theil dieſes Landſtrichs.

Der Capitän verließ England den 17. Februar 1833, verſorgte ſich in Nordamerika, wo er überall große Theilnahme fand, mit den nöthigen Reiſegefährten und Vorräthen und trat die Reiſe auf der großen, mitten durchs Land gehenden Waſſerſtraße des Lorenzoſtroms und ſeiner Seen an. Dieſes Stromgebiet charakteriſirt bereits den ganzen Habitus des nordöſtlichſten Amerika, das durchaus aus Gebirgen, Seen und Flüſſen, welche die Seen verbinden, mit vielen Stromſchnellen und Waſſerfällen beſteht. Nachdem Back auf die gewöhnlichen Stationen der Pelzhändler, Fort William, Norway-Houſe, Fort Chipewyan und endlich Fort Reſolution zurückgelegt, eine Route, die er vorher ſchon viermal gemacht hatte, kam er an den Sklavenſee und nahm von da die öſtliche Richtung in bisher unbekannte Gegenden. Was ihm bis dahin aufſtieß, iſt von wenig allgemeinerem Intereſſe. Man kennt dieſen Weg ſchon aus vielen andern Beſchreibungen; daher hat der Verfaſſer die Schilderung durch die Charakterzeichnung ſeiner Begleiter (franzöſiſche Kanadier, Irokeſen und einige wenige Engländer) gewürzt, die nicht ohne pſychologiſches Intereſſe iſt. Die Landſchaft erhielt einige Abwechslung durch den Brand von Wäldern, welche die Indianer angezündet hatten, um das Wild herauszutreiben. Die Indianer des

Digitized by Google

Sklavenſees werden als ſehr widrige Geſchöpfe geſchildert. „Das tout ensemble dieſes Volkes, wie die Sklavenſee-Indianer in ihrer Eitelkeit ſich ſelbſt nennen, war außerordentlich wild und ſeltſam. Beſonders zog eines der Kanoes meine Aufmerkſamkeit auf ſich; es war ſehr klein, und acht Männer, Weiber und Kinder, mit ihren Beinen in einem Behälter unterzubringen, das kaum für drei Europäer Raum genug hatte, wäre für Jeden, der nicht mit der merkwürdigen Gelenkigkeit, mit der die Indianer ihre Glieder bewegen, bekannt iſt, eine ſehr ſchwierige Aufgabe geweſen. Sie lagen in einer Temperatur von 66° F. zuſammengepackt, wie Yarmouther Häringe in einer Tonne; waren halbnackt, das Haar hing lang herab, und war ſo filzig, daß es Weichſelzöpfe zu bilden ſchien; ſchmutzig waren ſie über alle Beſchreibung, und ſchrieen durch einander, daß man ſein eigen Wort nicht hören konnte. Der Effekt dieſer Scene ward dadurch noch erhöhet, daß die kaum eine Stufe tiefer als ihre Herren ſtehenden Hunde zu beiden Seiten des Fluſſes eine Art Leibwache der Indianer bildeten; und daß, als das Kanoe Strom abwärts fuhr, ſämmtliche Thiere, das heißt menſchliche und hündiſche, ein furchtbares Geſchrei und Geheul erſchallen ließen.“

Back ſuchte einen Fluß auf, von dem er hoffte, daß er ins Polarmeer führen werde. Als einen ſolchen bezeichneten ihm die Indianer den Thlew-ee-choch, den er nun trotz aller Hinderniſſe und trotz der ungewiſſen Ausſagen zu erreichen trachtete. Er mußte zuerſt den Hoar-frost-river aufwärts fahren, der ihn über eine Menge Stromſchnellen und Felſen in ein Hochland brachte, von wo aus ſich das Land erſt wieder abwärts ſenkte und neue Flüſſe den nördlichen Küſten zuſandte. Aber die wunderbare Eigenthümlichkeit aller dieſer Gegenden machte die Orientirung höchſt ſchwierig. Die Flüſſe verloren ſich nämlich nach kurzem Lauf immer in neue, oft ſehr große Seen, ſo daß ihr Ausgang aus denſelben nur ſchwer wiederzuentdecken war. Dazu kamen die unaufhörlichen Fälle. Hier nur eine Scene: „Kaum war unſer Kanoe ſo gut als möglich ausgebeſſert worden, da gingen die Beſchwerlichkeiten und Gefahren wieder von neuem an; wir fuhren nämlich in einen Kanal, deſſen Waſſer ſehr tief, aber häufig von ſcharfkantigen Felſen dermaßen verſperrt war, daß uns kaum eine Durchfahrt zwiſchen denſelben offen blieb. Der Strom, der hier ein bedeutendes Gefäll hatte, rauſchte zwiſchen den Felſen hindurch oder über denſelben hinweg, und zwar mit einer ſolchen Gewalt, daß die ziehenden Leute ſich kaum auf den Beinen zu halten vermochten, und kaum war dieſe Noth zu Ende, da ſtarrten uns wieder drei Waſſerfälle entgegen, die gleich Rieſentreppen, ſich bis zu einer Höhe von 45 Fuß erhoben. Alſo mußte abermals unſer geſammtes Gepäck weiter getragen werden, zum großen Aerger meiner Leute; denn bei einer ſolchen Gelegenheit iſt es allerdings von Wichtigkeit, ob ein ſtarker, kräftiger Mann, wie der kranke Dolmetſcher war, im Stande iſt, mit Hand ans Werk zu legen oder nicht. Noch ein paar Stromſchnellen, darauf ein Waſſerfall von zwanzig Fuß Höhe, und wir hatten dieſen unruhigen, unwirthlichen Fluß hinter uns. Uebrigens kann man nicht leicht eine wildere und großartigere Scenerie finden, als jene, die ſich an den Ufern deſſelben zeigt. Hohe Felſen ragen gleich koloſſalen Thürmen über den Waſſerfall empor, oder bilden die verſchiedenartigſten Formen, ſind bald mit verſchiedenfarbigem Mooſe überzogen, oder von überhängenden Bäumen beſchattet; bald ſieht man einen ruhigen Teich vor ſich, hell und klar, wie die Fläche eines Spiegels, bald den Dampf, der aus einem rauchenden Waſſerfalle emporſteigt. Keine Feder kann ſolch einen Anblick würdig beſchreiben.“

Unter den Schwierigkeiten eines ſolchen Terrains drangen unſre muthigen Reiſenden dennoch glücklich durch und fanden endlich den erſehnten Thlew-ee-choch. Nun fiel der Winter ein, und ſie mußten ſich ein Haus zum Ueberwintern bauen, Fort Reliance genannt. Ihre ſparſamen Vorräthe, die ſie ſo mühſam bis hieher gebracht hatten, reichten zur Noth für ſie ſelbſt aus, nun ſammelten ſich aber noch hungrige Indianer um ſie, denen man gab, ſo weit es möglich war, von denen aber doch mehrere verſchmachteten. An Wild war Mangel, es zog ſich in mehr ſüdliche Gegenden. Die Kälte war furchtbar, 102 Grad Fahrenheit (beinah 50 Reaumur). Herzzerſchneidend iſt die Schilderung des Elends unter den halbnackten Indianern, die ſich durch Indolenz und Aberglauben die Qualen des Klimas noch vermehren. So ſah Back eine Familie, die alle ihre Kleider zerriſſen und weggeworfen hatte, weil ihr ein Sohn geſtorben war, und es Sitte iſt, auf dieſe Weiſe zu trauern. So ſah er eine Frau, die von ihrem Manne furchtbar mißhandelt wurde, bloß weil ſie zufällig über ſein Gewehr hinweggeſchritten war, was als höchſt ſchädlich angeſehen wird. Endlich ſah er einen Indianer, der aus Hunger ſein Weib und alle ſeine Kinder bis auf eins geſchlachtet und verzehrt hatte. Die traurige Einförmigkeit des Polarwinters machte einen Gefährten Backs ſchwermüthig. Ihre einzige Geſellſchaft außer den hungerſterbenden Indianern waren einige Wölfe, die einen ihrer Hunde zerriſſen, und zwei Raben, die ein Iroteſe erſchoß, zum großen Schmerz des Capitäns, der die Gaſtfreundſchaft in einer ſo furchtbaren Oede nicht hoch genug ſchätzen zu können glaubte. Wie unter ſolchen Umgebungen der rauhe Seemann, der vielverſuchte Erdumwanderer ſentimental werden kann, davon gab auch Franklin ein merkwürdiges Beiſpiel, der, wie ſich die Indianer noch ſtaunend erinnerten, die in den Sommermonaten unter

dem nordamerikaniſchen Himmel ſo grauſamen Moskitos niemals tödtete, ſondern ſie nur wegblies und dabei ſagte: es iſt Raum genug auf der Welt für mich und euch.

Obgleich Back aus den hinter ihm liegenden Forts die Nachricht erhielt, daß Roß glücklich zurückgekehrt ſey, glaubt er die Entdeckung des Fluſſes fortſetzen und bis ans Meer vordringen zu müſſen und brach zu dieſem Behuf im Frühjahr 1834 noch weiter nach Norden auf. Aber auch hier kam er unaufhörlich aus einem See in den andern, über Stromſchnellen und Waſſerfälle. Er hat allen dieſen Seen Namen gegeben, z. B. Garry-, Dougall-, Franklin-, Suſſerſee ꝛc. Auch einen Artillerieſee, zu Ehren der vier Artilleriſten, die ihm aus Kanada gefolgt waren. (Oft ſind denn doch ſolche willkürliche Namen unpaſſend.) Bald rechts, bald links von ſeiner Bahn abgelenkt, den Windungen des Stroms und den abenteuerlichen Ufern der Seen folgend, kam er endlich in die Region, wo kein Holz mehr zu finden war und er mehrere Wochen kein Feuer mehr machen konnte, bis ſeine Leute endlich Treibholz entdeckten, was die Nähe des Meeres ankündigte. Er überſah von einem Hügel aus die tiefe Ferne des vom Widerſchein des Eiſes glänzenden Horizonts, aber eben dieſes Eis hinderte ihn, weiter vorzudringen. „Am folgenden Morgen fand ich das Eis dermaßen zuſammen gepackt, daß es auf meilenweiten Strecken ganz ſenkrecht ſtand, wie an einander geſtellte Schieferplatten, gleich einem ungeheuern Stonehenge. Zu gleicher Zeit ſchob der ungeheuere Druck, der von der See herkam, Maſſen, die vielleicht ſo groß waren wie ein Acker Landes, an die Küſte, ſo daß auch nicht im Entfernteſten ein Gedanke an Weiterreiſen war.“

Wir übergehen die Zuſammenkunft des Verfaſſers mit den Eskimaux, die nichts Neues darbietet. Die Naturſchilderung iſt bei ihm die Hauptſache, und ſo beſchreibt er uns denn auf dem Heimwege vom Meer nach dem Fort Reliance einen Waſſerfall, welcher der erhabenſte der Erde ſeyn ſoll: „Nachdem wir etwa ſechs bis ſieben Meilen zurückgelegt haben mochten, bemerkten wir einen nebelartigen Dampf, der wieder von einem Waſſerfalle herrührte. Wir beſchloſſen, denſelben zu beſuchen, und waren jezt ſehr froh, daß wir unſer Boot zurück gelaſſen hatten. Von dem einzigen Punkte, wo man einen großen Theil des Fluſſes überblicken konnte, ſahen wir, daß derſelbe rund um einen Felſen ſich wand, und in ein oberes Becken fiel, welches durch die vortretenden Felſen uns nicht ſichtbar war. Dann brach er wieder in einer großen Maſſe hervor, und ſtürzte in eine Schlucht herab, die wohl vier bis fünf hundert Fuß tief ſeyn mochte, und ſo eng ausſah, daß man, wie es ſchien, mit einem Schritte über ſie hinweg konnte. Aus ihr ſtieg der Dampf in dichten Säulen ein paar hundert Fuß hoch über unſern Häuptern empor. Da es aber auf der Seite, wo wir uns befanden, unmöglich war, den Hauptfall zu ſehen, ſo machte ich im nächſten Frühlinge wieder einen Ausflug dorthin, und beſah ihn mir dasmal von der weſtlichen Seite. Der Weg, den ich mit Schneeſchuhen machte, war unendlich mühſam und gefahrvoll, denn der ſteilen Abhänge, Felſenſpalten und des tiefen Schnees, mit welchem die Thäler gefüllt waren, ganz zu geſchweigen, mußten wir oftmals auf kaum fußbreiten, abſchüſſigen Wegen gehen, die das Glatteis ungemein ſchlüpfrig gemacht hatte. Aber das Schauſpiel, welches ſich alsdann vor meinen Augen entfaltete, war ſolcher Anſtrengungen wohl werth. Auf den erſten Blick fiel mir die Aehnlichkeit dieſer Scenerie mit jener eines Eisberges im Smeerenberghafen, in Spitzbergen, auf. Sämmtliche Felſen, welche den Schlund bildeten, waren durchaus mit blauem, grünen und weißen Eiſe bedeckt, tauſende von Eiszapfen hingen von denſelben herab; ich ſah Höhlen, Spalten, weit übenhängende Eisbalken, Alles von der verſchiedenartigſten Geſtaltung, und ſo herrlich und ſchön, daß ich nichts von alle dem, was ich jemals gehört oder wovon ich geleſen habe, mit dieſem majeſtätiſchen Schauſpiele vergleichen kann. Ein Vordringen bis in die unmittelbare Nähe war allzugewagt, auch konnten wir, weil die auf der weſtlichen Seite befindlichen Felſen zu weit vorſprangen, keine vollſtändige Anſicht von dem untern Theile des Falles erhalten, denn der niedrigſte Punkt, welchen wir zu erreichen vermochten, lag doch immer noch gute hundert Fuß über dem Niveau des Fluſſes, der keineswegs, wie er von der Oſtſeite her uns geſchienen hatte, ſchmal, ſondern wohl volle zwei hundert Fuß breit war. Die Farbe des Waſſers war verſchieden, vom lichteſten Hell bis zum dunkelſten Grün, und der Dampf, der oben die Luft verfinſterte, ſtieg in hellgrauen Wolken empor. Der Niagara, die Wilberforcefälle im Hood'sfluſſe, die Kakabikka in der Nähe des obern Sees, jene in der Schweiz und Italien ergötzen Alle das Auge und erfüllen uns mit Staunen, mit dieſem aber kann keiner von ihnen verglichen werden; er gewährte den impoſanteſten Anblick, den ich jemals gehabt hatte. Ich nannte ihn, unſerm berühmten Seefahrer Sir Edward Parry zu Ehren, den Parry-Fall.“

Nachdem Back nochmals im Fort Reliance überwintert hatte, kehrte er auf dem alten Wege zurück, und kam am 17. Auguſt 1835 wieder in England an. Im Anhange werden noch naturwiſſenſchaftliche Mittheilungen gemacht, zoologiſche von Richardſon, meteorologiſche von Children, geologiſche von Filton. Richardſon gibt in der Einleitung zu ſeinem Bericht eine ſehr intereſſante

Anſicht ‚von dem nordamerikaniſchen Klima, deſſen verhältnißmäßig größere Kälte er aus dem Zurückbleiben des Eiſes in den zahlloſen Buchten und Seen der Nordküſten (wo es der Wind nicht ſo leicht vertreiben, die Sonne nicht ſo leicht ſchmelzen kann) zu erklären ſucht. Unter den Thieren jener Zone ſind am bekannteſten der Biber, die Polar-Bären, -Wölfe, -Füchſe, -Haſen ꝛc., das Mooſethier (eine Abart des Elenn), das Rennthier, der Biſon ꝛc.; am eigenthümlichſten und fatalſten das Stinkthier, deſſen Geruch ſo unausrottbar iſt, daß ein Gefährte Backs dadurch um ſeinen Mantel kam. Vom Fleiſch des Biſon wird der berühmte Pemmican bereitet, ein concentrirtes Fleiſch, ohne welches es faſt unmöglich wäre, lange in dem unwirthbaren Norden Amerikas auszudauern. „Die fleiſchigen Theile der Hinterviertel nämlich werden in ſehr dünne Streifen zerſchnitten, an der Sonne gedörrt und nachher ganz klein geſtoßen. Dann werden zwei Theile des zerſtampften Fleiſches mit einem Theile Fett vermiſcht, und in lederne Säcke genetet. Ein ſolcher Sack, den die canadiſchen Reiſediener Taureau nennen, wiegt in der Regel etwa 90 Pfund und enthält jedesmal die Hinterviertel eines Thieres. Zwei Pfund Pemmican täglich ſind hinreichende Nahrung für einen Mann, der ziemlich angeſtrengte Arbeiten verrichtet, doch eſſen Manche, wenn ſie es haben können, wohl drei Pfund und mehr. Im Frühjahre pflegt man gewöhnlich die jungen Sproſſen des Epilobium augustifolium mit Pemmican zu kochen und die im Dienſte der Hudſonsbay-Compagnie ſtehenden kanadiſchen Männer machen dieſes Gericht durch Hinzufügen von Hafermehl noch ſchmackhafter. Am beſten läßt es ſich aber genießen, wenn es ſehr fein zerrieben und mit Meerrettig, getrockneten Beeren oder Korinthen gekocht wird. Wenn man den Pemmican, gleich nachdem er mit Fett vermiſcht worden iſt, an einem kühlen Orte trocknen läßt, und ihn vor den Einwirkungen der Luft bewahrt, ſo hält er ſich mehrere Jahre. Da er ſich in ledernen Säcken gut transportiren läßt, und ſehr geſund iſt, ſo wäre er im Kriege beſonders für die Soldaten ſehr zu empfehlen, welche Eilmärſche zu machen haben."

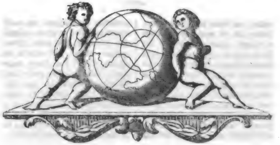
Die äußere Ausſtattung der vorliegenden Ueberſetzung iſt vortrefflich, aber der Mangel einer Charte wird dem Leſer aufs unangenehmſte fühlbar.

3) Das Feſtland Auſtralien, eine geographiſche Monographie. Nach den Quellen dargeſtellt von C. E. Meinicke. Erſter Theil. Prenzlau, Kalbersberg, 1837.

Ein mit Syſtem geſchriebenes Werk, das beſte, das noch über unſre Antipoden geſchrieben iſt. Der Verfaſſer hat mit außerordentlichem Fleiß alle Nachrichten zunächſt in dieſem erſten Bande über Neu-Holland zuſammengetragen und wohlgeordnet. Er gibt eine recht genaue Ueberſicht der erſten Entdeckung und allmähligen Coloniſirung dieſes fünften Welttheils. Er charakteriſirt das Land und ſeine wunderbare, durchaus abnorme Natur zuerſt im Allgemeinen, dann insbeſondere nach allen phyſiſchen, geographiſchen und ſtatiſtiſchen Beziehungen, ſo daß nichts fehlt, als eine Charte, die bei ſolchen Werken immer unentbehrlich iſt, und hier um ſo mehr, als der Verfaſſer die Küſten und das Innere des Landes, ſo weit es entdeckt iſt, mit allen Anſiedelungen aufs genaueſte notirt und beſchreibt. Wenn es uns unmöglich iſt, aus Mangel an Raum aus dem reichhaltigen Gemälde Schilderungen zu entlehnen, die dem Leſer einen anſchaulicheren Begriff von dem Werke zu geben im Stande wären, ſo müſſen wir doch hervorheben, welche große Erwartungen er von dem Lande hegt, das er mit ſo vieler Liebe beſchrieben hat. „Es kann nicht bezweifelt werden, daß der Südoſttheil Auſtraliens nebſt der davorliegenden Inſel beſtimmt iſt, einſt die ganze Oceanhälfte der Erde zu beherrſchen, und wenn das Capland ſchwerlich mehr werden wird, als die Station für Europas Handel mit Indien, das ſüdliche Amerika aber wohl keine höhere Beſtimmung zu erfüllen haben mag, als den Mittelpunkt großer Fiſchereien zu bilden, ſo muß der Südoſttheil Auſtraliens einſt den Verkehr der Hauptoceane des Erdbodens in ſich vereinigen und ihr erſtes Emporium werden, und es möchte zugleich der Ausgangspunkt für alle höhere Bildung ſeyn, die ſich in Zukunft von hier über die Inſelländer der Oceane verbreiten wird, wie ſie ſich bereits über Neuſeeland hin ausdehnt. In dieſer Hinſicht aber iſt es keineswegs gleichgültig, noch auch zufällig, daß dieſer Theil des Landes ſchon jezt einen höheren Grad der Kultur erreicht hat, als irgend ein anderes Land in der Oceanhälfte der Erde." Dies iſt unſtreitig wahr. Neu-Holland hat die glücklichſte Lage, um einſt den Süden der Erde zu beherrſchen, und dürfte bald gegen den nordiſchen Einfluß vorzüglich ſeines Mutterlandes und Nordamerikas reagiren, da es ſeiner Emancipation nothwendig in dem Maße von Schnelligkeit entgegengeht, in welchem ſeine Bevölkerung und Kultur zunimmt.

Aus Patriotismus hätte der Verfaſſer nicht verabſäumen ſollen, zu bemerken, daß der Gründer der erſten engliſchen Colonie auf Neu-Holland, Philipp, der die erſte Flotte mit Deportirten dahin brachte, ein Deutſcher und von Frankfurt am Main gebürtig war.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 37. Montag, 10. April 1837.

Länder- und Völkerkunde.

4) Reiſen und Länderbeſchreibungen der älteren und neueſten Zeit. Mit Karten. Herausgegeben von Dr. Widenmann und Dr. Hauff. Siebente Lieferung. Alexander Burnes' Reiſen in Indien und nach Bukhara. Zweiter Band. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1836.

Das neueſte große Werk über Indien, deſſen erſten Theil wir bereits früher beſprochen. Burne hat ſich die größten Verdienſte um die engliſch-oſtindiſche Regierung erworben, indem er genauer, als alle ſeine Vorgänger, das Flußgebiet des Indus und die geographiſche und politiſche Lage der Nordgrenzen des britiſch-indiſchen Reichs ſtudirt hat. Der Indus hat für dieſes Reich eine doppelte Wichtigkeit, einmal als eine bisher noch nicht zugängliche und doch von der Natur ſelbſt bezeichnete Handelsſtraße vom Himalaya und Tibet bis zum weſtlichen Meere; ſodann als natürlicher Wallgraben gegen den Feind, der etwa einmal vom Norden herkommen könnte, und unter dem bekanntlich Rußland verſtanden wird. Zum Wallgraben eignet ſich der Indus aus folgenden Gründen: „Die Vertheidigung des Indus, der großen Grenze von Brittiſch-Indien gegen Weſten leidet keineswegs durch dieſe unbedeutenden Hinderniſſe, und wir können die Schifffahrt auf demſelben ohne Hinderniß von Kutſch bis zum Setledſch beherrſchen. Die militäriſchen Vortheile des Indus ſind groß, denn eine Flotte kann ihn von Attok bis an die See beſchiffen; die Inſelfeſtung Bakkar aber iſt ein ſehr wichtiger Punkt.“ Die ausführliche Beſchreibung des Indus, ſeiner Mündungen, ſeiner Bewohner ꝛc. wird nicht bloß Leſern vom geographiſchen Fach, ſondern auch allen, die einen Blick in die Zukunft des Orients thun wollen, von hohem Intereſſe ſeyn.

Es iſt Englands Intereſſe, daß ſich zwiſchen ſeinem indiſchen Reich und Rußland immer ein oder mehrere nicht unbedeutende Staaten befinden, die ihm den Zugang abſchneiden. Perſien hat ſich dazu nicht ſtark genug erwieſen, auch das afghaniſche Reich von Kabul iſt geſunken. Dagegen hat ſich das Reich der Sikhs in Lahore erhoben unter dem berühmten Randſchit Sing. Von dieſem jezt an der Grenze ſeiner Laufbahn angelangten Helden ſagt der Reiſende: „Liſt iſt die Hauptwaffe ſeiner Politik; ſelten ſpricht er die Wahrheit, und das Verſprechen iſt ihm leichter als das Halten; dennoch regiert er mit einer bei indiſchen Fürſten beiſpielloſen Mäßigung. Wenige Menſchen haben eine ſo deſpotiſche

Digitized by Google

Gewalt je ſo milde geübt, und wenn wir uns erinnern, daß er ohne alle Erziehung iſt, ſo muß unſere Achtung für ſeinen Charakter ſteigen, indem er niemals das Blut ſeiner Unterthanen vergoß, und das Leben ſelbſt der ſchwärzeſten Verbrecher ſchonte. Randſchit Sing hat jezt viel von ſeiner Energie verloren, doch beſorgt er noch alle Staatsgeſchäfte, die größten wie die geringſten, ohne Miniſter und ohne Rathgeber. Bei einer durch Alter und Kränklichkeit geſchwächten Conſtitution haben die Vergnügungen dieſer Welt ſeine Lebenskraft ſchon lange bedeutend erſchüttert, und obwohl er noch im vollen Beſitz ſeiner Geiſteskräfte iſt, ſo ſcheint ihn doch der Ehrgeiz mit der Fähigkeit, perſönlich zu befehlen und zu ſiegen, verlaſſen zu haben. — Da das Ableben eines ſolchen Mannes von großer politiſcher Wichtigkeit iſt, und ſeine Kränklichkeit, ſo wie manche ſchlimme Gewohnheiten nur eine ſchwache Hoffnung auf lange Lebensdauer geben, ſo wendet ſich die Aufmerkſamkeit auf die wahrſcheinlichen Folgen ſeines Todes. Die Natur hat in die Bruſt jedes Menſchen, und vielleicht noch ſtärker in die eines Königs, den Wunſch gelegt, ſeinen Beſitz und ſeine Macht ſeinen Kindern zu überlaſſen, aber Karrak Sing, Randſchits einziger Sohn, der ſein dreizehntes Jahr erreicht hat, gibt nicht die geringſte Hoffnung, je in die Fußſtapfen ſeines Vaters zu treten. Außer den im höchſten Grade ähnlichen Geſichtszügen hat er durchaus nichts mit ſeinem Vater gemein, denn er iſt ſchwachſinnig, unwiſſend und ſtumpf, beſizt wenig Freunde und Feinde, nimmt keinen Antheil an den Angelegenheiten des Staats und erwirbt ſich keine Partei, die ihm in der Stunde der Noth von Nutzen ſeyn könnte. Dieſe verfehlten Hoffnungen mögen wohl Randſchit Sing hinſichtlich der wachſenden Blüthe ſeines Reiches gleichgültig gemacht haben; aber er hat auch einen Enkel No Nihal Sing, der jezt ſein zehntes Jahr erreicht hat, und außer Karrak Sing hat Randſchit noch zwei adoptirte Söhne, von denen der eine, Schir Sing, jezt etwa 26 Jahre alt und unbezweifelt der aufſtrebendſte Mann im Pendſchab iſt; er hat eine befehlende Miene, iſt freigebig, und hat bereits den Ruf eines tapfern und offenherzigen Soldaten erworben. Seine Schätze hat er verpraßt, aber er hat die gute Meinung des Volks und namentlich der Soldaten gewonnen, denen er ſich durch viele Opfer werth gemacht hat. Seine Anlagen und ſeine Kenntniſſe ſollen wenigſtens für einen Sikh nicht unbedeutend ſeyn, und während er die Achtung der Häuptlinge gewann, hat er ſich auch der freundſchaftlichen Geſinnungen der franzöſiſchen Officiere im Dienſte ſeines Vaters verſichert. Er iſt jezt Gouverneur von Kaſchmir, und wenn er beim Ableben des Maharadſcha ſich noch auf dieſem wichtigen Poſten befindet, ſo kann er ohne ſonderliche Schwierigkeit das weite Reich ſeines Vaters erwerben. Aber er iſt ein unächtes Kind, hat bei manchen Freunden auch einige Feinde, und wird mit dem legitimen Sohne, und vielleicht mit den Schätzen ſeines Adoptiv-Vaters den Kampf wagen müſſen. Das Volk glaubt, Randſchit Sing werde ſein Reich auf irgend einen Günſtling vererben, ich kann aber dieſe Meinung nicht theilen. Wenn Schir Sing nicht die Oberhand erringt, wird das Reich wahrſcheinlich in ſeinen früheren Zuſtand von Anarchie zurückfallen, und ſich in kleinere Republiken auflöſen, oder irgend ein mächtiger Nachbar wird es ſeiner Herrſchaft unterwerfen."

Unter dieſem mächtigen Nachbar verſteht Burnes, wie aus einer ſpätern Stelle (S. 225) erhellt, den König von Kabul. Zwar iſt das Afghanenreich gerade durch das der Sikhs geſchwächt worden, aber dies läßt eben um ſo eher eine Reaction erwarten, da unter jenen aſiatiſchen Völkern eine ewige Fluth und Ebbe der Eroberung iſt. „Der politiſche Zuſtand Kabuls als Königreich wird ſtets ein Gegenſtand von der größten Wichtigkeit für Indien ſeyn, wegen der vielen Veränderungen, die unaufhörlich in dieſem Lande ſtatt finden. Von den vier Fürſtenthümern iſt eines dem Pendſchab, ein zweites Perſien unterworfen. Der Fürſt von Kabul ſelbſt iſt ein Mann von aufgeklärten Anſichten, und kann beim Tode Randſchit Sings eine völlige Oberherrſchaft über das Land erringen. Es wäre ihm nicht ſchwer, Peſchawer zu unterwerfen, und dann könnte er die Provinzen am Indus und ſehr wahrſcheinlich Kaſchmir erobern. Er iſt, wie überhaupt alle Fürſten dieſes Reichs, für die brittiſche Regierung günſtig geſtimmt. Sie waren zwar noch nicht im Beſitze der Gewalt, als die brittiſche Miſſion im Jahr 1809 das Land betrat, aber unſer Ruf wurde damals begründet, und die gute Meinung aller Parteien gewonnen durch den alsbald erfolgten Abzug. Dieſer Schritt war freilich unvermeidlich, hat aber hinſichtlich unſerer Uneigennützigkeit äußerſt günſtige Eindrücke hinterlaſſen. In Kabul alſo würde es nicht ſchwer ſeyn, Verbindungen anzuknüpfen, und dieſer Fürſt iſt gewiß beachtungswerth, da ſein Land auf der großen Straße liegt, auf welcher die Einfuhr der brittiſchen Manufakturwaaren ſtatt findet, die in der lezten Zeit durch ſeine Billigkeit und Gerechtigkeit bedeutend vermehrt wurde. Es würde keine großen Ausgaben erfordern, dieſen Fürſten zu gewinnen, und dabei iſt zu bedenken, daß er im Beſitze einer für den Schutz von Brittiſch-Indien höchſt wichtigen Poſition iſt. Hätten die Umſtände uns in Verbindung mit Kabul ſtatt mit Perſien gebracht, ſo könnten wir jezt in größerer Nähe treuere und nützlichere Alliirte haben, als wir in dieſem Lande beſitzen. Auch hätten wir niemals auch nur den

zehnten Theil des Geldes ausgegeben, das in Perſien ſo vielfach verſchwendet wurde.“ Gleichwohl wäre es nicht ſehr politiſch, Perſien dem ruſſiſchen Einfluß ganz preiszugeben.

In Bezug auf den Handel legt Burne das größte Gewicht auf die künftige Indusſchiffahrt, und nicht weniger auf Bukhara, das ſchon längſt die große Station zwiſchen Indien und China einer- und Europa andererſeits bildet. Wir wollen hier nicht näher darauf eingehen und beſchränken uns darauf, aus den anziehenden Schilderungen des Landes und Volkes nur die Beſtätigung der Sage von den Nachkommen Alexanders des Großen hervorzuheben. „Elphinſtone beſtätigt die Nachricht von Marco Polo, und erzählt, daß der Chef von Darwaz im Orusthale ſeine Genealogie von Alexander herleite, was von allen ſeinen Nachbarn anerkannt werde. So viel war von dieſem Gegenſtande bekannt zur Zeit, da ich das Thal des Orus betrat; es war hinreichend, meine Neugierde zu reizen, und man wird finden, daß ſie nicht ganz unbefriedigt blieb. — Man hatte geglaubt, daß die Fürſten von Badakſchan und Darwaz die Einzigen ſeyen, welche Anſpruch auf dieſe erbliche Ehre machen; allein ich fand zu meinem Erſtaunen, daß nicht weniger als ſechs andere dieſelben Prätenſionen hatten, und ſie zur völligen Satisfaction ihrer Stämme aufrecht hielten. Ihre Beſitzungen erſtrecken ſich öſtlich von Darwaz, und nehmen die Provinzen von Khulab, Schugnan und Wakhan ein, nördlich vom Orus. Ich habe einige Mitglieder der Familie von Badakſchan geſprochen, aber ihr Ausſehen ſpricht nicht für griechiſche Abkunft, noch zeigt ſich irgend eine Spur griechiſcher Miſchung in der Sprache irgend eines dieſer Stämme. Das Volk iſt von heller Farbe und den Perſern nicht unähnlich, aber ſehr verſchieden von den Türken und Usbeken. Wir finden bei den Geſchichtſchreibern Alexanders, daß er in Baktriana Krieg führte; die Stadt Balkh, die in der Nähe dieſer Gegenden liegt, bietet ſich von ſelbſt als der Ort der Reſidenz der griechiſchen Könige dar, und die Bewohner nennen die Gegend zwiſchen Balkh und Kabul das Land Bachter, worin wir Baktriana erkennen müſſen. Es iſt in ſo fern keineswegs unmöglich, daß zu einer oder der andern Zeit griechiſche Colonien in dieſen Lokalitäten beſtanden. Man kann daher vorausſetzen, daß die Dynaſtie, welche hier Alexandern folgte, das Thal des Orus hinaufſtieg, wohin die Fruchtbarkeit des Landes ſie ziehen mochte.“

Den Schluß machen Unterſuchungen über baktriſche Alterthümer und beſonders Münzen, deren Lektüre den Männern dieſes Fachs um ſo mehr zu empfehlen ſeyn dürfte, als man auf den erſten Blick ſolche Unterſuchungen in einem politiſchen und Handelsintereſſen der Neuzeit gewidmeten Reiſewerk nicht vermuthet.

Als kleine Anfänge großer Dinge dürfte politiſch das Umſichgreifen der Chineſen im Weſten (Yarkend) und merkantiliſch die wachſende Concurrenz der Nordamerikaner in den indiſchen Meeren anzuſehen ſeyn. Wenigſtens ſcheinen uns Verwicklungen des indiſch-brittiſchen Reichs mit China und Nordamerika näher zu liegen, als die mit Rußland, auf die man immer als nahe bevorſtehend hinweiſt.

5) Reiſen und Länderbeſchreibungen. Achte Lieferung. Ein Beſuch auf der Inſel Island über Tronyem im Sommer **1834**. Von John Barrow jun. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, **1836**.

Der Verfaſſer gibt zuerſt eine Ueberſicht über die Literatur der isländiſchen Reiſen. Er ſelbſt reiſte 1834 von London aus. Seine Schilderungen ſind geiſtvoll und angenehm zu leſen. Er ging zuerſt nach Norwegen, von wo er unter andern einen Kuhreigen, wie ihn dort die Hirtinnen ſingen, mitgebracht hat. Sonderbar fand er die Einrichtung in den Kirchen, wornach Altar, Kanzel und Orgel *über* einander ſtehen. Auch unter die Lappländer machte er einen Abſtecher, die ihm nicht beſonders gefielen und über die er auch nicht viel Neues zu ſagen weiß. Die Felſenküſte Norwegens mit ihren ungeheuern Zerklüſtungen erregte ſeine, wie die Bewunderung aller frühern Reiſenden.

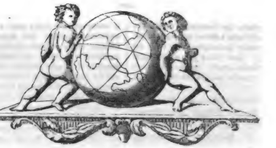
Auf der Inſel Island fiel ihm der Contraſt der ſchwarzen und ſcheckigen Felſen mit dem blendenden Schnee der höhern Vulkane auf. Er ſchildert ſeine Ankunft alſo: „Ein Fremder, der ſich zum erſten Male dem Geſtade nähert, auf welchem Reikiavik liegt, und von dem, was ihn hier erwartet ſonſt nichts weiß, als daß er die Hauptſtadt von Island vor ſich hat, wird ſich, obſchon er vom Ankerplatz aus die beſſere Hälfte der Stadt überſieht, dennoch ſehr getäuſcht finden. Alles, was ſich ſeinen Blicken darbietet, iſt eine lange Reihe von Häuſern, oder vielmehr deren obere Theile, welche dicht hinter einem emporſteigenden Ufer von ſchwarzem Schiefer parallel mit demſelben läuft, und von der die braunen oder rothen Dächer, hie und da der obere Theil einer Thüre oder auch wohl eine halbe Fenſterreihe, hinter dieſem Geſtade hervorgucken. Man ſieht jedoch genug, um ſich zu überzeugen, daß die Häuſer von niederer Art und nur Ein Stockwerk hoch ſind. An jedem Ende dieſer Reihe bemerkt man eine Anhöhe, welche kaum den Namen eines Hügels verdient, und auf derſelben, und nur wenig über die

Bodenfläche hervorragend, eine Anzahl Raſenhütten, die Dächer und größtentheils auch die Wände mit Gras bedeckt, welche hauptſächlich von Fiſchern, den im Dienſt der Kaufleute ſtehenden Arbeitern und zum Theil auch von Müßiggängern bewohnt werden, von denen damals gerade nicht wenige um die Stadt herum ſchlenderten. Unter dieſen Hütten, oder vielmehr über denſelben, auf der weſtlichen Anhöhe, ſteht das in die Augen fallende Haus des General-Phyſikus von Island, oder vielleicht noch eigentlicher des Baders und Apothekers von Reikiavik, denn er iſt in allen dieſen Eigenſchaften thätig. Dieſes im Verhältniß gegen ſeine Umgebung hohe Gebäude wird von einem noch höhern — der einzigen Windmühle der Inſel — überragt. Auf der öſtlichen Anhöhe ſtehen ebenfalls mehrere Hütten ähnlicher Art, und in einiger Entfernung hinter denſelben ein von den Schülern zu jener Zeit errichtetes ſteinernes Denkmal, als die einzige Schule der Inſel ſich noch zu Reikiavik befand. — Den auffallendſten Zug der Umgegend von Reikiavik könnte man einen negativen nennen, und dieſer iſt, der gänzliche Mangel von Bäumen und Gebüſch, und — da ſie eine faſt ununterbrochene Ebene iſt — der Mangel an Charakter. Auf mehrere Meilen weit ſcheint die Oberfläche ein fortlaufendes Moor zu ſeyn, aus dem hie und da einige dunkle Felſen und einzelne Steinmaſſen hervorragen; unregelmäßige, eckige und zugeſpizte Maſſen, von denen die meiſten im Boden zu wurzeln ſcheinen.“

Der Verfaſſer erkannte im Gouverneur der Inſel einen alten Bekannten, das Haus deſſelben war aber vom Prinzen Friedrich von Dänemark und deſſen Gefolge (der gerade damals auf kurze Zeit nach Island verbannt worden war) eingenommen. Er ſprach den Prinzen und ſchildert ihn als ſehr höflich und einnehmend: „Die Bewohner von Reikiavik hatten ihm, vor ſeiner Abreiſe nach dem Norden der Inſel, einen Ball gegeben, auf dem er viel tanzte, und zwar mit der Schönen von Reikiavik, einer Schuhmacherstochter, die für die größte Schönheit galt und der er viele Aufmerkſamkeit bewies.“ Die wenig zahlreichen und ſehr zerſtreuten Einwohner der Inſel werden vom Verfaſſer gelobt. Er fand das Strafhaus ganz leer, da kein Uebelthäter vorhanden war. „Unſer langer Aufenthalt in Tronyem hatte uns unter andern auch des Vergnügens beraubt, die jährliche Verſammlung der Bauern zu ſehen, die Anfangs Sommers, vor der Heuernte, nach Reikiavik herabkommen, um ihre Erzeugniſſe zu verkaufen und Gegenſtände des Luxus oder des Bedürfniſſes mit zurückzunehmen. Da nur wenig Geld in der Colonie vorhanden iſt und viele Bauern gar keines beſitzen, ſo geſchieht der Handel, wie in ſo vielen andern kleinen Seehäfen, durch Tauſch. Die Kaufleute nehmen die ausführbaren Artikel zu einem gewiſſen Preis an, der nach dem Stande des Marktes beſtimmt wird, und geben die verlangten Waaren ebenfalls zu einem beſtimmten Preiſe dagegen. Die Ankunft dieſer Landleute bildet einen ziemlich belebten Jahrmarkt in der Hauptſtadt. Die Bauern bringen in Fäſſern, kleinen Kiſten oder ledernen, über die Rücken ihrer Pferde gelegten Säcken Wolle, wollene Gewebe, geſtrickte Strümpfe und Handſchuhe, in Fäſſer gegoſſene Butter, Häute, Kälber, Schafe, Lämmer, Talg, Fialgras oder isländiſches Moos, Pferde und Hornvieh, von beiden leztern jedoch nur wenig, und ſonſt alles zu Markte, was ihre Wirthſchaft liefert. Gegen dieſe Artikel nehmen ſie Kaffee, Zucker, Rauch- und Schnupftabak, etwas Branntwein, Roggen und Roggenbrod, Zwieback, Weizenmehl, Salz, Seife und andere in der Haushaltung brauchbare Dinge mit zurück. Jene, die es vermögen, kaufen auch etwas Leinwand und Baumwollenzeug ein, die in neuerer Zeit mehr in Gebrauch gekommen ſind und viel zur Reinlichkeit und Abwendung des Ausſchlags und des noch ekelhafteren Ausſatzes beitragen, der durch wollene, auf bloßem Leibe getragene und nicht ſehr reinlich gehaltene Kleidung erzeugt wird. Jene, welche nicht weit von der Küſte wohnen, und ſich mit Fiſchfang beſchäftigen, bringen meiſt getrockneten Kabeljau und Stockfiſch, Salm, und Robben-, Haifiſch- und Wallfiſchthran, ſo wie Seehundsfelle zu Markte. — Vor dem Monat Junius würde es dieſen Landleuten unmöglich ſeyn, Reikiavik zu beſuchen, und zwar wegen des erſchöpften Zuſtandes, in welchem ſich ihre Pferde durch den Mangel an Gras während des Winters verſezt befinden, da ſie, ſo lange der Boden mit Schnee bedeckt iſt, nirgends grünes Futter finden, die an der Seeküſte ausgenommen, die das dort befindliche Seegras freſſen. Die geringe Menge Heu, welche gewöhnlich eingebracht wird, iſt faſt ausſchließlich für den Unterhalt der Kühe beſtimmt, von denen, nebſt den Schafen, der Unterhalt und die Bekleidung der Familien größtentheils abhängen. Zuweilen wird der Schnee weggeſchaufelt, damit die Schafe das wenige unter demſelben verborgene Gras abweiden können, was, nebſt den Lichenen, einen nährenden Beitrag zu ihrem Futter liefert. — Die Isländer ſind im Ganzen höflich und anſtellig, doch hält man ſie keiner ſtarken Gefühle fähig. Sie ſind mäßig und nüchtern, und wiſſen kaum, wie Wein, Branntwein oder Bier ſchmecken. Die ganze Einfuhr von Branntwein ergibt kaum zwei Flaſchen jährlich auf jeden Kopf, und dieſe geringe Quantität wird größtentheils von den Bewohnern der Häfen und den Fiſchern verbraucht, denn die Landleute trinken ihn höchſtens als Arznei, und keineswegs um ihren Appetit zu ſtillen.“

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 38. Freitag, 14. April 1837.

Länder- und Völkerkunde.

5) Reiſen und Länderbeſchreibungen. Achte Lieferung. Ein Beſuch auf der Inſel Island über Tronyem im Sommer 1834. Von John Barrow jun. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1836.

(Schluß.)

„Alle Klaſſen der isländiſchen Bevölkerung leſen außerordentlich gern; in ihren niederen Hütten leſen oder erzählen die jungen Leute der verſammelten Familie die Geſchichte vergangener Tage, die Heldenthaten ihrer Vorfahren, wie ſie in den Sagas enthalten ſind, und die Abenteuer und romantiſchen Begebenheiten der erſten Anſiedler auf Island. In ſpäteren Zeiten fehlte es nicht an Büchern in ihrer Mutterſprache. Die aufgeklärte Geiſtlichkeit ſtellte nach der Reformation eine Buchdruckerpreſſe her, welche auf der kleinen Inſel Widoe, Reikiavik gegenüber, noch immer in Thätigkeit iſt, und wo jezt noch Bibeln, Pſalter und andere religiöſe Schriften, nebſt hiſtoriſchen und ſonſtige nützliche Kenntniſſe verbreitenden Abhandlungen gedruckt werden. Ein Volk dieſer Art iſt leicht zu regieren, und da es wenig oder gar keinen Verkehr mit Fremden hat, die wenigen däniſchen Kaufleute ausgenommen, welche in den Häfen wohnen, und keine umherziehenden Prediger des Unglaubens oder Aufruhrs ihre Begriffe verwirren, ſo läßt ſich nicht leicht eine Verſchlechterung ihres moraliſchen oder politiſchen Charakters befürchten.“

Ein anſchauliches Bild der Oede und Einſamkeit auf Island erhält man durch folgende Schilderung. „Die Eidergänſe waren ſo wenig ſcheu, daß man wohl ſah, wie ſelten ſie auf Island beunruhigt werden. Sie ſollen auch wirklich, beſonders während der Brutzeit, die eben vorüber war, die Menſchen ſo wenig fürchten, daß ſie ihre Neſter dicht an die Häuſer oder an Stellen bauen, wo man ihnen Steinhauſen zu größerer Bequemlichkeit aufrichtet. An ſolchen Plätzen ſind dieſe Vögel ſo zahm, daß das Weibchen, wenn es auf den Eiern ſizt, oft ſelbſt dann nicht wegfliegt, wenn man es liebkost. — Auf ganz Island findet man keinen Wagen, ja nicht einmal einen Schubkarren, und wenn es deren auch gäbe, ſo könnte man keinen Gebrauch von ihnen machen, weil es keine gebahnten Straßen gibt. Der Weg oder Pfad führt entweder über Lavaſchichten, welche ſo rauh und holpericht ſind, daß die Pferde ſich einen Weg ſuchen müſſen, oder über Sumpfboden.“

Digitized by Google

Der Verfaſſer beſuchte den berühmten Geyſer und nahm eine Flaſche vom Waſſer deſſelben mit nach London, wo Dr. Black es chemiſch unterſuchte. Er theilt die Unterſuchung hier mit. Zum Schluß gibt er eine kleine Statiſtik der Inſel, woraus erhellt, daß ſie nur 53,000 Einwohner hat. Das Werk iſt mit artigen Holzſchnitten verziert.

6) Reiſen und Länderbeſchreibungen. Neunte Lieferung. Südafrikaniſche Skizzen von Thomas Pringle. Aus dem Engliſchen. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1836.

England begünſtigt die Coloniſirung am Cap. Eine Menge Engländer und Schotten aus allen Ständen begab ſich 1820 nach Südafrika, um nordwärts vom Cap ſich anzuſiedeln. Das Parlament bewilligte 50,000 Pfund dazu. Pringle war einer der Leitenden. Er ſchildert die Ankunft, die erſte bunte Verwirrung und die Thorheit der Vornehmen, die mitten in den Wüſten Afrikas anfangs immer noch die Hauptſtadtgewohnheiten feſtzuhalten ſuchten, recht anziehend. Da die Vertheidigung der Nordgrenzen gegen die Kaffern eine Hauptabſicht bei dieſen neuen Coloniſirungen war, hatte der Verfaſſer ſehr bald Gelegenheit, dieſes Volk kennen zu lernen. „Während der Thee bereitet wurde und die Dämmerung eingebrochen war, wurde mein Wirth abgerufen, um mit andern Fremden zu ſprechen. Es war ein Kaffernweib, von einem kleinen Mädchen von acht oder zehn Jahren begleitet, und mit einem Kinde auf ihrem Rücken, das ſie in ihren Mantel von gegerbtem Rindsleder gebunden hatte. Sie kam aus der Droſtdy, oder der Bezirksſtadt Uitenhage, unter der Aufſicht eines ſchwarzen Conſtable's, der ſie als eine von den Kaffernfrauen bezeichnete, welche auf Befehl des Grenz-Commandanten zu Gefangenen gemacht worden ſeyen, weil ſie die Demarcationslinie ohne Erlaubniß überſchritten hatten, und welche nun unter den weißen Einwohnern des Bezirks als Sklaven vertheilt werden ſollten. Dieſes Weib ſollte durch den Miſſionär unter Aufſicht eines ſeiner Leute nach dem Wohnort eines Coloniſten, ungefähr zwanzig Meilen weſtlich, gebracht werden. So lautete der Befehl des Landdroſt oder der Bezirksmagiſtratsperſon. Als der Conſtable ſeine Botſchaft überbrachte, ſah das Kaffernweib auf ihn und uns mit ſcharfen, verſtändigen Augen; und obwohl ſie nur unvollkommen ſeine Sprache verſtand, ſchien ſie doch völlig ſeinen Inhalt zu faſſen. Als er geendet hatte, trat ſie vor, erhob ihre Geſtalt zu ihrer vollen Höhe, ſtreckte ihren rechten Arm aus, und begann eine Rede in ihrer Mutterſprache, dem Amakoſadialekt. Ob ich gleich kein einziges Wort verſtand, was ſie ſprach, ſo wurde ich doch ſelten mehr von Erſtaunen und Bewunderung ergriffen. Die Sprache, der ſie vollen und kräftigen Klang zu geben ſchien, war in hohem Grade muſikaliſch und ſonor; ihre Geberden waren natürlich, anmuthig und ausdrucksvoll, und ihre dunklen Augen und ihr ſchönes bronzenes Geſicht voll beredten Feuers. Zuweilen zeigte ſie rückwärts auf ihr Vaterland und dann auf ihre Kinder. Manchmal erhob ſie laut ihre Stimme und ſchüttelte ihre geballte Hand, als klage ſie unſere Ungerechtigkeit an, und bedrohe uns mit der Rache ihres Stammes. Dann wieder zerſchmolz ſie faſt in Thränen, als flehe ſie um Gnade und traure um ihre hülfloſen Kleinen. Einige der Dörfler, welche ſich um ſie geſammelt hatten, und ganz oder halb Kaffern waren, verſtanden ihre Rede und dolmetſchten ſie auf Holländiſch dem Miſſionär; aber er konnte nichts thun, ihre Beſtimmung zu ändern, und konnte ihr nur freundliche Worte geben, um ſie zu tröſten. Was mich betrifft, ich war nicht wenig von dieſer Scene ergriffen und konnte den Gedanken nicht unterdrücken, daß meine europäiſchen Landsleute, welche aus harmloſen Frauen und Kindern auf dieſe Weiſe Gefangene machten, in der That größere Barbaren ſeyen, als die wilden Eingebornen des Kafferlandes.“

Mit den kräftigen Kaffern kontraſtiren die ſchon mehr an Unterthänigkeit gewöhnten Hottentotten und mit den neuen engliſchen Ankömmlingen die alten holländiſchen Bauern, rieſenhafte Geſtalten von alten derben und ehrlichen Sitten, aber verwildert und grauſam geworden. Nicht ohne Intereſſe wird man die Geſchichte des kleinen Aufſtandes leſen, den dieſe holländiſchen Bauern 1815 gegen die engliſche Regierung erhoben. Sie charakteriſirt vollkommen den Zuſtand des Landes. Ein Hottentott war von ſeinem holländiſchen Herrn, einem Bauer, hart mißhandelt worden und klagte bei der engliſchen Behörde; dieſe nahm ſich ſeiner an, der Holländer behauptete aber, er könne mit ſeinen Sklaven machen was er wolle. Er widerſezte ſich der Autorität, fand Beiſtand bei ſeinen Landsleuten und es kam bereits ſo weit, daß die Holländer den Kaffern ein Bündniß gegen die Engländer antrugen, welches jene aber aus Argwohn ablehnten. So zerſchlug ſich die Sache. Der Straffällige und ſeine tapfere Frau aber mit etwa vierzig Andern wehrten ſich bis zum lezten Blutstropfen. Auch der Krieg der Engländer gegen den Kafferkönig Gaika iſt hier näher geſchildert, und der Verfaſſer wendet ſich oft ſchaudernd von der Grauſamkeit, mit welcher ſeine Landsleute gegen die Kaffern und Buſchmänner verfahren, hinweg. Nur eine Scene aus dem Bericht eines Officiers: „Wir hatten einen großen Kraal Bosjesmen überfallen und zerſtört. Als das Feuer aufhörte, fanden wir noch fünf Weiber am Leben. Nach

einer langen Berathung wurde beſchloſſen, ihr Leben zu ſchonen, weil ein Landmann eine Magd für dieſes, ein anderer für jenes Geſchäft brauchte. Die unglücklichen Geſchöpfe erhielten Befehl vor dem Commando vorauszugehen, aber bald fand man, daß ſie unſern Marſch hinderten, da ſie nicht ſchnell genug gehen konnten. Daher befahl man, ſie zu erſchießen. Die Scene, die nun folgte, verfolgt mich noch jezt häufig. Die hülfloſen Opfer ſprangen auf uns los, als ſie unſere Abſicht merkten, und klammerten ſich ſo feſt an Einige der Partei, daß es eine Zeit lang unmöglich blieb, ſie zu erſchießen, ohne auch das Leben derer zu gefährden, die ſie hielten. Vier von ihnen waren endlich abgethan, aber die fünfte konnte auf keine Weiſe von dem einen unſerer Cameraden weggeriſſen werden, den ſie in Todesangſt umklammerte, und ſeinen Bitten erlaubte man endlich, das Weib nach Hauſe zu nehmen. Sie ging mit ihrem Retter, diente ihm lang und treu, und ſtarb, wie ich glaube, in der Familie — Gott vergebe dem Lande!" Dagegen rühmt Pringle, daß ſich die Kaffern bei Eroberung einer Miſſion gegen einige 20 Miſſionäre mit ihren Frauen und Kindern aufs menſchlichſte und großmüthigſte betragen hätten. Dieſe herrnhutiſche Miſſionäre verſtehen es aber auch beſſer, ſich mit ihnen zu befreunden.

Der Verfaſſer machte verſchiedene Streifzüge durch die Colonie und ſchildert Land und Leute. Daß auch von Löwen, Hyänen, Schlangen ꝛc. die Rede iſt, verſteht ſich von ſelbſt.

7) Reiſen und Länderbeſchreibungen. Zehnte Lieferung. **Mexikaniſche Zuſtände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfaſſer der „Briefe in die Heimath." Erſter Band. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1837.

Ein längerer Aufenthalt in Mexiko ſezte den Verfaſſer in den Stand, die genaueſte Auskunft über dieſes intereſſante Land zu geben. Der Titel: „Zuſtände" erweckte uns kein günſtiges Vorurtheil, da er, bereits bis zur Abgeſchmacktheit wiederholt, bisher in der Regel nur die oberflächlichſten Plattituden naſeweiſer Jünglinge charakteriſirte. Das vorliegende Werk iſt aber geeignet, dem trivialen Titel Kredit zu verſchaffen. Es iſt außerordentlich reichhaltig, eine Quelle für die Länder- und Völkerkunde und eine angenehme Lektüre, worin das Auge über die Tabellen hinweghüpft. Der Verfaſſer ſchildert uns die Natur des Landes, den gegenwärtigen Kulturzuſtand deſſelben, die politiſchen Parteien, das Finanzielle, die Adminiſtration und Juſtiz, Kirche und Schule, Sitten und Gewohnheiten, Handel, Induſtrie, Produktion, den ſo wichtigen Bergbau, kurz alles, was dort intereſſant iſt. Die Bevölkerung tarirt er jezt:

4,500,000 Indianer,
1,000,000 Weiße,
6,000 Neger,
2,494,000 Miſchlinge.

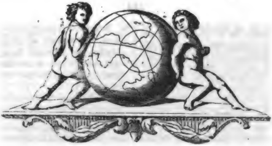
Unter ſeinen Naturſchilderungen iſt die des Thals von Mexiko die reizendſte. Er geht alle Provinzen nach einander geographiſch-ſtatiſtiſch durch, und der Geograph wird außerordentlich viel darnach berichtigen können, da der Verfaſſer aus eigener Anſchauung und durch die beſten Quellen im Lande ſelbſt in den Stand geſezt war, genauer zu ſeyn, als alle ſeine Vorgänger. So ſchön und fruchtbar eine Menge Gegenden Mexikos, und ſo wenig bevölkert ſie ſind, ſo räth der Verfaſſer doch allen ſeinen deutſchen Landsleuten ab, dahin zu wandern, es ſey denn nach der Provinz Tejas. „Das der mexikaniſchen Verfaſſung bis jezt — und, nach den neueſten erfolgreichen Reaktionen der Prieſterpartei zu ſchließen, wahrſcheinlich noch auf lange Zeit — weſentlich inhärirende Princip der religiöſen Intoleranz, verbunden mit dem Grundſatze, daß nur geborene oder naturaliſirte Mexikaner, folglich jedenfalls nur Katholiken, weil alle Andern der Naturaliſation unfähig ſind, Grundeigenthum daſelbſt beſitzen dürfen, wird proteſtantiſchen oder ſonſt katholiſchen Auswanderern aller Länder ein Grund ſeyn, ihre Plane nicht auf dieſe Republik zu richten. Wenn die Nordamerikaner in Tejas ſich nicht daran gekehrt haben, ſo war es wohl in Vorausſicht künftiger Losreißung dieſer Provinz vom mexikaniſchen Staatenverbande. Aber auch außerdem ſind Mexico's fortdauernden inneren Verwicklungen, mit den daraus ſtets hervorgehenden, nicht nur Regierungs- und Syſtemswechſeln, ſondern auch Präoccupationen aller adminiſtrativen Thätigkeit für wichtigere Zwecke des Augenblicks, wenig geeignet, ſelbſt katholiſchen Einwanderern aus der Fremde, jenes Vertrauen und jenes Sicherheitsgefühl einzuflößen, welches wenigſtens bei größeren, ohne förmlichen Contract mit der Regierung dort gar nicht zu bewerkſtelligenden Coloniſations-Unternehmungen zu ihrem Gedeihen unerläßlich iſt. Weitläuftige, durch mancherlei Eigenſchaften zu ſolchen Unternehmungen einladende Landſtriche ſind zwar allerdings überflüſſig vorhanden; namentlich und vorzugsweiſe am Goazocoalco, in Tejas, und in Californien; aber das Klima der Stromniederungen des ganzen Iſthmus zwiſchen der Goazocoalco-Mündung und Tehuantepec iſt dem Nordeuropäer ſo unerträglich und gefahrdrohend, daß er ſich ſchwerlich dort jemals behaglich fühlen kann; jedenfalls dürften die erſten Anſiedler dieſer

Urwälder und üppigen Wüſteneien, wenn auch in Maſſe, wenn auch wohl qualificirt und ausgerüſtet, wenn auch überhaupt unter günſtigen Umſtänden ankommend, in ihren erſten, mit einer gewaltigen Natur zu beſtehenden Anbaukämpfen furchtbar gezehntet, ja vielleicht gefünftet und geviertet werden. — Für Texas exiſtirt dieſe Bedenklichkeit allerdings in weit geringerm Grade, aber es iſt kaum abzuſehen, was Fremde — mit Ausnahme der Nordamerikaner, welche ein gewiſſermaßen heimathliches und volksthümliches Intereſſe an der Sache haben — bewegen kann, vorzugsweiſe in einem Lande zu ſiedeln, welches, mächtiger Streit- und Eiferſuchtspunkt zwiſchen den Vereinigten Staaten von Mexico und Nordamerika, früher oder ſpäter ganz unfehlbar der Schauplatz heftiger politiſcher Conflicte zwiſchen beiden werden muß, mit allen daraus hervorgehenden, jeder neuen Anſiedelung ſo verderblichen Folgen äußern Kriegs wie innerer Anarchie und Zwietracht. — Californiens Coloniſation durch europäiſche Einwanderer wird ſtets ganz ſpeciell die Weite und Beſchwerlichkeit der Wege gegen ſich haben, auf welchen man dahin gelangen kann. Ueber den Waſſerweg ums Cap-Horn genügt es zu bemerken, daß derſelbe — wenn gleich bei mächtig erweiterter Schifffahrtskunde unſerer Tage nicht mehr ein Schreckbild ungewöhnlicher Gefahren, wie noch vor wenigen Decennien — dennoch ſchon durch die darauf zu verwendende Zeit für ein mit Auswanderern befrachtetes Fahrzeug ſtets eine eben ſo bedenkliche als koſtſpielige Unternehmung bleibt. Der an ſich vielleicht vorzüglichere Weg über Veracruz, dann zu Lande über Mexico, Valladolid, Guadalajara nach St. Blas oder Mozatlan zur Wiedereinſchiffung nach der Halbinſel, würde in ſeinem Landabſchnitte, bei gegenwärtiger Beſchaffenheit mexikaniſcher Reiſe- und Transportanſtalten, für eine mit allen nothwendigen Geräthſchaften des künftigen Anbaues wandernde Colonie jeglichen Geſchlechts und Alters große, vielleicht theilweiſe unüberſteigliche Schwierigkeiten darbieten; er würde überdem noch koſtbarer als jener ſeyn, und einen bedeutenden Theil des der Colonie etwa zu Gebote ſtehenden Capitals nutzlos abſorbiren. — Unter allen dieſen Umſtänden kann man deutſchen Auswanderern, welche in größeren Zügen und Vereinen nach landwirthſchaftlicher Anſiedelung in der Fremde ſtreben, die Republik Mexiko als Zielpunkt zu empfehlen ſchwerlich geneigt ſeyn.“ Hinſichtlich des Bergbaus bemerkt der Verfaſſer, daß derſelbe, ſeitdem ihn engliſche Geſellſchaften treiben, wieder zu großen Hoffnungen berechtige, aber nicht nur noch lange nicht auf der ehemaligen Höhe ſtehe, ſondern bis jetzt noch nicht einmal die Koſten decke.

Den politiſchen Zuſtand findet er nicht erfreulich. Er läßt einen Eingebornen reden: „Noch ſteckt die Knechtſchaft, die Herabwürdigung in uns, zu welcher die Spanier uns verdammten; erſt die kommenden Generationen werden davon erlöst ſeyn, und auch nur inſofern als wir für guten Unterricht und gute Geſetze ſorgen. Einſtweilen ſchweben wir gleichſam in der Luft zwiſchen Sklaverei und Freiheit, Naturzuſtand und Civiliſation, die Nachtheile von beiden Syſtemen empfindend, die Vortheile von keinem. Die mit unſerer Vergangenheit zuſammenhängenden, mit unſerer Gegenwart und Zukunft unverträglichſten Nationallaſter ſind Faulheit und Trunkliebe. Schon unter der Maſſe unſerer weißen und gemiſchten Creolen (ladinos) iſt keine ſonderliche Arbeitsluſt zu ſpüren; die meiſten Männer gefallen ſich im Müßiggange, während die Laſt aller häuslichen Nothdurft und Brodgewinnung größtentheils auf den armen Weibern ruht. Man gewahrt das deutlich, wenn für irgend einen öffentlichen Zweck das Gemeinweſen einer Anzahl männlicher Arme bedarf; ſie ſind für Geld nicht aufzutreiben; der Reiz des Müßigganges überwiegt jeden Reiz der Gewinnſucht. Und nun vollends die Indianer! Von jeher haben dieſe nicht mehr Arbeit geleiſtet, als die Sorge für einfachſten thieriſchen Lebensbedarf — ſo leicht gewonnen in unſerm glücklichen Klima — oder harter Frohnzwang ihnen abpreßte. Des lezteren durch die Revolution enthoben, würden ſie gar nicht mehr arbeiten, wüßten nicht ihre ehemaligen Gutsherren an die Stelle des ihnen entzogenen Feudalzwanges, die bürgerliche und gerichtliche Nöthigung zu ſetzen, welche daraus hervorgeht, daß ſie in ihren Schnappsbuden und Kramladen geiſtige Getränke und allerlei Flittertand, dem die großen Kinder nicht zu widerſtehen vermögen, ihnen auf Kredit ablaſſen, welcher demnächſt, bei Ermanglung aller andern Zahlungsmittel, durch ihrer Hände Arbeit wiederum getilgt werden muß. Bei dieſer Verfahrungsweiſe werden die Indianer nicht fleißiger und regſamer, weder im eigenen Intereſſe noch in dem ihrer Dienſtherren; ſie leiſten immer noch nur Zwangsarbeit, wenn auch unter einer andern Form; und materiell hat ſich wenig für ſie geändert in dem ehemaligen herabwürdigenden Verhältniß perſönlicher Abhängigkeit und Dienſtbarkeit; aber ihre moraliſche Lage wird offenbar dadurch verſchlimmert, daß in Folge des gutsherrlichen Intereſſes ſie ſtets auf der Kreide der gutsherrlichen Schenken zu erhalten, ihre angeborene Neigung zu geiſtigen Getränken ſich täglich verſtärkt, und im Trunk alle etwa in ihnen liegenden Veredelungskeime täglich mehr verloren gehen.“

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 39. Montag, 17. April **1837.**

Länder- und Völkerkunde.

7) Reiſen und Länderbeſchreibungen. Zehnte Lieferung. Mexikaniſche Zuſtände aus den Jahren **1830** bis **1832**. Vom Verfaſſer der „Briefe in die Heimath.“ Erſter Band. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, **1837**.

(Schluß.)

Die Advokaten, die ſich an die Spitze der Geſchäfte gedrängt haben, üben mitten in dem ſogenannten Freiſtaat eine Tyrannei aus, gleich den Tyrannen in den altgriechiſchen Freiſtaaten. „Einen merkwürdigen Juſtizfrevel — den ſchlimmſten vergleichbar, welche im Dunkel altfranzöſiſcher Baſtillen einſt gebrütet wurden — zog im Jahr 1830 einen Zufall ans Licht. Schon im Jahr 1821 hatte der Advokat G.... mit der hübſchen, jungen Frau ſeines Schneiders einen Liebeshandel gehabt, der Ehemann aber die Sache gemerkt und übel vermerkt, die Frau geprügelt und den Advokaten zum Hauſe hinausgeworfen. Dieſer hing ihm nun einen Criminalproceß an, bewirkte ſeine Verhaftung, und wußte durch Chicane und perſönlichen Einfluß 9 Jahre lang die Sache unentſchieden, und den Unglücklichen im Kerker zu erhalten. Während dieſer Zeit lebte er mit der Frau im ſkandalöſeſten Concubinat, und verzehrte mit ihr den größten Theil des eheherrlichen Vermögens. Es iſt die Frage, ob ſein Schlachtopfer jemals wieder zum Vorſchein kam, wäre er nicht im Frühjahr 1830 als eifriger Yorkino und unruhiger Kopf von der neuen Regierung des Landes verwieſen worden. Mit ſeiner Entfernung erſt endete ſein perſönlicher Einfluß auf die Sache, und mit dieſem die Sequeſtration des armen Schneiders. Es iſt dieſe Geſchichte merkwürdig in doppelter Beziehung. Erſtlich als neuer ſtarker Beweis der gänzlichen Unmacht conſtitutioneller Formen gegen ein ſchlechtes Criminal- und Civilrecht und verdorbene Sitten; denn es iſt nicht möglich, die perſönliche Freiheit des Bürgers eiferſüchtiger zu bewachen, als durch die mexikaniſche Verfaſſungs-Urkunde es geſchieht; und dennoch war unter ihrer Herrſchaft, in der Hauptſtadt, unter den Augen aller höchſten Gewalten des Staats, ein ſolcher Fall möglich. Zweitens iſt es auch merkwürdig, wie ſich hier die allgemeine hiſtoriſche Erfahrung beſtätigte, daß durch eine Revolution, welche den Staat aus der abſoluten Form in die republikaniſche umgeſtaltet, der Advokatenſtand die hohe Ariſtokratie zu beerben, und beide in mehr als einer Hinſicht die Rollen zu wechſeln pflegen. Den Mann einſperren zu laſſen, um ungeſtört bei der Frau zu ſchlafen, iſt in verdorbenen Feudal-Monarchien ein

Digitized by Google

Höflings-Privilegium; in der Republik bringt nur der Advokat es fertig!“

Daß unter ſolchen Umſtänden die guten Sitten nicht gewinnen können, verſteht ſich von ſelbſt. Der Verfaſſer erzählt ſkandalöſe Fälle (S. 163). Die neuen Biſchöfe haben zwar verſucht, ſich einige Autorität über die Sitten anzumaßen, es iſt ihnen aber mißlungen. Ein Verbot der Maſkenzüge in der Faſchingzeit wurde dadurch beantwortet, daß die Maſken zahlreicher und wilder ſchwärmten, als je vorher. Auch die Schulen ſind im allervernachläßigſten Zuſtande. Die Religion iſt nichts als ein Spektakel, oft von der ſkandalöſeſten Art. Der Verfaſſer beſchreibt mehrere Kirchenfeſte: „Bei dem gewöhnlichen Kirchenfeſte zu Guadalupe ſieht man dagegen das eben beſchriebene mythologiſche Quodlibet von St. Angel, und zwar in der Kirche ſelbſt, gleichſam vor dem Schrein der Hochgebenedeiten, zwiſchen den gottesdienſtlichen Handlungen — wie bei uns die Ballete zwiſchen den Akten einer Oper — durch Indianertänze der groteſkeſten Art ſich wiederholen. Am 21. November 1830 geſtaltete ſich ein ſolcher merkwürdig genug in drei Gruppen, Männer, Weiber und Teufel. Die lezteren — diesmal völlig ſtandesmäßig mit Pferdefuß, Schweif und Hörnern angethan — ſprangen unter den Weibern herum, ihren Verſucherberuf durch das unzweideutigſte Geberdeſpiel kundgebend; die Männer mit Peitſchen bewaffnet, und zum Tanze ſich den Takt knallend, ſchlugen bald auf die Teufel, wenn dieſe zu unverſchämt, bald auf die Weiber, wenn dieſe zu Evenartig ſchienen — alles, wie geſagt, in der Kirche, während des Gottesdienſtes, unter wieherndem Gelächter der andächtigen Gemeinde!“

Noch gibt der Verfaſſer Nachrichten von den in Mexiko lebenden Deutſchen, den Herren Waldeck, Nebel, Karl Uhde und Rugendas. Unter den Kleinigkeiten und Sittenzügen iſt uns eine Liebhaberei aufgefallen. „Sehr allgemein iſt hier auch die bekannte europäiſche Kinderbeluſtigung der ſteigenden Papierdrachen, und zwar mit einigen hübſchen und ſinnreichen Zuſätzen. So z. B. gibt man ihnen eine leierartige mit Saiten bezogene Oeffnung in der Mitte; dieſe Saiten, vom Winde durchrauſcht, machen den Effekt einer Aeolsharfe; ſingend und klingend ſchwebt das papierne Ungeſtüm über den Häuptern der Menſchen. Nach eingetretener Dunkelheit ſieht man häufig illuminirte Drachen, in deren Kopf eine große Laterne von geöltem Papier angebracht, und deren Schweif aus vielen kleinern zuſammengeſezt iſt. Wenn ſie ſehr hoch ſteigen, ſehen ſie aus wie wunderbare ungekannte Exemplare von Schwanzſternen; und wirklich war während meiner Anweſenheit einmal Tage lang das Gerücht von einem neuerſchienenen ungewöhnlich großen Kometen in ganz Mexiko verbreitet, aber bloß durch einen Drachen der genannten Art veranlaßt.“

8) Reiſen und Länderbeſchreibungen. Elfte Lieferung. Montenegro und die Montenegriner. Ein Beitrag zur Kenntniß der europäiſchen Türkei und des ſerbiſchen Volks. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1837. 8. S. 114.

Eine ſehr gute Schilderung des noch wenig bekannten Landes und Volks, die noch überdies dadurch Werth erhält, daß ſie die verworrenen Begriffe über die zwiſchen Ungarn und Griechenland liegenden Diſtrikte aufklärt, und die Wichtigkeit Serbiens, als des Kernes zu einem künftig viel bedeutenderen Reiche gehörig, hervorhebt. „Alle Montenegriner ſind Slaven ſerbiſchen Stammes, griechiſcher nicht unirter Religion. Nur in Kucſi gibt es einige Tauſend katholiſche Albaneſen. Merkwürdig iſt, wie wenig Europa in der Kenntniß dieſes Volksſtammes bis heute fortgeſchritten iſt. Die meiſten Gelehrten und Diplomaten wiſſen beſſer, was am Nil und Euphrat geſchieht, wie die Völker dort leben, und wie ſie heißen, als z. B. in der Herzegowina und in Montenegro. Der franzöſiſche Obriſt Vialla, welcher 1813 Montenegro bereiſt hat, erklärt die montenegriniſche Sprache, die er zur Nothdurft auch geſprochen haben will, für einen Dialekt der griechiſchen! Wahrſcheinlich waren dieſer Meinung auch jene franzöſiſchen Diplomaten, die (wie de Pradt) bei der Theilung des türkiſchen Reiches die Grenzen Griechenlands bis an die Donau ſich erſtrecken ließen. Sie hätten dieſe Idee nicht haben können, wenn ſie gewußt hätten, daß zwiſchen Griechenland und der Donau eine Nation heimiſch iſt, die, zahlreicher als die griechiſche, ſich nicht nur in Sprache, Abſtammung und Charakter, ſondern ſogar durch Nationalhaß und Verachtung von den Griechen ſcharf abſondert. — Bei dieſem Anlaſſe kann ich nicht umhin, des Artikels „Serbien“ im allgemein geleſenen Converſations-Lexicon inſofern zu erwähnen, als die darin enthaltenen vielen hiſtoriſchen Unrichtigkeiten eine Rüge verdienen. Man muß ſich darüber um ſo mehr wundern, als der Verfaſſer deſſelben das in dieſer Hinſicht treffliche Werk von Ranke citirt und darauf hinweiſt. Es iſt zu wünſchen, daß bei einer neuen Auflage jenes weit verbreiteten Lexicons dieſer Artikel durch ſachkundige Männer, wie Ranke, Schaffarik ꝛc., neu bearbeitet würde. — Wir glauben darum nichts überflüſſiges zu thun, wenn wir hier bemerken, daß ſich die eigentliche Heimath der Serben, wo dieſe auch heute noch zu Millionen wohnen, über das heutige Serbien bis Priſren und Ipek jenſeits des Hämus erſtreckt und ganz Bosnien, die Herzegowina, Montenegro, die Gegend von Antivari, das öſterreichiſche Albanien, Raguſa, Dalmatien, türkiſches und öſterreichiſches (Militär-)

Croatien, Slavonien, Syrmien, beinahe das ganze Batſer Comitat begreift, und ſich längs den Donauufern bis nach St. André (oberhalb Oſen) und über einen großen Theil des Banates ausdehnt. In dieſen Gegenden wohnen über fünf Millionen Slaven Eines Stammes und Einer Sprache, einzig durch die Religion unterſchieden. Etwa drei Millionen (nämlich eine Million im heutigen Serbien, eine Million in Ungarn, und eine Million in Bosnien, der Herzegowina, in Zeta, Montenegro, dem öſterreichiſchen Albanien und Dalmatien) bekennen ſich zur griechiſchen nicht unirten Religion; von den übrigen zwei Millionen kann man beiläufig annehmen, daß zwei Drittel (in Bosnien und der Herzegowina) der muhammedaniſchen, und ein Drittel in Slavonien, Croatien, Dalmatien und Raguſa der katholiſchen Religion angehören. Somit iſt zwiſchen den Serben, die Kragujevatz, die Reſidenz des jetzigen ſerbiſchen Fürſten, bewohnen, und den Einwohnern Raguſas kein anderer Unterſchied, als z. B. zwiſchen den Dresdenern und Wienern, und dies nur in Hinſicht auf Religion; in der Sprache iſt der Unterſchied noch unmerklicher. — Selbſt die Morlaken in Dalmatien, die nach dem „Grundriß der Erdbeſchreibung für die erſte Grammatikal-Klaſſe der k. k. öſterreichiſchen Gymnaſien" (Wien 1831) ein Hirtenvolk *tartariſchen* Urſprungs wären, ſind nichts Anderes als Serben, ſo wie die Bewohner Montenegros, der Herzegowina und Serbiens. Die Provincial-Croaten um Agram u. ſ. w. ſprechen einen ſlaviſchen Dialekt, der eine Miſchung der krainериſchen und des ſerbiſchen iſt, aber doch mehr mit lezterm gemein hat und ſich von dieſem etwa kaum ſo, wie der ſächſiſche Dialekt von dem öſterreichiſchen unterſcheidet. Die Bulgaren haben mit den griechiſch nicht unirten Serben eine Religion und Eine Kirchenſprache (die auch die der ruſſiſchen Kirche iſt); aber ihre Nationalſprache iſt ein eigener ſlaviſcher Dialekt, der ſich beſonders im Innern Bulgariens weſentlich von dem ſerbiſchen, wie auch von andern ſlaviſchen Dialekten unterſcheidet."

Die Geſchichte Montenegros iſt kürzlich folgende. Die eingebornen Fürſten erlagen dem Andrang der Türken und das kleine Völkchen hielt nur noch unter dem Metropoliten von Cetinje zuſammen. Ein großer Theil deſſelben nahm den Islam an, wurden aber von ſeinen chriſtlichen Brüdern plötzlich überfallen und alle umgebracht, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Seitdem leben ſie in wilder Freiheit unter der ſehr ſanften geiſtlichen Oberaufſicht fort, in beſtändiger Grenzfehde mit den Türken. Am Ende des vorigen Jahrhunderts ſpielte ein Abenteurer, der ſich für den ruſſiſchen Czaar Peter III. ausgab, vorübergehend eine Rolle im Lande.

„Die Zahl der Bevölkerung des heutigen montenegriniſchen Gebietes wird auf 100,000 Seelen und 15,000 waffenfähige Männer geſchätzt. Die höchſte Perſon unter den Montenegrinern iſt der Metropolit oder Biſchof, in ihrer Sprache „Vladika" genannt. Man redet ihn gewöhnlich mit den Worten „Sveti Vladika" (heiliger Biſchof) an, ſonſt im Geſpräch mit Andern wird er auch Gospodar (der Herr) genannt. Außer dem Oberregenten Vladika hat jede Nahie einen Serdar, jeder Stamm einen Vojevoda, Knes und Barjaktar (Fahnenträger), und alle dieſe Würden ſind in gewiſſen Familien erblich. Auch genießen die Vornehmſten jeden Stammes außer den genannten Würdenträgern einiges Anſehen, heißen auch Glavari (Häuptlinge). Neben dem Vladika gab es bis 1832 einen weltlichen Gubernator oder Guvernatur, welche Würde ebenfalls und zwar in der Familie Radonjich aus dem Stamme Neguſchi erblich war. Vermuthlich iſt dieſe Würde in Montenegro die neueſte; allein wie und wann ſie entſtanden, iſt nicht auszumitteln. Der lezte Gubernator wurde im genannten Jahre (1832) mit ſeiner ganzen Familie des Landes verwieſen, weil er des Verſuchs beſchuldigt ward, nach dem Tode des Vladika Peter die theokratiſche und weltliche Gewalt in ſeiner Perſon zu vereinen. Indeſſen ſind alle dieſe ſchönklingenden Würden in Montenegro bloße Titel ohne Mittel. Keine derſelben iſt mit einer Revenue dotirt oder gibt das geringſte Recht über andere Montenegriner; es exiſtirt vielmehr hier vielleicht die größte Gleichheit auf der ganzen Erde. Der Aermſte kann einem jeden erwidern: „Ich bin weder geringer noch von ſchlechterer Abkunft als du." Wegen Verhandlung der öffentlichen Angelegenheiten werden gewöhnlich Verſammlungen ſowohl in einzelnen Stämmen und Nahien als auch von allen zuſammen in Cetinje gehalten; aber auch da kann jeder, beſonders wenn er eine ſtarke Familie hat, gegen hundert Stimmen ſagen: „das oder jenes will ich nicht," aus dem einfachen Grunde, weil es ihm nicht beliebt. Auch in Kleidung und Lebensweiſe unterſcheiden ſich die Oberhäupter durchaus nicht von den übrigen Montenegrinern. Selbſt der Vater und die Brüder des Vladika ſind durch Tracht vor den übrigen keineswegs ausgezeichnet."

Daher haben ſich in Montenegro noch alle die alten Sitten bewahrt, die von der wilden Freiheit unter gleichberechtigten Stämmen und Familien unzertrennlich ſind, und die z. B. auch bei den alten Deutſchen herrſchten, die Blutrache, die Gaſtfreundſchaft, Mädchenkauf und Raub ꝛc. Erſt der gegenwärtige Vladika hat den Verſuch einer modernen Organiſation gemacht, eine Art Senat errichtet und Verbrechen von Staatswegen beſtrafen laſſen. Es ſcheint aber, als ob dieſe Reform noch nicht tief gegriffen hätte.

Das Volk kann ſich ſeines wilden Charakters nicht entwöhnen, ſo lange es als nächſter Nachbar der Türken

täglich nur daran denkt, zu rauben oder beraubt zu werden. Keiner geht hinter dem Pfluge, ohne vollſtändig bewaffnet zu ſeyn, und der Türke auf dem gegenüberliegenden Felde macht es ebenſo. Eine ſeltſame Mittelſchöpfung zwiſchen beiden ſind die Uskoken (wörtlich: Eingeſprungene), die wegen Verbrechen geflohen ſind, deren es daher immer zweierlei gibt, montenegriniſche, die zu den Türken, und türkiſche, die zu den Montenegrinern fliehen, und die eifrig ihren neuen Freunden gegen die alten dienen.

Kirchen gibt es viele im Lande, aber keine Schule. Man treibt ein wenig Ausfuhrhandel, aber die Handwerke ſind tief verachtet. Die Volksſitten hat der Verfaſſer ſehr anziehend geſchildert. Das Volk iſt wild, aber keuſch, mäßig, gaſtfrei, ein kerngeſundes Urvolk. Am ausführlichſten werden die weitläuftigen und charakteriſtiſchen Hochzeitszeremonien behandelt.

9) Handbuch der allgemeinen Staatenkunde von Europa, von Dr. F. W. Schubert, Prof. in Königsberg. Erſter Band, drei Theile. Königsberg, Bornträger, 1836.

Die vorliegenden drei Theile des erſten Bandes umfaſſen die allgemeine Einleitung, dann Rußland, Frankreich, England, Spanien, Portugal. Die Methode, nach welcher der Verf. die Länder und Staaten beſchreibt, iſt folgende. Zuerſt nimmt er die phyſiſche Baſis gleichſam als das Capital oder den Grundſtock des Staates an, Boden, Klima, Communicationsmittel, Bevölkerung nach Stämmen, Ständen und Religion. Dann betrachtet er gleichſam die Verwendung dieſes Capitals in der Cultur des Landes, Induſtrie und Handel, ferner die Oberaufſicht in Verfaſſung und Verwaltung, Militär und Finanzen, die Anſtalten für geiſtige Cultur und Unterricht, endlich die auswärtigen Verhältniſſe jedes Staats. Dieſe Methode iſt eine ſehr richtige für die Staatenkunde und muß um ſo mehr eingehalten werden, als die Länderkunde als ſolche immer mehr von der Statiſtik zur phyſiſchen Geographie zurückgekehrt und mit Recht. In der Einleitung gibt der Verf. eine Geſchichte der Staatskunde und ihrer ſehr allmähligen Ausbildung, die erſt in neueſter Zeit raſcher fortgeſchritten iſt (wenn man China ausnimmt). Ueberall, auch bei der Bearbeitung der einzelnen Staaten, weiſt er auf die beſten Quellen hin, aus denen man die nähere Kunde des Landes ſchöpfen kann, ſo auf die beſten Landkarten, Reiſewerke ꝛc.

Der adminiſtrative Theil der Bearbeitung ſcheint uns der vorzüglichere. Die Verhältniſſe der einzelnen Stände zu einander und zum Staate, des Staats zur Kirche, der Central-, Provinzial- und Municipalverwaltung und Juſtiz ſind kaum anderswo ſo lichtvoll auseinandergeſezt, als hier. Man bekommt z. B. von den weniger bekannten innern Verhältniſſen Rußlands und Spaniens ein ſehr klares Bild, alle Stände gehn nach ihrem geſchichtlichen Urſprung und nach ihrer gegenwärtigen politiſchen und ſocialen Bedeutung an uns vorüber. In alle Zweige der Staatsverwaltung blicken wir wie aus dem Centrum hinein. Solche Werke ſind vollkommen geeignet, wahre Aufklärung zu befördern und die noch immer mit der Unwiſſenheit kämpfenden falſchen Vorſtellungen beiderſeits dahin zu bringen, wo der europäiſche Verſtand angelangt ſeyn muß, wenn er wiſſen ſoll, was er eigentlich will. Denn ohne Einſicht in Vergangenheit und Gegenwart geht man in die Zukunft hinein zuweilen irre. In Vergleich mit den Theorien des vorigen Jahrhunderts, welche die Welt nach dem erſten beſten Einfalle eines verbrannten Gehirns um und umkehren wollten, ohne daß man im geringſten auf die geſchichtliche Entwicklung, auf die Eigenthümlichkeit der Nationen, auf die durch die Natur ſelbſt gebotene Lebensweiſe der verſchiedenen Stände und überhaupt auf das Wirkliche Rückſicht nahm, ſind die zahlreichen praktiſchen Lehrbücher des neunzehnten Jahrhunderts, worin das Wirkliche und Mögliche zur klarſten Einſicht gebracht wird, ein wahrer Fortſchritt. Der Fanatismus thut zuweilen Wunder, aber ſie wirken nur auf kurze Zeit, dann geht der Rauſch vorüber und die unnatürlichen Verhältniſſe, die er geſchaffen, hören von ſelber auf. Nur erfahrungsmäßige Ueberzeugungen, die ſo klar wie mathematiſche Wahrheiten werden, wirken unwiderſtehlich und auf die Dauer, und keine Gewalt vermag das wieder umzuſtoßen, was durch ſie gebeſſert iſt. Darum iſt die Verbreitung von gemeinnützigen Kenntniſſen viel mächtiger und progreſſiver geworden, als die von bloßen Meinungen.

10) Die Fahrten und Abenteuer des Cap. John Roß auf ſeinen Entdeckungsreiſen nach den Gegenden des Nordpols. Mit 6 Anſichten, einer Karte und dem Porträt des Cap. Roß. Leipzig, Weber, 1836.

Ein Auszug aus der zweiten Reiſe des Capitäns, die auch ſchon vollſtändig überſezt, hier aber in einer kleinen Ausgabe für die Jugend bearbeitet worden iſt. Das Buch iſt recht artig, elegant gedruckt und mit zierlichen Steindrucken verſehen; auch die Reiſe ſelbſt, über die wir erſt im vorigen Jahre in dieſen Blättern berichtet haben, ſo intereſſant durch Gefahren und Glückswechſel wie durch die Erhabenheit der nordiſchen Natur, daß ihre Lektüre auch der jüngern Leſewelt nur angenehm und belehrend ſeyn kann.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 40. Mittwoch, 19. April 1837.

Lyriſche Dichtkunſt.

Lieder von Niclas Müller, Buchdrucker in der Offizin der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Eingeleitet von Guſtav Schwab. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1837.

Ein und dieſelbe Perſon hat dieſe Lieder verfaßt, geſezt und gedruckt. Sie ſind von der Art, daß ſie die Auszeichnung verdienen, die ſchon in dieſer Art der Veröffentlichung unter einer ſo berühmten Firma liegt. Der Verfaſſer hat den einleitenden Worten Schwabs eine kleine Selbſtbiographie beigelegt. Er iſt in Langenau bei Ulm geboren von armen Eltern, die andern Leuten dienen mußten. Durch Pietiſten aber, mit denen ſein Vater umging, und durch einige alchymiſtiſche Bücher wurde ſein Geiſt frühe angeregt; durch Zufall lernte er Uhlands Gedichte kennen, und um Gelegenheit zu haben, noch mehr Bücher zu leſen und ſich geiſtiger Thätigkeit hinzugeben, wurde er Buchdrucker, wanderte nach Ungarn, kehrte wieder zurück, kam nach Stuttgart, wo er in der J. G. Cotta'ſchen Offizin arbeitete, ſein poetiſches Talent im Stillen ausbildete, und mit Schwab und deſſen Freunden befreundet wurde. Jezt iſt er im Begriff nach England zu gehen, um ſich dort in der Buchdruckerkunſt zu vervollkommnen.

Die Gedichte des achtungswürdigen Jünglings tragen das Gepräge einer tiefen Gemüthlichkeit und eigner, nicht geborgter Einbildungskraft. Er widmet ſich vorzugsweiſe der Natur:

Das Echo.

Als ich, irrend unter Buchen,
Ging ſo traurig in dem Hain,
In der Einſamkeit zu ſuchen,
Wo die Liebſte möge ſeyn.

Rief ich unter Waldesbäumen
Sehnſuchtsvoll: wer liebet mich?
Da ertönte aus den Räumen
Süß die Antwort: Ich, Ich, Ich!

Und es heilten dieſe Töne
Meinen tiefen Liebesſchmerz;
Jene unbekannte Schöne
Hatte nun mein ganzes Herz.

In den Thälern, in den Auen,
Auf den Bergen, überall
Hofft' ich nun ihr Bild zu ſchauen,
Horchte ihrer Stimme Schall.

Digitized by Google

Aber nirgends konnt' ich finden
Ihre heißerſehnte Spur,
Und es zog mich aller Winden
In die Ferne tiefer nur.

Aber wo ihr Ton mich lenkte,
Ward mir immer leicht die Bruſt;
Was mir nicht ihr Anblick ſchenkte,
Gab mir doch der Ahnung Luſt.

Denn in jedem neuen Haine
Rief mir Antwort ſolcher Ton,
Jedes kleine Thal hatt' eine
Liebſte mir bereitet ſchon.

Und weil ich der Liebe Klagen
Nun ſo ſüß geſtillet fand,
Fing es endlich an zu tagen
In des Herzens Dämmerland.

Und ich fühlte heißes Brennen
Stets geſtillt auf grüner Flur,
Und ſo lernt' ich endlich kennen
Die Geliebte, die Natur.

Und von nun an will ich ſingen
Von der Schönen, die mich liebt,
Und wird mir ein Lied gelingen,
Iſt's nur ſie, die mir es giebt.

Das innige Verſinken des Gemüths in die Natur, der geheime Verkehr der Seele mit dem Zauber der Natur, die Verwandtſchaft gewiſſer Seelenzuſtände mit der äußern Scenerie der Natur ſind die älteſten und reinſten Quellen der Poeſie, und ſie waren für unſern Dichter noch nicht erſchöpft. Viele ſeiner Empfindungen erſcheinen in dieſer Beziehung noch eben ſo neu, als ſchön, z. B.:

Auf der Höhe.

Ihr Lüftlein, weht um meine Bruſt
So kühl auf dieſer Höh',
Mit eurem Spiel in froher Luſt
Verweht ihr all mein Weh.

Ich kehre, frei von meinem Schmerz,
Zurück in's enge Thal;
Dort oben treibt ihr euren Scherz
Mit meiner Sorgenqual.

Der Tannenbaum.

Schlanke Tanne, trägſt den Gipfel
Zu den Wolken hoch und hehr,
Und bewegeſt deine Wipfel
Stolz im Winde hin und her.

Wohl darf ich das Haupt erheben
Ueber andre Bäume ſtolz,
Denn ich bin für's Menſchenleben
Gar ein vielbedeutend Holz.

Denn mein Gipfel gibt die Wiege
Für ein neues Dichterkind,
Darum ſchaukl' und darum biege
Ich ſo luſtig ihn im Wind.

So ein Holz, das Stürme ſchaukeln,
Taugt vor allen gut dazu;
Träume werden es umgaukeln,
Wiegen ein in ſüße Ruh.

Und mein Stamm, der feſt und ſtille
In die Erde bohret ſich,
Gibt die Bretter zu der Hülle
In dem kühlen Grab für dich.

Drum im Herzen ſtill bewahre,
Was du haſt an mir geſehn;
Denke: daß oft Wieg' und Bahre
Nahe bei einander ſtehn.

So auch das ſinnreiche

Frühlingslied des Todtengräbers.

Nun grünet Wald und Wieſe,
Die Blumen alle ſind erwacht,
Mein Todtengarten ſteht in Pracht,
Gleich einem Paradieſe;
Nur unten in der Erde Schooß
Da ſchlummern Alle, Klein und Groß,
In Dunkel noch geborgen,
Bis an den großen Morgen.

Wie freu' ich mich der Wonne,
Wann einſt die Saat, die ich geſät,
Zu neuem Leben auferſteht
In ew'ger Frühlingsſonne!
Bald ſink' auch ich in's kühle Grab
Zu meinen Leichen all hinab ꝛc.

Zu den ſchönſten Gedichten der Sammlung gehört auch das

Wanderlied.

Ich gehe, Stadt, um deine Mauer,
Der Fußpfad ſoll mich ſeitwärts führen:
Es hält mich ab ein ſüßer Schauer
Von deinen Fenſtern, deinen Thüren.

Ich bin ſchon einmal drin geweſen,
Da hat ein Zauber mich beſtricket,
Von ſo viel ſchönen, jungen Weſen,
Die aus den Fenſtern dort geblicket.

Ein Wanderer in Sommertagen
Mit ſchwerer Bürde auf dem Rücken,
Sollt' er noch ſo viel Liebe tragen,
Müßt' ihn die Laſt zu Boden drücken.

Ferner die zwei kleinen lieblichen Liedchen:

Herzens=Flug.

Wie kommt's, mein Herz, wie kamſt du zu dem Fliegen,
Wer hat die neue Gabe dir geſchenkt,
Daß du bald hohe Berge haſt erſtiegen,
Und bald in tiefe Thäler dich geſenkt?

„Die Liebe lieh mir ihre ſchnellen Flügel,
Die tragen hoch mich wie des Sturmes Wind:
Nun flieg' ich über Berge fort und Hügel,
Und ſink' in Thäler wie ein Zephyr lind.“

* * *

Beginn den Flug noch einmal, Herz, zu ſchauen
In jenes Thal nach ihrem kleinen Haus,
Und wenn ſie dann zum Himmel blickt, dem blauen,
Zu ihrem Fenſter liebebleich hinaus:

So ſenke dich als eine fromme Taube
Hernieder auf das ſtrohbedeckte Dach,
Und girre bei der Nacht, damit ſie glaube,
Die Liebe ſey zu jeder Stunde wach.

Das ſind echte lyriſche Klänge, und wir würden deren noch mehrere anführen können, wenn es der Raum geſtattete. Natürlicherweiſe ſind nicht alle Lieder gleich ausgezeichnet, in einigen iſt Bild und Gedanke weniger anſprechend, in andern iſt der Vers zu leicht behandelt, z. B.:

Das Wolkenſchloß.

Es ſprachen mitſammen die Lüfte:
Wir wollen uns bauen ein Haus;
Wir machen mit Flammen die Düfte,
Und bauen ein Schloß daraus.

Sie raffen mit mühendem Sorgen
Zuſammen nun jeglichen Duft,
Und ſchaffen mit frühendem Morgen,
Am Abend da ziert's die Luft.

Der Wind, es erblickend, ihr Vater,
Sah, daß es der Erde gefiel,
Geſchwind es erdrückend ihr, trat er
Hinein in der Kinder Spiel.

Nun gingen darüber die Straßen,
Dem Donner und Blitze zur Bahn,
Da fingen gar über die Maßen
Die Kinder zu weinen an.

Hier iſt das Bild doch etwas unklar und der dritte Vers in der Form hart. Indeß ſind originelle Bilder, wenn auch unklar, und ungewohnte Formen, wenn auch hart, immer die Kennzeichen des jungen, noch nicht ganz durchgebildeten, aber kräftigen und echten Dichtergeiſtes, und für den Kenner erquicklicher als die klaren, aber gemeinen Bilder und glatten, aber ſeelenloſen Verſe, die durch eine Unzahl von Nachahmern in der neuern Lyrik ſo häufig geworden ſind.

Länder- und Völkerkunde.

11) Kurzgefaßte Lebensbeſchreibungen der merkwürdigſten evangeliſchen Miſſionäre, nebſt einer Ueberſicht der Ausbreitung des Chriſtenthums durch die Miſſionen. Herausgegeben von C. Ch. G. Schmidt. Erſtes Bändchen. Leipzig, Hinrichs, 1836.

Eine gedrängte und überſichtliche Geſchichte der ſämmtlichen, aus dem Schooß der neuen Kirche hervorgegangenen Miſſionen, im Gegenſatz gegen die ältern der Jeſuiten. Das Wirken ſo vieler Männer unter Entbehrungen und zum Theil Gefahren in den entlegenſten Welttheilen und unter den fremdeſten Völkern hat etwas Rührendes und Erhebendes. Dieſes Wirken geht nicht von einer geſchloſſenen Geſellſchaft aus, wie die der Jeſuiten war, ſondern von freiwillig Aſſociirten in allen Himmelsgegenden, die Koſten werden beſtritten durch freiwillige Beiträge, das Miſſionsamt ſelbſt wird lediglich übernommen durch Freiwillige. Hier fallen auch alle die politiſchen Nebenabſichten weg, die einſt die Geſellſchaft Jeſu verfolgte. Je uneigennütziger und apoſtoliſcher aber die evangeliſchen Miſſionen bisher waren, um ſo mehr wollen wir ihnen wünſchen, daß ſie es bleiben, und daß ſie nicht im Glück und bei allzu glänzenden Erfolgen degeneriren. Sie ſind in einigen Südſeeinſeln bereits zur politiſchen Herrſchaft gelangt, und viele Reiſende haben ſchon geglaubt, daß dies eine Klippe für ſie geworden ſey, indem ſie die Demuth und Stille und den Freudenmangel des äußern Lebens, die immer nur freie Wahl ſeyn ſollen, den ehemals ſo muntern Südſee=Inſulanern gewaltſam aufgedrungen hätten.

Wir erhalten folgende Ueberſicht der Miſſions-Geſellſchaften:

In Großbritannien und Irland.

Die Geſellſchaft zur Verbreitung chriſtlicher Erkenntniß, ſeit 1701, hat Miſſionäre in Oſtindien.

Wesley-Methodiſtiſche Miſſions-Geſellſchaft, ſ. 1786, hat Miſſ. in Weſt- und Südafrika, auf Ceylon, in Oſtindien, in den Ländern des mittelländiſchen Meeres, in Auſtralien, im ſüdlichen ſtillen Meere und in Weſtindien.

Baptiſten-Miſſions-Geſellſchaft, ſeit 1792, hat Miſſ. auf Ceylon, in Oſt- und Weſtindien und im indiſchen Archipelagus.

Londoner Haupt-Miſſions-Geſellſchaft, ſ. 1795, hat Miſſ. in Südafrika und auf den afrikaniſchen Inſeln, in Oſt- und Weſtindien, auf der malayiſchen Halbinſel, im Mittelmeere, in Sibirien, in China, im indiſchen Archipelagus und im ſüdlichen ſtillen Meere.

Schottiſche Miſſions-Geſellſchaft, ſ. 1796 — im aſiatiſchen Rußland und in Oſtindien.

Kirchliche Miſſions-Geſellſchaft in Schottland, ſ. 1801 — in Oſtindien.

Miſſions-Geſellſchaft zu Glasgow, in Südafrika.

Kirchliche Miſſions-Geſellſchaft in London, ſ. 1800 — in Weſtafrika, auf Ceylon, in Oſtindien, im Mittelmeere, in Auſtralien und unter den Indianern in Nordamerika.

Londoner Geſellſchaft zur Bekehrung der Juden, ſ. 1818 — im Mittelmeere. (Beſonders eifrig wirkt gegenwärtig als Judenbekehrer der Miſſ. Joſeph Wolff, ſelbſt ein geborner Jude.)

Allgemeine Baptiſten-Miſſions-Geſellſchaft, ſeit 1816 — in Oſtindien.

Ueberdies unterhält auch die britiſche und ausländiſche Bibel-Geſellſchaft, ſeit 1804 mehrere Miſſ. im Mittelmeere.

Auf dem Feſtlande von Europa.

Miſſions-Geſellſchaft der Brüdergemeine zu Herrnhut, ſ. 1732, hat Miſſ. in Südafrika, in Weſtindien, in Süd- und Nordamerika, in Labrador und Grönland.

Basler Miſſions-Geſellſchaft, ſ. 1816 — in Weſtafrika, in Oſtindien, im aſiatiſchen Rußland und Perſien.

Berliner Miſſions-Geſellſchaft, ſ. 1823 — in Südafrika. (Eine Miſſions-Schule wurde ebendaſelbſt vom Prediger Jänike ſchon im Jahr 1800 geſtiftet.)

Desgl. Verein zur Bekehrung der Juden, ſ. 1822.

Rheiniſche Miſſions-Geſellſchaft, ſ. 1829 — in Südafrika und auf Borneo.

Niederländiſche Miſſions-Geſellſchaft, ſ. 1797 — im ind. Archipelagus.

Franzöſ. proteſtantiſche Miſſions-Geſellſchaft zu Paris, ſ. 1723 — in Südafrika.

In Aſien iſt außer der Baptiſten-Miſſions-Geſellſchaft zu Serampore (den Dänen gehörig) in Oſtindien, ſeit 1799, welche eine bedeutende Anzahl von Miſſionären ebendaſelbſt unterhält, noch der Miſſions-Verein und das Lehrer-Seminar, oder Biſchofs-Collegium, in dem der britiſchen Herrſchaft unterworfenen Oſtindien, zu Kalkutta, zu bemerken, eine Stiftung, die von der Londoner Miſſions-Geſellſchaft ausgegangen, mit ihr in Verbindung ſteht, und vornämlich zur Bekehrung der Hindus beſtimmt iſt. Auch beſteht ſeit 1808 in Malakka eine anglo-chineſiſche Miſſion, und ſeit 1818 ein anglo-chineſiſches Collegium.

In Afrika iſt ein Miſſions-Seminar in Sierra-Leone gegründet worden, das zunächſt die Bekehrung der benachbarten Negerſtämme zum Zweck hat — und auch in Auſtralien oder Südindien beſteht auf Otaheiti bereits ſeit 1818 eine eigene Miſſions-Geſellſchaft für die zahlreichen Inſeln der Südſee.

Zulezt aber müſſen wir noch der nordamerikaniſchen Miſſions-Geſellſchaften. die ſeit mehr als 20 Jahren mit den alt-engliſchen rühmlich wetteifern, mit gebührender Anerkennung gedenken.

Vorzüglich thätig beweiſen ſich fortdauernd die Allgemeine Miſſions-Geſellſchaft — ſeit 1810 — und die biſchöfliche Miſſions-Geſellſchaft, die eine große Anzahl Miſſionäre nicht nur unter den Indianern, in Amerika ſelbſt, ſondern auch auswärts in der Südſee auf den Sandwichs-Inſeln, und in den entfernteſten Gegenden, in Afrika, im Mittelmeere, in Griechenland und auf den griechiſchen Inſeln, in Oſtindien und China, unterhalten, und eigene Druckereien auf Hawaii und Malta und in Bombay haben, aus denen bereits eine Menge Bibeln in mehreren Sprachen hervorgegangen ſind. Auch an Miſſions-Seminarien fehlt es nicht; unter andern befindet ſich ein ſolches in Boſton.

Noch theilen wir hier eine andere Ueberſicht der evangeliſchen Heidenmiſſionen mit, die einer engliſchen Zeitſchrift vom Jahr 1834 entnommen iſt, und von welcher verſichert wird, daß ſie mit der größten Sorgfalt abgefaßt ſey. Sie gibt zugleich einen Ueberblick der Stationen und Schulen in den verſchiedenen Ländern, wo die Miſſionäre gegenwärtig in Thätigkeit ſind.

Länder	Miſſionäre	Stationen	Schulen
Weſt-Afrika	22	15	20
Süd-Afrika und die Inſeln	77	52	118
Am Mittelmeere	43	23	22
China und Oſtindien . . .	148	105	765
Ceylon u. die oſtind. Inſeln	47	28	234
Auſtralien und Polyneſien	59	58	1122
Süd-Amerika u. Weſtindien	162	118	23
Nord-Amerika u. Grönland	100	56	41
Summa	658	455	2345

Unter den Biographien einzelner ausgezeichneter Miſſionäre iſt die des Herrn Schwarz, der in Oſtindien und namentlich am Hofe Tippo Saibs eine ſehr ehrenvolle Stelle einnahm, die anziehendſte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 41. Freitag, 21. April 1837.

Länder- und Völkerkunde.

12) Alphons von Lamartine's Reiſe in den Orient in den Jahren **1832** und **1833**. Erinnerungen, Empfindungen, Gedanken und Landſchaftsgemälde. Aus dem Franzöſiſchen von Guſtav Schwab und Franz Demmler. Vier Bände. Stuttgart, Metzler, **1835**.

Dieſe Ueberſetzung des berühmten Reiſewerks zeichnet ſich durch Solidität aus; alles Metriſche iſt von Schwab übertragen. Das Original ſelbſt darf im Allgemeinen als bekannt vorausgeſezt werden, und wir erlauben uns nur einige Bemerkungen darüber. Herr von Lamartine ſezt ein wenig den Herrn von Chateaubriand fort. Auch ihn ergriff im Gegenſatz gegen das Extrem von franzöſiſcher Frivolität eine Leidenſchaft für das Chriſtenthum; auch er theilt freigebig ſeine ſchwärmeriſchen Empfindungen mit; auch er mußte, um gleichſam ſeinen Glauben durch eine That zu beſiegeln, das heil. Grab ſelbſt aufſuchen. Wie chriſtlich wir nun immer denken und empfinden, ſo ſagt unſerem deutſchen Geſchmack doch nicht überall jenes ſentimentale Zerfließen und jene echt franzöſiſche Schönrednerei zu, die Herrn von Lamartine überall begleiten. Wir wollen je die tiefſte Empfindung kürzer, trockner, männlicher ausgedrückt haben. Aber wir müſſen Herrn von Lamartine die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß der Strom ſeiner Rührungen uns beſtändig an einem reizenden Ufer vorüberführt, wo die Phantaſie und der Verſtand reiche Nahrung finden. Er miſcht den empfindungsvollen Phantaſien als echter Dichter die vortrefflichſten Schilderungen ein, er malt als echter Landſchafts- und Genremaler, und auch ſein geſchichtsphiloſophiſches oder politiſches Raiſonnement iſt das liebenswürdige und verſtändige eines Franzoſen, der ſich über die Gemeinheit und Eitelkeit der Tagsparteien zu echter Humanität erhoben hat.

Der glückliche Dichter fuhr mit Frau und Tochter, Freund und Dienerſchaft über das Mittelmeer, Carthago vorüber nach Griechenland, von da Cypern vorüber nach Paläſtina. Sehr richtig iſt die Bemerkung, die er über Cypern macht. „Die Inſel iſt auf allen ihren Theilen fruchtbar; Orangen, Oliven, Feigen, Weintrauben, Baumwolle, Alles geräth hier, ſelbſt das Zuckerrohr. Dieſes gelobte Land, dieſes ſchöne Königreich für einen Kreuzfahrer oder für einen Genoſſen Napoleons nährte ſonſt bis zwei Millionen Menſchen; nun beſteht die ganze Bevölkerung aus dreißigtauſend griechiſchen Einwohnern und einigen Türken. Nichts wäre leichter, als ſich dieſer Herrſchaft zu bemächtigen; ein Abenteurer

Digitized by Google

würde mit einer Handvoll Soldaten und einigen Millionen Piaſtern Alles gewinnen; aber Europa, welches Colonien ſo ſehr nöthig hätte, iſt dagegen, daß man eine zu ſeinen Gunſten daraus macht; die Eiferſucht der Mächte käme den Türken zu Statten, ſie würde den Samen der Zwietracht in die Eroberung ſtreuen, und der Eroberer hätte das Loos des Königs Theodor. — Wie Schade, es iſt ein ſchöner Traum; acht Tage würden ihn in Wirklichkeit verwandeln.“

Unter den zahlreichen Schilderungen der orientaliſchen Gegenden, Sitten und Menſchen zeichnen ſich die von Jeruſalem ſelbſt weniger aus (da ohnehin hier kaum etwas Neues zu ſagen war), als die des Libanon, der Druſen, Maroniten, Metualis, Anſarier. Vom h. Lande ſagt er: „Als wir auf der andern Seite dieſes Hügels angekommen waren, zeigte ſich uns das ganze heilige Land, das Land von Kanaan; es war nicht das nackte, ſteinige, unfruchtbare Land, das Gewimmel von niedrigen, kahlen Bergen, wie man uns das gelobte Land vorſtellt auf das Wort einiger befangener Schriftſteller hin, oder einiger Reiſenden, welche in der Eile, anzukommen und zu beſchreiben, von den unermeßlichen, mannichfaltigen Beſitzungen der zwölf Stämme Nichts geſehen haben, als den Felſenpfad, welcher zwei Tagereiſen weit von Jaffa nach Jeruſalem führt; — von ihnen getäuſcht, erwartete ich Nichts, als Das, was ſie beſchrieben; das heißt ein Land ohne Ausdehnung, ohne Horizont, ohne Thäler, ohne Ebenen, ohne Bäume und ohne Waſſer; ein Land, deſſen ganze Füllung in einigen grauen oder weißen unbedeutenden Bergen beſteht, wo der räuberiſche Araber im Schatten einiger Schluchten ſich verbirgt, um den Vorüberziehenden zu plündern. — So iſt vielleicht die Straße von Jeruſalem nach Jaffa; aber hier iſt Judäa, wie wir es am erſten Tage geſehen haben von der Höhe der Hügel, welche die Ebene von Ptolemais einfaſſen; wie wir es wieder gefunden haben auf der andern Seite der Hügel von Sebulon, von Nazareth, und am Fuße des Berges Hermon oder Karmel; wie wir es durchſtreift haben in ſeiner ganzen Breite und Mannichfaltigkeit von den Höhen, welche Tyrus und Sidon beherrſchen, bis zu dem See Tiberias, von dem Berge Tabor bis zu den Gebirgen von Samarien und Nablus, und von da bis zu den Mauern von Sion.“

Die Druſen findet der Verfaſſer noch geheimnißvoll. „Die Religion der Druſen iſt ein Myſterium, welches kein Reiſender je zu durchdringen vermochte. Ich habe mehrere Europäer kennen gelernt, die ſchon ſeit langen Jahren mitten unter dieſem Volke lebten, und die mir geſtanden, in dieſer Hinſicht Nichts zu wiſſen. Lady Stanhope macht gewiß eine Ausnahme von allen Andern durch ihren fortwährenden Aufenthalt unter den Arabern dieſes Stammes und durch die Ergebenheit, welche ſie dieſen Menſchen einflößt, deren Sprache ſie ſpricht und deren Sitten ſie angenommen hat, aber auch ſie wußte mir Nichts zu ſagen, als daß die Religion der Druſen ein Myſterium ſey. Der größte Theil der Reiſenden, welche über ſie geſchrieben haben, nimmt an, ihre Gottesverehrung ſey nichts, als ein Schisma des Mahomedismus. Ich bin überzeugt, daß ſie ſich täuſchen. Ausgemachte Thatſache iſt, daß die Religion der Druſen ihnen erlaubt, alle Gottesdienſte der Völker, mit denen ſie zuſammen ſind, äußerlich mitzumachen; daher kam die Meinung, ſie ſeyen ſchismatiſche Mahomedaner. Daran iſt nichts Wahres. Sie beten das Kalb an, dies iſt das einzige Bethätigte. Sie haben Einrichtungen, wie die Völker des Alterthums. Sie ſind in zwei Kaſten getheilt, die Akkals oder die, welche wiſſen, und die Djahels oder die, welche nicht wiſſen; je nachdem ein Druſe zu dieſer oder jener Kaſte gehört, übt er dieſe oder jene Form des Gottesdienſtes. Moſes, Mahomed, Jeſus ſind Namen, die bei ihnen in Achtung ſtehen. Sie verſammeln ſich einen Tag in der Woche, jeder an dem Ort, der dem Grade entſpricht, zu dem er gelangt iſt, und hier verrichten ſie den Gottesdienſt. Während der Ceremonien ſind Wachen ausgeſtellt, daß kein Profaner den Eingeweihten nahen kann. Augenblicklicher Tod wäre die Strafe der Verwegenen. Die Frauen werden zu dieſen Myſterien zugelaſſen. Die Prieſter oder Akkals ſind verheirathet. Sie haben eine Prieſterhierarchie. Das Haupt der Akkals oder der Pabſt der Druſen wohnt in dem Dorfe El-Mutna. Nach dem Tode eines Druſen verſammelt man ſich um das Grab, und vernimmt Zeugniſſe über ſein Leben; ſind die Zeugniſſe günſtig, ſo ruft der Akkal: Sey dir der Allmächtige gnädig! ſind ſie ungünſtig, ſo ſchweigt der Prieſter und die Umſtehenden. Das Volk glaubt allgemein an Seelenwanderung; wenn das Leben des Druſen rein geweſen iſt, ſo wird er als ein von dem Glück begünſtigter, tapferer und von ſeinen Mitbürgern geliebter Mann wieder ins Leben treten, war er niedrig und feig, ſo wird er unter der Geſtalt eines Kameels oder eines Hundes wiederkehren.“ Damit hängt auch die myſtiſche Weisheit der Lady Stanhope zuſammen, die Herr von Lamartine beſuchte und von deren Originalität er eine eben ſo ausführliche als anziehende Schilderung macht. Sie nahm den Dichter günſtig auf, ließ ihn zwar nicht in das Innerſte ihrer Myſterien hineinblicken, erregte aber deſto mehr ſein Staunen und ſeine Neugier. Unter den heiligen Gegenſtänden ihrer Umgebung befand ſich z. B. eine weiße Stute. „Lady Eſther ſagte mir es nicht ausdrücklich, aber ſie ließ mich merken, daß, obgleich die Beſtimmung der weißen Stute

weniger heilig ſey, ſie dennoch ebenfalls eine geheimnißvolle und wichtige habe, und ich glaubte zu errathen, daß Lady Stanhope ſie für ſich ſelbſt bis auf den Tag aufbehielt, wo ſie an der Seite des Meſſias in dem wieder eroberten Jeruſalem ihren Einzug halten würde.“

Der Verfaſſer hatte das Unglück, ſeine geliebte Tochter durch den Tod zu verlieren. Sein Schmerz darüber iſt eine Epiſode der Reiſebeſchreibung. Er ſezte inzwiſchen ſeine Wanderungen durch den Libanon und nach Damaskus fort. Die Ruinen von Baalbeck erſchienen ihm ſo großartig, daß er ſie weit über alles ſezt, was Italien und Griechenland in der Art beſitzen. Der Beſuch der großen Stadt Damaskus, und der uralten Cedern auf dem Libanon ſind wieder Glanzpunkte des Werks. Den Rückweg nahm er über Tripolis, Rhodus, Conſtantinopel, von dem er, ſo bekannt es iſt, doch eine die Phantaſie feſſelnde Schilderung entwirft.

Aus ſeinen Beobachtungen der morgenländiſchen Sitten entlehnen wir folgende gewiß ſehr richtige Bemerkung: „Für ein vorurtheilsfreies Auge iſt zwiſchen dem Adel, der Schicklichkeit und der ernſten Grazie der arabiſchen, türkiſchen, indiſchen, perſiſchen Sitten und den unſrigen kein Vergleich. Man merkt an uns die neugebackenen Völker, welche kaum aus der rohen, plumpen, unvollkommenen Civiliſation getreten ſind: an ihnen die Kinder von gutem Hauſe, Völker, welche eine alte Weisheit und Tugend geerbt haben. Ihr Adel, welcher Nichts iſt, als die Nachkommenſchaft urſprünglicher Tugenden, ſteht auf ihrer Stirne geſchrieben, und iſt allen ihren Gebräuchen eingeprägt: Pöbel gibt es bei ihnen nicht.“ Ob die Schilderung der morgenländiſchen Schönen zu viel Schmeichelei enthält, können wir nicht beurtheilen: „Es iſt das Auge der Frauen von Italien, aber ſanfter, ſchüchterner, von Zärtlichkeit und Liebe durchdrungen; — es iſt der Wuchs der griechiſchen Frauen, aber gerundeter und gelenkiger, mit lieblicheren, anmuthigeren Bewegungen. — Ihre Stirne iſt breit, eben, weiß, glatt, wie die der ſchönſten Frauen von England oder der Schweiz, aber die regelmäßige, gerade und breite Linie der Naſe gibt der Phyſiognomie mehr Majeſtät und antiken Adel. — Die griechiſchen Bildhauer wären noch vollkommener geweſen, wenn ſie ihre Modelle von aſiatiſchen Frauengeſichtern genommen hätten! Und es iſt für einen Europäer, der an die leidenſchaftlichen Züge, an die angeſpannten zuſammengezogenen Geſichter der europäiſchen Frauen, namentlich der in den Salons, gewöhnt iſt, ſo wohlthuend, Geſichter zu ſehen, ſo einfach, ſo rein, ſo ruhig, als der Marmor, der aus dem Steinbruch kömmt, Geſichter, welche nur Einen Ausdruck haben, den der Ruhe und der Zärtlichkeit, und in denen das Auge eben ſo ſchnell und leicht liest, als in den großen Schriftzügen einer herrlichen Prachtausgabe. — Die Geſellſchaft und die Civiliſation ſind offenbar Feinde der ſchönen Geſichter. Sie vervielfachen zu ſehr die Eindrücke und Empfindungen, und da die Phyſiognomie unwillkürlich das Gepräge von dieſen annimmt und behält, ſo wird ſie verwirrt und verfälſcht; ſie hat Etwas Verworrenes und Ungewiſſes, das ſeine Einfachheit und ſeinen Reiz zerſtört, es iſt eine Sprache, welche zu viele Worte hat, und welche nicht mehr verſtändlich iſt, weil ſie zu reich iſt.“

Von Conſtantinopel kehrte Herr von Lamartine zu Lande zurück über Servien, wo er den Fürſten Miloſch beſuchte. Im Anhang theilt er arabiſche Dichtungen mit, etwas franzöſiſch zugeſtuzt, doch ohne aus dem nationalen Charakter zu fallen. Endlich macht den Schluß ein politiſches Reſumé, worin der Verfaſſer ſagt: „Das Uebermaß des Lebens bei uns kann und muß ſich nach jenem Welttheil abladen; das Uebermaß der Kräfte, das uns zu ſchaffen macht, kann und muß ſich nach jenen Gegenden ziehen, wo die Kraft erſchöpft und eingeſchlafen iſt, wo die Bevölkerung verkümmert und erſtarrt, wo die Lebensthätigkeit des Menſchengeſchlechts erſtirbt. Das türkiſche Reich ſtürzt zuſammen, und bietet von Tag zu Tag mehr einen Tummelplatz für die Anarchie und die entfeſſelte Barbarei: Ländereien ohne Völker, und Volksmaſſen ohne Führer und Herrſcher; dieſen Einſturz des ottomaniſchen Reichs darf man nicht erſt herbeirufen, indem man den Koloß mit Gewalt umſtürzt, er kommt vorausſichtlich durch ſein eigenes Wirken, durch die Nothwendigkeit ſeines Weſens zu Stande; er kommt zu Stande wie alle von dem Geſchick beſtimmten Ereigniſſe, ohne daß man Jemand die Schuld davon zuſchieben könnte, ohne daß es weder den Türken noch Europa möglich wäre, ihn zu hintertreiben. Die Bevölkerung, in ſich ſelbſt aufgerieben, ſtirbt durch ihre eigene Lebensunfähigkeit, oder vielmehr ſie iſt eigentlich ſchon nicht mehr. Die muſelmaniſche Race iſt auf Nichts zurückgeſunken in den ſechzigtauſend Quadratmeilen, aus denen ihr ungeheures fruchtbares Gebiet beſteht; ausgenommen eine oder zwei Hauptſtädte, gibt es beinahe keine Türken mehr. Werfen wir einen Blick auf jene reichen, wunderbaren Geſtade, und ſuchen wir das ottomaniſche Reich: wir finden es Nirgends; die ſtumpfſinnige Verwaltung, oder vielmehr die tödtende Trägheit der erobernden Race der Kinder Osmans hat überall eine Wüſte hervorgerufen oder den überwundenen Racen möglich gemacht, ſich zu vermehren und auszubreiten, während ſie ſelbſt ſich verminderte und von Tag zu Tag erloſch.“ Allein wem empfiehlt Herr von Lamartine das Coloniſiren? doch wohl nicht ſeinen Landsleuten, die durch ihre ganze Geſchichte hindurch bewieſen haben, daß ſie ſich nicht darauf verſtehen.

13) Geographiſch=hiſtoriſche Beſchreibung des Landes Paläſtina, von F. G. Crome. Erſter Theil. Mit einer Karte. Göttingen, Vandenhöck und Ruprecht, 1834.

Eine äußerſt ausführliche Geo= und Topographie, ſyſtematiſch aus den beſten Quellen zuſammengetragen, nach der Eintheilungsweiſe und mit der detaillirten Ausführung wie Ritters Erdkunde. Zuerſt wird das Land charakteriſirt nach den Gebirgszügen, Flußgebieten und allen geognoſtiſchen Verhältniſſen, dann folgt die Beſchreibung der Städte, Alterthümer ꝛc.

14) Handbuch der Geographie, von Dr. W. F. Volger. Vierte, ſtark vermehrte Auflage. Zwei Bände. Hannover, Hahn, 1836.

Schon früher haben wir dieſes Werk empfohlen, deſſen Güte ſich durch die günſtige Aufnahme, die es beim Publikum gefunden hat, erprobt. Wir begnügen uns daher, dieſe vierte Auflage einfach willkommen zu heißen.

15) Lehrbuch der allgemeinen Erdkunde für höhere Gymnaſial= und Realklaſſen, ſo wie für Hauslehrer und zum Selbſtunterricht von Dr. Karl Andrée. Mit 4 lithographirten Tafeln. Leipzig, Schumann, 1836. 8. S. 484.

In Einem Bande, größtentheils nach Balbi und Woodbridge bearbeitet, den unermeßlichen Stoff in verhältnißmäßiger Abkürzung darbietend.

Unterhaltungsſchrift.

Die neueſte Blumenſprache, oder neue, ſinnige und vollſtändige Deutung der Blumen, nebſt der bisherigen orientaliſchen. Mit Namenweiſer der Deutungen und einem Anhang, die Farbenſprache und das Sträußebinden enthaltend. Ein Taſchenbuch für Liebende von Guido Reinhold. Leipzig, Eiſenach, 1836. Mit 2 colorirten Abbildungen. 8. S. 64.

Die Blumenſprache iſt uralt, wie ſchon viele der älteſten Blumennamen beweiſen. Im Occident herrſcht in den Namen die Beziehung auf Religion und Zauberei, oder ſpielender Witz vor, der bloß Aehnlichkeiten heraushebt; im Orient wurden dagegen bei der dortigen Abgeſchloſſenheit des andern Geſchlechts die Blumen ſtumme Boten der Liebe und in dieſem Sinne ihre Deutung ſtereotyp. Von dort haben wir denn auch von Zeit zu Zeit dieſe Liebesſprache bei uns einzuführen geſucht, und vorliegendes kleine Buch iſt ein neuer Verſuch dazu. Unſere Sitten aber geſtatten der unverblümten Rede Zugang genug, und die Blumenſprache wird unter uns nie förmlich eingeführt, oder auch nur allgemein verſtändlich werden, weil ſie nicht aus der Noth entſpringt.

Wir können das kleine Buch empfehlen, denn es enthält eine große Menge wirklich ſehr poetiſcher Deutungen, z. B.:

Aehre, geknickte, getäuſchte Hoffnung.
Amaranth, Liebe in Trauer.
Amarillis: mein Herz bleibt kalt vor deinem Purpurmantel.
Aſter, entſchwundene ſchöne Tage.
Brenneſſel, Mädchenbosheit.
Buchsbaum: warum ſo ſpröde in der Hoffnung Grün.
Camille, Eiferſucht.
Citronenblatt, Abſchied. (So wie man bei Begräbniſſen den Leidtragenden eine Citrone reicht).
Cypreſſe, Tod der Liebe.
Eiſenhut, Drohung.
Epheu, Treue und Ausdauer.
Erdbeerblüthe, künſtiger Genuß.
Espe, Bitte um Schutz vor Verfolgern.
Flachsblüthe, Frage, ob das Herz die Liebe der Treue halten wird? ob das Kleid auch den Mann macht?

Und ſo fort. Einige Deutungen ſind ſchwankend, zum Beiſpiel:

Goldlack, gefüllter (Cheiranthus cheiri, gelbe Levkoye, gelbe Veiel, gelbe Viole, Lack). Soll nach andern Blumenſprachen bald edlen Ernſt oder Nachdenken, bald Vergehen vor Sehnſucht bedeuten. — Wir meinen, die ſchöne wohlriechende Blume laſſe ſich lieber als Sinnbild beglückender Reize denken. — Orientaliſch: Was Du mir gibſt, und wäre es ein halbes Nichts, es iſt mir heilig, denn es kommt von Deiner Liebe.
Haſelnuß, die Frucht, eignet ſich nur dann in einen Strauß, wenn ſie noch im grünen Kelche iſt, läßt dann die Deutung zu: durch Hinderniſſe zum Ziel. — Orientaliſch kann man freilich auch reimen: Haſelnuß, — ich bitte noch um einen Kuß.

Wo der Verfaſſer Rückerts Verſe anführt, hätte er denſelben auch nennen ſollen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Ritter.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 42. Montag, 24. April 1837.

Länder- und Völkerkunde.

16) Die Erdkunde von Aſien, von Karl Ritter. Vierter Band. Der allgemeinen Erdkunde fünfter und ſechster Theil. Zweite, ſtark vermehrte und umgearbeitete Auflage. Berlin, Reimer, **1835, 1836.**

Wir haben bereits bei Gelegenheit der frühern Bände (Literaturblatt 1835 Nr. 34) den Verſuch gewagt, dieſes größte geographiſche Werk der Neuzeit mit ſo wenig Worten zu charakteriſiren, als es der uns eng gemeſſene Raum geſtattete. Herr Karl Ritter hat ſich das unſchätzbare Verdienſt erworben, der bisher immer etwas trocknen Wiſſenſchaft der Geographie ein neues und das höchſte Intereſſe zu leihen durch Anknüpfung aller geſchichtlichen und ſocialen Erſcheinungen an ihren heimathlichen Boden. Er hat im Großen ausgeführt, was Alexander von Humboldt zuerſt in Bezug auf die Pflanzen lehrte. Wie nämlich Humboldt der Botanik ein neues und höheres Intereſſe verlieh, indem er in ſeiner Phyſiognomik der Pflanzen uns ihre natürlichen, an Klima und Boden und an die Nachbarſchaft gewiſſer Gattungen gebundenen Gruppen zeigte, ſo daß uns nun das Blumenſtück zum Rang eines Landſchaftgemäldes erhoben ſcheint; ſo iſt nun Ritter mit der ganzen Erde, und was auf ihr gedeiht, verfahren, und ſeine Erdkunde iſt eine Phyſiognomik aller Welttheile und Länder nach ihren phyſiſchen, ſocialen und geſchichtlichen Bedingungen. Dieſes Verfahren iſt nicht genug zu ſchätzen, weil es in die Wiſſenſchaft, die ſonſt jedes lebendige Ganze zerſchlägt, um dann die einzelnen todten Theile zu ſeciren, wieder eine belebende Kraft bringt. Die Geographie gewinnt, wenn man jedes Land in genaueſter Beziehung zu dem mit ihm zuſammengewachſenen Volk und zu ſeiner Geſchichte und Kultur betrachtet; und auch die Geſchichte gewinnt, wenn man auf ihre Dekoration, auf die phyſiſchen Bedingungen der Völkerbildung mehr Rückſicht nimmt.

Herr Ritter verbindet mit dem aufmerkſamſten Sammeln aller neuen und neueſten Reiſeberichte und officiellen Aufnahmen im Gebiet der Geographie, Statiſtik und Nautik zugleich eine gründliche und mit Liebe gepflegte Kenntniß der Alten und ihrer geographiſchen Weltanſicht, ſo wie aller ihrer noch auf uns gekommenen Reiſeberichte. Indem er nun das alte Aſien ſyſtematiſch durchmuſtert, und man möchte ſagen Meile für Meile von einem Gebirg, von einem Fluß zum andern uns das Land klar hinzeichnet und aus den Nebeln befreit, in die es noch größtentheils gehüllt war, verfehlt er nie, die äußerſt intereſſanten Berichte der Alten mit

Digitized by Google

den neuern zu vergleichen und daraus das ehrwürdige Alter ſo vieler Erſcheinungen, die Aſien ausſchließlich eigen ſind, zu beweiſen. Neben dieſer geſchichtlichen Seite iſt beſonders die naturwiſſenſchaftliche dieſes Werkes anziehend. Der Charakter der einzelnen Klimate und Länder ſpringt uns erſt klar in die Augen, indem wir die Gebirgsarten, Stromgebiete, die Pflanzen- und Thierwelt kennen lernen, die dann neben den geſchichtlichen Erinnerungen, den alten Denkmälern, der Architektur des Landes ꝛc. uns das Bild vervollſtändigen.

Die vorliegenden Bände haben Oſtindien zum Gegenſtande, der fünfte die öſtliche Halbinſel Malacca, das Birmanenreich, dann die weſtliche Halbinſel, deren Beſchreibung im ſechsten Bande fortfährt. Der Sammlerfleiß des Verfaſſers erſcheint in allen dieſen Darſtellungen bewundernswerth. Als einzelne Epiſoden treten die Geſchichte der erſten muhamedaniſchen Eroberungen in Indien, die Rückblicke auf Alexanders Zug und auf das alte baktriſche Reich, die Beſchreibung der zahlreichen älteſten Tempel und Bauwerke, die Monographien der Palme, des Pfeffers, Zimmets, Banianenbaums, des Opium, der Diamanten, Perlen, Löwen und Elephanten hervor; der größte Reichthum von Notizen iſt aber über alle Theile der Landesbeſchreibung ausgebreitet, ſo daß das Werk einem unermeßlichen Strome gleich mächtig und zugleich vielfarbig vor unſerm ſtaunenden Auge vorüberrauſcht.

Die äußere Ausſtattung iſt dieſes großen Werkes nicht würdig. Der vortreffliche Inhalt und der theure Preis ſteht in keinem Verhältniß zu dem nichts weniger als rühmlichen Druck und Papier.

17) Aſia von Dr. Heinrich Berghaus. Sammlung von Denkſchriften in Beziehung auf die Geo- und Hydrographie dieſes Erdtheils zur Erklärung ſeines Karten-Atlas. Erſte bis dritte Abtheilung. Gotha, Perthes, 1832—1835. 4.

Die neueſten und authentiſcheſten Hülfsmittel aus England ſtanden dem Verfaſſer zu Gebote, um dieſe Arbeit, die in ihrer Art nicht weniger rieſenhaft iſt, als die Ritter'ſche, zu der Vollendung zu bringen, in der ſie uns vorliegt. Die Karten ſind hier die Hauptſache. Dem Auge aufs klarſte und genaueſte zur Anſchauung und Ueberſicht zu bringen, wie Aſien nach den neuern und ſichern Forſchungen ausſieht, war der Hauptzweck des Verfaſſers, der Text iſt nur Erläuterung des Bildes. Die großen Karten (Hinterindien, der perſiſche Golf, die Philippinen- und Sulu-Inſeln, Aſſam, die chineſiſche Küſte, Syrien, Arabien, chineſiſches Meer) gehören zu den vortrefflichſten der neuern Zeit in jeder Beziehung, dem Inhalt wie der Form nach, und wer gleich uns mit beſonderer Liebe an dem aſiatiſchen Studium hängt und lange genug mit unvollkommenen Karten ſich hat behelfen oder im Dunkeln tappen müſſen, wird das Vergnügen kennen, das die Erſcheinung ſo ausführlicher und klarer Karten gewährt. Während Geſchichts- und Naturfreunde überhaupt an dieſer Bereicherung der Kenntniß Aſiens ſich erfreuen werden, wird der Text beſonders für Geographen von Fach wegen der genauen nautiſchen Berichtigungen und Entdeckungen, namentlich im perſiſchen Golf und an der bisher wenig bekannten Küſte Chinas von höchſtem Intereſſe ſeyn.

18) Allgemeine Länder- und Völkerkunde. Nebſt einem Abriß der phyſikaliſchen Erdbeſchreibung. Ein Lehr- und Hausbuch für alle Stände, von Dr. H. Berghaus. Erſter Band. Stuttgart, Hoffmann, 1837.

Bei allem, was den Namen Berghaus auf der Stirne trägt, darf man etwas Gediegenes vorausſetzen. Dies findet man auch hier in reichem Maße. Nur möge uns die Frage erlaubt ſeyn, ob dieſe Maſſe von Barometermeſſungen und Zahlen und Tabellen den populären Zweck eines Lehr- und Hausbuchs erfüllen? Für ein ſolches ſind ſie offenbar zu gelehrt und ausführlich. Höchſt intereſſant beſonders für den Meteorologen wegen einer Menge neuer, z. B. aus den Tagebüchern der preußiſchen Seefahrer entlehnten Beobachtungen, über Wärme und Kälte, Luft, Wind und Waſſer, eignen ſich doch dieſe Unterſuchungen als ſolche, und zumal in ſolcher Weitläuftigkeit, nicht für ein Lehr- und Hausbuch, das nur kurzgedrängt die Reſultate enthalten ſollte. Indem wir alſo der Leiſtung allen ſchuldigen Reſpekt zollen, hätten wir nur einen andern Titel gewünſcht.

19) Edinburger Cabinets-Bibliothek für geſchichtliche, geographiſche, naturhiſtoriſche und biographiſche Kenntniſſe. Aus dem Engliſchen von Dr. Diezmann, Sporſchil ꝛc. Mit Bildniſſen. Erſter bis zehnter Theil. Leipzig, Hartleben, 1836.

Daß ſich Unterſuchungen dieſer Art in Deutſchland häufen, beweiſt, wie ſehr der hiſtoriſche und praktiſche Sinn noch immer im Steigen iſt. Daß man ſich dabei an die Engländer hält, Bridgewaterbücher, Edinburgh Librarys ꝛc. überſezt iſt natürlich, und dieſer Einfuhrhandel ſehr zu begünſtigen gegenüber der Ueberſchwemmung mit franzöſiſcher Flitter- und Giftwaare. Auch ſind dieſe wiſſenſchaftlichen Arbeiten der Engländer ihren breiten Romanen vorzuziehen.

Die vorliegenden Bändchen enthalten 1. 2. Leben und Reiſen der erſten engliſchen Seefahrer, Drake, Cavendish und Dampier, kurze Darſtellungen, die uns

in die ältere Zeit, in die Illuſionen der erſten Entdeckungen, des erſten Seeruhms, in die ſchönen Jugendjahre der engliſchen Marine verſetzen. 3. 4. Fraſers Darſtellung von Perſien im Auszug. Wir haben über das höchſt intereſſante Werk, Literaturblatt 1830, Nr. 85, ausführlich geſprochen. 5. 6. Ruſſels Gemälde der Berberei. 7. 8. Humboldts Reiſen in den Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents, natürlich nur ein ſehr beſchränkter Auszug, der wohl überhaupt nicht in die engliſche Gallerie gehörte, da wir bereits das Original und mehr als einen Auszug davon haben. 9. 10. Ruſſels Paläſtina. Der Plan, jedes Tableau in zwei Bändchen zuſammenzudrängen, iſt zu billigen, denn leider iſt es eine üble Angewöhnung, namentlich der engliſchen Reiſebeſchreiber, ſich in den Worten unnöthig auszubreiten, und man kann ohne Schaden daran ſtutzen. Doch läßt ſich dies Verfahren ſchwerlich auf größere und ihrem Inhalt nach durchgängig intereſſante Werke, wie z. B. das von Humboldt, ausdehnen.

20) Iter Italicum. Von Dr. Fr. Blum. Vierter und lezter Band. Das Königreich Neapel, nebſt Nachträgen und Regiſter zu allen vier Bänden. Halle, Anton, **1836**.

Der Schluß eines vortrefflichen Werks, das zwar nur zum Nachſchlagen geſchrieben iſt, aber jedem, der in einer wiſſenſchaftlichen Abſicht nach Italien reist, durch den Reichthum von Notizen, die es gewährt, unentbehrlich wird. Es verzeichnet alphabetiſch alle Ortſchaften Italiens, wo irgend etwas literariſch Wichtiges und was dort zu finden iſt an Inſchriften, Manuſcripten, Bibliotheken ꝛc.

21) Die toskaniſche Inſel Pianoſa und deren Coloniſirung. Von Zuccagni-Orlandini. Herausgegeben von Alfred Reumont. Mit einer Karte. Leipzig, Brockhaus, **1836**. 8. S. **32**.

Die genannte kleine Inſel liegt zwiſchen Elba und Corſika. Der Verf. bezweckt einen Aktienverein zum Behuf ihrer Cultivirung. Das iſt recht löblich. Wenn ſich aber Europa einmal auf das Coloniſiren und Cultiviren unbebauter Länder ernſtlich einlaſſen wollte, ſo gäbe es wohl noch größere Inſeln, welche dieſer Mühe verlohnen würden, z. B. Cypern.

22) Der Kanton Schwyz, hiſtoriſch, geographiſch, ſtatiſtiſch geſchildert. Beſchreibung aller in demſelben befindlichen Berge, Seen, Flüſſe, Heilquellen, Flecken, Dörfer ꝛc., von Gerold Meyer von Knonau, St. Gallen und Bern, Huber u. Comp., **1835**.

Herr Meyer von Knonau, deſſen Beſchreibung des Kanton Zürich wir vor nicht langer Zeit in dieſen Blättern rühmlich erwähnten, entwirft hier ein eben ſo vollſtändiges Gemälde vom Kanton Schwyz. Zuerſt ſkizzirt er die Geſchichte und die Alterthümer, dann beſchreibt er die phyſiſche Beſchaffenheit des Landes, ferner den Volksſtamm, ſeine Beſchäftigungen und Sitten, endlich Staat und Kirche nach ihrer gegenwärtigen Verfaſſung und Verwaltung. Auf dieſe allgemeinen Ueberſichten folgt eine Anweiſung, das Land zu bereiſen, und ein alphabetiſches Verzeichniß aller einzelnen Lokalitäten. Der Verf. hat hier derſelben beinah ängſtlichen Genauigkeit ſich befliſſen, wie bei ſeinen frühern Arbeiten, und wir wiederholen, daß ſie inſofern wahre Muſter der Vollſtändigkeit und Treue ſind, was man in unſerer Zeit um ſo mehr anerkennen muß, als gemeine Buchhändlerſpeculationen nicht ſelten gerade im Gebiet der Geographie und Topographie die lüderlichſten Compilationen zu Tage gefördert haben, von denen ſo fleißige Arbeiten, wie die vorliegende, nicht ſcharf genug unterſchieden werden können.

Das Werk des Herrn Meyer von Knonau wird auch ſolchen Leſern, die nicht unmittelbar das kleine Land Schwyz bereiſen wollen, durch ſeine hiſtoriſche und naturwiſſenſchaftliche Seite von Intereſſe ſeyn.

23) Zürich im Jahre **1837**. Nach den natürlichen und geſelligen Verhältniſſen geſchildert für Einheimiſche und Fremde. Zürich, Hoffmann. 8. S. **66**.

Eine kleine Brochüre, die mehr Raiſonnement als ſcharf charakteriſirende Beſchreibung enthält, doch den Eindruck, den das in jüngſter Zeit ſo ſchön aufblühende Zürich auf ein unbefangenes Gemüth macht, ziemlich treu wiedergibt. Zürich zeichnet ſich in der That unter allen Schweizerſtädten durch die Fortſchritte aus, die es gemacht hat. Und wodurch hat es ſie gemacht? Durch weiſe Mäßigung im Sturm, durch Förderung der Bildung inmitten roher Leidenſchaften und durch eine deutſche Tendenz im Gegenſatz gegen die franzöſiſche.

Kunſtgeſchichte.

Handbuch der Geſchichte der Malerei von Conſtantin dem Großen bis auf die neuere Zeit. Von Dr. Franz Kugler. 1ſter Bd. A. u. d. T.: Handbuch der Geſchichte der Malerei in Italien ſeit Conſtantin dem Großen. Berlin, Duncker und Humblot, **1837**. XIX u. **366** S.

Ueber den Zweck und die Abfaſſung des vorliegenden Buches ſpricht ſich der Verf. in der Vorrede folgendermaßen aus: „Der Verf. wünſcht mit dieſem Handbuche einem Bedürfniſſe entgegenzukommen, welches er ſelber lebhaft genug empfunden hat, als er zuerſt — ohne

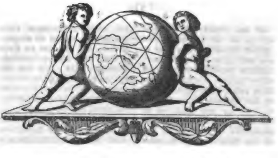
weitere Anleitung — bemüht war, eine Ueberſicht von dem Entwicklungsgange der Malerei zu gewinnen. Es fehlt an einem kurzen, leichtverſtändlichen Faden, der den Unerfahrnen in die verſchiedenen Hauptrichtungen der Kunſt, und namentlich in die bedeutenden Unterſuchungen der jüngſten Zeit einführt. Was demnach anfangs zum eignen Studium zuſammengetragen war, durch Anſchauung der wichtigſten Werke der Malerei bereichert und geſichtet, dann zu kunſtgeſchichtlichen Vorträgen geordnet wurde, bietet ſich hier dem nachſichtigen Urtheil des Kenners dar; auf ſelbſtſtändigen Werth macht das Buch keinen Anſpruch, es hat nur die Abſicht, eine Brücke zu den werthvollern Leiſtungen der Kunſtliteratur zu bilden. — Dies Buch iſt demnach weſentlich als eine Compilation zu betrachten. Der Standpunkt, von welchem aus die mannichfach vorhandenen Mittel benuzt worden ſind, bemüht ſich, dem der neueſten Kritik nahe zu kommen, vornämlich jene Behandlungsweiſe, welche zuerſt in den Forſchungen des Herrn von Rumohr einen wiſſenſchaftlichen Grund gewonnen hat. — Die Quellen, aus denen die Arbeit zuſammengeſtellt wurde, und in denen der Leſer eine weitere Belehrung findet, ſind der Hauptſache nach überall angegeben. — Einzelnes dürfte hie und da als das Ergebniß eigner Anſchauung von Seiten des Verf. zu bemerken ſeyn, namentlich im 2ten Theile bei den Betrachtungen über deutſche Kunſt, welche in einigen Punkten näher kennen zu lernen der Verf. mehrfach Gelegenheit hatte. — Indeß war die Abſicht des Verf. zugleich dahin gerichtet, ſo viel als möglich ſeine eigenthümliche Anſicht und Auffaſſungsweiſe zu bewahren. Vielleicht iſt hierdurch manche Schroffheit, Einſeitigkeit oder — wenn man es gelinder bezeichnen will — manche Subjectivität im Urtheil erzeugt worden. — Die Rechtſchreibung iſt mit Vorſatz nicht überall genau durchgeführt worden, da Raffaele dem Verf. ſtets fremd geblieben, in Raphael aber den hohen Meiſter ſchäzt und liebt. Auf gleiche Weiſe ſchreibt er auch lieber Johann von Eyck und Hans Hemling ſtatt Jan. — Es war der Wunſch des Verlegers, dem Buche zugleich den Charakter eines Reiſehandbuchs zu geben, welches auf das Wichtigere, was ſich von Werken der Malerei an den verſchiedenen Orten befindet, aufmerkſam machen könnte. Das Ortsverzeichniß am Schluß der beiden Bände iſt beſonders für eine ſolche Benutzung des Werkes ausgearbeitet. Vollſtändigkeit konnte hierbei natürlich nicht im Plane des Verfaſſers liegen, doch dürfte das Angegebene für denjenigen, der, vorläufig vielleicht, nicht tiefer einzudringen geneigt iſt, ſchon hinreichend ſeyn."

Bei dieſer Offenheit, mit welcher ſich der Verf. über die Entſtehungsweiſe, Form und Zweck ſeines Buches ausſpricht, können wir nur hinzuſetzen, daß er wirklich für den beſchränkten Zweck, den er ſich ſelbſt geſezt, das Verſprochene geleiſtet hat. Sein Buch, ohne auf neue Forſchungen und Anſichten einzugehen, gibt eine gute Ueberſicht der Entſtehung und Fortbildung der neuern Kunſt in Italien, und wird für diejenigen, die es unter den vom Verf. ſelbſt angegebenen Bedingungen als Reiſehandbuch brauchen wollen, wie für die, welche daraus eine vorläufige Kenntniß der Kunſtgeſchichte ſchöpfen wollen, nicht ohne Nutzen ſeyn. Denn außerdem, daß er eine anſchauliche Schilderung der ſtufenweiſen Entwicklung der modernen Malerei aus der antiken gibt, ſo knüpft er ſpäter bei den neu ſich bildenden Kunſtſchulen an den Namen jedes Meiſters eine ziemlich genaue Beſchreibung ſeiner einzelnen bedeutenden Gemälde an. Freilich würde es für Manchen vielleicht intereſſanter ſeyn, genauere Berichte über die Lebensverhältniſſe der ausgezeichneten Künſtler zu finden, die nur ſehr dürftig eingeſtreut ſind; doch wird auch die beſtehende Abfaſſung des Buchs, das ſich mehr mit den Kunſtwerken und ihren Schickſalen, als mit den Künſtlern beſchäftigt, nicht Wenige befriedigen.

Wir geben zum Schluß eine Anzeige des Inhalts. Das Ganze iſt in ſechs Bücher getheilt. 1ſtes Buch, die Kunſt des chriſtlichen Alterthums. Es nennt die erſten ſymboliſchen Anfänge chriſtlicher Malerei, die in den Katakomben Roms in wenigen Reſten übrig ſind, die Darſtellungen muſiviſcher Kunſt und die völlige Erlöſchung der griechiſchen Kunſt vom 9—13ten Jahrhundert und ſchildert kurz die byzantiniſche Malerei jener Zeiten. — Das 2te Buch gibt das erſte Studium der Entwicklung durch die Meiſter des 13ten Jahrhunderts in Venedig und Florenz und ihre Werke. (Tafi, Salferuci, Cimabue ꝛc.) — 3tes Buch. Zweites Studium der Entwicklung. Meiſter des 14ten Jahrh. und ihre Nachfolger. Es zerfällt in drei Abſchnitte. 1. Toskaniſche Schule. Giotto und ſeine Nachfolger. Meiſter von Siena und ihre Nachfolger. 3. Oberitalieniſche Schulen. — 4tes Buch. Drittes Studium der Entwicklung. Meiſter des 15ten Jahrh. und ihre Nachfolger. In den vier Abſchnitten werden die Meiſter 1. der toskaniſchen Schule, 2. der von Padua und Venedig, 3. der von Umbrien und der Meiſter einer verwandten Richtung, 4. der Schule von Neapel genannt. — 5tes Buch. Periode der Blüthe und des Verfalls. Meiſter des 16ten Jahrh. Der Verf. ſpricht hier im 1ſten Abſchnitt von Leonardo da Vinci und ſeinen Nachfolgern; im 2ten von Michel-Angelo Buonarotti und ſeinen Nachfolgern; im 3ten von andern Meiſtern von Florenz (Baccio della Porta, bekannter als Fra Bartolomeo, Mariotto Albertinelli, Fra Paolo da Piſtoja; im 4ten von Raphael; im 5ten von den Schülern und Nachfolgern Raphaels; im 6ten von den Meiſtern von Siena und Verona; im 7ten von Correggio und ſeinen Schülern; im 8ten von den Schulen in Venedig und im 9ten vom Verfall der Kunſt. — 6tes Buch. Reſtauration und neuer Verfall. Meiſter des 17ten und 18ten Jahrh. 1ſter Abſchnitt, Eklektiſche Schulen. 2ter Abſchnitt, Naturaliſten. 3ter Abſchnitt, neuere Beſtrebungen.

Uebrigens gibt ein Ortsverzeichniß die bedeutendſten Städte und Sammlungen, wo die im Buch verzeichneten Gemälde zu finden ſind; ein anderes Verzeichniß gibt eine alphabetiſche Zuſammenſtellung der Künſtler, nebſt Nachweiſungen, wo im Buche von ihnen und ihren Werken geſprochen wurde. Endlich iſt auch eine Ueberſicht der Quellen angehängt, woraus der Verfaſſer geſchöpft hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 43. Mittwoch, 26. April 1837.

Länder- und Völkerkunde.

21) K. von Spruners hiſtoriſch-geographiſcher Handatlas. Erſte Lieferung, mit 8 illuminirten Karten. Gotha, Perthes, 1837.

Endlich iſt wieder etwas für die Geographie der mittleren Zeiten geſchehen. Die ältere der Griechen und Römer hat wegen der antiken Richtung unſerer Gymnaſialbildung immer Bearbeiter gefunden; die mittlere iſt aber beinahe unverantwortlich vernachläſſigt geblieben, und ſo dankbar wir die wenigen Leiſtungen dafür immer anerkannt haben, ſo konnte ſie doch wahrlich dem Bedürfniß nicht genügen. Allerdings mußten erſt bedeutende Geſchichtsſtudien vorangehen, um das Chaos des Beſitzes in der Zeit des Lehnweſens und der Hierarchie zu entwirren. Doch hielt man eben dieſe Studien allzu lange für zu undankbar, um ſie mit gleicher Liebe zu pflegen, wie die antiken. Nur die Langeweile und geſicherte Ruhe des Kloſterlebens erſchuf ein Chronicon Gottwicense; nur Lokalintereſſen geſtatteten Specialunterſuchungen über einzelne Landſchaften. Im Ganzen aber fehlte der Sinn und die Theilnahme für die mittlere Geographie ſelbſt des Vaterlandes. Es wäre eine Schande für einen Gymnaſiallehrer in Deutſchland, nicht die Grenzen des alten Baktra zu kennen, und unſre gelehrten Akademien ſetzen wohl Preiſe auf die Ermittlung der Grenzen zwiſchen Korkyra und Karthago; aber wie ſich Nuſtrien zu Auſtraſien verhalten; welches der Umfang des heiligen römiſchen Reichs deutſcher Nation zur Zeit ſeiner Blüthe war; in welchem Verhältniß geiſtlicher und weltlicher Grundbeſitz zu einander ſtanden; wie noch vor den Zerſtücklungen des Lehnweſens die älteſte Eintheilung Deutſchlands in Gaue ſich auf einer Karte ausnehmen würde; wo die Grenzen der deutſchen Sprache ſind: wie nach und nach Frankreich auf Koſten Deutſchlands von kleinem Anfang groß und breit geworden, Deutſchland von groß und breitem Anfang klein und ſchmal; welches die Grenzen der alten Herzogthümer, der noch jezt vorherrſchenden Stämme waren, ehe ſie zerſtückelt und verzerrt wurden ꝛc., das alles ſind Fragen, auf die eben deßhalb, weil ſie ſo nahe liegen, keine deutſche Schule oder Akademie verfällt.

Herr von Spruner hat auf den Grund der zum Glück ſchon zahlreichen neuern Specialgeſchichtsforſchungen die alten politiſchen Eintheilungen durch Karten dem Auge anſchaulich gemacht und mit mehr Kritik und in ſchärferer Ausführlichkeit, als dies irgend bisher geſchehen iſt. Er ſelbſt ſagt in den Vorbemerkungen: „Ein hiſtoriſcher Atlas, wie er ſeyn ſoll, kann und muß wie eine

gute Geſchichte nur aus den Quellen ſelbſt bearbeitet werden, er muß dieſe ſo viel als möglich gleichſam wiederſpiegeln, muß bildlich das darſtellen, was jene erzählend berichten, muß nicht allein die Lage der merkwürdigen Orte jeder treffenden Periode bezeichnen, ſondern auch, aus rein hiſtoriſchen Quellen, wie aus Urkunden geſchöpft, die jedesmalige äußere Geſtaltung des Landes, ſeine Eintheilung, die Sitze der merkwürdigen Geſchlechter u. ſ. w. angeben; kurz, wie ſchon geſagt, für die treffende Periode den Anforderungen entſprechen, die wir an eine gute geographiſche Karte für unſere Tage ſtellen. — Ohne mich dem Wahne überlaſſen zu wollen, als entſpräche die vorliegende Arbeit dieſem Ideale, glaube ich doch, daß jeder billige und unbefangene Beurtheiler, wenn er erwägt, wie ſchwierig, zeitraubend und ſelbſt koſtſpielig ein ſolches Unternehmen iſt, mir wenigſtens zugeſtehen müſſe, daß ich mit allem Ernſt und aller Liebe zur Sache nach Erreichung deſſelben geſtrebt habe. — Wie viele Quellenangaben müſſen nicht oft durchgangen und verglichen werden, um ein Factum genau zu begründen, um eine Grenzſtrecke von wenig Linien auf dem Papiere feſtzuſtellen? Wo der Hiſtoriker das Schwankende durch Worte bezeichnen kann, verlangt man hier eine feſtgehaltene Darſtellung, deren doch nur eine möglich iſt, und hier, wie nicht leicht irgendwo, heißt es: „hic Rhodus, hic salta.“ Und bei alledem iſt für dieſes Fach der Geſchichte, für die Geographie des Mittelalters noch ſo wenig vorgearbeitet und dies Wenige noch überdies oft ſo in Anſichten abweichend in einzelnen Diſſertationen, Monographien, Vereins- und Provinzialſchriften zerſtreut, daß es die größte Mühe koſtet, es nur kennen zu lernen, geſchweige denn zu ſammeln und zu benutzen.“ Der Verfaſſer will übrigens erſt nach Beendigung des Atlaſſes ein „Handbuch der Geographie des Mittelalters“ herausgeben und hofft dafür noch ſachkundige Beurtheilungen des Atlaſſes benutzen zu können.

Die erſte Lieferung enthält: 1. die Welt der Alten, 2. das römiſche Reich im 4ten Jahrhundert, 3. Europa im 6ten Jahrhundert, 4. Italien unter den Longobarden, 5. daſſelbe unter den ſächſiſchen und fränkiſchen Kaiſern, 6. Oberitalien unter den Hohenſtauffen, 7. Italien von 1270 — 1450, 8. Italien von 1450 — 1792. Wo Raum übrig blieb, ſind jeder Karte kleine Nebenkärtchen angefügt mit Specialitäten. Herr Leo, der das mittelalterliche Italien beſſer ſtudirt hat, als wir, hat den italieniſchen Karten großes Lob gezollt. Italiener ſelbſt mögen dies beſtätigen und ſich beim deutſchen Fleiß bedanken. Auf die Karten, welche Deutſchland darſtellen werden, ſind wir am begierigſten, und wünſchen ſehnlichſt, daß wo möglich die alten Gaue, als Grundlage aller ſpätern Eintheilungen, bezeichnet und die ältern Ortſchaften ſo reichlich als möglich aufgenommen werden möchten, weil uns hier die Specialität gerade als das erſcheint, was uns am lebendigſten in die Vorzeit zurückverſetzen kann. Wir ſind übrigens weit entfernt, dem würdigen Verfaſſer in dieſer Beziehung Unmögliches zuzumuthen. Es fehlt noch an Vorarbeiten. In jeder Gegend ſollte ſich ſchon ein Alterthumsfreund gefunden haben, der die alten Burgen und Klöſter und die Phyſiognomie des Landes, wie ſie vor Jahrhunderten war, treu aufgefaßt hatte, und der General-Geograph ſollte nur die Mühe haben, ſolche Einzelheiten zu combiniren. Dazu iſt noch weit hin, aber wir wünſchen, Herr von Spruner möge wenigſtens einige am beſten unterſuchte Gegenden ſo ſpeciell behandeln und dadurch ein Beiſpiel geben, das Nachahmung fände.

25) Deutſchland und ſeine Bewohner, ein Handbuch der Vaterlandskunde für alle Stände, von K. Fr. Vollrath Hoffmann. Vier Bände. Stuttgart, Scheible, 1835.

Herrn Hoffmanns Verdienſte um die Verbreitung gemeinnütziger geographiſcher Kenntniſſe durch ſeine Handbücher ſind anerkannt. Was er für die Orientirung im eignen Vaterlande gethan, verdient beſondere Auszeichnung. Er geht von der phyſiſchen Geographie aus, charakteriſirt zuerſt die Gebirgszüge und Gebirgsarten, die Flüſſe, Klima, Pflanzenreich und Thierreich; dann das Volk, Sprache und Mundarten; endlich die einzelnen Länder in ihren gegenwärtigen politiſchen und ſtatiſtiſchen Verhältniſſen. Zuerſt Oeſterreich, dann Bayern, Würtemberg, überhaupt Süd- und dann Norddeutſchland; bei jedem Lande eine hiſtoriſche Skizze, eine Geſammtüberſicht der ſtatiſtiſchen Maſſen und Zahlen, dann ein gedrängtes Verzeichniß aller erheblichen Ortſchaften mit ihren Merkwürdigkeiten. Am Schluß ein ausführliches Regiſter.

26) Neues Handbuch für Reiſende in Deutſchland und nach den wichtigſten Städten der Nachbarſtaaten. Nebſt einem Anhang einer großen Anzahl nützlicher und intereſſanter Notizen für Reiſende. Von Dr. F. W. Streit, k. preuß. Major. Mit einer Poſtkarte. Heidelberg, Frankfurt und Leipzig, 1836. 8. S. 730.

Der Verfaſſer geht von den deutſchen Hauptſtädten als Centralpunkten aus, und verfolgt von da an die Routen nach allen Richtungen, und macht von jeder

wieder kleinere Abſtecher zur Seite. So zuerſt A. von Berlin aus 1. nach Hamburg. Abſtecher nach Schwerin, 2. nach Strelitz, 3. nach Stralſund. Abſtecher nach Rügen, 4. nach Stettin. Abſtecher nach Freienwalde, 5. nach Königsberg, 6. Danzig, 7. Poſen, 8. Breslau, 9. Dresden. Abſtecher nach der ſächſiſchen Schweiz, 10. Leipzig. Abſtecher nach Halle und Deſſau. 11. Kaſſel über Halle, 12. Kaſſel über Brandenburg, 13. Braunſchweig. Dann folgt der Centralpunkt B. Braunſchweig, von da aus wieder eine Menge Routen mit Abſtechern, dann die Centralpunkte C. Breslau, D. Dresden, E. Frankfurt am Main, F. Hamburg, G. Kaſſel, H. Karlsruhe, I. Leipzig, K. München, L. Stuttgart, M. Wien.

Auf den Routen ſind alle Städte und irgend bedeutende Punkte mit ihren ſtatiſtiſchen und topographiſchen Merkwürdigkeiten verzeichnet, und zwiſchen denſelben die Entfernungen, die Stationen, die Poſteinrichtungen, Zeit des Abgangs und der Ankunft der Eilwägen, Dampfſchiffe ꝛc.; ferner eine Nachweiſung über die jedes einzelne Land beſonders behelligende Literatur, ſo weit ſie Reiſenden von beſonderem Intereſſe iſt. Endlich ſind uberall die beſten Gaſthöfe angegeben und das Nachſchlagen durch ein genaues Regiſter erleichtert, daher das Werk in der That als ein ſehr brauchbares Reiſehandbuch empfohlen werden kann.

27) Das maleriſche und romantiſche Deutſchland in 10 Sektionen, mit 260 Stahlſtichen. Erſte Sektion, die ſächſiſche Schweiz von A. Tromlitz, mit 30 Stahlſtichen. Erſte Lieferung. Leipzig, Wigand.

Ein neues Unternehmen, das die Theilnahme des Publikums verdient. Es exiſtirt in der That noch keine ſyſtematiſche Sammlung der ſchönſten Landſchaftsbilder und Proſpekte von Städten in Deutſchland. Nur einzelne, von Reiſenden beſonders häufig beſuchte Gegenden, wie die Rheinlande und die Schweiz haben ſich häufiger Abbildung erfreut. Eine Sammlung aber, worin durch die Auswahl der am meiſten charakteriſtiſchen Partien des Nordens und Südens gleichſam ganz Deutſchland dem Auge anſchaulich gemacht würde, von Rügen und Helgoland bis in die Alpen, und vom Rieſengebirge bis zu den römiſchen Ruinen von Trier und dem ſchönen Brügge, eine ſolche Totalüberſicht müßte noch weit anziehender ſeyn, als die bisherigen Provinzialſammlungen.

Die Redaktion iſt an ſolche Männer vertheilt, die ihre Lokalkenntniß bereits bewährt haben, oder denen man ſie zutrauen darf, für jede Hauptprovinz einem betrauten Mann. Die Zeichnungen ſind ebenfalls, ſo weit uns bisher bekannt worden, in bewährten Händen, ſo daß man von der Wahl der Anſichten wie von der Ausführung ſich in künſtleriſcher Beziehung etwas verſprechen darf, und endlich ſind auch die Stahlſtiche, ſo weit ſie uns vorliegen, ſehr ſchön. Möge dieſes echt vaterländiſche Unternehmen wohl gedeihen.

28) Wegweiſer für die ſächſiſch-böhmiſche Schweiz für Reiſende. Mit 1 Karte und 12 Anſichten. Meiſſen, Gödſche. 12. S. 228.

Ein praktiſches Büchlein für Fremde, die ſich in der ſächſiſchen Schweiz umſehen wollen, Verzeichniß aller intereſſanten Partien und Wege, die man zu machen hat ꝛc.

29) Hiſtoriſch-topographiſches Taſchenbuch von Jena und ſeiner Umgebung, beſonders in naturwiſſenſchaftlicher und medieiniſcher Beziehung, herausgegeben von J. C. Zenker (unter Mitwirkung vieler Profeſſoren von Jena). Mit dem Plane von Jena und einem geognoſtiſchen Profil. Jena, Frommann, 1836.

Ein Werk ähnlich dem, das unlängſt Herr von Leonhard über Heidelberg geſchrieben hat, eine ſehr gute Beſchreibung von Jena, ſeiner Univerſität, ſeinen Anſtalten, ſeinen Umgebungen, und beſonders ſeiner phyſiſchen Beſchaffenheit, ſeiner geognoſtiſchen Verhältniſſe, der zahlreichen Verſteinerungen in ſeinem Kalk, ſeiner Flora und Fauna. Auf das Hiſtoriſche iſt weniger Rückſicht genommen.

30) Führer durch Cöln, von J. C. Vulpius. Mit Lithographien. Deutſch und franzöſiſch. Cöln, Renard und Dübyen, 1836. 12. S. 30.

Eine kurze Beſchreibung der vorzüglichſten Gebäude in Cöln, des Doms, der St. Cunibertskirche, des Schauſpielhauſes, der Regierung, der St. Gereonskirche, der Apoſtelkirche, des Rathhauſes und einiger andern alten Häuſer und Kirchen, und zugleich jede in Steindruck abgebildet.

31) Taſchenbibliothek für Reiſende. Wegweiſer durch die Rheingegenden von Mainz bis Cöln. Mit 1 Karte. Stuttgart, Köhler, 1837. 16. S. 366.

Ein kleines Taſchenbuch, worin man die nöthigen Nachweiſungen über die Reiſegelegenheiten und ſodann

alle Merkwürdigkeiten der Ufer auf beiden Seiten durch die man reiſt, verzeichnet findet. Es exiſtiren bekanntlich ſchon mehrere ſolche Handbücher, das vorliegende zeichnet ſich durch den geringen Raum aus, den es in der Taſche des Reiſenden einnimmt.

32) Taſchenbibliothek für Reiſende. Wegweiſer durch Stuttgart und die Umgegend. 12. S. 16. Wegweiſer durch Heidelberg, Mannheim und Schwezingen. 12. S. 63.

Von derſelben Art, äußerſt kurz und nur das Merkwürdigſte zuſammenfaſſend.

33) Geographiſche Beſchreibung von Würtemberg. Als Grundlage des erſten geographiſchen Unterrichts, ſo wie zur Selbſtbelehrung, von L. Völter. Stuttgart, Metzler, 1836. 8. S. 256.

Ein ausführliches und gutes Handbuch, umfaſſend ſowohl die phyſiſche als politiſche Geographie des Landes und eine Charakteriſtik des Volksſtammes. Auch auf das Hiſtoriſche iſt Rückſicht genommen und ſollte in allen ſolchen Lehrbüchern, mehr als bisher geſchehen iſt, genommen werden, wenigſtens ſcheint es uns bei einer für den Jugendunterricht beſtimmten Geographie zweckmäßig, das Gedächtniß der Schüler möglichſt durch anziehende Fakta zu unterſtützen, bei denen man den Ort, wo es geſchehen, nicht mehr vergißt, und die für gewiſſe Gegenden überhaupt ein lebhaftes Intereſſe erwecken.

34) Rippoltsau und deſſen Heilquellen, von Frhrn. von Fahnenberg. Baden, Scotzniowsky, 1836. 8. S. 36.

Eine Schilderung des in neuerer Zeit beſonders ſehr in Aufnahme gekommenen Bades im Schwarzwalde, und die Beweisführung, daß für die Bequemlichkeit der Gäſte in dem Maße mehr geſorgt worden ſey, in welchem die außerordentliche Heilkraft ſeines Waſſers bekannter geworden.

35) Topographiſch-ſtatiſtiſches Wörterbuch der preußiſchen Monarchie, von F. W. Heidmann. Zwei Bände. Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1836.

Zwei Großoctavbände, auf jeder Seite zwei Spalten, auf jeder Spalte ungefähr 50 Ortsnamen und bei jedem nur kurz angegeben, in welchem Regierungsbezirk und Kreis er liegt, wie viel Einwohner er hat und an welches nächſte Poſtamt man addreſſiren muß, damit ein Brief dahin gelange, ſo daß jeder Artikel nur 2—3 Zeilen begreift. Recht brauchbar, um die Correſpondenz zu rectificiren.

36) Statiſtik und Topographie des Regierungsbezirks Düſſeldorf, von Dr. J. G. v. Viebahn. Erſter Theil. Düſſeldorf, Schreiner, 1836. 4.

Ein ſehr ausgedehntes Werk, mit der vollſtändigſten Verzeichnung alles zur Natur-, Landes- und Volkskunde des gedachten Bezirks Gehörigen, mit vielen ſtatiſtiſchen Tabellen. Möchten von ganz Deutſchland ſo klare, meiſterhaft vollſtändige Ueberſichten vorliegen.

37) Der preußiſche Staat, entworfen und gezeichnet von R. v. Bennigſen-Förder. In Stein geſt. von Pohlmann. In Commiſſion der Creuz'ſchen Buchhandlung in Magdeburg, 1836.

Ein großes Blatt liegt vor uns. In der Mitte die geo- und hydrographiſche Karte von Preußen, umher in kleinerem Maßſtab eine geognoſtiſche, Bergwerks-, Volksdichtigkeits-, Militär-, Agrikultur-, Handel- und Induſtrie-, Juſtiz-Verwaltungs-, kirchliche, ethnographiſche, Vegetations- und eine Karte, auf der die allmähligen Erwerbungen des Hauſes Hohenzollern verzeichnet ſind. Auf einem verhältnißmäßig engen Raum ſind hier allerdings außerordentlich viel Thatſachen combinirt und zur klarſten Anſchauung gebracht.

Mährchen.

Tauſend und ein Tag. Morgenländiſche Erzählungen. Aus dem Perſiſchen, Türkiſchen und Arabiſchen überſezt von J. F. von der Hagen. Zweite wohlfeilere Ausgabe. Elf Bände. Prenzlau, Kaiſersberg, 1836. 12.

Das bekannte Seitenſtück zur Tauſend und einen Nacht. Die ſchöne Farruchnaz, Tochter des Königs von Kaſchmir, wird durch einen Traum betrogen, alle Männer für untreu zu halten. Ihre Amme aber, um ſie von dieſer thörichten Einbildung zurückzubringen, erzählt ihr eine Menge Geſchichten, durch welche alle Tugenden der Männer ins glänzendſte Licht geſtellt werden. Der großmüthige Charakter beginnt den Reigen, dann folgt der gehorſame und vielgetreue Ehemann, dann der ſtandhafte Liebhaber ꝛc. Dieſe Erzählungen ſind ſehr artig und eine weit beſſere Lektüre als ſo viele hundert fade Romane der Neuzeit. Sie haben im Styl und in der ganzen Behandlung die größte Aehnlichkeit mit denen der Tauſend und einen Nacht. Die erſte Auflage dieſer Ueberſetzung erſchien 1827. Wir haben ſie damals ſchon empfohlen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 44. Freitag, 28. April **1837.**

Pädagogik.

1) Ideen zu einer Reviſion des geſammten Schulweſens, von J. P. E. Greverus, Rector und Prof. des Gymnaſiums zu Oldenburg. Oldenburg, Druck und Verlag der Schulze'ſchen Buchhandlung, **1836.**

Ein ſehr leſenswerthes Buch, worauf wir Schulvorſteher, noch mehr aber Schulbehörden, dann aber Alle aufmerkſam machen möchten, die da begreifen, daß Schulen, je mehr ſie National-Erziehungsinſtitute werden, für vernünftigen Beſtand, wie für heilſame Entfaltung des bürgerlichen Lebens von höchſter Wichtigkeit ſind. — Der Verfaſſer, obwohl Philolog von Fach, iſt doch weit mehr Schulmann mit Leib und Seele. Daher dreht ſich bei ihm Alles um die Fragen nach dem wahren Ziel der Jugendbildung und nach den Mitteln, es zu erreichen. Kein Lehrgegenſtand, ja keine Methode iſt ihm darum Selbſtzweck, ſondern beide gelten ihm nur, als ſo weit ſie jenem Ziele angemeſſen ſind. Dies iſt der einzige, des Schulmannes würdige Standpunkt. Bildung zur Humanität kann ein ſolcher nur wollen, und dieſer Bildungszweck ſchließt bei jedem beſonnenen Mann, und daher auch bei unſerm Verfaſſer, die Rückſicht auf künftigen Beruf vielmehr ein, als aus. Derſelbe verlangt daher außer Elementarſchulen noch Volksſchulen, Gewerbſchulen, höhere Bürgerſchulen, Gymnaſien, polytechniſche Schulen und Univerſität, und zwar will er ganz recht, daß ländliche und ſtädtiſche Volksſchulen, obwohl beiden die realiſtiſche Tendenz eigen ſeyn ſoll, doch unterſchieden, daß ländliche Gewerbſchulen errichtet und ganz anders eingerichtet werden, als ſtädtiſche. Für Städte verlangt er außer den Elementarſchulen eigentliche Volksſchulen mit beſonderer Rückſicht auf die um Lohn dienende Klaſſe, dann niedere Bürgerſchulen für künftige Handwerker, ferner höhere Bürgerſchulen für künftige Kaufleute, Künſtler und Kunſtgewerbleute, endlich die polytechniſche Schule. Die Trennung der eigentlichen Volksſchule ſcheint überflüſſig. — Die Schule erklärt der Verfaſſer für eine direkt für den höchſten Staatszweck arbeitende Anſtalt, indem der Staat keine höhere Aufgabe habe, als: Entwicklung aller bürgerlichen Geſellſchaftsverhältniſſe zu humanen; während Polizei- und Rechtsinſtitute ihm nur indirekt, nämlich negativ dem Staatszweck dienende Anſtalten ſind. Wenn aber hieraus vom Verfaſſer gefolgert wird, daß die Schule auch eine Staatsanſtalt ſey, wie Polizei- und Rechtsinſtitute, ſo ſcheint dies zu raſch gefolgert. Erſtlich müßte dann der Begriff des Staates über alle Verwechslung mit dem der Regierung hieraus entwickelt ſeyn; wobei

Digitized by Google

dann Schulen auch als Communal=, ja als Privatanſtalten exiſtiren könnten. Die nächſte Zukunft dürfte es freilich erleben, und für ſie wird es vielleicht nothwendig werden, Alles, auch jede Schule unter unmittelbaren Einfluß des Staates zu ſtellen. Aber ob die Alles verſchlingende Gewalt des Staates, als äußerer Form und Regel aller menſchlichgeſelligen Verhältniſſe, das Ziel ſey, worauf das menſchliche Leben angelegt iſt, das iſt eine andere Frage. Doch vindicirt der Verfaſſer dem Staate im Grunde nur ein Oberaufſichtsrecht über die Schule; und das iſt ihm vernünftigerweiſe nicht ſtreitig zu machen. Noch weniger wollen wir läugnen, daß es für den Lehrer, wie dermalen die Sachen faſt überall ſtehen, nur wünſchenswerth ſeyn kann, wenn er als Staatsdiener überall befugt wäre, Verkehrtheiten und Anmaßungen der Eltern und Communen von Amtswegen entgegen treten zu können. — Mit Recht fordert der Verfaſſer Emancipation der Schule von der Kirche, nicht von jener unſichtbaren, allein wahren, geiſtigen Kirche, ſondern von jener äußeren, die ſich immer noch über dem Staate dünkt, und ſich wenigſtens neben und, wo möglich, auch gegen ihn geltend zu machen ſucht. Er verlangt eine nicht bloß geiſtliche, ſondern eine pädagogiſche Inſpektion durch gehörig organiſirte Schulbehörden, und nähert ſich in ſeinen Vorſchlägen weit mehr den vom Ref. im zweiten Heft ſeiner pädagogiſchen Blätter gemachten, als Gräfe in ſeiner Brochüre über die Organiſation des ſächſiſchen Schulweſens. Hierüber werden wir uns noch näher bei Gelegenheit eines andern Werkes, das beſonders von Schulbehörden handelt, ausſprechen. Eben ſo berühren wir hier nicht näher, was der Verfaſſer meiſtentheils Treffendes über Bildung, Wahl, Anſtellung, Beſoldung der Lehrer, über Bildung des *Gemüthes* und des *Körpers* ſagt, die er mit Recht mehr und zweckmäßiger berückſichtigt wiſſen will, als immer noch geſchieht. Der praktiſche, vielerfahrene Schulmann tritt uns jedoch am meiſten in den Abſchnitten entgegen, wo er von den einzelnen Schulen redet. Für die Volksſchulen verlangt er, wie der um das Volksſchulweſen hochverdiente Probſt *Zerrenner* in Magdeburg, Einführung des wechſelſeitigen Unterrichts. Eigenthümlich, wenn gleich an Fichte und Peſtalozzi erinnernd, iſt und hat unſern vollen Beifall die Idee, den Elementarunterricht nicht mit Leſen und Schreiben, ſondern mit geregelten Leibesübungen, denen Anſchauungs= und Sprachübungen ſich anzuſchließen hatten, zu beginnen, und erſt, wenn auch die einfachſten Rechnen= und Zeichnenübungen ſchon angeſtellt worden, zum eigentlichen Trivium überzugehen. — Ganz beſondere Berückſichtigung verdienen aber die über Gymnaſien und ihre Einrichtung dargelegten Anſichten. Auf dieſem Gebiete iſt der Verf. ganz zu Hauſe und gänzlich frei von philologiſch=grammatiſchem Pedantismus, in dem Maße, daß er nicht anſteht, der Hamilton=Jacototſchen Lehrmethode Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Er verwirft die grammatiſtiſche Lehrart, die wohl nie mehr auf die Spitze getrieben worden iſt, als gegenwärtig auf den meiſten deutſchen Gymnaſien. Aber die Früchte ſolcher Verkehrtheiten bleiben auch nicht aus. Die Ertödtung des jugendlichen Geiſtes, die längſt den Stockphilologen prophezeit worden iſt, tritt da am entſchiedenſten hervor, wo ihre Methode am conſequenteſten durchgeführt wird. Und hinterdrein fangen dieſelben Herren an, zu klagen, daß in der Jugend, wenn ſie ins Jünglingsalter trete, gar nicht, oder ſehr ſelten mehr wiſſenſchaftlicher Geiſt, noch weniger Sinn für Poeſie ſich rege. Sonſt freilich konnte ſich der junge Menſch von euren grammatiſchen Plagen noch erholen durch Lektüre deutſcher Klaſſiker, oder durchs Treiben von Lieblingsſtudien. Jezt aber überhäuft ihr ihn auch außer der Schule mit einer Menge grammatiſcher, rhetoriſcher, kritiſcher Quisquilien, verbietet ihm jede andere, als die vorgeſchriebene Lektüre, und ſo muß der Geiſt, aller Lebensluft beraubt, verwelken, ehe er zur Blüthe gelangt iſt! Das unerquickte Gemüth, die ungebildete Phantaſie verlangen aber ihr Recht, und ſie werfen ſich dann dem Myſticismus, oder der ſchreckenloſeſten Lüderlichkeit, oder — denn der dem verſchmachten nahe gebrachten Seele iſt der nächſte, beſte Trunk recht, den der Zufall ihm bietet — der Demagogik in die Arme, während der einſeitig ausgebildete Verſtand nur noch in einer eben ſo ſpitzfindigen, als abſtruſen Philologie Befriedigung findet, in welcher dialektiſche Kopfüberſtücke für Tiefſinn, ja für Manifeſtationen des göttlichen Geiſtes ſelber ausgegeben werden. Sapienti sat.

Jedoch ſehen wir ab von den Folgen einer verkehrten Methode, die ſie nothwendig herbeiführen mußte, weil ſie naturwidrig iſt. Oberſter Grundſatz aller Erziehung und alles Unterrichtes iſt, die Wege mit Bewußtſeyn und Umſicht zu wandeln, welche die Natur uns zeigt. Wir lernen aber die Mutterſprache zuerſt ohne Grammatik durch den Gebrauch; die Grammatik iſt eben ſo das lezte Stadium der Entwicklung einer jeden Sprache, gerade wie Poetik und Rhetorik ſpäter ſind, als Poeſie und praktiſche Redekunſt. Daß nach Erwerbung des natürlichen Gebrauches der Sprache Kenntniß ihrer Geſetze und Regeln zur Sicherung und Begründung eines gebildeten und veredelten, richtigen Gebrauches derſelben förderlich, ja nothwendig ſey, möchten wir nicht einmal bei der Mutterſprache läugnen, noch weniger aber bei einer fremden, gleichviel, ob neueren oder alten. Herr Rector Greverus läßt daher zwei Jahre aus dem Lateiniſchen überſetzen, Ueberſeztes auswendiglernen, macht nach und nach auf die Verſchiedenheit der Formen ꝛc. ꝛc. aufmerkſam, iſt ſeinen Schülern Lexicon und Grammatik,

und erſt, wenn nach zwei Jahren die Schüler ihr lateiniſches Leſebuch ohne Hülfe verſtehen, ja auch Lateiniſch über deſſen Inhalt Auskunft geben können, dann erſt tritt Grammatik, Leſen einzelner Schriftſteller ꝛc. ein. Die Vortheile, welche aus dieſer naturgemäßen Methode fließen, ſind nicht allein für das Lateinlernen, ſondern für alle Gymnaſialſtudien bedeutend. Man braucht namentlich weniger Zeit für die alten Sprachen und gewinnt Zeit für andere, dem künftigen Gelehrten, wie jedem Gebildeten unentbehrliche Kenntniſſe, die den Geiſt von einer Seite bilden, welche beim einſeitigen Sprachſtudium gewöhnlich verkümmert.

Es kann der allgemeinbildende, eigentliche Elementar-Unterricht weiter ausgedehnt und bis dahin fortgeſezt werden, wo ſich Talent und Neigung zu dieſem oder jenem Beruf ſchon laut genug ankündigen. Doch wir fürchten, ſchon umſtändlicher über dieſes Werk uns verbreitet zu haben, als mit dem Zwecke dieſer Blätter vereinbar iſt; und ſo beſchränken wir uns, nur noch auf die kräftige Proteſtation gegen die Geiſteszwangsveranſtaltungen hinzuweiſen, welche unſere Univerſitäten, das Palladium unſerer nationalen Geiſteskultur, hie und da ſchon betroffen haben, oder noch betreffen dürften. Schickt nicht gedankenloſe Wortwiſſer, Menſchen, die vor lauter Lernen noch zu keinem ſelbſtthätigen Denken gekommen, die geiſtig, wie leiblich noch halbe Kinder ſind, zur Univerſität, ſo dürft Ihr die Univerſitäten nicht zu Schulen degradiren.

2) Die Mädchen- und Frauenwelt. Ein Lehrbuch für alle Verhältniſſe des weiblichen Lebens, von Leontine Günther. Leipzig, Frieſe, 1835.

Dieſes Buch iſt recht gut gemeint und es herrſcht in ihm eine gute Geſinnung vor; und wenn junge Mädchen keine andere Gelegenheit haben, ſich über das zu unterrichten, was zu einer zweckmäßigen, vernünftigen Führung des weiblichen Lebens gehört, ſo werden ſie in dieſem Buche viele gute Rathſchläge finden. Dieſelben ſind in der, unter gebildeten Frauen gewöhnlichen Art, ſich über ihre Angelegenheiten und Intereſſen vernünftig auszuſprechen, abgefaßt. Reflexionen, Gründe der Klugheit, Schicklichkeit, Moral und Religion ſind abwechſelnd angeführt, auch wohl gehäuft, um dieſe oder jene Maxime zu empfehlen oder zu verwerfen. Als Text, der hier nach allen Beziehungen ausgeführt, umſchrieben und ausgelegt wird, läßt ſich die, verſchiedenen Kapiteln des Buchs als Motto vorgeſezte Sentenz Schillers betrachten:

Nichts Schön'res kenn' ich, was ich mir auch wähle,
Als in der ſchönen Form die ſchöne Seele.

Und wirklich enthält dieſer Spruch die Quinteſſenz aller Lebensweisheit, nach welchem eine gebildete Frau zu trachten vermag. — In Bezug auf die abgehandelten Gegenſtände bemerken wir folgendes: die Verfaſſerin geht fein genug von Betrachtung des allen Frauen natürlichen Wunſches, liebenswürdig zu ſeyn und zu gefallen, aus, und rechtfertigt denſelben, ſofern er nicht ausarte ꝛc. Daran knüpft ſich ſehr einfach Alles, was über Schönheitspflege, über Kleidung, äußeren Anſtand ſich ſagen läßt, und wie die Pflege der Schönheit auf Pflege der Geſundheit zurückgeführt und mit Ordnungsliebe und der Pflicht, keine Leidenſchaft in ſich herrſchend werden zu laſſen, verbunden wird, ſo führt die Lehre vom Anſtande ꝛc. auf die von der Bildung des Gemüthes und Geiſtes über. Es iſt hier überall das Maßhalten empfohlen, und jedes Extravagiren über die Schranken der Weiblichkeit als dasjenige bezeichnet, was das Weib nur unglücklich machen könne. — Ehe von eigentlicher, an gewiſſen Gegenſtänden zu vollziehender Geiſtesbildung die Rede iſt, wird die Uebung in den weiblichen Tugenden der Geduld, der Treue, der Wahrhaftigkeit ꝛc. eingeſchärft. Später wird zwar gegen Vielwiſſerei der Frauen mit Recht geſprochen, wie gegen alles Prahlen mit Kenntniſſen und Einſichten; gleichwohl wird eine etwas überfüllte Muſterkarte des Wiſſenswürdigen entrollt. Lob verdient, daß die Verfaſſerin der franzöſiſchen Sprache und beſonders dem franzöſiſchen Geplapper die gebührende Geringſchätzung bewieſen und dagegen die italieniſche Sprache hervorgehoben hat. Ebenſo fehlt unter den zur Lektüre empfohlenen deutſchen Klaſſikern, und mit vollkommenem Recht, Goethe. Denn, wie man auch über dieſen Dichter, der eine Zeit lang den Gipfel des deutſchen Parnaß für ſich allein uſurpirt hatte, denken mag: das ſcheint gewiß, daß der größere Theil ſeiner Werke, beſonders aber ſeine Romane, keine Frauenlektüre ſind. Die äußere Form, in welcher hier alle Lehren und Vorſchriften mitgetheilt werden, iſt die Form von Briefen, welche an eine Nichte gerichtet ſind, die uns als aufblühende Jungfrau entgegentritt und die wir ſpäter in den wichtigſten Lebenslagen, in welche ein Frauenzimmer kommen kann, erblicken: in der erſten Liebe, als Waiſe, Erzieherin, Braut, Ehefrau, Mutter, beim Tode geliebter Kinder, endlich als Wittwe.

3) Erziehungslehre für gebildete chriſtliche Mütter. In Vorleſungen von Dr. G. A. F. Sickel, Schuldirector in Magdeburg. Magdeburg, Heinrichshofen, 1835.

Da unſtreitig Alles auf die erſte Erziehung der Kinder ankommt, dieſe aber bis zu der Zeit, wo „der Knabe ſich ſtolz vom Mädchen losreißt“ vorzugsweiſe den Müttern zukommt; ſo iſt eine Erziehungslehre für

Mütter gewiß ein, ſeinem Zweck nach höchſt dankenswerthes Werk, ja es iſt, wenn es nur einigermaßen ſeinem Zweck entſpricht und gehörig benuzt wird, nothwendiger und heilſamer, als jedes andere Erziehungswerk. Wenn irgend wodurch ein ſicheres Fortſchreiten der Menſchheit gewährleiſtet werden kann, ſo kann dies nur durch vernünftige Jugenderziehung geſchehen, aber durch die öffentliche, in Schulen und Inſtituten zu verleihende gewiß nicht, wenn dieſelbe nicht auf vernünftige, häusliche, den Müttern vorzugsweiſe zukommende Erziehung ſich ſtützen kann. — Dieſes war ſchon dem pädagogiſchen Reformator Peſtalozzi klar, als er ſein „Buch der Mütter“ ſchrieb; und derſelbe Gedanke liegt Jean Pauls geiſtvoller „Levana“ zu Grunde. Auch haben beide Bücher eine große Wirkung hervorgebracht; ſie haben im Allgemeinen das Recht der Mütter auf die erſte Erziehung der Kinder, welches durch bloß wiſſenſchaftliche, Unterricht und Kenntnißmittheilung einſeitig befördernde Pädagogen angezweifelt oder vernachläſſigt worden war, wieder geltend gemacht; ſie haben die Frauen ſelbſt vielfach wieder auf ihren wahren und edelſten Beruf hingewieſen, und namentlich hat Jean Pauls Levana vielen vornehmen und gebildeten Frauen das Gewiſſen gerührt und ſie wenigſtens dahin gebracht, ihrer Mutterpflichten nicht ſo ganz uneingedenk zu ſeyn, und ſie nicht ſo ganz bloß als ein nothwendiges Uebel anzuſehen, wie leider noch immer viel zu ſehr Mode iſt. — Das Erweckende, Anregende, für die erſte Kindererziehung Begeiſternde, was in Peſtalozzi's und Jean Pauls erwähnten Schriften liegt, hat gegenwärtige Erziehungslehre nicht; allein ſie iſt inſtructiver, wenigſtens für die mittlere Capacität, die bekanntlich diejenige iſt, auf welche man am meiſten rechnen muß. In dieſer Hinſicht wird dieſelbe allgemeineren Nutzen ſtiften, als jene beiden, zumal da ſie zwar in einem ernſten, mehr für männliche Leſer geeigneten Ton, aber doch in edler Einfachheit und Popularität abgefaßt iſt. Sie enthält ferner nicht allein einen großen Reichthum von Vorſchriften, welche bei den mannichfaltigen Vorkommenheiten der phyſiſchen, moraliſchen und intellektuellen Erziehung der Kinder zu beobachten ſind; ſondern ſie ſtellt auch die Ziele, welche ſich eine vernünftige und religiöſe Kindererziehung zu ſetzen habe, auf, und rechtfertigt ſie. Und wie denn jede Seite den vielerfahrenen und vielverſuchten Erzieher eigner und fremder Kinder verräth, ſo zeigt ſich auch darin die genaue Kenntniß der Menſchen und beſonders des Familienlebens, in deſſen Grund- und Bodenloſigkeit zu blicken, der Lehrer leider nur zu oft Gelegenheit hat, daß der Verfaſſer nicht müde wird, Eltern und insbeſondere die Mütter darauf hinzuweiſen, wie ihr eigenes Denken, Sprechen und Thun vor allen Dingen ein muſterhaftes ſeyn müſſe, wenn das Werk der Erziehung gelingen ſolle. Wir fürchten, daß dieſe, ans Gewiſſen der Eltern gerichteten Worte manche derſelben gegen das gute Buch einnehmen werden; wir aber können den Verfaſſer darum nur loben. „Solls beſſer werden, werdet ſelbſt erſt beſſer“ — bleibt buchſtäblich wahr. Predigen, ermahnen, warnen, ſtrafen ſchadet mehr, als es nuzt, wenn das eigene Leben der Prediger nicht ihrem Wort entſpricht, ſtatt ihm erſt Kraft und Nachdruck zu geben. Wer da will, daß ſein Kind wahrhaftig werde, ſey wahrhaft in allen Stücken; wer es fromm machen will, ſey ſelber fromm; wer es fleißig haben will, ſey ſelber fleißig ꝛc. Dann wird es weniger Worte und weniger Strafen bedürfen; und was alsdann noch weit mehr den Erfolg der Erziehung gewährleiſtet, iſt, daß das Erziehungsgeſchäft eben dann den Erziehenden ein inneres Anliegen, ein Bedürfniß und keine Laſt oder Nebenſache ſeyn wird. Alle Lehren, Ermahnungen und Strafen werden von ſolchen Eltern meiſtentheils die rechten ſeyn und recht und zur rechten Zeit angewendet werden; und den Kindern ſelbſt werden ſie um ſo eindringlicher, zur Beſſerung nöthigender erſcheinen, je weniger ſie in ihnen einen Widerſpruch mit dem entdecken können, was ſie täglich von den Eltern ſehen und hören.

W. B. Mönnich.

Länder- und Völkerkunde.

38) Reiſehandbuch durch das Königreich Ungarn mit den Nebenländern und Dalmatien, nach Serbien, Bukareſt und Conſtantinopel. Von Adolf Schmidt. Wien, Gerold, 1835. 8. S. 600.

Ein für Fremde, die nach Ungarn reiſen, und vorzüglich auch für ſolche Leſer, die es nur durch Beſchreibungen kennen lernen wollen, ſehr zweckmäßig eingerichtetes Buch. Der Verfaſſer häuft nämlich nicht bloß Notizen zuſammen, ſondern er beſchreibt und auf eine ſo anziehende Weiſe, daß viele ſeiner Schilderungen, z. B. die des Karpathengebirgs, uns aufs lebendigſte in die Wirklichkeit verſetzen. Bei weniger bekannten Ländern iſt dieſes Beſchreiben durchaus nothwendig, um die Reiſenden erſt aufmerkſam zu machen. Ueberdies hat es der Herausgeber auch an den zu Reiſehandbüchern erforderlichen Notizen in Betreff der Entfernungen, Stationen, Reiſegelegenheiten und an den geſchichtlichen und ſtatiſtiſchen Nachweiſungen nicht fehlen laſſen, und ein gutes Regiſter erleichtert das Nachſchlagen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 45. Montag, 1. Mai **1837.**

Werke über Oeſterreich.

1) Geſchichte des Hauſes Habsburg von dem Fürſten E. M. Lichnowsky. Erſter Theil, von den früheſten Nachrichten bis zu dem Tode König Rudolf des Erſten. Mit vier Kupfertafeln. Wien, Schaumburg u. Comp., 1836. gr. 8. S. XXIV. 546. CLXXIV.

Ein in vieler Beziehung merkwürdiges Werk, nicht nur weil es die erlauchte Literatur bereichert, ſondern weil es der Anlage nach ein neues Muſter für Specialgeſchichte aufſtellt. Während andere Geſchichtſchreiber die Quellen mehr oder weniger vollſtändig kannten, darunter nach Willkür wählten, davon nach Belieben einige nannten, andere nicht nannten, hat der Verfaſſer des vorliegenden Werks gewiſſenhaft und ſyſtematiſch alle nur möglichen Quellen ſeiner Geſchichte geſammelt, geordnet, dem Leſer vorgezählt und zu jedem ein kurzes Urtheil über deren Reichhaltigkeit und Glaubwürdigkeit hinzugefügt; ſo daß er ſelbſt dazu auffordert, jede etwaige Lücke ſeines Quellenſtudiums zu bemerken, jede etwaige falſche Beurtheilung einer Quelle zu berichtigen. Dazu kommt noch eine Urkundenſammlung und ein Tagebuch, worin chronologiſch der Inhalt unzähliger anderer, minder wichtiger Urkunden angegeben ſind.

Auf dieſer vortrefflichen Grundlage kann nun freilich der eine Baumeiſter ſo, der andere anders bauen. Die ſpeciellſte Kenntniß der Thatſachen vorausgeſezt, kommt es erſt noch auf die Auffaſſung an. Die Auffaſſung iſt aber gewiſſermaßen klimatiſch, und wenn wir gleich die guelfiſche Politik Rudolfs I. im Gegenſatz gegen die ghibelliniſche der geſtürzten Hohenſtaufen nicht durchaus in dem Lichte ſehen, wie Fürſt Lichnowsky, ſo legen wir auf dieſen Unterſchied, als auf etwas Natürliches, gar kein Gewicht, ſondern ſind ihm für einige neue Fakta verbunden, durch deren Mittheilung er unſere Anſicht beſtätigt, ohne es zu wollen. Wenn nämlich die perſönliche geheime Zuſammenkunft Rudolfs mit dem Papſt *vor* der Kaiſerwahl, wenn die Unterhandlungen mit der Fürſtenariſtokratie durch Friedrich von Zollern *vor* der Kaiſerwahl eben ſo gewiß ausgemittelt ſind, als die Thatſache, daß Kaiſer Rudolf ſchon am Krönungstag ſeine drei Töchter den vornehmſten Wahlfürſten vermählte und *nachher* durch die gehorſamſte Unterwürfigkeit unter den Papſt einer- und durch Annahme der ſein kaiſerliches Anſehen einſchränkenden Willebriefe der Fürſtenariſtokratie andrerſeits die Bedingungen erfüllte, *ohne* die man ihn gar nicht gewählt haben würde,

Digitized by Google

ſo iſt klar, daß Rudolf nur ein Werkzeug der guelfiſchen Politik war. Es *konnte* auch nichts anderes ſeyn, denn der Papſt, die franzöſiſche Partei und die nach Provinzial-Unabhängigkeit trachtenden deutſchen Fürſten waren Sieger, das deutſche Einheits- und Nationalintereſſe in den Ghibellinen beſiegt. Habsburg war von der guelfiſchen Politik ſo abhängig, daß es ſich auf Befehl des Papſtes dazu hergeben mußte, Ungarn einem franzöſiſchen Prinzen erobern zu helfen, zum großen Schaden des Reichs, das nunmehr von drei Seiten her durch die päpſtlich-franzöſiſche Allianz umgarnt wurde. Habsburg war von der guelfiſchen Politik ſo abhängig, daß es ſeine Tochter dem Sohn jenes Karl von Anjou vermählte, durch den Deutſchland den empfindlichſten Schimpf erlitten. Erſt in ſpäterer Zeit, als das mächtiger gewordene Haus Habsburg jener päpſtlich-franzöſiſchen Allianz entgegentrat, befand es ſich auf einem unabhängigen Standpunkt. Bei der außerordentlichen Vollſtändigkeit der Quellen und Erwähnung aller gleichzeitigen Nachrichten vermiſſen wir das merkwürdige Gedicht des Schulmeiſters von Eßlingen, das ſich im Maneſſiſchen Codex befindet. Es iſt zwar feindſelig gegen Rudolf, aber eine Stimme der Zeit, die ein unparteiiſcher Geſchichtſchreiber nicht hätte unabgedruckt laſſen ſollen.

Wir legen, wie geſagt, keinen Werth auf die politiſchen Theorien, die ſich mit dem Meridian verändern; doch finden wir es nicht unmerkwürdig, daß der Fürſt Lichnowsky, wenn auch von anderm Standpunkt aus, die Politik des Hauſes Habsburg genau ſo prädicirt, wie der ſelige Schneller. Uns will es aber ſcheinen, daß man der Geſchichte ein wenig Gewalt anthut, wenn man ihre mannichfaltigen Erſcheinungen einander ähnlich machen will, wo ſie es keineswegs ſind. Wenn der Herr Fürſt in der Vorrede feſtzuſtellen ſucht, daß das Haus Habsburg das *hiſtoriſche* Princip vertrete und von jeher vertreten habe, ſo ſtimmt das doch keineswegs mit der wirklichen Geſchichte durchaus überein. Als Rudolf von Habsburg auftrat, war der Ghibellinismus, die alte Kaiſermacht das hiſtoriſche, der Guelfismus dagegen, die vom Papſt geleitete Rebellion der Reichsfürſten gegen ihr geheiligtes Oberhaupt, und die Unterordnung dieſes Oberhaupts unter die Willkür der Fürſtenariſtokratie war das revolutionäre Princip jener Zeit. Wollte aber der Herr Fürſt einwenden, Gott ſey älter als der Kaiſer und inſofern der Papismus als das hiſtoriſche Princip zu behaupten, ſo können wir nicht umhin, ihn auf die ſpätere Zeit zu verweiſen, in welcher Habsburg, im Erbbeſitz der Kaiſerwürde, unwillkürlich ghibelliniſch werden mußte. Es wäre ſehr kurzſichtig, wenn man die ghibelliniſche Reaktion gegen das Papſtthum, die allerdings erſt unter Joſeph II. energiſch und offen hervortrat, in früheren Perioden verkennen wollte. Was hatte nicht Max I., Karl V., Maximilian II., ſelbſt der bigotte Ferdinand II. und Leopold I., Joſeph I., Karl VI. mit dem päpſtlichen Stuhl beſtändig zu ſchaffen, wenn auch meiſtens nur geheim. Wie oft, ja faſt immer, ſtand der Papſt im geheimen Bunde mit Frankreich, ſo oft dieſes den Kaiſer anfiel! Wir wollen nicht noch weiter unterſuchen, inwiefern etwa die großen *innern* Umgeſtaltungen in verſchiedenen Provinzen des öſterreichiſchen Kaiſerſtaats, welche radikale Ausrottungen des alt Hiſtoriſchen waren, an deſſen Stelle ſehr moderne Verhältniſſe traten, für das hiſtoriſche Princip vindicirt werden könnten. Es genügt uns, angedeutet zu haben, daß man Tendenzen von heute nicht auf Jahrhunderte, und die Conſervativpolitik alter Geſchlechter ſchwerlich auf die Erwerbungspolitik junger Geſchlechter zurückdatiren kann.

2) Oeſterreich unter Albrecht II. Von Franz Kurz, reſ. Chorherrn und Pfarrer zu S. Florian. Zwei Theile. Wien, Kuppfer und Singer, 1835.

Wir verdanken dem Herrn Kurz ſchon mehrere der ausgezeichnetſten ſpecialgeſchichtlichen Werke, ſo namentlich das über den großen Aufſtand der Oberöſterreicher unter Fadinger im dreißigjährigen Kriege, über Friedrich den Schönen und Albrecht den Lahmen. Hier beſchreibt er das Leben Kaiſer Albrechts II. Bekanntlich hat dieſer Kaiſer nur ſehr kurze Zeit regiert, und ſeine frühere Geſchichte als Herzog von Oeſterreich iſt durch den Huſſitenkrieg, der allein allen Ruhm jener Zeit verſchlungen hat, in den Schatten geſtellt worden. Herr Kurz zieht nun dieſe weniger bekannte Geſchichte ans Licht. Sie iſt für Oeſterreich insbeſondere ſehr intereſſant, denn es war eine Periode der Anarchie und wildeſten Fehde. Die Vormünder des jungen Albrecht, die Herzoge Leopold und Ernſt, befehdeten ſich aufs grimmigſte um die Vormundſchaft; jener mit ungriſchen und mähriſchen Räubern, dieſer mit den über Oeſterreichs Verluſte ſchadenfrohen Bayern im Bunde, und Beide das Werkzeug ihrer Bundesgenoſſen und Untergebenen, welche die allgemeine Auflöſung des Rechtszuſtandes nur benutzten, um zu rauben. Die fremden Zuläufer, der zügelloſe Adel, ja die Herzoge ſelbſt wetteiferten, das unglückliche Landvolk zu mißhandeln. Da Ernſt vorzüglich auf Bayern und den Adel ſich ſtützte, hielt ſich Leopold an die fremden Räuber und den Pöbel, hezte den leztern in Wien auf, ließ die reichen Rathsglieder hinrichten und berauben und einen Rath aus dem niederſten Haufen wählen ꝛc. Endlich trat Kaiſer Sigismund als Obmann auf, verſöhnte die Vormünder, nahm ſich des Mündels

an und beſtimmte ihn zu ſeinem Schwiegerſohn und Erben. Der junge Albrecht trat im Vertrauen auf eine ſolche Stütze bald energiſch auf, konnte aber ſeine Kraft nur gegen Wehrloſe geltend machen, gegen die Ketzer und Juden, die er aufs grauſamſte verfolgte, nicht aber gegen den übermüthigen Adel, der ſich an Gehorſam noch nicht gewöhnen wollte, und am wenigſten gegen die Huſſiten, die das ihm anvertraute Mähren und Oeſterreich ſelbſt furchtbar heimſuchten. Albrechts Verfahren in Mähren gegen die Andersdenkenden kam dem der Huſſiten an Grauſamkeit gleich. Wenn man bedenkt, daß er, den Huſſiten das Feld räumend, mehrere hundert Dörfer des ihm anvertrauten Landes in Brand ſtecken ließ, da die Einwohner mit den Huſſiten zu fraterniſiren Miene machten, ſo begreift man, wie rachluſtig die mähriſchen Brüder ihrerſeits werden mußten. Ueber die bisher im Detail wenig oder gar nicht bekannten Einfälle der Huſſiten in Oeſterreich theilt Herr Kurz ſo viel mit, als ihm möglich war, aus ſehr unvollſtändigen Quellen zu ergänzen. Intereſſant und neu iſt die Notiz, daß der böhmiſche Adel, der beſtändig eine *Mittelmacht* zwiſchen dem Kaiſer einer- und den wilden Huſſiten andrerſeits zu conſtituiren trachtete, nachdem der von ihm herbeigerufene polniſche Koribut den Erwartungen nicht entſprochen hatte, und der Adel weder ohne König bleiben noch zu Sigismund zurückkehren wollte, ſein Auge auf den Herzog Friedrich von Tyrol warf, der als früherer Feind Sigismunds den Huſſiten annehmlich ſeyn konnte, und zugleich als geborner Habsburger Böhmen dem habsburgiſchen Hauſe erhalten haben würde, da der Haß der Böhmen gegen Albrecht viel zu groß war, als daß ſie dieſen als Sigismunds Erben in Böhmen hätten anerkennen ſollen. Gleichwohl zerſchlug ſich dieſe Intrigue, weil Albrecht und Sigismund dagegen waren. Schon aus dieſer einzigen Bemerkung wird der kundige Leſer entnehmen, wie viele und mancherlei neue Aufſchlüſſe dieſes ſchöne Werk enthält.

3) Geſchichte der Regierung Ferdinands I. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen von F. B. von Bucholz. Siebenter Band. Wien, Schaumburg und Comp., 1836.

Ohne uns in weitere Polemik gegen den einſeitig katholiſchen Standpunkt des Verfaſſers einzulaſſen, wiederholen wir das Lob dieſes großen und mühevollen Werks, ſofern es eine ungeheure Menge von Thatſachen geſammelt und diplomatiſch treu mitgetheilt hat, die den Leſer in den Stand ſetzen, ſelbſt zu urtheilen. Der vorliegende Band beginnt mit der Verrätherei des ſächſiſchen Moritz und reicht bis zum Jahr 1562, umfaßt alſo den Paſſauer Vertrag, den Religionsfrieden, den franzöſiſchen und türkiſchen Feldzug, die Fehde gegen den wilden Markgraf Albrecht, die tragiſche Kataſtrophe Georgs in Siebenbürgen, Morizens, Karls V. und des Tridentiner Concils Ausgang, alſo eine der intereſſanteſten Epochen der deutſchen Geſchichte. Sofern dieſe Epoche zugleich eine der bekannteſten und von zahlreichen Forſchern bearbeitet iſt, bemerken wir, daß der Vorzug der vorliegenden Bearbeitung in den Erörterungen der Diplomatie Ferdinands I. und Karls V. und der Verhältniſſe in Ungarn und Siebenbürgen liegt. Eine der ausführlichſten Epiſoden iſt die Geſchichte des Kardinal Georg Mertenhauſen (Martinuzzi), der eine ſo große Rolle in Siebenbürgen ſpielte und dieſes Land gern dem türkiſchen Einfluß entriſſen und unter den öſterreichiſchen gebracht hätte, wenn man ſeinen Rathſchlägen gefolgt wäre. Er äußerte unter andern: „Ferdinand würde wohl thun, öffentlich zu verkünden, daß er den Bauern Freiheit geben wolle, damit man ſeine Sorgfalt für *alle* Klaſſen erkenne, und Gott durch dieſe den Bauern gegebene Freiheit leichter verſöhnt werde. Die Türken böten den Bauern die Freiheit an, und hätten dadurch manche Raizen zum Abfall gebracht, denn in der Unterdrückung glaube der Menſch ſolchen Worten leicht, wenn er gleich in noch ärgere Knechtſchaft falle. Zu ſolchem Abfall aber geben wir allein Anlaß, da wir die Bauern in ſolcher Unterdrückung halten, daß wir, nur daß ihnen Weib und Kinder nicht entriſſen werden, ſonſt alle Art von Grauſamkeit gegen ſie üben.“ Gewiß eine merkwürdige Aeußerung. Georg, den der Papſt kurz zuvor auf Ferdinands Verwendung zum Kardinal gemacht hatte, wurde auf des General Caſtoldo Befehl gemeuchelmordet, und der Papſt ſagte nur: man hätte ihn entweder nicht zum Kardinal empfehlen oder nicht ermorden ſollen. Dieſe Details gehören zu den intereſſanteſten des vorliegenden Werkes, das übrigens auch in den Partien, die von der deutſchen Politik und von dem Streit mit den Proteſtanten handeln, eine rühmenswerthe Ausführlichkeit beurkunden, und überall durch Citate und eigene Worte der Zeitgenoſſen den Leſer in den Stand ſetzen, ſich ſein eigenes Urtheil zu bilden.

Pädagogik.

4) Die Eckernförder Elementarſchuleneinrichtung ꝛc. Dargeſtellt von M. E. M. Müller, Director der Bürgerſchule zu Pirna, und K. Fr. G. Baumfelder, Oberlehrer ꝛc. zu Dresden. Dresden, Grimmer, 1835.

Lange Zeit hat man ſich in Deutſchland gegen den wechſelſeitigen Unterricht geſträubt, mit Recht abgeſtoßen

durch die gar zu maſchienenmäßige Form, die ihm ihre Gründer, Bell und Lancaſter, gegeben haben. Allein ſchon der Pater Girard in der Schweiz wußte zu ſeiner Zeit das Gute darin vom Fehlerhaften zu ſondern und jenes in ſo wohlthätige Anwendung zu bringen, daß er beim Einzug der Jeſuiten in Freiburg im Uechtland außer Thätigkeit geſezt wurde. Vor einigen Jahren hat Herr Probſt Zerrenner in Magdeburg bereits einen ſehr günſtigen Bericht über die Form des wechſelſeitigen Unterrichts erſtattet, welche demſelben im Holſteiniſchen gegeben worden iſt; auch iſt der wechſelſeitige Unterricht in Magdeburg ſeitdem eingeführt worden. Gegenwärtige Darſtellung gibt uns einen doppelten Bericht über den wechſelſeitigen Unterricht, wie derſelbe in Eckernförde geordnet iſt. Beide Berichterſtatter, von der königl. ſächſiſchen Regierung dahin geſchickt, ſprechen ſich für den wechſelſeitigen Unterricht in Elementarſchulen aus, ſobald er auf die ähnliche Art wie in Eckernförde ertheilt wird. — Die ausführliche Schilderung deſſelben und die umſtändlichere Darlegung der Gründe für ihn müſſen wir denen ſelbſt nachzuſehen überlaſſen, die ſich näher dafür intereſſiren. Wir beſchränken uns auf Hervorhebung einiger weſentlicher Punkte. Die Eckernförder Schuleinrichtung unterſcheidet ſich von der Bell-Lancaſterſchen darin, daß

a) bei jener der Lehrer, wie in andern Schulen, den eigentlichen Unterricht beſorgt und nicht das Zulernende, wie der Bell-Lancaſterlehrer, bloß von Gehülfen vorſagen und vormachen läßt; die Gehülfen haben in Eckernförde nur das ſchon vom Lehrer Gelehrte und Geübte zu repetiren und weiter einzuüben;

b) die Gehülfen werden aus den Schülern zwar gewählt, aber immer nur auf zwei oder drei Tage, und dies nur einmal in einem Monate, ſo daß nach der Reihe faſt alle Schüler, die kleinſten Anfänger ausgenommen, als Gehülfen gebraucht werden; — eine Einrichtung, welche ſowohl Eitelkeit als Vernachläſſigung im Weiterlernen unmöglich macht. Ferner iſt Geſetz, daß ein Schüler den Gehülfendienſt nur bei ſolchen Mitſchülern zu verſehen hat, denen er in dem betreffenden Lehrgegenſtande mindeſtens um drei Stufen voran iſt;

c) durch dieſe Stellung des Lehrers und der Gehülfen fällt der die eigentlichen Bell-Lancaſterſchulen treffende Vorwurf eines bloß gedächtnißmäßigen, mechaniſchen und geiſttödtenden Abrichtens weg und alle Vortheile dieſer Schulen werden in doppelt und dreifach höherem Grade erreicht. Wir führen nur einige an.

So lange es ein frommer Wunſch bleiben wird, daß kein Lehrer mehr als dreißig Schüler zu unterrichten habe, kann nur durch die Gehülfenſchulen den großen Uebelſtänden abgeholfen werden, welche überfüllte Claſſen in diſciplinariſcher und unterrichtlicher Hinſicht unvermeidlich mit ſich führen. Es kann ſogar durch dieſe Schulen das ſtufenmäßige Fortſchreiten der Schüler und das individuelle Bedürfniß jedes Einzelnen weit mehr in Betracht gezogen werden, als ſelbſt in Schulen, welche nur dreißig, ziemlich gleichartige Schüler unter einem Lehrer ohne Gehülfen haben. Es werden — ein unberechenbarer Vortheil — dadurch, daß die Schüler der Reihe nach zur ſelbſtthätigen Förderung des Lernens und der guten Zucht herbeigezogen werden, eben dieſelben mit weit größerem Eifer für Fleiß, Aufmerkſamkeit und gutes Betragen erfüllt. Wie dies in der Natur der Sache liegt, ſo hat es die Erfahrung überall, wo dieſe verbeſſerte wechſelſeitige Schuleinrichtung eingeführt worden iſt, beſtätigt. Die etwas militäriſche Ordnung, welche allerdings in dieſen Schulen herrſcht, iſt dem Kindesalter, wie wir aus den Kinderſpielen wiſſen, durchaus gemäß; und ſie kann unter der Oberleitung eines nur einigermaßen umſichtigen Lehrers nur wohlthätig wirken.

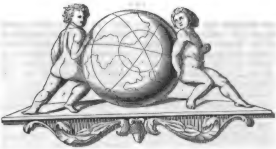
W. B. Mönnich.

Länder- und Völkerkunde.

39) Ludwighs maleriſche Reiſe von Peſth über Semlin, Belgrad, Mehadia nach Orſova. Mit politiſch-hiſtoriſch-ſtatiſtiſchen Bemerkungen und vorzüglicher Berückſichtigung der Bäder von Mehadia, Sliács, Stulna, Trencſin. Zwei Theile. Hildburghauſen, Keſſelring, 1835.

Das Intereſſanteſte an dieſer Reiſeſchilderung iſt die Beſchreibung der auf dem Titel genannten, in der übrigen Welt wenig bekannten Bäder. Außerdem bietet ſie wenig Neues dar. Die Donaureiſe nach Semlin und Belgrad iſt ſchon von andern oft beſchrieben worden. Auch der Beſuch des Verfaſſers beim Paſcha von Belgrad hat nur inſofern etwas Eigenthümliches, als jener den ſeltſamen Einfall hatte, dieſem eines ſeiner wenig bekannten Werke „Theon“ zu überreichen, deſſen huldvolle Aufnahme er berichtet. Die hiſtoriſchen und antiquariſchen Notizen, die der Verfaſſer überall einſtreut, ſind ſchätzenswerth.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 46. Freitag, 5. Mai 1837.

Werke über Oeſterreich.

4) Die Höfe und Cabinette Europas im achtzehnten Jahrhundert. Von Dr. Förſter. Zwei Bände. Mit einem Urkundenbuch. Potsdam, Riegel, 1836.

Was Herr Förſter über Wallenſtein, Friedrich Wilhelm I. und jezt wieder über Karl VI. geſchrieben hat, verdient die Anerkennung und den Dank der Mitwelt, da er theils bisher unbenuzte Quellen eröffnet, theils das bisher ſehr ungeordnete Material geſichtet und zum Ueberblick gebracht hat. Bei dieſem lezten Werk hat er wohl ein wenig zu ſehr geeilt, und in leicht erklärbarer Freude über neu Mitzutheilendes manches Aeltere, das in ſeiner Geſchichte nicht hätte fehlen dürfen, überſehen. Nicht zu gedenken des Theatri Europaei, der über dieſe Periode ſehr reichhaltigen Frankfurter Relationen, des Nürnberger hiſtoriſchen Bilderſaals, Ringhs Leben Joſephs I. ꝛc., ſo ſcheint uns der Verfaſſer den Briefen Eugens nicht genug Gewicht beigelegt und die verſificirte Lebensbeſchreibung Karls VI. von Conlin gar nicht gekannt zu haben. Hier hätte er aber zur Bereicherung ſeines Werkes ſehr anmuthige Schilderungen des Hofes, der kaiſerlichen Rundreiſen ꝛc. gefunden, z. B. den Empfang Karls VI. und ſeiner jungen Gemahlin in Linz und das ungemein naive Benehmen der Oberöſterreicher.

Es iſt ſehr gut, daß man in neuerer Zeit auf das unter allen Perioden unſrer Geſchichte bisher von der Forſchung am meiſten vernachläſſigte Zeitalter zwiſchen dem dreißigjährigen und ſiebenjährigen Kriege zurückkommt; denn vielleicht iſt keine Periode ſo lehrreich für uns, als gerade dieſe. Wenn es Herr Förſter vermocht hätte, ſeinen Gegenſtand aus einem nationalen Standpunkte zu betrachten, ſo würde ſein Werk an Intereſſe viel gewonnen haben; indeſſen ſind wir längſt gewohnt, nur von öſterreichiſcher, oder preußiſcher, oder bayeriſcher, oder badiſcher ꝛc. Geſchichte zu hören und die Weltbegebenheiten demgemäß aus den verſchiedenſten Schwinkeln anzuſehen. Herr Zſchokke findet in ſeiner bayeriſchen Geſchichte die Allianz Bayerns mit Frankreich gegen Oeſterreich im ſpaniſchen Erbfolgekriege ganz natürlich, und lobt und preiſt die Bayern darum, daß ſie für Frankreich auf ihre deutſche Brüder losgeſchlagen hätten. Ob Bayern dadurch die heiligſte Pflicht gegen das Reich verlezte, das deutſchen Geſammtintereſſe auf Jahrhunderte gefährdete, darum kümmert ſich Herr Zſchokke nicht. Er läßt einen gefangenen Bayern, dem ein Oeſterreicher dergleichen patriotiſche Vorwürfe macht, einfach antworten: „ich bin ein Bayer.“ In den öſterreichiſchen Geſchichten werden jene Begebenheiten freilich aus einem patriotiſcheren und dem deutſchen Nationalſtolz geziemenderen Standpunkt aufgefaßt; allein nachdem man geſehen hat,

Digitized by Google

wie ſich Oeſterreich einer ſchlimmen Lage noch ſo ziemlich mit heiler Haut entzogen hat, achtet man auf die Schmach und Gefahr der übrigen Reichsglieder nicht mehr, und der öſterreichiſche Standpunkt hört nach jedem Friedensſchluß ſchon wieder auf, der deutſche zu ſeyn. Niemand hat dies klarer erkannt und ſarkaſtiſcher ausgeſprochen, als Prinz Eugenius, der nebſt dem General Thüngen der einzige wahre Patriot jener Unglückszeiten war. Eugenius wollte nämlich einen deutſchen Landſturm organiſiren und die Franzoſen, die nicht nur Straßburg genommen, ſondern auch auf dem rechten Rheinufer die ſchamloſeſten Plünderungen ſyſtematiſch trieben, in Maſſe zurückjagen, und Thüngen ließ auf eigene Hand jeden franzöſiſchen Mordbrenner, den er einfing, lebendig verbrennen. Aber die deutſchen Fürſten waren zu uneinig und kraftlos, um die in Deutſchlands Geſammtkraft ſchlummernden Schrecken zu wecken und ließen ſich alles gefallen. In Lothringen wurden ſammt dem Fürſten alle einheimiſchen Beamten vertrieben und Franzoſen an ihre Stellen geſezt, dagegen alle junge Männer in franzöſiſche Regimenter geſteckt, alles herzogliche Privatvermögen, alle Kunſtſchätze, die Bibliothek ꝛc., die Kaſſen fortgeſchleppt und das Land mit unerſchwinglichen Steuern belegt. Straßburg wurde durch Verrath genommen, alle Städte im Elſaß, in der Rheinpfalz, im Badiſchen, im Bisthum Speyer, niedergebrannt. Daſſelbe Schickſal traf eine Menge würtembergiſche Städtchen und Dörfer, als der Adminiſtrator des Herzogthums von den Franzoſen gefangen wurde und das Land ſich weigerte, eine ſo ungeheure Summe für ihn zu zahlen, als ſie verlangten. Von Philippsburg und Breiſach aus plünderten die Franzoſen ſyſtematiſch die deutſchen Provinzen aus. Auch Freiburg im Breisgau war lange Zeit eine franzöſiſche Stadt. Der Jammer und die Schande von jener Zeit iſt bisher noch nie im gehörigen Zuſammenhange erzählt worden. Da ſo wenig Einheit unter den Deutſchen war, das grenzenloſe Elend der Weſtprovinzen abzuwenden und die franzöſiſchen Räuber zu züchtigen, ſo erfolgte, was nicht mehr zu verhindern war. Die Gefährdeten ſuchten ſich bei Frankreich in Gunſt zu ſetzen, ſo die meiſten rheiniſchen Kurfürſten und kleinen Herren; Ehrgeizige aber ſuchten, nachdem ſie den Reſpekt vor Kaiſer und Reich verloren, mit Frankreichs Hülfe es vollends zu zerſtören und in der allgemeinen Anarchie ſich ſelbſt zu vergrößern, ſo Bayern. Der Kampf führte alſo damals keineswegs zu einer großartigen Erhebung der Nation, ſondern zu einer immer ärgern Demoraliſation. Es war ein pſychologiſches Phänomen. Während die Ereigniſſe von der Art waren, daß ſie den furchtbarſten Rachegeiſt einer Nation entflammen mußten, geſchah nicht das mindeſte Großartige der Art, das Volk ſelbſt ſtand nirgends auf als in Tyrol, die Fürſten ſelbſt debattirten viel in höchſtem Eifer, einige ärgerten und grämten ſich ſogar todt, aber es geſchah nichts Großes. Prinz Eugenius ſprach mehr als einmal ſeine Verwunderung aus, wie es doch möglich ſey, daß eine ſo große, ſtarke Nation, wie die deutſche, ſich ſo gefühllos alles von Frankreichs Frechheit könne gefallen laſſen. Thüngen, der ſchon ein Auge verloren, mühte ſich in wüthendem Schmerz ab, einzeln das Unmögliche zu leiſten. Eugenius hätte ihn nach dem Tode Ludwigs von Baden gerne an die Spitze der Reichsarmee geſtellt, aber es war nicht möglich. Die Fürſten wollten dieſe Ehre keinem gemeinen Edelmann gönnen, und der Kaiſer übertraf alle Andern an Phlegma und an jener merkwürdigen Sorgloſigkeit, die ſich mitten in Gefahren und öffentlicher Schande mit dem feinſten Raffinement des Hofceremoniels beſchäftigt und nichts Wichtigeres kennt, als das Arrangement eines Feuerwerks.

Dieſen Kaiſer nun, Karl VI., der das Phlegma und die unglückliche Politik Leopolds I. und Joſephs I. erbte, hat Herr Förſter hier mit diplomatiſcher Ausführlichkeit und Treue geſchildert. Er verlor durch den Abfall Englands von der deutſchen Sache die Vortheile der großen Siege, die Eugen und Marlborough bereits erfochten hatten. Er verlor nach Eugens Tode durch die üble Hofwirthſchaft, die er geſtattete, auch das Heldenheer, das ihm Eugen erzogen, denn man ließ es verhungern, abdanken, demoraliſiren, ſo daß nun auch im Türkenkriege die Lorbeern Eugens verloren gingen. Dagegen war er der Begründer jenes ſinnlichen Wohllebens, das die Wiener noch bis auf den heutigen Tag charakteriſirt. Der Contraſt dieſes Wiener Hoflebens mit der allgemeinen Calamität des Reichs iſt ſo ſtark als möglich, und das Bild des Kaiſers in der ungeheuern Allongeperrücke erhält dadurch eine eigenthümliche Folie.

5) Hiſtoriſche Darſtellung der Allein-Regierung Joſephs II., insbeſondere der Reaction gegen den Geiſt ſeiner Anſtalten. Von Dr. Groß-Hoffinger. Stuttgart und Leipzig, Rieger und Comp., 1837.

6) Geiſt der Geſetze Kaiſer Joſephs II. Von Demſelben, daſelbſt.

Die Reformen Joſephs II. ſind hier aus dem richtigen Standpunkt aufgefaßt und im Zuſammenhange vollſtändiger als bisher zur Ueberſicht gebracht. Der Verfaſſer geht nämlich von dem Standpunkt aus, daß der edle Kaiſer das Beſte wollte, und daß, wenn er

auch in ſeinen Berechnungen manche Täuſchung hätte vermeiden können, es doch weit weniger ſeiner Unklugheit, als dem böſen Willen ſeiner Gegner zuzuſchreiben iſt, wenn alle ſeine Plane mißlangen, denn dieſer böſe Wille würde ihn unter allen Umſtänden bekämpft haben, wenn er auch vorſichtiger zu Werke gegangen wäre. Ferner hält der Verfaſſer den Geſichtspunkt feſt, aus welchem die Joſephiniſchen Reformen im Geiſt unſerer vorgeſchrittenen Zeit beurtheilt werden müſſen, d. h. er rechtfertigt die vortrefflichen Abſichten des Kaiſers durch die Thatſache, daß Vieles, was er gewollt hat, trotz alles Widerſtandes, den *er* noch erfuhr, durch die Allgewalt der Zeit gleichſam von ſelbſt geworden iſt. Sehr richtig faßt der Verfaſſer die Motive des Widerſtandes gegen Joſephs Reformen folgendermaßen zuſammen: „Joſeph hatte die verdunkelten Seelen, vieler in Unwiſſenheit und Barbarei verſunkener Völkerſchaften aufzuhellen, und hier verſchworen ſich die finſtere Schwärmerei des Aberglaubens, die Starrſinnigkeit des Unverſtandes, die Habſucht und der Eigennutz Jener, die dem herrſchenden Glauben Vorurtheile ernährten, gegen ihn. Joſeph hatte das fehlerhafte Gleichgewicht des Rechtszuſtandes herzuſtellen, aber hier bedrohten ihn die Bevorrechteten durch die eigene Gewalt ihrer Rechte, und die Beeinträchtigten, durch lange Knechtſchaft erlahmt, konnten die von Feſſeln befreiten Hände nicht brauchen, ihren Befreier zu unterſtützen. Joſeph hatte die Unwirthſchaft im Staate zu heben, aber dieſe war eine Quelle des Wohlſtands für Vornehme und Geringe, und ſie ließen ſich den gewohnten Genuß nur mit Gewalt entreißen. Joſeph hatte den Nationalfleiß zu beleben, aber das ſchlaftrunkene Volk murrte gegen den Störer ſeiner ſüßen Trägheit.“

Das waren in der That die wenig ehrenwerthen Motive aller der Hinderniſſe, die man den für Völkerfreiheit und Völkerglück ſo wohlthätigen Reformen Joſephs in den Weg legte. Der Verfaſſer ſpricht auch von den auswärtigen Intriguen gegen Joſeph, durch welche die hierarchiſch-ariſtokratiſche Oppoſition in Oeſterreich ſelbſt verſtärkt wurde, und erörtert insbeſondere die Polemik, die Johannes Müller *gegen* Joſephs Reformen eröffnet hat. Endlich hat er gezeigt, wie namentlich auch der Mißbrauch der von Joſeph eingeführten Freiheit dieſer ſelbſt geſchadet habe. Joſeph hob die Leibeigenſchaft auf; ſogleich ſtand unter den Wallachen Horja auf, *gab vor*, ein kaiſerlicher Agent zu ſeyn, mordete 120 Edelleute, zerſtörte gegen 300 Schlöſſer. Joſeph gab die Preſſe frei; ſogleich wurde Oeſterreich mit unzüchtigen und zugleich unendlich faden und geiſtloſen Schriften überſchwemmt. Joſeph erließ das berühmte Toleranz-Edikt; ſogleich glaubten die Illuminaten ein Recht zu haben, über die Religion zu ſpotten, und indem ſie den Kaiſer vergötterten, machten ſie das Volk glauben, er ſey ganz ihrer Meinung. Man erinnere ſich nur, was Blumauer alles ſchrieb.

Das Haupthinderniß, woran Joſephs Reformen ſcheiterten, war aber deſſen Durchfahren durch die Nationalitäten. In ſeiner Lage war es ihm freilich nicht zu verdenken, daß er ſeinem Staate Einheit zu geben wünſchte durch *ein* Geſetz, durch *eine* Verwaltungsnorm; aber er wünſchte etwas Unmögliches. Er vergaß die verſchiedenen Nationalitäten und Bildungsſtufen ſeiner Völker, und konnte *als der erſte Lothringer* (denn ſein Vater hatte nicht regiert) nicht mehr ändern, was die Politik der Habsburger ſeit Jahrhunderten feſtgeſtellt. Haus Habsburg nämlich, urſprünglich in der guelfiſchen Politik groß gezogen, hatte ſeine ungeheuren Erwerbungen immer nur in einem hierarchiſch-imperatoriſch-europäiſchen Sinne auf Koſten der deutſchen Nationalität gemacht; es hatte ſich zu oft auf auswärtige Verbindungen geſtützt (zuerſt auf den Papſt und das Haus Anjou gegen die Ghibellinen, dann wieder auf den Papſt und Spanien gegen die Reformation) und war endlich ſeiner größern Ländermaſſe nach immer mehr ſlaviſch, magyariſch und welſch geworden und nach Süden und Oſten vorgerückt, während es im Norden und Weſten immer mehr von ſeinen deutſchen Stammlanden verlor (die Schweiz, Elſaß, Lothringen, Vorderöſterreich, Burgund, die Niederlande, Schleſien und die Lauſitz). Joſeph verſuchte vergeblich, den öſterreichiſchen Kaiſerſtaat wieder mehr zu germaniſiren, durch Einverleibung Bayerns, durch Einführung der deutſchen Sprache in ganz Ungarn ꝛc. Es iſt merkwürdig, daß gerade die beiden *Stände*, Geiſtlichkeit und Adel, die *nicht* an einer Nation hängen, ſondern eine Corporation innerhalb der verſchiedenſten Nationen bilden, und auf die bisher gerade die Habsburger ſich bei ihrer europäiſchen Politik geſtützt hatten, jetzt die Nationalität als Waffe gegen den wohlwollenden Kaiſer gebrauchten, nicht um National-Unabhängigkeiten, ſondern nur um ihre Standesprivilegien zu vertheidigen.

Das vorliegende Werk iſt in einem ſo freiſinnigen Geiſt geſchrieben, daß wir das hinſichtlich der verſchiedenen Meinungen, die über den Verfaſſer in Umlauf ſind, bemerkenswerth gefunden haben.

7) Erzherzog Karl und der Weltſtreit von 1792 bis 1815. Von Demſelben, daſelbſt, 1836.

Eine gute Zuſammenſtellung der bekannten Begebenheiten, aber ohne neue Aufſchlüſſe. Man kann

dieſe auch jezt noch nicht verlangen. Wir ſehen den erhabenen Feldherrn, an den aller Ruhm und alle Hoffnung der kaiſerlichen Heere ſich knüpften, auf eine durchaus für unſer profanes Auge unregelmäßige und unerklärliche Weiſe aus dem Geheimniß der in Wien beliebten Kriegsdispoſitionen hervortreten und wieder darin verſchwinden; einmal zum Oberbefehl berufen, ein andermal wieder nicht, einmal bloß für die erſte, ein andermal bloß für die zweite Hälfte eines Feldzugs, einmal keck und offenſiv in ſchwieriger Lage, ein andermal durch geheime Befehle zurückgehalten in günſtiger Lage. Wir ſehen ihn, der in der Zeit des Unglücks allein Lorbeern ſammelte, in der Zeit des Glücks außer Thätigkeit geſezt und ohne Theilnahme an den lezten Lorbeern. Am beſten hat Napoleon dieſe eigenthümliche Stellung des Erzherzogs Karl zu den öſterreichiſchen Feldzügen charakteriſirt, indem er 1797, als der Erzherzog zu ſpät zum Commando der in Italien bereits gänzlich aufgelösten Armee berufen wurde, in die Worte ausbrach: bisher haben wir Armeen ohne Feldherrn geſchlagen, jezt bleibt uns nur noch ein Feldherr ohne Armee zu ſchlagen übrig.

8) Wiener Skizzen aus dem Mittelalter von J. E. Schlager. Erſte und zweite Reihe. Mit Kupfern. Wien, Gerold, 1836.

Obgleich dieſes Werk zunächſt nur für Wien Intereſſe hat, ſo iſt es doch bei der Uebereinſtimmung der ſtädtiſchen Verwaltungen und Sitten im Mittelalter auch als ein Beitrag zur allgemeinen Städtegeſchichte zu betrachten und mit großem Dank anzuerkennen, beſonders in den Theilen, die ſich auf alte Rechtsverhältniſſe, auf altſtädtiſches Bauweſen, auf Vertheidigung und Rüſtung und auf Volksſitten beziehen. Die zwanglos einander folgenden Aufſätze betreffen: das Wiener Pferderennen, das ſchon 1382 vorkommt; Original-Urkunden zur Geſchichte der Juden in Wien; die Feldzüge, Waffenzeug, Schießübungen und Zeughäuſer der Wiener; alte Topographie des Petersplatzes; die Feſtung Wien und der Stadtgraben; das Spinnenkreuz am Wiener Berge; alte Topographie des Hohenmarkts; das Bäckerſchupfen (betrügeriſche Bäcker wurden in einer Art Käfig, der aber offen war, über einer Pfütze aufgehängt, und mußten, wenn ſie nicht verhungern wollten, zulezt vor den Augen des jubelnden Volks hinunterſpringen); Feierlichkeiten, fürſtliche Einzüge, Turniere der berittenen Bürger, die öffentliche Feier der Sommerſonnenwende (Johannisfeuer). Im 2ten Theil: der alte Kirchenritus zu St. Stephan, die Palmenweihe, Pumpermette, Fußwaſchung, Freitagsprozeſſion, Paſſionsſpiel ꝛc. und der Wolfsſegen. Ob dieſer ſo wichtig genommene Wolfsſegen ſich, nach des Herausgebers Angabe und nach der ſchon ältern Meinung, auf die Gefahren bezieht, in die einmal die Wiener durch Wölfe gekommen ſeyen, möchten wir bezweifeln. Unſere Vorfahren fürchteten ſich vor wirklichen Wölfen nicht, wohl aber ſpielt der Wolf im heidniſchen Aberglauben eine große Rolle, und es ſcheint uns wahrſcheinlich, daß der kirchliche Segen urſprünglich gegen etwas Dämoniſches gerichtet war; Wiener Hofſitte und Hofhaltung von 1441, die etwas einfacher iſt, als die unter Karl VI.; die Wiener Hofſchranne von 1370, ein ſehr intereſſanter Beitrag zur Rechtsgeſchichte; fortgeſezte Urkunden zur Geſchichte der Juden; die Seelhäuſer und Regelſchweſtern; Topographie des Stephans-Freythofes; kleine Chronik. Zum Schluß noch eine Notiz über die Spinnerin am Kreuz bei Wieneriſch-Neuſtadt, dem Pendant zu der ganz ähnlichen Säule am Wiener Berge. Der Herausgeber ſagt, die urſprünglich einfachen Kreuze am Wege ſeyen nach barbariſchen Zerſtörungen im Kriege ſchöner wieder erneuert worden und das gothiſche Schnitzwerk habe durch ſeine feinen Verzierungen das Volk veranlaßt, ſie gleichſam für ſteinerne Spinnweben zu halten.

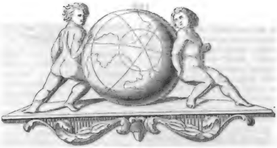
9) Bilder und Träume aus Wien. Leipzig, Volckmar, 1836.

Ein Sittengemälde Wiens in einzelnen Tableaux, wobei die öffentlichen Vergnügungen und das Theater beſonders hell beleuchtet hervortreten, in einem leichten und bequemen, zuweilen frivolen, doch deßhalb der Sache keineswegs unangemeſſenen Tone, denn obgleich der Verf. kein Wiener iſt, ſo hat er doch gutes Naturell genug gehabt, in Wien Wiener zu werden und die Feder in Heiterkeit und Luſt zu tauchen.

10) Prag in ſeiner jetzigen Geſtalt. Humoriſtiſches Charaktergemälde. Meißen, Gödſche, 1835.

Ein ähnliches Buch, doch weniger leicht und ungezwungen im Humor. Der Verfaſſer hätte vielleicht beſſer gethan, die ernſthafte Seite allein herauszukehren und einfach zu beſchreiben, anſtatt daß er ſich pikirte, auch humoriſtiſch reflektiren zu wollen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 47. Montag, 8. Mai 1837.

Sternkunde.

Wir haben von der bedeutendſten, oder wenigſtens umfangsreichſten, neueren Arbeit des wackern Wiener Aſtronomen Littrow, nämlich von ſeinen:

1) Die Wunder des Himmels, oder gemeinfaßliche Darſtellung des Weltſyſtems. Von J. J. Littrow, Director der k. k. Sternwarte zu Wien. 3 Theile. gr. 8. Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers und aſtronomiſchen Abbildungen. Stuttgart, Hoffmann, 1836.

in unſern vorjährigen Nrn. 89 und 90 eine ausführliche Anzeige gegeben, müſſen aber in Bezug auf dieſes Werk gegenwärtig nachträglich anführen, daß die ganze Auflage deſſelben indeß bereits vergriffen, und daß ſelbſt ſchon ein neuer, ſehr ſauberer Abdruck davon in Einem Bande erſchienen iſt. Von den Zuſätzen, die dieſe neue Auflage enthält, iſt aber zugleich ein beſonderer Abdruck veranſtaltet worden, welcher den Beſitzern der erſten Auflage gratis nachgeliefert wird.

Außer dieſem größeren Werke hat der unermüdliche Verfaſſer unterdeß noch drei kleinere Schriften, nämlich:

2) Geſchichte der Entdeckung des allgemeinen Gravitationsgeſetzes durch Newton. Gemeinfaßlich dargeſtellt von J. J. Littrow. Wien, Beck, 1835. gr. 8.

3) Sterngruppen und Nebelmaſſen des Himmels. Mit 3 Kupferplatten. Von Demſelben, daſelbſt, gr. 8.

4) Die Doppelſterne. Mit 1 Tafel. Ebenſo.

an das Licht treten laſſen, welche höchſt intereſſante Materien aus dem Gebiete der Sternkunde mit eben ſo viel Gründlichkeit als Klarheit und Popularität behandeln.

In der That beſchäftigt ſich gleich die, wie geſagt, der Entdeckung der allgemeinen Gravitation durch Newton gewidmete, erſte dieſer Schriften, mit einem der bedeutendſten Gegenſtände unſerer Wiſſenſchaften; ja, der menſchliche Geiſt hat vielleicht ſelten einen größern Fortſchritt, als durch die Entdeckung dieſes Himmelsgeſetzes gemacht. Dieſe Entdeckung, in ihrem ganzen Umfange und in ihrer mathematiſchen Entwicklung, war Newton vorbehalten, und begründet vorzugsweiſe die Unſterblichkeit ſeines Namens; aber man darf, um gerecht zu ſeyn,

nicht unerwähnt laſſen, daß auch ſchon andere Weltweiſe vor dem engliſchen Geometer richtige und tiefe Einſichten von der allgemeinen Schwere gehabt haben. * Der große deutſche Aſtronom Kepler äußert Gedanken darüber, welche den Begriff ziemlich vollſtändig andeuten, und eine ſchöne Ahnung der Geſetze der Himmelsbewegung einſchließen. Er ſagt in der Vorrede ſeiner berühmten Astronomia nova ausdrücklich: „die Schwere ſey eine gegenſeitige Affection verwandter Körper zur Vereinigung; zwei Körper würden, wenn Nichts ſie hindere, nach Maßgabe des gegenſeitigen Verhältniſſes ihrer Maſſen, auf einander zurücken, ſo daß z. B., wenn nicht Erde und Mond durch andere Kräfte in ihrer Bahn zurückgehalten werden, die Erde ſich um $^{1}/_{54}$ gegen den Mond, der Mond aber um $^{53}/_{54}$ gegen die Erde bewegen müſſe.“ — Auch ſchreibt er ſchon dem Monde die Erregung der Fluth zu, und bemerkt ausdrücklich, daß dieſer Weltkörper das Waſſer der Erde ganz zu ſich empor heben würde, wenn die Erde aufhöre, es an ſich zu ziehen.

Die Leſung der Kepler'ſchen Schriften war hinreichend, der Meinung von der allgemeinen und wechſelſeitigen Schwere mehrere Anhänger zu verſchaffen. Fermet (franzöſiſcher Weltweiſer des 16ten Jahrhunderts) gedenkt in ſeinen Schriften nicht nur der Erklärung der Schwere durch ein gegenſeitiges Anziehen, wobei ſich die Körper gegenſeitig ſo zu nähern ſuchen, daß der größere den kürzeren Weg mache, ſondern er fand, nach dem Zeugniſſe ſeines Landsmannes, des Jeſuiten Merſenne, daß ein zwiſchen der Oberfläche und dem Mittelpunkte einer Kugel befindlicher materieller Punkt weniger gravitire, weil es die äußeren Theile rückwärts anziehen, woraus er ſchloß, daß die Schwere in dieſer Rückſicht, wie der Abſtand vom Mittelpunkte abnehme. Roberral, ebenfalls ein franzöſiſcher Naturforſcher jener Zeit, gab unter dem Namen Ariſtarch von Semos ein Buch heraus, worin er allen Theilen der Materie die gegenſeitige Schwere als eine weſentliche Eigenſchaft beilegt, welche mache, daß ſie ſich zu runden Maſſen bilde. — Es iſt gewiß intereſſant, dem menſchlichen Verſtande in ſeinen allmähligen Bemühungen um endliche vollkommene Entdeckung einer großen Wahrheit zu folgen.

Niemand aber hat vor Newton die Lehre von der Gravitation ſo allgemein überſehen, als Dr. Hook. (An attempt to prove the motion of the Earth. London, 1677. 4.) „Ich will, ſagt er, ein Weltſyſtem erklären, das von allen andern unterſchieden iſt, aber mit den Lehren der Mechanik vollkommen übereinſtimmt. Es gründet ſich auf die drei Vorausſetzungen, daß alle Himmelskörper nicht allein gegen ihren eigenen Mittelpunkt, ſondern innerhalb ihrer Wirkungskreiſe, auch wechſelſeitig gegen einander ſelbſt ſchwer ſind; daß alle Körper, die eine einfache und geradlinige Bewegung haben, dieſelbe in gerader Linie fortſetzen, wenn nicht irgend eine Kraft ſie beſtändig ablenkt und zwingt, einen Kreis, eine Ellipſe, oder irgend eine andere Curve zu beſchreiben; und daß endlich die Anziehung um ſo ſtärker wird, je näher der anziehende Körper iſt.“ Er fügt hinzu, das Geſetz, nach welchem dieſe Kraft zunehme, habe er noch nicht unterſucht; die Entdeckung deſſelben könne aber der Sternkunde ſehr nützlich werden. — Demnach konnte er daſſelbe nie angeben, wie viel er auch dazu aufgefordert wurde; und ſeine Muthmaßungen, welchen Tiefſinn ſie auch verrathen, ſtehen noch ſehr weit hinter Newtons erhabenen Demonſtrationen zurück.

Dieſer tiefſinnige Forſcher fand die Lehre von der allgemeinen Gravitation in dem angegebenen Zuſtande, als er ſich im Jahre 1666 durch eine damals in England graſſirende Peſt genöthiget ſah, Cambridge zu verlaſſen, und eine Zuflucht in ſeinem Geburtsorte Woolsthorpe zu ſuchen. Die bekannte Anekdote, daß ein, von einem Baume fallender Apfel ſein Nachdenken auf die Geſetze der Schwere gelenkt habe, iſt zwar oft in Zweifel gezogen worden, hat aber in der neueſten Zeit doch wieder viel Glauben gefunden. Jener Baum, von dem man ſich die Sache erzählte, iſt bis zum Jahr 1826, wo er durch einen Sturm umgeſtürzt worden, ein Gegenſtand allgemeiner Beachtung geweſen; und jezt, nach ſeinem Falle, hat man noch aus ſeinem Holze einen Stuhl geſchnizt, der an derſelben Stelle ſteht. Suum cuique, ſelbſt den Bäumen! — Sey es mit dem Apfel indeß wie ihm wolle, ſo urtheilte Newton nach ſeiner eigenen Darſtellung in den „Principia“ über die Kraft ſelbſt, welche der Fall deſſelben veranlaßt, daß, da dieſe Kraft in ihrer Wirkſamkeit auch auf den höchſten Bergen noch keine merkbare Abnahme erleidet, ihr Einfluß ſich wohl gar bis zum Monde erſtrecken, und dieſen Weltkörper in ſeiner Bahn um die Erde erhalten könne, wiewohl ſie in einer ſo großen Entfernung eine bedeutende Verringerung erfahren möge. Sein ganzes Beſtreben ging

---

* Man erſieht aus mehreren Stellen des Lucrez, daß die allgemeine Schwere ſchon ein Grundſatz des Epikureiſchen Syſtems geweſen ſey; ja, er zieht (de rerum natura. I. v. 983 sqq.) die kühne Folgerung daraus, daß die Welt ohne Grenzen ſey: „denn, ſagt er, wenn es eine Grenze derſelben gäbe, ſo würden die Körper daſelbſt gegen keine äußere weiter ſchwer ſeyn, und alſo durch ihre Schwere gegen die inneren herabgetrieben werden.“ — Es iſt kaum möglich, anzunehmen, daß dieſe und ähnliche Stellen Newton unbekannt geblieben ſeyn ſollten, zumal da ſie ſein Landsmann und Zeitgenoſſe, Gregory, ſorgfältig zuſammengeſtellt hat. N.

nun dahin, das Geſetz jener Verringerung nach Maßgabe der wachſenden Entfernung zu beſtimmen, und er gelangte mit Beihülfe mehrerer Analogien aus der planetariſchen Bewegung zu dem Satze: „daß die Schwere, bei wachſender Entfernung vom anziehenden Körper, nach dem Quadrate dieſer Erfahrung abnehme, und alſo z. B. in einer doppelten Entfernung viermal kleiner werde.“ Demgemäß müßte der Mond, welcher 60 Erdhalbmeſſer von der Erde abſteht, alſo z. B. in 1 Minute Zeit nur durch $^1/_{3600}$ des Raumes fallen, den die nahe an der Oberfläche der Erde fallenden Körper in der nämlichen Zeit durchlaufen, und welcher, nach den Geſetzen des freien Falles, bekanntlich $3600 \times 15^1/_2$ Fuß beträgt, d. h. der Mond müßte in 1 Minute etwa $15^1/_2$ Fuß gegen die Erde fallen.

Dieſe Größe aber, um die ſich der Mond der Erde, in Folge der Gravitation der lezteren, ſolchergeſtalt in 1 Minute nähert, d. h. um welche er durch dieſe Kraft von ſeiner tangentialen Richtung abgelenkt wird, findet ſich bei der Centralbewegung durch den *Sinus verſus* des Bogens ausgedrückt, welche dieſer Himmelskörper während der nämlichen Zeit in ſeiner Bahn zurücklegt, und welcher 32 Secunden 56 Tertien beträgt. Wenn alſo Newtons Schlußfolge richtig war, ſo mußte ſich der Sinus verſus dieſes Bogens für einen Kreis, deſſen Radius 60 Erdhalbmeſſer beträgt (in Fußen ausgedrückt), $= 15^1/_2$ Fuß finden, und dies war die entſcheidende Probe. Newton ſtellte dieſe Berechnung ſogleich an, ſezte dabei aber den Erdhalbmeſſer, nach den damaligen Schätzungen, zu klein voraus, und fand alſo den geſuchten Sinus verſus natürlich auch zu klein, nämlich ſtatt $15^1/_2$ Fuß nur $13^1/_3$ Fuß. Wie klein dieſe Differenz iſt, ſo beſtimmte ſie den vielleicht zu gewiſſenhaften Geometer doch, von einer ſo vortrefflichen Combination ſogleich abzuſtehen; und die ganze, ſo hochwichtige Unterſuchung blieb darüber gegen zehn Jahre liegen. Man erinnert ſich auf dieſe Veranlaſſung daran, daß die Entdeckung von Keplers bekanntem dritten Himmelsgeſetze durch einen ähnlichen Irrthum einen ähnlichen Aufenthalt erfuhr. Tantae molis erat doctrinam condere novam! könnte man, Virgil parodirend, ausrufen. — Erſt nach zehn langen Jahren alſo, im Jahr 1676, welches wir demnach als das eigentliche Geburtsjahr dieſer großen Entdeckung zu bezeichnen haben, ward Newton durch einen Zufall veranlaßt, dieſe Unterſuchung wieder vorzunehmen. Unterdeß hatte Pecard in Frankreich ſeine bekannte Gradmeſſung ausgeführt, wodurch man die Größe des Erdhalbmeſſers richtiger zu ſchätzen im Stande war; und als Newton mit dieſen genaueren Daten ſeine Rechnung wiederholte, ſo fand er zu ſeinem freudigſten Erſtaunen, daß der geſuchte Sinus verſus wirklich $15^1/_2$ Fuß betrage, wodurch alſo das große, eben von uns angeführte, durch alle Himmel gehende Geſetz beſtätigt war. — Was ich hier aber ſo trocken hin erzähle, iſt in unſerm Werke mit all der, der Größe des Gegenſtandes angemeſſenen maleriſchen Schönheit vorgetragen, und ich kann mich nicht enthalten, wenigſtens dieſe Stelle wörtlich abzuſchreiben. „Als Newton, heißt es bei unſerm Verfaſſer, im Verlaufe ſeiner Rechnung zu bemerken glaubte, daß das von ihm ſo lange und ſo ſehnſuchtsvoll geſuchte Reſultat wirklich heraus zu kommen ſcheine, überfiel ihn die Wehmuth der Freude, und er konnte ſein angefangenes Werk nicht vollenden. In dem Vorgefühle, daß er am Vorabende des wichtigſten Tages ſeines Lebens, daß er an der Schwelle der glänzendſten Entdeckung ſtehe, welche je ein Menſch gemacht hat, wurde er von einem ſo heftigen Beben aller Nerven ergriffen, daß er ſich gezwungen ſah, einem eben zu ihm hereintretenden Freunde die gänzliche Vollendung ſeiner Rechnung zu überlaſſen; und er erlebte nun die hohe Freude, ſeine ſo lange gehegten Ideen vollkommen beſtätigt und ſeine glückliche Vermuthung auf das ſchönſte bewährt zu ſehen.“

Dies iſt die Geſchichte von Newtons großer Entdeckung, wie wir ſie ſo gedrängt und überſichtlich als möglich aus dem Werkchen haben zuſammen faſſen können, deſſen Detail dem Leſer einen um ſo größeren Reiz gewähren wird, wenn er daſſelbe an dem von uns hiermit gebotenen Hauptfaden verfolgt.

Die beiden andern hiernächſt noch zu betrachtenden Schriften, welche ſich angegebenermaßen mit den *Sterngruppen und Nebelmaſſen des Himmels*, gleichwie mit den *Doppelſternen* beſchäftigen, gehören, ihrer Natur nach, in der Darſtellung zuſammen. Sie verbreiten ſich über die erhabenſten Reſultate der neueren aſtronomiſchen Forſchung, und zeigen uns das Univerſum in einer Herrlichkeit, Grenzenloſigkeit und Mannichfaltigkeit neuer Formen, welche kein für Gegenſtände dieſer Art irgend empfängliches Gemüth ungerührt laſſen können.

Man begreift bekanntlich unter dieſem Ausdrucke der „Doppelſterne“ Gruppen von zwei, oft auch von mehreren Sternen (für welchen Fall ſie den Namen der vielfachen Sterne erhalten), welche ſo außerordentlich nahe bei einander erſcheinen, daß ſie ſich auf den erſten Anblick gleichſam gedoppelt darſtellen, und von denen einer meiſtens Centralgeſtirn rückſichtlich des oder der übrigen iſt, und von dieſen umkreiſt wird.

(Der Schluß folgt.)

Werke über Oeſterreich.

11) Darſtellungen aus dem ſteyermärkiſchen Oberlande. Von F. L. Weidmann. Mit 1 Kupfer und 1 Karte. Wien, Gerold, 1834. 8. S. 228.

Eine ſehr anziehende Schilderung des bisher ſo wenig bekannten ſteyermärkiſchen Gebirges. Der Verf., der im Gefolge Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs Johann vielmal unter den günſtigſten Umſtänden das Hochland durchreiſt iſt, auch ſchon viel Einzelnes darüber hat drucken laſſen, war beſſer als irgend ein Anderer im Stande, ein ſolches Werk abzufaſſen. Er nahm den Flecken Schladming zum Mittelpunkt ſeiner Excurſionen. „Dieſer Flecken prangte einſt als bedeutende Bergſtadt, reiche Bürger trieben hier Gewerbe, und der Wohlſtand Schladmings war auf eine hohe Stufe geſtiegen. Die Stürme der Reformation und des Bauernkrieges verwehten dieſes Glück, zerſtörten dieſen Zuſtand. Die proteſtantiſchen Bauern des Oberlandes traten in unſeliger Verblendung im Jahr 1525 zu offener Fehde gegen die beſtehende Ordnung der Dinge zuſammen. Verminderung der Abgaben, gleiche Vertheilung derſelben an alle Stände, Freiheit der Religonsübung, der Wildbahn, des Holzſchlages, Fiſchfanges ꝛc. mit den Waffen in der Hand heiſchend, verbanden ſie ſich mit den, in offenem Aufſtande gegen ihren Landesherrn befindlichen Salzburgern, und lieferten bei Schladming unter Anführung ihres Oberſten, Michael Gruber von Bramberg, dem Landeshauptmann von Steyer, Sigmund von Dietrichſtein, ein Treffen, in welchem ſie den Sieg errangen. Mehr als 3000 Katholiken, darunter viele Edelleute, blieben auf dem Schlachtfelde. Feldflüchtig warf ſich der Reſt der Geſchlagenen hinter die feſten Zinnen der Bergſtadt Schladming, aber Gruber folgte ihnen, und errang im Einverſtändniß mit den Bürgern die Stadt. Die roheſte Grauſamkeit befleckte nun den Sieg. Auf dem Hauptplatze der Stadt wurden 32 Adelige enthauptet. Aber ſchon nahte der Rächer. Niclas Graf von Salm erſchien mit den kaiſerlichen Völkern. Schladming wurde mit ſtürmender Hand erobert, die Rebellen vernichtet, die Stadt zerſtört und in die Reihe der Marktflecken herabgeſezt. — Der Proteſtantismus waltete indeſſen in der Steyermark noch immer ſo kräftig fort, und artete gegen das Ende des Jahrhunderts wieder in ſolchen Widerſtand gegen die oberſte Gewalt aus, daß die gänzliche Erſtickung deſſelben beſchloſſen ward. Eine Hofcommiſſion, beſtehend aus dem Freiherrn Andrä von Herbersdorff, dem Abte von Admont und Alban von Moosheim, unterſtüzt durch die bewaffnete Macht, begann am Ende des Jahres 1599 ihr Geſchäft. Am 4. November dieſes Jahres wurden alle proteſtantiſchen Kirchen in und um Schladming zerſtört, die Auswanderung der Paſtoren verfügt, und die Bewohner mußten zu dem Glauben ihrer Väter zurückkehren. So blieb es, bis das Toleranz-Edikt Kaiſer Joſephs II. die freie Religionsübung wieder geſtattete. Die Stürme hatten nun ausgetobt. Friedlich erkannten die Proteſtanten die Huld des Fürſten, welcher ihnen ein ſo köſtliches Gut wieder verlieh, und in Eintracht leben ſeither die biedern Aelpler, wenn auch verſchiedenen Bekenntniſſes.“ Noch zeigt man am Ramſauerſtein eine Felſenkanzel, von wo in den Zeiten der Verfolgung gepredigt wurde. Unter den Ausgewanderten werden die berühmten Familien Herzberg und Finkenſtein genannt. Rührend iſt die Schilderung der Geduld, mit welcher die Bauern und Hirten in den höchſten Gebirgsdörfern länger als ein Jahrhundert als heimliche Proteſtanten lebten, bis ſie, durch Joſephs Toleranz-Edikt berechtigt, plötzlich in großer Anzahl ſich zu erkennen gaben und neue Kirchen bauten. Sie ſtehn im wohlverdienten Ruf patriarchaliſcher Tugenden. Inzwiſchen hat ſich Schladming nicht mehr zu ſeinem frühern Flor erhoben, und auch die reichen Silberbergwerke, die durch Ermordung und Vertreibung der fleißigen Bergleute eingingen, liegen noch unbefahren.

Der ſchönſte Berggipfel dieſer Gegenden iſt der Hochgolling, von dem ein ſchöner Stahlſtich beiliegt. Dieſer 9047 Fuß über dem adriatiſchen Meer erhabene Berg, ſo wie die Hochwildſtelle wurde von Erzherzog Johann zum erſten Mal beſtiegen. In ihrer Nähe liegt der höchſt romantiſche Schwarzenſee, deſſen delikate Fiſche längſt als geiſtlicher Leckerbiſſen berühmt ſind, und deſſen leichte Kähne nach der Schilderung Weidmanns liebliche Senninnen ſchaukeln. In Steyermark gehn nicht wie in der Schweiz die jungen Männer, ſondern die Mädchen mit dem Vieh auf die Alpen. Ihre Gefahren beim Mähen des an den ſchroffeſten Felſenwänden ſpärlich wachſenden Graſes, und wobei manche ſchon verunglückt iſt, werden theilnehmend beſchrieben. Manches Bild aus dieſem Senninnenleben verdiente einen Maler, z. B. das Gebet der Senninnen an einem Felsblock, auf den ein Kreuz gepflanzt iſt, unterwegs wenn ſie mit der Heerde zur Alp aufſteigen. Ueberhaupt iſt das Sittengemälde, das der Verfaſſer von den Steyermärkern, von ihren Gebräuchen, von ihrem berühmten Nationaltanz ꝛc. entworfen hat, ſehr heiter und anziehend. Schade, daß er ihrer zahlreichen Volksſagen und Mährchen nur obenhin gedenkt und eine Sammlung derſelben wünſchenswerth findet; er hätte ſie gleich ſelbſt geben ſollen. — Auf der Seite gegen Salzburg iſt der Thorſtein oder Dachſtein der erhabenſte Gipfel dieſes Gebirges. Thor erinnert an den altdeutſchen Gott. Sollten nicht Sagen dieſes Berges erhalten ſeyn?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 48. Freitag, 12. Mai 1837.

Sternkunde.

(Schluß.)

Die Doppel- und vielfachen Geſtirne müſſen daher als Syſteme einer höheren Weltordnung betrachtet werden, bei welchen ſich, ſtatt daß in den gewöhnlichen Sonnenſyſtemen, z. B. im unſrigen, Planeten um eine Sonne laufen, vielmehr Sonnen um eine Sonne bewegen. * Dergleichen Doppelgeſtirne kennt die Aſtronomie, ſo weit die Tiefen des Himmels ihren Inſtrumenten überhaupt noch zugänglich ſind, ſchon weit über 6000; und unerachtet ſie ſich kaum erſt ein halbes Jahrhundert mit Verfolgung dieſes Gegenſtandes beſchäftigte, ſo iſt es ihr doch ſchon gelungen, aus den indeß beobachteten durchlaufenen Bögen auf die ganze Umlaufszeit mehrerer dieſer Wandelſonnen zu ſchließen. Solchergeſtalt iſt z. B. ermittelt worden, daß die Wandelſonne γ Virginis 513 unſerer Jahre gebraucht, ehe ſie den ganzen Umlauf um ihre Centralſonne, d. h. alſo ihr Jahr, vollendet, daß die Wandelſonne 61 Cygni 452 unſerer Jahre dazu verwendet u. ſ. w.; und man hat ein Recht zu ſchließen, daß die Umlaufszeit anderer ſolcher Wandelſonnen auf viele Tauſende von Jahren ſteigen, und daß dieſe Bewegung, eben ihrer außerordentlichen Langſamkeit wegen, von uns kaum bemerkt wird. Es iſt ferner bemerkt worden, daß ihr Lauf nach Art der Planeten um unſere Sonne, in Ellipſen erfolgt, und man iſt ſogar dahin gelangt, die Axen dieſer Ellipſen, ihre Excentricitäten u. ſ. w. zu beſtimmen, und ſich zu überzeugen, daß der Centralſtern ſeinen Platz in dem einen Brennpunkte dieſer Ellipſe hat. Eine ſolche Bewegung um einen Centralkörper iſt aber eine nothwendige Folge des oben angegebenen Newton'ſchen Attractionsgeſetzes. Man kann mit vollkommner geometriſcher Schärfe zeigen, daß dieſes Geſetz jene elliptiſche Bewegung zur Folge, und daß, umgekehrt, dieſe elliptiſche Bwegung jenes Geſetz zur Urſache haben muß. Und ſo wie in unſerm Syſteme jede einzelne Planetenbeobachtung, bei ihrer genaueſten Uebereinſtimmung mit der Theorie der elliptiſchen Bewegung, mit Recht als ein neuer Beweis der Richtigkeit dieſer Theorie ſelbſt betrachtet wird; eben ſo ſind auch die unzähligen Beobachtungen der Doppelſterne, die genau mit der für ſie berechneten elliptiſchen

* Das vollſtändigſte Werk, welches wir bis jezt über dieſe merkwürdigen Doppelgeſtirne beſizen, iſt: „Struve, Ueber Doppelſterne. Dorpat. 1827. 4.“ (Literaturblatt v. 1828. N. 1. 2.) Von demſelben Gelehrten wird aber in dieſem Augenblicke eine neue Arbeit über denſelben Gegenſtand angekündigt, ein über 130 Bogen ſtarkes Werk, an welchem jezt unter Aufſicht der kaiſerlichen Akademie zu Petersburg gedruckt wird, und auf welches wir hierdurch vorläufig aufmerkſam machen. R.

Bahn übereinſtimmen, gleich viele Beweiſe, daß daſſelbe Geſetz der Schwere, welches in unſerm Sonnenſyſteme herrſcht, auch in den Syſtemen der Doppelſterne herrſchen muß, und daß dieſes Geſetz daher, im ſtrengſten Sinne des Wortes, ein allgemeines, für alle Syſteme geltendes und durch die ganze endloſe Natur gehendes ſey.

Der Centralſtern unterſcheidet ſich übrigens von den, ihm ſatellitenartig beigegebenen Wandelſonnen nicht bloß durch ſeine Größe, welcher Umſtand alſo eine neue Aehnlichkeit mit unſerer, den zugehörigen Wandelſternen an Größe auch ſo ſehr überlegenen Sonne bildet; ſondern, was ganz beſonders merkwürdig erſcheint, auch durch die Farbe. Gewöhnlich erglänzt der Centralſtern in einem ſchönen weißen (ſeltener in einem gelblichen oder röthlichen) Lichte, während ſich der Satellit nur in blauer oder blaugrüner Farbe zeigt. Wahrſcheinlich gehören die Sterngruppen, zu welcher wir jezt mit dem Verf. übergehen, ebenfalls in die Kategorie der ſo eben beſchriebenen vielfachen Sterne, von denen ſie ſich nur durch die noch größere Zahl, der dieſe Gruppen bildenden Sterne unterſcheiden. Man verſteht nämlich unter „Sterngruppen“ diejenigen iſolirten lichten Stellen des Himmels, die ſich, wenigſtens durch beſſere Fernröhre, noch durchaus in einzelne Sterne auflöſen laſſen. Sie gewähren meiſtens das Anſehen von kugelförmigen, mit Sternen dicht erfüllten Räumen, welche, iſolirt und gleichſam wie Aeroſtaten, am Himmel zu ſchwimmen, und große, von allen übrigen abgeſonderte Sonnenfamilien zu bilden ſcheinen, während ſich in ihrer Mitte ein größerer und lichterer Stern, wiederum eine Centralſonne zeigt, zu welchem die übrigen Körper des Syſtems abermals in dem Bezuge von Wandelſonnen ſtehen mögen. Die Anzahl der Sterne, welche in einer ſolchen ſphäriſchen Gruppe enthalten ſind, zu zählen, würde meiſtens ein ganz vergebliches Beſtreben ſeyn. Nach Herſchels Schätzungen ſind da oft zehn- bis zwanzigtauſend Sterne in einen Raum zuſammengepreßt, deſſen Fläche kaum den zehnten Theil der Vollmondsfläche beträgt. Gegen die Mitte, alſo nach dem Centralkörper hin, nimmt die Helle dieſer kugelförmigen Sterngruppen immer zu, und zwar iſt dieſe größere Helle eine Folge der größeren Gedrängtheit der Sterne, eine Erſcheinung, welche, wie Herſchel erwieſen hat, nicht etwa bloß optiſch, ſondern wirklich phyſiſch iſt. „Es ſcheint, fügt der Verfaſſer dieſen Auseinanderſetzungen hinzu, übertrieben und phantaſtiſch zu ſeyn, dieſe Tauſende in einem ſo kleinen Raume zuſammengepreßten Sterne für Sonnen zu halten, gleich derjenigen, die uns leuchtet, und ihre gegenſeitigen Abſtände, welche wir kaum mehr unterſcheiden können, in demſelben Verhältniſſe groß anzunehmen. — Aber was iſt dort oben, wo uns jeder Maßſtab fehlt, noch groß oder klein zu nennen? Da ſelbſt die größten dieſer Sternkugeln, in denen ſich gleichwohl das Licht von zehn- und zwanzigtauſend Sonnen vereinigt, mit freien Augen kaum bemerkt werden können, ſo muß wohl ihre Entfernung von uns ſo ganz außerordentlich ſeyn, daß uns jeder Maßſtab dafür gebricht, und unſere Einbildungskraft über Erfindung eines Begriffes dafür ermüdet.“

Hinſichtlich der eigentlichen Nebeln iſt zuerſt zu bemerken, daß man zwei weſentlich verſchiedene Arten derſelben kennt. Wenn man die eigentliche runde Sterngruppe, wie wir ſie oben beſchrieben haben, durch ein ſchwächeres Rohr betrachtet, ſo erſcheint ſie auch bloß als ein Nebel; mit einem beſſeren, wie eine Miſchung von Nebel und Sternen, und mit einem ſehr ſtarken Fernrohre endlich als ein ganz in einzelne Sterne aufgelöstes Aggregat. Allein bei den eigentlichen Nebeln iſt dem nicht ſo, hier wird auch durch das allerſtärkſte Teleſkop nur die Helligkeit des Nebels vermehrt, und der allgemeine Lichtzuſtand derjenigen Einheit und Gleichförmigkeit näher gebracht, welche Herſchel mit dem Namen milchiger Nebel bezeichnet. Es gibt ganze große Gegenden des Himmels von mehreren Quadratgraden, welche völlig mit dieſer Nebelmaſſe erfüllt ſind. Dieſe Nebelfelder, wenn wir ſo ſagen dürfen, zeichnen ſich nicht bloß vermittelſt des helleren Lichtes, durch welches ſie vom übrigen dunkeln Grunde des Himmels verſchieden ſind, ſondern auch durch ihr eigenthümliches ſchuppen- oder fleckenartiges Anſehen aus, welches ſie unſern ſogenannten Lämmerwolken ähnlich macht.

Der Verfaſſer gibt eine Darſtellung der Hauptformen dieſer Himmelsnebel. Mehrere zeichnen ſich durch ihre wahrhaft erſtaunliche Größe aus, indem ſie, ſelbſt in den ungeheuren Entfernungen, um welche ſie von uns abſtehen, noch ſehr beträchtliche Räume des Himmels, wie geſagt, oft von vielen Quadratgraden einnehmen. Da ſie aber an den meiſten Stellen ſehr lichtſchwach, in den Grenzen unbeſtimmt und gleichſam verwachſen ſind, ſo kann man ſie nur mit den allergewaltigſten Fernröhren in ihrer ganzen Ausdehnung verfolgen. Um aber hiernächſt wenigſtens einen allgemeinen Begriff von jener ganz ungeheuren Ausdehnung mancher dieſer Nebelfelder zu geben, wollen wir ein ſolches, welches 8 Quadratgrad einnimmt (Rectaſcenſion: 0^h 36; Poldyſtanz: 47°), genauer betrachten, wobei man ſich daran erinnern muß, daß die Scheibe der Sonne oder des Vollmondes, wie uns dieſe Geſtirne erſcheinen, etwa den vierten Theil eines Quadratgrades am Himmel bedecken. Unter dieſer Vorausſetzung nimmt das hier zu betrachtende Nebelfeld einen Raum der Himmelsfläche

ein, den erſt 32 um einander geſtellte Vollmonde erfüllen würden, und der Durchmeſſer dieſes Feldes beträgt beiläufig 3½ Grad, vielleicht der Sonne an Größe gleich zu ſetzenden. Nun erſcheint der Durchmeſſer des nächſten Firſternes noch nicht unter dem Winkel einer Secunde; und wenn wir alſo die Entfernung des Nebelfeldes von der Erde nur der Entfernung dieſes Firſterns von uns gleich ſetzen, welches beſtimmt noch unendlich viel zu wenig iſt: ſo würde ſich alſo der Durchmeſſer des Nebelfeldes zum Durchmeſſer unſerer Sonne verhalten, wie 3½ Grad zu 1 Secunde, d. h. wie 12600 zu 1, oder: der Durchmeſſer dieſes Nebelfeldes faßt den Durchmeſſer unſerer Sonne, welcher gleichwohl mehr als 100 mal größer iſt, als der, 1720 Meilen betragende Durchmeſſer unſerer Erde, mindeſtens 12600 mal. — Herſchel hat die Flächenräume aller ſolcher von ihm beobachteten Nebelfelder in eine Summe gebracht, und die Geſammt-Ausdehnung derſelben über 200 Quadratgrade, alſo faſt dem 200ſten Theile * der ganzen Himmelskugelfläche gleich gefunden. Die Menge des Nebelſtoffes, welcher durch den ganzen Himmelsraum verbreitet iſt, ſcheint daher an das Ungeheure zu grenzen, *wenn ſie nicht vielmehr in der That unendlich iſt!*

Außer dieſen aber gibt es auch verhältnißmäßig kleinere Nebel, von denen indeß mehrere dennoch die Oberfläche des Mondes übertreffen. Dieſe ſind nun aber alle viel beſtimmter begrenzt, ohne daß es jedoch irgend eine beſtimmte Geſtalt für ſie gäbe, indem ſie vielmehr unter allen möglichen, ſelbſt den bizarrſten Formen erſcheinen. Wo ſich bei dieſen Nebeln eine regelmäßigere, mehr ausgebildete Geſtalt vorfindet, da ſcheint dies allemal auf Unkoſten ihrer Ausdehnung erfolgt zu ſeyn; und man kann ſich des Gedankens nicht erwehren, daß dieſe Nebel nichts als Zuſammenballungen des durch das ganze Univerſum verbreiteten Welterſchöpfungsſtoffes ſind, der ſich auf verſchiedenen Stufen der Verdichtung und Formbildung befindet, bis in der *Kugel* die Bedingung des Hervorgehens eines neuen Geſtirns erreicht iſt. Der Schöpfungsakt wäre, nach dieſer erhabenen Vorſtellung, im Allgemeinen kein geſchloſſener, ſondern eben ſo unendlich in der Zeit, als die Ausdehnung der Himmel ein Unendliches im Raume. Freilich erliegt das menſchliche Begriffsvermögen unter der Größe dieſer Vorſtellung; aber die Idee des Unendlichen iſt dem Menſchen, als ſolchem, auch nur erſt noch in der Andeutung zugänglich. — *Vollkommen kreisrunde Nebel*, welche man ebenfalls häufig beobachtet, zeigen ſich viel kleiner und heller als alle übrigen, und das Licht nimmt bei ihnen nach dem Mittelpunkt ſtufenweis und regelmäßig zu. „Es ſcheint daher, heißt es mit den Worten des Werkes, als wenn bei ihnen die Verdichtung gegen den Mittelpunkt bereits weiter vorgeſchritten ſey, und daß ſich in den Maſſen, welche vorher noch auseinanderſtrebten, allmählich ein Gleichgewicht und ein regelmäßiges Ablagern hergeſtellt habe. Oftmals hat die oben erwähnte Lichtzunahme vom Umkreiſe nach dem Mittelpunkte hin nur ſehr allmählich ſtatt, ſo daß ſich die eigentliche Grenze zwiſchen dem helleren Kerne und der umgebenden kugelförmigen Hülle nicht recht angeben läßt. Bei andern, ſchon in der Formation vorgeſchrittenen Nebelmaſſen iſt die Hülle gleichmäßig matt erhellt, und von dem kleinen lichten Kerne ſcharf getrennt. Wieder bei andern hingegen iſt die (atmoſphäriſche *) Nebelhülle nur ſehr ſchwach erhellt, und dafür der Mittelpunkt, der eigentliche Kern, an Glanz und Lichtſtärke ſchon einem wirklichen Firſterne ähnlich. Die Centralkraft der Gravitation hat dann bei dieſen *Nebelſternen*, wie wir die Körper dieſer lezteren Kategorie wohl benennen dürfen, alle dichteren, vorher noch durch die ganze Nebelmaſſe zerſtreuten Theile in dieſem engeren Kernraum vereiniget; der um den Mittelpunkt comprimirte Nebelſtoff hat ſchon Sternnatur angenommen, und die weiteren Umhüllungen enthalten nur noch den wolkenartigen Ueberreſt der Urmaſſe, deren ſucceſſive Metamorphoſen endlich die *neue, die werdende Sonne erzeugen*. Denn noch iſt ſie nicht völlig entwickelt, noch nicht ganz zu einem eigentlichen *Sterne* geläutert, da ſie ſich noch in dieſelben Dünſte eingehüllt findet, aus welchen ſie entſtand, und aus welchen ſie vielleicht noch jezt die Mittel zu ihrer Nahrung und Erhaltung zieht, wie ſich der Embryo des künftigen Huhns aus der umgebenden Maſſe des Eies ernährt und bildet. ** Nach Tauſenden, vielleicht nach Millionen von Jahren, wird denn endlich auch der Reſt dieſer Umhüllung bis auf die rein atmoſphäriſchen oder photoſphäriſchen Stoffe, abſorbirt ſeyn, und der neue Stern wird dann in der Verklärung eines jungen Weltkörpers daſtehen.

Mit dieſer Andeutung eines fortgehenden Schöpfungsakts im Univerſum, als einer ſolchergeſtalt durch alle Analogie, in Verbindung mit der unmittelbarſten Beobachtung, beſtätigten Idee, ſchließen wir die Anzeige dieſer Schriften.

Dr. Nürnberger.

* Die ganze Ober- (oder vielmehr Inner-) Fläche der Himmelskugel (gleichwie jeder andern Kugel) beträgt nämlich 41252 Quadratgrade. N.

* Das heißt die zur Bildung der künftigen Atmoſphäre oder Photoſphäre verbleibende Nebelmaſſe.

** Ein vollkommen paßlicher Vergleich! N.

5) Aufſätze über Gegenſtände der Aſtronomie und Phyſik für Leſer aus allen Ständen von H. W. Brandes, aus des Verfaſſers hinterlaſſenen Papieren von ſeinem Sohn C. W. H. Brandes herausgegeben. Mit 1 Kupfer. Leipzig, Göſchen, 1835.

Populäre Aufſätze über die Größe der Erde, die Entfernung des Mondes, Sonnen- und Mondsfinſterniſſe, die Marsbahn, den Halley'ſchen Kometen; dann allgemeine Blicke in die Ordnung des Weltgebäudes, die Totalität aller ſichtbaren Geſtirne betreffend, was für noch ununterrichtete Leſer beſonders intereſſant ſeyn dürfte; endlich über das bekannte Brockengeſpenſt (ein optiſches Phänomen), über Abbruch und Anwachs an den Meeresufern und über die Fata Morgana. Brandes hat viele andere Schriften zur Aſtronomie und Phyſik geſchrieben und beſaß in hohem Grade die Eigenſchaft, klar und gemeinverſtändlich zu ſeyn.

Biographie.

Fahrten eines Muſikanten. Herausgegeben von Ludwig Bechſtein. Drei Theile. Schleuſingen, Glaſer, 1837.

Wenn die Leſer den perſönlich äußerſt jovialen und liebenswürdigen Verfaſſer kennen würden, dürfte ihnen die Lektüre dieſes Werks noch ungleich mehr Genuß gewähren; doch iſt es ihm gelungen, ſo viel von ſeiner Laune in das Buch überzutragen, daß es nicht verfehlen wird, die heitere Stimmung ſeines Urhebers auch unter den Leſern zu verbreiten.

Der Verfaſſer, ein Freund und Landsmann des Herausgebers, ein munteres Thüringer Blut, kam in der Zeit der patriotiſchen Gährung, d. h. des Wartburgfeſts, auf die Univerſität und nahm ohne alle Schwärmerei an dem Theil, was damals an der Tagesordnung war, und was Jean Paul ſo gut mit dem Namen der „Dämmerungen für Deutſchland" bezeichnet hat. Luſtig und guter Dinge, nichts weniger als Fanatiker, wurde er doch nach der Kataſtrophe, die Kotzebues Tod bezeichnet, zu den Verdächtigungen verurtheilt, die damals auch die unſchuldigſten Glieder der Burſchenſchaft trafen, und um ihnen zu entgehen, fiel er mit einem andern Studenten auf den abenteuerlichen Plan, nach Südamerika zu gehn und für die Unabhängigkeit der neuen Republiken zu kämpfen. Sie ließen ſich in London anwerben, verzehrten ihr Geld, wurden von dem Unterhändler betrogen und mußten ihr Heil in Paris verſuchen, wo ſie, (kurz vorher noch glühende deutſche Patrioten) aus Noth gemeine Soldaten wurden. Auf der Inſel Corſika ſtationirt, machte der Verfaſſer einen unglücklichen Fluchtverſuch, brachte ſich aber durch ſein muſikaliſches Talent bald in eine beſſere Lage. Er fing nämlich an, Concerte zu geben, bloß aus der Erinnerung, da es ihm gänzlich an Noten gebrach. Aber ſein Genie erſezte alles, er erntete allgemeinen Beifall und ſezte ſich in den Stand, den einem deutſchen Patrioten ſo unanſtändigen franzöſiſchen Soldatenrock wegzuwerfen und in die Heimath zurückzukehren.

Aber ſein Unſtern wollte, daß er, noch halb als Student angeſehn, in Würzburg mit einem Renommiſten zu thun bekam. Er lachte zufällig über etwas im Geſpräch mit einem Andern, der Renommiſt bezog das Gelächter auf ſich und ſtieß eine grobe Beleidigung aus. Vergebens erklärte der Verfaſſer, daß an ihn nicht entfernt gedacht worden ſey. Dies wurde ihm nur als Feigheit ausgelegt und, um Mißhandlungen zu entgehen, ſah er ſich gezwungen, das Duell anzunehmen, und ſtreckte den nichtswürdigen Renommiſten auf den erſten Schuß todt nieder. Da waren auf einmal wieder alle ſeine Hoffnungen zerſtört. Er mußte zum zweiten Mal flüchten. Es war die Zeit der Griechenvereine. Von ihnen expedirt, ging er nach Hellas ab.

Er ſchildert nun ausführlich ſeinen Aufenthalt in Griechenland, wo er nach der Niederlage bei Arta beinah ein Räuberleben zu führen genöthigt war, und wo die beſten Freunde an ſeiner Seite im Elend verſchmachteten. Er ſelbſt rettete ſich nach Smyrna, wo er ſich wieder durch ſein muſikaliſches und geſelliges Talent Freunde und Gönner verſchaffte. Nach Europa zurückgekehrt, verweilte er längere Zeit in der Schweiz als Muſiklehrer auf dem alten Felſenſchloß der Grafen von Lenzburg, das in ein Erziehungsinſtitut verwandelt worden war, und kehrte endlich nach Thüringen zurück, wohin ihn ſeine alte, ihm treu gebliebene Liebe rief, und wo er endlich eine ſorgenloſe Ruhe fand.

Da ſo viele Opfer der patriotiſchen Dämmerungsperiode tragiſch geendet haben, ſo erfreut es, hier einmal einen durchaus fröhlichen Charakter kennen zu lernen, der auch das härteſte Mißgeſchick mit unverwüſtlicher Laune und Gemüthlichkeit ertrug. Die Erzählung iſt natürlich, einfach, ungeſchmückt. Immer noch hört man den muntern Studenten.

Berichtigungen.

S. 101,	Sp. 2,	Linie	5 v. u.	l. nach Zeit und Ort ſtatt von Zeit und Ort.
„ 105,	„ 2,	„	23 v. o.	iſt und zu ſtreichen.
„ 104,	„ 1,	„	7 v. o.	l. Ausbeutung ſtatt Ausbreitung.
„ 106,	„ 1,	„	13 v. o.	l. Tod ſtatt Lob.
„ 109,	„ 2,	„	6 v. u.	l. aller ſtatt aber.
„ 111,	„ 2,	„	1 v. u.	l. Verunglückter ſtatt Unglücklicher.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 49. Montag, 15. Mai 1837.

Sternkunde.

6) Jahrbuch für 1837, herausgegeben von H. C. Schumacher, mit Beiträgen von Beſſel, Hanſen, A. von Humboldt, Moſer, Olbers und Paucker. Mit einer Lithographie. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1837.

Ausgezeichnete Namen ſtehn an der Spitze dieſes neuen Jahrbuchs. Es iſt weſentlich der Aſtronomie und ihren Nebenwiſſenſchaften gewidmet, aber ſo eingerichtet, daß es auch Leſern, die nicht gerade vom Fach ſind, die intereſſanteſten Mittheilungen macht. Es enthält die aſtronomiſche Ephemeride für das Jahr 1837; ſodann eine ſehr lehrreiche Abhandlung über die Sternſchnuppen von Olbers; eine allgemeine Ueberſicht des Sonnenſyſtems von Hanſen, die in größter Kürze das Wichtigſte klar zuſammenfaßt; ein Bericht über die Erſcheinungen, welche der Halley'ſche Comet gezeigt hat, von Beſſel; über zwei Verſuche, den Chimborazo zu beſteigen, von Alexander von Humboldt; Tafeln zur Beſtimmung der Höhen vermittelſt des Barometers, von Gauß; Vergleichung verſchiedener Maaße und Gewichte ꝛc.

Die Abhandlung über die Sternſchnuppen iſt in ſo vieler Beziehung merkwürdig, daß wir uns nicht enthalten können, das Weſentlichſte daraus mitzutheilen. Sternſchnuppen und Feuerkugeln ſind einander ſo ähnlich, daß keine Grenze zwiſchen ihnen gezogen werden kann. Sie fallen in allen Zonen, zu allen Jahreszeiten. Man glaubte ſonſt, ſie laſſen eine gallertartige Materie zurück, die man daher auch Sternfall genannt hat. In neuerer Zeit iſt erwieſen, daß mit ihrer Erſcheinung der Fall der ſogenannten Meteorſteine zuſammenhängt. Ihre wiſſenſchaftliche Erforſchung iſt neuern Urſprungs. „Die ältern Naturlehrer waren bald mit Erklärung dieſer ſchönen Meteore fertig. Sie hielten ſie für fette, ölichte, ſchwefelichte Dünſte in unſerer Atmoſphäre, die ſich auf irgend eine Art entzündeten, und ſo in langen ſchmalen Streifen liegend, einen ſich ſchnell bewegenden hell leuchtenden Funken darſtellten. Als in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Wirkungen und Erſcheinungen der Electricität näher bekannt wurden, wollten unter andern Beccaria und Vaſalli ſie bloß für electriſche Funken halten: eine Meinung, deren große Schwierigkeit beſonders Reimarus und Lichtenberg zeigten. Später mit den verſchiedenen Gas-Arten, beſonders den brennbaren bekannt, ſchrieben Lavoiſier, Volta, Herbert, Toaldo, Green u. A. ſie dem leichten Waſſerſtoffgas zu, das ſich ſeiner Leichtigkeit wegen in den obern Regionen der Atmoſphäre anſammeln ſollte. Aber Dalton hat erwieſen, daß eine ſolche Anſammlung nicht ſtattfinden kann,

Digitized by Google

ſondern daß ſich auch das Gas nach dem Mariottiſchen Geſetz durch die ganze Atmoſphäre verbreitet. De Luc behauptete, daß gewiſſe Phosphor erzeugende, aus der Erde aufſteigende und in der Luft feuerfangende Ausdünſtungen das Weſen der Sternſchnuppen bildeten. — So lag ungefähr die Sache, als Chladni ſeine berühmte Abhandlung: „Ueber den Urſprung der von Pallas gefundenen und anderer ihr ähnlichen Eiſenmaſſen,“ Leipzig, 1794), herausgab. Aus den von ihm ſorgfältig geſammelten Beobachtungen von Feuerkugeln bewies er, daß dieſe Meteore nicht in unſerer Atmoſphäre entſtehen, ſondern ihr fremde, im Weltraume ſich mit planetariſcher Geſchwindigkeit bewegende Maſſen ſind, die, wenn ſie unſerer Erde in ihrem Laufe um die Sonne begegnen und in die Erd-Atmoſphäre gerathen, ſich entzünden und leuchtend werden, und wenn ſie darin zerſpringen, Steine und Eiſen, auch wohl ſeltener andere Materien herabfallen laſſen. Halley, Wallis, Pringle, Rittenhouſe, Maskelyne u. A. hatten ſchon die Feuerkugeln für kosmiſch erklärt; allein ohne zu wiſſen und zu ahnen, daß Stein- und Eiſenmaſſen mit ihnen herabfallen. So ſehr Chladni's Behauptung anfangs befremdete, und ſo ſtrenge man bisher jedes, auch durch noch ſo gute Zeugniſſe beglaubigtes Herabfallen von Steinen aus der Luft als fabelhaft, abergläubiſch und unmöglich verworfen hatte, ſo ſahe man ſich doch bald durch wiederholte Erfahrungen genöthigt, die Thatſache des Herabfallens von Steinen mit der Erſcheinung einer Feuerkugel zuzugeben: beſonders da auch Howard zeigte, daß alle dieſe herabgefallenen Steine unter ſich ähnlich ſind, und aus einer ſonſt auf unſerer Erde nicht anzutreffenden Compoſition von Eiſen, Nickel, Kieſel-Erde u. ſ. w. beſtehen.“

Eine ſcharfe Beobachtung der flüchtigen Erſcheinung ſelbſt unternahm zuerſt Brandes und Benzenberg, die von verſchiedenen Standpunkten aus die Höhe und Geſchwindigkeit der Sternſchnuppen ausmaßen. Der Erſtere hat dieſe mühevolle Unterſuchung ſpäter mit ſeinen zahlreichen Schülern fortgeſezt, und ſo iſt denn ermittelt worden, daß die Sternſchnuppen in ſehr verſchiedener Höhe, von 3 bis 30 Meilen, ja einige noch höher, eine ſogar über 100 Meilen hoch geflogen ſey. Die meiſten fielen abwärts, einige ſtiegen aber auch aufwärts. Vorherrſchend war ihre Bewegung von Nordoſt nach Südweſt, alſo „der Bewegung der Erde entgegen.“ Chladni verwarf nun ſeine frühere Meinung, da ihr das Aufwärtsſteigen einiger Sternſchnuppen allzu ſehr widerſprach; allein er kehrte zu ihr zurück, nachdem er ſich die Aufwärtsbewegung durch eine Bewegung in Curven oder im Zickzack erklärt hatte. Olbers war der Erſte, der an den Mond dachte und die Meteorſteine für vulkaniſche Auswürfe deſſelben erklärte. „Allein als es ſpäter durch Brandes Beobachtungen völlig erwieſen wurde, daß die Feuerkugeln und Sternſchnuppen mit einer relativen Geſchwindigkeit von 4 bis 8 Meilen in unſere Atmoſphäre kommen, war der Urſprung dieſer Körper aus dem Monde ſo gut als ganz widerlegt. Daß Maſſen und Steine mit einer Geſchwindigkeit von 7500 bis 8000 Fuß in der Secunde auf dem Monde in die Höhe geworfen werden, ſchien ſehr möglich und glaublich. Aber eine mit dieſer Geſchwindigkeit vom Monde ausgeworfene Maſſe kann nur mit einer relativen Geſchwindigkeit von 35,000 Fuß in der Secunde bei der Oberfläche der Erde ankommen. Da aber die Sternſchnuppen bei ihrem Eintritt in unſern Dunſtkreis im Mittel eine relative Geſchwindigkeit von 5 deutſchen Meilen = 114,000 Pariſer Fuß in der Secunde haben, ſo müßten dieſe mit einer Geſchwindigkeit von faſt 110,000 Fuß in einer Secunde vom Monde ausgeſchleudert ſeyn, was man doch wohl für ganz unmöglich halten wird. — Alſo diejenigen Sternſchnuppen und Feuerkugeln, die eine planetariſche Geſchwindigkeit von 4 bis 8 Meilen in einer Secunde haben, kommen nicht vom Monde. Ob es noch unter den Körpern, die wir als Sternſchnuppen ſehen, einzelne, ſich langſamer bewegende Mondauswürflinge gebe, laſſe ich dahin geſtellt ſeyn. Mir iſt es nicht wahrſcheinlich, und ich halte den Mond in ſeinem jetzigen Zuſtande für einen ſehr ruhigen Nachbar, der bei ſeinem Mangel an Waſſer und Luft keiner kräftigen Erploſionen mehr fähig iſt.“

„Die von außen mit planetariſcher Geſchwindigkeit in unſerer Atmoſphäre ankommenden Sternſchnuppen muß man alſo als kleine Maſſen anſehen, die nach den Geſetzen der allgemeinen Schwere in Kegelſchnitten, und höchſt wahrſcheinlich in Ellipſen um die Sonne kreiſen, bis ſie in die Atmoſphäre eines Planeten gerathen, ſich darin entzünden und entweder ganz darin verzehren, oder unter dieſer oder jener Form herunterfallen, oder auch nach durchſtreifter Atmoſphäre dieſe wieder verlöſchend verlaſſen, und dann ihre weite, freilich bei ihrem Durchgange durch den erlittenen Widerſtand und die ſtarke Anziehung des Planeten mehr oder weniger geänderte Bahn um die Sonne zu beſchreiben fortfahren.“

Zur Unterſtützung dieſer Hypotheſe führt Olbers die merkwürdige Thatſache an, daß zuerſt am 12. November 1799 von Humboldt und Bonpland eine ungeheure Menge Sternſchnuppen im Oſten beobachtet wurden, die ſich am 13. Nov. 1831, an demſelben Tage 1832, 1833, am folgenden Tage 1834 und um dieſelbe Zeit 1836 wiederholt haben. „Der wichtigſte Umſtand aber iſt, daß alle dieſe Tauſende von Sternſchnuppen und Feuerkugeln, nach dem Zeugniß der mehrſten Beobachter und des Prof. Olmſted ſelbſt, beſtändig von derſelben Stelle am Himmel nahe bei γ Leonis, oder wenigſtens von dem Raum innerhalb der ſogenannten Sichel, welche die

Sterne γ, ζ, μ und ε des großen Löwen bilden, ausgingen, unerachtet dies Geſtirn während der langen Dauer der Beobachtung ſeine Höhe und ſein Azimuth ſo ſehr veränderte. Dies gibt einen unumſtößlichen Beweis, daß dieſe Sternſchnuppen nicht an der Rotation unſerer Erde theilnahmen, ſondern von außen aus dem Weltraume in unſere Atmoſphäre kamen."

„So iſt alſo der kosmiſche Urſprung nicht bloß der eigentlichen Feuerkugeln, ſondern auch der Sternſchnuppen dieſer Art völlig erwieſen, und man muß mit Arago nach dieſen wundernswürdigen Erfahrungen annehmen, daß außer den Planeten und Kometen noch Milliarden kleiner Körper um die Sonne laufen, die uns nur ſichtbar werden, wenn ſie in unſern Dunſtkreis dringen und ſich darin entzünden. — Unwillkürlich wird man hier an die Hypotheſe erinnert, die die vier neuen Planeten Ceres, Pallas, Juno und Veſta als Bruchſtücke eines größeren, gewaltſam zertrümmerten, ehemals zwiſchen Mars und Jupiter um die Sonne kreiſenden Planeten anſehen will. Bei dem Zerſpringen und Zerſchmettern eines ſolchen Planeten müſſen außer den größern Bruchſtücken auch unzählig viel kleinere oder ganz kleine in den Weltraum geſchleudert worden ſeyn, und nun in mancherlei elliptiſchen Bahnen um die Sonne laufen. Ich bin indeſſen weit entfernt, dieſe Entſtehungsart für etwas mehr als eine bloße Hypotheſe auszugeben." Allerdings wäre es ſehr gewagt, dieſer Vermuthung unbedingt zu trauen; da alle Hypotheſen, die eine dauernde Wirkung einer vorübergehenden Zerſtörung vorausſetzen, höchſt gewagt ſind, z. B. die Hypotheſe, daß die Sonne verbrenne, daß das Meerſalz von aufgelöſtem Steinſalz herrühre ꝛc. Der ewig ſich gleich bleibende fortdauernde Licht- und Wärmeproceß in der Sonne hat ſicher nichts gemein mit dem Verbrennen eines ſich zuletzt nothwendig verzehrenden Stoffes; ſo auch die Salzung des Meers nicht mit einer Sohle, und ſo auch ſind die Sternſchnuppen ſicher nicht übrig gebliebene Funken eines längſt vorübergegangenen Feuerſchlages, ſondern Erſcheinungen eines fortdauernden kosmiſchen Proceſſes. Herr Olbers hat dies ſelbſt erkannt, ſich daher in einem Nachtrag alſo erklärt: „Es ſcheint, daß überhaupt eine ſehr große Menge der planetariſchen Molecülen, die die Sternſchnuppen bilden, in Bahnen um die Sonne gehen, die die Ebene der Erdbahn zwiſchen dem 18ten und 21ſten Grad des Stiers ſchneiden. Dieſe einander ſehr nahen, unter ſich faſt parallelen Bahnen bilden gleichſam eine gemeinſchaftliche Straße für viele Myriaden, ja für viele Millionen dieſer winzig kleinen Aſteroiden, die in nicht ſehr verſchiedenen Umlaufszeiten, vielleicht von 3 oder 6 Jahren, ihre Umkreiſung der Sonne vollenden. Auch auf dieſer gemeinſchaftlichen Straße ſcheinen ſie ſehr ungleich vertheilt; bald in einem dichten Schwarm zuſammengedrängt, bald weiter von einander geſondert. Im Jahr 1799 und 1833, vielleicht auch 1832 ging die Erde durch einen ſolchen dichten Schwarm: in andern Jahren, ſo wie auch 1831, 1834 und 1836 begegnete ſie nur einzelnen, wenn gleich vielen Sternſchnuppen-Aſteroiden. Vielleicht gehen mehrere ſolcher dichteren Schwärme auf dieſer Straße einher: vielleicht aber müſſen die Erdbewohner jetzt bis 1867 warten, ehe ſie dies merkwürdige Phänomen in ſeiner ganzen Pracht, die es 1799 und 1833 hatte, ſich wieder erneuern ſehen. Allein auch in der Zwiſchenzeit bleibt es höchſt wichtig, daß die Naturforſcher aller Länder in den benannten Novembertagen jedes Jahres auf die jedesmalige Erſcheinung dieſer periodiſchen Sternſchnuppen, wie man ſie mit Recht zur Unterſcheidung von den das ganze Jahr hindurch ſporadiſch vorkommenden genannt hat, die ſorgfältigſte Aufmerkſamkeit richten."

Auch die Abhandlung über den Halley'ſchen Kometen von Beſſel bietet viele neue Bemerkungen dar, deren Reſultat folgendes iſt: „Jede Wirkung eines Körpers auf einen anderen kann in zwei Theile zerlegt werden, deren einer für alle Theile des lezteren gleich iſt, während der andere aus den Unterſchieden der Wirkung auf verſchiedene Theile entſteht. Dieſe beiden Wirkungen trennen ſich in den Erfolgen, welche ſie haben, die Anziehung der Erde durch die Sonne erzeugt z. B. durch ihre allen Theilen der Erde gemeinſchaftliche Wirkung die Umlaufsbewegung derſelben; der Unterſchied der Anziehungen auf verſchiedene Theile der Erde zeigt ſich in den Erſcheinungen der Ebbe und Fluth und in der Vorrückung der Nachtgleichen. Je größer die Entfernung der beiden Körper von einander iſt, deſto kleiner iſt der zweite Theil der Wirkung, vergleichungsweiſe mit dem erſten. Dieſes iſt allgemein und findet alſo auch bei den Kometen ſeine Anwendung. Wenn ein Komet aus großer Entfernung zu der Sonne herabkömmt, ſo muß die allen ſeinen Theilen gemeinſchaftliche Wirkung der Sonne früher merklich werden, als die zweite. Jene kann, weil ſie allen Theilen gemeinſchaftlich iſt, keinem Theile des Kometen eine Eigenſchaft mittheilen, welche ſie allen andern nicht auch mittheilte; ſie kann alſo auch nicht die Polariſirung erzeugen, welche wir an den Kometen bemerkt haben; aber ſie kann eine Verflüchtigung der Maſſe des Kometen hervorbringen, welche ſich an allen Punkten ſeiner Oberfläche zeigt und welcher vermuthlich die runden Nebelhüllen zuzuſchreiben ſind, von welchen wir die Kerne jedesmal umgeben ſahen, wenn ſie ſich noch in weiten Entfernungen befinden. Ich nehme nun an, daß die flüchtig gewordenen Theilchen der Sonne feindlich polariſirt ſind, daß alſo der Raum um den Kometen mit ſo polariſirter Materie gefüllt iſt und fortwährend damit gefüllt wird. Später

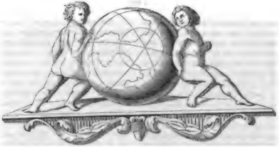
erſt kann der zweite Theil der Wirkung der Sonne merklich werden; dieſer allein kann die Polariſirung des Kerns des Kometen, wenn ſie nicht urſprünglich vorhanden iſt, erzeugen und die vorzugsweiſe Ausſtrömung nach der Sonne hervorbringen. Zeigen die Beobachtungen dieſe beiden Erſcheinungen, wie bei dem Halley'ſchen Kometen der Fall war, ſo kann nicht geleugnet werden, daß die Ausſtrömung, indem ſie aus dem der Sonne zugewandten, alſo ihr freundlich polariſirten Theile der Oberfläche hervorgeht, auch dieſelbe Polariſirung beſizt, oder der Sonne freundlich iſt und ſich ihr folglich zu nähern ſucht. Daß die ausgeſtrömten Theilchen dennoch von der Sonne zurückgeſtoßen werden, wie die Beobachtungen außer Zweifel ſetzen, erkläre ich dadurch, daß der Raum, in welchem die Ausſtrömung ſtattfindet, ſchon mit der Sonne feindlich polariſirter Materie gefüllt iſt, wodurch die entgegengeſezten Polaritäten ſich ausgleichen und die ausſtrömenden Theilchen deſto mehr von ihrer urſprünglichen Eigenſchaft verlieren und deſto mehr die entgegengeſezte annahmen, je weiter ſie ſich von dem Kerne des Kometen entfernen. In einer gewiſſen Entfernung von dem Kometen findet ſich dann nur der Sonne feindlich polariſirte Materie, welche alſo die Abſtoßungskraft erfährt, welche die Beobachtungen gezeigt haben. Durch dieſe Anſicht werden die verſchiedenen Erſcheinungen, welche ich an dem Kometen wahrgenommen habe, untereinander in Verbindung gebracht. Ich bin übrigens der Meinung, daß die Stärke der wirkenden Polarkraft von der Entfernung des Kometen von der Sonne abhängig iſt; auch daß nicht angenommen werden darf, daß die vorzugsweiſe der Sonne zuſtrömende Materie genau dieſelben Eigenſchaften beſitze, welche die von der Oberfläche des Kerns im Allgemeinen ausſtrömende beſizt. Specifiſche Unterſchiede dieſer Art haben ſich an den Schweifen einiger Kometen gezeigt. Der Schweif des Kometen von 1769 hatte z. B. zwei verſchiedene Schenkelpaare, welche aus der Theorie nur hervorgehen, wenn man der Urſache, durch welche ich oben ein Schenkelpaar, wie es der Komet von 1811 zeigte, erklärt habe, für verſchiedene Theilchen zwei verſchiedene Werthe beilegt. Der Komet von 1807 zeigte zwei Schweife, welche in gleicher Richtung von dem Kerne ausgingen, deren einer länger und gerader, der andere kürzer und ſtark gekrümmt war; die Erklärung dieſer Erſcheinung fordert, daß man der Kraft, mit welcher die Sonne auf die den Kometen verlaſſenden Theilchen wirkt, für verſchiedene Theilchen zwei verſchiedene Werthe gebe. — Die allerauffallendſte Form hat der Schweif des Kometen von 1824 gezeigt: er beſtand aus zwei Theilen, deren einer der Sonne zu, der andere von ihr abgewandt war. Dieſe Ausnahme von der allgemeinen Regel wird, der dargelegten Anſicht zufolge, möglich, wenn man annimmt, daß die Polariſirung des Kometen und die Ausſtrömung zu der Sonne ſich eingefunden haben, während der den Kern umgebende, feindlich zur Sonne polariſirte Nebel noch nicht oder noch nicht in hinreichender Menge vorhanden war. In dieſem Falle konnte die der Sonne freundliche Polariſirung nicht neutraliſirt werden, und die dieſelbe beſitzende Materie konnte eben ſo ungehindert zu der Sonne gehen, als die entgegengeſezte von ihr ab."

Länder- und Völkerkunde.

40) Taſchenbuch zur Verbreitung geographiſcher Kenntniſſe. Eine Ueberſicht des Neueſten und Wiſſenswürdigſten im Gebiete der geſammten Länder- und Völkerkunde. Herausg. von J. G. Sommer. Für **1837**. 15ter Jahrgang. Mit 7 Stahltafeln. Prag, **1837**. S. CLIX und **289**.

Ein Taſchenbuch, das ſowohl ſeiner innern als äußern Ausſtattung nach nur empfehlend erwähnt werden kann. Zuerſt ſezt der Verf. ſeine „Allgemeine Ueberſicht der neueſten Reiſen und Entdeckungen" fort; und eben ſo unterhaltend und intereſſant folgen dann 1. Streifzüge durch einige Länder am indiſchen Ocean, beſonders nach Cannter's Oriental Annual for 1836, worin namentlich Tanjore, Seringapatam, Bombay, Muscate und andere Orte genau in ihrem ſittlichen und bürgerlichen Zuſtand beſchrieben werden. 2. „Altes und Neues in Andaluſien" gibt eine kurze gedrängte Geſchichte dieſes Theiles von Spanien ſeit den früheſten Zeiten bis auf die Gegenwart. Es iſt dies wohl nur ein Zoll, der dem Bedürfniß der Gegenwart gebracht wird, welche jenen Landſtrich aufs Neue zum Kriegsſchauplatz gemacht hat. Da hier nur eine Zuſammenſtellung des ſchon Bekannten gegeben wurde, hat uns die Abhandlung über „die Inſeln Triſtan da Cunha" von höherm Intereſſe geſchienen. Auch der Aufſatz „Moskau" nach de Buſſierre, Ritchie und Erman bearbeitet, bietet manches Neue, was ſelbſt Mayer in ſeinen größern, umfangreichern ruſſiſchen Denkmälern nicht berührt. Nicht unintereſſant iſt auch, was über Künſte und Gewerbe der Chineſen nach dem Werke von Davis „The Chinese" und über Haiti nach Hanna Tales of a Visit to some Parts of Haiti etc. geſagt worden iſt. Die ſieben Stahltafeln, alle dem Oriental Annual 1836 entlehnt, tragen ſämmtlich die Schönheiten und Mängel engliſcher Stahlſtiche an ſich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 50. Freitag, 19. Mai 1837.

Sternkunde.

7) Das Weltſyſtem oder die Entſtehung und Bewegung der Sonne, der Planeten, Monde und Kometen. Von Dr. Franz Klee, prakt. Arzt. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann, **1836**.

8) Die zweite große Weltenkraft, nebſt Ideen über einige Geheimniſſe der phyſiſchen Aſtronomie oder Andeutungen zu einer Theorie der Tangentialkraft. Von Wilh. von Biela. Mit **10** erläuternden Steindrucktafeln. Prag, Kronberger und Weber, **1836**.

9) Fundamental-Grundſätze einer „metaphyſiſchen Kosmologie und Bewegungslehre von J. U. Ewertz. Riga, Häcker, **1836**.

Drei gleichzeitig über denſelben Gegenſtand, doch ganz unabhängig von einander geſchriebene Werke. Es ſind Verſuche, theils die Kepler-Newtonſchen Geſetze noch näher zu beſtimmen, theils die Urſache aller Himmelsbewegungen überhaupt zu erklären.

Herr Klee charakteriſirt den großartigen Schwung in dieſen Bewegungen ſehr klar: „Die Sonne iſt gemäß der ungeheuren Größe ihrer Maſſe im Stande, alle Glieder ihres ganzen Syſtems zu beherrſchen und zu bewegen, indem ſie an Umfang jeden andern Weltkörper weit überſteigt, unſere Erde z. B. beinahe 1,400,000 Mal, und alle Planeten und Monde unſeres ganzen Planetenſyſtems zuſammengenommen ungefähr 782 Mal übertrifft. Vermöge der gewaltigen Anziehung, welche fortwährend zwiſchen der Sonne und den Planeten ſtatt findet, ſtreben dieſe beſtändig mit großer Kraft, ſich ihrem Centralkörper, d. h. der Sonne, zu nähern und würden wirklich zu ihr hinfahren, wenn ſie ſtill ſtünde; da dieſe ungeheure Kugel ſich aber mit einer großen Schnelligkeit um ihre Axe dreht, ſo müſſen die Planeten auch an dieſer gewaltigen Bewegung Theil nehmen, indem ein jeder vorzüglich von dem ihm zugewendeten nächſten Theile der Sonne ſtark angezogen, überwältigt und demgemäß in der Richtung der Rotation mit fortgezogen und gleichſam herumgeſchleudert wird. Da die Maſſe der Sonne ſo außerordentlich groß iſt, ſo kann nicht nur eine Hemiſphäre, ſondern ſelbſt ſchon ein kleines Segment davon hinreichen, jeden einzelnen ihm gegenüber ſtehenden Planeten zu beherrſchen. Da nun die Planeten von den ihnen zugewendeten Theilen der rotirenden Sonne fortwährend bewegt werden, ſo bekommen ſie mit der Bewegung zugleich auch eine angemeſſene Schwungkraft, ſtreben demnach auch in gerader Linie fortzufahren, und ſie würden ſich wirklich von der Sonne weiter entfernen, wenn

Digitized by Google

ſie nicht beſtändig durch die ungeheure Anziehung, welche fortwährend zwiſchen ihnen und der ganzen Maſſe der Sonne obwaltet, zurückgehalten würden. Da alſo eine Tangential- und Centrifugalkraft, wie auch eine Centripetalkraft gleichzeitig mit einander auf die Planeten einwirken, ſo müſſen ſie nach den Geſetzen der krummlinigen Bewegung eine kreisförmige Bahn um die Sonne beſchreiben, und zwar in einer Entfernung von derſelben und mit einer Geſchwindigkeit, welche den verſchiedenen Verhältniſſen der Stärke, worin jene Kräfte mit und gegen einander wirken, angemeſſen ſind. — Geſchähe die Umdrehung der Sonne mit einer größern Schnelligkeit, ſo würden dadurch die Planeten ſchneller bewegt, würden ſomit eine größere Tangential- und Centrifugalkraft bekommen, und demnach auch ſich weiter von der Sonne entfernen. Wenn im Gegentheil die Umdrehung der Sonne mit einer geringeren Schnelligkeit geſchähe, ſo würden die Planeten langſamer bewegt, ſie bekämen alſo eine geringere Tangential- und Centrifugalkraft, müßten demnach auch der Centripetalkraft mehr folgen und demgemäß ſich der Sonne mehr nähern. Die Planeten laufen in ihrer Bahn um die Sonne nicht alle mit gleicher Geſchwindigkeit, weil die Größe ihrer Maſſe und ihrer Entfernung von der Sonne, wie auch die Neigung ihrer Bahnen gegen die Ebene des Sonnenäquators, ſehr verſchieden iſt. Ein Planet muß in ſeiner Bahn deſto ſchneller fortrücken, je mehr er von dem ihm zugewendeten Theile der Sonne beherrſcht und in der Richtung ihrer Rotation fortgezogen wird; und dieſes geſchieht in einem deſto bedeutenderen Grade: 1) je kleiner ſeine Entfernung von der Sonne, 2) je kleiner ſeine Maſſe, und 3) je kleiner der Winkel iſt, unter welchem er die Ebene des Sonnenäquators durchſchneidet, d. h. je weniger ſeine Bahn von dieſer Ebene abweicht. Daher kömmt es auch, daß diejenigen Planeten, deren Entfernung von der Sonne, und deren Maſſe kleiner iſt, ihre Bahn verhältnißmäßig ſchneller durchlaufen, als diejenigen, welche von der Sonne weiter entfernt und an Maſſe größer ſind. Daher kömmt es auch, daß alle Planeten während der Sonnennähe in gleichen Zeiten größere Bogen beſchreiben, als in der Sonnenferne. — Für die Annahme, daß die Planeten auf die eben beſchriebene Weiſe von der Sonne bewegt werden, ſpricht beſonders noch die Erſcheinung, daß die Monde ebenſo laufen, als wenn ſie von ihren reſpectiven Centralkörpern, d. h. von den Planeten in Bewegung geſezt würden; daß nämlich die Monde ihre Bahnen verhältnißmäßig deſto ſchneller durchlaufen: 1) je größer der reſpective Centralkörper iſt, 2) je ſchneller er ſich um ſeine Axe dreht, 3) je kleiner die Maſſe des Mondes, und 4) je kleiner ſeine Entfernung von dem reſpectiven Centralkörper iſt, wie in der Folge noch gezeigt werden wird.“

Sodann erklärt Herr Klee mit außerordentlichem Scharfblick die Schwankungen in der Hauptbewegung der Planeten: „Wie bekannt, laufen die Planeten nicht beſtändig in der Ebene des Sonnenäquators, auch nicht mit ihr parallel, ſondern durchſchneiden dieſelbe unter verſchiedenen größern und kleinern Winkeln. Jeder Planet muß alſo abwechſelnd von einer Sonnenhälfte zur andern übergehen, und dabei ſich von der Ebene des Sonnenäquators deſto weiter entfernen: 1) je größer der Winkel, unter welchem er die Ebene des Sonnenäquators durchſchneidet, und 2) je größer der Halbmeſſer ſeiner Bahn iſt. Es fragt ſich nun, woher kömmt es, daß die Planeten beſtändig abwechſelnd von einer Sonnenhälfte zur andern übergehen? — Dieſe Frage iſt leicht zu beantworten, wenn man die früher bereits angegebenen Geſetze der Tangential- und Centrifugalkraft und die verſchiedene Schnelligkeit der Bewegung in verſchiedenen Punkten der Sonnenoberfläche wohl berückſichtigt. Wie vorher ſchon gezeigt wurde, hat die Tangential- und Centrifugalkraft auf der Erde und ebenſo auch auf der Sonne an verſchiedenen Punkten der Oberfläche eine verſchiedene Richtung; ſie ſteht nämlich nur unter dem Aequator ſenkrecht auf der Umdrehungsaxe, ſo daß ſie mit der Ebene des Aequators zuſammenfällt; in allen Graden der nördlichen und ſüdlichen Breite aber neigt ſie ſich zur Ebene des Aequators, ſo daß alle Körper, welche durch die Rotation der Erde oder der Sonne eine Tangential- und Centrifugalkraft erhalten, zugleich auch eine beſtimmte Tendenz nach der Ebene des Aequators bekommen. — Die Richtung der Tangential- und Centrifugalkraft der Planeten kann in verſchiedenen Graden der nördlichen und ſüdlichen Breite nicht genau ſenkrecht auf der Umdrehungsaxe der Sonne ſtehen, ſondern muß ſich nach der Ebene ihres Aequators hinneigen, weil der auf der Umdrehungsaxe ſenkrechte Durchmeſſer der Sonne von den Polen ab gegen den Aequator hin an Größe immer zunimmt, ſo daß in der Ebene des Aequators die Maſſe der Sonne am meiſten angehäuft iſt, ſich alſo auch am weiteſten über die Umdrehungsaxe erhebt und mithin den Bahnen der Planeten am meiſten nähert. Daher werden die Planeten nach der Seite gegen den Aequator hin von der Sonne ſtärker angezogen, als nach der Seite gegen die Pole, ſie bekommen ſomit ein Streben, gegen die Ebene des Sonnenäquators hinzufahren, müſſen folglich auch während ihres Umlaufes um die Sonne die verſchiedenen Grade ihrer nördlichen oder ſüdlichen Breite durchlaufen und gegen die Ebene des Sonnenäquators hinfahren, und zwar langſamer oder ſchneller, je nachdem ſie von der Sonne langſamer oder ſchneller herumgeſchleudert werden, d. h. je nachdem die ihnen von der Sonne aus mitgetheilte Tangential- und Centrifugalkraft ſchwächer oder ſtärker iſt. Dieſe

Tendenz nach der Ebene des Sonnenäquators würde viel bedeutender erſcheinen, wenn die Planeten leichter und ſchneller von der Sonne herumgeſchleudert werden könnten, wenn z. B. die Rotation der Sonne ſchneller von Statten ginge, oder wenn die Maſſe der Planeten und ihre Entfernung von der Sonne geringer wäre. — Indem alſo die Planeten um die Sonne laufen, erleiden ſie beſtändig die Einwirkung von mehreren Kräften, deren Richtungen mehr oder weniger von einander abweichen, und welche dadurch, daß ſie gleichzeitig mit und gegen einander wirken, die Bewegung und Richtung der Planeten fortwährend modificiren. Es wirken nämlich außer der Centripetalkraft, welche die Planeten beſtändig gegen den Mittelpunkt der Sonne hinzutreiben ſtrebt, auch eine Tangential- und Centrifugalkraft, welche die Planeten beſtändig in der Richtung der Rotation der Sonne, d. h. parallel mit der Ebene des Sonnenäquators fortzutreiben und zugleich von der Sonne ſelbſt zu entfernen ſtrebt, und ferner die vorwaltende Anziehung von Seiten der Aequatorialgegend der Sonne, welche die Planeten beſtändig gegen die Ebene des Sonnenäquators fortzubewegen ſtrebt. Da nun die Planeten jeder dieſer verſchiedenen Kräfte und Richtungen nicht ganz, ſondern nur theilweiſe folgen können, ſo müſſen ſie die Diagonale derſelben und demnach um den Mittelpunkt der Sonne einen Bogen beſchreiben, und, indem ſie in der Richtung der Rotation der Sonne fortlaufen, zugleich unter einem mehr oder weniger ſpitzen Winkel gegen die Ebene des Sonnenäquators hinfahren. — Wenn die Planeten auf ſolche Weiſe gegen die Ebene des Sonnenäquators hinfahren, ſo werden ſie auf dem ganzen Wege dahin nicht ſtets mit gleichgroßer Kraft bewegt, ſondern nach und nach immer ſtärker, je mehr ſie ſich der Ebene des Sonnenäquators nähern; weil die Tangentialkraft derjenigen Sonnentheile, in deren Gewalt ſie ſofort nach und nach übergehen, wie auch diejenige Kraft, welche dieſelben fortwährend gegen den Aequator hinzutreiben ſtrebt, ſelbſt bis zur Ebene dieſes Kreiſes ſtets zunimmt. Da alſo die Planeten auf dem ganzen Wege bis zur Ebene des Sonnenäquators immer ſtärker von der Sonne bewegt werden, ſo wächſt ihre eigenthümliche Schwungkraft dermaßen, daß dieſelben nicht nur bis zur Ebene des Sonnenäquators hineilen, ſondern auch ſelbſt dann, wenn ſie dieſelbe wirklich erreicht haben, gemäß des Ueberſchuſſes von Schwungkraft, welchen ſie bis dahin gewonnen haben, in der bisherigen ſchiefen Richtung noch längere Zeit fortfahren, und demnach über die andere Hemiſphäre der Sonne weiter fortlaufen, ſo daß ſie ſich nach und nach wieder von der Ebene des Sonnenäquators entfernen und in entferntere Breitegrade übergehen. — Da aber die Planeten während der Zeit, wo ſie ſich wieder von der Ebene des Sonnenäquators entfernen, ebenfalls die beiden oben erwähnten Einwirkungen der Sonne erleiden (wovon die eine ſie beſtändig in der Richtung der Rotation, d. h. parallel mit der Ebene des Sonnenäquators fortzubewegen, und die andere ſie beſtändig gegen dieſe Ebene ſelbſt hinzutreiben ſtrebt), ſo muß diejenige Tendenz der Schwungkraft, vermöge welcher die Planeten die Ebene des Sonnenäquators durchſchnitten haben und weiter in entferntere Breitegrade fortzufahren ſtreben, nach und nach wieder abnehmen. In dem Maße nun, als dieſe Tendenz wieder abnimmt, gewinnen die eben erwähnten beiden Einwirkungen der Sonne mehr Einfluß, ſo daß ſie die Richtung des Planetenlaufes nach und nach mehr modificiren und endlich ganz umändern. Die Planeten werden alſo durch dieſe beiden Einwirkungen der Sonne von der ſchiefen Richtung, welche ſie (gemäß der eigenthümlichen Tendenz ihrer Schwungkraft) bisher befolgten, nach und nach mehr abgelenkt, ſodann in der Gegend des Wendepunkts einige Zeit parallel mit der Ebene des Sonnenäquators, alſo genau in der Richtung der Rotation der Sonne fortbewegt, und dann wieder nach und nach in einer ſchiefen Richtung gegen die Ebene des Sonnenäquators hingetrieben, und ſie müſſen von da ihren Lauf wiederum fortſetzen, und zwar auf die nämliche Weiſe und aus der nämlichen Urſache, wie ſolches ſchon vorher geſchehen war und eben beſchrieben worden iſt. Die Planeten müſſen alſo während ihres Umlaufes um die Sonne abwechſelnd von einer Hemiſphäre zur andern übergehen, ſomit einmal in nördlicher, das anderemal in ſüdlicher Richtung fortlaufen, folglich bald mehr bald weniger von der Richtung der Rotation der Sonne abweichen. Daher kommt es, daß ihre Tangential- und Centrifugalkraft, und mithin auch ihre Bahngeſchwindigkeit und ihre Entfernung von der Sonne periodiſch abwechſelnd zu- und abnehmen muß.“ Daher ihre elliptiſche Bahn ꝛc.

Die Rotation der Planeten, durch welche wieder der Umſchwung der Monde um dieſelben bedingt iſt, erklärt Herr Klee: „Während des Umlaufes um die Sonne bekommen nämlich nicht alle Theile eines Planeten eine gleich große Schwungkraft; ſondern der eine Theil bekömmt eine ſtärkere, der andere eine geringere Schwungkraft, je nachdem die Bogen, welche dieſer oder jener Theil in gleichen Zeiten um die Sonne beſchreibt, kleiner oder größer ſind. Da nun der Theil des Planeten, welcher der Sonne zugewendet und am nächſten iſt, den kleinſten Bogen beſchreibt, jener Theil aber, welcher von der Sonne abgewendet und am weiteſten entfernt iſt, den größten Bogen beſchreibt, ſo muß dieſer entfernteſte Theil gemäß ſeiner größeren Schnelligkeit auch eine größere Schwungkraft bekommen, während der entgegengeſetzte nächſte Theil gemäß ſeiner geringeren Schnelligkeit die geringſte Schwungkraft bekömmt. Da nun dieſer

Unterſchied der Schnelligkeit und Schwungkraft in den verſchiedenen, einander diametral entgegengeſezten Theilen des Planeten während des ganzen Umlaufes um die Sonne ſich beſtändig erneuert, ſo muß dadurch der Planet um ſeine Axe gedreht werden, und zwar in der Art, daß der mit der größten Schwungkraft begabte Theil in der Bahn weiter voraneilt, da hingegen derjenige Theil, welcher die geringſte Schwungkraft beſizt, mehr zurückbleibt. Die Umdrehung muß alſo in der nämlichen Richtung geſchehen, in welcher die Planeten ihre Bahnen um die Sonne durchlaufen. Dieſe Umdrehung nun kann ſchneller oder langſamer erfolgen, je nachdem die Schnelligkeit und Schwungkraft des äußerſten, von der Sonne am meiſten entfernten Theiles, die des ihm diametral entgegengeſezten, der Sonne zugewendeten Theiles mehr oder weniger übertrifft. Die Differenz zwiſchen der Schnelligkeit und Schwungkraft der verſchiedenen, einander diametral entgegengeſezten Theile muß deſto größer ausfallen: 1) je größer der Durchmeſſer des Planeten iſt, weil dann der Unterſchied zwiſchen den von dieſen Theilen in gleichen Zeiten beſchriebenen Bögen deſto größer ausfällt; und 2) je größer die Schnelligkeit iſt; womit der Planet in ſeiner Bahn fortrückt. Die Umdrehung eines Planeten muß alſo deſto ſchneller erfolgen, je mehr ihre beiden Cauſalmomente, nämlich die Größe ſeines Durchmeſſers und die Schnelligkeit ſeines Kreislaufes, dabei concurriren.“

Aber die Lage der großen Axe der Planetenbahnen ändert ſich fortwährend, indem die Endpunkte derſelben, d. h. die Apſiden, nicht beſtändig an derſelben Stelle im Himmelsraume bleiben, ſondern immer weiter von Weſten nach Oſten fortrücken, und ſofort nach und nach alle zwölf Zeichen des Himmels durchwandern. Dieſe Bewegung der Apſidenlinie beträgt bei der Erde jährlich nach Laplace 36″ 7, nach Andern nur 11″ 8. Dies erklärt nun Herr Klee alſo: „Da die Planeten von der Sonne gemäß ihrer Rotation beſtändig in einer kreisförmigen Bahn fortgezogen und gleichſam herumgeſchleudert werden, ſo können ſie vermöge des Ueberſchuſſes an Schwungkraft, welchen ſie in jeder Hälfte ihrer Laufbahn bekommen, am Ende derſelben immer etwas weiter nach Oſten fortfahren, ſo daß mithin der Anfangspunkt der folgenden Hälfte der Laufbahn etwas weiter oſtwärts ſtattfinden muß. Da nun jede Planetenbahn durch die große Axe in zwei Hälfte getheilt wird, und die Sonnennähe wie auch die Sonnenferne zugleich als Endpunkt der einen und als Anfangspunkt der andern Hälfte der Planetenbahn zu betrachten iſt, ſo müſſen die Punkte der Sonnennähe und der Sonnenferne immer etwas weiter von Weſten nach Oſten fortrücken.“

Auf ähnliche Weiſe erklärt er die Abnahme des Winkels, unter welchem die Planetenbahnen die Ebene des Sonnenäquators durchſchneiden, die Abnahme des Winkels, welchen der Aequator der Erde mit der Ebene ihrer Bahn bildet (Schiefe der Ekliptik), das Vorrücken der Nachtgleichen und die Annäherung der excentriſchen Planetenbahnen an die Kreisform, was der geneigte Leſer im Buche ſelber nachleſen muß, da uns die Ausführung hier zu weit führen würde.

So weit bleibt die äußerſt intereſſante Unterſuchung auf dem Gebiete der Erfahrung und erklärt beſtimmte mechaniſche Wechſelwirkungen. Am Schluß hat Herr Klee aber auch die Frage nach der urſprünglichen Urſache aller dieſer Wirkungen zu beantworten geſucht. Wer gab dieſer ſo ſchönen und regelmäßigen Bewegung der Himmelskörper den erſten Stoß, durch die ſie überhaupt möglich wurde? Oder mit andern Worten: wenn alle Bewegung im Planetenſyſtem von der Rotation der Sonne abhängt, was bewirkte alsdann urſprünglich die Rotation der Sonne? Herr Klee meint, ſie könne wohl durch eine höhere Centralſonne bedingt ſeyn, deren Bewegung ſie folge, wie die Planetenrotation der Sonnenrotation. Aber alsdann entſteht wieder die Frage: warum rotirt jene höhere Centralſonne? Herr Klee nimmt nun an, Elektricität ſey die urſprünglich bewegende Kraft. „Bekanntlich haben alle elektriſche Körper die Eigenſchaft, andere ungleichnamig elektriſche Körper anzuziehen und die gleichnamig elektriſchen abzuſtoßen. Da nun bei einer ſolchen Anziehung ſogleich eine Ausgleichung der Elektricität erfolgt, und da die mit einander in Wechſelwirkung getretenen Körper gleichnamig elektriſch werden, ſo müſſen dieſelben auch bald wieder einander abſtoßen. Ein größerer Körper kann demnach, ſo lange er eine bedeutende Elektricität entwickelt, beſtändig neue Materie anziehen und dagegen diejenige Materie abſtoßen, welche durch Annäherung und Wechſelwirkung mit ihm gleichnamig elektriſch geworden iſt. Daher vermag ein jeder Körper, welcher eine ſtarke Elektricität äußert, in der Luft eine beſtändige Strömung hervorzubringen, indem er fortwährend auf allen Seiten die durch ihn elektriſch gewordene Luft abſtößt und dagegen andere Luft anzieht, und dieſe Luftſtrömung verhält ſich in Betracht ihrer Stärke und Dauer genau ebenſo, wie die Elektricität, wodurch ſie hervorgebracht wird, wie man dieſes bei manchen elektriſchen Experimenten und namentlich auch bei Gewittern ſehen kann.“

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 51. Montag, 22. Mai 1837.

Werke über Spanien und Portugal.

1) Geſchichte des Aufſtandes, Befreiungskrieges und der Revolution in Spanien, vom Grafen Toreno. 1ſter bis 4ter Band. Leipzig, Lit. Muſeum, 1836.

Die zuſammenhängendſte und durchdachteſte Geſchichte, die über die berühmten ſpaniſchen Kriege bis jezt geſchrieben wurde, daher ſie auch den Leſer feſſelt, weiter zu leſen. Ungewiß, ob es allen Leſern ſo gegangen iſt, als uns, müſſen wir doch das Bekenntniß ablegen, daß troz der wärmſten Theilnahme für das ſo unglückliche und heldenmüthige Volk die zahlreichen bisherigen Darſtellungen ſeiner Kämpfe uns gewöhnlich langweilten, weil ſie durch ewige Wiederholungen kleiner militäriſcher Coups und durch eine Verworrenheit, die nirgends klare Orientirung zuläßt, unerträglich werden.

Graf Toreno bemerkt ſehr mit Recht, der ganze blutige greuelhafte Kampf hätte vermieden werden können, und Spanien hätte die Früchte der Aufklärung brechen können, ohne einen ſo ungeheuern Preis dafür zu geben: „Napoleon, von dem Rufe unterrichtet, den er in Spanien genoß, verfolgte muthig ſein kühnes Unternehmen, benahm ſich aber übrigens mit einem Takt und einer Klugheit, die den Erfolg möglich und ſelbſt wahrſcheinlich machten. Zwei Wege boten ſich ihm zum Ziele, gemäß der Verſchiedenheit der Zeiten. Vor dem Aufſtand zu Aranjuez wäre die Entfernung der königlichen Familie nach Amerika das Zweckmäßigſte geweſen; Spanien, verwaist und von ſeinen Königen verlaſſen, hätte dann Napoleon als ſeinen Fürſten und Retter begrüßt. Die neue Regierung würde ſich leicht befeſtigt haben, wenn ſie einige Verbeſſerungen gemacht, den Nationalſtolz geſchont, und einige alte Gewohnheiten, nöthigen Falls ſelbſt gewiſſe Vorurtheile beibehalten hätte. Es war alſo ein glücklicher Gedanke Napoleons, hierin das ſicherſte Mittel zu ſehn, ſich Spaniens zu bemächtigen, aber eine große Unklugheit, nachdem ſein erſter Plan an den Umſtänden geſcheitert, nicht das einzige, ihm übrige, anzuwenden, was ſich ihm in Ferdinands Verheirathung mit einer Prinzeſſin von kaiſerlichem Geblüt ſo günſtig darbot. Er würde in ſeinem Schützling einen unterwürfigeren und ehrerbietigeren König gefunden haben, als in einem ſeiner Brüder. Zur Zeit ſeiner Reiſe nach Italien hatte Napoleon dieſe Idee noch nicht verworfen, ſondern behielt ſie noch einige Zeit bei. Portugals Beiſpiel flößte ihm ſpäter den Gedanken ein, in Spanien zu wiederholen, was ihm gutes Glück in dem Nachbarlande verſchafft. Die Beſetzung der Feſtungen ohne Widerſtand zu finden, und das Eindringen ſeiner Armee in die innern Provinzen beſtärkte dieſen gefährlichen Plan, und ſobald er ihn beſchloſſen, konnte ihn nichts wieder davon abbringen.“

Digitized by Google

Da der Verfaſſer ein Spanier iſt, ſo wird es Niemand einfallen, nach der patriotiſchen Tendenz ſeines Werkes zu fragen. Die Spanier genießen den unbeſtrittenen Vorzug, daß man ſie keines Vaterlandsverraths fähig hält, und ihre Literatur hat keins jener niederträchtigen Bücher aufzuweiſen, womit leider die deutſche überſchwemmt iſt, jener Bücher, in denen das eigene Vaterland und ſeine Anſtrengungen verſpottet und der Feind geprieſen wird. — „Die Nachricht von den Ereigniſſen des 2. Mai hatte überall Schauder verbreitet, und als die Abdankungen, Treuloſigkeiten und ſchändlichen Vorgänge zu Bayonne zur Kenntniß des Volks kamen, ſo wurde der Ruf des Unwillens und des Kriegs, den mit bewundernswerther Entſchloſſenheit die Hauptſtädte der Provinzen ertönen ließen, in Dörfern, Weilern, Flecken und Städten wiederholt. Frauen und Kinder, Jünglinge und Greiſe, von Zorn und Vaterlandsliebe entflammt, verlangten laut und einmüthig eine ſchnelle, vollgültige und ſchreckliche Rache. Spanien wurde, ſo zu ſagen, ſtark, kraftvoll und voll Kühnheit wieder geboren, und ſeine aufgeregten, inſurgirten, nach Rache dürſtenden Provinzen zeigten ſich, wie Vellejus Paterculus ſie ſchildert: tam diffusas, tam frequentes, tam feras. Je unerwarteter und heftiger die Beleidigungen geweſen, je ſchrecklicher und außerordentlicher war der öffentliche Enthuſiasmus. Die Geſchichte liefert uns kein größeres Beiſpiel eines ſo ſchnellen und einſtimmigen Aufſtandes gegen eine fremde Invaſion. Als ob ein überlegter Plan, ein höherer Verſtand dieſen glorreichen Entſchluß geleitet hätte, ſo erhoben ſich die mehrſten Provinzen von ſelbſt und faſt an einem Tage, ohne daß einige von ihnen die geringſte Kenntniß von dem Aufſtande der andern hatten, und alle voll gleicher Begeiſterung und gleichem Heldenmuth.“ In dieſem Geiſt und Styl iſt das ganze Geſchichtswerk geſchrieben.

Die Vaterlandsliebe verleitet den Verfaſſer übrigens nicht, die von Seiten der Spanier begangenen Fehler zu überſehen. Beſonders ſtreng urtheilt er über die Feldherrn, und bedauert, daß die Begeiſterung ſeiner Landsleute oft ungeſchickten Führern anvertraut geweſen ſey.

Bei der ſo ſchwierigen Darſtellung der Kriegsoperationen hat ſich der Verfaſſer möglichſter Klarheit befleißigt und das militäriſche Intereſſe berückſichtigt, ohne das nationale und politiſche des großen Kampfs je aus den Augen zu laſſen, wie z. B. aus folgender Bemerkung erhellen mag: „Mehrere ſind zweifelhaft geblieben, ob man Saragoſſa habe vertheidigen ſollen, oder nicht; Andere haben mit mehr Grund gemißbilligt, daß man ſo viele Truppen in ſeinen Ringmauern behalten. Offenbar hätte man die zurückweiſen ſollen, welche ſich nach der Schlacht bei Tuleda dahin geflüchtet, und ſich auf die Anfangs vorhandenen 14,000 bis 15,000 Mann beſchränken ſollen. Dieſe Streitkräfte, verbunden mit einer Bevölkerung voller Enthuſiasmus, wären hinreichend geweſen, dem Feinde zu imponiren und ihn lange vor Saragoſſas Mauern aufzuhalten. Der Entſchluß, die Stadt zu vertheidigen, ſcheint uns aber klug und nützlich. Die bei der erſten Belagerung Saragoſſas erworbenen Lorbeeren hatten den Namen dieſer Stadt ſo glänzend gemacht, daß ihre ſchnelle Unterwerfung die ganze Nation entmuthigt haben würde. Andererſeits hinderte der Widerſtand Saragoſſas nicht allein die Occupation mehrerer andern Provinzen, und verminderte die Kampfluſt der furchtbaren Legionen des Feindes, ſondern ſie vermied auch, daß dieſelben Männer, welche hinter den Mauern der Häuſer ſo viel Tapferkeit zeigten, ſich nicht mit ihrer wenigen Erfahrung, im freien Felde, an die kampfgewohnten franzöſiſchen Schaaren wagten, zumal da uns die öffentliche Ungeduld öfters nöthigte, unkluger Weiſe eine Schlacht zu wagen.“ Im großen Völkerkriege ſind großherzige Thaten, die einen ungeheuern moraliſchen Eindruck machen und einen unſterblichen Ruhm hinterlaſſen, mehr werth, als bloß mathematiſch berechnete Operationen.

Von unſerm Landsmann Oberſt Schepeler, der den Krieg im ſpaniſchen Dienſt mitgemacht und ſpäter beſchrieben hat, ſpricht Graf Toreno mit hoher Achtung. Doch wird der deutſche Leſer leider nur zu oft beſchämt durch die Erinnerung an die Rheinbundtruppen, die Napoleon gegen das ſpaniſche Volk hezte. Welche Schande und ewige Schmach für ein ſo großes Volk, wie das deutſche, daß es ſich in der ungerechteſten Sache von einem fremden Tyrannen zum Schergen und Henker eines edlen Volkes brauchen ließ. Die Franzoſen haben wenigſtens auf eigene Rechnung geſengt und gebrennt, es aber auf fremden Befehl thun müſſen — pfui! Man ſoll freilich nicht mehr daran zurückdenken, meinen Viele; allein wir meinen, es ſey ſehr wohlgethan, ehemaliger Schande zu gedenken, damit man ſich vor neuer hüte, zumal da in jüngſter Zeit wieder ein ſo großer Eifer herrſcht, uns dem Ausland, wenn nicht politiſch, doch geiſtig und moraliſch unterthan zu machen.

2) Denkwürdigkeiten aus der ſpaniſchen Revolution. Geſammelt und herausgegeben von J. B. von Pfeilſchifter. Aſchaffenburg, Pergay, 1836.

Ein intereſſantes Buch. Der Herausgeber hat nicht wie ſo viele andere deutſche, engliſche oder franzöſiſche Berichterſtatter die Berichte fremder Militärs oder fremder, faſt ohne Ausnahme einſeitiger und nicht ſelten rein aus der Luft gegriffener und zu augenblicklichen Zwecken fabrizirter Zeitungsartikel combinirt, ſondern unmittelbar ſpaniſche Quellen mitgetheilt, ſpaniſche

Bearbeitungen überſezt und eine ſehr reichhaltige Ueberſicht über die dahin einſchlagende ſpaniſche Literatur gegeben, die Titel aller von Spaniern ſelbſt über die großen Begebenheiten ſeit 1808 niedergeſchriebenen Aktenſtücke, Memoires oder Flugſchriften, ſo wie der Zeitungen. Dieſe hiſtoriſche Arbeit dürfte ſonach wohl das Gediegenſte ſeyn, was bisher aus der Feder eines Publiciſten geſtoſſen iſt, der ſich durch ſeine überſpannten Theorien als Convertit mit der öffentlichen Meinung längſt überworfen und nur ein äußerſt kleines Publikum gefunden hat. Seine Theorien verläugnen ſich auch in dem vorliegenden Werke nicht. Aber ſie treten hinter die Thatſachen zurück. Das Werk hat wirklich hiſtoriſchen Werth, ſofern es berichtigt, die Seichtigkeit und Unzuverläſſigkeit der bisherigen Compilationen und die beſſern Quellen nachweiſt.

Die Reihe der Aufſätze iſt folgende: Spaniens Zuſtand im Jahr 1808, Fragment aus der historia de la guerra de España contra Napoleon Bonaparte, — Eröffnung der Cortes von 1810 von D. Miguel de Lardizabal y Uribe, — das Dekret von Valencia vom 4. Mai 1814, — die Verſchwörungen von 1814—1819 aus Julians précis historique, — die Empörung des Generals Porlier aus der Zeitſchrift Colmena, — die Verſchwörung von Valencia, aus Van Halens Memoiren, — die Geſchichte der Nationalarmee von San Fernando, von San Miguel und Miranda, — mißglückter Aufſtand in Cadix, vom Oberſten Santiago Rotalde, — Riegos Kreuzzug, von San Miguel und O'Donnel, — über die Reſtauration Spaniens, vom Herausgeber 1825 geſchrieben, — Literariſcher Anhang.

3) Memoiren des Friedensfürſten Don Manuel Godoy. Unter den Augen des Fürſten nach dem ſpaniſchen Manuſcript ins Franzöſiſche überſezt von J. G. d'Esmenard. Aus dem Franzöſiſchen von Dr. Diezmann. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann, **1836.**

Während Vaterlandsverrath, ſittliche Verdorbenheit und was immer den Gegenſatz gegen die heroiſchen Tugenden eines Volks bildet, in vielen andern von Napoleon unterjochten Ländern, z. B. in Deutſchland ſo ziemlich vertheilt war, drängt ſich dieſe Schattenſeite im ſpaniſchen Volk beinah nur in ein einziges Individuum zuſammen, in die koloſſale Schlechtigkeit des ſogenannten Friedensfürſten. Dieſer Eine ſteht dem ganzen Volk gegenüber, und wenn das ſpaniſche Volk ſich rühmen darf, ſo treu zuſammengehalten, ſo einſtimmig gegen den fremden Eroberer gekämpft zu haben, wie kein anderes Volk in Europa, ſo hat doch auch kein anderes einen politiſchen Charakter aufzuweiſen, der an Verworfenheit ſich mit Godoy meſſen könnte, an dem die perſönliche Fadheit, das total Bedientenmäßige mit dem erſtaunlichen Schickſal, das er über Spanien herbeiführte, in gar keinem Verhältniß ſtehn würde, wenn nicht die neuere Zeit überhaupt erwieſen hätte, daß der in ihr mächtig gewordene Dämon der Gemeinheit die ältern nur zu klugen politiſchen Dämonen, die Machiavelli ſo trefflich geſchildert, an Macht weit übertroffen hat.

Sternkunde.

(Schluß.)

„Der größere runde Körper, welcher beſtändig an allen Punkten ſeiner Oberfläche Stoffe anzieht und abſtößt, und ebenſo auch von dieſen Stoffen angezogen und abgeſtoßen wird, kann aber gemäß ſolcher Anziehung und Abſtoßung ſich nur in der Art bewegen, daß er ſich um ſeine Axe dreht.“

Aus dem großen chemiſch-elektriſchen Proceß in der Sonne erklärt nunmehr Herr Klee auch die Erzeugung der Planeten und Kometen als vulkaniſche Ausbrüche, eine Hypotheſe, mit der wir uns nicht vereinigen können.

Herr von Biela, der berühmte Entdecker der nach ihm benannten Kometen, vereinfacht die Erklärung der Himmelsbewegungen durch den Satz, daß die Tangentialkraft allein erforderlich ſey, den Centralkörper um ſeine Axe rotiren zu machen, da dieſer Körper ſonſt trotz aller ſeiner Centripetalkraft keine Bewegung haben, ſondern nur in ſeinen Theilen rund zuſammenhängen würde. Er ſteht alſo nicht im mindeſten an, zu behaupten, daß die Rotation der Sonne, anſtatt das Kreiſen der Planeten zu bewirken, vielmehr von ihnen bewirkt werde. Was er nun weiter daraus folgert, können wir aus Mangel an Raum nicht ausführen. Das Reſultat iſt: „Wie einfach ſind nicht die Einrichtungen und Verhältniſſe in unſerm Sonnenſyſteme! — Die Abſtände der Secundärkörper von ihren Centralkörpern nehmen nach einem harmonievollen Geſetze zu; die Tangentialkräfte verhalten ſich wie die Quadratwurzeln aus dieſen Abſtänden; die Umlaufszeiten wie die Kuben der Tangentialkräfte; die Centripetalkräfte wie deren Biquadrate, und die Geſchwindigkeiten wie die Tangentialkräfte ſelbſt. Und es ſcheint nach allem Vorhergehenden, daß die Annahme einer urſprünglich die Ausdehnung des ganzen Gebietes des Sonnenſyſtems ausfüllenden elaſtiſch-flüſſigen Umgebung des erſten Kernes der ſich bildenden Sonnenmaſſe, welche durch die bei ihrem Zuſammenfahren entſtehende Elektricität vom Centro der Verdichtung aus in drehende Bewegung verſezt wurde, vollkommen genüge, die Rotation der Centralen und die Tangentialkräfte der Secundärkörper aus einer einzigen

Grundurſache herzuleiten, da wir früher ſtreng bewieſen haben, daß Rotation des Centralen und Tangentialbewegung der Secundären im genaueſten Zuſammenhange ſtehen.“

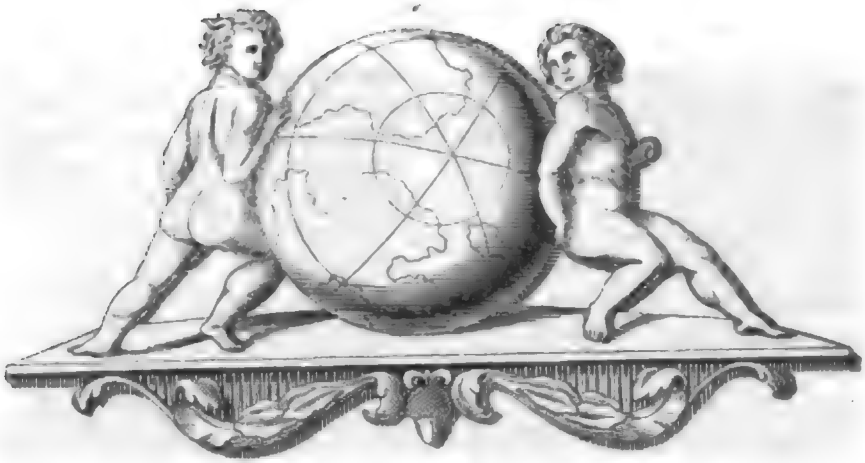
Alſo auch hier wieder zulezt die Elektricität.

Von beſonderm Intereſſe iſt, was Herr von Biela über die Kometen ſagt: „Das Wenige, was wir von dem Urſprunge der Kometen mit einigem Grunde vermuthen zu dürfen glauben, beſteht in Folgendem: Die Kometen von ſehr kurzen Umlaufszeiten ſind rechtläufig, ihre Bahnen haben nur kleine Neigungen zum Sonnen-Aequator, ſie zeigen faſt gar keine Schweife, und ihre mittlere Entfernung fällt zwiſchen Mars und Jupiter, wie alſo ihre Umlaufszeiten um die Sonne zwiſchen die Umlaufszeiten dieſer beiden Planeten fallen. Sie ſcheinen eine Uebergangsſtufe von den wahren Kometen, deren zweiter Brennpunkt weit außerhalb der Planeten liegt, deren Bahnen ſehr excentriſch und nach allen möglichen Himmelsgegenden gerichtet ſind, zu den kleinen Planeten zwiſchen Mars und Jupiter zu bilden, und nicht unpaſſend würde man dieſe vier kleinen Körper Planetoiden, und die Kometen mit kurzen Umlaufszeiten Kometoiden nennen können. — Der Urſprung der Kometoiden und der Tangentialkräfte, welche bei ihren Bewegungen thätig ſind, kann mit dem Urſprunge der Planetoiden gleichzeitig und gleichartig geweſen ſeyn, und dieſe Kräfte können ebenfalls von dem allgemeinen Umſchwunge des Urfluidums unſers Sonnenſyſtems herrühren. — Die Anziehungskraft der Sonne könnte vielleicht auch auf die Kometoiden und Kometen anders wirken, als auf die Planeten, da die Kometenmaterie von dem Planetenſtoffe wahrſcheinlich gar ſehr verſchieden iſt. Während ſich in der Planetenmaterie beide Arten der Elektricität vereinigt befinden und einander das Gleichgewicht halten, könnte der Kometenkern eine der Sonnenelektricität ungleichnamige Elektricität allein beſitzen, welchen Kern eine durchſichtige nichtleuchtende Hülle von beide Elektricitäten iſolirender Materie umgibt, außerhalb welcher ſich wieder eine der Sonnenelektricität gleichnamige Elektricität ſammelt. So wird der Kometenkern von der Sonne angezogen, die äußere Kometenhülle wird aber von der Sonne abgeſtoßen, und bildet, wo deren beträchtlich viel vorhanden, jenſeit einen Schweif.“

Das dritte der obgenannten Werke von Herrn Ewertz verfährt etwas ſummariſch, d. h. philoſophiſch. Es ſtatuirt von vorn herein eine abſolute Flieh- und Ziehkraft und weiſt die Frage nach deren Urſache mit der Antwort ab: ſie ſind eben abſolut. Seine Anſicht iſt im Weſentlichen: „Eine radialiter (von einem Mittelpunkte nach allen Richtungen ſtrahlig divergirend) ausdehnende, eine radialiter (von allen Richtungen nach einem Mittelpunkte ſtrahlig convergirend) anziehende Kraft, welche beide Kräfte in geraden, einander entgegengeſezten, Richtungen wirken, und die urſprüngliche Rotation ſind die einfachen Mittel, durch welche das höchſte Weſen Raum, Zeit und Materie ins Daſeyn gerufen hat. Ein Raum an und für ſich, und ein leerer Raum iſt nämlich nirgend und niemals vorhanden, und an ſich gar nichts Reelles. Der Raum iſt nur durch die ausdehnende Kraft entſtanden, und zugleich auch mit materiller Subſtanz angefüllt. — Die urſprüngliche (poſitive) ausdehnende Kraft iſt unermeßlich und unendlich, inſofern als an und für ſich ihre Wirkſamkeit gar keine Zeit erfordert, und der durch ihre Wirkung entſtehende Raum mit einem Schlage ins Daſeyn gerufen iſt, und alſo auch mit einem Schlage ſein Marimum erreicht. Nach dem Aufhören der raumerweiternden Wirkung der poſitiven ausdehnenden Kraft, hebt die Wirkſamkeit (der ebenfalls inſofern unermeßlichen und unendlichen negativen ausdehnenden Kraft) der Schwere an, als der ganze, durch die Wirkung der poſitiv ausdehnenden Kraft entſtandene materielle, d. h. mit materieller Subſtanz erfüllte Raum mit einem Schlage in einen Punkt zuſammenfällt, alſo mit einem Schlage ſein Minimum erreicht. Wirkte daher in der Körperwelt nur die poſitiv ausdehnende Kraft allein, bis ihre Wirkung, der Raum, ein Marimum erreichte, und hörte ihre Wirkſamkeit dann mit dem Beginnen der Wirkſamkeit der Schwere auf, ſo würde abwechſelnd erſt ein Raum ohne Körper, und dann ein Punkt ohne Körper, und beides außer aller Zeit vorhanden ſeyn. — Damit der, durch die Wirkſamkeit der ausdehnenden Kraft entſtehende Raum Dauer erhalte, erhält er, indem er entſteht, zugleich durch die urſprüngliche Rotation eines höchſten Centralkörpers eine Bewegung nach der Richtung dieſer Rotation mitgetheilt, wodurch die an und für ſich unermeßliche ausdehnende Kraft dergeſtalt beſchränkt wird, daß die urſprüngliche, ſtrahlig von einem Mittelpunkte nach jeder Richtung in geraden Linien raumerweiternde Wirkſamkeit derſelben dahin abgeändert iſt, daß jeder einzelne Raumpunkt ſich nicht in geraden Linien von dem zurückſtoßenden Centralkörper entfernen kann, ſondern in krummen Linien um denſelben ſich bewegen muß.“

Herr Ewertz geſteht, daß ſeine Anſicht, wie die der frühern Naturforſcher, einen erſten Stoß, der die Bewegung hervorgerufen, vorausſetze, aber er glaubt, mehr als ſeine Vorgänger geleiſtet zu haben, indem er dieſen Stoß als einen abſoluten und ſtetigen annimmt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 52. Mittwoch, 24. Mai 1837.

Werke über Spanien und Portugal.

4) Spaniens Schickſale in der neueſten Zeit, von der Rückkehr Ferdinands VII. 1814 bis zur Einberufung der conſtituirenden Cortes. Von *r. Leipzig, Feſt, 1836.

Alles Elend, das Napoleons Invaſion über die Spanier verhängte, vergißt man über dem Heldenmuth des Volks, um ſo mehr, da ihn ein glücklicher Erfolg krönte. Spaniens Geſchichte iſt bis dahin tragiſch, aber herzerfreuend und erhaben. Darum machen die *folgenden* Ereigniſſe einen um ſo unerfreulichern Eindruck. Man wird von der Höhe der Volksbegeiſterung und des Freiheitskampfs ſo ganz unerwartet in die Niedrigkeit des Deſpotismus, der Intriguen, des Verraths hinabgezogen, daß man kaum begreift, wie eine ſolche Umwandlung möglich war.

Der ungenannte Verfaſſer hat die ſchwierige und unerquickliche Mühe nicht geſcheut, die mit dem ſchwerſten Fluch beladene Regierung der Neuzeit im Zuſammenhange darzuſtellen und den Faden der Geſchichte aus den verworrenen und widerſprechenden Berichten zu entwirren. Er beſchränkt ſich übrigens auf einen allgemeinen Umriß, in einem mäßigen Bande. In die feinſten Details konnte er nicht überall eingehn, noch weniger Aktenſtücke mittheilen, deren wichtigſte, die diplomatiſchen, noch nicht zugänglich ſind.

Ferdinand VII. hatte ſich noch durch nichts bemerklich gemacht, als durch eine Verrätherei gegen ſeinen eignen Vater und durch ſeine Feigheit und Devotion gegenüber Napoleon. Während er ſich zu allem hergab, was Napoleon von ihm verlangte, und ihm kriechend ſchmeichelte, rettete ihm ſein Volk die Krone. Was that nun der König nach ſeiner Rückkehr? Er täuſchte die Cortes, die alles für ſeine Rückkehr gethan, durch ſüße Worte, bis er unter der Geiſtlichkeit und dem Pöbel eines großen Anhangs verſichert war und ſogar die Armee (die den Cortes grollte, weil dieſe ihr den erforderlichen Sold nicht verſchaffen *konnte*) durch trügliche Verſprechungen. Dann hob er die Cortes auf, vernichtete alle Denkmäler der Freiheit, ließ der Statue der Nation auf offnem Platz förmlich den Kopf abſchlagen, ſtellte alle aufgehobenen Klöſter wieder her, deßgleichen die blutige Inquiſition, unterwarf die jungen Officiere der Adelsprobe und ſchloß die bürgerlichen Helden davon aus, belohnte die berühmten Guerillaführer, die unſterbliche Thaten vollbracht und Jahre lang die äußerſten Gefahren und Mühen für ihren König erduldet, mit einer bloßen Ausſicht auf verächtliche Anſtellungen in der wiederzuerrichtenden altmodiſchen Miliz.

Minas ſtolzes Herz empörte ſich über ſo ungeheuern Undank, er mußte fliehen. Wer murrte, den traf das Henkerbeil, das hinfort unermüdet arbeitete und die edelſten Häupter des Volks als Opfer hinraffte. Im Jahr 1815 ſaßen 51,000 Patrioten gefangen, darunter viele der edelſten Frauen und Mädchen, die in Nonnenklöſtern ſogar körperlich mißhandelt wurden. Ein Prieſter, der von chriſtlicher Milde zu predigen wagte, wurde auf eine wüſte Inſel verbannt, dort erſt die chriſtliche Lehre zu lernen. Porlier ſammelte die Unzufriedenen, aber auch er erlag und ward erdroſſelt. Da aber die Armee ſich gänzlich in ihren Hoffnungen getäuſcht ſah, da ſie vernachläſſigt blieb, da der König alle Einkünfte des Landes auf die Kirche verwendete und in der Armee ſelbſt eine quälende Polizei einführte, Verdächtigungen und Hinrichtungen der bravſten Soldaten, Zurückſetzungen ꝛc., ſo näherten ſich die Militärs den alten Cortes wieder und bereuten ihren frühern unklugen Zwiſt. Die Folge war die Revolution von 1820. Was der König unter der Leitung der neuen Cortes that, war allerdings gezwungen; doch bezeichnet es ſeinen Charakter, daß er ſich ſo tief vor den Freiheitsmännern demüthigte, ſo ſehr heuchelte. Eine franzöſiſche Armee gab ihm die abſolute Gewalt zurück. Am 30. September erließ er noch ein Amneſtiedekret; am 1. Oktober hob er ſchon alle Akte der bisherigen Regierung auf und am 4. folgte die Proſcription aller Freiſinnigen, im ſchreiendſten Widerſpruch gegen das Dekret, das er erſt fünf Tage zuvor erlaſſen. Auf einem 25 Fuß hohen Triumphwagen zog er in Madrid ein, von Menſchen gezogen. Auf dem Triumphbogen ſtand die Inſchrift: „flieht Alle, die dem König nicht treu waren." Die Errichtung der königlichen Freiwilligen wurde nun das große Mittel, die deſpotiſche Gewalt aufs Neue zu befeſtigen. Aus dem niedrigſten Pöbel gewählt, ausſchließlich bewaffnet und von Pfaffen angeführt, übten dieſe Rotten durch das ganze Land unumſchränkte Gewalt und mordeten oder plünderten Alle, die ihnen als Opfer bezeichnet wurden. Viele Tauſende fanden nur in der Flucht ihre Rettung. Die Morde wurden zu Feſten erhöht. Der König bewilligte eine bedeutende Summe, um Riegos Hinrichtung feſtlich zu begehn.

So wie der Sieg der abſoluten Gewalt entſchieden war, und die conſtitutionelle Partei gänzlich darniederlag, verlangte die Diplomatie, ſogar Rußland, daß dem Morden Einhalt gethan werden möge, und der König, vor jeder ſtärkern Macht devot, gehorchte. Da ſezte nun ſein Bruder Don Carlos an der Spitze der Geiſtlichkeit und der königl. Freiwilligen mit dem Miniſter Calomarde und dem Trappiſten das vom König verlaſſene Syſtem fort und trat mit dem König in Oppoſition, was um ſo natürlicher war, als der König ſchwer an der Gicht darniederlag. Der Zwieſpalt unter den Siegern belebte die Hoffnung der Beſiegten; Empecinado erhob ſich, unterlag aber, und dieſer berühmte Stifter des Guerillaſyſtems, dem Ferdinand mehr als irgend Jemand ſeine Krone dankte, ward erdroſſelt. Das Aufſtreben der Liberalen hätte naturgemäß den Ultras von des Don Carlos Partei das Uebergewicht verſchafft, da ſich der König auf ſie hätte ſtützen müſſen; wenn nicht die vierte Heirath des alten gichtiſchen Königs alle Erwartungen durchkreuzt hätte. „Schon am 20. Juli erfuhr der Hof, daß die ſchöne, junge, lebensluſtige Prinzeſſin Marie Chriſtine von Neapel erwählt worden ſey, welche in dem Rufe ſtand, ſchon im Wochenbette geweſen zu ſeyn. Gerade dies aber ſoll ihr eben Ferdinands Neigung erworben haben, der um jeden Preis noch einen Erben zeugen und ſo ſeinen gehaßten Bruder Don Carlos von der Erbſchaft des Thrones ausſchließen wollte. Die junge Gemahlin erlangte auf den an Geiſt und Körper gleich ſchwachen Gemahl einen Einfluß, wie ihn der Hof noch bei keiner der drei erſten geſehen hatte. Zwei Geliebten, die den König bisher gängelten, eine Pepa Malagurza, und die ſchöne Gemahlin des königlichen Günſtlings Salcedon, mußten ſchnell entfernt werden. Bald verbreitete ſich auch zum großen Verdruſſe der apoſtoliſchen Partei, welche um jeden Preis dieſe Vermählung hatte hintertreiben wollen, die Kunde, daß die junge Königin ſchwanger ſey, wo es denn an boshaften Gerüchten um ſo weniger fehlte, da die frühere Unfruchtbarkeit und die äußerſt zerrüttete Geſundheit des Königs, der noch zwei Monate vor der Vermählung im Streit mit Don Carlos einen ſchweren Fall gethan hatte, Stoff genug hergab. Jedoch war der König ſo ganz von den Roſenfeſſeln der Liebe umwunden, daß er den wichtigſten Schritt that, welchen er je hätte wagen können. Er hob das ſaliſche Geſetz auf, welches die Frauen ſeines Regentenſtammes von der Thronfolge ausſchließt, ſo lange noch ein männlicher Erbe da iſt. Er wollte auf ſolche Art den Bruder Don Carlos auch dann vom Throne ausſchließen, wenn die Königin nicht von einem Prinzen, ſondern einer Prinzeſſin entbunden würde." Dieſer Schritt machte die Feindſchaft zwiſchen Ferdinand und Don Carlos unverſöhnlich. Die Liberalen bauten darauf ihre Hoffnung, Don Carlos aber benuzte die ſchwere Erkrankung des Königs, Poſto zu faſſen. Er ließ den bewußtloſen König die Zurücknahme der pragmatiſchen Sanction unterzeichnen, beſeitigte die Königin durch furchtbare Drohungen und freute ſich ſchon, Herr zu ſeyn. Da lebte der König wieder auf, erfuhr alles, und gerieth in ſo heftigen Zorn, daß er ſeinen Bruder verbannte und die mißhandelte Königin zur Regentin einſezte. Von nun an trat Mäßigung gegen die Liberalen ein, obgleich die Hoffnungen

derſelben noch keineswegs erfüllt wurden. Endlich ſtarb der König.

Ueber die nun folgende Regierung der Königin ſagt der Verfaſſer kurz und gut: „Die lebensluſtige Königin, welche als Regentin im Namen ihrer Tochter mit einem beigeordneten Regierungsconſeil, Ferdinands lezter Anordnung gemäß, herrſchen ſollte, hatte nun die Wahl, im Sinne des Verſtorbenen zu regieren, d. h. ſich der apoſtoliſchen Partei in die Arme zu werfen und dieſe ſo dem Don Carlos abtrünnig zu machen, oder zu den Liberalen überzugehen. Das Erſtere war ſelbſt dem Verſtorbenen nie gelungen, und um die leztere Partei offen zu ergreifen, fehlte es ihr an Muth; hiervon aber war nun eine Folge das unſelige Schwanken zwiſchen Wollen und Nichtwollen, Gehen und Stehenbleiben, jenes widrige, zum Spott gewordene Juſte Milieu, wie es ſeit dem Bürgerkönigthum in Frankreich aufgekommen, und wodurch bis jezt zwar der äußere Friede Europas, aber nichts gethan worden iſt, was Vertrauen für die Zukunft einſtößen könnte.“ Zu allen Uebeln dieſes verwirrten Zuſtandes kam nun noch die gänzliche Erſchöpfung der öffentlichen Kaſſen, die Cholera und der Aufſtand der baskiſchen Provinzen, den Don Carlos benuzte. „Wenn Don Carlos nichts vorausgehabt hätte, ſo ſtand ihm doch der klare, feſte Wille zur Seite, und ein gewiſſes Ziel vor Augen, in Madrid dagegen ging der Parteienkampf und das Spiel der Intrigue, das Wollen und Nichtwollen, das Geben mit der einen, das Nehmen mit der andern Hand ununterbrochen fort und lähmte im Verein mit der ſchrecklichen Finanznoth darum alle Kräfte, die zur ſchleunigen Unterdrückung des Carliſtenaufſtandes vonnöthen geweſen wären, obſchon, indem ſie immer vereinzelt und zerſplittert in Bewegung geſezt wurden, viel größere Opfer dem Lande aufgebürdet wurden, als bei raſcher, concentrirter Verwendung nöthig geweſen wäre.“

Nach dem durch alle Ereigniſſe durchgehenden Geſetz des Gleichgewichts bemerken wir eine um ſo entſchiedenere Hinneigung der Königin zu den Liberalen, ſo oft Don Carlos Vortheile erringt; daher die Aufhebung aller Klöſter, eine Maßregel, die übrigens ihre naturnothwendigen Folgen haben muß, die über den Dynaſtieſtreit hinaus dauern werden. Mit Recht bemerkt der Verfaſſer: „So ſteht nun jezt die Lage der Dinge, ſo weit ſich nach den alle Tage widerſprechenden Zeitungsberichten darüber urtheilen läßt, und keiner wagt es wohl, den Ausgang, welchen dies Schauſpiel nehmen wird, zu beſtimmen. Es zeigt ſich nur, wohin der Despotismus führe: zur Anarchie; wohin die Bigotterie und der Aberglaube leitet: zur Verachtung des Ehrwürdigen, zum Unglauben. In Barcelona forderte man die Mönche auf, Meſſen für die im Kampfe gefallenen Stiere zu leſen! Sonſt herrſchte in Spanien immer erſt der Prieſter, und dann kam der König als zweite Perſon. Er befahl, daß Alles zur Ohrenbeichte kommen ſollte, und Alles kam. Solche unnatürliche Macht hat ſich durch eine Verachtung und Verfolgung gerächt, welche um ſo heftiger iſt, je anmaßender jene geübt wurde.“ Zwiſchen dem kraſſeſten Jeſuitismus und dem kraſſeſten Voltairianismus in der Mitte wird Spanien noch lange Zeit brauchen, bis es beide Extreme überwindet, und würde ſie brauchen, wenn auch nicht auswärtige Mächte dazu mitwirkten, Spaniens Wiedergeburt aufzuhalten.

5) Auguſtin Chaho, Reiſe in Navarra während des Aufſtandes der Basken. Deutſch von L. v. Alvensleben. Mit dem Porträt Zumala-Carreguys. Grimma, Verlags-Comptoir, **1836**.

Nicht im beſten Styl geſchrieben, aber reich an Schilderungen, die uns den Kriegsſchauplatz in Spanien ſehr lebendig vergegenwärtigen. Der Verfaſſer ſchreibt ein wenig emphatiſch, altſpaniſch eitel, und vergißt nie, uns daran zu erinnern, daß er ſelbſt die Ehre habe, ein Baske zu ſeyn. Er führt uns über Bayonne in die Berge dieſes Volks, zeigt ſie uns bei heitern Spielen, malt ihre fröhlichen Sitten und ergießt ſich dann in das unbegrenzte Lob ihres Heldenmuths, wobei er auf ihre frühere Geſchichte Rückblicke wirft. Endlich charakteriſirt er auch den Boden und die Produkte des Landes. Seine Schilderungen ſind oft ſehr anziehend, z. B.: „In den maleriſchen Thälern Biscaya's und Guipuzkoa's ſtaunt der Reiſende, wenn er den Kopf erhebt, auf ſcheinbar unzugänglichen Höhen die Reihen der Arbeiter zu erblicken, die nach gleichem Takt ſich bücken und aufrichten. Bei dieſem Anblicke erkennt er das arbeitſame Volk des Occidents und ſtaunt, daß junge Mädchen mit anmuthigem, zuweilen ſchwächlichem Wuchſe und halb nackt den ganzen Tag lang dieſe anſtrengende Arbeit aushalten können. Mit Sonnenuntergang endlich hört die Arbeit auf, die Reihen werden gebrochen und die Laïas zu Boden geworfen. Zugleich ertönen die heitern, gellenden Töne einer Pfeife, begleitet von der baskiſchen Trommel, und dieſer Zauberklang verbannt beſſer als die Ruhe die Müdigkeit ſelbſt bis zur Erinnerung. Die Gruppen beleben ſich ſogleich; junge Mädchen und Burſche geben ſich die Hände und tanzen auf den Flächen der Felsgipfel leichte Ronden. In den Geſang der Jungfrauen miſchen ſich die lauten Stimmen der Bergbewohner, und oft hat die Nacht ſchon ihre Schatten in die Thäler hinabgeſenkt, und die Tänzer verſchwinden in der Dunkelheit, wenn das Tambourin und die Pfeife noch ihre Töne durch das Echo verkünden. — Einige Beobachtungen der Art haben wahrſcheinlich die geiſtreiche Bemerkung Voltaire's veranlaßt, wo dieſer die Basken mit einem einzigen Zuge

ſchildern wollte, indem er ſie ein kleines Volk nennt, das auf den Höhen der Pyrenäen ſingt und tanzt. — Die Basken ſind Seefahrer, vortreffliche Seeleute, und bei Gelegenheit gefährliche Korſaren. Wollte ich die Thätigkeit malen, würde ich als Vorwurf die Häfen Biscayas wählen. Ein Umſtand, der den Reiſenden auffällt, iſt, daß die Frauen die Schiffe beladen und die Laſtträger machen. Man würde ſie mit einigem Schmerze ſchwere Laſten tragen ſehen, wenn nicht ihr leichter Gang, ihr munteres, mit der größten Zungenfertigkeit geführtes Geſpräch und ihr ausgelaſſenes Lachen verriethen, daß die Anſtrengung ſie nicht niederzudrücken vermag. Oft habe ich zwei junge Mädchen von ſchlankem Wuchſe geſehen, welche, beide Hände auf die Hüften geſtüzt, auf ihren Köpfen denſelben Ballen trugen, ohne das Gleichgewicht zu verlieren, und kokettirend neben einander mit leichten, abgemeſſenen Schritten hergingen. Der Tag endet mit Tänzen.“

Aber ſeine Provinzial-Eitelkeit geht gar zu weit. Er will die Spanier nicht als ſeine Landsleute erkennen. Er behauptet den alten Nationalunterſchied der Basken und iſt ſo wüthend erbittert auf die Caſtilianer, daß er ihnen nichts von all ihrem alten Ruhme gönnt, ſondern denſelben für die Basken vindicirt: „Die Basken haben nicht nur die Mauren aus Spanien vertrieben, o Caſtilianer, ſondern auch eure Provinzen zum Theil bevölkert, wie ſie allmählig die Eroberung ſicherten. Ihre Colonien erhielten ſich dort frei und abgeſondert, ehe ſie mit eurer knechtiſchen Bevölkerung ſich miſchten, und man ſieht aus den Briefen des Gil-Perez, daß verſchiedene Stämme des Fürſtenthums von Toledo, unter andern der von Valverde und Alcontras, noch im 16ten Jahrhundert den varduliſchen oder guiruzkoiſchen Dialekt der baskiſchen Sprache redeten. Die Basken haben für euch die canariſchen Inſeln entdeckt; ſie haben euch Amerika gezeigt, haben Chriſtoph Columbus begleitet. Der Seefahrer Sebaſtian Cano, welcher zuerſt die Welt umſegelte, und ſein Gefährte Elorriaga, waren Beide Guipuzkoer. Peter von Navarra erwarb ſich in euren italieniſchen Feldzügen den Beinamen des großen Capitains ꝛc.“ In Amerika ſelbſt, ſagt er, wurden die Basken ſogleich Freunde der Indier und Feinde der Caſtilianer: „Weit entfernt, den Caſtilianern nachzuahmen, zeigten die Basken ſich als Freunde der Indier, ſie entfernten ſich gegen dieſelben nicht von der Menſchlichkeit, deren göttliches Muſter der tugendhafte Las Caſas wurde. Der richtige Sinn unſerer Bergbewohner trug den Sieg über die hölliſchen Einflüſterungen des religiöſen Fanatismus davon. Die theologiſche Engherzigkeit der caſtilianiſchen Mönche, die unfruchtbare Spitzfindigkeit ihrer Rechthaberei und die tiefe Unwiſſenheit der Vandalen und Gothen, die ihren Fahnen folgten, konnten keinen Vergleich mit dem höheren Geiſte der amerikaniſchen Civiliſation und dem Reichthume ihrer künſtleriſchen Entwicklung aushalten.“ Die neue Freiheit des ſpaniſchen Amerikas muß unter dieſem Geſichtspunkt nun ebenfalls lediglich als ein Werk der Basken erſcheinen.

Dieſes Stockbaskenthum iſt übrigens charakteriſtiſch genug, und der Verfaſſer ſpricht wahrſcheinlich nur aus, was tauſende ſeiner Landsleute denken. Aus der alten National-Eiferſucht läßt ſich die gegenwärtige Erbitterung im nördlichen Spanien vielleicht noch ſicherer herleiten, als aus dem politiſchen Fanatismus.

Sternkunde.

Eine der ſchönſten Arbeiten im aſtronomiſchen Fache iſt die

10) Mond-Karte von Beer und Mädler,

von der uns drei Blätter vorliegen (das Ganze beſteht aus vier). Die Bearbeiter derſelben, die früher ſchon eine ſehr ſchätzbare Darſtellung des Mars nach ihren eignen Beobachtungen herausgaben, haben das ſchwierige Werk mit außerordentlicher Genauigkeit und unſäglichem Fleiß ausgeführt. Bekanntlich iſt die in Dresden begonnene ſehr ausführliche Mondkarte nicht fortgeſezt worden. Was Schröter in ſeinem ſelenotographiſchen Atlas geliefert, iſt zwar bis jezt noch nicht wieder erreicht und eine der bewundernswürdigſten Leiſtungen des deutſchen Fleißes; allein dieſe zahlreichen Blätter, die einzelne Gegenden des Mondes behandeln, ließen immer noch eine größere Mondkarte, auf der man das Ganze überſehen kann, zu wünſchen übrig, da die alte Mercatorſche doch nicht mehr für das Bedürfniß unſerer Zeiten ausreicht. Hier haben nun die Herren Beer und Mädler das Ihrige gethan, und wir können nur wünſchen, daß auf dieſelbe Weiſe wie dieſe Generalkarte, auch Specialkarten geliefert werden möchten. So vortrefflich nämlich die Karten Schröters ſind, ſo können und müſſen ſie doch, ſeit es Fraunhoferſche Fernröhre gibt, noch an Genauigkeit übertroffen werden, denn Schröters großes Inſtrument zeigte ihm zwar die Gegenſtände auf dem Monde ſehr ausgedehnt, aber keineswegs in der Schärfe, wie man ſie ſchon durch geringere Inſtrumente von Fraunhofer ſehen kann.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 53. Freitag, 26. Mai 1837.

Werke über England und Irland.

1) Geſchichte der europäiſchen Staaten, herausgegeben von Heeren und Uckert. Geſchichte von England von J. M. Lappenberg. Erſter Band. Mit einer Karte. Hamburg, Perthes, 1334.

In der großen Heeren-Uckertſchen Sammlung eine der gründlichſten und gehaltvollſten Arbeiten. Zwar erſcheint für Leſer, die bloß die Reſultate und vom Detail der Geſchichte nur das Anziehende und in der Erzählung Intereſſante verlangen, dieſes Werk etwas zu gedehnt. Der erſte, 631 Seiten umfaſſende Theil, geht nur bis zur normänniſchen Eroberung im Jahr 1066, und der Geiſt ermüdet ein wenig bei der gar zu ausführlichen Geſchichte der kleinen angelſächſiſchen Könige und ihrer unaufhörlichen kleinen Kriege. Allein da die ältere angelſächſiſche Geſchichte bisher eben noch keinen ſo gründlichen und genauen Forſcher gefunden hat, als Herr Lappenberg, ſo müſſen wir ihm für ſeine äußerſt fleißige Arbeit dankbar ſeyn, als für die erſte ihrer Art, und dürfen von einer ſo umfaſſenden Geſchichtsforſchung nicht verlangen, was die Geſchichtſchreibung leiſten kann, wo ihr jene ſchon hinlänglich vorgearbeitet hat.

Zuerſt gibt der Verfaſſer Rechenſchaft über ſein Quellenſtudium, deſſen Reichthum in der That überraſcht. Dann ſchildert er Britannien unter den Römern, das kurze Zwiſchenreich des Carauſius, eines Deutſchen (Menapiers), der die Verbindung mit Sachſen und ſomit die große ſächſiſche Eroberung einleitete. Dieſe wird nun mit größter Ausführlichkeit beſchrieben; nicht nur die romantiſchen Begebenheiten Hengiſts und Horſas, ſondern auch die weniger intereſſan'en aller ſpätern Ankömmlinge. Die Sagen von Konig Artus werden erörtert, und der erſten Blüthenzeit des angelſächſiſchen Reichs ſeit der Vereinigung unter Elbert und bald unter dem berühmten Alfred wird die gebührende Aufmerkſamkeit geſchenkt. Dann folgt die Unglückszeit der Däniſchen Einfälle und Uſurpation, die kurze Reſtauration unter Eduard dem Bekenner und endlich der traurige Untergang der alten angelſächſiſchen Dynaſtie und Volksfreiheit durch die neue normänniſch-franzöſiſche Dynaſtie und Feudalariſtokratie. Die Aufgabe der folgenden Theile wird nun ſeyn, den Kampf dieſer beiden Elemente und die Reaction des angelſächſiſch-demokratiſchen Geiſtes in den Parlamenten, in der Reformation und in der Revolution des 17ten Jahrhunderts zu ſchildern.

2) Coopers Geſchichte Englands von den früheſten Zeiten bis zum Jahr 1835. Nach der 22ſten Original-Ausgabe überſezt von F. A. Rüder. Zerbſt, Kummer, 1836.

Eine ſehr kurze Geſchichte. Nur 301 Seiten in

Duodez. Jeder Regent hat ſein beſonderes Capitel, hinter dem noch ein kurzes Verzeichniß ſogenannter merkwürdiger Begebenheiten, Züge aus der Sitten- und Kulturgeſchichte, Naturereigniſſe ꝛc. folgt. Nach unſern Begriffen von Geſchichtſchreibung läßt dieſes Cooper'ſche Werk alles zu wünſchen übrig, denn ſie iſt bloß Regentengeſchichte und nicht Volksgeſchichte, und unterläßt nicht nur, die große innere Entwicklung in ſcharfen Zügen zu zeichnen, ſondern erzählt ſogar die Kriegsereigniſſe auffallend trocken. Nie hat wohl ein größeres Volk einen erbärmlicheren Geſchichtſchreiber gefunden. Wir Deutſche haben uns insbeſondere über die Ignoranz oder den böſen Willen des Verfaſſers zu beklagen, ſofern er weder des Unrechts gedenkt, das uns England zugefügt, noch die Hülfe gerecht würdigt, die es von uns erhalten hat. Des ſchändlichen Verraths, wodurch nach Marlboroughs Abſetzung Prinz Eugenius im Stich gelaſſen wurde, wird hier mit keiner Sylbe gedacht. Die treue Hülfe Blüchers in der Schlacht bei Waterloo wird nur verächtlich, ohne Nennung des großen Feldherrn, mit den Worten erwähnt: „ein ſtarkes Corps Preußen, welches dem Herzog von Wellington zu Hülfe kam.“ Und nicht ein Wort weiter. Hier hätte der Ueberſetzer, wenn er es je der Mühe Werth fand, ein ſo elendes Buch zur Kenntniß deutſcher Leſer zu bringen, wenigſtens berichtigende Noten geben ſollen.

2) **Thomas Moore's Geſchichte von Irland. Aus dem Engliſchen überſezt von Dr. A. Schäfer. Erſter Band. Würzburg, Stahel, 1835.**

3) **Daſſelbe Werk überſezt von Peter Klee. Erſter Band. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann, 1835.**

Warum wieder zwei Ueberſetzungen deſſelben Werks? Möchte doch die Concurrenz endlich einmal Regeln zum gemeinen Beſten unterworfen werden; Walter Scott und dergleichen Futter für alle Leihbibliotheken verträgt wohl mehrere Ueberſetzungen, nicht aber ein Geſchichtswerk, wie das vorliegende, das ſo viele Leſer doch nicht findet, um zwei Verlagshandlungen zugleich hinreichend zu befriedigen. Dann verliert eine, verlieren wohl gar beide die Luſt zu ähnlichen Unternehmungen, und es bleibt ein andermal ein gutes und nützliches Geſchichtswerk unüberſezt, weil vorher einmal eins ohne Noth doppelt überſezt wurde. Dieſe Bemerkung drängte ſich uns um ſo ungezwungener auf, als wir mehrfach ſchon im Fall waren, zu beklagen, daß vortreffliche Geſchichts- und Reiſewerke der Engländer nicht überſezt wurden.

Herr Moore hat leider noch nicht mehr als den erſten Band geliefert, der ausſchließlich die älteſte Geſchichte Irlands umfaßt. Er überläßt ſich den antiquariſchen Unterſuchungen mit einer Liebe und Ausführlichkeit, wie ſie den Schriftſtellern des Reformationszeitalters eigenthümlicher war, als denen unſers flüchtigen Revolutionszeitalters, und es gehört einige Geduld dazu, wenn man kein Irländer iſt, ſich durch alle Kleinigkeiten dieſer langen Unterſuchung durchzuwinden. Wir wollen ihm nicht in das Chaos der Vermuthungen über die älteſte Bevölkerung Irlands folgen, und heben deßfalls nur eine Stelle hervor, die uns von beſonderm Intereſſe erſcheint. Er macht nämlich auf eine gewiſſe, Irland eigenthümliche Gattung von Rundthürmen aufmerkſam und ſagt: „Während in keinem Theile des europäiſchen Feſtlandes irgend ein Gebäude von ähnlicher Bauart entdeckt worden iſt, hat man in der Nähe von Bhaugulpore, in Hindoſtan, zwei Thürme gefunden, welche die vollkommenſte Aehnlichkeit mit den irländiſchen haben. In allen Eigenheiten ihrer Geſtalt, — der Thüre oder dem Eingange, der ſich mehrere Fuß über dem Boden befindet, — den vier Fenſtern, in der Nähe des Gipfels, die nach den vier Cardinalpunkten gerichtet ſind, und dem kleinen geründeten Dach, — ſind jene indiſchen Tempel, nach der Beſchreibung derſelben zu urtheilen, den Rundthürmen vollkommen ähnlich; auch glaubt man, daß ſie, gleich dieſen, einer nunmehr erloſchenen und ſogar vergeſſenen Form der Gottesverehrung angehört haben. Einer der Einwürfe, die man gegen die Annahme, daß die iriſchen Thürme Feuertempel waren, erhoben hat, nämlich der, daß es zu einem ſolchen Ende nicht nothwendig war, ſie ſo hoch zu machen, wird durch die von einigen Pyrea's, oder Feuertempeln der Guebern, gegebene Beſchreibung zur Genüge widerlegt. Einige von dieſen, ſagt man uns, wurden faſt 120 Fuß hoch gemacht, welches die Höhe des höchſten der iriſchen Thürme iſt; und ein einſichtsvoller Reiſender ſagt, einen von ihm ſelbſt in der Nähe von Bagdad geſehenen Feuerthurm beſchreibend: „der beigefügte Abriß wird die Aehnlichkeit dieſer Pfeiler mit jenen, in Irland ſo gewöhnlichen, alten Säulen zeigen. — Auf die merkwürdige Aehnlichkeit, die, wie geſagt, zwiſchen den Säulentempeln in der Nähe von Bhaugulpore und den Rundthürmen Irlands herrſcht, ſich ſtützend, trägt ein neuerer ſcharfſinniger Geſchichtſchreiber kein Bedenken, den Urſprung des iriſchen Volks aus jener Gegend abzuleiten; und daß wenigſtens ein Aufguß der Bevölkerung aus jener Gegend, in irgend einem frühern Zeitpunkte, ſtattgefunden hat, ſcheint keineswegs eine allzugewagte Annahme zu ſeyn. Die Meinung, daß Iran und die weſtlichen Theile Aſiens urſprünglich der Mittelpunkt waren, von welchem aus ſich Menſchen nach allen Gegenden der Welt verbreiteten, ſcheint durch die Sagengeſchichte der meiſten Völker, ſo wie durch die Reſultate philologiſcher und antiquariſcher Forſchungen beſtätigt werden.“

Von beſonderm Intereſſe iſt die Eiferſucht, mit

welcher Thomas Moore die berühmten Lieder Oſſians für Irland in Anſpruch nimmt und ſie den Schotten abſpricht, denen ſie Macpherſon widerrechtlich zugeſchrieben habe. Er ſagt: „Dies iſt nur einer von den vielen Verſuchen ſchottiſcher Schriftſteller, die geſchichtlichen Verwandtſchaften zwiſchen den zwei Ländern zu verwirren, und ſelbſt zu verkehren, in der Abſicht, nicht bloß jene hohen Heldennamen und romantiſchen Sagen, die der Zwielichtsperiode der iriſchen Geſchichte, mit der wir uns gegenwärtig beſchäftigen, angehören, ſondern auch die ausgezeichnetſten jener zahlreichen Heiligen und Gelehrten, welche, wie man weiß, in einer ſpätern, und von dem Lichte der Geſchichte ſtärker beleuchteten, Periode unſere Jahrbücher verherrlicht haben, als das Eigenthum Schottlands in Anſpruch zu nehmen. Dieſer Plan, durch den Umſtand, daß beide Länder den gemeinſchaftlichen Namen Scotia führten, beſonders begünſtigt, entwickelte ſich ſchon im dreizehnten Jahrhunderte, zur Zeit, als der Anſpruch Eduards auf eine Lehns-Oberherrlichkeit über Schottland die Einwohner dieſes Landes zu dem Entſchluſſe bewog, die Unabhängigkeit der ſchottiſchen Krone zu behaupten, und als ſie zum erſten Male Anſpruch auf ein Schema eigener Alterthümer machten, durch das ſie jenes des Mutterlandes, von welchem ſie es theilweiſe entlehnten, zu verdrängen und zu verdunkeln ſuchten.“ Folgt nun die lange Auseinanderſetzung dieſer Verfälſchungen. Da ſie ſo lange fortgeſezt wurden, erſcheinen ſie wirklich als etwas Seltſames, nehmen aber nicht Wunder, wenn man bedenkt, daß Irland auch in jeder andern Rückſicht immer mißhandelt und zurückgeſezt und zu fremden Zwecken ausgebeutet wurde.

Mit Recht macht der Verfaſſer darauf aufmerkſam, daß das Chriſtenthum in Irland (troz der ſtark daſelbſt vorherrſchenden Druidenlehre) ohne alle Gewaltthat nur durch friedliche Bekehrung einzelner Apoſtel, beſonders des h. Patrik eingeführt worden ſey, und daß ſich ſchon in ſehr früher Zeit Irländer auch wieder als Apoſtel anderer Länder, als berühmte Heilige und Gelehrte ausgezeichnet haben.

5) Aus dem Tagebuche eines in Großbritannien reiſenden Ungarn. Peſth, Heckenaſt, **1837**. 8. S. **230**.

Sechsundzwanzig Capitel, von dem jedes ein beſonderes Tableau darbietet, die meiſten Beſchreibungen, einige vorzugsweiſe Beurtheilungen enthaltend. Die Nationalität des Verfaſſers läßt uns, wenigſtens in gewiſſer Beziehung, ein originelles, vielleicht abnormes Urtheil erwarten; allein wenn wir irgend etwas charakteriſtiſch Ungariſches in dieſem Werke finden, ſo iſt es nur die außerordentliche Friſche und Lebhaftigkeit des Geiſtes, etwas Jugendliches und etwas von jener modernſten Ritterlichkeit, die, der echten Kunſt der Magyaren ſich bewußt, das wilde Roß der Zeit ſicher über das breite Grab der europäiſchen Ariſtokratie hinüber zu ſpornen hofft, und mit der Ruhe des Kriegers auf die Gefallenen und Fallenden ſieht, feſten Blicks der Zukunft vertrauend, während jene nur in der Vergangenheit ihr Heil finden. Laßt uns ſehn, wie ein ungariſcher Edelmann über die Ariſtokratie in Frankreich und England urtheilt (S. 172): „In Frankreich war es immer ein Kampf gegen die Perſonen, in England gegen die Principien der Ariſtokratie. In Frankreich war der Adel ganz vom Volke getrennt, ſelbſt in Paris lebte er entfernt vom plebejiſchen Anblicke und Geräuſche des Volkes, und ſeine Palläſte, zwiſchen den Hof und den Garten gebaut, zeigten gegen die Gaſſe nur eine kahle Mauer, die den Blick in das Innere verwehrte. Das Volk aber, gereizt durch dieſe Abſonderungen, drängte ſich dahin, wo man es ausſchloß, und zerſtörte den Pallaſt, den es nicht ſehen durfte. In England dagegen hat die Perſönlichkeit mit den Grundſätzen nichts zu thun, und die ſchreiendſten Gegenſätze ſind in dieſer Hinſicht an der Tagesordnung. Der wüthendſte Radikale verlezt nie die ariſtokratiſchen Formen der Geſellſchaft, der eingefleiſchteſte Tory wird nie der Berührung mit dem Volke übermüthig ausweichen, und der liberalſte Lord Englands, Graf Durham iſt der ſtolzeſte Pair der drei Inſelreiche. In Frankreich fiel die Ariſtokratie verkörpert, Kopf für Kopf unter dem Beile der Guillotine, während in England das Princip fällt, ohne Blut und Thränen — eine geiſtige Gewalt durch eine größere geiſtige Gewalt. In Frankreich ſchloß ſich der Adel unzertrennlich dem Hofe an, eine Lücke blieb zwiſchen ihm und dem Volke, und ſein Sturz riß das Königthum mit ſich; in England dagegen bleibt die Pairie durch ihre jüngern titelloſen Söhne mit dem Volke verbunden, ihre Intereſſen waren nie ausſchließlich Hofintereſſen, und ſie blieb treu ihren Grundſätzen, der Königsgewalt ſo gut als dem Willen des Volkes ſich entgegenſtellend, ihre Sache nicht mit der eines Herrſcherſtammes verknüpfend. So geſchah es, daß jede Veränderung in der Grundverfaſſung langſam und nur durch moraliſche Kräfte herbeigeführt wurde, und eine Revolution im Geiſte der franzöſiſchen unmöglich war. Der geſunde praktiſche Sinn der Engländer ſchüzte ſie ſtets vor Ausſchweifungen, und nur wenn ihn die Wolken des finſtern Religionsfanatismus umnachteten, floß Blut; aber auch nur dann. Leider liegt die Möglichkeit einer ſolchen Erſchütterung noch immer im Charakter dieſer Nation, während ihre frivolen Nachbarn jenſeits des Kanals ſich für politiſche Schwärmerei jeden Augenblick aufzuopfern bereit ſind, aber ihr Blut für viel zu koſtbar halten, um für den religiöſen Glauben

auch nur einen Tropfen davon zu wagen. Sonderbar bleibt auf jeden Fall dieſer Gegenſatz bei den Engländern, daß ſie gerade den Krieg wegen materiellen Intereſſen mit geiſtigen Waffen führen, und bei der Colliſion der religiöſen Meinungen lieber an die phyſiſche Kraft appelliren, wie man es täglich in dem Zuſammenprallen der Katholiken und Proteſtanten in Irland ſieht.“ Man kann ſich nicht verhehlen, daß dieſe Betrachtungen eines jungen Ungarn ein ſehr geſundes Auge verrathen.

Auch über Ungarn ſelbſt ſpricht er, und wie es uns ſcheint, mit ſeltener Aufrichtigkeit und der richtigſten Orientirung: „Erſt unlängſt erfuhren ſie durch Herrn von Raumer Einiges über Preußens Städteordnung, daß aber Ungarn, jenes ſo wenig und ſo ſchlecht gekannte Ungarn ſeit Jahrhunderten ähnliche Inſtitutionen beſizt, die beſonders als der einzig richtige Schlüſſel der hieroglyphiſchen Stellung dieſes Landes intereſſant ſind, daran denkt Niemand. Sonderbar — beinahe ein Jahrtauſend iſt verfloſſen, ſeit dieſes Volk von der Grenze Chinas nach Europa drang, und es blieb noch immer den übrigen Völkern fremd, als wäre es noch von der chineſiſchen Mauer umgeben, über die nur einzelne verworrene Stimmen manchmal heraustönen, aus denen der Eine ſchnell ein Heldengedicht zuſammenſchmiedet, der Andere eine Klage gefeſſelter Leibeigenen, um die ſich aber Beide wenig kümmern. Und doch haben Beide Unrecht. Ungarn iſt nicht von jener ſtolzen Adelsunabhängigkeit befangen, die über den Sklavenketten Leibeigener ſich erhebt, und die in Polen zu Grunde ging; es will zwar nicht mehr da ſtillſtehen, wo es ſeit einem Jahrhunderte geblieben war, aber iſolirt und fremd dem weſtlichen Europa, ſucht es ſich nationell zu entfalten, ohne, von einem tollen Freiheitsſchwindel ergriffen, fremde Inſtitutionen ſich einimpfen zu wollen und nach Syſtemen, die in die Luft geſtellt ſind, zu haſchen. Sein Leuchtthurm aber, zu dem es immer bei dem Steuern nach dem Hafen des öffentlichen Wohls hinblickt, iſt ſeine Municipalverfaſſung. — In den Händen der vom Adel frei gewählten Municipalbeamten ruht die ganze richterliche Gewalt, und die Adminiſtration des Comitates, die leztere jedoch nur, inſofern ihr der Adel beiſtimmt, der jedes Jahr ſich viermal verſammelt, in dringenden Fällen auch mehrmals, um Rechenſchaft von den Municipalbeamten zu fordern und über die allgemeinen Maßregeln der Regierung ſich zu berathen, — ſie anzunehmen oder zu verwerfen. Ungarn beſizt keine repräſentative, aber eine Mandariat-Verfaſſung. Jedes Comitat wählt zwei Deputirte und verſieht ſie mit Inſtruktionen, an die ſie ſich um ſo genauer halten müſſen, als die Adelsverſammlungen, der die Deputirten die Verhandlungen ſtets mittheilen müſſen, das Recht haben, ſie vom Landtag abzuberufen, die Inſtruktionen nachträglich zu ändern oder zu vervollſtändigen. Auch dieſes Recht bleibt nicht bloß auf dem Papiere, und noch bei dem unlängſt geſchloſſenen Landtage gab es Beiſpiele von geänderten Inſtruktionen, von zurückberufenen Deputirten. — Die große Anzahl der Comitate, und ihre ſingillative Unbedeutenheit iſt bei dieſer Verfaſſung das Gegengewicht gegen jenen beſchränkten und kleinlichen Provinzialgeiſt, der über ſeiner nächſten Umgebung das Wohl des Ganzen vergißt, wie man es oft den Schweizerkantonen vorgeworfen hat.“ Ungarn hat inzwiſchen mit der Ausgleichung ſeiner Nationalitäten mehr zu ſchaffen, als mit allen politiſchen Fragen. „Die erobernden Ungarn bildeten den Adel und behielten die Regierung; Ausländer, meiſtens Deutſche, ſiedelten ſich in den Städten an und erhielten Privilegien, die unterjochten ſlaviſchen und walachiſchen Stämme, die alten Beſitzer des Landes, wurden Sklaven. Doch dieſes Verhältniß beſteht nicht mehr, die Bauern an der Theiß und untern Donau wurden Ungarn, der Adel Croatiens und der Grenzcomitate Polens wurde ſlaviſch, und häufige Adelsverleihungen der Könige vermiſchten die Nationalitäten. Nur das Bürgerthum blieb mit wenigen Ausnahmen deutſch und gelangte eben deßhalb in ſeiner iſolirten Stellung zu keiner Bedeutung im Lande.“ In neueſter Zeit ſtrebt Ungarn weit mehr nach nationeller Einheit als nach politiſcher Freiheit, und dieſe iſt oft nur Vorwand für jene: „Alle dieſe heilſamen Geſetzesentwürfe, die ſämmtlich von der Regierung genehmigt wurden, erregten nicht halb ſo viel Zufriedenheit im Lande, als die Erhebung der ungriſchen Sprache zur Geſetzesſprache. Seit Jahrzehnden war dies das höchſte Verlangen des Landes, das, durch die ſcharfe Sonderung der Stände, der Nationen und Religionen ganz zerſplittert, ſich nach einem Bande ſehnte, wodurch es zu einem Ganzen vereinigt werden könnte. Dazu kam noch die Nationaleitelkeit; die todte lateiniſche Sprache ruhte ſchwer auf der Bruſt des aus dem Scheintode erwachenden Nationallebens, und die Ungarn wollten Geſetze haben in einer Sprache, die ſie noch an der Mutterbruſt lernten, und nicht in dem lärmenden Staube der Schule, und ſie wollten ſich gleichſtellen den übrigen Völkern Europas, die alle das Joch des barbariſchen Kloſterlateins abgeworfen haben und mit ihrem Fürſten in der Sprache ſprechen, in welcher ſie denken und fühlen lernten. Allgemein war dieſer Wunſch in Ungarn, nur die drei Comitate Croatiens ſträubten ſich dagegen und verfochten ihre ſlaviſche Nationalität mit einer Bitterkeit, die vielen Ungarn beinahe den Wunſch einer Trennung von dieſem Lande wünſchenswerth machte.“

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 54. Montag, 29. Mai 1837.

Werke über England und Irland.

5) Aus dem Tagebuche eines in Großbritannien reiſenden Ungarn. Peſth, Heckenaſt, 1837. 8.

(Schluß.)

Allerdings läßt ſich der Widerſpruch zwiſchen der Forderung, Siebenbürgen, Dalmatien ꝛc. mit Ungarn zu vereinigen, und der, überall innerhalb des ungriſchen Reichs die magyariſche Sprache vorherrſchen zu machen, nicht leicht vereinigen, und die edeln Ungarn werden von der einen oder andern Forderung etwas ablaſſen müſſen.

Doch wir ſollen ja eigentlich nicht von Ungarn, ſondern von England reden. Kehren wir über den Kanal zurück und folgen dem Reiſenden in die große Weltſtadt an der Themſe, zum altgelehrten Oxford, zum dampfenden Birmingham, nach Wales, Irland, Schottland. Zuerſt ſchildert er London und die Engländer in einer Geſammtanſicht, dann ſpeciell einen engliſchen Sonntag, aus deſſen Beſchreibung wir eine Stelle hervorheben, die uns beſonders bemerkenswerth erſchienen iſt: „Der Sonntag, dieſer behagliche Tag der Ruhe, an dem ſonſt überall die Sorgen des Wochentages mit dem Staube, der auf den Sonntagsröcken ruhte, zugleich weggebürſtet werden, wo der Glaube in der Kirche, und die Fröhlichkeit auf öffentlichen Vergnügungsorten für Augenblicke den Unterſchied der Stände aufhebt, dieſe heitern Saturnalien des Chriſtenthums haben in England ihre fröhliche Bedeutung verloren, es ſind Tage der Trauer und der Reue geworden, an denen die Fröhlichkeit und ihr Ausdruck, die Muſik, zur Sünde werden, und eine finſtere Stille ihre Rabenflügel über das ganze Land ausbreitet. — Es iſt gar nicht zu berechnen, welchen Eindruck dieſe judäiſirende Heilighaltung des Sonntags auf den Charakter der unterſten Klaſſen hat, indem ſie an dem einzigen Tage, an dem die Arbeit ruht, die Muſeen und Theater ſchließt, den Tanz und die Muſik verſtummen läßt, und dadurch die Erziehung und Verfeinerung des Volkes durch die Kunſt ganz unmöglich macht. Das Volk aber, das ſich nicht auf dieſe Art vergnügen darf, findet leicht einen andern Tröſter in der Aufregung des politiſchen und religiöſen Fanatismus, und in der Branntweinſchenke. — Noch unbekannt mit den religiöſen Gebräuchen der verſchiedenen Sekten und Kirchen, wollte ich die merkwürdigſten Kapellen und Bethäuſer beſuchen, denn bloß die High Church beſitzt Kirchen. Der Zufall führte mich zuerſt in eine katholiſche Kapelle. Ich muß geſtehen, daß ich, obgleich Proteſtant, von der Feierlichkeit des Ortes und der Handlung aufs Tiefſte ergriffen ward, — und wie ſollte man auch nicht ergriffen werden, wenn man den Gottesdienſt, der ſich ſonſt vor allen andern mit äußerm Glanze und Herrlichkeit zu umgeben pflegt, hier ärmlich erſcheinen ſieht, kaum es wagend,

Digitized by Google

öffentlich aufzutreten? — Ganz verſchiedenartig war das Intereſſe, das eine Verſammlung von Quäkern darbot; ſtill und ſchweigend ſaßen auf der einen Seite die Männer mit bedecktem Haupte, die Weiber mit ihren grauen Seidenhüten auf der andern Seite des Saales, deſſen Wände kahl und nackt, jeder, auch der kleinſten Verzierung entbehrend, daſtanden. Eine Viertelſtunde lang unterbrach nicht das mindeſte Geräuſch die Todtenſtille, die hier herrſchte, da ſtand plötzlich ein ältliches Frauenzimmer am obern Ende des Saales auf und fing an mit halblauter Stimme zu reden; leider war ich zu entfernt, um ihre Worte verſtehen zu können. Doch kaum hatte ſie geendet, als eine melancholiſche weibliche Geſtalt ſich unweit von mir erhob und unter Thränen, mit innerſter Zerknirſchung eine lange Rede hielt von der Liebe und der Reue, und noch einmal von der Liebe, — ſie kam immer auf dieſen Punkt zurück. Ich bedauerte, daß dieſer Apoſtel der Liebe nicht ſchöner war, denn die unſchöne Geſtalt verwiſchte jeden Augenblick den Eindruck der Rede. Die ganze Verſammlung ſchien unaufmerkſam, ein jeder war in ſeine eigenen Gedanken vertieft. — Von hier aus ging ich in eine Methodiſtenkapelle. Wie bei den Quäkern waren auch hier mehr Frauenzimmer als Männer, doch man ſah ſchon elegantere Toiletten, Equipagen und Livréediener ſtanden vor der Thüre. Der Gottesdienſt beſtand aus einem Wechſel von Geſang, Vorleſung aus dem neuen, noch mehr aus dem alten Teſtament, Gebet und Liturgie. Die Anweſenheit des Predigers und Chorſängers auf zwei Kanzeln, und das Gemiſch von Kanzelreden des Einen, Vorleſung des Andern, und des Geſanges der Verſammlung, gab dem Ganzen etwas Dramatiſches. — Theatraliſcher noch war eine Maſſe von Menſchen draußen auf Smithfield, wo ein gut gekleideter Mann, mit gewaltiger Stimme und heftiger Bewegung puritaniſchen Unſinn über einen Text aus dem alten Teſtamente auskramte. Es iſt merkwürdig, daß alle Sekten in England ſich viel öfter auf das alte, als auf das neue Teſtament berufen, daß ihr Gott ein zorniger Gott der Rache, und nicht ein vergebender der Liebe iſt, ein Gott, der die Freude haßt, der Gott der Anachoreten aus der Wüſte. Dieſe traurige Richtung des Geiſtes wird leider immer allgemeiner, und Sir Andrew Agnew's lächerliche Bill zur ſtrengen Heilighaltung des Sonntags hat auch in der lezten Parlamentsſitzung einige neue Stimmen gewonnen. Doch dies iſt die natürliche Folge der Einrichtungen Englands. Das Maſchinenweſen, das Geldmachen drückt das Geiſtige im Menſchen nieder, der Begriff des Nutzens herrſcht im Leben und in der Politik, und ſo muß natürlich jene Reaktion eintreten, die ſich durch puritaniſche Strenge gegen jedes Vergnügen äußert, und durch den nüchternſten Spiritualismus. Und dies iſt die ſchwärzeſte Schattenſeite Englands, die Schlange die unter Roſen verſteckt iſt, denn wenn je eine gewaltſame Erſchütterung England ſchwanken machte, dann werden ſich bilderſtürmende Schüler von John Knox in hinlänglicher Menge finden, die ſich beeifern werden, das jetzige ſociale Gebäude umzuſtürzen, und ein trauriges Leichenhaus aus ſeinen Trümmern zu errichten."

Dann folgt eine Schilderung des großen Zucht- und des berühmten Irrenhauſes (Bedlam), ferner: Coloſſeum, Aſtley, Adelaide Street Gallery, Zoological Garden, ein Meeting in der Crown und Anchor Tavern. Der Anblick der in London geſammelten Kunſtſchätze hat den Verfaſſer zu einer allgemeinen Betrachtung über „Weltkunſt" veranlaßt, worin es unter anderm heißt: „Es iſt eine oft gemachte Bemerkung, daß die Bildergallerien viel häufiger beſucht werden, als die Statuenſammlungen, in denen man ſich eines geheimen Schauders nicht erwehren kann. Es wird uns unheimlich unter den Marmorgeſtalten; ſie erſcheinen uns wie die Thongebilde des Prometheus, die auf den Funken warten, der ſie beleben ſoll. Gemälde ſind freundlicher für uns, an tauſend Fäden hängen ſie mit unſerm Leben, mit unſerm Glauben, mit allen unſeren Intereſſen zuſammen, während wir in den Statuen nur die zerſtückelten Glieder eines todten Koloſſes ſehen, denn ſelbſt die moderne Sculptur iſt nur ein ſchwacher Nachhall der alten Plaſtik, abhängig von ihr, nicht von der Gegenwart. Und doch wäre es nicht ſchwer, auch aus dieſem Labyrinthe mit dem Ariadnefaden der Geſchichte ſich herauszuwinden und die innige Verbindung der Gegenwart mit dem Alterthume durch maſſenhafte Zuſammenſtellung der Monumente der für die Kultur der Menſchheit wichtigſten Völker zu zeigen. Für keine Sammlung der Welt iſt dies ſo leicht, wie für das britiſche Muſeum, in dem ſchon jezt die griechiſche Kunſt durch die Elgin und Phigalian Marbles, die römiſche durch die Sammlungen von Townley und Hamilton, die ägyptiſche durch die koloſſalen Monumente der franzöſiſchen Expedition, die das Kriegsglück hieher geführt hat, und durch die neueſten Erwerbungen ſo würdig repräſentirt werden, wo überdies ein Schatz perſiſcher Reliefs und indiſcher Statuen unbeachtet und verſtaubt, wie in einem Magazine aufgehäuft liegt, und nur der Wille fehlt, um durch einige Schiffsladungen chineſiſcher und tibetaniſcher Sculpturen dieſe Sammlung zu vervollſtändigen, um in einer Reihe von Monumenten die vollſtändige Geſchichte der Kultur und der Kunſtentwicklung des Menſchengeſchlechtes vor ſich zu haben. Für den Künſtler ſind die Reſultate einer ſolchen Sammlung unberechenbar; er würde ſehen, wie nur das Nationelle ſich in der Kunſt erhält, und das Fremde, ſo vorzüglich es auch iſt, zulezt doch untergehen muß. Er würde ſehen, wie die griechiſche Kunſt durch Alexander in den furchtbaren Boden Aſiens geſäet, den er mit ſeinem Schwerte gepflügt hatte, nirgends

troß ihrer Schönheit Früchte tragen konnte, daß ſie, wie man es auf der Reihenfolge der parthiſchen und bactriſchen Königsmünzen ſieht, bald von dem perſiſchen und indiſchen Weſen verſchlungen ward. Nur am Hofe der Ptolemäer konnte ſie dadurch fortbeſtehen, daß ſie ganz mit dem Aegyptenthume verſchmolz, welches ſchon früher den Einfluß der perſiſchen Plaſtik bei dem Einfall des Kambyſes von ſich gewieſen hatte, aber auch in ihr keine Veränderung bewirkte. Noch einmal vermiſchten ſich die Künſtler dieſes Landes mit den Fremden, als Hadrian ſeinen Liebling hier verlor, und durch Kunſtgebilde ihm die Unſterblichkeit geben wollte; aber der Römer ward eben ſo wenig Aegypter, als der Aegypter ein Nachahmer des polycletiſchen Canon. — Troß dem, daß alles dies nicht mehr neu iſt und ſchon oft wiederholt wurde, wollen unſere Maler noch immer Raphaels oder Fra Angelico's werden, unſere Bildhauer denken noch immer an Michel Angelo und Phidias ꝛc. Größer noch als das künſtleriſche, wäre das rein menſchliche Intereſſe bei dieſer Sammlung. Da würde zuerſt der Indier erſcheinen ꝛc."

Nachdem der Verfaſſer einen Blick auf die Parteien in England geworfen, führt er uns nach Windſor, Oxford, Blenheim, Salisbury, Wiltonhouſe, Stonehenge, an die Ufer des Avon und der Wye, von Bath bis Monmouth, Birmingham, Warwickcaſtle. Indem der Verfaſſer die beiden leztern Orte contraſtirt, macht er eine ſehr liebenswürdige Bemerkung: „Dieſer Gegenſatz Birminghams und des nahen Warwick, wo die Ariſtokratie und das Erſtgeburtsrecht ſo glänzend erſcheinen, erklärt jenen Fehler ſo vieler geiſtreichen Männer, die gleich dem „Verſtorbenen" lieber auf die Vergangenheit hinblicken und ihre Poeſie zurückwünſchen, als auf die Zukunft, wo ſie nichts als nüchternes Geldmachen ſehen, wo der Geiſt dem Körper dient. Sie vergeſſen gänzlich, daß der Geiſt zulezt doch überall ſiegt, und daß es gerade die ausſchließende Uſurpation der Ariſtokratie in England war, die das Volk zwang, ſich dem Induſtrialismus in die Arme zu werfen, und durch den Goldglanz des Geldes den Nimbus der Geburtsariſtokratie zu verdunkeln, daß die nüchterne Sparſamkeit und das unpoetiſche Anhäufen von Kapitalien das natürliche Gegengewicht, die nothwendige Folge der verſchwendenden Vergangenheit ſey, die heilſame Kriſe der Krankheit. So lange im Frühling noch Roſen glühen, ſo lange Jugend, Sonnenſchein und Liebe nicht von der Welt verſchwinden, ſo lange fürchte ich nicht, daß die Poeſie zum Himmel zurückkehre; ſie iſt viel zu ſtark, als daß ſie durch Dampfmaſchinenrauch, Fabrikengeklapper und das nüchterne Klingen des Goldes untergehen könnte." Außer Warwickcaſtle fielen dem Reiſenden beſonders zwei neue Bauten auf, in denen bürgerlicher und adeliger Stolz wetteifern: „Es iſt ein Beweis des Dichtergenies des Baumeiſters Herrn Hopper, und des Geſchmacks des Beſitzers Herrn Pentland, der, ein Repräſentant des titelloſen Kaufmannsreichthums, durch Erbauung dieſes Marmorſchloſſes Penrhyn den Fehdehandſchuh hinwarf vor die Füße der Geburtsariſtokratie des adelſtolzen Englands, und ein Denkmal des alten ritterlichen Styles errichtete, dem ſich im ganzen Inſelreiche keines gleichſtellen kann, das ſelbſt Warwick, dieſe herrlichſte Blume im Garten Englands, an Pracht überragt. Der Marquis von Weſtminſter aber, der reichſte Lord Englands, hob den Handſchuh auf und erbaute bei Cheſter Eatonhall im reichſten vollendeten gothiſchen Style. Fünfmalhunderttauſend Pfund verwandte er darauf, aber der eiſerne Wille und die Genauigkeit des Kaufmanns fehlten, und das Ganze iſt nicht in allen ſeinen Theilen von gleichförmiger Harmonie, und der Styl nicht durchgehends gleich rein. — Ja dieſes Penrhyn Caſtle iſt ein bedeutſames Warnungszeichen für die Ariſtokratie, denn wenn einmal das Geld auf dieſe Weiſe auftritt, dann widerſtehe ihm, wer da kann."

Durch Nordwales, Liverpool, Mancheſter, Cumberland führt uns der Verfaſſer nach Irland, deſſen Elend er mit der ihm eignen Wärme und Lebhaftigkeit beſchreibt; endlich führt er uns nach der altberühmten Fingalshöhle auf Staffa, in die ſchottiſchen Hochlande und nach Edinburgh, wo er, veranlaßt durch das Edinburgh Rewiew, einen Blick auf Englands Literatur wirft.

Das Buch gehört zu den intereſſanteſten Reiſewerken der neueſten Zeit. Keinem unſrer Leſer wird die friſche Färbung der Sprache, die ſcharfe und klare Auffaſſung entgangen ſeyn, die ſchon aus den wenigen mitgetheilten Proben zu erkennen ſind.

Werke über Spanien und Portugal.

6) Geſchichte des ſpaniſchen Volks. In gedrängter Ueberſicht dargeſtellt von Dr. B. Guttenſtein. Erſter Band. Mannheim, Hoff, 1836.

Dieſe Geſchichte iſt in ziemlich blühendem Styl geſchrieben, was wir um ſo lieber loben, als in der großen Menge populärer Geſchichtswerke, mit denen die Speculation der Buchhändler gegenwärtig den literariſchen Markt überſchwemmt, neben der Gründlichkeit ſogar die ſchöne Schreibart vermißt wird. Inzwiſchen macht der Verfaſſer, wie es uns ſcheint, gar zu viele Worte und dehnt die Geſchichte ohne Noth aus, ſo daß ſie einer „gedrängten Ueberſicht" ſehr unähnlich wird. Der erſte Band iſt ziemlich ſtark und geht doch nur bis ans Ende des 14ten Jahrhunderts. Wie viel Bände müſſen alſo noch folgen, wenn die ſpätere weit intereſſantre Geſchichte gleich ausführlich behandelt werden ſoll. Auch iſt das

Durcheinanderwerſen von Geſchichte und Geographie nicht zu billigen. Entweder ſollte nur in der Einleitung Land und Volksſitte ꝛc. beſchrieben werden, oder nur im Text je an der paſſendſten Stelle, nicht aber willkürlich hier und dort.

7) Geſchichte der europäiſchen Staaten, herausgegeben von Heeren und Uckert. Geſchichte von Portugal, von Prof. Dr. H. Schäfer. Erſter Band. Hamburg, Perthes, 1836.

Portugal hat, als ein kleines und entlegenes Land, auf die Geſchichte der übrigen Welt durch nichts eingewirkt, als durch ſeinen Handel und durch ſeine großen Colonien. Seine Geſchichte wird daher auch erſt am Ende des 15ten Jahrhunderts welthiſtoriſch. Der erſte Band des vorliegenden Werkes reicht nur bis zum Ende des 14ten Jahrhunderts und umfaßt mithin die frühere, minder wichtige Geſchichte Portugals. Der Verfaſſer hätte ihm einen größern Reiz verleihen können, wenn er auch den Zuſtand Portugals unter den Römern und Arabern mit in Betracht gezogen hätte. Statt deſſen beginnt er ſogleich mit dem Grafen von Burgund, der 1095 mit der Hand Thereſens, der Tochter des kleinen ſpaniſchen Königs von Leon, auch die Belehnung mit Portugal empfing, das er den Arabern erſt entreißen mußte. Heinrichs Sohn Alfons eroberte mit Hülfe deutſcher Kreuzfahrer (Flamänder und Frieſen) die große Stadt Liſſabon, und ſchon ſeine Mutter hatte als Vormünderin während ſeiner Minderjährigkeit die Unabhängigkeit Portugals von Spanien behauptet. Seitdem nehmen nun äußere Kämpfe theils gegen die noch nicht ganz vertriebenen Araber, theils gegen die eiferſüchtigen Nachbarkönige Spaniens, und innere Kämpfe theils in der Königsfamilie ſelbſt, theils mit Geiſtlichkeit und Adel, den ganzen Raum der portugieſiſchen Geſchichte ein. Die Ritterorden ſpielen dabei eine verhältnißmäßig große Rolle. Poetiſch anziehend iſt beſonders das Schickſal der berühmten Inez de Caſtro und das Leben ihres Gemahls Pedro. Das meiſte politiſche Intereſſe erregt aber die klare und ausführliche Auseinanderſetzung des Gemeindeweſens.

Sternkunde.

11) Populaire Himmelskunde oder allgemein faßliche Betrachtungen über die großen Wunderwerke des Weltalls, von Dr. Gelpke. Fünfte verbeſſerte Auflage. Mit 8 Kupfern. Hannover, Hahn, 1837.

Wir beſchränken uns darauf, die neue Auflage dieſes ſchon früher von uns beſprochenen Werkes anzuzeigen. Es iſt den erſten Faſſungskräften in der Aſtronomie ununterrichteter Leſer vollkommen angemeſſen, und in den ſpätern Auflagen iſt der etwas exklamatoriſche Styl, ohne daß das warme Intereſſe für die Sache darunter gelitten hätte, gemäßigt worden.

12) Der Sternenhimmel, mit chriſtlichem Auge zur Erhebung des Herzens betrachtet von G. H. Daub. Eſſen, Bädecker, 1836.

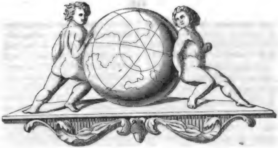
Eine fromme Betrachtung, die Sehnſucht des Herzens nach dem Fernen und Hohen ausdrückend, übrigens ohne Reſultat für die Wiſſenſchaft. Die Theologie thäte wohl, außer ſolchen allgemeinen Gefühlen auch beſtimmte Gedanken über das Verhältniß der auf unſerm Planeten offenbarten Religion zu andern Himmelskörpern auszuſprechen.

Biographie.

Militäriſche Memoiren des britiſchen Capitains Moyle Scherer, enthaltend die kriegeriſche Laufbahn des Herzogs von Wellington. Uebertragen von Guſtav Nagel. Zwei Bände. Hannover, Jänecke, 1836.

Eine gute Zuſammenſtellung aller Kriegsthaten des Helden, der nie einen Enthuſiasmus für ſich erwecken konnte, weil er den Beweis liefern wollte, daß Napoleon nicht durch, noch für die Völker, ſondern nur durch und für die Ariſtokratie beſiegt worden ſey. Seine erſten Feldzüge in Indien entlehnen alles Romantiſche nur von den Dekorationen, nicht vom Helden noch von ſeiner Sache. Seine ſpätern Feldzüge in Spanien zeigen ihn als einen neuen Cunctator, als einen charakterfeſten, geſchickten, alles wohl berechnenden Mann, allein es iſt nicht möglich, ſich für ihn zu erwärmen, und er ſelbſt ſchien nichts ſo befliſſentlich damals ſchon zu vermeiden, als die freudige heitere Volksliebe. Selbſt ſeine Siege für die Spanier verbitterte er durch ganz unnöthige Grauſamkeiten, Plünderungen ſpaniſcher Städte ꝛc. Wohl in keinem modernen Charakter ſpricht ſich ſo entſchieden eine Flucht vor allem Liebenswürdigen aus. Der obligate Böſewicht, der die ſchlechteſte Sache gegen die beſte vertritt, iſt in den Ausbrüchen wüthenden Haſſes oder boshafter Schadenfreude doch nicht ſo widerwärtig, als der zur Schau geſtellte Tugendheld, der große Retter und Befreier, der für die beſte Sache gefochten und geſiegt hat, und der zu all dem Volksjubel nur eine ſaure Miene macht und nur ein eiskaltes verächtliches Lächeln zucken läßt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 55. Mittwoch, 31. Mai 1837.

Römiſche Geſchichte.

1) Ed. Gibbons Geſchichte des Verfalls und Untergangs des römiſchen Reichs, aus dem Engliſchen überſezt von Johann Sporſchil. Leipzig, **1836.** kl. Fol.

Die Wichtigkeit der römiſchen Kaiſergeſchichte iſt allgemein anerkannt. Um ſo auffallender iſt es, daß ſich dieſelbe bei den Deutſchen keiner ſo großen Beachtung zu erfreuen hatte, wie andere Theile der alten Geſchichte. Es liegt nicht in unſerm Plane, hier den Urſachen dieſer Erſcheinung nachzuforſchen. So lange nun das herrliche Werk des großen Engländers unübertroffen daſteht, kann eine neue Ueberſetzung deſſelben, wenn ſie ſich nicht auf bloße Verdeutſchung des Originals beſchränkt, nicht zu den überflüſſigen Erſcheinungen der hiſtoriſchen Literatur gezählt werden. Wir beſitzen allerdings ſchon lange eine gute Ueberſetzung dieſes Werkes, welche durch die Ermäſſigung des Preiſes in der neueſten Zeit auch minder bemittelten Leſern und Freunden der alten Geſchichte zugänglich gemacht wurde. Allein ſeit Erſcheinung derſelben iſt für manche Partie der Geſchichte, welche in dem koloſſalen Werke uns vor Augen geführt werden, viel und für manche Theile ſehr Vorzügliches geleiſtet worden, was bei der erſten Ueberſetzung des engliſchen Meiſterwerkes nicht berückſichtigt werden konnte, weil es noch nicht vorhanden war. Hätte alſo Herr Sporſchil ſeiner Ueberſetzung einen weſentlichen Vorzug vor der frühern verſchaffen wollen, ſo hätte er ſie, nach unſerer Meinung, mit Anmerkungen begleiten müſſen, um theils Irrthümer zu berichtigen, theils Lücken zu ergänzen, und manche Vorurtheile zu beſeitigen. Durch dieſe Einrichtung hätte er den Werth des Buches für unſere Zeit weſentlich erhöht. Ferner fängt Gibbon ſeine Geſchichte erſt mit dem Falle des Römerreiches an. Er berührt zwar im Eingange die innern Verhältniſſe des weſtrömiſchen Reiches ſeit der Verwandlung der Republik in eine Monarchie; allein einen Abriß der politiſchen oder äußern Geſchichte von Auguſtus an vorauszuſchicken, lag nicht in ſeinem Plan. Daß aber ein ſolcher für das größere Publikum in unſerer Zeit höchſt wünſchenswerth wäre, unterliegt wohl keinem Zweifel. Daher glauben wir, daß Herr Sporſchil ſeiner neuen Ueberſetzung zum Beſten des Publikums eine gedrängte Ueberſicht der Kaiſergeſchichte bis zur Zeit der Antonine hätte vorausſchicken ſollen. Allein er hat weder dies gethan, noch ſeine Ueberſetzung mit neuen Anmerkungen begleitet, ſo daß wir, ſo ſchön auch die Ueberſetzung ſelbſt iſt, ihr doch keinen andern Vorzug vor der frühern einräumen können, als daß ſie von

Digitized by Google

Unbemittelten durch die Erſcheinung in Heften leichter gekauft werden kann.

2) Geſchichte Roms in ſeinem Uebergange von der republikaniſchen zur monarchiſchen Verfaſſung, oder Pompejus, Cäſar, Cicero und ihre Zeitgenoſſen. Nach Geſchlechtern und mit genealogiſchen Tabellen von W. Drumann, Prof. der Geſchichte zu Königsberg. Königsberg, Gebrüder Bornträger, 1834. VIII und 558 S. Zweiter Theil, 1835. 630 S. gr. 8.

Trotz ihrer Wichtigkeit wurde die Bearbeitung der römiſchen Geſchichte in der neuern Zeit doch auf eine auffallende Weiſe bei den Deutſchen vernachläſſigt, bis endlich der ſel. Niebuhr durch ſein großartiges Werk, das auch als Fragment den Stürmen der Zeit trotzen wird, Theilnahme erweckte. Seit der Erſcheinung der erſten Auflage ſeiner Geſchichte Roms iſt manches für die weitere Aufhellung derſelben geſchehen; Zachariä und Ramshorn haben faſt zu gleicher Zeit die wichtige Periode des Dictators Sulla beleuchtet, und es ſteht zu hoffen, daß die Begeiſterung, welche Niebuhr unter ſeinen Zuhörern weckte, noch reichliche Früchte bringen werde. Unter allen Schriften aber, welche ſeit dem Tode des großen Staatsmannes und Hiſtorikers über Roms Geſchichte erſchienen, iſt keine, welche, ſey es in Bezug auf den Umfang oder auf die große Bedeutung, mit der oben genannten in die Schranken treten könnte. Der Verfaſſer ſezte ſich zur Aufgabe, das Leben und den Charakter der Römer zu ſchildern, welche den Uebergang der republikaniſchen Verfaſſung zur monarchiſchen vermittelten, oder das Beſtehende zu retten ſuchten. Wir ſehen, daß bei großer Gährung, insbeſondere wenn Jeder ſich frei zu ſeyn dünkt, die Maſſen dem Einfluſſe Einzelner unterliegen. Dieſe hat daher der Geſchichtsforſcher vorzüglich ins Auge zu faſſen, und nach ihnen ihre thätigſten Werkzeuge; er geht dann zu den Quellen der Erſcheinungen zurück. Herr Drumann hat dieſen Weg eingeſchlagen. Sein Werk iſt aber deßhalb keine Sammlung von Lebensbeſchreibungen, ſondern eine auf Lebensbeſchreibungen gegründete Geſchichte Roms innerhalb der angegebenen Grenzen. So gibt er im erſten Theile ein Leben des Antonius, im zweiten des Clodius. Nicht alle Geſchlechter aber, deren die Geſchichte in Ciceros Zeiten gedenkt, konnten in Betracht kommen, und wiederum nicht alle Familien derjenigen Geſchlechter, welche aufgeführt wurden; denn nicht alle ſtanden zu des Verfaſſers Aufgabe in Beziehung; über manche ſind die erforderlichen Nachrichten in möglichſter Kürze eingeſtreut. Daß der Verfaſſer in den genealogiſchen Reihen nicht immer gleich weit zurückging, müſſen wir ſehr bedauern; denn nur zu leicht begegnet es dem Einzelnen, daß er etwas für unwichtig hält, was einem Andern bedeutſam erſcheint, und in jedem Falle wäre es intereſſant geweſen, alle Ahnen und Nachkommen der Männer zu kennen, um die es ſich handelt. Da es Herrn Drumann rathſam ſchien, das Seyn des Einzelnen, obgleich es nur ein Theil des Ganzen iſt, doch auch als ein in ſich Geſchloſſenes darzuſtellen, von der Abkunft, den häuslichen Verhältniſſen, der Perſönlichkeit und dem Privatleben genauere Kenntniß zu nehmen, als es eine allgemeine Geſchichte geſtattet, ſo wählte er die alphabetiſche Ordnung. Allerdings iſt ſie für den Leſer die bequemſte; allein dadurch mußte er nicht bloß die Zeitfolge aufopfern, und z. B. den dritten Bürgerkrieg ſchon im erſten Theile behandeln, ſondern es geht auch bei aller innerer Vortrefflichkeit des Werkes der mächtige Eindruck verloren, den daſſelbe gemacht haben würde, wenn die Ereigniſſe in chronologiſcher Ordnung dargeſtellt worden wären.

Nun zum Einzelnen. Der erſte Theil enthält die Geſchichte der Aemilier, der Afranier, Annier, Antiſtier und Antonier; die lezteren ſpielen die Hauptrolle. Sehr treffend iſt (S. 64) die Schilderung des M. Antonius, der nach Cäſars Ermordung bis zur Schlacht bei Actum eine ſo bedeutende Rolle ſpielte. Die politiſche Bedeutung des Antonius begann zu der Zeit, wo er mit Julius Cäſar (53 v. Chr.) in nähere Berührung kam. „War er (S. 66) bis dahin in ſeinem öffentlichen Leben vom Zufalle beſtimmt, ſo trat er nun unter Cäſars Leitung. Die Thaten des Eroberers von Gallien begeiſterten ihn, den verſchuldeten Schwelger lockten die Schätze des freigebigen Helden, ſein Einfluß, ſein Glück, ein Bürgerkrieg, welcher nicht mehr zweifelhaft war, ließen hohe Ehren, einträgliche Provinzen, Vernichtung der Schuldbücher hoffen. Cäſar dagegen erkannte in dem kühnen und leidenſchaftlichen Manne aus einer angeſehenen, aber verarmten Familie ein tüchtiges Werkzeug, ihn da zu erſetzen, wo er nicht ſelbſt ſeyn konnte, und nie hat er ſich weniger geirrt.“

Daß Brutus und Caſſius (S. 385) im Herbſte erlagen, war nach Herrn Drumanns Anſicht das Werk des Antonius. „Sein erfinderiſcher Geiſt, ſeine Entſchloſſenheit und die Schnelligkeit ſeiner Bewegungen entriß den Feinden den Sieg, während Octavian, immer krank und zum Theil unter dieſem Vorwande, nur dem von ihm gegebenen Anſtoße folgte.“ Wir zweifeln keineswegs, daß auch hier des Antonius Schlauheit ſich geltend machte; allein zur Beſiegung des Brutus und Caſſius waren eben keine ſonderlichen Anſtrengungen

erforderlich. Die eine Hälfte des republikaniſchen Heeres unterlag weniger der feindlichen Uebermacht, als dem Heißhunger nach Beute, und Caſſius entleibte ſich in voreiliger Verzweiflung; bei den Andern herrſchte Trotz und Verzagtheit, Ungehorſam und Mißtrauen.

Der zweite Theil enthält die Geſchichte der Aſinier, der Cäcilier, der Calpurnier, der Caſſier, der Claudier, der Cölier, der Cornelier und Cornificier. Die größte Würdigung unter dieſen verdienten die Claudier und die Cornelier. Es freut uns, daß Herr Drumann den Charakter der Claudier ſo richtig aufgefaßt, und die wichtigſten Nachrichten über dieſes merkwürdige Geſchlecht ſo vollſtändig geſammelt hat.

Mit beſonderer Aufmerkſamkeit und Umſicht iſt die Geſchichte der Cornelier behandelt, namentlich des Cornelia Sulla Felix, deſſen Namen in den Jahrbüchern der Römer ſo viele Blätter füllt. Auch diejenigen, welche die Werke Zachariä's und Ramshorns über dieſen wichtigen Mann ſchon geleſen, und aus denſelben ſich näher mit ihm vertraut gemacht haben, werden in dieſem noch gar manche Aufklärungen finden, und Vieles von einer richtigeren Seite dargeſtellt ſehen. Wir glauben, daß es unſern Leſern nicht unangenehm ſeyn werde, zu vernehmen, welches Urtheil Herr Drumann über Sulla's Einrichtungen und den Erfolg derſelben fällt (S. 504): „Aus dem allen geht hervor, daß die Wiedergeburt der Republik an ſich unmöglich war, und daß auch im entgegengeſetzten Falle Sulla ſich nicht dazu eignete, ſie zu bewirken. Um den Zuſtand der Römer zu verbeſſern, mußte man mit der Verbeſſerung der Sitten, mit der Volkserziehung den Anfang machen, dieſe aber hatte große Schwierigkeiten, da es ſich nicht darum handelte, ein jugendliches und bildſames Volk der Tugend zu gewinnen, ſondern ein entartetes zunächſt vom Laſter zu entwöhnen. Das war jezt nur noch eine Aufgabe für einen Monarchen. Rom verabſcheute die Monarchie, und war noch ſtark genug, ſich ihrer zu entwehren; auch der Ausgezeichnete konnte nur im Dienſte einer Partei das Ruder führen, und nur ſo lange, bis ihr der Sieg geſichert war. Sulla's Dictatur glich der Regierung ſchwacher Fürſten, welche einer Kaſte anheim fallen; er vermochte die ſtreitigen Intereſſen nicht gegen einander auszugleichen, und keine Einheit der Beſtrebungen herzuſtellen. Die Nobilität wurde zur Trägerin der Republik, zur Stütze des Staates beſtimmt, und erhielt als ſolche durch bedeutende Vorrechte eine äußere Weihe; ein auf innere Vorzüge, auf ſittliche Würde gegründetes Anſehen und Vertrauen ſchien überflüſſig. Die ſchon früher angemaßten Vorrechte wurden ihr durch die Corneliſchen Geſetze wiedergegeben und vermehrt; die Geſetze aber bedurften ſelbſt des Schutzes, und man erwartete ihn von den Veteranen. Sie gewährten ihn aus Eigennutz, um im Beſitze ihrer Güter zu bleiben; unter veränderten Umſtänden mußten ſie eben ſo bereit ſeyn, zum Umſturze der Verfaſſung mitzuwirken, da ſie übrigens mit den Optimaten nichts gemein hatten. Wenn dieſes Gegengewicht verſchwand, ſo konnte die Volkspartei ſich wieder erheben; ſie war unterdrückt, aber nicht vertilgt; ſeit Rom ſein Bürgerrecht mit Italien theilte, verbreitete ſie ſich über die ganze Halbinſel; Müſſiggang und Schwelgerei, das Laſter alſo und als deſſen Folge die Verarmung, verſtärkte ſie durch jene Veteranen, und abermals das Laſter, Verſchwendung, Rachſucht und Ehrgeiz ließ ſie unter den Optimaten ſelbſt Führer finden, M. Lepidus, Catilina, Clodius, Cäſar und deren Helfer. — Aber auch von der inneren Nichtigkeit ſeines Unternehmens abgeſehen, konnte Sulla nie ein zweiter Romulus werden. Seine Heilmittel waren ärger, als das Uebel. Durch Blutvergießen bahnte er ſich den Weg zur Geſetzgebung, und ſein Leben ſtand mit dieſer in ſtetem Widerſpruche. Durch die Proſcriptionen verlor ſich die ohnehin geringe Achtung vor Magiſtrat, Geſetz und Eigenthum; die Gewalt erhob ſich über das Recht; die Krieger geboten; ſie waren im Felde durch Sulla's Nachſicht von der Zucht entwöhnt, und ehrten auch weniger die Pflichten des Bürgers; durch ihn ſelbſt waren ſie dadurch angeleitet, von ihren Anführern Rechenſchaft und Geſetze zu fordern, ſie zu verlaſſen oder zu tödten, fremdes Gut als das Ihrige zu betrachten und es müſſig zu verſchwenden. In ihren Colonien erhielten ſie einen Vereinigungspunkt, und um ſo frecher begehrten ſie, als ihnen von dem Raube nichts mehr übrig blieb, von Neuem zu rauben; ſie wurden der Schrecken der Optimaten, und gleiche Verzweiflung machte die vorigen Beſitzer ihrer Güter zu ihren Bundesgenoſſen. So untergrub Sulla ſein Werk, ehe und während er es ſchuf, und durch ſein Beiſpiel ſchien er zu deſſen Zerſtörung aufzufordern.“ Dieſe Beiſpiele geben auch ein deutliches Bild von dem einfachen und der Geſchichte durchaus angemeſſenen Style des Verfaſſers.

3) Das Römerreich vom Urſprunge des Staats bis zum Untergange der Weltherrſchaft Roms. Für Kenner und Freunde der Wiſſenſchaften, vornämlich des klaſſiſchen Alterthums, zur Veredlung des Geiſtes und des Herzens. Von Dr. J. H. M. Erneſti. Leipzig, Hartmann, 1836. XIV und 450 S. 8.

Um über das vorliegende Werk nicht unbillig zu urtheilen, um das Publikum mit dem Geiſte, der daſſelbe

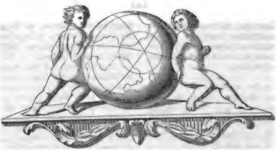
beſeelt, in Kürze bekannt zu machen, wollen wir die Worte des Verfaſſers anführen, welche er in ſeiner Vorrede über die Entſtehung dieſer Schrift mittheilt. „Es findet auch die Autorſchaft in dem unermeßlich weiten Feld jeder Kunſt und Wiſſenſchaft, und nicht anders in dem unbegrenzten Gebiete der Sittlichkeit, zu unſern Zeiten viel Niederſchlagendes ꝛc. Gleichwohl offenbarten ſich ſelbſt während und nach der Zeit der politiſchen Kämpfe, der verheerenden Kriege Wirkungen, erfreulich den Künſten und Wiſſenſchaften, ſo wie ihrem Wachsthume. Wie nach den Kriegen in der lezten Periode des römiſchen Freiſtaates mit dem Zeitalter Auguſts, ſo in den neueſten Zeiten, wo in aller und jeder Hinſicht (?) ſo viel Aehnliches mit der Römerwelt ſich findet, deren Geſchichte, wie die der Griechenwelt, nicht nur zum gründlichen Studium der Alten, ſondern auch zur Bildung und Anwendung nicht eifrig und anhaltend genug erforſcht werden kann. Mit dieſem Sinne, auf dieſe Weiſe des bisher Erwähnten habe ich das Römerreich bearbeitet. Unerſchöpflich iſt das Studium der Griechen und Römer zur Geiſtes- und Herzensbildung.“

Soll aber der große Zweck, den ſich Herr Erneſti vorgeſteckt hat, erreicht werden, ſo muß er anders verfahren, als er es gethan hat. In der vorliegenden Schrift iſt die ganze römiſche Geſchichte von den früheſten Zeiten bis zum Untergange des weſtrömiſchen Reiches faſt nicht ausführlicher behandelt (S. 1—148), als man ſie in einem ausführlichen Lehr- oder Handbuche der allgemeinen Geſchichte findet. Daher ſind die großartigſten Beiſpiele von Vaterlandsliebe und Frömmigkeit, von Tapferkeit, Uneigennützigkeit und Gerechtigkeit, von Edelmuth und Sittſamkeit mehr angedeutet, als eigentlich erzählt. Wie läßt ſich wohl erwarten, daß bei einer ſo compendiöſen Darſtellung das Gemüth des Leſers mit Begeiſterung erfüllt, und zur Ausübung ähnlicher Tugenden angeſpornt wird? Wir ſind der Ueberzeugung, daß dieſes hohe Ziel nur dann erreicht wird, wenn man die römiſche Geſchichte umſtändlicher behandelt, und mit einer Begeiſterung für alles Große und Edle, mit einem ſolchen Abſcheu vor allen Schlechtigkeiten und Untugenden erzählt, wie dies Salluſtius und Tacitus gethan haben. Ueberdies hat der Verfaſſer bei der früheſten Geſchichte auf die Forſchungen der neuern Geſchichtſchreiber viel zu wenig Rückſicht genommen, und die Mährchen von Romulus und Remus, die Sagen von Evanders und des Aeneas Wanderungen nicht anders behandelt, als es Livius gethan hat. Wenn wir auch nicht billigen, daß man die Reſultate der neueſten Forſchungen an die Stelle der alten Ueberlieferungen ſezt, ſo glauben wir doch mit allem Rechte verlangen zu müſſen, daß jene in den Anmerkungen nach Verdienſt gewürdigt werden. Ungleich ausführlicher ſind Roms Alterthümer und Staatsverfaſſung behandelt, und theils aus den Quellen, theils durch ſorgfältige und zweckmäßige Benützung neuerer Hülfsmittel ſo gut entwickelt, daß wir nur bedauern müſſen, daß der Verfaſſer nicht auch der Geſchichte eine eben ſo große Ausführlichkeit gab. Unter den einzelnen Partien der Geſchichte hat er auf die Entwicklung der Urſachen, welche den Verfall und Untergang der Republik herbeiführten, beſondere Rückſicht genommen. „Die Alten, ſagt er, ſezten dieſe in den Verfall der Disciplin, welche Sitten und Handlungsarten, Patriotismus und Erziehung in ſich begreift; vorzüglich leztere, welche eine Liebe zur Staatsverfaſſung, ſelbſt bis zum Enthuſiasmus, erzeugt. Rom war ein Freiſtaat, wo die Vortheile auf Seiten der Reichen und Hohen waren, die Armen und Niedern ſich gedrückt fühlten, nach den Zeiten mehr oder weniger. Der Römer Tugenden, eigene Tugenden, waren zuvörderſt große Frugalität, und nächſt der Natürlichkeit, Einfachheit, Spärlichkeit, Strenge der Sitten und Abhärtung des Körpers. Durch die Erziehung bekamen die Römer einen angewöhnten Gehorſam gegen die Geſetze, und dieſer gründete ſich vorzüglich auf die häusliche Verfaſſung. Geſetz war das Höchſte, was der Römer kannte; man hegte auch gegen die Vorfahren, die ſie gegeben hatten, die größte Ehrfurcht. Dazu kam noch die Religion, die, als Staatsreligion, in alle Verhältniſſe der Menſchen und Bürger verſchlungen, bloß für dieſe Nation war, und der römiſche Staat hatte über Alles, was die Religion betraf, die Oberaufſicht: wie groß war die Ehrfurcht gegen das göttliche derſelben auch darum, weil die Vorfahren ſich zu derſelben gehalten hatten, durch ſie der römiſche Staat emporgekommen war! So gab Alles den Römern Sitten, die mehr galten, als Geſetze. Abſcheu vor Weichlichkeit, Luxus, Ausſchweifungen, Strenge in Anſehung des andern Geſchlechts gehörten zu Roms republikaniſchen Sitten. Aber welchen Zuſtand der Sitte unter den Römern finden wir in dem lezten Jahrhundert ihrer Freiheit!“

Wenn ſich gegen eine Gleichſtellung der gegenwärtigen Zeit mit dem Jahrhundert nach den Kriegen in der lezten Periode des römiſchen Freiſtaats auch Manches einwenden ließe, ſo findet doch in der That eine gewiſſe Analogie in der Gleichgültigkeit ſtatt, mit der man jezt, wie damals, die guten alten Sitten zu Grunde gehen läßt und nicht bemerken will, daß ſie unerſetzlich ſind.

d.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 56. Freitag, 2. Juni **1837.**

Römiſche Geſchichte.

4) Geſchichte der Römer, ihrer Herrſchaft und Kultur, von Erbauung Roms bis zum Untergange des weſtrömiſchen Reiches, zur allgemeinen Belehrung und Unterhaltung, ſo wie zum Gebrauch in Gymnaſien, Real- und höhern Bürgerſchulen, dargeſtellt von Dr. Franz Fiedler, Oberlehrer am Gymnaſium in Weſel. Leipzig, **1836.** VIII und 448 S. 8.

Es fehlt zwar nicht an Werken, welche Roms Geſchichte für die Unterrichtung der Jugend, ſo wie für Belehrung und Unterhaltung des gebildeten Publikums behandeln, und erſt in neueſter Zeit ſind deßfalls zwei Werke von Gailer und Erneſti erſchienen. Das Werk, welches Herr Fiedler verfaßte, entſpricht ſeiner Beſtimmung ungleich beſſer. Er erzählt mit Uebergehung alles deſſen, was ohne gelehrtere Kenntniſſe nicht verſtanden werden kann, in einer allgemein faßlichen Sprache die wichtigſten Thatſachen im Zuſammenhange, hebt die anziehendſten Partien aus der Kultur und Sittengeſchichte hervor, beſchreibt uns die Eigenthümlichkeit der Verfaſſung, ihre Ausbildung und ihren Verfall mit großer Umſicht. Zu den Vorzügen des Werkes verdient auch die Einrichtung gezählt zu werden, daß er die geographiſchen Namen ſo viel als möglich aus der neuern Geographie erklärt, und die Lage der Oerter ſo beſtimmt hat, daß man ſie auch auf neuern Landkarten finden kann, während gerade dieſe Nachweiſung in den meiſten hiſtoriſchen Lehr- und Handbüchern fehlt. Und doch iſt es durchaus nöthig, bei jeder Begebenheit auch den Ort ſich zu vergegenwärtigen, wo ſie geſchah, weil ſonſt unſer hiſtoriſches Wiſſen ohne Haltung iſt, und gleichſam bodenlos in der Luft ſchwebt. Noch größere Anerkennung aber verdient der Fleiß und die Umſicht, womit der Verfaſſer, ſo weit es der Umfang ſeines Werkes erlaubte, die Verfaſſung des römiſchen Staates geſchildert hat. Es wäre nur zu wünſchen, daß der Verfaſſer die Entwicklung der Künſte und Wiſſenſchaften deutlicher nachgewieſen, und der Kaiſergeſchichte eine größere Ausführlichkeit gegeben haben möchte. Auch die Sagengeſchichte, die er zwar viel wiſſenſchaftlicher erzählt, als es in andern Lehr- und Handbüchern geſchieht, dürfte durch eine größere Würdigung der Forſchungen von Niebuhr, Schlegel und Wachsmuth noch viel mehr an Gründlichkeit gewonnen haben. Um das bisher beſprochene Werk in das gehörige Verhältniß zu den Büchern von Gailer und Erneſti zu ſetzen, müſſen wir noch bemerken, daß in den leztern zwei Werken die römiſchen Alterthümer mit beſonderer Aufmerkſamkeit in einem

Digitized by Google

eigenen Anhange behandelt ſind, die Herr Fiedler natürlich nur in ſo weit berückſichtigen konnte, als dies zum Verſtändniß der Geſchichte nothwendig war. Die typographiſche Ausſtattung des Buches verdient Anerkennung; der Preis (1 fl. 48 kr.) iſt billig.

5) **Denkwürdigkeiten des alten Roms**, für alle Freunde der älteren Geſchichte, vorzüglich für die reifere Jugend bearbeitet von J. E. Gailer, Lehrer an dem Lyceum in Tübingen. Zwei Abtheilungen, mit 76 lithographirten Tafeln. Reutlingen, 1834. VIII und 329 S. gr. 8.

Ein Werk über Rom, welches die Geſchichte und die Alterthümer ſeiner Bewohner umfaßt, iſt für das gebildete Publikum ein großes Bedürfniß. Wir wollen die vielen Vorzüge der römiſchen Geſchichte von Fiedler nicht verkennen, und keineswegs in Abrede ſtellen, daß ſie über die innern Verhältniſſe, über Künſte und Wiſſenſchaften vielfache und ſehr ſchätzbare Aufſchlüſſe enthalte; allein eine vollſtändige Ueberſicht der römiſchen Alterthümer gibt ſie nicht. In dieſer Beziehung finden wir das Unternehmen des Herrn Gailer ſehr rühmlich. Sein Werk beſteht aus zwei Abtheilungen, von denen die erſte die Geſchichte, die zweite die Archäologie enthält.

Wir wollen zunächſt die Geſchichte, welche viel ausführlicher ſeyn dürfte, etwas näher in das Auge faſſen. Der Verfaſſer beginnt dieſelbe mit Aeneas, und geht nach einer kurzen Darſtellung ſeiner Wanderungen auf Romulus über; die *geographiſche Ueberſicht Italiens* iſt in einem Anhange beigefügt. Nach unſerm Dafürhalten muß die Geographie eines Landes, welche den Schlüſſel zum Verſtändniſſe der Geſchichte enthält, den Anfang machen. Es iſt aber nicht genug, die *einzelnen* Provinzen anzuführen, ſondern es muß auch die Beſchaffenheit des Bodens und das Klima geſchildert, und der Einfluß deſſelben auf die phyſiſche und geiſtige Beſchaffenheit des Volkes gezeigt werden, was der Verfaſſer leider nicht gethan hat.

An die Geographie Italiens ſollte ſich eine *Ueberſicht der einzelnen Völker*, welche dieſes Land bewohnten, anreihen. Dieſe fehlt im vorliegenden Werke gänzlich. Und doch iſt es eine bekannte Sache, daß Rom in der früheſten Zeit faſt der unbedeutendſte Ort war, und ſeine Größe erſt durch die Unterwerfung der übrigen Völker Italiens erlangte. Auch werden z. B. die Etrusker, Samniter in den alten Schriftſtellern ſehr oft erwähnt, ſo daß man ſchon deßhalb einen Abriß ihrer Geſchichte in einem für Studirende beſtimmten Werke nicht übergehen kann. An die Lateiner und Etrusker knüpft ſich die Entſtehung der Stadt Rom. Man kann den Urſprung derſelben durchaus nicht verſtehen, wenn man nicht die Beziehung der zuletzt genannten Völkerſchaften zu derſelben kennt.

Wir wünſchten, daß Herr Gailer erſt die Bedeutung der Wanderungen des Aeneas nach Latium erklärt, und dann gezeigt hätte, daß Rom von den Etruskern gegründet, und durch Anſiedelung der Lateiner am Fuße des palatiniſchen Berges erweitert wurde. Ueberhaupt bedauern wir, daß er die neuern Forſchungen gar nicht beachtete, wodurch ſein Werk doch Studirenden erſt recht nützlich geworden wäre. Wenn man auch nicht verlangen kann, daß die Reſultate der neueſten Forſchungen, welche von der Erzählung des Livius völlig abweichen, in den eigentlichen Text aufgenommen werden, ſo dürfen ſie deßhalb doch nicht mit Stillſchweigen übergangen, ſondern ſie müſſen in den Anmerkungen in möglichſter Kürze mitgetheilt werden, um die Studirenden in den Stand zu ſetzen, den Gehalt der verſchiedenen Sagen gehörig beurtheilen zu können. Bei der Geſchichte der Republik ſind beſonders die ſamnitiſchen, die puniſchen und die Bürgerkriege ſo kurz dargeſtellt, daß man kaum eine allgemeine Ueberſicht gewinnen kann; die Kaiſergeſchichte iſt noch kürzer gefaßt. Es iſt allerdings wahr, daß dieſe für die Jugend in gewiſſer Beziehung anſtößig iſt. Allein dies iſt nur dann der Fall, wenn ſie nicht mit der gehörigen Umſicht behandelt wird.

Die zweite Abtheilung, welche die Archäologie enthält, dürfte ebenfalls viel ausführlicher ſeyn. Der Verfaſſer gibt uns zuerſt eine Beſchreibung der Stadt Rom, geht dann auf die gottesdienſtliche Verfaſſung, die Staatseinrichtung und das Kriegsweſen der Römer über; den Schluß bildet eine kurze Darſtellung der häuslichen Verhältniſſe. Wir glauben, daß auch die Leiſtungen in Kunſt und Wiſſenſchaft in einem Werke, das für die ſtudirende Jugend beſtimmt iſt, beachtet werden müſſen. Hätte der Verfaſſer von der Geſchichte der römiſchen Literatur nur eine gedrängte Ueberſicht gegeben, dabei aber die Forſchungen der neueſten Zeit gehörig gewürdigt, ſo würden wir ihm Dank wiſſen.

Den Schluß des Werkes bildet a) ein kurzer geographiſcher Ueberblick ſämmtlicher zum Römerſtaat gehörigen Länder und b) ein kurzer geographiſch-geſchichtlicher Abriß von dem alten Griechenlande, wegen der zu Rom gehörenden griechiſchen Staaten, der beſſer weggeblieben wäre, da ſich Griechenland nicht nur ſo beiläufig abthun läßt.

Da der Verfaſſer von der Nützlichkeit bildlicher Vorſtellungen aus eigener Erfahrung überzeugt zu ſeyn glaubte, ſo richtete er ſein Werk ſo ein, daß es eine fortlaufende bildliche Reihe der merkwürdigſten Ereigniſſe en hielte, weil durch die Anſchauung ſolcher Bilder auch

der Zuſammenhang des Ganzen eher im Gedächtniſſe haftet. Wir ſind der nämlichen Meinung. Nur glauben wir, da die Steindrücke nicht zum beſten ſind, ſo wäre es beſſer geweſen, wenn die 52 Abdrücke, welche ſich auf die Geſchichte beziehen, ganz weggeblieben, und bloß die zur Archäologie gehörigen, welche viel beſſer ſind, beigegeben worden wären.

6) Ueber die Politik des Marcus Agrippa in Bezug auf die römiſche Staatsverfaſſung von Dr. P. S. Frandſen. Altona, 1835. 31 S. gr. 4.

Unter den vielen Männern, welche bei Auguſtus in beſonderem Anſehen ſtanden und durch daſſelbe auf die Umgeſtaltung der römiſchen Republik großen Einfluß ausübten, ſtehen, wie bekannt, Mäcenas und Agrippa oben an. Ihre Geſchichte muß nach allen Beziehungen vorerſt beleuchtet werden, ehe ſich eine gründliche und allen Anforderungen entſprechende Würdigung des Kaiſers Auguſtus erwarten läßt. Das vorliegende Werkchen ſoll bloß zur Ankündigung eines größern Werkes über Agrippa dienen, und nach dieſer Probeſchrift zu urtheilen, hat er ſich fleißig mit den Quellen der Geſchichte des Auguſtiſchen Zeitalters beſchäftigt, und einen geſunden Sinn. Zuerſt beweiſt er, daß Agrippa keineswegs Republikaner war, wie man bisher fälſchlich glaubte. Die Haupturſache dieſes Irrthums lag in einer Rede, die nach Dio Caſſius Agrippa gehalten haben ſoll, um den Auguſtus zur Wiederherſtellung der Republik zu vermögen. Unbegreiflich iſt es, wie ſich dieſe Anſicht faſt bei allen Gelehrten Eingang verſchaffen konnte. Woher ſoll Dio dieſelbe genommen haben? Wer kann glauben, daß, wenn Agrippa wirklich ſich hierüber gegen den neuen Imperator geäußert hätte, er ſeine Gedanken in einem ſolchen rhetoriſchen Gewande vorgetragen hätte, oder daß ſein ganzer Vortrag zur Kenntniß des Publikums gelangt ſey? Man ſieht, wenn man die Rede des Mäcenas betrachtet, durch die er den Auguſt von der Nothwendigkeit überzeugt, die Regierung zu behalten, auf den erſten Augenblick, daß beide Reden das Machwerk eines Rhetors oder des Dio ſelbſt ſeyen, daß Agrippa bloß deßhalb bei Dio für die Republik ſprechen muß, um dann von Mäcenas deſto glänzender und vollſtändiger widerlegt zu werden. Im zweiten Kapitel trägt der Verfaſſer die poſitiven Gründe für ſeine Anſicht vor. Derjenige, welcher bedenkt, daß Agrippa ſchon als achtzehnjähriger Jüngling als Ankläger gegen Caſſius auftrat, daß er dem Auguſtus die Weltherrſchaft nicht bloß erkämpfte, ſondern ihm auch ſpäter bei allen wichtigen Angelegenheiten die größten Dienſte leiſtete, wird gewiß zur Ueberzeugung kommen, daß Agrippa dies nicht gethan haben würde, wenn er die monarchiſche Regierungsform nicht für die paſſendſte gehalten hätte. Im dritten Kapitel wird das Verhältniß zwiſchen Agrippa und Auguſtus erörtert. Hier hat ſich Herr Frandſen offenbar von einem Vorurtheile leiten laſſen. Er meint, Agrippa habe aus ehrgeizigem Streben nach einem Ziel mit Auguſtus ſich ſelbſt an deſſen Stelle ſetzen wollen. Dieſe Vermuthung können wir durchaus nicht theilen, da ſie ſich weder durch die Quellen begründen, noch aus dem Charakter und Benehmen des Auguſtus erklären läßt. Wie hätte Agrippa, um nur auf dieſen Punkt aufmerkſam zu machen, alle Unternehmungen in der Art fördern können, in welcher er es that, wenn er den Gedanken gehabt hätte, die römiſche Herrſchaft für ſich in Anſpruch zu nehmen? Warum Auguſtus den Agrippa in den Orient entfernte, iſt dunkel, und dürfte ſchwerlich auf eine für Alle gleich befriedigende Weiſe jemals aufgeklärt werden. Der Verfaſſer betrachtet dieſe Entfernung als ein durch die Unzufriedenheit und den Neid des Auguſtus befohlenes Exil. Eher möchte dieſelbe in einem geſpannten Verhältniß zwiſchen Marcellus und Agrippa geſucht werden dürfen. So wenig uns dieſes Kapitel genügte, ſo ſehr hat uns das vierte angeſprochen, in welchem der Verfaſſer von Agrippa als Schwiegerſohn des Auguſtus und muthmaßlichen Thronerben handelt.

7) Ferienſchriften von Carl Zell, Doctor der Philoſophie und Profeſſor der alten Literatur an der Univerſität zu Freiburg. Freiburg im Breisgau, Wagner, 1833. IV und 210 S. 8.

So freundlich die beiden erſten Sammlungen der Ferienſchriften von dem Publikum aufgenommen wurden, eben ſo wohlwollend dürfte auch dieſe dritte empfangen werden, welche vier ſehr gehaltvolle Abhandlungen über das klaſſiſche Alterthum und einige ſehr ſchöne Gelegenheitsgedichte enthält. Die erſte Abhandlung erörtert die Anſichten des Ariſtoteles über den Sinn des Geſchmackes. Nachdem ſich der Verfaſſer längere Zeit mit den übrigen Schriften des Stagiriten beſchäftigt hatte, wünſchte er mit den naturwiſſenſchaftlichen Werken dieſes großen Philoſophen näher bekannt zu werden, und dies war die Veranlaſſung zu dieſem Aufſatze. Obwohl ſich Herr Zell nur auf eine hiſtoriſche Darſtellung der Ariſtoteliſchen Anſichten, ohne alle weitere Beurtheilung und Erörterung des naturwiſſenſchaftlichen Inhaltes, beſchränkte, ſo dürften doch die Reſultate ſeiner Forſchungen den Naturhiſtorikern nicht minder erwünſcht ſeyn, als ſie es für die Gelehrten und Freunde des klaſſiſchen Alterthums ſind. Für die lezteren hat auch die zweite Abhandlung über eine auf der Inſel Chios gefundene

griechiſche Inſchrift beſonderes Intereſſe. Unter den Einrichtungen des öffentlichen Lebens der Hellenen gehören die gymnaſtiſchen und muſikaliſchen Wettkämpfe zu den intereſſanteſten. An den Kultus geknüpft, und darum mit beſonderer Würde und Bedeutſamkeit verſehen, machten ſie zugleich einen Haupttheil der öffentlichen Unterhaltungen und Volksfeſte aus. Anfangs war dieſe öffentliche Feier nur auf Leibesübungen eingeſchränkt; bald aber, bei der ſteigenden Entwicklung der griechiſchen Bildung, traten geiſtige Uebungen hinzu, und beide zuſammen ſtellten in ihrer Verbindung jene Harmonie leiblicher und geiſtiger Kräfte im vollkommenſten Lichte dar. So wie im Staate jeder für ſich etwas gelten wollte, und dadurch das republikaniſche Weſen entſtand, ſo war überhaupt faſt keine Aeußerung leiblicher oder geiſtiger Kraft, keine Fertigkeit und Kunſt, ja ſogar kein natürlicher, ohne perſönliches Verdienſt zugetheilter Vorzug, der ſich nicht öffentlich geltend zu machen ſtrebte. Man pflegte die Namen der Sieger in öffentlichen Gedenktafeln aufzuzeichnen. Solcher Protokolle der gymnaſtiſchen und muſikaliſchen Wettkämpfe, gleich allen andern öffentlichen Urkunden nach der Sitte des Alterthums auf Stein oder Erz geſchrieben, haben ſich mehrere erhalten. Die bedeutendſten darunter ſind einige attiſche und ganz beſonders, obgleich aus ſpäter Zeit, einige böotiſche, der Stadt Theſpias angehörig, nicht weit von dem Helikon, dem Sitze der Muſen, gefunden. Zu dieſer Klaſſe von Inſchriften gehört nun auch die oben bezeichnete, über welche ſich Herr Zell mit großer Kenntniß der Verhältniſſe des Alterthums verbreitet. Daß nur Chier unter den Siegern erſcheinen, beweiſt, daß dieſe Feſtſpiele nicht ſo allgemein bekannt oder ſo bedeutend waren, daß ſich viele fremde Theilnehmer hätten einfinden können. Die Verbindung der Muſen mit Hercules iſt hierbei eben ſo bedeutſam als gewöhnlich. Erſcheint ja doch dieſer Gott, als Hercules Muſagetes, ſo oft in der Geſellſchaft der Muſen, ſo wie er mit Hermes als Schutzpatron der Gymnaſtik galt. Jener Verbindung der beiden Gottheiten entſpricht bei den hier verzeichneten Feſtſpielen ſehr angemeſſen die Verbindung der gymnaſtiſchen und muſikaliſchen Wettkämpfe. Von den muſikaliſchen und poetiſchen Wettkämpfen finden wir aufgezeichnet: Das Vorleſen, die Rhapſodie und zwei Arten des Citherſpieles, freilich im Vergleich mit andern ſolchen Protokollen keine ſehr lange und mannichfaltige Liſte, die jedoch die weſentlichſten der bei ſolchen Gelegenheiten üblichen Produktionen enthält.

Ungleich anziehender für *alle* Leſer, die auf Bildung Anſpruch machen, iſt die dritte Abhandlung über *Tacitus als Staatsmann in ſeinem praktiſchen Leben*, die wir als die Krone des Werkchens bezeichnen zu dürfen glauben. Zu einer vollſtändigen Darſtellung der ganzen Individualität des großen Geſchichtſchreibers gehört die *Darſtellung ſeines Thuns und Wirkens im praktiſchen Leben*. Dieſe große Lücke, die ſich in allen Lebensbeſchreibungen des Tacitus zeigt, hat Herr Zell ausgefüllt. Die Reſultate ſeiner Forſchungen ſind in Kürze folgende. Bei dem Anfang ſeiner politiſchen Laufbahn unter Veſpaſian und Titus gab dem Tacitus ſowohl die geringere Bedeutung der Aemter, als die Art und Weiſe der damaligen Regierungen wenig Gelegenheit, ſeine politiſchen Geſinnungen zu zeigen. Eben ſo können wir aus ſeinem ſpätern Amtsleben weniger bezeichnende Züge erwarten, weil dieſer Theil in die glücklicheren Zeiten Nerva's und Trajans fällt, wo Conflikte politiſcher Intereſſen und Anſichten nicht leicht vorkommen konnten. So blieben alſo faſt ausſchließlich die fünfzehn Jahre der Regierung Domitians übrig, welche des Tacitus kräftiges Mannesalter, ſeine Prätur und ſeine Wirkſamkeit als Senator in ſich begreifen. Tacitus gehörte, wenn auch nicht innerlich im Gemüthe, doch äußerlich in ſeiner Amtsthätigkeit und überhaupt in politiſcher Hinſicht zu den Gemäßigten, und wenn er auch die edleren Charaktere unter denjenigen anerkannte, welche mehr von den idealen Anſichten der ſtoiſchen Philoſophie und den Erinnerungen der Republik bei ihrem praktiſchen Wirken ausgingen, als von dem Boden der Wirklichkeit, ſo war er dennoch weder enthuſiaſtiſcher Bewunderer, noch Nachfolger, das Nützliche und Ausführbare dem Glänzenden, aber Nutzloſen vorziehend. Bei ſeiner genauen Kenntniß der Schickſale des römiſchen Reiches mußte er die Nothwendigkeit der monarchiſchen Verfaſſung einſehen, und konnte in ſeinem praktiſchen Leben die Anſichten, Wünſche und Träume derjenigen nicht theilen, welche aus hiſtoriſchen Reminiscenzen und philoſophiſchen Ideen dem Principat ſelbſt wiederſtreben zu müſſen glaubten. Um ſo weniger mußte er ſich zu denjenigen hingezogen fühlen, welche aus bloßer Eitelkeit, aus unlauterem Ehrgeiz oder leidenſchaftlicher Feindſeligkeit eine ähnliche Sprache führten. Er iſt gegen leztere ſo ſehr auf ſeiner Hut, daß er auch da vor falſchen Darſtellungen warnt, wo ſie gegen Tyrannen gerichtet waren.

Die vierte Abhandlung enthält Betrachtungen über die Wichtigkeit des Studiums der klaſſiſchen Literatur für die Bildung unſerer Zeit und iſt mit vieler Wärme geſchrieben. d.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 57. Montag, 5. Juni 1837.

Werke über England und Irland.

6) Großbritanniens Geſetzgebung über Gewerbe, Handel und innere Communicationsmittel, ſtatiſtiſch und ſtaatswirthſchaftlich erläutert von dem k. bayer. Miniſterialrath E. Th. Kleinſchrod. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, **1836. 8. S. 479.**

Der Verfaſſer befand ſich in England während des Winters 1831 auf 35 in Aufträgen des königl. bayeriſchen Staatsminiſteriums, unter welchen auch jener begriffen war, von der Gewerbsverfaſſung, den hierauf ſowohl als auf commercielle und ſtaatswirthſchaftliche Gegenſtände bezüglichen Regierungs-Anordnungen, von den ſtatiſtiſchen Arbeiten und wichtigen öffentlichen Anſtalten im Induſtriefach genaue Kenntniß zu nehmen. Er hat ſeinen Auftrag nunmehr mit großer Gewiſſenhaftigkeit erfüllt und theilt in vorliegendem Werke die Reſultate mit.

Die Einleitung enthält eine allgemeine Betrachtung über Englands Staatskräfte, insbeſondere über den großen Aufſchwung ſeiner Induſtrie und ſeines Handels und deren Verhältniß zur Agrikultur. In lezterer Beziehung macht er folgende intereſſante Bemerkungen über die vielbeſprochenen Korngeſetze: „Bewegungen in der Agrikultur bedürfen mehr Zeit für ihren Kreislauf, als jene im Handel und in Manufakturen; Rückwirkungen auf dieſelben werden länger und ſtärker empfunden, und Kapitalien können bei erſterer mit gleicher Leichtigkeit wie bei den übrigen Induſtriezweigen weder angelegt, noch aus derſelben zurückgezogen werden. Wenn daher die gegenwärtigen Beſchwerden über die gedrückte Lage der Agrikultur und die daraus abgeleiteten Folgerungen zum großen Theile, wie auch aus der ſo großen Divergenz der Anſichten hervorgeht, als übertrieben gelten müſſen, und vielleicht in einer Reviſion der Landtaxe, welche das Ziel der Beſchwerden zu ſeyn ſcheint, ein befriedigendes Abkommen gefunden wird, ſo ſtellt ſich dagegen nach den eigenthümlichen Zuſtänden jenes Landes die Aufhebung des Korngeſetzes und die unbedingte Freigebung des Getreidehandels als eine höchſt bedenkliche, die Agrikultur mit einer wirklichen Umwälzung bedrohende Maßregel dar, ſo häufig ſelbe auch theils von dem einſeitigen Intereſſe der Parteien im Lande, theils von Schriftſtellern des Auslandes mit oberflächlicher Zuverſicht anempfohlen wird. Unſtreitig würde die erſte und unmittelbarſte Folge derſelben in der Reduction der Rente von den beſſern Bodenklaſſen und in dem gänzlichen Aufhören derſelben von den geringern beſtehen, welche daher ſogleich außer Kultur geſezt würden. Hiedurch verliert der

Digitized by Google

Eigenthümer des Bodens die Differenz des Werthes zwiſchen einem höher oder geringer rentirenden Boden im erſten, und zwiſchen kultivirtem Boden und Weideland im zweiten Falle. Allein verhältnißmäßig noch weit höher ſtellt ſich die Benachtheiligung des Pächters dar, welcher das in die Verbeſſerung des verlaſſenen Bodens aufgewandte Kapital abſolut verliert, da er es nicht zurück zu ziehen vermag. Bei dem bekanntlich allgemein verbreiteten Pachtſyſtem der engliſchen Ländereien würden dieſe Verluſte ungeheuer ſeyn. Die erſte Folge der Freilaſſung würde daher, allgemein ausgedrückt, als eine plötzliche und gewaltſame Uebertragung des Eigenthums von einer Klaſſe an die andere, nämlich von der ackerbauenden Klaſſe an die Manufakturbeſitzer (wegen der durch wohlfeilere Getreidepreiſe niedrigern Arbeitslöhne) erſcheinen. Nicht minder ungünſtig würde dieſe Maßregel auf den Zuſtand der Arbeiter, und zwar aller Klaſſen derſelben zurückwirken. Es wird kaum in Abrede geſtellt werden können, daß der gemeine Arbeiter überhaupt niemals eine andauernd höhere Bezahlung zu erringen vermag, als zur Beſtreitung der gemeinen Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens erfordert wird. Jede durch beſondere Umſtände bewirkte momentane Erhöhung der Löhne über dieſe Grenze trägt den Keim ihrer Zurückſetzung in ſich ſelbſt, durch ſteigende Concurrenz und Bevölkerung als unmittelbare Folge des höhern Verdienſtes. Der natürlichſte und ſicherſte Regulator der Arbeitspreiſe iſt daher der große Durchſchnittspreis der Lebensmittel, welcher zuletzt auf den Getreidepreiſen baſirt iſt. Hieraus folgt jedoch ferner, daß der natürliche Preis des Getreides für den Arbeiter von geringerer Bedeutung iſt, da ſich nach dieſem der Preis ſeiner eigenen Waare, nämlich der Arbeit von ſelbſt regulirt. Allein er leidet bei einem künſtlichen niedern Preiſe, indem ſeine Arbeit nach dem Maße des Sinkens der Getreidepreiſe regulirt wird, während die Preiſe vieler anderer Artikel nicht zugleich und in gleichem Maße fallen. Da endlich durch das Verlaſſen der geringeren Ländereien unter obigen Bedingungen eine noch weit größere Zahl von Agrikulturarbeitern, als dies bisher ſchon wegen des Sinkens der Preiſe der Landarbeit der Fall war, gewaltſam und plötzlich den Manufakturdiſtrikten zugewendet würde, ſo entſtünde hieraus nothwendig ein gleichzeitiges allgemeines Sinken der Löhne für die Fabrikarbeiter, daher eine zweite gleich große Benachtheilung für beide Arbeiterklaſſen. Vergebens würde man gegen dieſe Betrachtungen einwenden, daß die Noth der Arbeiter nur kurze Zeit währen, daß der ſteigende Abſatz der Manufakturartikel, ſowohl durch die freie Getreideeinfuhr, als durch die wohlfeilere Fabrikation wegen der niedern Getreidepreiſe bewirkt, den Manufakturen einen weit größern Aufſchwung verleihen würde; daß zwar die Agrikulturarbeit ſehr vermindert, um ſo viel mehr aber die arbeitende Bevölkerung in Fabrikarbeiten beſchäftigt werde; daß es endlich richtigen, ſtaatswirthſchaftlichen Principien angemeſſen ſey, den Kapitalien und der Arbeit jene Richtung zu verleihen, welche der Natur des Landes, den Talenten der Nation am beſten entſpricht und die vortheilhafteſte Anwendung erwarten läßt; da nun, wie klar bewieſen ſey, Getreide in England nicht ſo wohlfeil als in andern Ländern producirt werden könne, ſo erſchiene es offenbar vortheilhafter, dieſe einſeitige Richtung zu verlaſſen und ſich der Hervorbringung mehr gewinnreicher Artikel der Induſtrie zu widmen. Wohl unterliegt es keinem Zweifel, daß durch ein ſolches Syſtem der Ackerbau zerſtört, und dagegen eine noch größere Höhe des Manufakturbetriebes, wenigſtens für einen gewiſſen Zeitraum erreicht würde; allein ließe ſich erwarten, durch einen ſolchen, ganz von den Chancen des Welthandels abhängigen Erwerb der Geſammtheit eine ſolide Baſis des Nationalwohlſtandes zu gründen? Würde das große Staatsbedürfniß, und vor allem die Verzinſung der öffentlichen Schuld, welche nicht auf beſtimmte Gegenſtände des Eigenthums oder Einkommens radicirt, ſondern allein dem guten Glauben, der Redlichkeit der Nation anheim gegeben iſt, unter ſolchen Umſtänden geſichert ſeyn? Erſcheint endlich eine ſolche Veränderung als ein wünſchenswerther Zuſtand des Landes, entſprechend den Neigungen der Nation, dem Glücke der Geſammtbevölkerung, beitragend zur innern Nationalkraft und zur Bewahrung der Unabhängigkeit eines großen Volkes? Wer es wagen wollte, dieſe Fragen zu bejahen, würde zugleich in dem Falle ſeyn, auch die großen Vorzüge in Abrede zu ſtellen, welche das Land in ackerbauender Hinſicht wirklich beſitzt; als: ſeine natürliche Bodengüte; die unerſchöpflichen Vorräthe an künſtlichen Düngerarten, den Waſſerreichthum für Bewäſſerung, das günſtige Klima und die Vorliebe eines großen Theils der Bevölkerung für ländliche Beſchäftigung. Ohne Zweifel waren es dieſe Rückſichten, welche die vorzüglichſten Staatsmänner bewogen, neben ſteter Bekämpfung des Ausſchließungsſyſtems, unter dieſen ſelbſt Huskiſſon, die Getreidefrage unberührt zu laſſen; bei welcher übrigens, abgeſehen von den angeführten Verhältniſſen Englands, der Agrikulturzuſtand von Irland noch beſonders in Betracht zu ziehen iſt. Die jährliche Getreide- und Mehleinfuhr aus Irland nach England und Schottland beträgt durchſchnittlich gegen zwei Millionen Quarters Körnerfrüchte aller Art und gegen eine Million Centner Mehl. Sollte daher bei einer unbedingten Oeffnung der engliſchen Seehäfen für fremdes Getreide dieſe irländiſche Einfuhr vermindert werden, oder ein bedeutendes und anhaltendes Sinken der Preiſe eintreten, ſo läßt ſich bei

der bekannten Zerſplitterung der Grundpachte in lezterem Lande in die kleinſten Parcellen die Steigerung der Noth und des allgemeinen Elends ermeſſen, welche jenen unglücklichen Bewohnern ohnedies bereits in ſo großem Maße zu Theil geworden iſt. Daß indeß Verbeſſerungen des gegenwärtigen Getreidegeſetzes nicht ausgeſchloſſen ſind, daß namentlich die Umbildung der nach den jeweiligen Preiſen veränderlichen Zollſätze in eine fixirte ſtändige Eingangsabgabe wünſchenswerth ſey, um den beſtändigen Schwankungen ein Ziel zu ſetzen, und dem innern wie dem äußern Getreidehandel eine ſichere Baſis zu gewähren, iſt bereits vielſeitig anerkannt, und eine Abhülfe in dieſer Beziehung darf ohne Zweifel von der erleuchteten engliſchen Geſetzgebung in nächſter Zukunft erwartet werden.“

Der ſpeciellen Unterſuchung des Gewerbweſens geht eine Statiſtik der Bevölkerung vorher, aus deren genauen Angaben wir erſehn, daß England und Wales allein im Jahr 1700 — 5,100,000, im Jahr 1800 — 9,200,000 und im Jahr 1830 — 13,800,000 Einwohner zählten. Ein ungeheurer Theil dieſer Bevölkerung lebt nun der Induſtrie, deren unermeßlicher Aufſchwung, deren allgemeine und ſpecielle Geſetzgebung, deren Verhältniß zum Wohlſtand und zum ſittlichen Zuſtand des Volks nun aufs ausführlichſte erörtert wird. England hat in dieſer Beziehung mehr Erfahrungen gemacht, als irgend ein anderes Land in Europa, daher hat es in ſeiner Geſetzgebung für Induſtrie mannichfache Verbeſſerungen vorgenommen, wie ſie das praktiſche Bedürfniß erzeugte. „Die Uebung des Common law, welches den Gerichtshöfen zu Grunde liegt, durch die allmählige beſſere Einrichtung derſelben ſtets mehr ſich entwickelte und befeſtigte, und durch deren Entſcheidungen und Präcedentien, welche als Gewohnheitsrecht gelten, eigentlich in ſteter Fortbildung begriffen iſt, kämpfte fortwährend gegen die Gewerbsmonopolien, welche in ältern Zeiten, dieſer Beſtimmungen ungeachtet und unter den mangelhaften Einrichtungen der Gerichtshöfe, im Uebermaße verliehen wurden, und namentlich in der Regierungsperiode der Eliſabeth ganze Bände ihrer Verordnungen füllen, indem der Grundſatz mit Glück durchgeführt wurde, daß vor den Gerichten keine Verleihung gelten könne, welche einen monopoliſirenden Charakter, ſey es nun für die Ausübung irgend eines Gewerbszweiges überhaupt, oder innerhalb eines gewiſſen Bezirkes, an ſich trägt. Nicht minder wirkte dieſe Uebung des common law auf die allmählige Abſchaffung der Monopolien der Krone, wovon ſich bis auf die heutige Zeit nur eines, nämlich die Verwaltung der Poſten, wegen der großen Wichtigkeit dieſer Anſtalt für den Verkehr, und bei allgemein anerkannter Nothwendigkeit ihrer Stellung unter die öffentliche Autorität, wiewohl durch zahlreiche Parlamentsakten geregelt, und in ihren Taxen beſtimmt, erhalten hat. Im Einklang mit dieſen Grundgeſetzen der Nation und den Principien der Gerichtshöfe ſtehen die Anſichten der vorzüglichſten ſtaatswirthſchaftlichen Schriftſteller. Die Erfahrung aller Orte, wird in dieſer Beziehung angeführt, habe hinreichend dargethan, daß jedes directe Eingreifen der Geſetzgebung in irgend einen Zweig ehrlichen Erwerbes, durch Verbote, Beſchränkungen, oder Ermunterung des einen auf Koſten eines andern, ſey es nun in der Agrikultur, in den Gewerben oder im Handel, die Fortſchritte des allgemeinen Wohlſtandes nur gehindert habe, und daß die beſte Politik des Geſetzgebers nur darin beſtehen könne, die inländiſche Betriebſamkeit nicht beſchränken oder reguliren zu wollen, ſondern ſich mit dem einfachen Schutze derſelben gegen Betrug oder Thorheit zu begnügen.“ Noch iſt dieſer richtige Grundſatz nicht überall anerkannt, und das Theoretiſiren, ſo wie die Leidenſchaft des trop regner macht ſich außerhalb England noch gar vielfach geltend. (Der Schluß folgt.)

Römiſche Geſchichte.

8) Lucius Cornelius Sulla, genannt der Glückliche, als Ordner des römiſchen Freiſtaates, dargeſtellt von **Dr. K. L. Zachariä**, großh. bad. geh. Rathe ꝛc. Erſte Abtheilung. Heidelberg, **1834.** XII und **196** S. Zweite, **1834. 182** S. 8. Preis 4 fl. 48 kr.

Die erſte Abtheilung beſchäftigt ſich mit Sulla's Leben. Die Darſtellung ſeiner Abſtammung, Erziehung und ſeines Jugendlebens hat uns vollkommen entſprochen. Nur wünſchten wir, daß der Verfaſſer, wo er von dem Intereſſe ſpricht, welches Sulla an der Literatur nahm, auf eine Stelle des Cornelius (Attic. c. 4.) verwieſen hätte, wodurch er ſeine Behauptung viel ſtärker hätte begründen können. Noch ungleich anziehender iſt die Erörterung der auswärtigen Verhältniſſe des römiſchen Freiſtaates zu der Zeit, da Sulla ſeine öffentliche Laufbahn betrat, und die Abtheilung von dem Stande der Parteien in dem römiſchen Freiſtaate. Die Verhältniſſe des Ritterſtandes haben wir noch in keinem Werke ſo genau gezeichnet gefunden, wie in dieſer Schrift; auch die Verſuche der Gracchen ſind höchſt richtig aufgefaßt und deutlich beleuchtet. Die Darſtellung des Krieges gegen Jugurtha hat außer vielen andern Vorzügen auch das große Verdienſt, daß der Verfaſſer auf einen andern Umſtand aufmerkſam machte, der bisher wenig oder gar nicht beachtet wurde. Gewöhnlich ſchreibt man den langſamen Gang deſſelben einzig der Charakterloſigkeit der Feldherren zu. Allein Herr Zachariä macht auch auf einen andern Punkt aufmerkſam, den man wohl in das Auge faſſen muß: „Der Krieg, ſagt er,

hatte einen eigenthümlichen Charakter; er hatte denſelben Charakter, den Kriege, auf demſelben Schauplatze geführt, auch jezt noch haben. — Vom Nilthale bis an die Säulen des Herkules erſtreckt ſich eine lange Ebne; da, wo einſt die Könige Numidiens und Mauretaniens geboten, im Süden von einer Bergkette, dem Atlas, mehr oder weniger in ihrer Breite beengt; damals vielleicht mehr fruchtbaren Boden umfaſſend, als jezt, doch ſchon damals von todten Sandſtrecken durchſchnitten und nach Süden hin begrenzt. Auf dieſe Geſtalt und Beſchaffenheit des Bodens läßt ſich der geſammte geſellſchaftliche Zuſtand und insbeſondere die Kriegskunſt der Völkerſchaften oder Stämme, welche damals, unter Jugurtha und unter dem mit ihm verbündeten Könige von Mauretanien, Bocchus, gegen die Römer fochten, als bedingt durch jene Urſache, zurückführen. Dieſelbe Urſache beurkundet ihre Wirkſamkeit auch in dem Leben und in den Kriegen der heutigen Bewohner Nordafrikas, wenn ſchon die Stämme, welche jezt in dem Numidien und Mauretanien der Vorzeit hauſen oder herumſchweifen, größtentheils nicht altafrikaniſcher, ſondern neuerer, arabiſcher Abkunft ſind. Wie damals, ſo iſt auch jezt bei den Stämmen Nordafrikas ein jeder wehrhafte Mann Soldat. Alle ſind beritten. Dieſe Reiterei umſchwärmt von allen Seiten den Feind. Sie ſucht ihn in waſſerarme Gegenden zu locken oder von dem wirthbaren Lande abzuſchneiden. Erleidet ſie eine Niederlage, ſo löst ſie ſich auf, um ſich, vom Feinde fern, wieder zu vereinigen. Durch Verſchüttung der Brunnen erſchwert ſie dem Feinde das Nachſetzen, bald aber kehrt ſie zurück, nicht ſelten ſtärker nach der Niederlage, als ſie vor derſelben war. Das Unglück, das Nahen des verfolgenden Feindes hat mit dem geſchlagenen Stamme andere bisher friedliche Stämme vereiniget. Kriegsmuth iſt eine gemeinſame Tugend, aber eben ſo iſt die Liſt und Verſchlagenheit ein Grundzug des National-Charakters. In einem gänzlich offenen Lande müſſen dieſe Stämme, auf einen Angriff ausgehend, ihr Nahen und auf der Flucht ihren Rückzug deſto künſtlicher verbergen. Gegen einen ſolchen Feind, in einem ſolchen Lande, hatten damals die Römer Krieg zu führen. So hoch bei ihnen die Kriegskunſt ſtand, ſo war doch das Fußvolk der Kern eines römiſchen Heeres, und ſo war doch ein römiſches Heer ſowohl deßwegen, als wegen der geregelten Aufſtellung und ſchweren Bewaffnung der Legion von einem ſolchen Feinde beſonderen Gefahren ausgeſezt. Und ſo wenig auch der Stolz der Römer die geheimen Künſte der Politik verſchmähte, ſo war doch auch der Feind in dieſe Geheimniſſe eingeweiht. Kein Wunder daher, wenn dieſer Krieg ſeine Wechſelfälle hatte; kein Wunder, wenn Jugurtha's Fall länger ſich verzögerte, als es die ſtolze Ungeduld des römiſchen Volkes erwartet hatte." Auch der Krieg gegen die Cimbern und Teutonen, ſo wie der Zeitraum von der Beendigung des Kampfes mit dieſen Völkern bis zum Ausbruche des Bundesgenoſſenkrieges iſt ſehr gut durchgeführt. Noch ungleich ſchöner aber iſt die Darſtellung des Krieges mit den italieniſchen Bundesgenoſſen. Daran reiht ſich Sulla's Conſulat, die Schilderung der in Rom erfolgten Unruhen, der Krieg gegen Mithridates und der Bürgerkrieg bis zu Sulla's Dictatur. Das folgende Kapitel, worin uns Sulla als Dictator vorgeführt wird, hat uns, ſo viele Vorzüge und eigenthümliche Anſichten es im Allgemeinen enthält, doch wegen einiger Vorurtheile, welche ſich zeigen, nicht ganz befriedigt. Die lezten Abſchnitte über Sulla's Lebensende, ſeinen Tod, über ſeine Körperbeſchaffenheit und Familienverhältniſſe enthalten viele wichtige Aufſchlüſſe. Die Bemerkungen über Sulla's Geiſtesgaben und Charakter und die Vergleichung dieſes Mannes mit Marius, Tiberius und Napoleon, welche den Schluß des erſten Theiles bilden, zeugen von einem umfaſſenden und gründlichen Studium. Wir wollen zum Belege, wie tief der Verfaſſer in den Geiſt dieſer Männer eindrang, nur eine Stelle ausheben: „Marius war niederer Abkunft, ein Menſch ohne Erziehung, ein ausgezeichneter Soldat, nach und nach von einer Stufe zur anderen geſtiegen; Sulla war der Abkömmling eines patriciſchen Geſchlechts, ſorgfältig erzogen. Marius ſah nur ſich, Sulla auch das Gemeinweſen, auch den Freiſtaat, die Ariſtokratie. Sulla war ſtolz, Marius ehr- und ruhmſüchtig. In den Jahren ſchon weit vorgerückt, wohlbeleibt und von den Schwächen des Greiſenalters gebeugt, begab ſich Marius dennoch, als er ſich um den Kriegsbefehl gegen Mithridates bewarb, täglich auf den Campus Martius, um hier, indem er mitten unter Jünglingen ſein Roß tummelte, und andere kriegeriſche Uebungen vornahm, zu zeigen, daß er noch die zu den Anſtrengungen eines Feldzuges erforderliche Körperkraft habe. Sulla legte die Dictatur nieder, als er noch weit jünger, als damals Marius, war. Beiden waren alle Mittel recht, wenn ſie nur zum Ziele führten. Gleichwohl war Marius veränderlich, wankelmüthig, Sulla aber immer derſelbe. Jenen beherrſchten, und dieſer benüzte nur die Zeitumſtände. Jener vernichtete ſeine perſönlichen Feinde, dieſer die Gegner des Planes, welchen er zur Wiederherſtellung des Freiſtaates entworfen hatte. Jener verfolgte Einzelne, dieſer ganze Maſſen." Die zweite Abtheilung, welche Sulla's Ordnungen enthält, hat uns ganz beſonders angeſprochen. Der Verf. beurkundet überall eine gründliche Forſchung. Das eigenthümliche Licht, das er über Sulla's Individualität und öffentliche Wirkſamkeit verbreitet, zeigt einen Mann, der ſeiner Aufgabe ganz gewachſen iſt, und die Klarheit und Ruhe ſeiner Darſtellung zieht den Leſer an. Druck und Papier ſind ſchön.

d.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 58. Freitag, 9. Juni **1837.**

Werke über England und Irland.

6) **Großbritanniens Geſetzgebung über Gewerbe, Handel und innere Communicationsmittel, ſtatiſtiſch und ſtaatswirthſchaftlich erläutert von dem k. bayer. Miniſterialrath E. Th. Kleinſchrod. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1836. 8. S. 479.**

(Schluß.)

Nach dieſen allgemeinen Betrachtungen entwirft der Verfaſſer eine Statiſtik aller Gewerbe in England, indem er ſie alle namentlich nach alphabetiſcher Ordnung aufführt. Begreiflicherweiſe nehmen die Baumwollenmanufakturen die erſte Stelle ein, über die ſich daher der Verf. auch am ausführlichſten ausläßt. In Bezug auf die ausnehmend fortgeſchrittene Maſchinerie ſpricht er die Bewunderung aus, die deßfalls der menſchlichen Erfindungskraft gebührt. Doch kann er nicht umhin, ſich aufs ſtärkſte gegen die das Manufakturweſen begleitende ſittliche und phyſiſche Verderben auszuſprechen. Er bemerkt: „1) der Arbeiter hat keine Hausarbeit; er lebt außer ſeiner Wohnung, und ſucht ſie nur auf, um ſich einen Moment von großer Erſchöpfung zu erholen. Allein da auch die Frau und erwachſene Kinder von 12 Jahren an in demſelben Falle ſind, ſo findet er häufig keine wohl zubereitete und geſunde Nahrung in ſeinem Haus, und gewöhnt ſich um ſo mehr an den Genuß ſtärkerer Reizmittel, Colonialwaaren und dergleichen, und an den Beſuch der verderblichen Branntweinſchenken; 2) entſteht durch die Fabrikarbeit in den Cotton-Mills Trennung aller Familienglieder; die ganze Familie beſteht aus einem Aggregat von Perſonen, von denen jede in einer Art Selbſtſtändigkeit von ihrem eigenen Verdienſte lebt; 3) findet dieſer Lebensweiſe gemäß keine elterliche Beaufſichtigung der Kinder ſtatt; leztere erwerben ſich ſelbſt ſchon in zartem Alter größtentheils ihren Unterhalt, und gewöhnen ſich hiedurch an eine früh ihrem Charakter nachtheilige Unabhängigkeit; 1) iſt die Einwirkung ſchlechten Beiſpiels um ſo verderblicher, als die Fabrikarbeit bei Ermanglung wahrer Beſchäftigung eine große Menſchenmenge in einem Raume vereinigt; 5) endlich geht hieraus die traurigſte Folge, nämlich eine völlige Zerſtörung aller Häuslichkeit hervor, indem auch die Frauen ihre Zeit in den Manufakturen zubringen, alſo auch den Mädchen faſt alle Gelegenheit entzogen iſt, ſich in der häuslichen Oekonomie zu unterrichten. — Weniger nachtheilig erſcheinen die Wirkungen der Fakrikarbeit auf die Geſundheit der Arbeiter, als ſolche nach den laut

Digitized by Google

gewordenen Stimmen hierüber, wobei es an großen Uebertreibungen ebenfalls nicht mangelt, geſchildert worden. Es haben vielmehr gründliche ärztliche Unterſuchungen ergeben, daß der Aufenthalt in den Fabriken eine abſolute Benachtheiligung der Geſundheit und Lebensverkürzung, ſo durch Einathmung des feinen Staubes der Baumwollen- oder Wollenfaſern, des Oelgeruchs der Maſchinen, des Aufenthalts vieler Perſonen in einem Raume, nicht zur Folge habe; wiewohl allerdings gewiſſe körperliche Leiden den Umſtänden gemäß häufig damit verknüpft ſind. Dahin gehört insbeſondere die erhöhte Temperatur der Baumwollenwerkſtätten, welche zu mehreren Arbeiten techniſch erforderlich iſt. Eine zwölfſtündige Arbeit in warmen Räumen, wodurch die Herzbewegung leicht beſchleunigt wird, erhöht die Reizbarkeit und erſchlafft das Muskelſyſtem; die beſtändige Achtſamkeit auf die einförmige Bewegung der Maſchine, welche, wenn auch keine anſtrengende Arbeit, doch auch keine Ruhepunkte verſtattet, wirkt in gleicher Art deprimirend auf die Funktionen des Nervenſyſtems, und beides zuſammen bringt nach vollendeter Arbeitszeit einen Grad von Erſchöpfung hervor, welcher bei weit ſchwereren Arbeiten unter andern Umſtänden nicht empfunden wird. Der Mangel an häuslicher Pflege und der häufige Genuß des Branntweins vergrößert das Uebel. Vollkommene Geſundheit und Lebensfriſche mangeln daher den Arbeitern zum großen Theil, und ihre Krankheiten, aus Einer Urſache entſprungen, tragen einen gleichförmigen Charakter. Der Unterſchied der Sterblichkeit in den Manufakturdiſtrikten gegen jene mit vorherrſchender Agrikultur zeigt ſich daher allerdings nach der lezten Bevölkerungsaufnahme bedeutend."

Vorzügliche Rückſicht verdient auch die demoraliſirende Wirkung einer rein mechaniſchen Thätigkeit, die ſich immerwährend gleich bleibt, und die weder die Entwicklung eines beſondern Kunſtgeſchicks, einer ſelbſtthätigen Phantaſie, noch die Hoffnung auf Erfolge in der Zukunft und einen edeln Ehrgeiz zuläßt. Durch die Fabrikarbeit verliert der Menſch Vergangenheit und Zukunft, und es bleibt ihm allein eine nüchterne und armſelige Gegenwart. Blickt der Erwachſene zurück, ſo ſieht er ſich von früher Kindheit an immer vor denſelben Rädern und Spuhlen, und ſeine Vergangenheit hat nichts, das ſich irgend von ſeiner Gegenwart unterſcheide und ihm zu einer romantiſchen Ferne würde; blickt er in die Zukunft, ſo ſieht er dieſelbe Ausſicht bis an ſein Grab vor ſich. Er hat keine Spannkraft mehr, um einen andern Beruf zu ergreifen. Das Wenige, was er verdient, lohnt nicht der Mühe, geſpart zu werden, zumal nicht für entfrembete und undankbare Kinder. Alſo greift er zur Branntweinflaſche.

Am traurigſten iſt das Schickſal der Kinder, die nicht einmal freiwillig jene Sklaverei des mechaniſchen Dienſtes wählten, und denen man auch durch die humanſten Geſetze keine weſentliche Erleichterung verſchaffen kann. Der Verfaſſer zeigt „die großen Schwierigkeiten in der Ausführung mehrerer Beſtimmungen des Statuts, namentlich was die Arbeitsſtunden betrifft, indem einestheils bei dem großen Antheil der Kinderarbeit an dem Manufakturbetrieb bei dem frühern Aufhören der erſtern auch die der Erwachſenen eingeſtellt werden müßte; daher in mehreren großen Fabriken, um dem Statute Folge zu leiſten, die Kinder en Relais zur Ergänzung der Arbeitsſtunden geſtellt wurden; anderntheils aber Kinder unter 13 Jahren, welche nach dem Statut innerhalb eines gegebenen Termins ganz von der Arbeit entfernt werden ſollen, bei dieſem Manufakturbetriebe ſehr nützliche Dienſte leiſten und für mehrere Verrichtungen vorzugsweiſe zu brauchen ſind; endlich was die größte Schwierigkeit iſt, weil die Löhne für die Kinder bei Verminderung der Arbeitsſtunden ſich nach Verhältniß ſo gering berechnen, daß den Eltern hiedurch keine weſentliche Erleichterung ihres Unterhalts mehr zugeht, folglich die Kinder ganz ausbleiben. Auch können viele Kinder nicht früher ohne die Eltern, welche auch in Fabriken arbeiten, entlaſſen werden, ohne ſie der Hülfloſigkeit oder dem Müſſiggang in den Straßen ꝛc. preiszugeben."

Von der Induſtrie geht der Verfaſſer zum Handel über und erwägt ſpeciell die wichtigſten Handelsverhältniſſe Englands insbeſondere zum Continent und zu Indien und China. „Erfreulich für Deutſche iſt die Thatſache, daß die eben ſo weiſe als kräftige Handelspolitik eines deutſchen Staates es war, welche das tief gewurzelte engliſche Ausſchließungsſyſtem erſchütterte und zeitgemäße Modifikation auch für europäiſche Staaten herbeiführte, nachdem zu jener Zeit nur die amerikaniſchen Freiſtaaten eine volle Reciprocität in ihrem Schifffahrts- und Handelsverkehr mit England, und zwar, wie bemerkt, ſchon mehrere Jahre früher (1815) erreicht hatten. Preußen erklärte nicht nur im Jahr 1823, daß die hohe Belaſtung ſeiner Schiffe in engliſchen Häfen eine ähnliche der engliſchen Fahrzeuge in preußiſchen Seehäfen zur Folge haben werde, ſondern ſezte dieſe Drohung auch bald darauf wirklich in Ausführung. Zu gefährlich ſchien dieſes Beiſpiel für die übrigen, auf keinem beſſern Fuß in den brittiſchen Seehäfen behandelten europäiſchen Mächte, um daſſelbe lange beſtehen zu laſſen, und die dringende Petition der Schiffseigner und Handelsleute nöthigte die brittiſche Regierung zu einem ſchleunigen gütlichen Abkommen mit Preußen, welches die Reihe der Handelsverträge Englands mit europäiſchen Staaten

eröffnete. — Die Rückſichten auf den Zuſtand der Colonien endlich, und die wichtigen Veränderungen, welche ſich kurz vor und nach dem allgemeinen Frieden in den dortigen Verhältniſſen ergeben hatten, waren nicht minder geeignet, eine liberalere Schiffahrts- und Handelspolitik herbeizuführen. Die Moderationen des Navigationsſyſtems, welche durch die Bildung der nordamerikaniſchen Staaten veranlaßt wurden, mußten nothwendig durch die allmählige Freiwerdung der Colonien des ganzen amerikaniſchen Continents eine angemeſſene Erweiterung erhalten. Den Anfang machte Braſilien, welches durch die Verſetzung des Hauſes Braganza dahin mit ſeinem Sitze von ſelbſt aufgehört hatte, Colonie zu ſeyn, und Großbritannien keine Wahl übrig ließ, als daſſelbe in Hinſicht auf Schiffahrt und Handel nach europäiſchem Fuße zu behandeln. — Daſſelbe Princip erſtreckte ſich allmählich auf die übrigen Länder Amerikas, welche in kurz auf einander folgenden Zeiträumen in die Reihe ſelbſtſtändiger Staaten eintraten. Bei den brittiſchen Beſitzungen Weſtindiens zeigte ſich, daß eine längere einſeitige Ausſchließung derſelben vom größeren Weltverkehr einer richtigen Politik gerade entgegen lief. Die Einfuhr verſchiedener Artikel erſter Nothwendigkeit in dieſe Colonien auf amerikaniſchen Schiffen war von den Vereinigten Staaten durch Retorſionen lange ſchon faktiſch erzwungen worden, bis das engliſche Parlament ſich zur Legaliſirung dieſes Verkehrs entſchloß (1822)." Die Freigebung des chineſiſchen Handels veranlaßt den Verfaſſer insbeſondere, ſich den ſchönſten Hoffnungen für den allgemeinen Handelsverkehr zu überlaſſen.

Schließlich charakteriſirt er die Zollverhältniſſe Englands, mit ſehr genauen Angaben, dann das Bankenweſen, den Verkehr mit den Colonien, und innerhalb Englands ſelbſt den Straßen- und Kanalbau, Eiſenbahnen ꝛc., ſo daß dieſes ganze Werk uns eine überraſchende Einſicht in alle induſtrielle und merkantiliſche Verhältniſſe Englands gewährt und uns vollkommen darin orientirt.

Römiſche Geſchichte.

9) Geſchichte der römiſchen Beredtſamkeit von Erbauung der Stadt Rom bis zur Auflöſung des weſtrömiſchen Reichs. Nach den Quellen bearbeitet von A. Weſtermann. Leipzig, J. A. Barth, **1835.** XIV und **351** S. gr. 8.

Wie in der neueſten Zeit der römiſchen Geſchichte eine größere Theilnahme und Aufmerkſamkeit geſchenkt wird, ſo zeigt ſich auch ein reger Eifer, die Leiſtungen der Römer in der Wiſſenſchaft ſorgfältiger zu erforſchen, und man kann es in der That als eine ſehr erfreuliche Erſcheinung betrachten, daß das Vorurtheil, als ſeyen dieſelben überall in die Fußſtapfen der Griechen getreten, und nicht im Stande geweſen, aus ihrem Innern etwas Großes hervorzubringen, mehr und mehr verſchwindet. Allerdings läßt ſich nicht läugnen, daß ſie, wie ihr ausgezeichneter Geſchichtſchreiber Salluſtius ſagt, lieber große Thaten ausführten, als die Werke Anderer aufzeichneten, daß ſie bei ihrem zunächſt auf das Praktiſche gerichteten Sinn die größte Aufmerkſamkeit auf das öffentliche Leben und das Wohl des Staates richteten. Allein wer wird deßhalb glauben, daß eine Nation, welche in kurzer Zeit ſo viele und ſo große Männer aus ihrer Mitte hervorgehen ſah, nicht fähig geweſen ſey, auch in der Wiſſenſchaft unvergängliche Werke zu ſchaffen? Wer die Menge der Redner, Geſchichtſchreiber und Dichter, die von Carthago's Untergang bis zur Schlacht von Actium auftraten, überſchaut, und die Regſamkeit im Auguſtiſchen Zeitalter einer nähern Würdigung unterwirft, der zweifelt gewiß nicht mehr, daß die Römer auch zu geiſtigen Schöpfungen Kraft und Geſchicklichkeit genug in ſich hatten, und für Kunſt und Wiſſenſchaft nicht unempfänglich waren. Kein Zweig der Literatur aber war ihrem Charakter ſo angemeſſen, in keinem haben ſie mehr und Größeres hervorgebracht, als in der Beredtſamkeit und in der Rechtswiſſenſchaft. Bähr hat nicht mit Unrecht in ſeinem vortrefflichen Werke über die römiſche Literatur der Beredtſamkeit eine ganz beſondere Beobachtung geſchenkt. Allein in einem Werke, welches das ganze Gebiet der römiſchen Literatur umfaßt, war es nicht möglich, ſie mit gleicher Vollſtändigkeit zu behandeln.

Der erſte Abſchnitt umfaßt den Zeitraum bis zur Vertreibung der Tarquinier. Wir verkennen nicht, daß der Verfaſſer mit der Geſchichte der Römer ſehr vertraut iſt, und auch die Anfänge derſelben ſorgfältig ſtudirt hat; doch glauben wir, daß er, wenn er ſich einzig an die Quellen gehalten und neuern Anſichten nicht zu viel Gewicht beigelegt hätte, Manches in dieſem Abſchnitte von einer rechten Seite dargeſtellt haben dürfte. Der zweite Abſchnitt umfaßt die Zeit bis zum Jahr 734, in welcher die römiſche Beredtſamkeit ſich allmählich entwickelte, blühte und ihre höchſte Vollendung erreichte. Der Verfaſſer hat denſelben ſehr zweckmäßig in drei Perioden abgetheilt, von denen die erſte vom Jahr 244 bis zum Ende des ſechsten Jahrhunderts geht, und die Entwicklung ſchildert, die zweite aber, welche ihrer Ausbildung unter griechiſchem Einfluſſe gewidmet iſt, den Zeitraum von 600—679 enthält, und die dritte (679—734) eine ſehr vollſtändige Ueberſicht von ihrer Vollendung gibt. In der erſten Periode ſehen wir, wie nach der

Vertreibung der Tarquinier, während das Gebiet des anfangs kleinen römiſchen Staates von Jahr zu Jahr eine größere Ausdehnung gewinnt, die geiſtigen Kräfte in jugendlicher Schönheit ſich entfalten, und die Beredtſamkeit, welche bereits im Senat und bei dem Volke großen Einfluß verſchafft, allmählig beachtet und gepflegt wird. Vorzüglich hat uns die Vergleichung, welche der Verfaſſer zwiſchen der Entwicklung der Griechen und Römer anſtellt (S. 23) ſehr angeſprochen, wenn dieſelbe auch gleichwohl manche Beſchränkung erleiden dürfte: „Während der Römer reiner Verſtandesmenſch iſt, iſt der Grieche reiner (?) Gefühlsmenſch. Die reiche idealiſirte Mythologie der Griechen, ihr lebendiges, vielgefeiertes Heroenthum, ihr abenteuerliches, durch ſo manche Sage und Erinnerung gehobenes Seeleben, und die dadurch erzeugte vielfache Berührung mit fremden Nationen hatte bei ihnen die Phantaſie zur vorherrſchenden Geiſtesthätigkeit ausgebildet, dieſe wiederum die Poeſie frühzeitig hervorgerufen und der Vollendung nahe gebracht, der Geſchichte anfangs durch Hinneigung zum Abenteuerlichen einen dichteriſchen Anſtrich gegeben, und, verbunden mit inniger, kindlicher Anſchauung der Natur, auf der einen Seite die Kunſt, auf der andern die Philoſophie ins Leben gerufen. Dieſer Fülle von geiſtigen Anregungen geben ſich die Griechen mit ganzer Seele hin, in ihr lernten ſie frühzeitig Erſatz ſuchen für die Mühſeligkeiten des Lebens, während die Römer ſich die Bekämpfung dieſer Mühſeligkeiten zur Hauptaufgabe des Lebens machten, und keinen würdigern Schauplatz ihrer Beſtrebungen kannten, als das Forum und das Schlachtfeld. Auch die Griechen hatten ihren Markt, auch ſie beſtanden zahlloſe Kämpfe auf Tod und Leben; allein das öffentliche Leben in Griechenland war doch ein ganz anderes, als das Leben in Rom. Während die Römer alles (?) um des Nutzens willen thaten, und alles ſcheinbar Unnütze ausſchloſſen, ergriffen die Griechen jede Sache um ihrer ſelbſt willen, bei ihnen ſtand alles ſinnlich und geiſtig Wahrnehmbare in engem Zuſammenhange. Ihr öffentliches Leben war Geſelligkeit in höherer Potenz (?), nichts blieb ausgeſchloſſen, was dieſer Geſelligkeit einen höheren Reiz verleihen konnte. Aber eben darin liegen auch die Mängel des griechiſchen Staatslebens. Es fehlte den Griechen die tiefere Auffaſſung deſſelben, und wiewohl ſie von glühendem Patriotismus und Freiheitsliebe beſeelt waren, fiel es ihnen doch leichter, politiſches Ungemach zu ertragen, als zu verhüten; was den Römern Zweck war, das Staatsleben ſelbſt, war ihnen nur Mittel; daher ging ihnen ſo oft über der Nebenſache die Hauptſache verloren. Auch die Sprache der Griechen entſpricht ganz ihrem Charakter; in ihr zeigt ſich ganz dieſelbe Beweglichkeit und techniſche Verſchlungenheit, doch ohne das Impoſante und den wie aus einem Guſſe entſtandenen römiſchen Numerus; Einzelnes mehr an einander gereiht durch die feinen Fäden der unerſchöpflichen Partikeln, als aus einander heraus entwickelt, aber voll der Zartheit, die ein unbefangenes, im ſinnlichen Anſchauen der Natur geläutertes Gemüth beurkundet, und mit einem Reichthum ausgeſtattet, der nicht einzelne Theile der Wiſſenſchaft, ſondern in vollendeter Terminologie alles ſinnlich und geiſtig Wahrnehmbare in ſich begreift.“

Die Behandlung der zweiten und dritten Periode dieſes Abſchnittes, d. h. der Ausbildung von Vollendung der römiſchen Beredtſamkeit iſt ſehr gelungen. Daß einzelne Irrthümer ſich eingeſchlichen, und noch einige Redner hätten aufgeführt werden ſollen, ſieht Jeder, der mit dem Gegenſtande vertraut iſt; allein wie leicht begegnet es auch dem ſorgfältigſten Forſcher, bekannte Dinge zu überſehen, wie leicht entſchlüpfen bei einer ſo großen Menge von Namen und Thatſachen der Feder Irrthümer! Wer wollte deßhalb des Verfaſſers redliches Streben verkennen! In der dritten Periode hat uns vorzüglich die Darſtellung des Cicero angeſprochen. Während unter den großen Rednern ſeiner Zeit Brutus, Calvus, Pollio und Andere ſich an die attiſche, Hortenſius aber an die aſiatiſche Schule der griechiſchen Beredtſamkeit halten, vereinigt er die Vorzüge beider in ſich, wodurch es ihm denn auch gelang, ſich auf jene Stufe der Vollendung zu erheben, die ihm Niemand ſtreitig machen kann.

Der dritte und lezte Abſchnitt enthält die Geſchichte der Beredtſamkeit unter den Kaiſern. Der Verfaſſer hat ihn wiederum in zwei Perioden abgetheilt, von denen die erſte den Zeitraum bis auf Hadrian (30 v. Chr. bis 117 n. Chr.), die zweite aber jenen bis zum Untergange des weſtrömiſchen Reiches (v. 117 bis 476 n. Chr.) umfaßt. Dieſer Abſchnitt beſchäftigt ſich mit der Schilderung des Verfalles und des Unterganges der römiſchen Beredtſamkeit. Als die Freiheit unterging, verlor auch die Beredtſamkeit ihre Bedeutung, und artete in Deklamation aus. So vortrefflich Quintilian war, ſo konnte er doch die alternde Kunſt nicht mehr verjüngen. Intereſſant wäre es, wenn Herr Weſtermann, der für die Geſchichte der Beredtſamkeit beſondere Vorliebe zu haben ſcheint, auch die Geſchichte der neuern Beredtſamkeit, wenigſtens die der Engländer und Deutſchen behandeln würde.

d.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 59. Montag, 12. Juni 1837.

Werke über England und Irland.

7) Biographiſche und kritiſche Geſchichte der engliſchen Literatur von S. Johnſons bis zu W. Scotts Tode, von Allan Cunningham. Aus dem Engliſchen von A. Kaiſer. Leipzig, Weidmann, 1834.

8) Verſuch über die engliſche Literatur und Betrachtungen über den Geiſt des Menſchen, der Zeiten und der Revolutionen von Chateaubriand. Zwei Bändchen. Stuttgart, Metzler, 1836.

Zwei ſehr verſchiedene Bearbeitungen der engliſchen Literargeſchichte. Die kurze des Engländers iſt für uns Deutſche vielleicht zu kurz, weil ſie Manches als bekannt vorausſezt, was es bei uns noch nicht iſt, da wir noch bei weitem nicht alle die engliſchen Dichter überſezt haben, die darin erwähnt werden. Das Werk des Franzoſen iſt für uns etwas zu franzöſiſch, d. h. es raiſonnirt mehr, als es charakteriſirt, und ſieht die engliſche Literatur von einem nationell einſeitigen Standpunkt an. Beide Werke leiſten daher für ein deutſches Publikum noch nicht das, was nur ein Deutſcher leiſten könnte, der die vollkommenſte Kenntniß der engliſchen Bücherwelt beſäße.

Herr Cunningham gibt kurze biographiſche und kritiſche Portraits von 108 Autoren, wie in einem Converſationslexikon, nur nicht alphabetiſch, ſondern nach der Zeitfolge geordnet und nach den Fächern: Dichter, Roman und Novelle (deren Verfaſſer doch wohl auch Dichter zu nennen wären), Geſchichte, Biographie, Drama, Kritik. Sein Urtheil iſt ſolid, praktiſch, aber ein wenig proſaiſch; das heißt, er weist mit Recht alle öde Phantaſterei, und grillenhafte Tändelei, alles, was die Schranken der Natürlichkeit und Sitte überſchreitet, zurück; aber er hat nicht Gefühl genug für das Geniale des Schmerzes oder der Verruchtheit, nicht Blick genug für die Grazie des Gräßlichen, und er lobt auf der andern Seite etwas zu viel die hausbackne Natürlichkeit, auch wo ſie, wie bei Walter Scott, wirklich nicht mehr aus dem Genie, ſondern aus der Fabrik geliefert wurde. Wir ſind ganz mit ihm einverſtanden, die frechen Tendenzen des Lord Byron zu verwerfen, aber wir glauben gleichwohl für Lord Byrons Genie mehr Bewunderung hegen zu müſſen; ja wir glauben, daß er durch ſeine Lage, Ueberreizungen aller Art und angeborne Charakteranlage in jene triſten und diaboliſchen Stimmungen kam, die man noch öfter nachgeahmt als getadelt hat, und die bei ihm allein natürlich und verzeihlich erſcheinen, während ſie bei Heine die jämmerlichſte Affektation und Nachäfferei ſind. Dagegen möchten

Digitized by Google

wir Walter Scott nicht ein gar ſo ausſchweifendes Lob zuerkennen, als womit Herr Cunningham ihn zu überſchütten beliebt hat. Walter Scott hat große Vorzüge, er hat die idealiſirende Sentimentalität aus ihren öden und geſtaltloſen Nebelhöhen zur lebendigen, greifbaren Wirklichkeit heruntergezogen und umgekehrt die Alltäglichkeit zur hiſtoriſchen Bedeutung erhoben. Durch ihn trat der hiſtoriſche Roman an die Stelle ſehr abgeſchmackter Familien- und genial ſeyn ſollender Künſtlerromane. Auch hat er einen Reichthum von Geſtalten und natürlichen Charakteren, wie wenig Dichter vor ihm. Doch hat er eben ſolche Geſtalten zu ſehr fabricirt, und mit der Natur weit mehr kokettirt, als Byron mit der Unnatur. Scott überläßt ſich nie ſo genial dem Zuge der Natur, wie Byron ſich dem Zuge ſeiner unanſtändigſten Begierde überließ. Er berechnet immer wie ein Krämer und Philiſter, auch wo es ſchön wäre, ganz unbefangen zu ſeyn; während Byron, wie ein wahnſinniger Engel, enthuſiaſtiſch den Teufel küßt und ſeine eigne Schönheit dabei gänzlich vergißt. Dann iſt doch Walter Scott auch ſo breit, ſo unausſtehlich breit.

Am Schluſſe des kleinen Werkes ſpricht der Verfaſſer mit vieler Bitterkeit von Undank des engliſchen Volks gegen ſeine Genies: „Man hat von mir verlangt, ich ſolle den Einfluß angeben, welchen Männer von Talent hier zu Lande genießen; das kann mit drei Worten geſchehn: ſie genießen keinen. Die Redaktoren von zwei, drei Hauptzeitungen haben beim Volke und bei der Regierung mehr Gewicht, wie alle Dichter, die ſeit fünfzig Jahren lebten. Der Einfluß der Männer von Genie ergibt ſich aus ihrer Geſchichte. Chatterton nahm Gift, weil er kein Brod finden konnte, Johnſon wurden die Mittel verweigert, ſeine Geſundheit außer Landes herzuſtellen; Burns hatte bei ſeinem Tode kein Brod und keinen Penny im Hauſe; Crabbe ſtarb als armer Pfarrer, dem keine Beförderung zu Theil ward; Scott rieb ſich auf, indem er ſeine Vermögensumſtände herſtellen wollte, und ſein Vaterland weigert ſich, ſeine Bibliothek vor dem Verkauf in der Auktion zu retten. Byron ſtarb im Exil und das Land verwünſchend, deſſen Zierde ſein Genius iſt; Coleridge iſt um ſeine kleine Penſion gekommen; Wordsworth verkauft Stempelpapier; Southey bekommt täglich eine Pinte leichten Wein vom Könige; Moore hat an der Poeſie gefunden, daß ſie ſich, wie die Tugend, ſelbſt belohnt; Hogg benagt am Yarrow einen Hammelknochen, und Wilſon lebt von der Moralphiloſophie. Damit nehm' ich Abſchied von dieſem Gegenſtande.“

Das Werk des Herrn von Chateaubriand iſt in mehrfacher Beziehung merkwürdig. Dieſer berühmte Pair gehört zu den wenigen Männern Frankreichs, die da begriffen haben, daß ihre Landsleute auf dem bisherigen Wege der ſeichteſten Aufklärerei (ohne Religion und Moral und ſogar ohne wiſſenſchaftliche Bildung) und der eitelſten Freiheitsprahlerei (ohne Sitten, die allein der Freiheit Dauer verſprechen) wie auf einer ſchiefen Fläche abwärts gehn. Die wenigen Franzoſen dieſer Art fühlen trotz aller patriotiſchen Leidenſchaft für Frankreich doch das Bedürfniß, ſich mit dem Auslande zu beſchäftigen, und das, was ſie dort ſehn, mit den Verhältniſſen Frankreichs zu vergleichen; ferner auch in die Vergangenheit zurückzugehn, das franzöſiſche Bewußtſeyn etwas weiter zurückzudatiren und namentlich auf die Religion, als auf die älteſte und reinſte Quelle, aus der Völker ihre Kraft ſchöpfen, hinzuweiſen. Schon der leztere Umſtand iſt allein hinreichend, ſie in Frankreich lächerlich zu machen.

Nachdem Herr von Chateaubriand aus dem verdorbenen Paris in die Unſchuldswelt der Tropenländer (Atala) und dann in den Schooß des Chriſtenthums (Genie des Chriſtianismus, Reiſe zum h. Lande) geflüchtet iſt, fühlt er ſich noch am Ende ſeiner Tage durch einen neuen Gegenſatz gegen das Pariſer Weſen angezogen, durch England. Vielleicht daß er bemerkt hat, ſein Wirken für das Chriſtenthum habe nicht viel gefruchtet, und Frankreich werde vielleicht mehr geneigt ſeyn, durch den Ernſt der Engländer auf ſich wirken zu laſſen. Oder folgte er unbewußt und ohne beſondere Abſicht jenem horror vacui, der ihn von der franzöſiſchen Literatur zu der engliſchen trieb.

Nichts iſt liebenswürdiger, als das Geſtändniß, das er ablegt, er habe früher, als Anhänger der antiken Schule, die Vorzüge der romantiſchen und insbeſondere Shakeſpeares verkannt, er ſey aber auch jezt noch — als Franzoſe — nicht im Stande, gewiſſe Schönheiten des engliſchen Dichters zu goutiren, ſo ſehr ſie auch in England bewundert würden. Das iſt aufrichtig. So ſollten ſich verſchiedene Nationen immer gegen einander ausdrücken, und einander lieber nicht begreifen zu können eingeſtehen, als einander mißkennen. Die Stelle lautet: „Ich habe früher Shakeſpeare mit der klaſſiſchen Brille gemeſſen; ein vortreffliches Inſtrument, um die Ornamente von gutem oder ſchlechtem Geſchmack, die vollkommnen oder unvollkommnen Einzelnheiten wahrzunehmen; aber ein Mikroſkop, das zur Betrachtung des Geſammtwerks nicht taugt, da der Fokus der Linſe nur auf Einen Punkt geht und nicht die ganze Fläche befaßt. Dante, gegenwärtig einer der Gegenſtände meiner höchſten Bewunderung, zeigte ſich meinen Blicken in derſelben verkürzten Perſpektive. Ich wollte eine Epopee *nach den Regeln* finden in einem freien Epos, das die Geſchichte der Ideen, der Kenntniſſe, der Glaubensweiſen, der Menſchen und der Ereigniſſe einer ganzen Periode umſchließt; ein Werk, ähnlich den vom Geiſt der alten Zeiten durch

und durch geſättigten Domen, wo die Zierlichkeit und Mannichfaltigkeit der Einzelnheiten der Größe und Erhabenheit des Ganzen gleich kommen. — Nach dem Urtheil Samuel Johnſons — und dies iſt die allgemeine Anſicht der Engländer — beſaß Shakeſpeare noch mehr Genie fürs Komiſche als fürs Tragiſche; die Kritik bemerkt, daß bei den pathetiſchſten Scenen dem Dichter das Lachen anwandelt, während in den komiſchen Scenen ihm nie ein ernſter Gedanke kommt. Wenn wir Franzoſen Mühe haben, die vis comica des Falſtaff zu empfinden, während wir den Schmerz der Desdemona wohl verſtehen, ſo iſt dies darum, weil die Völker verſchiedene Weiſen haben, zu lachen, aber eine und dieſelbe, zu weinen.“

Die Betrachtungen über Milton ſind beſonders, vielleicht unverhältnißmäßig ausführlich. Dagegen die über Lord Byron auffallend kurz. Wir hätten erwartet, hier den franzöſiſchen Romantiker vom engliſchen oder den Chriſten vom Atheiſten reden zu hören, allein Herr von Chateaubriand ſpricht nur als älterer Autor vom jüngern mit einer unbegreiflich gereizten Eigenliebe: „Wenn es wahr wäre, daß René einigermaßen der einzigen Perſon zu Grund läge, welche unter den verſchiedenen Namen: Childe-Harold, Conrad, Lara, Manfred, der Giaour auftritt, wenn zufällig Byron mir von ſeinem Leben mitgetheilt hätte — ſo wäre es eine Schwäche von ihm geweſen, daß er mich nie nannte? So wäre ich einer der Vorfahren geweſen, die man verläugnet, wenn man zur Macht gelangt iſt? Kann Lord Byron ganz und gar mich nicht gekannt haben, er, der beinah alle franzöſiſchen Autoren, ſeine Zeitgenoſſen, anführt? Hat er nie von mir reden gehört, als die engliſchen Journale, wie die franzöſiſchen, zwanzig Jahre lang in ſeiner Nähe widerhallten von dem Streit über meine Schriften, als die New-Times eine Parallele zogen zwiſchen dem Verfaſſer des Geiſtes des Chriſtenthums und dem Dichter des Childe-Harold?“

Wenn übrigens Herr Cunningham über den Undank des engliſchen Volks gegen ſeine Genies klagte, ſo ſtimmt Herr von Chateaubriand eine Klage über Frankreich an, die noch bitterer iſt: „Die Wahrheit hatte früher Mühe durchzubringen; es fehlt ihr an Vehikeln; die tägliche und freie Preſſe fehlte ihr; die Literaten bildeten eine Welt für ſich; ſie beſchäftigten ſich gegenſeitig mit einander, ohne daß das Publikum von ihnen Kunde nahm. Heutzutage, wo die anſchwärzenden oder bewundernden Journale zum Sturm oder zum Sieg blaſen, müßte man einen großen Unſtern haben, wenn man nicht zu ſeinen Lebzeiten erführe, was man gilt. Wenn bei dieſen widerſprechenden Urtheilen unſer Ruhm früher beginnt, ſo geht er auch ſchneller zu Ende; Morgens ein Adler, Abends eine Rohrdommel. — So iſt die menſchliche Natur, beſonders in Frankreich; wenn wir einige Talente beſitzen, ſo beeilen wir uns, ſie herabzuwürdigen. Nachdem wir ſie an den Himmel erhoben, ſchleppen wir ſie nachher im Koth; dann ſuchen wir ſie wieder auf und dann verachten wir ſie aufs Neue. Wer hat nicht binnen einigen Jahren zwanzigmal die Meinung über denſelben Mann ſich ändern ſehen? Gibt es denn auf der Erde heutzutage noch etwas Gewiſſes und Wahres? Man weiß nicht, was man glauben ſoll; man bedenkt ſich bei Allem, man zweifelt an Allem; die lebendigſten Ueberzeugungen erlöſchen über Nacht; wir mögen keine berühmte Namen dulden; es iſt, als ob man uns das entzöge, was man bewundert; unſre Eitelkeit wird eiferſüchtig bei dem geringſten Erfolg, und wenn er ein wenig andauert, peinigt ſie uns faſt zu todt. Man iſt insgeheim nicht allzuſehr betrübt darüber, wenn ein Mann von Verdienſt ſtirbt; es iſt gleich ein Nebenbuhler weniger; das unwillkommene Auſſehen, das er erregte, hinderte, die Stimme der Dummen und das Kreiſchen der Mittelmäßigkeiten zu hören. Man beeilt ſich, den Verſtorbenen in drei oder vier Journalartikeln einzuſargen; dann ſpricht man nicht mehr von ihm; man öffnet ſeine Bücher nicht mehr; man plombirt ſeinen Ruf in ſeinen Schriften, wie man einen Leichnam in ſeiner Bahre einſchließt, und ſchickt Alles mit Gelegenheit der Zeit und des Todes der Ewigkeit zu. — Heutiges Tages altert Alles in ein paar Stunden; in einem Augenblick welkt eine Reputation, geht ein Werk vorüber. Die Poeſie hat das Schickſal der Muſik; ihre Stimme, friſch bei der Morgendämmerung, iſt bis Sonnenuntergang gebrochen. Jeder ſchreibt; Niemand lieſt ernſthaft. Ein dreimal genannter Name wird ſchon läſtig. Wo ſind die Erlauchten, die, eines Morgens erwachend, vor einigen Jahren erklärten, es habe Nichts vor ihnen exiſtirt, ſie hätten einen unbekannten Himmel, eine unbekannte Welt entdeckt, ſie ſeyen entſchloſſen, durch ihr Genie die angeblichen, bisher ſo thörichterweiſe bewunderten Meiſterwerke in ihrer erbärmlichen Blöße hinzuſtellen? Die ſich im Jahr 1830 die Jugend nannten — wo ſind ſie? Seht da die großen Männer von 1835, welche die Alten von 1830 als Leute von Verdienſt, in ihrer Zeit, aber als jezt abgenüzt, vergangen, zurückgeblieben anſehen. Bald werden die Wickelkinder in den Armen ihrer Ammen ankommen; ſie werden lachen über die Achtzigjährigen von ſechzehn Jahren, über dieſe 10,000 Poeten und 50,000 Proſaiker, welche ſich jezt in allen Ecken und Winkeln Frankreichs mit Ruhm und Melancholie bedecken. Wenn man zufällig von der Exiſtenz dieſer Schriftſteller keine Notiz nimmt, tödten ſie ſich, um die Aufmerkſamkeit des Publikums auf ſich zu ziehen. Eine neue Chimäre! Man hört nicht einmal auf ihren lezten Seufzer. Was verurſacht dieſen

Wahnſinn, dieſe Verwüſtung? Der Mangel des Gegengewichts für die menſchlichen Thorheiten — der Religion.“

Wir glauben nicht nöthig zu haben, daran zu erinnern, daß wir, die deutſche Jugend in dieſer Weiſe nicht durch das franzöſiſche Beiſpiel verführen zu laſſen, ſeit Jahren eifrig kämpfen. Uebrigens iſt die deutſche Copie dieſen „franzöſiſchen Zuſtänden“ frappant ähnlich bis auf die „neue Chimäre“ des Selbſtmords. Man denke an Charlotte Stieglitz und Carl von Hohenhauſen.

Reiſen.

1) Skizzen über Deutſchland und die Deutſchen. Mit Bemerkungen über Oeſterreich, Ungarn, Polen und die Schweiz von einem in Deutſchland reiſenden Engländer. Erſter Band. Leipzig, Lit. Muſeum, 1837.

In Bezug auf den Titel iſt zu bemerken, daß Oeſterreich und die Schweiz auch mit zu Deutſchland gehören und nicht wie Polen und Ungarn davon geſondert werden können, wenn von deutſcher Nationalität die Rede iſt. Der Reiſende ſcheint ein anſtändiger, lebenserfahrner Mann von ruhigem Charakter zu ſeyn, den zu begleiten in der Lektüre wie im Leben angenehm iſt. Er ging über Hamburg, Lübeck, Rügen, Schwerin nach Berlin. Er ſchildert Land und Volk, die Merkwürdigkeiten der Städte ꝛc., was uns freilich alles nicht mehr neu iſt. Obgleich er als Engländer unſer Vaterland mit fremden Augen anſehen mußte, tritt dieſe fremde Auffaſſung doch nicht ſehr charakteriſtiſch hervor. Er theilt die Vorliebe der Miſtreß Trollope für unſre Landsleute, denkt billig über das, was uns noch mangelt und auch wo er tadeln zu müſſen glaubt, drückt er ſich nur mit einer freundlichen Ironie aus. Dagegen verirrt ſich auch zuweilen ſein Lob, z. B. indem er in Berlin die Bemerkung macht: „Hardenberg, der größte Miniſter, den Preußen je ſeyn nannte, kann beinahe für den alleinigen Retter des Landes gelten.“ Hardenberg kam erſt ans Ruder, nachdem durch Stein, Scharnhorſt, Stägmann ꝛc. in Preußens Unglückszeit die großen Reformen des Staats bereits ausgeführt oder wenigſtens vorbereitet waren und er erntete Lorbeern, die Andere gepflanzt hatten. Man darf ihn auf Koſten ſeiner Vorgänger um ſo weniger *allein* preiſen, wenn man an den Antheil denkt, den er im Gegenſatz gegen Blüchers militäriſches Vorwärtsſtreben an den diplomatiſchen Retardationen genommen. Da übrigens Hardenberg unter andern auch mitwirkte, Oſtfriesland den Engländern zu überlaſſen, ſo wird ſich Niemand über das enthuſiaſtiſche Lob, das dieſer Miniſter von Seiten des Engländers erfährt, wundern.

Der Verfaſſer machte einen kleinen Ausflug nach Poſen und Warſchau, dann durch Schleſien über das Rieſengebirge nach Böhmen, durch die ſächſiſche Schweiz nach Dresden, Leipzig, Weimar, Nürnberg, Würzburg, an den Rhein. Süddeutſchland iſt in dieſem Theile noch nicht beſprochen.

2) Empfindſame Reiſen. Nebſt einem Anhang von Reiſe-Berichten, -Skizzen, -Epiſteln, -Satiren, -Elegien, -Jeremiaden ꝛc. aus den Jahren 1832 und 1835. von L. Rellſtab. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus, 1836.

Wir müſſen bekennen, daß wir früher weit beſſere Sachen von Rellſtab geleſen haben, und daß wir uns mit der neuen von ihm adoptirten Manier eines forcirten Humors nicht befreunden können. Nur eine Probe: „Doch ich will den Leſer von einem andern Frühſtück unterhalten; er mache ſich auf etwas Ungeheures gefaßt. Noch im Finſtern waren wir von Fulda abgefahren und langten mit der Morgenſonne in Neuhof an. Die Nacht war kalt geweſen; feuchter Nebel lag auf den Höhen; wir klapperten vor Froſt. Der Doctor, Archäolog und Diplomat, that zum Morgengebet einige derbe Flüche (in denen ich die Feinheit des diplomatiſchen Styls durchaus nicht wieder erkannte) auf den verwetterten Wagen, in dem er geſeſſen habe wie ein krummgeſchloſſener Unterofficier zur Zeit Friedrichs des Großen, dem ein Mann von der Corporalſchaft deſertirt war. Er beſchloß, und ich beſtärkte ihn darin, eine Petition an den Bundestag deßhalb einzureichen; eine energiſche Note voll Salz und Pfeffer gegen alle Poſtverwalter Deutſchlands; ein Manifeſt gegen den Fürſten von Thurn und Taxis, kurz eine Art vulkaniſchen Produkts in der Literatur. Alles rieb ſich die Hände und ſtampfte mit den Füßen. Man beſchloß einen Spaziergang der Poſt voraus, um ſich zu erwärmen. Sacre Dieu! Wie viel Reihen Zähne klapperten hier gegen einander! Da geſchah es, — der Leſer faſſe ſich, — daß der junge Graf, mein geſtriger Begleiter, den ich bisher für einen Menſchen gehalten hatte, ſich als Kannibale zeigte. Wovor dieſer ſchaudert, worauf ſeit Aeonen kein Teufel gekommen iſt, das that er öffentlich unter der Sonne des Himmels. Er frühſtückte! — Aber was? — Rohen Schinken. — Nun? iſt das ein Verbrechen? — Morgens um 5 Uhr faſt. Aber was aß er dazu in dieſer kalten Morgenluft? Brod? — Er hätte ſich als Menſch gezeigt. — Pfeffer, Salz, Senf? — Alles menſchlich. — Arſenik? — Schlimm, aber doch verzeihlich. — Nun, was denn ins Teufels Namen? — Eine rohe Citrone, die er anbiß wie Adam im Paradieſe den Sündenapfel, ſo wahr eine Sonne leuchtet! — Allmächtiger! Entſetzlich! — Freilich; uns lief es kalt über den Nacken. Ich hätte lieber einen Karaiben den Skalp ſeines Feindes mit den Zähnen herunterreißen, oder den Ugolino mit blutigen Lippen am Schädel des Biſchofs von Florenz nagen ſehen, als dieſes Gräßliche, Unerhörte, wofür die Natur kein Gleichniß, die Sprache keinen Namen hat. — Schaudernd ſtiegen wir wieder ein und fuhren mit dem unheimlichen Weſen weiter.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 60. Mittwoch, 14. Juni 1837.

Römiſche Geſchichte.

10) Geſchichte der römiſchen Literatur, von Dr. Joh. Chr. Felix Bähr, großh. bad. ordentl. Profeſſor und Oberbibliothekar an der Univerſität zu Heidelberg. Supplement-Band. Die chriſtlich-römiſche Literatur. Erſte Abtheilung. Die chriſtlichen Dichter und Geſchichtſchreiber. Karlsruhe, 1836. VIII und 139 S. 8.

In der chriſtlichen Poeſie, wie ſie ſich in den erſten Jahrhunderten der allgemeineren Verbreitung des Chriſtenthums entwickelte, laſſen ſich zwei verſchiedene Richtungen unterſcheiden, die zugleich den eigenthümlichen Charakter dieſer Poeſie und ihr Verhältniß zur älteren, heidniſch-römiſchen beſtimmen. Es iſt nämlich die chriſtliche Poeſie jener Zeiten einerſeits eine darſtellende und erzählende, eine didaktiſch-paränetiſche und eine panegyriſche, ganz in der Form und dem Geiſte der ſpäteren heidniſch-römiſchen, die eigentlich nur in dieſen Zweigen überhaupt etwas zu leiſten vermochte, nachgebildet daher auch in Sprache und Ausdrucksweiſe der früheren klaſſiſchen Zeit, denen auch die heidniſchen Dichter der ſpäteren Periode folgten, indem man, wie dieſe aus der Geſchichte oder aus den Mythen der Vorzeit ihren Stoff entlehnten, eben ſo hier aus der bibliſchen Geſchichte, ſo wie ſelbſt aus ſpätern Traditionen den Stoff der Dichtung entnahm, und dieſen in keiner andern Weiſe behandelte, als daß man, getreu an die hiſtoriſche Ueberlieferung ſich haltend, dieſe ohne eigene Zuthat, meiſtens auch ohne weitere dichteriſche Ausſchmückung, in einer poetiſchen Form, die den Muſtern früherer heidniſcher Zeit nachgebildet war, wiedergab.

Aber neben dieſer Richtung, welche in der beſchreibenden Poeſie ſich entfaltete, erſcheint auch ſchon frühe eine andere und zwar freie Richtung der Poeſie, hervorgerufen zunächſt durch die aus dem Orient ſtammende und frühe ſchon in den chriſtlichen Gemeinden eingeführte Sitte des Geſangs bei ihren öffentlichen Zuſammenkünften. Wenn es natürlich war, daß man dazu zunächſt einzelne Pſalmen oder Stücke aus den Propheten und andern Theilen der heiligen Schrift wählte, und dieſe in eine dem Zweck des Geſangs entſprechende Form gebundener Rede zu bringen ſuchte, ſo war doch damit auch zugleich eine natürliche Veranlaſſung, ein Anſtoß gegeben, wo das gläubige Gemüth dem Drange ſeines Herzens folgen und ſeine Gefühle in begeiſterten Liedern ausſprechen, damit aber ein Gedicht eignen Erguſſes ſchaffen konnte, das, unabhängig und frei, auch gleich in der Sprache des alten Heidenthums, doch in Anlage und Inhalt, in Behandlungs- und Darſtellungsweiſe

einen von den Produktionen des Heidenthums ganz verſchiedenen, der chriſtlichen Welt eigenthümlichen Charakter zeigen mußte. Entbehrte doch die römiſche Welt ſchon längſt aller wahren Lyrik, die ohnehin in Rom nie rechten Eingang hatte finden können, und ſelbſt in der Blüthezeit als eine fremde, in Rom eingeführte Pflanze erſcheint. Die echte römiſche Lyrik zeigt ſich uns erſt wieder in einigen ausgezeichneten chriſtlichen Dichtungen. Wenn nun, beſonders in den erſten Jahrhunderten, jene erſtere Richtung der beſchreibenden und darſtellenden Poeſie im Ganzen zahlreichere und dem Umfange nach größere Produktionen aufzuweiſen hat als dieſe, im Kirchenlied ſich hauptſächlich entfaltende Blüthe chriſtlicher Lyrik, ſo iſt dies zum Theil aus natürlichen Urſachen erklärlich, zum Theil lag dieſes aber auch in den Verhältniſſen der Zeit und der beſondern Stellung des Chriſtenthums, welches, indem es ſich über alle Theile der römiſchen Welt ausbreitete, auch dieſer Art der Mittheilung und Belehrung in der Form gebundener Rede noch nicht entbehren konnte. Mit der Ausbildung und Vervollkommnung des Kirchengeſangs, insbeſondere durch die Bemühungen eines Damaſus, Ambroſius, Gregorius I. entwickelte ſich bald auch das Kirchenlied, und mit ihm die chriſtlich-kirchliche Lyrik in einer beſtimmten freien und ziemlich gleichmäßigen Art und Weiſe, in der ſie ſich auch im Ganzen faſt durch das ganze Mittelalter erhalten, und auch hier noch manche köſtliche Frucht getrieben hat. Aber auch früher, namentlich in den erſten Zeiten ihrer Entwicklung, hat dieſe Poeſie Ausgezeichnetes geliefert, was, wenn man auf die Gediegenheit des Inhalts, auf die Tiefe und Erhabenheit religiöſer Gefühle ſieht, mit den heidniſchen Poeſien der früheſten Zeit, denen ſie allerdings in der mindern Reinheit der Sprache nachſtehen mögen, vor denen ſie aber durch größere Selbſtſtändigkeit und poetiſchen Schwung ſich auszeichnen, füglich zuſammengeſtellt werden kann, zumal da das alte Rom, wie ſchon oben bemerkt worden, der lyriſchen Poeſie nie ſehr günſtig war, und in dem Hymnus oder dem religiöſen Liede ſo gut wie nichts leiſtete, indem des Römers religiöſe Anſicht, bald in trübem grobſinnlichen Aberglauben verfinſtert, bald poetiſchen Zwecken dienend, ſich nicht zu der innern Freiheit und dem Bewußtſeyn erheben konnte, das der Poeſie, zunächſt dem Kirchenlied, allein Leben und Seele zu geben und ſie für Hohes und Edles zu begeiſtern vermag. Je freier und ſelbſtſtändiger dieſe chriſtlich-römiſche Lyrik auftrat, um ſo mehr mußte ſie auch von der ältern heidniſchen, für einen beſtimmten Stoff gegebenen Form ſich entfernen, und deßhalb in der Sprache wie in dem Versbau einen ſchon mehr veränderten Charakter annehmen, der ihrem Geiſte und Weſen entſprechender war; man mußte hier weit eher von den alten Vorbildern und Muſtern abkommen, und damit in größere Freiheit oder vielmehr Nachläſſigkeit, was die ſtrenge Beobachtung der Geſetze der Proſodie und des Rhythmus betrifft, verfallen. Wir können der Umſicht, mit welcher der Verfaſſer dieſen intereſſanten Theil ſeines Werkes behandelte, und ſeiner Genauigkeit nur Bewunderung zollen, und glauben, daß ihm jeder Gebildete Dank wiſſen wird, daß er dieſem bisher zu wenig beachteten Theile der römiſchen Literatur ſeine ganze Aufmerkſamkeit zugewendet hat. Wir wollen nur auf die Beſchaffenheit der Geſchichtſchreibung in der chriſtlich-römiſchen Welt noch einige Blicke werfen. Aus denſelben Urſachen, welche eine chriſtlich römiſche Poeſie und Literatur überhaupt hervorgerufen haben, ſehen wir auch eine Geſchichtſchreibung hervorgehen, die mit den übrigen Zweigen chriſtlich römiſcher Literatur eine gemeinſame Wurzel und ſelbſt in den verſchiedenen Richtungen, in welche ſie ſich theilt, einen gemeinſamen Mittel- und Ausgangspunkt hat. Dieſer Mittelpunkt iſt die chriſtliche Lehre, deren Ausbreitung und Vertheidigung auch auf dieſem Wege eben ſo gut, wie durch poetiſche Darſtellungen bewirkt werden ſollte, ſey es auch nur durch einfache hiſtoriſche Notizen oder chronologiſche Berechnungen, ſo daß alſo die Geſchichte ſelbſt in dieſer einfachſten chronikartigen oder chronologiſchen Form einen apologetiſchen Charakter annimmt, den ſie mit der Erreichung beſtimmter chriſtlicher Zwecke in Verbindung bringt. Wir ſehen dieſe chriſtlich-theologiſche Richtung ſchon bei dem Schriftſteller, den man als den lezten in der Reihe römiſcher Geſchichtſchreiber anzuführen pflegt, bei Oroſius. Wie die Anhänger des Heidenthums in den Schreckniſſen der Zeit und in den unerhörten Unglücksfällen, welche die meiſten Provinzen des weſtrömiſchen Reichs durch die wiederholten verheerenden Einfälle barbariſcher Völker betrafen, nur die Strafe des Abfalls von dem alten Götterdienſt und den Zorn der beleidigten Götzen des Heidenthums erkennen wollten, ſo ſollte durch dieſe Geſchichte der Ungrund dieſer Behauptung nachgewieſen, und zugleich dargethan werden, wie gegen alle dieſe Leiden, die von jeher in der Welt geherrſcht, nur das Chriſtenthum Troſt und Hoffnung im geduldigen Ausharren und in ruhiger Unterwerfung unter den ewigen Rathſchluß der göttlichen Vorſehung zu verleihen vermöge. Dieſer Zweck, der ſo beſtimmt in des Oroſius kürzerer Weltgeſchichte, ſo wie in des gleichzeitigen Auguſtinus größerem Werke de civitate Dei hervortritt, zeigt ſich ſelbſt in den chronikartig abgefaßten oder rein chronologiſchen Geſchichtsbüchern der chriſtlichen Zeit, die mit Euſebius oder vielmehr mit ſeinem lateiniſchen Bearbeiter Hieronymus vom Schluſſe des vierten Jahrhunderts an beginnen, und bis ins achte Jahrhundert herab reichen.

Neben dieſer chronikartigen und rein chronologiſchen

Behandlungsweiſe der Geſchichte tritt aber auch faſt zugleich mit demſelben Hieronymus gegen Ende des vierten Jahrhunderts eine andere Richtung hervor, deren natürlicher Urſprung gleichfalls in der Ausbreitung der chriſtlichen Lehre und in den Kämpfen, womit dieſelbe begleitet war, zu ſuchen iſt, die Biographie nämlich. Erſt mit dem ſechsten Jahrhundert treten uns einige Männer entgegen, deren Leiſtungen ſchon eher der Geſchichte, als ſolcher, anzugehören ſcheinen, obwohl auch ihre Entſtehung durch chriſtlich-kirchliche Zwecke hervorgerufen war, mit welchen zugleich die Verhältniſſe und die Lage der Völker, bei denen ſie entſtanden, in Betracht zu ziehen ſind. Wir rechnen dahin zunächſt die Werke eines Jornandes, Gregorius und Paul Winfrid. Sie waren die Geſchichtſchreiber von Völkern, die, meiſt roh und ungebildet, aber kräftig und ſtark, ſich mitten unter gebildeten Nationen neue Wohnſitze und eine Herrſchaft gegründet hatten, die für ſie die natürliche Veranlaſſung ward, Bildung und Kultur der Beſiegten und Unterjochten zugleich mit der chriſtlichen Religion anzunehmen, wodurch in ihnen ein Bedürfniß entſtand, die mündlichen Ueberlieferungen und Sagen der Vorzeit in Verbindung mit der Geſchichte der eigenen ruhmwürdigen Thaten durch ſchriftliche Aufzeichnung dauernd zu erhalten und der Nachwelt zu überliefern. Auch dieſen Theil des Werkes hat der gelehrte Verfaſſer mit aller Gründlichkeit und Unbefangenheit behandelt, ſo daß wir mit geſpannter Erwartung der Fortſetzung und Vollendung des ſchönen Buches entgegen ſehen. Die typographiſche Ausſtattung verdient alles Lob.

d.

Reiſen.

3) Reiſe-Plaudereien von Hofrath Dr. Georg von Reinbeck. Zwei Bändchen. Stuttgart, Brodhag, 1837.

„Reiſe-Plaudereien — nichts weiter: zunächſt Erinnerungen genußreicher Zeiten und erlebter merkwürdiger Ereigniſſe zu eigenem Frommen. In ſolchen Erinnerungen liegt ein hoher Genuß, beſonders für einen Greis, der ſein Leben in ihnen noch einmal, und zwar in ſeinen belebteſten Momenten, durchlebt. Wer aber mag bloß für ſich plaudern? Was einem Intereſſantes begegnet iſt, mag man gern Andern erzählen. Sey dies eine Schwachheit; doch wird der geneigte Leſer vielleicht dem gegenwärtigen Erzähler zugeſtehen, daß er bei einem reichen, bewegten Leben in den merkwürdigſten Momenten einer bedeutenden Vergangenheit wohl leicht in den Irrthum verfallen konnte, es werde ſich Manches in ſeinen Plaudereien finden, was Unterhaltung gewähren könne, denn höher ſteigern Plaudereien, wenigſtens dieſe, ihre Anſprüche nicht.“ Mit dieſen Worten leitet der in ſeinen Jahren noch ungewöhnlich rüſtige und muntre Verfaſſer, der ſich noch in der jüngſten Zeit als Vorſteher des für Schillers Denkmal begründeten Vereins durch ſeine unermüdete und mit dem glücklichſten Erfolg gekrönte Thätigkeit beſonders verdient gemacht, ſein Werkchen ein.

Er ſchildert uns zuerſt einen Ausflug nach Wien im Jahr 1811, verbreitet ſich beſonders über das damalige Wiener Theater und über die literariſchen Illuſtrationen jener Zeit. Auch auf die Kunſtfragen geht er ein und vertheidigt bei Gelegenheit die Kunſtſchulen und Kunſtakademien gegen die Vorwürfe, die unlängſt der berühmte Maler Koch dagegen erhoben hat. Er gibt zu, daß allerdings auf dieſen Schulen die liebe Mittelmäßigkeit, ſtatt ſie von der Kunſt auszuſchließen, ſyſtematiſch zur Kunſt erzogen wird; daß jungen Leuten, die zu allem andern beſſer taugen, als zur Kunſt, der Dünkel, Künſtler ſeyn zu wollen, eingeimpft wird, — allein er glaubt, daß dies kein Unglück ſey, wenn man nur die Forderungen der Kunſt bis dahin herabſtimme, wohin jene Mittelmäßigkeit des Talents reiche. Er glaubt, die Kunſt dürfe nicht bloß einſeitig ihren höchſten Idealen nachtrachten, ſondern müſſe ſich auch zum gemeinen Leben herablaſſen, um daſſelbe zu verſchönern, und alsdann ſeyen gerade die Mittelmäßigkeiten, die nicht zu Raphaels und Michel Angelos taugen, ſehr zweckmäßig für die äſthetiſchen Bequemlichkeiten, Ornamente, Mobiliar ꝛc. anzuwenden, und gerade je mehr in unſern Tagen die materielle Tendenz überwiegen zu wollen ſcheine, um ſo mehr ſey zu wünſchen, daß ihrer Wildheit der Zügel der Grazie angelegt werde durch eine ins gemeine Leben ſelbſt eindringende, nicht vornehm davon ſich iſolirende Kunſt. Dieſe Anſicht iſt eine ganz richtige und wird durch das Beiſpiel des Alterthums beſtätigt, in welchem die Kunſt keineswegs ſo vom Leben getrennt war, wie bei uns, ſondern das Leben durchdrang. Allein wir fürchten, daß es die Abſicht unſrer Akademien nicht iſt, ſich zur Ornamentirung herabzulaſſen, und daß auf der andern Seite bei den Künſtlern, die dem Comfort dienen, alſo zunächſt in Fabriken, auch keineswegs der höhere Zweck feſtgehalten wird, das Leben durch die Kunſt zu verſchönern, ſondern daß man hier dem ſchlechteſten Geſchmack fröhnt, um nur der Mode zu huldigen oder durch einen Reiz der Neuheit Käufer zu locken. Leider iſt es unter uns noch nicht ſo weit gekommen, daß wir unſer häusliches Leben, unſre Wohnungen, unſre Trachten einem Geſetz der Schönheit unterwürfen, wie es die Alten thaten und wie es ſelbſt noch im Mittelalter geſchah. Wenn alſo die Kunſt ſich zum Dienſt des Lebens herabläßt, fällt ſie in der Regel der Gemeinheit anheim, und daraus erklärt ſich zur Genüge die Neigung

der beſſern Künſtler, ſich in eine vornehme Abſonderung von Leben, in ein ideales Gebiet zu retten.

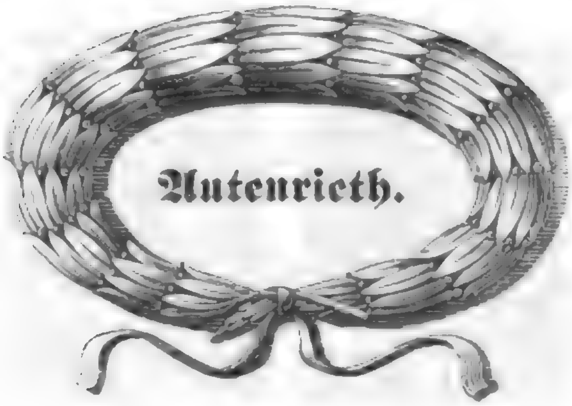
In dem Ausflug nach dem Salzkammergut im Sommer 1834 iſt von München, alſo wieder von der Kunſt die Rede, dann aber deſto mehr von der ſchönen Gebirgsnatur, deren Eindrücken ſich der Verfaſſer mit heiterer Seele überließ.

Der Ausflug nach Weimar im Oktober 1806 iſt in mehrfacher Beziehung intereſſant. Der Verfaſſer kam ins Gedränge der Schlacht von Jena und verſezt uns lebhaft in jene Scenen der wirklichen Gefahr und der noch größern Angſt, in jene Tage, die Deutſchland nie hätte erleben ſollen, weil in ihnen die öffentliche Schande culminirte. Weimar wurde damals geplündert. „Der General-Superintendent brachte von einem im Dickicht gefundenen preußiſchen Munitionswagen einige Dutzend Patronen nach Hauſe, die — als man ſie unterſuchte — zwar mit Pulver gefüllt waren, allein oben auf befand ſich ſtatt einer Kugel von Blei eine von weichem Thon mit Bleiruß polirt. Waren den armen Preußen ſolche Patronen ausgetheilt, ſo war es kein Wunder, wenn ſie nichts ausrichten konnten. Herr Vogt trug mehrere zur Herzogin ins Schloß. — War das Verrath? oder Betrug? — Die franzöſiſche Behörde hörte davon und requirirte den Wagen ſogleich. — Jezt zog man auch Erkundigungen ein, wies den Bekannten und Freunden ergangen ſey, und man hörte mit Ueberraſchung die Kunde: Geheimerath Goethe habe ſich mit ſeiner Hausverwalterin, Demoiſelle Vulpius, kirchlich trauen laſſen. — Die Dame war in jeder Hinſicht ausgezeichnet praktiſcher Natur. Sie hatte, überzeugt, daß der Geheimerath, wie ſie ihn nannte, wo's aufs Handeln ankam, gänzlich rathlos ſey, und daß ſie für den Riß ſtehen müſſe, ſobald der Ausſchlag zweifelhaft wurde und eigentlich für Freund oder Feind zu ſorgen war, ſich mit reichlichen Vorräthen verſehen, und unten im Hauſe Tiſche mit Speiſe und Getränk aufſtellen laſſen, daß jeder Herzutretende gleich Befriedigung fände und der Geheimerath oben in ſeinen Zimmern nicht beläſtigt würde. Sie ſelbſt war dabei geſchäftig. Dies war für den erſten Anlauf ſehr verſtändig berechnet, und bald erhielten die beiden Mitglieder der Ehrenlegion, Goethe und Wieland, Sauvegarden, und Marſchall Augereau nahm bei Goethe Quartier. Der Marſchall ſah die Geſchäftigkeit der Demoiſelle Vulpius und ihre verſtändigen Anordnungen, Goethe ſtellte ihm ſeinen Sohn vor, — und es war ſehr natürlich, daß er die unten geſchäftige Hausfrau für Goethe's Gattin hielt und überraſcht war zu hören, daß ſie zwar die Mutter des einzigen Sohnes Goethe's, aber nicht ſeine Gattin ſey. — Er überredete Goethe, ſie als ſolche anzuerkennen und dazu dieſen Augenblick zu benutzen, wo die Aufmerkſamkeit des Publikums getheilt ſey und nicht läſtig fallen werde, und als es geſchehn war, wars geſchehn.“ — Der Verf. vergaß über dieſen Anekdoten nicht das öffentliche Unglück, und mit wahrem Vergnügen haben wir die Klagen geleſen, in die er bei dieſem Anlaß ausbricht. Deutſchlands Zerſtücklung, das Unweſen der kleinen Höfe, die falſche Kultur, die oben aufgeklebte Ueberbildung bei gänzlicher Roheit und Verwahrloſung der Maſſen, der Mangel jedes Nationalgefühls und großer Männer, die dem Sturm der Zeit gewachſen waren, das Alles wurde dem Verfaſſer, wie allen gebildeten Deutſchen jener unheilvollen Zeit plötzlich klar, und man mag ſich daraus die Umſtimmung der Gemüther und die Erhebung von 1813 erklären. Damals ſchrieb der Verfaſſer: „Es iſt um Deutſchland geſchehen! Oder vielmehr, es war ſchon längſt damit vorbei, und was noch Deutſch ſchien, war der Staub, der noch die Form trug, wie der Menſchenſtaub im Sarge: die geringſte Erſchütterung, und alles zerfällt in Aſche und Graus, wozu es bereits vermodert iſt. Norddeutſchland ſchien noch ein feſter geſunder Körper, und er löſet ſich auf und verblutet größtentheils an ſeinen eigenen Wunden. — Die Sachſen! — Armes Preußen! — Kam irgend ein Staat der Idee eines ſich in ſich ſelbſt ausbildenden Vereins nahe, ſo warſt Du es: und welch ein Bollwerk für deutſche Bildung ſtürzt mit Dir dahin! — Wie wird jezt die Deutſchheit mit Füßen getreten werden! O Ihr deutſchen Männer und Frauen, erhaltet ſie in Eurem Buſen, die heilige Würde des Deutſchen! Aber wo findet man noch deutſche Männer und Frauen? Welch ein Menſchenſchlag bewohnt noch Deutſchlands blühendſte Fluren? Wo iſt nur noch eine Spur von Gemeingeiſt? — Was erblickt der Beobachter? — Egoiſten, wie es nur welche geben kann! Keine Menſchenwürde! Keine Dankbarkeit! Eitelkeit und Dummheit; Liederlichkeit in den Wirthſchaften; Zügelloſigkeit unterm Volke; Jämmerlichkeit unter den Vornehmen. Viel Maulwerk und keine That. — In der Bruſt des Deutſchen iſt Deutſchland aufgelöſt.“

Der vierte Ausflug ging in die rauhe Alp 1824, der fünfte ins Appenzellerland und in die Vorkantone der Schweiz, und hier herrſcht wieder die gemüthliche Naturſchilderung vor.

Uebrigens ſcheint der Verfaſſer zu der ältern ehrenwerthen Klaſſe von Schriftſtellern zu gehören, die mehr wiſſen, als ſie ſagen (wogegen jezt gar viele Jüngere unendlich mehr ſagen, als ſie wiſſen). Er lebte in frühern Jahren lange in Petersburg, und könnte uns wohl manches Intereſſante aus der Periode des Kaiſers Paul mittheilen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 61. Freitag, 16. Juni 1837.

Naturkunde.

1) Anſichten über Natur- und Seelenleben von J. H. F. Autenrieth, Kanzler der Univerſität Tübingen. Nach ſeinem Tode herausgegeben von ſeinem Sohne H. F. Autenrieth, ordentl. Lehrer der Heilkunde zu Tübingen. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1836.

Zwar unvollendet, nur aus einzelnen Bruchſtücken zuſammengeſetzt, iſt dieſes Werk des verewigten Kanzlers Autenrieth doch eins der intereſſanteſten und werthvollſten der neuern Zeit, werthvoll nicht bloß durch das darin niedergelegte Wiſſen eines unſrer berühmteſten Aerzte und Naturforſcher, ſondern vorzüglich auch durch die edle Tendenz. Sein Zweck iſt nämlich, das Daſeyn einer immateriellen geiſtigen Welt außerhalb der materiellen Natur durch aus der Natur ſelbſt entlehnte Beweiſe feſtzuſtellen. Er greift den Materialismus gerade von der Seite an, auf welcher derſelbe ſich am ſtärkſten verſchanzt wähnt. In unſrer Zeit nun, in der man aus Langerweile wieder angefangen hat, zu allen Ungezogenheiten des vorigen Jahrhunderts zurückzukehren, und auch die ſittenloſe Literatur und den Materialismus wieder aufwärmt, den Geiſt verdammt, und das Fleiſch, die Materie, die Sinne von der alten Tyrannei des Geiſtes emancipiren will, — in einer ſolchen Zeit verdient das Wort eines ausgezeichneten Naturforſchers, das ſich für den Geiſt ausſpricht, doppelte Beachtung.

Der Verfaſſer weist nach, wie die Lebenskraft etwas von dem belebten Stoff Getrenntes, einem höhern ſtoffloſen, rein geiſtigen Reich Angehöriges ſeyn müſſe. „Es ſprechen aber vorzüglich jene Wiederbelebungsverſuche, wie die Fähigkeit vieler Thiere und Pflanzen, verloren gegangene Theile ihres Körpers wieder zu ergänzen, für die Annahme, Lebenskraft als etwas vom organiſchen Körper Trennbares und für ſich irgend eine Art von Selbſtſtändigkeit Beſitzendes anzuſehen, das zwar, wenn in demſelben organiſchen Körper thätiges Leben in einem Theile bleibt, auch beim Lebloswerden eines andern Theils im Raume verharren und ſich auf das Leben des lebendbleibenden Theils zurückziehen kann, wie bei jenen erfrornen Kaninchenohren, das aber auch aus dem ganzen Körper zurücktreten und unter günſtigen Umſtänden auch wieder zu ihm treten kann, wie bei den Fiſchen und Fröſchen von Franklin und Ellis, und das endlich auch gänzlich zurückgezogen von dem organiſchen Körper in ſeiner unſichtbar gewordenen Selbſtſtändigkeit bald eine Beziehung zu ihm behält, bald dieſe Beziehung

für immer verlieren kann, wie bei den ganz gefrornen Fiſchen, deren einige einer Wiederbelebung, andere aber ihrer nicht mehr fähig waren. — Unläugbare Erfahrungen der vielfachſten Art ſprechen alſo dafür, als Grund der eigenthümlichen Erſcheinungen, welche alle lebenden, ſogenannten organiſchen Körper zeigen; eine eigene Lebenskraft anzuſehen, der ein Daſeyn auch unabhängig von dieſem Körper, den ſie ſich erſt bildet, zukommt, wie wir auch berechtigt ſind, im Magnete das Daſeyn einer eigenen, nicht etwa ſchon durch das Daſeyn des Eiſens gegebenen Kraft anzunehmen. — Iſt ſchon durch unſer Ich das Daſeyn einer geiſtigen Einheit in uns erwieſen, läßt ſich von dieſer zeigen, daß annehmen, ſie ſey Ausfluß körperlichen Organismus, in ſich einen Widerſpruch enthalte, und geht dagegen ſchon aus der Betrachtung des Selbſtbewußtſeyns hervor, daß, dieſes Daſeyns eines immateriellen geiſtigen Princips ungeachtet, jenes Selbſtbewußtſeyn nur das Reſultat einer unterſcheidenden Vergleichung ſey, welche die Seele bloß mit Hülfe ihrer Organe bei verſchiedenen Eindrücken, die ſie erhält, anſtellen kann, ſo folgt daraus, daß die verſchiedenen Abſtufungen dieſes Reſultates, ſo weit ſie nicht durch ſtärkeres oder ſchwächeres Wollen der Seele ſelbſt, nämlich ihre größere oder geringere Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, erzeugt werden, ſondern unwillkürlich ſind, allein Folge ſtufenweiſer Zunahme und Abnahme des organiſchen Lebens ſeyen. Es folgt, daß alſo alles allmählige Schwinden der Empfindung, der willkürlichen Handlung, des Selbſtbewußtſeyns, und zulezt des ſichtbaren Lebens ſelbſt nur ein allmähliges Schwinden und zulezt Aufhören der Manifeſtation des Geiſtes im Körper erweiſe, die von dieſem abhängig iſt, aber gar nichts für ein Schwinden oder Aufhören des Geiſtes ſelbſt beweiſe. Wahr iſt ſchon das Sprichwort: wie einer lebte, ſo ſtirbt er. Und daß, was der Geiſt rein Geiſtiges und ihm Angehöriges gewonnen hat oder verloren, Unabhängiges von allem Körperlichen, und nicht mehr auf körperliche Triebe und körperliche Fertigkeiten ſich Beziehendes, er auch, verlaſſen von der gehörigen Manifeſtation entſprechenden Stärke der organiſchen Lebenskraft, wenigſtens in ſeinem Willen behalte, davon zeigen ſich dem beobachtenden Arzt ſo oft die überraſchendſten Spuren in den lezten Augenblicken Sterbender, mitten in allen Verwirrungen des Wahnſinnigen und in den Aeußerungen des Willens beim kraftloſen Greiſe und dem, welcher durch Krankheit für immer körperlich verändert worden iſt. — Dankt das Kind ſein Ich dem geiſtigen Ich ſeiner Eltern, oder nur ihrem Körper den Anfang des ſeinigen? Wenn Infuſionsthierchen, die vollkommen willkürliche Bewegung zeigen, aus Stoffen ſich bilden, in denen, wie in den Pflanzen, nie ein freies, geiſtiges Princip wirkte, wenn zu einer Zeit, wo in der Polypenmutter keine Aeußerung eines geiſtigen Ichs ſich zeigt, im Kinde doch eine vollkommene entſteht, eben ſo gut, als zur Zeit, wo in der Mutter die vollkommenſte Aeußerung ſtatt hat; ſo kann das Ich des Kindes nicht den Grund ſeiner Entſtehung im Ich der Mutter haben, weil es im erſten Fall keine ſolche Mutter hatte, im zweiten keine entſprechende Folge des verſchiedenen Zuſtandes der angenommenen Urſache zeigt. Die Eſſig- und Kleiſter-Aelchen, aus dieſen ſeelenloſen Pflanzenſtoffen entſproſſen, bewegen ſich nicht nur lebhaft, ſondern ſie ſind ſo vollkommene Thiere, daß ſie zweierlei Geſchlecht beſitzen, und einmal entwickelt, ſich ſelbſt durch Begattung, Eier- und lebendige Junge-Gebären weiter fortpflanzen. Vom Armpolypen bemerkt Trembley (S. 325), daß es oftmal geſchehe, daß die Hälfte, welche beim Zerſchneiden noch keine Jungen hatte, noch vorher, ehe ſie wieder Nahrung zu ſich nehmen konnte, und ihr die Fangarme wachſen, vollkommene Junge treibe, in einem Uebergangszuſtand alſo ſchon ſie treibt, wo das Stück für das ältere Polypen-Ich ſchon aufgehört zu haben ſcheint, Organ zu ſeyn, und für ein neues eigenes Ich noch nicht als ſolches ſich ausgebildet zu haben. Auch die Menſchenmutter, wenn ſie empfängt, oder der Vater, wenn er zeugt, wird ſich keiner Theilung der geiſtigen Einheit ſeines Ichs oder einer Verminderung deſſelben bewußt, und doch hat das Kind ein eigenes geiſtiges Ich. Zeigt ſich aber unſer geiſtiges Ich, das nicht vom Körper entſteht, ſelbſt ſchon (unabhängig von ſeinem Körper und in ſich, wie früher bemerkt worden) als ein geiſtig beſtimmtes Produkt, ſo müſſen wir auch auf einen Zuſtand deſſelben, ſey es auch nur in ſeinen beſtimmenden Urſachen, ſchließen, der früher iſt, als es mit einem Körper bekleidet wird. — Seine Erſcheinung in der Welt bei der Zeugung eines ihm als Organ tauglichen Körpers ähnelt dann dem Erſcheinen des Magnetismus in einem Eiſenſtück, welches, in den magnetiſchen Meridian gebracht, einen Schlag erhielt. Vor dem Eiſenſtab war die magnetiſche Kraft ſchon vorhanden, aber ohne ihn hätte ſie für uns ihr Daſeyn nicht beurkundet, und einmal verbunden mit dem Eiſenſtab wird ſie eine ihm auch in jeder Richtung außer dem magnetiſchen Meridian folgende Kraft. Der Akt der einzelnen Zeugung iſt willkürlich, und ſo weit für das Gezeugte zufällig. Aber die Summe aller Zeugungen iſt durch höhere Geſetze beſtimmt, da auf der einen Seite die ſtärkſten Triebe der Natur zu ihr aufrufen, und mit anſcheinender größter Verſchwendung ſie auch im Thierreich immer aufs Neue die vorbereitenden Keime ausſtreut, unbekümmert darum, wie viel derſelben belebt werden können, auf der andern Seite die Maſſe des Stoffes, der zur Entwicklung

höhern organiſchen Lebens nothwendig iſt, immer dieſelbe bleibt. — So wird es ſelbſt bei der generatio aequivoca, bei der Zeugung neuer Organiſationen ohne Eltern, wahrſcheinlich, daß die Lebenskraft es iſt, die zu geeignetem Stoffe, wie Magnetismus unter günſtigen Umſtänden zum Eiſen, zutritt, nicht aber daß der zuſammentretende Stoff erſt die Lebenskraft erzeugt. Wenn in einem Aufguß von Heu die mannichfachſten Arten von Infuſionsthierchen ſich bilden, und, in demſelben Aufguß auf einander nach und nach folgend, ganz verſchiedene Arten von Infuſorien entſtehen, die jedoch mit dem Vertrocknen des Aufguſſes alle wieder zu Grunde gehen, ſo iſt auch dieſes im Kleinen nur daſſelbe Schauſpiel, was die auf einander folgenden Schöpfungen, welche die Erdoberfläche bedeckten, im Großen darboten. Wenn das Jahr darauf neues Heu mit Waſſer übergoſſen wurde, und von Neuem die nämlichen Infuſorien darin entſtanden, ſo hatten dieſe auch keine Eltern, da von ihres Gleichen alles längſt vorher zu Grunde gegangen war, ohne daß zu dem neuen Heu ein übrig gebliebener Keim hätte gelangen können. — Schon aus dem Umſtand, daß einerlei Nahrung, z. B. Fiſche, unter einerlei Himmelsſtrich in derſelben Nähe des Meers und an demſelben Ufer den Eskimo, ſeinen Hund und den Eisbären, mittelbar oder unmittelbar, von ihrem unentwickeltſten Keime an ernährt und jedes zu ſeiner Größe wachſen läßt, daß ferner die verſchiedenartigſten Pflanzen neben einander in einem und demſelben Boden wachſen, ohne daß darum je eine Art dieſer organiſchen Geſchöpfe in die andere überginge, daß aber auch umgekehrt der Menſch ein Menſch bleibt, er mag bloß von Fleiſch oder bloß von Vegetabilien leben, Waſſer oder Wein trinken, ſchon hieraus läßt ſich auf die Selbſtſtändigkeit der Lebenskraft der Arten, ähnlich der des Magnetismus oder der Elektricität, ſchließen. Leztere muß, um ſie als Beiſpiel anzuführen, ſelbſt in demjenigen Zuſtande, wo die Vereinigung ihrer zwei entgegengeſezten Formen, der poſitiven und negativen Elektricität, ſie überhaupt für uns ganz aus der Raumwelt verſchwinden läßt, in irgend einer Weiſe noch ſeyn. Denn ſie kann nicht jedesmal, ſo oft ſie aufs Neue wieder erweckt oder, geſchieden in ihre zwei Formen, in ein von uns erkennbares Daſeyn gerufen wird, aus Nichts oder bloß gleichſam als Fortſetzung der ihre Erſcheinung veranlaſſenden Umſtände entſtehen, weil ſie durch die verſchiedenartigſte Veranlaſſung, durch mechaniſches Reiben feſter Körper, durch chemiſche Auflöſung oder Scheidung, durch Contact verſchiedener Metalle, oder durch ungleiche Vertheilung der Wärme hervorgelockt, doch immer wieder als dieſelbe mit unveränderten Eigenſchaften hervortritt. Ganz gleiche Wirkung aber, beſteht ſie nicht im Hervortreten von etwas ſchon vorher für ſich Beſtehendem oder Selbſtſtändigem, kann nicht durch Verſchiedenes, ſoll ſie bloße Folge von dieſem ſeyn, erzeugt werden, oder, unter verſchiedenen Umſtänden kann nie unſelbſtſtändiges Gleiches, ſondern es muß nothwendig ein Verſchiedenes erſcheinen. Daß wir aber, ihrer Selbſtſtändigkeit ungeachtet, die Lebenskraft nicht, wie die Elektricität, die Wärme, das Licht, auch unmittelbar an ſich mit irgend einem unſerer Sinne wahrnehmen, kann gegen ihr Seyn als einer ebenfalls ſelbſtſtändig geſchaffenen Thätigkeitsquelle nichts beweiſen, da ja auch die magnetiſche Kraft an ſich auf keinerlei Weiſe auf uns wirkt, und wir auf ihr Daſeyn nur aus den Bewegungen, welche unter beſtimmten Umſtänden das Eiſen oder einige andere Metalle zeigen oder nicht zeigen, ſchließen. — Wie die Imponderabilien aus irgend einem allgemeinen, von uns nicht erkennbaren Vorrath hervortreten müſſen, um als einzelne Erſcheinung da oder dort in der Raumwelt auftreten zu können, eben ſo zeigen die Erſcheinungen des Lebens in den von einander getrennten Individuen, wenn ſie mit einander verglichen werden, Spuren, daß ein allgemeiner, bloß dynamiſcher und unkörperlicher Zuſammenhang unter allem, was organiſch lebt, ſtatt habe, daß alſo die Lebenskraft des Individuums wahrſcheinlich auch nur geſonderter Ausfluß einer allgemeinen Quelle dieſer Art von ſelbſtſtändigem dynamiſchen Weſen ſey. Wie die magnetiſche Kraft, was die magnetiſchen Pole auf der Erde erweiſen, ein über dieſe verbreitetes Ganzes iſt, und deſſen ungeachtet jeder einzelne Magnet, obſchon ſeine beſondere Kraft nur Ausfluß der allgemeinen iſt, in dem Ordnen von Feilſpänen um ſich her ſeinen eigenen, in ſich ſchließenden, magnetiſchen Wirbel zeigt, und wie die allgemeine magnetiſche Kraft für ſich zu ſchwach iſt, frei liegende Feilſpäne von ihrem Platze zu bewegen, oder dem Längedurchmeſſer derſelben eine beſtimmte Richtung zu geben, ſie aber, im einzelnen Magnet feſter geheftet an den wägbaren Stoff des Eiſens, dieſes auf ſichtbar werdende Art bewerkſtelligen kann, ſo ſcheint ſich auch die Lebenskraft in jedem einzelnen organiſchen Geſchöpf als in ſich geſchloſſen werdende Concentration einer allgemeinen Kraft, die nun enge verbunden mit körperlichem Stoffe als greifbare Erſcheinung unter den übrigen Körpern auftritt, darzuſtellen.“

Mit bewundernswürdigem Scharfſinn beweiſt der Verfaſſer aus einer Menge der intereſſanteſten Beiſpiele, wie die Lebenskraft ganz frei den Körper verlaſſe, ganz oder theilweiſe, und auch nach Umſtänden wieder in ihn zurückkehre, beim Gefrieren, im Scheintod, bei Verſtümmelungen ꝛc. Nachdem dieſer Beweis geführt iſt, ſchreitet der Verfaſſer zum zweiten und zeigt, wie die Lebenskraft ganz unabhängig von den Individuen oder

Körpern, in denen ſie ſich äußert, eigenthümliche Geſetze habe, und in deren Erfüllung mit den Individuen, d. h. mit dem Stoff nur gleichſam ſpiele. Er weiſt dies zunächſt an einzelnen Beiſpielen, dann aber im ganzen Umfang der organiſchen Natur nach. Die Lebenskraft tendirt ſtets zum Gleichgewicht und ſtellt es wieder her, ſo oft es geſtört iſt, wobei die Individuen, d. h. der Stoff bloß Mittel zum Zweck iſt. „So ſpricht ſich im Menſchengeſchlechte nach jeder Peſt die auffallende Erſcheinung aus, daß ſelbſt vorher lang unfruchtbar geweſene Frauen alsdann empfangen und ſogar Zwillinge häufiger werden, als vor der Peſt. Aber auch zwiſchen verſchiedenen Arten gleicht ſich Vermehrung oder Verminderung der Individuen aus. Wie z. B. das immer mehr und mehr zunehmende und über die Erde ſich ſtärker verbreitende Menſchengeſchlecht mit ſeinen Hausthieren und den Pflanzen ſeines Feldbaues allmählig in gleichem Verhältniſſe die übrigen wilden Kinder der Natur vermindert, ſo erſezt ſich umgekehrt auch vorausgehende Verminderung der Zahl der Einzelweſen einer Art von Pflanzen häufig ſchnell wieder ſogar durch Vermehrung der Zahl einer andern Art von Gewächſen. So überziehen ſich die niedergebrannten Strecken von Fichtenwäldern in Canada zwar nicht wieder mit Fichten, aber bald mit häufig emporſproſſenden Birken, Pappeln und Weidenarten. So veranlaßt eine Witterung, welche das Getreide auf den Aeckern mißrathen läßt, ein deſto ſtärkeres Wachsthum von Unkräutern; darum glaubt oft der Landmann, Getreide wandle ſich wirklich in Treſpe, Lolch oder Windhaber um. Der Strom des Lebens, könnte man ſagen, dem einige ſeiner Ausflußcanäle entzogen wurden, ergießt ſich deſto ſtärker durch andere, oder er bildet ſelbſt nach einiger Zeit neue. — Der Grund beſtimmter Verhältniſſe, welche zwiſchen den verſchiedenen lebenden Geſtalten ſtatt haben, muß zum Theil in der gemeinſchaftlichen Quelle aller Lebenskraft ſchon vor der Einkörperung ihrer geſchiedenen Ausflüſſe in organiſchen Stoff liegen. Ueberſieht man die Bevölkerungsliſten ganzer Länder, ſo findet ſich, aller Zufälligkeiten ungeachtet, ein ſich gleich bleibendes Verhältniß zwiſchen der Zahl der Knaben, die geboren werden, und der Zahl der Mädchen. Die Zahl der reif gebornen Knaben überwiegt zwar etwas die der Mädchen, eigentlich aber werden, wenn man hierzu rechnet, daß mehr Mädchen-Embryonen als Embryonen männlichen Geſchlechts abortirt werden, gleich viel Kinder von beiderlei Geſchlecht erzeugt. Da nun alſo, wenn ein Elternpaar, wie es oft der Fall iſt, beinahe nur Knaben allein, oder allein Mädchen erzeugt, nothwendig dagegen ein anderes körperlich mit dem erſten durchaus nicht zuſammenhängendes Elternpaar eben ſo viel Kinder entgegengeſezten Geſchlechts erzeugen muß, ſo muß es auch eine über das ganze Menſchengeſchlecht ſich verbreitende gemeinſchaftliche Quelle der Lebenskraft für dieſe Nachkommenſchaft beiderlei Geſchlechts ſeyn, welche, wenn aus ihr auf der einen Seite mehr Lebenskraft mit dem Charakter des einen Geſchlechts individualiſirt wird, den ihr nun bleibenden Ueberſchuß von dem entgegengeſezten Geſchlechts-Charakter beſtimmter Kraft in andern Zeugungen nothwendig hervortreten ließe.“

Daſſelbe Geſetz wird auch außerhalb der menſchlichen Gattung in der Natur nachgewieſen. „Nicht ohne Wahrſcheinlichkeit glaubt Brongniart, erſt als Pflanzen die Erde überzogen hätten, ſeyen aus ihrer Atmoſphäre die ungeheuren Kohlenmaſſen gekommen, welche jezt mit noch erkennbaren Reſten von Gewächſen vermiſcht und zum Theile ſichtbar aus ſolchen beſtehend, die mächtigen, ſo weit verbreiteten Steinkohlenlager bilden, wie noch gegenwärtig die Gewächſe die Kohlenſäure der Atmoſphäre anziehen, und, ſie zerſetzend, die Kohle, die einen beträchtlichen Theil ihres feſtern Stoffes bildet, in ſich aufnehmen, um abſterbend dieſelbe als ſchwarze Dammerde oder Torf zurückzulaſſen. Ehe aber jene Pflanzen der Vorwelt die Atmoſphäre von der Kohlenſäure befreit hätten, die, im Uebermaß geathmet, den Thieren tödtlich iſt, hätten keine Luftthiere leben können. Nachdem aber die Atmoſphäre begonnen habe, durch die Gewächſe reiner zu werden, ſeyen zuerſt kaltblütige Amphibien erſchienen, welche ſchon in einer auch noch minder reinen Luft athmen können. Nur dann aber ſeyen warmblütige Säugthiere aufgetreten, als auch für ſie durch ſchon lange fortgeſezte Thätigkeit des Pflanzenreichs die Luft athembar geworden ſey. — So zeigen ſich in der Verbindung des organiſchen Lebens mit unſerm Erdball, in der Uebereinſtimmung von hierauf ſich beziehenden Thatſachen, Hinweiſungen auf einen zuſammenhängenden Weltorganismus ſchon in der wechſelsweiſen Anziehung der organiſchen ſelbſtſtändigen Lebenskraft und der Erde, und in der Uebereinſtimmung der verſchiedenen Schöpfungs-Epochen mit dem verſchiedenen Zuſtande der Oberfläche unſers Planeten. Die Schöpfung ſtellt ſich unſerm Verſtande, je tiefer er in ſie eindringt, um ſo mehr als eine unendliche wundervolle Panorganoſis dar. — Daraus aber, daß vor unſerer Schöpfung ſchon mehrere vernichtet wurden und neue wieder erſtanden, wird es höchſt wahrſcheinlich, daß auch das Ende der gegenwärtigen Schöpfung nur der Uebergang zu einer neuen Metamorphoſe geſteigerten organiſchen Lebens ſeyn werde, die der Analogie nach wieder durch eine neue Kataſtrophe eingeleitet eintreten wird.“

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 62. Montag, 19. Juni 1837.

Naturkunde.

1) Anſichten über Natur- und Seelenleben von J. H. F. Autenrieth, Kanzler der Univerſität Tübingen. Nach ſeinem Tode herausgegeben von ſeinem Sohne H. F. Autenrieth, ordentl. Lehrer der Heilkunde zu Tübingen. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1836.

(Schluß.)

„Im Zuſammentreffen aber der Erdrevolutionen mit den allgemeinen und ſelbſt im Meere ſich ausſprechenden Metamorphoſen des geſammten organiſchen Lebens liegt die Gewißheit, daß auch jene Erdrevolutionen kein Werk des Zufalls ſind, welcher überhaupt in der ſichtbaren Welt der körperlichen Materien, ſchon weil ihre eigenen Veränderungen alle bloßen Geſetzen der Nothwendigkeit, nicht einmal den Ergebniſſen einer Willkür folgen, an ſich unmöglich iſt. Eine über den Geſetzen, welchen die Erde, und über denen, welchen die allgemeine Quelle des Lebens in ihren beſtändigen Veränderungen folgt, ſtehende Urſache muß alſo den Veränderungen beider gemeinſchaftlich zu Grunde liegen.“

Die zwei Geſetze der Lebenskraft, 1) Polarität (Tendenz nach Gleichgewicht der Pflanzen- und Thierwelt, der beiden Geſchlechter, des poſitiven und negativen Pols in allem Lebendigen) und 2) fortſchreitende Entwicklung, Bildungstrieb, immer vollkommnere Entfaltung durch ſchärfere Theilung — werden vom Verfaſſer wiederholt in mehreren einander ergänzenden Abhandlungen erörtert. Nachdem er aber die fördernde Thätigkeit in dieſer geheimnißvollen Kraft nachgewieſen hat, geht er auch zu der hemmenden über. „So gibt es auch ein großes unſichtbares Reich, das wir unmittelbar ſchlechthin nicht erkennen, deſſen Exiſtenz wir aber durch Schlüſſe errathen, weil es uns ſein Daſeyn nur zu kräftig durch ſeine Folgen, durch Krankheit und Tod, fühlen läßt, das Reich nämlich der unſichtbaren und unfühlbaren Anſteckungsſtoffe oder Contagien. Die aſiatiſche Cholera lehrt in unſern Tagen ſehr nachdrücklich, daß es unter dem Monde manches durch Anſchauung Unverkennbare gebe, wovon unſere Sinnlichkeitsphiloſophie ſich nichts träumen laſſen kann.“ Er charakteriſirt nun dieſe Seuchen als ſelbſtſtändige Gattungen lebendiger Weſen in der Reihe der übrigen.

Es iſt ſehr zu bedauern, daß der Verfaſſer nicht mehr Zeit fand, ſeine Anſichten kurz und klar in ein Syſtem zu bringen. Die fragmentariſche Form und der oft in gar zu vielen Zwiſchenſätzen überfließende Styl machen die Orientirung etwas mühſam; inzwiſchen iſt

das Hauptthema klar und von ſo hohem Intereſſe, daß es jeden Leſer feſſelt.

2) **Paley's natürliche Theologie mit Bemerkungen und Zuſätzen von Lord Brougham und Sir Charles Bell. In deutſcher Bearbeitung herausgegeben von Dr. H. Hauff. Mit 25 Holzſchnitten. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1837. gr. 8. S. 464.**

Es iſt erfreulich, die Uebereinſtimmung ſo vieler Naturforſcher wahrzunehmen. Auch des Engländers Werk beabſichtigt, durch die Naturbetrachtung dem Menſchen die Wahrheit einzuprägen, daß es einen Gott gebe, und daß er das weiſeſte und gütigſte Weſen ſey. Auch er bringt gerade von der Seite her, die der Materialismus für ſich in Anſpruch zu nehmen pflegt, ſehr eindringliche Beweiſe für die chriſtlichen Wahrheiten.

Mit einer Ausführlichkeit, die dem Werk weit mehr das Anſehen einer naturwiſſenſchaftlichen als theologiſchen oder philoſophiſchen Schrift gibt, geht er in die *Zweckmäßigkeit* ein, welche die Natur überall, vorzüglich aber in der Einrichtung der menſchlichen Organe auszeichnet. So, um nur ein Beiſpiel zu geben, führt er die Betrachtung des Auges als ein Heilmittel gegen den Atheismus an: „Abgeſehen von ſeinem Hauptcharakter, daß es ein ſtreng nach den Geſetzen der Optik gebautes Werkzeug iſt, bemerken wir, wie alle Beiwerke des Organs eigentlich ängſtlich auf ſeine Sicherheit berechnet ſind. Es ruht in einem ſtarken, tiefen, knöchernen Gehäuſe, zuſammengefügt aus ſieben verſchiedenen Knochen, die an ihren Rändern ineinander greifen. Innerhalb dieſes Gehäuſes iſt es von Fett umgeben, dem thieriſchen Stoffe, der für das Organ in der Ruhe wie in der Bewegung am beſten paßt. Es iſt geſchirmt durch die Augbrauen, einen Haarbogen, der gleich einem Wetterdach den Schweiß und die Feuchtigkeit der Stirne von ihm abhält. Noch beſſer aber wird es durch das Augenlied geſchützt. Unter allen Außenwerken des thieriſchen Körpers kenne ich keinen, der nach Verrichtung und Bau mehr Aufmerkſamkeit verdiente, als das Augenlied. Es ſchützt das Auge, es reinigt es, es ſchließt es zum Schlafe. Kann bei irgend einem Werk der Kunſt der Zweck, den der Künſtler ſich vorgeſetzt, deutlicher in die Augen ſpringen, als bei den Dienſten, welche das Augenlied leiſtet? Oder wäre wohl eine Einrichtung denkbar, die dieſen Zwecken auf angemeſſenere, ſinnreichere Weiſe entſpräche? Wenn der Beobachter ſolche Dinge oft überſieht, ſo geſchieht es nur, weil ſie ihm zu alltäglich, zu gewöhnlich ſind. Wir gehen an den Gegenſtänden vorüber, die wir immer vor Augen haben, und ſuchen ſolche auf, welche ſelten ſind und die Neugierde reizen. Dadurch entgehen uns oft die wichtigſten Beobachtungen, während wir andere verfolgen, die tiefer und wiſſenſchaftlicher ſcheinen, am Ende aber viel geringere Beachtung verdient hätten. — Um das Auge beſtändig feucht, rein und durchſichtig zu erhalten, iſt eine eigenthümliche Secretion als Waſchapparat angeordnet, die Thränen, und das überflüſſige ſalzigte Waſſer wird durch ein Loch im Knochen, von Umfang eines Gänſekiels, in die Naſe geleitet. Hier verbreitet es ſich über die innere Wandung der Naſenhöhle und verdunſtet durch den warmen Luftſtrom, der in Folge des Aus- und Einathmens beſtändig durch dieſelbe zieht. Könnte wohl eine Röhre zu Abführung des unſaubern Waſſers aus einer Färberei oder einem Deſtillirapparate ſinnreicher angebracht ſeyn? Man ſieht leicht, daß Feuchtigkeit für das Auge ein Bedürfniß iſt: aber konnte dieſes Bedürfniß des Auges die Drüſe erſchaffen, in welcher ſich die Thränen bilden, oder das Loch bohren durch welches ſie ausfließen, ein Loch durch einen Knochen? Auch iſt zu bemerken, daß dieſe Vorrichtung bei den Fiſchen fehlt, da das Element, in welchem ſie leben, das Auge hinreichend abſpült.“

Der Verfaſſer wirft ſich ſelbſt ein: aber wozu dieſe ängſtliche Zweckmäßigkeit? Hätte Gott nicht, wenn er wollte, daß wir ſehen, uns einfach ſehen laſſen können ohne dieſe vielen Schwierigkeiten? Die Antwort iſt: „Nur dadurch, daß die Gottheit ſich künſtlicher Mittel bediente, konnte ſie ihren mit Vernunft begabten Geſchöpfen ihre Exiſtenz, ihre Schöpferkraft und ihre Weisheit offenbaren. Es iſt die Leiter, auf welcher wir allein zu unſerer Kenntniß vom Schöpfer, ſo weit ſich dieſelbe aus den Erſcheinungen der Natur ziehen läßt, aufſteigen. Nimm ſie hinweg, und du nimmſt uns jeden Gegenſtand der Beobachtung, und bei dem gegenwärtigen Stande unſerer geiſtigen Vermögen auch jeden Grund, jede Baſis vernünftigen Nachdenkens.“ Wir müſſen bekennen, daß uns dieſe Erklärung nicht ganz befriedigt. Es kann bei der Schöpfung eines ſo herrlichen und großen Werkes, wie die Natur iſt, auch nicht entfernt an eine Art von Verſteckenſpielen gedacht werden, daß Gott gleichſam mit den Menſchenkindern ſpiele, und doch würde ſich etwas dergleichen bei der Erklärung des Verfaſſers denken laſſen.

Dagegen iſt die Erörterung vortrefflich, durch welche der Verfaſſer darthut, „daß Unterſuchungen der Natur unſer Gemüth ganz anders ſtimmen, und einen viel tiefern Eindruck auf daſſelbe machen, als wenn wir nur ſo im Allgemeinen einer ausgeſprochenen Formel

über das Daſeyn Gottes beipflichten, womit ſich viele Leute begnügen und womit wir gar oft uns ſelbſt zufrieden geben;“ und daß jene Unterſuchungen ganz gewiß in Bezug auf den Schöpfer zwei Dinge beweiſen, 1) ſeine Allmacht, die nirgends eindringlicher ſich dem Geiſt zu erkennen gibt, als in der Betrachtung der Natur, und 2) ſeine Liebe. Mit großem Scharfſinn beweiſt der Verfaſſer, daß im Allgemeinen der Organismus dieſelben Zwecke hätte erreichen können, auch wenn ſeine Thätigkeit nicht mit Wohlſeyn und Genuß, vielleicht gar mit Schmerz verbunden geweſen wäre, und daß jenes Wohlbefinden, das ihn im normalen Zuſtande nie verläßt und ſich mehr oder weniger erhöhen kann, eine reine Zugabe göttlicher Güte iſt. Beides nun in Betrachtung gezogen, ſo ergibt ſich, daß wenn Gott ſo allmächtig und ſo gütig iſt, wir auch in Bezug auf unſre Fortdauer beruhigt ſeyn müſſen. „Vor Allem aber gewinnt *Ein* wichtiger Glaubenspunkt, der allen Uebrigen Intereſſe und Wichtigkeit verleiht, durch den gewonnenen Glauben an Gott Halt und Feſtigkeit: die Lehre von der Fortdauer nach dem Tode. Die Sache dürfte als hoffnungslos erſcheinen, hätten wir nicht eine Macht kennen gelernt, die einem ſolchen Werke gewachſen iſt, die unter der Leitung eines intelligenten Willens ſteht, und das Innerſte einer jeden Subſtanz durchdringt. Ich bin nicht im Geringſten der Meinung jener, welche ſagen, „es ſey ein unglaubliches Ding, daß Gott die Todten auferwecken werde;“ ich behaupte aber, man müſſe vor allen Dingen überzeugt ſeyn, daß *ein Gott* iſt, in deſſen Hand die Ausführung eines ſolchen Werkes ſteht. Sind wir erſt hierüber mit uns im Reinen, dann ſcheint mir im weitern Verlaufe, ſo verborgen er uns iſt, nichts zu liegen, was unſern Glauben daran zu erſchüttern vermöchte. Man nimmt gewöhnlich an, diejenigen, welche die Thätigkeiten der Seele von der Organiſation des Körpers ableiten, ja den Geiſt ſelbſt als durch Organiſation bedingt betrachten, müßten es noch ſchwerer finden als Andere, ſich einen Uebergang vom Tode zu einem andern, ſelbſtbewußten Zuſtande zu denken, weil ja die alte Organiſation augenſcheinlich zerſtört wird. Allein ich ſehe nicht ein, warum ſelbſt die Anhänger dieſer Meinung die Sache unmöglich finden ſollten: ſtehen ja doch, ſelbſt innerhalb ihrer Hypotheſe, einer ſolchen Umwandlung Analogien von Vorgängen zur Seite, die, wie wir ganz gewiß wiſſen, von der Gottheit vermittelt werden. Bei der gewöhnlichen Fortpflanzung der Thiere und Pflanzen wird durch ein Theilchen, das in vielen Fällen über alle Berechnung klein iſt, durch einen Dunſt, durch ein Infiniteſimalkörperchen die Organiſation eines künftigen Körpers determinirt; von einem ſolchen Theilchen hängt es ab, ob das künftige Produkt eine Pflanze, ein unvernünftiges oder ein vernünftiges Geſchöpf, eine Eiche, ein Froſch, oder ein Philoſoph ſeyn wird. Dieſes Theilchen, aus welchem in Zukunft eine vollſtändig organiſirte Natur hervorgehen ſoll, verdankt ſeinen eigenen Urſprung einem Körper, der früher da war, und obgleich ſeine Organiſation (wie namentlich bei den Pflanzen ſichtbar iſt) innerhalb jenes Körpers, und vermittelſt jenes vorher dageweſenen Organismus begann und bis zu einem gewiſſen Grade fortgeführt wurde, ſo geht es dennoch nicht unter und wird nicht zerſtört, wenn auch jener frühere Organismus gänzlich ſich auflöst, ſondern im Gegentheil, es wird gerade hiedurch oft in ſeiner Entwicklung gefördert; es überdauert alle Veränderungen, die ſeine bisherige Umhüllung erleidet, und beginnt ſelbſtthätig zu ſeyn, ſobald der Zweck, um deſſen willen es geſchaffen ward, es erfordert. In dem angegebenen Falle verfolgte nun die Natur den Zweck, eine gewiſſe Organiſation von einem Individuum auf ein anderes überzutragen; dieſer Oekonomie analog läßt ſich nun eine denken, wodurch ſie eine gewiſſe Organiſation aus einem gewiſſen Zuſtande in einen andern Zuſtand verſetzt.“

3) Die geſammte Anthropologie, neu begründet durch allgemeine Bioſophie und als zeitgemäße Grundlage der Medicin im Geiſte germaniſch-chriſtlicher Wiſſenſchaft. Für Aerzte und Nicht-Aerzte von Prof. Dr. Leupoldt. Zwei Bände. Erlangen, Palm, 1834.

Auch dieſe Schrift, wie die des ſel. Autenrieth hat zum Zweck, durch die genaueſte Erforſchung der (menſchlichen) Natur die chriſtlichen Wahrheiten zu beſtätigen. Er hält die Vermählung der Wiſſenſchaft mit dem religiöſen Glauben für eine der ſchönſten Erſcheinungen unſrer Zeit. „Je weiter wir darin vorrücken, deſto gewiſſer wird es uns werden, daß Vor- und Mitwelt nichts aufzuweiſen haben, was religiöſes Leben und ſittliche Kraft und Reinheit reichlicher und edler zu gewähren vermag, als Weſen und Geiſt des *Chriſtenthums*, und daß dieſe wahrhaft die Grundkräfte der Welt ſind; deſto mehr wird die Zukunft zeigen, welcher ſegensreichen Beziehungen und Anwendungen das Chriſtenthum noch fähig iſt und die irdiſchen Angelegenheiten bedürftig ſind. In gleichem Verhältniſſe wird dann auch die Zukunft von Neuem zeigen, daß ſolche Auffaſſung, Vermählung und Anwendung des Chriſtenthums — *germaniſcher* Art und Weiſe vorzüglich eigen und angemeſſen iſt.“

In der Einleitung ſtellt der Verfaſſer feſt, daß der Menſch das Ebenbild Gottes und der Welt (Mikrokosmos)

ſey, und daß die Reiſe und Geſundheit ſeiner Entwicklung von dem richtigen Gebrauch abhänge, den er von ſeiner Freiheit mache. Jeder Mißbrauch dieſer Freiheit wirkt zerſtörend auf den Menſchen ſelbſt oder auf Andere und erzeugt gehemmte Entwicklung, Krankheit, Gift, vorzeitigen Tod. Dies der Urſprung alles Uebels. Aber das Uebel kann wieder nur durch Uebel geheilt werden, daher die wohlthätige Wirkung ſo vieler Dinge, die man für Unglück hält. Der Verfaſſer iſt nicht abgeneigt, die Cholera einer Giſterzeugung zuzuſchreiben, ſofern die Ausdünſtungen und nervöſen Einwirkungen der gegenwärtigen Generation in großen Menſchenmaſſen auf die äußere Luft einwirke. „Jedenfalls geht gar manches Abnorme des menſchlichen Organismus, wie Krankheit, nicht bloß beim Individuum als ſolchem, ſondern gemeinſchaftlich bei größeren oder kleineren Gliedern des Organismus der Menſchheit, wie namentlich ſogenannte epidemiſche, zum Theil auch endemiſche Krankheiten, mehr aus dem innerſten Weſen des Menſchen hervor, als daß es von ſeiner Außenwelt verurſacht wäre, die dann ohne Grund angeſchuldigt wird und in welcher dann, namentlich in der Luft, Schädlichkeiten, die man Miasmen nennt, als eben gegenwärtig vorhanden ganz ohne Grund und mit Unrecht vorausgeſezt werden. Und zum Theil ſind ſolche Krankheiten ſelber, ſie mögen mehr von innen oder von außen verurſacht ſeyn, dem Reſultate nach weniger etwas Uebles, Nachtheiliges, als vielmehr Heilſames. Sie ſind zum Theil Proceſſe, durch welche oft langeher angehäuftes Mißverhältniß im menſchlichen Organismus endlich bis auf einen gewiſſen Grad wieder ausgeglichen wird. Und wenn dabei, wie bei Seuchen, auch Tauſende ſterben, ſo iſt dies für den übrig bleibenden Menſchheits-Organismus oft mehr nur als reinigende Ausſcheidung des am wenigſten richtig und gut Beſchaffenen zu betrachten.“

Nach dieſer Einleitung beginnt der Verfaſſer zuerſt mit der Unterſuchung der menſchlichen Gattung, der die des Individuums folgt, nach ſeinem Organismus, Geſchlecht, vegetativen und animaliſchen, phyſiſchen und geiſtigen Leben im normalen Zuſtande. Dann entwickelt er die abnormen Zuſtände und die Mittel, zur Norm zurückzuführen, ſo daß der leztere Theil ganz dem Arzt angehört, während der erſtere mehr allgemeine Phyſiologie enthält. Von ſeinem univerſellen Standpunkt aus ſieht der Verfaſſer auch moraliſche und intellektuelle Krankheiten der Völker, nicht bloß phyſiſche, und indem er ihr Vorkommen insbeſondere bei geſchichtlichen Uebergangsperioden nachweist, kommt er auch auf die Krankheit unſers Jahrhunderts, Mißbehagen, Zerriſſenheit, Unglauben, Negativität ꝛc. zu ſprechen; „In der That iſt der religiöſe Glaube in der Geſchichte der Menſchheit meiſtens das tiefſte und ſicherſte Fundament und die mächtigſte Triebkraft geweſen; ſelbſt bei noch ſo unvollkommener Geſtalt und bei noch ſo großen Verirrungen deſſelben. Das lehrt die Geſchichte des Occidents und Orients, der alten und neuen Welt, des Juden- wie des Heidenthums, des Muhamedanismus wie des Chriſtenthums. — Nur in vorübergehenden Epochen verhielt ſichs damit anders, und ſo denn zum Theil auch im europäiſchen Occident in neueſter Zeit von Neuem. Immer ſind das Epochen eines Entwicklungs-Umſchwungs, in welchen eine alte Entwicklungsſtufe vollendet und eine neue begonnen wird. Im Anfang der neuen Stufe erſcheint dann die alte in mancher Hinſicht als die niedrigere. Je mehr aber vollends dem Eintritt der neuen höheren Hinderniſſe in den Weg treten und es von einer Seite her beim Alten zu belaſſen geſtrebt wird, deſto leichter entartet das über ſeine Zeit hinaus Beharrenſollende in ſich ſelber. Ein Theil der Menſchen richtet dann ſeine Aufmerkſamkeit eben ſo einſeitig auf das erſt aufgehende Neue, wie ein anderer auf die Vergangenheit. Leztere überſchätzen das Vergehende und ſeine Vergangenheit, Erſtere das Aufgehende und ſeine weitere Zukunft. Dieſe halten dann das Bisherige, ohne es hinreichend zu kennen, für im Ganzen übel oder wenigſtens für ſchlimmer als es iſt, ſie „ſchütten das Kind mit dem Bade aus,“ und verfallen namentlich auch in die Täuſchung, daß ſie eine im beſten Falle vorausgehende niedrigere Stufe oder andere Richtung im Ganzen für übel und verfehlt, und die folgende höhere für allein richtig und heilſam halten, und daß ſie daher da ganz abgebrochen haben wollen, wo es nur fortzuentwickeln gilt. Dazu kommt endlich, daß in ſolchen Wendepunkten ganze Theile der Menſchheit, ganze Völker und Reiche ihre Hauptrolle ausſpielen und unfähig werden, Träger des Neuen und Beſſeren zu werden. Dann tritt vollends der Fall ein, daß ſich namentlich auch in der jüngſten Generation faſt nur deſtructives Leben und Streben, die Tendenz nach Vernichtung, concentrirt hat, und dieſe vergreift ſich dann zugleich an dem Alten und an dem daraus Fortzuentwickelnden. Und wie in anderen Zeiten und im beſſeren Falle gerade der religiöſe Glaube die Hauptmacht der ganzen Wirklichkeit und ihrer Fortentwicklung zum Beſſeren iſt, ſo wird in Epochen der zulezt charakteriſirten Art das Vernichtungsſtreben, die deſtructive Tendenz auch am meiſten gegen den religiöſen Glauben gekehrt.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 63. Freitag, 23. Juni 1837.

Naturkunde.

4) Unterſuchungen über den Lebensmagnetismus und das Hellſehen von Dr. J. C. Paſſavant. Zweite umgearbeitete Auflage. Frankfurt a. M., Brönner, 1837. 8. S. 348.

Dieſes intereſſante Werk zerfällt in zwei Hauptabſchnitte, wovon der eine die Theorie, der andere die Geſchichte des Lebensmagnetismus enthält.

In der theoretiſchen Begründung ſucht der Verfaſſer die Einheit eines Lebensprincips in der ganzen Natur durchzuführen. Dies iſt Feuer, offenbart als Licht und Wärme, polariſirt als Elektricität und Magnetismus. „Die Wärme der Sonne erregt täglich einen elektriſchen Strom und perpendicular auf denſelben einen magnetiſchen. Durch die Ausgleichung der beiden Elektricitäten entſteht Licht. Alles Licht auf Erden rührt unmittelbar durch Mittheilung her, oder entſteht durch Elektricität. Denn durch dieſe läßt ſich auch das Licht erklären, was durch Verbrennen, Druck, Bruch und Reibung entſteht. Wir haben alſo weſentlich zwei Lichtquellen: Mittheilung des Lichts von leuchtenden Körpern, und durch Elektricität erzeugtes Licht. Könnte man nachweiſen, daß jenes, alſo das Sonnenlicht, auch durch Elektricität hervorgebracht wäre, ſo wären ſämmtliche Lichterſcheinungen auf eine Urſache zurückgebracht. Dies iſt aber, wenn nicht erweislich, doch aus Folgendem wahrſcheinlich. Das meiſte elektriſche Licht, das auf Erden entſteht, wird durch die elektriſche Spannung zwiſchen Erde und Luft, zwiſchen dem Erdkern und der Erdatmoſphäre, ſo wie zwiſchen den Theilen der Atmoſphäre, erzeugt. Das elektriſche Licht, das bei uns nur in einzelnen Blitzen erſcheint, wird häufig in den Tropenländern als ein elektriſcher Lichtſtrom, als ein anhaltendes ſtarkes Wetterleuchten, beobachtet. Wäre ein dauernderes und ſtärkeres Ausgleichen der Luft- und Erd-Elektricität auf unſerm Planeten, ein beſtändiges Wetterleuchten und Polarlicht, ſo wäre die Erde ſelbſtleuchtend, wie die Sonne. Nehmen wir nun einen ſolchen Zuſtand in der Sonne an, ein mächtigeres Ausgleichen der elektriſchen Spannung zwiſchen Sonnenkörper und Sonnenatmoſphäre, oder auch zwiſchen den Schichten der lezteren, ähnlich dem elektriſchen Funken zwiſchen Luft und Erde und zwiſchen zwei Wolken; ſo wäre das Leuchten der Sonne nicht bloß erklärt, ſondern alle Lichterſcheinungen aus derſelben Quelle abgeleitet. — Davy hat zuerſt das ſchöne Experiment gemacht, eine im luftleeren Raume befeſtigte Kohle durch die Voltai'ſche Säule ins Glühen zu bringen. Das Licht war ſo ſtark, wie das der Sonne, und es fand dabei, wie natürlich, keine materielle Veränderung, keine Verbrennung ſtatt. Der elektriſirte Körper war

eine künſtliche Sonne.“ Auch das organiſche Leben iſt ein Wärme, Licht, Elektricität und Magnetismus erzeugender Proceß, der durch die Nerven vermittelt wird. Auch durch die Nerven geſchehen Wirkungen, die ſo wunderbar ſind, als die Wirkungen des Lichts oder magnetiſcher und elektriſcher Fernwirkungen. „Da die Nervenkraft in ihrer gewöhnlichen Wirkungsweiſe ſo entſchiedene Aehnlichkeit mit den imponderablen Agentien hat, ſo iſt es um ſo begreiflicher, daß ſie, gleich jenen, auch in einer gewiſſen Entfernung wirken kann, wobei die zwiſchenliegenden Medien, wie die Luft, ihr als Leiter dienen. Die angeführten Thatſachen, von der Wirkung der Mutter auf den Embryo, des brütenden Vogels auf das Ei, finden hier ihre Deutung. Eben ſo der nicht zu läugnende Einfluß, den der Blick, die Berührung, die bloße Nähe mancher Menſchen auf andere, beſonders auf ſenſible, ausübt.“ Einer der größten Vorzüge dieſes überhaupt klar geſchriebenen Werkes iſt die außerordentliche Menge von Beiſpielen aus der Naturgeſchichte und ärztlichen Erfahrung, durch welche der Verfaſſer ſeine Sätze unterſtützt.

Lebensmagnetismus iſt nunmehr als *die Wirkung der Nervenkraft, die über die Grenzen des Körpers reicht*, von allen andern innerhalb dieſer Grenzen eingeſchloſſenen Wirkungen zu unterſcheiden. Sie wirkt hauptſächlich durch Hand und Auge. „Durch die aufrechte Stellung des Menſchen iſt die Hand ein emancipirtes Organ, das, ſtatt nur der Bewegung des Körpers zu dienen, zu einem umfaſſenden Werkzeuge des Geiſtes wird. Durch den Taſtſinn findet an der Hand, und namentlich an den Fingerſpitzen, ein größerer Verbrauch von Nervenkraft ſtatt, und deßhalb wahrſcheinlich ein vermehrtes Ausſtrömen des Nervenäthers. Dieſe Wirkung kann nun durch den Willen erhöht werden. Zu allen Zeiten hat man der Berührung, dem Auflegen der Hand auf kranke Theile des Körpers, eine heilende Kraft zugeſchrieben, und ſie war von den früheſten Weltepochen her das Organ des Segens oder des Fluches. Ein ſo allgemeiner durch alle Zeiten und Völker verbreiteter Gebrauch kann nicht auf bloßer Willkür oder Convention beruhen; er muß in der Natur des Organs ſelbſt ſeine Bedeutung haben, und dieſe beruht darin, daß die Hand das freieſte Glied des Leibes am Menſchen iſt, und daß ſie als Taſtorgan zum Spender des ausſtrömenden Nervenäthers beſtimmt iſt. — So berührt, durch den Naturtrieb geleitet, der Leidende meiſt die ſchmerzhafte Stelle. Die Mutter ſtreicht das Kind und beruhigt es dadurch. Hebammen beſtreichen oft kreiſende Frauen, um ihre Krämpfe zu lindern. Unter mancherlei Formen findet man Beſtreichungen der Art als Heilmethode bei faſt allen Völkern, oft mit vielerlei Ceremonien verknüpft, die denn wohl dazu beitragen können, die Aufmerkſamkeit und Intention des Handelnden, ſo wie den Glauben des Leidenden zu fixiren. — Die Hand ruht dabei entweder auf den leidenden Stellen, oder auf den Theilen, wo die wichtigſten Nervengebilde ſind, alſo hauptſächlich auf dem Kopfe und auf der Magengegend, als dem Hauptſitze der Gangliennerven. Die eigentlichen Striche, die mit den Fingerſpitzen oder der Handfläche geführt werden, ſie mögen nun unmittelbar den Körper berühren, oder in einiger Entfernung geſchehen, müſſen in der Regel, um wohlthätig zu wirken, von oben nach unten, vom Gehirn nach den Extremitäten gemacht werden. — Außer der Hand iſt es vorzugsweiſe das Auge, wodurch der Menſch unmittelbar auf Menſchen und Thiere einwirkt. Mit der Hand hat es das gemein, daß es nicht bloß nimmt, ſondern auch gibt, nicht bloß empfindet, ſondern auch Empfindung verurſacht. Während der Geſchmacks-, Geruchs- und Gehörſinn bloß aufnehmen, ſind Hand und Auge zugleich handelnde, magiſch wirkende Organe. Das Auge iſt Sehrohr, wodurch die Seele erkennt, Spiegel, in dem ſie erkannt wird, und Telegraph, wodurch ſie die verborgenſten Gefühle verkündet. Die niedrigſte Leidenſchaft, wie die höchſte Würde, ſpricht ſich in dieſem transparenten Organe der Seele aus. Hier wird es klar, daß, je unmittelbarer die Wirkung der Nervenkraft iſt, um ſo mehr ſie von der Geſinnung und dem Willen abhängig wird; und wir begreifen daher, wie bei der lebensmagnetiſchen Wirkung ſich Thieriſches, Menſchliches und Göttliches offenbaren kann. Außer dieſen beiden Organen, durch welche der Menſch unmittelbar auf Andere wirkt, iſt der Odem ebenfalls ein Mittel, um magnetiſch einzuwirken. Die Luft iſt das allgemeinſte und unentbehrlichſte Erhaltungsmittel des Lebens. Durchs Ausathmen gibt der Menſch der Atmoſphäre verändert wieder, was er ihr durch Einathmen entzog. Der Odem iſt Luft, die mit dem Blute in den Lungen in Berührung war, und die dadurch mit animaliſcher Wärme durchdrungen iſt. Wie wir beim Bebrüten der Eier ſahen, daß zwar die Wärme hinreicht, die Eier zur Reife zu bringen, daß aber zugleich die organiſche Thätigkeit auf ſie einen Einfluß ausüben kann, ſo wirkt auch der Odem bei dem Magnetismus nicht allein durch ſeine Wärme, ſondern auch als Leiter der organiſchen Kraft, und dadurch des ſie beſtimmenden Willens und Seelenzuſtandes. Wenn ein Kind über Schmerzen klagt, ſo bläſt ihm die Mutter oder die Amme das Uebel weg, wie ſich das Volk ausdrückt. Schon Plinius empfiehlt das Hauchen auf die Stirne als ein Heilmittel (Plinii hist. natur. l. 28. c. 6.) Das Tödten des Rothlaufs, das noch überall im Volke gebräuchlich iſt, und wobei die entzündete Hautfläche behaucht, oder meiſt unter dem Herſagen beſtimmter Worte beſtrichen wird, iſt eine rein magnetiſche Behandlungsweiſe. Eine gebräuchliche

Formel dabei iſt: „Wildes Feuer hüte dich, das gute Feuer treibe dich.“ Ein ſinniger Ausdruck, welcher jeglichen Heilungsproceß bedeutend bezeichnet.“

Aber nicht nur die thätige Nervenkraft geht auf dieſe Weiſe über die Grenzen des Körpers hinaus, ſondern auch die empfangende. Die Fähigkeit der Sinne, nur an beſtimmte Sinnorgane gebunden und in engen Schranken, wird eine allgemeine und faſt ſchrankenloſe des Nervenſyſtems überhaupt, des Hirns oder der Ganglien. Daher das Sehen mit verſchloſſenen Augen, mit dem Magen, durch ein aus dem Hirn ſtrömendes Licht ꝛc. in weite Fernen, durch Wände und Berge. Daher das Fühlen der Metalle und des Waſſers unter der Erde ꝛc. Hiefür iſt der Verfaſſer unerſchöpflich an den intereſſanteſten Beiſpielen.

Sofern nun aber dieſes Nervenlicht nicht bloß den Raum durchdringt, ſondern auch die Zeit, die längſt vergeſſene Vergangenheit und die noch gar nicht erlebte Zukunft aufs deutlichſte erhellt, iſt auch ſein Eindringen in eine unſrer gewöhnlichen Capacität verborgne tiefere Ordnung der Dinge nicht mehr befremdend. Dies beurkundet ſich zunächſt in einem Verſtändniß der Natur, welches ſich ſogar ſeine eignen Formeln ſchafft, z. B. jene merkwürdige, im höchſten Alterthum ſchon bekannte, und im Hellſehen wiederkehrende Zahlenmyſtik, die mit unſerm gewöhnlichen Zahlenſyſtem nichts gemein hat. Während der Verfaſſer der reinſten Stimmung dieſes ſo fein fühlenden Nervenſyſtems eine Läuterung des ganzen Menſchen und eine Annäherung deſſelben an ſeinen göttlichen Urſprung erkennt, berückſichtigt er zugleich die Diſſonanzen, die in demſelben durch die zerſtörenden Einwirkungen niederer Naturkräfte bewirkt werden. Er gedenkt der Wirkungen der Opiate, des Bilſenkrauts (das die deutlichſte Empfindung des Fliegens erweckt) und andrer Gifte, wobei auch die der berühmten Coca in Südamerika aus Pöppigs neuerm Reiſebericht hätte entlehnt werden können.

In dem hiſtoriſchen Ueberblick weiſt Herr Paſſavant das Vorkommen des Lebensmagnetismus und das Hellſehn ſchon bei den älteſten Völkern nach und verfolgt es bei Juden, Indern, Griechen und Römern, bei den nordiſchen Völkern und im Chriſtenthum.

5) Der Menſch nach den verſchiedenen Seiten ſeiner Natur, oder Anthropologie für das gebildete Publikum. Von Karl Fr. Burdach, Dr. und Prof. zu Königsberg. Stuttgart, Balz'ſche Buchhandlung, 1836.

Von dieſem Werke ſind bis jezt die erſte bis vierte Abtheilung erſchienen, die fünfte, welche wohl binnen kurzer Zeit erſcheinen wird, ſchließt daſſelbe. Der Verf. hat ſich beſonders durch ſeine umfaſſende Phyſiologie Anſprüche auf den Dank der Aerzte und Naturforſcher erworben; in der vorliegenden Arbeit ſucht er die genannte Wiſſenſchaft auch einem größern Publikum zugänglich zu machen. Dieſe Tendenz machte es nothwendig, auch auf die Anatomie des Menſchen Rückſicht zu nehmen, zu deren Erläuterung mehrere Kupfertafeln beigefügt ſind; zugleich hat er noch die Pſychologie in den Kreis ſeiner Betrachtungen gezogen, um ſo dem Titel gemäß ein Gemälde des Menſchen nach den verſchiedenen Seiten ſeiner Natur zu entwerfen. Dabei iſt indeſſen der Menſch immer nur im geſunden Zuſtande ins Auge gefaßt und der Kranke unbeachtet geblieben.

Der Verfaſſer hat den reichen Stoff ſehr zweckmäßig folgendermaßen angeordnet: er beginnt das Werk mit Bemerkungen über die Eigenſchaften, Bedeutung u. ſ. w. des Blutes, macht den Leſer mit der Ernährung und Abſonderung bekannt, und beſpricht ſodann die Blutbildung und die Lebenskraft. Die zweite Abtheilung umfaßt das Organ der Seele über das Nervenſyſtem, die ſogenannten Außenwerke der Seele (die Muskeln und die Sinnesorgane) und die animale Thätigkeit; die dritte Abtheilung gibt ein gedrängtes Bild des Seelenlebens, und die vierte eine höchſt intereſſante Ueberſicht des Verlaufes des Lebens. Als Inhalt der lezten Abtheilung iſt angekündigt: das Menſchengeſchlecht; die Bildungsgeſchichte der Oberfläche der Erde; das Reich der organiſchen Weſen; die Menſchheit in ihrem weſentlichen Charakter und in ihrer Entwicklung, die Menſchenſtämme und Völkerſchaften; die Individuen an ſich und in ihrem Verhältniſſe zur Welt und zu Gott.

Populäre Darſtellungen einzelner Wiſſenſchaften ſollten immer vorzugsweiſe von Gelehrten ausgehen, die, wie unſer Verfaſſer, zu den Meiſtern gehören; denn um ſich einem Publikum verſtändlich zu machen, dem viele der nöthigen Vorkenntniſſe abgehen, muß der Verfaſſer vor Allem ſelbſt über alle zu beſprechenden Gegenſtände zu klaren Anſichten gekommen ſeyn. Es gereicht uns zum Vergnügen, verſichern zu können, daß die Anthropologie hier einen ſolchen Bearbeiter gefunden, der ſeine ſchwierige Aufgabe vollkommen gelöst hat.

6) Der Menſch in Beziehung auf ſein Werden, Beſtehen und auf ſeinen Tod, naturgemäß erforſcht von Adolf Beszely. Wien, Kupffer und Singer, 1836.

Auch hier begegnet uns von Neuem das löbliche Streben, die chriſtlichen Verheißungen durch Naturforſchung

zu beſtätigen. Der Verfaſſer nimmt einen ſogenannten organiſchen Geiſt des Menſchen an, wie ihn auch das Thier beſizt. Dieſer organiſche Geiſt tritt aber im Menſchen (nicht im Thiere, das keine Seele hat) in ein Verhältniß zur Seele, die einer höhern Ordnung angehört, durch dieſes Verhältniß wird er auch, wenn er einſt dem Körper entſchwebt, mit der Seele in einem andern Leben verbunden bleiben. Man ſieht, daß das dieſelbe Lehre iſt, die unſre Magnetiſeurs vom Nervengeiſte aufgeſtellt haben, der als ein verklärter Körper übrig bleibt, wenn der irdiſche Körper in Staub zerfällt. Eigenthümlich iſt die Behauptung, daß die ewige Beſtimmung unmittelbar mit der Zeugung eintrete, und daß deßfalls zwiſchen Embryonen von einem Tage und Menſchen, die ein langes Leben aufs reichſte zu ihrer Bildung benuzt haben, kein Unterſchied ſey. In dieſer Behauptung iſt etwas, das unſerm Geſchmack nicht zuſagt; wir ſagen nur Geſchmack, da wir dem bloßen Gefühl des Unſtatthaften nicht mehr Werth beilegen wollen. Verfolgt man dieſe kitzliche Unterſuchung weiter, ſo kommt man immer auf das alte Einſchachtelungsſyſtem zurück, das alle Individuen urſprünglich in Adam concentrirt enthalten ſeyn läßt, oder auf die bekannte Urfrage: ob die Henne oder das Ei älter ſey? Wo die ewige Beſtimmung des Individuums anfängt, ob mit der Geburt, ob mit der Zeugung des Individuums, ob mit der des Urvaters, ob ſie nicht ſchon in der Gattung vorherbeſtimmt iſt, oder ob ſie lediglich eigne That iſt und folglich erſt mit dem Gebrauch der Freiheit anfängt, das wollen wir heute noch nicht entſcheiden.

7) Gott und das Wichtigſte aus der Natur. Von Dr. G. H. Hoffbauer. Lemgo, Meyer, 1835. 8. S. 147.

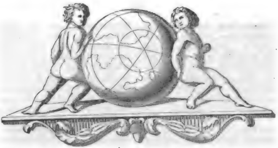
Das kleine Werk enthält eine ſehr gedrängte Ueberſicht der wichtigſten Naturgeſetze von der Sternkunde an bis zur Thierkunde hinab, die wieder zur Anthropologie aufſteigt. Der Grundgedanke aber iſt, daß das Werk den Meiſter verkündet und preist, und daß auch ſchon durch die irdiſche Natur ein ſympathetiſcher Zug, der ſie mit einer höhern Welt verbindet, hindurchgeht.

8) Vorträge aus dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften und der Oekonomie, gehalten vor einem Kreiſe gebildeter Zuhörer in der phyſikaliſch-ökonomiſchen Geſellſchaft zu Königsberg. Erſtes Bändchen u. ſ. w. Herausgegeben von dem Profeſſor K. E. v. Bär. Königsberg, 1834. gr. 8.

Noch zu keiner Zeit war die praktiſche Richtung der Wiſſenſchaften überhaupt, vornämlich aber der Naturwiſſenſchaften, ſo ſehr die vorherrſchende, wie ſeit einem halben Jahrhundert; die Beſchäftigung mit denſelben iſt jezt in viele Kreiſe hindurchgedrungen, wo man ſie trefflich nutzen kann und wo man ſie deſſenungeachtet früher nicht beachtete. So lange unſere Unterrichtsanſtalten ſo wenig im Einklang mit dieſer Richtung der Zeit ſtehen, wie es dermalen noch der Fall iſt, muß ſich dieſe nur um ſo mehr in der Literatur kund geben; und es erklärt ſich hieraus zur Genüge die außerordentlich günſtige Aufnahme, die mehrere naturhiſtoriſche Werke neuerdings gefunden haben, welche, von namhaften Männern bearbeitet, weniger den Gelehrten von Fach, als gebildete Leſer überhaupt im Auge haben. In die Reihe ſolcher populärer Werke über Naturkunde ſtellt ſich auch das gegenwärtige, welches der phyſikaliſch-ökonomiſchen Geſellſchaft zu Königsberg ſeine Entſtehung zu danken hat. Dieſer Verein hat ſeit dem Januar 1832 angefangen, ſeine Sitzungen öffentlich zu halten, in der Ueberzeugung, daß es von Nutzen ſey, die Wiſſenſchaft ins Leben überzuführen. Die Theilnahme der gebildeten Bewohner Königsbergs an dieſen Sitzungen zeigte ſich ſehr lebhaft und gab auch Veranlaſſung zu der Bekanntmachung der unter dem oben angeführten Titel erſchienenen, urſprünglich nicht für die Veröffentlichung auf dem Wege des Buchhandels beſtimmten Vorträge, die einen ſprechenden Beweis liefern, wie anregend ſolche Vereine, wenn ſie ihre unpaſſende Abgeſchloſſenheit aufgeben, auf einen weiten Kreis von Wißbegierigen wirken können. Wir finden hier von Bär einen Vortrag über das allgemeine Geſetz der Entwicklungsgeſchichte, von Bujack über die geographiſche Verbreitung des Weinſtocks, von Dove über den innern Zuſammenhang der Witterungserſcheinungen, von Jakobi über die Benutzung der Naturkräfte zu menſchlichen Arbeiten, von Meyer über den Pflanzenſchlaf und über den geſelligen Wuchs der Pflanzen, und von Moſer über die neuern magnetiſchen Entdeckungen und über die Erſcheinungen des Magnetismus der Erde.

Im Anhang ſind einige kleinere Mittheilungen von Argelander über das Nordlicht, von Bär über die Chinchilla (ein ſüdamerikaniſches Säugethier, deſſen Pelz neuerlich ſehr geſchäzt iſt) und von Dulk über Platinfeuerzeuge aufgenommen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 64. Montag, 26. Juni 1837.

Reiſen.

4) Reiſebriefe aus Belgien. Mit einigen Studien zur Politik, Geſchichte und Kunſt. Von Dr. J. W. Loebell, Prof. in Bonn. Berlin, Duncker und Humblot, 1837.

Die Niederlande werden jezt häufig bereist, und das iſt eine erfreuliche Erſcheinung; es bringt uns die entfremdeten Brüder wieder näher. Würde man z. B. nach den Zeitungen urtheilen, ſo wäre Belgien ein ganz franzöſiſches Land. Man muß ſelbſt hinreiſen, um zu ſehen, daß es noch gut altdeutſch iſt und das franzöſiſche Kleid nur übergehängt hat, wie es im vorigen Jahrhundert ja ſelbſt die am meiſten von Frankreich entfernt liegenden Provinzen ebenſalls thaten, als unſer ganzes großes Vaterland noch an der Gallomanie krank lag.

Der Verfaſſer iſt ein ſehr vielſeitig gebildeter Mann, beſonders in der Geſchichte bewandert und ein warmer Freund der Kunſt. Er würde ſich noch ausführlicher über die Werke der Baukunſt und Malerei in Brabant und Flandern ausgelaſſen haben, wenn ihm nicht das vortreffliche Werk von Schnaaſe zuvorgekommen wäre. Indeſſen wird der Kunſtfreund immer noch manche intereſſante Bemerkung bei ihm finden. Sofern er auch über das Theater und deſſen gegenwärtigen, durch die franzöſiſche Richtung herbeigeführten Verfall ſpricht, läßt ſich in ihm der Freund und Anhänger Ludwig Tiecks nicht verkennen, und ſeine Klagen ſind zu gerecht, als daß nicht jeder Mann von Bildung und Geſchmack gerne einſtimmte.

Von vielem Intereſſe ſind die gelegentlichen hiſtoriſchen Bemerkungen des Verf., z. B. über die vergeſſene Revolution Lüttichs, über die alte Geſchichte Flanderns und Brabants, insbeſondere der Städte Gent und Löwen ꝛc. Das Werthvollſte aber ſind die Betrachtungen über die jüngſte Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft Belgiens. Wir heben einige Stellen hervor, die uns beſonders beachtenswerth erſcheinen. „Sich Belgien von einer franzöſiſchdenkenden Partei ganz erfüllt zu denken, iſt ein in Deutſchland freilich ziemlich allgemein verbreitetes Vorurtheil, aber ein ganz unbegründetes. Die Partei, die Vereinigung mit Frankreich wollte, iſt ſchon im Anfange der Revolution eine zwar laute, aber ſchwache geweſen, und jezt höchſt unbedeutend, da die dortige Entwicklung der Dinge unter der Dynaſtie Orleans weder der liberalen noch der katholiſchen Anſicht in Belgien zuſagt. Liebe zu Frankreich, Verlangen in ſeinen Schooß aufgenommen zu werden, habe ich nirgends ausgeſprochen

Digitized by Google

gefunden, wohl aber Furcht, durch einen neuen Erguß des revolutionär weltbezwingenden Stromes dazu gezwungen werden zu können. Unverkennbar iſt eine ſtarke Abneigung gegen Frankreich, wenn ſie ſich auch nicht wie bei uns auf Geiſtesbildung, Literatur und Sitte bezieht, ſondern ganz anders motivirt und gefärbt iſt, und ſich bei den Meiſten, ich möchte ſagen weniger gegen das romaniſche als gegen das galliſche Element in den Franzoſen und ihrem Staatsthum wendet. Es wird auch in der Folge nicht an allerlei heimlichen Umtrieben und Verſuchen fehlen, den Belgiern das Glück, welches ſie dort zu erwarten haben würden, begreiflich zu machen; ſie werden aber um ſo weniger Anklang finden, weil durch die Natur der Dinge ſelbſt die Ueberredungsgründe immer dünner und abgenuzter werden müſſen. Die Wahl des Herzogs von Nemours, deren Beſtätigung allerdings einer mittelbaren Vereinigung mit Frankreich gleich geweſen wäre, kann gegen dieſe Behauptung nicht eingewandt werden. Denn vor fünf Jahren glaubten Viele: nur die Wahl zwiſchen Holland und Frankreich ſtehe frei, kein drittes ſey durchzuführen. Dennoch hatte der franzöſiſche Prinz beim erſten Scrutinium unter 191 Stimmen nur 89, und erſt beim zweiten ward er mit 97 gegen 94 ernannt. König Leopold hatte ſpäter 152 Stimmen gegen 43, und von dieſen lezteren hielten ſich die meiſten in der bloßen Negative."

Die Verbindung mit Holland bezeichnet der Verfaſſer mit Recht als eine unnatürliche. Was er darüber ſagt, haben auch wir bereits früher geltend gemacht. * *Die Diſſonanz Belgien und Holland konnte und kann nur in dem Accord Deutſchland aufgelöst werden.* Der Verfaſſer ſagt: „Der Katholicismus wurde in Belgien, wie es in Ländern zu geſchehen pflegt, wo er durch gewaltſame Bekehrungen in Maſſe und zahlreiche Vertreibungen befeſtigt worden iſt, einſeitiger und düſtrer; literariſche Entwicklung der Mundart in den germaniſchen Landſchaften konnte ſchon darum nicht ſtattfinden, weil ſie im Nebenlande ein Organ des Proteſtantismus geworden war, wie aus demſelben Grunde hierin der Süden Deutſchlands lange hinter dem Norden zurückgeblieben iſt. So ſah Süd-Niederland nach dem Norden immer mehr wie zu dem Entfremdeten hinüber, und mancher Grund fand ſich nicht nur zum Neide, ſondern auch zu Abneigung und Haß. Hatte denn nicht Holland gefordert und durchgeſezt, daß ihm die wichtigſten Intereſſen Belgiens zum Opfer gebracht wurden? Sperrte es nicht die Schelde? Hatte es ſich beruhigt, bis es auch jene geringen Anfänge eines Oſtendiſchen Handels wieder zerſtört ſah? Aber alles dieſes Mißgeſchick, die dreifache Fremdherrſchaft, hatten in den Belgiern weder die Geiſtesregſamkeit und Rührigkeit noch das Selbſtgefühl unterdrücken können. Es zeigte ſich zu den Zeiten Kaiſer Joſephs II. Und das gemeinſame Geſchick dieſer langen Periode hatte die ſonſt untereinander gleichſalls ſehr verſchiedenen Provinzen einander mehr genähert, als es je vorher der Fall geweſen war. Denn die allgemeine Richtung Europas trieb jezt in einem halben Jahrhundert mehr auf Einheit und Verbindung von Provinzen, die unter derſelben Regierung ſtanden, hin, als während des ganzen Mittelalters zuſammengenommen. — Man hätte demnach im Jahr 1814 überzeugt ſeyn müſſen, daß Belgien weder volksthümlich noch hiſtoriſch irgend einem vorhandenen Staate ſo angehöre, daß die Vereinigung mit ihm als eine aus der Natur der Verhältniſſe fließende betrachtet werden könne. Nach meinem Dafürhalten mußte Belgien entweder einem Staate erſten Ranges einverleibt werden, keinem ihm an Maſſe und Volksmenge nachſtehenden; oder man mußte ihm ſchon damals das Recht einräumen, welches man ſo manchen noch weit unbedeuternden Staaten Deutſchlands und Italiens gewährt: unabhängig und ſelbſtſtändig zu ſeyn. Es dem Ehrgeiz Frankreichs gegenüber nicht in der Luft ſtehen zu laſſen, gab es ein treffliches Mittel, Aufnahme in den deutſchen Bund. Belgien iſt zur Trennung von Holland und zur Selbſtſtändigkeit auf einem ganz andern Wege gekommen, während jene Art der Garantie gegen Frankreich, wenn vielleicht auch nicht für alle Folgezeit, doch gewiß für eine geraume Zeit verſcherzt iſt. Europa aber kann eine ſolche Garantie nicht entbehren. — Oder ſoll ich dies vielleicht erſt noch beweiſen? Freilich gibt es unter uns ſo gutmüthige Leute, daß ſie bei der dermaligen allgemeinen Neigung zum Frieden auch bei den Franzoſen allen Ehrzeiz abgethan wähnen. Ich möchte wahrlich nicht Prediger der Zwietracht und Verewigung der Völkerfeindſchaften ſeyn, ich erkenne gern und mit Freuden an, daß unſere Zeit in der gegenſeitigen Annäherung der Nationen erſprießliche Fortſchritte gemacht hat, und daß es wünſchenswerth iſt, ſie auf dieſem Wege beharren zu ſehen. Aber darum kann ich mich nicht überzeugen, daß mit dem Jahr 1830 die Geſchichte der Welt und der menſchlichen Leidenſchaften eine andere geworden iſt, daß Jeder die alte Haut gewandelt, und

* „Entfremdete Provinzen kann man nur wieder gewinnen durch Einverleibung in den großen Körper eines Reichs, in dem der Geiſt des Geſammtvolks lebt; Unterordnungen eines Theils unter den Theil erzeugen aber immer nur Haß und Eiferſucht und vermehren die Entfremdung." W. Menzels Geſchichte der Deutſchen. Zweite Auflage. 1834. S. 735.

die alten Begierden ganz abgelegt haben ſollte, daß alle die alten Warnungsfabeln ihre Gültigkeit und Anwendbarkeit verloren haben. Die Deutſchen ſcheinen noch immer eher als Andere zu Vergrößerungs-Experimenten einzuladen, und noch etwas von dem Charakter zu haben, den ſie ſich auf der Coſtnitzer Kirchenverſammlung ſelbſt beilegten, wo ſie ſich die andächtige, geduldige und demüthige Nation nannten. Frankreich gegenüber haben ſie eine tauſendjährige Erfahrung, die doch auch etwas ſagen will. Von Cambrai bis nach Arles hin, wo ihnen einſt alles Land gehörte, iſt dieſe Geſchichte in zu großer Schrift geſchrieben, als daß ſie dem Allerweltsbürgerſinn zu Liebe je vergeſſen werden könnte. Und haben wir denn nicht in der neueſten Zeit wieder Deutſche geſehen, die entgegenkommen wollten? Haben wir ihre Erklärung nicht vernommen, daß ſie in einem gewiſſen Falle, wiewohl mit blutendem Herzen, ſich zur Wiederabtretung des linken Rheinufers verſtehen würden? Die Franzoſen können es uns alſo wahrlich nicht übel nehmen, wenn wir noch ein wenig mißtrauiſch bleiben. Doch ſie überheben uns der Mühe, ihr Gelüſt durch Vermuthungen und Schlüſſe herauszubringen. Iſt denn nicht ſeit der Julirevolution in der Deputirtenkammer unzählige Male geſagt worden, daß das franzöſiſche Volk ſeine „natürlichen" Grenzen wieder haben müſſe? Und haben denn die Miniſter darauf jemals etwas anders geantwortet, als daß nur eben jezt der Zeitpunkt noch nicht gekommen ſey, daß man ſich noch gedulden müſſe? Und die Verehrer deutſcher Philoſophie und Literatur unter ihnen ſtimmen nicht ab. Noch in den lezten Tagen fand ich beim flüchtigen Durchblättern eines neueſten Buches dieſer Art den Rath an Bayern, ſich die Zuneigung Frankreichs durch Abtretung ſeiner Rheinprovinz zu erwerben. — Alſo bedürfen wir wohl fortwährend der Garantien, der Wachſamkeit und eines tüchtigen Vertheidigungszuſtandes, freilich nicht gegen ſolche Rathgeber, aber gegen die, welche das Ding einmal wieder anders würden verſuchen wollen. Die Pariſer und Wiener Anordnungen haben einen der wichtigſten Beſtandtheile des Schutzes der deutſchen Weſtgrenze in die Hände eines nicht zum deutſchen Bunde gehörigen Staats gelegt; und indem ich nun frage, hat Deutſchland durch die Trennung dieſes Staats in zwei verſchiedene Theile weſentlich verloren? ſtehe ich nicht an, dieſe Frage mit Nein zu beantworten."

Ganz ſicher. Aus demſelben Grunde iſt auch die ewige Uneinigkeit der Schweizer-Kantone eine Bürgſchaft, daß ſie ſich früher oder ſpäter wieder dem deutſchen Geſammtintereſſe anſchließen werden. Ja wir fügen noch ausdrücklich hinzu, die Uneinigkeit zwiſchen Belgien und Holland, wie die zwiſchen den Schweizer-Kantonen iſt eine natürliche und nothwendige, weil die Theile eines natürlichen Ganzen, wenn es gewaltſam aufgelöst wird, ſich eben ſo gewiß magnetiſch abſtoßen müſſen, als ſie vom Ganzen magnetiſch angezogen wurden. Jeder Verſuch, an die Stelle der natürlichen Ganzheit eine neue künſtliche zu ſetzen, z. B. einen deutſchen Stamm mit einem ausländiſchen, oder auch zwei und mehrere deutſche mit Ausſchluß der übrigen zu amalgamiren, bleibt unnatürlich und ein Flickwerk, das nicht dauern kann.

Der Verfaſſer fügt ſeinen ſehr intereſſanten Bemerkungen noch folgendes bei: „Fragen Sie mich aber, was ich im Lande geſehen, was mich trotz der langen Gewöhnung, der großen Vorliebe für das gemächliche franzöſiſche Weſen, an die Möglichkeit des Gelingens glauben läßt? ſo antworte ich Ihnen: es iſt die in einigen feinen Köpfen entſtandene Ueberzeugung, daß das Eindringen in die deutſche Geiſtesbildung dem wiſſenſchaftlichen Streben der Nation einen neuen Schwung geben würde. Wenn ſich jezt, meinen ſie, Franzoſen und Engländer zur deutſchen Literatur hinwenden, wenn ſie nicht mehr bloß in den dort aufgeſpeicherten Vorräthen vielfältigen Stoffes, ſondern in der Form und im Geiſte derſelben Schätze, werth des Hebens und des Benutzens, erblicken, ſo ſeyen ſie, die germaniſchen Belgier, noch weit mehr berufen, ſich dieſe Vortheile anzueignen. Daß ſie dabei nicht auf halbem Wege werden ſtehen bleiben können, ſchreckt ſie nicht, es ermuntert ſie. Von zwei Leuten, die einander nicht kennen, und in zwei verſchiedenen Städten leben, habe ich am Schluſſe von Erörterungen über dieſen Gegenſtand buchſtäblich dieſelben Worte gehört: oui, l'avenir de la Belgique appartient à l'Allemagne. Iſt es ein wahrhaftes Vorgefühl, in dem ſie dies ausſprechen? Oder täuſcht ſie die eigne Neigung nur? Die Zukunft wird darüber entſcheiden."

5) Fragmentariſche Mittheilungen über eine Reiſe durch Holland und einen Theil von Belgien im Herbſt 1834. Von K. Fr. H. Stelzer. Köln, Renard und Dübyen, 1835.

Gleichfalls eine recht leſenswerthe Reiſe. Der Verfaſſer war von ſeiner Frau begleitet und gehört zu den echt deutſchen Reiſenden, die bei ganz verſtändiger Beurtheilung der Dinge zugleich ihr Gemüth nicht verläugnen können; denen noch die ſchöne Himmelsgabe inwohnt, etwas bewundern zu können und die z. B. beim erſten Anblick des Meers noch von einer frommen Rührung ergriffen werden. Unſere Zeit arbeitet dahin, dieſe edle Eigenſchaft der Deutſchen, die Gemüthlichkeit, auszurotten, und wir wünſchen herzlich, daß die Natur

ſtärker ſeyn möge, als die fremde Manier franzöſiſcher Suffiſance und des brittiſchen nil admirari. Der Verfaſſer durchreiſte die vorzüglichſten Städte Hollands und Belgiens, deren Merkwürdigkeiten er beſchreibt. Auf die Werke der Kunſt nimmt er vorzugsweiſe Rückſicht. In die Politik miſcht er ſich nicht mit beſonderer Vorliebe ein. Doch gibt er ein glänzendes und ausführliches Gemälde der Schlacht von Waterloo.

Naturkunde.

9) Einleitung in das Studium der Naturwiſſenſchaft. Nach dem Engliſchen des John Fred. William Herſchel von Dr. A. Weinlig. Leipzig, L. Voß, 1836.

Das Bedürfniß, in der Naturwiſſenſchaft zu generaliſiren, kehrt immer wieder, und um ſo gewiſſer, je mehr man ſchon ins Specielle eingegangen iſt. Die Naturphiloſophie hat zwar viel von ihrem Kredit verloren, da ſie die Natur zu ſehr a priori zu conſtruiren unternahm; allein nachdem die Empiriker den Sieg über ſie gefeiert, haben ſie ſich doch ſelbſt genöthigt geſehen, allgemeine Ueberſichten und Anſichten des Naturgebiets zu verſuchen. Sie haben alle das Gute, daß ſie nicht ein Haarbreit von der gewiſſen Erfahrung abweichen; allein es fehlt ihnen die alles durchdringende Idee, ſie geben in der Regel nur ein Conglomerat von Beobachtungen, gefallen ſich in der Ausmalung kleiner Beiſpiele und Experimente und vergeſſen darüber das große Ganze, und ſind redſelig, und weit entfernt von jener mathematiſchen klaren Conſtruction der ältern Naturphiloſophie. Beſonders ſind die vielen populären Werke der Engländer dadurch charakteriſirt.

Der jüngere Herſchel gibt hier nur eine Einleitung in das Studium der Naturwiſſenſchaften, d. h. er ſpricht ſich etwas weitläuftig über den Nutzen und Werth dieſer Wiſſenſchaften aus, den wohl in der Welt Niemand beſtreitet. Sodann verbreitet er ſich über die Methode des Studiums und verlangt, wie billig, daß man immer von der Erfahrung ausgehen ſolle, da erſt durch Sammlung, Vergleichung und wiederholte Forſchung im Einzelnen allgemein gültige und unumſtößliche Geſetze entdeckt werden können. Endlich gibt er eine Ueberſicht der Naturwiſſenſchaften nach ihrer natürlichen Eintheilung.

In Bezug auf die neuern Entwicklungen der Naturwiſſenſchaften bemerkt er mit Recht: „Es gibt keinen größern Gegenſatz, als den zwiſchen den gegenwärtigen reißenden Fortſchritten der Naturwiſſenſchaft und ihrer langſamen Ausbildung von den früheſten Zeiten bis zu Ende des ſechzehnten Jahrhunderts.“ Indeß hat der Verfaſſer nicht alle große Folgerungen daraus zu ziehen gewußt oder ſie nicht ziehen wollen. Mit dem Fortſchritte der Naturwiſſenſchaft nämlich hängt (nicht bloß als Folge, ſondern auch als Urſache) die ganze materielle Richtung unſers Lebens aufs engſte zuſammen, und es handelt ſich hier nicht bloß von einem Contraſt in der Geſchichte der Wiſſenſchaften, ſondern von einem in der Weltgeſchichte überhaupt.

10) Unterhaltungen aus dem Gebiete der Naturkunde. Von D. Fr. Arago. Aus dem Franzöſiſchen überſezt von Carl v. Remy. Erſter Theil. Stuttgart, Hoffmann'ſche Verlagsbuchhandlung, 1837. gr. 8.

Arago's Verdienſte um die Sternkunde und Phyſik ſind ſo allgemein anerkannt, daß wir von ihm nur Ausgezeichnetes erwarten können. Er verbindet mit dem gründlichſten Wiſſen eine äußerſt gefällige und klare Darſtellung. Die vorliegende Schrift beſteht aus einer Sammlung der Aufſätze, welche dieſer Gelehrte ſeit einer Reihe von Jahren den bekannten Jahrbüchern des Pariſer Längenbüreaus einverleibt hat, die eben durch ſie eine ſo große Zahl von Leſern angelockt haben. Einige von dieſen Abhandlungen ſind ſchon früher durch deutſche Zeitſchriften — wenigſtens in Auszügen — auch bei uns bekannt und günſtig aufgenommen worden. Was ſie beſonders empfiehlt, iſt die zweckmäßige Wahl der Gegenſtände, indem Arago ſich ſtets beſtrebt, ſolche Materien, welche gerade vorzugsweiſe die Aufmerkſamkeit des Publikums in Anſpruch nehmen, dem allgemeinen Verſtändniſſe näher zu legen. In dieſem erſten Theile ſind beſonders die beiden Aufſätze über Dampfmaſchinen und arteſiſche Brunnen, nicht allein für Gelehrte, ſondern überhaupt für jeden Gebildeten, beſonders aber für Techniker ſehr werthvoll. Außerdem enthält er noch eine größere Abhandlung über den Wärmeſtand unſerer Erde und ferner kürzere Notizen über den ſogenannten froſtbringenden Mond, über den Thau, über die Temperatur der verſchiedenen Thiergattungen u. ſ. w. Die Ueberſetzung iſt im Allgemeinen zu loben, wenn auch Remy die Eleganz des Originals nicht erreicht hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 65. Mittwoch, 28. Juni 1837.

Naturkunde.

11) Polemiſche Blätter zur Beförderung der ſpeculativen Phyſik, herausgegeben von Heinrich Steffens. Zweites Heft, zur Geologie. Breslau, J. Max u. Comp., 1835.

Ueber das erſte Heft haben wir uns, Literaturblatt von 1830 Nr. 132, ausgeſprochen. Herr Steffens hat es unternommen, das Verhältniß der Naturphiloſophie zu der jezt beſtehenden und nach den mannichfaltigſten Richtungen hin fortdauernd ſich entwickelnden Naturwiſſenſchaft nicht bloß anzudeuten, ſondern für die Zukunft zu begründen. Er glaubt der Speculation einen um ſo größern Werth beilegen zu müſſen, als dieſelbe auf eine wunderbare Weiſe die Probe der Empirie ausgehalten habe. Mit Recht bemerkt er, daß kein Zweig der Naturwiſſenſchaft in neueſter Zeit ſo große Umbildung erfahren hat, als die Geologie, und er freut ſich, daß ihre lezten Reſultate gleichwohl nur das beſtätigen, was er vor zwei-und-dreißig Jahren damals allein auf Werners Lehre geſtüzt. Wir können dies nicht beſtreiten, allein ob uns eine ſo erſtaunliche Elaſticität der Speculation dieſelbe nicht eher verdächtig machen ſollte, wollen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen. Die Speculation hat bekanntlich in gewiſſen Hauptſätzen, z. B. vom allgemeinen, in polaren Gegenſätzen und in graduirter Entwicklung ewig thätigen Leben ꝛc. unter allen Umſtänden Recht, und dieſe Hauptſätze ſind ſo wenig neu, daß wir ſie von den alten Indern durch das Mittelalter bis auf unſre Tage verfolgen können; allein eben ſo gewiß iſt, daß ſie ſich mit den vier Elementen der Alten und mit den drei des Paracelſus ſo gut vertragen, wie mit denen der heutigen Chemie, und mit den ſieben Planeten der Alten ſo gut als mit den elf der Neuern, und daß der Kern von allgemeiner Wahrheit, der in ihnen enthalten iſt, ſich mit allen Irrthümern verträgt, von denen uns erſt die Erfahrung gründlich befreien kann. Wir haben jederzeit der Naturphiloſophie das Wort geredet, als einer Wiſſenſchaft, die zu großen Ueberblicken führt, die einzelnen Naturreiche unter einander verbindet und vergleicht, die Inconſequenzen einſeitiger Forſchungen aufdeckt und dem Laien, der auf keine andere Weiſe ſchnell genug das große Ganze der Natur überſehen kann, Ehrfurcht, Bewunderung und Liebe zu den Naturwiſſenſchaften einflößt; allein wenn irgendwo, ſo iſt hier die Speculation verpflichtet, hinter der Erfahrung her zu gehen, ihre Reſultate zu ordnen, ihre Abweichungen auszumitteln, Lücken nachzuweiſen, auf noch nicht entdeckte Momente hinzudeuten ꝛc., nicht aber der Erfahrung vorgehn und ein für alle mal ſo viel leiſten zu wollen, als die mühſamſten

Forſchungen künftiger Jahrhunderte auf dem Wege der Erfahrung leiſten werden.

12) Ueber das Licht, vorzugsweiſe über die chemiſchen und phyſiologiſchen Wirkungen deſſelben. Ein Verſuch von Dr. G. Landgrebe. Marburg, Elwert, 1834. 8. S. 602.

Der Verfaſſer bezweckte keine neue Theorie des Lichts, ſondern nur eine Ueberſicht über die durch Erfahrung erprobten Wirkungen deſſelben auf Minerale, Pflanzen und Thiere. Dieſe Ueberſicht iſt außerordentlich reichhaltig und intereſſant, und dürfte vielen Leſern auch von praktiſchem Intereſſe ſeyn.

Der erſte Abſchnitt handelt von den chemiſchen Wirkungen des Lichts auf Metalle, Säuren, Oxyde, Steine ꝛc., und zwar nicht bloß des einfachen, ſondern auch des zerſezten Lichts in den prismatiſchen Farbenſpektren, unter denen Roth die meiſte, Violet die mindeſte Wärme entwickelt. Wir können unmöglich hier der Unterſuchung zu allen verſchiedenen anorganiſchen Stoffen folgen. Aber die ſehr ausführliche und gewiß allen Leſern intereſſante Abhandlung über den Lichtmagnetismus ſcheint uns beſonders anziehend. Im violetten Spektrum nämlich wird das Eiſen magnetiſch, was kein anderer Farbenſtrahl hervorzubringen vermag. Lange und oft iſt dieſe Thatſache bezweifelt worden, weil viele Phyſiker nicht im Stande waren, ſie zu beobachten; durch immer wiederholte Verſuche hat ſich aber endlich ausgemittelt, daß es nur auf eine ſorgfältige Auswahl der Temperatur und anderer äußerer Bedingungen ankommt, um das ſchöne Phänomen unfehlbar zu beobachten. Auch einfache Magnete verſtärken ihre Ziehkraft, wenn ſie der Sonne ausgeſezt werden.

Sind die chemiſchen Verſuche mit unorganiſchen Stoffen insbeſondere dem Chemiker wiſſenswürdig, ſo erſcheinen die folgenden Unterſuchungen über die Wirkungen des Lichts aufs Wachsthum, Form, Farbe und Geruch der Pflanzen und endlich auch auf die Thiere und Menſchen von allgemeinem Intereſſe. Auch hier handelt es ſich nicht bloß vom einfachen, ſondern auch von dem prismatiſch in Farbenſtrahlen getheilten Licht. „Was aber beſonders hieher gehört, iſt das ſonderbare Phänomen, daß, wenn die Pflanzen im blauen Lichte gerade ſo wie bei dem Wachſen im Freien ſich gegen das Licht neigten und ihm die Oberfläche ihrer Blätter völlig ausgebreitet darboten, dieſelben im rothen Lichte ſich dagegen davon abkehrten, als ob ſie dadurch litten und zugleich die Blätter ſich ſchneckenförmig einrollten. Gewöhnlich nehmen beide, die dem Blau und dem Roth ausgeſezten Pflanzen, während der Nacht wieder eine ziemlich verticale Richtung an. So wie aber die Sonne wieder zum Vorſchein kam, gingen ſie in einander entgegengeſezten Directionen wieder aus einander.“ Nicht minder eigenthümlich iſt die ſpiralförmige Windung, welche die Pflanzen nur im Licht erhalten. Desgleichen das Verhältniß der Farbe zum Geruch. Die Herren Schübler und Köhler haben 4200 Pflanzen unterſucht, und folgende Ueberſicht gegeben, „wobei zu bemerken iſt, daß die wenigen ſchwarz blühenden Arten nur bei Ziehung des allgemeinen Mittels mit in Rechnung gebracht werden.

Farben.	Zahl der Arten.	Riechende Arten dieſer Farbe.	Auf 100 dieſer Farbe kommen im Mittel	
Weiß	1193,5	187	15,66	riechende
Roth	923	85,4	9,25	„
Gelb	951,3	75,6	7,94	„
Blau	594,5	30,9	5,18	„
Grün	153	12,8	8,36	„
Violett	307,5	23,5	7,64	„
Orange	50	3	6	„
Braun	18,5	1,2	6,48	„
Allg. Mittel	4200	419,3	9,99	„

So wie alſo die weiß blühenden Arten am häufigſten verbreitet ſind, ſo finden wir ſie auch am meiſten riechend. Unter den farbigen Blüthen ſind die rothen am meiſten, hingegen die blauen am wenigſten zur Entwicklung riechender Subſtanzen disponirt. Im Durchſchnitt kommt auf 10 Arten bloß eine riechende. Sondert man nun wieder die angenehm und unangenehm riechenden Arten, ſo erhalten wir folgende Reſultate:

Farbe der Blüthen.	Zahl der Arten.	Riechende Angenehm.	Riechende Unangenehm.	Auf 100 Arten dieſer Farbe kommen im Mittel angenehm riechende.	Auf 100 Arten dieſer Farbe kommen im Mittel unangenehm riechende.
Weiß	1193,5	755	12	14,66	1,00
Roth	923	76,1	9,3	8,24	1,01
Gelb	951,3	61,1	14,5	6,42	1,52
Blau	595,5	23,3	7,5	3,01	1,26
Violett	307,5	17,5	6,0	5,68	1,95
Grün	153	10,3	2,5	6,73	1,62
Orange	50	1,0	2,0	2,00	4,00
Braun	18,5	0	1,2	„	6,48
Gefärbtblühende überhaupt	2997,8	189,3	43,0	6,31	1,43

Hieraus iſt erſichtlich, daß weiß blühende Pflanzen weit häufiger angenehm riechen, als gefärbt blühende; denn auf 100 weiß blühende kommen im Durchſchnitt 11,6 angenehm und nur eine unangenehm riechende, dagegen unter eben ſo viel gefärbt blühenden 6,3 angenehm und 1,1 unangenehm riechende Art.“ Die Unterſuchung führt den Verfaſſer von dem allgemein bekannten und großen

Phänomen des Wachsthums, der Reife, Ausdünſtung ꝛc. der Pflanzen immer auch zu den ſeltenſten hin, z. B. zu dem Leuchten gewiſſer Pflanzen, der bei Nacht flammenden Aglaophotis der Polyanthes tuberosa, die ſogar elektriſche Funken ſchießt, der Rhizomorphen, die, in Bergwerken an altem Holz wachſend, das prächtigſte grüne Phosphorlicht ſtrahlen ꝛc.

Der Einfluß des Lichts auf die thieriſche Bildung iſt am auffallendſten in der Färbung der Haut, insbeſondere bei den Negern. Davon handelt der Verfaſſer ſehr umſtändlich. Sodann verbreitet er ſich am ausführlichſten über die Phosphorescenz der Thiere, nicht bloß im Meere, ſondern überall. Da er ſich durchaus auf Erfahrungen ſtützt und die merkwürdigſten geſammelt hat, finden wir auch viele ganz abnorme Erſcheinungen erwähnt, z. B. bei Krankheitsfällen die eigenthümlichſten Farbenbildungen. „Lecat erzählt von einer franzöſiſchen Herzogin, welche früher ſchon vier Kinder geboren hatte, und dann zum fünften Male ſchwanger wurde. Im ſiebenten Monat dieſer fünften Schwangerſchaft wurde das Geſicht, namentlich die Gegend unter den Augen, ſchwarz, beinahe wie Kohlen ausſehend. Die Schwärze verbreitete ſich über die Augen, auf die Stirn, über die Hälfte der Naſe, und zwar nicht plötzlich, ſondern allmählich, während einer Zeit von vierzehn Tagen, wo an den genannten Orten marmorirte Flecken entſtanden. Hernach aber wurde das ganze Geſicht ſchwarz, und es ſah aus, als hätte die Patientin eine ſchwarze Maske vor. Die Lippen waren jedoch dabei roth geblieben, auch war die Farbe der Augen unverändert. Außerdem befand ſich die Herzogin wohl; ſie hütete ſich aber das Geſicht zu berühren, weil die Haut daſelbſt gegen jede Berührung äußerſt empfindlich war. Indeß behielt die ſchwarze Färbung des Geſichtes nicht immer denſelben Grad der Intenſität, denn bald war ſie heller, bald auch wieder dunkler. Die Haut war weder ölig noch rauh. Drei Tage vor ihrer Niederkunft bemerkte die Patientin, daß das Taſchentuch etwas gefärbt war, womit ſie ſich das Geſicht abgewiſcht hatte. Auch jezt noch machte ihr die Berührung des Geſichtes Schmerzen. Als ſie während der Geburtswehen ſtark ſchwizte, und ſich mit einem weißen Taſchentuche den Schweiß von der Stirne abwiſchte, war daſſelbe dadurch ſo ſchwarz geworden, als wäre man mit ihm an einem Ofen herumgefahren, und dies war nicht nur mit einem, ſondern mit mehreren Taſchentüchern der Fall. Als ſie entbunden war, hatte die Stirn wieder ihre frühere weiße Farbe angenommen; nur auf den Wangen waren noch einige ſchwarze Schatten befindlich. Lecat wußte nicht beſtimmt anzugeben, wie lange ſolche geblieben ſeyen, indeß nach neun Tagen waren ſie ſämmtlich verſchwunden. Das Kind war übrigens vollkommen geſund.“

Die Lektüre dieſes Buchs hat uns großes Vergnügen und Belehrung gewährt und wenn es uns auch über das abſolute Weſen des Lichts nicht naturphiloſophiſch aufklärt, ſo iſt es doch als eine Naturgeſchichte der Lichtwirkungen äußerſt reichhaltig und anregend für den Geiſt.

13) Allgemeine Naturgeſchichte für alle Stände, von Profeſſor Oken. 4ter bis 6ter Band. Stuttgart, Hoffmann, 1833—1836. 8.

Oken vereinigt die ſchärfſte Klarheit des Ueberblicks mit einem ungemeinen Reichthum von Specialitäten. Je mehr in neuerer Zeit die leztern ſich häufen, um ſo nothwendiger iſt der durchdringende Blick der Orientirung; und Oken iſt hierin Meiſter. Kein Naturforſcher iſt ſo ſehr geeignet, die Laien anzuregen und für das Studium der Natur zu begeiſtern, indem er ſie ſogleich auf Höhen führt, von wo aus ſie einen überraſchenden Ueberblick genießen. Wir haben uns über die Eigenthümlichkeit der Oken'ſchen Methode ſchon in Nr. 111 und 112 des Literaturblatts von 1833, indem wir die erſten Bände des vorliegenden Werkes anzeigten, ausführlich ausgeſprochen, begnügen uns daher heute, die Fortſetzung einfach anzuzeigen und die Empfehlung des Werkes zu wiederholen, das wir mit demſelben Vergnügen geleſen haben, mit dem wir einſt zu den Füßen des Meiſters ihm zuhörten.

14) Die Geſchichte der Natur, als zweite gänzlich umgearbeitete Auflage der allgemeinen Naturgeſchichte von Dr. G. H. v. Schubert, Hofr. ꝛc. 1r Bd. Erlangen, Palm u. Enke, 1835. gr. 8.

Eine gedrängte Inhaltsüberſicht dieſes erſten Bandes wird ſogleich eine Haupteigenthümlichkeit dieſes Handbuches der Naturgeſchichte, welches in gegenwärtiger zweiter Auflage vielfache Bereicherungen erhalten hat, erkennen laſſen. Es beſchränkt ſich nicht, wie faſt alle andere, auf die drei Naturreiche, ſondern ſucht die Natur in ihrer weiteſten Ausdehnung als ein Ganzes darzuſtellen, eine Auffaſſungsweiſe, die gegenüber von der gewöhnlich befolgten auch den Vorzug hat, daß der Anfänger in der Wiſſenſchaft von vorn herein von einer beſchränkten Betrachtung der Naturerſcheinungen bewahrt und ſogleich mit der organiſchen Verbindung, in der ſämmtliche Theile der ganzen Natur mit einander ſtehen, vertraut wird, während er ſonſt über die Menge einzelner Naturkörper und der Beſchäftigung mit ihren Merkmalen und ihren Unterſchieden das ſie alle umſchlingende Band leicht aus den Augen verliert, und damit auf die ſchönſten Genüſſe, welche die Naturkunde darbietet, unwiſſentlich Verzicht leiſtet.

Digitized by Google

Der Verfaſſer gibt nach einigen erläuternden Bemerkungen über den dem Buche vorgeſezten Titel einen kurzen Umriß der Geſchichte der Naturwiſſenſchaft, geht hierauf zur Betrachtung des Sternenhimmels über, und kommt dann zu einer allgemeinen Naturgeſchichte des Erdkörpers. Er betrachtet hier zuerſt das Erdganze, dann das Meer, die Erhöhungen des Feſtlandes, den Kreislauf des Süßwaſſers, die Höhlen, den Luftkreis, die Meteore, die Erdbeben und Vulkane, die Bergarten der Erdrinde, die organiſche Natur des Gebirgs-Innern, das Entſtehen der Erdfeſte, die Ab- und Zunahme des Gewäſſers der Erde, die Abnahme und Zunahme der Wärme der Erde, endlich die großen Revolutionen, deren Spuren die Erde an ſich trägt. Der zweite Band iſt der Mineralogie und Botanik und der dritte der Thierwelt gewidmet. Auf dieſe zwei Bände werden wir in einer ſpätern Anzeige zurückkommen und bemerken rückſichtlich des erſten nur noch, daß uns die Gedrängtheit, mit welcher der Verfaſſer eine unendliche Menge von Thatſachen auf einem verhältnißmäßig beſchränkten Raume zuſammenzufaſſen weiß, überraſcht hat, und daß die dichteriſche Begeiſterung, die ihn da und dort ergriffen zu haben ſcheint, dem Buche nur zur Zierde und Empfehlung gereichen kann, da ſie auf die gewiſſenhafte Darlegung der Naturerſcheinungen nicht im mindeſten ſtörend eingewirkt hat.

15) Naturgeſchichte der drei Reiche. Zur allgemeinen Belehrung bearbeitet von G. W. Biſchoff, J. R. Blum, H. G. Bronn, K. C. v. Leonhard, F. S. Leuckart und F. S. Voigt. Stuttgart, Schweizerbart's Verlagshandlung.

Von dieſer ihrer Beſtimmung vollkommen entſprechenden Naturgeſchichte liegen uns die 10te bis 20ſte Lieferung vor. Hievon gehören 3 Lieferungen der von Leonhard muſterhaft bearbeiteten Geologie und Geognoſie an, 3 der Botanik, welche Biſchoff übernommen hat, 5 der Zoologie, die Voigt liefert. Daß die Herausgeber ſich dieſem Gelehrten noch beigeſellt haben, gereicht dem Unternehmen ſehr zum Vortheil. Wir behalten uns vor, auf daſſelbe zurückzukommen und es genauer zu beſprechen, ſobald uns die eine oder andere Abtheilung vollſtändig zugekommen iſt.

16) Leitfaden zum Unterricht in der Naturbeſchreibung und Naturgeſchichte durch Tabellen und deren Erläuterung. Von Dr. C. F. Nietſch. Hanau, Edler, 1835.

Eine gedrängte Ueberſicht des ganzen Naturgebiets, wobei der Verfaſſer ſich weſentlich an Okens bekanntes Syſtem gehalten hat. Das einfache Princip, der innere Zuſammenhang und die ſymmetriſch klare Anordnung in dieſem Syſtem ſcheint uns allerdings ganz vorzüglich geeignet, Schüler und Laien, die zum erſten Mal in die Naturwiſſenſchaften eingeführt werden, dafür zu enthuſiasmiren. Hier kommt es auf den großen Eindruck und auf die Luſt, die zum Lernen erweckt wird, hauptſächlich an. Stößt man bei weiterm Forſchen auch auf kleine Mängel des Syſtems, ſo thut dies nichts zur Sache, wenn man vorher nur zu einem großen Eifer überhaupt geweckt wurde. Der Grundſatz Okens (ſo viel innere Organe, ſo viel äußere Gattungen von Pflanzen und Thiere, indem jedem Organ eine Gattung vorzugsweiſe entſpricht) iſt ſo klar und gewährt eine ſo augenblickliche Orientirung in der Natur, daß er wohl immer der erſte Schlüſſel ſeyn muß, den man dem Schüler vor der verſchloſſenen Pforte in die Hand geben muß.

Bade-Literatur.

Homburg (vor der Höh) und ſeine Heilquellen, von Dr. Trapp. Darmſtadt, Leske, 1837.

Eine ausführliche Beſchreibung und Empfehlung der Homburger Bäder, von dem dieſelben beaufſichtigenden Arzte; nach Art der unzähligen ähnlichen Badeſchriften. Das Homburger Waſſer wird vorzüglich für Verſtopfungen aller Art empfohlen, und der Verfaſſer iſt unermüdlich in der Erzählung ſehr handgreiflicher Beiſpiele von böſen Krankheiten und glücklichen Kuren durch erwähntes Waſſer.

Erinnerungen an das Seebad von Helgoland. In Briefen von Dr. G. Salomon. Hamburg, Perthes und Beſſer.

Meine kleine Seereiſe oder die Fahrt nach Helgoland. Von *r. Leipzig, Feſt, 1836.

Beides Schilderungen der berühmten Inſel Helgoland, die übrigens ſchon Herr von der Decken viel gründlicher und genauer geſchildert hat. Die beiden kleinen Schriften beweiſen inzwiſchen, daß Helgoland in neuerer Zeit ſtark beſucht wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 66. Freitag, 30. Juni 1837.

Naturkunde.

17) Geſchichte der durch Ueberlieferung nachgewieſenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche. Ein Verſuch von K. E. A. v. Hoff. 1ſter bis 3ter Theil. Gotha, Perthes, 1822—34.

Die Veranlaſſung zur Ausarbeitung dieſes ausgezeichneten Werkes war eine Preisaufgabe der Königl. Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen, die eine gründliche und umfaſſende Unterſuchung über die Veränderungen der Erdoberfläche, welche in der Geſchichte ſich nachweiſen laſſen, und die Anwendung, welche man von ihrer Kunde bei Erforſchung der Erdrevolutionen, die außer dem Gebiete der Geſchichte liegen, machen kann, verlangte. Der Verfaſſer löste dieſe Aufgabe ſo ſehr zur Zufriedenheit der genannten Geſellſchaft, daß ihm der ausgeſezte Preis zu Theil wurde. Bedenkt man, wie wenig Vorarbeiten der Verfaſſer zu benutzen hatte, ſo kann man ihm das Zeugniß nicht verſagen, daß er ſich durch die umfaſſende Bearbeitung jenes für die Geologie und Geographie wichtigen Gegenſtandes ein großes Verdienſt erworben hat. Der erſte Band enthält außer der Einleitung die Veränderungen zwiſchen Land und Meer, der zweite eine Geſchichte der Vulkane und Erdbeben, und der dritte die übrigen, das trockne Land und die Inſeln treffenden Veränderungen, ferner die aus dieſen Unterſuchungen ſich ergebenden geologiſchen Reſultate und zahlreiche Zuſätze zu den zwei erſten Bänden.

Die intereſſanten Reſultate des Werks ſind kürzlich folgende. I. Im erſten Theil beweist der Verf. durch Zuſammenſtellung unzähliger Thatſachen; daß bisher „weder ein allmähliges und fortdauerndes Sinken, noch ein ſolches Steigen des allgemeinen Meeresſpiegels angenommen werden kann; und daß die Erſcheinungen, welche man durch eine von dieſen Urſachen erklären zu können geglaubt hat, auf ganz anderen Gründen beruhen. Wir glauben auch: daß man ſich leicht überzeugen werde, wie ein merkbares Steigen oder Sinken des allgemeinen Meeresſpiegels von den allgemeinſten und ſichtbarſten Folgen auf alle niedrigen Meeresküſten begleitet ſeyn müßte, ſo daß man, wenn Eines von Beiden wirklich einträte, gar nicht nöthig haben würde, die Beweiſe davon an einzelnen Orten hie und da zuſammenzuſuchen, ſondern daß ſie überall auf eine unverkennbare Weiſe und ſo ſehr in die Augen fallen müßten, daß die ganze Küſtengeographie der lezten zweitauſend Jahre dadurch umgeſtaltet worden ſeyn würde.“

Dagegen geſteht der Verfaſſer, daß das Abnehmen des Meers von unten her, ſofern beſtändig durch eine ungeheure Menge todter Schaalthiere auf dem Meeresboden neue feſte Lagen gebildet werden, und doch die Oberfläche des Meeres dadurch nicht angeſchwellt und ausgedehnt werde, noch ein großes Räthſel der phyſiſchen Erdkunde ſey. „Vielleicht führt die merkwürdige Vertheilung der Waſſermaſſe auf dem Erdballe zu einer Erklärung dieſes Phänomens. Bekanntlich iſt die ſüdliche Halbkugel der Erde viel tiefer im Waſſer eingetaucht als die nördliche. Der wahre Grund dieſer Vertheilung des Waſſers iſt noch unerforſcht. Daß aber dieſe Vertheilung mit der Lage des Schwerpunktes der Erde in einer genauen Verbindung ſtehen muß, liegt in der Natur der Sache. — Mit mathematiſcher Zuverläſſigkeit aber kann und muß man annehmen, daß die geringſte Veränderung, welche in der beſtehenden Vertheilung des Flüſſigen und Feſten auf der Erdkugel vorgeht, eine wenn auch noch ſo geringe Einwirkung auf die Lage des Schwerpunktes der Kugel äußern muß. Wie alſo, wenn die Anhäufung der vom feſten Lande abgeriſſenen und in das Becken des Oceans verſenkten Theile, von den Gegenden der Erdkugel her, in welchen die große Maſſe des feſten Landes mit ihren Gebirgen hervorragt, und die in den Meeren von geringerer Tiefe lebende organiſche Welt, mit jeder Erhöhung des Meeresbodens nur die Waſſermaſſe mehr und mehr nach dem Theile der Kugel drängten, in welchem die Eine Urſache der Erhöhung des Meerbodens ganz mangelt, und die Andere vielleicht in einem weit geringern Grade wirkſam iſt? Wie, wenn die hiernach modificirt werdende Wölbung des allgemeinen die Kugel umgebenden Waſſerſpiegels den Grund enthielte: warum man gerade an den Küſten desjenigen Theils des feſten Landes, der uns ſeit einem paar Jahrtauſenden bekannt iſt, das zu erwartende Steigen dieſes Spiegels noch nicht hat wahrnehmen können? — Die ungleiche Vertheilung des Waſſers auf dem Erdballe; das Hervorragen des bei weitem größern Theiles des Trocknen in der nördlichen Halbkugel, und die faſt gänzliche Ueberſchwemmung der ſüdlichen bis auf eine noch nicht ergründete, aber wohl die Höhe der höchſten Gebirge übertreffende Tiefe, iſt eine Erſcheinung, welche von jeher allen Beobachtern aufgefallen iſt. Sie muß einen phyſiſchen Grund haben, denn in allen dieſen Erſcheinungen iſt nichts zufällig, nichts gleichgültig. Man hat der Geſtalt der Erdtheile eine beſondere Aufmerkſamkeit geſchenkt und zu erklären geſucht, wie es gekommen ſeyn möge, daß dieſe ſich nach der Südſeite zu faſt in lauter Spitzen endigen. Man hat dieſe Geſtalt dem fluthenden Waſſer zuſchreiben mögen, und angenommen: es müſſe in der Urzeit eine große Fluth in der Richtung von Süden nach Norden über die Erde gegangen ſeyn, und die Erdtheile in der Form ausgewaſchen haben, in welcher ſie ſich jezt darſtellen. Wenn eine Fluth zu dieſer Bildung gewirkt hat, wie allerdings ſich aus der Analogie der Thalbildung ſchließen läßt; ſo will es uns ſcheinen, daß ſie auch hier auf ähnliche Weiſe wie die Thalbildung erfolgt ſeyn werde; denn die großen Erdtheile, in ihrem Verhältniſſe zum Weltmeere betrachtet, zeigen ſich in der That ſo wie große Gebirgszüge in ihren Verhältniſſen zu den Thälern und Ebenen. Daher würde, unſers Bedünkens, die Ausbildung der Geſtalt der erſteren und ihrer ſpitz zulaufenden ſüdlichen Enden einer von Norden nach Süden und nicht umgekehrt gerichteten Fluth zugeſchrieben werden müſſen. Zu dieſer Anſicht ſcheint nun allerdings auch die Wahrnehmung der in der ſüdlichen Halbkugel angehäuften größten Menge des Waſſers zu ſtimmen, und in ihr iſt vielleicht eine Fortdauer des allmähligen Nachzugs jedes ſich in der nördlichen Halbkugel ergebenden Uebermaßes von Flüſſigem gegründet, wodurch dann ein Steigen des Meeresſpiegels in dieſer verhindert werden könnte, oder doch nur höchſt langſam erfolgen dürfte.“

II. In Bezug auf die Vulkane iſt das Endreſultat der äußerſt gründlichen Forſchung folgendes: „Man ſieht hieraus, daß es faſt *keine Weltgegend gibt, nach welcher* nicht irgend einer der Vulkanzüge der Erde ſeine Richtung nähme, und daß in jeder der Halbkugeln der Erde, man theile dieſelbe nach welcher Richtung man wolle, und auch in jeder bekannten Zone ſich ſolche Züge finden. Daher dürfte es — ſo lange man wenigſtens nicht andere als die hier angegebenen Richtungen der Züge durch genügende Beobachtungen zu beſtimmen vermag — ſehr ſchwer, wo nicht unmöglich ſeyn, ein allgemeines Geſetz für die Richtung der Vulkanlinien auf der Erdoberfläche anzugeben. Ein Geſetz dieſer Art, welches auf die aſtronomiſche Eintheilung der Erdoberfläche einige Beziehung hätte, und auf kosmiſche Einwirkungen deuten könnte, läßt ſich am allerwenigſten auffinden. Aber auch ein aus dem Erdmagnetismus abgeleitetes Geſetz ſcheint nicht vorhanden zu ſeyn. — Ein Reſultat allenfalls, welches uns aus dem Verhalten der Vulkanlinien auf dem Erdballe hervorzugehen ſcheint, iſt eine große Aehnlichkeit deſſelben mit dem Verhalten derjenigen Art von Erzgängen in den Gebirgen, welche als Spalten in den feſten Gebirgsmaſſen angeſehen werden dürfen. Auch die Vulkanlinien verhalten ſich wie ſolche Spalten, die durch eine eigenthümliche Kraft in linearer, aber darum nicht immer in weiterſtreckter, geradliniger Richtung hervorgebracht worden zu ſeyn ſcheinen. — Eben ſo aber verhalten ſich auch die Züge der Urgebirge ſelbſt. Daher liegt die Vermuthung in der That ſehr nahe, daß die

mit den Vulkanzügen in ſo inniger Verbindung ſtehenden, die Erdoberfläche in linearen Richtungen durchziehenden Urgebirgsketten Erhebungen ſeyn können, von dem allgemeinen Erdvulkanismus in der Zeit ſeiner größten Thätigkeit hervorgebracht. — Noch dringt unwillkürlich ſich der Gedanke auf, daß die größeren Metallniederlagen der oberen Erdrinde in einer genauen Verbindung mit den Wirkungen des alten Erdvulkanismus ſtehen. Ehemals war es zwar gleichſam ein geognoſtiſches Dogma, daß vulkaniſche Berge keine Erzniederlagen enthielten. Freilich ein Aetna, ein Veſuv, die ihre Umgegenden auf viele Meilen weit mit halb oder ganz verglasten Subſtanzen überſchütten, zeigen keine Niederlagen der verbrennlichen Metallſtoffe. Aber denjenigen hohen Gebirgsketten, welche von allen oben von uns herausgehobenen Merkmalen des alten Erdvulkanismus begleitet ſind, folgen auch die ausgezeichnetſten Erzniederlagen in Gängen und in jeder andern Geſtalt. Gerade die, wo jene Merkmale am kenntlichſten und auffallendſten erſcheinen — gerade dieſe Gebirgsketten enthalten die reichſten Metallſchätze. Der Altai, die Karpathen, das böhmiſche und ſächſiſche Erzgebirge, die Gebirge von Dauphiné und von Spanien, die Cordilleras de los Andes und die Gebirge von Meriko geben glänzende Beweiſe für dieſen Satz. Darf man dieſe Gebirgsketten für Erzeugniſſe des durch Oxydation des Erdkernes an ſeiner Oberfläche erregten alten Erdvulkanismus anſehen, wie er einſt in ſeiner größten Kraft, aber nicht durch partielle Entzündungen und Ausbrüche aus einzelnen Schlöthen, wirkte; ſo wird man die Erhaltung der dem Kerne entriſſenen metalliſchen Stoffe in den Spalten und Zwiſchenräumen der gehobenen Gebirgsmaſſen vielleicht denkbar finden, und nicht im Widerſpruche damit, daß dieſelben Stoffe in den partiellen Schmelzungsproceſſen unſerer jetzt noch thätigen Vulkane zerſtört oder verflüchtiget werden.“

III. Damit hängt überhaupt die geognoſtiſche Grundanſicht des Verfaſſers zuſammen: „Die Erdbeben, die das Mittel ſind, den feſten Boden zu erheben und zu verſenken, äußern ihre Wirkung — ſobald dieſe überhaupt auf größere Landſtriche ausgedehnt iſt — immer in linearer Richtung durch dieſelben; ja, man kann auf der Erdoberfläche gewiſſe zwar in ihren einzelnen Theilen mehr oder weniger gebogene, aber im Ganzen einer Hauptrichtung folgende Linien nachweiſen, auf denen die Erdbeben lange Zeiträume hindurch ſich mehr oder weniger oft wiederholen. Auch die Vulkane, in denen dieſelben Kräfte, welche die Erdbeben hervorbringen, nur auf eine etwas andere Weiſe als bei dieſen wirken, liegen auf der Erdoberfläche in gewiſſe Reihen oder Linien geordnet, die in vielen Gegenden mit den Linien der Erdbeben zuſammenfallen. Selbſt die meiſten der von Herrn v. Buch ſo genannten Centralvulkane liegen in ſolchen Reihen. Aber eben ſo folgen die vornehmſten, ja die allermeiſten Höhenzüge auf der Erdoberfläche, die größten wie die kleinſten Gebirgsketten, gewiſſen, zwar auch in ihren einzelnen Theilen mehr oder weniger gebogenen, doch immer im Ganzen eine Hauptrichtung beibehaltenden Linien, und bilden langgeſtreckte, verhältnißmäßig ſchmale Rücken und Körper. — Dieſe Verhältniſſe insgeſammt beweiſen wohl ſehr deutlich, daß ſie durch Erhebung des feſten Bodens nach beſtimmten Richtungen, wie wir dergleichen noch jezt wahrnehmen, hervorgebracht worden ſind. Ganz vorzüglich aber wird dieſe Anſicht dadurch begründet, und das Wirken von Kräften aus dem Innern der Erde auf ihre Rinde dadurch beſtätigt, daß die Maſſen, welche man zwiſchen den mit Verſteinerungen angefüllten Felslagern, da wo dieſe auseinandergeriſſen ſind, hervortreten ſieht, ſelbſt nicht aus ſolchen Verſteinerungen enthaltenden Felsarten beſtehen, ſich auch überhaupt nicht als ehemalige Bodenſätze des Meeres ankündigen, ſondern, weſentlich verſchieden von dieſen und von allen auswäſſerigen Flüſſigkeiten ſich bildenden Niederſchlägen, ſich als mehr oder weniger vollkommen kryſtalliniſche und nicht geſchichtete Felsmaſſen zeigen.“ Er vermuthet, die Erde ſey einſt ganz mit Waſſer bedeckt geweſen, und eine Kraft, die mit der innern Wärme der Erde in Verbindung ſtehe, habe von unten her in vertikaler Richtung die Gebirge aufgeworfen, an die ſich dann horizontal die ſpätern Erdſchichten mit den Niederſchlägen des Meeres angelegt hätten; und beides, jene vulkaniſche und dieſe neptuniſche Wirkſamkeit ſey ſehr langſam und ohne gewaltſame Kataſtrophen erfolgt. „Faſſen wir alle dieſe Wahrnehmungen zuſammen, die ſowohl die Ueberlieferung als die Beobachtung der Natur darbieten; ſo glauben wir die Anſicht feſthalten zu dürfen, daß zu Hervorbringung der größten Veränderungen auf der Erdoberfläche, die ſich auf derſelben von dem Zeitpunkte an ereignet haben, da der Planet überhaupt zu Aufnahme organiſchen Lebens geeignet war, es keiner ungeheueren, die jetzigen höchſten Berge überſteigenden Waſſerhülle, keines Verlaufens derſelben in große unterirdiſche Höhlen, keiner Meere von Säuren zu ſchneller Auflöſung der Erden, keiner allgemeinen und plötzlichen, über die ganze Oberfläche verbreiteten Kataſtrophen, weder durch Feuer noch durch Waſſer bewirkt, keiner Veränderung der Lage der Erdaxe, und keiner Zerſtörung der ganzen organiſchen Schöpfung bedurft hat; ſondern daß alle von uns wahrnehmbaren und wahrgenommenen, oder auf den Grund richtiger Naturbeobachtung vermutheten Veränderungen auf der Erdoberfläche, nur durch die fortſchreitende, im Ganzen

zwar allmählich vor ſich gehende, doch dann und wann, und hie und da auch ſchneller und auffallender ſich offenbarende Wirkung der uns aus der Erfahrung bekannt gewordenen Kräfte der Natur, im Laufe großer, ſehr großer Zeiträume hervorgebracht worden ſind. — Ferner, daß das Ziel der Muthmaßungen, zu welchem alle dieſe Wahrnehmungen uns leiten, die Annahme einer ehemals allgemeinen oder doch weit mehr als jezt ausgebreiteten Waſſerbedeckung der Erdoberfläche iſt; und daß zu Erklärung einiger Erſcheinungen, die durch dieſe Vorſtellung allein noch nicht genügend aufgeklärt zu ſeyn ſcheinen, man höchſtens die Hypotheſe von einer ehemals größern eigenthümlichen Wärme des Erdballes, und von ſeiner langſam fortgeſchrittenen Abkühlung zu Hülfe nehmen mag. Weiter hinauf in die Geſchichte des Erdballes vermögen, bis jezt wenigſtens, weder Ueberlieferung noch Naturbeobachtung den Weg zu zeigen."

18) Der heutigen Phyſik Widerlegung durch Folgerung aus Sinneswahrnehmungen, in Bezug auf Luftdruck, Elementarkräfte und Bewegung. Ein neues Syſtem, von R. Tſchiffely. Aachen, Kaatzer, 1835.

Die Theorie vom Luftdruck ſcheint dem Verf. ein unbegreiflicher Unſinn zu ſeyn, ſo daß er ſich nicht genug verwundern kann, wie dieſelbe ſo lange ſelbſt von ſcharf denkenden Phyſikern feſtgehalten werden konnte. Er frägt: „Widerſpricht das Gefühl z. B. nicht geradezu dem fabelhaften Drucke der 35,361½ Pfund, welchen die Luft auf den 16 Quadratfuß meſſenden menſchlichen Körper in der Meeresfläche ausüben ſoll; welcher Druck aber, in Folge der Theorie, auf dem Gipfel hoher Berge um mehr als die Hälfte abnimmt; und das alles, ohne daß der Patient irgend etwas vom Druck gewahre? Die gewöhnliche Erklärung dieſes allerunbegreiflichſten der Phänomene beweiſt weiter nichts als die abſolute Unmöglichkeit ſeiner Exiſtenz: dieſer fürchterliche Druck würde nämlich unbemerkt auf den Körper wirken, weil die eingeſchloſſene Luft von innen dem äußern Drucke das Gleichgewicht hält. Aber dieſe innere Luft, wenn der Körper für dieſelbe undurchdringlich iſt, was die Luftpumpe beweiſet, müßte nothwendig ſich gegen die innern Theile mit gleicher Macht ſtützen, als diejenige beſizt, welcher ſie das Gleichgewicht hält, alſo würden die feſten, zwiſchen dem Drucke und Gegendrucke gepreßten Körpertheile nicht weniger zerquetſcht."

Alle Phänomene, die man bisher auf den Luftdruck erklärte, leitet er nunmehr aus dem horror vacui, aus der Anziehungskraft in der Leere her. Unter den zahlreichen Beweiſen für dieſe Behauptung wählen wir den anſchaulichſten aus, der vom Barometer (S. 65) hergenommen iſt: „Das Queckſilber, mit welchem eine oben verſchloſſene Röhre angefüllt ward, ſtrebt durch ſein Gewicht, unten auszulaufen. Aber eben dieſes Streben unterwärts entwickelt eine Anziehung, die vermögend iſt, wie gedacht, eine (ungefähr) 28 Zoll hohe Merkurſäule zurück zu halten. So lange alſo die Metallhöhe nicht über 28 Zoll beträgt, wird kein Sinken, keine Leere im Rohr erfolgen; da ſie nun dieſes Maß bei Verfertigung der Barometer überſteigt, ſo ſinkt der Merkur bis zu dieſer beſtimmten Normalhöhe, und begrenzt über ſich einen, von aller wägbaren Materie befreiten Raum. — Das alles iſt aber bloß mit einem feſten Rohr zu erreichen möglich; denn das Gewicht würde in einem weichen, einem Darme z. B., bloß die Anziehung der innern Rohrwand gegen ihre eigenen Theile bis zu deren unmittelbaren Berührung erzeugen; die Flüſſigkeit ſänke, ihrem Streben gemäß, in den Behälter zurück. Da aber die Feſtigkeit des Glaſes der Anziehung widerſteht, ſo wirkt dieſe leztere allein auf die bewegliche Metallſäule und erhält dieſelbe auf ihrer Normalhöhe."

Auf dieſelbe Weiſe erklärt der Verf. die Thätigkeit der Lungen, des Blaſebalgs, das feſte Zuſammenhängen glatter Metallplatten, zwiſchen denen keine Luft mehr iſt ꝛc. Er glaubt aber, daß nicht die Leere ſchlechthin die Anziehung bewirke, ſondern daß ſie die Folge der Erregung eines zu den Imponderabilien gehörigen uns verborgenen Stoffes ſeyn möchte (?).

Bade-Literatur.

Wanderungen im Schwarzwalde, insbeſondere nach den Kurorten Teinach, Wildbad, Baden und durch das Murgthal nach Rippoldsau. In Briefen von A. Arnold. Reutlingen, Mäcken jun., 1837. 8. S. 180.

Eine recht lebendige und treue Schilderung der genannten Schwarzwaldbäder und ihrer Umgebungen, wobei nicht nur auf das Eigenthümliche der Bäder, das Geſellige und auf die Schönheit der Natur, ſondern auch auf geſchichtliche Erinnerungen und Sagen Rückſicht genommen iſt. Das kleine Buch wird denen, die den Schwarzwald und ſeine ſchönen Bäder bereiſen wollen, um ſo nützlicher ſeyn, als darüber (wenn man Baden ausnimmt) noch keine zahlreiche und beſonders keine neue und neueſte Literatur exiſtirt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064054826

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google